Dämoniſche Reiſen

in alle Welt.

[Von Carl Friedrich]

(Nach einem noch ungedruckten franzöſiſchen Manuſcript bearbeitet.)

Ich werde Millionen Meilen
In einem Augenblick durcheilen;
Ich überſchreite die Planeten,
Geh' von Kometen zu Kometen,
Von Sonnen ſchnell zu Sonnen hin.

Tübingen, 1847.
Oſiander'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

Seite

I.

Asmodis Wiederbefreiung. — Die Pariser Festungswerke. — Seltsame Schilderung Napoleons. — Rosa-Maria. — Der Teufel in der großen Oper. — Schilderung mehrerer Pariser Tagesnotabilitäten. — Komische Scene im Divan. — Der Teufel in der Deputirtenkammer. — Der Teufel auf der Pariser Börse . . . . . 1—39

II.

Michel in den Spielhöllen zu Baden-Baden, Wiesbaden und Homburg. — Ein wunderbares Feuerwerk. — Abenteuerliches Fest in Homburg vor der Höhe. — Ein verhafteter Geist. — Ronge in Offenbach und Frankfurt. — Michel wohnt einer Berathung der Deutsch-Katholiken bei. — Michel züchtigt betrügerische Lotterie-Collecteure. — Der 18te Oktober zu Frankfurt am Main. — Erste Höllenreise . . . . . 40—90

III.

Der Teufel nebst Michel bei den englischen Wahlumtrieben. — Der Agitator O'Connel. — Ein Meeting bei Wakefield. — Eine italienische Opernvorstellung in London. — Michel besucht Rosa-Maria im Sacré-Coeur. — Michel im Bedlam-Hospital und auf dem Maskenball der großen Oper zu Paris . . . . . 91—126

IV.

Der Teufel politisirt über Deutschlands und Preußens Zustände; seine Ansichten über Republiken, Freiheit und Gleichheit. — Michel und Asmodi in dem Bureau der Archives historiques und einiger republikanischen Journale. — Michel und der Hinkende im Thiergarten zu

Seite

Berlin. — Ein Gespräch über Preßfreiheit, Jury, öffentliche Gerichtsbarkeit und religiöses Treiben. — Jenny Lind und ihre Klystierspritze. — Der Teufel bei einer Muckerversammlung in Basel . . . . . 127—166

V.

Michels Morgenunterhaltung. — Bilder der Zukunft. — Ein Schatz in Stuttgart. — Das Wunderthier im Prater zu Wien. — Der Teufel auf der Wiener Polizei. — Asmodi über die polnischen Angelegenheiten. — Der Carneval von 1846 zu Paris. — Ein seltsamer Maskenzug 167—198

VI.

Der Teufel philosophirt nach seiner Art. — Ein gräßlicher Verbrecher, — Die gute Pariser Gesellschaft. — Die lustige Pariser Gesellschaft. — Eine Sternenreise . . 199—230

VII.

Bilder der Zukunft; Deutschlands Zustand in hundert Jahren; eine Wettermacherdampfmaschine; eine Generalcaloriefere; eine Schlacht-, Garküchen-, Kleider-, Schuh-, Wagen-, Möbel-Dampfmaschinenfabrik. — Eine Spazierfahrt nach Longchamp. — Eine Vorstellung aux français 231—253

VIII.

Zweite Höllenreise; Generalmusterung der Verdammten. — Die deutschen Auswanderer in Havre . . . . 254—290

IX.

Michel und Asmodi kannegießern. — Die Republik Al-Quitschi-Quatschi. — Geheime Berathung auf dem Römer zu Frankfurt am Main, um die Malefikanten Michel und Asmodi auf eine pfiffige Art zu fangen. — Reise nach Al-Quitschi-Quatschi; Raritäten und Curiositäten daselbst . . . . . 291—341

X.

Die französischen Wahlumtriebe. — Michel und Asmodi lesen dem Ausschuß der Nordbahn-Gesellschaft die Leviten. — Eine Exekution im englischen Oberhaus. — Michel und Thiers bei dem Regattfest in Havre . . . . 342—370

Seite

XI.

Michel beſucht die Galeere zu Toulon. — Merkwürdige Geſchichte eines Galeerenſklaven daſelbſt . . . . 371—398

XII.

Dritte Höllenfahrt; Sündenbekenntniſſe Napoleons, Maria Stuarts, der Eliſabeth von England, Philipp II. — Fragment aus einer zukünftigen Geſchichte des 19ten Jahrhunderts. — Die franzöſiſchen Meſſagerien. . . 399—444

XIII.

Zweiter Flug nach Quitſchi-Quatſchi. — Kirchhofs-, Muſik- und Theater-Angelegenheiten. — Eine Vorſtellung im Sitzungsſaal der Schlimmiehlen . . . . . 445—463

XIV.

Merkwürdige Geſchichte eines Galeerenſklaven (Schluß.) — Pariſer Brochüren. — Stimmung in Frankreich . 464—494

XV.

Michel und Asmodi abermals in der franzöſiſchen Deputirtenkammer. — Der Teufel ſchreibt den Abgeordneten vor, mit was ſie ſich während der nächſten Seſſion zu beſchäftigen haben. — Die Pariſer Julifeſte. — Curioſitäten derſelben. — Ein Zaubergarten . . . . . 495—520

XVI.

Reiſe in den Mond. — Geiſtige Austheilungen daſelbſt. — Vierte Höllenreiſe. — Sündenbekenntniß der Catharina von Medicis, Königin von Frankreich. — Die Pariſer Bluthochzeit. — Was der Teufel von der Schleſwig-Holſteiniſchen Angelegenheit hält . . . . . 521—547

XVII.

Ein Schreiben aus Frankfurt am Main. — Eine ſpaniſche Reiſe; ſpaniſche Stimmen. — Stiergefecht zu Madrid. — Michel in dem Bureau der Times. — Ein Quidam und das Pönitentiarſyſtem. — Eine dämoniſche Anzeige . 548—575

XVIII.

Berathung im geheimen Miniſterialrath des Großſatan. — Die Trägheit der ſieben Hauptſünden gerügt. — Offenes

Seite

Schreiben des deutſchen Michels an ſeine werthen Landsleute. — Dreißig Tauſend Chineſen in Paris erwartet. — Ein Concert der Miſericorde. — Ein Artiſtenball . 576—624

XIX.

Dämoniſche Reiſe nach Rom. — Muſterung dortiger Reliquien. — Die Partien in dem Patrimonium Petris. — Michel wäſcht dem Erzbiſchof zu Rouen den Kopf. — Eine Teufelei im Naſſauiſchen. — Offenes Schreiben an die Mainzer Schönen. — Michel und der Teufel wohnen einer geheimen Berathung der Jeſuiten zu Rom bei. — Abſtecher nach Civita-Vecchia. — Sittengemälde des Kirchenſtaates . . . . . 625—685

XX.

Die deutſchen Auswanderer in Frankreich. — Michel giebt ein großes Inſtrumental- und Vocal-Concert zum Beſten der Loire-Ueberſchwemmten. — Noch eine Höllenfahrt. — Merkwürdige Bekenntniſſe Richelieus, Annas v. Oeſtreich, und Ludwig XIV. — Das Geheimniß der eiſernen Maske entdeckt . . . . . 686—734

XXI.

Michel-Arago beantwortet die Reden Montalemberts, Thiers, Genoudes ꝛc. in der franzöſiſchen Deputirtenkammer in den Angelegenheiten Krakaus und der ſpaniſchen Heirathen. — Michel und Metternich in einer Frankfurter Senatsſitzung. — Ein lebendig Begrabener; ein Hunger-Auflauf; Hochzeits- und Leichengepränge. — Roſa-Maria in der großen Welt. — Eröffnung des hiſtoriſchen Theaters zu Paris. — Die Königin Margot. — Univerſalamneſtie für alle Sünder. — Roſa-Maria geraubt . . 735—799

XXII.

Michel bei dem Meeting in der Taverne der Freimaurer zu London. — Roſa-Maria wieder gefunden. — Wiederherſtellung und neue Verfaſſung der Hölle. — Michels Hochzeitsfeier . . . . . 800—826

Dämonische Reisen

in alle Welt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Asmodis Wiederbefreiung. — Die Pariser Festungswerke. — Seltsame Schilderung Napoleons. — Rosa Maria. — Der Teufel in der großen Oper. — Schilderung mehrerer Pariser Tagesnotabilitäten. — Komische Scene im Divan. — Der Teufel in der Deputirtenkammer. — Der Teufel auf der Pariser Börse.

Glühend brannten die in der Mittagsstunde beinahe senkrecht herabfallenden Strahlen der spanischen Julisonne auf den dürren Boden eines fast schattenlosen Gartens des ehemaligen Dominikanerklosters zu Madrid, jetzt das Eigenthum eines Börsenparvenüs, in dessen Taglohn der arme Michel die harten Schollen der dürren Erde schweißtriefend behackte, um die wenigen Realen zu verdienen, die ihn in Stand setzen sollten, nach gethaner Arbeit durch ein frugales Mahl seinen Hunger stillen und eine Schlafstätte auf halbfaulem Stroh für die kommende Nacht bezahlen zu können.

Nach einem kräftigem Hieb mit der Hacke, der auf einen harten, in der Erde verborgenen Gegenstand fiel, vernahm er plötzlich ein tiefes Stöhnen, dann ein zischendes Brausen, und einen Augenblick darauf stand eine kleine putzige Dämonengestalt vor ihm, die dem gespaltenen Gefäß entwischt war.

— Uff! beim Großsatan und Leviathan, das war mehr als Höllenqual, wieder beinahe anderthalb hundert Jahre in der engen Phiole gesteckt zu haben! krähte die kleine Figur mit einer kreischend grellenden Stimme, die den erzwungenen Fisteltönen des großen Tenoristen Dupré*) nicht ganz unähnlich war. Diese Worte fuhren dem vor Staunen starren Michel so schneidend durch Mark und Bein, wie mancher unserer nervenschwachen Damen das freilich nicht flötenartige Pfeifen der Führer eines Dampfwagenzugs. —

*) Der früher vortreffliche erste Tenorist der großen Oper zu Paris, der aber bereits seine Stimme verloren hat und nur noch krächt.

Als Michel endlich von seinem Schrecken ob dieser wunderlichen Erscheinung wieder zu sich selbst gekommen war, faßte er sich ein Herz und fragte mit vernehmbarer Stimme:

— Wer bist Du?

— Sey mir willkommen, mein Befreier, kreischte die kleine Gestalt.

— Aber, wer bist Du?

— Dein Freund Asmodi.

— Wie, doch nicht der, der vor etwa hundert und vierzig Jahren dem Studenten Don Kleophas, Leander Peres Zambullo, so treffliche Dienste leistete?

— Derselbe.

— Ist's möglich? — Doch, wie ist mir, ich habe ja schon mehrmal von dessen Wiederbefreiung gelesen.

— Dieß waren nur Pseudo-Asmodis, der einzig wahre und ächte bin ich.

— So erlaube mir, Dir meine Schicksale mitzutheilen und Dich um Deinen mächtigen Beistand und Schutz anzuflehen.

— Ist unnöthig, lispelte das Zwergteufelchen. Deine Schicksale lese ich deutlich in Deinem Angesichte, und daß ich Dir meinen Schutz gewähre, fordert selbst meine diabolische Dankbarkeit. Du bist der ehrliche Michel Stürmer, hast in Heidelberg und Göttingen Jura studiert, Deine Collegien ziemlich fleißig besucht, verstandst Dich aber noch weit besser darauf Deinen Stiefel Bier zu leeren, Deinen Knaster zu qualmen und akademisch-klassische Flüche zu brüllen, warst bei der Hand, wo es galt einen Philister oder Juden zu prellen, und warst eine von den gutmüthigen und leichtgläubigen Seelen, welche afterliberale Schlauheit und List dazu ausersehen hatte, die gebratenen Kastanien aus dem Feuer zu holen, um dann ein flottes Leben auf Kosten dummer Einfaltspinsel, die sie glauben gemacht hatten, sie seyen von der Vorsehung zu Weltreformatoren erkoren, zu führen. Du mußtest flüchtig werden, als nach der Erstürmung der Frankfurter Hauptwache Deine Helfershelfer beichteten, daß Ihr dem deutschen Bund ein Ende habt machen wollen, entkamst glücklich über den Rhein, gingst nach Paris, triebst Dich daselbst eine Zeitlang herum, harrend und hoffend, es werde sich bald eine Gelegenheit finden, mit einem Heere als Deutschlands Befreier zurückzukehren, liebtest nebenbei eine hübsche Grisette, die Dich an der Nase herumführte und be-

gabst Dich, endlich einsehend, daß Du von Frankreich nichts zu erwarten hattest, nach Madrid, glaubend, daß Spanien reif für ein republikanisches Eldorado sey, und ließest Dich in der Fremdenlegion anwerben. Abermals gewaltig betrogen, mußtest Du, nachdem Dein letzter Maravedis verschwunden war, Dein saures Stück Brod im Schweiß Deines Angesichts verdienen, als soeben, zu meinem und Deinem Heil, Du den glücklichen Hieb führtest, der mich befreite. Dieß Deine Geschichte. — Auf mich kannst Du nun zählen, ich bin zu Deinen Diensten.

Staunend und erfreut dankte Michel dem liebenswürdigen Teufelchen, dessen Stimme ihm jetzt lieblicher klang, als die Nachtigallentöne einer Catalani und Malibran, einer Sonntag und Persiani, einer Lutzer und Jenny Lind, und wie die Gesangsgöttinnen alle heißen mögen. Asmodis Geschichte und schätzbare Eigenschaften waren ihm schon längst aus Le Sages trefflichem Werk bekannt, nur erlaubte er sich noch die bescheidene Bemerkung: daß es leicht der Fall seyn könnte, daß ihn abermals ein mächtiger Zauberer auf Jahrhunderte bannen und einsperren ließe, und er so seines Beschützers wieder beraubt würde.

— Bah! sey deßhalb unbesorgt, erwiederte pfiffig lächelnd der Hinkende, damit hat es jetzt keine Gefahr mehr, die alten Beschwörer und Herenmeister sind längst ausgestorben und ihre Kunst mit ihnen, dafür hat die weiland heilige Inquisition gesorgt. Die letzten Heren ließ der hochweise Magistrat von Sevilla und der eben so weise Senat der Stadt Glarus im Jahr 1783 verbrennen, weil sie mit Papa Großsatan auf einem zu vertrauten Fuß gestanden haben sollen. Was meine Wenigkeit anbetrifft, so hauchte mein Peiniger, mich ganz vergessend, seine schwarze Seele aus, und so kam es denn, daß ich, nachdem man das Gewölbe, in dem mein Gefängniß aufbewahrt wurde, abgerissen und in einen Garten umgewandelt hatte, ich sammt demselben verschüttet und in die Erde vergraben wurde, wo mein Geist in Spiritus eingemacht, bis jetzt unthätig schmachten mußte. In Deinem Vaterland ist zwar noch eine Macht vorhanden, welche die Gewalt hätte mich zu bannen, sie wird aber wohl die Güte haben, keine Notiz von uns zu nehmen, wenn wir es mit unsern Teufeleien nicht gar zu arg treiben.

— Und die wäre? fragte Michel neugierig die Ohren spitzend.

— Es ist auch so eine Art von Herenmeister, man nennt sie

gewöhnlich die Censur, und man kann nicht leugnen, daß sie, ihren rothen Zauberstab schwingend, die Kunst Geister zu bannen oft meisterhaft versteht. Doch kommt es sehr auf den Grund und Boden an, auf dem sie ihr Handwerk mit mehr oder weniger Vernunft und Einsicht treibt.

— Mag wahr seyn, meinte Michel, aber was ist da zu thun?

— Wir müssen so klug seyn, es mit diesen modernen Hexenmeistern nicht ganz zu verderben. — Und dann, wenn ich als ehrlicher Teufel die Wahrheit gestehen soll, so ist mir eine Censur, wie sie im Königreich Württemberg, in Preußen, im Großherzogthum Hessen und einigen andern deutschen Ländern gehandhabt wird, immer noch lieber als die jetzige französische Preßfreiheit, wo man zwar drucken lassen kann was man will, aber auf die Gefahr hin, Jahre lang mit Gaunern und Diebsgesindel eingesperrt und gerupft zu werden, daß auch dem besten Geist die Flügel auf lange Zeit gelähmt werden. —

— Du magst recht haben, doch genug davon: ich bin das Leben hier herzlich müde, laß uns den Boden, wo es jetzt so wahrhaft spanisch zugeht, je eher je lieber verlassen.

— Und wohin?

— Vorerst nach Paris.

— Recht so, das ist doch der Sitz aller Teufeleien.

Der kleine Hinkende schwang seine eiserne Krücke, befahl dem guten Michel sich an seiner linken Ferse festzuhalten, und dahin flogen beide, sich in den Wolken verlierend. Einige Augenblicke darauf ließen sie sich im fashionabelsten Costüme zweier gelbtatzig-glacirten Löwen im Boulogner Gehölz nieder.

— Was ist denn das, fragte Michel seinen Begleiter, auf einen Graben deutend, jenseits desselben sich eine Mauer und ein Erdwall erhoben.

— Das sind die neuen Festungswerke, durch die man sich einen dritten Besuch der Russen, Preußen, Oesterreicher, Engländer ꝛc. zu verbitten gedenkt, nebenbei aber hofft, die unruhigen Köpfe des Pariser Volks bei Gelegenheit gehörig zurecht zu setzen.

— Glaubst Du? — Aber das Nebenbei ist vielleicht die Hauptsache, wie?

— Möglich, antwortete malitiös lächelnd der Hinkende.

— Höre, ich hätte wohl Lust, die Festungswerke in Augenschein zu nehmen, laß uns einen Ritt um dieselben machen.

Asmodi stampfte mit seiner Krücke auf den Boden und im Augenblick standen zwei schnaufende, prächtig aufgeschirrte Rubier von ausgezeichneter Schönheit vor ihnen, und im Sturm brausten Michel und sein Begleiter an Bastionen, Courtinen, Wällen und Gräben vorüber, zugleich auch die abgesonderten Forts musternd.

— Laß mich Deine Meinung über diese Festungswerke hören, sagte Stürmer zu seinem Gefährten.

— In wenig Worten, erwiederte der Hinkende höhnisch. Diese in dem Kopf des kleinen Thiers entsprungenen Werke, angeblich den Feind zu verhindern Paris einzunehmen, werden niemals diesen angeblichen Zweck erreichen, denn kommt ein solcher mit hinlänglicher Macht, und ohne eine solche wird er nicht kommen, vor die Mauern der ungeheuern Stadt, die durch diese Befestigung noch mehr als noch einmal so groß geworden als sie war, und in kurzer Zeit, da Passy, Auteuil, Grenelle, Montmartre, Batignolle, Vaugirard, Bercy, La Villette, La Chapelle, Menilmontant ꝛc. jetzt alle innerhalb ihren Mauern liegen, noch einmal so viel Einwohner zählen wird *), und ist so im Stande alle Zugänge zu derselben gehörig besetzen und alle Zufuhr abschneiden zu können; so zwingt bald der mächtigste aller Feinde, der, der es auf die leeren Magen abgesehen hat, der Hunger, in wenig Tagen zur Uebergabe, denn an eine Verproviantirung der unermeßlichen Stadt auf längere Zeit ist nicht zu denken. Anders ist es, wenn der eigentliche Zweck, nämlich das im Zaumhalten des unruhigen Volkes erreicht werden soll, und die Ausrede, daß man die Forts nicht gegen die Stadt gebrauchen könne, weil die Tragweite des Geschützes derselben nicht bis Paris, ja kaum an die ersten Häuser der Octroi-Mauern reiche, ist fast kindisch. — Ist man Herr dieser Festen, so ist ein Beschießen der Stadt ganz unnöthig, auch in diesem Fall ist das Aushungern derselben ein weit wirksameres Mittel als Bomben und Kanonenkugeln, und allerdings sind diese Festungswerke in der Hand eines Herrschers, der sich das Heer geneigt zu machen weiß, ein furchtbares Werkzeug für Tyrannen-

*) Schon jetzt wird alles noch unbebaute Land, das zwischen der alten Stadtmauer und den neuen Wällen liegt, und seit Kurzem zehnfach im Werth gestiegen ist, zu neuen Straßen abgemessen und angelegt, neue Häuser entstehen allenthalben, und ehe zehn Jahre vergehen, wird all dieser Boden mit Gebäuden bedeckt seyn, und Paris wird zwei Millionen Einwohner zählen.

willführ, er kann die armen Pariſer nach Herzensluſt nach ſeiner Pfeife tanzen laſſen.

Je mehr und je länger Michel alle dieſe Werke zu Geſicht bekam, deſto mehr leuchtete ihm die Wahrheit der Worte ſeines Begleiters ein. Die beiden Reiter waren endlich, das heißt in kaum einer Stunde, wieder in der Gegend angekommen, von der ſie abgeritten waren, und Michel wünſchte nun noch einen Spazierritt durch die elyſäiſchen Felder zu machen, da es gerade um die Zeit war, in welcher ſich die faſhionable Pariſer Welt hier zu zeigen pflegt. — Sie ritten um den koloſſalen Triumphbogen des Sterns, der mit den Namen aller Siege und der Helden aus der franzöſiſchen Kaiſerzeit prangt. Romodi äußerte gegen Michel:

— Ein prächtiges Monument menſchlicher Thorheiten, von dem man übrigens ſchon nach einem halben Jahrtauſend vergeblich eine Spur mehr ſuchen dürfte.

— Wie ſo?

— Die Frage iſt etwas naſeweiß und ich kann Dir nur ſoviel ſagen, daß das kommende Jahrtauſend noch nie geſehene gewaltige Dinge erzeugen wird.

Während unſere beiden Reiſenden noch den Triumphbogen in Augenſchein nahmen, näherte ſich ihnen ein Greis mit ſchneeweißen Haaren und krummem Rücken, der ſich mit Hilfe eines Rohrs mit goldnem Knopf nur langſam fortbewegte und die beiden Roſſe der Fremdlinge wohlgefällig zu betrachten ſchien.

— Ein paar Prachtexemplare, rief er endlich aus.

— Sie haben Ihren Beifall? ſagte Michel.

— Ich habe in meinem Leben noch keine ſchönern geſehen und habe doch ſchon viele Pferde geſehen und eigne gehabt. — Die Herren ſcheinen fremd und bewundern den Prachtbogen, den ſich Napoleon ſelbſt ſetzen ließ.

— Nun, mich dünkt er hatte wohl das Recht dazu, erwiederte Michel, er war ein großer Mann, und zudem iſt er es nicht allein, der hier nebſt ſeinen Siegen verewigt iſt, ſondern nahe an 400 Generale und Siege, die er nicht erfochten, ſind es mit ihm.

— Wohl, doch das iſt nicht ſeine Schuld. — Sie nannten ihn einen großen Mann; das Wort groß iſt relativ; als Taktiker und Strategiker, als Feldherr überhaupt räume ich Ihnen ſeine Größe bis zu einem gewiſſen Punkt ein; als Regent war er nur

mittelmäßig, als Politiker ein Stümper, als Mensch klein, sehr klein, sagte der alte Mann.

— Wie, mein Herr, sind Sie ein Franzose?

— Allerdings, und zwar ein ächter, und eben dieß gibt mir ein Recht, frei meine Meinung zu sagen. — Hören Sie mich, ich war schon Page bei der Königin Maria Antoinette, habe zwar selbst keine bedeutende Rolle in dem letztverflossenen ereignißvollen halben Jahrhundert gespielt, dagegen war ich ein um so aufmerksamerer Beobachter aller Begebenheiten, die ich erlebte, und deren Augenzeuge ich zum Theil war. Ueber die Abgötterei, die man jetzt mit Napoleon und seinen sterblichen Ueberresten in Frankreich treibt, kann ich nur mitleidig die Achseln zucken. Die Franzosen sind wahre Kinder; wer es versteht, das rechte Gängelband für sie zu finden, macht mit ihnen, was er will. — Sie, die jetzt ein Zetergeschrei erheben, wenn ihrer individuellen Freiheit auch nur ein Haar gekrümmt wird, die jeden Schritt des Königs, der Regierung, der Minister mit Argusaugen bewachen und in hundert Journalen den geringsten wirklichen oder vermeintlichen Fehltritt derselben auf das empfindlichste rügen, sie haben es ganz vergessen, daß während der Herrschaft ihres kaiserlichen Götzen kein freies Wort ihrem Mund entschlüpfen durfte, ohne zu riskiren, in irgend einem Kerker Jahre lang ohne Recht und Urtheil schmachten zu müssen; sie haben vergessen, daß alle Zeitungen unter dem Druck der eisernsten Censur standen, und die Preßfreiheit in den schwersten Ketten und Banden lag, so daß preußische und östreichische Censur, über die man jetzt so sehr schreit, und selbst das so gewaltig verschriene Rußland, noch ein goldnes Zeitalter im Vergleich mit jenem bieten, das unter Napoleons Scepter Frankreich in den schmachvollsten und erniedrigendsten Fesseln sah. — Das dünkt einen zu hart, meine Herrn. — Wohlan, schlagen Sie die Register der Staatsgefängnisse nach, und Sie werden über die Zahl der Opfer, die in denselben ohne Urtheil durch die grenzenloseste Willkühr schmachteten, die Hände zusammenschlagen; und den nennen sie einen großen Mann, dessen Ohr kein freies Wort mehr vertragen konnte! den, der einen Enghien, einen Palm, die Officiere von dem wackern Schills Corps gleich Raubmördern erschießen ließ, und die armen Soldaten dieses Corps, die doch nur den Befehlen ihrer Vorgesetzten folgten und gehorchen mußten, gleich Dieben, Mördern und Gaunern, über 500 an der Zahl, auf die Galeeren

von Toulon schmiedete [1])! ... Ich nenne ihn einen kleinlichen, verächtlichen Menschen. — Seine Politik war nicht nur eine durch und durch verbrecherische, gewissenlose und kriegerische, das hat er leider mit den meisten Politikern gemein, aber sie war auch eine alberne, kurzsichtige und dumme, der die Strafe immer auf dem Fuß folgen mußte. Die eroberten und neugeschaffenen Throne besetzte er mit den unfähigsten Menschen aus dem Grund, weil sie seine Brüder oder Schwäger waren; war ein Joseph, ein Hieronymus, ein Ludwig, ein Murat wohl geschaffen, Staaten zu beherrschen? — und wie verkehrt, ja wie unsinnig war seine Politik gegen England, Rußland, Preußen und Oesterreich, und wie niederträchtig sein Benehmen gegen Spanien und die königliche Familie daselbst. Ja, auch als Regent war er unter der Mittelmäßigkeit, die Krone war zu schwer für sein Haupt, sie verrückte ihm das Gehirn. Schon der Consul war um hundert Procent gegen den Obergeneral des italienischen Heeres gefallen. Als Eroberer, als Feldherr war er nur groß, so lange ihm das Glück lächelte, aber zaghaft und feig, sobald es ihm wetterwendisch war. In Egypten ließ er das Heer im Stich, als er für das von ihm ausgegangene Unternehmen ein schlechtes Ende voraussah, und in Rußland machte er es nicht besser, entfloh, das [illegible] Heer im Stich lassend, nach Paris, rieb sich die Hände am hellodernden Kamin, ausrufend: «Hier ist es doch besser, als in den russischen Eisfeldern», und ließ Gott und den Zufall für die Trümmer des von ihm verlassenen Heeres sorgen, während er selbst sorgte, neue Heerden aufzutreiben, um sie für seine Herrschsucht auf die Schlachtbank zu führen. Und diesen nennen sie einen großen Mann!!! — Wie schimpflich ist nicht seine zweimalige Abdankung! Mußte er nicht, statt eines kindischen Abschieds zu Fontainebleau, wollte er nur einigermaßen consequent handeln und

1) Napoleon befahl, daß jene Officiere mit Eclat erschossen werden sollten, und auf den Bericht des Kriegsministers, der einstweilen die 300 Unterofficiere und Soldaten in die Gefängnisse der Depots hatte sperren lassen, und an Napoleon schrieb, er würde sie so lange daselbst lassen, bis es Seiner Majestät gefiele, anders darüber zu verfügen, antwortete der große Kaiser: „Sie werden alle 300 auf die Galeeren schicken.“ Später wurden noch 200 von diesen Soldaten eingefangen, der Minister fragte an, ob sie gleiches Schicksal haben sollten, und der Kaiser antwortete mit einem lakonischen „Oui!“ ...

roß daſtehen, ſtatt abzudanken, die, die ihm hierzu riethen, als
Verräther feſtnehmen laſſen, und an der Spitze ſeiner treuen Gar-
en ſich bis auf den letzten Mann ſchlagen! Zudem hatte er,
enn nicht die Heerführer, doch die Soldaten ganz auf ſeiner
eite, die weder von Abdankung noch Waffenſtillſtand etwas wiſ-
n wollten und nur auf einen Wink von ihm warteten, um los-
ſchlagen. — Und war nicht ſeine zweite Abdankung nach der
chlacht und der famöſen Flucht von Waterloo wo möglich noch
impflicher? — Wie er ſelbſt ſagte, gruppirte ſich um ihn her das
eer, und noch über 80,000 Mann Nationalgarden und ein Theil
s Volkes ſtanden ihm zu Gebot, und bald würde er die doppelte
hl gehabt haben, und er — dankte ab, flüchtete ſich auf ein
gliſches Schiff, das er mit der Behendigkeit eines Seiltänzers
klimmt und erläßt ein demüthiges Schreiben an den Prinz-
genten von England, in welchem er »Seine königliche Hoheit
n mächtigſten und großmüthigſten ſeiner Feinde« nennt! Und
ſen nennen ſie einen großen Mann und beten jetzt einen Götzen
ihn, ihn, der ſie durch eine Art Rauch, die ſie la gloire
nen, ſo zu blenden wußte, daß ſie ihre Sklavenketten küßten
verehrten. — Wie anders handelte und benahm ſich Preu-
s Friedrich unter ähnlichen, ja noch weit kritiſchern Umſtänden,
gsum von zehnmal mächtigern Feinden umgeben, der größte
il ſeines kleinen Landes von denſelben beſetzt, ſchlug er ſich
allen Seiten und vervielfältigte ſich und ſein kleines Heer,
all hin dem Feinde die Spitze bietend, und würde ſich bis auf
letzten Mann geſchlagen, und ſeinen Tod im Kampf geſucht
gefunden haben, hätte er nicht endlich obgeſiegt. So mußte
oleon enden; wäre er wahrhaft groß geweſen, es ſtanden ihm
zehnmal mehr Mittel zu Gebot, als dem von allen Seiten
ängten Friedrich; aber ſich nicht auf einem engliſchen Schiff
e ſchimpfliche Gefangenſchaft nach St. Helena abführen laſ-
wo ihm übrigens nur wurde, was ſeine Tyrannei und ſein
Benehmen verdiente. — Gerechte Vergeltung! —

Staunend und mit weit aufgeriſſenen Augen hatte Michel
alten Mann zugehört, und als derſelbe endlich zu ſprechen
rte, ſagte er noch einmal:

— Und Sie ſind ein Franzoſe?

— Mit Leib und Seele, aber kein von Vorurtheil, kein von
Rauch, den ſie gloire nennen, geblendeter

— Aber beurtheilen Sie den Mann nicht zu streng, haben Sie alle Umstände erwogen, die ihn so zu handeln vermochten?

— Alle, und wie ich Ihnen schon sagte, ich war nicht nur Zeitgenosse, sondern oft Augenzeuge und hellsehender Beobachter dieser Begebenheiten. —

Der alte Mann war während seiner Rede ganz Feuer und Flamme geworden, und es bedurfte mehrerer Minuten, bis sich sein leidenschaftliches Wesen wieder legte. — Endlich sagte er in einem ruhigern und gemäßigtern Ton: Dieser Tyrann hat mich zwar frühzeitig kinderlos gemacht, aber glauben Sie nicht, meine Herrn, daß mich dieses Unglück, das ich mit so vielen Familienvätern theile, so sprechen macht, nein, ich kann und mag diese Abgötterei, die man jetzt mit dem Andenken und Ueberresten dieses Menschen treibt, und wodurch die Politik der jetzigen Herrscherfamilie dem Volk Sand in die Augen streuen will, einer Generation, die sich von der Sklaverei der berüchtigten Kaiserzeit keinen Begriff machen kann und sie nicht ahnet, nicht befreunden. Dieses verblendete Volk sieht nur den so theuer erkauften Ruhm, die nichtigen Ueberbleibsel aus jener Zeit. Käme Napoleon heute wieder, um nach seiner Weise zu herrschen, so würden sie ihn morgen schon todtschlagen wollen. — Meine guten Landsleute kommen mir vor, wie die alten Jungfern, die sich immer mit Vergnügen an ihre Jugendzeiten erinnern, wo sie von Liebhabern und Courmachern umschwärmt waren, und darüber ihre jetzige Hinfälligkeit und Armseligkeit vergessen.

— Der Herr ist ein Legitimist?

— Ich leugne es nicht.

— Dürfte ich mir die Ehre Ihres Namens ausbitten? sagte Michel.

— Mit Vergnügen; ich bin der Marquis C....

— Auf Wiedersehen, Herr Marquis, sagte Michel und sprengte mit seinem Begleiter den breiten Weg nach den elysäischen Feldern hinab. —

Der Mann mag' wohl nicht so ganz Unrecht haben, sagte Michel zu seinem Gefährten.

Dieser zuckte die Achseln, und lachte höhnisch.

Dem olympischen Cirkus gegenüber angekommen, auf ihren allenthalben bewunderten Rossen kapriolirend, nahmen sie einen

dichten, ziemlich großen Kreis wahr, den viele Menschen aus allen Ständen bildeten, die irgend eine Sehenswürdigkeit zu bewundern schienen.

Michel, neugierig zu wissen was da vorgehe, hielt sein Roß an, stellte sich in die Steigbügel, und über die Menge wegsehend erblickte er zwei junge Mädchen in etwas phantastischer Kleidung, von denen die eine, etwa vierzehn Jahre alt, die Harfe spielte, die zweite, etwas über elf Jahre, eine Romanze sang und sich mit der Guitarre dazu begleitete. Die ältere war gut gewachsen und hatte ein hübsches, doch ziemlich alltägliches Gesicht, die jüngere hingegen hatte eine Wespentaille und das schelmischste Amorettengesichtchen, das man sich denken kann und das mit dunkelbraunen, auf den weißen Hals und Busen herabwallenden Ringellocken eingerahmt war. Die Züge des Gesichts waren von äußerster Feinheit, die schwarzen Augen blitzten wie ein paar feurige Sterne, die Nase war unmerklich gebogen und fein gespitzt, den kleinen lächelnden Purpurmund umgab ein unwiderstehlich reizender Zug; in den karminglühenden Wangen fehlten die Grübchen ebenso wenig als am niedlich geformten Kinn, die Stirne war frei, und zwei schön gezeichnete Augenbraunen wölbten sich über den schon erwähnten Augen. Der Wuchs des Mädchens war schlank, ätherisch, so wie Canova seine Nymphen und Göttinnen zu meiseln pflegte; Hände und Füße waren so zierlich und nett, daß man sie hätte mit Küssen bedecken mögen, und der Gang und jede Bewegung des Wunderkindes waren so graziös, daß sie auch den Stumpfsinnigen noch entzückten. Dabei hätte man dem Mädchen eher vierzehn als elf Jahre zugetheilt, so sehr war sie physisch herangebildet. Auch entging dem scharfen Beobachter nicht, daß durch ihre scheinbare Unbefangenheit schon ein ziemlicher Grad von Koquetterie hervorleuchtete. — Die Stimme dieses Mädchens hatte einen wunderlieblichen Silberklang, und in ihren höhern Corden lag besonders ein Wohllaut, der jedes Ohr hinriß, obgleich von Kunst hier auch nicht im entferntesten die Rede seyn konnte, sondern Vortrag und Ausdruck das reine Naturkind, aber doch Gefühl verriethen. Beide Kinder trugen Blumenkränze in den Haaren, deren seidene Locken a l'enfant auf die Nacken herabfielen. Sie waren in himmelblaue, sammtne, mit Silberflittern reich besetzte Leibchen eingeschnürt, von dem eine weiße Tunika von Gaze, mit Volants garnirt, bis über die Knie herabfiel, und weiße Beinkleider von

Atlas bedeckten die Beine bis an die Knöchel; die Füße waren mit Schnürstiefelchen von karmoisinrothem Sammet bekleidet.

Das jüngere Mädchen unterbrach von Zeit zu Zeit ganz ungenirt Gesang und Spiel, um ihrer ältern Schwester etwas zuzuflüstern oder irgend eine sich auf die Zuschauer beziehende Bemerkung zu machen. Dann nahm sie auch wohl, ohne den Gesang zu unterbrechen, ein kleines silbernes Schüsselchen aus ihrer Tasche und machte damit die Runde im Kreis der Zuschauer, das Tellerchen rüttelnd und diese zur Großmuth auffordernd; jedesmal nach Beendigung der Tour war dasselbe mit dicken Sous angefüllt, unter denen auch manches Silberstück hervorschimmerte. Aber nicht nur mit Geld, sondern auch mit herrlich duftenden Blumensträußen wurde das Kind beschenkt, das nach der Rückkehr zu der Schwester alles auf ein vor beiden ausgebreitetes weißes Tuch schüttete, das bald mit Blumen und Geld bedeckt war. Sah das Mädchen wohlgekleidete Personen außerhalb dem Kreis stehen, so durchbrach sie denselben, das Köpfchen vorwärts bückend; willig öffneten sich ihr die Reihen, und mit einem Knicks stand sie vor dem Mann oder der Dame, das Schüsselchen hinhaltend, und fast nie wurde ihr eine Gabe versagt. Ihre mit feiner Koquetterie und Naivität gepaarte Ungezwungenheit flößte Jedermann Bewunderung ein *).

Bei einem solchen Einsammeln erblickte sie auch unsere beiden Reiter, und husch war sie durch den Kreis geschlüpft, stand an Michels linker Seite, mit unaussprechlich freundlicher Anmuth ihre Verbeugung machend und ihr Tellerchen hinhaltend. Dieser wechselte leise ein paar Worte mit seinem Begleiter und warf dann dem Mädchen ein blitzendes Goldstück auf das dargereichte Silberschüsselchen. Sich graziös verneigend, dankte das Kind, drehte sich auf dem linken Absatz herum und wollte davon springen, als ihr Michel zurief.

— Noch ein Wort, mein kleiner Engel.

Das Mädchen blieb stehen und blickte den Sprecher groß an.

— Wie nennst Du Dich?

— Rosa-Maria.

*) Wer im Sommer 1845 öfters die elysäischen Felder zu Paris besuchte, wird sich gewiß der beiden singenden Mädchen erinnern, die in der Nähe des olympischen Circus oft ein so großes Gedränge verursachten.

Husch war sie wieder im Kreis neben ihrer Gefährtin, rasch in die Saiten ihrer Guitarre greifend und sich beeilend ihre Glockenstimme erschallen zu lassen.

— Wer sind diese Mädchen? fragte Michel den Hinkenden.

— Armer Leute Kinder; hier auf dieser Bank sitzen ihre angeblichen Eltern, die von dem Verdienst der Mädchen leben.

— Ein trauriger Verdienst, der nothwendig auf schlimme Wege führen muß, wenn es nicht schon geschehen ist, meinte Michel.

— Noch nicht, doch sind sie dem Falle nah, versetzte höhnisch lächelnd Asmodi.

— Wir müssen sie retten.

— Stehe zu Diensten, murmelte der Teufel noch höhnischer.

Mit einem Sprung war Michel vom Pferd, gab dasselbe einem neben ihm stehenden Gamin zu halten und näherte sich der Bank, auf welcher die Eltern außerhalb des Kreises der Zuhörer ihrer Kinder saßen und diese und deren Einnahme nicht außer Augen ließen.

— Brave Leute, sind dieß eure Kinder? redete sie Michel an.

— Ja, Herr, lautete die Antwort.

— Ihr habt Unrecht, das Talent dieser Kleinen so preiszugeben, das, gehörig ausgebildet, Euch später goldne Früchte, Ruhm und Ehre einbringen würde, während es so in wenig Jahren zu Grunde gerichtet seyn wird, und was dann? —

— Wohl wahr, junger Herr, aber wir sind arme Leute, die von Tag zu Tag leben müssen; wo sollen wir wohl die Mittel hernehmen, den Kindern die theuren Lehrer zu bezahlen? Dieß ist der erste Sommer, in dem sie öffentlich singen und etwas verdienen; und dazu, Herr, es ist nicht alle Tage Sonntag, der Sommer ist so schlecht, auf einen schönen Tag zwanzig Regentage, und also kein Verdienst für uns.

— Wohlan, wenn ich Euch die Mittel zu Eurem Lebensunterhalt hinlänglich gebe und die Kosten einer Pension und aller Lehrer für die Kinder übernehme, willigt Ihr ein, diese auf einige Jahre in ein Institut zu thun? —

Mann und Frau sahen sich einander fragend an und blieben die Antwort schuldig.

— Ich sehe, Ihr seyd unschlüssig, das finde ich aber ganz natürlich, die Sache kommt Euch unerwartet, überlegt was Ihr thun wollt; doch damit Ihr wißt woran Ihr Euch zu halten habt,

so sage ich Euch im Fall Eurer Einwilligung 500 Franken monatlich für Euren Unterhalt zu und bezahle außerdem alle Kosten für die Mädchen; morgen will ich wieder anfragen und hören, was Ihr beschlossen habt. Wo ist Eure Wohnung?

Beide Eltern sperrten den Mund weit auf und schienen dem Unbekannten sagen zu wollen: „Herr, Ihr foppt uns“; doch erwiederte nach einem kurzen Bedenken die Frau:

— Straße Chaillot 53, im zweiten Hinterhaus, vier Treppen hoch.

— Gut, morgen in der Nachmittagsstunde seht Ihr mich in Eurer Behausung.

Michel schwang sich nun wieder auf sein Roß und theilte seinem Gefährten mit, daß ihn sein Magen gewaltig zu mahnen beginne und er ein gutes Mittagessen nicht verschmähen würde.

— Du darfst nur befahlen.

— Laß uns im Hotel der Prinzen in der Straße Richelieu absteigen, dort ist ein vortrefflicher Tisch und man lernt Fremde aus allen Welttheilen kennen; nachher wollen wir in das Palais-Royal gehen und der Bank ein Schnippchen schlagen, daß den Herren die Augen übergehen sollen.

— Oho, damit ist's vorbei.

— Wie so?

— Schon seit Jahren haben Regierung und Kammern allen öffentlichen Hazardspielen ein Ende gemacht und Roulet und Pharo ꝛc. sind längst aus dem seither weit weniger besuchten Palais-Royal verschwunden *).

— Bravo! und was ist aus den Spielpächtern und ihren Spießgesellen geworden?

— Viele davon sind nach Deinem lieben Vaterland gewan-

*) Es ist Thatsache, daß das Palais-Royal und dessen Eigenthümer hauptsächlich durch das Aufhören der Hazardspiele, so wie durch die Entfernung der ebenfalls aus demselben verbannten Freudenmädchen viel verloren hat, namentlich auch die Restaurateurs, Caffeewirthe und Boutiquiers, besonders aber die Erstern, denn wer verspielt hatte, suchte seinen Kummer bei Vefour, Very, den frères provenceaux ꝛc. in Champagner oder Capwein zu ertränken, wenn ihm noch so viel übrig blieb; der aber gewonnen, hielt noch eine Freudenmahlzeit, brachte aber oft den Rest wieder in die Spielsäle, und beschloß dann in der Regel sein Tagwerk ebenfalls mit einer Leidenmahlzeit.

dert, um in den Bädern, wo sie geduldet werden, reichen Russen, Engländern, Amerikanern und auch den dummen Deutschen, wie sie sie zu nennen belieben, von ihrem etwaigen Zuviel zu helfen. Benazet und Consorten haben in Baden, Chabert in Wiesbaden und die Gebrüder Leblanc in Homburg ihre Raubanstalten aufgeschlagen und beuten daselbst die gewinnsüchtige Dummheit aus.

— Man hätte nimmermehr zugeben sollen, daß sich französischer Auswurf ein so bequemes Lager in Deutschland bereiten durfte. — Mich wundert, daß man das gestattete, setzte Michel mit etwas einfältiger Miene hinzu.

— Das hat seine besondere Bewandniß, höhnte Asmodi. Diese Spiele werden auch nur in den Ländern geduldet, in denen hochweise Staatsmänner, aus sehr handgreiflichen Ursachen, den Beschönigungsgrund anführen: „Dieß bringt Geld in das Land und füllt manche Casse!“

— Ei, das riecht ja ganz gewaltig nach der bekannten Jesuitenmoral: „Der Zweck heiligt die Mittel.“

— Auch hat ein edeldenkender deutscher Fürst, der wegen seiner strengen Rechtlichkeit allgemein geachteter Regent, einem seiner Räthe, der ihn unter den oben angeführten gewichtigen Gründen bereden wollte, französischen Industrierittern die Spielconcession zu ertheilen, in mehr als ernstem Ton erwiedert: „Bei Gott, Sie bringen mir da seltsame Gründe vor; ich bin überzeugt, daß wenn ich einem Cartouche oder Schinderhannes das Privilegium gäbe, in meinem Land ungestraft stehlen oder rauben zu dürfen, mir diese Herrn noch ganz andere Summen als die Spielpächter bieten würden, und viel besser ist deren Handwerk doch nicht.“ — Der hochweise Rath verstummte und brachte diese Materie nie wieder auf das Tapet.

— Brav! rief Michel abermals; nun, ich behalte mir vor, diesem Gesindel eine derbe Lection zu geben. —

— Nach Belieben. —

Unterdessen waren die beiden Reiter an dem Hotel der Prinzen angekommen, wo man ihnen eine fürstliche Wohnung anwies. Bei Tafel nahm der Teufel Platz zwischen einer italienischen Primadonna und einer deutschen hochgräflichen Pietistin, gegen ihm über saß ein verkappter Jesuite zwischen einer emancipirten Hebräerin und einer Exfavoritin des Deys von Algier. — Michel aber hatte das Glück an die Seite einer blonden Milady und einer etwas

braunen spanischen Grandin geführt, sein en face war ein Missionär aus Indien zwischen zwei Quäckerinnen; etwas weiter unten saßen Araber, Türken, Amerikaner, ein Bischof und ein Husarenoberst, ein aus Rußland entlaufener Fürst ꝛc. — Alle ließen sich die köstliche Küche des Herrn Priva trefflich munden, und Weine aus allen Zonen schwenkten die kostbaren Bissen die Gurgeln hinab. Die Unterhaltung war lebhaft und heiter, drehte sich um Theater- und Staatsangelegenheiten, Politik und Musik, und als die Sprache auf die große Oper kam, fragte Michel:

— Was wird denn heute daselbst gegeben? —

— Der hinkende Teufel! antwortete Prima-Donna.

Michel sah den Asmodi mit einem bedeutungsvollen Blick an, und beide beschlossen, sich nach aufgehobener Tafel in die große Oper zu begeben.

Als sie über die Boulevards gingen, fiel ihnen die hinter den Fenstern eines Buchladens ausgestellte neueste illustrirte Ausgabe von Le Sages Diable boiteux, mit Holzstichen von Johannot, auf, und Asmodi grinzte, auf sein Contrefait deutend:

— Wenn man nicht schon ein Teufel wäre, müßte man des Teufels werden, sich so abgemalt zu sehen. Das Menschenpack kann sich nun einmal den Teufel nicht abscheulich genug denken, und schmückt uns immer auf das Freigebigste mit Hörnern, Klauen, Schwänzen und ähnlichen Zierathen aus, während es doch täglich die ärgsten Teufel in den verführerischten und liebenswürdigsten Gestalten zu Gesicht bekommt. —

Es war bereits Abend und aus allen Seitengassen und Gäßchen schlüpfte das leichtfüßige und leichtsinnige Corps der Pariser Boulevardnymphen hervor, als wollte es des Hinkenden Worte bestätigen. Bald waren auch unsere beiden Helden von ihnen umschwärmt, doch wurden sie durch die diabolischen Blicke des Einen eben so schnell wieder verscheucht, der zu seinem Gefährten sagte: das Völkchen könnte den Teufel selbst noch verführen.

Sie lenkten nun in die Straße Lepelletier ein, und hatten bald darauf in der Avantscene des Opernsaals mitten unter Diplomaten und diplomatischen Damen Platz genommen. Victor Hugos Esmeralda war so eben beendigt, und Asmodi unterhielt nach gefallenem Vorhang seinen Schützling, indem er ihm einige der anwesenden Tagescelebritäten zeigte und dieselben mit wenigen Worten charakterisirte. —

— Siehst Du dort links die kleine queckſilberige Figur, das iſt der große Thiers, der gar zu gern die Rolle des eben nicht immer großen Napoleon ſpielen möchte. Er iſt ein großer Freund der franzöſiſchen Gloire, beſonders auch der klingenden, und das muß ihm ſein Erzfeind laſſen, daß er als Miniſter, ſo wie noch keiner vor ihm, die koſtbare Erfindung des Telegraphen zu benutzen verſtand; was ihn aber jetzt gewaltig bewegt und ihm Tag und Nacht die Ruhe raubt, iſt, daß er à tout prix wieder ein Portefeuille haben will, und er hat es ſchon tauſendmal bereut, daſſelbe ſo ſchnell abgegeben zu haben, in der Meinung, es hänge nur von ihm ab, es wieder zu nehmen ſobald er nur wolle. — Irren iſt menſchlich. — Einſtweilen tröſtet er ſich damit, eine biſſige Oppoſition, und ſeinem Geifer, Aerger und ſeiner Galle im Conſtitutionel Luft zu machen und einen großen Roman zu ſchreiben, den er »das Conſulat und das Kaiſerreich« betitelt, und dabei ſich ſelbſt als Carrikatur ſeines Helden allenthalben producirt. — Er beſitzt eine große Gewandtheit, auch die abſurdeſten Doktrinen mit großer Leichtigkeit zu vertheidigen, wie er erſt wieder bei Gelegenheit der Armirung der Pariſer Feſtungswerke bewies. Das frühere Leben des Advokaten Adolph Thiers iſt bekannt genug. Lange Zeit konnte man auch in den elyſäiſchen Feldern ein Aushängeſchild leſen, auf dem geſchrieben ſtand:

»Madame Thiers, Schwägerin des Ex-Miniſters, Aepfelverkäuferin,« und die Frau ſoll gute Geſchäfte gemacht haben. Aus ſeinen Schuljahren ſagt man ihm nicht viel Gutes nach; als Advokat zu Aix ſpielte er eine mehr als traurige Rolle, und beſchloß nun in Paris ſein Glück zu verſuchen. — Hier kam der kleine Mann mit ein paar Brillen auf den blinzelnden Augen an, mit einem Rock bekleidet, deſſen Farbe zu beſtimmen auch den erfahrenſten Chemiker in Verzweiflung hätte bringen können, mit anliegenden, ſehr kurzen Beinkleidern, die etwa bis an die Waden reichten und einen Ekel erregenden Glanz hatten, mit ein paar Waſſerträgerſtiefeln an den Füßen, einem faſt fabelhaft verſchabten Hut, würdig das Cabinet eines engliſchen Narren-Antiquars zu zieren *). Lange ging es ihm in Frankreichs Hauptſtadt unglücklich genug. — Endlich fand er Gelegenheit, ſich dem Deputirten Manuel vorſtellen zu laſſen, der ihn in den Bureaus des Conſtitutionel empfahl,

*) Man ſehe: Biographie de M. Thiers, par un locataire de St. Pelagie.

wo er zuerst Salons-Artikel schrieb. Bevor Thiers Politiker wurde, war er also Maler, er hat nur die Farben gewechselt. — Bald bewies er sich jedoch undankbar gegen seinen Beschützer und intriguirte gegen Manuels Wiedererwählung, nachdem diesen die Ultras aus der Kammer gestoßen hatten. Dieser eben so feige als treulose Verrath war das Vorspiel von dem, was er später that. Wahr ist jedoch, daß er seitdem, um das Gehässige der Undankbarkeit zu mindern, dieselbe zu einer Staatstugend erhoben hat. — Kaum hatte er sich durch seine Zudringlichkeiten Zutritt in Laffittes Salon zu verschaffen gewußt, so nahm er auch daselbst, mit dem Hut auf dem Kof eintretend, eine Protektionsmiene an, sich eine Wichtigkeit gebend, die Niemand anerkennen wollte, alle Welt um neue Mittheilungen zu einem großen Revolutionswerk, das er schreiben wolle, angehend.

Felix Bodin hatte zuerst die Idee gehabt, eine Geschichte der Revolution zu schreiben, und Thiers dabei als Secretair zu Hülfe genommen. Nach drei Monaten und nachdem der erste Band erschienen war, war Bodin nicht mehr der Autor seines Buchs, und Thiers wußte ihn von einem Werk auszuschließen, bei dem er von dessen ursprünglichem Autor Anstellung und Verdienst erhalten hatte *).

Intriguant, unverschämt, dreist bis zur Frechheit, wollte Thiers a tout prix seinen Weg machen, und es gelang ihm, wozu seine Geschichte der französischen Revolution, die er einem Andern aus den Händen gespielt hatte, die Bahn brach.

Thiers sagte sich nun vom Constitutionel los und gründete den National mit Armand Carrel, der ihm in jeder Hinsicht überlegen war. Als die Juli-Ordonnanzen erschienen, unterzeichnete er mit den andern Journalisten die Protestation gegen dieselben, die den andern Tag auf einem einzigen Bogen erschien.

Nach Beendigung der drei Tage machte er sich mit so manchen Andern auf die Aemterjagd, bot Lafayette, Guizot, Laffitte und dem König seine Dienste an, der Baron Louis öffnete ihm

*) Thiers hatte es einem alten, ihm wohlwollenden Buchhändler zu verdanken, daß er die Bekanntschaft des Baron von Cotta machte, der ihm eine damals sehr werthvolle Aktie des Constitutionels verschaffte. Als später der alte Schubart, der noch die Trümmer seines Vermögens mit Thiers getheilt hatte, Alles verlor, würdigte ihn Thiers — keines Blickes mehr! (Ebend.)

die Pforten zu dem Staatsrath, und ſchon im Jahr 1832 hatte er ſich, nachdem er als Unterſtaatsſecretair der Finanzen Frankreich dem Banquerout nahe gebracht, zum Miniſter intriguirt, kaufte als ſolcher dem infamen Deutz das Geheimniß der Herzogin von Berry ab, wußte bald darauf den Conſeil-Präſidenten Soult, der ihn einen Charlatan genannt hatte, aus dem Miniſterium zu verdrängen, ſo wie nach ihm auch die Marſchälle Gerard und Mortier, ſpäter eben ſo Broglie und Guizot, und bemeiſterte ſich der Präſidentſchaft. — Thiers hielt ſich nun wirklich für ein Univerſalgenie und wollte an der Spitze aller Zweige der Verwaltung ſtehen. Frankreich verdankt ihm nebſt den Feſtungswerken auch die Septembergeſetze, und das Geſetz, alle, die im Verdacht ſtehen zu geheimen Geſellſchaften zu gehören, aus Paris wegſchicken zu dürfen, und er ſuchte nun auch ſeinen alten Freund Carrel in das ſcheußliche Attentat des Fieschi zu verwickeln, weil ihm deſſen Polemik nicht mehr behagte. Der ganz unſchuldige Carrel rief bei ſeiner Verhaftung aus: »Sagt dem Thiers, daß ich mich dafür rächen werde!« Als dieß dem Herrn Miniſter hinterbracht und ihm Carrels vermuthliche Unſchuld bekräftigt wurde, rief er aus: »Ich verlange ja nicht mehr, als daß Carrel unſchuldig ſey; ſobald er es beweiſen, geben wir ihm die Freiheit wieder. Als Haupt der Republik muß er auch etwas tragen, denn es iſt doch die Republik, die den Schlag führte!«

Napoleons Name mußte dem hochmüthigen Miniſter-Präſidenten zum Fußgeſtell dienen; da er deſſen Aſche von St. Helena hatte kommen laſſen, zählte er ſich beinahe ſelbſt zu deſſen Familie, wickelte ſich in den napoleoniſchen Mantel, ahmte ſelbſt den Gang des Kaiſers nach, ſeine kleinen Augen blitzten hinter ſeiner Brille flammender hervor; er nannte England einen großmüthigen Alliirten, geſtattete daß das mittelländiſche Meer ein engliſcher See wurde, und war dabei nur der geprellte Spielball des Lord Palmerſton, der den berühmten Londner Vertrag vom 15. Juli 1840 mit Brunow fabricirte. Als Thiers officiell von der Sache unterrichtet wurde, ſchrie er Feuer und Schwert, ſchlug mit der Hand an ſeinen Degengriff, erließ drei oder viermal ſein Ultimatum und endigte den Skandal mit der Note vom 8. October. Das heißt, er ſagte, Shakſpeare parodirend: »Alles hat ſchlimm für uns geendigt!« Indeſſen wollte er doch der Welt zeigen, daß es ihm Ernſt ſey, ſich als gewaltiger Kriegsheld zu zeigen, und

daß er nicht nur Kriege beſchreiben, ſondern auch führen könne. Er ließ das Heer organiſiren, in Deutſchland ausrangirte Pferde aufkaufen, um die franzöſiſche Cavallerie damit beritten zu machen, antwortete auf die Kanonenſchüſſe von Beyruth und St. Jean d'Acre durch die Befeſtigung von Paris, drohte Deutſchland, das linke Rheinufer in ſeine Taſche zu ſtecken und franzöſiſch-thieriſche Herrſchaft daſelbſt einzuführen, forderte ganz Europa heraus, ſpielte à la bête mit Mehemed Ali und — wurde bête, und trat — aus dem Miniſterium, den kaum halbgezogenen Degen beſcheiden wieder einſteckend — ſchwörend, ſo etwas ſolle ihm nie wieder paſſiren.

Man glaubte, daß Thiers damals ſogar uſurpatoriſche Gedanken gehegt habe, und der Fliegen-Mirabeau an einen Cäſarmantel gedacht habe; aber man that dem armen Mann Unrecht; ſo ſehr er auch von ſich und ſeinem Genie eingenommen und aufgeblaſen ſeyn mag, ſo verſtiegen ſich doch nie ſeine Gedanken ſo hoch, er kennt Ludwig Philipp zu gut, und macht ſich in dieſer Hinſicht keine ſo abgeſchmackte Illuſionen. Ein wenig Lärmen und von ſich reden machen, das war Alles, und leer trat er nicht ab, Dank dem Telegraphen, den er zur großen Freude ſeines Schwiegervaters, Herrn Dosne, den er aus Dankbarkeit für gewiſſe Gefälligkeiten ſeiner Gattin zum Receveur-General von Lille gemacht, beſſer als die engliſche Allianz zu benutzen verſtand. Jetzt ſpielt er parlamentariſche Comödien in der Kammer, jedoch mit wenig Glück und Beifall, macht Reiſen, um Schlachtfelder zu beſuchen, die ihm jedoch unverſtändliche Hieroglyphen ſind, da er von der Taktik nichts weg hat, und beſchließt das erſte halbe Jahrhundert ſeines Lebens *) mit dem Roman ſeines Kaiſerreichs, deſſen gewaltige erwieſene Irrthümer, Entſtellungen und unpolitiſche Parthellichkeit ihm ſchon manche tüchtige Rüge zugezogen haben.

Hier endigte der Hinkende ſeine kurze Lebensbeſchreibung des Herrn Thiers, die er aus deſſen Zügen zu leſen ſchien.

— Siehſt Du dort, ſieben Sitze links von Thiers, das etwas pedantiſche Geſicht, das iſt Couſin, der an der deutſchen Philoſophie, das heißt an der deutſchen Narrheit, einen Narren gefreſſen hat, und nun ſein Vaterland mit deutſchem Unſinn beglücken will.

*) Thiers wurde zu Ende des Jahres 1797 zu Marſeille geboren, wo ſein Vater Schloſſer war, und jetzt noch mehrere ſeiner Verwandten ehrliche Handwerksleute ſind.

Ihm gegenüber dort auf der linken Seite der galante gelbbetatzte fashionable Löwe, das iſt Eugen Sue: er ſpielt noch immer den Jüngling, obgleich ſchon in den Vierzigen, möchte ſich gerne in den Stand der Ehe begeben, die Wahl fällt ihm jedoch ſchwer, er fürchtet die — Unbeſtändigkeit und die leichtſinnige Koquetterie der Franzöſinnen, und verlangt auch, trotz ſeiner ſich in Gold verwandelnden Dinte, eine Ausſteuer von wenigſtens einer halben Million. Seine Pariſer Geheimniſſe, man mag auch dagegen ſagen was man will, haben doch die ſocialen Gebrechen der franzöſiſchen Geſellſchaft und die Zweckwidrigkeit und Unzulänglichkeit der franzöſiſchen Geſetze, eher gemacht zum Verbrechen anzureizen als davon abzuhalten, aufgedeckt und in ein grelles Licht geſetzt, wenn diejenigen nur darauf achten wollten, denen es zukommt ſie zu verbeſſern und ſo greulichen Uebelſtänden abzuhelfen! Sein ewiger Jude trägt freilich das Gepräge eines beſtellten, um Taglohn gefertigten Machwerks, und hat ein gar klägliches Ende genommen.

Dort rechts, der nahe an den Lampen ſitzende, wohlgenährte Mann mit den etwas bäuriſchen unbeholfenen Manieren, mit dem ausdrucksloſen Geſicht, iſt Jules Janin, der Taglöhner des Journals des Debats, jenes miniſteriellen Bordellhauſes, deſſen verſchiedene Spalten die liebenswürdigen, aber nicht immer klugen und politiſchen Buhldirnen der jedesmal am Ruder ſitzenden Herren Miniſter ſind. Er ſcheint längſt ſein beſtes Pulver in den Feuilletons dieſes miniſteriellen Freudenhauſes verſchoſſen zu haben: ſeine Kritiken ſind ohne Lauge und ohne Salz, ſie laſſen ſo kalt wie der Applaus der bezahlten Claqueurs. Er hat aber ein reiches Mädchen geheirathet und pflegt jetzt behaglich ſeines etwas plumpen Leibes. Jüngſt haben aber die dummen Deutſchen, wie er ſie zu nennen beliebt, dem großen und feinen Satyriker einen argen Streich geſpielt und ihm eine lange Naſe gedreht. — Von ſeinem Brodherrn, dem Eigenthümer des Debats, Bertins, bei Gelegenheit der Feſte in Bonn dahin abgeſandt, um, ohne ein Wort deutſch zu verſtehen — denn was hätte dieß ein franzöſiſcher Autor nöthig — die Berichte für das miniſterielle Journal über die dortigen Begebenheiten einzuſchicken, erkundigte er ſich bei Peter und Paul, was dieſes und jenes alles zu ſagen habe. Nun machte ſich aber Paul den Spaß, den klugen Franzoſen zum Beſten zu haben, indem er ihm einen Bären über den andern aufbürdete

und ihm oft das Gegentheil von der Wahrheit verfranzösischte, und der gute Jules berichtete in der Einfalt seines Herzens alles so wie ihm vorgesagt worden, daher der Unsinn und die Absurditäten, die man zu jener Zeit in dem Feuilleton des Debats las. — Er hatte sogar Beethoven schon den Compositeur des Don Juan und der Zauberflöte genannt, was der besser unterrichtete Correktor in der Correktur noch glücklicherweise strich.

Der dort hinten in dem Winkel der düstern Gitterloge sitzt und nur von Zeit zu Zeit den Kopf verstohlen und etwas schüchtern vorbeugt, ist der eben erst von einer Schamreise zurückgekehrte Victor Hugo. — Aber es war nicht etwa der totale Durchfall seiner Burggrafen, der ihn zu der verschämten Reise antrieb, sondern das galante Abentheuer mit einer Malersfrau, bei dem er so einfältig war, sich von dem Ehemann und hochlöblicher Polizei en flagrant delit erwischen zu lassen, bewogen ihn, den Reisestab in die Hand zu nehmen, nachdem er den Skandal soviel als möglich mit dem in Frankreich mehr als irgendwo alles bezwingenden Metall getuscht hatte, und so vermied, daß der neugebackene Pair auch sogleich von seinen Herren Collegen gerichtet wurde, während der armen Sünderin doch drei Monate lang vergönnt wurde, in der Einsamkeit ihres Kerkers über ihr galantes Abentheuer nachzudenken. Unterdessen sind die Salons des Herrn Victor Hugo, in denen eine liebenswürdige Gattin, eine nicht minder einnehmende Tochter und andere Frauen auf das Unterhaltendste die Honneurs machten, gänzlich verödet, und die noch über den herben Verlust einer trefflichen Tochter und Schwester trauernden Damen beweinen nun auch den des moralischen Rufes ihres Gatten und Vaters, der die Rolle Tartüfs trefflich zu spielen wußte.

Dort in der Mitte dieser kolossale Krauskopf mit dem Mulattengesicht, das ist der berühmte Eigenthümer der Romanenfabrik, Alexander Dumas und Comp., und die neben ihm sitzende Dame mit dem prächtigen Blumenstrauß à 20 Franken ist eine Deutsche, seine erste Favoritin, die ihm den Inhalt mancher in Deutschland längst vergessenen Chartäke mittheilt, um so seiner Imagination Stoff und Ideen zu einem modernen französischen Roman mehr zu liefern. — Seine legitime Frau, ehemalige Schauspielerin und Maitresse, die holde Ida, hat er nach Florenz expedirt, als er von da zurück nach Paris kam, und zahlt ihr dort eine ansehnliche Pension, um sie am Zurückkommen zu verhindern. Sein ältester

Sohn ist sein Associé in der Fabrik, in welcher bei der Verfertigung der Fabrikate ungefähr folgende Procedur angewandt wird: Sobald der Chef des Hauses in alten Bibliotheken oder Büchern einen sich zur Compilation oder zum Roman ihm geeignet scheinenden Stoff aufgefunden zu haben glaubt, theilt er denselben in Kapitel ein, deren Inhalt er notirt, und läßt sodann diejenigen seiner Fabrikarbeiter vor sich kommen, die er am geeignetsten zur Bearbeitung des einen oder andern Kapitels hält, und theilt jedem derselben mündlich mit, etwa so wie ein Kaufmann seinen korrespondirenden Commis, was sie ungefähr niederschreiben sollen. Ist dieß geschehen, so wird ihm die Arbeit zur Durchsicht vorgelegt und er streicht oder ändert, was ihm daran mißfällt, setzt auch wohl hie und da noch etwas hinzu, und schickt dann das so verbesserte Manuscript in die Druckerei eines Journals. Dieß ist das Geheimniß der ungeheuern Fruchtbarkeit dieses Autors, über deren Möglichkeit sich schon Mancher den Kopf zerbrach. — Trotz der Einträglichkeit dieses Handwerks ist Alexander Dumas aber doch in ewigen Geldverlegenheiten, wie die meisten dieser Herren, und als ihn neulich sein großer Hund so in den rechten Arm biß, daß er längere Zeit denselben nicht rühren und folglich auch nicht schreiben konnte, fürchteten seine vielen Gläubiger, daß er toll werden möchte, und waren nahe daran es selbst zu werden, aus Furcht, ihren Debitoren zu verlieren. Obgleich seine florentinischen Händel einen guten Stoff zu einem neuen Roman seiner Art geben würden, so scheint er bis jetzt doch keine Lust zu haben, sie dazu zu benutzen.

Ein paar Schritte von ihm sitzt Balzac; der gute Mann hat sich längst ausgeschrieben, auch er ist gewaltig mit seinen Finanzen brouillirt, und das Wechselfieber treibt ihn häufig an, sich dem Genuß des Landlebens hinzugeben. Er gibt dem König Ludwig Philipp und dem belgischen Nachdruck die Schuld, daß sich seine Casse nicht mehr füllen will, indem er behauptet, ersterer hätte schon längst dem letzteren ein Ende machen können, wenn er gewollt, aber er sey ein Feind der französischen Literatur und ihrer Autoren. — Wohin nicht Mißmuth und Selbstüberschätzung verirren können. Balzac leidet besonders an dem letztern Uebel, und ist ein eitler, aufgeblasener Thor, der sich einbildet, jedes von ihm geschriebene Wort sey ein Monument für die Nachwelt. — An diesem Wahn leiden jedoch die meisten der Herren, die ich Dir

gezeigt, alle denken noch die spätesten Enkel, gleich einem Homer, Thucydides, Cicero, Dante, Arioſt, Shakſpeare, Racine ꝛc. ꝛc. durch ihre Werke in Staunen und Bewunderung zu ſetzen. Die armen Narren, ſie ahnen nicht, daß noch ehe ein Vierteljahrhundert vergeht, all ihre ſämmtlichen Werke vergeſſen und ungeleſen mit Staub bedeckt im Winkel der Bodenkammern modern, oder von den Krämern zur Umwickelung der Waaren aller Art benutzt werden. O vanitas vanitatum! — Uebrigens macht der arme Balzac Glück bei etwas bejahrten Damen, die ſich ſeines Ungeſchicks annehmen, ihn nach Kräften zu tröſten ſuchen, und in ſeiner ländlichen Einſamkeit unterhalten.

Der dort im Balgnoir ſitzende Herr iſt Madame Dudevant, George Sand genannt; dieſe Er-Sie hat ...

Doch der Vorhang rauſcht in die Höhe, und ich bin begierig, mein alter ego agiren zu ſehen, unterbrach ſich Asmodi ſelbſt, Michel ſehr zur Unzeit, der gerne noch mehr Notizen über die anweſenden Tagesnotabilitäten gehabt hätte.

Die Balletſcene war bereits vorüber und Kleophas in dem Laboratorium des Chemiſten angekommen, wo er die Flaſche zerſchlug, aus welcher das andere Ich des wirklichen Asmodi entſtieg, das aber der es darſtellende Künſtler ſo linkiſch und tölpiſch und ſo wenig zur Zufriedenheit des Veritabeln repräſentirte, daß dieſer ausrief:

— Pfui Teufel, mich ſo zu verhunzen! Und da nach wenigen Scenen des Ballets, in dem auch nicht ein Funken von Le Sages Geiſt aufzufinden war, auch Stürmer ſich zu langweilen anfing, ſo machte er ſeinem Begleiter den Vorſchlag, das Theater zu verlaſſen; dieſer willigte um ſo lieber ein, als er eingeſtand, er habe ſich ſelbſt in ſeinem engen Gefängniß in keiner ſo peinlichen Lage befunden.

In den Vorhallen des Hauſes ſtießen ſie gerade auf den Direktor der Oper, Herrn Leo Villot, der eine ſtolze Dame am Arm und zum Wagen führte.

Dieß iſt auch ein Fabrikat des Herrn Thiers, ſagte Asmodi, auf Villot deutend, der aus einem mittelmäßigen Schreibersgehülfen einen jämmerlichen Theaterdirektor ſchuf, der nun unter dem furchtbaren Pantoffel der an ſeinem Arm hängenden Dame ſtehend, mit deren wirkſamer Hilfe die große Oper zu Grunde dirigirt, und bereits ſo heruntergebracht hat, daß in der Regel

die Künstler vor den leeren Bänken spielen, singen und tanzen, und die vom Staat bezahlten ungeheuern Subventionsgelder auf das unverantwortlichste verschleudert und vergeudet werden.

— Wohin nun? fragte jetzt der Hinkende.

— Laß uns in einem nahen Kaffeehaus einige Erfrischungen einnehmen.

— Dann müssen wir in den Divan, der ist ganz in der Nähe.

In die Kaffeezimmer daselbst eingetreten, ließen sich unsere dämonischen Reisenden an einem in einem Winkel stehenden Tischchen nieder; der Teufel verlangte flammenden Punsch und Michel eine Flasche Bier, und jeder ließ sich eine Cigarre à 15 Sous geben.

Kaum hatten sie sich niedergesetzt, als sie am andern Ende des Saales ein ziemlich lebhaftes Gespräch hörten, das von ungefähr einem Dutzend Gästen in deutscher Zunge geführt wurde.

Michel spitzte die Ohren.

Asmodi flüsterte ihm auf gut spanisch zu: seine Landsmannschaft nicht zu früh zu verrathen, wenn er sich ergötzen wolle.

— Das hätten die Deutschen nimmermehr zugeben dürfen, daß sie Paris so befestigt haben, ließ sich eine Stimme in schwäbischer Mundart vernehmen.

— Den Rhein hätte man befestigen müssen, sagte ein Badenser.

— Ach was, fiel der Unternehmer einer Wiener Bäckerei in Paris ein, Paris muß halt fest seyn, und wann sie's belagern, dann liefre ich's Brod.

— Und sie kriegen ihn doch noch, den Rhein, wenn sie da drüben nit klüger werden, und sich um en alten Rock disputiren, zehnerlei Religionen und zehnerlei Zollvereine und weiß Gott was alles haben wollen.

— Das werden sie wohl bleiben lassen, so lange unsere Fahnen am deutschen Strome wehen, meinte ein Altpreuße.

— Geht weg, ihr seyd's mir auch die Rechten, ihr windige Preußen, euch jagt die erste französische Luft weg, die übern Rhein weht.

— Haltet's Maul, ihr einfältigen Knödelfresser, ohne uns wäre heute noch ganz Deutschland französisch, wir waren die wahren Befreier Deutschlands, ihr seyd nur immer hinten drein gekommen,

die Mahlzeit aufzufressen, die wir euch zubereitet haben; ohne uns und unsern Blücher hätte nie ein deutscher Krieger die Ufer der Seine und Paris erblickt, und hätte man diesem gefolgt, so wären jetzt Lothringen und Elsaß längst wieder deutsch, und vom Rhein gar keine Sprache mehr.

— Schaut's den windigen Preußen an, man kann vor dem Rauschebeutel gar nit zu Wort mehr komme. Und unser Erzherzog Karl? Hä? sagte der Bäcker.

— Allen Respekt, erwiederte der Preuße, aber den habt ihr, so oft er in der besten Arbeit war, jedesmal so disgustirt, daß er einen Ekel am Commando haben mußte, auch er konnte euern alten Schlendrian: »'s bleibt halt immer beim Alten,« nicht wegschaffen. — Freilich hatte er die Schneide unsers wackern Blücher nicht, der mit seinem Vorwärts allen diplomatischen Plunder und alle ängstliche Cabinetspolitik und ihre Bedenklichkeiten über den Haufen warf, nach Paris drang, den Parisern Mores lernte und bei Waterloo, zwei Tage nachdem er selbst eine Schlappe erlitten und unter dem Pferde gelegen, wo die feindliche Reiterei über ihn wegsetzte, dem schon geschlagenen Wellington und seinen Engländern aus der Patsche half, und den kopf- und hutlos fliehenden Napoleon zum Teufel jagte. — Seht, das war ein Held noch aus unsers einzigen Friedrichs Schule, ein anderer Kerl als Napoleon sammt allen seinen Marschällen!

— Oho, so arg ist's nun eben auch nicht, ließ sich jetzt ein Sachse vernehmen.

— Ja so ist's, fiel diesem ein Churhesse ins Wort, Blücher war ein ganzer Kerl, und von all den napoleonischen Kriegshelden, die meistens Raubgesindel waren, reicht ihm sammt ihrem Herrn noch keiner das Wasser, und ohne ihn und seine Preußen säßen wir heute noch im Dreck.

— Daß die Hessen blind sind, ist eine alte Geschichte, so wie daß ein Blinder nicht klar sehen kann, entgegnete ein Württemberger.

— Und daß die Schwaben vor vierzig Jahren nicht klug werden, und es niemals werden, wie sie erst kürzlich bei den Eisenbahndebatten in den Kammern bewiesen, ist eine eben so alte Geschichte.

Der Streit wurde immer heftiger geführt, und die Epitheten gegenseitig weniger gespart. Redensarten wie: stupide Oesterreicher,

windige Preußen, lahme Baiern, einfältige Schwaben, hochnasige Sachsen, blinde Hessen, fielen unaufhörlich, und schon sah Michel den Augenblick kommen, wo sich die Repräsentanten der verschiedenen deutschen Volksstämme in die Haare fallen würden. Da riß ihn der Zorn hin, und er rief aufspringend unwillig auf gut deutsch aus: Ach! Ihr seyd immer noch das alte Pack, und das Schlimmste bei der Sache ist, daß Ihr alle Recht habt; doch nun haltet die Mäuler, sonst werde ich sie Euch zu stopfen wissen.

— Was will der Naseweis, uns die Mäuler stopfen? ei den soll ja ein ..... brummte ein Baier.

— Uni glab, der S.....z hat uns gar noch an Sottisen gesagt, daß er uns alle Recht gibt, — fiel der Brodlieferant in spe ein.

— Das dürfen wir uns nicht gefallen lassen, fiel ein Dritter ein, und alle schickten sich an, über den armen Michel herzufallen, und ihm recht handgreiflich zu beweisen, daß auch er Recht gehabt; aber dieser warf seinem Begleiter einen bedeutungsvollen Blick zu, der nun seine Cigarre so gewaltig anbließ, daß in einem Nu das ganze Gemach in eine undurchdringliche Rauchwolke gehüllt war, so daß keiner den andern mehr sah und sie alle unter einander wie benebelt umhertaumelten und mit den Köpfen wider einander rannten und anstießen.

Michel und der Hinkende lachten wohlgefällig, und letzterer sagte: sieh hier das Bild Deines Vaterlandes, in welchem Zustand es sich jetzt befindet, im Kleinen; religiöse, politische, industrielle und philosophische Wirren haben Deinen Landsleuten über dem Rhein eben so wirbeln gemacht, wie hier mein infernalischer Tabaksdampf. Dabei siehst Du, daß es nicht gerathen ist, ihnen die Wahrheit zu sagen, sie können sie nicht vertragen, werden gleich böse und wollen mit Fäusten drein schlagen, und das Schlimmste ist, man darf in Deutschland das Wort Esel oder Einfaltspinsel nicht aussprechen, ohne daß sogleich ein paar hundert Individuen J—a schreien und sprechen: Damit bin ich gemeint. Darin sind doch die Franzosen zehnmal klüger, die nehmen auch die derbsten Wahrheiten lachend an, machen sich über ihre eignen Gebrechen lustig, spötteln, witzeln darüber, karrikiren sich selbst und gestehen ihre Fehler freiwillig mit einem: que voulez vous? — ein, ohne sich jedoch deßhalb zu bessern.

Michel zuckte die Achseln, verließ mit dem Teufel den Divan

und begab sich ins Hotel der Prinzen zur Ruhe, während sich Asmodi bis zum kommenden Morgen von ihm beurlaubte, versprechend, sich bei seinem Lever wieder einzufinden.

Den andern Morgen, als Michel ziemlich spät erwachte und sich die Augen rieb, saß der kleine Dämon schon ganz behaglich in einem Armstuhl vor seinem Bett.

— Schon so früh, gähnte Michel, und was Neues?

— Ich habe die erste Nacht wieder einmal recht vergnügt in meinem Element zugebracht.

— In der Hölle?

— Versteht sich.

— Und wie nahm man Dich auf?

— Mit wahrhaft teuflischer Freude, es war ein großer, allgemeiner Jubel, und nächstens wird zu Ehren meiner Befreiung ein infernalisches großsatanisches Hoffest veranstaltet.

— Dem möchte ich beiwohnen.

— Ein diabolischer Wunsch. Je nun, wir wollen sehen. Aber was treiben wir heute?

— Was meinst Du? mache mir Vorschläge!

— Mein unmaßgeblicher Rath wäre, wir wohnten der Sitzung der Deputirtenkammer bei, die wird heute ziemlich unterhaltend werden.

— Wie so?

— Der Fliegen-Mirabeau Thiers will das Ministerium dafür verantwortlich machen, daß es den Abdel-Kader noch nicht erschießen ließ.

— Aber die Nürnberger hängen ja Keinen, bevor sie ihn haben.

— Thut nichts, Thiers will es aber so haben.

— Vergessen wir nicht, daß ich Rosa-Marias Eltern versprach, sie heute Nachmittag zu besuchen, sagte Michel.

— Nun, das hat noch Zeit nach der Kammersitzung, die, ich verspreche es Dir, eine der interessantesten werden soll, die noch je statt gefunden.

— Gut, aber wo werde ich die Mädchen hinbringen?

— In ein Nonnenstift, höhnte der Hinkende. — Allenfalls in die Abbaye aux bois, oder in das Sacré coeur de Jesus.

— Wird man sie da aufnehmen?

— Warum nicht! Ein paar reiche Geschenke, und dann hört

Madam Recamier noch immer gern, daß ſie ſehr ſchön — war, und macht mit dem frommen Chateaubriand, was ſie will.

— Gut. Laß uns das Frühſtück nehmen und dann unſer Tagwerk beginnen.

Der Teufel bedankte ſich und verſicherte, daß er ſchon ein hölliſches Frühſtück, aus einem Stück der geräucherten Milz des in einem Höllenpfuhl ſchmachtenden Kardinal Mazarin beſtehend, eingenommen habe.

— Wohl bekomm's, ſagte Michel, und ließ ſich ſeine Chokolade und Beefſteaks trefflich ſchmecken.

Hierauf machten ſich die beiden Kumpane auf den Weg, flankirten den Boulevards auf und ab, muſterten die Spaziergänger in den Tuilerien und fanden ſich zur rechten Zeit in der Deputirtenkammer ein, wo man ihnen, Dank ihrer Einlaßkarten, recht bequeme Plätze einräumte.

Schon währten Discuſſionen und Reden über anderthalb Stunden lang, und man debattirte um des Kaiſers Bart, oder pour des prunes, wie die Franzoſen ſagen. Keinem der Redner ſchien es recht Ernſt zu ſeyn, und das Ganze drehte ſich um die Zuſtimmung oder um die Nichtzuſtimmung einiger neuen Geldmittel für Algerien, als Thiers dem Kriegsminiſter zurief:

„Hätte man es verſtanden, ſeine Schuldigkeit zu thun, ſo hätte man dem Urheber all dieſes Uebels, dem Abdel-Kader, ſchon längſt den Garaus gemacht, und wenigſtens gefangen.“

Dieſe Worte brachten ein groſſes Geſchrei, zum Theil Lachen hervor, worauf die Debatten wieder eben ſo lahm wurden, als ſie es vorher geweſen.

— Höre, flüſterte jetzt Michel gähnend ſeinem Gefährten zu, die Herren langweilen mich gewaltig, ſie kommen mir vor wie ein Haufen Schlafmützen, wenigſtens iſt ihr Gerede ganz zum Einſchlafen gemacht.

— Du haſt recht, ich will Ihnen einmal derbe aber reine Wahrheit ſagen.

— Nach Belieben; ſchaden kann es nichts.

Der Teufel ließ einen gellenden Pfiff hören. Alle Miniſter, Deputirten und Zuhörer ſahen ſich nach dem Ort um, wo der Pfiff hergekommen war.

— Mais c'est une infamie, riefen mehrere Deputirte.

Und ein zweiter noch ſtärkerer Pfiff ertönte.

— Hinaus mit dem Unverſchämten, riefen jetzt viele Stimmen.

— Thut eure Schuldigkeit, Huiſſiers, und werft den pfeifenden Bengel zur Thüre hinaus, rief der Präſident und ließ ſeine Klingel ertönen, um den überhand nehmenden Tumult zu ſtillen.

— Man gebe ſich keine unnöthige Mühe, ließ ſich jetzt eine ſehr vernehmbar kreiſchende Stimme hören, die von eben der Stelle herkam, wo man gepfiffen hatte, ich werde ſchon von ſelbſt gehen, wenn mir's beliebt, vorher aber ſeyd ihr Herren ſo gut, und hört einmal meine unmaßgebliche Meinung an, ich weiß zwar, daß dieß gegen Eure Geſetze iſt, Ihr laßt Euch aber ſo viel Ungeſetzliches zu Schulden kommen, daß Ihr mir dieß nicht übel nehmen könnt, doch zuvor erlaubt mir, Euch ſammt und ſonders in die gehörige Poſitur zu bringen, meine Rede recht klar und deutlich vernehmen zu können.

Hier machte der Hinkende eine kleine Bewegung mit der rechten Hand, und ſämmtliche Herren Deputirten ſtanden und ſaßen mit aufgeſperrten Mäulern, gewaltig geſpitzten Ohren und aufgeriſſenen Augen unbeweglich da, Arme und Hände meiſtens in die Luft ſtreckend, ſie ſchienen und waren in der That alle wie verſteinert, und hatten die Sinne, die des Gehörs und Geſichts ausgenommen, verloren.

— Hört mich wohl an, Ihr Herren, ich könnte wie Cromwell zu vielen von Euch ſprechen: Pfui über Euch, weichet von hinnen, Ihr ſeyd nicht länger würdig, in dieſer Kammer zu ſitzen, der Herr mag Euch nicht mehr, Ihr ſeyd Räuber, gewiſſenloſe Diebe, Gauner, ehrloſe Betrüger, Dummköpfe, Ehebrecher, Hurer, unwiſſende Träumer, Trunkenbolde (und dabei warf der Teufel ſo manchen hämiſchen Seitenblick auf den einen und den andern), und ich könnte Euch ohne weiteres zur Thüre hinaus jagen und den Saal verſchließen, aber ich will dießmal noch Gnade für Recht ergehen laſſen und Ihr ſollt mit einer derben Strafpredigt davon kommen.

»Ich frage Euch, was habt Ihr aus dem konſtitutionellen Syſtem gemacht? was aus dem konſtitutionellen Frankreich? Ihr, die Ihr die Piloten, wenigſtens die Matroſen des Staatsſchiffs ſeyn ſolltet, Ihr ſeyd deſſen falſche, unſinnige Steuermänner, die es ſo lange von Klippe zu Klippe führen, bis es endlich ſcheitern und zerſchellen muß. — Die auf der Rechten verkaufen ihre Stimmen für Vicinalwege, ein Denkmal, ein halbes Hundert

Eisenbahnaktien, für Sinecuren für ihre Kinder und Schäflinge, und Gott weiß für was alles, und die auf der Linken sind noch zehnmal ärger; durch tolles Widerstreben, auch gegen Alles, was dem Land gut und heilsam ist, wollen sie die Herrschaft und Oberhand erlangen, und das Centrum, das der Kern seyn sollte, ist durch und durch faul. Aus Frankreich macht Ihr ein Zuchthaus, und wenn es so fort geht, nur ein einziges Spital des Elends und der Armuth, in dem sich nur die wenigen Spitalmeister wohl befinden. — Das Volk schreit um Brod, Ihr, in der Bibel wohl bewandert, gebt ihm Steine und Eisen. Dieß das so gerühmte, gefeierte konstitutionelle System, das mit Strömen von Blut erkauft wurde! — Alle Abgaben verdoppelt, verdreifacht und bald verzehnfacht! Ohne Eure abscheuliche Majorität kann die Regierung nicht regieren, auch keinen Schritt in der besten Absicht thun; um diese Majorität zu haben, muß sie auf jede Art bestechen, und um bestechen zu können, muß sie durch eben diese Majorität die Mittel erlangen, und dieß ist das ganze, sich ewig im Kreise drehende Manoeuvre Eures konstitutionellen Räderwerks, dessen Resultat ist Verderbtheit und Entsittlichung, gleich Pestilenz unter allen Klassen, unter allen Gliedern der Gesellschaft zu verbreiten, und sie zu vergiften. — Ich frage Euch, in welchem Lande der Welt werden tag-täglich so viele scheußliche Verbrechen aller Art als in Euerm hochgerühmten Frankreich begangen? in welchem Land finden so häufige, sich fast täglich erneuernde Hinrichtungen statt? wo ist die Zuchtlosigkeit und Immoralität größer, wo sind die Weiber schamloser und die Männer ehrenloser? Seht, mit welchem furchtbaren Auswurf der Menschheit Eure Hochschulen der Verbrechen, Eure Galeeren, Dank Euren so unsinnigen, das Verbrechen befördernden Gesetzen, bevölkert sind; nein, Dank Euch, Ihr Schlafmützen, die Ihr über ein elendes Wort in einer Adresse Wochen, ja Monate debattirt und so die kostbarste Zeit unverantwortlich vergeudet; und Eure heillose, barbarische Justiz, die nur Erbitterung erzeugend, Rache athmet, aber niemals zur Besserung führt, ihren längst veralteten Schlendrian gehen läßt; und nichts kann Euch die verblendeten Augen öffnen, nichts das verstockte Gewissen rühren, wenn gleich Jahr aus Jahr ein ein Heer von viertausend Banditen, den Galeeren entlaufen oder ihre Hochstudien daselbst geendigt habend, in Paris unter Euren Augen täglich mordet, raubt und Gräuel aller Art verübt. Eure

Civilgesetze sind eben so schlecht und erbärmlich als Eure peinlichen, und sie sind es, die meistens den Verbrecher zuerst kreiren und den Menschen oft mit Gewalt zum Böswicht machen. — Für den Armen ist gar keine Justiz; denn ohne Gold ist in Frankreich, wie leider in noch vielen Ländern, gar nicht daran zu denken, die heilige Justiz auch für die gerechteste Sache in Bewegung zu setzen. Eure hochgerühmte persönliche Freiheit ist jedem Wucherer Preis gegeben, der Lust hat einen armen, von ihm geprellten Teufel, der ihm wenige Franken schuldet, einsperren zu lassen; ist wohl ein Funken von gesunder Vernunft in Gesetzen, die da den Menschen sein höchstes Gut, seine persönliche Freiheit raubt, weil er nicht im Stande ist, eine in der Noth kontrahirte Schuld augenblicklich abzuzahlen? denn das werdet Ihr mir doch zugeben, daß unter hundert Schuldnern kaum ein böswilliger, wenn auch mancher leichtsinnige ist, und alle gerne bezahlten, wenn sie könnten. Aber Eure scheußlichen Gesetze treiben den Unsinn so weit, zu gestatten, daß ein armer Familienvater, der Ernährer seiner Kinder und Familie, um eine kleine Schuld, die freilich eben diese verruchten Gesetze schon oft auf das zehnfache ihres ursprünglichen Nennwerthes brachte, den Seinigen entrissen werde, die dann im Elend und Hunger verschmachten und umkommen, oder stehlen und rauben müssen, wenn sie ersteres nicht wollen; und ihr wundert Euch noch ob der vielen Verbrecher und Verbrechen? ... Ihr habt die Geheimnisse von Paris und Jerome Patürot gelesen, es sind Romane, einfältige Romane, wenn ihr wollt, aber Romane, die so furchtbare als bedauernswürdige Wahrheiten enthalten, studirt sie und werdet endlich klüger. An Euch ist es, alles Andere bei Seite setzend, sich vor allem mit der höchstnothwendigen Reform der Gesetze und der eben so nöthigen Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens augenblicklich zu befassen. — So lange Ihr aber die Verbrecher auf die Galeeren schmieden laßt, und den, der oft nur in der Uebereilung oder in der Heftigkeit der Leidenschaft gehandelt und zum erstenmal gesündigt hat, mit dem durch und durch verdorbenen und unverbesserlichen Schurken erster Klasse in eine Gesellschaft bringt und gar zusammenschmiedet, so lange könnt ihr versichert seyn, daß ihr nur Banditenheere bildet und rekrutirt. — Ihr habt das Pönitentiarsystem votirt, gut, es ist das einzige, das mit Einsicht und Vernunft angewandt, auch den verstocktesten Sünder noch zur Reue, Buße und Besserung

führen kann, was auch sogenannte Philanthropen deßhalb von Wahnsinn, Selbstmord u. s. w. faseln und träumen mögen, als ob auf Euern Galeeren, in Euern Zuchthäusern, wie sie jetzt sind, Wahnsinn und Selbstmord Seltenheit wären! — Ihr habt das Pönitentiarsystem schon seit zwei Jahren genehmigt, und noch haben Eure wo möglich noch schläfrigern Kameraden in der Pairskammer keine Zeit gefunden, das Gesetz über dasselbe zu prüfen und gut zu heißen. Auch ihnen werde ich nächstens die alten Perückenköpfe zurecht setzen. — Und das Institut Eurer hochgerühmten Jury, so wie es jetzt zusammengesetzt, ist das bedauernswürdigste, jämmerlichste Machwerk, was Menschen je erfunden haben. Es hat schon mehr Ungerechtigkeiten auf seinem Gewissen, wenn es eines haben könnte, als es Mitglieder seit fünfzehn Jahren zählt. Sehet doch einmal Eure Gerichtszeitungen durch, ihr leset sie alle Tage, sind da auch nur in einem ganzen Jahrgang zwei sich ganz gleiche Verbrechen zu finden, die gleich bestraft worden wären? Für dasselbe Vergehen, für das der Eine Jahre lang in Gefängnissen schmachten muß, ja auf Lebenszeit auf die Galeeren geschmiedet, und zur Schande der Menschheit und zur Belustigung des Pöbels, aber wahrlich nicht zur Warnung und Besserung, immer noch öffentlich an den Pranger gestellt wird, kömmt der Andere mit einer leichten geringfügigen Strafe oder gar Lossprechung davon, und in der Regel sind es die schlechtesten Subjekte, die sich der größten Milde zu erfreuen haben, da kömmt alles auf gewisse Umstände, hauptsächlich auf den Leithammel der Jury an, der die andern nach seiner Pfeife stimmt und die beste Lunge zum Ueberreden hat. — Und wie viele Justizmorde und Versehen hat sich diese Jury nicht schon zu Schulden kommen lassen?

Denkt nur an den unglücklichen Lesçüre, und wie viel Lesçüre sind nicht schon unschuldig hingerichtet worden? kaum ist es ein Jahr daß die Jury in Belgien drei arme Teufel, als des Raubmords schuldig, dem Tode überliefert hätte, wenn nicht die einsichtsvolle Gnade des Königs den scheußlichen Justizmord verhindert und die Strafe umgewandelt hätte; wenige Monate darauf fing man die wirklichen Thäter ein, die ihr Verbrechen eingestanden und so die Unschuld der Verurtheilten klar an den Tag brachten. Eure Jury ist eben so schlecht zusammengesetzt wie eure Kammer, die leicht zu überredende Unwissenheit und Einfalt gibt hier wie dort meistens den Ausschlag, und Menschen ohne alle Kenntnisse,

Einsicht und Erziehung, die man im gewöhnlichen Leben nicht bei den allereinfachsten Dingen um Rath fragen würde, thronen in beiden und entscheiden über die wichtigsten Angelegenheiten des Staats und der Menschheit!!! ... Wahrlich, ich sage Euch, Eure Constitution, wie eure Gesetzgebung bedürfen der Reform, und zwar der nicht mehr aufzuschiebenden, wenn nicht Euer schönes Frankreich über kurz oder lang abermals in bodenlose Abgründe und grenzenlose Greuel versinken soll; und das Schlimmste bei der Sache ist, daß Ihr noch andern Völkern mit einem bösen Beispiel vorangeht, die so einfältig sind, nach einer solchen jetzt beliebten Modeverfassung und Justiz Verlangen zu tragen: wahrlich, man sollte sie hieher führen und mit der Nase auf dieses infame Treiben jeder Art stoßen und sie es in der Nähe sehen lassen, gewiß sie würden von ihrer Constitutionswuth bald geheilt seyn. — Doch davon ein andermal, so wie von den Mitteln, hier abzuhelfen. — Aber jetzt noch ein paar Worte zu Euch, ihr saubern Herren (hier wandte er sich an die in ihrer Loge sitzenden Journalisten); Ihr seyd auch so ein verruchtes, heilloses, feiles Gelichter, dessen Sündenregister noch mehr Folianten füllen würde, als die Riesenanzeigen aller Charlatans von ganz Paris an allen Häusern und Mauern....

Ihr, mit wenig ehrenvollen Ausnahmen, ehrloses Gesindel, macht Euch gegenseitig herunter wie die Gassenbuben daß an keinem ein gutes Haar mehr bleibt, und füllt Eure Spalten mit Lügen oder mit theuer bezahlten Lobhudeleien, es ist nichts so dumm, so albern und so absurd ersonnen, das Ihr nicht dem leichtgläubigen Publikum auftischtet, wenn es nur in Euern Kram paßt, und schrieb man Euch, der Kaiser von Rußland verzehrte alle Morgen drei frikassirte Polen zum Frühstück, und der König von Preußen ließ Elephanten in Champagner kochen, Ihr ließt es drucken und glaubtet es am Ende selbst, und fürs Geld macht Ihr aus jedem erbärmlichen Federfuchser einen Racine, Schiller oder Shakspeare, oder wie man sich von Euch taufen lassen will; fürs Geld wird jeder Stümper auf dem Klavier zu einem Liszt und Thalberg; fürs Geld jede krähende Gans eine Catalani, jeder lahme Tanzmeister ein Vestris, jeder Pinsel ein Raphael. Wahrhaftig, der Mann hatte recht, der da sagte: ich lese schon lange keine Zeitung mehr, sie enthalten ja doch nichts als Dummheiten, Abgeschmacktheiten, Lügen und Abscheulichkeiten. — Ihr seyd mir ein sauberes Pack, aber Geduld, die Höllenstrafen, die Euch erwarten, sind Euerm

Treiben angemessen und werden Euch, wenn auch zu spät, zur Erkenntniß bringen. Besonders aber ihr Herren, die ihr in Euren feilen Zeitungen eine systematische Opposition, nicht aus Ueberzeugung, sondern um euch oder eure im Hintergrund lauernden Hampelmänner und watschelnden Gliedermänner ans Ruder zu bringen, und deßhalb jede, auch die beste und wohlmeinendste Maßregel der Regierung zu verunglimpfen und in euern Koth herabzuziehen sucht, die ihr für einen jeden vom Dach herabfallenden Ziegel Minister und Polizei verantwortlich machen wollt, daß sie dessen Fallen nicht im Voraus gesehen und verhindert haben, obgleich es allgemein anerkannt, daß letztere, die Polizei, so lange Paris steht, noch nicht mit so viel Umsicht, Rechtlichkeit, Humanität und vom besten Erfolg gekrönten Maßregeln gehandhabt wurde, wie unter der jetzigen Verwaltung. Nur Uebelthäter, Schurken und Ruhestörer kennen das Daseyn der Polizei zu Paris! — Und somit habe ich Euch allen für heute meine Meinung ohne Schminke gesagt. Ihr könnet Euch für die Zukunft darnach richten, wehe Euch, komme ich zum zweitenmal wieder.

Der Teufel gab durch ein abermaliges Zeichen der ganzen Deputirtenkammer und allen Anwesenden ihre Bewegungskraft wieder, die Herren gafften sich gegenseitig einander an, ohne ein Wort hervorbringen zu können, denn noch immer stand ihnen der ohnehin nicht sehr rührige Verstand still, und endlich brachte der Präsident stotternd die Worte heraus: „die Sitzung ist für heute geschlossen!“ und alle schlichen davon wie die Katze von dem Taubenschlag. — Michel und der Teufel aber begaben sich lachend in die Straße Chaillot No. 53, um Rosa-Maria und ihre Eltern aufzusuchen. —

Sie fanden dieselben bereit, auf den ihnen gemachten Vorschlag einzugehen, nahmen die Fremden, die sie mindestens für ein paar reiche Prinzen hielten, mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit auf, Rosa-Maria blickte Michel mehrmals verstohlen und mit ihren schelmischen Augen prüfend an, und man kam überein daß man im Sacré coeur die beiden Schwestern für dessen nahe Anverwandte ausgeben wolle, um den frommen Damen keinen Anstoß zu geben, und der Teufel machte sich anheischig, die Mädchen im Kloster unterzubringen, was in der That auch wenig Anstand fand, da er und Michel sich den über die Aufnahme daselbst zu bestimmenden Personen mit solchen Empfehlungen vorstellten, daß

ſie mit offenen Armen empfangen wurden und ihren werthen Couſinen jeden Augenblick die Pforten des heiligen Aſyls offen ſtanden. Asmodi beſorgte nun noch ſchnell die nothwendige Equipirung der Mädchen, die vierundzwanzig Stunden darauf unter der frommen Obhut und aus den elyſäiſchen Feldern verſchwunden waren, ohne daß Jemand von ihren zahlreichen Verehrern wußte, was aus ihnen geworden. — Michel, den der Teufel als einen deutſchen Reichsgrafen vorgeſtellt hatte, erhielt die Erlaubniß, ſeine Couſinen-Comteſſen von Zeit zu Zeit beſuchen und auch deren Eltern mitbringen zu dürfen.

Denſelben Tag, an dem Michel zu Chaillot geweſen, hatte das Miniſterium der ſich unter der Aegide des Hauſes Rothſchild gebildeten Compagnie das Unternehmen der Nordeiſenbahn zuerkannt, deren Aktien ſogleich und in wenig Tagen von ihrem Nennwerth, 500 Franken, bis auf 900 ſtiegen, ganz Paris wirbeln machten und allen Leuten, vom Pair und Herzog bis zum Portier und Schuhputzer, die Köpfe verrückten. Alle Dienſtboten, Arbeiter und andere arme Teufel, die ein paar Pfennige in der Sparkaſſe angelegt hatten, beſtürmten dieſelbe, um ihr Geld zurückzunehmen, und allein oder in Verbindung mit einigen Collegen jetzt Nordeiſnbahn-Aktien à — 900 Fr. zu kaufen. Die Börſe bot fortwährend das Schauſpiel eines von losgekommenen Narren und entfeſſelten Wahnſinnigen erſtürmten Tollhauſes. Die Hyder der Agiotage, die Geldgier und die Gewinnſucht hatten noch nie ihr ſcheußliches Haupt ſo gräulich-furchtbar erhoben und geſchüttelt wie bei dieſer Gelegenheit.

Michel hatte Luſt, den Spektakel mit anzuſehen, und nur mit Mühe konnte er und ſein Begleiter durch die vor der Börſe ſtehenden Haufen, unter denen auch zahlloſe Frauen von allerlei Gelichter, namentlich auch Loretten, Actricen von verſchiedenen Theatern und beſonders eine große Zahl femmes entretenues oder Maitreſſen aller Art waren, die ihre Beſchützer erwarteten um die ihnen verſprochenen Promeſſen in Empfang zu nehmen. Unſere beiden infernaliſchen Reiſenden hatten endlich auf den Gallerien Platz genommen, von wo aus ſie das Treiben unter ihnen, auf der Bühne wie hinter den Couliſſen, mit Muße beobachten konnten. In ihrer Nähe hatte ſich ein heftiger Wortwechſel zwiſchen einigen Perſonen entſponnen, der bald ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog und dem ſie folgendes Geſpräch ablauſchten:

— Ich kann Euch nicht helfen, Ihr müßt mir noch wenigstens 1200 Aktien zum Nennwerth ablaſſen, ſonſt ſchlage ich Lärm; die Compagnie hat 150 Millionen bei der Geſchichte gewonnen, ſagte ein Mann, den Asmodi als den Redakteur en Chef eines bekannten Pariſer politiſchen Journals erkannte.

— Wo denken Sie hin, nicht die Hälfte, nicht den dritten Theil, auf meine Ehre, Sie wiſſen ja wie man alles übertreibt, antwortete der Agent eines bekannten Banquierhauſes, und fügte dann hinzu: Mehr als die Hälfte, mehr als zwei Drittheile haben wir zum Nennwerth ausgeben müſſen, was haben nicht allein Sie und manche Ihrer werthen Herren Collegen erhalten, um Euer Schweigen zu erkaufen, und Sie wiſſen ja ſelbſt am beſten, was es koſtet, wenn man den Pariſer Preſſen das Maul ſtopfen will. Und dann, an ſo viele der Herren Deputirten, von der Rechten wie von der Linken und vom Centrum, in allen Nüancen, was haben wir nicht an die abgeben müſſen?! Groſſer Gott, Sie haben gar keinen Begriff davon, der hat für die Mlle. D. von den Varietäten, der für die Mlle. C. vom Palais-Royal-Theater, der für die Mlle. F. vom Gymnaſe, der für Mad. G. aux français, dieſer für die berühmte J. L. in der Straße la paix, der für Mme. X., und ihre beiden ſchönen Töchter, 50, 100, 200 und 500 Aktien verlangt und erhalten, und wie konnte man dieß refüſiren? In das Lorettenquartier ſind wenigſtens ein paar Tauſend gewandert, doch das wiſſen Sie ja wohl ſelbſt am beſten! —

— Das mag alles ſeyn, erwiederte der Herr Redakteur en Chef, aber etwas muß ich noch haben, ich kann Euch nicht helfen, 200 habe ich auf mein Ehrenwort noch der kleinen Octavie verſprochen, und Sie wiſſen, daß ein Mann von Ehre ſein Wort halten muß.

— Nun, ich werde ſuchen, mein Möglichſtes zu thun. Alſo noch 200 zu den 1500, die Sie und die Mitredakteure Ihres Journals ſchon erhielten, macht 1700.

— Ein rechter Bettel für Leute, die Milliarden gewinnen.

— Aber wenn die Einen gewinnen, müſſen doch Andere immer verlieren, wer iſt denn hier der verlierende Theil?

— Wie können Sie ſo naiv fragen; die dummen Teufel, die die Aktien jetzt mit 900 bezahlt haben und bezahlen.

In dieſem Augenblick wurde der Tumult im Parterre der Börſe ſo ſtark, daß Michel und ſeinem Begleiter das Weitere dieſes intereſſanten Geſprächs entging. Erſterer ſagte zu ſeinem Ge-

fährten: Höre, wie wäre es, wenn Du auch diesem Agiotagengesindel da unten ein wenig die Meinung sagtest, ich glaube, es könnte Nichts schaden.

— Du willst es, wohlan, es sey. —

Der elegante Hinkende schlug mit seiner eisernen Krücke dreimal auf das Brustgeländer, sprach einige mysteriöse Worte und sogleich hatte eine Todesstille und eine totale Bewegungslosigkeit das sinnenverwirrende Getöse und die fieberhaften, quecksilberartigen Gesten und Manipulationen der Handelnden ersetzt, und Alle verdrehten ihre Augen starr nach dem Orte hin, wo die drei Schläge gefallen waren, als erwarteten sie den Aufzug eines Vorhangs im Theater. — Stumm und starr hörten sie die Worte Asmodis an, der sich also vernehmen ließ:

Hört mich, ihr eingefleischten Wucherseelen, ihr versteinerten Börsenherzen, die ihr für nichts anderes mehr Gehör, Gefühl und Gesicht habt, als für den Klang und Glanz eures Götzen, des goldenen Kalbes, und besonders ihr, die ihr schon Schicht auf Schicht gelegt, von euerm Mammon doch nie einen edlen Gebrauch zu machen wißt, höchstens aus Prahlerei oder Ostentation der Armuth einen Brocken, einen wahren Bettel, und dann auch noch die Wurst nur nach einer Speckseite oder vielmehr einem gemästeten Schwein hinwerft, was wird es euch nützen, wenn ihr der Armuth auch noch den letzten Pfennig aus dem Säckel entwendet habt, — nichts, gar nichts wird und kann es euch helfen, im Gegentheil am Ende euch und den eurigen nur Schmach und Fluch, Unheil und Verderben bringen, wenn erst das Volk wird eingesehen haben, und seyd versichert, es ist nahe daran es einzusehen, daß unter allen Aristokratien die scheußlichste, unter allen Tyranneien die unerträglichste die der eisernen, herz- und gefühllosen Aristokratie des Reichthums ist! — Dann wird es euch zerknicken, wie es die Aristokratie des Erbadels und der Geburt zerknickt hat. Und gesetzt selbst, dieses Geschick drohte euch nicht und ganz Europa wäre euer, wie lange dauert es denn noch, und sechs Bretter schließen eure faulen Leiber ein, die dann die eckelhafte Speise der Würmer werden. — Aber glaubt ihr, damit ists abgethan? — Nein, dort drüben an den Pforten der Ewigkeit erwarte ich euch, wo euch die furchtbarsten Qualen und Strafen drohen, ihr, die ihr für den nagendsten Hunger, das Elend der rechtschaffensten Familien keinen Bissen Brot habt, während euren eckelhaften Gelüsten

zu fröhnen ihr Tausende und Hunderttausende, der Armuth abgepreßt, den feilsten Buhldirnen, die sich dennoch über euch lustig machen und eurer spotten, in den Schoß schleudert. — Seht dort jenen armen Soldaten, er hat gestern sein Commisbrot, alles was er noch sein nennen konnte, mit einem hungernden Greis getheilt; wahrlich, ich sage euch, er gab mehr, als wenn ihr Millionen verschenktet. Und dabei spielen noch so Viele von euch die Frommen, die Pietisten, ja diese sind gerade die ärgsten Christen, mit Traktätchen und unsinnigen Büchelchen wollen sie die Armuth abspeisen und trösten, die kein faules Stroh zu ihrem Lager, kein verschimmeltes Stückchen Brot, ihren Hunger zu stillen, hat, während sie in Damastpolstern schlafen und ihren Gaumen keinen ihm lieblichen Kitzel versagen. — Dem um Brot Bittenden reichen sie ihr Makulatur und legen ihren Lakaien kostbare Hanswurstkleidungen an, mit der sie die Blöße so manches nackten Greises zehnmal bedecken könnten!!! —

O geht in euch, bereuet und bekehrt euch so lange es noch Zeit ist, denn ich sage euch, es erwartet euch ein furchtbares Gericht, selbst hienieden, und sey es erst an euerm nicht fernen Sterbestündlein, und dann das Jenseits! —

Der Teufel that wieder drei Schläge, und Alles war wieder im vorigen Zustand, nur wurde für heute kein Handel mehr auf der Pariser Börse geschlossen, alle flohen kopfhängend davon, und die unheiligen Hallen waren so öde, wie das Nichts.

Michel meinte, der Teufel habe den Herren, wenn auch nicht süßen, doch recht klaren Wein eingeschenkt, und bezeigte sodann das Verlangen, sein Vaterland einmal wieder zu sehen und sich in demselben umzuschauen. Nicht mehr wie billig, sagte Asmodi, und schon in der nächsten Viertelstunde spazierten die Herren vor dem Kursaale in Baden-Baden auf und nieder. —

II.

Michel in den Spielhöllen zu Baden-Baden, Wiesbaden und Homburg. — Ein wunderbares Feuerwerk. — Abentheuerliches Fest in Homburg vor der Höhe. — Ein verhafteter Geist. — Ronge in Offenbach und Frankfurt. — Michel wohnt einer Berathung der Deutsch-Katholiken bei. — Michel züchtigt betrügerische Lotterie-Collekteure. — Der 18te October zu Frankfurt am Main. — Erste Höllenreise.

Sie hören nicht, sie sehen nicht, sie fühlen nicht! — Was thun sie denn? — sie spielen! . . .

Die Saisen in Baden-Baden hatte den Zenith ihres Glanzpunktes erreicht. Gesunde und Kranke aus allen Ecken und Enden Europas hatte der romantische Zauber dieses weltberühmten Badeorts und seiner herrlichen Umgegend herbeigelockt; was Paris und London, St. Petersburg und Berlin Fashionables entbehren konnten, hatte sich hier vereinigt.

Es war gerade am Tage des großherzoglichen Geburtsfestes, und die kirchliche Feier desselben so eben beendigt, als zwei kaum angekommene Fremde, nachdem sie Badens stattliche Bürgergarde, aus der Kirche kommend, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen hatten vorübermarschiren sehen, in den Spielsaal des Kurhauses traten, in einiger Entfernung von dem schon wohlbesetzten Roulettisch stehen blieben und die finstern, düstern, sorgenvollen, angstiftenden Physiognomien der meisten Spieler zu beobachten schienen.

— Bemerkst Du dort jenes bleifarbige, stumpfsinnige, bittere, Mysanthropie ausdrückende Gesicht, das dem nachläßig gekleideten Menschen angehört, der dicht neben dem zahlenden Croupier steht? sagte der kleinere der beiden Ankömmlinge zu seinem Gefährten;

der Mann zählt kaum sechs und dreißig Jahre, obgleich man ihm eben so viele fünfzig gäbe. Derselbe hat bereits nicht nur sein bedeutendes väterliches Vermögen, sondern auch die noch weit bedeutendere Mitgift seiner Gattin, sammt alle deren Kostbarkeiten, Schmuck und Geschmeide den grünen Tischen Benazets zum Opfer gebracht. Jetzt hat er noch fünfzig Louisd'ors in der Tasche, der Rest von dem Geld, das er von einem Juden gegen sein demselben verpfändetes Mobiliar mit zwölf Procent Zinsen entlieh; in einer halben Stunde ist er auch damit fertig, dann wird er noch das letzte Kleidungsstück seiner Frau verpfänden und den Erlös der Bank bringen; Frau und Kinder aber werden von mitleidigen Seelen ein versalzenes Gnadenbrot erhalten, und er wird im Spital oder Zuchthaus endigen.

Der ihm gegenüberstehende, schon etwas ältliche Mann, dessen kummervolle Mienen und fast an Wahnwitz grenzende Geberden die unverkennbarste Verzweiflung und Höllenangst verrathen, und an dem alle Muskeln in vibrirender Bewegung scheinen, der eben mit zitternder Hand zehn Napoleon auf manque setzt, das ist ein ***scher Finanzbeamter, der eine landesherrliche Kasse unter Händen hat, in der bereits ein manco von zehntausend Gulden vorhanden ist. Heute macht er seine letzten Coups, und Cassation und Correctionshaus erwarten ihn. Auch er ist ein Familienvater von fünf Kindern, die ins Elend wandern werden. Dort jenes stupid-stiere, hohlwangige Angstgesicht mit den hervorstehenden Backenknochen, dicht neben dem Finanzbeamten, dessen klotzende Blicke wie angepicht auf dem im Spiel stehenden Geld hängen, das ist ein fleißiger Handwerksmann, der heute seinen ganzen Wochenlohn in Benazets bodenlose Tonne wirft. Jetzt steht sein letztes Guldenstück auf Schwarz, und die Kugel rollt in Roth. Jenes hochrothe, weisköpfige Vollmondsgesicht, das mit sorgloser Gleichgültigkeit Hände voll Gold verliert und gewinnt, ist der Fürst von .... Der neben ihm stehende Mann, mit dem militairischen Anstand, ist ein ehemaliger Officier von der weiland großen Armee Napoleons, jetzt schriftstellert er. Gestern erhielt er hundert Napoleon von seinem Pariser Verleger, die er zum Theil erst noch verdienen muß; sich im Besitz einer untrüglichen Martingal wähnend, wird er, bevor eine Stunde vergeht, gesprengt seyn. — Er hatte schon einmal durch ein paar glückliche Coups über 50,000 Franken in Paris gewonnen, und verließ ein paar Stunden später

das Palais-Royal ohne einen Pfennig in der Tasche. — Die an seiner Seite sitzende, wie ein Espenlaub zitternde Dame, deren sonst schöne und edle Züge jetzt bis zur karrikaturartigen Fratze verzerrt, deren Nerven in ewigem Zucken, deren Adern bis zum Zerspringen angeschwollen sind, und deren hohlliegende Augen mit habgierigen Geierblicken die rollende Kugel unaufhörlich verfolgen, hat nicht nur den Verlust ihres Geldes und den durch denselben herbeigeführten Ruin ihres Gatten und ihrer Kinder, zweier liebenswürdigen, hoffnungsvollen Mädchen, sondern auch den ihrer Ehre zu beweinen, denn sie spielt jetzt mit dem Verdienst ihrer an einen alten jüdischen Banquier verhandelten Reize, dessen gelbbraunes Faunengesicht ihr jedoch den Geldkorb ziemlich hoch hält. Vor noch einem Jahr war ihr Loos das beneidenswertheste und glücklichste, angebetet von allen, die sie kannten, im Schoß ihrer Familie und Verwandten lebend, konnte sie . . . . *)

Genug dieser widerlich eckelhaften Gemälde einer tiefgesunkenen Menschheit, unterbrach jetzt Michel den ihn unterrichtenden Asmodi; denn Niemand anders waren die die Spieler beobachtenden Fremden, wie unsere Leser schon längst vermuthet haben werden —, ich will den Herren der Bank eine kleine Lection geben und rechne auf Deinen Beistand.

Beide traten nun an den Tisch, an dem sie sich nicht ohne Mühe Plätze verschaffen konnten. Michel pointirte mit Gold, verdoppelte, verdreifachte und vervierfachte jeden Verlust, so lange, bis ihm eine Martingale eingeschlagen war, und hatte bald eine runde Summe von mehr als 20,000 Gulden gewonnen, so daß er ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Neugierde der Anwesenden wurde. In dem Augenblick, als er wieder einen Haufen Gold einstrich, sah er den ihm gegenüber spielenden Beamten, nachdem dieser abermals einen nicht unbedeutenden Satz verloren hatte, schnell den Spieltisch verlassen und zum Saal hinausstürzen. Stürmer ersuchte seinen Begleiter, seine Rolle fortzuspielen, und eilte dem sich Entfernenden nach. Er sah ihn den nach Lichtenthal führenden Weg einschlagen, den er mit gebeugtem, bis auf die Brust herabsinkendem Haupt, mit schnellen, aber wankenden Schritten fortsetzte. Michel folgte ihm in einiger Entfernung.

*) Wenden letzten Sommer Baden-Baden, Homburg ꝛc. besuchte, konnte sich überzeugen, daß diese Bilder ganz der Natur getreu gezeichnet sind.

Beide erreichten um die Mittagsstunde das Kloster, wo der
sich unbemerkt glaubende Beamte den Pfad einschlug, der hinter
demselben zu dem auf einer Anhöhe liegenden Gehölz führt. An
einer einsamen Stelle desselben angekommen, und ohne sich umge-
sehen zu haben, zog er eine Pistole aus der Tasche, lud sie, fiel
sodann auf die Knie, ein kurzes Gebet mit trostlos gegen den
Himmel gewandtem Blicke murmelnd. Eben war er im Begriff,
die Waffe, den Mund weit aufsperrend, gegen sich zu richten, als
ihm der Fremde, den er nicht wahrgenommen und der in einer
geringen Entfernung jede Bewegung des Verzweifelten beobachtet
hatte, in den Arm fiel und ihm zurief:

— Unglücklicher, was haben sie vor? —

— Mich von einem Leben zu befreien, dessen furchtbare Last
mich erdrückt.

Indem er diese Worte sprach, versuchte er seinen Arm von
der ihn kräftig festhaltenden Hand Michels mit Gewalt los zu
machen. Es entspann sich so eine Art Kampf um die Pistole,
die durch das Ringen zufällig losging, und die Kugel sauste dicht
über Michels Kopf dahin, und traf einen nahestehenden Eichstamm.
Dem Kampf, dem der Schuß ein Ende machte, folgte eine augen-
blickliche tiefe Stille, die Stürmer endlich mit den Worten unter-
brach:

— Mein Herr, dürfte ich ohne unbescheiden zu seyn, fragen,
was Sie zu einem so verzweifelten Entschluß bringen konnte?

Nach einigem Besinnen erwiederte der Andere, fast in den
Ton eines heftigen Vorwurfs ausbrechend:

— Ich kann meine Schande nicht überleben, und habe es
Ihnen wenig Dank, daß Sie mich an meinem Vorhaben verhin-
derten, jetzt hätte ich es überstanden und Ruhe, und so habe ich
noch einmal die Mühe und . . . .

— Wenn Sie mir einiges Zutrauen schenken wollten, mein
Herr, so könnte ich Ihnen vielleicht dienen. Es gibt keine Lage
in der Welt, die so mißlich wäre, daß sie nicht gelindert werden
könnte, ich spreche aus Erfahrung, kann ich etwas für Sie thun,
so gebieten Sie über mich. —

— Unmöglich, das Uebel ist unheilbar, ich habe Alles ver-
sucht, was in meinen Kräften stand, ich bin ein verlorner, ent-
ehrter Mann. Bevor ich mich zu diesem Schritt entschloß, und
wo mir noch mit einer geringen Summe zu helfen war, wandte

ich mich an bemittelte Freunde und Verwandte, ſetzte Himmel und Hölle in Bewegung; vergeblich, ich fand nur taube Ohren, nur verſchloſſene Herzen und Kaſſen, obgleich ich nur um einen kleinen Theil ihres Ueberfluſſes leihweiſe, gegen mögliche allmälige Abzahlungen begehrte..... Ach, die Unglücklichen haben weder Freunde noch Verwandte mehr!

— Sehr wahr! Doch geſtehen Sie mir ohne Rückhalt Ihre Lage, es iſt nicht Neugierde, die mich ſo zudringlich erſcheinen läßt, ich habe den Willen Ihnen zu helfen, und bin es vielleicht im Stande.

Der Unglückliche ſchüttelte ungläubig den Kopf. Stürmer nahm ihn beim Arm, führte ihn zu einer ſich in der Nähe befindenden Raſenbank und nöthigte ihn ſich niederzuſetzen. Nachdem er ihn abermals aufgefordert hatte, Vertrauen in ihn zu ſetzen, entfuhren dem Verzweifelnden endlich folgende Worte:

— Mein Herr, ich bin Staatsdiener, morgen wird die mir anvertraute Kaſſe inſpicirt, in welcher zehntauſend Gulden fehlen, die ich am Roulet in Baden verſpielte,.... an Erſatz iſt nicht zu denken, und ich hinterlaſſe meinen fünf Kindern die Schande meiner Ehrloſigkeit!...

Ohne ein Wort zu ſagen, zog Michel ſein Portefeuille aus der Taſche, nahm zwei und zwanzig Pariſer Bankbillets, jedes a 1000 Franks, aus demſelben und übergab ſie dem Unglücklichen mit den Worten:

— Hier mein Herr, nehmen Sie und ſpielen Sie nicht wieder!

Hierauf wollte er ſich ſchnell entfernen, der Gerettete fiel ihm aber zu Füßen, ſeine Knie umklammernd, und rief aus: Nein, Sie ſind kein Sterblicher, Sie ſind ein rettender Engel des Himmels. — Darf ich aber annehmen, was ich vielleicht nie wieder erſetzen kann?

Stürmer beruhigte den Beamten deßhalb, und rieth ihm ſich ohne Verzug auf den Weg zu machen, um ſeine Kaſſe zu ordnen.

— Erlauben ſie mir nur noch vorher, mein großmüthiger Retter, Sie mit den Umſtänden bekannt zu machen, die mich ſo ſchuldig als unglücklich machten.

— Dieß iſt unnöthig, verſetzte Stürmer, Ihre Ehre und Ihr Leben iſt gerettet, und dieß iſt mir genug.

— Es würde mir aber eine große Beruhigung ſeyn, wenn

Sie mir gestatteten, Ihnen, meinem großmüthigen Retter, mein Herz auszuschütten.

— Wenn das ist, so sprechen Sie, wir können ja den Rückweg zusammen machen.

Beide machten sich sofort auf den Weg, und der Beamte begann, nachdem er seine reichlich fließenden Thränen getrocknet:

Ich heiße Borda, bin Finanzrath mit einem jährlichen Gehalt von achtzehnhundert Gulden. Mit einiger Oekonomie hätte dieses mäßige Einkommen wohl hinreichen können, mich und die Meinigen anständig zu ernähren. Von meinen fünf Kindern sind zwei Töchter schon erwachsen, und der älteste meiner Söhne studirt bereits auf der Hochschule zu Heidelberg. Die Bedürfnisse einer so zahlreichen Familie sind aber nicht gering, und dann wird auch von oben und namentlich in unsern kleinen Residenzen sehr darauf gesehen, daß man als Beamter auf einem gewissen Fuß lebe. Da gibt es hundert Gegenstände des Putzes und der Toilette, die man der Frau und den Töchtern nicht gut versagen kann, sie würden sich sonst bei ihren Bekannten und Freundinen zurückgesetzt fühlen, dürfen diesen nicht nachstehen, man kann nicht umhin Gesellschaft zu besuchen, Gesellschaften zu geben, sich in der Welt sehen zu lassen, in der Hoffnung, seine Kinder bälder zu versorgen. Dieß alles verleitet zu Ausgaben, welche die Kräfte übersteigen. Wir sind hier an den Thoren Frankreichs, dem Vaterland der Moden und des Putzes, das uns unaufhörlich mit den Gegenständen, welche die Begierden der Frauen und die Verzweiflung der Männer erregen, aus erster Hand überschüttet. Dieß und die Furcht, zu früh pensionirt zu werden, wenn man sich das Mißfallen irgend eines Hochgestellten durch allzugroße Sparsamkeit zuzieht, macht, daß gar manche Beamte zu Ausgaben verleitet werden, die nicht im Verhältniß mit ihren Einnahmen stehen. Es sind kaum zwei Jahre, daß ich anfing, kleine Summen aus der mir anvertrauten Kasse zu entlehnen, die ich anfänglich, so oft ich meinen Gehalt empfing, wieder einlegte, bald aber wurden meine Schulden zu groß; um das Deficit zu decken, nahm ich zuerst meine Zuflucht zu Juden, die mir Geld zu hohen Zinsen vorschossen. Aber auch sie wollten bezahlt seyn, peinigten mich, und ich griff wieder in die Kasse. Das Deficit in derselben wurde immer größer, von meinen Bekannten, an die ich mich wandte, die aber nur amis jusqu'à la bourse waren, abgewiesen, nahm ich jetzt meine Zuflucht

zum Spiel, zu den fehlenden Tausend kamen nach wenigen Tagen noch Tausende hinzu, die ich nach und nach der Kasse entnahm. — Heute Morgen verlor ich den Rest des Kassenbestandes und mit ihm jede Hoffnung. — Entehrung und Tod war, was mir übrig blieb — da nahten Sie, großmüthiger Mann, im Augenblick der Entscheidung, erhielten mir das Leben und retteten meine Ehre!

Lassen wir das gut seyn, unterbrach Stürmer den Redner, indem er hinzusetzte: Es wundert mich, daß der Großherzog, der doch den Ruf einer großen Menschenfreundlichkeit hat, ein so gefährliches und unmoralisches Institut, wie diese Hazardspiele, duldet.

Personen, die Einfluß auf ihn haben, und aus leicht zu errathenden Ursachen die Spielbank in Schutz nehmen, wissen dem Regenten glauben zu machen, daß ohne diese leidige Anstalt Baden wenig mehr besucht werden, und so das Interesse des Landes, wohl das letzte, was sie berücksichtigen, gefährdet würde. — Ich bin indessen überzeugt, daß das Verbot der Hazardspiele, weit entfernt, die Fremden vom Besuche Badens abzuhalten, manche reichliche Familie anziehen würde, um der Genüsse eines Ortes theilhaftig zu werden, den Kunst und Natur so reich und der Gesundheit so zuträglich ausgestattet haben, und den sie jetzt, trotz seiner Schonheiten, meiden, die Gefahren der Spielbank für die Ihrigen fürchtend. Glücksritter würde man dann wohl weniger hier sehen, aber gerade deren Wegbleiben wäre ein Glück. Ein guter Theil der Einwohner Badens ist auch der Meinung, daß das Aufhören der Hazardspiele ihrer Stadt eher Nutzen als Schaden bringen würde. So oft ein Fremder plötzlich verschwindet, Schulden hinterläßt, seinen Wirth nicht bezahlt, was hier täglich vorkommt, haben Bürger und Wirth nur der Bank diesen Verlust zu verdanken; und Benazet und seine Spießgesellen verprassen die im Sommer hier erbeuteten Gelder im Winter in Frankreichs Hauptstadt in lustiger Gesellschaft. Aber selbst in den Kammern haben sich gewissenlose Abgeordnete gefunden, die diesen Schandfleck des Landes in Schutz nahmen. Es ist bekannt, daß der Spielpächter Benazet sich öffentlich rühmte, daß kein Organ der französischen Presse es wagen würde, ihn und seine Anstalt anzugreifen; wie groß war daher dessen Zorn, als er erfuhr, daß mehrere deutsche Journale sich unterfangen hatten, einige fulminante Artikel gegen das geheiligte Institut der Hazardspiele Ba-

bens zu ſchleudern. Aber daß dieß auch ſelbſt in Deutſchland nicht ſo ganz gefahrlos iſt, bewies die bald darauf erfolgte plötzliche Ausweiſung eines ſich während der Saiſon in Baden aufhaltenden Schriftſtellers, den man im Verdacht hatte, einige dieſer Artikel gegen Benazet und Conſorten an die Kölner Zeitung geſandt zu haben.

Unter dieſen und ähnlichen Reden kamen die beiden neuen Bekannten in Baden am Kurſaal an. Noch in einiger Entfernung von demſelben vernahm man einen ungewöhnlichen Lärmen. Den Finanzrath ergriff ein unwillkührlicher Schauder, als er in die Nähe der Spielſäle kam, und er ſchwur hoch und theuer, nie mehr einen Fuß in dieſelben zu ſetzen. Er nahm Abſchied von ſeinem Wohlthäter, der ihm verſprechen mußte, ihn und die durch ihn gerettete Familie in Kurzem in ihrer Wohnung zu K.... mit einem Beſuch zu beehren, und empfahl ſich ſodann mit dankerfülltem Herzen.

Als Stürmer in den Spielſaal trat, ſeinen Gefährten aufzuſuchen, fand er daſelbſt eine große Aufregung; letzterer hatte während ſeiner Abweſenheit die Bank nicht weniger als viermal geſprengt, und nachdem die Spielpächter auch die zuletzt geholten Goldrollen noch eingebrockt hatten, erklärten ſie das Spiel für geſchloſſen. Die Sache hatte großes Aufſehen unter den Anweſenden gemacht, die ſich alle um den glücklichen Spieler drängten, den ſie für einen reichen Ruſſen hielten, und der ſich nun Arm in Arm mit Stürmer entfernte, um ein Mittagsmahl an der table d'hôte des badiſchen Hofes einzunehmen.

Die Tafel war heute ungewöhnlich ſtark beſetzt, da zu Ehren des Großherzoglichen Geburtsfeſtes viele Beamte an derſelben ſpeiſten und die Geſundheit des Landesfürſten in edlem Rheinwein und Champagner tranken.

Gegen das Ende der Tafel kamen einige dieſer Herren auf den Einfall, dem Großherzog einen Toaſt ausbringen zu wollen, und begehrten deßhalb Stille und das Wort. Sogleich ließ ſich am andern Ende des Tiſches eine dagegen proteſtirende Oppoſition vernehmen, behauptend, daß Niemand das Recht habe, an öffentlicher Wirthstafel Geſundheiten gegen den Willen anderer Gäſte auszubringen. Die Sache gab zu einem heftigen Wortwechſel Anlaß, die Toaſte unterblieben, und die Beamten ſtanden plötzlich vom Tiſch auf und verließen ſämmtlich den Saal. «Eine glückliche

Reiſe« ſchallte ihnen lachend nach. — Kaum waren ſie zur Thüre hinaus, als einer der gebliebenen Gäſte ein »Vivat Itzſtein und Hecker!« brüllte.

Das iſt mir auch der Rechte, brummte ein etwas ältlicher Mann, der Itzſtein ließ ja die Leute bis auf's Blut hauen, als er noch Amtmann war.

— Es ſind doch immer noch die Alten, die guten Deutſchen, ſagte Michel lachend zu ſeinem Gefährten, ſtieß mit dieſem an und rief laut aus: pereat die Bank! perent! wiederholte Asmodi, ein Glas Champagner hinunterſtürzend.

— Wir müſſen dieſen Nachmittag den Herren die zweite Lektion geben, meinte Michel.

— Nach Belieben, höhnte Asmodi.

Und beide verfügten ſich nach gehaltenem Mahle wieder in die Spielſäle, wo ſie das Spiel mit gleichem Glück, zum Erſtaunen der Zuſchauer und zur Verzweiflung Benazets und Conſorten, fortſetzten, bis es letzterer abermals für geſchloſſen erklären mußte.

Unterdeſſen war die Dämmerung herangekommen, die Nacht breitete bald ihren Schleier über Thal und Flur, und ein luſtiges Feuerwerk mit allerlei Schnickſchnack wurde zu Ehren des Großherzogs vor dem Kurſaal abgebrannt. Plötzlich erhob ſich mitten unter den aufſteigenden Raketen, Sonnen, Feuertöpfen, romaniſchen Sternenlichtern ꝛc. eine gewaltige Feuerkugel in die Luft, die, immer größer werdend, endlich platzte und ſich in einen reichverzierten, in Brillantfeuer glänzenden Galgen verwandelte, an dem unverkennbar ähnlich ein halbes Dutzend ſehr bekannter Spielpächter ſammt ihren Protektoren in gluthrothem Feuer dargeſtellt, baumelten, zappelten und die poſſirlichſten Bewegungen machten.

Ein hochdonnerndes Bravo und Braviſſimo erſchallte aus tauſend und abermals tauſend Kehlen zumal, das Beifallklatſchen und der Jubel wollten gar kein Ende nehmen. Aber Einer rannte verzweiflungsvoll die Hände ringend umher; es war der Anordner des Feſtes, und er rief einmal über das anderemal aus: wer hat mir das gethan? — das geht nicht mit rechten Dingen zu! — Bald miſchte ſich auch die hochlöbliche Polizei in die Sache und befahl den Feuerwerkern die augenblickliche Löſchung dieſes Bildes. Dieſe, die nicht wußten wie ihnen geſchah, verſuchten alles Mögliche, das unbegreifliche Kunſtfeuerwerk zu tödten; aber vergeblich waren alle ihre Bemühungen, es brannte nur um ſo lichter,

dehnte ſich immer mehr aus, und nahm zuletzt eine koloſſale Größe an.

Das iſt gewiß griechiſches Feuer! rief eine Stimme.

Sagt lieber hölliſches, erwiederte eine andere.

Als alles nichts helfen wollte, verſuchte man dem Skandal vermittelſt der Feuerſpritzen, die man herbeiholte, durch ein tüchtiges Kreuzwaſſer ein Ende zu machen, aber auch dieß war vergeblich und hatte kein anderes Reſultat, als daß ein großer Theil der Zuſchauer bis auf die Haut durchnäßt wurde. Es bildete ſich endlich ein wahres, hohe Wellen ſchlagendes Feuermeer unter dem Galgen aus, von dem die Gefangenen plötzlich abgeſchnitten in den unter ihnen brennenden Pfuhl fielen. Nun ließ ſich mit einemmal ein ſo furchtbares Krachen hören, daß man den Weltuntergang nahe glaubte, und die ganze Erſcheinung zerplatzte, verſchwand, und ein hölliſches Hohngelächter erklang.

Die doch etwas erſchrockenen Zuſchauer waren anfänglich verſtummt, ließen aber, nach und nach wieder zu ſich ſelbſt kommend, ihre donnernden, langwährenden Bravis wieder hören, und meinten: das war denn doch einmal ein Meiſterſtück von einem Feuerwerk; der Feuerwerker, der es erfunden, verdiente wenigſtens den Orden des Hoſenbandes (honny soit qui mal y pense) zu erhalten.

Das Feuerwerk war beendigt, eine Unterſuchung wegen dem letzten Spuck von hoher Polizei angeordnet, und das tanzluſtige und ballfähige Publikum fand ſich nach und nach in dem Kurſaal ein, in welchem zu Ehren des Großherzogs ein glänzender Ball veranſtaltet war. — Auch Michel und Asmodi nahmen Theil an demſelben, und letzterer galoppirte und polkte recht artig mit ſtifts- und hoffähigen, zwölf- und mehrahnigen Damen, die es ſich nicht träumen ließen, den Teufel ſelbſt, wenn auch einen recht galanten, im Arm zu haben.

Aller guten Dinge ſind drei, ſagte endlich Stürmer zu ſeinem Freund. Geben wir der Bank eine dritte Lektion.

Und zum Drittenmal wiederholten ſie daſſelbe Spiel mit demſelben Erfolg.

Es war beinahe Mitternacht, als ſich Asmodi bei ſeinem Schützling beurlaubte, und dieſer ermüdet ſich ebenfalls zur Ruhe in den badiſchen Hof begab.

Schon war es hoch am Tag, als der Hinkende vor Michels Bett trat und zu ihm ſagte: Was werden wir heute beginnen?

Noch halb im Schlaf und sich die Augen reibend, erwiederte dieser: ich denke eine Reise nach Wiesbaden.

Gegen Mittag spazierten beide unter den Colonaden zu Wiesbaden. — Man sprach hier viel von einem vor wenig Stunden statt gehabten Selbstmord eines jungen Menschen von guter Familie, der bedeutende Summen für ein Frankfurter Haus, bei dem er konditionirte, in Cöln, Coblenz und Mainz einkassirt, und dieselben in Wiesbaden am Roulet verspielt hatte. Seine Mutter, an die er geschrieben, war kurz nach seinem Tod angekommen und hatte das nöthige Ersatzgeld mitgebracht; als sie die schreckliche Kunde vernahm, stürzte sie sich in den Weiher hinter dem Kurhaus, aus dem man sie jedoch augenblicklich gezogen und bewußtlos in das Hotel der vier Jahreszeiten gebracht hatte, wo sie sich noch in demselben Zustand und heftig phantasirend befand.

— Hier ist nichts mehr zu retten, sagte Michel, diese Geschichte hörend, zu seinem Gefährten.

— Todte vermag ich nicht zu erwecken, erwiederte Asmodi.

Beide begaben sich nun in den Spielsaal, wo die Kugel so ruhig, die Karten so gleichgültig geworfen wurden, als sey nicht das Mindeste vorgefallen.

Ein konfiscirtes Galgengesicht, das mit unbeschreiblicher Herzensbeklemmung zu pointiren schien, fiel Michel besonders auf, und sein Gefährte theilte ihm mit, daß dieses ein verrufener, schon banquerotter Kaufmann sey, der den ihm bevorstehenden Bruch mit Hilfe des Spiels zu verhindern suche, ihn aber durch seine verzweifelten Sätze nur um so schneller herbeiführe. Auch hier erprobten unsere beiden Reisenden ihr Glück an Chabert's Bank mit gleichem Erfolg und gleichem Erstaunen, und sandten den gemachten bedeutenden Gewinn an die unglückliche Mutter des jungen Selbstmörders. — Etwa acht Tage früher hatte sich ein anderer junger Mensch unter ähnlichen Verhältnissen eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Wiesbaden war unserm Michel bald zuwider und er eilte nach Homburg vor der Höhe.

Kaum im hessischen Hof daselbst eingekehrt, hörte er in dem Saal desselben ein gewaltiges Getöse, Murren und verworrenes Hadern, und zuweilen Verwünschungen ausstoßen. Sich bei einem der Aufwärter nach der Ursache dieses Tumults erkundigend, theilte

ihm derſelbe mit, daß ſich ſo eben eine höchſt traurige Nachricht im ganzen Ort verbreitet habe: ein Edelmann nämlich, der in der Gegend von Mainz begütert war, fuhr der Kellner fort, und daſelbſt mit ſeiner liebenswürdigen Frau und vier hoffnungsvollen Kindern zufrieden und im Wohlſtand lebte, ließ ſich durch einen Frankfurter Bekannten verleiten, ſein Glück an der Bank der Gebrüder Blanc zu probiren. Er verlor, wie in der Regel alle, wollte den gehabten Verluſt erſetzen, nahm deßhalb Gelder in Frankfurt auf, verlor abermals, machte neue Verſuche, das Verlorne wieder zu gewinnen, die eben ſo unglücklich ausfielen, kurz in weniger als vier Wochen war der Mann um Hab und Gut, Silber, Weißzeug, einige Juwelen waren ebenfalls darauf gegangen. Vor etwa ſieben Tagen verlor er den letzten Satz, und heute Morgen kam die zuverläſſige Nachricht hier an, daß ſich der Mann erhängt, die Frau wahnſinnig geworden und die Kinder bereits von allem entblößt im Armenhaus untergebracht ſeyen. Vor vier Wochen lebte die Familie noch im Wohlſtand und beſaß ein Vermögen von mehr als hunderttauſend Thalern.

Michel warf bei dieſer Erzählung ſeinem Collegen einen grimmigen, bedeutungsvollen Blick hin. Ein alter Mann, der dieſe Erzählung mit angehört hatte, ſagte zu dem Fremden: Ja, meine Herrn, ſo iſt es, und vor wenig Tagen war die Gattin des Unglücklichen noch hier, und bat die Spielpächter nur leihweiſe um eine kleine Summe, um ihren Kindern den nöthigſten Unterhalt für die nächſten Tage, bis ſie weitere Mittel zu deren Fortkommen gefunden habe, zu ſichern, und wurde auf das hartherzigſte abgewieſen! ... Die Sache macht hier und in der ganzen Umgegend ein gewaltiges Aufſehen, und das abſcheuliche Spiel bringt wahrlich unſerm armen Städtchen kein Glück, wenn auch wenige Einzelne ſich vielleicht bereichern, ſo iſt wenigſtens das moraliſche Elend der andern um ſo größer. Sehen Sie, meine Herrn, fuhr der alte Mann, ein geborner Homburger, fort, es iſt noch nicht gar lange her, da wohnte hier ein zwar armes, aber doch vergnügtes, glückliches, harmloſes Völkchen, zufrieden mit ſeinem Schickſal, Niemand beneidend, und ſeinen guten Fürſten innigſt verehrend und liebend. Sie hätten uns zur Zeit des verſtorbenen Landgrafen Friedrich Ludwig kennen ſollen. Damals machte das ganze landgräfliche Haus mit ſeinen Homburgern nur eine Familie aus. Aber ſeitdem man unſere neuen Heilquellen entdeckt, die Homburg

in einen Badeort verwandelten, besonders aber, seitdem ein paar französische Abenteurer mit Hilfe einiger schlechten und intriguanten Subjekte, die sie mit bedeutenden Geldsummen bestachen, und durch deren Intriguen sie die Erlaubniß selbst unter Bedingungen, die nichts weniger als vortheilhaft für das Ländchen sind, erhielten, ihre Raub- und Verarmungsanstalten bei uns aufzuschlagen, seitdem ist es gerade, als sey der — Gott sey bei uns, — wenigstens der Teufel der Habsucht in uns gefahren. Die frühere gutmüthige Uneigennützigkeit hat dem grassesten Egoismus Platz gemacht, der blaßgelbe Neid hat alles Wohlwollen und alle Nächstenliebe verdrängt, und Unbehaglichkeit, Unzufriedenheit mit seinem Schicksal hat in allen Häusern und Familien ihren Sitz aufgeschlagen, Niemand will sich mehr mit dem Loos begnügen, das ihm zu Theil geworden, und das Dichten und Trachten eines Jeden geht nur dahin, den größtmöglichsten Vortheil von den Fremden zu ziehen, das heißt, sie gehörig zu prellen, wie dieß leider in den meisten Badeorten, besonders aber wo das leidige Spiel herrscht, der Fall ist. Um uns in diesen Zustand in kurzer Zeit zu versetzen, haben es sich die Herren Gebrüder Blanc ungeheure Summen kosten lassen. Viele Tausende für Anzeigen in französischen, englischen und deutschen Zeitungen ausgegeben, Jagden für das Vergnügen der Bad- oder besser Spielgäste gepachtet, alle möglichen Künstler auf ihre Kosten hieher kommen lassen, möglichst bequeme Transportmittel von dem nahen Frankfurt hierher eingerichtet, u. s. w. Genug, sie haben aus Homburg einen Tummelplatz für alle Leidenschaften und Ausschweifungen geschaffen. — Ich erkenne meine Vaterstadt nicht mehr, schloß der Mann mit thränenden Augen.

Das verdammte Spiel, rief Michel mit den Füßen stampfend aus; wartet ihr Herrn, auch ihr sollt wenigstens lange an mich denken! — Und er nahm sich vor, den Gebrüdern Blanc wenigstens dreimal so arg als dem Benazet in Baden und Chabert in Wiesbaden mitzuspielen. Da die Sache mit dem unglücklichen Edelmann einen ordentlichen Aufruhr in Homburg und der Umgegend, namentlich in dem nahen Frankfurt machte, wo man der Homburger Bank aus verschiedenen Ursachen besonders gram war, so suchten die Spielpächter alles mögliche hervor, um die Gedanken des Publikums auf andere Dinge zu leiten, und veranstalteten deßhalb ein glänzendes Fest, zu dem sie alle Badegäste

von Diſtinction und Homburgs Notabilitäten einluden und dabei keine Koſten ſparten.

Eine halbe Stunde von Homburg befindet ſich ein Park, den man den kleinen Tannenwald nennt, weil früher hier ein äußerſt romantiſches Tannenwäldchen ſtand, das jetzt in engliſche Anlagen umgewandelt iſt. — Mitten in dieſem Garten liegt eine ſehr maleriſche Inſel in einem großen Weiher, zu der eine Brücke führt. Rund um dieſen Weiher ſind ſchöne pittoreske Parthien angebracht, dunkelgewölbte Wandalleen, Grotten, japaniſche Pavillons u. ſ. w. ſchmücken die Ufer. Auf der Inſel ſelbſt befindet ſich eine mit Roſen und Jasmin bekränzte canellirte Tempelcolonade, die eine Art Salon, deſſen Decke das Himmelsgewölbe iſt, bildet. Hier feierte in frühern Zeiten das landgräfliche Haus ſeine Familienfeſte, wozu ſich dieſer von der übrigen Welt abgeſchiedene Ort, an dem in der Regel eine heilige Stille herrſcht, die nur von dem Zwitſchern der Vögel und dem Plätſchern wohlgenährter Goldkarpfen im Weiher unterbrochen wird, beſonders eignete, und der namentlich in den heißen Sommerabenden eine erfriſchende Kühle gewährt, wenn das Säuſeln der Abendlüfte das Laubwerk dieſes einzigen Salons in Bewegung ſetzt und die ſich hieher verlierenden Spaziergänger erquickend fächelt.

Dieſen Ort hatten die Spielpächter zu dem Centralpunkt ihres Feſtes auserſehen. Mit einbrechender Nacht wurden wie durch einen Zauberſchlag alle den Weiher umgebenden Alleen mit den buntfarbigſten Lampen erleuchtet, eben ſo die Tempelcolonade; und alle dieſe unzähligen Lichter ſpiegelten ſich tauſendfach im Waſſer wieder, und zogen deſſen zahlreiche, goldſchimmernde Bevölkerung auf die Oberfläche deſſelben. Ein paar grüne, reich vergoldete Gondeln, die ſich um die Inſel herumbewegten, hatten ein treffliches Orcheſter am Bord, welches eine bezaubernde Muſik machte, nach der in dem Salon der Inſel die eingeladenen Ballgäſte tanzten. Das Ganze gewährte in der That einen magiſchen Anblick und ſchien ein Sitz der Götter und Nymphen.

Gegen elf Uhr in der Nacht wurde eine Pauſe gemacht, um ein köſtliches Souper zu ſerviren; die Tafel war bald reichlich mit dem was vier Welttheile Leckeres erzeugen, beſetzt, und man ließ ſich's wohl und trefflich ſchmecken. Da fiel es einem der Gäſte, es war einer der ſaubern Patrone, die für die Erlaubniß des Hazardſpiels in Homburg intriguirt hatten und gehörig geſchmiert wor-

den waren, ein, die Gesundheit der freigebigen Festgeber auszubringen; der ihm gegenüber sitzende Fremde, es war unser Michel, stand sogleich auf und goß ihm sein volles Glas über seinen ganz nackten Schädel, auf dem die Flüssigkeit alsobald wie Spiritus brannte; in demselben Augenblick erloschen sämmtliche Lampen und Lichter unter einem furchtbaren Donnerschlag, so daß eine Minute lang die dichteste Finsterniß herrschte, nur von dem grünbrennenden Schädel des Toastausbringers matt unterbrochen. Jetzt aber fing die ganze Insel zu erbeben an, alle Gäste stürzten in Todesangst nach der Brücke zu, über welche auch mehrere entkamen; als sich aber die Spielpächter mit ihren Spießgesellen auf derselben befanden, um zu entfliehen, da brach sie unter der schweren Sündenlast zusammen, und dieses Gesindel stürzte ins Wasser, das nun mit einemmal zu einem brennenden Schwefelmeer wurde, aus dem nur noch die gräßlichen, wehheulenden Köpfe der Hineingefallenen hervorragten, und man unterschied deutlich von Zeit zu Zeit die Worte treize, noir, impair et manque u. s. w., die sie ausstießen.

Mit dem Schlag Mitternacht der Homburger Thurmuhr hatte der ganze Spuk ein Ende, alles befand sich wieder in dem vorigen Zustand, und Jedermann glaubte betäubt aus einem schweren Traum zu erwachen. Die letzten Gäste verloren sich erst mit dem ersten Krähen des Hahns. Niemand wußte eigentlich, wie ihm geschehen war, und schien gar keine Erinnerung von dem zu haben, was vorgegangen war. Nur die Gebrüder Blanc und ihre Gehülfen sah man seit der Zeit kopfhängerisch und mit etwas düstern Mienen einherschleichen, gleichsam als schwebte ihnen eine Art Vorgefühl von dem, was ihrer dereinst harrt, vor den Augen. — Diese Gesichter verfinsterten sich noch weit mehr, als drei Tage hintereinander ein glücklicher Spieler der Bank große Summen entzog und dieselbe alle Augenblicke aufs Trockne brachte, so daß die Herrn kaum Geld genug von ihrem Bankier in Frankfurt ziehen konnten.

Indessen trug sich fast zu derselben Zeit eine andere Geschichte in Homburg zu, welche die mit dem armen Edelmann bald vergessen machte, und in den Hintergrund drängte. Es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, daß es im Schloß spuke, und jedesmal um Mitternacht ein graues Gespenst aus dem weißen Thurm komme und sich in dem Schloßflügel verliere, in welchem sich die Gemä-

cher der Hofdamen befanden. Alte Leute behaupteten, es ſey der alte Schloßgeiſt, der ſich wieder zeige, was den nahen Tod eines Mitgliedes der fürſtlichen Familie bedeute. — Eine hohe Perſon wollte ſich jedoch überzeugen, was es für eine Bewandniß mit dieſem Geiſt habe, ließ demſelben aufpaſſen und befahl, ihn, von welcher Qualität er auch immer ſey, feſtzuhalten und auf die Schloßwache zu bringen.

Dieſer Befehl wurde auf das pünktlichſte vollzogen, man ſah den angeblichen Geiſt zwar nicht aus dem weißen Thurm, wie man geſagt hatte, kommen, ſondern er kam ganz einfach aus dem erſten Schloßhof, durchſchritt den zweiten, begab ſich von da in den Schloßgarten, wo er ſich hinter einem Gebüſch verlor, das die Fenſter der Zimmer der Kammerzofen verbarg; hier hatte er eben den Fuß auf eine Strickleiter geſetzt, als einige handfeſte Burſche aus dem Gebüſch ſprangen, das wirklich in einen grauen Mantel gehüllte Geſpenſt packten, und trotz aller Einreden und ungeachtet alles Sträubens auf die Wache abführten. Die Sache wurde ſchnell im Schloß ruchbar, und eine halbe Stunde ſpäter kam ein fürſtlicher Livreebedienter zum Unteroffizier der Wache, um dieſen zu beſtimmen, den Verhafteten auf den Wunſch einer hohen Dame frei zu geben, und bot ihm ſogar eine gefüllte Börſe an. Der Unteroffizier verweigerte beides, ſich auf ſeine Inſtruction berufend. Den übrigen Theil der Nacht ging es im Schloß unruhig zu, man ſah in den Gängen deſſelben beſtändig Lichter hin und her wandeln, und noch bevor der Morgen graute, erſchien der Hofmarſchall auf der Schloßwache, dem Commandant derſelben den Befehl überbringend, den Gefangenen frei zu geben.

Dieſe Begebenheit gab zu den ſeltſamſten Gerüchten in der Reſidenz Veranlaſſung, und man hatte ſelbſt hochgeſtellte Damen in einem entehrenden Verdacht. Michel, noch immer in Homburg, wollte der Sache auf den Grund kommen, und erfuhr durch ſein Factotum, daß das Ganze nichts als eine elende Intrigue einer ſchon etwas verblühten Hofdame, einem Fräulein von Rabenſtein, ſey, welche den Verdacht derſelben von ſich und auf unſchuldige und hochgeſtellte Perſonen zu leiten ſuche.

— Ei, die ſoll ja das Donner ....

— Geduld Freund, das Gewitter iſt im Anziehen, und der Sturm bricht los, noch ehe zweimal vierundzwanzig Stunden vergehen

In der That, als den andern Tag die fürstliche Familie von einer Spazierfahrt von Frankfurt in mehreren Wagen zurückkehrte, in deren letztern die Hofdamen und namentlich Fräulein von Rabenstein saßen, wurde dieser von einer Bande wilder Burſche gewaltſam angehalten, deſſen Schlag geöffnet, Fräulein von Rabenstein aus demſelben geriſſen, gemißhandelt und bei den Haaren herumgezerrt, ſo daß ſie jämmerlich zu ſchreien begann. Der Fürſt, der mit ſeiner Gemahlin in dem erſten Wagen ſaß, ließ ſogleich halten, ſtieg aus und wollte die rohen Burſchen an ihrem ſchmählichen Treiben hindern, ihnen befehlend, die Damen ſogleich loszulaſſen, und dieß Benehmen ernſtlich rügend; aber die Wüthenden horchten nicht auf die Stimme ihres Landesherrn, fuhren in ihren Mißhandlungen fort, und würden es, Gott weiß wie weit, getrieben haben, wenn nicht in dieſem Augenblick zwei Reiter daher geſprengt wären, welche die Unglückliche aus den Händen ihrer Henker befreiten, und dieſe ſchnell in einen Zuſtand totaler Unthätigkeit verſetzten, indem ſie ſie mit Reitpeitſchen züchtigten, ſo daß ſie laut auf- und um Gnade ſchrien. — Die Dame wurde nun wieder in ihren Wagen und nach Homburg gebracht, wo ſie jedoch den nächſten Tag verabſchiedet und nach ihrer Heimath zurückgeſchickt wurde.

Ihre Retter waren Michel und Asmodi geweſen.

Indeſſen hatte der Angriff auf einen fürſtlichen Wagen gewaltiges Aufſehen gemacht, eine ſolche Verwegenheit war bis dahin in Deutſchland noch nicht vorgekommen, und man erwartete, daß die vermeſſenen Verbrecher, welche Hand an das Eigenthum und die Begleitung ihres Souveräns gelegt hatten, die allerſchärfſte Strafe erhalten und auf Majeſtätsverbrechen angeklagt würden, aber zum großen Erſtaunen aller Welt wurde jede Unterſuchung niedergeſchlagen und die ganze Sache unterdrückt.

Eine andere Neuigkeit brächte, wie das ſo der Welt Lauf iſt, alles Vorgefallene bald wieder in Vergeſſenheit. — Man kündigte nämlich die nahe Ankunft Ronges zu Frankfurt an.

Wer iſt dieſer Ronge? fragte Stürmer einen an der Mittagstafel neben ihm ſitzenden Badegaſt.

— Wie, mein Herr, Sie kennen Ronge nicht, den großen Reformator, den zweiten Luther, von dem alle Welt voll iſt, der dem päpſtlichen Unweſen den Garaus machen, den letzten Todes-

ſtoß verſetzen wird! antwortete der Gefragte, ein ehrlicher Frankfurter. — Ei, wo ſind Sie denn her?

— Um Vergebung, ich bin erſt ſeit einigen Tagen wieder in Deutſchland und habe noch nicht Gelegenheit gehabt ...

— Aber von Ronge iſt ja die Welt voll, Sie müſſe von Nova Zembla komme.

— Nicht doch, nur von Paris.

— Und da weß mer noch nix von Ronge?

— Nicht, das ich wüßte.

— Gut, ſo hören Se.

„Der Biſchof von Trier ließ vor ähm Jahr en ſogenannte heillge, ungenähte Rock, den unſer Herr Chriſtus getrage hawe ſoll, öffentlich ausſtelle, und viele Hunderttauſend Narre ſin nach Trier gewannert, den merkwürdige heilige Rock zu begaffe, dadurch nebebei Vergebung ihrer Sünden hoffend, un es ſoll gar mancherlei Mirakel dabei vorgefalle ſeyn. Do erließ awer Ronge, über den damals eine Kirchestroj verhängt war, ein famoſes Schreibe an den Biſchof Arnoldi zu Trier, in welchem er dieſem tüchtig ſeis Meinung ſagte, und dieſe Ausſtellung gewiſſermaßen als en abergläubiſche Götzedienſt, als eine leidige Geldſpekulation auf den Beutel der Einfältigen abgeſehen, darſtellte. Un weiter war es auch nichts. Jetzt machen der Ronge, der Czerſky, der Kerbler und der Dowiat all dem katholiſche Unweſe en End; in Leipzig hawe ſe bei'me prächtige Gaſtmohl geruſe: ähn Gott un ähn Ronge, un dann ſin ſe in die Comödie gange un hawe dem Teufel ſei Antheil ſpiele geſehn, un jetz komme ſe morge nach Offebach un übermorge nach Frankfort, den Spektakel will ich ſehe den's da gewe wird, das werd noch ăn anner Gewiht gewe, als beim Göthe ſeim Denkmol, odder wann ăn Aff uf en Kamehl in der Meß am Nickelchestag durch die Gaſſe reit, odder wann die Jenny Lind ſingt. Wann Sie ă mohl ăn rechte Spaß hawe wolle, ſo roth ich Ihne, den Tag nach Frankfort zu gehe, wo Sie ihr Wunnerwerk ſehe wern. In der Fahrgaß werd ă Triumphboge zwerch üwer die Gaß gehängt. Die Sach gibt mich freilich nix an, dann ich bin Gott ſey Dank ă guter Altlutheraner, awer freie thut michs doch, wann ămol des katholiſche Dſepaffezeug de Marſch gemacht kriegt.“ —

Und ſo fuhr der gute Frankfurter noch eine Zeitlang fort, Ronge zu preiſen und die Römiſch-Katholiſchen zu verwünſchen.

Stürmer dankte höflich für die gütigst mitgetheilte Auskunft, und beſchloß der Ankunft Ronges beizuwohnen. Schon am andern Tage fuhr Michel mit ſeinem Begleiter nach Frankfurt und von da nach dem nahen Offenbach, wohin ebenfalls die Frankfurter ſtrömten, den Wundermann, wie ſie ihn nannten, um ſo eher in Augenſchein nehmen zu können. Der ungeheuren, ſich auf der Chauſſee nach Offenbach wälzenden Menſchenmenge folgend, hörten ſie ſchon unterwegs die Freudenſchüſſe fallen, welche die nahe Ankunft des großen Reformators ankündigten. Gegen vier Uhr Nachmittags traf endlich der Heißerſehnte in einem vierſpännigen Wagen, von Reitern umgeben, in Offenbach ein, wo man ihn mit Muſik, Geſang und ſich unaufhörlich ſchwingenden Fähnchen empfing. Er war in Begleitung der Pfarrer Dowiat und Kerbler. Hocherfreut über den ihm hier, wie noch nirgends gewordenen Empfang, hielt Ronge aus dem Fenſter des Hauſes, in dem er abgeſtiegen war, eine Anrede an die enthuſiaſtiſche, jubelnde Menge, verſicherte ſie ſeiner tiefen Rührung und ließ ſich durch dieſelbe ſogar hinreißen, ein Wortſpiel über den Namen der Stadt Offenbach zu improviſiren, indem er das gute Städtchen nicht nur einen offenen Bach, ſondern einen offenen Strom nannte, der kräftig alle Hinderniſſe überwinden und ſie hinaus ins Meer der Weltgeſchichte ſchleudern würde! Nun ſtieg die Extaſe der guten Offenbacher aufs Höchſte und des Jubelgeſchreis und der Vivats war kein Ende. Auch Kerbler begrüßte die hochherzigen Offenbacher von der Höhe ſeines Wagens herab mit einem dreifachen Hoch. Am Abend waren viele Häuſer der Stadt Offenbach durch bunte Lampen prächtig erleuchtet, und hie und da ſah man allegoriſche Transparente mit allerlei Sinnſprüchen, welche die Begeiſterung des Tages gedichtet. Man führte Ronge und ſeine Gefährten in einen öffentlichen Garten, in welchem ſie abermals mit Geſang und Muſik und von einigen hundert bunten Laternenträgern mit, wie man zu ſagen pflegt, donnernden Vivats empfangen wurden. Dieſe Laternen begeiſterten den Pfarrer Dowiat zu einer improviſirten Prophezeihung, durch welche er verkündete, daß dieſe vielen leuchtenden Lichter bald eine Sonne bilden, welche die ganze Welt überſtrahlen würde. — Ein ehrlicher Bürger, der dieß mit anhörte und die Sache buchſtäblich nahm, äußerte: aber dann muß es erſt hell ſeyn, wenn wir zwei Sonnen haben werden, die eine wird dann bei Tag und die andere bei Nacht ſcheinen!

Daß ſich das Ganze nach löblicher alter deutſcher Weiſe mit einem tüchtigen Feſtſchmaus endigte, bei dem es namentlich nicht an zahlloſen Toaſten fehlte, welche die Köpfe noch mehr erleuchteten, wenn auch endlich etwas ſchwer machten, bedarf wohl kaum erwähnt zu werden. Auch Michel und ſein Begleiter hatten an dem Mahl Theil genommen und unterhielten ſich köſtlich. Sie ließen jedoch der ganzen Sache, eine kleine vorübergehende Bosheit abgerechnet, ihren Lauf. Als nehmlich einer der Toaſtausbringer in ſeiner Begeiſterung ſchrie: »ja, meine Herrn, die Teufel der Finſterniß werden für immer in die Abgründe der Hölle geſchleudert werden, und unſers Ronge hellſtrahlendes Lichtmeer . . . . bei dem Wort Lichtmeer trat plötzlich eine dichte Finſterniß ein, denn ein Zugwind löſchte faſt alle Lichter zumal aus, bis auf eine kleine, gleich einem Nachtlicht leuchtende Lampe, die nur noch einen matten Schein auf die gluthrothen Geſichter der Gäſte warf, die ſich plötzlich verwundert einander anſtarrten; zugleich ließ ſich ein höhniſches Spottgelächter hören, aber Niemand vermochte zu entdecken, wo dieſer Schall eigentlich herkam. Auch der Redner war verblüfft bei dem hellſtrahlenden Lichtmeer ſtecken geblieben, und nachdem man von ſeinem erſten Erſtaunen zurückgekommen war, begann man die Lichter wieder allmählig anzuzünden, und Ronge ſagte endlich: meine Herrn, ſo wird es uns auch gehen, der römiſche Wind wird unſere Lichter hie und da ausblaſen, aber wir werden ſie immer wieder anzünden und leuchten machen.

Bravo, bravo, erſchallte es von allen Seiten, und das Feſtmahl hatte nun ſeinen ungeſtörten Fortgang.

Den folgenden Morgen bereitete ſich Ronge zur Abfahrt nach Frankfurt vor, wohin er, von einem Dutzend Wagen gefolgt, fuhr, und wo er von einer unermeßlichen Menſchenmenge ſchon vor den Thoren dieſer Stadt mit einem ungeheuern Vivatgeſchrei empfangen wurde.

Auch Michel war dem neuen Reformator nach Frankfurt gefolgt, und hatte unterwegs den Hinkenden gefragt, was dieſer von der Sache halte. — Seine höhniſche Miene annehmend, erwiederte Asmodi:

Nicht viel, eine Sekte mehr, und das iſt Alles; Ronge erbost, wegen geiſtiger Inſubordination gegen ſeine Obern ſuspendirt worden zu ſeyn, ſchrieb mehr aus Rache als um einer guten Sache willen jenen Brief an den Biſchof Arnoldi, ohne dabei im mindeſten die Folgen, die er hatte, zu ahnen. Dieſes Schreiben

in mehreren ſogenannten liberalen Blättern abgedruckt und verbreitet, verurſachte einen gewaltigen Rumor, worauf großes Geſchrei und Wehklagen im Feldlager der Römiſch-Katholiſchen, deren Prieſter einfältig genug ſind, den hingeworfenen Handſchuh aufzuheben, in die Poſaune zu ſtoßen, einen Federkampf auf Leben und Tod, oft nicht in den anſtändigſten Ausdrücken zu veranlaſſen, und ſo dem Sendſchreiben und ſeinem Verfaſſer eine Wichtigkeit und eine Kraft zu verleihen, welche beide ohne dieſen heilloſen Lärmen nie erlangt haben würden. Tauſendjährige Erfahrungen vermögen dieſe Herrn nicht klüger zu machen, ſie gieſſen unaufhörlich Oel ins Feuer, und zwar ſo lange bis es ſie ſelbſt verbrennen wird. Ohne ihr Wuthgeſchrei wäre Ronges Schreiben, das ſammt ſeinem Verfaſſer nur ein ſehr mittelmäßiges Erzeugniß iſt, nach wenig Monden in das Meer der Vergeſſenheit geſunken. Aber der Standal erſtarkte den ex-katholiſchen Prieſter, der nun Anhänger und Vertheidiger findet und ſich dadurch berufen glaubt, die Rolle eines großen Reformators zu ſpielen, ein zweiter Luther zu werden, an was Alles er bei dem Abfaſſen jenes Briefes auch nicht im entfernteſten dachte, eine Rolle, der er in keiner Hinſicht gewachſen iſt, obgleich man in unſern Zeiten ziemlich gefahrlos dergleichen Unternehmungen wagen darf, und ſtatt Kerker, Gefängniß, Märtyrthum und Scheiterhaufen, höchſtens ein Ausweiſen von löblicher Polizei riskirt. — Die Wichtigkeit, die ſeine Feinde Ronges Handlungen beilegten, und das Lob und die Marktſchreiereien ſeiner Freunde und Anhänger haben dem guten eben nicht ſehr ſtarkgeiſtigen Mann, der ſich nun ſelbſt für ein Phänomen hält, ſchwindeln gemacht, und ihn zu den ſo unpaſſenden als lächerlichen Triumphreiſen veranlaßt, bei denen er gleich einem Poſſenreiſer von Ort zu Ort in Blumen bekränzten Wagen fährt, die herbeilaufenden Haufen anredet, und ſo die erſte Rolle in dem wahrhaft komiſch-tragiſchen Poſſenſpiel übernommen hat. Doch wir ſind in der guten Stadt Frankfurt angekommen, folgen wir unſerm Triumphator, um Zeuge ſeiner neuen Siege zu ſeyn.

Die guten Frankfurter hatten ſich gehörig vorbereitet, um den erſehnten Reformator würdig zu empfangen. Durch die Straßen fahrend, wurde er faſt mit Blumen, Kränzen und Guirlanden erſtickt, an vielen Fenſtern ſah man ſein mit Blumen gekröntes Bildniß hängen, Fähnlein und Tücher wehten unaufhörlich. Unter dem hängenden Triumphbogen in der Fahrgaſſe angekommen, an

dem man die ſinnreiche Inſchrift: Willkommen Ronge, und ſeine Mitſtreiter, las, wurde er mit einer Anrede begrüßt, und ein als weißer Engel gekleidetes Mädchen überreichte ihm eine koſtbar eingebundene Prachtbibel. Ronge dankte höflichſt, und ſetzte hierauf ſeinen Zug weiter bis zu dem Gaſthof fort, der ihn aufzunehmen beſtimmt war; hier hielt er nochmals eine Rede an das verſammelte und unaufhörlich jubelnde Volk, und predigte ſpäter in einer der proteſtantiſchen Kirchen Frankfurts. Daß das prächtige Feſt wieder mit einem köſtlichen Schmaus und vielen Toaſten endigte, iſt kaum nöthig zu bemerken. Die ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten ſo ſchwierige Regierung und löbliche Polizei Frankfurts, eben keine beſondern Lichtfreunde, drückte jedoch dießmal die Augen zu, und ließ den Abend leuchten, wer da leuchten wollte.

— Ein tolles Treiben, ſagte Michel zu ſeinem Begleiter, gegen Abend über die Zeil gehend.

— O, das will nichts heißen, wir müſſen jetzt einer Berathung dieſer Deutſch-Katholiken, wie ſie ſich zu nennen belieben, beiwohnen, da wirſt Du erſt Dein blaues Wunder erleben.

— Wie ſo? —

— Folge mir.

Und der Hinkende führte ſeinen Befreier durch mehrere enge Straßen in ein geräumiges Wirthshaus in der Saalgaſſe, in welchem ſich eine zahlreiche Verſammlung von römiſchen Katholiken aus Frankfurt und der Umgebung eingefunden hatte, bei denen durch Ronges Umtriebe und Ankunft die Luſt deutſch-katholiſch zu werden erwacht war, und die hieher gekommen waren, um bei einem Schoppen Wein die nöthige Rückſprache zu nehmen, und ſich nach den Umſtänden und Bedingungen zu erkundigen, unter denen man dem neuen Glauben beitreten könne.

Als Michel und ſein Begleiter eintraten, fanden ſie den Saal ſchon ziemlich angefüllt. — Bald darauf bat ein ſchon etwas ältlicher Mann um Stille, und als dieſe eingetreten war, ſprach er zu der Verſammlung:

— Meine Herren, Sie ſind alſo Willens, deutſch-katholiſch zu werden?

Ein vernehmbares Ja ertönte faſt von jedem Mund.

— Wohlan, ſo will ich Sie mit dem Hauptartikel unſerer neuen Lehre bekannt machen. Vor Allem keinen Papſt mehr! —

Keinen Papſt mehr! wiederholten mehrere Stimmen.

Das heißt, wir erkennen dem unter diesem Titel zu Rom sitzenden Bischof nicht mehr das Recht zu, sich, unter welchem Vorwand es auch immer sey, in unsere Religionsangelegenheiten zu mischen! fuhr der Redner fort; sind Sie damit einverstanden?

— Einverstanden! ertönte es von vielen Seiten, doch bemerkte man hie und da auch ein bedenkliches Kopfschütteln.

Ferner werden Sie schon wissen, fuhr der Redner fort, daß das Leipziger Concilium als allgemein bindend den Glauben an einen dreieinigen Gott, an eine heilige, unsichtbare christliche Kirche, Vergebung der Sünden, ewiges Leben, und das Beibehalten zweier Sacramente, der Taufe und des Abendmahls, anerkannt hat. —

— Und die andern Sacramente? rief eine Stimme.

— Sind als solche abgeschafft.

— Wie? auch die Ehe soll kein Sacrament mehr seyn? das will mir nicht recht in den Kopf! ließ sich Einer vernehmen.

— Und die Beichte und die letzte Oelung? schrie ein Anderer.

— Sind abgeschafft! riefen mehrere Stimmen.

— Hm, hm! meinten Andere.

— Und die Heiligen?

— Sind abgesetzt! rief einer der Anwesenden lachend.

— Und die heilige Jungfrau? —

— Von der ist die Sprache nicht gewesen! sagte der erste Redner; außerdem ist es ja jeder sich neu bildenden Gemeinde anheimgestellt, Satzungen, auf denen sie besteht, nach Gefallen beizubehalten.

— Gut, wir wollen die heilige Jungfrau, die Mutter Gottes, beibehalten! ließen sich einige Stimmen vernehmen.

— Warum nicht gar! schrie ein Anderer; eine Jungfrau, die Mutter geworden ist! baarer Unsinn! sagte wieder ein Anderer.

— Was? Unsinn? ein Wunder ist es! rief eine Stentorstimme.

— Wir wollen keine Wunder mehr, die Wunder sind abgeschafft! ließen sich wieder Mehrere hören.

— Geschehene Wunder kann man nicht abschaffen! wurde erwiedert; und wir wollen die Jungfrau und wenigstens die Hauptheiligen beibehalten.

— Nichts da, die Heiligen müssen sammt und sonders ein für allemal wegbleiben, das ist Götzendienerei!

— Nicht doch, die Familie des heiligen Joseph muß bleiben! ſchrie einer der Anweſenden.

— Und der heilige Johannes! rief ein Anderer.

— Und der heilige Petrus! ſchrie ein Dritter.

— Und der heilige Paulus! ein Vierter.

— Und ich lege ein gutes Wort für die heilige Magdalena ein! ein Fünfter.

— Und ich für die heilige Anna! ein Sechster.

— Und die heilige Catharina, die heilige Agathe, die heilige Genofeva und die heilige Cäcilia, die ſo ſchöne Muſik macht, müſſen vor Allen bleiben. —

— Dann behaltet lieber gleich die ganze Legion, ſammt den Engeln und Erzengeln und den eilftauſend Jungfrauen bei! ließ ſich unwillig eine Stimme vernehmen.

— Das wäre wohl das Beſte! meinte ein Anderer.

— Wollt Ihr Deutſch-Katholiken werden oder nicht? rief nun der erſte Redner.

— Ja! ertönte es von vielen Seiten.

— Nun dann müßt Ihr Euch auch von dem römiſchen Unſinn und Aberglauben losſagen, ſonſt bleibt ins Teufelsnamen lieber römiſch-katholiſch! —

— Nein, wir wollen keinen Papſt mehr anerkennen, das iſt die Hauptſache, alles Andere gehört nicht hieher, oder iſt Nebenſache! rief ein Altkluger.

— Alles, was die katholiſche Religion berührt, gehört allerdings hieher! erwiederte ein Anderer, dem viele Anweſende beiſtimmten. —

Es war nun des Hin- und Herſchreiens kein Ende, dabei leerte man Schoppen auf Schoppen; Mehrere verlangten, man ſolle Ronge herbeiſchaffen, der möge entſcheiden; Andere erklärten dieß für unthunlich, da er eben bei einem ihm zu Ehren gegebenen feſtlichen Gaſtmahl ſey. Der Tumult, das Lärmen, das Streiten wurde immer ärger, und es war nahe daran, daß man ſich wegen der heiligen Dreieinigkeit, der heiligen Jungfrau, allen und einzelnen Heiligen u. ſ. w. an den Köpfen gekriegt hätte, als ſich endlich eine herculiſche Baßſtimme, nachdem deren Inhaber mehrmals mit ſeiner Schoppenflaſche gewaltig auf den Tiſch geklopft hatte, um einen Augenblick Ruhe und Stille bittend, brüllend ver-

nehmen ließ. — Als die erbetene Stille eingetreten war, sagte der Stentor laut und vernehmbar:

Mein Herren, auf diese Art werden wir uns nimmermehr verstehen; um die gewünschte Einigkeit zu erlangen, schlage ich der ehrbaren Versammlung vor, über alle strittige Punkte abzustimmen, wo dann, wie in unserm gesetzgebenden Körper oder in den Kammern der konstitutionellen Staaten, die Majorität entscheiden wird. —

— Bravo, bravo! erschallte es von vielen Seiten: das war ein guter Gedanke! —

Doch schien der gute Gedanke nicht Allen einzuleuchten, wie hie und da ein abermaliges Kopfschütteln zu beweisen schien.

— Herr Wirth, rief der Stentor, schaffen Sie doch schnell schwarze und weiße Kugeln herbei, damit wir ballottiren können!

— Ich habe noch die vom Colleg her; sind Ihnen diese recht, so . . . .

— Nur her damit!

— Sonst könnten wir auch Kurz oder Lang ziehen, das wäre eben so gut, meinte einer der Gäste.

— Warum nicht gar! fiel ihm ein Andrer ein: nein, lassen wir es bei dem Ballottiren! und Alle stimmten ihm nochmals bei.

Die Kugeln wurden nun herbeigebracht, und auf den Vorschlag des ersten Redners ballottirte man, zuerst über die Anerkennung der heiligen Dreieinigkeit; diese wurde mit großer Majorität anerkannt.

Hierauf stimmte man über die Jungfrauschaft Marias; diese fiel mit einer bedeutenden Majorität durch.

Nun kam die Reihe an die Heiligen. Da sich aber die meisten Anwesenden heftig gegen eine Generalabstimmung über dieselben erklärten, so mußte man sich bequemen, wenigstens über jeden Hauptheiligen besonders abzustimmen, und das Resultat war, daß der heilige Joseph, der heilige Petrus, der heilige Paulus, der heilige Johannes, der heilige Andreas, der heilige Stephan, nebst der heiligen Magdalena, der heiligen Catharina, der heiligen Genofeva, der heiligen Agnes und der heiligen Cäcilia beibehalten, alle übrigen aber ohne Gnade mit mehr oder weniger Majorität in Plenum abgesetzt und aus dem Paradies der Heiligen hinausballottirt wurden, wobei es jedoch manche saure Gesichter gab.

Als dieſe Ballottage, die ein paar gute Stunden währte, endlich beendigt war, ließ ſich eine ſchon etwas heiſere Stimme mit den Worten vernehmen:

Aber Eines, meine Herren, haben wir noch vergeſſen: wie ſieht es denn mit dem Fegfeuer, der Hölle und dem Teufel aus?

Auch dieſe müſſen abgeſchafft werden! ſchrieen mehrere Stimmen. —

Asmodi ſpitzte jetzt gewaltig die Ohren, und Michel ſah ihn lachend von der Seite an.

— So ganz den Glauben an dieſe abzuſchaffen, rathe ich doch nicht, ſagte eine etwas ſchüchterne Stimme; denn vor was ſollen ſich dann die Böſen noch fürchten? —

— Das iſt wahr! ſagten Mehrere. —

— Ach, vor der Hölle fürchtet ſich jetzt doch kein Teufel mehr! meinte ein Anderer; wenn die irdiſchen Strafen und Geſetze, ſo ſchlecht ſie auch ſeyn mögen, nicht wären, ich wollte ſehen, wie es auf Erden zuginge, darum pereat Fegfeuer und Hölle. —

— Sammt allen Teufeln! fiel ein Anderer ein;

»Allen Sündern ſoll vergeben
Und die Hölle nicht mehr ſeyn!«

— Oho, da habe ich auch ein Wort mitzuſprechen! murmelte Asmodi. —

Da indeſſen Viele nicht der Meinung waren, daß die Hölle nicht mehr ſeyn ſolle, ſo ergriff man, um auch über dieſe Angelegenheit zu entſcheiden, das Auskunftsmittel der Kugelung, und brachte zuerſt das Fegfeuer zum Abſtimmen.

— Dawider habe ich nichts, ſie mögen damit machen, was ſie wollen, aber an der Hölle ſollen ſie mir nicht rütteln, oder ich will ſie Mores lehren, das Volk kugelte mich am Ende ſelbſt noch um meine Exiſtenz, aber Geduld! — Michel lachte, und das Fegfeuer fiel mit geringer Majorität durch.

Jetzt ging es an die Hölle.

Als zu dieſer Ballottage die Kugeln ausgetheilt waren, wurden ſie auf einmal in den Händen derer, die ſie hielten, glühend, und ſie verbrannten die Finger ſo gewaltig, daß Alle zumal einen Schrei des Entſetzens hören und die feurigen Kugeln fallen ließen, die, als ſie den Boden berührten, gleich Bomben zerplatzten und einen ſo gewaltigen Pech- und Schwefeldampf verbreiteten, daß

die Gefahr des Erſtickens groß war, und mehrere der Anweſenden, die ihre Beſinnung noch nicht ganz verloren hatten, Fenſter und Thüre aufriſſen und über Hals und Kopf zur letztern hinaus- und die Treppen hinabſtürzten, um ins Freie zu kommen und friſche Luft zu ſchöpfen, ſelbſt die ſchon bezahlten und noch nicht getrunkenen Schoppen im Stich laſſend. Dem letzten Nachzügler wiſchte der erboste Hinkende noch einige Hiebe mit ſeiner Krücke aus, indem er ſagte: Ich will euch lernen, eure verruchten Hände ſogar an die Hölle legen zu wollen.

Der Spuck machte in der guten Stadt Frankfurt nicht wenig Lärmen, und man ſchrieb den Teufelsſtreich allgemein einem erzrömiſchen Katholiken oder gar einem Jeſuiten zu; der die Polizei präſidirende Senator, ein gewiſſer Leonhard Reuß, behauptete aber mit giftiger Miene, das letztere ſey unmöglich, denn er habe noch keinem Jeſuiten eine Aufenthaltskarte ertheilt.

Michel begab ſich in den weißen Schwan und Asmodi in die durch ihn glücklicherweiſe noch gerettete Hölle zur Ruhe.

Als beide den andern Morgen die Treppe von Michels Gaſthof herabſtiegen, hörten ſie einen heftigen Wortwechſel in dem Weinſaal deſſelben, ſie traten ein und vernahmen wie ein Mann in den mittlern Jahren mit zornentbranntem Geſicht ausrief:

— Nein, das iſt nicht erlaubt, ihr ſchimpft und ſcheltet über die Hazardſpiele in Homburg und Wiesbaden, nennt ſie Raubhöhlen, verbietet euern Söhnen und euern Commis, bei Strafe augenblicklichen Fortjagens, dieſelben zu beſuchen, und eure Lotterie iſt ein noch zehnmal ärgeres Hazardſpiel; die Homburger und Wiesbadner bezahlen doch wenigſtens noch, wenn man gewinnt, aber bei euch wird man um den Einſatz und um den Gewinnſt zumal geprellt.

— Mein Herr, Sie ſchütten das Kind mit dem Bad aus, erwiederte ein ſchon ältlicher Mann kaltblütig, was kann Frankfurt und ſeine Regierung dafür, wenn unter den Lotteriecollecteurs Spitzbuben ſind?

— Sie muß ſie hängen laſſen, hängen, eiferte der Zornige, die ganze Bande, ſie iſt ſammt und ſonders keinen Schuß Pulver werth, wie eure ganze Lotterie, die ihr ſchon längſt hättet eingehen laſſen ſollen, ſie taugt nichts; umſonſt iſt das Spielen in derſelben nicht in faſt allen monarchiſchen Staaten des deutſchen Bundes ſo ſtreng verpönt!

— Aber, mein Herr, was bringt Sie denn ſo gewaltig auf? fragte jetzt der hinzutretende Michel.

— Wie mögen Sie noch ſo fragen. Da läßt ſich mein Sohn von einem Schuft von Collekteur ſo ein Frankfurter Loos aufhängen, bezahlt es mit neunzig Gulden, die Nummer gewinnt das große Loos und mein Sohn erhält nichts, gar nichts, und verliert noch ſeinen Einſatz.

— Aber wie iſt das möglich?

— Der Kerl hat ein und dieſelbe Nummer fünfzig-, hundert-, Gott weiß wie vielmal verkauft, ſagte der Zornige.

— Wie kann das ſeyn?

— Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Sache erkläre, fiel nun der ältliche Mann ein: die emſigen Collekteurs, unter denen auch mancher rechtliche Mann, ſchicken ſogenannte Probeloose in alle Welt hinaus, von denen Viele die nämliche Nummer haben, und wer ſie nicht kennt, für ächte hält, indem ſie ſogar mit Stempel, Unterſchriften ꝛc. verſehen ſind; die Leute, die mit dieſem Umſtand nicht bekannt ſind und ſpielen wollen, ſenden den Betrag des Looſes ein, wofür ſie dann von rechtlichen Collekteurs ein ächtes Loos erhalten; viele dieſer Herren laſſen es jedoch darauf ankommen: fällt die vielfach verſandte Nummer durch, ſo ſtecken ſie das erhaltene Geld in die Taſche, kommt ſie mit einem kleinen Gewinnſt heraus, ſo zahlen ſie denſelben aus, was ſie um ſo leichter können, als ſie zehnmal mehr durch die mit Nieten herausgekommenen Looſe gewinnen; fällt aber freilich ein bedeutender Gewinn oder gar das große Loos auf ſo eine vielfach verkaufte Nummer, wie es dießmal der Fall iſt, ſo daß die auszuzahlende Summe Hunderttauſende oder gar Millionen beträgt, ſo können natürlich die Herren nicht bezahlen, und es gibt dann einen gewaltigen Skandal.

— Und ſo etwas duldet man? Das iſt ja ſchändlich, ſagte Michel.

— Nicht allein das, ſagte der Beſitzer eines ſolchen falſchen Looſes, ſondern ſo ein verdammter Rechtsverdreher hat mir ſogar noch mit Arreſt gedroht, wenn ich mich zu mauſig mache, weil ich ein Fremder und kein hieſiger Bürger ſey. Und nun ſehen Sie, urtheilen Sie, hier iſt das von mir erkaufte Loos, hier ein ächtes, erkennen Sie einen Unterſchied, ſind ſich die Stempel nicht ganz gleich?

— Vollkommen.

— Es iſt nicht zu leugnen, daß ſich beſonders dieſer Lotteriecollekteur einer ſehr ſtrafbaren Täuſchung ſchuldig gemacht hat, aber er wurde auch dafür beſtraft.

— Das nennen Sie Strafe? Der Kerl erhielt ein paar Wochen bürgerliches Gefängniß, während welchem er jeden Abend Orgien gab und ſich in Rheinwein und Champagner betrank, und als die kurze Zeit um war, ſich in ſeiner Equipage brüſtend, durch die Straßen fuhr; der Buchdrucker aber, der, um die Täuſchung vollkommen zu machen, den Stempel nachdruckte, wurde um einige lumpige Gulden geſtraft. Und das nennen Sie Juſtiz? In England würde der Kerl gehängt und in Frankreich an den Pranger geſtellt und auf Lebenszeit auf die Galeeren geſchmiedet worden ſeyn. — Aber hier machen ſie es noch ärger wie ehemals die Nürnberger, die keinen Dieb hingen, bevor ſie ihn hatten, denn hier hängen ſie ihn nicht, und wenn ſie ihn auch mit Händen greifen können.

— Aber die Lotterie iſt doch von der Stadt garantirt, man müßte Ihnen den Gewinn auszahlen, meinte Michel.

— Mit nichten, verſetzte der ältliche Mann, die Stadt ſteht nicht für falſche Looſe, denn etwas anders ſind die ſogenannten Promeſſen oder Muſterlooſe nicht, es iſt ein ſchlecht verkappter Betrug.

— Und ſomit wäre alſo die Sache ſo gut wie abgemacht und ſämmtliche Loosbeſitzer geprellt.

— Erlauben Sie, ſagte der ältliche Mann, dem Lotteriecollekteur iſt der fernere Debit von Frankfurter Lotterieloosen unterſagt....

— Lariſari, fiel der Betrogene ein, er verkauft ſie vor wie nach, nur unter einem andern Namen. Und dann hat man mir noch ein paar Hiſtörchen erzählt, welche dergleichen Herren verübt haben, die auch den ausgeſeimteſten Pariſer und Londoner Gaunern noch Ehre machen würden.

— Laſſen Sie doch hören, ſagte Michel.

— Vor nicht gar langer Zeit, fuhr der Geprellte fort, verkaufte ein anderer Collekteur ein Viertelloos (denn damit auch den ärmſten Teufeln die Möglichkeit gegeben iſt, in der Frankfurter Lotterie ihr Glück zu machen, verkauft man ſogar auch Achtel) an einen Bürger der benachbarten bairiſchen Stadt Aſchaffenburg, das er ihm jedoch, wie das meiſtens der Fall iſt, zuſchickte, ohne ihn

persönlich zu kennen, da ihm der Mann als solvabel empfohlen war. Die Zahlung dafür hatte er empfangen. Auch dieses Loos kam mit einem bedeutenden Gewinn heraus, der für das Viertel 25,000 Gulden betrug. Da nun in Baiern ebenfalls den Bürgern streng untersagt ist, Frankfurter Loose zu kaufen, so ließ sich der Collekteur schnell eine baierische Gensdarmerie-Uniform machen und hatte die Frechheit, sogar noch einen Frankfurter Polizeibeamten, den er bestochen, mitzunehmen. Die beiden Herren fuhren mit Extrapost nach Aschaffenburg, wo sie in der Dämmerung ankamen und sich sodann der Collekteur als Gensdarme verkleidete. Beide begaben sich mit eingebrochener Nacht in die Wohnung des Inhabers des Looses, traten keck in dessen Wohnzimmer und sagten ihm, daß die Polizei die Beweise in Händen habe, daß er im Besitz eines Frankfurter Lotterieloses sey, worauf, wie ihm wohlbekannt, eine scharfe Strafe stehe; da er indessen den Behörden als ein sonst achtbarer, ehrenwerther und ruhiger Bürger bekannt sey, so nähmen sie Rücksichten auf ihn und wollten ihn nicht unglücklich machen, forderten ihn jedoch auf, das Loos, dessen Nummer ihm genannt wurde, ohne alle Weigerung herauszugeben, widrigenfalls er unausbleiblich der ganzen Strenge der Gesetze anheimfallen würde. Der gute Mann, so überrascht als erschrocken, lieferte der vermeintlichen baierischen Polizei ohne weiteres das Loos aus und dankte noch auf das innigste und unterthänigste für die ihm bewiesene Nachsicht der hohen Polizei. — Man kann sich denken, mit welcher Hast sich die beiden Gauner mit ihrem Raub in der Tasche davon machten. Sie kassirten den auf das Loos gefallenen Gewinn baldigst ein, und leerten lachend eine Flasche Hochheimer auf die Gesundheit des ehrlichen Mannes, der ihnen das Loos so gutwillig eingehändigt hatte.

Später erfuhr derselbe zwar den ihm gespielten Streich, aber wo sollte er klagen? — Die Sache wurde auch ruchbar genug, dennoch blieb der Polizeibeamte in seinem Amt.

Ein anderer dieser sauberen Herren wußte sich auf ähnliche, aber weniger waghalsige Weise den auf ein von ihm an einen Schweizer, in der Nähe von Bern, verkauftes Loos gefallenen Gewinn zuzueignen. Die Summe betrug etwa 30,000 Gulden. Er ließ nun im Geheimen eine Lotterieliste drucken, wie deren nach jeder Ziehung von der Direktion ausgegeben werden und in welcher das verkaufte Loos, jedoch nur mit einem Gewinn von

300 Gulden angegeben war. Mit derſelben verſehen, reiste er nach der Schweiz zu ſeinem Kunden und trat mit den Worten: freundlichſten guten Tag, mein Herr, ich bringe Ihnen eine frohe Nachricht, in deſſen Zimmer, und ſetzte hinzu: Sie haben einen ſchönen Gewinn gemacht, ich ſagte es Ihnen gleich, daß Sie in meiner Collekte glücklich ſeyn würden, Sie haben 300 Gulden gewonnen, und da ich in Bern ohnehin ein Geſchäft abzumachen hatte, ſo bringe ich Ihnen das Geld gleich mit. Sehen Sie hier gefälligſt die Ziehungsliſte. — Der Mann und deſſen Frau, die gerade nicht ſehr wohlhabend waren, freuten ſich kindiſch über den Gewinn, holten auf Verlangen des Collekteurs das Loos herbei, welches ſie ihm gegen die Zahlung der 300 Gulden einhändigten und ſich höflichſt bedankten. Sich hierauf entfernend, bat der Collekteur um ferneres Zutrauen, das ihm auch freundlichſt zugeſichert wurde.

Auch dieſer Betrogene erfuhr bald hernach den Gaunerſtreich, den man ihm geſpielt hatte, und reiste auf den Rath einiger guten Freunde perſönlich nach Frankfurt, um dort ſein Recht geltend zu machen; er vermochte aber nichts durchzuſetzen, da er keine Beweiſe hatte; die falſche Liſte hatte der Betrüger wohlweislich, unter dem Vorwand, daß er ihrer in Bern bedürfe, wieder mitgenommen; ja es wäre ihm beinahe noch ſchlimm ergangen, indem der Schurke nicht nur den Betrug leugnete, ſondern ſogar behauptete, der Kläger ſey ſein Schuldner, indem er ihm das letzte an ihn abgeſandte Loos noch nicht bezahlt habe und zu bezahlen ſich weigere. Dieß hatte ſeine Richtigkeit, denn der Collekteur hatte ihm ſogleich ein Loos zur nächſten Lotterie zugeſchickt, und der Empfänger war eben im Begriff, ihm den Betrag deſſelben zu übermachen, als er durch eine ächte Ziehungsliſte, die einer ſeiner Bekannten hatte, hinter den ihm geſpielten Betrug kam. Der Collekteur drohte nun, daß, wenn er ihm nicht zahle, er ihn, vermöge des Rechts, das jeder Frankfurter Bürger beſitze, einen Fremden, der ihm ſchulde, ohne weiteres verhaften und einſtecken laſſen zu können, in die Mehlwage, das Frankfurter Schuldengefängniß, ſetzen laſſen würde, und der arme Schweizer mußte Gott danken, als er wieder mit heiler Haut aus der Stadt war.

— Ich muß geſtehen, man ſollte glauben, die Herren hätten ihre Studien auf der Hochſchule zu Toulon oder Brest gemacht. Das iſt mir eine ſaubere Lotterie, ſagte Michel.

— O mein Herr, bei der Lotterie ſelbſt geht alles auf das honnetſte und ehrlichſte zu, die Gewinnſte werden nach dem ſtatutenmäßigen Abzug ohne die mindeſte Einrede an die Inhaber der Looſe ausgezahlt. — Es ſind nur einige Collekteurs und Untercollekteurs, welche ſich ſolche Spitzbübereien zu Schulden kommen laſſen und dadurch das ganze Inſtitut in üblen Ruf und Mißkredit bringen, erwiederte der ältliche Mann.

— Den es wohl verdient, meinte Michel, da man die Halunken nicht hängt, ſondern ſie zum Skandal der Welt hier unter den ehrlichen Leuten herumgehen und ſogar fahren läßt. Und dann das tolle Recht der Bürger, jeden Fremden, der ihm angeblich ſchuldet, ohne weiteres einſperren laſſen zu können.

— Auch damit iſt ſchon mancher himmelſchreiende Mißbrauch geſchehen, ſagte ein junger Mann aus Hanau, und ich könnte gar manches Hiſtörchen in dieſer Hinſicht erzählen.

— Ich begreife nicht, wie die umliegenden Staaten, die doch wenigſtens eine eben ſo gute, wo nicht zehnmal beſſere Juſtiz als die freie Stadt Frankfurt haben, einen ſolchen Unfug dulden mögen; es könnte ja den Frankfurter Geſetzgebern eben ſo gut einfallen, ein Geſetz zu erlaſſen, daß jeder Fremde, der in ihrer Stadt ausſpie, geköpft werden ſollte.

— Auch haben wir Darmſtädter es den Herren ſchon gelegt, ſie werden es ſich ſobald nicht mehr einfallen laſſen, einen der Unſrigen zu verhaften, ſagte ein anweſender Offenbacher.

— Ein andersmal mehr davon, meinte Michel, und Asmodi bei Seite nehmend, ſagte er zu dieſem: die betrügeriſchen Lotteriecollekteurs dürfen nicht leer ausgehen, ſorge dafür, daß ſie gehörig beſtraft werden.

Noch denſelben Tag erhielten alle, die ſich betrügeriſcher und unredlicher Handlungen in ihrer Collekte hatten zu Schulden kommen laſſen, eine Einladung, ſich den nächſten Tag, jedoch in eigener Perſon, und jeder zu einer genau beſtimmten Stunde, mit Lotterieloosen verſehen im Gaſthof zum Schwan bei dem in Nummer 5 und 6 wohnenden Fremden einzufinden, da derſelbe eine Parthie Looſe zu kaufen beabſichtige.

Man kann ſich denken, daß die Herren nicht ermangelten, ſich zur beſtimmten Zeit einzufinden. Von Viertelſtunde zu Viertelſtunde kam einer derſelben mit ſeiner Waare im Portefeuille angerannt, und einem jeden derſelben nahm Michel für eine bedeutende

Summe Loose ab, nachdem er sich hinlänglich überzeugt hatte, daß dieselben ächt seyen. Er bezahlte sie baar mit preußischen Tresorscheinen zu fünf und zu fünfzig Thalern, und mit französischen Bankbillets à 1000 Franken; zu gleicher Zeit lud er die Herren zu einem kleinen Gabelfrühstück ein, und so oft ein neuer anklopfte, wurde der andere einstweilen in ein Seitenzimmer spedirt. Mit dem dreizehnten war die saubere Gesellschaft bei einander und konnte sich nicht genug verwundern, sich hier so versammelt zu sehen; doch waren alle fröhlich und guter Dinge, denn sie hatten ja herrliche Geschäfte gemacht und Betrag und Gewinn in der Tasche. Indessen ließ das Frühstück ziemlich lange auf sich warten, und da es schon längst Mittag vorüber war, so mahnten die leeren Mägen gewaltig. Man zerbrach sich den Kopf darüber, wer der vornehme Herr seyn müsse, der so generös kaufe, bezahle und hoffentlich auch traktire. Endlich trat Michel ein und bat die feine Gesellschaft vorlieb zu nehmen, indem er auf die im ersten Zimmer herrlich servirte Tafel zeigte, aus deren Schüsseln die Gerüche köstlicher Speisen dampften.

Man hatte sich eben zu Tische gesetzt und schickte sich an, die bereits servirte treffliche indianische Vogelsnestersuppe zu genießen, als Michel mit den Worten: noch einen Augenblick, meine Herren, die von Gelüsten leuchtenden Gesichter unterbrach; es ist meine Gewohnheit, jedes Vergnügen mit einem guten Werk zu beginnen. Es sind da mehrere ohne ihr Verschulden ins Unglück gekommene arme Familien, und da, wie ich versichert bin, Sie sich sämmtlich in guten Umständen befinden, ich auch an Ihren guten Herzen nicht zweifle, so wage ich die Bitte an Sie, um eine kleine Beisteuer für diese Unglücklichen; ich für meinen Theil gehe Ihnen mit einem guten Beispiel voran, und bestimme fünfhundert Gulden zu diesem Zweck. Hier sind sie.

Mit jedem dieser aus Michels Mund kommenden Worte verlängerten sich die Gesichter der Herren Collecteurs, bis sie fast die Länge einer halben Elle hatten, auch schien auf einmal ihre große Eßbegierde verschwunden zu seyn; diese unerwartete Anrede hatte ihnen allen Appetit benommen.

— Gerne, sehr gerne würde ich den Wunsch des Herrn .... stotterte endlich einer der Gäste, aber ich habe selbst eine große Familie zu ernähren, arme Verwandte ....

— Und ich habe in der letzten Collekte scheußliches Malheur

gehabt, von dem ich mich in zehn Jahren noch nicht erholen..... ſtammelte ein Zweiter, ohne was ich....

— Meine Kunden zahlen nicht, meine Ausſtände ſind enorm und meine Kaſſe leer, liſpelte ein Dritter, ſonſt mit Vergnügen.

Und ſo wußten alle dreizehn der Reihe nach die plauſibelſten Ausflüchte hervorzubringen, keiner aber bot einen Pfennig zur Unterſtützung der Armen an, und alle bedauerten, ihrem Herzensdrang nicht folgen zu können.

— Wohlan, ſprach nun Michel, ſeine Stimme erhebend, da Sie alle außer Stand ſind, etwas anderes als Ihren guten Willen dem Elend anzubieten, ſo beſtimme ich ſämmtliche von Ihnen gekaufte Looſe den armen Teufeln, die ſchon von Ihnen betrogen und hintergangen wurden. — Ich kenne Euch durch und durch, Ihr Schurken, ſetzte er jetzt donnernd hinzu, und würde Euch auf der Stelle alle hängen laſſen, ich mag aber der Hölle ihren ſicheren Raub nicht zu frühe in den Rachen werfen, indeſſen ſollt Ihr doch einen kleinen Vorgeſchmack von ihr haben. Bei dieſen Worten warf er dem Asmodi einen Blick zu, und in demſelben Augenblick fingen ſämmtliche Collekteurs ein Mordjozetergeſchrei und Schmerzensgeheul an, indem ſie von ihren Sitzen auf- und wie Beſeſſene herumſprangen. — Sie griffen zugleich in ihre Taſchen, in welche ſie das von Michel für die Looſe empfangene Geld geſteckt hatten, das gleich feurigen Kohlen brannte und ſich in glühendes Metall verwandelte, und ihnen die ſchmerzlichen Brandwunden verurſacht hatte, die ſie ſo ſchreien machten. — Daſſelbe ergreifend, um es von ſich zu werfen, zündeten ſie ſich nun auch die Finger an, die lichterloh zu brennen anfingen, ihren St. Veitstanz fortſetzend, bis endlich Michel die Zimmerthüre öffnete und ihnen befahl, ſich davon zu machen. Dieß ließen ſich die Herren nicht zweimal ſagen, und ſtürzten über Hals und Kopf zur Thüre hinaus und, einer über den andern purzelnd, die Treppe hinab. — Ein hölliſches Gelächter ſchallte ihnen nach.

Dieſe Begebenheit, ſowie jene im Wirthshaus in der Saalgaſſe, gaben den guten Frankfurtern für längere Zeit Stoff zur Unterhaltung. Man hielt ſie für vervollkommnete Taſchenſpielerkünſte eines neuen Philadelphia; hielt auch manches für übertrieben und ausgeſchmückt, und die erzählenden Collekteurs für närriſch. In der That gaben ſeitdem mehrere von ihnen unverkennbare Zeichen des Tiefſinnes und einer ſchwarzen Melancholie von ſich

Eine andere Begebenheit brachte jedoch auch diese wieder in schnelle Vergessenheit, und dieß war — wer sollte es glauben — ein Artikel der Aschaffenburger Zeitung, durch welchen man in Beziehung auf den triumphartigen Empfang Ronges und der ihm zu Ehren veranstalteten Feste auf nichts weniger antrug, als den Frankfurter Magistrat unter Vormundschaft zu stellen. Es hieß unter andern in demselben:

„Daß der Frankfurter Magistrat die Regierungskunst nicht gründlich versteht, ist demselben nicht so hoch anzurechnen, da die Wahlart wie die Zusammensetzung von nicht wissenschaftlich gebildeten, ja zum Theil des Schreibens kaum kundigen Männern dieß nicht anders erwarten läßt. Um so mehr sollte daher derselbe dem Beispiel anderer Staaten folgen, wie z. B. Kurhessen, Baden, Hannover, Sachsen ꝛc. Wie gar oft der Frankfurter Magistrat auch in früheren Zeiten auf Irrwege gerathen ist, beweisen die vielen kaiserlichen Resolutionen, wodurch diese Behörde vielfältig ins richtige Gleis gebracht werden mußte. Da jetzt eine Behörde wie der ehemalige kaiserliche Reichshofrath mangelt, würde es um so mehr die Klugheit anempfehlen, mit den Verfügungen anderer Bundesstaaten gleichen Schritt zu halten, damit nicht gar dieselben Maßregeln gegen Frankfurt nöthig werden, welche vor einigen Jahren gegen die Republik Krakau angewendet werden mußten, als die Schutzwächter einsahen, daß die schwache republikanische Regierung es nicht verstehe, sich über die Parteien zu stellen.“

Man kann sich nicht vorstellen, welchen Spektakel dieser Artikel, der noch gar manche andere bittere Pille zu schlucken gab, hervorbrachte. Hundertmal mehr, als alle Spuckereien Michels. (Wer weiß, am Ende rührte er gar von diesem her?)

Man steckte die Köpfe zusammen, berieth sich hin und her, was wohl bei der Sache zu thun sey; die gesetzgebenden Herren konnten sich deßhalb nicht vereinigen, Magistratus blieb auch im Zweifel über die zu ergreifenden Maßregeln. Da fiel es plötzlich einem klugen Kopf, der sich zu der Parthei der Deutsch-Katholiken neigte, ein, daß die Feier des 18ten Octobers herannahe, und man dem schwer beleidigten Magistrat bei dieser Gelegenheit eine glänzende, hellleuchtende Genugthuung geben müsse.

Als Michel dieß vernahm, beschloß auch er, dieser Feier beizuwohnen, von der er sich viel Vergnügen versprach, und trieb sich

einſtweilen in Frankfurt und der Umgegend herum, allerlei kleine Teufeleien und Bosheiten ausübend, Wucherer neckend und prellend, manchem armen Teufel zu ſeinem Recht, oder wenigſtens ſeinem Gut wiederhelfend, um das ihn eine ſchändliche und feile Juſtiz gebracht hatte, u. ſ. w.

Endlich war der hehre Tag erſchienen, in welchem ſich Frankfurt alljährlich im höchſten Licht ſeines Glanzes zu zeigen pflegt, um ſein Verfaſſungsfeſt und mit ihm zugleich das Feſt der Leipziger Schlacht, an der es zwar keinen Antheil genommen, der es jedoch ſeine republikaniſche Wiederbegründung verdankt, zu feiern. Schon am frühen Morgen wirbelten die ſtattlich herausgeputzten Trommelſchläger der Stadtwehr, die Bürger ermahnend, ſich bei Zeiten in das Geſchirr zu werfen.

Nachdem ſämmtliche Bataillone auf dem Roßmarkt zuſammen gekommen waren, und die Weiber, Mütter und Schweſtern ihre Männer, Söhne und Brüder in der ſtattlichen Uniform gehörig bewundert hatten, ſchickte man ſich zum Abmarſch an, um auf dem Römerberg vor dem hohen Senat zu defiliren.

Michel, der die Stadtwehr ebenfalls an ſich vorüberdefiliren ließ, ſagte zu ſeinem Gefährten: Sieh, wer iſt denn der Graukopf dort mit den kleinen Schweinsaugen, der an der Spitze eines Bataillons reitet und mit der Haltung eines Rochus Pumpernickel zu Roß ſitzt?

— O, der gehört ſchon mit Haut und Haar der Hölle an, das iſt ein Bankier en detail und Wucherer en gros, der nebenher auch mit Spezereien und ſonſt noch allerlei handelt; er beſitzt mehr ungerechtes Gut, als Haare auf dem Kopf, und hat manche ſchwere Thräne derer, die er betrogen, auf ſeinem Gewiſſen; aber jetzt bringt er dieſes noch durch den Klang der harten Taler, die er theils zuſammengewuchert, oder als Hauptkontrebandier zur Zeit, da Frankfurt noch nicht dem Zollverein angehörte, zuſammengeſcharrt hat, zum Schweigen, aber bald wird ſein Stündchen ſchlagen, und er dann unfehlbar in unſere Klauen fallen.

— Wie nennt ſich denn der ſaubere Patron?

— Das Volk nennt ihn nur den Dietrich Harpar.

— Der Kerl hat für mich eine fatale Phyſiognomie, ich möchte ihm wohl einen Streich ſpielen, meinte Michel.

— Laß ihn laufen, verſetzte Asmodi, ich ſage Dir, er entgeht ſeinem Galgen, das heißt der Hölle nicht. Er iſt dabei ein gro-

ser Heuchler, und weiß durch eine affektirte Gutmüthigkeit und eine etwas plumpe Sprache die Leute treuherzig zu machen, und sich für alle seine Unthaten durch gewisse Protektionen und seine gewisse Aemter bekleidenden Verwandten Strafloſigkeit zu sichern. Doch laß uns auf den Römerberg eilen, die Truppen defiliren zu sehen.

Der hohe Senat stand schon in Gallakleidung, den Degen an der Seite, die beiden wohlregierenden Bürgermeister an der Spitze, auf den Stufen des Römers, und Kavallerie, Artillerie, Scharfschützen, Jäger, Löschanstalt und Infanterie defilirten in gehöriger Ordnung, die Offiziere ehrerbietig salutirend, welche Salutationen jedesmal vom Senat durch einen Bückling in corpore erwiedert wurden, vorüber. Dießmal aber wurde demselben noch ein extra Lebehoch und Vivat auf Veranlassung der Rongisten, wegen dem abscheulichen Artikel in der Aschaffenburger Zeitung gebracht. — Um ihn noch mehr wegen dieser Unbill zu trösten, hatten die Anhänger der neuen Sekte beschlossen, an diesem Abend dem Senat auch eine Serenade und einen Fackelzug zu bringen, wobei ein Rongist eine Rede hielt, in welcher er unter anderm sagte:

»Und so wie das Licht dieser Fackel leuchtet, wird ungeachtet der Bemühungen aller Römlinge, die hohe Weisheit unsers verehrten Senats und seiner Polizei leuchten, und ...

Aber kaum war das Wort leuchten aus seinem Mund, als auch hier ein boshafter Windstoß plötzlich sämmtliche Fackeln löschte, und hoher Senat, löbliche Polizei und sämmtliche Rongisten ꝛc. sich in der dickſten Finsterniß befanden, denn man hatte auch die Stadt nicht erleuchtet, weil der Kalender Mondschein angezeigt hatte, wie das in Frankfurt so gebräuchlich ist, obgleich schwere schwarze Wolken dieses Scheinen unmöglich machten.

Man tröstete sich bei den Schoppen in verschiedenen Gasthäusern über den kleinen Unfall, und Michel und sein Gefährte hatten beschlossen, für heute im russischen Hof ihr Abendmahl einzunehmen, wohin sich die meisten Notabeln der uniformirten Bürger begeben hatten, und hier über die Vorfälle und wichtigen Staatsangelegenheiten disputirten.

Als viele der Gäste dem heutigen Tag zu Ehren schon den dritten Schoppen hatten durch die Gurgel wandern lassen, da wurde die Unterhaltung lebhafter und artete hie und da bald in

heftigen Wortwechsel, Geschrei und wohl auch in förmliche Zänkereien aus. Besonders war es ein Streit über die Frankfurter Verfassung, der endlich alle Anwesenden mehr oder minder beschäftigte.

— Nein, und ich bleibe dabei, was Sie auch sagen mögen, Herr Major, unsere Verfassung taugt nichts und bedarf einer radikalen Reform, sagte ein stattlicher Infanterie-Hauptmann und Auditeur der Stadtwehr. Sie gewährt in vielen Fällen dem Bürger weder Schutz noch Recht gegen Willkür, und die Unterthanen in allen monarchischen deutschen Bundesstaaten sind zehnmal besser daran, denn sie haben, wenn ihnen offenbares Unrecht geschieht, noch immer die Ministerien und endlich den Thron selbst als letzten Rekurs; aber bei uns verübt die Justiz nicht selten himmelschreiendes Unrecht, und der schwer Beschädigte hat das Nachsehen. Denken Sie nur an die Geschichte mit dem Herrn von Fabeck, und so könnte ich Ihnen ähnliche Fälle zu Dutzenden aufzählen.

— Das Unglück ist, daß unsere Verwaltung und Justiz nicht getrennt sind, fiel ein anderer uniformirter Bürger ein, was in einem so kleinen Staat, der nur aus einer mittelmäßigen Stadt und sieben Dörfern und einem halben besteht, und wo alles verschwägert und verwettert ist, nothwendigerweise die seltsamsten Collusionen herbeiführen muß. Oft kömmt man in den Fall, den Peter bei dem Peter und den Paul bei dem Paul verklagen zu müssen.

— Aber unsere Verfassung wurde doch von superklugen Leuten fabricirt, meinte der Major.

— Seyn Sie mir still davon, fiel ihm der Hauptmann-Auditeur ins Wort; einer ihrer Abfasser äußerte sich selbst: es ist ein Haufen Unrath, je mehr man daran rührt, desto übler riecht er *).

— Das wird auch der Grund seyn, warum man nicht gerne daran rühren mag, sagte ein Jägersmann.

— Es ist ein jämmerliches Machwerk, fuhr der Hauptmann-Auditeur fort, das, obgleich nach Jahre langen Debatten, Streitereien und Zänkereien, dennoch über Bausch und Bogen zusammengeflickt wurde, nur um endlich fertig damit zu werden, und dem

*) Dr. Jaffoys eigne Worte, nur daß er sich noch etwas derber ausdrückte. Dr. Jaffoy war nebst dem Syndikus Buchner und dem Pfarrer Kirchner bekanntlich einer der Hauptredakteure der Frankfurter Verfassung.

Skandal, den diese Angelegenheit hervorbrachte, die uns dem Spott von ganz Deutschland und allen vernünftigen Menschen Preis gab, ein Ende zu machen; auch ist sie eigentlich nur eine Constitutions-Ergänzungsacte der alten reichsstädtischen Verfassung, oder vielmehr eine Verballhornisirung jenes, wenigstens in unsern Zeiten an und für sich schon ganz untauglichen Machwerks, ein wahres Monstrum von Widersprüchen. Wir haben einen gesetzgebenden Körper, von dem beinahe ein Drittheil aus Senatsmitgliedern besteht, und der bei verschlossenen Thüren das Wohl und Weh unserer Republik berath. Was würden Sie zu einer Kammer in einem konstitutionellen Staat sagen, deren Mitglieder aus einem Drittheil der Glieder der regierenden Familie oder der Minister bestünden. Es herrscht bei uns eine unerträgliche Familienaristokratie, die auf das Verderblichste in alle Zweige, und namentlich auch in die heilige Justiz eingreift, die hier nicht nur eine wächserne Nase, sondern sogar ein wächsernes Haupt hat, und unsere Gesetzgebung, so schlecht sie auch seyn mag, illusorisch macht. Bei der Besetzung einer wichtigen Stelle ist bei uns niemals die Rede davon, ob der sich meldende Candidat auch die nöthigen Fähigkeiten, Kenntnisse, Talente u. s. w. besitzt, nein, Protektion, nur Protektion, und welcher? ... bedarf er; denken Sie nur an die Lersner'sche Geschichte! ... daher kömmt es denn auch, daß, um mit unserm Schiller zu sprechen, hier nicht selten Wölfe die Finanzen, Füchse die Gassen besorgen, Tauben und Schafe im Kriminalgericht sitzen, Böcke die Heirathsprocesse schlichten, Hasen, oder was noch schlimmer ist, aus aller Welt zusammengerafftes Gesindel die Soldaten oder Vaterlandsvertheidiger, Tiger die Friedensrichter, Esel die Gesandten des Reichs, Maulwürfe die Oberaufseher über die Verwaltung der Aemter sind, Lahme zu Tanzmeistern und Blinde zu Richtern über die Farben gesetzt werden, während Löwen, Elephanten, das edle Roß bei der Bagage bleiben, oder, solchen schmähligen Unfug nicht ertragen könnend, lieber für immer dem theuern Vaterland den Rücken zukehren und es gerne verläugnen, wie Klinger, Göthe, Börne und Andere. Ich gebe es zu, Protektion spielt allenthalben eine große Rolle, aber in unsern monarchischen Staaten ist doch immer Fähigkeit zu einem Amt die erste Frage, und erst wenn diese gehörig erwiesen ist, wird Protektion berücksichtigt. — Doch genug davon, schloß der Hauptmann-Auditeur, die Sache wird doch nicht eher anders werden, bis end-

ich einmal ſo ein **Deus ex machina** kömmt, und dieſem **republi**-kaniſchen Unweſen ein Ende macht. Die Aſchaffenburger Zeitung hatte vielleicht ſo eine Ahnung davon, als ſie den fulminanten Artikel gegen Magiſtratus abdruckte.

Michel, der dieſem Geſpräch mit ziemlicher Ungeduld zugehört hatte, wandte ſich gegen Asmodi mit den Worten:

— Höre, ich habe das erbärmliche alltägliche Treiben auf unſerm Planeten und die große Miſere und ſchlaraffenartige Armſeligkeit hieſelbſt herzlich ſatt, die armen Menſchlein aller Gattung und von jedem Kaliber mit all ihrem Geſichterſchneiden, ihren Intriguen, ihrem Wühlen und Abmühen um eingebildete Güter, ihrem Lügen und Trügen, drehen ſich doch am Ende um Nichts. — Ich hätte Luſt einmal ſo etwas recht pikant-infernaliſches zu ſehen, laß mich die Hölle ſchauen — laß uns eine Fahrt in Dein Reich machen!

— Ein verteufelter Wunſch, grinzte der Hinkende, doch er ſoll Dir gewährt ſeyn. Du könnteſt es übrigens nicht beſſer treffen, da heute Nacht die Hölle das Feſt meiner Wiederbefreiung feiert.

— So laß uns fort!

— Oho! noch einen Augenblick Geduld, armes Menſchenkind, Du mußt erſt gehörig vor- und zubereitet, feuerfeſt und unverbrennbar werden, ſonſt würdeſt Du ſchon an den Pforten von Satans Reich in einen Aſchenhaufen verwandelt.

— Wohlan, ſo mache Deinen Hokus Pokus.

— Folge mir.

Beide verließen nun, nachdem ſie ihre Zeche an Herrn Sarg berichtigt hatten, den ruſſiſchen Hof. Asmodi ſchlug den Weg nach der Pfingſtweide, ein etwas entlegener Ort vor dem Allerheiligenthor, ein. Hier angekommen ſtampfte er mit ſeiner Krücke auf den Boden, dem ſogleich ein großer Keſſel entquoll, in welchem eine bräunlich ſchäumende, hochſiedende und große Blaſen ziehende Materie ſprudelte.

— Was ſoll dieß? fragte Michel erſtaunt.

— Bangt Dir ſchon? brummte Asmodi, packte ohne weiteres ſeinen Schützling bei deſſen blondgelocktem Schopf und tauchte ihn dreimal drei Sekunden lang in den ziſchenden Brei, zog ihn dann wieder heraus, indem er zu ihm ſagte:

„Jetzt biſt Du unverbrennbar und unverwundbarer als wei-

land Held Achilles, denn ich habe auch keinen Fleck unbenetzt an Dir gelassen.

Der Kessel verschwand, Michel wußte nicht wie ihm geschehen war und fühlte sich wundersam gehärtet und gestählt.

— In was zum Henker hast Du mich denn da getaucht? fragte er endlich.

— Menschenwortwitz! seufzte der Hinkende, es war eine infernalische Beize, aus dem Herzfleisch und dem Gehirn von dreimal siebzehn Wucherern gebraut und mit dem Blut und dem Schweiß von tausendmal siebzehn Witwen, Waisen und andern armen Teufeln, welche jene Blutsauger elend gemacht und ausgezogen, gewürzt.

— Aha! darum fühle ich mich auf einmal so stahl- und felsenfest, daß ich der Hölle selbst trotzen würde.

— Jetzt fort zum Aetna, sprach der Hinkende.

— Warum zum Aetna?

— Alle Vulkane sind eben soviel Zugänge zu unserm Reich.

Und dahin flogen Beide Arm in Arm in gerader Linie nach Sicilien und verschwanden im Krater des dampfenden Aetna.

Mit der Schnelle der Kanonenkugel, die eben den Lauf verläßt, fuhren die beiden Gesellen beinahe eine halbe Stunde lang durch ein Gewölbe, das von allen Seiten Funken sprühte, die fast einen Feuerregen bildeten, und wäre Michel nicht so' feuerfest gewesen, so würde schon in der ersten Sekunde sein Körper in Kohlen verwandelt worden seyn. — Viele Tausend Meilen hatten sie in kurzer Zeit abwärts fahrend zurückgelegt. Sie kamen endlich an ein weißglühendes, von ein paar ungeheuern gräßlichen Thürhütern bewachtes Gitterthor, das bei Asmodis Ankunft klirrend und sprühend auseinander schlug. Jetzt befanden sich die Reisenden in der Vorhölle, einem unabsehbaren, neblichten, halbdunkeln Raum, dessen Atmosphäre heiß genug war, um jeden andern Sterblichen auf der Stelle zu ersticken. Seltsam tolle Gestalten, Fantome und Fratzen aller Art schwebten näher und ferner, sich in Nebelwolken verlierend.

— Wir sind jetzt in einem der Hunderttausend Vorhöfe der Hölle, äußerte Asmodi, und diese Fratzen, die Du hier siehst, sind nur die Seelen ganz gewöhnlicher und alltäglicher Sünder, die ihrer dereinstigen Erlösung harrend, einstweilen ein höllisches Dampfbad nehmen müssen.

Jetzt waren die Gesellen an einer zweiten Pforte angekommen, deren Wölbungen tausendmal höher als der Himalaya waren. Diese wurde von zwei so kolossalen Hütern bewacht, daß man füglich ganz Paris und London, Wien und Neapel und noch ein Dutzend europäischer Großstädte in ihren Klauen hätte bergen können.

Auch diese gelbglühenden Gitter öffneten sich prasselnd bei Asmodis Anblick und die Reisenden befanden sich auf einem ungeheuern, ringsum von lodernden Flammen erbauten Palästen umgebenen Platz, von denen der kleinste wohl hunderttausendmal die Größe des römischen Vaticans übertraf.

— Jetzt sind wir in der höllischen Hauptstadt, sprach Asmodi, in welcher auf allerhöchsten Befehl wegen meiner Befreiung heute eine außerordentliche Illumination, jedoch ohne Transparente, veranstaltet wurde. Hier residiren die Teufel zweiten Ranges, und hier befinden sich auch die Strafbehälter der hinlänglich qualificirten Sünder und verdammten Verbrecher, die ich Dir mit noch andern Merkwürdigkeiten ein anderes Mal zeigen werde.

Sämmtliche infernalische Herrschaften haben, wie ich sehe, bereits ihre Paläste verlassen und sich zu dem Banket begeben, welches Papa Großsatan zu Ehren meiner Wiederbefreiung im Allerhöllischsten veranstaltet hat, wo nur er und seine Großwürdenträger, Teufel ersten Ranges, residiren. — Eilen wir dahin, wir werden erwartet und sind willkommene Gäste.

Beide traten nun durch sechsfache, bluthroth glühende Pforten, die von Berge ähnlichen Ungeheuern bewacht wurden, und befanden sich somit im Allerhöllischsten, in dessen Mitte das feuergoldene, von seltsamen Farben, wie man deren auf Erden nie sieht, glänzende Pandämonium oder der großsatanische Palast stand, der an Umfang und Größe alle übrigen Höllengebäude eben so sehr übertraf, als das Weltmeer das Bassin des Neptuns zu Versailles. — Von dreizehn himmelhohen Feuermauern, zwischen denen jedesmal schwarzglühende Feuerströme in ungeheuern, wie von Stürmen gepeitschten Wogen dahinbrausten, und die riesige Flammenthürme flankirten, war das Allerhöllischste und des Großsatans Feuerburg umgeben.

Unaufgehalten schritten Asmodi und sein Begleiter durch die dreifachen Spaliere, welche die infernalische Leibwache des Großsatans bildeten, und die, als Asmodi an ihnen vorüberging, ihre Gewehre, aus großen zwei- und dreizackigen Ofen-, Mist- und Heugabeln bestehend, präsentirten, wozu fünfhundert höllische

Trommelschläger einen Parademarsch auf ihren, mit aus Wucherer-häuten gegerbten Fellen überzogenen Trommeln schlugen, deren Kasten von glühendem Erz waren. Nur einen schwachen Begriff kann man sich von dem durch sie verursachten Lärmen machen, wenn man sich denkt, daß die Berührung jedes einzelnen Schlägels auf solchem Fell dem Knall von tausend zugleich gelösten Vierund-zwanzigpfündern gleichkömmt. ... Abwechselnd mit diesen Tam-bours spielte die Janitscharenmusik der großsatanischen Garden die beliebtesten Melodien höllischer Spontinis, Rossinis, Bellinis, Donizettis u. s. w., und der Lärm, den sie machten, stand vollkom-men im Verhältniß zu dem der Trommelschläger.

Endlich traten unter einem dreimaligen, wirklich teuflisch don-nernden Lebehoch Asmodi und sein Gast in den prächtig dekorirten Prunksaal des Pandämoniums, wo Papa Großsatan an einem Ende desselben hoch erhaben auf einem Schädelthron saß, dessen Baldachin auf künstlich von Armensünderknochen geformten Säulen ruhte. — Ueber ihm schwebte die aus seinem Haupt entsprungene Sünde. — Zu seiner Linken saß die Hexe von Endor im Gallakleid nach dem neuesten Pariser Modeschnitt geformt, und rechts und links um das erhabene Paar standen in gehöriger Rang-ordnung sämmtliche Großfürsten und Großteufel der Hölle und unterhielten sich zum Theil mit den höllischen Prinzessinnen und Hofdamen. Zunächst dem Thron saß Beelzebub, der erste nach dem Großsatan, dessen pestilenzialischer Hauch nicht selten die teuflischen Nasen selbst incommodirte; Leviathan, Belphegor und Astaroth, als Großräthe des Reichs, umgaben ebenfalls den Thron. Dann sah man in ihrer Nähe den stolzen König der bösen Geister, den Aschmedai, der dem weisen Salomon schon so verteufelte Streiche spielte; er schmunzelte und schwänzelte mit der Judith, welche das Amt der Oberhofmeisterin versah. Unfern von ihm machte der Höllenfürst Duma der Prinzessin Sataniella, des Großsatans ältestes Töchterchen, den Hof. Ein wenig weiter links stand Lucifer, der besondere Beschützer der Marktschreier und Beutelschneider, und unterhielt sich traulich mit der Prinzessin Diavolina. Der grobsinnliche Fürst Belial kos'te mit der dritten Schwester Cornalina, der auch der schmutzigste aller Teufel, der Mammon, den Hof von der Linken machte. Der Verführer Samuel war von einem ganzen Schock höllischer Hoffräulein umringt, und der Intriguen- und Chikanen-teufel Flagel, Großprotektor der Rabulisten, Rechtsverdreher

und Proceßkrämer, von dem ſo mancher Richter und Advokat beſeſſen iſt, hatte wenigſtens ein halbes Hundert überreifer Heren um ſich. Aber am tollſten ging es in der Nähe des Barbatos, dem Zwietrachtsteufel, her; ein ganzes Heer von Furien mit Schlangenhaaren umgab ihn. Der blutdürſtige und wollüſtige Moloch mit dem gekrönten Kalbskopf ſchien in einem Winkel auf neue Teufeleien zu ſinnen. Mephiſtopheles koquettirte hinter des Großſatans Rücken mit der Endor, Chemor, der Moabiter Abgott, ſtand ihm eiferſüchtig zur Seite. Außer dieſem und noch andern Großteufeln, welche das Miniſterium, den Staatsrath und die Pairskammer des Reichs bildeten, waren noch unzählige Teufel und Teufelchen niedern Ranges gegenwärtig, hatten ſich im hölliſchen Hof-Gallakoſtüm eingefunden und bildeten einen weiten Halbkreis. Da waren der Hoffahrts- und Hochmuthsteufel, der Neidteufel, der Faulteufel, der Ränketeufel, der Prachtteufel, der Kabalenteufel, der Kuppelteufel größtentheils mit glühenden Kammerherrnſchlüſſeln decorirt. Die Raub-, Sauf- und Mordteufel trugen hölliſche Generalsuniformen. Die Wucher- und Geiztenfel erſchienen als geheime Commerzienräthe, die Spekulations- und Sorgenteufel als Hofbankiers. Die Teufel der Heuchelei und der Scheinheiligkeit trugen Jeſuiten-Gewänder und lange Talare. Der politiſche Teufel, der diplomatiſche und der des Ehrgeizes waren in dünne, durchſichtige, angeblich aus Menſchenwohl gewebte Gewändern gehüllt. Der Lotteteufel, der Spielteufel und der Wolluſtteufel trugen Schafspelze. Ein ganz kleines, aber ſehr rühriges Teufelchen machte ſich gewaltig wichtig und beſonders viel mit den infernaliſchen Schönen und dem Ehe- und Hausteufel zu ſchaffen; es war dieß das drollig aufgeputzte Modeteufelchen. — Dann waren noch ... doch wer das ganze Heer der Teufel aufzählen wollte, würde in alle Ewigkeit nicht fertig; er müßte denn ſelbſt Teufel oder wenigſtens hölliſcher Ceremonienmeiſter ſeyn, der ebenfalls an des Großſatans Hof nicht fehlte und ſpaniſches Grandenkoſtüm aus den Zeiten Philipps II. trug.

Als nun Asmodi mit ſeinem Begleiter in den endloſen, mit Millionen Lichtern aller möglichen Farben beleuchteten Saal trat, da erhoben ſich Alle von ihren Sitzen und ließen ein dreimaliges Vivat, von einem dreifachen Höllentuſch begleitet, erſchallen, und hießen die Eintretenden höflichſt willkommen. Selbſt Papa Großſatan warf ihnen einen freundlichen, grinzenden Nicker zu und rückte die dreifach gehörnte Krone ein wenig. Als ſich der Be-

willkommnungstumult etwas gelegt hatte, bat der Hinkende um das Wort und erhielt es; auf einen Wink des Oberceremonienmeisters waren alle mäuschenstille und Asmodi begann:

— Meine spitz- und hochgeöhrte, krumm- und gradgehörnte, kurz- und langgeschweifte, scharf geklauete und gekrallte hochansehnliche Herrn Ober- und Unterteufel, vielgeliebte Confratres und Pairs des Reichs! Da ich seit beinahe anderthalb hundert Jahren nicht die Ehre hatte, dieser hochansehnlichen Versammlung beizuwohnen, wegen Hindernissen, die Ihnen alle wohl bekannt, so kann ich kaum meine infernalische Rührung verbergen, alles noch vollkommen in demselben Zustand anzutreffen, wie es sonst war, noch ist der fatale Geist der Neuerungen und der Revolutionen und Rebellionen nicht bis zur Hölle gedrungen und wird auch hoffentlich nimmermehr dahin dringen. Ohne mich selbst loben oder überschätzen zu wollen, bin ich doch fest überzeugt, daß Sie mich bei Ihren hochwichtigen teuflischen Verrichtungen gar manchmal vermißt haben werden. (Ein hört, hört, ließ sich bei diesen Worten von vielen Seiten vernehmen.) Hier habe ich die Ehre Ihnen meinen Befreier, den Erdemagogen und Erweltreformator Michel vorzustellen, der sich durch meine Befreiung um das gesammte Höllenreich hochverdient gemacht hat, auch für die Zukunft noch viel verspricht, weßhalb ich es wage, Eure Großsatanische Majestät um eine gnädige Belohnung für denselben unterthänigst zu bitten.

— Nicht mehr wie billig, daß man solche Verdienste belohne, ließ sich nun Papa Großsatan von seinem Thron herab vernehmen — Man bringe mir die Ordensinsignien des Großkreuzspinnenordens an der Gluthkette.

Zwei höllische Hofpagen, schön behörnt und beschweift, brachten schnell auf einem blutrothen Kissen, was der mächtige Gebieter begehrte.

Der Oberhofceremonienmeister nahm Michel bei der Hand, führte ihn an die Stufen des Thrones, hieß ihn niederknien und die liebenswürdige Endor hing ihm höchst dürrhändig das Ordenszeichen um, worauf ihm Großsatan höchst eigenkrallig unter dem donnernden Jubelgeschrei der Versammlung den Ritterschlag auf den salva venia Poder mit der Spitze seines Schweifes ertheilte.

Michel war nun unter die Zahl der Kreuzspinnenordensritter aufgenommen, und empfing die bei dieser Gelegenheit üblichen Glückwünsche von sämmtlichen Groß-, Ober- und Unterteufeln.

Als diese Ceremonie beendigt war, wurde auf einen Wink

des Großſatans das Zeichen zum Aufbruch zur Tafel durch ſchmetternde Poſaunen gegeben. Die infernaliſche Majeſtät ergriff die Dame Endor bei der Hand und eröffnete den endloſen Zug, bei dem jeder der Geladenen ein Prinzeßchen oder Herchen zur Tafel führte. Unſerm Michel wurde die Auszeichnung, die gar nicht häßliche Prinzeſſin Sataniella zu führen und bei Tiſch neben derſelben Platz nehmen zu dürfen, und er hatte ſich einer ſehr geiſtreichen Unterhaltung zu erfreuen.

Keine irdiſche Feder vermag es die Speiſen alle herzunennen und zu beſchreiben, die hier aufgetragen wurden, und von denen ſich auch die erfahrenſten Leckermäuler der Wiener und Pariſer Hof- und Gutſchmecker keinen Begriff machen können, eben ſo wenig wie die feinſten Weinzungen von den hier ſtatt Nektar ſervirten brennenden Getränken. — Nur eines pechſchwarzen Ragouts, aus dem im Rauchfang der Hölle zum Theil ſeit Jahrtauſenden aufbewahrten Pöckelfleiſch von Menſchenſchindern und Wüthrichen, wie eines Sylla, Tiberius, Nero, Ludwig XI., Ali-Paſcha, Robespierre, Marat, Couthon, Fouquier, Thionville, Collot d'Herbois, Carriers u. ſ. w. zubereitet, und eines großen ſchwarzen Höllenbocksbraten, mit Zungen von Verläumdern und Meineidigen geſpickt, will ich als Satans Leibgerichte erwähnen, die nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten auf der großſataniſchen Tafel erſchienen und ſämmtlichen Teufeln ganz beſonders mundeten. Auch an Toaſten fehlte es hier eben ſo wenig als bei einem engliſchen Lordmayors- oder iriſchen Repealſchmaus, oder einem der auf tauſenderlei Veranlaſſungen gegebenen deutſchen Feſteſſen.

Zuerſt geruhten Großſatan ſelbſt ein ſiebenfaches Vivat allen Denen auszubringen, die ſich die Beförderung und Bevölkerung ſeines Reiches angelegen ſeyn laſſen, gleichviel von welcher Farbe und Partei ſie auch immer ſeyn mochten, Stockariſtokraten oder ultraradikale Bluthunde, Royaliſten oder Jacobiner, Servile oder Afterliberale, ſpaniſche und franzöſiſche Carliſten oder Republikaner, Legitimiſten oder Demagogen, Carbonari oder Communiſten, Jeſuiten oder Pietiſten, Rongiſten oder Licht- und Nachtfreunde, das galt ihm alles gleich, wenn ſie nur die Bevölkerung ſeines Reiches mehrten und deſſen Ruhm beförderten.

Nach dieſem Generaltoaſt, der ſich des ungetheilteſten Beifalls aller Gäſte, Michel ausgenommen, zu erfreuen hatte, wurden noch unzählige beſondere Toaſte ausgebracht; namentlich war es Barbatos, der Zwietrachtsteufel, der gar manche Deputirte der

französischen, deutschen, englischen, belgischen, griechischen ꝛc. Kammern, von den verschiedensten Schattirungen, so wie auch allerlei Minister, den Agitator O'Connel, den alten Mehemed-Ali, den Lamenais, den Cormenin, den Hengstenberg, die Pfarrer Eberhard, Ronge, Czersky, den Kerbler und Dowiat, kurz alles durcheinander, englische, französische und deutsche Journalisten und Zeitungsredakteure, Recensenten, Kritikaster und Advokaten und namentlich auch die ganz freie Presse hoch leben ließ. Hiezu blies nun die großsatanische Hofkapelle allerliebste infernalische Tusche, und zum Nachtisch wurden allerlei teuflische Schelmenlieder, bald in Chorus, bald von Solostimmen, vorgetragen.

Noch war man mit dem Dessert nicht fertig, als ein Flügeladjutant und Ordonnanzteufel seiner höllischen Majestät die Ankunft eines neuen Transports Verdammter meldete. Se. Majestät geruhten zu befehlen, daß man die Conduitenlisten dieser Ankömmlinge allerhöchst demselben sogleich vorlegen solle, indem sie sofort über das Schicksal derselben verfügen wolle, um das Ende des Gastmahls zu würzen.

Der Flügeladjutant nahm ein braungeräuchertes Pergament aus der Echarpe und las:

Nr. 1. Ein Mitglied des englischen Unterhauses, das sich durch die Bestechung der faulen Flecken wählen und wiederwählen ließ, und dann seine Stimme um schnödes Gold dem verkaufte, der ihm am meisten bot, und so das Wohl des Volkes und der Regierung verschacherte.

— Auf den Kreuzglührost mit dem Patron, wo schon fast die Hälfte der Mitglieder aller Schattirungen der Kammern aller sogenannten konstitutionellen Staaten braten, die ihre Stimmen, ihr Gewissen und ihre Ueberzeugung dem eignen Interesse opferten. Er wird alle 24 Stunden 23 und eine halbe geröstet, — donnerte Großsatan.

Nr. 2. Ein Wucherer, der nie weniger als 50 vom 100, und wenn es anging, 200 vom 100 per Monat von den Bedrängten nahm, die ihm in die Hände fielen, und denen er oft statt baarem Geld drei Viertheile des Betrags in verlegener und schlechter Waare gab und sie zum zehnfachen Werth anrechnete; sodann seinen unglücklichen Schuldnern, die ihn zu bezahlen nicht im Stande waren, das letzte Stroh vom Lager und das letzte Hemd vom Leibe nehmen ließ, sie sammt ihren Familien auf das unerbittlichste dem Hunger preisgab, ja die so barbarischen als

ſtupiden Geſetze des ſich ſo hocheiviliſirt nennenden Europas benutzend, Familienväter, die mit ſaurem Schweiß und großer Mühe Frau und Kinder ernährten, in das Schuldgefängniß werfen ließ, wenn er glaubte, durch dieſes Mittel noch etwas herauspreſſen zu können *).

— Wird, nachdem er mit glühenden Kneipen geſchunden und ſeine zum Trommelfell für unſere Leibgarde gegerbte Haut in unſerem Arſenal deponirt iſt, jede Stunde dreimal in dem großen, glühenden Miſchkeſſel zu Brei verrührt, dann in dem Kühlkeſſel wieder herſtellt, um immer wieder von Neuem und für alle Ewigkeiten geſotten, gerührt und wiederhergeſtellt zu werden.

*) Es iſt in der That unbegreiflich, wie man in ſo vielen und namentlich in den ſogenannten größern konſtitutionellen Staaten noch eben ſo unſinnige als dem Staat ſelbſt verderbliche Geſetze beſtehen laſſen kann. Es iſt, als wollte man abſichtlich den Ruin und das Elend des ärmern Theils der Bevölkerung und ſomit den des Landes befördern, wozu beſonders noch die enormen Verfaſſungs- und andern Koſten einer barbariſchen Geſetzgebung kommen, welche gewiſſenloſen und ſchurkiſchen Schergen einer ſchlechten Juſtiz ſo weiten Spielraum laſſen und ſo herrliche Gelegenheit zum Prellen geben. Namentlich laſſen England und Frankreich, dieſe von der Unwiſſenheit ſo hochgerühmten Länder der Freiheit (???), Alles zu wünſchen übrig. Wie ganz anders iſt es in dieſer Hinſicht in Preußen, das man ſo gerne als das Land des unbedingten Abſolutismus verſchreit, während in keinem Land die perſönliche Freiheit und Eigenthum mehr vor Willkür geſchützt ſind, als gerade hier. O, ihr Großkreiſcher und Schwatzmäuler ſo mancher konſtitutioneller Kammern! ſtatt eure Lungen ſtundenlang mit dem unſinnigſten politiſchen und unpolitiſchen Gewäſch zu ermüden, und die koſtbare Zeit der Sitzungen wochenlang mit Wortſtreitereien über den Ausdruck in einer Adreſſe, mit Erörterungen und Eiferſüchteleien über Abſichten dieſes oder jenes Staates, die demſelben im Traum nie einfielen, hinzubringen, wendet dieſe theure Zeit vorerſt und vor allem dazu an, eine beſſere, vernünftigere und menſchlichere Geſetzgebung, namentlich auch für die Civiljuſtiz, die eine wahre Verarmungsanſtalt iſt, und der Criminaljuſtiz in die Hände arbeitet, zu ſchaffen. Dieß iſt, was vor Allem Noth thut. „Schlechte Geſetze ſind die ſchrecklichſten Tyrannen," hat Börne, der einzige wahre Liberale, den ich kennen lernte, und der es um der Sache willen war, ſo wahr als gewiß geſagt. Woher das namenloſe Elend der untern Klaſſen in England, Frankreich, Belgien ꝛc.? — Die Koſtbarkeit der Gerichtsbarkeit macht, daß ſie für den Armen ſo gut als gar nicht vorhanden iſt. — Der vom Reichen und Bemittelten Betrogene und Geprellte kann unter den vorhandenen Umſtänden weder an Klage noch an Recht denken, er verliert ſchnell das Wenige was er noch hat, und kann dann nicht weiter, iſt völlig ruinirt. Und dieß nennt man Civiliſation!!! —

Nr. 3. Ein Lotteriecollekteur, der die nehmlichen Nummern eines Looſes hundertmal verkaufte und falſch ſtempelte.

— In das glühend ſtachliche Höllenrad mit ihm, um unaufhörlich darinnen gedreht zu werden.

Nr. 4. Ein Advokat, der immer von beiden Parteien zu nehmen gewohnt war, und mit den Herren Confratres ſeiner Gegner Conferenzen hielt, wie ſich die Proceſſe am beſten in die Länge ziehen ließen, und man den Clienten, welchen man dieſe Conferenzen theuer berechnete, den letzten Groſchen abnehmen könne.

— Hat mit glühenden Federn und mit ſeinem eignen, ſiedend zu machenden Herzblut ſämmtliche ſchlechte Geſetze, mit denen ſeit 3000 Jahren die Welt beglückt wurde, und die noch alle in den kommenden Jahrhunderten gegeben werden, abzuſchreiben, und das Abgeſchriebene täglich brühheiß zu verſchlucken.

Nr. 5. Ein Richter, der ſich beſtechen ließ, und das Recht für ſchnödes Geld, Geſchenke, Liebkoſungen ſchamloſer Weiber u. ſ. w. verkaufte und verdrehte.

— Auf den großen Bratſpieß mit ihm, an dem ſchon viele Tauſende ſeines Gleichen röſten, mit ſeinem eignen Fett begoſſen und tauſendmal in jeder Stunde bis in alle Ewigkeit umgedreht, diktirte Großſatan. —

Nr. 6. Ein Jude, der ſich reich geſchachert, indem er fünftauſend arme Teufel betrog.

— In den großen Schmelztigel mit ihm, in dem er zu Metall geſchmolzen, dann in den Kühlkeſſel geworfen wieder zum Juden wird, um immer wieder von Neuem eingeſchmolzen zu werden. Dieſe Operation iſt ſechzigmal in jeder Stunde in alle Ewigkeit vorzunehmen. —

Nr. 7. Ein geſchickter Arzt, der einem Neffen und deſſen Geſchenken zu lieb den zu beerbenden reichen Oheim 20 Jahre zu früh ſterben ließ.

— Dieſem wird jede Stunde ein Maaßlöffel voll von der ſiedend glühend-abführenden Höllenmixtur eingeſchüttet, und nebenbei muß er täglich dreißig von ſeinen eigenen Recepten verſchlingen.

Nr. 8. Eine etwas magere Opernſängerin und zwei Operntänzerinnen der großen Oper zu Paris, die etwas zu viel geliebt, getrillert und entrechatirt haben.

— Bah, denen wird mein allergnädigſter Pardon großmüthig zu Theil. Die erſte iſt als geheime Kammerſängerin bei mir angeſtellt, und die beiden andern werden bei außerordentlichen Gelegenheiten im Ballet tanzen.

Die Endor machte ein verdrießliches Gesicht und Michel murmelte vor sich:

Das Volk findet doch überall Protektion, selbst in der Hölle!

Nr. 9. Ein Premier-Minister und zwei Bischöfe, die....

— Genug für jetzt! fiel Großsatan dem Berichterstatter ins Wort, man wird mir den Rest morgen beim Frühstück rapportiren; es ist Zeit daß der Tanz beginne. —

Seine infernalische Majestät gab nun das Zeichen zum Aufbruch, und alle Gäste erhoben sich zumal vom Tisch, und Papa Großsatan eröffnete den Ball mit einer Polonaise an der Endor Hand. — Hierauf kamen höllische Walzer, Galloppaden, Polkas, Mazurkas u. s. w. an die Reihe, und man tanzte und bankettirte als es auf Erden schon zu tagen begann. Asmodi, der auch nicht übel hinkend mitgehopst hatte, erinnerte nun den Michel, daß es wohl Zeit zum Aufbruch sey. Großsatan hatte sich schon bald nach Mitternacht sammt der Endor zur Ruhe begeben. Beide schlichen sich nach dem Brauch in den Pariser Salons, um alles Aufsehen zu vermeiden, unbemerkt davon.

Als sie das Allerhöllischste verlassen hatten, machte Asmodi im Vorübergehen seinen Gefährten auf mehrere Straforte aufmerksam, in denen Verdammte verschiedener Gattung ihre Strafen abzubüßen hatten. Zuerst zeigte er ihm eine große vergitterte Höhle, in der man nur eine geringe Anzahl Sträflinge wahrnahm, die mit blutrothen Schürzen und aufgestreiften Hemdärmel von derselben Farbe unaufhörlich mit dem Schlachten schwarzer Böcke beschäftigt waren, in deren Eingeweiden wühlten und dabei bis an den Nabel in siedendem Blut wadeten.

— Was haben denn diese Herrn perirt? fragte Michel neugierig.

— Das waren auf Erden große Eroberer und sind deßhalb hier zu Hof-Schlächtern für die großsatanische Küche avancirt, wo sie die beste Gelegenheit haben, unaufhörlich schlachten und im Blut baden zu können. Unter ihnen siehst du Sesostris, Alexander den Großen, Attila, die Geisel Gottes genannt, Ferdinand Cortez, Pizarro, Carl den Großen, Gengis-Chan, Thomas-Kulikan, Herzog Alba, Ludwig XIV., Napoleon u. s. w.

— Was zum Henker auch Napoleon hier? rief Michel erstaunt.

— Nicht mehr wie billig; denn in seinem Leben schlachtete er schon recht artig für unsere Hofküche, antwortete Asmodi. Was ihn aber hauptsächlich hieher brachte, ist die Ermordung Palms, Enghiens und der Offiziere von Schills Corps.

— Und wer zum Henker sind denn diese hier dicht neben den Groberern, in dem mit bepechten Zwirnsfäden vergitterten Behälter, so krumm zusammengekauerten, klapperdürren Pickelhäringe? fragte Michel weiter.

— Das waren auf Erden ganz wohlhabende und ehrsame Schneidersleute, oder um mit dem Heizgeist fortzugehen, Kleidermachermeister, und sind jetzt zu grossatanischem Hof- und Leibschneidern avancirt. Sie müssen die kleine und große Garderobe für unsern infernalischen Hof mit glühenden Scheeren zuschneiden und mit dergl. Nadeln nähen, während sie auf glühenden Nadelspitzen sitzen. Und dieß alles, weil sie ihren Kunden in der Oberwelt das Tuch stahlen. — Die Du dort in jenem Winkel sitzen siehst, sind . . . .

— Hier heute laß es gut seyn, fiel Michel seinem hinkenden Freund ins Wort, ich durch so viele höllische Schwüllüften ganz unbehaglich fühlend, und nach der Oberwelt zurücksehnend. Es muß auf Erden schon hoch am Tag seyn, und ich fühle mich gewaltig beklommen.

— Wir auch recht, erwiederte Asmodi, ich behalte mir das Vergnügen vor, Dir die übrigen höllischen Raritäten, Curiositäten, Merkwürdigkeiten und Geheimnisse ein anderesmal zu zeigen, die Dich nicht wenig in Erstaunen setzen werden, da Du hier so manche Gesellschaft und Individuen finden wirst, die Ihr dort oben alle in Abrahams Schooß glaubt. Du wirst Wahrheiten und Mysterien entdecken, von denen sich eure Historienfabrikanten nichts träumen ließen, und die gar manchen Nimbus, Heiligenschein und irdische Größe verwischen werden. — Doch das Weitere bei Deinem nächsten Höllenbesuch. Und wohin nun? —

— Wo es etwas Interessantes zu sehen gibt.

— Da müssen wir in die drei Reiche, Großbritannien genannt, da geht es jetzt toll genug zu, besonders in Irland.

— Wohlan, so laß uns dahin eilen.

— Wir müssen den Weg durch den Hekla nehmen, das ist wenigstens der nächste. —

Unsere Höllenreisenden entfuhren wenig Minuten darauf dem Krater des Hekla, und eilten von da nach Altengland.

III.

Der Teufel nebst Michel bei den englischen Wahlumtrieben. — Der Agitator O'Connel. — Ein Meeting bei Wakefield. — Eine italienische Opernvorstellung in London. — Michel besucht Rosa-Maria im Sacré-Coeur. — Michel im Bedlam-Hospital und auf dem Maskenball der großen Oper zu Paris.

Stürmer hatte seinem infernalischen Reisekumpan den Wunsch geäußert, ihn in ein recht wildes Weltgewühl zu bringen, damit sich die Eindrücke, welche die höllischen Scenen auf sein noch menschliches Gemüth gemacht, etwas verwischen möchten.

Die Luftsegler ohne Ballon schwebten jetzt über Alt-England und ließen sich in der Nähe des unermeßlichen Londons nieder, nahmen ein irdisches Frühstück zu sich, lasen die Times, in der wie gewöhnlich wenig Erbauliches stand, setzten sich sodann in einen Fiaker, und ließen sich nach Westminster, dem Sitz der sogenannten vornehmen englischen Welt fahren. Hier fanden in diesem Augenblick seltsame Wahlumtriebe statt. Eine junge, hübsche, blondgelockte Lady, eine der elegantesten Londoner Löwinnen, fuhr in einer prächtigen Staatskarosse, mit schneeweiß gepudertem Kutscher und Lakaien die breite Kronenstraße auf und nieder, um Tory-Stimmen bei den Gewerbsleuten dieses Stadtviertels zu werben. — Milady war eben aus ihrem Wagen gestiegen, um sich in das Comptoir eines eben nicht mehr jungen, rußigbraunen und rothgrauhaarigen Gerbers, der hauptsächlich mit amerikanischen Häuten handelte, zu begeben. — Michel, dem die englische Schönheit auffiel, zeigte Lust ihre Bekanntschaft zu machen, und der gefällige Asmodi sagte:

— Nichts leichter als dies, laß uns ihr folgen.

Beide traten wenige Minuten nach der Dame in das Comptoir des alt-englischen Brummbären, und sahen und hörten wie ihm die Schöne einen recht saftigen Kuß auf seine etwas bleifarbigen Wangen applicirte, und sich das Vergeltungsrecht auf ihre rosigen Lippen gefallen ließ. — Die so zur Unzeit eintretenden Herren, denen ein sehr mürrischer Empfang von Seiten des Principals zu Theil wurde, gaben vor, in Geschäftsangelegenheiten zu kommen, und wollten eine ansehnliche Bestellung auf Häute machen, worauf ihnen jedoch etwas barsch die Antwort wurde: sie möchten zu einer andern Zeit wiederkommen, indem man jetzt weit wichtigere Geschäfte, die das Wohl und Weh Alt-Englands beträfen, abzumachen habe. Beide entfernten sich nun, einen hämischen Seitenblick auf das zärtliche Paar werfend. — Asmodi sagte im Herausgehen zu seinem Freund: ich habe Dir nur einen Beweis geben wollen, wie sich die stolzen brittischen, aristokratischen Hochtory-Ladys selbst von den eckelhaftesten alt-englischen Bären belecken lassen, aus Furcht, daß wenn die Kornbill durchginge und das brittische Lumpenpack wohlfeileres Brod essen und weniger Hunger leiden würde, sich diese edlen Damen mit etwas weniger Schmuck, Cachemire, neuen Equipagen u. s. w. begnügen müßten. — Auch jetzt es die Dame wirklich durch, daß ein Gegner der Kornbill mehr ins Parlament kommt. — Zu Hause angekommen, reinigt sie sich von all den erhaltenen Leckereien mit Prinzessinnen-Waschwasser *).

— Es lebe die treffliche englische Constitution! rief Michel aus.

— Gedulde Dich noch ein wenig, Freund, Du wirst sogleich noch ganz andere Dinge erleben, versetzte der Hinkende. —

Die beiden Abgewiesenen begaben sich nun in die Wohnung eines andern stimmfähigen Mannes, von dem Asmodi wußte, daß er abwesend sey, und ihm die schöne Lady sogleich ihren Werbbesuch abstatten würde. Er nahm nun des Abwesenden Gestalt an und trat in dessen Haus, wo ihn die Diener sämmtlich für ihren werthen Patron hielten. Er harrte nicht lange, als die Equipage der schönen Lady vorfuhr, die sich bei ihm anmelden ließ. —

*) Es ist erwiesene Thatsache, daß sich die englischen Damen vom höchsten Adel nicht scheuen, ihre Liebkosungen an die schmutzigsten und carthaltesten Graubärte bis zu einem gewissen Grad zu verschwenden, jedoch Alles in Ehren!? — So weit haben es die graziösen altadlichen Französinnen im Faubourg St. Germain und anderswo noch noch nicht gebracht.

— Höchſt willkommen! rief er dem meldenden Bedienten zu, und die Schöne trat in das Zimmer des vermeintlichen Geſchäftsmannes, der ſie, auf einem bequemen Lehnſtuhl ſitzend, ziemlich kalt und ungalant empfing, und Stürmer bei ihrem Eintreten in ein Seitenkabinetchen gehen hieß, aus welchem dieſer vermittelſt einer grünbehängten Glasthüre beobachten konnte was vorging. Jetzt ließ die Dame ihre trefflich eingelernten Schmeichelworte hören, und es an den bei dieſer Gelegenheit üblichen Careſſen nicht fehlen. Aber unſer Mann blieb immer kalt und höchſt gleichgiltig.

— Ich komme zu einem der edelſten und liebenswürdigſten Männer Alt-Englands, ihn um ſeine Stimme für die gute Sache, von der das Wohl der drei Reiche abhängt, zu bitten, ſprach die Dame.

— Thut mir leid, Milady, kann aber nicht dienen; die Korngeſetze müſſen abgeſchafft werden, wenn das Volk der drei Reiche nicht verhungern ſoll; noch eine Kartoffelkrankheit, und wir ſind verloren.

Aber die Schöne ließ ſich nicht abſchrecken, wenn ſchon unſer teufliſcher Engliſhman unerbittlich zu ſeyn, und ſich durch nichts rühren zu laſſen ſchien. Je mehr er Kälte zeigte, je mehr gerieth Milady ins Feuer, drang immer mehr in den anſcheinenden Eisblock, und bot ihm zuletzt ihre holden Wangen zum Küſſen dar.

— Wohlan, Milady, ließ ſich endlich der Unerbittliche vernehmen, nur um Einen Preis erhalten Sie meine Stimme, aber um dieſen auch noch fünfzig andere mit.

— Und der wäre? fragte haſtig die Dame.

— Ihre höchſte Gunſt, Milady, und — eine Schäferſtunde!

— Fünfzig Stimmen, iſt dies auch gewiß? Kann ich ſicher darauf zählen?

— So gewiß, als ich Sir L.....t bin, erwiederte hämiſch der Hinkende, und warf der Dame dabei einen ſo recht zuckerſüßen dämoniſch bezaubernden Blick zu, dem ſchwer zu widerſtehen war.

— Wohlan, für fünfzig Stimmen würde ich mich dem Teufel ſelbſt ergeben, rief Milady, und fiel ihm in die Arme.

— Iſt auch dies gewiß, und kann ich mich darauf feſt verlaſſen? ſagte mit hämiſcher Miene der vermeintliche L.....t.

— So gewiß, als ich aus dem altadlichen Blut der Hoch-

tary der Familie Y... stamme, erwiederte rasch Milady, und setzte leise hinzu: er ist ja doch so häßlich nicht.

— Wohlan, ich halte Sie beim Wort; er steht leibhaftig vor Ihnen. —

In diesem Augenblick nahm Asmodi seine wahrhafte, teufliſche Gestalt an, sprühte Funken, Feuer und Flammen, und die Schöne sank ohnmächtig in seine Arme. — Als sie wieder zu sich selbst kam, war der Teufel verschwunden, und der wirkliche L.....t und seine Leute standen um sie herum, bemüht, sie wieder zu sich zu bringen. Als sie aber den L.....t gewahrte, schrie sie aus Leibeskräften: Fort, verruchter Zauberer, Hexenmeister, man sollte Dich verbrennen, ha, Du abscheulicher Teufel, weiche von hinnen.

Alle Umstehenden glaubten die Dame habe den Verstand verloren, da sie nichts als von Feuer, Flammen und Teufeln sprach, und selbst ihr Gemahl, Lord Y... und ihr Arzt glaubten sie nach Bedlam bringen zu müssen *), da sie zu toben und von Teufeleien zu sprechen nicht aufhörte. Dort wurde sie zwar ruhiger, nur durfte man ihr den Namen L.....t nicht hören lassen, sonst ging der Tanz von Neuem los. Lord Y... nahm endlich seine Gattin wieder zurück, da der Arzt erklärte, daß sie nur an der einen fixen Idee leide, sonst aber ganz vernünftig sey, was es sich auch in der Folge zeigte. Milady mischte sich aber seit dieser Zeit nie wieder in Wahlumtriebe.

Michel, der mit seinem Begleiter das Haus, wo sie den Spuck verübt, lachend verlassen hatte, begab sich mit demselben nach der Westminster-Abtei, wo er die hier befindlichen Grabmäler der Königinnen Elisabeth und Maria Stuart, deren körperliche Ueberreste hier faulen, während ihre beiderseitigen Seelen in der Hölle braten, wie Asmodi versicherte und seinem Gefährten bei einer andern Höllenfahrt zu zeigen versprach, in Augenschein nahm. Er sah auch den Helden Nelson als Wachsfigur in seiner Staatsuniform in einem Glasschrank aufgestellt, und mehr dergleichen Merkwürdigkeiten. Da aber Asmodi seinem Schützling bemerkte, daß in diesem Augenblick weit merkwürdigere Dinge in Irland vorgingen, so schwangen sich beide aus einem entlegenen Winkel der Abtei unbemerkt empor, und fuhren durch eine Oeffnung hinaus, sich wenige Minuten darauf bei Dublin niederlassend. Sie

*) Bedlam-Hospital ist das von Eduard VI. 1533 gestiftete größte Tollhaus Londons.

begaben ſich nun in eine Taverne, in welcher ein Parlaments-Candidat, zu der Parthei der Whigs gehörend, ſchon ſeit mehreren Tagen freie Zeche für alle ſtimmfähigen Wähler eröffnet hatte. Hier dampften vom Grauen des Tages bis nach Mitternacht Plumpuddings, Roſtbeefs, Beefſteaks, und Ströme von Ale und Porter rannen die iriſchen Wahlkehlen hinab; eben ſo wenig mangelten Rhum, Gin, Rak und andere Spirituoſen. Aber nicht blos Whigsgeſinnte fanden ſich hier ein, ſondern gar manche Torygeſinnte machten gleichfalls guten Gebrauch von der verſchwenderiſchen Freigebigkeit des Wahlkandidaten. Halb Berauſchte und ſolche, die ſich ſchon um ihre Sinne getrunken hatten, taumelten Treppe auf und nieder, kugelten wohl auch dieſelbe hinab, die widerlichſten Spuren ihres viehiſchen Zuſtandes zurücklaſſend. Fahnen und Bänder ſah man allenthalben wehen und wimpeln. An Zänkereien, Balgereien und Bereien fehlte es nicht, ſo daß man oft ſeines Lebens nicht ſicher war. Dabei fingen die Partheien die Betrunkenen von der Gegenpartei auf, lockten ſie an einſame Orte, und ſperrten ſie ſodann wohlverwahrt und bewacht ſo lange ein, bis die Stimmen abgegeben waren, ſo daß ſie von den ihrigen keinen Gebrauch machen konnten, was man in der Kunſtſprache der Wähler Kidnapping, d. h. Wegſchnappen nannte, und die beſinnungsloſen Trunkenbolde blieben eingeſperrt, bis der Poll geſchloſſen war. — Es iſt doch eine treffliche Sache um die engliſche Conſtitution! — Asmodi und Stürmer ließen es ſich gleichfalls in der gaſtfreien Taverne wohl ſchmecken, das patriotiſche Geſchrei der halbtrunkenen Raufbolde anhörend, durch welche heroiſche Mittel ſie das theure Vaterland retten, beſchirmen und deſſen Wohl und Glück befördern wollten. Dabei ließ man von Zeit zu Zeit auch den freigebigen Candidaten hoch leben. Der Hinkende hatte hier die Geſtalt eines ſtimmfähigen iriſchen Wählers angenommen, und ſpielte nebſt Stürmer die Rolle der Trunkenen, denen Weg und Steg zu enge ſchien, vortrefflich. Beide ließen ſich auch ganz geduldig von einem toryſtiſchen Wegſchnapper gefangen nehmen und in ein dunkles Loch führen und einſchließen. Aber kaum hatte ſich ihr Führer entfernt, ſo machten ſie ſich wieder frei, und waren früher in die Taverne zurückgekehrt als jener. Der Wegſchnapper wollte ſeinen Augen nicht trauen, als er, in das Trinkgelag tretend, die beiden Weggeſchnappten hier wieder auf ihren alten Plätzen luſtig zechen ſah. — Er glaubte nicht ge-

hörig geriegelt und geschlossen zu haben, und suchte die beiden vermeintlichen Wähler noch einmal zu verlocken, was ihm auch mit Hülfe eines Collegen, dem er den Vorfall mitgetheilt hatte, gelang. Arm in Arm gingen sie mit den scheinbar Trunkenen ab, und führten sie wieder zu dem etwas abgelegenen Haus, in dem schon viele wirklich betrunkene Wähler eingesperrt waren. Hier angekommen, ließen der höfliche Nemodi und sein Gefährte ihren Führern den Vortritt, und als diese das für jene bestimmte Gemach öffneten und zuerst in dasselbe traten, da knappte rasch die Thüre hinter ihnen zu, und aus den Wegschnappern wurden diesmal Weggeschnappte, die sich vergeblich bemühten, aus ihrer wohlverwahrten Kammer zu kommen. Dagegen befreite Michel alle auf diese Art Gefangenen, und sperrte noch mehr der Knipplings ein.

Unterdessen hatte sich ein ungeheurer Wahlauflauf gebildet und in Bewegung gesetzt; die Polizei, die dem Unfug steuern wollte, wurde mißhandelt, geprügelt und weggejagt; Dragoner sprengten nun mit verhängten Zügeln unter die tumultirenden Volkshaufen, rechts und links Säbelhiebe austheilend und die Menschen niederreitend; ein ganz unschuldiger Greis wurde von Rosseshufen wirklich zerstampft; die tapfern Reiter hieben sogar wacker in die Parterrefenster der Wohnungen ein*). — Das Volk errichtete Barrikaden, man schoß mit Feuergewehren nach Polizei und Soldaten. Große Processionen mit Fahnen und Bändern versehen und geschmückt, zogen unter höllischem Lärmen durch die Straßen; auf allen Nachbarn, wo der ächte englische Nektar gratis aus dem Horn des Ueberflusses strömte, ertönte unaufhörlich ein wüthendes Gebrüll, dazwischen schrieen und tobten die irischen Orangisten, daß Einem Hören und Sehen verging. Zahlreiche Haufen von Kohlenträgern und Bandmännern, in zerfetzten und zerlumpten Kleidern und Kitteln, mit dicken Knitteln bewaffnet, zogen wie wüthend umher, und drohten Jedem den Garaus zu machen, der sich unterstehen würde eine andere Meinung als sie zu haben. Sie schlugen sich wacker mit den Polizeisoldaten herum, die endlich den Kürzern zogen und weichen mußten. Wei-

*) Wer einmal solchen Wahlen in den drei Königreichen beigewohnt hat, wird gestehen müssen, daß hier nichts übertrieben, sondern alles der Wahrheit gemäß und der Wirklichkeit treu geschildert, ja Vieles noch gemildert und verschwiegen ist.

der und Kinder, deren Männer und Väter weggeschnappt und eingesperrt waren, rannten heulend, schreiend und fluchend umher, ihre Väter und Männer wuthentbrannt suchend. Eine Hausthüre, vor der sich einige fünfzig Kinder und Frauen, weggeschnappten Torys angehörend, befanden, öffnete sich plötzlich, und man schoß mit Pistolen und Flinten unter die Unglücklichen, von denen mehr als zwanzig verwundet wurden und ein halbes Dutzend todt niederfielen. Dabei regnete es unaufhörlich zerbrochene Glasscheiben und Töpfe von den Häusern herab, in denen man die Fenster einschlug!... Hoch lebe die englische Freiheit!..

Unfern dieser Gräuelscenen stand der große Agitator Daniel O'Connel auf einem Husting, unaufhörlich gleich einem Besessenen schreiend, die Katholiken und Papisten gegen die Protestanten hetzend, den Strohwittwen und Strohwaisen die baldige Befreiung ihr weggeschnappten Männer und Väter versprechend, während ihm mehrere Stimmen ein: Halt's Maul, Du faule Schwatzkartoffel! zuriefen; und immer heftiger und toller tobend wurde die Aufregung in der Gegend und der Straße, wo das Husting stand. Agitatoren, Repealer, Radikale, Demagogen, Torys, Whigs, Separatisten, Methodisten, Priester, Socianer, Bandmänner, Kohlenträger, Vagabunden und Gesindel aller Art, wüthende Weiber und heulende Kinder ꝛc., alle tobten, schrieen und gestikulirten wie rasend durch- und untereinander. Doch dies Alles ließ sich der Kohlenträger-König O'Connel so wenig anfechten, als das Schimpfen und Schelten seiner Gegner, die ihn einen schlechten Miethgaul, eine elende Schindmähre, einen Sclaven der Pfaffen, einen Papisten, einen Tyrannen der Regierung u. s. w. nannten, und ihm vorwarfen, daß er die Nothpfennige, die er durch seine schlechte Comödie und schamlose Possenreiserei der bittersten Armuth entlocke, und welche Hunderttausende betrügen, mit den Seinigen im Wohlleben verpraffe und verschlemme. — Man hörte auch den Conservativen und dem conservativ gesinnten Dublin vielfache Lebehochs und Hurrahs bringen. Jetzt hatte der schreckliche Tumult den höchsten Grad erreicht: schon mehr als dreißig Menschen waren erschlagen oder erdrückt worden, da sagte Stürmer zu seinem hinkenden Freund:

— Hier geht es ja zehnmal ärger als in der Hölle zu! machen wir dem Skandal ein Ende.

Beide näherten sich dem Husting, von welchem herab der

Bayerische Staatsbibliothek München

große Agitator brüllte; Asmodi berührte dasselbe mit seiner Krücke, und furchtbar krachend brach und stürzte das Gerüst zusammen, und der gewaltige Sprecher lag unter dessen Trümmern, ohne sich jedoch wehe gethan zu haben, sondern nur einmal über das andermal rufend: Ich ersticke, helft doch, ich ersticke, so helft ins Teufels Namen! — Über Alle hatte ein panischer Schrecken ergriffen; das wahrhaft infernalische Krachen des zusammenstürzenden Hustings hatte die Masse betäubt, und Jedermann suchte in der Flucht sein Heil; einer stürzte über den andern hin, und das Gewühl und Gewirre vermag keine Feder zu beschreiben. Asmodi und Michel aber erhoben sich mitten unter diesem chaotischen Treiben der Fliehenden lachend in die Lüfte, und ließen sich in der Nähe der Ebene von Wakefield im Westbezirke von Yorkshire nieder, wo gerade ein großer Meeting gehalten wurde.

Wie sie durch die Straßen von Wakefield gingen, sahen sie unzählige Fahnen, und in deren Umschlingung Schnupf-, Hals- oder Taschentücher von blauer oder gelber Farbe wehen, welche die Wakefielder Ladys und Misstriss wacker schwangen. Die blauen verkündeten den blauen Dunst der Torys und die gelben den Schwefeldampf der Whigs. Lange Züge, schreckliche Musik machende Banden an der Spitze, mit blauen oder gelben Bändern geschmückt, und mit Stöcken und Prügeln bewaffnet, abwechselnd mit Hurrahs und Hohngeschrei empfangen, zogen durch die Straßen von Wakefield nach der Ebene zu, auf der sich schon mehr als 50,000 Menschen eingefunden hatten. Auf der einen Seite der Hustings hatten sich die Gelben, auf der andern die Blauen in Schlachtordnung aufgestellt, und ließen hunderte von blauen und gelben Fahnen, mit allen möglichen Aufschriften versehen, hoch wehen; auf den Hüten hatten sie Karten von diesen beiden Farben aufgesteckt, auf welchen die Namen der Candidaten, für die sie stimmten, aufgesteckt waren. Vor einem der ankommenden Züge tanzte ein ganz in schwefelgelbe Farbe gekleideter Hampelmann, dessen Schuhe, Strümpfe und Haare sogar gelb waren, nur seine Nasenspitze war glänzend vergoldet. — Dort kam gar ein Whig auf einem Esel angeritten, und während von des Reiters Hut die schönsten goldgelben Bänder flatterten, war das Thier und besonders dessen Ohren mit blauen geschmückt, und als man ihn fragte, weßhalb dieß sey? gab er zur Antwort: Jedes von uns trägt die Farbe seiner Parthei.

Jetzt näherte sich ein mehrere Tausend Menschen starker grüner Zug, mit infernalischer Musik an der Spitze; alle die zu demselben gehörigen Musikanten sahen Laubfröschen ähnlich, waren bis auf die Zehen in grasgrüne Farbe gehüllt und hüpften und quakten der Bande voran. — Es waren lauter Chartisten, welche die Wahlreform begehrten, und auf deren Fahnen Allgemeines Wahlrecht und geheime Abstimmung geschrieben stand. Nun kamen nacheinander die Candidaten der Blauen, Gelben und Grünen zum Theil in vierspännigen Caleschen von der Farbe ihrer Parthei angefahren. Kutscher und Jokeys waren in Seidenzeug von derselben Farbe gekleidet. Unter ihnen befanden sich mehrere Lords, Earls, Viscounts ꝛc., Robert Peel, Palmerston, ein Sohn des Generalsecretairs für Irland, ein torystischer Lord, der nicht weniger als 50,000 Acres Land und ein halbes Tausend Pächter hatte und wie toll gegen die Kornbill wüthete.

Die Candidaten bestiegen nun die Hustings, auf denen die Banner und Standarten der Partheien lustig flatterten. —

Der Sheriff begann nun den Befehl zur Vornahme der Wahl sowie die Aufruhracte zu lesen, und schrie sodann dreimal mit lauter, vernehmbarer Stimme: Oyez, Oyez, Oyez *).

Die auf der Ebene wogende Menschenmasse mochte jetzt zu 200,000 Seelen herangewachsen seyn. Als nun die Candidaten der verschiedenen Partheien vorgeschlagen wurden, da erhob sich ein furchtbares Gebrüll, ein Hohngelächter, Zischen, Husten, Hurrahgeschrei, Pfeiffen, Klatschen und Jubelgetöse durcheinander, so daß viele der Anwesenden taub zu werden glaubten. Bald liefen Tausende von Weibern mit einem Zetergeschrei davon und ergriffen die Flucht. — Wurde der Name eines blauen Candidaten ausgerufen, so ließen die Gelben ein Zischen, Höhnen und Brüllen erschallen, und man glaubte der Welt Ende vor der Thür, und so umgekehrt wenn ein Gelber oder Grüner genannt wurde. Alle suchten sich wechselseitig zu übertäuben. Von den Reden der Candidaten konnte man kein Wort verstehen. Bald sah man Hunderttausende von Stöcken, Prügeln und Knitteln in der Luft schwingen, zu deren Bewegungen hundertfünfzigtausend Mäuler ein furchtbares

*) Hört, Hört, Hört.

Accompagnement brüllten; dabei wehten die grünen, gelben und blauen Tücher der Weiber, und fünfzigtausend Mützen und Hüte wurden unaufhörlich in die Luft geworfen und wieder aufgefangen. Jetzt wurde das Zeichen zum Aufheben der Hände gegeben, um dadurch die Wahl der Parlamentsglieder zu erkennen, und in einem Nu sanken die hunderttausend Prügel und Knittel nieder, und über zweimalhunderttausend Arme streckten ihre Hände gen Himmel, die Willensmeinung ihrer Eigenthümer kund zu geben. Aber jetzt streckte auch, auf Michels Verlangen, Asmodi seine Krücke empor, und machte eine kaum merkbare Bewegung mit derselben, und siehe da, alle Anwesende, Lords, Counts, Earls, Viscounts, Gentlemans, Gutsbesitzer, Kaufleute, Bandmänner, Musiker, Blaue, Grüne und Gelbe, sammt dem Sheriff und den Candidaten, Frauen und Mädchen u. s. w., unsere beiden dämonischen Reisenden ausgenommen, machten in ein und derselben Sekunde auf einen Schlag jedes einen Purzelbaum, und alle blieben auf den Köpfen stehen, quecksilberartig mit den Beinen in der Luft zappelnd, so daß man statt der Hände, 3—400,000 Füße gewahrte, was besonders bei den Frauen einen so komischen Anblick darbot, daß sich sogar der Teufel vor Lachen den Bauch halten mußte. —

Asmodi und sein Reisegefährte schwebten nun, sich aber dieses mal nicht übereilend, über den Füßen des ungeheuren Meetings, die Reihen des sonderbaren Heeres musternd, allmählig in die Höhen.

Erst bei einbrechender Dämmerung verließen sie das seltsame Schlachtfeld, dessen Helden und Streiter Asmodi bei seinem endlichen Abzug wieder in seine natürliche Stellung versetzte. Ob nun gleich die Köpfe wieder oben waren, so schienen die Menschen solche dennoch gänzlich verloren zu haben, und trollten sich, nicht wissend wie ihnen geschehen, recht betucht, mäuschenstill und stumm nach Haus, ohne daß für diesesmal irgend eine Wahl zu Stande gekommen wäre.

— Wo nun hin? fragte Asmodi im Aufsliegen.

— Ich dächte nach London.

— Für heute Abend mag seyn, erwiederte der Hinkende, doch für morgen rathe ich mit dem frühesten nach Paris.

— Warum?

— Rosa-Maria ist in Gefahr. —

— Alle Teufel! ſo laß uns gleich dahin. —

— Nicht doch, noch hat es keine ſolche Eile, wenigſtens iſt für dieſe Nacht noch nichts zu fürchten; morgen müſſen wir aber vorbauen.

— Und was iſt es, was ihr droht?

— Man ſtellt ihrer Tugend nach.

— Verdammt, wer wagt es?

— Ein alter Banquier, der die Eltern mit Eiſenbahnactien beſtechen will oder ſchon beſtochen hat. —

— Den ſoll ja das Donnerwetter! — fort nach Paris.

— Sey doch ruhig, Freund, ich ſage Dir, daß Du Dich nicht zu übereilen brauchſt, und wir können dieſen Abend ganz bequem einer königlichen Vorſtellung in der italieniſchen Oper in London beiwohnen, ohne daß es Dir etwas verſchlägt, noch iſt Roſa-Maria ſicher in ihrem Kloſter.

— Iſt das gewiß?

— Gewiß.

— Alſo auf Deine Gefahr.

— Sey unbeſorgt. —

Bald nach dieſer luſtigen Unterredung ſaßen die beiden Weltreiſenden in einer Loge des italieniſchen Operntheaters, nachdem Michel vorher noch ſeinen Magen mit ächt engliſchem Plumpudding und Roſtbeef geſtärkt hatte.

Der Saal bot einen, wenn auch nicht imponirenden, doch merkwürdigen Anblick dar. — Da ſah man den alten etwas zuſammengeſchrumpften Wellington, deſſen Ruhm mit ihm veraltert, und der noch immer die Peitſche für den wirkſamſten Commandoſtab hält; unfern von ihm ſtand der etwas ſchwerfällige Robert Peel.

— Wie gewaltig irrt man ſich auf dem Feſtlande, ſagte Asmodi zu ſeinem Gefährten, ihm dieſen Miniſter bezeichnend, wenn man glaubt, daß die von demſelben vorgeſchlagenen Reformen, die ſo großen Enthuſiasmus erregten, und ihm ſo unverdientes Lob brachten, aus einer wohlwollenden und menſchenfreundlichen Geſinnung entſprangen. — Peel iſt und bleibt ein eingefleiſchter, edler engliſcher Egoiſt, dem die engherzige Politik Großbritanniens und deſſen merkantiliſches Intereſſe als das höchſte gilt; er giebt nur der eiſernen Nothwendigkeit nach, und behängt ſich mit dem Mantel des Menſchenwohls, um ſeine weiteren Pläne deſto beſſer unter demſelben verbergen und ausbrüten zu können. Er kömmt nie den

Reformen entgegen, ſondern er wird von der Nothwendigkeit derſelben mit fortgeriſſen und hat gerade ſo viel Verſtand, um einzuſehen, daß man nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen kann, und dies iſt bei einem Miniſter ſchon etwas, ſchon viel. Gar Manche, hiezu zu kurzſichtig, haben a la Polignac das Unglück der Regierung und des Thrones herbeigeführt. Neben Robert Peel, fuhr der Hinkende fort, ſteht der hochmüthige und alberne Bucelengh; der heftige und aufbrauſende Kanzler Lyndhurt, weiter links der falſche und heuchleriſche Goulburn, ein miniſterieller Nothbehelf, ſodann der etwas unverſchämte Sir Graham und Stanlay, dieſer politiſche Apoſtat, der ſo gerne der Henker der armen Irländer ſeyn möchte; drei Schritte hinter Robert Peel ſiehſt Du den unter den Sportmen ſo berühmten J. Peel. Dort weiter links ſind die edlen engliſchen Pairs, Lord Brougham, Lord Beaumont, einer der wackern Verfechter des unglücklichen Irlands; der durch ſeine ungeheuern Schulden berühmte Herzog von Buckingham; Lord Haddington; der Marquis von Camden, zwei Biedermänner, der Hampelmann Lord Dincorben, der Graf von Denon nebſt Cfanmarde, zwei noch immer ſtockſteif geharniſchte engliſche Edelmänner. Lord Palmerſton, der den Thiers ſo ſchön bei der Naſe herumzuführen verſtand. Auf der andern Seite ſitzen faſt in einer Reihe die Notabilitäten du haut commerce, unter ihnen der wahrhaft ehrenwerthe Baring, was Rechtlichkeit und großmüthiges Wohlwollen anbetrifft, der engliſche Laffite; Goldſmid, deſſen auf ererbte Treu und Glauben gegründeten Credit auch keine politiſchen Umwälzungen erſchüttern konnten; ferner Child, Baring, einer der Rothſchilde, die wahren Ueberall und Nirgends unſerer Tage, die Comptoire und Tempel in der ganzen Welt haben, die Merkure und Plutuſſe der neuen Götterlehre; Scott, Borard ꝛc. —

Doch jetzt hörte man den Donner der Kanonen erſchallen.

— Dies bedeutet die Abfahrt der Königin vom S. James-Palaſt, belehrte der Hinkende ſeinen Begleiter; — ſeltſamer Gebrauch, daß man die Abreiſe und Ankunft eines Herrſchers immer mit Zerſtörungswerkzeugen verkündet, als brächte ihre Annäherung Unheil! Indeſſen iſt es hohe Zeit, daß ſie kömmt, ſonſt könnte es ihr leicht ergehen wie eines Tages Georg III., als er die Stunde verſäumte, zu welcher ſeine Ankunft angekündigt worden war.

— Wie ſo? fragte Michel.

— Das Kommen Georgs III. war in den Zeitungen Punkt

ſieben Uhr angeſagt, die Stunde war vorüber, und der König erſchien nicht; das überfüllte Haus wurde ungeduldig; endlich, eine gute Viertelſtunde ſpäter öffneten ſich die Thüren der königlichen Loge, und ſtatt mit dem gewöhnlichen God save the King wird ſeine Majeſtät mit einem ſo gellenden Pfeifen und Ziſchen empfangen, daß die Mauern davon zu erbeben ſcheinen. Der erſtaunte König erhebt die Hand zum Zeichen, daß er um einen Augenblick Ruhe bittet, es tritt eine plötzliche Stille ein, und er befragt Logen und Parterre was ihnen mißfällig ſey?

— Eure Majeſtät haben ſich verſpätet, ruft ihm eine ſtarke durchdringende Stimme zu.

Der König zieht ſeine Uhr, findet, daß die Stimme wahrgeſprochen, verbeugt ſich entſchuldigend, das Pfeifen und Ziſchen verwandelt ſich in ein donnerndes Bravo, dem unmittelbar das God save the King, von allen Kehlen angeſtimmt, folgt.

Doch jetzt öffneten ſich die Thüren der königlichen Loge, und Asmodi verſtummte. Die Königin Victoria trat in Begleitung des Prinzen Albert und der wunderſchönen Herzogin von Sutherland und einem anſehnlichen Gefolge in dieſelbe und ward gleichfalls mit donnerndem Beifall und ſtehend empfangen. Die Künſtler, welche auf der Vorderbühne ſtanden, ſtimmten die Nationalhymne an und das Publikum fiel mit ein, wodurch freilich der Geſang an Harmonie nicht, jedoch deſto mehr an Stärke gewann.

Man gab die heimliche Ehe von Cimarosa; Lablache, Victorias Singlehrer, ſpielte zum Entzücken und hatte ſich des Beifallsklatſchens ſeiner königlichen Schülerinnen zu erfreuen, die mit ihren kleinen Händen und ihrer faſt kindiſchen Stimme das Zeichen zum allgemeinen Applaus gab, den die hinter ihr ſtehenden Oberſtall- und Oberjägermeiſter, die Grafen von Jerſey und Roſslyn auf das kräftigſte mit ihren ſtarkknochigen Händen, ſowie die Ehrenritter, der Marquis von Osmond, der Graf von Warwick, der Graf von Hardwick und Lord Byron mit ihren niedlichen, zu ſonſt wenig taugenden Hofpatſchen unterſtützten. — Die Perſiani ſpielte und ſang allerliebſt; ebenſo die Griſi und Mario, die andern taugten nicht viel. Was aber Michel mehr als die Oper intereſſirte, war, die hohe engliſche Ariſtokratie, ſowohl die des Adels als die der Finanzen, hier ſo ziemlich vereint zu ſehen, und er ließ ſich von ſeinem Freund Asmodi hauptſächlich diejenigen unter ihnen bezeichnen, welche die eingefleiſchteſten Gegner der Korngeſetze wa-

ren, die das grenzenlose Elend des armen Volkes etwas mildern sollten.

Er machte ihn mit einem hundert derselben, meistens reiche und große Gutsbesitzer, bekannt, deren mitleidsloser Egoismus sich zum Theil in ihren langen, hagern, etwas, sieren, zum Theil in ihren sonst ausdruckslosen dickbackigen Gesichtern deutlich wahrnehmen ließ. Die meisten derselben verschwendeten ungeheure Summen für überflüssige Pferde, wohlgenährte Jagdhunde, die sie zu Hunderten oft mit Leckerbissen fütterten, während so mancher arme Taglöhner in den Grafschaften, in denen sie ihre Güter hatten, seinen auf verfaultem Stroh halb nackten oder dürftig in Lumpen gehüllten Kindern oft kein Stückchen verschimmeltes Brod, keine verdorbene Kartoffel reichen konnte, um deren nagenden Hunger zu stillen. Andere zahlten Jahrgehalte von zwei, drei, vier Tausend Pfunden und mehr an feile Weiber, die sie, freilich ohne es zu ahnen, mehr für Andere als für sich unterhielten. — Besonders gehörte es zum guten Ton, eine Bein- und Fußkünstlerin, vulgo Tänzerin zur Maitresse zu haben, und diese gehörig mit Diamanten und Brillanten zu schmücken, so daß wenigstens Ohren, Arme und der Busen bei jeder Bewegung die blendendsten Blitze in allen Farben schleuderten, und manche dieser Sylphiden die Schatzkammer eines indischen Nabobs geplündert zu haben schien, wie z. B. Miß Plumbett.

Den Michel wurmte dies gewaltig: wie, rief er aus, während Hunderttausende im Elend und Jammer verschmachten, verhungern und umkommen, raffen einige Hundert dieser Privilegirten die Schätze Indiens in der schamlosesten Ueppigkeit, selbst den Anblick dieses Elends scheuend und ihm ausweichend, aus Furcht, daß es den Genuß ihrer Gelüste mindern könnte! Warum läßt wohl die Vorsehung so etwas zu? —.

— Dies wird sich dereinst Alles aufklären, meinte Asmodi.

— Einstweilen möchte ich aber diesen englischen Granitherzen doch eine kleine Lektion geben. —

Das Duett: »Sie müssen sich bequemen ꝛc.« war so eben beendigt, und die Worte: »Nur mit Gold kann man lenken einen solchen Mammonsknecht« hatte der singende Künstler recht vermöglich und mit großem Beifall vorgetragen, als sich die Bühne nach dem Abtritt der Sänger auf einmal verfinsterte, und die Decoration zuerst in Wolken gehüllt sich allmählig in eine [illegible]

Hütte verwandelte, in welcher auf mehreren faulen Strohlagern sich einige Dutzend noch lebende Menschengerippe befanden, an denen nichts als Haut und Knochen war, und die, von jedem Alter und Geschlecht, in Lumpen gehüllt, zur höchsten Nothdurft ihre verschämtesten Blößen deckten, wimmerten, heulten, ächzten und krächzten und nach einem Stück Brod schrieen.

— Was soll das? *rief eine Stimme neben der königlichen* Loge, dies ist doch keine Scene aus der heimlichen Ehe, so viel mir bekannt ist.

— Wahrhaftig nein, Herr Oberhofmarschall, die Scene ist nur zur Unterhaltung Ihrer Majestät und der hohen Herrschaften eingelegt, improvisirt, aber ganz aus dem Leben gegriffen, rief eine Stimme aus einer andern Loge dem Frager zu.

Das ganze Publikum war wie versteinert; unterdessen spielte die eingelegte Scene auf der Bühne fort.

Statt der italienischen Triller, Coloraturen und sonstigen musikalischen Schnörkeleien, vernahm man nur ein herz- und ohrenzerreißendes Wimmern, Heulen und Schreien, das, so grell auch die Töne seyn mochten, doch eine gräßliche Harmonie hervorbrachte. Plötzlich trat ein Mensch mit zerstörtem wildem Blick in die einem Hundeloch ähnliche Hütte, ein grobes halbes Brod in der einen Hand haltend, und damit auf ein Lager, das links in einem Winkel war und sieben solcher halb verhungerten Geschöpfe groß und klein beherbergte, zugehend, denselben die Worte: Brod! Brod! zukeuchte. Alle rissen die Augen starr auf, erhoben sich mühsam, mit gierigen Blicken, offnem Mund, ihre schmutzige Beschäftigung verlassend, die darin bestand, sich von einem Theil des sie fressenden Ungeziefers möglichst zu befreien, und umringten den Mann, der Brod gerufen hatte, während die Gerippe in den andern Winkeln sehnsüchtig nach der aufgestandenen Gruppe stierten. Der Mann, der das Brod brachte und nun unter die sieben Unglücklichen vertheilte, von denen eines die Mutter der Uebrigen schien, war der Vater dieser elenden Familie. Das halbe, ganz trockene, grobe Brod war schnell in sieben Stücke gebrochen oder vielmehr zerrissen, denn die Hände des Vaters mußten das Messer ersetzen, und eben so schnell waren mit dem schrecklichsten Heißhunger die Stücke verschlungen, und Aller Blicke sprachen deutlich ein: »noch mehr!« aus, und die nicht halb Gesättigten schlichen und krochen wieder zu ihrem Lager, sich krümmend und stöhnend wieder an die ge-

wohnte ekelhafte Beschäftigung machend. — Zum zweitenmal öffnete sich die Thüre der Hütte, und ein hohlaugiges, in farblose Lumpen gehülltes Weib trat schlotternd ein, in ihren Händen ein topfartiges Gefäß haltend, mit dem sie in einen andern Winkel dieses Stalles wankte und einem andern halben Dutzend ähnlicher Geschöpfe den Inhalt desselben auf das schmutzige Stroh auslerte. Es waren Ueberreste von abgequellten, noch ungeschälten, größtentheils verdorbenen Kartoffeln, über welche die Elenden gleich hungrigen Wölfen herfielen, sie mit Haut und Schaale auffraßen, oft nicht einmal sich die Mühe gebend, sich ihrer Hände zu bedienen um sie aufzufassen, sondern gleich dem lieben Vieh sie mit den Mäulern wegschnappend.

Ein zweites, wo möglich sich in einem noch scheußlicheren und ekelhafteren Zustand befindendes Weib trat nun ein, eine Schüssel unter dem Arm haltend, mit der sie in einen dritten Winkel schlich und dieselbe einer ähnlichen Gruppe vor das Strohlager stellte; auch hier fielen die elenden Geschöpfe gleich den andern gierig darüber her und verschlangen die Ueberreste von im Wasser gesottenen Gemüse, einige Rüben und Grütze durcheinander gerührt, eine Kost, wie man sie in den deutschen Bauerndörfern in der Regel den Schweinen vorstellt; eines unter diesen Elenden war so glücklich, einen Knochen zu erhaschen, der sich unter dem Gemengsel vorfand und an dem noch einige Fetzen Haut und Knorpel hingen; aber kaum hatte er den Fang gethan, so fielen auch die andern über ihn her und wollten ihm den Fund entreißen, um den sich die ganze Gruppe zum balgte, bis die Mutter, welche das Essen gebracht, mit Fäusten dreinschlug, den Kindern den Knochen entriß und ihn dem ältesten, eilfjährigen Jungen zutheilte, der ihn nun ruhig abnagen durfte, während seine Geschwister mit neidischen Blicke nach ihm schielten.

— Aber ist dies auch eine Vorstellung, welche in die italienische Oper gehört und der allerhöchst Ihre Majestät mit dero ganzem Hofstaat und allen Ministern beiwohnen? sagte jetzt eines der plattesten Gesichter in der königlichen Loge.

— Allerdings, mein Herr, gerade für dieses Publikum ist sie gemacht und am passendsten, wurde ihm aus Michels Loge geantwortet; doch nur einen Augenblick Geduld, sogleich werden erfreulichere Bilder ihre Augen und Ohren ergötzen. —

Die Königin, sowie das ganze Publikum war starr, stumm,

und wie versteinert. Einige versuchten es zwar, sich von ihren Sitzen zu erheben, um sich zu entfernen, aber vergeblich; alle waren bewegungslos und wie an die Stelle, auf der sie standen, angenagelt, gebannt, und vermochten sich nicht zu rühren.

Jetzt verwandelte sich die Bühne wieder, und das Theater stellte ein freundliches, helles, sehr geräumiges, hohes und wohlverwahrtes, mit bunten Farben lustig bemaltes Behälter vor, in welchem theils auf frischem Stroh, theils auf Teppichen und kleinen Matratzen mehr als ein halbes Hundert der schönsten, wohlgenährtesten, zum Theil mit silbernen oder doch sammtnen Halsbändern geschmückten Hunde in der wohlbehaglichsten Ruhe lagerten. Es traten ein paar reich und bequem gekleidete Diener ein, welche in reinlichen Gefäßen wohlzubereitete Speisen, theils aus kräftigen Suppen und gesottenem oder geröstetem Fleisch, theils aus gut gebackenem Waizen- oder Roggenbrod bestehend, brächten, und setzten die mehr als zum satt werden reichhaltigen Portionen den vierbeinigen Geschöpfen vor, welche eben kein sehr gieriges Verlangen nach diesem splendiden Mahl zu haben schienen, obgleich sie von den gefälligen Dienern geschmeichelt, gestreichelt und geliebkost wurden, und die aus den vorgestellten Schüsseln nur das Leckerste herausschnüffelten und den Rest verächtlich stehen ließen, die Gefäße umwarfen, den Boden mit den Brühen tränkten und sich dann wieder zur gemächlichen Verdauung niederlegten, bis auf einmal ein Halloh und Hörnerklang von außen ertönte, worauf alle lustig aufsprangen, der sich öffnenden Pforte zueilten, und als sie sich durch dieselbe gedrängt hatten, traten andere Diener ein und reinigten das verlassene Gemach auf das sorgfältigste und säuberlichste, gehörig frische Luft einlassend, während man von außen das Getöse zur Vorbereitung einer glänzenden Jagd, lustigen Hörnerklang, wilde Hallohs, Peitschenknall und Rüdengebell vernahm.

Die Bühne veränderte sich abermals und stellte jetzt das Budoir der Miß Betty Atkinsen, einer modernen englischen Lais, vor, die früher unter einem andern Namen Operntänzerin gewesen, jetzt aber, obgleich noch jung und wenn auch eine etwas gekünstelte Schönheit, es vorzog, auf ihren goldnen Lorbeeren zu ruhen.

Das Gemach war mit karmoisinrothem genuesischem Thronsammet drapirt, die Draperien mit goldnen Bienen gestickt, und die Behänge mit dicken Bouillonfransen von demselben Metall ver-

tiert. Acht Riesenspiegel warfen die Pracht des köstlich ausgeschmückten Gemachs, dessen Möbel alle von Palyrander mit reich vergoldeten kostbaren Stukkaturarbeiten verziert waren, hundertfältig wieder. Die Schöne lag nachläßig auf einer Ottomane ausgestreckt, ihre vertraute Zofe kniete vor ihr nieder, ihr mehrere geöffnete Schmuckkästchen hinhaltend, während sie aus einer Vermeillasse Thee schlürfte.

Die Scene spielte in den ersten Abendstunden. —

— Dies schickte Lord B..., sagte die knieende Clary zu ihrer Gebieterin.

— Opalen, kaum 200 Pfund werth, der edle Lord hätte besser gethan, sie seiner alten Hauschre zu verehren; er ist toll, wenn er glaubt daß ich mich mit solchem Bettel schmücke; lege sie bei Seite, Du wirst sie ihm bei erster Gelegenheit mit guter Manier wieder zustellen, sagte Betty mit ärgerlich-verächtlicher Miene zur Zofe.

— Dies hier ist von Lord O...., fuhr Clary fort, eine Kapsel öffnend.

Betty nahm eine Brosche aus derselben, und dieselbe von allen Seiten betrachtend sprach sie: Der Solitair ist nicht übel, könnte jedoch etwas größer seyn und mehr Feuer haben, übrigens ist er vom reinsten Wasser und schön geschliffen, so wie die ihn umgebenden Rosetten. Was meinst Du, Clary, was der Bettel wohl werth seyn mag?

— Ich verstehe mich schlecht auf die Schätzung der Diamanten, Milady, aber auf jeden Fall sind sie mehr als fünfhundert Pfund werth.

— Bah! wo denkst Du hin, der Solitair ist unter Brüdern zwei tausend Pfund werth, einfältiges Mädchen.

— Wie gesagt, ich verstehe nicht zu schätzen. Hier noch ein Präsent von dem Herzog von G.....

— Von diesem einfältigen Gecken? laß sehen! wie, sein Portrait? es lohnte sich auch der Mühe, dieses Affengesicht malen zu lassen; aber die Steine, die es umfassen, sind kostbar, herrlich! Ha, wie das funkelt und blitzt! Bei Gott, damit könnte man ja das prächtigste Landgut erkaufen; höre, der Herzog ist doch so albern nicht, er hat wenigstens einen guten Geschmack. Ist das Alles? —

— Außer einem Dutzend Billet-dour. Ja.

— Für heute genug, die Briefchen kannſt Du mir morgen beim Lever vorleſen.

Ein ſchwer mit Gold betreßter weißgepuderter Lakay tritt ein.

— Der Viscount F....

— O der langweilige filzige Pinſel.

— Milady befehlen? —

— Er mag eintreten, da ich doch keine beſſere Unterhaltung habe. Clary, Du bleibſt.

Der Viscount tritt durch die geöffneten Flügelthüren, nähert ſich der Miß, und küßt deren Hand unter tauſend Bücklingen, ſich zugleich nach ihrem theuren Befinden erkundigend.

— Erlauben Sie, meine Schönſte der Schönen, Ihnen meine ſchuldige und grenzenloſe Verehrung in dieſer kleinen Blume darzubringen.

Der Viscount überreicht der Miß ein goldnes emaillirtes forget me not, mit einigen Perlen beſetzt, auf deſſen emaillirten Blättern kleine, Pfeile abdrückende Amoretten gemalt ſind. Das Ganze hat die Größe einer gewöhnlichen Vorſtecknadel.

— Allerliebſt, Viscount; mein Gott, wie kommen Sie dazu, mich ſo koſtbar zu beſchenken, welche Verſchwendung! dies bin ich gar nicht werth.

— Doch, doch, meine Beſte, Sie ſind alle Schätze der Welt werth: wenn ich ſie nur hätte, mit Freuden legte ich ſie Ihnen zu Füßen; einſtweilen nehmen Sie mit dieſer Kleinigkeit vorlieb, die mich bei Ihnen in geneigtem Andenken erhalten ſoll. Leider kann ich heute Abend nicht bei Ihnen verweilen, da ich an den Hof unſerer kleinen Victoria eilen muß, um meine Aufwartung zu machen, und mich ſchon etwas verſpätet habe; Sie wiſſen, Miß, unſere gute Königin iſt ein kleiner jähzorniger Teufel, wenn er anfängt, mit dem nicht gut ſpaßen iſt; Sie werden mich alſo für heute entſchuldigen, wenn ich ....

— Gehen Sie, gehen Sie, Viscount, ich wäre untröſtlich, wenn Sie ſich wegen mir die geringſte Unannehmlichkeit zuzögen, gehen Sie, Viscount. Clary, leuchte dem Herrn. (Sie ſpricht einige Worte leiſe mit der Kammerfrau.)

— Ein andermal, Holdeſte der Schönen, werde ich — — —

— Schon gut, ſchon gut, machen Sie, daß Sie ſich nicht verſpäten. —

Clary hat unterdeſſen aus einer Tiſchlade ein Stück Papier

genommen, und zündet es am Licht an, der Viscount bemerkt es, sieht mit der Lorgnette hin, und fällt der Josefe schnell in den Arm, denselben mit dem schon brennenden Papier zurückziehend.

— Um Gotteswillen, mein Kind, was thun Sie, das ist ja eine Banknote, welche Zerstreuung!

Er versucht es die Flamme auszublasen, aber Clary hält den Arm höher und Betty spricht:

— Nicht doch, Herr Viscount, so pflege ich meinen besten Freunden heimleuchten zu lassen. Es ist ja nur ein Licht von hundert Pfund.

Der Viscount entfernte sich nun mit stieren Augen, rückwärts unter tausend Bücklingen zur Thüre hinausstolpernd, und Betty und Clary brechen in ein lautes Gelächter aus.

In diesem Augenblick treten die Lords B.... und P.... ein, der eine Oberst bei der Garde, der andere General der Cavallerie, bringen der Schönen ihre Huldigung dar, und erkundigen sich nach der Ursache ihrer gewaltigen Hilarität, und die Dame erzählt ihnen lachend den Scherz, den sie sich mit dem Viscount F.... soeben erlaubt habe, der ihr ein herzbrechendes Geschenk mit einer Nadel von etwa anderthalb Guineen an Werth gemacht.

— Wir begegneten ihm auf der Treppe, er war so zerstreut, daß er kaum unsern Gruß erwiederte, und schien gewaltig verblüfft, sagte der Gardeoberst.

— Diese Geschichte muß ich morgen am Hof unserer kleinen Victoria erzählen, die wird sich köstlich amüsiren. —

Es kamen nun nacheinander noch mehrere Cavaliere vom Hof, Pairs, Lords, Banquiers zu der berühmten Schönen, dieselbe um die Wette mit Artigkeiten überschüttend, und zwar oft auf Kosten der berühmtesten Hofschönheiten und der Königin selbst; aber das Aergste bei der Sache war, daß alle täuschend ähnlich gewisse Personen darstellten, die sich sammt deren Frauen zum Theil in der königlichen Loge oder doch in der Nähe derselben ihrem alter ego en face befanden, so daß es unmöglich war, sie zu verkennen, und dieser Theil der Zuschauer sich dadurch in die allerpeinlichste Lage versetzt sah, ohne sich auch nur im mindesten auf irgend eine Art derselben entziehen zu können, während die Augen ihrer Frauen Zorn und Galle zu sprühen schienen. — Doch plötzlich verwandelte sich abermals die Bühne, und das Theater stellte nun einen freien Platz vor, auf dessen Mitte ein Galgen stand, der von zahllosen

Menſchen umgeben war, und aus allen Fenſtern der den Platz umgebenden Häuſer reckten die Neugierigen Kopf an Kopf heraus, um das Vergnügen zu haben, einen armen Teufel hängen zu ſehen, der einen reichen Lord auf offener Straße eine zwar ungeladene Piſtole auf die Bruſt geſetzt, weil er ihm eine milde Gabe für ſeine verhungernde Familie verſagt hatte, und nun durch Drohung und Gewalt fünf Pfund von demſelben ertrotzte, weßhalb er als des Straßenraubes mit gewaffneter Hand ſchuldig, zum Strick verurtheilt worden war. — Als das Schauſpiel dieſer Hinrichtung, während welcher man viele Taſchendiebe ihre Kunſtſtücke machen ſah, vollendet war, verwandelte ſich das Theater wieder in die Zimmerdekoration der heimlichen Ehe, und die Oper hatte nun ihren ungeſtörten Fortgang. — Der Hof und alles was ihn umgab ſchien jedoch ſelbſt an Lablaches und der Perſiani Spiel und Geſang kein Behagen mehr zu finden, und entfernte ſich ſamt der Königin; ihm folgten bald alle übrigen Notabilitäten in den Logen, wenige ausgenommen, unter denen der Banquier Baring und einige andere. Die Oper, die ſo glänzend begonnen, wurde nun faſt vor leerem Haus beendigt.

Auch Michel und der Teufel machten ſich davon, und gaben ſich für den andern Morgen ein Rendez-Vous im Prinzenhotel zu Paris, wohin Asmodi ſeinen Gefährten noch denſelben Abend brachte, und der daſelbſt übernachtete.

Den andern Morgen ſtand zur gewöhnlichen Stunde Asmodi vor ſeinem Schützling, das heute vorzunehmende Tagwerk berathend.

— Zuerſt muß die Sache mit Roſa-Maria, die ich dieſen Morgen beſuchen will, ins Reine, ſonſt habe ich keine Ruhe; das Mädchen liegt mir mehr am Herzen als ich glaubte.

— Wohlan, bekleide Dich, wir wollen im Sacré-Coeur die beiden hübſchen Kinder beſuchen, dann zu deren Eltern gehen, wo wir den alten Sünder finden und ihm den Kopf zurechtſetzen werden, und dann? ...

— Dann möchte ich Bedlam einen Beſuch machen.

— Wie, dem Londner Tollhaus?

— Freilich.

— Haſt Du an der übrigen Welt nicht genug?

— Dieſe iſt nur voll unnatürlicher Narren; ich möchte auch einmal die natürlichen ſehen. Sodann iſt heute Abend maskirter,

travestirter, und Bal paré in der großen Oper zu Paris, damit können wir das Tagewerk beschließen.

— Gut, von einem Narrenhaus in das andere, oder in noch etwas Schlimmeres.

— Wie so?

— Durch diese Opernbälle hat Leo Pillet das Opernhaus in ein wahres Prostitutionshaus und in eine Diebshöhle verwandelt. Im Allgemeinen werden diese Bälle nur von drei Klassen Menschen besucht, nämlich den Freudenmädchen und feilen Dirnen, den Dieben und Beutelschneidern, und den Einfaltspinseln, die sich dort von den Dirnen betölpeln und von den Dieben bestehlen lassen.

— Wir würden zu den Einfaltspinseln gehören. —

— Du wahrscheinlich, wenn ich nicht wäre.

— Warum gestattet man aber solchem Gesindel den Zutritt?

— Dies ist wieder einmal eine recht naive Frage: Weil Herr Leo Pillet, der die königliche Akademie der Musik zu einer Akademie der Stümper umgewandelt hat, sich auf jede Weise Geld machen will und muß, um die trotz der großen Subvention bestehenden Ausfälle zu decken.

— Indessen dächte ich, daß die ziemlich hohen Eintrittspreise doch das ärgste Gesindel von dem Besuch dieser Bälle abhalten sollte.

— Man sieht, wie wenig Du mit den Theaterzuständen bekannt bist. Auf dem Zettel steht allerdings 10 Franken das Billet, indessen kannst Du dasselbe bei allen Perrückenmachern, in allen Estaminets, Kaffeehäusern und andern Kneipen für 6 Franken und noch darunter kaufen; aber das ist noch nicht Alles, Du erhältst noch zwei bis drei, ja vier sogenannte Damenbillets mit in den Kauf, die man Dir so zu sagen noch aufdringt; daher kömmt es denn, daß sich mehrere Damen der Art, wie man sie zu Hunderten auf diesem Ball findet, cotisiren, um ein Herren-Billet zu kaufen, welches sie sodann einem Subjekt von ihrer saubern Bekanntschaft um drei Trumpel wieder verkaufen oder wohl auch verehren, so daß nun vier bis fünf Personen, von denen eine jede nur wenige Sous ausgibt, den Eintritt zum Ball haben. Außerdem erhalten alle die Tagdiebe und ähnliche Subjekte, welche sich in sogenannten Charaktermasken, sie mögen auch noch so lumpig und schmutzig seyn, anmelden, auch die Herren-Billets um ein Drittheil ihres Nennwerthes und noch darunter. Du siehst also, auf welche Weise man diese Bälle zu füllen und zu überfüllen

verſteht, und ſodann die Gimpel auf die plumpſte Manier intriguirt und ihnen die Taſchen leert.

— Daß aber die Journale einen ſolchen Unfug nicht rügen?

— Die Journale? O sancta simplicitas! Die Journale? Iſt denn auch ein einziges, deſſen Direktor oder Redakteur en chef nicht bisweilen eine Freiloge von der Gnade des Herrn Leo Pillet zu erbitten hätte? Im Gegentheil, findeſt Du nicht alle Augenblicke, um dem Publikum und der Welt Sand in die Augen zu ſtreuen, Stellen wie dieſe:

»Was man auch über die Bälle unſerer großen Oper ſagen »mag, es bleiben dieſe doch immer eines der großartigſten und »prachtvollſten Schauſpiele dieſer Art; keine Stadt der Welt kann »Aehnliches aufweiſen (wohl möglich) und auf dem letzten bemerk»ten wir wieder Perſonen aus den höchſten Ständen, wenn auch »im tiefſten Incognito, in Maſſe im Opernſaal und in den Lo»gen. Man ſpann eben ſo intereſſante als pikante Intriguen ꝛc.« und ähnliche in denſelben? — Doch jetzt wird es Zeit ſeyn, daß wir uns auf den Weg machen.

— Ich bin bereit.

Ein Remiſewagen fuhr vor und brachte die beiden Kameraden in das Sacré-Coeur.

In das Sprachzimmer geführt, verlangten die Herren ihre Couſinen zu ſprechen. Man willfahrte ihnen mit zuvorkommender Gefälligkeit, und bald traten Roſa-Maria und ihre Schweſter in Begleitung einer älteren Schweſter in das Zimmer. Beide waren ſchwarz gekleidet und in eine Art Schleierkappe gehüllt; dieſes Coſtüme trug nicht wenig zu der Verſchönerung ihrer Reize bei, und Roſa-Maria beſonders glich in ihrer Einfachheit einem wahren Engel; ihr früheres koquettes Weſen ſchien faſt gänzlich verſchwunden, und eine liebliche Einfalt an deſſen Stelle getreten. Michel war entzückt, konnte ſich nicht ſatt ſehen an dem ſchönen Kind, und fragte erſt nachdem er von ſeinem bewundernden Staunen etwas zurückgekommen war nach dem Befinden der beiden Mädchen, und wie es ihnen hier gefalle.

— Recht ſehr gut, erwiederten Beide zugleich, ſchade nur, daß wir dieſen Aufenthalt, wo man uns ſo wohl will und wir die Schweſtern ſchon ſo lieb gewonnen haben, ſo bald wieder verlaſſen ſollen.

— Wie ſo? fragte Michel erſtaunt.

— Gestern war meine Mutter hier, erwiederte Rosa-Maria mit fast kläglicher Stimme, und verkündete uns, daß wir in wenig Tagen das Kloster verlassen würden, da sich die Umstände geändert hätten, und dies auch Ihr Wille sey.

— Ist's möglich! rief Michel aus. Sich jedoch schnell besinnend setzte er hinzu: dies muß auf einem Irrthum beruhen; seyd ganz ruhig, Kinder, ich verspreche euch daß ihr bleiben werdet.

— O das ist allerliebst, riefen beide Mädchen aus, in ihre kleinen Hände patschend, man gibt uns hier einen so angenehmen und unterhaltenden Unterricht und lehrt uns so schöne Dinge, Wissenschaften und Kenntnisse, von denen wir nie eine Ahnung hatten, setzte Rosa-Maria hinzu.

Michel ließ sich nun von der Kleinen mittheilen, wie sie ihre Tage zubrachte, und sie erzählte ihm mit großer Geschwätzigkeit, wie ihre Stunden zwischen dem Religionsunterricht, feinerer Handarbeit, von der sie hoffe ihm bald eine Probe geben zu können, und dem Unterricht in der Erdbeschreibung, Geschichte, Musik, Sprachlehre u. s. w. getheilt seyen. Ihre ältere Schwester Octavie plauderte nicht minder zur Zufriedenheit des Hinkenden, der ein recht frommes Schafsgesicht angenommen hatte; die Unterhaltung mochte beinahe eine Stunde gedauert haben, als eine der frommen Schwestern eintrat und den Mädchen verkündete, daß ihre Klavierlehrerin sie erwarte. — So gerne Michel noch länger verweilt hätte und so ungern er sich von dem Mädchen trennte, so blieb ihm doch keine andere Wahl übrig, als der Nothwendigkeit nachzugeben. Oefteres und baldiges Wiederkommen versprechend, nahm er samt seinem Freund Abschied, und fühlte dabei eine große Beklommenheit, ein fast banges Gefühl, das verkündete, daß sein Herz ihm nicht mehr angehöre. — Nömodi hatte es bemerkt, und sagte das Kloster verlassend: Aha, wir haben uns gefangen.

— Nun zu den Eltern! war alles was Michel antwortete. — Diese wohnten jetzt nicht mehr in einem Hinterhaus der Straße Chaillot, sondern hatten eine elegante Wohnung im Faubourg St. Honoré bezogen.

Es mochte etwa um die Mittagsstunde seyn, als die beiden Gesellen daselbst ankamen, wo sie eine höchst elegante Equipage an der Thüre haltend fanden und vom Portier erfuhren, daß Monsieur Barret, so nannte sich der Vater der Kinder, einen vornehmen Besuch habe.

Hat nichts zu ſagen, ſprach Asmodi, ſeinen Freund beim Arm nehmend, und über den Hof gehend ſtiegen beide einen ſogenannten Escalier de service, einer kleinen Hintertreppe, wie man ſie faſt bei allen größeren Wohnungen zu Paris findet, hinan, und verfügten ſich unbemerkt in ein Gemach, das neben dem Salon war, in welchem ſich Barret mit ſeiner Frau und einem Fremden in einem lebhaften Geſpräch begriffen befanden, dem die beiden Lauſcher zuhörten und das ſie vollkommen verſtanden.

— Alſo dabei bleibt es, wir ſind einig, Ihr könnt wenn Ihr wollt zu mir kommen oder ſchicken, die drei hundert Aktien in Empfang zu nehmen, und Eure jüngſte Tochter nehmt Ihr binnen drei Tagen aus dem Kloſter zurück.

— So iſts, Herr Tonnier.

— Und das verſprochene Geſchmeide? ſagte die Frau.

— Erhaltet Ihr noch dieſen Abend, antwortete der Fremde, und wollte ſich nun empfehlen, als Michel und Asmodi in das Zimmer traten und ihm den Weg verſperrten.

— Noch einen Augenblick, mein Herr, ſagte Michel mit ſtarker Stimme, ich habe auch noch ein paar Worte mit Ihnen zu reden.

— Habe ich doch nicht die Ehre Sie zu kennen, mein Herr!

— Deſto beſſer aber kenne ich Sie. — Sie ſind der weltberühmte Banquier Tonnier, haben vor Kurzem wieder einige Millionen an den Eiſenbahn-Aktien gewonnen, oder vielmehr erwuchert, wozu ſo mancher arme Teufel ſeinen letzten Nothpfennig ſteuern mußte. Sie ſind einer jener Induſtrieritter en gros, vor denen die heilige Juſtiz ſich in unterthänigſter Demuth beugt und bückt, während ſie denen en detail, die um ein elendes Daſeyn zu friſten ſich kleine Gaunereien zu ſchulden kommen laſſen, auf das unbarmherzigſte auf die Finger klopft und bei Hunger und Elend zwiſchen feuchte Mauern einſperren läßt. Doch auch Ihr Stündlein, ſo wie das aller derer, die Ihnen gleichen, wird ſchlagen, ſeyen Sie deſſen verſichert; einſtweilen aber will ich Ihnen einen Vorſchmack und dieſen Kupplern, die ihre Kinder für Ihren Mammon verhandeln wollen, eine kleine Lehre geben. Nur daß Ihr Roſa-Marias Eltern ſeyd, ſprach Michel zu dem Ehepaar Barret, habt Ihr es zu verdanken, daß ich ſo glimpflich mit Euch verfahre. — Wie, Ihr ſchämt Euch nicht, nachdem ich Euch aus dem Elend gezogen und für Euren und Eurer Kinder Unterhalt reichlich geſorgt habe, dieſe an dieſen alten, eckelhaften, an Körper, Geiſt und Seele gleich

ſchmutzigen und verkrüppelten filzigen Sündenbock zu verhandeln, der ſchon längſt alle Pfützen von Paris durchwatet hat? — an dem kein gutes Haar, keine geſunde Faſer mehr iſt? —

— Mein Herr ... fiel jetzt der Banquier ein ... mein Herr ...

Ein donnerndes Stille Michels brachte ihn jedoch ſchnell zum Schweigen. Stille, alter Sünder, fuhr er fort, ſonſt will ich Dein Regiſter ſo klar offenbaren und bloß ſtellen, daß auch nicht die ſchlechteſte und feilſte Juſtiz, nicht einmal die einer gewiſſen kleinen Republik, es wagen dürfte Dich freizuſprechen, wenn ſie auch den beſten Willen dazu hätte. — Soll ich Dir erzählen, wie Du zu den erſten hundert tauſend Franken kamſt? ſoll ich Dich an die vier Wände in No 67 der Straße Gheiſeuil erinnern, ſoll ich dieſe ſprechen machen, und an die Wittwe L... erinnern?

Der Banquier wurde leichenblaß, zitterte, ſeine Lippen wurden bleifarbig, ſeine Augen rollten wie verwirrt, ſeine Knie ſchlotterten, und er mußte ſich um nicht niederzuſinken an einen Armſtuhl halten. —

Sieh, ich vermag Todte zu citiren, Todte, welche Deine furchtbaren Geheimniſſe mit ins Grab genommen haben, aber die ich auferſtehen machen kann! — Doch wozu Dich unter das Beil der Guillotine liefern? Deine Stunden hienieden ſind gezählt; wie Du mit dem Jenſeits fertig wirſt, das iſt Deine Sache. Doch hier nur ſo viel: wenn Du auch nur noch den mindeſten Verſuch machſt, ein unſchuldiges Geſchöpf durch Deinen Mammon zum Fall zu bringen, ſo ſey verſichert, daß ich Dich der unheiligen Juſtiz übergebe; indeſſen darfſt Du doch nicht ſo ganz ſtraflos für Deinen infamen Verſuch hier ausgehen, und Du wirſt ſo gut ſeyn, die Wechſel hier zu unterſchreiben. Der Betrag iſt nur eine Kleinigkeit für Dich, nicht der zwanzigſte Theil deſſen, um was Du die Leute und die Armuth betrogen und beſtohlen haſt, lumpige 500,000 Franken. — Hiebei zog Michel mehrere mit dem Stempel gehörig im Namen Tonniers ausgeſtellte Wechſel aus der Taſche, und legte ſie mit einem befehleriſchen »Unterzeichne« vor.

Der arme Sünder, einen Jammerblick zum Himmel erhebend, unterſchrieb, ohne ein Wort zu ſagen. —

— Das Geld iſt für die nothleidende Armuth beſtimmt, ſagte Michel, und wenn ich Dir noch einen wohlmeinenden Rath geben darf, ſo iſt es der, daß Du fortan den Himmel ſo viel als möglich durch Austheilung milder Gaben an Deine leidenden Brüder

zu versöhnen ſuchſt, damit Deine jenſeitigen Strafen milder ausfallen mögen. Nun biſt Du entlaſſen. —

Der Banquier wankte zur Thüre hinaus, ließ ſich von ſeinen Bedienten in den Wagen heben, und zu Hauſe angekommen ſogleich zu Bett bringen. — Man hat ihn ſeit dieſer Zeit nie mehr lachen, aber auch nie mehr der Unſchuld nachſtellen ſehen, und öfters lieſt man in den Journalen: Hr. Tonnier hat die Summe von ſo und ſo viel dieſer oder jener milden Anſtalt zukommen laſſen.

Michel hielt nun noch den beiden Alten eine derbe Strafpredigt, welche ſie bebend und um Vergebung bittend reumüthig anhörten, worauf er ſich mit ſeinem Begleiter entfernte, und wieder hoch in den Lüften über den Canal nach London flog.

Daſelbſt angekommen, eilten ſie nach Bedlam-Hoſpital, wo ſich ihnen, mit einem Empfehlungsſchreiben verſehen, zuvorkommend alle Thüren öffneten, und Michel ſeine Beſuche bei den Wahnſinnigen begann, bei denen ihm Asmodi als erklärender Cicerone diente.

Zuerſt wurden die beiden Fremdlinge in ein reinliches Gemach geführt, in deſſen Winkel ein Mann in mittlerem Alter auf einem bequemen Lehnſtuhl nachläſſig ausgeſtreckt ſaß und ſtarr auf einen Fleck hinſah: von Zeit zu Zeit ließ er einige abgebrochene Worte fallen, wie: Marie Louiſe, Joſephine, der Prinz Regent, zweimal hunderttauſend Mann, Auſterlitz, Marengo, Hudſon-Lowe, Moskau, Ulm, Murat, Ney ꝛc. ꝛc. Die eintretenden Beſucher ſchien er gar nicht zu bemerken.

— Dieſer hält ſich für den zu St. Helena gefangenen Napoleon, ſagte Asmodi zu ſeinem Gefährten, es iſt ein ehemaliger engliſcher Garde-Oberſt, der nur von Gloire, Eroberungen und Schlachten träumte, ſowie von den wilden Zeiten, als die Franzoſen in fremden Ländern herrſchten und nach Gefallen hauſten. Seit der Rückkehr von Napoleons Leichnam aus St. Helena brach dieſe Narrheit bei ihm aus. Einige Zeit nach dem pomphaften Leichenzug und der Beiſetzung des berühmten Todten im Dom der Invaliden, dem er zu Paris beiwohnte, kündigte er vor der Fronte ſeines Regiments den Soldaten an, daß es eine unverſchämte Lüge wäre, wenn man ſage daß Napoleon geſtorben, da er ſelbſt kein anderer als der große Kaiſer ſey, und forderte ſie auf, ihm zur Eroberung der Welt zu folgen. Die Truppen ſahen ihn erſtaunt und verwundert an, gehorchten indeſſen dennoch ſeinem Commando. Er ließ das Regiment eine Angriffscolonne bilden, ſodann den Sturm-

marsch schlagen, das Bajonnet fällen, und »Sturmschritt, Marsch!« kommandirend rückte er unaufhaltsam an der Spitze der Colonne durch die Straßen von London gegen den Tower vor. Im Angesicht desselben angekommen befahl er die Feste zu stürmen, laut ausrufend: Jetzt, Kinder, jetzt gilt es, das ist das Schloß, das mir gebührt, und welches Usurpatoren, Räuber und Tyrannen in Beschlag genommen haben, und zeigte mit dem Degen auf die Zinnen des Towers. Bisher war ihm das Regiment noch gehorsam gefolgt, da die meisten Officiere glaubten, er wolle nur ein Uebungsmanoeuvre ausführen, da ihnen aber die Sache jetzt bedenklich zu werden schien, so sprengte der Chef des ersten Bataillons heran, und sagte zu ihm: »Mein Oberst, wo denken Sie hin, was treiben Sie!« Aber statt aller Antwort führte der Oberst einen mächtigen Hieb nach dem Bataillonschef, den dieser nicht ohne Mühe parirte, darauf seinem Bataillon Halt und Gewehr in Arm kommandirte, und als der Oberst fortfuhr die Leute anzutreiben und dabei die tollsten und aufregendsten Reden ausstieß, ließ er diesen mit Zustimmung der übrigen Staabsofficiere und Adjutant-Majors entwaffnen, was jedoch nicht ohne den gefährlichsten Widerstand von Seiten des Colonels und nur mit den größten Anstrengungen vollzogen werden konnte, da man zugleich alle mögliche Schonung anbefohlen hatte. Der Officier gerieth in ein furchtbares Delirium, das längere Zeit anhielt; man brachte ihn nach Bedlam, wo es dem Direktor hauptsächlich vermittelst Musik gelang, ihn ruhiger zu stimmen, so daß er jetzt nur noch an der fixen Idee leidet, der zu St. Helena gefangene Kaiser zu seyn, und einen der Aufseher der Irrenanstalt für Hudson Lowe hält, als solchen anredet und behandelt. Manchmal bildet er sich jedoch wieder ein, auf seinem Thron in den Tuilerien zu sitzen, erläßt sodann Dekrete, die er von Mailand, Berlin und Moskau, Wien und Madrid datirt und diktirt, oder vielmehr selbst niederschreibt, und in denen er Königreiche, Throne und Kronen verschenkt; so hat er gestern erst Spanien dem Calefactor der Anstalt gegeben, weil dieser das ihn erwärmende Feuer zu seiner Zufriedenheit angemacht; seinen Stiefelputzer ernannte er schon zum König von Polen, und den ganzen Rheinbund schenkte er seinem Schneider. Glücklicherweise gehen diese Dekrete kaum geschrieben wieder in Rauch auf, indem er sie im nächsten Augenblick selbst ins Feuer wirft. — Diesen Menschen hat sein maßloser Ehrgeiz zum Narren gemacht. — Jetzt kommen wir

zu einem andern Tollen, einem Lord, der für den besten und verwegensten Fuchsjäger von ganz Albion galt. Der Mensch ist ein wahres Narren-Chamäleon; morgens von 8—10 Uhr hält er sich für einen Friseur und coeffirt seine Stühle, denen er Perrücken aufsetzt, sowie aber die Glocke zehn schlägt springt er auf, behauptet ein Restaurateur zu seyn, und schreibt als solcher endlose Speisezettel, auf denen Rostbeefs, Beefsteaks, Plumpuddings, Ortolanen, Fasanen und Trüffelpasteten immer obenan stehen, er servirt sodann mehrere Tische, erwartet und traktirt Gäste, die auch nicht ausbleiben, und theils aus friedlichen Narren, theils aus Aufwärtern und Wächtern bestehen; da er sehr reich ist und die Verwalter seines Vermögens alle seine Thorheiten bezahlen, so läßt man ihm gern das unschädliche, wenn auch kostbare Vergnügen. Aber Nachmittags um drei Uhr verwandelt sich der Gastwirth in den Don Juan, und jetzt schreibt er statt der Speisezettel Mädchen- und Frauen-Listen, deren Namen er in sein Register im buntscheckigsten Durcheinander einträgt. Da liest man die der Königinnen Cleopatra, Maria Stuart, Elisabeth, Anna, Victoria mitten unter den Ladys, Miß und berühmten Taverndirnen. Gegen Abend aber wird er zum Fuchs, springt im Galopp in seinem Gemach umher, Hunde und Jäger und das ganze Jagdhalloh hinter sich wähnend. Mit einbrechender Nacht verwandelt sich jedoch der Fuchs in einen Beichtvater und ertheilt unaufhörlich Absolution. Dieses Original wurde zum Narren weil es ihm nicht gelingen wollte alle Füchse Alt-Englands und alle Schönheiten Londons in seinen Netzen zu fangen, was ebenfalls zu einer fixen Idee bei ihm geworden war.

Den tollen Fuchsjäger verlassend kamen die Herren nun zu einem etwas hagern langbeinigen Narren. Diesen da, sagte Asmodi, hat die Fanny Elsler verrückt gemacht, er hörte und sah nichts mehr als elsleriſche Sprünge, Entrechats, Equilibres, Pirouets u. s. w., so daß er, wo er auch gehen und stehen mochte, selbst alle mögliche Stellungen der liebenswürdigen Fanny nachzumachen suchte, pirouettirte und entrechatirte, daß ihm das Volk lachend und tobend auf der Straße und auf den Plätzen folgte, wo er seine Sprünge machte. Die Sache wurde endlich so toll, daß man sich genöthigt sah, auch ihm einen Platz im Bedlam-Hospital zu geben.

— Aber wenn man alle die einsperren wollte, die wegen der Fanny Elsler verrückt wurden, so würden alle Narrenhäuser Europas nicht hinreichen, meinte Michel.

— Du kannſt Recht haben, erwiederte Asmodi, aber die Eisler-Narren ſind es nicht allein, da gab und gibt es Sonntagsnarren, Catalanisnarren, Taglionisnarren, Paganinisnarren, Lisztsnarren, und beſonders Lisztmärrinnen, Malibransnarren, Thalbergsnarren, Lindsnarren, und wie dieſe Art Narren alle heißen mögen, die ſich in ihrem Wahnſinn zum Theil ſogar *vierbeiniges* Vieh glaubten, und ſich ſtatt der edlen Roſſe als zweibeinige Langohren an die Wagen der Füße- und Kehlenköniginnen ſpannten.

— Wohl wahr, doch laß uns weiter gehen. —

In einer vierten Celle ſahen ſie ein ehemaliges Parlamentsglied, das ein wüthender Antagoniſt der Kornbill und ein reicher Gutsbeſitzer aus der Grafſchaft Suffolk iſt, der zu gleicher Zeit von einem wüthenden Franzoſenhaß beſeſſen war und ſich einbildete, die franzöſiſche Regierung ſey die geheime Anſtifterin dieſes ihm ſo fatalen Geſetzes und beſteche die engliſchen Parlamentsglieder, um ganz England mit franzöſiſchem Korn zu überſchütten; dies war anfänglich nur eine fixe Idee bei ihm, die aber bald in eine völlige Tollheit überging, ſo daß er eine Franzoſenjagd in London anſtellen wollte, und dabei zum Vorwand angab, die Franzoſen hätten alle Ratten und Mäuſe in Frankreich weggefangen und in ſeinen Kornſpeichern losgelaſſen. Da er nun mehrere Menſchen, die eine etwas franzöſiſche Tournüre hatten, in den Straßen Londons anpackte und ſie gefährlich bedrohte, ſo war man genöthigt ihn endlich einzuſperren. Jetzt hört man keine anderen Worte, als Kornbill, Ratten, Mäuſe und Franzoſen aus ſeinem Munde kommen.

Ein fünftes Häuschen beherbergte einen Börſenſpekulanten. Dieſer Menſch war durch glückliches Börſenſpiel ſchon im Beſitz von anderthalb Millionen Pfund Sterling geweſen, hatte aber, nachdem er einige bedeutende Verluſte erlitten, das Verlorne durch forcirtes Spiel wieder gewinnen wollen, und wettete — denn ſpekuliren und ſelbſt ſpielen kann man dieſe unſinnigen Börſenmanipulationen nicht nennen — nun in allen möglichen Staatspapieren, Aktien, Eiſenbahnen ꝛc., verlor fortwährend, und ſetzte endlich das letzte Hunderttauſend Pfund aufs Spiel, das er ebenfalls und mit demſelben zugleich ſeinen Verſtand verlor, und iſt ſo ein närriſcher Bettler geworden, den regelmäßig in der Mitte und am Schluß jedes Monats eine Raſerei überfällt, während welcher ſich ihm nicht gut nahen iſt, denn er packt die Leute mit dem Geſchrei »zahlt mir meine Differenz heraus, oder ich erwürge euch!« bei dem Kra-

gen, und verſucht es wirklich ihnen die Kehle umzudrücken. Deßhalb legt man ihm am 1ſten und letzten jedes Monats auf vierundzwanzig Stunden eine Zwangsjacke an.

Hier in No. 6 befindet ſich ein Pferdsnarr; er wurde wahnſinnig weil ſein beſter Renner nur den zweiten Preis erhielt, und rannte nun bei allen Wettrennen zu Fuß neben den Pferden her, ſich ſelbſt für einen der ſchönſten engliſchen Hengſte haltend, und den Stuten nachſpringend. Seine Familie mußte ihn des Skandals wegen nach Bedlam bringen laſſen.

— Aber ſind denn gar keine weiblichen Narren in Bedlam? fragte Michel endlich; dieſe Männer ſind mir zuwider, man ſtößt ſo häufig in dem Alltagsleben auf ihre Narrheiten.

— O daran fehlt es nicht, gab Asmodi zur Antwort, den ſie begleitenden Aufſeher erſuchend, ihnen die Gemächer einiger Frauen zu zeigen, wozu derſelbe um ſo mehr bereit war, als er den Teufel für einen großen Herrn, etwa für einen Miniſter hielt, in deſſen Departement die Narrenhäuſer gehörten, da derſelbe weit beſſer wie er ſelbſt von den Tollheiten dieſer Wahnſinnigen unterrichtet war.

Die erſten ſieben wollen wir übergehen, ſagte Asmodi zu dem Aufſeher, denn dies ſind nur gewöhnliche Närrinnen, die Welt iſt voll von ihnen, es ſind ſieben alte Coquetten, die ſich unaufhörlich im Spiegel begaffen, und von denen jede behauptet, die meiſten Anbeter gehabt, die meiſten Köpfe verrückt und die meiſten Körbe ausgetheilt zu haben. Man würde ſie nicht eingeſperrt haben, wenn ihre Narrheit nicht in Männertollheit ausgeartet wäre, ſo daß ſie zum Skandal der Welt wurde. Die eine glaubt ſich Prinzeſſin und Braut eines Prinzen von Coburg, und packt jeden hübſchen Mann an, ihn mit einem: „mein Bräutigam“ anredend, die andere nennt ſich die Herzogin von Argyl, und glaubt, der Prinz Albert wolle ſie entführen. Jede Mitternachtsſtunde hüllt ſie ſich in Mäntel und Shawls, und erwartet den vierſpännigen Reiſewagen, der ſie abholen ſoll u. ſ. w. —

Nun öffnete der Aufſeher ein anderes Häuschen, in welchem man eine ſchon etwas verblühte Schönheit vor einem Spiegel ſitzend, ſich ſchminkend und ſchmückend erblickte, und die alle möglichen Grimaſſen ſchnitt.

Dies iſt eine hof-, ſtifts- und die Götter mögen wiſſen was alles fähige hochadelige Dame, erklärte der Hinkende, die ſich jetzt ſelbſt nur noch die ſchöne Helena nennt, und jeden Morgen ihren

Paris erwartet. Sie wurde verrückt, weil ihr vor ein paar Jahren bei einer großen Cour am Hof der Master of Ceremonies (Oberceremonienmeister) Ihrer Majestät einen Platz und Rang hinter ihrer Todfeindin anwies. Dies war hinreichend, ihr das Bischen Gran Gehirn noch vollends zu verwirren. Noch denselben Abend ging sie auf den Herzog v. C. zu, und forderte diesen im Angesicht des ganzen Hofes auf, sie öffentlich als seine Favoritin zu erklären und anzuerkennen. Die Erklärung ließ auch nicht auf sich warten, nur wurde statt dem Wort Favoritin, Närrin gesetzt, und da sie sich bald völlig als eine solche benahm, ihren Kopfputz vom Haupt riß, von dem Prinzen D. verlangte, er möge sie zu Bette bringen, sie befinde sich unwohl, so wurde sie heimgeführt, und ihr Gemahl sah sich genöthigt, da sie fortfuhr, die tollsten Extravaganzen zu sprechen und zu begehen, sie ins Tollhaus bringen zu lassen.

Hier in diesem Gemach, auf ein noch junges schönes Mädchen zeigend, fuhr Asmodi fort, sitzt Miß Molly Gainsborough, ein Opfer der modernen Romanenwuth; sie verschlang nebst den Mystesterien von Paris und London alle nur möglichen Mysterien, welche die Mysterienwuth und verbrannte Gehirne zu Tage förderten. Das arme Kind war von jeher eine sentimentale Mondscheins-Prinzessin, welche schon die Keepsaks und andere Taschenbücher-Erzählungen immer in höhern Regionen schweben und leben machten. Eugens ewiger Jude aber machte sie vollends überschnappen. Sie hält sich aber nun für Fleur de Mary und mit Rudolph verlobt. Ihre sentimentale Narrheit verwandelt sich mit dem zunehmenden Mond in steigende Raserei, die mit dem Abnehmen dieses Gestirns auch wieder in sanfte Melancholie übergeht. So phantasirt sie crescendo und smorzando.

Miß Molly Gainsborough sah jetzt unsern Michel mit starren Augen und einem durchdringenden Blick an, und ihr langes blondes herabwallendes Haar schien sich dabei zu sträuben und zu erschüttern, wie wenn der Pfauhahn sein Rad zu schlagen beginnt, so daß es unserm Besucher ganz unheimlich zu Muth wurde und er zu seinem Begleiter sagte: Laß uns von hinnen eilen, ich fühle mich fast selbst von einem Anfall von Narrheit ergriffen, fort in das tolle Weltgewühl, in das allgemeine Narrenhaus, damit ich unter dem bunten Treiben der freien Narren die gefangenen wieder vergesse.

Nach einem in London eingenommenen Mahl kehrten unsere

Reiſenden über den Kanal nach Frankreich zurück und bereiteten ſich zum Ball in dem großen Opernhaus zu Paris vor. — Beide hatten ſich in Jeſuitengewänder gehüllt, und als ſie durch die Paſſage de l'Opera gingen, bot ihnen ein dürrbeiniger Galant-uomo Eintrittskarten zum vierten Theil des Nennwerthes an.

— Warte, Dich will ich kriegen, ſagte der Hinkende, die Karten betrachtend, packte den Verkäufer beim Ohr und übergab ihn dem nächſtſtehenden Polizeiſergenten mit den Worten: «Hier, mein Herr, einer der ſaubern Patrone, welche falſche Eintrittskarten verkaufen und die Fremden prellen, die dann am Bureau des Eingangs mit Grobheiten und Inſulten zurückgewieſen werden. Der Sergent führte ſogleich den ihm Uebergebenen auf das Polizeibureau im Opernhaus *), wo dem Herrn ſein Recht wurde. — Kaum war dies geſchehen, als ſich in dem Gang, der zum Veſtibule führt, ein paar keuſche Urſulinernonnen an den Arm der Jeſuiten hingen und verlangten, unter deren Schutz den Ball zu beſuchen. — An dem Eingang angekommen, wies man jedoch alle vier zurück, unter dem Vorwand, daß allen ſich auf die römiſch-katholiſche Religion beziehenden Masken der Zutritt unterſagt ſey. —

— Was zum Henker hat denn die Religion mit Jeſuitenröcken und Nonnenkleidern gemein? ſagte Michel.

— Das laſſen Sie ſich von dem Miniſter erklären, der dies ſo zu verordnen beliebt hat, ich vollziehe nur die mir ertheilten Befehle. —

— Wohlan, ſprach der Hinkende, ſo wollen wir uns gleich dem Johann von Paris in großopernballfähige Masken verwandeln, und warf nebſt Michel ſein Jeſuitengewand ab, und beide ſtanden nun als halbnackte Wilde da; auch den Nonnen zog er ihre Kleider herunter, und dieſe ſtellten nun faſt bis auf den Gürtel decollettirte Nymphchen zu ihrer eigenen großen Verwunderung dar. Jetzt hatte der Billetabnehmer nichts mehr einzuwenden, und die beiden Paare traten Arm in Arm in den Saal, wo ſoeben der infernaliſche Galopp unter Muſards Direktion geſpielt und geraſt wurde. Zar Inſtrumente, ein paar Dutzend tüchtige Trommelſchläger, Glocken und Hämmer machten noch nicht Lärmen genug, nein, auch

*) An den Balltagen der großen Oper umſchwärmt alle zu derſelben führende Straßen und Paſſagen eine Bande Gauner, die verfälſchte oder alte Eintrittskarten für Herrn um einen Spottpreis verkaufen, und ſich dann aus dem Staube machen. Kömmt man nun mit einem ſo erkauften Billet an den Eingang des Saales, ſo wird man ſchnöde und höhniſch zurückgewieſen.

ſchwere eiſerne Ketten, mit denen unaufhörlich geraſſelt wurde, mußten das furchtbare Getöſe noch vermehren, dabei der bachanaliſche Spektakel, den die meiſt halb betrunkenen, tanzenden und tobenden Masken und Nicht-Masken machten; dies Alles ließ Michel die Aeuſſerung thun, daß ſelbſt der großſataniſche Hofball im Vergleich mit dieſem noch decent und weniger ſcandalös ſey.

— Nur Geduld, das Beſte kömmt noch, höhnte Asmodi. —

Weibliche Masken in den unanſtändigſten Stellungen und Sitzungen lehnten ſich zu faſt allen Logen heraus, oder ſetzten ſich den männlichen Masken, dieſe umhalſend, auf die Knie; auf allen Treppen, in den Corridors und den Foyer begegnete man ſchon beim Eintritt trunkenen Menſchen, die ſich lagerten, oder mit den eckelhafteſten Beweiſen ihres Zuſtandes die Orte verunreinigten. Wie könnte dies auch anders ſeyn! Die Saalthüren werden erſt nach Mitternacht geöffnet, bis dahin treibt ſich das Volk in allen Wein- und Branntweinſchenken und Kneipen, Männer wie Weiber, herum, und kömmt nun nach Mitternacht taumelnd in dem Opernhaus an. Schon hatte Michel das tolle Treiben eine Zeitlang mit ſtarrer Verwunderung angeſehen, als ſich ein ältlicher Mann in gewöhnlicher Kleidung neben ihn ſtellte und ſagte: — mais c'est une infamie. ich wollte daß der Teufel den Leo Pillet mit ſeinen abſcheulichen Bällen holte.

— Was haben Sie, mein Herr, was fehlt ihnen? fragte Michel.

— Ich habe nichts, und mir fehlt meine Börſe und meine Uhr.

— Sie ſind beſtohlen worden?

— Soeben.

— Hier im Saal?

— Nicht doch, auf dem Corridor, zwiſchen dem Haupteingang des Saales und dem Foyer, es war ein furchtbares Gedränge. —

— Aha, miſchte ſich der Hinkende in das Geſpräch, die Diebe haben wieder einen Fiſchzug gemacht nur eine kleine Geduld, mein Herr, ich werde Ihnen zu dem Ihrigen verhelfen.

— Sind Sie etwa von der Polizei, mein Herr?

— So etwas ähnliches, ſagte Asmodi diaboliſch lächelnd.

— Aber was nennſt Du einen Fiſchzug machen? fragte Michel.

— Du biſt noch gewaltig unerfahren in der Pariſer Spitzbubenwelt; wohlan ſo höre: Die Diebsbanden, welche ſich jedesmal bei den Opernbällen einfinden, wenden ein eigenes Manoeuvre an, um den Gimpeln die Taſchen zu leeren, was ſie in zwei

Abtheilungen ausführen, von denen ſie die erſte: **la mise du filet** (das Netzwerfen), und die zweite: **la peche** (den Fiſchzug) in ihrem Jargon nennen. Das Netzwerfen geſchieht auf folgende Weiſe: zehn bis zwölf dieſer Gauner umringen auf ein Zeichen des Direktors der Bande den Ort, an welchem ſich die größten Haufen, die dichteſten Gruppen befinden, und drängen, ſtoßen und drücken nun von allen Seiten ſo ſehr, daß das Gedränge außerordentlich und ſelbſt gefährlich iſt, indem man nicht ſelten ſchwebend in die Luft gehoben und getragen wird. Iſt nun auf dieſe Art das Netz ausgeworfen, ſo werden auf ein zweites Zeichen die Taſchen der in demſelben gefangenen Fiſche geleert; dieſes Manoeuvre wird meiſtens von Weibsperſonen vollzogen die zur Diebsbande gehören, und es iſt faſt unmöglich, ſo gedrängt zu ſpüren, daß ſich fremde Hände in unſere Taſchen verloren haben, denn während dies geſchieht, verurſachen die Dränger noch wellenartige Bewegungen durch raſche Gewaltſtöße, und man iſt nur froh, endlich dem unheimlichen Gedränge entwiſchen zu können, ohne Zeit zu haben, an ſeine Börſe, Uhr ꝛc. zu denken. Auf ein drittes Zeichen gibt es Luft, die Diebe entfernen ſich möglichſt ſchnell nach allen Richtungen, der Fiſchzug iſt vollbracht und die Beſtohlenen, welche meiſtens erſt wenn ſie einige Erfriſchungen bezahlen wollen bemerken, daß ſie beraubt wurden, haben das Nachſehen. — Selbſt eingenähte Porteſeuilles werden bei ſolchen Gelegenheiten herausgeſchnitten. —

— Sie ſcheinen eine vollkommene Kenntniß von den Kunſtgriffen dieſer Diebe zu haben, bemerkte der Beſtohlene.

— Allerdings, mein Herr, denn auch ich wurde ſchon auf dieſe Weiſe beſtohlen, erwiederte der Hinkende, aber einen kleinen Augenblick Geduld, und Sie ſollen einem Fiſchzug beiwohnen, durch welchen die Diebe ſelbſt gefangen werden. — Folgen Sie uns.

Asmodi, Michel und der Beſtohlene begaben ſich nun in den Foyer. Sie waren noch keine Viertelſtunde in demſelben, als ein ſolches Gedränge, wie es Asmodi beſchrieben, veranlaßt wurde; gleich darauf erhob ſich aber ein herzbrechendes, durchdringendes Jammer- und Zetergeſchrei, das größtentheils von weiblichen Stimmen herrührte, und vermehrte ſich mit jedem Augenblick: jetzt eilte die löbliche Polizei herbei und ſuchte Luft zu machen, aber o Wunder, mehr denn ein Dutzend niedlicher Damenhändchen fand ſich in den Hoſen- und Rocktaſchen von allerlei Herrn, und konnten trotz den gewaltigſten Anſtrengungen nicht aus denſelben herauskommen. Die

Stadtsergenten untersuchten die Sache, und fanden, daß eine jede dieser Hände einen Beutel, eine Uhr, ein Portefeuille oder etwas der Art fest hielt, dabei aber durch eine Art von eiserner Falle so zusammengekneipt war, daß sie sich weder bewegen noch losmachen konnte und gewaltig Schmerzen litt, und so wurden die Schönen nebst einigen Männern **en flagrant delit** ergriffen; jetzt lösten sich die Hände mit Hülfe der Polizei von den Taschen, aber nicht von dem gestohlenen Gut und den Fallen. — Zugleich aber wurden auch noch ein Dutzend der Gauner festgenommen, welche die Gruppe umgaben und sich nicht von der Stelle, auf der sie gebannt waren, hatten entfernen können, und die Asmodi der löblichen Polizei bezeichnete. Auch in ihren Taschen fand man gestohlene Börsen und Gegenstände mancherlei Art, als Damenschmuck ꝛc., und auch der Beutel des Bestohlenen, der die Veranlassung zu diesem Fang war, fand sich sammt seinem Inhalt von einigen fünfzig Franken vor. Die saubere Sippschaft wurde nun nach der Polizeipräfektur abgeführt. — Michel und Asmodi begaben sich jetzt wieder in den Saal zurück, in welchem das Treiben der schamlosfrechen Weiber und der trunkenen Männer immer ärger wurde, und in Logen und Baignoirs die obscönsten Scenen zu schauen waren, so daß keine honnete Frau länger an diesem Ort verweilen konnte.

— Das ist zu toll, rief endlich Michel aus, ein solches Haus der Prostitution existirt in der Welt nicht mehr! — Asmodi, gib ihnen und dem saubern Direktor eine derbe Lektion. — Plötzlich erlosch das Gaslicht aller Lüstres und Candelaber auf einen Augenblick, und wurde sogleich durch ein rothes Flammenlicht ersetzt, allen Versenkungen der Bühne entstiegen schwarze Fratzen in diabolischen Gestalten und eben so viele Furien mit rothen Schlangenhaaren und schwangen Feuerwolken hervorbringende Fackeln. Die ersten ergriffen sämmtliche Weiber und die zweiten die Männer, und sie fest in den Armen haltend, rasten sie einen Galopp mit denselben, bis ihnen der Athem ausging und sie dann bewußtlos zu Boden sanken. — Aber diese infernalische Lektion fruchtete dennoch wenig, denn auf dem nächstfolgenden Ball ging es um kein Haar besser her und wurden nicht weniger Taschen leer. —

Asmodi hatte sich sammt Michel hierauf entfernt. Ersterer, um einige Stunden in der Hölle zu ruhen, der andere, sich in das **Hôtel des princes** zu begeben.

IV.

Der Teufel politiſirt über Deutſchlands und Preußens Zuſtände; ſeine Anſichten über Republiken, Freiheit und Gleichheit. — Michel und Asmodi in dem Bureau der Archives historiques und einiger republikaniſchen Journale. — Michel und der Hinkende im Thiergarten zu Berlin. — Ein Geſpräch über Preßfreiheit, Jury, öffentliche Gerichtsbarkeit und religiöſes Treiben. — Jenny Lind und ihre Klyſtierſpritze. — Der Teufel bei einer Muckerverſammlung in Baſel.

Am nächſten Morgen ließ ſich Michel, den Asmodi erwartend, vom aufwartenden Kellner die deutſchen Zeitungen geben. Man brachte ihm die Allgemeine Zeitung, die Cölner Zeitung, die Preußiſche Staatszeitung, die Frankfurter Oberpoſtamtszeitung, den rheiniſchen Beobachter und die ſogenannte deutſche allgemeine Zeitung; es waren die Nummern der letzten ſechs Wochen. Er durchblätterte ſie kopfſchüttelnd, warf ſie endlich unwillig bei Seite, ausrufend: Na, das wird ja immer toller und dummer. — Er ſehnte ſich nach der Ankunft ſeines Buſenfreundes Asmodi, der dieſen Morgen ungewöhnlich lange auf ſich warten ließ. Erſt gegen die Mittagsſtunde trat er ein.

— Wo zum Henker bleibſt Du heute ſo lange, bewillkommte Stürmer den Hinkenden, etwas unfreundlich.

— Ei, glaubſt Du denn, daß der Teufel nicht auch der Erholung bedürfe? Erſt gegen Morgen kehrte ich zur Hölle, das heißt zur Ruhe zurück. — Nun und was heute?

Auf den Pack Journale deutend, erwiederte Michel:

— Da habe ich ſoeben dieſen Plunder durchblättert, man möchte vor Aerger berſten.

— Wie ſo?

— Du kannſt noch fragen; das ganze Volk wird noch verrückt!

— Wen meinſt Du damit, die Zeitungsſchreiber oder die andere Miſere.

— Beides! Der ehrliche Tacitus ſchrieb: ganz Deutſchland iſt ein ungeheurer Wald; lebte er in unſern Tagen, er würde gewiß ſchreiben: ganz Deutſchland iſt ein ungeheures Tollhaus!

— Höre, Freund Michel, ein wenig mehr Toleranz! muß Dir der Teufel dies predigen?

— Aber all die Tauſend Narrheiten und Albernheiten, die meine werthen Landsleute täglich begehen und begehren, da möchte man ja dreimal des Teufels werden.

— Schütte mir nur nicht immer gleich das Kind mit dem Bade aus. Wenn Du endlich zu vernünftigeren Anſichten gekommen biſt, wem haſt Du dies anders zu danken, als dem Teufel? denn wäreſt Du nicht ein wenig von ihm beſeſſen und kein Eingeweihter der Hölle, wahrhaftig, Du machteſt es noch nicht um ein Haar beſſer, als dieſe verbrannten Gehirne, die ſich zu Deutſchlands und der Welt Reformatoren berufen glauben und das Volk verrückt machen wollen, denke nur an deine Jugendſtreiche! —

Bah, das ſind tempi passati! — Aber ſtatt ſich unter ſich zu zerfleiſchen, ſollten ſie ſich vor allem feſt und einig verbinden, um den Ruſſen mores zu lehren und dieſe gehörig . .

— Jetzt habe ich Dich, o Du biſt trotz der Hölle doch noch immer ein kurzſichtiges Menſchenkind. — Dieſe Ruſſenfurcht, welche Deine radikalen Landsleute größtentheils affektiren, und die bei einem Theil des Volks einen lächerlichen Ruſſenhaß gebiert, könnte, verbunden mit den radikalen Umtrieben, eher als man glaubt, Deutſchland Polens Schickſal bereiten. —

— Oho! exklamirte Michel. —

— Höre mich an! wäre Rußland wirklich ſo ſehr zu fürchten, wie es dieſe Schreibergeſellen unaufhörlich ausſprechen und zu glauben machen ſuchen, ſo hätte man gewaltiges Unrecht, den Leu ewig zu necken, zu reizen und an ſeine Stärke zu erinnern, wie es dieſe kurzſichtigen radikalen Schafsköpfe, beſonders in Oſtpreußen, fortwährend thun. Aber dem iſt nicht ſo. Rußland für ſich hat und kann kein Intereſſe haben, weiter im Nordweſten vorzudringen, dies wäre eine ganz verkehrte Politik, die ihm nur nachtheilig ſeyn, Schaden bringen, ja ſogar ſeine Exiſtenz gefährden würde. Anders iſt es im Süden und Oſten, doch auch damit hat es noch Zeit. — Wahr iſt es, daß die Zollmaßregeln, die es

gegen Ostpreußen ergriffen hat, demselben großen Nachtheil bringen und es in eine schlimme Lage versetzen, aber hier ist Rußland vollkommen in seinem Recht und thut nicht mehr und nicht weniger, als was besonders eure süddeutschen Industriellen verlangen, daß man gegen England und Frankreich ꝛc. thun soll. — Was dem Einen recht, ist dem Andern billig. — Zu was also die ewigen Schmähungen der deutschen Afterliberalen und Radikalen gegen die Regierung von St. Petersburg und den von seinen Unterthanen vergötterten Kaiser! sie führt zu nichts, als das Nationalgefühl der Russen zu kränken und Deutschland unversöhnliche Feinde zu schaffen. — Und was hat ihm eigentlich Rußland gethan? — Es verdankt ihm doch im Grund seine Befreiung von dem schmählichsten und entehrendsten Joch, das jemals auf ihm gelastet hat, denn ohne Rußland würde Preußen niemals seine heldenmüthige Wiedergeburt zu Stande gebracht und in deren Folge Deutschlands Befreiung bewirkt haben können! — und die preußischen Helden, den unsterblichen Blücher an der Spitze, würden nie Gelegenheit gefunden haben, die Welt durch ihre Thaten in Erstaunen zu setzen. — Die Deutschen wurden bisher in Rußland immer mit der zuvorkommendsten Gastfreundschaft aufgenommen, welchem Stande sie auch angehören mochten, Handwerker, Kaufleute, Gelehrte, Militairs und Staatsmänner, alle machten bei nur einigermaßen gutem Benehmen mehr oder minder ihr Glück, und zwar meistens zum Nachtheil der Eingebornen; sie häuften großes Vermögen und gelangten zu den höchsten Ehrenstellen des Reichs und in dem Heer, mit Hintansetzung der Nationalrussen, und wenn sie dies auch zum Theil ihrer vorgerückten wissenschaftlichen Bildung, ihren Kenntnissen und ihrer Intelligenz zu verdanken hatten, so ist dies gerade ein Beweis von der großen Einsicht der russischen Regierung, sowie daß diese frei von den gewöhnlichen Vorurtheilen gegen Fremde war, während man noch bis zu dieser Stunde in den meisten deutschen Staaten die nicht zu deren Unterthanen gehörigen Individuen oft mit gehässigen und neidischen Blicken betrachtet. Aber so tolerant die Russen und ihre Regierung auch seyn mögen, so könnte der Faden ihrer Geduld am Ende doch zerreißen und sie sich endlich berufen fühlen, die sich täglich erneuernden unsinnigen Unbilde rächen zu wollen *). Dies allein würde vielleicht

*) Um unsern radikalen feinen Spürnasen die Mühe zu ersparen, ihren großen Scharfsinn anzustrengen, wollen wir ihnen gleich offen gestehen, daß der Teufel selbst in russischem Sold steht.

noch nicht so viel auf sich haben, und das einige Deutschland stark genug seyn, dem Coloß widerstehen zu können. Wie aber, wenn sich der Kaiser Nikolaus mit Frankreich verständigte und nun zu Ludwig Philipp spräche: Herr Bruder, schlage zu, ich gebe Dir das linke Rheinufer preis; und zum König von Dänemark: verleibe Schleswig, Holstein und Lauenburg ohne weiteres Deinem Königreiche ein und trenne es vom deutschen Bund; und zum König von Holland: Du wirst es eben so mit Luxemburg machen, und auf der andern Seite zu den Böhmen und Czechen: reißt euch von Deutschland los; und dann Italien mit Frankreichs Hülfe die östreichische Herrschaft abschüttelte, was auch leicht die Ungarn in Bewegung setzen könnte, so wie die Polen, die eben so wenig östreichische und preußische Herrschaft als russische lieben, am Ende aber dennoch vorziehen, lieber ein Reich unter Rußlands Oberherrschaft zu bilden, als so getheilt zu seyn; wie dann? — Was würde wohl Deutschlands Schicksal seyn? — Auf jeden Fall würde das Germanenthum dem Slaventhum unterliegen müssen. — Oestreich wären von allen Seiten die Hände gebunden und Preußen allein könnte mit allem Heldenmuth unmöglich nach allen Seiten hin die Spitze bieten, und das Unvermeidliche nicht hindern. Das unsinnige Geschwätz so mancher deutschen Kammerhelden, besonders von der Opposition, hat Deutschland nicht minder Feinde erregt, als die Schmierereien und das Salbadern der Radikalen. Ich mag für jetzt die Sache nicht weiter ausspinnen; was jedoch für Folgen entstehen würden, wenn Deutschland so von allen Seiten beschnitten, und der Rest, es sey unter einem oder mehrere Herrscher getheilt, von Rußland und Frankreich in die Mitte genommen und so beschützt würde, muß Jedem, der noch seine fünf Sinne hat, klar werden.

— Aber denkst Du wirklich, daß so etwas möglich sey? fragte Michel etwas einfältig.

— Und warum nicht? erwiederte Asmodi; bei den unsinnigen radikalen, religiösen und andern Tollheiten, welche Deine guten Landsleute alltäglich begehen, ist es sogar wahrscheinlich. Die Liberalen in Preußen verlangen eine Constitution nach dem modernen Modezuschnitt der französischen, spanischen, belgischen, griechischen ꝛc, ohne nur zu ahnen, daß eine solche den Fall des preußischen Staates, wenigstens das Herabsinken desselben zur politischen Unbedeutendheit bewirken müßte. Eine solche Regierung würde

Preußen in kurzer Zeit von der hohen Stufe, die es jetzt unter den europäischen Großmächten einnimmt, unvermeidlich herabfallen und zu einer Macht zweiten oder dritten Ranges machen, und dem Land würde dann wahrscheinlich das beneidenswerthe Loos Spaniens oder Griechenlands zu Theil werden. Preußen ist ein mehr militärischer Staat, der seine Stärke und den Höhepunkt, auf den es sich geschwungen, nur der Concentration und Einheit seiner Gewalten und Kräfte verdankt, die es möglich machten, in allen schwierigen und bedenklichen Fällen rasch und durchgreifend zu handeln; nur dies allein konnte es nach der unglücklichen Katastrophe von 1807 vom völligen Untergang retten und es später in den Stand setzen, Deutschlands Befreiung von den napoleonischen Sklavenketten und seine Wiedergeburt zu vollbringen. Denn man darf sich nicht täuschen, ohne die allgemeine Schilderhebung Preußens würde man das Fortjagen der französischen Heere vom deutschen Boden niemals durchgesetzt haben. Ohne die Preußen und ihren herrlichen Blücher würden weder die Deutschen noch die Russen noch die Engländer und **tutti quanti** den Fuß auf französischen Grund und Boden und in Frankreichs Hauptstadt gesetzt haben. Hätte aber damals die Regierung mit Kammern zu kämpfen gehabt, mit einer Opposition, die, wie es so häufig, ja fast ausschließlich in den modernen konstitutionellen Staaten der Fall ist, nur darum opponirt, weil ihre Partei nicht am Ruder der Regierung steht, und deßhalb auch die wohlmeinendsten Absichten und Vorschläge derselben verwirft oder ihnen alle mögliche Hindernisse in den Weg legt, dann läge noch heute Deutschland in französischen Fesseln, wofür es Gott bewahren möge (so sagt selbst der Teufel).

— Du willst also eine absolute Herrschaft?

— Wer sagt das? weit entfernt; übrigens existirt eine solche nirgends auf Erden, ja selbst in der Hölle nicht einmal; Papa Großsatan ist nichts weniger als absolut, und auch wir haben unsere Constitution, so wie überhaupt gar kein Staat ohne Constitution denkbar ist und nur Gott allein unumschränkt herrscht. Um die Preußen, die nach einer stellvertretenden Verfassung nach dem französischen oder englischen ꝛc. Zuschnitt lüstern sind, die sie nur sehr oberflächlich kennen, für immer von diesen Gelüsten zu heilen, wäre es hinreichend, glaube ich, wenn sie auf einige Zeit Frankreich und England besuchten und an Ort und Stelle dies Treiben und die

Wirkungen, die Federn, die diesen konstitutionellen Mechanismus in Bewegung setzen, untersuchten, und so sich von der Unförmlichkeit, dem schwankenden, unsichern, unlogischen, unordentlichen und höchst verderblichen Gang dieser durch und durch mangelhaften Maschine überzeugten. Man theile auf diese Art die Macht der Gewalten in Preußen, das keine 15 Millionen Einwohner zählt, so wird man bald statt einer mächtigen und imponirenden Monarchie, ein Gebäude, das nur durch die mühsamen Anstrengungen seiner Herrscher, denn Preußen genoß das seltene Glück, von einer Reihe ausgezeichneter Monarchen, unter denen der große Churfürst und ein Friedrich II. waren, beherrscht zu werden, zu diesem Höhepunkt des Glanzes und der Stärke aufgeführt werden konnte, ein schwaches, morsches Machwerk haben, das keinem nur einigermaßen gewaltigen Sturme wird widerstehen können und in sich zerfallen würde. Deshalb ist es eben nicht zu tadeln, wenn Friedrich Wilhelm IV., ein Monarch dem Niemand eine hohe Intelligenz absprechen kann, sich nach all den in andern Staaten gemachten bitteren konstitutionellen Erfahrungen nicht übereilt, und die Neuerungen, die vorzunehmen sind, gehörig prüft, ohne sich durch das Geschrei einiger Ehrgeizigen und Tollköpfe irre machen zu lassen, wenn diese auch mehr oder weniger die leichtgläubige, unüberlegte und neuerungssüchtige Menge durch den Ruf: Freiheit, Constitution ꝛc., der im Sinn jener so viel als: uns die Herrschaft! bedeutet, und den sie unaufhörlich ertönen lassen, betäubt. — Unter den ersten Folgen einer solchen Modekonstitution in Preußen würde nothwendig die Verdoppelung und später Verdreifachung der jetzt bestehenden Abgaben seyn.

— Wie so das?

— Welche Frage! es ist doch zur Genüge bekannt, daß keine konstitutionelle Regierung der Art bestehen kann, ohne die Majorität in den Kammern zu haben. Die Erfahrung hat hinlänglich bewiesen, daß diese der Regierung unumgänglich nothwendige Majorität niemals ohne Bestechung auf irgend eine Art erlangt und erhalten werden kann. Um so bestechen zu können, werden große Geldmittel erfordert. Wer muß diese zuletzt liefern? Die Besteuerten! Daher diese furchtbar zunehmende Abgabenlast in den größern sogenannten konstitutionellen Staaten, die fortwährend steigt und endlich eine gewaltige Krisis herbeiführen wird. Und nach diesem trefflichen System sehnen sich die deutschen, und besonders die preu-

ſiſchen Liberalen, und begehren vorzugsweiſe die franzöſiſchen Inſtitutionen, als das Palladium der Freiheit und des Glücks für ihr Vaterland. Hier heißt es: Herr, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie wollen! Kein Preuße, dem das Glück und das Wohl ſeines Vaterlandes nur einigermaßen am Herzen liegt, ſollte ſolche unvernünftige Wünſche hegen und äußern! . . . Nur Blinde oder Heuchler können dies. — Die erſten ſind zu beklagen, die andern zu verachten. —

Wie! während in Frankreich jeder rechtliche und vernünftige Mann damit einverſtanden iſt, daß es nichts Erbärmlicheres gibt als dieſer konſtitutionelle Mechanismus, der hier ſeit 1815 das Räderwerk im Gang hält, daß nichts dringender nothwendig iſt als eine durchgreifende Reform in der Verwaltung und in der Geſetzgebung, verlangt man in Preußen eine Laſt, die ſo ſchwer auf den Schultern ihrer überrheiniſchen Nachbarn liegt. So kommt doch nach Frankreich, und ſehet dieſes politiſche Schlaraffenland, dieſes ſo gerühmte Eldorado konſtitutioneller Glückſeligkeit, und ich wette hundert gegen eines, Eure Seelen gegen den Himmel, daß wenn ihr von dieſer Frucht gekoſtet haben werdet, die Euch toll macht, ohne ſie zu kennen, Ihr auf immer geheilt zu Euern Penaten zurückkehrt. Wahrhaftig, der Kaiſer von Rußland hat durch die wenigen Worte: „Eine ſolche repräſentative Monarchie iſt eine Regierung der Lüge, des Betrugs, der Beſtechung!“ die er ausſprach, bewieſen, daß er vollkommen das Triebwerk dieſer konſtitutionellen Maſchine kennt. Verkaufte oder zu verkaufende Gewiſſen, Niederträchtigkeit, Marktſchreierei, Ränkeſchmiedereien, Geſalbader ohne Ende, Sophismen, Heuchelei müſſen hier eine mächtige, geachtete und ſtarke Regierung erſetzen. Tauſend kleine Regenten, von Eigendünkel, Habſucht, Nepotismus, Geld- und Stellengier und einem unerſättlichen Heißhunger beſeſſen, ſich unaufhörlich unter den komiſchſten und burleskeſten Sprüngen und Geberden umhertummelnd, eitel, ohnmächtig für das Gute, Schwatzbaſen, die ſich nur ſelbſt hören mögen, dies iſt das getreue Bild der meiſten der modernen Kammerhelden.

— Du hältſt alſo eine Republik für die geeignetſte Regierungsform, das Völkerglück zu befördern?

— Am allerwenigſten.

— Nun was willſt Du denn? ſo erkläre Dich.

— Ich verwerfe eine konſtitutionelle Regierung keineswegs,

nur muß sie auf andern Grundpfeilern ruhen, als die jetzt bestehenden.

— Laß hören.

— Vielleicht ist die Sache schwierig, vielleicht auch nur das Ei des Columbus. Zuerst finde ich, als ein ehrlicher Teufel, nichts abgeschmackter, als Wahlrecht und Wählbarkeit von der Summe der Abgaben, die einer alljährlich dem Staat entrichtet, abhängig zu machen. Dies heißt alle Intelligenz und Fähigkeit über die Staatsangelegenheiten und das Interesse der Völker von dem leidigen Mammon abhängig machen, — daß dies der Teufel sagen muß! — während die ausgezeichnetsten Talente, Genie, Verdienste, Rechtlichkeit, die reinste Tugend, weil sie nicht so und so viel Thaler zahlen, für immer von diesen höchsten und wichtigsten Verrichtungen ausgeschlossen bleiben, und die Regierung so der bessern Einsichten beraubt ist. Glaubten vielleicht diejenigen, welche solche abgeschmackte Grundsätze aufstellten und zum Gesetz machten, daß Reichthum auch zugleich ein Beweis von Fähigkeiten, Intelligenz und Scharfsinn sey? — wie fehl geschossen! sie hätten nur um sich blicken dürfen, um das Gegentheil gewahr zu werden. Sieht man denn nicht täglich und allenthalben die größten Einfaltspinsel, die beschränktesten Schafsköpfe Millionen gewinnen? Das Glück theilt seine materiellen Schätze und mit gutem Vorbedacht gar wunderlich aus. In einem gut organisirten, konstitutionellen Staate müßte jeder unbescholtene Mann Theil an den öffentlichen Angelegenheiten des Staats nehmen dürfen.

— Das möchte mir eine saubere Wirthschaft werden, wenn alle in den Kammern oder in Kammern berathen wollten, fiel Michel dem Hinkenden ins Wort.

— Nicht so vorschnell, dies soll nur mittelbar stattfinden; jedem unbescholtenen Manne, auf dem keine entehrende Handlung lastet, müßte das Wahlrecht gestattet seyn.

— Und die Wahlfähigkeit?

— Dies ist etwas anderes: Jedermann soll Wähler, aber nicht wählbar seyn. Für das Letztere wäre nachstehendes System zu befolgen. Hier sind gewisse Garantien nöthig, sowohl im Interesse der Nation als in dem der Regierung. Zuerst dürfte niemand wählbar seyn bevor er sein vierzigstes Lebensjahr erreicht hat; das Alter von dreißig Jahren ist in der Regel noch viel zu wild, zu unerfahren, zu leidenschaftlich, wenn es auch sonst alle

nöthigen Erforderniſſe hätte, um mit Vernunft und gehörig prüfend überlegen und über Fragen von ſo hoher Wichtigkeit wie die, welche das Wohl ganzer Völker betreffen, entſcheiden zu können. Eine Stellung in der Geſellſchaft, die eine gewiſſe Unabhängigkeit verleiht, iſt ebenfalls erforderlich. Doch ſind dieſe nebſt den vierzig Jahren bei weitem nicht hinreichend, das ſchwierige Amt eines Volksabgeordneten zu verſehen; um den Berathungen der Stellvertreter als abſtimmendes Glied beiwohnen zu dürfen, müſſen untrügliche Beweiſe intellektueller und moraliſcher Fähigkeiten vorliegen, welche unwiderlegbar darthun, daß man die nöthigen Kenntniſſe, Talente und Tugenden zu einem ſo wichtigen Amt beſitze. — Wie! heutzutage, wo man in allen nur einigermaßen wohlgeordneten Staaten die Candidaten zu den einfachſten Stellen, wie die eines Schulmeiſters, eines Lieutenants, oder der unbedeutendſten Stelle bei einer Adminiſtration ein äußerſt ſtrenges Examen, wie es ſonſt nur Profeſſoren machten, beſtehen läßt, öffnet man ohne weiteres die Thüren zu den Hallen der Berathung des Wohls und Heils der Staaten dem erſten Beſten, weil er von Leuten, die ſo und ſo viel Steuern bezahlen, gewählt wurde und er ſelbſt eine gewiſſe Summe von Abgaben entrichtet, und oft durch Anwendung aller möglichen Intriguen, Heucheleien, Verſprechungen, Geldgeſchenke ſeine blinden Mitbürger zu beſtechen wußte! Gibt es etwas Abgeſchmackteres? — Und ſo ſetzt er ſich da nieder, wo nur die aufgeklärteſte Meinung, die größte Intelligenz, die umfangreichſten Kenntniſſe, eine höhere wiſſenſchaftliche Bildung Platz finden ſollte, um über die theuerſten und wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit zu berathen! — Was iſt die Folge davon, daß man mit den ſeltenſten Ausnahmen nichts von all dieſen ſo nöthigen und ausgezeichneten Eigenſchaften in den konſtitutionellen Kammern der großen und kleinen repräſentativen Staaten findet. Die Majorität beſteht meiſtens aus ſehr untergeordneten und oft ganz ungeſchliffenen Geiſtern, die größte Indolenz, eine verzweifelnde Trägheit, eine Mittelmäßigkeit, die Mitleiden erregt, eine oft kraſſe Unwiſſenheit, und beſonders eine empörende, ſich auf nichts gründende Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung haben da ihren Sitz aufgeſchlagen. Mit ein paar guten Lungenflügeln und einer kreiſchenden Stimme reißt man die Heerde mit ſich fort ... und dies ſind die Verſammlungen, die das Wohl und Weh der Nationen befördern, deren Schickſale beſtimmen ſollen! — Armes Frankreich, armes England, armes Spanien, armes Grie-

chenland, ihr armen konstitutionellen deutschen Länder, wie seyd ihr zu beklagen. Und durch einen solchen Zustand der Dinge wollen die preußischen Liberalen ihr Vaterland beglücken! — Blinde oder Heuchler!

Das einzige Mittel, um dieses Uebel in den konstitutionellen Kammern zu verhüten, wäre meines Bedünkens, daß jeder gewählte Abgeordnete, bevor er Sitz und Stimme in den Kammern nehmen darf, sich dem Examen einer zu diesem Zweck ernannten, aus hiezu tüchtigen Männern bestehenden Commission unterwerfen müßte, deren Mitglieder als ausgezeichnete Männer im Fach der Gesetzgebung, in der Staatskunst, in der politischen Oekonomie und in allen Fächern der Staatsverwaltung dem Land die untrüglichsten Beweise geliefert haben. Dieses Examen würde darthun, ob der sich meldende Candidat die nöthigen Fähigkeiten besitzt, seine Stelle als Abgeordneter der Nation zu versehen. Man kann diese Idee wunderlich, aber wahrhaftig nicht irrig finden.

— Wer soll aber diese Commission ernennen? —

— Die Kammer selbst; für das Erstemal aber, da diese sich noch nicht so konstituirt haben kann, die Regierung, welche unter den besten Professoren und den fähigsten, so viel als möglich wegen ihrer Unabsetzbarkeit unabhängigen Staatsmännern dieselbe wählen und ernennen müßte, und zwar aus allen Zweigen der Wissenschaften. Die einmal so konstituirte Kammer würd dann jedesmal vor den Wahlen für die periodische Erneuerung dieser Commission sorgen. Mit einer auf diese Art zusammengesetzten Kammer kann man einer ersten oder Pairskammer vollkommen entbehren, was die Geschäfte unendlich vereinfachen würde.

Dies ist nach meiner, des Teufels Meinung das einzige Mittel, wenn auch nicht alle Uebelstände einer konstitutionellen Regierung zu vermeiden, denn eine Vollkommenheit zu erreichen ist euch armen Sterblichen nun einmal nicht vergönnt, aber doch die größten und beklagenswerthesten zu beseitigen. Auf diese Weise würde man wenigstens nicht mehr so viel absolute Nullitäten, die von Staats- und Regierungskunst, von Gesetzgebung und Verwaltung, politischer Oekonomie und Finanzwesen ungefähr einen Begriff haben wie der Esel vom Flötenblasen, oder eine gewisse republikanische Justiz von der Gerechtigkeit, in den Kammern figuriren sehen.

Dieß wäre vielleicht auch die einzige Constitution, die für

Preußen paßte, ob es gleich durch dieſelbe weder ſtärker, glücklicher, geachteter noch wohlhabender werden wird, als es jetzt iſt. Denn ich, der ich doch ſo ziemlich alle Länder kenne, fordere Jeden heraus, mir einen Staat zu nennen, in welchem die perſönliche Freiheit und das Eigenthum geſchützter als in Preußen iſt, und in dem ein größerer Geiſt der Gerechtigkeit vorherrſcht. Wenn ich jedoch König von Preußen wäre, ſo würde ich, um mein Land von den ihm durch die radikalen Ränke und Umtriebe drohenden Gefahren zu ſchützen, vorerſt mit einigen kleinen Gewaltſtreichen beginnen, und nachdem ich mich mit Rußland, Oeſterreich und Frankreich gehörig verſtändigt haben würde, was wohl nicht ſo ſchwer ſeyn dürfte; und ohne mich an das ſelbſtſüchtige, auf dem Feſtland wenig zu fürchtende England zu kehren, würde ich mich des Nordens von ganz Deutſchland und beſonders der Hanſeſtädte bemächtigen, und ſie unter meinen ſchützenden Scepter nehmen. Dieſe egoiſtiſchen Krämerſtädte ſind das ewige Hinderniß der fortſchreitenden Entwicklung der deutſchen Induſtrie und des deutſchen Handels, und folglich der Wohlfahrt vom ganzen übrigen Deutſchland, das ſie gewiſſenlos und ohne Bedenken ihrem ſchmutzigen Krämergeiſt, ihrem goldenen Kalb opfern. Man würde anfänglich über Gewaltſtreiche, Uſurpation und Gott weiß was alles für Teufeleien ſchreien; ich ließe ſchreien, und handelte wie ich es für gut fände. Man muß manchmal taube Ohren haben, das Geſchrei würde von ſelbſt verhallen, man würde ſich bald an die neue Ordnung der Dinge gewöhnt haben, die man in einigen Jahren gut, und in zehn oder zwanzig als einen recht vernünftigen und wohlthuenden Geniezſtreich preiſen würde; es wäre dann nur noch Eine Stimme, um zu ſagen: „Dieß mußte geſchehen, um Deutſchlands Heil und Wohlfahrt zu gründen,“ und die ganze Welt müßte mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſo gehandelt und nur der Eingebung meines Muths und meines Patriotismus gefolgt zu ſeyn, und Deutſchland würde es mir danken; es würde eine allenthalben geachtete und gefürchtete Macht werden, Handel und Gewerbe zum Erſtaunen emporblühen; Preußen und der Zollverein wären dann im Stand, wieder eine Seemacht zu ſchaffen, die in kurzer Zeit mit der von Frankreich und England rivaliſiren könnte, und ſo das engliſche Joch, welches hauptſächlich vermittelſt und Dank der Hanſeſtädte Deutſchland noch immer trägt, ganz abſchütteln. Die Anglomanie jener Städte iſt ein ein-

gefleiſchtes Uebel, das man mit der Wurzel, d. h., indem man ſie unter einen mächtigen Scepter bringt, ausrotten muß; denn nie werden dieſe Krämerſeelen dieſer ſonderbaren Republiken freiwillig ein kleines Opfer zum Wohl des gemeinſamen Vaterlandes bringen, obgleich ſie mit dem Zollverein vereinigt, in wenig Jahren zehnmal mehr Vortheil haben und reicher ſeyn würden, als ſie es jetzt als Englands gehorſamſte Diener ſind. Der Krämergeiſt iſt von ſeiner Natur kurzſichtig und beſchränkt, man muß ihm in die Augen beißende draſtiſche Mittel geben, um ihn zu überzeugen. Die famöſe Republik Frankfurt hat vor wenigen Jahren den klarſten Beweis dazu geliefert. Sie ſträubte ſich lange und hartnäckig, bevor ſie ſich entſchließen konnte, ſich zu ihrem großen Vortheil dem Zollverein anzuſchließen, wogegen beſonders einige einflußreiche Familien, die mit franzöſiſchen und engliſchen Waaren handelten, intriguirten. Ja, um nach ihrer Meinung die Sache unmöglich zu machen, ſchloß der Frankfurter Senat einen ſo lächerlichen als abgeſchmackten Vertrag mit der engliſchen Regierung, in welchem es unter anderm hieß: die Frankfurter Schiffe und Matroſen werden in den engliſchen Häfen daſſelbe Recht genießen, wie die engliſchen Schiffe und Matroſen in denen Frankfurts! risum teneatis amici !!! Doch nein, man ſagt daß dies nur eine weiſe Vorausſicht der Frankfurter Regierung geweſen, die damals im Geheimen mit dem Projekt der Eroberung Hollands umging, und folglich eine anſehnliche Marine und Seehäfen in Ausſicht hatte. Was waren die Folgen dieſer unpatriotiſchen, unſinnigen Handlung, dieſes Abſchließens? — Die einſichtsvolle großherzoglich heſſiſche Regierung, die etwas weiter ſah, als die weiſen Herren jener naſenlangen Maulwurfsrepublik, deren Vorausſicht in der Regel nicht weiter reicht als das Gebiet derſelben, das gerade ſo groß iſt, daß wenn man an manchem Thor ausſpeit, das Produkt vom Wind über die Grenzen geweht wird, gründete in dem nahen Offenbach eine Meſſe, in welcher bald die von Frankfurt gehalten werden mußte, ſo wie ſich nun in Kurzem aller Handel nach Offenbach zog, und die Frankfurter Kaufleute nöthigte, Comptoire, Magazine ꝛc. dahin zu verlegen, wenn ſie nicht zu Grunde gehen wollten. Aller Handel in Frankfurt ſelbſt lag darnieder, Niemand hatte mehr Verdienſt als die wenigen Häuſer, die à la Dietrich Harpar, der bekannte Banquier en detail und Wucherer en gros, ſich mit dem unſaubern und ſchmutzigen Ge-

ſchäft der Contrebande beſaßen; alle Taglöhner, Kärner, Arbeiter, Handwerker laborirten am Hungertuch, oder mußten ſich in die gefährlichen Banden der Contrebandierer anwerben laſſen, ein grenzenloſes Elend fing an allenthalben einzureißen, und nur als ſie dieſes vor Augen hatten, fingen die hochweiſen Herren an einzuſehen, was ſie für einen dummen Streich gemacht, vielleicht den ärgſten unter den Tauſenden, ſeitdem dieſe Republik beſteht. Sogar mit der Contrebande wollte es nicht mehr gehen, und es war nahe daran, daß ihr alle Schleichwege verſchloſſen wurden, da ein ſo kleines Gebiet, wie Frankfurt hat, ohne große Mühe ſo umſtellt werden kann, beſonders wenn man Kettenpatrouillen organiſirt, daß auch nicht eine Maus mehr durch kann. Jetzt endlich gingen den ſuperklugen Herren die Augen auf, ſie krochen zu Kreuz, baten demüthig und wehmüthig um gnädige Aufnahme in den Zollverein, die man ihnen auch gewährte; doch ſchadete dieſer verſpätete Beitritt der Stadt mehrere Millionen Gulden. — Wie aber dann, wenn die Staaten des Zollvereins die Herren, wie ſie es nach ihrer unpatriotiſchen Handlung, dem Vertrag mit England (man weiß nicht, ſoll man deren Dummheit und Kurzſichtigkeit oder deren eckelhaften Egoismus mehr bewundern), verdient hätten, ſchnöde abgewieſen hätte? — Offenbach wäre jetzt Frankfurt! Doch man ließ Gnade für Recht ergehen. — Aber die guten Hanſeſtädte mögen ſich dieß zu Warnung dienen laſſen; wenn es heute der Zollverein ernſtlich will, ſo ſind ſie morgen ruinirt! und er wird es am Ende wollen müſſen. Das Gerathenſte wäre jedoch, dieſem republikaniſchen Unweſen ein Ende zu machen, und während Preußen die Städte Hamburg, Bremen und Lübeck unter die ſchützenden Flügel ſeines Adlers nähme, müßte man den kopfloſen Frankfurter Adler dem wackern Heſſen-Darmſtädtiſchen Löwen einverleiben, unter deſſen Schutz und Schirm gewiß dieſe ewigen Bockstagden eingeſtellt, und den zahlloſen willkührlichen Frankfurter Gewaltſtreichen zum Heil ſeiner Bürger ein Ende gemacht würde, und Recht und Vernunft kämen daſelbſt wieder zu Ehren.

— Es ſcheint mir, daß Du ein abgeſagter Feind von Republiken biſt, fiel endlich Michel dem einen Augenblick Athem ſchöpfenden Teufel ins Wort, und ich ſollte doch meinen, daß gerade dieſe es ſeyen, welche am meiſten zur Bevölkerung Deines Reiches beigetragen haben.

— Wohl möglich, aber in der Regel ſind es ſo dumme

Bestien, die sie uns zuschicken, daß sie selbst für die Hölle noch zu schlecht sind, und ihr wenig Ehre machen.

— Wie so? ich dächte doch, daß Republiken wie die der alten Griechen und Römer, oder der vereinigten Staaten in Nordamerika ....

— Noch immer nicht von Deinem republikanischen Unsinn geheilt? Freund, Du hast über das Wesen dieser Republiken noch wenig nachgedacht, sonst würdest Du dasselbe wohl besser erkannt haben; sodann gehören zu Republiken auch Republikaner: wo diese heut zu Tage finden? Doch nicht etwa unter dem Volk der Zeitungsschreiber, das a la national ewig von Republikanismus faselt, und dabei selbst so gerne ein träges, üppiges Tyrannenleben führen möchte? — Geduld, ich werde Dich mit diesen modernen Republikanern näher bekannt machen, Du sollst sie durch und durch kennen lernen, und wirst klar einsehen, daß das Wort Republik nebst dem der Freiheit und Gleichheit in ihrem Mund und in ihrer Feder nur einer der Hauptköder ist, mit denen sie die liebe Einfalt fangen, und an welchem sich schon so mancher Einfaltspinsel blutig gebissen und verblutet hat. Vivat die Republik! Dies ist das große Losungswort und der Lieblingsruf aller gutmüthigen und leichtgläubigen Gemüther, die sich haben sagen lassen, eine Republik bringe den Himmel auf Erden und sey das Beste, Höchste und Vollkommenste, was die Menschen von der schweren Kunst zu regieren erfunden haben, und Alle glücklich mache. Denn man hat ihnen erzählt, in einer Republik gebe es nur lauter ganz freie und glückliche Leute, nur lauter Herrn, die alle zu befehlen, und keinen der zu gehorchen hätte! — Wir Teufel selbst waren dieser Meinung, als wir uns vor 6000 Jahren gegen den Allmächtigen auflehnten, und eine Universal-Republik der Geister stiften wollten, und büßen nun unsern unsinnigen Versuch für alle Ewigkeiten in der Hölle, und werden nimmermehr der himmlischen Freuden theilhaftig werden, was uns um so weher thut, als wir sie kannten und genossen. (Hier ließ der Teufel einen gewaltigen Seufzer fahren.) Doch um Dich eines Bessern zu überzeugen, so wollen wir einmal in aller Kürze die bestandenen und noch bestehenden Republiken die Musterung passiren lassen, und dabei die gerühmte republikanische Glückseligkeit mit der Fackel der Wahrheit beleuchten.

Werfen wir zuerst unsere Blicke auf Sparta und Athen, diese

so hochgerühmten Freistaaten des alten Griechenlands; waren sie nicht der Sitz der schmachvollsten, die Menschheit entehrendsten Sklaverei? Wurden hier nicht die Menschen wie die Schweine, Rinder und Kälber und anderes Vieh verhandelt und oft noch schlimmer behandelt? Namentlich die unglücklichen Heloten. Waren ihre Schicksale, ihre gesunden Gliedmaßen, ja ihr Leben nicht in den Händen eines Jeden, der so viel Obolen besaß, ein so unglückliches Geschöpf kaufen zu können, und der es dann nach seinen Launen, nach Lust und Gefallen mißhandeln konnte und mißhandelte? — Aber Bürger und Volk, meinst Du, waren doch glücklich und frei. O ja, geh und schlage das Buch der Geschichte auf und siehe wie Bürger und Volk, wie das Leben, Hab und Gut jedes Einzelnen und seiner Familie fortwährend dem Willen und den Gewaltstreichen derjenigen Preis gegeben waren, die es verstanden sich einen Anhang zu schaffen und dann mit ihren Helfershelfern Volk und Bürger auf das blutigste und grausamste tyrannisirten und Tausende in Verbannung und Elend jagten oder durch das Beil des Henkers aus der Welt schafften, während Ränkemacher, Schurken und Bösewichter und ihre Angehörigen sich der Güter der Verjagten und Ermordeten bemächtigten und sie mit ihren Spießgesellen verpraßten. — Freilich entging ein solcher Tyrann selten dem wohlverdienten Schicksal, aber dann übernahmen oft ein Dutzend andere, noch abscheulichere Wüthriche seine Rolle, und hausten noch zehnmal ärger; die Parteien verfolgten und mordeten sich gegenseitig auf das gräßlichste, und die Bürgerkriege machten Bürgerblut in Strömen in den Straßen der Städte fließen. Nur in solchen Staaten konnte ein Sokrates den Giftbecher trinken, und ein Aristides verbannt werden.

Noch grausamer und scheußlicher ging es in der afrikanischen Republik Carthago zu, wo Menschenopfer gesetzlich waren, wo jeder Feldherr der Republik, der einen Fehler beging oder auch nur das Unglück hatte dem eben am Ruder stehenden Tyrannen zu mißfallen, dieses Mißfallen mit dem Leben büßen mußte. Aber Rom, die mächtige, weltbeherrschende Republik, die machte wohl eine Ausnahme, meinst Du? — Allerdings, denn hier schmachtete außer den wirklichen Sklaven noch das ganze Volk, und zwar vom Sturz der Könige bis auf des Kaisers Augustus Zeiten, in der schmählichsten Knechtschaft und Sklaverei, und war der grausamsten Tyrannei seiner Bedrücker Preis gegeben, und jeder hart-

herzige Wucherer konnte seinen armen zahlungsunfähigen Schuldner nicht nur ins Gefängniß werfen, und bei Wasser und Brod verschmachten, sondern auch ungestraft peitschen, schlagen, schinden und mißhandeln lassen!!

Trotz aller Versuche konnte sich das arme Volk, so lange die Republik währte, nie ganz von diesen furchtbaren Ketten losmachen, sondern erlangte höchstens eine kleine Erleichterung auf kurze Zeit, wenn die Herren seiner bedurften, um auswärtige Feinde abzuhalten, oder die Verzweiflung über die nicht mehr zu ertragenden Fesseln sich des Volks zu bemächtigen drohte. Alle Augenblicke war man genöthigt einen Diktator zu ernennen, das heißt einen Mann, der die unumschränkteste Gewalt über das Leben, die Freiheit, das Vermögen eines jeden Bürgers hatte. — Nur in einem solchen Freistaat konnte ein Sylla, der Rom und die Provinzen in Mördergruben verwandelt hatte, Söhne und Sklaven bezahlte, ihre Väter und Herren zu morden, und die rechtschaffensten Bürger in die Acht erklären oder erwürgen ließ, um ihr Vermögen einzuziehen, von einem erbärmlichen republikanischen Senat zum immerwährenden Diktator ernannt werden! — In welchem monarchischen Staat hat wohl je ein ähnlicher Despotismus geherrscht, wie in der weiland durchlauchtesten Republik Venedig, wo man die Menschen, denen nur ein freies Wort entfiel, verschwinden ließ, als habe sie der Wind weggeblasen, in Mördergruben warf, wo sie nie mehr das Tageslicht erblickten und man die Fische mit ihren Leichnamen fütterte? Und wer schaudert nicht vor den entsetzlichen Gräueln, die in den italienischen sogenannten Freistaaten des Mittelalters von Hunderten von republikanischen Tyrannen verübt wurden, wo Mord, Todtschlag und Vergiftungen beständig an der Tagesordnung waren? Wem ist nicht das hohe Glück der Schweizerrepubliken bekannt, wo fast alle Aemter und einträglichen Stellen rücksichtslos an die Creaturen der einflußreichen Familienhäupter vergeben werden, wo Patrizenhochmuth und Familienaristokratie so lange den Scepter schwangen, und wo jetzt die republikanische Geisel mit all dem ihr anklebenden Unsinn so mächtig geschwungen wird? — Und dann die vier deutschen Republiken sammt Krakau? — Und die südamerikanischen Freistaaten! — Aber die vereinigten Staaten von Nord-Amerika, ja so, das ist die Musterrepublik, das republikanische Eldorado, auf welches alle Radikale hinweisen. Dort liegt der Hase im

Pfeffer. Schade nur, jammerschade, daß in einem großen Theil dieses gepriesenen Paradieses, gleichwie in Sparta, Rom und Athen, die Sklaverei, dieser große Schandfleck der Menschheit, nicht nur durch das Gesetz gutgeheißen wird, sondern sogar einem Jeden, der sich unterfängt ein Wörtchen gegen diesen saubern Handel zu sprechen oder zu schreiben, oder auch nur die armen, oft schrecklich mißhandelten und gepeitschten Sklaven zu bedauern, wenn er sich in einem der Staaten befindet, in denen die Sklaverei gesetzlich gehandhabt wird, oder man seiner habhaft werden kann, ohne weitern Prozeß aufknüpft, todtschlägt oder wie man ihm sonst das Lebenslicht ausblasen kann, und ihm somit auf das unwidersprechlichste beweist, wie großes Unrecht er hatte, an der Vortrefflichkeit dieser gesetzlichen Schändlichkeit zu zweifeln. Und die vortreffliche Regierung bleibt stumm wie ein Fisch, und wenn auch die Herren und sogar deren Weiber die armen Sklaven peitschen lassen bis sie todt niederstürzen! Die amerikanischen Republiken sind noch die einzigen Staaten in der ganzen getauften Welt, wo der Menschenhandel gesetzlich getrieben wird! Aber in dem Theil der Staaten, wo der Sklavenhandel nicht besteht, ist doch gewiß die vollkommenste Freiheit zu Hause, meinst Du? Allerdings; nur daß diese Vollkommenheit in jedem derselben von einer andern Art ist; was in dem einen Staat das Gesetz erlaubt, vielleicht sogar fordert, das verbietet und bestraft es in dem andern, so daß man sich in diesem Labyrinth der heiligen Justiz immer verstrickt, und oft nur mit dem Verlust seiner Habe und seines Gutes wieder herausfindet. Die schmutzigste aller Aristokratien, die des Mammons, hebt schon allenthalben ihr eckelhaftes Medusenhaupt in den vereinigten Staaten empor, und in Kurzem wird alle Macht und Gewalt, da wo dieß nicht schon der Fall ist, in den Händen der reichen Familien und ihrer Creaturen, und somit der drückendste Despotismus von Allem an der Tagesordnung seyn. Aber Abgaben und Steuern sind doch so unbedeutend, daß man sie kaum spürt, und dabei Ueberfluß in allen Klassen! — Heh da, frage doch nur diejenigen, die in diesem Paradies der Freiheit waren, und ihr Glück und Heil daselbst suchten, wie schrecklich sie enttäuscht wurden, und dem Himmel dankten, wenn sie noch die Mittel auftreiben konnten, um je eher je lieber den Weg nach der theuren Heimath wieder zu betreten, sie werden Dir sagen, daß wer nicht gleich Bären, Wölfen und andern Raubthieren in den öden

Wildnissen, sondern unter Menschen in Städten und Flecken leben will, der ungeheuren Theurung halber, kaum das Nothdürftigste aufzutreiben vermag, und schon oft, während die öffentlichen Kassen überflossen, waren die der Bürger leer, und der ganze Handelsstand einem Generalbankerott nahe.

Dieß wäre ungefähr ein leichter Umriß der hochgepriesenen republikanischen Freiheit, Gleichheit und Glückseligkeit, wobei ich das furchtbar blutige Gespenst, dem in den Jahrbüchern der Weltgeschichte nichts Aehnliches zur Seite steht, der weiland ein- und untheilbaren französischen Republik, die uns noch in ganz frischem Andenken ist, so wie der vielen verunglückten Versuche der neuesten Zeit, das Wohl der Staaten durch republikanische Institutionen zu gründen, gar nicht erwähnt habe. Aber jedem Narren gefällt seine Kappe, und es hat ja auch Narren genug gegeben, welche die rothe blutige Jakobinermütze für die schönste Zierde ihres Kopfes hielten, obgleich sie diese seltsame Liebhaberei mit eben diesem Kopfe bezahlen mußten. Doch de gustibus non est disputandum. Behauptete doch einst ein Erzradikaler, eine jede Regierung ohne Ausnahme sey ein Ungeheuer, und müßte es der Natur der Sache nach seyn; deßhalb sey es besser, Jeder lebe wie der Eisbär allein und für sich, in fast unzugänglichen Eisfeldern. Wir wollen einmal die erste Behauptung als wahr annehmen, so frage ich doch Alle, die nun gerade nicht die Natur der Eisbären haben, und wie diese leben wollen, ob ein vielköpfiges Ungeheuer nicht weit schlimmer als ein einköpfiges ist, besonders wenn, wie bei einem republikanischen Monstrum, für jeden abgeschlagenen Kopf, wie bei der lernäischen Schlange, wieder doppelt so viele emporschießen, für die sich nicht immer gleich ein Herkules oder ein Napoleon findet, der sie durch Brennen und Sengen endlich zu vertilgen versteht.

Was nun gar die Gleichheit anbelangt, welche diese Radikalen allen Einfaltspinseln vorspiegeln und versprechen, so sollte man es kaum für möglich halten, daß es Menschen gibt, welche den Wahn und Unsinn so weit treiben, daß sie ganz gegen den offenbaren Willen des allmächtigen Weltschöpfers eine in jeder Hinsicht vollkommene gesellschaftliche Gleichheit unter den armen Menschenkindern einführen wollen, ein Ding, so unmöglich, als ein vom Rumpf getrenntes Haupt wieder aufzusetzen, was selbst der Teufel nicht vermag. Freilich ist es bei den meisten dieser Leute

nur ein Köder, durch den ſie hoffen die Dummköpfe für ihre ſelbſtſüchtigen Zwecke zu gewinnen. Dieſe radikalen Männer einer abſoluten Gleichheit ſind noch bei weitem nicht mit einer Gleichheit der Rechte und vor dem Geſetz zufrieden, ſondern ſie verlangen und predigen eine in jeder Hinſicht vollkommene Gleichheit. Sie geben vor und behaupten, ein jeder Menſch müſſe ohne Ausnahme der Perſon, ohne Rückſicht auf ſeine körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten in der menſchlichen Geſellſchaft mit jedem andern völlig gleichgeſtellt werden, d. h. ſie wollen daß ein Jeder gerade ſo viel Vermögen, ſo viele Güter, ſo viel Einkommen und in jeder Hinſicht ganz dieſelben Anſprüche und Rechte habe wie der andere. Dies machen wenigſtens die radikalen Gleichheitshelden dem großen Haufen, den etwas kurzſichtigen und beſchränkten Leichtgläubigen weiß, unter denen ſie, beſonders bei ſolchen die nichts zu verlieren haben, Anhang finden. Dieſe guten Leute bedenken aber nicht, daß eine ſolche Gleichheit ſo lange im Reich der Unmöglichkeit liegt, als der Schöpfer ſelbſt die Gaben der Natur nicht völlig gleich unter die Menſchheit vertheilt hat, und ſo lange er den Einen gerade, den Andern krumm, den Einen klug, den Andern dumm, den Einen ſchön, den Andern häßlich das Licht der Welt erblicken läßt, ja ſo lange der Eine nur um einen Gran mehr Appetit als der Andere hat, ſo lange es verſchiedene Alter und Geſchlechte gibt, kurz, ſo lange alle Menſchen nicht gleich den Nürnberger Bleiſoldaten mit gleichem Gewicht aus einer Form gegoſſen werden, ſo lange bleibt eine derartige Gleichheit unter den Menſchen eine Chimäre, ein Hirngeſpinnſt ohne Sinn, mit dem dem Bettler eben ſo wenig gedient wäre als dem Millionär, und beide würden in den nächſten 24 Stunden, die längſte Dauer dieſer Gleichheit, dieſelbe verwünſchen. Leute, die eine ſolche wollen oder predigen, gehören entweder zu dem großen Haufen der Schafsköpfe oder zu dem der Heuchler, welche dieſe Gleichheit zur Lockſpeiſe an der Angel machen, mit der ſie die Schwachköpfe und Narren fangen wollen, um mit ihrer Hülfe durch Raub und Mord ihre Freiheit zu begründen, und ſich ihrer zu ihren herrſch- und gewinnſüchtigen Zwecken zu bedienen, dann aber, wenn die Citrone ausgedrückt, verächtlich die Schale wegwerfen würden. Aber dieſe kurzſichtigen Betrüger ſind in der Regel auch die Betrogenen; unglücklicherweiſe ſind ſie aber auch diejenigen, welche das Gedeihen der möglichen Gleichheit und einer wahren Freiheit, ſo wie

das Wohl der Völker aufhalten, indem sie wie die Schmarotzerpflanzen den Wuchs des edelsten der Bäume hindern, denn ohne dieses Ungeziefer, diese Afterliberalen, wären Völker und Regierungen schon unendlich weiter vorangeschritten und glücklicher! Diese liberalen Helden haben einen Begriff von der Freiheit wie das Schwein von der Reinlichkeit. Diese modernen Freiheitsmänner bestehen aus zwei Hauptgattungen, von denen freilich die Naturgeschichte keine Meldung thut, nämlich Betrüger und Betrogene, oder Schurken und Schafsköpfe; die Letztern, zu denen auch Du gehörtest, sind blödsinnige fanatische Affen, die gehorsamen Knechte der Erstern, denen sie als blinde Werkzeuge und Maschinen dienen, die keinen andern Götzen kennen als ihren Willen, und die ein Abschaum von Verrücktheit, Unsinn, Unduldsamkeit und Schlechtigkeit, blutdürstige Raubthiere der edelhaftesten Gattung sind. Die andern, die Schafsköpfe, sind wahre Muster von Albernheit und Sklavensinn, stumpfsinnige Maschinen, mit niedrig knechtischem Gehorsam gegen im Finstern schleichende Schufte, die sie nicht einmal kennen, und denen zu Gefallen sie sich sogar zum feigsten und niederträchtigsten aller Verbrechen, zum Meuchelmord hingeben. Diese dummen Teufel sind die willenlosen Werkzeuge der ins Fäustchen lachenden Bosheit, und lassen sich auf die plumpste Weise mißbrauchen. Sieh, so sind fast alle die Helden beschaffen, die da die Weltverbesserer spielen, und den bestehenden Regierungen ein Ende machen wollen, um — selbst zu regieren, das heißt, um der Menschheit die Haut über den Kopf zu ziehen; Libertichen, Freiheitsapostel ist der Name, der diese Subjecte richtig bezeichnet, denn sie sind die größten und gefährlichsten Feinde aller Freiheit, und Jeder, der noch ein ganzes Hemd auf dem Leibe hat, sollte in seinem täglichen Gebet die Worte:

„Der Herr behüte und bewahre uns vor solcher Brut,
Die da nichts will als unser Hab und Gut!“

einschließen. Diese radikalen Tartüffe würden die scheußlichste, blutdürstigste und raubgierigste Tyrannei ausüben, wenn sie auch nur für Augenblicke zum Unheil und Wehe der Welt und der Menschheit die Oberhand erhielten.

— Höre, Du bist doch sackgrob, Freund Asmodi, und scheust Dich nicht, selbst mir, Deinem Befreier, gewaltige Sottisen zu sagen, fiel endlich Michel dem Hinkenden ins Wort.

— O, wenn man ein solches Treiben beleuchtet, da muß selbst

dem Teufel noch die Galle übergehen. Doch mit was willst Du Dich heute zerstreuen, den Aerger verscheuchen?

— Wir müssen uns auf Kosten der Schurken, Narren und Einfaltspinsel belustigen; dieß wird meinen Humor wieder beleben.

— Wohlan! wir wollen einige Besuche in verschiedenen Redaktionsbureaus der Journalisten machen, sodann heute Abend die Jenny Lind und ihre Anbeter in Berlin besuchen, und später einer Muckerversammlung in der Schweiz beiwohnen. Ich hoffe, Du wirst damit zufrieden seyn.

Die beiden Freunde schickten sich nun an, das Hotel der Prinzen zu verlassen, als ihnen ein Schreiben mit der Aufschrift: an den Herrn Grafen von Hechelsheim (der Name, unter dem Stürmer im Hotel wohnte)" übergeben wurde. Dasselbe war Direction des Archives historiques unterzeichnet, und man bat den Herrn Grafen in demselben ganz gehorsamst, die Güte haben zu wollen, diesem Archiv doch einige biographische Notizen über seine erlauchte und illüstre Person mittheilen zu wollen, da dieselbe es vollkommen verdiene, neben den andern hochberühmten Notabilitäten der Welt, und unter der Elite der verschiedenen Nationen in dem gehörigen Glanz in den von diesem Archiv herausgegebenen prächtigen historischen und biographischen Jahrbüchern zu prangen. Als Appendix des Schreibens fand sich eine Einladung zur Subscription auf dieses Prachtwerk, von dem man für die mäßige Summe von 750 Franken der glückliche Besitzer eines vollständigen Exemplars werden, jedoch auch für 500, 250 und sogar 125 Franken die wichtigsten Biographien erhalten könne. Am Schluß dieses Anhangs war noch hinzugefügt, daß man es sehr bedauern müsse, eine abschlägliche Antwort hinsichtlich der Subscription zu erhalten, aber in diesem Fall dennoch die biographischen Notizen über das Leben des Herrn Grafen, so wie man sich dieselben zu verschaffen gewußt, in dem Werk einen Platz finden würden, jedoch mit mehr Oekonomie abgehandelt und gedruckt.

— Was zum Henker hat denn dieß zu bedeuten? fragte Michel seinen hinkenden Freund.

— Nichts weiter als eine der mancherlei Beutelschneiderei-Anstalten mehr, deren die gute Stadt Paris so viele aufzuweisen hat, eine Lockspeise für alle reiche Fremde, die nach Paris kommen,

und sich in dem Netz dieses sogenannten historischen Archivs fangen lassen.

— Wohlan, ich will den Herren eine Biographie von mir mittheilen, die sie gegen ihren Willen mit Flammenschrift in ihrem Prachtwerk aufnehmen sollen. Laß uns nun zuerst in das Bureau dieses Archivs gehen, es ist ja nur zwei Schritte von hier, in derselben Straße, Rue Richelieu Nro. 95.

— Michel und Asmodi machten sich auf, und begaben sich in das Haus, welches das industriöse Archiv und seine Bureaus beherbergte. Als sie eingetreten waren und Michel seinen hochgräflichen Namen genannt hatte, wurden sie sogleich mit der zuvorkommendsten Artigkeit und unter tausend Kratzfüßen in das Kabinet der Direktion geführt, in welchem man ihnen ein Paar prächtige vergoldete Armstühle a la Louis XV. anbot. Der angebliche Graf von Hechelsheim erkundigte sich nun näher nach den Bedingungen seiner aufzunehmenden Biographie, und welche Notizen er zu geben habe.

— Dieß hängt ganz von Ihnen ab, Herr Graf; sobald Sie unterzeichnet und pränumerirt haben, wird Alles aufgenommen was Sie uns mitzutheilen belieben, was übrigens von einer eben so rühmlich als geistreich bekannten Person nicht anders als vortrefflich seyn kann. Wir werden dafür Sorge tragen, daß sie unter den erhabensten Personen, die schon in unserm Archiv figuriren, wie der Königin Viktoria, dem Prinzen Albert, dem Herzog von Sussex, den Baronen R..., Ibrahim Pascha ꝛc. eine Stelle finden, so wie Dero ohne Zweifel sehr illustrer Begleiter.

Hier warf der Sprecher einen vielbedeutenden Blick auf den Hinkenden, den dieser jedoch auf eine so malitiöse Weise zurückgab, daß der Andere den seinigen ganz verwirrt niederschlug.

— Wir wollen den Herren sogleich hier die gewünschten Notizen geben, versetzte Asmodi, versteht sich, daß Sie mich unter die Zahl Ihrer Subscribenten zählen dürfen.

Der Teufel erbat sich nun einen Bogen Papier, den er beschrieb und sodann einem der angeblichen Direktoren überreichte.

Derselbe begann zu lesen, rieb sich die Augen, denen er nicht traute, wischte an dem Papier, und gerieth in einen fast convulsivischen unruhigen Zustand.

— Ich sehe wohl, mein Herr, daß Sie mit meiner Handschrift nicht fertig werden können, sagte der Hinkende, ihm das

Papier wieder aus der Hand nehmend; erlauben Sie mir daß ich Ihnen den Inhalt vorlese.

„Der Unterzeichnete, Asmodi, Großwürdenträger seiner allerhöllischsten Majestät des Großsatans, Pair und Grand erster Klasse in dem Reich der Hölle, Großofficier des infernalischen Kreuzspinnenordens an der Gluthkette, bezeugt hiemit den Inhabern und Eigenthümern des historischen Archivs in der Straße Richelieu Nro. 95 zu Paris, daß er nicht nur ein Subscribent der von ihnen herausgegebenen historisch-biographischen Jahrbücher ist, sondern daß diese Herrn sich auch des ganz besondern Schutzes seines Freundes und Collegen, des Fürsten Lucifer, des allgewaltigen Protektors aller Beutelschneider und Marktschreier, in einem hohen Grad zu erfreuen haben, sintemal bis jetzt noch keine Art der Künstler, die zu diesem saubern Gelichter gehören, es zu einer solchen Stufe der Vollkommenheit gebracht hat, und die sich die Beutel und Kassen souveräner Fürsten, Könige und Prinzen, Minister, ja sogar die der zähesten Geldwucherer und Millionenmänner, denen selbst der Teufel keinen Pfennig zu entlocken wüßte, zu ihren Gunsten zu öffnen wußten, wofür ihnen auch Freund Lucifer eine ganz eigene Belohnung in seinem infernalischen Departement aufbewahrt, und die Meisterschaft der Beutelschneiderei zuerkennt. Asmodi.“

— Sie werden wohl die Güte haben, dieses Zeugniß in dem nächsten Band Ihrer Jahrbücher abdrucken zu lassen, setzte der Hinkende noch hinzu, nachdem er seine Lektüre beendigt hatte.

— Mit dem Herrn ist es wohl im Kopf nicht so ganz richtig? sagte nach einigen Minuten ein kühn hervortretendes, zur Direktion gehörendes Mitglied keck zum Teufel.

— Um Vergebung, mein Allervortrefflichster, es scheint mir bei Ihnen zu spuken. Doch wollen Sie wohl dies Zeugniß in der nächsten Lieferung aufnehmen?

— Mein Herr, Sie sind verrückt, und wäre es nicht die Achtung, die wir für Ihren Begleiter, den Herrn Grafen von Hechelsheim haben, so ...

— O, das darf Sie nicht abhalten, meine Herren, fiel nun Michel ein, ich gebe denselben Ihrem ganzen Zorn preis.

— Wohlan, so packe sich derselbe augenblicklich, oder wir lassen ihn durch unsere Leute zur Thüre hinaus und die Treppe hinab werfen.

— Nach Belieben, höhnte nun der Hinkende, dem Michel einen Wink gab; doch erlauben Sie mir vorher noch, mein Zeugniß selbst in unverwischbaren Lettern in Ihr Prachtwerk abzudrucken.

Asmodi ergriff nun von den auf einem Regal stehenden vorräthigen Exemplaren einen Band derselben, den er dem Herrn Direktor öffnete und demüthigst überreichte, und dieser las zu seinem Schrecken mit flammender Schrift Wort für Wort, was ihm der räthselhafte Fremde vorgelesen hatte. Asmodi nahm nun noch ein Paar andere Bände und übergab sie den übrigen Mitgliedern und Mitarbeitern der saubern Direktion, die, wo sie die Bücher auch aufschlagen mochten, immer ein und dieselbe Flammenschrift lasen.

— Ah, ich merke schon, der Herr ist der berühmte Tausendkünstler Philippi, der durch seine Tours de force ganz Paris in Erstaunen setzt, und uns hier einen Beweis seiner großen Kunst geben will, damit wir mit voller Ueberzeugung seine merkwürdige Biographie neben der aller großen Männer des Jahrhunderts abdrucken lassen können; der Herr soll zufrieden seyn, ich werde sie selbst bearbeiten, sagte eines der Mitglieder der Direktion.

— Errathen, fiel Asmodi ein; um Sie jedoch in Stand zu setzen dieß mit der besten Ueberzeugung thun zu können, so erlauben Sie mir, Ihnen noch einige Beweise meiner Kunst geben zu dürfen. Schlagen Sie nun gefälligst die Blätter um.

Die Herren thaten wie ihnen gesagt wurde, aber man stelle sich ihr großes Erstaunen, ihren Schreck und ihr Entsetzen vor, als sie nun mit derselben Schrift ihre eigenen Biographien lasen, in denen sie selbst die geheimsten Begebenheiten ihres Lebens auf das treueste und wahrhaftigste aufgezeichnet fanden, und zwar solche Dinge, die sie in die mißlichsten Händel mit der heiligen Criminal-Justiz verwickelt haben würde, wenn sie zu deren Kenntniß gekommen wären.

— Nun, was meinen die Herren von meiner Kunst? fragte höhnisch Asmodi; die Antwort blieb man schuldig, und er fuhr fort: so viel sey Euch zu Eurer Warnung gesagt, daß wenn Ihr dieses Beutelschneiderhandwerk noch fortsetzt, Ihr mit Euern Jahrbüchern des historischen Archivs aller Welt Eure Biographie ver-

künden, und wie Ihr wohl denken könnt, dann in die Hände der St. Themis fallen werdet. Hiemit dem Teufel befohlen!

Michel und Asmodi entfernten sich nun, das ganze Personal der Direktion dieses saubern Archivs in einer Art von Starrkrampf zurücklassend.

— Jetzt wollen wir zu Deiner Satisfaktion Republikaner aufsuchen, sagte der Hinkende zu seinem Freund, die Straße Richelieu hinabgehend. Als sie an die Mauern der königlichen Bibliothek kamen, dem Platz Louvois gegenüber, blieb Asmodi plötzlich vor einem großen gräßlichen Bild stehen, das wie hundert andere derartige Bilder die Stelle einer Anzeige vertreten mußte, und über welchem mit großen Buchstaben die Worte geschrieben standen: »Des Teufels Sohn«, lest »die Epoche.«

— Was das Romanenschreiber- und Journalistenvolk nicht alles erfindet! des Teufels Sohn, als wenn sie nicht Alle Teufelskinder wären, und ohne den Teufel thut sichs gar nicht mehr, man könnte ein ganz kolossales Bilderbuch von all den Teufelsfratzen machen, die sie da an allen Häusern und Mauern von Paris hinschmieren; da ist der Teufel zu Paris, das Pferd des Teufels, die Teufelstochter, des Teufels Antheil, die Wissenschaft des Teufels, der Teufel in allen Gestalten ꝛc. ꝛc. und nun sogar der Sohn des Teufels .... wahrhaftig, das Volk soll mir den Teufel nicht umsonst an die Wand gemalt haben, ich will ihm noch beweisen, daß es einen gibt, und sie dessen wahre Söhne sind.

Asmodi versah nun sich und seinen Gefährten mit einer angezündeten Laterne, mit denen sie gleich dem Diogenes am hellen Tag über die Straßen gingen, um — Republikaner zu suchen, nach denen sie die sie anstaunenden Vorübergehenden fragten.

Man wieß sie in das Redaktionsbureau des National, sie versichernd, daß sie daselbst ächte Republikaner finden würden. Hier trafen sie einige der Redakteurs und Mitarbeiter dieses Blattes.

Asmodi und Michel gaben sich den Herren als ächte und reine Republikaner zu erkennen, brachten auch unzweideutige Zeugnisse ihrer republikanischen Gesinnungen vor, und wurden als Confratres freundschaftlich bewillkommt.

Michel wollte nun die Laterne auslöschen, aber Asmodi verhinderte ihn daran, indem er zu ihm sagte: Geduld, Freund, wir müssen erst klar sehen.

Er leuchtete nun zuerſt dem Redakteur en chef ins Geſicht, deſſen Kopf ganz durchſichtig wurde, ſo daß man deutlich alle in demſelben vorgehenden Gedanken wahrnehmen konnte. Michel las nun in deſſen Gehirn: »Ich bin zwar ein wahrhafter Republikaner, der es ehrlich meint, und dem es um die Sache zu thun iſt, aber alle, die nicht ſo denken wie ich, müſſen geköpft, geſpießt, erſchoſſen oder erhenkt werden, und um eine reine Republik gründen zu können, müßten noch ganz andere Ströme von Blut vergoſſen werden, als die, welche der edle Robespierre fließen machte, wenigſtens müßte neun Zehntheilen des franzöſiſchen Volkes das Lebenslicht ausgeblaſen und ſo eine neue Generation geſchaffen werden, die den ächten Republikanismus mit der Muttermilch einſaugte.«

Hierauf beleuchtete Asmodi noch einige andere dieſer republikaniſchen Herren, in deren Gehirn er ungefähr folgende Gedanken wahrnahm: »Alle die nicht nach unſerer Pfeife tanzen, nicht den letzten Groſchen nach unſerem Gutdünken herausgeben wollen, wenn wir ans Ruder kämen und unſere Abſichten erreicht würden, müßen vertilgt werden. Um den Republikanismus iſt es uns ſo wenig zu thun als überhaupt darum, Völkerglück zu befördern; wir wollen herrſchen, uns bereichern, im Ueberfluß ſchwelgen, allen unſern Gelüſten fröhnen und unſere Leidenſchaften befriedigen, gehe auch die Welt darüber zu Grunde.« Aehnliche und noch weit ſcheußlichere Gedanken las Michel in all dieſen durchſichtigen Köpfen, ſo daß ihm die Sache zum Ekel wurde und er endlich die Laterne ausblies, und dabei ausrief:

— Pfui über euch Heuchler und Duckmäuſer, an denen auch kein gutes Haar iſt, und Dummköpfe dazu, die nicht einmal ſo viel Einſicht haben, daß ſie, wenn ihr ſchändliches Vorhaben je gelänge, die Erſten ſeyn würden, die dem betrogenen und hintergangenen Volk, das keine ſeiner Hoffnungen, keine der ihm gemachten Verſprechungen in Erfüllung gehen ſehen würde, ihre Haut zum Markte bringen müßten. Davon habt ihr kurzſichtigen Schurken keine Ahnung. Und auch ich war einer der Schafsköpfe, die ſich von ſolchem Geſindel an der Naſe herumführen und zum willenloſen Werkzeuge gebrauchen ließen. Ich möchte .... doch Geduld, der verdiente Lohn ſoll Euch werden; einſtweilen ſollt Ihr nach meiner Pfeife tanzen.

Michel verließ nun das Bureau des National, die Herren

ganz perplex zurücklassend, begab sich noch in einige andere republikanische Zeitungsbureaus, wo er sich auf dieselbe Weise überzeugte, daß diese angeblichen Republikaner um kein Haar besser waren als die übrigen, und alle nichts anderes im Schild führten, als das eigene werthe Ich auf die höchstmöglichste Stufe der Macht und der irdischen Güter zu bringen, und auf Kosten der betrogenen Dummheit ein schwelgerisches Leben zu führen. — Nachdem er auch ihnen die Köpfe gehörig gewaschen hatte, nahm er sich vor, sie demnächst alle zu einem splendiden republikanischen Hochmahl einzuladen.

Beide Kumpane machten sich nun zur Abfahrt nach Berlin bereit; bevor sie jedoch Paris verließen, gab Asmodi der guten Stadt und ihren Bewohnern noch ein recht ergötzliches Schauspiel. Er ließ nämlich auf einmal alle die Tausende unter den verschiedenartigsten Gestalten an die Mauern gemalten Teufelsbilder und Fratzen plötzlich lebendig werden, so daß sie sich in einem feuerartigen Transparent bewegten und die possierlichsten Sprünge und Gestikulationen machten. — Man kann sich denken, welchen Aufruhr dies in der ungeheuren Stadt veranlaßte. Alles lief hinzu, um die lebendig gewordenen Teufel zu bewundern, als sähe man deren nicht tagtäglich in allen möglichen Stellungen; man wollte Mirakel und Wunder schreien, aber einige Professoren der Chemie bemühten sich, die Sache dem guten Volk als etwas ganz natürliches zu erklären, indem sie behaupteten, man habe diese Bilder mit einer Mischung von Phosphorus, Quecksilber und einigen andern Ingredienzien angestrichen, welche diese Wirkung hervorgebracht und die Teufel lebendig gemacht hätten, als ob es dergleichen bedürfe, um dies zu bewerkstelligen. Indessen ernannte doch die Regierung eine Commission, welche die Sache untersuchen, die Bilder chemisch analysiren, und über den Erfolg ihrer Bemühungen an das Ministerium des Innern berichten sollte. Aber man fand leider keine Substanz, die analytisch genug gewesen wäre, das gewünschte Resultat zu erreichen.

Unterdessen hatten Michel und Asmodi Frankreichs Hauptstadt verlassen, und ließen sich einige Augenblicke darauf im Thiergarten bei der Hauptstadt Preußens nieder, wo sie, da es noch hell am Tage und ein paar Stunden bis zum Beginn der Oper war, an einem Tisch unter den Zelten Platz nahmen und sich Weißbier-Kaltschale geben ließen.

Noch andere Gäste saßen an demselben Tisch und waren so sehr in ein politisches Gespräch vertieft, daß sie die neuen Ankömmlinge gar nicht bemerkten. Es war von den preußischen Zuständen, von einer Constitution und besonders von der Preßfreiheit, der Einführung der Jury und der öffentlichen Gerichtsbarkeit in den ältern Provinzen der Monarchie die Rede. Die Meinungen waren getheilt, und das Gespräch äußerst animirt. — Einige von der Gesellschaft behaupteten, daß Preußen und Deutschland nur dann glücklich seyn würden, wenn sie Frankreichs Preßfreiheit und Frankreichs Gerichtsbarkeit und Gesetzgebung haben würden. —

— Sie reden wie der Blinde von der Farbe, fiel endlich ein Berliner Rechtsgelehrter den Rednern ins Wort. Ich habe mehrere Jahre in Frankreich gelebt, und kann Sie auf mein Gewissen versichern, daß in vielen deutschen Bundesstaaten, und namentlich in Würtemberg, Hessen, Baden, Sachsen, Baiern und Preußen, sowohl die Preßfreiheit als die persönliche Freiheit weit größer und geschützter ist, als in Ihrem gerühmten Frankreich. —

— Unmöglich, erwiederte ein Arzt.

— Und doch wahr, versetzte der Advokat. — Wie, Sie nennen das Preßfreiheit, wenn um ein Journal oder um eine Zeitung zu gründen man hunderttausend Franken Caution niederlegen muß? — wenn für Alles was sie drucken, die Buchdrucker eben so verantwortlich wie die Verfasser gemacht werden, indem man von den erstern verlangt, daß sie alle Manuscripte lesen sollen, bevor sie solche drucken. Diese Verordnung hat aus den Buchdruckern eben so viele Censoren geschaffen, und welche! — Der Buchdrucker ist nun derjenige, der bestimmt, ob sich ein Werk zum Druck eignet oder nicht, er streicht ganze Stellen oder verweigert den Druck, dies muß sich Alles der Autor gefallen lassen, und da der Buchdrucker in der Regel ein durchaus nicht wissenschaftlich gebildeter Mann und im höchsten Grad ängstlich ist, so kann man sich denken, wie er streicht. Und dann die Septembergesetze, die den armen Verfasser und Verleger das Messer beständig an die Gurgel setzen, und unter dem Vorwand der Lästerung die empfindlichsten Geld- und Gefängnißstrafen verordnen, wobei es auf das strengste untersagt ist, die Wahrheit des Gesagten zu beweisen! Das Alles nennen Sie Preßfreiheit. — Ein Artikel wie der, welcher von einem sogenannten Freund der Wahrheit neulich in der Augsburger allgemeinen Zeitung gegen Saphir eingerückt wurde, würde dessen Verfasser,

den Redakteur Kolb, und den Verleger und Drucker der Zeitung zur Verurtheilung in eine namhafte Geldstrafe von mehreren tausend Thalern und in die empfindlichste Gefängnißstrafe gebracht haben. — Auch darf nie irgend eine Schuldforderung, wie dies so oft in deutschen Zeitungen geschieht, in französischen Blättern abgedruckt werden, denn dies würde den Einsender und Drucker zu einer schweren Entschädigungssumme und Gefängniß verurtheilen, und zwar mit vollem Recht, da dies vor die Gerichte und nicht vor das Publikum gehört. — Die französische Preßfreiheit hat schon gar mancher Franzose verwünscht, den sie auf zeitlebens unglücklich gemacht; und doch müssen der Presse Zügel angelegt werden, eine vollkommene Preßfreiheit kann eben so wenig stattfinden, als eine vollkommene Willens- und Handlungsfreiheit in der menschlichen Gesellschaft möglich ist, die Mord und Raub und alle Verbrechen straflos ließe; nun fragt es sich, da doch einmal eine Beschränkung derselben seyn muß, ob eine vernünftige, gesetzmäßig geregelte Censur, oder scharf strafende Preßgesetze wünschenswerther sind. Ich für meinen Theil wäre unter gewissen Bedingungen für die Erstere; wenigstens ist die französische Preßfreiheit, welche deutsche Unwissenheit so sehr beneidet, ein weit größerer Tyrann.

— Sie mögen Recht haben, meinte der Arzt, wenn die Censur vernünftig und mit Einsicht gehandhabt würde; aber da haben wir hundert Beispiele, daß in Deutschland, z. B. in einer gewissen Republik, der fatale Rothstift zu einem wahren Henkersbeil wird. Hier handhabt der Censor die Scheere auf eine Art, wie sein Papa, ein ehrlicher Fleischer, das Schlachtmesser handhabte. Da indessen dem guten Mann dennoch manches, und meistens gerade das Kompromittirendste entging, so erhielt er öfters scharfe Verweise deßhalb von seinen Vorgesetzten, die wieder von einer höheren Behörde genaſ't wurden. Der ehrliche Censor, der ungefähr so viel literarische Kenntnisse haben mochte als sein Zunftgenosse Varron, der Held bei Cannä, strategische, gestand ganz offen, daß die verdammten Zeitungsschreiber so unverständlich für ihn seyen und ihre Gedanken oft so verblümt zu geben wüßten, daß er den Sinn ihrer Worte nicht fassen könne. — Ei so streichen Sie ins drei Teufelsnamen was Sie nicht verstehen, sagte der einjährig wohl regierende Bürgermeister zu seinem Censor. — Ganz wohl! lautete die Antwort. Man kann sich nun denken, wie der Mann strich, da er fast gar nichts verstand.

— Nun, dies sind doch nur seltene Ausnahmen, ja nur in Maulwurfsrepubliken möglich, in denen man Fleischersgesellen zu Censoren macht, versetzte der Advokat.

Die übrige Tischgesellschaft lachte. —

— Und dann, fuhr er fort, es mag ein gut Ding um die Jury und die öffentliche Gerichtsbarkeit seyn, wenn beides mit gehöriger Einsicht und den nöthigen Beschränkungen stattfindet, aber Sie werden mir doch eingestehen müssen, daß so wie diese Institute in Frankreich dermalen bestehen, sie der Gesellschaft eher Schaden als Nutzen bringen.

— Wie so? fragte der Arzt.

— Die Art wie man daselbst die Jury zusammensetzt, ist die verwerflichste. Leute ohne alle Kenntnisse, ohne alle Einsicht, die oft nicht einmal lesen und schreiben können, sitzen da über Dinge zu Gericht, die weit über ihrem Horizont stehen; daher kömmt es denn auch, daß so oft die widersprechendsten und empörendsten Verurtheilungen und Freisprechungen stattfinden, Vatermörder mit Galeerenstrafen davon kommen, während oft gewöhnliche Mordanfälle, in der Raserei der Leidenschaft verübt, mit dem Henkersbeil bestraft werden. Man hat keine Vorstellung davon, wie leicht und oberflächlich es oft bei den Berathungen einer Jury genommen wird. In der Regel ist es ein starkstimmiger Großsprecher, der seine Collegen überschreit, und sie so bestimmt, seiner Meinung beizupflichten. — Es bedarf hier keiner großen Beredtsamkeit noch eines besondern Talents. Anmaßung mit einer Stentorstimme reichen aus, und die krasseste Unwissenheit der großen Mehrzahl der Mitglieder einer solchen Jury geht über alle Begriffe; und doch sind es diese Menschen, die hier über Tod und Leben ihrer Mitmenschen entscheiden, und die bei den allergewöhnlichsten Dingen im Leben um Rath zu fragen man sich auch nicht im Traum einfallen lassen würde. Daher diese unbegreiflichen Urtheile, die sich zum Skandal der heiligen Justiz jeden Tag in Frankreich wiederholen. Ebenso sind die öffentlichen Gerichtssäle die besten Schulen für alle Gauner, Taschendiebe, Räuber und Mörder, die in denselben ihre Collegien hören und den besten Unterricht empfangen, wie sie sich im Fall der Noth, wenn die Reihe an sie kömmt, zu benehmen haben und auch der Schlinge ziehen können. — Ich habe nichts dagegen daß ihren unbescholtenen Bürger die Gerichtssäle offen stehen; aber sie ohne Unterschied allem Gesindel zu öffnen, das nicht selten in

dem Heiligthum der Justiz selbst seine Fingerfertigkeit übt, dies ist baarer Unsinn, eine Beförderung des Lasters und des Verbrechens. Wie! man schließt die Säle, sobald unsittliche Vergehungen, sogenannte Scandalosa verhandelt werden, für den großen Haufen, und läßt sie für Spitzbuben und Raubmörder offen, sobald die Sache in ihr Handwerk greift, und meistens besteht die Mehrzahl des Auditoriums aus diesem auserwählten Publikum, als ob der Unterricht in diesem Verbrechen nicht eben so gefährlich, ja in gewisser Hinsicht nicht noch weit gefährlicher wäre, als der in der Unzucht!... Und dann die Gerichtszeitungen, die in allen Kaffeehäusern, Schenken und Kneipen der gefährlichsten Gattung Tag und Nacht offen liegen und von dem Diebs-, Raub- und Mord-Gesindel mit einem Eifer gelesen und studiert werden, der auch noch dem des fleißigsten Studenten, der sich zu seinem Examen vorbereitet, Ehre machen würde. Sehen Sie, meine Herren, dies sind die Wohlthaten, die Sie mit so großem Eifer für Preußen begehren, und welche, in dieser Art bei uns eingeführt, nur großes Unheil und unberechenbaren Schaden verursachen würden. Glauben Sie mir, man ist außerdem zehnmal freier in Preußen und in den meisten deutschen Bundesstaaten, als in dem hochgerühmten Frankreich, wo Sie das geringste Versehen, ein kleiner Irrthum und Mißverständniß in die abscheulichsten Gefängnisse bringen können. All das radikale Geschrei, verstandlos in den Tag hineingebrüllt, bringt uns so wenig weiter, als unsinnige Verschwörungen. Die vorzunehmenden Verbesserungen können nur nach gehöriger Prüfung und reiflicher Erwägung vorgenommen werden, sonst geht es uns wie den Eseln, die auf das Eis tanzen gehen. Man darf sich ein für allemal durch das Geschrei der Afterliberalen und radikalen Einfaltspinsel, die, sobald man nicht in ein Horn mit ihnen bläßt, und ihrem rasenden Unsinn unbedingten Beifall zollt, mit Tyrannenknechten, Sklavenseelen um sich werfen, irre machen lassen; dies ist wenigstens meine Meinung, und als wahrhaft freisinniger Mann steht es mir auch zu, dieselbe unverholen aussprechen zu dürfen. Aber das ist das Tollste, daß diese angeblichen Freiheitshelden jedem, der nicht ihren oft sehr sklavischen Ideen huldigt, sogleich und für immer den Mund stopfen würden, wenn sie die Macht dazu hätten.

— Der Mann hat vollkommen Recht, flüsterte der Teufel dem Michel zu.

Dieſe Unterhaltung wurde noch einige Zeit fortgeſetzt, und man kam auch auf die religiöſen Zuſtände Deutſchlands zu ſprechen. Michel und ſein Gefährte nahmen nun gleichfalls Theil daran, und da es ſich aus dem Geſpräch ergab, daß ſie erſt ganz kürzlich Frankreich verlaſſen hätten, ſo fragte man ſie, was man daſelbſt von den religiöſen Bewegungen Deutſchlands und dem Treiben der Deutſchkatholiken, Lichtfreunde, Rationaliſten u. ſ. w. halte.

— Nicht viel, erwiderte lächelnd Aömodi, der gröſte Theil der Franzoſen ignorirt die Sache ganz, und die Wenigen, die etwas davon wiſſen, lachen dazu.

— Das iſt der franzöſiſche Indifferentismus, meinte ein preuſſiſcher Commerzienrath.

— Nicht doch, erwiderte Aömodi, man hat in Frankreich jetzt allgemein den ſehr vernünftigen Grundſatz angenommen, jeden glauben zu laſſen was er will, und ſich nicht um die religiöſen Meinungen Anderer zu bekümmern, am allerwenigſten Proſelyten machen zu wollen, ſelbſt den eifrigſten franzöſiſchen Katholiken fällt dieſes nicht mehr ein. — Aber in Deutſchland ſteht ja jetzt faſt jede Woche ein neuer Glaubensheld auf, der ſeinen Glauben für den beſten und unfehlbarſten hält und ausgibt, ſich Anhänger und mit ihnen eine neue Religion, wenigſtens eine Sekte zu bilden ſucht, und wenn die Regierungen dieſe nicht ſogleich anerkennen und zu einer Staatsreligion erheben wollen, über Unduldſamkeit, Unterdrückung der religiöſen Freiheit, und die Götter mögen wiſſen über was Alles ſchreit. Iſt es nicht ein unſinniges Begehren, zu verlangen, daß Jedem, dem es einfällt eine neue Glaubenslehre zu predigen, dieſelbe ſogleich vom Staat als eine geſetzliche Religion anerkannt werden ſoll? — Am Ende gäbe es in Deutſchland ſo viel Religionen als Gemeinden. — Glaube doch ein Jeder was er will, wegen ſeinem Glauben wird ja auch in Deutſchland in keinem Bundesſtaat Jemand mehr gehangen, gefoltert, verbrannt oder eingekerkert, aber wenn er denſelben Andern aufdringen, oder ſie durch lächerliche Reden, Feſteſſen, Triumphreiſen u. ſ. w. dazu überreden will, und ſo Zwietracht unter dem Volk und ſelbſt in den Familien verbreitet, dann thun die Regierungen, die Einſicht und Vernunft haben, doch wohl daran, bei aller Toleranz ſo etwas nicht zu dulden. Bei der Hölle, ich bin eben kein Freund vom Papſt, aber es iſt ja Niemand ge-

zwungen den dreifach gekrönten Prieſter ſo wenig als den dreifach gehörnten Großſatan anzubeten; und man kann dem Verfaſſer des eben zu Paris erſchienenen Werkes über die politiſchen und religiöſen Bewegungen Deutſchlands nicht ſo ganz Unrecht geben, wenn er ſagt: wenn Tacitus jetzt wieder käme, ſo würde er ganz Deutſchland, ſtatt einen ungeheuren Wald, ein ungeheures Tollhaus nennen.

— Der Herr iſt kein Deutſcher, fiel jetzt der Commerzienrath dem Teufel ins Wort.

Herr iſt ein Weltbürger, erwiederte Michel, aber ich Deutſcher und ganz der Meinung dieſes Herrn.

Sie daß wir Alle Narren ſeyen?

er, ja.

nicht was er ſpricht, und ich bin der

großer Mann, ein zweiter Luther iſt,

dem [illegible] den Todesſtoß verſetzen und dem römiſch-katholiſchen [illegible] ein Ende machen wird. Noch ein Glas Bierkalb[illegible]. — Wohl! ſchrie der Commerzienrath hinzu.

Michel und der Hinkende lachten.

— Meine Herren, Sie gehören eben nicht zu den feinſten, ſagte der Commerzienrath, der das Lachen bemerkt hatte, zu den immer noch Lachenden.

— Ich ſollte denken, daß man auf das Wohl eines ſo großen Mannes wenigſtens Champagner oder doch Rheinwein trinken ſollte, verſetzte der Teufel.

— Herr Naſeweis, jeder nach ſeinem Geſchmack, der meinige iſt nun einmal Ronge und Weißbier, haben Sie etwas dawider?

— Nicht das mindeſte, nur werden Sie mir erlauben, das Wohl des Papſtes in Johannisberger zu trinken.

— Meinetwegen auch in Grünberger, brummte der Commerzienrath etwas ärgerlich.

Michel ließ Johannisberger Vierunddreißiger kommen, trank ſammt dem Hinkenden auf das Wohl des Papſtes und der römiſchen Kirche, und ſtieß dabei wacker mit dem Teufel an, während der Commerzienrath ſein Weißbier ſtill und verſtimmt die Gurgel hinabgleiten ließ.

— Wollen uns die Herren Beſcheid thun? fragte endlich

Michel die übrige Gesellschaft, ihnen von seinem Labetrunk anbietend.

— Unverschämt! sagte jetzt der Commerzienrath, und setzte noch hinzu: wenn wir Johannisberger trinken wollen, so können wir ihn auch bezahlen.

— Wer zweifelt daran? meinte Michel, auch muthe ich Ihnen nicht zu, des Papstes Gesundheit zu trinken, bewahre der Himmel. Wollen uns die Herren Bescheid thun, so trinken wir auf Preußens Wohlergehen; die wackern Preußen, Deutschlands tapfere Befreier, sollen leben!

— Das ist etwas anderes, meinte der Commerzienrath, und nahm das ihm dargebotene Glas an; auch die Uebrigen stimmten nun mit ein, und der Advokat rief aus:

— Vivat unser König und das ganze königliche Haus!

Und abermals stimmten Alle mit ein.

— Sehen Sie, meine Herren, dies ist wahre Toleranz, rief Michel aus, und man sprach nun wacker seinem Johannisberger zu, und ließ zuletzt sogar noch den Fürsten Blücher von Wahlstadt, obgleich längst todt, hoch leben. Hiemit war nun der Teufel nicht einverstanden, und als ihn Michel um die Ursache fragte, antwortete er diesem leise: Der hat mir einen Strich durch die Rechnung gemacht; die Hölle im Rücken lassend, wie einst Napoleon als er gegen Paris marschirte, ist er schnurstraks durch die Himmelspforten, die ihm Petrus weit öffnete, einmarschirt.

Der edle Rebensaft des Fürsten Metternich beseelte nun immer mehr die ganze Gesellschaft, und selbst den Teufel, so daß dieser zum Michel sagte: wie wäre es wenn wir Mephistopheles Späßchen im Auerbacher Keller wiederholten?

— Ins Teufelsnamen, meinte Michel.

Asmodi schlug nun den Herren vor, sich jeder seinen Lieblingswein zu bestellen, er wollte sie ohne weiters a la Faust damit bedienen. Da man glaubte er scherze, so ließ er einen Bohrer bringen, bohrte die Löcher in den Tisch, sprach seinen Hokus Pokus, und froh gelaunt bestellte sich der Advokat Lacrymä Christi, der Arzt bittern Malaga, der Commerzienrath Schiraswein, eine Dame Muskat von Frontignac, eine andere Cyprier u. s. w., aber wie sperrten alle Nasen, Ohren und Augen auf, als alle die gebohrten Quellen reichlich sprudelten und die Pokale füllten.

— Sehen Sie, sprach nun Asmodi, man muß nichts unge-

prüft verwerfen, ſogar nicht den Glauben an Geſpenſter, ſie mögen auch ſeyn welcher Art ſie wollen, ſelbſt die des Juſtus Kerner ſind nicht ſo ganz ohne. Wir ſind nicht alle Sonntagskinder, daher laſſen wir alle leben, Weiſe wie Narren, Rongiſten und Papiſten, Pietiſten und Methodiſten, Licht- und Nacht- und Gott weiß was ſonſt für Freunde, Rationaliſten, Alt- und Neu-Lutheraner, und wie ſie alle heißen mögen, ſogar die ſpeculativen Philoſophen nicht ausgenommen, mögen es auch immer die größten Narren ſeyn.

Man ſprach nun dem köſtlichen Wein ſo wohl zu, daß bald die Köpfe der ganzen Geſellſchaft ſich in einem höchſt erleuchteten Zuſtand befanden, alle möglichen Geſundheiten ausbrachten und am Ende noch die allgemeine Toleranz leben ließen.

So war unter Trinken und Vivats der Abend herangekommen und mit ihm die Zeit, zu welcher man ſich in die Oper begibt. Michel lud die ganze Geſellſchaft freundlichſt ein, die heutige Darſtellung, in welcher Jenny Lind nach einer längern Gaſtreiſe wieder zum Erſtenmal als Nachtwandlerin auftrat, mit ihm zu beſuchen, da er eine ganze Loge in Beſchlag genommen. Auch dieſes wurde dem vermeintlichen Tauſendkünſtler, denn für einen ſolchen hielt man ihn jetzt, mit großem Dank zugeſagt, der nun ſprach: Um unſere neue Bekanntſchaft würdig zu krönen, müſſen wir auch die Zelte a la Fauſt verlaſſen. Auf einen Wink von ihm rutſchten ein halbes Dutzend Fäſſer vor, und er nebſt Asmodi ſetzten ſich a cheval auf das erſte, die übrigen Herren und Damen einladend Platz auf den übrigen zu nehmen, zu was man ſich auch nach einigem Zaudern bequemte, und nun ritt oder rutſchte die ganze Cavalkade aus dem Thiergarten durch das brandenburger Thor längs den Linden hinauf und mit Fackelſchein bis zum Opernhaus. Die ſtaunenden Berliner aber hielten den ganzen Zug, den eine Dampfmaſchine, ebenfalls in Faſſesform, in Bewegung zu ſetzen ſchien, für eine der berühmten Sängerin zu Ehren veranſtaltete Cavalkade.

Jenny Lind hatte ſich eines Empfangs zu erfreuen, deſſen ſich ſelbſt Henriette Sontag zu ihrer Zeit nicht hatte rühmen können, ſie wurde faſt unter Blumen und Kränzen erſtickt, und der brüllende Donner des Applauſes wollte gar kein Ende nehmen und war ſo gewaltig, daß die arme Künſtlerin mehr als einmal einer Ohnmacht nahe zu ſeyn ſchien und die Rolle nur höchſt angegriffen

zu Ende singen konnte. Beim Schluß der Oper wiederholte sich derselbe Sturm nochmals, und zwar mit verdoppelter Kraft, so daß die, wie sich von selbst versteht, jetzt gekrönte Sängerin endlich fast bewußtlos von der Bühne in ihren Wagen gebracht werden mußte, wo sie neue gewaltige Ehrenbezeugungen, Fackelzüge, Freudengebrüll ꝛc. erwarteten und bis zu ihrem Hotel unter den Linden begleiteten, wo sie wieder mit wahren Schlachtenhurrahs begrüßt und empfangen wurde. Die Säle und Trinkstuben dieses Gasthofes waren so gedrängt voll Menschen, daß man keinen Platz mehr finden konnte. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, daß die göttliche Jenny wirklich ernstlich unwohl geworden sey und man nach einem Arzt geschickt habe, der auch in wenig Minuten eintraf, und nach einigen Pulsfühlungen und andern Berührungen der Künstlerin ein kaltes Lavement verordnete. Bald nachdem dieser Verordnung ein Genüge geschehen war, brachte einer der Aufwärter das Instrument, mit dem man dieselbe vollzogen hatte, in den Speisesaal des Gasthofes, und alle Gäste und Enthusiasten, Fremde wie Einheimische, stürzten auf die ewig merkwürdige Klystierspritze los und rissen sie sich einander aus den Händen; endlich schrie einer derselben: Ich behalte das theure Kleinod für mich als ein ewiges Andenken an die göttliche Jenny und zahle was es kostet.

— Oho! fielen sogleich mehrere Stimmen ein, wir haben gleiche Rechte und zahlen ebenfalls den vollen Werth. Sie wollten dem, in dessen Händen sich jetzt die kostbare Spritze befand, dieselbe mit Gewalt entreißen; dieser aber hielt sie mit Riesenstärke fest, und es drohte sich ein Kampf zu entspinnen, wie weiland um die geraubte Helena, als sich plötzlich eine donnernde Marsstimme vernehmen ließ, die sogleich Ruhe und Stille gebot, welche sich auch sofort einstellte, da diese Stimme die ganze hochansehnliche Versammlung durch ihre furchtbare Stärke in Schrecken versetzt hatte; es war keine andere als die des Nomodi selbst, der nun fortfuhr:

— Meine Herren, ich finde es ganz natürlich, daß sich jeder gefühlvolle Mensch, der nur einigermaßen Ohren für allerlei Töne hat, im Besitz eines solchen Kleinods zu sehen wünscht, wie die Spritze ist, durch welche der ersten Sängerin ihres Jahrhunderts Heil geschah, und die deren Leiden, die wir Alle bemitleiden, erleichterte; aber Niemand steht es zu, sich eigenmächtig dieselbe

anzueignen, welche Opfer er auch bringen möge; ich schlage deßhalb der ehrbaren ansehnlichen Versammlung vor, daß dieses kostbare Instrument auf dem Weg der Versteigerung dem Meistbietenden zugeschlagen werde, indem dies der einzige Weg ist, auf dem die Sache mit Ruhe und friedlich, und gewiß auch zur gänzlichen Zufriedenheit des Eigenthümers, erledigt werden kann.

— Bravo! Bravo! erschallte es nun von allen Seiten: ein zweiter Salomo, ein wahrer Daniel! ließen sich mehrere Stimmen vernehmen, und in wenig Augenblicken ging die Versteigerung vor sich, und die Spritze wurde endlich einem reichen englischen Bierbrauerssohn, der als Mylord auf dem Continent reiste, für den ungeheuren Preis von vier Tausend preußischen Thalern zugeschlagen und eingehändigt. Als jedoch derselbe mit seinem kostbaren Schatz in seinem Zimmer ankam, siehe da, o Jammer! es fehlte das theuerste Stück derselben, die Spitze oder das sogenannte Mundstück. Der Bierlord kehrte sogleich wieder in den Saal zurück, theilte sein Mißgeschick dem Wirth und allen Gästen mit, aber ach! trotz allem Suchen und Forschen war keine Spitze zu finden; ein gewandter Berliner Taschendieb hatte dieselbe, als sich die Spritze schon in des Engländers weiter Rocktasche befand, listiger Weise abgeschraubt und eingesteckt. Die Geschichte dieser Klystierspritze und ihrer Spitze verbreitete sich wie ein Lauffeuer in einem Nu in ganz Berlin und war in Jedermanns Munde, und noch an demselben Abend verkaufte der Dieb, nachdem er die Versicherung der größten Verschwiegenheit von dem Käufer erhalten hatte, diese Spitze an einen der Herrn, die am höchsten mitgeboten hatten, für fünfzig Friedrichsd'or. Der schlaue Dieb fand den Handel so einträglich, daß er ganz in der Stille einige Dutzend Klystierspritzenspitzen aufkaufte und mit ungeheurem Gewinn wieder für diejenige verkaufte, welche der göttlichen Lind gedient hatte, ja er fand das Gewerbe so ergiebig, daß er damit auf die Frankfurter Ostermesse zu reisen beschloß, und sogar dem die dortige löbliche Polizei präsidirenden Senator eine solche Spitze um den sehr mäßigen Preis von fünf Gulden aufhing, der nun, ebenfalls ein sehr großer Verehrer der göttlichen Jenny, dieselbe zu einem Cigarren-Mundstück, auf dem er aber noch vorher den Namen Jenny Lind und Datum und Jahrzahl von einem Petschierstecher hatte eingraben lassen, bestimmte, aus dem er täglich und besonders dann rauchte, wenn ihm schwierige, polizeigerichtliche Fälle zur Ent-

scheidung vorgelegt wurden, um hierdurch seinen Scharfsinn zu begeistern. — Aber ach! diese Spitze stammte von der Klystierspritze eines alten unbeschnittenen jüdischen Frankfurter Wucherers, dem Dietrich Harpar, wie wir aus sicherer infernalischer Quelle wissen, und es war demnach kein Wunder, wenn der Herr Polizei-Senator statt salamonische oft so übelriechende Urtheile und Entscheidungen von sich gab. —

Michel und Asmodi hatte die doppelte Vorstellung, sowohl die der Oper als im Gasthof belustigt, und sie entfernten sich um die elfte Stunde Berlin verlassend, und nahmen ihren Flug gen Basel, um daselbst einer Mucker-Versammlung beizuwohnen, von der sich Michel nicht minder Unterhaltung versprach. —

Unsere Luftreisenden, welche ihren Flug bei der heitersten mondhellen Nacht, die ihren glänzenden Sternenmantel, ohne durch das kleinste Wölkchen verhüllt, ausbreitete, zurückgelegt hatten, ließen sich zu Basel in der Nähe des gothischen Münsters herab, dessen Thurmuhren gerade die Glocke Mitternacht verkündeten*), und schlugen den Weg nach dem Rathhaus ein, gingen von da durch einige Gäßchen, und blieben endlich vor einem großen gelblichweiß angestrichenen Thor stehen, dessen Pforte sich ihnen auf ein vom Hinkenden gegebenes Zeichen leise ein wenig öffnete und die beiden Ankömmlinge einließ. Sie gingen über einen kleinen Hof, kamen an ein zweites, niedrig gewölbtes, schwarzgraues Thor, das sich ihnen ebenfalls öffnete, und stiegen nun ungefähr fünfzehn bis zwanzig Stufen in ein Gewölbe hinab, das allem Anschein nach zu einem Weinkeller bestimmt war, indem man verschiedene Tische wahrnahm, auf denen man die Ueberreste wahrscheinlich eines gehaltenen Liebesmahles, nebst Weinflaschen, Gläsern ꝛc. erblickte. — Hier fanden sie etwa 60 bis 80 Personen, Frauen und Männer, bei dem düstern Schein einiger Lampen versammelt, die zu beten oder wenigstens in Andacht versunken schienen; sie bildeten einen Kreis um eine Art Altar, auf dem eine weißverhüllte Figur stand. Michel und der Teufel hatten unbemerkt hinter einem Paar dieser Frommen Platz genommen, die sich recht brüderlich und schwesterlich die Hände drückten. Nach einigen Minuten tiefer Stille, die nur durch ein leises Murmeln und Flüstern gestört wurde, trat plötzlich

*) Die Uhren in Basel gehen eine Stunde früher als in der übrigen Welt, so daß wenn es Mitternacht schlägt es hier erst 11 Uhr ist ꝛc.

ein rüſtiger Mann, der eine Art Prieſterkleidung trug, in die Mitte des Halbkreiſes vor den Altar und ſprach:

„Theure Brüder und Schweſtern, der hehre Augenblick, der uns zu den Freuden der ſeligſten Seligkeit vorbereiten ſoll, nahet; bringt der Stellvertreterin der himmliſchen Jungfrau eure irdiſche Huldigung!“ —

Bei dieſen Worten riß der Sprecher der Figur das Gewand ab, welches ſie bedeckte, und man erblickte ein ſehr ſchön geformtes reizendes, etwa achtzehnjähriges junges Mädchen, das beinahe ganz nackend war, dem nur um deſſen Hüften wand ſich ein dünner Florſchleier. Bei ihrem Anblick ſtürzten Alle auf die Knie nieder, murmelten ein kurzes Gebet, worauf ſie ſich wieder erhoben, ſodann Paar um Paar, ein Mann und eine Frau oder Mädchen, ſich dem Altar, auf dem die Jungfrau ſtand, näherten, ein paar Stufen hinanſtiegen, derſelben die Füße und andere Theile des Körpers küßten, ſich ſodann tief verneigend wieder entfernten, und in einem Winkel des Gewölbes Platz nahmen. Als alle Anweſenden, Michel und der Hinkende ebenfalls — letzterer hatte die Geſtalt und Kleidung einer hübſchen jungen Frau angenommen — dieſe Ceremonie vollzogen hatten, trat der Mann in dem prieſterlichen Gewand abermals vor und ſprach:

„Jetzt, theuerſte Freunde, Brüder und Schweſtern, bereitet euch vor, der Augenblick iſt gekommen, in welchem ſich der heilige Geiſt nahet und uns alle mit ſeinen wohlthuenden Flügeln beſchattet!“

Kaum hatte der Redner das letzte Wort geſagt, als das düſtere Lampenlicht verſchwand und die dichteſte Finſterniß das Gewölbe und alle Anweſenden umgab, und man vernahm nur noch ein Stöhnen, Aechzen und Seufzen von verſchiedenen Seiten. —

— Jetzt iſt es Zeit, rief nach einigen Minuten plötzlich der Hinkende mit kreiſchender, näſelnder Stimme, auf den Boden ſtampfend, dem nun ein rothbrennendes Fackellicht entquoll, welches das Gewölbe auf das helliſte bis in ſeine verborgenſten Winkel beleuchtete, und dem Michel Gruppirungen vor die Augen führte, die wir uns wohl hüten werden näher zu beſchreiben. Das Ganze ſtellte ein Bild der obſcönſten Orgien dar, und auch das Mädchen vom Altar war verſchwunden und in die Arme des Sprechers geſunken. — Aber Asmodi, der nun ſeine Teufelsgeſtalt ebenfalls in ganzer Nacktheit angenommen hatte, ſprach mit donnernder Stimme:

»Aha, ihr Heuchler, ihr verstockten Sünder, habe ich euch auf der That ertappt? ich will euch einen Vorschmack von dem geben, was euch in der Hölle, der ihr verfallen seyd, erwartet.« —

In diesem Augenblick zischten furchtbare Schlangenblitze durch das wie von einem Erdbeben erschütterte Gewölbe; ein schrecklicher Donner und ein Getöse, noch hundertmal ärger als das der Wolfsschlucht im Freischütz in dem Berliner oder Pariser Operntheater, ließ sich vernehmen, ein Flammenmeer entquoll dem Boden, die gräßlichsten Gestalten sausten und brausten unter Flüchen und Wehegeheul vorüber, und endlich verließen Michel und der Hinkende das schauerliche Sündergewölbe, in dem sämmtliche Mucker und Muckerinnen in einer todtenähnlichen Ohnmacht liegend zurückblieben, aus der sie erst nach mehreren Stunden wie aus einem schweren Traum erwachten. Man sagt, daß viele derselben, obgleich sie die ganze Begebenheit selbst für einen bösen Traum hielten, sich doch bekehrt haben und wieder bessere Christen geworden seyn sollen.

V.

Michels Morgenunterhaltung. — Bilder der Zukunft. — Ein Schatz in Stuttgart. — Das Wunderthier im Prater zu Wien. — Der Teufel auf der Wiener Polizei. — Asmodi über die polnischen Angelegenheiten. — Der Carneval von 1846 zu Paris. — Ein seltsamer Maskenzug.

Den kommenden Morgen gegen Mittag — Michel hatte hinsichtlich des Langschlafens schon die löbliche Gewohnheit der vornehmen Pariser Welt angenommen — erwachte er wieder im Hotel der Prinzen, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, und durchlas die Pariser Journale. Bald nachher fand sich Asmodi bei seinem Schützling ein, den er ziemlich übelgelaunt und sehr aufgeregt fand.

— Nun, was läuft Dir denn heute wieder über die Leber? fragte der Teufel.

— Da lies. Die Polen haben wieder einmal einen tollen Versuch gemacht, ihre Nationalität und Gott weiß was sonst wieder herzustellen; aber sie werden ihn theuer büßen müssen. Was meinst Du? Wir sollten ihnen zu Hülfe kommen.

— So weit reicht meine Macht nicht; in solche Ereignisse ist mir nicht vergönnt einzugreifen.

— Du bist doch ein gewaltig ohnmächtiger Teufel.

Asmodi zuckt die Achseln und spricht:

— Wenn Du kurzsichtiges Menschenkind übrigens klar sehen und ruhig überlegen könntest, so würdest Du Dich nicht so von diesen französischen Lügenzeitungen, die von Unsinn und albern erfundenen Mährchen strotzen, in Harnisch bringen lassen. Wahrlich, es gehört eine pariser Leichtgläubigkeit und geographisch-statistisch-

hiſtoriſche Unwiſſenheit dazu, um ſich ſolche Bären aufbinden zu laſſen, wie ſie dieſe Journale tagtäglich bringen. Ganze Länder verſchwinden wie weggeblaſen, und Lithauen und Ungarn werden auf einmal Grenznachbarn, und Wilna und Peſth ſind ſich ſo nahe gerückt, daß ſich die Einwohner der beiden Städte freundliche Grüße zuwinken können. Meiſter in ſolchen geographiſchen Wundern iſt hauptſächlich der Courier-français, den Du da nebſt dem Conſtitutionel, dem Siecle, dem National u. ſ. w. vor Dir liegen haſt.

— Du biſt auch kein Polenfreund!

— So wie aller Menſchen. — Aber das wirſt Du mir doch eingeſtehen müſſen, daß ſolche Lügen und Aufſchneidereien nicht von dem geringſten Nutzen für die Polen und ihre Sache ſeyn können, ſondern im Gegentheil ihr nur Schaden bringen und ſie lächerlich machen, ſo wie ſie in jedem andern Lande als gerade in Frankreich die Journale, die dergleichen ungewaſchenes Zeug auftiſchen, um allen Credit bringen würden, denn die Wahrheit kömmt über kurz oder lang an den Tag, und den andern Tag muß widerrufen werden, was man heute als zuverläßig betheuerte. — Da findet ſich auf einmal ein Heer von 40,000 Inſurgenten, wohl gekleidet, trefflich bewaffnet und disciplinirt, mit Artillerie und Cavallerie gehörig verſehen, ſo wie ich es kaum aus der Hölle zu rekrutiren vermöchte, wie aus der Erde hervorgekommen mitten in Krakau. Dann rücken die Lemberger ſchon auf Wien los; dann werden ruſſiſche, preußiſche und öſtreichiſche Regimenter zu Dutzenden vernichtet, in Stücken gehauen, oder gehen mit Haut und Haar zu den Inſurgenten über u. ſ. w.; doch Du lieſt es ja ſelbſt.

— Das iſt allerdings dumm genug erfunden, ſetzte Michel ärgerlich hinzu, aber man müßte doch den Polen helfen.

— Wie aber, wenn es dieſe Polen darauf abgeſehen hätten, zuerſt allen Deinen Landsleuten, die ſich in ihrem Bereich befinden, den Garaus zu machen und ſie in den Himmel oder in die Hölle, gleichviel, zu ſpediren. Wie dann?

— Lariſari. Das iſt auch eine Lüge! ſagte Michel.

— Nicht ſo ganz, guter Freund, und Du kannſt verſichert ſeyn, daß wenn ſie die Oberhand erhalten hätten, das deutſche Blut nebſt dem jüdiſchen in Strömen gefloſſen wäre.

— Du biſt unausſtehlich! da ſieh, wie hoch ſich die Subſcriptionen ſchon belaufen, welche die franzöſiſchen Polenfreunde bereits unterzeichnet haben.

— Hol mich der Erzengel Gabriel, höhnte der Teufel, ſchon beinahe hunderttauſend Franken! nun ja, damit kann man, wenn auch nicht gerade ein Reich erobern, ſo doch ein köſtliches Polen-Gaſtmahl bei den frères provenceaux oder im Rocher Cancale veranſtalten.

— Du ſpotteſt, aber was noch unterzeichnet wird! —

— Auf keinen Fall der hundertſte Theil von dem, was in acht Tagen für eine Eiſenbahn-Spekulation eingeht. Sieh, Freund, all dieſen Leuten, mit wenigen Ausnahmen, iſt es ſo wenig um die Polen als um die Bewohner im Mond zu thun. Indeſſen iſt dies ein plauſibler Vorwand, ſeinen Privatintereſſen und ſeinem verbiſſenen Grimm, nicht zu den Dominirenden zu gehören, Luft zu machen. Weißt Du was, wir wollen in Deutſchland eine Subſcription zur Befreiung und Unterſtützung der Bewohner Algeriens in Umlauf ſetzen, die werden doch noch ein wenig anders behandelt als die Polen, denn man ſchindet, mordet, brennt und ſengt daſelbſt, daß es eine Luſt iſt und ich eine wahre infernaliſche Freude daran habe. Was das für ein Feſt bei uns war, als man die achthundert armen Teufel, Greiſe, Weiber und Kinder, in jenen Höhlen lebendig briet und röſtete, kann ich Dir gar nicht beſchreiben; Großſatan hatte lange keine ſo erfreuliche Begebenheit für ſeine Regierung erlebt. — Aber die Subſcription, Freund, die Subſcription für die Araber laß uns mit hunderttauſend Franken oder Thalern, wie Du willſt, beginnen, und Du ſollſt Deine Freude an dem Spektakel erleben, den dieſe Nachricht in ganz Frankreich und beſonders bei den franzöſiſchen Polenfreunden machen wird! ...

— Laß uns von etwas Anderm reden, fiel ihm Michel endlich ärgerlich ins Wort; da erhielt ich dieſen Morgen ein Schreiben von einem guten Freund aus Frankfurt, der mir meldet, daß unſere Spukereien daſelbſt einen hölliſchen Rumor gemacht hätten. Mehrere der hochweiſen Herren im geſetzgebenden Körper haben ſich verſchworen, nicht mehr daſelbſt zu ſitzen bevor ſie dem Teufel, der den Spuk gemacht, etwas angehängt.

— Nun ſo laß ſie ſtehen ſo lange ſie ihre Beine tragen und ſie vor Müdigkeit umfallen, denn fallen müſſen ſie einmal doch. Aber Du erzählſt mir Dinge, die ich längſt beſſer weiß. Es iſt nur der Dietrich Harpar, dieſer Wucherer en gros und Banquier en detail nebſt ſeiner Sippſchaft, und ähnliches Gelichter, die ſich ſo gewaltig ſcandaliſirt fanden: alle rechtlichen und ehrlichen Leute in

Frankfurt haben sich gefreut, daß ihnen der Teufel endlich einmal ein Licht angezündet hat, das sie klar sehen machte. — Indessen haben sie den L. R. wegen mancherlei polizeilichen Unfällen, die er veranlaßte oder doch nicht zu hindern verstand, wie z. B. die so gesetzlose als willkührliche Ausweisung eines bei der katholischen Gemeinde angestellten achtbaren Geistlichen, den burlesken Histrionen-Aufzug Ronges u. s. w., die ihm und sogar dem Magistratus manche bittere Pille von hohen einsichtsvollen Behörden zu schlucken nöthigten, seines polizeilichen Dienstes entheben müssen, und um ihn deßhalb zu trösten, zum einjährig wohlregierenden Bürgermeister erkohren.

— Dieser wohlregierende Titel, den man den Herren beilegt, wird doch gar häufig zum beißendsten Spott, denn manche unter diesen einjährigen Bürgermeistern regieren doch wahrlich, daß sich Satan selbst darüber erbarmen möchte, meinte Michel.

— Auch findet man in Frankfurt, daß man der dortigen Beamtenwelt, namentlich auch der Stadtwehr, viel zu viel ganz untauglichen und längst durch und durch verdorbenen ranzigen und brandigen Reis auftischt, was nothwendiger Weise die Eingeweide dieser Republik in einen abnormen, sehr krankhaften Zustand versetzen und gewaltige Obstructionen verursachen muß. Aber weißt Du denn auch, daß sie bereits wegen unsern Spukereien eine Art von »species facti« abgefaßt haben, und zwar in dem in ganz Deutschland wohlbekannten und berüchtigten barbarisch-drolligen Frankfurter Gerichtsstyl, dessen Abgeschmacktheit, Lächerlichkeit und Grobheit sie für unumgänglich nothwendig halten, um, wie sie sagen, ihnen die gehörige Würde, eine respektvolle Autorität und Impotenz, nein, Importanz wollte ich sagen, zu geben, die ihnen in früheren Zeiten die Allongeperrücken verleihen mußten, was aber die modernen Perrücken allein nicht mehr vermögen. Ohne diese salbenreiche freistädtische Impertinenz und Albernheit glauben sie den ihnen pflichtschuldigen Respekt, so wie ihr komisches Ansehen im höchsten Grade gefährdet. Es heißt in diesem Opus unter anderm:

»Sintemal und alledieweil die dermalen allenthalben spu»kenden Michel und Konsorti sich unterfangen, ihr Unwesen sogar »in unserer freien Stadt zu treiben, so haben wir dem Secretario »Judici nebst hochlöblicher Polizei aufgetragen, wiederholte Nach»forschungen anzustellen, namentlich darüber, ob, wo und wie die

»gedachten Michel und Asmodi, ſich dermalen aufhalten mögen, »auf ſie zu fahnden, und ihnen, wenn ſie wieder das hieſige, eine »ganze Viertelmeile lange Gebiet, oder gar unſere Stadt betreten »ſollten, ohne alle Umſtände einzufangen, feſtzuhalten, auf die wohl»verwahrte Conſtablerwacht in die Gefängnißſtuben, aus denen »ſchon ſo Viele entwiſcht ſind, zu bringen, damit man den ge»dachten Michel und Asmodi, zwei malitiöſe Maliſikanten, als »Majeſtätsverbrechern und Hochverräthern einen Criminal-Proceß »machen, und in Folge deſſen einen Strick um die Hälſe »hängen könne. Sollten ſie ſich aber jedoch nicht fangen und feſt»halten und auf unſerem Grund und Boden betreffen laſſen wol»len, ſo muß man ſehen, wie man es auf irgend eine kluge »Weiſe anfängt, der gedachten Maliſikanten, Michel und Asmodi, »habhaft zu werden, einſtweilen aber kann man ſie in effigie »ins Gefängniß ſetzen, und wenn es nicht anders ſeyn kann, auch »in effigie hängen. Alſo in plenum ꝛc. dermalen beſchloſſen.

In fidem

Dr. C....«

— Zum Henker auch, die Herren haben es gut vor, da möchte es doch nicht wohl gerathen ſeyn, daß wir uns ſo bald wieder in die gute Stadt wagten, ſagte Michel lachend. Aber nur Geduld, ich behalte mir vor, wenn ſie mich in effigie hängen, meine gehörige Revanche zu nehmen. — Doch laß uns jetzt von etwas Wichtigerem ſprechen; ich habe Luſt heute noch der Kaiſerſtadt Wien einen Beſuch abzuſtatten; wir wollen nach dem Frühſtück dahin abſegeln.

Michel klingelte, ließ ein köſtliches Frühſtück ſerviren, das er jedoch allein verzehrte, und unter allerlei Wünſchen, die er dem Teufel vortrug, war auch der, daß er wohl wiſſen möchte wie es in der Zukunft in der Welt, etwa in hundert Jahren ausſehen möge, da doch die Anwendung der Dampfkräfte und die daraus erfolgten neuen Erfindungen, namentlich die Eiſenbahnen u. ſ. w, gewaltige Veränderungen hervorbringen müßten.

— Wenn Dir damit ein Gefallen geſchieht, ſagte Asmodi, ſo will ich Dir gleich nach Deinem Frühſtück mit einigen Bildern der Zukunft aufwarten.

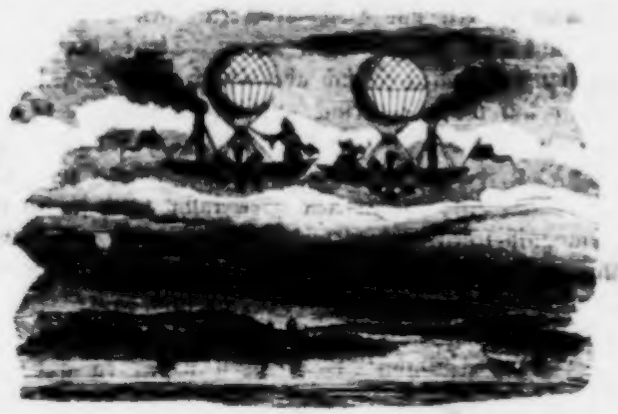
— Hol der Henker das Frühſtück, rief Michel aufſpringend aus, laß ſie mich ſogleich ſehen, und dann fort nach Wien.

Asmodi ſchlug mit ſeiner Krücke auf einen kleinen Tiſch,

und dieser verwandelte sich alsbald in einen großen Guckkasten, an dem sich nur ein Guckloch befand.

— Nun sieh hinein, sagte Asmodi, ich werde den Explikator machen, wo es nöthig ist.

Michel ließ sich dies nicht zweimal sagen, steckte die Nase und das ganze Gesicht ins Loch, und sperrte Mund und Augen auf.



— Mein Gott, die Gegend sollte ich kennen, rief er aus, ist das nicht Mainz? wenigstens sehe ich den Dom und den Eichelstein und unsern herrlichen Rheinstrom; aber wie ist mir denn, ich muß doch irren, denn ich erblicke keine Festungswerke mehr, und dann sollte man meinen, dort lägen die Ruinen einer Eisenbahn.

— Ganz recht, doch passe auf, es wird sich Dir gleich Alles erklären. Michel sah plötzlich zwei kleine Luftschiffchen etwa ein paar hundert Metres über der Erde schwebend ankommen, die sich gerade über der Stadt Mainz begegneten. Jedes derselben führte einen seltsamen, aber äußerst elegant gekleideten Reisenden. Als sie sich auf ein paar Schritte genähert hatten, schienen sie sich zu erkennen, und durch einen Druck auf eine Feder machten beide die Flügelräder ihrer Schiffchen stille stehen, und sie hielten schwebend in den Lüften.

Michel, der nicht nur ganz Auge sondern auch ganz Ohr war, vernahm nun deutlich folgendes Zwiegespräch, das in der Luft gehalten wurde.

— Ei den ſchönſten guten Morgen, Madame Tiltrina! woher ſchon ſo früh des Morgens? ſagte ein Berliner Hofkleider-Fabrikant zu der im andern Schiffchen ſitzenden Petersburger Hofputzfabrikantin.

— Die Fürſtin Y... hat mich ſo früh aus meinen elaſtiſchen Sprunghaarbetten gejagt, um ihr ſchnell einen Sylphidenanzug aus Paris zu beſorgen, den ſie heute Abend bei einem Feſt, das der Hof zu Conſtantinopel gibt, anlegen will; die ganze hohe und ſchöne Welt von London, Petersburg, Paris, Berlin und Wien wird ſich in gröſter Galla dabei einfinden, auch muß ich im Vorüberſegeln noch ein paar Klapperſchlangenarmſpangen nach der neueſten Façon, welche die berühmten Variationen auf das God save the king von Adkinſon Goddamounth komponirt, aus London für die Prinzeſſin X... mitbringen. Vor einer kleinen halben Stunde verließ ich St. Petersburg. Aber wo ſind Sie denn ſchon ſo frühe geweſen, verehrteſter Herr Dünnſpecht?

— Ich komme daher, wo Sie hin wollen, meine Allerwertheſte; dieſelbe Urſache, die Sie nach Paris führt, hatte auch mich ſchon in aller Frühe dahin gebracht. Ich mußte aus der Dampfkleiderfabrik des Herrn Toutpret zwei neue Anzüge für zwei Prinzen beſorgen, wie ſie ehedem die türkiſchen Kaiſer trugen. Sehen Sie, wie prächtig! (Dünnſpecht faltet die Anzüge auseinander und zeigt ſie der Dame). Das Diné dansant wird im Coſtüme ſeyn.

— Mir bekannt: nun da werden Sie auch wieder Ihren gehörigen Schnitt dabei gemacht haben, nicht wahr, mein theuerſter Herr Dünnſpecht?

Der Kleiderkünſtler lächelte wohlgefällig.

— Aber ſagen Sie mir doch, mein Lieber, was ſind denn das für Ruinen, die da gerade unter uns liegen?

— Dies ſind die Ueberreſte einer Eiſenbahn aus dem vorigen Jahrhundert, die von Mainz nach Frankfurt führte, und die man zum Reiſen benutzte, bevor man unſere jetzigen Luftſchiffe mit ihren Dampflenkmaſchinen erfand.

— Da muß das Reiſen noch recht langweilig geweſen ſeyn.

— Allerdings, meine Liebe; denken Sie ſich nur, man machte kaum vier bis fünf Meilen Wegs in einer Stunde, und unſere guten Vorfahren meinten noch Wunder wie ſchnell ſie reiſten.

— Mein Gott, wie langweilig, eine wahre Schneckenpost! Wann kam man denn auf die kluge Idee der Luftfahrten?

— Erst vor etwa fünfzig Jahren; es war im Jahr 1894, also gerade dreiundfünfzig Jahre, da wir 1948 schreiben, daß ein englischer Mechanikus die jetzt gebräuchlichen Luftlenkungsmaschinen erfand, die uns so bequem und sicher als rasch und fast kostenlos reisen lassen. Sie wurden freilich noch sehr verbessert, bis man es zu der jetzigen Vollkommenheit und dahin brachte, 30 und mehr Meilen in einer Stunde zurückzulegen, und den Flügelrädern die Stärke und Schwungkraft von 10—500 Adlerflügeln zu geben. Ja nach den genauesten Berichten haben die großen amerikanischen Kriegsluftschiffe, welche 20 Stück Sturzdampfkanonen und 4 Sturzmörser mit sich führen, eine Kraft von beinahe 800 Adlerflügeln.

— Was Sie nicht sagen, Herr Dünnspecht. A propos, man spricht ja von einem Krieg, der zwischen dem Kaiserreich Nordamerika und dem Kaiserreich von Japan ausgebrochen seyn soll.

— Dies hat seine Richtigkeit, meine Beste. Japan ist der einzige Staat, der noch Zölle erheben will, während diese in allen andern Ländern der Welt schon über ein halbes Jahrhundert als unnütz und den Staaten nachtheilig abgeschafft sind, was eben so vernünftig als heilbringend war, da sich die Handelsinteressen in der ganzen Welt durch den ungeheuren Umtausch aller Produkte bald ausglichen, und die dadurch geschmälerten Einkünfte der Regierungen durch die sich im Verhältniß vermehrten direkten Abgaben zweifach gedeckt wurden.

— Das mag mir aber auch eine saubere Plackerei gewesen seyn, als man sein ehrlich gekauftes Gut, ja sein bischen Reisegepäck noch der alles untereinander wühlenden Visitation unterworfen sah und besteuern mußte. Doch um wieder auf den Krieg mit Japan zu kommen, wie ist es nun geworden?

— Nachdem die Japanesen ein nordamerikanisches Luftkauffartheischiff, das sich in der Nähe ihrer Hauptstadt Jedda in der Nacht niedergelassen hatte und seine Waaren in die Stadt schmuggeln wollte, überfallen, konfiscirt, und die Schiffer gefangen fortgeführt hatten, lichtete auf die Nachricht davon eine kaiserlich nordamerikanische Luftflotte vor etwa drei Tagen die Anker, flog nach Japan, und heute Morgen wußte man an der Börse zu Paris, daß die Hauptstadt Jedda, die sich geweigert hatte den Raub und die Gefangenen herauszugeben, durch einen Feuer-, Bomben- und Ra-

ketenregen, den die Flotte von 1000 Fuß Höhe auf ſie herabfallen ließ, in wenig Minuten vertilgt war.

— Mein Gott, das iſt ja ſchrecklich. Wenn es nur unſerm Geſchäft keinen Nachtheil bringt; ich habe zwar wenig mit Japan gemacht, aber dennoch — — Ach ſehen Sie einmal, mein werther Herr Dünnſpecht, dort in nebelgrauer Ferne zeigen ſich mehrere Punkte, was mag das ſeyn?

— Allmächtiger Gott, das ſind ein paar Lufträuber, geſchwinde zur Erde hinab, meine Beſte, ſonſt ſind wir verloren.

Beide laſſen ſich eiligſt bis auf wenige Metres zur Erde hinab.

— Aber wo ſind wir denn jetzt, liebſter Herr Dünnſpecht, ich kenne die Gegend nicht recht.

— Gerade über den Boulwards von Mainz; ſehen Sie da arbeitet man ja noch an dem Ebenen einiger Stellen, wo ſich ehedem die Wälle befanden. Seit die Luftſchifffahrt allgemein geworden, ſind alle Feſtungswerke eben ſo unnöthig und unmöglich geworden, wie die Mauthen. Ueberall hat man ſie bereits abgetragen, und in Paris verſchwinden jetzt ebenfalls die letzten Ueberreſte der Fortificationen, die man unter König Ludwig Philipp daſelbſt erbaut hatte.

— Mich wundert nur, daß man noch keine Luftfeſtungen erfunden und gebaut hat.

— O, dazu kann es wohl noch kommen. Doch, meine beſte Madame Tiltrina, die Lufträuber müſſen eine andere Richtung genommen haben, wir haben ſie aus dem Geſicht verloren. Wie wär's, da wir doch einmal ſo nahe bei der Erde ſind, wenn wir ein kleines Stärkungsfrühſtück einnähmen? ich erlaube mir Sie gehorſamſt dazu einzuladen. Nach ſolchen Luftfahrten hat man immer Appetit.

— Sie ſind allzugütig, beſter Herr Dünnſpecht, doch ich acceptire; wo wollen wir einkehren?

— Ich dächte in Frankfurt, der zweiten Hauptſtadt des Königreichs Heſſen; in dem Hotel China daſelbſt, dem ehemaligen weißen Schwanen, wird man vortrefflich bedient. Herr Kühner hat immer die friſcheſten Seekrebſe und einen köſtlichen Schiras.

— Wie Ihnen gefällig iſt, werther Herr Dünnſpecht.

Und beide Schiffchen fuhren friedlich neben einander her nach Frankfurt zu, das nach dem letzten Frieden zu ſeinem eignen

Besten und Wohl den zu einem Königreich erhobenen Großherzogthum Hessen einverleibt war, und ließen sich mitten auf dem Comödienplatz nieder, sich in das Hotel China begebend.

— Für diesesmal hast Du genug, sagte der Teufel, einen Schieber vor das Guckloch riegelnd, ein andermal mehr. Und auf einen Schlag mit seiner Krücke metamorphosirte sich der Kasten wieder in einen Tisch.

— Nun das geht toll genug her, sagte Michel, wenn Du mir anders keinen blauen Dunst vorgemacht hast.

— Ei bewahre, Du hast durch den Spiegel der reinsten Wahrheit gesehen.

— Da sind unsere Nachkommen hundertmal besser daran wie wir. Doch nun fort nach Wien; mich lüstet's nach den gebackenen Hündeln, Rahmstrudeln und Knödeln. Und beide fuhren durch das Kamin davon.

Sie schwebten gerade in nicht allzugroßer Höhe über der Residenz Stuttgart, so daß man sie etwa für ein paar große Raubvögel halten konnte, als Michel unter sich blickte und viele Leute an der einen Ecke des Schloßplatzes versammelt sah, die neugierig dem Abbruch mehrerer Häuser zusahen, und sich dabei lebhaft unterhielten.

— Was haben denn die vor? fragte Stürmer den fliegenden Hinkenden.

— Sie passen auf einen Schatz.

— Einen Schatz?

— Die Häuser die man niederreißt, wurden für den Kronprinzen angekauft, um auf deren Stelle ein Palais für Seine Königliche Hoheit zu erbauen, da der Prinz bald die schöne Prinzessin Olga heimführen wird.

— Und der Schatz?

(Nebenbei, die beiden Fliegenden hielten in den Höhen schwebend stille, sonst wären sie bereits in Wien.)

— Der soll vor alten Zeiten in dem Eckhaus, das schon zur Hälfte demolirt ist, begraben oder vermauert worden seyn, fuhr der Hinkende fort. Doch am besten wäre es wohl, Du ließest Dir die schöne Geschichte von einem Stuttgarter selbst erzählen, dann hat es eine andere Art. Laß uns auf einige Minuten die Hauptstadt des Königreichs Württemberg besuchen.

Beide ließen sich nun unbemerkt in den Weinbergen in der

Nähe des Bopser nieder und begaben sich, durch die Charlottenstraße, über die Planie und den Schloßplatz gehend, an den Ort, wo die neugierige Menge dem Abbruch der Häuser zusah.

— Was giebt es denn da zu sehen? — fragte Michel einen neben ihm stehenden ältlichen Mann.

— Wir passen hier auf einen Schatz, erwiederte der Mann lächelnd.

— Wie so?

— Man sagt, daß in den Mauern oder Kellern dieses Hauses an Gold und Kleinodien ein Werth von mehr als ein Paarmal hunderttausend Gulden verborgen sey.

— Ueber eine Million, fiel eine neben ihm stehende Dame dem Mann ins Wort, über eine Million, Herr Oberkommerzienrath.

— Wo denken Sie hin, Frau Gevatterin, so viel ist es gewiß nicht, es wird schon viel seyn, wenn sich ein Werth von hunderttausend Gulden vorfindet.

— O gänget Se, i wais ganz gwies, hab's aus der beschte Quell. —

— Nun, wenn das ist, so erzählen Sie es dem fremden Herrn.

— Reicht gern. Sehet Se, meine Herra, vor viel hundert Johr ischt do a Kloschter oder so a geischtlich Gebäu gwesa, und do hent die geischtliche Herra fort g'müßt, weil alles luthrisch g'worde ischt, und do hent se ihre Koschbarkeita in des Gebäu vermauert oder vergrabe, das nu an weltliche Leut verkauft worda ischt. A mol, am a n'Abed, vor viel Johr ischt so a alter Kapaciner mit a'me langa langa Bart zu der Frau vom Haus komma, und hat er g'sagt: Sehet Se, in ihrem Haus ischt a großer Schatz versteckt, und dabei ischt unterm andere au a schöes goldes Kreuz mit Diamanta und Brillanta b'setzt. I will Er des G'heimniß, wo der Schatz leit, offabara, wenn Se mer verspricht, daß Se mer des Kreuz lassa will, Alles andre soll Ihra g'höra, und soll ischt no a Million werth. — Aber dia Frau war so klug und hat dem Kapaciner zur Antwort geba: «O gang er mer mit so Zuigs, an so was glaub i halt net, und hab den Pfaffa fortg'schickt. — Aber da andera Tag hat se lassa Maurer und Zimmerleut komma, und hat se des Gebäu vom Dach bis in da Keller nunter durchsuche lassa; se hänt aber älleweil nix finda könne. — I glaub's wohl, wann mer a Haus net abreißt, kan ma nix finda. — Seit dera Zeit ischt allemol, wenn des Haus verkauft wird, in Kaufbrief nei g'schriebe

worda, daß wenn der Käufer den Schatz find, er en dem Verkäufer ausliefre oder mit ihm theile müß, und fell hat au Sein Königliche Hoheit der Kronprinz se müsse g'falla lasse, wenn er scho des Haus recht honett zahlt hat. — Und jetzt sind mer scho do und passet scho drei Tag auf de Schatz, se hänt aber immer no nix g'funde. — Sehet, meine Herre, sell isch die G'schicht. —

Michel dankte der gesprächigen Dame für die gefällige Mittheilung und sagte, seinem Begleiter einen Wink gebend, jetzt will auch ich so lange hier bleiben, bis daß der Schatz gefunden ist. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als es auf einmal aus den noch stehenden Trümmern ertönte: der Schatz! der Schatz!

Nun gab es einen gewaltigen Lärm und ein furchtbares Gedränge. Einige Arbeiter brachten in der That ein kleines, sehr reich mit wunderbar künstlicher Schnitzarbeit im ältern Styl verziertes Kästchen herbei, das sie vorgaben so eben in einer Wand eingemauert gefunden zu haben. Dasselbe wurde nun sogleich im Beisein der Menge, deren Neugierde auf's höchste gespannt war, geöffnet und, o Wunder! man entdeckte zwei trefflich gemalte Doppelbilder, wahre Meisterwerke der Kunst, in demselben, von denen das Eine ganz unverkennbar ähnlich den König Wilhelm I. und seine Gemahlin, und das andere den Kronprinzen und eine allen unbekannte wunderliebliche Schönheit darstellte, die jedoch von einem hinzukommenden Fremden für das treue Contrefait der Großfürstin Olga erkannt wurde. Dabei lag eine mit goldner Schrift auf Pergament geschriebene Tafel, die besagte:

Dies, Württemberger, sind eure größern Schätze!

Erstaunt sah man sich einander an, und es war nur Eine Stimme, daß die Schrift die Wahrheit sage, nur konnte man nicht begreifen, wie dieselbe in diesem Gebäude gefunden worden. —

Endlich sagte einer der Anwesenden: o! das ist ein Stückchen von unserm Herrn Bürgermeister, das ist so ein schlauer Vogel, der hat uns auf eine verblümte Weise die Wahrheit sagen wollen. Die Menge zerstreute sich nun zufrieden, auf keinen weitern Schatz mehr wartend, bis auf wenige Narren, die immer noch auf ein goldnes Kreuz paßten. — Michel und Römodi aber, nachdem beide noch Marquardts Kaffeehaus auf dem Schloßplatz besucht, sich daselbst für den weitern Flug gestärkt, und dasselbe so vortrefflich eingerichtet und die Bedienung und Erfrischungen so vorzüglich gefunden hatten, daß es auch mit der ersten Pariser

Anstalt dieser Art noch concurriren könnte, empfahlen sich dem gewandten Wirth und begaben sich in die reizenden Anlagen hinter dem Schloß in die große Rosenlaube, aus der sie sich unbemerkt wieder emporschwangen, nach einigen Minuten darauf an einem abgelegenen Ort im Prater zu Wien niederließen, und unter dessen schattigen Bäumen lustwandelten. — Kaum hatten sie einige Schritte gemacht, als sie in einem ziemlich einsamen Gang einem nicht mehr ganz jungen Manne begegneten, der mit einem kummervollen, ja Verzweiflung ausdrückenden Gesicht der Donau zueilte, die beiden Fremden nicht bemerkend.

— Was mag der haben? fragte Michel.

— Ein unglücklicher Börsenspekulant, den ebenfalls die französische Nordeisenbahn ruinirt hat, er soll morgen zehn tausend Gulden Differenz zahlen und hat keine hundert mehr in seinem Vermögen, weßhalb er mit dem Gedanken umgeht, sich der Nymphe der Donau in die Arme zu werfen; er hinterläßt ein braves Weib mit fünf unerzogenen Kindern, und ist sonst immer ein rechtlicher Mann gewesen; aber das verdammte Börsenspiel! —

— Ha, man eifert so gegen die Spielbänke und Hazardspiele in den Bädern, und die ärgsten und verderblichsten Spielhäuser sind die abscheulichen Börsen, man sollte sie alle niederreißen.

— Das laße bleiben, Freund, die Börsenhäuser selbst sind ganz unschuldig, und wären sie nicht, würde dennoch eben so geschwindelt. Das Uebel sitzt tiefer. — Die Habgier der Geldseelen, die nie genug haben können, volle Säcke auf Säcke häufen wollen um am Ende des Lebens eine — prächtige Höllenfahrt zu machen, denn das ist doch das Ende des Liedes, kennt keine Grenzen. — Ich, als Teufel, kann mich nicht genug über die Kurzsichtigkeit dieser zusammenscharrenden und zusammenkratzenden dummen Teufel wundern, die dabei nie einen reellen Genuß von ihrem Mammon haben, ihr spannenlanges Leben in Angst, Sorgen und Quälereien dahin bringen, damit ein überlustiger Erbe, Sohn, Schwiegersohn oder Neffe die der Armuth und dem Elend ecroquirten Thaler in liederlicher Gesellschaft lustig wieder in alle Welt laufen läßt. Denn dies ist meistens das Loos eines solchen Mammons.

— Aber der arme Teufel, dem wir so eben begegneten, dem müßen wir aus der Klemme helfen.

— Nach Belieben.

— Doch so, daß es auch zu gleicher Zeit einen Spaß für die ehrlichen Wiener und ihre vorsichtige Polizei gibt.

— Erdenke etwas.

— Ha, ich hab's! sagte Michel nach einigen Augenblicken des Besinnens.

— Und das wäre?

— Holen wir zuerst den Mann zurück. —

Dies war in wenig Minuten geschehen. Michel sprach ihn an, erfuhr von ihm nach einigen dringenden Fragen was wir schon wissen, und daß er ein geborner Rheinbaier aus Speier sey, worauf er ihm endlich sagte:

— Mein Herr, es soll Ihnen geholfen werden, wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen, Sie sollen nicht nur die Ihnen fehlende Summe, sondern das Doppelte und Dreifache erhalten.

Mit einem Hoffnungsstrahl im Gesicht sagte der Unglückliche: O, sprechen Sie, mein Herr, Alles was ich möglich machen kann, um meine unglückliche Familie dem Mangel und Elend zu entreißen, werde ich mit Freuden thun, sey es auch noch so schwierig und selbst gefährlich.

— Keines von beiden, alle Schwierigkeiten und Gefahr nehme ich auf mich. Sie werden nur den guten Wienern einen Gegenstand fürs Geld sehen lassen, den sie glauben werden noch nie gesehen zu haben, und den sie doch alle Tage sehen.

— Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.

— Sie werden Wien einen Maulesel zeigen, der den Schweif da hat, wo die Pferde gewöhnlich den Kopf haben.

— Sie scherzen.

— Ganz und gar nicht.

— Haben Sie denn so ein Wunderthier?

— Allerdings.

— Aber bis morgen habe ich die Zahlung zu machen.

— Das Geld dafür werden Sie diesen Abend noch erhalten.

— Es sind ja noch gar keine Anstalten gemacht, vor allem gehört die Erlaubniß der kaiserlich-königlichen hohen Polizei dazu, sodann ein Raum, eine Hütte, die Zuschauer aufzunehmen, Bekanntmachungen, Anschlagezettel.

— Das ist Alles meine Sache. Es ist jetzt zwei Uhr Nachmittag. Ich werde sogleich die Umzäunung eines hinlänglich geräumigen Platzes, wozu ich alles vorbereitet habe, hier im Prater be-

ſorgen, die Sehenswürdigkeit in ganz Wien bekannt machen, mich mit der Polizei verſtändigen, und um vier Uhr wird die Kaſſe geöffnet und das Wunderthier zu ſehen ſeyn. — Finden Sie ſich dann wieder hier ein, um die Gelder einzunehmen.

— Der arme Mann entfernte ſich kopfſchüttelnd, und meinte daß ihn der Unbekannte entweder zum Beſten habe, oder es mit deſſen Verſtand nicht ganz richtig ſey. Michel, der ſeine Zweifel bemerkte, rief ihm noch zu:

— Vergeſſen Sie ja nicht zu rechter Zeit wieder zu kommen, um Ihr Geld in Empfang zu nehmen.

Als der Mann in die Stadt zurück kam, war das Erſte was er bemerkte, ein auf ſchwarzem Papier mit rothen Lettern angeſchlagener Rieſenzettel, auf dem geſchrieben ſtand:

— Einwohner der Kaiſerſtadt Wien, vom höchſten Adel bis zum geringſten verehrten Publikum! Mit gnädigſter Erlaubniß einer hohen kaiſerlich-königlichen Polizei wird heute Nachmittag um vier Uhr in dem zu dieſem Zweck im Prater aufgeſchlagenen Amphitheater ein Naturwunder gezeigt, dergleichen Wien und die ganze Welt noch nie geſehen, nämlich ein Mauleſel ſpaniſcher Raçe, der da den Kopf hat, wo gewöhnlich die Eſel und Mauleſel den Schweif haben.

Eintrittspreiſe:

Erſter Platz, fünf Gulden Conventionsmünze.
Zweiter Platz, zwei Gulden Conventionsmünze.
Dritter Platz, einen Gulden Conventionsmünze.

NB. Dieſes Wunder iſt nur heute und nur dies einzigemal zu ſehen.

Michel und Asmodäi,
Inhaber des Naturwunders.

Schnell war die hohe Polizei davon in Kenntniß geſetzt, daß in allen Straßen, an allen Plätzen und Ecken Wiens ſich ſolche Anſchlagezettel befänden, und befahl nun ihren dienſtbaren Geiſtern, dieſelben augenblicklich allenthalben, wo ſie ſich verfänden, abzureiſſen, indem dies nichts anders als ein ſchlechter Spaß, vielleicht gar von Saphir ſeyn könne, in jedem Fall aber ſie von keiner hiezu gegebenen Erlaubniß etwas wiſſe, und ſich vorbehalte, den Urheber dieſer Unverſchämtheit, ſobald ſie ihn ausfindig gemacht, in Unterſuchung zu nehmen, und auf das ſtrengſte zu beſtrafen.

Die Agenten der höchlöblichen Polizei zeigten den größten

Eifer im Herabreißen der ſchmählichen Zettel, aber kaum hatten ſie einen mit unſäglicher Mühe herabgekratzt, denn die Dinger klebten als ſeyen ſie mit dem zäheſten Pech an die Mauern geheftet, und hatten einige Schritte weiter gethan, ſo war dicht neben dem abgeriſſenen ſchon wieder ein neuer Zettel der Art angeheftet, und je mehr die Polizei herabriß, deſto mehr ſchienen ſich die heilloſen Wiſche zu vervielfältigen, ſo daß als man dem Polizei-Präſidenten hierüber Bericht erſtattete und von allen Theilen der Kaiſerſtadt gleichlautende Rapporte einliefen, dieſem der Verſtand ſtill ſtand und er nicht wußte was er dazu ſagen ſollte; gleicher Meinung waren auch die bei der hohen Polizei angeſtellten Herrn Hofräthe ꝛc. Man hatte auch ſogleich nach dem Prater geſchickt, um ſich nach dem bretternen Amphitheater umzuſehen, jedoch keine Spur von demſelben entdecken können, nur dieſelben Zettel fanden ſich in allen Alleen vor.

Das iſt ein Streich von dem Teufelskerl dem Saphir, war die Meinung der hohen Polizei mit rührender Einſtimmigkeit.

— Das ſoll er uns ſchwer büßen, meinte der Präſident.

Unterdeſſen war ganz Wien in Aufruhr über dieſe Ankündigungen gerathen und gegen vier Uhr ſtrömte Alles nach dem Prater, und o Wunder!... das Amphitheater, recht geſchmackvoll erbaut, mit den öſtreichiſchen Nationalfarben angeſtrichen, eben ſolche Fahnen auf demſelben wehend, fand ſich vor. Man drängte ſich an die Kaſſe, löste fünf-, zwei- und ein Gulden Billets, für die man das Geld mit Freuden hinwarf, und beeilte ſich, Platz in dem ungeheuren Raum zu nehmen, in deſſen Mitte man eine Art Zelt von koſtbarem ſchwarz und goldſtreifigem Stoff aufgeſchlagen ſah, welches das Wunderthier barg.

Als endlich alle Räume bis zum Erdrücken gefüllt und mehr denn 20,000 Plätze beſetzt waren, während noch Tauſende von Zuſchauern vor der Thüre harrten und a tout prix, Dukaten blicken laſſend, Einlaß begehrten, man ſie jedoch auf die in wenig Momenten ſtatthabende zweite Vorſtellung vertröſtete, fielen auf ein gegebenes Zeichen die das Zelt bildenden Draperien von drei Seiten herab, und an der vierten ſah man einen prächtigen ſpaniſchen Mauleſel, der mit dem Schweif an die mit Hafer gefüllte Krippe gebunden war, der er, ſtatt des Kopfes, ſein prächtiges Hintertheil zuwandte, während er die Zuſchauer wiehernd und ungeduldig ſtampfend anblickte. — Ein in andaluſiſcher Tracht reich geklei-

deter Stallknecht ſtand neben dem Thier und ſprach mit ſtarker von Jedermann vernehmbarer Stimme:

— Höchſte und hohe Herrſchaften, Sie werden gnädigſt zu bemerken belieben, daß dieſer Mauleſel den Schweif da hat, wo die Eſel gewöhnlich den Kopf haben, nämlich an der Krippe! —

Das ganze Publikum war ſtarr vor Erſtaunen, man ſperrte Mäuler, Augen, Naſen und Ohren auf, ſah ſich einige Minuten lang gegenſeitig voll Verwunderung an, und wußte nicht was man hiezu ſagen ſollte. — Einige wollten Lärm ſchlagen, und den, der ſie ſo gefoppt, ſogar erſchlagen, andere dagegen lachten und meinten, man müſſe hier zu böſem Spiel gute Miene machen, ſonſt würde man noch obendrein ausgelacht, denn der Mann habe allerdings gezeigt, was er verſprochen, nämlich einen Mauleſel, welcher da den Schweif habe, wo die Eſel gewöhnlich den Kopf haben. Dieſer Meinung war aber nicht die hohe Polizei, welche die Sache weit ernſtlicher zu nehmen vorhatte, und vor allen Dingen den Mann, der das Geld an der Kaſſe eingenommen, ſammt dem Geld verhaften wollte. Aber dieſer war mit der Kaſſe verſchwunden, und trotz allem Spüren und Suchen der gewandteſten Polizeidiener Wiens nirgends zu finden. Der Gerettete hatte ſich auf den Rath Asmodis, noch ehe man die Draperien von dem Pferd weggezogen, aus dem Staub gemacht und war mit des Teufels Hülfe, der ihn ſchon vorher an der Kaſſe für die Zeit, die er daſelbſt verweilte, mit einem andern Geſicht verſehen hatte, entwiſcht. Dagegen hielt man ſich nun an den Teufel und an Michel ſelbſt, welcher die Frechheit gehabt den Mauleſel zu zeigen und das hochgeehrte Publikum zum Narren zu haben. — Beide ließen ſich auch ganz geduldig, von einer unabſehbaren Menge gefolgt, verhaften und auf das Polizeibureau bringen.

Hier angekommen, nahm man ſie ſogleich in ein ſcharfes Verhör.

— Wer ſeyd ihr?

— Habt's denn keine Augen, mer ſind's halt ein paar Menſchen, antwortete Asmodi. —

— Woas, wollt's gleich vernünftig antworten, oder man wird aus aim andern Ton mit euch ſprechen. — Wo ſeyd's her?

— Wo mer halt auf d'Welt kommen ſind.

— Euch ſoll ja der Donner, i glob gar, ihr wollt's d'hohe Polizei noh foppen. Wo ſind's eure Päſſe?

— Mer hoben halt keine.

— Eure Heimathsſcheine.

— Wos ſind das vor Dinger?

— Wo wohnt's?

— In Paris.

— Aha, in der Teufelsſtadt. — Aber, wo ſeyd's hier abgeſtiegen?

— Im Prater.

— In kain'm Gaſthaus?

— Nein, unter freiem Himmel.

— Das macht's den Teufel weiß, wir werdend ſchon raus kriegen, in was für ein Loch ihr ſteckt. — Aber von was lebt's?

— Von Eſſen und Trinken, wie der Herr ah.

— Wart, ihr ſollt's ſchön kriegen. Kennt's Niemand hier, habt's kain Banquier, kain angeſehene Mann von Gwicht, der euch kennt, oder vor euch gut ſteh'n mag.

— Mer kennens kain ſo a Ding.

— Seyd's alſo ſo herglaufenes Vagabundengſindel.

— Der Teufel ſchwieg.

— Wißt's denn nit, daß mer in den kaiſerlich-königlichen Staaten nit raſen darf, ohne die gehörige Ausweiß, Päſſe, Heimathsſcheine, Empfehlung und Creditbriefe oder baar Geld, alles in der beſten Ordnung z'haben, wie? —

— Wiſſen halt gar nix davon.

— Und die Frechheit z'haben, ſogar nach Wien z'gehn und der ganzen Stadt, ſammt der Polizei ſo an Schreck vor z'machen. Wahnt's gwiß, 's ging hier zu wie in der Teufelsſtadt, dem Höllenneſt Paris — wo mer nur ſo nein laufen kann und treiben was mer will.

— Na! ihr kennt's euch g'freun, i will's nit mit euch theilen. Wo is der Kerl g'blieben, der's Geld einkaſſirt hat. —

— Jo, den müßt's halt ſuchen, wir wiſſen nix von ihm.

— Was iſt er denn?

— Wahrſcheinlich a á Menſch.

— H.... r jetzt hob ihs g'nug, ihr verdammte S.... z wollt's noch grob ſeyn und mi vorn Narrn halten, wart's i will euch ſag'n. —

Der Inquirent, dem der Zorn das Geſicht kupferroth färbte, eilte in ein Seiten-Kabinet, aus dem er nach wenig Minuten wieder zurückkam und ausrief:

— So ist's recht, jetzt wird mer euch schon red'n machen, ihr infamiges Gsindel, das ihr seyd. — Jeder von euch erhält einstweilen fünfzig wohlzugemessen auf Abschlag.

— Was, Kaisergulden? fragte höhnisch Asmodi.

— Jo, man wird's euch malen, fünfzig A... prügel, und dann, wann ihr gehörig bekennt und eure Strafe ordentlich ausgehalten, werdt's auf'm Schub über d'Grenzn g'bracht. —

Es wurde nun sogleich Anstalt gemacht, um die so eben gemachten Versprechungen zu erfüllen. — Man führte die beiden Arrestanten in ein Gemach, wo sich außer einigen Bänken sonst kein Mobiliar befand, und befahl ihnen, sich auf zwei derselben, das Gesicht nach dem Boden gekehrt, der Länge nach auszustrecken, was sie auch gehorsamst und ganz gutwillig, ohne einen Laut von sich zu geben, thaten. Man visitirte sodann das Hintertheil ihrer Beinkleider, um sich zu versichern, daß diese nicht etwa ausgestopft seyen, worauf man das Zeichen zum Losschlagen gab. — Aber so kräftig man auch auf die beiden Patienten loshieb, so gaben diese doch keinen Laut von sich und rührten sich nicht, obgleich die Exekutanten ihre Kraft so sehr verstärkten, daß sie sich bei dem fünfzigsten Hieb ganz lahm fühlten. — Jetzt befahl man den armen Geschlagenen aufzustehen, diese blieben jedoch bewegungslos liegen, keiner rührte sich. Als sich die Polizeischergen nun näherten und ihnen aufhelfen wollten, da fanden sie solche stocksteif und kalt. —

— Mer hoben's halt z'tod g'schlagen! rief der eine aus.

— No, dann werden's b'graben, sagte der andere.

Als man aber die beiden vermeintlichen Leichen von der Bank heben wollte, um zu versuchen ob noch Leben in ihnen sey, siehe da, o Wunder! hatte man zwei Bund Stroh in den Armen, das sich, ein zweites Wunder, plötzlich entzündete und einen so gewaltigen Rauch und pestilenzialischen Gestank um sich her verbreitete, daß die ganze löbliche Polizei sich im Dunst und in dem übelsten Geruch befand, den sie gar nicht los werden konnte.

— Das waren ein paar Herenmeister, verdammte Taschenspieler, hieß es da wieder, warum loßt ma so an G'sindl über d'Grenzn, mer sind's noch viel z'gut.

Unterdessen hatten sich Asmodi und Michel in ein paar englische Gentlemens verwandelt und waren ins Burgtheater gewandert, wo man an diesem Abend den Wilhelm Tell gab, den man jedoch dahin abgeändert hatte, daß Geßler, nicht tödlich verwun-

tet, dem Tell großmüthig verzieh, und das gute Volk ausrief: »Vivat, der brave Geßler!« womit sich das Stück schloß, dem das Publikum ebenfalls sein Bravo zollte.

Nachdem Michel und Asmodi noch ein gutes Mahl, aus gebackenen Hähndeln und andern Wiener Leckerbissen bestehend, eingenommen und reichlich mit Ungarwein hinabgespült hatten, kehrte der Erstere nach Paris und der Andere in die Hölle zurück, mit dem Versprechen, sich den kommenden Tag, es war der Fastnachtsdienstag, zeitig einzufinden, da diesesmal der Carneval ganz besonders durch allerlei Prachtzüge und Maskeraden gefeiert werden sollte, von denen sich Stürmer viel Vergnügen versprach und sich vornahm das seinige zu der allgemeinen Belustigung und der Verherrlichung des Triumphzugs des fetten Ochsen beizutragen.

Den kommenden Morgen begünstigte das schönste Wetter dieses einzige Volksfest. Asmodi stand früh vor seines Freundes Bett und unterhielt sich wie gewöhnlich mit demselben, während dieser frühstückte und Toilette machte, über Politik und die neuesten Tagesbegebenheiten. Diesmal kamen die Polen auf das Tapet, für die Michel wie die meisten Menschen, deren Herz der krasseste Egoismus und Geldgier noch nicht für alles Edlere gefühllos gemacht, eine große Sympathie zeigte; der Teufel aber meinte, daß sie ihr Unglück doch nicht so ganz unverschuldet trügen, und zum großen Theil selbst herbeigeführt hätten.

— Höre, Asmodi, ich begreife Dich nicht, ich muß Dir offen gestehen, daß ich mich manchmal kaum des Verdachts erwehren kann, daß Du ein serviler, ja ein recht knechtisch gesinnter, mitunter auch ein inconsequenter Teufel seyst. Du rühmst Preußen, tadelst Oesterreich, und —

— Ich habe Dir schon gesagt, daß Du trotz Deiner Höllenreise doch immer noch ein recht kurzsichtiges und befangenes Menschenkind bist, fiel ihm Asmodi ins Wort. Ich als Teufel, wenn auch hinkend, muß über alle Parteien der menschlichen Misere erhaben seyn, und nehme nur für unser Reich Partei; im Uebrigen seyd ihr Gabelthiere, welche Färbung und Schattirung ihr auch immer annehmen mögt, vollkommen gleich. Es gibt viele republikanische und servile Schurken in allen Staaten, und die rechtlichen Leute, die wirklich um der Sache willen und aus Ueberzeugung eine Meinung haben und für diese streiten, sind dünn gesäet, und mit wenig Ausnahmen hat jeder seinen Preis, für den er verkäuflich

ist. So z. B. die französischen Polenfreunde der revolutionären Partei: glaubst Du denn wirklich, daß es diesen um das Heil der Polen zu thun sey? Soll ich sie Dich abermals mit der Laterne beleuchten lassen? Die ehrlichsten unter ihnen wollen die Polen ausbeuten, um ihre Umwälzungspläne dadurch zu befördern, sie benutzen Polen, hoffend mit diesem Vorwand den Haß und die Angriffe gegen ihre eigene Regierung, an deren Sturz sie arbeiten, bemänteln und herbeiführen, und dann herrschen zu können. Polens Heil ist das letzte an was sie denken. Andere wollen die Polengeschichte für noch weit niedrigere Zwecke gebrauchen u. s. w.; willst Du die Laterne ergreifen?

— Danke, sagte Michel kopfschüttelnd, und setzte hinzu: die Menschheit ist doch wahrhaft grauenerregend!

— Thor! das fällt Dir erst jetzt ein? was sollte denn aus unserm Reich der Hölle werden, wenn dies nicht wäre, versetzte er höhnisch grinzend. Vivat die Welt, so wie sie ist! Lies doch in all diesen feilen französischen Blättern, welche Partei für die armen Polen nehmen, die ihre angebliche Sympathie für diese Unglücklichen in prächtigen, hochtrabenden Phrasen ausdrücken, und sich in den herzbrechendsten rührendsten Floskeln Luft machen, und setze, so oft der Name Polen vorkommt, Algerien dafür hin, und sage mir, ob alle diese Artikel nicht auf ein Haar, ja noch besser auf dieses Land als auf Polen passen, denn hier sengen, brennen, morden und schinden die Franzosen noch ganz anders als es je in Polen geschah.

— Aber dies sind ja nur Barbaren, fast wilde Völker, wie magst Du sie mit den Polen vergleichen?

— Dummer Teufel, hätte ich beinahe wieder gesagt, da guckt die einseitige, kurzsichtige, menschliche Misere wieder aus allen Ecken hervor. Wer hat Dir denn gesagt daß der Araber, der Kabyle, der Maure als Mensch nicht eben den Werth, und vor dem Thron des Allmächtigen vielleicht noch einen weit höhern als der Pole, der Franzose, der Engländer, der Deutsche ꝛc. habe? — Mit welchem Recht bemächtigen sich die Franzosen dieses Landes und seiner Einwohner, über welche sie das schrecklichste Elend und Jammer verbreiten, die sie auf die gräßlichste Weise vertilgen, wenn sie nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollen! Darnach zu fragen ist noch keinem jener französischen patriotischen Feder- und Maulhelden

eingefallen, und läge Polen à leur portée, und sie könnten es verschlingen, so würdest Du sehen, was aus ihrer Vorliebe für Polen würde. Wie, weil ein Dey einem anmaßenden Consul einen muthwilligen Fächerschlag ertheilte, maßt sich Frankreich das Recht an, ganze Völkerschaften zu unterjochen und zu vertilgen, und schleppt die edelsten derselben, die wahrer Patriotismus und Religion zum Kampf gegen die Unterdrücker begeistert, gefangen auf eine halböde Insel seiner Küsten!

— Aber dadurch machte es dem seeräuberischen Unfug der Raubstaaten ein Ende, welche die geraubten Europäer in Sklavenketten schmiedeten.

— Als ob es nicht andere Mittel in Händen gehabt, diesem Unfug ein Ziel zu setzen. Geh, Deine Logik ist keinen Deut werth. Die Polen sind allerdings zu beklagen, aber die Algerien und Nordafrika bewohnenden Araber sind es nicht minder, und was den Charakter anbetrifft, so wirst Du mehr Edelmuth, Großmuth, Gastfreundschaft, wahre Hingebung, Heldenmuth und oft außerordentliche Seelengröße bei diesen Söhnen der Wüste finden, als bei den sogenannten nordischen Franzosen, wie man die Polen gerne in Frankreich nennt, die zum Theil eine gute Portion Sinnlichkeit, Leichtsinn, Spiel- und Prachtsucht mit den wirklichen Franzosen theilen, ja sie noch in mancher dieser löblichen Eigenschaften übertreffen, und ausserdem keine geringe Neigung zum Trunke, zum Hintergehen und zum Ueberlisten haben, was meistens den Arabern bis auf das Letztere ziemlich fremd ist. Uebrigens ist der polnische Bauer und Bürger im Allgemeinen und namentlich in Preußen jetzt hundertmal besser daran und glücklicher, als zu jener Zeit, da Polen noch ein für sich bestehendes Reich war, und die Bauern sämmtlich Leibeigene der Edelleute, die ungestraft und unverantwortlich über Leben und Tod dieser Unglücklichen Herr waren, sie nach Gefallen mit dem Grundboden verkauften, mit der Peitsche zur Arbeit trieben u. s. w. Auch die Bürger waren fast gar nicht vertreten und der Adel allein bildete die Nation. Diese Vorzüge und Gewalt, die der polnische Adel noch immer nicht verschmerzen kann, da er jetzt gleich jedem Andern unter dem Gesetz steht, und im Großherzogthum Posen mehr als in den andern polnischen Ländern, sind es, die ihn zu den immerwährenden, zu nichts führenden, Land und Volk

immer unglücklicher machenden Empörungen antreiben, und gelänge es heute dem polnischen Adel wieder, die Oberhand zu gewinnen, so würden Bürger und Bauern, Handwerker und Kaufleute und alle Nichtadelige wieder der alten Tyrannei und Sklaverei verfallen. — Doch genug davon, es beginnt alles lebendig auf den Straßen zu werden, und Du willst Dich heute ganz den Carnevalsfreuden hingeben. Wohlan, mein Herr und Gebieter, was beginnen wir? laß einmal Deiner Einbildungskraft freies Spiel, sie ist fruchtbar genug und hat mich schon mehr als einmal gewaltig in Schweiß und Athem gebracht.

— Zuerst will ich zum heiligen Herzen fahren und meinen beiden Zöglingen einen Besuch abstatten, ich will daß sie ebenfalls den Carnevalsfeierlichkeiten als Zuschauer beiwohnen sollen, und werde sie in einer schönen Equipage die große Tours auf den Boulevards machen lassen. Es ist ohnehin schon einige Zeit her, daß ich Rosa Maria nicht sah.

— Aha, das heilige Herz zieht Dein menschliches an. Wohlan, laß uns gehen.

Beide fuhren nach dem Sacré-Coeur, wo sie, wie man sich denken kann, auf das freundlichste empfangen wurden, und Rosa-Maria erröthend dem liebenswürdigen Michel die Freude gestand, die ihr dessen Besuch verursachte, während der Teufel ihrer Schwester Artigkeiten sagte. Aber wie groß war die Freude der Mädchen, als sie hörten daß sie in einer prächtigen Equipage den Carneval sehen würden. Es wurde nun ein Stündchen verplaudert, da die Mädchen nicht fertig werden konnten zu fragen und sich nach den bevorstehenden Lustbarkeiten und Vergnügungen zu erkundigen, die, wie ihnen Michel und der Teufel versicherten, diesmal Alles übertreffen würden, was man je der Art zu Rom, Venedig, Cöln und Paris gesehen.

Anderthalb Stunden waren im Sacré-Coeur verplaudert, als sich die Beschützer Rosa-Marias entfernten, sie versichernd daß um zwei Uhr die versprochene Equipage vorfahren und die Mädchen nebst ihrer Aufseherin abholen würde.

Bald nachdem die Mittagsstunde geschlagen, füllten sich die Boulevards von der Bastille bis zur Madelaine allmählig mehr und mehr, und das Gedränge wurde von Minute zu Minute größer. Die Wagen, Reiter und Fußgänger, im Costüme, maskirt

und unverlarvt, strömten aus den Hunderten von Straßen, die von beiden Seiten auf die Boulevards führen, hinzu, die bald einem Strom glichen, den Ueberschwemmungen und sich in ihn ergießende angeschwollene Seitenflüsse zu alles mit sich fortreißenden rauschenden Fluthen machen. Alle Fenster der Tausende von Häusern, deren Façaden auf die Boulevards gehen, waren bis in das siebente und achte Stockwerk mit unzähligen Köpfen garnirt, unter denen manches wunderliebliche Amoretten-Gesichtchen zwischen Fratzen und Carrikaturen der widerlichsten Gattung freundlich strahlend hervorleuchtete. Die stattlichen Municipal-Garden zu Pferd, in großer Uniform und mit den glänzenden römischen Helmen behauptet, hatten nebst ihren nicht minder imponirenden Kameraden zu Fuß die ganze, eine gute Stunde lange Strecke der Boulevards, der Straßen la Paix und Rue Royal besetzt, um die nöthige Ordnung zu erhalten. Nur noch im Schritt konnten die Fiaker jeder Art, Generale, Lutetien, schwerfällige Sylphiden, Cabriolet Mylords, gewöhnliche Cabriolets, Citadinen, und wie die Pariser Miethfuhrwerke alle heißen mögen, wohl besetzt und oft wunderbar seltsam geschmückt, die eine Seite hinauf und die andere hinabfahren, und mußten dabei nicht selten einen Halt von einer viertel oder halben Stunde Dauer machen, wobei dann die drolligsten aber oft auch unsaubersten Späße zwischen den Fußgängern und den in den Wagen sitzenden Masken vorkamen, die gewöhnlichen Damen gewiß die Gluth ins Gesicht getrieben haben würde, welche aber die Pariser Carnevalsdamen nur zu einem fast berstenden Lachen veranlaßten. Nur den eleganten Equipagen des Hofs, der Minister, Deputirten der Diplomatie, und anderer privilegirten Personen, nebst den offenen vier-, sechs- und achtspännigen Maskenwagen so wie auch den eleganten und nicht eleganten, guten und schlechten Reitern auf edlen Racerossen und jämmerlichen Miethklepern und Rosinanten war es gestattet, den inneren freigelassenen Raum der Boulevards zu benutzen; hier fuhren auch Rosa-Maria und ihre Schwester, die eine vierspännige offene Kalesche zur bestimmten Stunde abgeholt hatte, spazieren. Welch ein Geschrei, welch ein Tumult, welch ein Lärmen und Getöse! Wohl eine halbe Million Menschen wogte die Boulevards auf und nieder, mehrere Hunderttausende hatte die Eisenbahn, Messagerien ꝛc. auf 50 und 100 Stunden weit herbeigeführt. Seit 50 Jahren war

der Carneval zu Paris nicht so belebt wie diesesmal, und der Himmel und die Hölle, denn der Teufel hatte allerdings sein Spiel dabei, begünstigten ihn mit dem herrlichsten Wetter. Havre, Rouen, Orleans, Pontoise, Versaille, St. Germain, Mantes, Corbeil, Melun ꝛc. nebst all den zwischen diesen und Paris liegenden Städten und Ortschaften hatten den Kern ihrer Bevölkerung nach Frankreichs Hauptstadt entsendet. In den letzten Jahren war der Fastnachtsdienstag zu Paris ziemlich eintönig, fast stumm gewesen, man hatte wenig Masken, wenig heitere Laune und Humor bemerkt und eine düstere Stimmung schien die ganze Feier in ein Florgewebe zu hüllen. Diesmal war es anders; die seit Jahren aufgesparte Freude, Munterkeit und Ausgelassenheit schien sich nun auf einmal Luft machen zu wollen. Die Zahl der Masken wuchs mit jeder Minute, und die Wagen, die mit solchen angefüllt waren, wurden immer zahlreicher. Die Völkerschaften der ganzen Welt schienen Abgeordnete geschickt zu haben. Amerikanische Rothhäute, afrikanische Schwarzhäute, Chinesische Mandarinen und Kaufleute, Perser und Ostindier, Araber und Marokkaner, silbergeharnischte Ritter und allerliebste Pilgerinnen, Tongusen und Samojeden, Harlekine, Scapins, Columbinen, Pierrots, Magier und die verführerischsten Hexen, der halbe Olymp und die ganze Unterwelt, Himmel und Hölle waren vertreten. Das Gedränge war bald so groß, daß es den Fußgängern wie den Wagen erging, sie konnten nicht von der Stelle. Aus vielen Wagen, man zählte deren 30,000, besonders aus den Maskenwagen regnete es Confetti und oft zierliche Süßigkeiten, und die Waffelbäcker, Gerstenzucker-, Honigkuchen-, Apfelsinen- ꝛc. Verkäufer, denen es gelungen war sich an einem soliden Plätzchen auf den Boulevards zu etabliren, machten die vortrefflichsten Geschäfte, ebenso die niedlichen Blumen- und Sträußermädchen, maskirt oder nicht, gleichviel. —

— Da kömmt er, dort sehet, er nahet sich! ertönte es nun aus tausend und abermal tausend Kehlen zumal.

— Was? wer?

— Wer? Dagobert, der gehörnte und gekrönte Götze dieses Festes, dessen Schlachtopfer er zu gleicher Zeit ist, mit einem Wort, der fetteste Ochse Frankreichs, den der unermeßlich reiche Fleischer Roland liefert, dessen köstliches Fleisch nur auf königlichen

Tafeln verſpeiſt wird, und von dem die Königin Victoria ſo glücklich war ein ganzes Viertheil zum Geſchenk zu erhalten, welche ihre Dankbarkeit durch ein Gegengeſchenk kund gab, das wenigſtens einen eben ſo großen Werth hatte als das Viertheil des trefflichen Ochſens, dieſes pariſer Apis, der, wenn auch jedes Jahr geſchlachtet und verſpeiſt, Dank der franzöſiſchen Maſtkunſt, jedes Jahr zur rechten Zeit wieder neu erſteht. — Aber welche Pracht, welcher Glanz! ein halbes hundert Strauße mußte ihren ſchönſten Schmuck verleihen, um das goldgereifte gehörnte Haupt des Königs des Feſtes würdig zu zieren, und die Decke, die ſeine unmäßige Dickleibigkeit verhüllt, wäre zur Noth würdig den Leibelephanten eines Großmoguls zu zieren. Und dann ſeine Begleitung, ſeine Umgebung, ſein Gefolge, ſeine Beſchützer und ſeine Schlächter, zu Roß, zu Fuß und zu Wagen, alle im reichſten Coſtüme aller Völker und aller Zeiten und der ſeltſamſten Phantaſie. Seht doch dieſen Tambourmajor, der faſt 10 Fuß hoch, ſeinen Federbuſch inbegriffen, dieſe prächtige Muſikbande anführt, die dem Götzen des Tages voranſchreitet, und durch ihre wildrauſchenden und doch harmoniſchen Töne das arme Schlachtopfer ermuthigt, ſeinen mühſamen ſauren letzten Marſch muthig zu vollenden, und nun dieſer haushohe goldene Wagen von 16 prächtig aufgezäumten befederten und bebänderten Roſſen gezogen, auf dem die merkwürdigſten Götter der Heidenwelt prangen und hoch über alle auf dem erhabenſten Sitz der gefährlichſte und ſchelmiſchſte aller Götter, der liebliche Amor in der Geſtalt eines rothwangigen friſchen Fleiſcherkindes *). Höher trug jetzt der Stier und ſein ganzes Gefolge das Haupt, denn ſie hatten ſo eben dem König und der königlichen Familie ihrer Aufwartung in den Tuilerien gemacht **).

*) Früher, bis zum Jahr 1822, ritt dieſes Kind, der König der Fleiſcher, auf dem Rücken des Stiers, dem es jetzt auf dem Prachtwagen folgt. Dieſe Ceremonie iſt noch ein Ueberbleibſel aus den Zeiten der alten Gallier, die dadurch dem Stier des Thierkreiſes ihre Verehrung bezeigen wollten, und das auf demſelben reitende Kind: den König der Metzger nannten. Während der Revolution und der Republik unterließ man dieſe Ceremonie, erſt unter Napoleon wurde der fette Ochſe wieder in ſeine Rechte eingeſetzt.

**) Im Jahr 1739, nachdem der ganze Zug bei dem König und den Prinzen geweſen war und er hierauf den Parlaments-Präſidenten nicht in ſeinem Hôtel gefunden hatte, begab er ſich in den Juſtizpalaſt. Hier

Aber dort, was nähert ſich da von der entgegengeſetzten Seite für ein Zug, welche finſtere düſtere Geſtalten ſind der Hölle entwiſcht, um den Pariſern die heutige Luſt zu vergällen, oder ihren Humor wenigſtens mit düſtern Gedanken zu ſchwängern? Ha, der Sohn des Teufels iſts, der nebſt den drei Baſtarden Bluthaupts nahet; ſie ſind in blutrothe Mäntel gehüllt und enorme breitrandige Filzhüte bedecken ihre Köpfe, ſie halten das nackte Schwert in der Hand. Auf einem mit ſechs Pferden beſpannten Rieſenwagen ſitzt eine wohlbeleibte Schöne, oder liegt vielmehr nachläſſig ausgeſtreckt auf Sammetkiſſen, vor ihr ſteht ein ſchwarzer geheimnißvoller Unbekannter. Dem Wagen voraus reitet der Teufel an der Spitze von fünfzig Unterteufeln unter dem Schall der infernaliſch blaſenden Horniſten. Hinter dem Wagen ſieht man Pluto ſeinen Zweizack ſchwingen, mit noch einigen fünfzig andern Perſonagen der Unterwelt. Vor und hinter dieſem ſeltſamen Zug war das Gedränge ungeheuer, zum Erdrücken, ja lebensgefährlich. — Was mochte wohl dieſe ſonderbare Maskerade zu bedeuten haben? — Nichts als eine ungeheure Marktſchreierei, ein von dem Gaskogner Granier Caſſagnac erfundener Charlatanismus, eine Anzeige, eine Reklame im großartigſten Styl. Auf Fahnen und Standarten, die aus der Mitte dieſes Zugs hervorragten, las man mit Schuhhohen Buchſtaben die Aufſchrift: Lisez l'Epoque (leſt die Epoche).

Der Zug ſtellte nämlich die Hauptperſonen vor, welche in dem neueſten Feuilleton dieſer Zeitſchrift: „Des Teufels Sohn“ betitelt, eine Rolle ſpielen. Ob das Feuilleton dieſen ungeheuern Aufwand und große Theilnahme verdient, ſteht dahin, da es kaum begonnen, doch ſoll dieſe neue Art von Anzeige dem Rieſen-Journal einige Dutzend Abonnenten mehr eingetragen haben! Jetzt haben ſich der Ochſenzug und der Teufelszug gekreuzt. — Aufs Neue erſchallt ein Ah! Oh! Sehet! Sehet! Was iſt es, was die Aufmerkſamkeit jetzt feſſelt — ha, ein wandelnder Garten mit den ſeltenſten Gewächſen, Blumen, Stauden und Bäumen nähert ſich,

ließ man den Ochſen die Treppe der heiligen Kapelle hinaufſteigen, und nachdem man ihn dem Präſidenten vorgeſtellt hatte, führte man ihn durch alle Säle dieſes Themistempels und endlich die Treppe hinab, die auf den Platz der Dauphine geht.

in welchem man die niedlichsten Gärtnermädchen mit Gießen und Sträuße und Kränzewinden beschäftigt sieht; Schäferinnen und Nymphen bergen die Gebüsche. Ein Palmbaum mit Datteln ragt aus der mittlern Gruppe hervor; unter Kaffeebäumen und zwischen Zuckerrohr sitzen Pflanzer; eine Krone goldner überreifer Ananas umgiebt ein Rosengebüsch. Guirlanden von Camelias festonirten die Stämme der Bäumchen, und Bouquette der seltensten Prachtblumen reichten die grün gemiederten und rosa geschürzten Gärtnerinnen den Vorübergehenden zum Ayi hin. Dieser Zug war eine von den Unternehmern des Wintergartens veranstaltete Maskerade, auch eine Art Anzeige *). Andere weniger bedeutende Züge und Maskenwagen, unter denen auch manche der Hallen-Damen, der Seine- und anderer Nymphen, folgten in mehr oder minder großen Zwischenräumen. So kam die Dämmerung und mit ihr der Abend herein, ohne daß die geringste Störung oder irgend ein Unheil vorgefallen wäre. Seltsames Volk, die Franzosen, das, so bald es sich zu irgend einem politischen Zweck vereinigt und auch nur zu zwanzig bis dreißig Köpfen angewachsen ist, sich kaum mehr zähmen läßt, und von nichts als Umwälzungen, Revolutionen, Rebellion und Empörung träumt und spricht, während Hunderttausende zu einem Possenspiel, einer Gafferei vereinigt, es sich auch im Traum nicht einfallen lassen, ihre nun ungeheure Gewalt zu einem politischen Zweck in Bewegung zu setzen, so lange man ihren Tollheiten nichts in den Weg legt, ja wohl selbst zur Verhaftung der sich zu ungebührlich Benehmenden beitragen. Indessen war dieser Tag eine ungeheure Ernte für die Taschendiebe, man rechnet daß für ein Paarmal hunderttausend Franken an Geld und Geldeswerth gestohlen wurde. Einige dreißig dieser Vögel auf der That ertappt, wurden eingefangen, und man fand Uhren, Armbänder, mit Gold gefüllte Börsen &c., in großer Menge bei ihnen. —

Mehr denn hunderttausend Gas-, Lampen- und Laternenlichter ersetzten bereits das Tageslicht auf den Boulevards, die Nacht war sternenhell und die Luft so milde, wie in der anmuthigsten Mainacht, die Sterne schienen dem bunten Treiben zuzulächeln, das so arg wurde, daß man hätte glauben sollen, ganz Paris sey

*) Die bis jetzt treu beschriebenen Züge fanden sich alle in der Wirklichkeit an dem Fastnachtsdienstag d. J. auf den Boulevards ein.

toll oder wahnſinnig geworden. Plötzlich erſchien auf dem Baſtillenplatz ein neuer Maskenzug von dem Schein unzähliger Fackeln beleuchtet, die ihn begleiteten, und machte dreimal die Runde um die Juliſäule, worauf er ſich gegen die Boulevards in Bewegung ſetzte. Seltſame, nie geſehene Geſtalten und Masken ſah man mitunter in demſelben paradiren. — Ein ungeheurer faſt einem Berg ähnlicher Wagen erhob ſich in deſſen Mitte, ſechzehn Rieſenthiere, die einige Naturforſcher für Mammuths erkennen wollten, zogen denſelben an goldnen Strängen, jedes dieſer Thiere wurde von einem kleinen gehörnten Belzebübchen geleitet. Auf der Mitte dieſes Wagens ſah man ſich, von einem runden Altar umgeben, einen ungeheuren Ochſen von gediegenem Gold erheben, und über demſelben las man mit ſtrahlender Schrift die Worte: „Der mächtige und nichtige Götze der albernen Menſchheit“. Rings um den Altar, auf dem ſchwer gefüllte Geldſäcke lagen, ſah man eine Menge Individuen jedes Standes, Alters und Geſchlechts, aller ganz- und halbciviliſirten Nationen knieen. Sogar gekrönte Häupter, die höchſtgeſtellten Staatsmänner, Miniſter, Kardinäle, Erz- und gewöhnliche Biſchöfe, Geiſtliche aller Religionen, mit Orden behängte Wechsler, Lords, Pairs und Deputirte, Feldmarſchälle und Generale aller Heere, Richter und Advokaten, Aerzte und Philoſophen, Dichter und Proſaiker, Kaufleute und Künſtler, Krämer und Handwerker, der höchſte wie der niedrigſte Adel, Bürger und Bauern, Gelehrte und Unwiſſende, Prinzeſſinnen und Fürſtinnen, Hofdamen und Buhldirnen ꝛc. richteten hier ihr eifrigſtes Gebet an den Götzen und boten und brachten demſelben jedes Opfer, ſelbſt das der Ehre, der Geſundheit, der Rechtlichkeit, ja ſogar der ewigen Seligkeit, und man ſah ſie dafür einen größern oder kleinern Theil des aufgehäuften Mammons von dem ebenfalls mit Dekorationen behängten Caſſierer des Stieres in Empfang nehmen und ihm dafür Hände und Füße und ſonſt allerlei belecken. — Dieſer Wagen war mit einem Dutzend gehörnten Trabanten auf ſchwarzen Rieſenböcken reitend umgeben, welche unaufhörlich ſcheußliche grinzende Geſichter ſchnitten. — Die Federbüſche ihrer Hüte waren rothe Flammen, und an der Spitze ihrer Lanze flammte ein feuriges Fähnlein, auf dem zu leſen war: „Mammons Leibgarde“, auch trugen ſie ſämmtlich rothe Schilder an ihrer linken Seite, auf deren Mitte ein mit Thalern gefüllter vergoldeter ſchwerer

Geldsack abgebildet war. — Diese Mammonsknechte waren sammt ihrem Anführer transparent, so daß man das Innere ihrer Körper durch und durch sehen und bemerken konnte, daß von Herz und Nieren keine Spur in demselben zu entdecken war, sondern wo diese bei andern Geschöpfen in der Regel liegen, waren sie durch eine versteinerte zähe Masse, in einem unförmlichen Klumpen zusammengeballt, ersetzt. In ihren Köpfen sah es noch wüster aus: inmitten einer großen Leere bewegten sich nur Zahlen und unzählige Nullen, die fortwährend durcheinander flackerten und wirrten und häufig große Capital-Summen bildeten. Es war eine Art Rechenmaschine, die den ganzen Schädel so in Anspruch nahm, daß auch nicht das kleinste Plätzchen für irgend einen andern Gedanken übrig blieb. — Dagegen waren Magen und Bäuche dieser Rechschilder von ungewöhnlicher Größe, und die Verdauungswerkzeuge so vortrefflich, daß sie Metalle jeder Art, sogar Stein und Eisen zu einem weichen Brei verarbeiteten. —

Hinter diesem Götzenwagen kam ein anderer, auf dem ein ungeheurer Kessel mit einer gelb sprudelnden Flüssigkeit angefüllt war, die fortwährend von rußigen Gesellen umgerührt wurde; die dieselben umgebenden Kameraden nahmen alle die in Empfang, welche von Zeit zu Zeit von dem Altar des goldnen Ochsens mit dem erbeuteten Mammon herabstiegen, welche sie nun ohne weiteres in den sprudelnden Kessel warfen, in dem sie spurlos verschwanden, worauf sich dann jedesmal auf der Oberfläche desselben eine große Blase bildete, die nach einigen Augenblicken platzte und sich dann in einen sich in Nichts verlierenden Dunst auflöste. — Diesen beiden Wagen folgten noch viele andere, mit allerlei artigen lebendigen Bildern beladen; so sah man unter andern auf einem derselben ein ganzes Ballet von den niedlichsten Operntänzerinnen aufführen, auf einem andern war ein Concert organisirt, in dem sich ein zweiter Paganini, ein anderer Liszt und Thalberg, eine zweite Catalani und Malibran hören ließen. Ein dritter Wagen stellte ein großes Buzeau vor, in welchem viele Schreiber beschäftigt waren, unter den Angaben krausköpfiger und dickleibiger Buzeaucheſs Romane der tollsten Gattung zu schmieden, und so waren noch viele Künste, Gewerbe und Hanthierungen auf verschiedenen Wagen repräsentirt und mit den passenden Attributen umgeben, sämmtlich dem goldnen Götzen folgend. — Der ganze Zug schloß

abermals mit einer Schaar Bocksreiter, deren Reitthiere die possierlichsten und ergötzlichsten Sprünge machten. Die Reiter selbst unterschieden sich von den andern nur dadurch, daß sie schwarze Schilder trugen und anstatt der vergoldeten Geldsäcke beinerne, gräßlich grinzende Todtenköpfe hatten. —

Man kann sich denken, welche Aufmerksamkeit die Masse der Zuschauer diesem seltsamen, nie gesehenen Schauspiel widmete. Der ungeheure, fast endlose Zug bewegte sich langsam längs den Boulevards hinauf, dabei von Zeit zu Zeit rechts und links einige Abstecher machend, damit der goldne Stier, seinem fetten Kameraden gleich, gewissen Hotels und Palästen ebenfalls seine Huldigung bringen konnte. — Es war gerade Mitternacht, als diese Maskerade endlich auf dem Concordienplatz ankam, nachdem sie noch vorher einen Umgang um die Deputirtenkammer gemacht und über die Eintrachtsbrücke zurückgekehrt war. Die sie umgebenden Fackelträger schlossen nun einen ungeheuren Kreis, in welchem alle bei dem Zug mitwirkenden Personagen, so wie die Wagen, Reiter ꝛc., eingeschlossen wurden, worauf das brillanteste Feuerwerk, das man je gesehen, und das weit schöner und prächtiger war als die, welche jemals an Napoleons-, Ludwigs-, Philipps- oder den Julifesten abgebrannt wurden, aus dessen Mitte sich erhob, und mit einem Riesenbouquet schloß, das so großartig war, daß man hätte glauben sollen der Krater des Aetna habe sich in seiner gewaltigsten Kraft geöffnet. Statt ausgespieener Steine sah man jedoch allerlei komisch zappelnde, obgleich feurige, doch meist sehr bekannte Gestalten und Fratzen in der Luft wirbeln. — Das Ganze endigte sich mit einem so schrecklichen Knall, daß man hätte glauben sollen, die Erde wolle bersten. — Als aber das Bouquet auf diese Weise geendigt und sich in Dampf und Rauch aufgelöst hatte, da sah man, o Wunder! keine Spur mehr von dem ganzen Schauspiel, und eine große Leere, ein stummes Nichts füllte den weiten Raum. — Dieß war eine Phantasmagorie Philippis oder gar des Herrn Comte in der Passage Choiseul, meinten die guten, sich nun zur Ruhe begebenden Pariser. — Michel aber meinte, der ganze Spuk würde nichts bessern, denn Niemand denke mehr an die Ewigkeit und alle handelten und trieben ihr Wesen als sollten sie ewig leben, obgleich sie der unerbittliche Tod jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick eines andern belehrt. —

— Nächstens müssen wir eine Sternenreise antreten und dann auch Dein Reich wieder einmal besuchen, um einige Abwechslung in das irdische Einerlei zu bringen, das mich mitunter langweilt und meistens anekelt. — Die Menschheit liegt doch gräßlich im Argen, sie könnte mir als fürchterlich erscheinen, wenn sie weniger albern, lächerlich-dumm und befangen wäre, — sagte Michel.

— Gute Nacht, Herr Moralist, höhnte der Teufel, und die beiden Gefährten begaben sich jeder in seine Ruhe.

VI.

Der Teufel philoſophirt nach ſeiner Art. — Ein gräßlicher Verbrecher. — Die gute Pariſer Geſellſchaft. — Die luſtige Pariſer Geſellſchaft. — Eine Sternenreiſe.

Den folgenden Morgen fand ſich Asmodi wie gewöhnlich bei ſeinem Schützling ein.

— Höre, wir verderben es mit Gott und der Welt! bewillkommte ihn dieſer.

Der Teufel lächelte hämiſch.

— Das kann unmöglich ſo fortgehen, ſetzte Michel hinzu, ich habe bereits ein Vögelchen pfeifen hören.

— Nur eines? —

— Alle Parteien ſind gegen uns.

— Deſto beſſer.

— Biſt Du des Teufels?

— Wie magſt Du ſo fragen. Doch, was ficht Dich an?

— Man wirft uns nicht nur Inconſequenz, Servilität, Radikalismus und die Götter mögen wiſſen was ſonſt noch Alles vor, ſondern man behauptet, wir wüßten gar nicht was wir wollten: heute höben wir in den Himmel was wir morgen verdammten, lobhudelten den Abſolutismus, ſchmähten die konſtitutionellen Regierungen und Republiken, kurz wir ſeyen weder Fiſch noch Fleiſch. Da lies ſelbſt.

Michel reichte dem Asmodi eine gelehrte deutſche Zeitſchrift hin, in welcher er unter der Aufſchrift: Dämoniſche Reiſen in alle Welt, nach einem noch ungedruckten franzöſiſchen Manuſcript, Oſiander'ſche Buchhandlung in Tübingen, eine Art von Kritik über Michels und des Teufels Thun und Treiben las, die toll genug war um einen ſpekulativen, tief- und grundgelehrten deutſchen Philoſophen zum Verfaſſer zu haben.

Asmodi hatte einen Blick auf das Blatt geworfen und gab es Stürmer mit den Worten zurück: — Aber wie magst Du solchen Kram nur lesen, dem man gleich bei den ersten Zeilen ansieht daß er den Stempel der tief-, grund- und bodenlosen Weisheit eines ächt deutschen Perrückengelehrten trägt. Sagte ich Dir nicht, daß wir über alle diese Misere hinaus seyen und lachen müssen? wir dürfen keiner andern Partei angehören als der, die es mit der gesunden Vernunft hält, wir müssen loben was lobenswerth ist, wo wir es auch immer finden mögen, sey's im Himmel oder in der Hölle, bei Aristokraten oder Demokraten, und geißeln und strafen was Strafe verdient, es gehe von Servilen oder Radikalen und wie alle ihre Nuancen immer heißen mögen, aus. Im Grunde giebt es in der ganzen Welt nur zwei Parteien: rechtliche Leute und Schurken, oder wenn Du willst, kluge Köpfe und Dummköpfe: die Schurken zähle ich zu den letzteren, denn große Schlechtigkeit setzt immer einen gewissen Grad von Dummheit voraus.

— Hat man je einen Teufel so moralisiren hören! —

— Und wie kannst Du dich über so einen Zeitungswisch, den irgend so ein philosophischer Narr dahin geklext hat, irre machen lassen?

— Nun verderben wir es gar noch mit den Philosophen und deutschen Gelehrten, dies sind nicht selten die gefährlichsten Feinde.

— Auf die Gefahr hin wollen wir es wagen.

— Und dann läßt sich doch nicht läugnen, daß es wahrhaft große Männer und tiefe Denker unter ihnen giebt.

Der Teufel lachte.

— Du bist unausstehlich!

— Und Du ein Narr! — Einverstanden damit, daß diese Leutchen so tief gelehrt seyn mögen, daß man auch mit einer hunderttausend Klafter langen Sonde noch keinen Boden finden würde, so wirst Du mir doch eingestehen müssen, daß sie mit all ihrer Philosophie — ich rede hier nicht von einer gesunden Lebensphilosophie, deren Kern sich in zwei Zeilen niederschreiben läßt, sondern von jener abenteuerigen, tollen, unsinnigen, abgeschmackten sogenannten spekulativen Philosophie und ihren Priestern —, über die man schon Tausende von Folianten und Quartanten vollgeschmiert hat, auch nicht einen Schritt weiter als der roheste Wilde in den afrikanischen Wüsten gekommen sind, und durch die sie Dinge ergründeln und erforschen wollen, die euch armen Sterblichen ein für

allemal zu erforschen und zu ergrübeln nicht vergönnt ist. — Alle diese gelehrte Herren von A bis Z haben, wie schon ein berühmter französischer Autor sagte: »durch ihre vergeblichen Studien nichts weiter herausgebracht, als was jeder gewöhnliche Menschenverstand schon weiß, und wollen sich erdreisten das zu erweisen, was hienieden Niemand wissen kann.« Stehen sie nicht recht jämmerlich da, all diese guten Doktor Bartholos? — Die unsinnigsten Gedanken, oft gar keine, oder sinnloses Geschwätz hüllen sie in einen Wust von Phrasen, in einen Schwulst von Worten ein, so daß sie sich am Ende selbst nicht mehr aus dem tollen Labyrinth, das sie so mühsam geschaffen und in das sie sich verstrickt haben, zu finden wissen. — Was sie auf hundert Seiten Unklares, Abgeschmacktes unverständlich faseln, kann man beißend klar mit sechs Buchstaben ausdrücken: — N i c h t s! — Hat nicht jeder dieser spekulativen Narren sein eigenes System, das er als das alleinig wahre und untrügliche preißt, indem er alle andern als untaugliche Ausgeburten verbrannter Gehirne verwirft? und hat auch nur Einer einen Begriff von einer wahrhaft praktischen Philosophie? — Da ist von einer gesunden, ja nur von einer neuen Idee keine Spur zu entdecken, meist alte und längst veraltete, aufgewärmte, schlecht zubereitete, mit den geschmacklosesten Brühen angerichtete Kost! ...

— Eines Theils magst Du recht haben; aber es ist doch nichts natürlicher, als daß der nur ein wenig denkende Mensch den Zweck seines Daseyns und was aus ihm, seiner Seele oder seinem Bewußtseyn, seinem Geist, wie Du es nennen willst, nach diesem Leben werden soll, zu wissen wünscht. Mich selbst, ich gestehe Dir, bevor ich so glücklich war Dich kennen zu lernen und ehe ich durch unsere Höllenreise mich wirklich überzeugt habe daß es ein Jenseits, eine Fortdauer giebt, machte dies auch manche Stunde nachgrübeln.

— Und wer sagt Dir, daß nicht Alles was ich Dich sehen ließ ein bloßes Blendwerk, eine Spiegelfechterei, ein Schattenspiel an der Wand war? Wie, wenn ihr armen Menschenkinder doch nichts weiter als das Spielwerk, die Drahtpuppen einer euch unbegreiflichen allgewaltigen Macht wäret, der es nach Gutdünken und Gefallen frei steht das Bewußtseyn und die Fortdauer nach dem Tod des Einen wieder hervorzurufen und in alle Ewigkeit fortdauern zu lassen, während sie Tausende nicht der Mühe werth hält wieder aufzuleben, wie dann?

— Asmodi, Du bist fürchterlich! höre auf, Du könntest sonst einen trostlosen Scepticker aus mir machen.

— Ha, ich scherzte nur, grinzte der Hinkende. Kehren wir in die wirkliche Welt, wie sie ist, zurück.

— Ich fühle, daß ich dieser Zerstreuung bedarf, wo wollen wir hin? —

— In Rouen wird heute ein tragi-komisches Schauspiel vor den Assisen aufgeführt, ein merkwürdiger Verbrecher gerichtet, der reichen Stoff zu psychologischen Beobachtungen giebt, dies wäre eine interessante Morgenunterhaltung, wollen wir hin?

— Mir recht.

Einige Minuten darauf spazierten die beiden Gesellen Arm in Arm in den Straßen der uralten Hauptstadt der Herzöge der Normandie, und da sie bis zu der Eröffnung des Assisensaales noch Zeit übrig hatten, so führte Asmodi, den Cicerone machend, den Michel in der höchst merkwürdigen Stadt umher.

— Zuerst zeigte er ihm die prächtige Kirche von St. Ouen, welche zu der von Clothar I. gegen das Jahr 540 gegründeten Abtei gehörte, eines der herrlichsten und kunstreichsten Denkmäler, ja ein wahres Wunderwerk der gothischen Baukunst. Hier setzten sich beide in den diese Kirche umgebenden, von Blumen und Blüthen duftenden, geschmackvollen Gartenanlagen auf einer Ruhebank unter hochschattigen Ulmen nieder.

— Hier auf dieser Stelle wo wir jetzt sitzen, sprach Asmodi, ließ die gräßliche Fredegonde, deren Bekanntschaft wir noch in der Hölle machen werden, den Bischof Pretertat im Jahr 586 erschlagen, weil er die Verbindung Meroves mit Brunhilde eingesegnet hatte. — Im Jahr 912, fuhr Asmodi fort, als Carl der Einfältige Rollon den Normann als legitimen Herzog von Neustrien anerkannt hatte, wurde Rouen die Hauptstadt des neuen Herzogthums und die Residenz der Herzoge der Normandie, bis zu dem Augenblick wo Wilhelm der Eroberer die Krone Englands auf sein Haupt setzte; 1126 vernichtete eine schreckliche Feuersbrunst die alte Römerstadt, deren schon Ptolomäus als der Hauptstadt der Velocalles erwähnt, welche in der zweiten Lyonnaise lag und den Namen Rothomagus führte. Nach der Ermordung des jungen Arthurs, Herzog von Bretagne, durch Johann ohne Land, belagerte und nahm Philipp August 1204 Rouen, das er nebst der ganzen Normandie mit seiner Krone vereinigte. Auch der deutsche

Kaiser Otto nebſt Ludwig VI., König von Frankreich, und Arnold, Graf von Flandern, hatten Rouen belagert; aber der Herzog Richard I., mit dem Beinamen sans peur (ohne Furcht), machte einen Ausfall, überfiel die Feinde und richtete ein ſchreckliches Blutbad unter ihnen an. Während den Tagen des Wahnſinns Carl VI. belagerte Heinrich V. Rouen, das zu bezwingen ihm jedoch erſt nach ſechs Monaten der tapferſten Vertheidigung gelang und nachdem mehr als 50,000 ſeiner Einwohner durch den Hungertod umgekommen waren! — Dreißig Jahre blieben noch die Engländer in Rouen, wohin Johanna d'Arc, das Heldenmädchen aus Dom-Remy, die Jungfrau von Orleans, die Lyonnel, der Baſtard von Vendome, zu Compiegne gefangen und für 10,000 Livres verkauft hatte, gebracht wurde. Der Prozeß des armen Mädchens begann den 20. Mai 1431 vor einem Gericht von Mönchen, die ſie als Zauberin und Hexe verurtheilten lebendig verbrannt zu werden. Als Carl VII. 1449 Rouen wieder genommen hatte, ließ er das Andenken und die Ehre der Jungfrau wieder herſtellen, deren Muth Frankreich weit mehr genützt hatte, als die Schwerter Lahires und Dünois. Unter Carl IX. wurde Rouen abermals belagert, und zum letztenmal im Jahr 1591, wo der König von Navarra, der Vater Heinrichs, bei der Belagerung das Leben verlor.

Während Asmodi ſeinem Gefährten ſo die merkwürdigſten Thatſachen aus der Geſchichte Rouens mittheilte, ſchritt ſo manches hübſche normänniſche Kind in ihrem ſeltſam ſtattlichen Coſtüme vorüber und begab ſich durch die Anlagen in die St. Ouens-Kirche, ihre Andacht zu verrichten, ſchielte aber im Vorbeigehen doch nach dem Teufel und ſeinem ſtattlichen Gefährten. Beide ſtanden endlich auf und wanderten durch die alten, engen und krummen Straßen der großen Stadt, deren meiſte Häuſer und Gebäude viele Jahrhunderte, und manche wohl auch ein Jahrtauſend auf dem Dach haben mögen, und von gar ſeltſamer und ſonderbarer Bauart, zum Theil ſchwarzgrau, halb verfallen, unbewohnt ſind, und dem Einſturz nahe ſcheinen, ſo daß ſich Michel in die ritterlichen Zeiten des Mittelalters verſetzt glaubte. Asmodi zeigte ihm nun den Platz auf dem Johanna verbrannt wurde, wo an der Stelle auf der der Scheiterhaufen errichtet war, jetzt die Statue der Jungfrau ſteht, die jedoch von keinem großen Kunſtwerth iſt; hierauf ſahen ſie noch die nicht minder merkwürdige Cathedrale, ebenfalls ein Meiſterwerk gothiſcher Baukunſt, an dem alle Erzbiſchöfe der Normandie,

Johann ohne Land selbst, gearbeitet haben, aus dem zwölften Jahrhundert stammend, und dessen mittäglichen Thurm; der Butterthurm genannt, weil er von dem Geld erbaut wurde, das sich die Geistlichkeit von dem Volk für die Erlaubniß Butter in der Fastenzeit essen zu dürfen, bezahlen ließ, der die berühmte Glocke, nach der zu Moskau die größte der Welt, enthielt, die aber 1793 in Kanonen verwandelt wurde. Sie besahen ferner die Quais, das Haus in dem Corneille geboren wurde, die Bildsäule des großen Dichters, das alte Hotel Burgtheroude, und begaben sich dann durch die alterthümliche Stadt, wie deren Europa keine zweite aufzuweisen hat, nach dem nicht minder merkwürdigen Justizpalast, dessen Gründer Ludwig XII. war, und in dessen weiten Räumen das Parlament der Normandie seinen Sitz hatte. Dieses Denkmal der Baukunst ist ein merkwürdiges Seitenstück zu der Abtei St. Ouen. Ein Maurermeister Namens Roger Ango, der zugleich Bildhauer war, hatte das größte Verdienst bei der Erbauung dieses Palastes.

Die beiden Reisenden traten zuerst in den ungeheuren ehemaligen Prokuratorensaal der Normandie, den man jetzt den Saal der verlornen Schritte nennt, in welchem eine Statue des Peter Corneille steht, und dessen Decke mit phantastischem Schnitzwerk verziert ist; aus diesem traten sie in den nicht minder geräumigen und ausgeschmückten Assisensaal, dessen mit Arabesken und steinerner Spitzenarbeit verzierte Decke halb schwarz und halb Gold ist, und der an drei Tausend Personen faßt. Schon hatte der Präsident in seinem auf einer Estrade stehenden Armstuhl Platz genommen, ebenso die Assessoren, rechts von dem Richter befand sich der General-Advokat; auf der einen Seite war die Bank der Angeklagten, auf der andern die der Geschwornen; Richter und Advokaten wie immer in ihrem Amtskostüme. Hinter den Stühlen der Richter sah man das Gemälde, welches Ludwig XII. dem Schatzkammergericht der Normandie schenkte, und welches Christus am Kreuz darstellt, zu dessen Füßen sich die Jungfrau Maria und der heilige Johannes befinden.

In diesem Raum wurden schon viele berühmte Criminalprozesse entschieden, unter denen die der Zauberer Nikolaus Picard und Mathurin Boullée, die im Jahr 1647 durch das Parlement der Normandie wegen des Verbrechens der Zauberei und anderer Abscheulichkeiten verurtheilt wurden, auf einer Hurde auf den

Richtplatz geschleift, um daselbst verbrannt und ihre Asche in den Wind gestreut zu werden.

Heute waren alle offenen Räume des Justizpalasts mit einer unermeßlichen Menschenmasse angefüllt, und trotz dem großen Saal der Assisen konnte derselbe kaum den fünften Theil der Neugierigen fassen, welche von allen Seiten der Normandie gekommen waren, um einen der furchtbarsten Verbrecher richten zu sehen, der jemals auf dem Boden Frankreichs sein Unwesen getrieben hatte und schon seit Jahren der Schrecken des Departements der Seine-Inferieure und der angränzenden Departemente war, so wie er in Frankreichs Hauptstadt selbst Gräuel aller Art verübt hatte. Der Bösewicht, der jetzt vor den Assisen stand, nannte sich Jaques Poullet, dreimal war er schon den Galeeren entsprungen, und weit entfernt seine Thaten zu läugnen, rühmte er sich sogar derselben mit einer schamlosen Ostentation und einem alles verachtenden Hohn.

Diesmal stand er, dreier Morde angeklagt, unter den erschwerendsten und gräßlichsten Umständen an einem alten Mann und dessen zwei Töchtern vollbracht, vor Gericht.

Er hatte die Familie, die auf einem einsamen Bauerngut unweit Honfleur wohnte, nachdem er sich in der Dämmerung in das Haus geschlichen, nach eingebrochener Nacht überfallen, den alten Mann, der in einer besondern Kammer schlief, zuerst den Mund, dann Arme und Beine geknebelt, hierauf war er in das Schlafzimmer der Mädchen gedrungen, die er, das Messer auf die Brust gesetzt, zwang zu gestehen, wo der Vater sein Geld verborgen hatte, und als sie ihm dies gestanden und ihn sogar an den Ort im Keller führten, wo sich in einem steinernen Topf unter Lappen und Lumpen etwa zweihundert fünfzig Franken verborgen fanden, stieß er der ältern das Messer in die Brust, so daß sie einen Blutstrom vergießend niederfiel, warf sodann die jüngere auch nieder, nothzüchtigte dieselbe, indem er zu gleicher Zeit noch auf andere Weise seine Wollust an der daneben liegenden, in ihrem Blut schwimmenden Schwester befriedigte, erstach sodann auch sein anderes Opfer, raffte das Geld zusammen, eilte nochmals in die Schlafkammer des Alten, dem er nun die Kehle abschnitt, und verließ sodann das Haus wo er die entsetzlichen Thaten verübt hatte, mit der festen Ueberzeugung, seine drei unglücklichen Schlachtopfer wären todt. Dem war jedoch nicht so: die ältere

Tochter, obgleich sie eine große Masse Blut verloren hatte, war dennoch wieder zu sich gekommen, hatte sich gegen Morgen sogar bis zu dem Schlafzimmer ihres Vaters schleppen können, wo sie am andern Tag von einigen Nachbarn, welche kamen um erkaufte Vorräthe abzuholen, in einem dem Tode nahen Zustand gefunden wurde. Man leistete ihr sogleich alle mögliche Hilfe, schaffte einen Wundarzt herbei, und brachte sie so weit, daß sie durch abgebrochene Worte und Zeichen die näheren Umstände des furchtbaren Verbrechens entdecken und einige Auskunft über den Verbrecher geben konnte, in denen man sogleich den schrecklichen Poullet erkannte. Das Mädchen lebte indessen, trotz aller angewandten Mühe, nur noch vier und zwanzig Stunden, und wurde zugleich mit ihren ermordeten Verwandten, Vater und Schwester, begraben.

Ein wahres Treibjagen der ganzen Gensdarmerie des Departements der Seine-Inferieure, das man gegen den Verbrecher anordnete, hatte endlich den gewünschten Erfolg, man spürte ihn auf, und nach einer verzweifelten Gegenwehr wurde er in dem Winkel eines Bodens einer längst verrufenen Schenke verhaftet.

Poullet, gegen den die sprechendsten Beweise vorlagen, zu denen noch das schwere Gewicht seiner frühern Verbrechen in die schuldvolle Waagschale kam, sah wohl ein, daß er dem Tod durch Henkershand diesmal nicht entgehen würde. Er gestand daher mit dem frechsten Trotz, keine Spur von Reue zeigend, nicht nur mit einer schauderhaften Kälte und Gleichgültigkeit die begangenen Mordthaten mit allen ihren abscheulichen Nebenumständen ein, sondern legte dabei noch eine Art von Genugthuung und höllischer Selbstzufriedenheit an den Tag.

Als am Schluß der Verhandlungen sein Vertheidiger seine freilich sehr schwierige Aufgabe zu lösen hoffte, indem er den Richtern und Geschwornen den Verbrecher als einen von wahnsinniger Mordsucht befallenen gefährlichen Kranken darzustellen bemüht war und so zu entschuldigen suchte, und nach Beendigung der Vertheidigung Poullet noch gefragt wurde, ob er nichts mehr zu erinnern habe, sagte er, die Richter mit höhnischen Blicken übersehend:

»Meine Herrn, mein Vertheidiger will meine Verbrechen auf Rechnung eines Wahnsinnes setzen, dem ist nicht also: ich habe meine gesunde Vernunft so gut wie Sie und Er, und hätte gewünscht, daß er sich diese Mühe erspart hätte; was meiner wartet

weiß ich, und bin über all dies im Reinen. Aber erlauben Sie mir, nicht zu meiner Vertheidigung, wohl aber zu meiner eigenen Satisfaktion noch einige Worte zu Ihnen sprechen zu dürfen.«

Man bemerkte nun eine gespanntere Aufmerksamkeit auf allen Gesichtern der Versammlung, und Poullet fuhr fort:

»Was ich hier sagen werde, dient vielleicht dazu, unsern Gesetzgebern den Staar zu stechen und sie auf Gesetze aufmerksam zu machen, die ebenso unsinnig als unheilvoll sind, und welche die dringendste Abhülfe verlangen, wenn man nicht will daß zuletzt die ganze Gesellschaft in Frankreich in diesen Abgrund versinken soll, aber unsere Schlafkammermützen haben ganz andere Dinge im ....

— Angeklagter, ihr verliert die Achtung aus den Augen, die ihr dem Gericht schuldig seyd, und ich befehle euch zu schweigen, wenn ihr sonst nichts zu eurer Vertheidigung vorzubringen habt.

— Nicht doch, man lasse ihn reden! ließ sich eine Stimme unter den Zuhörern vernehmen.

— Gensdarmen, man bringe sofort den Menschen, der so eben gesprochen, aus dem Saal, befahl der Präsident.

Die Gensdarmen wollten die erhaltene Ordre vollziehen, konnten aber den Sprecher nicht ausfindig machen.

— Poullet, fahrt in eurer Rede fort, ließ sich dieselbe Stimme vernehmen.

— Welche Unverschämtheit, rief der Präsident, Gensdarmen ihr werdet sogleich dies Individuum verhaften.

Die Gensdarmen bemühten sich abermals vergeblich.

— Der Herr Präsident selbst, sowie die andern Herren vom Gericht werden die Güte haben zu schweigen, denn das Wort gehört dem Angeklagten.

Alle, außer Poullet, hatten die Sprache verloren, und Präsident, Richter, Generalprokurator ꝛc. sahen sich betroffen einander an.

Poullet fuhr nun selbst etwas erstaunt fort:

»Zuerst meinen Dank der mächtigen Stimme, die mir weiter zu reden erlaubt. Ich werde keinen Mißbrauch von dieser Erlaubniß machen, und in wenig Worten zusammenfassen, was mich zu dem machte der ich bin, und was mich hierher brachte.

»Sie wissen bereits aus der Untersuchung, daß ich vier und zwanzig Jahre alt, nicht ganz ohne Vermögen, ein kleines Geschäft in Havre etablirt hatte; das Geschäft machte gute Fortschritte,

ich gewann durch einige glückliche Spekulationen nicht unbedeutende Summen, verheirathete mich mit einem untadelhaften Mädchen aus einer achtungswürdigen Familie, war ein glücklicher Gatte, bald darauf ein glücklicher Vater von mehreren liebenswürdigen Kindern, und noch ein paar Jahre ging alles vortrefflich, als sich auf einmal das Glück wendete und ich nicht im Stande war einige verfallene Wechsel die ich ausgestellt hatte, und die ein paar Tausend Franken betrugen, einzulösen. Mein Creditor war ein Pariser Banquier, ein Millionair, einer von jenen Parvenüs, welche die Beutelschneiderei so recht ins Große zu treiben wissen, indem sie Millionen, der gewinnsüchtigen Einfalt armer und dummer Teufel abgenommen, einzustecken verstehen und daher bei aller Welt wenn auch nicht in großer Achtung, doch in großem Ansehen stehen und gewaltigen Einfluß haben. — Einige Frist und Nachsicht hätten mich gerettet und in den Stand gesetzt meine Verbindlichkeiten etwas später zu erfüllen; aber der Mann, wie alle seines Gelichters hartherzig, hochmüthig, kein anderes Gefühl als für gemünztes Metall habend, verfolgte mich aufs äußerste, beraubte mich meiner Freiheit und ließ mich acht Monate im Schuldgefängniß schmachten. Mein armes Weib und meine drei Kinder litten während dieser Zeit die bitterste Noth; was ich im Gefängniß, wo es mir ganz unmöglich war ihnen die mindeste Unterstützung oder Linderung zu verschaffen, litt, kann ich nicht beschreiben. Endlich gelang es mir durch einige Bekannte eine kleine Summe aufzutreiben, mit der ich einen Theil meiner Schuld an meinen harten Gläubiger entrichten konnte, der mich jedoch nur unter der Bedingung frei ließ, daß ich ihm für den Rest und die aufgelaufenen großen Verhaftungskosten neue Wechsel ausstellen mußte. Aus dem Gefängniß entlassen, fand ich natürlich mein Geschäft zerrüttet, mein Credit war dahin, mein armes Weib und zwei der Kinder kränkelnd; indessen verlor ich den Muth nicht, arbeitete Tag und Nacht und hatte es bald wieder dahin gebracht, daß ich wenigstens die laufenden Kosten unserer dringendsten Bedürfnisse decken konnte. Aber die Verfallzeit der neuen ausgestellten Wechsel rückte heran, und mit ihr nicht die entfernteste Aussicht sie decken zu können, jeder abgelaufene Tag vermehrte meine Angst, meine Sorgen und meine Pein, ich sah das Schuldgefängniß neuerdings vor mir offen, Frau und Kinder, kaum etwas erholt, zum zweitenmal allem Elend und der Verzweiflung Preis gegeben, in der sie diesmal

untergehen mußten. Selbſt die Verzweiflung im Herzen, griff ich in einem Augenblick, wo ich von Gott und den Menſchen verlaſſen war, zu einem deſperaten Mittel, machte einige falſche Wechſel, welche ich in Umlauf zu ſetzen wußte, indem ich hoffte noch vor deren Ablauf ſie auf irgend eine Weiſe einlöſen zu können, und bezahlte mit dem mir auf dieſe Weiſe verſchafften Geld die von mir dem Banquier ausgeſtellten. Aber die Sache kam an den Tag noch ehe ich mir helfen konnte, ich wurde verhaftet, vor Gericht geſtellt, auf die Galeere und zum Pranger verurtheilt. In Toulon angekommen, ſchmiedete man mich mit einem der ausgefeimteſten Böſewichter, der ſchon Raub, Mord und alle mögliche Sünden auf ſeinem Gewiſſen hatte, zuſammen. Was ich hier anfänglich ausſtand vermögen Worte nicht auszudrücken! in dumpfem Hinbrüten verrichtete ich alles wozu man mich antrieb, vergeblich ſuchte mein beſtändiger Kettenkamerad mich durch ſeinen wilden Cynismus, Spott und Hohn aus meiner ſtarren Betäubung zu bringen, ſelbſt Stöße und Schläge des Profoß mit ſeinem eiſernen Stock, um meine Aufmerkſamkeit für ſeine Befehle wach zu erhalten, brachte mich nicht aus meiner Apathie, bis ich eines Tages den Selbſtmord meines armen Weibes und den kummervollen Tod zweier meiner Kinder erfuhr, ſo wie daß man das dritte in eine Armenanſtalt untergebracht hatte. Jetzt erwachte mit einemmal alle meine Thatkraft wieder, ich war für die Lehren die mir mein Kettenkamerad und andere Galeerenſclaven ertheilten nur zu empfänglich. Nur für Ein Gefühl hatte ich noch Sinn, aber dieſes nahm auch mein ganzes Weſen ein, es war das der Rache, Rache gegen Alles was ſich in menſchlicher Hülle bewegte und regte. Auf der Galeere lernte ich nun nach und nach alle Kniffe, Ränke, die raffinirteſten Spitzbübereien, die frechſten und gewandteſten Kunſtgriffe der vollendetſten Gauner, ſo wie alles was zur Ausführung von Raub und Mord dienlich iſt, kennen. Raub- und Mordluſt, und die Sucht Verbrechen aller Art zu begehen beſeelte mich, und einſtweilen gab ich mich allen fleiſchlichen Lüſten meiner experimentirten Kameraden hin. Zwei Jahre hatte ich bereits die Ketten geſchleift, noch ſechs Jahre ſollte ich ſie tragen, als es meinem Kettenkameraden gelang uns beide zu befreien. Dem Arſenal entſprungen, verſteckten wir uns in der Manſarde einer liederlichen Dirne, mit der ſich mein Gefährte ſchon vor unſerer Entweichung in Verbindung geſetzt hatte; ſie ver-

schaffte uns Kleider und Blousen, wir machten uns auf den Weg nach Lyon, unterwegs schon meine auf der Galeere zu Toulon erworbenen Talente mit Hilfe meines Begleiters erprobend und mit Glück anwendend, so daß ich schon mit nicht unbedeutenden Mitteln in Paris ankam und hier meine auf jener Hochschule erworbenen Kenntnisse mit einer wahren Virtuosität und mit einem Hochgefühl wollüstiger Rache ausübte. Der Kanal St. Martin verschlang manches meiner Opfer. Lange paßte ich dem sich in Millionen wälzenden Beutelschneider auf, dem ich das Glück meiner jetzigen Carriere verdankte, ohne so glücklich zu seyn ihm meine Dankbarkeit thätlich beweisen zu können, und als ich eben mit der Ausführung eines in dieser Absicht trefflich kombinirten Plans begriffen war, fiel ich wegen einem erbärmlichen Diamantendiebstahl vermittelst Einbruchs der löblichen Justiz wieder in die Hände und wanderte einige Monate später zum zweitenmal auf die Galeere. Nach einem Jahr, indem ich noch gar manches zur Vervollkommnung meines Handwerks lernte, gelang es mir abermals zu entwischen; durch die Dummheit eines meiner Spiesgesellen wieder eingefangen, besuchte ich zum drittenmal eine dieser trefflichen Lehranstalten unseres die Partheilichkeit des Schicksals rächenden Gewerbes, und zwar die zu Brest; aber auch diese verließ ich nach etwa zehn Monaten wieder, und habe seitdem in dem Departement meiner Heimath mehrere Jahre mein Handwerk mit Erfolg ausgeübt, Paris nur manchmal einen Besuch abstattend, die zu genaue Bekanntschaft mit der dortigen hohen Polizei fürchtend, bis mich endlich vor einigen Monaten mein völlig gelungener Handstreich bei Honfleur in eure Gewalt brachte.

Und nun, meine Herrn Richter, die ihr freilich nur die vollziehenden Maschinen einer unsinnigen Gesetzgebung seyd, nur noch ein paar Worte zu euch, die ihr mit Stolz und Verachtung auf ein Scheusal wie mich herabseht. Es ist wahrlich nicht eure Schuld, daß sich nicht ein jeder von euch und all den hier Anwesenden an meiner Stelle befindet; mit meinen Anlagen geboren, in meinen Verhältnissen, und wie ich vom Schicksal und von unsinnigen Gesetzen verfolgt, würdet ihr wohl denselben Weg eingeschlagen haben und es würde auch euch mein Ende erwarten. Darum laßt euern mir lächerlichen Amtsstolz fahren, ihr seyd Staub und Koth wie ich; ein wenig früher oder später von Würmern gefressen oder die Asche in den Wind gestreut, das ist kaum eines Achselzuckens werth, lächerlich ist mir

längſt die dumme Eitelkeit aller Menſchen, und der Unterſchied vom Thron zum Hoſpital, vom Millionair zum nächtlichen Lumpenſammler iſt keine Nadelſpitze groß, eben ſo unter der Guillotine ſterben oder auf Polſterkiſſen den Geiſt aufgeben. In weniger als einem halben Jahrhundert ſind alle die jetzt hier verſammelt ſind wie weggeblaſen, und wer bekümmert ſich noch darum, ob ſie jemals geathmet, in vergoldeten Salons geſchwelgt, in ſammtnen Thronbetten ihren Lüſten gefröhnt, oder in Hütten und Höhlen, was im Grund alles gleichviel iſt. Was meiner jetzt wartet, weiß ich, und bin längſt darauf gefaßt. Aber ich trotze dem Tod wie ich euern Geſetzen trotze, ich verfluche die Stunde meines Werdens wie die Tage meines Daſeyns, ich verfluche die, welche mich gezeugt und geboren, ſo wie den Urheber alles Seyns, wenn es einen gibt, und ...

— Oho! ließ ſich jetzt die Stimme aus der Menge wieder hören, nun iſt's genug: Herr Präſident, thun Sie Ihre Schuldigkeit.

Als dieſem und den Richtern die Sprache wieder geworden war, wurden die Geſchworenen eingeladen ſich in das Berathungszimmer zu begeben, aus dem ſie nach wenigen Minuten zurückkamen, und einſtimmig ihr »ſchuldig« ausſprachen.

Als dem Verbrecher das Todesurtheil verkündigt worden war, rief er mit vernehmbarer und feſter Stimme aus:

— Narren, die ſich auf das Luſtſpiel meiner Hinrichtung freuen, ſie machen die Rechnung ohne den Wirth. Lebendig beſteige ich das Schaffot nicht.

In den für die zum Tod Verurtheilten beſtimmten Kerker gebracht, klagte der arme Sünder gewaltig über Durſt: man brachte ihm was er zu trinken begehrte, nämlich einen großen Kübel voll Waſſer, legte ihm jedoch die Zwangsjacke an. Er trank faſt unaufhörlich und leerte wenigſtens ein Dutzend Waſſerkrüge.

Den andern Morgen gegen zehn Uhr ſtürzte er leblos nieder.

Bei näherer Unterſuchung fand man, daß ihm die Harnblaſe zerplatzt war. —

Michel und der Teufel waren nach Paris, und zwar auf der Eiſenbahn zurückgekehrt. Erſterer ſagte unterwegs zu ſeinem Gefährten: Gerne hätte ich den Unglücklichen gerettet, aber was hätte ihm das Leben genützt?

— Wir werden ihn in der Hölle wieder finden, wo er noch nicht einer der Gequälteſten ſeyn und die Satisfaktion haben wird,

den Beutelschneider en gros, der ihn dahin gebracht, weit schrecklicher leiden zu sehen.

Um mir die Sache aus dem Sinn zu schlagen, laß uns heute einmal die Salons der sogenannten guten Gesellschaft besuchen.

— Asmodi gähnte.

— Hast Du Schlaf?

— Nur einen Vorschmack von der guten Gesellschaft.

— Auf Augenblicke ist sie mitunter recht kurzweilig, besonders die Pariser.

— Es kömmt darauf an, welche?

— Was sind heute Abend für Salons geöffnet?

— Du hast die Wahl. Bei der Madame Aucelot findest Du eine ziemlich geistreiche Unterhaltung, wenn auch die Gesellschaft gerade nicht sehr zahlreich und auserlesen ist. Im Hotel der auswärtigen Angelegenheiten erblickst Du alle mögliche Uniformen, Sterne und Orden der ganzen Welt, Herr Guizots Feste sind wie alle officielle Feten glänzend traurig. Man drängt sich durch die Massen und erstickt fast vor Hitze. Uebrigens geht es da großartig zu. Du siehst Frauen, die Millionen in den Haaren tragen oder am Hals hängen haben, und die ersten Staatsmänner machen die Honneurs. Willst Du wirklich gute Musik hören, dann mußt du die Soireen des Banquiers Leo, des Wechselagenten Honoré oder der Gräfin Merlin besuchen. Beim östreichischen Gesandten, der Gräfin Appony, herrscht die Steifigkeit der Wiener Rahmetiquette vor; in den sieben prächtigen Sälen des Stadthauses findest Du die hübschesten und liebenswürdigsten Schönen der Hauptstadt, und die Präfektur selbst ist wenigstens recht artig, Herr von Rambuteau hat gute Manieren. Man sieht hier wenigstens die geschmackvollsten Toiletten; aber auch das Gedränge und die Hitze sind ungeheuer, das Eis schmilzt bevor es an den Mann kömmt, und Sorbetti, Madera und Ananaspunsch besleken die köstlichen Möbel und Teppiche. Die Bälle dort scheinen aber Feenfeste der Tausend und einen Nacht. Beim Marquis d'Aligre, bei der Baronin Montaran, beim Grafen Castellan findest Du viel wissenschaftliche Unterhaltung und die Creme der Blaustrümpfe; bei dem Herzog Decazes politische Langweile, bei Madame Aquado und Rothschild parfümirte Ostentation und bisweilen die Italienischen Opernsänger; bei Madame Vankooke große Antiquitäten, bei Herrn Thiers jeden Abend dieselben drei Grazien und gewaltige politische Re-

tamontaden und Kannegiesereien, und allenthalben Zuckerwasser, Eis, Orangeade, Orgeade, Limonade mit und ohne Gaze, framboises und groseilles in Ueberfluß, und in den meisten die Unterhaltung eben so wässerig wie die Erfrischungen.

— Deine Skizzen sind eben nicht sehr lockend; indessen muß ich doch die gute Gesellschaft der Pariser Welt näher kennen lernen, laß uns heute Abend drei oder vier dieser Salons besuchen. Was meinst du, wohin sollen wir zuerst? — Zu Guizot, Rambuteau, Apponyi?...

— Die empfangen heute nicht, dagegen ist große Soiree im Hotel Lambert bei der Fürstin Czartoriska, sodann ist es der Tag der Madame Pankoeke, des Grafen Castellan und des Banquier Delamare.

Michel und Asmodi nahmen nun ein Mittagsmahl in dem Rocher Cancal ein, warfen sich dann in das Costüme der elegantesten Salonslöwen, und begaben sich zuerst in das Hotel des Grafen Castellan in der Faubourg St. Honoré, wo sie, wie immer, mit guten Empfehlungen versehen, willkommen aufgenommen wurden.

Hier fanden sie noch wenig Gäste, doch allmählig füllten sich die Salons mehr und mehr mit den buntesten, burleskesten und sonderbarsten Figuren, unter denen gar manche der komischen Carrikaturen sich durch ihre Affengeberden auszeichnete. Da trat die Marquise L.... ein, eine kleine, fast kugelrunde Gestalt, beinahe so breit als hoch, entblößt bis auf die boutons de roses, mit imitirten Diamanten von der Größe eines Zweifrankenstücks von Kopf bis zu Fuß behangen, so daß sie keuchend der Last fast unterlag. Mit gellender Stimme und schallendem Gelächter verkündete sie ihre Ankunft, die unter allen Anwesenden sogleich ein Geflüster und höhnisches Gelächter veranlaßte. Auf dem Fuß folgte ihr der Vicomte D..., noch eine Schattengestalt aus der Kaiserzeit, dessen Costüme ein seltsames Gemisch der Tracht jener Zeit und der Kleidung nach dem modernsten Zuschnitt war, eben so gemengt war sein Benehmen und seine Sprache. Jener wohlgemästete, gut arrondirte Dickling, der mit einer Schönen am Arm eintrat, die gerade das Gegenstück von ihrem Cavalier war, wurde als Herr v. E.... angemeldet, und war ein Entrepreneur des pompes funebres, die ihn zum Millionair gemacht hatten, er trat mit der allen Parvenüs seiner Art eignen Süffisance auf. Nun wurde die 68jährige wohlconservirte Baronin G.... ange-

meidet, deren Embonpoint und decolletirter Busen und Nacken Dank der rothen und weißen Schminke noch viel erkünstelte Frische verriethen, auch sie strahlte von Edelsteinen. Und so öffneten sich nun Schlag auf Schlag die Flügelthüren und bald war das Gedränge und die Hitze zum Ersticken; denn es gehört jetzt zum guten Ton in Paris, immer dreimal so viel Gäste einzuladen und zu empfangen als man Raum hat, sie mögen nun suchen sich zu placiren so gut sie können; denn die Schande hören zu müssen: es war bei der Gräfin T.... nicht überfüllt, oder bei Herrn J... drückte man sich nicht halb todt, wäre nicht zu ertragen. —

Die Damen begafften, bewunderten, beneideten und musterten sich nun gegenseitig gehörig, an witzelnden Bemerkungen und spöttischen Blicken fehlte es ebenfalls so wenig als an dem eifrigsten Erkundigen nach dem unschätzbarsten, werthesten Befinden derjenigen, mit denen einem der Zufall gerade zusammenführte, und dem theilnehmendsten und aufrichtigsten Bedauern bei etwaiger gehabter Migräne, Schnupfen, Heiserkeit, Husten, und wie die Modekrankheiten alle heißen mögen. Doch dies sind Dinge, die sich in allen Salons wiederholen und gleichen. Jetzt wurde das Zeichen zur Musik gegeben, und nachdem einer der Klavierklopfer en vogue auf das Instrument zum Zertrümmern gepaukt, getrommelt, ja bisweilen mit der ganzen Faust gehörig darauf geschlagen hatte, und unter den admirables, adorables, von denen gar manche wohl detestable sagen wollten, abgat, ersetzte eine junge Dame, eine Anverwandte des Hauses dessen Stelle, und kräht ein halbes Dutzend französischer Romanzen in einem Athem weg, bei denen schwer unterschieden werden konnte, ob die Compositionen, der Text oder die Stimme gehaltloser waren, nur der Vortrag hatte wenigstens etwas Bizarres und Verzerrtes und mochte wohl auf Augenblicke unterhalten. Auch hier fehlten die donnernden bravis, die admirables ꝛc. nicht, und nachdem einige Erfrischungen herumgereicht waren, trat ein junger Löwe auf, um witzig seyn sollende Sprechlieder hören zu lassen, die wenigstens die Lachmuskeln der Damen durch ihre zweideutigen Albernheiten in Bewegung setzten.

Michel, neben Asmodi in einem Winkel sitzend, gähnte gewaltig, und der Teufel war gar eingeschlafen. — Sein Befreier weckte ihn durch einen etwas unsanften Rippenstoß.

— Nun was giebts?

— Schämst Du Dich nicht, in einem der ersten Pariser Salons zu schlafen. —

— Die bezaubernde Kraft dieser Musik hat selbst den Sieg über meine höllische Natur davongetragen.

— Bei mir hat sie es nur bis zum Gähnen gebracht, laß uns weiter gehen.

Beide schlichen davon und musterten einige Minuten darauf die in den Salons des Banquiers Delamares tanzenden Schönen.

— Kein einziges hübsches, junges, frisches Mädchengesicht unter all diesen Gruppen, gähnte Michel bald wieder.

— Du weißt doch daß man die jungen Mädchen in der guten Pariser Gesellschaft nie einführt, bevor sie aufgehört haben solche zu seyn, da man sie in der Regel in ihren Pensionen oder Klöstern bis zu ihrer Verheirathung läßt, und nur ausnahmsweise in manchen Salons die Töchter vom Hause als Sing- oder Claviervirtuosinnen den Soireen beiwohnen dürfen.

— Ein einfältiger Gebrauch; diese sich über alles wegsetzenden, vorlauten und naseweisen Frauen sind mir zuwider, ich hätte Lust und ...

— Laß uns zur Madame Pankooke eilen, dort geht in wenig Augenblicken eine pikante Scene vor.

Die beiden Gesellen spazierten in den Galleriem und Cabinetten des seligen Pankooke auf und nieder, in denen Michel besonders das Uhren- und Raritätenkabinet bewunderte, auch die Mosaiktische, egyptische und römische Alterthümer fesselten seine Aufmerksamkeit. Sie traten nun in den großen Salon, in welchem soeben eine Dame unter dem rauschendsten Beifall ein Concert auf einem Violoncello beendigte, zu dem sie eine andere Dame auf dem Horn accompagnirt hatte. Hierauf declamirte ein Blaustrumpf ein Gedicht über den Esprit der Mode, indem selbst aber kein Fünkchen von Esprit zu entdecken war.

Als auch dies beendigt war, trat Madame Pankooke mit den Worten vor einen russischen Fürsten:

— Erlauben Sie mir daß ich Ihnen eine Landsmannin aus St. Petersburg vorstelle, die Gemahlin unsers berühmten Klaviervirtuosen und Componisten H.... H....

— Recht gern, Madame, Sie werden mich unendlich dadurch verbinden, antwortete der Fürst.

Madame Pankooke nahm nun den Prinzen bei der Hand und

führte ihn zum Lehnstuhl, in welchem Madame H..... H..... mit reizender Nonchalence ruhte, und sagte:

— Hier, mein Prinz, Ihre liebenswürdige Landsmännin.

Der Russe drehte sich ohne ein Wort zu sprechen auf dem Absatze herum, der Dame im Armstuhl den Rücken zuwendend, die eine Ohnmacht anwandelte, und der sogleich ein paar Dutzend Riechfläschchen unter die Nase gehalten wurden.

— Ach mir ist sehr übel, stöhnte sie endlich, man bringe mich nach Haus — Und es geschah was sie begehrte, ihr trostloser Gatte ließ vorfahren, brachte seine theure Ehehälfte nach Haus, und die Gesellschaft der Madame Pankooke war für diesen Abend des Spiels des Herrn H..... H..... beraubt.

— Aber, mein Herr, was haben Sie gemacht? sagte Madame Pankooke, dem russischen Fürsten nacheilend, welches Benehmen...

— Madame, Sie haben mir das entlaufene Weib meines Schneiders in St. Petersburg vorgestellt.

— Unmöglich, Sie irren, es ist die Gattin des Herrn H..... H....., er hat dies der ganzen guten Gesellschaft von Paris durch lettres de faire part (Mittheilungsbriefe) mitgetheilt.

— Das letztere ist wohl möglich, aber das erstere nicht wahr. Die Dame ist ihrem Manne, einem der reichsten Schneider in St. Petersburg, in Baden entlaufen, wo sie sich für eine russische Gräfin ausgab, und folgte Herrn H..... H..... nach Paris.

Madame Pankooke schien einen Augenblick der Sprache beraubt, doch faßte sie sich bald wieder und sagte: aber die Dame wird in allen guten Salons, selbst in denen des Präfekten empfangen, wie ist's möglich daß sie sich erdreisten könnte...

— Ich werde Ihnen die Wahrheit meiner Aussage beweisen, Madame, sagte der Russe etwas empfindlich. Und er hielt Wort.

Herr und Madame H..... H..... sind seitdem in den Pariser Salons unsichtbar geworden, auch haben andere Claviervirtuosen wie Chopin, Rosenhain, Wolf ꝛc. H..... überflügelt, den die veränderliche Modegöttin im Stich gelassen hat.

— Nun, sagte ich Dir nicht, daß Du hier einer pikanten Scene beiwohnen würdest? sagte Asmodi zu Michel.

— Sie war wenigstens ziemlich komisch, antwortete der Letztere.

Dieser für die Dame des Hauses höchst unangenehme Vorfall hatte eine kleine halbstündige Störung veranlaßt, während welcher man sich nur von der unerhörten Frechheit der Madame H....,

wie man ſie noch immer nannte, unterhielt, worauf man durch etwas gelähmte Muſik die Gäſte auf andere Gedanken zu bringen verſuchte, was aber nicht ſo ganz gelingen wollte. Man hatte dieſen Abend reichhaltigen Stoff zur Unterhaltung.

— Wir wollen weiter, ſagte Michel zum Asmodi.

— Gut, in die vierte Soiree, je mehr in einem Abend deſto beſſer, denn es gehört ja zum guten Ton, ſich an demſelben Abend oder vielmehr in derſelben Nacht ſoviel wie nur möglich in verſchiedenen Salons zu produciren; eine ächte Modedame der Pariſer Welt läßt es nicht ohne das halbe Dutzend abgehen, und ſingt in jedem eine Romanze, oder tanzt in jedem eine Polka, Quadrille oder Mazurka. Alſo ins Hotel Lambert.

Die Fürſtin Czartoriska nahm die fremden Gäſte um ſo willkommener auf, da ſich ihr der Teufel als vornehmer Landsmann vorſtellte, und ſie führte ihn ſogleich zu ihrem Gemahl, dem Fürſten Adam, der ſich bald eifrig von den polniſchen Angelegenheiten mit ihm unterhielt, und dabei den Wunſch blicken ließ, noch vor ſeinem Ende an der Spitze eines neugeborenen Polenreichs zu ſtehen, während die geiſtreiche Fürſtin Czartoriska die Schönheiten und Alterthümlichkeiten des Hotel Lambert bewundern ließ, das beſonders durch ſeine Malereien und Voltaires Aufenthalt in demſelben eine gewiſſe Berühmtheit erlangt hat.

Hier unterhielt ſich Michel noch am beſten, da ihn Chopins wirklich ſchönes Clavierſpiel und der in der That herrliche Geſang einer deutſchen Dame entzückte. Doch Mitternacht war bereits vorüber, und Asmodi fragte ſeinen Schützling, wie ihm dieſe Proben von der guten Geſellſchaft behagten. Als Probe mag es hingehen, ſich aber immer und täglich in dieſer Atmoſphäre zu bewegen, wo man nur nichtsſagende Worte und Reden, abgedroſchene Complimente und banale Theilnahmsbezeigungen hört, bei denen man eben ſo wenig denkt als fühlt, möchte wohl den Tod durch Langeweile herbeiführen. Um unſer Tag- oder Nachtwerk würdig zu ſchließen, möchte ich noch einer recht heitern und luſtigen Geſellſchaft, da wo es jovial und ein wenig ungenirt zugeht, beiwohnen.

— Dann müſſen wir ins Palais Royal zu den frères provençaux, dort iſt heute die Elite der Pariſer Libertins, der Journaliſten- und Künſtlerwelt und was ihr anhängt, bei einem ſplendiden Bankett verſammelt.

Vom Hotel Lambert bis zum Palais Royal war nur ein

Schritt für unsere Unzertrennlichen. In die Salons der frères provençaux eintretend, erblickten sie an einem Ende derselben eine ausgelassene Gesellschaft von Herren und Damen bei einem lukullischen Mahl; unter den Damen waren Mademoiselle Rachel, Mademoiselle Duplessis vom französischen Theater, Mademoiselle Dobré, die Tänzerinnen Fitzjames und Charlotte Grisi von der großen, und Anna Thillon von der komischen Oper, Mademoiselle Dejazet, Demoiselle Desirée vom Gymnase, und die wilde spanische Tänzerin Lola Montés von der Porte St. Martin; unter den Herren bemerkte man hauptsächlich die Redakteure der Theaterberichte in den gelesensten Pariser Journalen, und mehrere der beliebtesten Romanschreiber und Modepoeten du jour, nebst einigen Journalisten. Emil Girardin, Alexander Dumas, dessen Sohn, Gonzales, Achard, Arnauld, Cassagnac sind unter der Zahl der männlichen Gäste.

Michel und der Teufel in den Salon tretend, gaben sich ein ächt russisches Ansehen, und beide hatten sich mit den Ordenszeichen des höllischen Großkreuzspinnenordens, in prachtvolle Diamanten von fast überirdischer Größe gefaßt, geschmückt.

Alle Augen der lustigen Gesellschaft waren auf die Eintretenden gerichtet, die Damen besonders zischelten und flüsterten sich einander in die Ohren.

— Eine Bowle Kaiserpunsch, befahl Michel dem »was befehlen die Herren?« fragenden Garçon.

Prächtig flammend wurde der Punsch sogleich servirt.

Michel lorgnirte die Damen und sagte zum Teufel:

— Wahrhaftig eine hübsche Gesellschaft.

Unterdessen wurde die Unterhaltung der Literatur- und Kunstversammlung immer lebhafter, lauter und ungenirter, man witzelte, stichelte, ließ geistreiche Erfindungen, vulgo Lügen genannt, vom Stapel, hechelte manche Finanznotabilitäten, über deren verliebte Anträge man sich lustig machte; Schlüpfrigkeiten und Zweideutigkeiten würzten ebenfalls von Zeit zu Zeit das Mahl, und Michel mußte gestehen, daß auch der hypochondrischste Griesgram hier keine Anwandlung von Langerweile hätte bekommen können.

Am Tische war man beim Dessert angekommen; einige der Herren schlugen eine Partie Lansquenet vor, die meisten Damen wünschten zu tanzen, beides ging rasch in Erfüllung, nur wenige

Herren blieben am Speisetisch, sitzend dem Gott Bacchus vom Cap und Vesuv mit Constanz und Lacrimä Christi huldigend.

Man eröffnete den Tanz mit einer Chorquadrille, wobei ein Theil der Herren und Damen das Pianofortespiel mit ihrem Gesang begleiteten, was den Tanz der übrigen sehr animirte, und die Zecher brachten fröhliche Toaste aus; am andern Tische des Salons klirrte das Gold, welches das Lansquenet rasch von einer Hand in die andere, aus einer Tasche in die andere wandern machte.

Nach beendigter Quadrille wurde eine Polka begehrt, und Michel forderte die reizende Demoiselle Duplessis zum Tanze auf, während sich der Teufel diese Ehre von der Lola Montés erbat. Dem Antrage beider wurde mit Vergnügen und recht graziös gewillfahrt, obgleich einige der anderen Herren etwas scheel dazu sahen, woran sich jedoch unsere Gesellen wenig kehrten, es nicht zu bemerken schienen, den Schönen mit denen sie tanzten fast auffallend den Hof machten, und gerade nicht zurückgewiesen wurden.

Nach beendigter Polka nahm Arnauld Mademoiselle Duplessis in Empfang und an den Arm, und es entspann sich ein zwar leises doch aber lebhaftes Gespräch zwischen den beiden. Lola Montés aber, welche Roger Beauvoir ad coram nehmen wollte, lachte ihm ins Gesicht und hing sich von Neuem dem Teufel an den Arm.

— Beauvoir den das verdroß, wollte sie nochmals zur Rede stellen, aber Lola versetzte:

— Höre, mein lieber Roger, ich bin in Berlin unter den Linden mit einem preußischen Gensdarmen, der ein ganz anderer Kerl war wie Du, fertig geworden, (hiebei machte sie eine leicht zu erklärende Bewegung), mit Dir würde ich nöthigenfalls noch ganz anders umspringen.

Ein Schnippchen schlagend und eine Verbeugung machend drehte sie ihm den Rücken und zog den Teufel mit sich fort an den Spieltisch.

— Mein Herr, spielen Sie Lansquenet? fragte sie Asmodi daselbst angekommen.

— Allerdings.

— Dann lassen Sie uns moitié machen, unser Glück probiren, ich habe aber kein Geld bei mir, Sie müssen einstweilen für mich auslegen.

— Mit Vergnügen, lächelte der Teufel, und beide saßen am Spieltische.

Asmodi hielt fünf und zwanzig Louisd'ors, verlor; verdoppelte, verlor wieder; verdreifachte, verlor noch einmal, und Lola sah ihn bedenklich an.

— Sey ruhig, liebes Kind, wir werden uns schon rattrapiren. Als die Reihe der Bank an ihn kam, legte er fünf Bankbillets, à 1000 Franks, auf einmal auf.

Sie wurden gehalten und er verlor wieder.

Lola und die andern hatten das dick mit französischen Bankbillets angeschwollene Portefeuille des vermeintlichen Russen bemerkt, der bald eine runde Summe von fünfzig tausend Franken verloren hatte, und dabei fortwährend lächelte.

— Ach, was hätte ich mir für Shawls und Schmuck für das Geld anschaffen können, seufzte Lola.

— Geduld, mein Kind, das Spiel ist ja noch nicht zu Ende, wir dürfen den Muth nicht verlieren!

Unterdessen hatte der Tanz wieder begonnen, und Michel walzte diesmal mit der äußerst niedlichen und geistreichen Desirée vom Gymnase, an d dieser nicht ohne Glück und zum großen Aerger Achards den Hof machend.

Am Spieltisch wurde es immer lauter, es standen fortwährend große Summen auf dem Spiel, das Glück hatte sich gewendet, und die Compagnie Lola Montés und Asmodi fingen an gute Geschäfte zu machen.

Michel und Demoiselle Desirée ließen sich ebenfalls beim Spieltisch nieder, auch die Rachel pointirte, und Mademoiselle Duplessis nebst Herrn Arnauld hatten sich hinter Lola und Asmodi als Zuschauer placirt.

In Kurzem hatte der Teufel nicht nur seinen Verlust wiedergewonnen, sondern auch einige dreißig Tausend Franks dazu, und Lolas Antlitz strahlte freudig.

Michel spielte mit gleichem Glück, und Achard brummte in den Bart: hol der Teufel diese Kosacken; auch er fing zu spielen und zu verlieren an.

Eben so unglücklich spielte Alexander Dumas. Die Beutel mehrerer der Herren Journalisten und Feuilletonisten waren schon geleert.

Sie verlangten aufs Wort zu spielen, was ihnen Asmodi und Michel auf das großmüthigste gewährten.

Aber Fortuna war und blieb den Verlierenden, die nun ver-

doppelten und verdreifachten, fortdauernd ungünstig, und bald schuldeten sie enorme Summen und sahen sich einander verlegen an.

— Meine Herren, fahren sie fort, ich halte ihnen jede beliebige Summe, sagte Michel.

— Das glaube ich, erwiederte ein gewisser Roger, als Klopfechter und Raufbold bekannt und gefürchtet. Dies geht nimmermehr mit rechten Dingen zu.

— Wie meinen Sie das? fragte Michel, erklären Sie sich deutlicher, wenn ich bitten darf.

— Nehmen Sie es wie Sie wollen, antwortete der Raufbold.

— Allerdings scheint hier der Teufel seine Hand im Spiel zu haben, setzte Alexander Dumas hinzu.

— Die Gesichter dieser Herren haben mir längst mißfallen, sagte Achard.

— Das müssen wir freilich recht sehr bedauern, versetzte Michel, wir haben aber nun einmal keine andern, was kann man da machen?

— Ich finde das meines Compagnons eben so übel nicht, meinte Lola.

Der Teufel verneigte sich verbindlich gegen die spanische Schönheit.

— Mit diesem Scherz ist es noch nicht abgemacht, sprach nun der Klopfechter, ich habe behauptet daß es hier nicht mit richtigen Dingen zugeht, und den beiden Herren auf ihre Frage: was ich damit meine, geantwortet, daß sie es nehmen könnten wie sie wollten.

— Wohlan, wir nehmen es nicht so genau, höhnte Asmodi, lassen Sie uns fortspielen, forttanzen und die Liebenswürdigkeit der Damen bewundern.

— Holla, damit ist es nicht abgemacht, rief der nun immer dreister werdende Roger.

— Nein, damit ists nicht abgemacht, stimmte ihm Achard bei, und wir wollen wissen mit wem wir es zu thun haben, setzte Alexander Dumas hinzu.

— Ja, ja, das wollen wir wissen, fielen noch mehrere Stimmen ein, während einige Andere und besonders die Damen sich bemühten Ruhe und Friede zu erhalten.

— Damit sie dies wissen, hier unsere Karten und Adressen, sagte Asmodi, und warf zwei Visitenkarten mit russischen Namen und goldnen Fürstenkronen auf den Tisch.

— Gut, meine Herren, sagte Roger, morgen früh werden Sie das weitere von mir hören.

— Soll mich freuen, versetzte Asmodi; damit Sie aber sehen daß uns nicht um Ihr Geld zu thun ist, so schenke ich Ihnen alle Summen, die Sie aufs Wort an mich und meinen Gefährten verloren.

— Wie generös, sagte Lola, dazu gebe ich meine Einwilligung nicht.

— Ha, welche unverschämte Beleidigung! ließ sich Dumas Sohn vernehmen.

— Die Herren haben gut schenken, meinte Achard, sie können mit dem zufrieden seyn, was sie baar mitnehmen.

Der Teufel warf einen ganzen Haufen Gold und einen Bündel Bankbillets auf den Tisch und sagte: da theilt Euch darein, Ihr Gesindel.

Aber Lola rief: sind Sie toll! und raffte den ganzen Schatz zusammen, ehe die andern zur Besinnung kamen.

Sich gegen Roger, den Raufbold und einige Andere wendend, sagte Asmodi:

— Ihr wollt Euch also schlagen, gut, doch muß ich Euch sagen, daß sowohl ich als mein Freund nur schlechte Fechter und ebenso schlechte Schützen sind, und wir deswegen nur ein Pistolenduell **à la Prussienne** annehmen können.

— Was nennen Sie à la prussienne? fragte Roger.

— Von zwei Pistolen wird nur eine geladen, die beiden Duellanten losen, wer zuerst eine der schon armirten Pistolen ergreifen soll, der das kürzeste Loos hat, nimmt die übriggebliebene; beide stellen sich ohne zu wissen wer die geladene Waffe hat, einander gegenüber, jeder hält die Mündung seiner geladenen Waffe gerade auf das Herz des Andern, bei dem Commando »Feuer« drücken beide zugleich ab, aber nur Einer bleibt stehen, der Andere stürzt todt nieder.

— Dies ist bei uns in Frankreich nicht Sitte, sagte Roger etwas bedächtig.

— Bedaure, erwiederte Asmodi, aber ich schlage mich nicht anders.

— Leere Ausflucht, versetzte der Raufbold wieder etwas dreister; wenn man beleidigt hat, muß man sich, um Genugthuung zu geben, in die Gebräuche des Landes fügen, in dem man sich befindet.

— Ja, ja, das muß man, ſtimmte Achard, die beiden Dumas und einige andere bei.

— Das muß man nicht, fiel Lola zürnend ein, und ich habe es in Berlin und Paris bewieſen.

— Uebrigens wurden wir zuerſt beleidigt, meinte Aömodi, den Herren gefallen unſere Geſichter nicht, was können wir für dieſes Unglück und unſer Ausſehen. Die ganze Sache iſt im Grunde nicht werth daß man ſo viel Aufſehen davon macht, ich dächte wir vertrügen uns und gingen in Frieden auseinander.

— Das wäre wohl das Klügſte, meinten Lola und die andern Damen.

— Nein, ſo wohlfeilen Kaufs kommen die Burſchen nicht davon, rief der Klopfechter, und ſtellte ſich mit der ausgezeichnetſten Frechheit dicht vor den Teufel und ſagte ihm unter die Naſe:

— Mein Herr, Sie ſind ein H...

Der Teufel lachte, der Andere wiederholte ſein Schimpfwort.

— Ich ſehe wohl daß man mich hier mit aller Gewalt dazu bringen will, mich um jeden Preis zu ſchlagen; da ich mich nun aber einmal nicht ſchlagen will, ohne zu wiſſen weshalb und warum, ſo erlauben Sie mir Ihnen vorerſt, damit Sie auch einen vollgültigen Grund zum Duell haben, die gute Meinung die ich von Ihnen habe, mitzutheilen, dann ſtehe ich mit jeder beliebigen Waffe zu Dienſt.

Ihr ſeyd, mit einigen Ausnahmen, ſammt und ſonders ein ſauberes Geſindel, namentlich der muthige Klopfechter da, dem ich nur ins Gedächtniß rufen will, wie man zu Brillantnadeln, goldnen Uhren und Diamantringen kömmt, und der die feigſte Canaille iſt, ſobald er ſeinen Meiſter gefunden zu haben glaubt, und Ihr, Herr Marquis de la Pailletterie, der würdige Sprößling einer Negerſclavin, der große Beſitzer der erſten Romanfabrik Frankreichs, habt Ihr ſchon Florenz vergeſſen? Ihr geht Euerm Sohne mit trefflichem Beiſpiel voran! und Herr Achard, ſchämt Ihr Euch nicht Eure Frau mit drei Kindern im Stich und Elend zu laſſen, und auf die hübſche Deſtrée eiferſüchtig zu ſeyn? und Ihr, deren Gewiſſen ſo feil iſt wie Eure Federn, fuhr Aömodi fort, ſich zu Caſſagnac und einigen andern Journaliſten wendend, die ſich am meiſten an den Laden gelegt hatten, ich thue Euch allen große Ehre an, wenn ich Euch der Reihe nach ein Denkzeichen gebe. Doch damit Ihr ſehet daß es mir ernſt iſt mich mit Euch zu ſchlagen, ſo mögen

die Quelle gleich hier vorangehen, für die Waffen, ein paar treffliche Rapiere, habe ich schon gesorgt.

Hier flüsterte der Teufel dem Michel zwei Worte ins Ohr, der sich entfernte und im nächsten Augenblick wieder mit ein paar blanken Rapieren ins Gemach trat.

Asmodi machte nun Anstalt sich zu schlagen, und bat die Damen und Herren einen Kreis zu schließen, um nach echt ritterlicher Sitte den Zweikampf auszufechten.

Die Damen baten jedoch sich entfernen zu dürfen oder das Duell bis auf den andern Morgen aufzuschieben, da sie kein Blut sehen könnten; aber der Teufel nahm keine Raison an, und sagte mit höllischer Galanterie zu den Schönen:

— Seyn Sie unbesorgt, meine liebenswürdigen Engel, es wird so hart nicht werden, ich verspreche Ihnen daß Keiner auf dem Platz bleiben oder außer Stand gesetzt werden soll sich auf seinen Beinen nach Haus zu begeben. Placiren Sie sich, wie es echten Ritterdamen gebührt, denn dies sind Sie doch unbestreitbar, da Sie jede ihren Ritter haben.

Die Damen mußten sich nun in einen weiten Halbkreis setzen, und Mademoiselle Rachel, Duplessis und Charlotte Grisi wurden vom Teufel zu Schieds- und Kampfrichterinnen ernannt und mußten ihre Plätze obenan nehmen.

— Nun, meine Herren, wer kein Hasenfuß ist stelle sich mir gegenüber, sagte Asmodi, und ersuchte den Raufbold Roger, eines der Rapiere zu nehmen, indem er zu ihm sprach: eigentlich bist Du die Ehre die ich Dir erzeige, mich mit Dir zu schlagen, nicht werth, indessen kann Dir eine gute Lektion und ein kleines Denkzeichen nichts schaden.

Man hatte zwar gegen Stunde, Ort und Zeit Einwendungen gemacht, die Asmodi jedoch so nachdrücklich zu widerlegen wußte, daß man sich wohl in seinen Willen fügen mußte.

Die Reihe kam zuerst an den Klopfechter.

Er stellte sich in Positur, legte aus, der Teufel parirte, rief: gare le Nez, versetzte ihm einen Hieb ins Gesicht, durch den der untere Theil der Nasenspitze, von dem Rest getrennt, herabfiel und das Blut den Boden färbte, zugleich schlug er ihm das Rapier aus der Hand, daß es zehn Schritte weit niederfiel.

Die Fitzjames sprang mitleidig hinzu, ihr kostbares Taschentuch

à 500 Franks opferud, und verband mit Hülfe Gassagnacs die gewaltig blutende und klaffende Wunde.

— Nun ist die Reihe an Ihnen, Herr Marquis de la Pailleterie. (Alexander Dumas.)

Der Marquis deprecirte.

Achard machte es eben so.

Gassagnac entschuldigte sich mit Herzweh

Girardin sagte: er habe geschworen keinen zweiten Mord auf sein Gewissen zu laden.

Die Lektion war zu derb gewesen, es wollte Niemand mehr anbeißen.

— Wohlan, so laßt uns mit einem lustigen Kehraus das Fest beendigen.

Der Verwundete wurde weggebracht, und viele der Herren, besonders die Geforderten entfernten sich unter dem Vorwande ihn zu begleiten, und waren froh mit heiler Haut davonzukommen. Der Teufel hole die verdammten Russen, murmelte Achard im Abgehen.

Ein wilder Cotillon beschloß die Fete.

Der Teufel und Michel brachten die Damen Lola und Desirée in einer eleganten Equipage nach Haus, und empfahlen sich zu deren großen Verwunderung nachdem sie dieselben an ihren Wohnungen abgesetzt und Ersterer der Spanierin noch ihren Antheil am baaren Gewinn redlich zugestellt hatte.

— Nun hast Du die gute und die lustige Pariser Gesellschaft kennen gelernt, sagte Asmodi sich von seinem Gefährten trennend und in die infernalische Ruhe begebend. A demain.

Als den andern Morgen der Hinkende vor Michels Bett stand, redete ihn dieser mit den Worten an:

— Wir müssen heute unsere Sternenreise antreten.

Der Teufel stutzte.

— Was bedenkst Du dich? fragte Michel.

— Eine Sternenreise, das ist wahrhaftig selbst für den Teufel keine Kleinigkeit, Spaß dagegen die Höllenreisen.

— Wie so?

— Bedenke doch die ungeheure Entfernung.

— Das ist Deine Sache.

— Wohl, wir müssen sie abkürzen.

— Wie das?

— Höre, mich außerhalb eurem Planetenſyſtem zu begeben iſt mir ohnehin nicht vergönnt, denn in den andern iſt auch eine ganz anders organiſirte Welt, und jedes derſelben hat auch ſein eigenes Höllenreich, in welchem kein Teufel einen aus einem andern Syſtem duldet; auch in die Sonne kann ich mich ebenſo wenig als in einen andern Fixſtern begeben, dorthin können nur die filtrirten, ganz rein geläuterten Geiſter dringen, zu denen wir beide leider nicht gehören. Dich durch die untern Planeten, den Uranus, Saturn, Jupiter, die Pallas, Ceres, Juno, Veſta und den Mars zu ſchleifen, lohnt ſich wahrlich nicht der Mühe, und wäre nur ein ungeheurer Zeitverluſt, denn mit all meiner Höllengeſchwindigkeit gingen doch Jahre darüber hin, womit Dir wohl auch nicht gedient ſeyn möchte. Ich will Dir alſo mit wenig Worten die Zuſtände dieſer Planeten ſchildern, worauf wir unſere Reiſe nach der Venus und dem Merkur antreten können.

Im Uranus herrſcht nur eine Farbe, die ſchwarzgraue, alle dort vorhandenen Gegenſtände haben ſie, und befinden ſich in ewiger Dämmerung. Der ganze Planet iſt eigentlich nur ein ungeheures Chaos, in dem ſich ungeſtaltene Maſſen bewegen, keine Elemente ſind geſondert, ſondern alles in einem grauenvollen Durcheinander, doch befinden ſich mitten unter dieſen faſt geſtaltloſen Maſſen andere Klumpen, welche die Ahnung eines Bewußtſeyns und eine Art Willen, jedoch ohne Sinne haben; in ihnen liegen die Keime der Seelen anderer Weſen verborgen, die nach einer beſtimmten Zeit in den Saturn übergehen. Hier iſt die Dämmerung etwas lichter, die Finſterniß weniger düſter, die Umriſſe der Maſſen treten deutlicher hervor, der Farben gibt es zweierlei, ſchwarz und braun, eine Gattung lebender Weſen iſt vorhanden, deren Organiſation polypenartig iſt, und die nicht ganz ohne Gefühl ſind. Das wenige Geiſtige was ſich in den Klumpen des Uranus befand, iſt etwas vervollkommneter in ſie übergegangen. In dem Jupiter findeſt Du ſchon dreierlei Urfarben, nämlich zu denen des Saturns geſellt ſich noch die blaue hinzu, auch nimmt man ungeheure Berge und unermeßliche Thäler, jedoch noch kahl, pflanzen- und gewächslos, daſelbſt wahr; die ſich hier bewegenden Weſen bedürfen ſchon der Nahrung, die ihnen eine Art Erde gibt; der in ihnen lebende Geiſt hat ſchon etwas thieriſches an ſich, ein gewiſſes Gefühl eines höhern Berufs, und geht beim Abſterben ſeines Körpers in die Pallas über, wo dem Körper den er nun

belebt, ſchon der Sinn des Geſichts geworden: das Farbenſpiel durch das Roth vermehrt, wird außer Bergen und Thälern auch ungeheuren, baumartigen, dunkelblauen Stauden zu Theil, welche den in dieſem Planeten lebenden Weſen die Nahrung liefern. In der Ceres giebt es ſchon mit einer Art Beine herumkriechende Geſchöpfe von verſchiedenen Geſtalten, den Farben hat ſich noch das Gelbe zugeſellt und das Bewußtſeyn der Geſchöpfe tritt immer deutlicher hervor. In der Juno und Veſta iſt alles weiter ausgebildet, das belebende Grün ſchmückt die Ebenen und Höhen, doch ſind Pflanzen und Geſchöpfe noch immer ſo geformt, daß ſie euch Menſchen auf der Erde als wahre Scheuſale vorkommen würden, obgleich das Geiſtige der letztern ſchon einen gewiſſen Grad von ſinnlicher Bildung verräth. Im Mars endlich ſind die Geſtalten, welche den Geiſt der zukünftigen Menſchen auf Erden, und die, welche den der irdiſchen Thiere bergen werden, vollkommen unterſchieden. Erſtere haben nun auch ſchon das Bewußtſeyn des Guten und Böſen in ſich, würden jedoch auf eurer Erde noch immer für wahre Ungeheuer, wenigſtens für widerliche Mißgeburten gelten, ſo wie alle anderen Gegenſtände Grauen erregen würden. — Alle Farben, nur das Weiße ausgenommen, ſpielen hier. — Höre Asmodi, unterbrach Michel ſeinen Beſchützer jetzt, ich glaube Du hältſt mich zum Narren, und willſt mich mit Kindermährchen und Ammen-Albernheiten einlullen.

— Da haben wir wieder das naſenweiſe Menſchenkind: ſagt ihm ein armer Teufel die einfache klare Wahrheit, Möglichkeit oder Wahrſcheinlichkeit in dürren, Jedermann verſtändlichen Worten, dann ſind es Ammenmährchen, Albernheiten; wenn ihm aber ein gelehrter Philoſoph den furchtbarſten Unſinn, in ein ſogenanntes Syſtem eingeſchachtelt, in endloſen, unverſtändlichen Gedanken und geiſtloſen Phraſen eingewickelt, deren nebelhaften Sinn oder vielmehr Unſinn kein Menſch, nicht einmal der Verfaſſer ſelbſt verſteht oder zu entziffern vermag, vorkaut, o dann, dann ſieht der gelehrte und ungelehrte Troß die höchſte Sublimität, die tiefſte Weisheit in dem chaotiſchen Wuſt. — Glaube was du willſt, ich beharre nun einmal auf meinem Syſtem, ſo gut wie Fichte, Schelling, Hegel ꝛc. auf dem ihrigen, und ich fordere all Deine ſpekulativen Geiſter kühn heraus, mir zu beweiſen daß es irrig iſt. — Doch, um dir zu beweiſen daß es wahr iſt, laß uns ſogleich die Reiſe in die Venus antreten.

— Aber ſollten wir nicht noch vorher den Mond beſuchen? ich möchte dieſen Trabanten, über den unſere Gelehrten und Aſtronomen ſchon ſo viel gefaſelt und geſchrieben haben, wohl kennen lernen.

— Das hat vorerſt noch Zeit, Du möchteſt mir ſonſt vor der Zeit mondſüchtig werden, wir wollen dieſe Reiſe auf ſpäter verſchieben.

— Alſo zur Venus.

— Zur Venus.

Und unſere beiden Geſellen ſchlugen durch einen Schornſtein des Hôtel des princes den kürzeſten Weg nach der Venus ein.

Trotz aller Geſchwindigkeit des Teufels brachten ſie doch gute vier und zwanzig Stunden auf dieſer Reiſe zu. —

Aber welche Augen machte unſer Michel, als er ſich endlich auf dieſem glänzenden Stern niederließ! welche neue, nie geahnte Gegenſtände, Weſen, Formen, Farben und Geſtalten ſah er nicht, für die ſeine arme irdiſche Sprache weder Worte noch Ausdrücke hatte, da ſie auf Erden nicht exiſtiren und keine Einbildungskraft ſie ſich vorzuſtellen vermag, da der grobſinnliche Menſchenkörper unſerer Erde ſich keine Begriffe davon zu machen im Stande iſt. Man konnte dieſe Weſen keine veredelten Menſchengeſtalten nennen, denn ſie hatten wenig oder nichts von dieſen, ſondern es waren ganz eigne, auf Erden unbekannte, aber höchſt edle Formen, denen auch unſer feinſter Aeſthetiker keine Benennung zu geben wüßte. — Landſchaften, Gewächſe, Wälder, Berge, dies war zwar alles vorhanden, doch auch in ganz andern Formen und Farben als die, welche man auf Erden gekannt, und alles in der reinſten Harmonie mit den lebenden Weſen. Eben ſo die Nahrung dieſer Weſen, welche nie das mindeſte Ekel erregende enthielt, und ſogar nachdem ſie ſie wieder von ſich geben, ſtatt gleich menſchlichen Excrementen widerlich und ekelhaft zu ſeyn, einen unendlich wohlriechenden Parfüm und Duft verbreiten. — Von Zeit zu Zeit ſah Michel ein paar ſolcher Geſtalten innig verſchlungen ſich in einer Art Nebelwolke von der glänzend ſchimmernden Farbe ſchwebend in den Lüften erheben, worauf himmliſche Töne erſchallten, die eine irdiſche Feder eben ſo wenig zu beſchreiben und zu benennen, ein irdiſches Ohr zu faſſen vermag, als alle Sprachen der Erde, von der Sanſcritt und der exaltirteſten orientaliſchen Blumenſprache bis zur lieblichſten Poeſie der italieniſchen, keine Ausdrücke dafür

haben. Asmodi belehrte ſeinen Schützling, daß dies der Zeugungsact dieſer Weſen ſey, der, weit entfernt etwas Unreines oder Beſchämendes zu haben, hier eine höhere Feier ſey, und die Geburt dieſer Geſchöpfe nur wenig Augenblicke nach dieſer Handlung ſtatt finde; in der That ſah Michel die zu zwei Emporgeſchwungenen zu drei Weſen wieder herabſteigen. Dieſe Geſchöpfe altern nie, fuhr der Hinkende fort, ihre körperlichen und geiſtigen Kräfte, ihr Ausſehen und ihre Formen bleiben immer dieſelben bis an ihr Hinſcheiden, das man keinen Tod nennen kann, da es nur ein im höchſten Entzücken ſtattfindendes Entſchlummern iſt. —

— Aber wer ſind denn dieſe Geſchöpfe eigentlich, wo ſtammen ſie her?

— Dies ſind die Seelen der guten Menſchen auf Erden, die unſerm Reich nicht verfallen ſind, ſich hier wieder erkennen und einen Grad näher zur ewigen Seligkeit gekommen ſind.

— Zum Henker, dann lohnt es ſich ſchon der Mühe, auf Erden gut und edel zu handeln, auf unſerm Planeten zurückgekommen, muß ich dies zur allgemeinen Kenntniß bringen, dann wird es weit weniger Böſewichter und Schurken geben.

— Dies würde ich mir verbitten, verſetzte Asmodi, wenn ich nicht wüßte daß man Dich dann für einen Narren halten und Dir ſo wenig Glauben ſchenken würde als einem notoriſchen Wucherer, der von ſeiner Uneigennützigkeit ſpricht; darum thue was Du willſt, man wird über Dich lachen und Dich einen Träumer nennen, und zwar mit Recht. — Doch wir müſſen uns zur Weiterreiſe anſchicken, fort zum Merkur!

Und dahin ſchwebten beide und kamen nach etwa zwölf Stunden auf dieſem kleinſten unſerer Planeten an. Hier reichten Michels Sehwerkzeuge nicht mehr aus, Alles erſchien ihm diaphan, aber ohne irgend einen Gegenſtand deutlich unterſcheiden zu können, auch war alles ſo in Miniatur, daß es eines Millionenmal vergrößernden Glaſes bedurft hätte, um irgend etwas zu erkennen, und nur ein Schimmer und ein Glanz, den ſeine Augen kaum zu ertragen vermochten, blendete dieſelben unaufhörlich.

Hier ſind die Seelen der Guten noch weit geläuterter, und bereits faſt körperlos ſchwimmen ſie in einem immerwährenden Entzücken, bis ſie durch das letzte Reinigungsfeuer der Sonne gehen, wo ſie noch völlig diſtillirt und alles Körperliche verlierend nach kurzem Aufenthalt endlich in den Himmel zur ewigen Se-

ligkeit eingehen und deſſen wieder theilhaftig werden, was ihnen auf der Planetenwelt theuer und werth war.

Die Quinteſſenz der ſo gereinigten Geiſter iſt es, was das Licht der Sonne über alle Planeten verbreitet. Bis zu dieſer können und dürfen wir nicht, auch wäre es ganz zwecklos, da Du dort noch weit weniger als hier etwas erkennen würdeſt. — Darum laß uns zur Erde zurückkehren, Du haſt jetzt deine Neugierde geſtillt.

Michel war es zufrieden, und fand ſich bald darauf aus dieſer Sternenwelt wieder unter die irdiſche Miſere mitten in Paris verſetzt. Er entließ den Teufel mit den Worten: nun habe ich doch etwas Poſitives, an das ich mich halten kann, ich will dieſe Nuß unſern hochgelehrten Herren zu knacken geben, ſie mögen ſich, wenn ſie Luſt haben, ihre mürben Zähne vollends daran ausbeißen; Mancher findet vielleicht Stoff in dem Kern zu einem neuen philoſophiſchen Syſtem und dann iſt ihm ſchon geholfen. Gute Nacht!

Der Teufel fuhr zur Hölle und Asmodi in ſeine Matratzen. Den andern Morgen glaubte er einen tollen Traum geträumt zu haben.

VII.

Bilder der Zukunft; Deutschlands Zustand in hundert Jahren; eine Wettermacherdampfmaschine; ein Generalcalorifere; eine Schlacht-, Garküchen-, Kleider-, Schuh-, Wagen-, Möbel-Dampfmaschinenfabrik. — Eine Spazierfahrt nach Longchamp. — Eine Vorstellung aux français.

Als sich der Hinkende bei Michel wieder einstellte, empfing er ihn verdrießlich und sagte zu ihm:

Diese Sternenreise hat mich ganz verwirrt gemacht, ich wollte wir hätten sie unterlassen. Ich weiß gar nicht wie mir zu Muth ist, träume ich oder wache ich, es will mir nun nichts mehr auf unserer Erde behagen, fast sehne ich mich davon. —

— Oho, Freund Michel, noch eine kleine Geduld, wir wollen uns schon wieder zerstreuen. —

— Das wird schwer halten.

— Mit nichten, ich will Dir wieder einige Bilder der Zukunft vorführen, dies wird Dir gleich Deinen Spleen heilen.

— Wohlan, so versuche es.

— Was wünschst Du zu sehen?

— Laß mich Deutschland nach einem Jahrhundert erblicken, versetzte Michel nach einigem Besinnen.

Der Teufel verwandelte abermals einen Tisch in einen Guckkasten und hieß den Michel hineinsehen.

Vor ihm rollte sich nun eine unermeßliche Landkarte auf, bei Franz Varrentrapp in Frankfurt am Main 1946 erschienen, sie hatte mindestens einen Flächeninhalt von zehn Quadratmeter, und umfaßte ganz Deutschland nebst einem kleinen Theil der angrenzenden Länder. Alle Berge, Thäler, Wälder, Flüsse, Seen, Städte und Ortschaften waren in proportionirten Erhöhungen und Vertiefungen dargestellt und hatten ihre natürlichen Formen und Gestalten im verjüngten Maaßstab, so daß man in den Städten so-

gar die Straßen und Plätze, Gebäude, Promenaden ꝛc. deutlich erkennen konnte, und die Flüsse und Wasser waren mit einer queckſilberartigen, ſich zu bewegen ſcheinenden Farbe bemalt. — Zu ſeiner großen Verwunderung konnte Michel in Deutſchland nur noch fünf Staaten entdecken, nämlich Preußen, Oeſterreich, Baiern, Württemberg und Heſſen, alle übrigen waren in dieſen Ländern verſchmolzen und ihnen zugetheilt. Preußen beſaß ganz Norddeutſchland, die Hanſeſtädte, Oldenburg, Mecklenburg, Hannover, Holſtein, alle ſächſiſchen Lande waren demſelben einverleibt, eben ſo Heſſen-Caſſel. — Oeſterreich hatte ſich noch durch einen Theil der Türkei und der Schweiz vergrößert, dagegen war ganz Italien unter einem Fürſten von deutſcher Abkunft zu einem römiſchen Kaiſerthum geworden, deſſen Haupt- und Reſidenzſtadt Rom war. Baiern war ſo ziemlich daſſelbe geblieben, es hatte nur noch die Reußiſchen, Schwarzburgiſchen und Hildburghäuſer Länder acquirirt. Württemberg hingegen hatte ſich nicht nur durch das ganze Großherzogthum Baden vergrößert, ſondern ihm gehörte auch der ganze Elſaß ſammt Straßburg. Heſſen-Darmſtadt war ebenfalls ein Königreich geworden, das ſich durch das Herzogthum Naſſau, Frankfurt, Rheinbaiern und faſt ganz Lothringen, Metz und Nancy inbegriffen, vergrößert hatte. — Außerdem war Preußen eine gewaltige Seemacht geworden, und Danzig, Colberg, Stettin, Stralſund, Roſtock, Hamburg und Bremen waren mit die erſten Handelsſtädte der Welt wie zur Zeit der Hanſe, wo die deutſchen Flotten ſelbſt England und Frankreich zittern machten, und deren Herrſcher Geſetze vorſchrieben, war Preußens Flagge allenthalben geehrt und gefürchtet, und das Land im höchſten Flor.

— Aber wie zum Henker iſt denn dies Alles ſo gekommen? fragte Michel ſeinen Beſchützer.

— Dir dies ausführlich mitzutheilen, würde viel zu viel Zeit erfordern, ich müßte ein ganzes Geſchichtswerk in wenigſtens zehn Bänden ſchreiben. Daher in aller Kürze nur ſo viel zu Deiner Verſtändigung:

Gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts brach abermals eine Revolution in dem ewig unruhigen Frankreich aus, und die nun ans Ruder kommenden Regenten ſahen ſich gezwungen, um dem allgemeinen Wunſch der Mehrzahl des Volks zu entſprechen, dem deutſchen Bund den Krieg zu erklären, um das ſchon längſt begehrte linke Rheinufer dem franzöſiſchen Reich einzuverleiben. Sie

überfielen daher, mit Belgien verbunden, diese Provinzen und bemächtigten sich Achens und eines Theiles derselben; der nun ausgebrochene blutige Krieg währte mehrere Jahre. Auch Italien hatten die Franzosen zum Aufstand vermocht. Sie wurden aber hauptsächlich durch die Tapferkeit des besonders von Hessen und Württemberg gut unterstützten preußischen Heeres besiegt und endlich gänzlich geschlagen, wozu sich noch Uneinigkeit und Rivalität zwischen den im Innern von Frankreich herrschenden Partheien gesellte. Frankreich war gezwungen um Frieden zu bitten und mußte denselben durch die Abtretung von Elsaß und Lothringen und Zahlung der Kriegskosten erkaufen. Es wurde nun in Leipzig ein Congreß gehalten, in welchem ein preußischer Prinz, ein würdiger Nachkomme des großen Friedrich, der sich als ein zweiter Blücher in dem eben beendigten Krieg gezeigt hatte, auf die Mediatisirung aller Staaten derjenigen Regierungen antrug, die eben nicht die glänzendsten Beweise von Patriotismus für das deutsche Vaterland abgelegt hatten; dem Unwesen der sogenannten freien Städte hatte man schon früher ein Ende gemacht. Nach vielen Debatten und Federkriegen setzte Preußen, Dank seiner imposanten Stellung, die neue Eintheilung Deutschlands zu dessen großem Heil und Glück durch, und die jetzt noch bestehenden deutschen Mächte bildeten einen der ganzen Welt furchtbaren und imponirenden Bund. England, das freilich scheel dazu sah, konnte sich jedoch nicht sehr mausig machen. Amerika, das bereits die Unabhängigkeit Irlands, welches sich vom großbritannischen Reich für getrennt erklärt, anerkannt hatte, saß ihm auf dem Nacken, und seine ungeheuren indischen Besitzungen machten schon lange Mienen ihm den Gehorsam aufkündigen zu wollen. Oesterreich willigte ein ganz Italien unter den Scepter eines deutschen Prinzen zu vereinigen, und seine heilige Unfehlbarkeit zu Rom wurde zugleich für immer aller weltlichen Regierungssorgen enthoben. —

So wurde der Zustand Deutschlands, wie Du ihn auf der Karte von 1946 findest, hervorgerufen. —

— Recht artige Träumereien, meinte Michel. —

— Die sich wohl verwirklichen könnten, wenn .... meinte der Teufel; nun, in hundert Jahren sprechen wir uns wieder.

— Ich will nicht hoffen, denn ich denke in die Venus zu kommen.

— Oho Freund, schlage Dir solche Gedanken aus dem Sinn, Du bist uns längst mit Haut und Haar verfallen.

— Das wird sich finden; ich wäre nicht der Erste, der dem Teufel eine Schnippchen schlug. Doch laß mich weiter sehen.

— Was wünschst Du mehr zu schauen?

— Laß mich die Fortschritte in den Künsten, Wissenschaften, Gewerben ꝛc. gewahren.

— Gut, du sollst Wunderbares schauen.

Michel legte abermals die Augen ans Guckloch.

Es präsentirte sich ihm die Hasenhaide bei Berlin, mitten auf derselben erblickte er ein ungeheures, thurmartiges Gebäude, das auf einem künstlichen Hügel stand, es hatte an der Basis wenigstens Tausend Meter im Umfang, verlor sich fast in den Wolken, und schien die Sage vom babylonischen Thurm fast verwirklichen zu wollen, von Zeit zu Zeit stieß es an einer obern Oeffnung ungeheure Qualmsäulen mit einer furchtbaren Heftigkeit aus.

— Was ist denn dies für ein Ding? fragte Michel.

— Das ist eine im Jahr 1892 zuerst erfundene Wettermacher-Dampfmaschine. Wenn es zu viel oder zu lange regnen will oder man zu irgend einem Fest, einer Nationalfeier des guten Wetters, des heitern Himmels bedarf, und trübe Wolken ihn bedecken, so läßt man diese Dampfsäulen von dreißig Millionen Pferdekraft, durch eine Art Riesenblasbälge angeblasen, mit Blitzesschnelle in die Luft steigen, sogleich vertheilen sich alle Wolken, und auf drei Meilen in der Runde ist der Himmel so heiter und rein, daß auch nicht das kleinste Wölkchen die Sonne verdunkelt. Doch sieh selbst, so eben wird sie in Funktion gesetzt.

Michel sah in der That, wie der düstere, von schweren Wolken bedeckte Himmel, welche schon begannen Wasser fallen zu lassen, durch diese Qualmstöße in wenig Augenblicken sich in das heiterste Azurblau verwandelte, worauf sofort die Einwohner Berlins zum Theil zu Fuß, zum Theil in prächtigen Ballons ankamen, um das Geburtsfest des jetzt regierenden Königs Friedrich III. zu feiern. Diesmal hatte die Stadt die Kosten der Schönwettermacherei getragen, die jedesmal einen Aufwand von zehn Tausend Thalern an Kohlen verursachte. —

Nachdem Michel eine Weile den zum Theil seltsamen Vergnügungen des Berliner Volks zugesehen hatte, von denen er mehreres nicht begriff, sagte er zu dem höllischen Guckkastenmann: Genug dieser Ansicht, ein anderes Bild!

Der Hinkende führte ihm nun die Ansicht eines ungeheuren Platzes mitten in St. Petersburg vor. In dessen Mitte stand abermals ein seltsames, ebenfalls ungeheuer großes Gebäude, das jedoch bei weitem nicht die Höhe und den Umfang des vorigen hatte, und eine Art Rundgebäude von schwarzem angelaufenem Gußeisen zu seyn schien, ringsum mit runden Löchern bis in seine Spitze versehen, denen Luftströme zu entfahren schienen.

— Nun was ist denn das wieder für ein Ding? fragte Michel.

— Dies ist ein neuerdings erfundener General-Calorifere, oder ein allgemeiner Wärmofen, wenn Du willst. Er erwärmt die Luft einer ganzen Stadt, wird mit Stein-, Braunkohlen oder Torf von unten geheizt, und giebt der Atmosphäre auf eine Meile in der Runde die beliebige Wärme, so daß Niemand mehr in seinem eignen Haus zu heizen braucht; dagegen ist eine allgemeine Wärmsteuer eingeführt, um die Kosten dieser Heizung zu decken. Man verfertigt diese General-Caloriferes zu jeder beliebigen Größe, je nachdem die Stadt oder der Ort, für den sie bestimmt sind, mehr oder minder Umfang hat. In ganz Rußland sind sie schon fast allgemein eingeführt, in Deutschland fängt man erst an sich ihrer zu bedienen. Diese Neuerung hat hauptsächlich die Liebhaber der Schlittenfahrten gegen sich, die dadurch wenigstens in den Straßen der Städte wegfallen, übrigens seit der Erfindung der bequemen Luftfahrten so ziemlich aus der Mode gekommen sind.

— Genug gesehen, sagte Michel, ein anderes Bild!

Sogleich präsentirte sich ihm ein großes, geräumiges Gewölbe, in dessen Mitte eine Art hohe und breite Pyramide aus Backsteinen und Eisenplatten erbaut stand, zu deren Spitze eine schmale Treppe führte, und um welche herum viele Männer mit aufgeschürzten Hemdsärmeln beschäftigt waren.

— Was zum Henker ist denn das für ein Hokus Pokus? fragte Michel.

— Dies ist eine Schlacht-, Garküchen-, Kleider-, Schuh-, Wagen-, Möbel-Dampfmaschinenfabrik, die ein englischer Mechanikus aus Liverpool erfand, und dafür die radgroße goldne Ehrenmedaille erhielt. Sie ist auf 100,000 Aktien gegründet, die jetzt drei hundert Procent über ihren Nennwerth stehen.

— Daß dich der — doch was soll sie eigentlich?

— Sieh nur hin, sogleich wird eine Operation beginnen.

Michel sah wie die Arbeiter eine Winde in Bewegung setz-

ten, und mit derselben alle möglichen Gegenstände, die man ihnen zuführte, als lebendige Ochsen, Kälber, Schafe, Baumstämme jeder Gattung, Strohbunde, Korn, Flachs, Hanf und Tabackpflanzen, Gänse, Schweine, todte Pferde, Esel, Hunde, Katzen und anderes Gethier, ganze Fässer voll Cocos, rohe Baumwolle, Eisen-, Blei-, Gold- und Silbererze, Lumpen ꝛc. auf die Spitze der Pyramide wanden, und so wie sie ankamen durch- und untereinander in den geöffneten Schlund derselben warfen, aus dem man noch das Brüllen der Ochsen, das Blöcken der Schaafe, das Schnattern der Gänse, das Grunzen der Schweine vernahm. Einige Minuten darauf öffneten andere Arbeiter fünfzig auf den vier Seiten am Fuß der Pyramide angebrachte eiserne Thüren, und einigen dieser Oeffnungen entfielen die köstlichsten Rinder-, Kalbs-, Hammels-, Schweine-, Gänse- ꝛc. Braten, andere entrollten trefflich gebackene Brote und Kuchen, wieder andere gaben ganz fertige Kleidungsstücke jeder Größe und Farbe, Stroh- und andere Hüte ꝛc. von sich, noch andere entluden Möbel der verschiedensten Gattung, als Stühle, Tische, Commoden, Schränke, wieder andere lieferten das herrlichste Weißzeug, Hemden, Betttücher, Tischtücher, auch Schmuck, goldne und silberne Ketten, ja sogar Uhren hatte die Maschine in kürzester Frist verfertigt, das schönste Seidenzeug, Schuhe und Stiefeln, das trefflichste Leder, Schlösser und andere Eisenwaaren entnahm man diesen Oeffnungen, und einigen der größern entrollten sogar ganz fertige Wagen und Prachtkarossen, während noch andere ganze Bibliotheken von Romanen, Gedichte von der jovialsten bis zur sentimentalsten und grausigsten Gattung ausspieen.

— Jetzt hab ich's genug, rief endlich Michel aus, ich sehe wohl, Du hast mich zum Besten, und sprang von dem Guckkasten weg.

— Wärest Du nur sitzen geblieben, das Schönste wäre erst noch gekommen.

— Und das wäre? —

— Bewegliche Gemälde häuslicher und öffentlicher Scenen, die Dich wahrhaft ergötzt haben würden, eine Erfindung des zwanzigsten Jahrhunderts.

— Ich mag nichts mehr von Deinen Schmurrpfeifereien sehen, laß uns in die wirkliche Welt, mich zu zerstreuen.

— Wohlan, heute ist der besuchteste Longchampstag. —

— Gut, sorge für eine schöne Equipage, ich will einmal der fashionablen pariser Welt etwas zu schauen geben.

— Du ſollſt bedient werden.

— Sage mir doch, was hat es denn eigentlich mit dieſen Longchampsfahrten für eine Bewandtniß, was iſt ihr Urſprung?

O! die Geſchichte von Longchamp könnte Stoff zu einem merkwürdigen Buch geben. — Ganz in der Nachbarſchaft von Paris, faſt zwiſchen dem Boulogner Wäldchen und den heutigen elyſäiſchen Feldern lag in einer etwas wilden und romantiſchen Gegend die Abtei und das Kloſter Longchamp, in welchem gar manche berühmt gewordene Schönheit ihre Sünden zu büßen Nonne geworden war, und in dem manche der Nonnen auch noch fortfündigte und königliche Beſuche annahm. Doch hatte mehrere Jahrhunderte die früher daſelbſt herrſchende Einfalt der Sitten ſich trotz der Nachbarſchaft der ſittenloſen Hauptſtadt rein und die ſtrenge Kloſterzucht zu erhalten gewußt. Erſt im XVII. Jahrhundert ergriff die immer mehr einreißende Sittenverderbniß auch dieſe Kloſtergemeinde, machte aber dann auch ſo ſchnelle und ſo reißende Fortſchritte, daß ſich ſelbſt die Ausgelaſſenheit der Hauptſtadt noch über den Skandal aufhielt, und die Abtei ſah bald ihrem zeitlichen und geiſtlichen Ruin entgegen. — Den erſten Grund dazu, wer ſollte es denken, gab die Himmelstochter, Tonkunſt genannt, unter dem Deckmantel der Muſik ſchlich ſich das Laſter in die heiligen Mauern ein, und um jene zu lernen und außerdem eine glänzende Erziehung zu erhalten, ſandten die erſten Familien die Blüthe ihrer Töchter nach Longchamp. — Drei Tage in der heiligen Charwoche, den Mittwoch, Donnerſtag und Charfreitag hörte man die Gewölbe der Kloſterkirche von Longchamp von den harmoniſchſten und reinſten Silbertönen und Accorden widerhallen, deren Klänge man in der That verſucht war den Engeln im Himmel zuzuſchreiben. Dieſe Muſik war es, die zuerſt den königlichen Hof und was zu ihm gehörte, und ſodann den ganzen hohen und niedern Adel der Hauptſtadt, und was ſie ſonſt von Notabilitäten enthielt, während der heiligen Woche nach Longchamp zog. Aber was zuerſt ein Magnet für die Frömmigkeit geweſen, wurde bald zu einem Magnet profaner irdiſcher Gelüſte, die Chöre der weiblichen Engel zogen die der männlichen Teufel an, und für die Weltdamen war dies eine Gelegenheit, dem Putz- und Toilettenteufel, von dem ſie beſeſſen waren, freien Lauf zu laſſen. Von Paris, Verſailles, St. Germain drängten ſich während den drei Tagen die glänzendſten Equipagen nach Longchamp: die Kleider der Hofbeamten und

reichen Finanzmänner starrten von Goldstickereien, und die Köpfe, Hälse und Busen der Damen blitzten von Brillanten; es war eine Pilgerfahrt, eine Wallfahrt, die einzige ihrer Art in der Welt. Da aber bald der Skandal zu arg wurde, und der Chronik scandaleuse gar mancherlei Stoff lieferte, sogar Ent- und Verführungen von angesehenen und durch angesehene Personen Leben in die Unterhaltung der ganzen Stadt brachte, so fand sich endlich der Erzbischof von Paris bewogen, dem frommen Skandal und diesen Pilgerfahrten ein Ende zu machen, indem er die das Lob des Allmächtigen preisenden, und die Gelüste der ohnmächtigen Menschenkinder anregenden musikalischen Uebungen plötzlich einstellte. Man hörte die Nonnen und ihre Schülerinnen nicht mehr in dem Halbdunkel der Abende in der mystisch und spärlich erleuchteten Kirche singen, auch in der heiligen Woche blieb es jetzt schweigsam und stille, wenigstens in der Kirche und den Kreuzgängen des Klosters, und die hübschen Nonnen mußten zu ihrem großen Leidwesen ihre Andacht in der alltäglichen Einsamkeit verrichten.

Indessen war es einmal Mode geworden, an diesen drei Tagen nach Longchamp zu fahren, und die fürstlichen, herzoglichen, gräflichen und andern Wappenwagen fuhren fort an denselben den Weg nach Longchamp einzuschlagen, jedoch umkehrend bevor sie die Abtei erreicht hatten. Aber bald war es nicht mehr die alte Aristokratie allein, welche hier ihre Pracht auskramte; reich gewordene Parvenüs, geldstolze und prunksüchtige Roturier mischten sich unter die hochadeligen Staatskarossen, und was noch schlimmer war, berüchtigte Schönheiten vom zweideutigsten Ruf, das ganze Heer von reichen Wüstlingen unterhaltener Maitressen entfaltete hier eine Pracht und einen Luxus, der nicht selten die Wagen und Toiletten der legitimen Frauen der ersten Familien verdunkelte, und oft waren es die keuschen Ehemänner derselben, welche die Mittel zum Prunk dieser Dirnen hergaben, die sie ihren theuren Ehehälften mit Rauhheit versagten. Noch mehr, diese Maitressen der vornehmsten Herren und Generalpächter maßten sich sogar an Ton und Mode anzugeben, und mehr als Eine Theaterprinzessin lachte der Fürstin ins Gesicht, deren Mann sie ruinirt hatte! Das Gespann mehrerer derselben war nicht selten mit silbernen Hufeisen beschlagen, ihre Livreen strotzten von Goldborten, und die Kutschen mit Goldbrokat ausgeschlagen, waren mit den feinsten Malereien verziert. Aber auch diese Pilgerfahrten erreichten, wie

alles Irdiſche, ihr Ende. Diesmal war es aber nicht die hohe Geiſtlichkeit, ſondern die Sturmglocke von 1789, die ſie einſtellte, und von der Abtei und dem Kloſter ſelbſt war ebenfalls bald jede Spur verſchwunden, der revolutionäre nivellirende Hammer, der nichts verſchonte, war auch über dieſe Gebäude weggegangen. — Aber nachdem er ausgewüthet, und mit dem Frieden auch die Luſt und Liebe zum Prunk wiederkehrte, begannen die Longchampfahrten wieder und wurden abermals Modeſache, und jetzt zeigt ſich hauptſächlich die moderne plumpe Ariſtokratie der Geldſäcke und kramt bei dieſer Gelegenheit ihre Pracht nicht ſelten mit gar bizarrem Geſchmack aus; nach Longchamp fahren heißt: ſich vornehm nachläſſig in pomphafter Toilette in einer modernen Caleſche ausgeſtreckt vom Concordienplatz bis zum großen Rondel in den elyſäiſchen Feldern fahren laſſen, wieder umkehren, und dieſes einförmige Manöver ein paar Stunden lange wiederholen, wobei hauptſächlich Jäger, Kutſcher, Lakaien und andere dienſtbare Geiſter nebſt Pferdegeſchirr u. ſ. w. die Hauptrollen ſpielen.

— Gut, wir haben lange keine Teufelei verübt, ich habe Luſt, heute einmal die Parade von Longchamp in Erſtaunen zu ſetzen, ſagte Michel.

Es war drei Uhr Nachmittags am Charfreitag, als eine ganze Reihe prächtiger Equipagen aus der Straße Richelieu kommend auf die Boulevards fuhren und den Weg nach Longchamp einſchlugen. Bald war das Gedränge um dieſelben ſo groß, daß ſie ſich nur mit Mühe vorwärts bewegen konnten. Aber dies war kein Wunder, denn ſo etwas hatte Paris lange nicht, ja wohl noch nie geſehen. Den erſten Wagen zogen acht herrliche weißgeborne Hengſte, ſo ſchön, wie ſie kein königlicher Marſtall aufzuweiſen hatte, das Geſchirr war von rothem Saffian reich mit Gold verziert, ihre Hufeiſen waren Vermeuil; vor dieſem Wagen ſchritten vier phantaſtiſch gekleidete, aber mit Steinen und Schwungfedern reich geſchmückte Läufer, die jedoch nur ſehr langſam vorwärts konnten; die Reitknechte, Kutſcher, Bediente und Jäger waren mit Gold überladen; in dieſem Wagen, der in jeder Hinſicht mit ſeiner koſtbaren Attellage harmonirte, deſſen Räder ſilberne Reife hatten, und der mit den koſtbarſten indiſchen Stoffen ausgeſchlagen war, ſaßen zwei dicht verſchleierte Damen, und an den beiden Schlägen ſtanden ſchmucke Pagen. Dieſer Equipage folgten mehrere ſechs- und vierſpännige Wagen in analoger Pracht,

in allen befanden sich verschleierte Damen in den reichsten und geschmackvollsten Toiletten und Schmuck von unschätzbarem Werth. Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß diese Prachtkarossen alle andern, selbst die der reichsten Parvenüs und Bankiers, deren Frauen sich bis jetzt in dem süßen Wahn gewiegt hatten, die ersten bei diesem Auskramen des Luxus und des Reichthums zu seyn, so gewaltig in den Schatten stellten, daß Niemand mehr ihrer achtete oder Notiz von ihnen nahm, worüber sich die Damen ärgerlich in die Lippen bissen, und ihnen jeder Genuß, alle Freude des Wonnegefühls, die glänzendsten Gestirne des Tages zu seyn, verbittert wurde. Wer mögen diese Fremden seyn, die incognito mit solchem Prunk Longchamp besuchen? dies fragten sich alle, und einer den andern, und Niemand wußte Auskunft zu geben. Einige meinten, es sey die Königin Victoria, andere glaubten, es wäre die verwittwete Königin Christine von Spanien, noch andere riethen auf die russische Kaiserin und wollten in einem der Herrn, die in einer zweispännigen offenen, sehr einfachen Galesche den glänzenden Zug schlossen, sogar den Herrscher aller Reußen erkennen; viele meinten auch, es müsse ein indischer Nabob oder sonst ein orientalischer Fürst der Schöpfer dieser Pracht seyn. Nachdem sich der Zug einigemal die elysäischen Felder auf und nieder bewegt hatte und genug bewundert und auch beneidet worden war, schlug sich der obere Theil dieser Wagen wie auf ein gegebenes Commando auseinander, und die sich in denselben befindenden Schönen saßen nun frei in den Caleschen da, so daß man mit aller Muße und Bequemlichkeit ihre glänzenden Toiletten, aber noch dicht verschleierten Reize in Augenschein nehmen konnte. —

Hat etwa der türkische Sultan oder der Schah von Persien seinen Harem nach Longchamp gesandt, fragte man sich erstaunt, die wespenschlanken Schönen musternd. Möchte es ihnen doch gefallen sich zu entschleiern, damit wir ihre, ohne Zweifel himmlischen Reize auch entblößt bewundern könnten.

Der Wunsch wurde erfüllt und die Damen schlugen plötzlich ihre Schleier zurück, aber was stellte sich den erstaunten erschrockenen Blicken der Neugierigen dar? — O Greuel! zähnefletschende Affengesichter, leibhaftige, wahrhafte, blöckende Affengesichter, man konnte sie im Affenhaus des Jardin des plantes, das man ausgeleert zu haben schien, nicht natürlicher finden. Mit Abscheu wandten sich die andern Weltdamen von ihren Nebenbuhlerinnen in der Pracht

und der Mode ab, und meinten, so etwas sollte man von Polizeiwegen verbieten, und die Urheber dieses Spuks, der eine hämische Satyre auf die ganze vornehme und reiche Welt sey, auf das strengste bestrafen.

O der Schmach, uns durch Aeffinnen parodieren zu wollen! riefen mehrere aus. — Als der Unwille der eleganten Schönen immer größer wurde, bedeckten die erstern wie auf ein Zeichen schnell ihre Affengesichter wieder mit den Schleiern, als fürchteten sie den Zorn und den Unwillen ihrer Nebenbuhlerinnen. Einige Augenblicke darauf entschleierten sie sich abermals, und man sah nun lauter Gesichter von raphaelischer Madonnenschönheit mit blitzenden Feueraugen, welche eine so anziehende Kraft hatten, daß die Wagen, in welchen diese Schönen saßen, Gefahr liefen von dem fashionablen Löwen zu Roß, im Cabriolet und auf Schusters Rappen einhertrabend, fast gestürmt zu werden, so daß sie abermals ihre Schleier rasch herabfallen ließen, und als sie dieselben zum drittenmal lüfteten, grinzten weiße Todtenköpfe unter denselben hervor; jetzt verwandelte sich der prächtige Wagenzug in einen Leichenzug, die achtspännige Carosse wurde zu einem Leichenwagen und alle ihr folgenden zu Trauerkutschen, alle Pferde wurden zu kohlschwarzen, mit Leichendecken behangenen Rossen; auf dem Concordienplatz angekommen, verschwand plötzlich die ganze traurige Herrlichkeit und löste sich in Dunst und Rauch auf, und auf der Spitze des viertausendjährigen Obelisks las man die Worte:

Vanitas Vanitatum.

Aber dies leichtsinnige Pariser Modevolk kehrte sich den Henker an all diese Dinge, erklärte dieselben für eine Spiegelfechterei des Philipp oder Bosko, und strömte noch denselben Abend aux français, wo ein neues Stück gegeben wurde, in dem die Rachel, wie man versicherte, die Rolle einer Jungfrau auf das täuschendste und zum Entzücken spielen werde.

Michel, fast verdrießlich daß seine so derben Lektionen so wenig bei der verdorbenen Menschheit fruchten wollten, beschloß demnach diesen Abend dem Publikum aux français, bei dessen heutiger Vorstellung, wie ihn Asmodi versicherte, sich viel Geldsacknotabilitäten einfinden würden, einige Lehren wie die, welche er der Londoner haute volée aux italiens daselbst gab, zu ertheilen.

Die Vorstellung begann mit Molieres Meisterwerk, dem Tartüffe, auf den das neue Stück folgen sollte. Unter den Zuschauern

befanden ſich außer den reichſten Parvenüs, Wechsler und Wechſelagenten, auch viele Damen, welche Vorſteherinnen oder Theilnehmerinnen verſchiedener Wohlthätigkeitsanſtalten waren, wie es deren in Paris ſo manche giebt, um das große Elend der ärmern Claſſe zu mildern.

Als das erſte Stück beendigt war und ſich der Vorhang abermals in die Höhe rollte, ſtellte die Bühne das prächtige Boudoir einer Bankiersfrau dar, im Hintergrund erblickte man in einer Art Alkoven das hochgethürmte Thronbett der Dame, deſſen Vorhänge von ſchwerem grauen Seidenſammet mit dicken ſilbernen Franſen beſetzt waren. Die Ueberdecke des Bettes war von antiken, jetzt wieder ſo geſuchten Spitzen von wenigſtens zwanzig tauſend Franken an Werth; das Bettgeſtell ſelbſt von Palirander-Holz in Schiffsform war mit dem künſtlichſten Schnitzwerk verſehen und reich vergoldet, und koſtete wenigſtens zehn tauſend Franken. Der Betthimmel ſtellte eine prächtige, reich mit Federn geſchmückte Krone dar, alles übrige Ameublement in dieſen Gemächern paßte zu der Pracht des Bettes, ſchwellende Gobelinsteppiche bedeckten die Fußböden, und Fenſtervorhänge, für den Werth eines jeden derſelben man ein kleines Häuschen für eine arme Familie hätte erbauen können, zierten die Balkone, alles Uebrige war im Verhältniß.

Eine in die koſtbarſten Stoffe gekleidete Dame, mit ſchwerem Geſchmeide behängt, ſaß in der einen Ecke einer Canſeuſe, deren andere ein wohlgenährter und wohlbeleibter Herr, der ſchon bei Jahren war, einnahm.

— Alſo zwei Millionen, lieber Mann, ſagſt Du, daß Du bei dem Geſchäft mit den Nordeiſenbahnaktien verdient haſt, irrſt Du Dich auch nicht?

— Nein, liebes Weib, es iſt eine runde Summe von zwei Millionen, nicht mehr und nicht weniger. — Eine Kleinigkeit gegen das, was das Haus R... gewann, die wenigſtens zehnmal ſo viel machten.

— Nun, wir können einſtweilen mit dieſer Kleinigkeit zufrieden ſeyn. Du wirſt mir doch jetzt erlauben, unſern Mädchen, jeder einen andern ächt indiſchen Cachemir zu kaufen?

— In Gottesnamen, nur mache es nicht zu arg.

— Wo denkſt Du hin, lieber Mann, nicht über zehntauſend Franken das Stück, Du kennſt ja meine Sparſamkeit.

— Nun, das laſſe ich mir gefallen.

— Sodann einige Brillanten, Halsbänder, Broches, Bracelets, Ohrgehänge, Haarschmuck und ſonſtige unentbehrliche Kleinigkeiten.

— Das wird Summa Summarum doch eine ziemliche Rechnung geben.

— Ich verſpreche Dir, daß Alles in Allem noch nicht volle fünfzig Tauſend Franken betragen ſoll.

Der Bankier ſeufzt.

— Und dann, lieber Mann, ſparen wir ja außerordentlich auf der andern Seite, keine großen Eſſen, keine Geld und Zeit raubenden Feſten, wir leben ſo einfach und gemüthlich, ſo recht en famille und ſehen Niemand bei uns als unſere intimen frommen Freunde, ächte Frömmigkeit würzt unſer frugales Mahl, fern von uns halten wir alle dieſe ſündigen Weltkinder, dieſe verlorenen Söhne, die uns einfältige Methodiſten, dumme Pietiſten ſchimpfen: dafür ſegnet auch Gott unſere Unternehmungen. — Nicht wahr, mein lieber Mann?

— Freilich, freilich, liebes Weib.

— Aber etwas Ungewöhnliches, Außerordentliches müſſen wir doch bei dieſer Gelegenheit, ich meine wegen den zwei Millionen, für die liebe Armuth thun, was meinſt Du, lieber Mann?

— Das überlaſſe ich Dir.

— Gut, ſo will ich hundert Franken extra dazu verwenden.

— Welche Großmuth!

— Gott wird uns dafür belohnen, er wird es uns Tauſendmal wieder geben.

— Das denke ich auch.

— Aber wie werden wir ſie am beſten anwenden?

— Das überlaſſe ich Deinem Scharfſinn, Deinen beſſern Einſichten, liebes Weib.

— Wohlan, ſagte die Dame nach einigem Beſinnen, die Büchelchen mit der ſchönen Geſchichte vom armen Joſeph und der kleinen Maria ſind faſt vergriffen, ich habe nur noch wenige Exemplare davon, wie wäre es, wenn ich das Geld dazu verwendete, wieder ein paar Tauſend abdrucken zu laſſen?

— Recht ſo, mein Schatz, beſſer kannſt Du das Geld nicht verwenden, man muß der lieben Armuth beſonders auch mit geiſtiger Nahrung unter die Arme greifen, und dergleichen ſchöne Geſchichtchen ſind ganz dazu gemacht, ſie ihr zeitliches Elend muthiger er-

tragen zu lernen, in der frohen Hoffnung und Aussicht dereinst in jener Welt desto reichlicher dafür belohnt zu werden.

Das Publikum im ersten Rang fing an ungeduldig zu werden und man hörte hie und da die Worte: wie langweilig.

Jetzt trat ein Bedienter in reicher Livree ein, der Dame ein Schreiben übergebend. —

Sie öffnete, las, gab es dann ihrem Gemahl, indem sie zu diesem sagte:

— Da lies, welche unausstehliche Zudringlichkeit! Frau von D... schickt mir immer solches Gesindel über den Hals, um es los zu werden. Sie hat freilich nichts zu verschenken.

— Aber mein Gott, wir haben ja schon unsere Armen, man kann doch auch nicht aller Welt geben, sagte der Mann, seiner Frau das Schreiben zurückgebend.

— Ja freilich, wir haben schon unsere Armen (zu dem Bedienten): geh er, und sage das dem Ueberbringer.

— Der Bediente will fort.

— Einen Augenblick, wer hat denn den Brief gebracht?

— Es ist eine schon etwas bejahrte Frau, der Hunger und das Elend sehen ihr aus den Augen, sie ist so schwach, daß sie kaum sprechen kann.

— Nun dann müssen wir doch ein Uebriges thun, was meinst Du, lieber Mann.

— Wie Du willst, mein Schatz.

— (Zu dem Bedienten.) Warte er einen Augenblick.

Die Dame geht in ein Seitenkabinet und kömmt nach ein paar Augenblicken mit einem dünnen Büchelchen in der Hand zurück, das sie dem Bedienten giebt.

— So, da sag er der guten Frau, dies solle sie lesen, da würde sie Trost und Erleichterung finden, mit was anderm kann ich ihr jetzt nicht helfen, unser Wohlthätigkeitsverein, von dem ich Mitglied bin, hat seine bestimmten Armen, die er unterstützt, und ich habe außerdem noch die meinigen privatim. —

Der Bediente tritt ab.

— Gut, dies erinnert mich daran, daß ich noch diesen Morgen mehrere Armenbesuche zu machen habe und unglücklichen Familien Trost und Unterstützung bringen muß, ich eile das gute Werk zu vollbringen, lieber Mann, Du...

Ein anderer Bedienter tritt ein.

— Das Kind, das alle vierzehn Tage etwas Eſſen für ſeine gichtlahme blinde Mutter bekömmt, iſt da, was befehlen Madame, das man ihm geben ſoll?

— Ihr werdet ihm die geſtern ſauer gewordene Fleiſchbrühe und die von der Tafel abgeleerten Brotreſte geben.

— Sehr wohl.

Und dann laßt vorfahren.

Der Bediente tritt ab, die Dame klingelt, läßt ſich von der herbeiſpringenden Kammerjungfer den Hut reichen, den Shawl umwerfen, und empfiehlt ſich mit einem a revoir ihrem Mann, der ihr nachruft: viel Glück zu dem frommen Werk. — Auch er will abtreten, als ihm ein eintreffender Bedienter ein kleines roſafarbiges Billet übergiebt, das er haſtig erbricht und lieſt:

Lieber Melchior! Schon drei Tage führſt Du mich mit leeren Verſprechungen an der Naſe herum, und ich habe weder Shawl noch Schmuckkäſtchen zu ſehen bekommen; wenn Du auch heute Dein Verſprechen nicht hältſt, ſo weiß ich nicht was ich davon denken ſoll, ſo etwas hätte ſich der Marquis von X...., dem ich Dir zu lieb den Abſchied gab, nie beikommen laſſen; aber ihr Handelsvolk erlaubt euch Alles: ich erwarte Dich beſtimmt zwiſchen drei und vier Uhr dieſen Nachmittag, jedoch nicht ohne.... ſonſt, Du kennſt mich.

Deine Albertine.

— Ich weiß nicht, ich habe irgend einmal wo läuten gehört, daß wenn einem der Teufel bei einem Haar faßt, er bald den ganzen Menſchen hat, packt einem aber eine Lorette bei dem Beutel, ſo ruht ſie nicht bis ſie die ganze Kaſſe hat, weh mir, wenn meine Frau eine Ahndung davon hätte; ich muß ſehen, Albertine auf gute Manier wieder los zu werden, wenn es mich auch noch ein großes Opfer koſtet.

Der Bankier trat kopfſchüttelnd ab, und die Bühne verwandelte ſich jetzt in die Wohnung einer armen Familie im 6ten Stockwerk eines Hinterhauſes im lateiniſchen Quartier. Bittere Armuth leuchtet aus allen Winkeln der Dachſtube hervor. Auf einem alten zerbrochenen Strohſtuhl ſitzt ein Weib mit kränklichem, kummervollem Ausſehen und beſſert altes Linnenzeug aus; vor ihr ſitzt ein ſieben- bis achtjähriges Mädchen mit bleichem Angeſicht, faſt verkrüppeltem Körper, beſchäftigt grobe Säcke zu nähen. Auf einem ſchmutzigen Tiſch ſtehen einige zerbrochene Teller, ein Glas und ein Krug.

— Aber liebe Mutter, Roſa bleibt recht lange, und mich hungert gewaltig.

— Gedulde Dich, liebe Betty, Deine Schweſter wird auf das Geld warten müſſen, die reichen Leute wiſſen nicht wie es den Armen zu Muth iſt, ſonſt würden ſie nicht ſo mit ihnen umgehen und uns wegen einer Kleinigkeit, die für uns ſo viel bedeutet, oft drei, viermal wiederkommen heißen. Aber daß auch der Vater ſo lange ausbleibt begreife ich nicht und es beunruhigt mich, er hatte verſprochen in einer Viertelſtunde wieder zurück zu ſeyn, und nun iſt es vier Stunden daß er weg ging, und weiß doch daß wir nichts zum Frühſtück haben und auf ihn warten.

— Und er kann wohl denken daß ſeine Betty recht hungrig iſt, da ſie geſtern ſchon ohne Abendbrod zu Bette ging.

— Aber wie langweilig, welche Miſere, das iſt nicht zum aushalten! hörte man wieder in dem erſten Logenrang ſagen: wie kann man ſo ein albernes Stück zur Aufführung bringen. Sogar ließ ſich einiges Ziſchen und Pfeifen vernehmen.

Aber die Zuſchauer der obern Gallerien geboten Stille, und eine Stentorſtimme ließ ſich von denſelben vernehmen, die ein lautes: à la porte mit dieſen Unverſchämten, hören ließ.

Das Stück ſpielte fort.

Die Kammerthüre öffnet ſich raſch und ein elfjähriges Mädchen ſtürzt eilig herein, rufend:

— Mutter, liebe Mutter, ſoeben iſt die reiche Bankiersfrau angefahren, ſie folgt mir auf dem Fuß.

— Um Gotteswillen, Kinder, ſchnell, verſteckt den Krug und das Glas, die beiden Töpfe dort am Kamin, fort damit.

Die Mädchen befolgen was die Mutter befiehlt, die ebenfalls aufräumt und ängſtlich um ſich blickt.

Noch ſind die armen Leute nicht fertig mit aufräumen, als ein reich gallonirter Livreebedienter die Kammerthür öffnet, zu welcher Madame Tournier, die Dame die wir ſchon in der erſten Scene ſahen, mit dem Ausruf eintritt:

— Ach mein Gott! ich bin ganz außer Athem, es iſt entſetzlich hoch, und dann, ſich auf einen Stuhl niederwerfend, zu der Frau ſpricht: Geſteht daß man übernatürliches Mitleiden haben muß, ſich zu ſolch einer Höhe zu verſteigen, um euch guten Leuten Troſt und Unterſtützung zu bringen.

— Wenn Sie wüßten, Madame, wie ſehr wir Ihre Güte erkennen . . .

— Schon gut. Nun was habt Ihr getrieben ſeitdem wir uns das Letztemal ſahen?

— Wir arbeiteten ſo viel wir konnten, Madame, aber du lieber Gott, das will alles nichts heißen.

— Ja, Ihr ſeyd vielleicht nicht ſparſam genug.

— Du lieber Gott, wir drehen jeden Pfennig zehnmal um, ehe wir ihn ausgeben, und nur das Allernöthigſte wird angeſchafft.

— Neulich will man Euch doch mit Eurem Mann und den Kindern bei einer Flaſche Bier in der Nähe des Platzes Walhubert haben ſitzen ſehen.

— Ach, Madame, das mag wahr ſeyn: am Samstag vor drei Wochen, wir hatten ſeit ſechs Wochen keine friſche Luft geſchöpft, da beredete ich meinen armen Mann die Kinder zu ihrer und ſeiner Erholung ein wenig ins Freie zu führen; wir machten einen Spaziergang durch den Pflanzengarten und ließen uns dann ermüdet vor einer Schenke des Boulevard de l'hopital nieder, wo wir uns mit einer Flaſche Bier à ſechs Sous erquickten.

— Leute, denen man Wohlthaten erzeigt, dürfen ſich dergleichen nicht erlauben, und am allerwenigſten in Schenken ſehen laſſen, ſonſt könnte man ſich leicht veranlaßt finden, ihnen dieſe Wohlthaten zu entziehen.

— Ach, liebe Madame, wenn Sie wüßten wie wir . . .

— Schon gut, ich kenne das, fiel die Dame der Frau mit ſtrengem Ton ins Wort, man muß nicht an Zerſtreuungen denken, ſo lange man die Unterſtützung Anderer bedarf. Auch will ich hoffen daß Ihr Euch des theuern Kaffees gänzlich entwöhnt habt.

Die Dame läßt ihre Augen mit Späherblicken die Runde in der ganzen Manſarde machen.

— Was habt Ihr für die letzten Kartoffeln bezahlt?

— Ach Gott, es waren kranke Kartoffeln, für vier Sous hatten wir indeſſen ſo viel, daß wir alle ſo ziemlich ſatt wurden, doch befanden wir uns ſämmtlich einige Tage unwohl nach dem Genuſſe derſelben.

— Nun es wird eben nicht ſoviel zu ſagen gehabt haben?

— Gottlob, es ging vorüber, doch war mein armer Mann einen halben Tag außer Stand etwas zu thun.

— O man muß auch nicht gleich gar zu empfindlich ſeyn,

Ich habe öfters ganze Tage lang Migraine, Colik oder Vapeurs, und gehe dennoch meinen Verrichtungen nach; wenn ich zum Beispiel heute mein Befinden hätte berücksichtigen wollen, so wäre ich nicht zu Euch gekommen, gute Frau.

— Ach, die Madame sind allzugütig.

— Was trinkt Ihr gewöhnlich?

— Ich und die Kinder unfiltrirtes Wasser *), mein armer Mann von Zeit zu Zeit einen Schluck selbstgemachten Cyder **).

— So. Doch keinen Branntwein?

— Bewahre der Himmel.

Die Dame steht auf, macht die Runde im Zimmer, sieht und riecht in alle Töpfe, Krüge und Flaschen die sie findet, und setzt endlich rasch ein Glas, an dem sie gerochen, wieder auf das Kamin, von dem sie es genommen.

— Pfui, das stinkt ja doch nach Branntwein.

— Mein Gott! Madame, Sie irren sich, sagte die Frau betroffen, das kann nicht seyn ...

— Ja, liebe Mutter, fiel ihr das jüngste Mädchen ins Wort, es ist das Glas in dem der Vater vorgestern für einen Sous Cognak holen mußte, als ihm so übel nach den kranken Kartoffeln wurde.

— Ach ja, Madame, jetzt entsinne ich mich, sagte die Frau mit zitternder Stimme.

— Höre Sie, gute Frau, wenn Sie mich belügt, und ich dahinter komme, daß Ihr Euch dem Trunk ergebt, dann ist es aus mit uns. Ich kenne nichts Abscheulicheres als das Laster des Trinkens und die Unmäßigkeit. Ein Mensch der nach Branntwein riecht, kann mich in Ohnmacht fallen machen, darum darf mir auch nie ein Arbeiter vors Gesicht, und schon ein paar Dutzend Bedienter jagte ich weg, weil sie Morgens einen Schnaps tranken: richtet Euch also darnach.

Die Dame fuhr noch eine Weile mit ihrer derben Straf- und Strafpredigt fort, und examinirte dabei alle Winkel, visitirte einen alten Kasten den sie leer fand, fragte noch wann man des Morgens aufstehe, zu welcher Zeit man sich des Abends nieder-

*) In Paris wird in der Regel alles Wasser, da es aus der Seine kömmt, in den Häusern durch sogenannte Fontainen filtrirt.

**) Ein Getränk, das sich die armen Leute von Wasser, welches sie über dürre Aepfelschnitzen gießen, sodann einige Tage stehen und gähren lassen, machen. Die Flasche kömmt etwa auf einen halben Sous.

lege, gab endlich den Kindern so wie der Mutter jedem einen Semmelweck, den sie aus einem Papier nahm das der Bediente hatte, zog hierauf ihren Beutel, reichte der Frau ein zehn Sousstück nebst einem kleinen Päckchen, indem sie zu ihr sagte:

— Dies läßt Euch der Wohlthätigkeitsverein des .... Quartiers zukommen, und hier lege ich noch fünf Sous darauf. Ich will hoffen daß Ihr erkennt was man für Euch thut, seyd sparsam und mäßig, ich werde Erkundigungen einziehen, und kann ich damit zufrieden seyn, so seht Ihr mich in vier bis sechs Wochen, wenn es meine Zeit erlaubt, wieder *).

Die Dame will abtreten, als sich die Thüre öffnet, und ein Junge in einer Halbblouse mit einem Billet in der Hand herein stürzt, und die Dame fast über den Haufen rennt.

— Bin ich hier recht bei der Frau des Tagelöhners P.?

— Ja, mein Sohn, was habt Ihr?

— Hier ein Schreiben von Euerm Mann.

Die Frau nimmt dem Knaben das Billet ab, liest es, und läßt es mit dem Ausruf: großer Gott, das fehlt uns noch! fallen, und sinkt bewußtlos auf einen Stuhl nieder.

Die Dame gibt dem Bedienten einen Wink, der das Papier aufhebt und es ihr überreicht, sie liest:

Liebe Frau!

Soeben wurde ich durch einen Garde-de-Commerce verhaftet und ins Schuldgefängniß abgeführt: der dicke Fleischer, dem wir noch die 53 Franks für Suppenknochen schulden, als unserer Betty nach ihrer letzten Krankheit Fleischbrühen verordnet wurden, um sich wieder zu erholen, ließ mich setzen. Gott wolle Dir und den armen Kindern helfen, mich muß mein Gläubiger, wenn auch schlecht genug, nähren.

— Wie, liederliche Schulden machen, Bier und Branntwein saufen, soll man da nicht alles Mitleid abschwören, rief die Dame aus, mich habt ihr gesehen! (Es ist doch lauter Lumpenpack, das Bettelvolk).

Sie entfernte sich, von ihrem Bedienten gefolgt, im höchsten Zorn.

*) Wer vielleicht glaubt daß diese Schilderung übertrieben ist, der suche einmal einem solchen Armenbesuch, besonders von den sogenannten Frommen, beizuwohnen.

Die Scene veränderte sich abermals, und man erblickte ein geräumiges Gemach, das Berathungszimmer einer versammelten Jury darstellend, die über einen des Raubmords angeklagten Verbrecher ihr entscheidendes schuldig oder nicht schuldig aussprechen sollte. — Die Geschwornen waren eben eingetreten und begannen ihre Berathungen.

— Meine Herren, sagte der Chef derselben, nachdem alle Platz genommen hatten, es ist wohl Keiner unter uns, der noch den mindesten Zweifel an der Schuld des Angeklagten hegen könnte; nach all den Beweisen die uns vorgelegt wurden, sowie nach den Aussagen der Zeugen, ist dieser Durand, trotz seiner frommen und scheinheiligen Miene, seiner sanften, süßen Sprache, und den Versicherungen der Entlastungszeugen, derjenige, der den verruchten Raubmord an dem unglücklichen Fournier verübt hat. Was mich anbelangt, so stehe ich keinen Augenblick an, auf Ehre, Pflicht und Gewissen vor Gott und den Menschen das schuldig über diesen Heuchler auszusprechen! welcher von Ihnen könnte anderer Meinung seyn?

— Wohl keiner, riefen mehrere Stimmen.

— Ein Wort, meine Herren, sprach ein schon ältlicher, sehr gelassen scheinender Mann. Auch ich muß eingestehen, fast die moralische Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten zu haben, doch so sehr sich auch alle Umstände vereinigen, die Schuld desselben zur höchsten Wahrscheinlichkeit zu machen, so ist dies doch immer noch keine Gewißheit, und der Fall seiner Unschuld eine Möglichkeit und denkbar.

— Bah! fiel dem Sprecher ein etwas cholerischer Mann ins Wort, wie mögen Sie nur noch den mindesten Zweifel hegen; nach all dem was wir gehört und gesehen, muß der Kerl der Mörder seyn, dies ist so klar wie das Sonnenlicht. Man liest seine Schuld in seinen Augen.

— Herr Sellier hat Recht, stimmten ihm mehrere der Geschworenen bei, klar ists, daß dieser Sanftmuth heuchelnde Mensch der Mörder ist, er und kein Anderer.

— Indessen schienen selbst der Präsident und der Generalprokurator an die mögliche Unschuld des Angeklagten zu glauben, wenigstens ließen die an uns gerichteten Worte des Letztern so etwas vermuthen, sagte der ältliche Mann.

— Die haben Sie ganz mißverstanden, meinte der Cholerische,

und ich begreife nicht wie man einem Mörder das Wort reden kann, setzte er zornig hinzu.

— Herr Sellier hat vollkommen recht, sagte der Chef der Jury. Fünf Personen haben in dem Angeklagten den Menschen erkannt, der an jenem unheilvollen Tage in der Schenke zum Wolf mit blutigen Fingern gesehen wurde, von der Gegend herkommend, in welcher man einige Stunden darauf den ermordeten Leichnam Fourniers fand, und der nach einer kleinen Viertelstunde auf dem Pferd des Ermordeten davonjagte.

— Aber drei andere Zeugen, die sich ebenfalls in der Schenke befanden, behaupteten, daß Durand ein weit helleres Haar habe als jener, der etwas gehinkt, obgleich sie eine große Aehnlichkeit mit demselben eingestanden.

— Was will dies auch sagen, ein etwas helleres Haar, man darf nur im Licht sitzen, so scheint jedes Haar sogleich heller. Ich für meinen Theil stimme für das unbedingte schuldig.

— Damit bin ich nicht einverstanden, wenigstens sollte man bei nur einigermaßen zweifelhaften oder nicht ganz klar erwiesenen Thatsachen, so oft es sich um Leben und Tod handelt, immer die mildernden Umstände eintreten lassen. Ich kann nicht ohne Schauder an die Möglichkeit denken, mit die Ursache an dem Tode eines Unschuldigen zu seyn, aus dem Kerker, von den Galeeren ist im Fall der Unschuld immer noch Rettung und wenigstens theilweises Gutmachen möglich, wer aber kann von den Todten auferwecken? Meine Herren, denken sie an Jean Calais, an Lesœure, an so viele andere, über welche die Jury ihr tödtliches schuldig aussprach, und deren Unschuld sich später erwiesen, an die drei armen Teufel, über die vor kaum einem Jahr eine belgische Jury, als des Raubmords angeklagt, das Todesurtheil sprach, welches der König glücklicherweise in lebenslängliche Kettenstrafe verwandelte; drei Monate darauf kam ihre Unschuld sonnenklar an den Tag, da man die wahren Mörder eingefangen hatte, die dann auch bald ihre verruchte That mit allen Nebenumständen eingestanden... Ich stimme für schuldig mit mildernden Umständen.

— Und ich erkläre den Angeklagten für schuldlos, sagte ein anderer Geschworner.

— Auch ich, stimmte ein dritter.

— Nein, das ist zu toll, meine Herren, fiel jetzt wieder der cholerische Mann ein. Wird denn in Frankreich noch nicht genug

gemordet und geraubt! Man ist kaum seines Lebens mehr sicher; also muß man nach ihrer Meinung, meine Herren, der That beigewohnt haben, um überzeugt zu seyn. Erst gestern haben die Journale wieder drei Morde berichtet, und —

— Und heute widerrufen, fiel ihm der ältliche Mann ins Wort. Sie wissen, wie viel diese Lügenzeitungen täglich erfinden um ihr Blatt pikanter zu machen, und auf einen Widerruf kömmt es ihnen nicht an.

— Sie hätten sich besser zum Advokaten und Vertheidiger des Mörders als zur Jury gepaßt, zum Glück kommt es hier nicht auf Sie an, und sich zu den andern wendend, fuhr der Vertheidiger höchst aufgeregt fort: Ich bitte Sie, meine Herren, sprechen Sie sich aus; ist Durand schuldig oder nicht? — Ich bin überzeugt, die grö[illegible]hl unter Ihnen hat so viel gesunden Menschenverstand, um einzusehen daß dieser Durand des angeklagten Mordes schuldig ist.

Und so fuhr der Mann fort, seine Meinung in einem fast befehlenden Tone den Uebrigen aufzudringen, von denen die meisten nicht im Stande waren eine eigene Meinung zu haben, ja kaum ein Wort hervorzubringen vermochten, und einige unter ihnen nicht einmal ihren Namen schreiben konnten.

Mit einer Mehrheit von sechs Stimmen, also von neun Mitgliedern der Jury, wurde über den des Raubmords Angeklagten das unbedingte schuldig ausgesprochen; die, welche wenigstens für die mildernden Umstände waren, hatte der heftige Mann überschrien.

Die Scene verwandelte sich nun in den Richtplatz, und man sah den zum Tode verurtheilten Durand, auf dem Schaffot noch seine Unschuld betheuernd, den tröstenden Priester von sich stoßend, guillotinirt.

Kaum war der Kopf des Unglücklichen gefallen, als man unter der gaffenden Menge den Ausruf vernahm: »Haltet ein, ich bin der Mörder!« und bewußtlos stürzte das Individuum, welches diese Aeußerung gethan, nieder.

Der Mensch hatte, wie es sich bald erwies, nur zu wahr gesprochen.

Noch führte man dem Publikum die herzzerreißende Scene der Verzweiflung der hinterlassenen Gattin und drei unerzogener Kinder des Hingerichteten vor. Die Rolle der Erstern spielte die Rachel wahrhaft hinreißend gräßlich.

Das Publikum erhielt nun ſeine Bewegungs- und Redefreiheit wieder.

— Ein recht abgeſchmacktes Stück! ertönte es von den meiſten faſhionablen Plätzen.

— Kein Sinn, kein Zuſammenhang, ſprachen Andere.

— Aber ganz aus dem Leben gegriffen und wohl zu beherzigen, meinte man in den höhern Regionen.

Hierauf begann das neue Stück, in welchem Rachel die Jungfrau machte.

Michel und der Hinkende wollten dieſer Vorſtellung nicht beiwohnen und entfernten ſich.

Nach beendigtem Theater begab ſich der königliche Commiſſair zu dem Direktor des français, und fuhr ihn mit den Worten an:

— Was ins Teufelsnamen fiel Ihnen ein, Herr, ein ſolches Stück wie das, das nach dem Tartüffe folgte, das nicht angekündigt war und die Cenſur nicht paſſirt hatte, und von dem auch keine Proben gehalten wurden, aufführen zu laſſen! Sie werden ins Teufels Küche kommen!

— Herr Commiſſair, ich bin ſo unſchuldig an demſelben wie das Kind in Mutterleibe, und zittere ſelbſt noch am ganzen Körper: das muß ein Blendwerk, ein Spiel des Teufels geweſen ſeyn.

VIII.

Zweite Höllenreise; Generalmusterung der Verdammten. — Die deutschen Auswanderer in Havre.

Wie der Leser schon längst bemerkt haben wird, läßt es unsern Michel nirgends lange rahen noch rasten, und schon würde er dem Himmel selbst einen Besuch abgestattet haben, wenn seinem unzertrennlichen Reisegefährten der Weg dahin nicht verschlossen und der Eingang zu demselben vom heiligen Petrus nicht noch hundertmal gewissenhafter bewacht wäre, als der der verbotenen Waaren in die Staaten des Zollvereins oder nach Frankreich, und der der gefährlichen Bücher nach Oesterreich oder Rußland. — Da er den Himmel nicht besuchen durfte, so tröstete er sich mit der Hölle, und beschloß eine zweite Fahrt in dieselbe zu machen und die weiteren Merkwürdigkeiten derselben in Augenschein zu nehmen.

Diesmal fuhren unsere Gesellen durch den Vesuv in das schreckliche Reich der Verdammten, in dem Michel nicht minder freundschaftlich als das Erstemal aufgenommen und sogar zur großsatanischen Familientafel gezogen wurde, eine mindestens eben so große Auszeichnung als eine Einladung zur Tafel der Königin von Spanien zu erhalten. Er freute sich des Wiedersehens der liebenswürdigen Prinzessinnen Sataniella, Diavolina, Cornalina ꝛc., denen er ehrerbietig die Hände küßte, und sich dann nach aufgehobener Tafel anschickte mit seinem Begleiter und mit allerhöchster Bewilligung eine Spazierfahrt durch das Reich der Hölle zu machen, wozu ihm Papa Großsatan sogar eine seiner achtundvierzigspännigen Hofequipagen zur Verfügung stellte; die Stelle der Pferde vertraten kolossale, feuersprühende und gehörnte Fledermäuse. An den Pforten des Quallandes angekommen, spie ein tausendrachiges Ungeheuer, das hier die Dienste der Zollwächter versah

und das Ein- und Ausschmuggeln verbotener Waaren hinderte, einen glühenden Schwefelregen aus allen seinen Rachen. Der Hinkende verwies das Unthier jedoch durch einen Krückenschlag zur Ruhe. Jetzt fuhren oder vielmehr schwebten, denn der Wagen ruhte auf Feuerwolken, unsere Reisenden über einer unabsehbaren, dunkelglühend beleuchteten Fläche, über welcher sich schwarzrothe Wolken thürmten, unter ihnen aber stürmte, brauste, heulte, sauste und wüthete es, daß Donnergebrüll Kindergewinsel dagegen schien. Da lagen zu ihren Füßen die unendlich scheinenden Thäler, Abgründe, Klüften, Meere, Seen, Felsen und Klippen der gräßlichsten Straf- und Qualorte der Verdammten. Blutrothe und goldgelbe, silberweiße und fahlgrüne Wellen thürmten sich berghoch, und das ganze schreckliche Durcheinander glich den Riesentrümmern eingestürzter Welten; aus Tausenden von Vulkanen entstiegen giftige Dämpfe, und ein höllisch stinkender Qualm bildete schwarze, blitzschwangere Wolken, aus denen sich Feuerregen entluden. In beständig bebender Erschütterung waren Berge, Felsen und Boden, und Alles schien in ewigem Aufruhr; brüllend heulende Stürme durchsausten die bald glühenden, bald eisigen Lüfte unaufhörlich, und schleuderten Alles zu zertrümmern drohende Felsstücke und Berge einher; das Getöse war so betäubend, Schwefel, Asche, Gluthsand, Feuerregen bildeten ein solches Chaos, daß deren Schrecken keine sterbliche Feder zu schildern vermag.

In diesen endlos scheinenden Regionen des furchtbarsten Jammers, des Wehes und der gräßlichsten Qualen, von denen Friede und Hoffnung in alle Ewigkeit entschwunden, und welche der Sitz grenzenloser Verzweiflung waren, grenzenlos wie der ganze Schauerort, ertönte das Wehgeheul und Gewinsel der Verdammten ohne Aufhören.

Jetzt schwebten die beiden Höllenreisenden mitten über einem dampfend sprudelnden Blutmeer, zu dem sie sich hinabsenkten, und in das Michel, trotz seinem feuer- und höllenfesten Körper, doch nicht ohne einige Bangigkeit und Angst zu blicken vermochte. — Bald entdeckte er zahllose Menschenleiber, die aus demselben hervorragten, aber entsetzlich anzusehen waren, denn alle waren geschunden und hautlos. Vielen von ihnen reichte das kochend schäumende Blut bis an die Unterlippe, andern dagegen benetzte es kaum die Fußsohlen, und so stieg es stufenweise mathematisch in Linienbreite abgemessen an den verschiedenen Körpern hinauf, die jedoch

nicht höher geſchunden waren, als das Blut ſtieg; nur denjenigen war die Haut auch noch vom Kopf und Geſicht gelöst, über deren Häupter die ſiedenden Blutwellen zuſammenſchlugen, und denen das Blut auch in den weit geöffneten Mund ſtrömte.

— Dies iſt das Meer der Mörder, erklärte Asmodi ſeinem Schützling, in welchem Meuchel-, Raub- und andere Mörder ihre ſchwarzen Thaten in alle Ewigkeit büßen müſſen.

Alle in demſelben ſchwimmenden Verdammten umgaben in 99 nach ihrer Entfernung ſich immer mehr ausdehnenden Kreiſen den Mittelpunkt dieſes Blutmeers, aus dem ein dicker ſchwarzer Schundkopf ganz allein hervorragte, über den jeden Augenblick eine ſiedende Blutwelle ſchlug, die ihn zu verſchlingen drohte, während ihm das Blut unaufhörlich in den Mund ſtrömte.

— Wer iſt denn dieſer ſchreckliche Dickkopf dort, fragte Stürmer ſeinen Führer, um den ſich alle anderen im Kreiſe drehen?

— Das iſt der erſte aller Mörder und Brudermörder, der abſcheuliche Cain, antwortete Asmodi. Er bildet das Centrum des Blutmeers; ſeine Strafe iſt die ſchrecklichſte, weil er die kaum erſchaffene Erde zuerſt mit Bruderblut tränkte, und ſo der Vater des Mordes ward. Sämmtliche hier verdammte Mörder betrachten und verwünſchen ihn als den Urheber ihrer Marter, während ohne ſein Beiſpiel ſie ihre Hände nie mit dieſer Todſünde befleckt haben würden.

Vater-, Mutter-, Gatten- und Geſchwiſtermörder, fuhr Asmodi fort, ſind alle die, denen Du mit geſchundenen Geſichtern das Blut in die Mäuler ſtrömen ſiehſt; ſie bilden den nächſten Kreis um den Cain. Das Blut dieſes Kreiſes, das ihre geſchundenen Leiber umſtrömt, hat den höchſten Grad der Hitze, der nur um etwas weniges noch von dem Centrum, in dem der Urvater des Mordes ſiedet, übertroffen wird. — Unter ihnen erblickſt Du auch gar manches gekrönte und tonſirte Haupt, Fürſten und Könige, denen Bruder- und Vatermord ein Spiel war, um ſo gebrechliche Dinge, wie Throne und Kronen auf Erden ſind, ein paar Jahre früher zu beſteigen und zu beſitzen. —

Dort der geſchundene Furienkopf im erſten Blutkreis, der ein ſo kreiſchendes Schmerzgeheul ausſtößt, das iſt Tullia, des Servius, des ſechsten Königs von Rom unnatürliche Tochter, die ihrem Kutſcher bei ihrem fürchterlichſten Zorn befahl, über den Leichnam des auf ihre Veranlaſſung ermordeten Vaters zu fahren, ſo daß

ſie über und über mit deſſen Blut beſpritzt wurde; zehn Schritte von ihr ſiedet ihr Gatte Lucius Tarquinius. Beide waren nicht nur Vatermörder, ſondern auch Gatten- und Geſchwiſtermörder, Giftmiſcher und Ehebrecher. Dort heult, einige Schritte von ihnen, der Gründer der Stadt, die ihr kurzſichtigen Sterblichen die ewige nennt, Romulus, der ſeinen Bruder Remus erſchlug.

— Aber wer iſt denn der, der dort etwas weiter links mit dem ſpitzigen Schundkopf und den Kalmückenaugen hervorragt? fragte Michel ſeinen hölliſchen Cicerone.

— Dies war der chineſiſche Kaiſer Hant-ſo, der durch den Mord ſeines Wohlthäters und Beſchützers, welcher Vaterſtelle an ihm vertreten, den chineſiſchen Thron uſurpirte und eine Reihe von Jahren China tyranniſirte; aber endlich wurde dem Mörder und Thronräuber von von dem herangewachſenen Sohn des ermordeten Kaiſers Li-ſiang, dem Chao-kang der verdiente Lohn.

— Und der, welcher dicht neben ihm die ſiedenden Blutmaſſen verſchlingt? —

— Das iſt ein anderer chineſiſcher Uſurpator und Brudermörder, der Kaiſer Tſchui-chu, der auch alle Geſchichtſchreiber hatte ermorden laſſen die ſich unterfingen über ſeine Unthaten und Grauſamkeiten zu berichten. Er wollte dadurch verhindern, daß ſeine Schandthaten bekannt werden und auf die Nachwelt kommen ſollten, eben ſo vergebliche als lächerliche Bemühungen; andere Hiſtoriker, die ſein ohnmächtiger Arm nicht erreichen konnte, malten des Ungeheuers ſcheysliche Verbrechen mit deſto grellern Farben, und er iſt in den chineſiſchen Jahrbüchern als einer der gräßlichſten Wüthriche dieſes Reichs bezeichnet.

— Und dort, der mit den ſo grimmig verdrehten Augen?

— Das iſt der römiſche Kaiſer Caracalle, der ſeinen guten Bruder Geta in den Armen ſeiner Mutter ermordete.

— Und jener, deſſen Wuthgeheul noch einen ſo unbändigen Zorn verräth und der mit drohenden Blicken um ſich zu werfen ſcheint?

— Ha, das iſt der große Conſtantin.

— Wie? er, der das Chriſtenthum zuerſt recht befeſtigte, deſſen großer Verbreiter und zweiter Begründer, ſo zu ſagen, auch der hier?

— Auch der.

— Sage mir, Asmodi, iſt es mir nicht vergönnt, dieſen oder jenen der Verdammten anzureden und zu befragen, ich hätte große Luſt, über ſo manche Dinge Aufſchluß zu erhalten, die mir bei

dem Studium der Geſchichte dunkel geblieben ſind, und würde dadurch vielleicht meine Menſchenkenntniß bereichern.

— Schwerlich, doch frage immerhin, dies iſt Dir vergönnt, und noch mehr, da Du unſerm Reich und beſonders mir ſo große Dienſte erwieſen haſt; durch Deine Fürbitte beim Papa Groſſatan könnte ſich dieſer vielleicht bewogen finden, die Qualen mancher Verdammten zu mildern.

Michel näherte ſich nun dem Verdammten, den ihm Rómodi als Conſtantin den Großen bezeichnet hatte, und ſprach zu demſelben:

— Ich muß geſtehen, daß es mich außerordentlich wundert, Ew. Majeſtät an dieſem Ort zu finden, da man ſie auf Erden der Seligkeiten des Himmels theilhaftig wähnt. Die Taufe reichte alſo nicht hin, eure Verbrechen abzuwaſchen und euch den Qualen der Hölle zu entziehen?

— Leider nicht, wie ihr ſehet, antwortete Conſtantin mit einem tiefen Seufzer.

— Und eure Mutter, die heilige Helena, vermochte nicht, euch durch ihre Fürſprache zu retten?

— Ach! auch ſie ſchmachtet in den Pfuhlen der Hölle, die Strafe der Ehebrecherinnen erleidend.

— Iſt's möglich. — Doch ich erſuche Ew. Majeſtät, mir offen und ohne Rückhalt die Beweggründe eurer Verbrechen und Handlungen mitzutheilen, vielleicht bin ich im Stande, eurer Strafe Linderung auszuwirken, wenn ſich mildernde Umſtände vorfinden.

Conſtantins Züge erheiterten ſich ein wenig, und er ſprach tief ſeufzend: Ungemeſſener Ehrgeiz und Herrſchſucht waren die Beweggründe und Triebfedern meiner Handlungen und Verbrechen. Ihr wißt, daß ich mich durch 6000 deutſche, galliſche und britiſche Soldaten zum Kaiſer ernennen ließ. Dieſe, ohne die Einwilligung des römiſchen Volks und Senats gemachte Ernennung, wurde durch den Sieg über den Marentius gültig, und ich beſtieg den durch Mord beſudelten Thron. Abſcheulicher Vatermörder, ließ ich die beiden Licinius, den Mann und den Sohn meiner Schweſter ermorden, weil ich fürchtete, von ihnen verrathen zu werden, ſodann ließ ich mein eignes Weib, die Kaiſerin Fauſta, im Bad erſticken, da ich auch von ihr Verrath und Untreue, daß ſie mir nach dem Leben ſtreben könnte, fürchtete. Indeſſen bezahlen dieſe wie noch andere Verbrechen, da ich ſelbſt meine Kinder in meinem unſeligen

Mißtrauen gegen Alles, was mich umgab, nicht verſchonte, mich gewaltig zu beunruhigen, und Schreckgeſpenſter verfolgten mich allenthalben, ſo daß ich weder bei Tag noch bei Nacht mehr einen ruhigen Augenblick hatte. Ich befragte die Hohenprieſter meines Reichs, welche Opfer ich den Göttern bringen müſſe, um meine Verbrechen zu ſühnen. Aber mit Abſcheu wurden meine Opfergaben zurückgewieſen, und der Hierophant ſprach die Schreckensworte aus:

„Weg von hier mit den Vatermördern, denen die Götter niemals vergeben.“

Aber ein chriſtlicher Prieſter verſprach mir Verzeihung, wenn ich die Sünde meiner Verbrechen in dem Waſſer der heiligen Taufe abwaſchen würde, und ich wurde ein Chriſt. Nun verließ ich Rom und ſchlug meine Reſidenz zu Conſtantinopel auf, begünſtigte vor allem die Diener meiner neuen Religion die jetzt ebenfalls begannen vom Teufel des Ehrgeizes beſeſſen zu werden; von mir beſchützt und der Strafloſigkeit gewiß, warfen ſie die Gattin des Marentius in den Orontes, erwürgten deren Verwandte, und begannen allenthalben ſcheusliche und blutige Handlungen der Rache und der Herrſchaft zu verüben, ermordeten anders glaubende Beamte in Egypten und Paläſtina, und erſäuften Diokletians Wittwe und deren Tochter in dem Meer. Aus den lang Verfolgten wurden die wüthendſten Verfolger, aus den Unterdrückten die grauſamſten Unterdrücker. Zu meiner Beruhigung und zur Befeſtigung meines neuen Glaubens verſammelte ich das Concilium zu Nicäa, verbannte ich den Arius, rief ihn zurück, verbannte den Athanaſius, und ſtarb endlich in den Armen des Hauptes der Arianer, nachdem ich mich erſt auf dem Todtbett hatte taufen laſſen, um deſto ſicherer den Qualen der Hölle zu entgehen, und ſo auch die noch bis dahin begangenen Sünden abzuwaſchen. Aber ach! alles war vergeblich, kaum hatte mein Körper den letzten Hauch ausgeſtoßen, als die gekrallten Diener Satans meine Seele in Empfang nahmen; ich hatte gut proteſtiren, mich auf die Verheißungen der chriſtlichen Prieſter berufend, ein hölliſches Hohngelächter war die ganze Antwort, die ich erhielt, nur eine Stimme rief mir zu: Tröſte Dich, Deinen Prieſtern ſteht gleiches Schickſal wie Dir bevor, ſie entgehen uns eben ſo wenig! und in der That habe ich mich überzeugt, daß die meiſten derſelben der Leiden der Hölle theilhaftig geworden ſind, nur einige derſelben werden, ich weiß

nicht warum und aus welchem Grund, bisweilen zu den groſſatanischen Hoffesten gezogen.

— Was hat das für eine Bewandtniß? fragte Michel den Hinkenden.

— Diese Auszeichnung widerfährt nur denen, die sich ganz besondere Verdienste für die Verdlkerung unsers Reichs erworben haben, antwortete Asmodi, und das hat Kaiser Constantin nicht, er sorgte nur für sein Interesse.

— Ich muß Ew. Majestät gestehen, versetzte Michel, daß ich in den Geständnissen, die sie mir gemacht, wenig Grund zu mildernden Umständen finde, es müßte denn die Schwäche seyn, die sie gezeigt, indem sie sich dem Einfluß schlauer Priester hingab und deren Aussagen zu großes Vertrauen schenkte. Je nun, wir wollen sehen was später zu thun ist.

— Wer sind den dort drüben diese beiden heulenden weiblichen Furiengesichter, die sich trotz allen auszustehenden Qualen so grimmig giftige Blicke zuschießen, fragte Stürmer seinen Gefährten, sich von Constantin wegwendend.

— Dies sind die Königinnen Fredegonde und Brunhilde, antwortete Asmodi.

— Ach! da laß uns zu ihnen, ich bin lüstern ein Wort mit diesen Megären zu sprechen.

— Nach Gefallen.

Michel schwebte nun zu diesen beiden gekrönten Unholdinnen und wandte sich zuerst gegen Fredegonde, die er ebenfalls aufforderte, ihm offen, freimüthig und ohne Rückhalt einen wahrhaftigen Abriß ihrer Lebensgeschichte und ihrer Verbrechen mitzutheilen, mit dem Versprechen, auch ihre Leiden zu mildern, wenn es die Umstände gestatteten.

Schwer nach Blut schnappend, sprach die ehemalige Königin von Neustrien:

Ich war von niederer Herkunft und hatte es dem vertrauten Verhältniß, in dem ich mit einem der Hofbedienten des Königs Chilperich stand, zu verdanken, daß ich bei der Königin Audovera, Chilperichs Gattin, als Kammerfrau angestellt wurde. Bald bemerkte mich der König, und meine etwas kräftige, athletische Schönheit erweckte seine Lüsternheit um so mehr, da, als ich wahrnahm daß er ein Auge auf mich geworfen, ich alle weiblichen Künste spielen ließ, um ihn durch diese üppigen Formen, Stellungen und

alle Mittel einer wilden Libertinage noch mehr anzureizen ſuchte. Dies konnte bei einem Barbaren, dem phyſiſche Kraft über Alles ging, nicht fehl ſchlagen. Der König verliebte ſich in allem Ernſt in die heroiſche Geſtalt der Kammerfrau ſeiner Gattin, zog ſie aus ihrer Verborgenheit, machte ein Hoffräulein und die beſtändige Begleiterin Andueras aus ihr. Ich verſtand es aber nicht allein den König zu beherrſchen, ſondern auch deſſen Gattin, ein gutmüthiges aber ſchwaches Geſchöpf, war ganz in meinen Netzen gefangen, und bald nahm der Wunſch, deren Stelle auch auf dem Thron einzunehmen, ſo wie ich ſie ſchon im Bett eingenommen hatte, bei mir überhand. Als die Königin mit ihrem vierten Kind ſchwanger ging, wußte ich ſie, wohlwiſſend daß die Kirche bei aller geiſtigen Verbindung die fleiſchliche Vermiſchung verbot, ohne große Mühe zu bereden, daß ſie ſelbſt die Pathin ihres Kindes wurde, wozu ſie ſich auch ohne alles Mißtrauen verſtand, und ohne die Schlinge zu ahnen, die ich ihr dadurch legte; ſo zerriß ſie ſelbſt das eheliche Band, das ſie an Chilperich knüpfte. Dieſer, vollkommen mit mir einverſtanden, ermangelte nicht, aus einem Feldzug gegen die Sachſen heimkehrend, während welchem die Königin niedergekommen und das Kind getauft worden war, dieſes gegen die Gebote der Kirche begangene Vergehen zum Vorwand zu nehmen, um ſeine Ehe mit Andovera, trotz deren Bitten und Thränen völlig aufzuheben. Mutter und Tochter wurden auf ſeinen Befehl in ein Kloſter eingeſperrt, in dem ſie ſpäter beide umkommen ſollten. Bis dahin hatte ich meine Seele noch mit keinem Mord beſudelt; da jedoch der König ſich noch keineswegs willig zeigte, Krone und Thron mit mir zu theilen, und ich fürchtete, das Geſchehene möchte ihn reuen und er die verſtoßene Gattin wieder zu Gnaden aufnehmen, ſo ließ ich beide mit Hülfe eines mir ganz ergebenen Pfaffen, dem ich dafür den Preis meiner höchſten Gunſt verſprach und ertheilte, Mutter und Tochter im Kloſter vergiften. Lüge und Verleumdung aber iſt es, daß ich, wie der Geſchichtſchreiber Mezerai berichtet, beide noch vor ihrem Tode durch meine Knechte habe nothzüchtigen laſſen, und wie ein alter Chronikenſchreiber hinzufügt, hinter einem Vorhang verſteckt Zeuge dieſes Schauſpiels geweſen ſey, um meine Geilheit durch daſſelbe noch zu ſteigern. Es bedurfte deſſen nicht.

Aber noch gelang es mir nicht, meinen ſehnlichſten Wunſch, Königin zu werden, in Erfüllung gehen zu ſehen. Athanagildus,

König der Weſtgothen, Brunhildens Vater, hatte eine zweite Tochter, Galſuinte geheißen, deren reiche Mitgift Chilperichs Habſucht reizte, und die er zur Ehe begehrte, trotz den Einwendungen der Mutter, die eine Ahnung von dem Schickſal, das ihre Tochter erwartete, haben mochte, erhielt er deren Hand. Athanagildus, dem Chilperichs Geiz bekannt war, ſandte dieſem ſeine Tochter mit einem Gefolge und mehreren mit Gold und reichen Schätzen beladenen Wagen, hatte aber die Bedingung geſtellt, daß Chilperich ſchwören müſſe, die Prinzeſſin niemals verſtoßen oder zurückſchicken zu wollen. Der König leiſtete den verlangten Eid, die Hand auf heilige Reliquien legend, vor den Abgeſandten des Vaters der Braut, und hielt Wort. In der That wurde Galſuinte weder verſtoßen noch zurückgeſandt, ich, die ich mich fortwährend ſeiner Umarmungen zu erfreuen hatte, denn nur in meinen Armen empfand der König die höchſten Freuden der Wolluſt, ich wußte ihm dieſen Meineid zu erſparen. In einer jener milden Nächte, deren ich ſo manche mit ihm zugebracht, mußte er mir, von Wein und Wolluſt trunken, verſprechen, daß im Fall Galſuinte ſtürbe, ich den Thron mit ihm theilen würde....

Einige Tage nach dieſer Nacht, es war im Jahr 568, ließ ich und nicht Chilperich, wie einige Geſchichtſchreiber fälſchlich berichten, die unglückliche Galſuinte durch einen meiner Vertrauten, den ich gleichfalls beglückt hatte, in ihrem Bett erſticken, und ihr, um ihres Todes gewiß zu ſeyn, zu wiederholten Malen einen Dolch in die Bruſt ſtoßen, worauf ich mich, im höchſten Entzücken die blutende Bruſt in ihren Blößen ſchauend, dem noch triefenden Mörder Preis gab. Sodann holte ich den König herbei, zeigte ihm die Leiche und erinnerte ihn an ſein Verſprechen.... er hielt Wort, und ich hatte endlich das Ziel, nach dem ich ſo lange gerungen, erreicht, und Thron und Krone wurden mir zu Theil. Aber lange ließ man mich dieſes Glück nicht in Frieden genießen. Der König von Auſtraſien, Sigisbert, und Brunhilde, die Schweſter der Ermordeten, fielen an der Spitze eines Heeres in Frankreich ein, verwüſteten und verheerten das Land mit Feuer und Schwert, und das unglückliche Volk mußte mit Hab und Gut meine Miſſethaten büßen. Von ſeinen Unterthanen, die er mit Steuern und Abgaben erdrückt hatte, verlaſſen, ſuchte Chilperich ſein Heil in der Flucht, bei der ich ihn begleitete. Es blieb uns nur noch die feſte Stadt Tournai, in der wir uns einſchloſſen. Aber lange würden

wir hier den uns belagernden Streitkräften nicht widerſtanden haben und bald die Beute unſerer Feinde geworden ſeyn, wenn ich nicht durch Schlauheit, Liſt und Verrath uns aus dieſer fatalen Lage zu ziehen gewußt hätte. Es gelang mir, zwei junge Edelleute an dem Hof meines Mannes in mein Netz zu ziehen und ſterblich lüſtern nach meinen Reizen zu machen, ſo daß, in der Hoffnung den Genuß derſelben zu erlangen, ſie nicht mehr im Stande waren, mir etwas abzuſchlagen. Ich gab mich ihnen hin, nachdem ſie mir vorher einen fürchterlichen Eid hatten ſchwören müſſen, den uns belagernden Sigisbert zu ermorden. Drei Tage darauf war dieſer König nicht mehr unter den Lebenden. Hierauf nahmen unſere Angelegenheiten ſchnell eine andere Wendung, das Heer des von meinen Liebhabern ermordeten Königs von Auſtraſien hob die Belagerung von Tournai auf, und wir gelangten wieder in den Beſitz unſerer Staaten. Der Sohn des ermordeten Sigisbert war gefangen in unſern Händen geblieben; um auch Auſtraſiens Krone meinem Gatten zuzuwenden, wollte ich ihn tödten laſſen, aber die Agenten meiner Nebenbuhlerin Brunhilde, Sigisberts Wittwe und Galſuintens Schweſter, die um mich zu ſtürzen meinem Gemahl ſogar ihre Staaten und ihre Hand angeboten hatte, was ich jedoch zu hintertreiben wußte, verhinderte den Mord des jungen Prinzen, indem ſie ihn durch ihre Vertrauten nach Metz entführen ließ. Wir rächten uns indem wir uns der Schätze Sigisberts bemächtigten, und deſſen Wittwe in den Kerker zu Rouen werfen ließen. Brunhilde, der es nicht gelungen war meinen Gatten zu verführen, wandte nun alles an, deſſen Sohn Meroväus in ihren Netzen zu fangen. Der junge Prinz verliebte ſich ſo ſehr in die Reize ſeiner Muhme, daß, nachdem er deren Gunſt erlangt hatte, er auch ihre Hand begehrte. Dieſer unglückliche Sohn Andueras konnte mir niemals den Tod ſeiner Mutter verzeihen, und glaubte ſich am beſten rächen zu können wenn er ſeinen Haß und ſeine Rachegluth mit der der Brunhilde vereinigte. Aber ich wußte dieſer Rache zuvorzukommen indem ich den Meroväus den Händen des Henkers übergab, ebenſo wie den Biſchof Pretertat, der ihn mit ſeiner Muhme getraut hatte, indem ich ſeinem Vater glauben gemacht hatte, daß er deſſen Entthronung und Tödtung im Schild führe.

Noch war ein zweiter Sohn, Clovis genannt, übrig, den Chilperich mit Anduera gezeugt hatte, auch dieſer ging mit dem

Gedanken um, seine Mutter zu rächen, und unterfing sich sogar Drohungen gegen mich auszustoßen; ich beschloß auch seinen Untergang; indessen war dies nicht so leicht, da ihn sein Vater liebte, und ich mußte daher auf besondere Mittel denken, ihn unschädlich zu machen. Damals befand sich das Reich durch gewaltige Naturereignisse in große Bedrängniß versetzt, der Himmel überhäufte es mit Unfällen, ein unaufhörlicher Regen schien eine neue Sündfluth herbeiführen zu wollen, alle Ströme und Flüsse traten aus ihren Ufern, Erdbeben und Pest wütheten schrecklich in unsern Staaten, vom Himmel gefallene Feuer legten ganze Ortschaften in Asche, unsere Unterthanen raffte der Tod zu Tausenden weg, selbst meine Kinder starben und der König war in Lebensgefahr. Diese Schrecken wußte ich schlau zu dem Untergang Clovis zu benutzen. Dieser Sohn Andueras, sagte ich zu seinem Vater, ist sterblich in die Tochter einer mächtigen Zauberin verliebt, durch deren Hülfe und mit dieser im Bund hat er all dieses Unheil über Eure Staaten, über Eure Kinder und über Euch selbst herbeigeführt; so belohnt Clovis die Liebe, die Ihr ihm bezeigt .... und sein Haß hat sich mit den Mächten der Hölle vereinigt, um Euch zu verderben. Der König schenkte meinen Aussagen um so eher Glauben, da sein Sohn von der schrecklichen Krankheit, die im Reich wüthete, verschont geblieben war, welchen Umstand ich bestens zu benutzen verstand, um seine Schuld um so wahrscheinlicher zu machen, und dem König zu beweisen, daß es die Macht der Zauberin sey, die ihn vor allem Unheil bewahre. Der König ließ nun auf mein Begehren Clovis Geliebte, ein junges Mädchen, dessen ganzes Verbrechen war, den Prinzen zu lieben, verhaften und so gewaltig mit Ruthen peitschen, daß das Blut von ihren Schultern, ihrem Busen, ihrem Rücken herabrann, und sie so den Blicken einer wilden Soldateska ausgesetzt wurde... Der Schmerz entriß ihr das Geständniß eines Verbrechens, von dem sie keine Ahnung hatte. Ich selbst warf mich zum Richter in letzter Instanz auf, befrage, verhöre, finde Clovis und seine Geliebte schuldig, und lasse erstern in seinem Gefängniß erwürgen, aber auf eine Art daß man glauben sollte er selbst habe seinem Leben ein Ende gemacht; die angebliche Zauberin aber übergab ich den Flammen eines Scheiterhaufens.

Trotz all dieser Vorsicht war ich wegen meiner Zukunft nichts weniger als beruhigt; bei Chilperichs Tod würden dessen Staaten

an jenen Sohn Sigisberts, König von Auſtraſien, der mir durch die Flucht entgangen war, heimgefallen ſeyn. Da er außerhalb dem Bereich meiner Rache und der ihr zu Dienſt ſtehenden Dolche war, ſuchte ich ihn zu einem Bündniß mit mir zu bereden, und trug ihm meine Freundſchaft an, ja ich machte ihm ſogar den Vorſchlag, ihm Chilperichs Erbſchaft zum Voraus zu ſichern. Aber dieſes Projekt ſchlug fehl, und ich beſchloß abzuwarten, bis der Zufall vielleicht eine Gelegenheit herbeiführen würde, auch dieſen Rachedurſt zu befriedigen. Ich vermählte jetzt meine Tochter Ragonte, welche die Peſt verſchont hatte, mit dem König der Gothen, und ſandte ſie in deſſen Reich, von fünfzig mit Schätzen beladenen Wagen begleitet, denen ich eine Schutzwache von 4000 Mann beigab. Aber dieſe reichen Geſchenke erregten die Habgier des Grafen Didier von Toulouſe, der die Schutzwache überfiel, in die Flucht ſchlug und ſich all dieſer Reichthümer bemächtigte. Ragonte ohne ſie, verlor in den Augen ihres Gatten ſchnell allen Reiz, und ſie kam an Chilperichs Hof, von Didier nicht nur beraubt, ſondern auch genothzüchtigt, zurück. Hier führte ſie ein ſehr ausſchweifendes Leben, das mir um ſo weniger gefallen konnte, als es oft ſtörend auf meine eigenen Intriguen wirkte, und als ich ihr deshalb Vorwürfe machte, war ſie unverſchämt genug, mir meine eigenen Ausſchweifungen vorzuhalten und mir zu ſagen, daß dieſe alles überträfen, was ſich jemals ein Weib in Unkeuſchheit und Mordſucht erlaubt, ſie aber wenigſtens noch keine Blutthat auf dem Gewiſſen habe. Wir kamen ſcharf hintereinander, als ich aber ſah daß ich auf dieſe Art nicht mit ihr fertig werden würde, ſpielte ich die reuige, zärtliche Mutter, und ſagte ihr mit Thränen in den Augen, daß ich mein Unrecht erkenne, es wieder gut machen und ihr dies ſogleich durch neue prächtige Geſchenke beweiſen wolle. Ich führte ſie nun zu einer großen, ſchwer mit Eiſen beſchlagenen Kiſte, in welcher ich, wie ſie wußte, viele Koſtbarkeiten aufbewahrt hatte, und bat ſie, ſie möchte ſich ſelbſt wählen was ihr am beſten gefiele. Sie bückte ſich, meinen Schmeichelworten trauend, indem ich ihr ſagte, ſie ſolle ſich nicht geniren und das Koſtbarſte nehmen, mit dem Kopfe tief in den Kaſten, worauf ich raſch den ſchweren Deckel herabfallen ließ, ſie erhob aber ein ſo gewaltiges Geſchrei, daß die Hausbedienten herbei liefen, und ſie von dem unfehlbaren Tode, denn ich würde ihr mit dem Deckel den Hals zugedrückt haben, errettetën. Unterdeſſen fuhr ich fort mich meinen Lüſten zu

überlaſſen, und hatte damals einen der Palaſtofficiere, den Landry de la Tour zu meinem Hauptgeliebten erkoren. Unglücklicherweiſe als eines Morgens früh Chilperich auf die Jagd gehen wollte fiel es ihm ein noch vorher in mein Gemach zu kommen, und er klopfte mir als ich noch im Bett lag ſanft auf die Schulter; da ich glaubte daß es mein Geliebter ſey, ſagte ich ohne mich umzudrehen zu ihm: Landry, ein ächter Ritter muß die Damen niemals von hinten ſchlagen. Chilperich erlangte dadurch die Gewißheit meiner Untreue, und da ich gewiß war daß er nun eine furchtbare Rache üben würde, indem er meine Treue ſchon mehrmals im Verdacht hatte, ſo beſchloß ich ihm ſchnell zuvorzukommen, ließ Landry rufen, und theilte ihm das Vorgefallene mit, und wir kamen überein daß keine Zeit zu verlieren ſey. . . Als der König den Abend von der Jagd heim kam, fiel er, in die Thüre des Palaſts tretend, unter den Dolchen der von mir gedungenen Mörder. — Einen Augenblick fürchtete ich dem allgemeinen Unwillen den dieſe That erregte, zu unterliegen, aber ein Prieſter nahm es über ſich, mich aus dieſer verzweifelnden Lage zu ziehen, öffnete mir, da ich der Kirche und ihren heiligen Dienern nützlich zu ſeyn und ſie reich beſchenken zu wollen verſprach, willig ſeine Arme, und der Biſchof Reginaldus nahm mich in dem Schooße der Cathedrale von Paris auf.

Aber die beiden Prätendenten von Chilperichs Erbe: Childebert, Sigisberts Sohn, und Gontran, der Bruder meines ermordeten Gatten, machten ihre Anſprüche geltend. Gontran kam ſeinem Neffen zuvor, und von einem Heer gefolgt in Paris einziehend, bemächtigte er ſich im Namen des jungen Clothars, ein Kind, die Frucht meiner Liebſchaften, des Thrones. Aber auch Childebert war bis Meaux vorgerückt, von wo aus er Abgeſandte an ſeinen Oheim mit dem Auftrag ſchickte, von dieſem meine Auslieferung zu begehren, indem er mich für die Ermordung Galſuintes, Sigisberts, der beiden Söhne Andueras und meines Gatten ſtrafen, und dann Chilperichs Nachlaß mit ihm theilen wolle. Ich wußte aber die Ausführung dieſes Vorhabens zu verhindern indem ich meinem Schwager die Regentſchaft von Clothars Reich, den ich ihm als den ächten Sohn Chilperichs vorſtellte, verſprach. Gontran ſchlug nun die Forderung ſeines Neffen ab, und nahm mich und meinen Sohn in ſeinen Schutz, ja er wurde ſogar der Pathe des leztern, der erſt vier Monate alt war. Ich wußte nun den

Gontran so zu beherrschen, daß ich und nicht er regierte, und überließ mich fort und fort meinen Liebesneigungen und der Befriedigung meines Rachedurstes: ich sandte Mörder mit vergifteten Waffen ab, um Childebert und Brunhilde zu tödten, aber zu meinem Leidwesen gelang es ihnen nicht bis zu ihnen zu dringen. Da Gontran starb bevor Clothar volljährig war, so brachte mich dies in eine ziemlich kritische Lage, die mir hätte gefährlich werden können, wenn ich weniger Willenskraft gehabt hätte. Mit kräftigem Arm erhob ich mein Kind vor dem Volk und rief dessen Schutz für dasselbe an, es entsprach meiner Erwartung. Mit einem weit geringern Heer schlug ich das des Königs von Austrasien, und besiegte diesen Fürsten sammt Brunhilde. Bald darauf starb Childebert, aber nicht durch mich, wie man mir fälschlich nachgesagt, und ließ das Reich seiner Mutter als Beschützerin des Sohnes den er hinterließ. — Neuerdings kam es zum Krieg, und Brunhilde wurde abermals überwunden, nachdem sie eine Schlacht verloren, in welcher 20,000 Mann geblieben waren, außerdem verlor Austrasiens Regentin alle ihre Schätze. Aber leider konnte ich mich nicht mehr lange meines Erfolges freuen, trotz einem noch kräftigen Körper starb ich, erst fünfzig Jahre alt, und es sind jetzt gerade zwölf hundert und fünfzig Jahre daß mich die Hölle in Empfang nahm und ich in derselben schmachte. Ach wenn eine, auch nur kleine Linderung meiner schrecklichen Leiden möglich wäre, wie glücklich würde ich mich fühlen!

Michel zuckte die Achsel und sagte: in Euerm ganzen Bericht, den ich für vollkommen aufrichtig und wahr halte, finde ich auch nicht den leisesten Grund zu mildernden Umständen, Ihr scheint mir eines der größten Scheusale, setzte er etwas ungalant hinzu, das die Höllenpfuhle bergen.

Michel wandte sich nun um, und Brunhilden erblickend sagte er zu seinem Begleiter: ich habe genug an den Geständnissen Fredegondens und mag nicht noch einmal ähnliche oder furchtbarere Gräuel hören; so viel mir bewußt, hat dieses Weib, um ihre Herrschsucht und Wollust zu befriedigen, noch schändlichere Mittel als ihre Nebenbuhlerin angewandt, ihre Enkel zu allen Lastern angehalten und Zwietracht unter ihnen gesäet, den einen durch den andern morden lassen, und dann auch beide Söhne des einen, von denen sie dem einen selbst den Kopf an einer Mauer zerschellte, ermordet, ihren andern Enkel vergiftet, um ungestörter im Namen

ihrer Urenkel herrſchen zu können. Sie hatte den Tod von zehn Königen veranlaßt! Als ſie endlich in die Hände Clothars gefallen war, ließ ſie dieſer, nachdem er ſie einen ganzen Tag lang allen möglichen Beſchimpfungen einer ausgelaſſenen Soldateska preisgegeben, durch ein wildes Roß, an deſſen Schweif er ſie band, über Felſen und durch Dornenfelder zu Tod ſchleifen, bis kein ganzer Fetzen mehr an ihrem Körper war.

— Doch wer iſt das gekrönte Haupt, das dort drüben ſiedet? deſſen Züge flößen mir einiges Intereſſe ein.

— Dies iſt Maria Stuart, die ihren Gatten in die Luft ſprengen ließ, und —

— Laß uns zu einem andern Kreis übergehen, ſagte nun Michel, wo die verübten Mordthaten weniger empörend und unnatürlich ſind, überhaupt will ich heute nur eine ſummariſche Muſterung über die Heere der Verdammten halten und behalte mir vor, bei künftigen Beſuchen manchen der merkwürdigſten Verbrecher einzeln zu inquiriren. Wer ſind die Haufen die da drüben ſo durcheinander ſchwimmen und wüthen?

— Unter ihnen ſiehſt Du den Sylla, den Marius, den Tilly, den Alba, den Wallenſtein, den Turenne, Melac und ähnliche Schlächtersgeſellen, welche die Menſchen zu Tauſenden morden und niedermetzeln ließen, und dort der Trupp, der ſich im zweiten Blutkreis in einem ſo verworrenen Knäuel herumwindet, dabei immer einer gegen den andern zu wüthen ſcheint und das gräßlich heulende Geheul von ſich gibt, das ſind die Coryphäen der Schreckenszeit der franzöſiſchen Revolution, die 1789 begann. Das große Schundhaupt, das über alle die andern hervorragt, iſt der grimmige Danton, der Urheber der entſetzlichen Septembermorde. Du ſiehſt, ſeine drei Zoll langen Fingernägel hat er wüthend in das Haupt ſeines Vordermannes, das dem Bluthund Robespierre angehört, gekrallt, mit dem er auf und niedertaucht, und links an dieſen beiden hält ſich das Ungeheuer Marat feſt, in deſſen Rippen ſich der noch ſcheußlichere Carriere, der gräulichſte Blutwüthrich den dieſe Revolution erzeugte, mit den Zähnen eingebiſſen hat, an ihn hat ſich ſein Satellit Grandmaiſon gekrallt. Dieſer Carriere war es, der Greiſe, hochſchwangere Frauen, Kinder und Mütter mit Säuglingen durcheinander erſäufen oder durch die abſcheuliche Maratscompagnie niedermetzeln ließ, ohne daß auch nur pro forma ein richterlicher Spruch ſtatt gefunden hätte, und Grandmaiſon

hieb den Unglücklichen, die ſich im Augenblick des Verſinkens noch an den Rand des Fahrzeugs klammern wollten, mit ſeinem Säbel die Hände ab, oder ſpaltete ihnen die Köpfe. Dabei ergaben ſich dieſe Wüthriche noch der abſcheulichſten Wolluſt und ſchändeten die Weiber und Mädchen bevor ſie ſie erſäuften, ſodann ließen ſie Perſonen beiderlei Geſchlechts zuſammengebunden in das Waſſer werfen, mit Stangen in den Abgrund ſtoßen, und nannten dies: republikaniſche Hochzeiten feiern, und wer ſo unvorſichtig war, die Opfer ſolcher Schandthaten zu beklagen, dem ſtand gleiches Schickſal bevor. Kinder deren Körpergröße noch nicht für die Guillotine paßte, ließen ſie dennoch durch dieſe Maſchine hinrichten, und ſtatt daß die Köpfe dieſer armen Geſchöpfe durch das Fallbeil vom Rumpf getrennt wurden, ſpaltete es die Bruſt derſelben!... Dieſer Carriere hatte ſich dabei über die Saumſeligkeit des Tribunals von Nantes beklagt, weil daſſelbe nicht einmal 300 Köpfe täglich fallen ließ! die Männer, deren Weiber ſo unglücklich waren ihm zu gefallen, ließ er ohne weiteres morden, und ſtillte dann ſeine viehiſchen Gelüſte, die Weiber die er zu Wittwen gemacht nothzüchtigend, worauf auch dieſe erſäuft, erſchoſſen, niedergeſäbelt oder geköpft wurden; eben ſo wie die die ſich ihm ungefällig gezeigt hatten. Durch die ſchreckliche Maratscompagnie ließ er die Gefangenen zu Hunderten mit den blanken Waffen niederſäbeln, als aber dieſen Mordſöldnern ſo wie den Henkern endlich die Arme vor Müdigkeit erlahmten, da erfand er die Schiffe mit Fallklappen,

denen er die Unglücklichen zu Hunderten erſäufen ließ, dies ... nte er die republikaniſche Taufe, und ſuchte ſich einer durch Schwimmen zu retten, ſo wurde er mit Säbelhieben und Ruderſchlägen unter die Wellen getaucht. — Was ſind wir doch für erbärmliche Teufel, ſetzte Asmodi hinzu, gegen ſolche menſchliche Wüthriche. Aber Vivat die Republiken! ſie haben unſer Reich zehnmal mehr als die ärgſten Tyrannen der Monarchie bevölkert. Alle die Du um dieſen Carriere herumſchwimmen und ſieden ſiehſt, und die ihn mit ihren wüthenden Blicken verfolgen, ſind ſeine Helfershelfer, die Mitvollſtrecker ſeiner Gräuel. Da iſt Hanen, der keine andern Cokarden an ſeiner Mütze trug als von den Menſchenohren der von ihm Getödteten; dort ſiehſt Du O'Solivan, der ſich an dem Tiſche der Volksdeputirten rühmte, den Fleiſchern den Vortheil abgeſehen zu haben, wie man die Leute am gewandteſten in die andere Welt ſpedire, er heiße ſie nur ſich umſehen, und

ſtoße ihnen dann das Meſſer mit einer Geſchicklichkeit bis an das Heft in die Gurgel, ſo daß ihnen wirklich nichts mehr zu wünſchen übrig bleibe. Da iſt auch der Kopfabhacker Jourdan, der Henker Avignons, der die dortigen Eisgruben mit den durch ihn ermordeten Leichen füllen ließ. Neben ihm wehheult der Henker Lyons, der ekelhafte Collot d'Herbois, der, weil er vor der Revolution als ein talentloſer, vagabundirender Comödiant auf dem Theater jener Stadt ausgepfiffen worden war, nachdem er ein Conventsglied geworden und als ſolches nach der unglücklichen Stadt abgeſchickt wurde, um ſie von den Rebellen gegen die Schreckensherrſchaft zu reinigen, daſelbſt Tag und Nacht ohne Aufhören würgen, ſchlachten und niederſchießen ließ. In der Ebene von Broteaux ließ er die Bürger durch Kartätſchenſchüſſe und Pelotonfeuer niederſchmettern, und die noch nicht völlig todt waren durch Kolbenſtöße und Bajonetſtiche vollends morden, und bemerkte er einen ſeiner Satelliten der nicht gehörig nach ſeinem Willen ſchoß, ſo riß ihm Collot die Flinte aus der Hand, und feuerte ſie mit den Worten: »ſo ſchießt ein Republikaner!« ſelbſt auf einen der Unglücklichen ab. — Hinter dieſem Ungeheuer hörſt Du den Chalier, den Marat des Südens heulen, der nur von der Erwürgung von 20,000 Bürgern ſprach, und nicht weniger als zwei und achtzig Familienväter, Schuhmacher, Schneider, Schenkwirthe, Advokaten, Fleiſcher, Schloſſer, Bäcker, Kaufleute, Handwerker und Künſtler aller Art dem Tode weihte. Der Erzprieſter Lauſſel, der in einem Club zu Lyon verlangte, daß die Mitglieder deſſelben bei den von ihnen zum Tod Verurtheilten ſelbſt die Henker machen ſollten, ſiedet neben ihm. Dicht dabei ſchluckt Maignet das kochende Blut, weil er Bedouin den Flammen übergab und deſſen Bewohner würgen ließ, als man einen Freiheitsbaum daſelbſt umgehauen hatte, und auch zu Oranges und Carpentras ließ er ſchrecklich morden. Der zu ſeiner Linken iſt der Würger Lebon, der im Norden Frankreichs ſchlachtete und, ein ächter Raubmörder, alle tödten ließ, die einigermaßen vermögend waren. Er ließ auch ein junges hübſches Weib ſammt ihrem Gatten hinrichten, nachdem ſich die erſtere ihm ergeben hatte, um ihren Mann zu retten! Der einige hundert Schritte weiter links iſt Ragmey, der Präſident des Revolutionstribunals zu Breſt, der an Grauſamkeit mit den wüthendſten Henkern zu Paris wetteiferte, und die armen Gefangenen die den Mund zu ihrer Vertheidigung öffnen durften, noch

vor ihrer Verurtheilung und Hinrichtung ausplünderte. Ohnfern von ihm ſiehſt Du den ſchrecklichen Billaud-Varennes in ewigen Convulſionen zucken, er war es, der bei den gräßlichen Septembermorden zu Paris mit einem Fuß in Blut watend, mit dem andern auf die Bruſt eines Leichnams geſtemmt die beſoldeten Mörder zum tödten ermunterte, ihnen reichliche Belohnung verſprechend. Hinter ihm erblickſt Du Robespierres geliebteſten Ankläger, den Couthon, der die Blutwuth ſeines Beſchützers noch möglichſt zu ſteigern ſuchte. Er war es, der Lyons gänzliche Vertilgung begehrte, und ſich in dieſer Stadt in einem Lehnſtuhl herumtragen ließ, mit einem Hammer an die ſchönſten Gebäude klopfend das Zeichen zum Niederreißen derſelben gebend. Dicht neben ihm taucht St. Juſt auf und nieder, ein anderer Vertrauter Robespierres, der Helfershelfer Couthons beim Wohlfahrtsausſchuß und der eifrigſte Beförderer des Sturzes und Ermordens der tugendhaften Girondiſten. Er wurde nebſt dem wilden Lebas, den Du neben ihm ſiehſt, nach dem Elſaß geſandt, dieſe Provinz von den Ariſtokraten zu reinigen, eine Miſſion die beide mit der ausgeſuchteſten Grauſamkeit vollzogen. Während auf St. Juſts Befehl eine permanente Guillotine auf dem großen Platze zu Straßburg errichtet wurde, fuhr eine andere durch das ganze Land, die der Erprieſter Eulogius Schneider, noch kurz zuvor Vikarius des Biſchofs von Straßburg, überreichlich mit Schlachtopfern verſorgte. Auch ihn ſiehſt Du in der ſaubern Geſellſchaft. Einige Schritte von Robespierre verſchlingt der execrable Fouquier Thinville ohne Unterlaß ſchäumende Blutwellen; dieſer öffentliche Ankläger während der Schreckenszeit wußte keine andern Worte mehr als Tod, Mord, und immer nur Tod und Mord und Hinrichtung hervorzubringen, nie duldete er daß das Wort »freigeſprochen« gehört wurde. Jeden Tag ließ er ſich die Liſten der Gefangenen vorlegen und bezeichnete mit einem rothen Kreuz die Namen derer, die er dem Tod weihte, der Jury befehlend zurufend: »Rottenfeuer!« und achtzig ſeiner Schlachtopfer ließ er übereinander auf einen ungeheuern Schinderkarren laden und zum Richtplatz fahren. Dort ſiehſt Du auch den finſtern Coffinhal mit dem Tigerblick, den zottigen Brauen und der Athletengeſtalt, der den Savoie zum Tod ſchickte indem er ſagte: eine ächte Republik bedarf keiner Gelehrten noch Chemiker. — Und da ſiehſt Du Vadier, Lecointre ...

— Genug von dieſen Ungeheuern, fiel jetzt Stürmer ſeinem

Explikator ins Wort, mir ekelt vor dieſem Knäuel des Abſchaums, dieſem Klumpen aller Verworfenheit.

— Auch würden wir in dieſer Nacht nicht fertig werden, wenn wir alle Blutmenſchen der franzöſiſchen Revolution die Muſterung paſſiren laſſen wollten, verſetzte Asmodi.

— Es iſt an den Coryphäen ſchon genug, ſagte Stürmer, und wandte ſich gegen eine andere Seite. Wer iſt denn dort die kleine Figur, die nur bis an die Bruſt im Blut ſchwimmt?

— Dies iſt der kleine David, der den großen Goliath erſchlug. —

— Und deshalb ſtehet er hier?

— Bewahre, ſein Uriasbrief hat ihn hieher gebracht.

— Dort, mehr nach dem Centrum hin, erblicke ich noch einige Schandgeſichter die meine Neugier reizen, wer ſind dieſe?

— Der erſte rechts das iſt der Henkerkönig Ludwig XI. von Frankreich, der ſchon ſeinen Vater Carl VII. zu vergiften ſuchte und deſſen Tod verurſachte, es iſt Frankreichs Tiberius, er ließ morden wer ihm im geringſten verdächtig ſchien, und verdächtig ſchienen ihm faſt alle die ihm nahten. Wenig Tyrannen haben mehr Menſchen dem Tod durch Henkershand übergeben als er, und zwar unter den ausgeſuchteſten Martern und Qualen; vier Tauſend Bürger wurden öffentlich oder heimlich hingerichtet. Während er die Armen foltern ließ, um Geſtändniſſe über Verbrechen zu erpreſſen, die ſie meiſtens nicht begangen hatten, hörte er hinter einer Wand verſteckt dem Schmerzgeheul und Wehklagen vergnügt zu, weshalb er jetzt ſelbſt zum ewigen heulen und klagen verdammt iſt. Sein Schloß war mit Galgen und Rabenſteinen gleich Luſtpavillons umgeben, Ketten, Kerker und eiſerne Käfige waren ſeine liebſte Augenweide, und Gehängte ſowie die Schädel der Geköpften zierten ſeinen Palaſt. Rechts von ihm ſtöhnen Catharina von Medicis und ihr Sohn Carl IX., die ſcheußlichen Hebel der Pariſer Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht. Letzterer ſchoß ſelbſt ſeine Büchſe auf die unglücklichen fliehenden Hugenotten ab. Mehr als 5000 von ihnen, unter denen Greiſe, Kinder und hochſchwangere Weiber, wurden in Paris ermordet, und über 30,000 im ganzen Reich, deſſen Flüſſe zahlloſe Leichen mit ſich führten. Als man Carl IX., der ſich an dem Schauſpiel der noch nicht Beerdigten und ſchon mehrere Tage Gemordeten ergötzen wollte, ſagte: die Leichen röchen ſchon ſehr übel, erwiederte er: ein todter Feind

riecht immer gut. Um Catharina herum heulen die Gulfen. Das finstere Gesicht dreißig Schritte weiter rückwärts gehört Spaniens zweitem Philipp an, der Spanien und die Niederlande mit Henkern, Spionen und Galgen füllte, sein Weib, seinen Sohn Egmont und viele Tausend andere morden ließ. Ihm zur Seite siedet der Großinquisitor Torquemada, der die Königin Isabella hatte schwören lassen alle ihre Gewalt zur Ausrottung der Ketzer, Muselmänner, Juden und Zauberer anzuwenden, und in vier Jahren 6000 Menschen verbrennen ließ und hundert Tausend verfolgte. Dieser Dominikanermönch hatte schon bei Lebzeiten eine wahre Höllengestalt, sein finsteres hohles Auge schien Feuer zu sprühen, und Raserei und Verzweiflung durchzuckten alle seine Muskeln; mitten in dem Blutmeer schlängelten sich Feuerströme hinter ihm. Gleich bei ihm siedet ein Erzbischof von Sevilla, eine geile Mönchsgestalt, die das schönste Mädchen Spaniens, Cornelia Borchoquia, der Inquisition und dem Feuertod als eine angebliche Gotteslästerin überlieferte, weil sie sich nicht den Lüsten des alten stinkenden Bocks in der Kutte hatte Preis geben wollen. Mitten in den Flammen des Scheiterhaufens hatte sie noch ihre Unschuld betheuert, den Heiland angerufen, und freute sich der Himmelfahrt.

— Aber wer ist denn dort jener Knäuel schwarzer Schundköpfe, mit den so listig verzerrten Fratzengesichtern?

— Das ist ein Theil der Jünger Loyolas, und zwar diejenigen Jesuiten und Generale der schwarzen Gesellschaft, welche sich Brudermord und Vergiftungen zu Schulden haben kommen lassen, unter ihnen sind auch die Patres, welche Clemens XIV. mit Aqua Toffana spedirten. Etwas weiter oben siehst Du Johann XVI. sieden, einen der abscheulichsten Päpste, die den heiligen Stuhl verunreinigt haben, der einer Soldatenwittwe, einer lüderlichen Weibsperson, der Ramiera, ganze Städte, goldne Crucifixe und Kelche, das Eigenthum der Peterskirche schenkte, der den lateranischen Palast in ein Schand- und Hurenhaus verwandelte, der Weiber und Mädchen nothzüchtigte, den Geistlichkeit und Laien mit Recht des Meineides, des Kirchenraubes, des Todtschlags, der Blutschande mit zwei Schwestern und Verwandten zeihten, der selbst auf unsere, des Teufels Gesundheit trank, weshalb wir ihn billig hätten mehr berücksichtigen sollen, der den Zeus und die Venus als Götter verehrte, endlich im Ehebruch begriffen erschlagen wurde, und so schnurstracks zur Hölle fuhr. — Bei jeder hundertjährigen Feier

der Gründung unſers Reichs widerfährt ihm die Ehre zur groſs-ſataniſchen Tafel geladen zu werden, was ihm eine vierundzwanzig-ſtündige Qualenfreiheit verſchafft. In ſeiner Nachbarſchaft winſelt auch der wüthende Ketzermörder, Paul IV., der beſondere Kerker erbauen und einrichten ließ, um die von ihm verfolgten Ketzer auf das ſchrecklichſte martern, foltern und umbringen zu laſſen. Während ſeine Seele in unſer Reich wanderte, zertrümmerte das Volk ſeine Bildſäule und warf ſie in die Tiber. Dort ſiehſt Du Urban VI. ächzen, der ſechs Kardinäle die ihm zum Frieden gerathen hatten, in ſeiner Gegenwart halb todt foltern und dann ermorden ließ, um ſich ihrer zu entledigen; Bonifacius VII., der Johann XIV. tödtete, indem er ihn eigenhändig erſchlug, nebſt noch einem halben Dutzend ähnlicher Päpſte-kreiſchen Ach und Weh in dieſem Revier. Etwas weiter hin nach oben heulen die beiden gottloſen Mainzer Erzbiſchöfe, Hatto, von denen der Zweite die verhungerten Bauern in einer Scheune verbrennen ließ, und in ſeinem Uebermuth ihr Angſtgeſchrei mit dem Pfeifen der Mäuſe verglich, der Erſte aber den Grafen Adalbert von Babenberg durch Meineid dem Tod überlieferte. Noch weiter hin ſiehſt Du den Salviati, Erzbiſchof von Piſa, der den Julian von Medicis an dem Hochaltar in dem Augenblick als man die Hoſtie emporhob meuchlings ermorden ließ, und dann als man die Mörder niedergehauen hatte, von dem erbitterten Volk ſelbſt aufgehängt wurde. Ohnweit von ihm erleidet Laurentius von Medicis die ſchrecklichſten Qualen, weil er ſeinen nahen Verwandten Alexander von Medicis durch den ſchwärzeſten Verrath ermordete. Weiter rechts erblickſt Du den grauſamen Theodoſius, der das entſetzliche Blutbad zu Theſſalonichi anrichtete, bei welchem 15,000 unſchuldige Menſchen niedergemetzelt wurden, er war es auch, der Inquiſitoren zur Aufſuchung von Ketzern anſtellte. Der Kaiſer Leo, der über 800 Menſchen in einer Kirche niederhauen ließ, weil ſie Bilder verehrten, ſiedet weiter links, und noch etwas mehr nach jener Seite hin ſchäumt die Königin Conſtanzia, eine Furie die gegen ihr eigenes Blut raste und die zum Feuertod verurtheilten Ketzer, als man ſie zum Scheiterhaufen führte, an der Kirchthüre erwartete, um ſie daſelbſt vor ihrem Tod noch eigenhändig zu mißhandeln, einem derſelben ſchlug ſie mit einem Stock das Auge aus bevor er verbrannt wurde.

— Wer iſt denn die gräuliche Figur dicht hinter ihr? fragte Michel.

— Das ist der König Ingiale, der zwölf andere Könige die er zu einem Gastmahl gelockt hatte, bei demselben verbrennen ließ; in seiner Nähe siehst Du auch den vatermörderischen Tyrannen Romanus kochen, und die Gattin des Nicephorus die ihren Gemahl im Bett erdolchen ließ, der von ihr gedungene Meuchelmörder Zimiscius heult ihr beständig seine Klagen vor.

— Und das dort wimmernde Ungeheuer?

— O das ist der schreckliche Basilius, der 5000 Gefangenen des Lichts beraubte, indem er ihnen die Augen ausstechen ließ.

— Und jenes Weib, das ein so kreischendes Geheul hören läßt?

— Das ist die Zoe, die, um ihren Geliebten, den Michael, den Thron besteigen lassen zu können, ihren Gemahl Argyrus mit Gift aus der Welt zu bringen suchte, und da ihr dieses nicht schnell genug wirkte, ihn im Bad ersäufte.

— Und wer ist das finstere Gesicht ihr gegenüber?

— Das ist Carl der Böse von Navarra, der die ganze königliche Familie von Frankreich zu vergiften gesucht hatte, die abscheulichsten Verbrechen beging, und einst als er sich von seinem Kammerdiener in ein mit Branntwein getränktes Tuch einnähen ließ, um seinen durch Ausschweifungen geschwächten Körper zu stärken, und der Diener der ihn eingenäht den Faden mit einer Kerze abbrennen wollte, das Tuch aus Unvorsichtigkeit anzündete, so daß der König in der Flamme verbrannte, aber erst nach einigen schrecklichen Schmerzenstagen den Geist aufgab und zur Hölle fuhr.

— Und jene die sich dort in verschiedenen Gruppen so ungeduldig geberden?

— Ha, das ist ein Theil der sogenannten Heiligen, die Eure Päpste auf Erden selig gesprochen, während sie hier alle Qualen der Hölle erdulden müssen. Mitten unter ihnen siehst Du den heiligen Ferdinand hervorragen, der selbst die Feuer anzündete, welche die Ketzer verzehren mußten, weshalb man ihn zu Rom zu einem Heiligen stempelte.

— Und die dort, jenseits der heiligen Verdammten?

— Das ist Richard III., der den jungen Eduard und dessen Bruder, den Herzog von York, im Tower ermorden ließ um König von England zu werden. Ganz nahe bei ihm siedet Heinrich VIII., Anna Bolleyns und Catharina Howards Mörder, letztere ließ er

unter dem Vorwande aufknüpfen, daß ſie ſchon Geliebte gehabt bevor er ſie geehelicht.

— Und der tolle Kerl der ſich ihm gegenüber ſo komiſch geberdet und jammert?

— Das iſt der Schneider Bockholt von Leyden, der von ſeinen vierzehn Weibern eine enthauptete, weil ſie einige beſcheidene Zweifel gegen ſeine angebliche göttliche Sendung hegte, worauf er die übrigen dreizehn um ihre Leiche tanzen ließ. Er hatte ſich in Münſter zum König krönen laſſen, ſein Scharfrichter Knipperdolling tobt neben ihm. In ſeiner Nähe ſiehſt Du auch den Decemvir Appius Claudius, Virginiens eigentlichen Mörder, und gleich dabei den Schinderhannes, den Fra Diavolo, den Kühnapfel, Poulmann und andere berühmte Raubmörder und Banditen Italiens, die in Rom, Neapel, Venedig ꝛc. ihr Unweſen trieben, und für ſich ein ungeheures Heer bilden würden.

— O laß uns die Regionen des Blutmeers verlaſſen, rief Stürmer ſich ſchüttelnd endlich aus, ich erdulde bei der Erinnerung an all dieſe Gräuel faſt nicht mindere Qualen als die hier Verdammten.

— Gut, es bedürfte ohnehin mehr als Tauſend Nächte, wollte ich Dir alle Raub- und Meuchelmorde die das Menſchengeſchlecht ſeit ſeiner Erſchaffung verübte, und die hier gebüßt werden müſſen, auch nur aufzählen.

Beide fuhren nun weiter und ſchwebten bald über einem glühend heiß ſprudelnden und ſtürmenden Pechmeer, auf das ohne Aufhören ein dichter feuriger Schwefelregen herabſtrömte.

— Dies hier iſt der Strafort für unſinnige Ketzer- und Religionsverfolger, erläuterte Asmodi, die jedoch nicht gerade mordeten, und für Inquiſitionsrichter, unnatürliche Wollüſtlinge, die durch Verbrechen ihre ſchändlichen Abſichten erzwangen, Wucherer die keine Art des Betrugs ſcheuten, ihre Habgier und Gewinnſucht zu befriedigen. Die Schmerzen welche dieſes Pechmeer verurſacht, ſind indeſſen bedeutend geringer, als die des Blutmeers. — Hier ſiehſt Du gleich vorne den berüchtigten chineſiſchen Kaiſer Tcheu-ſin nebſt ſeiner Gattin Tang-ki, welche eine große marmorne Pyramide, der Hirſchthurm genannt, in einem Zeitraum von zehn Jahren erbauen und dann alle ihre erpreßten Schätze dahin bringen ließ, um hier in aller Sicherheit ihr wüſtes Schandleben in Gemeinſchaft mit ihrem Gatten führen zu können. Das Innere

dieſes Gebäudes ließ ſie durch viele Tauſend Fackeln und Laternen erleuchten, junge Leute beiderlei Geſchlechts mit Gewalt hieher bringen, welche ſich dann in ihrer Gegenwart den unnatürlichſten Wollüſten überlaſſen mußten, und dabei blutig gepeinigt wurden, was dieſer Meſſaline ein wahrhaft teufliſches Vergnügen machte, das ihr Gatte Tcheu-ſin mit ihr theilte. Dieſes Weib iſt auch die Stifterin des Laternenfeſtes. Unfern von ihr beregnet der Schwefel den abſcheulichen Likun-kie und ſeine Gattin Vi-hi, ein nicht minder unfläthiges, kaiſerlich chineſiſches Ehepaar, Ausbund der Geilheit und Laſterhaftigkeit, deren Hof ein wahrer Moraſt und ſtinkender Phul aller Schandthaten war.

— Und wer iſt denn dieſe ihnen gegenüber im Pech ſchmorende ſonderbare Figur?

— Das iſt jener Inquiſitionsrichter, der, als er von der Kabbala und den Kabbaliſten hörte, behauptete, erſtere ſey ein Ketzer der Chriſtus geläſtert habe, und die letztern ſeine Anhänger, man müſſe ſie deshalb ſammt und ſonders verbrennen. Alle die hier unter dem Schwefelregen im ſiedenden Pech waten ſind ähnlichen Gelichters wie die erwähnten, aber die im äußern Pechkreis ſchwimmen, wo kein glühender Schwefel mehr fällt, haben minder ſchwer geſündigt, jedoch meiſtens unnatürlichen Wollüſten gefröhnt, unter ihnen findeſt Du die berüchtigte Julia, Kaiſer Auguſts liebenswürdiges Töchterchen, das ſich öffentlich der Schande Preis gab, Meſſaline, den Alcibiades u. ſ. w.

Unſere Höllenreiſenden fuhren weiter, ſich nicht länger bei dem Pechmeer aufhaltend, und kamen nun zum Schwefelſee, in deſſen erſtem Kreis noch dicke glühende Pechtropfen auf die hier Verdammten träufelten, während im zweiten die minder großen Verbrecher ſchon damit verſchont blieben, alle waren jedoch nach der Größe ihrer Verbrechen, wie im Blut- und Pechmeer, mehr oder minder tief in den kochenden Schwefel getaucht. Hier erlitten in der erſten Abtheilung die obrigkeitlichen Perſonen, Beamte und Richter ihre Strafen, welche ſich auf Erden Beſtechlichkeit hatten zu Schulden kommen laſſen, ihre Gunſt und das Recht verkauft hatten. Da ſah man Miniſter, Staatskanzler, Präfekten, Lordmajors, Conſuln, Proconſuln, Gerichtspräſidenten, Conſeilspräſidenten, Unterpräfekten, Oberappellationsgerichtsräthe, Appellations- und Stadtgerichtsräthe, Friedensrichter, Aſſeſſoren, Amtmänner, Staats-, Hof-, Geheim-, Regierungs-, Finanz-, Kriegs-,

Justiz-, Rechnungs-, Kreis-, Land-, Provinzial-, Commerzien-, Ministerial- und die Götter mögen wissen was alles für Räthe, auch Generäle, Obersten, Hauptleute, Feldwebel, Fouriere, Advokaten, Referendäre, Rabulisten, Land- und Stadtrichter, Bürgermeister, Amtleute, Senatoren, Polizeidirektoren und Commissaire, auch viel hohe Geistlichkeit, als Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und andere Prälaten wurden hier im Schwefel gesotten; unter ihnen ragten Richelieu, Mazarin, Dubois ꝛc. hervor. Auch diejenigen welche Eitelkeit und Hochmuth zu Verbrechen veranlaßt hatten, mußten hier, jedoch in minder heißem Grad den Schwefeldampf einathmen; namentlich auch viele Frauen, die vom Dämon der Putzsucht verführt Spitzen, Tanten, Seiden- und Sammetstoffe, Bänder und Schmuck in den Kaufläden gestohlen oder escamotirt hatten, um ihre Eitelkeit zu befriedigen. Hier siehst Du auch jene chinesische Kaiserin im Schwefel schwimmen, welche die Eitelkeit die kleinen Pantöffelchen ersinnen ließ, die noch heut zu Tag das ganze weibliche Geschlecht in China martern und am Gehen verhindern; freilich hatte sie eine Art Ziegenfüße, die sie durch diese Pantoffeln zu verbergen hoffte; ihr zu Gefallen, und um die Gunst der Kaiserin zu erlangen, zwängten auch die Hofdamen ihre Füße in halb so große Pantoffeln, und standen die größten Qualen und Martern aus, bekamen sogar Knollfüße, und konnten sich kaum mehr einige Schritte fortbewegen. Da aber in China, wie fast in der ganzen Welt, alle Narrheiten die vom Hof ausgehen nachgeäfft werden, so machten bald alle Schönen Chinas die tolle Mode nach, und gar manche dieser Damen jammert hier im Schwefelmeer. Auch Se. Heiligkeit Papst Johann XXII. muß im Schwefel baden, weil er sich die Präbenden fast aller Bischofssitze und die Einkünfte aller vacanten Pfründen zueignete, und so noch manche andere Päpste und Kirchenfürsten, auch die welche sich der Simonie schuldig machten.

— Laß uns weiter fahren, sagte Michel, damit wir fertig werden, und ich heute wenigstens eine vollständige Uebersicht der Verdammungsorte erhalte.

Die Gesellen kamen nun an das Aschenmeer, welches durch das große Heer aller Scheinheiligen, Heuchler, Afterliberalen, Pietisten, Mucker, Mystiker ꝛc. von allen Religionen bevölkert ist. Hier sahen sie besonders viele Kuttenträger, Jesuiten, Dominikaner, Franziskaner, Capuciner, Benediktiner, Carmeliter, Trappisten, Karthäuser, Glaubensbrüder u. s. w., die alle der Heuchelei und Nichts-

würdigkeit auf Erden gefröhnt hatten. Glatzköpfe, die nie etwas anders als ihren faulen Segen zu geben hatten, dafür aber von der Dummheit und dem Aberglauben desto besser zu nehmen verstanden. Im Aeußern spielten sie die Enthaltsamen, die Mäßigen, die sich alle Entbehrungen auferlegten, und im Geheimen waren sie die ausgelassensten Epikuräer.

— Wer sind denn die Kahlköpfe die dort jenen wirren Knäuel bilden? fragte Michel, auf einen Haufen Glatzköpfe deutend.

— Das sind die Dominikanermönche, die dem Johann von Melun versprochen hatten, ihn in ihrer Kirche zu Paris zu beerdigen, weil er ihnen einen inhaltschweren Kasten mit der Bedingung vermacht hatte, ihn nicht eher zu eröffnen als bis er in ihrer Kirche begraben sey, und als sie denselben eröffneten, nur schwere Steine fanden, auf denen Figuren eingegraben waren, deren Bedeutung sie nicht verstanden, und deshalb wüthend den Leichnam wieder aus seinem Grabe rissen. Auch die Päpste Benedikt IX., Gregor VI. und Sylvester III., die aus ihrem Pontifikat nur eine melkende Kuh für sich und die Ihrigen machten, müssen in der glühenden Asche waten; ebenso die heilige Catharina von Siena, die vorgab, sich noch bei sterblichem Leib mit Christus vermählt und mit ihm die ehelichen Freuden geschmeckt zu haben, und die beständig mit kostbaren Edelsteinen besetzte Ringe an ihren Fingern trug, welche sie von ihrem göttlichen Gemahl erhalten haben wollte, die aber in der That von einem reichen Abt herrührten, der einstweilen dessen Stelle vertrat, nimmt das Aschenbad in Gesellschaft der heiligen Brigitta von Schweden, sowie dasselbe überhaupt viel Heiliginnen vom Leibmedikus seiner großsatanischen Majestät verordnet ist.

— Aber der dort wüthend in die Asche beißt, was ist denn das für ein Kauz?

— Das ist der Pater Damian, der fälschlich berichtet hatte, daß die Gattin des Königs Robert, die liebenswürdige und tugendhafte Bertha, deren Scheidung Gregor V. befahl, unter dem Vorwand, im vierten Grad mit ihrem Gemahl, der dem heiligen Stuhl keine Dispensationsgelder deshalb entrichtet hatte, verwandt zu seyn, zur auffallenden Strafe für ihre unbezahlte Blutschande eine Mißgeburt zur Welt gebracht, die den Kopf und Hals einer Gans habe. Ob nun gleich dergleichen Mißgeburten etwas sehr alltägliches sind, so war dies doch gerade hier nicht der Fall. Nebst

diesem Gregor V. siehst Du Gregor VII. und Clemens VI. hier, der in seinen Bullen den lieben Engelein befahl, diese und jene Seele, für deren Heil man ihm große Summen bezahlt hatte, sogleich aus dem Fegfeuer zu holen und schnurstracks in den Himmel zu tragen, und durch diese und ähnliche Beutelschneidereien das Heer der Schafsköpfe um ungeheure Summen prellte. Er war es auch, an den der Erzbischof Visconti jenes Schreiben mit der Ueberschrift: »Leviathan, Fürst der Finsterniß, an den Papst Clemens seinen Statthalter, und an die Kardinäle seine guten Freunde!« richtete, und das mit den Worten schloß: »Es grüßt Euch Eure Mutter die Hoffarth, sammt Euern Schwestern die Habsucht, die Unreinigkeit, und die übrigen die sich Dank Eurer Beschirmung außer Gefahr zu seyn rühmen.« Dort ist auch der Heilige....

— Aber sage mir doch, wenn sich alle Heiligen, Päpste, Frommen, Pfaffen, Prälaten ꝛc. in der Hölle befinden, mit wem ist denn da der Himmel bevölkert?

— Fast nur mit armen Schluckern, mit solchen Wichten die auf Erden das letzte Stück Brod ihrer Armuth noch mit der Armuth, den letzten Trunk mit dem Durstigen theilten, dort findest Du viel von dem was die Großen und Reichen auf Erden Bettelvolk, Lumpengesindel zu nennen belieben, Taglöhner, Feldarbeiter, gemeine Soldaten und anderes ehrliches Volk, um das wir uns in der Hölle wenig kümmern.

— Aber dort sehe ich einen Haufen Wichte, die sich recht weh gebärden und gegenseitig mit Asche bewerfen, wer sind denn diese?

— Das sind Journalisten und Afterliberale, kürzlich erst in der Hölle angekommen. Es waren auf Erden die Patrone, welche unter dem Vorwand der Freiheit, des Völkerwohls das große Heer der Einfaltspinsel kirrten, indem sie den leichtgläubigen Narren, welche die Kastanien für sie aus dem Feuer holen sollten, von ihren uneigennützigen, edlen Absichten, von ihrem Patriotismus, ihrer Selbstaufopferung vorwindbeuteten, dabei ob der Dummheit der Geprellten ins Fäustchen lachten, und Jammer und Unglück in die Familien brachten, die sie ins Elend stürzten. In ihnen steckten eben so viele Robespierre, Marats, Carriers im Kleinen.

Doch nun kommen wir an den siedenden Ozean, in dem alle Weinhändler, Weinwirthe, welche sich der Verfälschung des Weines und anderer Getränke durch schädliche Substanzen schuldig

gemacht haben, und ſo die arme Menſchheit den Herren Medicinern und Apothekern in die Hände lieferten, die ſie oft mit noch ſchädlichern Droguen kuriren wollten. Auch jenes böſe Maitreſſenvolk, das durch ſeine Ränke, Schwänke und Intriguen die Plage ganzer Nationen wurde und den Schweiß des Volkes ſog, wie eine Pompadour, Dubarry ꝛc. und ähnliche Vetteln bratet hier im Oel.

Jetzt ſchweben wir über einem wenig mehr als lauwarmen Waſſerſee, in welchem die Weinwirthe, Branntweinſchenker, Milchverkäuferinnen und dergleichen baden, die ihre Getränke nur chriſtlich tauften, das heißt mit reinem Waſſer vermiſchten. Sie müſſen fortwährend laues Waſſer ſaufen.

Jetzt erblickte Michel ein großes, glänzendes, goldgelbſchäumendes und ziſchendes Baſſin, aus welchem eine große Zahl kupferrother Köpfe hervorragten.

— Was iſt das? fragte er ſeinen Begleiter.

— Das iſt flüſſiges reines Gold, in welchem die ärgſten Geizhälſe, Habſüchtige und Beutelſchneider en gros, von Midas und Craſſus und Conforten an bis auf die neueſte Zeit ihre Strafe erleiden. Es ſind hauptſächlich jene Geldgierigen, die nur Schätze auf Schätze zu häufen ſuchen, ohne irgend einen edlen Gebrauch von ihrem Mammon zu machen verſtehen, die alle Kniffe und Liſt anwenden, der bitterſten Armuth auch noch den letzten Pfennig auf das gewiſſenloſeſte aus dem Säckel zu locken, um ihre grenzenloſe Habſucht zu befriedigen. Bis an die Gurgel und bis in den Rachen ſtrömt ihnen unaufhörlich das glühende Gold und durchzuckt ſie fortwährend. Alles Gold, ihren ehemals ſo ſehr verehrten Götzen, gäben ſie willig um einen Tropfen kühlendes Waſſer hin. Dicht neben dem Goldſee ſiehſt Du den dampfenden Silberſee, in welchem diejenigen Geizigen ihre Strafe in minderm Grade erdulden, die bei ihrer Habſucht doch einigermaßen die Nothleidenden berückſichtigten. An daſſelbe grenzt das glühende Bleimeer, in welchem falſche Spieler, Falſchmünzer, Spielpächter, Bankhalter und dergleichen Geſindel geſotten wird. Und dort wo jene blauweiße Materie ſprudelt und qualmt und peſtilenzialiſche Dünſte aushaucht, das iſt der Giftſee, für die, welche das Gift zu Mordzwecken miſchten und bereiteten. Jetzt kommen wir an den heißſiedenden Thränenſee, in welchem ſolche Wucherer baden, die auch noch das wenige Gut der Wittwen und Waiſen durch ihr ſchänd-

liches Gewerbe an ſich zu bringen wußten, ſo wie diejenigen Pfaffen und Jeſuiten, welche das ſaubere Handwerk der Erbſchleicherei zu ihren oder ihrer Orden Gunſten trieben, und ſchwache Leute und fromme Weiber beredeten, ſich von ihren Sünden loszukaufen, indem ſie ihr Vermögen der Kirche, das heißt, den trägen und ſchweigenden Pfaffen, zum Nachtheil ihrer rechtmäßigen Erben ſchenkten. Die ätzenden Thränenfluthen wüthen mit unſäglichen Schmerzen in ihren verhärteten Gemüthern. Jetzt ſchweben wir über den glühenden Sandwüſten, auf welche beſtändig dicke Feuerflocken herabfallen: hier krächzen und krümmen ſich die armen Sünder, welche auf Erden das Gewerbe des Seelenverkaufs und des Sklavenhandels trieben, ſie winſeln, heulen und jammern entſetzlich, und ihre Klagetöne bilden ein Concert, das auch die taubſten Ohren zerreißen muß. Der dichte Haufen der dort ſo herzzerreißend wimmert, das ſind nordamerikaniſche Sklavenhändler. Hier ſiehſt Du auch Lieferanten liegen, ſich krümmen und wie toll geberden, die für ſchweres Geld ſchlechte Waare oder auch manchmal gar keine lieferten, und unter ihnen betrügeriſche Kaufleute, welche den Unverſtand und die Unerfahrenheit der Käufer benutzten, ſie tüchtig zu prellen und übers Ohr zu hauen. Unter ihnen ſind namentlich auch viel Mehlhändler, Bäcker, Fleiſcher, Krämer, Lieferanten für Armeen und Hoſpitäler, Mäkler die um einige Thaler Gewinn Gott ſelbſt verkauft haben würden, jüdiſche Handelsleute, Gauner, Kuppler, Geizenhalsmacher, gefällige Mütterchen, welche die unerfahrene Jugend und die Tugend an Beelzebub ſelbſt für einen guten Pelz verkuppelt haben würden. Doch jetzt ſind wir über dem ſchrecklichen Felsthal, in dem ſich unzählige Grotten und Höhlen befinden, die mit glühenden Gittern verſchloſſen ſind, und in denen Ungeheuer der gräßlichſten Art die Verdammten unaufhörlich zerſtampfen und zerreißen. Dieſe hier waren Schmeichler, welche die Gemüther der Regenten und Fürſten mit ihren unverſchämten Schmeicheleien vergifteten, und ſo namenloſes Unheil über Staaten und Völker brachten. Die dort mit glühenden Sägen mitten von einander geſägt werden und hinter der Säge wieder zuſammenwachſen, dies waren Geſchichtsſchreiber, die gegen ihre beſſere Ueberzeugung die Geſchichte durch Unwahrheiten und Entſtellungen verfälſchten. Die Du mit den zackigen Gluthzangen zwicken ſiehſt, das waren die Romanſchreiber, welche die Sittenloſigkeit und Liederlichkeit durch ihre Schriften verbreiteten. Die dort an den glühen-

den Felsen zerquetscht werden, waren boshafte Critikaster aus Brodneid. Die Du an den Fingern aufgehängt siehst, waren unverschämte Lobhudler ums Geld oder schuftige Theaterrecensenten, die von der Kunst so viel verstanden als der Bock von der Gärtnerei, und Schauspieler und Sänger begeiferten, die ihren unverschämten Anforderungen nicht durch reiche Geschenke genügten; sie werden, wie Du siehst, auch von giftig brennenden Scorpionen gestochen, mit glühenden Disteln gepeitscht, und mit eben solchen Stäben gepügelt; die dort an glühenden Ketten geschleift werden, das waren bezahlte Theaterclaqueurs, die sich in Paris den Titl »Beförderer der dramatischen Kunst« beilegten. Man mästet sie hier mit scheußlichen Schlangenköpfen und Drachendärmen. Dort links erblickst Du das Heer der Nachdrucker, sie werden mit infernalischer Beize gebeizt. Die, welche in jener geräumigen Höhle fortwährend aus Pech, Schwefel, Salpeter, Operment, Arsenik, Quecksilber und Blei selbst fabricirte Pillen zu Dutzenden verschlucken müssen, das sind Aerzte und Apotheker, die ihre Patienten durch Nachlässigkeit und Indolenz zu früh in die andere Welt spedirten. Die in jener Rennbahn über glühende Eisenspitzen wettlaufen müssen und mit hundertschwänzigen Nägelkatzen gepeitscht und zerfleischt werden, sind Vormünder und Pfleger, welche ihre Mündel um das Ihrige brachten und deren Interessen nicht genug wahrnahmen. Die man in jenem Laboratorium in glühenden Mörsern zerstößt, sind betrügerische Banquerouttirer, und denen man dort mit glühenden Schlachtmessern ganze Stücke von ihren Schenkeln und den fleischigsten Theilen ihres Leibes schneidet, die sie dann selbst aufzehren müssen, das sind hartherzige, unbarmherzige reiche Gläubiger, die ihre unverschuldeterweise zahlungsunfähigen Schuldner bis aufs Blut quälten, ihnen das letzte Hemd vom Leibe nahmen, und in den Schuldgefängnissen verschmachten ließen. Diejenigen, welche da drüben die glühenden Statüen von hinten umarmen müssen, waren unnatürliche Wollüstlinge und Nothzüchtler. Diejenigen, denen in der mit Flammen angefüllten Höhle die Vogelungeheuer mit glühenden Schnäbeln von Erz die Eingeweide zerfleischen, waren unnatürliche Kinder, die ihre Eltern mißhandelten oder darben ließen. Die in dem ungeheuren Kessel dort schmoren, sind Meineidige, oder solche die falsche Zeugnisse ablegten. Treulose Verräther siehst Du dort mit zusammengeketteten Donnerkeulen zerschmettern; die da an Felsenspitzen gespießt und von feurigen Wirbel-

winden umsaust in den Lüften schweben, sind ungetreue Diener, und die Diebshehler werden dort von scharfbekrallten Ungeheuern zerrissen, zerfetzt und geschunden, so daß kein Glied verschont bleibt; unter ihnen bemerkst Du besonders viele Jünger Moses.

— Aber was zum Guckuk treiben denn die da drüben in der großen Höhle, in diesem Winkel des schrecklichen Thales, über welchem man mit Flammenschrift die Worte: »Höllisches Lesekabinet« liest.

— Das sind verdammte Deputirte aus allen konstitutionellen Staaten und von allen Farben, welche ihre Stimme verkaufen, gegen ihre Ueberzeugung stimmten, sich bestechen oder beschwatzen ließen u. s. w., unter ihnen siehst Du viele englische Parlamentsglieder, französische, belgische, spanische, griechische, bairische, sächsische, württembergische, hannöverische, hessische, badische, nassauische ꝛc. Volksabgeordnete, alle sind verdammt bis in alle Ewigkeiten die Kammerdebatten, Reden und das Geschwätz der Deputirten der Kammern aller Länder zu lesen.

— Puh! schüttelte sich Michel, die armen Teufel, dies ist zu hart: sie haben die gräßlichste aller Höllenstrafen zu bestehen, setzte er hinzu. Und die dort, die so gierig glühende Manuscripte verschlingen müssen?

— Das sind Verleger, die ihre Autoren nicht gehörig honorirten oder gar hintergingen.

— Nun, dahin werden meine Verleger wohl nicht kommen, meinte Michel. Und die links vom höllischen Lesekabinet in dem kleinen Cabinet in geringer Zahl mit glühenden Stiften so unermüdet Papierr durchstreichen?

— Dies sind Censoren, die auf Erden nur so in den Tag hineinstrichen und den armen Autoren Arbeit und Leben verkümmerten.

Jetzt befanden sich die Höllenreisenden an dem südlichen Ende dieses unermeßlichen Schauerthals, an einem ungeheuern Thor von glühendem Erz.

— Dies hier ist der Eingang zum Schlangengewölbe, sagte Asmodi die Pforten sprengend, und Michel erblickte ein unübersehbares Gewölbe, dessen Decke aus Milliarden zusammengeflochtener Nattern, Vipern und Ottern bestand, deren Rachen sämmtlich ein schrecklich ätzendes ekelhaftes Gift auf die mit geöffneten Mäulern hier verdammten Verläumder und bösen Zungen träufelten.

Michel eilte wie ein abgeſchoſſener Pfeil durch dieſen Schauerort und gelangte am Ende deſſelben in das ſchreckliche Froſtthal der Hölle, wo er zwiſchen Eisfelſen, die ſich ins Unendliche thürmten, ſtarr ſtierende Geſtalten ſchlotternd, zitternd und zähneklappernd in ewiger Verzweiflung einherirren ſah, unnennbare Wehmuth lag in ihren Zügen, Blicken und Mienen.

— Dies hier, erklärte Asmodi, ſind die indifferenten, mitleid- und herzloſen Seelen, die ſelbſt im Wohlleben ihre armen, hülfloſen und nothleidenden Brüder unbarmherzig von ihren Thüren abwieſen, während ſie mit dem Ueberfluß ihres Reichthums, mit den übriggebliebenen Brocken die bei ihnen umkamen, deren Noth ſo leicht hätten abwenden können.

Der Anblick dieſer Gegend gab eine ſo entſetzliche Troſtloſigkeit, daß ſie auch das verhärtetſte Gemüth mit Verzweiflung erfüllen mußte, der feuerfeſte Michel eilte ſchmerzlich ergriffen ſchnell von hinnen, und Asmodi leitete ihn dem hölliſchen Strafgarten zu, in welchem wehmüthig ſtöhnende Sünder auf und nieder wandelten. Hier fanden ſich zwar Bäume, Geſträuche, Gewächſe und Pflanzen von gar mancherlei Art vor, aber alle waren blüthen- und blumenlos, und Stämme und Laub hatten eine aſchgraue Farbe; auch befand ſich Molochs Luſthain daſelbſt. Die hier in ſtummem Schmerz und mit ſtieren Blicken umherwandeln, waren Kindesmörderinnen, Ehebrecher und Selbſtmörder, unter dieſen letztern iſt auch Cleombrotus, der, nachdem er Platos Abhandlung über die Unſterblichkeit geleſen, nach dem Meer eilte, und ſich in demſelben ertränkte, um ſchnell der Glückſeligkeit des Jenſeits theilhaftig zu werden. Die hier Verdammten ſind den eigenen im Buſen nagenden Reue überlaſſen, aber nicht aller Hoffnung beraubt, da ihre Verbrechen mehr als den Menſchen angeborne Schwachheiten betrachtet werden. Aus dieſem Strafgarten kommen wir in den ungeheuern Höllenpark, der dem unermeßlichen Volk der leichtſinnigen Sünder aufbewahrt iſt, die hier nur durch tödtliche Langeweile beſtraft werden. Hier ſiehſt Du die Wüſtlinge, Trunkenbolde, tolle Verſchwender, das ganze Comödienvolk, gelehrte Weiber, Maitreſſen und Loretten, Theaterdirekteurs und Kapellmeiſter, die zu viel protegirten, Feuilletoniſten, Journaliſten und Redakteure, die zu viel lobhudelten und zu partheiiſch für die Theaterprinzeſſinnen, Tänzerinnen, Sängerinnen und Schauſpielerinnen waren, ſogenannte Freigeiſter, Vonvivants ꝛc. die ſich

sonst seiner Verbrechen schuldig gemacht haben, immerwährend gähnend umherirren, und sich mit langgezogenen Gesichtern einander ansehen. Hierher wärest auch Du gekommen, lieber Michel, setzte Nemesi hinzu, wenn Du nicht glücklicherweise mein Befreier und somit ein Aspirant einer Großwürdenträgerstelle der Hölle geworden wärest.

— Danke schönstens für die Ehre, erwiederte Michel, ich will lieber durch die Sterne wandern und in der Sonne für den Himmel destilliren.

— Daran ist nicht mehr zu denken, Du bist ein Mitglied unsers Hof-Kreuzspinnenordens geworden, und uns dadurch mit Haut und Haar verfallen. Und denke welche Auszeichnung, ein Großwürdenträger in Satans Reich! während Männer wie Sesostris, Alexander der Große, Napoleon ꝛc. als Schlächter, Küchenjungen ꝛc. ꝛc. in der großsatanischen Hofküche fungiren müssen.

— Es muß auf Erden schon Tag seyn, laß uns auf die Oberwelt zurückkehren, ich habe des höllischen Spuks genug. Diese, wenn auch nur oberflächliche Musterung, hat mich gewaltig ermüdet. Bei künftigen Höllenfahrten will ich die merkwürdigsten Verdammten speciell befragen.

Beide fuhren nun durch den ewig speienden Strom-Ball zur Erde und nach Paris zurück, wo es schon hoch am Tage war; der erste Gegenstand der Michel daselbst auffiel, war ein unter der übermäßigen Last niedergesunkener Karrengaul, den sein Führer unmenschlich peitschte und mißhandelte.

— Aber wie geht denn das zu, fragte er den Nemesi, ich habe ja unter allen den Verdammten in der Hölle die Thierquäler nicht gesehen, gehen diese leer aus?

— Diesen wird die Höllenehre gar nicht zu Theil.

— Wie so?

— Weil nach ihrem Tode ihre Seele in die Leiber der Pferde zu fahren verurtheilt ist, die Karrengäule, Pariser, Londner, Wiener, Berliner ꝛc. Fiakerpferde zu werden bestimmt sind; die allerärgsten Verbrecher dieser Gattung müssen die einspännigen, halsbrechenden Wagen am Bockenheimer und Friedberger Thor zu Frankfurt am Main ziehen.

— Und der hier so mißhandelte Gaul?

— War noch vor zehn Jahren einer der ärgsten Pariser Thierquäler.

— Da geschieht ihm also sein Recht?
— Nicht mehr wie billig.
— Indessen will ich mich doch des armen Thieres annehmen.
— Nach Gefallen.

Michel band nun mit dem Fuhrmann an und hielt ihm sein Unrecht mit sehr gemäßigten Worten vor, da kam er aber schön an, der Kerl drohte zuletzt auch ihm die Kraft seiner Peitsche fühlen zu lassen, und als ihm endlich Michel sagte, welche Strafe auch ihm dereinst bevorstünde, erklärte er ihn für einen Narren den man nach Charenton bringen müsse, und machte wirklich Anstalt ihn zu peitschen, nun aber ließ ihn Stürmer mit Nemodis Hülfe den St. Veitstanz tanzen und unaufhörlich Purzelbäume schlagen, so daß er fast eine ganze Stunde lang den zusammengelaufenen Pöbel, der laut lachend dem komischen Schauspiel zusah, belustigte, bis er endlich außer Athem und besinnungslos niederfiel.

In seinem Hotel angekommen, ersah Michel aus den Journalen, daß sich in Havre schon seit länger als vierzehn Tagen einige Tausend Deutsche, nach Amerika bestimmte Auswanderer befanden, die man dahin dirigirt hatte, welche jedoch aus Mangel an Schiffen nicht weiter befördert werden konnten, auf dem theuren Platze ihr bischen Habe noch vollends aufzehren mußten und dann ganz abgerissen in Amerika ankommen würden, auch von den Häusern, an die sie die deutschen Agenten gewiesen, höchst schmutzig behandelt wurden.

— Dies muß ich näher untersuchen, sagte Michel, und spazierte ein paar Minuten darauf auf den Quais in Havre. Hier begegnete er einer Menge deutscher Landsleute, meistens aus dem Baierischen und Württembergischen zu Haus, es waren Landleute, Ackerbauern, Handwerksleute, auch Juden, mit ihren Weibern und Kindern; ein ganzer Berg von Kisten und Kasten war an dem Ufer der Bassins aufgethürmt, die den Auswanderern gehörten. Michel redete einen schon alten Mann, der ein sorgenvolles Gesicht machte, an, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein.

Nachdem ihm derselbe die Veranlassung mitgetheilt habe, warum er nach Amerika wolle, von wo ihm schon früher dahin ausgewanderte Bekannte und Verwandte geschrieben hätten, daß es ihnen allda wohlergehe und sie tüchtig an dem erkauften Land arbeiteten, fragte er ihn:

— Wie lange seyd Ihr jetzt schon hier?

— Heute sind es siebenzehn Tage, Herr, und es ist hier ein gewaltig theures Pflaster, wir sind vierzehn Köpfe von einer Familie, die alle Tage essen wollen. Drei Franken muß ich nur täglich fürs Lager bezahlen, wo bleibt jetzt der Rest? und dann wird man auch noch betrogen und über den Löffel barbiert wo man hinsieht, kein Mensch der einem einen Rath gibt, man ist wie von aller Welt verlassen.

— Ja, habt Ihr denn in Deutschland nichts festgemacht, wie und wenn man Euch hier einschiffen muß.

— Freilich haben wirs abgemacht, und es steht auch in unserm Vertrag den wir mit dem Agenten in Deutschland abgeschlossen haben.

— Zeigt mir ihn.

— Ja Herr den haben sie uns gleich bei unserer Ankunft hier abgenommen.

— Wer?

— Das Haus an das wir adressirt waren.

— Habt Ihr einen Schein darüber?

— Nichts, gar nichts haben wir in der Hand, und wenn wir auf das Büreau gehen wollen, um uns nach unsern Angelegenheiten zu erkundigen oder nach unsern Papieren und der Abfahrt fragen, dann werden wir noch wie die Hunde angeschnaut, man zeigt uns die Thüren, gibt uns gar keine Antwort, und es sind doch Deutsche die auf dem Büreau sitzen. Ja jetzt lassen sie uns gar nicht mehr hinein und machen uns die Thüre vor der Nase zu. Unterdessen zehren wir unser bischen Hab und Gut vollends auf, und in unserm Akkord hat's doch gestanden, daß wenn wir über drei Tage in Havre liegen, sie uns, was es länger dauert, für Kost und Wohnung entschädigen müssen. Aber wo sollen wir klagen, was sollen wir anfangen, mit der Sprache können wir nicht fort, und kein Mensch nimmt sich unserer an.

— Nehmt mir's nicht übel, sagte Michel, aber Ihr seyd gewaltig einfältige Leute, daß Ihr Eure Papiere so aus der Hand gebt, dann kann Euch freilich Niemand helfen. Wenn diese Büreauschlinger Eure Verträge abverlangen, so sagt ihnen, sie sollen sich nur das Nöthige daraus notiren, und laßt sie ihnen nicht in den Händen, oder laßt Euch zum wenigsten einen Empfangschein darüber geben.

— Ja, Herr, so klug waren wir nicht, und nun sitzen wir hier in der Patsche, sie geben uns halt nur zur Antwort: es seyen eben keine Schiffe da, und bis diese kämen müßten wir uns gedulden.

— Für diesmal will ich versuchen Euch durchzuhelfen, auf ein andermal seyd klüger. Kommt.

Michel und Asmodi begaben sich nun in Begleitung des alten Mannes und einiger anderer Auswanderer in das Handelshaus, an das diese von den deutschen Agenten gewiesen waren, aber sie fanden die Büreaus geschlossen.

— Hab' ich's nicht gesagt, sprach der alte Auswanderer.

Michel klopfte an die Büreauthüre, sie wurde ihm aber nicht aufgethan, ein hinzukommender Commis sagte ihm: die Herren könnten jetzt Niemand annehmen.

— So, meinte Michel, gab dem Asmodi einen Wink, und weit fuhr die Büreauthüre auf; die in der Schreibstube Sitzenden sperrten ebenfalls die Mäuler verhältnißmäßig weit auf.

— Um Vergebung, meine Herren, sagte Michel, da sind einige ehrliche deutsche Auswanderer, die schon siebzehn Tage hier harren, ihr Geld verzehren und nicht eingeschifft werden. Sie haben diese Angelegenheit übernommen, warum befördern Sie die Leute nicht?

— Wer sind Sie?

— Das geht Sie nichts an, gehört auch nicht zur Sache, warum werden die Leute nicht befördert?

— Weil keine Schiffe da sind.

— Dafür hätten Sie sorgen müssen, indessen haben Sie die Güte und vergüten den Leuten die Kosten ihres hiesigen Aufenthalts, wie man vertragsmäßig übereingekommen ist.

— Noch einmal, mein Herr, wer sind Sie, was mischen Sie sich in Sachen die Sie nichts angehen, schon Ihr gewaltsames Eintreten war eine Unverschämtheit sondergleichen, die...

— Eine Unverschämtheit sondergleichen ist es, daß Sie diesen ehrlichen Leuten die Papiere abnehmen und herauszugeben sich weigern. Sie werden sogleich die in Händen habenden Verträge gutwillig herausgeben oder ich gebrauche Gewalt.

— Das möchten wir doch sehen, rief ein vorlauter Comtoirbursche.

In demselben Augenblick nahm ihn Asmodi beim Ohr und zwickte ihn so gewaltig, daß er ein furchtbares Zetergeschrei erhob, führte ihn an einen Schrank in welchem die Verträge lagen, und zwang ihn solche herauszunehmen und dem Michel zu übergeben. Das übrige Comtoirpersonale war starr und stumm.

— Hier steht es ja ganz deutlich geschrieben, daß sie den Leuten einen Franken per Kopf täglich zu bezahlen haben, sobald ihr Aufenthalt in Havre länger als drei Tage währt. Es ist freilich nur ein Bettel, aber auch den möchten die Herren noch schlucken. Nun, Herr Cassier, heraus damit, zahlen Sie den guten Leuten was ihnen von Rechtswegen zukömmt.

Der Cassier machte ebenfalls Umstände, aber auch ihn packte Asmodi beim Ohr, führte ihn zur Casse und zwang ihn das schuldige Geld und noch obendrein eine Extra-Gratifikation von zehn Franken per Kopf als Strafe für die Nichterfüllung der Verbindlichkeiten dieser Herren zu zahlen.

— Diesmal kommt Ihr noch so mit heiler Haut davon, sagte jetzt Michel zu den saubern Herren, werdet Ihr aber den armen Auswanderern noch ferner ihre Rechte zu schmälern suchen, so zwickt Euch mein Kamerad nicht nur die Ohren, sondern er schneidet sie ganz ab, darnach richtet Euch. Und Ihr, fuhr Michel sich zu den Auswanderern wendend fort, schreibt Euern Landsleuten in Deutschland, die Lust zum Auswandern nach Amerika haben, daß sie nicht so einfältig sind, ihre Verträge ohne Sicherheit aus den Händen zu geben, und wenn man ihnen hier ihr Recht nicht zugesteht, sie sogleich die Herren da durch einen Huissier vor das Tribunal laden lassen, das wird helfen.

— Danke schönstens, antwortete der alte Mann, für die prompte Hülfe, solche Advokaten sollte man allenthalben haben, dann sähe es bald anders in der Welt aus, wir werden Ihren guten Rath bestens befolgen und an unsere Landsleute in der Heimath schreiben.

Michel spazierte nun noch ein Stündchen in und um Havre herum, bestieg auch die Côte von Ingouville, wo er sich an der entzückend reizenden Aussicht auf das Meer und die Mündung der hier so majestätischen Seine nicht satt sehen konnte, die prächtigen Landhäuser und wahrhaft fürstlichen Parks der reichen Kaufleute von Havre bewunderte und endlich zu Asmodi sprach:

— Ich fühle auf einmal ein ganz gewaltiges Verlangen, das Innere Afrikas kennen zu lernen, was meinst Du, lohnt es sich wohl der Mühe?

— Allerdings, versetzte Asmodi, denn mitten in diesem Welttheil liegt ein äußerst merkwürdiges Land, in welches bis jetzt noch kein europäischer Reisender einen Fuß gesetzt hat, und in demselben befindet sich die merkwürdige Republik Al-Quitschi-Quatschi, ein winziger aber wahrhaft barbarisch cultivirter Staat, wo man die sublimste Regierungskunst zu studiren die beste Gelegenheit hat.

— Wohlan, laß uns dahin; dann wollen wir auch einmal der Stadt Rom unsere gehorsamste Aufwartung machen.

Und dahin schwebten beide, sich von Ingouville über Frankreich hinweg nach dem heißen Afrika begebend.

IX.

Michel und Asmodi kannegießern. — Die Republik Al-Quitschi-Quatschi. — Geheime Berathung auf dem Römer zu Frankfurt am Main, um die Malefikanten Michel und Asmodi auf eine pfiffige Art zu fangen. — Reise nach Al-Quitschi-Quatschi; Raritäten und Curiositäten daselbst.

Wie immer fand sich Asmodi bei Michels Lever in dessen Hauptquartier ein und leistete ihm zum Frühstück conversirend Gesellschaft.

— Die Sache mit den Auswandergrn in Havre ging mir die ganze Nacht im Kopfe herum, sagte Michel.

— Was ficht Dich an? erwiederte der Teufel.

— Die Leute ziehen da mit Kind und Kegel, mit dem Rest ihrer wenigen Habe in ein ihnen unbekanntes Land, und rennen so in ihr Verderben.

— Du irrst; es sind meistens Landleute, tüchtige Feldarbeiter, sie bringen etwas baares Geld mit, und diejenigen die so klug sind sich in den noch unangebauten Gegenden Nordamerikas eine Strecke Landes zu kaufen, die sie für wenige Dollars, ja fast umsonst erhalten, und gehörig bearbeiten, sind schon in einigen Jahren wohlhabende Leute, das Land gilt dann zehn- und zwanzigmal mehr als der Ankaufspreis betrug, rentirt sich trefflich, und ihre Kinder und Kindeskinder werden reiche Gutsbesitzer. Alle die es so gemacht und Ordnung und Thätigkeit walten ließen, befinden sich jetzt wohl in Amerika.

— Gut, aber der Heimath, dem deutschen Vaterland haben sie auf immer den Rücken gekehrt?

— Was thut das? ubi bene ibi patria, das Vaterland ist da wo es dem Menschen wohl geht und er gute Freunde fin-

bet. Die deutschen Auswanderer finden ihren Vortheil in dem neuen Vaterland, und Deutschland verliert nichts dabei.

— Wie so, thätige Arbeiter und das Geld, das sie mitnehmen, ist dies kein Verlust? —

— Nein; die meisten, ja fast alle Länder Deutschlands leiden eher an Uebervölkerung als an Mangel der Bevölkerung, Grund und Boden können sie nicht mitnehmen, und das ist der reelle Reichthum, Geld ist nur ein konventioneller und oft imaginairer, und immer zu ersetzen. Die deutschen Regierungen, welche diesen Auswanderungen keine Hindernisse in den Weg legen und sie gehörig ordnen und leiten, sind gut inspirirt, und zu sehr überhand nehmender Armuth wird dadurch gesteuert.

— Meinst Du? dann wunderts mich daß die Franzosen nicht auch auswandern; denn das wirst Du mir doch eingestehen müssen, daß es nicht leicht ein armseligeres Daseyn gibt als das der französischen Landleute in den meisten Departementen.

— Ganz wohl; aber der Franzose klebt weit mehr an seiner Scholle als irgend ein anderes Volk; man hat ihm so viel und so häufig vorgeschwätzt, Frankreich sey das Paradies auf Erden, es gebe kein zweites so herrliches Land mehr, und er ist voller Vorurtheile, so sehr für dasselbe eingenommen, daß er bei Grütze, schlammigem Wasser und nicht zu erschwingenden Abgaben noch immer sein „on peut ou être mieux“ singt.

— Ich fürchte aber daß dies für die Zukunft nicht gut thut; die immer mehr überhand nehmende Armuth der untern Klassen, der dieselbe zu höhnen scheinende Ueberfluß der oft übermüthigen Reichen, der schon jetzt den bittersten Haß der Armen erzeugt hat, und den sie so unverholen äußern, kann mit der Zeit eine furchtbare Katastrophe herbeiführen.

— Pah, mit der Zeit! die Zeit ist gar nicht mehr so ferne; wenn dies so fortgeht, so bedarf es nur einer unbedeutenden Veranlassung um diesen Haß zum Alles verheerenden Ausbruch zu bringen.

— Aber das Mittel diesem zuvorzukommen?

— Liegt auf der flachen Hand.

— Und das wäre?

— Eine bessere und gerechtere Vertheilung der Abgaben und eine vernünftigere, menschlichere und rücksichtsvollere Gesetzgebung.

— Gerechtere Vertheilung der Abgaben, wie meinst Du das?

— Daß die Reichen im Verhältniß ihrer Reichthümer und Einkünfte zu den Laſten des Staats beitragen, und dieſe Laſt nicht ſo überwiegend und drückend auf die Schultern der Armen gebürdet wird, wie dies jetzt der Fall iſt. Du ſiehſt hier in Paris ſo viele Parvenüs, Millionäre, die alljährlich Hunderttauſende, ja wohl auch Millionen Revenüen haben, und kaum einige lumpige Tauſend Franken an den Staat abgeben, während der Arme, der ſich ſchinden, plagen und placken muß, um ſich und den Seinigen das Nothdürftigſte herbeizuſchaffen und den Hunger mit den gröbſten Speiſen zu ſtillen, die Blöſſen mit den erbärmlichſten Lumpen zu decken, im Verhältniß Tauſendmal mehr abgeben muß als jener Reiche, und wäre es auch nur durch das ungeheure Octroi. Aber jeder Reform der Art widerſetzen ſich dieſe gefühlloſen Geldſäcke, ſo dumm als kurzſichtig, und es wird ihnen gehen wie 1789 dem Adel und der Geiſtlichkeit in Frankreich, die, weil ſie nicht einen kleinen Theil von ihrem Zuviel und Ueberfluß opfern wollten, Alles, ja ſogar das Leben verloren. Und dazu kommt noch der ſtupide Batzenhochmuth dieſer Parvenüs und Krämerſeelen, der ſie, da ſie ohnehin nur Zahlen und Nullen in ihren ſonſt ſo hohlen Schädeln haben, ſo verächtlich als lächerlich macht, und immer größere Erbitterung erzeugt.

— Daß der Teufel ſelbſt ſo etwas ſagen muß!

— Der Adel wußte doch ſeine Vorzüge, Privilegien und Reichthümer durch eine artige Höflichkeit, ein feineres Benehmen, gute Manieren, wenn auch nur äußerlich, verzeihen zu machen; aber dieſe Geldariſtokratie iſt das plumpſte und unverſchämteſte Thier das ſich denken läßt, nicht nur alle wiſſenſchaftliche Bildung geht ihr in der Regel ab, ſondern auch die ganz alltägliche Höflichkeit läßt ſie außer Augen, in dem unſeligen Wahne befangen, auf ihre Geldſäcke klopfend damit Alles erzwingen und ertrotzen zu können, nicht bedenkend daß all' dieſe Geldſäcke am Ende doch nur Kothſtaub und Seifenblaſen ſind, wie ſie ſelbſt. Die einzigen und wahren Güter dieſer Erde laſſen ſich nicht mit Gold erkaufen. — Laß doch jenen einfältigen, an Leib und Seele kranken Millionenеſel ſeinen Goldſack auf den Rücken nehmen, und ſag ihm, er ſolle ſich dafür ein bischen Verſtand, Geſundheit, Talente, Geiſt, Anmuth, Jugend, Freundſchaft, wahre Liebe erkaufen, der armſelige Schächer wandert von Haus zu Haus und kömmt ebenſo erbärmlich zurück als er fortgegangen, wirft unmuthig ſeinen Goldſack

zur Erde und gibt über kurz oder lang — nicht den Geist auf, da man nicht aufgeben kann was man nicht hat, sondern das bischen thierische Leben, und wird prächtig — begraben! und nun erwarten wir ihn dort drüben in jenen Gegenden, die ich Dich kennen lernte. Das ist dann das Ende vom Lied.

— Aber es gibt doch auch Ausnahmen, ich habe auch schon manchen menschlichen, wohlwollenden, kenntniß- und geistreichen Mann unter den Leuten kennen gelernt, von denen Du eine so widerliche Schilderung machst.

— Das sind weiße Raben; daß es weder des Geistes, noch des Verstandes, noch ungewöhnlicher Kenntnisse oder außerordentlicher Talente bedarf um Millionen zusammenzuscharren, lehrt Dich das täglich vor Augen habende Beispiel, und die Mildthätigkeit der ungeheuern Mehrzahl dieser Reichen beschränkt sich darauf, den Menschen die das unverzeihliche Verbrechen begehen arm und hilfsbedürftig zu seyn, und doch noch ein unglückliches Dasein fristen wollen, auf die verächtlichste Weise einen Dreiam ihres Ueberflusses vor die Füße zu werfen, statt dem dürftigen Bruder liebreich und schonend unter die Arme zu greifen und ihm wahrhaft zu helfen, wie es ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit wäre. Aber die Nemesis wird nicht ausbleiben. —

— So hört es doch, ihr hartherzigen Beutelschneider im Großen, solche Lehren gibt euch der Teufel selbst, beherzigt sie, und wäre es auch nur um eures eignen Vortheils willen! sagte Michel knirschend.

— Mache Dir doch keine vergebliche Mühe, höhnte Nemesis, dazu ist das Volk viel zu blind und zu dumm. Sie scharren und kratzen für lustige Erben zusammen, und es findet sich immer einer oder der andere unter der werthen Nachkommenschaft, der den Namen des nichtsnutzigen Papas oder Großpapas fröhlich wieder in alle Welt gehen heißt.

— Die Gesetzgeber sollten auf Mittel denken, diesem Uebel zu steuern.

— Bist Du nicht kindisch, die Gesetze werden nicht von den Armen und Bedürftigen gemacht, sind also auch nicht für, sondern eher gegen diese, namentlich die sogenannte Civilgesetzgebung, fast in allen Ländern eine wahre Verarmungsanstalt, wozu mit wenigen Ausnahmen, wie in Frankreich, England ꝛc., noch kömmt, daß alle Verhandlungen der Civilgerichte jeder Oeffentlichkeit entbehren

und so der Ungerechtigkeit und Bestechung Thore und Thüren geöffnet sind. Bei diesen Gerichten kommt in der Regel alles auf den Referenten an, wer diesen nicht gewonnen und auf seiner Seite hat, der ist unwiderbringlich verloren, die Richter urtheilen nach seinem Vortrag, geben sich fast nie oder höchst selten einmal die Mühe selbst die Nasen in die Eingaben und Akten zu stecken, sind meistens von einer verzweifelnden Indolenz und Indifferenz befallen, stimmen mit rührender Harmonie nach dem Vor- oder Antrag des Referenten, oder kommen nach einer an dem Busen einer feilen Dirne durchschwelgten Nacht zur Sitzung und — schlafen wohl gar bis zur Aburtheilung.

— Höre, es geht doch gräulich in der Welt zu.

— Der Teufel lachte und fuhr fort: ich könnte Dir ein Liedchen davon singen, das manches schläfrige Ohr wach machen würde; doch ich will Dich vorerst noch damit verschonen, es findet sich vielleicht ein andersmal eine Gelegenheit dazu.

— Da wäre denn doch die Oeffentlichkeit bei dem Civilgerichtsverfahren wünschenswerth, sie zwänge wenigstens die Herren Richter sich wach zu erhalten.

— Und verhütete oft himmelschreiende Ungerechtigkeiten, welche dieserhalb in Frankreich in solchen Fällen niemals stattfinden können, da sie sogleich alle Welt rügen würde. Die Publicität ist in Civilsachen noch ersprießlicher als in Criminalfällen, weil bei den letzteren die Veranlassung zu absichtlichen Ungerechtigkeiten und Bestechungen weit seltner vorkömmt und in der Regel außer dem Verbrecher Niemand ein besonderes Interesse hat, die Thatsachen zu verunstalten: dagegen wird, wie die jetzige Justiz und Gesetzgebung organisirt ist, der Reiche und Vermögende immer im ungeheuren Vortheil gegen seinen unbemittelten Gegner stehen.

— Dem allein wäre durch die Oeffentlichkeit der Gerichte und billige Justiz abgeholfen.

— Aber daran ist nicht zu denken, bis nicht abermalige blutige Erfahrungen diese Nothwendigkeit einleuchtend gemacht haben, obgleich sich überall mehr oder minder die Symptome einer bevorstehenden furchtbaren Catastrophe zeigen. Zunehmende Armuth der untern Klassen in allen Ländern, namentlich in Frankreich und England, an der unbegrenzte Konkurrenz ebenso wie beschränkende Privilegien ihren Antheil haben, die hie und da alle Augenblicke entstehende Auflehnung der Arbeiter jeder Art, die immer steigende

Zahl der gräßlichſten Verbrechen ſind die traurigen, höchſt bedenklichen Vorzeichen eines allgemeinen Sturmes, der einſt über Nacht einzubrechen und Alles niederzureißen droht. Dazu noch die heilloſe nichts beſſernde peinliche Gerichtsbarkeit, die ſo oft ſchauderhafte Thaten erzeugt und an wahren Unſinn grenzt, wie z. B. vor Kurzem noch in England ein Bettler auf ſieben Jahre nach Botany-Bay transportirt wurde, weil, als man ihm in der Küche eines reichen Bankiers ein bischen Eſſen verweigert hatte, er, um ſeinen wüthenden Hunger zu ſtillen, ſich nun ſelbſt ein Stück Brod von einem daliegenden Laib abſchnitt, und deßhalb von der Jury als des Diebſtahls oder Raubs für ſchuldig erklärt wurde!... Wenn er ſelbſt in des Großſatans Hofküche einen Höllenbraten entwendet und verzehrt hätte, würde er mit einer weit gelindern Strafe, ja mit einem Verweis vom großſataniſchen Oberhofküchenmeiſter davon gekommen ſeyn. Ueberhaupt ſtehen die Strafen für die peinlichen Verbrechen in eurer ſogenannten civiliſirten Welt meiſtens in gar keinem vernünftigen Verhältniß mit denſelben, und zehnmal wirkſamer, paſſender und beſſernder ſind die der Völker, die ihr ſo gerne Barbaren nennt. Wenn Türken einen Diebſtahl mit einer tüchtigen Baſtonade beſtrafen, den Dieb ſodann laufen laſſen, ſo iſt es weit vernünftiger, als ihn eine halbe Ewigkeit in Zuchthäuſer zu ſperren oder auf Galeeren zu ſchmieden. Der Kerl iſt expedirt, erinnert ſich zeitlebens an die gehämmerten Fußſohlen, und ſucht dann oft durch ein ehrliches Gewerbe ſeinen Lebensunterhalt zu verdienen, während der Züchtling und Galeerenſklave nur Tag und Nacht darauf ſinnt, ein ausgelernter Galgenſtrick zu werden und dazu von ſeinen Kameraden alle Anleitung und jeden Unterricht erhält, um wenn er ſeine Freiheit wieder erlangt hat, mit deſto größerer Virtuoſität der wachſamen Polizei und Juſtiz Naſen drehen zu können. Ha, ha, ha!

— Hört ihr den Teufel, hört ihr ihn? —

Asmodi lacht und fährt fort. — Ja da predigt man tauben Ohren, denn ſo will es die Civiliſation, daß durchaus nicht mehr geprügelt werden ſoll, und dort prügeln ſie ſchon in den Verhören, in den Zuchthäuſern und Bagnis darauf los daß es eine hölliſche Luſt iſt. — Vivat die Civiliſation! — Der arme Teufel der ein Stück Brod aus Hunger ſtiehlt, wird auf ſieben Jahre transportirt, der Beutelſchneider en gros der Millionen durch um ſo ſchändlichere Kniffe in ſeinen Säckel fallen zu machen verſteht, als

er sie strafloser zu verüben weiß, wird betitelt und mit Orden behängt!!!

— O die heillose Welt!

— Nur Ein Mittel könnte noch die bevorstehenden Stürme beschwören, aber zu dem werden sie nie oder nur dann greifen, wenn es zu spät ist.

— Und das wäre?

— Das schon erwähnte; eine vernünftige und billige Vertheilung der Abgaben und totale Reform der vernunftwidrigen Gesetzgebung.

— Wohlan, ich wills ihnen beißend klar unter die Augen reiben, sagte Michel.

— Dummer Teufel, das wird nichts bessern, und dann muß ichs mir verbitten, das würde mir und meinem großmächtigen Herrn gar manche Höllenfreude verderben und die Zunahme der Bevölkerung unsers Reichs, das noch für Billionen und Trillionen Sünder Raum hat, vermindern. Soeben ist wieder eine irdische Heiligkeit in der Hölle eingekehrt, das wird ein Gaudium seyn!

Asmodi reibt sich freudig die Krallen.

— Du bist doch ein recht hämischer Teufel! — Aber jetzt genug des heil- und erfolglosen Salbaderns; Du hast mir versprochen mich ein merkwürdiges noch unentdecktes Land im Innern von Afrika kennen zu lernen; ich bin bereit, laß uns abfahren.

— Gut, aber erlaube mir Dir vorher noch einige Notizen über dasselbe mitzutheilen, damit Deine Reise und Dein Aufenthalt in demselben auch von einigem Nutzen für Dich ist.

— Wohl, ich höre.

Kennst du das Land wo nur der Geldsack blüht,
Wo man nur für das Feilschen und den Schacher glüht,
Wo Finsterniß die Nullgesichter stets umschwebt,
Weil man nur für den Schacher und den Wucher lebt!

— Obgleich Teufel, so will ich mich hiemit doch feierlichst verwahrt haben, daß ich mit der Beschreibung der Republik Al-Quitschi-Quatschi irgend eine der noch bestehenden deutschen, Schweizer- oder andern Republiken gemeint habe: Al-Quitschi-Quatschi liegt wirklich da wo ich es bezeichne; indessen sollte es mich dennoch gar nicht wundern, da, wie schon gesagt, man in Deinem Vaterland, lieber Michel, das Wort Esel nicht ausspre-

chen darf, ohne daß Dutzende dieſen Titel für ſich in Anſpruch nehmen, und es iſt ſogar ein denkbarer Fall, wenn Hamburg und Bremen, Lübeck und Frankfurt am Main, Baſel-Stadt und Baſel-Land, Bern und Genf ꝛc. ꝛc. ſich um die Ehre ſtreiten Al-Quitſchi-Quatſchi zu ſeyn und zu heißen; ins Satansnamen, des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich, de gustibus non est disputandum, ich aber will für meinen Theil mich hiemit auf das feierlichſte verwahrt haben, irgend eine dieſer allerfürtrefflichſten Freiſtaaten unter Quitſchi-Quatſchi auch nur im entfernteſten verſtanden zu haben, und wäre im Stande demjenigen böswilligen Subjekt, das mich einer ſo großen Gottloſigkeit fähig hielt, einen Injurien- und Calumnien-Prozeß an den Hals zu werfen, den ich womöglich in beſagtem Freiſtaat ſelbſt anhängig machen würde, damit deſſen Erben, Kinder und Kindeskinder bis in das zehnte Glied ſich noch an demſelben ergötzen könnten und daran zu kauen, id est, zu zahlen und die Quitſchi-Quatſchi Rechtsverdreher und Rabuliſtenbrut zu füttern hätten.

— Zum Henker mit der langen Vorrede, zur Sache! ſonſt verliere ich die Geduld.

— Oho Freund Michel, hübſch ruhig, Du wirſt es mir noch in alle Ewigkeit danken, Dich mit dieſem merkwürdigen Staat genauer bekannt gemacht und Dich in Stand geſetzt zu haben, dereinſt eine ausführliche, getreue hiſtoriſch-topographiſch-ſtatiſtiſche und mitunter auch recht humoriſtiſche und komiſch-tragiſche, das Lachen und Weinen befördernde, mit luſtigen Anekdoten und Schnurren reich verzierte und lehrreiche Beſchreibung dieſes barbariſch-kultivirten afrikaniſchen Freiſtaats, in den ſelbſt die berühmten Reiſenden, Gebrüder Lander und Eduard Rüppel, noch keinen ihrer Füße geſetzt haben, herauszugeben und dadurch nebſt anſehnlichem Honorar auch eine literariſche Unſterblichkeit zu erlangen. Es wird freilich kein kleines Stück Arbeit und eine ſchwer zu löſende Aufgabe ſeyn, eine der Wahrheit ganz getreue und richtige Schilderung dieſer Republik zu entwerfen; aber tröſte Dich, lieber Michel, ich kenne einen kohlraben- und pechſchwarzen Handelsmann derſelben, Sarasbambum genannt, der ſich im Beſitz eines altäthiopiſchen Manuſcripts befindet, welches Dir die Löſung dieſer Aufgabe gewaltig erleichtern wird, deſſen Benutzung er Dir gegen gehörigen Zins vom Zins der Zinſen pro libido oder ad libidum geſtatten wird, und in welchem Du die merkwürdigſten Begeben-

heiten dieſer hoch-, weit-, breit- und langberühmten Republik mit großer Genauigkeit aufgezeichnet findeſt. Es wird Dich freilich auch einige Mühe und Geduld koſten, das Werk aus der altäthiopiſchen Sprache in wenigſtens lesbares, wenn auch nicht gelehrtes Deutſch zu übertragen, aber denke an die Belohnung die Deiner harret, beſonders wenn Du es irgend einem hochweiſen Magiſtratus widmeteſt.

— Jetzt habe ichs ſatt, Asmodi, ich glaube Du haſt mich zum beſten!

— Menſchlein werde mir nicht zornig, ſonſt .... doch noch ein Paar Augenblicke Geduld, ich will Dich nur mit der Lage, Größe, dem Klima ꝛc. dieſes Landes bekannt machen, von dem Uebrigen magſt Du Dich dann ſelbſt überzeugen. Alſo:

Die Republik Al-Quitſchi-Quatſchi liegt am Tage im Sonnen- und bei der Nacht im Mondſchein, Notabene wenn dieſe wohlthätigen Geſtirne gerade ſcheinen, ſonſt aber iſt ſie immer in argen Nebel und dicke Finſterniß gehüllt, außerdem aber liegt dieſer kleine barbariſch-kultivirte Maulwurfsſtaat mitten in einem hochkultivirten, großen und ſchönen Lande, das ſich im Herzen Afrikas befindet, und zwar in der heißeſten und unbekannteſten Gegend dieſes Welttheils, nicht ſehr entfernt von den Höhen der Alquamor oder dem Mondsgebirge. — Al-Quatſchi, wie es der Kürze wegen auch oft genannt wird, iſt beinahe der kleinſte Theil dieſes großen, ſchönen, herrlichen, aus mehreren größtentheils gut organiſirten monarchiſchen Staaten beſtehenden Landes, das man mit dem allgemeinen Namen Thumbindſchin bezeichnet. Das Gebiet dieſer Republik, die Haupt- und einzige Stadt gleiches Namens, ſowie ein halbes Dutzend Dörfer nebſt einigen Fragmenten und Meierhöfen inbegriffen, iſt kaum eine Quadratſtunde groß, und folglich im Vergleich der größern Staaten Afrikas und Europas ein Maulwurfshaufen, der jedoch von einem Theil ſeiner glücklichen Bewohner für die Welt, oder wenigſtens für das irdiſche Paradies der Welt angeſehen wird, das er freilich auch gerade für dieſen Theil der Bevölkerung, nehmlich den der auf Koſten ſeiner Mitbürger ein bequemes Schlaraffenleben führt, indem er über das Wohl und Wehe dieſes Maulwurfshaufens und des halben Hunderttauſend ſeiner geduldigen Gemüther, d. h. Einwohner, entſcheidet, dann wohl auch ſeyn mag.

Diese Republik ist ringsum von mehrern monarchischen Staaten umgeben, und die Grenzen derselben sind so nahe bei der Hauptstadt, daß sie sich nach allen vier Weltgegenden nicht über Schußweite erstrecken.

Der Name Al-Quitschi-Quatschi ist etwas schwierig zu verdeutschen, er bedeutet ungefähr soviel wie eine Herrschaft der Ochsen und Maulwürfe, oder Ochsen- und Maulwurfsregiment und Verwaltung, ließe sich auch durch Ochsenheim, Ochsenfurt ꝛc. wiedergeben. Dieser Name ist aus der sonderbaren Sitte entstanden, weil sich daselbst das gehörnte und hochgehörte Vieh, namentlich auch die Büffel, deren Paradies dieser Staat ist, ganz besonderer Vergünstigungen zu erfreuen haben und oft in solchem Ansehen stehen daß man sie den gewöhnlichen Einwohnern der Stadt nicht nur vorzieht, sondern ihnen nicht selten die wichtigsten Aemter und Posten des Staats anvertraut, ja man hat nicht wenig Beispiele daß sie als Häupter desselben erkohren wurden und Jahre lang als solche figurirten.

Das Klima ist in diesem Ländchen ziemlich mild und die Luft wäre wie fast in ganz Thumbindschin rein und gesund, wenn sie die Quitschi-Quatscher, besonders in den engern Straßen ihrer Stadt, nicht durch allerlei Unrath und Verunreinigung, unerträgliche Gerüche aller Art verpesteten und sie dadurch oft zum Ersticken dumpf, dick und schwül gemacht würde, ein Uebel das einzig und allein der zu großen Nachläßigkeit und dem zu großen Schmutz der Reinlichkeits- und Reinigungsbehörden zu verdanken ist. Diesem Umstand mag es mit zuzuschreiben seyn, daß man hier so viele grüngelbe und griesgrämische, und so wenig frisch und gesund blühende Gesichter, besonders in der sogenannten vornehmen Welt sieht. Eine braungelbe lederartige Haut scheint dort bei gewissen Klassen so beliebt wie bei den chinesischen Damen die kleinen Füße, sie ist gewissermaßen das Abzeichen der Vornehmheit, der herrschenden Familienaristokratie, und je mehr ein Individuum das Aussehen hat als litte es an affreusem Leibschneiden oder dem Miserere, desto größer ist seine Vornehmheit und auch — Dummheit, da dies in der Regel in Quitschi-Quatscht gleichbedeutend ist, und er kann um so sicherer auf ein einträgliches Amt und eine fette Sinecure zählen. Aber man sucht den faulen Kern in einer möglichst glänzenden Schale zu verbergen, man behängt und belastet sich, besonders die vornehmen Quitschi-Quatscherinnen, mit schweren

Stoffen und Gewändern, Schmuck und Zierath aller Art, und da heißt es mit vollem Recht: von Außen beglissen und von Innen be..... Wenn die guten Frauen wüßten wie sehr eine solche mit Sammet und Seide, Gold und Juwelen, Federn und Blumen herausgeputzte Häßlichkeit noch zehnmal häßlicher hervorglotzt, sie würden sich gewiß lieber in bescheidene, einfache, die Aufmerksamkeit weniger erregende Gewänder hüllen. Doch das hier Gesagte gilt nur von der dortigen geldaristokratischen Büffelcoterie, anders verhält es sich mit den nicht zu derselben gehörenden Einwohnern, unter denen man in rauher Hülle nicht selten einen werthvollen Brillant findet.

— Das Gemälde das Du mir von Quitschi-Quatschi entwirfst ist eben nicht sehr anziehend, und nicht gemacht die Lust zu einer Reise dahin anzuregen.

— Doch ist der Aufenthalt daselbst recht unterhaltend, und die Sonderbarkeit dieses einzig in seiner Art organisirten Staates verdient schon daß man ihn näher kennen lernt.

— Nun so laß uns endlich dahin abfahren.

Asmodi spitzte plötzlich ganz gewaltig seine Teufelsohren, dem Michel ein Bst! zurufend,

— Nun was gibt's? fragte dieser.

— Es geht in diesem Augenblick wieder ganz gewaltig über uns her.

— Wo das? —

— Sie haben soeben eine geheime Berathung in einer alten Rathsstube auf dem Römer zu Frankfurt am Main *), wo sich ein Ausschuß eingefunden hat, und es ist von nichts Geringerem die Rede, als unsere Auslieferung von der französischen, englischen, württembergischen ꝛc. Regierung, wo wir uns eben befinden, zu begehren, und wenn sich das nicht machen läßt, uns auf eine recht pfiffige Art zu fangen.

— Zum Henker, der Berathung möchte ich beiwohnen!

— Das steht bei Dir.

— Aber vorerst unsichtbar.

— Auch das.

— Wohlan, fort, und von da nach Quitschi-Quatschi!

*) Römer wird das Rathhaus zu Frankfurt am Main genannt, in welchem sich alle Weisheit Frankfurts in Schwarzröcken concentrirt.

Husch waren die beiden Luftsegler wieder durch das Kamin entwischt und fuhren gleich darauf durch einen Römerschornstein in das Frankfurter Rathhaus hinein.

In einer abgelegenen staubigen Stube dieses vielwinkeligen Gemäuers hatten sich zu einer geheimen Sitzung versammelt 1) der einjährig wohlregierende zweite Bürgermeister Reisbrei, ein Zweiundvierzigtheil der Frankfurter Souveränetät, nebst sonst noch allerlei; 2) der Conrad Dietrich Harpar-Rummelpuff, sein Vetter, Major bei der Bürgermiliz, Erhäuptling einer Schmugglerbande, Bankier en detail und Wucherer en gros, auch Gewürzkrämer und Papierspekulant; 3) der Erkonsul en second Reinrah, der Polizeivorstand des Jahrs, und 4) der lange Pfeiffer, Beisitzer des Polizeivorstandes.

— Gucke Se ämohl, ob ach die Thier recht zugemacht is, sagte Dietrich-Harpar zum langen Pfeiffer, daß mer ach net behorcht un gestört wern kann.

Pfeiffer probiert die Stubenthür und sagt: s'is ganz gut zu, Herr Major Rummelpuff! und begibt sich wieder auf seinen Platz.

Kaum sitzt er, so öffnet und schließt sich die Thür. — Michel und Asmodi waren unsichtbar eingetreten.

— No was is dann des widder vor à dummer Spaß, Sie fix mer ach der rechte Zumächer, Sie, sagte Harpar zum Pfeiffer.

Pfeiffer. Der Teibel wäs was des is, ich hab doch Gott verdamm mich recht zugemacht, Herr Major Rummelpuff.

Harpar. Ich will norts selbst gucke.

(Harpar geht an die Thüre und findet sie zwar zu, aber nicht verschlossen.)

— Hab ichs net gesagt, Sie sinn mer ach à rechter Verschließer, un noch gar à polizeilich Person, — de Michel muß mer vorschiebe, so — jez kann kä Teibel mehr erein.

(Ein Gelächter erschallt.)

Harp. No was is dann des widder vor à Jux, mer lacht net wann mer so wichtige Geschäfte vorhet.

Pfeiffer. Des wäs der Teibel, ich hab net gelacht, mer wähnt es spukt.

Bürgermeister Reisbrei. So halt ämol des Maul mit dem anfällige Geschwätz, s'is Zeit daß mer anfange zu berathe, ich hab noh mehr zu thun als des, und um halb zwölf Uhr da wart mei Fra uff mich, ich muß mit er zum Zuckerbäcker geh un

Dörtercher beſtelle, heind Obend kimmt à Bremer Freund zum Beſuch zu uns.

Harpar. Un ich hab ah net viel Zeit, mei Fra will gleich nach dem Eſſe nach Darmſtadt zu ihre Verwandte raſe, un ich muß er vorher noh ebbes Zucker un Kaffeh einpacke vor ihre Verwandte, da kann ich mei Profitche dran ſchneide, die wiege mer net nach.

Reisbrei. Un recht viel Stanercher (Steinchen) drunner thun, net wohr, wie mir ämohl, Du biſt mer à ſauberer Vetter; awer jetz ins Guckuksname mache mer daß mer an die Hauptſach kumme, alſo: wie fange mers an daß mer die zwa Deibelskerls, den Michel un Asmodi am beſte fange?

Harpar. Ich mahn es wär am beſte, mer ſchreibt an de König in Paris, daß er ſche von ſeiner Polizei fange läßt un an uns ausliwert, ſe halte ſich doch am meiſte in der Deibelsſtadt Paris uff, un hawe mer ſe, dann wolle mer ſe! —

Reisbrei. Vetter, des verſtehſt Du net, an König kenne mer net ſchreiwe, der bekimmert ſich nix drum, mer miſſe ſich an ſein Miniſter wenne, ich glab am beſte an den Kizot oder wie er hast, was mähne Sie, Herr Polizeivorſtand?

Polizeivorſt. Ich mahn des hilft nix, die liwern ſe uns doch net aus, do is nix zu mache, das Aergſte was mer mit groſſer Mühe bewerke könnt wär, daß ſe ſe vielleicht aus dem Land verweiſe thun, un dann gehe ſe am End doch noh net fort, wie's die vom Vorwärts gemacht hawe, die hot mer a nausgewiſſe un ſe ſitze heind (heute) noh drin.

Erkonſul Reinrah. Un wann ſe ſe ach änausweiſe, was hilfts, dann gehe ſe nach England odder in die Schweiz un maches noh zehnmol ärger. Na ſo geht's net.

Reisbrei. No was ſolle mer dann anfange?

Harpar. Mir ſteht der Verſtand ſtille, wiſſe Se damm nix, Pfeiffer? Se ſinn ja doch ſonſt net ſo dumm....

Pfeiffer. (Mit einem verſchmitzten Geſicht.) Ich was waß, des hilft gewiß!

Reisbrei. No äraus dermit, was is es?

Harpar. Gewe S'es fun ſich.

Pfeiffer (liſtig). Mer miſſe an Michel ſchreiwe, daß mer'n des nächſt Johr zum Borgemaſter mache wolle, dann kimmt er gewiß gleich.

Reisbrei. Ach wie anfällig, glawe Se dann ſo was glabt er?

(Abermaliges Gelächter.)

Reisbrei. No wos is dann des widder vor ăn anfälliger Spaß?

Harpar. Ich glab des ſinn die Sachſehäuſer driwe uff dem Amt, die ſich utze. — Un wann ers ach glabt, der Michel, ſo kimmt er doch net, ich kenn an beſſer; ſeh, der macht ſich grad ſo viel aus ăre Frankforter Borgemaſterſtell wie ich aus ăre faul Zwiwel, un wann's in der Welt was gibt aus dem ich mir nix mache, ſo is es des. Ich was es beſſer, des Os hat ſich immer iwwer die Borgemaſter un die ganz Frankforter Obrigkeit luſtig gemacht, des kennt er mer glabe, meine Herre, ich hab ſo lang mit ăm zu thun gehabt.

Polizeivorſt. No ſo arg hot ers awer doch noh net gemacht als wie der Klinger und der Börne.

Harpar. Was hawe dann die gemacht?

Reinrah. Des wiſſe Se net ămol? ei Sie ſinn mer ach ă ſchöner Frankforter Borger, und Sie wolle a Patriot ſey, un wiſſe net daß der Klinger in ſeim verdammte Fauſt dem ganze Senat un de Borgemaſter Ochſehörner, Herſchgeweih un Eſelsohre uffgeſetzt hat? — un der Börne der hat gar drucke laſſe, daß a Menſch net ſo tief ſinke könnt und ă Senator in Frankfort wern; un der Göthe hat uns ſei Borgerrecht mit ăm recht malitiöſe Schreiwe zurückgeſchickt.

Harpar. Des war ach all ſo famihs Oſezeug!

Reinrah. Des Aergſt is, daß es lauter Frankforter Gewächs is deß uns die Strach mächt, freilich lauter Frankforter Unkraut, des uff unſerm Miſt net gedeihe kann.

Harpar. Un wann ſe glawe der Michel hat's noh net ſo arg gemacht, dann ſinn ſe ach err; er hot mer ămol ſelbſt ins Geſicht geſogt, er wär in der halwe Welt herum kumme und hät doh Niemand gefunne der ſo dumm un ſo ă Nirkenner geweſe wär, doß mer net uff der Stell ăn Frankforter Borgemaſter oder Senator draus hät mache kenne. — Des is doh ach ka Kumplement vor uns, — ſo a Blamahſch!

Reisbrei. Des verſtehſt Du net, Vetter, er werd ebe nor lauter geſcheute un geleerte Leut habe kenne lerne.

Pfeiffer. O na, ſo hot er's net gemahnt; der ſelige Miltenberg hot mer ămol verzählt, er hät ămol Obends im engliſche

Hof Spargel mit Schinke gesse, un da wär der Michel ach da gewese un hät Straßborger Gänsleverpastet gefresse un hät zu so äm annern Os gesagt, ich glab gar es war ä Franzos: er hät immer Angst wann er mit seim Kutscher in die Stadt fahre thät — er hot damals uff dem Land gewohnt, — un do hät än der anner gefragt, warum? do hät erm zur Antwort gewe: ei der Kerl is so dumm, daß wann ses merke, so nemme se mern weg un mache nen zum Borgemaster in Frankfort!

Reisbrei. O du verdammt Stickstäubeohs, hätte mer dich nor hier!

Harpar. Ja hätte mern, wie wollte mern zwiwele!

Reinrah. Ja hätte mern, aber der Habich un der Hättich des sinn zwaerla.

Harpar. Des wäs mer schon lang. Ich hab em gnug von meine Sachsehäuser uffpasse lasse wie er hier war, se hawen awer net erwische kenne. Du häst än packe solle, Vetter, wie de noh bei der Polizei warst.

Reisbrei. Schwätz net so anfällig, Vetter, Du bist doch ganz allähn an dem verfluchte Spuk schuld; häst Du mich net so infam beloge un häst mer net gesagt, er derft die Bücher net in Pforzheim rausgäwe, weils im Kuntrakt stünd, und häst Du mich net beschwätzt daß ich se in Frankfort verbotte hab, ohne den Michel nor anzuhöre, dann hät uns der Deibelskerl mit sammt seim Asmodi in Ruh gelasse, un nu kömmts hinne drei eraus, daß Du em selbst die Schein gewe hast, daß er die Bücher hat äraus gewe kenne wo er will. So host Du mich in Dreck geführt, jetz kannst de mer ach widder heraushelfe, dann ohne Dich hätt ich so kan dumme Strach gemacht, un der läßt uns jetz ka Ruh bis er sei Recht hat. Deß war gar ka schöner Strach von Dir, Vetter Dietrich, Dein nächste Blutsverwandte so in de Patsch zu bringe.

Reinrah. Un mich derzu; ich war damals der zwet Borgemaster un hab des Dings des Verbot gar net ämol gelese. Ja, Herr Major Rummelpuff, so derfe se mer net noch ämol kumme, des sag ich Ihne, Se hawe de ganze Senat und die Gerichte derzu blamirt.

Pfeiffer. Un mich mit.

Reisbrei. Ja, Vetter, des is wohr, durch Dich ganz allan sinn mer in des Schlammassel kumme un wisse uns net mehr äraus zu helfe, da stehe die Ochse am Berg, un des kann uns

noh ſauer uffſtoße, der Eſelsſtrach, dann was kann mer mit em Deibel anfange? deß hawe mer Dir zu verdanke.

Harpar. No mer kann mer ach ämol än Eſelsſtrach verzeihe, ich hab mich ſchon genug drüwer geärgert, und ich will's uff à anner Art widder gut mache, ich hab erſt noch vorm Johr uff mei Koſte unſer groß Trummel mit neue Fell überziehe loſſe.

Reisbrei. Halt nors Maul da derwoh, Du haſt uns derfür ach ſchon genug das Fell üwer die Ohre gezoge; Du kannſt ſchon ämol à groß Trummelfell bezahle.

Harpar. Hör Vetter, ich verbitt mer all die Sticheleie, Du waſt, ich bin à guter Kerl, awer ich laß ebens net uff mer herumtrummele; Gott verdamm mich, Vetter, wann ich bös werde kann .... ſchlag ich mir die Fauſt in mei aige Freß.

Reinrah. Friede, meine Herrn, zu was iſt des Streiten, damit mächt mer nir widder gut, was geſchähe is, is geſchähe, un ſo kriche mer die zwa Deibelskerl mei Lebstag net. Ich wißt à beſſer Mittel die Burſche zur Raiſon zu bringe, als ſe zum Vorgemaſter zu mache.

Reisbrei. Un das wäre?

Reinrah. Der Herr Major Dietrich Harpar Rummelpuff muß den Michel herausfordere, und des uff Piſtole, dann kimmt er gewiß

Reisbrei. Was mähnſt Du, Vetter, der Rath ſcheint mer net ſo übel.

Harpar. Daß ich à Narr wär; wann Ihr ſo große Luſt habt Euch zu ſchieße, ſo fordert Ihr en heraus, ich laß es bleiwe.

Reisbrei. Awer wann mer à Major von der Stadtwehr is, muß mer ach ämol losſchieße kenne, ſonſt hät ich die Brüh von der Majorſchaft. —

Harpar. Ich bin ka Major worn davor daß ich mich ſchieße ſoll, ich kummandir un marſchir vor meim Bataillon de 18te Oktober, un des is genug. —

Pfeiffer. Wiſſe Se was, fordere Se'n nor herous, un wann er kimmt, dann wolle mern ſchon das Schieße vertreiwe, mer ſetzen gleich uff de Conſtablerwacht.

Harpar. Un wann Ihr zu ſpät kommt, dann hat er mich geſchoſſe, na Proſtemahlzeit, ſo fett ſpeiſe mer net, der Conrad Dietrich Harpar-Rummelpuff is ka ſo Narr.

Pfeiffer. Davor wollt ich ſchon gutſtehe, ich thät en ſange

eh er geſchoſſe hat, awer ich glab des Os käm net uff unſer Gebiet, er werd ſich nor uff em neutrale Gebiet ſchieße wolle.

Reisbrei. Mer könnten uff des Bockemer Gebiet beſtelle, an de Grenzgrobe, un dann könnt ſich mei Vetter uff die Frankforter Seit un der Michel uff die Churheſſiſch Seit ſtelle, un ſo könne ſe uff ãnanner losſchieße.

Pfeiffer. Des wär gar net nothwennig, ich loß à Schling uff die Churheſſiſch Seit lege, un wann der Michel kimmt, dann ziehe mern mit ãm Strick bums uff die Frankforter Seit, un dann hawe mern, wann en der Herr Major Rummelpuff nor ãraus fordere will, daß er ſich ſtellt.

Harpar. Höre Se, meine Herrn, deß ſinn mer lauter Flauſe, ãmol vor allemol, ich ſchieß net un ich forder ach net ãraus, ſo ka Schote bin ich net. Der kennt kumme, ſchieße, un doch net in die Schling gehe.

Pfeiffer. Ja dann was ich net was mer anfange ſoll, der Kerl is ewe ſo ſchwer zu fange wie der Abdal-Kater, mer laßt en ewe lafe wann mern net kriege kann.

Reisbrei. No da wäre mer ſo weit wie vorher ach, des war net der Müh daß mer zuſammekomme ſinn; ich muß fort, mei Fra wart uff mich.

Harpar. Un mei ach.

Pfeiffer. No mer wolles noh ãmol überlege, vielleicht find ſich doch noh was, über Nacht kimmt Rath, mer wolle über acht Tag widder zuſamme komme.

Harpar. Mir ach recht, Adjeh meine Herrn.

Reisbrei. Ich empfehl mich.

(Beide gehen nach der Thüre zu, vermögen ſie aber nicht zu öffnen.)

Harpar. No was is dann des widder vor ãn Uh? Pfeiffer, was hawe Se dann gemacht, mache Se ãmol die Thür uff.

Pfeiffer bemüht ſich nun die Thüre aufzumachen, kann es aber nicht zu Stande bringen, alle Uebrigen probieren es, und es gelingt ihnen nicht beſſer, ſie zerren jetzt ſamt und ſonders mit aller Gewalt an der Thüre daß ſie endlich krachend aufſpringt, aber das ſämmtliche Perſonale des geheimen Conſeils rücklings zu Boden und auf die Allerwertheſten wirft, ſich dann aber ſogleich wieder ſchließt. Alle ſehen ſich betroffen einander an und ſuchen ſich gegenſeitig aufzuhelfen, aber auch dieſe Bemühung iſt ver-

geblich, und Harpax ruft aus: O Vetter, Vetter, das geht net mit rechte Dinge zu!

Es ertönte abermals ein schallendes Gelächter, und Michel und Asmodi standen nun handgreiflich vor den noch am Boden Liegenden. Ersterer nimmt sofort das Wort und spricht:

— Wohlan, meine Herrn, da Sie uns auf eine so pfiffige Art fangen wollten, hier sind wir, halten sie uns ja fest; vorerst aber werden Sie die Güte haben, noch einen Tanz nach meiner Pfeife aufzuführen.

Michel pfiff nun einen wahrhaft hölliſchen Tanz auf einer Bockspfeife, und die ehrbaren Herren begannen sogleich einen wüthenden St. Veitstanz auf den Allerwertheſten herum zu rutſchen, wobei es denn jeden Augenblick zu den komiſchſten Carambolagen, Berührungen, Zuſammenſtoßen mit den Schädeln, die einen gewaltig hohlen Klang von ſich gaben, kam, und wobei ſie die beluſtigendſten Purzelbäume ſchlugen. Nach einer guten Viertelſtunde lagen ſie endlich wie leblos mit ſtieren Kalbsaugen am Boden.

Michel hielt nun den hochweiſen Herren noch eine derbe Strafpredigt und ſagte ihnen unter anderm, daß ſie ſich vor den Spukereien Asmodis nur dann ſichern könnten, wenn ſie fortan genau ihre Pflicht und Schuldigkeit thäten, wie es ihr Amt erfordere, mit der ſtrengſten Gerechtigkeit und Unpartheilichkeit handelten, nie mehr zum Vortheil eines Freundes, Bekannten oder Verwandten himmelſchreiendes Unrecht gegen Andere verübten, das Geſchehene aber nach Kräften wieder gut zu machen ſuchten, und auf ihnen zugeſchickte Briefe gehörige und paſſende Antwort ertheilten, wie es ebenfalls ihre verfluchte Schuldigkeit ſey, da ſie deßhalb von der Bürgerſchaft, deren Diener ſie ſeyen, mit ſchwerem Geld bezahlt würden, indem es Monarchen nicht verſchmähten an ſie ehrerbietig gerichtete Schreiben der geringſten ihrer Unterthanen huldvoll zu beantworten; an ihren Wiſchen wäre freilich blutwenig gelegen, aber die Ordnung fordere es! — Sodann wandte er ſich noch beſonders an den Dietrich Harpax Rummelpuff, und ſprach zu dieſem:

Und du bald überreifer Höllenbraten, der du dich und die Deinigen mit dem Schweiß und dem Gut das du Andern geſtohlen und vorenthältſt, mäſteſt, ſey verſichert, daß ich dich noch ganz beſonders zu züchtigen wiſſen werde, wenn du nicht bald der Stimme deines fackweiten Gewiſſens Gehör gibſt und denen die du betrogen gerecht wirſt; auch wird dir mein Freund Asmodi jenſeits ein

gutes Plätzchen in ſeinem Reich bewahren. Ich aber werde auch auf Erden für deine Unſterblichkeit ſorgen und dir ein Werk dediciren, das bereits im Manuſcript fertig da liegt und alle deine Groß- und Heldenthaten haarklein berichtet, daß auch dein theurer Vetter Reisbrei ſeine Freude daran haben ſoll. — Hiemit Gott befohlen! —

Michel und der Teufel fuhren nun wieder zu einem Römerſchornſtein hinaus, einen ſo gewaltigen Pech- und Schwefeldampf hinter ſich zurücklaſſend, daß das geheime Conſeil dem Erſticken nahe und der ganze Römer in ungewöhnlich ſtarke Nebelwolken gehüllt war, die ſogar in den großen Rathsſaal und den Kaiſerſaal drangen und den eben ſitzenden Rath etwas benebelten.

Einige Minuten ſpäter ließen ſich die infernaliſchen Reiſenden in den Umgebungen von Al-Quitſchi-Quatſchi nieder und begaben ſich in dieſe Stadt. Bevor ſie jedoch dieſelbe betraten, theilte Asmodi ſeinem Schützling noch Einiges über die Regierung, Verwaltung und Verfaſſung dieſes ſonderbaren Staates mit:

Soweit Sonne und Mond die ewig rollende Erde beſcheinen, ſprach er, iſt noch nie ein curioſeres Machwerk, beſtimmt Staaten zu regieren, als wie die Conſtitution von Al-Quitſchi-Quatſchi an das Tageslicht gekommen. Unter jahrelangen Wehen und Bauchgrimmen kam dieſe tolle Mißgeburt eines klaſſiſchen Unſinnes, dieſes Monſtrum der Untauglichkeit und Nichtswürdigkeit endlich durch den Kaiſerſchnitt eines verſchmitzten Advokaten, wobei ein Prieſter Hebammen- und ein weiſer Rathsmann Helfersdienſte verſahen, zur Welt und lieferte neun Zehntheile der ganzen Bevölkerung dem letzten herrſch- und ämterſüchtigen Zehntheil, meiſtens aus ſehr einſichtsvollen Ignoranten beſtehend, in die Hände. Ja, neun Zehntheile der edlen Quitſchi-Quatſcher ſind durch dieſes conſtitutionelle Meiſterwerk des Unſinnes, der Willkühr und Tyrannei im Kleinen, einer unwiſſenden Familien-Ariſtokratie, deren Vettern, Baſen und ſonſtigem Anhang auf das unverantwortlichſte Preis gegeben. Ich ſage auf das unverantwortlichſte, denn wer hier einmal in Amt und Würde (?) ſteht, weiß von keiner Verantwortung mehr, und vom erſten Regierenden bis zum letzten Raths- oder Gerichtsdiener herab wäſcht recht fleißig eine Hand die andere. Dieſe Muſterrepublik wird durch drei Kammern oder Berathungskörper regiert und verwaltet; aus der erſten Kammer, die wieder in drei Abtheilungen zerfällt, von denen die Beiſitzer der

erſten die Schmuli, die der zweiten die Schumli und die der dritten Abtheilung die Schawellen genannt werden, und alle drei zuſammen eine Art Souveränetät oder Rath formiren, deſſen Mitglieder auf Lebenszeit ernannt und wohlgemäſtet ſind, werden aus den beiden erſten Abtheilungen der Schmuli und Schumli alljährlich zwei hochweiſe Männer zu Bimbus erwählt, eine Art Parodie puniſcher Suffeten oder römiſcher Conſuln, die, da ſie keine Heere zu befehligen haben, aus demſelben Grund aus dem eine gewiſſe Stadt keine Kanonen bei der Ankunft ihres Souverains löſen konnte, häufig dem Säckel der löblichen Bürgerſchaft den Krieg erklären und die Dank ihrer Collegen, die ſich alle Hoffnung auf eine einjährige einträgliche Bimbusſtelle machen, auf große Nachſicht bei ihrem einjährigen Regiment zählen können. Die Republik liefert ihnen ſogar eine koſtenfreie Equipage, die ſie jedoch nach dem abgelaufenen Bimbusjahr zu ihrem großen Leidweſen wieder an ihre Nachfolger abliefern müſſen, ebenſo wie Schildwache und Schilderhaus mit dem Glockenſchlag Mitternacht des abgelaufenen Jahres von dem Haus des jetzt abgeſetzten zu dem des neuen Bimbus wandern müſſen; nur ein Paar blinde gelöſchte Laternen, welche ebenfalls der Staat auf ſeine Koſten dem neuen Bimbus an das Haus befeſtigen läßt, wahrſcheinlich damit er heller ſehen möge, die aber wenn Mondſchein iſt oder dem Kalender nach doch ſeyn ſollte, niemals angezündet werden, bleiben zum ewigen Andenken an die einjährige, aber meiſtens wohl benutzte, ſey es auch nur dem Nepotismus zu Gefallen, Bimbusherrlichkeit übrig, und mit Stolz erinnern ſich Enkel und Urenkel noch daran, daß einer ihrer Vorfahren hochgebietender Bimbus war, und zeigen dabei auf die roſtigen Laternen.

In dieſer erſten Kammer ſitzt ein Dutzend jener Herrn, welche das Holz ſind aus denen man die Bimbus zuſchnitzt, auf breiten hochgepolſterten, zum Ruhen recht bequemen Armſeſſeln, auch das zweite Dutzend hat nicht minder bequeme Faulſtühle, aber das dritte, das außer ſeiner Rathswürde auch noch ſonſt allerlei ehrliches Gewerbe, wie die Nähnadel, das Schlachtmeſſer, den Backtrog ꝛc. in Bewegung ſetzt, hat nur gut gepolſterte Bänke, und wird deßhalb auch häufig Ei-Babis, id est Dritbänker genannt; andere legen ihnen etwas malitiös den Namen Schmi-Schmar, d. h. Jaherrn bei, eine Benennung, die ihren Urſprung von dem häufigen Gebrauch, den die guten Leute von der Sylbe Ja machen,

haben ſoll; außer dieſer und den Worten: »Ganz wie der regierende Herr Bimbus«, die ſie regelmäßig bei Abſtimmungen ertönen laſſen, hört man ſelten ein Wort in dem Heiligthum des Rathsſaals aus ihrem Munde gehen, dagegen läuft es ihnen deſto beſſer außerhalb deſſelben vom Maul, beſonders in den Erholungsſtunden bei den Schoppen, wo man über die Wunderthaten, welche dieſe erſte Kammer des Staates nach den Ausſagen der Schawellen fortwährend verrichtet, erſtaunen muß, wenn ſich ſchon von den Wirkungen derſelben nichts verſpüren läßt.

In dieſem Augenblick kamen die beiden Kumpane an dem Bocksthor von Quitſchi-Quatſchi an, wo ſie ſahen und hörten wie ein ſich gewaltig in die Bruſt werfendes Männlein eine arme Schildwache der Quitſchi-Quatſcher Stadtmiliz herunterhunzte, und zwar mit folgenden Worten:

— Kerl, warum hat er nicht das Gewehr präſentirt und die Wacht herausgerufen, weiß er nicht, daß ich der zweite regierende Bimbus bin? —

— Ich weiß halt kein Wort davon.

— Was, das unterſteht er ſich mir unter die hochbimbuſiſche Naſe zu ſagen, ſeinen hohen Souverän nicht zu kennen, ihn ſoll ja der Teufel! Ruf er ſeinen Sergenten heraus!

— Sergent heraus! —

Der Sergent ſtürzt zur Wache heraus, ſtolpert und fällt den langen Weg vor den Bimbus hin.

— No no, das iſt zuviel Reſpekt, ſoviel verlange ich nicht, ſteh er auf! ließ ſich jetzt der Bimbus vernehmen.

Der Sergent raffte ſich auf und ſtotterte:

— Verzeihen Ewr. Magnificenz der Herr Bimbus, der große Eifer Ewr. Magnificenz dienſtwilligſt zu — zu — zu ....

— Schon gut, er hat aber ſeine Wacht ſchlecht unſtruirt, der Kerl der da Schildwacht hält hat die Wacht nicht bei meiner Erſcheinung herausgerufen, ſogar nicht das Gewehr vor mir präſentirt, ja er weiß nicht einmal daß ich ſein wohlregierender Bimbus bin.

— Verzeihen Ewr. Magnificenz, der Burſche iſt erſt ſeit drei Tagen bei unſerer 300 Mann ſtarken Armee angeworben, und da hat er noch nicht das Glück gehabt die regierenden Herrn Bimbus zu ſehen und kennen zu lernen, indeſſen hab ich ihm doch die verehrungswürdigen, hochanſehnlichen Perſonalitäten unſerer wohl-

regierenden Herrn deutlich beſchrieben, und er hätte ſich die Ausgezeichnetheit derſelben merken können.

— Ja, das hätt er gekonnt, da Er ſie ihm gehörig beſchrieben hat; damit der Kerl künftig beſſer aufpaſſen und ſeine Schuldigkeit thun lernt, laß er ihm fünf und zwanzig aufzählen, wenn er abgelöst iſt. —

Der Sergent nimmt den Bimbus bei Seite und ſagt: Ich fürchte nur, Herr Bimbus, daß der Kerl dann deſertirt, Sie wiſſen, ſie laufen oft im Dutzend bei uns davon wenn ſie ihr Handgeld und ihre Kleidungsſtücke empfangen haben. —

— Das thut nichts, erwiederte der Bimbus, beſſer ſo ein Kerl deſertirt, als daß er den uns ſchuldigen Reſpekt aus den Augen ſetzt.

— Wie Ewr. Magnificenz befiehlt. —

Der Soldat mußte aber etwas von dieſer geheimen Unterhaltung gemerkt haben, denn er deſertirte noch bevor die Wache abgelöst wurde, ging über die Gränze in das drei hundert Schritte entfernte Bocksheim und leerte einen Schoppen auf das Wohl der Republik Quitſchi-Quatſchi. —

— Das geht ja ganz curios hier zu, meinte Michel.

— O Geduld, Du wirſt noch Dein blaues Wunder erleben, verſetzte Asmodi. —

Kaum hatte er das Wort ausgeſprochen, als man auf einmal den Bimbus ganz gewaltig ſchreien und einen großen Hund noch gewaltiger bellen hörte.

— Zu Hülfe, ei ſo kommt mir doch zu Hülfe! rief erſterer mit überlauter Stimme, und der Hund bellte mit ihm um die Wette. —

Michel ſah ſich um und erblickte einen Hund der an dem Vordertheil eines Milchſchiebkarrens zog, den ein Landmann nachſchob, und den Bimbus ſo anbellte. —

— So helft doch, rief dieſer wiederholt, das infame Beeſt wird euern geehrten Bimbus noch zerreißen!

Endlich ſprangen einige Quitſchi-Quatſcher hinzu und brachten den Hund mit Hülfe ſeines Herrn zur Ruhe und zum Schweigen.

Nun erholte ſich der geängſtigte Bimbus von ſeinem Schrecken wieder, der nach und nach in einen ſich immer ſteigernden Zorn überging, und endlich donnerte der entrüſtete Wohlregierende: Ins Loch mit Hund und Bauer! beide müſſen exemplariſch beſtraft wer-

den; ersteren kann man ohne weiteres todtstechen, der andere soll mir die Majestätsverletzung theuer bezahlen. —

Beide Delinquenten wurden sofort von einigen herbeigeeilten Quatscher Schergen abgeführt.

Bald nach dieser Begebenheit erschien eine Verordnung, die befahl, daß jeder einem Karren vorgespannte Hund, sobald er das Quatscher Gebiet betrete, ohne weiters gespießt werden solle, sowie daß dessen Herrn fünf und zwanzig erhalten und sämmtliche Kosten tragen sollen. —

— Das geht ja hier recht lustig zu, bemerkte Michel abermals.

— Das sind Kindereien, meinte Asmodi, Du wirst noch ganz andere Dinge hier sehen. — Heute ist gerade eine große Sitzung der zweiten Kammer, in welcher höchst merkwürdige Motionen vorkommen und Anträge gemacht werden, dieser müssen wir beiwohnen, doch hat es noch ein paar Stunden Zeit, und ich kann Dir einstweilen einige andere Merkwürdigkeiten von Al-Quitschi-Quatschi zeigen, die, wenn auch nicht gerade sehenswerth, doch wenigstens wissenswerth sind.

— Der Teufel und Michel verloren sich nun in das Innere der seltsamen Stadt, deren Häuser nicht, wie es in den andern Städten von ganz Thumbinbschin gebräuchlich ist, mit Nummern bezeichnet sind, die in jeder Straße mit 1 beginnen und so der Reihe nach fortlaufend mit der Nummer endigen welche die Häuserzahl erfordert, sondern alle Häuser sind mit Buchstaben und Nummern nach den 24 Quartieren dieser Stadt bezeichnet, die aber wie Kraut und Rüben, d. h. die Quartiere, durcheinander geworfen sind, so daß man aus dem Quartier A sich auf einmal mitten ins Quartier Z versetzt findet, dann kömmt wieder ein Stück vom Quartier A, dann eins von M, dann zehn Häuser die zu L gehören, dann zwanzig von E. u. s. w., so daß kein kleines Studium dazu gehört, sich in dieser chaotisch-architektonischen Verwirrung zurecht zu finden, wodurch nicht selten sonderbare Irrungen entstehen, die besonders dem Fremden viel zu schaffen machen, der große Mühe hat sich zurecht zu finden. Auch haben schon mehrmals vernünftigere Quitschi-Quatscher darauf angetragen, berichtete Asmodi, diesem Unwesen abzuhelfen, und die Häuser wie allenthalben per Straße fortlaufend zu numeriren; aber das war in den Wind und zu tauben Ohren gesprochen, man entgegnete in den hochweisen Kammern: dies Alles sey so ganz in der Ord-

nung, daß die Großväter, Ur- und Urgroßväter ſich bei dieſer Hausnummerordnung vollkommen wohl befunden, es alſo keiner ſolchen Neuerung bedürfe, daß ſich die Quatſcher Kinder ſehr vortrefflich zurecht zu finden wüßten und die Fremden zuſehen möchten wie ſie zurecht kämen, daß eine ſolche Umſchreibung eine ungeheure Mühe, Arbeit und Koſten verurſachen würde; und dabei blieb es. Man gefällt ſich zu wohl in dem alten Miſt, ſagte Asmodi, als daß man ihn fegen möchte, und dann hat es auch ſonſt ſo allerlei Bewandniſſe nebenbei. Wenn indeſſen ein Napoleon oder Gengis-Khan käme und den Schmuli, Schumli und Schawellen ſammt den beiden Bimbus das Lebenslicht auszublaſen oder auch nur den Herrn die Säckel zu leeren oder fünf und zwanzig aufzählen zu laſſen drohte, wenn keine zweckmäßigere Häuſernumerirung in dreimal 24 Stunden eingeführt wäre, ſo würde das ſchwere, ja nach der Verſicherung einiger Schmuli und Schumli ganz unmögliche Geſchäft wohl ſchon in zweimal 24 Stunden beendigt ſeyn, denn es fehlt in dieſer Republik wahrhaftig weder an Schreibersgeſellen noch auf Koſten des Staates gutgemäſtete Tagdiebe, es ſind ſo viel Angeſtellte und Beamte vorhanden, daß man ein ganzes Königreich damit verſehen könnte, wenn ſie anders dazu tauglich wären und auch außer dem Schoppen leeren und ſpazieren ſchlenkern etwas verſtünden. — So ein Tyrann und abſoluter Despot hat doch auch manchmal ſein Gutes, meinte der Teufel. —

— Aber Du haſt mir ja noch nichts von den beiden andern Kammern dieſer Republik geſagt, was hat es denn damit für eine Bewandniß?

— In der zweiten Kammer ſitzen wieder die Hälfte der Mitglieder der erſten Kammer, ſowie beinahe die Hälfte der Mitglieder der dritten! und der Reſt dieſer Kammer beſteht größtentheils aus Vettern, Freunden, lieben Bekannten und nahen Anverwandten der Schmuli, Schumli und Schawellen, ſo daß es eine wahrhaft rührende Freude iſt, die herzinnige Eintracht dieſer drei Kammern zu ſehen, die nur ſelten einmal durch einen unartigen ausgearteten Quatſcher, dem Gott weiß was für ein Zufall in dieſer zweiten Kammer, die Kammer der Schlimmiehle genannt, Sitz und Stimme verlieh, unterbrochen wird. Ihre Beſtimmung iſt hauptſächlich über das Geſetzweſen zu wachen, ſowie alle von der erſten Kammer an ſie gelangende Anträge gut zu heißen u. ſ. w. Die dritte Kam-

mer, die, wie gesagt, fast aus der Hälfte der Schlimmiehlen und zur größern Hälfte aus mit diesen und den Mitgliedern der ersten Kammer befreundeten Bürgern besteht, soll eine Art Prüfungskammer repräsentiren, ihre Mitglieder werden Pentachorden genannt, und manche derselben sind hauptsächlich wegen der Virtuosität die sie im Weinprüfen besitzen, berühmt und berüchtigt. Sie sollen aber hauptsächlich die Rechte und Gerechtsame der ehrwürdigen Bürgerschaft wahren, und haben das Recht, Anträge, welche zum Heil derselben ersprießlich sind, zu machen, die jedoch auf die unendlich lange Bank hinauszuschieben oder gar als ungeschehen zu betrachten die erste Kammer mit Hülfe ihrer in der zweiten sitzenden Mitglieder alle Mittel in Händen hat, und so all diese Rechte und Gerechtsame illusorisch machen kann, da ohnehin die ganze Verwaltung und Justiz des Staats von ihr geleitet wird.

Unterdessen waren unsere beiden Kumpane durch eine Menge enge und krumme Straßen endlich vor ein alterthümliches, eben nicht sehr ansehnliches, seltsam gebautes Haus gekommen, und der Hinkende sprach:

Kennst Du das Haus, das sich die Stadt
Zum Kehricht-Loch erkohren hat? —
Hier haust ein ausgespienes Allerlei,
Brutalität und große Ignoranz dabei.

— Nun, und was ist denn das für ein Haus? fragte Michel seinen Gefährten.

— Dies ist der Rummler, das große Versorgungshaus derjenigen guten Quitschi-Quatscher, die sich durch Trägheit, stupende Untauglichkeit, blendende Unwissenheit, Stupidität, gierige Hab- und Raubsucht, plumpe Beutelschneiderei, Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit aller Art besonders auszeichnen und hervorthun, namentlich finden hier auch alle listige Banqueroutierer dieser Stadt eine genügende Versorgung. Es soll eine Art Stadt- oder Rathhaus und, wie manche gelehrte Quatscher behaupten, noch altrömischen Ursprungs seyn, obgleich zur Zeit der Römer noch keine Spur von dieser Stadt vorhanden war. In seinem Innern befinden sich vielerlei Ställe, in welchen gar mancherlei Thierarten, gehörntes und hochgeöhrtes Vieh wohl gemästet und fett gemacht wird. Hier wird das Wohl und Weh der Republik berathen, sowie nicht sowohl die blinde als die falsche Themis ihren Tempel in demselben aufgeschlagen hat. Wir werden es noch näher kennen lernen, da

es Dir eine erheiternde Unterhaltung verschaffen wird, einigen Kammersitzungen in demselben beizuwohnen. Da diese immer noch nicht geöffnet sind oder vielmehr begonnen haben, denn alle Sitzungen der drei Kammern werden heimlich bei geschlossenen Thüren abgehalten, und Niemand der nicht ein Mitglied derselben ist darf denselben beiwohnen, doch erfährt man noch denselben Tag haarklein Alles, was in denselben vorging, da es ein paar Stunden später bei den Schoppen in den Wirthshäusern in den Erholungsstunden nochmals verhandelt wird, so wollen wir noch einige andere architektonische Merkwürdigkeiten besichtigen.

Der Teufel führte nun den Michel längs einem an dem gelben Strom, der die Stadt theilt, liegenden hübschen Kai an das entlegenste äußerste Ende derselben, wo sie vor einem von Säulen unterstützten Gebäude stehen blieben.

— Dies Haus enthält die ziemlich ansehnliche Bibliothek von Quitschi-Quatschi, explicirte Asmodi, welche durch Erbschaften, Vermächtnisse und andere Zufälle zu einer bedeutenden Zahl Bände heranwuchs, und manches werthvolle und kostbare Buch aufzuweisen hat.

— Aber warum zum Henker liegt denn die Bibliothek so am Ende der Stadt, man hat ja eine gute halbe Stunde zu gehen bis man hinkömmt, und das ist doch baarer Zeitverlust. —

— Mein lieber Michel, das verstehst Du nicht, man hat sie nach sehr reiflicher Ueberlegung sämmtlicher Kammern und mit gutem Vorbedacht hieher gebaut, und zwar aus dem Grund, den mehrere Schumli, Schmuli, Schawellen, Schliermichlen und Pentachorden mit aller Kraft unterstützten; damit die Bücher besser conservirt und nicht so schnell abgenutzt und verbraucht werden sollen, hat nämlich eine hohe republikanische Obrigkeit in ihrer unfehlbaren Weisheit verordnet, dieses Gebäude an das äußerste Welt- oder vielmehr Stadtende (für manche dieser Väter des Vaterlandes gleichbedeutend) zu erbauen, und so die Benützung der Bücher möglichst zu erschweren; aus demselben Grunde wird auch diese Bibliothek nur an einigen Tagen der Woche auf ein paar Stunden geöffnet, während in allen andern Städten Thumbindschins, sowie Deutschlands, Frankreichs, Englands und Italiens die Bibliotheken in der Regel an allen Wochentagen den größten Theil des Tags für Jedermann geöffnet sind.

— Mich wundert nur, daß die Quitschi-Quatscher ein solches Gebäude zur Bewahrung ihrer Bücher aufgeführt haben, sagte Michel. —

— O, das hat seine besondere Bewandniß. Ein sehr reicher hiesiger Buchhändler, dem es wehe that die vielen zum Theil sehr seltenen und trefflichen Werke, welche die Stadtbibliothek besaß, in allen Winkeln, Ecken und feuchten Kammern des alten Rummlers, im Staub modern und eine Beute der gefräßigen Ratten und Mäuse werden zu sehen, vermachte in seinem Testament der Stadt eine sehr bedeutende Summe, mit der Bestimmung, ein Haus dafür bauen zu lassen, in welchem die Stadtbibliothek aufbewahrt werden solle, der aber, die hochweisen Herrn gut kennend, zu gleicher Zeit verordnete, daß wenn binnen dreißig Jahren der Bau dieses Hauses noch nicht begonnen habe, das dafür bestimmte Geld seinen natürlichen Erben wieder anheim fallen solle. Neun und zwanzig Jahre waren bereits verflossen, ohne daß man sich über den Platz, wo man das Haus hinbauen, sowie über andere Erbauungsangelegenheiten desselben vereinigen konnte; als jedoch das 30ste Jahr begonnen, und somit periculum in mora vorhanden war das Geld wieder herausgeben zu müssen, da verstand man sich endlich und wurde einig, und noch vor Ablauf dieses gefährlichen Jahrs wurde von einem Bimbus der Grundstein dieses Gebäudes feierlich gelegt, das, wie Du bemerken wirst, seinem Zweck wenig entspricht, auch viel zu wenig Raum hat. —

Die beiden Freunde wanderten nun weiter und kamen endlich an einen viereckigen freien Platz, auf dem Michel wieder ein seltsam aussehendes Gebäude bemerkte und zu Asmodi sagte: dies ist gewiß das Wachthaus von Quitschi-Quatschi, und man muß gestehen, daß es als ein solches in einem grandiösern Styl als die gewöhnlichen Wachthäuser erbaut ist. —

— Bewahre die Hölle, antwortete Asmodi, dies ist Thalias Kunsttempel der Quitschi-Quatscher, hier erholen sich die guten Einwohner, die nicht gerade die Erholung bei den Schoppen vorziehen, von den Mühen des Tages. Ueber die wirklich seltsame Geschichte dieses Theaters ließ sich ein recht unterhaltendes, dickes Buch schreiben, und ich werde Dir bei Gelegenheit manche belustigende Factas aus derselben mittheilen, auch müssen wir einmal einer Extra-Vorstellung in demselben beiwohnen, zu der wir selbst den Stoff liefern wollen, und ich verspreche Dir, daß es eine recht lustige Comödie werden soll.

Weiter gehend kam man an zwei in sehr engen und krummen Straßen ganz neu aufgeführte, dicht neben einander gelegene

kolossale Gebäude, von denen das eine ein großer Tempel zur Verehrung des Allmächtigen, das andere aber ein Tempel des Gottes der Handelsleute und der Diebe war, den man in Europa gewöhnlich die Börse betitelt. Beides waren ziemlich geschmacklose Steinhaufen. —

— Aber warum hat man denn diese Herrlichkeiten in solche schmutzige und enge Winkel gebaut? fragte Michel seinen Führer wieder.

— Auch dies hat seine guten Gründe: den religiösen Tempel baute man dahin, weil früher schon ein anderer auf diesem Platz stand der baufällig war, dies ist der jetzigen Generation der Quitschi-Quatscher Schuld nicht, denn schon vor mehr als 60 Jahren wurde dieser Bau begonnen, und er diente lange als Waarenmagazin, aus dem man gute Zinsen zog, um ihn fertig zu bauen und gehörig auszuschmücken; den Merkurstempel verlegte man aber dahin, weil diese Gegend vielen der einflußreichsten Handelsleute, von denen manche zugleich Schumli, Schlimmiehle und Pantacher-den waren, wegen der Nachbarschaft des Kummlers und mitunter auch der eigenen Wohnung gerade am bequemsten war. Solche Verhältnisse sind es, die hier bei den öffentlichen Angelegenheiten am meisten berücksichtigt werden. Und da sämmtliche Schumli, Schmuli und Schawellen alle ihre schwache Seite und selbst die rechtlichsten und ehrlichsten unter ihnen doch auch irgend eine häusliche oder Familienangelegenheit auf dem Herzen haben, sey es auch nur die Placirung oder Versorgung eines Sohnes, Schwiegersohnes, Neffen ꝛc., so sehen sie sich auch alle einander recht gerne durch die Finger. Da von Verantwortlichkeit keine Rede seyn kann, indem es keine höhere Instanz gibt, wo man sie wegen Regierungs- und Administrationsangelegenheiten belangen könnte, so kömmt es wohl auch vor, daß sich eine Schawelle eine fünf Minuten lange Landstraße auf sein Landhaus auf Staatsunkosten anlegen läßt, während ein Schmuli seinem Sohn, einem prozeßlosen Advokaten, zehn hier außerordentlich einträgliche Massekuratorenstellen verschafft, die er so lange verwaltet bis die Masse aufgezehrt ist, und sich ein Schumli die einträgliche Oberaufsicht über das Forst-, Finanz- ꝛc. Wesen erdient. Die Herrn Schumli, Schmuli und Schawellen vertheilen so unter sich selbst die einträglichsten Stellen bei den verschiedenen Verwaltungs- und Justizämtern recht brüderlich, und nicht selten ist ein halbes Dutzend solcher Stellen in ihrer werthen Person vereinigt, was auch mancher independen-

ter, nicht zu dem hohen Rath gehörender Schlimmiehl oder Verwachord dagegen einwenden mag. Dieſer hohe Rath gleicht vollkommen dem Rattenkönig, deſſen ſämmtliche Leiber in einen Schwanz verflochten ſind. Regierung, Verwaltung, Kläger und Richter in einer Perſon, Exekutor, Schinder und Henker, in Summa Summarum Alles in Allem; Verwaltung, Geſetzgebung, Polizei und die heilige Juſtiz ſind auf das furchtbarſte amalgamirt, und wehe dem Fremden oder Einheimiſchen, der ohne die einflußreiche Protektion eines dieſer Herrn irgend ein Recht ſuchen oder in Anſpruch nehmen will. Der Adminiſtrator, Regierer verwandelt ſich wie durch einen Zauberſchlag in den Richter und Vollſtrecker des Urtheils, und indem man die Schreibſtube des Adminiſtrators verläßt, um dieſen zu verklagen, tritt einem, wenn man die Thüre der Gerichtsſtube öffnet — derſelbe als Richter entgegen!!! — So z. B. ſteht dem zweiten Bimbus während ſeiner einjährigen Regierung die oberſte Leitung der Polizei zu; nun kömmt es vor, daß ſich dieſe, der einer der Schmuli vorſteht, einen heilloſen Gewaltſtreich, eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit zu Schulden kommen läßt, das Geſetz aber ſagt, daß man die Polizei in ſolchen Fällen bei einer Art aus lauter Schumli und Schmuli beſtehenden Appellationsgericht verklagen muß; nun aber trifft es ſich, daß der Bimbus, unter deſſen Oberleitung der Streich verübt wurde, jetzt als Gerichtsrath oder Präſes bei dieſem Gericht fungirt, ich alſo den Bimbus bei dem Bimbus verklagen muß: welches Recht habe ich da noch zu erwarten? — Verwaltung und Juſtiz ſind hier ein ſo innig verſchmolzener Quickbrei, daß ihn auch der geſchickteſte Chemiker nicht zu analyſiren vermöchte. Doch nun iſt es Zeit, die Schlimmiehle haben ſich bereits verſammelt, ſprach der Teufel zum Michel, laß uns die Geſtalt zweier abweſenden Mitglieder annehmen, und der heutigen Sitzung der zweiten Kammer beiwohnen.

Unſere beiden Reiſenden begaben ſich nun über den Rummelsberg in den Rummler, und verfügten ſich ungehindert in den Sitzungsſaal der zweiten Kammer. Hier fanden ſie ſchon ſo ziemlich alle Schlimmiehle verſammelt, und man wartete nur noch auf die Ankunft einiger Schumli und Schmuli der erſten Kammer, die verfaſſungsmäßig ein Drittheil des Beſtandtheils der zweiten Kammer ausmacht, ſowie Mitglieder der dritten Kammer, wie ſchon erwähnt wurde. Die Erwarteten folgten jedoch dem Teufel auf dem Fuß nach.

Jetzt machte einer der Schmuli folgenden Eintrag:

„Meine hochansehnliche, wohlfürsichtige und tief geehrteste, ehrenwertheste Herrn! Es ist Ihnen allbereits bekannt, welches höchst wichtige Projekt, das unserm Staat zur ewigen Gloria, Ruhm und Heil dienen und bringen wird, ich zu Ihrer Kenntniß und Genehmigung zu bringen habe*). Es handelt sich um nichts weniger, als künftig allen um unsern Staat hochverdienten und preiswürdigen Männern würdige Monumente und Denkmäler zu setzen, da es jetzt so Mode und Brauch geworden, daß man fast jedem Pinsel und Gänsekiel ein Monument setzt, um seine Vaterstadt zu ehren. Ein hochweiser Rath ist aber in seiner untrüglichen und unfehlbaren Weisheit noch weiter gegangen und will geruhen, daß mit diesen Monumenten und Denkmälern auch zu gleicher Zeit ein praktischer, solider und brauchbarer Nutzen verbunden sey, nämlich daß diese Denkmäler und Monumente nicht nur als bloße stumme Steine und Erze figuriren, sondern daß sie auch der ganzen ehrsamen Bürgerschaft als ewig sprechende Zeugen ihrer hohen wohlregierenden Obrigkeit dienen sollen. Deßhalb hat der hohe Rath in seiner höchsten Weisheit erwogen und beschlossen, daß, da in unserer guten Stadt an guten und soliden Laternenpfählen Mangel sey, es auch ebenso an tüchtigen Wegweisern und Meilenzeigern fehle, und die meisten vorhandenen Chausseesteine erschrecklich beschädigt oder gar nicht vorhanden seyen, man auf Kosten der Republik allenthalben sandsteinerne Laternenpfähle an den größten Plätzen und frequentesten Straßen unserer Stadt aufrichten möge, in welche immer der Name eines der einjährig wohlregierenden Bimbus nebst der Jahreszahl, in der er regiert hat, eingegraben werde, damit dieses merkwürdige Ereignis für alle Zeiten bekannt bleibe und jedem unsere Stadt besuchenden Fremden sogleich bekannt werde. Ferner, daß man vor der Stadt nach allen Ecken und Enden hin steinerne Wegweiser und eben solche Meilenzeiger aufrichte, in welche man ebenfalls zum ewigen Andenken die Namen der jedesmaligen erwählten Schumli und Schmuli, und zwar in die erstern die der Schumli, und in die zweiten die der Schmuli, nebst Datum und

*) Der Leser wird uns verzeihen, wenn wir hier so wenig als möglich von dem Styl abweichen, der die großen Redner zu Quickly-Quartier aufsprießen.

Jahreszahl eingrabe, welches denn auch dieser hochweisen Herrn würdige Monumente seyn werden.«

— Ich bitte um die Erlaubniß irgend eine kleine Bemerkung machen zu dürfen, fiel hier einer der Schlimmichels, zugleich Pentachord, dem Redner ins Wort.

— Und die wäre? fragte der Schmuli.

— Was die Meilenzeiger-Monumente anbetrifft, so wäre wohl hier eine Aenderung gütigst vorzunehmen, da unser Gebiet sich fast nach allen Seiten hin nicht weiter als eine viertel, höchstens eine halbe Meile weit von den Thoren erstreckt.

— Wohlgesprochen, versetzte der vortragende Schmuli, dem wäre abzuhelfen, indem man auf halbe und viertel Meilen weite Entfernung Meilenzeiger setzte.

— O hohe Weisheit! so laß ich es mir gefallen, sagte nun der Unterbrecher.

— Aber könnte man denn nicht die Meilenzeiger auch auf das fremde Gebiet hinüber gelten lassen? meinte ein anderer Schlimmichel. —

— Ei warum nicht gar: die Meilenzeiger dürfen nur für uns gelten, wir werden uns doch wegen andern Staaten nicht in Kosten versetzen sollen, sagte der redende Schmuli.

— Wohlgesprochen, wohlgesprochen, ertönte es von den Bänken der Schmulis und Schumlis, während man auf denen der Schlimmichels und Pentachords noch einiges Flüstern und Ohrenplauschen vernahm.

— Meine Herrn, ich muß um Stille und Ruhe bitten, rief jetzt der vortragende Schmuli gebietend.

Und siehe da, Alles war Mäuschenstille.

— Um endlich auf die Monumente der Herrn Schwellen, das heißt auf die Chausseesteine zu kommen, so wäre der Wille des hochweisen Rathes, daß auch mit diesen ebenso wie mit den Laternensäulen, Weg- und Meilenzeigern verfahren, und der Name eines jeden Schwellen, nebst dem Datum und der Jahreszahl auf diesen Steinen eingegraben werde; es bleibt jedoch bei der bisherigen Größe der Chausseesteine, nur könnte man sie etwas weniger eckig machen, das heißt mehr abrunden, als ein Anzeichen, daß die Herrn Schwellen sich selbst auch mehr arrondirt haben und geschliffener geworden sind.

— Wenn es gefällig ist, so können wir nun über Ihre Zu-

stimmung zu dem heilsamen und löblichen Projekt abstimmen. Mehrere Schlimmichle wollten jedoch noch hinsichtlich der Kosten dieses Unternehmens einigen Aufschluß verlangen, die man ihnen jedoch als höchst unbedeutend angab, und sie wurden bald durch den Ruf: Zur Abstimmung, zur Abstimmung! überstimmt. Als der erste in der Versammlung Sitzende aufgefordert wurde seine Meinung und Stimme von sich zu geben, sprach er:

— Ich stimme ganz mit der Majora!

— Das ist zu toll, rief nun auf einmal Michel, es ist ja noch gar keine Majora bekannt.

— Was thut das, ich stimme mit der die kommt.

— Ohne zu wissen was sie bestimmt?

— Versteht sich.

— Man meint Sie säßen zum ersten Mal in dieser Kammer, so fremd stellen Sie sich, rief ein Schlimmichl dem Michel zu.

— Nur weiter, rief der Schmuli, der den Antrag gemacht hatte.

Und derselbe wurde, wenn auch nicht mit rührender Einstimmigkeit, doch mit großer Majorität angenommen, und dieses Resultat sogleich dem hohen Rath der ersten Kammer mitgetheilt. Schon wollte man sich trennen um der ganzen Stadt die wichtige Neuigkeit zu verkünden, als Michel, den abwesenden Schlimmichl vertretend, plötzlich aufstand und sprach:

— Noch eine kleine Geduld, meine Herrn, auch ich habe dieser ehrenwerthen Kammer noch einen Antrag zu stellen, der nicht minder wichtig und ersprießlich als der so eben abgestimmte ist und ganz besonders den hiesigen Armen zu Statten käme, wenn ihn die hochachtbaren Kammern genehmigen wollten.

— Und der wäre? fragte ein Schmuli.

— Meine Herrn, ich trage darauf an, daß in Zukunft die Sitzungen sämmtlicher Kammern öffentlich seyn sollen, wie dies in andern republikanischen und allen konstitutionellen Staaten der Fall schon längst ist, und nur in Quitschi-Quatschi will man fort und fort bei verschlossenen oder wenigstens zugemachten Thüren berathen und der Bürgerschaft keinen Zutritt erlauben, warum das? das setzt uns dem Spott und gerechten Tadel aller übrigen Staaten von Thumbintschin aus, und zu was diese Geheimthuerei, da man doch in der nächsten Viertelstunde auf allen Plätzen und in allen Straßen weiß was in sämmtlichen Kammern verhandelt wurde, wie es denn auch nicht anders seyn kann, da so viele

meistens an neugierige Frauen verkäufte und dem edlen Nebenzweck so gewogene Männer in denselben sitzen. Damit aber auch diese Verfügung gleich der der Monumente einen großen, edlen und guten Zweck habe, so trage ich ferner darauf an, daß die Sitzungen zwar öffentlich seyn sollen, man jedoch ein gewisses Eintrittsgeld erheben und eine Eintrittskarte lösen sollte, deren Preis nach der Verschiedenheit der Kammern festgesetzt werden müßte. So z. B. würde ein erster Platz in der ersten Kammer mit einem Dukaten, ein dergleichen in der zweiten mit einem halben Dukaten, und ein solcher in der dritten mit einem Viertteldukaten keineswegs zu hoch seyn; da eine solche Sitzung zehnmal unterhaltender und für das Zwerchfell erschütternder seyn dürfte als die lustigste Posse und Comödie, auch besonders für Hypochonder und Melancholiker von der besten Wirkung wäre, so läßt sich auf eine reichliche Einnahme mit Gewißheit zählen, deren Ertrag man den verschiedenen Wohlthätigkeits- und Armenanstalten, welche Dank ihrer vortrefflichen Verwaltung und trotz der großen Beiträge hiesiger Einwohner doch meistens an einem beklagenswerthen Defizit leiden, zukommen lassen würde; nun was meinen Sie dazu, meine Herrn?

— Dann ging unser Comödienhaus zu Grund, sagte ein Schlaumichl, es ist so auf keinem grünen Zweig.

— Und dann thät Jedermann all unser dummes Geschwätz mit anhören, und wir wären das Gelächter und der Spott der ganzen Stadt und aller Fremden, die expreß herkämen um unsere Dummheiten zu hören und zu sehen. Nein, mit dem Vorschlag is es nix, so gut er auch gewähnt seyn kann.

— Es is nix, es is nix dermit, ertönte es nun von allen Seiten, besinne Sie sich uff was Bessers, um unsern Armen zu helfen! Einige sagten sogar: dahinter steckt a Spötterei, wir haben gute Nasen! Und man machte sich abermals zum Abgehen bereit.

— Noch einen kleinen Augenblick, meine Herrn, rief Michel abermals; es thut mir zwar unendlich leid, meine in der besten Absicht gemachten Vorschläge so verworfen und verkannt zu sehen, dennoch aber kann ich nicht umhin, Ihnen, meine würdigsten Herrn, ebenfalls ein Andenken an diese feierliche Stunde und mir soviel Unterhaltung gewährende Sitzung zu geben. Sie sagten soeben, Sie hätten gute Nasen, ich finde sie aber noch lange nicht vortreff-

lich und Ihrer würdig genug. Diesem Uebel abzuhelfen, erlauben Sie mir, Sie mit bessern, wenigstens passendern zu versehen.

Michel gab nun dem Asmodi einen Wink, und, o Wunder! in einem Augenblick hatten sämmtliche anwesende Schnuli lange goldne Nasen mit dicken Rubinen besetzt, statt ihrer gewöhnlichen, die Herrn Schnuli aber hatten eben solche silberne verzierte Schnecker, die Herrn Schnecken hatten dergleichen von Bronze, die Herrn Schlimmichen aber von Kupfer, und die Herrn Pentachorden von Eisen. — Für die Herrn Bimbus und die übrigen hohen Rathsglieder behalte ich die passenden Nasen noch in petto bis zu einer andern Gelegenheit, rief Michel, und nun, meine jetzt wohl bemasten Herrn, sind Sie in Gnaden entlassen.

Man hätte sehen sollen, mit welchen Augen sich nun die ganze Versammlung gegenseitig ansah! — Die der gestochenen Kälber sind nicht dagegen. — Endlich fuhren sie alle auf einmal auf, betasteten und befühlten sich gegenseitig die respektiven Nasen, um sich auch von der Metamorphose derselben wirklich zu überzeugen, und als sie die unbezweifelbarste Gewißheit erlangt hatten, sprangen sie wie besessen davon, ihre Taschentücher vor die Gesichter haltend, und verließen über Hals und Kopf den Rummler. Da man die hochweisen Herrn mit so verhaltenen Gesichtern davon rennen sah, verbreitete sich sogleich in der ganzen Stadt das Gerücht, die große Kammer sey plötzlich von einem wüthenden Schnupfen befallen worden, andere machten sogar die Cholera oder gar einen Nasenbrand, indessen, wurde nur zu schnell die reine Wahrheit bekannt, und man flüsterte sich einander heimlich zu: unsere hohe Obrigkeit hat wieder neue Nasen gekriegt.

Michel wollte nun auch den Rummler verlassen, aber Asmodi verhinderte ihn daran, indem er ihm sagte, daß er ihn noch mit einigen vortrefflichen Bimbaschereien, soviel wie allerlei Aemter, und den sie verwaltenden Bimbaschen (Beamten) bekannt machen wollte und trillerte nach der Melodie des Vogelfängers:

Kennst Du das Volk, wo Dummheit frech sich spreizt,
Das, wie mit Gift, mit Geistesgaben geizt,
Wo Dreistheit sich für quarsche Brauheit giebt
Und schaler Witz nur rohe Selbstsucht liebt?
Der saure Blick glotzt unter fahlem Hut,
Hier schreit und keucht der habgier Drachenbrut.
„Ich rebelt, das plumpe Menschenthier
Bimmelnigt mit Grinzen mir.“ —

Sie traten nun wieder unsichtbar in ein ziemlich geräumiges Gemach, welches Asmodi seinem Gefährten als die Stadtbimbescherei bezeichnete und in dem es recht lärmend, ja mitunter toll genug herging.

Im Centrum hinter einer Art Balustrade saß ein wohlgenährter Körper, auf dessen Rumpf eine Art Kürbiskopf saß, jedoch nicht mit hohlen, sondern im Gegentheil mit wohlgelegenden, etwas stieren Augen, es war der Herr Stadt-Bimbasch, er verstand zwar wenig mehr als lesen, etwas barbarisch schreiben und mit einer ewig heiseren Exstratenstimme fortwährend Ruhe und Stille zu gebieten, aber er war der Sohn eines der einflußreichsten Schmuli, weßhalb man ihm diesen so wichtigen als schwierigen und große Intelligenz erfordernden Posten als lebenslängliche Stallfütterung und Mast übergeben hatte. Zu seiner Rechten saß ein schöner, ebenfalls wohlbeleibter Mann, der seine Hände beständig über seinen stattlichen Bauch gefaltet hielt und unaufhörlich seine beiden Daumen kreiselte, dies war eine Art Beisitzer des Stadt-Bimbasch's, zu dessen Linken noch eine Art Schreibmaschine saß, welche die Fetzen beständig vom Ohr an den Mund zum Lesen und dann wieder vom Mund ans Ohr brachte, bis ihm irgend ein salomonisches Urtheil oder eine Entscheidung niederzuschreiben befohlen wurde. Außerdem standen zwei Parteien mit ihren Beihelfern vor der Balustrade. Ein Mann trat nun mit den Worten vor:

— Herr Stadtbimbasch, ich habe bittere Klage zu führen.

— So klagt, was ist es? —

Man hört einen furchtbaren Lärm vor der Thür.

— Man hört ja sein eigen Wort nicht, sagte der Stadtbimbasch, das sind die verdammten Trans-Quatscherèser, die mache alsfort so ân Lärm, daß man sein eigen Wort net hört. Pedell, sagt doch dem Volk da draus, daß es still sey soll, mer mache ja Protokoll. —

Der Pedell geht an die Thür, öffnet sie halb und ruft hinaus:

— Ihr sollt still sey, es werd Protokoll gemacht!

— Nun bringen Sie Ihre Sache vor.

— Ich bin nur der Anwalt meines Freundes, des Tapetenhändlers Wehland dahier; wie Sie bereits wissen, Herr Stadtbimbasch, so hat derselbe....

Der Lärm vor der Thür wird noch ärger als das erste Mal.

— Himmelsakrament, Pedell, so sagt doch den Trans-Quat-

schern, daß sie ins Teufelsname die Mäuler halte solle, mer mache ja Protokoll.

Der Pedell öffnet wieder die Thür und schreit hinaus:

— Ihr sollt ins Teufelsname die Mäuler halte, hörters dann nit, so werd ja Protokoll gemacht.

— Fahren Sie fort ...

— Mein Client hier hat 13 Stück velourirte Tapeten an des Holzamtsschreibers Lindwurm seine Frau verkauft, der Hr. Lindwurm will aber die Tapete net annehme, hat sie zurückschickt, und gesagt, seine Frau verstünd nix, des wär a Gans, und des kann sich mein Client, der Hr. Wehland net gefalle lasse, verkauft is verkauft, er hat ihm die Tapete wieder ins Haus geschickt und so sinn sie schon zehnmal hin- und hergeschickt worde, des macht nur unnöthig Lauferei und Koste. Wir bitten die wohllöbliche Stadt-Bimbascherei, daß sie den Herrn Lindwurm verdamme soll die Tapete zu behalte und zu bezahle.

— Warum wolle Sie dann die Tapete net behalte, Herr Lindwurm?

— Es sin rothe Tapete, Herr Stadt-Bimbasch, die Farb is net ächt un da thun sie schieße.

— Warum net gar, sie sind doch net gelade?

Das ganze Personal der Stadtbimbascherei bricht in lautes Gelächter über den geistreichen Witz des Herrn Bimbasch aus.

— Ach, des sin dumme Späß, schreit Hr. Lindwurm.

Der Lärm vor der Thür wird wieder so toll, daß man sich innerhalb der Amtsstube nicht mehr versteht.

— Kotzkreuz Himmelsakrament, Pedell, sag er denz ver... Transquatschern, wollt ich sage, daß wann se net still sin wann mer Protokoll mache, so soll se der Deibel gleich hole.

Der Pedell öffnet wieder die Thüre und schreit hinaus:

— Wann er aber jetzt net gleich still seyd, so soll euch gleich der Deibel hole, hab ichs euch dann net schon zehnmal gesagt, daß mer Protokoll mache.

Eine Stimme von außen läßt sich hören:

— Mer warte schon über zwei Stunde, komme mer dann nit net bald vor? —

— Wann die Reih an euch is, antwortet der Pedell und macht die Thüre wieder zu.

— Jetzt, Herr Wehland, mache Se's kerz, Se sehe, mer habe

mehr zu thun als mit Ihne allän, wolle Se die Tapete widder nemme oder net?

— Ich will se net widder nehme, sagte Wehland.

— Sie kenne mich doch net zwinge, daß ich se behalte soll, net wohr, Herr Stadt-Bimbasch? — Sie kenne mich, ich bin a Mann, der sein wichtig Holzschreiberamt ordentlich zu versehe versteht.

— Des is wahr un ich hab mich net zu beklagen *). Sehe Se, Herr Wehland, ich rath Ihne derzu, daß Se die Tapete widder nemme, Se kenne den Herr Lindwurm doch net derzu zwinge, daß er se behalte und bezahle soll. — Net wohr, meine Herrn?

Die Herrn Beisitzer nicken mit den Köpfen.

— Deß wolle mer sehe, ich wäs wohl, daß der Hr. Lindwurm die Herrn mit dem beste Holz aus dem Stadtwald versieht und ihnen übermäßig Maaß zukomme läßt, aber ich wer mei Sach weiter treibe, und wann ich bis vor's Decklüber Gericht odder gar uff än Universitätsgericht muß, der Hr. Lindwurm muß die Tapete behalte.

— Wisse Se was, Hr. Lindwurm, sagte nun der Stadt-Bimbasch, wie wärs wenn Se sich mit dem Hr. Wehland vergleiche thäte.

— Hr. Stadt-Bimbasch, wie komme Se mer vor, wann ich Ihne nun ach schlecht Holz beforge thät, thäte Sie's behalte?

Der Stadt-Bimbasch zuckt mit den Achseln.

— Net wahr näh? no so geht mers ach mit die Tapete.

— Aber die Tapete hat Ihr Fra kauft, schrie Wehland.

— Mein Fra is a Gans, schrie Lindwurm.

— Was kann i derzu, daß Sie a Gans geheirath hawe, rief Wehland, ich hab's Ihne net gehäße, deßwege müsse Sie doch behalte und bezahle was sie kauft.

— Des wolle mer sehe, Sie habe nix zu befehle.

— So viel wie Sie ach. Ich bin so gut Quitschi-Quatscher Borger wie Sie.

*) Um dies zu verstehen muß man wissen, daß das Amt des Quatscher Holzschreibers deßhalb sehr wichtig ist, weil es von ihm abhängt, gutes und gutgemessenes, dürres oder auch grünes schlechtgemessenes Holz zu erhalten; daß er die hohe Obrigkeit und was daran abhängt gut versorgt, versteht sich von selbst.

— Sie sin mer à sauberer Borger, allemal wann Se ausrücke solle sin Se krank.

— Das giebt Ihne nix an.

— Herr Stadt-Bimbasch, mache Se der Sach an End, ich muß ufs Holzamt, Ihr Herr Schwager hat Holz bestellt.

— Sie sehe, Herr Wehland, mer habe mehr zu thun, gebe Se nach und behalte Se Ihre Tapete, Sie kenne sie doch noh äm annern anschmiere. Der Vernünftige giebt nach, sagte der Stadt-Bimbasch.

— Ich schmier Niemand an! erwiederte Wehland.

— Und der hot gar kan Vernunft, rief Lindwurm.

Der Tumult vor der Thüre wird wieder ärger.

— Meine Herrn, mer müsse der Sach an End mache, Sie hörr, die Transquatscher habe käh Geduld mehr.

— Ich bin schon lang fertig, ich behalt die Tapete ebe net.

— Nun, Herr Stadt-Bimbasch, was sage Sie derzu?

— Ja, der Hr. Lindwurm hat recht, mer kann ihn net dazu zwinge.

— So, no s'is gut, daß ichs wäs, ich appellir.

— Appellire Sie.

— Jetzt ruf er die zwei Transquatscher Bürger herein, Pedell, die Herrn sind fertig, befahl der Bimbasch.

— Die beiden Partheien verlassen die Bimbaschstube, der Tapetenhändler brummend: „Der hots ach vor Gott zu verantworte, der den zum Stadt-Bimbasch gemacht hat, aber ih loß es net derbei.

Es wurden nun zwei Partheien Transquatscher mit ihren Weibern vorgelassen; das Weib des einen klagte die des andern an, ihr Kohl entwendet zu haben, während sie die andere beschuldigt, ihr eine fette Gans gestohlen zu haben, und das Corpus delicti in der Schürze mitbrachte.

— Gucke Se, Herr Stadt-Bimbasch, fiel das erste Weib in die Amtsstube tretend sogleich ein, die geruppte Gans, die des Os in der Schürz hat, und sägt ich hät se ihr gestohle, des is mei Eigethum, so wahr Gott im Himmel lebt.

— Jo, des kann ich bezeuge, Herr Stadt-Bimbasch, unterstützte der Mann als Beistand seine Frau.

— Das lügt Ihr, Ihr verfluchte Stickstäubeöser, in Euern Hals hinei, o daß er dran ersticke müßt. Gucke Se, Herr Stadt-

Bimbaſch, ich hun die Gans mit noh à Meng annere Gäns uffgezoge und fett gemacht, annere von mir hawe die Frau Stadt-Bimbaſchin ſelbſt verſpeist und ſe hawen ihr vortrefflich geſchmeckt; aber des Oe ſägt nor, ich hät er die Gans geſtohle, weil ſe mer mein Kohl geſtohle hat, mehr als dreißig Köp, ich hun ſe derbei uf meim Krautacker erwiſcht.

— Was hot Se mich erwiſcht, des lügt Se aus ihrem ſtinkige Hals eraus, ſe hot mich net derbei erwiſcht.

Sie reißt nun der Gegnerin die Gans aus der Schürze, hält ſie hoch empor und ſchreit:

— Gucke Se, Hr. Bimbaſch, des is die Gans, die ſe mer geſtohle hat, ich kenn ſe ſchon am Schnawel.

Sie reißt der Gans den Schnabel auf und ſchreit: Un hier an der ſpitze Zung.

— Als wann net alle Gäns ſpitze Zunge hätte! ſehn Se Hr. Stadt-Bimbaſch, des Weib is in unſerm ganze Quartier vor à Gans- un Krautdiebin bekannt. Un die geſtohlene Gäns fättiert ſe noh mit dem geſtohlene Kraut.

— Des is wohr, fiel der Mann ein.

— Ihr ſeyd im ganze Quartier als das infamſte Diebszeug bekannt, ſchreit das andere Weib, der Gegnerin die geballte Fauſt hinter die Naſe haltend, und wann's net aus Reſpekt vor dem Herr Stadt-Bimbaſch wär, ſo ſchlägt ich Euch an in's Freß, daß er den Himmel vor à Baßgeig anſehe ſollt.

Das andere Weib ballte nun ebenfalls beide Fäuſte und geht wüthend ſchimpfend auf die Gegnerin los, beide Männer ſchicken ſich an, ihren Weibern Succurs zu geben, als der Stadt-Bimbaſch ruft:

— Hört, wann er net gleich Ruh gebt hier uff der Stadtbimbaſcherei, dann loß ich euch all mit einander ins Katzeloch ſperre, Pedell aufgepaßt!

— Ich bin la Katz, die mer ins Katzeloch ſperre kann, meinte das eine Weib, ſich zuſammennehmend.

— Un mich were Se doch net ins Katzeloch ſperre wolle, Hr. Stadt-Bimbaſch, ich bring immer Ihrer Frau die fettſte Gäns.

— Ihr ſollt aber Ruh gewe hier auf dem Amt *). Wo ſind die Beweiſe, daß die die Gans und die den Kohl geſtohlen hat?

*) Wer glaubt daß der Teufel hier übertreibt, der erkundige ſich nur bei dem erſten beſten Quitſchi-Quatſcher nach den Lukrizien auf der dortigen Stadtbimbaſcherei.

— Ich hab's mit meine eigne Auge gesehe, rief die eine.

— Ich hab' se derbei erwischt, die andere, und mei Mann do hier was es, un is mei Zeuge!

— Un meiner ach!

— Des sin alles kän gültige Beweise, wann er kän annere und kän Zeuge habt, meinte der Stadt-Bimbasch.

— Unser Herrgott is mei Zeuge!

— Un meiner ach!

— Sey se still, unser Herrgott will nix von er wisse!

— Un sie gehört schon lang mit Haut un Haar dem Deibel!

— Jetzt halt die Mäuler mit euerm nixnutzige Geschwätz dahier, daß mer ans End komme. Eigentlich sollt ich uff die Gans Beschlag lege bis es ausgemacht is wem se gehört, aber da es ä todte Gans is, so geht des net an, dann sie kennt bis nach ausgemachter Sach stinkig wern. Wißt ihr was, mer wollt's mit der Gans halte wie der Salomon mit dem Kind, der Pedell soll se vonander schneide und jeder die Hälfte gewe, und dann seyd zufridde.

— Ich bin's zufridde, Herr Stadt-Bimbasch.

— Ich aber net, lieber als daß ich die Hälft von meiner Gans hawe soll, will ich se ganz dem Hr. Stadt-Bimbasch verehre.

— Der Frau gehört die Gans, des is jetzt klar wie's Sonnelicht, sie will die Gans net zerschneide lasse, wie die Mutter net ihr Kind, urtheilte nun der Stadt-Bimbasch. —

— Ein zweiter Salomo, ein zweiter Salomo! rief jetzt die Frau aus, der die ganze Gans zuerkannt wurde.

— A sauberer Salomo der, brummte die Gegnerin, dem stickt nor die fett Gans in der Nas, wann die dreißig Kohlköp da wären, möcht er se ach noh schlucke.

— Pedell, die Parteie sinn entlasse.

Alle verlassen brummend und murrend die Amtsstube.

— Sind noh annere draußen?

— Ja, Herr Stadtbimbasch, noh zwa Paar: die wege der Werst, un die wege dem Speck.

— Sie solle übermorge komme, es is jetz Essenszeit; unsereins will ach fein bische Ruh hawe nach so äm schwer Stück Arbeit.

Der Bimbasch sammt dem übrigen Personale der Stadtbimbascherei schickten sich nun an die Amtsstube zu verlassen, als ihnen Michel und Asmodi sichtbar entgegentraten, und Ersterer dem Herrn

Stadtbimbaſch große Complimente über deſſen weit und breit berühmten Scharfſinn, Weisheit und Gerechtigkeitsliebe machte, ihm zugleich auch ſagte, er ſpreche hier nur die allgemeine Meinung aller Einwohner Quitſchi-Quatſchis und der dieſes auf zehn Meilen in der Runde umgebenden Völkerſchaften aus; als Anerkennung ſeiner hohen Verdienſte überreichte er ihm eine goldne, ſtatt der Lorbeerblätter die in Quitſchi-Quatſchi werthlos ſind, mit Midasohren, die man daſelbſt hoch in Ehren hält, geſchmückte Krone.

Der erſtaunte Stadtbimbaſch konnte vor lauter Rührung und Gefühl der Dankbarkeit hinſichtlich der Anerkennung ſeiner Verdienſte anfangs kein Wort hervorbringen; endlich aber ſtammelte er: Dieſe unverdiente Krone wird zum ewigen Andenken als ein Familienſtück in unſerm Hausſchatz aufbewahrt werden und mir zum immerwährenden Sporn dienen, meine geringen Verdienſte ferner zum Wohl und Heil einer löblichen Bürgerſchaft in Bewegung zu ſetzen.

Seine Krone in der Hand ſich mit ſtrahlendem Antlitz gnädig verbeugend, empfahl ſich nun der Stadtbimbaſch den beiden Geſellen, ſie auf den kommenden Sonntag zu einem Diner a la fortune du pot einladend, was dieſe auch unterthänigſt annahmen und zuſagten.

Michel äußerte nun gegen Asmodi: jetzt habe ich den Quitſchi-Quatſcher Unſinn und Unfug bald ſatt, laß uns nach Frankreich zurückkehren, dort ſoll es jetzt tolle Wahlumtriebe zu den neuen Kammern geben.

— Wie, auch hier läßt es Dich nicht raſten; ich hätte geglaubt daß Dich die Quatſcher Begebenheiten und Angelegenheiten länger unterhalten würden.

— Auch die tollſten Dummheiten ennuyren, wenn ſie ſich ſo maſſenhaft häufen, ſo wie das toujour perdrix am Ende verleidet; aber ich behalte mir vor, dieſer guten Republik ferner von Zeit zu Zeit meine Aufwartung zu machen.

— Doch rathe ich Dir, bevor wir abſegeln, auch der Reisbimbaſcherei, ſoviel wie in Europa ein Polizeigericht, von Quitſchi-Quatſchi noch einen kurzen Beſuch zu machen, da gerade in dieſem Augenblick recht exkomiſche, Dich gewiß beluſtigende Scenen daſelbſt aufgeführt werden.

— Wohlan, nehmen wir dies noch mit.

Beide Reiſende verfügten ſich nun durch mehrere engt, krumme

und finstere Gänge des Rummlers auf die Reisbimbascherei und traten wieder unsichtbar in dieselbe ein.

Hier fanden sie vor dem Reisbimbasch, der zugleich als Schumli diesem Amt vorstand, und dessen Beisitzer eine ziemliche Anzahl Quitschi-Quatscher versammelt und es wurde eine Zahnausreißerei verhandelt, welche sogar einen Börsenauflauf veranlaßt hatte, bei dem es zu Realinjurien gekommen war, weßhalb die Sache vor die hochlöbliche Polizei kam. — Ein bekannter Zahnarzt X. hatte nehmlich dem Sohne eines Kaufmanns einen schlechten Zahn ausgerissen und dafür sechs Franken (nach unserm Geld) begehrt; der Kaufmann fand diese Forderung übertrieben und wollte nur drei Franken bezahlen, behauptend daß dies die höchste Taxe sey. X. verweigerte es dieses Geld anzunehmen, und da der Kaufmann B.... darauf bestand nicht mehr geben zu wollen, so suchte ihn X. auf der Börse auf und forderte ihm daselbst laut und öffentlich die Bezahlung für den herausgerissenen Zahn seines Sohnes. Es kam nun zu einem lauten Wortwechsel, bei dem viele der Umstehenden für oder gegen den Zahnarzt Partei nahmen; da aber auf der Börse die Anhänger des Kaufmanns in großer Mehrzahl waren, so drängten sie den Zahnarzt sammt seinen Anhängern mit Gewalt zum Börsenhofe hinaus, wobei es denn nicht ohne Schimpfen, Rippenstöße und Faustschläge abging, und wodurch ein Straßenauflauf und Tumult veranlaßt wurde. In Folge dessen hatte der Zahnarzt X., der der ganzen Familie des Reisbimbaschs nicht nur den Mund gehörig rein hielt, sondern auch den Mund der Frau Reisbimbaschin mit neuen Zähnen für die ausgefallenen versah, wegen Realinjurien bei der Reisbimbascherei geklagt. Zugleich waren mehrere Holzstiche erschienen, welche die Operation des Zahnausreißens und den Vorgang auf der Börse recht humoristisch und getreu, wenn auch etwas karrikirt, darstellten. —

— Warum wollen Sie den Herrn X. nicht bezahlen, der Ihrem Sohne doch den Zahn mit der Wurzel herausgerissen hat? fragte der Reisbimbasch den Kaufmann B...

— Weil er zuviel fordert und ich mich nicht prellen lassen will, und jetzt hat er mich und meine Familie noch obendrein in Holz stechen lassen, und uns so blamirt, jetzt zahle ich gar nix.

— Und er hat mich abkonterfeie lasse, wie er und seine Helfershelfer mich aus dem Börsehof werfen und dabei schreien: naus mit dem Zahnausreißer, dem Quacksalber, der hat nix uff der Börs

zu ſuche. — Und wie ſie mir an Zipfel vom Rock herunter geriſſe habe. — Seh'n Sie, Herr Reisbimbaſch, hier iſt der abgeriſſene Zipfel. (K. überreichte dem Reisbimbaſch bei dieſen Worten einen kaffeebraunen Tuchlappen.)

— Das iſt doch zu toll, wenn es ſo auf der Börſe zugeht. Wer hat Ihnen denn den Lappen heruntergeriſſen?

— Der Herr B. ſelbſt, ſein Schwager der Gewürzkrämer und Stadtmehrkorporal M., und ſein Mäkler der Stadtmajor Harpagon.

Dieſe drei anweſenden Herren ſchreien zumal: — S'is net wahr, er hot gelogе, der Zähnedokter.

— Was gelogе? die reine Wahrheit hab' ich geſagt.

Es wurden nun viele Zeugen vernommen, Eide abgelegt, und der Kaufmann B. und ſein Schwager ſchwuren einen Reinigungseid.

Der Zahnarzt K. hatte auch die Zeichner und Drucker der Karrikaturen verklagt, und nachdem dies alles gehörig ver- und abgehandelt war, diktirte der Reisbimbaſch folgende Urtheile und Strafen:

Der Kaufmann B. und ſein Schwager zahlen jeder, weil ſie bei dem Börſentumult und der Hinauswerfung des Herrn Doktor K. thätig mitwirkten, 25 Franken Strafe und laſſen dem Herrn K. einen neuen [illegible]braunen Rock machen, wozu diejenigen, die ihnen bei der Hinauswerfung behilflich waren, auch ſolidariſch helfen müſſen die Koſten zu tragen. Der Erfinder, ſowie der Stecher und Drucker der Zeichnungen kommen jeder auf ſechs Tage in bürgerlichen Gehorſam der Quinſchi-Quatſcher, ſodann hat der Kaufmann den ſeinem Sohne ausgeriſſenen Zahn unmäßig ſamt Verzugszinſen zu zahlen; außerdem zahlt jede der ſtreitenden Parteien ein Drittheil der Unterſuchungskoſten. Herr Doktor K. iſt jedoch freigeſprochen und auch koſtenfrei.

Jetzt aber traten Michel und Komodi ſichtbar auf und erklärten dem Herrn Reisbimbaſch, daß ſein Urtheil eben ſo albern als ungerecht ſey.

— Wie, wer wagt es ſo eine Impertinenz mir hier auf der Reisbimbaſcherei zu ſagen! donnerte der Reisbimbaſch; Stadtdragoner zu Fuß, packt mir die beiden naſeweiſen Burſchen dort!

Es ließen ſich keine Stadtdragoner blicken.

— Wo zum Henker ſind denn die Stadtdragoner?

— Sie hole den Bocksheimer Fiakerkutſcher, der einen Paſſagier uff dem Quinſchi-Quatſcher Gebiet mit retour genommen hat.

— Was ist denn das wieder für eine Geschichte? fragte Michel seinen diabolischen Freund.

— Die Quitschi-Quatscher Thorflaker haben sich bei der hochlöblichen Reisbimbascherei beschwert, daß ihnen die Bocksheimer Flaker großen Abbruch thun, indem sie, so oft sie nach dem von Bocksheim zehn Minuten entfernten Quitschi-Quatschi fahren, jedesmal Passagiere retour nehmen, wenn sie deren haben können.

— Das ist ja doch eine ganz natürliche Sache und in aller Welt gestattet, meinte Michel.

— Aber in Quitschi-Quatschi ist alles anders wie in der übrigen Welt, Du wirst noch manche Curiosa hier erleben, erwiederte Asmodi.

Jetzt brachten die Stadtdragoner den Flakerkutscher, und der Reisbimbasch gebot ihnen sogleich die beiden Fremden, die da, er wisse nicht wie, sich in die Reisbimbascherei verloren hätten, zu bewachen, indem er nachher ein Wörtchen mit ihnen zu sprechen habe.

— Wir müssen ja aber noch den Handwerksburschen holen, der sich gestern an dem Ort nackend gebadet hat, wo Sie aus gewissen Ursachen verboten haben daß man sich nicht baden soll.

— Ja so, nun einer von euch kann ihn holen, der andere bewacht die beiden Fremden.

— Und was bedeutet denn dies wieder? fragte Michel neugierig.

— Das will ich Ihnen erklären. Etwas oberhalb der Stadt ist eine Stelle in dem sie durchströmenden gelben Fluß, welches ein passender Ort zum Baden für die Quatscher Einwohner ist; nun kann man aber aus den Fenstern des Hauses des Schumli Bansert, ein Schwager des verehrten Reisbimbasch, alles was daselbst vorgeht recht bequem beobachten, Schumli Bansert hat auch einige Mal seine werthe Ehehälfte überrascht und erwischt wie sie mit einem großen Operngucker die sich dort präsentirenden Nuditäten recht wohlgefällig in Augenschein nahm; er lief nun zu seinem Schwager dem Reisbimbasch und bat denselben, doch gesetzlich zu verbieten, daß sich die guten Quitschi-Quatscher ferner an dieser Stelle baden sollten, worauf dieser auch stande pede durch einen polizeilichen Erlaß das Baden daselbst verbot, und die Leute müssen nun eine Stunde weit auf fremdes Gebiet laufen, um sich den Quatscher Schmutz abzuwaschen, denn nicht jeder hat die Mittel sich der Badehäuser zu bedienen.

— Herr Reisbimbaſch, man wird ihn mores lehren, wenn er ſeine Autorität nicht beſſer zu handhaben verſteht, rief Michel laut.

— Nur Geduld, man wird ihn ſogleich mores lehren, erwiederte der Reisbimbaſch, und ſich hierauf gegen den Bocksheimer Fiaker wendend, ſagte er zu dieſem:

— Und warum habt Ihr wieder einen Menſchen retour mitgenommen, Ihr wiſt doch daß ich es ſtreng und bei ſchwerer Strafe verboten habe.

Der Kutſcher will antworten, aber Michel drängt ihn mit den Worten auf die Seite: ich werde Rede für Euch ſtehen, und ſagt ſodann zum Reisbimbaſch: der Mann nahm wahrſcheinlich deßhalb einen Menſchen mit, weil Thiere in der Regel nicht zahlen, und der Menſch war ich. Geben Sie vernünftige Gebote, ſo wird man ſie achten, aber über ſolche unſinnige macht man ſich luſtig, ſtatt ihnen zu gehorchen. — Es iſt kein Funken geſunde Vernunft darin, den fremden Kutſchern zu verbieten auf offener Heerſtraße einen Menſchen einzunehmen. Wenn nun alle Quitſchi-Quatſchi umgebenden Länder gegen die Quatſcher Kutſcher ein gleiches Verbot erließen, wer wäre dann am meiſten geſtraft? —

— Ja was miſcht Er ſich darein, und was geht Ihn das an? rief zornig der Reisbimbaſch; aber nur einen Augenblick Geduld; und Er, [illegible] Kutſcher wendend, zahlt fünfzehn Franken Strafe oder ſpaziert ins Loch. Verſtanden!

— Aber du lieber Gott, Herr Reisbimbaſch, wo ſoll ich denn zu ſo viel Geld komme!

— Das gibt mich nix an, könnt ihr nit zahle, ins Loch.

— Ich ſtehe einſtweilen gut für ihn, ſagte Michel, und werde ſicher bezahlen.

— Er ſcheint mir auch der rechte Bezahler, ſorg er erſt für ſich.

Jetzt brachte der Stadtdragoner den Handwerksburſchen, der ſich an der verbotenen Stelle gebadet hatte, und meldete ihn als ſolchen an.

— Alſo Er iſt der unverſchämte Kerl, der ſich gegen mein Verbot unterſtanden hat am Knöpli *) zu baden?

— Verzeihen Sie mir gütigſt, Herr Reisbimbaſch, ich bin ein Fremder und habe es nicht gewußt daß man ſich da nicht baden darf.

*) Knöpli wurde dieſe Stelle in Quitſchi-Quatſchi genannt.

— Die Ausred gilt nix, zürnte der Reisbimbaſch; wann Er in unſerm Staat lebt, muß Er auch wiſſe was verbotte un nit verbotte is, und noch obendrein hat Er ſich ganz pudelnackend ausgezoge. Er zahlt zehn Thaler Straf oder ſpaziert zehn Tag ins Loch.

— Ach lieber Herr Reisbimbaſch, zehn Thaler, ich weiß nicht wie die ausſehen.

— No dann werd er ſehe wie's Loch ausſieht.

— Ach, das weiß ich ſchon lange.

— Geduld, ich bürge und zahle auch für dieſen Mann, ſagte Michel.

— Er is ja der Allerweltszahler; aber gut, jetzt wolle mir à Wort mitenanner ſpreche. Wo ſind ſeine Papiere, ſein Paß, ſein Heimathsſchein, ſein Taufſchein, ha?

— Hier, Herr Reisbimbaſch.

Michel überreicht ein Päckchen Papiere, die der Reisbimbaſch entfaltet und dann zornentglüht und feuerroth hinter ſeinem Schreibtiſch aufſpringt und ſchreit: Was, Er H.....t will die hochlöbliche Reisbimbaſcherei zum Beſte habe und mich dazu? Das iſt mei leibliches Contrefait, nur daß ich kein ſo lange Ohren und Hörner habe.

— Um Vergebung, Herr Reisbimbaſch, ſie ſind nur nicht ſichtbar.

— Gleich ins Loch mit dem Kerl! Stadtdragoner, und ins dunkelſte das mer habe, wo kä Sunn un kä Mond henein ſcheint, wann ſe auch ſcheine thun; un ſein Kamerad ach, der ſieht auch aus als hät er den Deibel im Leibe. Un da ſteht auch gar noch mei Kam drunner gekritzelt.

Die Dragoner wollen den Michel und Asmodi packen, ſtehen aber plötzlich wie gelähmt vor beiden, die laut auflachen.

— Hören Sie, Herr Reisbimbaſch, wenn Sie wieder wegen ſchamloſen Weibern und deren einfältigen Männern zu Gefallen, und wenn es auch Schmuli und ihre Schwäger ſind, ſolche einfältige und ungerechte Verbote erlaſſen, ſo verſpreche ich Ihnen, daß Sie künftig ſo lange Sie leben mit dem Schmuck einhergehen ſollen, der hier Ihr Contrefait ziert; einſtweilen ſollen Sie es aber an allen Bilderläden als Warnungszeichen ausgeſtellt finden.

— Der Reisbimbaſch wollte berſten, konnte aber vor Zorn kein Wort hervorbringen.

Plötzlich wurde die Thüre der Reisbimbaſchſtube weit aufgeriſſen, und herein ſtürzte ein Weib mit hochwallendem Buſen, auf-

geſchwollener Gurgel und Hals, rothaufgedunſenem Geſicht, aufgelöſten Haaren, und ſchrie:

— Herr Reisbimbaſch, Herr Reisbimbaſch, ums Himmelswillen, mein Mann, mein Mann!

— Euer Mann, nun was iſt's mit dem?

— Er iſt in Villabella mit neun und zwanzig Stück fette Hämmel und zwölf gemäſte Schweine, in Allem zwei und vierzig Stück mit meinem Mann, gearretirt un eingeſteckt worde.

— Wer is Ihr Mann?

— Ei à hieſiger Borger und Fleiſcher, der Schawell Brüller, den wern Se doch kenne.

— Was, der Schawell Brüller, verzeihen Sie, warum, von wem iſt er eingeſteckt?

— Warum weiß ich ſelbſt nit; der Landrath vom Großherzogthum Löwenheim hat ihn mit all dem annern Vieh einſtecke laſſe.

— Was hat er dann gemacht?

— Ja des wäs Gott, des hat er mer net geſchriwe, er werd wie gewöhnlich gar nix gemacht habe; aber is es nit abſcheulich, än Schawell, än Stück von der Quatſcher Obrigkeit und Souveränetät einzuſtecke?

— Des is unverantwortlich, no warte Se nor, Frau Schawell, des wolle mer ſchon mache.

Abermals geht die Thüre der Reisbimbaſcherei auf, und es ſtürzen drei Weiber zumal herein und ſchreien durch einander:

— Herr Reisbimbaſch, Herr Reisbimbaſch, mein Mann, mein Sohn, mein Vater is in Villabella ins Loch geſteckt worde!

Die Thüre öffnet ſich wieder, und zwei Männer treten ein, von denen der eine, ein Schneidersgeſelle, meldet, daß ſein Herr und Meiſter, der Schawell Nabel, in Villabella vom dortigen großherzoglichen Landbimbaſch eingeſteckt worden als er ein Paar daſelbſt beſtellte Hoſen hingebracht, und ſeine Frau deßhalb untröſtlich ſey; während der andere ſagt, ſein Vater und einige Freunde, die dahin ſpazieren gegangen, ſeyen feſtgehalten und in Verwahrſam gebracht worden.

— Aber mein Gott, was ſoll dann des häße? —

Jetzt trat ein Wachtmeiſter von den Dragonern zu Fuß herein und meldete:

Herr Reisbimbaſch, ich habe zu rapportiren, daß der Landrath

von Villabella Alles einstellen läßt was aus Quitschi-Quatschi kömmt; der Herr Schumli Meiler stecke ach schon im Loch!

— Was, is dann der Landbimbasch von Villabella toll worn!

Der Wachtmeister zuckt die Achseln.

Jetzt wird die Thür abermals weit und stürmisch aufgerissen.

— Um Gotteswillen, schrie ein hereinstürzender Bimbusdiener, Herr Reisbimbasch, seine einjährig wohlregierende Magnificenz, der regierende Herr Bimbus Simpler sitze im Loch zu Villabella mit sammt ihrer Quatscher Bimbus-Equipage, ich hab hamlich Reißaus genomme um es Ihne zu rapportire.

— Die Villabeller müsse besesse sey, mer muß gleich die ganze hohe erste Kammer zusammekomme lasse, daß mer berathe was zu thun is. — Michel und der Teufel lachten fortwährend ins Fäustchen.

Plötzlich trat ein großherzoglich Löwenheimer Landdragoner in die Polizeiamtsstube und übergab dem Reisbimbasch ein Schreiben mit den Worten: Vom großherzoglichen Kreisrath in Friedenheim.

Der Reisbimbasch öffnete dasselbe und las:

„Da sich die Quitschi-Quatscher Behörden aller vorangegangenen Warnungen ungeachtet dennoch haben einfallen lassen, abermals einen großherzoglich Löwenheimer Unterthan und Landmann als er eine Fuhre Heu nach Quitschi-Quatschi brachte, ohne alle Befugniß und alles Recht in Quitschi-Quatschi unter dem Vorwand zu verhaften und einzusperren, daß dessen Sohn einem Quatscher Tischler aus der Lehre gelaufen, bei welchem er halb verhungerte und rohe Kartoffel als Brot bekam, der Vater aber für ihn stehen, ihn wieder herbeischaffen oder gehörige Entschädigung zahlen müsse, auch nicht einmal die mindeste Nachricht von dieser Verhaftung dessen Familie zukommen ließen, so daß sich dieselbe zwei Tage lang in der peinlichsten Angst befand, nicht wissend was aus ihrem Haupt geworden, so habe ich befohlen, daß bis auf weitere Ordre, das heißt bis der Landmann wieder freigelassen, ihm für die dreimal 24 Stunden, die er bereits eingesperrt, volle Entschädigung und Genugthuung geworden, jeder Quitschi-Quatscher männlichen Geschlechts, ohne Unterschied des Standes und Alters, der das Territorium meines Kreises betritt, ohne weiters ebenfalls verhaftet, eingesperrt und so lange bei Gefangenkost unter Riegel gehalten werde, bis die verlangte Genugthuung geworden.

So geschehen ꝛc.“

P. S. Die Quitschi-Quatscher Behörden haben sich schon häufig solche Gewaltstreiche, unter dem Vorwand daß dies ihre Gesetze gut heißen, sowohl gegen großherzogliche wie auch anderer Herrn Unterthanen erlaubt; diesem Unfug muß ein für allemal gesteuert werden, was hiermit geschieht. Hat sich ein Quitschi-Quatscher zu beklagen oder Forderungen an diesseitige Bürger zu machen, so weiß er wo er die Gerichte zu finden hat, die wenigstens zehnmal besser und geordneter sind als die Quitschi-Quatscher, welche bisher den größten Mißbrauch mit ihrem unsinnigen Gesetz trieben, das einem jeden Quitschi-Quatscher gestattet einen Fremden verhaften lassen zu können, sobald ersterer behauptet, daß ihm dieser einige Thaler schulde, was daher oft zu wahren Prellereien und Gaunereien benutzt wurde, wobei die Quatscher jedesmal von ihren Behörden auf das kräftigste unterstützt werden, da man in Quitschi-Quatschi den Grundsatz festgestellt hat, den Bürger in allen Fällen gegen den Fremden, den man allgemein als einen gut zu rupfenden Vogel, eine willkommene Beute ansieht, zu schützen *).

Bei Durchlesung dieses Schreibens stand dem Reisbimbasch das bischen Verstand völlig still.

*) So geschah es noch vor gar nicht langer Zeit, daß ein Quitschi-Quatscher israelitischer Bürger einen auswärtigen Israeliten unter dem Vorwand verhaften ließ, daß dieser sein Schuldner sey, es stellte sich jedoch nachher heraus, daß es sich gerade umgekehrt verhielt; der Quatscher hatte aber durch diese Verhaftung einen besondern Zweck erreichen wollen, und auch erreicht, und wenig lag ihm daran, daß er jenem unschuldig Verhafteten auf das sehr ernstliche Begehren von dessen Regierung eine namhafte Entschädigung in Geld bezahlen mußte. Dergleichen fällt in Quitschi-Quatschi täglich vor: ein sehr geschickter Arzt in der Umgegend, der viele Quatscher behandelte, und daher fast täglich in diese Stadt kam, hatte von einem Juden daselbst eine bedeutende Quantität Tuch für sich und seine Kinder gekauft, es fand sich aber, daß das Tuch ganz in der Farbe verbrannt und gar nicht zu gebrauchen war; der Arzt wollte es zurückgeben, da er es noch nicht bezahlt hatte, der Jude aber verweigerte die Zurücknahme und machte Anstalt den Arzt einstecken zu lassen, so daß dieser, wenn er nicht ins Gefängniß wandern wollte, das verbrannte Tuch bezahlen mußte. Sehr oft ist es auch schon der Fall gewesen, daß Auswärtige aus der Umgegend dieses Gesetz benutzten und eine zweideutige Forderung, die sie an einen Mitbürger machten, einem Quatscher billig verkauften, der dann diesen angeblichen Schuldner, sobald sich derselbe in Quitschi-Quatschi zeigte, verhaften ließ und so das Geld von ihm erpreßte.

— Was ist da zu machen? — stöhnte er endlich.

— Den gefangenen Bau[illegible] sogleich loszulassen, meinte Michel.

— Das kann ich für mich nicht thun, meinte der Reisbimbasch, da muß die ganze erste Kammer entscheiden....

— Aber bedenken Sie doch, Herr Reisbimbasch, daß hier periculum in mora ist, fiel ihm einer der Beisitzer der Reisbimbascherei ins Wort: ein einjährig wohlregierender Bimbus im Loch in Villabella, vielleicht gar zusammen mit den Hämmeln, Schweinen und anderem lieben Vieh!... ach Gott, ich kann mir so etwas gar nicht denken, und selbst die staatseigenthümliche Equipage, nein das ist zu arg!

— Freilich freilich, aber was ist zu machen? der Verstand steht mir ja still, das ist ja ein verteufelter Streich!

— Loslassen, loslassen, Herr Reisbimbasch, wiederholte Michel, Alle loslassen, auch den Bocksheimer Fiaker und den ehrlichen Handwerksburschen, der am Knöpli seinen Schnutz abwusch.

— Ja, es werd nix anners übrig bleibe, meinte ein Beisitzer, denn die hohe erste Kammer kenne se ohnehin net zusamme komme lasse, wenn à wohlregierender Bimbus, ein Schmuli und 3 paar Schawelle im Villabeller Loch sitze. —

— Da habe Se freilich recht, Herr Assessor. Also loslasse! seufzte tief athmend der Reisbimbasch.

— Loslasse, Alles loslasse, wiederholte Michel.

Und der Reisbimbasch gab in seiner Bestürzung Befehl, Alles loszulassen was verhaftet sey, damit der wohlregierende Bimbus, Schmulis und Schawellen wieder ihre Freiheit erhielten. Daß auch der Bocksheimer Fiaker und der Handwerksbursch freigelassen wurden, bedarf wohl keiner Erwähnung; aber das untergeordnete Personale der Reisbimbascherei befolgte die erhaltenen Befehle so pünktlich, daß es sogar die polizeilich eingesteckten Diebe und Gauner frei ließ, die nun in großer Freude über eine so unerwartete Amnestie die hohe Obrigkeit von Quitschi-Quatschi recht hoch leben ließen und ihr zu Ehren sogleich ihr Handwerk mit möglichster Virtuosität von vorne anfingen. —

Michel wollte sich nun nebst Asmodi dem Reisbimbasch gehorsamst empfehlen, dieser sagte jedoch: So ist's nicht gemeint, Ihr habt Euch an meiner gehelligten polizei-richterlichen Person vergangen, Euch halt ich fest.

— Aber recht fest, Herr Reisbimbasch, sagte Michel lachend.

— Stadt-Dragoner, packt die naſeweiſen Burſchen!

Die Stadt-Dragoner machten Miene den Befehl zu vollziehen, aber der Hinkende berührte ſie mit ſeiner Krücke, ſowie den Reisbimbaſch und das ganze Amtsperſonal, und Alle waren ſtarr, ſteif und ſtumm. —

— Damit ſich die Herrn auch beſſer conſerviren, ſagte Michel zu ſeinem Freund Asmodi, ſo räuchere ſie gehörig ein.

Asmodi ſtampfte auf den Boden, dem ein ſehr übelriechender, gelbbrauner Dampf und Qualm entſtieg und alsbald das ganze Amtsperſonal in Nacht und Nebel einhüllte, woher denn die braungelbe Hautfarbe, die es beſonders auszeichnet, rühren mag.

X.

Die franzöſiſchen Wahlumtriebe. — Michel und Rémodi leſen dem Ausſchuß der Nordbahn-Geſellſchaft die Leviten. — Eine Execution im engliſchen Oberhaus. — Michel und Thiers bei dem Regattfeſt in Havre.

Jetzt nach Frankreich zurück, ſprach Michel zu ſeinem Geführten, und dem ſtarren und wohleingeräucherten Reisbimbaſch ein: »auf baldiges Wiederſehen« zurufend, davonſchwebend. Die beiden Luftſegler ließen ſich kurze Zeit darauf ganz nahe bei Lyon nieder und begaben ſich um einige Erfriſchungen einzunehmen in dieſe Stadt in ein Kaffeehaus auf dem Platz des Terreaux, wo ſie die anweſenden Gäſte in einem äußerſt lebhaften Wortwechſel antrafen, der in einen förmlichen Zank und Streit auszuarten drohte. — Es betraf die neuen Wahlen auf die nächſten fünf Jahre, da die Kammer in Paris ſoeben geſchloſſen und aufgelöst worden war.

— Wie geſagt, ſchrie ein wohlbeleibter Mann, dießmal heißt es ſich rühren, wenn wir nicht noch einmal ſechs Jahre der Erniedrigung und Schmach erleben und uns endlich auch der noch übrig gebliebenen Lappen unſerer ſchon durch und durch löcherigen Freiheit beraubt ſehen wollen.

— Aber dem Thiers ſeine Parthei darf ebenſo wenig an das Ruder kommen, verſetzte ein hagerer Legionär, ſonſt iſt es gar aus, der ſchwindelt uns nur etwas vor.

— Wenn die Oppoſition die Oberhand erhält, wer wird dann in das Miniſterium kommen? meinte ein reformirter Bataillonschef.

— Das wird ſich ſchon finden, das Nothwendigſte iſt, daß wir zuerſt der Oppoſition den Sieg verſchaffen.

— Da dürfen wir nicht ſäumen, denn von Norden und Süden, von Oſten und Weſten kommen ſchon die Candidaten der

Miniſteriellen in Wagons auf den Eiſenbahnen, in den Meſſagerien und mit Extraposten herbeigefahren, mit Gold und Blanketten reich verſehen um zu werben.

— Mir ſollen ſie nur kommen, ich will ſie ſchon heimſchicken, ſagte ein Seidenfabrikant.

— Machen Sie ſich nur nicht ſo breit, Herr Ferrère, wir wiſſen daß erſt vor ein paar Tagen ein Miniſterieller für mehrere Tauſend Franken Beſtellungen bei Ihnen gemacht hat.

— Seit acht Tagen läuft ein Individuum bei allen Wählern herum die irgend ein offenes Geſchäft haben, kauft bei jedem für ein, zwei und mehrere Hundert Franken ein, und macht ihnen Hoffnung auf noch größern Abſatz durch ihn und ſeine Bekannten, wenn ſie den von ihm bezeichneten miniſteriellen Candidaten ihre Stimme geben.

— Macht es die Oppoſition beſſer? wenn ſie nur das Geld dazu hätte, ſo würden wir bald Wunder erleben, es würde zugehen wie in England, ſagte ein miniſteriell Geſinnter.

— O, es geht ſchon ſo zu, verſetzte ein anderer dieſes politiſchen Glaubens: heute morgen erhielt ich Briefe aus Breſt, in denen mir geſagt wurde, daß zwei Wähler die man im Verdacht zu miniſterieller Geſinnungen gehabt, am Morgen eines Wahltags von den Thieriſten betrunken gemacht und dann den ganzen Tag in ein Zimmer eingeſperrt wurden, wo man ſie erſt nach vollbrachten Wahlen aus ihrem Schlaf rüttelte.

— Das iſt kein Wunder, die Bretagner ſind halbe Engländer, bei uns dürfte man ſo etwas nicht probieren, meinte ein dicker Lyoner Bauer. —

— Der ganze Unterſchied in den Wahlumtrieben zwiſchen Frankreich und England beſteht darin, daß bei uns die Regierung, das heißt die Steuerpflichtigen, das Geld zur Gewinnung miniſterieller Wähler hergeben müſſen, während es in England die Candidaten ſelbſt ſind, die dieſe Koſten tragen, ſagte ein Krapphändler aus Avignon.

— Hol der Henker die Guizotiſten und Thieriſten, ſie taugen beide nichts, verſetzte ein anderer Kaffeegaſt.

— Und die Barrotiſten und Rolliniſten! fügte ein Zweiter hinzu.

— Und beſonders die Indifferentiſten, dieſe ſtiften durch ihre Indolenz das meiſte Unheil, ſprach ein Dritter.

— Das wird auch nicht anders werden, als bis abermals

unſer konſtitutioneller Augiasſtall ausgefegt wird, aber dießmal aus dem Fundament! meinte ein Marſeiller.

— Sie wollen abermals eine Revolution, mein Herr? [illegible] dafür danke ich, wir haben deren genug gehabt und nach jeder ging Alles immer um hundert Procent ſchlechter, ſagte ein Perfümeur aus Orange.

— Aber an wem iſt die Schuld? fragte der Marſeiller.

— An wem ſonſt als an uns, die wir Alles dulden, [illegible] ein Mann von mittlerer Größe mit blitzenden Augen ein.

— Das iſt Cormenin, flüſterte Asmodi dem Michel [illegible] jener fuhr fort:

— Wir laſſen ja die Herrn, die in Paris am Ruder ſitzen, nach Gefallen ſchalten und walten daß es eine Luſt iſt. Wenn ſich unſere 220,000 Wähler daran erinnern wollten, daß ſie nicht ſich, ſondern eine 34 Millionen Seelen [illegible] Nation repräſentiren, daß ganz Frankreich hinter ihnen ſteht, das ſein Augenmerk auf ihre Wahlen und ihre Gewiſſen gerichtet hat und ſie [illegible] richtet, ſo würde es bald anders werden. Aber ſtatt ihre Sendung nach Pflicht und Gewiſſen zu erfüllen, verfälſchen ſie das Geſetz, verrathen das Land, und unterliegen dem Einfluß der Verſprechungen oder der Drohungen. Der da verkauft ſeine Stimme für ein Tabacksläbchen, für einen Inſpektionsdienſt, gleichviel welchen, für eine Börſe zu Freiſtudien für einen Sohn, Enkel oder Neffen, für ein rothes Läppchen, das ſie ein Ehrenzeichen nennen und bei Vielen nur ein Zeichen der Entehrung iſt, weßhalb es auch wackere Ehrenmänner längſt von ſich geworfen haben, für ein Aemtchen, einen Grad, ein Vorrücken in der Verwaltung, der Magiſtratur, dem Heer ꝛc., jener verhandelt ſein Gewiſſen für die Erlaſſung einer zu zahlenden Strafe, zu der er geſetzlich verurtheilt iſt. Dieſer ſtimmt im Intereſſe ſeines Bezirks [illegible] Cantons, ſeiner Gemeinde, um ein Heiligenbildchen, eine [illegible]paratur, eine Geldunterſtützung, einen Vicinalweg, ein Stückchen Eiſenbahn oder Canal ꝛc. zu erlangen, jener verkauft ſich für Geſchenke die er ſelbſt erhält, für Geldvorſchüſſe, für Erlaſſung einer Schuld, für Actien, Prämien, Verſprechungen Lieferungen zu erhalten, für das Austrocknen eines Moraſtes, für einen Caſernenbau, genug für jede Gattung perſönlicher oder lokaler Vergünſtigungen. — Das Syſtem der Einmiſchung der [illegible]er und ihrer Agenten in die Wahlen hat ſeit dreißig Jahren unſere konſtitutionelle Stellvertre-

tung verfälscht und zur Chimäre gemacht. Sehen wir nicht täglich die meisten unserer Kammermajoritäten frech leugnen, daß es bei Nacht finster und bei Tage hell ist? — Diese Majorität nimmt bescheiden mit einem kleinen Vortheilchen vorlieb, wie z. B. bei diesen trefflichen Eisenbahnen, welche die Reisenden verbrennen, zermalmen und ersäufen; bei diesen Zuschlägen von Unternehmungen ohne Concurrenz, bei diesen Lieferungen für unsere arme Armee, wo Prämien und Gewinn schon im voraus gesichert sind, bei diesen Theater- und Concertsälen, Reitbahnen- und Menagerien-Privilegien, bei diesen vortrefflichen Kohlengruben erster Qualität, bei diesen umfangslosen Monopolen u. s. w., und die andern, vollkommene Edelleute, trachten nur nach einem Sitz im Luxemburg auf den Stühlen der Crillons, der La-Rochefoucauld und der Montmorency, indem sie mit Freudenthränen in den Augen an den Augenblick denken, wo sie sich den Bauern ihres Dorfes, den Gewürzkrämern ihres Cantons, allen Hampelmännern ihres Bezirks als Pairs von Frankreich vorstellen können! Auch ist es nicht mehr wie billig daß unsere Abgeordneten, nachdem sie ihren Wählern versprochen alle ihre Wünsche zu erfüllen, auch an sich denken. Dies wohl überlegt, laufen sie zu Paris von Vorzimmer zu Vorzimmer, die Wartsessel abnutzend, und noch außer Athem vom Treppensteigen schreiben und expediren sie ihren Mandanten und Correspondenten Freistudien, Tabacksverkäufe, Anstellungen, Inspektionen, Büsten, Versprechungen aller Art, ja mehr Stellen als es Aemter in den Departementen, mehr Spitäler als es Kranke, mehr Casernen als es Truppen, mehr Schulen als es Schüler giebt!

Die Briefe gehen ab und am Ort ihrer Bestimmung werden sie von Haus zu Haus von den entzückten Vätern und Großvätern ihren Söhnen, Enkeln, Eidamen, den Verlobten der Töchter, den Oheimen und Großoheimen, Tanten und Großtanten, allen Vettern und Basen bis ins zehnte Glied mitgetheilt, die ganze Sippschaft der Wähler jubelt und ruft Hosianna! Alles ist im Freudentaumel, Jeder will das werthe Schreiben sehen, befühlen und sich mit eignen Augen von dessen Inhalt überzeugen, daß die Sachen wirklich so gut stehen.

[redacted]es nicht so, so hänge man mich!

[redacted]mann weiß daß man als Deputirter mit einem Einkom[redacted] von fünf Tausend Franken, man mag auch noch so sehr ein [redacted]mercincinatus seyn, nicht bestehen kann. Da will man auch

außerhalb der Kammer repräſentiren, Madame will an den Hof gehen, woher die koſtbare Toilette nehmen? Und müſſen die Söhne nicht in den Pariſer Collegien ſtudieren? wer ſoll die theure Penſion bezahlen? welche Tugend kann ſolchen Verſuchen Stich halten? Deßhalb hat man auch in den miniſteriellen Vorrathskammern, gleich den Schacherjuden alter Kleider und Borten, Kleider für jede Größe und jeden Wuchs, mit mehr oder weniger Stickereien verſehen. Dieſer Advokat möchte ſich gerne in das Richtergewand werfen, der hat einen Eidam, einen vortrefflichen, einen herrlichen Eidam, das Muſter eines Schwiegerſohnes zu placiren, der andere für einen ebenſo klaſſiſchen Sohn, der die ſchönſten Hoffnungen gewährt, eine Börſe zu den Freiſtudien zu verlangen; dieſer iſt in den Pairsmantel, jener in dicke Epaulettes vernarrt oder will Ritter, Offizier oder Commandeur der ſogenannten Ehrenlegion werden, ein anderer, der das Poſitive mehr liebt, begehrt Lieferungen zu machen!

Elende Umtriebe, die aus ganz Frankreich ein armſeliges Trödelhaus, eine Schacherbude, einen Judenſtaat gemacht haben und am Ende ihren Urhebern am verderblichſten werden müſſen. — Alles hat ſeinen Tarif; man will wohl die miniſterielle Politik unterſtützen, aber um welchen Preis? man will ſein Schäfchen zuerſt dabei ſcheeren und hat, wie auf dem Pult eines Banquiers, ſein Haupt- und Caſſabuch vor ſich, in welchen man nach Art der doppelten Buchhaltung das Soll und Haben der Herrn Miniſter einträgt; da findet ſich ſo und ſo viel für leiſes Murren, für lautes Murren, für leiſe Bravis, für ſtarke Bravis, für den Beifall der miniſteriellen Reden, für die Beſprechungen in den Gängen, für die öffentliche vernehmbare Abſtimmung! Man erkennt das große Talent, die hohen Tugenden, die außerordentliche Beredtſamkeit, das vortreffliche Syſtem der Herrn Miniſter an, aber man iſt auch nicht unempfindlich für die Belohnungen, die eine ſolche Anerkennung verdienen, und die in einer Requetenmeiſterſtelle, einem Richteramt erſter Inſtanz, ein paar Oberſtenepaulettes, einem Zahlmeiſteramt, einem Generalat beſtehen dürfen, ohne daß man durch beſondere Verdienſte, wohl aber durch gewiſſe Dienſte ſich dazu berechtigt glaubt. — Und wenn der Herr Miniſter ſich ſogar herabläßt Heirathen zu ſtiften und Euch hilft Eure Tochter mit der guten Stelle, die er Euerm zukünftigen Schwiegerſohn gibt,

zu verheirathen, ſo verdient dies gewiß den unbegrenzteſten Dank und die gewiſſenloſeſte Ergebung! —

Man hänge mich auf der Stelle, wenn dies nicht an dem iſt!

Ein rechter Thor der Miniſter, der da glaubt daß die Deputirten auf den hintern Bänken mit ihm wandern während er auf dem franzöſiſchen See, wie man das mittelländiſche Meer doch wohl nur ſpottweiſe genannt hat, mit ſeinen Gedanken herumſteuert, oder daß ſie ſich mit ihm in die ſpaniſch-trapaniſchen Heirathsangelegenheiten vertiefen, oder auch nur daran denken ihm ſein Portefeuille zu erhalten; ſie haben an ganz andere Dinge zu denken dieſe Deputirten, es ſind ihre eignen Angelegenheiten, die ſie unaufhörlich beſchäftigen. Zu was ſollten ſich Wähler und Gewählte auch Mühen und Gefahren ausſetzen, um Etwas zu erlangen, das ſie weit wohlfeilern Kaufs erhalten können, warum dem Yatagan der Araber trotzen, wenn man nachläßig auf einem Banquet in der Kammer hingeſtreckt alle militäriſchen Grade durch ein Abſtimmen erlangen kann? Zu was in den Gerichtshöfen unter der Toga ſchwitzen, damit irgend ein Bevorzugter aus der Kammer Euch die Früchte Eures Schweißes, Eurer Arbeit, Eurer Erfahrung vor der Naſe wegſchnappt? Wenn ſie es auch nicht ſagen, ſo iſt es doch dies was alle Beamte, alle Magiſtratsperſonen, alle Offiziere die nicht Deputirte ſind und es nicht ſeyn wollen, denken; man hänge mich, ich wiederhole es, nachdem man mich ſchon gehängt hat! denn ich werde gehängt werden, ja ich weiß es, denn es bleibt denen nichts anders übrig, die ſich haben beſtechen laſſen und in dem Gemanſche der Beamtenwelt verlüderlicht ſind, als mich aufzuknüpfen, um mich zu hindern die Wahrheit zu ſagen; wenn ich dieſen Ort verlaſſe, müſſen ſie mich zum Galgen führen und mich dann an den Füßen herabzerren, um den letzten Schrei der Wahrheit und meines Gewiſſens zu erſticken. — Man muß ſehen wie in dieſem Wahltaig von 200 Franken herumgeknettet wird! Da iſt auch nicht ein Wähler, erbärmlich auf ſeinem Pachthof oder von ſeinen Einkünften oder Renten lebend, der nicht irgend eine Creatur, Sohn oder Eidam, auch mehrere zu placiren hätte. — Wir müſſen für die Miniſteriellen ſtimmen! ſprechen ſie, denn mit dieſen ungeleckten Bären von der Oppoſition, mit dieſen ewig brummenden, nimmerſatten Währwölfen erlangt man nichts, gar nichts, nicht einmal ein Heiligenbildchen! So ſprechen dieſe Wähler Wenn man ſeit dreißig Jahren das pein-

liche Gesetzbuch befolgt hätte, so hätte man Dutzende von Ministern, Hunderte von Präfekten und Unterpräfekten, und Tausende der Regierungsagenten wegen Bestechungen in Anklagezustand versetzen und verurtheilen müssen; mehr als ein königlicher Prokurator, mehr als ein Richter hätte seinen eignen Proceß instruiren und sich selbst verdammen müssen. — Und um ganze Gemeinden, ganze Gewerbe zu bestechen, verspricht der Herr Unterpräfekt, der an nichts, nicht einmal an den Teufel glaubt, dieser Dorfkirche einen schönen Heiligen, einen Schutzpatron in Oel gemalt. Dort läßt er die erstaunten Wähler an dem Ufer eines Flüßchens oder Baches zusammenkommen und befragt sie, wo die Brücke am passendsten zu bauen wäre, die er sie schon im Bild sehen läßt. Den Schenkwirthen, den Kaffeewirthen, den Fleischern, den Bäckern, den Gastgebern, versteht sich denen die Wähler sind, kündigt er einen Casernenbau an, und alle diese Leute sehen schon wüthend hungrige und durstige Regimenter im Anmarsch, die Bier, Wein und Branntwein Fäßerweis leeren, und Ochsen und Kälber Dutzendweis auffressen, ja man läßt sie schon die Tambours und Trompeter hören! und dabei gibt man ihnen wohl zu verstehen, daß mit einem nicht beliebten Deputirten sie nichts von dem Allen erlangen.

— Und dabei erreichen wir nichts als Frankreichs Schande, fiel endlich ein prozeßloser Advokat dem Cormenin ins Wort; alle Russen und Engländer, Preußen und Oesterreicher, Piemonteser und der Papst, Jesuiten und Türken, alle tanzen uns armen Franzosen, die noch vor Kurzem der Welt Herren waren, Gesetze vorschrieben, auf der Nase herum, und wir bezahlen Gott und wer es verlangt, Amerika und einem Pritchard Entschädigungen, statt daß wir über die Kassen und Beutel der Fremden gebieten, in Italien herrschen und die uns gebührenden Rheingränzen längst wieder hätten in Besitz nehmen sollen. Das haben wir alles unserm theuern Guizot zu danken. Alle ministeriellen Wähler und Candidaten sollte man ohne weiters an die Laternen aufknüpfen.

— Würden wir dann heller sehen? hatte schon vor mehr als fünfzig Jahren der Abbé Maury gefragt, meinte ein Ministerieller.

— Allerdings würde es dann weniger finster bei uns seyn, erwiederte der Advokat, und hätten wir eine freisinnige Kammer, so würden wir die nöthigen Reformen und mit ihnen die Achtung im Ausland und Verminderung der Abgaben wieder erhalten.

— Haben Sie denn nicht gehört, was einer unserer Minister

ſagte, daß gerade die Größe der Abgaben und Steuern die außerordentliche Wohlfahrt des Landes beweiſe, ſagte der miniſterielle Wähler.

— Ei, wenn das iſt, dann iſt ja nichts leichter als dieſe Wohlfahrt zu fördern, man braucht nur die Abgaben ins Unendliche zu vermehren, zu verzehnfachen, und wir ſind dann das wohlhabendſte Volk von der Welt.

Gelächter.

— Dieſe Art Wohlfahrt haben wir unſern bisherigen Kammern zu verdanken, ſagte der Bauer, dieſe bewilligen über Bauſch und Bogen und in den Tag hinein was die Regierung begehrt, die Herrn Miniſter lachen ins Fäuſtchen, ſind aller Verantwortung quitt, denn das Land, das heißt die Kammern, haben es ja ſo gewollt.

— So klug ſind die Herrn ſchon, ſagte Cormenin, daß ſie nicht à la Polignac das Kind mit dem Bad ausſchütten, ſie fürchten das Beiſpiel der Juli-Revolution, aber ſie untergraben gleich Maulwürfen liſtig unſern ganzen Verfaſſungsbaum, nagen ihn an der Wurzel ab, entziehen ihm allen Saft und alle Kraft, und bald wird er wie ein abgeſtorbener entlaubter Birnbaum daſtehen, der weder Blüthen, noch Blätter, noch Früchte mehr bringt.

— Aber meine Herrn, erhob ſich nun ein miniſteriell geſinnter Wähler, wir dürfen nicht ungerecht ſeyn, halten Sie einen jetzt ſchon länger als dreißig Jahre dauernden Frieden für nichts? iſt dies keine Wohlthat? Haben ſich nicht in dieſer kurzen Periode die erſtaunlichſten Wunder der Induſtrie, des Gewerbfleißes und des menſchlichen Erfindungsgeiſtes entwickelt?

— Und uns Alle zu Schacherjuden, zu den gefühlloſeſten Egoiſten gemacht, fiel ihm Cormenin ins Wort, zu Zuſammenſcharrern, die es ganz vergeſſen zu haben ſcheinen, daß ſie elendes, ſterbliches Gewürm ſind, das jeden Tag, jede Stunde, jede Minute der Teufel holen kann und — holt, wie wir jeden Augenblick ſehen. —

Asmodi und Michel lachten und Cormenin fuhr fort:

— Hunderttauſende, ja Millionen müſſen ſich unaufhörlich ſchinden, placken und plagen, ſchweißtriefend arbeiten, um ein Stückchen ſaures Brod zu erwerben, damit einige tauſend Beutelſchneider und Juden, beſchnitten oder nicht, ein unnützes, träges Leben dahin ſchwelgen können. Dies ſind die Wohlthaten des gerühmten Friedens. — Ich will weder gewaltſame Revolutionen noch

Empörungen, in der Regel wird durch sie nur alles verschlimmert; aber die nöthigen, dringend nöthigen Reformen sollte man freiwillig gewähren, bevor es zu spät und Alles über den Haufen, drunter und drüber geworfen wird. Denn dahin kömmt es unausbleiblich, wenn wir auf dem betretenen Weg noch eine Strecke verunschreiten.

— Aber was ist es, was Sie eigentlich wollten? fragte ein Ministerieller?

— Alberne Frage, ich dächte das läge so klar auf der flachen Hand, daß es nur ein Stockblinder nicht fassen, nur ein Geistesbanquerouter nicht begreifen kann. — Eine Verminderung und gerechte Vertheilung der Abgaben, das heißt, daß jeder nach dem Verhältniß seines Vermögens und Eigenthums zu den Lasten des Staates beisteuert, und nicht wie dies bis jetzt der Fall ist, der Arme hundert, ja tausend Mal mehr zahlt wie der, der ein halbes hundert Millionen besitzt und jährlich so viele Millionen dazu scharrt oder beutelschneidert.

— Wahr, sehr wahr, riefen mehrere Stimmen.

— Sodann eine Reform der Wahlen, welche der Intelligenz, dem Talent, den Kenntnissen, der Tugend, mit einem Wort dem Verdienst den Weg zu einer wahrhaftigen Volksvertretung bahnt und offen läßt, und nicht nur dem steuernden Mammon.

— Wahr, sehr wahr, ertönte es wieder.

— Daher, und nur daher schreiben sich alle Uebelstände die jetzt auf uns lasten, daher kömmt es, daß wir nicht die beißend einleuchtendsten, dringend nöthigsten Reformen erhalten können! Unsere Abgeordneten betrachten ihre Stellen nur noch als fette Kühe, die sie mit Milch und Butter reichlich versorgen sollen. — Sehet doch, wie sich die Herrn Candidaten von der schlimmsten Sorte mit einer gränzenlosen Unverschämtheit um die Deputirtenstellen bewerben, und wie sie sich aus Allem Waffen und Wurfgeschütz zu schaffen wissen. Gleich jenen Marktschreiern mit falschen Goldborten und Gebimbel behangen, die in Städten und Dörfern unter dem Schall von Pauken und Trompeten von der Höhe ihrer Karren herab ihre Alles heilenden Wundermixturen und Elixire anpreisen und den Einfältigen unter dem Volk verkaufen, so sieht und hört man unsere Candidaten der Volks-, das heißt Selbstvertretung, alle mögliche Wunder versprechen und Alles, besonders Stellen und rothe Bänder meterweis, regnet es aus den Füllhörnern der wahlfähigen

Herrn auf die Häupter und Leiber der Wähler. — Die Schande dieſer Procedur iſt gleich groß für den Verſprecher, den Geber und den Empfänger. — Kein Wähler ſollte ſeine Stimme einem wählbaren Candidaten geben, der nicht auf das feierlichſte verſpricht Alles in Bewegung zu ſetzen, um die ſo nothwendige Wahlreform, eine der Billigkeit gemäße Abgabenvertheilung, eine gründliche Reform unſerer durchaus nichtsnutzigen Civil- und Criminaljuſtiz und Geſetzgebung, bei der man fortwährend die kleinen Diebe hängt und die großen laufen läßt, zu erhalten. — Vor ein paar Tagen erſt hat man einen unerfahrenen jungen Menſchen, der ſich verführen ließ ein paar hundert Franken von dem Geld, das er für ſeinen Principal eingenommen hatte, in lüderlicher Geſellſchaft durchzubringen, zu mehreren Jahren Gefängniß unter den nichtswürdigſten Taugenichtſen verurtheilt, dagegen hat man einem reichen Banquier, der durch allerlei Kunſtgriffe ſich ein paar Millionen bei der Nordbahn in ſeinen Beutel zu ſchneidern wußte, Bändchen der Ehrenlegion zugeſchickt!!! Wenn man nach deſſen Verdienſten forſcht, ſo beſtehen ſie darin, gewiſſen Beamten eine gehörige Zahl Actien al pari zugeſchuſtert zu haben, als ſie à 900 ſtanden! O, ich könnte Euch noch gar manche ähnliche und ſchlimmere, aber nicht minder wahre Hiſtörchen erzählen. — Ferner müßte der Wahlkandidat verſprechen, auf eine allgemeine Militärpflichtigkeit, gleich jener wie ſie in Preußen beſteht, hinzuwirken, von der nichts als gänzliche Dienſtunfähigkeit befreien kann; ebenſo beſſere Preßgeſetze, Verbeſſerung der Gefängniſſe und Strafanſtalten, namentlich der Galeeren, wo man Alles über einen Leiſten ſchlägt, weniger Willkühr der Direktoren und Aufſeher der Gefangenen, Poſt- und Briefpoſtreform, für den Staat wie für das Publikum gleich erſprießlich. Es iſt unbegreiflich, wie man ſo verblendet ſeyn kann, dieſe nicht ſchon längſt gewährt zu haben, nur allein in Paris würde man bei Herabſetzung der Stadtpoſt von fünfzehn zu fünf Centimes Millionen gewinnen. Denn die ungeheure Mehrzahl von Briefen und Billets aller Art wird jetzt durch Dienſtboten oder von den Schreibern lieber ſelbſt beſorgt, da ihnen das Porto von drei Sous zu hoch und ſchon eine bedeutende Ausgabe ſcheint, während einen Sous Niemand achten und die Stadtpoſt zwanzigmal mehr Briefe zu befördern haben würde.

— Meine Herrn, wiſſen Sie etwas Neues? rief in dieſem Augenblick ein eintretender Kaffegaſt den Anweſenden zu: ſoeben

ist die Nachricht angekommen daß sich ein furchtbares Unglück auf der Nordbahn zwischen Paris und Lille zugetragen hat. Ein Zug von dreißig Wagen ist von einem zwanzig Meter hohen Damm in ein tiefes Wasser hinabgestürzt und mehrere hundert Reisende sind ertrunken.

Alle Anwesenden geben Zeichen und Laute des Entsetzens von sich.

— So arg ist es eben gerade nicht, murmelte Asmodi, aber doch noch immer arg genug.

— Haben Sie nähere Nachricht? fragte der eben Eingetretene.

— Die allerneuesten, erwiederte der Hinkende.

— Und die wären?

— Daß siebzehn Personen bei dem Sturz den Tod gefunden, einige zwanzig mehr oder minder schwer verwundet sind, von denen auch noch einige sterben werden, die übrigen aber zum Theil auf wunderbare Art gerettet wurden.

— Diese Nordbahn ist eine wahre Unglücksbahn, meinte einer der Gäste. Viele verließen bestürzt den Saal und von den Wahlen war keine Rede mehr.

— Hättest Du denn das nicht hindern können, Du ohnmächtiger Teufel? knirschte Michel.

— Darum magst Du einen mächtigern befragen, höhnte Asmodi.

— So laß uns hin, ich will mich mit eignen Augen von dem Unglück überzeugen und sehen was zu thun oder wo zu helfen ist.

— Da ist nicht viel mehr zu helfen, denn geschehene Dinge kann kein Gott ungeschehen machen. Indessen, Dein Wille werde erfüllt, komme!

Die beiden Kumpane verließen nun ebenfalls das Kaffehaus und Lyon, und befanden sich wenige Minuten darauf auf dem Damm in der Gegend von Fampoux, wo das Unglück geschehen war, und wo sie eine Menge Arbeiter und Soldaten unter der Leitung von Ingenieuren beschäftigt fanden, die im Wasser versunkenen Wagen und Leichname, die letztern zum Theil scheußlich entstellt, herauszuschaffen. Viele Menschen irrten auf dem Damm und am Wasser, mit der Verzweiflung in den Blicken und wilde Verwünschungen ausstoßend, umher. Es waren theils Anverwandte, theils Freunde der Verunglückten, mehrere hatte man nur mit der größten Mühe davon abhalten können sich selbst ins Wasser zu stürzen, und eine Frau rannte mit aufgelösten Haaren

händeringend hin und her, mein Kind! mein Kind! schreiend. Das Ganze gewährte einen herzzerreißenden Anblick.

In diesem Augenblick kamen mehrere von Paris abgesandte Beamte an, welche den Auftrag hatten, an Ort und Stelle zu untersuchen, wodurch das Unglück eigentlich entstanden sey. Nach vielem Hin- und Herreden, Untersuchungen des Terrains und des Dammes waren die Herrn einverstanden, daß der Bau der Bahn und des Dammes nicht Schuld an dem gräulichen Vorfall seyn könnten, daß es überhaupt schwer, wo nicht unmöglich sey, die eigentliche Ursache ausfindig zu machen, welche den Zug aus den Schienen geworfen; und dies war auch besonders die Meinung des Divisions-Inspektors Frissard, der dieser Untersuchungscommission vorstand.

— Michel stieß den Teufel an den Arm, und flüsterte ihm zu: Du solltest doch die Herrn belehren.

— Wenn die Herrn belehrt seyn wollen, mit Vergnügen.

— Der Herr würde uns sehr verbinden, sagte Frissard, wenn er uns die wahre Ursache angeben könnte, aber ich fürchte....

— Die wahre Ursache ist: daß der Dienst auf dieser Bahn, sowie er bis zu diesem Augenblick statt fand, unter aller Critik schlecht bestellt ist.

— Wie so? das ist leicht gesagt, aber schwer zu beweisen, versetzte Frissard.

— Der Herr scheint mir eben auch kein Herenmeister, meinte ein anderes Mitglied der Commission, und bei der Nordbahn betheiligt.

— Er könnte Ihnen vielleicht ein Pröbchen von seiner Kunst geben, sagte Michel, wenn er es der Mühe werth fände.

— Wohlan, er wird der Direktion und dem Comité, das in diesem Augenblick in Paris versammelt ist um über die Sache zu berathen, einen großen Dienst erzeigen, wenn er ihr die Ursache des Unfalls enthüllt.

— Das glaube ich schwerlich, höhnte der Hinkende, aber wenn es mein Kamerad hier für gut findet, so kann es geschehen.

— Sie sagen, das Comité der Nordbahn-Gesellschaft sey in diesem Augenblick zur Berathung versammelt? fragte Michel.

— So ist's.

— Gut, so laß uns hin, den Herrn die Augen zu öffnen. Und in dem Augenblick erhoben sich beide zum starren Erstaunen

aller Anwesenden, namentlich der Herren Untersuchungs-Commissäre, in den Lüften davon schwebend und sich als ein paar Pünktchen verlierend.

In dem Berathungssalon der Verwaltung der Nordbahn- oder Rothschild-Compagnie, wie man sie nennt, steckten die Herrn Direktoren und Mitglieder des Comités dieser Bahn ganz gewaltig die Köpfe zusammen; sie wußten, daß die Stimmung des Publikums und der Pariser besonders übel gegen diese Compagnie war, daß die unpartheiischen und nicht bestochenen Journale das Feuer durch die grelle Beleuchtung gewisser Umtriebe und Thatsachen schürten, und jeden Augenblick liefen schlimmere Nachrichten ein. Einige der Herrn waren sogar, statt sich mit dem Unfall und dessen Untersuchung zu beschäftigen, der Meinung, man thäte wohl daran, vorerst eine Reise ins Ausland anzutreten, bis das erste Feuer, welches die fatale Begebenheit von Fampour entzündet, verraucht wäre, denn es könnte bei dem überhandnehmenden Unwillen am Ende gar einem oder dem andern von ihnen an den Kragen und an die Geldsäcke gehen.

Mit verlornen Köpfen und im Angstschweiß delliberirten sie was bei so bewandten Umständen am besten zu thun sey und konnten über die zu nehmenden Maßregeln nicht einig werden; jedoch meinten alle, es sey gut, sich auf Alles gefaßt zu machen und vorzusehen, um sich bei einem etwa ausbrechenden Sturm sogleich auf die Beine machen und Reißaus nehmen zu können.

Während die Hohlköpfe mit den vollen Taschen und Kassen so berietben und zu keinem festen Entschluß kommen konnten, öffnete sich plötzlich die Saalthüre, zwei unheimlich aussehende Gestalten mit feuerblitzenden Blicken traten ein, und einer derselben nahm das Wort und sprach:

— Um Vergebung, meine Herrn, wenn wir als ungebetene Gäste und nicht zu Ihrem Ausschuß gehörend hier erscheinen, aber das Dringende und Gefährliche der Sache mag uns entschuldigen.

— Um's Himmelswillen, meine Herrn, rief ängstlich ein Mitglied des Comités, es wird doch noch zu keinem Aufstand gekommen seyn?

— Noch nicht, erwiederte Michel — denn er war der Sprecher, wie die Leser leicht errathen haben werden — malitiös lächelnd, aber es ist nahe daran.

— Mein Gott, was iſt denn da zu machen? ſeufzte leichenblaß ein anderes Mitglied des Ausſchuſſes.

— Laſſen Sie uns ſchnell heim gehen und unſere Maßregeln treffen, meinte ein drittes, und alle machten Anſtalt ſich davon zu ſchleichen.

— Nicht von der Stelle, keiner rühre ſich! donnerte jetzt Michel, und fuhr nach einer kleinen Pauſe fort: Ich habe vernommen, daß die Herren gerne die Urſache des ſchrecklichen Unfalls auf der Nordbahn wiſſen möchten und daß man deßhalb eine Unterſuchungs-Kommiſſion ernannt hat, die nichts unterſuchen kann und wird. Hier mein Kamerad ſoll Ihnen haarklein und beißend klar auseinanderſetzen wie das Unglück entſtanden iſt. Freund, ſchenke doch den Herren reinen Wein ein, und zwar vom beſten den Du unter Deinem Vorrath haſt, iſt es auch kein Champagner, Madera oder Xeres, ſondern ein etwas bitterer und ſaurer Trank, thut nichts; die Herren hier haben ſämmtlich gute Magen und Verdauungswerkzeuge trotz dem Vogel Strauß, die härteſten Metalle ſind ihnen nicht zu ſchwer, darum derbe Koſt!

— Wohlan, ſo hören Sie denn, meine Herren, kreiſchte nun Asmodi ſo gellend daß der ganze Ausſchuß Nervenzucken bekam: Ihre Nordbahn, durch die Sie die Nothpfennige, die mühſamen Erſparniſſe der Dürftigkeit und Armuth in ihre Säckel ſo ſchlau und liſtig als dumm und kurzſichtig zu leiten wußten, und in Compagnie über vierzig Millionen durch Ihre ſauberen Kunſtſtückchen erbeuteten....

— Keine vierzig Millionen, wahrhaftig keine vierzig Millionen, ſo wahr mir Gott helfe,... ſtotterte ein Ausſchußmitglied.

— Vierzig Millionen, ſage ich, und ich weiß daß es ſo viel iſt; aber wenn es auch nur dreißig, nur zwanzig, nur zehn, ja nur eine halbe wäre, ſo bleibt die That und Gaunerei ganz dieſelbe.

— Wie ſo, mein Herr, Sie erkühnen ſich...

Ein niederſchmetternder Blick des Hinkenden machte dem Redner das Wort im Munde erſticken; ein anderes Comitémitglied verſetzt jedoch:

— Aber, mein Herr, Niemand iſt gezwungen worden unſere Aktien zu kaufen, Jedermann hat ſeinen freien Willen in Frankreich, Jeder darf verſuchen ſein Glück zu machen wie er will, gut

für den der glücklich spielt, schlimm für den der unglücklich ist, das Gesetz läßt Jedem freie Hand zu thun was er will.

— Ha das Gesetz, o über Eure Gesetze! grinzte Asmodi; was geschieht denn dem der Blei oder Zinn gut versilbert dem Unverständigen für ächtes Silber verkauft? Hm? ... nun antworten Sie ... keine Antwort? — Haben Sie es mit den Nordbahnaktien besser gemacht? Sie erhielten solche zu fünf, ja zu dreihundert, lassen nun alle Kniffe, Ränke und Schwänke los, um sie so hoch als nur immer möglich, über 900 hinaufzuschrauben, simulirte Verkäufe und Ankäufe werden auf Ihre Veranlassung mit großem Geräusch auf der Börse geschlossen, Ihre Agenten, Handlanger, Helfershelfer, Compères, deren Sie sich so gut als jene Marktschreier, welche die Gold- und Diamant-Imitationen anpreisen und verkaufen, bedienen, rennen allenthalben herum und treiben die Leute ins Feuer, kauft! kauft! schreiend, ehe acht Tage vergehen stehen die Aktien auf 1200 und höher! während Sie recht gut wußten, daß wenn Sie ihre falsche Waare an den Mann gebracht, dieselbe sogleich um 50 Prozent sinken müsse, und sahen zu wie man alle Sparkassen bestürmte um Ihren Mammon zu vermehren; doch Geduld, das wird dereinst eine saubere Abrechnung geben, wobei Ihre Bilanzen schlecht bestehen werden. Aber nicht genug, nun müssen durch Ihre Schuld auch noch so viele Menschen auf das elendste ihr Leben einbüßen.

— Durch unsere Schuld? durch unsere, unsere, unsere Schuld? lief es wie ein Rottenfeuer von Mund zu Mund im Comité, und die Herren gafften sich so erstaunt als verblüfft einander an.

— Durch Ihre Schuld, sage ich Ihnen! wer hat ein Heer von unverständigen Taugenichtsen, denen wenig mehr als Alles mangelt solchen Dienst versehen zu können, bei dieser Bahn angestellt? Kerls, die zu allem andern und namentlich zum Zwerchsackhandel sich hundertmal eher qualificiren als zur Beaufsichtigung und dem so wichtigen Dienst bei den Eisenbahnen, petit-maîtres, die mit vernirten Stiefeln sich auf den Bahnhöfen herumtreiben, die Frauenzimmer in den Waggons aufs frechste lorgniren, den Brutalen und Grobian gegen den Reisenden spielen: solches Gesindel haben Sie größtentheils bei dieser Unglücksbahn angestellt, weil es von gewissen Seiten und besonders von gewissen feilen

Schürzen protegirt war, weil es Ihnen gehörig zudringlich um den Bart zu kriechen, Ihnen den Staub von den Stiefeln zu wischen verstand, weil es auf mehr als eine Weise beschnitten war! dies sind die saubern Beweggründe, welche Sie bei den Anstellungen der Bahnbeamten leiteten, während Sie manchen verdienten armen Teufel, gediente und erfahrene, an Pünktlichkeit im Dienst gewöhnte ältere Militairs und andere würdige Männer schnöde abwiesen, sie kaum einer frostigen, abschlägigen Antwort würdigten; denn da war keine seile Schürze, kein angesehener Protektor, welche ein gutes Wort für sie einlegten, und sie selbst waren keine Speichellecker, die vor erbärmlichen Mammonsknechten im Staub kriechen mochten und konnten, denn sie fühlten ihre innere Würde solchen Beutelschneidern gegenüber. Und nun, um auf die Ursache des schrecklichen Unfalls zu kommen, der Sie jetzt so in Schwulität versetzt, so will ich Ihnen diese mit wenig Worten erklären: Auf den vorhergehenden Stationen wurden von den saubern Angestellten, die ich Ihnen soeben geschildert, statt ihren Dienst pünktlich zu versehen, die Reisenden gemustert, allerlei schalkhafte Bemerkungen über sie gemacht, auch wurde hie und da mit ihnen geschmust und so die kostbare Zeit vertändelt; als sich endlich der Zug ungewöhnlich verspätet fand, wollte man nun durch unvernünftige Schnelle der Fahrt die verlorne Zeit wieder einbringen, verdoppelte, ja verdreifachte die vorgeschriebene Geschwindigkeit, bis zuletzt die Räder aus den Schienen sprangen und so Wagen und Menschen rettungslos in den Abgrund stürzten. Dies der einzige und alleinige Grund des Unglücks, suchen Sie keinen andern! — Und nun, da Sie ihn kennen, so wäre mein unmaßgeblicher Rath, ein zweites Festfressen aufs Wohl der Todten und ihrer Angehörigen in Lille und Brüssel zu veranstalten, wobei natürlich Bälle, Illuminationen und Feuerwerke nicht fehlen dürfen, für die Musik will ich sorgen, und Sie werden den Tanz eröffnen und mit einem Kehraus endigen, wobei Ihnen Hören und Sehen vergehen soll.

Die Herren vom dirigirenden Ausschuß stierten sich gegenseitig so verblüfft an und schnitten so erbärmliche Gesichter, als zerriß ihnen das wüthendste Leibschneiden alle Gedärme, so daß sich selbst der Teufel ob der griesgrämigen Gesichter des Lachens nicht enthalten konnte. Sie versuchten es einige Worte der Ent-

schuldigung, der Vertheidigung, ja wohl gar der Entrüstung stammeln zu wollen, aber die schrecklichen Blicke Nemesis machten, daß ihnen jedesmal das Wort auf der Zunge erstarb. Endlich begann dieser auf Michels Geheiß wieder:

— Wohlan, unter einer Bedingung sey Euch alten Sündern Tanz und Kehraus erlassen. — Statt der untauglichen, nichtsnutzigen, durch Schürzenprotektion angestellten Subjekte werdet Ihr würdige, verdiente und diesem Dienst gewachsene Ehrenmänner anstellen, sodann werdet Ihr auf der ganzen Bahn neue Schienen legen lassen, da die vorhandenen nichts taugen und, viel zu schwach für die schweren Lokomotiven, von ihnen zusammen- und eingedrückt werden; ferner gebe ich Euch auf, an allen Stellen wo die Dämme mehr als fünfundzwanzig Centimetres über das Terrain hervorragen, so wie auf allen Brücken und Viadukte solide und anderthalb Meter hohe Brustwehren aufführen zu lassen, welche im Stande sind auch den heftigsten Stößen der aus der Bahn abweichenden Lokomotive zu widerstehen; endlich werdet Ihr von der neuen Erfindung, welche das Abweichen der Züge von der Bahn zur Unmöglichkeit, auch ein Achsebrechen ziemlich unschädlich macht, und von der Ihr in der Reitschule des Grafen d'Ory in der Chaussee d'Antin eine Probe sehen könnt, ebenfalls Gebrauch machen und solche auf der ganzen Nordbahn anwenden. Ist dies Alles nicht in der möglichst kürzesten Frist geschehen, so könnt Ihr Euch darauf verlassen, daß Ihr den versprochenen Tanz und Kehraus machen werdet.

— Denn es ist nicht genug, fiel jetzt Michel ein, den Leuten die Millionen aus dem Beutel zu locken und den höchst möglichsten Gewinn von einem solchen Unternehmen auf Kosten von Tausenden von Menschenleben ziehen zu wollen, indem man überall knickert und knausert und die allergewöhnlichsten Sicherheitsmaßregeln außer Augen setzt, um hie und da einige Tausend Franken zu sparen und mehr einzustecken, sondern vor Allem, und sollte Verlust dabei herauskommen, muß dasjenige befördert und vorgenommen werden, was verhindern kann die Menschen zu tödten oder sie auf Lebenszeit zu unglücklichen Krüppeln zu machen! — Dies laßt Euch gesagt seyn, und damit Hallah.

Der Teufel schlug nun mit seiner Krücke auf den Tisch um den herum der Ausschuß ganz perplex versammelt saß, und verschwand mit seinem Kameraden unter einem Schwefeldampf, der einen gewaltig üblen Geruch über die zurückbleibenden Herren verbreitete.

Michel und Rémedi gingen hierauf Arm in Arm die Straße Lafitte entlang den Boulevards zu, und als sie an das Café Tortoni kamen, gelüstete es dem erstern dessen köstliches Eis zu kosten; sie kehrten in demselben ein und ließen sich Tortonis Plombières, die selbst dem Teufel recht zu munden schienen, trefflich schmecken; dabei belustigten sie einige in Herrenkleidern steckende Damen, die geschieselt und gespornt waren, Reitpeitschen in den Händen hatten und deren Rosse vor dem Kaffeehaus von Grooms geführt ihrer Reiterinnen harrten. Es waren niedliche Gesichterchen, welche politisirten und die Journale durchblätterten.

— Wer sind denn die Dämchen? flüsterte Michel seinem Begleiter zu.

— Herzensgute Dinger, murmelte Rémedi, Lorettes prima-Sorte, von denen jede nur drei Liebhaber hat, nehmlich einen Gecken der sie unterhält und reichlich beschenkt, einen zweiten den sie als Dilettantinnen lieben, und endlich einen dritten, einen armen Teufel, den sie unterhalten und der dafür bei vorkommenden Gelegenheiten den Chevalier d'Honneur machen und sich wohl auch einmal für sie schlagen muß; sonst sind es, wie gesagt, gutmüthige Geschöpfe.

In diesem Augenblick ließ eine dieser behosten Damen das in Händen habende Journal mit einem gepreßten Ach! fallen, wurde leichenblaß und schien einer Ohnmacht nahe: die andern Damen, ihre Gesellschafterinnen, sprangen hinzu, faßten sie mit ihren Armen auf, benetzten und bestrichen sie mit Eau de mousseline und hielten ihr Salmiakgeist unter die Nase, bis sie nach einigen Augenblicken wieder zu sich selbst kam; als sie ihre Freundinnen endlich fragten was sie habe, was ihr fehle, erwiederte sie mit abgebrochenen Sylben:

— Da lest nur — ob — so — etwas — je erhört wurde, und deutete auf einen Artikel, der sich in der »Presse« befand.

Sie lasen, und auch ihnen schwindelte es vor den Augen.

— Was zum Henker haben denn die Dämchen? fragte Michel den Fährdi.

— Nicht viel, erwiederte dieser näselnd, sie lesen da einen Artikel von einem englischen Husaren des 7ten Reiterregiments, den sein Oberst nach kriegsrechtlichem Erkenntniß im Städtchen Hunslow in der Grafschaft Middlesex so lange peitschen ließ, bis sein Rücken ganz entfleischt war und die Fetzen des Fleisches und der Haut in Riemen und Lappen herabhingen, trotz dem daß der der Exekution beiwohnende Wundarzt erklärt hatte, daß Lebensgefahr vorhanden sey; als man jedoch nach dem achtzigsten Peitschenhiebe noch nicht aufhören wollte zu schlagen, so entfernte sich derselbe. Der Oberst nahm die Sache auf sich, und der arme Teufel gab einige Tage darauf unter den unsäglichsten Schmerzen im Lazareth seinen Geist auf. Man rief den Coroner hinzu, besichtigte und untersuchte den Körper des sechsundzwanzigjährigen jungen Menschen, und fand dessen Rücken, von dem ein großes Stück Haut ganz fehlte, in einem brandigen Zustande und das Fleisch von schwarzblauer Farbe. — Die lebendige Beschreibung dieser gräßlichen Menschenschinderei war es, was diese mitleidigen Damen so angriff.

— Und was hatte denn der Unglückliche begangen, daß er eine solche Strafe erleiden mußte? fragte Michel.

— Er hatte sich gegen einen Unteroffizier seines Regiments vergangen, der schon längst einen Groll auf ihn hatte und deßhalb chikanirte wo er nur immer konnte, so lange bis endlich dem Husaren, der trotz aller Insubordinationsgesetze doch immer ein Mensch blieb, die Galle überlief und er, dieser endlosen Hudeleien müde, sich gegen den Unteroffizier zur Wehr setzte und ihm eins steckte.

— Aber warum beklagte sich denn der Husar nicht bei seinen Vorgesetzten?

— Dieß hatte er längst gethan und eben dadurch seine Lage so verschlimmert, gerade dieß war die Ursache warum ihn der Unteroffizier bei jeder sich darbietenden Gelegenheit chikanirte und ihn aufs äußerste trieb, wie es nur zu häufig bei dem Kriegerstand der Fall ist, wo der Vorgesetzte seine üble Laune, besonders wenn er auf einen seiner Untergebenen irgend eine Pique hat, demselben auf alle mögliche Weise fühlen lassen kann und fühlen läßt, und

eine kleinliche Rache nimmt, was schon so manchen braven Burschen zur Verzweiflung und zu subordinationswidrigen Thaten gebracht hat. — Ich kenne nur zwei Staaten, in denen der Soldat durch treffliche Militärgesetze gegen dergleichen Plackereien vollkommen geschützt ist.

— Und diese sind?

— Preußen und Württemberg. —

— Ich hatte zwar Lust mich nach der heiligen Stadt Rom zu begeben, doch will ich vorerst wieder nach Altengland und den Herren dort ein wenig wegen ihrer saubern, in dem Heer herrschenden Disciplin die Wahrheit sagen, sprach Michel.

— Gut, das Oberhaus ist gerade versammelt.

— Desto besser, diese Sache gehört vor dieses, das Haus der Gemeinen mag dann gehörige Notiz von der Lektion nehmen.

Das Haus der Lords war diesmal sehr zahlreich vertreten, denn man verhandelte die Kornbill, und die rothen Wollsäcke waren so besetzt, daß nur wenige Plätze mehr leer waren: da traten Michel und Asmodi in Gestalt und Costüme ein Paar abwesender Mitglieder ein, und zwar der erstere in der Herzogswürde, der andere aber, der Teufel, in der eines überreich dotirten und bepfründeten Erzbischofs. — Kaum Platz genommen, erhob sich Herzog Michel von seinem Sitz und begann:

— Meine Herrn Lords! Es muß Ihnen bereits bekannt seyn, auf welche scheußliche Weise abermals ein Soldat des englischen Heeres, ein Husar vom 7ten Regiment sein Leben verlor und zu todt gepeitscht wurde. Ich trage nun darauf an, für den Augenblick alles Andere ruhen lassend, daß ein Gesetz in Vorschlag gebracht werde, welches ein für allemal die Peitschenstrafe bei unserm Heere aufhebt. Ist es nicht eine Schande für Großbritannien, daß dessen Krieger noch immer durch die siebenschwänzige Katze in Zucht und Ordnung gehalten werden sollen — nicht müssen —; denn der englische Soldat besitzt eben so viel Ehrgeiz und steht auf derselben Stufe der Bildung wie der französische und deutsche, und wenn er hie und da mehr Rohheit zeigt, so ist es gerade diese rohe Behandlung welche sie erzeugt. Fast in allen deutschen Staaten ist das Stockregiment abgeschafft, und wir, die wir uns das freie England nennen, an die Spitze der civilisirten Nationen stellen wollen, wir lassen unsere Kinder, unsere Vaterlandsvertheidi-

ger täglich blutig peitschen: der Fall in Hunslow ist seit einem halben Jahr der fünfte, wo ein Bestrafter in Folge solcher Exekutionen das Leben unter den entsetzlichsten Schmerzen verliert! — Entehrend und beschimpfend für ganz England ist ein solches Verfahren; wir tadeln die russische Knute, machen uns über die östreichischen Corporalstöcke lustig, und treiben es zehnmal ärger, ärger als die Türken, deren Bastonaden zwanzigmal menschlicher sind. Ich trage also darauf an, daß ein für allemal die Peitschenstrafe abgeschafft werde.

Jetzt erhob sich der Teufel-Erzbischof und sprach:

— In meinem besondern Interesse wäre es freilich, daß die siebenschwänzige Katze in ihren Rechten bliebe, jedoch bin ich aus Achtung vor dem edlen Herzog der so eben sprach, ganz dessen Meinung und stimme ihm bei.

Aber nun ließ sich der greise Wellington vernehmen und sagte: Meine Herren, lassen Sie sich durch eine unzeitige Philanthropie nicht irre machen, ohne die Peitsche würde bald das englische Heer von der Höhe seines Glanzes herabsinken und aller Zucht und Ordnung verlustig gehen, ohne die Furcht vor der Peitsche ist bei dem englischen Soldaten an keinen Gehorsam mehr zu denken, alle Subordination würde sich auflösen, durch die Peitsche sind wir geworden was wir sind, die Herren der Welt, die Helden zur See und zu Land, mit der Peitsche haben wir alle die großen Siege in Indien, Amerika, Spanien, Frankreich, bei Waterloo ꝛc. erfochten, und ohne . . . .

— Um Vergebung, fiel hier Michel ein, den Sieg bei Waterloo haben wir nur mit Hilfe der nicht gepeitschten Preußen erfochten, denn wir waren bereits gepeitscht.

— Wie mag ein Engländer so etwas sagen! eiferte Wellington.

— Die Wahrheit muß man sich unter keinen Umständen zu sagen scheuen.

Hört, hört! erschallte es nun von vielen Seiten, und es erhob sich ein gewaltiger Lärm und Tumult unter den Herrn Peers. Aber der Teufel in Erzbischofsgestalt unterstützte kräftig den Herzog Michel, und als der Spektakel so überhand nahm daß man sein eigenes Wort nicht mehr hörte, gab Michel dem Asmodi einen Wink, worauf dieser das ganze Oberhaus durch einen Krückenschlag stumm machte Ersterer fuhr fort:

Es ist hier nicht die Rede davon, ob England mit der Peitsche und durch dieselbe seine Siege errungen oder dieser seine Niederlagen zu verdanken hat, und ich will dem edlen Herzog durchaus nicht die Ueberzeugung rauben, daß er seine Siege und Würden der Peitsche verdankt, sondern es ist hier die Sprache von der Unmenschlichkeit, der Grausamkeit einer so tyrannischen, die Menschheit, besonders Großbritannien und seine Heere entehrenden Strafe, und daß man auch ohne Peitsche und Prügel siegen und Heldenthaten vollbringen kann, haben Franzosen, Preußen und andere deutsche Truppen zur Genüge bewiesen. Kein Stand läßt sich leichter und besser durch das Ehrgefühl leiten als der Soldatenstand, man muß es nur in demselben zu erwecken verstehen, aber dies wollen die alten Kamaschen- und Zopfhelden nun einmal nicht fassen und begreifen. Es scheint mir auch, daß die große Mehrzahl der hier versammelten ehrenwerthen Herrn keinen rechten Begriff von einer solchen Strafe und Behandlung haben, da sie dieselbe nie mit eignen Augen gesehen, es wird deßhalb wohl das Beste seyn, ihnen ein solches Schauspiel vor die Augen zu führen, damit sie die Sache besser zu beurtheilen im Stande sind.

In diesem Augenblick brachten zwei Constabler einen in die Offiziersuniform des 7ten Husarenregiments gekleideten Menschen, der auf ein Haar dem Obersten dieses Regiments glich; einige Unteroffiziere, ebenfalls in der Uniform dieses Regiments, die mit ihm gekommen waren, richteten mitten in dem Sitzungssaal ihrer Lordschaften einen Pfahl auf und befestigten denselben; zu gleicher Zeit war das ebenfalls sitzende Haus der Gemeinen durch den Einführer mit dem schwarzen Stabe eingeladen worden, sich vor den Schranken des Oberhauses einzufinden, wohin es sich auch verfügte.

Jetzt wurde der durch die Constabler eingeführte Gefangene von den Unteroffizieren bis auf die Hüfte entkleidet, mit Händen und Füßen an den Pfahl gebunden, so daß er sich nicht mehr rühren konnte, und, die siebenschwänzige Katze in der Hand, stellten sich die Executoren in Bereitschaft, ihr Henkershandwerk zu beginnen.

Der Herzog Generalissimus, der alte Wellington, der bis dahin in seinem blauen Ueberrock, den Kopf auf der Brust liegend, bewegungslos dagesessen hatte, richtete nun mühsam sein greises Haupt empor und sprach:

— Goddam, wer hat sich unterfangen dem Oberhaus und sämmtlichen geehrten Lordschaften einen so heillosen Spuk vorzuführen? und sich zu den Unteroffizieren wendend befahl er diesen sogleich sammt dem angeblichen Delinquenten abzutreten, die mitgebrachten Apparate fortzuschaffen, und setzte hinzu: Ich werde unmittelbar nach beendigter Sitzung ein Kriegsgericht berufen, welches dieses namenlose Vergehen auf das strengste untersuchen und bestrafen soll....

— Der edle Herzog wird verzeihen, fiel ihm hier der Teufel-Erzbischof das Wort, aber er ist für heute seiner Würde als Generalissimus suspendirt und zu einer durchaus passiven Rolle gleich allen andern anwesenden Parlamentsgliedern verurtheilt.

Wellington machte zwar noch große Augen, konnte aber keinen Laut mehr hervorbringen, ließ den Kopf wieder auf die Brust fallen und blieb stumm und unbeweglich sammt dem ganzen Ober- und Unterhaus.

Jetzt schwangen die Unteroffiziere ihre Peitschen, schon nach ein paar Hieben rieselte das Blut von des Delinquenten Rücken und bald spritzte es im ganzen Saal so umher, daß auch keiner der edlen Peers und ehrenwerthen Parlamentsglieder von demselben verschont blieb und ihre Kleider bald so mit Blut bedeckt waren, als kämen die Herrn verwundet aus der blutigsten Schlacht. Indessen hieben die Executoren aus Leibeskräften darauf los und lösten einander bei dieser Arbeit ab, wenn einer ermüdet schien. — Bald sah man das Fleisch des Gepeitschten in Fetzen und die Haut in Riemen herabhängen, so daß sogar die Knochen sichtbar wurden, und das Blut floß in Strömen aus den Wunden des Delinquenten und bildete einen blutigen Bach, der so anschwoll daß er die Füße der untersten Peers benetzte, bis der Delinquent nach dem hundert und vierzigsten Hieb endlich leblos zusammenstürzte.

— Sehen Sie, meine Herrn, hob nun Michel an, dies ist die bei unserm Heer eingeführte und von dem ehrenwerthen Generalissimus und andern Peers und Gemeinen vertheidigte Strafe. Sollte man es für möglich halten, daß Menschen gegen Menschen so zu verfahren und zu wüthen im Stande seyen! — Wer steht denn den Herrn dafür, daß sie im Fall einer Metempsychose nicht ebenfalls in die Verhältnisse solcher armen Teufel kommen und ge-

peitscht werden? und sie sollten Gott danken, daß sie die Vorsehung nicht auf Erden an die Stelle dieser armen Leute gesetzt hat, wie sie es leicht hätte thun können. — Ich will hoffen, daß die Herrn jetzt ein Einsehen bekommen haben und sich beeilen werden diese für England so infamirende als barbarische Strafe bei dem Heer auf das baldigste abzuschaffen. Es ist traurig, daß man erst zu solchen drastischen Mitteln schreiten muß, die Menschen für die Leiden ihrer Brüder empfänglich zu machen und für die Abhülfe solcher Barbareien zu stimmen, wozu Menschlichkeit und Vernunft schon allein hinreichend seyn sollten sie zu vermögen. — Aber so sind wir, wenn nur wir uns behaglich finden, unserm Leib und unseren Gelüsten fröhnen können, was kümmern uns die Leiden unserer Brüder, wir zucken die Achseln beim Anhören derselben und sprechen: Das ist einmal der Welt Lauf! — Doch für jetzt Gott befohlen, man merke sich die Lektion.

Michel und Asmodi erhoben sich nun von ihren Sitzen, letzterer schlug mit seiner Krücke auf den Boden, dem ganzen Haus war Sprache und Bewegung wieder gegeben und das blutige Schauspiel sammt der letzten Spur desselben verschwunden. Die Herrn rieben sich die Augen, rissen dieselben gewaltig auf und jeder glaubte einen gräßlichen Traum geträumt zu haben. Es kam wieder zur Berathung über die Kornbill, welche nun auch von dem Oberhaus angenommen wurde.

Michel und Asmodi aber flogen über den Canal nach Frankreich und ließen sich in einem Gehölz von St. Adresse in der Nähe von Havre nieder, um dem Regattenfest beizuwohnen, das gerade an diesem Tag stattfinden sollte und von dem Asmodi dem Michel viele Unterhaltung versprach. Das herrlichste Wetter begünstigte die vorhabenden Wettfahrten der Franzosen und Engländer.

Beide begaben sich in das vor den Thoren von Havre dicht an dem Ufer des Meeres liegende Bad-Hotel Fraskati, eine der schönsten und großartigsten Anstalten dieser Art in Europa, in welcher die Badgäste alle nur zu wünschende Bequemlichkeit mit allen möglichen Annehmlichkeiten verbunden finden. Für mehr als drei hundert Fremde sind hier die wohnlichsten Gemächer zu allen Preisen, mit den unvergleichlichsten Aussichten auf die Rhede von Havre, die offene See und die romantischen Höhen von Ingouville, daher ist dieser Ort auch der Sammelplatz der Pariser und Lon-

bunte fashionable Welt, zu der sich dann auch noch viele russische Familien, sowie Deutsche, Spanier, Amerikaner ꝛc. einfinden. — Das ganze Gebäude bildet ein großes Viereck, welches einen schön angelegten Garten und einen geräumigen Vorhof, in welchem sich die Badezimmer jeder Gattung, sowie die Stallungen und Remisen befinden, umschließt, an der Nordseite des Gartens befinden sich die prachtvollen Speise-, Ball-, Concert- und Reunionssäle nebst den Lese- und Billardzimmern und die große Restauration, in welcher die leckersten Gaumen durch die köstlichsten Erzeugnisse aller Welttheile, sowie die welche die einfachste Kost lieben, Befriedigung finden. — Von hier aus werden die herrlichsten Spazierfahrten zu Land und zu Wasser, die romantischsten Landparthien in die pittoreske und geschichtlich merkwürdige Normandie und nach ihren alterthümlichen Schlössern, Ruinen und Parks bis in die Gegend von Rouen gemacht, wozu man in Fraskati selbst alle Gelegenheit, es sey in eleganten Barken und Gondeln oder in bequemen Wagen findet; in 12 — 14 Stunden fährt man auch von hier über Southampton nach London.

Als Michel und Asmodi in den Garten von Fraskati traten, fiel ihnen gleich beim Eintreten eine Gruppe, aus einem halben Dutzend Herren und Damen bestehend, auf, die in einem sehr eifrigen Gespräche begriffen schienen, und fast alle etwas Ausgezeichnetes in ihrem Wesen und ihren Figuren hatten.

— Wer sind diese? fragte Michel seinen Begleiter:

— Der in dem ägyptisch-militärischen Costüme ist Soliman Pascha, der berühmte französische Renegat, ehemals Capitän in Napoleons Heer, der dicht neben ihm stehende mit der ausdrucksvollen Physionomie ist Horaz Vernet, der dritte kleine wuselige Mann mit dem großen Strohhut, unter dem seine Augen so quecksilbrig hervorblitzen und der die Hände so à la Napoleon auf den Rücken legt, nun ich sollte meinen den müßtest Du doch noch kennen, ich stellte Dir ihn ja schon einmal in der großen Oper zu Paris vor. —

— Ist es nicht Thiers?

— Ganz recht, und die drei von ihm unzertrennlichen Damen in den höchst eleganten und geschmackvollen Anzügen sind seine Gattin, deren Schwester, und Mutter, Madame Dosle. Die Gruppe unterhält sich von den Wahlumtrieben, die jetzt in allen Köpfen

Frankreichs ſpuken; Thiers hofft und iſt feſt überzeugt, bei dieſer Gelegenheit das beſtehende Miniſterium zu ſtürzen. Sieh nur, wie der kleine Napoleonsaffe mit beiden Händen und Füßen zappelt.

Asmodi machte nun den Michel mit noch andern merkwürdigen in Fraskati weilenden Fremden bekannt, und zeigte ihm auch die durch ihre außerordentliche Schönheit berühmte Nordamerikanerin Miß Mary Harries, Alphons Karr und andere Notabilitäten. Endlich hörte man einen Kanonenſchuß fallen, dann einen zweiten und dritten; dies war das Zeichen daß die Regatten beginnen würden. Jederman eilte nun, um ſich an die Ufer der See zu begeben und bequeme Sitze zu erlangen, ein Theil der Gäſte beſtieg den Kiosk, der über der Meerfaçade von Fraskati erbaut iſt und von wo aus man eine herrliche Ausſicht über die Rhede von Havre, die Küſten und die drei Stunden breite Mündung der Seine hat, während ſich die andern nach den Eſtraden begaben, die man eigends zu dieſem Schauſpiel für die Zuſchauer an dem Ufer errichtet hatte.

Hier ſah man einige hundert Schiffe mit Flaggen und Wimpeln in allen Farben einen weiten Halbkreis auf der See bilden, welche mit zahlloſen Ruderbarken, die in beſtändiger Bewegung waren, bedeckt war. Franzöſiſche, engliſche und amerikaniſche Schiffe machten die große Mehrzahl der einer ſchwimmenden Stadt ähnlichen Flotte aus. Auf der linken Seite hielten ſämmtliche zum Wettrennen beſtimmte Fahrzeuge, ungefähr ein halbes Hundert an der Zahl, begierig die ausgeſetzten Preiſe zu verdienen, von denen die Stadt Havre nebſt dem Prinzen Joinville die höchſten ſpendete, außerdem hatten der König, die Geſellſchaft der Regatten, die Direktion des Bad-Hotels von Fraskati und einige Privatleute noch verſchiedene Preiſe ausgeſetzt. — Das ſchönſte Wetter, der heiterſte Himmel und eine faſt ſpiegelglatte See begünſtigten das ſeltene Feſt. Die erſten Reihen der Eſtraden waren mit einem franzöſiſchen, engliſchen, ſpaniſchen, deutſchen und amerikaniſchen Damenflor beſetzt, wie man ihn wohl ſchwerlich ſo vereint zum Zweitenmal antreffen möchte. Die reichſten Toiletten und die freundlichſten blühenden Geſichter der hier verſammelten, dem Meer und den Schiffen gegenüber amphitheatraliſch thronenden Schönen gewährten mindeſtens einen ebenſo erheiternden Anblick als die ſo be-

lehte See selbst, das Fest schien Poseidon unter seinen besondern Schutz genommen zu haben.

Jetzt ließ sich abermals der Kanonendonner vernehmen und eine rauschende Militärmusik ertönte von den erhöhten Balkonen der Gräben herab. Nun lichteten die bedeckten Segelschiffe ihre Anker und flogen mit all' ihren aufgezogenen vollen Segeln davon. — Die Engländer trugen bei dieser Wettfahrt die ersten Preise davon. Abermals donnern die Kanonen und pfeilschnell rennen die, vielfüßigen Insekten gleichenden Ruderschiffe vorüber, hier sind es die flinken und rührigen französischen Seeleute, welche den Sieg und die ersten Preise erlangen; aber bei der dritten Wettfahrt, der der unbedeckten Segelschiffe, haben abermals die Engländer die Oberhand, und bei der Wettfahrt der Wallfischfahrer errang Forgett nur mit; ein Amerikaner aus New-York, einen der ersten Preise. — Noch einmal kommen die Ruderer daran, abermals siegen die Franzosen und werden nun mit tausendstimmigen Vivats von ihren Landsleuten empfangen. Unterdessen schlägt mitten in der Rhede Angesichts sämmtlicher Zuschauer eine ziemlich große Barke um und ihre sämmtliche Bemannung verschwindet in den Fluthen. Ein Schrei des Entsetzens ertönt aus allen weiblichen Kehlen, man ruft nach Hülfe, faßt sich krampfhaft bei den Händen, aber siehe da, all' die Verschwundenen kommen einer nach dem andern wieder zum Vorschein, patschen lustig um das umgekehrte Schiff herum, und es gelingt sogar ihren Anstrengungen, dasselbe gleich Wasserdrachen umschwimmend, wieder in seine rechte Lage zu bringen. Es war das Rettungsboot, bestimmt, bei irgend einem unvorhergesehenen Unglück den Schiffbrüchigen zu Hülfe zu eilen, die Mannschaft war mit den Schwimmgürteln um den Leib versehen, welche das völlige Untergehen unmöglich machen, und wiederholte noch drei bis viermal dasselbe Manoeuvre zur Belustigung der sich nun nicht mehr ängstigenden Zuschauer.

Herr Thiers hatte sich während dieses Schauspiels auf das äußerste Ende eines kleinen ins Meer gehenden Gerüstes gestellt, das bestimmt war die aus den anlandenden Barken steigenden Individuen aufzunehmen, hier hatte er seine Napoleon nachäffende Stellung angenommen und sich dem ganzen Publikum zur Schau gestellt, bestieg auch einigemal ein kleines Dampfboot, auf dem er sich in derselben Stellung vor den Zuschauern auf- und nieder-

fahren ließ, dann wieder den Platz einnahm und allem Anschein nach vermuthete, die Hauptzielscheibe aller Aufmerksamkeit zu seyn. Der gute Mann irrte jedoch, die wenigsten Personen kannten ihn, und die welche ihn kannten ließen höchstens ein gleichgültiges tiens voilà Thiers fallen, andere denen man ihn zeigte sagten: tiens, je le croyais plus grand. Mehr Aufsehen erregten Horaz Vernet und Soliman Pascha, was letzterer wohl seinem Costüme mit zu verdanken haben mochte.

Michel, den es verdroß daß sich der kleine Thiers eine so große Wichtigkeit beilegte, flüsterte dem Asmodi zu, daß man dem nach dem Portefeuille und dem linken Rheinufer so heißhungrigen Männlein einen Streich spielen müsse.

Plötzlich senkte sich aus hoher Luft zum Erstaunen aller Zuschauer ein Ballon herab, in dem zwei lustige Gesellen saßen, sich gerade vor dem Ermiuister niederließen und ihn einluden eine kleine Luftfahrt mit ihnen zu machen, da sie ihm zu Ehren den Ballon hätten steigen lassen. Thiers ließ sich dies nicht zweimal sagen, bestieg das Luftschiffchen und schwebte in wenig Augenblicken wohl einige tausend Meters über dem Canal, sich gewaltig mit seinen kleinen Armen verarbeitend, als protestire er schwindelnd gegen eine so hohe Fahrt. Schon war der Ballon so hoch daß er nur noch einem Pünktchen ähnlich sah und die Zuschauer Mühe hatten ihm zu folgen, als sich dieses Pünktchen zu entzünden und in ein Flämmchen zu verwandeln schien, man hörte einen Knall und einige Momente darauf purzelte eine kleine putzige Figur, sich Tausendmal in den Lüften drehend, aus demselben herab und platsch plumpste sie in die See. Die Schiffer mit dem Rettungsboot eilten rasch herbei und fischten ein Ding auf das sie zuerst für einen riesigen Seekrebs hielten, das aber bald für die Figur des Herrn Thiers erkannt wurde, den man nun ohnmächtig nach Fraskati und daselbst bald wieder zu sich brachte. — Er schwur, nachdem er wieder zur Besinnung gekommen war, nie mehr so hoch fliegen zu wollen und versicherte auch später im Vertrauen seine Freunde, daß das lustige Seebad alle Lust nach einem Rheinbad bei ihm abgekühlt habe.

Das Fest des Tages endigte mit einem prächtigen Ball in Fraskati, den der schon wieder ganz hergestellte Thiers mit sei-

nen Damen ebenfalls verherrlichte, und auf dem ſich Michel eine Polka mit der liebenswürdigen Madame Thiers erbat, und mit der reizenden amerikaniſchen Miß Harries walzend, welche, von Thiers Unfall ſprechend, meinte: es wäre doch Schade geweſen, wenn er verunglückt wäre, wir hätten dann nicht das Ende ſeines intereſſanten Romans, des Kaiſerreichs, erhalten.

Nach Mitternacht kehrte Michel nach Paris in ſein Hauptquartier zurück, Asmodi war ſchon früher in ſeine glühende Unterwelt abgefahren.

XI.

Michel besucht die Galeere zu Toulon. — Merkwürdige Geschichte eines Galeerensclaven daselbst *).

„Laß dich den Teufel erst bei einem Haar fassen, so bist du bald sein eigen mit Leib und Seele."

Schon längst hatte Michel Lust gehabt, einen Flug nach Italien, und dem heiligen Vater zu Rom seine Aufwartung zu machen. Jetzt wollte er dies Vorhaben ausführen, der Teufel hielt ihn jedoch davon ab, indem er ihm sagte: er möge sich noch gedulden, da eben ein neuer Pabst, Pius IX., gewählt worden, und es gut sey einige Zeit abzuwarten, um zu sehen wie sich die neue Heiligkeit anlasse; die jüngst verstorbene sey bereits in des Großsatans Reich angelangt. —

Michel fand diesen Rath vernünftig, und nachdem er hin und her überlegt hatte wohin er nun zuerst seinen Flug nehmen wolle, sagte er endlich:

— Laß uns einmal nach Toulon fliegen und die dortigen Galeeren besuchen, ich bin überzeugt, daß mir dies eine große Unterhaltung gewähren wird, es müssen sich interessante Gesichter, geniale Kerls unter dem über 4000 Mann starken Heere der dortigen Galeerensclaven befinden.

Gegen zehn Uhr des Morgens präsentirten sich Michel und Asmodi an dem Eingange des Arsenals von Toulon, in welches sie der wachthabende Offizier nach Vorzeigung ihrer, sich in der vollkommensten Ordnung befindenden, vom Platzkommandanten ausgestellten Erlaubnißkarten einließ.

*) Dieser Geschichte liegt Wahrheit zu Grunde.

Michel besichtigte zuerst die bekannten Merkwürdigkeiten des Arsenals, und namentlich die Aufenthaltsorte, Schlafstätten und gemeinschaftlichen Säle der Forçats, wo er mehrere wegen leichteren Vergehen an die Pritschen angekettet fand; sodann begab er sich dahin, wo diese Unglücklichen mit den öffentlichen Arbeiten beschäftigt sind, denen er eine Weile zusah, und fand hier Leute aus allen möglichen Ständen aneinander gekettet, Geistliche und Militärpersonen, Adelige und Taglöhner, Advokaten und Handwerker, Gutsbesitzer und Bauern, Kaufleute, Aerzte und Notare, Fabrikanten und Künstler ꝛc. ꝛc., alle Stände waren repräsentirt. Einige die sich Nachläßigkeit und Trägheit zu Schulden kommen ließen, wurden mit eisenbeschlagenen Stöcken auf das kräftigste von den Aufsehern angetrieben, mehr Fleiß zu zeigen. Jetzt erschallte ein gellender Pfiff, und augenblicklich wurde die Arbeit eingestellt; einige Forçats, welche die Dienste der Köche versahen, brachten den Uebrigen in hölzernen Kübeln dicke Bohnen in einer wässerigen Brühe von Salzwasser, auf der einige Fettaugen schwammen, das Mittagessen der Galeerensclaven. Nach dem eingenommenen Mittagsmahl wurde eine Exekution an mehreren Galeerensclaven vollzogen, die sich kleine Diebstähle, als: der Entwendung einiger Schiffsnägel und ähnlicher Gegenstände, hatten zu Schulden kommen lassen, oder einen Kameraden bestohlen hatten. Andere Forçats brachten die sogenannte Bank der Gerechtigkeit, man führte die Schuldigen herbei, denen außer den eisernen Ketten und Ringen an Füßen und Händen auch noch die letzteren besonders zusammen gebunden waren, und legte sie nun auf die fatale Bank, wo sie mit einem gedrehten, längere Zeit in Seewasser eingeweichten Strick eine ziemliche Anzahl Prügel empfingen und zum Theil gräßlich heulten. Es wurde endlich auch ein aus dem Bagno entwischter und wieder eingefangener Forçat herbeigeführt, den man, nachdem er eine tüchtige Anzahl Prügel erhalten hatte und ihm verkündigt worden war, daß seine Strafzeit nun um fünf Jahre verlängert würde, auf eine Tonne setzte und ankettete, ihm die Hände knebelte, den Kopf neuerdings schor, und ihm ein Brett um den Hals hing, auf dem die Worte: evadé ramené (ein zurückgebrachter Entwischter) zu lesen waren.

Michel, der diesem Schauspiel mit großer Theilnahme zusah, bemerkte einen schon ältlichen Galeerensträfling, der in der Nähe stand, jedoch nicht mehr mit einem andern zusammengeschmiedet, sondern

en chaine brisée (mit gebrochener Kette) war *), und ungewöhnlichen Antheil an diesem Schauspiel zu nehmen schien, dessen Physionomie, Haltung und Wesen auch einen nicht ganz gewöhnlichen Menschen verriethen.

Michel näherte sich demselben und richtete einige Fragen an ihn, welche sich auf das Schreckliche seiner Lage bezogen, die von dem Galeerling jedoch ziemlich mürrisch und abstoßend beantwortet wurden, da sie derselbe als von einer blos müßigen Neugierde herrührend zu betrachten schien.

— Glaubt mir, mein Freund, wandte sich Stürmer mehrmals an ihn, es ist nicht eine gleichgültige, unbescheidene oder vorwitzige Neugierde, welche mich zu den an Euch gethanen Fragen veranlaßte, sondern ich fühle mich durch etwas, das in Eurem ganzen Wesen liegt, angezogen; Ihr scheint mir kein ganz gewöhnlicher Verbrecher, vielleicht auch nur durch Verhältnisse und Schicksale zu den Thaten hingerissen, die Euch hierher brachten; wir Menschen sind ja doch alle nur ein Spiel der Launen des Geschicks.

Der Galeerensclave seufzte schwer, und tief athemholend warf er einen forschenden Blick auf den Frager, blieb jedoch noch stumm, als dieser fortfuhr:

— Faßt Vertrauen zu mir, theilt mir aufrichtig und der Wahrheit gemäß mit, was Euch hierher geführt, seyd Ihr nicht ein eingefleischter und unverbesserlich verstockter Sünder, so werde ich Euch meine Theilnahme nicht versagen und kann Eure Lage vielleicht erträglicher machen. Daß Euer Benehmen im Bagno nicht das schlimmste seyn kann, beweist mir, daß Ihr nicht mehr zusammengekettet seyd. Nun sprecht:

— Mein Herr, sagte nun der Forçat mit gedämpfter Stimme, meine Lage ist jetzt erträglich, ich bin von der rauhesten Arbeit wie von der rohesten Gesellschaft meiner Kettenkameraden befreit,

*) Galeerensclaven, die seit längerer Zeit eine gute Aufführung und Besserung gezeigt, wird häufig die Vergünstigung zu Theil, daß sie von ihren Kettenkameraden getrennt werden, dann nur noch die halbe Kette um den Leib gewunden und an den Fußring angeschmiedet tragen, und zu leichtern Arbeiten oder Diensten verwendet werden.

ſchlafe nun im Prüfungsſaal*), und verſehe den Dienſt eines Schreibers in der Seilerei. Ich bin zufrieden, habe nichts mehr was mir die Rückkehr in die Welt wünſchenswerth machen könnte, und alle meine Hoffnung ſetze ich noch in das Grab und die Barmherzigkeit des allmächtigen Weltenlenkers, denn ich bin ein groſſer Sünder.

Ein tiefer Seufzer begleitete dieſe Worte, und der Forçat verſtummte abermals. Michel wuſte ihn jedoch durch ſeine ſich immer gröſſer und aufrichtiger zeigende Theilnahme wieder zum Reden zu bringen und ihn endlich zu dem Entſchluſſe zu vermögen, ihm ſeine ganze höchſt merkwürdige Lebensgeſchichte, ſowie was ihn an dieſen ſchrecklichen Ort gebracht, mitzutheilen, wozu er alle Zeit hatte, da für heute ſeine Geſchäfte in der Schreiberei beendigt waren und er die Freiheit hatte, bis zum Schlafengehen im Arſenal herumgehen zu dürfen.

— Eine herzbrechende Geſchichte, höhnte nun der Hinkende, nur Schade daß ich ſie ſchon kenne; Du wirſt mich alſo entſchuldigen, wenn ich mich einſtweilen anderwärts im Arſenal herumtreibe, und die hoffnungsvolle Beute für unſer Reich muſtere. —

— Ganz nach Gefallen, erwiederte Michel, ſeinen Gefährten beurlaubend, und von Erſterem nochmals aufgefordert, begann der Forçat ſeine Geſchichte mit folgenden Worten:

— Vor allem, mein Herr, bitte ich Sie, meiner Erzählung den vollkommenſten Glauben beizumeſſen, denn alle menſchlichen Eitelkeiten habe ich längſt abgeſchüttelt, ich werde ſo wahr als aufrichtig ſeyn, vielleicht kann die Kenntniß meiner Lebensgeſchichte noch einigen Nutzen bringen, und hie und da einen ſchwachen Menſchen vom erſten Schritt der Sünde abhalten. —

An der Wiege, mein Herr, wurde es mir nicht geſungen, daß ich einmal die Staatsuniform der Galeere tragen würde. Mein Vater war ein wohlhabender Gutsbeſitzer der Normandie in der Nähe von Rouen. Er nannte ſich St. Albe, und hatte eine der reichſten Erbinnen der Provinz geheirathet, die einzige Tochter eines Kaufmannes in Rouen. Anfänglich war die Ehe ſehr glücklich, und vier geſunde Kinder die Früchte derſelben; doch hatte das eheliche Glück nicht lange Beſtand: mein Vater machte häufige

*) Ein Saal, in welchem die mehrere Jahre Geprüften und zur Beſſerung Hoffnung gebenden Forçats ſchlafen, auch eine Matratze und zweimal wöchentlich Fleiſch erhalten.

Reisen nach Paris, hielt sich meistens lange, zuletzt fast immer da-
selbst auf, meine Mutter ganz vernachläßigend. Diese verließ nun
auch die Güter und zog nach Rouen, wo sie sich bei Bekannten und
Verwandten über ihres Mannes Benehmen, der in der Hauptstadt
sehr viel Geld durchbrachte, zu trösten suchte. Die schon bestehende
Uneinigkeit zwischen meinen Eltern artete endlich in eine fort-
dauernde Trennung aus. Unter solchen Umständen ward unsere
Erziehung, namentlich die sittliche, äußerst verwahrlost. Zwei
meiner Geschwister, Knaben, starben noch sehr jung, und Vater
und Mutter folgten ihnen einige Jahre später in dem kurzen Zeit-
raum von sechs Monaten eines nach dem andern und in sehr
zerrütteten Vermögensumständen. Meine Schwester, ein recht hüb-
sches Mädchen von kaum fünfzehn Jahren, und ich waren die Er-
ben. Wir waren gewöhnt unsere Wünsche fast immer in Erfül-
lung gehen zu sehen, und kannten keinen andern Herrn als unsern
Willen. Obgleich meine Schwester in einem Demoiselles-Institut
zu Paris erzogen wurde, so hatte sie doch schon so viel Erfahrung
in gewissen Dingen, als hätte sie bei der leichtsinnigsten Welt-
dame gelebt. ‚Sie und ich, wir hatten nur eben gelernt was wir
gewollt, und unser Wissen war daher nicht weit her. Julie klim-
perte ein wenig Pianoforte, sang leidlich frivole Romanzen und
schrieb allerliebste kleine Billets-doux. Ich hatte Reiten und Fah-
ren gut, Schreiben ziemlich, etwas Musik und alle andere Dinge,
besonders das Rechnen, schlecht gelernt. So waren unsere Kennt-
nisse beschaffen als wir Waisen wurden. Nachdem die hinterlas-
senen Schulden der Eltern bezahlt, die Güter verkauft, oder viel-
mehr durch spitzbübische Vormünder mit Hilfe eines schurkischen
Notars um einen Spottpreis verschleudert worden, das meiste
Mobiliar veräußert, und, wie man uns sagte, unsere Angelegen-
heiten geordnet waren, blieben kaum 50,000 Franken übrig. Ich
zählte damals zwanzig Jahre, begehrte zu meiner völligen Aus-
bildung nach Paris zu gehen, was meinem Vormunde ganz er-
wünscht zu seyn schien, und hauste daselbst so gut, daß, als ich ein
Jahr darauf mündig wurde, ich an 10,000 Franken für allerlei
kleine Schulden zu bezahlen hatte, und mir keine fünfzehn Tausend
Franken mehr von der Erbschaft übrig blieben; auch erfuhr ich
während der Zeit, daß meine hübsche Schwester unter der Hand
verschwunden, und, wie man glaube, mit weiß Gott was für einem
Chevalier nach England gegangen sey. Dies war die geringste

meiner Sorgen, die hauptsächlich dahin gingen, mir in Paris eine recht angenehme und lustige Existenz zu verschaffen. Die bezahlten Schulden gaben mir neuen Credit, ich setzte besonders meine Garderobe auf einen eleganten Fuß, und suchte mich hier recht in die große Welt zu lanziren. Das Glück wollte mir so wohl, daß ich einer recht hübschen reichen Witwe gefiel, deren vor wenigen Monaten verstorbener Gatte ihr ein Vermögen von 60,000 Franken Renten hinterlassen hatte. In einigen Monaten war ich Louisens glücklicher Ehemann, und da wir uns beide recht innig liebten, so verlebten wir die angenehmsten Tage von der Welt, brachten die meiste Zeit vergnügt auf einem in der Nähe von Paris gelegenen Landhause zu, das meiner Gattin gehörte, und lebten nur wenige Wintermonate in der Hauptstadt in einem kleinen auserwählten Cirkel; meine Frau wußte mich von allem abzuhalten, was uns hätte verderblich werden können. Sie war sehr vorsichtig in der Wahl ihres Umganges, wir empfingen und besuchten nur geprüfte Freunde, meistens frühere Bekannte meiner Frau. Dies ruhige und heitere Leben währte einige Jahre, und ein paar liebenswürdige Kinder vermehrten unser häusliches Glück.

Eines Abends lernte ich in einer glänzenden Soirée bei einer Tante meiner Frau, der Baronin Tellier, einen einnehmenden jungen Mann kennen, der sich Vicomte de Saint-Roche nannte, und dessen Unterhaltung, obgleich über sehr alltägliche und nicht sehr noble Gegenstände, mich dennoch so zu ihm hinzog, daß ich von jetzt an dessen Gesellschaft immer mehr suchte. Auch er war noch nicht lange verheirathet und hatte eine hübsche, reiche Creolin zur Frau, der er mich vorstellte. Wir wurden bald näher mit dem jungen Ehepaar bekannt, dessen große Zuvorkommenheit meine Gattin ziemlich frostig erwiederte, was jene aber nicht zu bemerken schienen, sondern uns mit Artigkeiten überhäuften, und häufig besuchten. Da sich meine Frau fortwährend sehr kalt gegen die freundlichen Leute benahm, so machte ich ihr einige Vorwürfe deßhalb; sie antwortete mir: »Lieber Charles, ich fühle eine ganz eigene Abneigung gegen diese Personen, die ich mir nicht zu erklären vermag, aber es kömmt mir vor als sähe ich die Störer unsers Glücks in ihnen, ich wünschte wir mieden sie; der Mann hat etwas in seinem Wesen das mir durchaus mißfällt.«

— Possen, liebe Louise, versetzte ich, behandelte dies Vorgefühl meiner Frau als abergläubische Grillen, und suchte sie zu bereden,

daß der Vicomte und seine junge Frau tout à fait Leute comme il faut seyen. Aber vergeblich; meine Frau ließ sich ihre vorgefaßte Meinung nicht ausreden, und schien von einem wahren Abscheu gegen den jungen Mann besessen.

Ein paar Tage später nach diesem Auftritt erhielt ich eines Morgens ein Billet von dem Vicomte, in welchem er mich auf eine so verbindliche Weise für denselben Nachmittag zu einer Fahrt nach Versailles einlud, daß ich es nicht gut abschlagen konnte, und meine Neigung vermochte mich ohnehin zur Annahme derselben. Ich zeigte das Billet meiner Frau, die mir es mit einem Seufzer zurückgab und sagte: Thue was dir angenehm ist, lieber Charles, aber ich werde nicht von der Parthie seyn, ohnehin leide ich an Kopfschmerzen und habe einen unangenehmen, schweren Traum gehabt: Wir gingen beide längs einem furchtbaren Abgrund spazieren, auf einmal glittst du aus, ich wollte dich zurückhalten, aber die Kräfte dazu mangelten mir, du rissest mich mit dir hinab und wir stürzten beide in die bodenlose Tiefe; ich erwachte, und der Angstschweiß stand mir auf der Stirne. —

Träumereien, Albernheiten, theure Louise, seit wann gibt sich mein sonst so vernünftiges Weib dem Aberglauben hin? Meine Frau war jedoch nicht zu bewegen Theil an der Fahrt nach Versailles zu nehmen und schützte Kopfweh vor. Der Vicomte kam gegen Mittag in einem eleganten Wagen mit seiner Gattin angefahren, uns abzuholen, und zugleich eine Anstandsvisite zu machen. Louise, die in der That leidend schien, empfing sie jedoch nicht und ich entschuldigte sie bestens. Ich fuhr nun allein mit dem Vicomte und seiner Frau fort. Die Vicomtesse war äußerst aufgeräumt, wir scherzten, lachten, unterhielten uns auf das Angenehmste, und blieben bei einem schwelgerischen Diner bis tief in die Nacht hinein, so daß ich erst lange nach Mitternacht wieder in Paris eintraf, wo ich meine Frau noch wachend und mit verweinten Augen meiner ängstlich harrend antraf. — Um nicht langweilig zu werden, will ich Ihnen in wenig Worten sagen, daß ich von jetzt an von dem Vicomte und seiner artigen Frau so bezaubert war, daß ich keinen Tag mehr ohne sie seyn konnte und auch meine Gattin nöthigte, deren Umgang wenigstens nicht zu meiden. Einige Wochen nach dieser Bekanntschaft, nachdem ich einen Spazierritt mit dem Vicomte und seiner Frau gemacht, wir abgestiegen waren und die Pferde dem Bedienten übergeben hatten,

nahm mich derselbe unter den Arm, führte mich bei Seite, während die Vicomtesse die Treppen ihres Hotels hinanstieg, und sagte: Jetzt wollen wir noch einen Gang machen, der zu den kleinen Mysterien von Paris gehört; Sie werden mir es danken, Ihnen Bekanntschaften zu empfehlen, die in das langweilige eheliche Alltagsleben doch einige Abwechslung zu bringen vermögen, und ohne welche das Leben für Männer wie wir sind keinen Reiz haben würde.

Mit diesen Worten führte mich mein Freund um eine Straßenecke, schob mich in einen Fiaker ohne nur meine Antwort abzuwarten, und rief dem Kutscher zu: No. 113 Rue de Dreda. Auf alle meine Fragen, was dies zu bedeuten habe, konnte ich keine andere Antwort erhalten, als: Geduld, Freund, Ihre Neugierde wird schnell befriedigt werden. Bald hielten wir an der bezeichneten Hausnummer still: eine alte Portière, die meinen Begleiter als guten Bekannten begrüßte, empfing uns freundlich. Wir stiegen zwei Treppen hinan, der Vicomte klingelte, ein kleines Mädchen öffnete uns artig bewillkommend und sagte: Mademoiselle Adeline erwartet Sie schon seit einer Stunde, Herr Vicomte. Wir traten ein, und ein allerliebstes kastanienbraunes Lockenköpfchen sprang meinem Freund mit den Worten entgegen: »Aber du hast lange auf dich warten lassen und verdientest eine rechte Strafpredigt.« — Die ich mit Geduld anhören will, jedoch ein andersmal, erwiderte der Vicomte, und setzte hinzu: wo ist deine Freundin Emeline? — Vor ein paar Minuten hat sie mich verlassen, an Euerm Kommen zweifelnd und anderwärts dringende Geschäfte habend. —

— Das ist ärgerlich, sprach der Vicomte, und nöthigte mich zum Sitzen. Es begann nun eine ziemlich frivole Unterhaltung zwischen den Beiden, die mir über deren Verhältnisse zu einander keinen Zweifel mehr übrig ließ, und ich muß gestehen, daß mich die aufgeweckte Munterkeit und die witzigen Einfälle des allerdings reizenden Mädchens, von dem jede Bewegung ungemein graziös war, entzückte. Ich nahm Theil an der Unterhaltung, und das Mädchen versprach mir, nachdem sie sich sammt dem Vicomte über mich lustig gemacht daß ich mich so mit der alltäglichen ehelichen Kost begnüge, für eine recht schöne Freundin zu sorgen, was ich halb im Scherz halb im Ernst ablehnte, jedoch versprach die Schöne zu sehen, da mich dieses ja zu nichts ver-

bindlich mache. Sie nannte mir nun Emmeline, der ich durch Vermittelung des Vicomtes ſchon beſtens empfohlen ſey und die mich erwartet hatte. Wir mußten verſprechen noch denſelben Abend wieder zu kommen, damit ich die holde Schöne kennen lerne. Nachdem wir des Vicomtes Freundin, eine Lorette der feinſten Gattung verlaſſen hatten, ſuchte er mich durch Scherze und Aufziehen dahin zu ſtimmen, doch auch ein ſolches Nebenvergnügen mitzunehmen und ebenfalls ein artiges Mädchen zu unterhalten, was keine ſo ungeheuren Ausgaben mache und die das mannigfaltigſte Vergnügen gewähre. Ich ließ mich bereden die mir zugedachte Schöne wenigſtens in Augenſchein zu nehmen und fand mich zur beſtimmten Stunde mit dem Vicomte wieder bei Adelinen ein, die uns freundlich lächelnd empfing, eine Seitenthüre öffnete und ſagte: nun, Herr von Saint-Albe, ich hoffe Sie werden zufrieden ſeyn. Ein ſchön gewachſenes, hübſches Mädchen trat aus dem Kabinet, das ſie bei der Hand nahm und mir zuführte. Als wir uns bis auf ein paar Schritte genähert hatten, rief die Schöne mit einemmal laut aufſchreiend: Ach, mein Gott, Charles! und ich faſt eben ſo ſchnell, meine Schweſter Julie erkennend: Julie!

— Was zum Henker, das ſind alſo alte Bekannte, rief der Vicomte erſtaunt, und Adeline ſetzte etwas verblüfft hinzu: »nein ſo etwas iſt mir noch nicht vorgekommen; wir wollen ihn Sitte lehren und er iſt vielleicht längſt unſer Meiſter.« Ich gab meiner Schweſter ein Zeichen ſich nicht zu verrathen, und fiel mit den Worten ein: Allerdings, wir kennen uns ſchon ſehr lange, das thut aber nichts zur Sache, nicht wahr, mein Kind? und mich gegen den Vicomte und Adelinen wendend fuhr ich fort: — Thut uns den Gefallen uns nur ein paar Augenblicke allein zu laſſen, ich habe der Demoiſelle etwas von Wichtigkeit mitzutheilen. Adeline zerrte lachend den Vicomte in ein Seitenkabinet, und ich bat meine Schweſter auf einer Bergère neben mir Platz zu nehmen.

— Um Gotteswillen, Julie, wie kommſt du hierher, ſagte ich zu meiner Schweſter ſobald wir allein waren. Du verſchwandeſt, ohne daß es mir trotz allen Nachforſchungen bis jetzt möglich geweſen, deinen Aufenthaltsort ausfindig zu machen. — Sie theilte mir nun mit großer Unbefangenheit und wie von ganz gleichgültigen Dingen ſprechend mit, daß ſie ihr Muſiklehrer ent- und verführt und dann in Paris verlaſſen habe, wo ſie ſeitdem verſchiedene alte und junge, reiche und vornehme Liebhaber gehabt,

mit denen sie ein recht angenehmes Leben geführt, einige unter ihnen hätten sie, andere hätte sie verlassen, und da sie gerade in diesem Augenblicke vacant sey, so habe ihr ihre Freundin Adeline versprochen, für einen recht liebenswürdigen und generösen Kavalier zu sorgen, und nun wolle es der sonderbarste Zufall von der Welt, daß man ihr den eigenen Bruder zuführe. — Also eine Lorette in optima forma, sagte ich im Innersten empört zu ihr. — Und was weiter? Du glaubst nicht, lieber Charles, was für ein sorgenloses, ungezwungenes und vergnügtes Leben wir führen. Wir beneiden wahrlich nicht die großen Damen in den Prachtkarossen, die oft die Mittel dazu hergeben müssen, daß auch wir in eleganten Wagen Logen besuchen, uns in die reichsten Stoffe und Spitzen kleiden und mit Brillanten schmücken können. — Ich sah nun wohl ein, daß es mir nicht in einigen Stunden gelingen würde, dem unglücklichen Geschöpf andere Grundsätze beizubringen und auf den Weg der Tugend und Reue zurückzuführen, da sie mir auf meine Andeutungen deßhalb erwiderte: Ei, ei, seht doch den Herrn Bruder! er will den Sittenrichter spielen, und welchen Umständen und Grundsätzen verdanke ich es denn, daß wir uns wiederfinden? — Hierauf konnte ich freilich eben nicht mit großem Erfolge antworten. — Alles was ich erlangen konnte war, daß sie mir versprach, vorerst keine neuen Bekanntschaften anzuknüpfen, wenn ich für ihren reichlichen Unterhalt sorgen wollte, wovon ich ihr sogleich den Beweis gab, indem ich ihr meine mit Gold gefüllte Börse zustellte. Ich rief nun das Pärchen im Kabinet herein, und Adeline sagte eintretend und lachend: Nun, sind wir einig geworden? — was ich bejahte, mich mit Julien empfahl, und sie schon den andern Tag in eine anständige, von dem Lorettenquartier in dem sie bisher gehaust, entfernte Wohnung brachte. Ich gab mir nun alle erdenkliche Mühe, das Mädchen auf bessere Wege zu bringen, ihr eine gräßliche Zukunft und ein elendes Alter auf das lebendigste vormalend. Schon glaubte ich sie auf dem bessern Wege, als ich nach wenigen Wochen eines Morgens ein Billetchen von ihr erhielt, in welchem sie mir schrieb, sie habe ein so langweiliges Leben unmöglich länger ertragen können, sie liebe ihre Freiheit und Unabhängigkeit, wolle das Leben genießen so lange es gehe, und sey deßhalb in der vergangenen Nacht mit einem neuen Geliebten auf Reisen gegangen, ich solle mich nicht bemühen sie auf-

zuſuchen, da alle meine Nachforſchungen vergeblich ſeyn würden u. ſ. w. Verſtimmt eilte ich zu Adelinen, um vielleicht von dieſer etwas Näheres über Juliens Verſchwinden zu erfahren, aber ſie wußte mir nicht die mindeſte Auskunft über das unglückliche Mädchen zu geben, ſuchte mich ſchäkernd und ſpottend über meinen Verluſt zu tröſten und mich durch ihre muntere Ausgelaſſenheit zu erheitern. Der Vicomte kam hinzu, man nöthigte mich zum Frühſtücke zu bleiben und zog mich auf, daß ich mein Liebchen ihrem Umgang entzogen und ſo geheimnißvoll und ſicher recht wohl verwahrt habe. Dieſe Begebenheit hatte mich ſehr verſtimmt, die ſanften Vorwürfe meiner Gattin über mein verändertes Benehmen erbitterten mich, ſtatt in mich zu gehen, ich ſuchte nur noch mehr Zerſtreuungen außerhalb des Hauſes, und fand ſie bald in — Adelinens Armen, die der Vicomte vernachläßigte; zu Hauſe, wo ich nur wehmüthige Geſichter ſah, ließ es mich nicht mehr raſten und bald führte ich ein eben ſo koſtſpieliges als wüſtes Leben. Der Vicomte war mein faſt unzertrennlicher Gefährte, wir taumelten von Gelage zu Gelage, und feierten Orgien mit den berühmteſten und berüchtigtſten Theaterprinzeſſinnen. Nothwendige Geſchäftsreiſen vorgebend, entfernte ich mich oft wochenlang von Haus, verlor große Summen im Spiel, das Lansquenet koſtete mich bald über hunderttauſend Franken, und ſo kam ich von Abweg zu Abweg. Hat man einmal die breite Heerſtraße des Laſters betreten, ſo geht es mit Rieſenſchritten voran. Bald waren meine Vermögensumſtände nicht mehr die beſten. Der Vicomte, der zum Theil mit aus meinem Beutel ſchöpfte, rieth mir nun an meine Finanzen wieder zu ordnen, Börſenſpekulationen zu machen, und bald ſaß ich bis an den Hals in Geldverlegenheiten, denn ſie mißlangen. Ich hatte Wechſel ausgeſtellt, konnte ſie an den Zahltagen nicht honoriren, Proteſt-, Gerichtskoſten und Wucherzinſen vervierfachten und verzehnfachten ſchnell meine urſprünglichen Schulden, und um mich aus dieſen dringlichen und entſetzlichen Verlegenheiten zu retten, verfertigte ich auf den Rath und das Zureden des Vicomte falſche Wechſel, die ich mittelſt glücklicher Börſenſpekulationen vor der Verfallzeit einzulöſen hoffte; aber die Sache ſchlug wieder fehl, ich verlor, konnte die Differenzen nicht bezahlen, und noch vor der Verfallzeit wurde der Betrug mit den falſchen Wechſeln entdeckt, ich verhaftet und zu zwanzig Jahren

Galeerenſtrafe und Ausſtellung am Pranger mit Brandmarkung verurtheilt! —

Hier hielt der Forçat tief ſeufzend einen Augenblick inne, und fuhr dann fort. — Mein armes Weib konnte die Schmach nicht ertragen und ſtarb am Tage, in der Stunde meiner Brandmarkung; meine Kinder wurden in ein Armenhaus gebracht und ich nach Toulon abgeführt. Hier angekommen wurde ich mit einem der ſcheußlichſten Verbrecher, einem gefährlichen Raubmörder, der ſchon lange die Straßen von Paris unſicher gemacht, und ein ausgelernter Gauner in allen Laſtern und Diebskniffen, auch ſchon einigemal entſprungen war, zuſammengeſchmiedet. In den erſten Tagen meiner Strafzeit war ich in ein dumpfes Hinbrüten verſunken und verrichtete mechaniſch alles, was mir zugemuthet und anbefohlen wurde; bald aber brachte mich der furchtbare Cinismus und die Rohheit meines Kettenkameraden wieder zum Bewußtſeyn und nun fühlte ich das Entſetzliche meiner Lage. An dieſen durch und durch faulen Ausbund aller Laſter gekettet, wollte ich ihm anfangs widerſtreben und ihm widerſtehen, ſah aber bald ein, daß ich meine Lage dadurch nur zehnfach verſchlimmerte, bald gab ich ſeinem Cinismus und der Art Lebensphiloſophie, die er ſich geſchaffen, Gehör; er prägte mir beſonders den Grundſatz ein: die menſchliche Geſellſchaft hat uns für immer ausgeſtoßen, behandelt uns als ihre gefährlichſten und nichtswürdigſten Feinde, warum ſollten wir nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, und uns rächen und ihr ſchaden wo und wie wir es nur können, und ſo blutig und grauſam als wir es nur immer vermögen? Die ſchreckliche Behandlung, die mir auf der Galeere zu Theil wurde, die alle Menſchlichkeit bei Seite ſetzt, der tägliche Umgang mit den abgehärtetſten und eingefleiſchteſten Verbrechern machte, daß auch in meinem Buſen bald kein anderes Gefühl, als das der unverſöhnlichſten Rache Raum fand, und mit Gleichgültigkeit der Erzählung der ſcheußlichſten Thaten zuhörend, deren man ſich hier täglich mit einer Art von Stolz rühmte, und mit meinem Kettenkameraden, der ohnehin manchen beſſern Biſſen mit mir theilte, den er durch Arbeiten verdiente die ich nicht zu leiſten vermochte, bald einverſtanden, ſannen wir nur noch auf Mittel, unſere Befreiung zu bewerkſtelligen, indem wir uns gegenſeitig vornahmen, wenn uns dieſe gelungen, vor nichts zurückzubeben, was unſere Pläne fördern und uns ein behagliches und genußreiches Leben verſchaffen könne. Meine Kinder

waren bereits zu ihrem Glück im Armenhaus gestorben, ich hatte nichts mehr was mich noch an die menschliche Gesellschaft fesseln konnte, und nahm keinen Anstand mich gegen dieselbe zu verschwören. Mein Kamerad hatte schon längst Verbindungen mit einer alten Kupplerin die in der Stadt Toulon wohnte, welcher er von Zeit zu Zeit die im Arsenal gestohlenen Gegenstände durch die Zwischenträgerei freier Arbeiter zukommen ließ und dafür einige Sous erhielt. Durch denselben Kanal hatte er sich Uhrfedern zu verschaffen gewußt, die er in seinen hölzernen Schuhen verbarg, und mit deren Hülfe er die eisernen Ringe, welche uns an die Ketten fesselten, durchsägen wollte. Die alte Marthe, so hieß das Weib, war von dem Projekt unserer Entweichung in Kenntniß gesetzt und versprach alles vorzubereiten, um unsere Flucht aus Toulon möglich zu machen. Das Schwierigste war das Entkommen aus dem Arsenal, doch auch hier wußte Rossier, so nannte sich mein Kettenkamerad, Rath und versprach für Uniformen und Dienstmützen zu sorgen, vermittelst deren uns die Wachen ungehindert passiren lassen würden. Als wir Tag und Stunde unserer Entweichung festgesetzt hatten, sägte mein Gefährte unsere Ringe in der vorhergehenden Nacht durch; wir begaben uns mit Tagesanbruch in einen offenen Schoppen, in welchem mehrere leere Tonnen standen, aus einer derselben langte er die zu unserer Verkleidung nöthigen Montirungsstücke nebst zwei Dolchmessern hervor, die wir mit den Galeerenkleidern, hinter den Fässern versteckt, vertauschten, und sodann nach dem Morgenkanonenschuß das Arsenal ungehindert verließen, uns zur alten Marthe begebend, wo wir abermals unsere Kleidung mit der bürgerlichen Tracht gewöhnlicher Arbeiter wechselten. Aber während wir noch damit beschäftigt waren, hörten wir schon die Allarmschüsse fallen, welche unsere Flucht verkündeten. Wir hatten gehofft die Stadt noch früher verlassen zu können, weil dann die Thorwachen keine Aufmerksamkeit auf die Passanten verwendet haben würden; da aber dies fehlgeschlagen, so mußten wir uns so gut als möglich so lange in der Stadt zu verbergen suchen, bis sich eine passende Gelegenheit finden würde dieselbe zu verlassen. Zur größeren Sicherheit trennten wir uns, und Marthe brachte mich bei einer öffentlichen Dirne unter, auf die sie sich vollkommen verlassen konnte. Die Vorsicht war nicht überflüssig, denn es dauerte nicht lange, so hielten Polizei und Gensdarmen Haussuchungen in allen verdächtigen Häusern

und bei meiner Beschützerin, die allein in einer Mansardenstube wohnte. Als sie die Gendarmen gewahrte, hieß sie mich schnell durch ein Hinterfenster auf das Dach steigen, und so lange auf demselben hinter einem Schornsteine verborgen bleiben, bis sich der unwillkommene Besuch wieder entfernt haben würde. Ich befolgte ihr Geheiß, und während diese Hetzhunde der Polizei alles in der Kammer des Mädchens durchstöberten, saß ich über ihnen hinter dem Rauchfange gekauert. Nach einer guten Viertelstunde entfernten sie sich wieder, ich stieg zum Fenster herein und nahm in aller Ruhe ein Frühstück, welches mir Pauline, so hieß das Mädchen, zubereitet hatte. Wir kamen nun überein, daß ich in der Abenddämmerung an ihrem Arm die Stadt, durch die Porte royal gehend, verlassen, und vor derselben meinen Kameraden treffen sollte. Das Mädchen, welches gegen Mittag ausgegangen war einige Einkäufe zu machen, brachte mir jedoch die Nachricht, daß Rossier bei Marthen erwischt und nun Beide, Ersterer nach einer verzweifelten Gegenwehr, verhaftet worden seyen. Dies beunruhigte mich, indem ich fürchtete, daß das eine oder das andere meinen Aufenthalt verrathen könne; Pauline sagte jedoch, daß sie für Marthe gut stünde und auch mein Kamerad hinsichtlich meiner nichts verrathen haben könne, weil man sie sonst schon wieder mit einem Besuch beehrt haben würde, und er nun vor dem kommenden Tag nicht wieder in das Verhör komme, zur Fürsorge aber wolle sie mich indessen zu einer Freundin führen, bei der ich bis zur Dämmerung verweilen sollte. Hier blieb ich in der That ungestört bis zur ersehnten Stunde, wo es mir mit Hülfe der Dirne gelang, glücklich, wenn auch mit hochklopfendem Herzen, durch das Thor zu passiren, an welchem gerade in diesem Augenblicke die Wache von dem Stabsoffizier inspizirt wurde, weßhalb man wenig auf uns achtete. Die Stadt im Rücken, nahm ich Abschied von meiner dienstwilligen Wirthin, verdoppelte meine Schritte und verbarg mich bis zum Einbruche der völligen Nacht, um dann, durch diese Freundin aller schwarzen Thaten begünstigt, die Straße zu gewinnen, die nach Marseille führte. Nachdem es völlig dunkel geworden war, eilte ich bis zwei Uhr nach Mitternacht unaufhaltsam voran, ruhte dann ein paar Stunden und setzte mit Tagesanbruch meinen Weg fort. Zwischen Marseille und Toulon, wenn man den Flecken Beausset passirt ist, kommt man nach etwa einer Stunde an eine Felsenschlucht, deren senkrechte, steile, ineinander geschobene, himmelhoch

emporstrebende ganz kahle Wände dem Wanderer den Eingang zur Hölle vermuthen lassen und einen nicht zu beschreibenden Eindruck machen. Ein wilder Bergstrom rauscht und braust den größten Theil des Winters in schäumend tobenden Wellen in den Tiefen dahin, ist aber im Sommer ein kaum bemerkbares Bächlein. Kein Baum, kein Gebüsch, keine Staude, kein grünendes Plätzchen erquickt das Auge in dieser grauenvollen Schlucht, die durch zwei nackte senkrechte Felsenreihen eingeschlossen ist, welche oft die seltsamsten und groteskesten Formen annehmen, bald scheinen sie jeden Augenblick dem Einsturz drohende Ruinen, bald Thürme, Kolosse, Obelisken ꝛc. Kein lebendes Wesen läßt sich in dieser von der übrigen Welt abgeschlossenen Oede blicken, und nur das düstere Geheul eines Uhus oder der lugubere Schrei eines Raubvogels läßt sich von Zeit zu Zeit in der eine ganze Stunde langen aber engen Schauerschlucht vernehmen. Diese Gegend stimmte so ganz mit dem was in meinem Innern vorging überein. Ungefähr in der Mitte derselben sah ich einen wohlgekleideten Reiter auf einem stattlichen Pferde auf mich zukommen, dessen ganzes Aussehen Wohlhabenheit verrieth, und vermuthen ließ, daß er nicht ohne eine bedeutende Baarschaft sey. Ein angeschwollener Mantelsack war hinter ihm auf dem Rücken des Pferdes befestigt. Ich war aller Geld- und Hilfsmittel entblößt, hatte keine zwanzig Sous in der Tasche, und schnell stieg der Gedanke in mir auf: dieser Mensch führt bei sich was dir mangelt, der Teufel liefert ihn dir in die Hände, diese Gelegenheit darfst du nicht entwischen lassen. Ich griff nach meinem Dolchmesser, und als der Reiter sich mir bis auf einen Schritt genähert hatte, that ich eine unbedeutende Frage, den Weg betreffend, an ihn um ihn sein Pferd anhalten zu machen, und während er mir antwortete, hob ich ihn, seinen rechten Fuß packend, mit aller Kraft meines Armes aus dem Sattel, so daß er von der linken Seite vom Pferde herabstürzte, dem ich in die Zügel fiel, mich dann auf den am Boden liegenden Mann stürzte und ihm mit steigender Wuth acht bis zehn Stiche in Brust, Hals und Herz beibrachte. Nachdem ich mich überzeugt hatte, ihm genug gegeben zu haben, um ihn für immer sprachlos zu machen, und mich in den Besitz seiner Uhr und Börse gesetzt hatte, schwang ich mich auf sein Pferd, jagte in gestrecktem Galopp den Weg den ich gekommen war zurück, und schlug nun, statt die Straße nach Marseille zu verfolgen, die nach Aix ein, wo ich gegen

Mittag mit meinem ſchweißtriefenden Roß ankam, und in dem Hotel du Cours abſtieg. Mein Pferd laut eine Schindmähre ſcheltend, die mir nicht geſtattet habe, die wegen meinem ſich in Avignon auf dem Todtbette befindenden Vater nothwendiger Weiſe ſogleich fortzuſetzende Reiſe zu beendigen, äußerte ich dabei den Wunſch, das Pferd a tout prix verkaufen zu wollen und in einem Wagen die Reiſe fortzuſetzen. Es fand ſich auch bald ein Jude ein, der, hinſichtlich der Untauglichkeit des Thieres völlig mit mir einverſtanden, mir 200 Franken für daſſelbe bot, es war wenigſtens 1200 werth. Wir wurden nach wenig Worten des Handels für 250 Franken einig, und ich eilte in einem Wagen weiter zu kommen. Noch denſelben Tag kam ich in Avignon an, von wo ich mich aber, einen andern Wagen nehmend, ſogleich weiter begab und nun den Weg nach Spanien einſchlug. In Montpellier las ich in einem Kaffehaus die Nachricht, daß man die Leiche des reichen Kaufmanns Fourrier aus Marſeille, der Wohlthäter aller Armen dieſer Stadt, von zehn Dolchſtichen durchbohrt und beraubt in dem Thal von Ollioules gefunden habe. Das Signalement ſeines Pferdes war dabei genau angegeben, und man forderte die Behörden auf, ein aufmerkſames Auge darauf zu haben. Ich eilte nun ſchnell von Montpellier nach Cette, in deſſen Hafen ich eine zum Abfahren nach Barcellona bereite ſpaniſche Felukke vorfand. Schnell war ich mit dem Capitain derſelben hinſichtlich der Ueberfahrt meiner Perſon einig, wir ſegelten zu meiner großen Zufriedenheit noch in derſelben Nacht ab und kamen nach ungefähr acht und vierzig Stunden glücklich in Barcellona an. Hier las ich nach ein paar Tagen in einem franzöſiſchen Journal das Signalement desjenigen, der das Pferd des ermordeten Fourriers in Aix verkauft, alſo das meinige, mit ziemlicher Genauigkeit angegeben, nebſt der Vermuthung, daß der Mörder ein entſprungener Galeerenſclave aus Toulon ſey. Ich hielt mich nun ſelbſt in Barcellona nicht mehr ſicher, und nahm mir vor, einen Aufenthalt mehr im Innern Spaniens aufzuſuchen. Ich packte die wenigen Habſeligkeiten, die ich in Fourriers Mantelſack gefunden, den ich ſchon auf dem Wege nach Avignon ausgeleert hatte, und die meiſtens in etwas feiner Wäſche beſtanden, einige Bücher und was mir unnütz ſchien hatte ich ſammt dem Mantelſack auf ein Feld an der Landſtraße geworfen, zuſammen, ſchnürte mein Bündel und machte mich auf den Weg nach Hoffalrich. Schon längſt war der letzte

Wiederschein der feurig goldnen Strahlen der untergegangenen Sonne hinter dem Berge Montserrat verschwunden, als ich in einem aus armseligen Hütten bestehenden Weiler ankam, und an einer derselben, aus der noch ein mattes Licht schimmerte, anklopfte. Ich mußte das Klopfen einigemal wiederholen, bevor man sich bequemte mir zu öffnen. Ein hübsches schwarzäugiges, etwa zwanzig Frühlinge zählendes Mädchen, von dessen etwas sonnverbrannten rothbraunen Wangen noch einige Thränentropfen gleich Perlen herabrollten, trat mir entgegen, und fragte mich mit schüchterner Stimme, was ich begehre? — Herberge für diese Nacht, war meine Antwort. — Das Mädchen schien jedoch vor mir zu erschrecken und sah mich mit mißtrauischen Blicken an. Ich wandte alles an, sie zu beruhigen, und gab mich für einen Schiffbrüchigen aus. Sie schützte ihre Armuth vor, und daß sie auch nicht ein Stückchen Brod habe, das sie mir anbieten könne, indem sie nicht einmal wisse, wie sie den kommenden Tag ihren Hunger stillen solle. — Sey unbesorgt, liebes Kind, wenn es weiter nichts ist, so hat mich am Ende dein guter Stern hierher geführt, so ganz kahl hat mich das Wasser nicht ausgespieen! und mit diesen Worten warf ich ein Geldstück auf ein kleines hölzernes Tischchen, das nebst einer Bank, einem Schemel und einem erbärmlichen Bett das ganze Ameublement der Hütte ausmachte. Auf meine Bitten sorgte sie nun für ein frugales Abendessen, an dem sie Theil nahm, von Zeit zu Zeit einen Schmerzensblick auf ein über dem Tisch an der Wand hängendes Madonnenbild werfend, das mit verwelkten Blumen umkränzt war, und vor dem ein Lämpchen sparsam brannte. Als Hunger und Durst gestillt, wurden wir gesprächiger; das Mädchen fragte mich um Namen und Stand, ich erwiederte ihr, daß mein Name Latouche und ich von guter Familie sey, welche dem alten legitimen Königshaus zugethan, und daß, wegen unvorsichtiger Aeußerungen von den Schergen des korsischen Tyrannen verfolgt, ich mich zu dem heldenmüthigen Volke der Spanier geflüchtet habe, wo mich mein Glücksstern zu ihr geführt, sagte ihr auch, daß, wenn sie mir gestatten wolle ein paar Tage bei ihr zu weilen, dies ihr Schaden nicht seyn würde. Das Mädchen hatte mir mit Aufmerksamkeit zugehört, und schien nicht den mindesten Zweifel in die Wahrheit meiner Erzählung zu setzen; ich bat sie nun auch um Mittheilung ihrer Verhältnisse, und sie sagte mir, daß sie sich Rosa-Maria nenne und

— Was zum Henker, Rosa-Maria? fiel hier Michel dem Erzähler ins Wort.

— Was ficht Dich an, unterbrach ihn der Hinkende, der sich wieder zu ihm gesellt hatte, der Mensch spricht von Begebenheiten, die vor mehr als dreißig Jahren stattfanden.

— Ja so. Nun weiter.

— Daß sie die Tochter unbemittelter Handwerker aus Lerida und, kaum fünfzehn Jahre alt, in die Dienste eines vornehmen französischen Ausgewanderten getreten sey, den sie mit aller Treue und Liebe bedient, und besonders während seiner letzten Krankheit auf das sorgfältigste verpflegt habe, wofür sie derselbe zur Erbin aller seiner Habe eingesetzt, die freilich sehr unbedeutend gewesen, so daß sie kaum anderthalb Jahre mit der größten Sparsamkeit vom Erlös der hinterlassenen Effekten habe leben können, daß sie vor einigen Wochen den letzten goldenen Ring verkauft, und jetzt nur noch eine kleine Chatoulle von Cedernholz habe, welche Papiere des Verstorbenen enthalte, die er ihr sehr dringend empfohlen, die aber gar keinen Werth für sie hätten. Jetzt sey sie gerade am Ende ihrer Hilfsquellen, habe auch, obschon sie sich sehr dringend darum bemüht, keinen Dienst in dem nahen Hospolrich bekommen können, weil man ihr es verarge, so lange mit einem Franzosen gelebt zu haben, und dies mache sie sehr unglücklich. — So endigte sie ihre Erzählung unter Thränen. Ich sprach ihr Muth ein, sagte ihr, daß [illegible] im Besitze einiger Mittel sey, ich hatte in [illegible] des Ermordeten [illegible] fünfzig Stück Napoleon gefunden, daß, wenn wir uns erst näher kennen lernten, wir vielleicht finden würden, daß wir zu einander paßten. Rosa-Maria blickte mich nun mit ihren Feueraugen groß an, als wollte sie mich fragen, ob dies mein Ernst sey, und ich bejahte es mit einem Händedruck. — Ich war müde, die Nacht auch schon ziemlich vorgerückt, und Rosa-Maria bereitete mir in einem andern Winkel der Hütte ein Lager von wälschem Stroh, einem Kissen und einer Decke, die sie ihrem Bette entnahm, in dem wenig mehr übrig blieb. Den kommenden Tag wurden wir jedoch schon so vertraut, daß wir das Lager nicht mehr theilten. Eines Morgens, wenige Tage nach meiner Ankunft als sie mir beim Ankleiden behilflich war, rief sie auf einmal aus: mein Gott, was hast du denn da, lieber Charles! auf meine rechte Schulter deutend. Ein Schauder fuhr mir durch alle

der, denn es war das Zeichen meiner Brandmarkung, ein T. F. was ſie wahrgenommen hatte, ich faßte mich jedoch ſchnell und erwiederte: Es iſt nichts, mein Kind, eine Albernheit; bei uns Franzoſen iſt es unter dem Militär häufig der Gebrauch, ſich Bilder, Buchſtaben, allerlei Zeichen in die Haut zu ſtechen und mit Pulver einzuätzen, ſo habe auch ich mir dieſes Zeichen wie noch andere Spielereien einbrennen laſſen. Hiebei ſtreifte ich den linken Aermel des Hemdes in die Höhe, und zeigte ihr zwei eingeätzte Säbel, eine Krone und einen Hund, die mir mein Kettenkamerad auf der Galeere eingebrannt hatte. Das Mädchen ſtaunte die Bilder an, und begnügte ſich mit der erhaltenen Antwort. Eine gegenſeitige Zuneigung hatte ſich bald zwiſchen uns entſponnen und wurde täglich inniger. Eines Tages gab mir Roſa-Maria das ihr von ihrem verſtorbenen Herrn ſo ſehr empfohlene Kiſtchen, ich öffnete es und fand in demſelben Dokumente, welche den Adel des alten Hauſes der Grafen Pontois von St. Helene bewieſen, ſodann Offizierspatente, welche dem letzten in Spanien verſtorbenen Sprößling dieſes Hauſes perſönlich angehörten, bei dem Roſa-Maria gedient hatte, nebſt noch einigen andern Papieren und Briefen, aus denen ich die früheren Verhältniſſe des Verſtorbenen erſehen konnte. — So ökonomiſch wir auch lebten, ſchmolz meine Baarſchaft doch täglich mehr zuſammen, und den Zeitpunkt in welchem es damit zu Ende gehen würde nicht ſehr ferne ſehend, mußte ich auf unſern weitern Unterhalt denken. Der bekannte Mina war damals Oberſt der ſpaniſchen Inſurgenten und leitete die Operationen der Guerillas, er befand ſich in der Gegend von Ildefonſo in Altkaſtilien; ich beſchloß, mich zu ihm zu begeben, ihm meine Dienſte anzubieten und mich für den Grafen von St. Helene auszugeben, deſſen Papiere in meinem Beſitz waren; ſo war ich ſicher, als Franzoſe kein Mißtrauen bei ihm zu erregen, da die aus der Gegend von Soiſſons ſtammende Familie der Grafen Pontois von St. Helene wegen ihrer Anhänglichkeit an das Haus Bourbon bekannt und ausgewandert war, und ich konnte auch als der angebliche Erbe dieſes Hauſes, deſſen letzter Sprößling ganz unbemerkt in der Abgeſchiedenheit geſtorben, auf eine gute Anſtellung rechnen. Ich theilte mein Vorhaben Roſa-Maria mit, welches deren Beifall erhielt, und an einem ſchönen Morgen, etwa fünf Wochen nach meiner Ankunft in Spanien, machte ich mich mit meinem Mädchen,

die bewußten Papiere mitnehmend, auf den Weg nach Ildefonso. Ich fand Mina in einem Dorf unfern dieser Stadt, wo er gerade mit noch andern Guerillasführern Kriegsrath über die demnächst zu machenden Operationen hielt. Ich ließ mich bei ihm als Graf Pontois melden, wurde sogleich vorgelassen, theilte ihm mit, daß ich schon als Kind Frankreich mit meiner Familie verlassen, schon in der Armee des Königs von Spanien in Amerika mit Auszeichnung gedient, namentlich bei den Gefechten von Buenos Ayros gewesen, aber Krankheitshalber das Heer in Amerika habe verlassen müssen und wieder nach Europa zurückgekehrt sey. Alle diese Aussagen war ich mit den besten schriftlichen Dienstzeugnissen zu belegen im Stande, die ich Mina überreichte, und drückte dabei den Wunsch aus, in dem spanischen Insurgentenheer gegen den korsischen Usurpator und seine Räuberhorden kämpfen zu dürfen. Mina und noch mehrere Stabsoffiziere, denen er meine Papiere zum Durchsehen gegeben, prüften dieselben, fanden alles in der besten Ordnung, und ich erhielt sogleich das Versprechen, vorerst mit Hauptmannsrang in dem Heer angestellt zu werden. Noch denselben Tag las ich in einem französischen Journal zu meiner großen Verwunderung, daß man Fourriers Mörder, einen Kaufmann Namens Durand aus Arles, bei dem man des Ermordeten Portefeuille und einige ihm zugehörende Papiere gefunden, verhaftet, und die Jury, trotz dem hartnäckigen Leugnen des Mörders, das »Schuldig« über ihn ausgesprochen, da die untrüglichsten Beweise seines Verbrechens vorgelegen hätten, und er sich selbst mehrmals widersprochen habe. — Abermals ein Justizmord durch die Jury, rief ich aus, und dachte: desto besser für mich. Zufällig brachte ich wenige Tage nach meiner Anstellung durch einen Ueberläufer der französischen Truppen vom Regiment Isenburg in Erfahrung, daß man dieser Tage in Segovia einen bedeutenden Transport an Geld und militärischen Effekten erwarte, dessen Werth weit über eine Million Piaster betrage, und der für die französischen Truppen daselbst bestimmt sey. Ich machte dem Mina sogleich Anzeige davon und erbot mich zu dessen Wegnahme, wenn man mir ein paar Hundert Mann zu diesem Zwecke zur Verfügung stellen wolle. Dies wurde mir bewilligt, doch behielt sich Mina die obere Leitung dieser Expedition vor, die über alle Erwartung glücklich ablief. Wir legten uns jenseits Segovias an der Straße auf welcher der Transport passiren mußte in Hinterhalt, überfie-

len die Bedeckung deſſelben, die größtentheils nach einer kurzen aber muthigen Gegenwehr niedergemacht wurde, und machten einen reichen Fang aus den den Franzoſen zugedachten und von dieſen mit großer Sehnſucht erwarteten Geldern und Effekten. Dieſes ſo glücklich gelungene Wagſtück trug nicht wenig dazu bei, Minas Anſehen zu vermehren, und die Centraljunta that ihm ihre Zufriedenheit durch höhere Beförderung kund, er wurde bald darauf von der Regierung zu Cadix zum Brigadier ernannt. Aber auch auf mich hatte dieſe Begebenheit die beſte Rückwirkung: der erkenntliche Brigadier ſtellte mich definitiv bei den unter ſeinen Befehlen ſtehenden Regimentern an, und da ich bald Gelegenheit hatte mich in mehreren Gefechten hervorzuthun, ſo erhielt ich den Orden von Alcantara, etwas ſpäter den St. Wladimirorden, und wurde zum Stabsoffizier befördert. — Nachdem der erſte Pariſer Frieden auch dem Krieg in Spanien ein Ende gemacht, Europa nach beinahe fünf und zwanzigjährigen Kriegen die Ruhe wieder zu geben verſprach, und Ludwig XVIII. den Thron ſeiner Väter beſtiegen hatte, kehrte auch ich mit ehrenvollem Abſchied und Zeugniſſen nach Frankreich zurück. Kurz nach meiner Ankunft zu Paris bat ich den Monarchen um eine Audienz, die mir auch ohne große Schwierigkeit bewilligt wurde. Ich ſtellte mich dem König als den letzten Sprößling des alten Hauſes Pontois vor, wußte ihm mit ſo lebhaften Farben das durch die Revolution erlittene Unglück dieſes Hauſes zu ſchildern, und verſicherte Ludwig XVIII., daß ich von jetzt an alle meine Kräfte dem rechtmäßigen Herrſcher Frankreichs zu widmen, für dieſen mein Blut und Leben zu wagen jeden Augenblick bereit ſey, ſo daß der Monarch hievon ſehr gerührt, mir ſogleich eine bedeutende Unterſtützung in Geld bewilligte, deren ich bedürftig war. Er verſicherte mich zu gleicher Zeit ſeines Schutzes und verſprach mir für mein weiteres Fortkommen ſorgen zu wollen; auch ſeine Umgebungen hatte ich zu gewinnen und in hohem Grade für mich einzunehmen gewußt, mein Lob erſcholl aus jedem Munde und man bedauerte allgemein mein hartes Geſchick.

Während ich einer glänzenden Zukunft und ſtündlich einer guten Anſtellung entgegenſah, auch öfters an der königlichen Tafel ſpeiste, kam auf einmal die Nachricht von der Landung Napoleons in Frankreich zu Paris an. Der König flüchtete nach Gent, wohin auch ich ihm mit ſeinen Getreuen folgte, Roſa-Maria vorerſt in Paris zurück.

lassend, und ihr versprechend, daß sobald ich wisse was aus mir geworden, sie mich wieder mit ihr vereinigen wolle. In Gent war ich täglich um den König und an seiner Seite, setzte mich ferner mehr in seine Gunst und in die seiner hohen Verwandten, und er versprach mir, mich fortwährend mit Geld unterstützend, meiner ungewissen Lage ein Ende zu machen, sobald er wieder im Besitz seines Thrones seyn würde. — Dies war wie bekannt bald nach der Schlacht bei Waterloo der Fall. Ludwig XVIII. hielt Wort, er überhäufte mich mit Gnadenbezeugungen und Wohlthaten, ernannte mich zum Obristlieutenant der 72sten Legion, die in Paris in Garnison stand, und machte mich zum Offizier der Ehrenlegion und zum Ritter des heiligen Ludwigordens; ich befand mich bald in dem Besitze eines prächtig eingerichteten Hotels, hatte glänzende Equipagen, war immer ein willkommener Besuch in den Tuilerien und in den ersten Häusern im Fauxbourg St. Germain, und fast das Schooßkind der Damen am Hof und der hochadeligen Welt. — Rosa-Maria hatte ich ebenfalls eine bessere Wohnung, jedoch in einem andern Stadttheile eingeräumt, besuchte sie noch von Zeit zu Zeit, nahm mir jedoch vor, mich sobald als möglich ganz von ihr loszusagen, da mir jetzt schon das Projekt, durch eine Verbindung mit einer der edelsten Familien Frankreichs mein Glück noch fester zu gründen, im Kopf spukte. Bisweilen kam mir der Gedanke, das Mädchen und mit ihr das einzige Hinderniß meiner ehrsüchtigen Pläne aus der Welt zu schaffen, doch vermochte ich es nicht über mich zu gewinnen auch noch diese Mordthat zu begehen, es war nicht gerade Mitleid oder Mangel an Entschlossenheit, was mich von dieser That zurückhielt, denn der Aufenthalt und Umgang auf den Galeeren hatte mich gelehrt alle und jede Rücksichten außer Augen zu setzen, sobald es der eigene Vortheil und die eigene Sicherheit erheischten, und gleichgültig war es mir, daß ein Unschuldiger meinen Mord an Fourrier mit seinem Leben hatte büßen müssen. Von Gewissensbissen verspürte ich damals noch nicht das Mindeste, mein Gewissen war auf der Galeere so verhärtet, als meine Seele verstockt geworden, es war ein gewisses Etwas, eine Art Vorgefühl, daß mir das Mädchen vielleicht noch einmal große Dienste erweisen könne, was mich abhielt sie zu tödten. Indessen mußte der Sache ein Ende gemacht und das Verhältniß völlig abgebrochen werden, wenn ich meine hochfahrenden Absichten erre-

chen wollte. Eines Abends eröffnete ich Rosa-Maria, daß wir uns für immer trennen müßten, stellte ihr einige Tausend Franken zu, und gab ihr den Rath, sich gleich so vielen andern, die dadurch nicht weniger unglücklich seyen, dem Handwerk der Loretten hinzugeben, reiche Einfaltspinsel auszuziehen, und so ein lustiges und bequemes Leben zu führen. — Das Mädchen sah mich erst starr an, als wollte sie mich fragen ob dies mein Ernst sey? und als ich ihr dies auf das Unzweideutigste zu verstehen gab, gerieth sie in Verzweiflung, rang die Hände, warf sich mir zu Füßen, umklammerte meine Kniee, bat mich ums Himmelswillen und bei allem was mir heilig sey, sie nicht zu verlassen, wenigstens nicht ganz von mir zu stoßen. Ich stieß sie jedoch kalt und hart zurück, indem ich ihr sagte, daß solch Komödienspiel keinen Eindruck auf mich mache, und ihr bei meinem höchsten Zorn verbietend sich ferner im Geringsten um mich zu bemühen, oder mich zu incommodiren, indem dies ihren Untergang unfehlbar herbeiführen würde, verließ ich sie und eilte davon. — Zwei Tage darauf las ich in den Journalen, daß man die Leiche eines jungen Mädchens in der Seine unterhalb dem Pontneuf gefunden, und in die Morgue gebracht habe. Nach der Beschreibung derselben zweifelte ich keinen Augenblick daran, daß es Rosa-Maria gewesen, und dachte bei mir selbst: desto besser, ging, um mich völlig zu überzeugen, in die Morgue, aber sie hatte schon andern Leichen Platz machen müssen, und war nicht mehr da. Ich eilte nun in ihre Wohnung, und den Portier befragend, theilte mir dieser mit, daß die Demoiselle nach der ich frage seit drei Tagen verschwunden sey. Ich glaubte nun meiner Sache völlig gewiß und völlig ruhig seyn zu können, und dachte nun an nichts weiter, als baldmöglichst eine glänzende eheliche Verbindung einzugehen. Ich trieb mich zu dem Ende in den glänzendsten Cirkeln der großen Welt herum, wurde überall als ein Schützling des Königs auf das zuvorkommendste aufgenommen, und war nach einigen Wochen wirklich der glückliche Verlobte eines reizenden jungen und liebenswürdigen Fräuleins aus dem uralten Hause der Montmorency. Der Hof und das ganze Faubourg St. Germain nahmen den größten Antheil an dieser Verbindung, und Isabella, der Name meiner Braut, wurde wegen des Glückes, den so allgemein geehrten und von Sr. Majestät selbst protegirten Grafen Pontois von St. Helene zum Gatten zu erhalten, von fast allen heirathslustigen

Damen der großen Welt und ihren Müttern beneidet. — Ich schwamm im Glück, und sah alle meine Wünsche, meine kühnsten Träume in Erfüllung gehen, mich, den ehemaligen Zorzat, als ein angesehener Mann im Staat, vielleicht noch einmal Minister. Aber ich habe irgendwo gelesen, das Glück gleiche einer Nadelspitze; will man sich festsetzen, so spießt man sich, und will man sich nicht spießen, so wirft einen das leiseste Lüftchen herab. Meine [illegible] Braut [illegible] mir außer einem Trousseau eine Aussteuer [illegible] Tausend Franken zu, der König dem sie vorgestellt worden war, geruhete den Ehevertrag zu unterzeichnen und sandte prächtige Geschenke. Endlich war der zur Trauung bestimmte, von mir und Isabella heiß ersehnte Tag der Trauung herangekommen. Durch die Erfahrung mit Rosa-Maria gewitzigt, hatte ich das T. F. auf meiner Schulter, mir mit einem scharfen Messer tiefe Kreuzschnitte auf dieser Stelle einschneidend, wenigstens unkenntlich und einer gewöhnlichen Wunde ähnlich gemacht. Als ich eben im Begriff war in den Wagen zu steigen um mich in das Haus meiner Braut und von da zur Vermählung auf die Mairie zu begeben, wurde mir ein Billetchen zugestellt, das ich hastig erbrach und folgenden Inhalts war: „Theurer Carl, nicht um Dein Glück zu stören, bin ich ferne von mir, obgleich Du mich unglücklich gemacht, schreibe ich diese Zeilen an Dich. Ich wollte gänzlich von der Erde verschwinden, das Schicksal hat es aber anders gefügt. Sey in Deinem neuen Stande so glücklich und zufrieden als ich es Dir von Herzen gönne; ich werde Dich niemals beunruhigen, nur im Fall Du unglücklich würdest, siehst Du Deine Dich ewig liebende Rosa-Maria wieder.“ — Also doch nicht todt, rief ich unwillkührlich, zerriß das Briefchen, warf die Stücke ins Feuer und stieg sodann etwas verstimmt in den Wagen. Das Briefchen hatte indessen einen unangenehmen Eindruck auf mich gemacht, so daß ich etwas ernst und verstimmt bei meiner Braut anlam, deren über alle Beschreibung liebliches Wesen jedoch bald die Wolken auf meiner Stirne zu verscheuchen wußte. Da stand sie vor mir gleich einem Engel des Lichts, von ihrem schönen Kopfe fiel ein reicher silbergestickter Brautschleier bis zur Erde herab, der Brautkranz hatte das glänzend schwarze, mit Perlen durchflochtene seidene Haar umwunden; als ich eintrat, lag sie in ihrem Oratoir knieend vor ihrem Betaltar, und flehte den Himmel um seinen Segen für mich, den Heißgeliebten, an, wobei ihr die

Thränen von den Wangen herabrollten. Ich wurde von diesem Anblick erschüttert. Als sie mich erblickte, sprang sie auf, eilte mir entgegen, Mutter und Schwester führten sie in den festlich geschmückten Saal, wo sie von den übrigen Verwandten und Gästen mit einem Ausruf der Bewunderung empfangen wurde. Wir fuhren nun mit einem großen Gefolge auf die Mairie, und als hier den Forderungen des Gesetzes Genüge geleistet war, begaben wir uns in die schöne Kirche Notre-Dame de Lorette, welche man für die religiöse Feier unserer Vermählung erwählt hatte. Sie war mit Neugierigen aus allen Ständen überfüllt, sogar einige Mitglieder der königlichen Familie hatten sich eingefunden. Wir wären, besonders die Braut, der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung; auf Isabellens etwas blassem Antlitz thronte kindliche Unschuld, und das in malerischen Falten herabwallende weiße Sammetkleid, ebenfalls in Silber gestickt, ließ die schönen Formen des schlanken Körpers errathen, an den es sich schmiegte. Auch ich in großer Galla-Uniform, mit allen meinen Orden geschmückt, war ganz in ihrem Anblick versunken. Nur einmal blickte ich um mich, da ich in der Menge ein mir fatales, unheimliches Gesicht zu bemerken schien, das ich schon irgendwo gesehen zu haben wähnte und mich ganz besonders anstarrte. Ich blickte nochmals auf und nach dem Ort hin, konnte aber die mir fatale Erscheinung nicht mehr entdecken. — Die Ceremonie der kirchlichen Trauung war unter einer ergreifenden Musik beendigt, wir fuhren in das Hotel meiner Schwiegereltern zurück. Isabella lag in meinen Armen, und ich fühlte mich, den erhaltenen Brief und das Gesicht in der Kirche vergessend, überschwenglich glücklich; da trat ein Bedienter in den Saal und meldete mir, daß mich ein Mensch, der mir etwas von der größten Wichtigkeit sogleich mitzutheilen vorgebe, auf ein paar Augenblicke allein zu sprechen wünsche; man habe ihm zwar gesagt, daß dies jetzt nicht der passendste Moment sey, er habe sich aber schlechterdings nicht abweisen lassen, nenne sich Dupont, und harre in einem untern Zimmer, in welches man ihn geführt. — Man vermuthete im Saal, es sey vielleicht ein Unglücklicher, der diesen Tag benützen wolle um ein Geschenk zu erhalten, mich aber überfiel es heiß und warm, eine Entschuldigung stotternd beurlaubte ich mich auf einen Augenblick, küßte meine junge Frau und ließ mich in das Zimmer führen, wo man meiner harrte. Hier eingetreten

und die Thüre hinter mir zugemacht, trat mir ein Mensch in ziemlich zerlumpter Kleidung entgegen, und redete mich mit folgenden Worten an: »Charles, Du hast es verstanden Deinen Weg zu machen, ich wünsche Dir Glück dazu, hoffe aber, daß Du Deinen alten Kameraden nicht vergessen hast und ihn nicht im Stich lassen wirst.« — Ich war von dieser Anrede wie vom Donner gerührt, erkannte das mir in der Kirche aufgefallene Gesicht, faßte mich jedoch, oder vielmehr verlor ganz den Kopf, und sagte zu dem Kerl: wer seyd Ihr, was wollt Ihr? ich kenne Euch nicht. — »O, stelle Dich doch nicht so fremd,« antwortete mir Rossier grinsend lächelnd — denn mein Kettenkamerad aus Toulon und kein anderer war es den ich vor mir sah — »weder Deine Oberstenepaulets, noch Deine Orden, noch Dein Grafentitel verhindern mich meinen alten Kettenkameraden im Bagno zu Toulon, der mir seine Befreiung verdankt, in Dir wieder zu erkennen. Dir war es gelungen zu entwischen, mich hatte man wieder eingefangen, bis ich vor etwa vier Monaten ebenfalls so glücklich war mit Hilfe einer gutmüthigen Dirne zu entkommen. Von allem entblößt und überlegend wie ich es anfangen sollte heute meinen Hunger zu stillen, führte mich mein guter Stern an der Kirche vorüber, in welcher so eben Deine prächtige Trauung vollzogen wurde. Die Neugierde und die Hoffnung einen Fang zu machen trieb mich in dieselbe, ich erblickte Dich, ich wollte meinen Augen nicht trauen, drängte mich bis zum Altar heran, faßte Dich von allen Seiten ins Auge, bis ich fest überzeugt war mich nicht zu irren, und erkundigte mich dann sogleich nach Deinen Verhältnissen, Deiner Wohnung u. s. w., suchte Dich auf, um Dir Glück zu Deinem außerordentlichen Glück zu wünschen; Deine Wahl macht Deinem Geschmack alle Ehre, und nun bitte ich Dich, mir für den Augenblick mit einigen Napoleons aus meiner peinlichen Lage zu helfen, denn mich hungert und ich habe heute noch keinen Bissen Brod über den Mund gebracht .... das Weitere wird sich dann finden.« —

Während dieser erbaulichen Allocution hatte ich mehrmals die Farbe gewechselt, und unterbrach, alle Klugheit vergessend, den Redner mit folgenden Worten: Ihr seyd wahnsinnig, sprecht im Delirium, man muß Euch ins Bicetre einsperren; verlaßt sogleich dies Haus, wenn Ihr nicht wollt daß ich Euch die Treppen hinunter werfen lasse. —

— Oho, Charles, verſetzte Roſſier, wenn einer von uns Beiden jetzt wahnſinnig iſt, ſo biſt Du es. Wie, mich, Deinen alten Ketten- und Schlafkameraden, der ſo manches Stück Schiffszwieback ſo manches geſtohlene Stück Speck, ſo manchen Schluck ſauerverdienten Wein aus ſeiner Kürbisflaſche mit Dir theilte, als Du in den Ketten, ſolcher ſchweren Arbeit nicht gewohnt, nichts verdienen und mit der ſchmalen Galeerenkoſt vorlieb nehmen mußteſt, der Dich endlich befreite und dem Du folglich Dein jetziges Glück verdankſt, mich willſt Du die Treppen hinabwerfen und mißhandeln laſſen, während Du im Ueberfluß und höchſten Glück ſchwelgſt? Dies nenne ich mir die Undankbarkeit weit treiben, aber Undank iſt der Welt Lohn, und Du lebſt ja in der großen. Herr Graf, Sie haben mir alſo ſonſt nichts weiter zu ſagen? — Noch einmal, packt Euch, bevor ich Euch packen laſſe.... Der Unglücksvogel, der auf eine ſo furchtbare Weiſe mein Glück ſtörte, rannte nun der Zimmerthüre zu, riß dieſelbe weit auf und rief einem gerade die Treppe herabſteigenden Bedienten zu: Kerl, du dienſt bei einem Gebrandmarkten, wirſt aber nicht lange mehr deſſen Livree tragen. — Ehe noch der Bediente ein Wort antworten konnte, war Roſſier mit einem Sprung die Treppe hinab und mit einem zweiten auf der Straße. Aber mit ihm war auch alle meine Frechheit verſchwunden. Klar und deutlich malten ſich mir mit Feuerfarben die Folgen der Entdeckung dieſes entſetzlichen Geheimniſſes vor den Augen, ich ſah den bodenloſen Abgrund, der ſich vor mir öffnete und mich mit einemmale vom Gipfel des höchſten Glücks in den Schlund des gräßlichſten Unglücks ſtürzen mußte. Meine Beſinnung war wiedergekehrt, ich faßte mich ſchnell, eilte nach der Thüre, die Treppe hinab; an dem Bedienten vorüberrennend und ihn fragend, ob er gehört was der Schurke geſagt, man müſſe die Canaille feſtzunehmen ſuchen, ſtürzte ich dem Roſſier nach....

— Drei Tauſend acht und fünfzig! *) ließ ſich jetzt auf einmal die Stimme eines Argouſins **) des Bagnos vernehmen: der Direktor der Seilerei fragt nach Euch, Ihr ſollt auf der Stelle zu ihm und eine Arbeit ausfertigen.

*) Die Forçats führen keine Namen mehr, ſondern werden nur durch ihre Nummern bezeichnet.

**) Die Argouſins ſind die mit eiſenbeſchlagnen Stöcken bewaffneten Aufſeher der Galeeren.

— Sogleich, antwortete der erzählende Galeerensclave, und entschuldigte sich bei den Fremden, jetzt seine Geschichte nicht beendigen zu können. — Michel sagte, er wolle ein andersmal wiederkommen um das Ende derselben zu hören, und der Forçat sagte dem Argoussin. Asmodi aber meinte: ich kann Dir das Ende vom Lied auch mittheilen, was sich Michel jedoch verbat indem er sagte: er wolle diese Geschichte aus dem Munde des betreffenden Individuums, das ihn außerordentlich interessire, selbst hören. Beide verließen nun das Arsenal, am Kai längs dem Hafen hin spazierend, wobei Michel dem Asmodi sagte: hätte man diesen Menschen nicht nach seiner leichtsinnigen Wechselfälschung in eine so verruchte Gesellschaft gebracht, so würde er nie ein solches Ungeheuer geworden seyn.

XII.

Dritte Höllenfahrt. — Sündenbekenntniſſe Napoleons, Maria Stuarts, der Eliſabeth von England, Philipps II. — Fragmente aus einer zukünftigen Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts. — Die franzöſiſchen Meſſagerien. —

Michel und Asmodi beſtiegen nun eine Barke und ließen ſich in der Rhede von Toulon ſpazieren fahren, Erſterer wollte die Merkwürdigkeiten derſelben in Augenſchein nehmen und fand dieſe vier Stunden im Umfang habende Rhede prächtig; es iſt in der That eine der ſchönſten der Welt. Von Asmodi ließ er ſich die in der Belagerung von 1793 ſo berühmt gewordenen Punkte zeigen. Beſonders nahm er die Spitze des Vorgebirges Balaguier und Eguillette in Augenſchein, auf denen ſich zwei Forts befinden, welche die Engländer während der Belagerung zu einem kleinen Gibraltar umgeſchaffen hatten, und von denen Bonaparte, der ſich hier zuerſt bekannt machte, mit ſeinem ſtrategetiſchen Scharfblick ſogleich einſah, daß Toulon ſelbſt nur von hier aus zu nehmen ſey, und ſo war es auch.

— Alſo hier hat Napoleon zuerſt ſeinen Ruf gegründet? ſagte Michel; der Mann begann ſo glänzend, alles glaubte in ihm einen jener glorreichen Helden des alten Griechenlands und Roms wieder erſtehen zu ſehen, und er endete ſo kleinlich als jämmerlich, unbegreiflich! noch als Obergeneral in Italien ſchien er wahrhaft groß.

— Die Teufel der Ehr- und Habſucht hatten ihm das Gehirn verrückt, höhnte Asmodi, wie euch Erdenwürmern mit geringen Ausnahmen insgeſammt.

— Ich hätte wohl Luſt, eine kurze Unterredung mit dieſem Helden des neunzehnten Jahrhunderts zu haben. Weißt du was, laß mich zum drittenmal Dein Reich beſuchen, ich will nun, da ich eine Totalüberſicht von demſelben genommen, auch die Details

desselben näher kennen lernen, besonders einzelne Verdammte hören und mit Napoleon den Anfang machen.

Asmodi und Michel landeten in dem kleinen Hafen von La-Seyne, der in der Rhede von Toulon liegt, stiegen hinter diesem Ort empor, fuhren den Krater des Vesuvs hinab und standen bald vor der höllischen Hofschlächterei, in der sie Napoleon in Gesellschaft des Attila wieder mit dem Böckeschlachten beschäftigt fanden. Der Hinkende wirkte bei dem gehörnten Oberhofschlächtermeister für Napoleon die Erlaubniß einer mehrstündigen Rast aus, und nahm nun die exkaiserliche Majestät bei Seite, ihr mittheilend, daß ein noch lebender Erdbewohner sie zu sprechen wünsche. —

Napoleon schien eben keine große Freude über diese Nachricht zu empfinden, und äußerte: Wie, sogar bis in die Hölle verfolgt mich das mich anekelnde Menschenpack und läßt mir keine Ruhe! ich mag mit diesen erbärmlichen Wichten nichts mehr zu schaffen haben. Asmodi gab ihm jedoch den Rath, höflich gegen dieses Menschenkind zu seyn und ihm Auskunft über das was es zu wissen wünsche zu geben, da es beim Papa Großsatan einen großen Stein im Brett habe, ihm folglich nützen und seine Lage erleichtern könne. Er führte nun den noch ganz von Bocksblut triefenden Exkaiser dem Michel zu, der ihn mit den Worten anredete: Euer Majestät werden verzeihen, wenn ich es wage...

— Bleibt mir mit diesen Schnurrpfeifereien, die nach eurem irdischen Dünkel riechen, vom Halse, sagte Napoleon, schon längst ist mir dergleichen zuwider, redet wie der Mensch zum Menschen, oder wie der Verdammte zum Verdammten, und ich werde euch anhören. —

— Desto besser, also ohne Umstände. — Sagt mir, wie ging es zu, daß ihr so ganz und gar die Bahn zu der wahren Größe und Erhabenheit, die ihr mit so viel Glück und Beifall angetreten hattet, verließet, um Abwege zu verfolgen, die euch nur Schmach, Hohn, Schande und Unglück bringen konnten? —

— Sagt mir erst, warum der Mensch so schwach geschaffen ist, erwiederte Napoleon, so kurzsichtig und so blind, daß er trotz der armseligen Vernunft und des Verstandes, die ihn über die Thiere erheben sollen, doch nur ein erbärmlicher Spielball seiner Leidenschaften und des Schicksals ist. Ich will euch das weitere Fragen ersparen, und euch offen mein Sündenbekenntniß ablegen, ihr könnt es dann nach Gefallen der Oberwelt und den guten

Franzoſen mittheilen und ihnen ſagen, daß ihre lächerliche Vergötterung meiner Nichtswürdigkeit mich eher kränken und ſchmerzen, als ehren und freuen würde, wenn mit dem Abſtreifen aller irdiſchen Vorurtheile nicht zugleich eine totale Gleichgültigkeit für alle ihre Alfanfereien und Dummheiten bei mir an die Stelle des Ehrgeizes, einer ſtupiden Eitelkeit und des Hochmuths getreten wäre. Doch zur Sache; ich will euch aufrichtig und ohne allen Rückhalt meine Fehler und Verbrechen mittheilen, ſo wie ſie mir jetzt klar geworden ſind. — Meine Kinder- und Jugendjahre haben durchaus nichts Beſonderes aufzuweiſen, und was meine Schmeichler, Vergötterer und Biographen deßhalb ſagten und erfanden, iſt falſch und lächerlich; in meinem Charakter lag etwas Abgeſchloſſenes, Finſteres, faſt Menſchenfeindliches, das ich auch ſpäter, trotz aller angewandten Mühe nur ſchlecht verbergen konnte, und ich gab mich deßhalb gerne den ernſteren Studien hin. Nichts in mir ließ mich als Kind, Jüngling oder auch junger Mann nur im entfernteſten die erbärmliche Rolle ahnen, die ich einſt auf der Erde ſpielen, ſo jämmerlich ſpielen ſollte.

Michel machte große Augen.

— Allerdings jämmerlich, fuhr Napoleon fort, denn was war ich anders als die Marionette eines tückiſchen Schickſals, das mich wie einen Halm zerknickte, ſobald es meiner nicht mehr zu ſeinen unbegreiflichen Plänen gebrauchte. Die Erde ſelbſt iſt nur ein Stäubchen in dem unermeßlichen, kaum geahnten Weltall, was iſt nun der Menſch ſelbſt auf dieſem Stäubchen? — eine Seifenblaſe, welches auch der Standpunkt ſey, auf den ihn der Zufall geſchleudert, — eine von aufgeblaſener Nichtigkeit und Habſucht geſtachelte Null. Als die franzöſiſche Revolution ausgebrochen und ich Lieutenant war, warf ich mich dieſer Revolution und ihren Grundſätzen in die Arme, weil — ich Lieutenant und alſo ein noch gar zu unbedeutendes Ding war; wäre ich General geweſen, wie ich es auch ſchon auf der Oberwelt ſagte, ſo würde ich es mit dem Hof gehalten haben. Indeſſen meinte ich es damals doch noch, wenn auch aus Egoismus, redlich mit der Republik und mit Frankreich, und zwar ſo lange, jedoch immer mein werthes Ich in den Vordergrund ſtellend, bis ich nach dem 13ten Vendemiaire zum Diviſionsgeneral ernannt und das Oberkommando über das Heer im Innern erhielt; von jetzt an bemächtigte ſich hauptſächlich das teufliſche Ungeheuer Politik genannt, meines Gemüthes, Ehrgeiz

wurde die Triebfeder desselben, und Argliſt deren Vollſtrecker. — Politik, nicht Liebe war es, die ich zwar in hohem Grade heuchelte, welche meine Heirath mit Joſephinen ſchloß, denn ich glaubte in dieſem allerdings liebenswürdigen Weibe ein treffliches Werkzeug meiner ehrgeizigen Pläne gefunden zu haben, die jedoch damals noch weit entfernt waren ſich bis zu dem auch nur zeitweiligen Amt eines Oberhauptes der Republik zu erſtrecken, ſelbſt als ich bald darauf Obergeneral des Heeres von Italien wurde, Piemont erobert, die Siege gegen die Oeſterreicher erfochten hatte, und ganz Italien zu meinen Füßen lag, kam mir dergleichen noch nicht in den Sinn, noch immer meinte ich es redlich mit der franzöſiſchen Republik, und als ich im erſten Artikel des Friedensvertrags von Campo-Formio die vom Secretair niedergeſchriebenen Worte: »der deutſche Kaiſer erkennt die franzöſiſche Republik an,« durchſtrich und ausrief: »die franzöſiſche Republik bedarf keiner Anerkennung, ſie iſt wie die Sonne, nur ein Blinder ſieht ſie nicht,« meinte ich es im Ernſte ſo, und fühlte mich über die Alltagsmenſchen der Diplomatie erhaben. Aber ich habe die Worte: »das franzöſiſche Volk iſt Herr in ſeinem Lande, es hat eine Republik gewollt, vielleicht will es morgen eine Ariſtokratie und übermorgen eine Monarchie, dies iſt ſein unverjährbares Recht, die Form ſeiner Regierung iſt nur Sache der innern Geſetze,« damals nicht einmal gedacht, vielweniger ausgeſprochen, ſondern erſt nachdem ich mich mit dem Kaiſermantel behängt, behauptete ich dieſen Zuſatz gemacht zu haben, um dadurch die Narrheit, eine Krone auf mein Haupt geſetzt zu haben, zu beſchönigen. Erſt nachdem ich von der unſeligen und unſinnigen Expedition von Egypten, die ich ſo feigerweiſe in der ſchlimmſten Lage verließ, zurückkam, und bei meiner Landung zu Frejus von dem Volk gewiſſermaßen als Frankreichs Befreier von der unglücklichen Direktorialregierung, welche die Republik abermals in die unglücklichſte Lage geſtürzt hatte, empfangen wurde, da entſtand der erſte Funken einer ſpäter zur Alles verzehrenden Flamme werdenden Herrſchſucht in meiner Bruſt, welche nach dem 18ten Brümair zuerſt zum Ausbruch kam; als ich nun erſter Conſul geworden war, beging ich die unverzeihliche Schwachheit, die Etiquette, das Ceremoniel und all die lächerlichen Schnurrpfeifereien des alten franzöſiſchen Hofes wieder hervorzuſuchen und ſelbſt eine Art Hof um mich herum zu bilden, wodurch ich mir eine große Zahl von Männern, und zwar der beſſern und

tüchtigern entfremdete. Dies war ein unseliges Versehen, wie ich denn überhaupt in der Politik ein so gewaltiger Stümper war, wie nicht leicht vor und nach mir wieder ein Mensch auf dem Thron zu finden seyn wird, und von jetzt an schoß ich Böcke über Böcke. Nach der Schlacht von Marengo, deren Gewinnen ich hauptsächlich dem braven Desair verdankte, wie später den Sieg bei Waterloo die Engländer nur einzig dem Blücher zu verdanken hatten, war mein Ehrgeiz um Tausend Procent gestiegen, und schon erblickte ich, wenn auch noch entfernt, den Schimmer einer Krone. Alle gegen mich gemachte Verschwörungen, die Höllenmaschine ꝛc., benutzte ich einzig und allein zu meinem beständig vor Augen habenden Ziel, einer möglichst unumschränkten Macht näher zu rücken, dem ich auch nach dem Frieden von Lünneville und Amiens mit Riesenschritten entgegen ging. Die Wiederherstellung der katholischen Religion hatte keinen andern Zweck und dünkte mir die sicherste Brücke zum Thron, die zehnjährige Verlängerung meines Consulats war nur ein Vorspiel zu der Komödie des lebenslänglichen Consulats und dieses nur der Uebergang zum kaiserlichen Thron. Bei der Gründung des Ordens der Ehrenlegion war ich weit entfernt eine Belohnung für das Verdienst creiren zu wollen, sondern verband damit keinen andern Zweck, als mir eine Legion sclavisch ergebener Anhänger im Heer und der Nation zu schaffen. Jetzt glaubte ich endlich den Zeitpunkt gekommen, mir ungestraft eine erbliche Kaiserkrone auf das Haupt setzen zu können. Vorher aber beging ich noch die unverzeihliche und grausame Dummheit, den Herzog von Enghien auf fremdem Gebiet ergreifen, nach St. Vincennes abführen und erschießen zu lassen, was ich selbst auf St. Helena noch durch die Nothwendigkeit, daß es die Sicherheit der französischen Nation erheischte, zu entschuldigen suchte. Ich ließ nun meinen erbärmlichen Senat die Posse meiner Decretirung zum erblichen Kaiser spielen, entfernte die würdigsten Männer, welche gegen dieses mir und Frankreich so nachtheilige Possenspiel geeifert hatten, und überhäufte sie mit meiner Ungnade. Unter ihnen war auch der so redlich denkende Carnot. Diese unglückselige Kaiserkrone war eine viel zu schwere Bürde für meinen immer schwächer werdenden Kopf, und ließ mich einen politischen Bock nach dem andern schießen. Welch eine andere Rolle würde ich gespielt haben, wenn ich mich zum Präsidenten einer Republik der vereinigten Staaten von Mittel-Europa hätte ernennen

lassen! Kaiser und Könige hätten die gehorsamsten Diener dieses Präsidenten seyn, ihm in aller Unterthänigkeit den Hof machen müssen, ganz Frankreich, Italien, Holland, die Niederlande, die Schweiz, ein großer Theil von Deutschland würden die integrirenden Theile dieser vereinigten europäischen Republik ausgemacht haben, an deren Spitze ich als Präsident hätte stehen und der Welt Gesetze vorschreiben können. Ich hätte so die öffentliche Meinung für mich gehabt und unumschränkter gebieten können, als je ein gekrönter Monarch. Aber statt dessen trat ich völlig in die Fußstapfen der alten und veralteten monarchischen Abgeschmacktheiten, die bei den in Purpur Gebornen wenigstens noch das Herkommen für sich haben, eilte so meinem Verderben entgegen, und beschäftigte mich statt mit Völkerglück mit höfischen Ceremonien- und Etiquettenwesen. Die Krone hatte, wie gesagt, mir den Kopf verrückt gemacht und das bisher gehabte Glück verleitete mich zum tollsten Uebermuth. Kein freies Wort konnte ich mehr hören und ertragen, wer sich nicht sclavisch vor mir beugte, mußte zermalmt werden, nur für die übertriebensten und unverschämtesten Schmeicheleien hatte ich noch Ohren. Fortwährend quälte mich der Gedanke, meine neugebackene Kaiserschaft zu befestigen, meine Dynastie für alle Ewigkeit zu gründen, und ließ mich einen Fehler nach dem andern begehen, darunter gar manche unverzeihliche Sünde. Durch den hirnlosesten Nepotismus glaubte ich diesen Zweck am besten erreichen zu können, und machte Könige aus meinen Brüdern, die so wenig zum Regieren und Herrschen geschaffen waren, als der Pavian zum Professor der Beredsamkeit. Den indolenten Joseph setzte ich auf den neapolitanischen Thron, den Hieronymus, Commis in einem amerikanischen Handlungshaus, eine Stelle die er allenfalls zur Nothdurft ausfüllte, ließ ich einen Satz über das atlantische Meer machen, um ihn, der allenfalls einen König der Affen würdig hätte repräsentiren können, auf den Thron von Westphalen zu setzen, dem gutmüthigen Ludwig, noch den besten meiner Brüder, vielleicht ein trefflicher Familienvater, setzte ich Hollands Krone auf, um sie ihm bald wieder zu nehmen, da er nicht nach meiner Pfeife tanzte, und in der That wenigstens den Willen hatte, seine Unterthanen mit Hintansetzung meiner vermeintlichen Interessen glücklich machen zu wollen. Lucian allein war so klug, keinen Scepter aus meinen Händen nehmen zu wollen, und mein Schwager, Murat, hat mir reichlich die Dummheit vergolten, aus einem

guten Bereiter einen tüchtigen Haudegen, einen Harlequin-König gemacht zu haben, und so hatte ich bei faſt allen meinen Anſtellungen und Ernennungen, ſelbſt bei den Miniſterien und ſchwierigſten Aemtern fehlgeſchoſſen, die unverzeihlichſten Mißgriffe gemacht, und meiner Familie und Verwandten zu lieb, immer in dem Glauben, dadurch meine Gewaltherrſchaft zu befeſtigen, jedes höhere Intereſſe der Völker und einer auch nur alltäglichen Politik außer Augen gelaſſen. Das Talent was Friedrich der Große, Alexander, Karl der Große, Cäſar und ſo manche Andere beſaßen, denen ich mich gleich oder gar noch über ſie ſtellen wollte, eine richtige Wahl bei Anſtellung ihrer Untergebenen zu treffen, und deren Verdienſte und Fähigkeiten richtig zu beurtheilen und zu verwenden, dieſes Talent, dieſe Einſicht fehlte mir ganz, oder vielmehr war es meine raſende Verblendung, die mich verhinderte klar zu ſehen. Ich war, wie geſagt, ein erbärmlicher Stümper in der Staatskunſt, und von dem Augenblicke meiner kaiſerlichen Würde beging ich eine Thorheit nach der andern, die man kaum einem angehenden Schüler in der Politik verzeihen würde. Meine Siege über Oeſterreich und Preußen machten mich ſchwindeln, und beſonders ſchuf ich mir in dem letztern durch meine und meiner Satelliten unverzeihliche, alle Verträge, alle Menſchlichkeit und alle Vernunft höhnende Plackereien, Erpreſſungen und nichtswürdige Mißhandlungen einen furchtbaren Feind. Ich beging die Niederträchtigkeit, den Buchhändler Palm erſchießen zu laſſen, weil er ein unbedeutendes Buch verſendet hatte, das nichts als mir unſchädliche Wahrheiten enthielt, glaubte ſo den Deutſchen einen heilſamen Schrecken einzuflößen, und verletzte und erbitterte nur die Gemüther eines edlen Volkes auf das Tiefſte. Feigerweiſe ließ ich die Offiziere des Schilliſchen Corps gleich Verbrechern erſchießen, und ſandte die Unteroffiziere und Soldaten deſſelben, die mir in die Hände gefallen waren, auf die Galeeren nach Toulon und Breſt unter Mord-, Diebs- und Raubgeſindel, das Verbrechen zu büßen, die Befehle ihrer Vorgeſetzten befolgt zu haben. Die an der königlich ſpaniſchen Familie und an ganz Spanien verübte Unthat, die ſo feig und niederträchtig war, daß ſich kaum ein hinlänglich bezeichnender Name für dieſelbe auffinden läßt, war zu gleicher Zeit einer meiner größten und für mich verderblichſten Böcke, beſonders da ich noch meinen Bruder Joſeph mit dem geſtohlenen Diadem ſchmückte, und daß ich mich von meiner Gattin Joſephine ſcheiden ließ, der ich doch ſo viel

zu danken hatte, um die österreichische Marje Louise zu heirathen, war nicht minder ein gewaltiger Bocksstreich, der mir noch vollends die Herzen der französischen Nation entfremdete und selbst in dem Heer böses Blut erregte. Diese Dummheit hat mir die Dame und ihr Haus reichlich vergolten. Und nun mein Zug nach Rußland, der mir den Todesstoß gab, da ich dasselbe ohne alle vernünftige Berechnung mit einem Kerrischen Heer überzog, weder Klima noch Beschaffenheit des Landes und seiner Bewohner in Anschlag brachte, dann, als alles schief ging, und die Hunderttausende, die ich hineingeschleppt, vernichtet oder in dem jämmerlichsten Zustande wieder feigerweise verließ, nach Frankreich entfliehend, die Kosaken immer im Rücken wähnend, und, glücklich in Paris angekommen, mein ganzes Dichten und Trachten nur darauf verwendete, neue Schaaren meinem erbärmlichen Hirngespinst von Ruhm und Eroberungssucht zu opfern. Nicht einmal so viel Einsehen hatte ich, mir aus Polen einen mächtigen Wall gegen den nordischen Coloß zu schaffen! O, ich war ein recht jämmerlicher Held! im Unglück so verzagt, als übermüthig und hochfahrend im Glück. Zweimal dankte ich, in meiner Seelenangst ganz den Kopf verlierend, ab, statt mich bis auf den letzten Mann zu schlagen und einen rühmlichen Tod auf dem Schlachtfelde zu suchen; wie tief stehe ich da nicht unter Preußens Friedrich, der mit so unbedeutenden Hilfsmitteln und Streitkräften, gegen eine zehnmal überlegene Macht von allen Seiten gedrängt, gegen Frankreich, Rußland, Oesterreich und das deutsche Reich sich so heldenmüthig vertheidigte, nach allen Seiten hin Front machte, und zuletzt wieder glorreich oben stand! Dasjenige, woraus mir meine Lobhudler ein besonderes Verdienst machen, Straßen und Brücken gebaut, manche nützliche Anstalten geschaffen, hie und da die Industrie nothdürftig unterstützt zu haben, ist selbst, wenn ich alle Eitelkeit, die Haupttriebfeder aller meiner Handlungen, aus dem Spiel lasse, doch wahrlich kein Verdienst, wenn man nur zu wollen braucht und einem die unermeßlichsten Hilfsmittel zu Gebot stehen! — Europa hatte ich beraubt, und sperrte 500 Millionen in die Gewölbe der Tuilerien ein, meine Marschälle und Generale durften nach Herzenslust plündern, rauben und brandschatzen, wenn sie mir nur einen gehörigen Antheil des Geraubten zukommen ließen. Die große Nation, wie sich so thöricht die Franzosen nannten, schmachtete in den schrecklichsten Sclaven- und Tyrannenketten,

kein freies Wort war dem Bürger mehr gestattet, seinem Mund entschlüpfen zu lassen, von Hunderten von Spionen umgeben, wurde er sogleich verrathen, im feuchten Kerker büßte er seine Unbesonnenheit, und die Presse lag zu meinem eigenen Unglück in den schmählichsten Fesseln. Meine Präfekten und Unterpräfekten waren eben so viele Proconsuln oder Tyrannen en miniature, ließen die Bürger bei der geringsten Veranlassung in Gefängnisse werfen, durch die Gensdarmen gebunden abführen, und handelten mit der grenzenlosesten Willkühr *), sich alle mögliche Plackereien gegen die Bürger, deren Kinder ich bis auf das letzte zur Schlachtbank führte, erlaubend. Die von der Beschränktheit und Unwissenheit so berühmten Gesetzbücher, die ich fertigen ließ, sind heillose Stümpereien, gemacht den Armen zu unterdrücken, dem mächtigen Spitzbuben alle Hinterthüren zu öffnen, und dem schon Unglücklichen noch den Gnadenstoß zu geben. Ich gestattete, daß man aus der Justiz eine Versorgungs-Anstalt und Sinekuren für die Trägheit schuf. Alles was ich that, war nur halb, und der lächerlichste Aberglaube bemächtigte sich meines Gemüths. Rom sah ich nie, weil man mir prophezeiht hatte, daß ich dort meinen Untergang finden würde, wie Alexander in Babylon. Was mich auf St. Helena am meisten schmerzte, war der demüthige Brief den ich in meiner Herzensangst an den Prinz-Regenten von England schrieb, der nicht einmal einer Antwort gewürdigt wurde. O nein, so erbärmlich und klein wie ich hat noch keiner der Eroberer auf Erden gehandelt und geendigt, so tief ist noch keiner gestürzt worden und gesunken wie ich, aber ich bekenne es jetzt offen und gern, die schimpfliche Behandlung, die mir in meiner Gefangenschaft durch Hudson Lowe zu Theil wurde, war was mir gebührte, und nur eine unbedeutende Wiedervergeltung meiner zahllosen Unthaten, für die ich jedoch hier so schrecklich büßen muß; und was nützt es mir, daß ein Thiers, in der Meinung, sich selbst ein bequemes Fußgestell dadurch zu schaffen, und um dem Volke der Franzosen eine neue Spiegelfechterei vorzumachen und es zu bethören, meine Asche von St. Helena nach Frankreich bringen, und man mir in der

*) Es reichte damals in Frankreich hin, irgend Jemanden, auch nur einen Bekannten ohne einen Paß oder Erlaubnißschein übernachtet zu haben, um von den Gensdarmen gefesselt in die Hauptstadt des Departements abgeführt zu werden, und daselbst Monate lang in düstern Kerkern zu schmachten.

Invalidenkirche zu Paris ein prächtiges Mauſoleum errichten ließ, ein abermaliges Denkmal der irdiſchen Nichtigkeit und Eitelkeit, während ich hier fort und fort Böcke zu ſchlachten beſtimmt bin?

— Wohlan, Napoleon, fiel ihm nun Michel mitleidig ins Wort, weil Ihr uns denn doch ſo aufrichtig Euer ſchweres Sündenbekenntniß abgelegt und auch Eure geheimſten Gedanken nicht verſchwiegen habt, ſo will ich es verſuchen, bei dem Papa Großſatan ein gutes Wort für Euch einzulegen, damit Eure Lage erträglicher, wo möglich verbeſſert werde. Was meinſt Du, Asmodi?

— Es kommt gerade darauf an, wie Se. hölliſche Majeſtät eben gelaunt ſeyn mag. Wenn wir ihr die Sache durch das Prinzeßchen Sataniella, oder durch die Endor, oder durch eine der großſataniſchen Favoritballettänzerinnen beibringen könnten, ſo dürften wir um ſo gewiſſer auf einen günſtigen Erfolg rechnen.

Michel bezeugte nun Luſt, noch mehrere in der Hölle ſchmachtende Berühmtheiten aufzuſuchen, und als ihm der Hinkende ſagte, er möge nur diejenigen nennen, nach deren Unterhaltung ihm gelüſte, nannte er nach einigem Beſinnen: Maria Stuart.

Dieſe litt die Strafe ihrer Sünden als Ehebrecherin und des Mordes Mitſchuldige in dem Schwefelmeer.

Michel, vor ihr ſchwebend, erſuchte auch ſie, ihr Sündenbekenntniß aufrichtig, der Wahrheit gemäß und ohne Hehl offen zu geſtehen, indem er ihr in dieſem Fall gleichfalls Hoffnung zur Linderung ihrer Qualen machte, was von Asmodi beſtätigt wurde.

Ihre troſtloſen Augen, in denen jetzt ein Strahl von Hoffnung zu ſchimmern ſchien, in die Höhe richtend, begann die Unglückliche:

— Es wird Euch bekannt ſeyn, daß ich meinen Vater ſieben Tage nach meiner Geburt verlor, und ſchon in der Wiege ein Gegenſtand der Politik war, da Heinrich VIII. meine Hand für ſeinen fünfzehnjährigen Sohn begehrte, um ſo Schottland unter Englands Scepter zu bringen. Um mich ſchon als Kind den Nachſtellungen dieſes Fürſten, in deſſen Abſichten meine Mutter einzugehen ſich weigerte, zu entziehen, ließ ſie mich in das Schloß Stirling, und da ich daſelbſt noch nicht vor den Nachſtellungen ſicher war, in ein Kloſter im See Mentheit bringen. Aber mein Vormund, der Graf Arran, nahm mich nun in Anſpruch, um meine Hand für ſeinen Sohn aufzubewahren, was ebenfalls nicht in den Abſichten meiner Mutter lag, die mich dem Dauphin von Frankreich beſtimmt hatte, und mich deßhalb kaum ſieben Jahre alt in

dieſes Land ſchickte, wo ich in dem Kloſter der Urſulinerinnen bei Paris erzogen, in der Litteratur, Dichtkunſt, den Sprachen, der Muſik, namentlich dem Lautenſpiel und Singen, ſo wie im Tanzen unterrichtet ward, und mir ganz beſonders die Grundſätze und Lehren der römiſch-katholiſchen Religion eingeprägt wurden. Kaum ſiebzehn Jahre alt, wurde ich dem Dauphin, ſpäter König Franz II. von Frankreich, vermählt. Meine ebenſo außerordentliche als unglückſelige Schönheit machte, daß ich an dem Hof meines Gemahls die allgemein verehrte und angebetete Göttin des Tages wurde, alles wurde an mir bewundert, und beſtändig war ich von einem Heer Schmeichler umgeben, vom Weihrauch der ausgelaſſenſten Lobhudeleien umnebelt, und da auch meine geiſtigen Eigenſchaften und mein Verſtand gerade nicht alltäglich waren, ſo erregte ich bald die Eiferſucht der Königin Catharina von Medicis, Gemahlin Heinrichs II., welche mir das Leben auf alle Weiſe verbitterte und mich bei ihrem Sohn anzuſchwärzen und der Untreue verdächtig zu machen ſuchte, obgleich ich damals noch völlig unſchuldig war; aber Catharina fürchtete, daß ich ihre Liebhaber verführen möchte. Als nun Heinrich II. ſtarb, und ich durch dieſen Todesfall Königin von Frankreich wurde, verdoppelte Catharina ihre Ränke, um mich zu ſtürzen, und ſchon war es ihr gelungen, das Gift der Eiferſucht in das Herz meines Gatten zu werfen, und wer weiß was aus mir geworden wäre, als dieſer bald nach ſeiner Thronbeſteigung ſtarb. In demſelben Jahre verlor ich auch meine Mutter, die bisherige Regentin von Schottland. Jetzt ſchutzlos den Verfolgungen Catharinens ausgeſetzt, vermochte ich nicht länger am Hofe von Frankreich und in Paris zu bleiben, und begab mich zuerſt zu meinem Oheim, dem Kardinal von Lothringen, der ſich in Rheims aufhielt. Hier wurde ich von der Königin Eliſabeth angegangen, eine Entlaſſungsakte hinſichtlich meiner Anſprüche auf England und Irland zu unterzeichnen, und da ich dieſes verweigerte, ſo machte ich mir die Fürſtin von dieſem Augenblicke an zur unverſöhnlichſten Feindin; ich konnte nicht einmal ſicheres Geleit, um mich nach meinem Königreich Schottland zu begeben, von ihr erhalten, und mußte mich heimlich in Calais einſchiffen. Das Scheiden von Frankreichs ſonſt ſo glücklichem Boden, auf dem ich dreizehn Jahre, meine glücklichſten, zugebracht hatte, ſchmerzte mich ſehr und mit großer Wehmuth ſah ich deſſen Küſten meinen Augen entſchwinden. Mein eigener, wenn auch nicht natürlicher Bruder, der Graf Murray,

jetzt Regent von Schottland, hatte der englischen Königin meine Ueberfahrt verrathen, und deren Schiffe lauerten mir auf; glücklicherweise beschützten mich unfreundliche Nebel und ich kam wohlbehalten in meinem Reich an. Aber hier warteten meiner Unannehmlichkeiten und Drangsale aller Art von dem Augenblick an wo ich meinen Fuß auf dessen Boden setzte. Die Religion, an der ich mit aller Liebe und Aufrichtigkeit hing, war in dem Land verbannt und ein Gegenstand des Hasses, der Verfolgung und des Spottes, man hatte das Volk auf das Wüthendste gegen dieselbe einzunehmen gewußt, keine Messe konnte ich hören, ohne das Aergste befürchten zu müssen, und die Priester konnten es nur mit augenscheinlicher Lebensgefahr wagen, mir diesen Dienst zu leisten. Als ich in meiner Hauptstadt, in Edinburg, meinen Einzug hielt, legte man es recht gefliſſentlich darauf an, mich in dem was mir am heiligsten war, in meiner Religion, zu kränken, indem man dieser öffentlich spottete und Schmach anthat; die Prediger des neuen Gottesdienstes, und besonders der abscheuliche Knox, legten mir den Namen Jesabel bei, und mein eigener unnatürlicher Bruder, sammt dem Staatssecretär meines Reichs, verschworen sich fortwährend mit meiner Todfeindin, Elisabeth, zu meinem Sturz. Nicht meine Ansprüche auf ihre Staaten waren es, welche diese Königin zu meiner unversöhnlichsten Feindin machten, sondern der überall verbreitete Ruf meiner Schönheit, meiner Liebenswürdigkeit, meiner Talente, und besonders die zahlreichen Bewerber, wodurch sie sich verdunkelt und in Schatten gestellt fühlte, nährten ihren unauslöschlichen Haß. Ein Sohn des Kaisers Ferdinand, der Erzherzog Carl, der König von Navarra, Philipp II. von Spanien und eine große Menge anderer Fürsten und ausgezeichneter Personen waren unter der Zahl meiner Bewerber, und Elisabeth intriquirte gegen alle und wollte mir die Hand ihres eigenen Geliebten, des Grafen von Leicester, aufdringen, durch den sie hoffte mich in ihr Netz zu bekommen, und dessen Liebkosungen sie überdrüßig war.

— Maria, fiel hier Michel der gekrönten Verdammten ins Wort, seyd Ihr auch von dem überzeugt, was Ihr da sprecht? vergeßt nicht, daß nur die reinste Wahrheit und Aufrichtigkeit Eure Lage zu mildern im Stande ist, Eure weibliche Eitelkeit und Schwäche scheint Euch selbst im Höllenpfuhl noch nicht ganz verlaßen zu haben.

Die Augen niederſchlagend, erwiederte Maria: wenigſtens glaubte ich damals von dem was ich ſage überzeugt zu ſeyn. — Alſo, um die Wahrheit zu geſtehen, ſcheiterten damals die meiſten dieſer Pläne auf meine Hand an dem Umſtand, daß ich bereits mein Herz verſchenkt und meine Liebe einem ſchönen Mann, dem Heinrich Darnley, der ebenfalls aus dem Geſchlecht der Stuart ſtammte und ſich zu derſelben Religion, wie ich, bekannte, geſchenkt hatte. Auf Eliſabeths Antrieb, wenigſtens wurde mir dies verſichert, ſuchte mich mein Bruder mit meinem Geliebten zu verhaften, aber es gelang meinen Anhängern die Verräther zurückzuſchlagen, und ſie flohen auf das Gebiet meiner Feindin. Ich reichte nun meinem Geliebten die Hand und gab ihm mit ihr die ſchottiſche Krone, indem ich ihm auch den Königstitel ertheilte, nachdem er vorher ſchon die höchſten Reichswürden bekleidet hatte. Aber wie ſchlecht wurde ich belohnt! meine Liebe hatte mich blind und taub für ſeine Fehler gemacht, die freilich erſt nach unſerer Vermählung, und nachdem er ſeine Zwecke erreicht hatte, in ihrer ganzen Rohheit grell ans Licht traten. Er überließ ſich ſo viehiſchen Leidenſchaften, daß er mir bald zum Ekel werden mußte, ſuchte mich dabei in meinem unſchuldigſten Lieblingsvergnügen auf das Empfindlichſte zu kränken und an meiner verwundbarſten Seite anzugreifen. Von jetzt an waren nur noch Hader und Kränkungen aller Art die täglichen Geſellſchafter unſerer Ehe. Mein mir in allen Ehren unentbehrlicher Geheimſchreiber, der Italiener Riccio, der mir durch ſeine erheiternden Erzählungen, durch ſeinen herrlichen Geſang, durch ſeine witzigen Scherze und muntere Laune ſo manche trübe Stunde verſüßt, ſo manche unverdiente Kränkung und Rohheit meines Gatten wenigſtens auf Augenblicke vergeſſen machte, dieſen ließ der König in meiner Gegenwart, und als ich ſchon hoch ſchwanger war, da wir gerade in Geſellſchaft von noch mehreren Perſonen ein fröhliches Abendmahl einnahmen, durch gedungene Banditen von der Parthei der Proteſtanten, an deren Spitze Lord Ruthwen war, ermorden, ſo daß ich über und über mit dem Blut dieſes Unglücklichen beſpritzt wurde, und man ſogar noch die umgeſtürzte Tafel auf mich fallen ließ. Hierauf ſperrte man mich in demſelben, vom Blut des Ermordeten überſchwemmten Zimmer ein, in welchem man mich die ganze Nacht ließ, und nur mit großer Gefahr gelang es mir den andern Morgen nach dem Schloß Dunbar zu entkommen, während mein Bruder ſeinen ſiegreichen Einzug

in meiner Hauptſtadt hielt. Ich wurde von den Rebellen zu einem höchſt nachtheiligen Vergleich gezwungen, kehrte nach Edinburg zurück, wo ich durch alle dieſe Schrecken und Unthaten zwei Monate zu früh mit dem Kinde niederkam, das ich unter dem Herzen trug, und deſſen Vater mein undankbarer Gatte war. Das Kind, ein Knabe, blieb jedoch am Leben, konnte aber nie den Anblick einer blanken Waffe ertragen. Seine Taufe, die in meinem Glauben, nach den Vorſchriften der römiſch-katholiſchen Religion, vollzogen wurde, war Veranlaſſung zu dem heftigſten Streit zwiſchen meinen Glaubensbrüdern und den Proteſtanten. Mein Gemahl war indeſſen krank geworden und lag an den bösartigen Blattern, und zwar entfernt von mir, in der Wohnung ſeines Vaters zu Glasgow darnieder. Ich hatte unter der Hand die Bekanntſchaft des Grafen Bothwel gemacht, und derſelbe wußte ſich für mein Unglück ſo theilnehmend zu zeigen, legte einen ſo groſſen Eifer an den Tag, mir in meinen Leiden beizuſtehen, daß ich ihm bald mein Vertrauen und meine Zuneigung ſchenkte.

— Erlaubt mir, Maria, Euch hier abermals zu unterbrechen, Ihr gingt in Eurer Erzählung ſo ſchnell über Euer Verhältniß mit dem Italiener Riccio hinweg, doch beſchuldigte Euch damals das Gerücht, daß Ihr einen verbotenen Umgang mit demſelben hattet, was iſt Wahres daran? —

— O, hättet Ihr dieſen Riccio gekannt, ſo würdet Ihr bei deſſen Häßlichkeit dieſer Verläumdung keinen Glauben geſchenkt haben.

— Dies will nichts heißen, man weiß wie wunderlich oft der Geſchmack der Damen iſt; alſo Ihr wißt Euch völlig frei von dieſem Euch zur Laſt gelegten Verbrechen? —

— Völlig, das will ich gerade nicht ſagen. Der kühne Sänger erlaubte ſich, beſonders von Wein und Muſik begeiſtert, manche Vertraulichkeiten, die ich nicht hätte dulden dürfen, doch kam es nicht bis zum förmlichen Ehebruch, ich war noch zu kurz verheirathet, und nur einiger feurigen Küſſe und Umarmungen konnte ſich der verwegene Sänger rühmen, doch möchte ich nicht für das ſtehen, was ſich noch zugetragen haben könnte, wenn er nicht ermordet worden wäre.

— Gut, nun weiter; alſo ſchenktet Ihr hierauf bald dem Grafen Bothwel Eure Zuneigung, deſſen laſterhaftes Leben Euch

doch nicht unbekannt seyn konnte, da er allgemein in dem übelsten Ruf stand.

Maria seufzte tief und fuhr fort: In meiner schrecklichen Lage griff ich nach allem was sich darbot und mich hoffen ließ ihr ein Ende zu machen. Bothwel hatte sich so sehr bei mir einzuschmeicheln gewußt. Auf sein Geheiß war es, daß ich meinen sich wieder auf dem Weg der Genesung befindenden Gatten besuchte, ihm große Theilnahme heuchelte, ihn vermochte die Wohnung seines Vaters zu verlassen, und ihn unter dem Vorwand, daß das Schloß ungesund sey, einstweilen in das Haus eines Predigers brachte, welches Bothwel hatte unterminiren und die Mine mit Pulver füllen lassen. Dieser Umstand war mir zwar nicht bekannt, aber so viel hatte ich doch aus Bothwels Aeußerungen ersehen, daß Darnlay hier sein Grab finden würde; ich wagte nicht, sey es aus Schwäche oder Furcht, ihn um die näheren Umstände einer Sache, die mir auch gerade nicht zuwider war, und die, wenn ich sie vollkommen gekannt, ich vielleicht zu verhindern gesucht, zu befragen. Kaum hatte ich meinen Gemahl verlassen und einen erheuchelten zärtlichen Abschied von ihm genommen, um der Hochzeitsfeier einer meiner Ehrendamen beizuwohnen, als ich zu meinem nicht geringen Schrecken hörte, daß das Haus, in welchem er sich befand, in die Luft gesprengt worden sey, und man Darnlays Leiche nebst der eines seiner Diener verbrannt und verstümmelt in den rauchenden Trümmern jenes Hauses gefunden habe. Dies hatte ich nicht gewollt, indessen war die Sache einmal geschehen, ich ließ Bothwel durch ein von mir diktirtes Urtheil von der auf ihm lastenden Anklage freisprechen, suchte die Schuld dieses Verbrechens auf die fanatisch-protestantische Parthei zu wälzen, begab mich nach Stirling, meinen Sohn zu besuchen, und ließ mich, wie ich mit Bothwel verabredet hatte, bei der Heimkehr durch einen Reitertrupp fangen und nach dem Schloß Dunbar abführen; daselbst reichte ich ihm, scheinbar gezwungen, meine Hand, indem er vor der Welt meine Einwilligung zu einer Heirath mit ihm zu einer Bedingung meiner Freilassung machen mußte, während ich schon längst doppelten Ehebruch mit ihm begangen hatte, da auch er verheirathet war und erst geschieden werden mußte, bevor unsere Trauung stattfinden konnte, die nun bald, kaum drei Monate nach des unglücklichen Darnlay Tod, vollzogen wurde. Unwahr ist es jedoch, daß der Letztere erdrosselt wurde,

bevor man ihn in die Luft sprengte. Indessen folgte uns die Strafe dieser Unthaten auf dem Fuße. Der Adel empörte sich und belagerte uns in dem Schloß Borthwik; verkleidet entflohen wir nach dem Schloß Dunbar, fortwährend verfolgt entkam mein Gatte nach den Orkaden, wurde endlich noch Seeräuber, während ich gefangen nach Lohleven abgeführt und daselbst der Verwahrung eines Weibes übergeben wurde, welche schon das eigene Interesse und Rachegefühl zu meiner Peinigung antrieb. Es war dies die Mutter meines natürlichen Bruders, des Grafen Murray, die sich nun für die rechtmäßige und erste Gemahlin meines Vaters Jakob V. ausgab und mich für einen Bastard erklärte. Unbeschreiblich waren die Drangsale, die ich während beinahe einem Jahr in dieser unerträglichen Gefangenschaft erdulden mußte, man nahm mir sogar meine Heiligenbilder in der Kapelle, zertrümmerte sie unter Lästerungen und zwang mich, nachdem man mich auch all meines Schmuckes beraubt hatte, feierlich zu Gunsten meines Sohnes der Krone zu entsagen und den mir so verhaßten Murray, der nun für legitim erklärt wurde, zum Vormund desselben und zum Regenten des Reichs zu ernennen. Endlich gelang es mir zu entkommen, und zwar mit Hilfe eines Knaben, kaum fünfzehn Jahre alt, des William Douglas, den meine Reize gefesselt hatten, und dem ich meine höchste Gunst versprochen.

— Nicht bewilligt? fiel hier Michel ein.

Maria schwieg.

— Nicht bewilligt, ihn nicht verführt? Bedenkt, Maria, daß von Eurer Aufrichtigkeit Euer ferneres Schicksal in der Hölle abhängt. —

— Nun ja denn, bewilligt.

— Und von Euch verführt?

— Auch verführt, fuhr die Sünderin mit niedergeschlagenen Augen fort. Es gelang mir nun, meine Anhänger um mich zu sammeln, und bald sah ich ein Heer von mehr als 6000 Streitern zu meinen Diensten bereit, aber Murray brachte ihm eine Niederlage bei, und ich war abermals gezwungen zu fliehen. Frankreich war das Ziel meiner Wünsche, nach Frankreich sehnte ich mich, aber es war mir unmöglich eine Gelegenheit ausfindig zu machen, um in dieses Land meiner Neigung zu entkommen. Wohl oder übel mußte ich mich nach England retten und mich in die Arme meiner eifersüchtigen Nebenbuhlerin, der erbitterten

Eliſabeth werfen. Ich wurde daſelbſt zuerſt mit den meinem Range angemeſſenen Ehrenbezeugungen empfangen, aber die nachgeſuchte Erlaubniß, mich nach London begeben zu dürfen, wurde mir unter dem Vorwand: ich müſſe mich erſt von den auf mir ſchwer laſtenden Beſchuldigungen reinigen, verweigert, und man brachte mich nach dem Schloß Bolton. Jetzt trat der Graf Lenor, der Vater meines in die Luft geſprengten Gatten offen gegen mich auf, klagte mich des Ehebruchs und des Mordes ſeines Sohnes an, und meinen Feinden war es gelungen, Briefe und Gedichte von mir in die Hände zu bekommen, welche allerdings gegen mich ſprachen. Eliſabeth ließ eine geheime Kommiſſion ernennen, welche den Auftrag hatte, dieſe ſchweren Beſchuldigungen zu unterſuchen, zugleich aber verlangte man von mir, der Krone Schottlands zu Gunſten meines Sohnes zu entſagen, und da ich dies verweigerte, wurde ich nach Winkfield gebracht und der Obhut des Grafen Schrewsbury übergeben. Ich war nun von Neuem allen Plackereien und Demüthigungen meiner Feinde ausgeſetzt, es wurden ſogar Verſuche gemacht mich durch Gift aus der Welt zu ſchaffen, wenigſtens glaubte ich ſehr augenſcheinliche Beweiſe davon zu haben, und einer meiner Wächter, Namens Rolſtone, wandte alle nur erdenkliche Kunſtgriffe und Kniffe an, um mich zum Fall zu bringen und ſeinen Lüſten preiszugeben. Da er ein ſehr einnehmendes Aeußere, auch viele Ueberredungsgabe und nicht gemeinen Verſtand hatte, ſo gelang es ihm endlich, mich zu bewegen ſeinen Abſichten zu entſprechen; er hatte ſich jedoch in der eigenen Schlinge gefangen, ſeine auf Befehl meiner Feindin erheuchelte Liebe war in eine wahre Leidenſchaft übergegangen, und er geſtand mir, daß ihn meine eiferſüchtige Nebenbuhlerin beſtochen habe, mich zu verführen, und dann meine Schande bekannt zu machen. Da nun Eliſabeth wenigſtens die letztere Abſicht nicht erreichte, ſo wurde er bald zu meinem großen Leidweſen aus meiner Nähe entfernt, denn er hatte mir verſprochen mich zu befreien, was ihm auch wahrſcheinlich gelungen ſeyn würde. Bald darauf entwarf der Herzog von Norfolk, den meine Feindin zu der Kommiſſion beordert hatte, die meine Verbrechen unterſuchen ſollte, von meinen Reizen verführt, das Projekt meiner Befreiung; aber die Sache wurde durch meinen mir immerwährend ſo fatalen Bruder, Murray, verrathen, und Norfolk büßte ſeine Liebe zu mir auf dem Schaffot.

— Hattet Ihr nicht auch mit dieſem ſchon auf einem ſträflich vertrauten Fuß geſtanden? —

— Ja, aber wir waren übereingekommen, daß ich dem Herzog ſogleich nach meiner Befreiung die Hand reichen, und er ſpäter ſeine Tochter meinem Sohn Jakob vermählen würde.

— Warum wolltet Ihr mir dies verſchweigen, ich habe Euch Aufrichtigkeit empfohlen, und wiederhole nochmals, daß nur dieſe Eure Höllenpein mildern kann.

— Verzeiht, es fällt dem weiblichen Gemüth ſo ſchwer, ſeine Schande und Schwäche zu geſtehen, es iſt ſo beſchämend und ...

— Und doch ſo ſtarkmüthig, wenn es gilt, dieſe Verbrechen zu begehen. —

— Ich wurde nun immer ſtrenger bewacht und härter behandelt, und nach einer faſt tödtlichen Krankheit nach dem Schloß Tutbury gebracht, wo einem gewiſſen Paulet, einem zwar ehrlichen aber harten Mann, meine Bewachung übertragen wurde, der aber edel genug dachte, die Anträge ſeiner Königin, mich zu vergiften, mit Abſcheu und Verachtung von ſich zu weiſen. An Babingtons und ſeiner Mitverſchworenen Plänen, Eliſabeth zu ermorden, hatte ich keinen Antheil, doch hatte ich Wind davon, die Ausſagen meiner auf die Folter geſpannten Schreiber waren falſch und erzwungen, und meine deßhalb erfolgte Verurtheilung zum Tode war ungerecht, indeſſen nahm ich die Strafe hinſichtlich meiner wirklich begangenen Verbrechen mit Geduld und Ergebung hin, hoffte jedoch, da ich in dem Glauben der römiſch-katholiſchen Kirche zum Tode ging, auch noch vorher eine vom römiſchen Pabſt geweihte Hoſtie verſchlungen hatte, die Vergebung meiner Sünden, und legte muthig mein Haupt auf den Block. Dem war aber nicht ſo: kaum hatte es das Beil des Henkers vom Rumpf getrennt, als auch ſchon die Abgeordneten des Satans meine arme Seele in Empfang nahmen, zur Hölle mit ihr fuhren, und mich auf deſſen Befehl in den Pfuhl tauchten, in dem Ihr mich hier ſeht.

Als ſie geendet hatte, verſprach auch ihr Michel nochmals ſeine Verwendung, und ſich zum Hinkenden wendend, ſagte er: nun bin ich begierig auch ihre Nebenbuhlerin Eliſabeth zu hören, laß uns zu dieſer fliegen.

— Da haben wir nicht weit, ſieh Dich um.

Michel blickte um ſich, und ſah keine zehn Schritte hinter ſich

die Erkönigin von England ihrer Nebenbuhlerin gegenüber im Schwefelmeer waten.

— Dies iſt eine der größten Qualen dieſer beiden Verdammten, ſagte Asmodi, daß ſie ſich beſtändig ins Angeſicht ſehen müſſen, ohne ihre ohnmächtige Wuth befriedigen zu können.

Michel redete nun Eliſabeth mit gleichen auffordernden Ermahnungen, wie Maria Stuart, an, ihr Sündenbekenntniß freimüthig und wahr abzulegen.

— Da wird es härter halten, brummte Asmodi vor ſich hin, denn ſie hat noch eine gute Portion irdiſcher Eitelkeit, Herrſchſucht und Coquetterie ſelbſt in der Hölle beibehalten.

Eliſabeth begann nun:

— Daß ich Heinrich **VIII.** und der unglücklichen Anna Boleyn Tochter bin, wird Euch bekannt ſeyn, ſowie daß mein eigener Vater mich ſchon als Kind für ungeſetzlich und zur Thronfolge untüchtig erklärt hatte, was er freilich ſpäter in ſeinem Teſtament, wahrſcheinlich in einem Anfall von Reue und durch Gewiſſensbiſſe gepeinigt, widerrief. Meine Kindheit und frühere Jugend brachte ich traurig und in ziemlicher Zurückgezogenheit hin. Nach meines Vaters Tode war ich dem Haſſe und der Verfolgung meiner Schweſter, der blutigen Maria, preisgegeben, die nach dem Tode ihres Bruders Eduard, der kaum fünfzehn Jahre alt ſtarb, als Königin von England den Thron beſtieg. Dieſe grauſame Halbſchweſter haßte mich beſonders darum, weil ich nicht der römiſch-katholiſchen Religion zugethan war, das Pabſtthum als eine Abgötterei verabſcheute, und vielleicht auch weil ich viel jünger und ſchöner, verſtändiger und geiſtreicher war als ſie.

Asmodi und Michel lächelten, und die engliſche Ermajeſtät, die dieſes Lächeln bemerkt hatte, fuhr fort:

— Es iſt ſehr ungalant, meine Herren, einer Dame und noch dazu einer königlichen Dame, wenn ſie auch ſchon in der Hölle ſchmachten muß, ſo zweideutig ins Geſicht zu lachen, was ich ſage iſt wahr, die reine Wahrheit.

— Bleiben Eure Majeſtät nur immer dabei, verſetzte Michel.

— Gut. Dieſe blutige Maria, wie ſie das Volk mit Recht nannte, beſchuldigte mich fälſchlich, mich gegen ihren Thron und ihr Leben verſchworen zu haben, ließ mich verhaften, gefänglich einſperren, und wenig hätte daran gefehlt, ſo hätte ſie mich auch hinrichten oder ermorden laſſen. Schönheit, Liebenswürdigkeit und

Verſtand ſind ein Unglück und gefährliche Himmelsgaben. Philipp II. von Spanien, obgleich ihr Gemahl, war dennoch damals ſchon ſterblich in mich verliebt, und ihm hatte ich meine Befreiung, vielleicht mein Leben zu verdanken.

— Hattet Ihr niemals ein verbotenes Einverſtändniß mit dieſem König? —

— Er hatte mich zwar ſehr gern, indeſſen fiel doch nie etwas Unanſtändiges vor. Als meine Nebenbuhlerin und Verfolgerin ſtarb, beſtieg ich, trotz dem Pabſt, der mich für illegitim und Maria Stuart für die wahre Königin von England erklärte, fünf und zwanzig Jahre alt, den engliſchen Thron und zwar als eine Jungfrau, die während meinem ganzen Leben zu bleiben ich mir auch feſt vornahm.

— Und beharrtet Ihr ſtandhaft bei dieſem Vorſatz? —

— Allerdings, erwiederte Eliſabeth etwas zögernd.

— Eliſabeth! warnte Michel, mit dem Finger drohend.

— Nun ja, Liebhaber hatte ich genug, aber alles in Ehren. Philipp II., der König von Schweden, der Erzherzog Carl, der Herzog von Holſtein, der Prinz Caſimir, die Grafen Arran und Arundel, und noch andere warben um mein Herz und um meine Hand; mein Parlament drang in mich, mich zu verheirathen, aber trotz allem dem wies ich dieſe Anträge zurück, und ſchlug alle dieſe königlichen, fürſtlichen und gräflichen Hände aus, weil ich eine reine Jungfrau bleiben wollte.

— Und auch blieb? fragte Michel nochmals, und Asmodi lächelte höhniſch.

— Ihr ſeyd ſehr unbeſcheiden, ſagte Eliſabeth ſich gegen Michel wendend, und hierauf zu Asmodi: Ihr ſeyd unausſtehlich. Ich blieb Jungfrau!

— Und Euer Verhältniß mit Lord Dudlay, den Ihr zum Grafen von Leiceſter machtet, und mit Eſſex, den Ihr hinrichten ließt, mit Arundel, den ....

— Alles in Ehren, Alles in Ehren, fiel Eliſabeth ein. Habe ich nicht den Grafen Leiceſter mit der ſchottiſchen Maria verheirathen wollen?

— Ja, und dann aus Eiferſucht die Heirath ſelbſt wieder rückgängig gemacht, ſagte Asmodi. —

— Nicht doch, wahrlich nicht aus Eiferſucht, nur weil ich zu der Ueberzeugung gekommen war, daß der Graf mit Maria un-

glücklich seyn würde, und ich diese Schuld nicht auf mein Gewissen laden wollte.

— Nochmals muß ich Eure Majestät daran erinnern, daß dieselbe nur auf eine Linderung ihres Schicksals rechnen darf, wenn sie die lauterste Wahrheit spricht.

— Nun ja, ich räumte zwar dem Grafen Ehemannsrechte ein, aber ich blieb dennoch Jungfrau.

— Wie ist das möglich?

— Ich wurde niemals Mutter.

— Wahrhaftig, wenn Ihr keine Protestantin wäret, so würde ich glauben, daß Ihr bei einem Jesuiten in die Schule gegangen, wenigstens würdet Ihr deren Lehren alle Ehre gemacht haben. Doch fahrt fort.

— Die Verbrechen der schottischen Maria waren mir ein Gräuel, zu ihren scandalösen Ausschweifungen häufte sie noch Mord und Meuchelmord; als sie zu mir nach England flüchtete, ließ ich sie dennoch ihrem Rang gemäß empfangen, allein statt sich für meine Nachsicht und Wohlthaten erkenntlich zu zeigen, hörte sie nicht auf, Ränke und Verschwörungen gegen mich anzuspinnen, machte sich zum Centralpunkt aller meiner Feinde, ließ den Pabst Bannstrahlen auf mich schleudern, und durch gedungene und fanatische Meuchelmörder war mein Leben, mein Thron und das Glück meines Volkes beständig in Gefahr; was blieb mir also übrig, wollte ich meinem Volk Ruhe und Frieden und mir das Leben erhalten, als die Unglückliche nach Recht und Gesetz verurtheilen und hinrichten zu lassen?

— War dabei nicht auch weibliche Eitelkeit und Mißgunst im Spiel? handeltet Ihr nicht eher aus denselben Beweggründen, die Ihr der blutigen Maria hinsichtlich Eurer unterschiebt?

— Oho, das hatte ich wahrhaftig nicht nöthig, ich überstrahlte Maria Stuart ebenso sehr, als der Glanz der Sonne den des Mondes überstrahlt.

Michel und Asmodi lächelten wieder.

— Ihr zweifelt? wohlan, so fragt alle meine Zeitgenossen, ob ich nicht das Musterbild einer königlichen Schönheit war. Waren denn die Verschwörungen des Herzogs von Norfolk und Babingtons und die Mordversuche gegen mein Leben, um alle die Maria wußte, nicht hinreichend, deren Verurtheilung zu rechtfertigen? da ich zudem wußte, daß sie nur auf meinen Tod wartete, um meine

Nachfolgerin zu werden, und Alles, was ich zum Wohl meines Volks gethan, wieder umzustoßen. Uebrigens wurde die Sache durch meinen Staatssecretair Davidson übereilt, denn noch schwankte mein Herz und war ungewiß, ob ich nicht Gnade für Recht ergehen lassen sollte, und wahrscheinlich würde das Erstere der Fall gewesen seyn, wenn dieser Davidson nicht meine Befehle überschritten hätte, wofür ich ihn auch bestrafte.

— Aufrichtig, Majestät, aufrichtig, sagte Michel. Ihr bestraftet Davidson, um Euch vor der Welt als eine barmherzige, milde Regentin hinzustellen, und damit man glauben sollte, er habe gegen Euren Willen gehandelt; in Eurem Innern waret Ihr aber froh, von der verhaßten Nebenbuhlerin Eures Ruhms erlöst zu seyn. Ist es nicht so?

Elisabeth schlug die Augen nieder und schwieg.

— Diese blutige Heuchelei ist es mit, die Euch zu der Strafe verdammte, die Ihr jetzt erduldet, sprach Asmodi, und Euer Zweck wurde dennoch nicht erfüllt, denn weder die Mit- und noch weniger die Nachwelt ließ sich durch dieses grausame Possenspiel täuschen. Nun weiter, aber aufrichtig.

Tief seufzend fuhr Elisabeth fort:

— Wohlan, ich sehe, daß Euch nichts verborgen ist, darum will ich's kurz machen und offen gestehen, daß ich die Hand des Herzogs von Anjou, zu dessen Vermählung mit mir das Parlament mich dringend anging, nur deßhalb ausschlug, weil ich fürchtete, dadurch in meinen geheimen Neigungen gehindert zu werden, und sehr willkommen war mir daher Babingtons Verschwörung, da sie mir, weil der französische Gesandte darin verwickelt war, einen Vorwand lieferte, dem Herzog von Anjou einen Korb zu geben. Von allen meinen Geliebten war es Graf Essex, dem ich am heftigsten und aufrichtigsten zugethan war, und dem ich einst nach einer Schäferstunde einen Ring geschenkt hatte, ihm aber dabei erklärte: wenn er dereinst meinen Zorn und meine Ungnade, selbst verdienterweise, auf sich lade, so habe er mir nur dieses Kleinod zustellen zu lassen, und ich würde ihm Alles vergeben. Der Undankbare verging sich in der That später auf das Unverzeihlichste gegen mich, betrug sich auf das Uebermüthigste und empörte sich sogar offen. Ihm ward was er verdiente; überwunden, wurde er als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Und dennoch, obgleich er meine Liebe verrathen, was mich am meisten schmerzte, sprach

mein Herz zu ſeinen Gunſten. Ich erwartete bis auf den letzten Augenblick, daß er mir den Ring ſchicken würde, ja ich harrte ſelbſt mit der unbeſchreiblichſten Unruhe auf dieſes Kleinod, um ihn zu begnadigen, doch der Ring kam nicht und mein tief verletzter Stolz erlaubte mir nicht eine ſolche Verachtung, für dieſes hielt ich die Unterlaſſung der Ueberſendung des Kleinods, ungeſtraft zu laſſen, und Eſſex Haupt fiel. Aber mit ſeinem Tod war auch alle meine Gemüthsruhe verſchwunden. Als ich ſpäter von der Gräfin Nottingham auf dem Krankenbette erfuhr, daß ihr Eſſex den Ring zugeſtellt mit der Weiſung, ihn mir in ſeinem Namen zu überreichen, und daß es dieſe auf Zureden ihres Gatten, der Eſſex perſönlich haßte, unterlaſſen hatte, da kannte mein Schmerz keine Grenzen mehr, ich verweigerte ihr die Verzeihung, um die ſie mich bat, eine tiefe Melancholie bemächtigte ſich meiner, die ich mit ins Grab nahm, und mir meine letzten Lebensjahre ſo ſehr verbitterte, daß ich ſelbſt die nothdürftigſte Nahrung nur mit Widerwillen zu mir nahm. Ich ſtarb zwar ſiebenzig Jahre alt, aber man hätte mir keine fünfzig gegeben, ſo ſehr hatte ich mich trotz allen Leiden und Widerwärtigkeiten conſervirt. Und jetzt hoffe ich, daß auch Ihr Wort halten, und meine hölliſchen Schmerzen, wenn auch nicht völlig zu beendigen, doch wenigſtens ſehr zu mildern ſuchen werdet, da ich Euch mein Innerſtes ohne Hehl aufgeſchloſſen habe. Vor allem aber bitte ich, als um eine beſondere Gnade, daß man mich aus der Nähe des verhaßten Anblicks der Maria Stuart bringt, der mich noch mehr als alle Höllenpein ſchmerzt.

Michel und Asmodi entfernten ſich, ihre Verwendung verſprechend, und Erſterer begehrte nun noch die Sündenbeichte Philipps II. zu hören.

— Das iſt ein arg verſtockter Sünder, meinte Asmodi, den zum Bekennen zu bringen, werden wir noch mehr Mühe haben als bei der Eliſabeth, denn bei ihm iſt es die eingefleiſchte Heuchelei mit argem Hochmuth gepaart, welche es ihm ſo ſchwer macht, die Wahrheit zu geſtehen.

Sie ſchwebten nun vor dem blutig finſtern Angeſicht der ſpaniſchen Ermajeſtät des ſechszehnten Jahrhunderts und forderten dieſelbe auf, ohne allen Hehl und Rückhalt ihre Sünden einzugeſtehen. Philipp watete in einem der entferntern Kreiſe des wallenden Blutmeeres. Der ehemalige Herrſcher des Reiches, in dem die Sonne nie unterging, empfing ſie ziemlich mürriſch; als er

jedoch hörte, daß es sich um eine Milderung seiner Qualen handle, bequemte er sich und begann sein Sündenregister folgendermaßen zu berichten:

— Mein kaiserlicher Vater, Karl V., hatte mir eine meinem hohen Beruf gemäße Erziehung geben lassen, vermählte mich, kaum siebenzehn Jahre alt, mit der Prinzessin Maria von Portugal, und übergab mir, nachdem er mich schon einige Jahre früher zum Herzog von Mailand ernannt hatte, als seinem Stellvertreter die Regierung Spaniens. Auch wollte er mich zu seinem Nachfolger im deutschen Reiche erwählt wissen, weßhalb ich im ein und zwanzigsten Jahre die beschwerliche Reise in dieses barbarische Land antrat, dessen Fürsten jedoch gegen mich intriguirten und, mich verkennend, den Plan meines großen Vaters zu ihrem eigenen Nachtheil vereitelten, denn ich würde etwas Großes und Mächtiges aus diesem Reich gemacht haben, was diese einfältigen und kurzsichtigen Fürsten nicht einzusehen vermochten.

— Verzeiht, unterbrach hier Michel den König, habt Ihr nicht durch Euer hochtrabendes, stolzes und mürrisches Wesen und die Geringschätzung, mit der Ihr sie behandeltet, Euch Ihnen entfremdet?

— Ich behandelte sie gerade so, wie es mein Rang und ihr Verhältniß zu mir erheischten, antwortete Philipp stolz, und fuhr fort: auch die Engländer, die ich, nachdem ich nach dem Tode meiner ersten Frau Maria von England geheirathet hatte, zu ihrem Heil zu beherrschen suchte, wiesen mich zu ihrem Unglück zurück. Dagegen trat mir mein erhabener Vater, besser meine Verdienste erkennend, Neapel und Sicilien ab und übergab mir auch in einer feierlichen Versammlung zu Brüssel die Niederlande, auch bald darauf die Krone Spaniens und Amerikas. Zwar entzweite ich mich mit dem heiligen Vater zu Rom und ließ meinen Oberfeldherrn, den Herzog von Alba, in dessen Staaten einfallen, weil er Frankreich begünstigt hatte, indessen empfahl ich doch Mäßigung und Schonung, bereute dieses Vergehen später, und suchte es wieder gut zu machen, indem ich dem Alba, auf das Begehren des heiligen Vaters, gebot, denselben in Rom selbst um Verzeihung zu bitten, wie ich denn überhaupt die römisch-katholische Religion bei jeder Gelegenheit hoch in Ehren hielt.

— War dies nicht blos Scheinheuchelei, indem Ihr hofftet durch einen solchen Aushängeschild mächtiger zu werden, und Eure hab- und grenzenlos länderſüchtigen Zwecke zu erreichen?

— Ihr unterfangt Euch mir hier Sachen zu ſagen und mich mit Dingen zu bezüchtigen, deren ich mich nicht ſchuldig fühle, und wenn ich noch auf meinem Thron ſäße, ſo...

— Bedenken Ew. Majeſtät, daß dieſelben, wenn auch noch in ihrem Element, doch nicht mehr auf dem Throne ſitzen, ſondern einer der unterthänigſten Sclaven Sr. infernaliſchen Majeſtät des großmächtigen Beherrſchers des Höllenreiches ſind, und handeln und reden wie es Ihr jetziges Verhältniß erfordert, ſonſt könnten Sie es bitter zu bereuen haben, wie Sie im Gegentheil auf gnädige Nachſicht hoffen dürfen.

— Ha, daß man ſo etwas dem ehemaligen Beherrſcher zweier Welttheile ungeſtraft ſagen darf! Ich erfocht nun den herrlichen Sieg bei St. Quentin, den ich ebenfalls nur mit weiſer Mäßigung benützte, und erbaute dafür wie ich es gelobt, dem heiligen Laurentius, an deſſen Namenstag die Schlacht ſtattgefunden, zu Ehren Eskurial, an deſſen Vollendung zwei und zwanzig Jahre gearbeitet wurde, und das mich an vierzig Millionen Dukaten koſtete. Wie ſehr mir die Erhaltung und Verbreitung der römiſch-katholiſchen Religion am Herzen lag, davon zeugen alle meine Handlungen und beſonders das Auto-da-Fe, das auf meinen Befehl der Großinquiſitor zu Valladolid veranſtalten mußte, bei dem ich vierzig Ketzer verbrennen ließ.

— Eine der Haupturſachen, die Euch hierher gebracht, ſagte Nömodi.

— Ich glaubte dem Allmächtigen dadurch wohlgefällig zu ſeyn, fuhr Philipp ſeufzend fort, da das Lutherthum auch ſchon in Spanien Wurzel zu faſſen drohte.

— Ihr glaubtet durch die Inquiſition, die Ihr auch in den Niederlanden und in Neapel einführen wolltet, Euren ehrgeizigen Plan einer Univerſalherrſchaft verwirklichen zu können, und hieltet es deßhalb mit dem blutdürſtigen und herrſchſüchtigen Pfaffengeſindel.

— Ich war nicht glücklich in meinen deßfalſigen Unternehmungen, trotz dem daß Alba in wenig Jahren an zwanzig Tauſend Ketzer in den Niederlanden hinrichten ließ, und ich Amerikas Schätze für meine religiöſen Abſichten verſchwendete, konnte ich dennoch dieſe ſchönen Länder nicht bekehren und beruhigen. Beſſer gelang es mir in Spanien, wo ich in Valencia und Granada die Moriskos zu Paaren trieb, ein Paarmal Hunderttauſend derſelben niedermachen ließ, und eine noch größere Zahl ſich flüchtete;

auch unterwarf ich mir Portugal, nachdem dessen Kronprätendent bei Alcantara geschlagen worden war. Aber das Unglück wollte, daß meine herrliche, unüberwindliche Flotte, bestimmt England zu erobern und zu bekehren, dennoch von den Stürmen überwunden und dann von der englischen und niederländischen Seemacht besiegt wurde. Ich ertrug dieses Unglück in frommer Ergebenheit und dankte Gott, die Mittel zu haben, eine neue auszurüsten, mit der es mir jedoch ebenfalls nicht gelingen wollte das ketzerische England zu bekämpfen, ja die Engländer nahmen mir sogar noch Cadix, und zerstörten meine, sich daselbst befindende Flotte. Meine Tochter, die Infantin Clara Eugenia, hatte ich für Frankreichs Thron bestimmt, aber es gelang mir nicht, den trotz seiner scheinbaren Bekehrung fortwährend ketzerischen Heinrich IV. mit Hilfe der Ligue zu stürzen, und ich gab daher meiner Tochter die ewig unruhigen Niederlande zum Brautschatz für den ihr bestimmten Gatten, den Erzherzog Albrecht, den ich zum Statthalter dieser Lande ernannte, mit. Nach dem Frieden mit Frankreich fühlte ich mich sehr unwohl, verspürte eine große Abnahme meiner Kräfte, und gab auch bald nachher den Geist auf, in der Hoffnung und nach der Versicherung meines Beichtvaters und der hochgestelltesten Priester, wegen meiner Anhänglichkeit und Ergebung für die römische Kirche schnurstracks und zwar mit Umgehung des Fegfeuers in das Himmelreich einzugehen; kaum hatte ich aber die Augen geschlossen, so empfing mich Großsatan mit den Worten: Ha, das ist ein delikater Höllenbraten, auf den warte ich schon lange.

— Aber Ew. Majestät, sprach jetzt Michel zum Exkönig, Ihr habt mehrere der wichtigsten Begebenheiten Eures thatenreichen Lebens gänzlich mit Stillschweigen übergangen, wie zum Beispiel: den Tod Eures Sohnes, Don Carlos, den Eurer dritten Gemahlin, der Elisabeth von Frankreich, die Ermordung Eures Bruders, des Prinzen Juan, Escobades und Wilhelms von Oranien, die Grausamkeiten, die Ihr in Arragonien verübtet, weil sich die Einwohner dieser Provinz nicht ihre wohlerworbenen Rechte von Euch nehmen lassen wollten, Eure verschiedenen heimlichen Sünden in puncto puncti, Ihr versteht mich schon.

— Aber das waren ja alles unwichtige Nebendinge, nicht der Mühe werth sie zu erwähnen und Rechenschaft deshalb abzulegen.

— Nicht so unwichtig, als Ihr zu glauben scheint, die Verbesserung Eurer Lage hängt mit von dem aufrichtigen Bekenntniß der Wahrheit dieser Thatsachen ab. Wohlan, König, was hatte es für eine Bewandtniß damit?

— Mein Sohn, der Infant Don Carlos, war ein durchaus verderbener, rachgieriger, mürrischer, mißtrauischer, argwöhnischer, verstellter, heuchlerischer und grausamer Mensch ...

— Er hatte so alle Eigenschaften des Vaters, meinte Alvarez.

— Ich hatte lange Nachsicht und große Geduld mit meinem Sohn, ich hatte ihn schon in seinem fünfzehnten Jahre von den Ständen zu Toledo als Thronerben anerkennen lassen, auch auf die Universität Alcala gesandt. Aber nichts war vermögend, seinem störrischen Charakter zu bessern. Bald hatte ich die unzweideutigsten Beweise in Händen, daß er es auf mein Leben und meinen Thron abgesehen, und dabei seiner Stiefmutter, meiner dritten Gemahlin, Elisabeth, die strafwürdigsten Anträge gemacht hatte.

— Aber Ihr hattet ihm diese Prinzessin, welche zu seiner Gattin bestimmt war, weggenommen und sie zu Eurer eigenen Frau gemacht, sagte Alvarez, ihm jedoch Hoffnung auf die Tochter des Kaisers Maximilian, der Erzherzogin Anna gemacht, also ihm auch diese wieder entrissen ...

— Weil ich zur Genüge eingesehen hatte, daß er sie nur unglücklich machen würde. Erst als ich die Beweise in Händen hatte, daß er sich an die Spitze der Aufrührer in den Niederlanden stellen und mich ermorden wolle, ließ ich ihn verhaften. Aber selbst im Gefängniß gab er noch Beweise seines unbändigen Starrsinnes: nachdem er von der Inquisition hauptsächlich wegen Ketzerei zum Tode verurtheilt worden war, und bei mir um Begnadigung bat, war ich im Begriff ihm solche zu gewähren, als er, auf meine Bemerkung, daß man auch sein eigen Blut nicht schonen müsse wenn es verderben sey, wie wüthend aufsprang und mir ins Gesicht sagte: nur der Königin zu lieb habe er um sein Leben gebeten. Es blieb mir also nichts übrig, als ihn der ganzen Strenge der Gesetze zu überlassen, und er wurde in seinem Gefängniß mit dem Schwert hingerichtet.

— Und die Königin?

— Sie starb in ihrem bald darauf erfolgten Wochenbett.

— An Gift!

— Briefe, die man vorgefunden, bezeugten ihre Schuld, und um ein öffentliches Aergerniß zu vermeiden, so …

— Und weil Ihr vielleicht schon an die vierte Gemahlin dachtet, so ließt Ihr Elisabeth vergiften. Und Euer Bruder Don Juan, und dessen Secretair Escobedo?

— Mein Stiefbruder Juan war übel berathen, sein Secretär rieth ihm zum Bösen, und ich mußte ihn aus dem Weg räumen lassen, wollte ich größeres Unglück verhindern und Don Juan nicht selbst bestrafen.

— Den Ihr doch später vergiften ließt, weil Ihr eifersüchtig auf seinen Ruhm, seine Verdienste waret.

— Wenn er vergiftet wurde, so geschah es nicht auf mein Geheiß.

— Aber doch mit Eurem Wissen und Willen, und der Prinz von Oranien?

Philipp schwieg.

— Wurde auch dieser nicht auf Euer Geheiß ermordet? Ha, Ihr seyd ein verstockter Sünder, und wenig Gnade ist für Euch zu hoffen, sagte der Hinkende. Was waren die Folgen Eurer heillosen, blutdürstigen Politik? Amerikas Goldgruben hattet Ihr erschöpft, mehr wie tausend Millionen Piaster vergeudet, um Eure wahnwitzigen, herrschsüchtigen, unausführbaren Pläne durchzusetzen. Die mit Blut gezwungen Niederlande schüttelten das Joch ab, und Holland wurde ein mächtiger Staat, während Spanien verarmte und Ihr Euren schwachen Sohn Philipp III. eine ungeheure Schuldenlast vermachtet, so daß er seine Truppen nicht bezahlen konnte, von denen 3000 zum Feind übergingen. Ich kann Euch nur wenig Hoffnung zur Verbesserung Eurer Lage machen.

Asmodi fragte nun den Michel, ob er Lust habe noch mehr solcher Sündenbekenntniße zu hören, da ganz in der Nähe der Großinquisitor Torquemada, Papst Alexander VI., Cäsar Borgia, Catharina von Medicis, Carl IX. u. s. w. seyen. Michel meinte jedoch, daß er für diesmal genug habe und sich ähnliche Unterhaltung auf ein andersmal vorbehalte. Indessen wolle er doch dem Papa Großsatan seine unterthänigste Aufwartung machen, und eine Erleichterung für die angehörten Sünder zu erreichen suchen. In der That erlangte er von demselben, daß Napoleon Bonaparte des fortwährenden Völkerschlachtens müde, und zu einem Plätzchen in der großsatanischen Hofküche

avancirt wurde. Maria Stuart hingegen wurde zur Gesellschaftsdame des niedlichen Prinzeßchen Sataniella und Elisabeth von England zur Kammerfrau der Endor, Philipp II. dagegen aus dem Blut- ins Pechmeer versetzt, dies Alles auf Stürmers Begehren, den man noch zu einem höllischen Gabelfrühstück einlud, worauf er denn wieder mit seinem unzertrennlichen Begleiter zur Oberwelt fuhr, in seinem Pariser Quartier eine kurze Zeit der Ruhe pflegte und mit dem Hinkenden conversirte.

Sie sprachen von den Wahlumtrieben in Frankreich, von der Verdorbenheit der jetzigen Generation, der zügellosen Liebe zu den zeitlichen Gütern, welche sich aller Klassen der menschlichen Gesellschaft bemächtigt habe, als sollten alle ewig leben, und die noch schreckliche Dinge herbeiführen müsse, von dem überhand nehmenden Reichthum auf der einen und der immer unerträglicher werdenden Armuth auf der andern Seite, der heillosen Justiz, die den Armen vollends unterdrücke, während sie den Reichen allen Vorschub leiste, den schlechten Gesetzen, die meistens von reichen oder wenigstens ein gutes Einkommen habenden Leuten fabricirt wurden, die sich niemals in der Lage befanden, daß solche auch auf sie angewendet werden könnten, und auch nie dachten, jemals in eine solche Lage zu kommen, wobei sich jedoch manche schon garstig irrten, und zu ihrem großen Nachtheile gewahrten, welch großes Unrecht eine solche Gesetzgebung oft herbeiführe.

Michel sagte endlich: — ich möchte wohl wissen, was unsere Nachkommen über unsere Zustände denken und sagen werden.

— Wenn Du dies wissen willst, so lies, antwortete Asmodi, und warf ihm ein ziemlich voluminöses Buch hin.

Stürmer öffnete dasselbe und las auf dem Titelblatt: Allgemeine Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, von Heinrich Freimund. Stuttgart und Paris bei den Osiander'schen Erben, 1906. Er schlug nun das Buch nach Gerathewohl auf und las:

»Gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war die gesammte Menschheit, des sich damals die gebildete Welt nennenden Volks, absonderlich in Europa, in eine noch mehr stupide, als lächerliche Anbetung des goldenen Kalbes, Mammon genannt, versunken, und dies war besonders in Frankreich, England, Holland, Belgien, einem großen Theil von Deutschland und den amerikanischen Freistaaten der Fall. Eine habgierige Specu-

[illegible] hatte sich fast aller Klassen und Stände bemächtigt. Jeder-
mann wollte in möglichst kurzer [illegible] reich werden, und diese Sucht
machte unter Hundert neun und neunzig zu Bettlern. Während
man gegen die, damals fast auf noch in Deutschland öffentlich be-
stehenden und privilegirten Hazardspiele, von französischen Indu-
strieritern gehandhabt, eiferte, waren in allen größern Städten
Europas unter dem Namen Börsen die verderblichsten aller Spiel-
häuser im Schwung. Geld und Gold, und Gold und Geld wa-
ren die allgemeine Losung, die Götter des Tages, denen man auf
den Thronen wie in den Hütten nur allein noch huldigte, und wa-
ren auch die Quellen alles menschlichen Uebels, alles Ungemachs,
alles Elends; feil war Alles, feil jede Tugend wie jedes Laster,
und im Ansehen standen nur die, welche es verstanden hatten, reich,
sehr reich zu werden. Wie sie ihre Reichthümer erworben, darnach
fragte kein Mensch, man spottete der armen Tugend, des armen
Verdienstes, und sah es höhnisch über die Schulter an. Die An-
leihen der Regierungen, Staatspapiere, Actien aller Art, und be-
sonders die Actien der damals im Entstehen begriffenen Eisenbah-
nen, waren die gefährlichsten Karten, mit denen man spielte. Alle
Köpfe hatte dieser Schwindel ergriffen, aber nur wenige, meistens
jüdische Banquiers, waren die glücklichen Schlauköpfe, die dies Al-
les zu ihrem Vortheil zu benützen verstanden, und Millionen auf
Millionen bis zu Goldbergen häuften. Obgleich es höchst alltäg-
liche Köpfe waren, denen alle wissenschaftliche Bildung abging, die
selbst nur eine sehr mittelmäßige gesellschaftliche Bildung hatten und
ohne irgend ein anderes Talent zu besitzen, als glückliche Rechen-
maschinen zu seyn, dabei von dem allen Parvenüs eigenen Dün-
kel und Batzenhochmuth strotzten, lag dennoch, mit wenigen Aus-
nahmen, die Mehrzahl der Menschen, die sich damals zu der
guten Gesellschaft zählten, zu den Füßen dieser Hohenpriester
des Mammons! Eine feine schwarze Kleidung und gelbe gla-
cirte Handschuhe waren es, was den männlichen Theil dieser Ge-
sellschaft auszeichnete, während der weibliche sich mit kostbaren
Stoffen, mit Spitzen und Geschmeiden einer frühern, in der Mode
noch geschmacklosern Zeit behing. Die Kontraste zwischen dem Rei-
chen und dem Armen waren grell, und zwischen beiden ein unge-
heurer Abstand, der immer größer wurde, bis die große Umwäl-
zung in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, durch die endlich
unerträglich drückende Lage des Armen hervorgerufen, die mensch-

liche Gesellschaft, wenn auch auf eine für die Reichen furchtbare Weise, wieder mehr ins Gleichgewicht brachte. Das erste schreckliche Warnungszeichen war der schon beschriebene blutige Bauernaufstand im österreichischen Polen, bei dem in Galizien fast alle Edelleute und Gutsbesitzer auf eine schreckliche Weise ermordet wurden. Aber Niemand wollte damals den eigentlichen Grund dieser Metzeleien erkennen, und sorglos lebten die Wohlhabenden in den Tag hinein, bis sie auf eine fürchterliche Art aus ihrem Schlaraffentraum gerüttelt wurden. Alle Künste, alle Wissenschaften, Literatur, Poesie, alles hatte sich mit geringen ehrenvollen Ausnahmen dem leidigen Mammon und seinen Priestern verkauft. In Frankreich hatte man ganze Fabriken von Romanen angelegt, die meistens in den Journalen, in den sogenannten Feuilletons erschienen; ein gewisser Dumas, von dessen Werken man noch häufig Fragmente bei unsern Spezereikrämern findet, hatte diese Fabrikation so sehr ins Große getrieben, daß er wohl einige Dutzend Gesellen bei derselben beschäftigte, und die deutschen Buchhändler konnten diese jämmerlichen Fabrikationen nicht heiß genug aus dem französischen Backofen bekommen, um sie in allen möglichen Formen in die deutsche Sprache übertragen zu lassen, und sodann noch brühwarm ihren Kunden vorzusetzen. Dieses rasende Verschlingen solcher französischen Werke machte die Köpfe ihrer Verfasser schwindeln, die sich nun selbst für große Geister und ihre Bücher für klassische Erzeugnisse hielten, die sich gleich den Werken eines Homer, Herodot, Cicero, Shakspear, Milton, Schiller, Racine u. u. für die späteste Nachwelt erhalten und sie selbst unsterblich machen würden. In diesem Zeitpunkt waren jedoch wenige literarische Köpfe, die sich nur einigermaßen über die Mittelmäßigkeit erhoben hätten, und auch Deutschland war sehr arm an gediegenen Erzeugnissen der Art, namentlich lag die belletristische und dramatische Literatur ganz darnieder, obgleich sich eine Legion von Schöngeistern berufen glaubte, die deutsche Lesewelt und die deutsche Bühne mit ihren Produkten zu beglücken, und dabei die älteren Schriftsteller, denen sie bei all ihrem Mangel doch das Wasser zu reichen nicht im Stande waren, kritikasterten, herunter zu setzen suchten und, voller Neid, begeisterten. Iffland war ihnen nur noch eine Nährmaschine, aber Kleinen gelang es, dieser Nährmaschine ähnliche Charakterschilderungen, die mit so viel Wahrheit aus dem Leben gegriffen waren und so große Menschenkenntniß verriethen, zu schaffen. Die Charaktere ihrer Bühnenhelden verhielten sich zu diesen, wie die Holzschuhe des

Gedankenlosigkeit zu den Gemälden eines Van Dyck oder Rubens. Kopfen war ihnen nur ein schales, gehaltloses Mittelding; aber diesen bloßen Gemäldeschönheiten gelang es ein Lustspiel zu Tage zu fördern, das auch nur im Entferntesten einem Vergleich mit den ewig klassischen -deutschen Meisterwerken- oder dem -Wirwarr,- dem -Don Karlos- und ähnlichen Stücken dieses humoristischen Lustspieldichters aushalten im Stande gewesen wäre. Nicht einmal die mittelmäßigsten Scenen der schlechtesten dieser Komödien vermochten sie zu erreichen. Daß von einem Vergleich mit Lessing, Schiller und Göthe hier keine Rede sein kann, versteht sich von selbst. Nur Kamptz, Lauze und die Prinzessin Amalie von Sachsen machten eine ehrenvolle Ausnahme, und lieferten leidliche Produkte für die Scene, die sich im Allgemeinen mit den schlechten Uebersetzungen schlechter französischer Lustspiele als Notdurft behalf. Unter den Dichtern waren nur Uhland, Gustav Schwab und Rückert die sich auszeichneten und manches Gediegene lieferten; an Geschichtschreibern war kein Mangel, aber nur Leopold wenige verdienten diesen Namen in der That; das große Heer derselben lieferte jämmerliche Romane, die es für Geschichte ausgab und die entweder der Parteigeist oder Geldgewinn eingab, namentlich mußte auch der kaum verschollene Napoleon Stoff zu solchen Machwerken liefern, und der sonst nicht verächtliche englische Romanschreiber Walter Scott wurde, um durch ein solches Machwerk seine zerrütteten Vermögensumstände wieder herzustellen, plötzlich zu einem jämmerlichen Geschichtschreiber; ein französischer Exminister, Namens Thiers, schrieb ebenfalls unter den Nachklängen Napoleons einen Bändereichen Roman über diesen zweideutigen Helden jenes Jahrhunderts, durch den er hauptsächlich beabsichtigte seinen eigenen verloren gegangenen Einfluß wieder herzustellen; das einzige Buch über Napoleon aus jener Zeit, das wenigstens das Verdienst der Unparteilichkeit und Unbefangenheit hatte, ist das von Stendhal. Der Romanenumfang jener Zeit war wirklich über alle Beschreibung fabelhaft, die französischen Autoren konnten ihre Federn nicht schnapig und schnierig genug einrichten, und es kann uns einen Begriff von dem Geiste jener Zeit geben, wenn wir bedenken, daß dergleichen Gedichte wie -der ewige Jude- von einem gewissen Eug, zu Hunderttausend Exemplaren in mehreren Sprachen, namentlich französisch, deutsch, englisch, spanisch, holländisch u. s. w. verkauft wurde. Noch findet man hie und da in einem bäuerlichen Hausstande dieses Machwerk. Philosophischer und be-

sonders religiöser Unsinn war damals ebenfalls eine sehr gangbare Waare, namentlich auf dem deutschen Büchermarkte, da sich die guten Deutschen fortwährend, besonders seitdem ein gewisser Ronge der Stifter eines sogenannten Deutsch-Katholicismus geworden, über religiöse Dinge und Meinungen in den Haaren lagen. Das Hegelthum, Schellingthum, Fichtenthum u. s. w. beschäftigte aber nur die höheren Regionen der sogenannten wissenschaftlichen Welt. Die politische Literatur war wenig besser als die philosophische und theologische beschaffen, gleich dieser überschwemmte sie die Lesewelt mit den tollsten Ausgeburten verbrannter Gehirne. Communismus, Socialismus, politische Oekonomie u. s. w. lieferten reichlichen Stoff, und ein gewisser Franz Baltisch gab sogar ein Werk über Eigenthum und Vielkinderei heraus, welche er die Hauptquelle des Glücks und des Unglücks nannte, und machte in demselben die geistreiche Bemerkung, daß je mehr Kinder man mache, desto kleiner die Brodschnitten würden! und wollte, daß man hauptsächlich den Arbeitern das frühe Heirathen und ergo das viele Kindermachen erschwere! — Der Mann war ein Arzt und wollte in allem Ernste das zu viele Kindermachen der Proletarier durch das Erschweren der Heirathen der Arbeiter eingestellt wissen.

Das gesellige Leben war zu jener Zeit ein höchst geschraubtes, das sich hauptsächlich nach den Vermögensumständen in mehr oder minder langweiligen, steifen, abgeschlossenen Coterien bewegte. Ein wahres Volksleben und Volksfeste gab es fast gar nicht mehr, weil an den letzteren Niemand von der damaligen sogenannten vornehmen Welt mehr Theil nahm, daher auch kein Gemeingeist mehr, aber desto mehr gemeiner Geist zu finden war. Die höhern Klassen, wie sich besonders die reichen Emporkömmlinge zu nennen beliebten, schlossen sich ab, hielten sich von allen Festen und Feierlichkeiten, bei denen sich das Volk öffentlich versammelte, fern. So auch die Mittelklassen, sie ahmten es den reichen nach und bildeten geschlossene Cirkel unter sich, nur das gemeine Volk vergnügte sich noch gemeinschaftlich, und selbst bei allgemeinen Landesfesten, wie die Julifeste in Frankreich, verkroch oder verlor sich der Parvenüe auf seine Landgüter, und fürchtete nichts mehr, als mit den Kittelmenschen, wie er die untern Klassen bezeichnete, in Berührung zu kommen. In frühern Zeiten fanden in fast allen Staaten, wo man gesellig zusammen lebte, öffentliche Feste statt, bei denen ohne Unterschied die Bürger jeden Ranges und jeden Standes

Theil nahmen, wie z. B. im alten Griechenland, wo die Religion und Politik, die Kunst und Poesie sich einfanden, wo ein Sophokles seine Trauerspiele vorlas, und ein Plato selbst sich nicht scheute, an den öffentlichen Wettkämpfen Theil zu nehmen. Bei den Römern figurirten sogar die Kaiser und die hohe Aristokratie in den ersten Reihen ihrer Feste, lenkten die Wagen oder setzten Vorsteher. In dem Mittelalter waren es die religiösen Feste, welche alle Klassen und Stände vereinigten. Im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert gab es große und prunkvolle Hoffeste, an denen jedoch auch das Volk bis zu einem gewissen Grad Theil nehmen durfte, und die Heirathen, Taufen, Geburts- und Namensfeste seiner Herrscher und deren Familienglieder gaben auch dem Aermsten noch Veranlassung sich zu freuen und sein Elend, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu vergessen. Dies Alles war in den meisten Staaten des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr der Fall; der Mammon, der leidige Mammon feierte seine Orgien bei geschlossenen Thüren, und Angst, Stupidität, Hoch- und Uebermuth hinderten ihn, an den Freuden des armen Volkes Theil zu nehmen. Mehr aber als alles Andere lag die heilige Justiz in vielen Staaten im Argen, Gerechtigkeit für einen Armen war nur ein leerer Schall, nur dazu vorhanden, dessen schon so großes Elend noch grenzenloser zu machen, und die meisten Reichen benutzten die hilflose Lage ihrer armen Brüder, um aus deren Noth und Elend noch den höchstmöglichsten Nutzen zu ziehen. Die völlig verkorpelten Börsenkerzen überfuhren in vergoldeten Equipagen den armen Taglöhner oder dessen Kind und Weib, und zahlten einige Thaler — Schmerzensgeld, konnten dagegen um wenige Thaler, die ihnen ein armer Teufel schuldete, denselben Jahre lang bei der schlechtesten Kost einsperren lassen, und zwar hauptsächlich in den Ländern und Staaten, die sich damals vorzugsweise die civilisirtesten nannten und einem sogenannten constitutionellen System huldigten, wie England, Frankreich, Belgien u. s. w. Die Strafen standen durchaus in keinem Verhältniß mit den Vergehungen und Verbrechen; die abscheuliche Vorfolter hatte man zwar abgeschafft, behauptete auch in vielen Staaten die körperliche Züchtigung abgeschafft zu haben und mit der vorangeschrittenen Civilisation auch humaner und menschlicher geworden zu seyn; dies war jedoch in den meisten Ländern nur eine Derision, ein Hohn aller Humanität, selbst in dem sich das civilisirteste Land der

Welt nennenden Frankreich wurden in den Gefängnissen der einmal Verurtheilten auf das willkührlichste Strafen verhängt, die noch den teuflischsten Erfindungen der Inquisition Ehre gemacht haben würden, und auf den Galeeren, wo nirgends ein Unterschied zwischen dem ausgemachtesten und verhärtetsten Böswicht mit dem angehenden Verbrecher gemacht wurde, nach Herzenslust mit eisenbeschlagenen Stöcken gepriigelt. Die Criminal-Justiz war nur von einem niedrigen Rachegefühl beseelt, statt Besserung der Verbrecher zu bezwecken, machte sie diese zu den unverbesserlichsten Hallunken. Mit fünf, zehn, zwanzig, ja lebenslänglicher Kettenstrafe wurden häufig in dem Augenblick der höchsten Leidenschaft begangene Verbrechen bestraft, besonders wenn das Individuum arm, hilflos und ohne Protektion war, während man den angesehenen, reichen und einflußreichen Verbrecher nicht einmal anzuklagen, vielweniger zu bestrafen wagte. Die so verschrieene sogenannte barbarische Justiz der Türken und anderer orientalischer Völker war größtentheils weit menschlicher und vernünftiger, der Verbrecher wurde einmal für seine Vergehungen tüchtig und hart abgestraft, dann ließ man ihn wieder laufen; diese Strafen fürchtend, und nicht verurtheilt, in einer Schule aller Laster und Gräuel Jahre lang und halbe Lebensalter hinzubringen, wurde er nicht so leicht ein durch und durch verdorbener Böswicht, besserte sich auch nicht selten. In fast allen Ländern betrachteten sich die Richter und Gerichtspersonen, besonders die Gerichte in pleno, als etwas Heiliges, Unverletzbares, da sie leider in manchen Staaten fast noch unverantwortlicher als die Herrscher selbst waren, ungestraft alle Ungerechtigkeiten begehen und Böcke machen konnten, und zwar je freier sich diese Staaten glaubten, je mehr wurden die Individuen durch größtentheils tyrannische Gesetze und die Unverantwortlichkeit der Richter chicanirt, sowie in ihren Rechten gekränkt; jedenfalls war noch in den sogenannten despotischen Monarchieen die beste Justiz, weil hier die Richter die meiste Verantwortlichkeit, bei Ungerechtigkeiten oder wegen argen Fehl- und Mißgriffen die Donnerkeile von Oben herab zu fürchten hatten. So war im Königreich Preußen die Justiz in der That musterhaft zu nennen, während sie besonders in den größern sogenannten constitutionellen Staaten, wie England, Frankreich, Spanien, Belgien, schon gewaltig von der geraden Bahn abwich, am tollsten aber ging es in dieser Hinsicht in den damals in Deutschland noch bestehenden Duodez-Republiken

Hamburg, Frankfurt ꝛc. zu, und zwar hauptsächlich bei der Civil-justiz, wo man sich die schreiendsten Ungerechtigkeiten und die unverantwortlichsten Mißgriffe und Willkühr zu Schulden kommen ließ, die so häufig das Unglück ganzer Familien veranlaßten, wo auch bei den klarsten, augenscheinlichsten und unumstößlichsten Beweisen seines Rechts nie an ein Gutmachen dieser Schändlichkeiten zu denken war, da, wie gesagt, die Richter, die wie in Frankfurt einen integrirenden Theil der dortigen Souveränität ausmachten, da Verwaltung und Justiz auf das scheußlichste amalgamirt, unverletzlich heilige Personen waren, und nicht selten die Urtheile in ihren eigenen Angelegenheiten fällten. Während in den besser organisirten Staaten Privatpersonen allen Schaden, den sie ihren Gegnern ungerechter Weise verursacht hatten, selbst mit den größten Opfern ersetzen mußten, konnte der Richter ungestraft, durch heillose Decrete, und es sey aus Dummheit, Unwissenheit oder Partheilichkeit ungerecht gefällte Urtheile, denselben berauben und ungestraft um Hab und Gut bringen. So hatten zum Beispiel die Frankfurter Gerichte zu jener Zeit einen Familienvater auf das Unverantwortlichste seiner vier Kinder beraubt, oder doch durch ihr unerhörtes Verfahren einen solchen Raub begünstigt und möglich gemacht, und als endlich ein von den Frankfurter Gerichten unabhängiges Obergericht dem unglücklichen Vater sein volles Recht auf die eclatanteste Weise zusprach, da waren die geraubten Kinder aus dem Gerichte dieser Stadt und nach England geschafft, der Mann aber, durch Processkosten ruinirt, mußte von Neuem den Proceß in England beginnen, wollte er seine Kinder wieder haben, wozu ihm aber jetzt die Mittel fehlten. Wie billig hätten nun von Gott und Rechtswegen die Gerichte und deren Glieder, die sich so heillose Schändlichkeiten hatten zu Schulden kommen lassen, welche damals in ganz Deutschland großes Aufsehen machten und öffentlich gerügt wurden, dem Mann die Mittel geben, so wie Schadenersatz für all die so ungerechterweise erlittenen Kränkungen leisten sollen, aber diese pflegten ihres Leibes, füllten sich die Bäuche und tranken einige Flaschen Wein mehr, um die Grillen los zu werden, die ihnen allenfalls der ausgebrochene Unwille der öffentlichen Meinung und die wohlverdienten Schmähungen der Presse verursachen mochten. Fast kein Jahr verging, in dem sich nicht die Justiz jener Republik, und namentlich die von einem gewissen Leonhard Reuß, auch ein Zweiundvierzigstheil der Frankfurter Souveränität,

präsidirten Polizeigerichte dergleichen Schändlichkeiten schuldig machen, und sich tief in ihre Amtswürde (?) hüllend, eben so lächerlich-barbarische als komisch alberne Decrete in einem abgeschmackten, plumpen und groben diktatorischen Kanzleistyl erließen, der diese Gerichte und ihre Beisitzer dem allgemeinen Gespötte Deutschlands preisgab. Erst gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts, nachdem endlich auch die Armen und Unbemittelten fast allenthalben wieder in ihre natürlichen Rechte eingesetzt worden und man durch weise und wohlwollende Gesetze einen sehr verbesserten gesellschaftlichen Zustand hervorgerufen hatte, wurden auch Gerichte und Richter solidarisch mit Hab und Gut, wie es sich ziemte, und gleich jedem andern Bürger, für alle Ungerechtigkeiten und Dummheiten, die sie begingen, verantwortlich gemacht. — Das gesellige Leben war zu jener Zeit theils in eine jämmerliche Grimassenschneiderei, theils in impertinente Schlüsselei ausgeartet. Da, wo die reichen Parvenüs den Ton angaben, war dieser gewaltig mißklingend, roh, unharmonisch, diese Menschen klopften auf ihre vollen Säcke und erlaubten sich oft die unanständigsten und gemeinsten Witzeleien, die sie und ihr Gelichter oder von ihnen abhängige Personen wohlgefällig und überlaut belachten. Die frühere Artigkeit, Eleganz und wenn auch frivole aber doch geistreiche Unterhaltung des Adels und ein abgeschliffenes Benehmen, das so manche Fehler übersehen ließ oder erträglicher machte, war gänzlich verschwunden. Die Welt war nicht mehr wie zu Voltaire's Zeiten und wie dieser sagte, „ein großer Ball, auf welchem sich verkleidete Thoren unter den lächerlichen Benennungen Hoheiten, Eminenzen, Marquis u. s. w. zierlich herumtummelten," nein, sie war eine gemeine Kneipe, in welcher Bazenhochmuth lüstig hauste, tirte, und Beutelschneiderei auf das Unverschämteste ihr Unwesen trieb. Selbst die Tänze dieser uneleganten Welt trugen den Charakter dieser Verderbtheit und der Geschmacklosigkeit an der Stirn; aus den böhmischen und polnischen Wildnissen hatte man Polkas und Mazurkas hervorgeholt, um sie eben so graziös, nur etwas verzerrter, in den Salons der französischen Hauptstadt nachzuäffen, und die französischen Contretänze, früher mit so viel Anmuth getanzt, wurden nur mit einer plumpen Nachlässigkeit, die jener Zeit eigen war, gleichsam als sey es eine widerliche und mühsame Arbeit, mehr noch geschleift als gegangen. Tänzerinnen und englische Reiterinnen waren die Heroinen des Tages und die

Auserkohrnen der jungen Leute von Stand; denn diese Wilder rauchten und tranken um die Wette mit ihnen. Im Schauspielhaus machte man sich breit, die Damen unbeachtet mit den Ellenbogen auf die Seite stoßend, sich vor sie setzend, und sie auf das frechste lorgnettirend. Rauchen, trinken, Lansquenet spielen und sich in den verrufensten Orten herumtreiben, dies waren die gewaltigen Heldenthaten der jungen Leute jener Zeit, Galanterie und Höflichkeit gegen die Damen machte man lächerlich. Die so vernachläßigten Frauen vernachläßigten sich nun ebenfalls, verabschiedeten die Grazien, nahmen fast grobmännliche Sitten an, rauchten ihr Dutzend Cigarren des Tages, führten fast eine Kutschersprache, und Lansquenet und Champagner waren ihre Delice. Dagegen gab es Bediente und Jäger, die bei empfindsamen Damen dienten und nur Himbeersyrup und Thee schlürften, weil ihre Herrinnen Tabacksgestank und Weingeruch nicht ertragen konnten.

Im Allgemeinen glaubten damals die Völker, Glück und Heil nur in konstitutionellen Regierungsformen zu finden, während diese Constitutionen, wie ein französischer König, Ludwig XVIII, selbst sagte, nur eine treffliche Milchkuh für die Herrscher waren, die sie gehörig zu melken verstanden, und man durch dieses Mittel das Volk auf das bequemste ausziehen und mit Abgaben erdrücken konnte, wie dies in Frankreich und England der Fall war, und zwar ohne alle Verantwortlichkeit, denn die Majorität seiner sogenannten Stellvertreter hatte ja diese Abgaben bewilligt und gut geheißen, und so gaben die Völker selbst die Mittel dazu her und der Regierung in die Hände, einen Theil ihrer einflußreichsten Mitbürger zu erkaufen. Wirkliche Preßfreiheit bestand nur in England und in Nordamerika, die Pressen der Franzosen, die sich einer solchen rühmten, waren hundertmal mehr gefesselt als selbst in Oesterreich oder Rußland, denn nur die wenigen Privilegirten, die Hunderttausende Caution zu stellen vermochten, konnten es wagen, auf die Gefahr hin mit Dieben und Mördern eingesperrt zu werden, ihre Meinungen in Zeitungen und Journalen kund zu geben, die ungeheuersten Stempelabgaben machten das Bestehen der öffentlichen Blätter in diesem Land fast zur Unmöglichkeit, und abermals waren es nur die Reichen, die solche Unternehmungen machen konnten und durften. — Die Erziehung der Jugend war so zweckwidrig als Körper und Geist verkrüppelnd. Den Mädchen der sogenannten vornehmen Welt wurde eine heillose französische

Gouvernantenerziehung, die alle Weiblichkeit hintansetzte, die Gemüther schon in der Kindheit vergiftete, und die jungen Mädchen gleich Papageien Verneigungen zu machen und französische Flosskeln herzuplaudern abrichtete; einige die ausarteten und gelehrte Frauen wurden, die man damals Blaustrümpfe (bas bleus) nannte, waren die unausstehlichsten Geschöpfe, die man sich denken kann. Mit der männlichen Erziehung der vornehmen Welt war es fast noch schlimmer beschaffen, man strebte besonders, gute Kutscher und Pferdedresseure aus dieser lieben Jugend zu machen, was auch oft in hoher Vollkommenheit gelang; wahre wissenschaftliche Bildung gehörte mehr der Mittelklasse und dem armen Adel an.

Ein recht anschauliches Bild der Sitten jener Zeiten liefert uns das hinterlassene, auf uns gekommene Schreiben eines Selbstmörders an seine Gattin. Selbstmord fand damals sehr häufig und bei fast allen Klassen statt. Wir theilen das Schreiben unsern Lesern im Auszug mit, es heißt in demselben: „Theures Weib. Ich zähle jetzt fünfzig Jahre, alle meine geistigen und materiellen Hülfsquellen sind erschöpft, ich sehe nur Elend, und zwar das furchtbarste Elend für uns beide und unsere Kinder vor Augen. Ich vermag es nicht zu ertragen, und wenn Du von Deiner Promenade heimkehrst, findest Du mich nicht mehr unter den Lebenden. Drei Monate lang habe ich mit all meinen Kräften und mit Riesenstärke gegen das unbarmherzige Schicksal an, aber vergeblich, es macht sich einen Scherz, ein Spiel daraus, alle meine Hoffnungen zu zertrümmern, und es hat mich große Ueberwindung gekostet, bis ich zu dem unwiderruflichen Entschluß kam, mich durch einen Strick von all den gewaltsam auf mich einstürmenden Drangsalen zu befreien. Als Millionär erzogen, lebte ich in meiner Jugend in Saus und Braus, Du machtest es nicht viel besser und verbrauchtest, seitdem Du mein Weib bist, zwanzigmal in Toiletten, Spitzen, Schmuck, Spielgeldern, Theaterlogen, Bällen und Soireen, was Du mir als Mitgift einbrachtest. Wir waren, wie Du weißt, schon vor einigen Jahren ganz auf den Hund, das heißt am Bettelstabe und in Verzweiflung, als zu unserm Glück meine alte Tante starb und mir soviel hinterließ, daß wir bei einiger Oekonomie und ohne all die gewohnten Flirtefanzereien fortzuführen, anständig davon hätten leben können, aber falsche Scham verhinderte Dich und mich daran: „Wenn wir uns einschränken und nicht wie bisher forleben, was wird die böse Welt dazu sagen?“

das war unser größter Kummer, unsere Hauptsorge; daß es mit der Erbschaft der alten Tante bald auf die Neige ging, war sehr natürlich, indessen hätten wir doch noch einige Jahre und mit strenger Sparsamkeit noch ein und auch zwei Jahrzehnde davon leben können, wenn nicht die Sucht, ein glänzendes Prunkleben zu führen und in wenig Wochen wieder Millionen zu gewinnen, auch mich ergriffen hätte. Ich besuchte die Börse, und damit ist Alles gesagt. Indessen hatte ich einige, gerade nicht ganz unbedeutende Summen in der ersten Zeit gewonnen, als plötzlich die Actien der Nordbahn ins Spiel kamen, in ein Paar Tagen waren sie von drei und fünfhundert auf neunhundert gestiegen, schon über vierzig Millionen waren von den Ausgebern derselben gewonnen. Alle Welt war wie von der Tarantel gestochen, und auch mich hatte der allgemeine Schwindel ergriffen, dennoch zögerte ich, denn neun hundert schien mir eine schon gefährliche Höhe. Da kam einer von jenen im Sold der goldenen Kälber des Tags stehenden Agenten zu mir, ein Hannengesicht mit Bocksbart, dem der Gauner aus allen Poren hervorlugte und sprach zu mir: „Wie, Herr L....., Sie können noch zaudern? ehe vierzehn Tage vergehen, stehen die Actien auf zwölf Hundert, und in einem Monate auf fünfzehn Hundert, so wahr Gott lebt, kaufen Sie, kaufen Sie auf Termin, Sie haben ja kein Geld nöthig, und man trägt Ihnen Gold voll ins Haus wenn die Termine abgelaufen sind. — In diesem Augenblick näherte sich mir einer der Gesellschafter dieser Gesellschaft, der ihm wahrscheinlich einen Wink gegeben hatte, und machte eine Bestellung von vier Tausend Stück dieser Actien à 913. Gleich darauf ein anderer, ähnliche Bestellungen machend, dann ein dritter, ein vierter u. s. w. Genug, die ganze Bande dieser Spitzbuben, die sich zur Plünderung aller Gimpel und gewinnsüchtigen Pinsel verschworen hatte, um sie zu rupfen und die Actien dieser Eisenbahn in die Höhe zu treiben, so lange bis alle untergebracht und die Gelder dafür in die Kassen ihrer Mandatare geflossen waren. Genug, auch ich ließ mich blenden und kaufte sowohl gegen baar als auf Termine. Wenige Tage darauf fiel dieses unglückselige Papier, fast eben so rasch als es gestiegen war, ich hoffte daß es wieder in die Höhe gehen sollte, vergeblich: so marterte ich mich drei Monate in unbeschreiblicher Angst und Höllenqual, morgen soll ich eine Differenz von zwei Millionen zahlen und Du findest noch — zwei Hundert Franken

in meinem Pult, Schulden und unbezahlte Rechnungen für mehr als dreißig Tausend Franken. Vergieb mir, liebes Weib, und klage das Schicksal an, das es so gewollt, dieses oder der es lenkt und leitet, ist allein Schuld daran, nicht wir, nicht ich, ich hätte eben so gut Millionen gewinnen können, wenn er es gewollt. Uebrigens gehe ich mit lustigem Muth in jenes unbekannte Land, aus dem noch Keiner wiedergekehrt. Ich habe gelebt und geliebt, Du auch, für unsere Kinder habe ich ausgesorgt, sie sind erwachsen, ich habe ihnen eine gute Erziehung geben lassen, sie mögen nun auch sehen wie sie durchkommen, meine Sorgen zu beendigen kostet mich nichts, das Tuch an dem Du mich erhängt findest, kannst Du noch einem gutherzigen Juden verkaufen. Lebe wohl, auf Wiedersehen oder auch Nichtwiedersehen, wie es die Unergründlichen beschlossen, mir gleichviel, und hundertmal lieber den ewigen Schlaf schlafen, gänzliche Vernichtung, als wieder zu einem solchen Hanswurstleben erwachen, wo nur Täuschungen und Albernheiten, nur Schnurrpfeifereien und Spiegelfechtereien dieses Schattenspiel an der Wand beleben. Noch einmal, liebes Weib, lebe so wohl Du kannst und vergiß möglichst bald Deinen Carl! ....“

Michel warf unwillig das Buch zur Erde indem er zu Edmodi sagte: wenn die zukünftigen Geschichtschreiber nichts Besseres zu schreiben wissen, so sollten sie lieber ihre Federn zu Zahnstochern verbrauchen. Daß die Welt ein erbärmliches Jammerthal ist, ist längst bekannt. Komm, laß uns einen Gang über die Boulevards machen, die Grillen zu verscheuchen.

Als er, den Hinkenden am Arme, aus dem Prinzenhotel trat, liefen sie, um die Ecke der Straße Richelieu biegend, auf einen dichten Haufen versammelten Volks. Michel, neugierig was es da gebe, drängte sich durch die Menge und erblickte einen schrecklich verstümmelten menschlichen Körper, dem der ganze Kopf und Hirnschädel zermalmt war und dessen Blut noch rauchend aus Mund und Nase strömte. Sich erkundigend was da vorgefallen sey, wurde ihm berichtet, daß so eben wieder einer der schweren Wagen der Messagerien vorüber gerast sey, der den gebückten Menschen, einen armen Arbeiter, der schnell habe ausweichen wollen, aber ausgleitend gestürzt sey, überfahren habe.

— Das ist wenigstens schon der zwanzigste Mensch, den diese Messagerien seit ein Paar Monaten in Paris überfahren, und in den Städten der Provinzen ist die Zahl derer, die sie unglücklich

machen, noch weit größer, setzte der Befragte hinzu, und fuhr fort: Es ist nicht erlaubt, wie diese Gesellschaften der Messagerien mit dem Menschenleben umgehen, und es ist auch nichts was dies zu ändern vermag. Sie werden um ein Paar Hundert Franken gestraft und fahren dann nur um so toller. Sobald sie auf das Pflaster einer Stadt kommen, verdoppeln, ja verdreifachen sie ihre Schnelligkeit, nichts hält sie ab, und die Conducteure wie die Postillone scheinen sich ein Vergnügen daraus zu machen, rücksichtslos was ihnen in den Weg kommt und nicht schnell genug ausweichen kann, zu überfahren, wenigstens ein Paar Hundert Menschen büßen alljährlich in Frankreich das Leben durch sie ein.

— Erst vor einigen Tagen wohnte ich zu Orleans einem solchen Fall bei, sei nun ein anderer Arbeitsmann ein, der schwerkrank war. Es war an einem Sonntag, ein unglücklicher Handwerksmann kam eben aus der Kirche und ging durch die enge Straße de la Treille, da kam hinter ihm in voller Carriere der hyoner Wagen der Messagerie Royale, die Straße war zum Ausweichen fast zu eng, der Mensch lief was er konnte, die Verletzung einer Hausthüre suchend, um sich in Sicherheit zu bringen, aber er konnte keine finden, kam an den Eckstein der Straße St. Euverte, die vordern Pferde sahen ihm schon auf dem Nacken, da machte er einen Fehltritt, stürzte und wurde zwischen dem Eckstein und den Rädern, die ihm über beide Füße gingen, zerdrückt; man brachte ihn sogleich in das Hospital, wo er noch an demselben Tage unter den schrecklichsten Schmerzen den Geist aufgab. Den Wagen hatte man erst in einer Strecke von fünfzig Metres von dem Ort wo das Unglück geschehen war, aufhalten können. Das Opfer dieser Fahrwuth war ein armer Maurer aus dem Departement de la Creuse. Es wurde sogleich eine Klage gegen den Postillon und den Conducteur durch den königlichen Procurator bei dem correctionellen Tribunal eingereicht, und der erstere zu einem Monat, der zweite zu sechs Tagen Gefängniß verurtheilt. Der Verunglückte hatte einen alten Vater hinterlassen, der einige sechzig Jahre alt und im Besitz einiger Hektaren Landes war, die er bearbeiten lassen mußte, der Sohn unterstützte ihn sowohl hierbei als auch sonst. Dieser brachte nun eine Entschädigungsklage gegen den Conducteur, den Postillon, den Postmeister und die Gesellschaft der Messagerie Royale vor, und sein Anwalt verlangte fünfzehn Tausend Franken, indem er darthat, daß der Un-

gekommen ein vortrefflicher Arbeiter und Mensch gewesen, der aus seinen Ersparnissen einen Stellvertreter bei dem Militär gesetzt, etliche Stückchen Landes gekauft habe und die Stütze seiner Familie gewesen sey, da er nur noch einen Bruder von sehr schwächlicher Gesundheit gehabt; daß sein Vater ein Einkommen von etwa fünfzig Franken habe, das jedoch noch mit Schulden hinlänglich belastet sey, und daß ihn der Tod seines unglücklichen Sohnes in das äußerste Elend stürze. Aber der Advokat der Messagerien, ein gewisser Sabre, hatte sich von dem Maire des Cantons, in dem der alte Mann wohnte, ein Certifikat zu verschaffen gewußt, in dem gesagt war, daß Perpignet der Vater wenigstens ein beschränktes Auskommen habe und der Tod des Sohnes der Familie keinen absonderlichen pekuniären Nachtheil bringe.

Das Gericht verurtheilte nun die Gesellschaft der Messagerien zu einer Entschädigung von dreihundert Franken und zu den Prozeßkosten!!! — Also können diese reichen Herren von den Messagerien, so oft sie die Lumperei von dreihundert Franken bezahlen wollen, einen französischen Bürger todtfahren. So viel gilt das Menschenleben in Frankreich, gerichtlich taxirt!...

— Der Teufel soll die Messagerien holen! rief ein starkstämmiger Blousenmann, wir haben sie auch meine alte Mutter vor sechs Monaten in den Champs d'Asnin todtgefahren, und kein Hahn hat darnach gekräht, so ein H.... von Conducteur sagte mir noch: ich sollte zufrieden seyn daß ich die Last vom Hals habe, ich gab ihm aber einen Tritt, daß er rücklings bewußtlos niederstürzte, und der Polizeikommissär ließ mich mit einem Verweis laufen.

Michel sprach nun zum Hinkenden: Wir müssen diesen Messageriegesellschaften eine derbe Lektion geben.

— Und welche?

— Ich will daß alle Messagerie-Wagen in diesem Augenblick in den Straßen von Paris so wie in denen der Provinzialstädte auf der Stelle still halten und nicht vom Fleck können.

— Das wird ein schöner Spaß werden, meinte Ratapoil, hinkte mit seiner Krücke davon und es dauerte kaum einige Minuten, so waren auf dem Börseplatz zu Paris einige Tausend Menschen versammelt und sahen dem seltsamen Schauspiel zu, wie der nach Straßburg bestimmte, mit sechzehn Passagieren versehene Wagen, trotz den unsäglichsten Anstrengungen der angespeichten schimmligen

Roſſe und den Bemühungen des Conducteurs und des Poſtillons, nicht von der Stelle konnte. Gleich darauf kam die Nachricht, daß es dem nach Lyon beſtimmten Wagen der Meſſagerie Laffite-Caillard in der Straße St. Honoré nicht beſſer ergehe, ebenſo dem Lyoner Wagen, und daß an ſieben Barrieren die von verſchiedenen Ecken und Enden Frankreichs nach Paris gekommenen Wagen der Meſſagerien nicht vom Fleck könnten; man habe an einige ſchon bis fünfzig, ja bis hundert Pferde geſpannt, aber das Alles helfe ſoviel wie gar nichts, es ſey gerade ſoviel als ſpanne man Fliegen vor. Die Paſſagiere ſeyen aus allen ausgeſtiegen und ſähen dem Spektakel mit zu; es müſſe irgend ein Teufelskerl von Chemiker oder Magnetiſeur durch bis jetzt noch unentdeckte Kräfte ein Mittel gefunden haben, den löblichen Meſſageriegeſellſchaften dieſen Spuk zu machen, meinte einer der Conducteure, der ſich auf die Bureaus der Meſſagerien in der Straße Notre-Dame de Victoir begeben hatte. Die Herren deliberirten und beriethen, daß ihnen die Köpfe ſchier zerſprangen, waren ſelbſt an alle Orte hingelaufen, um ſich mit eigenen Augen von dem Spuk zu überzeugen, aber helfen konnte Niemand, nicht einmal der berühmte Chemiker und Siftzerſeher Orfila. Man berief die Comitéen und Ausſchüſſe, überlegte, zankte, ſchrie, aber die Wagen blieben wo ſie ſtanden, und jeden Augenblick kam ein neuer Bericht von einem abermals gebannten Eilwagen, und kein Kopfzerbrechen konnte helfen. Endlich traten zwei Fremde in den Berathungsſaal, grüßten die Verſammlung höflich, und einer von ihnen nahm das Wort und ſprach:

— Ich will den Herren ein Mittel angeben, wie ſie ihr Fuhrwerk wieder flott machen können.

Alle riſſen nun die Augen weit auf, und einer fragte:

— Und welches?

— Zuerſt entſchädigen Sie alle diejenigen, die ſeit Jahr und Tag durch Ihr hölliſches Fuhrwerk verkrüppelt wurden, ſo reichlich als ich es Ihnen vorſchreiben werde, dann ebenſo die Hinterbliebenen derer, die durch Ihre Wagen verunglückt ſind.

— Aha, die Herren ſind alſo die ſaubern Vögel, die unſere Wagen durch wahrhaft infernaliſche Mittel hemmen? ſagte einer vom Comité; wohlan, was verlangen Sie?

Rémobi machte nun auf Michels Geheiß eine Berechnung der zu fordernden Summe und übergab dieſelbe dem Comité.

— Wa — wa — was? riefen die Herren faſt einſtimmig ſtotternd: Zweimal hundert und achtzig Tauſend Franken? — ſind die Herren toll? wollen ſie uns ruiniren?

— Die Herren belieben wohl zu ſcherzen, meinte nun einer vom Ausſchuß, ſie werden ſich auch mit weniger begnügen und abfinden laſſen.

— Von dieſer Summe geht auch nicht ein Centime ab, ſagte Michel ernſt.

— Oho, da werden wir wohl andere Mittel finden, die Herren zur Raiſon zu bringen, meinte ein anderes Mitglied, wir ſchicken nach der Polizei; wir wollen ſehen, ob es jedem hergelaufenen Vagabunden erlaubt iſt, die Leute in ihren Geſchäften und ihrem redlichen Broderwerb durch ſolche Mittel zu verkürzen und zu beeinträchtigen.

Asmodi und Michel lachten, und Letzterer ſagte: nach Belieben; einſtweilen aber bleiben ihre Wagen, Pferde, Condukteure, Poſtillone und Sie ſelbſt im Bann, bis die Sache mit der Entſchädigung in Richtigkeit iſt.

— Jean, rief nun der Präſes der Verſammlung einem der anweſenden Bureaudiener zu, Ihr geht ſogleich zum Polizeikommiſſär des Quartiers und bittet ihn ſchnell hierher zu kommen, einſtweilen ſorgt ihr andern dafür, daß keiner von dieſen beiden Herren das Zimmer verlaſſe.

Aber Jean rührte ſich nicht und blieb ſtockſteif ſtehen.

— Nun, warum geht Ihr nicht, Jean? rief der Präſes.

— Weiß der Teufel, ich kann mich nicht von der Stelle bewegen, erwiederte Jean.

— Was zum Henker ſoll das heißen, ſagte der Präſes, und ihr andern ...

Keiner der Bureaudiener konnte ſich mehr bewegen, alle waren wie an den Boden genagelt.

— Ich muß nur ſelbſt ſehen was .... Der Präſes wollte nun aufſtehen und konnte ſich ebenfalls nicht von ſeinem Seſſel erheben, ſo ging es auch ſämmtlichen Mitgliedern des Comité's.

— Ei ſo laßt doch die Polizei holen, Herr Präſes, ſagte Michel ſpöttiſch.

Der Präſes und alle knirſchten vor Wuth und verdrehten die Augen.

— Und auch Ihr, meine Herren, kommt nun nicht eher von

der Stelle bis wir mit der Entschädigung im Reinen sind. Wollt Ihr sie zahlen oder nicht? keine Macht der Welt wird Euch und Eure Wagen flott machen bis dies geschehen.

Die Herren deliberirten nun, und als sie sahen und fühlten, daß sich keiner rühren noch von seinem Sitz mehr erheben konnte, da bequemten sie sich endlich nachdem noch eine gute halbe Stunde verflossen war, und auch alle Versuche eines theilweisen Erlasses vergeblich waren, zur Bezahlung der begehrten Summe, wozu dem Cassirer der Gesellschaft einstweilen seine Bewegungsfreiheit wiedergegeben wurde. Als die verlangte Summe dem Michel in guten Pariser Bankbillets eingehändigt war, gab er den sämmtlichen Herren ihre Rührigkeit wieder, indem er zu ihnen sagte:

— Lassen Sie sich dies eine Warnung und Lehre seyn, und seyn Sie versichert, daß von jetzt an, so oft Ihre Wagen einen Menschen überfahren, dieselben nicht mehr von der Stelle können bis Sie die sich nun immer verdoppelnde Entschädigung berichtigt haben werden. Damit Gott befohlen! — Michel sandte noch denselben Tag das Geld an diejenigen Personen ab, denen es von Rechts- und Teufelswegen zukam.

XIII.

Zweiter Flug nach Quitschi-Quatschi. — Kirchhofs-, Musik- und Theater-Angelegenheiten. — Eine Vorstellung im Sitzungssaal der Schlimmichten.

Daran erkenn' ich die gelehrten Herrn:
Was sie nicht tasten, liegt ihnen meilenfern,
Was sie nicht fassen, fehlt ihnen ganz und gar,
Was sie nicht rechnen, glauben sie sey nicht wahr;
Was sie nicht wiegen, hat für sie kein Gewicht,
Was sie nicht münzen, meinen sie gelte nicht.—

Das Büreau der Messagerien verlassend, sagte Michel zu seinem unzertrennlichen alter ego: Die Welt ist so durch und durch verdorben, wurmstichig und faul, daß sie anfängt mir unerträglich zu werden.

— Das finde ich nun eben nicht, sagte Asmodi, mich unterhält diese Misere, die sich so für den Mammon, das heißt für das liebe Nichts abrackert und an Leib und Seele verdirbt. Desto besser für unser Reich!

— Und was nun beginnen? — Die Welt ist so einerlei, so uniform, überall dieselbe Schurkerei, dieselbe Dummheit, dieselbe Kurzsichtigkeit und Beschränktheit; man sollte glauben, alle Hirnkasten seyen vernagelt. Ewig wiederholen sich dieselben Absurditäten, vom Thron bis zum Bettelstab herab, und mehr oder minder in allen Ländern.

— Damit Du auf andere Gedanken kömmst, laß uns einen zweiten Flug nach der Republik Quitschi-Quatschi machen, dort begehen sie wenigstens so originelle Stupiditäten und so geniale Schurkereien, daß es fast eine Lust, doch wenigstens eine das Zwerchfell erschütternde Unterhaltung, besonders für den Teufel ist, und ich habe dem Papa Großsatan schon manches Stündchen durch die Erzählung derselben verkürzt. — Gerade in diesem Augenblick

berathen die Schmuli, Schumli, Schawellen, Schlimmiehlen und Pentachorden samt den beiden Bimbus die Anlegung eines neuen Kirchhofs, denn die Klügern unter ihnen und die welche die besten Nasen besitzen, haben endlich ein Einsehens erlangt und begriffen, daß der bisherige Gottesacker viel zu klein und die pestilenzialischen Ausdünstungen desselben allen guten Einwohnern von Quitschi-Quatschi schädlich werden könnten. Doch um Dir einen rechten Begriff von der Sache machen zu können, müssen wir einer noch heute stattfindenden Berathung der Schlimmiehlen beiwohnen.

— Wohlan, abermals nach Quitschi-Quatschi, sagte Michel, und einige Minuten darauf traten sie in der Gestalt zweier abwesenden Schlimmiehle in den Sitzungssaal derselben.

Es eben hatte ein etwas vernünftiger Schlimmiehl das Wort in der Kirchhofsangelegenheit ergriffen und sprach:

— Meine hochachtbaren Herrn Schmuli, Schumli, Schawellen und Schlimmiehlen! Ich hoffe, die Mehrzahl von Ihnen wird endlich ein Einsehens erlangt und begriffen haben, daß der Raum unsers Friedhofs, in welchem die großen Seelen unserer dahingeschiedenen Vorfahren faulen, anfängt zu klein und eng für die sich Gott sey Dank immer mehr vermehrenden Todten unserer guten Stadt Quitschi-Quatschi zu werden, und daß, wenn es so fortgeht wie bisher, immer ein ganz frischer Todter auf einen kaum angefaulten, der auf einem kaum halbverfaulten liegt, unter dem endlich ein fast ganz verfaulter auf unzähligen Knochen ruht. Da nun diese Todten, von denen schon gar mancher während seinem Leben keinen besonders guten Geruch von sich gab, und nun noch viel übler riecht, wie Sie sich täglich überzeugen können, wenn Sie sich in die Nähe unsers hochpreislichen Kirchhofs begeben, durch die böse Luft, die sie verbreiten, große Krankheiten und dadurch große Betrübniß, Jammer und Elend und neue Todte in unserer guten Stadt verursachen können, denn dieser Todtengeruch wird sich bald über ganz Quitschi-Quatschi ausdehnen und unsere, wenn auch nicht ganz wohlriechende, doch sonst nicht gerade ungesunde Luft vollends verpesten, so bin ich der Meinung, daß um großes Uebel und Unheil von unserer guten Stadt abzuwenden, und mache den gehorsamsten Vorschlag, einen neuen recht großen Todtenhof, in welchem alle unsere verehrten Todten gehörig Platz finden, außerhalb der Stadt, und zwar an der äußersten Grenze unsers Ge-

bietz, eine ganze halbe Viertelſtunde weit, ganz in der Nähe von Bocksſtadt anzulegen.

Mehrere der beſten Geſundheitsräthe, vulgo Doktoren oder Aerzte genannt, unterſtützten dieſen inhaltsſchweren Antrag mit trefflich begründeten Gutachten, und man machte nun einen zweiten Antrag, der dahin ging, den erſten der hohen erſten Kammer zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen. — Nun abermals erhoben ſich mehrere der ältern Schmuli, Schumli und Schlimmichlen und eine dumpfe Gährung ließ ſich im ganzen Saale wahrnehmen.

— Wie? was? ſchrieen die Einen, ſo weit iſt es in unſern gottvergeſſenen Zeiten gekommen, daß man auch nicht einmal die Todten mehr in Ruhe laſſen will?

— Schwerenoth! riefen Andere, ich ſoll da nicht faulen dürfen, wo meiner Ur-Urgroßmutter Tante fault? und wo alle meine Großmütter, Oheime, Muhmen, Vettern und Baſen bis ins letzte ſendſte Glied faulen! Ei da ſoll mich ja lieber das Feuer verzehren.

— Ein Gewitter ſoll drein ſchlagen, ſchrie ein alter Schmuli, dreimal war ich ſchon Bimbus, dreimal war mein ſeliger Großvater Bimbus, mein ſeliger Vater zehn Jahre Schmuli, und meine alten Knochen ſollten nicht da ruhen, wo die meiner berühmten Vorfahren liegen? — Nein, ehe ich ſo etwas zugebe, lege ich lieber mein Amt und meine Schmuliwürde nieder.

Es entſtand nun ein Tumult in der zweiten Kammer ſo arg als er je auf einem polniſchen Reichstage war und bisweilen in der franzöſiſchen Deputirtenkammer wird. Es bildeten ſich zwei Partheien, die Alt- und die Neukirchhöfler, und alle Quitſchi-Quatſcher ſchloſſen ſich einer derſelben an; die der Altkirchhöfler war indeſſen in ungeheurer Mehrzahl. Der Tumult in der zweiten Kammer währte jedoch fort, und über dieſen Todtenhofs-Streit ärgerten ſich ein Schmuli und ein Schumli ſo gewaltig, daß ſie noch während der Sitzung der Schlag rührte und über den Kirchhofszwiſt auf denſelben kamen. Endlich ſprang ein Schlimmichl auf und rief:

— Meine hochachtbaren Herrn, laſſen wir für heute die Angelegenheit des Friedhofs ruhen; von der hohen erſten Kammer läuft ſoeben ein Bericht ein, daß ſie durchaus begehrt, daß die Muſikhalle, in welcher ſich jede Woche die Virtuoſen unſeres Stadtheers hören laſſen ſollen, ganz in der Nähe des Galgens erbaut

werden soll, während die Pentacherden dies sehr unpassend finden und dagegen einen Platz unfern der Ochsenheide vorschlagen, und wenn man in diesen Vorschlag nicht eingeht, die Mittel zum Bau dieser Musikhalle verweigern. An der fürtrefflichen zweiten Kammer ist es nun, mit einstweiliger Beseitigung aller Kirchhofsangelegenheiten und der daraus entspringenden Leidenschaften, zu entscheiden, ob die erste oder dritte Kammer die größte Weisheit in dieser Sache zeigt.

— Die Musik in der Nähe des Galgens, meinte ein Schlummichl, das ist doch so eine eigne Sache, und könnte die Ruhe des Gehängten stören; wie kommen die Herrn nur auf den Einfall?

— Das will ich Ihnen sagen, versetzte ein anderer Schlummichl: mehrere der Herrn Schumli, Schmuli und Schawellen haben ihre Ullas, vulgo Gartenhäuser auf dem Galgenfeld stehen und möchten es recht bequem haben, um die schöne Blechmusik zu hören.

— Ah so, ja jetzt geht mir ein Licht auf: aber wie ist mir doch, wenn ich nicht irre, haben ja noch mehrere dieser Herrn ihre Landsitze auf der Ochsenheide, namentlich auch der Herr Bimbus Reisbrei und dessen Vetter, der Herr Obristwachtmeister, wie auch Gewürzkrämer und Wechsler en detail, Dietrich Rummelpuff.

— Diese Herrn sind gerade keine großen Liebhaber von sentimentaler Musik, sie lieben nur das große Trommelfell und etwas Pauken und Trompeten! —

— Ja so, das ist etwas anders, nun, und was werden wir denn beschließen? —

— Meines Bedünkens müßte man auch hier die rechte Mitte halten und die Musikhalle zwischen dem Galgenfeld und der Ochsenheide an die Eselshaut erbauen, dann haben die Herrn, die an jenen Orten wohnen, wenn Windstille eingetreten ist, den Genuß [illegible] Ohrenschmauses, meinte ein Schmuli. —

— Fürtrefflich, sagte ein jüngerer Schlummichl, somit wäre auch allem Hader vorgebeugt und die rührende Einigkeit sämmtlicher Kammern und ihrer Mitglieder ungefährdet. —

— Am passendsten, sprach nun Michel, wäre es allerdings, wenn man die Musikhalle gerade an die Eselshaut baute, diese liegt so ziemlich in der Mitte der benannten Orte. —

— Der Rath ist so übel nicht, meinte ein Schlummichl. Al-

volat, es kömmt jetzt nur darauf an, ob die hochweisen Herrn erster und dritter Kammer damit einverstanden sind.

— Was sollten sie es nicht, meinte Michel, wo ein Eselstreich auszuführen ist, da thront in Quitschi-Quatschi Concordia. —

Jetzt machte sich wieder eine gewaltige Aufregung in der zweiten Kammer bemerkbar. Die Klügern der Schlimmichiten lachten, die an Geist Armen zürnten und drohten, die in derselben sitzenden Schmuli und Schumli aber geriethen in Wuth; Schlimmichi Michel aber ließ sich nicht irre machen und fuhr fort:

— Habe ich etwa nicht recht? — Werden hier nicht so viel Bocks- und Eselsstreiche gemacht als Tage im Jahr sind, ohne die schlechten Streiche zu zählen? Sind wir etwa nicht das Gespötte von ganz Thumbinitschin? — Deutet man nicht mit Fingern auf uns? Machen sich, ausgenommen unsere eigenen Blätter, die keine Sylbe über unsere Zustände sagen dürfen, es sey denn ein zur Sauce werdendes unverschämtes Lob, nicht alle Zeitschriften, und mit vollem Recht über unsere Erbärmlichkeiten und Lächerlichkeiten lustig? Aber wir haben ein hartes Fell, können viel er- und vertragen, und zu dem Gefühl unserer Schwäche gesellt sich das unserer Schuld. Was könnten wir auch erwiedern? — Wir hüllen uns in den zerlumpten Mantel unsers lächerlichen Dünkels und müssen, ohne mucksen zu dürfen, Alles über uns ergehen lassen! Leicht aber könnte es kommen, daß bei unsern ewigen Skandalen sich die Langmuth der übrigen vernünftigen und gerechten Regierungen Thumbinitschins endlich erschöpfte, man uns unter gehörige Vormundschaft setzte und für mundtodt erklärte, gleich jenen Sinnlosen, welche ihr Eigenthum vergeuden, es nicht zu verwalten verstehen und einen schoflen Streich über den andern begehen. — Da hat man wieder ein Subjekt zum Obristwachtmeister bei unserm Stadtheer gemacht, wodurch das ganze Institut beschimpft ist, einen Gauner und Beutelschneider, der schon längst Galgen und Rad verdiente, einen Esel in der Löwenhaut, dem die Langohren und die Diebskrallen allenthalben hervorstehen, ein wahres Pasquill auf alles, was unsere Uniform trägt; dieser Hans Dietrich Rummelpuff ist eben so feig als er ein großer Schurke ist, und warum hat man unserm Stadtheer diese Schmach angethan? — weil der Kerl ein Vetter vom Reisblimbasch, mit einigen Schmuli verwandt ist und früher Oberst der Schmuggler war. — Wahrlich, ich schäme

mich hier unter Euch zu ſitzen, und wenn das nicht anders wird, ſo trete ich aus und mache öffentlich die Gründe bekannt, warum ich aufgetreten bin. —

Sämmtliche Schlimmiehle machten gewaltig große Augen, ſo eine Sprache war ihnen denn doch noch nicht vorgekommen. Eben wollten mehrere mit zornglühenden Augen aufſpringen, um zu erwidern, andere ballten die Fäuſte und ſchickten ſich an, dem unverſchämten Redner auf eine recht fühlbare Weiſe zu widerlegen, da ſprang mit einmmal ein Schlimmiehl in den Sitzungsſaal, ſchreiend:

— Meine Herrn, es brennt, es brennt!

— Wo, was, wo? —

— In unſerm Theater, aber es iſt kein eigentliches Feuer, keine wirkliche Flamme, ſondern nur .....

— Eine Theaterflamme? ſagte ein Schlimmiehl, das war auch der Mühe werth, uns ſo einen Schrecken einzujagen. —

— Wenn es auch kein wirkliches Feuer iſt, ſo iſt es doch das Feuer der Köpfe unſerer Theateraktionäre, die ſich bei den Köpfen haben, es iſt das Feuer eines Bürgerkriegs, oder vielmehr eines bürgerlichen Theaterkriegs.

— Ums Himmelswillen, erklären Sie ſich endlich deutlicher, wenn wir Sie verſtehen ſollen, rief ein Schmuli. —

— Gut, meine hochachtbaren Herrn, ſo hören Sie. — Sie wiſſen doch, wie lange ſchon der Streit zwiſchen den Aktionären unſerer Bühne brücht, die alle Logen im erſten Rang haben wollen, das Gewitter drohte lange, ehe es zum Ausbruch kam, ſchwere ſchwarze Wolken hingen an unſerm Theaterhimmel, die zu beherrſchen nicht in der Gewalt der Maſchiniſten lag, und endlich heute hat der Blitz eingeſchlagen und gezündet. —

— Wie, was, der Blitz hat eingeſchlagen? ließen ſich mehrere Stimmen ängſtlich von verſchiedenen Seiten hören, und gezündet? ſagten andere. —

— Nicht doch, ich meine, das lang verhaltene Theatergewitter iſt endlich zum Ausbruch gekommen ....

— Und hat eingeſchlagen?

— Eingeſchlagen allerdings, aber nur in die Köpfe der Herrn Aktionäre.

— Nun, Gott ſey Dank, ſo iſt doch einmal etwas drinnen, meinte Wichel lachend. —

— Aber ſo ſagen Sie doch endlich, von was es ſich eigentlich handelt, Sie ſind ja ſo confus, daß kein Menſch, nicht einmal unſer wohlweiſer Bimbus Reisbrei klug daraus werden kann.

— Weil Sie nicht au fait mit unſern Theaterzuſtänden ſind, gut, ich werde kurz und klar ſeyn.

— Das gebe Gott.

— Alſo unſere über ein halbes Hundert ſtarke Theaterſtützen, vulgo Actionäre genannt, waren endlich ſoweit einig geworden, daß ſie ein Einſehens erlangten und es ihnen klar wurde, daß für unſer theaterluſtiges Publikum das Schauſpielhaus, das eher einer Rauchfangkammer ähnlich ſieht, zu klein ſey, und es nöthig wäre, daſſelbe, wo nicht neu zu erbauen, doch in die Tiefe, in die Länge, in die Breite, in die Quere und in die Höhe zu erweitern und zu vergrößern. Dies gab nun zu gar mancherlei Debatten Veranlaſſung, es wurde, wie Ihnen allerſeits bekannt ſeyn wird, viel darüber geſprochen, geſchrieben und ſogar gedruckt, man ſtritt und zankte ſich über dieſen Gegenſtand in allen Wein- und Kaffeehäuſern, ließ Brochüren circuliren, hielt Theaterſeſſionen eine über die andere, ließ die Pläne von allen Haupttheatern Thumbindſchins und der ganzen Welt kommen, ſandte mit großen Koſten noch größere Ignoranten auf Reiſen, auswärtige Theater zu beſehen, ſich Erfahrungen und Kenntniſſe zu ſammeln und zum Beſten dieſes Inſtituts zurückzubringen. Neunundneunzig Seſſionen hatten ſchon Statt gefunden, in denen es zum Theil ſehr ſtürmiſch zuging und hundert Pläne waren ſchon ent- und wieder verworfen worden, da man ſich über die Logenrangordnung nicht vereinigen konnte. — Es iſt Ihnen ſämmtlich bekannt, welch ein nobler Eifer und Ehrgeiz unter den Herrn Actionären herrſcht, eine Loge im erſten Rang zu beſitzen, und daß ſchon ſeit länger als einem halben Jahrhundert diejenigen dieſer Herrn, welche bisher das Schickſal in den zweiten Rang verwies, wo ſie beiläufig geſagt, eben ſoviel zahlen müſſen als die im erſten Rang, dichten und trachten, wiewohl vergeblich, in den erſten Rang hinabzuſteigen, auch die Fremden nicht wiſſen können, daß man oben eben ſoviel bezahlt wie unten, und daß man ſie deßhalb für geringere Leute halten könne als die im untern Rang. — Nun aber iſt Ihnen ebenfalls bekannt, daß unſer Theater nur zwanzig Logen in einem Rang hat, jedoch mehr als zweimal ſoviel Logenbeſitzer vorhanden ſind, und trotz aller Erweiterung auch wenig Logen mehr als bis-

her in einem Rang angebracht werden können. Deßhalb verlangten nun die bisherigen Inhaber der höhern Logen, daß bei der vorzunehmenden Veränderung auch eine Veränderung mit ihnen vorgenommen würde, und diejenigen Herrn, welche über fünfzig Jahre lang die untern Logen inne hatten, sich nun auf einmal ein anderes halbes Jahrhundert mit den obern begnügen sollen, eine Sache, die meines Erachtens eben nicht so unbillig ist. — Aber daran war nicht zu denken, diese Herrn wollten nicht einmal auf den Vorschlag eingehen, daß man um die Logen loosen solle, um zu wissen, wem das Glück zu Theil werden würde, gerade unter das Paradies versetzt zu werden. — Die Einen behaupteten, da sie nun 50 Jahre lang zwei Treppen gestiegen seyen, so könnten es die Andern nun eben so lange probieren, diese aber meinten: sind sie 50 Jahre lange so hoch gestiegen, so können sie auch das Jahrhundert voll machen, und dann wollen wir sehen, was zu thun ist. — Dies kam Alles in der heutigen hundertsten Session wieder zur Sprache, die Köpfe erhitzten sich, keine Parthei wollte nachgeben, der Streit artete endlich in ein wildes Toben aus, man hörte sein eigenes Wort nicht mehr vor lauter Geschrei, mit jedem Moment wurde der Tumult und die Unordnung größer, endlich fielen Drohungen und Scheltworte, daß das Sessionszimmer davon erbebte, eine hohe Oberdirektion gebot Ruhe, ein löblicher engerer Ausschuß suchte den Frieden wieder herzustellen, aber Alles war vergeblich, die einmal erhitzten Gemüther ließen sich nicht mehr besänftigen, der Aufruhr wurde immer stärker und die rechte Seite der Versammlung der Actionäre, von gerechtem Zorn ergrimmt, daß man sie aus ihren uralten Rechten verdrängen wollte, war eben im Begriff die linke mit Gewalt zu expulsiren, als ein Mitglied der hohen Oberdirektion sich ein Herz faßte, auf einen Tisch kletterte, ein tabackbraun getigertes Taschentuch hoch in der Luft schwang und dabei mit einer Stentorstimme im tiefsten Bierbaß nur um zwei Minuten Ruhe bat, indem er eine, gewiß Jedermann zufrieden stellende Ausgleichung gefunden habe. Die erhitzten Gemüther besänftigten sich, und auf einige Augenblicke wurde es mäuschenstille. — Herr Lümmel, so nannte sich der Oberdirektor, sprach nun: »Unbillig wäre es allerdings, wenn jene Herrn (dabei deutete er auf die linke Seite) für dasselbe Geld fortwährend zwei Treppen steigen müßten, während wir andern gar keine, oder wenn es hoch kömmt, doch nur eine zu ersteigen haben; mein

unmaßgeblicher Rath wäre demnach der, daß dieſe Herrn von nun an ein Drittheil weniger für ihre Logen zahlen ſollen als wir.« Kaum war das unglückſelige Wort ausgeſprochen, ſo war es auch als wären alle hölliſchen Geiſter mit einemmal losgelaſſen. Die ganze linke Seite ſtürmte mit dem Geſchrei: »Wie, was? können wir nicht eben ſo gut bezahlen wie Ihr? Nieder, nieder mit dem unverſchämten Prahlhans,« auf den Tiſch los, auf dem er ſtand, und nur durch einen kühnen Sprung und unter den Tiſch kriechend rettete ſich der unglückliche Redner vor dem augenblicklichen Erdroſſeln; jetzt aber ergriff der Herr Blümmelblau, ein Actionär der Rechten, die ihm gerade zur Hand ſtehende Gyps-Büſte Shakspears, und ſchleuderte ſie nach dem unglücklichen Lümmel, deſſen Hirnſchädel aber glücklicherweiſe härter als der Gyps war, da die Büſte an demſelben in Trümmern zerſchellte. — Aber dies war das Signal zum allgemeinen Kampf, einer von der Rechten lief und ſtürmte, in Angſtſchweiß gebadet, unaufhörlich die Theaterſturmglocke, welche dazu dient, die Verwandlungen der Dekorationen zu verkündigen, alles griff nach den umherſtehenden Büſten, einige vierzig an der Zahl, Herr Klingling von der Linken ſchleuderte den Corneille aufs Gerathewohl nach der Rechten, Göthe, Voltaire und Alfieri kamen mit einemmal von dieſer Seite geflogen, während Roſſini, Grétry und Bellini ihnen begegneten. Göthes Kopf traf mit dem von Molière zuſammen und beide zerſchellten einander, daß die Stücke ihrer Hirnſchädel rings herum flogen. Nicht beſſer erging es Haydn und Boieldieu, Gellert und Crebillon, Kotzebue und Goldoni, Garrik und Iffland, Leſſing und Wieland ꝛc.; nach allen Ecken und Enden hin war bald das Schlachtfeld mit Scherben bedeckt, die an gar manchem lebendigen gypsfeſten Schädel zerplatzt waren, aber ſelbſt dieſe Scherben dienten dazu, noch lange ein Kartätſchenfeuer zu unterhalten, Blut floß indeſſen noch keines, aber immer ſtärker wurde der Lärm und mörderiſcher das Gefecht; mehrere von der linken Seite waren auf den unſeligen Einfall gekommen, die Theater-Rüſtkammer zu erbrechen, um ſich in derſelben mit Trutz- und Schutzwaffen zu verſehen, und ſchnell war ſie geplündert. Da erſchien Einer mit dem Panzer und Helm der Johanna d'Arc, ein Anderer hatte die Wurfſpieße der Nymphen der Königin der Nacht erwiſcht und ſtach ärger darauf los als dieſe auf die Schlange, ein Dritter war mit Don Quixotte Helm behauptet, ein Vierter hatte Solimans

Schwert ergriffen, ein Fünfter hatte Larifaris Fuchsschwanz in der Hand, ein Anderer war ganz in versilberte Pappe geharnischt und schwang Masserus Keule von derselben Materie mit nervigem Arm, blecherne Henkersbeile, sogar die Besen des Donauweibchens und des Pagen Hurlebuschs Blasebalg mußten zwischen den Spießen von Carls Trabanten und Fahnen von allen Nationen, allen Farben und Gattungen Stiche und Hiebe abwehren und austheilen. Das Sessionszimmer wurde für den wahrhaft homerischen Kampf, denn die Schilder und Schwerter des Achilles und Hektors blitzten unter den Keulen und Besen, bald zu enge, das Gefecht verbreitete sich allmählig in die Gänge vor den Logen, und eine Abtheilung der dreirängigen Logenbesitzer brach die Logenthüren des ersten Ranges auf und richtete eine gräßliche Verwüstung daselbst an, zertrümmerte alle sich vorfindenden Stühle und Banquette, warf die Trümmer über Bord, das heißt über die Logengeländer, riß alle scheidende Wände nieder, wurde aber endlich von dem Feind eingeholt und überfallen, und man schlug sich nun in allen Logen herum, es setzte blutige Köpfe und blutende Nasen, und Mancher mußte einen Salto mortale ins Parterre machen. Auf der Bühne selbst hatte man so eben Webers Freischütz probiert und man war gerade an die Scene der Wolfsschlucht gekommen, als man den infernalischen, immer crescendo sich vernehmen lassenden Spektakel hörte. Kaspar war bereits mit dem Kugelgießen beschäftigt und das wilde Heer im Anzug, als es plötzlich Saublieine und Bankfüße auf das Theater selbst regnete, und endlich sogar ein wohlbeleibter Actionär auf den armen Samiel herabfiel und denselben zerquetschte. Jetzt nahm das ganze probierende Theater-Personale, in der Meinung, der Teufel treibe sein Spiel und das wilde Heer sey in der That im Anzug, worin es freilich nicht irrte, Reißaus und zahlte Fersengeld, nur der halb todte Samiel blieb auf dem Platz liegen. Ein Theil der kämpfenden Partheien hatte sich nämlich auf die die Bühne umgebende Gallerie retirirt und von da herab fielen Utensilien sammt dem korpulenten Krieger. Endlich brach mit gewaltigem Gepraffel das Geländer der linken Gallerie zusammen und Feind und Freund stürzten pêle-mêle auf die Bühne herab. Dieser Zufall setzte sämmtliche Kämpfer in einen panischen Schrecken. Niemand glaubte sich mehr sicher, man fürchtete den totalen Einsturz des ganzen Geländers, und jeder suchte

ſich zu retten ſo gut er konnte. Dieſer verbarg ſich in die unterirdiſchen Gänge der Verſenkungen, jener kletterte in ſeiner Herzensangſt auf das Theaterdach, um im Fall des Einſtürzens doch obendrauf zu liegen, die meiſten aber liefen durch den erſten beſten Ausweg davon, ſo auch ich und zwar ſchnurſtraks hieher, um Ihnen die wichtige Nachricht zu hinterbringen, damit Sie, meine hochachtbaren Herrn Schlimmiehlen, Ihre Maßregeln darnach nehmen können; und nun bin ich da.

Die Verſammlung der Schlimmiehle beſchäftigte ſich auch ſogleich mit dieſem Gegenſtand und ſandte eine Deputation aus ihrer Mitte ab, um ſich auf dem Schlachtfeld ſelbſt umzuſehen und ihnen Bericht deßhalb abzuſtatten, dieſe kam in kurzer Zeit wieder zurück und erzählte, daß ſie auf dem Wahlplatz eine Menge zerbrochener Schilder, Schwerdter, Spieße, Beſen, Beile, hölzerne und blecherne Helme ꝛc. gefunden habe, und daß einige der Kämpfer ſchwer verwundet von den Couliſſenſchiebern in den Theater-Senften nach Haus gebracht worden ſeyen. Daß ſie ſogleich verordnet habe, nämlich die Deputation, daß man ſämmtliche Bruchſtücke der Waffen und ganz abſonderlich die Scherben ſämmtlicher Gypsbüſten der großen zerſchlagenen Männer auf das Sorgfältigſte ſammeln und dem Vergoldungs- und Papp-Commiſſarius zur beſtmöglichſten Reparatur übergeben ſolle. Dieſer aber verſtand ſich jedoch wenig auf ein ſo wichtiges Unternehmen, und auf Schillers Rumpf kam Voltairs Unterkopf, Garriks Naſe, Roſſinis Ohren; Donnizettis Schädel, Kotzebues Mund, Racines Augen, Wielands Wangen, Molières Hals und Talmas Kinn ꝛc. formirten wieder eine andere Büſte, ſo daß das Seſſionszimmer des Theaters zu Quitſchi-Quatſchi gewiß eine Büſtenſammlung beſitzt, die einzig in der Welt iſt!

Die Kammer der Schlimmiehlen, von denen ein großer Theil gewaltige Theaterfeinde waren, kam aufs Neue ob dieſem Bericht in Aufregung und mehrere meinten, der ganze Streit rühre daher, weil man das Geld zur Reſtauration und Erweiterung dieſes Teufelshauſes bewilligt habe, das man eher hätte niederreißen als wiederherſtellen ſollen, ein ſolches Sündenneſt bringe nur Unheil über die gute Stadt Quitſchi-Quatſchi, ziehe den Fluch und den Zorn Gottes auf die Häupter ihrer frommen Einwohner, und wenig hätte gefehlt, ſo wiederholten ſich die Auftritte, die im Theater Statt gefunden hatten, auch hier, denn die Theaterfreunde

nahmen mit allem Eifer Partei für das Institut, das dessen Feinde aufgehoben wissen wollten. Aber Michel, den dieser Unsinn empörte, sprach einige Worte leise mit Asmodi, der, seine Krücke schwingend, die Schreier zum Schweigen brachte und zu ihnen sagte: Meine hochachtbaren Herrn, die sie so gewaltige Feinde von der dramatischen Kunst sind, ohne sie zu kennen, ja ohne sich nur einmal die Mühe gegeben zu haben, einer Vorstellung beizuwohnen, um ein eignes Urtheil darüber fällen zu können, erlauben Sie mir Ihnen zu Ihrer Belehrung sogleich eine Vorstellung zu geben, die ganz aus dem Quitschi-Quatscher Leben gegriffen, Sie überzeugen soll, von welchem Nutzen ein solches Institut seyn kann, sobald es mit gehöriger Ein- und Umsicht dirigirt wird.

Zur starren Verwunderung aller Schlimmiehlen und anwesenden Schmuli und Schumli verwandelte sich jetzt die eine Wand des Sitzungssaales der zweiten Kammer in ein Theaterportal mit blendendem Vorhang ꝛc., und oberhalb demselben las man die Ankündigung:

Wie wird man Bürger zu Quitschi-Quatschi?
Lustspiel in 1 Akte
von Michel-Asmodi.

Personen:

Leonhard Reisbrei, Bimbus zu Quitschi-Quatschi.
Schmuli Pinsel.
Lambert, Bürgerssohn in Quitschi-Quatschi.
Wilhelm Lupus, Handelsmann aus Bocksstadt.
Bengel, Actuar auf der Bimbusserei.
Leonore Veilchen, Lamberts Braut.
Mehrere Schreiber, Kanzlei- und Amtsdiener.

Auf ein Zeichen des Asmodi rollt der Vorhang in die Höhe, und man erblickt das Zimmer des Schmuli Pinsel. Derselbe liegt auf einem Faulbett ausgestreckt, in behaglicher Ruhe seine Pfeife dampfend.

Eine Magd tritt ein und meldet ihm den Handelsmann Lupus aus Bocksstadt.

Pinsel. Der hätt auch ein ander Mal kommen können, ich verdaue gerade so köstlich.

— Soll ich ihn fortschicken?

— Nein, Bärbel, er hat mir ſchon manchen Haaſen in die Küch gejagt und iſt auch ſonſt ein höflicher Menſch, laß Sie ihn herein-kommen.

Handelsmann Lupus tritt ein, macht tiefe Bücklinge und ſpricht: Ganz gehorſamſter Diener, Herr Schmuli.

— Ei guten Morgen, mein lieber Lupus, was führt Sie denn ſchon zu mir?

— Ein kleines Anliegen, Herr Schmuli, ein kleines Anlie-gen, und dann hab ich mir die Freiheit genommen, Ihnen ein Fäßchen neuer Häringe, die ich geſtern erhielt, mitzubringen, es ſind die erſten, die Köchin hat ſie bereits der Frau Schmuli über-geben.

— Gar zu gütig, lieber Herr Lupus, gar zu gütig, Sie wiſ-ſen doch immer meinen Geſchmack zu treffen (Lupus verbeugt ſich). Ja ſo, neue Häringe, das iſt nun einmal meine ſchwache Seite. Nun, und das kleine Anliegen?

— Sie wiſſen doch, daß ich eine ehrſame Bürgerstochter aus Quitſchi-Quatſchi heirathen will.

Freilich, freilich, ein recht honettes Mädchen, die auch nicht ohne iſt. (Rührt den Daumen und Zeigefinger, wie zum Geld-zählen.) Nun, und weiter lieber Herr Lupus, weiter.

— Nun bin ich ſchon über drei Monate um das mir deßhalb gebührende Bürgerrecht und was dazu gehört, eingekommen, kann aber gar zu keinem Reſultat gelangen, und da ich eine Quatſcher Bürgerstochter eheliche, ſo....

— So gehört Ihnen auch das Quatſcher Bürgerrecht, ver-ſteht ſich; nun, und an was liegt es denn, daß Sie nicht voran kommen?

— Alle nöthigen Certificate, Tauf- und Heimathsſcheine ꝛc. habe ich ſchon vor drei Monaten dem Herrn Actuar Bengel auf der Bimbuſſerei übergeben, er hat mir auch verſprochen, die Sache möglichſt zu fördern, und nun, wenn ich auf die Bimbus-Kanzlei komme, um mich ganz gehorſamſt bei dem Herrn Actuar zu erkundigen, ob meine Sache bald in der Reihe ſeyn wird, da fährt er mich ganz zornig an, flucht, wettert und ſagt: »Ich hab mehr zu thun, als nur an Sie zu denken, man wird's Ihne ſchon wiſſen laſſen wenn's Zeit iſt, komme Sie an ander Mal wieder.« Schon vier Mal bin ich auf dem Rummler geweſen, aber

der Herr Bengel wird jedes Mal zorniger, so daß ich mich fürchte, noch mehr hinzugehen; was soll ich nun mache, Herr Schmuli, geben Sie mir doch einen guten Rath.

— Ei, ei, mein lieber Herr Lupus, was sind Sie doch noch so unbekannt mit unsern Manieren, Sie wissen doch, wenn man gut schmiert, so fährt man gut. Schmieren Sie den Herrn Bengel ein wenig, lassen Sie ihm einige christliche Linsen zukommen, und Ihre Papiere werden bald in der Reihe seyn.

— Meinen Sie, Herr Schmuli? fragte Lupus etwas einfältig erstaunt, — ich traue mir nicht recht.

— O, trauen Sie sich's nur zu, auf meine Verantwortung, ich stehe Ihnen gut dafür, das Mittelchen ist probat.

— Wenn das ist, Herr Schmuli, so werde ich sogleich das Mittelchen versuchen, und bedanke mich einstweilen ganz gehorsamst für den gütigen Rath.

Lupus empfahl sich nun, von Schmuli Pinsel bis an die Stubenthüre begleitet; zurückkehrt sagt dieser:

— Dummer Teufel, der da glaubt, bei uns thut man etwas umsonst, und entfernt sich durch eine Seitenthüre.

Die Bühne verwandelt sich in das Kanzleizimmer der Bimbusserei.

Actuar Bengel sitzt an einem Tisch und schreibt emsig, der Bimbus Reisbrei tritt ein und fragt ihn:

— Nichts Neues, Herr Bengel?

— Nichts von Wichtigkeit. August Lambert und Leonore Veilchen sind auf heute Morgen bestellt, um ihre Bürgereide zu schwören.

— Gut, Sie werden mich avertiren lassen wenn es Zeit ist, ich gehe einstweilen in den Bildersaal, einigen mir empfohlenen gewichtigen Fremden die Bilder zu zeigen und zu erklären (ab).

Bengel (allein): Der Herr Bimbus machen den Lohnlakei, nun sie werden auch wissen warum!

Lupus tritt schüchtern ein, nähert sich dem Schreibepult, an dem der Actuar Bengel sitzt und stottert sein: Gehorsamster Diener, Herr Actuar, heraus.

— Nun, was giebt's denn schon wieder? ach, Sie sind's, Herr Lupus, nun, was wollen Sie denn schon wieder, hab' ich Ihne denn nicht schon zehnmal gesagt, daß Sie warten müsse, bis die Reih an Ihne kömmt, glaube Sie dann, ich hätt' nichts weiter zu thun, als Ihne aufzuwarte, daß Sie alle Augeblick

daher gelaufen komme und mich in der nothwendigsten Arbeit stören? das verbitt ich mir ein Mal für alle Mal, verstanden!

— Nichts für ungut, Herr Actuar, seyn Sie doch nicht so bös, ich hab' da, ich will, da ich . . (Lupus legt zitternd vier africanische Löwenthaler auf die linke Seite des Pultes, an dem der Actuar schreibt, schiebt sie ängstlich unter ein daselbst liegendes Papier, so daß man das Silber klingen hört und fährt erschrocken zurück, ein Verzeihung stammelnd, das ihm zur Hälfte in der Kehle stecken bleibt.)

Bengel. (Schnell aufstehend und freundlich grinzend): Ach, mein allerwerthester Herr Lupus, ich bitte tausend Mal um Vergebung, wenn ich Sie vorhin so barsch angefahren habe, aber Sie wissen ja wohl, wir Quitschi-Quatscher Beamte sind immer mit Geschäften bis zum Erdrücken überhäuft, da kömmt jeder Lump und will gleich befördert seyn, und man müßte hundert Hände haben, wollte man alle, wie sie es verlangen, bedienen, aber wenn sich Ehrenmänner, wie Sie, präsentiren, dann ist es unsere Pflicht und Schuldigkeit, dieselben vor Allem zu befördern, Sie haben ohnehin die Güte gehabt, schon ein Weilchen zu warten, dafür sollen Sie aber nun auch sogleich besorgt werden. Nehmen Sie gefälligst Platz. Ich will nur Ihre Papiere suchen und vornehmen.

Lupus. Tausend Dank für Ihre Güte, werther Herr Actuar, ich darf also hoffen, meine Angelegenheit in Kurzem erledigt zu sehen?

— So schnell als möglich. — Aber wie ist mir denn? einen Augenblick Geduld, wenn ich nicht irre, ist schon Alles bis zum Unterschreiben bereit, und Sie können noch diesen Morgen den Bürgereid ablegen. Ist ihre Stadtheer-Uniform schon fertig?

— Schon seit drei Monaten.

— Haben Sie Ihre Armatur?

— Ebenfalls schon seit drei Monaten bezahlt. Hier die Scheine.

— Gut, so kommen Sie in einer Stunde wieder, Sie werden Alles in bester Ordnung finden und können dann mit noch ein paar Andern die Bürgertreue schwören.

— Vortrefflich.

Lupus entfernt sich und Bengel sagt, die vier Thaler in die Hand nehmend und wohlgefällig belächelnd:

— Aha, hat endlich der Bocksstädter Dummkopf gelernt, was bei uns Sitte ist; er that wohl daran, ich hätt' ihn noch ein halbes Jahr laufen lassen.

August Lambert tritt mit einem: Guten Morgen, Herr Actuar Bengel, ein.

— Ah, sieh da, schon so zeitig, Herr Lambert?

— An dem wichtigen Tag, wo man Quitschi-Quatscher Bürger wird, kann man nicht zeitig genug seyn; es hat mich ja Geld genug gekostet.

— Dafür sind Sie nun auch ein angesehener Mann im Staate.

— Es ist aber doch arg, daß einem der Staat noch so viele Kosten macht, wenn man schon ein geborner Bürger in demselben ist, das soll in andern Ländern ganz anders seyn, wie man mir gesagt hat.

— Dafür sind Sie aber auch Bürger in der Republik Quitschi-Quatschi, und das ist keine Kleinigkeit.

— Ach, man hat hier auch nichts umsonst, das wissen Sie wohl am besten, Herr Actuar.

— Nun, nun, man hat es doch noch gnädig mit Ihnen gemacht.

— Ich könnte mich dessen eben nicht rühmen, nur allein die Taufscheingeschichte kostet mich über dreißig Goldstücke.

— Dafür können Sie sich auch bei unsern alljährlichen hohen Festen in ihrer Uniform zeigen.

— Und die fünfzigerlei Kleinigkeiten, die gleichfalls eine bedeutende Summe machen. Und nun gar die dreihundert Löwenthaler, die meine Braut von ihrem Mitgebrachten an den Staat abgeben muß!

— Warum waren Sie so unpatriotisch und haben sich eine Ausländerin zur Frau genommen, hätte Sie sich ein ehrsames hiesiges Bürgerkind erwählt, dann hätte diese nichts von ihrem Eingebrachten abzugeben gebraucht!

— Wo das Geld nur all hinkommt!

— Das findet Alles seinen Herrn, sagte lächelnd der Actuar. Aber wo bleibt denn Ihre Jungfer Braut, sie soll ja heute Morgen auch den Bürger-Eid und der Republik Treue und Gehorsam schwören.

— Es wundert mich, daß sie noch nicht hier ist, aber lange kann sie nicht mehr ausbleiben.

— Nehmen Sie einstweilen Platz, ich will nur noch einige Papiere für einen andern Bürger ordnen, der gleichfalls diesen Morgen schwören soll. Bengel entfernt sich, während dieser Zeit

sammt Lamberts Braut, Leonore Veilchen, freundlich von ihrem Bräutigam bewillkommt und gleich darauf auch Lupus zurück. Alle setzen sich, die Rückkehr des Actuar Bengels erwartend, der endlich eintritt, die Anwesenden protokollmäßig grüßt und spricht:

— Die Herrschaften müssen noch eine kleine Geduld haben, der Herr Bimbus zeigen noch einigen angesehenen Fremden unsern merkwürdigen Bilderhaal.

Pause von einer guten halben Stunde, der Actuar schreibt, das Brautpaar zischelt sich in die Ohren, Lupus spielt mit seinem Uhrpetschaft und gähnt. Endlich tritt ein Pedell ein und ruft: Se. Magnificenz, der regierende Herr Bimbus!

Alle springen auf, Bimbus Reisbrei tritt ein, stellt sich hinter eine hölzerne Balustrade, vor welcher die Candidaten und die Candidatinn aufgefordert werden, sich einzufinden. Als sie in Reih und Glied vor derselben stehen, liest ihnen der Bimbus den Bürgereid vor, den sie gehörig Wort für Wort nachplappern, und als er an die Worte kömmt: »Auch schwöre ich, der Republik Quitschi-Quatschi bei Tag und Nacht treu zu dienen, sie niemals und unter keinen Umständen zu verrathen, und mit Hab, Gut und Blut aus all' meinen Leibeskräften zu vertheidigen und zu schützen.«

Bei diesen Worten hält Leonore Veilchen ein, und als dies der Bimbus bemerkt, sagt er zornig:

— Nun, Mademoiselle, warum fahren Sie nicht fort?

— Ach, Herr Bimbus, so etwas kann ich nicht beschwören!

— Warum, wie so? Sie haben also im Sinn, unsere gute Stadt Quitschi-Quatschi und deren hohe Obrigkeit zu verrathen? Wie? —

— Gott bewahre mich vor so ruchlosen Gedanken; aber ich kann kein anderes Blut sehen, als höchstens das von einer geschlachteten Gans oder Henne: wie sollte ich denn die Republik mit Gut und Blut aus allen Leibeskräften vertheidigen? und ich mag doch keinen falschen Schwur thun.

— Ach, dummes Zeug, schwören Sie nur immer zu, das ist einmal so Brauch bei uns, und wenn Sie hiesige Bürgerin seyn wollen, so müssen Sie dies befolgen, ich kann Ihnen nicht helfen.

— Schwör nur immer zu, sagte Lambert der Braut, es hat nichts zu sagen, denn so bald sich ein Feind vor den Thoren zeigt,

ist es hier von jeher Gebrauch, dieselben gleich zu öffnen, um alles Blutvergießen zu verhüten.

Und Veilchen schwur zitternd, was man von ihr verlangte.

Als endlich die Ceremonie der Eidesformel beendigt war, und die neuen Bürger sich zum Weggehen anschickten, da stürzte ein ganzes Heer von Kanzleidienern, Pedellen, Ordonnanzen und sonst allerlei Rummldiener auf sie ein, mit dem Mund Glückwünsche brüllend und alle Hände hinhaltend, den klingenden Dank dafür zu empfangen. Lambert und Lupus mußten auch ganze Hände voll solcher Münze rechts und links austheilen, um sich nur einen Weg durch dieses gierige Heer bahnen zu können. Aber das arme Veilchen, das gar nicht wußte was dieses Anstürmen auf sie zu bedeuten habe und von dem eben geleisteten Schwur den Kopf noch voll blutiger Gedanken hatte, war einer Ohnmacht nahe und fiel ihrem Bräutigam fast bewußtlos in die Arme, während das Dienerheer noch fortwährend denselben die Hände hinhielt und an den Rockzipfeln mit einem: Gratulire, vergessen Sie mich nicht, zerrte und zupfte, so daß sich der arme neugebackene, oder vielmehr neugeschworne Bürger gar nicht zu helfen wußte, der endlich alles Geld, was er noch in der Tasche hatte, außer sich auf den Boden warf, indem er schrie: »Da habt ihr den ganzen Beutel, es ist ja hier ärger als wenn man unter Räuber gerathen wäre, soviel ist das ganze Deutschen Bürgerseyn nicht werth.«

Nun aber fielen die Rummldiener über die auf dem Boden rollenden Münzen her, balgten und schlugen sich darum, rissen sie sich einander aus den Händen, zerkratzten sich, und der Bimbus und der Bengel hielten sich die Bäuche vor Lachen und gaudirten sich an dem herrlichen Schauspiel und den auf dem Boden herumrutschenden und sich balgenden Dienern. Die neuen Bürger aber machten, daß sie so schnell wie möglich aus dem Kanzleisaal kamen, aber noch unten auf der Treppe, ja noch auf dem Platz vor dem Rummli kamen ihnen einige dieser Raubthiere nachgesprungen, sie an den Röcken zerrend und rufend: Ich habe nichts bekommen *)!

Selbst einige der zuschauenden Schlimmichien, denen doch die

*) Dergleichen Scenen sind in Deutschi-Deutschi wirklich nichts Seltenes und sollen deselbst fast bei jedem Bürgerwerden vor

Sache weder unbekannt noch neu war, schienen flüchtig zu erröthen, während fast alle anderen, sammt den anwesenden Schmuli, Schumli und Schawellen von ganzem Herzen lachten und es ganz zu vergessen schienen, daß diese Darstellung doch nur ein Teufelsspuck seyn könnte.

Jetzt fiel der Vorhang, und Schlimmichi Michel erhob sich und sprach:

Meine hochachtbaren Herrn, ich wollte Ihnen nur das unwürdige Schauspiel, wie man in Quitschi Quatschi Bürger wird, recht anschaulich machen, es hat aber, wie ich bemerke, im Ganzen wenig, oder wenigstens keine sehr heilsame Wirkung auf Sie gehabt; indessen rathe ich Ihnen, diesen gräulichen Unfug und Unsinn in Bälde durch weitere Verfügungen abstellen zu wollen, widrigenfalls Sie noch ganz andere Darstellungen sehen werden, wie ich mir denn ohnehin vorbehalte, Sie und die beiden andern Kammern von Zeit zu Zeit durch dergleichen unterhaltende Schauspiele zu ergötzen. Einstweilen dem Teufel befohlen!

Jetzt schlug der Hinkende mit seiner Krücke auf den Boden. Das Theater verschwand, aber ein infernalischer Qualm und Dampf hüllte die ganze zweite Kammer ein, deren Mitglieder erst nachdem sich derselbe etwas verraucht hatte, den Saal verlassen und noch ganz benebelt nach Haus taumeln konnten. Seitdem soll man wenigstens den Raubüberfall der Rummlidiener mehr beschränkt haben.

Nemobi und Michel nahmen nun ihren Flug gen Teufen, da letzterer begierig war, das Ende der merkwürdigen Geschichte des Galeerensclaven zu hören.

XIV.

Merkwürdige Geschichte eines Galerensclaven (Schluß). — Pariser Brochüren. — Stimmung in Frankreich.

Rechtlich und vernünftig
Bleiben ewig künftig,
Und man wärfelt mit dem Augenblick.

Michel und Asmodi hatten sich abermals in das Arsenal von Toulon verfügt und den Forçat der Nummer drei tausend acht hundert und fünfzig aufgesucht; da sie denselben gerade unbeschäftigt fanden, forderten sie ihn zur Beendigung seiner Geschichte auf, ihm ein Geschenk machend und zugleich seine Befreiung unter gewissen Bedingungen in Aussicht stellend. Der Forçat fuhr nun fort:

— Ich stürzte also, kaum mehr meiner selbst bewußt, dem entsetzenden Rossier nach. Meine Schwiegereltern bewohnten damals ein Hotel auf dem Platz Vendome. Ich eilte über diesen Platz weg, der Straße de la paix zu, denn diesen Weg hatte ich den schrecklichen Menschen von meinem Fenster aus einschlagen sehen. — Auf den Boulevards des Capucines angekommen, warf ich meine Augen rechts und links, die Gestalt suchend, deren Verschwinden mich jetzt in Verzweiflung setzte und die ich nirgends entdecken konnte. Unentschlossen und nicht wissend ob der Unglücksvogel seine Schritte nach der Magdalenenkirche zu oder gegen das Boulevard der Italiener genommen hatte, wußte ich nicht wohin mich wenden, und während ich scheu und verwirrt meine Blicke umherschweifen ließ, fühlte ich plötzlich auf meine Schulter klopfen, drehte mich um und vor mir stand der Schreckensmensch, den ich so ängstlich suchte. —

— Nun, Herr Graf, sind Sie vernünftig und andern Sinnes geworden? redete er mich an, und haben sich eines Bessern bedacht? Sehen Sie nun ein, was Ihr höchstes Interesse heischt? —

Schon war ich auf dem Wege nach dem Kriegsministerium, als ich Sie mit so großer Eile an diesem Urinoir, hinter den ein dringendes Bedürfniß mich aufzuhalten nöthigte, vorbeirennen sah; ohne diesen Umstand würden Sie mich schwerlich gefunden haben und Ihre Suppe wäre eingebrockt.

— Teufel — die Hölle hat Dich ausgespieen! versetzte ich, um mich ...

— Nicht doch, nur die Galeere, fiel er mir ins Wort.

— Um mich unglücklich zu machen!

— Auch das nicht; es hängt nur von Ihnen ab, Herr Graf, mich stumm wie einen Fisch zu machen, und wer weiß zu was ich Ihnen noch dienen kann. Vor Allem aber geben Sie mir die Mittel, meinen Hunger zu stillen, denn dies ist der gefährlichste Mahner.

Ich gab nun meinem ehemaligen Kettenkameraden meine gefüllte Börse hin, indem ich zu ihm sagte: dies wird vorerst genügen, Rossier.

Er nahm den Beutel und erwiederte höhnisch: Ei, seht doch, wie ist dem Herrn Grafen mit einemmal das Gedächtniß so ganz wiedergekommen, er würdigt sogar sich meines Namens zu erinnern! — Wie schwer? fragte er, den Beutel in der Hand wiegend.

— Es ist Gold.

— Mag für den Augenblick genügen. Wenn darf ich die Ehre haben Sie zu besuchen?

— Höre, Freund, und nimm Raison an, erwiederte ich dem Entsetzlichen, Du wirst wohl begreifen, daß Du nach den Worten, die Du gegen einen Bedienten geäußert hast, nicht zu mir kommen kannst. Von Zeit zu Zeit werde ich Dir einige Unterstützung zukommen lassen und das mag Dir genügen.

— Nicht doch, Herr Graf, vielleicht hätte ich mich damit begnügt, wenn mir ein besserer Empfang von Ihrer Seite zu Theil geworden wäre, als ich Ihnen meine verzweifelte Lage vorstellte; jetzt aber, nach der mir zuerst gewordenen Behandlung, mache ich andere Ansprüche und spanne die Saiten höher. Ich begehre auch meinen Theil an den großen Ehren, die Sie sich zu verschaffen gewußt, die Götter mögen wissen auf welche Weise. Auf jeden Fall ist es ein Meisterstreich, der Ihnen alle Ehre macht, und bis jetzt hat es noch keiner von denen die in dem ausgezeichneten Heer des Bagno dienten, so weit gebracht. Ehrlich habe ich die schwerste

Last unserer Ketten mit Ihnen getheilt, es ist nun nicht mehr wie billig, daß Sie Ihren Wohlstand mit mir theilen. Damit Sie aber keine Schande von mir haben, setzen Sie mich vor allen Dingen in Stand, mich Ihrer würdig zu kleiden, wie es sich für den intimen Freund eines vom König selbst hochgeachteten Stabsoffiziers ziemt.

— Sey vernünftig, ich will es Dir an nichts fehlen lassen, meide jedoch alles Zusammentreffen mit mir, — sagte ich zu ihm. Rossier bestand aber darauf, jetzt auch einmal in der großen Welt figuriren zu wollen, für die er eben so gut wie ich geschaffen sey, und setzte noch hinzu:

— Sieh, wir beide, eng verbunden, können mit Deinem Mitteln versehen Streiche ausführen, denen selbst die Hölle noch Beifall zollen muß. Wenn Du jedoch glaubst daß nach den Worten, die ich im Zorn über Dein Benehmen jenem Bedienten zurief, Dich meine Besuche kompromittiren könnten, obgleich mich der betreßte Schuhputzer schwerlich in einer andern Kleidung wieder erkennen wird, den Du übrigens auch wohl verabschieden lassen könntest, so will ich Dir doch den Gefallen thun, Dich vorerst nicht in Deinem Hause zu belästigen; dagegen wirst Du mir die Mittel geben, mir eine Wohnung zu miethen, in welcher ich den Herrn Grafen Pontois von St. Helene würdig empfangen kann, woraus ich mir jederzeit eine Ehre machen werde.

— Ha, Schurke, Du verstehst es, mich auf die Folter zu spannen, ich stehe wie auf Kohlen, der Boden brennt unter mir, was wird man von meinem Verschwinden sagen!

— Wohlan, Herr Graf, drum machen Sie es kurz und bedienen Sie sich auch ferner keiner so gemeinen Ausdrücke gegen mich. Es schickt sich nicht, Ihrem wärmsten Freunde solche Titel anzuhängen; ich werde künftig Baron oder mindestens Chevalier, wenn auch nur der Industrie seyn. — Sieh, Charles, damit ich nicht genöthigt bin, Dich so bald wieder zu inkommodiren, so thust Du mir wohl den Gefallen, mir noch soviel von den goldenen Napoleons oder Ludwigs zu geben, um mich sogleich vom Kopf bis zu den Zehen standesmäßig kleiden zu können, dies ist eine Kleinigkeit für Dich, Du hast ja nur zwei Schritte nach Haus. Du weißt, in Paris ist eine solche Umkleidung Kinderspiel wenn man Geld hat. Ich begebe mich als ein schmutziger, zerlumpter Bettler in das Palais Royal und verlasse es wenige Minuten

darauf in einen Grafen oder Prinzen verwandelt. Die Kleider machen ja die Leute, Du sollst Deine Freude daran haben, wie ich mich herausputzen will, und wirst sehen, wie gut ich mich als vornehmer Herr zu benehmen wissen werde. Also überlege nicht lange — spute Dich, — ich erwarte Dich hier auf dieser Bank; aber laß mich ja nicht zu lange warten, sonst würdest Du mich nöthigen, Dich wieder aufzusuchen, oder was noch schlimmer ist, den Weg zum Kriegsministerium einzuschlagen.

— Ha, Satan, erwiederte ich ihm, Du verstehst es meisterhaft, das Messer an den Hals zu setzen, aber ....

— Wozu wäre ich denn auf der Galeere gewesen? — unterbrach er mich.

— Aber spanne den Bogen nicht zu schroff, er möchte sonst dennoch brechen. Wie viel bedarfst Du noch? —

— Fünfzehnhundert bis zwei Tausend Franken werden vorerst hinreichend seyn mich so auszustatten, daß Du, ohne Dich meiner zu schämen, Arm in Arm eine Promenade mit mir auf den Boulevards machen kannst.

— Du sollst sie haben, wirst mich dann aber auf längere Zeit in Ruhe lassen.

— So lange das Geld dauert. Es versteht sich übrigens von selbst, daß Du auch für meine laufenden Ausgaben Sorge tragen wirst.

— Bedenke, daß ich weder Crösus noch König bin.

— Wohlan, Alles hängt davon ab, wie Sie mich behandeln werden, Herr Graf. — Gehen Sie jetzt das Geld holen, das mich zum fashionabelsten Dandy machen soll. —

Ich eilte nach der Wohnung meiner jungen Frau zurück. — Mein Vermählungstag war zum schrecklichsten meines Lebens geworden. Hier fand ich Alle in großer Unruhe wegen meinem plötzlichen Verschwinden und längeren Ausbleiben, das man sich nicht enträthseln konnte, obgleich man durch einen Bedienten erfahren hatte, daß ich dem Unbekannten, der mich aufgesucht, hastig gefolgt sey. Von den Worten, die Rossier hatte fallen lassen, wußte man jedoch nichts, wahrscheinlich hatte sie der Bediente nicht verstanden. Man hatte sich die Köpfe fast zerbrochen, was für eine wichtige Angelegenheit mich an meinem Hochzeitstag veranlassen könnte, gleich nach der Trauung meine liebenswürdige Gattin zu verlassen. Zurückgekommen, und fast athemlos, brachte ich

einige Gesellschafterinnen wegen meinem sonderbaren Benehmen vor, und sagte, daß es sich darum gehandelt habe, das Leben eines Unglücklichen, den ich früher gekannt, zu retten und keine Minute zu versäumen gewesen wäre. Alle bewunderten mein gefühlvolles Herz und meine junge Frau und ihre Verwandten waren die Ersten, welche meine große Menschenfreundlichkeit bis in den Himmel erhoben; als ich ihnen mittheilte, daß es sich noch um eine Summe von zwei Tausend Franken handle, um den Unglücklichen zu retten, traten mir viele der gegenwärtigen Personen ihre Börsen an und leerten deren Inhalt in meine Hand. Mein Weib wollte noch einen kostbaren Ring hinzufügen, der keinen andern Werth als den der Steine für sie habe, indem sie sagte, daß dieser Zufall den schönsten und glücklichsten Tag ihres Lebens noch verherrliche, da er durch eine edle Handlung gekrönt werde. Ich litt es jedoch nicht, daß sie sich dieses Ringes entäußerte, indem ich sie versicherte, daß die erhaltene Summe mehr als hinreichend sey, den Unglücklichen zu retten. Ich machte das Geld in ein Päckchen zusammen, empfahl mich, indem ich sagte, daß ich es selbst dem armen Menschen, der unbekannt bleiben wolle, überbringen müsse, und versprach augenblickliches Wiederkommen, den guten Leuten Zeit lassend, mich wegen meiner Herzensgüte überschwenglich zu loben. Als ich wieder zu meinem Peiniger kam, fand ich denselben ganz behaglich in aller Ruhe auf einer Bank ausgestreckt, eine kalte Pastete verzehrend, die er sich während der Zeit beim nächsten Kuchenbäcker gekauft hatte.

— Ah sieh da, Herr Graf, sagte er mich erblickend, Sie haben mir die Zeit lang gemacht.

Ich erzählte ihm, welche Ausrede ich bei den Hochzeitsgästen über mein Weglaufen und Ausbleiben hätte ersinnen müssen, indem ich ihm sagte, daß er mir den schönsten Tag meines Lebens auf das fürchterlichste verbittert, mein ganzes Glück gestört habe, und übergab ihm das Geld.

— Ich begreife, war seine Antwort, — am Hochzeitstage mit einer so schönen, reichen, jungen Frau, die Krone der Jungfrauen des französischen hohen Adels, und ein solches Begegnen, es ist zum Narrwerden! Aber Du hast ja selbst aus diesem leidigen Zufall noch Vortheil zu schöpfen gewußt; man überhäuft Dich mit Lobeserhebungen, das nenne ich mir Geistesgegenwart! setzte er höhnend hinzu.

— Laſſen wir das, Du haſt das Geld und wirſt mich nun auf längere Zeit in Ruhe laſſen.

— Das wird ſich finden, ich verſpreche nichts.

— Noch einmal, mache nicht daß die Saiten ſpringen.

— Wer würde am meiſten dabei verlieren? — Ich nicht, denn ich habe nichts zu verlieren, und hätte ich nicht das Glück gehabt, Dich wieder zu finden, ſo hätte ich wahrſcheinlich bald einen Genieſtreich verübt, der mich wieder die Reiſe nach Toulon oder Breſt hätte antreten und neuerdings dem Bagno einverleiben laſſen. Die Wahrheit zu geſtehen, iſt der Aufenthalt dort ſo übel nicht, man hat zum wenigſten keine Nahrungsſorgen, man iſt logirt, gekleidet, genährt, während man hier bei aller Freiheit am Verhungern laborirt. Wie oft habe ich nicht, ſeitdem ich wieder frei bin, keinen Biſſen Brod auftreiben können, meinen Heißhunger zu ſtillen. Arbeit findet unſer einer faſt nie mehr, Sorgen und Gefahren verlaſſen uns nicht, und Noth und Hunger treiben uns zum Stehlen, Rauben und Morden. Hol mich der Teufel, unter ſolchen Umſtänden iſt die Galeere zehnmal beſſer, beſonders wenn man ſo wie ich noch nebenbei etwas verdienen kann. Nun wer weiß ob uns das Schickſal nicht noch einmal daſelbſt vereinigt. Und dann iſt bei all dem das Leben daſelbſt doch nicht ohne Annehmlichkeiten, man iſt beſtändig in der unterhaltendſten Geſellſchaft; man geht mit lauter Leuten um, die Grütze im Schädel haben, wenigſtens nicht auf den Kopf gefallen ſind, und findet oft wahre Genies. Man ſieht dort keine von jenen langweiligen, unbedeutenden Alltagsfiguren, auf die man hier bei jedem Tritt und Schritt ſtößt und die im Dutzend fabricirt zu ſeyn ſcheinen. Und dann, welche ermunternde luſtige Schule der Schlauheit und Liſt, des Witzes und der Gewandtheit, eine wahre Schleifmühle zur Schärfung des Verſtandes! wenn man nicht ein Dummkopf erſter Klaſſe iſt, ſo lernt man das edle Handwerk der Gaunerei in der höchſten Vollkommenheit in kurzer Zeit. Alle dieſe Kameraden haben Verſtand und hecken Pläne und Projekte aus, die einem Napoleon und Cartouche noch Ehre machen würden; man theilt ſich Gedanken und Ideen mit, und die Zeit vergeht man weiß nicht wie, während das elende Alltagsleben hier nur Ekel und Langeweile erregt. — Aber was haſt Du, Du biſt ja ganz nachdenkend geworden, hörſt gar nicht auf meine philoſophiſchen Betrachtungen,

die wenigstens eben soviel taugen, als die der Herren Professoren der Pariser Universität.

— Du magst recht haben, erwiederte ich, ihm andeutend daß ich ihn jetzt verlassen müsse, und empfahl ihm dabei Vorsicht und Verschwiegenheit.

— Und wann werden wir uns wiedersehen? fragte er mich.

— So selten als möglich.

Er war es zufrieden, wenn ich ihn in Stand setzen würde, meiner entbehren zu können, sagte mir noch, er würde sich jetzt eine passende Wohnung miethen, in der er mich empfangen könne, und deren Straße und Nummer er mir, sobald er sie gefunden, mittheilen wolle, mich dabei ermahnend, ihn baldmöglichst mit meinem Besuch zu beehren, um ihn der Mühe zu überheben, mich aufsuchen zu müssen.

— Ich versprach dies, verließ ihn endlich und kehrte höchst düster gestimmt, meine fürchterliche Lage überdenkend, zu meiner jungen Frau zurück. Ich dachte fast an nichts mehr als an die Mittel, mich meines ehemaligen Kettenkameraden zu entledigen; bald war es mir klar, daß mir dazu kein anderes als ein abermaliger Mord übrig blieb, wenn ich mich selbst retten und unausstehlichen ewigen Anforderungen entgehen wollte; denn so lange dieser Mensch athmet, sprach ich zu mir selbst, habe ich keinen ruhigen Augenblick mehr, er ist das Schwert des Damokles, das beständig über meinem Haupt schwebt, ich bin verloren wenn ich mich nicht um jeden Preis seiner entledige. Aber wie? den Streich muß ich selbst führen, ich kann ihn keinem fremden Arme anvertrauen, ich darf nicht fehlen, sonst ist die Sache verpfuscht, mit sicherer Hand muß der Stoß vollzogen werden. Ich muß selbst die günstige Gelegenheit herbeiführen und mit starkem Arm den rechten Fleck treffen. Schade, daß ich es nicht noch heute, nicht sogleich vollbringen kann. Ein Paar Tage früher oder später wird wohl nichts zur Sache thun. Geduld! —

Dies waren die Gedanken, die mich an meinem Hochzeitstage quälten. Im Hotel angekommen, wo ich sehnsüchtig erwartet, mit offenen Armen empfangen und mit Liebkosungen von meiner liebenswürdigen Gattin überhäuft wurde, konnte ich mich dennoch dieser finstern Gedanken nicht erwehren, so daß meine Verstimmung und die mir entwischenden Seufzer bemerkt wurden. Man schrieb sie aber glücklicherweise meinem für das Unglück so gefühl-

vollen Gemüth zu, und ſchätzte ſich glücklich, einen ſo edlen Mann zu beſitzen. —

Indeſſen vermochten die rührendſten und zärtlichſten Beweiſe der Liebe meiner ſchönen jungen Frau, noch die ſonſtigen Zerſtreuungen, Feſte und Luſtbarkeiten, die nach der Hochzeit und während dem Honigmonat folgten, meine düſtere Stimmung nicht zu verſcheuchen, und wenn es meinem Weibe auch gelang, die Wolken auf meiner Stirne auf Augenblicke zu zerſtreuen, ſo verfiel ich doch ſchnell wieder in meine ahnungsvolle Melancholie, und oft war ich ſo abweſend, daß man mir kaum einige zuſammenhängende Worte entlocken konnte. Der Unglücksvogel Roſſier ſchwebte mir beſtändig gleich einem Unheil drohenden Geſpenſt vor. — Jedermann war über die Veränderung, die ſeit meiner Verheirathung mit mir vorgegangen, erſtaunt, ich war nicht mehr der Mann, der ſo oft die Seele der Geſellſchaften geweſen, die ich mit froher Laune erheitert hatte. Tag und Nacht verfolgte mich jenes Schreckensgeſpenſt, es peinigte mich im Schlaf und raubte mir ſelbſt in den Armen des liebevollſten Weibes den Hochgenuß der Ehe. — Mordgedanken brüteten in meiner Seele und erfüllten mein Gemüth. — Niemand wußte ſich die mit mir vorgegangene Veränderung zu erklären. —

Etwa vierzehn Tage nach meiner Vermählung erhielt ich ein Schreiben folgenden Inhalts:

Mein lieber Graf!

Dank Ihrer Großmuth befinde ich mich gekleidet und logirt, wie es meinem jetzigen Stand ziemt, das heißt, wie ein Prinz. Ich wohne Nr. 16 in der Straße Navarin im zweiten Stock über dem Entreſol. Je eher Sie mich mit Ihrem Beſuch beehren, deſto angenehmer wird es mir ſeyn, da ich Ihnen Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen habe, über welche wir mit Muße und ungeſtört berathen müſſen, damit unſere beiderſeitigen Angelegenheiten keine üble Wendung nehmen. Sie werden mich verſtehen. Freundſchaftlichſt

Ihr ergebenſter,
Chevalier von St.-Juſte.
(Dies iſt meine jetzige Adreſſe.)

Kaum hatte ich dieſes Billet geleſen, als ich mich in einen Oberrock warf, einen gutgeſchliffenen Dolch in die Bruſttaſche

steckte, und mich sogleich in einem Fiaker in das im Billet bezeichnete Haus begab, wo ich jedoch vom Portier erfuhr, daß der Chevalier von St.-Juste seit etwa einer halben Stunde ausgegangen sey. — Uebelgelaunt, den Gesuchten nicht gefunden zu haben, verließ ich das Haus, um nach einigen Stunden eben so vergeblich wieder zu kommen. Ich gab nun für diesen Tag das Mordprojekt, das ich gefaßt hatte, auf. — Nach einer sehr unruhigen, schlaflos zugebrachten Nacht begab ich mich den andern Morgen in aller Frühe abermals in Rossiers Wohnung, den ich diesmal nicht nur zu Hause, sondern sogar noch im Bette antraf. In dessen Schlafzimmer eingetreten, erfaßte mich der Gedanke, dessen hülflose Lage im Bette zu benutzen, um ihn zu erdolchen. Schon griff ich mit der Rechten nach dem Dolchmesser, aber ich überlegte noch zur rechten Zeit, daß die Leute, welche auf den Corridors mit Reinigen und Putzen beschäftigt waren, mich beim mindesten Geräusch auf der That ertappen, oder mir doch wenigstens den Rückzug abschneiden könnten. Dies hielt meinen schon gezückten Arm zurück, und mich fassend, sagte ich wie im Scherz zu Rossier: schäme Dich, zu dieser Stunde noch im Bette zu liegen. —

— Du bist aber auch sehr früh auf, erwiederte er mir, mich etwas mißtrauisch anblickend. —

— Kein Wunder, versetzte ich, gestern bin ich zweimal vergeblich gekommen, Deinen mir schriftlich geäußerten Wunsch zu erfüllen. Ich habe seitdem reiflich über unsere Lage und Verhältnisse nachgedacht und gefunden, daß es ganz natürlich war, daß Du so gegen mich handeltest; ich würde es an Deiner Stelle eben so gemacht haben. Außerdem überlegte ich, daß Du mir vielleicht noch obendrein bei Gelegenheit von großem Nutzen seyn könntest, und es das Beste ist, wenn wir uns miteinander gehörig verständigen. —

— Bist Du zur Vernunft gekommen, Kamerad? sagte Rossier, nun das freut mich; Du kannst Dein ferneres Heil nur mit mir finden. Also verbunden auf Leben und Tod. Wir beide, einig, können ganz Paris umkehren und ein Leben führen, das selbst die Götter noch beneiden müssen. Du mußt mich nun in der großen Welt einführen, und ich will Dich dagegen in eine Welt bringen, wo Du gewaltige Augen machen wirst. Du mußt das Frühstück mit mir einnehmen.

Koffier klingelte, bestellte Chokolade und fuhr dann fort: — Auf diesen Dunen und unter diesem Damast schläft es sich doch ganz anders als auf den Pritschen im Bagno, so lasse ich mir das freie Leben schon gefallen. —

Ich frühstückte nun mit meinem ehemaligen Kettenkameraden, der mir mittheilte, daß er, seitdem er mich das letztemal gesehen, mehrere alte Bekannte in Paris wiedergefunden, sich einer Bande Spitzbuben zugesellt habe, die ihres Gleichen in der Welt suche, und der, vermöge ihrer Geschicklichkeit und Verschmitztheit, alle Schätze von Paris zu Gebot stünden; er wolle mich mit derselben bekannt machen, und ich könne der Bande, ohne daß sie meine Verhältnisse zu wissen brauche, die wichtigsten Dienste leisten, indem ich ihn, Koffier, in die Hotels einführe, in welchen sich die Schätze in Silber, Geld und Pretiosen befänden, ihn mit den Lokalitäten genau bekannt mache, und daß wir so bald Millionäre seyn würden, ohne viel zu wagen, da ich ja, bevor man den Diebstahl beginge, die nähern Umstände, und wenn der Raub mit aller Sicherheit zu vollbringen sey, genau erforschen könne. — Ich stellte mich als leuchte mir die Sache ein, versprach seinen Wünschen nachzukommen und wir kamen überein, daß er mich schon am nächsten Tage nach eingebrochener Nacht unter einem fremden Namen und verkleidet der Bande als ein neues, ihr sehr nützliches Glied vorstellen würde. — Da ich ihn weder mißtrauisch machen, noch gegen mich aufbringen durfte, wenn ich meine Absicht, ihn auf die Seite zu schaffen und für immer unschädlich zu machen, erreichen wollte, so mußte ich in Alles willigen, was er mir vorschlug. Wir hatten verabredet, den kommenden Tag im Rocher Cancal zusammen zu Mittag zu essen, uns dann in sein Absteigequartier zu verfügen, das er noch außer seiner Wohnung in einer abgelegenen Straße der Cité hatte, um uns von da in die Raubhöhle zu begeben, in welcher die Bande ihre geheimen Sitzungen hielt und ihre Niederlassung hatte. —

Alles geschah nach der Verabredung, und nachdem ich mich in seinem Absteigequartier in einen groben Kittel gehüllt, eine mich unkenntlich machende Perücke aufgesetzt, einen falschen Bart angeheftet, eine schäbige Mütze auf den Kopf gedrückt hatte und die Nacht eingebrochen war, gingen wir zu Fuß auf die Insel Saint-Louis. In dem ödesten Theil, fast am Ende derselben, gegen die Insel Louvier zu, lag ein altes, damals verlassenes,

halbverfallenes, weitläufiges Hotel, welches sein früherer Besitzer, ein alter Edelmann, wegen den Revolutionsgräueln schon im Jahr 1792, als er in das Ausland flüchtete, im Stich gelassen hatte, und das, nachdem es Nationalgut geworden, in mehrere Hände übergegangen war, endlich das Eigenthum eines Mannes wurde, der für eben so reich als geizig verschrieen war, und der früher das Handwerk eines Tapezierer-Ebenist, jedoch mehr zum Schein, um sein eigentliches Metier besser verbergen und der heiligen Justiz eine Nase drehen zu können, getrieben hatte. Um einen Spottpreis hatte er dieses Gebäude an sich gebracht, da es sich in einem an Ruinen gränzenden Zustande befand und fast unbewohnbar war. Er ließ es noch mehr verfallen und nicht einmal die nothwendigsten Reparaturen vornehmen *). Ein bejahrtes Ehepaar bewohnte einen Theil des Rez-de Chaussée des rechten Flügels und versah Pförtners Dienste in demselben. Die übrigen geräumigen Gemächer dieses Gebäudes, in denen man noch die Spuren reicher Vergoldungen und prächtiger Sammtdraperien, die zum Theil in Lappen herunterhingen, so wie vortreffliche Freskomalereien sah, dienten zur Aufbewahrung einer Menge von Mobilien und Effekten der verschiedensten Art, die daselbst in so großen Massen aufgehäuft waren, daß das Ganze einem ungeheuern Möbel- und Quincaillerie-Waarenmagazin glich, in welchem sich oft sehr werthvolle Gegenstände, an Uhren, Kunstsachen ꝛc. befanden. Selten sah man den Eigenthümer des Hotels in dieser Behausung, und nur wenn er von Zeit zu Zeit einen Theil dieser Effekten verpackte und versendete, fand er sich daselbst ein. In der Nachbarschaft war allgemein der Glaube verbreitet, daß diese Effekten dem Marlier, so nannte sich der Besitzer, versetzte Pfänder seyen. Obgleich die Polizei schon einigemal die genauesten Erkundigungen eingezogen hatte, um dieses Individuum eines gesetzwidrigen Wuchers überführen und der Justiz in die Hände liefern zu können, so waren doch alle ihre Bemühungen vergeblich, und viele arme Leute, von denen man wußte, daß sie Effekten bei Marlier verpfändet hatten und die deßhalb befragt wurden, be-

*) Es war dies das ehemalige Hotel Lambert, in dem auch Voltaire einige Zeit wohnte und arbeitete. In der neuesten Zeit sollte es abgerissen werden, da kaufte es die Fürstin Czartoriska, ließ es wieder herstellen, die herrlichen Freskomalereien ausbessern und bewohnt es seit drei Jahren mit ihrer Familie.

hauptete im Gegentheil, daß sie bei diesem noch weit besser wegkämen als in dem sogenannten Mont de Piété, der eher Mont de Impieté genannt zu werden verdiene, da die Kosten und Zinsen dieses Pfandhauses über zwölf Procent verschlingen. — Dies war ganz der Wahrheit gemäß und der ehemalige Tapezierer-Ebenist begnügte sich jetzt mit sehr geringen Zinsen, trieb aber dagegen noch ein ganz anderes Handwerk, als auf Pfänder auszuleihen, was ihm nur zum Deckmantel diente: er war der Hehler und Verschleußer der furchtbarsten Diebsbande. —

An der Pforte dieses Hotels angekommen, setzte Neffier den Klopfer derselben auf eine eigenthümliche Art in Bewegung, worauf sich uns dieselbe sogleich öffnete. Mein Begleiter führte mich über den geräumigen Hof an eine kleine unansehnliche, ziemlich versteckt liegende Thüre, öffnete dieselbe durch den Druck auf eine verborgene Feder, und es zeigte sich nun unsern Blicken ein hoher erleuchteter Gang, an dessen Ende eine Treppe in unterirdische Gemächer führte, zu denen der Zugang durch eine steinerne Mauerthüre für den Unkundigen nicht leicht zu entdecken war. — Nachdem wir noch durch mehrere Vorhallen gekommen waren, traten wir endlich in ein rundes Gewölbe, in dem bei dem Schatten einer Lampe ungefähr einige dreißig unheimliche Gestalten mit confiscirten Gesichtern vor einem langen Tisch saßen, auf dem einige Bücher, Papiere und eine ziemlich große Summe Geld lagen. In der Mitte dieser lichtscheuen Figuren saß ein Mensch von ziemlich hohem Wuchs, den jedoch ein kleiner Höcker verunstaltete; er hatte rothes borstiges Haar und einen starken struppigen Knebelbart von derselben Farbe, auch schien er einäugig, denn ein großes schwarzes Pflaster verbarg sein rechtes Auge, und seine Hautfarbe war die der Zigeuner. Ein breitrandiger, fahlgrauer, tief in den Kopf gedrückter Hut nebst einem Mantel verhüllten diese Gestalt, welcher alle andern eine Art von Ehrfurcht und unbedingten Gehorsam zu zollen schienen. —

Neffier stellte mich der saubern Versammlung mit den Worten vor: Hier der Kamerad, von dem ich euch sagte, und alle maßen mich mit forschenden, durchdringenden Blicken. Er betheuerte nun, daß ich der Gesellschaft vollkommen würdig sey, auch auf der Galeere meine Lehr- und Prüfungszeit trefflich bestanden hätte, wovon ich noch das Wahrzeichen auf der Haut trage, der Bande von dem allergrößten Nutzen seyn und die wichtigsten Dienste leis

ſen würde. Der Anführer und noch einige andere Mitglieder dieſer Rotte richteten verſchiedene Fragen an mich, die ich alle, wie es ſchien, zu ihrer Zufriedenheit beantwortete, worauf man mich als einen Eingeweihten und Mitglied der Geſellſchaft betrachtete und in meiner Gegenwart zu einer Abrechnung ſchritt, nach welcher die auf dem Tiſch liegenden Gelder vertheilt wurden, die ſo anſehnlich waren, daß jedes Individuum eine Summe von mehreren Tauſend Franken erhielt. — Dies iſt das Produkt der letzten Woche, verſicherte mich Roſſier, mit Deiner Hülfe kann es ſich von jetzt an verdoppeln, ja verdreifachen. — Außerdem war noch eine nicht unanſehnliche Summe auf dem Tiſch liegen geblieben, die einer von der Geſellſchaft zuſammenraffte und in einen in einer Mauervertiefung angebrachten eiſernen Schrank verſchloß.

„Dies iſt unſer Reſervefond, explicirte mir Roſſier weiter, für unvorhergeſehene Ausgaben im Intereſſe der Geſellſchaft beſtimmt, auch werden denjenigen Mitgliedern, die ſich beſondere Verdienſte um dieſelbe erworben und ſchwierige Aufträge zur Zufriedenheit der übrigen ausgeführt haben, anſehnliche Gratifikationen aus dieſem Fond bewilligt, wogegen diejenigen die gegen die Statuten der Bande handeln und es wagen die ihnen vom Oberhaupt derſelben ertheilten Inſtruktionen zu übertreten, den furchtbarſten Strafen anheimfallen, die auch ſofort an ihnen vollzogen werden. Dieſe unerbittliche Strenge iſt nothwendig, indem von der genauen Befolgung der im engern Rathe beſchloſſenen Befehle nicht nur das faſt unfehlbare Gelingen dieſer Anordnungen abhängt, ſondern deren Nichtbefolgung das Mißlingen derſelben faſt gewiß und die Gefahr der Entdeckung unſerer Verbindung ſehr groß macht. Schon öfters ſind Glieder der Bande, die ſich ungehorſam oder ſtörrig zeigten, oder gar Diebſtreiche auf eigene Fauſt ausführten, was eben ſo verpönt als der Mord iſt, wenn letzteren die Nothwehr nicht erheiſcht, aus den Reihen der Lebenden verſchwunden. Du wirſt ſogleich einer ſolchen Exekution beiwohnen.

Nachdem die Gelder vertheilt, der Reſt verſchloſſen; die Abrechnungen geordnet waren, ſagte der Kerl mit dem Pfaffen auf dem Auge: jetzt iſt es Zeit, die Canaillen zu richten, welche vor drei Tagen den Raubmord am Canal St. Martin begingen, der ſo großes Aufſehen in ganz Paris machte und alle Hetzhunde der Polizei in Bewegung ſetzte. — Großprofoß, thut Eure Schuldigkeit! ſetzte er hinzu, ſich zu dem an ſeiner linken Seite ſitzenden

Banditen wendend, der das wildeste Aussehen hatte. — Der Kerl erhob sich von seinem Sitz, nahm zwei andere Räuber mit sich, verlor sich durch ein kleines Thürchen im Winkel des Gewölbes, und brachte bald darauf drei gebundene und geknebelte Banditen, die er sich in die Mitte des Gewölbes niedersetzen hieß und um welche die übrigen einen Kreis bildeten.

— Rapporteur, erstattet euern Bericht, sprach nun der Anführer zu einem andern Glied der Bande, das sich von seinem Sitz erhob und Folgendes von einem Papier ablas:

Nach dem eignen Geständniß der unserer Justiz verfallenen Mitglieder der Gesellschaft, folgten vorgestern Abend Martin, Pierre und Jacques, etwa eine Stunde vor Mitternacht, einem wohlgekleideten Manne in der Straße Angouleme, dessen Aeußeres auf eine gespickte Börse schließen ließ. Er schien von einem lustigen Gelag zu kommen, sein Gang war etwas schwankend, er nahm seine Richtung gegen den Canal St. Martin zu. Als er an der Straße des Grand-Prieur vorüber war, eilte Pierre durch die Straße Latour, während Jacques in die Straße Crussol lief und Martin in der von Angouleme zurückblieb, um ihm den Rückzug abzuschneiden und zugleich den Lauerposten zu machen. So waren dem Bruder Lustig alle Wege abgeschnitten, die drei Verräther hatten ihn in der Mitte und er konnte ihnen nicht mehr entgehen. An dem Canal angekommen, bat ihn Jacques erst mit aller Höflichkeit um Börse und Uhr, ihm indessen doch bedeutend, daß er im Weigerungsfall sein Leben auf das Spiel setze. Aber der dumme Teufel setzte sich zur Wehr. Pierre schlug ihm schnell den linken Fuß unter, warf ihn so zur Erde, indem er ihm sagte: »Ha, Du willst noch den Helden spielen?« und wollte ihm nun den Dolch in die Brust stoßen, aber der Mann, obgleich unten liegend, packte ihm mit seiner Hand den rechten Arm so fest, daß er ihm den Streich nicht beibringen konnte, und Pierre fiel ihm zur Seite nieder. Während nun der andere Mörder, Mörder! schrie, und ihm das Messer aus der Hand zu winden suchte, sprang Jacques hinzu, stopfte ihm das Maul mit einem Tuch und stieß ihm sein Messer dreimal mit aller Gewalt in die linke Brust, so daß ihm das Athemholen bald verging. Die Thäter durchsuchten schnell seine Taschen, in denen sie, außer der nur vergoldeten Uhr, eine Börse fanden, die nicht mehr als drei und vierzig Franken enthielt. Hierauf packten sie den noch röchelnden Lump bei den Schul-

tern und den Beinen, ſchleuderten ihn in den Kanal und machten ſich davon, einer ſich eben nähernden Patrouille ausweichend.

— Trotz unſern Geſetzen und den geleiſteten Eiden, unſere ganze Exiſtenz um eine ſolche Lumperei auf das Spiel zu ſetzen, das verdient die härteſte Strafe, ſagte der Vorſteher der Verſammlung. Zur Abſtimmung!

Es wurde nun ohne weitere Debatten eine rothe Büchſe im Kreis herumgereicht, jeder warf ein kleines Täfelchen in dieſelbe; als man ſie öffnete, fanden ſich ſieben und zwanzig ſchwarze Täfelchen mit weißen Todtenköpfen, und acht, auf denen eine Null zu ſehen war, in derſelben vor.

— Sie ſind dem Tod verfallen, ſprach abermals der Vorſteher, nachdem er die Täfelchen gezählt; Großproſoß, thut eure Schuldigkeit. —

Der Großproſoß ergriff die Verurtheilten, drehte ihnen vermittelſt eines Knebels die Hälſe um, und nachdem ſie auf dieſe Weiſe gewürgt waren, ſchleppte er ſie mit einigen Gehülfen in den Hintergrund des Gewölbes, öffnete eine Fallthüre, warf einen dieſer todten Körper nach dem andern hinab und durch das Dröhnen derſelben konnte man auf die Tiefe ſchließen, in welche ſie ſtürzten. Als dieſe Execution vollbracht war, wandte ſich das ſchreckliche Oberhaupt der Bande gegen mich und ſagte: Ihr habt ſoeben geſehen, welche Strafe diejenigen erwartet, die unſern Geſetzen ungehorſam oder ihrem Schwur untreu werden. Hütet euch alſo vor dem einen oder dem andern Vergehen. Jetzt zu eurer Aufnahme in unſern Bund.

Ich wurde unter dem Namen Charpentier, wie ich mit Roſſier übereingekommen war, unter die Bande aufgenommen und eingetragen, man las mir deren Statuten und Geſetze vor, die ich, ſo wie blinden Gehorſam beſchwören mußte; hierauf wurde ein köſtliches Nachtmahl aufgetiſcht, wobei die beſten Weine die delikateſten Speiſen hinabſpülten. Es war lange Mitternacht vorüber, als ich mit Roſſier dieſe Mordhöhle verließ, deren Präſident mich beim Abſchied nochmals ermahnte, meinem Schwur und der Bande treu zu ſeyn, indem man mich allenthalben, wo ich auch ſeyn möge, zu finden wiſſen werde, ich aber, wenn ich es verdiene, in jeder Lage auf die Hülfe und Unterſtützung meiner Brüder zählen könne.

Roſſier begleitete mich heim; gerne hätte ich mich ſeiner un-

terwegs für immer entledigt, aber da wir in einem Fiaker fuhren, war es unmöglich. In meinem Hotel, wo mich meine junge Frau ſehnſüchtig erwartete, angekommen, ſchien mir der ganze Vorfall ein Traum. Schon den andern Morgen erhielt ich von Roſſier ein Schreiben, in welchem er mich aufforderte, ihn nun in verſchiedene Hotels einzuführen und meines Verſprechens und Schwures eingedenk zu ſeyn. Hier war keine Ausrede mehr möglich, ich mußte mich bequemen, ſeinem Begehren nachzukommen, ſtellte ihn als den Chevalier St. Juſte bei den reichſten und angeſehenſten meiner Bekannten vor, und während ich mich mit dieſen unterhielt und ſie mit mir beſchäftigte, nahm mein Helfershelfer Roſſier, unter dem Vorwand, die ſchönen Säle und Gemächer zu beſehen, unbemerkt Wachsabdrücke von den Schlöſſern aller Thüren und Schränke, welche Koſtbarkeiten, Geld und Juwelen ꝛc. enthielten, und oft wenige Tage nach unſerem Beſuch war das Hotel ſeiner werthvollſten Gegenſtände beraubt und die unbegreiflichſten und frechſten Diebſtähle mit einer Kühnheit verübt, welche die Beſtohlenen und die Polizei zur Verzweiflung brachten. Da ſich dieſelben faſt jede Woche wiederholten, ſo war bald in ganz Paris von nichts anderem die Rede mehr, und man glaubte an einen zweiten oder den wiederauferſtandenen Cartouche. — Ich ſelbſt ermangelte nicht, die Beſtohlenen bald nach der verübten That zu beſuchen, ihnen mein innigſtes Bedauern und die herzlichſte Theilnahme zu bezeugen, ſie dabei immer auf Irrwege führend, ſo wie auch die Polizei, die ich auf falſche Spuren zu bringen verſtand, und die über die unerhörte Keckheit und Sicherheit, mit welcher dieſer Raub vollbracht wurde, ſo wie über die Unmöglichkeit, den Dieben auf die Spur zu kommen, außer ſich war. Ich ſelbſt aber befand mich ganz wohl bei der Sache; denn da ich einen ungeheuren Aufwand machte, viel Geld an arme Familien verſchenkte, ſo daß meine Wohlthätigkeit allgemein gerühmt wurde, auch Bekannten, namentlich den Officieren meiner Legion, die deſſen bedurften, bedeutende Vorſchüſſe machte, an deren Rückzahlung ich nie mahnte, um mir dadurch Freunde zu machen, ſo bedurfte ich natürlich großer Summen, mit denen mich meine Verbündeten in der Mordhöhle reichlich verſahen. Wenige Tage nachdem ein ſolcher Diebſtahl ausgeführt war, überbrachte mir Roſſier jedes Mal meinen Antheil. Ich hatte nun den Gedanken an deſſen Ermordung gänzlich aufgegeben. Schon über ein halbes Jahr hatte

das Verhältniß mit der Bande gedauert, und ich lebte so ziemlich in den Tag hinein, als eines Morgens Roſſier, der mich ſchon ſeit längerer Zeit nun auch in meiner Wohnung beſuchte, in mein Kabinet trat, mir mit der unbefangenſten Miene von der Welt geſtand, daß er ſterblich in meine Frau verliebt ſey und ich ihm ſolche wenigſtens auf eine Nacht abtreten müſſe. So ſehr mich auch dieſe Zumuthung empörte, ſo nahm ich mich dennoch möglichſt zuſammen, ſtellte mich, als nähme ich die Sache für einen Scherz und zwang mich zum Lachen. Roſſier aber hörte nicht auf mir zu betheuern, daß es ſein völliger Ernſt mit dieſer Zumuthung ſey, und ich, der ich über alle Vorurtheile hinaus ſeyn müſſe, ja ſchon das eheliche Glück zur Genüge genoſſen, mich leicht anderswo entſchädigen könne. Es bedurfte meiner ganzen Willenskraft und aller Ueberlegung, um meinem ſiedenden Blut nicht nachzuge[illegible] ſogleich über den Hallunken herzufallen. Indeſſen gelang es mir, meine innere Wuth zu bezähmen und ich erwiederte ihm, daß die Sache von meiner Seite allerdings wenig Schwierigkeiten haben würde, anders ſey es aber mit meiner Frau, die ſich wohl ſchwerlich dazu bequemen möchte, ſich in ſeinen, wenn auch von mir unterſtützten Willen zu fügen.

— Bah, erwiederte er mir, wenn es weiter nichts iſt, dann überlaſſe mir die Sorge ſie fügſam zu machen; wenn Du mit mir einverſtanden biſt, dann wird ſich bald ein Mittel gefunden haben, das Täubchen kirre zu machen, und wenn alle Stränge reißen, ſo darfſt Du mich nur für eine Nacht in Deinem Schlafzimmer verbergen, wo ich dann bei ausgelöſchtem Licht Deine Rolle vortrefflich zu ſpielen wiſſen werde. Iſt die Sache einmal abgethan, ſo iſt ſie nicht mehr ungeſchehen zu machen und das Uebrige wird ſich dann finden. Ich bin nicht mehr Herr meiner Glut und muß ſie um jeden Preis löſchen. — Beinahe hätte mich nun meine Beſonnenheit verlaſſen, und ſchon wollte ich nach den vor mir hängenden geladenen Piſtolen greifen, aber nochmals hielt ich mich zurück und ſagte zu der unverſchämten Canaille: Wir müſſen die Sache, und wie es am beſten anzufangen, reiflich überlegen. Weißt Du was, ich werde Dich heute Abend zu einem Eſſen im Rocher Cancal abholen, da können wir dann das Weitere überlegen. Biſt Du zufrieden? —

— Gut, alſo ich erwarte Dich um ſechs Uhr dieſen Abend, am-

wortete er mir, und ſetzte hinzu: es wäre herrlich, wenn Du mich heute ſchon ganz glücklich machen könnteſt.

— Nun, wir wollen ſehen was zu machen iſt, erwiederte ich, und er entfernte ſich mit von Hoffnung freudig glänzenden Augen, mir im Abgehen noch zurufend: Vergiß nicht zur beſtimmten Stunde Dich bei mir einzufinden.

Kaum war er vor der Thür, ſo erwachte der Entſchluß, mich nun um jeden Preis dieſes entſetzlichen Menſchen zu entledigen, wieder in meiner Bruſt. Mein Plan, es möglichſt ungefährlich thun zu können, war bald gemacht. Als die Zeit ihn abzuholen herangekommen war, ſteckte ich einen ſcharfgeſchliffenen Dolch zu mir, ſetzte mich in mein Cabriolet, fuhr bei dem ſchon auf mich Harrenden vor und von da mit ihm in den Rocher Cancal, wo wir ein ſchwelgeriſches Mahl einnahmen und ich ihn verſicherte, daß ſein Wunſch noch dieſe Nacht in Erfüllung gehen ſolle, er müſſe aber unerkannt meine Stelle bei meiner Frau vertreten, mich vorher noch in die große Oper begleiten, damit wir ſo ſpät als möglich in meine Wohnung kämen. Er war dies zufrieden, ich trank ihm ſo fleißig in Champagner und Capwein zu, daß er mit ziemlich ſchwerem Kopf in die Oper mit mir fuhr, wo ich eine Seitenloge gemiethet hatte, aus der wir die Glockentöne der Sängerinnen und die Sprünge der Tänzerinnen mit aller Muße bewundern konnten. Roſſier klagte über Langeweile und ich ſagte ihm beipflichtend: noch iſt es zu früh nach Hauſe zu gehen, Du kannſt mir den Gefallen thun, mich vorher noch an einen dritten Ort zu begleiten, an welchem ich mich für das Langweilige der Ehe häufig zu entſchädigen pflege. Roſſier war es zufrieden und wir begaben uns zu Fuß in die Straße Taitboue Nr. 13, wo ich mich in der That bisweilen zu zerſtreuen pflegte, wenn mir die alltägliche eheliche Koſt nicht mehr behagte. Ein paar hübſche Mädchen in ausgeſuchter Toilette empfingen uns freundlichſt. Ich ließ eine Bowle Kaiſerpunſch bringen, wir unterhielten uns recht artig und Roſſier ſprach abermals dem berauſchenden Trank ſtark zu. — Es war ein Uhr nach Mitternacht als wir endlich aufbrachen, und Roſſier lallte: »Jetzt zu Deinem Weib.« Wohl, verſetzte ich, nahm ihn beim Arm und führte ihn hinab. Auf der Straße wankte er taumelnd neben mir her. Als wir hinter der Kirche Notre-Dame de Lorette angekommen, ließ ich unter dem

Vorwand eines Bedürfnisses Rossier los, indem ich ihm sagte, er möge nur langsam vorangehen, ich würde ihm sogleich folgen. — Ich ließ ihn nun bis an die Ecke der Straße La Ferrière gehen, die schon ganz menschenleer war, hier holte ich ihn rasch ein, stürzte mich dann mit einem Sprung auf ihn, den Dolch in meiner Rechten schwingend, um ihm die Brust zu durchbohren. Aber Rossier hatte mir nicht getraut, von Zeit zu Zeit hinter sich geschielt und jetzt trotz seines Rausches meine Bewegung bemerkt. Durch einen Schritt auf die Seite parirte er meinen Stoß, fiel mir in den Rücken, entwaffnete mich, warf mich zur Erde, und rief aus: Ha, Canaille, nun bist Du in meiner Gewalt. Er zuckte auch den blitzenden Dolch über mir und ich glaubte meinen letzten Augenblick gekommen, als er sich plötzlich eines andern besann und sagte: Nein, diese Rache wäre viel zu gelind, ich kenne eine andere, die besser wirken soll, morgen sollst Du mehr von mir hören, und verließ mich mit diesen Worten. Ich war wie niedergedonnert, meine rasende Wuth selbst hatte mich ohnmächtig und kraftlos gemacht, endlich raffte ich mich zusammen und begab mich langsamen Schrittes mit einem nicht zu beschreibenden Gefühl im Busen und zähneknirschend in meine Wohnung, um — weder zu ruhen noch zu schlafen. Mein armes Weib hatte mich mit Angst und Ungeduld erwartet.

Den andern Morgen, es mochte ungefähr zehn Uhr seyn, trat mein Kammerdiener vor mein Bett und meldete mir, eine Ordonnanz des commandirenden [illegible]generals Despinois harre meiner im Vorzimmer, um mir zu sagen, daß ich mich sogleich und ohne allen Aufschub zu demselben zu verfügen habe. Schnell sprang ich aus den Federn, legte meine Uniform mit allen Orden an, ließ anspannen und folgte der Ordonnanz auf dem Fuß, meiner Gattin versprechend, möglichst schnell zurückzukehren. Bei dem General angekommen, empfing mich dieser sogleich mit den Worten:

— Mein Herr Graf Pontois von St. Helene, Sie werden den König, die Welt und mich nicht länger hintergehen. Ich weiß, daß Sie ein Forçat und der Galeere entsprungen sind.

Obgleich über diese furchtbare Anrede erschrocken, faßte ich mich jedoch schnell und erwiederte:

— Großen Dank, mein General, für die Eigenschaften, die Sie mir beilegen, erlauben Sie, daß ich sogleich umkehre, Ihnen die Beweise zu bringen, wer ich bin.

— Gut, versetzte der General. Vorher aber müssen Sie mir noch eine kleine Probe bestehen.

Auf einen Wink des Generals öffnete sich eine Seitenthüre, der schreckliche Rossier stand mir gegenüber und sagte mir in Gegenwart des Generals, daß ich nur ein entsprungener Galeerensclave, St. Albe genannt, sey, der wegen Raub und Diebstahl mit ihm zusammengeschmiedet gewesen und nun den König und ganz Paris auf das Unbegreiflichste hintergehe, daß er mit seinem Kopf für die Wahrheit seiner Aussage stehe und wohl wisse, daß auch er abermals der Galeere verfallen sey, sich aber freue, dieselbe mit mir wieder zu betreten. — Ich setzte zwar all diesen Behauptungen das hartnäckigste Läugnen entgegen, indem ich sagte, wie man einer solchen Canaille nur Glauben schenken, sie nur anhören, ja mir nur gegenüber stellen möge! und drohte dem Rossier mit unerhörten Strafen und Rache für seine Verläumdungen.

— Alle Rache kömmt zu spät, Kamerad, erwiederte er. Die Bande ist schon von Allem unterrichtet und hat bereits ihre Maßregeln so genommen, daß Du ihr nicht mehr schaden kannst. Ich stellte mich als verstünde ich nicht was er damit sagen wollte und erbot mich sogleich, meine Papiere und Beweise zu holen, die den General unfehlbar überzeugen würden, wer ich eigentlich sey. Dies wurde mir zwar zugestanden, jedoch nur in Begleitung eines Ordonnanzofficiers und zweier Gensdarmen, denen ich auch sogleich übergeben wurde. Ich begab mich nun in dieser Gesellschaft in meine Wohnung, den Officier zu meiner Linken, die Gensdarmen jedoch in gehörig ehrerbietiger Entfernung hinter uns. Den Officier versicherte ich unterwegs meine Unschuld, mich über die schändliche Verläumdung beklagend, die ich sofort vernichten würde, und er schenkte meinen Worten vollen Glauben. In meinem Hotel angekommen, hieß er die Gensdarmen unten im Hof warten bis wir wieder herabkommen würden. Ich führte nun den Officier ins Zimmer meiner jungen Frau und stellte ihn dieser vor, indem ich zu ihr sagte: der Herr ist in Dienstgeschäften bei mir, sey so gut und unterhalte ihn einen Augenblick, ich muß einige Papiere holen, und gieb uns ein Glas Xeres. Ich bat den Officier, sich einige Augenblicke mit meiner Frau zu unterhalten, die ihm eine Flasche Xeres vorstellen ließ und von gleichgültigen Dingen mit ihm sprach, während ich in einem Nebenzimmer mehrere Rollen Gold und einige Papiere schnell zu mir steckte, Uniform, Hut

und Degen von mir warf, eine Schürze vorband, eine weiße Jacke anzog, eine Mütze aufsetzte, einen Korb unter den Arm nahm, eine kleine Treppe hinabstieg, an den wartenden Gensdarmen vorbei, über den Hof und ungehindert und unerkannt zum Thor hinausging. Ich setzte mich sogleich in den ersten Fiaker der mir begegnete, ließ mich auf den Trödelmarkt des Tempels fahren, wo ich mir einen Oberrock und runden Hut kaufte, sodann in den Hof der Meßagerien fuhr und mir einen Platz auf dem zunächst abfahrenden Eilwagen nahm, welches zufällig derjenige war, der nach Straßburg abging. Ich kam glücklich über die Gränze, begab mich vorerst nach Baden, wo ich kurze Zeit unter einem andern angenommenen Namen verweilte, ziemlich glücklich spielte, jedoch bald gerathen fand weiter zu gehen, da meine Geschichte in den Journalen ausführlich erzählt wurde, außerordentliches Aufsehen machte, mein Signalement genau angegeben war, und ich eines Abends durch die Fenster in dem Kursaal mir bekannte pariser Gesichter erblickte, bevor ich noch denselben betreten hatte. Ich nahm sogleich Post nach Frankfurt, wo ich mich kurze Zeit aufhielt, einige Banquiers um nicht ganz unbedeutende Summen zu prellen wußte, von da nach Leipzig, Dresden und Berlin, endlich nach Petersburg und Moskau ging, allenthalben den Chevalier d'Industrie mit Glück spielend. Nach mehreren Jahren begab ich mich, reichlich mit Geld versehen, nach Wien, wo ich mich bei den guten Wienern recht wohl befand, unter dem Namen eines Baron von B... in den ersten Häusern dieser Kaiserstadt auf das Zuvorkommendste aufgenommen wurde und gar manches galante Abenteuer mit den gefälligen Damen de la haute volée hatte, was ich zu benutzen verstand, um meine Casse beständig gefüllt zu erhalten. Aber hier schien endlich der französische Gesandte mehr Notiz als mir lieb war von mir zu nehmen, so daß ich abermals für gut fand, mich aus dem Staub zu machen und schlug nun den Weg über München nach England ein, brachte mehrere Jahre in London, Liverpool und Manchester zu, ging von da nach Lissabon und Madrid, und nach längerem Aufenthalt in dieser Stadt über Barcellona nach Italien, wo ich Genua, Mailand, Venedig, Bologna und Florenz besuchte, und der Abenteuer gar mancherlei zu bestehen hatte. Aber fortwährend zog es mich nach Frankreich, nach Paris zurück; dies war der unglückliche Magnet, der mich abermals ins Verderben riß. Schon längst flatterte ich, gleich

dem Schmetterling, um das Licht, in deſſen Flamme er ſich zuletzt verbrennt. — Ich ſchiffte mich in Livorno nach Marſeille ein und ging von da nach Lyon. Eine Reihe von Jahren und eine Perücke, die ich mir anſchaffte, machten mich ziemlich unkenntlich, ich wagte mich endlich nach Frankreichs Hauptſtadt. — Hier waren große Veränderungen vorgegangen, Ludwig XVIII. war längſt todt, eben ſo mein armes Weib, das ein paar Jahre nach meiner Abweſenheit vor Kummer und Gram über dieſe ſchreckliche Begebenheit, die ihr das Leben zur Laſt machte, geſtorben war. Carl X. ſaß ſchon ſeit einigen Jahren auf dem Thron. Die Legion, bei der ich geſtanden, hatte längſt Paris verlaſſen. Ich miethete mir eine ziemlich elegante, doch abgelegene Wohnung und erſann eine eigne Art, mich in den Abendgeſellſchaften, in den Salons der großen Welt einzuführen, wobei ich jedoch diejenigen des hohen Adels vermied, weil ich hier Gefahr für mich fürchtete, dagegen hauptſächlich die der Geldariſtokratie und der Parvenüs heimſuchte, in denen ich ohnehin beſſere Spielgeſchäfte zu machen hoffte, und in der That auch machte. Die Art, wie ich mich daſelbſt einſchmuggelte, war folgende: Wo ich in Erfahrung gebracht, daß eine große Soirée ſeyn werde, begab ich mich um die Zeit wenn ſolche begann, alſo zwiſchen zehn und eilf Uhr, in gehöriger Toilette an den Eingang des Hotels, wo die Wagen anfuhren; ſobald nun ein Wagen ankam, in welchem ſich nur Damen befanden, wie dies immer der Fall iſt, bot ich dieſen ſogleich als galanter Cavalier meinen Arm an, um ſie die Treppe hinaufzuführen; an dem Eingang der Salons angekommen, bat ich die Damen, mir ihre Namen zu ſagen und antwortete dem die Thüre öffnenden Bedienten auf ſeine Frage: wen er die Ehre zu anonciren habe? — mit den Namen dieſer Damen, die er dann auch ſogleich laut ſchreiend wiederholte, und ich befand mich nun unangemeldet, mich den Damen empfehlend, in den Salons. So war ich häufig bei Aguado, Rothſchild ꝛc., ſpielte in den Seitenzimmern und gewann mit Hülfe meiner Fingerfertigkeit jeden Abend wenigſtens fünfzig bis hundert Napoleons; ſchon über drei Monate hatte ich den erſten Winter dieſes Handwerk mit großem Glück getrieben, als ich mich eines Abends bei dem Rentier L... auf dieſelbe Art eingeführt hatte und mit ſo erſtaunlichem Glück ſpielte, daß alle anweſenden Gäſte auf mich aufmerkſam wurden und einer den andern fragte, wer der glückliche Spieler ſey, aber keiner deßhalb Auskunft zu

geben, noch meinen Namen zu nennen wußte, ebenſo wenig der Herr und die Dame vom Haus. — Erſterer bat mich nun, auf ein paar Worte mit ihm in ein Nebenzimmer zu treten, was ich nicht verweigern konnte; er befragte mich hier in Gegenwart ſeiner Frau um meinen Namen und wie ich in ſein Haus gekommen. Ohne mich irre machen zu laſſen, nannte ich ihm ſogleich den erſten beſten Namen, der mir auf die Zunge kam, und ſetzte hinzu, daß mich ein Herr aus der Geſellſchaft, mit dem ich heute zufällig zu Mittag geſpeiſt, gebeten habe, ihn hierher zu begleiten, wo er eingeladen ſey. Den Namen hatte ich natürlich vergeſſen, doch erbot ich mich, ihn aufzuſuchen. Ich ſuchte nun, wie begreiflich, lange vergebens, entſchuldigte mich damit, daß dieſer Herr die Geſellſchaft ſchon wieder verlaſſen haben müſſe, und wollte mich wieder an den Spieltiſch ſetzen; Herr L... war aber ſo unhöflich, mir dies nicht geſtatten zu wollen, mich bittend, ſeine Salons zu verlaſſen, widrigenfalls er ſich genöthigt ſähe, ſich durch die Polizei Auskunft über meine Perſon verſchaffen zu müſſen. Ich ſtellte mich hierüber höchſt erbost, verſicherte ihn, daß es ohnehin meiner Ehre zuwider wäre, länger in einem Haus zu verweilen, deſſen Wirthe ſich ſo ungaſtlich gegen Fremde erwieſen und ich mir vorbehielte, deßhalb meine Revanche zu nehmen; ich wollte mich eben empfehlen, als einer der Gäſte ausrief: Mein Gott, ich müßte mich ſehr irren, aber ich ſollte dieſes Individuum kennen, das ich ſchon irgendwo geſehen habe, wenn ... Ich warf einen Blick auf den der dieſe Worte ſprach und erkannte zu meinem Schrecken einen ehemaligen Capitän meiner Legion in ihm, machte mich nun ſo eilig als ich konnte aus dem Staube, ging durch mehrere Querſtraßen und ließ mich endlich durch einen Fiaker nach Haus fahren. Als ich an meiner Hauspforte ausſtieg, gewahrte ich in einiger Entfernung zwei Menſchen ſtehen, die mit einander ſprachen, ich zahlte den Kutſcher, trat in meine Wohnung und ſah durch die Fenſter meines Zimmers, wie der Fiaker, der noch nicht weggefahren, mit ein Paar Männern ſprach, welche meine Hausnummer notirten, ſich dann in den Wagen ſetzten, indem ſie dem Kutſcher befahlen, ſie zum Polizeikommiſſär des Quartiers zu fahren. Jetzt war es mir klar, daß man mir gefolgt ſeyn müſſe; hier war keine Zeit zu verlieren, ich packte ſchnell zuſammen was ich an Baarſchaft, wichtigen Papieren und Koſtbarkeiten beſaß, und machte daß ich fortkam, ſtellte mich jedoch auf

der Straße in einen Hinterhalt, von dem aus ich meine Wohnung im Auge hatte und unbemerkt wahrnehmen konnte, was vor derselben vorging. Es dauerte auch keine halbe Stunde, als mehrere Personen, von einigen Gensdarmen begleitet, an derselben klopften und eintraten; jetzt war ich meiner Sache gewiß, machte mich unbemerkt davon und suchte das Weite. Ich folgte der Einladung des ersten Freudenmädchens, dem ich begegnete, bei dem ich dann die Nacht zubrachte, und trieb mich am andern Tage den größten Theil im Pflanzengarten herum; die kommende Nacht brachte ich wieder bei einer dieser gefälligen Dirnen zu, denn ich fürchtete, daß bereits in alle Hotels und meublirten Häuser mein Signalement abgegeben und Anzeigen hinsichtlich meiner gemacht worden seyen, ebenso daß der Telegraph schon deßhalb in Bewegung gesetzt worden, und meine Furcht war nur zu begründet, denn schon am andern Morgen las ich meine ganze Begebenheit in einem Journal, als ich in einem Kaffeehaus frühstückte, so wie daß die ganze Polizei in Bewegung sey, mir auf die Spur zu kommen, und namentlich der berüchtigte Vidoq es sich zu einem Ehrenpunkt gemacht habe, mich einzufangen. — Indessen schien es mir doch das Sicherste, Paris vorerst nicht zu verlassen, indem ich mich hier leichter als in den Provinzen verbergen konnte bis das erste Feuer verraucht und die gewaltige Thätigkeit nachgelassen hatte; nur durfte ich keine bestimmte Wohnung beziehen, auch so wenig als möglich Speise- und Kaffeehäuser besuchen. Aber wo mich am Tage aufhalten? ich konnte unmöglich auch am Tage fortwährend aus einem Bordell ins andere wandern, was sehr gewagt gewesen wäre. Nach einiger Ueberlegung beschloß ich, mich am Tage bis gegen Mitternacht in den Omnibussen herumzutreiben und immer die weitesten Linien in denselben zu fahren. Aus dem einen steigend, setzte ich mich sogleich wieder in einen andern, und fuhr so beinahe sechs Wochen lang die Kreuz und Quere in allen Richtungen durch das ungeheure Paris, aß meistens etwas Brod und Fleisch aus der Hand, in einer Schenke einige Gläser Wein dazu hinuntergießend und jede Nacht bei einer andern in Garni wohnenden Dirne zubringend. Dieses Nomadenleben mitten in der Hauptstadt Paris war nicht ohne Annehmlichkeiten, denn in den Omnibussen machte ich manche abenteuerliche Bekanntschaft, die mich dann auf vierundzwanzig Stunden beherbergte. Aber endlich fing ich doch an, der Sache müde zu werden und begab mich eines Morgens auf

die Büreaus der Messagerien, mir einen Platz nach Marseille bestellend, in der Absicht, mich von da nach Italien zu begeben. Alle Plätze waren auf die nächsten vier Tage in Beschlag genommen, und erst am fünften konnte man mir einen auf der Imperiale zusagen, den ich auch annahm und bis dahin in meinem bisherigen Treiben fortfuhr. Als ich mich am bestimmten Tage zur festgesetzten Stunde einfand und eben im Begriff war in den Wagen zu steigen, fühlte ich mich plötzlich von vier handfesten Fäusten am Kragen gepackt und vom Wagen zurückgerissen; einer der Passagiere, der ebenfalls abreisen wollte, sagte, sich vor mich stellend und mich genau ins Auge fassend: Nein, ich irre mich nicht, es ist der Schurke, an den ich bei L... mein Geld verlor und den die Polizei schon seit einer Reihe von Jahren vergeblich sucht. Es hatten sich sogleich eine Menge Menschen um uns versammelt, an ein Entweichen war nicht mehr zu denken, die Stadtsergeanten, die mich gepackt hatten, führten mich sofort zu dem Polizeikommissär, der mich wohl bewacht nach der Präfektur bringen ließ, wo ich visitirt und mir Alles abgenommen wurde was sich bei mir vorfand; bald hatte man sich von der Identität meiner Person und durch Zeugen versichert, daß ich mit dem Forçat von Toulon, dem Obrist der 72sten Legion und dem Spieler bei L... ein und dieselbe Person sey. — Der Prozeß wurde mir schnell gemacht und ich als des Raubes und Diebstahls mit Einbruch überwiesen, lebenslänglich zu den Galeeren verurtheilt. — Während meinem Verhör hatte ich unter den Zuschauern ein ältliches Weib bemerkt, die mit großer Theilnahme den Gang meines Prozesses zu verfolgen schien und deren Züge mir bekannt waren; sie hatte mehrmals einige auffallende Bewegungen gemacht, sich bemerkbar zu machen. Ich glaubte Rosa-Maria in ihr zu erkennen, und sie war es in der That. — Kaum war ich ein paar Tage im hiesigen Bagno angekommen, als ich ein Briefchen nebst einigen Lebensmitteln, die mir sehr zu Statten kamen, erhielt, und ersteres besagte: „Die von Dir verstoßene unglückliche Rosa-Maria versprach Dir, Dich im Unglück nicht zu verlassen, und hält Wort; lange Zeit warst Du mir aus den Augen gekommen, durch die Zeitungen erfuhr ich erst, daß und wie Du noch lebtest; ich habe Deinem ganzen Prozeß beigewohnt und bin Dir nun nach Toulon gefolgt, um Dich so viel als möglich in Deiner unglücklichen Lage zu unterstützen. Durch meine Arbeit habe ich mir ein kleines Kapital erspart, und

will die Zinsen davon, da ich was ich für meinen Unterhalt gebrauche, reichlich mit meinen Händen verdiene, dazu verwenden, Deine Lage zu erleichtern.« — Und die redliche Seele hielt treulich Wort bis in den Tod, der vor drei Wochen erfolgte, noch mehr: sie setzte mich zu ihrem Erben ein. Ich hoffe jedoch diese Erbschaft nicht lange zu genießen und ihr bald zu folgen. Dieser Todesfall hat mich noch vollends der Welt entfremdet und mir das Leben zur Last gemacht; Rosa-Maria, die ich von Zeit zu Zeit sah, war das letzte Band, das mich an sie knüpfte, es ist zerrissen, ihr Benehmen gegen mich war es, dem ich endlich meine Selbsterkenntniß verdankte und welches Reue in meinem Busen erweckte. — Der Allmächtige möge mir meine schweren Sünden vergeben.

Hier endigte der Forçat seine Erzählung mit einem tiefen Seufzer.

— Wenn Ihr nun begnadigt würdet und man Euch die Freiheit wieder schenkte, was würdet Ihr beginnen? fragte Michel den Unglücklichen.

— Das weiß ich so wenig als ich es wünsche und noch daran dachte. Ich will in meinen Ketten sterben, ich fühle deren Last nicht mehr; meine Gedanken sind nur noch auf das Jenseits gerichtet. Der Allmächtige wolle mir eine gnädige Strafe schenken; ich war ein schwacher Mensch: wäre ich nach meinem ersten Verbrechen nicht in so furchtbare Gesellschaft gerathen, so wäre nie ein solches Scheusal aus mir geworden.

Michel wollte dem Unglücklichen ein Geschenk machen, dieser schlug es aber mit den Worten aus: Herr, ich habe mehr als ich bedarf; ein Trost ist es mir jedoch gewesen, daß Sie theilnehmend mein Sündenbekenntniß anhörten, und ich danke Ihnen dafür.

Michel verließ den armen Sünder und das Arsenal ziemlich verstimmt und kehrte mit seinem Begleiter nach Paris zurück. Hier fand er in seinem Hotel ein ganzes Packet Broschüren vorräthig, das ihm der Buchhändler Paulin, bei dem er bestellt, ihm alle Nova zuzusenden, geschickt hatte. Unter denselben waren unter andern die »104 Sünden des Herrn Thiers« und die »zehn Tugenden des Herrn Guizot;« die »110 neuen Deputirten und die fünfzehntägige Sitzung« von Lamenais; »Todeskampf, Tod und Begräbniß Sr. Excellenz des Herrn Guizot, Minister der auswärtigen Angelegenheiten,« von Ratondis-de-Biscaras. »Rothschild I. König der Juden durch die Gnade Satans«; »Antwort

Rothschild I., König der Juden, an den König der Lügner«; »Krieg den Juden, oder die Wahrheit über die Herren Rothschilde,« von A. D..., einem prozeßlosen Advokaten; »Rothschild I, seine Knechte und sein Volk,« von Dairnvael; »Zehn Tage der Regierung Rothschild I., König der Juden,« ꝛc. ꝛc.

Michel blätterte diese Broschüren durch und warf eine nach der andern unwillig auf die Seite, sich gegen Asmodi äußernd: — Meist albernes, ungewaschenes Zeug. Unter die 104 Sünden des Thiers zählen sie sogar die, daß er in Marseille und nicht in Paris geboren! daß er eine kleine unansehnliche Figur habe, nur groß sey wenn er auf einen Baum steige und dergleichen Albernheiten mehr! Rothschild I. durch die Gnade Satans, König der Juden, und dessen Folge: Rothschild I., seine Knechte und sein Volk sind noch die leidlichsten dieser Produkte, aber mit wenig Sachkenntniß geschrieben.

— Haben aber doch schon beinahe zwanzig Auflagen erlebt und sind zu einem halben Hunderttausend vergriffen, versetzte der Hinkende; daß sie ihn aber durch die Gnade Satans zum König der Juden machen, ist rein erlogen, denn er ist es nur durch die Gnade Mammons, fügte Asmodi hinzu.

— Gleichviel, aber er ist's doch, meinte Michel.

— Sein Thron steht auf morschen Stützen, erwiederte Asmodi.

— Auf goldnen Säulen.

— Nicht doch, auf Geldsäcken, die leicht ein einschlagender Blitz zum Schmelzen bringen kann.

— Der politische Himmel ist heiter.

— Der Horizont trübt sich mehr und mehr und ich sehe gewitterschwangere Wolken aufsteigen.

— Wie so? —

— Blindes Menschenkind, wie alle die sich da in Abrahams Schooß dünken und in die gefährlichste Sicherheit wiegen, obgleich die drohendsten Vorzeichen eines herannahenden Sturmes sich mit jedem Augenblick, wenigstens in Frankreich, mehren.

— Welche?

— Alberne Frage. Du hältst deren in der Hand.

— Diese Broschüren?

— Sind nur der Wiederhall der Meinung der ungeheuern Mehrzahl des französischen Volks, das sein Mißbehagen und theilweis großes Elend, eben nicht mit Unrecht, der immer über-

müthiger werdenden Geldariſtokratie zuſchreibt und dereinſt eine furchtbare Rache und alles verzehrende Flamme, die ſich auch über halb Europa verbreiten wird, wenn die Regierungen nicht bei Zeiten weiſe Maßregeln treffen, um ihren Ausbruch zu verhindern, entzünden wird. Der ungeheure Abſatz dieſer Broſchüren, die gegen das die Geldariſtokratie vertretende Haus Rothſchild gerichtet ſind, während die Antworten auf dieſelben nicht einmal angeſehen, vielweniger geleſen werden, ſind dies noch nicht hinlänglich deutliche Wahrzeichen der allgemeinen Stimmung? — Nimm dazu noch die jeden Augenblick ſich erneuernden Aufſtände der Arbeiter, die, wenn einer getuſcht iſt, gleich den Köpfen der lernäiſchen Schlange, immer wieder auftauchen, die fort und fort zunehmenden Brandſtiftungen in den Departementen, ohne daß man der Thäter habhaft werden kann, — ich meine doch, dies wäre nebſt den Aeußerungen der niedern und ſelbſt der Mittelklaſſen in Paris hinreichend, den Geldſeelen Augen und Ohren zu öffnen, wenn ſie noch für etwas anderes Gefühl und Gehör hätten als den Klang des Metalls. Aber dies iſt eben der Fluch dieſer Mammonsknechte, daß ſie mit Blindheit geſchlagen ſind. Hätte ihnen etwas die Augen öffnen können, ſo hätten es die gräulichen Vorfälle in Gallizien ſeyn müſſen, ein kleines Vorſpiel von dem was ihrer harret, wenn das unter der Aſche glimmende Feuer zum Ausbruch kommt. Denn lächerlich iſt die Behauptung, die öſterreichiſche Regierung habe dieſe Mordthaten angeordnet; wenn auch einige Beamte im Drang der Umſtände den Kopf verloren und ſich nicht anders helfen zu können glaubten, als indem ſie die Bauern auf den Adel und die reichen Gutsbeſitzer hetzten, ſo würde dies doch ziemlich wirkungslos geblieben ſeyn, hätten ſie ſich nicht ſchon Jahre lang den Haß der armen Teufel durch deren Bedrückung und Erpreſſungen zugezogen. Der große Fehler, oder vielmehr die Sünde, welche die meiſten Reichen begehen, beſteht hauptſächlich darin, daß ſie die unglückliche Lage der Armen noch benutzen, um den beſtmöglichſten Vortheil von ihrer Armuth zu ziehen. All die Tauſende, welche man in Paris mit Hülfe der ungeheuern Beutelſchneiderei der Eiſenbahnaktion unglücklich gemacht, ihnen ihr bischen mühſam Erſpartes abgenommen, um einige ſchon überreiche Geldſäcke noch bis zum Zerplatzen zu füllen, brüten Haß und Rache und gehen mit verbiſſenem Ingrimm umher, den Moment erwartend, ihm Luft machen zu können.

— Aber die Wahlen der neuen Kammer in Frankreich sind doch in großer Mehrzahl zu Gunsten der Regierung und der Minister ausgefallen; Paris ausgenommen, haben die meisten Departements Conservative in die Kammern geschickt.

— O kurzsichtiger — Schafskopf, hätte ich bald gesagt, große Majorität in der Kammer, welche die unbedeutendste Minorität im Land vertritt. Diese Conservativen sind Meister im nicht conserviren, sie handeln gerade so wie ein verrückter Zuckerbäcker und Confisseur, der morsches Obst in faulem Wasser einmachen will, um es zu conserviren.

— Ein infernalischer, übelriechender Vergleich.

— Der dennoch vollkommen paßt. Das morsche Obst ist das Volk, und das Liquid die Mittel, die man anwendet oder beibehält, und die Maßregeln, die man nimmt, es zu conserviren; wenigstens ist es in Frankreich und noch in manchen andern Staaten so. — Der einfältigste Radikalismus könnte oft nicht mehr Unheil anrichten. Und hiezu kommen noch, namentlich in Frankreich, die albernen Vorurtheile, daß hier bei der höchst civilisirtesten Nation Alles am Besten, auch das Vortrefflichste sey, und gerade dieser Köhlerglaube macht, daß die guten Franzosen in so manchen, oft den einfachsten Dingen, den Völkern, die sie so gerne als halbe Barbaren betrachten, unendlich nachstehen.

— Was aus dem Allen noch werden soll?

Der Teufel zuckt die Achseln. —

— Ich glaube, der ungeheure Augiasstall, die Erde genannt, ist nicht anders mehr zu fegen, als wenn ihn der Schöpfer durch eine zweite Sündfluth reinigte.

Asmodi lacht höhnisch.

— Aber bis die zweite Sündfluth kömmt, hat das Feuer der Wuth und Rache vielleicht schon den halben Erdball verzehrt? — Wie?

Der Hinkende lächelte abermals achselzuckend und sprach: Wundern würde es mich nicht, wenn der Schöpfer eine zweite Sündfluth schickte, denn das Menschenpack ist ja so erfinderisch geworden, daß ihm bald nichts mehr zu erfinden übrig bleibt, es kehrt die ganze Ordnung der Dinge um, und wird am Ende noch den Himmel durch Dampf und der Satan weiß was Alles stürmen wollen.

— Morgen iſt die Eröffnung der neuen Kammern, wie wäre es, wenn ich dieſen Herrn ebenfalls meine Meinung ſagte?

— Haſt Du noch nicht genug leeres Stroh gedroſchen? Wo kein Kern iſt, iſt keiner auszudreſchen.

— Thut nichts, die Furcht vor der drohenden Gefahr, wenn dieſe mit recht lebendigen Farben vorgemalt wird ....

— Ja, wenn die Felſenwand Egoismus nicht wäre, durch die nichts zu dringen vermag

— Aber ich ſollte meinen, der Egoismus müßte dieſen Menſchen die Augen öffnen; wenn es ſich um die Exiſtenz ihres werthen Ichs handelt, dann ...

— Der Egoismus iſt es gerade, der ſtockblind macht, ſo lange ihm das Feuer nicht auf der Naſe brennt.

— Gut, ſo will ich doch noch einmal den Verſuch machen, ihnen das Feuer unter die Naſe zu halten, daß ſie wenigſtens den Rauch ſchlucken ſollen, vielleicht macht er ihrem Gehirn Luft, daß ſie einſehen lernen, was Noth thut.

— Ich zweifle ſehr, höhnte Asmodi.

— Dann will ich ſie alle ſo beräuchern, daß ſie der Rauch gleich Bückelheeringen conſerviren ſoll, wenn ſie denn durchaus conſerviren wollen, was nichts taugt.

— Du machteſt am Ende aus der ganzen Kammer noch einen Rauchfang für Speck und .... Doch ich wüßte wohl ein Mittelchen, wie man den Verſtand dieſer Herrn aufklären und hellſehend machen könnte.

— Und das wäre?

— Eine Mondreiſe.

— Zum Henker auch, am Ende würden ſie noch vollends mondſüchtig.

— Du verſtehſt mich nicht, nicht ſie, ſondern wir müſſen ſie machen.

— Wie das?

— Der Mond iſt das große Reſervoir, in dem aller Geiſt und Verſtand für die Erdbewohner aufbewahrt, deſtillirt und geläutert wird, wenn wir da eine tüchtige Portion herabholten und ſie den Herren in Chablis oder Champagner beibringen könnten, das möchte wohl helfen, aber leider reicht hier meine infernaliſche Macht nicht aus und ich habe keinen Einfluß auf die Vertheiler

des Geistes im Mond, ich kann Dich höchstens dahin bringen, und dann mußt Du Dein Heil selbst versuchen.

— Wer sind denn eigentlich diese Geist- oder Verstandesaustheiler?

— Ja, wer sie eigentlich sind, das kann ich selbst nicht mit Gewißheit sagen, nur soviel weiß ich, daß es gewaltig eigensinnige, launenhafte Burschе sind, welche sich gar verschiedenen Maßes und Gewichts bei Austheilung dieser sublimen Substanz bedienen, die sie jedem Neugebornen vermittelst einer unsichtbaren Röhre durch die Ohren in den Kopf träufeln lassen.

— Höre Remedi, Du hast mich zum Besten.

— Bewahre mich die Hölle, Du wirst Dich selbst überzeugen.

— Gut, vorher aber will ich noch das irdische Mittel des lebendigen Wortes versuchen, da das im Mond ohnehin noch ungewiß ist. — Finde Dich morgen zur rechten Zeit bei mir ein, um der Kammersession beizuwohnen, für heute bist Du entlassen, ich bedarf der Ruhe.

Der Teufel empfahl sich, ein: beste besser, also a demain brummend, Michel pflegte der Ruhe und dachte über die Rede nach, die er den andern Tag den Herren Deputirten halten wollte.

XV.

Michel und Asmodi abermals in der franzöſiſchen Deputirtenkammer. — Der Teufel ſchreibt den Abgeordneten vor, mit was ſie ſich während der nächſten Seſſion zu beſchäftigen haben. — Die Pariſer Juliſeſte; Curioſitäten derſelben. — Ein Zaubergarten.

Zur paſſenden Stunde fuhren der Teufel und ſein Schützling in einer offenen Caleſche in das Palais Bourbon. Beide hatten die Geſtalt zweier abweſenden Deputirten angenommen. Kaum waren ſie in den Saal getreten und hatten Platz genommen, als der Hinkende auf Antrieb Michels das Wort begehrte und erhielt. Er betrat nun die Rednerbühne und ließ ſich wie folgt gegen die hochachtbare Verſammlung aus.

— Meine Herrn Abgeordneten, Sie werden mir es nicht vor übel nehmen, wenn ich, wenn auch in franzöſiſcher Sprache, doch ächt deutſch mit ihnen rede.

Die Deputirten ſahen ſich erſtaunt einander an, und der Hinkende fuhr fort:

Die kaum entlaſſene Kammer hat viele und gewaltig dumme Streiche während ihrer fünfjährigen Dauer gemacht, ſie hat....

— Zur Ordnung, zur Ordnung! ertönte es von verſchiedenen Seiten.

— Man laſſe ihn reden, ſchrieen mehrere von der äußerſten Linken, und es wurde wieder einen Augenblick ſtill.

— Alſo die kürzlich aufgelöste Kammer hat gewaltige und viele dumme Streiche gemacht, wiederholte der Deputirte Asmodi, und....

— Zur Ordnung, zur Ordnung! ertönte es abermals: das iſt unverſchämt, ſchändlich! ſchrie das Centrum.

— So laßt ihn doch ſprechen, das iſt unausſtehlich.... rief die Linke.

Das Rufen zur Ordnung und der Tumult wurde aber bald

so arg, daß es unmöglich war, mehr ein Wort zu verstehen, und obgleich der Präsident die Klingel auf das kräftigste in Bewegung setzte, so konnte er dennoch die Ruhe nicht wieder herstellen.

Endlich rief Mömodi mit einer Alles durchdringenden Stentorstimme: Ich sehe wohl, daß hier alle menschliche Mittel vergebens sind und ich muß wieder zu einem teuflischen schreiten. Also zur Ordnung? — Wohlan, zur Ordnung, und zwar zu einer solchen, die euch so lange die Zunge und Lunge lähmt, bis ich ausgesprochen habe.

Der Hinkende schwang nun seine Krücke und die ganze Versammlung, Michel ausgenommen, sperrte die Mäuler auf, spitzte unwillkührlich die Ohren und war stumm.

Also zum dritten Mal: die zuletzt aufgelöste Kammer hat gewaltig dumme Streiche gemacht, und Dinge verhandelt und votirt, daß man hätte glauben sollen, die Mehrzahl ihrer Glieder bestünde aus lauter Brüsquets*). Ich will euch deren Thorheiten hier nicht vorzählen, sie sind der Welt genugsam bekannt, aber laßt sie euch zur Warnung dienen und beschäftigt euch mit Dingen, die dem Lande Noth thun, wahrhaft nützlich sind und das Wohl des Staates und des Volkes befördern, sonst geht es euch und Frankreich schlimm. Hört mich also, ich werde euch die Gegenstände herzählen, denen ihr vor Allem eure Aufmerksamkeit und eure Zeit zu widmen habt.

Zuerst sind es eure sämmtlichen Codes, die Charte nicht ausgenommen, die einer Revision und großer Reformen bedürfen, denn in den meisten eurer Gesetze ist kein Funken von gesunder Vernunft. Der erste Artikel eurer Charte, der, von den öffentlichen Rechten der Franzosen sprechend, sagt: »die Franzosen sind gleich vor dem Gesetz, was auch immer ihr Stand, Rang und Titel seyn mag«, ist, nehmt mirs nicht übel, eine Unwahrheit, denn es gibt, wenige Ausnahmen abgerechnet, keinen Staat, wo dem Reichen so viele Mittel geboten werden, so viele Schleich-

*) Brüsquet, ein Narr am Hof Franz I. von Frankreich, war früher Arzt und spedirte als solcher durch seine Unwissenheit so viel Kranke in die andere Welt, daß er gehängt werden sollte; aber der König hatte Mitleiden mit ihm, begnadigte ihn und nahm ihn in seine Dienste. Er wurde nun Postmeister zu Paris und machte als solcher gute Geschäfte, aber der Ketzerei verdächtig, mußte er sein Heil in der Flucht suchen und starb in der Verbannung.

wege und Schlupfwinkel offen stehen, sich über das Gesetz zu erheben oder doch dasselbe zu umgehen, während ihm der Arme unerbittlich in seiner ganzen Strenge anheimfällt, als in Frankreich!

Der zweite Artikel, welcher heißt: »sie tragen ohne Unterschied in dem Verhältniß ihres Vermögens zu den Lasten des Staates bei«, ist noch eine weit größere Lüge, denn der Arme trägt zwanzig Mal, ja wohl oft hundert Mal mehr dazu bei als der Reiche. Ich könnte euch Parvenüs nennen, die hundert Mal Millionäre sind, und verhältnißmäßig nicht den tausendsten Theil zu den Lasten des Staates beitragen wie der arme Taglöhner, der an manchen Orten kaum einen Franken täglich verdient. Der siebente Artikel dieser Charte, der da heißt: »die Franzosen haben das Recht, ihre Meinungen bekannt zu machen und drucken zu lassen, indem sie sich den Gesetzen fügen«, ist durch eben diese Gesetze, die eure Vorgänger votirten, rein illusorisch geworden. — Wer eine Zeitung gründen will, muß damit beginnen, hunderttausend Franken Caution zu leisten, wer also diese nicht hat, muß es sich vergehen lassen, seine Meinung drucken lassen zu können. Nichts ist abgeschmackter als eure Preßgesetze, die da verbieten, vor Gericht zu beweisen, daß man sich eine Schmähung mit Grund und Fug erlaubt und dem geschmähten Betrüger, Gauner und Spitzbuben nicht beweisen soll, daß er betrogen und bestohlen hat. Auf diese Art kann euch jeder Spitzbube, der sich des Diebstahls oder des Betrugs gegen euch schuldig gemacht hat, wegen einer Schmähung vor Gericht citiren, ihr dürft es ihm nicht einmal beweisen, daß er euch bestohlen und betrogen hat und verfallt noch obendrein in eine Geldstrafe. — Kann man sich etwas Absurderes denken? Jeder Straßenräuber müßte auf diese Art, wenn die famösen Schmähungsgesetze vom September 1835 in ihrer ganzen Kraft und Strenge angewendet würden, nicht nur frei ausgehen, sondern der, der ihn der begangenen Verbrechen anklagt oder zeiht, muß einer Strafe unterliegen. Aber wer hat diese wirklich schmählichen Gesetze votirt? Ein Haufen Bursche, die alle mehr oder minder perirt hatten, sich fürchteten, daß man sie darum angehen und verfolgen könne und sich durch diese heillose Legislatur a priori vor aller Verantwortlichkeit begangener Schandthaten sicher stellen wollten. Alle Franzosen haben gleiche Rechte! Ist diese Phrase nicht ein bitterer und plumper Spott, da der nur Wähler seyn kann, der

da zwei hundert Franken directe Abgaben zahlt; also die ungeheure Mehrzahl der Nation, das heißt mehr als neun Zehntheile, sind durch dieses Gesetz nicht vertreten, da sie nicht wählen dürfen. Wählbar ist aber nur der, der 500 Franken directe Abgaben bezahlt, und dies nennt ihr gleiche Rechte haben? Unwissende, Schafsköpfe, denen das blinde Glück so wohl gewollt, daß sie zwei und fünfhundert Franken directe Abgaben bezahlen können, entscheiden über das Wohl von Millionen, während den fähigsten, tüchtigsten, rechtlichsten, kenntnißreichsten und talentvollsten Männern kein Wort vergönnt ist, zum Wohl und Heil des Staates zu sprechen, der so seiner besten Capacitäten beraubt wird. — Also Wahlreform ist eine der ersten und dringendsten Nothwendigkeiten, mit denen ihr euch zu beschäftigen habt. Hierauf kömmt die ebenso nothwendige Reform eurer bürgerlichen und peinlichen Gesetzgebung. Alle Franzosen sind vor dem Gesetz gleich, sagt der erste Artikel eurer Charte, und keiner kann seine Rechte geltend machen wenn er nicht die Mittel in Händen hat, dies mit hinlänglich klingenden Argumenten zu thun. Die unsinnigen Kosten, die ein Heer von Huissiers, Avoues, Advokaten, Notaren u. müßen müssen, machen den Unbemittelten und Armen zum Sclaven des reichen Chikaneurs. Also kein Geld, keine Gerechtigkeit in eurem gelobten Lande! Und eure peinliche Justiz ist die vortrefflichste Anstalt, Heere von Raubmördern, Dieben und Spitzbuben aller Art zu erziehen und in möglichster Vollkommenheit auszubilden, wie denn keine Stadt in Frankreich ist, in der, je nachdem ihre Größe, nicht Banden von fünfzig bis fünfhundert und mehr, und in Paris gar über 4000 der ausgefeimtesten und gefährlichsten Individuen, die alle ihre Virtuosität auf den Hochschulen zu Brest, Rochefort, Toulon u. erlangt haben, das Eigenthum und Leben der rechtlichsten Bürger beständig gefährden, und diese Banden, welche Tag täglich die gräulichsten Verbrechen begehen, nehmen fortwährend an Zahl und Tüchtigkeit zu. — Dieses verdankt ihr euern vortrefflichen, hochgerühmten Gesetzen. Der Mensch, der im Drang der Umstände, oft weil ihn eure unsinnige Civilgesetzgebung dahin bringt oder gebracht hat, und zum ersten Mal sich eines Vergehens, vielleicht einer Fälschung schuldig gemacht hat, hoffend, sich und die Seinigen dadurch vor dem klaffenden Abgrund des Elendes, vor einem unbarmherzigen Wucherer zu retten, den stößt eure saubere Legislation ohne weiters unter die ausgefeimteste Bande der entmenschten

Raubmörder, ſchmiedet und kettet ihn mit einem ſolchen zuſammen, und ihr wundert euch, daß dieſer Menſch, der ſich unter andern Umſtänden gebeſſert hätte, wieder ein nützliches Glied der Geſellſchaft geworden wäre, in kurzer Zeit, alle beſſeren Gefühle verläugnend, ebenfalls zu einem ſolchen abſcheulichen Ungeheuer in menſchlicher Geſtalt wird, als ein ſolches in die Geſellſchaft zurücktritt und ihr jeden Schaden zufügt, der in ſeiner Macht ſteht. Ebenſo machen dieſe unſinnigen Geſetze aus dem, den fleiſchliche Lüſte und die Brunſt der ſchwer zu bekämpfenden Leidenſchaften zum Verbrecher gemacht haben, indem ſie ihn in die Geſellſchaft jener unverbeſſerlichen Bande bringen, auch zum Raubmörder. Alle dieſe Verbrecher verdienen Strafe und müßen allerdings nach Verdienſt beſtraft werden, aber ſie alle über einen Leiſten zu ſchlagen, das heißt, alle in einem Keſſel zu ſieden und zu einem teufliſchen Brei zu verrühren, iſt das non plus ultra aller Abgeſchmacktheit. Ja ſchon in der Unterſuchungshaft werft ihr Alles zuſammen. Entweder müßt ihr die Verbrecher klaſſificiren und die noch verbeſſerlichen nicht mit den unverbeſſerlichen, dem Auswurf der Menſchheit, zuſammenwerfen, oder das Pönitentiarſyſtem einführen, welches, gehörig angewendet, auf jeden Fall das Beſte ſeyn wird; denn auf das alberne Geſchwätz einiger ſogenannten Philanthropen, daß dies die Grauſamkeit zu weit getrieben ſey, daß es keinen Nutzen bringe und Wahnſinn befördere u. ſ. w., dürft ihr keinen Werth legen. Schon hinlänglich hat die Erfahrung all dieſe Albernheiten widerlegt, und ſeht nur nach Genf hinüber, alſo ganz in eurer Nähe, welche gute Früchte dieſes Syſtem bringt: ſeit beinahe vier Jahren ſind daſelbſt die iſolirten Zellen im Gebrauch, ſtatt 22 Procent kommen keine 5 Procent Rückfälle mehr vor, und von all den als unvermeidlich angekündigten Uebelſtänden hat ſich auch noch nicht ein einziger gezeigt. Und dann, von wem werden alle oder wenigſtens fünf Sechstheile der täglich in Frankreich begangenen furchtbaren Verbrechen, wie Raub, Raubmord, Brandſtiftungen ꝛc. verübt? von wem anders, als den wieder freigewordenen oder den Galeeren entſprungenen Forçats? — dies allein ſollte hinreichen, euch die Augen zu öffnen, wenn ihr nicht meiſtens mit heilloſen Privatintereſſen, jämmerlichen Kindereien und Schnurrpfeifereien die koſtbare Zeit hinbrächtet. Aber furchtbare Ereigniſſe werden euch die Augen öffnen, wenn es zu ſpät ſeyn wird und ihr nicht bald heilſame Maßregeln ergreift, ihnen durch

weise und vernünftige Gesetze zuvorzukommen. Auch eure Centralhäuser, mit welchen man manchem Uebelstande abzuhelfen hofft, haben eine durchaus schädliche Organisation, die ebenfalls in der Vermischung der wegen Vergehungen Verurtheilten mit den verruchtesten Verbrechern besteht. Gleiche Strafen, gleiche Arbeiten, gleiche Disciplin besteht für beide; neben dem Opfer einer Unbesonnenheit, des Elendes oder gar der Ungerechtigkeit des Zuchtpolizeigerichts sitzt der von den Assisen verurtheilte Verbrecher, das Haupt einer gefährlichen Diebsbande, ein vollendeter Böswicht, und Beide leiden gleiche Behandlung und gleiche Strafe, der Unterschied liegt nur in der Dauer derselben. — Ist dies nicht Unsinn? und nun wundert man sich, daß die Centralhäuser nicht die gewünschte Wirkung haben. In euern Gefängnissen selbst aber herrscht die abscheulichste Willkühr, die gräßlichsten Strafen werden da ganz nach Gutdünken der Aufseher verhängt. Ihr sprecht und schreit Jeter über Sibirien, und eure Gefängnisse sind hundert Mal schrecklicher als Sibirien, zum Theil wahre Folterkammern. Das alles ist euch schon hundert Mal gesagt worden, aber ihr hattet bisher nur taube Ohren für Alles was dem Volk nützlich, heilbringend ist und wahrhaft Noth thut, ihr trachtet nur eure Privatinteressen mit, berücksichtigtet diese allein, und hundert Mal mehr lag es euch am Herzen, euern Vergnügungen in dem tollen Paris nachzujagen, als die Interessen der Nation wahrzunehmen. Aber ich will hoffen, daß sich die neu berufene Kammer besser anläßt und ihrer Pflichten eingedenk ist, sonst könnte ihr arg mitgespielt werden. — Vor Allem thun Gesetze Noth, die den heillosen Lotterien und Beamtenschelmereien im Großen, wo es sich oft um Millionen handelt, ein Ziel setzen und solche Schurken nach Verdienst bestrafen, die Millionen zu stehlen verstehen und noch ehrenvoll heißen werden, während ein armer Teufel, der aus Elend und Hunger eine Lumperei stiehlt, um den letztern stillen zu können, der unerbittlichsten Strenge der Gesetze anheimfällt und auf seine Lebenszeit unglücklich gemacht wird. Und wo, und bei welchen Dingen wird gestohlen? nicht allein auf der Börse wird die Gaunerei im Großen getrieben, nein, auch in den Fruchthallen wird auf das Schändlichste gegaunert und die erste, unentbehrlichste Nahrung der Armen, Korn und Mehl, zu Preisen in die Höhe gewuchert, welche das so sauer verdiente Stück Brod des Arbeiters und Taglöhners dreifach vertheuern. Die Geistliche

bemächtigen sich der Mehlsäcke und kennen kein Maaß und Ziel mehr, ihren Mammon zu vermehren! Das Octroi auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse ist eben so unsinnig und unheilbringend, besonders da nicht zwei Orte in ganz Frankreich sind, in denen diese schreckliche Besteuerung der Armen gleich wäre. Jeder Municipalrath besteuert die Einwohner der Stadt oder des Ortes, in denen er seinen Sitz hat, anders und nach Belieben. Hier geht Wild frei ein, denn die Herrn Municipalbeamten sind große Liebhaber der Jagd; dort muß es eine ungeheure Abgabe bezahlen, denn der Municipalrath betrachtet es als reinen Luxus. Hier zahlt der Wein, das Bier, das Mehl, das Holz, der Cider, das Fleisch zwei Mal, drei Mal, vier Mal, ja zehn Mal so viel als dort, und in diesem Ort kann der Arbeiter wenigstens zwei Mal die Woche Fleisch genießen, während ihm in jenem das Octroi nicht ein Mal an hohen Feiertagen diesen Genuß gestattet. Ueberhaupt ist diese Abgabe eine der abscheulichsten und sündhaftesten, und häufig durch nichts zu rechtfertigen, dient oft nur dazu, Sinekuren zu bezahlen oder die Launen und Capricen einiger Municipalräthe oder Maires zu befriedigen, und allerlei unnöthige und kostbare Bauten zu deren Bequemlichkeit oder aus Prachtliebe zu unternehmen. Hier muß ebenfalls eine heilbringende Reform eingeführt werden, und wenn das Octroi nicht sogleich gänzlich abgeschafft werden kann, was wohl das Beste wäre, so muß es wenigstens durch ein Gesetz so geregelt werden, daß der Arme nicht seinen Labetrunk, seine unentbehrlichsten Bedürfnisse über die Maßen mit den sauerverdienten Pfennigen seines Schweißes bezahlen muß, und auch er wenigstens zwei Mal die Woche eine kräftige, ihm so nothwendige Suppe genießen kann. Sodann habt ihr auch eine nicht minder dringende Reform mit der Douane vorzunehmen, und auch aus dem französischen Zollsystem alle Abgeschmacktheiten, Ungereimtheiten und dem Staat selbst nachtheilige Dinge möglichst zu entfernen, bis man endlich allenthalben eingesehen haben wird, daß völlige Handelsfreiheit und ganz freier Austausch der Produkte und Fabrikate für die Nationen sowie für die Regierungen das Heilsamste und Ersprießlichste ist. Der Schöpfer hat das Thier-, Pflanzen- und Mineralreich nicht geschaffen, um einige wenige Menschen reich zu machen, sondern alle Menschen sollen an seinen Wohlthaten gleichen Theil nehmen, dies ist sein Wille. Die Menschen unter sich klären sich durch den gegenseitigen Umgang

auf, eben so ist es mit den Völkern: nur durch die nähere Berührung werden sie endlich die gegenseitigen albernen Vorurtheile abstreifen lernen. Durch den freien Umtausch werden die Produkte des Bodens, der Arbeit und des Fleißes eine Wohlfeilheit erlangen, die sie allen zugänglich macht, und dies wird ein allgemeines Wohlbehagen zum Resultat haben, welches Friede, Ruhe und Ordnung befördert und erhält. Also der Abgabenfreiheit aller nothwendigen Lebensbedürfnisse das Ziel eurer Bemühungen, das ihr nicht mehr außer Augen lassen dürft, bevor ihr es erreicht habt. Diejenigen, welche von den ungerechten Privilegien leben, sich dadurch auf Kosten der armen Brüder bereichern, um Thaler auf Thaler, Stöße auf Stöße, Millionen auf Millionen zu häufen, diese gefühl- und gemüthlosen Wucherseelen werden sich freilich gewaltig dagegen sträuben und intriguiren; aber das darf euch nicht irre machen, ihr müßt sie durch passende Gesetze und zwar zu ihrem eigenen Heil zwingen, in den ihnen so sauern Apfel zu beißen, ehe was sie der sich vorbereitende allgemeine Sturm des überhandnehmenden Elends gleich Strohhalmen zerknicken und zertrümmern würde. Euer Zollsystem taugt dem Teufel nicht, es kommt beinahe einem völligen Verbot der meisten ausländischen Produkte und Fabrikate gleich, und bringt dem Staat eine wahre Miere ein, kaum 70 Millionen Franken. Dies machen eure verkehrten Zollgesetze. Mit einem mäßigen Tarif, etwa 5 Percente von den Urprodukten und zwanzig von den Fabrikaten, würde der Staat über hundert Millionen mehr erhalten und dadurch in den Stand gesetzt sein, die drückendsten Abgaben, die Salzsteuer u. s. w. den armen Arbeitern zu erlassen. Ihr werdet, diesen Weg einschlagend, die Nachbarstaaten zu einem gleichen System nöthigen, dadurch den Absatz eurer Landesprodukte unendlich vermehren und dieselben weit werthvoller machen. Jetzt setzt ihr kaum für ein halbes hundert Millionen Weine ab, dann werdet ihr mehr als für 300 Millionen absetzen. —

Gebt vernünftige Gesetze, dann wird man bald nicht mehr neben einem hohnsprechenden Reichthum das scheußlichste, hinterste Elend erblicken und vor gewissen Häusern, in denen sich die ergaunerten und erwucherten Goldhaufen thürmen, Unglückliche in zerrissene Lumpen gehüllt, von Ungeziefer oder ekelhaften Krankheiten verzehrt, den Hunger auf den eingefallenen Wangen tragend, unbeachtet liegen und winseln, oder höchstens von Polizeidienern

aufgerafft sehen, um sie dem Zuchtpolizeigericht als Vagabunden und unverbesserliche Bettler zu überliefern, damit ja die lebendigen Gerippe in ihrer Monumentalität nicht durch unangenehme Bilder getrübt werden. —

Wie kann der arme müde Arbeiter daran denken, ein Stückchen Fleisch, ein Glas Wein, um sich zu stärken, zu genießen, wenn eure Octroie es um ein Paar hundert Procente seines Werthes erhöhen?! — Seit mehr als dreißig Jahren hat man diese Abgaben fortwährend gesteigert und vermehrt, was soll am Ende daraus werden? — Krieg, offenen Krieg müßt ihr diesem heillosen, von der Habsucht, der Kurzsichtigkeit und der falschen Berechnung ausgegangenen System erklären, soll der Staat nicht darüber zu Grunde gehen. Der Zucker, dieses so unentbehrlich gewordene und der Gesundheit so heilsame Produkt, würde kaum sechs Sous das Pfund kosten, wenn die darauf lastenden Abgaben aller Art dasselbe nicht auf das drei- und vierfache gesteigert hätten. Man würde ohne dieses verfluchte System, selbst in Paris, gemästetes Ochsenfleisch für fünf und sechs Sous essen, das man jetzt mit fünfzehn und sechzehn Sous bezahlt, und für vier Sous würde sich der Arbeiter mit einer Flasche guten, reinen Wein erquicken können! Auch der Kaffee, der jetzt allgemeines Nahrungsmittel geworden ist, würde dann um zwei Drittheile wohlfeiler zu haben seyn, als was er jetzt kostet. Aber da sind diese superklugen Staatsökonomen, die da glauben, man dürfe die Waaren nur höher besteuern, um die Einkünfte des Staats zu vermehren, während man nur durch die Vermehrung des Verbrauchs diesen Zweck zu erreichen vermag. Davon haben aber diese verirrten Finanzkünstler keinen Begriff. Dagegen haben sie Alles bis auf die Kapuzärmel, Kreidschenkel, Schweinsblasen, Dünger und Dinge besteuert, die man sich nur zu nennen schämt. Ein wenig Zucker in der Tasche, ein Paar Unzen Vogelheu, eine Gurke, ein bischen Salat, ein Stückchen Knoblauchwurst, ein Paar Zwiebeln, die man in der Tasche hat, müssen deklarirt und versteuert werden!!! — Und das Tollste bei der Sache ist, daß oft die Ausgaben für die Erhebung der Steuern von solchen Gegenständen schonmal mehr betragen, als diese Besteurung einbringt. So bringt die Abgabe des Vogelheus etwa 300 Franken ein, und die Erhebung derselben kostet über 2000. In sechs Jahren hat die Erhebung vom Dünger des Viehs noch keine 6000 Franken eingetragen, und hat

viermal so viel gekostet, diese widerliche Masse gehörig zu messen und zu taxiren, um sie besteuern zu können. Dies das Ergebniß eurer Douanen und Octrois, welche außerdem noch veranlassen, daß man fast keine Waaren mehr unverfälscht und oft mit den schädlichsten Substanzen vermischt erhält. — Wie viel Tausend sterben nicht jährlich durch die von den Wein- und andern Flüssigkeitsverfälschungen verursachten Krankheiten! — Das ganze Douanensystem ist im Grunde nichts weiter als eine lästige Besteurung der ungeheuern Mehrzahl der Verbraucher zu Gunsten einer geringen Zahl von Hervorbringern. — Ferner habt ihr euch mit einer Reform des Heerwesens und namentlich der Militärpflichtigkeit sofort zu befassen. So wie diese jetzt organisirt ist, darf sie in Zukunft nicht fortbestehen, die neuern Gesetze des Militärdienstes dürfen keine Stellvertreter mehr zulassen, der Arme muß nicht mehr allein für den Reichen die ganze Bürde des Dienstes tragen und sich für ein Paar lumpige Franken todt, oder was noch schlimmer ist, zum Krüppel schießen lassen, oder in den afrikanischen Wüsten und Lazarethen elendiglich umkommen müssen. Ihr werdet in dieser Hinsicht die Einrichtung und die Gesetze des preußischen Staates zum Muster nehmen, wo Jedermann, ohne andere Ausnahme als gänzliche Untauglichkeit, dem Vaterland auf kurze Zeit dienen muß und sich Niemand mit Geld abfinden kann. Außer der Billigkeit dieses Gesetzes bringt es auch noch den unermeßlichen Vortheil, daß das Heer und der Kriegerstand ein höchst geachteter, ehrenvoller und vom besten Geist beseelter ist, da sich alle Bürger demselben widmen müssen, was auch sonst ihr Rang und Stand seyn mag. Ueberhaupt rathe ich euch, bei euern vorzunehmenden Reformen in allen Zweigen der Legislation und Administration, die preußischen Gesetze und Einrichtungen zu studieren und zum Muster zu nehmen, da dieselben unstreitig die besten und vorzüglichsten, wenn auch, wie alles Irdische, nicht von Mängeln frei sind; besonders auch was den öffentlichen Unterricht anbetrifft *). Eben so rathe ich euch, den — doch das wäre ganz gegen mein Interesse, mein College hier mag keine Rede schließen. —

Jetzt wandte sich der Hinkende gegen Michel und sagte diesem: Du wirst den Herren Deine Meinung hinsichtlich der Religionsangelegenheiten selbst vortragen. —

*) NB. Der Teufel steht auch in preußischem Sold! Zur Nachricht für die blinden Gegner Preußens.

— Ah ſo, dies erlaubt Dir Dein zartes hölliſches Gewiſſen nicht, erwiederte Stürmer, wohlan, ſo will ich in wenig Worten der ehrbaren Verſammlung ſagen, was ſie in dieſer Angelegenheit zu reformiren hat. Auch ſelbſt hier iſt dem Reichen, wie bei eurer gottvergeſſenen Juſtiz, vor dem Armen ein großer, wenn auch nur ſcheinbarer Vortheil eingeräumt, und eure Prieſter ſchachern und wuchern mit dem Gottes- oder vielmehr Götzendienſt, daß Satan ſelbſt ſeine Luſt daran hat, dies iſt bei faſt allen Sakramenten der Fall, namentlich aber bei der Todtenfeier. Hier wird Gebet, Geſang, Pomp, Länge und Breite der Feier des Gottesdienſtes nach den Fünffrankenſtücken abgemeſſen, die der Todte oder ſeine Erben zu bezahlen im Stande ſind. Dem ganz Armen wird wenig mehr Aufmerkſamkeit als einem todten Hund geſchenkt, und man macht die Sache mit empörender Eile und augenſcheinlichem Widerwillen ab, während dem, der ein oder ein Paar Tauſend Franken zu bezahlen im Stande iſt, ganze Stunden in der Kirche gewidmet werden und geplärrt wird, daß einem übel und weh über all die handwerksmäßig betriebenen Faxen wird, bei denen die totale Gedankenloſigkeit dieſer mechaniſchen Spiegelfechterei in die Augen ſpringt. Was muß man für eine verrückte Meinung von dem Allmächtigen haben, wenn man glaubt, daß ſich dieſer durch ſo bezahlte Schnurrpfeifereien rühren und günſtiger für den verſtorbenen Sünder ſtimmen laſſen könne! — Mich wundert nur, daß er dieſes falſche Gebrüll ertragen mag und dieſen Plärrſängern nicht ſchon zugerufen hat: Wollt ihr die Mäuler halten und mein Gehör nicht ſo beleidigen! Ich wenigſtens hätte dies längſt gethan. Ich bin feſt überzeugt, daß der arme Teufel, der ohne all dieſes Comödienſpiel in die Ewigkeit fährt, weit freudiger von den lieben Seligen mit offenen Armen empfangen wird, als der Reiche, der es ſich viel tauſend Franken koſten läßt, all dieſe heiſern und rauhen Pfaffengurgeln in Bewegung zu ſetzen und gehörig auszuſchwenken. Ebenſo werdet ihr den leidigen Stuhlhandel in den Kirchen, der ſchon zu ſo vielen unangenehmen Auftritten in denſelben Veranlaſſung gab, für immer beſeitigen, wobei nicht ſelten wie unter Schacherjuden gefeilſcht und geboten wird, während der Geiſtliche vor dem Altar oder auf der Kanzel ſteht. Ich will hoffen, meine hochachtbaren Herrn, daß euch dies Alles nicht nur in die Ohren gegangen, ſondern auch in das Herz gedrungen iſt, und Ihr es nach dieſen wohlgemeinten Rathſchlägen

nicht macht wie die große Mehrzahl eurer Vorgänger, sonst soll es euch schlimm ergehen. —

Ihr habt euch also während dieser Session mit der Wahlreform, der Reform eurer Gesetzbücher, des Douanen- und Octroiwesens, der Straf- und Zuchtanstalten, der Gefängnisse, dem Militär- und Kirchenwesen hauptsächlich zu beschäftigen, und ich will es euch Dank wissen, wenn ihr während eurer fünfjährigen Dauer damit fertig werdet. Sehe ich euch aber wieder den alten Schlendrian einschlagen und mit jämmerlichen Futilitäten beschäftigen, dann seht ihr mich bald wieder, und ich werde dann aus einem andern Ton mit euch sprechen. Auch ihr, Herrn von der Opposition, wollt ohne Rück- und Hinterhalt das Beste des Volks, und gebraucht dieses nicht zum Vorwand eurer Privatabsichten und Rancünen, geberdet euch nicht wie toll und sprecht dann von Bestechungen, wenn die Regierung einer Gemeinde eine ihr nothwendige Brücke, eine Kapelle, ein Schulhaus, einen Vicinalweg bewilligt, fordert deßhalb nicht die Nation auf und vergeudet die kostbare Zeit. Somit für heute Basta, und nun sey euch Sprache, Rede- und Bewegungsfreiheit wiedergegeben.

Michel und Asmodi entfernten sich, ließen die Herrn Deputirten nach und nach wieder ruhig werden und von ihrem starren Erstaunen zurückkommen.

— In einigen Tagen sind die Julifeste, sagte Michel, die Treppe des Palastes Bourbon herabsteigend, zu seinem infernalischen Freund. Bis dahin gebe ich Dir Urlaub, ich will mich einstweilen auf meine eigene Faust in Paris vergnügen; sollte mir jedoch etwas Besonderes zustoßen und ich Deiner bedürfen, so werde ich Dich citiren. —

— Wohl, hier hast Du einen kleinen Ring, versetzte Asmodi, Du brauchst ihn nur in das erste beste Feuer zu werfen, und ich stehe ihn zurückbringend vor Dir.

— Gut also, auf Wiedersehen am Haupttag der Julifeste! Asmodi verschwand und Michel Stürmer besuchte einstweilen die Theater, alle öffentliche Vergnügungsorte und einigemal das Sacré coeur, wo er sich über die physischen, moralischen, scientivischen und artistischen Fortschritte, welche sein liebenswürdiger Schützling Rosa-Maria und deren Schwester machten, außerordentlich freute.

Freilich hatten die Mädchen auch die besten Lehrer von Paris in allen Fächern, à 20 und 30 Franken die Stunde. So gab ihnen der berühmte Bordogni Unterricht im Gesang, und Chopin lehrte sie das Pianoforte schlagen. Rosa-Maria zeichnete und malte auch schon recht hübsch, fing an deutsch, englisch und italienisch zu sprechen, war in der Erdbeschreibung und Geschichte schon ziemlich bewandert, und fing sogar an Philosophie zu discutiren, dies verbat sich jedoch ihr Protektor sehr ernstlich und brachte fast jeden Tag wenigstens eine Stunde in dem Kloster bei den Mädchen zu, denen er versprach, sie an den Julifesten, welche diesmal ganz besonders festlich begangen werden sollten, in den elysäischen Feldern spazieren zu fahren, auch ihnen am Abend das Feuerwerk und die merkwürdig prächtige Illumination zu zeigen, welche gar seltsame Bilder und Transparente bringen werde. —

Die erwünschten Feste waren endlich herangekommen und die beiden ersten Tage wie gewöhnlich ziemlich ruhig herumgegangen, dagegen begannen mit dem Morgen des dritten schon die Volksmengen auf Plätzen und in den Straßen zu wogen. — Michel holte selbst seine beiden Schützlinge in den Nachmittagsstunden aus dem Kloster ab und führte sie über den schönen Concordienplatz in die elysäischen Felder. Sie gingen zuerst an dem Cours de la Reine hinauf, längs den daselbst aufgeschlagenen Bühnen und Hütten. Kaum konnten sie durch das ungeheure Gedränge der Massen kommen, welches Männer, Weiber und Kinder jeden Alters, sogar Säuglinge an der Mutter Brust verursachten. Bunt durcheinander drängten sich Handwerker, Arbeiter und Landleute, Soldaten, Matrosen, Grisetten, Loretten und Marketenderinnen, Fremde aus allen Weltgegenden und Provinzen, Zigeuner, stolze Bettler und das Heer der Taschendiebe und Gauner aller Grade, Lumpenhändler, Bänkelsänger und Taschenspieler auf offener Straße, und die Bande der Marktschreier vor den Buden machten ein infernalisches Charivari, um die vor denselben stehenden Gaffer zum Eintreten vermittelst weniger Sous zu vermögen, welche sie obendrein erst beim Herausgehen zahlen sollten, und unter der Bedingung, daß die Dar- oder Vorstellung ihren Erwartungen entsprochen habe; kann man billiger seyn? wie, und dennoch stehen die Leute an, Gebrauch von diesem Anerbieten zu machen? — Das ist kein Wunder: unter den Hunderten dieser Buden wird die Wahl schwer, jede bietet ihre eigenthümliche Merkwürdigkeit dar, man

möchte Alles sehen. Da auf diesem Gerüst, wo ein baushackiger Trompeter in scharlachrothem Costüme unaufhörlich mit ungeschwächtem Athem, von den rastlosen Schlägen einer übergroßen Trommel accompagnirt, schmettert, befindet sich im Innern der Baracke der furchtbare Herkules Maaßon, der König aller nordischen und südlichen Herkulesse, der es auf sich nimmt, wenn man ihm die Erlaubniß dazu ertheilen würde, man hat sie ihm aber lediglich verweigert, einen Eisenbahnzug in seinem stärksten Lauf augenblicklich aufzuhalten, und in Ermanglung dessen hat er einen mit vier wilden Normännern, versteht sich Rossen, bespannten Wagen schon mehr als tausend Mal en pleine carrière auf der Stelle zum Stehen gebracht, blos mit seiner rechten Hand in die Speichen eines der Hinterräder greifend! Sein Ruf ist gemacht, es ist kein Zweifel mehr, er stammt von dem alten Herkules der Griechen, folglich vom Jupiter selbst ab; dies ist um so weniger zu bezweifeln, da sein Vaterland die griechische Colonie Marseille ist und Urgroßvater, Großvater und Vater schon das herkulische Handwerk trieben. Man trete doch ein, in diesem Augenblick zieht er einen mit 18,000 Kilo Steinen schwer beladenen Wagen, den vier Pferde nicht von der Stelle bewegen können, mit seiner rechten Hand die Deichsel regierend und einen Strick um Hals und Schulter, mit einer Leichtigkeit im Kreis herum als sey es ein Kinderwägelchen, wie es das außen hängende herrliche Gemälde ausweist. Aber dies ist noch die geringste seiner Heldenthaten, er spielt mit Centnerschweren Kugeln und Bomben Ball, wie Kinder mit Spielbällchen. Er tanzt die Polka a merveille und walzt a l'allemand, mehrere junge stämmige Herkulesse, die wenigstens fünf Fuß sechs Zoll hoch sind, auf den Schultern wiegend, dabei hält er schwere eiserne Gewichte zwischen den Zähnen fest! — Dieser Maaßon ist der ächte Herkulestypus. Sein breiter Kopf ruht auf einem fast noch dickerem Hals, und seine Schultern, vom Ende der einen zu dem der andern, haben mit der hochgewölbten Brust die Länge der beiden ausgebreiteten Flügel einer Gans. Seine Gestalt ist stark untersetzt, und der breite, etwas bogenartige Rücken bewegt sich ziemlich geschmeidig auf den hervorstehenden Hüften. Schenkel und Waden entsprechen vollkommen diesem athletischen Bau, die Füße sind kurz, aber breit, und die Hände rund und fleischig. Seine Stärke liegt nicht, wie die des Simson, in seinen Haaren, sondern in

einer Muskelkraft. Das Volk hat einen gewaltigen Respekt vor diesem Abkömmling der Herakliden, und wenn man den so oft im dicken Schlamm steckenden und stockenden Wagen der Staatsmaschine durch die Muskelkraft herausziehen könnte, so hätte Maaßen schon längst Sitz und Stimme in der Kammer der Abgeordneten. Auch ist die Hütte dieses ungewöhnlichen Menschen immer zum Erdrücken voll, zwanzig Vorstellungen gibt er an einem Tage und hat über ein halbes Tausend Zuschauer. Er ist wählbar, denn gewiß zahlt er mehr als 500 Franken directe Abgaben an den Staat. Seine Armenabgabe allein beträgt oft an fünfzig Franken in einem Tag, und die der sämmtlichen Schaubuden-Besitzer an dem Philippstag oder den Julifesten nicht selten über 50,000! — Maaßens Vater, obgleich ein Siebziger, läßt sich noch als rüstiger Volkatänzer bewundern. Unfern dieser Herkuleshütte ist eine andere, die des berühmten Kreß- und Saufhelden aus Nanterre, ein Vielfraß, der trotz dem berüchtigten Wucherer en gros und Banquier en detail, dem Dietrich Harpar, wenn dieser bei einem Festessen zu Gaste ist, wo es ihm nichts kostet, die Riesenbissen verschwinden läßt. Vier und zwanzig Pfund Ochsenfleisch zehrt er auf, ohne seinen Kinnbacken Ruhe zu gönnen, und zu seinem Frühstück verschlingt er in einer halben Stunde sechs und dreißig große Tassen Kaffee, in die er sechs und zwanzig Lebkuchen brockt. Dieser Freßherkules strengt bei seinen Thaten seine Muskeln nicht an und zieht keine schwerbeladenen Wagen wie sein College, sondern er ruht dabei ganz bequem auf akademischen Faulbetten in antiken Positionen, nur sein Riesenmagen muß keine kleine Arbeit haben. — In einer ebenfalls benachbarten Baracke ist noch eine andere Art Herkules zu schauen, der sich ganz bescheiden das Modell oder Musterbild der Akademie nennt, dessen Name aber Laroche ist. Er ist allerdings schön gebaut und hat sehr gefällige runde Formen, dabei hat er auch Riesenkräfte und hebt einen mit zwanzig erwachsenen Menschen beladenen Wagen in die Höhe. Noch ist ein Pariser Herkules da, der es an Stärke jenen nicht gleich thut, sie jedoch an Gewandtheit übertrifft. All diese Herkulesse sind mehr oder weniger in Statu naturalibus oder in ganz dünnen, fest anliegenden Tricot genäht, der jede Form ihres Körpers vollkommen verrath, nur um die Hüfte haben sie einen Lappen, ein Bären-, Tiger- oder Löwenfell gewunden. Jetzt kamen unsere Bekannten an der Hütte vorüber, in welcher die Mademoiselle

sächsar ist, die nicht weniger als ein halbes Tausend Pfund wiegt und den Umfang eines Stückfasses hat. Ein paar Kesselpauker und zwei Pfeifer nebst ihrem wohlgetroffenen Portrait laden zum Besuch ein. Dicht neben ihr lassen sich die lebendigen Skelette sehen, transparente Gerippe mit einer so dünnen Haut überzogen, daß man durch und durch sehen kann, wenn man Lichter hinter sie stellt. Nun kommen andere Naturwunder: Riesen, Zwerge, die allerlei Kunststücke produciren, zweiköpfige und achtbeinige Kälber, Katzen, Hunde ꝛc., auch doppeltköpfige und geschwänzte menschliche Mißgeburten, sodann die schöne indische Riesin, Enkelin einer Favoritin des Tippo-Saib; Steinfresser, Schwerdt- und Messerklingen-Verschlinger, die Unverbrennbaren, die sich in glühenden Kohlen wälzen, Feuer und siedendes Pech, als sey es Champagner, verschlingen; Wilde, die lebendige Enten, Hühner und Gänse mit Haut und Federn verschlingen; blinde Musikanten aller Instrumente, vierfüßige Künstler, trefflich dressirte wilde Katzen und zahme, gelehrte Hunde, trommelnde und schießende Hasen, vortrefflich civilisirte Affen, um die zu sehen man freilich nicht erst die Schaubuden in den elysäischen Feldern zu besuchen braucht. Pferde und Maulesel, die statt Servietten eine Nummer der »Presse« oder des »Debats« umgeknüpft haben und auf dem werthesten Hintertheil sitzend ein copiöses Mahl einnehmen; dann die Seiltänzer- und Luftspringer-Buden, in denen nicht selten sechzigjährige Schönen ihre freilich nicht schönen Künste produciren; die unzähligen Buden der natürlichen Magie, in denen die Tausendkünstler und Herrenmeister unserer Tage das Volk durch ihren Hokus Pokus belustigen und in Erstaunen setzen, gar manche abenteuerliche physikalische Kunststücke vorbringen, und eine blonde Griechin unter einer Zuckerhutform in einen afrikanischen Mohren, eine achtzigjährige zusammengeschrumpfte runzliche Schöne in eine allerliebste, frischblühende, spiegelglatte, achtzehnjährige verwandeln. Hieher kommt all ihr verblühten Weiber und Mädchen, und laßt euch verjüngen! Der olympische Cirkus scheint sich an diesen Tagen ins Unendliche vervielfältigt zu haben und Dutzende von Reitenden thun der berühmten Franconis großen Eintrag, besonders die, in welcher die Familie Loyal ihre Reiterkünste zeigt, schlanke, wunderschöne Amazonen arabische und nubische Rosse bändigen, und die Familie Nicler eine Pyramide bildet, gewiß merkwürdiger und genußreicher anzuschauen als die größte Pyramide Aegyptens. Jetzt sind un-

sere Spaziergänger an eine bunt bemalte, tempelartige Hütte gekommen, welche die pompöse In- oder Unterschrift führt: »Zum Tempel der schönen Künste.« Auf dem Gerüst vor derselben tanzen kleine drollige Genien auf Drähten, so daß in einer geringen Entfernung sie in den Lüften zu schweben scheinen. Auch hier ladet mit Begleitung von Trommelschlag und Posaunenklang eine Stentorstimme die Vorübergehenden zum Eintreten und Beschauen der in diesem fragilen Tempel enthaltenen Wunderwerke der Kunst ein. Lebende Bilder sind es, die hier zur Schau ausgestellt und hinter grünen Vorhängen verborgen sind, die sich so oft in die Höhe rollen, als sie der Erklärer mit seinem Stab berührt, und nun zeigen sich den allerdings erstaunten Blicken Adam und Eva im Paradies und in paradiesischer Unschuld vor dem verbotenen Apfelbaum, jedoch schon mit einem Feigenblatt, man weiß wo, versehen, ob ihnen gleich die Schlange erst die verbotene Frucht darreicht und sie noch nichts davon genossen haben; dann kommen eine Menge andere Bilder aus dem alten Testament, unter denen die keusche Susanna im Bad, Loths Töchterchen, die drei Männer im feurigen Ofen, Salomos Urtheil, Potiphar den Joseph beim Mantelzipfel festhaltend, endlich die ganze Leidensgeschichte Christi sammt Kreuzigung und Auferstehung, sogar die seltsamsten Scenen aus der Offenbarung Johannis mit allen möglichen Monstruositäten. — Pariser Gamins in weißen Tüchern drapirt und die Gesichter mit Mehl bestreut bilden die Hauptfiguren dieser sonderbaren Gemälde und namentlich bei der Passion, wo ein zwölfjähriger Christus mit einem langen weißgepuderten Bart unbeweglich am Kreuz hängt und fromme, acht- bis elfjährige Weiber um ihn herumknieen, während komisch-wilde Soldätchen im Knabenalter, mit ungeheuern Spießen bewaffnet, die Gruppe stocksteif umgeben. Man glaubt, einen jener weiß angestrichenen Calvarienberge der französischen Dörfer zu sehen. Dabei versteht es sich von selbst, daß ein herzbrechendes musikalisches Accompagnement nie fehlt. Während der ganzen Leidensgeschichte spielt eine Clarinette, von einer Posaune begleitet, wohl auch eine Triangel und Trommel die wunderlichsten Melodien, mitunter die der famösesten Revolutionslieder, wie den Marseillermarsch ça ira, die Carmagnole, auch die Cachouka und Polka müssen dienen; und wenn gar mythologische Bilder dargestellt werden, wie der zürnende Jupiter, Frau Venus und Mars von Vulkan im

Netz gefangen, Paris Urtheil, Venus und Amor ꝛc., dann sind es die Nationallieder: ou peut on être mieux; Vive Henri quatre, auch Malborough o'en va-t-en guerre u. s. w., welche aufgespielt werden. — Jetzt kommen die Hütten, in denen die gewandtesten Waffenkünstler ihre Geschicklichkeit zeigen. In phantastischen Costümen, ein Stück aus jedem Jahrhundert, alte Römer- und Ritterhelme, peruanische Federkronen, altpersische Mützen und türkische Turbane schmücken die Häupter dieser modernen Gladiatoren, von denen wenigstens nach ihrem Versichern jeder Stoß den Tod bringen würde, wenn es ernstlich gemeint wäre. Sie fechten wie die Löwen und der Schweiß rinnt ihnen von Stirne, Wangen und Brust in Strömen herab. Auch kräftige Amazonen zeigen hier ihre Virtuosität in der Fechtkunst und erschüttern die Bretter durch ihr gewaltiges Stampfen. Meistens zieren rothe phrygische Mützen, mitunter auch blecherne Pickelhauben ihre Häupter und oft kupferrosige wilde Gesichter, während ihre rosenfarbigen Beine mit Silberband geschnürrt sind; manchmal entwaffnen sie sogar ihre männlichen Gegner. Nun kommen die unzähligen Wachsfiguren-Kabinette, wo man von Adam bis auf Ludwig Philipp alle historische Celebritäten in Augenschein nehmen kann und wenigstens die Phantasie bewundern muß, mit der die Eigenthümer die sehr unästhetischen Körper ihrer Helden hinsichtlich der Kleidung und Waffen ausgeschmückt haben. Catharina von Medicis ist mit einem Hofgallakleid der Kaiserin Josephine bekleidet und Johanna d'Arc hat ein paar Terzerolen im Gürtel stecken, Friedrich der Große ist mit einem Küraß aus den Zeiten Franz I. versehen und Cäsar und Alexander haben nicht selten goldbetreßte Kutscherhüte auf und blauangelaufene Galladegen an der Seite. Die Königin Cleopatra umarmt im Reifrock den Antonius und ein dicker Schlangenkopf sieht ihr dabei aus der Brust hervor. Nur Napoleon, der in keiner dieser Sammlungen fehlt, verläßt sein kleines Hütchen und seinen grauen Oberrock niemals. In den nicht minder zahlreichen Marionettenbuden sind es noch immer die vier Heimonskinder, Genofeva, Aschenpudelchen, der gestiefelte Kater, der Däumling u. s. w., welche das Entzücken und die Bewunderung der Zuschauer erregen, doch hat in neueren Zeiten die Legende von Robert dem Teufel auch bei den Marionetten Furore gemacht und wird von dem Volk bevorzugt. An unzähligen andern Hütten und Schaubuden vorübereilend, kamen

unſere Freunde endlich auf den groſſen freien Platz, auf welchem die beiden groſſen, von dem Staat aufgebauten Theater in gehöriger Entfernung einander gegenüber dem vergnügten Volk ihre Gratisvorſtellungen geben, die viele Stunden ununterbrochen währen, und zwar ſo, daß wenn das Herabrollen des Vorhangs des einen Theaters den Schluß eines Actus anzeigt, auf dem andern mit dem Hinaufrollen des Vorhangs die Handlung beginnt. Hier iſt völlige Gleichheit unter den zahlloſen Zuſchauern, alle ohne Ausnahme ſtehen oder ſitzen par terre, das heißt auf der Erde, buchſtäblich genommen. Nur kriegeriſche Stücke mit Schlachten, Beſtürmungen, Einnahmen von Städten, Feſtungen, Schanzen und Lagern, Uebergänge über Flüſſe und Brücken unter dem furchtbarſten Kartätſchenfeuer ꝛc. werden hier aufgeführt; Sengen, Brennen, Morden und Plündern beluſtigen die Augen, und unaufhörlicher Kanonendonner, Wirbeln der Trommeln und Schmettern der Trompeten die Ohren der Zuſchauer. Alle Nationen, oder vielmehr deren Heere, werden hier der Reihe nach auf das Haupt und ſchimpflich in die Flucht geſchlagen, Engländer und Spanier, Ruſſen und Preuſſen, Oeſterreicher und die afrikaniſchen Heerhaufen des Abdel-Kader erleiden die entſetzlichſte Niederlage und werden Heerweis gefangen. Beſonders ſind es aber die Oeſterreicher, die in der Regel die Hauptſache bezahlen und die Gewehre ſtrecken müſſen, wobei ſich denn das gute Volk überluſtig geberdet und ein Mal über das andere Mal ſchreit: Oh les autrichiens, a bas les Autrichiens! Ebenfalls im Freien treibt das zahlloſe Heer der Bohemiens (Pariſer Zigeuner) jeder Gattung ſeine Gaukeleien und mitunter auch Gaunereien; es iſt eine eigne Race, dieſes franzöſiſche Zigeunervolk, viele davon gehören den Kindern Israels an: Muſik auf allen möglichen Inſtrumenten der alten und modernen Welt iſt eine ihrer Hauptbeſchäftigung, altteſtamentariſche Harfen, die Tuba brevestertonica, Trombonen, die Tibia, die Doppelflöte, Schalmeien, Spinetten, Zinken, Zaumenflöten, Lauten und Mandolinen u. ſ. w. kommen bei dieſen Feſten zum Vorſchein, die abgelegenſten Winkel des ungeheuern Paris verlaſſend, faſt unter jedem Baum läßt ſich ein ſolcher Virtuoſe hören, des Heers der ambulanten Sänger und Sängerinnen gar nicht zu gedenken, und die auf den Gerüſten vor den Kaffeehäuſern ſpielenden Orcheſter und ſingenden Chöre! und die zahlloſen Hazardſpiele, wo freilich nur ein Sous gegen ein Dutzend Mac-

caronen, Pfeffernüsse oder Gerstenzuckerfiguren hazardirt werden darf, dann die von angorischen Katzen gehüteten Polischinelkasten, die Bu[illegible]schützen- und Kugelspiele, die Spielsachen, Kuchen- und Zuckerbäckerwaaren, die Carrousselle, die Luftschifffahrten, wobei die Schiffe jede Bewegung, die ihnen die Meereswellen verursachen, nachahmen, die Bilderläden à einen Sous und die vier und zwanzig Stunden ununterbrochenen Garküchen, zum Theil auch Hazardspiele, wo man für zwei Sous einen Stich mit einer zweizinkigen Gabel in einen großen tiefen Kessel thun darf, und, wenn einem das Glück wohl will, wohl auch eine Hammelsrippe, einen Kaninchenschenkel, einen Leberlappen, ein Stück Milz, einen Fischkopf und ähnliche Leckerbissen erwischen kann, jedoch meistens die leere Gabel wieder aus der siedenden Masse zieht, noch obendrein von den Umstehenden ausgelacht wird, und so ein Bissen dann durch die wiederholten Stiche oft so theuer kömmt, daß man dafür eine gute Schüssel bei einem Restaurateur erhalten hätte, aber diese freilich nicht mit einem solchen Gaudium und Genuß, wie das so Gewonnene, verzehrt haben würde. Aber welches Halloh ertönt dort in der Nähe eines der Klettermasten? Ah, soeben hat ein Gamin eine silberne Uhr herabgeholt und alle drängen sich um den Glücklichen, der diese Kostbarkeit, die man beneidend bewundert, erbeutet hat. Aber hier nun begegnen unsere Spaziergänger gar einer Gesellschaft von mehr als zwanzig Buckligen, von denen einige zum Theil Höcker haben, die einem Dromedar oder Kameel noch Ehre machen würden, von denen wohl manche unächt seyn mögen und, einer Polizei- oder Douanen-Visitation ausgesetzt, Gott weiß welche Ingredienzen hervorbringen würden. Aber an so feierlichen Tagen nimmt es selbst die Polizei nicht so genau und läßt auch, durch die Finger sehend, einen falschen Buckel durchschlüpfen. Aber wer sind diese höckrigen Leute, was will dieser bucklige Zug? Es ist eine ganze Judenfamilie, die — doch seht, jetzt bildet sie einen Kreis und macht unter den tollsten Grimassen und Pantomimen, wobei einige sogar ihre freilich etwas langen Nasen in den breit geöffneten Mund stecken, eine Vokalmusik, die gegen die Katzenchöre noch himmlische Harmonie ist. Sie näseln und gurgeln eine ganze Simphonie herunter, geberden sich dabei, als zerreiße ihnen Bauchgrimmen und das Miserere die Gedärme, und ihr Costüme trägt nicht wenig dazu bei, diese schreckliche Komik noch zu erhöhen, denn es ist das der deutschen Scha-

herjuden, wie sie noch vor wenig Jahren in zerlumpten Trödelkleidern, mit schwarzen Dreimastern und Bocksbärten, den Zwerchsack über die Schultern, durch die Straßen der Reichsstädte wanderten, in denen man sie duldete.

Doch der Tag beginnt sich zu neigen, Hunderttausende von Lichtern entzünden sich allmählig und die elysäischen Felder glichen nun einem Lichterwald, mehr wie fünfzig Orchester laden die Tanzlustigen zu den Bällen unter freiem Himmel oder unter bedeckten, mit Blumenguirlanden und Festons geschmückten Räumen zum Tanzen ein, Loretten und Grisetten taumeln den Tanzböden zu und rasen und springen gleich Besessenen an der Hand ihrer rüstigen Tänzer, die Polizei- und Stadtsergeanten können nicht Augen genug haben, wenn der Cancan in seiner frechen Unverschämtheit sein Wesen treibt, und die wurde an zwanzig Orten schon hinausgeführt, die am ein und zwanzigsten nur um so zügellofer wieder auftritt. Alle diese Frauengestalten werden zu eben soviel Bacchantinnen, ihre Ausgelassenheit kennt keine Schranken mehr und wird, durch die Anbeter ihrer Schamlosigkeit geschürt, nicht selten zur ekelhaftesten Fratze.

Aber wie durch einen Zauberschlag hat sich nun mit der eingebrochenen Nacht die ungeheure Mittelallee vom Concordienplatz bis zum Triumphbogen des Sterns in wenig Minuten in eine Reihe von Feenpalästen verwandelt, deren Baumaterialien in allen Farben spiegelnde Lichter und Lampen sind. Colonaden von Smaragden, deren Säulen Capitäler von Rubinen, Brillanten und Turqueisen haben, Arkaden, Gesimse, Mauern und Hallen aus gleichen Materialien, Wölbungen von Topazen, Granaten, Karfunkeln, Saphiren, Chrysopas und Riesenportale im schönsten Styl und Geschmack, wenn gleich phantastisch erbaut, lassen alles hinter sich zurück, was die Wunderlampe der Tausend und einen Nacht zu schaffen im Stande war, und wenn man von dem Obelisk des Sesostris aus durch die Halle der über Alles prächtigen Eingangsfaçade, deren Portal Brillantsäulen und Pilastern tragen, das Perspective dieser Feenpaläste bis zum Triumphbogen erblickt, so weiß man in der That nicht mehr, ob man den Fuß noch auf irdischen Boden setzt, wenn nicht die gar zu prosaischen und zum Theil zerlumpten und düster finstern unheimlichen Gestalten, die sich in diesen lichten Räumen bewegen, daran erinnerten, daß man sich oft mitten unter der gräßlichsten und scheußlichsten irdischen

Misere befindet. Der Contrast ist zu stark, hier sollten nur Feen, Genien oder Engel schweben, um ein vollendetes Bild höherer Regionen zu geben. Aber auch der ganze Kai des jenseitigen Seine-Ufers bietet einen gleichen, ja wo möglich noch imponirendern Anblick dar, denn dort spiegeln sich alle die daselbst entstandenen Tempel, feurige Wunderpaläste, Riesensäulen, Pyramiden, unabsehbare Säulengänge in den Fluthen der Seine wieder, ein zauberartiger, magischer Anblick, dem keine Fata Morgana auch nur im Entferntesten ähnelt, und Hunderte von bunterleuchteten Gondeln, Barken, Kähnen und Nachen rudern beständig die glühend scheinenden Wellen des Stromes auf und nieder, durch die ebenfalls erleuchteten Bogen all seiner illuminirten Brücken. Aus mehreren dieser Gondeln und Schiffe ertönt eine harmonische Musik, und vermehrt so das Entzücken der an den Ufern staunenden Zuschauer. Jetzt donnern die Kanonen des Invalidenpalastes und die Feuerwerke auf den Brücken und an den Kais beginnen. Tausende von Raketen steigen zumal, und ein Sternenmeer von allen Farben besäet den Himmel. Feuersprühende Schlösser, Paläste, Thürme und Tempel entstehen und verschwinden. Unzählige Sonnen drehen sich im Kreise, bis sie krachend platzen." Dreifache ungeheure Feuerreifen bilden sich zum Andenken an die drei Julitage. Bomben zerplatzen hoch in der Luft und ergießen einen purpurnen, grünen, blauen und orangen Feuerregen auf das Volk. Feurige Gebüsche und Baumgruppen entstehen und verschwinden, ebenso Medaillons mit flammenden Inschriften, ganze Schlachten werden in den Lüften geliefert, lösen sich gleich wirklichen in Nichts auf, und man sieht bald die schönsten kolossalen Blumensträuße an ihrer Stelle, die sich unter den Sternen verlieren. Drei flammenspeiende Ballons steigen jetzt in die Höhe, werfen Tausende von Schwärmern aus und sind endlich so hoch gestiegen, daß die Astronomen sie für lang geschweifte Wandelsterne halten würden. Endlich wird das Bouquet angezündet und breitet sich gleich einem prachtvollen Pfauenschweif in der Finsterniß der Nacht aus, wird so groß und leuchtend, daß die Nacht tageshell gelichtet ist und wirft solche Feuermassen aus, daß man den feuerspeienden Vesuv vor sich wähnt und das Gekrache dem Abfeuern von hundert Pelotons ähnlich ist. Ein allgemeines Freudengeschrei läßt nun die ungeheure, sich beinahe erdrückende Menge hören, die man jetzt Kopf für Kopf deutlich wahrnehmen kann, wie wenn der hellste Sonnenschein die

Geſichter beleuchtete. Dieſer phantaſtiſche Anblick iſt ebenſo merkwürdig als der Himmel ſelbſt, den eine Feuersbrunſt zu verzehren ſcheint. Die ganz umgekehrte Natur, die überwundene Finſterniß, das Firmament in Feuer aufgelöst, das unaufhörliche Donnern und Krachen bietet ein ſo außerordentliches Schauſpiel, daß man geheimnißvolle Mächte als Urheber deſſelben wähnt. Und dann wieder die wahrhaft komiſchen und bizarren Gruppen der armen Erdbewohner! Trotz aller Polizei und ihrer Verbote, wiegen ſich die Gamins, gleich Affen, zu Dutzenden auf den Aeſten der Bäume, um recht bequem zu ſehen, ehrbare Familien-Väter ſetzen ihre Kinder, wohl auch ihre Weiber auf die Schultern, Soldaten tragen ihre Liebchen auf den Armen, die, welche einen halben Franken übrig haben, ſind auf Stühle, Gerüſte, Eſtraden und Fäſſer geſtiegen, die nicht ſelten zuſammenbrechen, umfallen und reihenweis ſtürzen, dann, gleich Kartencapucinern, aufeinander fallen, ſich wieder mit Füßen und Aermen emporwühlend, zappelnd und um ſich ſchlagend, gleich einem wüthenden Jeſuiten auf der Kanzel. Dabei machen nun die Speculanten auf Börſen, Uhren, Taſchentücher ꝛc. vortreffliche Geſchäfte, denn die Juli- und Ludwig-Philippsfeſte ſind ihre reichſten Ernten. Aber jetzt verkündet ein Gekrach, als wollte die Welt, wenigſtens die Pariſer, berſten, die letzte Anſtrengung des Bouquets, eine ungeheure Rauchwolke löst ſich bald darauf in dichte Finſterniß auf, und von der ganzen Herrlichkeit des Feuerwerks bleibt nur noch ein wenig Dampf übrig, den jedoch die Lüftchen ebenfalls bald verwehen; jetzt wogt die ungeheure Menge wieder den fortwährend brillirenden elyſäiſchen Feldern zu, und ein Glück, wenn nicht Dutzende auf den Brücken, die dahin führen, erdrückt und zerquetſcht werden, wie dies ſchon öfters geſchehen iſt.

Bis jetzt war indeſſen noch alles ganz natürlich zugegangen, und die beiden Mädchen hatten, von Michel und dem Teufel beſchützt, alle Herrlichkeiten dieſes Feſttags und Abends mit aller Bequemlichkeit und gefahrlos in Augenſchein nehmen können. Aber nun, ſagte Michel zu ſeinem hinkenden Freund, müſſen wir dem guten Volk der Pariſer ein außerordentliches, noch nie geſehenes Schauſpiel geben, und zwar ſo, daß es auch einmal einen ordentlichen Genuß von all den Herrlichkeiten hat.

Er flüſterte Asmodi einige unverſtändliche Worte hinter dem Rücken der Mädchen zu, und ſiehe da, in einem Augenblick wa-

Jen auch ſämmtliche Bäume der elyſäiſchen Felder und aller Alleen bis in ihre Höhen durch die buntfarbigſten Lampen illuminirt, deren außerordentlicher Glanz den der übrigen Illumination verdunkelte, da das Feuer derſelben ſolche Blitze von ſich gab, daß ſie das menſchliche Auge faſt nicht zu ertragen vermochte. Aber das war bei Weitem noch nicht Alles: ſämmtliche Bäume hingen auch, gleich Chriſtbäumen, voll der herrlichſten Dinge. Gebratene Gänſe und Kapaunen, welſche Hahnen und Faſanen, die ſaftigſten Schinken und Hammelskeulen, Paſteten, Kuchen, Bretzeln und Ringelbrode, Zuckerhüte und volle Kaffeeſäcke, Chokoladfiguren in höchſter Vollkommenheit und ungeheurer Größe und alles mögliche darſtellend, ſo daß das Thier- und Pflanzenreich der ganzen Naturgeſchichte repräſentirt war, Confekt und Bonbons aller Art hingen an den Aeſten und Zweigen herab, und dieſe drohten unter der Laſt zu brechen. Jetzt mußte man ſehen, welche Virtuoſität das gute Volk im Klettern beſaß; kaum von ſeinem erſten, einige Sekunden langen Erſtaunen zurückgekommen, ſaß es auch ſchon auf den nun plötzlich lebendig gewordenen Bäumen, ſich der köſtlichen Früchte bemächtigend, und weit bequemer vermochte es dieſe zu erſteigen, als die fatalen Kletterbäume, von denen man hundert Mal herabrutſcht, ehe es einmal gelingt, eine Kleinigkeit auf denſelben zu erhaſchen.

Ha, riefen die guten Pariſer, jetzt verdienen die elyſäiſchen Felder einmal ihren Namen in der That, ſie ſind zum wahren Zaubergarten geworden, Ludwig Philipp der Großmüthige ſoll leben, hoch leben und lange leben! ſo was hat noch kein König vor ihm gethan und wird auch keiner mehr nach ihm thun. Es iſt ein wahrer Herenmeiſter, er muß alle Taſchenſpieler von ganz Frankreich in ſeinen Sold genommen haben. Das mag eine tüchtige Lücke in ſeinen Geldbeutel machen. Aber nicht allein die Bäume der elyſäiſchen Felder waren mit ſolchen Früchten belaſtet, ſondern die des Tuileriengartens boten ein ähnliches Schauſpiel, nur daß deren Früchte noch ganz anderer, und wenn auch nicht eßbarer Gattung, aber deßhalb nur um ſo koſtbarer waren, denn ſie hingen voll goldner und ſilberner Uhrenketten von gleichem Metall und andern Koſtbarkeiten, ja, die alten wilden Kaſtanien und Ulmen trugen ſogar die verſchiedenartigſten Kleidungsſtücke, als Sommer- und Winterpaletots, Beinkleider, Gilets, Röcke und Fräcke, Halsbinden, Jacken, Blouſen von allen Farben und Stoffen. So

lange Paris steht, hatte man nichts Aehnliches gesehen, und groß war das Gaudium der Gaffer, als sie dem allgemeinen Baumstürmen zusahen. Damit war es aber noch nicht alle, denn, o Wunder! sämmtliche Springbrunnen, Fontainen und Bassins sprudelten statt Seinewasser die köstlichsten rothen und weißen Weine, selbst die beiden kolossalen Fontainen auf dem Concordienplatz nicht ausgenommen, und somit hatte sich das Schauspiel bei der ehemaligen deutschen Kaiserkrönung auf dem Römerberg zu Frankfurt am Main, jedoch in ungeheuer vergrößertem Maaßstab erneuert, denn dort rann nur dünn, wie aus einem irdenen Pfeifenrohr und sehr langsam saurer Sachsenhäuser oder Grünberger für das Volk aus den beiden Brunnenröhren, während hier armsdick der goldene Ermitage, der beste Chateau-Lafitte, Burgunder und perlender Champagner strömte. Leider war das gute Volk unvorbereitet, es hatte sich nicht mit Gefäßen versehen und mußte die herrliche Höllengabe aus der hohlen Hand schlürfen. Aber es gab auch noch ganz andere Dinge zu sehen, wie z. B.: prächtige Transparente, welche die neuesten Weltbegebenheiten in den lebendigsten Farben und ihrem wahren Licht darstellten. Da sah man die Ermordung der gallizischen Edelleute, die schrecklichsten Mord-, Raub- und Gräuelscenen aus dem afrikanischen Krieg, englische, spanische, französische, griechische, belgische, badische, württembergische und bairische Kammersitzungen, deren Physiognomien unverkennbar waren, die letzten Wahlscenen in Frankreich, die Papstwahl zu Rom, die Verehrung des römischen Volkes für Pius IX., die Audienz des Mehmet Ali beim Großsultan zu Constantinopel; mehr aber als all dieses zog ein gerade über dem Triumphbogen des Sternes schwebendes Riesentransparent an, auf welchem mehrere Dutzende Galgen abgemalt waren, und an jedem derselben hingen die zum Sprechen ähnlich getroffenen Portraits der bekanntesten beschnittenen und unbeschnittenen Geld-, Korn- und Fleischwucherer. Diese Galgen waren in einem Halbkreis aufgestellt, wie die Pyramiden der Priesterversammlung beim Anfang des zweiten Aktes in der Zauberflöte, und so wie dort Sarastro als Oberster der Eingeweihten vor der größten steht, hing hier der König der Wucherer am höchsten Galgen, ein grämlich bittersaures Gesicht gegen seine Herrn Confratres machend. Hier jubelte das Volk, Hunderttausende klatschten in die Hände, ließen so recht von Herzen gehende Bravis erschallen, und die Gehängten verdrehten grimmig die Augen, gleich

den Köpfen in Cantes Phantasmagorien. — Indessen wurde jedoch den erstaunten Polizeiagenten die Weisung, diese Bilder, die durchaus nicht in dem Programm der Julifeier angezeigt waren und ebenso wenig in dem Plan dieses Festes lagen, sofort herabzunehmen. Sie schickten sich auch an, diese Befehle gehorsamst zu vollziehen; aber, o Wunder! sobald sie auf die herbeigebrachten Leitern stiegen, um die Transparente herabzunehmen, stiegen diese bei Annäherung der Polizeibeamten immer höher, indem sie sich zugleich vergrößerten, bald waren sie für menschliche Arme und Hülfsmittel unerreichbar, und abermalige Bravis und Gelächter ertönte aus hunderttausend Kehlen. Diese außerordentliche Illumination und Festlichkeit hatte jedoch mit dem Schlag Mitternacht ein Ende, alle diese Bilder und Transparente verschwanden von selbst, sowie die blitzenden Lichter auf den Bäumen, die das gute Volk schon längst geleert hatte, erloschen und die Fontainen wieder das gewöhnliche Wasser von sich gaben. — Michel brachte nun seine beiden, von all den wunderbaren Herrlichkeiten berauschten Schützlinge in ihr Kloster zurück, während die gewöhnliche Illumination so nach und nach, wie alljährlich, ausging und die Massen, diesmal mit dem Julifest wohl zufrieden, sich gegen Morgen völlig verloren.

XVI.

Reiſe in den Mond. — Geiſtige Austheilungen daſelbſt. — Vierte Höllenreiſe. — Sündenbekenntniſſe der Katharina von Medicis, Königin von Frankreich. — Die Pariſer Bluthochzeit. — Was der Teufel von der Schleſwig-Holſteiniſchen Angelegenheit hält.

Michel blieb nach den Juliſeſten abermals einige Wochen in Paris ohne den Asmodi zu citiren, ſuchte, die franzöſiſchen Sitten ſtudierend, ſeine Menſchen- und Völkerkenntniß zu erweitern, und durchlief jeden Morgen wie gewöhnlich die hauptſächlichſten franzöſiſchen, engliſchen, deutſchen und ſpaniſchen Zeitungen, in denen er; wie ebenfalls gewöhnlich, nichts Erbauliches fand. Das Einzige was ihn mehr intereſſirte, war die Schleſwig-Holſteiniſche Frage, er beſchloß jedoch, vorerſt nicht thätig in dieſelbe einzugreifen, indem er ſagte: ich bin doch begierig, wie ſich meine guten Landsleute in dieſer Angelegenheit benehmen und ob ſie ſich die Länder, welche am geeignetſten ſind, wieder eine deutſche Seemacht auf die Beine oder aufs Waſſer zu bringen, ſo vor der Naſe wegescamotiren laſſen. Eines Morgens las er auch in einem deutſchen Journal unter den literariſchen Anzeigen folgende Werke angekündigt:

„Groß- und Heldenthaten des berüchtigten Dietrich Harpar-Rummelpuff, Wucherer en gros und Banquier en détail, Erhaupt einer Schmugglerbande. Aus abſonderlicher Hochachtung dem Handelsmann E. v. D. R. zu F. gewidmet. Winterthur u. Zürich 1847.“;

ſodann:

„Beraubung eines Frankfurter Bürgers durch einen Erzgauner und ſeinen Vetter, mit polizeilicher Hülfe. Dem Senator L. R. gewidmet. Zürich und Winterthur 1847.“

— Wahrscheinlich ein Appendix zu der von Fabek'schen Geschichte, meinte Michel, notirte sich die Anzeige mit Rothstift und citirte den Hinkenden.

Asmodi war ein

— Nun, was haben wir wieder auf dem Herzen? —

— Mich lüstets nach der Mondreise.

— Ei, ei, sind wir mondsüchtig? wohl um einmal einer Geisteszubereitung und Verstandesaustheilung beizuwohnen?

— Allerdings.

— Wohlan, wir können sogleich absegeln, es ist ohnehin gerade Vollmond.

— Ich bin bereit, doch lies zuvor diese beiden Anzeigen.

Michel reichte seinem Freund die von ihm rothangestrichenen Blätter hin.

Asmodi warf einen Blick in dieselben und legte sie wieder auf Stürmers Nachttisch, ein: Mir schon längst bekannt, von sich gebend.

— Nun, und was ist's?

— Ein Gauner erster Klasse, den schon längst die Hölle sehnsüchtig und mit Freuden erwartet, der schon gar manche Schurkenstreiche verübt und ehrliche und brave Leute geschunden und betrogen, durch seine Kniffe um das Ihrige gebracht hat, ist nun endlich einmal an den rechten Mann gekommen, den er zwar auch mit Hülfe eines nahen, bei den Polizei-Gerichten angestellten Verwandten bestohlen hat, ihm sein rechtmäßiges Gut schon Jahre lang vorenthält, und sogar aller Existenzmittel durch den Beistand dieses Gerichts beraubte, indem er demselben Lügen vorspielte und falsche Angaben machte, so daß es, einfältig genug, ohne den Gegner nur anzuhören, denselben auf das Verlangen eines Gauners ohne weiteres verurtheilte. Nun hat sich aber das Recht durch die einsichtsvollern und gerechtern Gerichte eines andern Staates sonnenklar an den Tag gestellt; der Bestohlene verfolgt jetzt im Bewußtseyn seines guten Rechts jenen Betrüger und seine Helfershelfer auf jede erlaubte Weise, bis ihm sein gutes Recht geworden und er für den ihm durch das heillose Verfahren jener Clique erlittenen Schaden und Nachtheil vollkommen, wie sich gebührt, entschädigt und wieder zu dem Seinigen gekommen ist; er wird in den angezeigten Broschüren Jedermann zur Lehre und zur Warnung des Publikums die ganze Sache, gehörig dokumentirt und

bewieſen, auseinanderſetzen und klar machen, damit wenigſtens in Zukunft dergleichen Schändlichkeiten in ſolchen Republiken unmöglich werden. Doch Du kannſt ja die Geſchichte ſelbſt leſen, ſobald die Broſchüren erſchienen ſind, ſie wird Dich intereſſiren und unterhalten.

— Ich zweifle nicht daran und zolle dem Herausgeber meinen vollen Beifall, ſolche Schändlichkeiten müſſen der Oeffentlichkeit übergeben und gebrandmarkt werden. Doch jetzt in den Mond!

— Nach etwa anderthalb Stunden ließen ſich die beiden unerſchrockenen Luftſegler auf einem hohen Gebirge im Mond nieder, das einen tiefen Keſſel umgab, in welchem ſich eine ſonderbare liquide Maſſe in fünf Abtheilungen bewegte, auf der einige Tauſend der ſeltſamſten Geſtalten auf und nieder zu tauchen ſchienen. — Michel hatte noch nie ähnliche Figuren geſehen, ſelbſt auf ſeiner Sternenreiſe nicht, auch würden ſie mit irdiſchen Sprachen und Zeichen nicht zu beſchreiben ſeyn, da ihre Umriſſe und Farben in unſerer ſublunariſchen Welt ganz unbekannt ſind.

— Dies ſind diejenigen Selenitäten, ſagte Asmodi, welche damit beauftragt ſind, euch Sterblichen mit Verſtand, Vernunft, Genie, Talent und Geiſt zu verſehen, welche ſie aus den Maſſen, die Du da unten wogen ſiehſt, deſtilliren.

— Die Herren müſſen aber ſehr nachläſſig ſeyn und ihre Pflicht ſchlecht erfüllen, da unſer Erdball ein ſo ungeheures Heer von geiſtloſen Dummköpfen und vernunftloſen Unverſtändigen aufzuweiſen hat.

Malitiös lächelnd erwiederte Asmodi: ſie gleichen darin denjenigen Staatsbeamten einer gewiſſen Republik, die, wenn ſie einmal eine fette Anſtellung haben, ihren Dienſt nach aller Bequemlichkeit, ſo ganz mechaniſch verrichten, und ohne viel Nachdenken Alles dem lieben Zufall überlaſſen, den Staat nur als die fette Kuh betrachtend, die ſie reichlich mit Milch und Butter verſehen muß.

— Aber giebt es denn kein Mittel, dieſe ſaubern Herren zu zwingen, ihre Schuldigkeit zu thun?

— Das darfſt Du mich nicht fragen, ſie ſtehen unter höhern Befehlen, auf die ich keinen Einfluß habe, der Weltregent muß es in ſeinen unerforſchlichen Beſchlüſſen ſo für gut finden.

— Wohlan, ſo laß uns hinabſteigen, die Procedur näher in Augenſchein zu nehmen.

Die beiden Geſellen begaben ſich nun an den Rand des Sees,

in dem die köſtlichen Subſtanzen flutheten, welche den menſchlichen Geiſt bilden, und ſahen, wie dieſe tollen Geſtalten unaufhörlich eine Art transparente Trichter füllten, deren Enden jedoch in einer [illegible] kaum mehr ſichtbaren Röhre ausliefen.

— Ich begreife dieſe Manipulation nicht, ſagte Michel: wie [illegible] Gucuk gelangt denn dieſer ſo filtrirte Geiſt in die Körper der Menſchen?

— Die erſte Abtheilung dieſes Sees enthält die Verſtandesmaſſe, die zweite die der Vernunft, die dritte die des Geiſtes, die vierte die des Talents und die fünfte die des Genies. Von jeder dieſer Subſtanzen wird bei jeder Menſchengeburt ein gewiſſes Quantum genommen, das dann mit dem der andern vermiſcht in eine kleine, etwa erbſengroße Phiole geſchüttet wird. Nun kömmt es aber häufig vor, daß die unachtſamen Bereiter dieſer köſtlichen Subſtanzen zu viel oder zu wenig von der einen oder der andern einfüllen, ja ſehr häufig die der Vernunft ganz und die des Genies faſt immer vergeſſen, von der ſie wenigſtens das Millionentheil eines Grans, denn dieſe verfahren durchaus homöopathiſch, für jedes neugeborene Menſchenkind beimiſchen ſollten; woher es denn kommt, daß ein Menſch mehr, der andere weniger Verſtand, Geiſt und Talent hat, die Vernunft aber ſo vielen und das Genie faſt allen mangelt. Häufig aber geſchieht es auch, daß ſie ſich in der Eile vergreifen und von der einen Maſſe zu viel, dagegen von der andern zu wenig nehmen, daher oft die außerordentlichen Talente ohne alle Vernunft u. ſ. w. ſind. Haben die Austheiler aber im Ganzen zu wenig von dieſen Materien genommen und es fehlt auch nur ein Tauſendtheilchen, dann iſt der mehr oder minder große Dummkopf auf Lebenszeit fertig, ſowie wenn das Maas zu voll iſt, ein Genie, wohl gar ein ſpekulativer Philoſoph oder ein Narr daraus entſteht. Dieſe Maſſe wird nun noch einmal deſtillirt und geläutert und deren Quinteſſenz, die ungefähr den Kopf eines Flohes füllen würde, durch unſichtbare Röhren in den Kopf jedes neugeborenen Gabelthiers geleitet. Wenn dieſe abentheuerlichen Geſtalten immer mit ganz gleichem Maas meſſen würden, ſo wäre auf Erden einer ſo klug, vernünftig und verſtändig, als der andere, und folglich eine völlige Gleichheit, die freilich ſchrecklich langweilig ſeyn würde; ſo aber geht dieſe Geiſtesaustheilung über Bauſch und Bogen, wie alle Fabrikarbeiten, an einem fort, das eben eingefüllte Quantum erhält allemal das zuletzt geborene

Menſchenkind, ohne alle Rückſicht wer ſeine Eltern ſind und was ſeine Beſtimmung iſt.

— Nun iſt es mir erklärbar, warum es oft ſo kluge Bauern und ſo einfältige Gelehrte, ſo alberne Staatsmänner und ſo vernünftige Hirten gibt.

— Daran iſt nun freilich die Diſtribution im Mond nicht ſchuld, ſondern eure irdiſchen Alfanfereien und Schnurrpfeifereien, die es ſo ſelten, ja nur ausnahmsweiſe geſtatten, den Menſchen an den Platz zu ſtellen, der ihm eigentlich gebührt.

— Ja, dazu gehört auch ſchon ein nicht gewöhnlicher Verſtand und Einſicht, die der Zufall gerade einem Mächtigern und Hochgeſtellten auf Erden verliehen haben muß. Ich kenne nur wenige Erdengötter, denen ein ſolches Glück zu Theil wurde, und die aus den Maſſen ihrer Untergebenen Jeden an die ihm gebührende Stelle zu ſetzen verſtanden. Friedrich der Einzige beſaß ſo ziemlich dieſes Talent, das Napoleon gänzlich mangelte, und unter den jetzt regierenden Herrſchern Europas ſind mir auch nur wenige bekannt, welche ſo glücklich ſind, es zu beſitzen, ich mag ſie jedoch nicht namhaft machen, um die übrigen nicht zu kränken.

Der Teufel lachte höhniſch.

— Aber höre, Asmodi, fuhr Stürmer fort, mir däucht, ich ſelbſt bin bei dieſer Verſtandesaustheilung etwas zu kurz gekommen; wie wäre es, wenn ich mir von den Herren, da ich denn doch einmal hier bin, noch eine Portion von dieſer koſtbaren Subſtanz ausbäte?

— Um der Hölle willen nicht, Du haſt ſo ſchon einen halben Sparren zu viel, dies würde Dich vollends ins Tollhaus bringen.

— Meinſt Du?

— O ganz gewiß.

— Wohlan, ſo will ich verſuchen, wenigſtens eine Quantität derſelben für die irdiſchen Deputirtenkammern und andere Staatskörper, denen ſie gewaltig noth thut, hauptſächlich aus dem Behälter der Vernunft zu erhalten.

— Verſuche Dein Heil, ſagte Asmodi ſpöttiſch.

Michel machte dieſen Verſuch, aber die Seleniten nahmen ſein Geſuch auf eine ſo grimmig unfreundliche Weiſe auf, daß er ſchnell davon abſtand, und ſich gegen Asmodi wendend, ſagte er zu dieſem:

— Laß uns weiter ziehen, ich habe genug an dieſer Verſtan-

desfabrikation, besonders wenn sich hier nichts ändern läßt und keine Fürsprache berücksichtigt wird.

— Ha, Du möchtest wohl sonst allerlei Begünstigungen vornehmen? —

— Ich läugne es nicht, ich würde, wenn ich die Macht hätte, für die Zukunft mir ein besseres Maas für manche Klassen der Erdbewohner und namentlich die Behörden ausbitten, die seit geraumer Zeit schon ganz absonderlich stiefmütterlich bei dieser Austheilung bedacht werden.

— Nun, wo jetzt hin?

— Enthält der Mond noch andere Merkwürdigkeiten?

— Nichts Sonderliches mehr. Die übrigen Seleniten sind denen, die Du gesehen, ziemlich ähnlich, ihre Verrichtungen haben eben keinen besondern Reiz, obgleich sie ebenfalls zu Gunsten der Erdbewohner geschehen, wie denn überhaupt der Mond, dieser Trabant eures Balles, hauptsächlich nur diesem zum Dienst geschaffen ist und großen Einfluß im Wetter, in der Fruchtbarkeit ꝛc. auf denselben hat.

Die Lustreisenden schickten sich nun an, den lieben Mond wieder zu verlassen, und sich erhebend, sah Michel große öde Flächen, ganz besondere Arten von Wäldern und Feldern, Ströme und Seen, welche ganz eigene Flüssigkeiten beherbergten, und Wesen, welche dem animalischen Reich des Mondes anzugehören schienen und ebenfalls die wunderlichsten Gestalten hatten.

Nochmals fragte der Hinkende, wo Michel jetzt seinen Flug hinnehmen wollte.

— Ich schwanke zwischen der Hölle und Quitschi-Quatschi.

— Letzteres ist auch eine Art Hölle, meinte Asmodi, wenigstens für die vernünftigen Leute. — Nun, entschließe Dich.

— Wohlan denn: zur Hölle, mich lüstets wieder, einige Sündenbekenntnisse verdammter Berühmtheiten zu hören, die Quatscher Albernheiten mögen mich ein andersmal unterhalten. Es wird nie daran fehlen.

— Gewiß nicht.

Den Mond verlassend, hatten sie bald Asmodis Heimath erreicht und schwebten auf Michels Verlangen nun vor der Königin Katharina von Medicis, welche die Qualen des siedenden Blutmeeres in einem fürchterlichen Grad zu erdulden hatte.

Michel forderte auch sie auf, das Bekenntniß ihrer Sünden

und Verbrechen unverhohlen und der Wahrheit gemäß abzulegen, ihr unter dieſer Bedingung Erleichterung ihrer entſetzlichen Martern verſprechend.

In Katharinens Augen glänzte ein Hoffnungsſtrahl, ſie verſprach, was man begehrte, und begann:

— Ihr wißt wahrſcheinlich, daß ich die einzige Tochter des Lorenz von Medicis, Herzogs von Urbino bin. Als ſolche wurde ich von einer intriguanten Gouvernante, welche mich als zartes Kind ſchon in allen Ränken, Kabalen und Intriguen, die damals an dem italieniſchen Hofe gang und gäbe waren, einweihte, erzogen, und ich hatte ſchon in meinem eilften Jahre geheime Liebesverhältniſſe, die nichts weniger als rein platoniſch waren. Noch nicht vierzehn Jahre alt, wurde ich dem Sohn des Königs von Frankreich, dem jungen Heinrich, zu Marſeille angetraut, eigentlich an deſſen Vater von dem meinigen, der Franz I. große Geldſummen lieh, verkuppelt. Als ich am franzöſiſchen Hofe ankam, wo man mich beinahe als unebenbürtig betrachtete, hatte ich einen ſchweren Stand und wurde von zwei gefährlichen Frauen, der Maitreſſe meines Schwiegervaters, der Herzogin von Eſtampes, und der meines Gatten, der berüchtigten Diana von Poitiers, mit ſchelen Augen und als ihre geſchworne Feindin angeſehen; ja wenig hätte gefehlt, daß nach der Hochzeit mein Gemahl ſich nicht von mir ſcheiden ließ und mich ſchmachvoll heimgeſchickt hätte. Nur dadurch vermochte ich mich zu erhalten, daß ich mich meinem Schwiegervater und noch andern einflußreichen Männern am Hofe Preis gab, und Diana ſelbſt begünſtigte meine Ausſchweifungen hinter dem Rücken Heinrichs, in der Hoffnung, um ſo ſicherer über dieſen, der mich gänzlich vernachläßigte, herrſchen zu können; auch war mir wohl bewußt, daß er faſt jede Nacht in den Armen dieſes wollüſtigen Weibes zubrachte, an deren Triumphwagen er gefeſſelt war, und die nebſt ihm noch einen Haufen anderer Liebhaber faſt aus allen Ständen hatte. Aber ſie wußte Heinrich ſo für ſich einzunehmen, daß trotz ihrer vierzig Winter, und nachdem ſie drei jugendliche Liebhaber abgenutzt und ſich in Wollüſten gewälzt hatte, ſie dennoch deſſen Sinne berauſchte, ihn täglich in ihren Liebeskämpfen überwand und eine unbeſchränkte Gewalt über ihn ausübte.

— Ich muß Euch bemerken, Königin Katharina, fiel ihr hier Michel ins Wort, daß Ihr wohl daran thut, Euch weniger mit

den Gebrechen Anderer zu befaſſen, und mehr die eigenen im Auge habt und bekennt, wenn Ihr auf Verbeſſerung Eurer Lage hofft. —

— Mit etwas gedämpfterer Stimme fuhr Katharina von Medicis fort: Ich ſprach nur von Dianen, weil ihre Vergehen ſo gewaltigen Einfluß auf mein Betragen hatten. Ich geſtehe offen, daß auch ich mich, ſo vernachläßigt fühlend, allen Leidenſchaften der heißblutigen Italienerin hingab; aber ich blieb nicht bei der natürlichen Befriedigung meiner Lüſte ſtehen, ſondern fündigte mit andern jungen hübſchen Mädchen, die ich an mich zu ziehen wußte, und die mir nun überall folgten und mich umgaben, wir begingen die Sünden, die man der Sappho nachſagt. — Mit dieſer kleinen Bande, die man am Hofe die kleinen Damen nannte, tanzte, jagte und ritt ich, gab ihnen geheime Feſte in den Schlöſſern von Fontainebleau, Madrid *) und Chambord; bisweilen verloren ſich jedoch auch junge Leute zu uns, die wir aber meiſtens verſpotteten oder uns ihrer doch nur zu gewiſſen Lüſten bedienten. Bald aber lernte ich einſehen, daß der Cirkel der reizendſten, liebenswürdigſten und verſchmitzten jungen Mädchen, die ich um mich verſammelt hatte, mir, klug geleitet, noch ganz andere Dienſte als die Befriedigung der Sinnenluſt leiſten könne. Es waren meiſtens junge Mädchen aus den erſten Familien Frankreichs, die ich nun in allen Künſten und Lüſten der Coquetterie und der Buhlerei unterrichtete, und dadurch geſchickt machte, die einflußreichſten und tüchtigſten Männer bei Hof für mich zu gewinnen, ſie wußten dieſen Helden auch ihre verborgenſten Abſichten und Geheimniſſe zu entlocken, die ſie mir dann mittheilten, und ſetzten mich dadurch in den Stand, mich ihrer zu meinen Zwecken beſtens zu bedienen. Schon war ich zwölf Jahre verheirathet und meine Ehe immer noch kinderlos, was eines Theils durch das Leben, das ich führte, anderen Theils durch die Impotenz meines, ebenfalls durch Ausſchweifungen geſchwächten Gatten leicht zu erklären war. Indeſſen mußte mir, wollte ich in Frankreich herrſchen, und Herrſchſucht war die Leidenſchaft, die alle übrigen in mir dominirte, Alles daran gelegen ſeyn, Frankreichs Krone und Thron Erben zu geben. — Es gelang mir auch, dieſen meinen ſehnlichſten Wunſch jetzt in Erfüllung gehen zu ſehen, und ich gab Franz II. das Daſeyn. Aber zu beſtimmen, wer eigentlich deſſen

*) Ein Schloß in der Nähe von Paris, das dieſen Namen führte.

Vater war, dies vermag ich nicht; soviel ist jedoch gewiß, daß es mein Gatte nicht seyn konnte, obgleich er dies glaubte; am wahrscheinlichsten ist es, daß ein tüchtiger Kammerdiener, Namens Charles, sich dessen rühmen durfte. Von jetzt an hatte ich mich mehr des Vertrauens meines Gemahls zu erfreuen, der, da ich bei seinen fast öffentlichen Liebeshändeln die Augen zudrückte und so klug war sie zu ignoriren, mir von Tag zu Tag mehr freundschaftliche Zuneigung bewies, die endlich so weit ging, daß als Heinrich 1547 den Thron bestieg, er alle Regierungssorgen mit mir theilte und nichts von Bedeutung unternahm, ohne mich um Rath zu fragen.

— Verzeiht, Königin, wenn ich euch abermals unterbreche. Ihr seyd über einen Umstand weggegangen, der damals etwa zehn Jahre vor der Thronbesteigung eures Gatten großes Aufsehen machte, ich meine den Tod des Dauphins. Das Gerücht beschuldigte euch allgemein, dessen Veranlassung gewesen zu seyn, man sagt, ihr habt ihm italienisches Gift beibringen lassen. — Was ist an dieser Sache? —

— Es ist mir wohl bekannt, daß ich bei dem Volk in dem Verdacht gestanden, dieses Verbrechen begangen zu haben, aber es ist nicht an dem, das dürft ihr mir auf mein Wort glauben: damals gingen meine ehrgeizigen Absichten noch nicht so weit, um sie durch solche Unthaten verwirklichen zu wollen, ich war noch zu sehr dem Genuß der sinnlichen Liebe ergeben, als daß ich an den des Herrschens hätte denken können. — Ungefähr zwei Jahre nach Heinrichs Thronbesteigung, fuhr die Verdammte fort, vermochte ich es sogar über ihn, auch mich krönen zu lassen, und ich hielt bei dieser Gelegenheit einen prachtvollen Einzug in Paris, bei dem die ungeheure Menge, die sich zu diesem glänzenden Schauspiel eingefunden, noch immer meine Schönheit und üppige Fülle bewunderte.

— Verzeiht, Katharina, daß auch ich euch unterbreche, schnarrte Asmodi höhnisch. Dem ist nicht also. — Was ihr für Bewunderung hieltet, war nur Spott, denn man lachte ob eures schlotternden, fast nackten, schon ziemlich welken Busens. Doch dies schadet der Aufrichtigkeit eurer Geständnisse nichts, denn ihr waret verblendet und redet wie ihr denkt.

Katharina biß sich in die Lippen und fuhr dann fort: das Vertrauen, das mein Gemahl in mich setzte, war nun so groß,

daß er mich während seiner Feldzüge in Deutschland zur Regentin des Reichs ernannte. Durch meine Schlauheit hatte ich dieses, so wie meine Krönung zu bewirken gewußt. Damals war ich schon Mutter von drei Kindern, deren Väter ich freilich nicht mit Bestimmtheit anzugeben vermag, doch glaube ich, daß das zweite dem Herzog von Montmorency das Leben verdankte *). Ich sah nun meine feurigsten Wünsche gekrönt und hielt die Zügel der Regierung in meiner Hand. Mein Gemahl hatte mir, als er Abschied von mir nahm, die Sorge übertragen, Protestanten und Ketzer verbrennen zu lassen und die nöthigen Gelder zur Führung des Krieges herbeizuschaffen. Beider Aufträge entledigte ich mich zu seiner völligen Zufriedenheit, das Blut der Ketzer floß in dicken Strömen, und ich war durch meinen Beichtvater und heillose Pfaffen in dem albernen Glauben befangen, dadurch meine andern Sünden zu sühnen. Das Volk erdrückte ich mit Abgaben und Frankreichs Schätze gingen nach dem Ausland, wo sie vergeudet wurden; dabei dachte ich daran, mir für die Lebensdauer die mir so süße Herrschaft zu sichern, indem ich meine eigenen Kinder so frühzeitig als möglich durch Wollust zu schwächen und zu entnerven suchte, und sie zugleich an den Anblick der blutigsten und gräulichsten Grausamkeiten gewöhnte, indem ich sie den Foltern und den schrecklichen Hinrichtungen meiner Schlachtopfer beiwohnen ließ, was auch mir ein ungemein wollüstiges Entzücken verursachte. — Aber endlich zeigte sich das Parlament von Paris störrig und wollte sich meinen Blutbefehlen widersetzen, sie nicht mehr gutheißen; als aber mein Gatte zurückgekehrt, war es mir leicht, diesen zu vermögen, eine königliche Sitzung in demselben zu halten, in welcher er, nachdem er in derselben den Widerspenstigen derb die Meinung gesagt, sie aufhebend erklärte: »daß er Anne Dübourg mit eigenen Augen wolle verbrennen sehen.« Jedoch an der im Turnier auf dem königlichen Platz erhaltenen Wunde sterbend, ging sein Wille nicht in Erfüllung. — Jetzt glaubte ich ganz unumschränkt regieren zu können, und ließ alle Minen spielen, meine Herrschsucht zu befriedigen. Treulosigkeit, Hinterlist, Verrath und Betrug waren meine Verbündeten und mir willkommen, sobald sie meine Zwecke förderten. Aber noch ehe das Todesjahr meines Gatten um war, hatte die Zwietracht ihre gräßlichsten Fackeln ge-

*) Einige Manuscripte und ältere Werke in der königlichen Bibliothek zu Paris geben hierüber nähere Aufschlüsse.

ſchwungen, ich hatte mich dem Einfluß der Guiſen hingegeben, die mir ihre ganze Wuth einflößten. Die verfolgten und beleidigten Großen entfernten ſich vom Hofe, flohen vor den Verfolgungen, und der Bürgerkrieg hatte bald ganz Frankreich in Flammen geſetzt.

Um dem Uebel zu ſteuern und meine Herrſchaft zu ſichern, ergriff ich das Mittel, ein Tribunal einzuſetzen, das an Scheußlichkeit und Grauſamkeit dem der Inquiſition nichts nachgab, und nannte es ſehr bezeichnend: »die feurige Kammer.« Durch daſſelbe ließ ich alle verbrennen, die auch nur im Entfernteſten der Ketzerei verdächtig waren. Der Präſident Minard und der Inquiſitor Demachares waren die hauptſächlichſten Werkzeuge meiner Barbarei, ſie mußten diejenigen, die mir verdächtig ſchienen, in ihren Häuſern, in ihren Kellern und verborgenſten Schlupfwinkeln aufſuchen und überliefern, und da es an Angebern, die reichlich belohnt wurden, nicht fehlte, ſo entging mir ſelten eines der zum Scheiterhaufen beſtimmten Opfer. — Einer dieſer beſoldeten Angeber hatte, den Advokaten Trouillere und deſſen Familie der Ketzerei anklagend, behauptet, daß eine von deſſen hübſchen Töchtern ihn ebenfalls habe zum Proteſtantismus verführen wollen, indem ſie ihm bei einer in ihrer Eltern Wohnung gehaltenen Orgie ihre Reize um dieſen Preis angeboten habe. Dieſe Ausſage empörte jedoch, ſonderbar genug, meine Hoffräuleins ſo ſehr, daß ſie die Ehre ihres Geſchlechts dadurch verletzt glaubten, ſich des Anklägers bemächtigten und dieſem ſo ernſtlich zuſetzten, daß er beſchämt geſtand, gelogen zu haben. Dennoch wurden die Angeſchuldigten verbrannt und der Angeber in Gnaden von mir entlaſſen. — Die Feuerkammer fuhr indeſſen in ihren Unterſuchungen und Verurtheilungen mit großem Eifer fort, und Schrecken und Hinrichtungen mehrten ſich zu meiner großen Zufriedenheit täglich. Ich ließ die Häuſer, die mir als Wohnungen der Ketzer verdächtig gemacht wurden, mit einem Kreuz bezeichnen. Die Bewohner derſelben, durch dieſes Zeichen erſchreckt, wollten entfliehen, aber meine Aufpaſſer und Schergen wußten dies zu verhindern, indem ſie ſie verhafteten, und Frauen und Mädchen wurden zu meiner großen Freude genothzüchtigt. Die Vorübergehenden ſahen lachend zu, man entkleidete die Frauen ſo wie die Kinder nackend und ließ ſie in dieſem Zuſtand in den Straßen, während die Ehemänner und Väter, mit den Spießen in den Rippen, ſo lange man ſie erreichen

konnte, verfolgt wurden. Auch den Anne Dübourg, den mein Gatte nicht mehr die Freude hatte sterben zu sehen, ließ ich tödten. So war das Beginnen der Regierung meines Sohnes Franz II., der jedoch nur der Schatten eines Königs, der Vollstrecker meines Willens war. — Aber bald wagten es die Ketzer und Protestanten, sich gegen die Regierung auflehnen zu wollen. Amboise zettelte eine gefährliche Verschwörung gegen mich und die Guisen an, und ich sah meine Macht einen Augenblick bedroht. Glücklicherweise aber fanden die Verschworenen keinen Anhang unter dem an die Sclaverei gewohnten Volk, sie wurden überwunden, gefangen und zum Richtplatz geschleppt. Von einer Gallerie des Schlosses Amboise aus sah ich mit meinen Kindern vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang der von mir befohlenen Metzelei zu. Alle Franzosen, die verdächtig waren, Theil an der Verschwörung genommen zu haben, wurden vor meinen Augen gerädert, gespießt, gehängt oder erwürgt. Am Abend dieses Tages waren die Arme der Henker von der schweren Arbeit ganz steif geworden, und noch den folgenden Tag strömten die Wellen der Loire blutig.

Indessen befürchtete ich dennoch, die Herrschaft meinen Händen entrissen zu sehen, da die junge und reizende Maria Stuart, die Gattin des Königs, meines Sohnes, alle Herzen gewann und mit ihrer Hülfe sich die Guisen Franz II. gegen meinen Willen ganz zu bemächtigen suchten. Wollte ich mich nicht in die mir unausstehliche Lage versetzt sehen, aller Macht und jedem Einfluß zu entsagen, so mußte ich auf Mittel denken, dieses sich drohend gegen mich erhebende Ungewitter zu beschwören, und um jeden Preis abzuwenden suchen. Da ich keinen andern Ausweg sah, so griff ich zu dem in meinem Vaterland so gebräuchlichen Mittel und brachte meinem ältesten, ohnehin schon so schwächlichen Sohn mit Hülfe einer Italiänerin, meiner dreißigjährigen Vertrauten, ein langsam tödtendes Gift bei, indem ich zugleich unter den französischen Großen Zwietracht säete und unterhielt. Franz II. starb, nachdem er sechzehn Monate als ein Schattenkönig auf dem Thron gesessen hatte, und meine erste Sorge nach dessen Tod war, die mir gefährliche und verhaßte Maria Stuart nach Schottland zurückzusenden. An die Stelle des todten Königs setzte ich meinen noch unmündigen Sohn Karl auf den Thron von Frankreich und wußte es so einzurichten, daß ich die Vormundschaft und Regentschaft erhielt, obgleich der König von Navarra als erster Prinz vom Ge-

hätt auch die ersten Ansprüche gehabt, denen er jedoch, durch meine Intriguen eingeschüchtert, scheinbar freiwillig entsagte. Nicht weniger als vierzehn französische Heere zerfleischten sich jetzt gegenseitig und führten einen Vertilgungskrieg mit einander. Dies war mein Werk, denn die machiavellistische Politik: säe Zwietracht und Feindseligkeiten aus und herrsche, waren auch die Grundpfeiler meiner Politik. Man sah Freunde, nahe Blutsverwandte, Brüder gegen Brüder mit einander auf Leben und Tod kämpfen und die vatermörderische Büchse des Sohnes sandte den Urheber seiner Tage in die andere Welt. Greise, Weiber und Kinder sahen von den Mauern diesem blutigen Würgen zu, unschlüssig, für wen sie den Himmel bitten sollten, da auf beiden Seiten ihr Blut focht und Sieger und Besiegte ihnen angehörten. Auf welche Seite sich auch der Sieg neigte, sie mußten immer blutige Thränen vergießen. Ich unterstützte und schützte heimlich bald die Guisen, bald die Hugenotten; indessen waren es doch immer die Protestanten, deren Vertilgung ich im Grund meiner Seele wollte, nachdem sie mir geholfen mich meiner katholischen Feinde zu entledigen. Um mich aber meines seiner Mündigkeit entgegengehenden Sohnes ganz zu versichern, sandte ich jeden Morgen, bevor er nach aufstand, meine reizendsten, jüngsten und üppigsten Hofdamen zu ihm, die ihn durch alle erfindlichen Verführungen der feilsten Wollust, aber doch unter einem religiösen Deckmantel, schwächen und so seinen Körper und Geist gleich abnutzen mußten. — So kam das Jahr 1566 heran und mit ihm das Ende meiner Regentschaft, aber nicht meiner Herrschaft, denn der junge König dachte nur dann an Regierungssorgen, wenn er meines Beistandes und Rathes bedurfte. Jetzt veranstaltete ich jene berühmte Reise nach Bayonne, die unter lauter Festen, öffentlichen Freuden und einer Reihe von Huldigungen von Paris bis zu den Pyrenäen zurückgelegt wurde, und ich und mein Sohn, auf mein Geheiß, ließen nur Worte des Wohlwollens und des Friedens während dieser Zeit fallen. Als Vorwand zu dieser Reise wurde eine freundschaftliche Zusammenkunft mit der Königin von Spanien angegeben, der geheime Zweck derselben aber war, die Königin von Navarra sammt ihrem Sohn Heinrich zu entführen und sofort dem spanischen Hof auszuliefern. Auch entwarf ich zu Bayonne, mitten unter Festen, Lustbarkeiten, Turnieren, Spielen und Orgien, mich besonders mit dem Herzog Alba deshalb berathend, den Plan, alle Calvinisten zu ermorden.

Sieben Jahre lang ging ich mit dem blutigen Projekt schwanger, das endlich in der Bartholomäusnacht ausgeführt wurde. Die Entführung Heinrichs und seiner Mutter wurde nicht vollbracht, denn die Sache war leider den Protestanten verrathen worden. Aber es gelang mir zu Nerac, wohin ich mich mit meinem Sohn begab und wo die Königin von Navarra residirte, die katholische Religion, welche durch die protestantische Fürstin abgeschafft worden war, mit Gewalt wieder herzustellen, auch brachte ich es dahin, daß uns die Königin von Navarra, Johanna d'Albret, und ihr Sohn Heinrich, durch meine Schmeicheleien verführt und kirre gemacht, vielleicht auch einsehend, daß sie mir nicht mehr widerstehen konnten, nach Frankreichs Hauptstadt folgten. Zu meiner großen Freude zeigte Karl der ketzerischen Königin mit einer Art von Wuth unterwegs die Folgen des letzten Bürgerkriegs, die abgebrannten Klöster, zerstörten Schlösser, niedergerissenen Kirchen ꝛc., und dabei röthete die Gluth der Rache seine Wangen. So wollte ich ihn haben, und arbeitete rastlos an dem Untergang und der Vertilgung aller Protestanten. Spanien mußte sich waffnen, mir zu der beschlossenen Vernichtung behülflich zu seyn, und da ich es so zu veranstalten gewußt, daß man glaubte, es rüste sich zum Krieg gegen meine Regierung, so boten die Hugenotten selbst dem König bei dieser Gelegenheit ihre Dienste, ihr Blut und Gut an, wurden jedoch wegen ihrem unzeitigen Diensteifer auf meine Veranlassung schnöde zurückgewiesen, und auch der Prinz Condé, der das Amt eines Kronfeldherrn in Anspruch genommen, wurde abgewiesen; da indessen meine Maßregeln noch nicht gehörig genommen, meine Pläne noch nicht reif waren, so fand ich es für gut, vorerst noch zur Verstellung meine Zuflucht zu nehmen. Ich versammelte einen Rath, zu dem ich auch die vornehmsten Calvinisten berief, und bat sie, einen Plan zur besten Vertheidigung des Reiches und seiner Grenzen zu entwerfen; es wurde beschlossen, einen Gesandten an Philipp II. abzuschicken, um ihn um die Ursache dieser Rüstungen zu befragen. Da aber der Gesandte nicht in meine Geheimnisse eingeweiht war, so sandte ich heimlich einen Mönch an den König von Spanien ab, um diesen von dem Zweck dieser Comödie zu unterrichten.

— Aber ist es möglich, Verstellung und Heuchelei weiter zu treiben! rief Michel jetzt aus.

— Man sieht, daß Du noch ein großer Neuling in der subti-

men Politik und Diplomatik bist, versetzte Remedi. Doch fahren Ew. Majestät fort.

— Der Prinz von Condé wäre beinahe in diese so schlaugestellte Falle gegangen, aber der Admiral von Coligni hatte mehr Erfahrung und schien diese Intrigue bald und bald zu errathen, es gelang mir nicht, ihn völlig treuherzig zu machen, die Protestanten bereiteten sich zum Angriff vor und die Feindseligkeiten begannen wieder Ende September 1567. Abermals würgten sich die Franzosen gegenseitig, und die Fremden, von beiden Partheien herbeigerufen, bereicherten sich durch die Plünderungen französischer Bürger, deren Söhne sie ermordeten. Die blutigen Schlächtereien von St. Denis, Jarnac und Montcontour ergötzten mich, und endlich war es mir gelungen, mich von einem meiner gefährlichsten Feinde, dem Prinzen von Condé, der schon gefangen von Montesquieu, dem Hauptmann der Garden des Herzogs von Anjou, ermordet wurde, zu befreien. Indessen sah ich ein, daß, wenn schon durch Niederlagen geschwächt und gedrängt und nicht vom Volk unterstützt, es mir dennoch niemals gelingen würde, die Protestanten mit offener Gewalt zu vernichten. Es gelang meiner Schlauheit und List, sie zu der Unterzeichnung des Friedens vom Jahr 1569 zu bewegen, den wir alle, der König, mein Sohn, und ich, die Prinzen und Großen des Reichs, die Königin von Navarra und der Admiral Coligni feierlich beschworen und zur Feier dieses Bundes bestimmte ich die Vermählung meiner Tochter Margaretha mit dem jungen Heinrich von Navarra. Scheinbar war nun die Einigkeit hergestellt, und um die Protestanten ganz sicher zu machen und einzuschläfern, willigte ich in die freie Ausübung ihres Gottesdienstes, räumte ihnen das Recht ein, auf alle Aemter im Staat Anspruch zu machen, willigte in die Zurückgabe all ihrer eingezogenen Güter und in die Besetzung von vier Festungen, von denen sie die Commandanten ernennen sollten. Dies war mehr als sie jemals mit den Waffen in der Hand verlangt hatten. Die leichtgläubigen Einfaltspinsel schienen entzückt über so große Nachgiebigkeit und schrieben sie meinem Wunsch zu, endlich in Frieden regieren zu können. Die Klausel, daß sie nach Ablauf von zwei Jahren, der Zeitpunkt von ich zur Feier der Bartholomäusnacht festgesetzt hatte, die Festungen wieder dem König übergeben sollten, schienen sie kaum zu beachten. Die Mezzei der Bartholomäusnacht hatte ich schon zu Bayonne bei der Zusammenkunft mit

meiner Tochter, der Königin von Spanien, mit dieser und Alba verabredet. Nun verheirathete ich auch meinen Sohn mit der Prinzessin Elisabetha von Oesterreich, und einen ganzen Monat währten die überaus prächtigen und verschwenderischen Festlichkeiten dieser Vermählung, während Hunger und Elend in fast ganz Frankreich herrschten. Wären die Protestanten nicht mit Blindheit geschlagen gewesen, so hätten sie bei dieser Gelegenheit wohl wahrnehmen können, was ihrer wartete. Unter den Gemälden im Louvre hatte ich eines aufstellen lassen, welches mich als Juno und meinen Sohn Karl IX. als Jupiter darstellte, wie er die Hugenotten, als Titanen dargestellt, mit seinen Blitzen niederschmetterte, und um diese Allegorie noch deutlicher zu machen, war der Sinn dieses Gemäldes in Versen unter demselben erklärt. Aber es schien als beschütze die Vorsehung meine Absichten, um den Triumph der alleinseligmachenden Kirche zu sichern. Da ich jedoch die Vorsicht hatte, die Garnison der Städte, in welchen sich viele Protestanten befanden, durch mir ganz ergebene Truppen des Königs zu verstärken, so erweckte dies Verdacht bei den Häuptern dieser Ketzer, die nun anfingen, auf ihre Sicherheit bedacht zu seyn, sich größtentheils nach La Rochelle begaben, sich nicht trennten, wie es der Vertrag wollte, und nun ebenfalls die Garnisonen ihrer Plätze verstärkten. Als ich ihnen wegen dieses Verfahren Rechenschaft abverlangte, begnügten sie sich zu antworten: daß es nur dieselbe Vorsicht sey, die man gegen sie gebrauche. Ich sah nun wohl ein, daß ich unklug gehandelt und zu weit gegangen sey, und es nöthig war, den erregten Verdacht wieder zu tilgen. Ich dachte jetzt ernstlich, die Heirath Heinrichs von Navarra mit Margarethe zu schließen. Aber was mich und meinen Sohn Karl beunruhigte, war, daß es uns nicht gelingen wollte, den gefährlichsten und gewaltigsten der Hugenotten, den Admiral Coligni, trotz allen Versprechungen und den gewandtesten Schmeicheleien, an den Hof zu ziehen. Seine große Erfahrung, sein Muth, seine Tapferkeit und sein außerordentlicher Einfluß machten ihn mir und meinem argwöhnischen Sohn furchtbar. Glücklicherweise für uns glaubte der Admiral, als der junge König von Navarra in Begleitung seiner Mutter nach Paris kam, trotz dem Widerstreben seiner Partei und den Bitten seines Weibes, seines Schwagers, seiner Tochter, es nicht länger verweigern zu dürfen, sich ebenfalls dahin zu begeben.

— »Habe ich euch endlich«, sagte mein Sohn, als er Coligni

erblickte, und sein Gesicht drückte dabei eine so teuflische Freude aus, daß es mir Angst wurde, er verrathe sich, und auch der alte Krieger hätte Angst haben müssen, wenn ihm irgend etwas hätte bange machen können; »ich halte euch fest, setzte mein unkluger Sohn hinzu, und ihr dürft mich nicht mehr verlassen, wenn ihr auch wolltet.« Mehrmals äußerte mein Sohn gegen mich: Ja, dies ist der schönste Tag meines Lebens! und ich schenkte ihm Beifall. Ich selbst empfing den alten Ketzer mit offenen Armen, drückte ihn an meine Brust und überhäufte ihn mit Liebkosungen und Gunstbezeigungen. — Indessen wurden die angeblichen Rüstungen gegen Spanien fortgesetzt und zwar mit so großem Eifer, daß der Pabst, im Glauben man wolle die ihm ergebene katholische Majestät mit Krieg überziehen, einen Nuntius an meinen Sohn sandte und drohte, keine Dispense zu der Vermählung einer katholischen Prinzessin mit Heinrich zu bewilligen, wenn man nicht sofort diese Rüstungen einstelle. — »Ach, rief mein Sohn bei dieser Gelegenheit aus, warum ist es mir nicht vergönnt, mich dem heiligen Vater offen zu erklären, nur noch eine kleine Geduld, und er wird erfahren, wie sehr selbst diese Verbindung der alleinseligmachenden Kirche nützlich ist, der ich sogar in diesen Rüstungen, über welche sich seine Heiligkeit beklagt, ein getreuer Sohn bin!« — Ich ließ jedoch dem heiligen Vater den Zweck dieser Bewaffnungen heimlich stecken, und alle Schwierigkeiten von seiner Seite waren augenblicklich beseitigt. Man erwartete jetzt nur noch die Ankunft der Johanna von Albret, Heinrichs Mutter, die ich jedoch wegen ihrem Geist, ihrem durchdringenden Scharfsinn, ihrer Klugheit und Erfahrung zu fürchten große Ursache hatte. Ich glaubte, sollte mein Vorhaben gelingen, mich ihrer um jeden Preis entledigen zu müssen, und zwar noch vor der Vermählung ihres Sohnes. Sie kam endlich im Monat Mai 1572 zu Paris an, ihre Anwesenheit überzeugte mich täglich mehr, daß meine Furcht gegründet war, und ich beschloß, daß sich die Fackeln ihres Leichenbegängnisses noch vor denen der Vermählung ihres Sohnes entzünden sollten. Ich griff zu meinem schon vielfach erprobten Mittel, und zwölf Tage nach ihrer Ankunft lag sie auf dem Sterbebette und gab unter heftigen Schmerzen zu meiner großen Freude den Geist auf. — Der alte Sully *) hatte recht prophezeiht: »Wird

*) Vater des berühmten Ministers dieses Namens.

die Hochzeit zu Paris gefeiert, hatte er gesagt, so werden die Lieven blutroth seyn.« — Auch war er es, der nebst noch andern Protestanten fortwährend den alten Coligni warnte. Dieser hatte sich aber so in meinen Schlingen gefangen, und ich hatte ihn in eine so große Sicherheit zu wiegen gewußt, daß er gegen alle Warnungen taub war und sich sogar erzürnte, wenn man ihm die fast untrüglichen Anzeichen einer nahen, den Calvinisten verderblichen Catastrophe, wie die Rüstungen in der Nähe von La Rochelle, bemerkbar machen wollte. Sein Verhängniß riß ihn mit sich fort, und ich wurde deßhalb nur in meinem, als einem Gott wohlgefälligen Vorhaben bestärkt. — Die Wahrheit zu gestehen, war es nicht eigentlich sein Glaube, der mich antrieb, den Admiral aus den Reihen der Lebenden zu streichen, es war mehr die Furcht, die ich hatte, daß er durch seine Biederkeit und sein Ansehen damit endigen möchte, sich des Gemüths des Königs zu bemächtigen und so meine Autorität beeinträchtigen könne; es kostete mich Mühe, meinen Sohn zu der Ermordung dieses Greises zu bewegen; da ich fürchtete, er möge vor dieser so wie vor einem allgemeinen Blutbad der Hugenotten zurückschrecken, so erfand ich alle möglichen Lügen und malte ihm tausend Schreckbilder vor, die ihm seinen Untergang unabwendbar zeigten, wenn er sich nicht entschließe, meinen Rath zu befolgen. Nichts ist, was ich nicht in Bewegung gesetzt hätte, diesen Zweck bei meinem Sohn zu erreichen, Thränen, Bitten, scheinbare Melancholie, ich entfernte mich vom Hof, sperrte mich Tage lang ein, und von Karl deßhalb befragt, sagte ich ihm, daß mir sein bevorstehendes Unglück solchen namenlosen Kummer mache, indem ich gewiß wisse, daß sich die Protestanten, Coligni an der Spitze, gegen sein Leben, seine Krone und gegen alle Katholiken, deren Vertilgung sie beschlossen, verschworen hätten. Dies endlich machte, daß seine grausame Wildheit wieder in ihrer ganzen Stärke erwachte und die Furcht bewirkte, was sonst nichts vermochte. Die Häupter der päbstlichen Parthei, die in ihren Statthalterschaften waren, wurden nun in aller Eile nach Paris berufen und schnell fanden sich Nemours, Montpensier, Guise, Elboeuf, Nevers ꝛc. ein. In der Stille der Mitternacht ließ ich sie zur Berathung in das Louvre berufen, und hier wurde die Art und Weise, wie das Ermorden der Protestanten vollzogen werden sollte, bis in die kleinsten Details geregelt und festgesetzt. Listen wurden angefertigt, in welche man die Namen derjenigen

eintrug, die zuerst fallen sollten, ich schrieb eigenhändig einige Dutzend derselben nieder und setzte den mir verhaßten Coligni oben an. Montréval, mein bevorzugter Menschenmörder, den man nur des Königs Tödter nannte, wird von mir beauftragt, dem Admiral zuerst den Garaus zu machen. Aber er, der sonst nie fehlte, dessen Stöße immer so sicher gingen, ist diesmal so ungeschickt und verwundet, wahrscheinlich in der Uebereilung, nur das ihm anheimgefallene Opfer. Dies brachte mich in die schrecklichste Lage und ich zitterte vor den Folgen, welche dieser Fehlgriff haben konnte, das Wetter schwebte über meinem Haupt und ich wußte kein Mittel, es zu beschwören. Schon rotten sich die Protestanten zusammen und schreien um Gerechtigkeit. Die soll ihnen werden! rief ich aus, die Tribunale versammelnd und sie mit der Untersuchung dieses Mordversuchs beauftragend. Aber ich hatte die feilen Richter schon zum Voraus bestochen; statt das Verbrechen zu untersuchen, mußten sie die Ankläger beschuldigen, mehrere Calvinisten wurden in Kerker geworfen und Montréval ging frei herum. Um jedoch die Welt zu täuschen, besuchte ich mit meinem Sohn den Verwundeten während des Laufs des Processes, und der König schwor ihm, daß er gerächt werden solle, sobald man den Schuldigen kenne. Coligni bezeichnet ihn zwar, aber wir stellen uns als verstünden wir ihn nicht, Karl verläßt den Admiral, ihn seinen Vater nennend, indem er ihm verspricht, daß binnen acht Tagen Spanien der Krieg erklärt werden solle. Wir verlassen endlich den Greis, und noch den nämlichen Tag, an welchem wir versprachen ihn zu rächen, unterzeichnete auf mein Geheiß mein Sohn die allgemeine Vernichtung der Protestanten und den Befehl, sie ohne Ausnahme zu tödten. Die Stunde der Ausführung wurde bestimmt und Karl sagte mit dumpfer Stimme: »Nein, auch nicht Einer soll am Leben bleiben, der mir den Tod der übrigen vorwerfen könnte.« Die Mitternachtsstunde des 24. Augusts 1572 war es, welche wir zur Ausführung unseres blutigen Planes in dem letzten in dieser Angelegenheit berufenen geheimen Rath, dem ich mit meinem Sohn präsidirte und dem der Herzog von Anjou, von Nevers, von Angouleme, Heinrich von Guise, von Rhets, der Marschall von Tavannes und der Großprior von Frankreich beiwohnten, festgesetzt hatten. Die Ermordung aller Hugenotten wurde besonders auf meine energischen Reden einstimmig beschlossen, und zwar nicht nur in Paris, sondern in allen Provinzen

Frankreichs. Nur der König von Navarra und der junge Prinz Condé wurden auf die Vorstellungen des Herzogs von Nevers und des Marschalls von Tavannes ausgenommen, der Herzog von Guise wurde mit der Vollstreckung dieses Beschlusses beauftragt, und ihm das tiefste Geheimniß zur Pflicht gemacht. Er verstand es auch vortrefflich, alle Anstalten zu dem blutigen Werk so geheim zu betreiben, daß außer den Eingeweihten Niemand eine Ahndung von diesem Vorhaben hatte. Allerdings war ich es, die ihm die besten Rathschläge dabei ertheilte. Als der Augenblick zur Ausführung herangekommen war, gab die Sturmglocke des Palastthurms das Zeichen und das Bartholomäusfest nahm seinen Anfang. Dem Herzog von Guise hatte ich besonders die Ermordung des Admirals Coligni empfohlen, er begab sich an der Spitze eines Haufens Bewaffneter, dreihundert an der Zahl, in dessen Wohnung. Auch der Großprior, ein natürlicher Bruder des Königs, nebst den Herzögen von Aumale und Angouleme, begleiteten ihn. Einige im Hof des Hotels des Admirals wachende Hellebardirer des Königs von Navarra wurden sogleich niedergemacht und Guise sandte seinen Vertrauten, Namens Dianowitz, Beme genannt und ein Böhme von Geburt, mit noch einigen andern Soldaten und Edelleuten in Colignis Zimmer, wo derselbe von ersterem mit dem Schwerdt durch die Brust gestochen wurde, worauf ihn die andern mit ihren Dolchen vollends tödteten, zum Fenster hinaus in den Hof warfen und den Leichnam in einen Stall schleiften. Auch Teligni, der Eidam des Admirals, Guerchi sein Lieutenant, die Obersten Montaumar und Bourrai, der junge Baron St. Adrets wurden in demselben Palast niedergemacht. Im Rath hatten wir verabredet und beschlossen, daß sich der Herzog von Guise zum Präsident Charonne, dem Vorsteher der Kaufleute, der gewissermaßen als das Haupt des Volkes von Paris anzusehen war, verfügen und diesem andeuten solle, daß er zwei Tausend Bewaffnete bereit halten müsse, welche an den linken Arm einen Hemdärmel und ein weißes Kreuz an den Hut zum Abzeichen heften sollten, mit denen man zur gleichen Stunde gewisse Befehle des Königs vollziehen könne, daß auch, sobald die Sturmglocke des Palastes ertöne, alle auf die Straßen gehende Fenster durch Lichter erleuchtet würden. Diese Befehle wurden auch, Dank des Ansehens welches Guise hatte, pünktlich vollzogen. — Mein Sohn verfügte sich nun in mein Gemach, wohin

ich auch den König von Navarra und den Prinzen Condé hatte rufen laſſen. Beide kamen in groſser Furcht, da ſie ſchon eine Ahnung von dem hatten, was vorging. Jetzt lieſs ich durch den Anführer der königlichen Garden die vornehmſten Hugenotten, die ſich im Louvre befanden, einen nach dem andern rufen, die, ſobald ſie in den Hof traten, in welchem zwei Reihen Soldaten aufgeſtellt waren, niedergemacht wurden. So wurden der Graf von Rochefoucault, der Marquis Piles, die Herrn von Bretagne, Pluvialte, Bandineau, Francourt, der Kanzler des Königs von Navarra und viele andere, über zwei hundert an der Zahl, getödtet. Zu gleicher Zeit hatte das Morden der andern, in den verſchiedenen Quartieren wohnenden Hugenotten durch die Bewaffneten mit den weiſsen Kreuzen begonnen, und weder Alter, noch Geſchlecht, noch Stand wurde geſchont, von Haus zu Haus wurde getödtet und geſchlachtet; die, welche auf den Straſsen zu entfliehen ſuchten, wurden durch Schüſſe, die aus den erleuchteten Häuſern fielen, gröſstentheils niedergeſtreckt, denn das Volk war gegen die Ketzer erbost, und der König ſelbſt ſchoſs, von mir aufgeregt und in Wuth geſetzt, auf die Fliehenden. Indeſſen kamen bei dieſer Gelegenheit auch viele Katholiken um, welche von ihren Erben, denen ſie zu lange lebten, oder ihre Privatfeinde, unter dem Vorwand, es ſeyen Kryptohugenotten, die heimlich dem Calvinismus anhingen, getödtet wurden. Wohl an vier Tauſend Menſchen kamen in dieſer Nacht in Paris um. — Den folgenden Tag . . .

— Erlaubt mir, Katharina, ihr ſcheint mir einen Umſtand zu verſchweigen, der euch doch ſehr berührt und zur Aufrichtigkeit eurer Geſtändniſſe gehört. Das Gerücht beſchuldigte euch, daſs ihr während dieſer ſchrecklichen Mordſcenen in den Armen eines eurer ſtämmigen Liebhaber der geilſten Wolluſt fröhntet und das Geheul und Wehgeſchrei euch als das lieblichſte Accompagnement eurer Unzucht erklang. Was iſt Wahres daran? —

— Erſt als der Tag anzubrechen begann, begab ich mich in mein Schlafgemach, wo mich, wie in der Regel, einer meiner Liebhaber erwartete, mit dem ich es wie gewöhnlich trieb, was jedoch mit dem Morden der Hugenotten, in welchem gegen Morgen ohnehin eine kleine Pauſe gemacht wurde, nicht im Entfernteſten in Verbindung ſtand. Den ganzen folgenden Tag blieb das Louvre geſchloſſen, und ich bemühte mich ſammt meinem Sohn, den König von Navarra und den Prinzen Condé zu bereden, daſs wir

dem Admiral und den Seinigen nur gethan, was ſie uns zugedacht und ſchon ſo oft verſucht hätten, und daß uns nur die Nothwehr zwinge, ſo zu handeln; daß wir aber ſie Beide, uns ſo nahe verwandt, verſchonten, in der Hoffnung, ſie würden ſich bekehren, zur allein ſeligmachenden Kirche übertreten und dem König von nun an getreu und in allen Stücken gehorſam ſeyn. Der König von Navarra zeigte ſich auch ſogleich bereitwillig, dem an ihn geſtellten Begehren zu willfahren, Condé wagte es jedoch widerſtehen zu wollen, indem er ſagte: er verlange, daß man ſeinem Gewiſſen keinen Zwang anthue. Mein Sohn wurde jedoch deßhalb ſehr zornig, ſchalt ihn einen unverſchämten, verwegenen Verräther, einen Rebellen, und Sohn eines Rebellen, drohte ihm mit dem Tode, wenn er binnen drei Tagen nicht katholiſch würde und Zeichen der Reue von ſich gebe. Beide wurden nun ſtreng bewacht, ihrer Diener beraubt, die ich auch ſogleich niedermetzeln ließ. — In den beiden folgenden Tagen wurden nun noch mehr Proteſtanten in der Stadt niedergemacht, unter denen viele Edelleute, Barone und Leute die hohe Stellen bekleidet hatten, die zu den Hochzeitsfeierlichkeiten aus allen Theilen des Reichs gekommen waren, ſich befanden. Briquemaut und Cavagne ließ ich durch meinen Sohn von dem Parlament als Rebellen verurtheilen, und ſie wurden gevierttheilt. Der Leichnam Colignis wurde auf meine Veranlaſſung aus dem Stall, in dem er lag, geſchleift, nachdem man ihm den Kopf und die Hände abgehauen, auf den allgemeinen Hinrichtungsplatz nach Montfaucon gebracht und daſelbſt mit den Beinen an einen Galgen aufgehängt, wohin ich mich mit meinem Sohn begab, um ihm dieſe Augenweide zu verſchaffen; ein Freudenfeuer wurde um den Galgen angezündet, das den Leichnam zur Hälfte verzehrte. Das Regiment der königlichen Garden ließ ich unterdeſſen beordern, alle Straßen, Vorſtädte und Flecken der Umgegend von Paris zu durchſtreifen, um die Häuſer zu öffnen und zu durchſuchen, die in denſelben verſteckten Calviniſten hervorzuziehen und dem Tod zu überliefern. Zugleich hatte der König auf mein Geheiß an alle Commandanten und Statthalter der Städte in den Provinzen Couriere mit den Befehlen abgeſandt, daß ſie in ihren Bezirken ebenſo mit den Proteſtanten zu verfahren hätten, wie es in Paris geſchehe, und die folgenden Tage wiederholte ſich daſſelbe Schauſpiel zu Orleans, zu Rouen, zu Bourges, zu Toulouſe, zu Angers, und zu Lyon, wo man be-

sonders, und ohne alle Rücksicht auf Geschlecht und Alter, die Hugenotten in Masse niedermetzelte. Acht Tage lang währte das Morden in Paris, während welchem ich mit dem König und dem ganzen Hof in den Straßen der Stadt umherfuhr, umgeben von einem zahlreichen Gefolge von Edelleuten, welche auf prächtig aufgeschirrten und geschmückten Rossen ritten. Die Hofdamen, die mit uns waren, trugen Blumenkränze und Edelsteine in den Haaren und waren auf das wollüstigste leichtfertig und schaamlos gekleidet; wir scherzten und lachten zusammen, schnitten Grimassen indem wir uns über die oft komischen Positionen der getödteten Protestanten, und namentlich ihrer Weiber und Töchter lustig machten, die vor ihrem Tode noch entehrt und genothzüchtigt worden waren, und berechneten, wie oft diese Ketzerinnen noch diesen Genuß vor ihrem Ende gehabt haben möchten, indem wir dabei unsere Liebhaber, die uns zu Pferde folgten, um ihre Meinung befragten. Mitten unter den Leichen und Sterbenden und während die Räder unserer Wagen sich im Blut drehten, lachten wir laut auf, ließen die zweideutigsten Witze hören, und mein Busen wallte höher bei dem Gedanken an diese blutige Wollust. Zwei volle Monate dauerte das Morden in ganz Frankreich, mehr als vierzig Tausend Protestanten büßten ihr Leben ein, und das Parlament mußte alle unsere Thaten gut heißen und sanktioniren. — Aber bald nach diesen blutigen Ereignissen wurde mein Sohn Carl schwermüthig und sah nur schwarz. Seine Gemächer, wenn schon auf das glänzendste in bunten Farben drapirt, sah er für schwarz behangene Todtensäle an, die mit weißen Thränenstreifen durchwirkt seyen, die Vorhänge seiner Fenster hielt er für Trauerflor. In den Stunden der Nacht, wo kein Schlaf mehr über seine Augen kam, sah er nur noch Haufen von Leichen, welche sich mit blutig klaffenden Wunden vor ihm aufrichteten und mit ihren Fingern auf diese Wunden deuteten. Rache, Rache, schrie er, tönte es unaufhörlich in seinen Ohren, und beständig glaubte er Waffengeklirr, Todesgeheul, Röcheln und Seufzen zu hören. »Ha, sie würgen sich in meinem Namen, schrie er: genug des Gemetzels, hört auf, hört auf, seht ihr denn nicht, daß meine Hände vom Blut triefen!« rief er im Vorgefühl aus, daß sich dies bald verwirklichen sollte, indem das Blut später wirklich unter seinen Nägeln hervorquoll. Ich gab mir zwar unsägliche Mühe, den armen König zu beruhigen und auf andere Gedanken zu bringen, aber

vergeblich. Sobald er mich erblickte, rief er erschrocken aus: »Sehet, sehet, das ist sie, ha, nun begreife ich den Nero, nun fasse ich das Ende der Agrippina; das ist das von den Appeninen ausgespiene Ungeheuer.« — Diese fortwährenden Schmähungen, die mit Vorwürfen gegen mich abwechselten und mir deutlich sagten, daß der Haß, den jetzt mein Sohn gegen mich hegte, täglich zunahm, ließen mich Alles befürchten, ich sah kein Heil und keine Rettung mehr für mich als seinen Tod, nach dem ich hoffte, wieder unumschränkt als Regentin herrschen zu können. Abermals wendete ich meine untrüglichen italienischen Künste an, und Carl IX. verschied am Ende des Wonnemonats 1574, mich verabscheuend und verfluchend, mir aber die Regentschaft bis zur Ankunft seines Bruders, des Herzogs von Anjou, lassend, den ich auf den Thron von Polen zu intriguiren gewußt hatte, dem ich aber schon bei seiner Abreise gesagt, daß er bald werde zurückkommen müssen. Nun ließ ich schnell den Herrn von Montgomeri hinrichten, behauptend, daß er meinem Gatten absichtlich die Wunde bei jenem Turnier beigebracht habe, an der er verschied. Ich haßte ihn als Calvinisten und das mir gehorsame Parlament mußte ihn unter dem Vorwand, daß er mehrmals rebellirt habe, verurtheilen, ob ihm gleich das Leben durch verschiedene Verträge garantirt worden war. Einen meiner alten Liebhaber, der mir zuwider geworden war, vergiftete ich, und dem Gouverneur der Bastille, Souvré, befahl ich, die Marschälle von Montmorency und Cossé zu erwürgen, beide aber rettete der Bruder des ersten, der mit deutschen Völkern anrückte und mir Furcht einflößte. Nachdem Heinrich III. den Thron bestiegen hatte, versuchte ich es noch ferner, durch List und Ränke zu herrschen und meinen Willen durchzusetzen; als es mir jedoch mit meinem Sohn nicht gelingen wollte, hoffte ich den Herzog von Guise diesem entgegenstellen zu können, mit dem Vorsatz, auch diesen Sohn zu opfern wenn es der Vortheil meiner ehrgeizigen Absichten heische. Aber nachdem sich die furchtbare Ligue entwickelt hatte, die abermals so viel französisches Blut vergoß, und Heinrich III. nach dem Tag der Barrikaden die Stände zu Blois versammelte, bei welcher Gelegenheit er auch die Guisen berufen hatte, oder vielmehr, um einen Vorwand zu haben, diese herbeizulocken, wo er sie sodann mit einer Kühnheit ermorden ließ, die ich ihm nie zugetraut hatte, da sah ich ein, daß es mit meiner Macht zu Ende ging, ich fand für gut, mich ganz ruhig in Blois zu ver-

halten, wo ich endlich ſtarb, nachdem ich zur Ehre der alleinſelig-machenden Kirche das Blut von zweimalhunderttauſend Menſchen vergoſſen hatte, alles, wie ich meinte, zum größern Ruhm Gottes; aber ich hatte kaum die Augen geſchloſſen, als ich auf eine ſchreckliche Weiſe von meinem unſeligen Wahn geheilt wurde, und nun ſehe ich ſchon weit über dreihalbhundert Jahre hier die ſchrecklichſten Qualen aus. — Ich habe euch nun offen und ohne Rückhalt meine Sünden gebeichtet und hoffe auf euer Verſprechen, mir eine Erleichterung meiner unausſprechlichen Pein zu verſchaffen. —

— Ein ſcheußliches Weib, ſagte Michel zu ſeinem Begleiter, ich glaube, daß die Geſchichte nicht leicht eine andere aufzuweiſen hat, die dieſe an Verruchtheit übertrifft, ſelbſt Fredegonde und Brunhilde waren keine ſolchen Teufel.

— O, Du findeſt noch mehr ihres Gleichen; haſt Du Luſt, noch einige andere Sündenbekenntniſſe zu hören?

— Nein, für diesmal habe ich an dem Einen genug.

— Und wirſt Du Fürſprache für dieſe Katharina einlegen? fragte Asmodi ſpöttiſch und mit geſpitzten Ohren.

— Ich hab's ihr verſprochen, und aufrichtig, ſcheint es mir, war ſie.

— Nun ſo gieb ihr einen Grad weniger Hitze, das iſt immer ſchon etwas.

Der Teufel brachte nun Michel wieder auf die Oberwelt, und beide nahmen einige Gläſer Eis bei Torteni ein, das ſelbſt dem Asmodi zu ſchmecken ſchien.

— Von ungefähr warf Michel ſeine Augen auf das daliegende franzöſiſche Portefeuille, eine ſo genannte diplomatiſche Revue.

— Nein, das iſt zu toll, rief er plötzlich aus, wenn ſich das die Deutſchen gefallen laſſen, ſo werde ich mich künftig für einen Hottentotten ausgeben.

— Was haſt Du nun wieder?

— Ei, da iſt die Schleswig-Holſteiniſche Angelegenheit, und Engländer und Franzoſen wollen dem deutſchen Bund vorſchreiben, was er zu thun und zu laſſen hat. Die erſtern aus egoiſtiſchem Krämergeiſt, denn ſie möchten, wenn es möglich wäre, uns Deutſchen die See vermauern, damit wir auch nicht eine Barke mehr auf derſelben hätten, und da wäre es ihnen ein gefundenes Freſſen, das kleine Dänemark, mit dem ſie, wie die Katze mit

der Maus ungestraft Schindluder spielen zu können glauben, diese deutschen Länder ganz in seinen kleinen Körper mit sehr großem Magen völlig einverleiben zu sehen, und so die deutsche Schifffahrt möglichst zu beschränken; die andern, die Franzosen, mischen sich mehr aus Naseweisigkeit, Vorwitz und Unverstand in die deutschen Angelegenheiten, auch wohl in der Absicht, den deutschen Bund möglichst zu schwächen, um sich dann des ihnen ewig am Herzen liegenden linken Rheinufers bei Gelegenheit um so leichter bemächtigen zu können. — Es ist zum Teufelholen!

— Wie so? meinte Asmodi, wenn euch nicht Alles gleich nach Wunsch geht, dann soll der arme Teufel die Zeche bezahlen. Der Sache wäre leicht und für immer abzuhelfen.

— Und wie?

— Der deutsche Bund hat ein für allemal kategorisch zu erklären, daß sich weder Frankreich noch England, noch irgend sonst eine auswärtige Macht in seine innern Angelegenheiten zu mischen hat, und er sich dergleichen Unbefugtheiten ein für allemal verbitte, so wie noch jüngst die Spanier auf eine sehr deutliche Weise dem englischen Krämervolk zu verstehen gaben, daß es sich so wenig um die Heirathen seiner Souveräne zu bekümmern habe, als sich die Spanier um die der englischen Könige bekümmern.

— Dann werden aber die Mächte mit dem Wiener Congreß und seinen Beschlüssen kommen.

— Haben diese nicht schon so manche Abänderung erleiden müssen? mußte nicht Holland Belgien aufgeben? Auf dem Wiener Congreß wurden gar manche politische Böcke geschossen, die jedoch nicht unheilbar sind und leicht verbessert werden können. Der hinterlistige Talleyrand und die englischen Ränke haben gar Manches zum Unheil Deutschlands bewirkt. Der ehrliche Blücher hatte vollkommen Recht, als er, von dem Wiener Congreß sprechend, sagte: mit ihren verdammten diplomatischen Gänsekielen verderben sie wieder Alles, was wir mit dem Schwert gut gemacht. Er sah mit seinem schlichten, aber klaren Verstand weiter, als so manche diplomatische Spürnase. Hätte man ihm gefolgt, so wären jetzt längst Elsaß und Lothringen wieder deutsch und vom linken Rheinufer keine Rede mehr. Damals hätte man vor allen Dingen festsetzen sollen, daß kein Monarch, der als souveräner Fürst außerhalb Deutschland residire, und dessen auswärtige Staaten sein Hauptland seyen, auch deutsche Bundesstaaten besitzen könne; damit wäre

für immer solchen dänischen Prätentionen vorgebaut worden. Denn mit eben dem Recht, wie der König von Dänemark Schleswig-Holstein und Lauenburg für immer der dänischen Krone einverleiben will, könnte auch der Kaiser von Oestreich seine deutschen Provinzen Ungarn, Croatien, oder dem lombardisch-venetianischen Königreich einverleiben wollen, oder der König von Preußen die seinige dem Großherzogthum Posen. Man muß diesen dänisch-gordischen Knoten auf Alexanders oder Blüchers Weise lösen.

— Wie das? meinte Michel.

— Wenn sich Dänemark nicht fügen will, so muß der deutsche Bund rund heraus erklären, daß die deutschen Herzogthümer den deutschen Fürsten anheimfallen, welche die nächsten und gerechtesten Ansprüche auf dieselben haben, ohne sich weder an französisches, noch an englisches Gesalbader zu kehren; so wird er den Herrn Ehrfurcht, Achtung und Furcht einflößen.

— Aber, was soll dann aus Dänemark werden?

— Das Beste wäre, es vereinigte sich zu einem scandinavischen Bund mit Schweden und Norwegen; mit den Herzogthümern und ohne dieselben ist es sonst doch nur ein Spiel aller nordisch-politischen Stürme, die sich erheben können.

— Du machst kurze Prozesse. Wie aber dann, wenn diese Geschichte erst einen rechten Sturm erregte?

— Den haben die deutschen Eichstämme nicht zu fürchten, sie stehen fest in ihrem Grund und Boden, wenn sie Einigkeit verbindet.

— Es sollte mich freuen, wenn Du Recht hättest. Einstweilen bereite Dich zu einem Flug nach Spanien vor, den ich in einigen Tagen zu machen Willens bin. — Für jetzt bist Du beurlaubt.

Der Hinkende empfahl sich und Michel schickte sich zur Ruhe an.

XVII.

Ein Schreiben aus Frankfurt am Main. — Eine spanische Reise, spanische Stimmen. — Stiergefecht zu Madrid. — Michel in dem Bureau der Times. — Ein Quidam und das Pönitentiarsystem. — Eine dänemische Anzeige.

Ein Aufwärter trat in Michels Salon und übergab demselben ein Schreiben.

Der Teufel lachte hämisch.

Die Aufschrift betrachtend sagte Michel:

»An Herrn Stürmer und seinen Gefährten, den Teufel Asmodi in Paris, im Hôtel des princes, Straße Richelieu.«

Er erbrach nun hastig das Schreiben und las:

»Meine Herrn.

Wessen das Herz voll ist, davon läuft der Mund über. Ich kann es als ein ächter Frankfurter Borser (soll heißen Bürger) nicht länger bei mir behalten, daß Ihr auf Euern wahrhaft diabolischen Reisen auf eine so unverantwortliche Weise mit unserer hohen Obrigkeit verfahrt und sie summarisch über Bausch und Bogen hernehmt, da doch so mancher redliche, rechtliche und mitunter auch verständige und kenntnißreiche Mann sich unter den Herren befindet, aber leider unter den bei uns herrschenden Umständen auch bei den besten Absichten nicht durchzudringen vermag, da das Heer der Ignoranten und Corrupten, wie fast allenthalben, die große Mehrzahl bildet, und bei einem so nichtsnutzigen Verfassungswesen wie das unsrige ist, nothwendig die Oberhand behalten muß. Aber ihr Herrn macht es zu arg, schlagt alles über einen Leisten, und damit können auch selbst die nicht einverstanden seyn, die Euch sonst vollkommen beipflichten und in vielen Stücken Eurer Meinung sind. Herr Stürmer handelt zu rasch, prüft nicht genug, und sein hinkender Gefährte führt dessen Wünsche und Befehle zu servil aus, ist zu hämisch und höhnisch, und erweist sei

nem Befreier gerade nicht die besten Dienste, dessen Willen so blindlings zu vollziehen. Aber das taugt eben in seinen Kram, sonst wäre er ja weniger Teufel, und umsonst hat ihn der Erzengel Gabriel in jener grausen Schlacht, wo die abgefallenen Engel auf immer des Paradieses verlustig wurden, nicht so gezeichnet und gelähmt, daß er auf ewige Zeiten hinken muß. Wenn Ihr solche gemeine Betrüger und Gaudiebe, solche Wucherseelen wie einen Dietrich Harpar, genannt Rummelpuff, nach Verdienst hernehmt, so findet dies Jedermann in seiner Ordnung, darüber ist hier nur Eine Stimme, denn dieser Schuft hat schon längst Galgen und Rad verdient und lebt nur von gestohlenem Gut; aber ehrliche Leute müßt Ihr ungehudelt lassen, selbst sein Vetter, der Lehnhard, ist kein schlechtes Subjekt, sondern mehr ein schwacher Mensch, der sich durch die Lügen und Verdrehungen dieses Harpar zu Manchem verleiten und überreden ließ, was er später, als er die Wahrheit erfuhr, bitter bereute. Auch hält man Euch, jedoch nur die Befangensten unter uns, für Freunde des Rückschritts und der Finsterniß, weil Ihr euch über die Ehre und große Feierlichkeiten, die man hier Ronge und Consorten erzeigte, und die beim wahren Licht betrachtet freilich nur eine große Lächerlichkeit waren, lustig machtet. Dessen Anhänger warten noch täglich, wie die Juden auf den Messias, auf die Erfüllung seiner Prophezeihung, nehmlich daß Offenbach bald zu dem offenen Strom werde, der alle Hindernisse hinaus und ins Meer der Weltgeschichte spülen soll. Manche unserer Rongisten erwarten auch die Erfüllung der Dowiat'schen Prophezeihung, nehmlich daß die Offenbacher Lichter bald eine zweite Sonne bilden sollen, welche die ganze Welt mit jedem anbrechenden Tag überstrahlt. Da Ihr Herrn euch nun über dies Alles moquirt habt, so will der große Troß der Dummköpfe und Beschränkten Lichtfeinde in Euch wittern. Uebrigens war es nahe daran, daß man hier Eure Reisen verboten hätte, und nur die Bemerkung eines etwas klügern Rathsherrn, der über diesen Gegenstand mit in geheimer Sitzung deliberirte und dies als einen höchst unpolitischen Schritt bezeichnete, hinderte das Verbot, indem er die kluge Bemerkung machte: »Verbieten wir die Reisen in unserer freien Stadt und deren Gebiet, so senden sie solche zum Verkauf nach der zehn Minuten entfernten kurhessischen Stadt Bockenheim, und ich kenne meine Pappenheimer, das heißt die Frankfurter, sie sind nach verbotenen Früchten so lüstern wie unsere gute Erz-

mutter Eva, reisen dann schockweis nach Boskenheim, die Dänemischen Reisen zu holen und zu lesen.«

Ihr seht, meine Herrn, man schreitet auch hier mit der Zeit voran und fängt an einzusehen, was höhere Politik ist. Dagegen findet man Eure Reisen nun auch in allen Buchläden Frankfurts ausgestellt, sie werden viel gelesen, und heben Ortes bemüht man sich, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und affektirt vornehm, sie zu ignoriren, hat aber dagegen, namentlich unsere Ignoranten und Obskuranten, die das Sprichwort: »im Dunkeln ist gut munkeln« gerne wahr machen, die Eingeweide voller Galle. — Hiernach bitte ich Euch soviel als möglich zu richten, und verbleibe im Uebrigen Euer gehorsamer Diener

Frankfurt, im November 1846. Daniel L.
Bürger der freien Stadt Frankfurt.

Nachschrift. Noch muß ich Euch melden, daß vielen unserer guten Frankfurter erst durch Eure Dänemischen Reisen ein Licht in ihren eigenen Angelegenheiten aufgeht.«

— Das ist zum Tollwerden, mich für einen Freund der Finsterniß und des Rückschritts zu halten, sagte Michel ärgerlich, das Schreiben auf einen Tisch werfend.

— Bist Du nicht lächerlich! längst muß Dich die Erfahrung gelehrt haben, daß sobald man jede alle liberal seyn sollende Albernheiten und Dummheiten gut heißt, man sogleich von dem radikalen Pöbel für einen Finstering verschrieen wird; zudem steht Du ja mit dem Fürsten der Finsterniß in Verbindung, der nur höllische Lichter anzündet, wie magst Du Dich also noch darüber verwundern! — Uebrigens mußt Du jetzt doch mit Deinen Landsleuten im Allgemeinen, ich meine den Deutschen, unzufriedener seyn?

— Wie so?

— Hat nicht der König von Dänemark einen ganz neuen Geist in ihnen erweckt? sie werden jetzt bald wichtigere Dinge verhandeln und bestreiten als philosophische und religiöse Bodenlosigkeiten und Abjurtitäten.

— Das wollen die Götter, es wäre endlich einmal Zeit, und sie hätten sich dafür bei seiner dänischen Majestät unterthänigst zu bedanken.

— Und bei dem kleinen Thiers, der vor sechs Jahren durch

seine Kriegsfischer und Gelüste nach den Rheinprovinzen zuerst eine Art deutschen Gemeingeist entzündete.

— Dies waren Eindrücke des Herrn Thiers: so oft die Franzosen ein Verlangen nach den Rheinprovinzen an den Tag geben, haben ihnen die Deutschen nur das Begehren nach dem Elsaß und Lothringen entgegenzuhalten, dies ist ein vortreffliches Abkühlungsmittel für den gallischen Länder-Appetit, das weiß ich aus Erfahrung; denn so oft ich ihnen die Möglichkeit der Wiedereroberung dieser Provinzen in Aussicht stellte, beschränkten sie sich auf die Vertheidigung derselben und dachten nicht mehr an die Eroberung des linken Rheinufers. — Dabei sehen sie, sonderbar genug, die Elsäßer gar nicht als Franzosen an, sondern betrachten sie als die starrköpfigsten Deutschen, ihnen gilt besonders der Ehrentitel *têtes-quarrées*, obgleich sie in manchen Stücken mehr Franzosen als die Franzosen selbst sind, von denen sie im Allgemeinen sehr wegwerfend und verächtlich angesehen und behandelt werden.

— Es geschieht ihnen recht, warum lassen sie sich diese Behandlung gefallen.

— Besonders sind es die sich in Paris aufhaltenden, sehr zahlreichen elsäßischen Arbeiter, die man daselbst allgemein mit dem Namen: **les allemands** bezeichnet, sie als Fremde betrachtet und ihre nicht französische Abstammung fühlen läßt, ja die meisten Pariser Arbeiter wollen es ein für allemal nicht zugeben, daß es französische Landeskinder seyen und beschweren sich bitter, daß man so vielen Fremden gestattet, mit ihnen in der Arbeit und Industrie zu concurriren. — Doch von was anderm, laß uns nach Madrid, ich habe Spanien nicht wieder besucht, seitdem ich Dich verließ, man sagt, es habe sich Manches daselbst sehr verändert.

— Eben nicht zum Besten, und zu den Hochzeitsfeierlichkeiten kommen wir zu spät, die sind bereits vorüber.

— Thut nichts, so kommen wir zu den Nachwehen.

O weh, diese sind eben nicht die erfreulichsten.

Michel und der Hinkende spazierten einige Minuten nach dieser Unterredung im Prado zu Madrid auf und nieder, und setzten sich auf eine Bank in der Nähe des Schlosses Buen-Retiro, wo sie eine Gruppe Männer mit braunen Gesichtern und energischen Zügen einige Schritte von sich entfernt in einem eifrigen Gespräch begriffen trafen, und folgende Unterhaltung vernahmen.

— Zum Teufel mit den Franzosen und allen die ihnen anhängen, sagte einer dieser Männer, eine Bewegung mit der rechten Hand machend, als wollte er Jemand einen Gnadenstoß mit einem Dolch ertheilen. Tausendmal lieber den Don Carlos und seinen Sohn Montemolin mit ihrem ganzen Gefolge des Absolutismus; wenn sie es zu toll machen, so wollen wir schon mit ihnen fertig werden, unsere Constitution ist ja ohnehin dem Teufel zu schlecht und doch nur auf dem Papier vorhanden.

— So ist's, Brüder, sagte ein anderes dieser braunen Gesichter. Das Volk faßt und begreift diese Freiheit nicht, und ehe ein Paar Monate vergehen, werden Christina, Isturiz und Narvaez auch noch den letzten matten Schimmer derselben gelöscht haben. Dem Volk fehlt das Gefühl seiner Kraft; unsere Mittelklasse ist zufrieden, wenn sie alle Tage ihr Olla Potrida hat, und fragt dann den Henker darnach, ob Christine, Isabella, Don Enrique, oder Don Carlos und sein Sohn regieren, nur darin ist die ganze Nation einig, daß wir keine Franzosenherrschaft wollen.

— Und um dies zu verhindern, sagte ein drittes dieser Gesichter, müssen wir dem Regiment Christinens, Isabellens und ihres Anhangs ein Ende machen; aber wir müssen uns dabei nur auf uns selbst verlassen. Dreißig Jahre revolutioniren wir und sind nicht weiter, ja noch schlimmer daran als beim Beginnen, das Blut von so viel hunderttausend Spaniern ist vergeblich geflossen, dies darf länger nicht so seyn. Unsere Adelsaristokratie ist ohne alle Kraft, unsere Geistlichkeit ist zur Ohnmacht verdammt und hat nur noch Einfluß auf unsere alten Betschwestern; die Krone allein hat noch den Vortheil, daß sie das Volk als ein geheiligtes Herkommen ansieht, es kömmt nur darauf an, sie auf das rechte Haupt zu setzen, um ihr mächtige Anhänger zu verschaffen; durch sie kann dann der alte Adel, wenn auch seiner Privilegien beraubt, doch wieder zum Glanz und einiger Achtung kommen, eben so kann sich dann die Religion und ihre Diener wieder heben; aber es muß der legitime, rechtmäßige Erbe der Krone seyn, der sie trägt, soll die Nation zufrieden gestellt und einig werden, und Don Carlos oder Montemolin muß die Parole aller derer seyn, die es mit dem Vaterland gut meinen. — Aber vor Allem darf von dem erbärmlichen und sinnlosen Machwerk der jetzigen Constitution auch keine Spur mehr bleiben. — Ohnehin wird auch das wenige Gute, was sie noch haben mag, von keiner Behörde

geachtet, und täglich geſchieht es, daß ein Beamter, der am Morgen auf die Verfaſſung geſchworen, ſie noch denſelben Abend auf das Frevelhafteſte und Willkührlichſte verletzt.

— Dies liegt in unſern Sitten, in der Abneigung, die wir Spanier im Allgemeinen gegen eine geſetzliche Ordnung, gegen die Rechte der Menſchen, die eine untergeordnete Stellung in der Geſellſchaft einnehmen, haben, meinte ein Vierter in der Gruppe und fuhr fort: Perſönliche Freiheit, Preßfreiheit, Wahlfreiheit u. ſ. w. ſind Dinge, die kein Spanier, ſo bald er ein höheres Amt bekleidet, mehr achten, ſondern ſeinem Willen unterworfen wiſſen will. Willkühr und Ungeſetzlichkeiten ſind fortwährend an der Tagesordnung. Eine franzöſiſche oder engliſche Verfaſſung kann bei dem Grad der Civiliſation des ſpaniſchen Volkes unmöglich beſtehen, denn es hat keinen Begriff von einer moraliſchen Herrſchaft der Ideen. — Die Parthei der Exaltirten oder Progreſſiſten, die ſich die Parthei der Bewegung nennt, iſt ein kleines armſeliges Häuflein, das wenig Anhang in Madrid, und in den Provinzen gar keinen hat. — Mit all ihren patriotiſchen Geſinnungen locken ſie noch keinen Hund von dem Kamin weg, und hinter ihnen grinzt die Anarchie, die alle fürchten, welche irgend ein Beſitzthum haben. Nicht viel mehr haben wir die Parthei der Moderirten oder Gemäßigten zu fürchten, die aus Liberalen beſteht, welche ſich aus Furcht vor der Anarchie von den Progreſſiſten getrennt haben, denn ſie wollen nur Freiheit bis zu einem gewiſſen Punkt, aber ihre Habe und ihre werthe Perſönlichkeit darf bei Erringung derſelben nicht bedroht werden. Dieſe Parthei iſt zwar jetzt am Ruder, ſie hat ſich aber die Progreſſiſten durch ihr Benehmen und ihre Exceſſe unter Narvaez zu eben ſo großen Feinden gemacht, als es die Carliſten nur immer ſeyn können, und ihre jetzige Hingebung an Frankreich oder Chriſtinen, was daſſelbe iſt, hat ihr vollends den Reſt bei der Nation gegeben. Sie haben die jämmerliche Conſtitution nur hauptſächlich deßhalb reformirt, um den Paragraph zu löſchen, der die Volksſouveränität ausſprach, und denjenigen, der Bezug auf die Vermählung der Königin hatte, abzuändern. Sie haben alle Progreſſiſten aus den Aemtern und von den Cortes entfernt, wobei ſie freilich, genau genommen, nur die Handlungen jener im Jahr 1840 wiederholten. Iturriz iſt ganz in die Fußſtapfen des Narvaez getreten, und das conſtitutionelle Weſen iſt in ſeiner Hand nichts als ein ſehr künſtliches Inſtrument zur Be-

förderung der miniſteriellen Willkühr, und die Furcht vor Anarchie, ein blutig gräuliches Geſpenſt, das er der Parthei der Gemäßigten beſtändig wild vorſchweben zu laſſen, macht, daß dieſe blindlings ſeinem Willen gebehrden und ſeine Abſichten fördern. So kömmt nun Alles darauf an, und dahin müſſen vorerſt alle unſere Bemühungen gehen, daß dieſe Spaltung zwiſchen den Progreſſiſten und den Moderirten dauert, und dieſe ſich nicht verſöhnen, wie mehrere unter den beiden Partheien beabſichtigen. Wir müſſen dem noch beiſtehenden Brand der Zwietracht neue Nahrung geben und ihn wo möglich zu vermehren ſuchen.

— Indeſſen müſſen wir beide Partheien als Anhänger der Franzoſen dem Volk immer verhaßter zu machen ſuchen, ſprach ein Künſtler, und die Freunde der Carliſten nach Kräften unterſtützen. Legen wir die Minen recht an, ſo müſſen ſie in Aragonien, Andaluſien und den beiden Caſtilien zumal ſpringen, das übrige Spanien wird dann ſchon folgen, und Franzoſen, Progreſſiſten und Moderirte müſſen über die Klinge ſpringen oder mit Iſabellen, ihrer Mutter, ſammt deren Anhängern über die Pyrenäen oder übers Meer, wie es ihnen beliebt, und die junge Königin mag dann in Paris oder London ihre Mißgeburt, wenn es ſo weit kommt, zur Welt bringen, denn ein anderes Produkt dieſes Körpers läßt ſich weder phyſiſch noch moraliſch erwarten.

— Aber wie werden wir es mit den Progreſſiſten halten, die ſich mit den Carliſten vereinigen oder ſchon vereinigt haben? fragte ein Sechſter.

— Wir benutzen ihre Hülfe zu unſern Zwecken, ſo lange wir ſeyn nöthig haben: bedürfen wir ihrer nicht mehr, ſo werden auch ſie auf die Seite geworfen, erwiederte der erſte Sprecher.

— Recht ſo, meinte der zweite, indeſſen wäre es vor Allem nöthig, daß General Zam; aus dem Miniſterium entfernt würde, er iſt jetzt der Einzige, der Energie zeigt und als Kriegsminiſter das Heer der Krone ergeben zu erhalten verſteht.

— Wenn wir ſo wollen, erwiederte der erſte, ſo müſſen wir Zumiz, Mons, Pikal, Armero, Caneja, genug das ganze Kabinet zu ſprengen ſuchen, denn ſie blaſen alle in ein Horn, aber ich dächte, dies ſey vergebliche Mühe, denn an einem ſchönen Morgen werden all dieſe Herrn doch Hops ſeyn, Narvaez intriguirt

gegen ſie und der Frau Chriſtina und ihrem Garde-du-Corps ſind ſie noch lange nicht geſchmeidig genug, und den Progreſſiſten ein wahrer Dorn im Auge.

— In der That haben ſie auch gethan was ſie vermochten, ſich dieſe zu Feinden zu machen. Alle durch die Conſtitution garantirte Freiheiten haben ſie vernichtet, ſo gering dieſe auch waren. Unſer altes gemeines Recht, das ehemalige Municipalſyſtem Spaniens, unter unſern abſoluten Königen ein kräftigerer Schutz gegen Tyrannei als all dieſe modernen conſtitutionellen Faſeleien, iſt uns genommen. Alle Civilbehörden und Geſetze ſind einem rohen militäriſchen Despotismus unterworfen, alle perſönliche Freiheit hängt von der Laune eines Agenten oder elenden Spiones der Polizei ab; willkührliche Steuern, welche Officiere ausſchreiben, werden durch die Gewalt der Bajonette erhoben, die Kammern und Cortes ſind noch mehr den Herrſchern gefällige Maſchinen, als es weiland Frankreichs Senat unter dem Tyrannen Napoleon war, erbärmliche Trabpuppen und Hampelmänner. Verbannung der Bürger aus ihren Wohnorten durch polizeiliche Maßregeln ſind an der Tagesordnung, alle Geſetze werden von den Behörden mit Füßen getreten, ſo arg war es nie unter den ſo verſchrieenen abſoluten Königen. Eine bloße Ordonnanz hat die Preſſe der Jury entzogen. Regierungscommiſſionen richten über Preßvergehen, eine Cenſur der veratoriſchſten Art hat die Regierung eingeführt. Jede Zeitung muß fünf Stunden, ehe ſie erſcheint, an den Polizeipräfekten abgegeben werden, der nach Gutdünken und Laune deren Austheilung erlaubt oder verbietet. Das mindeſte Vergehen gegen ſeine Befehle wird mit ungeheuren Strafen belaſtet; in den Provinzen ſind es die Generalcapitäne, welche die Stelle dieſer Präfekten wo möglich mit noch größerer Tyrannei verſehen. Drucker und Schriftſteller werden verbannt oder eingekerkert. Dies ſind die herrlichen Früchte der trefflichen Conſtitution. Es fehlt nur noch, daß dieſe politiſche Inquiſition auch ihre Scheiterhaufen errichtet, um auf einer Linie mit der verblichenen religiöſen zu ſtehen. So iſt der Zuſtand Spaniens, unſers Vaterlandes, und es müßte mit dem Henker zugehen, wenn wir nicht eine, ſo von allen Partheien verhaßte Regierung zum Sturz brächten, beſonders wenn uns unſere guten ketzeriſchen Freunde, die Engländer, ſo unter der Hand unter die Arme greifen, wenn nicht nur alle Ausſicht, ſondern ſogar die Gewißheit vorhanden iſt. Darum ſofort und ungeſäumt ans

Werk, wir dürfen nicht länger säumen, die Minen springen zu lassen und müssen.

In diesem Augenblick kam eine starke Patrouille nebst einem Alguasil auf die Gruppe zu, die sich, sobald sie das Militär und die Polizei ansichtig wurde, zerstreute. Einige riefen laut: Vivat, zum Stiergefecht, auf die Plaza Major.

Michel, der dieser ganzen Unterredung mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, sagte zu dem neben ihm sitzenden Teufel:

— Wenn diese Leute wahr sprachen, dann geht es toll genug hier zu, und es hat sich, seitdem ich Madrid verlassen, in der kurzen Zeit Alles gewaltig in Spanien geändert.

— Vivat, die Constitutionen! höhnte der Hinkende in seiner gewohnten Weise, Dank ihnen nimmt unser Reich besonders an französischen, spanischen, portugiesischen, belgischen, griechischen verdammten Deputirten und Beamten reichlich zu, weniger sehen wir englische, bairische, württembergische, badische, hessische, norwegische, sächsische Constitutionsfreunde ankommen, das macht, diese haben weniger Spielraum zu constitutionellen Schurkereien und Albernheiten.

— Du bist ein Grobian, man sollte meinen, Du seyst bei irgend einem Amt der freien Stadt Frankfurt in die Lehre gegangen. Doch habe ich recht gehört, so wird heute ein Stiergefecht gehalten?

— Und zwar ein recht glänzendes, dem die Königin nebst ihrem Gemahl, die französischen Prinzen und der ganze Hof beiwohnen.

— So wollen auch wir ihm beiwohnen, und nach Umständen zur Erhöhung dieses Vergnügens beitragen. Es ist etwas Außergewöhnliches.

— Was, das Stiergefecht? ich sollte nicht meinen, es werden deren ja fortwährend in allen Ländern, und besonders in den Kammern der constitutionellen Staaten aufgeführt, wenn sie auch weniger blutig sind, so sind sie desto possierlicher.

— Michel warf dem Teufel einen zornigen Blick hin, woran dieser sich jedoch wenig zu kehren schien.

Indessen waren beide an dem prächtigen Plaza Major angekommen, auf welchem dieemal wieder das Stiergefecht gehalten wurde. Dieser Platz ist der bedeutendste in Spaniens Hauptstadt, er bildet ein fast regelmäßiges, von schönen Gebäuden und Bogengängen umgebenes Viereck. Statt der Buden, die ihn gewöhn-

lich verzieren oder vielmehr verunzieren, sah man heute für die Zuschauer errichtete Tribünen und Sitze. Da alle Häuser dieses Platzes ganz gleich gebaut und dreistockig sind, und der erste Stock durchgängig Altanen von gleicher Form hat, so bildeten diese einen ersten Rang von Logen, die alle prächtig und bunt ausgeschmückt waren. In der Mitte der einen Seite dieses Platzes, auf dem Balken des Palastes Panaderias, befand sich die Loge für die königliche Familie, und auf den beiden Seiten derselben die für den Hof, die Minister ꝛc. Von demselben Balkon sahen in frühern Zeiten die spanischen Könige, namentlich Karl II., den hier gehaltenen Auto-da-Fé's zu, und hörten die Ketzer zischen, die man verbrannte. Der Hof ließ nicht lange auf sich warten: Isabella trat zuerst an der Hand ihres Gatten, des Königs Gemahl, Don Francisko de Asiss, auf den Balkon, ihr folgte die Königin Witwe, Christine Munoz, deren Gatte, ein ehemaliger, jetzt zum Herzog gestempelter Gardist, jedoch für gut fand, dem Schauspiel wenigstens nicht in der königlichen Loge beizuwohnen. Hierauf kam der Herzog von Montpensier mit seiner blutjungen Frau, der Infantin Louise, Schwester der Königin, sodann noch mehrere Mitglieder der königlichen Familie und das dienstthuende Gefolge. Alle strotzten, in Goldstickereien geschnürt und beblecht, mit Diamanten und Perlen behängt. Fast zu gleicher Zeit traten rechts von der königlichen Loge die sämmtlichen Minister, den präsidirenden Isturiz an der Spitze, auf den für sie bestimmten Balkon. General Sanz nahm eine martialische Haltung an, und machte während dem ganzen Schauspiel ein grimmig heroisches Gesicht, es war, als wollte er England und die ganze Welt herausfordern. Mons glich einer vergoldeten Puppe an Aussehen und Steifheit. Der Minister des Innern, Senor Pidal, schien wie gewöhnlich den Eheherrn der Frau Venus darzustellen, seine Bewegungen waren denen ähnlich, die der rußige Gott machen muß, wenn er, den Hammer gehörig schwingend, den Amboß ertönen läßt. Der winzige Ganza, ein verjüngter Maßstab des kleinen Thiers, eine Art diplomatisch-ministerielle Seifenblase, placirte sich neben dem immer in tiefen Gedanken versunken scheinenden und dabei nichts denkenden Armero, eine totale Null, die sich in wichtig thuender Vornehmheit blähte und in Nichtigkeit auflöst. Hinter und neben den königlichen Personen fand sich der Troß der goldbeblechten Schranzen und Lakeien mit und ohne Schlüssel ein. Die guten Madrider hatten schon

lange so etwas nicht mehr gesehen, und man hatte die trefflichsten und feistesten Stiere aus der Sierra Morena kommen lassen, damit das Schauspiel der hohen Gäste würdig sey, sowie die gewandtesten Torreadores zu deren Bekämpfung beschieden. Kaum hatte sich der Hof gesetzt, als der Feierzug in die Arena trat, alle Torreadores im reichsten altspanischen Costüme, und die Piccadores auf den schönsten, auf das Reichste geschirrten und gesattelten andalusischen und castilischen Pferden reitend, und von den Chulos und Banderilleros zu Fuß gefolgt. Vier reich vergoldete Staatswagen, den Gevattern der Kämpfer gehörend *), mit vier und sechs Pferden, von rothbrauner, lichtbrauner und dunkelbrauner Farbe, bespannt, befanden sich im Zug, nebst einer Anzahl der schönsten Handpferde. Der erste dieser Wagen gehörte dem Grafen Altamira, der nebst seinem Ahijado, seinem Pathen-Kämpfer, in demselben saß. Der Torreador, Matador Jnnenez, genannt Morenillo, zur Vertheidigung des in Gefahr gerathenden Kämpfers bestimmt, folgte ihm mit seiner Quadrille. In dem zweiten Wagen befand sich der Herzog von Abrantes, der spanische Crösus, dessen Pathe und Kämpfer Don Miguel Romero, ein kräftiger Ex-Cavallerie-Lieutenant war. Die sechs Pferde dieses Wagens hatten reich vergoldetes, rothes Sammtgeschirr, und ihre Köpfe waren mit Straußfedern, Blumen und goldnen Zitternadeln geschmückt. Der Matador dieses Kämpfers war Chiclanero, der den Wagen mit einem zahlreichen Gefolge begleitete. Der dritte Wagen war der des Herzogs Medina Sidonia, sechs rabenschwarze, weiß und silbergeschirrte, mit Blumen und Rosen geschmückte Pferde zogen ihn. Diesem folgte der Matador Juan Leon mit seinem Haufen. In der vierten, höchst eleganten Kutsche befand sich der Herzog von Ossuna mit seinem Champion Montés, der berühmteste Matador Spaniens, umringte ihn mit seinen Leuten. Diesen Wagen folgten die Reitpferde der Granden-Pathen, von denen jeder sieben durch reich gekleidete Vereiter in spanischem Costüme nachführen ließ. Von einem Alguazil angeführt, begann der Umzug und jeder Wagen hielt vor der königlichen Loge stille, wo der Pathe-Protektor der jungen Königin seinen Kämpfer vorstellte: Jsabellens Augen

*) Jeder Kämpfer bei den Stiergefechten wählt sich einen reichen Pathen, der ihm zu Gevatter stehen, das heißt, seine ganze Ausrüstung, seine Bekleidung und sein Gefolge auf das Prächtigste und auf seine Kosten anschaffen muß.

ſchienen mit beſonderem Wohlgefallen auf dem Schützling des Herzogs von Abrantes, dem ehemaligen Cavallerie-Lieutenant, der eine anſehnliche Figur machte, zu ruhen. Pferde und Menſchen dieſer Züge prangten mit den Wappen ihrer Schutzherrn und Eigenthümer in Gold und Silber geſtickt. Als der ganze Zug defilirt und ſich in Ordnung geſtellt hatte, die Wagen rangirten unter der königlichen Loge, da überreichte die junge Königin den Schlüſſel zu dem Behälter, in welchem die Stiere eingeſperrt waren, eigenhändig einem der Hofdiener, der ihn einem Alguaſil gab, welcher nun den Stall öffnete und:

Das vierfach geöffnete Haus
Speite vier Stiere auf einmal aus.

Zugleich ließ man ein halbes Hundert weißer Täubchen mit rothen Bändern geſchmückt in die Höhe flattern.

Aber ach, kaum war der Kampf begonnen, ſo lagen nach einigen ſchlecht geführten Lanzenſtichen auch ſchon zwei der Kämpfer ſammt ihren Roſſen am Boden und wälzten ſich im Sand, überglücklich, durch ihre Matadore der Wuth der Stiere zu entgehen; ein Dritter ſpielte die Rolle des Königs Alderano in der Oper Palmira, Prinzeſſin von Perſien, und floh gleich dieſem vor den gehörnten Ungeheuern, denen er dennoch nicht zu entrinnen vermochte, denn ſie warfen ihn auf ſeiner Flucht darnieder und zwei Stallmeiſter trugen ihn ohnmächtig aus der Bahn. Jetzt war nur noch der Kämpe des Herzogs von Abrantes, der Ex-Cavallerielieutenant Don Michel Romero ſattelfeſt auf dem Kampfplatz, der die Rolle des indiſchen Fürſten Alcidoro in der genannten Oper meiſterhaft ſpielte und alſo nichts zu wünſchen übrig ließ. Seine Gewandtheit, ſeine Unerſchrockenheit und Kaltblütigkeit erregten die Bewunderung der zahlloſen Zuſchauer, Iſabella, Chriſtine und die Infantin Montpenſier verfolgten jede ſeiner Bewegungen mit ängſtlichem Entzücken, und die Maſſen jauchzten ihm Beifall zu. Der tollkühne Piccadores hatte ſchon drei der gehörnten, wuthentbrannten, ſchreckliche Sprünge machenden Ungeheuer erlegt, als er auch dem vierten einen Lanzenſtich zwiſchen den Hörnern beibrachte. Der wüthende Stier rannte nun auf den kühnen Reiter zu, warf denſelben nieder, und Roß, Mann und Stier kugelten alle drei in einem Knäuel auf dem Boden der Arena. Ein Schrei des Entſetzens ertönte faſt einſtimmig aus dem Mund der zahlloſen Zuſchauer, von denen ſchon Viele: Perros, Perros! (die Hunde)

riefen: aber plötzlich erhob sich der Piccadores wieder, schwang sich auf sein ebenfalls aufspringendes Roß, und der Stier, einige Schritte zurückfußend, fiel von einem tödtlichen Stich getroffen leblos nieder. — Isabella, die Infantin und Christina Munoz gaben zugleich das Zeichen zum Applaus, der sofort auch anhaltend und donnernd erdröhnte, und des Beifalljauchzens war kein Ende.

Jetzt ließ die junge Königin den glücklichen Kämpfer, der allein den Stieren die Spitze geboten hatte, zu sich rufen, sagte ihm einige Artigkeiten ob seiner Geschicklichkeit, und der Hinkende, der neben Michel einen Platz ganz in der Nähe der königlichen Loge genommen hatte, bemerkte, daß die Gattin des zum Herzog von Rianzares gestempelten Gegardinen ganz besonders theilnehmende Blicke auf den Ex-Cavallerielieutenant warf. — Was vermag oft nicht ein glücklicher Lanzenstich! —

Es sollten nun die üblichen Rennen beginnen, zu denen man Anstalt machte, als sich plötzlich eine Stimme mit den Worten vernehmen ließ:

— Ohe, so ist's nicht gemeint: zur Feier eines so seltenen Festes, wie diese königlichen Doppelheirathen, gehört auch ein außerordentliches Schauspiel, das sogleich beginnen soll.

Aller Augen wandten sich gegen den Ort wo sich diese Stimme vernehmen ließ.

Es war unser Michel der so gesprochen und sich von seinem Sitz erhebend nun ein Zeichen gab, und jetzt:

ipeite das zehnfach geöffnete Haus
zehn Riesen-Stiere auf einmal aus.

Diese, mit ungeheuer großen Hörnern versehen und rabenschwarz, stürzen sich mit wüthender Kampfbegier in die weite Arena, die Runde machend und mit feuersprühenden Augen alle Kampflustigen auffordernd, einen Gang mit ihnen zu wagen. Das Staunen und die Verwunderung des Publikums, so wie des ganzen bei der Direktion der Stiergefechte angestellten Personals war groß, als es diese ganz unerwarteten neuen, so furchtbar gehörnten Kämpfer erblickte; alle die dienstbaren, bei dem Fest angestellten Geister schienen wie gelähmt, aber der glückliche Kämpfer Michel Romero, durch seinen so eben gehabten Erfolg muthig gemacht, wagte es und stellte sich, seine Lanze einlegend, dem ersten entgegen.

Der muthige Piccadores gab seinem Pferd die Sporn, sprengte gegen das Ungeheuer an, dem er ebenfalls einen Stoß zwischen

den Hörnern beibrachte, aber ach, die Lanze zersplitterte in tausend Stücke und der Stier faßte sogleich Roß und Reiter mit den Hörnern und schleuderte beide hoch in die Luft, so daß sie, wenn auch nicht leblos, doch athemlos wieder niederfielen, und sich kriechend und wimmernd mit gebrochenen Rippen von dem Kampfplatz zu entfernen suchten. Jetzt wagte es der berühmte Matador Montes, mit dem Stier anzubinden, aber ihm ward ein gleiches, ja noch schlimmeres Schicksal, denn außer den Rippen brach er auch noch Arme und Beine. Das Entsetzen und die Furcht unter den Zuschauern war groß, alle suchten zu entfliehen, und keiner konnte von der Stelle; unterdessen rannten die Stiere immer wüthender im Circus herum, fingen an Feuer und Flammen zu schnauben, und, o Entsetzen! plötzlich verlängerten sich deren ohnehin schon so große Hörner und wurden bald zu zwölf und mehr Schuhe langen Gabeln, mit denen sie eine Menge der Zuschauer aus ihren Sitzen hoben, spießten und in die Luft schleuderten: es schien jedoch, daß die Stiere bei diesem Manoeuvre eine gehörige Wahl zu treffen wußten, denn es waren meistens sehr übel famirte Subjekte, die sie heraussuchten, um eine solche Rippen-, Arme-, Beine- und Hälse-brechende Luftfahrt zu machen, auch Isturiz, Sanz, Narvaez, Mons, Pidal und sogar Frau Munoz mußten die Luftfahrt wider Willen bestehen. Nachdem mehrere Hundert der Zuschauer nicht zum Ergötzen, wohl aber zum Schrecken der übrigen diese Probe bestanden hatten, zogen die schwarzen Ungeheuer ihre Hörner wieder ein, warfen aber solche Feuer- und Schwefelflammen, daß fast sämmtliche spanische Damen und viele Granden eine Ohnmacht anwandelte, gegen welche sie weder ihre Mugelinwasser noch das berühmte Eau de Portugal, noch gereinigter Salmiakgeist zu schützen vermochte. Endlich ritt ein schwarz und feuerroth gekleideter Piccador in den Kampfplatz, dem es schnell gelang, die wüthenden Bestien zu Paaren und wieder in ihre Behälter zu treiben, worauf sich sämmtliche Zuschauer allmählich wieder erholten und nach und nach mit dem festen Vorsatz entfernten, sobald nicht wieder ein Stiergefecht zu besuchen. Die auf dem Boden liegenden mehr oder minder Beschädigten wurden theils in ihre Wohnungen, theils in Spitäler gebracht, Frau Christine Munoz hatte sieben Rippen gebrochen. —

Michel und der Hinkende waren mit die Letzten, welche den Schauplatz verließen, auf dem sich der heilloje, von ihnen veran-

laßte Spuk zugetragen. Sie machten noch einen Spaziergang durch die weitläuftigen Gärten des Buen-Retiro, wo sie vor der Gruppe Carl V. stehen blieben, welche diesen Kaiser ein Ungeheuer mit Füßen tretend darstellt.

— Was soll denn dies eigentlich bedeuten? fragte Michel seinen Begleiter, ich habe nie eine ordentliche Auskunft über diese Allegorie erhalten können.

— Es ist das Lutherthum oder die Ketzerei überhaupt, welche der eherne Kaiser zertritt, erwiederte Asmodi.

— Da hat er sich doch vergeblich angestrengt, meinte Michel. Wenn er jetzt erstünde, würde er sich wundern, wie herrlich die Ketzerei und wuchterndes Unkraut jeder Art gedeiht, und wenn er hunderttausend Füße hätte, so wären sie nicht hinreichend, die Schmarotzerpflanzen alle zu zertreten, welche sich von dem Elend der Menschheit nähren und das Wohl und Gedeihen derselben hindern.

Sie wandelten nun weiter und kamen an die herrliche Reiterstatue Philipp IV.

— Ich möchte wohl die Tugenden und Verdienste kennen, welche Spanien bewogen, diesem Monarchen eine so treffliche Bildsäule zu setzen? sagte Michel.

— Wieder eine recht alberne Frage, höhnte der Hinkende. — Wenn Du bei jeder Bildsäule, bei jedem Monument fragen und die umstürzen wolltest, welche bei einer Prüfung nicht bestünden, wie viel Bildsäulen blieben dann wohl noch stehen? Uebrigens hatte dieser König das Verdienst, daß während seiner langen Regierung sein Premierminister Olivares den größten Theil derselben gut oder schlecht für ihn dachte und handelte, so wie sein Feldherr Spinola sich für ihn schlug. Freilich ging Holland bald darauf für Spanien verloren, Portugal eroberte unter diesem König seine Unabhängigkeit wieder, und seine Theilnahme an dem Kampf Oesterreichs gegen Richelieu machte, daß er mehrere Provinzen verlor. Er unterzeichnete den Friedenstractat der Pyrenäen, durch welchen er Roussillon, Artois und all seine vermeintlichen Rechte auf Elsaß abtrat und die Infantin Maria Therese an Ludwig XIV. vermählt. Auch Catalonien hatte das Schild der Empörung gegen ihn erhoben, und seine lange, fünfundvierzigjährige Regierung war für Spanien höchst unglücklich, aber man soll das Unglück ehren, daher die prächtige Statue

Jetzt näherte sich den beiden Gefährten eine Gruppe Spanier, welche wieder die Verheirathung der jungen Königin Isabella und ihrer Schwester zum Gegenstand ihres Gespräches machten und den Franzosen und Moderirten Haß und Tod schwuren.

Ein Gersten- und Eiswasser-Verkäufer bot dem Teufel und Michel seine Waare an. Letzterer erbat sich Eiswasser und bot seinem höllischen Freund ebenfalls einen Becher an.

— Geh zum Henker mit dem Gesindel, glaubst Du daß mein infernalischer Magen ein Spülnapf ist?

Auch Michel fand das Getränk zu fad, nippte nur daran, und lud seinen Begleiter ein, das nächste Kaffeehaus zu besuchen, um einige Erfrischungen einzunehmen.

Hier fand Michel ein Blatt der Times aufliegen; er nahm es in die Hand und las einen Artikel über die Schleswig-Holsteinischen Angelegenheiten, in welchem die Teutschen auf eine ächt englisch unverschämte Weise mitgenommen und herunter-gemacht waren.

— Nein, das geht denn doch über das Bohnenlied! rief er aus, das Blatt unwillig hinwerfend.

— Was macht Dir den Kamm wieder steigen? fragte Asmodi in seiner gewöhnlichen Weise.

— Da lies.

Der Hinkende lachte.

— Aber ich will hin, will zu ihnen, diesen englischen Holzböcken und Plumpuddings, und ihnen auf gut deutsch die Wahrheit dick und dünn sagen.

— Und Nichts bessern.

— Ihm nichts, es ist mir schon eine Genugthuung, ihnen meine Meinung derb sagen zu können. John Bull muß wissen, daß ihm der deutsche Michel noch gewachsen ist, und wenn er weniger gutmüthig und einfältig wäre, ihm bald über den Kopf wachsen würde.

— Oho Närrchen, mach es nicht gar zu arg, soweit seyd ihr noch lange nicht!

— Es könnte aber bald dahin kommen, wenn die deutschen Regierungen und Völker ihr wahres Interesse erkennten und einig wären.

— Da mußte ihnen erst noch ganz anders der Staar gestechen werden.

— Uns tolle Träumer, in den Wolken auf Stelzen gehende Phantasten zu nennen!

— So ganz Unrecht mögen sie denn doch nicht haben. Ihr seht gar oft vor lauter Wolken den ebenen Boden, oder wie ihr zu sagen pflegt, den Wald vor Bäumen nicht.

— Asmodi, halte Deine höllische Zunge im Zaum, sonst sind wir Freunde gewesen.

— Brüderchen, sieh, eben jetzt zeigst Du Dich wieder in dem Licht, das den meisten Deiner Brüder leuchtet, Ihr könnt keine Wahrheit hören und ertragen.

— Da soll man wohl ein Klumpen Eis bleiben, wenn so ein englischer Sudler der Times oder des Morning Chronikels uns als das einfältigste, dümmste und nichtigste Volk der Welt hinstellt, und seine Schnüffelnase mit brittischer Insolenz und Impertinenz in die deutschen Angelegenheiten steckt, über diese abspricht und uns Grobheiten sagt, die selbst manchem deutschen Appellations-, Oberhofgerichts- und Canzleischreiberstyl noch zum Muster dienen könnten. Nein, das muß gerügt werden.

— Nur ruhig, Freund, so wild sah ich Dich noch nie. Die allgemeine Zeitung und andere deutsche Blätter haben die Herrn an der Themse schon zurechtgewiesen.

— Parisari, laß uns hin

— Nach Belieben.

Zehn Minuten darauf traten die beiden Freunde in das Redactionsbüreau der Times.

Michel ließ sich sogleich den gerade anwesenden Redacteur en Chef dieses Klatschblattes vorstellen, den er, wie folgt, anredete:

— Sir, ich habe mir die Mühe gegeben, Euch mit einem Besuch zu beehren, um Euch nach Gebühr den Kopf zu waschen und über die dänisch-deutschen Angelegenheiten aufzuklären.

— Da hätte der Herr zu Hause bleiben und sich die Mühe ersparen können, wir sind aufgeklärt genug.

— Aber blind dabei; erlaubt mir, Euch den Staar stechen zu dürfen und in der Sprache mit Euch zu reden, die ihr so gerne selbst sprecht und folglich auch am besten verstehen werdet.

Die Schreiber im Büreau horchten hoch auf, und der Oberredacteur machte Miene, dem Michel die Thüre zu weisen. Dieser lähmte jedoch mit Hülfe seines diabolischen Begleiters nach gewohnter Weise das Personal und begann:

— Zuerst muß ich Euch ein für allemal sagen, daß ihr Euch ebenso wenig in deutsche Angelegenheiten zu mischen habt, als sich Deutschland in die englischen mischt, obgleich Ihr Streiche in allen fünf Welttheilen verübt, daß sich der Himmel darob erbarmen möchte. Es wehet kein Wind in irgend einem Winkel der Erde, ohne daß ihr nicht sogleich Eure großbritannischen Nasen hineinsteckt, während ihr im eignen Haus doch fast vor Unrath und Lehricht erstickt! Dieses Dänemark, das Ihr selbst durch Eure perfide Politik und Euren Raubzug von 1807, wo ihr ohne alle Kriegserklärung, gleich Seeräubern der heillosesten Art, dessen Hauptstadt zu Trümmern bombardirtet und dessen Flotte stahlt, in den Zustand der Ohnmacht versetztet, in dem es sich noch befindet, dieses Dänemark soll Euch jetzt zum Vorwand dienen, um auf alle Zeiten dem armen Deutschland einen Riegel vorzuschieben, jemals eine bedeutende Handels- und Seemacht zu werden, was ihr um so mehr fürchtet, als Ihr affectirt, Euch über solche Prätensionen lustig zu machen. Aber seyd unbesorgt, es wird eine Zeit kommen, und sie ist nicht mehr allzufern, wo Dänemark und selbst Schweden und Norwegen einsehen werden, daß nur ein enger Anschluß an das verhaßte Deutschland ihnen Heil und Rettung bringen kann, namentlich kann Dänemark nur allein einen Anker des Heils in der Noth finden, wenn es sich dem deutschen Bund mit all seinen Besitzungen anschließt und einverleibt. Aber Ihr seyd gewohnt, Deutschland als den Markt zu betrachten, auf dem Ihr nach Lust und Belieben die Preise machen könnt, und das mit seinem Herzblut die egoistischen Zwecke und Träumereien Eurer Krämerpolitik bezahlen und gut machen soll. In Deutschland feilschet Ihr das Menschenleben, um Eure Colonieen zu unterjochen oder im Zaum zu halten. Deutschland war es, das Euch während der französischen Kaiserzeit retten und vor französischen Invasionen, die Euch nicht ohne große Aussicht des Erfolges drohten, schützen mußte, indem Ihr ohne Aufhören die Kriegsfackel mit Frankreich in seinen Gauen anzündetet und das Feuer schürtet. Die Deutschen waren es wieder, die Euer Heer bei Waterlow vom Untergang und der völligen Niederlage retteten. Denn trotz Wellington und seinem mit der Peitsche dressirten Heer waret ihr geschlagen, wäre nicht Blücher mit seinen Preußen noch zur rechten Zeit gekommen, um Euch aus der Patsche zu ziehen. Was könnt Ihr diesem Allem entgegenhalten? Eure Guineen? Dieses

verfluchte Gold hat mehr Elend und Unheil über Deutschland gebracht, als Ihr in Jahrhunderten wieder gut machen könntet, wenn Ihr auch den Willen so dazu hättet, als es das Gegentheil ist. Euch verdanken wir die Blindheit unserer Hansestädte, die einem momentanen Vortheil zu lieb ihrem spätern sichern Ruin entgegen gehen, wenn sie nicht noch zur rechten Zeit einlenken. Der Zollverein ist Euch ein Dorn im Auge und Ihr intriguirt dagegen, wo Ihr nur immer könnt, jedoch zu Euerm eignen Schaden. Den Deutschen werden doch, Dank Euern Balourdidäten, endlich einmal die Augen aufgehen und sie werden einsehen lernen, daß ihre ärgsten Feinde die englischen Krämerseelen sind. Es wäre verlorne Mühe, Euch die Rechte Deutschlands auf Schleswig-Holstein auseinander setzen zu wollen, sie sind eben so klar als die auf Hannover, und der König von Dänemark hat ebenso wenig das Recht, diese deutschen Lande den dänischen einzuverleiben, als Eure Königin befugt wäre, Hannover für einen integrirenden Theil Großbritanniens zu erklären. Darum noch einmal gesagt, mischt Euch nicht in deutsche Angelegenheiten, sondern fegt den eignen Stall und überlaßt es uns, den unsern zu säubern. Es steht Euch eine sociale Umwälzung bevor, wie Ihr sie noch nie gesehen und erlebt, wenn Ihr nicht bei Zeiten die passenden Mittel ergreift, sie zu verhüten und den totalen Umsturz des Bestehenden zu verhindern. Aber wenn Ihr so fortfahrt wie bisher, so öffnet Ihr der furchtbarsten Anarchie die noch je gewesen, Thüre und Thor. Eure Marine ist ohne Matrosen, wenigstens ohne taugliche, denn, Dank Eurer trefflichen Fürsorge, verlassen Euch die besten, und zwar zu Tausenden, um die Schiffe der Amerikaner zu bedienen, wo ihnen eine menschlichere Behandlung und die Aussicht einer bessern Zukunft offen steht. Euer Tory- und Euer Whigsystem sind durch und durch wurmstichig und faul, und eure Politik steht um hundert Grade unter der Höhe der Zeit. In Irland schreien die hungerleidenden und ausgemergelten, verhungerten, menschlichen Gerippe um Brod; wenn sie, von Elend und Verzweiflung getrieben, zu stark schreien, so stopft Ihr ihnen die Mäuler mit Blei und sättigt sie so für die Ewigkeit, während eure Crösus, eure Geldjuden und Wucherer unter dem Vorsitz des Lordmajors in der London Tavern die schwelgerischsten Bankette feiern, Bankiers und Parlamentsglieder besoffen und mit lallenden Zungen Toaste brüllen, Reden über die Verdienste der feilen, in ihrem Sold stehenden Journale halten,

und ſich dabei die Gurgeln mit Capwein ſchwenken. Statt die Aufgabe der freien Preſſe zu erkennen, legt Ihr ihr goldne Feſſeln an, und citirt dabei frech genug Sheridans Worte: »Gebt mir »eine freie Preſſe, und ich will einem Miniſter ein käufliches Ober»haus, ein beſtochenes und ſerviles Unterhaus ꝛc. geben, und will »ihn doch mit dieſer Waffe der freien Preſſe von ſeiner Höhe herab»ſtürzen und unter den Ruinen ſeiner Mißbräuche begraben!« ... aber unter dieſer freien Preſſe verſtand Sheridan keine feile, vom Geld der Geldſackariſtokratie erkaufte und beſtochene. Noch eine kleine Geduld, Ihr werdet ſtrenge Rechenſchaft von Euern Thaten ablegen müſſen, ſowie diejenigen, welche durch den herzloſeſten Egoismus all dies Elend befördern und bei ſchwelgeriſchen Gaſtmahlen, wo die Leckerbiſſen aller Welttheile im Ueberfluß bis zum Ekel und die mit Gold aufgewogenen Weine von Schiras, von Tokai, dem Rhein und der Champagne in Strömen vergoſſen und verſchlungen werden, dem Elend und Gram ihrer hungrigen und durſtigen Brüder ſpotten, und ihnen höchſtens verächtlich und entwürdigend einen Rothpfennig zu-, oder einen Broſamen vorwerfen, welchen die Jagdhunde dieſer Geldſäcke verſchmähten! Die Nemeſis nahet mit Rieſenſchritten und wird auf eine entſetzliche Weiſe all dieſe Unbilden rächen, denen eine feile Preſſe noch das Wort redet, die eine wirklich freie und würdige Preſſe rügen wird. Eine ſolche iſt geſchaffen, die Tauſend und abermal Tauſend Ungerechtigkeiten, welche eine erbärmliche Politik, eine feile Juſtiz und beklagenswerthe Adminiſtration ſich täglich zu Schulden kommen laſſen, zu erklären und zu ſtrafen, ihre Pflicht und ihre Aufgabe iſt es, all die Schändlichkeiten zu offenbaren, welche Eure Behörden ungeſtraft dulden, und die Ungerechtigkeiten der ſich gerecht nennenden Tribunale an den Tag zu bringen. Von dem Allem thut Ihr das Gegentheil, und in keinem Land wird auch die unverſchuldete Armuth ſo mißhandelt, als in Euerm hochgerühmten, freien Großbritannien! Eure Geburts- und Geldariſtokratie, ſehr oft in demſelben Individuum vereint, iſt in fortwährender Verſchwörung gegen ihre ärmeren Brüder begriffen, ſowie Eure Staatsariſtokratie unaufhörlich auf die Unterdrückung und Uebervortheilung aller Nationen ſinnt und brütet. Aber glaubt mir, Euer Dreizack und Leopard haben am längſten geherrſcht, und ein Sturm, der die Welt in ihren Grundpfeilern erſchüttert, wird Euch vernichten und zermalmen, bevor Ihr nur zur Beſinnung kommen werdet.

Was in Dungarvan kürzlich vorging, ist nur ein kleines Vorspiel von dem, was nicht nur Irland, sondern auch England und Schottland zu erwarten haben, wenn nicht eine heilsame Reform Eurer zum Theil tollen Gesetzgebung in Bälde vorgenommen wird. Eure fetten Pächter mästen ihre Schweine mit Milch, ihre Kapaunen und Truthahnen mit Butter- und Markklößchen, um sie den Tafeln Eurer Geldsäcke würdig zu machen, während Tausende von Euern Bauern und Arbeitern, sammt ihren Familien, kaum halbfaule Kartoffeln in Wasser gesotten und ungesalzen genießen müssen, und diese nicht haben, sich hinlänglich zu sättigen, ja nicht selten ganze Tage lang ohne alle Nahrung zu nehmen zubringen müssen! Ist es dann noch ein Wunder, wenn die empörten Bauern selbst einen Codex verfassen, und in diesem bei strenger Ahndung verbieten: den reichen Gutsbesitzern und Eigenthümern Pacht zu zahlen, und verordnen, die Hetzhunde der Gerechtigkeit zu erschlagen, die sich unterfangen, wegen rückständigen Pachtgeldern die kleinen ausgesogenen Unterpächter pfänden zu wollen; daß sie einen Arbeitslohn bestimmen, bei dem der Arbeiter wenigstens zur Nothdurft bestehen kann, und verlangen, daß Jedermann beschäftigt werde; daß dem Kläger, der einen Proceß wegen Schulden anfange, die Ohren abgeschnitten werden müssen u. s. w. Gott hat die Erde und ihre Produkte für Alle bestimmt, die er geschaffen, und nimmermehr gewollt, daß durch eine ungerechte und verdrehte Gesetzgebung einige Wenige sich des Schöpfers Wohlthaten zu ihrem und der Ihrigen Gunsten allein anmaßen und im Ueberfluß schwelgen sollen, während ihre armen Brüder ihren Hunger nicht stillen, ihre Blößen nicht bedecken können! Das laßt Euch gesagt seyn, ihr Herrn, und öffnet die Spalten Eures Blattes gediegenen und vernünftigen Artikeln zu diesem Zweck, statt sie mit unsinnigen, durch ekelhaften Egoismus getriebenen Verrücktheiten und von der crassesten Ignoranz zeugenden Aufsätzen über deutsche Verhältnisse zu füllen, von denen Ihr nichts versteht, nichts begreift und sie nicht fassen könnt. — Damit der Hölle befohlen!

Michel und Asmodi entfernten sich nun, das sämmtliche Personal der Redaction der Times mit offenen Mäulern, starren Augen und sich die Ohren reibend, als wollten sie prüfen, ob sie auch recht gehört, zurücklassend.

Sie nahmen ihren Flug nach den Niederlanden und ließen sich in der Nähe von Brüssel nieder.

Nachdem sie eine Weile im dortigen Park auf- und niedergegangen und die sich in demselben befindlichen Brüsseler Schönen gemustert hatten, setzten sie sich unter das Zelt eines Kaffeehauses. Michel fiel die allgemeine Augsburger Zeitung vom 12. October in die Hand, in deren Beilage er einen: »Der Congreß über Gefängnißreform in Frankfurt« überschriebenen Aufsatz mit dem Motto: **Audiatur et altera pars**, fand, denselben durchlas und das Blatt mit den Worten: Den Vogel kenne ich an seinen Federn, verächtlich auf die Seite legte.

— Wie so? fragte Asmodi.

Es ist einer der Sancho Pansa's, jener Don Quixotte's, die vor zehn bis zwölf Jahren die Welt stürmen und reformiren wollten, sich allein berufen glaubend, der Menschheit Gesetze vorzuschreiben, und nebenbei die eigne werthe Person, eigentlich die Hauptsache, voranzuschieben, der deßhalb seine malitiöse Dummheit und dumme Bosheit während der Untersuchungshaft in einem isolirten Gefängniß zubringen mußte und nun, gleich einem Tollhäusler, gegen die Beschlüsse dieses Congresses und die einsichtsvollen Männer desselben ins Blaue hineinsticht und rast, daß man sich ob seiner Rodomontaden den Bauch halten möchte. Ich wüßte mich sehr irren, oder es ist dasselbe Bürschchen, das jetzt so poßierlich den Anwalt aller Schufte und Taugenichtse macht.

— Du magst Recht haben.

— Der Kerl schließt seinen Unsinn noch mit den Worten: Besser als der Zellenkerker ist noch das französische Bagno.

— Er hat Recht, was sollte aus unserm Reich werden, wenn, statt dieser Hochschulen für alle Spitzbuben, diese in einsamen Zellengefängnissen zur Erkenntniß ihrer Verbrechen und Sünden, so wie zur Reue und Besserung gelangten?

— Asmodi, Du bist noch ein größerer Egoist als die ärgste großbritannische Geldsackseele.

— Pah, das ist purer Patriotismus; glaubst Du, wir andere Höllenbewohner hätten nicht auch Gefühl für Nationalismus?

— Ein sauberer Nationalismus; doch, um wieder auf unsern Quidam in der allgemeinen Zeitung zu kommen, der wahrscheinlich auch denkt: gäbe es keine Schurken mehr, von was sollte ich dann leben? und meint, die Herrn, welche das Zellensystem beschlossen, sollten doch versucht haben, zur Motivirung ihres Beschlusses

Stimmen unter den Leuten, die jenes System aus eigner Erfahrung kennen, zu sammeln, also mit geringen Ausnahmen unter Gaunern und unter Spitzbuben! Ein vortrefflicher Rath, wie er sich von dem Verfasser eines solchen Aufsatzes, welcher ohnehin die offenbarsten Lügen und Verläumdungen enthält, nicht anders erwarten läßt. Allerdings ist das Beste und einzig Zweckmäßigste aller Gefängnißsysteme die einsame Einsperrung mit passender Milderung, sowie sie das einzige Mittel zur endlichen Besserung und Selbsterkenntniß des Verbrechers ist. Mit unschätzbarer Naivität läßt jener Quidam vermuthen, daß er in seinen Flegeljahren gar häufig unter Tabacksqualm darüber abstimmte, wie viel Pfund der Mond wiege, ob Eva blond oder braun war, oder ob es mehr eintrage, ein nichtswürdiger Rabulist als ein rechtlicher Anwalt zu seyn! Verdächtig wurde diesem Quidam die Frankfurter Versammlung schon von vorneherein, weil, laut öffentlichen Nachrichten, sich vorzugsweise solche Männer dabei eingefunden hatten, deren amtlichen Wirkungskreis das Gefängnißwesen ausmacht. Aus dem ganzen Aufsatz unsers Quidams scheint hervorzugehen, daß derselbe viel lieber gesehen hätte, wenn man aus allen Strafanstalten Europas und Amerikas die nichtswürdigsten Züchtlinge selbst zu einer Berathung in Frankfurt versammelt hätte! Auch nimmt er es den Herrn, welche das Cellensystem begünstigen, sehr übel, und findet es unmenschlich, daß aus den Mauern und den Gittern dieser Cellengefängnisse für vereinzelte Kräfte an kein Entfliehen zu denken ist, sowie daß Direktoren derselben jetzt ruhiger schlafen können und keine nächtlichen Runden mehr zu machen brauchen, daß die Gefangenen keine Säge und Feile mehr zu gebrauchen im Stande sind, um ihre unfreiwillige Wohnung verlassen zu können; daß es nicht leicht vorkommen kann, daß sich einzelne Gefangene gegen die Hausordnung und gegen die Polizeigewalt empören können, und daß die Einsamkeit auch den härtesten Sinn — soll heißen: den abgefeimtesten Spitzbuben — noch mürbe machen kann! Man sieht, daß durch diese Uebelnehmerei der Quidam in seiner naiven Einfalt, ohne es zu ahnden, diesem Gefängnißsystem gerade das größte Lob spendet. Ebenso findet es der geistreiche Mann unverantwortlich, unerklärbar, daß es diesen »Männern von Fach«, die in der Gefängnißfrage das große Wort führen, gelungen ist, ein so zahlreiches Publikum und so viele Regierungen für ihre eigennützigen Theorieen, daß nämlich die

Gefahr des Entſpringens der Gefangenen ſo ſehr vermindert wird, gefunden haben, hierüber kann ſich der Antipönitentiar nicht genug wundern, und, nun aber **Risum teneatis amici!** ſagt der naive Quidam in allem Ernſte: daß der wirklichen Sachkundigen, die mit unbefangenem Auge geſehen und mit geſundem Sinne geprüft haben, die den ſtärkſten Beruf haben zu reden, nehmlich diejenigen, welche auf ihre eignen Koſten die Erfahrung gemacht haben, welche Bewandtniß es denn eigentlich mit der einſamen Einſperrung hat, noch immer ſehr wenige und dieſe gerade die zurückhaltendſten und ſchweigſamſten ſind!.... »Der gute Mann verlangt alſo in der That nichts mehr und nichts weniger, als Räuber und Mörder ſollen ſelbſt die Urtheile über ihre Räubereien und Mordthaten fällen! Der Quidam ſagt ferner: »die vollſtändige Iſolirung des Gefangenen iſt ein Verbrechen gegen die menſchliche Natur.« Iſt etwa vorſätzlicher Meuchelmord kein Verbrechen gegen die Menſchheit? Doch von einer vollſtändigen Iſolirung iſt bei jenem Congreß durchaus keine Rede geweſen, wie man überhaupt ſchon längſt von einer ſolchen zurückgekommen iſt, man will ſelbſt Menſchlichkeit auch gegen den unmenſchlichſten Verbrecher üben, und geſtattet dieſem die täglichen Beſuche des Arztes und des tröſtenden Geiſtlichen, ſogar noch die anderer menſchenfreundlicher Perſonen und Bewegung in der freien Luft, wenn auch in beſchränktem Raum. Aber der poſſierliche Quidam meint, daß dieſe Beſuche nur Lügen, nur illuſoriſch ſeyen, da ein Gefängnißdirektor unmöglich 500 Gefangene, die geringſte Zahl, die er für ein Gefängniß annimmt, täglich beſuchen kann, und rechnet als ein trefflicher Arithmetiker ſogar aus, wie viel Zeit, nehmlich eine Minute und zwölf Sekunden, er jedem Gefangenen widmen könne. Man weiß in der That nicht, ſoll man die alberne Bosheit oder die boshafte Albernheit des Rechners mehr bewundern, wenn er ſagt: der Frankfurter Congreß habe beſchloſſen, der Gefängnißdirektor ſolle jedem der 500 Gefangenen täglich einen Beſuch abſtatten, woran dieſer nie gedacht, dieſer Gedanke konnte nur in dem kranken Kopfe unſers Quidams entſpringen. In einem Gefängniß, wo ſich eine Zahl von 500 Gefangenen eingeſchloſſen befindet, hat der Direktor auch Unterdirektoren und hinlängliche Gehülfen zur Seite; aber davon iſt die Rede gar nicht: Aerzte, Geiſtliche und andere wohlwollende Perſonen ſind es, die dem Gefangenen Troſt bringen, und immer

im Verhältniß zu der Zahl derselben bei den Gefängnissen angestellt werden. Noch täppisch-lächerlicher ist die Behauptung, daß sich bei dem pensylvanischen System durchaus keine Beweise einer fortschreitenden Besserung des Gefangenen ausfindig machen lassen, in welchem Fall man eine allmählige Erleichterung seiner Lage, wohl auch eine Abkürzung der Strafzeit eintreten lassen will. — Denn, man bewundere den Scharfsinn des Quidams, man habe kein Merkmal, an welchem man erkennen könnte, ob der Mensch auf gutem oder schlechtem Wege gehe! — Also nur in Gesellschaft anderer Spitzbuben kann man wissen, ob sich einer unter ihnen bessert oder nicht! das Einzige, was man nach vielfacher und langjähriger Erfahrung gewiß weiß, ist, daß in solcher Gesellschaft mit wenigen Ausnahmen alle schlimmer, und auch die, an denen noch manches gute Haar ist, vollendete Taugenichtse werden. Die französischen Correktionshäuser und Galeeren liefern und unterhalten ein Heer von mehr als dreißig tausend Banditen der gefährlichsten Art in ganz Frankreich, die vor keinem Verbrechen zurückschrecken, von denen sich ein Fünftheil trotz allem Bann fortwährend in Paris herumtreibt und alle Straßen unsicher macht! — Aber nach der Meinung unsers Quidams ist das Cellengefängniß durchaus unfähig, den Verbrecher aufrichtig mit Gott und der Welt auszusöhnen und einen brauchbaren Bürger aus ihm zu machen; dies Wunder kann nur das Zusammenleben unter Spitzbuben bewirken. — Der verständige Geistliche hat hundert Mittel, auch die Gesinnungen und Besserung des isolirten Verbrechers zu ergründen, und ein vollkommener Heuchler weiß seine Vorgesetzten und Aufseher in Gesellschaft so gut wie isolirt zu hintergehen, wie die tägliche Erfahrung beweist, denn kein Mensch kann dem andern ins Herz sehen, dies ist nur Einem möglich. — Und wenn unser Quidam in seiner hirnlosen Verirrung sagt: Das pensylvanische System sey aus einer so monströsen Verirrung des menschlichen Verstandes hervorgegangen, daß man in einigen Jahrzehnten die Möglichkeit desselben gar nicht mehr begreifen wird, eben so wenig, wie man heut zu Tage die Hexenprocesse und Auto da Fes begreift, so muß ich darauf erwiedern, daß sich das seit so vielen Jahrhunderten Zusammensperren und Zusammenleben von Spitzbuben aller Art nur dadurch erklären läßt, daß solche Genies wie unser Quidam leider selbst bei hochweisen Gesetzfabrikanten und Administratoren vorhanden,

die einsichtsvollen, vernünftigen und wahrhaft weisen und klugen Leute allenthalben nur dünne gesäet sind. — Was die namenlosen Gräuel und Mißhandlungen, die vor einigen Jahren in einem nordamerikanischen Cellengefängniß vorkamen, anbelangt, so muß ich darauf antworten, daß dergleichen heut zu Tage fast nur noch in Republiken, namentlich in den bürgerstolzen Republiken vorkommen kann, wo die Oeffentlichkeit dem Anschein, aber auch nur dem Anschein nach bis in die innersten Falten des Staatswesens herrscht. In manchen der sogenannten absoluten Staaten, wie z. B. in Preußen, sind solche Scheußlichkeiten eine totale Unmöglichkeit, wie denn überhaupt das von dem großen Heer der Schaafsköpfe und Ignoranten und der engherzigen Beschränktheit verschrieene und gefürchtete Preußen in fast allen Zweigen seiner Administration und Organisation jeder Staatsmaschine zum Muster dienen kann. Aber wie bekannt, mit der Dummheit und dem Vorurtheil kämpfen die Götter selbst vergebens. Sonderbar, daß je freier sich die Staaten dünken und ausposaunen, desto abscheulichere Grausamkeiten und Tyranneien in denselben verübt werden. Nirgends werden in den Gefängnissen mehr empörende und schändlichere Grausamkeiten verübt, als in dem constitutionellen Frankreich und England. Grauen erregend sind die Abscheulichkeiten, die hier von dem aufsehenden Personale mit der größten Willkühr unter dem Vorwand von Strafen begangen werden. Und welche Strafen sind nicht bei dem Militär dieser beiden Nationen eingeführt! welche Strafen werden über die französischen Soldaten beim geringsten Vergehen in Algerien verhängt, und in Frankreich, diesem gepriesenen Land der Gleichheit, sind es nur die armen Teufel, welche zu dem hier so schweren Dienst der Vaterlandsvertheidiger schon bei ihrer Geburt verdammt sind, weil sie das Unglück haben, die Kinder vermögensloser Eltern zu seyn, während sich die Reichen für ein Lumpengeld von dieser harten Pflicht befreien. — Wie anders ist es in dieser Hinsicht in dem absoluten Preußen, wo Jeder, ohne Unterschied, wenigstens eine kurze Zeit die Uniform anziehen muß, und selbst der Aermste nur drei Jahre unter den Waffen zubringt!

Was nun gar unsern Quidam anbelangt, um wieder auf besagtes Langohr zu kommen, so ist das, was er über einen gewissen Doctor B. (soll heißen Varrentrapp) sagt, eine stupide und unverschämte Lüge, da dieser niemals Gefängnißarzt war, und

folglich alle die gegen diesen Ehrenmann angeführten Verleumdungen keiner weitern Widerlegung bedürfen. — Aber was liegt einem solchen Sancho-Pansa, der die Rolle des Weltreformators gar zu gerne spielen möchte, wenn gleich er bei seinem ersten Erscheinen auf der Bühne, wie es eine solche Carrikatur verdient, ausgepfiffen wurde, daran, ob er Lügen oder Wahrheit in die Welt sendet. Doch . . . .

— Hast Du nun bald Stroh genug gedroschen? fiel endlich Asmodi seinem Schützling ins Wort. Wie magst Du Dich über solche Abgeschmacktheiten ereifern.

Michel erwiederte: Dergleichen paßt freilich in Deinen Kram, aber das soll mich nicht abhalten, solchen Unfug zu rügen und zu strafen, und steckte die Nase wieder in die Allgemeine.

— Ha, Teufel, freue Dich, fuhr er nach einigen Augenblicken abermals auf, das ist wieder Wasser auf Deine Mühle oder besser, Feuer unter Deinen Braten, die Raubpächter der Homburger Spielhölle werden nicht müde, in allen möglichen deutschen, französischen und englischen Blättern unter allerlei lockendem Firniß, als Jagden, Bällen, Festlichkeiten, Concerten u. s. w. anzuzeigen, daß sie die einzigen Spielpächter sind, von welchen man sich auch in der Wintersaison ausziehen lassen kann. — Ich will jedoch ihre gefirnißte Anzeige in einfachem, aber wahrem Deutsch übersetzen, und die Herrn Herausgeber meiner Dämonischen Reisen bitten, dieselbe zur bessern Belehrung des Publikums mit folgenden Worten abdrucken zu lassen:

Höchst wichtige dämonische Anzeige, die Homburger Spielhölle betreffend.

»Die Spielhölle zu Homburg vor der Höhe bei Frankfurt »am Main zeichnet sich dadurch vor allen andern Spielhöllen in »ganz Deutschland aus, daß deren Beraubungsanstalten auch in »der Wintersaison, wie im Sommer geöffnet bleiben, und sich die »Einfältigen und Schaafe aller Nationen, die da glauben ihre »Gewinnsucht befriedigen zu können, daselbst zu jeder Zeit scheeren »und ihre Wolle lassen können, wogegen man sich jedoch ver»pflichtet, die Geschorenen mit den neuesten Opernmelodien, Walzern, »Jagden u. s. w. für die verlorne Wolle zu trösten und ihnen »recht artig heim zu geigen. — Also, Mylords und Gentelmans, »Chevaliers d'Industrie und Andere, Pariser und Londner Bonvi-

»vants, ruſſiſche und deutſche Geldmänner, füllt eure Portefeuilles »mit Banknoten und guten Wechſeln auf die Gebrüder Bethmann, »Rothſchild und andere Frankfurter Bankierhäuſer, und eure Säckel »mit Gold, und macht euch muthig auf den Weg; in 36, höchſtens »48 Stunden kann man mit Hülfe der Nordbahn von Paris, in »18 bis 20 von Aachen mit Eiſenbahn und Dampfſchiff, von »Baden-Baden mit Eiſenbahn und Omnibus in 8¼ Stunden »und von Wiesbaden nach Homburg in 3 Stunden fahren. Kommt »nur gehörig vollwichtig an, dafür, daß ihr federleicht heimkehrt, »werden einige franzöſiſche Induſtrieritter, denen man in Frankreich »das Handwerk legte, das ſie nun ſo recht con amore in Deutſch»land treiben, ſorgen.«

— Dieſe Anzeige wird gewaltige Wirkung haben, höhnte der Teufel lachend.

— Dies wird ſie, wenigſtens in einer Hinſicht.

— Und die wäre?

— Daß ich dumm genug wäre, Dir Alles auf die Naſe zu binden. Indeſſen, wenn ſie auch nur einen Braten der Homburger Hölle und alſo auch der Deinigen entzieht, bin ich ſchon zufrieden.

Die beiden Geſellen trennten ſich diesmal nicht ganz ohne Ingrimm

XVIII.

Berathung im geheimen Ministerialrath des Großsatan. — Die Trägheit der sieben Hauptsünden gerügt. — Offenes Schreiben des deutschen Michels an seine werthen Landsleute. — Dreißig Tausend Chinesen in Paris erwartet. — Ein Concert der Miserecorde. — Ein Artistenball.

An einem Feiertagmorgen traf der Teufel seinen Intimus Michel gewaltig mißgestimmt und übelgelaunt auf einem Divan in seinem Hauptquartier zu Paris ausgestreckt. Brochüren und Zeitschriften lagen in Masse um ihn herum.

— Und was ist's, was Dich heute wieder inkommodirt? ließ sich Asmodi vernehmen.

— Mich ärgerts, daß trotz all unsern Teufeleien es nirgends besser werden will, im Gegentheil scheint es als würde alles immer schlimmer. Das Menschenpack liegt gewaltig im Argen; da lies nur, die tollsten Streiche werden in aller Herren Länder gemacht.

Der Teufel gab ein höllisches Gelächter von sich und sagte: »desto besser für uns.«

— Du bist immer die alte Schlange; — und dabei ist alles so langweilig-prosaisch, daß man sich in Gähnen auflösen möchte. Ueberall will man bessern, verbessern, aufklären und überall verballhornt man. Herz- und Gefühllosigkeit, der crasseste Egoismus auf der einen Seite macht, daß diese einer moralischen Versteinerung entgegengeht, während auf der andern Seite Elend und Mangel grenzenlose Verderbniß und Ruchlosigkeit erzeugen und zu allen Verbrechen hinreißen.

— Dies macht weil Freund Mammon seine Herrschaft, wie noch nie früher, über euer zweibeiniges Geschlecht übt.

— Die abscheulichste Gewissenlosigkeit und Gaunerei kennt keine Grenzen mehr, wo es die Anhäufung voller Geldsäcke gilt, und die schrecklichsten Gräuelthaten häufen und mehren sich, na-

mentlich in den wegen ihrer Civilisation so hoch gepriesenen Ländern England und Frankreich. Die furchtbarsten Verbrechen werden mit einer so kaltblütigen Nüchternheit begangen, daß einem die Haare zu Berge stehen und die ganze Menschheit zum Ekel wird. Sonst hatten solche Thaten der Finsterniß doch noch einen gewissen romantischen Anstrich, waren mit allerlei Abenteuern verwebt, unter Umständen begangen, die sie erträglich, ja wohl interessant machten; aber jetzt ist es die nackte Sünde, die in ihrer widerlichsten Blöße, gleich einer feilen Dirne mit frecher Stirne einherschreitet und Allem Hohn zu sprechen scheint.

— Dank eurer gepriesenen Aufklärung, und noch mehr eurer vortrefflichen Justiz. Die körperliche Folter habt ihr abgeschafft, dagegen eine Seelenfolter geschaffen, die auch einen Engel in einen Teufel verwandeln könnte.

— Und dann die sich immer mehr ausbreitende Monotonie von einem Ende der Welt zum andern, fuhr Michel fort, alles Grau in Grau, bald wird alles so einfarbig und eintönig seyn; daß man sich Augen und Ohren verbinden möchte, die ganze Erde so uniform, als habe sie ein Zinngießer in seinen Formen gegossen. Vermöchten sie es, sie würden am Ende auch noch die ganze Natur, Wälder und Felder, Berge und Wiesen übertünchen, und sie, gleich ihren Palästen und Ställen, mit der Farbe ihrer sogenannten Civilisation anstreichen. Die Langeweile dieses ewigen Einerleis raucht bereits aus allen Schornsteinen, glotzt aus allen Fensteröffnungen heraus. Es ist in Griechenland wie in Norwegen, in Siberien wie in Amerika, und wird bald in China und Japan wie in Frankreich und England seyn, die Fluth der Monotonie wird alle noch übrige Nationalität vollends wegschwemmen.

— Gedulde Dich, Freund, ein im Hintergrund lauernder Deus ex machina wird dem ganzen Getriebe plötzlich eine andere Wendung geben.

— Witterst Du etwa eine zweite Sündfluth, einen Universalkrieg?.... aber befreie mich einstweilen von dem Ekel und der Langeweile, die mir das unfläthige Treiben der irdischen Gabelthiere verursacht.

— Du bist ein Narr. Dir stehen Zerstreuungen zu Gebote wie keinem andern Sterblichen, brauchst nur zu winken und findest Dich hinversetzt wo Du willst, hast schon die Hölle und das Firmament durchstöbert.

— Ich mag nicht immer auf der Landstraße liegen, wenn es auch eine infernalische oder himmlische ist.

— Gut, ich sehe daß Du dich mit geistiger Unterhaltung versehen hast, vermag es denn diese nicht, Deine unmuthige Langeweile zu verscheuchen?

— Pah! der Plunder ist eher gemacht sie zu erregen. Das sind die Debats, die Presse, Siècle, Times, Morning Chronikel, Sun, Constitutionel, der Heraldo, das Ecco del Commercio und ein Haufen deutscher Zeitungen, die, wenn auch von den verschiedensten Farben, sich dennoch an abgeschmackten Lügen, Feilheit und politischem Unsinn überbieten, eine trostlose Kurzsichtigkeit, Befangenheit und Partheilichkeit lenkt sie alle mehr oder weniger.

— So laß die politische Welt und halte dich an die der Ideen.

— O da ist's noch schlimmer, diese modernen Romanenschreiber, so sehr auch der Pöbel aller Stände über ihre meistens unsinnigen Produkte herfallen mag, sind doch mehrstentheils verbrannte Gehirne, die in endlosen, verwirrten und nichtssagenden Phrasen auch keinen vernünftigen Gedanken zu Tage fördern, alle Charaktere zur Unnatur verzerren und den Mangel an innerem Gehalt durch ein schwulstiges Wortgepränge, durch einen bombastischen, nicht selten zur Carrikatur verzerrten Styl ersetzen wollen und hinter diesem die Armseligkeit ihrer Ideen zu verbergen suchen. Viele dieser Romane, die von Sue, A. Dumas und andere, schleifen ihre Leser in den Pfützen der ausgeartetsten Verworfenheit herum; da ist das letzte Machwerk Sues, »Martin oder das Findelkind«, eine Absurdität, die nur beweist, wie sehr der geistige Barometer des Verfassers der »Geheimnisse von Paris« schon gefallen ist. Ich möchte wieder einmal ein angenehm unterhaltendes Buch in einer natürlichen Sprache und einfach geschriebenem Styl lesen, und Du würdest mich verbinden, wenn Du mir ein solches gelegentlich verschaffen wolltest — Doch jetzt laß uns auch einmal den längst beabsichtigten Flug nach Rom machen, um Pius IX. und seine Gegner in der Nähe zu sehen und deren Verdienste nach Gebühr zu belohnen.

— Dieser Papst ist unserm Reich eine fatale Erscheinung, Papa Großsatan ist sehr ungehalten ob dieser Wahl; für heute kann ich jedoch Deinem Wunsche nicht genügen, da Se. infernalische Majestät einen geheimen Staatsrath angesagt haben, um hochwichtige höllische Angelegenheiten zu berathen, und von dem

ich mich um so weniger dispensiren kann, da verschiedene irdisch-infernalische Gegenstände verhandelt werden, über die man auch meine Meinung zu hören wünscht.

— Könnte ich wohl diesem Conseil beiwohnen?

— Bis jetzt hat sich noch kein Sterblicher einer solchen Gunst zu erfreuen gehabt, indessen hat sich auch noch keiner solcher Verdienste um das Reich der Hölle rühmen können wie Du. Dazu kömmt noch, daß Du Ritter des Großkreuzspinnenordens bist, und wir es Dir verdanken, daß sich unser Monarch wieder meiner Dienste zu erfreuen hat; aber bei all' dem kann ich die Sache doch nicht auf mich nehmen; gedulde Dich ein paar Augenblicke und ich werde Dir Bescheid sagen.

Der Hinkende verschwand, stand jedoch nach wenigen Augenblicken wieder vor Michel und sagte zu ihm:

— Bist Du bereit?

— Wie, es wird mir gestattet, dem höllischen geheimen Staatsrath beiwohnen zu dürfen? —

— Se. großsatanische Majestät waren höchst gnädig und bewilligten mein ergebenstes Gesuch wohlgefällig lächelnd.

Stürmer und sein Freund fuhren nun wieder durch den Besuw zur Hölle hinab und begaben sich in den Geheimenrathssaal des großsatanischen Palastes.

Hier fanden sie schon sämmtliche Glieder des geheimen Conseils versammelt, Se. Majestät erwartend. Lucifer, Leviathan, Belphegor, Astaroth, Flagel, Moloch, Barbatos, Mephistopheles und der Premierminister Beelzebub harrten der Ankunft des großmächtigsten Gebieters.

Als Asmodi mit unserm Michel eintrat, begrüßten ihn sämmtliche Minister und Beelzebub sprach zu ihm:

— Se. großsatanische Majestät haben geruht, Euch Sitz in allerhöchstdero geheimem Staatsrath zu gewähren, aber was die Stimme anbetrifft, so dürft Ihr vorerst nur dann sprechen, wenn Ihr dazu aufgefordert werdet.

Michel machte eine stumme Verbeugung und Beelzebub schloß ihn in seine Arme.

Jetzt wurde durch den Oberceremonienmeister die Ankunft Sr. infernalischen Majestät verkündet, und der mächtige König der Verdammten trat in seinem fürstlichen Ornat, die dreifach gehörnte Krone auf dem Haupt, in den Rathssaal, warf Jedem, auch un-

ſerm Michel, einen freundlich gnädigen Nicker zu, nahm Platz auf einem erhabenen feurigen Drachenſeſſel und erlaubte ſodann auch den Uebrigen, ſich auf ihren Stühlen, deren Lehnen ziſchende Schlangen waren, niederzulaſſen. Hierauf nahm er das Wort und ſprach:

— Mit Bedauern habe ich aus den Berichten meines Miniſters des Innern, unſers Vetters Belpheger erſehen, daß unſere Einnahmen, die, wie bekanntlich, nur aus den Seelen der Verdammten beſtehen, wenn auch nicht im Abnehmen, doch bei weitem nicht in dem Grade im Zunehmen ſind, wie dies der Fall ſeyn könnte, wenn Jedermann gehörig ſeine Schuldigkeit thäte. — Nur Frankreich, Spanien, die Schweiz, ein kleiner Theil des britiſchen Reiches, Mexiko und Uruguay nebſt einigen andern kleinen Republiken machen eine ehrenvolle Ausnahme, und mit Vergnügen erkenne ich an, daß ich dieſe meinem Reich ſo günſtigen Umſtände den Bemühungen meiner Miniſter Barbatos und Flagel verdanke.

Die beiden gehörnten Herren verbeugten ſich tief, und Großſatan fuhr fort:

— Namentlich iſt es Flagel, der in der neueſten Zeit im Cabinet der Tuilerien ſeinen Einfluß geltend zu machen wußte, während Barbatos mehr in Spanien, England, der Schweiz und Mexiko wirkte. Dies Alles will jedoch nicht viel ſagen und es finden ſich bei weitem nicht die Maſſen von Verdammten ein, die nach allen Umſtänden ich zu erwarten berechtigt bin. — An was mag das liegen, meine Herrn?

Moloch erhob ſich nun, bat gehorſamſt um Gehör und ſprach:

— Der Mangel an Krieg, Ew. Majeſtät, iſt es, der die ſtärkere Zunahme der Bevölkerung unſeres Reiches hindert. Krieg, Krieg allein iſt es, der dieſe, von Allerhöchſtdenſelben mit Recht ſo gewünſchte Wirkung hervorzubringen vermag. Wenn ich mich entſinne, mit welchem Vergnügen ich bis zum Jahr 1815 die täglichen Liſten der in der Hölle ankommenden armen Sünder durchſah, dann möchte ich vor Aerger platzen, wenn ich die jetzigen Berichte damit vergleiche, ſeit der Sündfluth iſt die Zunahme unſers Reichs nicht ſo armſelig und dünn geſäet geweſen, als in den letzten dreißig Jahren. Was haben uns nicht nur in der neuern Zeit der dreißigjährige Krieg, und in der neueſten die franzöſiſchen Revolutionskriege und die Napoleons für einen trefflichen Zuwachs in ungeheuren Maſſen zugeführt? Jetzt iſt es lauter armſeliger Schund,

meiſtens Raub- und Mordgeſindel aus Frankreich und Spanien, das in die Hölle träufelt.

— Allerdings iſt es Krieg, der das Wohl unſers Reichs am meiſten fördert, ſagte der Premierminiſter Beelzebub, dies habe ich ſeit 6000 Jahren in Erfahrung gebracht, weßhalb auch Barbatos auf meine Veranlaſſung in der letzten Zeit ganz beſonders in den franzöſiſchen und engliſchen Miniſterien wirkte. Ihm und Flagels Eingebungen verdanken wir die ſpaniſch-franzöſiſche Heirath, die ſo viel böſes Blut ſetzte, und wie ich hoffte, einen förmlichen Bruch zwiſchen Frankreich und England, und demnächſt einen Krieg herbeiführen ſollte. Leider hat die Sache nicht dieſes Reſultat gehabt, das Menſchengeſindel iſt zu feigen Bärenhäutern geworden und begnügt ſich mit Proteſtationen! Es wäre um toll zu werden, wenn ein Teufel toll werden könnte.

Jetzt nahm Barbatos, der Miniſter des Departements der auswärtigen Zwietracht, das Wort und ſprach:

— Indeſſen hoffe ich, daß endlich meine vielfachen Bemühungen in Polen durch ein glückliches Reſultat gekrönt werden ſollen. Meine und Flagels Agenten haben, wie bekannt, alles Mögliche gethan, das Polenvolk abermals zum Aufſtand zu bringen, die nicht unbedeutende Ernte unſers Reichs in Gallizien verdankt es dieſen Bemühungen, ſo wie daß, um endlich den Schürbeerd der politiſchen Unruhen und fortwährenden Aufregungen von Grund auszuroden, Oeſterreich ſich Krakau einverleiben mußte. Hievon verſpreche ich mir viel, ſehr viel, und wenn die Fackel des Kriegs auch nicht ſogleich dadurch entzündet wird, ſo iſt es doch der Anfang einer gelegten Mine, die bald ſpringen kann. Unſer Guizot muß irgend etwas thun, um unſere guten Freunde, die franzöſiſchen Radikalen, die nun einen Vorwand mehr haben, das etwas ſtumpfſinnig gewordene Volk der Franzoſen aufzuregen und in Harniſch zu jagen, einigermaßen zufrieden zu ſtellen, und ſollte es auch nur die Wiederherſtellung der Feſtungswerke von Hüningen ſeyn. Dies werden die nordiſchen Mächte nicht zugeben wollen, und dann iſt der Krieg da. . . .

— Pah, meinte Großſatan, da bin ich anderer Meinung: die nordiſchen Mächte werden ſich den Henker darum kehren, ob die Franzoſen Hüningen wieder befeſtigen oder im Mondſchein Purzelbäume ſchlagen, ſolche Feſtungen ſind jetzt nur noch Kindereien im Fall eines Kriegs.

— Aber die Gefahr für Basel, Großmächtigster! sagte Belzebeger.

— Ich erstaune über Eure Einfalt! erwiederte der Treigehörnte, und fuhr fort: weit mehr hoffe ich von den nun wieder neu erwachenden, noch lange nicht eingeschlafenen Gelüsten der Franzosen auf das linke Rheinufer.

Michel flüsterte dem neben ihm sitzenden Asmodi etwas in's Ohr, worauf Letzterer sich an Seine infernalische Majestät wendete und sprach: Unser Freund fragt, ob Ihr ihm nicht in Gnaden erlauben wolltet, auch seine irdische Meinung im höllischen Staatsrath äußern zu dürfen.

— Er spreche, ließ sich Großsatan huldreichst vernehmen.

— Da mir Ew. Majestät allergnädigst zu reden vergönnen, so werden mir Allerhöchstdieselben erlauben, auch das Interesse meiner irdischen Brüder unterthänigst vertreten zu dürfen.

Großsatan und Belzebub runzelten die Stirnen, die übrigen Großteufel legten ebenfalls ihre Fragen in Falten. Michel fuhr fort:

— Wie wäre es, wenn Ew. Majestät einmal einen andern Weg als den bisherigen einschlügen und Ihre höllische Politik dahin abänderten, daß Allerhöchstdieselben Ihre Abgesandten und Agenten beauftragten, statt zum Verderben der armen Menschheit, zu deren Beherrung, Wohl und Heil zu wirken, vielleicht daß eine solche Politik auch das Wohl Ew. infernalischen Majestät und sämmtlicher Teufel beförderen und sich der Allmächtige dadurch veranlaßt finden könnte, alle seine gefallenen und früher rebellischen Engel wieder in Gnaden aufzunehmen, die sich sodann wieder der himmlischen Freuden zu erfreuen hätten.

Großsatan lächelte malitiös bei diesen Worten, viele der gehörnten Herrn Staatsräthe aber sprühten augenblicklich Feuer und Flammen, und Moloch zog seine Stirne in so gewaltige Falten, daß seine Hörner gräßlich klappernd gegeneinander stießen, dabei rief er aus:

— Das hat man davon, wenn man einem kurzsichtigen und armseligen Erdenwurme die unerhörte Ehre anthut, unsern Berathungen beiwohnen zu dürfen. Man muß sich dann gefallen lassen, daß unsere teuflischen Ohren durch solche Mißtöne beleidigt werden.

Alle übrigen Großteufel murrten mehr oder minder laut, ja

manche warfen furchtbar drohende und feuerſpeiende Blicke auf den armen Michel, dem es jetzt anfing doch nicht ganz wohl bei der Sache zu werden, und der Augenblick ſchien auch in der That kritiſch genug für ihn, das Murren wurde immer lauter und drohender und brach endlich in ein ſchreckliches teufliſches Wuthgeſchrei aus; Asmodi ſelbſt befand ſich in großer Verlegenheit, zweifelhaft was er in dieſer Lage thun ſollte. Da erhob ſich mit einemmal Großmatan von ſeinem Sitz, Ruhe und Stille gebietend, und augenblicklich war beides völlig hergeſtellt. Jetzt ſprach er:

— Meine Herren, ſeyd Ihr nicht wie die Kinder, daß Ihr Euch durch ein Paar unüberlegte und im Grunde doch auch für uns wohlgemeinte Worte ſo in Wuth und Zorn bringen laßt. Das Menſchenkind, dem wir nun doch einmal unſern Asmodi wieder verdanken, ſpricht wie ihm der Schnabel gewachſen iſt und er es verſteht. Dergleichen kann mich nur beluſtigen, aber weder beleidigen noch aufbringen.

Sich gegen Michel wendend, fuhr er fort: und ihr, Freund Michel, laßt Euch dieſe Lection zur Lehre und Warnung dienen, begehrt fortan nicht mehr das Wort, um über Dinge zu reden, die über Eure Faſſungskraft gehen, und hört uns ſchweigend zu. Euch zu belehren nur noch ſoviel: wißt, daß ich es Tauſendmal vorziehe in der Hölle zu herrſchen, als im Himmel zu knechten.

Michel erwiederte nichts, dachte jedoch: es geht ihm wie unſern Radikalen auf Erden: die Trauben hängen halt zu hoch.

Moloch meinte: der Herr ſind heute ſehr gnädig.

— Wohlan, meine theuern Räthe, fahrt fort mir Eure Meinung, wie am beſten ein recht wüthender, unſerm Reich dienlicher Krieg zu fördern wäre, anzugeben.

— Da es ſo ſchwer hält, die Regierungen hintereinander zu hetzen und zum Krieg zu bringen, ſo müßen wir uns hinter das dumme Volk ſtecken, äußerte nun Barbatos: in Portugal habe ich es bereits ſo weit gebracht, daß ſich die Nation in zwei feindlichen Partheien gegenüber ſteht, in Spanien wird es Dank den Hetzereien meiner guten Freunde, der Engländer, bald wieder ſo weit kommen, daß ſich die Spanier gegenſeitig würgen, leider hat mir die unzeitige Einverleibung Krakaus durch die Oeſterreicher einen Strich durch die Rechnung gemacht, da ſie die engliſche Wuth gegen Frankreich wieder etwas abkühlte, ſo wie dieſe Einverleibung uns überhaupt ein treffliches Laboratorium des Unfriedens ver-

nichtet. Ich werde jetzt Alles anwenden und mich bemühen, das Volk der Franzosen gegen Deutschland und die nordischen Mächte zu hetzen, wozu mir das linke Rheinufer als köstliche Lockspeise dienen muß, mag es dann gehen wie es will, auch hoffe ich die Deutschen bald wieder unter sich zu entzweien, da ein Theil derselben kurzsichtig genug ist, für die ihnen so wohlwollenden Polen Partei zu nehmen und zu ignoriren scheint, daß, wäre ihnen der Streich gelungen, sie alle Deutsche, die ihnen in die Hände gefallen, sammt den Juden um einen Kopf kürzer gemacht hätten. Sodann wäre auch mein Rath, daß Mephistopheles das treffliche Volk der Wucherer in allen Staaten, wo uns ohnehin schon das Mißrathen der Ernten sehr zu Statten kommt, neuerdings mit aller Macht anspornte, das Getreide durch Aufkäufe zu möglichst hohen Preisen zu steigern und diesen ehrlichen Leuten die Geldanschaffungen zu diesem Zweck bestens zu erleichtern.

— Dieser Plan ist allerdings so übel nicht, meinte Leviathan, wie aber dann, wenn die drohende Gefahr vor einem abermaligen Franzosen-Einfall das deutsche Volk völlig aus seinem Schlummer rüttelte, aus dem es Thiers und die Schleswig-Holsteinischen Angelegenheiten schon so halb und halb erweckte, und so zu einer geträumten Einigkeit und noch größeren Einheit und Macht brächte, indem es all dem freistädtischen Unsinn, gleich Krakau, mit einem Schlage ein Ende machte? Denn ist dies Volk einmal einig und steht für einen Mann, dann kann ihm selbst der Teufel nichts mehr anhaben, und den Franzosen könnte diesmal das Gelüst nach dem linken Rheinufer leicht Lothringen und Elsaß kosten. Es wird mir ganz weh, wenn ich mir Deutschland als eine so verbundene Macht denke, denn es könnte selbst der Hölle gefährlich werden und . . .

— Pah, fiel hier Barbatos, der Minister der Zwietracht, dem Sprecher ins Wort, für Deutschlands Uneinigkeit lasse man mich nur sorgen. Ich werfe dem Volk wieder so ein Stück Viehphilosophie hin und lasse ein Paar neue Reformatoren auftreten, dann hat sich das gute Volk bald wieder an den Köpfen und balgt sich um des Kaisers Bart.

— Ich bin für die Erhaltung des Friedens, sagte nun Astaroth, der Krieg bringt Eintracht der Völker unter sich hervor, im Frieden ist gut im Trüben fischen, und wenn nur unsere sieben Hauptagenten keine so großen Schlafhauben wären, so würden sie

die allzeitige Vermehrung unſers Reiches zehnmal mehr befördern, als die blutigſten Kriege, die uns zwar oft arme Seelen in Maſſe zuführen, dagegen aber auch ſo viele Tauſende wegraffen, bevor ſie noch für das Reich der Hölle reif ſind, und ſo entgehen uns gerade die köſtlichſten und leckerſten Braten. — Aber nur einer dieſer Agenten thut in dieſem Augenblick auf das erfreulichſte ſeine Schuldigkeit, während alle andern in die ſträflichſte Nachläßigkeit und Saumſeligkeit verſunken ſind.

— Was muß ich hören! wandte ſich der Großſatan mit finſterm Blick gegen Beelzebub.

— Ew. Majeſtät, die Schuld iſt nicht an mir, ich habe es den Herren ſchon genug geſagt und ihnen mit Allerhöchſt Dero Ungnade gedroht, ſie ſcheinen das aber nicht zu achten, wohl wiſſend, daß ſie uns unentbehrlich und nicht zu erſetzen ſind, ſtrafen wir ſie durch Entſetzung ihrer Aemter, dann iſt es aus mit unſerm Reich, und alle Menſchen werden zu Engeln.

— Dafür bewahre uns der Himmel, verſetzte Großſatan, in deſſen wird es doch wohl noch andere Mittel geben, dieſe Burſchen zur Raiſon zu bringen. Welcher iſt es, der vor allen ſeine Pflicht jetzt ſo gut erfüllt?

— Der Teufel des Geizes, Ihro Majeſtät, der mit ſeinen Untergebenen, dem Teufel der Habſucht, dem der Gewinnſucht, des Betrugs, raſtlos dahin arbeitet, unſer Reich durch würdige Candidaten zu vermehren.

— Wohlan, ich will ihn ſprechen, ſo wie die übrigen ſechs Hauptagenten unſers Reichs, ſie ſollen ſogleich kommen.

Beelzebub beauftragte den im Vorſaal harrenden Oberceremonienmeiſter die Herren zu holen, und einige Augenblicke darauf traten die ſieben Hauptſünden unter der Hülle des Geizteufels, des Hochmuthsteufels, des Teufels der Geilheit, des Neides, der Gefräßigkeit, des Zornes und der Faulheit in den Geheimen Rathsſaal und ſtellten ſich in Reih und Glied vor den Thron des großmächtigſten dreifach Gehörnten, der ihnen grimmige Blicke zuwarf.

Großſatan begann donnernd: Mit Ausnahme eines einzigen, bin ich in hohem Grad unzufrieden mit Euch, und Ihr verdientet, daß ich Euch auf zehn Tauſend Jahre über meinem Palaſt ſchwebend aufhinge. — Wie, freßt Ihr darum der Hölle Brod und ſauft ihren feurigſten Nektar, um in träger Ruhe ihre Freuden ungeſtört zu genießen? — Sprecht, was habt Ihr in der letzten

Zeit gethan, um die Wohlthaten zu verdienen, deren ich Euch theilhaftig werden laſſe?

Der Teufel des Geizes nahm nun das Wort und ſagte:

— Großmächtigſter Beherrſcher ſämmtlicher Höllen, mit Unrecht beſchuldigſt Du mich der Trägheit und des Nichtsthuns. Noch nie waren meine Bemühungen größer und erfolgreicher als gerade jetzt, und es iſt mir gelungen, meinem Unteragenten, dem nimmerſatten Teufel der Habſucht, faſt bei allen Ständen, vom Thron bis zum Bettelſtab herab, die wohlwollendſte und freundlichſte Aufnahme zu verſchaffen. Er ſitzt in manchen Staaten an königlichen Tafeln und ſchwelgt in königlichen Betten; die neueſten und nützlichſten Erfindungen habe ich gehörig zu benützen gewußt, um ihm eine ſolche Aufnahme zu verſchaffen, und ſo ſonderbar es auch klingen mag, Dampf, ja Dampf iſt mein beſter Bundesgenoſſe bei dieſem Geſchäft, durch ihn war es meinem zweiten Gehülfen, dem Teufel der Gewinnſucht, möglich, in alle Herzen und Gemüther der Menſchen zu dringen, die er dadurch ſo einzuräuchern verſtand, daß ſie, nur noch im Dampf und Rauch ihr Heil erblickend, Alles, ihr irdiſches und ihr Seelenheil oft auf einen Wurf auf eine Karte ſetzten: die wenigen, die mit Hülfe meines Freundes Mammon das erſtere erreicht zu haben glaubten und Millionen einſcharrten, haben faſt alle um ſo gewiſſer das letztere für immer verloren, ſie ſind uns ſo über anheimgefallen als dem Tod. Geruhen Ew. Majeſtät Höchſtdero Blicke nur auf London, Paris, Wien, Neapel, Frankfurt u. ſ. w. zu werfen und Sie werden ſehen, welche goldne Kälber mit Hülfe meiner thätigen Agenten ich unſerm Reich unwiderruflich gewonnen habe, denn es iſt keine Sünde, kein Verbrechen, welches die meiſten dieſer Mammonsknechte nicht begangen hätten, ihren unlöſchbaren Durſt nach dem erbärmlichen Metall, das ſie Geld nennen, und das ſie nicht einmal gehörig anzuwenden wiſſen, ſondern aus Oſtentation zuſammenſcharren, um damit zu prunken und in einer Spanne Zeit prächtig begraben zu werden, zu befriedigen. — Dieſe Gorgyphäen des irdiſchen Mammons haben den Agenten der Hab- und Gewinnſucht den Weg zu allen Herzen gebahnt, die in der Hoffnung ſchnell reich zu werden ihre erſparten Nothpfennige einbrockten, jene Hundertmal-Millionäre noch mehr zu bereichern.

— Mit Euch bin ich zufrieden, auch waren meine ſtrafenden Worte und Drohungen nicht an Euch gerichtet, und zum Beweis

meiner Gunſt und allerhöchſten Zufriedenheit ſollt Ihr fortan Sitz und Stimme in meinem Geheimenrath haben, ſo wie ich Euch von Zeit zu Zeit auch an meine Tafel und zu meinen Aſſembleen ziehen werde, außerdem ernenne ich Euch hiermit zum Großofficier meines Kreuzſpinnenordens, ſo wie Eure Agenten zu Commandeuren und Eure Unteragenten zu Rittern deſſelben, auch verleihe ich Euch noch den Titel eines Geheimen, Hof- und Commerzienrathes. Ihr ſeyd mein würdigſter Diener, »hört es, meine Granden, als ſolchen erkenn' ich ihn, und will erkannt ihn wiſſen.« *) Laßt Euch nieder und nehmt ſogleich Sitz und Stimme in meinem Staatsrath, ein eigenes Portefeuille will ich für Euch kreiren, und zum Pair des Reichs ſeyd Ihr hiemit ernannt.

Der Teufel des Geizes ließ ſich vor dem Großſatan auf ein Knie nieder, küßte ihm nach hölliſcher Hofetiquette Klauen, Schwanz und Hörner, und nahm zu ſeiner Linken Platz.

— Nun, Teufel des Hochmuths, was könnt Ihr zu Eurer Entſchuldigung vorbringen? ſagte der dreifach Gehörnte etwas weniger zornig.

— Sire, nicht Nachläßigkeit und Trägheit iſt es, daß ich jetzt weniger als ſonſt für die allzeitige Vermehrung Eures Reiches wirkte, an mir iſt wahrlich nicht die Schuld. Die Unterteufel der Hab- und Gewinnſucht haben das Menſchenpack ſo ſehr zu feſſeln und einzunehmen verſtanden, daß es, mit geringen Ausnahmen, weit weniger Sinn für den Hochmuth hat, als dies ſonſt der Fall war, es geht ſo weit damit, daß dieſe Mammonsknechte es nicht verſchmähen würden, für ihren Götzen, das ſchnöde Geld, uns ſelbſt den Allerwerthеſten zu lecken und mit ihren Zungen das Loch des Hinterſten von Grund aus zu ſäubern: wo ſoll da noch Hochmuth viel zu thun finden? —

— Brr, es iſt doch ein ekelhaftes Geſindel, dieſe wandelnden Geldſäcke (dabei ſchüttelte ſich Großſatan, als würde ihm übel).

— Dazu kömmt noch, fuhr der Hochmuthsteufel fort, daß bei der geringen Zahl derer, die ihre Geldſucht wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grad befriedigt haben, es meiner Bemühungen nicht weiter bedarf; denn da ſie in der Regel großen Mangel an Verſtand und andern geiſtigen Gütern haben, ſo ſtellt ſich der Hochmuth mit dem Reichthum von ſelbſt bei ihnen ein, und Schmei-

*) NB. Großſatan hat Schiller geleſen und ſogar die Rolle Philipp II. in Don Carlos einſtudirt.

chelei thut dann das übrige. Lächerliche Selbstüberschätzung, verächtliches Herabblicken auf minder Begüterte oder gar Arme, eine burleske Eitelkeit, auch Heuchelei, das sind die Gefährten dieser beschnittenen und unbeschnittenen Mammonsknechte, um die sich weiter zu bemühen es wahrlich der Mühe nicht lohnte und eine vergebliche Arbeit wäre.

— Die Entschuldigung läßt sich allenfalls hören, doch Ihr andern, was könnt Ihr zu Eurer Rechtfertigung vorbringen? —

Der Teufel der Geilheit trat nun vor und sprach:

— Sire, Ew. Majestät werden mir gnädigst verzeihen, wenn ich es wage, mich zum Theil durch die nehmlichen Gründe zu entschuldigen, die mein Herr College, der Hochmuthsteufel, vorbrachte. Meine Schwester Wollust thut zwar ihr Möglichstes, so viele Fische in ihre Netze zu locken und zu fangen, als nur immer thunlich, aber seitdem die Menschenkinder alle dem Teufel der Hab- und Gewinnsucht so nachlaufen, haben sie selbst für die Lockungen und Verführungen der Geilheit und Wollust weit weniger Sinn als früher, sind sie aber erst reich, dann findet auch die Geilheit von selbst gehörigen Eingang bei ihnen; viele dieser Mammonsknechte sind dann aber oft schon so abgestumpft, impotent und hinfällig, daß auch unsere reitzendsten und verführerischsten Agentinnen, Schönheit und Ueppigkeit, nicht mehr im Stande sind, sie trotz ihrem besten Willen zur Sünde zu bringen.

— Ich gestehe, daß auch Ihr euch zu entschuldigen versteht, man sollte meinen, Ihr wäret bei irgend einer diplomatischen Hochschule in die Lehre gegangen. Doch was hat der Neidteufel zu seiner Rechtfertigung vorzubringen?

— Nichts, Sire, als daß die gegen mich angebrachte Beschuldigung der Nachlässigkeit durchaus ungegründet ist, indem ich nie thätiger war und wirkte als gerade jetzt. Geruhen Ew. Majestät nur einen Blick auf fast alle Theile der Erde zu werfen, und Sie werden finden, daß ich die Wahrheit spreche. Der gelbe Neid sitzt fast all diesem Menschenvolk im Herzen, einer gönnt dem andern kaum einen Bissen Brod, kaum die Luft zum Athemholen mehr, und der Neid macht daß sie vor keiner Sünde, vor keinem Verbrechen zurückschrecken, wenn es ihrem Nebenmenschen einen Happen Brod vor dem Munde wegzuschnappen gilt. Fragen Allerhöchst dieselben nur Nömoki, war er nicht blind während seiner irdisch-höllischen Ausflüge, so muß er bezeugen daß ich Wahrheit rede

— Iſt es an dem, Asmodi? fragten Seine infernaliſche Majeſtät den Hinkenden.

— Ich kann es nicht anders ſagen und muß bezeugen, daß ſich das Menſchenvolk vor lauter Neid beinahe untereinander aufzehrt, erwiederte der Gefragte ſich verbeugend.

— Gut, ich bin Euch in Gnaden gewogen, ſagte nun der Großſatan zum Neid. Nun . . .

— Wollten mir Eure Majeſtät eine unterthänigſte Bemerkung erlauben, fiel hier der Geizteufel dem Herrſcher ins Wort.

— Redet.

— Ich erlaube mir Ew. Majeſtät darauf aufmerkſam zu machen, daß das Verdienſt, welches ſich in dieſer Angelegenheit der Neidteufel zuſchreibt, ebenfalls größtentheils mir zukommt, denn wäre ich nicht immer hinter meinen Untergebenen, der Gewinn- und Habſucht, damit ſie ſich aller Gemüther bemächtigen, ſo würde eine ſolche Konkurrenz, wie ſie jetzt in allen Dingen auf Erden herrſcht, nie ſtattfinden, dieſe macht daher auch, daß der Neid leichtes Spiel hat und in träger Bequemlichkeit auf ſeinen Lorbeeren ausruhen kann.

— Dem iſt nicht alſo, unterbrach hier der Neidteufel ſeinen Collegen, wäre und wirkte ich nicht, ſo würde alle Konkurrenz ohne Neid beſtehen, und den beſten Beweis meiner Thätigkeit hat ſo eben der Geizteufel ſelbſt geliefert, denn es war der pure Neid der aus ihm ſprach.

Großſatan und Beelzebub lachten daß ihnen die Hörner wackelten und das übrige Geſindel, der Geizteufel ausgenommen, mit.

— Ich werde die Sache einem Schiedsgericht der freien Stadt Frankfurt, welches der Senator L. R. präſidiren ſoll, zur Entſcheidung übergeben, ſagte Großſatan; der Dietrich Harpar-Rummelpuff kann als geheimer Beiſitzer demſelben anwohnen, die mögen dann entſcheiden, ob dem Geiz oder dem Neid die Ehre gebührt. Michel und Asmodi lachten, und Se. Majeſtät fuhr fort:

— Jetzt iſt es an Euch, Teufel der Gefräßigkeit, Euch zu verantworten.

Dieſer, ſeinen ungeheuern Schlund ſo weit aufſperrend, daß man ihm bis auf den Grund des noch weit ungeheurern Magens ſehen konnte, brüllte: — Wer mag behaupten, ich thue meine Schuldigkeit nicht? ſo etwas können mir höchſtens Geiz und Neid nachſagen. Geruhen Ew. Majeſtät Ihre grimmig-feurigen Blicke auf

Wien, Prag und München, auf Hamburg, Frankfurt und Cöln, auf Paris, Straßburg und Lyon, auf London, Liverpool und Manchester, ja auf ganz England, auf Peking, Nanking und Canton, auf Amsterdam, Rotterdam und ganz Holland, auf Petersburg und Moskau, ja auf Newyork und Philadelphia, und überhaupt auf alle Haupt- und größeren Städte des ganzen Erdbodens zu werfen, und mit Erstaunen werden Sie die ungeheuren Wirkungen meiner und meiner Untergebenen rastlosen Thätigkeit erkennen: namentlich sind trotz allen Anstrengungen der Opposition, Mäßigkeitsvereine genannt, die Bemühungen meines Saufteufels noch immer mit dem glücklichsten Erfolg gekrönt. Benütze ich alle, auch die unbedeutendsten Gelegenheiten nicht dazu, Festfressereien und Festvölkereien zu veranstalten? Selbst unsere größten Gegner, die religiösen Eiferer, Sektirer und Reformateren, müssen und mußten von jeher bei solcher Gelegenheit in ein Horn mit mir blasen. Die Lordmajorsfressereien Altenglands, die Eisenbahneinweihungsessen in Frankreich, die Andenkofressereien Teutschlands, sind diese nicht sämmtlich mein Werk! Und die herrlichen Folgen dieser Gefräßigkeit und Völlerei, auf die man mit jedem Schritt auf der Erdkugel stößt, müssen Ew. großsatanischen Majestät das Herz im Leibe vor Freude hüpfen machen. — Da tanzen sie herum wie die Bestien, meine Lieblinge, und stieren nach solchen Schmäusen wie die gestochenen Kälber: besonders aber hat sich Barbaro bei meinem lieben Saufteufelchen zu bedanken, denn wer anders bringt mehr Zank, Streit, Mord und Todtschlag hervor, als er, und wer liefert auch im tiefsten Frieden der Hölle mehr köstliche Braten, als ich und er? Wer füllt die Spitäler, bereichert die Neunundneunziger, meine lieben Helfershelfer, und läßt mehr siechende Körper lebendig todt und mit allen möglichen Uebeln und Krankheiten umherwandeln, bis sie nach unsäglichen Leiden unsere Beute werden, als ich? — Nein, wer da sagt ich thue meine Schuldigkeit nicht und versehe mein Amt nicht gehörig, der ist ein frecher und unverschämter Lügner, und was ich sage und behaupte ist so wahr und klar, daß auch ich mich nicht scheuen würde, es durch ein vom Senator L. R. zu Frankfurt präsidirtes Schiedsgericht entscheiden zu lassen.

Michel und Asmodi lachten abermals.

Nun, macht es nur nicht gar zu arg, meinte Großsatan, Ihr wißt daß Eigenlob nicht zum besten riecht: indessen bin ich Euch für Euern Eifer in Gnaden gewogen. — Jetzt ist es an

Euch, Zornteufel, was habt Ihr zu Eurer Rechtfertigung zu sagen? —

— Sire, antwortete dieser feuersprühend, ich erkenne daß ich nicht mehr das zu leisten vermag, was ich früher leistete. Aber wessen ist die Schuld, daß der Zorn jetzt weniger als sonst die Gehirne der Menschlein bemeistert, und namentlich in den sogenannten höhern Regionen! — Ich ersticke bald vor Zorn, wenn ich sehe wie gewaltig und mit welchem Erfolg mir das Hirngespinnst Civilisation entgegenwirkt. Alles verbeißt seinen Grimm, frißt ihn in sich hinein, nur um nicht aus seiner behaglichen Ruhe aufgestört zu werden, und da wo ich sonst in einem leidenschaftlichen Augenblick veranlassen konnte, daß um der nichtigsten Dinge willen die blutigsten Kriege geführt wurden und sich Tausende erwürgten, beseitigt man jetzt Alles, auch die ärgsten Beleidigungen, in phlegmatischer Ruhe durch langweilige Unterhandlungen und den Gänsekiel. So ist's im Großen wie im Detail, auch der Duelle werden immer weniger, hier verderben mir die albernen Ehrengerichte das Spiel. Aber auch ich muß dem Teufel des Geizes, der Hab- und Gewinnsucht, die Alles für sich behalten wollen und allen Zorn und Aerger unterdrücken, aus Furcht irgend einen Verlust zu erleiden, die meiste Schuld an dem geringen Erfolg meiner Bemühungen zuschreiben; wenn ich nur daran denke, so steigt mir der Kamm so, daß ... daß ... daß ...

Hier konnte der Teufel des Zornes, schreckliche Flammen dem ganzen Conseil und auch Michel in's Gesicht sprühend, vor Zorn selbst kein Wort mehr hervorbringen, und Großsatan rief ihm zu:

— Mäßigt Euch und bedenkt wo Ihr seyd, allenthalben dürft Ihr Eure Qualitäten an den Tag geben, nur hier nicht. Nun, Teufel der Faulheit, was habt Ihr uns vorzubringen?

Gähnend und sich dehnend, alle Gliedmaßen reckend und sich streckend stammelte Satan Pigritius mit lallender Stimme: — Eure allerinfernalischste Majestät wollen allergnädigst verzeihen. Ich gestehe, daß auch Hab- und Gewinnsucht auf Veranlassung des Geizes meinen Einfluß bei einer gewissen Klasse von Menschenkindern, nehmlich denjenigen die rastlos Seiner Hoheit dem Höllenfürsten Mammon nachrennen, außerordentlich geschwächt haben; dagegen haben meine mit gutem Vorbedacht langsamen Bemühungen, denn Eile mit Weile ist mein Wahlspruch, bei einer andern Gattung der zweibeinigen Gabelthiere, nehmlich denen die so gerne in be-

haglicher Ruhe tagdieben und auf einem Faulbett mit recht innigem Vergnügen bei einer Tasse Kaffee oder einem Glas Bier ihre sinnreichen Betrachtungen über die Formen und Gestalten anstellen, welche ihr emporsteigender Tabacksqualm bildet, den besten Erfolg gehabt.

— Und wer sind diese harmlosen Seelen?

— Die in gewissen Staaten und besonders in gewissen Republiken angestellten Beamten, denen ich die treffliche Gewohnheit beigebracht habe, ihre Untergebenen für sich denken, arbeiten und handeln zu lassen, während sie in dem dolcesten far niente das uralte Liedchen:

Wenn wir beim Hammelsbratenschmaus
Den Geist mit Wein erfreuen,
Da lachen wir die ..... aus,
Die mögen sich kasteien. —

trillern, und sich so in einen süßen Schlummer lullen, denkend: Nullum est vitium sine patrocinio, wie Seneka sagt, oder:

Der Fehler sey groß oder klein,
So wird er zu bemänteln seyn. —

daher es denn kömmt, daß Spitzbuben, Betrüger, Schurken, hochgehörntes und hochgehörntes Vieh, vulgo zweibeinige Esel und Dasen, die saubere Bucherzunft ꝛc. in solchen Staaten gar leichtes Spiel hat; sehen Ew. Majestät nur nach der Maulwurfsrepublik Quitschi-Quatschi, Sie werden Ihr blaues Wunder erblicken, wie es da her, drunter und drüber geht, und mit Stolz darf ich sagen, daß dies Alles mein Werk ist.

— Mit nichten, fiel hier der Geisteufel dem Faulteufel in die Rede, Nullum est vitium tetrius, quam avaritia, der Geiz ist die Wurzel alles Uebels: die Ehre die der Teufel der siebenten Hauptsünde für sich begehrt, nehme ich mit vollem Recht in Anspruch, namentlich in Quitschi-Quatschi, da richte ich mit meinen Gehülfen mehr Unheil an und mache mehr Sünder und Verbrecher, als in manchem der größten Reiche.

— Nichts für ungut, Herr Collega, wenn die höllische Faulheit nicht wäre, würdet Ihr schweres Spiel haben, sie ist es die dem Geiz durch die Finger sehen und Fünf gerade seyn läßt, ohne mich wären alle Eure Anstrengungen vergeblich in Quitschi-Quatschi.

— Ihr faselt, mit allerhöchstem Respekt zu sagen: in Quitschi

Quatschi herrsche ich unumschränkt, und Ihr seyd höchstens der Nachleser, versetzte der Geiz etwas zornig.

— Ruhig, meine Herren, sprach jetzt Beelzebub, vergeßt nicht wo Ihr seyd, wenn es Seine Majestät erlauben, so mag Asmodi seine Meinung deßhalb sagen, er hat ja noch vor Kurzem die berühmte Republik bereist.

— So sey es, sprach Großsatan.

— Wenn ich es unterthänigst wagen dürfte, so würde ich gehorsamst bitten, meinem Freund und Befreier Michel in dieser Angelegenheit das Wort zu gestatten, er ist völlig in die innersten Verhältnisse dieser Maulwurfsrepublik eingeweiht.

— Er rede! sagte der Dreifachgehörnte.

— Die Sache ist mit zwei Worten entschieden, ließ sich nun Michel vernehmen: Geiz und Faulheit theilen die Herrschaft in Quitschi-Quatschi, und es möchte schwer zu bestimmen seyn, wem der Vorzug gebührt.

— So ist's, meinte Asmodi, doch ist nicht zu leugnen, daß auch Ignoranz und Stupidität daselbst in großem Ansehen stehen.

— Wie allenthalben wo Mammon die Oberhand hat, setzte Lucifer hinzu.

— Jetzt trat ein Conseilsdiener ein und meldete Sr. Majestät, daß ein Page der Dame Endor mit einem Auftrag von derselben im Vorgemach harre.

Großsatan befahl ihn sogleich einzulassen.

Der Page, eintretend und sich tief verneigend, sprach: Ihre Hoheit senden mich Ew Majestät zu sagen, daß sie schon seit einer halben Stunde mit dem Mittagsmahl auf Allerhöchstdieselben warten.

— Gut, ich werde sogleich kommen; sie braucht jedoch nicht auf mich zu warten, erwiederte der unumschränkte Beherrscher aller Höllen.

— Ihre Hoheit waren schon äußerst übler Laune, und ich fürchte daß wenn ich . . .

— Schon gut, ich komme sogleich.

Der Page trat ab und Michel lispelte vor sich hin: was zum Henker, sogar der Großsatan steht unter dem Pantoffel?

Dieser nahm nun nochmals das Wort und sprach:

— Sie sehen, meine Herren, wichtige häusliche Angelegenheiten erfordern meine Gegenwart, ich kann unmöglich heute länger unter Ihnen verweilen, und empfehle Ihnen sammt und son-

ders, namentlich meinen sieben Hauptsündenteufeln, die rastlose Thätigkeit, um das Wohl, das Gedeihen und die immerwährende Vermehrung meines Reiches zu fördern; sehe ich, daß Ihre Bestrebungen von gutem Erfolg sind, so dürfen Sie auf meine allerhöllischste Gnade zählen, wie Sie im Gegentheil mein infernalischster Zorn treffen und zerschmettern wird, wenn Sie sich Nachläßigkeit in der Erfüllung Ihrer Pflichten zu Schulden kommen lassen. Barbatos, Moloch, Flagel und Mammon, Ihnen habe ich nicht nöthig besondere Ermahnungen zukommen zu lassen, Sie bedürfen keines Anspornens, ich weiß, daß Sie, sowie mein werther Geizteufel, Alles thun, was in Ihren Kräften steht, mein ganzes Wohlwollen zu verdienen. Und damit der Hölle befohlen! Mein Premier, Fürst Beelzebub, wird Ihnen noch weiter meine Willensmeinung kundgeben und die nöthigen Instructionen ertheilen.

Großsatan entfernte sich jetzt, nicht ohne einen so häßlichen Geruch zurückzulassen, daß sich Michel die Nase zuhielt, Beelzebub nahm nun das Wort und sprach:

Meine Herrn Ober- und Unterteufel, Sie haben sämmtlich die Willensmeinung Sr. infernalischen Majestät gehört, an Ihnen ist es, derselben, so sehr es in Ihren Kräften steht, in allen Stücken nachzukommen; meine unmaßgebliche Meinung wäre demnach, daß Barbatos unverzüglich seine Heere untergeordneter Geister, und namentlich die Unzufriedenheit, in alle Staaten und Länder entsende und diese fortwährend bearbeiten lasse, damit er sich selbst leichteres Spiel bereite und seinen Sitz in den verschiedenen Ministerien der größern Reiche Europas aufschlagen könne; denn es müssen vor Allem die Völker unter sich und mit den Regierungen entzweit und sodann Nationen gegen Nationen gehetzt werden, nur so können wir hoffen, die zahlreichsten Schaaren der Hölle zu gewinnen, und während Barbatos, Flagel und Moloch auf dieses Ziel hin arbeiten, und Krieg, Mord, Raub und Plünderung auf allen Enden entzünden, müssen die sieben Hauptsünden unabläßig bemüht seyn, im Verborgenen gehörig zu wirken. Stoff zum Hetzen ist hinlänglich vorhanden: die französisch-spanische Heirath, die spanische und französische Legitimität, die Einverleibung Krakaus durch die Oesterreicher, die allgemeine Theurung der Lebensmittel in dem größten Theil von Europa und namentlich in England und Frankreich, die französischen Gelüste nach dem linken Rheinufer, die Eifersucht und der Brodneid der Engländer gegen alle andern

handeltreibenden Staaten, der Ehrgeiz gewiſſer Miniſter, die Schweizer und portugieſiſchen Wirren, die Schleswig-Holſteiniſchen Angelegenheiten, die polniſchen Intriguen ꝛc., dies Alles ſind eben ſoviel Zündſtoffe, die, gehörig durch Barbatos Agenten angefeuert und angeblaſen, hinlänglichen Stoff geben, einen allgemeinen Brand hervorzubringen und uns Millionen zuzuführen; beſonders müßte auch im Herzen von Deutſchland das Feuer der Zwietracht geſchürt werden, wo die religiöſen Zwiſte ſchon hinlängliche Brandmaterialien aufgehäuft haben. — Thut jetzt jeder der Höllenangehörigen ſeine gehörige Schuldigkeit, ſo kann es nicht fehlen, denn der Augenblick iſt höchſt günſtig. Darum an's Werk, meine Herren, an's Werk! ein treffliches Mittel iſt auch die Conſtitutionsſucht, namentlich um in dem uns ſo gefährlichen Preußen Hader und blutigen Zwiſt hervorzurufen; gelingt es, die Zwietracht in dieſem Staat zum Ausbruch zu bringen, dann haben wir ſchon in Deutſchland gewonnenes Spiel, aber ſo lange das Volk der Preußen einig iſt und mit ſeinem Herrſcher zuſammenhält, iſt es ein unerſchütterlicher Fels, dem ſelbſt die Hölle nichts anzuhaben vermag, darum Barbatos darauf hingewirkt, dieſe Einigkeit zu untergraben, und beſonders jetzt an den Rheinpreußen: die Verſchiedenheit der Religion und der Glaube, ſich gegen Altpreußen zurückgeſetzt zu ſehen, macht ſie zugänglicher. Wollen die Miniſter nicht in Eure Abſichten eingehen, und ſich Palmerſton, Metternich und Guizot nicht als Eure Inſtrumente gebrauchen laſſen, ſo macht Euch an die radikalen und oppoſitionirenden Coryphäen, da findet Ihr leichtern Eingang: ein Lamenais, Cormenin, Thiers, O'Connell ꝛc., das ſind unſere Leute, die Werkzeuge, deren Ihr Euch vorzüglich zu bedienen habt. Dies wäre ſo ziemlich Alles, was ich Euch vorerſt noch über dieſen hochwichtigen Gegenſtand zu ſagen hätte. legt nun Hand an's Werk, ſteckt Euch beſonders auch hinter die Communiſten, Socialiſten, Fourrieriſten, und wie die Narren alle heißen mögen, die gegen die klare Abſicht unſers allmächtigen Feindes, des Schöpfers, eine gemeinſchaftliche Gleichheit auf Erden einführen wollen, füttert ſie mit der Hoffnung, ihre Träumereien wahr zu machen, und bald werden wir die Freude haben, eine geſellſchaftliche Revolution, eine Umwälzung zu erleben, wie ſie noch nie geweſen, Kinderſpiel dagegen ſind die Reformation, die franzöſiſche Revolution und alle bisherige Revolutionen auf Erden, ſo furchtbar blutig und verheerend ſie auch geweſen ſeyn mögen

Nichts, gar nichts darf mehr auf ſeinem Fleck bleiben, Alles muß umgeſtürzt und umgekehrt werden, auf viele Jahrhunderte muß der Würgengel zu thun bekommen. Aber dann, dann auch, welcher Jubel in unſerm Reich, welche Gnadenbewilligungen ohne Maaß werden auf Euch herabregnen, welche Feſtivitäten und Prunkmahle ohne Ende! die Großmuth unſers mächtigen Gebieters wird keine Gränzen haben und die Belohnungen werden Euch erdrücken. Und Ihr, Teufel des Geizes, Euch empfehle ich noch ganz beſonders, die Herzen der Reichen und Mammonsknechte ſo einzunehmen und zu verhärten, daß ſie alles Gefühls und Mitleids für ihre ärmern Brüder baar werden und mit ſolcher Blindheit geſchlagen ſind, daß ſie die ihnen zuerſt drohende Gefahr weder ahnen noch ſehen. Bei ihren Kiſten und Kaſten müſſen ſie, ihre Rechenpfennige zählend, überraſcht und ihnen die Hälſe umgedreht werden, damit man noch mit dem Dichter ſagen kann:

Schaut her, wie ſeine Fratze
Vom ſchwarzen Blut ſich bläht,
Wie er nach ſeinem Schatze
Sein ſtarres Aug noch dreht!

Je hartherziger Ihr die Mammonsknechte, Zuſammenſcharrer und Anbeter des nichtigen Hirngeſpinnſtes, das goldne Kalb genannt, macht, deſto bereitwilliger findet Ihr die armen Teufel der Erde für unſere Zwecke und Abſichten. Alſo nochmals, friſch an's Werk! Denkt Euch den Jubel ſeiner allerhölliſchſten Majeſtät, wenn das allgemeine Würgen angeht. — Hiemit ſeit Ihr für jetzt in Gnaden entlaſſen.

Die Mitglieder und Beiſitzer des geheimen Rathes trennten ſich nun, mit dem feſten Vorſatz, ihr Möglichſtes zu thun, den erhaltenen Inſtruktionen gemäß zu handeln. Michel flüſterte jedoch im Herausgehen ſeinem hinkenden Freund zu: Der Unterricht war wohl einer Vorleſung eines deutſchen Profeſſors über das Staatsrecht würdig, ich will mir die Inſtruktion zu Herzen nehmen und meinen werthen Landsleuten doch einige Winke geben; ſind ſie klug, ſo nehmen ſie Notiz davon.

Michel fuhr nun wieder zur Oberwelt mit ſeinem Gefährten, begab ſich in ſeine Wohnung zu Paris, und beurlaubte ſodann den Hinkenden für den übrigen Theil des Tages. Hierauf warf er ſich auf einen Divan, dachte über das, was er in des Teufels Geheimen Rath vernommen, gehörig nach, ſetzte ſich ſodann an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb Folgendes nieder:

Offenes Schreiben des deutſchen Michels an ſeine werthen Landsleute jeder Farbe, jedes Standes, jeder Partei, jeder Religion und jedes Bundesſtaates

Mein gutes Volk!

Es nahet eine Zeit heran, ſchrecklicher und fürchterlicher als ſie je dageweſen. Aus der zuverläßigſten Quelle, theure Brüder, kann ich Euch mittheilen, daß von allen Seiten Alles aufgeboten werden wird, Europa auf ein halbes Jahrhundert in einen unabſehbaren Abgrund von Mord, Raub und Verwüſtung zu ſtürzen, und alle Ränkeſchmiede, Intriguanten, Ehr- und Raubſüchtige lechzen hauptſächlich darnach, den Tummelplatz ihrer Würgerei, wie es ſchon ſo oft der Fall war, in Europas Herz, in unſer theures Vaterland, nach Deutſchland zu verpflanzen, deſſen fetter Boden und fleißige Bewohner, wie ſie meinen, die Zeche wohl bezahlen und die Koſten tragen können. Der Franzoſe blickt mit ſehnſüchtigen Blicken an und über den Rhein, nach wiſſen ihm die Väter viel von den dort ſo köſtlich rauchenden Schornſteinen, den herrlichſten Würſten, den dampfenden Braten, den trefflichen Quartieren und nebenbei von den liebenswürdigen deutſchen Mädchen und Frauen zu erzählen, und auf Mainz, Köln, Koblenz und das ganze linke Rheinufer träumt er die unbeſtreitbarſten Rechte zu haben, darin ſind mit unbedeutenden Ausnahmen alle Parteien in Frankreich, ſo ſehr ſie ſich auch zähnefletſchend einander gegenüber ſtehen mögen, einverſtanden und reichen ſich einander die Hände. Welch Schickſal Euch bevorſtehen würde, wenn jemals wieder der franzöſiſche Soldat den Fuß auf Euern Grund und Boden ſetzte, dies mögen Euch eure Alten, die noch ein Stückchen davon zu erzählen wiſſen, vormalen, dies mag Euch die Geſchichte, welche die Raubanfälle unter Ludwig XIV., die Thaten der Revolutionsheere der Republik und der Soldateska unter Napoleon, wo die Davouſt, Vandamme, Augereaus ꝛc. die Rolle der Räuberhauptleute im Großen ſpielten, berichtet, lehren. Laßt Euch nicht durch raubſüchtiges radikales Geſindel bethören, das Euch von einer auf Erden nie erreichbaren, oder nur bei Wilden, wo jedes Leben vogelfrei iſt, möglichen Freiheit vorſchwindelt, bethören. Wollt Ihr wirklich frei, das heißt, wenigſtens die Herrn im eigenen Haus ſeyn, und nicht der ſchrecklichſten Tyrannei und Anarchie, mit Hab und Gut, Weib und Kind raubgierigen Blut-

menſchen anheimfallen, ſo weit kräftig dieſe Apoſtel einer utopiſchen Freiheit zurück. Der Britte hat von jeher Deutſchland als das Land betrachtet, deſſen beſte Kräfte, deſſen Mark er nach Luſt und Belieben ausſaugen und verwenden könne, für ſchnödes Gold feilſchte er deſſen Söhne, um ſie in fernen Zonen allem Ungemach, Elend und jeder Schmach Preis zu geben, und ihr Blut für ſeine eigennützige Krämerpolitik zu opfern: in der napoleoniſchen Zeit war es ſeine Politik, die franzöſiſchen Heere fortwährend auf deutſchen Boden zu locken, um ſie zu verhindern, engliſchen Boden zu betreten, und alles Gold, das er deßhalb nach Deutſchland entſendete, wußte er mit guten Zinſen demſelben wieder zu entlocken, und er iſt es, der fortwährend den deutſchen Fleiß und Handel, ſoviel nur immer möglich, beengt, der deßhalb noch vor wenig Jahren den ſo lächerlichen als nichtswürdigen Handelstraktat mit der freien Stadt Frankfurt abſchloß, was die deutſchen Regierungen in ihrer beſſern Einſicht natürlich nur belachen konnten, und noch jetzt müſſen ihm Hamburg, Bremen und Lübeck dazu dienen, den übrigen deutſchen Ländern Handel und Gewerbe zu verkümmern und zu beeinträchtigen. Darum wäre es für das Geſammtwohl des deutſchen Vaterlandes, ſowie für das Heil dieſer burlesken Republiken ſelbſt, die mit Frankfurt höchſtens dazu gut ſind, den Völkern als ein abſchreckendes Muſter ſolcher republikaniſchen Erbärmlichkeiten zu dienen, denſelben, gleich Krakau, ein Ende zu machen, ſchreien und proteſtiren zu laſſen wer da will. Die Polen, oder nordiſchen Franzoſen, ſind trotz Allem, was ihnen von Euch, meine deutſchen Brüder, Gutes wiederfuhr, Eure eingefleiſchteſten Feinde, ſowohl die im Ausland umherirren und intriguiren, wie die, welche in der Heimath geblieben. Allen Deutſchen in Poſen wie in Gallizien war eine ſicilianiſche Vesper, eine Bartholomäusnacht zugedacht, wäre ihre letzte Verſchwörung gelungen. Deutſcher iſt ihnen ein Schimpfname, und den Franzoſen ſind die Polen nichts, durchaus nichts als ein Vorwand, ein Hampelmann, den die einen voranſchieben, ihren Umwälzungsideen Luft zu machen, ſowie die andern, ihre Länder- und Eroberungsſucht zu befriedigen. So oft ſie mit Polen hervortreten, halte man ihnen Algerien vor, niemals und zu keiner Zeit iſt in Polen wie in dem franzöſiſchen Afrika gehauſ't worden, wo man mit den Eingebornen umgeht, als ſeyen ſie nur zum Vergnügen von Parforcejagden geſchaffen, und ſengt, brennt und mordet, daß es ein Gräuel

ist. Welches Recht hat Frankreich auf dieses Land und seine unglücklichen Bewohner? Ist es etwa der Fächerschlag eines Deys, der es berechtigt, Weiber, Kinder und Greise zu Hunderten in Höhlen zu verbrennen, und sich in Besitz des Eigenthums der Einwohner zu setzen? Wahrlich, der Algerier, der Araber und Maure sind nicht schlechter als der Pole. Versucht es aber einmal, meine deutschen Brüder, und bringt dieses Thema in Euern Journalen und Zeitungen zur Sprache, stiftet algerische Hülfsvereine, haltet den so großmüthigen französischen Polenfreunden ihr Unrecht hinsichtlich Algerien vor, sammelt Gelder, diese Unterjochten zu unterstützen, und das Wuthgeschrei Galliens würde Euch taub machen. Polen verdankt seinen Untergang der, die heilloseste Anarchie herbeiführenden Zwietracht seiner eignen Bewohner, und jedem Staat, wo diese ihre schrecklichen Fackeln schwingt, droht gleiches Schicksal, so der Schweiz, so Spanien, so Portugal u. s. w.; findet sich nicht bei Zeiten ein Schlaukopf a la Napoleon, der diesen Zustand zu benutzen weiß, das Land zu seinem Vortheil in die Tasche zu stecken, so wird es über kurz oder lang die Beute der Fremden. Dies, meine deutschen Brüder, nehmt Euch wohl zu Herzen. Euer gefährlichster Feind ist und bleibt Frankreich, und nächst ihm England. Rußland könnte es nur dann werden, wenn Deutschland selbst die Veranlassung dazu gäbe, bis jetzt ist aber diese Russenfurcht nichts weiter als ein Popanz, ein Hirngespinnst, und Rußland hat Deutschland noch nie beraubt, geplündert und seine Söhne gemordet. Hegt Rußland Vergrößerungsplane und Herrscherprojekte, so dehnen sie sich gewiß auf andere Gegenden, als die deutschen Gauen aus. Rußland, das auf eignem Grund und Boden ein fast unverwundbarer Riese, dessen Achillesferse schwer zu finden ist, ist für ein einiges Deutschland wenig zu fürchten, und kann diesem, gleich Frankreich, England oder jede andere Macht nur dann gefährlich werden, wenn Zwietracht und Anarchie seine Eingeweide zerfleischen. Darum nochmals, meine deutschen Brüder, seyd taub gegen alle, die unter irgend einem Vorwand zum Unfrieden unter Euch selbst hetzen wollen; laßt alle religiösen, so lächerlichen als albernen Zänkereien, die zu nichts führen, als der Welt ein scandalöses Schauspiel und Stoff zum Hohn und Spott zu geben, laßt jeden bei seiner Meinung, seinem Glauben, das ist seine Sache, er hat sich mit seinem Gewissen abzufinden, und wollt keine Proselyten machen, weder durch Schriften, noch durch Ueber-

redung, noch durch marktschreierisches Herumziehen, Vagabundiren und Festmahle, darin sind Eure französischen Nachbarn weit klüger. Die Zeit der Jesuiten ist vorüber; diese schwarzen Hanswurste würden sich von selbst in Dunst auflösen, wenn man sie der Lächerlichkeit Preis gäbe, statt ihnen eine Wichtigkeit beizulegen, die sie längst verloren haben. Die philosophischen Narren mit all ihren Systemen verlacht und laßt sie laufen, sie sind gänzlich gefahrlos, und wenn sie auch hie und da einen Verrückten machen, so ist es, weil dieser ohnehin schon an Geistesschwäche litt. Vertraut und baut auf ein allmächtiges Wesen, das alle Welten lenkt und leitet, laßt allen andern Hokus Pokus, religiösen Firlefanz bei Seite, und dabei jedem seine religiöse Puppe und sein Steckenpferd, bei dem er sich glücklich und selig fühlt. Laßt Euch nichts von alle Welt beglückenden Constitutionen vormachen, sie gehören zu dem Stein der Weisen und der Goldmacherei, und am allerwenigsten dürstet nach solchen, wie sie Frankreich und England beglücken, das heißt verunglücken, wollt ihr nicht die Spielbälle der nichtswürdigsten Intriguen, die Drahtpuppen listiger Betrüger werden, und Abgaben, Steuern und Contributionen bezahlen, die kaum mehr zu erschwingen sind, sich von Jahr zu Jahr mehren, selbst Wasser und Luft versteuern und bezahlen, und erleben, daß die eine Hälfte der Einwohner besoldet werden muß, will sich eine solche Regierung erhalten, um die andere Hälfte zu unterdrücken. Holt Euch in dem gepriesenen Frankreich nur eine Flasche Meerwasser aus dem Ocean, oder pflanzt eine Tabakspflanze, wenn auch um der Curiosität willen, in Euerm Garten, und Ihr seid sogleich schwerer Strafe verfallen, die, wollt oder könnt Ihr sie nicht bezahlen, mit der unerbittlichsten Strenge eingetrieben wird, sowie alle Contributionen, und sollte man Euch das Hemd vom Leibe nehmen müssen, dabei eine Justiz, welche eher alles andere als eine Gerechtigkeitspflege, sondern eine Prell- und Verarmungsanstalt ist, die namentlich in Großbritannien die Verkäuflichkeit und Bestechlichkeit und eine Sittenlosigkeit erzeugt, welche jede Vorstellung übersteigt, und Heere von Dieben, Räubern und Mördern schafft. Dabei ist die persönliche Sicherheit von oben und unten wie in keinen andern Staaten gefährdet. Wehe also den Armen an Geist, die von einer Constitution nach französischem oder englischem Zuschnitt ein Heil erwarten, jene Träumer, welche diese Truggestalten noch nie anders als in nebelgrauer Ferne und durch

die Brillen des Vorurtheils erblickt, und von dem Maschinen- und Räderwerk derselben auch nicht den entferntesten Begriff haben. Zehnmal, ja hundertmal besser eine despotische Regierung, welche nie mit solcher Kraft durch und durch verderblich wirken kann; außerdem sind die Zeiten monarchischer Tyrannei in fast allen Ländern und namentlich auch in Deutschland längst vorüber, ein Nero oder Caligula würde sich in keinem Land Europas acht Tage lang auf dem Thron behaupten können. Noch mehr sind diejenigen Deutschen, deren Zahl Gott sey Dank jetzt nur noch sehr dünn gesäet ist, zu bedauern, die stupid, einfältig und erbärmlich genug sind, ihr Heil in einem abermaligen Einfall der beutelustigen Franzosen zu suchen, man sollte ihnen zu lieb wieder den spanischen Bock hervorholen, oder ihnen doch wenigstens in einem Tollhaus Quartier geben. Euer Vaterland, meine deutschen Brüder, einig in sich, kann der Welt Gesetze diktiren, als Muster der Stärke, des Wohlstandes und der Macht dastehen, und alle Elemente und Materiale, dieses Ziel zu erreichen, sind vorhanden, seine Wimpel und Flaggen können in kurzer Zeit, gleich den großbritannischen, in allen Weltgegenden wehen, geachtet und gefürchtet werden, wie dies schon früher der Fall war, wo Deutschland den Scepter des Handels in seiner Hand hielt, England den Frieden mit zehn tausend Pfund von ihm erkaufen mußte, zwei Gesellschaften, eine nördliche und eine südliche, den Handel Europas beherrschten, und alle Schätze Asiens und Afrikas durch ihre Hände giengen; wenn auch dies nicht mehr möglich ist, ja nicht einmal zu wünschen wäre, so kann doch Deutschlands Handel zu einer Blüthe kommen, wie sie früher nie gewesen, die aber schnell und für alle seine Staaten gleich heranwachsen würde, sobald der bereits bestehende Zollverein alle seine Gauen umfaßt, und alle innern Schranken und Hemmungen des Handels und Gewerbes niedergefallen seyn werden. Ein Machtspruch des Bundestags könnte schnell dieses Wunder bewirken, und auch die Haupthehlerhöhlen der englischen Waaren und Contrebande und ihrer Intriguen, die sogenannten freien Städte, würden dadurch zum Heil des gesammten Vaterlandes und ihres eigenen geschlossen werden, wenn man es nicht vorzöge, diesem lächerlichen republikanischen Unwesen ein Ende zu machen, denn noch immer kann man leider und mit vollem Recht mit den Chronologen Wekhrlins zu deren Nachbarn unter monarchischer Regierung sagen:

„Wie glücklich seyd Ihr unter der sanften Regierung Eurer Fürsten — schauet auf Eure Nachbarn, die sich freie Bürger nennen — sind sie mehr als verächtliche Sklaven einer Anzahl Dummköpfe, die von ein paar Narren beherrscht werden?“ — Hat wohl je ein Maler besser getroffen? aber die guten Bürger sind blind und halten sich für frei, weil es ihnen einmal vergönnt ist, gegen einen armen Polizeidiener ungestraft grob seyn oder ihm auch wohl die Thüre zeigen zu dürfen, wie z. B. in der famösen Republik ...; doch exempla sunt odiosa. — Verstünden Dänemark, Schweden, Holland und die Schweiz ihren wahren Vortheil, so würden sie um jeden Preis, wenn es auch vorerst manches Opfer kostete, das jedoch bald ersetzt wäre, ebenfalls suchen in den deutschen Zollverein, ja als germanische Völker in den deutschen Bund aufgenommen zu werden, und ihre dann unantastbare Existenz auf alle Zeiten sichern; denn wer wollte es wagen, das Glied eines solchen Bundes anzugreifen, der sich vom äußersten Norden bis zum adriatischen Meer und die Alpen, ja, wollte man Italien in denselben aufnehmen, bis in die Mitte des mittelländischen Meeres erstreckte, und dessen Kern das herrliche Deutschland wäre, welches seinen Gliedern im Fall einer Gefahr schnell Hülfe und Schutz bringen würde. Der Osten und Westen Europas wären dann für immer durch eine nicht zu bezwingende Burg geschieden, deren Bewohner mit Ruhe und lächelnd jeder Drohung, von welcher Seite sie auch kommen möchte, entgegensehen dürften. Einen solchen Bund zu schließen, wäre ein Meisterstück und eine Aufgabe, die keineswegs, so sehr dies auch beim ersten Anblick scheinen mag, zu lösen unmöglich wäre; wem dies gelänge, könnte der Unsterblichkeit und des Dankes einer erkenntlichen Nachwelt auf unendlich viele Generationen hinaus versichert seyn, gewiß ein anderer Ruhm als der höchst zweideutige eines Napoleons, der so jämmerlich und kleinlich endigte. Ich höre zwar manchen meiner deutschen Brüder lachen und ausrufen: „welche politische Träumereien!“ — Träumereien, wenn Ihr wollt, aber die sich verwirklichen können, sobald gesunde Vernunft und bessere Einsicht bei Völkern und Regierungen die Oberhand erhalten, und über Kurzsichtigkeit und verjährte Vorurtheile den Sieg davon tragen, die sich niemals in übelriechende Dünste, gleich den philosophischen und religiösen Träumereien und Narrheiten, auflösen werden.

Dies ist es, was ich am meisten auf dem Herzen hatte Euch

mitzutheilen, meine deutschen Brüder; ich hätte freilich noch gar manche andere Dinge über die deutschen Zustände zu sagen, doch ich will dies auf eine andere Gelegenheit versparen, und zum Schluß nur noch ein paar Worte an die bemittelten und reichen Bürger Deutschlands richten. — Ihr, welche die Vorsehung mit irdischen Glücksgütern beschenkt und überhäuft hat, haltet Euch darum für kein Haar besser und würdiger als die Aermern und Armen Eures Landes, leider sind gar manche unter Euch, die im Gegentheil in den Augen aller Rechtlichen, Redlichen und Verständigen tief, sehr tief unter dem ärmsten Bettler stehen. Denkt und bedenkt, daß Eure Schätze, auf welche Weise Ihr sie auch errungen habt, Euch nur geliehen sind, Euern ärmern Brüdern zu helfen, sie zu unterstützen und ihre schlimme Lage erträglich zu machen. Was Ihr auch von Euerm, Euch nur geliehenen Mammon hergebt, bildet Euch nicht ein, daß Ihr es als demüthigende Almosen mit wegwerfender und verächtlicher Geringschätzung spenden dürft, sondern denkt, es sey Eure Pflicht und Schuldigkeit, daß Ihr gebt, und richtet es möglichst so ein, daß der Empfänger nicht durch die Gabe gedemüthigt und herabgesetzt werde, sondern glauben muß, Ihr fühltet Euch noch geehrt, daß er sie von Euern Händen empfängt; so wenigstens müßt Ihr würdige Arme beschenken, und so werdet Ihr dankbare, gute und erkenntliche Menschen schaffen, während ein Almosen, verächtlich hingeworfen, nur empört und Groll erzeugt. Handelt Ihr nicht so, verschließt Ihr ferner Eure Herzen wie Eure Kassen der leidenden Menschheit und der Nothdurft, dann wagt Ihr Alles zu verlieren und zieht eine sociale Umwälzung, die noch ihres Gleichen auf Erden nicht gehabt, mit Haaren herbei, der am Ende keine Macht wird widerstehen können. Es ist die Aristokratie des Geldes und des Besitzes, deren Druck jetzt so furchtbar schwer auf den Völkern lastet; handelt sie wie die des Adels und der Geistlichkeit vor der französischen Revolution von 1789, die, weil sie nicht einen Theil ihres Ueberflusses ihren nothleidenden Brüdern opfern wollte, Alles verlor, so erwartet sie am Ende gleiches Loos. Es ist bekannt, wie hart es Krämer- und Banquierseelen fällt, sich, wenn auch nur von einem geringen Theil ihres Mammons zu trennen, und daß sie diese Geldliebe zu den kurzsichtigsten Menschen der Welt macht für Alles was nicht in ihren Kram gehört; aber wenn die Wolken und Wetter so schwer, schwarz und schwül herannahen

und ſich zuſammen zu ziehen drohen, ſollte man meinen, daß auch der Befangenſte noch die Gefahr wahrnehmen müßte. Darum öffnet der leidenden Menſchheit Eure Säckel, Kiſten und Kaſten, ſo ſchwer es Euch auch ankommen mag, für die Ewigkeit könnt Ihr doch nicht zuſammenſcharren, ſucht, ſo ſehr es an Euch liegt, das Unwetter zu beſchwören, ſo lange es noch Zeit iſt, und denkt nicht:

„Was quäl' ich mich wie es draußen ſteht,
Wenn's leidlich nur bei mir zugeht."

Und ſomit, meine deutſchen Brüder, vom Fürſten bis zum Taglöhner, beherzigt meinen wohl gemeinten Rath, und ſeyd verſichert, daß ich nicht aufhören werde mit aller Liebe und Anhänglichkeit Euer getreuer Michel zu ſeyn, und damit Gott befohlen!"

— Da hätte ich nun meinen werthen Landsleuten meine Meinung kund gethan; den Asmodi werde ich beauftragen, für die Verbreitung dieſes Schreibens zu ſorgen, ſagte Stürmer zu ſich ſelbſt, und ſetzte noch hinzu: ich wünſchte nur, daß es eine gleiche Publicität wie der offene Brief Seiner däniſchen Majeſtät erlangte.

Michel beſchloß nun einen Beſuch im Sacré-Coeur zu machen, er hatte ſchon ſeit einiger Zeit ſeine beiden Schützlinge nicht geſehen, und Roſa-Maria lag ihm trotz all ſeiner Irrfahrten und Abenteuer immer mehr am Herzen und im Sinne. — Als er über die italieniſchen Boulevards gehend an den ſogenannten chineſiſchen Bädern vorüber kam, dachte er, ein Bad könne ihm nichts ſchaden, und trat in dieſe Anſtalt ein. Vor der Loge des Portiers angekommen, hörte er vernehmlich die Worte:

— Dieſe deutſchen viereckigen Köpfe ſind obſtinat wie die Maulеſel, man hätte dem f..... hête ein Baignoir (Badmantel) von Sackleinwand geben müſſen.

— Die Wahrheit zu ſagen, Herr P...., ſo hatte der Badmantel allerdings ſchon einigen andern Badgäſten gedient.

— Thut nichts, er war doch lange noch gut und rein genug für den deutſchen Ochſen; koſtet die Wäſche etwa kein Geld? gerade die ewige Wäſcherei iſt es, was mich ruinirt, und Hand- und Abtrockentücher müſſen ja auch ein halbes Dutzend Mal dienen, bevor ſie wieder gewaſchen werden. Für 30 Centimes für ein Baignoir ſoll ich mir ſolche deutſche Impertinenzen ſagen laſſen? Das deutſche Vieh komme mir nur wieder, ich will ihm ſchon zeigen, mit wem er es zu thun hat. Es war noch obendrein ein Straßburger.

Michel trat nun ein und begehrte eine Badkarte, die ihm gegen die bestimmte Bezahlung verabreicht wurde.

— Es ist doch ein chinesisches Bad, das Sie mir geben werden?

— Versteht sich, ächt chinesisch, sowie sie seine Majestät in Peking selbst nehmen, erwiederte ihm die Comptoirdame der Anstalt.

— Gut, lassen Sie mir auch zwei Handtücher und einen Badmantel geben,

— Der Herr soll sogleich bedient werden.

Michel ließ sich nun von einem Aufwärter ein Badkämmerchen anweisen.

In dasselbe eintretend, sagte er: aber ich habe ein chinesisches Bad verlangt.

— Mein Herr, das ist eines.

— Ihr habt mich wohl zum Besten?

Man brachte die Badwäsche, Michel untersuchte sie und sagte: Das ist auch keine chinesische Wäsche.

— Mein Herr, sagte der Aufwärter etwas befangen, dieser Wäsche bedient sich ganz Paris.

— Mag seyn, aber in einem chinesischen Bad verlange ich auch Alles chinesisch bis auf die Wäsche und das Wasser.

Der Aufwärter zuckte die Schultern.

— Und dann, fuhr Michel fort die Wäsche näher untersuchend, sie ist weder rein noch frisch, sie hat wenigstens schon einem halben Dutzend Badgästen gedient.

— O, mein Herr, ich schwöre Ihnen . . .

— Schwört nicht, seht Ihr nicht, daß Mantel und Tücher ganz gelb sind?

— Gelb ist ja die Leibfarbe der Chinesen.

— Wollt Ihr mich zum Besten haben? erwiederte Michel, dem Aufwärter die Wäsche an den Kopf werfend. Ich will ein chinesisches Bad und chinesische, oder doch wenigstens reine Wäsche, es mag dann auch kosten was es will, ruft mir Euern Herrn.

Der Aufwärter entfernte sich und kam nach ein paar Augenblicken mit dem Eigenthümer der Badanstalt zurück.

— Mit Bedauern muß ich hören, sprach der Letztere, daß Sie mit meinem Bad nicht ganz zufrieden sind.

— Da mag der Henker zufrieden seyn, ich habe ein chinesisches Bad verlangt, und Sie geben mir ein gewöhnliches Bad, so

wie ich es in ganz Paris erhalte, und was noch schlimmer ist, schmutzige Pariser Wäsche obendrein.

— Mein Herr, ich versichere Sie, daß diese Bäder ganz so sind, wie sie Se chinesische Majestät ....

— Schweigen Sie, Sie wollen mich zum Besten haben; glauben Sie, daß ein paar Schwalbennester und Glöckchen ein chinesisches Bad ausmachen? mir wollen Sie dies weiß machen, mir, der ich ein geborner Chinese und aus Peking selbst bin? —

— Wie? der Herr ist ein Chinese! rief der Herr des Bades erstaunt mit weit geöffnetem Mund und eben solchen Augen aus.

— Nun, ist denn das so etwas Außerordentliches!

— Sie sehen aber doch gerade aus wie ein anderer Mensch auch.

— Was zum Henker, glaubt Ihr denn, die Chinesen hätten die Gestalt eines Kameelthiers oder einer Giraffe?

— Das gerade nicht, aber ....

— Doch die eines Esels. — Nun, Sie sehen wie man sich irren kann, meine Landsleute gleichen mir alle auf ein Haar, wenn sie auch gleich keine Mandarinen sind wie ich.

— Der Herr ist ein chinesischer Mandarin? aber verzeihen Sie mir, Ihre Kleidung ....

— Meine Kleidung ist französisch, nach dem neuesten Schnitt, weil ich nicht beständig ganz Paris hinter mir haben will.

— Aber Ihre Sprache, man hört gar keinen chinesischen Accent.

— Ganz natürlich, wir Chinesen haben keinen Accent.

— Sie sprechen so geläufig wie ein geborner Franzose.

— Auch das geht mit natürlichen Dingen zu: mein Vater, der Erz-Mandarin Hang-Hing-Kong-Kung, Fang-Fing, gab mir bei meiner Geburt eine französische Amme, sodann eine ächte Pariser Bonne und endlich einen französischen Hofmeister, den legitimen Sohn eines chinesischen Jesuiten.

— Nun, dann nimmt es mich kein Wunder, daß Sie so gut, französisch sprechen wie unser eins. Also, Herr Mandarin An-In-Fan-Fan, verzeihen Sie wenn ich Ihren Namen nicht ganz richtig ausspreche, ich verstehe kein Chinesisch.

— Das ist ein großer Fehler, der Besitzer chinesischer Bäder sollte auch deren Sprache verstehen.

— Freilich, freilich, aber unsere Erziehung ist noch sehr unvollkommen, wir haben weder chinesische Ammen, noch Bonnes,

noch Hofmeiſter, und dann kömmt ſo ſelten ein Chineſe nach Paris: Sie ſind der erſte den ich in meinem Leben zu ſehen bekomme Alſo, mein Herr Mandarin, Sie glauben wirklich, daß meine Bäder nicht ganz nach chineſiſcher Art eingerichtet ſind?

— Ob ich es glaube? — ſie haben auch nicht eine Spur des Chineſenthums an ſich.

— Dann haben mich der Baumeiſter und der Arzt, die mir ſie eingerichtet, belogen und betrogen. Beide verſicherten mich, ſie ſeyen ganz nach dem Muſter der kaiſerlichen Bäder zu Peking gebaut und eingerichtet. Der Erſtere hatte den Riß, wie er mir ſagte, in der Hauptſtadt des chineſiſchen Reichs ſelbſt aufgenommen und der Arzt, ein Herr Doktor Premard, behauptete, zehn Jahre der Leibdokter Sr. chineſiſchen Majeſtät geweſen zu ſeyn, dieſelbe ſo gebadet, gewaſchen, purgirt, klyſtirt u. ſ. w. zu haben, wie es bei mir geſchieht.

— Sie ſind belogen, ſchändlich belogen, und dies iſt um ſo ſchlimmer für Sie, da 30,000 meiner Landsleute, lauter Kern-Chineſen, auf der Reiſe nach Paris begriffen ſind, die in wenig Wochen hier eintreffen werden und alle bei Ihnen baden würden, wenn Ihre Bäder ächt chineſiſch wären.

— Wie ſagen Sie, dreißig Tauſend Chineſen! iſt es möglich? Ach du mein Gott, da wäre ich ein gemachter Mann, wenn dieſe Herrn alle bei mir baden würden.

— Gewiß, denn ſie bezahlen ſehr gut, immer ein Goldſtück für ein Bad, es muß aber auch darnach ſeyn.

— Aber wie geht es zu, mein Herr Mandarin, daß mit einemmal eine ſo große Anzahl Chineſen nach Frankreich kömmt?

— Sehr natürlich, ſie ſind aus dem Theil Chinas, den im letzten Krieg die Engländer eroberten, und der nun unter dem Druck ihrer Herrſchaft ſeufzt. Es ſind die reichſten Leute dieſer Provinz, ſie mögen die Engländer und ihre Tyrannei nicht ausſtehen, haben ſich deßhalb zur Auswanderung nach Frankreich, ein Land von dem ſie ſo viel Gutes hörten, entſchloſſen, und ich bin nur ihr Vorläufer, beauftragt Wohnungen für ſie in Bereitſchaft zu ſetzen, da ich der franzöſiſchen Sprache mächtig bin, damit ſie gleich bei ihrer Ankunft alle chineſiſchen Bequemlichkeiten vorfinden.

— Ach, mein Herr Mandarin, wenn Sie mir die Kundſchaft Ihrer werthen Landsleute zuführen wollten, wie dankbar, wie unendlich erkenntlich würde ich Ihnen nicht dafür ſeyn, ſie ſollen mich

als den großmüthigsten Mann kennen lernen, es soll mir nicht darauf ankommen, Ihnen ....

— O seyn Sie mir still davon, ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen ohne alles Interesse nützlich seyn zu können, wenn nur Ihre Bäder auch im Innern einen mehr chinesischen Anstrich hätten.

— Aber wäre es denn nicht möglich, ihnen einen solchen zu geben?

— O ja, wenn Sie es sich etwas kosten lassen wollten, dann könnte man ....

— O wenn es weiter nichts ist, recht gerne will ich ein kleines Opfer bringen, sagen Sie nur was ich thun muß.

— Die Sache ist so gewaltig schwierig nicht. Zuerst müssen Sie allen Badewannen eine hinten und vorn ausgeschweifte Form geben lassen, die sich in einem Schnabel endigt, an den Sie ein halbes Dutzend Schellen oder Glöckchen hängen lassen, die Wannen müssen in der innern Seite alle vergoldet oder wenigstens goldgelb lackirt seyn. In denen der Männer müssen allerlei Drachen und in denen der Frauen Drachinnen von blauer, grüner und rother Farbe gemalt seyn. In dem Badwasser selbst müssen chinesische Gold- und Silberfischchen schwimmen und springen, mit denen wir Chinesen gewohnt sind, während wir baden, zu spielen und sie mit Biscuits zu füttern, von denen immer ein Teller voll neben den Wannen stehen muß. Die Wände der Badekämmerchen müssen chinesische Tapeten oder Draperien haben, auf denen gleichfalls alle Arten von gold- und silberschuppigen Drachen zu schauen sind; in denen der Frauen müssen sie wieder weiblichen Geschlechts seyn, auch dürfen ein halbes Dutzend Papageyen, grüne und graue, so wie ein Paar Cacadus und ein Paar Turteltäubchen eben so wenig fehlen wie künstliche chinesische Blumen. Sobald der Chinese aus dem Bade steigt, müssen sechs goldgelbe Trockentücher und ein Paar Bademäntel von derselben Farbe von chinesischem Damast, auf dem ebenfalls die Drachen nie fehlen dürfen, bereit liegen.

— Aber ums Himmelswillen, wo soll ich denn all dieses hernehmen? wollte ich es auch mit Gold aufwiegen, so könnte ich es in ganz Paris nicht auftreiben.

— O an Drachen fehlt es auch in Paris nicht, das ist Spaß, ich werde dafür sorgen; übrigens kommt nächstens eine chinesische Kauffahrteiflotte an, die Alles, und namentlich das Drachenwesen im Ueberfluß mitbringt.

— Dann bin ich geborgen; alſo die Herren zahlen ein Goldſtück per Bad?

— Ja, und zwar ein ſchweres chineſiſches, aus dem man ein halbes Dutzend ſolcher Dinger ſchneiden kann, die Sie Napoleons oder Zwanzigfrankenſtücke nennen.

— Und wie oft badet ſo ein chineſiſcher Herr?

— Mindeſtens drei Mal des Tages.

— Mein Gott, das wären ja neunzig Tauſend Bäder par jour.

— Allerdings.

— Da iſt ja aber meine Anſtalt viel zu klein.

— Sie müſſen eine neue in den elyſäiſchen Feldern bauen laſſen.

— Das erfordert viel Geld.

— Sie geben Actien aus, laſſen ſie durch das Haus Rothſchild an Mann bringen, und Sie und die Rothſchilde gewinnen mindeſtens ein Paar Dutzend Millionen daran.

— Glauben Sie, daß ſich Rothſchilds damit befaſſen?

— O gewiß, dafür laſſen Sie mich ſorgen, zudem bin ich und die dreißig Tauſend Chineſen mit drei Tauſend Millionen bei dieſem Haus accredirt, das außerdem nächſtens ein chineſiſches Anlehen von mehreren Milliarden übernehmen wird.

— Wenn das iſt, dann bin ich ein geborgener Mann, ein guter Geiſt hat Sie in mein Haus geführt. Neunzig Tauſend Bäder des Tags macht neunzig Tauſend chineſiſche Goldſtücke, wo ſoll ich mit all' dem Gelde hin! Sagen Sie mir, Herr Mandarin, nehmen denn die Herren Chineſen nicht auch etwas zu ſich während oder nach dem Bad?

— Verſteht ſich, und da können Sie erſt Ihren Schnitt daran machen.

— Wie ſo?

— Sie genießen lauter Speiſen, die hier zu Lande ſpottwohlfeil, faſt umſonſt zu haben ſind.

— Und die wären?

— Katzen- und Hunde-, Ratzen- und Mäuſe-Ragouts.

— Pfui Teufel.

— Gehörig zubereitet ſchmecken ſie beſſer als Ihre Enten- und Schweinebraten, und ſind weniger ſchweiniſch und eckelhaft, da es weit reinlichere Thiere ſind.

— Wie werden dieſe Braten aber zugerichtet?

— Meiſtens mit dickem Reis, auch Mais und Rüben. Ein

Leibgericht iſt jedoch eine gemäſtete, am Spieß gebratene Ratte mit einigen Dutzend gebratenen Mäuschen garnirt, und rothe Rüben dazu. Auch eine fette Eule mit Spatzen garnirt verſchmähen wir nicht. Dies alles ſind Speiſen, die wir ſogleich nach dem Bad verzehren.

— Es hat doch einen ſeltſamen Geſchmack, dieſes Drachenvolk.

— Sind Sie ruhig, es weiß was gut iſt und gut ſchmeckt, ſeine Hauptfavoritessen wird es aber leider hier nicht haben können.

— Warum?

— Weil dieſe chineſiſchen Feſtbraten, die nur bei außerordentlichen Gelegenheiten aufgetiſcht werden, in ganz Frankreich nicht zu haben ſind.

— Was ſind denn dies für Eſſen?

— Ein gebratener Löwenſchenkel, das Lendenſtück eines gemäſteten Elephanten, der Bruſtkern von einem Rhinoceros, Tigercotelets, Crocodillenwürſte, gebackenes Affengehirn u. ſ. w.

— Ja, dergleichen können ſie freilich in Paris nicht haben, ſie müßten denn den Jardin des Plantes plündern, was aber die Regierung nicht zugeben wird, und dann wäre dies höchſtens für eine Mahlzeit.

— Das iſt ſchlimm, und ich fürchte daß deßhalb ein Theil meiner Landsleute, die den Weg zu Land über England eingeſchlagen haben, ſich verleiten laſſen, der Nahrung zu lieb in London zu bleiben, wo man ſich mit leichterer Mühe Elephanten, Rhinocerosse, Crocodille und dergleichen in gehöriger Quantität verſchaffen kann, während hier höchſtens Affengehirn genug zu haben ſeyn wird.

— Das iſt freilich ein ſchlimmer Umſtand, Herr Mandarin. Könnten denn Bären, Wölfe und Füchſe nicht die Elephanten, Löwen und Tiger erſetzen, wenn ſie auf ähnliche Art zubereitet würden? —

— Ich denke ſchwerlich, doch wir werden ſehen.

— Ich werde mein Möglichſtes thun, Ihre Landsleute beſtens zu befriedigen, und bin ſchon zufrieden, wenn auch nur die Hälfte der dreißig Tauſend zu uns kömmt, die andere Hälfte mag dann immer in London hängen bleiben.

Michel ließ ſich nun einſtweilen ein Pariſer Bad, jedoch mit der reinſten Wäſche geben, und nahm damit, ſo wie mit einem franzöſiſchen Frühſtück, in Ermanglung der chineſiſchen Bäder vor-

lieb, wurde auch auf das beste bedient. Nach eingenommenem Frühstück zahlte er seine Zeche wirklich mit einer spanischen Quadrupel, die er für ein chinesisches Goldstück ausgab, und weigerte sich, das ihm zu gut kommende Geld, das man ihm herausgeben wollte, anzunehmen, indem er sagte: ein chinesischer Mandarin würde es unter seiner Würde halten, weniger als ein solches Goldstück zu bezahlen. Wenn Sie das Geld nicht behalten wollen, so vertheilen Sie es unter Ihre Dienerschaft.

Hiermit empfahl sich Michel, das Wiederkommen versprechend.

Der Inhaber der chinesischen Bäder, ganz entzückt über das ihm bevorstehende Glück, hatte nichts Eiligeres zu thun, als all seinen Bekannten die demnächstige Ankunft der 30,000 Chinesen mitzutheilen, und in weniger als vierundzwanzig Stunden war es in ganz Paris herum, daß in einigen Wochen viele Tausend Chinesen eintreffen würden; die guten Pariser, mit wenigen Ausnahmen in den wissenschaftlich gebildeten Klassen, glaubten an die baldige Ankunft dieser reichen Fremdlinge, und Hotel- und Maisons-Möbelbesitzer, Kaffee-, Schenk- und Gastwirthe, Restaurateurs ꝛc., alle trafen Vorkehrungen, die chinesischen Goldfische sogleich bei ihrer Ankunft an sich zu locken; da sollte mit einemmal alles a la chinoise eingerichtet und angeschafft, von den Prunksalons bis zu den Nachtöpfen sollte alles chinesisch werden, man lief und rannte überall hin, sich bei Leuten die in China waren, oder da gewesen seyn wollten, und bei Gelehrten und Professoren der chinesischen Sprache Rath zu holen *). Alle Haarkünstler hingen Frisuren a la chinoise hinter die Spiegelscheiben ihrer Buden auf, und in allen Speisehäusern fand man jetzt auf den Zetteln chinesische Schüsseln angezeigt. Was übrigens die Katzen-, Hunde- und dergleichen Ragouts anbetrifft, so bedienten gewisse Speisewirthe ihre Gäste schon lange auf gut chinesisch in dieser Hinsicht. Kurz, fast vier Wochen lang sprach, schwatzte, träumte ganz Paris von nichts als den sammt ihren Schätzen erwarteten Chinesen, und wollte sich die Sache nicht ausreden lassen, bis endlich das Nichterscheinen

*) Wer kurz nach der Beendigung des englisch-chinesischen Kriegs in Paris war, wird sich zu erinnern wissen, daß damals wirklich das Gerücht daselbst umherging und geglaubt wurde, daß viele Tausend Chinesen auswanderten und in Frankreichs Hauptstadt in Bälde ankommen würden, und es war allerdings ein deutscher Spaßvogel, der sich den Scherz erlaubt hatte, dasselbe durch den Besitzer der Bains chinois auszusprengen.

der erwarteten Gäste den guten Leuten die Augen öffnete, und so hatte ein dummer Deutscher sich erlaubt, die Einwohner der Hauptstadt der civilisirten Welt zum Besten zu haben!

Michel hatte sich von den chinesischen Bädern sogleich in das Sacré-Coeur begeben, wo er Rosa-Maria ihre Singstunde nehmend antraf. Der beste Singlehrer von Paris, der berühmte Bordogni gab ihr Unterricht, und sie hatte bei ihrer schönen, jetzt sehr ausgebildeten Stimme einen so trefflichen und gefühlvollen Vortrag, daß sie durch ihren Gesang das ganze Kloster und alle die sie hörten, bezauberte; kein Wunder, daß auch Stürmer in Extase gerieth, als sie ihm, von ihrem Meister begleitet, die Cavatine der Rosine aus Rossinis Barbier von Sevilla und die große Aria: Casta diva aus Bellinis Norma vorsang. — Eine der frommen Schwestern war, wie immer, bei der Singstunde gegenwärtig, der diesmal auch die Vorsteherin beiwohnte, und nach Beendigung derselben dem vermeintlichen Cousin und Reichsgrafen mittheilte, daß Madame Recamier, vor einigen vierzig Jahren die berühmteste Schönheit Frankreichs, Rosa-Maria singen hörte, und darauf gebeten habe, man möge doch gestatten, daß das reizende Mädchen in einem Concert des Oeuvre de la Misericorde, welches diese Gesellschaft für die Pariser Hausarmen veranstaltete, singen dürfe.

— Was ist dieses Oeuvre de la Misericorde? fragte nun Michel.

— Eine milde Anstalt, der die ersten und frömmsten Damen von Paris vorstehen, und deren Zweck ist, arme Familien und verschämte Hausarme, die ohne Verschulden in Dürftigkeit gerathen sind, zu unterstützen. Nebst den vielen andern Mitteln, welche dieser Verein anwendet, sich Gelder zu diesem löblichen Zweck zu verschaffen, giebt er auch jährlich zwei Concerte, in welchen sich die ausgezeichnetsten Talente der Dilettantenwelt, und namentlich die besten Virtuosen aus dem musikalischen Verein des Fürsten von der Moskowa hören lassen. Diese Vorträge sind wahrhaft klassisch und bestehen meistens in religiösen Tonstücken. Die Herzoginnen von Grammont, von Talleyrand, von Albufera, die Fürstinnen Craon, von der Moskowa u. s. w. sind die Damen Patroneſſen dieses Vereins.

Michel erwiederte der Vorsteherin, daß er nichts dagegen habe, wenn seine Cousine etwas zu einem so frommen Zweck beitragen

könne, und gab seine Einwilligung dazu, daß Rosa-Maria in dem nächstens stattfindenden Concert der Misericorde singen dürfe.

— Dies wird der Madame Recamier eine außerordentliche Freude machen, sagte die Vorsteherin, denn sie ist, so wie wir alle von dem Talent Ihrer Cousine ganz bezaubert, und behauptet, nie eine ähnliche Stimme gehört zu haben, und dies will viel sagen, denn sie hat die ausgezeichnetsten Sängerinnen der Republik, des Kaiserreichs und der Restauration gehört.

Michel wünschte diese Dame kennen zu lernen, und bat die Vorsteherin, ihn doch derselben vorstellen zu wollen.

— Mit Vergnügen, erwiederte diese, die Sache ist sehr leicht, da sie bei uns wohnt, sie empfängt jedoch Niemand vor zwei Uhr Nachmittags. Sie müssen sich also bis dahin schon gedulden, es ist jetzt elf Uhr, wollen Sie in drei Stunden wiederkommen, so werde ich den Besuch einstweilen ankündigen.

Michel war dies zufrieden, unterhielt sich jedoch noch einige Zeit mit den beiden Mädchen, mit deren Fortschritten und Kenntnissen er sich sehr zufrieden zeigte, und machte dem nun bald dreizehn Jahre zählenden Kind ganz artig den Hof. Als die Glocke zum Frühstück läutete, entfernte er sich, um nicht zu stören, und fand sich zur bestimmten Stunde wieder ein.

Die Vorsteherin hatte bereits mit Madame Recamier gesprochen, die mit Vergnügen den Beschützer der herrlichen Sängerin empfangen wollte, der sich nun von jener begleitet zu der Dame begab, die ihn auf das freundlichste aufnahm. Obgleich achtundsechzig Jahre alt, zeigten sich doch noch Spuren von Schönheit und Anmuth in dem Gesicht und den Zügen der Dame, deren Haltung viel Anstand hatte. Neben ihr stand ein ebenfalls alter Herr, den man dem Michel als den Vicomte von Chateaubriand und vertrautesten Freund der Madame Recamier vorstellte. Stürmer war erfreut, die Bekanntschaft dieser beiden alten Celebritäten zugleich zu machen, und unterhielt sich etwa eine halbe Stunde mit ihnen auf das angenehmste. Die Unterhaltung drehte sich jedoch nur um wissenschaftliche Gegenstände, und man vermied das Feld der Politik zu berühren. Madame Recamier sprach viel von Rosa-Maria, die sie sehr in Affection genommen hatte, und erklärte, nie ein lieblicheres Wesen kennen gelernt zu haben, so daß auch Chateaubriands Neugierde rege wurde, das Wundermädchen zu sehen. Man ließ die beiden Schwestern holen, sie mußten et-

was ſingen, und nun wurde auch der alte Staatsmann ganz närriſch. Es wurde feſtgeſetzt, daß Roſa-Maria die berühmte Arie Stradellas, durch welche derſelbe zwei Banditen, die bezahlt waren ihn zu ermorden, ſo entzückt hatte, daß ſie ihre Dolche fallen ließen und davon ſpringend ausriefen: Nein, es iſt unmöglich, auch für alles Gold der Welt einen ſolchen Künſtler zu tödten! in dem Concert de la Miſericorde ſingen ſollte. — Michel entfernte ſich mit den Mädchen, denen die Dame ihren beſten Schutz zugeſagt hatte, blieb aber den ganzen Nachmittag im Sacré-Coeur, ſich mit ihnen unterhaltend und theilweis ihrem Unterricht beiwohnend; er vermochte kaum mit einbrechender Nacht, als es Eſſenszeit wurde, ſich von ihnen zu trennen.

Roſa-Maria ſtudirte nun die für das Concert der Miſericorde beſtimmte Arie mit ihrem Lehrer ein, Stürmer wohnte jetzt faſt täglich ihren Singſtunden bei, und als der Tag der Aufführung gekommen war, fuhren die beiden Mädchen mit der Madame Recamier in den ſchön ausgeſchmückten Herziſchen Saal, in welchem dieſe Concerte, ſo wie die des Fürſten von der Moskowa gegeben werden.

Es war zwei Uhr Nachmittags, als an dem zu dieſem Concert beſtimmten Tag, welches eine Matinée musicale war, die Staats- und Wappenwagen aus allen Richtungen heranrollten, und die Damen im höchſten Glanz der Toiletten den Karoſſen entſtiegen. Man hatte die Einlaßkarten, deren feſtgeſetzter Preis zwanzig Franken war, bis zu fünfhundert Franken bezahlt, theils weil es ein mildthätiger Zweck und das Elend wegen der außerordentlichen Theurung dieſes Jahr in Paris weit größer als gewöhnlich war, theils weil nicht mehr Billets als der Saal Plätze enthielt ausgegeben wurden, und trotz dem hohen Preis ſich wohl zehnmal ſoviel Liebhaber gemeldet hatten, ſo daß, wie mit allem in Paris, auch damit ein Handel getrieben worden war, indem die erſten Ankäufer der Billete ſpekulirten und dieſe Karten manchmal durch zehn Hände gingen, bevor ſie an den rechten Mann kamen, der ſie für ſich und die Seinigen behielt. Wer ſich zu der vornehmen und großen Welt von Paris zählte; wollte hier geſehen ſeyn, ſehen und hören; denn nicht nur die erſten und ſchönſten Damen der Hauptſtadt Frankreichs fanden ſich hier ein, ſondern die beſten Dilettanten und Dilettantinnen des muſikaliſchen Vereins des Fürſten von der Moskowa wirkten hier mit. Die

Herzoginnen von Narbonne und Grammont, die Fürstinnen von Beauvau, von Henin und von Craon, die Marquise und die Grä-fin von Türenne, die Fürstin Czartoriska, die Gräfin von Pozzo di Borgo, die Vicomtesse de l'Espine waren die Schutzdamen dieses prächtigen Werkes der Barmherzigkeit, und die Gräfin Merlin, Madame Laty, Madame Friederich, Fräulein Morlier, die Prin-zessin Craon, die Gräfin Mürat und die Gräfin Sparre waren die Damen, welche die Soloparthieen des Soprans und des Alt vortrugen, lauter Stimmen und Gesangstalente, die noch mit Vor-theil auch mit denen einer Catalani, einer Malibran und einer Sonntag hätten wetteifern können. Mit Mehüls Morgengebet wurde dieses einzige Concert eröffnet, hierauf trug die Gräfin Merlin eine große Aria von Palestrina vor, sodann folgte das Chor und der Triumphmarsch aus den Machabäern von Händel, dann sang Madame Friederich die große Aria aus dem Tod Jesu von Graun, auf die Bruchstücke aus Händels Messias gesungen wurden. Nun wurden mehrere religiöse Chöre von lauter Stimmen vorgetragen, von denen eine jede noch als erste Sängerin bei jedem Theater der Welt sich hätte können hören lassen. Jetzt sang Rosa-Maria die Aria Stradellas „Lasci ch'io piangola dura sorte", und das ganze Auditorium brach nicht in Beifall, wohl aber in Thränen aus, der herrlichste Applaus, der der Sängerin wohl werden konnte, und dazu die jugendlich frische Engelsgestalt, keine Feder vermag den Eindruck zu beschreiben, den dieser Gesang, so wie das ganze Concert hervorbrachte. Jetzt wurden wieder mehrere religiöse Chöre vorgetragen; sodann Palestrinas vierstimmiges Madrigal „Alla riva del Tebro", von den Damen Gräfin Mürat, Madame Frie-derich, dem Herrn von Montalba und dem Grafen Laferronays gesungen. Worauf Demoiselle Malvirade das Ave Maria von Cherubini vortrug. Hierauf wurde noch das Miserere fünfstimmig gesungen, dann trugen die Gräfin Sparre und die Fürstin Craon einen altitaliänischen Zweigesang vor, und Leisrings Doppelchor Filii et filiae Chant Pascal beschloß würdig das Ganze und mußte auf allgemeines Verlangen wiederholt werden. Das Echo dieses Chors wurde in einem zweiten Gemach hinter zugemachten Thüren gesungen, was eine so erstaunliche Wirkung hervorbrachte, daß man sich in der That in andere Sphären, in eine andere Welt versetzt glaubte. Volkmar Leisring, der im Jahr 1560 zu Geb-stadt in Thüringen auf die Welt kam, muß eine höhere Inspira-

tion gehabt haben, als er diese göttliche Composition niederschrieb. Dabei denke man sich eine Reihe der schönsten Frauen und Mädchen, alle weiß gekleidet und Blumenkränze in den Haaren, amphitheatralisch auf einer reichvergoldeten Estrade stehen und singen, und man wird es begreiflich finden, daß sich mancher der Zuhörer bei dieser Musik in das Paradies unter Engel versetzt wähnte.

Das Concert war beendigt, es hatte eine Summe von beinahe fünfzig Tausend Franken in Gold eingetragen, die den verschämten Hausarmen der Stadt Paris wohl zu Statten kam. Alle Zuhörer verließen den Saal tief gerührt und bewegt, zum Theil noch Thränen vergießend; selbst der Teufel (Asmodi), der ihm beigewohnt, konnte eine innere Aufregung nicht ganz unterdrücken, und meinte, im Paradies, das wir auf ewig verloren, muß es doch schön zu wohnen seyn *).

Michel fuhr in Begleitung Chateaubriands, der Madame Récamier und Rosa-Maria und ihrer Schwester in das Sacré-Cœur zurück, und übergab seine Schützlinge wieder der Vorsteherin derselben, sich vornehmend, die beiden Mädchen von nun an so oft als nur immer möglich zu besuchen.

Die ganze vornehme und musikalische Welt von Paris unterhielt sich mehrere Tage von nichts anderm als diesem Concert und der jungen Sängerin, welche die Aria Stradellas gesungen hatte, die nun alle Concert- und Soireesängerinnen, da sie schnell ein Modeartikel wurde, hervorsuchten, um damit zu brilliren; aber nur sehr wenigen glückte dies, da dieses Tonstück eine frische, sonore und wohlklingende Stimme erfordert, und durchaus keine dünnen, näselnden Töne, die man allenfalls bei dem jämmerlichen Romanzengeleier, eine Musik an der nichts zu verderben ist, verträgt: daher kam es denn auch, daß selbst die berühmteste der französischen Romanzensängerinnen, Madame Sabatier, das Lasci ch'io piango nicht mit Beifall singen konnte, andere aber, wie eine Lia Düport und ähnliche laut- und klanglose Stimmen, sie so vortrugen, daß es allerdings ein Wunder gewesen wäre, wenn nicht nur ein Paar Banditen, sondern sämmtliche Zuhörer davon gesprungen wären.

*) Es ist eine bekannte Thatsache, daß der musikalische Verein des Fürsten von der Moskowa das Non plus ultra der Vokalmusik ist, was der Art besteht; die klassischen und religiösen Gesänge werden hier noch weit besser als in der sixtinischen Kapelle zu Rom vorgetragen.

Einige Tage nach diesem Concert war einer der sogenannten Artistenbälle, dieses sind von allen öffentlichen Bällen zu Paris diejenigen, welche von den vornehmen und reichen Lions jedes Alters am meisten besucht werden, denn hier finden sich alle weiblichen Notabilitäten der viertelhundert Pariser Bühnen, sowie überhaupt alls der Künstlerwelt ein, und mit Vergnügen wird der goldne Napoleon oder Philippsd'or hingeworfen, dieser, in ihrer Art einzigen Versammlung beizuwohnen.

Auch Michel wollte einmal dieses Gaudium mit ansehen und begab sich in Begleitung seines hinkenden Intimus zu dem außerordentlichen Tanzfest. Beide erschienen wieder als zwei reiche Russen von fürstlicher Geburt, denn Stürmer wollte [illegible] diese Theaterprinzessinnen in ihrer ganzen Glorie kennen lernen, und Asmodi trug Sorge, daß man im ganzen Saal schnell ihre doppelte Qualität kannte; auch waren sie bald von allen Priesterinnen Thallas, Melpomenens, Euterpens und Terpsichorens umschwärmt, während sich mehrere langbeinige hölzerne englische Lords [illegible] beachtet, sondern vielmehr verachtet fanden, da, wie früher die Verschwendung und Großmuth der Britten zum Sprüchwort geworden war, es jetzt ihre Filzerei und Knickerei geworden ist, und die Russen noch die Einzigen sind, nach denen es das leichtfüßige und leichtfertige Volk der Pariser Actricen der Mühe werth findet seine Angeln auszuwerfen. Auch defilirten wiederholt alle Künstlerinnen ersten Ranges an ihnen vorüber. Da zeigte sich ihren Blicken die erst kürzlich von ihrem dritten Wochenbett erstandene lange, hagere und magere Demoiselle Rachel vom französischen Theater, und warf sich in ihre imposantesten, altgriechischen und altrömischen Posituren, das Gesicht und die Züge ihrer Virginias-Rolle entlehnend.

— Ich möchte wissen, was ein solches Geschöpf wohl denkt und fühlt, wenn es eine Virginia spielt, sagte Michel naiv zu dem Hinkenden.

— Man sollte denken, Du seyst von Heute, erwiederte Asmodi spöttisch.

Demoiselle Rachel verwandte ihre starren Augen und fast stieren Blicke beinahe nicht von den vermeintlichen russischen Fürsten; aber nicht sowohl diese Eigenschaft und die des Goldes, in dessen Besitz man sie wähnte, war es, welche die große Tragödien-Heldin fes-

selte, sondern Michels antik-herkulische Gestalt, der sie wahrscheinlich manches abse[illegible] wollte.

Doch Michel wandte sich von der geisterartigen Figur weg, und seine Blicke begegneten nun der skeletartigen Madame Stolz, die Tyrannin der großen Oper und Leon Pilots Favoritin, die, wie weltbekannt, dieses Institut, wie man in Deutschland zu sagen pflegt, auf den Hund gebracht hat. Auch sie versuchte es, mit den reichen Russen zu coquettiren, die sich jedoch beide lachend von ihr abwandten und die hübsche und coquette Düplessis von dem französischen Theater heranhüpfen sahen, der eben so leichtfüßig die nicht minder schöne Anna Dillon von der komischen Oper mit Demoiselle Lavoye von derselben Bühne Arm in Arm folgte. Auch die Grisi an Marios Arm schritt an ihnen vorüber und warf verstohlene Blicke auf das russische Paar. Ihre heroische Gestalt, ihr majestätischer Gang ließen sogleich die Norma der italienischen Oper in ihr erkennen, ein weiß-sammtnes Kleid, reich mit Perlen verziert, und ein mit Brillanten besetzter Gürtel umwand ihren Leib, während ihre Stirn ein prächtiges Diadem zierte. In faltenreichen Purpur hatte sich die Rachel gehüllt, in himmelblau vom Haupt bis zu den Füßen, mit silbernen Sternen besät, schritt Madame Stolz einher, und ward so zur vollendetsten Carrikatur, während die Damen Düplessis, Dillon und Lavoye in leichten weißen, mit Silber besetzten Tunikas einherschwebten. In schwarzem Sammet mit Gold erschien die Amazone Lolla Montes von der Porte St Martin, und schien am wenigsten von den Fremdlingen, welche allgemein die Aufmerksamkeit auf sich zogen, Notiz zu nehmen; doch schien es nur so, denn wenn sie sich unbemerkt glaubte, schielte sie nicht wenig nach unserm Michel. Die freche Dejazet vom Palais-Royal-Theater aber stellte sich den reichen Russen keck gegenüber, und hörte nicht auf, sie zu firiren. Die Damen Persiani und Brambilla von den Italienern, beide keine Schönheiten, wollten ihren Mangel an physischen Reizen durch eine auffallende Toilette ersetzen, aber statt Bewunderer zu finden, erregten sie nur Lachlust. Demoiselle Mars und Demoiselle Falcon, obgleich beide schon seit einem halben Dutzend Jahren, die erstere ihres respektabeln Alters, die andere wegen dem gänzlichen Verlust ihrer Stimme von der Bühne abgetreten, hatten doch nicht versäumt, sich noch einmal hier so glänzend wie möglich zu zeigen, um bei dem Schimmer der tausend Kerzen und Lampen die Vergänglichkeit alles Irdischen

und namentlich alles Theatraliſchen auf eine halbe Nacht zu vergeſſen. Demoiſelle Mars hatte zu dieſem Zweck ihre ſchon dreimal geſtohlenen, ihr Leben gefährdenden, jetzt in der Bank von Frankreich aufbewahrten Diamanten von derſelben geholt, um ſich für dieſes Feſt damit zu ſchmücken. Auch das Sylphidenvolk der großen Oper, die beiden Fitzjames und die Tänzerin Griſi an ihrer Spitze, war nicht ausgeblieben, und ſchwebte in Gaze und Flor daher. Madame Damoreau Cinte, vor Zeiten die Glorie der komiſchen Oper, erſt kürzlich von Amerika zurückgekommen, wo ſie die letzten Töne ihrer einſt ſo klangreichen Stimme gelaſſen hatte, etwas Gold dafür zurückbringend, war auch gekommen, ihren verlöſchenden Stern noch einmal glänzen zu laſſen. Unter dem übrigen Haufen ragten noch die Damen Dorüs, Gras, Nau, Dobré, Sabatier mit ihrem lorbeerbekränzten Köpfchen u. ſ. w. hervor. Von der männlichen Künſtlerwelt war der Ball weit weniger beſucht, und außer den ſchon erwähnten Lablache und Mario ſah man nur noch den ſtimmloſen Düprez, den unbeholfenen und rauhſtimmigen Ronconi, den längſt abgeſungenen Baſſiſten Levaſſeur, den trefflichen Komiker Bouffé ꝛc.

Alle dieſe am Theaterhimmel zu Paris mehr oder weniger glänzenden, zum Theil auch gänzlich erloſchenen Sterne bewegten und kreiſten ſich im Gewühl der zahlreichen Ballgeſellſchaft, die Aufmerkſamkeit derſelben mehr oder minder auf ſich ziehend oder zu feſſeln ſuchend.

— Und dort dieſe liebliche kleine Nymphengeſtalt, die ſich ſo geſchmeidig durch das Gedränge zu winden weiß, wer iſt dieſe? fragte Michel ſeinen Begleiter.

— Das iſt Demoiſelle Deſirée vom Gymnaſe, erwiederte der Hinkende.

— Deſirée heißt ſie, und deſirée ſcheint ſie, meinte Michel wieder, es umgiebt ſie ja beſtändig ein ganzer Schwarm langohriger und gelbtatziger Löwen. Ich hätte Luſt ihre Bekanntſchaft zu machen.

— Zu dieſem Glück kannſt Du leicht kommen, höhnte der Hinkende malitiös und ſetzte hinzu: und Roſa-Maria? die hätteſt Du mitbringen ſollen.

— Daß ich ein Narr oder gar des Teufels wäre.

— Nun, ich ſollte doch denken, das ſeyſt Du ſchon längſt

Jetzt gab Müſard das Zeichen zum Beginnen der Muſik, und die Trompeten und Sarinſtrumente ſchmetterten, die Rührtrommeln und Pauken wirbelten, und man ſtellte ſich zu der Quadrille an.

Michel und der Teufel ſuchten ſich ebenfalls eine Tänzerin, erſterer bat ſich die Ehre von Donna Lolla Montes aus, der zweite nahm die Griſi bei der Hand, beide hatten mit Vergnügen das Engagement angenommen, der erſtern gefiel der Tänzer, der zweiten blitzte der ungeheure Solitair des Hinkenden, der ſo groß war, daß ihn die meiſten Anweſenden für falſch erklärt haben würden, wenn nicht einige Kenner verſichert hätten, daß er nicht nur ächt, ſondern von einem noch nie geſehenen Feuer wäre, höchſt verführeriſch in die Augen.

Die beiden Ruſſen tanzten und hinkten mit einer Anmuth und Leichtigkeit, daß ſie ſelbſt noch von den Tänzerinnen von Profeſſion bewundert wurden.

Seine Dame zu ihrem Sitz zurückführend, zog der Teufel einen zweiten Solitair aus der Taſche, der den andern an Größe und Schönheit noch übertraf, wie eine Sonnenblume gefaßt war, und überreichte ihn der Schönen mit den Worten: dürfte ich es wagen, Ihnen zum Andenken an dieſe Stunde eine kleine Erinnerung zu verehren?

— Mein Gott, mein Herr! wie ſoll ich .... wie kann ich ...

— O nehmen Sie nur, Signora, dieſe Kleinigkeit iſt bei Weitem noch nicht genug, Ihnen das hohe Vergnügen, das Entzücken zu vergelten, das mir ſchon ihr himmliſcher Geſang gewährte, ſo oft ich die italieniſche Oper beſuchte, die ich nie verſäume, wenn Sie Ihre himmliſche Stimme ertönen laſſen.

— Die Signora Griſi nahm dankend die blitzende Blume an, und der Teufel entfernte ſich verneigend, dem Michel zuflüſternd: gieb Acht, wie ſchnell dieſe Papillons an dem infernaliſchen Licht verbrennen werden.

Michel erbat ſich vom Teufel eine Partie ſolcher Kleinodien, um ſie ſeinen Tänzerinnen verehren zu können.

Kaum war es bekannt, welches Geſchenk der Ruſſe der Griſi gemacht, ſo drängte ſich Alles um die glückliche Dame, den prächtigen Stein zu bewundern.

— Fünfzig tauſend Franken iſt er unter Brüdern werth, und die gebe ich gleich dafür, ſagte der anweſende Hofjuwelier aus dem Palais-Royal.

— Sie ſcherzen wohl? fiel ihm einer ſeiner Collegen ein, er iſt mindeſtens achtzig Tauſend werth.

Das Staunen der Umſtehenden ſtieg aufs Höchſte, als ſie dieſe Worte aus dem Mund ſolcher Experten hörten.

Unterdeſſen hatte Michel der Lolla Montes ein koloſſales Vergißmeinnicht von Brillanten verehrt, deſſen Werth man noch höher ſchätzte, und nun war des Bewunderns und Beneidens der beiden Beſchenkten kein Ende mehr. Die großmüthigen Tänzer wurden von den Damen umringt, ja bloquirt: wer mag die Glückliche ſeyn, welche ſie zum nächſten Tanz auserwählen mögen? ſagte eine Jede leiſe zu ſich ſelbſt.

Es war eine Polka, die Müſard von ſeinem Orcheſter aufführen ließ.

Michel holte ſich die klapperdürre Madame Stolz, der Teufel die ſpindelſchlanke Rachel.

Man wunderte ſich über den ſeltſamen Geſchmack der freigebigen Herrn.

— Die Allerhäßlichſten, liſpelte die ſchöne Düpleſſis.

— Wer möchte mit ſolchen Gerippen tanzen, meinte Anna Dillon.

Die Polka war zu Ende, die beiden glücklichen Tänzerinnen erhielten wieder Jede ein brillantenes Kleinod von noch größerem Werth.

Jetzt kannte die Verwunderung und der Neid keine Grenzen mehr.

Müſard ließ endlich einen rauſchenden Straußiſchen Walzer ſpielen.

Der Teufel walzte mit der alten frechen Dejazet und Michel mit der noch ältern Damoreau.

— Das muß man ſagen, daß die Herrn einen ganz eignen Geſchmack haben, ſagte die niedliche Deſirée.

— Was kann man auch anders von ruſſiſchen Bären erwarten, verſetzte die Falcon.

— Das müſſen Sie freilich am beſten wiſſen, meinte die eine Fitzjames etwas ſpöttiſch, Sie haben ja mehrere Jahre mit dieſen Bären in St. Petersburg gelebt.

Der Walzer war zu Ende, gleiche Geſchenke, noch größeres Staunen und Beneiden.

Der Ball hatte nun in dieſer Weiſe ſeinen Fortgang, und ſeltſamer Weiſe fuhren die Brillantſpender fort, meiſtens mit den

ältesten und häßlichsten Künstlerinnen zu tanzen und sie zu beschenken, während die schönsten und jüngsten kaum von ihnen beachtet wurden, und beinahe vor Neid bersteten. Niemand konnte sich enträthseln, wie ein paar so junge, schmucke und galante Herrn einen so schlechten Geschmack haben mochten.

Eine der beschenkten Damen sagte zu Asmodi: mein Herr, Sie müssen Diamantgruben besitzen!

— Freilich, meine Schöne, und zwar von solcher Ergiebigkeit, daß wenn ich sie erschöpfen wollte, ich alle Straßen von Paris mit solchen Diamanten bepflastern könnte.

— Sie scherzen.

— Keineswegs, und zwar von solchem Feuer, daß man Paris wohl ein paar hundert Millionen Mal damit verbrennen könnte.

— Sie haben mich zum Besten.

— Das würde ich mich nimmermehr unterstehen, Sie sollen noch diese Nacht die Beweise erhalten, daß ich Wahrheit rede.

— Mein Gott, Sie werden doch nicht Paris verbrennen wollen?

— Bewahre, obgleich es dieses Sündennest längst verdient, ich werde Ihnen nur Beweise von dem Feuer meiner Diamanten geben.

Auch die anwesenden Juweliere kamen darin überein, daß sie noch nie Diamanten von einem so blitzenden, fast übernatürlichen Feuer gesehen.

Man tanzte weiter, und jetzt kam auch die Reihe an die hübschern und jüngern Damen mit den reichen Russen zu tanzen, aber zu deren großen Verwunderung erhielten sie keine Geschenke, und wurden von Michel und Asmodi mit dem Trost abgespeist: daß man ihnen noch etwas Besseres aufbewahrt habe. Indessen machten ihnen die beiden Herrn den Hof so eifrig, daß ihre andern Verehrer, welche ohnehin schon, da sie sich wegen den reichen Geschenken so gewaltig verdunkelt sahen, beinahe vor Galle und Zorn bersteten, eifersüchtig wurden, die vermeintlichen russischen Barbaren von der Seite anfahen und anfingen sich eben nicht zum Vortheilhaftesten über dieselben zu äußern. Dejüreau, als Klopffechter rühmlichst bekannt, sagte zu der Lolla Montes, welche gerade neben dem Teufel stand, der sie eben auf einen Walzer engagiren wollte, so laut, daß es derselbe hören mußte:

— Sie werden doch nicht wieder mit dem russischen Büffel tanzen!

Der Teufel that als habe er es nicht gehört, und faßte die wilde Lolla bei der Hand, die auch, ohne ſich zu ſträuben, demſelben folgte. Der Klopffechter dadurch dreiſter gemacht, indem er dieſes Benehmen für Furcht und Feigheit auslegte, trat nun dem Asmodi in den Weg, indem er mit großer Impertinenz zu ihm ſagte:

— Mein Herr, Sie werden nicht mit dieſer Dame tanzen.

— Ich bitte Sie gehorſamſt, mir es zu geſtatten.

— Nein, tanzen Sie mit Ihren Bären in den ruſſiſchen Wäldern, unſere Damen ſind nicht für Sie.

— Nur noch dieſen einzigen Tanz.

— Auch keinen Takt mehr.

— Sie ſind ſehr grauſam, mein Herr, kann Sie kein Bitten erweichen?

— Albernes Zeug, und ich verbiete Ihnen jetzt ganz und gar das Tanzen auf dieſem Ball, ſind Sie es nicht zufrieden, ſo iſt hier meine Karte, Sie wiſſen nun, wo Sie mich finden können.

— Mein Gott, ich habe Sie ja nicht beleidigt.

— Wohlan, ſo laſſen Sie die Dame los.

— Das kann ich aber nicht, denn ich bin mit ihr engagirt.

— Das nehme ich auf mich.

— Das kann ich nicht zugeben, ich muß als Mann von Ehre mein Wort löſen.

Der Teufel machte nun Anſtalt zum Walzen, da die Muſik begonnen hatte, aber der Klopffechter trat ihm wieder in den Weg und ſagte:

— Nicht von der Stelle oder ....

Asmodi gab nun dem Burſchen einen Naſenſtüber und zu Jedermanns Entſetzen flog die halbe Naſe dem Herrn vom Geſicht und war in einen Winkel des Saales geſchnellt, und das Blut floß ihm in Strömen aus der Wunde.

— Meine Naſe, meine arme Naſe! rief er überlaut, ſich ein Foulard vorhaltend und der verlornen Spitze ſeiner Riechmaſchine nachſpringend.

Es entſtand nun ein allgemeiner Tumult, und als man die Urſache deſſelben erfuhr, wollte man den beiden Ruſſen zu Leibe; aber, o Wunder! dieſe hatten ſich mit einem Mal ſo vervielfältigt, daß jeder der übrigen Tänzer, die Parthei gegen ſie nahmen, einen Gegner vor ſich hatte, alle glichen aufs Haar einem der bei-

den großmüthigen Tänzer, und hatten entweder die Gestalt, das Gesicht und Ansehen Michels oder Asmodis. Im ersten Staunen über dieses wunderbare Ereigniß traten die erschrockenen Löwen furchtsam zurück, und die sich verhundertfachten Russen nahmen nun alle tanzenden Damen in Beschlag, mit denen sie den langen Saal hinabflogen. Bald hatten sich jedoch die Herrn von ihrem ersten Schrecken wieder erholt, mehrere riefen aus: das ist eine heillose Spiegelfechterei, laßt uns die Taschenspieler hinauswerfen! andere riefen nach der löblichen Polizei. Die ersten stellten sich indessen den Tänzern entgegen und vertraten ihnen förmlich den Weg; diese Kühnheit mußten sie jedoch alle schwer durch den Verlust ihrer abgeschnellten Nasenspitzen büßen, und eilten blutig davon, während alle Damen, welche Diamanten und Brillanten erhalten hatten, zu gleicher Zeit ein Zetergeschrei erhoben, Feuer, Feuer schrieen und wie besessen herumsprangen, einen wahren Veitstanz aufführend. Alle die erhaltenen Kleinodien hatten sich in eben so viele feurige Kohlen verwandelt und brannten die Schönen bis auf die Knochen, sie suchten sich ihrer zu entäußern, aber es war ihnen kaum möglich, die prächtigen Geschenke los zu werden; die, welche als Brochen an den Busen geheftet waren, verbrannten als Kohlen die Brust, und die als Ringe an den Fingern steckten, waren nicht abzustreifen, ohne daß man sich auch die Hand verbrannte, mit welcher man den glühenden Reif abstreifen wollte. Man kann sich vorstellen, welch Geschrei und Geheul die abgeschnellten Nasen und die Brandwunden verursachten, und wie glücklich sich diejenigen der Damen priesen, die keine so kostbaren Geschenke erhalten, und welche noch vor wenig Augenblicken die Empfängerinnen derselben so gewaltig beneidet hatten.

Als der Tumult und Spektakel gerade am tollsten waren, trat endlich die höchlöbliche Polizei, von einem einarmigen Polizeicommissär angeführt und einem Dutzend Stadtsergenten gefolgt, in den Saal. Als die Herrn aber zu den Verhaftungen sämmtlicher Michels und Asmodis schreiten wollten, da — o Wunder — standen mit einemmal eben so viele Strohwische auf hohe Stangen gesteckt vor ihnen, und sie konnten von Glück sagen, daß sie nur mit langen und nicht mit abgeschnellten Nasen wieder abziehen mußten, da auch diese Strohwische in Brand geriethen und einen seltsamen Kehraus tanzten.

XIX.

Dämoniſche Reiſe nach Rom. — Muſterung dortiger Reliquien. — Die Parteien in dem Patrimonium Petris. — Michel wäſcht dem Erzbiſchof zu Rouen den Kopf. — Eine Teufelei im Naſſauiſchen. — Offenes Schreiben an die Mainzer Schönen. — Michel und der Teufel wohnen einer geheimen Berathung im Collegium der Jeſuiten zu Rom bei. — Abſtecher nach Civita-Vecchia. — Sittengemälde des Kirchenſtaates. —

Wer wagt's und will vernünftig ſeyn,
Der wag' es auch und ſteh' allein.
Denn vor jedem Fenſter
Lauern Dummgeſpenſter,
Die am Mittag wie im Finſtern ſchleichen.

Nun laß uns endlich den längſt projektirten Flug nach Rom vornehmen, ſprach Michel eines Morgens zum eintretenden Teufel.

— Ich bin's zufrieden, antwortete der Hinkende. Doch da lieg noch vorher ein ſo eben an uns gekommenes Schreiben, das mir der Portier übergab als ich ins Hotel trat.

Michel las: An die ſaubern Herren Stürmer und Asmodi zu Paris.

— Die Aufſchrift verſpricht nicht viel Gutes.

Asmodi grinzte: lies nur, lies.

Michel las weiter: „Ihr ſeyd mir ein Paar ſchöne Zeiſige, Ihr wollt Jedermann und alle Welt meiſtern, und hauſ't wie türkiſche Paſchas, ja noch zehnmal toller, denn dieſe Herrn ſind jetzt weit humaner geworden. Glaubt Ihr denn, Ihr hättet allen Verſtand allein gefreſſen, und wir andern wären nur Dumm- und Strohköpfe? Alles wollt Ihr beſſer wiſſen und beſſer machen und verderbt hundertmal mehr als Ihr gut macht. Die ſich getroffen fühlen, werden fuchsteufelswild, wiſſen nicht mehr wo ihnen der

Kopf steht, und machen einen dummen Streich nach dem andern, wenigstens ist es bei uns so ...«

— Wo ist denn dies? sagte Michel, sah nach dem Datum und rief lachend aus: Ja so, in Quitschi-Quatschi, nun da nimmt es mich nicht Wunder; er las weiter:

.... »bei uns so, und alle andern ehrlichen Leute, die ausgenommen welche Euer malitiöses Genie haben, sagen, daß Ihr allerdings ein Paar rechte Teufel seyd, denen nichts heilig ist. Wenn auch bei uns manche Bocksstreiche gemacht werden, so ist dies nicht zu ändern und Ihr werdet es am wenigsten ändern, wir sind nicht die ersten und werden nicht die letzten seyn. Haben nicht die Böotier, die Abderiten, die Schöppenstädter, die Krähwinkler, die Schlaraffenländer ꝛc. ꝛc. ähnliche und noch ganz andere Streiche gemacht, und ist es an Euch, Ihr lustigen Vagabunden, unsere Obrigkeiten zu mustern, zu meistern, zu tadeln und gar zu strafen? Zupft Euch selber an Euern schwarzen Nasen, und Ihr werdet genug zu thun haben. Ihr sprecht in einem Ton und verfahrt als wäret Ihr die unumschränkten Beherrscher der Welt; aber Geduld, man wird Euch doch noch das Handwerk legen; wenn ich nur König von Württemberg oder von Frankreich wäre, statt Schmuli in Quitschi-Quatschi zu seyn, dann solltet Ihr sehen wie ich mit Euch umspringen wollte, ich würde mich nicht vor Euern Teufeleien und Hexereien fürchten und Euch bald das Handwerk legen. Aber Ihr habt es, wie es scheint, nur auf uns und auf Frankfurt gepackt. Was haben wir Euch denn gethan, daß Ihr uns vor der ganzen Welt wie die einfältigsten Gimpel hinstellt? — und wenn wir es sind, so sind wir es für eigne Rechnung, wen gibt das was an? wer hat was darnach zu fragen? Ihr am allerwenigsten. Aber nur Geduld, wir werden Euch schon noch Mores lehren, und diesmal werden wir es machen wie die Nürnberger, das heißt, Euch hängen wenn wir Euch haben. Wir wissen zwar recht gut, daß Ihr nicht allein an dem Teufelswerk schreibt und daß noch ein halbes Dutzend Franzosen mitarbeiten, aber Ihr seyd doch die Haupturheber, und haben wir Euch einmal, dann werden die Andern schon stumm werden. — Bis dahin dem Teufel befohlen!

Quitschi-Quatschi am 11ten Hospos des 22ten Jahrtausend unserer Zeitrechnung.

Schmuli Quickquack.«

Nachschrift. Alleweil erfahr ich, daß unsere einjährig wohlregierende Herrn Bimbus ganz unfehlbare Maßregeln genommen haben, Euch Teufelszeug das Handwerk zu legen und vielleicht gar zu fangen. Na, ich will's nicht mit Euch theilen. —

Michel legte das Schreiben lachend bei Seite und sagte: nun nach Rom, dann wieder einmal in die Hölle und nach unserem lieben Quitschi-Quatschi.

Dahin flogen nun Beide und ließen sich einige Augenblicke später auf der Kuppel der St. Peterskirche nieder.

— Ha, sagte Michel, das Dach dieses Gebäudes sieht fast einer kleinen Stadt ähnlich, ich könnte mich wundern, wenn ich nicht schon die Herrlichkeiten der Hölle gesehen hätte.

— Kein Wunder: dieser Prachttempel hat weit über vierhundert Millionen Franken gekostet, zwanzig verschiedene Baumeister, unter denen Michel Angelo und Bernini, und dreißig dreigekrönte Unfehlbarkeiten, vulgo Päpste, haben beinahe drei Jahrhunderte daran gebaut.

— Und wie viel Ablaß- und Sündengelder mußten dafür nach Rom wandern!

— Und dennoch schmachten die meisten dieser Sünder, die ihr gutes Geld nach Rom sandten, den Hochmuth und das Faulleben der hohen Geistlichkeit zu fördern, in unserm Reich, höhnte der Teufel sich die Krallen reibend.

— Nun, diese Zeiten sind Gott Lob vorüber, meinte Michel.

— Zum Theil, versetzte Asmodi, es wandert noch immer Geld genug aus fast allen Ländern nach der Hauptstadt der katholischen Christenheit, wenn auch nicht mehr in Strömen, doch noch in Bächlein.

— Die mit der Zeit auch eintrocknen werden.

Michel trat jetzt mehr vor gegen den St. Petersplatz zu und rief aus: und diese Riesenbildsäulen, welche auf der vierfachen Colonnade thronen, wer sind sie?

— Heilige, Märtyrer, Päpste, beinahe anderthalb Hundert an der Zahl, von denen Du den meisten bei Deiner nächsten Höllenreise einen Besuch in unserm Reich abstatten kannst.

— Bewahre, da will ich wichtigere Personen sehen, als solch nichtsbedeutendes Heiligengesindel.

— Von denen doch mancher gewaltigen Spuk gemacht und dafür gehörig braten und zischen muß

Michel ſah auf den Platz herab, wo ihm die untergehenden Menſchen wie Hühner erſchienen, bewunderte den berühmten Obelisk, den Sixtus V. hier hatte aufrichten laſſen, ein Wageſtück das der berühmte Fontana, mit der Gefahr ſein Leben zu verlieren, und mit Hilfe von ungeheuren Maſchinen, 150 Pferden und 800 Menſchen glücklich vollbrachte.

— Laß uns hinabſteigen, ſagte Michel zu ſeinem Begleiter, und das Innere dieſes Tempels ſehen.

— Um allenthalben ungeſtört offene Thüren zu finden, müſſen wir uns in ein Paar Kutten, oder beſſer noch Prälatengewänder, ſtecken und für fremde Biſchöfe ausgeben.

— Wie wäre es, wenn wir uns in Jeſuitengewänder ſteckten?

— Nicht doch, dieſe ſind jetzt ſogar in Rom verpönt, wenigſtens mag ſie das Volk nicht mehr.

— Gut, ſo ſchaffe die Kleider herbei, die für uns am zweckmäßigſten ſind.

Im Augenblick lagen zwei vollſtändige Biſchofsanzüge für den gewöhnlichen Gebrauch zu Stürmers Füßen, die beiden Herrn ſteckten ſich in dieſelben, und der Teufel nahm ſich als Biſchof recht ehrbar aus.

Sie ſtiegen nun die Treppen hinab, beſahen das Innere der Peterskirche und begaben ſich ſodann in den nahen Vatikan, wo Michel die Scala regia hinaufſtieg, um die reichhaltigen Sammlungen der hier aufgehäuften Kunſtſchätze zu ſehen; von da begaben ſie ſich in die Sixtiniſche Kapelle und blieben vor Michel Angelos prächtigem Gemälde, die Schreckensſcenen des jüngſten Gerichts darſtellend, ſtehen; den Weltenrichter von ſeinen Engeln, den Seligen, den Teufeln und den Verdammten umgeben, betrachtend, rief Michel aus:

— Sollte man nicht meinen, Michel Angelo müſſe im Himmel und in der Hölle geweſen ſeyn, um eine ſolche furchtbare Scene mit dem Feuer, dem Ausdruck, der Charaktere, der Höllenangſt und der Himmelshoffnung der Verdammten und Seligen zu malen, wie er es hier gethan.

— Und das ſo ſprechend ähnliche Portrait des Ceremonienmeiſters Ceſena, den der Künſtler, weil er ſein Meiſterwerk getadelt, unter die Verdammten der Hölle ſetzte.

— Ja, man ſollte glauben, er lebe und heule. Bat er nicht den Papſt, dem Maler die Auslöſchung dieſes Portraits zu befehlen?

— Wohl, aber Seine Heiligkeit hatte ihm erwiedert, daß sie die Seelen zwar aus dem Fegfeuer, aber nicht aus der Hölle erlösen könnte. Eine Wahrheit, die sie jetzt selbst beweist, denn sie brennt ganz allerliebst in unserm Reich.

Als sie vor das berühmte Bild Peruginis kamen, welches Jesus vorstellt, wie er dem heiligen Petrus die Himmelsschlüssel überreicht, sagte der Hinkende: diese Fabel ist der goldne Schlüssel, der so viele Milliarden nach Rom zauberte.

Sie wanderten nun noch durch die Raphaelischen Säle, durch die Gemächer Borgias, durch die vatikanische Bibliothek, durch das ägyptische, attische und clementinische Museum, den Centaurensaal, die Gemäldegallerie u. s. w., wobei Cicerone Nemodi seinem Gefährten allerlei Erklärungen und Aufschlüsse über manche dieser Kunstschätze und ihren Ursprung gab, welche eben nicht mit den Nachrichten übereinstimmten, die man gewöhnlich über dieselben mittheilt, und sich nun als falsch und erfunden herausstellten. — Noch einmal gingen sie durch das Innere der Peterskirche, so wie durch die unterirdischen Gewölbe und Kapellen derselben, wo so manche auf Erden längst vergessene Päpste und gekrönte Häupter faulen. Auffallend war Michel besonders die große Zahl der prachtvollen Mausoleen und Monumente, sowohl in der Kirche über der Erde als in der Gruft derselben, und unter ihnen die der Päpste Paul III., Alexander VII., Clemens XIII., so wie das des Königs Jakob III. von England und der Königin Christina von Schweden, die auf demselben abgebildet ist, wie sie die Religion ihres großen Vaters abschwört und zur katholischen Kirche übertritt.

— Diese Prachtdenkmäler ruhen schwer auf den armen Sündern, die sie decken, höhnte der Hinkende.

— Wie so? fragte Michel.

— Sie werden ihnen das dereinstige Auferstehen gewaltig erschweren.

— Und unterdessen?

— Brennen und zischen sie in unserm Reich.

Nun kamen die beiden Kumpane auch an die vergoldete Kanzel von Erz, welche von den vier ebenfalls vergoldeten Kirchenvätern von demselben Metall getragen wird, und die angeblich die hölzerne einschließt, welche der heilige Petrus bei seinem Predigen benutzt haben soll.

Als Michel deshalb Aufschluß von dem Hinkenden begehrte, sagte dieser:

— Die hölzerne Kanzel, die in der vergoldeten steckt, ist ein alter Nachtsessel, den während der Erbauung der Kirche Papst Paul V. bei einem Gerümpler kaufen ließ, und der früher einer berüchtigten römischen Courtisane, der Gattin Velinas gehörte.

— Und das alte Stück Balken, das sie da oben aufbewahren und für ein Stück von dem Kreuz Christi ausgeben?

— Rührt von einem niedergerissenen Freudenhaus her.

— Und das Schweißtuch der Veronika?

— Ist ein alter Küchenlumpen aus einem Speisehaus.

— Und die blutbefleckte verrostete Lanzenspitze, mit der Christus gestochen worden seyn soll?

— Ist von einer gewöhnlichen Lanze der päpstlichen Trabanten, und das daran klebende Blut das ganz unschuldige Blut einer geschlachteten Gans, in das man die Spitze tauchte.

— Und die großen, angeblich von dem Kreuz Christi herrührenden Nägel?

— Sind von faulgewordenen Tiberschiffen genommen.

— Ei, so hol Euch der Henker mit all' Euern Reliquien! rief Michel aus.

— Willst Du den Ursprung von noch mehrern kennen lernen? von manchen ist er in der That wunderlich genug.

— Nichts mehr von diesem Plunder, ich habe mehr als genug an den gesehenen, laß uns in das alte Rom, da wo die großen Geister der Vorwelt wandelten und handelten.

Asmodi lachte.

— Nun, ich meine da, wo Cäsar und Cicero, die Scipionen und Grachen u. s. w. wandelten und redeten.

Der Hinkende führte nun seinen Freund auf das Campovaccino, zu Deutsch Kuhfeld, das ehemalige Forum magnum der Römer, wo sie jetzt statt den Reden eines Cicero das Brüllen der Mastochsen hörten, bestimmt den heutigen Römern eine gute Suppe und den sich in Rom aufhaltenden Engländern saftige Beefsteaks zu liefern, indem er zu ihm sprach:

»Dies ist das Loos des Schönen auf Erden!« und fuhr dann fort: Hier standen die prächtigsten Tempel, Paläste, Amphitheater, Triumphbogen, Trophäen und andere Prachtbauten des alten Roms, und ein Paar Tausend Bildsäulen, zum Theil griechische Meister-

werke der Kunſt, meiſtens Götter und Helden darſtellend. Auch die zwölf römiſchen Hauptgötter, herrlich vergoldet, ſtanden hier, ſo wie der berühmte Tempel Jupiters des Donnerers und der des Saturns, unermeßliche Schätze enthaltend. Hier entſchied das römiſche Volk über das Schickſal der damals bekannten Erde, ſetzte Könige ab und ein, und was iſt nun von all' der Herrlichkeit übrig?

— Viel Staub und noch einige Trümmer wie ich ſehe. Dies iſt alſo das alte Forum Romanum? ſagte Michel.

— So iſt's, antwortete ihm der Hinkende, die großen Ruinen da links ſind die des alten herrlichen Friedenstempels, und die drei ſchönen Säulen rechts ſind alles was noch vom Tempel des Jupiter Stator übrig iſt.

Die beiden Kumpane gingen nun durch den Triumphbogen des Titus nach dem alten Theil Roms, in welchem ſich jetzt nur noch Gärten, einzeln ſtehende Kirchen und Klöſter, Kapellen und viele Ruinen befinden, deren frühere Bedeutung Niemand kennt.

— Alſo hier hauſ'te und wohnte das Volk, dem die Welt unterthänig war? ſagte Michel.

— Und das ſelbſt die ſchwerſten Sklavenketten trug, ſetzte der Teufel hinzu.

— Wie in allen Republiken, meinte Michel.

Zwiſchen dieſen Gärten, Weinbergen und Ruinen einherwandelnd, kamen ſie endlich in die Nähe des Laterans, bekanntlich die älteſte katholiſche Kirche der Welt.

— Hier werden zwei Köpfe von ein Paar gehängten Banditen aufbewahrt, die man für die des Petrus und Paulus ausgibt, ſagte der Hinkende, auch einige alte Bretter, welche einer Bude angehörten, in der Harlequin ſeine Poſſen trieb, zeigen ſie hier und geben ſie als von der Bundeslade herrührend aus.

— Die Pfaffen ſind doch dummes Volk, wie können ſie nur glauben, einem vernünftigen Menſchen ſolche Albernheiten aufbürden zu wollen, ſagte Michel naiv.

— Dumm, aber liſtig, denn wohlweislich verbieten ſie dem Volk, das ohnehin nicht viel denkt, über ſolche Dinge nachzudenken, wohl gar zu vernünfteln oder zu kritiſiren, indem ſie ihm einſchärfen und von Kindheit an einprägen, daß man hier nur zu glauben, aber nie zu denken hat, will man ſelig werden und das ewige Himmelreich verdienen. Und ſo glauben denn alle Schafsköpfe blind.

— Sehr bequem ist dies allerdings für die geistlichen Herrn, nur schade, daß es jetzt allenthalben, auch in Rom selbst, so stark zu dämmern beginnt, daß zuletzt auch der dümmste Pöbel über dergleichen Schnurrpfeifereien lacht, und so untergraben die Geistlichen selbst die sonst so treffliche Religion der Christen und ....

— In's Teufelsnamen, keine solche Moral! unterbrach Asmodi seinen Befreier. Hier siehe das Taufbecken, in welchem Constantin, mit dem Du Bekanntschaft in der Hölle gemacht hast, getauft wurde, jetzt werden in demselben jeden Samstag vor Ostern Juden, Türken und Heiden in Christen verwandelt, und fuhr dann fort:

— Constantin hatte dieser Kirche nach erhaltener Taufe ein drei Centner schweres silbernes Gefäß, das man bei dieser Feierlichkeit gebraucht hatte, verehrt, eben so eine goldne Lampe, die fünfzig Pfund wog, zwei silberne Christusstatüen, die zusammen über dreihundert Pfund wogen, eine Johannes des Täufers, hundert Pfund schwer, von demselben Metall, vier silberne Engel und zwölf silberne Apostel, die zusammen beinahe siebzehnhundert Pfund wogen, sieben silberne Hirsche, ein jeder achtzig Pfund schwer, ein ganz goldnes Lamm, ein goldnes Kästchen mit vielen Edelsteinen besetzt, vier goldne Kronen, vierzig goldne Kelche, eine schwer goldne Lampe und ein halbes Hundert silberne; daß er jedoch das Dach mit silbernen Platten decken ließ, ist eine Fabel.

— Und was ist aus all diesen Schätzen geworden?

— Sie wurden bei den verschiedenen Einnahmen Roms eine Beute der wilden Groberer.

Die Kirche verlassend und um den Palast des Laterans herumbiegend, kamen sie jetzt an die Scala Santa, deren Marmorstufen mit Brettern vernagelt waren, und an welcher mehrere fromme Sünder auf den Knieen hinaufrutschten.

Was soll denn dies bedeuten? fragte Michel.

— Das ist die sogenannte heilige Treppe, die in dem Palast des Pilatus zu Jerusalem gewesen und auf der Christus auf- und abgestiegen seyn soll, antwortete der Teufel; es ist aber kein Wort daran wahr, diese Treppe gehörte dem alten Lateranpalast an, dem sie entnommen und hieher versetzt wurde. Oben an der Treppe ist ein Altar, an dem Petrus selbst, sowie an dem in der Laterankirche, Messe gelesen haben soll, und das Altarbild sollen Engel gemalt haben

— Die müssen verdammt schlechte Maler gewesen seyn, meinte Michel das Bild betrachtend.

Der Teufel lachte und fuhr fort: unter den seltsamen Reliquien, die hier und in der Kirche verwahrt werden, befindet sich auch ein Stück von dem Gerstenbrod, womit Christus die 5000 Mann speiste, das aber alle Jahre erneuert wird, weil es sonst längst in Staub zerfallen wäre, ebenso das Tuch, womit er seinen Jüngern die Füße abtrocknete, das einem Dieb, der es aus eines Abbés Tasche gestohlen, abgenommen wurde, und ein auf der Messe zu Sinigaglia gekauftes deutsches Fabrikat ist, auch die Schulter des heiligen verbrannten Laurentius ist hier, und eine ganze Handvoll Haare vom Haupt der Jungfrau Maria.

— Nun, da möchte einem das eigene Haar vor Verwunderung zu Berge stehen, meinte Michel.

— Lachend deutete der Hinkende auf einen etwas ausgehöhlten Stein und sagte:

— Auf dieser Platte soll Christus zum ersten Mal niedergefallen seyn, als er das Kreuz trug, und die Vertiefung, die Du auf demselben siehst, haben die Gläubigen hineingeküßt.

— Genug von den christlichen und heidnischen Herrlichkeiten der alten Stadt, welche die befangene Kurzsichtigkeit so gerne die ewige nennt, und deren Dauer sich zur Ewigkeit wie etwa ein Tropfen Wasser zum Weltmeer verhalten mag.

— Wo denkst Du hin, selbst überkurzsichtiges Menschenkind! dieser Vergleich hinkt, denn ein Tropfen Wasser ist dem Weltmeer noch Millionenmal näher als Roms Dauer zur Ewigkeit, dies Wort liegt außer aller menschlichen Fassungskraft.

— Mag seyn, aber der Zweck, warum wir hieher kamen, war: die Regierung des neuen Oberhauptes der katholischen Kirche in der Nähe zu beobachten, um zu sehen, was das Volk davon hält.

Beide verließen nun die Peterskirche und traten durch die Vorhallen auf den Platz hinab, wo sie mehreren Geistlichen begegneten, von denen sie, ihrer hohen Würde wegen, sehr ehrerbietig gegrüßt wurden.

Als sie gegen den Obelisken zu kamen, trafen sie auch einen alten aber feisten Dominikanermönch, der langsam und brummend nach der Kirche zu watschelte.

— Was habt Ihr, Herr Pater? redete ihn Michel an.

Der Dominikaner sah die beiden Fremdlinge an und erwie-

derte: Illustrissimi, ich gehe den heiligen Petrus zu bitten, daß er uns die Gnade schenken möge, unsern heiligen Vater zu erleuchten.

— Pius IX.?

— Freilich; die hochwürdigen Herrn scheinen mir fremd in unserer heiligen Stadt, vermuthlich noch nicht lange in Rom?

— Wir sind französische Bischöfe, soeben erst angekommen.

— Wenn ich den hochwürdigen Herrn in etwas dienen kann, so stehe ich unterthänigst zu Befehl.

— Der Herr Pater sagten soeben, daß sie den heiligen Petrus bitten wollten, den Papst zu erleuchten, wie das? ist man mit dem Regiment desselben nicht zufrieden? fragte Michel.

— Ach, heilige Madonna, wenn das so fortgeht, so geht die römisch-katholische Kirche mit Riesenschritten ihrem Untergang entgegen und in wenig Jahren giebt es weder Papst, noch Kardinäle, noch Bischöfe, noch Klöster mehr.

— Wie so das?

— Im Vertrauen, man glaubt hier allgemein, Pius IX. sey ein heimlicher Carbonari oder gar ein Freimaurer.

— Herr Pater, Ihr erschreckt uns, sollte die Sache wirklich Grund haben?

— O, Ihr könnt Euch fest darauf verlassen.

— Aber die Beweise?

— Heilige Jungfrau, liegen die nicht offen am Tag? Hat er nicht all das radikale und liberale Gesindel begnadigt, dem sein Vorgänger so einsichtsvoll als kräftig zu begegnen wußte; seit der abscheulichen Amnestie wimmelt Rom und der ganze Kirchenstaat wieder von Carbonaris, Freimaurern, liberalen und radikalen Taugenichtsen, die nur auf unser und der katholischen Kirche Verderben ausgehen, und uns den Bissen Brod nicht gönnen, den wir betend und schweißtriefend in den Mund stecken.

— Das ist freilich gottloses Gesindel!

— Und das hebt jetzt allenthalben die Köpfe wüthend empor, während es früher nicht mucksen durfte. Es wird nicht lange dauern, so wird es vollends die Oberhand haben, und dann gnade uns Gott, es wird uns armen Sündern gehen wie unsern Brüdern in Spanien, wir werden alle gehängt, gespießt, verbrannt und gemordet; aber ehe es soweit kömmt, könnte noch ein glückliches Ereigniß den Dingen eine andere Wendung geben, so Gott und die heilige Jungfrau wollen.

— Wie das? fragte Michel.

— Nun, ich denke, der heilige Petrus kann nicht gleichgültig mit anſehen, wie einer ſeiner Nachfolger ſeinen Stuhl ſo untergräbt, daß er zuſammenbrechen muß, und Gott ſelbſt wird ſich bald einen andern Statthalter auf Erden erkieſen.

— Meint Ihr?

— Das kann nicht fehlen, ich habe ſchon ſo ein Vögelchen pfeifen hören. Die Strafgerichte für ſo gottloſe Handlungen bleiben niemals aus.

— Doch ſcheint es, daß das Volk den neuen Papſt liebt und verehrt.

— Das Volk iſt dumm und blind, es weiß nicht was ihm frommt und nützlich iſt, wer ſoll für daſſelbe beten und für ſein Heil ſorgen, wenn wir nicht mehr ſind?

— Freilich, freilich, meinte Michel, nun Gott befohlen, Herr Pater, wir wollen Euch nicht länger von Euerm gottesfürchtigen Werk abhalten, bittet und betet recht inbrünſtig zu dem heiligen Petrus.

Der feiſte Dominikaner empfahl ſich, die vermeintlichen Hochwürdigen ehrerbietig grüßend, und watſchelte weiter zu St. Petrus Tempel.

— Das iſt mir auch einer jener ſauber gemäſteten Tagdiebe, die unſerm Herrgott mit Faullenzen, Freſſen und Saufen die Tage abſtehlen, ſagte Michel, was mochte er wohl damit meinen, als er ſagte: ein glückliches Ereigniß könnte den Dingen noch eine andere Wendung geben?

— Da kommen ein paar hagere Jeſuiten, Du mußt Dich an die machen, die können Dir vielleicht die beſte Auskunft darüber geben, verſetzte der Hinkende.

In der That näherten ſich zwei lange eingefallene Jeſuitengeſichter dem Obelisk, eifrig mit einander redend, und unſere Reiſenden nicht bemerkend.

Michel ging auf ſie zu und ſprach:

— Um Vergebung, meine ehrwürdigen Väter, wenn ich Sie unterbreche, wir ſind zwei Biſchöfe, die ſoeben aus Frankreich ankommen, gerne einige Auskunft über manche Dinge hier erhalten möchten, und nicht wiſſen, an wen ſie ſich deßhalb wenden ſollen. Vielleicht daß die Ehrwürdigen ....

Die Jeſuiten ſpitzten die ziemlich langen Ohren, und der eine ſagte, ein paar Luchsaugen machend:

Und welche Art von Auskunft wäre es, die die hochwürdigen Herrn zu haben wünschten?

— Ohne Umstände, meine Herrn, Eure Gewänder zeigen uns, daß wir an die Rechten gekommen sind, hier einige Papiere, die auch Euch beweisen werden, welches Vertrauen Ihr uns schenken könnt: Es sind Schreiben von unserm Freund, dem Abt Desgenettes, Pfarrer an der Kirche Notre-Dame de Victor zu Paris, welche besagen, weß Geistes Kinder wir sind.

Michel überreichte den beiden Schwarzröcken ein kleines Portefeuille, aus welchem die Jesuiten einige Papiere nahmen und lasen, mit jeder Zeile, die sie durchlasen, heiterten sich deren Gesichter mehr und mehr auf. Als sie mit Lesen fertig waren, sagten sie zu den vermeintlichen Bischöfen: Tausendmal willkommen in Rom, meine Herrn, der wackere Abt Desgenettes und seine würdigen Confratres sind und bleiben die kräftigsten und solidesten Stützen unseres Ordens und der heiligen Kirche. Sie kommen also hieher, um in der Nähe zu sehen, welche Wendung unsere und der Kirche Angelegenheiten unter dem neuen Papst nehmen?

— Ganz recht, erwiederte Michel.

— Leider die allerschlimmsten, und wenn es so noch eine Weile fortgeht, werden wir bald unsere Bündel schnüren müssen, und alle Klosterbrüder und Geistliche mit uns; Pius IX. untergräbt die Grundfesten der katholischen Kirche, er nimmt ihr die solidesten Fundamente, so daß sie über uns zusammenstürzen und uns alle, sammt ihm, unter ihre Trümmer begraben muß, wenn ....

— Entsetzlich! rief Michel aus, ist es denn aber nicht möglich, diesem Unheil entgegen zu arbeiten? Hat noch Niemand an Mittel gedacht, diese drohende Gefahr abzuwenden.

— O gewiß, es läßt uns Alle Tag und Nacht nicht ruhen, aber schwerlich wird sich ein anderes als das verzweifelte finden lassen, das uns von Ganganelli, abscheulichen Andenkens, befreite.

— Das möchte doch gefährlich seyn.

— Allerdings, aber was bleibt uns am Ende übrig? der Papst beharrt auf das Eigensinnigste auf dem einmal eingeschlagenen unseligen Weg, und nur ein Desperationscoup kann uns aus der schlimmen Lage retten; wir wagen dabei nicht mehr, ja weniger, als wenn wir ihn gewähren lassen, denn in diesem Fall ist unser Untergang gewiß, während es im andern noch möglich ist, daß wir siegreich aus dem Kampf hervorgehen.

— Und sind schon Anstalten gemacht, dieses Projekt auszuführen?

— Berathen wurde es schon mehrmals in unsern geheimen Sitzungen, der nur die eingeweihten Väter beiwohnen, morgen soll es in einer letzten Berathung, deren Sie, hochwürdige Herrn, nach dem was unser Freund, der Abt Desgenettes, schreibt, ohne weiters beiwohnen können, zu einem definitiven Beschluß kommen. Die Sache hat ihre großen Schwierigkeiten, wir leben nicht mehr zu Ganganellis Zeiten, und die allergrößte Vorsicht ist bei den Vorbereitungen nöthig, wollen wir nicht die Opfer unsers wohlgemeinten Eifers für das Wohl und Heil der heiligen römisch-katholischen Kirche, und folglich der ganzen Menschheit werden.

— Allerdings, und es ist sehr großmüthig von Ihnen, meine Herrn, daß Sie sich so für das Heil der ganzen Christenheit Preis geben. Im Voraus kann ich Sie des wärmsten Dankes und der unbegrenzten Erkenntlichkeit desjenigen Theils der französischen Geistlichkeit versichern, der so ganz mit Ihren und unsern Ansichten übereinstimmt.

— Davon sind wir überzeugt.

— Wenn Sie also erlauben wollen, daß wir der morgen stattfindenden geheimen Berathung beiwohnen dürfen, so werden wir uns zur gehörigen Zeit einfinden, und auch unsere geringen Kräfte und unsern unmaßgeblichen Rath zum Gedeihen dieser hochwichtigen und heiligen Sache beitragen.

— Ew. Hochwürden werden willkommen seyn, ich werde einstweilen unsere obern Leiter, unter denen auch einige Dominikaner sind, davon in Kenntniß setzen.

— Wie, auch Dominikaner bei diesen Sitzungen? so viel ich weiß, waren diese und die Jesuiten von jeher Todfeinde.

— Wahr, aber wir haben uns in dieser wichtigen Sache, die uns alle gleich mit dem Untergang bedroht, vereinigt, um desto sicherer und unfehlbarer wirken zu können.

— Vortrefflich, also Ort und Zeit?

— In einem Gewölbe unsers Collegiums, um zwei und zwanzig Uhr *)

— Gut, wir werden nicht fehlen.

— Die neuen Freunde trennten sich nun, die Jesuiten eilten in die Peterskirche, während Michel und Asmodi nach dem Capitol zugingen.

*) Es ist bekannt, daß man in Italien die zur 24sten Stunde die Uhr zählt.

Hier angekommen, stiegen sie die hohe Treppe links hinan, die zu der Kirche Ara-Coeli führt, welche auf dem Platz steht, wo ehemals der Tempel des Jupiter-Capitolinus gestanden, mit dessen Säulen sie noch geschmückt ist. Dies ist Alles von diesem reichsten Tempel der alten Welt, der ungeheure Goldmassen enthielt und dessen Gipfel eine massiv goldne Quadriga zierte. Ein kolossaler Jupiter vom reinsten Gold thronte hier auf einem Sessel von Elfenbein, Gold und Edelsteinen. Aus der ganzen Welt war die unermeßliche Beute, die hier aufgehäuft war, zusammengeraubt worden. Unter silbernen Säulengängen, deren Wölbungen mit Gold und Edelsteinen ausgeschmückt waren, hielten hier die Triumphatoren ihre Siegesmahle. Als unter Sylla dieser Tempel ein Raub des Feuers ward (671 nach Roms Erbauung), wurde er nur um so prächtiger wieder hergestellt; unter dem Vielfraß Vitellius brannte er zum zweiten Mal ab, Domitian ließ ihn wieder aufbauen, bis er später, sowie das ganze Capitol, ein Raub der Barbaren ward. Das neue, aus drei getrennten Hauptgebäuden bestehende Capitol wurde auf Befehl Paul III. nach dem Plan Michel Angelos erbaut.

Michel und Asmodi besahen die Herrlichkeiten, welche das Innere des neuen Capitols birgt, und kamen endlich vor das Haus, welches an dem jetzt sehr niedrigen tarpejischen Felsen erbaut ist, und an dem sich ein kleines Gärtchen befindet. Hier hörten sie mehrere Menschen, in einem eifrigen Gespräch begriffen, in dem Garten auf- und niedergehend.

— Dies ist Alles ganz gut, ließ sich eine rauhe Baßstimme vernehmen, auch dankenswerth, wenn Ihr wollt, aber führt uns nimmermehr zu dem gewünschten Ziel.

— Es bahnt einstweilen den Weg zur Einheit Italiens, und wohl endlich zu der einen und untheilbaren italienischen Republik, versetzte ein Anderer.

— Da ist erst noch viel Schutt aus dem Weg zu räumen, sprach ein Dritter.

— Die verteufelte Amnestie hat unserer Sache zehn Mal mehr geschadet als genützt, denn sie hat Pius IX. und also dem Papstthum ein Heer von Anhängern geschaffen, die sich jetzt für ihn todtschlagen lassen, meinte ein Vierter.

— Das ist leider nur zu wahr, das ganze römische Volk ist wie vernarrt in den neuen Papst, und würde alle die todtschlagen,

die etwas gegen ihn zu unternehmen oder auch nur öffentlich gegen ihn zu ſagen wagten, ſagte ein Fünfter.

— Wenn wir es dahin bringen könnten, daß Pius IX. völlige Preßfreiheit bewilligte, ſagte der Dritte wieder, ſo wäre dies ein ungeheurer Schritt näher zum Ziel.

— Das wird er nie, meinte der Erſte, er iſt zu klug, er weiß, wohin dies führen könnte, und außerdem fragt das Volk den Henker nach der Preßfreiheit, ja Vielen iſt gar nicht damit gedient.

— Eine vollkommene Preßfreiheit iſt außerdem eben ſo unmöglich als eine vollkommene perſönliche Freiheit der Menſchen, die Raub, Mord, Nothzucht ꝛc. geſtattete, mit ihr iſt kein geſellſchaftlicher Zuſtand denkbar, oder alle Menſchen müßten Engel ſeyn, ſagte ein Sechster.

— Der Vergleich hinkt, verſetzte ein anderer aus dieſer Gruppe, man gebe die unbedingteſte Preßfreiheit, ſie wird niemals morden und rauben.

— Aber dazu anreizen, erwiederte der Vorige.

— Das Gegengift der Preſſe liegt in der Preſſe ſelbſt, wer und was durch dieſelbe recht- oder unrechtmäßig angegriffen iſt, kann ſich auch durch ſie vertheidigen, ſagte der Andere, und fuhr dann fort: außerdem iſt eine freie Preſſe das einzige Mittel, eine feile und ſchlechte Juſtiz mit deren Schergen in den gehörigen Schranken und in Reſpekt zu erhalten, und nur die Furcht vor Oeffentlichkeit vermag die Frevel feiler und beſtechlicher Richter zu hindern. Was ein berühmter Dichter von der Bühne ſagt, läßt ſich noch mit weit mehr Recht von der Preſſe ſagen: „denn auch ſie iſt mehr als jede andere öffentliche Anſtalt „des Staats eine Schule der praktiſchen Weisheit, ein Wegwei„ſer durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüſſel zu den „geheimſten Zugängen der menſchlichen Seele. Ich gebe zu, daß „Abhärtung des Gewiſſens und Mißbrauch nicht ſelten ihre beſte „Wirkung verfehlen, daß ſich noch unzählige Laſter mit frecher Stirn „vor ihrem Spiegel behaupten, zieht ſie doch dem Heuchler die „künſtliche Maske ab und entdeckt das Netz, womit Liſt, Intrigue „und Kabalen die Menſchheit umſtricken. Aber der Wirkungskreis „der Preſſe dehnt ſich noch weiter aus. Eben ſo häßlich, als lie„benswürdig die Tugend, malen ſich die Laſter in ihrem furchtba„ren Spiegel ab. Auch da, wo Religion und Geſetze nicht mehr

„ausreichen, ist sie noch höchst wirksam. Das Glück der Gesell-
„schaft wird eben so sehr durch Thorheiten als durch Verbrechen
„und Laster gestört. Eine Erfahrung, so alt als die Welt, lehrt
„uns, daß im Gewebe menschlicher Dinge oft die größten Gewichte
„an den kleinsten Fäden hangen, und wenn wir die Handlungen
„zu ihrer Quelle zurück begleiten, wir zehnmal lächeln müssen, ehe
„wir uns entsetzen. Mein Verzeichniß von Bösewichtern wird mit
„jedem Tag, den ich älter werde, kürzer, und mein Register von
„Thoren vollzähliger und länger. Ich kenne nur ein Geheimniß,
„den Menschen vor Verschlimmerung zu bewahren, und dieses ist —
„sein Herz gegen Schwächen zu schützen. Einen großen Theil die-
„ser Wirkung können wir von der Presse erwarten. Sie ist es,
„die der großen Klasse von Thoren den Spiegel vorhält und die
„tausendfachen Formen derselben mit heilsamem Spott beschämt.
„Was sie nicht durch Rührung und Schrecken bewirkt, leistet sie
„schneller, vielleicht unfehlbarer durch Scherz und Satyre. Wenn
„wir es unternehmen wollten, die Presse und die Bühne nach der
„erreichten Wirkung zu schätzen, so würde gewiß die Erfahrung
„der ersten den Vorzug geben. Spott und Verachtung verwunden
„den Stolz des Menschen empfindlicher, als Verabscheuung sein
„Gewissen foltert. Vor dem Schrecklichen verkriecht sich unsere Feig-
„heit, aber eben diese Feigheit überliefert uns dem Stachel der
„Satyre. Die Presse und die Bühnen können allein unsere Schwä-
„chen belachen, ohne daß wir es wagen, uns deßhalb zu entrüsten.
„Ohne roth zu werden sehen wir unsere Larve aus ihrem Spie-
„gel fallen und danken oft insgeheim für die sanfte Ermahnung.
„Aber ihr großer Wirkungskreis ist noch lange nicht geendigt, nicht
„blos auf Menschen und Menschen-Charakter, auch auf Schicksale
„macht uns die Presse aufmerksam, und lehrt uns die große Kunst,
„sie zu ertragen. Im Gewebe unsers Lebens spielen Zufall und
„Plan eine gleich große Rolle, den letztern lenken wir, dem erstern
„müssen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug, wenn un-
„ausbleibliche Verhängnisse uns nicht ganz außer Fassung finden,
„wenn unser Muth, unsere Klugheit sich einst schon in ähnlichen
„übten, und unser Herz zu dem Schlag sich gehärtet hat. Die
„Presse führt uns noch hundert Mal mehr, wie die Bühne, die
„mannigfaltigsten Scenen der menschlichen Thorheiten und Laster
„vor. Eine Klasse von Menschen hat Ursache, dankbarer als alle
„übrigen gegen die Presse zu seyn, nur durch sie hören die Großen

„und Mächtigen der Welt, was sie sonst nie oder doch höchst sel-
„ten hören — Wahrheit.“ —

„Groß und vielfach ist das Verdienst der bessern Presse um
„die Civilisation, kein geringeres gebührt ihr um die ganze Auf-
„klärung des Verstandes. Eben hier, in dieser Sphäre weiß der
„große Kopf, der feurige Patriot sie erst ganz zu gebrauchen. Er
„wirft einen Blick auf das Menschengeschlecht, vergleicht Völker
„mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten, und findet, wie
„sclavisch die große Masse der Völker an Ketten des Vorurtheils
„und der Meinung gefangen liegt, die seiner Glückseligkeit ewig
„entgegenarbeiten, — daß die reinern Strahlen der Wahrheit nur
„wenig einzelne Köpfe beleuchten, welche den geringen Gewinn
„vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens erkauften. Wo-
„durch kann der Weise die Nation desselben theilhaftig machen?
„Die Presse ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchem dem den-
„kenden, bessern Theil des Volks das Licht der Weisheit herun-
„terströmt, und von da aus in erleuchtenden Strahlen durch die
„ganze Nation sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläutertere
„Grundsätze fließen von hier aus durch alle Adern des Volks;
„der Nebel der Barbarei und des finstern Aberglaubens verschwindet,
„die Nacht weicht dem siegenden Licht. Auch die Irrthümer der
„Erziehung lassen sich durch die Presse bekämpfen, aber freilich ist
„die Presse noch zu hoffen, wo dieses wichtige Thema mit gehöri-
„ger Sachkenntniß, Unpartheilichkeit, Unbefangenheit und vorur-
„theilsfrei behandelt wird. Keine Angelegenheit ist dem Staat
„durch ihre Folgen so wichtig als diese, und doch ist noch in so
„vielen Ländern keine so Preis gegeben, keine dem Wahn, dem
„Leichtsinn so anvertraut, wie eben diese. Nur die Presse könnte
„die unglücklichen Schlachtopfer vernachläßigter Erziehung beleh-
„ren, durch sie könnten die Väter eigensinnigen Maximen entsagen,
„und die Mütter vernünftig lieben lernen. Falsche Begriffe füh-
„ren das beste Herz des Erziehers irre, desto schlimmer, wenn sie
„sich noch mit Methode brüsten, und den zarten Schößling in Phi-
„lanthropien und Gewächshäusern systematisch zu Grunde richten.
„Nicht weniger ließen sich — verstünden es die Oberhäupter und
„Vormünder der Staaten — durch die Presse die Meinungen über
„Regierung und Regenten zurechtweisen. Die gesetzgebende Macht,
„wenn sie es gehörig verstünde, könnte hier durch Symbole zum
„Volk sprechen, sich gegen Klagen verantworten, noch ehe sie zu

»laut würden, und ſogar ſeine Zweifelſucht beſtechen, ohne den »Anſchein zu haben. Der Einfluß den eine gute, in jedem Sinn »gute Preſſe auf den Geiſt einer Nation haben würde, iſt unbe»rechenbar. Nationalgeiſt eines Volkes nenne ich die Aehnlichkeit »und Uebereinſtimmung ſeiner Meinungen und Neigungen bei Ge»genſtänden, worüber eine andere Nation anders meint und empfin»det. Nur der Preſſe mehr als der Bühne, denn ſie iſt jeder »Klaſſe Menſchen weit zugänglicher als dieſe, iſt es möglich, dieſe »Uebereinſtimmung in einem hohen Grade zu bewirken, weil ſie »das ganze Gebiet des menſchlichen Wiſſens durchwandert, alle »Situationen des Lebens erſchöpft, und in alle Winkel des Her»zens hinunter leuchtet, weil ſie alle Stände und Klaſſen in ſich »vereinigt und den gebahnteſten Weg zum Verſtand und Herzen »hat. Wenn in allen unſern Volksſchriften ein Hauptzug herrſchte, »wenn unſere Publiciſten unter ſich einig würden und einen feſten »Bund zu dieſem Endzweck errichten wollten — wenn ſtrenge Aus»wahl ihre Arbeiten leitete, ihre Federn ſich nur Volksgegenſtän»den widmeten, mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Na»tionalpreſſe zu haben, ſo würden wir auch eine Nation!«

— Dies ſind mit geringen Abänderungen unſers Schillers Worte, ſagte Michel zum Asmodi, es wundert mich nur, daß ein Italiäner dieſelben kennt.

— Der ſoeben ſprach, iſt kein geborner Italiäner, ſondern ein Norddeutſcher von Geburt, der aber ſchon lange in Rom heimiſch iſt.

— Dies mag alles ganz gut ſeyn, meinte ein anderes Individuum aus der Gruppe, aber all dieſes Raiſonnement bringt uns nicht weiter, und der Papſt wird niemals die uns nöthige Preßfreiheit gewähren.

— Dies wäre auch nicht nöthig, wenn wir einſtweilen nur eine ſo gelinde Cenſur hätten, wie manche Staaten des deutſchen Bundes, namentlich Württemberg, Heſſen, Darmſtadt, Baden, Preußen u. ſ. w., ſagte der Norddeutſche, da ließe ſich ſchon viel machen, viel ſagen, und nach und nach ein Geiſt der Einheit in das italiäniſche Volk bringen.

— Darauf dürfen wir nicht zählen, und es iſt ſchon viel, ſehr viel, daß jetzt einige fremde Zeitungen mehr in den Kirchenſtaat Eingang finden, und auch das neue engliſche Journal: the Roman Advertiser, ſowie das popolare Giornale, können dienen, unſere Sache unter der Hand zu befördern.

— Dies Alles wird wenig oder nichts helfen, wenn wir es nicht dahin bringen können, daß das Volk Pius IX. nicht mehr als seinen Abgott, als seinen Vater verehrt; unser einziges Bestreben muß vorerst dahin gerichtet seyn, den Papst unpopulär, wo möglich verhaßt zu machen, dann haben wir leichteres Spiel.

— Das sehe ich nun gerade nicht ein, unser Hauptzweck soll und muß seyn: ein einiges, unter einer einzigen Regierung stehendes Italien zu schaffen, und wäre es auch unter der Herrschaft eines vernünftigen und freisinnigen Papstes, eiferte ein Anderer.

— Und die Republik?

— Zu der sind weder wir noch das Volk frei genug, sie würde nur eine blutdürstige, gräuliche Tyrannei und Anarchie herbeiführen, deren Ende vor einem halben Jahrhundert nicht abzusehen wäre.

— Romanini hat Recht, versetzte jetzt ein schöner Römerkopf, und fuhr fort: hätten wir nur erst die Fremdherrschaft und ihre Ketten abgeschüttelt, so würde sich das andere schon machen lassen, aber diese cani tedeschi haben schon seit länger als anderthalb Tausend Jahren unser paradiesisches Vaterland ins Unglück und Elend gestürzt.

— Ich hoffe, es soll die längste Zeit gewährt haben, daß diese deutschen Barbaren in unsern Gefilden hausen. Die Feuer, die jüngst auf allen Bergspitzen unsers Landes, von den Alpen bis Otranto und Reggio auf den Apenninen, brannten, um das Andenken an den Sieg des genuesischen Volkes über die österreichische Soldateska und die Befreiung Genuas zu feiern, mögen ein gutes Omen seyn.

— Zudem haben wir es ja nicht mit ganz Deutschland, sondern nur mit den Oesterreichern allein zu thun, und mit denen sollten wir doch fertig werden können, meine ich.

— Ja, wenn wir nur erst einen Anhaltspunkt hätten, ein paar französische Regimenter, die den Kern bildeten, um den sich alle italiänischen Patrioten sammeln könnten.

— Bleibt mir mit den Franzosen weg, sagte jetzt ein alter italiänischer Graukopf, unsere Ketten und Banden waren nie schwerer und unerträglicher, als unter ihrer Herrschaft, man durfte kein lautes Wort sprechen, flugs saß man im Kerker oder wurde auf eine Festung gebracht. Ich spreche aus Erfahrung: Bonapartes Satelliten und Spione umgaben uns Tag und Nacht, lauerten

auf jede ſchiefe Miene, auf jedes freie Wort, und dabei preßten uns ſeine Blutſauger und Contributionen das Mark aus den Knochen, wir dürfen uns nur auf uns ſelbſt verlaſſen.

— Dann ſind wir gewiß verlaſſen, ſagte eine Stimme ganz leiſe.

— Wer ſprach dies? fragten mehrere zumal.

Alle blieben ſtumm.

— Dies iſt ſo feig als aberwitzig geſprochen, ſagte endlich der ſchöne Römerkopf, und ſetzte hinzu: se schivi siamo, siamo schiavi ognor frementi.

— Und tremendi, ließ ſich die vorige Stimme wieder hören.

— So ſpricht kein italiäniſcher Patriot, fiel Romanini ein.

— Nein, ertönte das Echo.

— Nieder mit dem verrätheriſchen Feigling! riefen Mehrere, und man ſah Dolche blitzen, aber keiner wußte gegen wen er ſie zucken ſollte.

Ein ſchallendes Gelächter ließ ſich vernehmen.

Alle ſahen einander betroffen an. — In dieſem Augenblicke ſah man einen Haufen Menſchen die Haupttreppe des Capitols hinabwirbeln, von denen viele Stimmen Flüche und Schimpfworte ausſtießen.

— Schlagt den Hund, den Jeſuiten todt! ließ ſich eine derſelben vernehmen, er hat unſern Vater, unſern heiligen Vater, Pius IX. geläſtert.

— Hängt den Schurken auf, der unſern Wohlthäter ſchmähte! rief eine andere Stimme.

— Der Kerl iſt den Strick nicht werth, ſchrie eine dritte, in die Tiber mit ihm, in die Tiber!

— Das haben wir ja näher, ſtürzen wir ihn den tarpejiſchen Felſen hinab! rief ein anderer.

Die wilde Horde hatte einen Menſchen im ſchwarzen Kittel in ihrer Mitte, denſelben hin und her zerrend und ihm Püffe und Fauſtſchläge verſetzend.

Die Gruppe des jungen Italiens, denn zu dieſem gehörten die Sprecher, denen Michel ſo eben aufmerkſam zugehört hatte, verließ nun eiligſt das Gärtchen und miſchte ſich unter den vom Capitol herabkommenden Haufen.

— Und was haben denn dieſe? fragte Michel ſeinen Begleiter, auf die Horde deutend.

— Das ſind Transteveraner, die einen Jeſuiten beim Kragen

haben, der ſich unterfangen hatte, Pius IX. einen Antichriſt zu nennen.

— Laß uns den armen Teufel aus den Klauen dieſer Wüthenden befreien.

Das Volk zerrte den Schwarzrock bis zum tarpejiſchen Felſen, und als es ſich anſchickte denſelben hinunterzuſtürzen, war es ein — Strohwiſch, der ſich unter ſeinen Händen befand.

— Der Kerl iſt ein Hexenmeiſter! rief jetzt einer aus der Menge.

— Er iſt mit dem Teufel im Bund, ſagte ein anderer, aber das thut nichts, haltet den Strohwiſch nur feſt, da ſteckt der Kerl drinnen.

— Wir wollen ihn verbrennen, rief ein nervigter Transteveraner, denn brennt der Wiſch, ſo brennt auch der Jeſuit!

— Bravo, ſo ſey's! riefen nun mehrere Stimmen, und in einem Augenblick darauf brannte der Strohwiſch lichterloh, der allerdings einen ſtarken Jeſuitengeruch auf eine ziemliche Strecke um ſich herum verbreitete.

Das Volk klatſchte freudig in die Hände und ſchrie: ſo wollen wir es allen denen machen, die unſern Vater Pius ſchimpfen.

Der Jeſuit aber war unbemerkt davon geſchlichen, ſich ſelbſt das Wunder ſeiner Befreiung nicht erklären könnend, und ſchrieb es dem heiligen Ignatius zu.

Die Menge zerſtreute ſich, und Michel begab ſich in eine nahegelegene Eisbude, ſich mit Sorbettis zu erfriſchen, von denen auch Asmodi kein Feind war.

— Nein, das iſt denn doch zu toll, rief Stürmer plötzlich aus, das Diario di Roma, in dem er las, auf die Seite werfend.

— Was haſt Du denn ſchon wieder? fragte ihn Asmodi

— Fort, laß uns nach Rouen fliegen.

— Und was da thun?

— Da lies, das muß ſelbſt Deine hölliſche Galle in Bewegung ſetzen.

Asmodi lachte und ſprach, das Blatt zurückweiſend: iſt mir ſchon bekannt, und kann mich nur freuen, da es das Wohl unſers Reiches fördert.

— Aber ich will denn doch einmal dieſen normänniſchen Pfaffen die Glatzköpfe zurechtſetzen, alſo fort nach Rouen.

Wenige Minuten ſpäter ſah man ein Paar Jeſuitenröcke in den erzbiſchöflichen Palaſt zu Rouen treten, die ſich bei ſeiner erz-

bischöflichen Gnaden als Ueberbringer wichtiger Aufträge vom heiligen Vater aus Rom anmelden ließen und auch sofort vorgelassen wurden.

In dem Kabinet des hochwürdigen Mannes eingetreten, übergaben sie demselben ein eigenhändiges Schreiben vom Papst, welches ersterer sogleich öffnete und mit immer steigendem Staunen las.

Der Inhalt lautete:

„Theurer Bruder in Christo.

Mit tiefster Betrübniß und innigster Bekümmerniß habe ich erfahren müssen, daß eine Commission von der unter Eurer Obhut stehenden Geistlichkeit, die sich unter Euerm Vorsitz in Euerm Palast versammelte, um über die Verwendung der Gelder zu verfügen, welche das christliche Mitleid der Einwohner Rouens in den verschiedenen Kirchen Eurer Diöcese in Eure Hände gab, um damit das Elend zu mildern, das mehrere Hundert Personen bei der entsetzlichen Catastrophe von Monville betroffen, die zum Theil verwundet und zu Krüppeln wurden, oder zu Witwen und Waisen geworden sind, und sich alle ohne Obdach und Nahrung befanden, beschlossen hat:

„In Betrachtung daß sich unter den Opfern dieses schrecklichen „Unglücks eine große Anzahl von Todten befinden, für die man „bisher nichts gethan, daß aber die Gerechtigkeit erfordere, „daß auch diese ihren Antheil an der Mildthätigkeit „der Gläubigen erhalten, und daß man für das Heil ihrer „Seelen Gebete veranstalten müsse, damit alle Opfer, nach ihren „Bedürfnissen, an diesen milden Gaben Theil haben, bestim„men und verordnen wir hiermit, daß, da die noch lebenden, durch „diesen Wirbelsturm unglücklichen Opfer ohnehin schon hinrei„chende Gaben erhalten haben, die in den Kirchen zu diesem Zweck „gesammelten Gelder, zehn Tausend vier Hundert Franken, in „Staatsrenten angelegt werden sollen, und von den Einkünften „derselben alljährlich eine größere Messe zu 40 Franken und vier„zig kleine Messen zu dem Preis von 1 Franken 50 Centimes für „die Todten zu lesen sind. Das Uebrige der Einkünfte aber soll „an die Pfarrer von Monville und Malaunay gegeben werden, „damit diese so lange und so viel als nöthig seyn wird, davon „an die lebenden Opfer austheilen; sobald aber diese keiner Un„terstützung mehr bedürfen, soll das Ganze für Messelesen für die „verunglückten Todten verwendet werden!!!“

Ich muß Euch gestehen, theurer Bruder in Christo, daß mich eine solche Verfügung Eurer geistlichen Commission ebenso überrascht als geschmerzt hat. Denn wenn ich auch zugeben will, daß die Entscheidung in religiöser Hinsicht an und für sich billig sey, so wißt Ihr doch so gut wie ich, wie begierig die Feinde unserer heiligen Religion und Kirche auf jede Gelegenheit passen, wo sie ihr etwas anhaben können, und namentlich ist dies in Frankreich der Fall, wo man nur darauf lauert, der alleinseligmachenden katholischen Religion und ihren Dienern eins zu versetzen und beide herabsetzen zu können. Ich hoffe, wünsche also, und befahle nöthigenfalls, daß Ihr die in Euerm Sprengel zur Unterstützung der Verunglückten von Monville und Malaunay gesammelten Gelder nur an die lebendigen Unglücklichen baldmöglichst vertheilt, damit das mir genugsam bekannte Elend derselben sofort noch möglichst gemildert werde. Im Uebrigen werden Euch die Ueberbringer dieses Schreibens, die ich mit den hinreichenden Instruktionen und gehöriger Vollmacht versehen, und die ich Euch hiemit bestens empfohlen haben will, meine weitere Willensmeinung und Befehle mündlich mittheilen, und ich kann Euch nicht genug anempfehlen, denselben in Allem was sie wünschen, fordern und begehren, zu willfahren, indem Euer zeitliches und ewiges Wohl davon abhängt, daß Ihr Euch sammt Eurer ganzen Clerisey des strengsten Gehorsams befleißigt. — Damit bitte ich Gott, daß er Euch in seine allmächtige Obhut nehmen und vor allem Unheil bewahren möge.

Pius IX.«

Nachdem der Erzbischof dieses Schreiben gelesen, legte er es bedachtsam wieder zusammen, faltete die Hände, und sagte mit einem tiefen Seufzer:

— Der heilige Vater zu Rom ist mit den nähern Umständen dieser Sache nicht bekannt, sonst würde er uns wahrscheinlich nicht also geschrieben haben.

— Wie so? Herr Erzbischof, ich sollte doch meinen, da, wie Ihr selbst immer predigt, der Papst unfehlbar ist, er auch in dieser Sache nicht fehlen könnte, versetzte der Teufel im Jesuitengewand.

— Ganz recht, aber diese Unfehlbarkeit ist nur gegen Laien und allenfalls Geistliche niedern Ranges denkbar, gegen Bischöfe und Erzbischöfe können jedoch Seine Heiligkeit allerdings fehlen oder wenigstens irren.

— Was der Tausend, antwortete Michel-Jesuit, die Sache ist mir ganz neu! doch wollten Ew. erzbischöfliche Gnaden wohl die Gewogenheit haben und mir sagen, mit welchen nähern Umständen in dieser Sache der heilige Vater nicht bekannt ist?

— Unter den verunglückten Opfern des Wirbelsturms zu Monville befanden sich viele große und gewaltige Sünder, die alle ohne Beichte und Absolution zur Hölle gefahren sind, nun furchtbar im Fegfeuer brennen und die schrecklichsten Qualen ausstehen müssen, und da will es denn doch die christliche Liebe und Barmherzigkeit, daß man die Leiden und Schmerzen dieser armen Sünder nach Kräften zu lindern und abzukürzen sucht, was, wie Ihr wohl wißt, nur durch Messelesen geschehen kann; daher und aus diesem Grund allein haben wir beschlossen, daß man das in unsern Kirchen für die Unglücklichen gesammelte Geld zu diesem Zweck verwenden soll, und ....

— Herr Erzbischof, verzeiht daß ich Euch unterbreche, erlaubt mir eine Bemerkung, fiel Michel dem Hochwürdigen ins Wort: Wenn es wirklich an dem ist, und die Verunglückten so sehr der Messen zur Linderung ihrer Qualen bedürfen, warum folgt dann Eure Geistlichkeit nicht dem frommen Beispiel der Laien, indem sie, statt Geldbeiträge zu liefern, was man nicht von ihr verlangt, recht viele Messen für die brennenden Unglücklichen gratis und aus christlicher Menschenliebe liest, wodurch sie sich selbst noch ein Verdienst am den Himmel erwerben würde.

— Ich muß mich wundern, erwiederte der Erzbischof, daß Ihr, selbst ein Geistlicher, eine solche Frage an mich thun mögt.

— Wie so?

— Von was sollen denn die Diener Gottes leben und wie soll seine Kirche bestehen?

— Sie sollen leben, aber sich nicht in fauler Trägheit mästen; ich bin hier mehreren Pfaffen begegnet, die sich vor Fett und Corpulenz kaum mehr von der Stelle bewegen können, denen »drei Männer die Schmerbäuche nicht umspannen!« —

— Hat Euch der heilige Vater aufgetragen, mir solche Dinge zu sagen?

— Allerdings, und noch weit mehr, Herr Erzbischof; wenn auch was ich zu Euch sage, nicht gerade seine Worte sind, so sind es doch seine Gesinnungen. Hört mich demnach ruhig an. Seine Heiligkeit meint, daß die französische Geistlichkeit selbst die größte

Schuld trägt, wenn die katholische Religion in Frankreich immer mehr in Verfall kömmt und eine allgemeine Irreligiosität in diesem Lande überhand nimmt.

— Der heilige Vater irrt, wenn er dies glaubt, wir thun im Gegentheil alles was in unsern Kräften steht, damit die Kirche wieder zu ihrem frühern Ansehen komme.

— Mit Gunst, Herr Erzbischof, gerade hier möchte der jetzige Papst unfehlbar seyn, und Ihr seyd im großen Irrthum befangen, denn Ihr thut Alles, um auch das bischen Ansehen, das die Kirche noch hat, zu untergraben und die Religion völlig zu zerstören.

— Wie könnt Ihr so etwas behaupten, und wie diese Behauptung beweisen?

— Nichts leichter als dies. Ihr und Eure Clerisey habt aus der göttlichen Himmelstochter Religion eine feile Dirne gemacht, Ihr habt ....

— Diese Sprache kann ich nicht ....

— Erlaubt mir, Herr Erzbischof, laßt mich ausreden, dann vertheidigt Euch wenn Ihr könnt: Eure Kirche ist nur noch eine Schacherbude, in der von der Taufe bis zum Grab alles feil und verkäuflich ist und verschachert wird. Christus hat die Schacherer aus dem Tempel gejagt, und Ihr, Ihr macht sie selbst bis zum Hochaltar! Alles habt Ihr tarirt und tarifirt, und den Armen der Euch nicht oder nur wenig bezahlen kann, behandelt Ihr noch schlimmer wie einen Hund. Der Arme, der die Tauftaxe von 2 Fr. 25 Ctm. nicht bezahlen kann, oder der nur diese zahlt und Euch nicht ein Paar Fünffrankenthaler in die Rippen wirft, muß mit einer Taufe zufrieden seyn, die ungefähr so viel sagen will, als wenn man sich von einem überlästigen Liebhaber, der in nächtlichen Stunden unter den Fenstern seiner Angebeteten girrt, durch das Ueberschütten mit einem Nachttopf befreien will. Eben so macht Ihr es bei den Kindern, die ihre erste Communion feiern und deren Eltern nicht gehörig zahlen können oder nur die taxmäßige Kerze à 3 Franken 50 Centimes bringen. Mit der Dispensation von den Fasten für Kranke oder die, deren Zustand erfordert daß sie Fleisch genießen müssen, treibt Ihr nun gar einen schmählichen Handel, und die geringste Summe welche diejenigen bezahlen müssen, die sich in dem Falle befinden, nicht fasten und mager essen zu können oder auch nicht wollen, beträgt nach Eurer Taxe 31 Franken; Ihr wißt sie aber nach den Vermögensumständen

oder dem Einkommen und der Furcht der Gläubigen bis zu Tausenden zu steigern.

— Aber dies Alles geschieht nur für das Wohl und Heil der Kirche, fiel hier der Erzbischof dem Michel ins Wort.

— Und namentlich Ihrer Diener, erwiederte dieser.

— Seine Heiligkeit, Gregor XVI., hat noch kurz vorher ehe er in die Himmelspforten zur ewigen Seligkeit einging, (hier ließ Asmodi ein schallendes Gelächter ertönen) selbst einem großmüthigen Gläubigen, der ihm eine Tiara, 6000 Franken an Werth, verehrte, zur Belohnung eine auf Pergament geschriebene, wohlgesiegelte und unterschriebene Dispensation zum Geschenk gemacht, die ihn und alle seine Nachkommen männlichen Geschlechts bis zum Ende der Welt für ihr ganzes Leben von dem Fasten freispricht.

— Dafür wird mancher dieser Nachkommen, dem mit den 6000 Franken geholfen wäre, diese Fastenbefreiung verwünschen. Doch weiter: eine abscheuliche Skandalosa ist Euer Stuhlhandel in der Kirche, der nicht nur unaufhörlich jede Andacht stört, sondern auch oft zu den ärgerlichsten Auftritten in dem Haus Gottes selbst Veranlassung giebt. Für die armen Teufel, die nicht einen, zwei, drei und mehr Sous, ja nach Umständen wohl einen Franken für einen Stuhl bezahlen können, für die findet sich kein Platz zum Sitzen in Euren Kirchen, und sie müssen mit irgend einem Seitenwinkel, einer Ecke vorlieb nehmen, allenfalls für einen Hund gut genug; mit dem Beginnen jedes Gottesdienstes beginnt auch das Geklapper mit den Geldbüchsen für die Einnahmen der Stuhlmiethe, und währt so lange wie dieser, wobei es denn zu manchen erbaulichen Diskussionen zwischen den Einnehmerinnen und den Bezahlern kömmt. Noch vor ein paar Tagen verweigerte ein Andächtiger in Notre-Dame, dem man 15 Sous für den Stuhl abforderte, (es war an einem hohen Festtag) die Bezahlung, indem er überlaut ausrief: »ich bezahle in der Comödie, aber nicht in der Kirche, oder ist Euer Gottesdienst vielleicht auch nur eine Comödie? dann ist es etwas anderes.« Dies erregte bei allen Anwesenden einen großen Skandal, man wollte den Menschen zur Kirche hinausbringen, er widersetzte sich, wurde von Andern vertheidigt, und wenig fehlte, daß die Sache in eine völlige Rauferei ausgeartet wäre. Dieses Geld macht für einen Gläubigen, wenn er nur alle Sonntage die Kirche besuchte und nur einen Sous zahlte, schon 2 Franken 60 Centimes,

und mit den andern Feiertagen über 4 Franken, aber für diejenigen, die alle Tage die Kirche besuchen und außerdem noch viel mehr geben müssen, besonders wenn sie an hohen Feiertagen einen Platz in der Mitte der Kirche haben wollen, jährlich schon ein bedeutendes Kapital aus. Für die als Buße auferlegte Zahl von Vaternostern und Ave-Marias, welche der Gläubige vergessen herzusagen, oder da deren Zahl so groß war, daß er keine Zeit hatte sie alle zu beten, muß er abermals ein artiges Sümmchen im Laufe des Jahres zahlen, also Geld und immer wieder Geld. Und sagt mir doch, Herr Erzbischof, zu welchem Zweck dient denn der Geldkasten an der ersten Säule auf der linken Seite des Schiffes Eurer Cathedrale?

— Hier werfen die frommen Gläubigen das Geld hinein, das zum Unterhalt der Kirche dient.

— Und in den gegenüber rechts?

— Da wird das Geld für die Indulgenzen für Butter und Milch während den Fastenzeiten hineingeworfen.

— Und in den Kasten der Kanzel gegenüber?

— Geld für die Unterhaltung der Kapelle der heiligen Jungfrau.

— Und in den Kasten an der gleich darauf folgenden Säule rechts?

— Geld für die Unterhaltung der Kapelle des Schutzheiligen.

— Und in den diesem gegenüber?

— Geld für das kleine Seminarium.

— Und in den ein paar Säulen weiter oben?

— Geld für die Unkosten des Gottesdienstes.

— Also Geld, Geld und immer Geld. Und was kostet es, sich in Eurer Kirche trauen zu lassen?

— Dafür haben wir keine Taxen, jedes Paar zahlt nach seinen Umständen und Ansprüchen.

— Das heißt, je mehr je besser. Doch erlaubt mir, Euch eine Trauungsangelegenheit mitzutheilen, die sich vor wenig Tagen in Eurer Diöcese zutrug. Ein gerade nicht unbemittelter Handwerksmann wollte sich nach seiner Vermählung auf der Mairie auch in der Kirche St. Ouen mit einiger Feierlichkeit trauen lassen, da der Pfarrer jedoch eine zu hohe Summe für die Verrichtung dieser heiligen Handlung begehrte, so sagte der Mann: gut, ich behalte mein Geld in der Tasche und begnüge mich mit der Trauung der Mairie, die ist ja gültig genug. Kaum hörte dies Euer Pfar-

rer, ſo ſchickte er zu dem Manne und bot die Verrichtung der heiligen Handlung um ein Drittheil weniger an. Der Mann wollte nichts mehr davon hören. Der Abgeſandte ging auf die Hälfte, dann auf den vierten, und endlich auf den zehnten Theil der erſten Forderung herab, ſo weit ging ſeine Vollmacht; aber der ehrliche Handwerksmann, über dieſen ſchändlichen Schacher höchſt aufgebracht, verſetzte zuletzt unwillig: und wenn Ihr mich jetzt umſonſt trauen, ja mir noch Geld dazu geben wolltet, ſo würde ich mich nicht in Eurer Kirche trauen laſſen, packt Euch! Was ſagen Ew. erzbiſchöfliche Gnaden hiezu?

— Der Pfarrer that ſeine Schuldigkeit.

— So, nun wir werden auch die unſrige thun. Wir kommen nun an das Kapitel der Beerdigungen. Wie hoch kömmt es bei Euch, kirchlich und religiös begraben zu werden?

— Das kann ich Euch ſo genau nicht ſagen; wollt Ihr einen, zwei, drei, vier oder mehr Prieſter, es iſt 20 Franken pr Stück. Wünſcht Ihr das große ſilberne Kreuz dabei, ſo ſind es 15 Franken mehr, wollt Ihr das goldne, ſo macht es 30 Franken mehr, begehrt Ihr den Schweizer dazu, ſind es 25 Franken mehr. Nun kommen die Todtentücher zu den Draperien, nachdem Ihr ſie mehr oder weniger fein, mehr oder weniger reich mit Silber geſtickt begehrt, ſind ſie mehr oder weniger theuer. Die alten zerlumpten bekommen die Armen umſonſt. Ihr könnt das religiöſe Begräbniß zu 15 Franken bis 3000 Franken und mehr haben, je nachdem Ihr es prächtig und der Gottesdienſt länger dauernd verlangt. Für hundert Franken kann man wenigſtens ſchon anſtändig beerdigt werden.

— So. Aber dann kömmt der Todte wohl auch geradezu in das Reich der Seligen?

— Noch nicht, vorerſt in's Fegfeuer.

— Aber da muß er wohl noch ſehr lange und ſchreckliche Leiden ausſtehen.

— Dies kömmt allein auf ihn oder ſeine Angehörigen an.

— Wie ſo?

— Er braucht nur eine bedeutende Summe in ſeinem Teſtament für Meſſeleſen zu vermachen, vermittelſt deren er aus dem Fegfeuer ſchnurſtracks in das Paradies geht.

— Und wie viel koſtet eine ſolche Meſſe bei Euch, Herr Erzbiſchof?

— Nur einen Franken fünfzig Centimes.

— Und wie viel ſolcher Meſſen müſſen geleſen werden, um die arme Seele aus dem Fegfeuer und von ihren Qualen zu befreien?

— Dies läßt ſich unmöglich genau beſtimmen, auf jeden Fall je mehr je beſſer für den Todten, der dann um ſo geſchwinder aus ſeinem Qualort befreit wird.

— Aha, ich verſtehe, Ihr wollt der Furcht des Todten oder der Großmuth ſeiner Erben keine Grenzen ſetzen. Ihr ſeyd mitleidiger als der Tod ſelbſt, der den Verſtorbenen ein für allemal unter die Erde verſchließt, Ihr aber verſchließt zu dem Heil des Todten Eure Beutel niemals. Aber ſagt mir doch, Herr Erzbiſchof, was muß das Volk von einer Kirche, einer Religion, einem Gott halten, bei denen der reiche Sünder ſich mit klingender Münze ins Paradies kaufen kann, während der Arme zu unendlichen Qualen verdammt iſt, weil er keine harten Thaler hinterläßt.

— O, die Kirche iſt nicht ſo grauſam, der Arme zahlt nach ſeinen Kräften, über die er nicht hinausgehen kann, und dann haben die für den Todten geleſenen wenigen Meſſen gleiche Kraft, wie die Hunderte und Tauſende für die Reichen.

— Vortrefflich, ich ſehe doch daß Ihr billig denkt und ſelbſt die Sparpfennige der Armen nicht verſchmähet, wenn es deren Seelenheil gilt. Erlaubt mir jedoch, daß ich Euch eine erbauliche Geſchichte mittheile, die vor wenig Tagen einer Eurer Pfarrer in der Kirche des heiligen Maclou ſeinen frommen Zuhörern vortrug, um ihnen die hohe Wichtigkeit des Meſſeleſen für die Todten recht handgreiflich einleuchtend zu machen. Es war bei einer Nachmittagspredigt als er Folgendes vortrug:

„Meine theuern Brüder, Ihr habt keinen Begriff, wie ſehr „Euer Heil von dem Meſſeleſen für die Verſtorbenen abhängt; um „Euch dies und die Martern des Fegfeuers gehörig begreiflich zu „machen, will ich Euch mittheilen, was ſich mit dem heiligen Juſtus, „der vor beinahe 1500 Jahren Erzbiſchof in Lyon war und als „frommer Einſiedler in den Wüſten Egyptens ſtarb, zugetragen. „Der fromme Mann lag ſchon ſeit Jahren krank darnieder und „litt die grauſamſten Schmerzen, da erſchien ihm endlich ein En„gel des Herrn, als Abgeſandter Gottes, und ſprach alſo zu „ihm“:

„„Der Ewige läßt Dich fragen, ob Du es vorzieheſt noch

„„ein Jahr lang krank auf Erden zu leiden, oder lieber sterben und „„dann einen einzigen Tag im Fegfeuer zubringen willst, bevor Du „„zur ewigen Seligkeit eingehst.““

„Was meint Ihr, theure Brüder, was der heilige Mann in „seiner frommen Unwissenheit wählte? — Das Fegfeuer wählte „er und verschied.“

„Der Engel stattete ihm nun alsbald einen Besuch im Feg„feuer ab, und fragte ihn, wie es ihm hier gefiele.“

„Ach, mein Gott! seufzte der heilige Mann und sprach zum „Engel: warum habt Ihr mich so hintergangen? Jetzt muß ich „schon so viele Jahre die entsetzlichsten Qualen in dem schrecklichen „Fegfeuer erdulden.“

„Wie sehr seyd Ihr im Irrthum, erwiederte ihm nun der „Engel, es sind erst wenige Sekunden, daß Ihr auf Erden ver„schiedet und noch ist Euer Leichnam ganz warm!“

„Sehet also hieraus, meine theuern Brüder, welch ein schreck„licher, über alle Maßen furchtbarer Aufenthalt der Qualen und „Martern dieses Fegfeuer seyn muß. Darum bewahret Eure Seele „soviel als Ihr nur immer könnt, um ihr diese unbeschreiblichen „Martern zu ersparen, bei denen jede Sekunde Jahre zählt. Spart „jeden Nothpfennig auf, um Messe für Euer Seelenheil lesen las„sen zu können, versagt Euch jeden, nicht durchaus nothwendigen „Trunk Wein, jede Pfeife Taback, jedes auch noch so unschuldige „Vergnügen, wenn es Geld kostet, und legt alle so erspar„ten Sous bei Seite für die Messen nach Euerm Tode. Und „Ihr, meine theuern Brüder und Schwestern, die Ihr bereits „Eltern, Geschwister, Kinder, Verwandte und Bekannte an dem „schrecklichen Ort schmachten habt, entsagt Allem und spart selbst „am Nothdürftigsten, um die entsetzlichen Qualen dieser Euch so „theuern Seelen zu mildern und abzukürzen. Enthaltet Euch ab„sonderlich des Kaffees, Weins, Biers und Branntweins, wie des „Tabacks, die so manchen Sous verschlingen, was im Jahr eine „große Summe ausmacht, für die Ihr so manche Messe für Eure „verstorbenen Freunde und dereinst für Euch selbst könnt lesen „lassen *).“

*) Diese Anrede wurde in der That vor Hunderten von Zuhörern von einem Geistlichen vor Kurzem in einer Kirche Rouens buchstäblich so gehalten, und diese erbauliche Erzählung wird in vielen Kirchen der Normandie und der Bretagne von Zeit zu Zeit wiederholt.

— Nun, Herr Erzbiſchof, was ſagt Ihr hiezu?

— Der Pfarrer hatte vollkommen recht, die Legende iſt authentiſch, und jeder Diener unſerer heiligen Religion hat dafür zu ſorgen, daß die chriſtlichen Seelen möglichſt bald aus dem Fegfeuer fahren.

— Und das Geld in Eure Beutel. Aber ſagt mir doch, wie Ihr, ohne roth zu werden, eingeſtehen könnt, daß Ihr Euch für alle religiöſen Handlungen des menſchlichen Lebens, für das daß man geboren wurde, daß man communicirt, ſich in der Kirche ſetzt um zu beten, für eſſen zu dürfen, ſich zu verheirathen, für Leben und Sterben bezahlen laßt? Wie Ihr es geſchehen laſſen könnt, daß man Eure Kirchen nicht betreten kann ohne daß ſich die Bettelhand eines Prieſters dem Eintretenden entgegenſtreckt, um einen Sous zu empfangen? Wie könnt Ihr dieſen ſchändlichen Handel mit allen Sakramenten, dieſen Wucher mit durch Geld losgekauften Sünden und erfeilſchten Indulgenzen verantworten? Befiehlt nicht die Religion Chriſti, daß man nur ein Maß, nur einen Rock haben ſoll? Kann man in dieſem Meſſenhandel, welche der Gläubige auf dem Comptoir eines Prieſters in der Stadt kauft, der dann die übernommene Verpflichtung in ſein Portefeuille legt und ſie gelegentlich wieder an einen Dorfpfarrer, der die ſchon bezahlte Meſſe leſen ſoll, um den halben Preis verſchachert, die Religion des Jeſus erkennen, deſſen Reich nicht von dieſer Welt iſt? Seyd Ihr nicht viel eher die getreuen Nachfolger jener Schacherer, die Jeſus Chriſtus aus dem Tempel zu Jeruſalem peitſchte, indem er ihnen ſagte: »Mein Haus iſt ein Gotteshaus, und Ihr macht eine Diebshöhle daraus!« Dieſer Jeſus, der die Tiſche der Wechsler umwarf, würde er nicht die an jedem Pfeiler Eurer Kirchen angehängten Geldkaſten umwerfen, die nur zur Maſt fauler und träger Pfaffen dienen? Wenn er die Ochſen-, Hämmel- und Taubenhändler fortjagte, würde er nicht auch Eure Stuhlhändler fortjagen? Wenn er die Phariſäer verdammte, welche nur Almoſen austheilten, um von den Leuten geſehen zu werden, würde er nicht auch Euch verdammen, die die Gläubigen zu zahlen zwingen, indem ſie ihnen eine hübſche, gleich einer Paradepuppe aufgeputzte Sammlerin in der Kirche zuſchicken, deren Aufforderungen und ſchönen Händen die Eitelkeit das Geld nicht verſagen mag, womit Ihr Eure Säckel füllt? Und welches ſind die Früchte dieſes unwürdigen Handels mit heiligen Dingen?

Eure Kirchen und folglich Ihr ſeyd dadurch reich geworden, das gebe ich zu, aber die Religion habt Ihr dadurch zu Grunde gerichtet, ſo herabgeſetzt, daß Ihr ſie bei der ungeheuern Mehrzahl der Franzoſen der Verachtung Preis gegeben habt, denn auch der Geringſte Eures Sprengels ſagt Jedem, der es hören will, in allen Straßen und auf allen öffentlichen Plätzen, daß Ihr Euer Handwerk gut verſteht, daß nur für die Reichen Platz in Eurer Kirche und in Eurem Paradies iſt, daß Ihr noch ſchlimmer ſeyd als jene infamen Richter, deren ſchändliche Beſtechlichkeit das Sprüchwort: «Ein goldner Schlüſſel öffnet alle Thüren», hervorgerufen hat, denn bei Euch öffnet er ſogar die Pforten des Himmels, wenn man Euch Glauben ſchenkt. Eure Habſucht hat aber den Glauben des Volks untergraben, und wenn dieſes Volk heutiges Tages mehr an Voltaire als an Gott glaubt, ſo iſt dies einzig und allein Eure Schuld; denn wenn Ihr die ärgſten Feinde der katholiſchen Religion geweſen wäret, ſo hättet Ihr, um Sie verhaßt und verächtlich zu machen und ihre Grundpfeiler zu untergraben, nicht anders handeln können. Durch dergleichen irreligiöſe Handlungen und gottesläſterliche Unthaten wurde das Lutherthum, der Calvinismus, der Proteſtantismus überhaupt, ſowie die vielen chriſtlichen Sekten, und in der neueſten Zeit in Deutſchland noch das unſinnige Zwitterthum der Deutſch-Katholiken hervorgerufen, in unſerm Frankreich aber ein unſeliger Indifferentismus erzeugt. Wo findet Ihr in dem ganzen neuen Teſtament auch nur ein einziges Wort, das zu dieſem geiſtlichen Schacher ermächtigte? Nirgends und an keiner Stelle. Deßhalb verbietet Ihr auch dieſes treffliche Buch, denn Ihr wißt daß geſchrieben ſtehet: „Wehe Euch, Ihr Schreiber und ſcheinheilige Phariſäer, denn Ihr vergeudet das Gut der Wittwen unter dem Vorwand langer Gebete, deßwegen wird Eure Verdammung um ſo größer und furchtbarer ſeyn.“ Ihr wißt daß man in dieſem Buch lieſt, als der Zauberer Simon die Gabe des heiligen Geiſtes mit Geld erkaufen wollte, der heilige Petrus zu ihm ſagte: „Dein Geld vergehe mit Dir, weil Du glaubteſt, daß man die Gnade Gottes um ſchnödes Geld erkaufen könne!“ Ihr, die Ihr Euch die Prieſter des heiligen Petrus nennt, Ihr ſolltet deſſen Betragen nachahmen, und denen, die Euch Geld für eine Meſſe zur Erlöſung aus dem Fegfeuer bringen, mit dieſen Worten antworten. Gottes Wille und Gottes Wort iſt in der heiligen Schrift deutlich ausgeſprochen, und alle

Sünder, die aufrichtig bereuen, haben Gnade vor seinem Richterstuhl zu hoffen, Sünder aber sind wir Alle, die wir auf Erden wandeln, und Ihr mit, Herr Erzbischof; aber diese Gnade läßt sich durch kein Gold, nicht durch alle Schätze der Welt, die in den Augen des Allmächtigen nur eitler Tand und Staub sind, erkaufen. — Gott öffnet seinen Himmel allen wirklich bereuenden und sich bessernden Sündern gratis, seine Barmherzigkeit dehnt sich ohne Unterschied und ohne allen Vorbehalt irdischer Dinge über alle wahrhaft Reuigen aus. Dies ist die wahre Großmuth, die unendliche Güte und Liebe. Läßt sich etwas Erhabeneres, etwas dem Allmächtigen Würdigeres denken? — Wer muß einen solchen Gott nicht lieben, ihm nicht gehorsam seyn? Diesem Gott sollt Ihr Euer Leben widmen und heiligen und nicht den von Euch geschaffenen Abgöttern! Götzen, die Euch nur dazu dienen sollen, die irdischen Güter in reichlichster Fülle zu genießen. Gott schenkt in seinem Reich der Gnade wie in seinem Reich der Natur Alles; er giebt das ewige Leben, wie er das irdische gegeben, — umsonst, oder doch nur unter der Bedingung, sich dessen würdig zu machen, jedoch nicht durch Geld und Gold, sondern durch edle Handlungen. Aber wie würdigt Ihr diesen Gott herab, wie sehr stellt Ihr den Schöpfer dem Geschöpf gleich, indem Ihr die Dummen und Einfältigen glauben machen wollt, daß Ersterer eitle Güter von den Letzteren erwarte, für Thaler mit sich handeln und feilschen lasse, wie zwischen zwei Menschen, die einen Kauf oder Contrakt mit einander abschließen? — Folglich, Herr Erzbischof, begreift besser dessen Größe, unendliche Güte und Allmacht, und bedenkt, daß er Alles giebt ohne etwas anderes als eine rechtliche Handlungsweise zu begehren. — Gebt also ohne Verzug, wie es auch der Wille des heiligen Vaters ist, das Geld für die noch lebenden Unglücklichen der Catastrophe von Monville heraus, und überlaßt es Gottes Barmherzigkeit, für das Heil der verunglückten Todten zu sorgen.

Jesuit-Michel endigte hiermit seinen dem Erzbischof, der während dieser Rede öfters die Farbe gewechselt, so wie der Teufel unwillig gegrinzt hatte, gehaltenen Sermon.

— Wenn dies der Wille des heiligen Vaters zu Rom ist, so will ich die Sache der geistlichen Commission in der nächsten Sitzung vortragen, sagte der Erzbischof.

— Nicht doch, erwiederte Michel, dies wäre nur eine leere Formalität: ich weiß, diese geistliche Commission kennt keinen an-

dern Willen als den Eurigen, darum ohne Zaudern, laßt das eingegangene Geld seiner wahrhaften Bestimmung sofort zukommen, und zwar zur Stunde, denn ich habe keine Zeit zu verlieren und muß sofort nach Rom zurück, dem Papst Bericht über den Erfolg meiner Sendung abzustatten.

— Ihr werdet doch wenigstens ein Paar Tage bei uns in Rouen verweilen, erlaubt mir, daß ich Euch eine passende Wohnung anweisen darf.

— Wo denkt Ihr hin, Herr Erzbischof, kaum ein Paar Stunden läßt es uns Zeit hier zu rasten.

— Aber ich kann in der That ohne die geistliche Commission, welche diesen Beschluß gefaßt, in dieser Sache nicht mehr allein und für mich entscheiden.

— Wohlan, so laßt diese Commission augenblicklich zusammenkommen, wir werden der Berathung über diesen Gegenstand beiwohnen.

— Dies geht unmöglich so schnell, die ehrwürdigen Herrn sind noch mit andern Dingen beschäftigt; heute ist Montag, Dienstag ist eine große vornehme Leiche, Mittwoch haben die meisten andere kirchliche und geistliche Verrichtungen, Donnerstag, Freitag, ja etwa bis Freitag Nachmittag oder Sonnabend Vormittag könnte ich das Conseil ..

— Nicht doch, Herr Erzbischof, ich bin gewöhnt solche Sachen viel rascher abzumachen; wenn Ihr mir erlaubt, so will ich dafür sorgen, daß höchstens in einer Viertelstunde die ehrwürdigen Herrn hier versammelt sind.

— Unmöglich, die ....

— Das Wort »unmöglich« habe ich längst aus meinem Wörterbuch gestrichen, Ihr werdet Euch sogleich davon überzeugen, wie mein College die Herren zusammentrommeln wird.

Michel gab nun dem Hinkenden einen Wink, der sich sofort entfernte, und bat den Erzbischof, sich wenige Minuten zu gedulden, worauf sich beide nach einigem Complimentiren auf einer schwellenden Ottomanne niederließen.

Kaum hatten sie sich gesetzt, so trat schon der ehrwürdige Erzdiakonus L.... in den Salon, ihm auf dem Fuße folgten die Pfarrer von St. Ouen und der Metropolitan, und diesen noch einige Dechanten, unter denen einer einen Wanst hatte, der so ungeheuer schwer und dick war, daß er ihn in einer Achselbinde tragen

mußte, und auf dieſem Rumpfe ſaß ein kupferrothes Vollmondsgeſicht, welches einen ſo ſchimmernden Glanz von ſich warf, daß man hätte glauben ſollen, es wäre ſo eben erſt aus einer Verſailler Lackirfabrik gekommen. Auch die Pfarrer der Kirchen Saint-Vincent, Saint-Patrice, Saint-Romain, Saint-Maclou, Saint-Gervais fanden ſich allmählig ein, und ehe zehn Minuten vergingen, war die ganze geiſtliche Commiſſion bei dem Erzbiſchof verſammelt, der ſich nicht genug darob erſtaunen konnte.

Auch Asmodi hatte ſich wieder eingefunden.

— Nun, Herr Erzbiſchof, hatte ich zu viel geſagt? noch iſt die Viertelſtunde nicht um.

— Ich begreife nicht, Ihr müßt .... Gott ſteh uns bei!

— Das kömmt daher, weil ich hier einen Boten in meinem Gehülfen habe, der ſo expeditiv iſt, wie Ihr ſchwerlich einen zweiten in Eurer ganzen Diöceſe auffindet. Doch jetzt zur Sache, Herr Erzbiſchof, macht die hochwürdigen Herrn mit dem Willen Seiner Heiligkeit bekannt.

Der Erzbiſchof trug dem verſammelten geiſtlichen Rath den ihm durch Michel kundgegebenen Befehl des Papſtes, die für die Unglücklichen von Monville geſammelten 10,409 Franken an die noch Lebenden zu vertheilen, vor, und erbat ſich ihre Meinung.

Da gab es gewaltig verzogene Geſichter. Das kupfrige Mondſcheinsgeſicht wurde zinnoberroth und runzelte ſich, ſoviel es die hochaufgedunſene Haut nur immer geſtatten wollte.

An Einwendungen aller Art und von allen Seiten fehlte es nicht, und mehrere der würdigen Herren vergaßen ſich ſogar ſo weit, ſich ziemlich ungebührlich über den heiligen Vater zu Rom, Pius IX., auszulaſſen.

Jeſuit-Michel begegnete jedoch kräftig allen Einwendungen und Widerſprüchen und wiederholte der verſammelten Commiſſion Alles was er ſchon dem Erzbiſchof geſagt und mitgetheilt hatte; aber vergeblich! die Herren wollten ſich weder belehren noch bekehren laſſen, meinten, der Papſt habe ſich in die innern Angelegenheiten der erzbiſchöflichen Diöceſe von Rouen nicht zu miſchen und müſſe zufrieden ſeyn wenn man dem heiligen Stuhl zu Rom gehörig und richtig ſeine Gebühren einſende. Dieſer Meinung pflichtete auch der Erzbiſchof bei.

— Alſo, Ihr Herren weigert Euch förmlich, den Befehlen des

heiligen Vaters zu gehorchen? fragte Michel endlich nachdem er alle seine Beredtsamkeit erschöpft hatte.

— Der heilige Vater wird ein Einsehen haben, versetzte der Erzbischof, und sich von der Nothwendigkeit überzeugen, daß die Diener Gottes nicht, nicht ....

— Nicht verhungern und verdursten können, fiel das Vollmondsgesicht dem Erzbischof ins Wort.

— O, damit hat's doch wahrlich bei Euch keine Noth, Herr Erzdiakonus, sagte Michel und lachte laut auf, dem geistlichen Herrn einen vergrößernden Rasierspiegel vorhaltend, so daß derselbe vor sich selbst erschreckend zurückhupfte, stolperte, und den ganzen Palast erschütternd auf den Allerwertheſten fiel.

Die ganze geistliche Commission stürzte nun auf den gefallenen Bruder zu, um ihm wieder auf die Beine zu helfen; aber vergeblich waren alle Anstrengungen dieser Herren, obgleich der Erzbischof selbst mit Hand anlegte, der Klumpen Fett und Fleisch war nicht von der Stelle zu bringen, und ließ sich vernehmen:

— Ich wollte daß der Papst mit samt seinen Abgeordneten heim — Gott sey bei uns — wäre.

— Ruhig, Hochwürdiger, sagte Michel, um's Himmelswillen keine Blasphemien, sonst könntet Ihr den Bann verwirken.

Die Herren machten nochmals vergebliche Anstrengungen, dem Gefallenen auf die Beine zu helfen.

— Gebt Euch keine Mühe, sagte nun Michel zu ihnen, ich verstehe es besser, und berührte den auf dem Boden Liegenden mit seiner Fußspitze, und siehe da, der Hochwürdige stand im Nu, wenn auch wackelnd, doch gerade auf seinen beiden Beinen.

— Und jetzt frage ich Euch zum letzten Mal, sagte Michel, ob Ihr Euch in den Willen des heiligen Vaters fügen wollt oder nicht.

Abermaliges Zusammenstecken der Schädel der geistlichen Commission und dilatorische und ausweichende Antworten.

— Gut, so nehme ich es auf mich, den Exekutor Sr. Heiligkeit zu machen, sprach nun Michel, und gab seinem Begleiter einen Wink.

Und, o Entsetzen! plötzlich wurden Asmodis Finger zu ellenlangen Krallen, seine Hände zu ungeheuern Tatzen, alle seine Haare sträubten sich empor und jedes einzelne wurde zu einem Eisendraht, sie klirrten gegeneinander als wenn Speere zusammenstießen, und mitten aus ihnen wuchsen ein Paar Riesenhörner hervor, kurz der

Teufel ſtand jetzt in ſeiner ſcheußlichſten Geſtalt vor den geiſtlichen Herren, die ſammt und ſonders ein Zitterfieber befiel, ſo daß ſie wie vom Sturm bewegtes Espenlaub ſchlotterten, ſprachlos geworden waren und ihnen Hören und Sehen verging.

— Soll Euch dieſer jetzt packen, oder wollt Ihr ſofort das Geld für die Unglücklichen von Monville herausgeben?

— Wir wollen, wir wollen — gnädigſter Herr Teufel, ſtammelten und ſtotterten auf die Knie fallend und ſich bekreuzigend die ſämmtlichen Hochwürden.

— Dies hieß Euch ein guter Geiſt ſprechen, denn ſonſt hätte Euch mein Kamerad hier ſämmtlich die Hälſe umgedreht und in die Euch ohnehin zugedachte Behauſung ſeines Reichs ein Paar Jahre früher ſpedirt. Aber mit dem Herausgeben jener Gelder iſt's noch nicht abgemacht, Ihr ſeyd auch wegen mehr als anderthalbjähriger, ungerechter Vorenthaltung dieſen Armen die Zinſen ſchuldig, die ich nach der Art ächter Wucherer auf 2 bis 300 vom Hundert anſchlage, aber der Wucher zu Gunſten der Armen iſt ein verdienſtliches Werk; übrigens ſtelle ich es Eurer Großmuth frei, noch mehr zu dieſem Zweck beizuſteuern. Aber wehe dem, der zu wenig giebt, mein Freund hier wird ſogleich kurzen Proceß mit ihm machen.

Bei dieſen Worten zog Michel ein Papier aus der Taſche, übergab es dem Erzbiſchof und ſagte:

— Schreibt nieder was Ihr zu geben geſonnen ſeyd. Der Erzbiſchof unterzeichnete ſofort zitternd 30,000 Franken, und alle der Reihe nach folgten ſeinem Beiſpiel jeder nach ſeinen Mitteln und Kräften, ſelbſt der Dickwanſt blieb nicht zurück. Michel warf einen Blick auf die Schrift und zeigte ſich zufrieden.

— Dies, meine Hochwürdigen Herrn, mag Euch zur Lehre für die Zukunft dienen; Ihr werdet Sorge tragen daß die Bedürftigen die Gelder binnen vier und zwanzig Stunden erhalten, ſonſt wäre ich genöthigt Euch einen zweiten Beſuch abzuſtatten, bei dem es nicht ſo glimpflich abgehen dürfte. Somit, nach Umſtänden, Gott oder dem Teufel befohlen! —

Hiermit empfahlen ſich die beiden Kumpane, Asmodi ließ jedoch einen ſo ſtarken und pikanten Geruch zurück, daß die hochwürdigen Naſen noch lange davon inkommodirt wurden.

Den erzbiſchöflichen Palaſt verlaſſend, ſagte Michel zu ſeinem Gefährten: «Nun nach Rom zurück!»

— Es iſt ſchon ſpät, ich rathe Dir für heute in Paris auszuruhen, wo Allerlei aus Deutſchland für Dich angekommen, wir können dann morgen mit dem früheſten in den Kirchenſtaat zurück.

Michel war es zufrieden und fand in dem Prinzenhotel in der That mehrere Schreiben aus verſchiedenen Ländern vor, unter denen eines aus dem Herzogthum Naſſau folgenden Inhalts:

„Wiesbaden im Dezember 1846.

Meine Herrn Teufel!

Denn das ſeyd Ihr doch, einer wie der andere. Erlaubt mir, daß ich Euch ein ſich in unſerm Lande zugetragenes Geſchichtchen wahrhaft dämoniſcher Art mittheile, und um die Beſtrafung der darin bezeichneten Böſewichter, es ſey in dieſer oder jener Welt, bitte. Ich bürge und ſtehe für die Wahrheit der Sache, von der Ihr Euch nach Gefallen ſelbſt hinlänglich überzeugen könnt:

Ein Kaſſenbeamter unſers Herzogthums, ein ſonſt rechtlicher Mann, hatte das Unglück, eine bitterböſe Sieben zur Gattin zu haben, welche das Vermögen ihres Mannes ſo wie das beigebrachte auf die leichtſinnigſte Weiſe vergeudete, dabei den guten Ehemann betrog und die eheliche Treue auf die liederlichſte Weiſe mit übelfamirten Subjekten brach. Aber damit noch nicht zufrieden, bewog ſie ihren etwas ſchwachen Mann, unter dem Vorwand, daß ihre Geſundheitsumſtände ſchlechterdings forderten eine Badeſaiſon in Wiesbaden mitzumachen, einen Griff in die ihm anvertraute Kaſſe zu thun und 12 bis 1400 Gulden herrſchaftlicher Gelder aus derſelben zu entnehmen, womit ſie fröhlichen Muthes in das Bad abfuhr. Kaum war jedoch das Geld aus der Kaſſe und die Frau im Bad angekommen, als ſich der Kaſſenviſitator bei dem Manne einſtellte, die Kaſſe zu revidiren verlangte und ſo das Deficit entdeckte. Der Beamte, zu ehrlich um ſich durch Ausflüchte oder Lügen und falſche Angaben aus der Klemme helfen zu wollen, geſteht ſeinem Vorgeſetzten die Wahrheit ein, ſo wie daß ihn eine Frau zu dieſer That verleitet habe; der Viſitator verläßt ihn jedoch achſelzuckend. Nach unſern Geſetzen ſteht Caſſation auf einer ſolchen That, und Mann, Frau und Kinder haben alle Anſprüche auf die ſonſt übliche Penſion oder Unterſtützung verloren. Kaum war die Sache bekannt, ſo erhält der ohnehin ſchon der Verzweiflung nahe Beamte ein Schreiben von ſeiner theuern Ehehälfte, in welchem ſie ihm ſagt:

»»Lieber Mann, ſey doch ſo gut und ſchieße Dich todt, ehe die Sache unterſucht wird, damit wir Penſion bekommen.««

Der Mann iſt in der That ſchwach genug, dieſen wohlgemeinten Rath zu befolgen, und die Wittwe lebt jetzt herrlich und in Freuden als Maitreſſe des Viſitators, der das Deficit entdeckte.«

— So lange es dauert, ſagte Michel, das Schreiben wieder zuſammenlegend, und die Sache in ſeiner Agenda mit Roth aufzeichnend, um ſie gelegentlich näher zu unterſuchen und nach Verdienſt zu beſtrafen. — Er erbrach nun ein zweites Schreiben, das aus Mainz datirt und folgenden Inhalts war:

»Mein lieber Michel.

Wie ſehr biſt Du noch im Irrthum, wenn Du wähnſt daß wir Deutſchen bald dahin kommen würden, endlich einen gemeinſamen Nationalgeiſt für das gemeinſchaftliche Vaterland zu erlangen; noch um hundert Procente ſtehen wir in dieſer Hinſicht ſelbſt den Italiänern zurück, wo der Römer gegen den Florentiner, der Piemonteſer gegen den Lombarden u. ſ. w. nicht den zehnten Theil der Vorurtheile und des Haſſes gegeneinander hegen, wie z. B. der Badenſer gegen den Württemberger, der Sachſe gegen den Baiern, ja ſogar die Unterthanen eines und deſſelben Staates, wie z. B. der Rheinheſſe gegen den Altheſſen ꝛc. In dieſem Augenblick ſähen es manche der Rheinheſſen gerne und wünſchen ſogar, daß die Franzoſen kommen und ſie franzöſiſch machen möchten! — und warum? — weil es der Großherzoglich-Heſſiſchen Regierung mit Zuſtimmung der Kammern gefallen hat, ein und daſſelbe Geſetzbuch für das ganze Land redigiren zu laſſen, damit nicht mehr dieſſeits des Rheins ſchwarz ſeyn ſoll was über dem Rhein weiß, und weiß was über dem Rhein ſchwarz iſt. — Es fehlte nicht wenig daß man deshalb bei uns eine allgemeine Trauerkleidung angelegt hätte. — Bisher beſtanden hier noch die Codes Napoleon, ein Geſetzbuch das manches Gute, viel Schlechtes und Untaugliches, und nicht ſelten baaren Unſinn enthält. Es iſt aber nun einmal unſer angebeteter Götze, beſonders derer die ihn am wenigſten kennen und nicht ahnen, daß man ſchon ſeit Jahren in ganz Frankreich eine nothwendige Reform deſſelben begehrt, und ſich das Geſchrei nach dieſer jedes Jahr bei Eröffnung der Kammern erneuert. — Was aber das Komiſchſte bei der Sache, iſt, daß bei uns gerade diejenigen, welche durch dieſes Geſetzbuch am

ärgſten mißhandelt werden und denen es nicht die geringſte Selbſtſtändigkeit einräumt, ſondern ſie zu den ewigen Sklaven auch des abſcheulichſten Mannes macht, nehmlich die Frauen, ſich am tollſten über den Verluſt dieſes ihnen ſo theuern Kleinodes, deſſen Daſeyn ſie jedoch nur vom Hörenſagen kennen, geberden. Um die allgemeine Betrübniß über dieſes Ereigniß recht kund zu thun, wollen ſich die guten Mainzer ſogar der Carnevalsfreuden für dieſes Jahr begeben, wahrlich kein kleines Opfer für ein ſo lebensluſtiges, fröhliches und heiteres Völkchen. Die Frauen handeln dabei freilich in aller Unſchuld, denn hier kann man mit vollem Recht das: »Herr vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun«, anwenden, und die Eheherrn wären große Narren, ſie deshalb aufzuklären. Ich kann zwar nicht beſtimmen, ob das neue Geſetzbuch beſſer als das alte iſt, dies muß uns die Zeit lehren; auf jeden Fall iſt es aber ſchon ein großer Gewinn, daß nur ein Geſetz im ganzen Großherzogthum herrſcht, wie es noch ein unendlich größerer Gewinn wäre, wenn endlich einmal ein und daſſelbe Geſetz in allen deutſchen Staaten und Gauen eingeführt wäre, alle Deutſche ein und daſſelbe Recht in den verſchiedenen Staaten hätten, deutſche Staatsbürger wären, und man nicht mehr von dem Deutſchen, der eine halbe Stunde von der hannöverſchen, braunſchweigiſchen, heſſiſchen oder badiſchen Grenze wohnt, als von einem Ausländer ſprechen und ihn ſo qualificiren hörte! aber bis dahin wird es noch gar manchmal Nacht werden und der Rhein, die Elbe und die Donau Billionen Tonnen Waſſer dem Meer zuführen, obgleich ein alleinig-deutſcher Congreß mit einigem Fleiß die Sache ſchon binnen Jahresfriſt reguliren könnte. Doch um wieder auf unſer Geſetzweſen zu kommen, ſo könnte man ja recht gut die ſo ſehr gewünſchte und allerdings in vieler Hinſicht höchſt nothwendige Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, beſonders auch bei der Civiljuſtiz beibehalten und einführen, ohne das Abgeſchmackte der napoleoniſchen Geſetze ferner zu benützen, und ebenſo die Jury, jedoch in der Art beſchränkt, daß nicht die kraſſeſte Ignoranz, Beſchränktheit und Unfähigkeit, wie dies ſo oft der Fall iſt, Sitz und Stimme in derſelben haben kann. — Uebrigens mag es ſeyn wie es will, ſo iſt die Sache keineswegs von der Bedeutung und Wichtigkeit, daß ſie Deutſche veranlaſſen ſollte, eine Fremdherrſchaft und mit ihr ein fremdes, ſchweres Joch und Tyrannei herbeizuwünſchen, und es iſt ein ſchlimmes Omen für die Zukunft unſers Vaterlandes,

daß ſich einige ſeiner Kinder ſo weit vergeſſen können. Somit, mein werther Michel, hätte ich mein Herz gegen Euch ausgeſchüttet und überlaſſe Euch das Uebrige. Euer ꝛc.« —

Michel warf das Schreiben unwillig bei Seite, zu ſich ſelbſt ſprechend: Es iſt doch immer noch die alte Leier und das alte Volk, von dem ſchon Göthe ſagte: »Statt ſich zu freuen, zwei ſolche Burſche wie Schiller und mich zu den ihrigen zählen zu können, hadern und ſtreiten ſie wie beſeſſen, wer von uns beiden am wenigſten taugt!« — da muß man allen Muth und alle Hoffnung verlieren, daß es je anders werden wird. Waren ſie nicht bei dem Würzburger Sängerfeſt eine Seele und ein Herz? — da gab es keine Oeſtreicher, keine Preußen, keine Baiern und keine Schwaben, keine Sachſen und keine Heſſen, ja ſogar keine Frankfurter mehr, alles war deutſch, und nur deutſch, aber dieſe Deutſchheit dauerte gerade ſo lange als der Rauſch des Weindunſtes, und mit dieſem verflog auch die geträumte Einigkeit und Einheit. Kopfweh und Katzenjammer und einige zerriſſene bunte Fahnenlappen war Alles was davon übrig blieb und die Sänger mit in die Heimath brachten. Da iſt, ſelbſt mit dem Teufel und der Hölle im Bunde, Hopfen und Malz verloren, und man möchte den Karren unmuthig ſtehen laſſen. Indeſſen will ich doch den Mainzer Schönen über ihr wahres Intereſſe die Augen öffnen.

Michel ſetzte ſich nieder und ſchrieb:

»Offenes Schreiben an die liebenswürdigen Mainzerinnen.

Meine wertheſten Damen.

In allen Ländern und Städten Europas, in denen ich verweilte, und ich kann Sie verſichern daß es nicht wenige ſind, habe ich nirgends liebenswürdigere, anmuthigere, geiſtreichere und ſchönere Geſchöpfe gefunden als die Frauen und Mädchen in dem herrlichen Mainz ſind, und deshalb wollen Sie mir vergönnen, meine Damen, und es mir nicht übel nehmen, wenn ich mich unterfange, Ihnen über gewiſſe, Sie höchſt intereſſirende Dinge einigen Aufſchluß zu geben und Ihnen die bezaubernden und bezauberten Augen zu öffnen. Sie ſind höchſt entrüſtet, aufgebracht und in Trauer, Kummer und Betrübniß verſetzt, weil man an die Stelle des Code Napoleon ein anderes Geſetzbuch ſetzt. Wiſſen Sie denn auch, meine Schönen, daß Sie dieſer Code Napoleon zu wahren Sklavinnen, zu totalen Nullen macht, ja der wichtigſten bürger-

lichen Rechte beraubt? — Ihre Männer dürfen ohne Ihre Genehmigung, ohne Ihre Zustimmung, ja ohne daß Sie es nur wissen und ahnen, Ihr Vermögen, Ihre Güter veräußern, verkaufen, versetzen ꝛc., und Sie haben nicht das mindeste Recht, sich deshalb zu beklagen, während Sie auch nicht über einen Pfennig ohne die Zustimmung Ihres Eheherrn verfügen können, ohne den alles was Sie beschließen ungültig, null und nichtig ist. Ja die Sache geht so weit, daß eine Frau von ihrem ersparten, von ihrem mühsam selbsterworbenen Verdienst nicht einmal einen Pfennig für sich oder unter ihrem Namen in eine Sparkasse oder sonst anlegen kann, der Mann muß dies in seinem Namen thun, und auch nur der Mann kann dies Geld ohne Wissen der Frau wieder erheben und nach Lust verprassen und verschwelgen, ohne daß die Letztere das mindeste Recht darauf hätte oder sich beklagen dürfte! Lesen Sie gefälligst im Code-Civil Napoleons, drittes Buch, §. 1421 u. f. w., in der zweiten Section des dritten Abschnitts, und Sie werden sich selbst überzeugen, daß ich die Wahrheit rede. Will ich nun auch gerne zugeben, daß die Mainzer Ehemänner klassische, das heißt solche Ehemänner sind, die man allen übrigen Ehemännern Europas als Muster hinstellen kann, so weiß ich doch aus Erfahrung, daß es auch hie und da einige Ausnahmen und räudige Schafe unter ihnen giebt, welche vom geraden Pfade des heiligen Ehestandes auf allerlei Abwege gerathen, es sey nun daß sie der vollwangige Gott Bacchus, Frau Venus vulgivaga, Spielsucht oder andere Liebhabereien dazu verführt, und die sich kein Gewissen daraus machen, die Nothpfennige der guten Gattin in Rauch aufgehen zu lassen. Wie dann, wenn Sie nun das Unglück beträfe, wo Gott für sey, an eine so unfläthige Ausnahme zu kommen, was immer im Reich der Möglichkeit liegt. Wie dann? — Darum danken Sie Gott, wenn ein neues Gesetzbuch Sie in solchen bejammernswerthen Fällen besser schützt, als der in dieser Hinsicht ganz abscheuliche Code Napoleon. Mit Jubel würden alle französischen Damen, und namentlich die holden Pariserinnen eine solche Erscheinung begrüßen und den, der sie hervorriefe, mit Ehrenbezeugungen, gleich denen, die Ihre würdigen Vor- und Urmütter dem Heinrich Frauenlob angedeihen ließen, überschütten. Darum, meine holden Schönen, an deren Liebenswürdigkeit ich noch immer mit Vergnügen und seliger Rückerinnerung denke, hören Sie zu trauern auf, legen Sie lieber ihre elegantesten Feierkleider an,

jubeln und befehlen Sie Ihren Männern, denn ich weiß daß Sie das können, da Ihre Bitten schon Befehle sind, den Carneval fortan mit mehr Glanz als je zu feiern, und Sie werden, ich stehe Ihnen gut dafür, sich trefflich dabei befinden, und für diesen Rath Ihrem für alle Zeiten ganz ergebensten Michel danken, der vielleicht bald wieder unter Ihnen wandelt.« —

Michel versiegelte nun das Schreiben, legte sich zur Ruhe, und träumte fast die ganze Nacht von den schönen Mainzerinnen. Den andern Tag gegen Mittag spazierten Stürmer und sein unzertrennlicher Begleiter wieder auf der Piazza del Populo (dem Volksplatz) zu Rom.

Von da gingen sie den Corso hinauf, und als sie an dem General-Collegium der Jesuiten vorüber kamen, sagte der Hinkende:

— Jetzt sitzen sie beisammen.

— Wer? fragte Michel.

— Unsere guten Freunde, denen wir versprachen, ihrer letzten Berathung, wie sie sich Pius IX. vom Halse schaffen können, beizuwohnen.

— Nun, da müssen wir wohl Wort halten.

Beide traten nun in das palastähnliche Gebäude und ließen sich als die beiden, vom Abt Desgenettes zu Paris empfohlenen Bischöfe ankündigen. Sofort erschien einer der Jesuiten, denen sie auf dem St. Petersplatze begegnet waren, empfing sie freundlich grinzend und führte sie durch einen langen finstern Corridor über einen Hof in ein Hintergebäude, wo sie einige Stufen hinaufstiegen, und nachdem sie noch durch einen zweiten Gang gekommen waren, wurde ihnen eine Thüre geöffnet, sie traten in ein geräumiges Vorzimmer und aus diesem in einen ovalen schwarz drapirten fensterlosen Saal, in dem einige Lampen düster brannten. Hier saßen einige fünfzig Schwarzkittel, alle mit mehr oder minder confiscirten, gaunerartigen Gesichtern.

Bei dem Eintritt der beiden Fremdlinge standen alle auf und begrüßten sie stumm. Eine dieser unheimlichen Gestalten nahm das Wort und sprach:

— Seyd willkommen, Brüder in Christo! was bringt Ihr für Nachrichten von unserm lieben Bruder Desgenettes zu Paris?

— Die besten, hochwürdiger Herr, antwortete Michel, der würdige Mann arbeitet recht fleißig in unserm Weinberg zur Ehre des Herrn. Aber wie stehen die Sachen hier?

— Nicht zum beſten, verſetzte der Präſes dieſer Verſammlung, denn dieſer war es der die Fremden angeredet hatte, doch hoffen wir zu Gott, daß es bald anders werden wird, da die Brüder faſt aller geiſtlichen Orden, die Ihr hier repräſentirt findet, mit uns einverſtanden ſind, daß ein großer Streich geführt werden muß, ſoll nicht auf einmal und für immer unſer aller, nur der Glorie des Herrn gewidmetes Daſeyn gefährdet und vernichtet werden und mit ihm die heilige, alleinſeligmachende Kirche und die römiſch-katholiſche Religion.

— Und welches ſind die Mittel, die ihr anzuwenden gedenkt, um ſo großes Unheil zu verhindern?

— Noch ſind die Meinungen getheilt. Viele der Brüder wollen, daß ſämmtliche Klöſter und die mit Ihnen einverſtandenen Weltgeiſtlichen zur Ehre der heiligen Dreieinigkeit und zur Erhaltung der Religion dahin wirken und verſuchen ſollen, das Volk zu einem allgemeinen Aufſtand gegen den Papſt zu bewegen; da aber dieſe Sache, wenigſtens vorerſt, wegen der großen Volksgunſt, in die ſich Pius IX. zu ſetzen verſtand, allzugroße, ja wohl nie zu überwindende Schwierigkeiten bietet, ſo ſind andere Brüder der Meinung, die Empörung auf günſtigere Zeiten, die nicht ausbleiben werden, zu verſchieben, indem das liebe Volk ſchon andere Geſinnungen bekommen wird, wenn es erſt ſieht, daß die Liberalität und Affabilität des heiligen Vaters ihm den Magen nicht füllt. Indeſſen könnte, bis es dahin kömmt, das Uebel doch unheilbar werden und unſere heilige Kirche und Religion unwiederbringlich zu Grunde gehen, bevor wir im Stande wären, durch die angegebenen Mittel dagegen zu wirken, weßhalb mehrere unſerer Brüder der Meinung ſind, dies ſey einer von den ſchwierigen Fällen, bei denen abermals der Zweck die Mittel heilige, beſonders da hier der Zweck das Höchſte und Erhabenſte ſey, was jeder gute katholiſche Chriſt verehre, nehmlich die Erhaltung ſeines Glaubens und ſeiner Kirche.

— Und welches wären die Mittel, welche zu dieſem Zweck führen ſollen? fragte Michel.

— Den Stein des Anſtoßes, der uns zu zertrümmern droht, bei Seite zu ſchaffen, ſagte nach einigem Bedenken der Präſes der Verſammlung.

— Und dieſer Stein des Anſtoßes, der bei Seite geſchafft werden muß, ſetzte Michel hinzu, iſt wohl kein anderer als Pius IX.

— Getroffen. Dieſer Papſt, der es iſt, der ſelbſt den heiligen

Stuhl Petris untergräbt, muß um jeden Preis unſchädlich gemacht werden, damit er ſein antichriſtliches, verfluchtes und gottloſes Vorhaben nicht vollbringen kann.

— Und wie wäre dies zu bewerkſtelligen?

— In unſern Zeiten kann uns nur der Tod von dieſer drohenden Gefahr befreien.

— Ja, nur der Tod, ließen ſich mehrere Stimmen dumpf murmelnd vernehmen.

— Auch ich ſehe allerdings die Nothwendigkeit ein, den Zuſtänden wie ſie jetzt noch in dem Kirchenſtaat obwalten, ein Ende zu machen, und dies iſt auch die Meinung des Abtes Degenettes; doch wie ihnen durch den Tod des Papſtes ein Ende zu machen iſt, will mir nicht recht einleuchten, und noch weniger, wie dieſer Tod zu hoffen ſey, da ſich Pius IX. einer dauerhaften Geſundheit erfreut und in einem noch kräftigen Mannesalter befindet.

— Daß der Tod des Papſtes den jetzigen heilloſen Zuſtänden der katholiſchen Kirche ein Ende machen würde, iſt wohl keine Frage, ſagte der Präſes, und klar wie das Sonnenlicht, wie er aber zu bewirken, das iſt die Frage, die wir im Begriff zu löſen ſind, und die das Seyn oder Nichtſeyn unſerer heiligen Kirche und Religion ſo wie unſerer eigenen Exiſtenz entſcheiden muß. Pater Torli, habt Ihr, wie Ihr Euch erboten, für das Bewußte geſorgt?

— Seit fünf Tagen ſind die nöthigen Ingredienzen von Neapel angekommen und die Fläſchchen ſind in meiner Celle wohl verwahrt.

— Gut, alſo ohne Rückhalt: wir ſind im Beſitz des ſo zubereiteten Aqua Toffana, daß es durch eine drei- bis vierwöchentliche, ſich allmählig verſchlimmernde Krankheit den antichriſtlichen Pius in die andere Welt ſpediren kann.

Michel ſchauderte, ließ ſich jedoch nichts merken.

— Es handelt ſich jetzt nur noch darum, fuhr der Präſes fort, wie es dem Papſt in der gehörigen Doſis und allmählig beizubringen iſt, und dies iſt in der That keine kleine Aufgabe, bei der ſich große Schwierigkeiten zeigen.

— Die mein College hier wohl zu überwinden wiſſen dürfte, ſagte nun Michel.

— Wirklich? meinte der Präſes, da wäre uns ja mit einemmal geholfen, denn die Mittel, die uns der Ergouverneur von

Rom, Narini, geſchworner Todfeind Pius IX. und ſeiner Pläne, dem er die Entlaſſung von ſeinem Amt nimmermehr verzeihen kann, angab, ſcheinen mir bei näherer Prüfung durchaus unausführbar. Hat der hochwürdige Herr vielleicht einige Relationen mit der päpſtlichen Küche? fragte der Präſes ſich an den Teufel wendend.

— Die allerintimſten, erwiederte Asmodi, und nicht nur dieſe, ſetzte er hinzu, ſondern auch der Leibarzt ſeiner Heiligkeit iſt mir mit Leib und Seele ergeben.

— O, da ſind wir auf einmal aus aller Noth, rief jetzt der Pater Präſes, dem ſich die teufliſche Freude auf dem Angeſicht ausdrückte, entzückt aus. Dies müſſen wir ſogleich unſerm Buſenfreunde, dem Delegaten Rolli nach Civita-Vecchia melden, damit er ſich keine unnöthige Mühe mehr macht, um, wie ſein Plan war, den Sturz des Papſtes durch eine gewaltſame Cataſtrophe herbeizuführen, was immer höchſt unſicher und gefährlich für uns wäre.

— Auch den Delegaten der Romagna, Picci, müſſen wir benachrichtigen, damit auch dieſer ſeine anderweitigen Umtriebe, von denen die Regierung ohnehin ſchon Wind zu haben ſcheint, einſtelle. Auch ſeine Maßregeln ſchaden unſerer guten Sache zehnmal mehr als ſie nützen, und ſind gefährlich, ſagte einer der Beiſitzer.

— Ich war immer gegen alles was offene Empörungen und Mord mit dem Schwert in der Hand beabſichtigte, verſetzte der Präſes, um deſto ſicherer und unfehlbarer im Geheimen den Streich führen zu können. Aber jene Tollköpfe, namentlich Rolli, wollten nie auf meine Worte hören.

— Rolli mochte wohl ſeine Urſachen dazu haben, ſagte nun ein anderer Schwarzkittel, denn es geht ihm hart an den Kragen, ſeine und ſeiner Anhänger Thaten in Civita-Vecchia haben ihm furchtbare Gegner geſchaffen, deren Bemühungen ihn zu ſtürzen nicht erfolglos blieben, und er ſteht am Rand des Abgrundes.

— Alſo wir können ſicher auf Eure Mitwirkung zählen? ſagte der Präſes ſich zum Hinkenden wendend.

— So ſicher als dereinſt auf Euern ſanftſeligen Tod, erwiederte dieſer hämiſch grinzend.

— Wohlan, Pater Torli, übergebt dem hochwürdigen Herrn die unfehlbaren Mittel zur Rettung unſerer heiligen Kirche.

Der Pater Torli entfernte ſich und kam nach wenigen Augenblicken mit einem Käſtchen zurück, in welchem ſich dreißig äußerſt zierlich geſchliffene Cryſtallfläſchchen mit einer klaren, waſſerähnlichen

Flüſſigkeit angefüllt befanden. Er übergab dieſelben dem Teufel und inſtruirte ihn dahin, daß ſeiner Heiligkeit jeden Tag der Inhalt eines ſolchen Fläſchchen in der Fleiſchbrühe, der Chokolade oder andern Getränken beizubringen ſey.

Michel nahm dem Hinkenden das Käſtchen aus der Hand, beſah die Flaſchen, und warf ſie ſodann mit ſolcher Kraft zur Erde, daß alle zerſprangen und der Inhalt derſelben auf den Boden ſtrömte.

— Was ſoll das heißen! ſchrie der Präſes.

— Verrath, Verrath! ließen ſich zugleich mehrere Stimmen hören, und andere Schwarzkittel ließen Dolche blitzen.

— Man bemächtige ſich ſogleich dieſer beiden Fremdlinge und werfe ſie in unſern tiefſten Kerker! befahl der Präſes, und ein Dutzend der Anweſenden ſtürzten auf Michel und ſeinen Begleiter zu, ſie zu packen.

— Zurück! donnerte nun Michel, Keiner rühre ſich von der Stelle, und alle ſtanden unbeweglich wie die Bildſäulen der Heiligen auf den Colonnaden des St. Petersplatzes.

— Ihr ſeyd ſammt und ſonders mit Haut und Haar der Hölle verfallen, und damit Ihr einen Vorſchmack von dem was Euch erwartet, erhaltet, ſoll Euch hier mein College, den Ihr mit dem Auftrag den Papſt zu vergiften beehrtet, eine kleine Luſtreiſe an den Ort machen laſſen, den Ihr für alle Ewigkeit bewohnen werdet.

Michel ſprach nun einige den Vätern unverſtändliche Worte zu ſeinem Gefährten, plötzlich öffnete ſich der Boden des Saals und ſpie unter Feuer und Flammen über ein halbes Hundert dämoniſcher Ungeheuer aus, gerade ſo viel als Pfaffen in dieſer ehrbaren Verſammlung waren. Ein jedes derſelben nahm eine ſehr ehrerbietige Stellung vor einem der Patres an, indem es vor demſelben niederkniete, Michel aber kommandirte trotz einem Cavallerieoberſten: »Aufgeſeſſen!«

Hier half kein Sträuben und Ach, alle mußten aufſitzen, und auf das Commando »Marſch« machten die ſcheuslichen Reitthiere dreimal die Runde in dem Saale herum und fuhren ſodann mit ihren halbtodten Reitern, die ſich an den Hörnern der Diaboliſchen feſtklammerten, den geöffneten Schlund hinab.

Eine Viertelſtunde darauf kamen ſie eben ſo beritten, jedoch todtenfarbiger als der Tod ſelbſt, aus dem Abgrund wieder herauf, und Michel kommandirte: »Abgeſeſſen!«

Da die halbtodten Patres dieses Commando jedoch nicht befolgten, so schüttelten sie ihre gehörnten Reitthiere sehr unsanft ab, und verschwanden in dem sich hinter ihnen schließenden Abgrunde wieder.

— Ihr habt nun gesehen, was Euch erwartet, verruchte Giftmischer, Ihr habt gesehen, welche Qualen die Mörder Ganganellis erdulden müssen. Ihr habt zwar Euer abscheuliches Vorhaben, Dank uns, nicht ausgeführt, aber doch den besten Willen dazu bewiesen, was auf eins hinausläuft. Was Ihr fortan zu thun habt, um wo möglich die Barmherzigkeit des Allmächtigen zu rühren, mögt Ihr selbst erwägen. Fernere Vergiftungsversuche werden Euch hoffentlich vergangen seyn, und somit Valet.

Aus dem Saal tretend, sprach Michel zu Asmodi:

— Nun laß uns noch einen Abstecher zu dem saubern Delegaten nach Civita-Vecchia und dem schändlichen Treiben in dieser Stadt ein Ende machen.

Einige Minuten darauf schifften die beiden Unzertrennlichen sich im dortigen Hafen aus und setzten sich an einen der Tische, die vor einer Locanda der Hauptstraße unter schützenden Zelttüchern standen.

Zwei Individuen, von denen der eine ein starker Vierziger und der andere ein hoher Fünfziger und völliger Graukopf war, saßen an einem andern, ihnen nahestehenden Tische im Gespräch begriffen. Michel hörte ihnen aufmerksam zu.

— Und warum so außerordentlich starken Kaffee, Herr Doktor? das ist nicht gesund, und dabei sind Sie bleich und sehen ganz zerstört aus.

— Kein Wunder, ich habe die ganze Nacht kein Auge zugemacht.

— Wenn Sie so fortfahren, so richten Sie Ihre Gesundheit zu Grund.

— Muß man nicht leben, Freund? — Unsere Bedürfnisse mehren sich mit jedem Tage, und mit ihnen die Ausgaben, um sie bestreiten zu können muß man arbeiten wie ein Vieh.

— Indessen sind Sie noch immer zu beneiden, Sie verdienen in einer Nacht mehr als ich in vierzehn Tagen; hätte ich es noch einmal zu thun, so würde auch ich Advokat werden.

— O, nicht allen gelingt es, eine reiche Ernte nach der Aussaat zu machen, gar manche nagen am Hungertuch.

— Wahrscheinlich die Ehrlichsten.

— So! zu welchen zählen Sie mich?

— Verzeihen Sie, Herr Doktor, da es noch nicht ausgemacht iſt, ob man die Ehrlichkeit dem Vortheil vorziehen ſoll, ſo halten Sie es in dieſem Zweifel mit dem letztern, und ich geſtehe daß ich ein Gleiches thue.

— Nun, wir kennen uns; wenn ich nur den Advokaten für ſolche Clienten machte, die eine gerechte Sache haben, ſo könnte ich meine Bücher verbrennen, um mich bei deren Feuer zu wärmen, und in Armuth und Elend vergehen. Die reiche Welt will und muß immer recht behalten und den Armen unterdrücken, denn ſie kann bezahlen. Ich unterſtütze ſie alſo nach Kräften, und eigne mir dabei zugleich einen Theil ihres Ueberfluſſes an. Manchmal fühle ich wohl ſo ein Bischen von dem was man Gewiſſensbiſſe nennt, aber ich habe mich längſt daran gewöhnt ſie zu überwinden. Da habe ich eben zwei Proceſſe für ein Paar Reiche zu führen, deren Sache nicht ungerechter ſeyn könnte, aber ich werde ſie gewinnen, oder doch wenigſtens die mittelloſen Gegner durch alle möglichen Chikanen und Rabuliſtenkniffe ſo ermüden, daß ſie aus Mangel an Geld die Sache fahren laſſen müſſen.

— Aber fürchten Sie denn nicht, daß Ihnen unter der neuen Regierung das Handwerk gelegt werde?

— Pah, Pius IX. iſt eben ſo wenig allwiſſend und allſehend, als jeder andere Sterbliche, und dann habe ich den Delegaten Rolli, dem ich ſchon gar manchen Liebesdienſt erwies, zum Freund.

— Man munkelt, daß dieſer die längſte Zeit auf ſeinem Poſten geweſen ſey.

— Mag ſeyn, das kümmert mich wenig, ſein Erſatzmann wird auch nicht alle Klugheit gefreſſen haben, ſich Naſen drehen oder mit ſich handeln laſſen. Aber was bringt Sie auf dieſen Gedanken?

— Vorerſt iſt es nur ſo eine Vermuthung, die ich mit den Einwohnern der Stadt theile, und die ſich auf die neumodiſchen Geſinnungen des neuen Papſtes gründet. Dann aber die Geſchichte mit der Saffira und ihrem Mann.

— Man kann dem Delegaten nichts beweiſen, dafür iſt gehörig geſorgt.

— Sagen Sie mir doch, wie verhält ſich denn eigentlich die Sache, ich habe ihr nie recht auf den Grund kommen können, man redet ſo verſchieden und widerſprechend davon.

— Ich kann Ihnen die Wahrheit auf das Haar mittheilen; doch Freund, halten Sie reinen Mund, denn ſonſt ....

— Ich ſollte doch denken, daß wir uns kennen. Seyen Sie alſo unbeſorgt, was Sie von mir wiſſen, meine verborgenſten Geheimniſſe bürgen hinlänglich für mich.

— Gut, alſo hören Sie: Der Delegat Rolli, ein alter Praktikus in Amors Dienſten, hat ſich ſterblich in die reizende junge Gattin des päpſtlichen Einnehmers Altavilla verliebt, fand aber trotz allen Künſten der Verführungen, die er nebſt Gold aufwandte, kein Gehör; die ſchöne Spröde wies ſeine Anerbietungen auf das verächtlichſte zurück, ohne jedoch ihrem Manne etwas davon zu entdecken. Der Delegat, der mich zu ſeinem Vertrauten in dieſer Sache gemacht, ließ auf meinen Rath die Kaſſe des Einnehmers durch einen der gewandteſten und durchtriebenſten unſerer Galeerenſträflinge erbrechen und berauben, und gab dieſem noch einen Paß in den beſten Formen in das Königreich Neapel, indem er ihm zu dem geſtohlenen Gelde noch ein Sümmchen zulegte und ihn dann mit Extrapoſt über die Grenze führen ließ.

— Wie nennt ſich der ſaubere Advokat? fragte hier Michel ſeinen Begleiter.

— Das iſt der berüchtigte Doktor Giucho, in ſeiner Jugend ein Raubliberaler und jetzt der Rechtskonſulent und Sachwalter aller Gauner, Schurken, Beutelſchneider, Verkäufer falſcher Lotterieloose, betrügeriſcher Bankeroutirer u. ſ. w.

— Ein ſauberer Galgenſtrick, doch hören wir weiter.

— Das iſt wieder eines von Ihren Meiſterſtücken, ſagte der Geſellſchafter des Doktor Giucho.

— O, das iſt noch nicht Alles; jetzt ließ der Delegat die Kaſſe des Einnehmers viſitiren, der ſelbſt noch nicht wußte daß er beſtohlen worden war, das Deficit betrug mehrere Tauſend Scudi, und Altavilla ward ſogleich in Ketten geſchmiedet und in den furchtbarſten Kerker Civita-Vecchias geworfen, in dem er noch ſchmachtet.

— Und ſeine Gattin ergab ſich dem Delegaten?

— Noch nicht, auch dieſer ſchmachtet noch in den Feſſeln der ſpröden Schönen, iſt jedoch, wie ich glaube, auf dem Punkt erhört zu werden, da er ihr als Preis für ihre Gunſt die Befreiung und Freiſprechung ihres Mannes verſprochen hat und das Manco erſetzen will; ich mache den Unterhändler, und mein Kuppelpelz ſoll mir nicht weniger als Tauſend Zechinen eintragen. Heute Morgen war ich zum Letztenmal bei der Signora und habe ſie ſchon ſo ſchwankend und wankend gemacht, daß ſie mir verſprach, dieſen

Abend ihr, hoffentlich günstiges Ultimatum abzugeben. Dem Delegaten hinterbrachte ich die frohe Botschaft und er freute sich schon diabolisch auf die kommende Nacht.

— Giucho, Sie sind ein wahrer Teufelskerl.

— Wir wollen diesen Teufelskerl sogleich packen, murmelte Michel leise.

— Gedulde Dich noch ein wenig, Du wirst noch einige andere Stückchen von dem saubern Patron hören.

— Und meine Processe, wie stehen sie, Herr Doktor? sagte der Grauschimmel.

— Vortrefflich, ich ermüde und erschöpfe nicht nur ihre Gegner durch alle mögliche Chikanen, sondern die falschen Zeugen, die vorgebrachten falschen Rechnungen und Quittungen, so wie daß ich den Referenten und einige Richter ganz auf unsere Seite gebracht und den andern durch meine Kniffe ganz den Kopf verwirrt habe, lassen keinen Zweifel übrig, daß wir gewinnen werden. Nur in der Sache mit Ihren Mündeln würde ich doch zu einem Vergleich rathen, theuerster Herr Griffino.

— Wenn er zu meinem Vortheil ausfiele und ich nicht zu viel dabei verliere; aber wie kömmt es, daß Sie mit all Ihrem Wissen und Ihrer Geschicklichkeit hier zu einem Vergleich rathen?

— Weil mich die Reformen und das Verfahren unsers neuen Papstes einigermaßen beunruhigen. Wenn Sie Ihren Mündeln die Hälfte ihrer gerechten Forderung bewilligen, so werden sich diese, aus Furcht noch Jahre lang des Ihrigen beraubt zu seyn und processiren zu müssen, damit abfinden lassen, und Sie können außerdem noch in den Augen der Welt den Großmüthigen spielen und Ihre andern Rechtshändel, namentlich der gegen Ihren Neffen, werden um so leichter für Sie zu gewinnen seyn.

— Aber die Hälfte, Herr Doktor, wo denken Sie hin? auf mein Gewissen, das kann ich nicht.

— Auf Ihr Gewissen? mit mir reden Sie von Gewissen, Herr Griffino? ich dächte, wir wären längst darüber im Reinen, daß dieses Ding nur ein Popanz für moralische Schwächlinge ist, erwiederte Doktor Giucho.

— Auch würde ich meine Erben, meine Kinder verkürzen, denen ich etwas Erkleckliches hinterlassen muß, denn Sie wissen ja am besten, daß in dem Jahrhundert, in dem wir leben, ohne Gold und Geld der Mensch eine Null ist.

— Aber es bleibt Ihnen ja dennoch ein ungeheures Vermögen, das hinreicht, um ....

— Wo denken Sie hin, Herr Doktor? Sie bringen mich um, ich weiß, es ist Ihnen ein Leichtes, auch diese Sache durchzusetzen.

— Hier, bei den Gerichten in Civita-Vecchia, allerdings; aber wenn Ihre Gegner dann nach Rom appelliren? der Proceß wird Aufsehen machen; wenn er unter den Augen des neuen Papstes verhandelt wird, dort möchte meine ganze Geschicklichkeit nicht ausreichen, darum rathe ich noch einmal ....

— Wohlan, gewinnen wir nur erst hier, und dann mag es gehen wie es will. Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Sie sind bis jetzt vor keiner Schwierigkeit zurückgeschreckt und dadurch berühmt und zum reichen Manne geworden, diesem Umstand verdanken Sie Ihren Ruf und Ihr Vermögen, wollen Sie jetzt anfangen ängstlich zu werden?

— Gut, Sie wollen es, ich werde Alles aufbieten Ihnen zu genügen.

— Das kann Ihnen bei Ihrer Schlauheit und Ueberredungskunst gar nicht schwer fallen.

— Besonders wenn ich sie noch durch andere gewichtige Gründe recht nachdrücklich unterstützen kann, daher haben Sie die Güte, Herr Griffoni, mir einstweilen noch fünfzig Quadrupeln anticipiren zu wollen, Sie wissen, ohne dieses allmächtige Arkanum ....

— Fünfzig Quadrupeln, wo denken Sie hin, Herr Doktor? Sie machen mich zum armen Mann!

— Soll ich Ihre Sache durchsetzen oder nicht?

— Welche Frage!

— Folglich fünfzig Quadrupeln.

— Da heißt es, nimm dich zusammen, Griffoni.

— Wann darf ich schicken?

— Ich werde Ihnen das Geld selbst bringen, sobald ich noch einige Besuche bei den Armen und Kranken gemacht haben werde, welchen ich Almosen von der mildthätigen Stiftung Peretti auszutheilen habe.

— Was Sie sicher mit der größten Gewissenhaftigkeit thun, nicht wahr, mein werther Herr Griffoni?

— Versteht sich, und dabei gehe ich mit außerordentlicher Vorsicht zu Werk; damit diese Almosen auch gehörig angewandt und nicht für unnütze Dinge verschleudert oder verliederlicht werden,

wandle ich das baare Geld in Naturalien um, von denen ich glaube daß ſie die Armen gerade am meiſten bedürfen.

— Ja ja, ich weiß, Sie bringen ihnen ganze Portionen Gemüſe, Brod, manchmal auch etwas Fleiſch und Wein, ja ſogar Zucker und Kaffee, und den Kranken ſogar Medikamente ins Haus, die Sie ſelbſt einkaufen.

— Damit die armen Leute nicht betrogen werden, und alles möglichſt billig erhalten.

— Und möglichſt ſchlecht; die böſe Welt ſagt, daß Sie Ihren tüchtigen Schnitt dabei machen, Herr Griffoni.

— Wenn man Alles glauben wollte, was die böſe Welt ſagt, ſo müßten Sie, mein Herr Doktor Giucho, die niederträchtigſte Canaille, die der Erdboden trägt, und längſt gehängt ſeyn.

— Bſt, Herr Griffoni, wer wird ſich ſolcher Worte unter Ehrenmännern, wie wir ſind, bedienen.

— Nun, nun, Sie bringen einen ja dazu. — Ich gehe jetzt, meine Armenrunde anzutreten, auf Wiederſehen.

— Gute Verrichtung, vergeſſen Sie die fünfzig Quadrupeln nicht.

— Schon gut, noch dieſen Abend.

Griffoni entfernte ſich und Michel näherte ſich nun dem Advokaten, indem er zu ihm ſagte:

— Habe ich nicht die Ehre, den Herrn Doktor Giucho, einen der berühmteſten Juriſten im Kirchenſtaat, zu ſprechen?

— Sie ſind ſehr gütig, mein Herr, Giucho iſt mein Name, was ſteht zu Ihren Dienſten?

— Ich habe da eine verzweifelte Sache, die mir viel Sorgen und Kummer macht; ich bin ein Spekulant und Kaufmann aus Bologna, mache nebſt Geſchäften in Kaffee, Zucker, Papier und allerlei Drougerien auch ſonſt allerlei Unternehmungen, und habe mich verleiten laſſen, eine Schrift von einem unſerer armen Univerſitäts-Scribler zuſammenſchmieren und unter dem Namen eines bekannten Autors drucken zu laſſen und herauszugeben. Nun aber will mir dieſer an den Kragen, hat mich deßhalb verklagt und eine große Entſchädigungsſumme verlangt, die mich ruinirt, wenn ich ſie zahlen ſoll. Da hat mir nun mein guter Freund gerathen, mich an Sie zu wenden, indem Sie, wie er mich verſicherte, ſelbſt dem Teufel in der Hölle noch ein I für ein U vorzumachen wüßten.

— Der gute Mann hat Ihnen zu viel geſagt, ſo weit treibe

ich meine Kunst nicht; indessen kann ich unter Umständen wohl manches leisten, was einem Andern schwer werden dürfte.

— Und diese Umstände wären?

— Ich selbst kann in Bologna nicht Ihren Anwalt vertreten, doch finden sich wohl Mittel und Wege, mich dort bestens vertreten zu lassen; ich habe gute Freunde unter den dortigen Advokaten und Richtern, aber es bedarf der Anticipation.

— Mit der kann ich dienen.

— Nun, dann haben Sie schon gewonnenes Spiel, denn um meinen Empfehlungen den gehörigen Nachdruck zu geben, bedarf es des metallischen Klanges.

Michel giebt dem Advokaten Giucho ein Papier, das er aus seinem Portefeuille nimmt.

— Ah, ein Wechsel von zwei Hundert Scudi auf Torlonio in Rom, das läßt sich schon hören.

— Nun, und wie glauben Sie die Sache anfangen zu können, damit mir geholfen wird?

— Nichts leichter als dies, ich habe vor Kurzem ganz denselben Fall hier gehabt: mit Hilfe des Referenten und eines Richters, den ich für meinen Clienten, der gleichfalls unter dem Namen eines bekannten Historikers die Sudelei eines Schmierers herausgegeben hatte, brachte ich es dahin, daß uns das Gericht verurtheilte, einen Eid zu leisten, daß nach unserer Ueberzeugung der Autor, dessen Namen wir gemißbraucht, keinen Schaden erlitten, und so kamen wir selbst ohne allen Schaden davon, außer was es uns kostete, ein solches Urtheil zu erlangen.

— Vortrefflich, da haben Sie alle Ehre davon, Sie sind vermuthlich bei den Jesuiten in die Lehre gegangen. Auf diese Art braucht jeder Spitzbube nur zu beschwören, daß nach seiner Ueberzeugung der von ihm Bestohlene keinen Schaden erlitten, um freigesprochen zu werden. Wohlan, Herr Doktor, ich gebe meine gerechte Sache in Ihre Hände.

— Und die nöthigen Dokumente — doch da sehe ich so eben den Herrn Delegaten kommen, der mich wahrscheinlich sucht, da wir Dinge von der größten Wichtigkeit mit einander abzumachen haben; ich muß bitten, die Fortsetzung unserer Conferenz auf etwas später zu verschieben, Sie können so lange hier verweilen.

Michel gesellte sich nun wieder zu seinem Freund Asmodi, der

ihn boshaft lächelnd empfing, während sich der Delegat zu dem Doktor Giucho, der ihm entgegeneilte, verfügte.

— Bester Doktor, Sie sehen mich in einer gewaltigen Unruhe und Aufregung.

— Gedulden sich Illustrissimo nur noch wenige Stunden, und ich wette, Signora Safira wird ....

— Ach, es ist nicht mehr das, lieber Doktor, ich habe so eben Briefe von einem vertrauten Freund aus Rom erhalten, die mich das Schlimmste fürchten lassen, ich sollte nach deren Inhalt fast vermuthen, der Galeerensklave habe geplaudert, wenigstens wird mir in denselben wegen schweren Vergehen meine baldige Ablösung und Verantwortung in Aussicht gestellt.

— Lassen Sie sich dadurch nicht abschrecken, sollte auch die Canaille geplaudert haben, so hat er ja keine Beweise, und Aussagen eines Galeerensklaven sind gegen einen hohen Beamten völlig ungültig.

— Aber der Paß, den wir ....

— Den hat die Canaille unter einem fremden Namen erschlichen.

— Ach, Sie träufeln Balsam auf mein geängstigtes Gemüth, werther Doktor. Wenn wir noch unter Gregor XVI. lebten, so wäre die Sache eine Kinderei, aber Pius IX. ist des Teufels mit seinen Reformen und Verbesserungen. Wenn nur die Oestreicher einmarschiren wollten, dieser neumodischen Wirthschaft baldigst ein Ende zu machen.

— Kann auch noch kommen, aber Sie wissen, Illustrissimo, daß diese nur langsam und behutsam zu Werke gehen. Das Einzige was mir etwas bedenklich scheint, ist, daß wenn wir den Altavilla frei lassen, und er durch Plaudereien seines Weibes oder des entwischten Galeerlings unsern Manoeuvres auf die Spur käme, er uns allerdings ein böses Spiel in Rom machen könnte.

— Aber was wäre dabei zu thun?

— Das Sicherste, ihn für immer unschädlich zu machen, wäre ....

— Wäre?

— Ihn bei Seite zu schaffen.

— Teufel! ließ sich hier Michel vernehmen.

— Wer sind die Beiden an jenem Tische? fragte der Delegat, dem dieser Ausruf nicht entgangen war, den Doktor.

— Der eine ist ein Spekulant aus Bologna, dem ich aus der Noth helfen muß, den andern kenne ich nicht.

— Der Kerl hat eine fatale Phyſiognomie für mich, ich fühle mich ganz unbehaglich in ſeiner Nähe. Er ſcheint mir ein verdächtiger Vagabund.

— Vielleicht ein unglücklicher Abenteurer, doch laſſen wir das.

— Alſo, Sie meinen daß es das Beſte für meine Sicherheit wäre, den Altavilla bei Seite zu ſchaffen?

— Allerdings.

— Aber wie?

— Wenn Sie ein Paar handfeſte Burſche hätten, auf die ſich zu verlaſſen wäre, ſo ließen wir ihn durch dieſe in ſeinem Kerker aufknüpfen, und ſtreuten dann das Gerücht aus, er habe ſich ſelbſt erhängt.

— Die handfeſten Burſchen wären wohl zu finden, aber wer bürgt mir für ihre Verſchwiegenheit? und dann müßte noch der Kerkermeiſter mit ins Geheimniß gezogen werden, der, obgleich mir ganz ergeben, doch immer ein gefährlicher Mitwiſſer mehr wäre, beſonders unter der neuen Regierung. — Nein, ſo geht es wahrhaftig nicht, ſinnen Sie auf ein anderes Mittel.

Nach einigem Beſinnen ruft Doktor Giucho plötzlich aus:

— Ha, ich habe eines, das unfehlbar iſt.

— Und das wäre?

— Der Doktor Anſelmo iſt mein Buſenfreund.

— Der Arzt? er ſteht eben nicht im beſten Ruf, man munkelt, er habe ſchon mehr als ein altes Weib in die andere Welt ſpedirt, nachdem er ſich von ihr zum Univerſalerben einſetzen ließ.

— Illuſtriſſimo, dies iſt ja eben der rechte Mann, den wir brauchen können.

— Und wie?

— Er muß uns durch ſeine Kunſt von dem Gefährlichen und Ueberläſtigen befreien.

— Sie meinen, daß er ſich dazu hergebe?

— Das laſſen Sie meine Sorge ſeyn, Illuſtriſſimo.

— Ha, das wäre ein Meiſterſtreich, der Mann beim Teufel, das Weib ganz und ungeſtört mein. Doktor, Sie ſind nicht mit Gold aufzuwiegen.

— Wenn er nur gleich da wäre, daß wir ...

— Ach, wenn man vom Wolf ſpricht, dann kömmt er auch. Sehen Sie, Illuſtriſſimo, wie gerufen, eben jetzt biegt er dort um die Straßenecke. — Erlauben Sie.

Doktor Giucho läuft seinem Busenfreund Anselmo entgegen, bringt ihn im eifrigen Gespräch begriffen zu dem Delegaten, und alle drei nehmen an dem isolirtesten Tische der Lokanda, eine Flasche Lakrimä Christi vor sich, Platz, nachdem der Arzt den Delegaten mit einem: Illustrissimo und Unicilissimo begrüßt hat.

— Wie gesagt, Theuerster, es handelt sich darum, unserm Herrn Delegaten einen eminenten Dienst zu leisten, für den Sie fürstlich belohnt werden sollen.

— Ich stehe mit all meiner Kunst zu Diensten.

— Es handelt sich darum, einen uns überlästigen und gefährlichen Menschen aus der Welt zu schaffen, flüsterte der Doktor Giucho dem Doktor Anselmo zu.

— Wie, was muthen Sie mir zu? erwiederte dieser, den Erstaunten und halb Entrüsteten spielend.

— Stille, bester Freund, wir kennen uns ja, und vor dem Herrn Delegaten brauchen Sie sich nicht zu verstellen, er weiß so gut wie ich, daß Sie schon mehr Leute unter die Erde gebracht haben, als eine Batterie von Kanonen in der heißesten Schlacht. Also keine Skrupel.

— Aber doch...

— Sie und Ihr Gehülfe, der Apotheker Salbey, der fast lauter verdorbene Medikamente führt, der eine ist der Strick und der andere der Henker; Ihr kurirt nur die Reichen.

— Zum Henker, vermag ich dem Tod alle Thüren und Thore zu schließen?

— Im Gegentheil verstehen Sie desto besser sie zu öffnen, und das verlangen wir ja eben von Ihnen; wozu also dieses Sträuben? — Beruhigen Sie doch den Herrn Doktor, Illustrissime.

— Lassen Sie alle Besorgnisse und Befürchtungen fahren, lieber Doktor, wir geben uns, Ihrer Kunst bedürfend, ganz in Ihre Hände, sagte der Delegat.

— Wohl. Ich gestehe, daß ich mir kein großes Gewissen daraus mache, durch manche oft nicht zu verhütende Versäumniß die Welt von armen Teufeln, und diese so von ihren irdischen Leiden und Schmerzen zu befreien, so wie das Land von den Kosten ihrer Unterhaltung; sie sind ja ohnehin nur sich und der Welt zur Last, aber dennoch bin ich nicht ohne Mitleid, wo es sich mit meinen übrigen Pflichten und Sorgen verträgt. Jeder ist sich jedoch selbst der Nächste. Ist der Kranke reich und kann mich für meine

Gänge und Bemühungen hinlänglich belohnen, so gestehe ich, daß ich alle Sorgfalt anwende, ihn allmählig zu heilen, und gelingt es mir, ihn von einer gefährlichen Krankheit zu befreien, so macht dies Aufsehen in der großen und vornehmen Welt und man reißt sich um mich; was hilft es mir aber, wenn ich an einem armen Teufel auch die glänzendste und schwierigste Kur vollbringe, kein Mensch redet davon, und alle meine Mühe ist für mich verloren, während sie mir bei einem Reichen außer dem Ruf noch Goldströme zufließen macht. Aber bei einem guten Theil der zahlreichen Canaille, die in Elend schmachtet, oft von den ekelhaftesten pestilenzialischen Krankheiten heimgesucht wird, und selbst eine Pest für die wohlhabende und elegante Welt ist, so wie das Leben nur eine Qual für dergleichen Ungeziefer ist, habe ich den löblichen Gebrauch angenommen, dem Tod, der all diesem Elende ein Ende macht, wenn ich auch nichts dazu thue, ihm den Weg zu bahnen, doch durch keine hindernden Schranken denselben zu versperren.

— Ha, jetzt empfinde ich doppelt, wie gut es ist, reich zu seyn, versetzte Giucho: wehe dem armen Teufel, der solchen Schülern Aesculaps in die Hände fällt, bei dem ersten Besuch seines Arztes ist er geliefert. Doch nun zu unserer Angelegenheit.

Der Delegat, Doktor Giucho und Doktor Anselmo wurden nun einig, dem eingekerkerten Gatten der Safira einige Pülverchen beizubringen, wodurch auch dieser von den Leiden und dem Elend dieser Welt auf immer befreit werden sollte. Als das saubere Trifolium noch berathschlagte, wie die Pulver am besten beizubringen wären und der Vergiftete sodann ohne Aufsehen wegzuschaffen sey, kam eine Ordonnanz außer Athem und meldete dem Delegaten, daß so eben eine neue Abtheilung päpstlicher Truppen, von Rom kommend, Infanterie, Reiterei und Artillerie, in Civita-Vecchia eingerückt sey und alle Thore und Wachen besetzt habe.

— Was zum Henker mag das bedeuten! rief Doktor Anselmo aus.

— Man fürchtet vielleicht eine Landung der Franzosen, meinte Doktor Giucho.

— Hm, so ohne daß ich im Geringsten davon benachrichtigt wurde, sagte der Delegat, das kömmt mir doch sonderbar vor.

— Vielleicht ist auch eine Verschwörung entdeckt, oder machen sich meine ehemaligen Freunde, die Carbonari, wieder mausig, sagte Giucho.

Alle drei verließen nun die Lokanda, um ſich von der Wahrheit der Meldung ſelbſt zu überzeugen, als ihnen einer der beiden andern Gäſte, der, deſſen Phyſiognomie dem Delegaten ſo mißfallen hatte, den Weg vertrat und die Herren bat, ihm einen Augenblick Gehör zu geben.

— Wir haben jetzt keine Zeit, ſagte der Delegat, und wichtigere Dinge abzumachen als uns mit Euch zu beſchäftigen.

— Und dennoch muß ich bitten ....

— Ein andermal, mein Freund, ſagte der Doktor Gluche, Ihr ſeht, der Herr Delegat hat Eile.

— Thut nichts, meine Angelegenheiten gehen vor, und die Herren werden nicht von der Stelle gehen, bevor ſie mir Gehör geſchenkt.

— Was ſoll das heißen, welche Frechheit, ich werde Euch ſogleich zur Raiſon bringen! rief jetzt der Delegat erzürnt, und wollte den Fremden auf die Seite ſchieben, dieſer wich jedoch nicht von der Stelle und vertrat dem Kleeblatt abermals den Weg.

— Holla, heh da, Wache, man führe dieſen Vagabunden ſogleich ins Gefängniß ab; der Syndico thut ſchlecht ſeine Schuldigkeit, ſonſt würde man dergleichen Abenteurer nicht in Civita-Vecchia ſehen, rief der Delegat.

Die Wache kam, und der Delegat befahl ihr, den vermeintlichen Vagabunden feſtzunehmen, dieſer zog jedoch ein Papier aus der Taſche und überreichte es dem kommandirenden Unterofficier.

Kaum hatte derſelbe einen Blick auf die Schrift geworfen, als er ehrfurchtsvoll zurücktrat und ſagte:

— Illuſtriſſima Excellenza werden gnädigſt verzeihen.

— Was iſt das? ſagte erblaſſend der Delegat, nahm das Papier, las, und ſagte darauf:

— Wie, bevollmächtigter Generalkommiſſär Seiner Heiligkeit? bitte Tauſendmal um Vergebung, aber der Dienſt, das Wohl des Staates, es läuft ſo viel verdächtiges Geſindel hier herum, daß ... man .... ich ....

— Je nun, man kann ſich freilich irren, meinte der Fremde, und ſich zur Wache wendend, ſetzte er hinzu: unterdeſſen werdet Ihr die drei Patrone hier (auf den Delegaten und die zwei Dokturen deutend) feſthalten, ſo wie dieſen vierten, der eben kommt — Griffoni, den der Tumult angezogen, war herbeigelaufen, und wußte nicht wie ihm geſchah, als auch er verhaftet wurde.

Jetzt trat Michel hinzu und sagte zu dem saubern Vierblatt: Ihr werdet nun sämmtlich in die Kerker nach Rom abgeführt, vorher aber mag mein Freund hier, der Herr Generalkommissarius des Papstes und Sr. diabolischen Majestät, sein Favoritspiel mit Euch beginnen und Euch einen kleinen Vorschmack der Freuden geben, die Eurer harren.

Michel gab nun dem Asmodi ein Zeichen, dem sofort Klauen, gekrallte Flügel, Hörner und Schlangenhaare wuchsen, und der mit seinen vier Pratzen und Tatzen einen jeden der vier Burschen bei den Haaren, und da Giucho und Griffoni Perücken trugen, diese bei den Glatzen ergriff, in die er sich einkrallte, und rasch bis zu einer schwindelnden Höhe, so daß sie nur noch als ganz unbedeutende Punkte erschienen, mit ihnen flog, hier aber einen nach dem andern fahren ließ, ihn jedoch, bevor er die Erde berührte, wieder mit seinen Krallen auffing, und diese Art Ballspiel, das ihm auch der gewandteste Equilibrist nicht nachmachen würde, eine geraume Zeit fortsetzte, den einen fahren lassend, den andern auffangend, so daß die Burschen fortwährend in der Todesangst schwebten, an irgend einem Eckpfosten oder Hausgiebel zerschmettert zu werden, und Blut schwitzen, bis es endlich Michel gefiel, dem gräulich lustigen Spiel, den ganz Civita-Vecchia mit Erstaunen zusah, ein Ende zu machen und das saubere Bündelchen in die Kerker nach Rom abführen zu lassen, dem Commandanten des Transports die untrüglichsten Beweise ihrer Schurkenstreiche nebst einem Schreiben an Pius IX. mitgebend, und Ersterem bei schwerer Ahndung anbefehlend, den ihm gewordenen Auftrag, die Burschen dem Kardinal Gizzi zu überliefern, auf das Pünktlichste zu erfüllen.

— Jetzt hätte ich Lust, noch schnell eine Tour nach Quitschi-Quatschi zu machen, sagte Michel zu seinem hinkenden Freund nach dieser Exekution, um noch mehr Materialien zur Beschreibung dieses seltsamen Staates zu sammeln.

— Diese Mühe kannst Du Dir ersparen.

— Wie so?

— Es ist bereits ein anderer zuvorgekommen, der das famöse Manuscript Sarasbambums an sich gebracht, auch sonstige reichliche Materialien und Curiosa über Quitschi-Quatschi bis auf den heutigen Tag gesammelt hat, und die ganze Sammlung wohlgeordnet unter dem Dir von mir angegebenen Titel: Ausführliche und getreue, historische, topographische ꝛc. ꝛc. Be-

ſchreibung der barbariſch kultivirten Republik Quitſchi-Quatſchi binnen Kurzem herauszugeben gedenkt; das Büchelchen wird nebſt dem was wir ſchon kennen und wiſſen, noch einige Hundert der ſeltſamſten Curioſa und Begebenheiten, ſo wie eine detaillirte, ſehr lehrreiche Auseinanderſetzung der Organiſation, Adminiſtration ꝛc. dieſes merkwürdigen Staates enthalten.

— Das iſt mir nicht lieb, ich hätte gerne ſelbſt dieſe Arbeit gemacht.

— Man muß auch einem andern etwas laſſen; ich bin feſt überzeugt, der Mann und ſein Verleger machen ein gutes Geſchäft mit dem Werkchen, und Beiden iſt es zu gönnen.

— Nun, wenn das iſt, in Gottes Namen; unterdeſſen was beginnen?

— Vorerſt wieder einmal ausruhen.

— Du haſt Recht, alſo auf baldiges Wiederſehen!

Michel und Asmodi trennten ſich, und Erſterer überlegte ſodann, wohin er ſeinen nächſten Ausflug machen wolle. —

XX.

Und wehe dem, der anders glaubt,
Zieht er den Mund nur etwas krumm!
Der Dummkopf wird ein Mann im Staate.
Denn sein Herr Vater saß im Rathe:
Das ist das Privilegium.

Die deutschen Auswanderer in Frankreich. — Michel giebt ein großes Instrumental- und Vokal-Concert zum Besten der Loire-Ueberschwemmten. — Noch eine Höllenfahrt. — Merkwürdige Bekenntnisse Richelieus, Annas von Oestreich, und Ludwig XIV. Das Geheimniß der eisernen Maske entdeckt.

Michel Stürmer lag um die elfte Morgenstunde, Blätter und Schriften in der Hand und auf dem vor ihm stehenden Tische, auf der Ottomane ausgestreckt, einmal über das andremal den Kopf schüttelnd, als der Hinkende vor ihn trat und sagte:

— Was ist's, das Dir jetzt die Galle sprudeln macht?

— Bald muß man sich schämen, ein Deutscher zu seyn.

— Wie das? grinzte Asmodi hämisch.

— Wie magst Du noch fragen, Du, der Du alle Gedanken erräthst.

— Es gaudirt mich allemal, wenn ich Dich im Zorn über Deine theuern Landsleute sehe. Diesmal sind es aber nicht ihre philosophischen, religiösen oder politischen Albernheiten, die Dich aufbringen, sondern ...

— Sondern? —

— Ihr Mangel an Nationalstolz und Ehrgefühl.

— Errathen, und habe ich etwa Unrecht, müssen solche Vorfälle, wie sie in Dünkirchen, Havre, Cherbourg, Paris ꝛc. täglich vorkommen, nicht jeden ehrliebenden Deutschen kränken und dem

franzöſiſchen Volk gegenüber ſchamroth machen? Hunderte, ja Tauſende von deutſchen Auswanderern kommen fortwährend hilf- und mittellos in den genannten Städten an, können nicht mehr vorwärts noch zurück, und fallen nun der Regierung und den Einwohnern zur Laſt, die nicht müde werden ſie zu unterſtützen, ihnen nach Kräften zu helfen, obſchon ſie ſelbſt Arme und Bedürftige genug haben, für die ſie ſorgen müſſen, und namentlich in dieſem harten Winter, wo Mangel, Hunger und Elend ſich allenthalben kund giebt; trotz dem haben die Einwohner von Havre wieder einige Hundert ſolcher unglücklichen Deutſchen dieſen Winter beherbergt, genährt und ſogar bekleidet und ſich ihrer auf das liebreichſte angenommen; ich wollte einmal ſehen, wenn ſolche Maſſen franzöſiſcher, ganz mittelloſer Auswanderer nach deutſchen Städten, etwa Frankfurt, Hannover kämen, welchen Aufruhr und Tumult unter den Einwohnern dies verurſachen würde, da wo man auf das Aengſtlichſte und Kleinlichſte jeden Einzelnen um ſeine Päſſe, ſeinen Heimathsſchein und dergleichen Lappalien befragt, und ihn, wenn er ſie nicht herbeiſchaffen kann, über Hals und Kopf aus dem Land jagt oder bringen läßt! — Du wirſt mir doch eingeſtehen, daß in Frankreich weder Volk noch Regierung einen Begriff von einer ſolchen erbärmlichen Engherzigkeit haben und Niemand fürchtet, daß wenn ſich auch einmal ein hilfloſer armer Ausländer in das Land oder deſſen Hauptſtadt verliert, dadurch das Wohl des ganzen Reichs gefährdet wird, wie dies in ſo manchen deutſchen Staaten der Fall iſt, und da ſind es gerade wieder die ſogenannten freien Städte, die ſich am jämmerlichſten benehmen und verhungern wollen, wenn ein mittelloſer Fremder ihr Gebiet betritt, und Zetermordio ſchreien. Die Franzoſen mögen ſeyn wie ſie wollen, aber ein gaſtfreies und großmüthiges Volk iſt es immer, nimmt alle Bedürftige und Hilfloſe als Brüder liebreich und mit offenen Armen auf, ohne zu fragen, welcher Nation oder welchem Glauben ſie angehören, ſorgt für ihr Unterkommen, giebt ihnen Mittel und Wege dazu an die Hand, und von Brodneid iſt keine Spur. Da ſetzt ſich der deutſche, polniſche, ſpaniſche Schuſter, Schneider, Tiſchler ꝛc. dem franzöſiſchen vor die Naſe hin, ohne daß es dieſem nur einfiele, ſich deshalb zu beklagen oder zu wundern, er findet dies ſo natürlich, als daß die Sonne am Morgen aufgeht und Jedermann beſcheint. Welche Mühen und welch Geſchrei, wenn ſich in einem deutſchen Staat ein Fremder, ein ſogenannter

Ausländer auch nur aus einem andern deutschen Land etabliren will, was hat er nicht alles durchzumachen und beizubringen, da wo eine solche Möglichkeit vorhanden ist.

— Das sind aber alles alte, längst bekannte Dinge, die Du nicht ändern wirst und Dir nicht mehr auffallen sollten, meinte Asmodi.

— Desto schlimmer; nicht auffallen? — wenn ich jeden Tag in Frankreich die so begründeten Aeußerungen: »Es ist unbegreiflich, daß uns die Deutschen ihre Armen in solchen Zuständen zuschicken und nicht besser für diese Leute sorgen« u. s. w. hören muß, und dabei glauben die Franzosen, daß es die Regierungen selbst sind, welche ein solches Auswandern veranlassen und befördern, um ihre Armen los zu werden. Besonders ist dies der Fall, seitdem Preußen erklärte, daß die 800 Deutschen, die sich vor mehrern Monaten hilflos in Dünkirchen befanden, ihm nicht mehr angehörten. Viele Wochen wurden diese Unglücklichen von den Einwohnern Dünkirchens reichlich genährt, bis sie die französische Regierung als Colonisten nach Algerien auf ihre Kosten übersiedelte, und Alles zu ihrer ersten Einrichtung und ihrem weitern Fortkommen großmüthig verabreichen ließ. — Man wende mir nicht ein, daß Dünkirchen, Havre, Paris ꝛc. reiche Städte sind, in denen Handel und Gewerbe blühen, das Geld von allen Seiten zuströmt, und die folglich auch ein Uebriges in solchen Fällen thun könnten; Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt ꝛc. sind auch reiche Städte, aber ich wollte sehen, wenn ihnen Jahr aus Jahr ein französische Arme, und in solcher Menge zuströmten, sie würden sie gar nicht einmal einlassen, ihnen schnell Thore und Thüren verschließen, und gleich jenen filzigen Reichen, die alle Monate ein paar Groschen Armengelder zahlen, wenn sie ein Armer um Hilfe anspricht, sagen: »Wir haben schon unsere Armen!«

— Aber was eigentlich noch das Schimpflichste für Deine guten Landsleute, und namentlich für das reiche Hamburg ist, hast Du ganz außer Augen gelassen.

— Und das wäre? —

— Wie, erinnerst Du Dich denn nicht, wie edel und großmüthig sich die Franzosen, und namentlich Bordeaux, vor einigen Jahren bei dem großen Unglück benommen, als beinahe die Hälfte dieser Stadt durch die unerhörte Feuersbrunst in Asche gelegt war?

— Nun, und weiter ....

— Und wie erbärmlich hat sich Hamburg, oder wenigstens sein Consul benommen, der den Legitimisten zu lieb bei einem französischen Nationalfest sogar sein Haus zu erleuchten verweigerte. Und jetzt, bei dem ungeheuern Unglück, das mehrere französische Departements durch die furchtbaren Ueberschwemmungen der Loire und anderer Flüsse betroffen und so viel Elend und Jammer verursacht, hat Hamburg, ja hat ganz Deutschland auch nicht einen Groschen beigesteuert, dasselbe zu mildern!

— Ja es ist wahr, es ist abscheulich, wie jämmerlich stehen wir hier den Franzosen gegenüber! Wir thun groß und sind stolz auf unsere Erfindungen, unsere Arbeitsamkeit, unsere drollige Tiefdenkerei und unsere großen Männer; unsere großen Männer würden schamroth werden, wenn sie noch unter uns lebten, und unsere Kleingeisterei und Erbärmlichkeiten sähen, die noch nie so da gewesen. Der krasseste Egoismus tödtet alles bessere Gefühl, und unsere Reichen kennen kein anderes Glück als das des Zusammenscharrens, ohne zu bedenken, daß dies Alles für die Verwesung ist, und morgen oder übermorgen ein Paar Pfund Erde ihren gemästeten Leichnam deckt. — Da lese ich eben einen Artikel in der Hamburger Börsenhalle, aus dem hervorgeht, daß der Vorfall mit Krakau den guten Hansestädten gewaltig zu schaffen macht, und sie für das Fortbestehen ihrer sogenannten Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zittern, sie fürchten das was sie ihre Freiheit nennen, das heißt die Freiheit, sich auf Kosten des übrigen Deutschlands zu bereichern, indem sie die gehorsamsten und unterthänigsten Diener und willfährigen Knechte und Schmuggler der Engländer machen, zu verlieren. Da ist auch kein Funken von Patriotismus, von Wohlwollen für das gemeinsame Vaterland, sondern nur eine Geldsackliebe von der gröbsten Sorte zu verspüren. Aber Geduld, Ihr werdet Euern unvermeidlichen Schicksal, zu dem Ihr in Eurer Beschränktheit und Kurzsichtigkeit am meisten beitragt, eben so wenig entgehen, als jeder Sterbliche dem Tode. Ihr selbst befördert und bereitet Euern Untergang, mehr als es Euer ärgster Feind thun könnte. Allerdings hängt des Damokles Schwert über Euerm Haupte, und der geringste politische Sturm der eintritt, und daß er eintritt ist kein Zweifel, wird das Haar, an dem Eure Mammonsexistenz noch hängt, zerreißen, und Spott und Hohn wird Euern Fall frohlockend begrüßen.

— Nun, nun, gerathe mir nur nicht in Zorn, zu was dies

Greisern! was das Schicksal, dem wir alle, auch ich und unser Reich unterworfen sind, bestimmt hat, wird ohne Widerspruch vollzogen, Du kennst doch den Schluß jenes alten Liedes. — Asmodi trillert mit infernalischer Stimme:

Was da seyn soll, wird geschehn,
Nichts kann dem Geschick entgehn,
Und nichts ändert seinen Schluß,
Dies beweist das alte Buß.

— Suche lieber das Versehen Deiner Landsleute gegen die Franzosen so viel es gehen mag einigermaßen gut zu machen. —

— Ein gescheidter Einfall, aber wie?

— Gieb in Paris ein Clavierconcert a la Liszt zum Besten der Ueberschwemmten.

— Du scherzest, ich weiß auch nicht eine Taste anzuschlagen.

— Dafür laß mich sorgen, ich will Dich schon so spielen lernen, daß Liszt, Thalberg, Chopin, Rosenhain, und wie die berühmtesten Clavierwirtuosen heißen mögen, nur Stümper gegen Dich seyn sollen.

— Gut, und da es einem wohlthätigen Zweck gilt, so soll Rosa-Maria darin singen.

— Das wird eine Einnahme geben, ich will sogleich für die Ankündigung und nöthige Bekanntmachung sorgen.

— Wohl, laß uns nicht länger säumen, je eher je besser, es gilt hier die Ehre der Deutschen, die wir retten wollen, und den Franzosen müssen wir zeigen, daß unsre Herzen gerade auch nicht von Stein und wir keine gefühllosen Stöcke sind.

In wenigen Augenblicken waren nun alle Mauern und Straßenecken von Paris mit Riesenzetteln beklebt, die ein großes Instrumental- und Vokal-Concert, wie man es noch nie in Frankreichs Hauptstadt gehört, ankündigten, und zwar auf einem Pianoforte von ganz neuer Erfindung, wie man ebenfalls noch nie eines gesehen, und welches das Orchester der großen Oper zehnfach zu ersetzen im Stande sey. Zugleich wurde gesagt, daß sich der Erfinder, einer der ersten deutschen Clavierklopfer, Namens Müllerwald — unter diesem Namen wollte Michel figuriren — auf dem Instrument werde hören lassen, so wie eine junge Sängerin, deren Gesang sich jedoch selbst loben müsse, und daß die Einnahme zum Besten der Ueberschwemmten der Loire bestimmt wäre. Zum

Concertſaal hatte man Frankonis Cirkus erwählt, und den Eingangspreis ohne Unterſchied auf fünfzig Franken geſetzt. Dieſe Anſchlagszettel waren mit goldflimmernden Lettern auf feuerrothem Papier gedruckt, und die Buchſtaben flammten, als ob ſie glühten, ebenfalls eine ganz neue Erfindung.

Trotz des hohen Eingangspreiſes waren in den nächſten vier und zwanzig Stunden alle Billets vergriffen. Der Bey von Tunis, der ſich gerade in Paris befand, und dem das Journal der Debats ſo manche Reden in den Mund legte, die dem guten Manne nie in den Sinn gekommen, ließ allein zwei Hundert Stück holen; der Hof blieb nicht zurück, und die königliche Familie und die Prinzen nahmen nicht weniger als fünf Hundert; ihrem Beiſpiel folgten alle Pairs von Frankreich, der hohe Adel, das Faubourg St. Germain und die Finanzariſtokratie. Die Juden Rothſchild, Fuld u. ſ. w. nahmen ebenfalls einige Billete, wenn ſie auch den Preis etwas hoch fanden, ſich aber tröſtend ſagten: »Wenn alle in ſaure Aepfel beißen, wollen wir es auch thun«, und über Hunderttauſend Franken waren gelöst, bevor ſich noch die Pforten zu dem Wunderconcert öffneten.

Als die Stunde des Eröffnens geſchlagen hatte, war das Gedränge und die Zufuhr ſo groß, daß die Wagen bis zum Concordienplatz Queue machen mußten. Aber zum großen Erſtaunen der Zuhörer erblickten dieſe nur ein ganz kleines unbedeutendes Inſtrument, das in der Mitte des Cirkus ſtand, kaum die Größe eines Damen-Arbeitstiſchchens und eine ganz runde Form hatte; dies war die ganze Anſtalt, die man zu dem großen Concert getroffen hatte. Die Zuhörer ſahen ſich einander verwundert und erſtaunt an, als wollten ſie ſagen: was ſoll das geben? ſind wir nicht geprellt? —

Nach einer Stunde des Harrens kam endlich der Concertgeber im Auf- und Anzug eines muſikaliſchen Kraft-Genies, mit allongeperückenartig herabhängenden Haaren, ſpreizte einigemal ſeine ungewöhnlich langen Finger, und nachdem er ſeinen obligaten Bückling gegen den ihn umgebenden Kreis rund herum gemacht, zog er das Inſtrument etwas auseinander, ſo daß ſich in deſſen Mitte ein leerer runder Raum bildete, in welchen der Virtuos trat, öffnete es nun, und man erblickte eine, einen Cirkel bildende Claviatur.

Jetzt ſchlug der angebliche Müllerwald einen Accord an, — aber, allmächtige Götter, welch einen Accord! — der ganze Cirkus

erbebte, als habe ihn ein heftiger Erdſtoß bewegt, den Zuhörern war es als durchzuckte ein elektriſcher Schlag alle ihre Glieder, Hören und Sehen ſchien ihnen zu vergehen, vielen Schönen wandelte eine Ohnmacht an, und die hübſche Herzogin von Montpenſier fiel ihrem Gatten in die Arme. Ehe man jedoch nur zu ſich ſelbſt kommen konnte, fuhr der Virtuos fort und ſpielte brillante Variationen über das Thema des beliebten deutſchen Revolutionsliedes: »'s iſt mir Alles eins, 's iſt mir Alles eins« u. ſ. w., und alle Köpfe wirbelten und ſchwindelten. Kein Wunder, alle Baßtöne waren eben ſo viele Donner-, Kanonen- und Bombenſchläge, und dabei die infernaliſche Virtuoſität des Künſtlers, der zumal gegen alle Seiten hin Fronte zu machen ſchien, ſo daß man glaubte, er ſetze fünfzig Arme und Hände zugleich in Bewegung, dieſe dämoniſchen Fingerſprünge, dieſes wundervolle Hacken, Trillern, Wirbeln und Umſchwerfen der ellenlang ſcheinenden Finger machte alle Zuhörer ſchwindeln. Endlich ging Michel-Müllerwald in ein ſanftflötendes Adagio über, das ſo ſüß tönte, daß das ganze Auditorium davon entzückt war; in der That waren es überirdiſche, himmliſche Sphärentöne, die er jetzt dem ſeltſamen Inſtrument zu entlocken wußte, und welche eine ſo behagliche Empfindung bei den Damen erzeugte, daß dieſe beinahe in einen bezauberten Schlummer fielen, aus dem ſie jedoch einige Donneraccorde ſchnell wieder weckten. Auch die Arie »in dieſen heiligen Hallen« und die Prieſterchöre aus der »Zauberflöte« trug der Wundermann ſo vor, daß man ſich durch dieſe an und für ſich ſchon himmliſche Muſik in das Elyſium gezaubert glaubte. Nachdem der noch nie dageweſene Virtuos die verſchiedenartigſten Meiſterſtücke in allen Tempis und Tönen vorgetragen, holte er die beſcheiden und unbemerkt neben ihrer Schweſter ſitzende Roſa-Maria, welche nicht minder Furore durch ihre herrliche Stimme und ihren meiſterhaften Geſang erregte. Ihr gebührt die Krone als Königin des Geſanges! rief man von allen Seiten, nachdem ſie eine große Bravour-Arie mit italiäniſchem Text geſungen hatte, die noch Niemand kannte, deren Compoſition aber einen Meiſter und Stern erſter Größe am Ton-Himmel verrieth und in der Mozart'ſche und Beethoveniſche Melodieen und Accorde verſchmolzen ſchienen. Auch ſie trat unter dem ungeheuerſten Beifall ab. Dabei wurde das anmuthige, liebliche Weſen, der graziöſe Vortrag und die außerordentliche Schönheit der jugendlichen Sängerin aufs Höchſte bewundert. Der Clavier-

virtuose spielte nun ein Violinconcert auf demselben Instrument, das jetzt die harmonischsten Töne der besten Cremoner Geige mit voller Orchesterbegleitung von sich gab, so daß Paganini und die Geschwister Milanollo ihm zur Seite nur jämmerliche Hudler gewesen wären. Eben so trug er, immer auf demselben Instrument, ein Violoncell-Concert, ein Flöten-Concert, ein Clarinett-Concert, ein Fagott-Concert u. s. w. vor, und alle mit solcher Virtuosität, daß die größten Meister, die sich je auf diesen Instrumenten hören ließen, als Romberg, Drouet ꝛc., immer nur Schüler im Vergleich mit diesem Kunstheroen gewesen wären. Auch Rosa-Maria sang noch einigemal zwischen diesen Instrumental-Vorträgen, und endlich schloß das außerordentliche Concert mit einem Trompeten- und Posaunenstück, »das jüngste Gericht« betitelt, welches noch alle vorhergehenden Stücke an Lärm und Virtuosität übertraf und dem Ganzen die Krone aufsetzte, aber auch die Nerven der Zuhörer, besonders der weiblichen, so gewaltig erschütterte und angriff, daß die meisten von ihnen mehrere Wochen, ja Monate bettlägerig wurden und viele auf ihre Lebenszeit ein Nervenzucken davon trugen, da sie bei jedem Posaunen- und Trompetenton oder Paukenschlag zusammenfuhren und Convulsionen und schreckliche Nervenzufälle bekamen. Indessen war die Einnahme ein artiger Beitrag für die durch die Ueberschwemmungen unglücklich Gewordenen, und ganz Paris war voll von diesem Wunderconcert, dessen Wiederholung allgemein begehrt wurde: aber der Concertgeber war nach Beendigung desselben sammt seinem Instrument verschwunden, Niemand konnte sagen, was aus ihm geworden, und alle Nachforschungen der gewandten Pariser Polizei waren vergeblich.

Michel beschloß nun, eine abermalige Höllenfahrt zu machen, um noch einige berühmte Verdammte und in den Höllenpfuhlen brennende Sünder zu besuchen, und deren Bekenntnisse zu vernehmen.

Durch den Vesuv, einen der Aus- und Eingänge der schrecklichen Unterwelt, fuhren die Gesellen wieder hinab, und Michel suchte zuerst die im Blutmeer zischende Ex-Eminenz, den Cardinal Richelieu auf.

Ludwig XIII. ehemaliger, so allmächtiger und gefürchteter Premierminister machte ein verzweifelt jämmerliches Gesicht, und nachdem ihn Michel von dem Zweck seines Besuchs unterrichtet, ihm einige Hoffnung zur Linderung seiner Qualen unter den uns bekannten Bedingungen freimüthiger Geständnisse und Bekenntnisse

ſeiner Sünden gegeben, und Richelieu mit einem wahren Armenſündergeſicht geſtanden hatte, daß die Tauſende von Meſſen, die man für ſchweres Geld auf der Oberwelt zum Heil ſeiner Seele geleſen, auch nicht das Allergeringſte zur Milderung ſeiner entſetzlichen Pein beigetragen hätten, begann er ſeine Generalbeichte, wie folgt.

— Ihr wißt ohne Zweifel, daß ich der Sohn eines Gardekapitäns Heinrich IV., des Franz Düpleſſis bin, und alſo aus einem der älteſten adelichen Häuſer Frankreichs ſtamme.

— Erlaubt mir, Herr Cardinal, fiel ihm Michel hier in's Wort, es hätte Euch doch ſeit den zwei Hundert Jahren, die Ihr hier ſchmachtet, längſt einleuchten ſollen, daß dergleichen, von menſchlicher Eitelkeit erfundene Schnurrpfeifereien in der Waagſchaale des Weltenrichters nicht einmal das Gewicht einer Seifenblaſe haben, und ebenſo ſchnell zerplatzen; laßt alſo ſolchen nichtigen Firlefanz in Euern Bekenntniſſen weg; ein Menſch iſt ſo edel und unedel geboren wie der andere, es mögen ſeine immer ſehr zweideutigen Vorfahren ſogenannte Helden oder Karrenſchieber geweſen ſeyn. Nun weiter!

Mit einem ſchweren Seufzer fuhr Richelieu fort: Ich kam im Jahr 1585 zu Paris in dem von meinen Eltern daſelbſt bewohnten, auf dem Platz Royal ſtehenden Hauſe zur Welt. Mein Vater wollte, daß ich in ſeine Fußſtapfen treten ſollte, und beſtimmte mich für das Handwerk der Waffen, demgemäß auch meine frühere Erziehung geleitet würde; als Knabe, der noch nicht überlegt, gefiel mir das Waffen- und Soldatenſpiel nicht übel, als ich jedoch etwas älter wurde und zu denken anfing, da ward es mir klar, daß mir der Prieſterſtand weit mehr zuſage und viel beſſer zu meinen Neigungen und Abſichten paſſe, indem mein angeborner Hang zur Heuchelei, Verſtellung und Verſchloſſenheit mir von großem Nutzen in demſelben ſeyn würde, während der Kriegerſtand eine gewiſſe Freimüthigkeit und Offenheit, namentlich zu jener Zeit, forderte, die mir verhaßt waren und ganz gegen meine Natur gingen. In den Collegien, beſonders zu Lizieux, legte ich mich daher hauptſächlich auf die theologiſchen Studien, deren Richtigkeit mir jedoch ſchnell einleuchtete, aber deren hoher Werth für meine Abſichten mir ebenfalls klar ward. Daß auch mein Bruder ein Mönch wurde und in ein Karthäuſerkloſter ging, beſtärkte mich nur um ſo mehr in meinem Vorſatz, und während ich mit allem Eifer den kirchlichen

Wiſſenſchaften oblag, hatte ich, noch nicht ſiebzehn Jahre alt, ſchon eine Intrigue mit der einige dreißig Jahre zählenden Maitreſſe eines hohen Prälaten, die ich ſo gut vor der Welt zu verheimlichen wußte, daß auch keine Seele etwas davon ahnte, und dieſem ſchlauen Weib hatte ich es hauptſächlich zu verdanken, daß ich, noch nicht völlig zwei und zwanzig Jahre zählend, ſchon zum Biſchof von Lüçon erwählt und von dem römiſchen Cardinal Giori geweiht wurde. Dies geſchah im April 1607. Als Biſchof hatte ich ebenfalls und fortwährend mehrere Maitreſſen und Geliebte, unter denen ſogar einige Eheweiber waren, aber ich wußte alle dieſe Intriguen wieder in einen ſo dichten Schleier zu hüllen, daß die Welt nichts, nicht einmal meine vertrauteſten Diener etwas davon vermutheten, und ich für ein Muſter männlicher Keuſchheit gehalten wurde.

— Aber verzeiht, Herr Cardinal, durch welche Mittel gelang es Euch, dieſe Intriguen ſo geheim zu halten?

— Beichtſtuhl und Kirche gaben ſie mir, im Beichtſtuhl wurden die Intriguen angeſponnen, die Zuſammenkünfte verabredet, die dann in den verſchwiegenſten Stunden der Nacht in der Kirche und der Sakriſtei, wozu ich die Schlüſſel der kleinen Pforten hatte, ſtattfanden. Da jedoch bei einigen Weibern ledigen Standes ſich die Folgen unſers vertrauten Umgangs zeigten, ſo wußte ich durch allerlei verbotene Mittel dieſelben zu vertilgen; ein Mädchen aber, das ſich weigerte, die ihr von mir zugeſtellten Tränke zu nehmen, erwürgte ich eigenhändig, begrub ſie ſodann ſammt der Frucht ihres Leibes in einem Kirchengewölbe, und Niemand hat je geahnt, was aus der plötzlich verſchwundenen Sünderin geworden. Meinen Verhältniſſen mit Frauen hatte ich es abermals vorzüglich zu danken, daß ich zu der 1614 berufenen Verſammlung der Reichsſtände als Abgeordneter der Geiſtlichkeit von Poitou gewählt wurde. Dieſe Stellung wußte ich ſo trefflich zu benutzen, daß ich mich bald in die Gunſt der Königin Maria von Medicis, damals Regentin des Reiches, ſetzte, und von dieſer zu ihrem Almoſenier ernannt wurde, eben ſo wußte ich dem damals allmächtigen Marſchall von Ancre zu gefallen, der mich zum Staatsſekretär bei dem Departement des Kriegs und der auswärtigen Angelegenheiten anſtellte, wo mein Talent, als gewandter Maulwurf zu miniren, hinlänglich Gelegenheit fand, ſich auszubilden, und wie früher waren Frauen, ohne daß man es muthmaßte, die Haupthebel und Inſtrumente meiner Pläne. Als der Marſchall von

Ancre ermordet und die Königin Mutter ſelbſt in Ungnade gefallen war, wollte der Günſtling Ludwig XIII., Luynes, mich veranlaſſen, freiwillig aus dem Staatsrath zu treten, aber ich ſah weiter als er, und den Charakter und die Talente der Maria von Medicis kennend, war es mir klar, daß dieſe früher oder ſpäter wieder die Oberhand erhalten müſſe, und ich ihres fernern Schutzes bedürfe, weßhalb ich ihr auch nach Blois folgte; als ſich aber der Himmel daſelbſt zu ſehr für mich trübte, begab ich mich nach Lüçon und Avignon in aller Stille, unbemerkt und in anſcheinender Theilnahmloſigkeit das Weitere abwartend, wobei ich mir immer den Anſchein der Ergebenheit und Anhänglichkeit an den König zu geben wußte, und es ſo mit keiner Partei verdarb. Als endlich der Herzog von Epernon, ein alter Freund der Königin, dieſelbe durch ein Fenſter aus Blois entführt hatte, wußte ich es ſo zu veranſtalten, daß ich mit dem Auftrag, eine Verſöhnung zu bewerkſtelligen, zu derſelben geſandt wurde, was mir auch gelang; jedoch war die Einigkeit zwiſchen Mutter und Sohn von keiner langen Dauer, ſie entzweiten ſich bald wieder, und erſt nach dem Sieg bei Pont de Cu gelang es, die Wuth der rachſüchtigen Italiänerin etwas zu beſänftigen und ſie ſelbſt nach Paris zurückzubringen, indem ich ihr vorſtellte, daß wenn ſie ſich jetzt nicht verſöhnlich zeige, Alles für immer für ſie verloren ſey. Sie befolgte meinen Rath. Als auch Luynes, der Günſtling Ludwig XIII., zu unſerm Glück geſtorben war, erlangte Maria bald wieder einen großen Einfluß bei Hof und über ihren Sohn, und dankbar für meine Dienſte, zog ſie mich faſt gegen den Willen des Königs in den Geheimen Staatsrath, ihren Bemühungen gelang es auch, daß mir der heilige Vater zu Rom den Cardinalshut ſandte. Indeſſen war es unmöglich, auf längere Zeit mit dieſem herrſch- und ränkeſüchtigen Weibe in Uebereinſtimmung zu handeln, um ſo weniger, da auch ich von dem Teufel der Herrſchſucht und der Intriguen beſeſſen war; indeſſen galt es hier Verſtellung, und ich wußte, während ich ihre Pläne und Abſichten insgeheim fortwährend durchkreuzte und vereitelte, indem ich Hinderniſſe aller Art dagegen hervorrief, mir immer den Anſchein zu geben, als beförderte ich ſie und wäre ganz mit ihr einverſtanden: dennoch konnte ein ſolches Verhältniß auf die Dauer nicht beſtehen, da die ſchlaue Florentinerin endlich meine Liſt ahnte, und zuletzt die Gewißheit derſelben bekam. Es kam nun zum offenen Bruch, und wir ſtanden uns feindſelig einander

gegenüber. Längſt hatte ich den frühern Widerwillen, den Ludwig XIII. gegen mich gehabt, aus deſſen Seele zu verbannen gewußt, und es ward mir daher nicht ſehr ſchwer, die ohnehin gehaßte und gefürchtete Mutter, die ich dem ſchwachen Monarchen als ihm lebensgefährlich zu ſchildern verſtand, ganz zu verdrängen und den Sieg über dieſes Weib davon zu tragen, um ſo mehr, da ich den Verdacht, daß ſie die Mitſchuldige bei der Ermordung ihres Gatten, Heinrich IV., geweſen, mit vieler Wahrſcheinlichkeit von Neuem wieder aufregte. Mein Sieg war vollkommen, denn ich wurde nun, wornach ich ſchon ſo lange geſtrebt hatte, erſter und allmächtiger Miniſter. Weiber und Maitreſſen waren es wieder, die mir hierbei behülflich waren. Von dieſem Augenblick an waren es nur noch drei Dinge, die mich vor allem beſchäftigten, die ich nicht mehr aus den Augen verlor, und all mein Dichten und Trachten ging nur noch dahin, ſie zu erreichen, dies war: die politiſche Macht des Proteſtantismus in Frankreich zu vernichten, den Hochmuth und aufrühreriſchen Geiſt des franzöſiſchen Adels zu demüthigen und denſelben unſchädlich zu machen, und das verhaßte Haus Oeſtreich zu erniedrigen und zu ſchwächen. Zwar verſuchte es Maria von Medicis, mich zu ſtürzen und wandte zu dieſem Zweck alle erdenklichen Mittel und Ränke an, ich war jedoch ſchlauer als die intriguante Italiänerin, und wußte es zu veranſtalten, daß ſie vorerſt nach Compiegne verbannt und daſelbſt unter ſtrenger Aufſicht gehalten wurde, wo ſie nach fünf Monaten die Erlaubniß erhielt, ſich nach Brüſſel zu begeben, aber nicht aufhörte, auch von dort aus insgeheim und öffentlich gegen mich zu intriguiren. Ich verſtand es aber, ſie fortwährend von Frankreich und dem Herzen ihres Sohnes entfernt zu halten, und da ich wußte, daß dieſem Weib nichts verhaßter und mehr zuwider war, als der Aufenthalt zu Florenz, ſo machte ich bei jedem Verſöhnungsverſuch dieſes zur Bedingung: sine qua non, gewiß, ſo jede Ausſöhnung mit dem König, die mir hätte verderblich werden, mich um mein ganzes Anſehen bringen und in großes Unglück ſtürzen können, zu hintertreiben. Unterdeſſen verfolgte ich raſtlos die Proteſtanten, ſowohl heimlich als öffentlich, wie es gerade die Umſtände erlaubten; während der Kriege in Italien, wo ſie mir hätten gefährlich werden können, hielt ich die Hugenotten ſchlau durch trügeriſche Unterhandlungen hin, ſodann nahm ich ihnen die Inſel Rhe, eroberte ihren Hauptwaffenplatz La Rochelle, ſo wie den zweiten, Mon-

auban, und nahm ihnen Nimes, Uzez u. ſ. w., wobei ich allerdings nicht immer die rechtlichſten Mittel zur Erreichung meiner Zwecke anwandte, ſondern, was ich jedoch für erlaubt hielt, gegen ſeine Feinde ausüben zu dürfen, ließ manchen der wichtigſten und gefährlichſten derſelben durch Dolche und Gift aus dem Wege räumen, was mir den Sieg gewaltig erleichterte. Durch den Frieden von Alais und das Edikt von Nimes vernichtete ich völlig ihren politiſchen Einfluß. Zu gleicher Zeit hatte ich Veltlin, welches Spanien der Schweiz ſtreitig gemacht, wieder unter die Herrſchaft der letzteren gebracht. Der Kapuziner Joſeph, eine mir ganz ergebene Creatur, wußte auch in Italien durch Wegräumung mancher Hinderniſſe einen für Frankreich vortheilhaften Frieden zu Stande zu bringen. Unterdeſſen aber hatten meine Feinde nicht aufgehört, ſich gegen mich zu verſchwören und alle Minen ſpielen zu laſſen, mich zu ſtürzen, ſelbſt die Gemahlin des Königs, Anna von Oeſtreich, und der Bruder des Monarchen, Gaſton von Orleans, und alle Günſtlinge des ſchwachen Ludwigs waren unter den Verſchworenen, die meinen Untergang wollten, aber ich überſah ſie alle und meine Schlauheit triumphirte. Einmal hatten ſie jedoch den König ſchon dahin gebracht, daß er beſchloß, mich zu entfernen, aber durch eine mir ganz ergebene Kammerfrau Annas wurde ich noch zu rechter Zeit von dem Complott unterrichtet, ich eilte nach Verſailles, und bald gelang es mir, meinen Feinden das Schickſal zu bereiten, das ſie mir zugedacht hatten. Der Siegelbewahrer Marillac wurde verbannt, ſein Bruder, der Marſchall Marillac, zum Tode verurtheilt, unter dem Vorwande, einen Kaſſenraub begangen zu haben, den ich jedoch ſelbſt durch ein verſchmitztes Weib veranlaßt hatte; Baſſompiere wurde in die Baſtille geſetzt, Gaſton von Orleans mußte ſich nach Spanien begeben, ich brachte es dahin, daß ſeine und der Königin Mutter Güter eingezogen wurden, und Anna von Oeſtreich ſelbſt wurde von Spionen umgeben und bewacht, da ich ſie dem König zu verdächtigen gewußt, als habe ſie einen verbotenen Umgang mit deſſen Bruder, den ſie zu heirathen beſchloſſen, nachdem beide den Monarchen aus dem Wege geräumt; dies war jedoch nur eine Erfindung von mir, die ſich höchſtens auf ſchwache Muthmaßungen gründete, aber die ich nöthig fand, mich für immer dem leichtgläubigen und ängſtlichen König unentbehrlich zu machen, da er nun für ſeinen Thron und ſein Leben beſorgt war. Dies alles zu bewirken, hatte mich nur eine einzige Unter-

redung gekoſtet, die angeblich die letzte zwiſchen dem König und mir ſeyn ſollte, und die ich ſo gut zu benutzen wußte, daß der Monarch fortan nicht mehr ohne mich beſtehen zu können wähnte. Man hatte den Augenblick, als der König, der mir nach Italien folgen wollte, zu Lyon krank wurde, benutzt, um ihm das Verſprechen, mich zu entfernen, abzulocken, und ſeine Gemahlin Anna war am thätigſten dabei geweſen, was ich ihr auch nie habe vergeben können.

— Aber verzeiht mir, Herr Cardinal, wenn ich Euch unterbreche, hattet Ihr ſelbſt nicht unerlaubte Abſichten auf Anna von Oeſtreich? — ſo wie man Euch auch des vertrauten Umgangs mit Maria von Medicis beſchuldigt, geſteht mir offen, was an dieſen Beſchuldigungen iſt, wenn Euch daran liegt, Eure Martern zu mildern.

— Es iſt wahr, daß ich meine Erhebung hauptſächlich dem Umſtand verdankte, daß ich mich dem wollüſtigen Begehren Marias hingab, wozu mich anfänglich Neigung eben ſo ſehr als Ehrgeiz antrieb. Aber die Gunſt einer Königin, ſo wie die anderer Frauen, verliert an Werth von dem Augenblick, als man ſich im vollen Beſitz ihrer Reize befindet, das Weib wurde mir bald zuwider, und ihre Herrſchſucht, mit dem Ueberdruß vereint, den ſie mir einflößte, war es, welche mich gegen ſie erboste und mich ihr Verderben beſchließen ließ. Anders war es mit Anna von Oeſtreich, deren friſche und jugendliche Reize eine wahre Leidenſchaft für dieſe Königin in mir entzündet hatten. Hiezu kam noch, daß ich Frankreich einen Thronerben geben wollte, was dem impotenten Ludwig XIII. unmöglich war, und alles hätte ich darum gegeben, wenn ich der Vater deſſelben hätte werden können. Aber hier ſcheiterte alle meine Liſt, alle meine und meiner Freundinnen Bemühungen waren vergeblich, Anna haßte und verabſcheute mich und hatte andere Neigungen. Nicht ihre Tugend war es, die mir widerſtand, ſondern die perſönliche Abneigung, die ſie gegen mich hatte, und andere Intriguen. Das Weib iſt nie ſtandhafter gegen die Lockungen eines Liebhabers, als wenn ſie die Kraft zu dieſer Standhaftigkeit in den Armen eines begünſtigten Geliebten ſchöpft. Da ich nach mehrjährigen Bemühungen ſah, daß alle meine Verführungskünſte umſonſt waren, und namentlich eines Tages, als ich ihr unter vier Augen ohne Rückhalt meine Abſichten etwas zudringlich zu erkennen gab, wodurch ich ſie in eine mir gefährliche Wuth verſetzt

hatte und sie nur durch die Drohung, daß ich ihre andern Intriguen dem König offenbaren und veröffentlichen wolle, zu besänftigen und zum Schweigen vermochte, mir dies zur Gewißheit wurde, dachte ich jetzt nur noch daran, sie zum Werkzeug meiner politischen Absichten und durch einen mir ergebenen Menschen zur Mutter eines Thronerben zu machen. Ich hatte schon einige Zeit bemerkt, daß ihre Augen oft mit Wohlgefallen auf den herkulischen Formen eines tüchtigen Gardekapitäns ruhten, und beschloß, diesen zu dem Vater eines Thronerben von Frankreich zu machen. Die Sache gelang mir nach Wunsch mit Hülfe einiger Ehrendamen der Königin, namentlich der Frau von Comballet, deren Gunst ich schon längst genoß, und der Herzogin von Chevreuse, welche die intime Freundin und Vertraute bei allen Liebesintriguen Annas war. Bald waren die Folgen dieser Intrigue nicht mehr zweifelhaft, und eine andere, eben so fein gesponnene machte, daß sich Ludwig XIII. für den glücklichen Urheber der gesegneten Leibesumstände seiner Gattin hielt und für dieses Wunder Gott, der heiligen Jungfrau und allen Heiligen dankte. Aber die Frucht dieses Liebeshandels war mehr als ich gehofft und erwartet hatte: die Königin kam mit zwei Knaben zumal nieder; dies war zu viel, und die Kinder wurden gleich nach ihrer Geburt so verwechselt, daß man nicht mehr wußte, welches derselben dem Schooße der Mutter zuerst entschlüpft war. Ich ließ sogleich eines wegbringen, empfahl den wenigen Mitwissenden das strengste Geheimniß über diesen Umstand, und ließ das weggeschaffte Kind auf dem Lande in der Nähe von Saint-Germain durch eine Bäuerin säugen, die dessen Herkommen nicht ahnte, später aber ließ ich es einem armen adelichen Ehepaar zur weitern Erziehung übergeben, dem ich einen Jahrgehalt aussetzte, und das in dem Wahn war, es sey ein uneheliches Kind eines Fräuleins aus einer guten Familie. Anna von Oestreich war nun ganz in meinen Händen, eben so der König, den ich durch seine Geliebte, das Fräulein von Lafayette, nach langen Jahren wieder zu einem Beischlaf mit seiner Gattin, wodurch die Frucht ihres Ehebruchs dem Monarchen verborgen blieb, vermocht hatte. Fräulein von Lafayette war es ebenfalls, welche ich dazu gebracht hatte, den König von dem glücklichen Ereigniß der Schwangerschaft seiner Gattin zuerst zu unterrichten. Der Monarch war über dieses Wunder eben so erfreut als erstaunt, und glaubte es seiner Frömmigkeit und seinen Gebeten zu verdanken zu haben.

Ich hingegen, um allen Verdacht entfernt von mir zu halten, ſtellte mich, als mache mich dieſes Ereigniß ſehr ungehalten, und Ludwig XIII. war weit entfernt, den Antheil zu ahnen, den ich an dieſer Intrigue, die ihn zum Vater machte und Frankreich einen Thronerben gab, hatte. Die wenigen Perſonen, die um das Herkommen des zweiten Kindes wußten, ließ ich die feierlichſten Eide ſchwören, dies nicht zu verrathen; außerdem waren ſie mir ganz ergeben, und was aus dem Kinde geworden, wußte Niemand, nicht einmal Frau von Chevreuſe und die Königin, die ich durch die Drohung der Offenbarung ihrer Schuld ganz in meiner Gewalt hatte. Die bald auf dieſes Ereigniß folgende zweite Schwangerſchaft Annas, die dem Herzog von Anjou das Leben gab, hatte gleichen Urſprung wie die Geburt des Dauphins. Von jetzt an wendete ich, da ich die Macht der Großen in Frankreich ſchon ziemlich gebrochen und die Proteſtanten ebenfalls ohnmächtig gemacht hatte, alle meine Kräfte an, um Oeſtreich zu demüthigen und zu ſchwächen, was mir, Dank meinen Intriguen, wenn auch nicht ganz nach Wunſch, doch nicht übel gelang. Ich nahm thätigen Antheil an dem dreißigjährigen Krieg, unterhandelte mit Guſtav Adolph, der an der Spitze der Proteſtanten in Deutſchland ſtand, die ich beſchützte, während ich ihre Brüder in Frankreich unterdrückte; es gelang mir, Baiern von der Ligue zu trennen und einen Vertrag deſſelben mit Dänemark zu vernichten. Nach dem Tode des Königs von Schweden beſoldete ich die Truppen des Herzogs von Weimar, der ihn erſetzte, erregte den ſpaniſchen Krieg, deſſen unglücklichem Anfang der Prinz von Oranien und noch mehr die Ränke und Rathſchläge meines ergebenſten Helfers, des Pater Joſeph, bald eine andere Wendung gaben. Ich griff nun das Haus Oeſtreich offen und in allen ſeinen Beſitzungen, im Elſaß, den Niederlanden, Italien und Catalonien zumal und mit dem beſten Erfolg an. Unterdeſſen verdankte ich es meinem hartnäckigſten Feind, Gaſton von Orleans, daß ich nicht zu Amiens ermordet wurde, weil dieſer den Meuchelmord verabſcheute, dennoch unterließ er es nicht, auf meinen Sturz hinzuarbeiten, einen abermaligen Verſuch zu dieſem Zweck wußte ich wieder zu vereiteln, und der Herzog von Montmorency, der ſich am thätigſten dabei bewieſen hatte, mußte ſein Leben auf dem Blutgerüſt enden, ſowie ich alle dabei Betheiligte, beſonders die vom Adel, ihre Theilnahme ſchwer büßen ließ. Da es mir auch ſchien, als ſange Fräulein

von Lafayette an, eine zu große Gewalt über den schwachen Ludwig zu erlangen, die meinen Einfluß gefährden konnte, brachte ich es durch meine Ränke dahin, daß sie ins Kloster mußte, eben so mußte der Beichtvater des Königs, der Pater Couffin, den ich in dringendem Verdacht hatte, daß er mir heimlich entgegen wirke, auf eine Mission, das heißt: in die Verbannung nach Canada wandern, wie ich denn überhaupt gegen alle die unversöhnlich und mit der hartnäckigsten Rache erfüllt war, die mir und meinen Absichten persönlich entgegen waren. Das Interesse des Staats mußte mir zum Vorwand dienen, meine Rachsucht zu kühlen, wobei mir kein Mittel zu verworfen und zu abscheulich war. Der arme Pfarrer der St. Peterskirche zu Loudün und Kanonikus der Kirche zum heiligen Kreuz, Urban Grandier, mußte es auf dem Scheiterhaufen büßen, indem er auf einem Platz zu Loudün lebendig verbrannt wurde, nachdem er vorher noch die schrecklichsten Martern auf der Folter deßhalb bestanden hatte, daß er ein Pamphlet unter dem Titel »Die Schuhmacherin von Loudün« geschrieben. Ich ließ ihn als der Zauberei, des bösen Wesens, des Bundes mit dem Teufel, an was alles ich selbst nicht glaubte, des Ehebruchs, dessen ich mich selbst in einem hohen Grad anzuklagen gehabt hätte, und der Gotteslästerung schuldig verurtheilen. Genug, jedes Mittel galt mir gleich, meine Ränke zu schmieden und mich von meinen Feinden zu befreien. Auch war ich es, der alles that, um den Wallenstein zur Empörung gegen seinen Kaiser aufzureizen, so wie diesen gegen seinen siegreichen Feldherrn aufzubringen und denselben ihm verdächtig zu machen. Die Catalonier munterte ich zum Aufruhr auf und wollte durch sie eine Republik Barcellona ins Leben rufen, eben so arbeitete ich an der Thronbesteigung des Hauses Braganza in Portugal. Um alle diese verschiedenen, so schwierigen als kostspieligen Unternehmungen ausführen zu können, bedurfte ich Geld, und viel Geld, und um dieses zu erhalten, mußte ich zu den drückendsten Finanzmaßregeln meine Zuflucht nehmen, diese veranlaßten Empörungen unter dem armen Volk, die ich nur durch die grausamsten und blutigsten Mittel zu dämpfen und zu unterdrücken vermochte. Abermals entspann sich nun eine Verschwörung gegen mich, in die sogar der König bis zu einem gewissen Grad verwickelt war; ich entdeckte den ganzen Plan, und wußte den schwachen Ludwig auch jetzt herumzubringen. Die Haupttheilnehmer derselben, wie der Herzog von Bouillon, der Sohn

des Marſchalls d'Effiat, Cinq Mars, der ſich ſelbſt mit Wiſſen des Königs zu meinem Sturz mit den Spaniern verbunden hatte, und der junge De Thou endeten ihr Leben auf dem Blutgerüſt. Es war mir zwar gelungen, die königliche Macht von allen Hemmniſſen zu befreien, welche ihr die Großen des Reichs bisher immer in den Weg gelegt hatten, aber ich concentrirte dieſe Macht in meiner Perſon und umgab mich ſelbſt mit einer königlichen Pracht. Den Mordplan, welchen der Graf von Chalais, der ebenfalls hingerichtet wurde, gegen mich geſchmiedet, wußte ich ſchlau zu benützen, um mir eine Leibwache von zwei Hundert Musketiren und eine eben ſo ſtarke Eskorte Reiterei beizulegen. Einen großen Theil des dem Volk erpreßten Geldes wandte ich dazu an, meine eignen Liebhabereien zu befriedigen, den prachtvollen Cardinal-Palaſt im Mittelpunkt von Paris zu erbauen, auf das Verſchwenderiſchſte einzurichten und zu meubliren, meine zahlreichen Creaturen, Spione und Maitreſſen zu beſolden, und den unerhörten Pomp zu beſtreiten, den ich bei allen Gelegenheiten entfaltete. Außerdem erbaute ich aber noch das Collegium Dü-Pleſſis, ſtellte die Sorbonne und deren Kirche wieder her, vergrößerte die königliche Druckerei, legte den großen Königsgarten an, und gründete die franzöſiſche Akademie. Freilich hatte ich den früher blühenden Staat in eine ungeheure Schuldenlaſt geſtürzt, die ich trotz aller Erpreſſungen nicht zu tilgen im Stande war. Achtzehn Jahre hatte ich ſchon als unumſchränkter Miniſter geherrſcht, als ich zu Narbonne erkrankte; es war dies gerade zur Zeit der Verſchwörung des Cinq Mars, und trotz meinem bedenklichen Zuſtand eilte ich nach Paris zurück, denn noch weit bedenklicher als meine Krankheit ſchien mir meine politiſche Lage, aber ich trug bereits den Keim des Todes in meinem Innern; dies fühlend, traf ich die nöthigen Verfügungen, vermachte dem König meinen prächtigen Palaſt mit allem, was dazu gehörte, und theilte dem Mazarin, den ich dem Monarchen als meinen würdigſten Nachfolger empfahl, das Geheimniß des Daſeyns des zweiten von mir entfernten Kindes der Königin mit, ſo wie was aus ihm geworden, und empfahl ihm, den Dauphin, ſobald er mündig geworden, davon in Kenntniß zu ſetzen, was er mir auch heilig angelobte. Den 4ten Dezember 1642 gab ich endlich, wenn auch nicht ohne Furcht, was in jenem Leben aus mir werden ſollte, doch ziemlich reſignirt meinen Geiſt auf. Ich hatte zwar bedeutende Summen für Meſſeleſen zum Heil meiner Seele

der Kirche vermacht, jedoch ſelbſt nicht an die Wirkſamkeit ſolcher Mittel glaubend. Kaum hatte ich die Augen geſchloſſen, ſo empfingen auch ſchon Satans gekrallte und flinke Emiſſäre meine arme Seele, brachten ſie auf das Schonungsloſeſte an den Ort der Qualen, wo ich mich jetzt ſchon zwei hundert und fünf Jahre befinde, und nach, wenn auch nur einiger Linderung lechze. — Dies, mein Herr, ſind die Generalbekenntniſſe meiner Thaten, ich glaube nichts von Wichtigkeit vergeſſen zu haben, wenn ich Euch auch nicht die oft ekelhaften Einzelnheiten derſelben mittheilte. Steht es nun in Eurer Macht, meine ſchreckliche Lage zu mildern, ſo thut Ihr ein Werk der Barmherzigkeit an mir, ich bin zwar ein gräßlicher Böſewicht auf Erden geweſen, aber empfinde ſchon lange tiefe und aufrichtige Reue.

Michel verſprach der Er-Eminenz, ſich für dieſelbe bei dem Papa Großſatan zu verwenden, und ſuchte nun die in dem Schwefelmeer ſchmachtende Anna von Oeſtreich auf.

Dieſe hatte trotz der großen Qualen, denen ſie fortwährend ausgeſetzt war, dennoch jene ſtolzen, hochmüthigen Züge und herabſehenden Blicke ſelbſt in ihrem Schattengeſicht beibehalten.

— Ew. Majeſtät werden gnädigſt verzeihen, redete ſie Michel an, wenn ich es wage, dieſelbe um ein aufrichtiges Geſtändniß und Bekenntniß all Ihrer Verirrungen und geheimen Sünden zu bitten, indem ich ihr zu gleicher Zeit die Verſicherung gebe, daß ich Alles aufbieten werde, um von dem ſchrecklichen Herrſcher der Höllen, bei dem etwas zu gelten ich mir ſchmeicheln darf, unter der Bedingung, daß Sie völlig aufrichtig ſind, einige Erleichterung Ihrer Lage zu erlangen.

Annas Blicke ſchienen etwas milder und weniger ſchmerzlich, und ſie verſetzte: gerne will ich auf das Wahrhaftigſte und Offenherzigſte alle meine Sünden beichten, wenn ich, was Ihr mir verſprecht, dadurch bewirken kann. Doch laßt mich nicht vergeblich abermals die Muſterung meiner ſchon ſo Tauſendmal ſchwer bereuten Miſſethaten und Verbrechen paſſiren und die Schmerzen einer ſolchen Rückerinnerung noch zu den andern fügen. Dürfte ich wirklich hoffen? ...

— Ja, wenn Ihr anders ohne Rückhalt all Eure Vergehungen geſteht und dabei Eure weibliche Eitelkeit, die Euch leicht dazu verführen kann, manches zu verſchweigen oder zu verdrehen und der Wahrheit ungetreu zu werden, ganz aus dem Spiel laßt.

— Wohlan, ſo höret: Ich, die Tochter Philipp III. von Spanien, wurde in dem Schooß eines fanatiſchen Hofes erzogen, an welchem Scheinheiligkeit, Heuchelei und falſche Frömmigkeit mit dem Laſter und Verbrechen Hand in Hand gingen. So ſehr auch meine Erziehung in der Kindheit überwacht wurde, ſo konnte man doch nicht vermeiden, daß ich von gar manchen Hofbegebenheiten und Scheußlichkeiten wenigſtens theilweis unterrichtet wurde, deren Nichtkenntniß mir heilſamer geweſen wäre. Fünfzehn Jahre zählte ich, als mir im Jahr 1615 verkündet wurde, daß ich den ebenfalls fünfzehnjährigen König von Frankreich, Ludwig XIII., heirathen müſſe. In dem Land angekommen, deſſen Regentin ich dereinſt werden ſollte, mußte ich mich ganz dem Willen der ränkevollen Königin Mutter, der Maria von Medicis, unterwerfen, in deren Feſſeln der König, mein Gemahl, ebenfalls noch ſchmachtete, und nahm nicht den mindeſten Antheil an den Staatsgeſchäften, ſondern führte ein trauriges, einſames, zurückgezogenes Leben in den erſten Jahren meiner Verheirathung. Der junge König liebte mich nicht und auch ich empfand nicht die mindeſte Neigung für ihn, er war beſtändig finſter, in ſich gekehrt, ſehr wortkarg, und hatte nichts was ein weibliches Weſen in meinen Jahren feſſeln konnte; auch blieben wir uns fortwährend ziemlich ferne und gleichgültig, und dieſes Verhältniß wurde auch nicht anders, als wir ſpäter das Ehebett mit einander theilten, im Gegentheil ſchien ſich dadurch der gegenſeitige Widerwillen noch zu vermehren. Als nach dem unglücklichen Ende Concinis, des Marſchalls von Ancre, deſſen Sturz die neidiſchen Großen bei dem König bewirkt hatten, und deſſen unglückliches Kind, welches das Parlament auch ſeines Adels verluſtig und unfähig erklärt hatte, je ein Amt in Frankreich zu bekleiden, ohne Mantel und Federhut weinend in den Gängen des Louvres irrte, ſchreiend: »ich muß die Strafe des Hochmuths meiner Eltern tragen!« und durch den Grafen Fiesko zu mir gebracht wurde, rührte mich zwar deſſen Schmerz, denn es hatte in zwei Tagen keinen Biſſen und keinen Trunk über den Mund gebracht, und ich ließ ihm etwas Eſſen und Trinken reichen, verſprach auch, ferner für das Kind zu ſorgen, aber kaum hatte es mich verlaſſen, als mir plötzlich einfiel, daß man mir erzählt, daß dieſes Kind mit einer großen Anmuth und Geſchicklichkeit tanze; ich ließ es nun zurückrufen und vor mir tanzen, während der Vorhof des Louvres noch von dem Blut ſeines Vaters geröthet war

und man in meinen Gemächern das Kniſtern des angezündeten Scheiterhaufens hörte, auf welchem man die Mutter dieſes Kleinen, welche als Hexe und Zauberin zum Feuertod verurtheilt worden war, verbrannte. Doch war dies nicht Bosheit, ſondern mehr Unbeſonnenheit und Leichtſinn von meiner Seite.

— Seyd Ihr deſſen gewiß?

— Gewiß, und gleich darauf bereute ich es, gethan zu haben, denn noch war mir Grauſamkeit fremd, aber eine andere Leidenſchaft war damals ſchon in mir aufgekeimt. So wenig ich den König, meinen Gemahl, leiden mochte, ſo ſehr war ich deſſen Bruder, Gaſton von Orleans, zugethan. Anfänglich ſpielten wir noch gleich Kindern miteinander, rollten uns in Beiſeyn meiner Ehrendamen, die Theil an dieſen Spielen nahmen, auf den prächtigen Teppichen meiner Gemächer herum, wobei freilich mein Anzug nicht ſelten in große Unordnung gerieth und dem jungen Prinzen Dinge erblicken ließ, die ihm hätten verborgen bleiben ſollen, und die bald ſeine Lüſternheit rege machten, wozu auch meine Damen nicht wenig durch ihre wollüſtigen Bewegungen und Berührungen, die ſie ſich erlaubten, und die anfänglich zufällig ſchienen, beitrugen. Längſt hatten wir bei unſern Zuſammenkünften alles Ceremoniel bei Seite geſetzt. Den König, der mich ganz vernachläßigte und faſt nie beſuchte, fürchteten wir wenig, zudem hielt immer eine meiner Damen Wache und ſtand auf der Lauer. Dennoch bekam Ludwig Wind von unſern, jetzt eben nicht mehr ganz unſchuldigen Spielen, wurde eiferſüchtig auf ſeinen Bruder, jedoch mehr, wie ich glaube, weil er fürchtete, daß wir gegen ſeinen Thron und ſein Leben komplottiren möchten, als daß ich ihm die eheliche Treue bräche. Dieſe Eiferſucht gab er auf eine ſo ſeltſame Weiſe kund, daß er dadurch zum Geſpött ſeines ganzen Hofes wurde, indeſſen ergriff er Maßregeln, welche meine ferneren Zuſammenkünfte mit ſeinem Bruder faſt unmöglich machten, was jedoch unſre Leidenſchaft nur um ſo mehr entflammte, und als wir uns endlich nach langer Zeit mit Beihilfe einer verſchmitzten Hofdame einmal wieder ohne Zeugen ſahen, beging ich zum Erſtenmal das Verbrechen des Ehebruchs vollſtändig, was bis jetzt noch nicht geſchehen war, und wiederholte es von nun an ſo oft mit meinem Schwager, als ſich Gelegenheit dazu bot; doch wurde das endlich durch Gaſtons Entfernung, die der Cardinal Richelieu hauptſächlich veranlaßte, deſſen unverſchämte Zudringlichkeiten ich verächtlich zurückgewieſen hatte, unmöglich,

und ich begnügte mich, meine Leidenſchaft, denn die Wolluſt war mir nun zu einer ſolchen geworden, mit einigen untergeordneten Männern des Hofes zu befriedigen, bis im Jahr 1625 der prächtige Günſtling Carls II. von England, der ſchöne Herzog von Buckingham, als außerordentlicher Geſandter an dem Hofe Ludwig XIII. erſchien, um um die Hand der Tochter Heinrichs IV., der Prinzeſſin Henriette, für ſeinen Herrn anzuhalten. Als ich ihn zum Erſtenmale ſah, es war bei ſeiner feierlichen Antritts-Audienz, war ich ſogleich von der Schönheit und Anmuth dieſes Mannes bezaubert, ſein Anzug war eben ſo reich als geſchmackvoll und verſchwenderiſch mit Brillanten, Edelſteinen und Perlen beſetzt, von denen er viele in dem Thronſaale ſelbſt verlor, da ſie zu leicht angeheftet waren, was aber, wie ich ſpäter erfuhr, abſichtlich geſchehen war, um mit deſto mehr Prunk und Magnificenz aufzutreten. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß auch ich ihm nicht gleichgültig geblieben war, und er, wie mir meine Damen verſicherten, mich anbetete. Lange bot ſich keine Gelegenheit dar, daß er ſich hätte gegen mich erklären können, aber wenn ſich unſere Blicke begegneten, wenn ſich unſere Hände beim Tanz berührten, ſo ſagten ſie mehr, als die feurigſte Liebeserklärung hätte thun können. Richelieu, der damals noch meine höchſte Gunſt zu erlangen hoffte, und zugleich über meine Gleichgültigkeit, um nicht zu ſagen Verachtung, gegen ihn aufgebracht war, hatte ſchnell unſere gegenſeitige Neigung bemerkt, er umgab mich und den Herzog mit Spionen, die mich Tag und Nacht bewachten, und machte ſo eine geheime Zuſammenkunft unmöglich, doch konnte er nicht verhindern, daß ich durch Vermittlung der Herzogin von Chevreuſe, meiner Dame d'Atour und die Vertraute all meiner verliebten Intriguen, Briefe mit ihm wechſelte, welche die glühendſte Leidenſchaft athmeten. Endlich gab eine Reiſe nach Amiens die ſo längſt ſehnlichſt erwünſchte Gelegenheit, uns unter vier Augen zu ſprechen. Es war eines Abends in dem Park dieſer Hauptſtadt der Picardie, daß ich mich verabredetermaßen mit der Frau von Chevreuſe von meiner Umgebung trennte und in einem dichten Gebüſche verlor, wo ſich an einer, in einem kleinen Rondell verſteckten Bildſäule Amors Buckingham ſchon eingefunden, aber der Herzog empfing mich ſo ſtürmiſch und war ſo ſehr in Wallung, daß ich erſchrak, und mir ein lauter Schrei entfuhr. Dies hatten mehrere Perſonen meines Gefolges gehört und eilten ſo ſchnell

herbei, daß es meinem Geliebten unmöglich war, ganz unbemerkt zu entfliehen; mehrere hinzugekommene Personen hatten noch seinen Mantel und sein Barett erkannt, aber es waren geringere Diener, die ich durch reiche Geschenke zum Schweigen brachte. Ich war nun über mich selbst äußerst ungehalten, eine solche Gelegenheit, alle meine Wünsche zu befriedigen, durch meine Unbesonnenheit verloren zu haben. Indessen gelang es der Herzogin von Chevreuse, im Einverständniß mit der Frau von Motteville und der Frau von Gomballet, meinen Ehrendamen, bald darauf eine zweite Zusammenkunft der Art in demselben Garten zu veranstalten, und diese drei Damen hielten nun Wache, während ich in Buckinghams Armen auf einer Rasenbank schwelgte. Diese Zusammenkünfte wurden so oft als möglich wiederholt, konnten aber doch nicht so geheim gehalten werden, daß nicht Richelieus Spione Wind davon bekommen hätten. Dieser machte den König argwöhnisch und setzte ihm in den Kopf, daß ich die eheliche Treue verletze; da er jedoch keine überzeugenden Beweise beizubringen vermochte, so blieb es nur bei dem dringenden Verdacht, der jedoch zur Folge hatte, daß meine Dame d'Atour von dem rachsüchtigen Cardinal vom Hofe verbannt und mehrere meiner treuesten Diener, die er mir ganz ergeben wußte und der Mitschuld verdächtig hielt, fortgejagt wurden; zugleich beschleunigte er die Abfertigung des außerordentlichen Botschafters Englands, der, so viel als nur immer möglich war, seine Abreise verzögerte, endlich aber nach England zurückkehren mußte, ohne daß wir uns noch einmal ohne Zeugen hätten sehen können; doch fand er Mittel, mich wissen zu lassen, daß er Alles anwenden würde, in möglichst kürzester Frist wieder nach Frankreich zurückzukehren. Um sich an Richelieu zu rächen, unterstützte er die Protestanten, deren Unternehmungen aber fehl schlugen. Eben hatte der Herzog eine zweite furchtbarere Expedition zu Gunsten derselben organisirt, deren Gelingen so ziemlich als unfehlbar vorauszusehen war, und schon freute ich mich, meinen, trotz einer mehrjährigen Abwesenheit noch immer heißgeliebten Buckingham wieder und den mir so verhaßten Cardinal gestürzt zu sehen, als der arme Herzog in England gerade in dem Augenblick ermordet wurde, wo alles bereit war, sein Vorhaben auszuführen. Welche Hand den Mörder geleitet, wurde mir nie klar, aber ich glaube, daß es Richelieu war, der sich so seines gefürchteten doppelten Nebenbuhlers zu entledigen suchte. — Die bald

darauf erfolgte Verschwörung von Montluc, durch welche beabsichtigt wurde, den König der Freiheit zu berauben, meine Ehe mit ihm aus dem Grund der Impotenz für nichtig zu erklären, und mich sodann mit dem Herzog von Orleans zu verheirathen, war zwar nicht mein Werk, jedoch war ich von diesem Plan vollkommen unterrichtet, that nichts dagegen, sondern versprach vielmehr Gaston meine Hand zu reichen, sobald mein Gemahl im Kerker und meine Ehe mit ihm für ungültig erklärt seyn würde. Als auch diese Verschwörung entdeckt war, bei der sich jedoch ebenfalls keine Beweise für meine Mitschuld vorfanden, wurde ich um so strenger bewacht, da Richelieu merkte, daß ich die Interessen Frankreichs denen des Hauses Oesterreich opferte und in Gemeinschaft mit Spanien intriguirte, um dasselbe zu bevorzugen und die Bourbonen zu erniedrigen. Diese Entdeckung theilte der Cardinal-Minister dem König mit, der nun dem spanischen Gesandten verbieten ließ, mich zu besuchen, man nahm mir alle meine vertrautesten Damen und Diener, verbannte mich nach Val de Grace, wo man mir auch noch alle meine Papiere wegnahm, die einer der zu diesem Zwecke von Richelieu geschickten Abgeordneten sich unterstand, selbst auf meinem Leibe und an meinem Busen zu suchen. Es ist wahr, daß ich sehr gerne meine Familie auf Kosten des Hauses Bourbon und Frankreichs vergrößert hätte, aber diese Absicht wurde mir durch die Schlauheit des Cardinals vereitelt. Was mir jedoch am allermeisten am Herzen lag und mich fortwährend äußerst bekümmerte, war, daß ich noch nicht Mutter geworden und Frankreich keinen Thronerben geschenkt hatte. Bereits war ich zwei und zwanzig Jahre verehelicht, und weder der König, mein Gatte, noch dessen Bruder, Gaston, noch andere Männer am Hofe, noch der vertraute Umgang mit Buckingham waren im Stande gewesen, mich in gesegnete Leibesumstände zu versetzen. In diesem einzigen Wunsch, Frankreich einen Thronerben zu schenken, traf ich mit Richelieu zusammen, weil dieser hoffte, nach des schwächlichen Königs Tode in diesem Fall unumschränkt in meines Kindes Namen als Regent fortherrschen zu können, und ihm Alles daran gelegen seyn mußte, daß nicht Gaston den Thron besteige, in welchem Falle er ohne Rettung verloren gewesen wäre. Da er, meine Abneigung gegen ihn kennend, daran verzweifelte, mich durch seine Person zur Mutter machen zu können, sich vielleicht auch bei zunehmendem Alter dies nicht mehr zutraute, da mich jetzt Mißgeschick

und Verfolgung wohl nachgiebiger für seine Wünsche gemacht haben würden, so suchte der verschmitzte Minister einen andern Vater für einen Kronprinzen zu finden, und besonders einen Vater, der ihm nie gefährlich werden konnte, der den kleinen Liebesdienst, Frankreich einen Dauphin zu geben, nicht zu hoch anschlage, und den Kardinal ruhig im Besitze seiner großen Macht lasse, doch mußte auch mir der Mann gefallen. Alle diese Bedingungen waren nicht so leicht bei einem Manne zu vereinigen, dem ich als Königin meine höchste Gunst schenken sollte. Ich betete unterdessen ohne Aufhören zum Himmel, daß er mich doch zur Mutter machen möge, indem ich heimlich, so oft ich Gelegenheit hatte, noch kräftigere Mittel als das Gebet anwandte, um dieß zu bewerkstelligen, aber bis jetzt vergeblich. Schon zählte ich sechs und dreißig Jahre und noch keine Spur von Schwangerschaft! Einstens erblickte ich bei dem Gottesdienst zum Erstenmal einen Gardekapitän mit athletischen Formen, dessen herkulische Gestalt mir sogleich in die Augen sprang, und so sehr gefiel, daß ich meine Blicke fast nicht mehr von ihm abzuwenden vermochte; er hatte eine so schöne Gestalt, wie ich seit Buckingham keine wieder am Hofe gesehen hatte; ich zog nähere Erkundigungen über diesen Offizier ein, und erfuhr, daß er von ziemlich zweideutiger Abkunft sey. — Richelieu stand damals in einem vertrauten Verhältniß mit einer meiner Hofdamen, und benutzte dies, um meine Gesinnungen hinsichtlich jenes Offiziers zu erforschen; da er nun durch diese Dame erfuhr, daß ich meine Augen auf den Mann geworfen, so sagte er zu derselben: »wir müssen ihn der spanischen Prinzessin geben, ich müßte sehr irren, wenn uns dieser nicht einen Dauphin verschaffen sollte.« — Ich war bald damit einverstanden, nur wollte ich mir den Schein geben, als würde ich halb und halb gezwungen, mich dem schönen Manne preis zu geben. Indessen war auch noch eine andere Schwierigkeit zu bedenken: seit vielen Jahren hatte der König nicht mehr mein Lager getheilt, auch er mußte dazu vermocht werden, dies wieder zu thun, sollte, im Fall ich schwanger würde, die Frucht meines Leibes als legitim anerkannt werden. Doch Richelieu und seine Vertrauten übernahmen es, auch diese Bedenklichkeit zu beseitigen und den König zu dem Beischlaf mit mir zu vermögen, was ihnen auch mit Hülfe des Fräuleins von Lafayette, des Königs Favoritin, die mit in das Geheimniß gezogen wurde, gelang. Bald versah dieser Gardekapitän fast noch allein den Dienst in meinen

Gemächern, und ſein Benehmen und ſeine Blicke verriethen mir deutlich genug, wie ſehr er wünſchte, die ihm gewordene Miſſion zu vollziehen. Wenn ich ihn anredete, ſo antwortete er mir zwar paſſend, doch immer etwas verlegen und mit der ſanfteſten Stimme. Ich ſprach ihn nun täglich und ſtündlich, ohne jedoch meiner Würde etwas zu vergeben, es war noch immer die Königin und nicht die Geliebte, die mit ihm redete, auch ſchien der Gardekapitän fortwährend in den Schranken der Ehrfurcht zu bleiben und wagte kein freies Wort. Aber eines Abends, als ich nur noch von meiner Dame d'Atour, der Herzogin von Chevreuſe, die man mir wiedergegeben hatte, begleitet in mein Schlafzimmer trat, fand ich daſſelbe ungewöhnlich düſter erleuchtet, die Gardinen meines Bettes waren weit mehr zugemacht als dies ſonſt der Fall war, doch ſchien ich dies nicht zu bemerken. Ich kleidete mich mit Hülfe der Frau von Chevreuſe aus, ohne mich im mindeſten zu geniren, und bringe, ohne es zu ahnen, ſo ein ſchon glühendes Feuer zur praſſelnden Flamme. Frau von Chevreuſe begiebt ſich endlich in ihr Schlafkabinet, ich verrichte noch mein Abendgebet vor meinem Betaltar knieend, löſche die an demſelben brennenden Kerzen, und jetzt wirft nur noch eine düſter brennende Nachtlampe einen matten Schein von ſich, der keinen Gegenſtand mehr deutlich erkennen läßt; ich gehe an mein Bett, öffne deſſen Vorhänge ſo weit es nöthig iſt, werfe mich zwiſchen meine ſchneeweißen Linnen und fühle mich augenblicklich von zwei ſtarken Armen umſchlungen, ſtoße einen Schrei des Entſetzens aus, rufe mit ſchon halb erſtickter Stimme Frau von Chevreuſe, aber die glühendſten Küſſe verſchließen mir bald völlig den Mund, ſo daß ich keinen Laut mehr hervorzubringen vermochte und meinen Zorn verbeißen mußte . . . .

Der am Morgen noch ſo ehrfurchtsvolle Gardekapitän war zum unverſchämteſten und ſchuldvollſten Menſchen geworden, mein ſpaniſcher Stolz empörte ſich zwar, aber was konnte ich thun? längſt brannte mein Herz im Stillen für ihn, hundertmal war mir ſeine verführeriſche Geſtalt in entzückenden Träumen erſchienen, die Formen, die ich faſt jeden Tag bewunderte, waren es, die mich nun umſchlungen, die Gluth, die er ausbauchte, theilte ſich meinem ganzen Weſen mit, er hatte eine Beredtſamkeit, der nicht zu widerſtehen war, verſicherte mich ſeiner unendlichen Liebe mit ſoviel Nachdruck, ſo wie, daß es ihn nicht gereuen würde, wenn er dieſe Nacht mit dem Schaffot büßen müſſe, daß ich dadurch gerührt und

erweicht beſchloß, ihn dieſes Vergnügen, das ich ja auch theilte, nicht ſo theuer bezahlen zu laſſen. Ich war ja auch ſchon in den Jahren, in denen es einer Frau, ſey ſie auch Königin, nicht wenig ſchmeichelt, noch eine ſo heftige Leidenſchaft in eines Mannes Buſen zu entzünden. — Als ich mich den andern Tag bei der Herzogin von Chevreuſe über ihre Treuloſigkeit beklagte, gab ſie mir zur Antwort: »Der Herr Cardinal gab mir Befehl, einem Spiel ein Ende zu machen, das ſeine Geduld ermüdete.« — Dieſe glücklichen Nächte mehrten ſich nun, und als ich wegen der Folgen ängſtlich wurde, kam eines Abends plötzlich Ludwig XIII., während ſich der Regen in Strömen ergoß und die Wege ſchrecklich ſchlecht waren, von Grosbois zurückkehrend, bis auf die Haut durchnäßt zu mir, und kündigte mir an, daß er dieſe Nacht im Louvre zuzubringen gedenke. Ich bot ihm ſogleich meinen Tiſch und mein Bett an, zu meiner großen Freude ſchlug er beides nicht aus und brachte die Nacht, die ich gut zu benutzen verſtand, mit mir zu. Einige Zeit darauf wurden ihm durch das Fräulein von Lafayette meine geſegneten Leibesumſtände angekündigt, über welches Wunder er ſeelenvergnügt war, beſonders weil er jetzt nicht mehr fürchtete, daß ſeine Krone an einen verhaßten Bruder übergehen würde. Es kam nun eine, wenigſtens ſcheinbare Ausſöhnung zwiſchen mir und meinem Gatten zu Stande, der in der That glaubte, der Himmel habe ein Wunder zu ſeinen Gunſten gethan, und ſich der Vaterſchaft recht königlich freute. Nicht ganz neun Monate ſpäter kam ich zu meinem und Richelieu's großem Schrecken mit Zwillingen nieder. Die Sache wurde geheim gehalten, und eines der Kinder ließ der Cardinal ſogleich wegbringen; ich habe nie von ihm erfahren können, was aus dem Kind geworden. Es ſey gut verſorgt, war die jedesmalige Antwort, wenn ich darnach fragte, und mit Gewalt durchzudringen konnte ich nicht wagen, da mein Geheimniß in der Hand dieſes ſchlauen Prieſters war. Unterdeſſen hatte ich Frankreich einen Dauphin geſchenkt, der noch als Kind unter dem Namen Ludwig XIV. König dieſes Landes wurde. Ein Jahr ſpäter kam ich mit dem Herzog von Anjou nieder, der ſein Daſeyn demſelben Urſprung, wie ſein älterer Bruder verdankte. Indeſſen wurde hiedurch keineswegs ein gutes Einverſtändniß zwiſchen mir und meinem Gatten hergeſtellt, ich war ſogar genöthigt, mich entfernt von dem Hofe zu halten, der mich in meiner Zurückgezogenheit vernachläßigte. — Unterdeſſen

war mein Erzfeind Richelieu geſtorben, bald darauf lag auch der König, ſein Herr und Sklave zugleich, denn er hatte nicht ſelten vor ihm gezittert, und war nur das Werkzeug der Willkühr, des Haſſes und der Rache ſeines Miniſters, auf dem Sterbebette, und folgte ihm ein Jahr ſpäter ins Grab. Auf ſeinem ſchweren Krankenbette ließ mich mein Gatte nicht einmal zu ſich kommen, und da mir wegen der Zukunft bange wurde und ich auf die Regentſchaft des Reiches ambitionirte, ſo ſchickte ich den Herrn von Chavigny zu dem ſterbenden Fürſten, der ihn in meinem Namen um Verzeihung für Alles bitten ſollte, was ich ihm mißfällig gethan, zugleich ließ ich ihn verſichern, daß ich niemals die Abſicht gehabt, ſeinen Bruder Gaſton, Herzog von Orleans, zu heirathen, was jedoch nicht der Wahrheit gemäß war. Ludwig ließ mir antworten: »In dem Zuſtande, in dem ich mich befinde, muß ich ihr verzeihen, aber ich kann ihr nicht glauben.« Dennoch ließ mir der König die Regentſchaft und vertraute mir die Erziehung ſeiner vermeintlichen Kinder, freilich mit großen Einſchränkungen, an. Aber gerade dieſes war, was zu meinem Vortheil ausſchlug, denn nach dem Tode meines Gatten, der den 14. Mai 1643 erfolgte, wußte ich es zu veranſtalten, daß das Parlament die Grenzen, die meiner Gewalt geſetzt waren, viel zu beſchränkt fand, da ſie auch meine unbedeutendſten Handlungen bis in die kleinſten Details beengten. Faſt noch bevor der königliche Leichnam kalt war, caſſirte das Parlament, das ſich beeilte, einer lebenden Königin gefälliger zu ſeyn, als den Willen eines todten Königs zu achten, das Teſtament. Ich ließ nun meinen älteſten, kaum vier und ein halbes Jahr alten Sohn jetzt in der feierlichſten Parlaments-Verſammlung, der die erſten und angeſehenſten Männer des Reiches beiwohnten, ein Lit de Justice halten, der Kanzler mußte knieend die Befehle dieſes Kindes anhören, deſſen Wärterin ihn die Worte ſtammeln ließ: »Ich beſtätige die Regentſchaft meiner erhabenen Mutter, und zwar auf meinen, des Königs, ausdrücklichen Befehl,« und dieſer Befehl ward ſogleich feierlich in die Regiſter eingetragen. — Leider beging ich nun die Schwäche, mich dem Italiener Mazarin ganz hin- und preis zu geben. Ludwig XIII., dem er durch Richelieu empfohlen worden war, hatte ihn noch auf ſeinem Todbett zum Mitglied des Regentſchaftsraths ernannt, ſeinen Intriguen verdankte ich beſonders die Caſſation des Teſtaments meines Gatten und folglich auch meine ausgedehnte Gewalt; dank

dar ernannte ich ihn zu meinem Premierminiſter, übertrug ihm die mir verliehene Macht, und nahm ihn in mein Witwenbett auf. Dieſe von mir getroffene Wahl erregte allgemeines Mißfallen, aber der ſchlaue Italiener, der noch in Richelieus Schule viel gelernt hatte, wußte alle ſeine Nebenbuhler und ſelbſt meine intimſten Vertrauten, Beaufort und die Herzogin von Chevreuſe, zu entfernen; ich hatte ihm zu viel Gewalt über mich eingeräumt, und da er merkte, daß ſie gegen ihn intriguirten, verwies er ſie vom Hofe, und ließ ſogar einige von ihnen verhaften. Alle Beamten und die ganze Magiſtratur mußte ſich unter ſein Joch ſchmiegen, auch wußte er nun alle meine Geheimniſſe, und als ich einſt in einen heftigen Wortwechſel wegen ſeinem rückſichtsloſen Verfahren mit ihm gerieth, erlaubte er ſich mir ſogar mit Drohungen zu begegnen, indem er äußerte, daß er noch die Beweiſe eines Geheimniſſes in Händen habe, das ich ſelbſt nicht ahne und mich verderben müſſe. Als ich in ihn drang, mir daſſelbe zu entdecken, erwiederte er mir: »dies wird ſich zu ſeiner Zeit finden,« und ich ſuchte ihn wieder zu verſöhnen, ihm ſogar mein vermeintliches Unrecht abbittend. Aber, wenn auch ich und die meiſten Staats- und Kriegsmänner ſich dem Willen Mazarins unterwarfen, ſo gab es doch noch andere Menſchen, und zwar Frauen, die kühn dem Unwillen dieſes Cardinal-Miniſters und Günſtlings zu trotzen wagten und ſich gegen ihn verſchworen, und zwar Damen bei Hofe, wie die Herzogin von Longueville und Andere, und bald nahm der Herzog von Orleans ſelbſt, ſo wie der berühmte Coadjutor, ſpäter Cardinal Retz, alle Prinzen, das Parlament, ja faſt die ganze Nation Theil an der Verſchwörung gegen dieſen verhaßten Günſtling. Dennoch mußte ich ihn in Schutz nehmen und auf das Hartnäckigſte vertheidigen, und mehrere Jahre floß Blut, um dieſen Italiener, dem ich meine ganze Gunſt geſchenkt hatte, und der mich verächtlich behandelte und mißhandelte, auf ſeinem Poſten zu erhalten. Ließ ich ihn bitten zu mir zu kommen, ſo rief er oft aus, daß es die Bedienten hörten: »was will denn dieſes thörichte Weib wieder von mir, ſie ſoll mich in Ruhe laſſen!« Ja, da mir nichts unerträglicher war, als zwiſchen groben Betttüchern zu ſchlafen, ich kaum Batiſt fein genug finden konnte, um mir Hemden davon machen zu laſſen, und ihm dies klagte, ſo erwiederte er mir: »wenn Ihr verdammt werdet, ſo wird Eure Strafe ſeyn, Euch in holländiſche Leinwand zu wickeln.« Wollte Gott, er hätte wahr geſpro-

chen und ich hätte keine andere Leiden zu erdulden. Als wir aber endlich, Dank ſeinen Thaten, von unſern, oder vielmehr ſeinen Feinden aus dem Louvre gejagt, von den Frondeurs verfolgt wurden, und mehrere Tage in kothigen Dörfern um Paris herum irrten, da mußte ich mich ſammt meinen Damen in unſern goldgeſtickten Hofkleidern auf elende Strohlager betten, unſere Augen wurden von Thränen und Küchenrauch ganz roth, und nicht ſelten mußten wir unſern Hunger mit trockenem Haferbrod, groben Hülſenfrüchten und verdorbenem Fleiſch ſtillen. Doch vergaßen meine Ehrendamen alle Noth, ſich auch auf dem ſchmutzigſten Lager in den Armen ihrer Liebhaber, die ihnen gefolgt waren, tröſtend, während ich Aermſte verlaſſen ſeufzte und noch die üble Laune Mazarins zu ertragen hatte; Scheunen und Ställe wurden in ihren Augen zu zauberiſchen Tempeln der Liebe, in denen Venus und Amor ihren Sitz aufgeſchlagen hatten, und mehr als ein illüſtrer Name verdankt ſein Daſeyn den Nächten in den Weilern und Ställen der Ile de France. Als endlich die Bürgerkriege beendigt waren, unterzeichnete ich den Frieden, den mein erſter Miniſter abzuſchließen für gut fand. Unterdeſſen war mein älteſter Sohn herangereift, aber auch er war in den Feſſeln des Menſchen, den ich mir zum Herrn gegeben hatte, und um ihn deſto ſicherer in ſeinen Netzen zu erhalten, führte er ihn zu Ausſchweifungen an und gab ihm ſeine eigene Nichte preis. Als er noch ein Kind war, hatte er ſchon deſſen Wolluſttriebe rege zu machen geſucht, was mir einer der Kammerdiener, Laporte, der ihn belauſcht hatte, hinterbrachte; aber was konnte ich dagegen thun, da ich ihn ſelbſt ſo oft auf das Unverſchämteſte anzureizen ſuchte, meine wollüſtigen Gelüſte zu befriedigen, ja, ich mußte auf ſein Verlangen ſelbſt meine [illegible] und reizendſten Hofdamen meinem Sohn in die Arme liefern. Siebzehn Jahre lang hatte ich das Joch dieſes liſtigen Menſchen getragen, als er endlich zu meiner großen Zufriedenheit und ohne daß ich ihm die mindeſte Theilnahme ſchenkte, ſtarb. Auf ſeinem Todbett übergab er dem König ein wohlverſiegeltes Papier, in dem er ſich von demſelben verſprechen ließ, daſſelbe nicht eher zu öffnen, als bis er für immer die Augen geſchloſſen habe, was jener auch erfüllte. Was der Inhalt war, hat mir mein Sohn nie entdeckt, jedoch vermuthete ich mit Grund, daß es Aufſchlüſſe über ſeinen unſichtbar gewordenen Zwillingsbruder, und vielleicht noch mehr enthielt, denn ich hatte den Ver-

druß zu erleben, daß gleich nach des Cardinals Tod mich mein Sohn mit der auffallendsten Geringschätzung behandelte, und mir noch in demselben Jahr, 1661, auch den letzten Schatten meiner Gewalt raubte. Jetzt schwang er den Scepter Frankreichs mit einer Willkühr, die man nicht bei ihm vermuthet hatte. Ich brachte nun noch fünf Jahre eines elenden und langweiligen Daseyns hin, während deren ich nicht aufhörte, durch eine große Frömmigkeit und unaufhörliches Beten die Sünden und Verbrechen, die ich begangen, soviel als möglich wieder gut zu machen. Als ich endlich im Palais-Royal tödtlich krank lag, mußte ich noch den Verdruß erleben und hören, daß, indem meine Todesstunde heranrückte, mein Sohn im Louvre auf der Hochzeit einer Gesellschaftsdame, des Fräuleins von Lavalliere, zum Entzücken mit der Virtuosität eines Balletmeisters tanzte. Mit diesen Gefühlen gab ich meinen Geist auf und fuhr in Satans Reich, das ich mir so schrecklich furchtbar nicht gedacht, sondern nach der Versicherung meines Beichtvaters gehofft hatte, mit einem gelinden Fegfeuer davon zu kommen, das noch durch vieles Messelesen für meine arme Seele außerordentlich verkürzt würde. Das Euch so eben gemachte Bekenntniß meiner Sünden, so schrecklich viel Ueberwindung es mich auch gekostet, war aufrichtig, wie es auch meine Reue ist; ich will mich demnach nochmals Euerm Schutz empfohlen haben, und bin schon zufrieden, wenn ich nur einigermaßen Linderung meiner entsetzlichen Qualen erlange.

Michel wiederholte sein Versprechen, und sich zum Hinkenden wendend, sprach er:

— Laß uns nun Ludwig XIV. unsere unterthänigste Aufwartung machen.

Sie standen alsobald vor dieser in dem Blutmeer schmorenden Ermajestät, und nachdem Michel auch ihm den Zweck seines Besuches mitgetheilt und unter gleichen Bedingungen gleiche Versprechungen wie den andern gemacht hatte, begann der ehemalige Beherrscher Frankreichs, wie folgt.

— Schwer ist die Last einer Krone, sie drückt auch noch den eisernsten und härtesten Schädel, um wie viel mehr muß sie nicht einen Schwachkopf drücken, verwirren und verrückt machen. Leider gehörte ich zu den letztern, und wenn viele Franzosen von mir als von ihrem großen König reden, und es kömmt mir hie und da durch einen neuen Ankömmling in unserm Qualreich zu Ohren,

ſo zuckt es mir dennoch, trotz aller Feuer-Martern, durch mein ganzes Weſen. — Es iſt Euch bewußt, daß ich der angebliche Sohn Ludwig XIII. und Annas von Oeſtreich, aber in der That nur der eines Gardeofficiers, deſſen Abkunft ſelbſt nicht die glänzendſte zu ſeyn ſchien, und der ehebrecheriſchen Gattin jenes Monarchen war, und das Licht der Welt im Jahr 1638 erblickte. Kaum hatte der König die Augen zugethan, als man mich auch ſchon, noch nicht fünf Jahre alt, eine königliche Komödie in dem Parlament ſpielen ließ, die nur dazu dienen ſollte, meiner Mutter und ihrem Geliebten, dem Cardinal Mazarin, alle Gewalt in die Hände zu geben; dabei ſuchte man auf Anſtiften des letztern ſo früh als möglich die Triebe der Wolluſt in mir zu erwecken, damit ich als ein Schwächling es mir nie einfallen laſſen ſollte, ſelbſt herrſchen zu wollen, und Mazarin und meine Mutter um ſo ruhiger nach Gefallen ſchalten und walten konnten. Junge Wärterinnen waren mit dieſem ſaubern Geſchäft beauftragt und vollzogen es durch allerlei Spielereien und unkeuſche Berührungen meines Körpers ganz zu deſſen Zufriedenheit; dennoch widerſtand meine kräftige Natur, die ich wahrſcheinlich meinem wirklichen Vater verdankte, dieſen Abſcheulichkeiten, durch die vielleicht hundert andere Kinder einen langſamen Tod gefunden haben würden. Hiezu kam noch, daß ich von meinen Umgebungen täglich zu hören bekam, daß ich ein großer Herr und König und beſtimmt ſey, über viele reiche Länder und Millionen Menſchen zu herrſchen, die mir alle angehörten, über die ich zu gebieten hätte, und daß Tod und Leben der letztern ſogar ganz von mir abhinge. Welches Kind würde wohl ſolchen Verführungen und Lockungen widerſtanden haben? — Während meiner Minderjährigkeit kamen noch die unaufhörlichen Unruhen und Fehden mit der Fronde hinzu, deren Urſache mir nicht klar war, die ich daher auch nur durch Mazarin oder meine Mutter, nach deren Gutdünken eingekleidet, erfuhr, und die mir natürlich Alles ſo vorſtellten, wie es in ihren Kram taugte, um mir ihre Gegner und das Volk ſo verhaßt als möglich zu machen. Meine wiſſenſchaftliche Erziehung wurde dabei eben ſo wie meine phyſiſche und moraliſche vernachläßigt, wozu auch die auswärtigen Kriege, die Mazarin gegen Spanien und Oeſtreich führte, beitragen mochten. Indeſſen lernte ich doch, wenn auch ſehr unvollkommen, mehrere fremde Sprachen, wie ſpaniſch und italiäniſch, und auch etwas Latein, um zur Noth die Kirchengebete verſtehen zu können. Im

Tanzen und Reiten wurde ich dagegen, von den besten Ballet- und Stallmeistern unterrichtet, selbst ein Meister. Kaum mannbar geworden, ließ mir der verschmitzte und gewissenlose Mazarin eine seiner hübschen Nichten, die schöne Maria Concini, zuführen, mit der ich mich nicht wenig vergnügte und die Freuden der Liebe bis zum Ueberdruß genoß; aber daß ich sie zu meiner legitimen Gattin machte, wozu ich große Lust hatte, dazu ließ es denn doch der schlaue Italiäner nicht kommen. Vierzehn Jahre alt, wurde ich schon mündig erklärt, aber ich blieb in der That noch fortwährend unter der Vormundschaft des listigen Cardinals und meiner Mutter, durch die er fortfuhr auf mich einzuwirken, indem sie die Hand zu allen nur erdenklichen Vergnügungen bot, mich zu zerstreuen, und solche nach dem Willen ihres Geliebten veranstaltete, um mich fortwährend von allen Staatsgeschäften entfernt zu halten und mir die Lust zu allen ernsthaften Beschäftigungen zu nehmen, während beide, oder vielmehr Mazarin, in meinem Namen nach Willkühr herrschte und tyrannisirte, und ich in den Armen der schönsten und liebenswürdigsten Hoffräuleins meiner Mutter schwelgte, die sie mir selbst, gehörig instruirt, zuführen ließ. Als sich jedoch das Parlament unterfing, die in meinem Namen gegebenen Befehle nicht zu inregistriren, begab ich mich, kaum sechzehn Jahre alt, von Mazarin und der Königin aufgehetzt und angespornt, im Jagdkleid und gestiefelt und gespornt, eine Reitpeitsche in der Hand, in den Sitzungssaal, setzte es durch, daß meine angeblichen Befehle sogleich einregistrirt wurden, indem ich den Herren Parlamentsräthen mit meinem allerhöchsten Zorn und empfindlichen Strafen drohte, und von jetzt an ließen es sich die Herren nicht mehr einfallen, sich meinem, oder vielmehr Mazarins Willen, dessen Werkzeug ich doch nur war, widersetzen zu wollen. Nachdem der pyrenäische Frieden 1659 mit Spanien geschlossen war, durch welchen Artois und Roussillon meinem Reich versichert wurden, vermählte man mich, wie es ein Artikel dieses Friedensvertrags wollte, mit der Infantin Maria Theresia von Oestreich, Tochter des Königs Philipp IV. von Spanien, ich mußte jedoch beschwören, daß sowohl ich wie meine Gattin auf alle Erbrechte der letztern verzichteten. Meine Gemahlin ward mir jedoch bald durch ihre übertriebene Zärtlichkeit und, wenn auch gegründete Eifersucht zuwider, und schon nach wenig Monaten war ich ihrer so überdrüssig, daß kein vertrautes eheliches Verhältniß mehr zwischen uns stattfand. Sie blieb mitten an mei-

nem glänzenden Hof einsam und verlassen. Endlich starb im Jahr 1661 Mazarin, der mich noch immer in seinen Banden und Schlingen festgehalten hatte. Es war hohe Zeit, denn ich fing an, derselben müde zu werden, und wer weiß was geschehen wäre, wenn er noch länger gelebt hätte. Auf seinem Todbette gab er mir noch den Rath, soviel als möglich allen Eingebungen von Günstlingen und Intriguanten zu widerstehen, möglichst selbstständig zu herrschen und keinem Premierminister wieder eine so große Gewalt einzuräumen, auch die Schritte meiner Mutter zu überwachen. Zugleich sagte er mir, daß man mir nach seinem Tode ein versiegeltes Papier, Dinge von der allerhöchsten Wichtigkeit enthaltend, eigenhändig von ihm geschrieben, einhändigen werde, dessen Inhalt mir wohl von selbst die größte Verschwiegenheit gebieten würde. Wenige Stunden darauf gab der Cardinal-Minister, der während seinem Leben königliche Ehren genossen, und dessen Pracht und Pomp die aller Prinzen von Geblüt übertroffen hatte, seinen Geist auf, und beweint, wie ich vermuthe, die Nichtigkeit all dieser irdischen Güter ebenfalls in Satans Reich.

— Ganz recht, Ew. Majestät, fiel Michel dem ehemaligen Herrscher Frankreichs hier in's Wort, und zwar in Euer Nähe. Doch weiter:

— Kaum hatte er die Augen geschlossen, als einer seiner vertrautesten Diener mir das erwähnte Papier überbrachte, dessen fünf Siegel ich hastig erbrach und zu meiner eben so großen Zerknirschung als zu meinem Erstaunen Folgendes las:

„Sire! Indem ich diesem Papier ein Geheimniß anvertraue,
„das ich gerne mit mir zu Grabe genommen hätte, hat mich nur
„die Rücksicht, daß, da es außer mir nur noch zwei Personen be-
„kannt ist und daß es Euch dereinst unter gewissen Umständen höchst
„gefährlich seyn, ja vielleicht um Thron und Leben bringen könnte,
„wenn Ihr ungewarnt wäret, hiezu vermocht. Die eine Person,
„die darum weiß, jedoch nur bis zu einem gewissen Grad, ist Eure
„Mutter, Anna von Oestreich, die andere aber ist Euer Zwillings-
„bruder," von dem Ihr nie gehört und dessen noch verhandnes Da-
„seyn außer mir und ihm Niemand ahnet, da auch seine und Eure
„Mutter nicht weiß, was aus ihm geworden ist, und ihn längst
„todt glaubt. Dem ist aber nicht so, er lebt und wohnt verborgen
„in dem Dorf Vaux bei Melan unter dem Namen Marchiali, und
„zwar in dem alten Schlosse dieses Orts, wo er eine mäßige Pen-

»ſen verzehrt, die ihm ſchon von meinem Vorgänger, dem Cardi»nal Richelieu, ausgezeigt wurde, und die ihm unter der ausdrück»lichen Bedingung ausgezahlt wird, daß er niemals die Haupt»ſtadt betreten, auch nie nach ſeinem Herkommen forſchen wolle. »Beides hat er durch einen furchtbaren Eid beſchwören müſſen. »Nur zwei Mal ſah ich ihn, ohne mich ihm zu erkennen zu geben; »er hat eine außerordentlich überraſchende Aehnlichkeit mit Euch, ſo »daß ihn Jedermann, wenn Ihr nicht ſelbſt zugegen ſeyd, leicht »für Euch ſelbſt halten würde, auch ſchien es mir, als ich ihn das »Letztemal ſah, als habe er eine dunkle aber verworrene Ahnung »von ſeiner Abkunft, denn er ſagte mir, daß ein Weib aus Paur, »die früher bei der Herzogin von Chevreuſe gedient und ſeit einigen »Jahren geſtorben ſey, ihm erzählt habe, daß ſie recht gut wiſſe, »daß das Erſtemal die Königin mit Zwillingen niedergekommen »ſey, von denen man jedoch den einen gleich nach ſeiner Geburt »entfernt habe. Sire, ich werde Euch nun den Zuſammenhang »dieſer Sache, ſo wie ſie mir von meinem Vorgänger, dem Car»dinal Richelieu, auf deſſen Sterbebette noch mitgetheilt wurde, »berichten, damit Ihr Eure Maßregeln darnach nehmen könnt. »Thut Alles, was Ihr für die Sicherheit Eures Thrones und »Lebens nöthig haltet, vergießt aber, wenn es nicht die äußerſte »Nothwendigkeit erheiſcht, kein Bruderblut. — Richelieu, nach dem »Tode Ludwig XIII., deſſen zwei und zwanzigjährige Ehe noch »immer kinderlos war, eine Regentſchaft fürchtend, die ihn um »Macht und Anſehen bringen konnte, da er mit der Königin und »Eurem Oheim, Gaſton von Orleans, zerfallen war, bot Allem »auf, damit Eure Mutter geſegneten Leibes werden ſolle. Es ge»lang ihm endlich mit Hülfe eines robuſten Officiers von der »Garde, des Herrn von ****, der ſelbſt ein Kind der Liebe war, »das Wunder zu bewirken, dem Ihr und Eure beiden Brüder das »Daſeyn zu verdanken habt; auch wußte er durch andere Frauen, »namentlich durch eine Geliebte Ludwig XIII., Fräulein von La»fayette, den König zu vermögen, Eurer Mutter wieder beizuwoh»nen, und ſo das Geheimniß Eurer Erzeugung mit dem königlichen »Legitimitätsmantel zuzudecken. Zu ſeiner Beſtürzung aber kam »Anna von Oeſtreich in ihrem erſten Wochenbett mit Zwillingen »nieder, die in der Verwirrung ſo verwechſelt wurden, daß es nun »unmöglich war zu beſtimmen, welcher von beiden zuerſt der Mutter »Schooß verlaſſen habe, und Richelieu, um allen unangenehmen

»Ereigniſſen, die dadurch entſtehen konnten, vorzubeugen, ließ ſo»gleich das eine der Kinder wegbringen, die wenigen Perſonen, »die um dieſen Zufall wußten, unter den fürchterlichſten Drohun»gen vermögend, reinen Mund zu halten und das Geheimniß in »ihrer Bruſt zu bewahren. Ihr waret der Glückliche, der zurück»blieb und zum Dauphin erklärt wurde. Euer Bruder ward einer »tüchtigen Amme vom Land übergeben, der, ſo wie deſſen ſpätern »Pflegeltern man zu verſtehen gab, daß es ein Kind der Liebe ſey, »deſſen Mutter einem guten Haus angehöre. Euerm Bruder ward, »als er in reifere Jahre kam, der Jahrgehalt unter den erwähn»ten Bedingungen ausgeſetzt, und Euer Bruder lebt, wie geſagt, »im Schloſſe zu Vaux, deſſen Herrn zurückgekommen ſind und ein »ſehr eingezogenes Leben führen. Soviel zu Eurer Richtſchnur, »Sire, darum ſeht Euch vor und vernichtet dies Papier. — Euer »bis in den Tod ergebener und getreuſter Diener Mazarin.«

Ihr könnt denken, welchen Eindruck und welche Gefühle das Leſen dieſes Schreibens in mir hervorbrachte. Ich vernichtete es nicht, ſondern verwahrte es wohl verſchloſſen in einem der geheimſten Fächer meiner Schreibtiſche und verſiegelte es wieder, jedoch mit der Abſicht, es noch vor meinem Tode zu verbrennen, was ich jedoch vergaß und unterließ, und nicht weiß, in weſſen Hände das Papier gerathen iſt.

Michel warf bei dieſen Worten einen Blick auf den neben ihm ſchwebenden Hinkenden, der ſogleich ſagte:

— Damit kann ich Euch dienen: es blieb bis zum Jahr 1846 in demſelben Gefach deſſelben Schreibtiſches, in das Ihr es verwahrtet; vor etwa ſieben Monaten kaufte ein ſehr bekannter Staatsmann dieſen Schreibtiſch, den man als von der Ninon de Lenclos herſtammend ausgab, von einem mit antiken Meubeln handelnden Kaufmann auf dem Boulevard der Baſtille, der dieſe Curioſa genau unterſuchte, das von Mazarins eigner Hand geſchriebene Manuſcript fand, es mit andern Manuſcripten dieſes Miniſters verglich, und das merkwürdige Dokument nun wohl verwahrt in ſeiner Autographenſammlung aufbewahrt *).

— Es iſt mir ſehr unangenehm, daß ſo das Geheimniß meines Herkommens offenkundig wird, ſagte Ludwig XIV.

— O, laßt Euch dies keinen Kummer machen, Sire, dies war

*) Die Sache verhält ſich wirklich ſo.

es schon längst vorher, wie Ihr in Hunderten von Werken lesen könnt, nur das Geheimniß der eisernen Maske war bis zur Auffindung dieses Manuscripts noch nicht ergründet; doch fahrt fort, versetzte Michel.

— Das erste was ich, nachdem ich von meinem Erstaunen und meinem Unwillen etwas zurückgekommen, beschloß, war, mich möglichst bald von der Wahrheit dieser Mittheilung zu überzeugen. Wenige Tage nach dieser Entdeckung ritt ich, von einem einzigen Stallknecht begleitet, inkognito und in einem so einfachen Costüme als möglich, damit man den König nicht darunter vermuthen solle, eines Nachmittags von Saint-Germain nach Baur, wo ich vor dem Dorf abstieg, dem Stallknecht mein Pferd überließ und mich in der Dämmerung auf das Schloß in dem Ort begab, woselbst ich nach Marchiali fragte. Eine alte Magd zeigte mir dessen Zimmer, und ich traf den ich suchte bei dem Schimmer einer Lampe lesend an. Kaum hatte ich ihn erblickt, als ich erschrocken zurückfuhr, denn ich glaubte mich als Doppelgänger zu sehen, so außerordentlich und frappant war die Aehnlichkeit mit meinem Bruder, der, mich gewahrend, aufstand und mir entgegen kam, um mich nach meinem Begehren zu fragen, jedoch von dieser Aehnlichkeit nicht so frappirt seyn konnte, da ich mein Gesicht durch tief in dasselbe fallende Haare, ein Pflaster und einen falschen Bart möglichst entstellt hatte. Ich entschuldigte meinen Besuch mit dem Vorwand, daß ich geglaubt, einen alten Bekannten hier zu finden, der gleichen Namen mit ihm führe, und fragte ihn, ob er vielleicht ein Verwandter von diesem sey, was er verneinte und mir seufzend mittheilte, daß er keine Verwandte habe, wenigstens keine kenne, seine Familie ihn schon in der frühesten Kindheit von sich gestoßen und seine Geburt ein schreckliches Geheimniß seyn müsse, dem er jedoch noch auf die Spur zu kommen und es zu entdecken hoffe. Bald darauf verließ ich ihn tröstend, mich nochmals entschuldigend, und ritt in gestrecktem Galopp nach Saint-Germain zurück, wo man schon wegen meinem langen Ausbleiben in einiger Unruhe war und vermuthete, daß ich ein galantes Abenteuer bestanden habe. Ich ließ die guten Leute bei dem Glauben, begab mich jedoch den andern Tag zu meiner Mutter, der ich sehr ernst erklärte, daß ich sehr wohl wisse, daß ich einen Zwillingsbruder gehabt, und drang in sie, mir zu gestehen, was aus demselben geworden sey. Nach vielen Ausflüchten, Lügen und Umschweifen gestand sie mir, da sie sah, daß ich

die Sache sehr streng nahm, endlich ein, daß dies wahr sey, sie aber niemals habe erfahren können, was aus dem Kinde, das Richelieu habe wegbringen lassen, geworden sey; sie beschwor dies hoch und theuer, so wie daß Mazarin, so oft sie von dieser Angelegenheit mit ihm gesprochen, immer den gänzlich Unwissenden gespielt habe. Gegen meine Mutter fühlte ich vom Augenblick dieser Entdeckung an einen nicht zu überwindenden Widerwillen, der bald in Abscheu, Haß und Verachtung ausartete. Ich nahm ihr auch jeden Schatten einer Gewalt und beraubte sie alles Ansehens bei Hofe, sie nur äußerst selten sehend und verächtlich behandelnd. Meinen Bruder aber ließ ich bald nachdem ich ihn gesehen von Baur insgeheim abführen, ihn dem mir ganz ergebenen Commandanten des Schlosses Pignerol, St. Mars, übergebend, und da ich fürchtete, daß seine nicht zu verkennende frappante Aehnlichkeit mir eines Tages wohl gefährlich werden könne, befahl ich, ihm eine Maske von schwarzem Sammet und Eisendrähten machen zu lassen, die er beständig tragen mußte, damit Niemand die Züge seines Gesichts erblicken konnte. Die Mechanik derselben war übrigens so eingerichtet, daß er ganz bequem, ohne sie abzulegen, essen, trinken, sehen, sprechen und hören konnte. Indessen befahl ich dem St. Mars, ihm mitzutheilen, daß, wenn er sich unterfinge, diese Maske jemals vor einem Menschen abzunehmen, er sogleich getödtet werden würde; doch war dies nicht ernstlich gemeint, sondern St. Mars hatte insgeheim den Befehl, ihn an dem Abnehmen der Maske möglichst zu verhindern, ihm dieselbe, wenn er dies dennoch wagte, sogleich wieder anzulegen und ihn in einen unterirdischen Kerker auf einige Zeit an Ketten zu fesseln. Um dies Alles zu verhindern, bediente ihn St. Mars selbst, trug ihm auch das Essen auf, und ließ Niemand zu ihm. Da ich ihn auf dem Schlosse Pignerol nicht sicher genug verwahrt glaubte, so versetzte ich St. Mars auf die Insel Marguerite sammt seinem Gefangenen, und endlich beide in die Bastille zu Paris, wo ich es jedoch meinem unglücklichen Bruder, seine Freiheit ausgenommen, an Nichts fehlen und keinen seiner Wünsche, sobald es sich nur mit meiner Sicherheit vertrug, unerfüllt ließ. Er ward fortwährend seiner Geburt und seinem Range gemäß behandelt und bedient, und nachdem er, 66 Jahre alt, starb, unter dem ihm früher gegebenen Namen Marchiali beerdigt. Sein Gemach, das er in der Bastille bewohnt hatte, ließ ich auf das genaueste durchsuchen, die Steine

des Fußbodens aufreißen, das Getäfel an den Wänden abnehmen, weil ich fürchtete, er könne schriftliche Nachrichten, die Auskunft über seine Existenz gäben, hinterlassen haben, da mir Alles daran gelegen war, diese vor der Welt zu verbergen und das Geheimniß seines Daseyns auf immer mit ihm zu begraben; außerdem wußte ich durch St. Mars, daß er von seiner Geburt und dem Ursprung derselben fast überzeugt war und sich sogar einigemal geäußert, daß ihm Frankreichs Thron gehöre, eine Aeußerung, die mich bestimmt hatte, ihm das Leben zu nehmen, was ich jedoch auf St. Mars Fürsprache und Versicherung, daß er es mit seinem Kopf auf sich nehme, den Unglücklichen unschädlich zu erhalten, unterließ. Rückhaltlos überließ ich mich indessen allen Freuden der Liebe, ohne jedoch deßhalb im mindesten die Staatsgeschäfte zu vernachlässigen, das heißt, sie ganz nach meinem Willen, Gutdünken, Launen, thätig und energisch zu betreiben. Da man meinen Gesandten in England und zu Rom nicht mit der gehörigen Achtung begegnete, ja dieselben sogar thätlich beleidigt worden waren, so forderte ich drohend und mit solcher Kraft Genugthuung, daß ihnen und mir dieselbe auf das Glänzendste wurde. Meine Räthe, Männer wie Letellier, Louvois, Colbert u. s. w. hörte ich zwar an, auch blieb ihr Rath nicht ohne Einfluß auf meine Entschließungen, aber dennoch handelte ich selbstständig und nur dem eigenen Willen folgend. An Verträge, Eide, Schwüre und Versprechungen band ich mich nie, sobald diese im mindesten meine Absichten und Pläne hemmten oder mir im Wege waren. So unterstützte ich, trotz den pyrenäischen Friedensbestimmungen, das Haus Braganza in Portugal, indem ich ein bedeutendes Hülfskorps unter Anführung des Marschalls von Schomberg nach Lissabon sandte. Vom Herzog von Lothringen wußte ich mir durch Geld und Drohungen die Festung Marsan abtreten zu lassen, welche mir später dazu dienen sollte, mir ganz Lothringen zuzueignen und mich zum Herrn desselben zu machen. Als endlich mein Schwiegervater, der König von Spanien, gestorben war, machte ich trotz der Eide, die ich geschworen, und der Verträge, die ich unterzeichnet hatte, im Namen meiner ganz vernachlässigten Gemahlin Ansprüche an die Erbschaft Philipp IV. Ich verlangte nicht weniger als Flandern, Hennegau und die Franche-Comté, und fiel mit gewaffneter Hand in diese Länder, um sie zu erobern, oder vielmehr zu stehlen, denn ich war nichts weiter als ein Räuber. Während ich so durch Räubereien

im Großen meine Länder- und Herrſchbegierde zu befriedigen ſuchte, verſäumte ich auf der andern Seite nicht, meiner Wolluſt zu fröhnen, und vergeudete die Schätze des Volks meinen Maitreſſen zu lieb. Unter dieſen war es die reizende Tochter eines Haushofmeiſters des Herzogs von Orleans, Louiſe Francoiſe de la Baume, die, als ſich mein Bruder mit der Prinzeſſin Henriette von England vermählte, Hofdame bei meiner Schwägerin wurde, welche mich beſonders zu feſſeln wußte. Ihre liebliche Schönheit, ihre himmliſche Sanftmuth riſſen mich ſchnell hin, da ich Gelegenheit hatte, ſie täglich bei meiner Schwägerin zu ſehen, zu beobachten und zu bewundern, auch ward ich bald gewahr, daß ich ihr nicht gleichgültig war und ſie mich wirklich liebte; dennoch koſtete es mich Mühe, ihre Tugend und Frömmigkeit zu überwinden, doch fiel ſie bald in einer ſchwachen Stunde, bat mich aber auf das Flehentlichſte, doch ja mein Verhältniß mit ihr geheim zu halten. Dies geſchah auch in den erſten Jahren meines Umgangs mit ihr ſo ſorgfältig, daß Niemand etwas davon merkte, und nur eine vertraute Kammerfrau wußte darum, eben ſo geheim und unbemerkt kam ſie nieder. Unterdeſſen gab ich ihr zu Ehren die glänzendſten Feſte, jedoch immer unter einem ſolchen Vorwand, daß Niemand ahnen konnte, wem die Herrlichkeiten eigentlich galten, nur ſie wußte es, und ich figurirte, dabei thätigen Antheil nehmend, als ihr Cavalier. Aber endlich ward das Geheimniß kund und ließ ſich nicht länger mehr verbergen; man wußte, daß ſie meine erklärte Maitreſſe war, ich ſchenkte ihr ſchöne Landgüter, machte ſie zur Herzogin von Vallière, legitimirte die mit ihr erzeugten Kinder, gab ihr zu Ehren nun offen die prächtigſten Feſte und Carouſſelle auf dem Tuillerienplatz, der nun den Namen Carouſſelplatz erhielt, und mit ihren Farben geſchmückt ſtach ich Ringe, hieb hölzerne Mohren- und Türkenköpfe mit großer Geſchicklichkeit vom Rumpfe, und tanzte mit eben ſo großer Gewandtheit bei den Hofballetten. Endlich aber ward ich dieſer Favoritin müde und überdrüſſig, wozu ſie durch ihre ewigen Klagen über ihre verlorne Tugend, durch ihre übertriebene Frömmigkeit, durch ihre fortwährenden Ermahnungen zum Beten und Faſten, als Buße unſerer Sünden, und zuletzt noch durch ihre, freilich nicht unbegründete Eiferſucht wohl Veranlaſſung gab; es kam öfters zu Zwiſtigkeiten, und nach einer ſolchen Scene, bei der reichlich Thränen vergoſſen wurden, entfloh ſie plötzlich in das Kloſter St. Maria von Chaillot.

Ich ließ sie jedoch aufsuchen und bewog sie wieder an den Hof zu kommen. Aber schon hatte die schöne und geistreiche Marquise von Montespan, die gleich nach ihrer Verheirathung Palastdame der Königin geworden war, meine Aufmerksamkeit erregt, die zu verführen mir eben nicht leicht wurde, da sie ihrem Gatten mit großer Anhänglichkeit zugethan war, der jedoch durch sein Benehmen und seine Absichten, meine Neigung zu seinem Vortheil auszubeuten, mir die Sache erleichterte; bald war nun auch die wunderschöne Frau gefallen, und ihr Mann, der Marquis, für immer auf das Land verbannt, um seiner lästigen Gegenwart enthoben zu seyn. Frau von Valliére hatte sich abermals in das Kloster zurückgezogen, aus dem ich sie jedoch noch einmal hervorzog und nach Versailles kommen ließ, bis sie endlich, eines so zweideutigen Verhältnisses müde, für immer den Klosterschleier nahm und sich als Carmeliternonne einkleiden ließ. Nun ward die Montespan meine erklärte Maitresse und wußte mich, einige Untreuen abgerechnet, vierzehn Jahre lang in ihren Schlingen zu halten, während welcher Zeit sie beinahe despotisch über mein Herz herrschte und ich acht Kinder, unter denen der Herzog von Maine und der Graf von Toulouse waren, mit ihr zeugte. Unterdessen war ich durch Holland, das mit England Frieden geschlossen, und sich mit dieser Macht und mit Schweden zu einem Bund gegen mich vereinigte, zu dem Frieden von Aachen genöthigt worden, der mir zwar ein großes Stück von Flandern zusicherte, aber weit entfernt war, meine Ländersucht zu befriedigen, außerdem meinen Hochmuth gewaltig kränkte; ich beschloß daher, indem ich den Frieden unterzeichnete, Alles aufzubieten, mich an dieser Krämer-Republik zu rächen. Es gelang auch meinen Intriguen und Bestechungen, das Bündniß Hollands mit England und Schweden zu trennen. Unter einem so nichtigen als gesuchten Vorwand erklärte ich nun abermals Holland den Krieg, und stellte mich selbst an die Spitze eines vortrefflich ausgerüsteten Heeres, das über hunderttausend Mann stark war, um die holländischen Provinzen zu erobern. Die Sache schien um so leichter, da sich auch England und einige deutsche Fürsten gegen die batavische Republik erklärt hatten. Ich drang schnell bis an den Rhein vor und eroberte eine Festung nach der andern, bis Wilhelm von Oranien als Statthalter Hollands meinem weitern Vordringen ein Ziel setzte, die Dämme durchstach, und das Land unter Wasser setzte. Oestreich und Spanien, das

deutſche Reich und Lothringen, und noch andere Staaten verbanden ſich nun mit Holland, und auch England ließ mich im Stich, mein beſter Feldherr, Türenne, war geblieben, meine Heere wurden zurückgedrängt und erlitten Niederlagen in den Niederlanden. Abermals gelang es meinen Ränken und Geſchenken, Holland zu einem Separatfrieden zu vermögen, worauf ſich auch bald die übrigen Mächte zum Frieden verſtanden, durch den mir die Franche-Comté und noch ein weiteres Stück von Flandern zugeſichert wurden, freilich eine Kleinigkeit gegen die Ländervergrößerung, die ich beabſichtigt hatte, und die im Vergleich mit den Opfern, die ich an Geld und Leuten gebracht hatte, mir höchſt unbedeutend ſchien. — Colbert hatte mir um jeden Preis Geld und Louvois immer neue Schlachtopfer zur Ergänzung meiner Heere herbeiſchaffen müſſen, und ohne ſie und die ungewöhnlichen Talente meiner Feldherrn, namentlich Condés, Crequis, Türennes, Vaubans u. ſ. w., müßte es mir und meinen Unternehmungen ſchlimm gegangen ſeyn. Dabei hatte ich in meinem fräflichen Uebermuth alle Völkerrechte mit Füßen getreten, und namentlich die Pfalz mit Feuer und Schwert ſo verwüſten laſſen, wozu mich jedoch Louvois veranlaßte, daß weder ein Attila, noch ſonſt ein ehrloſer Räuber ärger hätte hauſen können. Mißmuthig, daß meine Pläne nicht nach Wunſch gelungen waren, behielt ich trotz den beſchwornen Friedens-Bedingungen mehrere Städte, die ich herauszugeben mich verpflichtet hatte, ferner im Beſitz, und vereinigte ſogar mehrere deutſche Reichsſtädte und Gebiete mit Frankreich, errichtete ſogenannte Reunionskammern, die ich beauftragte zu ermitteln, welche Ländereien ehemals noch zu Frankreich gehört hätten, und bemächtigte mich, die Verlegenheit des Kaiſers benützend, der mit den Türken beſchäftigt war, ſofort aller Städte und Gebiete, die dieſe Kammern auf mein Geheiß als urſprünglich zu Frankreich gehörend erklären mußten. So raubte ich mitten im Frieden viele deutſche Städte, einen Theil des Herzogthums Luxemburg, Brabants und Straßburg, deſſen ich mich durch Liſt bemächtigte, und vereinigte dieſen Raub mit meiner Krone. Jetzt ſehe ich leider ein, daß ich nichts als ein gekrönter Räuber und heilloſer Dieb war, Tauſendmal verächtlicher als ein Taſchendieb, der, um ſeinen Hunger zu ſtillen, ſtiehlt. Spanien und Holland mußten einen zwanzigjährigen Waffenſtillſtand eingehen, den auch der Kaiſer gezwungen war anzuerkennen, und während dem ich unangefochten das, was ich mir durch die Reunionskammern hatte

zuerkennen lassen, behielt. Aber nicht allein meine ungerechten Raubkriege und meine Maitressensucht erschöpften das Mark meiner Unterthanen, auch meine Prachtbauten und ähnliche Liebhabereien verschlangen Millionen, ja Milliarden. So begann ich den Aufenthalt zu St. Germain, von wo ich immer die Thürme der Abtei von Saint-Denis, diese kolossalen Leichensteine meiner königlichen Verfahren, vor Augen hatte, und die mich beständig an meine eigene Hinfälligkeit und Nichtigkeit erinnerten, bald müde zu werden, und beschloß, Versailles zu einer Prachtresidenz sondergleichen zu machen. Ich berief die berühmtesten Baumeister und Künstler aller Orten zu mir und verwandelte bald den armseligen Weiler in eine prächtige Stadt, das kleine Jagdhäuschen, das zum Rendez-vous der müden Jäger diente, in einen Palast, wie Europa keinen zweiten aufzuweisen hatte. Hier wurde Alles angewendet, was Pracht und Kunst vermögen, und ein Park angelegt, der einen Feengarten verwirklichte. Nichts fragte ich darnach, daß Tausende ihr Leben durch die Ausdünstungen bei dem Austrocknen der Sümpfe verloren und in den schmerzhaftesten Fieberanfällen dahinstarben. Tausend Millionen kosteten Frankreich die Anlagen und der Bau von Versailles, aber ich war ja von Kindheit gelehrt worden, daß das ganze Land und seine Bewohner nur mein Eigenthum seyen, mit dem ich nach Gefallen verfahren könne. Indessen ließ ich auch auf Louvois Veranlassung das Invalidenhaus zu Paris erbauen, für dessen Bevölkerung dieser Wüthrich von einem Minister freilich sorgte, auch die Gobelinsfabrik und die Savonnerie ließ ich anlegen. — Die Montespan war mir endlich ebenfalls zuwider geworden und die Witwe Scarron, welche sie für die Erziehung unserer Kinder angenommen, wußte mir, wahrscheinlich nicht ohne besondere Absichten, die Sünde des mit der Marquise begangenen doppelten Ehebruchs und deren wahrscheinliche jenseitige Folgen so grell vorzumalen, daß ich jetzt die ersten Spuren von Gewissensbissen in meiner Brust fühlte, auch wurde ich des Hochmuths dieser Maitresse und des Einflusses, den sie sich bei allen Staatsangelegenheiten anzumaßen gewußt, herzlich überdrüssig. Mehr als dies Alles war jedoch vielleicht die Erscheinung des siebzehnjährigen Fräuleins Maria Angelika von Scoraille bei Hofe schuld, daß mir die Montespan zuwider wurde, und erstere wurde als Ehrendame der Madam schnell meine Geliebte und Herzogin von Fontanges, starb aber bald nach ihrem

ersten Wochenbette, und zwar, wie mehrere Personen behaupteten, von der eifersüchtigen und rachgierigen Montespan vergiftet; jedoch habe ich hierüber nie Gewißheit erhalten können. Unglücklicherweise starb nun auch Colbert, unstreitig mein bester Minister, der, so viel er konnte, manche Missethat, manches Böse verhindert, obgleich er meine, sich ewig leerende Schatzkammer immer wieder zu füllen gewußt hatte. Letellier und der niederträchtige Louvois übten nun immer mehr Einfluß auf meine Handlungen aus. Ich hatte unterdessen Scarrons Witwe näher kennen gelernt, sie bei der Erziehung meiner, mit der Montespan erzeugten Kinder genauer beobachtet und gefunden, daß sie sich derselben mit eben so großem Eifer als gutem Erfolg widmete. Anfänglich hatte ich diese Frau nicht leiden können, da ich sie wegen ihrer übertriebenen Frömmigkeit für eine Scheinheilige hielt, um so mehr, da sie von einer protestantischen Familie abstammend, und zuerst selbst Protestantin, zur katholischen Religion übergegangen war; aber ihre Unterhaltung gewährte mir bald so viel Vergnügen, war so solid und anziehend, daß sie mich die Montespan, die Fontanges und andere Geliebte vergessen machte. — Als Gouvernante des Herzogs von Maine kaufte ich ihr das Gut Maintenon für Hunderttausend Livres, und machte sie unter diesem Namen zur Marquise und zur Hofdame der Dauphine. Obgleich schon fünfzig Jahre alt, wußte sie mich dennoch so zu fesseln, daß sie meine erklärte Maitresse und nach dem Tode meiner Gemahlin sogar meine angetraute Gattin wurde. Diese Ehe fand im Jahr 1684 statt, und ich hielt sie geheim. Dieses Weib, im Verein mit meinem Beichtvater, dem Pater Lachaise, und dem bösen Louvois, brachten mich, indem sie mir vorstellten, daß dies das Maaß meiner Sünden gewaltig verringern würde, deren jenseitige Folgen ich immer mehr zu fürchten anfing, dazu, das Edikt von Nantes, welches den Hugenotten Glaubensfreiheit zusicherte, zu widerrufen. Ich that nun alles, um die Protestanten zu bekehren und wieder in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen, wozu mir keine Art Zwangsmittel zu grausam war, und meine bewaffneten Schergen mußten die armen Leute mit Schwert und Dolch in der Hand katholisch machen, wobei sie sich der größten Abscheulichkeiten, Mord, Brand und Nothzucht schuldig machten, ohne daß ich es hinderte oder bestrafte. Ueber eine halbe Million der besten und fleißigsten Einwohner Frankreichs wanderten aus, um diesen Schändlichkeiten zu

entgehen, und trugen ihre Industrie, ihren Fleiß und ihre Capitalien in Länder, wo vernünftig regiert wurde, wie nach England, Holland, Preußen und andere deutsche Staaten. Auf die Protestanten im mittäglichen Frankreich ließ ich in den Cevennen durch meine Henkersknechte eine blutige Jagd machen, wodurch der vertilgende Camisardenkrieg hervorgerufen wurde. Die meisten dieser Unglücklichen kamen, nachdem sie der Marschall Villars durch den Verrath eines ihrer hauptsächlichsten Anführer unterworfen hatte, um. Dabei führte ich, während die Unsittlichkeit durch mein Beispiel in Frankreich einen hohen Grad erreicht hatte, an meinem Hofe ein eben so strenges als lächerlich unvernünftiges Ceremoniel und die steifste Etiquette und Form ein. In jedem meiner Schlösser zu Saint-Germain, Fontainebleau, Paris, Versailles, Trianon waren Ceremoniel und Etiquette anders bestimmt, und mußten bei schwerer Ahndung auf das Pünktlichste befolgt werden. Aeußerer Schimmer und Glanz und eine imponiren sollende Steifheit galten mir für Anstand. Geschmacklos waren, ich erkenne es nur zu sehr, die von mir angeordneten Hanswurstkleidungen, bei denen alles eckig, geschmiegelt, steif und mit Gold, Silber und Seidenstickereien überladen seyn mußte, die unsinnigen Allongeperücken setzten solchen Anzügen die Krone auf, und meine Bauten waren wie meine Kleidungen mit den geschmacklosesten Zierathen überladen und bedeckt; um all diesen kleinlichen Unsinn zu verherrlichen, besoldete ich feile Dichter und Schmeichler, die ihn besingen und loben mußten. Viel waren die Montespan und später die Maintenon schuld, daß ich mich zu solchen hirnlosen Schwachheiten verleiten ließ. — Den Aristokratismus des Adels, dieses Hirngespinnst toller Vorurtheile, nahm ich ganz besonders in meinen Schutz, zog die schärfste Linie zwischen dieser Klasse und dem weit edlern Bürgerstande, den ich von allen höhern Stellen im Civil und Militär ausschloß, durch mein verderbliches Beispiel andere Regenten zu ähnlichen dummen Streichen veranlaßte, und sie so sammt mir der Verachtung aller Vernünftigen und der Nachwelt preis gab. Ein Dummkopf vom Adel galt mir mehr als der klügste Kopf, wenn er keine eingebildeten Ahnen zählen konnte. — O, wie sehr bereue und erkenne ich jetzt, freilich zu spät, all diese Albernheiten; wenn nur meine Nachfolger klüger werden und nicht in meine Fußstapfen treten wollten. —

— Darüber können Eure Majestät jetzt beruhigt seyn, der

jetzige Herrscher von Frankreich empfängt Personen aus allen Ständen ohne Unterschied an seinem Hofe, bei seinen Festen in den Tuillerien und in seinen andern Schlössern, sogar Handwerker, Fleischer und Bäcker, wenn sie sich dazu eignen und Offiziere bei der Nationalgarde sind; die höchsten Stellen werden von Leuten der niedrigsten Abkunft bekleidet, sobald Talente, Kenntnisse und Aufführung sie dazu befähigen, hierin geht jetzt Frankreich und sein König so manchen andern Staaten und Höfen Europas mit gutem Beispiel voran und befindet sich deßhalb nur um so besser; Ludwig Philipp ist durch diese Maßregeln von dem ewigen Anhören abgeschmackter Schmeicheleien höfischer Hohlschädel befreit, und hört die Meinungen und oft sehr freimüthigen Aeußerungen der klügsten Leute aus allen Ständen an, was ihm nicht nur eine angenehme Unterhaltung gewährt, sondern ihn auch unterrichtet. Leider haben bis jetzt noch wenige Regenten dieses Verfahren nachgeahmt und an den meisten Höfen, namentlich kleinerer Staaten, klebt man noch mit Obstination an den ceremoniellen Schnurrpfeifereien und adelichen Hirngespinnsten, die aus Euerm Zeitalter herrühren und durch Euch hervorgerufen wurden. Hannover, Sachsen, Modena ꝛc. sind hauptsächlich noch die Eldorados solcher unsinnigen Hanswurstereien, und auch in dem sogenannten freien und constitutionellen England spielt die Adelsaristokratie besonders bei Hof noch eine drollig-große Rolle. Doch das Ende Eurer Bekenntnisse, Sire.

— Es bleibt mir wenig zu sagen übrig. — Als der Kurfürst von Pfalz-Simmern, der Schwager meines Bruders, starb, machte ich, meine Ländersucht zu befriedigen, wieder Ansprüche in dem Namen meiner Schwägerin, obgleich diese ebenfalls bei ihrer Verheirathung auf die Allodialerbschaft verzichtet hatte, und den von mir protegirten Bischof von Straßburg, Eggon von Fürstenberg, zum Kurfürsten von Cöln vorschlagend, wogegen aber der Kaiser war, ließ ich meine Räuberhorden abermals in die Pfalz einfallen, und das arme Land zum Zweitenmal auf das Gräßlichste und von Grund aus durch Sengen, Brennen, Morden und Rauben verwüsten und verheeren. Den protestantischen Einwohnern ließ ich nur die Wahl zwischen katholisch-werden und dem Tod. Da auch der Papst gegen meinen Vorschlag gewesen, so besetzte ich das ihm gehörige Avignon. Aber bald hatte ich fast ganz Europa gegen mich, dessen Regierungen einen furchtbaren Bund schlossen, und nur die

Türkei und die Schweiz waren demſelben nicht beigetreten. Da indeſſen manche der gegen mich Verbündeten ſehr ſaumſelig und nachläßig zu Werke gingen, ſo wie ihre Feldherrn dumme Streiche machten, ſo wurde der neunjährige Kampf, dem ich ſchnell unterlegen ſeyn würde, wären meine Feinde mit Einigkeit, Klugheit und Nachdruck gegen mich aufgetreten, mit abwechſelndem Glück in den Niederlanden, Italien und Spanien geführt. Den verjagten König von England, Jacob II., wollte ich wieder auf den Thron ſetzen, aber nachdem mein Heer den größten Theil von Irland erobert hatte, mußte es endlich capituliren, eben ſo mißlang eine Landung in England gänzlich. — Alle meine Hülfsquellen waren zuletzt ſo erſchöpft, daß ich um jeden Preis Frieden ſchließen mußte, ſo hart dies auch meinem Hochmuth und meiner Habſucht ankommen mochte, und ſo ſchwer mir des Kaiſers Hartnäckigkeit denſelben machte. Alle meine früher gemachten Eroberungen mußte ich wieder herausgeben, eben ſo, was ich mir durch die Ausſprüche der Reunionskammern zugeeignet hatte, nur Elſaß und Straßburg und noch einige Plätze gelang es mir mit großer Mühe zu behalten. Indeſſen tröſtete ich mich mit der Hoffnung, daß bald die ſpaniſche Monarchie ein Erbtheil meines Hauſes werden würde, da es meinen Intriguen und Corruptionsmitteln gelang, Karl II. von Spanien zu vermögen, meinen Enkel, Philipp von Anjou, durch teſtamentariſche Verordnungen vom 2. October 1700 ſterbend zum Erben ſeiner Reiche einzuſetzen. — Aber eben dieſes Teſtament rief einen unſeligen Erbfolgekrieg hervor, in dem anfänglich das Glück wenigſtens wechſelte, aber ſich bald ganz gegen mich wendete, da meine Heere mehrere Hauptſchlachten verloren. Ich begehrte nun wieder den Frieden, der mir jedoch auf eine ſo harte und demüthigende Weiſe verweigert wurde, daß ich mich zur Fortſetzung des Krieges gezwungen ſah. — Aber Malborough und Eugen ſchlugen meine Heere aufs Haupt, und ſchon ſchien Alles verloren, als Vendome den Sieg bei Villaviciosa erfocht, der bald nachher Spaniens Thron meinem Enkel Philipp zuſicherte, welcher durch den Frieden von Utrecht unter dem Namen Philipp V. als König von Spanien anerkannt wurde, jedoch unter der Bedingung, daß er auf alle ſeine Rechte an die Krone von Frankreich verzichte, auch mußte er Gibraltar und Minorka an England, Mailand, Neapel, die Niederlande, Sicilien, an das Haus Oeſtreich und Savoyen abtreten — Die Freude, Spaniens Krone an meine

Nachkommen übergegangen zu sehen, wurde mir dadurch und durch andere Unglücksfälle gewaltig verbittert und viel zu theuer erkauft, und wenn ich früher in meinem Uebermuth gesagt hatte: „der Staat, das bin ich,“ so mußte ich nun sehen, daß ich mich in dem Staat zu Grunde gerichtet hatte. Frankreich blutete an tausend Wunden, Handel und Gewerbe waren völlig ruinirt, Unzufriedenheit gährte durch alle Klassen der Nation, eine Schuldenlast von nahe an tausend Millionen drückte das Land darnieder. Der Dauphin und mein Enkel waren vor mir ins Grab gestiegen und hatten mir durch ihren Tod meine eigene Vergänglichkeit und Nullität recht klar und fühlbar gemacht. Selbstherrscher hatte ich seyn wollen, und war doch nur der Spielball listiger Pfaffen und schlauer Maitressen; Furcht, Angst und Reue bemächtigten sich meines Gemüthes, und aus dem alten Sünder ward noch ein alter Betbruder, der mit einer alten Buhlschwester, jetzt ebenfalls Betschwester, betete und Buße that, denn schwer drückten mich meine Verbrechen, und in der Grabesstille schlafloser Nächte sah ich die Geister der wenigstens auf meine Veranlassung Ermordeten, Erschlagenen, Vergifteten, in blutigen Schreckensgestalten an mir vorüberziehen und mich angrinzen; da half kein Beichten, kein Gebet, keine Opfer, kein Messelesen. Staatsgeschäfte waren mir zuwider geworden, und wenn ich mit der alten Maintenon und meinen Ministern arbeitete, nagte es mir wie tausend Furien im Innern, eine Herzensangst überfiel mich, ich faltete die Hände zum Beten, aber konnte keine Erleichterung dadurch erlangen. Schon länger kränkelnd, war es mir nicht unbewußt, daß sich ganz Frankreich auf meinen baldigen Tod freute, meine letzten Lebensjahre waren das trostlose Vorspiel dessen, was meiner hier wartete, und schreckliche Gewissensbisse vergifteten mir jeden Augenblick. Ich hatte zwar nicht selbst gemordet und getödtet, doch zugegeben, daß manche, meine Absichten hindernde Personen durch Gift oder Stahl aus der Welt geschafft wurden; ja, durch Geschenke und Belohnungen, statt solche Missethaten zu strafen, munterte ich eher dazu auf. Endlich schloß ich in der entsetzlichsten Herzensangst, die kein Beichtvater, keine Maitresse zu verscheuchen vermochte, meine Augen den 1. September 1715, um hier vielleicht in alle Ewigkeit die entsetzlichsten Martern zu erleiden. Ich habe Euch aufrichtig meine Verbrechen und Sünden bekannt, wenn ich auch nicht in die umständlichen Details derselben eingegangen bin, und bitte deßhalb,

wenn es in Eurer Macht ſteht, um möglichſte Linderung meiner grauſamen Qualen. —

— Die ſoll Euch werden, ſo viel es an mir liegt, unglücklicher Fürſt, verſetzte Michel, Ludwig XIV. verlaſſend, und begab ſich auf der Stelle mit ſeinem Begleiter zu Seiner infernaliſchen Majeſtät, die er über Erwartung gut gelaunt, mit einigen ſeiner Favoritinnen ſchäkernd antraf, und erlangte in der That mehrere Grade Milderung für ſeine Schützlinge, worauf er ſich wieder zur Oberwelt in ſein Hauptquartier zu Paris begab und Asmodi auf einige Zeit beurlaubte.

XXI.

Michel-Arago beantwortet die Reden Montalemberts, Thiers, Genouds ꝛc. in der franzöſiſchen Deputirtenkammer in den Angelegenheiten Krakaus und der ſpaniſchen Heirathen. — Michel und Asmodi in einer Frankfurter Senatsſitzung. — Ein lebendig Begrabener; ein Hunger-Auflauf; Hochzeits- und Leichengepränge. — Roſa-Maria in der großen Welt. — Eröffnung des hiſtoriſchen Theaters zu Paris. — Die Königin Margot. — Univerſalamneſtie für alle Sünder. — Roſa-Maria geraubt.

Allen Sündern ſoll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr ſeyn.

Michel hatte in der letzten Zeit regelmäßig die Sitzungen der franzöſiſchen Deputirten- und Pairskammer, ſeitdem ſie neuerdings zuſammengetreten waren, beſucht, denn die Neugierde, die Debatten über die ſpaniſchen Heirathsangelegenheiten brühheiß aus dem Munde der Für und Wider zu hören, war bei ihm wie bei vielen andern Menſchenkindern rege geworden. Die Reden Montalemberts, Guizots, Thiers, Genouds, Berryers hatten ihn wenig erbaut, und oft erzürnt und geärgert; er nahm ſich daher vor, einer Sitzung in der Hülle Aragos als Abgeordneter beizuwohnen, und den von gar mancherlei Vorurtheilen befangenen Rednern die Fackel der Wahrheit und Unpartheilichkeit anzuzünden.

Er citirte ſeinen hinkenden Freund, machte dieſen mit ſeinem Vorhaben bekannt und Michel-Arago fuhr gegen Mittag in die Deputirtenkammer, nahm den Sitz des abweſenden Arago ein und begehrte das Wort.

— Das Wort gehört Herrn Arago, ſagte der Präſident.

Der Pſeudo-Arago beſtieg die Rednerbühne und hob alſo an:

— »Meine Herren! sowohl in dieser Kammer als in der der Pairs sind mehrere ehrenwerthe Redner aufgetreten und haben die spanischen Heirathsangelegenheiten, so wie die Besitznahme Krakaus mit mehr oder weniger Talent besprochen, alle aber haben sich große Irrthümer, theils aus Partheilichkeit, theils weil sie nicht genau von manchen Umständen unterrichtet waren, zu schulden kommen lassen. Erlauben Sie mir, daß ich hier das Irrige in den Reden der Herren von Montalembert, Guizot, Thiers, Genoud, Berryer u. s. w., so sehr es in meinen Kräften steht, berichtige.«

Die Aufmerksamkeit sämmtlicher Deputirten, Minister und Zuhörer wird bei diesen Worten in höherem Grade als gewöhnlich rege, und man hört hie und da ein Ah, Ah, oder O, O. Der Redner fährt fort:

»Zuerst sey es mir vergönnt, Einiges, was Herr von Montalembert über die polnischen und Krakauer Angelegenheiten in der Pairskammer vorbrachte, als irrig und unrichtig zu widerlegen. Man muß sich selbst gegen seine Feinde der Unpartheilichkeit befleißigen und gerecht gegen sie seyn. Es ist so gut als erwiesen, daß das Morden der Edelleute in Galizien weder auf Befehl der österreichischen Regierung geschah, noch von dieser eine Belohnung dafür ausgesetzt wurde, sondern wie ich aus sicherer Quelle weiß, verhält sich die Sache wie folgt: die letzte Verschwörung der Polen hatte eine ungeheure, von Niemand geahnte Ausdehnung; als dies die Behörden in Galizien, denen keine großen Truppenmassen zu Gebot standen, und wo, weil man die Sache lange als ganz unbedeutend angesehen hatte, keine zweckmäßigen Vorkehrungen getroffen waren, wie dies in Preußisch- und Russisch-Polen der Fall war, endlich inne wurden, mit Schaudern und Schrecken die ganze Größe der Gefahr erblickten und sahen, an welchem Abgrund sie und das ganze Land standen, machte die Nothwehr, daß, um sich, alle Angestellten, die Offiziere, und alle Deutsche überhaupt, so wie das Land zu retten, sie zu jedem sich ihnen darbietenden Mittel greifen mußten, wollten sie nicht selbst untergehen, und so kam es, daß sie sich der von den Edelleuten und Juden bisher furchtbar gedrückten, gemißhandelten und ausgezogenen Landleute als der einzigen vorhandenen Werkzeuge der Rettung bedienten, ohne was noch ein ganz anderes Blutbad und Morden entstanden wäre, denn ungeheure Vorräthe von Waffen aller Art und große Massen Gift waren in verschiedenen Schlössern aufgehäuft und Alles vorbereitet,

um eine sicilianische Vesper in Polen in zehnmal größerem Maßstabe auszuführen; aber die Verschwörer hatten kein Haupt, wenigstens nicht in Polen, die Haupträdelsführer und Anstifter derselben saßen noch ganz ruhig hier bei uns zu Paris und warteten bis die Kastanien aus dem Feuer geholt seyen, um sie sich dann wohlschmecken zu lassen. Daß manche österreichische Beamte nachher zu weit gingen, wohl auch den Kopf verloren, ist wahr, aber niemals hätten sie es vermocht, das Volk der Bauern zu solchem Morden, Rauben und andern Unthaten an den Edelleuten zu verüben, wenn nicht die große Mehrzahl derselben fortwährend die Schinder und Henker der armen Landleute gewesen wären und sie auf alle erfinnliche Weise geplagt und gemißhandelt hätten. Die österreichische Regierung aber konnte Beamte nicht tadeln und noch weniger strafen, die hier nur dem in aller Welt gültigen Gesetz der Nothwehr, gleichviel mit welcher Waffe, gefolgt waren, um so weniger, da sie selbst den Fehler begangen hatte, in eine gefährliche Sicherheit gewiegt, und in dem, wenn auch vielleicht unrichtigen Gefühl ihrer Kraft und Stärke, die Sache zu geringfügig und als zu unwichtig behandelt zu haben. Daß sich aber die bisher so mißhandelten Menschen auf eine fürchterlich blutige Weise rächten, sobald sich eine Gelegenheit, dies straflos thun zu können, darbot, und verabscheuungswürdige Gräuel verübten, darüber kann sich Niemand wundern, der das menschliche Gemüth kennt und weiß, welchen Groll das Gefühl ungerechter Unterdrückung und Mißhandlung erzeugt. Spät oder früh, bleibt die Strafe für übermüthige Tyrannei, Grausamkeit und Ungerechtigkeit nie aus; die galizischen Edelleute hatten sich ihr Schicksal selbst bereitet. Mancher Unschuldige mag freilich das Loos der hochmüthigen Menschenschinder getheilt haben, dies ist zu bedauern, aber in solchen Fällen nicht zu ändern. Haben wir nicht dieselben Vorfälle bei unserer Revolution gehabt? — und wie glauben Sie, daß es uns in Algerien ergehen würde, wenn die Araber von den Engländern unterstützt oder durch irgend einen Zufall, auch nur auf kurze Zeit die Oberhand erhielten? —

Die Deputirten von allen Schattirungen geriethen hier in Bewegung und murrten.

— Wir behandeln die Araber nicht wie die Oesterreicher die Polen, ließ sich eine Stimme vernehmen.

— Dieser Vergleich hinkt und gehört nicht hierher, erwiederte

Michel-Arago, übrigens haben die Oesterreicher noch niemals Tausende von Greisen, Weibern und wehrlosen Kindern in Höhlen verbrannt, wie wir es leider gemacht haben.

Große Bewegung und stärkeres Murren unter den Deputirten.

— So sollte kein Franzose sprechen, ließen sich mehrere Stimmen hören.

— So muß jeder Ehrenmann, dem Wahrheit und Unpartheilichkeit über Alles geht, reden. Und dann begehen wir den Fehler, daß wir bei den polnischen Angelegenheiten immer nur die eine Partei, die man die unterdrückte nennt, ...

— Ist sie es vielleicht nicht? rief jetzt Thiers von seinem Sitz.

— Ich sage: die unterdrückte nennt; ich verstehe darunter den polnischen Adel und was ihm anhängt, denn das Volk, Bürger und Bauern, sind unter Preußen, Rußland und selbst Oestreich weit freier und weniger unterdrückt, als sie es früher waren. Ich sage also, daß wir immer nur diese Partei, die des Adels hören, daß wir immer nur durch die Brillen dieser Leute, und nur das und so sehen, was und wie sie uns sehen lassen wollen, selbst wenn sich auch schon hundertmal erwiesen hat, daß die uns durch diesen einseitigen Kanal zugekommenen Nachrichten als höchst übertrieben, oft ganz falsch und immer unrichtig dargestellt sind. Wie z. B. die Ermordung des Heinrich Bogusz, der heute noch lebt, und von dem Herr von Montalembert behauptete, er sey gleich darauf nachdem er eine Klage wegen seiner bei dem Aufstand der Bauern ermordeten Verwandten eingereicht, zwei Stunden von Tarnow entfernt niedergemacht worden, damit seine Stimme nicht mehr gehört werden könne. Aber Herr von Montalembert schöpfte diese Nachricht aus der trüben Quelle, aus der wir alle am liebsten unsere Nachrichten über Polen schöpfen, weil es in unsern Kram paßt, sie so und nicht anders zu hören, und uns unsere Partheilichkeit gegen die Regierungen, denen Polen jetzt unterworfen ist, für alle andere taub macht. Dies sollte nicht seyn, ich will keineswegs die in Galizien verübten Mordthaten vertheidigen oder gar in Schutz nehmen, da sey Gott vor, aber ich wiederhole, daß es eine durch Unbedachtsamkeit und Mangel an Vorsicht hervorgerufene Nothwehr war, denn hier hieß es: Du oder Ich, und die Hand aufs Herz, wer von Ihnen, meine Herren, möchte wohl unter solchen Umständen der Ich gewesen seyn? — Polens Untergang und Zerstückelung ist ein Unglück, doch nicht ohne Selbstver-

ſchulden; aber unſer Recht auf Algerien iſt eben ſo wenig und noch weniger begründet, da Algier Frankreich niemals, das immer aufrühreriſche Polen wohl aber den nordiſchen Mächten gefährlich werden konnte und war.

Abermals große Bewegung und man hört hie und da den Ruf: zur Ordnung! das iſt unerträglich!

— Meine Herren, fuhr Michel-Arago mit ſtärkerer Stimme fort, ich ſtehe nicht nur als Franzoſe, nein, ſondern auch als Weltbürger auf dieſer Rednerbühne und muß alſo die Sache [illegible] ganz andern Geſichtspunkte als aus dem engen Kreis[illegible] zigen Landes, ſey es auch noch ſo groß und mächtig[illegible]

— Aber wir civiliſiren Algier, ließ ſich jetzt eine St[illegible]ren, und leiſten ſomit der ganzen Welt einen Dienſt.

— Eine ſaubere Civiliſation, die mit Sengen, Brennen und Morden betrieben wird, dabei greift man alles verkehrt an, bringt einem halbwilden Volk unſere Geſetze und Gebräuche auf, richtet und verurtheilt es nach unſern Codes, die ſelbſt für Frankreich höchſt nothwendige Reformen bedürfen. Iſt dies nicht baar[illegible]ſinn? — wahrhaftig nicht mit Unrecht wirft man uns vor, daß wir nicht zu coloniſiren verſtehen. Nationen ſo gut wie Richter und Individuen dürfen nie das **audiatur et altera pars** außer Augen laſſen, aber wir hören und wollen hier immer nur von einer Seite hören. Unterdeſſen hat die letzte Verſchwörung der Sache der Polen oder vielmehr des polniſchen Adels, denn nur dieſer allein war es, den Todesſtoß gegeben, da ſie ſich das ganze Volk der Deutſchen entfremdet hat, das über die jetzt unumſtößlich klar bewieſene Abſicht, alle ſich in Polen befindlichen Deutſchen zu ermorden, höchſt entrüſtet iſt, und zwar mit Recht, denn die Deutſchen hatten ſich bei und nach den unglücklichen Befreiungsverſuchen der Polen im Jahr 1833 auf das Edelſte benommen und den ſich durch Deutſchland Flüchtenden allen Vorſchub, Hülfe und die reichlichſten Unterſtützungen angedeihen laſſen. Die Theilnahme der Deutſchen haben jetzt die Polen für immer verſcherzt, und ſomit ſich ſelbſt aller Hoffnung beraubt, je wieder ihre Unabhängigkeit zu erlangen, denn mit dem beſten Willen für unſere polniſchen Freunde können wir ihnen doch nie von großem Nutzen ſeyn und ihnen ſelbſtthätig zu Hülfe kommen, da ſich Deutſchland eben nicht wie ein Haufen Schutt aus dem Wege räumen läßt; und dann, um einigermaßen conſequent und nicht im Widerſpruch mit uns

selbst zu seyn, frage ich: dürfen wir in andern Ländern der Sache der Adelswirrnei zur Unterdrückung der Bürger und Landleute dienen? aber dies thun wir, wenn wir die Absichten der sich in Paris aufhaltenden Coryphäen des polnischen Adels begünstigen. Der ehrenwerthe Herr von Montalembert, der sich so aufgebracht gegen die Maßregeln der nordischen Mächte und absonderlich gegen die österreichische Regierung zeigt, möge uns doch sagen, was wir thun würden und thun müßten, wenn wir eine ähnliche Verschwörung, als die letzte polnische war, gegen unser Gouvernement, unsere [illegible]den und Truppen in Algerien entdeckten? —

[illegible]der große, allgemeine und lang anhaltende Bewegung unter den Deputirten, die sich zum Theil erstaunt und mit Befremden einander ansehen. Mehrere Exclamationen und lautes Murren machen den Redner auf eine kurze Zeit stumm, der, als es wieder etwas ruhiger geworden, fortfährt:

— Ich komme nun auf die Besitznahme Krakaus durch die Oesterreicher. Die große Mehrzahl der Mitglieder dieser Kammer sieht diese als eine Verletzung der Verträge von 1815 an.

Mehrere Abgeordnete schreien von ihren Sitzen:

— Das ist sie auch, das ist sie!

— Erlauben Sie mir, meine Herren, fuhr der Redner fort, ohne diese Besitznahme gerade in Schutz nehmen zu wollen, so muß ich auch von ihr sagen, daß sie gewissermaßen eine Handlung der Nothwendigkeit war, daß auch hier der Trieb der Selbsterhaltung, der Regierungen und Nationen eben so wie Individuen eingepflanzt ist, diese Besitznahme gebot; Sie werden mir vielleicht einwenden, daß es lächerlich ist, zu behaupten, daß so mächtige Staaten, wie Rußland, Oesterreich und Preußen, sich vor einem Duodez-Republikchen fürchten, aber einen ewigen Schürheerd der Mordbrennerei in seiner Mitte zu dulden, der wie das kleinste Feuer zuletzt zur alles verheerenden Flamme werden kann, kann man Staaten eben so wenig als Individuen zumuthen, und für beide ist es Pflicht, ein solches, immer unter der Asche glühendes Feuer unschädlich zu machen und durch alle zu Gebot stehende Mittel zu ersticken. Das ist ein schlechter Hausvater, der schwach genug ist, dergleichen zu dulden. — Was aber die Verletzung der Wiener Verträge anbelangt, so sind sie längst vor der Besitznahme von Krakau verletzt worden, und zwar, wenn wir gerecht seyn wollen, so war dies selbst und zuerst durch die Julirevolution der Fall

— Oho, nein, das ist zu toll, zur Ordnung, so kann ein Arago sprechen! schrie man von allen Seiten durcheinander, und der Tumult stieg bald auf das Höchste. Der Präsident klingelte sich die Arme lahm und schrie sich heiser, aber dies wollte alles nichts helfen. Michel wollte sich diesmal in der Hülle Aragos keiner infernalischen Mittel bedienen, die Ordnung wieder herzustellen, und stand ruhig mit übereinandergeschlagenen Armen auf der Rednerbühne.

Eine halbe Stunde hatte schon der Tumult gewährt, der Redner hatte mehrmals versucht fortzufahren, aber [redacted] nicht zu Wort kommen; endlich, nachdem die Herren [redacted] selbst des Tobens und Schreiens müde waren, gelang es [redacted] Worte: »man lasse mich nur ausreden,« hörbar zu machen, allmählig legte sich der Sturm, und Michel-Arago ließ sich weiter vernehmen:

— Ich wollte damit nur sagen, daß es den nordischen Mächten leicht einfallen könnte zu sprechen: wir haben die Verträge von 1815 nur mit der ältern Linie der Bourbonen, und keineswegs mit der jetzt in Frankreich herrschenden Dynastie abgeschlossen, mit der Verjagung der erstern waren auch alle Verträge gebrochen und wir unserer Verbindlichkeiten quitt.

— Ah, ah! Desto besser, dann sind wir es auch, ertönte es nun von verschiedenen Seiten.

— Wir wollen sogleich untersuchen, wer am meisten dabei auf das Spiel setzen würde; unterdessen kann Niemand leugnen, daß wenn man auch diese erste Ursache nicht als gültig anerkennen will, die Trennung Belgiens von Holland eine Thatsache ist, die unbestreitbar einen starken Riß in jene Verträge machte. Und wenn der ehrenwerthe Pair, Herr von Montalembert, wegen der heiligen polnischen Sache, wie er sie nennt, an das französische, längst in Verwesung übergegangene Kaiserreich, an das gleichfalls untergegangene Frankreich der Restauration und endlich an das Juli-Frankreich appellirt, so sind dies Instanzen, von denen die beiden ersten nur noch Nebelgebilde sind, und die letzte inkompetent ist.

Viele O, o! hörte man wieder.

— Und wenn der ehrenwerthe Herr die Kammern Frankreichs und Englands für die großen Assisen der Christenheit erklärt, und zu der Pairskammer spricht: „Was ich wünsche, ist, daß diese Versammlung von Weisen, diese vortrefflichste politische Versamm-

lung, ſich vereinige und ſich wie ein Mann erhebe, um zu proklamiren, daß geſchehene Dinge kein Recht begründen und daß es noch andere Dinge in der Welt giebt, als die Gewalt und Verachtung der Verträge:« ſo hat er eben gerade nicht als ein Weiſer geſprochen, und ſelbſt in Frankreich hat man ſich gewaltig über die nagelneue Entdeckung gewundert, daß wir ſo viele Weiſe, mehr als hundert Stück, auf einem Haufen beieinander zählen, während ganz Griechenland deren nur ſieben hatte. Niemand hätte es ſich [illegible] laſſen, daſelbſt ſo viele Weisheit concentrirt zu finden.

[illegible]allendes Gelächter unterbrach hier den Redner.

— Doch, meine Herren, laſſen Sie uns die Sache von einer äußern Seite betrachten. Wenn der ehrenwerthe Herr von Montalembert fürchtet, daß das Beiſpiel von Krakau ſehr leicht hinſichtlich der [illegible]annten freien Städte Deutſchlands, wie Hamburg, Lübeck, Brem[illegible] und Frankfurt, das er die Schreibſtube des deutſchen Bundes nennt, eine Nachahmung finden könnte, ſo will ich dies nicht in Abrede ſtellen, aber eben ſo wenig, daß der deutſche Bund nicht das Recht hätte, wenn er es für das Geſammtwohl Deutſchlands räthlich erachtet, dieſem lächerlich republikaniſchen Unweſen ein Ende zu machen und ſie ſolchen Staaten zu incorporiren, wo wenigſtens Recht und Vernunft die Oberhand haben. Es iſt allgemein bekannt, daß die Hanſeſtädte zum großen Nachtheil von ganz Deutſchland nur die Commiſſionaire und Speditionaire unſerer guten Freunde, der engliſchen Allerweltskrämer ſind, und ein Heer von Schmugglern füttern. In Frankfurt hat zwar dies ſaubere Handwerk aufhören müſſen, ſeitdem dieſe Republik nothgedrungen dem deutſchen Zollverein beitreten mußte, wollte ſie nicht verhungern, aber Verwaltung und Juſtiz werden daſelbſt ſo gehandhabt, daß es in der That ein Werk der Barmherzigkeit wäre, wenn man ſie wenigſtens unter ſtrenge Vormundſchaft ſetzte. Wir hätten uns demnach eben ſo wenig drein zu miſchen, wenn es die deutſchen Regierungen für gut fänden, ſolche Maßregeln zu ergreifen, als wenn ſich Deutſchland hätte darein miſchen wollen, als wir Avignon Frankreich einzuverleiben oder Algerien uns anzueignen für gut fanden. Außerdem bedauern viele von uns noch täglich, daß wir nicht in Deutſchland, Italien und den Niederlanden zu erhalten wußten, was Napoleon Frankreich einverleibte, und ſie würden daſſelbe heute wieder thun, wenn es in ihrer Gewalt ſtünde — wo iſt denn da die in dieſer Kammer ſo oft gerühmte

Konsequenz? — und sind wir nicht im Widerspruch mit uns selbst? Daß in Krakau die Oesterreicher denjenigen, der eine falsche Nachricht verbreitet, vier Wochen lang öffentlich auspeitschen, wie Herr von Montalembert wissen will, gehört wohl zu den Verbreitungen falscher Nachrichten; hätten dergleichen Exekutionen statt gefunden, so hätten sie längst in allen Journalen der Opposition und des Radikalismus paradirt. Selbst in Oesterreich fängt man an einzusehen, daß das Prügeln noch ehrloser für diejenigen ist, die es anordnen, als die es erdulden müssen, und selbst im österreichischen Heer werden jetzt weit weniger Haselstöcke verbraucht, als [illegible]er, so wie man die schändliche Peitscherei beim englischen [illegible] wenigstens modificirt. Man wird endlich auch in den finstersten Ländern einsehen, daß der unbetitelte Mensch oft weit mehr Würde hat und Achtung verdient, als so mancher lang betitelte Schafskopf. Der ehrenwerthe Herr von Montalembert will, die konstitutionellen Mächte sollen gemeinschaftliche Sache mit den absolut beherrschten Völkern machen; weiß er denn, ob diesen Völkern wohl damit gedient wäre, und ob sie mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machen wollen? — wir stehen eben nicht im besten Andenken bei diesen Völkern und haben ihnen, indem wir ihnen die glänzendsten Verheißungen nnd Versprechungen gemacht, so arg mitgespielt, daß sie allen Respekt vor unserer Hülfe haben. Auf das Geschrei der radikalen Coryphäen und der Journalisten und Scribler ihrer Parthei dürfen wir eben so wenig bauen als auf Schaum, und wenn der mehr erwähnte edle Pair sagt: daß wir deßhalb die Mächtigsten seyen, weil wir kein verarmtes und ausgesogenes Irland, keine fortwährend gährende und mißhandelte Lombardei, kein Galizien, kein Polen, kein Kaukasien, in das wir von Zeit zu Zeit immer wieder unsere blutigen Hände tauchen müssen, im Zaum zu halten haben, so hat er ganz vergessen, daß wir an Algerien eine fortwährend klaffende Wunde und höchst verwundbare Seite haben, die wir ebenfalls von Zeit zu Zeit bluten lassen müssen, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß wir ohne dieses Besitzthum eben so gut weit stärker, mächtiger und mehr zu fürchten seyn würden, wie dies der Fall mit Oesterreich wäre, wenn es keine Besitzungen in Italien zu bewachen hätte. So viel steht fest, daß die von unserer Regierung bisher verfolgte Politik, um den Frieden zu erhalten, eine gesunde und vernünftige Politik ist, die nicht das Wohl des Landes um Chimären auf das Spiel setzt,

sie will nicht den Frieden um jeden Preis, denn griffe man Frankreich an und suchte dessen Rechte wirklich zu kränken und zu beeinträchtigen, dann würde es sich gehörig zu vertheidigen wissen, und wäre in diesem Fall, das Volk für sich habend, mächtig und stark genug, solche Angriffe wie sich's gebührt zurückzuweisen. Aber es wäre die höchste Unvernunft, uns in die innern Angelegenheiten fremder Mächte und Länder mischen zu wollen, und so unsere ganze Wohlfahrt auf das Spiel zu setzen, was uns höchst gefährlich werden könnte.

— Indem wir uns der bedrängten Polen annehmen, mischen wir uns nicht in die innern Angelegenheiten der nordischen Mächte, rief ein Deputirter von seinem Sitz.

— Doch, wenigstens eben so sehr, als wollten diese Lothringen, Elsaß und Avignon wieder mit Deutschland und dem Kirchenstaat vereinigt und Algerien wieder unabhängig wissen. Wenn, wie der ehrenwerthe Herr von Harcourt in der Pairskammer behauptet, die Verträge von 1815 eine schwere Last für uns sind, die wir bei dieser Gelegenheit je eher je lieber abschütteln müssen, und ebenfalls meint, wir sollen uns der Polen, Ungarn und Italiäner bedienen und gemeinschaftliche Sache mit diesen Völkern machen, indem wir dann unwiderstehlich seyen und den nordischen Barbaren Mores lehren könnten, so muß ich dessen wenige Kenntniß mit der Lage dieser Dinge nur bedauern. Die Polen sind unter sich selbst nicht einig, nicht einmal die im Ausland und hier unter unsern Augen leben, Anarchie war von jeher das Idol dieses Volks, und wie wenig die Notabeln desselben Einfluß auf die niedern Klassen haben, haben uns noch jüngst die Vorgänge in Galizien bewiesen; die nordischen Mächte dürfen in diesem Fall nur der wilden Mordlust die Zügel schießen lassen und die Polen reiben sich selbst untereinander auf. Auf die Ungarn zu zählen, wäre vollends Thorheit, es ist hier ganz derselbe Fall wie in Polen, die Regierung sucht das Volk möglichst von dem Druck seiner kleinen Tyrannen zu befreien und es vor deren Mißhandlung zu schützen. Hier wie dort ist es der bei uns völlig unschädlich gemachte Erbadel, der Sclaverei und Leibeigenthum seiner Brüder und Mitbürger zu seinem Nutzen in Anspruch nimmt, nur Preußen ist es bis jetzt gelungen, ihn in die gehörigen Schranken zu bringen und seinen nichtswürdigen Anmaßungen ein Ziel zu setzen. Italien allein wäre es, das gebe ich zu, in welchem mit leichter Mühe ein für

Oeſterreich verheerender Brand zu entzünden wäre, aber machen wir nicht Oeſterreich ſtark, wenn wir ihm dieſes Land entreißen, was freilich unter gewiſſen Umſtänden unſer Vortheil ſeyn könnte. Hier, in der Kammer der Abgeordneten, behauptete der ehrenwerthe Herr Thiers, daß die Beſitznahme Krakaus, wie alle Männer, welche mit den europäiſchen laufenden Angelegenheiten bekannt ſind, wiſſen, namentlich zu Neapel, Turin, Stuttgart, Dresden, Stockholm, eine allgemeine Aufregung hervorgebracht habe. Ich muß hier dem ehrenwerthen Herrn widerſprechen, dem größten Theil der Staatsmänner und ſelbſt des Volkes, namentlich in Deutſchland, kam dieſes Ereigniß durchaus nicht unerwartet, und wer irgend nur einer geringen Vorausberechnung fähig war, erwartete es längſt und wunderte ſich nur, daß es nicht früher geſchehen. Nur die Radikalen, Revolutionäre, Communiſten, Jacobiner aller Länder, hielten dies für eine günſtige Begebenheit, wieder einmal recht in die Lärmtrompete blaſen zu können, und hofften die Sache ihren Umwälzungsplänen förderlich.

— Der ehrenwerthe Herr Genoude hat in dieſer Kammer geſagt, daß er, mit der Oppoſition einverſtanden, in den Verträgen von 1815 nur das in die Waagſchale geworfene Schwert des Brennus erblicke, daß ſie die ſchrecklichſte Demüthigung ſeyen, die Frankreich jemals erfahren, eine Breche in das Frankreich Ludwigs XIV., daß ſie uns die Früchte all unſerer Eroberungen geraubt, daß durch dieſe Handlung die Könige ſich die Völker gleich Heerden vertheilt hätten, daß ſie Frankreich dadurch auf das Schimpflichſte beleidigt haben, indem ſie ſagten, daß ſie gekommen ſeyen, um das durch Napoleon verübte Böſe wieder gut zu machen, und doch Alles gethan hätten, was Napoleon gethan!

— Während der Reſtauration führte der ehrenwerthe Herr Genoude keine ſolche Sprache, aber jetzt behauptet er, daß man ohne die Einwilligung einer konſtituirenden Verſammlung keinen Finger breit der von uns gemachten Eroberungen hätte wieder abtreten und herausgeben dürfen. Er hätte erſt eine ſolche Verſammlung ſchaffen, hätte vor allen Dingen den Ruſſen, Preußen, Oeſterreichern, Engländern u. ſ. w. verbieten müſſen, Frankreichs Boden als Sieger und Eroberer zu betreten und zwar bei Todesſtrafe!

Allgemeines Gelächter.

— Der ehrenwerthe Herr Genoude citirt die Worte des Ge-

nerals Lamarque: »diese Verträge seyen nur ein Halt im Kothe, der General und Herr Genoude hätten uns die Mittel geben sollen, anders als beschmutzt und unsere Bagage einbüßend aus diesem Koth kommen zu können! Er behauptet ferner, Frankreich werde nicht eher ruhig seyn, bis es seine natürlichen Gränzen wieder habe. Wie aber, wenn es bei einem Versuch, diese sogenannten natürlichen Gränzen wieder zu erhalten, diejenigen einbüßte, die es jetzt hat, indem diese um soviel weiter zurückgedrängt würden? — wir können von Glück sagen, daß wir wenigstens bei der zweiten Invasion der Alliirten Elsaß und Lothringen nicht herausgeben mußten, was geschehen wäre, hätten die Verbündeten ihren Vortheil besser verstanden und wären gewisse Intriguen nicht mit soviel List und Schlauheit durchgesetzt worden. Jenseits des Rheins behauptet man, daß Deutschlands natürliche Gränzen seyen, so weit man die germanische Zunge spricht, und Metz, Verdün und Toul alte deutsche Städte seyen. Und wer von Ihnen, meine Herrn, wäre wohl dreist genug, zu behaupten, daß nur uns die falsche Fortuna lächelte, und nur wir Sieger blieben? Die deutschen Heere sind nicht mehr was die ehemaligen Reichstruppen waren, namentlich die Preußens nicht, nach denen sich die Truppen der kleinern Staaten mehr oder minder formirt haben. Wie groß würde nicht dann erst unsere Schmach werden, wenn eine neue Allianz, erleuchteter als die frühere, uns besiegte, und uns dann Elsaß, Lothringen, vielleicht gar Burgund noch abnähme?

— Oho, oho! ertönte es von allen Seiten.

— Ich spreche hier nur von Dingen, die im Reich der Möglichkeit liegen. Wir würden dann nur noch eine sehr untergeordnete Macht und unser Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten null seyn. Glauben Sie nicht, daß im Fall eines Krieges unser Erzfeind, England, sogleich gemeinschaftliche Sache mit unsern andern Feinden und unserer Herrschaft in Algerien, die ihm ohnehin ein Dorn im Auge ist, schnell ein Ende machen würde? Oder glauben Sie vielleicht nicht, daß ein paar englische Regimenter eben so gut ganz Algerien in Aufstand versetzen würden, als französische Italien? Nein, glauben Sie mir, bei jedem nicht unumgänglich zur Vertheidigung des eignen Heerdes nothwendigen Krieg setzen wir alles aufs Spiel, schon die Wahrscheinlichkeit eines Kriegs bringt uns unermeßlichen Nachtheil, und bei dem Kriegslärmen, den

vor sieben Jahren der ehrenwerthe Herr Thiers veranlaßte, hat Niemand gewonnen als die deutschen Pferdemäkler und Juden, die unseren auch nicht ganz saubern Lieferanten ausrangirte Pferde für unser gutes Geld aufhingen. Der ehrenwerthe Herr Genoude, der uns mitgetheilt hat, daß er viel, sehr viel gelernt habe seit 1830, hat, wie mich dünkt, noch weit mehr vergessen, und ich kann dem ehrenwerthen Herrn Barrot nur Beifall zollen, wenn er sagt, daß jetzt und unter den bewandten Umständen, die Reden zur Vertheidigung eines nicht mehr bestehenden Polens viel zu spät kommen, nur Zeitverschwendung sind und sogar kindisch scheinen, aber ich sehe nicht wie er, daß sich ganz Europa bereits in zwei feindlich einander gegenüberstehende Lager, das konstitutionelle oder sogenannte repräsentative und das sogenannte absolute, getheilt hat, da viele Völker, unter einer angeblichen absoluten Herrschaft stehend, sogar einen Widerwillen gegen die repräsentative bezeigen, die ihnen freilich oft toll genug vorkommen muß. Eine andere, weit gefährlichere Partei nagt an dem Herzen fast aller europäischen Staaten, es ist die der Armen gegen die Reichen, die der Nichtbesitzenden gegen die Besitzenden, welche der Communismus und Radikalismus unaufhörlich anzureizen und zu hetzen sucht, dies ist der Krebsschaden, an dem alle Länder leiden, und den zu heilen man rastlos bemüht seyn muß, sollen alle Staaten, konstitutionelle wie absolute, nicht am Ende an diesem Uebel verbluten, das jeder Krieg nur ärger machen und zum unheilbaren Ausbruch bringen muß. Ich muß dem Herrn Minister vollkommen Recht geben, wenn er behauptet, daß die Besitznahme Krakaus kein hinreichender Grund zu einer Kriegserklärung Frankreichs ist, sowie keine Veränderung, die man im Innern anderer Staaten vornehmen mag und die uns nicht offenbar in Schaden und Nachtheil versetzt, ein Grund für uns seyn darf, unsere Wohlfahrt und Zukunft aufs Spiel zu setzen und uns der Anarchie preis zu geben. Anders war es mit den spanischen Heirathsangelegenheiten, hier erfordert meine Unpartheilichkeit, daß ich dem Herrn Minister in sofern Unrecht gebe, als er es durchaus nicht nöthig hatte, in dieser Sache England zu Rathe zu ziehen, oder sich um dessen Politik und dessen Willen bei derselben im mindesten zu bekümmern; hier war es hinreichend, zu erklären: die Infantin Louise heirathet mit der Einwilligung beider Kronen den Herzog von Montpensier, und damit Basta. Alles andere war überflüssig und eine Bekümmerniß um ungelegte Eier. Es war

weder nothwendig noch erforderlich, den Zeitpunkt zu bestimmen, wann diese Heirath vor sich gehen sollte, und man konnte gerade offen herausſagen: sie wird zugleich mit der Vermählung der Königin vor sich gehen. Fürchtete man englische Intriguen, so war diesen zu begegnen. Die Utrechter Verträge, die Möglichkeit, daß die Königin von Spanien kinderlos sterben könnte und so die Herzogin von Montpensier den spanischen Thron besteigen würde, und das obgleich im Reich der Möglichkeit liegende Ereigniß, wenn auch eben so unwahrscheinlich, als daß Herr Thiers noch Napoleons Rolle spielen werde, daß ein Sohn des Herzogs von Montpensier zugleich Herrscher von Spanien und Frankreich werde, waren lauter Dinge, welche Frankreich gar nicht zu erwägen hatte, und wegen denen England sich wohl gehüet haben würde, einen Krieg anzufangen. Mit gerader und offener Stirn mußte hier durchgegriffen und erklärt werden: wir wollen es so; und das kann man immer, wenn man das gute Recht auf seiner Seite hat. Am Ende werden wir noch diese englischen Holzblöcke gehorsamst um Erlaubniß fragen, ob unsere Prinzen bei ihren Frauen schlafen und diese in die Wochen kommen dürfen!

Gelächter auf allen Bänken, hie und da einige Bravis.

— Hätten wir so gehandelt, fuhr der Redner fort, dann hätte der Herr Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht nöthig gehabt, zu einer Ausflucht seine Zuflucht zu nehmen, die man allenfalls einem mittelmäßigen Advokaten, der sich nur durch Rabulistenkniffe helfen und aus der Schlinge ziehen zu können glaubt, verzeihen würde, die sich aber mit der Würde des Ministers eines Königs der Franzosen und der französischen Nation durchaus nicht verträgt und sie herabsetzt.

— Sehr wahr, sehr wahr! erschallte es von der Linken.

— Komisch ist es, daß sich der ehrenwerthe Herr Thiers so gewaltig an den Laden legt; seiner langen Rede in der Sitzung vom 4. Februar kurzer Sinn ist trotz allem Wortgepränge und trotz allen Versicherungen, daß er durchaus nicht beabsichtigt, wieder in das Kabinet zu treten und ein ministerielles Portefeuille zu erhalten, doch nur der: »wäre ich Minister gewesen, so hätte ich es besser gemacht, man mache mich wieder dazu und ich werde Alles zum Besten lenken«; wenn er uns mittheilt, daß er jetzt schon siebzehn Jahre in dieser Kammer sitzt, zwei und zwanzig Sitzungen als Deputirter beigewohnt hat, und daher auf Erfahrung Anspruch

machen könne, so erlaube er mir, ihm zu bemerken, daß, als er im Besitz eines Portefeuilles war, er eben nicht bewies, daß ihn diese Erfahrung und lange Sitzungen sehr klug und weise gemacht haben. Ich kann ihm gar manche arge Böcke und Verstöße nachweisen, und will nur ein Paar der tollsten anführen, nämlich die Befestigung von Paris und der blinde Kriegslärmen; beide kosten Frankreich unermeßliche Summen, haben unsere Finanzen in eine schlimme Lage gebracht, und der letzte hat die halb erloschenen feindseligen Gesinnungen der Völker gegen Frankreich, absonderlich die unserer deutschen Nachbarn, wieder zur hellen Flamme angeblasen und nur Mißtrauen und Widerwillen gegen Frankreich erzeugt. Ich werde mich hüten, hier in all die politischen Subtilitäten einzugehen, welche der ehrenwerthe Herr Thiers aufgesucht, um zu beweisen, daß man einen dummen Streich gemacht, indem man einen unserer Prinzen mit einer Infantin Spaniens vermählte oder diese Heirath nicht wenigstens verschob, sie verdienen eben so wenig eine Widerlegung, als seine historischen Citationen zu beachten sind, die gar nichts für den gegenwärtigen Zustand der Dinge beweisen. Herr Thiers, als Geschichtsschreiber, hätte doch wahrlich am ersten einsehen sollen, daß sich seit den Zeiten Ludwig XIV. und der Utrechter Verträge alles so ganz anders gestaltet hat, daß es thöricht ist, sich auf Vorfallenheiten und politische Handlungen vor der Revolution von 1789 in solchen Fällen im mindesten zu berufen oder beziehen zu wollen; ja, man könnte dies sogar bis auf die Julirevolution ausdehnen, denn die napoleonischen Zeiten und die der Restauration sind ebenso wenig als Vorbilder der Jetztzeit zu berücksichtigen. Ich möchte wohl wissen, wie Herr Thiers bei den spanischen Heirathsangelegenheiten gehandelt haben würde, wenn er Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen wäre.

— Ich bitte um das Wort, rief nun Thiers von seinem Sitz, und Michel-Arago fuhr fort:

— Daß der ehrenwerthe Herr Thiers uns versichert, daß wir jetzt nicht mehr dieselben Beschwerden gegen die europäischen Mächte zu führen haben, wie zur Zeit der Coalition von Pillnitz, da die Julirevolution kein Bündniß gegen unsere Freiheit hervorgerufen, daß Frankreich nicht mehr daran denkt, eine erobernde Propaganda zu werden, und daß er sogar ausruft: wenn mir jetzt ein Gott die Universalmonarchie für Frankreich anböte, so würde ich sie ausschlagen, beweist, daß ich den Sinn und die Absicht seiner langen

Rede vollkommen verstanden habe. Herr Thiers will die auswärtigen Mächte wegen seiner Person und seinen kriegerischen Gesinnungen möglichst beruhigen, und sich dadurch als Minister wieder möglich machen. Er will, daß Frankreich mit einem Buch vor sich liegend und ein Schwert in der Hand dargestellt werde. In dem Buch sollen die Rechte der Menschheit, auf dem Schwert die Worte: »Zürich, Austerlitz, Friedland« eingegraben seyn. Dies sind kindische Dinge, beides muß in unsern Herzen eingegraben seyn, sonst steht es schlimm. Herr Thiers will durchaus und findet nur allein Heil in einer Allianz mit England, nur hier findet er ein vortheilhaftes und für Frankreich nützliches Bündniß möglich, weil hier dieselben Gesinnungen, ähnliche Institutionen, dieselben Freiheiten wie bei uns herrschen. Der ehrenwerthe Herr Thiers kennt England und seine Bewohner, wie es mir scheint, sehr wenig, und über seine Befangenheit als Staatsmann und Politiker kann ich mich nicht genug wundern. Er gesteht zwar ein, daß zwischen Frankreich und England eine alte Rivalität besteht, daß große Schwierigkeiten zu überwinden seyen, aber er bildet sich ein, diese überwinden zu können, ohne große Opfer zu bringen. Der ehrenwerthe Herr macht sich große Illusionen; wie, ist es ihm denn so gänzlich unbekannt, daß England unaufhörlich mit neidischen Argusaugen alle Schritte überwacht, die unserer Marine und unserem Handel Vortheil bringen können, daß es beständig Alles thut, was in seiner Macht steht, unsere Wohlfahrt und unser Gedeihen zu hemmen, daß es so zu handeln gezwungen ist, so handeln muß und immer müssen wird, will es nicht seine eigne Existenz in Gefahr bringen. Ein aufrichtiges, für Frankreich vortheilhaftes und dauerhaftes Bündniß zwischen diesem und Großbritannien, ist so lange eine Chimäre, ein Ding der Unmöglichkeit, als die Verhältnisse der Erde so gestaltet bleiben wie sie es jetzt sind, und hundertmal eher ist ein solches Bündniß mit Preußen, Rußland und selbst Oesterreich möglich. O, Herr Thiers, wo war Ihre Klugheit und Einsicht, als Sie so eine Behauptung aufstellten? wissen Sie denn nicht, daß überall und allenthalben, wo Frankreich und England in Berührung kommen, es Wunden, Beulen und Trümmer setzen muß? Und Sie entblödeten sich nicht, Ihre lange aber ganz unerhebliche Rede voller Irrthümer in dem Blatt, das Sie sich zum Tummelplatz Ihres Gänsekiels erkoren, in dem würdigen Constitutionell, als eine des Demosthenes oder Mirabeau würdige Philippika anpreisen zu las-

sen oder vielmehr selbst anzupreisen! Seyen Torys oder Whigs am Ruder der englischen Staatsmaschine, gleichviel, Englands Politik hinsichtlich Frankreichs wird und muß immer dieselbe bleiben, und ich fürchte bei dem ersten Zusammenstoß mit England alles für unsere mit so ungeheuern Opfern an Blut und Geld erhaltene Eroberung Algeriens, dies ist unsere verwundbarste Seite, die unsern Erzfeinden fortwährend die für sie am leichtesten zu erreichende Blöße darbietet. Uebrigens bin ich fest überzeugt, daß, wäre Herr Thiers am Ruder gewesen, er weder die Besitznahme von Krakau verhindert, noch die spanischen Heirathsangelegenheiten zur Zufriedenheit seiner englischen Busenfreunde betrieben, sondern Alles noch weit mehr verwirrt hätte, als dies jetzt der Fall ist. Indessen ist auch der Herr Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wenn er sagt, daß alle Parteien in England, Whigs und Torys, günstig für Frankreich gestimmt seyen, gewaltig im Irrthum, und ich muß dem ehrenwerthen Herrn Berryer beipflichten, wenn er in dieser Behauptung ein Vertrauen, eine Sicherheit sieht, die nicht ohne Gefahr für uns ist und uns theuer zu stehen kommen könnte; auch hat er vollkommen Recht, wenn er nicht der Meinung des Herrn Thiers ist, der da behauptet, man würde sich mit England nicht verworfen haben, wenn man die Heirath der Infantin mit dem Herzog von Montpensier auf später verschoben hätte; zu welcher Zeit dieselbe auch Statt gefunden, dies war gleich, sie hätte immer die englische Rivalität rege gemacht, an die aber, wie gesagt, sich nicht zu kehren war, und wenn England jetzt keine kriegerischen Saiten aufspannt, so verdanken wir dies allein dem Umstand, daß es mit noch weit größern inneren Schwierigkeiten zu kämpfen hat als wir, die ein Krieg sehr leicht unüberwindbar machen und seine ganze politische Existenz über den Haufen werfen könnte. Indessen ist auch der ehrenwerthe Herr Berryer in gleichem Irrthum wie Herr Thiers befangen, wenn er sagt: die seit vier Jahrhunderten bestehende Politik Frankreichs hinsichtlich Spaniens könnte sich so lange nicht ändern, als bis eine Erdrevolution die geographische Lage der beiden Länder ändert. Frankreich muß suchen, sich Spaniens Freundschaft zu erhalten, um den Rücken frei zu haben, aber nicht in demselben herrschen und einen hervorragenden Einfluß geltend machen wollen, wodurch es sich Spanien, das nichts mehr haßt, als fremden Einfluß und Fremdherrschaft, zum gefährlichen Feind machen würde. Dies ist die ganze, gegen unsere westlichen Nachbarn ge-

wiß nicht ſchwer zu befolgende Staatskunſt. Aber vor allen Dingen wünſche ich, daß ſich Regierung und Kammern zuerſt mit unſern innern, ſo dringenden Angelegenheiten beſchäftigen, namentlich mit der Regulirung unſerer Finanzen, der Reform unſerer Geſetzbücher und was dazu gehört, als Gefängniſſe, Zuchthäuſer, Galeeren ꝛc., der Regulirung der Octrois für ganz Frankreich, dem Emporbringen der Gewerbe und des Handels, denn unſere erſten Handelshäuſer empfinden die jetzige ſchwere Criſis, unter der ſogar die Bank von Frankreich leidet, aber vor Allem müſſen wir uns mit der Abhülfe der außerordentlichen Theurung des Brodes und der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe beſchäftigen; dies Alles iſt weit dringender und nöthiger als zu ergrübeln, ob es beſſer geweſen, die Königin von Spanien habe einen Coburg, einen Bourbon oder einen Bipitupli geheirathet, oder uns wegen den polniſchen Schweinereien die Köpfe zu zerbrechen, denn wird hier nicht abgeholfen, ſo wachſen uns Radikalismus, Communismus und Anarchie über den Kopf und dann gute Nacht unſer ſchönes Frankreich; zuerſt wird es der Feudalismus der Geldſäcke und reichen Wucherer ſchwer büßen müſſen, dem Aberglauben ſeines Götzen Mammon bis zum Unſinn gefröhnt zu haben.

Was die Ordnung der europäiſchen und der Weltangelegenheiten anbetrifft, ſo weiß ich der Regierung keinen beſſern Rath zu geben, als daß ſie einen Congreß veranlaßt, auf dem alle Mächte Europas vertreten ſind, und auf dem man ſo viel wie möglich die Verſehen, Mängel und Fehler des Wiener Congreſſes wieder gut zu machen ſucht. Von dieſem Congreß müßten aber alle Feſte, Schmauſereien, Bälle, Concerte, berühmte Sängerinnen, Schlittenfahrten und ſonſtige Frivolitäten entfernt bleiben, und man dürfte ſich nur und mit nichts anderm beſchäftigen, als die Intereſſen der verſchiedenen Staaten auf das Beſtmöglichſte und auf ewige Zeiten zu ordnen. Aber leider ſind Oxenſtiernas Worte: „wenn man wüßte, und jetzt weiß man es, mit wie wenig Weisheit und Vorſicht das Geſchick der Staaten gelenkt wird“, heute noch eben ſo paſſend und anwendbar als zu ſeiner Zeit. Wenn Oeſterreich einſehen wollte, daß es ohne ſeine italiäniſchen Beſitzungen noch einmal ſo ſtark und mächtig ſeyn würde, wenn wir ſelbſt einſehen wollten, daß alle unſere Eroberungs- und Ländergelüſte, beſonders nach dem linken Rheinufer, uns nur verderblich ſeyn können, daß höchſtens die Einverleibung Belgiens, deſſen Be-

ſtehen doch nur precär iſt und ſeyn kann, deſſen Bewohner größtentheils wünſchen, wieder Frankreich anzugehören, wünſchenswerth und paſſend für uns wäre. Wenn ſo durch ganz Europa eine der Vernunft und Billigkeit gemäße Regulirung der Gränzen der Staaten und Länder vorgenommen würde, und hauptſächlich dem anarchiſch-republikaniſchen Unſinn ein für allemal geſteuert würde, namentlich in der Schweiz und den ſogenannten freien Städten Deutſchlands, dann könnte ſich jeder Staat unter der allgemeinen Garantie aller übrigen mit aller Ruhe und Sorgfalt unbekümmert dem Wohl ſeiner Angehörigen widmen und väterlich für deren Glück und Zufriedenheit ſorgen. Doch dies gehört vorerſt noch in das Land Utopien, einſtweilen hat jedoch Preußens kluger Herrſcher ſeine Völker mit einer eben ſo vernünftigen als für ſein Reich paſſenden Verfaſſung beglückt und ſich bei Abfaſſung derſelben, wie aus Allem hervorgeht, weder an das Geſchrei radikaler Egoiſten noch an das Geplärre rückgängiger Finſterlinge gekehrt, ſehr wohl und weiſe daran gethan, weder die engliſche noch unſere Conſtitution zum Vorbild zu nehmen, und ſo allem repräſentativen Unfug, Corruption und Verſchleuderungen der Einkünfte, unerſchwinglichen Abgaben Thore und Thüre zu öffnen; mögen immer die revolutionären und anarchiſchen Blätter aller Länder, wüthend, nicht auch bald Preußen zum Tummelplatz ihres Unſinns machen zu können, dieſelbe angeifern, Friedrich Wilhelm kann darüber lachen und gleich ſeinem großen Ahnen Pasquille und Schmähſchriften tiefer herabhängen laſſen, damit ſie die Leute bequemer leſen können. Zu wünſchen wäre nur, daß alle Monarchen gleich ihm ſprechen könnten: »daß, da ſich die Finanzverwaltung ſeit einem langen und glücklichen Frieden vollkommen in Ordnung befindet, dieſe durchaus die Verſammlung der Reichsſtände nicht erheiſcht,« u. ſ. w. Wie viel Staaten ſind heut zu Tag in dieſem Fall? die meiſten leben auf Koſten der Zukunft und ſprechen oder denken doch, wenigſtens ihre Staatsmänner: aprés nous le deluge! wenigſtens handeln ſie ſo, namentlich die konſtitutionellen. —

Und nun Verzeihung, meine Herrn, daß ich Sie ſo lange von dieſen Angelegenheiten unterhalten habe, meine Rede wurde weit länger als ich es anfangs beabſichtigte, aber ich hielt das Geſagte für höchſt nothwendig und überlaſſe nun dem ehrenwerthen Herrn Thiers, der das Wort begehrte, das Feld.«

Michel wollte jetzt die Rednerbühne verlaſſen und ſich auf

ſeinen oder vielmehr Aragos Sitz begeben, als gerade der wirkliche Arago in die Kammer trat und zu ſeinem großen Erſtaunen ſein alter ego, die Tribune herabkommend, erblickte. Eben ſo groß war das Erſtaunen der ganzen Kammer, welche einſtimmig ausrief: Arago in duplo! beide glichen ſich wie ein Ei dem andern, und wer der rechte ſey, hätte ſelbſt Lavater nicht ausfindig machen können.

Dieſe wunderbare Begebenheit hatte ſchnell alle Staatsangelegenheiten beſeitigt, und man hörte nur die Worte: Doppelgänger gibt es, jetzt iſt die Sache erwieſen! alle Deputirte verließen ihre Sitze und ſtürzten ſammt den Herrn Miniſtern auf die beiden Aragos, um das Wunder in der Nähe zu betrachten, aber plötzlich war eine dieſer Geſtalten verſchwunden, Michel-Arago hatte ſich unbemerkt davon gemacht, während der wahre Arago, ſein Ebenbild ſuchend, geblieben war und endlich mit nicht geringer Verwunderung die Rede, die in ſeinem Namen gehalten worden, aus dem Brouillon eines Stenographen kopfſchüttelnd, bisweilen auch unwillig und ärgerlich werdend, nachlas.

Die Kammer vermochte es nicht, ſich dieſe ſeltſame Begebenheit zu erklären, und ſtimmte darin ſo ziemlich überein, daß es Dinge im menſchlichen Leben gebe, die ſelbſt für die Abgeordneten des franzöſiſchen Volkes eine Nuß zu hart zum Knacken ſeyen. Man faßte indeſſen den Beſchluß, daß dieſe Rede nicht im Moniteur erſcheinen dürfe und ging nach Anträgen, die Sache polizeilich unterſuchen zu laſſen, zur Tagesordnung über. Nur Herr Thiers fand ſich am meiſten piquirt, nicht nur nicht entgegnen zu können, ſondern ſogar nicht einmal zu wiſſen, wer ihm ſo zu Leibe gegangen war.

Michel hatte ſich aus der Deputirtenkammer direkt in ſein Prinzen-Hotel begeben, wo er ein Schreiben mit dem Poſtzeichen Darmſtadt vorfand.

Nachdem er es eröffnet, las er Folgendes:

»Darmſtadt, im Februar 1847.

Mein verehrteſter Herr Michel Stürmer!

Da Ihr Euch ſo gerne der Bedrängten und Unterdrückten annehmt, wenn dieſe es verdienen, ſo manche Ungerechtigkeit gerügt und ſtreng beſtraft habt, und durch Eure, wenn auch infernaliſche Macht ſchon manches Gute geſtiftet habt, da die Schurken aller

Länder und aller Stände Euch zu fürchten beginnen und wohl mehr als ein Schurkenstreich unterbleibt, der sonst verübt worden wäre, so erlaubt mir, daß auch ich, dem großes und himmelschreiendes Unrecht geschehen, Eure dämonische Hülfe in Anspruch nehme; vielleicht könnt Ihr dazu beitragen, daß die mir zugefügte gewaltthätige Unbilde wieder einigermaßen gut gemacht werde. Die Sache ist in wenig Worten folgende:

Auch ich bin Schriftsteller und hatte mich vor mehreren Jahren zur Herausgabe meiner Werke mit einem reichen Frankfurter Handelsmann associirt, der mir von einem Bekannten empfohlen worden war, und dessen Namen ich vorerst noch verschweigen will. Es versteht sich, daß derselbe erst dann mein Associé zu werden sich bemühte, nachdem er die genaue Ueberzeugung hatte, daß die sich im Gang befindenden Werke sich bereits eines Absatzes zu erfreuen hatten, der einen bedeutenden Gewinn abwarf. Ich hätte freilich schon an kleinen Geldgeschäften, die ich früher mit diesem Menschen abzumachen hatte, merken können, mit was für einem Kauz ich es zu thun habe, allein der Mann, der mir ihn empfohlen und sein besonderes Interesse hiebei hatte, wußte meine Bedenklichkeiten zu beseitigen, und so ging ich die heillose Verbindung ein. Bald gewahrte ich jedoch allerlei, zu meinem und zum Nachtheil der Werke begangene Uebervortheilungen, gegen die ich mich beschwerte, was aber die Sache nicht besser machte, und ich mußte, wollte ich nicht ewiges Aergerniß haben, gar manchmal ein Auge zudrücken; endlich aber wurde es doch zu toll, und der von meinem Associé selbst eingesetzte Geschäftsführer, mit dem er sich wegen Geldangelegenheiten entzweit hatte, entdeckte mir, daß er mehrere Posten, unter denen ein sehr bedeutender von mehr als sechs Tausend Gulden, habe unrichtig buchen müssen. Natürlich wurde ich ob solchen Spitzbubereien höchst erbost, begab mich zu meinem saubern Associé, sagte ihm etwas derb die Wahrheit, verlangte Berichtigung und Umschreibung der falschen Posten, konnte aber nichts weiter erlangen, als daß er versprach, die Sache nachsehen zu wollen, und wenn sich Unrichtigkeiten vorfänden, diese verbessert werden sollten. Es geschah aber nichts davon, dem frühern Buchhalter und Geschäftsführer wurde der Laufpaß gegeben, nachdem derselbe den falsch eingetragenen Posten wieder umgebucht hatte, den mein Associé abermals zu meinem Nachtheil umschrieb und sich außerdem noch andere, höchst unredliche und betrügerische Handlungen zu Schul-

den kommen ließ; über dies Alles höchst aufgebracht, schrieb ich nun dem saubern Kumpan ziemlich derbe Briefe, worbei ich ihn und jedes Ding bei seinem wahren Namen nannte, und als dies nichts fruchtete, sandte ich ihm solche Schreiben offen und gehörig adressirt zu, so daß er endlich gezwungen wurde, eine Injurienklage bei den großherzoglich-hessischen Gerichten gegen mich anzustellen, um mich dadurch zu veranlassen, meine Schreiben einzustellen, zugleich aber hörte er von diesem Augenblick an auf, die mir von meinem eignen Kapital vertragsmäßig zu zahlenden schuldigen Unterhaltungsgelder auszuzahlen (Notabene, ich hatte ihm mit der Comptabilität des Geschäfts zugleich auch alle meine Hands und ausstehende Gelder übergeben, und mir nur die literarischen Arbeiten vorbehalten), wodurch er hoffte, mich so in Verlegenheit zu bringen und so mürbe zu machen, daß ich alle seine Betrügereien gutheißen müsse, worin er sich jedoch betrog. In dem mit ihm abgeschlossenen Vertrag befand sich ein Paragraph, welcher besagte: daß ich alle meine Manuscripte und Werke bei der mit ihm errichteten gemeinschaftlichen Verlagshandlung herausgeben müsse, ausgenommen, wenn er die Herausgabe verweigere, in welchem Fall es mir freistehe, dieselben, wo ich es für gut fände, zu verlegen. Demgemäß, weil ich mich durch dieses Sistiren der mir schuldigen Unterhaltungsgelder, die er bis nach beendigtem Injurienproceß zurückbehalten wollte, was, wie bekannt, bei dem deutschen Proceßgang auf eine Reihe von Jahren heißt, allerdings in Verlegenheit befand, sandte ich ihm nun mehrere Verzeichnisse von Werken zu, die ich herauszugeben beabsichtigte, unter denen auch ein paar Auszüge aus meinen größern historischen Werken waren, und forderte ihn auf, mir schriftlich zu erklären, ob er diese Werke mit mir herausgeben wolle oder nicht? ein Schritt, den, streng genommen, ich gar nicht mehr zu thun nöthig hatte, da, wie bekannt, ein Vertrag, der von dem einen Contrahenten nicht gehalten oder gebrochen wird, auch den andern der Erfüllung seiner übernommenen Verpflichtungen enthebt. Aber ich konnte die begehrten Erklärungen nur erst dann von meinem Associé erlangen, nachdem ich ihm gedroht hatte, ihn in öffentlichen Blättern dieserhalb aufzufordern. Er schrieb mir nun eigenhändig unter mehrere ihm zugesandte Verzeichnisse, daß er auf die Herausgabe dieser Werke verzichte, mir es frei stünde, wo und wie ich dieselben verlegen lassen wolle, und in einem Schreiben sagte er mir sogar, daß ich ihm keine

dergleichen Anfragen mehr zu machen brauche, indem er unter den bewandten Umſtänden nichts mehr mit mir herausgeben könne. Ich verkaufte nun mehrere Manuſcripte und namentlich auch dieſe Auszüge an eine ſehr ſolide Verlagshandlung im Großherzogthum Baden, aber kaum waren die erſten Lieferungen derſelben erſchienen und mein Aſſocié hatte es erfahren, ſo eilte er mit denſelben auf das Polizeigericht in Frankfurt, dem ein naher Blutsverwandter in der Eigenſchaft als Senator vorſtand, begehrte von dieſem das Verbot dieſer Werke, behauptend, daß ſie contraktswidrig erſchienen und Nachdruck der mit ihm verlegten ſeyen. Der Herr Präſes des Frankfurter Polizeigerichts willfahrte auch ſofort dem theuern Verwandten, ohne zu bedenken, daß das Polizeigericht in einer Klage wegen Nachdruck gar nicht einmal die competente Behörde iſt, ſondern nach dem Artikel 12 des Geſetzes vom 15. December 1835 nur »Uebertretungen der Cenſurgeſetze, Druck oder Verbreitung verbotener Schriften, Verfaſſer, Drucker oder Verbreiter injuriöſer Schmähſchriften« vor ſein Forum gehören, und ſich vielmehr über dies Bedenken hinwegſetzend, erklärte der Senator Präſes ſein Gericht für competent, verbot dieſe Werke als Nachdruck und verordnete deren Beſchlagnahme und Confiskation in Frankfurt, ohne die Beklagten nur zu hören oder nur einmal vorzuladen und mit dieſer Verordnung nur bekannt zu machen! — Als ich dies zufällig erfuhr, wandte ich mich ſogleich an dies löbliche Polizeigericht, ihm ſein Unrecht und ſein partheiiſches und unbefugtes Verfahren vorhaltend, was jedoch, wie voraus zu ſehen, erfolglos blieb, während mein Gegner mit Abſchriften dieſes Verbotes verſehen, dafür ſorgte, daß dieſelben ſogleich an die Behörden des Großherzogthums Baden und den Rath der Stadt Leipzig geſandt wurden. Dieſe Behörden, die ſich natürlich nicht vorſtellen konnten, daß das Frankfurter Polizeigericht auf eine ſo frivole, leichtſinnige und unbefugte Weiſe ein ſolches Verbot erlaſſen, und ohne die Gegner nur gehört, eine ſolche Verurtheilung ausſprechen könne, ſchenkten demſelben anfänglich Glauben und verfügten die begehrte Beſchlagnahme; als ſich jedoch ſpäter erwies, wie unbefugt und ungerecht dieſe Verfügung des Frankfurter Polizeigerichts war, da beeilten ſich die großherzoglich badiſchen Behörden, dieſe Beſchlagnahme wieder aufzuheben und das Frankfurter Verbot für null und nichtig zu erklären. Unterdeſſen aber hatte ſich der Nachtheil dieſes unverantwortlichen Verfahrens hinſichtlich meiner auf das

Unheilvollſte herausgeſtellt, mir unermeßlichen Schaden und mich in die ſchlimmſte Lage verſetzt. Ich hatte deßhalb mehrere Eingaben an den Senat der Stadt Frankfurt gemacht, der mich jedoch an das Frankfurter Appellationsgericht verwies, dem ich nun eine ausführliche, von mir ſelbſt abgefaßte Klageſchrift wegen dieſem heilloſen Verbot einreichte, die es mir aber mit dem Bedeuten zurückſandte, ich müſſe mich eines Frankfurter, mit den Formen des daſigen Rechtsverfahrens bekannten Advokaten bedienen! Mich abermals an den Senat wendend, und dieſem vorſtellend, daß ich durch das unbegreifliche Verfahren des Polizeigerichts der Mittel beraubt ſey, einen in Frankfurt ſo koſtſpieligen Advokaten zu honoriren, erhielt ich abermals die Weiſung, mich an das Appellationsgericht zu wenden. Für jede ſolche zwei- oder dreizeilige Verfügung wurden mir allemal zwei Gulden abgenommen! Ich reichte nun wieder eine Eingabe an dieſes Gericht ein, und ließ dieſer, nachdem ich in vier Wochen keine Antwort erhalten hatte, eine zweite folgen, die ebenfalls unbeantwortet blieb. Später behauptete das Appellationsgericht, dieſe beiden Eingaben gar nicht erhalten zu haben. Ich erklärte mir die Sache daher, daß ein gewiſſer Harnier, der, als das heilloſe Verbot erlaſſen worden, zweiter, oder wie ſie in Frankfurt ſagen, jüngerer Bürgermeiſter war, unter deren ſpecieller Leitung und Verantwortlichkeit das Polizeigericht jedes Mal ſteht, nach abgelaufener einjähriger Bürgermeiſterſchaft wieder Appellationsgerichtsrath wurde, und ich, indem ich das Polizeigericht jetzt verklagte, gewiſſermaßen den Peter bei dem Peter verklagte. Genug, es war mir unmöglich, hier ein Recht zu erlangen und das Schlimmſte bei der Sache war, daß ſolide Verlagshandlungen, denen ich Manuſcripte zum Verlegen anbot, mir erwiederten: „mit Vergnügen würden wir das uns von Ihnen angebotene Werk annehmen, aber wie können wir dies wagen, da uns Niemand dafür ſteht, daß es dem Frankfurter Polizeigericht einfallen kann, dies Werk wieder in Beſchlag zu nehmen, und für Nachdruck oder Gott weiß was zu erklären.“ Somit waren mir in Deutſchland alle Wege und Mittel genommen, meine Exiſtenz durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten zu ſichern, mein Vermögen war obendrein in den unreinen Händen meines Gegners, in denen es ſich leider noch befindet, und ich ſomit in die allerpeinlichſte Lage verſetzt. Alle Schritte, die ich noch weiter bei dem Senat der Stadt Frankfurt that, waren und blieben erfolglos, und ich hatte keine anderen Ausſichten, als auf endloſe Proceſſe,

die mein Gegner, da er alle Geldmittel, diesen nervus rerum, der auch bei der heiligen Justiz leider Gottes die Haupttriebfeder ist, in Händen hat, durch ewiges Appelliren, Rabulistenkniffe ꝛc. auf die unendlich lange Bank hinausschieben kann und schiebt, und außerdem das Frankfurter Polizeigericht für die Nachtheile, die es einem Individuum durch seine ungerechten und unbefugten Urtheile bringt, nicht verantwortlich ist. Deßhalb, mein lieber Michel, wende ich mich an Ihn mit der Bitte, daß Er sich meiner gerechten Sache annehmen möge und den Frankfurter Herren und Gerichten einmal sage, was Recht und Unrecht ist, ich weiß, er versteht es meisterhaft, vielleicht wird das bessere Wirkung haben als meine gehorsamsten Eingaben an Senat und Justiz. — In der Hoffnung, keine Fehlbitte gethan zu haben, verbleibe auch ich sein gehorsamster Diener

Gleophas Wahrlieb.«

Michel legte das Schreiben zusammen, zu sich selbst sprechend: in dem Frankfurt ist doch eine heillose Wirthschaft, ich will dem hohen Senat einmal einen Besuch, während er zu Rathe sitzt, abstatten, und den Herren in aller Ordnung meine Meinung sagen und guten Rath ertheilen.

Hierauf citirte er den Asmodi.

Dieser stand im Augenblick grinzend vor ihm und sagte:

— Was nun, Du siehst ja wieder so unwirsch aus, als habest Du die Hölle vergiftet.

— Da lies.

Michel reichte ihm das empfangene Schreiben hin.

— Ist nicht nöthig, ich kenne schon den Inhalt.

— Ist die Sache richtig?

— So ists, es ist ein Seitenstück zu der von Fabel'schen und noch so manchen andern Frankfurter Geschichten.

— So laß uns nach Frankfurt, einer Senatssitzung beizuwohnen.

— Diese sind nicht öffentlich.

— Ich dächte, dies wäre kein Hinderniß für uns.

— Freilich nicht.

— Wann ist Sitzung?

— In diesem Augenblick wird gerade eine außerordentliche große Rathssitzung gehalten.

— Wohlan, fort.

Einige Minuten ſpäter ſah man zwei ſchwarzröckige Figuren über den Samstagsberg nach dem Römerberg gehen und ſich in das Haus begeben, in dem Frankfurts Wohl und Weh berathen wird.

Als Michel und Asmodi an den Sitzungsſaal des Senats kamen und ohne weiteres in denſelben treten wollten, da kreuzten zwei krebsrothe Samielsfiguren ihre Hellebarden und wollten ihnen den Zugang wehren, indem ſie ein barſches, aber doch harmoniſches »Zurück!« erſchallen ließen.

Daß ſie ſo ſchön harmonirten, war kein Wunder, denn ſie gehörten auch dem Prieſterchor an, das in der Zauberflöte den Prinz Tamino mit eben dieſem »Zurück« vom Betreten des Weisheitstempels abhält. Aber Asmodi berührte die ſich kreuzenden Hellebarden, und die Hellebardierer zogen dieſelben wie auf ein Commando zurück, ſtampften ſie römererſchütternd auf den Fußboden und ſtanden unbeweglich gleich Bildſäulen, die beiden Herrn ehrerbietig einlaſſend.

Dieſe traten nun in den diesmal ziemlich vollzähligen Rathsſaal, da auch die mit der Juſtizverwaltung beſchäftigten Senatoren, weil es eine große Rathsſitzung war, derſelben beiwohnten. — Aber nicht wenig erſtaunten alle, ein Paar ihnen ganz fremde Geſichter ſo in das Santiſſimo eintreten zu ſehen.

Nachdem Michel und Asmodi eine ehrfurchtsvolle Verbeugung nach allen Seiten hin gemacht hatten, nahm erſterer das Wort und ſprach zu den noch nicht von ihrem Erſtaunen zurückgekommenen Schöffen, Senatoren und Rathsverwandten *):

— Meine hochweiſen Herrn! Ich muß zuförderſt gehorſamſt um Vergebung bitten, wenn wir es wagen, uns ſo unbefugter und unberufener Weiſe in Eurer Verſammlung einzufinden, aber die Wichtigkeit des Gegenſtandes mag unſere Dreiſtigkeit entſchuldigen. — Hier, von was es ſich handelt.

Michel las nun dem Senat in pleno das Schreiben Wahrliebs, das wir ſchon kennen, vor.

Die Herrn ſteckten öfters die Köpfe zuſammen, ſchüttelten ſie, einige ſagten: die Sache iſt uns ganz und gar unbekannt, und der jüngere einjährig wohlregierende Herr Bürgermeiſter hob endlich an:

*) So wird ſehr paſſend im Frankfurter Stadt- und Staatskalender die dritte Klaſſe der Mitglieder des Senats genannt.

— Aber wie sind die beiden Menschen in unsern Sitzungssaal gekommen?

— Durch die Thüre, mein Wohlregierender.

— Die verdammten Hellebardierer müssen ihre Schuldigkeit nicht gethan haben, man muß sie zum Teufel jagen.

— Nicht doch, gestrenger Herr, sie sind so unschuldig wie das Kind im Mutterleibe, belieben sich Eure Magnificenz nur selbst zu überzeugen.

Michel öffnete hier die beiden Flügelthüren und man erblickte die beiden stocksteifen Hellebardierer bewegungslos noch immer gleich Statuen dastehend, aber ach, ihre Gesichter waren ganz schwarz geworden. Michel hob den Arm des einen in die Höhe, den derselbe, so bald er ihn los ließ, gleich einem Sack wieder niederfallen ließ.

— Das geht nicht mit natürlichen Dingen zu, rief jetzt der ältere einjährig Wohlregierende.

Michel schloß die Thüren wieder und sprach:

— Um Vergebung mein Wohlregierender, es geht Alles ganz natürlich zu. Hierauf fuhr er fort:

Um wieder auf die Angelegenheit des besagten Wahrliebs zu kommen, in dessen Namen ich als demüthiger Supplikant vor dieser hochweisen Versammlung stehe und um Gerechtigkeit flehe, so bitte ich die Herren ganz gehorsamst, sich doch dieser Sache endlich einmal annehmen zu wollen, und da es ein ganz exceptioneller Casus ist, auch einmal exceptionell von dem gewöhnlichen Schlendrian abweichen zu wollen. Nach dem 25sten Artikel der Constitutions-Ergänzungsacte ist dem Senat der Stadt Frankfurt nebst der executiven Gewalt auch die Stadt- und Justizverwaltung als obrigkeitlichem, die ganze Stadt und den Staat repräsentirendem Collegio anvertraut, es ist also dessen Pflicht und Schuldigkeit, wenn sich eines der von ihm abhängigen Aemter so willkührliche Gewaltstreiche und Ungerechtigkeiten zu schulden kommen läßt, wie dies hier mit dem Polizeigericht der Fall ist, das diese himmelschreiende Ungerechtigkeit noch obendrein zu Gunsten eines Blutsverwandten des bei demselben vom Senat deputirten Individuum, und zum größten Schaden und Nachtheil eines andern Bürgers verübte, dasselbe gehörig ad coram zu nehmen, nach Verdienst zu bestrafen und dafür zu sorgen, daß demjenigen, dem so himmelschreiendes Unrecht widerfuhr, Genugthuung und

daſſelbe, ſo viel als nur immer möglich, wieder gut gemacht werde, wo nicht, ſo riskiren Sie, meine Herrn, leicht eben ſo ſchwarz zu werden, wie es bereits die Sie bewachenden Hellebardierer geworden ſind, und Sie wiſſen wohl, Mohren wäſcht man nimmermehr weiß — Auch beſitze ich ganz vorzügliche und authentiſche Notizen von mehrern unter Ihnen, abſonderlich der Polizei- und Juſtiz-Angehörigen, die mich in den Stand ſetzen, deren zuverläßigſter Biograph zu werden; ich will jedoch nicht hoffen, daß Sie mich zwingen, zu Gunſten meines Clienten Gebrauch von ſolchen Dokumenten zu machen, und daß Sie es ſich zu einer Ehrenſache machen werden, die durch das Polizeigericht verübte Ungerechtigkeit wieder nach Kräften gut zu machen. Es muß Ihnen noch in friſchem Andenken ſeyn, welchen Spuk die an dem armen Herrn von Fabek durch die Frankfurter Gerichte verübte heilloſe Gewaltthätigkeit, wodurch dieſer Ehrenmann ſeiner Kinder beraubt wurde, in ganz Deutſchland und ſelbſt au de la verurſachte, und wie ſelbſt das Oberappellationsgericht zu Lübeck darüber urtheilte! wohlan, wenn nun ſchon wieder ein ganz ähnlicher Fall gehörig dokumentirt und erwieſen, mit noch manchen andern Dingen der Art vor das Forum des deutſchen Publikums gebracht wird, und die übrigen deutſchen Regierungen um Hülfe und Schutz gegen ſolche Unthaten angeſprochen würden, könnte ſich da nicht endlich der durchlauchtigſte Bundestag bewogen finden, einem ſolchen Zuſtand der Dinge durch eine eben ſo gerechte als billige Handlung ein Ende zu machen? Ich bitte Sie, meine hochweiſen Herrn Senatoren, dies wohl zu bedenken, ſo wie, daß es Pflicht iſt und Ihre Ehre erheiſcht, eine verübte Ungerechtigkeit, die ſo ſchreckliche Folgen hatte, nach beſten Kräften gut zu machen. Die Ausrede, daß die Gerichte auch in andern Staaten nicht für die Fehlgriffe, die ſie begehen, verantwortlich ſind, und dafür zur Rechenſchaft gezogen werden, kann ich durchaus nicht gelten laſſen, indem in andern Staaten a priori dafür geſorgt, und die Geſetzgebung und Juſtiz ſo beſchaffen iſt, daß dergleichen Fälle ins Reich der Unmöglichkeit gehören. Da das ohnehin ſo übel famirte Subjekt, welches die Veranlaſſung zu dieſer Unthat und Fehde gab, hinlängliche Mittel beſitzt, ſo mögen ſich die Herrn und abſonderlich deſſen Blutsverwandter an daſſelbe halten, um ſich für die Nachtheile zu entſchädigen, die ihnen daſſelbe durch ſeine falſchen Angaben und Vorſpiegelungen brachte, indem es ſie zu ſolchen Mißgriffen ver-

anlaßte; mein Client aber ſoll, kann und darf nicht länger darunter leiden. — Ich hätte eine ganz andere Sprache als dieſe führen können, allein ich habe es vorgezogen, auf die erleuchtete Billigkeit des Senats bauend, als demüthiger und gehorſamſter Supplikant zu erſcheinen, bitte nochmals die hochweiſen Herrn ganz ergebenſt, die Sache auf das Baldigſte ordnen und in Richtigkeit bringen zu wollen, und mich nicht durch noch längeres Hinhalten, es währt nun bereits ſchon beinahe ein halbes Dutzend Jahre, zu zwingen, andere ſehr empfindliche Maßregeln ergreifen zu müſſen, wozu mein Begleiter hier (er deutet auf Asmodi) alle Mittel in den Händen hat. — Und ſomit will ich mich einem hochweiſen Senat beſtens und in Gewogenheit empfohlen haben.

Michel und Asmodi verließen nun den Sitzungsſaal, ohne diesmal, wie es ſonſt gewöhnlich der Fall war, irgend eine andere Spur ihres infernaliſchen Wirkens zurückzulaſſen.

Als ſie durch die Gänge des Römers kamen, ſahen ſie unter einer Fenſterhalle den Senator Leonhard R... mit ſeinem Vetter Conrad, vulgo Dietrich R..., in eifrigem Geſpräch begriffen. Michel liſpelte ſeinem Begleiter zu: Unſichtbar!

Und beide ſtanden unſichtbar hinter den beiden R..... und vernahmen folgendes Zwiegeſpräch:

— Leonhard R. Sich, Dietrich, wenn er mir die Brochüre, »Beraubung eines Frankfurter Bürgers durch einen Erzgauner, mit polizeilicher Hülfe,« dedicirt, dann breh ich dir den Hals herum.

— Conrad, vulgo Dietrich R. Ach, ſey net ſo anfällig, mir will er ach die »Groß- und Heldethate vom Dietrich Harpar« widme un ich muß mers gefalle loſſe.

— Leonhard R. Du hoſt à hart Fell, aber mir liegt mehr an meiner Ehr.

— Conrad R. Ich hät die Brüh von der Ehr, wann ich nor's Geld hab.

— Leonhard R. Du haſt doch noh des Geld, ich hab awer norts den Scandal.

— Conrad. Am End' muß ich ach noch des Geld erausgäbe, was hab ich dann dervon, nir als Aerger und Verdrießlichkeite, ich hab mich ſchon ſo geärgert, daß ich hätt' plaze mögt über die verflucht Geſchicht.

Leonh. Es geschicht dir schon Recht, du host mich ach enei geritte.

Conr. Sey still, ich hab mich selber genug enei geritt, wann ichs noch ämol zu thun hätt, dann thät ichs nit mehr, soviel was ich.

Leonh. Ja, was hilft des jetzt, wann ich nur wißt, wer dem Michel alles so steckt.

Conr. Ich glab, deß thut Niemand annerst, als die flä Krott, die Kratzbersicht, der Philgus.

Leonh. Dein ehemaliger Gummis? warum hast du's ach mit dem verdorbe.

Conr. Ach, du wäßt net, was des vor à obstinat Os is, ich hawem alles zu Gefalle gethan, was ich nor gekönnt hab, hawem uf Koste vom gemeinschaftliche Literaturcomptoir sein Salair verdoppelt und nach Leipzig raise losse, des hat awer am End Alles nix geholfe, der hat so an verfluchte Starrkopp, mit dem er die Nägel verkehrt in die Wand schlage will. Er hat mer ämol geschribe: mei Vatter thät sich noch im Grab erumdrehe, wann er wißt, was är vor än Sohn hätt, seitdem werd mer's alle Nacht angst und bang.

Leonh. Du häst ebe net mit äm anbinne solle, du host än ja gekennt. Wäßt de dann gewiß, daß es der Philgus is, der em alles schreibt?

Conr. Wer sonst? — wenn ich awer nor wißt, wer dem klane krippische Kerl so die Stang hält, alle Ageblick mache s'en zum Curator üwer Faillitmasse, wann er schon des Massegeld uff de Gasse verlohre will hawe, deß glabt der Deibel, der was schön die Masse zu decuratire.

Leonh. Der Gewinner, der hilft em zu dene Stelle, dem verschafft er als Autographe von allerlei große Leut.

Conr. Ich wollt, daß der vernagelt Krips, der Philgus ...

In diesem Augenblick kamen die Herrn Senatoren aus der Sitzung, Schöff Harnier näherte sich den beiden R....., welche nun ihr Zwiegespräch einstellten und von diesem hörten, was in dem Sitzungssaal vorgegangen war. Harnier meinte: Hätte mich nur der Teufel nicht damals zum jüngern Bürgermeister gemacht, als Ihr däs saubere Verbot erließet, ich komme am Ende noch mit in die Patsche, wenn die Sache nicht in der Güte beigelegt wird.

Hierauf entfernten ſich alle drei, den Römer verlaſſend, und Michel und Asmodi nahmen ihren Flug wieder gen Paris.

Als ſie über den Baſtillenplatz gingen, ſahen ſie einen großen Haufen Menſchen, der ſich aus der Straße La Roquette herrollte, gleich einer Lawine anſchwoll, und ſich beſonders durch das aus der Vorſtadt St. Antoine hinzuſtrömende Volk vergrößerte.

An der Spitze dieſer Menſchen ſchritt eine in ein Leichengewand gehüllte Figur langſamen Schrittes daher.

— Was ſoll das heißen? fragte Michel ſeinen Begleiter.

— Ein Menſch, den man im Begriff war, lebendig auf dem Père Lachaiſe zu begraben.

— Hu, mich ſchaudert.

— Das iſt in Frankreich eben nichts Seltenes, bei dieſem ſchleunigen Beerdigen, wo man den kaum erkalteten Todten ſchon unter die Erde ſchafft, kann man die Lebendigbegrabenen ſo ziemlich zu einem Procent annehmen.

— Das iſt entſetzlich! rief Michel aus, ich kann mir nichts Schauerlicheres, nichts Furchtbareres denken, als in einem engen Sarg tief unter der Erde wieder zu erwachen, dies muß mehr als Höllenqual ſeyn, und wenn das Bewußtſeyn auch nur auf einige Minuten erwacht.

— Ein ſo lebendig Begrabener hat wenigſtens einen kleinen Vorſchmack von der Hölle, höhnte Asmodi.

— Es iſt unverantwortlich, daß man in Frankreich mit einem ſolchen Leichtſinn bei der Beerdigung der Todten verfährt, in dieſer Angelegenheit ſollten ſich alle Menſchen ſolidariſch verbindlich machen, um einem ſo ſchrecklichen Schickſal, das jedem Sterblichen widerfahren kann, zu entgehen; aber der franzöſiſche Leichtſinn überſteigt alle Vorſtellung.

— Aus dieſer Urſache laſſen ſich auch viele Engländer von einer Reiſe nach Frankreich abhalten, ſagte ſpöttiſch Asmodi, denn ſie fürchten, daß ſie daſelbſt lebendig begraben werden, wenn ſie nur in einer durch Ueberladung von Roſtbeef und Porter entſtandenen Ohnmacht liegen. Albions Söhne ſind ſehr vorſichtig in dieſem Punkt.

— Scherz bei Seite, ich würde mich auch zehnmal lieber erſchießen, ertränken, erhängen, vergiften und Gott weiß auf was für eine Art aus der Welt ſchaffen, wenn ich denken ſollte, dereinſt lebendig begraben zu werden.

— Da haben es die am beſten, die unter der Guillotine ſterben, ſie ſind ſicher, daß ihnen dergleichen nicht widerfährt.

— Da ſind wir doch in den vielen Staaten Deutſchlands weit beſſer daran; Leichenhäuſer, in denen die Todten ſo lange aufbewahrt werden bis ſie in Fäulniß übergehen, gewähren die beſte Garantie gegen dieſes ſchreckliche Schickſal.

— In manchen Städten Deutſchlands haben ſie zwar ſolche Leichenhäuſer, ſagte Asmodi, aber ſie legen ihre Todten nicht hinein, und begraben ſie friſch weg von Haus aus.

— Wo das?

— In Frankfurt zum Beiſpiel.

— Aber doch erſt, nachdem ſie drei Tage im Haus aufbewahrt worden.

— Was will das heißen, acht Tage kann man ſcheintodt ſeyn und wieder zum Leben erwachen. In andern Städten, wie z. B. in Mainz, ſind die Leute durch ein vernünftiges Geſetz gebunden, ihre Todten in den Leichenhäuſern niederzulegen, bis ſich die unverkennbaren Spuren der Verweſung zeigen.

— Weiß der Henker, warum in Frankfurt, wenn ſie auch einmal ein guter Gedanke anwandelt, Alles ſo verkehrt angegriffen wird. Denkmäler, öffentliche Gebäude, Börſe, Bibliothek, Theater, Kirchen und Kirchhöfe, alles wird verballhornt, wie ihre Verfaſſung, und nachdem man Jahre lang deliberirte.

— Das iſt einmal nicht anders: um einen andern Geiſt in die dortigen Verwaltungsangelegenheiten zu bringen, müßte einmal ein tüchtiger Mann ein Paar Jahre als unumſchränkter Dictator hauſen können.

— Nun, dazu würde ich mich allenfalls verſtehen und herablaſſen, ſagte Michel lachend, aber dann wehe jenen beſopften und verrückten Hohlſchädeln, denen noch von den Urgroßvätern her das dümmſte Vorurtheil an den Naſen klebt, ſie müßten klüger werden, oder ich ließe ſie alle zuſammenſchlagen. — Doch da wirft ſich der Haufen gerade auf uns zu, ich hätte Luſt, ein Paar Worte mit dieſem Wiederauferſtandenen zu ſprechen.

Michel und Asmodi gingen dem Tumult entgegen und Erſterer, ſich an den Lebendigbegrabenen wendend, ſagte:

— Guter Freund, wo kommt Ihr in dieſem Aufzug her?

— Direkt aus dem Grabe.

— Und wie ging dies zu?

— Gestern Nachmittag hatte ich mir in einer Restauration mit Stockfisch, Kartoffeln und Plumpudding, in Gesellschaft einiger Freunde, etwas zu Gute gethan, auch ein Paar Gläser Fabrikwein über den Durst getrunken, dann noch den Kaffee und Stoßkaffee *) genommen, wir hatten gerade einen hübschen Verdienst gehabt und seit längerer Zeit wegen der großen Theurung nur mit gar magerer Kost vorlieb nehmen müssen; als ich nun in die Luft kam, wurde ich von einem Schwindel befallen, der schlagartig war und für todt nach Hause gebracht, wo mich eine völlige Starrsucht befiel und ich auch nicht die kleinste Bewegung vornehmen, noch das mindeste Lebenszeichen von mir geben konnte, was jedoch nicht hinderte, daß ich deutlich jedes Wort vernahm, das man in meiner Gegenwart sprach, namentlich die Worte, mit denen mich mein zärtliches Weib bewillkommte, indem sie sagte: „Nun, Gott sey Dank, daß er meine Bitten erhörte und mich endlich von der abscheulichen Vollerl befreite,“ in diesem Tone ging es an einem fort, während ich scheintodt auf dem eben nicht sehr prächtigen Paradebett lag, und dies mußte ich Alles mit anhören, ohne es rügen oder der gottlosen Canaille durch ein Paar derbe Faustschläge das Maul stopfen zu können, aber jetzt soll sie mir's büßen, sie wird keinen kleinen Schreck haben, wenn sie mich aus dem Grab wieder kommen sieht, und dabei mußte ich noch zuhören, wie sie der lange Nachbar, auf den ich schon lange ein Auge hatte, die ganze Nacht hindurch tröstete, daß mir die Haare zu Berge standen. Heute Morgen konnte sie nicht eilig genug das Begräbniß betreiben, mir den Sargdeckel auf der Nase zunageln, und mich auf den Père La-Chaise schaffen lassen. Glücklicherweise brach ein Strick als man mich in die Grube senken wollte und der Sarg schlug um und fiel hinab. Der gewaltige Fall und Stoß, den dieser Zufall veranlaßte, machte, daß ich im Stande war, ein lautes O! von mir zu geben, dem dann mehrere Ach! und endlich ein halbes Dutzend Sapperment folgten, zugleich polterte und trappelte ich mit Händen und Füßen, man zog den Sarg herauf, öffnete ihn, ich nicht faul, springe heraus und befinde mich, einen kleinen Katzenjammer abgerechnet, jetzt ganz wohl; aber mein Weib, die Bestie, hat mir, wie ich sehe, mein allerschlechtestes Hemd angezogen, die andern aber hat sie ge-

*) Pousse-Café nennen die Franzosen scherzweise den Branntwein, den sie gewöhnlich noch nach dem Kaffee nehmen.

gewiß schon dem langen Nachbar gegeben, aber warte nur, ich will sie benachbarn.

Hiemit eilte der Wiedererstandene, von den wilden Haufen gefolgt, in schnellem Lauf davon.

— Das mag eine schöne Scene des Wiedersehens geben, meinte Michel.

— Der Schreck wird das Weib in Starrsucht versetzen, sagte Asmodi, und nun wird an dem Manne die Reihe seyn, seine liebe Ehehälfte lebendig begraben zu lassen.

Kaum hatte Asmodi diese Worte gesprochen, als sich ein anderer Volkshaufen, mit einer schwarzen Fahne voran, die Antoniusgasse herabwälzte, wüthend schreiend: »Tod den Kornwucherern! nieder mit den Kornwucherern!« alle Bäcker- und Kuchenläden, an denen sie vorüberkamen, plündernd, auch wohl Fenster und Laternen einwerfend.

— Was bedeutet dies? fragte Michel wieder.

— Die Folgen der Brodtheurung, versetzte Asmodi, die allerdings durch wucherhafte Spekulation zu dem Grad, auf dem sie steht, gebracht wurde.

— Man sollte in der That mit all diesen Kornwucherern die Laternenpfähle von Paris zieren.

— Die Kornwucherer vom Handwerk sind es nicht allein, die bei einem Mißjahr sich auf Kosten der hungernden Menschheit bereichern, die Papier- und Geldseelen reicher Banquiers, Spekulanten und Millionäre tragen redlich das Ihrige dazu bei, das Elend und den Jammer in solcher Zeit möglichst zu vergrößern, und auch die, welche den Transport des Getreides übernehmen, berechnen denselben drei-, viermal so hoch, als sonsten, der schändlichste und habgierigste Egoismus ist es, der das Unglück der Armen und Hungernden auf den höchsten Punkt steigert.

Jetzt kam eine Abtheilung Municipalgarden zu Pferd und zu Fuß nebst einem Haufen Stadtsergeanten von ein Paar Polizeikommissären angeführt, denen noch einige Compagnien Linieninfanterie und Escadronen Dragoner folgten, und trieben den wüthenden, um Brod schreienden Haufen mit Säbelhieben und gefälltem Bajonett auseinander. Rasende Weiber mit fliegenden Haaren heulten und schrieen Furien gleich, Kinder weinten händeringend, Männer mit hohlwangigen, eingefallenen Gesichtern brüllten und fluchten, mehrere wurden verhaftet, während die andern nach allen

Richtungen hin, von der bewaffneten Macht verfolgt, entflohen. — Kaum war der Bastillenplatz von diesen Menschen leer, als ein prächtiger Hochzeitszug in mehr als fünfzig Karossen den Boulevard St. Antoine herabkam. Ein Kleiderfabrikant, vulgo Schneider, viermal Millionär, hatte sein etwas schiefes Töchterchen mit einem jungen rothhaarigen Löwen aus der Spezereikrämerwelt vermählt, derselben ohne den Trousseau, der über 50,000 Franken kam, eine halbe Million Aussteuer gegeben, und ein Hochzeitsmahl und Fest vor der Barrière des Throns veranstaltet, wofür er dem Wirth hundert Franken per Kopf der geladenen Gäste für vierundzwanzigstündige Bewirthung bezahlte, es mochten deren ungefähr dreihundert seyn. In den Wagen saßen nebst dem glücklichen Brautpaar sämmtliche Gäste, alle im höchsten Putz, besonders hatten sich die weiblichen so aufgedonnert und herausgeputzt, daß sie noch einem Hoffest unter Ludwig XV. Ehre gemacht haben würden. Alle Mädchen waren mit Blumenkränzen und wohlduftenden Bouquets geschmückt, bei denen hauptsächlich die Camelia eine Rolle spielte, auch an Gold, Geschmeide und blitzenden Steinen, ächt oder falsch, gleichviel, war Ueberfluß, und die ältern Damen prangten mit einem so bunten Federnwald, daß man hätte glauben sollen, das ganze französische Heer in Afrika sey auf der Straußenjagd gewesen und habe diesen Damen seine Beute verehrt. Vor allen aber glänzte, wie sichs gebührt, die Braut in Spitzen und Diamanten, und hatte den langen Brautschleier mit einem Solitair von großem Werth angeheftet. — Unmittelbar diesem Zug, so zu sagen demselben sich anschließend, folgte der einer Prunkleiche. Hinter dem prächtigen, von vier schwarzen Pferden gezogenen Leichenwagen kamen über ein halbes Hundert Leichenkutschen. Alle Pferde waren mit langen schwarzen, reich mit Silber gestickten und betreßten Decken behangen, und hatten schwarze Straußfedern auf den Köpfen, Kutscher und Dienerschaft waren eben so reich in Schwarz und Silber gekleidet, über dem mit einem schwarzen silbergestickten und mit Kronen geschmückten Talar bedeckten Sarg erhob sich ein prachtvoller Thronhimmel mit silbernen Wolken und schweren Fransen von diesem Metall versehen und mit einem schwarzen Federnwald gekrönt. — Es war einer der Unternehmer des Pariser Leichenpomps, den sie begruben, der bei diesem Geschäft auch einige Millionen gewonnen hatte, und nun mit seiner eigenen hinterlassenen Pracht zum Père Lachaise, wo fast alle Pariser Berü-

lichkeiten unter schwerdrückenden Monumenten faulen, gefahren wurde. Hinter diesem Prachtzug kam ein röthlich-schwarz angestrichenes Leichenwägelchen, in dem ein ganz unbedeckter schmaler Sarg lag und den ein paar abgemagerte, klapperdürre Rosinanten, von einem mit geflickter Jacke bekleideten Kutscher gelenkt, zogen, ein Pudel mit traurig hängendem Kopf und hängendem Schwanz machte das ganze Gefolge dieser Leiche aus. Der Todte war ein armer Mann, der vor einem Jahr wenigstens noch wohlhabend zu nennen war, den aber die Nordeisenbahn-Actien, wie so manchen andern, zum Bettler gemacht hatten. Er hinterließ eine kranke Frau und fünf unerzogene Kinder, der Gram hatte ihn getödtet, die Leute hatten seit mehreren Wochen keine warme Speise mehr genossen und in den letzten Tagen fehlte auch noch das trockene Brod!

Hinter der Julisäule angekommen, schieden die Züge in verschiedenen Richtungen. Die Hochzeit jagte die Vorstadt St. Antoine hinab, während die Leichenzüge den Weg durch die Straße de la Roquette nach dem Père Lachaise einschlugen.

— Da haben wir in einem Augenblick das Gaukelspiel der ganzen Pariser Herrlichkeit von Anfang bis zu Ende gesehen, sagte Michel, Du mußt mir doch zugestehen, daß das Puppenspiel unsers Lebens eigentlich eine recht jämmerliche Farce, für den Reichen wie für den Armen, gleichviel, ist. Durch die eine Thüre tritt man ein, spielt eine kurze Zeit eine Hanswurstrolle, leidlich oder schlecht, es sey in königlichem Gewand oder in den Lumpen eines Bettlers, und marschirt dann zur andern, immer unzufrieden, mißvergnügt und in bangem Zweifel befangen, wieder hinaus.

Kaum hatte Michel diese Worte ausgesprochen, als schon wieder eine Menschenmasse vom Boulevard Bourdin längs dem Bassin der Bastille herwogte.

— Was soll dies? fragte Stürmer seinen Begleiter.

— Sie bringen einen Rekruten für unser Reich, siehst Du den von Gensdarmen umgebenen Karren? der darauf sitzt, wird zum Richtplatz geführt, wo ihn die Guillotine um einen Kopf kürzer macht.

— Und was hat er verbrochen?

— Kleinigkeit, er erwürgte seine alte siebzigjährige Tante, deren Erbe er war und die ihm zu lange lebte, um seine Gelüste und Ausschweifungen befriedigen zu können. Das sind jetzt Alltagsbegebenheiten in Frankreich, die kaum mehr erwähnt zu werden verdienen.

Michel seufzte tief und sagte: die Menschheit ist fürchterlich.

Kaum war der zur Hinrichtung Bestimmte und der ihm folgende Pöbel vorüber, als man von der entgegengesetzten Seite einen sich wüthend debattirenden, mit Stricken gebundenen Menschen brachte, dem der Schaum vor dem Munde stand, und den das Volk schreiend und lachend umgab.

— Wer ist der? fragte Michel.

— Ein tollgewordener Narr, der sich für einen Sohn Ludwig XVIII. hielt, in die Tuillerien lief und daselbst vom König Ludwig Philipp begehrte, er solle ihm seine Krone und Frankreichs Thron herausgeben. Auch ihn hatten die Verluste der Nordbahn-Actien wahnsinnig gemacht, sie bringen ihn nun nach Charenton.

— Genug dieser widerlichen Schauspiele, sagte Michel, ich will, um mir diese menschlichen Miseren wieder aus dem Kopf zu schlagen, mich in das Sacré-Coeur begeben und sehen, was meine Zukünftige macht, denn ich bin fest entschlossen, Rosa-Maria zu heirathen und Du bist bis auf weitere Ordre in Gnaden entlassen.

Der Hinkende verbeugte sich, malitiös lachend, und wollte abfahren.

Da rief ihm Michel zu: noch ein Wort!

— Und was ist's?

— Stünde es nicht in Deiner oder der Hölle Macht, Rosa-Maria und mich, so lange uns zu leben bestimmt ist, in der Jugendkraft und Schönheit zu erhalten, so daß wir von den Zerstörungen und Gebrechen des spätern Alters verschont blieben?

— Die ewigen Gesetze der Natur vermag nur der Allmächtige abzuändern, nicht aber die Fürsten der Hölle und der Finsterniß, denen nur Gaukeleien und Blendwerk zu Gebot steht.

— So fahre hin, ohnmächtiger Geist.

Der Hinkende verschwand, Michel eilte in sein Prinzen-Hotel, Toilette machend, und fuhr von da in das Sacré-Coeur. Hier fand er seine beiden Schützlinge in Gesellschaft der Madame Recamier, die sich an deren Gesang entzückte. Als sie den eintretenden Michel erblickten, sprangen die Mädchen auf, ihm entgegen, ihn herzlich bewillkommend. Madame Recamier sagte: «mein Herr, gut daß Sie kommen, ich hatte mir ohnehin vorgenommen, Sie um einen Besuch zu bitten und Ihnen so Manches, was Rosa-Maria und ihre Schwester betrifft, mitzutheilen, ich habe die beiden Mädchen so lieb gewonnen, als seyen es meine eigenen Kinder.

Michel, ſich verbeugend, erwiederte: ſowohl die Kinder als ich, wir dürfen uns überaus glücklich ſchätzen, eine Dame von Ihren Verdienſten und Qualitäten ſich für uns intereſſiren zu ſehen.

Madame Recamier theilte nun dem Michel mit, daß es jetzt wohl Zeit wäre, die Mädchen in die beſſern Cirkel der feinen und groſſen Welt einzuführen, ſie habe deßhalb ſchon mehrmals mit Herrn von Chateaubriand geſprochen, und auch im Einverſtändniß mit dieſem die Häuſer bezeichnet, in welchen ſie glaube, daß es vortheilhaft und gut für Roſa-Maria ſey, eingeführt zu werden. Sie nannte ihm nun dieſelben, und es waren faſt lauter altadliche Familien vom beſten Ruf in jeder Hinſicht, die jedoch ſehr zurückgezogen und in einem engabgeſchloſſenen Kreiſe, im Winter im Faubourg Saint-Germain und im Sommer auf ihren Landgütern lebten, wenig oder keine Fremde empfingen, mit Ausnahme einiger mit ihnen harmonirenden Engländer, die der Ariſtokratie der Hochtorys angehörten und ihnen gut empfohlen waren.

Michel hatte zwar nichts dagegen, machte jedoch zur ausdrücklichen Bedingung, daß ſie dieſe Geſellſchaften nur in ſeiner Begleitung und unter ſeinem Schutz beſuchen dürften, was ihm Madame Recamier auch gerne zugeſtand.

Es verging nun faſt kein Abend, den er nicht mit Roſa-Maria und ihrer Schweſter in einem altadlichen Hauſe der Legitimiſten, des Faubourg Saint-Germain und in der ausgeſuchteſten Geſellſchaft zugebracht hätte, und überglücklich ſchätzten ſich diejenigen, deren glänzende Soiréen er und ſeine Schützlinge mit ihrer Gegenwart beehrten, denn Roſa-Marias himmliſcher Geſang verſetzte jedes Mal alle Anweſenden in Entzücken. Schon ſeit dem Concert der Miſericorde hatte man in der muſikaliſchen Pariſer Welt faſt von nichts anderem als der jungen Sängerin geſprochen, welche Stradellas berühmte Aria ſo bezaubernd und vollendet mit einer Engelsſtimme vorgetragen hatte. Jetzt aber verbreitete ſich ſchnell das Gerücht in der Rieſenſtadt, daß dieſes Wundermädchen die Delice der Ariſtokratie des Faubourg Saint-Germain mache, und die, welche ſo glücklich waren, ſie gehört zu haben, konnten nicht Wunder genug von dem Wohlklang, der Fülle und Kraft, dem ausdrucksvollen Vortrag und der Kehlenfertigkeit dieſes Wundermädchens ſagen, daß ſowohl im dramatiſchen und tragiſchen, wie im eleganten und verzierten Geſang, in Colloraturen und Trillern wie in den getragenen Tönen eine unerhörte Virtuoſität zeigte,

dabei eine Sylphidengestalt, in das bescheidenste, einfachste Gewand gehüllt, hatte und auf deren Angesicht die reinste Unschuld und die anspruchsloseste Unbefangenheit und Freimüthigkeit zu thronen schien. In vier Sprachen sang sie alle Meisterschöpfungen der größten Componisten aller Länder; Mozarts, Haydns, Bethovens, Glucks, Winters, Spohrs, Meyerbeers, Lindpaintners, Schuberts, Mendelsohns, Rossinis, Bellinis, Donizettis, Paesiellos, Palestrinis, Stradellas, Cherubinis, Boieldieus, Gretrys, Isouards, Auberts ꝛc. Schöpfungen sang sie gleich vorzüglich in deutschem, italiänischem, französischem und spanischem Idiom.

Daß sich bald die Häupter aller derer, die ein großes Haus machten, und namentlich die hundertmal Millionäre, Banquiers, Parvenüs, glückliche Lieferanten u. s. w. bemühten, mit diesem Phänomen ihren sonst oft so langweiligen Soiréen einen neuen Reiz zu verleihen, war ganz natürlich. Aber da halfen weder die schmeichelhaftesten Einladungen, noch die goldensten Versprechungen, der Wundervogel war mit solchen Lockungen nicht zu fangen. Selbst Ministern, den angesehensten Gesandten der großen Mächte und Prinzen gelang es nicht, den Klang dieser Wunderstimme in ihren vergoldeten Gemächern wiederhallen zu hören, und die plumpen Geldsackseelen der merkantilischen Aristokratie wollten verzweifeln, bei dieser Gelegenheit wieder einmal die Ohnmacht ihres gelben Metalls zu empfinden, und dies um so mehr, da es die bescheidene Sängerin doch nicht verschmähte, sich in manchen Häusern hören zu lassen, die nach der Meinung jener Herrn hundert Procente tiefer als die ihrigen standen, aber deren Chefs allgemein als humane, menschenfreundliche und wohlthätige Menschen bekannt waren und deßhalb in den Augen aller rechtlichen und vernünftigen Leute gerade um hundert Procent höher standen als jene albernen Geldgecken, aus deren Handlungen, Thun und Treiben nur lumpige Prahlsucht und Eitelkeit hervorsah, deren wenige und seltene Wohlthätigkeit selbst noch nach Ostentation schmeckte.

»Habt Ihr schon das Wunder gehört, die übernatürliche Schönheit gesehen?« so fragte man sich auf der Börse trotz allen Geschäften, in den Theatern und Concerten, auf Bällen, Assemblées, in Soiréen und auf Promenaden; ein: »Leider noch nicht!« war die gewöhnliche Antwort, und fand sich ja einmal ein Glücklicher, der diese Frage mit Ja beantworten konnte, so war er von hundert Neugierigen sogleich umringt und wurde mit tausend Fragen bestürmt.

Indeſſen lebte Michel jetzt nur noch dem Mädchen, Roſa-Maria war ſeine Welt, alles Uebrige und alle Zerſtreuungen, die ihm Paris und ſeine infernaliſche Macht bieten konnten, waren ihm zum Ekel, er hatte faſt ganz ſeinen hinkenden Freund vergeſſen, der nun lange Ruhe vor ſeinen Citationen, Bizarrerien und ſeiner Reiſeluſt hatte. Wohl befand er ſich nur in Roſa-Marias Gegenwart, welche durch die geiſtreiche Unterhaltung der Madame Recamier und nicht ſelten des Vicomtes von Chateaubriand, die manche intereſſante Anekdoten und Begebenheiten aus ihrer Jugendzeit, aus der Republik, dem Kaiſerreich und der Reſtauration mittheilten, noch mehr Reiz erhielt.

Madame Recamier hatte nun die beiden Mädchen völlig in ihren Schutz genommen und begleitete ſie allenthalben hin, da Michel ſie gebeten, oder vielmehr ſie ſich angeboten hatte, die Oberaufſicht über ſie zu führen.

Eines Abends waren ſie in einer Soirée des Herzogs von Larochefoucauld, wo Roſa-Maria, wie immer, alle Anweſenden durch den Zauberklang ihrer Stimme und ihre unbeſchreibliche Anmuth entzückte. Unter den Gäſten befanden ſich auch mehrere Engländer, unter denen der Sohn und reiche Erbe des Lords R...., ein junger Mann von ſechs und zwanzig Jahren, gut gewachſen, mit regelmäßigen, jedoch ziemlich ausdrucksloſen Zügen im Geſicht, nur in ſeinem Blick lag etwas Wildes und Keckes. Reich, wie er war, hatte er ſich längſt gewöhnt, alle ſeine Phantaſien und Leidenſchaften möglichſt zu befriedigen und letztern den Zügel ſchießen zu laſſen. Auch ihm erging es wie allen, die Roſa-Maria ſahen, er war von ihr bezaubert, und dieſe Bezauberung wurde bald zur heftigſten und glühendſten Leidenſchaft. Er ſuchte nun ſo viel als möglich alle die Abendgeſellſchaften zu beſuchen, in denen er die beiden Schweſtern anzutreffen hoffte, was ihm vermöge ſeiner Empfehlungen und als dem Sohn eines legitimiſtiſch geſinnten Hochtory nicht ſchwer wurde.

Michel hatte bald die Leidenſchaft des Engländers bemerkt, der ſeine Blicke nicht mehr von dem Mädchen wandte, ſie, während ſie ſang, unaufhörlich fixirte, beſtändig umgaukelte und ſie mit etwas plump-engliſcher Zudringlichkeit mit ziemlich faden Complimenten und Schmeicheleien überhäufte, ſo daß ſich das arme Kind nicht ſelten in Verlegenheit befand, aus der ſie Michel, dem Engländer

einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend, den dieser jedoch nicht zu verstehen schien, meistens zog.

Nach einer solchen Soirée, in welcher Rosa-Maria sich bei ihrem Gesang noch fast selbst übertroffen hatte, erhielt sie den andern Mittag ein kostbares Schmuckkästchen, das ein Jokey dem Concierge mit ihrer Adresse übergeben und sich darauf sogleich entfernt hatte. Auf dem Deckel desselben war ein niedliches goldnes und azuremaillirtes „Forget me not“ eingelegt, das Kästchen selbst war von Perlmutter, Elfenbein und Vermeil und von der kunstreichsten Arbeit, ein goldnes Schlüsselchen hing an einem Silberfaden herab. Als es den Mädchen übergeben wurde, öffneten sie es, in dem Wahn, es sey Michel, der es ihnen schicke, und ein prächtiger Demantschmuck, Diadem, Ohrenringe, ein Halsband, zwei Armbänder und mehrere Ringe blitzten ihnen entgegen. Sie bewunderten das kostbare Geschmeide, das mit so viel Kunst als Geschmack gefaßt war und bei dem brillantne Vergißmeinnichte eine Hauptrolle spielten. Der Hofjuwelier der Königin von Frankreich hatte es verfertigt. Noch hielt Rosa-Maria das offene Kästchen, an dessen Inhalt sie und ihre Schwester sich nicht satt sehen konnten, in ihren Händen, als Michel eintrat, dem sie sogleich freudig entgegen sprangen, sich für das schöne Geschenk zu bedanken. Aber zu ihrem Erstaunen verfinsterten sich Michels Züge, indem er erklärte, daß er von der ganzen Sache nichts wisse, aber den Geber errathe. In der That war dieser kein anderer, als der Sohn des Lords R..., Atkinson.

In diesem Augenblick zog Rosa-Marias Schwester, Albertine, die sich noch immer an den Brillanten ergötzte, ein kleines, auf parfümirtes Rosapapier geschriebenes Billetchen, das unter dem Diadem versteckt gewesen, hervor, welches Michels Verdacht als vollkommen gegründet erwies, und indem der Engländer in den zärtlichsten und leidenschaftlichsten Ausdrücken der jungen Sängerin und ihrem ausgezeichneten Talent huldigte, bat er sie, dies kleine Andenken wohlwollend, als einen Beweis seiner gränzenlosen Verehrung aufnehmen zu wollen, und empfahl sich bestens ihrer Huld.

Nachdem Michel das Zettelchen gelesen, legte er es wieder zusammen und schrieb auf dessen Kehrseite: „man verbittet sich alle Huldigungen der Art!“ — schloß das Kästchen zu und sandte es an den, der es geschickt, zurück. Mit Bedauern sahen die Mädchen die Herrlichkeiten wieder verschwinden, Michel tröstete sie jedoch,

indem er ihnen verſprach, ſie mit erſter Gelegenheit reichlich zu erſetzen.

Die Sache wurde der Madame Recamier mitgetheilt, welche nun, ſoviel es an ihr lag, fernere Einladungen Atkinſons zu verhindern ſuchte, man traf ihn in der That jetzt nur noch ſelten in den Abendgeſellſchaften des Faubourg St.-Germain, und wenn er ja einmal ſo glücklich war, wieder einer ſolchen beiwohnen zu dürfen, ſo war Roſa-Maria ſo zurückhaltend gegen ihn, wußte ſeinen Zudringlichkeiten auf eine ſo feine Weiſe auszuweichen, daß der Lordſohn beinahe verzweifeln wollte, da dieſes Benehmen die ihn ohnehin ſchon verzehrende Gluth noch mehr anfachte.

Auch die vorzüglichſten Theater von Frankreichs Hauptſtadt ließ Michel nun ſeine Schützlinge in ſeiner und der Madame Recamier Begleitung beſuchen. Die große Oper, die italiäniſche Oper, die komiſche Oper und das königlich franzöſiſche Theater, mit beſonderer Auswahl der Stücke, waren die Bühnen, die ſie frequentirten.

In der großen Oper tanzte jetzt gerade das Kinderballett der kleinen Wienerinnen unter der Direktion der Madame Weiß, und ganz Paris ſtrömte hinzu, das graziöſe Schauſpiel mit anzuſehen, an dem ſich auch Roſa-Maria und ihre Schweſter ergötzten.

— Die armen Kleinen, ſagte eines Abends, es war in der letzten Vorſtellung dieſes Kinderballetts, eine Dame in der Loge, die ſich neben der, welche Michel gemiethet hatte, befand, wie ſehr ſind ſie zu bedauern!

— Wie ſo? fragte eine andere, neben dieſer ſitzende Dame.

— Oh, man behandelt ſie oder mißhandelt ſie vielmehr auf das Unbarmherzigſte. Die armen Kleinen bekommen kaum ſatt zu eſſen und werden mit der elendeſten Koſt genährt, dazu ſind ſie ſammt ihrer Direktrice in die ſchlechteſten Hände gefallen.

— Mein Gott, ſie ſind doch nicht in eines jener ſchlechten Häuſer gerathen, von denen es in Paris wimmelt?

— Das gerade nicht, aber auch nicht viel beſſer. Ein Landsmann der Dame Weiß, der von der verunglückten deutſchen Oper, die vor mehreren Jahren unter Schuhmanns Direktion hieher kam, und bei der er den Bouffon machte, in Paris hängen blieb, hat ſich der Direktrice und ihrer ganzen Suite, unter dem Vorwand, ſie vor den entſetzlichen Pariſer Gefahren zu bewahren, zu bemeiſtern gewußt, und barbiert ſie nun ſo über den Löffel, daß ihr die Augen übergehen.

In dieſem Augenblick öffnete ſich in der zweiten Loge, links von der, in welcher Michel und ſeine Damen ſaßen, die Thüre, und der junge Engländer Atkinſon trat in dieſelbe, lorgnettirte unaufhörlich Roſa-Maria, und zwar ſo auffallend, daß es nicht nur Stürmer, ſondern alle in ſeiner Nähe ſtehenden Perſonen bemerkten. Um dieſem unanſtändigen Begaffen ein Ende zu machen, nahm Michel zu gleichem Mittel ſeine Zuflucht, indem er auch ihn durch ſein Guckglas anſah, und das half; im Augenblick hörte das Lorgnettiren des Engländers auf, er ſchien wie niedergedonnert und kam ganz außer Faſſung. Es ſcheint, daß ihn Michel ganz verteufelte Dinge mit Hülfe ſeiner infernaliſchen Macht habe ſehen laſſen. Indeſſen blieb er doch in der Loge und warf nur von Zeit zu Zeit verſtohlene Blicke dahin, wo ſich der Gegenſtand aller ſeiner Wünſche befand.

Von jetzt an war Michel gewiß, jeden Abend, an dem er eines der von ihm frequentirten Theater beſuchte, den jungen Engländer in ſeiner Nähe zu ſehen. Er konnte nicht begreifen, durch welche Mittel es dieſem immer zu erfahren gelang, in welchem Theater er ſich jedesmal mit ſeinen Damen befand. Seinen hinkenden Freund deßhalb befragend, ſagte ihm dieſer: dies macht der Zauber der engliſchen Guineen, ſein Bedienter erfährt durch das von ihm reich beſchenkte Kammermädchen der Madame Recamier jeden Schritt, den Roſa-Maria thut, und Du wirſt wohl daran thun, ſetzte Asmodi bedeutungsvoll lachend hinzu, Dich vorzuſehen, damit Dir der Sohn Albions keinen Streich ſpielt.

— Bah, erwiederte Michel, dies beängſtigt mich nicht, Roſa-Maria lacht über den albernen Gecken, und ſo beluſtigt mich deſſen Narrheit, aus den Soiréen iſt er entfernt und in dem Theater und an öffentlichen Orten weiß ich ihn ſchon in gehöriger Entfernung und Reſpekt zu erhalten.

— Nun, ich habe Dich gewarnt, verſetzte Asmodi, das Uebrige iſt jetzt Deine Sache.

— Treibt er es zu arg, dann können wir ihm ja immer noch einen infernaliſchen Streich ſpielen, meinte Michel, für jetzt halte ich es noch nicht der Mühe werth. Und dabei blieb es. —

Seit einigen Tagen war in der großen Welt zu Paris von nichts anderem die Rede, als von der bevorſtehenden Eröffnung des neuen hiſtoriſchen Theaters, das zwiſchen dem Boulevard des Tempels und der Straße Fossés-du-Temple, auf der Stelle,

wo früher das berüchtigte Hotel Joulon ſtand, in deſſen Nähe ſich die noch berüchtigtere Kneipe l'Epi-Scié befand, die ein Sammelplatz für befreite oder entkommene Galeerenſclaven, Raubmörder, Diebe, Contremarquenhändler und Spitzbuben aller Art war, erbaut worden.

Das neue Theater, das ſich beſonders der Protektion des Herzogs von Montpenſier erfreut und noch geräumiger als das große Opernhaus iſt, iſt nichts weniger als ein Wunderwerk der Baukunſt und des ſchönen Geſchmacks. Links an deſſen Eingang ſteht die Bildſäule des Schauſpiels und rechts die des Luſtſpiels, beide haben ſehr niedrige Fußgeſtelle, ſcheinen etwas gedrückt und eben nicht ſehr hoch fliegen zu wollen. Auf den zwei Pilaſtern, die ſich auf den beiden Seiten der Baluſtrade der Terraſſe des Foyers im erſten Stock befinden, lieſt man die Namen: Racine, Molière, Corneille, Shakſpeare, Schiller und Lope-de-Vega; auf dem Kranz der Pilaſter ſind Hamlet und Ophelia, die ihm den Rücken zukehrt, und der Cid und Chimene dargeſtellt. Es wäre indeſſen gut geweſen, wenn man die Bedeutung dieſer Gruppen mit goldenen Lettern darunter geſchrieben hätte, da dieſelben eben nicht ſo leicht zu errathen, durch nichts gehörig charakteriſirt ſind, und ſomit in ſpätern Zeiten, wenn ſie auf dieſe kommen, ſehr leicht zu eben ſolchen verſchiedenen Auslegungen und gelehrten Diskuſſionen Veranlaſſung geben können, wie die Alterthümer Ninivehs oder die ägyptiſchen Hieroglyphen. Die Terraſſe, auf welcher ſich dieſe Statuen befinden, bildet eine Bogenhalle, deren ohne Wölbung mit hiſtoriſchen und allegoriſchen Freskomalereien von Guichard verziert iſt. Unter drei in der Luft ſchwebenden Genien ſieht man den Altar des Ruhmes, zu deſſen beiden Seiten die großen dramatiſchen Dichter, und, barock genug, einige moderne Schauſpieler-Genies. Links befinden ſich Sophokles, Aeſchylos, Euripides, Seneka, Shakſpeare, Corneille, Racine, Schiller, Voltaire, Gluck, Mehül, Talma und Rourrit *), rechts Ariſtophanes, Menander, Terentius, Molière, Göthe, Cervantes, Lope-de-Vega, Mozart, Gretry, Regnard, Marivaux und — Mademoiſelle Mars! — Man ſagt, Alexander Dumas habe dieſe Anordnung beliebt, und Fräulein Mars verdanke ihre Gegenwart unter dieſen mehr oder minder großen Genies dem Umſtand, daß ihr Sohn bei der Redaktion der Revue des deux mondes angeſtellt iſt! Auch dieſe Figuren können des erklärenden

*) Ehemaliger Tenor der großen Oper.

Cicerones nicht entbehren, nur wenige Gesichter haben eine entfernte Aehnlichkeit mit den Originalen, die meisten sind ohne allen Ausdruck; welcher Deutsche würde hier wohl den Vater Göthe erkennen? aber selbst den französischen Physiognomien ist es nicht viel besser gegangen; Corneille und Molière scheinen ganz gedankenlos. Besser sind die drei Musen oder Figuren gehalten, welche die Dichtkunst, das Trauerspiel und das Lustspiel darstellen. Die Dichtkunst ist im Lichtgewand, das Lustspiel in Rosa und das Trauerspiel meergrün drapirt, einen Dolch in der Hand haltend. Das Colorit ist jedoch matt und ohne große Wirkung. Auf dem Fries unter dem Halbkreis der Bogenrundung sind bunt durcheinander Scenen aus Göthes Faust, Schillers Wilhelm Tell, Voltairs Mahomed, Racines Phädra, Aeschylos Agamemnon, Shakspeares Othello, Molières Misanthrop, Corneilles Cinna, Senekas Medea u. s. w. abgebildet. Das Innere des Hauses und namentlich der Raum für die Zuschauer hat einige sehr vortheilhafte Aenderungen und Verbesserungen, die man in fast allen übrigen Theatern vermißt, alle Zuschauer genießen den Total-Anblick der Bühne, während in den andern Theatern diejenigen, die sich auf beiden Seiten zunächst der Scene befinden, kaum mehr als den Souffleurkasten sehen. In drei Hauptabtheilungen sind die Plätze für die Zuschauer eingetheilt. Die prächtigen Avantscenen sind ganz von den übrigen Plätzen getrennt und haben geräumige Vorsäle, in denen man Besuche empfangen, spielen und essen kann. Hierauf kommen die verschiedenen Logenreihen, von denen die Logen des ersten Ranges gleichfalls ihre Vorzimmer haben. Zwei pyramidenartige Amphitheater bilden die dritte Hauptabtheilung. Damit man auch in den höhern und allerhöchsten Regionen am Sehen nicht gehindert ist, ist in der Mitte des Saales kein Königskronleuchter aufgehängt, sondern kleinere Lüstres, die Niemand am Sehen hindern, sind auf beiden Seiten angebracht.

Der Herzog von Montpensier hat eine besondere Loge der Avantscene (Vorbühne), zu der eine eigene Treppe führt und die einen Ausgang auf die Straße Fossés du Temple hat. Der runde Vorsaal dieser Loge ist auf das Prächtigste im Styl der Renaissance ausgeschmückt, mit kirschrothem Sammet tapezirt, und mit Riesenspiegeln und schönen Gemälden verziert. Im Ganzen sind alle Logen bequem und sehr elegant eingerichtet.

Die Decke des Saales ist mit Verzierungen überladen, man

ſieht hier wieder das Trauerſpiel und das Luſtſpiel, ſowie die Malerei und die Muſik perſonificirt. In der Mitte ſchwebt Apollo auf ſeinem vierſpännigen Sonnenwagen, er iſt von den Muſen und einem Heer auf Wolken ſchwebenden Genien und Amoretten umgeben. Aurora eilt ihm voran. Zwei prachtvolle Vorhänge verſchließen die Bühne. Der Hauptvorhang ſtellt eine goldgeſtickte Draperie in Purpur dar, der für die Zwiſchenakte einen Portikus, zu dem eine doppelte Prachtſtiege führt, und der einen vollen Bogen bildet. In zahlreichen Niſchen ſtehen viele Bildſäulen, und eine Menge Basreliefs ſind am untern Theil der Säulengänge angebracht.

Der gemeinſchaftliche Foyer für das Publikum iſt ſehr geräumig und geſchmackvoll verziert. Der für die Künſtler iſt jedoch klein, hat dagegen viele Seitengemächer. Die Bühne hat einen außerordentlichen Umfang, und iſt ganz geeignet, den Dekorationsmalern und Maſchiniſten ein weites Feld für ihre Phantaſie, Erfindung und Geſchicklichkeit zu öffnen. Ganze Schwadronen können ihre Schwenkungen und Evolutionen im Galopp auf derſelben vollbringen, Fuhrwerke aller Art, Kanonen, Karavanen mit ihren Kameelen und Elephanten können ſich gemächlich auf ihr bewegen, ſie hat Raum für Tauſend Statiſten, und das Haus faßt über zwei Tauſend Zuſchauer.

Das hiſtoriſche Theater wurde mit Dumas und Maquets hiſtoriſchem Drama: «Königin Margot,» eröffnet. Schon ſeit ein Uhr Nachmittags umgab die Menge dieſes Haus, von dem die ſeltſamſten und ſonderbarſten Gerüchte lange Zeit vorher in ganz Paris umliefen und deſſen Eröffnung noch bis zum letzten Augenblick bezweifelt wurde, da dieſelbe ſchon ſo oft angekündigt und immer wieder verſchoben worden war. Von Minute zu Minute vermehrten ſich die Volkshaufen und waren zuletzt ſo zahlreich, daß ſich auf dem ganzen Boulevard des Tempels noch die neugierigen Truppen häuften. Indeſſen waren ſchon längſt alle Plätze im Voraus genommen, obgleich ſehr viele Perſonen durch die Gerüchte, daß dieſes Theater nicht ſolid erbaut, daß die Mauern Riſſe hätten, ſich ſpalteten, daß man öfters ein entſetzliches Krachen höre, und daß es leicht bei der erſten Vorſtellung zuſammenſtürzen könne u. ſ. w., von dem Beſuch derſelben abgehalten wurden. Mit dem Glockenſchlag fünf wurden endlich die Pforten des neuen hiſtoriſchen Muſentempels aufgethan, und die Maſſen ſtürzten durch die-

ſelben, als gälte es eine goldgefüllte Schatzkammer zu erſtürmen, aber noch mußten die glücklich Eingedrungenen eine ganze Stunde harren, bevor ſich die Zaubergardine aufthat, welche ihnen den Dumas'ſchen Roman der Königin Margot mit all ſeinen Perſonen in lebenden Bildern vorführen ſollte. Diesmal waren alle Plätze, ſelbſt die allerhöchſten, mit gelbbetatzten Löwen, welche mit die erſten Pariſer Menagerien, vulgo Salons, beſuchen, beſetzt, und die Reihe der glänzendſten Equipagen, in der man auch nicht einen einzigen Fiaker und nur ſelten hie und da einige elegante Remiſewagen erblickte, in denen dieſes brillante Publikum anfuhr, hatte bis zum Boulevard Poiſſonière hinaufgereicht, woſelbſt die Municipalgarden zu Pferd und zu Fuß, in großer Uniform und ſtarken Abtheilungen, die größte Mühe hatten, die Ordnung zu erhalten.

Endlich hörte man die drei gewaltigen und ſehnſüchtig erwarteten Schläge, welche das Beginnen des Stückes verkündeten, von dem man ſich ebenfalls ſo viel Wunderbares als wie von dem Haus ſelbſt erzählt hatte. Die Zuſchauer hatten das ungeheure Opfer gebracht, heute um zwei bis drei Stunden früher zu Mittag zu eſſen, als dies gewöhnlich der Fall iſt, das heißt, um drei oder vier Uhr, eine Zeit, wo die Portier kaum ihr Frühſtück eingenommen haben *). In den Häuſern ſelbſt hatte dies eine Art Revolution hervorgebracht, die Köche wußten nicht wo ihnen der Kopf ſtand ob der ungewohnten Tafelzeit und verfluchten den modernen franzöſiſchen Shakſpeare, wie A. Dumas von ſeinen Schmauſefreunden betitelt wird, der die Urſache dieſer gaſtronomiſchen Revolution, ſo wie daran ſchuld war, daß ſich ihre Herrſchaften entehrten, indem ſie wie ein Spezereikrämer oder altmodiſcher Spießbürger um fünf oder gar vier Uhr zu Mittag aßen, und zwar ohne allen Appetit. Die Diener der Herrſchaften hofften indeſſen durch ein früheres Schlafengehen entſchädigt zu werden, denn ſie ſchloſſen recht logiſch: geht das Stück um ſo früher an, ſo muß es auch um ſo früher endigen: aber das Schickſal und A. Dumas hatten es anders beſchloſſen und machten dieſe Logik zu Schanden, denn erſt nach vier Uhr des Morgens kehrten die Herrſchaften von dem ſeltenen Schauſpiel mißmuthig und mit ſo hungrigen Magen und durſtigen Lippen heim, daß zum großen Leidweſen der Diener noch

*) Man ſpeiſt in Paris mit wenig Ausnahmen erſt um 6 oder 7 Uhr zu Mittag und findet ſich nie vor 8 Uhr in einem Theater ein, von denen manche, wie z. B. die Italiäner, auch nicht früher anfangen.

schnell ein Souper oder wenigstens ein Thee mit Umständen bereitet werden mußte, und waren dabei höchst übel gelaunt, denn alle hatten sich in ihren Erwartungen getäuscht gefunden, und das ungeheure Opfer einer ruhigen Mahlzeit zur gewöhnlichen Stunde fruchtlos gebracht. Fast alle hatten Dumas Roman der Königin Margot mit Vergnügen gelesen oder doch von ihren Bekannten gehört, welche hochpikante Dinge er enthalte, und sich unaussprechlich darauf gefreut, sie lebendig vorgeführt zu sehen; andere, welche mit der wirklichen Geschichte der Königin Margarethe von Valois bekannt waren, hofften die pikantesten Scenen aus dem Leben dieser Messaline so wie die ekelhaftesten Scandalosa des Hofes Heinrich III. sich auf der Bühne abwickeln zu sehen. Aber alle fanden sich getäuscht. Obgleich das Schauspiel fast Schritt vor Schritt die Begebenheiten des Romans vorführte, so war es doch weit entfernt, dieselbe Sensation bei den Zuschauern zu erregen, die der Roman bei seinen Lesern erzeugt hatte. Es ist ohnehin eine alte Erfahrung, daß alle Dinge, von denen man sich, bevor man sie sah, eine zu günstige Vorstellung macht, wenn man sie kennen lernt, sehr verlieren; so geht es uns selbst mit den gepriesensten Gegenständen der Kunst, und dies ist ganz natürlich, da die Phantasie und Einbildungskraft ein so ungeheures Feld haben und sich die Dinge so vollkommen ausmalen können, daß die Wirklichkeit immer weit hinter diesen schönen Traumgestalten zurückbleibt. So ging es auch hier: die Bilder, die das Lesen des Romans geschaffen hatte, waren unendlich schöner als die, welche die Bühne darbot, und man fiel von allen seinen Himmeln tief zur Erde herab. Alle diese schönen schlanken Nymphengestalten, diese wunderlieblichen Prinzessinnen, diese jungen verführerischen Sirenen waren hier meistens zu ziemlich bejahrten, sehr korpulenten, feisten, großfüßigen und ziemlich plumpen Schönen geworden, und der sanfte, zärtliche Flötenton ihrer Stimmen hatte sich in ein rauhes unangenehmes Organ verwandelt, oft dem wie es die Damen der Halle in der Regel besitzen, sehr ähnlich. Ebenso war es mit den ritterlichen Charakteren, den kühnen, unwiderstehlichen Edelleuten und den geschmeidigen Höflingen beschaffen. Diese Flammenherzen, diese jugendlich kräftigen Körper waren meistens durch sehr schlecht gewachsene, frostig kalte Alltagsfiguren dargestellt, und fürchterliche Mörder hatten das Ansehen der gutmüthigsten und friedlichsten Spießbürger des Marais. Wo in aller Welt hatten die Unternehmer des

Theaters Montpensier oder historischen Theaters all diese burlesken Schauspieler und Künstler eigener Art zusammengerafft? — Nur der Schauspieler, der Karl IX. darstellte, hatte ganz das nervöse, krankhafte, unruhige und bewegte, lichtscheue und angstvolle Aussehen des unglücklichen Fürsten, der selbst auf die fliehenden Hugenotten geschossen und sich geäußert hatte: »der todte Körper eines Feindes riecht immer gut!« — Noch mehr fanden sich die getäuscht, die durch die Benennung »Historisches Theater« verführt, die pikantesten und scheußlichsten Scenen des Hofes Heinrich III. und aus dem Leben der Königin Margot in ihrer ganzen Nacktheit vorgeführt zu sehen erwartet hatten. Sie glaubten die schamlosen Frauen aus jener Zeit um die Gunst der Männer buhlen und betteln zu sehen und die an jenem Hof so beliebte cynische Sprache, die auch die unsaubersten Dinge bei ihrem schmutzigsten Namen nannte, in der sich beide Geschlechter ohne alle Scham unterhielten, indem Männer und Weiber um die Wette Zoten ausstießen, die man nicht einmal mit den Anfangsbuchstaben zu bezeichnen wagt, zu hören zu bekommen. Sie hofften Heinrich III. sich mitten unter seinen Mignons allen seinen Lüsten hingeben zu sehen. Sie hatten erwartet, die würdige Tochter Catharinens von Medicis sich in ihrem zwölften Jahr dem Entragues und dem Gardekapitän Charry preis geben, dann mit dem Herzog von Anjou Blutschande begehen, und sodann alle ihre Liebhaber, Ermordungen und Blutthaten ohne Zahl zu sehen. Sie erwarteten, daß diese Messaline dem König von Navarra ihre Hofdamen zuführen und kuppeln sollte, während sie sich mit dessen Höflingen vergnügte, sich unaufhörlich prostituirte, und glaubten mindestens ihren vertrauten Umgang mit Canillac, ihrem Kerkermeister auf dem Schloß Husson, wo er sie im Angesicht bewachen sollte, dargestellt zu sehen. Aber nichts von all dem Scandal, auf den sich die meisten Zuschauer gefreut hatten, weßhalb sie auch erklärten, daß dieses Theater nicht den Namen eines historischen verdiene. Dagegen erblickten sie beim Aufziehen des Vorhanges die alte Straße des Arbre-Sec, wo zwei Hellebardiere, die vor dem Haus, das der Admiral Coligny bewohnte, Schildwache standen, im Mondschein auf und niedergingen, und das Gasthaus zum »schönen Stern«, das dem La-Hüriére gehört und vor dem eine Laterne brennt. Hier kommen jetzt von verschiedenen Seiten die Grafen Heinrich de la Mole und Hannibal von Coconnas an, der eine ein phantastischer Träumer,

der andere eine rothhaarige herkulische Gestalt. Fast in demselben Augenblick verläßt Karl IX. das Haus Coligny's, in dem er dem Capitän von Saint-Phal, dessen Vater bereits ermordet wurde, strenge Gerechtigkeit zu üben verspricht. Der König scheint ängstlich, voller Sorgen, denn schon ist die Ermordung aller Protestanten beschlossen und die Meuchelmörder bezeichnen die Häuser, in denen die bestimmten Schlachtopfer wohnen, mit weißer Kreide. Gleich darauf beginnt das Mordschauspiel; Maurerval, Catharinens böser Geist, kömmt zu La-Hürière und fordert den Grafen von Coconnas, ein vortrefflicher Katholik, sobald es gilt Hugenottenblut zu vergießen, auf, sich seinen Banden anzuschließen. Dennoch weigert er sich, den Grafen La Mole zu tödten, denn er war sein Tischgenosse gewesen und hatte manchen Becher mit ihm geleert; dagegen zeigt La-Hürière weit weniger Bedenken und nimmt es über sich, den schlafenden Grafen zu morden, der jedoch noch zu rechter Zeit erwacht und, durch das Fenster springend, eine Pistole auf den meuchlerischen Wirth abdrückt. Jetzt fallen Schüsse von allen Seiten, und der Musketendonner, von dem Läuten der Sturmglocke und dem Geschrei der Mörder und Gemordeten begleitet, rollt unaufhörlich; es ist die schreckliche Bartholomäusnacht, die zu wüthen begonnen. Im Augenblick wo der Tumult und das infernalische Getöse am ärgsten tobt, werden die Zuschauer in einen Saal des Louvres versetzt, wo der Herzog von Alençon das Gespräch Margarethens mit dem Bearner Heinrich belauscht, der jedoch mißtrauisch erklärt, daß hier selbst die Wände Ohren haben. Kaum hat sich aber der König von Navarra zurückgezogen, als von Neuem das Brüllen der fanatischen Katholiken, das Brummen der Sturmglocken, das Fluchen der Banditen und der Musketendonner ertönt. Der Graf La Mole erscheint fliehend, todtenbleich, blutend und halb ohnmächtig auf der Bühne, eine Bande rasender Mörder verfolgt ihn, aber Margarethe verbirgt ihn und entzieht ihn so ihrer Wuth.

Jetzt werden wir in das Kabinet Karl IX. versetzt, das mit Jagdgeräthen, Spießen, Hörnern, Fängern und Jagdtrophäen reich verziert ist, selbst ein schöner und vortrefflich dressirter Jagdhund fehlt nicht, und wahrlich, es ist nicht der Künstler, der seine Rolle am schlechtesten spielt und ganz in den Geist derselben gedrungen ist. Aber der König befindet sich in einem an Wahnsinn und Verzweiflung grenzenden Zustande, ihm fehlt die blutige Hyänennatur seiner scheußlichen Mutter Catharina. Namenlose Bangigkeit und

Gewiſſensbiſſe quälen ihn; gerne möchte er den Bearner retten, deſſen Ermordung ſeine Mutter befohlen hat, er ſucht ihn deßhalb von dem Proteſtantismus abtrünnig zu machen, aber über deſſen Widerſtand aufgebracht, legt er in ſeiner konvulſiviſchen Raſerei eine ſcharfgeladene Büchſe auf den Fürſten an, die er aber durch ein Fenſter auf einen vorübereilenden Flüchtling abdrückt, um ſich nicht mit Heinrichs Blut zu beflecken. Kaum iſt der Schuß gefallen, ſo läuft die Megäre Catharina herbei, und als ſie den Bearner, an deſſen blutiger Leiche ſie ſich zu weiden hoffte, noch lebend erblickt, wirft ſie einen Blick der Verachtung auf ihren Sohn, den ſie für unfähig erklärt, eine Krone zu tragen.

Nun wurden die Zuſchauer in Heinrichs Zimmer geführt, er hat ſich plötzlich aus Furcht und Schrecken zur katholiſchen Religion bekehrt, aber viele wollen an der Aufrichtigkeit dieſer Bekehrung zweifeln. Ein bearner Edelmann, Herr von Mouy, ſucht ihn auf und ſchlägt ihm vor, ſich an die Spitze einer umfaſſenden Verſchwörung der Hugenotten zu ſtellen, aber Heinrich antwortet ihm nur in der Sprache des gläubigſten Katholiken, und der erſtaunte Mouy verläßt ihn, die Vorſchläge des Herzogs von Alençon annehmend, der ſich gerne zum Herrn von Navarra machen möchte. Mouy, um in das Louvre dringen zu können, hat ſich in das Coſtüme Mole's gekleidet und den berüchtigten kirſchfarbenen Mantel umgeworfen.

Jetzt bietet ſich den Blicken der Zuſchauer der unermeßliche Kirchhof der Unſchuldigen dar, dieſe weite Todtenſtadt, in welcher die Millionen Leichen von mehreren Jahrhunderten des mittelalterlichen Paris modern, und deſſen Erde mit Menſchenleibern gemäſtet und überſättigt iſt. Zahlloſe Gräber und Leichenſteine verlieren ſich ins Unendliche, und die endloſen Galerieen dienen für Beinhäuſer der wieder ausgeſcharrten Knochen und Todtenköpfe. Catharina von Medicis führt ihren Sohn Karl IX., die ſchöne Herzogin von Nevers, Margarethen und ſelbſt den König von Navarra hieher, um ihnen durch das Wunder des am St. Bartholomäusfeſt zum Zweitenmal blühenden Hagedorn zu beweiſen, daß das Ermorden der Hugenotten eine Gott wohlgefällige That war! und der neubekehrte Heinrich zeigt ſich noch gläubiger als die Altkatholiken! Er iſt jetzt der erſte in der Meſſe, bei der Predigt und bei der Veſper, und der beſte Spürhund der Inquiſition würde nicht mehr den Ketzer in ihm riechen. Unterdeſſen hat ſich auch

ein nächtlicher Straßendieb eingefunden, der Heinrich und Karl IX. ihre Geldbeutel ſtiehlt, und den des erſten, den er leer findet, mit dem Geld des zweiten füllt, aber der Henker, der ebenfalls in der Nähe iſt, hat den ungeſchickten Dieb beobachtet und will ihn zum Pranger fortführen. Der Meiſter Knüpfauf Caboche iſt jedoch zugleich ein vortrefflicher Arzt und Wundarzt, und die Königin Margot ſo wie die ſchöne Herzogin von Nevers haben jede insgeheim ein Stückchen von ſeinem wundervollen Wundbalſam begehrt, denn jede hat einen geheimnißvollen Verwundeten zu heilen. Wir finden die beiden jungen Frauen in einem Saale des Hotels Guiſe wieder, wo ſie ſich auf das Freundſchaftlichſte ihre gegenſeitigen gefährlichen Geheimniſſe mittheilen. Margot bittet Henriette um ihr großes Gemach, um einen intereſſanten Verwundeten in demſelben zu verbergen, aber ein kleines Hinderniß macht, daß ſie Anſtand nimmt, dem Geſuch ihrer königlichen Freundin zu willfahren. Sie hat nehmlich einen nicht minder intereſſanten und ebenfalls verwundeten Katholiken ſchon in demſelben verſteckt. Man kömmt überein, beide zuſammen zu thun, und La Mole wird in der Dämmerung dahin gebracht, als er aber tappend auf Coconnas ſtößt, ziehen beide ihre Schwerter und ſchlagen ſich im Finſtern. Das Waffengeklirre zieht Margot und Henriette herbei, welchen es gelingt, die beiden Kämpen zu beſänftigen, zu verſöhnen, und ein Paar unzertrennliche Freunde aus ihnen zu machen, Oreſtes und Pylades ſind wieder erſtanden. Gleich darauf wird uns der auf dem Kirchhof erwiſchte Straßendieb wieder vorgeführt, den Kopf und die Hände in einem Drillhäuschen, abſcheuliche Grimaſſen ſchneidend. Die Dekoration dieſer Scene, einen Platz des alten Paris darſtellend, iſt vortrefflich und hauptſächlich in architektoniſcher Hinſicht gut gehalten, ein Meiſterſtück eines lebendigen Bildes jener Zeiten. Jetzt kommen auch La Mole und Coconnas, die beiden neuen Freunde, völlig von ihren Wunden wieder hergeſtellt, an das Drillhäuschen, um ſich bei dem Henker, durch deſſen geheimnißvollen Balſam ſie ſo ſchnell geheilt wurden, beſtens zu bedanken. Coconnas ſcheut ſich nicht, dem unehrlichen Caboche durch einen Händedruck ſeinen Dank zu bezeugen, ohne zu fürchten, dadurch ſelbſt ehrlos zu werden, ja noch mehr, er läßt ſich herab, deſſen niedliches Töchterchen zu küſſen. La Mole aber begnügt ſich, ihm eine volle Börſe zuzuwerfen.

Die Zuſchauer finden ſich nun in das Zimmer Renés, eines

berüchtigten Chimisten und Leibzauberers der Catharina von Medicis, versetzt. Ein Teufelskerl, der mehr als Satan selbst, dem er zu dienen vorgiebt, wissen will. Die neuen Orestes und Pilades erscheinen, um den Herenmeister um Rath wegen ihren Liebeshändeln zu fragen, dieser durchsticht mit einem flammenden Pfeil, auf dem der Anfangsbuchstabe der Geliebten geschrieben steht, das Herz einer Wachspuppe, und, o Wunder, kaum ist die Beschwörung beendigt, so erscheinen auch die Königin Margot und die Herzogin von Nevers, welche die unwiderstehliche Zauberformel herbeigezogen. Aber die Liebenden haben kaum Zeit, sich zwei Worte zuzuflüstern, als ein schweres Absatzklappern das Kommen der Catharina von Medicis verkündet, die das Recht hat, die Herenstube Meister Renés zu jeder Stunde unangemeldet zu betreten. Kaum haben die girrenden Pärchen noch Zeit, sich vor dem Eintreten der gefürchteten Megäre zu entfernen, die ihn befragt, was er aus den Eingeweiden der auf seinem Zauberaltar geopferten schwarzen Hühner ersehen hat. »Schlimmes für die Zahl Drei,« erwiederte der Henker-Herenmeister, »das erste Huhn schrie dreimal, das zweite seufzte dreimal, bevor ich es tödtete. Das Gehirn derselben bildete, nachdem ich es ausgeschnitten, in blutigen, fast unscheinbaren Fäserchen ein N, dem vier Striche, die Zahl vier (IIII) darstellend, folgten.«

— Ha, wird Heinrich unter dem Namen Heinrich IV. in Frankreich herrschen? schreit Catharina unwillig und bekümmert. Sie läßt sich nun vom Henker ein Exemplar von Pietramonts Kunst, die Falken und Geierfalken abzurichten, geben, und verläßt ihn, indem sie ihm die Wachsfigur empfiehlt, die mit einem M. bezeichnet ist. Aber das Buch, das sie mitnimmt, ist vergiftet, alle Blätter sind mit einer sehr giftigen und klebrigen Materie bestrichen, die sich an die Finger ansetzt, wenn man diese benetzt, um die Seiten umzudrehen. Heinrich, der zu seinem Erstaunen den Herrn von Mouy, immer mit dem kirschfarbenen Mantel bekleidet, antrifft, wird von demselben, den des Königs Güte bestieht, von dem Vorhaben des Herzogs von Alençon unterrichtet. Heinrich, seine gefährliche Lage erkennend, erwiedert ihm, daß er sich morgen auf der großen Jagd davon machen und den Weg nach den Pyrenäen einschlagen wolle; hierauf fragt er ihn noch, warum er mit einem Wamms und einem Mantel, denen die La Mole trägt ganz ähnlich, bekleidet ist, worauf ihm Mouy so naiv antwortet, daß jeder andere Ehemann als Heinrich die Wahrheit errathen

hätte; aber der König von Navarra hat längst seine Parthie hinsichtlich der Treue seines Weibes ergriffen, er verlangt nur, daß die Liebhaber seiner Gattin auch seine Parthie ergreifen, und dies ist wahrlich nicht zuviel verlangt! Margarethen gelingt es ohne große Mühe, nun auch den La Mole ihrem Gatten zu gewinnen, und der liebetrunkene, aber von schlimmen Ahnungen befallene junge Mann begehrt von der Königin seines Herzens, daß sie ihm verspreche, daß wenn ihm etwas Menschliches widerfahre, sie ihm noch den Abschiedskuß gebe, wenn seine Leiche schon kalt im finstern Grab liege. Margaretha verspricht es, ihn einen Thoren scheltend.

Unterdessen will Catharina, daß Heinrich das vergiftete Buch zu lesen bekomme, und beauftragt den Herzog von Alençon, dies zu veranstalten. Aber glücklicherweise ist der Navarrer kein großer Freund vom Lesen, und gibt das kostbare Werk von der Abrichtung der Jagdvögel dem König Carl, der, neugieriger als er, es sogleich durchblättert, aber bald wird ihm der Kopf schwer, die Brust entzündet sich, er wirft das fatale Buch zur Erde, das nun sein schöner Lieblingshund Acteon recht natürlich zerkauet. Carl will in die frische Luft, steigt trotz seinem großen Unwohlseyn zu Pferde, und jagt gleich Nimrod in einem vortrefflich gemalten Walde. La Mole und sein Intimus Coconnas, zu Heinrichs Parthei gehörend, erwarten unter einem Gebüsch das Zeichen, das ihnen Mouy geben soll, als Margaretha zu Pferde vorübersprengt und ihnen durch Zeichen andeutet, daß bereits alles verrathen sey. Gleich darauf werden beide gefangen genommen und nach Vincennes abgeführt. Heinrich erklärt sich und thut dar, daß das ganze Complott vom Herzog von Alençon herrühre; Carl, der einen Augenblick einige Energie zeigt, sinkt, von Schmerzen überwältigt, zusammen und wird auf einer Tragbahre fortgeschafft. Sein Uebel verschlimmert sich und dessen Ursache wird ihm klar, er findet seinen Liebling Acteon, noch ein Blatt von dem verhängnißvollen Buch im Maul haltend, todt in seinem Kabinet. Margaretha eilt herbei, die Unschuld ihres Gatten und ihres Geliebten darthuend. Carl sieht nun bald ein, daß seine Mutter Catharina den Navarrer mit diesem Buch vergiften wollte, will aber nicht, daß deren Name dadurch geschändet werde, und übergibt die unschuldigen La Mole und Coconnas, ungeachtet Margarethens Jammern und Flehen, dem Henkerstod; sie werden zur Enthauptung verurtheilt, müssen aber noch vorher die außerordentliche Folter ausstehen.

Wohl gethan hatte der Graf von Coconnas, dem Henker dankbar die Hand gereicht und das hübsche Henkerstöchterchen geküßt zu haben, denn Meister Caboche foltert ihn als Freund, das heißt, er setzt ihm nur gut ausgepolsterte Schrauben an, die er mit einer eben solchen Zange dreht und zwickt. Da der so Gefolterte erstaunt, keine Schmerzen zu empfinden, auch keinen Schmerzenslaut von sich giebt, so bedeutet ihm schnell der Henker, daß er wehklagen müsse, und der arme Graf heult nun ganz erbärmlich. Aber La Mole, der dem ganz aus der Art geschlagenen Henker verächtlich seine Börse ohne weitern Dank hingeworfen hatte, wird dafür in allem Ernst gefoltert, auch kann er, zermalmt und zerquetscht, sich nicht der Mittel zur Flucht bedienen, die ihnen Margarethe und die Herzogin von Nevers verschaffen, beide zu retten, und Coconnas verläßt seinen Freund nicht, um ihn auf das Schaffot tragen zu können. Die Königin Margot begiebt sich jetzt zum Henker, um das Versprechen, das sie dem La Mole machte, zu erfüllen, sie drückt ihre heißen Lippen auf die eiskalte Stirn des abgehauenen Kopfes ihres Geliebten. Carl IX. stirbt nun, Heinrich eilt nach Navarra, und ein Büchsenschuß, den Catharina von Medicis von einem Balkon bei seinem Abzug auf ihn abfeuern läßt, tödtet den Mouy, der sterbend: es lebe Heinrich! ruft.

Dies ist das Machwerk, mit welchem das neue historische (?) Theater eingeweiht wurde, und welches A. Dumas, wie dessen Tafel- und Theaterfreunde behaupten, für immer zu dem französischen Shakspeare stempeln sollte. Ja:

Wie er sich räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm zur Noth wohl abgeguckt.

Michel und andere Geschichtsfreunde hatten erwartet, doch wenigstens die bekannten Strafen als Folgen der Verbrechen der berüchtigten Königin Margot, ihre Flucht nach Agen unter dem sonderbaren und späten Vorwand, sie könne nicht länger mit einem Ketzer leben, ihre Vertreibung aus dieser Stadt und aus Carlat, wo die Bürger das unzüchtige Weib Heinrich III. ausliefern wollten, dargestellt zu sehen, sowie daß sie in der Dürftigkeit hülflos schmachtend, sogar manchen Tag des Brodes, der Feuerung und des Lichtes entbehren mußte, und in einem Gemach, dessen Tapeten in Lappen herabhingen, im kalten Winter nichts als ein leichtes Kleidchen hatte, ihre Blößen zu decken, während der eiskalte Nordwind durch die zerbrochenen Fenster pfiff und sie erstarren

machte; wie sie in dieser peinlichen Lage den von ihrem Gatten gesandten Abgeordneten empfing, der sie bewegen sollte, in die Scheidung mit Heinrich IV., der Gabriele von Etrées heirathen wollte, zu willigen, und dem sie erwiederte: »Nein, Hure um Hure, ist es noch besser, daß mich der König behalte, da ich doch wenigstens aus königlichem Geblüt stamme;« und wie sie sich später, nachdem Heinrich IV. Maria von Medicis geheirathet hatte, bequemen mußte, der neuen Herrscherin zu Paris demüthig zu huldigen und deren Weihe beizuwohnen, und für all diese Demüthigungen nichts weiter erlangte, als in einem Winkel von Paris wohnen zu dürfen, wo sie ihr ausschweifendes Leben zwar fortführte, aber sich mit den Gunstbezeugungen von bezahlten Bedienten begnügen mußte, da ihre längst welken Reize von den Höflingen verschmäht wurden. Einer dieser Knechte, der sich ihrer Gunst besonders zu erfreuen hatte, erhielt den Spottnamen König Margot von den andern Dienern; aber weit entfernt, ihre Unzucht zu verbergen, ließ sie dieselbe sogar durch den Dichter Maynard, den sie zu diesem Zweck eigens gedungen hatte, in Versen besingen.

Dieses ekelhafte Thema hatte der Floh-Shakspeare erwählt, um so jämmerliche Variationen für die erste Vorstellung seines historischen Theaters zu componiren. Die Geduld der Zuschauer war groß; freilich darf man, ohne Furcht sich zu verrechnen, behaupten, daß zwei Drittheile derselben zu den bestochenen Claqueurs, wenn auch nicht gerade für Freibillets und klingende Münze, gehörten. Die Aufführung war im Ganzen weit unter der Mittelmäßigkeit, und die meisten Künstler standen noch tief unter denen des olympischen Cirkus.

Mitternacht nahte heran und noch war der dritte Act nicht ausgespielt, man sah sich einander fragend an: wo soll das hinaus? Schlecht oder auch gar nicht zu Mittag gegessen, fingen die Magen der Zuschauer zu rebelliren an. Man half sich so gut es ging, und suchte das revolutionirende Glied mit Bonbons, Orangen, Galetten, Papilloten, Orgeade, Orangeade und Limonade zum Schweigen zu bringen, dies waren jedoch nur Palliativmittel, durch die sich kein gesunder Magen lange täuschen und hinhalten läßt; gegen ein Uhr rebellirte das aufrührerische Glied aufs Neue und zwar mit solcher Wuth, daß selbst ganze Regimenter Soldaten, mit denen man doch bis jetzt die hungrigen Meuterer in Frank-

reich, England und Irland zur Raiſon brachte, nichts dagegen vermocht hätten, und das Schlimmſte war, daß auch mit Aufwiegung von Gold ſelbſt keine Palliativmittel mehr zu haben waren. Das Büffet des hiſtoriſchen Theaters war längſt geſprengt, auf einige Meilen in der Umgegend waren bereits alle Küchen und Conditorbuden, Obſt- und Früchteläden, Kaffeehäuſer und Weinſchenken geſchloſſen, und die des Tempel-Boulevards waren ſchon um Mitternacht erſchöpft, denn man hatte die Galetten und Paſtetchen zu Hunderten geholt, und kein Händler dieſer Waare hatte ſich auf ſo außerordentliche Fälle vorgeſehen. Man fing an, allgemein gegen Herrn A. Dumas zu murren, der über zwei Tauſend Menſchen hierher gelockt, um ſie neben den Qualen der Langeweile und des Ueberdruſſes noch die des Hungers und des brennendſten Durſtes fühlen zu laſſen; denn ſelbſt der raſendſte Theaternarr würde auch die erſten Meiſterſtücke der größten Dichter, von den beſten Künſtlern aufgeführt, weit eher für eine Plage und Strafe, als für eine Erholung und angenehme Unterhaltung anſehen, wenn er dabei neun bis zehn geſchlagene Stunden, hundertmal beſchränkter als in einem Gellengefängniß, ſitzen müßte, wie viel weniger, wenn man ihm einen ſolchen Galimathias vorführt, aufgeführt von Stümpern der Kunſt, an denen man höchſtens den guten Willen bewundern kann. Gegen zwei Uhr fing die Lage des armen Dichters in der That kritiſch zu werden an, und leicht hätte ihm des unglücklichen Orpheus Schickſal zu Theil werden können, denn mit hungrigen und durſtigen Pariſerinnen iſt nicht zu ſcherzen, wie man aus Erfahrung weiß, wenn nicht Michel, der mit ſeinen Damen dem Stück von Anfang bis zu Ende, nicht ohne daß es ihm bei manchen Scenen leid geweſen die Mädchen hieher gebracht zu haben, mit dem ſich in großen Schwulitäten befindlichen Autor des Stückes und den Calamitäten Mitleid gehabt und durch dämoniſche Mittel dem Uebelſtand gerade noch zu rechter Zeit abgeholfen hätte. Punkt zwei Uhr nach Mitternacht, als das Elend auf der Bühne und unter den Zuſchauern den höchſten Grad erreicht hatte, da öffneten ſich plötzlich alle Logenthüren und Zugänge zu den Amphitheatern und übrigen Plätzen, und Hunderte von Lakeyen in reichen ſcharlachrothen und goldbetreßten Livreen präſentirten auf ungeheuern ſilbernen Präſentirtellern in Geſchirren von Vermeille und Cryſtall: Herz, was begehrſt du? das heißt, Leckerbiſſen, Getränke und Erfriſchungen a discretion. Getrüffelte Faſanen,

Ortolanen, Kapaunen, Rebhühner und welsche Hahnen, Weine aus allen Zonen, die feinsten Rosolios, Eise von allen Farben und Gestalten, brennende Ananas-Punsche, Thee, Kaffee und Chokolade wurden in ungeheuern Quantitäten servirt, selbst in den Tuillerien hatte man solchen Ueberfluß der köstlichsten Delikatessen noch nie gesehen, und alles gratis! Jetzt heiterten sich mit einem Mal die mürrischen, finstern und verdrüßlichen Gesichter des Publikums auf, alle gewitterschwere Wolken verschwanden, und helles Sonnenlicht trat an deren Stelle. Die erste Frage, nachdem man sich etwas restaurirt hatte, war die: wer ist der großmüthige Geber? Wer anders kann es seyn als die Unternehmer des historischen Theaters, war die fast allgemeine Antwort, einige meinten, es sey eine Galanterie vom Alexander Dumas, Marquis de la Pailleric (Wirthschaft), doch das wollten die meisten bezweifeln; sich übrigens wenig daran kehrend, von wem das Gute kam, genoß man es vollauf, jedoch nicht undankbar, denn noch nie hat sich das edle Heer der Claqueurs so angestrengt und so seine Virtuosität und Kraft bewiesen, als bei dem Erscheinen dieser wohlthätigen Lakeyen, eine Erscheinung, die sich jetzt bei jeder Veränderung wiederholte und jedes Mal mit verstärkterem Beifall empfangen wurde; die rothgekleideten wurden durch goldgelbe, diese durch himmelblaue, diese wieder durch papagengrüne Diener abgelöst, und zuletzt brachten noch schwarze, mit Silber bordirte Diener einen kräftigen schwarzen Kaffee, der vollends alle Zuschauer wieder belebte, so daß sich alle vergnügt und munter nach drei Uhr nach Haus, und mit dem Grauen des Tages zu Bette begaben. Dank dieser Collation war das Stück nicht durchgefallen, der Herr Autor fand jedoch für gut, schon zur zweiten, den kommenden Tag folgenden Vorstellung soviel von dem Unsinn zu streichen, daß das Schauspiel um ein Uhr nach Mitternacht beendigt werden konnte, denn mit Recht glaubte er, daß nicht jeden Abend eine so restaurirende Collation die das Publikum so schwächende Darstellung wieder gut machen würde. Hoffentlich aber wird dieses Monstrum von einem Trauerspiel bald ganz von der neuen historischen Bühne verschwinden.

Michel fuhr indessen fort, seine Schützlinge, von denen er Rosa-Maria, obgleich jetzt kaum vierzehn Jahre alt, nun als seine Braut erklärt hatte, in die Welt zu führen. Die Vermählung wurde jedoch noch auf ein Jahr hinausgeschoben. Nichts destowe-

niger ließ ſich der beharrliche Atkinſon noch in allen Theatern und Concerten, in denen er die ſchöne Braut vermuthete, blicken, und ſchielte, wenn er ſich unbemerkt glaubte, verſtohlen nach ihr.

Madame Recamier, die mit dem herannahenden Frühling wie gewöhnlich ihre Sommerwohnung zu Neuilly bezog, erbot ſich, diesmal die beiden Mädchen, auch ihre Lieblinge, mitzunehmen, um ſie des Vergnügens des Landlebens theilhaftig werden zu laſſen. Mit Freuden willigte Michel ein, dem es freigeſtellt wurde, die Villa der Madame Recamier ſo oft zu beſuchen, als es ihm Vergnügen mache. Man kann denken, daß dies faſt täglich der Fall war.

Gerne verließ Roſa-Maria das tolle Paris, wo ſie nach ihrem eignen Geſtändniß mitten unter den gebotenen Zerſtreuungen oft tödtliche Langeweile empfand. Als Michel vor ihrer Abreiſe eine Unterredung deßhalb mit ihr hatte, ſagte ſie:

— Es iſt wahrhaftig kein Opfer, das ich bringe, indem ich mich von einer Welt entferne, von der, will ich ihr Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ich ſagen muß, daß alles, was man gezwungen iſt in derſelben zu ſehen, zu hören und zu dulden, bei weitem die Annehmlichkeiten aufwiegt, die ſie bietet. Unerträgliche Schmeichler, noch unerträglichere Spaßmacher und Witzbolde, deren widerliche Scherze Ekel erregen, eingebildete, affenartige, ſtupide Gecken, die einen abſcheulichen Ton angeben, gehalt- und geiſtloſe Reden und Abgeſchmacktheiten bis zum Ueberdruß, freche Coquetten, Frauen voller Falſchheit, ſüffiſante, plumpe, rohe und unwiſſende Geldmenſchen, unbedeutende Talente mit ungeheurer Anmaßung, Leute von Ruf und Renommée, die Götter mögen wiſſen wie entſtanden, niedrig kriechende Creaturen, von noch dümmern Protektoren beſchützt, Schau-, Trauer- und Luſtſpiele, die weder Kopf noch Schweif haben, Soiréen, in denen man vor Langerweile ſtirbt, und die nur ein neidiſches Wettrennen des Prunkes ſind, Nachtwachen, um ſich für Andere aufzuopfern, das ſind doch wahrlich keine Feſſeln, die man nicht gerne zerreißen möchte. Hundertmal beſſer iſt ein Menſch daran, der einſam ſich ſelbſt überlaſſen in einer angenehmen Einöde wohnt, wo er gegen Niemand Gefühle und eine Theilnahme zu heucheln braucht, von der er ſelbſt nichts weiß, und mit all den faden Complimenten verſchont bleibt, welche auf den Mann von Geiſt nur die Wirkung falſcher Töne hervorbringen müſſen. Faſt alle, die in Paris leben und

ſich den Schein geben, glücklich zu ſeyn, langweilen ſich eben ſo ſehr, als ſie langweilig ſind.

Michel war hoch erſtaunt über dieſe Anſichten ſeiner jungen Braut, denen er mit geringen Ausnahmen beſtimmen mußte. Entzückt, ſo vernünftige Begriffe von dem Treiben der großen Welt bei Roſa-Maria zu finden, drückte er ſie freudig an ſein Herz und ſprach: wir werden recht glücklich mit einander durch das ſtürmiſche Lebensmeer wogen, meine kleine Philoſophin.

— O, nicht dieſen Namen! rief das Mädchen aus.

— Und warum?

— Man würde mich für eine Närrin halten, erwiederte Roſa-Maria erröthend.

— Wie ſo?

— Fontenelle erklärt einen Philoſophen für einen neugierigen Geiſt mit einem ſchwachen Geſicht. Soviel ich von der Philoſophie verſtehe, ſo ſcheint ſie mir eine Nebelwolke, von der man, wenn man darnach haſcht, nur mit leeren Händen zurückkömmt.

— Du magſt Recht haben, wenn Du jene Philoſophie meinſt, durch welche unſere Demonſtrirmaſchinen das unergründliche Jenſeits, den Zuſtand der Seelen nach dieſem Leben, die Beſchaffenheit der Seelen ſelbſt ergründen und darthun wollen, ſolche Träumer ſind allerdings Narren und manchmal ſogar gefährliche Narren. Aber es gibt auch eine ſehr praktiſche Lebensphiloſophie, dieſe iſt aber ſo klug, ihre Forſchungen auf dem Menſchen zugängliche Dinge zu beſchränken, um ſich die Harlekinade, das Leben genannt, möglichſt erträglich zu machen, alle irdiſche Dinge von der richtigſten und vernünftigſten Seite anzuſehen, und die Gaben der Natur und des Glücks auf eine unſchädliche Weiſe mit kluger Mäßigkeit zu genießen, in dieſem Sinn, liebe Roſa-Maria, nannte ich Dich eine Philoſophin, denn in dieſer Kunſt haſt Du in der That ſchon gewaltige Fortſchritte gemacht. Ja, wenn dies die Jugend verſtünde und es das Alter noch einmal könnte! Doch laß uns jetzt von andern Dingen reden. Alſo morgen zieht Ihr aufs Land?

— Ja, und ich freue mich recht ſehr darauf.

— Wir werden glückliche Stunden daſelbſt mit einander zubringen.

Und ſo wurde es auch. Michel brachte gewöhnlich jeden Nachmittag in Neuilly zu, wo er ſich theils mit der geiſtreichen

Madame Recamier und oft mit dem noch geistreichern Herrn von Chateaubriand zu unterhalten das Vergnügen hatte, deren Lieblingsthema jedoch die schnelle Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdischen Dinge war, ein Thema, bei dem sie allerdings das Recht hatten, ein Wort mitzusprechen, denn sie selbst waren ja die schlagendsten Beweise dieser vergänglichen Herrlichkeiten, fanden sich aber mit philosophischer Ruhe und Zufriedenheit in das allen Erdensöhnen, auch den mächtigsten, bevorstehende Schicksal; denn wie der Dichter sagt:

Der beste Schach ist nur zu gewiß
Persona miserabilis!
Die Welt dreht sich in ihrem Kreise
Stets fort, und der, der mitten drinn
Im Centrum sitzt, und einen großen Sinn
Für's Ganze hat, regiert nach seiner Weise.

und zwar, wie es scheint, sehr unbekümmert über das, was die großen und kleinen Menschlein von seiner Weise denken, halten und sprechen mögen, denn das: Warum, Woher, Wohin hat noch Keiner errathen und wird auch kein irdisches Genie in aller Ewigkeit klar machen, sie mögen Dampfmaschinen, Eisenbahnen, magnetische Telegraphen und sogar lenkbare Flugmaschinen erfinden, alle Stoffe zu Schießpulver machen, noch Tausend Planeten und Centralsonnen entdecken, es sind und bleiben doch immer nur kurzsichtige Menschengedanken, die sich zuletzt in Dunst, wenn auch blauen, und Nebelgebilde auflösen.

Doch, wohin führt uns selbst eine vernünftige Philosophie! als vergäßen wir ganz, daß uns Michels dämonische Reisen längst über Alles, was auch die spekulativste Philosophie nicht ergründen konnte, Aufschluß gegeben hat. Wer sie gelesen, kann kein Skeptiker mehr seyn.

Unterdessen verlebte Michel herrliche Tage in dem schönen Garten der Madame Recamier zu Neuilly, und saß oft ganze Stunden lang, sich mit seiner Braut und ihrer Schwester auf das Angenehmste unterhaltend, in der Felsengrotte, in welcher Napoleons schönste Schwester, Pauline, sich ebenfalls halbe Tage lang, jedoch auf ganz andere Weise vergnügte, ihre Liebhaber daselbst gleich einer andern Armida empfangend, denn der niedliche Garten der Madame Recamier machte früher einen Theil des prächtigen Parks aus, der zu Paulinens fürstlicher Villa gehörte, und

der später, als auch die kaiserlich französische Herrlichkeit ein so unvermuthet trauriges Ende genommen hatte, in viele kleine Parzellen zerstückelt, verkauft wurde.

Eines Abends, Michel war eben von Neuilly zurückgekommen, wo er sich wie gewöhnlich trefflich unterhalten, trat Asmodi, den er in der letzten Zeit wenig bemüht hatte, in sein Gemach. Der Hinkende hatte diesmal ein ganz ungewöhnliches Aussehen, es war etwas Seltsames in seinem ganzen Wesen, das Stürmer früher noch nie bemerkt hatte,, er sah wie verklärt aus und auf seinem Antlitz thronten Lichtstrahlen, die es fast transparent und in einer Art Triumph verkündenden Glorie erscheinen ließen, auch hinkte er nicht mehr.

Michel war noch nicht von seiner Verwunderung zurückgekommen, als ihn Asmodi mit den Worten anredete:

— Wir sehen uns wahrscheinlich heute zum letzten Mal.

— Wie? fragte Michel, der nicht recht gehört zu haben glaubte.

— Wahrscheinlich sehen wir uns heute zum letzten Mal, wiederholte der Erhinkende.

— Wie so? fragte Michel erschrocken, hat Dich am Ende doch wieder so ein verfluchter Zauberer .....

— Kein Zauberer, der allmächtige Schöpfer der Welten hat eine Universal Amnestie für alle Sünder und Verbrecher ohne Ausnahme erlassen, in der auch Grossatan sammt allen abgefallenen Engeln, und folglich auch ich mit eingegriffen sind, wir sind sämmtlich gleich allen Verdammten zu Gnaden wieder im Himmel aufgenommen und werden noch in dieser Nacht dahin versetzt.

— Und die Hölle?

— Bleibt leer stehen, oder wird vernichtet.

— Und allen Sündern ohne Ausnahme, auch mir, auch dem Dietrich Harpar wird verziehen?

— Auch diesem, wenn er aufrichtig bereuet, Buße thut, und seine Sünden nach Kräften wieder gut macht.

— Und mir?

— Auch Dir, ich nehme Dich jetzt unter meinen himmlischen Schutz, so wie Du es unter meinem höllischen gewesen, in wie fern ich Dir aber ferner auf Erden noch nützlich seyn kann, weiß ich selber noch nicht, auch wird uns schwerlich gestattet seyn, den Himmel so nach Belieben zu verlassen, ich kenne selbst meine zukünftigen Funktionen noch nicht. Indessen, damit Du auf Erden

nicht Mangel leidest, übergebe ich Dir zum Abschied noch ein Päckchen von dem Quark, um den Ihr Euch so plagt, schindet, quält, streitet und rauft.

Bei diesen Worten reichte Asmodi seinem frühern Befreier ein Portefeuille, in welchem eine Million Revenüen in französischen Renten enthalten waren, und sagte zu ihm:

— Hier hast Du so viel als Du brauchst, um alle vernünftigen Wünsche und irdischen Bedürfnisse reichlich befriedigen und auch Deinem Hang zur Mildthätigkeit folgen zu können. — Gebrauche es gesund, und lebe wohl und glücklich mit Deiner holden Rosa-Maria.

Asmodi reichte bei diesen Worten seinem irdischen Freund, der vor Rührung und Betrübniß kaum ein Wort mehr hervorbringen konnte, die Rechte, zu gleicher Zeit verklärte sich dessen Wesen immer mehr und wurde zuletzt zu einer völligen Lichtgestalt, die von seltsam leuchtenden Strahlen umgeben war und langsam dem ihr noch lange erstaunt nachsehenden Michel entschwand. — Als endlich die letzte Spur derselben verduftet war, kam es dem Michel vor als erwache er aus einem langen Traum. Indessen vermochte er die ganze kommende Nacht kein Auge zu schließen, fortwährend schwebte ihm Asmodis letzte Erscheinung vor, es fiel ihm nun auch ein, daß er auf einmal aller übernatürlichen Macht beraubt sey, und doch noch so viel auf Erden zu bessern und zu bestrafen übrig bleibe, er bereuete, diese Macht nicht besser und thätiger benützt zu haben, da noch so manche Abscheulichkeiten ungerügt und unbestraft geblieben waren, tröstete sich jedoch bald wieder, indem er bedachte, wie wenig sein bisheriges Verfahren noch genützt habe, und daß das Menschenpack ein zähes, eingefleischtes Sündervolk sey, auch hatte er ja nicht wissen können, daß der Allmächtige so bald eine General-Amnestie für alle bis dahin begangene Verbrechen ertheilen, und die Teufel selbst zu Gnaden wieder aufnehmen würde. Unter solchen Lucubrationen brachte Michel den übrigen Theil der Nacht zu, und nur gegen Morgen schloß ein leiser Schlummer seine Augen, aus dem er erst erwachte als die Sonne schon hoch am Himmel stand.

Nachdem er ein sehr mäßiges Frühstück genommen, eilte er nach Neuilly in die Villa, die jetzt mehr als je alles einschloß, was ihm auf Erden noch lieb und theuer war. Als ihm die Thüre geöffnet wurde, empfing ihn der Portier, so wie die übrigen

Diener mit einer an Bestürzung gränzenden Beklommenheit, man beantwortete seine Fragen nur mit kurzen abgebrochenen Sylben; ahndungsvoll stürzte er in den gemeinschaftlichen Saal der Madame Recamier, wo er diese Dame und Albertine in Thränen und den Marquis von Chateaubriand, sie zu trösten suchend, fand.

— Um Gotteswillen, wo ist Rosa-Maria? fragte er hastig.

Statt einer Antwort hörte er nur heftigeres Schluchzen und die Thränen flossen um so stärker. Auf das mit ängstlich bebender Stimme wiederholte Fragen nahm Herr von Chateaubriand endlich das Wort und sagte:

— Ein unerhörtes Bubenstück, eine Schandthat ohne Gleichen hat uns in der verwichenen Nacht den Engel geraubt.

— Ist's möglich! rief Michel mit wildem Blick aus, wie konnte dies geschehen, wer ist der Räuber, wie ging dies zu, hat man keine Spur, ist denn Niemand, der nachgesetzt hat? ...

Diese und ähnliche Fragen entfielen gleich einem Strom aus Michels Mund, so daß Niemand nur Zeit zu einer Antwort hatte, dabei drückten seine Mienen und Geberden eine starre Verzweiflung aus. — Endlich gelang es dem Herrn von Chateaubriand, ihm mitzutheilen, daß Rosa-Maria den vorhergehenden Abend nach Michels Entfernung noch bis beinahe Mitternacht beim Mondschein einsam in einer Laube gesessen, wie sie dies gewöhnlich, wenn es das Wetter erlaubte, zu thun pflegte, seit sie in Neuilly war, und oft melancholische Romanzen oder italienische Lieder mit Begleitung einer Mandoline sang. Als sie aber nach Mitternacht noch nicht ins Haus zurückgekehrt, sey ihre Schwester, die sie immer am Klavier oder ein Buch lesend erwartete, bevor sie sich schlafen legte, in den Garten hinabgegangen sie zu holen, und da sie sie an dem gewöhnlichen Plätzchen und im ganzen Garten vergeblich gesucht und mit lauter Stimme gerufen ohne Antwort zu erhalten, habe sie Lärm gemacht, die Leute gerufen, die ebenfalls alle Winkel durchsucht, ohne eine Spur von ihr zu finden, bis endlich ein Gartenknecht eine Trittleiter hinter großen Gesträuchen und Gebüschen an der südlichen Gartenmauer angelehnt gefunden, und zugleich die frischen Spuren von mehrern Männertritten entdeckt habe. Die Leute hätten sofort die Mauer überstiegen und auf der andern Seite derselben wieder eine Leiter auf dem Boden liegend und weitere Fußstapfen, und in geringer Entfernung in dem Feld sogar ein kleines Rosa-Flortüchelchen, das man für dasjenige er-

kannte, welches Rosa-Maria an diesem Tage um den Hals geknüpft hatte, gefunden. Man habe diese Spuren bis zu dem ganz nahen Fahrweg verfolgt, wo man ebenfalls im Staub ganz frische Hufstritte mehrerer Pferde gesehen, welche bezeichneten, daß man den Weg nach der großen nach Paris führenden Landstraße eingeschlagen haben müsse, wo sich jedoch alle weitern Spuren verloren. Kein Mensch hatte die ganze Nacht im Landhaus der Madame Recamier ein Auge zugethan, alle Diener waren mit des Tages Grauen nach allen Richtungen mit dem Versprechen großer Belohnungen, wenn sie Nachrichten von der Geraubten brächten, ausgesandt worden, aber noch war keiner zurück. Nachdem Michel den ganzen Garten durchrannt, die Stelle gesehen, wo die Leiter stand, eilte er in einem dumpfen Hinbrüten nach Paris zurück, mehr als einmal ausrufend: O Asmodi, nur noch ein einzigesmal erscheine, und hilf mir mein anderes Leben wieder finden, sonst möchte ich wahnsinnig werden; dieser letzte Dienst würde alle übrigen aufwiegen, die du mir geleistet, und Alles, Alles gebe ich gerne um ihn hin!

Aber vergeblich war all sein Flehen und Citiren. Asmodi ließ nichts von sich hören. Michel eilte auf die Polizeipräfektur, den Vorfall anzuzeigen, und versprach denjenigen, der ihm eine Nachricht von der theuern Geraubten bringen würde, auf Lebenszeit fürstlich zu versorgen, zugleich gab er das Signalement des Engländers Atkinson an, auf den natürlich sein erster Verdacht gefallen war, und der, wie man in dem Hotel erklärte, das er bewohnte, seit zwei Tagen, man wisse nicht wohin, abgereist sey. — Aber alles Forschen und Suchen der Polizeiagenten, die zu Hunderten hinausgesandt wurden, war eben so vergeblich wie Michels eigene rastlose Bemühungen, der, nachdem er drei Wochen lang die ganze Umgebung von Paris in einem Umkreis von drei Meilen, und obgleich er einen kaiserlich russischen Goldregen umherstreute, ohne den mindesten Erfolg durchstöbert hatte, und dabei jeden Augenblick ausrief: O, nur noch einer Minute Dauer meine infernalische Macht wieder! sich entschloß, nach England zu gehen, wo er sein anderes Ich und dessen Räuber, von dem er ebenfalls noch nichts hatte entdecken können, vermuthete und zu finden hoffte.

XXII.

Michel bei dem Meeting in der Taverne der Freimaurer zu London. — Rosa Maria wieder gefunden. — Wiederherstellung und neue Verfassung der Hölle. — Michels Hochzeitsfeier. (Schluß.)

Mein Lauf ist bald darob genug vollbracht,
Bald schlägts vielleicht mir gute Nacht;
Um die Schläfe wird auch schon das Haar mir weiß.
Gar nicht lange dauerts mehr, so bin ich Greis:
Dann kommt mit der Sichel
Hein und mäht den Michel,
Und bugsirt ihn hinter die Gardine.

Nachdem Michel vergeblich in Paris selbst und auf viele Meilen in der Runde dieser Stadt fast keinen Winkel undurchsucht gelassen, Hände voll Gold ebenso vergeblich hinausgestreut und demjenigen, der ihm auch nur eine Spur von der verschwundenen Rosa-Maria nachweisen würde, eine ungeheure Summe versprochen hatte, jedoch dies alles ohne Resultat geblieben war, beschloß er, sich nach England aufzumachen, denn dort, meinte er, müsse der Räuber das ihm entwendete unschätzbare Gut hingebracht und verborgen haben. Er reiste nach London ab und mußte jetzt, wie alle andere Menschenkinder, die gewöhnlichen Reisegelegenheiten, wie sie in Europa dermalen gebräuchlich sind, was ihm freilich sehr ungewöhnlich war, benutzen. Er fuhr auf der so eben eröffneten Eisenbahn bis Havre, setzte von da in einem Dampfschiff nach Southampton über, und begab sich, wieder auf der Eisenbahn fahrend, nach London. All dies Fuhrwesen schien dem ehemaligen Luftsegler Schneckenposten, und tödtliche Langeweile und Ungeduld, durch doppelte Beweggründe, das langsame Reisen und den Zweck desselben hervorgerufen, verzehrten ihn. — In London angekommen, be-

gann er sogleich dieselben Nachforschungen und rastlosen Bemühungen, die er so vergeblich zu Paris angewandt hatte, und setzte abermals ein ganzes Heer von Kundschaftern und Agenten, die er förmlich in seinen Sold nahm, in Bewegung, ohne sich hier eines bessern Erfolges wie dort zu erfreuen. Der arme Michel wollte fast verzweifeln, und öfters kam ihm sogar der Gedanke in den Sinn, daß ihm wohl gar Asmodi den unersetzlichen Schatz geraubt, ihn irgendwo verborgen, und zu diesem Zweck die Universal-Amnestie und Vernichtung der Hölle erfunden habe, um ihn durch dieses Mährchen zu täuschen; doch schien ihm bei kälterem Blute die Sache wieder so unwahrscheinlich, denn der Teufel hatte sich immer auf eine so loyale Weise gegen ihn benommen, daß ihm dann ein solcher Verdacht als höchst ungerecht dünkte. Etwas, wenn auch auf eine sehr betrübende Weise, zerstreute ihn jedoch die große Armuth und das unermeßliche Elend, welches der Mangel an Lebensmitteln und die furchtbare Theurung der unentbehrlichsten derselben, wie Brod, Kartoffeln, Hülsenfrüchte u. s. w., bei den untern Klassen in England, Schottland und namentlich in Irland hervorgerufen hatte, und wodurch Tausende dem schrecklichen Hungertode anheimfielen. Auch in dieser Hinsicht war ihm Asmodis Verschwinden sehr leid, denn er war der Meinung, daß er mit Hülfe des hinkenden Teufels all diesem Elend hätte ein Ende machen oder dasselbe doch wenigstens hätte lindern können. Um es jedoch nach seinen Kräften zu mildern, machte er sich einstweilen zum Kornspekulanten, kaufte an all den Orten, wo ihn der Zweck seiner Reisen hinführte, Getreide, Mehl, Frucht, Kartoffeln und Hülsenfrüchte auf, ließ sie sodann auf die Märkte bringen und seine Waaren jedesmal um zehn, zwanzig und mehr Procente, je nachdem die Umstände waren, unter den Marktpreisen verkaufen; daß er einen ungeheuern Absatz fand, bedarf wohl keiner Erwähnung, auch zwang er dadurch andere Spekulanten, besonders solche, die auf das Elend ihrer armen Mitbürger spekulirten, um ihren Mammon zu vermehren, unter allen Spekulationen die niederträchtigste, mit ihren Preisen herabzugehen und sie so zu drücken *).

*) Mehrere Personen in Frankreich und England haben nach ihren Kräften auf eine so edle Art spekulirt, aber es waren gerade nicht die wohlhabendsten und reichsten, nicht die Crösuse und Goldkälber des Tages, die sich zu solchen Spekulationen, deren Gewinn jedoch der segensreichste ist, hergaben.

Daß solche Unternehmungen das ihm von seinem hinkenden Freund zurückgelassene bedeutende Capital nicht vermehrten, sondern die Millionen schnell und sehr fühlbar abnahmen, war natürlich.

Während Michels Aufenthalt in London hatten angesehene Engländer eine ungeheure Versammlung, ein Meeting in der Taverne der Freimaurer veranstaltet, deren Zweck war, eine Petition an die Königin Victoria abzufassen und zu veranstalten, um gegen die Verletzung der Wiener Verträge durch die Besitznahme Krakaus durch die Oesterreicher zu protestiren. Der Marquis von Northampton präsidirte die zahlreiche Gesellschaft, der viele Mitglieder und Lords des Ober- und Unterhauses beiwohnten. — Der Graf Fitz-William, der Lord Wharncliffe, der Lord Dudley Stuart, der Graf Arundel, der Lord Beaumont und selbst der Lord-Major von London hielten Reden und machten Vorschläge, die an englischem Unsinn, an brittischer Impertinenz, Arroganz und Lächerlichkeit wetteiferten, und ein Brief des Sir Stratford-Canning, der die Besitznahme Krakaus als die unmoralischste Handlung bezeichnete, und der der ehrenwerthen Gesellschaft vorgelesen wurde, erntete den lärmendsten Beifall derselben, ebenso die von Lord Wharncliffe wiederholten Worte Palmerstons: daß die Verträge am Rhein und Po nicht heiliger seyen als die an der Weichsel, und Lord Beaumont erklärte, daß mit der Besitznahme Krakaus Oesterreich seine Vertreibung aus Italien unterzeichnet habe. Es gab keine Extravaganz, der sich die edlen Herren nicht überlassen hätten, die gänzliche Wiederherstellung des alten tollen Polenreichs, die Vernichtung Deutschlands, diejenige Rußlands, Oesterreichs und Preußens, dies alles waren ihnen Kleinigkeiten, welche das gute englische Volk nur zu wollen brauche, um sie zu verwirklichen, und wenig hätte gefehlt, so hätten sie mit einem Federstriche diese Reiche aus der Weltcharte vertilgt, wie Don Ranudo de Colibrados seine Nichte wegen einer Mesalliance aus seinem Stammbaum streicht. Dabei wurde das sonst so verschmähte und gehaßte Frankreich in den Himmel erhoben, und eine Schutz- und Trutz-Allianz mit demselben als das untrüglichste Mittel empfohlen, Albion zu der ihm gebührenden Größe und Macht, zu der allmächtigen Beherrscherin der Welt zu machen. Die sämmtlichen Anwesenden schienen bald wie von einem Tarantelstich begeistert, es war auch nicht einer, der in diesem Augenblick nicht Oesterreich zum Frühstück, Rußland zum Mittagessen und Preußen zum Souper aufgefressen, und gleich dem

rasenden Roland die Truppen dieser Nationen wie Lerchen oder Krametsvögel schockweis gespießt hätte; das übrige Deutschland war ihnen gar nur ein Mundvoll, ein Brocken, kaum der Mühe des Aufhebens werth.

Michel hätte sich geärgert, wenn die Rodomontaden und Bramarbasaden nicht gar zu tragi-komisch gewesen wären, so daß er sich mehrmals in die Lippen beißen mußte, um nicht in ein lautschallendes Gelächter auszubrechen. Doch hätte er alles darum gegeben, sich noch einmal der infernalischen Macht bedienen zu können, um diesen großbritannischen Stieren von Angesicht zu Angesicht recht derb die Wahrheit sagen zu können; da dies nun unmöglich war, so beschloß er schnell einige Zeilen an den Präsidenten der Gesellschaft, den Marquis von Northampton zu schreiben, und sie demselben sogleich zu übermachen. Er begab sich deßhalb in ein Seitengemach der Taverne und schrieb:

»Mein edler Lord!

Nationen wie Individuen begehen denselben Fehler, daß sie die Splitter in den Augen Anderer mit vergrößertem Maßstabe sehen, während sie die Balken in den eigenen gar nicht bemerken. Es ziemt Euch, Ihr egoistischen Krämerseelen, denen von jeher nichts, gar nichts heilig war, so bald es galt, das eigene Krämerinteresse zu fördern, am allerwenigsten, Euch zu Richtern und Tadlern der Handlungen anderer Regierungen und Nationen aufzuwerfen. Wie, Ihr, die Ihr die Uebermacht Eurer Waffen- und Kriegskunst benutzt, um ein ganzes, aus mehr denn hundert Millionen Seelen bestehendes Volk mit Gewalt zu vergiften und ihm das Gift trotz dem Widerstreben seiner Regierung aufzudringen, denn was liegt Euch daran, wenn das chinesische Pack auch an Seele und Leib völlig verdummt und verdirbt, wenn Ihr nur sein Geld dadurch in Eure bodenlosen Cassen und Beutel leiten könnt, Ihr, die Ihr Euch unaufhörlich die schändlichsten Gräuel und verruchtesten Grausamkeiten in ganz Indien und halb Asien erlaubt, und Euern Wüthrichen daselbst gestattet, Schandthaten zu begehen, vor denen der Menschheit die Haare zu Berge stehen, nur um Euern unersättlichen Golddurst, Eure Länder- und Herrschsucht zu befriedigen, Euch, Ihr Herren, kömmt es wahrlich zuletzt zu, als Richter anderer politischen Handlungen aufzutreten. Gebt erst Gibraltar und Maltha heraus, deren Ihr Euch räuberischer Weise bemächtigt habt, gebt Corfu und den jonischen

Inſeln ihre Freiheit wieder, deren Schutzherrſchaft Ihr Euch angemaßt, und ſie ſo beſchützt, daß ſie nach ruſſiſcher und türkiſcher Tyrannei ſeufzen und zu Gott beten, er möge ihnen doch einen Peter, Soliman oder Nikolaus, ſie zu befreien, ſenden. — Aber was Eure Galle bei der Beſitznahme ſo ſehr in Bewegung ſetzt, das iſt nicht Krakaus verlorene Freiheit, die ohnehin nie exiſtirte, nicht das Wohl und Glück von deſſen Bürgern, die bald finden dürften, daß ſie ſich weit beſſer als früher befinden, noch das von Polen und ſeiner Völker! nein, Euer Krämeregoismus blickt aus jedem Eurer Worte, aus jeder Eurer Bewegungen hervor; Ihr fürchtet, daß einem Euch ſo vortheilhaften Schmuggel dadurch ein Ende gemacht werde, und noch mehr, Ihr fürchtet, daß an einem ſchönen Morgen, Krakaus Beiſpiel folgend, auch die ſchmutzigen Canäle, durch die Ihr bis jetzt das Mark Deutſchlands ausſaugtet, verſtopft werden möchten, indem man dem republikaniſchen Unſinn der Hanſeſtädte ein Ende machte, die ſich dazu hergeben, das übrige Deutſchland zum Vortheil Großbritanniens in Schaden und Nachtheil zu bringen. — Hab' ich den Nagel auf den Kopf getroffen, hab ich? Wohlan, Ihr ehrenwerthen Herren, »wen's juckt, der kratze ſich,« ſagt Euer größter Dichter, fühlt Ihr Euch getroffen, ſo werdet doch endlich klüger. Eurer verkehrten unſinnigen Krämerpolitik verdanken die nun ſo mächtigen Vereinigten Staaten Amerikas ihr Daſeyn, ohne Euren engherzigen Egoismus, Euer Länder und Völker ausſaugendes Syſtem, wäret Ihr noch heute im Beſitz dieſer herrlichen Colonien, die früher oder ſpäter Eurer angemaßten Herrſchaft der Meere ein Ende machen, und vielleicht dereinſt über das ehemalige Mutterland ſelbſt herrſchen werden. Folgt dem Rath, den Euch unlängſt eine Eurer eigenen Zeitſchriften ertheilte, indem dieſelbe, es war die Britannia, ſagte: »England ſollte ſich gar nichts um die politiſchen Händel des europäiſchen Continents bekümmern, weil doch alle brittiſche Humanität(!?) bei den undankbaren und England haſſenden Bewohnern des Feſtlandes weggeworfen ſey.« — Und die Britannia hat in der That Recht, denn die Undankbarkeit der helliſehendern Bewohner des Feſtlandes geht wirklich ſchon ſo weit, daß ſie nicht einmal mehr einſehen wollen, daß, indem ſie die brittiſche Humanität für gut zu ſcheerende Schaafe hält, und als ſolche wirklich ſcheert, dies nur zu ihrem eigenen Beſten iſt, denn die guten Lämmer könnten ja ſonſt räudig oder wohl gar übermüthig werden, wenn man ihnen

den Kamm, das heißt die Wolle, zu sehr wachsen ließ. — Also laßt die undankbare Sisyphusarbeit und fegt im eigenen Stall, wo noch so viel Mist und Unrath vorhanden ist, daß alle Schmutzkarren Alt-Englands nicht hinreichen würden, ihn wegzuschaffen, und statt Euch um die Polen und ihre Angelegenheiten zu bekümmern, sorgt für Eure irischen verhungernden Brüder, für die Ihr weder Gefühl noch Mitleid habt, und die ebenfalls Euer System und Eure kieselartigen Herzen so elend gemacht. Im Uebrigen verbleibe ich Euer wohlaffektionirter deutscher

Michel.«

Lord Northampton erhielt dieses Schreiben noch während er den Vorsitz bei dem Meeting führte, durchlief es hastig, und steckte es dann etwas verlegen und verstimmt in die Tasche. Einige der sich ihm zunächst befindlichen Mitglieder des Oberhauses hatten dies bemerkt und fragten ihn: ob sich dasselbe auf die gegenwärtigen Verhandlungen beziehe? als er dies bejahte, baten sie ihn, er möge es der Versammlung laut vorlesen, er weigerte sich jedoch, diese Bitte zu erfüllen, man drang aber immer mehr in ihn, und der Ruf: lesen, vorlesen! ward bald so allgemein und so stürmisch, daß er gezwungen war, demselben nachzugeben und den ehrenwerthen Britten den Brief Wort für Wort vorzulesen. — Da gab es nun gewaltig verzogene Gesichter und Grimassen und mehr als eine dieser Plumpuddingsnaturen zupfte sich bei der Nase, kratzte, räusperte sich und hustete verlegen. Als der Präsident mit dieser Vorlesung fertig war, fragte Lord Fitz-William: wer ist denn dieser Michel? — worauf sich eine Stimme mit: »der deutsche John Bull,« vernehmen ließ.

Der Brief hatte bei der Versammlung die Wirkung hervorgebracht, daß sie, die vorher so gesprächig, lärmend und stürmisch war, alle Welt verschlingen wollte, plötzlich fast stumm, kleinlaut, kleinmüthig und sehr ruhig ward, und sämmtliche Mitglieder derselben, selbst die Weltenstürmer nicht ausgenommen, schlichen sich ganz verblüfft, einer nach dem andern, wie die Katze vom Taubenschlag, nach Haus.

Michel war mit der Wirkung seines Schreibens zufrieden, die Sache hatte ihn auf einige Momente zerstreut, aber in seine vier Wände zurückgekommen, erneuerte sich sein Schmerz über seinen unersetzbaren Verlust nur um so nagender, da alle seine Vetern

und Aussendungen ihn fortwährend hoffnungslos und folglich trostlos ließen. In und um London hatte man eben so wie zu Paris alles durchsucht, die Polizei zu Hülfe genommen, und kein Landhaus, keine Villa, kein Schloß unberührt gelassen, ohne Erkundigungen über dessen Bewohner einzuziehen. Aber auch in alle Grafschaften, nach Schottland und seinen Hochlanden, so wie in alle Departements Frankreichs und ganz Belgien hatte Michel Kundschafter ausgesandt und reichlich bezahlt, aber täglich liefen mehr als fünfzig Briefe an ihn ein, die ihm — Nichts, keine Nachricht von Rosa-Marias Aufenthalt brachten. — Während dieser Zeit setzte er die oben angeführten Getreidespekulationen noch in derselben Weise und mit gleichem Gewinn fort, das Einzige, was ihn noch einigermaßen zerstreute, so daß seine Kapitalien bald wie Schnee in der Sonne schmolzen, und er nach weniger als einem Jahr kaum mehr den hundertsten Theil derselben besaß.

Er war endlich wieder eben so trostlos und noch trostloser nach Paris zurückgekehrt, als er dasselbe verlassen hatte. Das Wiedersehen von Rosa-Marias Schwester, und der Madame Recamier erneuerte nur seinen heftigen Schmerz, und nachdem er für Erstere noch bestens gesorgt und eine Summe, von der sie anständig leben konnte, für sie ausgesetzt, beschloß er, sich in irgend einen Winkel von Deutschland zurückzuziehen, und wählte nach einigem Hin- und Hersinnen Offenbach zu dem Aufenthalt, wo er den Rest seines bewegten Lebens in Betrachtungen über die Nichtigkeit aller irdischen Herrlichkeiten, Freuden und Hoffnungen in einer melancholischen Ruhe zuzubringen gedachte. Mit den geringen Trümmern seiner Reichthümer reiste er dahin ab, kaufte sich ein kleines Häuschen mit einem Gärtchen, das er selbst zu bearbeiten beschloß, und lebte nun wie ein Einsiedler.

Offenbach war von jeher der Aufenthalt mancher mystischen Personen, der alte Polakenfürst Frankh und seine sonderbare Tochter, der Pietist Proli hatten hier ihre Residenz aufgeschlagen, und Letzterer dasselbe zum Schauplatz seiner frommen Umtriebe gemacht, womit er so manchen Gimpel in sein Garn gelockt, alte Betschwestern und Buhldirnen um sich versammelt hatte, um durch deren Geld und Künste seine habsüchtigen Zwecke zu verfolgen und zu erreichen. Es war demnach kein Wunder, daß auch Michel, der mit Niemand sprach, mit Niemand umging, ein so einsames und zurückgezogenes Leben führte, nur eine alte Aufwärterin, die ihm

ſein Zimmer reinigte und ſein Eſſen aus einem Speiſehaus holte, ſah, ebenfalls von Offenbachs Einwohnern für ſo einen myſtiſchen Abenteurer gehalten wurde, dem nicht recht zu trauen ſey. Auch ſein Aeußeres ſchien ganz einem ſolchen Verdacht zu entſprechen, wenigſtens einen Sonderling zu verrathen. Er ging nur wenig und immer nur in den Abendſtunden aus und beſuchte alsdann die einſamſten Spaziergänge, ſeine Kleidung war ſehr einfach und beſtand in einem langen dunkelbraunen, bis unter das Kinn zugeknöpften Oberrock, ein breitrandiger Hut bedeckte das halbe Geſicht, deſſen andere Hälfte durch Schnurr-, Backen- und Kinnbart bedeckt war, ſeine Haare fielen in kaſtanienbraunen Locken bis auf die Schultern herab; ſein Blick war immer in ſich gekehrt und er ſchien Niemand zu bemerken. Was Wunder alſo, daß die guten Offenbacher irgend eine geheime Celebrität, wenigſtens ein politiſches Wunderthier in ihm vermutheten, und man ſich in dem ganzen Städtchen mit allerlei Erzählungen und Novellen von dem geheimnißvollen fremden Sonderling unterhielt. Bald wollte man noch einen illegitimen Sohn Napoleons, bald einen zweiten Kaspar Hauſer, bald einen Abkömmling des alten Polakenfürſten, und Gott weiß was alles in ihm wittern. Gewiß ſchien es den meiſten, daß es jedenfalls ein Thronprätendent irgend eines europäiſchen Staates ſeyn müſſe. — Michel ſelbſt hatte die Welt und die Menſchen ſo herzlich ſatt, daß er ſich um all dies Gerede nicht bekümmerte, ja nicht einmal ahnte, was hinſichtlich ſeiner gemunkelt wurde; ſein einziger Gedanke war an ſein verſchwundenes Mädchen und das mit ihm verlorene Lebensglück, alle ſeine Gedanken concentrirten ſich in dem Andenken an Roſa-Maria, und für alles Andere hatte er keinen Sinn mehr, auch verboten ihm ſeine immer beſchränktern Mittel jede koſtſpieligere Zerſtreuung. Dann und wann machte er einen Gang nach dem nahen Frankfurt, wo ihn die Neugierde einmal in eine Verſammlung der ſogenannten Lichtfreunde, die im Wolfseck gehalten wurde, trieb, und die über Politik, Philoſophie und Religion verhandelten. Zu ſeinem Erſtaunen fand er daſelbſt einen alten Bekannten, einen gewiſſen Jucho, der das große Wort in derſelben führte, das heißt, den größten Unſinn in derſelben ſchnatterte. Es war dies einer von den Helden, die 1833 im Finſtern andere unbeſonnene junge Leute zu tollen Streichen und zweck- und planloſer Erſtürmung der Wachen hetzten, während ſie hinter ſichern Mauern den Ausgang

der Sache und die gebratenen Kastanien erwarteten, aber dennoch den Wirth ohne Rechnung gemacht hatten, da auch sie und mit ihnen dieser Jucho beim Schopf genommen wurden, und ihre tückischen Dummheiten mit mehrjähriger Gefängnißstrafe büßen mußten. Dieser Jucho war es, der auch Michel zu der Albernheit der Erstürmung der Frankfurter Hauptwache verleitet hatte, und dieser Mensch, ein verunglückter Advokat, war es, der sich jetzt wieder zum Weltreformator in Frankfurt aufwerfen wollte, über Philosophie, Religion und Politik, Dinge, die ihm so fremd als die wahre Jurisprudenz, diskutirte, um nebenbei — sein Schäfchen zu scheeren. Man muß freilich solchen Subjekten und ihren Streichen keine Wichtigkeit beilegen, was sie erst einigermaßen wichtig machen könnte, aber ein Paar Jahre ins Narrenhaus möchte nicht schaden, die Schellenkappen haben sie ja ohnehin schon lange aufgesetzt. — Michel ärgerte sich, jemals in einem Verkehr mit solchen Wichten gestanden zu haben und bemerkte dabei, daß die meisten Anwesenden in der Versammlung, die, wie es schien, nur bloße Neugierde angezogen, über die philosophisch-politischen und religiösen Hanswurstiaden eines Jucho und Consorten nur lachten und das Ganze als eine komische Unterhaltung, eine lustige Posse betrachteten.

So hatte Michel schon beinahe ein halbes Jahr in dem stillen Offenbach geräuschlos gelebt, und man fing an, sich weniger um dessen Daseyn zu bekümmern, als sich eines Morgens früh beim Sonnenaufgang plötzlich die Thüre seines Schlafzimmers öffnete und eine freundlich lächelnde Gestalt vor sein Bett trat.

Der noch Schlaftrunkene rieb sich die Augen und fragte erstaunt:

— Wer seyd Ihr, was wollt Ihr bei mir zu dieser Stunde?

— Wie, erkennst Du denn Deinen alten Freund gar nicht mehr? ei, ei, das ist nicht schön von Dir, Michel, freilich hast Du mich so noch nie gesehen.

Michel schüttelte den Kopf.

— Wohlan, wirst Du mich so erkennen?

Und der Fremde hatte schnell eine andere Gestalt angenommen.

— Nomebi! rief Michel noch erstaunter aus.

— Er selbst, erwiederte dieser.

— Was führt Dich wieder zu mir?

— Wir haben den Himmel wieder verlassen müssen.

— Was zum Henker! und nun?

— Die Hölle iſt wieder hergeſtellt

— Wie ging das zu?

— Wir konnten uns im Himmel nicht vertragen und nicht gefallen, und da auch der Allmächtige einſah, daß trotz allen Amneſtien das Menſchenpack unverbeſſerlich iſt, ſo gab er dem unterthänigſten Geſuch des Großſatans nach und reſtaurirte deſſen Reich.

— Alſo eine hölliſche Reſtauration.

— Allerdings, jedoch mit einer völlig neuen Conſtitution, man iſt auch im Himmel progreſſiv geworden und geht mit dem Zeitgeiſt fort.

— Das freut mich, doch vor Allem: was iſt aus Roſa-Maria geworden?

— Davon nachher, jetzt nur ſo viel, daß ſie Dir in jeder Hinſicht unverſehrt erhalten iſt.

— Aber wo? laß uns hin.

— Gedulde Dich doch noch einige Augenblicke, ich will Dir erſt die Geſchichte der Wiederherſtellung und der neuen Verfaſſung des infernaliſchen Reiches mittheilen.

— Das hat Zeit bis ſpäter, laß uns zuerſt zu meinem Lieb und anderm Leben, oder theile mir wenigſtens mit, wo ſie iſt, wie es ihr geht, was, ſeitdem man ſie mir geraubt, mit ihr vorging, ob ...

— Alles in einem Athem, nur Geduld, eines nach dem andern, alſo zuerſt wo ſie iſt? — In einem Landhaus, das kaum tauſend Schritte von dem entfernt iſt, welches Madame Recamier bewohnt.

— Wie iſt dies möglich, ich habe alle durchſuchen und auskundſchaften laſſen.

— Es iſt Dir ergangen, wie es in dem alten Lied heißt. Asmodi trillerte:

Man ſchafft ſo gern ſich Sorg' und Müh',
Sucht Dornen auf und findet ſie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das an dem Wege blühet.

Und ſo erging es Dir, die halbe Welt haſt Du durchrannt und durchſtöbert, und geſucht, was Du zwei Schritte von Dir mit Händen hätteſt greifen können.

— Ich begreife gar nicht, wie

— Das iſt nicht Deine Schuld, Du biſt nicht allwiſſend, und jedem andern Sterblichen würde es an Deiner Stelle eben ſo gegangen ſeyn.

— Doch erkläre mir endlich einmal . . . .

— Wie Alles zugegangen. Nun ſo höre: Der Engländer Atkinſon war der Räuber, der Dein Liebchen mit Gewalt entführte, und hier war Dein Verdacht ganz richtig; daß Dir aber Dein Mißmuth einigemal den Streich ſpielte, ſelbſt mich zu verdächtigen, Dir Roſa-Maria geraubt zu haben, das war kindiſch.

— Wie, Du weißt? . . . verzeihe . . . doch fahre fort . . .

— Einem Verliebten muß ſelbſt der Teufel viel zu gut halten. Alſo weiter. — Das arme Mädchen wurde in ihrer Laube von ein Paar handfeſten Kerls, die Atkinſon gedungen hatte, überfallen und ihr zugleich der Mund mit naſſen Tüchern verſtopft. Auf bereit ſtehenden Leitern ward ſie über die Mauern gebracht, einige Stunden im Galopp herumgefahren, während welchen ſie eine gute Zeit bewußtlos in einer Ohnmacht lag, um dann ungefähr wieder auf denſelben Fleck zurückgebracht zu werden, von dem man ſie geholt, das heißt, ganz in die Nähe des Gartens der Madame Recamier.

— Unbegreiflich, aber welches Haus verwahrte das Kleinod?

— Du entſinnſt Dich, daß nördlich von der Villa, welche Madame Recamier bewohnt, etwas mehr nach der Seine zu, ein Park von ſehr großem Umfang, mit hohen Mauern umgeben, liegt, mitten in demſelben, von einem dichten Gehölz umſchloſſen, und ein Paar hundert Schritte hinter dem Wohnhaus deſſelben befindet ſich ein großer Teich, in deſſen Mitte ſich auf einer Inſel ein kleines modern-gothiſches Schlößchen befindet, das vier Thürmchen flankiren, hier nun weilt Roſa-Maria ſeit ihrer Entführung in Geſellſchaft einer alten Wärterin, die den Schatz gleich einem Drachen hütet.

— Iſt's möglich? Aber ich entſinne mich recht gut, daß ich auch an dieſem Park angeklopft und mir von einem alten Diener die Antwort wurde, daß hier Niemand wohne und die Herrſchaft abweſend, ihm aber verboten ſey, Jemand zu empfangen, und damit ließ ich mich abfertigen und hatte um ſo weniger Verdacht, als derſelbe ſo nahe lag und mir auch noch von andern Seiten berichtet wurde, daß der Park und das Landhaus einer alten Dame gehöre, welche ſich ſchon ſeit einiger Zeit in Italien aufhalte.

— Ganz recht, aber Atkinſon hatte ihn ſchon ſeit einem Vierteljahr gemiethet, was man nicht wußte, und der Diener, der Dich abfertigte, war ſein getreuer Mitwiſſer.

— Doch wie war es möglich, daß Roſa-Maria ſelbſt während ſo langer Zeit Niemand von ihrem Aufenthalt Nachricht geben konnte, und nicht wenigſtens durch Schreien und Klagen . . .

— Das war ihr ſchlechterdings unmöglich, ſie hat dieſe Inſel, wo ſie gleich einem verwünſchten Schatz von Drachen bewacht wurde, auch keinen Augenblick verlaſſen können, alle ihre Klagelieder, deren ſie nicht wenige ſang, verhallten ungehört in den Wolken, und auch ihr ärgſtes Schreien würde nicht über die Mauern gedrungen ſeyn, dabei wich ihr ihre Wärterin und Kerkermeiſterin nicht von der Seite; ein kleiner Nachen, von dem alten Diener, den Du an der Pforte des Parks ſprachſt, geleitet, bringt jeden Morgen die Bedürfniſſe für den ganzen Tag und fährt ſogleich wieder ab, nachdem er ausgeladen. Außer Dir und der Freiheit ging Roſa-Maria auf ihrer einſamen Inſel im Uebrigen nichts ab.

— Das heißt ſo viel wie Alles.

— Meinſt Du? Doch hatte der Engländer für alles geſorgt, was ihr bequem ſeyn und Unterhaltung gewähren konnte. Eine gut ausgewählte Bibliothek der beſten Werke in franzöſiſcher, deutſcher, engliſcher und italieniſcher Sprache, ein vortrefflicher Flügel von Pleyel, herrliche Gemälde, Handzeichnungen, der prächtigſte und koſtbarſte Blumenflor, eine Volière mit den bunteſten Vögeln aus allen Weltgegenden bevölkert, eine Faſanerie, alle Apparate zu weiblichen Handarbeiten, zur Malerei ꝛc., nichts mangelt ihr, die Zeit angenehm hinzubringen, Mylord Atkinſon hat nichts vergeſſen.

— Dafür wollen wir auch nicht vergeſſen, dieſem Atkinſon den Lohn ſeiner Schandthat zu geben. Wie benahm er ſich gegen den Engel, hat der engliſche Holzblock die Achtung, die er ihr ſchuldig war, nicht außer Augen geſetzt? hat er ſie mit Zudringlichkeiten verfolgt, wohl gar . . . . Vielleicht gar! . . . Ha, wenn ich an ſo etwas denke, dann ſchwindelt mir.

— Sey darüber ganz ruhig, Dein Nebenbuhler war weit genügſamer, als Du es in einem ähnlichen Falle wohl geweſen ſeyn würdeſt, er war, wenn auch nicht an Großmuth, doch an Enthaltſamkeit ein wahrer Scipio; er hat während der ganzen Zeit nur zweimal mit Roſa-Maria geſprochen, und als ſie ihm das Letztemal, es iſt ſchon über ein Jahr her, geſagt, daß ihr ſeine Gegen-

wort unausſtehlich wäre, hat er auch keinen Fuß mehr auf die Inſel geſetzt, dagegen ſtreift er vom Morgen bis zum Abend in dem Park herum und läßt ſich faſt alle halbe Stunden an dem Ufer des Teiches blicken, wirft ſo ſchmachtende Blicke auf das Eiland und das Schlößchen, daß ſich die alten Ulmen, die es umgeben, erbarmen möchten, und lorgnettirt faſt die Mauern der Gemächer durch, in denen er ſein Idol vermuthet; hinter einem dichten Strauch wilder Roſen ſitzt der arme Seladon halbe Tage lang und erwartet mit wahrhaft engliſcher Geduld, daß ſich der Abgott ſeiner Seele an den Fenſtern oder an den Ufern des Teiches zeige, und iſt überſelig, wenn ſich das theure Bild endlich in dem Waſſer ſpiegelt.

— Ha, zu ſo etwas iſt doch nur ein Engländer fähig.

— Stille, ich könnte Dir ſonſt deutſche Schmachtlappen zu Dutzenden anführen, die noch ganz andere Beweiſe des Wertherismus lieferten, und Dein Einſiedlerleben in Offenbach iſt ſogleich einer derſelben.

— Aber da Du meine Leiden und meine Pein kannteſt, warum offenbarteſt Du mir nicht, wenn auch nur durch einige Winke, zu meiner Beruhigung, wo ſich Roſa-Maria aufhielt und was aus ihr geworden?

— Während unſers Aufenthaltes im Himmel war uns jeder Verkehr mit der irdiſchen Miſere unterſagt, und dies war auch eine der Urſachen, die uns den Himmel ſo langweilig machten; jetzt iſt dies wieder anders, und mein erſter Flug nach der Beſitznahme der neuen Hölle war zu Dir.

— Wohl, ſo laß uns jetzt zu ihr, der und für die ich nur noch lebe.

— Noch iſt es etwas früh am Tage, das arme Mädchen ſchlummert noch, in ſüße Morgenträume eingewiegt.

— Gut, ſo wollen wir einſtweilen ihren abſcheulichen Räuber beſtrafen, der ſollte mindeſtens der erſte Ankömmling in Eurer neuen Hölle ſeyn.

— Zu ſpät, ſie füllt ſich mit jeder Sekunde, und ſeit ihrem Entſtehen ſind ſchon Tauſende von armen Sünderſeelen eingewandert.

— Wohlan, ſo theile mir die Geſchichte der Wiederherſtellung Eures Reiches und deſſen jetzige Verfaſſung mit.

— Dieſe Geſchichte kann ich Dir mit wenig Worten berichten;

von ihrer jetzigen Verfassung und ihrem Zustande magst Du Dich selbst überzeugen, wir haben gerade noch so viel Zeit, um vor unserer Reise nach Paris einen Flug dahin zu machen. Gar bald hatte der Allmächtige eingesehen, daß ohne Hölle die Sünder eben so wenig zu bessern und abzuschrecken seyen, als die eingefleischten Verbrecher auf Erden durch gänzliche Abschaffung der Todesstrafe.

— Wie, Du meinst also, daß eine völlige Abschaffung der Todesstrafe auf Erden nicht thunlich sey?

— Eben so wenig, als der Tod und das Sterben überhaupt abzuschaffen wären.

— Da bin ich anderer Meinung, wenigstens sollte Menschen niemals das Recht zustehen, ihres Gleichen eines Gutes zu berauben, das nie und unter keinen Umständen zu ersetzen in ihrer Macht steht.

— Da haben wir den Philanthropen; gerade dieses Gut hat derjenige verwirkt, der es mit Vorbedacht und meuchlerischer Weise seinem Bruder raubt. Raub- und Meuchelmörder müssen unter allen Umständen die Todesstrafe erleiden, und sie allein ist es, welche auch meistens die verruchtesten Bösewichter noch abschreckt und vom Mord abhält; schaffe sie heute ab und laß diese rohen Naturen, denen Zuchthaus und Galeere oft noch ein wahres Gaudium ist, das Beil und den Strick des Henkers nicht mehr zu fürchten haben, dann wird Raub- und Meuchelmord sich verzehnfachen. Daher ist all das philanthropische Gefalbader von gänzlicher Abschaffung der Todesstrafe in die Rumpelkammer des blöd- und kurzsichtigen Unsinnes menschlicher Schwachköpfe ein für allemal zu verweisen. Wer vorsätzlich tödtet, muß wieder getödtet werden.

— Du bist noch der alte Asmodi, der Aufenthalt im Himmel hat Dich wenig verändert; doch, um wieder auf die neue Hölle zu kommen . . . .

— Nebst dem, daß es nun einmal ohne Hölle durchaus nicht gehen wollte, da man nach wie vor fortsündigte und Verbrechen beging, kam uns andern Teufeln, die wir wieder zu Gnaden im Himmel aufgenommen worden waren, das Leben daselbst verdammt langweilig vor, wir konnten uns nun einmal, da wir schon so viele tausend Jahre das infernalische Leben und in der Hölle nach Belieben zu schalten und walten gewöhnt waren, nicht mehr an all diese himmlische Etiquette und Ceremonien,

diese ewigen Seligkeiten gewöhnen, dies alles war uns viel zu einförmig, und Papa Großsatan wiederholte täglich seinen alten Wahlspruch: »lieber in der Hölle herrschen als im Himmel kriechen.« Hiezu kam auch noch, daß die nie gefallenen Engel und Erzengel die einmal gefallenen mit neidischen Blicken und ungünstig ansahen, und zwischen ihnen und uns nie eine aufrichtige Harmonie herrschte, was uns die himmlischen Freuden noch mehr verbitterte, da wir bald einsahen, daß wir doch immer nur eine untergeordnete Rolle in den Regionen der Seligen spielen würden; auch that es uns gewaltig leid, so ganz außer allen Verkehr mit der irdischen Misere gekommen zu seyn, die uns doch die meiste Unterhaltung und fortwährend so manchen Hauptspaß gewährt hatte. Schon dachte Großsatan und mehrere seiner Getreuen an einen abermaligen Abfall vom Allmächtigen und an eine zweite Empörung gegen die Weltordnung der Dinge; das dolce far niente im Himmel, wo wir so gar nichts zu schaffen und eigentlich nur Sinecuren inne hatten, brachte uns mit auf so teuflische Gedanken, die schnell zur Reife gediehen und zum Ausbruch gekommen wären, wenn nicht eines Tages, gerade noch zur rechten Zeit, der Erzengel Gabriel im Namen seines allmächtigen Herrn dem Papa Großsatan Eröffnungen gemacht hätte, die gerade in seinen und seiner Anhänger Kram paßten. Es war nehmlich die Rede von der Gründung eines neuen Höllenreichs, da weder Sünder noch Verbrecher ausstarben, nur sollte dies unter andern Formen und Verfassungen wie das frühere bestehen, und mehr dem vorangeschrittenen Zeitgeist der Sterblichen angemessen seyn. — Mit Freuden nahm Großsatan die ihm gemachten Vorschläge an, und ging im Voraus alle Bedingungen ein, welche ihm gemacht würden, wenn er nur wieder als ein selbstständiger Herrscher eine Rolle spielen könnte. Unter solchen Umständen war die Sache bald geordnet, und wir haben seit Kurzem das neue, freilich ganz anders organisirte Höllenreich unter den uns vorgeschriebenen Bedingungen angetreten, die uns freilich nicht besonders angenehm sind, da die neue Constitution eine gewaltige, eben nicht sehr unterhaltende Einförmigkeit verspricht, bei der uns die Langeweile nicht wenig bedroht, aber was wollten wir machen? — eine zweite Empörung hätte noch ein weit schlimmeres Resultat herbeiführen können, und da Großsatan wenigstens doch wieder ein eigenes Reich zu beherrschen bekam und der Ausgang eines abermaligen Kampfes sehr zweideutig war, so fügte

er sich in das Unabänderliche, und er, sein Hof und alles, was dazu gehört, sind nun in dem neuen Reich seit einigen Tagen installirt. Hast Du nun Lust, so wollen wir es im Flug in Augenschein nehmen.

— Herzlich gerne, denn ich bin doch neugierig, die neue Hölle kennen zu lernen.

— Eine eigentliche Hölle, oder was man bisher unter dieser Benennung verstand, ist es zwar nicht, denn der neue Strafort hat eine sehr frostige und kalte Temperatur, Du findest keinen Funken Feuer in demselben, doch laß uns nun fort.

Asmodi und Michel erhoben sich nun wieder in die Lüfte, als aber der Flug immer aufwärts ging, statt sich wieder gegen die Erde zu senken oder die Richtung nach einem Vulkan zu nehmen, sagte Michel:

— Aber was soll denn das, wir fliegen ja fortwährend in die Höhe, ist die neue Hölle etwa im Himmel?

— Das nicht, aber in einem eigens dazu erschaffenen Planeten.

— Doch nicht in dem, den Leverrier kürzlich entdeckte?

— Ganz recht, in demselben.

— Der hatte also gut entdecken, was eben erst sichtbar geworden.

Bald waren unsere Reisenden in dem neuen großsatanischen Reiche angekommen, und Asmodi führte seinen Gefährten durch eine hohe, schwarz- und weißgesprenkelte, marmorartige Pforte, durch einen großen Vorhof in einen ungeheuern hochgewölbten Saal mit ganz kahlen, aber spiegelglatt polirten Wänden, in dem sie auf eine Menge menschenartiger Figuren stießen, die sich ziemlich lahm bewegten.

— Wer sind denn diese Gestalten? fragte Michel.

— Das sind einige von den dienstbaren Geistern Großsatans.

— Die haben ja gar nichts Dämonisches mehr an sich.

— Teufelsgestalten, wie sie früher waren, wirst Du keine mehr bei uns finden, alle Teufel, selbst Großsatan, haben jetzt ein sehr menschliches Aussehen, alle sichtbaren Hörner, Schwänze, Krallen und Klauen sind für ewige Zeiten abgeschafft, ebenso ist die schwarze Hautfarbe vertilgt und hat einem lebhaften Incarnat Platz gemacht, nur im Innern siehts bei vielen um desto schwärzer aus. Doch laß uns nun rasch unsere Aufwartung beim Papa Großsatan machen, damit wir weiter und bald nach Paris kommen.

Michel schritt jetzt an seines Führers Hand durch mehrere

Gemächer, in welchen sich viele Unter- und Oberteufel befanden, die sämmtlich gewaltig grämliche Gesichter schnitten und ein sehr gemeines menschliches Aussehen hatten. Im großsatanischen Audienzsaal angekommen, fand Michel diesen eben so kahl und ungeschmückt, wie alle übrigen Säle, die er durchwandert hatte, und als Papa Großsatan erschien, und er denselben ehrerbietig grüßte, dankte er ihm nur mit einem frostigen Nicken, und auf all seine Glückwünsche zur, wenn auch veränderten Wiederherstellung seines Reiches; ward ihm nur ein höchst einsylbiges: Hm, zur Antwort. Alle Umgebungen des Herrschers des neuen Straforts, Minister, Großofiziere und selbst das Damenchor schnitten eben so verdrüßlich langweilige Gesichter, wie ihr Herr und Meister. Michel beurlaubte sich schnell, denn auch ihm ward es ganz seltsam zu Muthe, und die alte Hölle hatte ihn weit mehr ergötzt.

Mit des Großsatans Erlaubniß zeigte ihm Asmodi nun die neuen Straforte, indem er eine schwarze eherne Pforte öffnete, durch welche man in ein unabsehbares Gewölbe trat, dessen Höhe und Ende Michel mit seinen sterblichen Augen nur nicht entdecken konnte. In demselben erblickte er hie und da eine menschenähnliche Figur fast nackend und gleich einem verlorenen Hund in einer unermeßlichen Wüste einherwandeln, alle hatten ein silberhäutiges, mehr oder minder großes schlangenartiges Thier um den Hals gewunden, dessen verschlungener Kopf sich bis zur Brust hinabsenkte und hier unaufhörlich zu beißen, zu nagen und zu wühlen schien, wobei die Gemarterten schreckliche Schmerzensgesichter machten.

— Und wer sind denn diese? fragte Michel.

— Neu angekommene Sünder und Verbrecher, denen unter den heftigsten Schmerzen, je nachdem die Größe ihrer Verbrechen ist, die Schlangen der Reue und der Gewissensbisse unaufhörlich am Herzen nagen. Es sind ihrer erst einige Hunderttausend, die gleich verlorenen Schaafen hier trostlos umherirren.

— Und dies ist all ihre Höllenstrafe?

— Sie ist schrecklich genug, doch ist noch ein zweiter Strafort für die auf Erden ganz reuelosen Verbrecher und verstockten Sünder vorhanden, zu der ich Dich jetzt führen will.

Beide flogen nun weiter, und nachdem sie einen ungeheuern Raum zurückgelegt hatten, sprengte Asmodi eine zweite, ganz schwarze Pforte, und Michel erblickte nun eine unabsehbare Menge zahlloser kleiner Häuschen, nicht viel größer als Theaterlogen, von einer

seltsamen Farbe, und über die ganze Gegend schwebte eine Wehmuth erregende Finsterniß; alle diese Häuschen waren jedoch so eingerichtet, daß aus deren Oeffnungen, ein jedes hatte nur eine, man keines der andern, sondern nur eine finstere Wüstenei sehen konnte.

— Und was hat es damit für eine Bewandtniß? fragte Michel weiter.

— Dies sind die Cellengefängnisse der neuen Hölle für die verstocktesten und reuelosen Sünder, in denen sie abgesondert so lange, ohne irgend ein lebendes Wesen zu sehen, weilen müssen, bis sie zur Erkenntniß und aufrichtigen Reue ihrer Unthaten gekommen sind, dabei sind sie, wie Du an den wenigen Tausenden, die bereits die ersten Cellen bewohnen, sehen kannst, mit demselben Halsschmuck geziert, nur daß hier die Schlangen goldhäutig, weit größer sind und weit schärfer nagen und beißen.

Michel blickte in einige dieser Cellen, und sah wie die darinnen eingesperrten Sünder sich auf das Gräßlichste geberdeten und die wüthendsten Schmerzen in ihren Mienen verriethen.

— Diese Strafe scheint mir schrecklicher als alle, die in der alten Hölle waren, sagte Michel.

— Sie ist aber die einzige, die zur Erkenntniß und Besserung solcher verworfenen Seelen führen kann. Sobald dies der Fall ist, werden sie in den ersten Strafort gebracht, aus dem sie, nachdem sie genug gelitten und aufrichtig bereuet haben, endlich Erlösung hoffen dürfen. — Du wirst mir gestehen, daß diese einförmige Behandlung der Verdammten, so wie deren endliche Befreiung von den Strafen, für uns Teufel gräßlich langweilig ist, ja wir sind dadurch mit bestraft und selbst zu einer Art Cellenstrafe verurtheilt, aber was können wir machen, wir sind nun einmal die Bedingungen eingegangen, haben es uns gefallen lassen, und jedes Auflehnen, jede neue Empörung ist uns nun unmöglich geworden, es bleibt uns nun nichts anders übrig, als uns in das Unvermeidliche zu fügen.

— Fort, laß uns fort von hier, es wird mir selbst schrecklich zu Muthe.

— Ohne Dich bei Sr. Majestät zu beurlauben?

— Du wirst mich bestens entschuldigen.

Gegen Mittag gingen Michel und Asmodi über die Brücke von Neuilly gerade nach dem Park zu, der die Welt des Erstern einschloß.

Klirrend fuhren die Pforten desselben bei Asmodis Berührung weit auseinander und der alte Diener stürzte erschrocken aus seinem Wachthäuschen.

— Was ist Euer Begehren? fragte er schnell die Herren.

Statt aller Antwort hauchte ihn der Teufel an und der Mann ward zur Bildsäule; mit aufgesperrtem Mund und stieren Augen sah er den beiden Fremden nach, die den Weg nach dem Teich einschlugen, ohne sich von der Stelle bewegen zu können.

Michel eilte mit Riesenschritten durch die langen Irrwege, die zu dem Wasser führten, setzte mit seinem Gefährten im Hui über dasselbe, und stand im nächsten Augenblick vor Rosa-Maria, die ihm mit stummem Entzücken in die Arme fiel, während die alte Aufwärterin mit starrem Entsetzen dem Spiel der Liebenden zusah.

— Meine Rosa, liebelte Michel endlich nach einer mehrere Minuten langen Umarmung.

— Mein theurer Geliebter, erwiderte kaum vernehmbar das holde Mädchen.

Und wieder trat eine stumme Pause ein.

Die Alte sah bald den Teufel, bald das liebende Paar an, wußte nicht wie ihr geschah, und wollte, als sie endlich wieder zu einiger Besinnung gekommen, davon eilen, um Lärm zu machen, aber Asmodi trat ihr in den Weg und sagte:

— Nicht von der Stelle, alte Hexe.

Und [illegible] war ebenfalls gebannt.

Stürmer und Rosa-Maria hatten endlich die Sprache wieder gefunden, ergossen sich in Versicherungen ewiger Liebe und Treue, und theilten sich gegenseitig mit, was sie gelitten, empfunden und für Qualen erduldet, während keines wußte, was aus dem andern geworden, und Michel schloß endlich mit den Worten, daß sie nun nichts auf der Welt mehr trennen solle und sie schon in den nächsten Tagen Mann und Frau seyn würden. Diese Worte wurden abermals mit einer Umarmung und minutenlangen Küssen besiegelt.

— Asmodi, Du wirst die Anstalten zur Vermählungsfeier treffen.

— Wohl, doch wie wünschest Du, daß es damit gehalten werden soll?

— Dies laß mich noch mit Rosa-Maria überlegen.

Während unter Herzen und Küssen Michel und Rosa mit abgebrochenen Worten über die zu machenden Anstalten der bevorstehenden Hochzeitsfestlichkeiten sprachen, sagte plötzlich Asmodi:

— So eben kömmt der Räuber Deines Mädchens.

Alle sprangen auf und an das Fenster, wo sie den Atkinson am jenseitigen Ufer stehend, unruhig nach den Gemächern blickend sahen, die seine Geraubte bargen.

Michel rief sogleich: jetzt ist's Zeit, daß der englische Bube für seine Unthat bestraft werde.

— Wie willst Du ihn bestraft wissen?

— Nicht gar zu teuflisch, doch so, daß sich seine Liebesglut gehörig abkühlt.

Asmodi ließ sich nun am Fenster in der Gestalt eines braungelockten Pariser Löwen sehen, der eine wunderschöne Frauengestalt im Arme hielt und küßte. Atkinson wollte die geliebte Rosa-Maria in derselben erkennen, rannte nach dem Nachen, den er jedoch vergebens suchte, und endlich auf dem jenseitigen Ufer erblickte, und da die Caressen der vermeintlichen Liebenden immer inniger wurden, wodurch sich sein Ingrimm und Zorn auf das Höchste steigerte, so entschloß er sich rasch als ein guter Schwimmer in das Wasser zu stürzen, um so das jenseitige Ufer zu erreichen und den Frechen, der den Engel, den er selbst so platonisch verehrt hatte, so menschlich gemein und frech entweihte, gehörig zu bestrafen. Als er aber die Hälfte des Weges erst watend, dann schwimmend zurückgelegt hatte, da konnte er auf einmal trotz allen Anstrengungen nicht weiter vor- noch rückwärts, sondern fühlte sich wie durch eine unsichtbare Gewalt mitten im Wasser festgehalten, jedoch so, daß sein Haupt sich über der Oberfläche erhielt und er die tausend Spottgestalten, die plötzlich von allen Seiten um ihn herum auftauchten, ihn höhnisch grinzend begrüßten, wahrnehmen und deren infernalisches Gelächter und beißende Redensarten deutlich vernehmen konnte.

Michel bat seinen Gefährten, den armen Seladon vierundzwanzig Stunden in dieser Lage das kühle Bad nehmen und ihn dann laufen zu lassen, dem also geschah. Er selbst aber verließ nun die verwünschte Insel und brachte die theure Wiedergefundene zur Madame Recamier und ihrer Schwester Albertine zurück, wo die durch das Wiedersehen schon so große Freude durch die Ankündigung der so nahe bevorstehenden Vermählung noch sehr vermehrt wurde. In wenig Worten theilte er den Damen Rosa-Marias Abenteuer mit und wie er sie endlich wieder gefunden, jedoch alles

Uebernatürliche dabei verschweigend, und begab sich sodann, die holde Braut, die man nun besser zu hüten versprach, bei ihrer Schwester zurücklassend, in seine alte Wohnung nach Paris zurück, um sich mit seinem Freund Asmodi wegen den Vermählungsfeierlichkeiten und hinsichtlich seines weitern Treibens zu besprechen.

Was die erstern anbetraf, so war er bald im Reinen. Seine Hochzeit sollte nehmlich ein Freudenfest für alle Arme, Nothleidende und Hungernde in Frankreich, Teutschland, den vereinigten Reichen Großbritanniens, den Niederlanden, Spanien, der Schweiz und Italien werden, also in all den Ländern, wo die jetzt herrschende Theurung der Lebensmittel so viel Jammer und Noth erzeugt hatte; über sein zukünftiges Treiben war er jedoch noch nicht ganz entschlossen.

— Gerne würde ich mich vor Allem dem Wohl und Heil meiner deutschen Brüder widmen, sagte er zu Asmodi, aber so lange ich lebe wenigstens, ist da nur Undank zu ernten, ohne die Sache viel zu bessern. Was meinst Du, wenn ich mich damit beschäftigte, den zu nichts Gutem führenden und allen Schwach- und Dummköpfen das Hirn verrückenden Umtrieben der Communisten zu steuern.

— Willst Du leeres Stroh dreschen? der Communismus ist eben so ein Unsinn, als wenn das Menschenpack eine Revolution gegen die Gesetze der Natur und den Schöpfer versuchen wollte, er wird, wie all [illegible], der seit Jahrtausenden auftauchte, in sich selbst zerfallen und in die Rumpelkammer des historischen Restes verwiesen werden.

— Gerne möchte ich mein deutsches Volk von dem Heer der grauen Vorurtheile jeder Art, die noch so schwer auf ihm lasten, von dem schwülstigen Pedantismus seiner stupiden Schulautoritäten, von der nebelvollen Gathederweisheit seiner philosophischen Narren, von dem burlesken Fanatismus seiner religiösen Harlekins-Reformateren, von seinen tragi-komischen Weltreformatoren und Politikern frei machen, aber ach, einer solchen Aufgabe scheint mir selbst ein Gott nicht gewachsen, viel weniger ein reformirter Teufel, wie Du; ja, wenn die alte Hölle noch existirte.

— Und selbst dann, Du bist ein Narr, haben Dir nicht tausend Beispiele und der jüngst verstorbene brave List nicht hinlänglich gezeigt, was das Loos der Männer ist, die irgend eine

vernünftige Idee in Deutschland anregen oder gar zur Ausführung zu bringen beabsichtigen. Hatte nicht der wackere List alle Schul- und Universitäts-, Kammer- und Justiz-Basen und Helden, ja die meisten Preßbengel, die Raths- und Finanzcollegien, die Handelskammern und alle liberalen und radikalen Schaafsköpfe und ihr Gemäcker, theils aus Unverstand, Unwissenheit, Beschränktheit und Dummheit, theils aus Neid und Egoismus gegen sich, als er einst sein vortreffliches System zu entwickeln begann? stürmte und griff ihn nicht all dieses Gezücht mit jener plumpen und unwissenden Rohheit an, die seine einzige Waffe ist, und schrieen sie nicht über den »Phantast,« der von einem deutschen Zollverein, deutscher Seemacht, einer deutschen Handelsmarine faſele! — Mußte er nicht mit all der Ueberlegenheit seines Geistes während seines ganzen Lebens kämpfen, um den Leuten von der natürlichsten, einfachsten und klarsten Sache von der Welt eine vernünftige Ansicht beizubringen, und brachte ihn dieser Kampf nicht unter die Erde? — Ja, wenn er wie ein Bockholt oder Knipperdolling für religiösen Unsinn aufgetreten, Charlatans-Triumphfahrten **a la** Monge durch Dörfer und Städte gemacht hätte, dann wäre ihm gleich diesem der Janhagel aller Stände zugelaufen und nachgezogen und hätte ihn mit Blumen und Fest- und Zweckfressereien schier erstickt, oder hätte er auch nur philosophischen Unsinn zu Markte gebracht, so wäre ihm wenigstens der gelehrte Janhagel gefolgt, aber den Leuten mit handelspolitischen Conceptionen, mit industriellen Projekten zum Wohl aller deutschen Volksstämme zu kommen! wo dachte der Mann hin? Hast Du nicht gesehen, wie es selbst dem armen Kaiser Joseph und sogar dem großen Friedrich erging, der doch mit einem: »Die Hofgerichtsräthe seynd Esel, sie wissen selbst nicht was Justiz ist, ich werde den Teufel auf ihre Hohlschädel hämmern lassen,« drein schlagen konnte. — Ich selbst rathe Dir, Deine Reisen vorerst einzustellen, Du führst eine viel zu einfache, deutliche und klare Sprache, als daß sie großen Eindruck machen könnte; willst Du, wenn auch nicht großen Erfolg sehen, doch mehr Aufsehen machen, dann rathe ich Dir, Deine Worte in mehr gelehrten und unverständlichen Schwulst einzukleiden, je unverständlicher, beste besser, denn dahinter glauben die superklugen Leute immer eine recht tiefe, unergründliche Weisheit zu wittern oder ein wichtiges Geheimniß verborgen. Hat Dir nicht selbst einmal so ein

deutſcher Kern-Cathedermenſch geſagt: „O, das iſt gar keine Kunſt, ſo zu ſchreiben, daß es ſogleich Jedermann begreift, man muß ſo ſchreiben, daß ſich die Leute faſt zu Narren grübeln, bis ſie herauskriegen, was man eigentlich damit meint oder ſagen will!“ — Auf zehn enggedruckten Seiten muß unter einem Phraſenſchwulſt und endloſem Periodenbau ein Gedanke, wenn noch einer vorhanden, den man mit drei Worten hätte ausdrücken können, gleich einem Pfennig in einem großen Haufen Koth verborgen ſeyn, den man Tagelang umwühlen muß, um den Schatz zu finden. — Schreibe lieber einſtweilen, bis die Leute klüger werden, eine Naturgeſchichte zweibeiniger Eſel, für Stoff haſt Du dann nicht zu ſorgen. Vielleicht, wenn einmal in einem halben oder auch ganzen Sekulum Vieles, was Du in Deinen dämoniſchen Reiſen angedeutet, und das, was man jezt als Tollheiten eines extravaganten Kopfes, eines verbrannten Gehirns, für baare Unmöglichkeit hält, wie ehedem das Luftſchiffen und die Wirkungen des Dampfes, zur unbeſtreitbaren Wirklichkeit geworden, dann fällt es am Ende gar Deiner fürtrefflichen Vaterſtadt noch einmal ein, Dich für einen Propheten zu erklären und Dir als einem ſolchen ein Denkmal, und wenn auch nur aus einem Eckſtein beſtehend, zu ſetzen.

Michel lachte herzlich und ſagte: Uebermorgen will ich Hochzeit machen, das Uebrige wird ſich finden; beginnt der Eheſtand mich zu langweilen, [illegible] wir ja immer unſere Reiſen wieder fortſetzen und da wieder anfangen, wo wir es gelaſſen haben. Das muß man aber den Franzoſen nachſagen: ſie haben nebſt manchem andern vor den guten Deutſchen voraus, daß ſie jeden, auch nur einigermaßen guten Gedanken ſogleich faſſen, begreifen und mit Leib und Seele, vielleicht nur zu haſtig und unüberlegt befördern helfen und ihn ins Leben treten zu laſſen behülflich ſind. Ich werde demnach vorerſt meinen Wohnſitz in Frankreich aufſchlagen, wo man mich wenigſtens nicht mit Heimathsſcheinen und dergleichen Schnurrpfeifereien, von denen deutſche Gründlichkeit, drollige Umſtandskrämerei und burleske Engherzigkeit ſich noch nicht losſagen kann, quält. Aber ſollte ich nochmals Luſt bekommen, dämoniſche Reiſen zu machen, ſo wäre einer meiner erſten Ausflüge nach den vereinigten Staaten von Nordamerika, um dort der infamen Sklavenliebhaberei tüchtig den Kopf zu waſchen. Dies iſt

das einzige ſogenannte chriſtliche Land, wo eine ſolche Scheußlichkeit noch geſetzlich iſt, während ſogar die alten Türken ſchon Schritte gethan, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen, obgleich ein türkiſcher Sklave im Vergleich mit einem der nordamerikaniſchen Südſtaaten, noch ein Fürſtenleben führt. Doch auf übermorgen mein Hochzeitsfeſt, die Ausſtattung des Brautkorbs meiner Roſa-Maria überlaſſe ich Dir, und ich hoffe, daß die Geſchenke Deiner und ihrer würdig ſeyn werden.

Dies waren ſie allerdings, und obgleich von einem, wenn auch reformirten Teufel herrührend, hätten ſie dennoch der chriſtlichſten Seele der Welt alle Ehre gemacht.

Als der Morgen des ſchönen Tages anbrach, an welchem Michel in den Stand der heiligen Ehe treten und Hymens ſüße Feſſeln auf Lebenszeit anlegen ſollte, begab er ſich mit dem Frühеſten nach Neuilly, wo er den Park, in dem ſeine Schöne ſo lange gefangen ſchmachtete, käuflich an ſich gebracht und das Schlößchen auf der Inſel auf das zierlichſte und bequemſte hatte einrichten laſſen. Einfach und ſchön wie ein verklärter Engel, war Roſa-Maria mit Hülfe der Madame Recamier, die auch in ihrem hohen Alter noch immer denſelben erhabenen und reinen Geſchmack beibehielt, durch den ſie zur Zeit da ſie allgemein als das ſchönſte Weib in Frankreich verehrt wurde, die Bewunderung Aller auf ſich zog. Ein Kranz von weißen Roſenknospen wand ſich um ihre Schläfe, von denen ein koſtbarer weißer Brautſchleier bis zu den Füßen herabwallte, in ein eben ſolches Kleid, durch welches weißer Atlas ſchimmerte, waren die ſchönen Formen der Engelsgeſtalt, deren Taille ein Silberband umgürtete, gehüllt; die kleinen Füßchen waren mit weißem Atlas beſchuht und ein Bouquet von weißen Camellien ward an die wallende Bruſt der Braut geheftet. So ſchön hatte Michel ſein Mädchen noch nie geſehen, auch ſchwamm er in einem Wonnemeer als er ſie erblickte, ſein Auge konnte ſich nicht ſatt an ihr ſehen, und er war ſtarr in ihren Anblick verſunken, als ihn Madame Recamier fragte:

— Nun, wie finden Sie Ihre Braut?

Statt aller Antwort küßte er der Dame haſtig die Hand und drückte hierauf einen glühenden Kuß auf Roſa-Marias Stirne.

Als die Glocke Mittag verkündete, fuhr das Brautpaar zur Civiltrauung auf die Mairie von Neuilly, wo daſſelbe im Beiſeyn

der Zeugen, unter denen Chateaubriand und noch ein intimer Bekannter der Madame Recamier waren, vermählt wurde, und nachdem dieſe Ceremonie vollbracht war, begab man ſich nach dem Sacré-Coeur, wo die kirchliche Trauung auf das feierlichſte und rührendſte vollzogen wurde. Die erſten Talente der Damen von der Miſericorde und dem Verein des Fürſten von der Moskowa ließen wahrhafte Engelschöre hören, welche alle Anweſende, die ſich in höhere Regionen, in andere Welten verſetzt glaubten, entzückten. Dieſe Chöre waren eigens zu dieſer Ceremonie von einer der Damen componirt worden, welche ſchon länger durch ihr großes Talent in der Vokalmuſik und ihre trefflichen Compoſitionen geiſtlicher Geſänge, aus denen man auf eine Geiſtesverwandtſchaft mit Mozart und Haydn ſchließen möchte, berühmt und bekannt war.

Nachdem auch dieſe Ceremonie, bei der viele Thränen der Rührung von allen, die ihr beigewohnt, und beſonders von den Damen des Sacré-Coeur vergoſſen worden waren, beendigt war, fuhr das junge Ehepaar mit ſeinen theilnehmenden Freunden nach Neuilly zurück, wo ein köſtliches Frühſtück in dem Inſelſchloß ihrer harrte.

Beim Eintreten in den Salon traten zwei als Genien gekleidete Kinder der jungen Frau entgegen und überreichten ihr ein überaus künſtliches Körbchen zum Brautgeſchenk, in dem ein himmelblaues Portefeuille lag, das ſie zu öffnen gebeten wurde, auch dem zwar keine Banknoten und Bankbillets fielen, ſondern das mit den Verzeichniſſen aus einigen Tauſend Orten angefüllt war, in welchen an ihrem Ehrentag alle Arme, Dürftige und Hungrige in Frankreich, Deutſchland, England und aller Herren Länder, in welchen die große Theurung unerhörte Noth erzeugt hatte, nicht nur geſättigt, ſondern auch reich beſchenkt worden waren, ohne daß man mit Beſtimmtheit die großmüthigen Geber zu nennen wußte; doch war man allgemein der Meinung, daß dieſe Niemand anders als die in den verſchiedenen Staaten etablirten Häuſer der Brüder Rothſchild ſeyn könnten, und meinte, da dieſe Herren einen ſo edlen Gebrauch von den unermeßlichen Reichthümern, welche ſie durch Anleihen, Eiſenbahnactien und ähnliche Spekulationen erwerben, machten, man ihnen dieſe auch verzeihen könne. Indeſſen ließ Michel durch ſeinen Freund Römedi dem Pariſer Volk an dem Abend ſei-

nes Hochzeitsfestes noch ein ganz besonderes Fest geben, nehmlich eine allgemeine Abfütterung nach alter Römer Sitte, an mehr als zwanzig Tausend reich besetzten und durch infernalische Mittel herrlich bedienten Tischen in den elysäischen Feldern wurde bis nach Mitternacht geschmauſst und gezecht. Auch diese unerhörte Freigebigkeit, an der an dreimal Hunderttausend Menschen Theil nahmen und deren Kosten man füglich, auch nur zu fünf Franken per Kopf gerechnet, auf anderthalb Millionen anschlagen konnte, schrieb man dem Haus Rothschild zu Paris zu, und meinte, dies könne man schon von dem Gewinnst, den die Nordbahnaktien diesem Haus eingetragen, an die 40 Millionen, bestreiten, ohne sich im mindesten wehe zu thun, und ließ nichts destoweniger die edlen Geber hochleben.

Ein ganz anderes Fest hatte jedoch Asmodi dem jungen Ehepaar in seiner Besitzung zu Neuilly bereitet. Als hier das Gestirn des Tages der Herrschaft der Nacht weichen mußte, wurden die Blätter aller Bäume, Gesträuche, Blumen und Blüthen des Parks transparent und erleuchteten alle Theile desselben, die ihnen eignen Farben beibehaltend, so daß man das Ganze für ein aus Edelsteinen jeder Gattung zusammengesetztes ungeheures, aber herrliches Kunstwerk hätte halten sollen. Auch die Wasser der Fontainen, Springbrunnen und des Teiches nahmen eine prächtig schimmernde Farbe an, und in dessen Wellen spiegelten sich die Wunderfische von nie gesehenem Glanze, so wie sich auf den Aesten der Bäume Wundervögel mit dem prächtigsten und seltsamsten Gefieder wiegten. Gondeln, in denen als Najaden gekleidete wunderliebliche weibliche Wesen himmlische Melodieen hören ließen, umschwammen das magisch erleuchtete Zauberschloß, in dem die Ueberglücklichen weilten, und das Chor der gefiederten Sänger ließ aus den Lüften Töne erschallen, die in der vollkommensten Harmonie mit denen der andern Sängerinnen waren, und auf jedem transparenten Blättchen schimmerte und ein jedes Lüftchen säuselte den Namen »Rosa-Maria.« Das Ehepaar und alle Hochzeitsgäste schwammen in seligem Entzücken, als gegen Mitternacht zwölf reizende Mädchen im Sylphydengewand in den Saal traten und einen so graziösen Fackeltanz aufführten, daß die Tanzköniginnen Taglioni und Elsler noch ungraziös neben diesen geschienen haben würden. Als derselbe beendigt war, geleiteten sie das junge Ehepaar ins Braut-

gepach, worauf ſich über das Schloß und den ganzen Park eine Purpurwolke ſenkte, daſſelbe wohlduftend verhüllend . . . .

Den andern Morgen erwachte ein überglückliches Pärchen, und Michel ſang mit dem Dichter:

„Ach, endlich iſt die Zeit nun da,
Die ich ſchon oft im Traume ſah,
Wo du dich lieblich an mich ſchmiegeſt
Und dich in meinen Armen wiegeſt,
Wo du mir deinen Feuerkuß
Zum Morgen- und zum Abendgruß
Mit froher Liebe bringeſt
Und mir ein Lied der Freude ſingeſt."

Vierzig Jahre

aus dem

Leben eines Todten.

Hinterlassene Papiere

eines französisch-preußischen Offiziers.

In drei Bänden.

Erster Band.

Tübingen.
Osiander'sche Buchhandlung.

1848.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Universitäts
Bibliothek

Inhalt

des ersten Bandes.

Seite

I.

Eine Laute. — Frau Rath Göthe. — Voltaire in strengem Arrest zu Frankfurt am Main; seine Perrücke. — Der erste Luftschiffer in Deutschland. — Sonderbarer Zwischenfall. — Blanchard werden fürstliche Ehrenbezeigungen zu Theil . . . . . 1—17

II.

Kleinkinderjahre mit großen Episoden. — Die letzte deutsche Kaiserkrönung. (Franz II.) — Die französischen Emigranten. — Die Frankfurter Juden. — Der alte Rothschild und sein Vater. — Ein Paar Anekdoten . . 17—34

III.

Zustände des deutschen Reichs und Heerwesens vor seinem Ende. — Die Neufranken in Frankfurt. — Custine. — Die Contribution. — Die Mainzer Revolution . . 34—49

IV.

Wiedereinnahme Frankfurts durch die Preußen und Hessen. — Franzosen durch den Pöbel niedergemacht. — Schreckliche Lage der Frankfurter Abgeordneten zu Paris, aus der sie mein Oheim befreit. — Eindruck den die Nachricht von der Hinrichtung Ludwig XVI. macht . . . 49—62

Seite

V.

Aufenthalt des Königs von Preußen und ſeiner Garde in Frankfurt. — Spielwuth der Offiziere. — Ein Jude muß einen Wechſel freſſen. — Eine Entführung. — Errichtung einer ſtehenden Bühne in Frankfurt. — Die erſte Vorſtellung der Zauberflöte erregt ungeheures Aufſehen. — Abermalige Belagerung Frankfurts (1796). — Die Stadt wird mit glühenden Kugeln beſchoſſen. — Niederbrennen der Hälfte des Judenquartiers. — Frankfurter Zuſtände jener Zeit. — Meine ſchöne Couſine. — Eine Scheidung. — Eine Hochzeitsreiſe mit Unannehmlichkeiten in Stuttgart 62–94

VI.

Das Inſtitut zu Homburg vor der Höhe. — Die Kegelbahn. — Homburg und ſeine Umgebungen. — Der Hof. — Eine Partie auf den Feldberg. — Eine Schweinsjagd im Schloßgarten und eine Schildwache im Teich. — Der Vorſteher einer Erziehungsanſtalt ſtiehlt ſilberne Löffel. — Das Taunusgebirg und ſeine Burgen. — Eine kaiſerliche Stecknadel 95–133

VII.

Das Penſionat zu Offenbach. — Offenbach oder Affenbach? — Schreckliche Verheerung dieſer Stadt. — Die Gebrüder Bernard. — Eine große Prellerei. — Ein Maskenballſtreich. — Das Puppenſpiel. — Der Mordſchlag. — Der Konfirmationsunterricht. — Schinderhannes gefangen und hingerichtet. — Allerlei Amouretten. — Ich will mich ſchlechterdings dem Theater widmen. — Eine Reiſe nach Weimar. — Göthe und Schiller 134–178

VIII a.

Abermaliger Aufenthalt in Homburg vor der Höhe. — Diverſe Amouretten. — Ich gebe den Schauſpieler auf um Soldat zu werden. — Glänzende Folgen einer Ohrfeige. — Eine Hanauer Zoſiparade. — Ich trete in franzöſiſche Dienſte 179–198

Seite

VIII b.

Mainz; seine Geschichte. — Ich werde zu dem Regiment N. versetzt; Formation desselben. — Die Familie Jung. — Die Mitternachtsmessen. — Eine tödtliche Krankheit. — Das Regiment erhält Ordre nach Toul zu marschiren. — Ich gehe zu meiner Wiederherstellung auf Urlaub. — Chasteleo Maitresse, und eine Nacht im Bären. — Napoleon hält eine Revüe in Mainz. — Ich bekomme einen Transport Rekruten nach Toul zu führen . . . 198–218

IX.

Marsch von Mainz nach Toul. — Abscheuliche Zusammensetzung des Transports. — Oppenheim. — Worms. — Desertion und Diebereien. — Die Pfalz. — Dürkheim. — Kaiserslautern. — Die Familie Karcher. — Landsthul. — Homburg. — Saarbrücken. — Eine getröstete Strohwittwe. — St. Avold. — Courcelle. — Ein schmutziger Vorfall. — Metz. — Ich werde in das Militärgefängniß gesetzt. — Spitzbübereien des Quartiermachers. — Die Sehenswürdigkeiten von Metz. — Pont a Mousson. — Ankunft in Toul 218–238

X.

Die Garnison zu Toul. — Ich werde Cadet-Sergeant. — Schlechte Administration und Organisation des Regiments. — Schlimmer Ruf desselben. — Aufstand wegen des Handgeldes. — Deutsches und französisches Liebhabertheater. — Nancy. — Eine Entführung. — Ich werde Vorleser beim Fürsten und erhalte Arrest. — Ein Duell im Mondschein. — Eine Klopffechterei. — Eine Fahrt nach Tom Remy. — Das Haus der Jungfrau von Orleans. — Abmarsch nach Avignon . . . 239–260

XI.

Colombey. — Neufchateau. — Ein greulicher Vatermord. — Montigny. — Komisches Mißverständniß. — Langres. — Dijon. — Chalons für Saone. — Wasserfahrt auf dem Coche d'Eau. — Eine Nacht in Macon. — Lyon. — Ein vereitelter Gaunerstreich und beigelegtes

Seite

Duell. — Das Regiment wird auf der Rhone eingeschifft. — Vienne. — Condrieux. — Schiffbruch unter der Brücke St. Esprit. — Orange. — Avignon. — Aufenthalt daselbst. — Die Insel Barthelasse. — Villeneuve. — Madame Greizer und die Procession. — Eine Tour nach Vaucluse. — Ewiger Friede. — Eine gefährliche Ueberrumpelung. — Abmarsch nach Montpellier. — Tarascon. — Böses Volk. — Eine entwaffnete Wache. — Ein Schäferturnier. — Nimes. — Lünel. — Montpellier. 261—300

XII.

Die Garnison zu Montpellier. — Der Peyron. — Furcht der Soldaten vor der medizinischen Fakultät. — Das große Hospital. — Die Einwohner. — Meine Hausdamen. — Demoiselle Verteuil. — Fürst N. mein Nebenbuhler. — Ich falle in Ungnade. — Die Fahnenweibe. — Der souveraine Fürst in strengem Arrest. — Kolossalschwerer Ritt nach Sette. — Nächtliche Spazierfahrt auf der See. — Auch ich in strengem Arrest, und verliere meinen Grad als Sergeant. — Ich werde Unterlieutenant. — Abmarsch nach Toulon. — St. Remy. — Orgon. — Aix. — Das Frohnleichnamsfest daselbst. — Arles. — Ankunft zu Toulon 301—326

XIII.

Aufenthalt zu Toulon. — Stadt und Hafen. — Das Arsenal. — Die Galeerensklaven. — Wiedereinnahme von Toulon durch die Republikaner (1793). — Buonaparte thut sich hier zuerst hervor. — Verbrennung der französischen Flotte und des Arsenals. — Verheerung der Stadt. — Rauferei mit einem Marine-Offizier. — Ein Skandal im Theater. — La Seine. — Die Familie Guiac. — Hyeres. — Eine Hochzeit auf der Insel Porquerolles. — Abmarsch nach Genua 326—352

XIV.

Marsch von Toulon nach Genua. — Luc. — Ein Eremit, Hehler einer Räuberbande. — Frejus. — Cannes. — Die lerinischen Inseln. — Madame Grenet. — Nizza. — Landleute. — Seefahrt von Nizza nach Genua. —

Seite

Finale. — Savona. — Der Anblick Genuas vom Golf aus gesehen . . . . . 352—364

XV.

Beschreibung Genuas. — Abriß seiner Geschichte. — Besuch bei einem Grafen Fiesco. — Ein sauberer Kanonikus. — Soirée bei Dorias. — Ein italiänischer Sprachlehrer. — Die Marchesa P . . . . und ihr Cicisbeo. — Signora Peretti. — Mozarts Don Juan wird zuerst durch mich in Genua bekannt. — Die Militärmessen. — Komisches Mißverständniß. — Ein gefälliger Guitarre-Lehrer. — Ein Mordanfall. — Maskenfest bei Dorias mit einer Episode. — Abmarsch von Genua . . 365—404

XVI.

Marsch von Genua nach Molla di Gaeta. — Beschwerliche Märsche durch das Gebirge. — Der Anblick von Italiens Ebenen. — Parma. — Reggio. — Modena. — Bologna. — Eine liebenswürdige Advokatenfamilie. — Faenza. — Forli. — Cesena. — Rimini. — San Marino. — Pesaro. — Sinigaglia. — Ancona. — Loretto. — La Casa-Santa und ihre Schätze und Reliquien. — Macerata. — Foligno. — Spoleto. — Terni. — Der Wasserfall. — Narni. — Civita-Castellana. — Roms Umgebung. — Ein Tag in Rom. — Marsch nach Molla di Gaeta. — Besitznahme des Königreichs Neapel durch die Franzosen . . 405—440

XVII.

Die Belagerung von Gaeta. — Molla di Gaeta. — Abmarsch nach Neapel. — Sessa. — Ein Dominikanermönch verführt zwei Caporale. — Capua. — Aversa. — Neapel. — Bester Empfang. — Der neue König und seine Regierung. — Das Blut des heiligen Januarius wird zu Gunsten der Franzosen flüssig. — Scheußliche Exekutionen. — Der Vesuv speit Feuer. — Neapels Entstehung. — Die Lazzaroni. — Ansicht von Neapel. — Die Straßen, Plätze, Paläste, Kirchen, Theater ꝛc. — Die italiänischen Beneßvorstellungen. — Aufstand in Calabrien. — Abmarsch dahin . . . . . 440—477

Seite

XVIII.

Erſter Feldzug in Calabrien. — Portici. — Salerno. — Eboli. — Cosenza. — Die Schlacht bei Maida. — Scheußliche Behandlung und Martern der den Briganden in die Hände gefallenen Gefangenen. — Die ſchrecklichſten Augenblicke meines Lebens. — Gräßlicher Inſurgentenkrieg und Verwüſtungen. — Fra Diavolo. — Ich nehme ſeinen Adjutanten gefangen. — Seine Galanterie gegen zwei franzöſiſche Offiziersdamen. — Rückkehr nach Neapel. — Fra Diavolo's Gefangennehmung und Hinrichtung . . . . . 478—512

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Eine Taufe. — Frau Rath Göthe. — Voltaire in strengem Arrest zu Frankfurt am Main; seine Perrücke. — Der erste Luftschiffer in Deutschland. — Sonderbarer Zwischenfall. — Blanchard werden fürstliche Ehrenbezeigungen zu Theil.

Denselben Tag und zur selben Stunde als die Kanonen bei der Erstürmung der Bastille zu Paris donnerten, nehmlich den 14. Juli 1789, kam in der ehemaligen freien Reichsstadt des seligen heiligen römischen Reichs, von dem schwer zu ermitteln, was heilig und was römisch an ihm war, zu Frankfurt am Main, in einem in der alten Fahrgasse gelegenen Haus, zum goldnen Schiff genannt, ein Knäblein zur Welt, dessen Vater, Johann Nikolaus Fröhlich, ein wohlhabender Handelsmann und Bürger dieser Stadt war.

Zehn Tage nach dieser Begebenheit gewahrte man in einer langen, grünen, braungetäfelten Stube dieses Hauses einen dreieckigen, mit schneeweißem, mit kostbarer Spitzenarbeit versehenen Linnen gedeckten Tisch. Auf demselben stand ein sehr kunstreich gearbeitetes silbernes und vergoldetes Taufbecken zwischen zwei wohlduftenden japanischen Blumenvasen und vier schwere silberne Armleuchter von getriebener Arbeit, das Pathengeschenk für den Neugeborenen. Um diesen so geschmückten, eine Art Altar repräsentirenden Tisch stand in einem Halbkreis eine hochachtbare Gesellschaft ganz honneter Spießbürger aus den angesehensten Familien der alten Reichsstadt sammt ihren Frauen. Alle waren in stattliche Gallakleider von Sammet und Seide, im Geschmack jener Zeit gestickt, gekleidet, die Herren trugen prächtige Perrücken mit stattlichen Haarbeuteln, und die Frauen hochgethürmte, sehr künstliche Haargebäude auf ihren Häuptern und waren trotz der heißen Jahres-

zeit in steifen, schweren Damast gehüllt. All diese respektablen Personen hatten sich hier eingefunden, um der Taufe des jungen Gr Christen beizuwohnen, der während der ganzen Dauer der heiligen Handlung gleich einem Neumörder schrie.

Unter denen, welche diesen feierlichen Act mit ihrer Gegenwart beehrten, befand sich auch ein Herr Weller mit seiner Gattin, ein Achtundvierzigstheil der damaligen Frankfurter Souverainetät, das heißt, er war als Schöffe Mitglied des aus 48 Personen bestehenden und Hochwohlgebornen, Gestrengen, Best- und Hochgelahrten, Hoch- und Wohlweisen, auch Wohlfürsichtigen, Insonders Großgünstigen, Hochgebietenden und Hochzuverehrenden beiteilten Magistrats *). Dieser gewichtige Mann war der Pathe und Großpapa des zu taufenden Kindes.

Außer ihm waren noch zugegen: der Stadtkommandant und Generalissimus des aus vier bis fünfhundert Mann bestehenden freireichsstädtischen Heeres, nehmlich der Herr Oberst Schulter nebst Gattin und Schwägerin, von denen die erste die Tante und die zweite die Mutter Göthes, die Frau Rath Göthe, waren. Letztere war eine etwas stolze und mitunter hochfahrende Dame, welche nicht versäumte bei Gelegenheit anzubringen, daß der Verfasser Werthers und Götz von Berlichingens ihr leiblicher Sohn sey. Indessen war ihr Herz und Geist nicht abzusprechen, und ihre vertrautern Freunde behaupteten, daß sie auch Gemüth und Gutmüthigkeit besitze. Ferner befand sich noch ein Herr Fahrtrapp, Wellers Schwager, ein reicher, gelehrter Buchhändler und Antiquarius, holländischen Ursprungs, ein geniales Original, in dieser ehrenwerthen Gesellschaft. Dieser Mann hatte große Verbindungen und Gelegenheit gehabt, Voltaire kennen zu lernen, als dieser in Frankfurt auf Befehl Friedrich II. in Gewahrsam gehalten und bei dieser Gelegenheit von einigen Gaunern daselbst mißhandelt und geprellt wurde. Der Antiquar war ein wissenschaftlich gebildeter und geistreicher Mann, wenn auch, gleich allen Sterblichen, mit einigen Schwachheiten begabt. Er hatte die Gnade gehabt, während Karl VII. gezwungenen Aufenthalts zu Frankfurt am Main, als dieser unglückliche Kaiser trotz dem Beistand, den ihm Ludwig XV. von Frankreich leistete, seine Staaten hatte verlassen müssen, denselben

*) Dies war der Titel, der damals dem Frankfurter Senat gegeben werden mußte.

unangemeldet durch eine geheime Hintertreppe in seinem Kabinet aufsuchen zu dürfen, was er dem Umstand verdankte, daß er dem Kaiser mehrmals hochwichtige Nachrichten hinterbracht hatte, ehe noch die diplomatischen Spürnasen Sr. Majestät eine Ahndung von denselben gehabt, und die der Buchhändler vermittelst seinen weitverbreiteten Verbindungen in Erfahrung gebracht. Auch wollte ihn der Kaiser zum Edelmann und Baron stempeln, was sich Franz Fahrtrapp jedoch verbat und, für die hohe Gnade dankend, Sr. M. antwortete: Ich mag ein leidlicher Antiquarius und passabler Buchhändler seyn, würde aber allem Anschein nach nur ein mittelmäßiger Baron und ein sehr schlechter Höfling werden, deßhalb geruhen Allerhöchstdieselben mich in statu quo zu lassen, — und damit hatte es auch sein Bewenden. Dagegen hatte Herr Fahrtrapp die Schwachheit, daß, eine Meinung oder Thatsache behauptend, er häufig hinzusetzte: »so dachte auch mein Freund Voltaire,« oder »ich hab es vom Kaiser Karl selbst!«

Von den übrigen mehr oder minder bedeutenden Taufgästen führe ich nur noch eine wunderschöne junge Frau an, die sich Madame Scholze nannte, die Schwester des Herrn vom Haus und die Gattin eines Millionairs aus der Hansestadt Bremen war, der in der Nähe von Worms ein schönes Gut, Niedesheim genannt, besaß, wohin ihm die Ankunft des Neugebornen vermittelst einer Staffette und blasendem Postillion gemeldet und die Einladung zur Taufe durch einen Freund der Familie, Herrn Nasor aus Worms, ebenfalls ein Taufgast, zugekommen war.

Als endlich der hochwürdige Pastor Stark in seinem protestantisch-geistlichen Costüme mit breitem Lutherkragen, wie sie zu jener Zeit die lutherischen Pfarrherrn in Frankfurt trugen, die Taufhandlung beendigt hatte, übergab er den kleinen Schreihals dem Pathen, und dieser überreichte ihn der Wartfrau Greifenstein mit den Worten: »Wohlan, junger Weltbürger, suche deinen Weg in dieser Welt voll Eitelkeit zu machen: es scheint, du bist mit einer guten Lunge begabt, dies ist schon etwas, du kannst es einmal bis zum Stadtamtmann, wohl gar zum einjährig wohlregierenden und gestrengen Bürgermeister in unserer guten Republik bringen.«

Nach beendigter Ceremonie empfahl sich der Pastor, nachdem er sich noch durch ein paar Gläser Malaga erquickt hatte. Die übrige Gesellschaft, von seiner etwas genirenden Hochwürden befreit, überließ sich nun ungestört den Genüssen, welche ihr die Frei-

gebigkeit des Herrn vom Hause und Vater des Getauften, Herr Fröhlich, bereitet hatte. Perlender Rierensteiner und uralter Hochheimer Tempräsenz wurden reichlich kredenzt, so wie flüssige und compacte Süßigkeiten für die Damen.

Man war eben im Zug, sich so recht en Gevatter zu vergnügen, als die Frau Oberstin und Stadtkommandantin plötzlich ausrief: „Ach, mein Herr Jesus, wir sind ja zu Dreizehn!

— Hast Du mich nicht erschreckt, sagte Frau Rath Göthe etwas ärgerlich zu ihrer Schwester.

— Und was ist's denn weiter? wir haben ja zu essen und zu trinken für mehr als dreißig, sagte der Antiquarius, Göthes Tante ein Glas hundertjährigen Hochheimer präsentirend, und setzte hinzu: „Auf Ihre Gesundheit, Frau Gevatterin!"

— Wir wissen schon lange, daß Sie ein arger Freigeist sind, Herr Fahrtrapp, erwiederte die Oberstin, das dargebotene Glas ausschlagend, aber wer weiß, was noch aus Ihnen dereinst werden wird.

— Was aus uns allen, Frau Gevatterin; die Substanz meines Leibes verspeisen meine Urenkel vielleicht einmal in einem saftigen Hammelobraten oder gar in einem Spanferkel, und meine Seele — je nun, ein großer Bösewicht bin ich nie gewesen, so wird sich wohl auch noch für diese ein Plätzchen im Elysium finden.

— O, ich bitte, Herr Fahrtrapp, nichts weiter von dieser Materie, fiel ihm die schöne Frau Scholze ins Wort, es würde einem ja ganz übel und weh.

— Oho, mein empfindsames Dämchen, erwiederte der Antiquar, es kann gar nichts schaden, wenn auch einmal eine so hübsche Sünderin — auf diese Worte legte er einen besondern Ausdruck — wie Sie an die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeiten erinnert wird, denn ....

— Aber ums Himmelswillen, Herr Bruder, fiel nun Schöffe Weller dem Sprecher in die Rede, laß doch dies bei einem Taufest so unpassende Gefalbader.

— Gerade bei einer Taufe möchte es am passendsten seyn, denn jeder Neugeborne ist doch nur ein Candidat des Todes. Doch das bei Seite, muß ich selbst gestehen, daß es mir eines Tages bei einem Mahl, bei dem wir zu Dreizehn waren, gewaltig unbehaglich wurde.

— Wie so? fragte Herr Scholze.

— Aha, Herr Freigeist, jetzt kömmts, sagte die Stadtkommandantin.

— Ja, jetzt kömmts, fuhr der Antiquar fort, denn es war kaum für sieben zu essen da, und Sie werden mir allerseits eingestehen, daß dies eine große Fatalität ist.

— Spötter, lispelte Frau Scholze.

— Nicht doch, ich rede in allem Ernst, es war bei dem seligen Senator Brenner.

— Aber wie zum Henker kamen Sie dazu, bei diesem Filz zu speisen? fragte der Oberst Schulter, diesem wahrhaften Hieronymus Knicker, dem größten Geizhals auf hundert Meilen in der Runde. Der hat mir nie ein Glas Wein angeboten, so oft ich auch in Kriegszeugamtsangelegenheiten zu ihm kam und ....

— Aber mit all dem Gerede sind wir noch immer zu Dreizehn, unterbrach Frau Schulter ihren Mann halb im Zorn.

— Ja, wenn Du uns verlassen wolltest, wären wir gerade noch ein Dutzend, mein Schatz, erwiederte der Oberst seiner Ehehälfte.

— Ums Himmelswillen nicht, Frau Oberstin, rief der Antiquar, wer zuerst weggeht, stirbt auch zuerst.

Die Oberstin war indessen von ihrem Stuhl aufgestanden und hatte bis zur Hälfte den Weg zur Zimmerthüre zurückgelegt, unschlüssig was sie thun sollte; endlich wandte sie sich an Frau Scholze und bat diese, sich mit ihr zugleich zu entfernen.

— Leiden Sie das nicht, Herr Scholze, sagte Herr Fahrtrapp, sonst verlieren Sie Ihre schöne Frau, die dann in Compagnie mit der Oberstin stirbt.

— Herr Rasor, Herr Fahrtrapp, ich hoffe daß sie so galant sind, mich zu begleiten.

— O, daß ich ein Narr wäre, antwortete der Letztere, die Galanterie gegen die Damen geht nicht bis zum Tod. Wenden Sie sich doch an Ihren Herrn Gemahl, dann haben Sie auch das Vergnügen, als Ehepaar das Himmelreich zusammen zu betreten.

— Nun, Kaspar, so komm, wir wollen gehen.

— Mit nichten, liebes Weib, und am allerwenigsten wenn ich bei altem Hochheimer sitze, möchte ich diesen im Stich lassen, um in den — Tod zu gehen. Sey keine Närrin und setze Dich wieder zu uns.

Frau Schulter suchte noch einige andere Personen zu bewegen,

sich mit ihr zu entfernen, aber zu ihrem großen Verdruß spielten alle die Gefühllosen und die Tauben, namentlich auch die Frau Rath Göthe, welche endlich zu ihrer Schwester sagte:

— Schäme Dich doch, die Tante meines Wolfgangs, und so abergläubisch; Du machst der ganzen Familie Schande.

Die Oberstin nahm endlich mit einem süßsauern Gesicht ihren Platz wieder ein.

— Dein Wolfgang, geh mir nur mit dem, das ist mir auch der Rechte, der glaubt an keinen Gott und an keinen Teufel mehr, an dem werden wir noch schöne Dinge erleben.

— Frau Schwester, das verbitte ich mir, sein Werther hat die ganze Welt entzückt und gerührt und mehr Thränen vergießen machen, als, als . . . .

— Als Wein in allen Kellern Frankfurts ist, fiel der Oberst ein.

— Das wollte ich gerade nicht sagen, fuhr die Frau Rath fort, aber Werther, Götz von Berlichingen und Clavigo haben ihm in ganz Teutschland einen Namen gemacht, wenn man in Frankfurt auch diese Werke nicht nach Verdienst zu schätzen weiß *). Kein Prophet gilt in seinem Vaterland, und am wenigsten in unserer freien Reichsstadt, da kennt man keinen andern Klang als Bazengeklimper und höchstens den der Posthörner, wenn sie Passagiere verkünten. Aber die Nachwelt, die Nachwelt wird noch erkennen, was ich ihr für ein Geschenk mit meinem Wolfgang gemacht, und wenn wir lange nicht mehr sind, wird Frankfurt stolz auf meinen Sohn seyn!

— Mag seyn, sagte der Antiquar, wünsche Glück dazu, aber was nützt es mir, wenn der Schornstein vom Bratendampf raucht, wenn ich nicht mehr genießen kann.

— Eigne Schuld, Herr Fahrtrapp, hatte Ihnen mein Sohn den Werther nicht in Verlag angeboten?

— Ich befasse mich nicht mit so sentimentalen Produkten.

— Aufrichtig, lieber Herr Fahrtrapp, wenn Sie gewußt hätten, was diese Sentimentalität einbringt, Sie würden ihr gewiß die Ehre Ihres Verlags erwiesen haben.

— Um Vergebung, nein, aber wäre es sein Götz gewesen, den mir Ihr Herr Sohn angeboten, dann würde ich sogleich mit beiden Händen zugegriffen haben.

*) Man vergesse nicht, daß Frau Rath Göthe im Jahr 1789 spricht.

— Bei seiner letzten Anwesenheit las mir der Wolfgang einige Stellen aus einem Manuscript, Faust betitelt, vor, sagte die Frau Rath, da hätten Sie hören sollen, welcher Gedankenflug des menschlichen Geistes, welche sublimen Ideen . . . und diesen Geist habe ich geboren.

— Halt's Maul, Schwester, mit Respekt vor der ehrbaren Gesellschaft, da hast Du einen saubern Geist geboren! er hat seinem Oheim, meinem Mann, auch ein Stück von diesem Faust vorgelesen, das ist ein sündhaftes, gottloses Werk, das mich aus der Stube getrieben hat; wenn er das drucken läßt, dann soll er nicht mehr sagen daß ich seine Tante bin, ich müßte mich zu todt schämen; unsern lieben Herrgott läßt er darin eine Unterredung mit dem Teufel haben, gerade wie wenn er wie unser eins wäre; ist das nicht himmelschreiend? ich würde mich zu todt grämen, wenn ich so einen gottlosen Sohn hätte Unsern Herrgott mit allerlei Lumpengesindel, Komödianten, Hexen, Dichtern und andern Hanswursten in einer Komödie auftreten zu lassen! bewahre mich unser Heiland. Aber das ist die Folge eurer freigeisterischen Erziehung. Schon als Kind hat der Wolfgang immer mit Puppenspielen und dem gottlosen Komödienwesen zu thun gehabt, da haben sie den Jungen in der Messe in die Marionetten gehen lassen, und da hat er den Faust und all das Unwesen gelernt und abgeguckt: wie oft habe ich Dir nicht gesagt, daß Du dies nicht dulden solltest, es würde nimmer etwas Gutes daraus entstehen, und nun haben wir die Bescheerung.

— Nimm mirs nicht übel, liebe Schwester, aber allen Respekt vor der Gesellschaft, Du bist eine alberne Gans. Was kann man auch anders von Leuten erwarten, die sich fürchten zu Dreizehn an einem Tische zu sitzen. Uebrigens begreife ich gar nicht, wie sich so fromme und gläubige Seelen, wie Du, vor dem Tod fürchten können, da ihnen doch das Himmelreich mit all seinen Freuden gewiß ist, sie sollten sich im Gegentheil freuen, dieses irdische Qualthal je eher je lieber zu verlassen, um baldmöglichst der himmlischen Glückseligkeit theilhaftig zu werden; ihre Todesfurcht und ihr Glaube sind schwer zu erklärende Widersprüche, der letztere muß eben nicht sehr kapitelfest seyn.

— Ja, wenn die geheimen Sünden nicht wären, versetzte mit einem boshaften Seitenblick Herr Fahrtrapp. Doch lassen wir das, die Frau Oberstin muß sich nun schon drein geben, zu Dreizehn

zu bleiben, wenn sie nicht zuerst sterben will, und wenn es ans Weggehen kömmt, will ich ihr auch den Gefallen thun, zuerst zur Thüre hinauszugehen, sollte ich auch zuerst abfahren müssen. Einstweilen wollen wir aber noch wacker auf die Gesundheit des neuen Christen trinken.

— Sehr verbunden, lieber Oheim, erwiederte Herr Fröhlich.

— Und Du wirst uns mit einigen Schnurren unterhalten, damit wir die fatalen Dreizehn vergessen, sprach Schöffe Weller zu seinem Schwager.

— Mit Vergnügen, versetzte der Antiquarius.

Unterdessen war die Wartfrau Greifenstein wieder in das Zimmer getreten, und Frau Schulter hatte sie gepackt und ließ sie nicht mehr weg, indem sie sagte, sie wolle selbst von Zeit zu Zeit nach der Wöchnerin und ihrem Kind sehen und diese versorgen. Der guten Frau war ein großer Stein vom Herzen gefallen, denn sie waren ja nun zu Vierzehn.

Nachdem Herr Fahrtrapp nochmals den großen silbernen Taufpokal mit Hochheimer gefüllt, auf das Wohl des Hausherrn und seines Erstgebornen getrunken, ihn dann in der Reihe hatte herumgehen lassen, sprach er mit erhobener Stimme: Damals, als Herr François Arouet von Voltaire in unsern Mauern ....

— Nichts von Voltaire, Herr Fahrtrapp, nichts von Voltaire, riefen mehrere Stimmen zugleich, diese Geschichte haben wir schon zur Genüge gehört.

— Thut nichts, Sie können sie immer noch einmal hören, erwiederte der Antiquarius etwas unwillig.

— Und ich kenne sie noch gar nicht, sagte Herr Scholze, der Bremer Millionair, was hat es denn für eine Bewandtniß damit?

— Ach, es ist eben nicht viel daran, murmelte Herr Weller.

— Was, nicht viel daran? ei, Dich soll ja ... ja, wärest Du nicht mein lieber Schwager, so ... Voltaire, und nicht viel daran, weißt Du, daß alles, was Voltaire berührt, groß ist.

— Dann mußt Du freilich auch ein großer Mann seyn, erwiederte Herr Weller, da auch Du in Berührung mit ihm gekommen bist.

— Keinen unzeitigen Spaß, Herr Schöffe, ich weiß recht gut, daß euern hochobrigkeitlichen Ohren die Geschichte nicht allzuwohl klingt, und zwar aus sehr handgreiflichen Ursachen; aber da kehre ich mich nicht daran, darum hören Sie, Herr Scholze, ich will

Ihnen mit zwei Worten sagen, was an der Sache ist. Als Herr von Voltaire auf Befehl des großen Friedrich gezwungen ward, wohlbewacht in unserer kaiserlichen freien Reichsstadt unfrei zu verweilen, hatte ich Gelegenheit, diesem damals verfolgten großen Genie einige kleine Dienste zu erweisen. Die hiesigen Behörden hatten sich, mit Gunst, Herr Schwager Schöffe, eben nicht zum ehrenvollsten bei dieser Gelegenheit benommen. Es war im Monat Juni des Jahres 1753, als der selige Buchhändler Van Düren vom Herrn von Voltaire, der wegen einem Manuscript Friedrich des Großen auf dessen Verlangen in Frankfurt festgehalten und von zwölf Soldaten unserer achtbaren Miliz bewacht wurde, hundert Dukaten in Gold für ein anderes Manuscript von diesem König, das den Titel „Antimachiavel“ führte, und er auf Voltaires Veranlassung gedruckt hatte, forderte. Der in jenem Jahr wohlregierende Bürgermeister Richard ließ mich rufen, um mein Gutachten in dieser verdrießlichen Sache zu hören. Nachdem ich mich genau von allen Umständen unterrichtet hatte, fiel dasselbe dahin aus, daß Van Düren höchstens zwanzig Dukaten in Anspruch nehmen könne, und Herr von Voltaire hatte es mir zu verdanken, wenn er mit dieser geringen Summe und einigen Plackereien, denen die Fremden häufig bei uns ausgesetzt sind, davon kam *). Bei dieser Gelegenheit hatte ich öfters Unterredungen

*) Voltaire selbst erzählt die ihn betreffenden Frankfurter Vorfälle folgendermaßen:

„Ich wurde zu Frankfurt krank; eine meiner Nichten, die Wittwe eines Capitäns, eine sehr liebenswürdige Dame voll Talent, verließ Paris, um mich in der alten Mainstadt zu pflegen, wo sie mich schon verhaftet antraf. Dies trug sich so zu: es wohnte damals ein gewisser Freitag in Frankfurt, den man aus Dresden fortgejagt nachdem er daselbst am Pranger gestanden hatte und zum Karrenschieben verurtheilt worden war. Dieser Mensch, der den preußischen Agenten in Frankfurt spielte, und ein gewisser Schmidt, früher wegen Falschmünzen verurtheilt, kündigte mir an, daß ich auf Befehl des Königs von Preußen Frankfurt nicht eher verlassen dürfe, bis ich die Kostbarkeiten herausgegeben, die ich von Sr. Majestät mitgenommen. Als ich fragte, in was diese bestünden? erwiederte mir Freitag, es seyen die poetischen Werke des Königs, seines gnädigsten Herrn. Unglücklicherweise waren die verlangten Manuscripte noch mit andern Effekten in Leipzig zurück. Freitag erklärte hierauf, ich müsse so lange in Frankfurt bleiben, bis sie angekommen seyen, und stellte mir einen Revers aus, indem er versprach, daß sobald die Manuscripte von Leipzig gekommen, ich ungehindert weiter reisen könne. Als die verlangten Werke

mit dieſem großen Manne und wurde dadurch in Stand geſetzt, ihn gehörig zu würdigen, auch entſinne ich mich noch jedes Wortes, das zwiſchen uns gewechſelt wurde, und beſonders was er

angekommen waren, gab ich ſie ab und glaubte nun abreiſen zu können. Aber keineswegs, denn in dem Augenblick als ich mich in den Wagen ſetzen wollte, um weiter zu reiſen, werde ich nebſt meiner Nichte, meinem Secretair und meinen Leuten feſtgehalten; vier Soldaten ſchleppen uns durch den Koth zum Kaufmann Schmidt, der irgend einen preußiſchen Titel hatte, ſich mindeſtens ein preußiſcher General zu ſeyn dünkte, und bei dieſer Gelegenheit zwölf Soldaten mit ächt ſpießbürgerlicher Wichtigkeit kommandirte. Madame Denis, meine Nichte, hatte einen königlich franzöſiſchen Paß, und noch mehr, ſie hatte niemals die Verſe des Königs von Preußen verbeſſert. Gewöhnlich hat man doch einige Achtung für das ſchöne Geſchlecht, aber die Herren Schmidt und Freitag glaubten dem König gefällig zu ſeyn, wenn ſie die Dame im Koth herumzerrten. Man brachte uns ſämmtlich in eine Art Wirthshaus, an deſſen Thüre man eine Wache von zwölf Soldaten inſtallirte. Vier wurden in mein Zimmer gelegt, vier andere auf den Boden, wohin man meine Nichte gebracht hatte, und noch vier in die allen Winden preisgegebene Dachkammer, in welche man meinen Sekretair auf Stroh gebettet hatte. Meine Nichte hatte in der That ein kleines Bett, allein die vier Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett dienten ihr ſtatt der Vorhänge und Kammerfrauen!

Ich mochte ſprechen was ich wollte, an den in Frankfurt gekrönten Kaiſer appelliren, vorſtellen, daß mein Sekretair ein Florentiner, alſo ein kaiſerlicher Unterthan ſey, daß meine Nichte und ich Unterthanen des allerchriſtlichen Königs ſeyen und wir mit dem Markgrafen von Brandenburg nichts zu ſchaffen hätten, alles war vergeblich; man erwiederte mir, daß der Markgraf von Brandenburg in Frankfurt weit mehr geachtet und gefürchtet wäre, als der Kaiſer. Zwölf Tage blieben wir in dieſer Gefangenſchaft und mußten täglich 130 Thaler bezahlen. Der Kaufmann Schmidt hatte ſich meiner Effekten bemächtigt, die mir um die Hälfte leichter zurückgegeben wurden. Theurer konnte man die poetiſchen Werke des Königs nicht bezahlen. Um jedoch das Abenteuer zu vervollſtändigen, befand ſich damals ein gewiſſer Van Düren in Frankfurt, ein Spitzbube ſeines Handwerks und Banquerroutirer aus Gewohnheit. Es war dies derſelbe Menſch, dem ich dreizehn Jahre früher das Manuſcript von Friedrichs Antimachiavel geſchenkt hatte. Bei Gelegenheit findet man ſeine Freunde wieder, er behauptete, daß ihm Seine Majeſtät noch einige zwanzig Dukaten ſchulde, für die ich verantwortlich ſey. Ein gewiſſer Richard, Bürgermeiſter, ſelbſtregierender Bürgermeiſter in Frankfurt, wie man daſelbſt zu ſagen pflegt, fand in dieſer Eigenſchaft die Rechnung ganz richtig und ließ mich als Regierender 30 Dukaten bezahlen, von denen er 26 für ſich behielt und vier dem Spitzbuben von Buchhändler gab. Nachdem dieſe

über unsere Regierung äußerte, was ich mich aber wohl hüten werde zu wiederholen, um die etwas empfindlichen Ohren unserer hohen Obrigkeit nicht zu beleidigen.

Bei diesen Worten warf der Sprecher einen Blick auf den Schöffen und fuhr fort:

— Was mich anbetrifft, so zeigte sich der große Mann ungemein erkenntlich für die geringen Dienste, die ich ihm geleistet hatte, und bei der letzten Unterredung, die ich mit ihm gehabt, sagte er, mich vertraulich auf die Schultern klopfend:

— Mein werther Freund, Sie haben großes Unrecht, in einer Stadt zu bleiben, wo man Ihre Verdienste so wenig zu würdigen versteht, an Ihrer Stelle würde ich dieses Land verlassen und mich in der Hauptstadt der civilisirten Welt, zu Paris, niederlassen, dort ist das Feld für Männer Ihres Schlages, und wenn ich Ihnen daselbst nützlich seyn kann, so dürfen Sie nur über mich gebieten, mit Vergnügen würde ich für Sie thun was in meiner Macht steht.

Ich bemerkte jedoch dem großen Geist, daß meine Geschäfte eine solche Ortsveränderung nicht zuließen, dankte für das gütige Anerbieten und sagte ihm, daß wenn für den kleinen Dienst, den ich so glücklich war ihm erweisen zu können, er mir eine andere Gunst erzeigen wolle, mich dies überaus glücklich machen würde.

— Und was wünschen Sie, lieber Fahrtrapp, sprechen Sie, wenn es in meinen Kräften steht, mit Vergnügen . . . Was ist's?

— Mein Begehren wird Ihnen ein wenig sonderbar vorkommen, aber Kaiser Karl VII. hat mich auf gleiche Weise für einige ihm erwiesene Dienste belohnt.

— Nun, so reden Sie.

— Ich mag es kaum.

— Wagen Sie immerhin.

— Sehen Sie, Herr von Voltaire, ich wünschte ein kleines

wahrhaft vandalische Geschichte beendigt war, umarmte ich meine Wirthe und dankte für die gute Aufnahme."

So weit Voltaire, der wohl manches übertrieben haben mag; indessen ist es nur zu wahr, daß man sich in Frankfurt häufig ähnliche Plackereien, besonders gegen Fremde, noch bis auf diesen Tag zu Schulden kommen läßt. Als der König von dieser saubern Geschichte unterrichtet wurde, war er nicht nur höchst entrüstet, sondern desavouirte dieses Verfahren auf das Bestimmteste.

Andenken von Ihnen zu besitzen, das mich Zeitlebens daran erinnerte, das Glück gehabt zu haben, Ihre Bekanntschaft zu machen.

— Sehr gerne, Herr Fahrtrapp, ist Ihnen vielleicht mit einer meiner Dosen, einer Uhr, einem Ring gedient, Sie dürfen nur sprechen ....

— Nichts von allen dem, ich bin viel bescheidener, unbescheidener wollte ich sagen.

— Nun, endlich heraus damit, was wünschen Sie?

— Eine — eine Ihrer Perrücken, eine von denen, die Sie schon oft getragen.

— Seltsame Grille! doch es sey Ihnen gewährt, antwortete das Genie mit einem etwas faunenartigen Lächeln.

— Tausend Dank, werthester Herr von Voltaire, ich werde das kostbare Geschenk höchst in Ehren zu halten wissen und mein Haupt nur bei den allerhöchsten Feiertagen, wie bei einer kaiserlichen Krönung, oder dem Begräbniß eines wohlregierenden Bürgermeisters, oder dem Leichenschmaus eines bürgerlichen Fähndrichs, damit schmücken. Außerdem wird das theure Andenken in meinem wohlverwahrten Schrank von Ebenholz, auf demselben Perrückenstock ruhen, den schon eine kaiserliche Perrücke ziert, die ich ebenfalls das Glück habe zu besitzen.

— Wie, Sie sind im Besitz einer kaiserlichen Perrücke?

— Freilich, der Monarch verehrte sie mir noch an dem Tage vor seiner Abreise.

Um der Sache ein Ende zu machen, meine Herrn, ich war so glücklich, das gewünschte Andenken aus Voltaires eignen Händen zu empfangen, es ist eine der schönsten Perrücken, die ich je gesehen, von einem der ersten Pariser Haarkünstler verfertigt. Erst dreimal habe ich mich damit geschmückt, einmal bei der Krönung unsers Kaisers Joseph II. im Jahr 1764, das Zweitemal vor vier Jahren als der weltberühmte Blanchard auf unserer Bornheimer Haide die erste Luftschifffahrt in Deutschland machte, und endlich heute zu Ehren des nun Getauften: sehen Sie, das ist sie.

Herr Fahrtrapp nahm nun die Perrücke von seinem Kopfe und ließ sie der Reihe nach von den Anwesenden bewundern. Als sie alle gehörig und nach allen Seiten betrachtet hatten, nahm sie der Besitzer wieder zu sich und setzte sie sich selbst auf das platt geschorene Haupt, indem er sprach: aber bei Blanchards Luftfahrt wäre ich beinahe um diese kostbare Reliquie gekommen.

— Wie so? Herr Fahrtrapp, fragte Herr Scholze.

— Bei diesem noch nie gesehenen Schauspiel, das aber an dem dazu bestimmten Tage aus besondern Ursachen, die Sie sogleich hören werden, nicht stattfinden konnte ....

— Höre, Bruder, fiel ihm Weller in die Rede, mache keine so lange Brühe um diese ebenfalls schon hundertmal erzählte Geschichte, oder erlaube mir, daß ich sie den Herren in wenig Worten mittheile.

— Nach Belieben, mein hochweiser, großgünstiger, auch wohlfürsichtiger ꝛc. Herr Schöffe.

— Gut, also hören Sie, begann nun Weller: Den 27sten September 1785, an dem Blanchard Deutschland mit dem noch nie gesehenen Schauspiel einer Luftschifffahrt erfreuen wollte, hatte sich eine unzählige Menge Menschen aus allen Winkeln und Enden des deutschen Reiches nebst vielen Standespersonen in und um Frankfurt eingefunden, so daß in der ganzen Stadt in keinem Gasthof und in keinem Privathaus ein Unterkommen mehr zu finden war. Nur mit Mühe hatten wir uns, mein Schwager und ich nebst unsern Frauen, Plätze im ersten Rang des mit Brettern vernagelten Rondels zu einer Karolin in Gold den Platz verschaffen können, der zweite Rang wurde mit einem Dukaten und der dritte mit einem halben Dukaten bezahlt. Trotz diesen hohen Preisen waren alle Plätze schon mehrere Stunden vor der zum Aufsteigen bestimmten Zeit besetzt, und außerhalb dieses Raumes harrten wohl über 200,000 Zuschauer des nie gesehenen Schauspiels.

Endlich war Alles zur Auffahrt bereit; da wollte der Erbprinz von Hessen-Darmstadt durchaus und trotz allem Widerreden seiner hohen Anverwandten die halsbrechende Fahrt mitmachen. Schon hatte er neben Blanchard nebst noch einem Herrn in dem verhängnißvollen Schiffchen Platz genommen und eben sollte der Ballon abgeschnitten werden, um sich zu erheben, als ein pfeifenartiges Sausen dicht an dem linken Ohr meines erschrockenen Schwagers vorbeistrich, und in demselben Augenblick erhielt der Ballon auch ein Loch, aus welchem das Gas entströmte, er schrumpfte allmählig zusammen und fiel endlich nieder. Blanchard selbst war über diesen Vorfall so erschrocken, daß er die Sprache sammt dem Kopf verloren zu haben schien, und die Zuschauer, besonders die nichtzahlenden außerhalb der Rotunde, geriethen in großen Aufruhr und wurden fast wüthend, sie glaubten, man habe sie nur

foppen wollen und zum Beſten gehabt. Ich ſah den Augenblick kommen, wo man den armen Luftſchiffer in Stücke reißen würde. Nur durch die unerhörteſten Anſtrengungen einiger angeſehenen Perſonen gelang es, ihn der Wuth des Pöbels zu entziehen. Der Fürſt von Naſſau-Weilburg nahm ihn in ſeinen Wagen, der durch eine ſtarke militäriſche Bedeckung geſchützt wurde, und brachte ihn ſo mit heiler Haut in ſein Hôtel im Gaſthof zum goldnen Löwen zurück.

War Blanchard durch dieſen Unfall ſehr ergriffen, ſo war es mein werther Schwager nicht minder, denn ſtellen Sie ſich vor, daß, als man, alle Zucht und Ordnung bei Seite ſetzend, die bretternen Schranken niederriß und in das Sanctiſſime einſtürmte, auch er von einem paniſchen Schrecken ergriffen, gleich den andern in der allgemeinen Flucht mit fortgeriſſen, niedergeworfen und mit Füßen getreten wurde, und als es ihm nach vielen vergeblichen Anſtrengungen gelang, ſich wieder zu erheben, ſiehe da war er Hut- und Perrükenlos. Sie können ſich nun ſeinen Schmerz vorſtellen, als er den nicht mehr zu erſetzenden Verluſt dieſes Kleinods wahrnahm, er vergaß über dieſem moraliſchen Schmerz allen körperlichen, den ihm doch die mannichfachen Quetſchungen, Rippenſtöße, Fußtritte ꝛc., die er erhalten hatte, verurſachen mußten, ganz, und ließ nur die Worte: O, meine Perrücke, meine Voltaireperrücke! hören. Vergeblich, ja unmöglich war alles Suchen und Forſchen, der Tumult und die Verwirrung waren viel zu allgewaltig. Greiſe und Kinder, Männer und Frauen, Mädchen und Jünglinge lagen über- und durcheinander, Aerme oder auch Füße und Beine in die Höhe ſtreckend, wie es gerade kam. Ein Schlachtfeld vermag nicht ein ähnliches Schauſpiel darzubieten, ſelbſt ein homeriſches nicht. Den kommenden Tag ließ mein Schwager durch Trommelſchlag bekannt machen, daß derjenige, der ihm ſeine Perrücke wieder bringen würde, eine Belohnung von 50 Dukaten in Gold erhalten ſolle, und noch ehe ſich der Tag neigte, brachte ihm ein ehrlicher Fleiſcher gegen Empfang der Dukaten, die er dieſem unter Freudenthränen einhändigte, den unerſetzlichen Haarſchatz, wenn auch etwas übel zugerichtet. Dies, meine Herrn, der Hergang dieſer merkwürdigen Begebenheit.

— Aber wie endigte es mit Blanchard? fragte Herr Scholze.

— Dieſer kündigte die Luftfahrt auf einen andern Tag an, ſo wie daß er diesmal das Schiffchen allein beſteigen würde. Die-

selbe ging auch in der That Montags den 3ten Oktober über alle Erwartung gut von Statten. Um zehn Uhr Morgens erhob sich der Ballon majestätisch unter dem Jubel- und Freudengeschrei von mehr als hunderttausend Kehlen und dem Beifallklatschen von ein Paarmal hunderttausend Händen. Blanchard, eine weiße Fahne schwingend, schwebte bald hoch über uns und in weniger als vierzig Minuten legte er mehr denn fünfzehn Stunden zurück. Als er sich in der Gegend von Weilburg herablassen wollte, nahmen mehrere Hirten und Landleute die Flucht, wähnend, daß irgend ein übernatürliches Wesen oder der Gott sey bei uns selbst durch die Lüfte herabfahre. Dies kann nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß noch wenige Jahre früher man denjenigen, der nur von der Möglichkeit einer Luftschiffahrt gesprochen, für närrisch, und den, der sie wirklich vollbracht, für einen Zauberer gehalten haben würde, und ihm als einem solchen den Proceß gemacht und wahrscheinlich verbrannt hätte. Ein Schäfer und ein Junge von fünfzehn Jahren schnitten sogar die Stricke entzwei, mit denen Blanchard die Anker geworfen hatte. Endlich gelang es ihm mit Hilfe einiger vernünftigen Leute in der Nähe von Weilburg die Erde zu erreichen.

Den folgenden Tag fuhr er in einem fürstlichen Wagen vierspännig nach Frankfurt, wo man so außerordentliche Vorbereitungen gemacht hatte, als gälte es ein gekröntes Haupt zu empfangen. Man führte ihn in das Theater, wo ihm Pauken und Trompeten entgegenschmetterten und die Vivats gar kein Ende nehmen wollten. Als der Vorhang in die Höhe gegangen war, krönten die Schauspieler in phantastischen Feierkleidern seine Büste mit Lorbeeren und deklamirten ihm zu Ehren ein in französischer Sprache abgefaßtes Festgedicht mit ächt deutschem Accent. Nach dem Schauspiel wurde ihm ein herrliches Souper gegeben, das mein werther Herr Schwager hier angeordnet hatte und dem viele hohe Standespersonen und Gesandte beiwohnten. Auf den folgenden Tag wurde ein noch prächtigeres Mittagsmahl im Gasthof zum römischen Kaiser veranstaltet, dessen Anordner ebenfalls Herr Fahrtrapp war, der, wie Sie wissen, jeden Sonn- und Feiertag daselbst zu speisen für gut findet.

— Herr Bruder, ich verbitte mir dergleichen Anmerkungen, die nicht zur Sache gehören, fiel hier der Genannte ein.

— Man unterbreche mich nicht zur Unzeit, versetzte Herr Weller,

und fuhr fort: der Gefeierte wurde abermals mit Trompeten empfangen, und um ihn zu belustigen, warf man vom Balkon unter das vor dem Haus versammelte Volk Geld herab. Bis beinahe zur einbrechenden Nacht saß man zu Tisch, von dem man aufstand, um den kühnen Luftschiffer abermals in das Theater zu führen; diesmal waren es jedoch nicht Pferde, sondern Menschen, die, seinen Wagen ziehend, die Viehdienste versahen und dafür reichlich aus unserm Stadt-Aerarium belohnt wurden. Mit noch größerer Feierlichkeit als das Erstemal wurde er im Schauspielhaus empfangen. Der Saal war auf das Prächtigste ausgeschmückt und erleuchtet, man führte ein Stück auf, das man ihm zu Ehren eigens in der Eile verfaßt hatte, und ein köstliches Nachtmahl, dem mehrere fürstliche Personen und Prinzen beiwohnten und das bis lange nach Mitternacht währte, beschloß endlich das dreitägige Fest.

Den kommenden Tag hatte sich der ganze Großgünstige und Wohlfürsichtige Magistrat sammt den beiden einjährig wohlregierenden Bürgermeistern und dem Herrn Stadtschultheiß in dem Kaisersaal des Römers versammelt, um den glücklichen Luftschiffer in feierlicher Audienz zu empfangen. Man hieß ihn sich in einem carmoisinsammtnen Lehnsessel niedersetzen, machte ihm ein Ehrengeschenk von fünfzig doppelten Krönungsdukaten und eröffnete ihm, daß alle Kosten seiner Luftfahrt von der Stadt, die er damit beehrt, getragen würden.

So lange unsere gute Stadt steht, wurde noch keinem Sterblichen solche Ehre zu Theil, nicht einmal Voltaire, schloß etwas malitiös lächelnd Herr Weller.

— Diesem hat man, zur ewigen Schande Eurer Regierung sey es gesagt, abscheulich mitgespielt, versetzte Herr Kahrtrapp.

— Lassen wir das jetzt bei Seite, sagte der Wirth vom Hause, wir wollen lustig und guter Dinge seyn, und lieber einen Chor zur Ehre des neugebornen Christen anstimmen.

— Einverstanden, riefen mehrere Gäste, und man sang das Lied: »Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher« aus voller Kehle; Scherz, Jubel und Gesang währten bis spät in die Nacht hinein, und mehrere von den Damen machten Chorus mit, namentlich Frau Rath Göthe und Frau Scholze, wovon die erste durch ihre geistreichen Einfälle und die andere durch ihre Anmuth und Schönheit das Fest würzte. Endlich machten sich die Taufgäste größtentheils mit etwas schweren Köpfen und schwachen Bei-

nen, das heißt die Herren, auf und verließen taumelnd und wohlgemuth das goldne Schiff. Einigen von ihnen schienen sogar die freilich nicht sehr breiten Straßen Frankfurts zu enge. Doch gelangten alle glücklich und selig daheim an, wo sie den süßen Rausch bis zum hellen Tag verschliefen.

II.

Kleinkinderjahre mit großen Episoden. — Die letzte deutsche Kaiserkrönung. (Franz II.) — Die französischen Emigranten. — Die Frankfurter Juden. — Der alte Rothschild und sein Vater. — Ein Paar Anekdoten.

Der junge Schreihals, der in so heiterer Gesellschaft getauft worden war, und dem man den Namen seines Großvaters mütterlicher Seite, des Schöffen Weller, Karl Ferdinand, gegeben hatte, war kein anderer als der, welcher diese Denkschriften niederschrieb, das heißt, ich selbst, und die im vorhergehenden Capitel mitgetheilten Begebenheiten hörte ich wohl hundertmal von meinen Verwandten als gewaltige Merkwürdigkeiten erzählen.

Ich war zwar nicht Hochgeboren, denn ich kam weder auf einem Thurm noch auf einem Berg zur Welt, sondern im ersten Stock eines bequemen Wohnhauses, das, wie wir schon wissen, den Namen des goldnen Schiffs führte, aber auch gleich einem solchen allen möglichen Klippen und Stürmen ausgesetzt war. Man versicherte jedoch, ich sey Wohlgeboren, weil alle meine Gliedmaßen gehörig proportionirt und wohlgestaltet seyen; manche unserer Bekannten, die sich auf Physiognomie oder Mienendeuterei verstehen wollten und vorgaben Lavater studirt zu haben, behaupteten auch, ich sey nicht gerade dumm geboren, ob ich aber auch edelgeboren sey, müsse erst die Zukunft und meine Handlungen lehren. Aergerlich war es allerdings, daß ich nicht auf dem Blocksberg oder dem Himalaya zur Welt kam, dann würde ich auf jeden Fall Hochwohlgeboren gewesen seyn.

In dem verhängnißvollen Jahr 1789 geboren, wäre es kein Wunder, wenn ich ein rechter Revolutionsmensch geworden wär, doch mein guter Stern hat mich vor so heillosen Gedanken bewahrt.

Ohne im Stande zu seyn, einen Stammbaum aufweisen zu können, der sich weiter als auf meine werthen Urgroßväter erstreckte, kann ich jedoch mit dem besten Gewissen versichern, daß ich wenigstens eben so viele Ahnen zähle, als der älteste Hof-, Stifts- und Gott weiß was Alles sonst noch fähige Edelmann in der ganzen Christenheit, denn wenn nicht unsere heiligen Bücher lügen, und wer möchte so etwas zu behaupten wagen, so stamme ich in gerader oder krummer Linie, gleichviel, von Herrn Adam und der Frau Eva ab.

Es ist überhaupt ein sonderbares Ding um die Ahnen und wir haben deren und müssen deren Millionenmal mehr haben, als die Wüste Sahara Sandkörner enthält und wir nur vermuthen oder zählen können. Denn wenn sie nicht zuletzt immer wieder in einer oder einigen Personen zusammenträfen, so müßten wir schon bei der 61sten Generation rückwärts mehr Ahnen haben, als jemals Menschenkinder auf unserem Erdball gewohnt, noch in alle Ewigkeit wohnen werden *).

*) Man denke nur an die 64 Felder des Schachbretts. Unter den vielen Sagen über die Erfindung dieses Spiels ist eine, die erzählt: der Bramine Sissa habe dasselbe 400 Jahre vor Christi Geburt erfunden, um dem König Schachram, der das Volk verachtete, durch das Schachspiel die Lehre zu geben, daß ein Herrscher ohne die Geringen nichts vermöge. Der über diese geistreiche Erfindung entzückte König erlaubte dem Bramin, sich eine Gnade zur Belohnung von ihm erbitten zu dürfen. Der Bramin begehrte, daß man ihm für das erste Feld ein Weizenkorn, für das zweite zwei, für das dritte vier, für das vierte acht, für das fünfte sechzehn Weizenkörner und so fort, in geometrischer Progression die Körner bis zum 64sten Feld verdoppelnd, geben und den ganzen Betrag schenken möge. Seine Majestät der König Schachram war fast ungehalten über die ihm so unbedeutend scheinende Forderung, die er beinahe für Spott nahm; wie groß war jedoch sein Erstaunen, als er vernahm, daß alles Getreide, welches jemals die Erde hervorgebracht, die verlangte Zahl Körner nicht liefern würde. Sie betrug: 18,000,000,000,000,000,000 Körner, welche beinahe fünfzehn Billionen Kubikfuß oder vierzehn und eine halbe Billion englischer Scheffel ausmachen, die einen Raum von 2200 Quadratmeilen, auf denen das Korn dreißig Fuß hoch läge, einnehmen würden! Es müssen daher nothwendigerweise Millionen Menschen immer wieder auf ein und denselben Ur-Ahn stoßen, in dem gar leicht Könige und Bettler zusammentreffen können.

Das Studium der Genealogie oder Geschlechtskunde war so wenig als das der Heraldik jemals meine schwache Seite; soviel weiß ich aber demungeachtet, daß meine Voreltern zu dem sehr ehrenwerthen Stand der redlich erwerbenden Klassen gehörten und keiner unter ihnen hatte das saubere Handwerk der Wegelagerer und Straßenräuber getrieben, die aus wohlverwahrten Raubnestern, Burgen genannt, bis an die Zähne bewaffnet, über wehrlose Reisende und Kaufleute herfielen, und deren mühsam erworbenes Gut stahlen. Eben so wenig würde sich unter meinen würdigen Vorfahren einer auffinden lassen, der durch Speichelleckerei und Kriecherei um einen sogenannten Großen der Erde oder um die Stufen eines Throns mit hochgekrümmtem Katzenbuckel kriechend und durch Gesichterschneiderei nach allen zweiunddreißig Winden sein Glück wirklich oder vermeintlich hätte machen wollen, und zum Lohn für seine Bemühungen ein gegerbtes, mit allerlei nichtigem Schnickschnack bekritzeltes Eselsfell, ein Bändchen, Kreuzchen oder Sternchen, und wie das Spielzeug erwachsener Kinder und Schwachköpfe alles heißen mag, hätte nehmen mögen.

Doch genug von meinen ehrwürdigen Vorfahren, die, wenn sie auch keine Luther, Washington oder Franklin waren, doch auch gerade keine Mückentödter und Jagdhiebe zu Enkeln haben, und es ist um so besser für uns Enkel, da, wie zur Genüge bekannt, ein großer Name oft eine gar schwere Bürde ist, und nicht selten eine gewaltige Last von Lächerlichkeiten, wohl auch Verachtung aufladet. Ich könnte gar manches Beispiel davon anführen; doch **exempla sunt odiosa**. Es ist dann immer besser, der erste als der zwanzigste seines Stammes zu seyn.

Das erste Ereigniß von Wichtigkeit, das mir noch aus meiner frühen Kindheit, wenn auch in etwas verworrenen Bildern, vorschwebt, ist die letzte deutsche Kaiserkrönung. Obgleich damals noch nicht vier Jahre zählend, so sind mir doch mehrere Einzelnheiten jener Begebenheit, die einen besonders lebhaften Eindruck auf mich machten, vollkommen im Gedächtniß geblieben.

Es gehört nicht hieher, eine ausführliche Beschreibung der damaligen Krönungsfeierlichkeiten zu geben, wer eine solche wünscht, findet sie ja ausführlich und langweilig genug in den Krönungs-Diarien, auch hat sie Göthe in: »Dichtung und Wahrheit« anschaulich beschrieben; hier also nur das Hauptsächlichste und Interessanteste von der letzten deutschen Kaiserkrönung.

Die Unruhen und die trüben Aussichten auf den bereits erklärten Krieg, eine Folge der französischen Revolution (der Landgraf von Hessen-Cassel hatte zum Schutz der Krönung ein Lager von 10,000 Mann bei Bergen aufgeschlagen), waren Ursache, daß die Wahl- und Krönungsceremonien bei weitem nicht mehr mit den bedächtigen und großen Weitläufigkeiten, wie das bei den frühern Krönungen der Fall war, vorgenommen wurden, auch hatten sich zum großen Leidwesen der edlen Bürgerschaft weit weniger Fremde von Rang und Reichthum als sonsten eingefunden. Man beeilte sich, die Sache so schnell als möglich zu beendigen, als fürchtete man, das aufrührerische Frankreich möchte sonst den guten Deutschen den ganzen Spaß verderben. Viele Dutzend der damaligen deutschen Souverainchen blieben aus und von den Churfürsten hatten sich nur die geistlichen Herrn eingefunden. Das Leben und Treiben in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen war indessen immer noch lebhaft und tumultuarisch genug, das Zusammenströmen der Bewohner der Umgegend außerordentlich, und dazu kamen fortdauernd starke Durchmärsche östreichischer und preußischer Truppen, die sich nach der Grenze von Frankreich begaben. In den Familien, Gasthöfen und Weinstuben sprach man zwar viel von der bevorstehenden Krönung, allein die täglich von Paris kommenden hochwichtigen Nachrichten machten, daß man sie fast nur als eine Nebensache betrachtete. Eine gewisse Aengstlichkeit hatte sich der aristokratischen Gemüther der Reichen der Stadt bemächtigt, welche ihnen die bevorstehenden Feierlichkeiten und Freudenfeste sehr verbitterte. Die Meinungen der Bewohner Frankfurts über die französische Revolution waren zwar sehr verschieden, doch waren im Allgemeinen die Patrizier und wohlhabenden Spießbürger der guten Reichsstadt bis zu den geringern Ständen herab gegen dieselbe eingenommen, nur einzelne Familienglieder, unter denen viele Frauen, waren zum Theil enthusiastisch für diese Umwälzung und für die neue Freiheit. So waren in unserer ganzen Familie meine Mutter, deren beide Brüder Franz und Fritz, und eine hübsche Cousine, Jakobine Fahrtrapp, die Einzigen, welche sich für die Neufranken erklärten und die französischen Revolutionslieder ça ira u. s. w. am Klavier spielten und sangen, was oft zu Neckereien Veranlassung gab, die selten ohne Bitterkeiten abliefen. Obgleich mein Vater die Nothwendigkeit einsah, den heillosen Zustand der fast in Sklaverei schmachtenden Völker zu verbessern,

und zugab, daß es endlich an der Zeit sey, einmal den Plunder veralteter Schnurrpfeifereien und Vorurtheile auf die Seite zu schaffen und die jedem Menschen zustehenden Rechte geltend zu machen, so war er doch durchaus gegen jede gewaltsame blutige Umwälzung, die meistens das Uebel nur verschlimmert, und wollte alles nur durch heilsame Reformen bewirkt wissen. In vielen Häusern Frankfurts war es so, das Ansehen des Oberhaupts reichte nicht immer aus, um den Hausfrieden zu erhalten, und häufig fanden unangenehme Auftritte deßhalb Statt.

Indessen waren die fürtrefflichen Herren Wahlbotschafter sammt ihrem zahlreichen Gefolge nach und nach in der alten Wahl- und Krönungsstadt eingetroffen, und durch die Deputationen eines hochedlen Magistrats unterthänigst und krummrückig genug bekomplimentirt und empfangen worden, ebenso des Reichs-Erbmarschall Graf von Pappenheim Excellenz. Die üblichen feierlichen Auffahrten fanden Statt, die Wahlkonferenzen begannen, und nachdem die Staatswagen und Pferde des nolens volens zu wählenden Kaisers angekommen, wurde unter Trompetenschall verkündet, daß die Wahl, bei der man keine Wahl mehr hatte, vor sich gehen würde. Einige Tage vorher legte die ehrsame Bürgerschaft, so wie der ganze Magistrat in Gegenwart der fürtrefflichen, höchst ansehnlichen Herren Wahlbotschafter den Schwur und Sicherheitseid mit der gebührenden Demuth ab, und die Herren Churfürsten, von denen nur die von Mainz, Cöln und Trier in höchst eigner Person gekommen waren, hielten ihre Einzüge in sechsspännigen Gallawagen unter dem Donner der Kanonen, wie dies so gebräuchlich, und der Paradirung der edlen Bürgerschaft. Auch sie wurden von einer Senatsdeputation mit unterthänigstem Respekt bewillkommt. Endlich verkündeten den 3. Juli, nachdem die Glocken schon eine Weile die Mittagsstunde angezeigt, dreihundert Kanonenschüsse, daß das schwere Werk der Wahl vollbracht und S. M. der König von Ungarn und Böhmen, unter dem Namen Franz II., zum Schutz und Schirm und Vermehrer des Reichs erwählt sey, das er jedoch weder zu schützen noch zu schirmen und am allerwenigsten zu vermehren vermochte. Die Wahl war unter folgenden Umständen vor sich gegangen. Nachdem sich die Herren Churfürsten durch ein copiöses Frühstück gestärkt und im Römer — so nennen die Frankfurter ihr Rathhaus — ins Churhabit gesteckt hatten, ritten sie nebst den Herren Wahlbotschaftern in die Domkirche, wo sie dem

Gottesdienst und einer Messe beiwohnten, sodann vor dem Altar einen Eid ablegten, den einige Notare zu Protokoll nahmen, worauf die Antiphona: Veni sancti spiritus, zu deutsch: Komm, o heiliger Geist, der aber, wie alles andeutete, ausblieb, gesungen wurde, und nach deren Beendigung man sich in das Wahlzimmer begab, wohin man auch sämmtliche Thorschlüssel der Stadt in einem ledernen Beutel gebracht hatte, und der Herr Reichserbmarschall schloß die hohen Herrn einstweilen ein. Sie hatten Gott in der Kirche gebeten, ihnen doch bei diesem schweren Geschäft beistehen zu wollen, damit sie eine würdige Wahl träfen, und geschworen, daß sie nach ihrem Gewissen den fähigsten und würdigsten der deutschen Fürsten, um die hohen Verrichtungen eines Kaisers versehen zu können, erwählen wollten! Ob dies auch kein falscher Eid war? — Eine Viertelstunde nachdem sie eingesperrt gewesen, verkündete schon das Geläute aller Glocken und der Donner der Kanonen, daß das mühsame Werk glücklich vollbracht sey, und die Wähler wurden wieder in Freiheit gesetzt, ritten auf den Römer und fuhren von da in prächtigen Gallawagen unter dem Jujauchzen des guten Volks in ihre respectiven Wohnungen zurück. Zwei Tage darauf trafen auch die Reichsinsignien glücklich und wohlbehalten von Aachen und Nürnberg ein, unter denen die Reichskrone, die angeblich noch vom großen Karl herrühren sollte, so wie dessen Schwert, ein Kästchen in welchem sich Erde mit dem Blut des heiligen Stephan getränkt befindet u. s. w. Diese kostbaren Reliquien wurden von einer Magistratsperson an der Spitze der bürgerlichen Reiterei in Empfang genommen, und zwar noch außerhalb der Stadt, die von Aachen vor der Bockenheimer Pforte und die Nürnberger vor dem Affenthor oder Quirinsthor, wie es einige sublime Frankfurter Gelehrte genannt wissen wollen. Den 11ten Juli Abends kam der Erwählte selbst nebst seiner Gemahlin und hohem Gefolge in Frankfurt an, und wurde vom guten Volk wie herkömmlich mit erstaunlichem Jubel empfangen, ungeachtet er im strengsten Inkognito angekommen seyn wollte. Den folgenden Tag verfügte sich ein hochedler Magistrat in corpore zu Seiner Majestät und bezeugte Allerhöchstderselben das Entzücken, in welches die getreue Wahlstadt ob seiner glücklichen Ankunft gerathen sey. Hierauf beschwor Franz, auch unter dem Accompagnement von hundert Kanonenschüssen und der Glocken, die Wahlkapitulation in der St. Bartholomäuskirche und schenkte dem Reichserbmarschall, Gra-

sen von Pappenheim, eine kostbare, goldne, reich mit Brillanten besetzte Dose, deren Werth man auf zwanzig Tausend Gulden schätzte. Derselbe war S. M. entgegen geritten, ihr die glücklich vollbrachte Wahl zu verkünden. Diese Dose mußte später hebräisch lernen und fiel oder ging vielmehr durch die Hände des Juden Mayer Amschel Rothschild, Vater der jetzigen Häuser Rothschild, der ein ziemliches Profitchen an diesem Kleinod machte und so in den Stand gesetzt wurde, seinen kleinen Negoz mit Umwechseln verschiedener Geldsorten und mit alten Gold- und Silbersorten, die er einhandelte, zu erweitern.

Während nun rasch die Vorbereitungen zur Krönung des neuen Kaisers gemacht wurden, marschirten unaufhörlich preußische Truppen durch die Stadt, in der Absicht, eine Promenade nach Paris zu machen, um den armen Ludwig XVI. aus den Händen der abscheulichen Jakobiner zu befreien, was, wie man die guten Leute versichert hatte, nur ein Kinderspiel seyn sollte.

Der braven Bürgerschaft von Frankfurt wurde nun unter Trommelschlag anbefohlen und bekannt gemacht, daß sie sich am Krönungstage hübsch ordentlich, ruhig und artig betragen müsse, wie dies zu ihrem Ruhm bei der vor ein Paar Jahren (1790) stattgehabten Krönung Leopolds auch der Fall gewesen, und sie befolgte, einige unfläthige und unartige Ausnahmen abgerechnet, den Befehl pünktlich.

Ihre K. K. M. wurden auch von der Stadt beschenkt, mit was ist mir jedoch entfallen, doch sollen die Geschenke sehr gnädig auf- und angenommen worden seyn. Endlich brach der Morgen des zur Krönung bestimmten und ersehnten Tages, der 14. Juli 1792, an, der Jahrestag, an dem drei Jahre früher das Pariser Volk die Bastille erstürmt hatte. Mehrere schwachköpfige Aristokraten hatten sich stark gegen die Wahl dieses Tages erklärt und behauptet, daß er von einer schlimmen Vorbedeutung für das heilige römische Reich seyn könnte, und diesmal hatten diese Unglückspropheten recht, dagegen hatten aber andere starksinnige Geister eingewendet, man müsse dem Volk gerade zeigen, daß man sich nicht fürchte, und ihm zum Trotz diesen Tag wählen, und diese Meinung drang durch.

Kaum fing der Tag zu grauen an, als in Häusern und Straßen auch alles lebendig wurde, und das Gedränge nahm nun von Minute zu Minute zu. Unter dem unaufhörlichen Geläute aller

Glocken versammelte sich die buntgekleidete und bewaffnete Bürgerschaft aller vierzehn Quartiere, die alten reichsstädtischen Fahnen flatterten, die Trommeln wirbelten und die Trompeten von drei, dreizehn Mann starken Abtheilungen der bürgerlichen Kavallerie bliesen ihre Backen so gewaltig auf, daß man hätte glauben sollen, es wären die baubäckigen Engel, die zum jüngsten Gericht schmetterten. Alle bewaffneten Bürger verfügten sich gehorsam an die ihnen zur Aufrechthaltung der Ordnung angewiesenen Plätze, die meisten von ihren Weibern, Kindern und Schwestern begleitet, die da hofften, durch die Protektion der Väter, Gatten und Brüder ihre Schaulust besser befriedigen zu können.

Das Haus meiner Eltern, unser Schiff, lag glücklicherweise in einer der Hauptstraßen, der alten Fahrgasse, durch welche sich der Krönungszug bewegte. Vor neun Uhr sahen wir schon die Churfürsten in ihren Churhabiten mit großem Gefolge sich in die Domkirche begeben, wo sie ihre Pontifikalien vorfanden. Um dieselbe Zeit begab sich auch der Reichserbmarschall mit seiner Suite in das Braunfels, wo der Kaiser wohnte, um diesen zu seinem Ehrentag abzuholen. Um zehn Uhr kam nun der ganze Krönungszug an unserm Haus vorüber, dessen Fenster mit Bekannten und Verwandten bis in das fünfzehnte Glied garnirt waren, denn bei solchen Gelegenheiten entsinnen sich auch die vergeßlichsten Vettern und Muhmen der alten Verwandtschaft, und alle Bekannten werden zu intimen Freunden. Mein Vater hatte außerdem auch dem Beispiel anderer Hauseigenthümer folgend, noch Brettergerüste für die Zuschauer vor seiner Wohnung aufschlagen lassen. Unter beständigem Läuten und Schießen nahte der Zug. Fürsten und Reichsgrafen eröffneten ihn, diesen folgte der Wappenkönig mit den Herolden zu Pferd, sodann kamen die Wahlbotschafter nach ihrem Rang, einer hinter dem andern geritten. Ihnen folgten ebenfalls zu Pferde und in spanischen Mänteln der Reichserbschatzmeister mit der Krone, der Reichskämmerer mit dem Scepter, der Reichserbtruchseß mit dem Reichsapfel auf Kissen von rothem Sammet, sodann der Reichserbschenk und der Reichserbmarschall mit dem Schwert, alle zum Letztenmal ihre Functionen verrichtend. Endlich kam der Kaiser unter einem Baldachin von gelbem Damast, auf dem der östreichische Doppeladler gestickt war, reitend. Zehn hochweise Magistratspersonen eines edlen Raths, sie hatten schön gepuderte Perrücken mit Haarbeuteln, trugen die Last des

dem Baldachins mit entblößtem Haupt. Als der Kaiser in die Nähe unserer Wohnung gekommen war, da instruirte uns meine schöne Tante Scholze, die ebenfalls von Niedesheim gekommen war, der seltenen Feierlichkeit beizuwohnen, mich im Arm haltend, jetzt müsse ich Vivat schreien, und ich schrie mit den andern aus vollem Hals mein »Vivat Franciskus!« und zwar so lange als ich den Gegenstand sah, dem es galt. Dieser Augenblick und eine Scene auf dem Römerberg ist es, was ich mir noch am lebhaftesten von jenem Ereigniß vorstellen kann. Indessen hatte trotz allem Vivatrufen die ganze Ceremonie einen etwas sehr düsteren Anstrich, und ein gewaltiger Platzregen, der fiel ehe der Kaiser noch den Dom erreicht hatte, durchnäßte den ganzen Zug bis auf die Haut. — Es gab Leute, die damals prophezeihten, dies sey der Leichenzug des heiligen römischen Reichs — und auch diese Propheten hatten wahrgesagt. Um ein Uhr war endlich die Krönungsfeierlichkeit vorüber, und der Zug begab sich aus dem Dom in den Römer und schritt über rothes, gelbes und weißes Tuch, womit die Straßen belegt waren, durch die er kam. Der Gekrönte hatte jetzt die schwere Reichskrone auf dem Haupte und war mit dem kaiserlichen Pontifikalium bekleidet, er ging nun zu Fuß und hielt in der einen Hand den Scepter und in der andern den Reichsapfel. Das kurfürstliche Trifolium hielt die Zipfel seines Mantels, und kaiserliche und kurfürstliche Garden machten den Beschluß. Kaum war der letzte Mann derselben vorüber, so fiel das gute Volk über das ihm preis gegebene Tuch her, und riß es in Stücken. Der schließende Offizier mußte beständig rückwärts wie ein Krebs marschiren und mit seinem Degen abwehren, wollte er nicht, daß er und vielleicht die ganze Procession von denen, welche das Tuch abrissen und abschnitten, über den Haufen geworfen würde.

Während die Salbung und die andern Verrichtungen im Dom vorgingen *), hatte mich mein Vater mit auf den Römerberg ge-

*) Der Kaiser wurde an sieben Orten, auf dem Scheitel, der Brust, dem Nacken, zwischen den Schultern, auf dem rechten Arm, an dem Gelenke dieses Armes und in der flachen Hand gesalbt, diese Handlung verrichtete der Kurfürst von Mainz, als Conservator, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Vor und nach der Salbung wurden viele lateinische Gebete abgesungen und der Kaiser mußte eine Art Glaubensbekenntniß und das Versprechen, gerecht und billig zu regieren, auch

kommen, und ich wurde daselbst durch Vergünstigung eines bürgerlichen Capitäns, der unser Haus mit gutem Ochsenfleisch versorgte, auf eine von Trommeln errichtete Pyramide gesetzt, von welcher Höhe herab ich das Gewühl der Menge, die breiterne Hütte, in welcher der mit Geflügel, Hasen und Spanferkeln gespickte Ochs gebraten wurde, und den Springbrunnen mit dem doppelten Adler, aus dem sehr christlich getaufter rother und weißer Wein sprang, wohl übersehen konnte. Als sich jedoch der aus der Kirche kommende Zug näherte und die Tambours nach ihren Trommeln griffen, mußte ich meinen hohen Standpunkt verlassen und würde schwerlich die weitern Ceremonien gesehen haben, wenn sich nicht wieder eine Dame, und zwar die Frau Oberst Schulter, Göthes Tante, die wir schon bei der Taufe kennen lernten, meiner angenommen hätte. Die gute Frau befand sich nehmlich in einem auf dem Römerberg gelegenen uralten Haus, welches wegen dem reichen und künstlichen Schnitzwerk, mit dem seine ganze Facade verziert ist, eine der Merkwürdigkeiten Frankfurts ausmacht, hatte mich bemerkt, und ließ mich zu sich in den zweiten Stock dieses Hauses holen, von wo ich nun abermals den ganzen Zug von dem gegenüberliegenden Markt ankommen sah. Dafür mußte ich aber auch meine Lunge wieder gehörig mit Vivats anstrengen, als sich Franz dem Römer näherte. Schon von weitem begrüßte ihn hier die Kaiserin und der Erzherzog von einem Balkon des Hauses Limburg. — Ich sah nun zu meiner Freude recht gemächlich, wie sich das gute Volk um den Hafer balgte, nachdem der Reichserbmarschall dem Kaiser ein silbernes Maaß voll davon vorgehalten und wieder ausgeschüttet hatte, wie der Reichstruchseß ein Stück von dem gebratenen Ochsen sammt einem Spanferkel in einer vergoldeten Schüssel für die kaiserliche Tafel empfing, worauf der Ueberrest des Thieres von der kräftigen und ehrsamen Zunft der Fleischer, jedoch nicht ohne harten Kampf erbeutet wurde; wie der Reichsschatzmeister keinen Platz-, sondern einen etwas dünngesäeten Gold- und Silberregen um sich her verbreitete, den zu empfangen Tausend Hände sich in die Lüfte erhoben, sodann die als Gold- und Silbermünzen auf den Boden fallenden Tropfen aufsuchten, und sich darum eben so sehr, wie endlich noch um den

dem Papst ein gehorsamer Diener zu seyn, ablegen; worauf er noch das Abendmahl empfing, ihm die Krone aufgesetzt und er mit den andern Insignien bekleidet wurde.

leeren Beutel rissen. Auch ein Wagen voll weißes Brod wurde unter das wilde Volk geworfen, wornach es jedoch weniger gierig haschte als nach einem Becher Wein von dem einzigen Brunnen, der solchen lieferte. Indessen speisten Se. Majestät Franz II. mit ächt österreichischem Appetit in dem Kaisersaal auf dem Römer, was nach den gehabten Fatiguen sehr natürlich war, eben so die Herren Churfürsten, die an besondern Tafeln schmausten, und von denen der geistliche Herr von Cöln, seines stattlichen Bauches wegen, eine wahre Curiosität war. — Es wurde auch nicht vergessen auf die Gesundheit des neuen Oberhaupts Deutschlands gehörig zu trinken, und die Vivats und der Kanonendonner erschütterten das glückliche Frankfurt in seinen Grundfesten. Daß bei einbrechender Nacht große Illumination und allerlei Feuerwerk war, versteht sich von selbst. Der Fürst Esterhazy, der in der ganzen Stadt kein Haus gefunden hätte, dessen Facade würdig gewesen wäre, mit der von ihm projektirten Illumination zu prangen, ließ zu diesem Zweck ein besonderes von Brettern und gemalter Leinwand auf dem Roßmarkt erbauen, und setzte die guten Frankfurter dadurch in Erstaunen und Verwunderung.

Den folgenden Tag schwuren Magistrat und Bürgerschaft, dem neuen Herrscher treu, hold und gewärtig zu seyn, und leisteten den Huldigungseid, den S. M. auf einem mit rothem Tuch behangenen Balkon und einen mit Imperialfedern geschmückten Hut auf dem Haupt, unter einem Baldachin allergnädigst anzunehmen geruheten.

Trotz dem Verbot hatten sich dennoch mehrere von den in Coblenz ein wüstes Leben führenden französischen Emigranten bei der Krönungsfeierlichkeit in Frankfurt eingeschmuggelt, namentlich auch die Maitressen des Grafen Artois (nachherigem Carl X.), deren er ein halbes Dutzend mit von Paris gebracht hatte. Er selbst fuhr in einer illuminirten Gondel mit Musik bei Nacht auf dem Main und durch die Bogen der Brücke mit diesen Damen. Die saubern Herrn führten in Coblenz ein wahres Luderleben, der Churfürst von Trier war nicht mehr Herr in seinem Lande, und dabei benahmen sie sich auf das Unverschämteste. Der beste Wein aus den churfürstlichen Kellern war ihnen kaum gut genug, um sich mit ihren Maitressen darinnen — zu baden! und selbst die Kammerjungfern dieser Weiber besudelten die churfürstlichen Geräthschaften auf das Frechste. Dieser französische Adel, der hier ein

Frankreich außerhalb Frankreich bilden wollte, erlaubte sich die gröbsten Ungezogenheiten und sogar Mißhandlungen gegen die Einwohner des Landes, wo er so großmüthig und gastfreundlich aufgenommen worden war, und mit Klagen gegen diese Herrn war nichts auszurichten. Nichts war ihnen gut genug, nicht selten warfen sie die Schüsseln mit den Speisen den sie darbringenden Dienern an den Kopf, indem sie sagten: dies wäre Kost für deutsche Schweine, aber nicht für französische Seigneurs. Sie mißbrauchten die deutsche Gutmüthigkeit auf das Schändlichste, sich Alles erlaubend, und doch waren es Almosen, die man ihnen reichte, denn man war ihnen nichts schuldig. Sie waren meistens gratis logirt und eben so genährt. Sie nannten sich nur den Hof, hielten ein Paar Dutzend französische Köche, und gebrauchten fünftausend Livres täglich, welche ihnen deutsche Dummheit lieferte, ohne das Fleisch, Brod, Wein und Gemüse zu rechnen, das man ihnen schenkte. — Ein gewisser Dominique, damals allmächtiger Minister des sonst eben nicht freigebigen Churfürsten Clemens von Trier, war es, der ihnen so zu hausen gestattete und die Mittel dazu verschaffte. Aber diese Herrn waren auch lauter Ducs, Marquis, Grafen, Vicomtes, Barone und Chevaliers d'Industrie. Besser hatte es der Churfürst von Cöln verstanden, sie sich vom Leibe zu halten, er warf ihnen einen Zehrpfennig hin, den sie auch gütigst anzunehmen geruheten, und schickte sie weiter. Schnell hatte sich aber auch das Mitleid und die Theilnahme, die man anfänglich für sie fühlte, in Abscheu und Verachtung verwandelt. Dazu kamen noch ihre ebenso lächerlichen als nichtigen Großsprechereien und das jämmerliche Aussehen dieser an Leib und Seele gleich ausgemergelten Helden, welche Mühe hatten, die großen Säbel zu schleppen, an die sie sich gebunden. Wenn man sie hörte, so war ihre Rückkehr nach Paris nichts als eine Reihe von Triumphen, die damit endigen würden, daß sie all die bürgerlichen Canaillen hängen ließen, die sich unterstanden einer hochadelichen Tyrannei ein Ende zu machen. »Werden wir uns diesen Winter zu Paris sehen?« fragte einer den andern und erhielt zur Antwort: das versteht sich, oder: »je ne vois point d'inconvenient,« und begab sich einer von ihnen in eine andere Stadt, so nahm er mit den Worten: »Auf Wiedersehen zu Paris« von den übrigen Abschied. — Sie sollten jedoch bald für ihre Missethaten und für ihren Uebermuth schrecklich gezüchtigt und der Spott der deut-

schen Bauern werden, und zeigten sich dann sehr dankbar, wenn man ihnen eine Brodrinde zuwarf.

Mehrere dieser Herren, welche zu ihrer Zerstreuung oder Geschäfte halber nach Frankfurt gekommen waren, wußten sich daselbst durch einige Banquiers und namentlich vermittelst gewinnsüchtiger Juden nicht unbedeutende Summen zu verschaffen, indem sie ungeheure Zinsen verschrieben, und außerdem noch große Belohnungen versprachen, sobald sie wieder in ihre Güter und Rechte eingesetzt seyn würden, woran damals fast Niemand in Frankfurt zweifelte, und was man sehr nahe glaubte, da man so viele stattliche Truppen nach der französischen Grenze marschiren sah. Die Wucherer ließen sich dadurch blenden und schossen die verlangten Gelder vor. — Außerdem hatte man in Frankfurt viele falsche Assignaten in Umlauf gesetzt, deren Ursprung, als die Sache entdeckt war, man jedoch nicht erforschen konnte. Dies Alles, so wie die Gefälligkeit der Wucherer sollte die Stadt theuer bezahlen, wozu noch kam, daß auch die Frankfurter Zeitungen so unklug waren, sich sehr unvorsichtig gegen die neue Ordnung der Dinge in Frankreich und gegen das französische Volk auszusprechen, woran sie der Magistrat nicht nur nicht hinderte, sondern sein Wohlgefallen daran zu haben schien.

Auch der Judenschaft in Frankfurt wurde die hohe Gnade zu Theil, dem kaiserlichen Ehepaar Geschenke zu machen und durch eine Deputation unterthänigst huldigen zu dürfen, jedoch nahm ihnen diese Huldigung ein kaiserlicher Hofrath im Namen seines Herrn ab und versprach ihnen in demselben Namen Schutz und Gunst, weßhalb die guten Hebräer eine große Freude hatten und ihre Augen von Thränen glänzten; ihr Dankgefühl für diese unüberschwengliche Gnade fand keine Worte, sie waren höchst gerührt, versicherte die Wiener Zeitung, und die entzückten Kinder Israels ließen während der Sabbathfeier Gebete und Danklieder für den gütigen Kaiser und das ganze Erzhaus zu Jehovah durch dessen Diener und Rabbiner erschallen.

Dies war kein Wunder, denn die armen Juden waren damals zu Frankfurt wirklich in einer höchst bedrängten Lage und bedurften allerdings eines mächtigen Schutzes; sie wurden fortwährend von den intoleranten Christen mißhandelt, gegen die sie sich freilich auch gar manchen Betrug und Spitzbübereien erlaubten. Jeden Augenblick war der Senat genöthigt, Verordnun-

gen zu erlaßen, in denen er bekannt machte, daß in Zukunft diejenigen, welche sich Mißhandlungen gegen die Juden erlaubten oder sie prügelten, auf das Strengste bestraft werden sollten, aber ungeachtet dieser Drohungen wagte man es nicht, die Schuldigen zu bestrafen, und die Juden wurden nach wie vor auf alle Weise mißhandelt. Sie waren damals gezwungen, ohne Ausnahme ihr jeden Abend geschloßenes Quartier zu bewohnen, das fast nur aus einer einzigen, ziemlich langen, aber sehr engen Straße bestand, in welcher an 8000 Seelen hausten, die jeden Tag bei einbrechender Nacht, so wie an allen Sonntagen und sonstigen christlichen Feiertagen eingesperrt wurden. Die Luft in diesem Stadttheil war daher verpestet, und wehe dem armen Juden, den man nach Sonnenuntergang noch in den übrigen Straßen Frankfurts begegnet hätte. Zu keiner Zeit durften sich diese Unglücklichen in den öffentlichen Spaziergängen der Stadt und auf gewissen Plätzen, wie dem Römerberg u. s. w. blicken laßen, der Pöbel würde sie halbtodt geschlagen haben. Sah man an Sonn- oder Feiertagen durch die Ritzen der geschloßenen Thore des Judenquartiers, so stellte sich den Blicken ein scheußliches Schauspiel dar. Die Straße wimmelte von unsaubern, ekelhaften Menschen, die kaum Platz genug hatten, sich von der Stelle zu bewegen, und aus jedem Fenster bis zu den Dachlucken der ziemlich hohen Häuser ragte Kopf über Kopf heraus und schien nach verdorbener und stinkender Luft zu schnappen. Diese braun und schwarz geräucherten Häuser gewährten einen grausigen Anblick und waren wahre mit Schmutz angefüllte Cloaken. Die Juden waren gezwungen, kleine Mäntel mit einem gelben Läppchen zu tragen, damit man sie schon von weitem als solche erkennen konnte, sie hatten sämmtlich ein höchst elendes, kränkliches Aussehen, eine braungelbliche Hautfarbe, und waren fast alle mit ekelhaften Krankheiten und mit der Krätze behaftet, die natürlichen Folgen dieses Einsperrens in ungesunder Luft. Auch während den Krönungsfeierlichkeiten durfte kein Jude sein Quartier verlaßen ohne eine besondere Erlaubniß des Magistrats, und selbst mit einer solchen konnten sie sich nicht unter die Masse des Volks wagen, das sie erdrückt haben würde. Der alte Rothschild hatte durch Vermittlung meines Großvaters, da er durch meinen Vater empfohlen war, eine solche Erlaubniß am Krönungstag Franz II. erhalten, und er sah den Krönungszug aus einem Dachfenster unsers Hauses zu, noch' andre Juden mußten sich begnügen aus den Kellerlöchern

wenigstens die Beine der vorüberziehenden Herrschaften betrachten zu können. Rothschild war ziemlich gut in unserm Hause angeschrieben, er kam in der Regel jeden Montag auf das Comptoir meines Vaters, wo er kleine Geschäfte, namentlich mit Auswechseln von Münzsorten, besonders Dukaten und anderm Gold machte. Man bot ihm einen Stuhl an und nöthigte ihn zum Sitzen, eine Ehre, die ihm nicht leicht in andern Häusern widerfuhr, und die er hoch anschlug; auch verehrte er mir eines Tages, als er gerade durch meinen Vater ein gutes Geschäftchen gemacht, ein kleines Goldstückchen, etwa einen Gulden an Werth. Der Vater dieses Anschel war früher ein gewöhnlicher Schacherjude gewesen, der mit dem Zwerchsack auf der Schulter in den Straßen Frankfurts mit dem bekannten Ausruf: »Hahnt er was zu hahnle« (habe ihr was zu handeln) vom Morgen bis zum Abend herumstrich, während dessen Frau ebenfalls mit einem großen Sack, aber mit einer goldgestickten Haube, wie sie früher die Judenweiber in Frankfurt trugen, in die Häuser der christlichen Bürger ging, mit deren Frauen schacherte und ihnen alte Kleider, Borden u. s. w. abhandelte. Ich entsinne mich, diese Frau öfters bei meiner Großmutter ihren Sack voll der seltenartigsten Dinge ausschütteln gesehen zu haben. Dies waren die Großeltern der jetzigen Barone Rothschild.

Die Krönungsfestlichkeiten, bei denen ein bürgerlicher Kanonier, der die Kanone nach dem Loosschießen nicht gehörig ausgeputzt hatte, so daß sich die neue Patrone als er sie in den Lauf schob, entzündete, das Leben verlor, waren nun zu Ende, und die Herren Churfürsten und Wahlbotschafter mit ihrem Gefolge, so wie die andern fürstlichen Personen, beeilten sich, die Stadt, welche durch die fortwährenden Durchmärsche der Truppen ein sehr kriegerisches Ansehen bekam, möglichst schnell zu verlassen. Der neue Kaiser war vier Tage nach seiner Krönung nach Mainz abgereist, wo er eine Zusammenkunft mit dem König von Preußen hatte, bei welcher sich die beiden Majestäten beriethen, wie dem französischen Revolutionsunfug am besten ein Ende zu machen sey, und von der man sich große Dinge versprach, besonders auch die Emigranten die baldige Herstellung der alten Ordnung oder vielmehr Unordnung der Dinge in Frankreich hofften, und sich schon im Geiste über die Züchtigungen freuten, welche sie dem Volk der Franzosen zugedacht. Aber wie männiglich bekannt, der Mensch denkt und

Gott lenkt. Das Schicksal hatte es anders beschlossen. — Die Herren wurden bitter getäuscht, wie allbekannt.

Indessen war damals in Frankfurt ein außerordentlicher Wohlstand, die beiden so schnell hintereinander folgenden Wahlen und Krönungen, Leopold II. war 1790 gekrönt worden, hatten große Geldsummen in Umlauf gebracht, und viele Einwohner, besonders Wirthe und Hausbesitzer bereichert, Handel und Gewerbe waren in hoher Blüthe, und die Finanzen der alten Reichsstadt waren trotz allen Unterschleifen und Verschleuderungen in einem so guten Zustand, daß von nichts Geringerem als der gänzlichen Aufhebung aller Abgaben die Rede war. — Ein Paar Vorfälle, die damals viel besprochen wurden, sind nicht ohne einiges Interesse, und ich will sie deßhalb der Vergessenheit entreißen.

Unter den Kaufleuten, welche die Gelegenheit der Krönung zu benutzen verstanden, um schnell reich zu werden, war ein gewisser süßer Herr, der sich folgenden Mittels mit dem besten Erfolg bediente. — Kurz vor der Krönung hatte er sein Tuchwaarenlager auf das Trefflichste mit den feinsten Tüchern assortirt, und dieselben von Fabriken bezogen, deren Eigenthümer sich meistens bei den Feierlichkeiten der Krönung eingefunden hatten. Der süße Kaufherr, der ihr großer Schuldner war, lud die sämmtlichen Herrn zu einem köstlichen Abendmahl ein, wobei besonders gute Rhein- und Ungarweine in großem Ueberfluß kredenzt wurden, denen zum Nachtisch noch ein trefflicher Punsch folgte. Als nun die Köpfe der Gäste tüchtig erhizt waren und schwer zu werden begannen, da trat ein Gevatersmann und Helfershelfer des so freigebigen Wirthes, der sich für einen Augenblick aus dem Speisezimmer entfernt hatte, auf, und flüsterte mehreren der anwesenden Tuchfabrikanten und Creditoren des Gastgebers im größten Vertrauen zu: daß es eben nicht zum Besten mit demselben stehe, er große Verluste gehabt, und wenn man ihm nicht ein wenig unter die Arme greife, der gute Mann verloren sey. Ein anderer, ebenfalls angestellter Compère äußerte nun: das sey recht fatal, aber unsern lieben Bruder S..., der sich mit so viel Liebe für uns opfert, dürfen wir doch nicht sinken lassen, das wäre schlecht: mir selbst schuldet er zwar über zehn Tausend Gulden, aber der Mann ist unglücklich ohne seine Schuld, kann ich ihn damit retten, so hole der Teufel den Bettel. Die andern Gäste ließen sich nun nicht lange zureden, sondern spielten ebenfalls die Großmüthigen, keiner

wollte hinter dem andern zurückbleiben, und alle machten Chorus mit dem Gevatersmann, ausrufend: hole der Teufel das Geld, wenn wir unsern fidelen Bruder S... dadurch retten. — Das war, wohin man die Gäste haben wollte, der ehrliche Compère hatte, gleich Terzki in Schillers Wallenstein, eine Schrift zum Unterzeichnen bereit, und reichte dieselbe den Halbtrunkenen nebst einer mit Tinte immer reichlich versehenen Feder und zugleich ein Glas Ungarwein zum Anstoßen auf ihre Gesundheit mit der freundlichsten Miene von der Welt dar. Alle unterschrieben ohne Umstände, ja die meisten ohne zu lesen, ließen sodann den süßen Bruder noch einmal hoch leben und taumelten, herzlichen Abschied nehmend und sich für die gütige Bewirthung erkenntlichst bedankend, nach Hause oder Gott weiß wo sonst hin. Manche der Unterzeichner waren den folgenden Tag nicht wenig überrascht, als sie erfuhren, daß sie einen Akkord à 20 Percent mit ihrem Schuldner unterschrieben hatten, fanden jedoch für passend, da es einmal nicht zu ändern war, gute Miene zu dem bösen Spiel zu machen, sich, freilich etwas spät, fest vornehmend, keine so theuern Mahlzeiten mehr einzunehmen. Dies war auch eine Noit des dupes, die, wenn auch von keinen so großen Folgen, als die vom 4. August 1789 in der französischen Nationalversammlung, doch um so segensreicher für Herrn S..., der dadurch ein bedeutendes Kapital gewann. Hier hatte freilich nur der Geist des Weins, dort aber der Geist eines augenblicklich durch Patriotismus aufgeregten Edelmuths gehandelt. Bruder S... hatte aber so viel Geschmack an der Sache gefunden, daß er dieselbe, wenn auch mit einigen Variationen, noch einmal versuchte, und siehe da, es glückte ihm wieder, er war zwar ein — Spitzbube, aber ein reicher Spitzbube, und seine meisten Herrn Collegen zogen den Hut vor ihm ab, während sie manchen rechtschaffenen, aber armen Teufel mit herabsehender Geringschätzung betrachteten. Dies ist nun einmal der Welt Lauf, besonders der merkantilischen!

Noch eine Anekdote anderer Art aus jener Zeit verdient ihrer Possierlichkeit halber hier eine Stelle.

Ein Lohnlakay aus dem rothen Haus, damals der erste Gasthof Frankfurts, der den Fremden als Cicerone diente, führte diese unter andern Merkwürdigkeiten auch an das Wachthaus auf dem Römerberg, über welchem man hinter einem Gitter die Köpfe der bei den beiden letzten Krönungen gebratenen Ochsen als eine be-

sondere Schenswürdigkeit aufbewahrte, und zeigte dieselben mit der Hand hindeutend dem Fremden, erklärend: »Dies ist dem Leopoldus seiner, und dies dem Franz seiner.« Ein fremder Stabsoffizier, dem man gleichfalls diese Curiositäten mit der sonderbaren, aber gewiß in aller Unschuld gemachten Erklärung des Lohnlakays gezeigt hatte, machte eine etwas empfindliche Anzeige über das Unpassende derselben bei dem Frankfurter Policeiamt. Dieses ließ nun den Lakay kommen und belehrte ihn, er habe künftig bei spanischer Bockstrafe zu sagen: »Dies seyen diejenigen Köpfe derjenigen Ochsen, welche zu Ehren der gekrönten Häupter ihrer Majestäten gebraten worden, und deren gehörnte Häupter hier zur Schau aufgehängt seyen. — Der Lakay lernte die Worte auswendig und brachte sie fortan jedesmal vor, wenn er die Ochsenköpfe zeigte. Da aber auch diese Erklärungsweise bald höchst anstößig gefunden wurde, und der Mann noch obendrein die gekrönten mit den gehörnten Häuptern bisweilen verwechselte, so wurde dem Cicerone endlich befohlen, er habe weiter nichts mehr zu sagen, als: »Hier hängen die zwei kaiserlichen Ochsenköpfe aus der Krönung.«

III.

Zustände des deutschen Reichs und Heerwesens vor seinem Ende. — Die Neufranken in Frankfurt. — Hüstine. — Die Contributionen. — Die Mainzer Revolution.

Das heilige deutsche Reich war jetzt ein altes, baufälliges und morsches Gebäude, welches der erste Sturm zusammenstürzen mußte; seine mehr als dreihundert Eigenthümer waren zum Theil gar komische und sonderbare Kauze, besonders die Duodezsouveränchen, von denen fast jeder in seinem Ländchen seine eigenen, oft sehr kostbaren Spielereien hatte, die seinem armen Völkchen nicht selten die Haut über den Kopf abziehen machten. Jenes Fürstlein vergeudete die von seinen Unterthanen erpreßten Gelder mit ausländischen Maitressen, dieses Gräflein oder Markgräflein hatte die Soldatenwuth, war ein gewaltiger Paradenheld und hatte ein halbes Dutzend Offiziere, welche zwei Husaren beschligten; ein anderer brachte die Einkünfte seines Ländchens mit Theaterbauten, großen Opernvorstellungen und

Theaterprinzessinnen durch: wieder ein anderer war ein wüthender Nimrod, stellte ewig Parforce-Jagden an, bei denen nicht nur das Wild, sondern auch die armen Teufel von Bauern par force gehetzt wurden. Verschuldet waren mehr oder weniger die meisten dieser Regentchen, und ihre Hofleute bereicherten Niemand als die Hofagenten, meistens Juden, die Hoflieferanten und Wucherer, während sie dem Landmann den letzten Groschen aus der Tasche, das letzte Korn vom Speicher nahmen. Die kostspieligsten Bauten und Anlagen wurden auf Kosten der ausgezogenen Unterthanen aufgeführt, so daß als einst der große Friedrich von Preußen die sogenannte Gremitage eines kleinen Markgrafen von Baireuth sah, er fast unwillig ausrief: »das mache ich Ew. Liebden nicht nach!« — Mehrere Fürsten verprassten die Blutpfennige ihrer Unterthanen in Paris, wo sie die Rolle der großen und großmüthigen Narren spielten, über die sich die Franzosen nach Verdienst lustig machten, und sie verspottend ihnen das Blutgeld abnahmen. So trieben es alle diese Herrlein bis zum Edelmann herab, der Souverän eines Dörfchens war, seinen Dorfschulmeister zum allmächtigen Minister und geheimen Rath machte, und den Herrn Pfarrer jeden Sonntag zur Tafel lud, um ein Stichblatt für seine plumpen Witze zu haben. Ein Fürst von Anhalt-Zerbst, der eine heillose Wirthschaft trieb, hatte sogar bei Zuchthausstrafe verboten, daß ihn einer seiner Unterthanen mit einer Bittschrift behellige! — ein Graf von Rödelheim ließ einen Zimmermeister einstecken und abstrafen, weil sich die Canaille unterfangen hatte, eine goldene Quaste an der Sonntagsmütze zu tragen, und bedrohte alle seine Unterthanen mit der Peitschenstrafe, die sich dergleichen künftig unterfangen würden, indem nur die hochgräflichen Lakayen dieses Recht hätten! Dabei waren diese souveränen Herrn im höchsten Grad mit Austheilungen von Titeln verschwenderisch, und die Titelwuth war aufs Höchste gestiegen. In einer kleinen Residenz in der Nähe von Frankfurt wohnten die Staats-, Geheimen Räthe und geheimen Hofräthe ꝛc. in einer Art von Schweinställen oder Hundelöchern, und man konnte kaum aus dem Fenster speien, ohne zu riskiren, auf einen Rath zu treffen. Nicht selten konnte man solche Herrn an einem Waschzuber oder mit dem Flicken ihrer Amtsröcke beschäftigt finden.

Die Organisation der sogenannten Reichstruppen und die Zusammensetzung eines Reichsheeres, wobei oft jener einen Tambour,

dieser dessen Trommel, ein anderer die Armatur oder Uniform zu stellen hatte, war in der That das non plus ultra einer unsinnigen militärischen Verfassung. Nicht viel besser war die Organisation der Truppen der deutschen Großmächte beschaffen. — Die martialisch steife Haltung der damals durch Frankfurt marschirenden preußischen Regimenter, der Ruhm, der diese Truppen noch von Friedrich des Großen Zeiten her umstrahlte, die Versicherung der hochadelichen Offiziere, es sey nur eine Spielerei für sie, das französische Lumpenpack zu Paaren zu treiben und zusammenzuhauen, hatte zwar den Frankfurtern und auch den Emigranten große Zuversicht eingeflößt, aber manche schlichten, einfältigen Leute wollten Truppen, die aus aller Herren Ländern angeworben und zusammengerafft, und bei jeder Gelegenheit zum Davonlaufen geneigt waren, kein großes Vertrauen schenken. Noch schlimmer waren die Oesterreicher, denen noch außerdem ein gewisses militärisches Point d'Honneur abging, welches die Preußen noch einigermaßen beseelte. — Diese Heere waren damals wahre Zuchthausanstalten und die Regimenter die letzten Zufluchtsorte für Vagabunden, Diebs- und Raubgesindel und Verbrecher aller Art, wenn sie nur einen gesunden Körper und die gehörige Größe hatten. Preußische und österreichische Werber lagen in allen Theilen des Reichs und warben für wenige Dukaten, was sich ihnen darbot. Väter ließen ihre Söhne, die ungerathene Taugenichtse waren, und zu deren Besserung jedes andere Mittel fehl geschlagen hatte, zum Kalbfell schwören, und es war eine ganz gewöhnliche Drohung der Eltern und Vormünder: „wenn Du kein gut thust, so stecke ich Dich unter die Soldaten.“ Aus solchem Gesindel bestanden größtentheils die Heere, welche das französische revolutionäre Lumpenpack, wie sich die Herrn Offiziere und Herrn vom Adel auszudrücken beliebten, schnell zur Raison bringen sollte, und von denen die eine Hälfte der Mannschaft den schweren Dienst hatte, die andere Hälfte zu bewachen und zu hüten, denn jedem Neuangeworbenen wurde ein vertrauter alter Soldat heimlich zum Aufpasser bestellt, der ihn gleich seinem Schatten umschwebte und jeden seiner Tritte beobachten mußte; so war es wenigstens in den österreichischen Regimentern und in den preußischen Garnisonen. Die Festungen durfte niemals ein solcher Unvertrauter verlassen, daher kam es denn, daß, wenn ein Regiment einmal ausmarschirte, dasselbe sich auf jedem Marsch durch Desertionen stark verminderte, nicht

selten gingen auch Aufpasser sammt den Anvertrauten zum Teufel. Mit dem Offiziercorps war es in anderer Hinsicht nicht viel besser bestellt, es waren meistens rohe, unwissende, sich pöbelhaft betragende Subjekte, deren ganzes Point d'Honneur in einer Degenquaste bestand, die eine Ehre darin suchten, Bürger, Bauern und Juden zu prellen oder zu mißhandeln. Große Sturmhüte mit Federbüschen, Kanonenstiefeln, lange Sporen, schleppende Säbel, Fluchen und Spielen, dies waren die Auszeichnungen, in welche jene Herrn ihren Stolz setzten; wer die bunte Jacke trug, blickte übermüthig auf den Mann im schlichten Bürgerrock herab, und die hochadelichen Herrn thaten sich sogar auf ihre crasse Unwissenheit noch etwas zu gut. Wissenschaft gehörte für bürgerliche Canaille. Im preußischen Heer bestand das Offiziercorps fast nur aus hochadelichen Krautjunkern, und im österreichischen war es noch schlimmer, wenigstens in der Infanterie, da waren die Offiziere aus den untauglichsten Subjekten, oft Abenteurer und Vagabunden, die so viel zusammengeprellt hatten, um eine Offiziersstelle kaufen zu können, zusammengerafft, denn für so unbedeutend hielt man eine solche Stelle, daß man sie dem ersten besten für ein Paar Tausend Gulden gab, ohne sich weiter darum zu bekümmern, wie es mit seinen sonstigen Fähigkeiten beschaffen war, die gar nicht in Anschlag gebracht wurden. Vaterlandsliebe, Muth, höhere Kriegskunst, oder überhaupt mehr von dieser zu wissen, als die Handgriffe, das Marschiren, und was dazu gehörte, ein Peloton zur Noth zu kommandiren, und was man auf dem Exerzierplatz erlernt und zum Kamaschen- und Zopfdienst gebrauchte, waren den Herrn fremde Dinge. So waren im Allgemeinen die Herrn beschaffen, die Frankreich im Triumphzug erobern sollten, und bei denen die Prügel die Triebfeder aller Heldenthaten waren.

Bald nach Franzens Krönung erschien jenes berüchtigte Manifest des Herzogs von Braunschweig, der vom Kaiser und König von Preußen den Oberbefehl über die vereinigten Heere erhalten hatte, in dem man der guten Stadt Paris mit einer exemplarischen Rache und gänzlicher Vertilgung von dem Erdboden drohte, wenn sie nicht sofort zur alten Unterthänigkeit und unbedingtem Gehorsam gegen den König zurückkehren würde, ihr jedoch in diesem Fall versprach, eine kaiserlich königliche Verwendung bei Ludwig XVI. zu Gunsten der ungezogenen Pariser eintreten zu lassen. Dieses Manifest war mit Beihülfe einiger französischen Emigranten

fabricirt worden, denen die guten Deutschen allen Glauben schenkten, als sie versicherten, das Ganze werde nichts als eine militärische Promenade seyn, und Braunschweig rieth den Offizieren, sich nicht mit zuviel Pferden und Gepäck zu belasten, denn der Spuk werde nicht lange dauern! — Auch in Frankfurt glaubte man fast allgemein an die nahe Zerstörung von Paris, und daß man bald nur noch von dessen Ruinen sprechen würde, Niemand dachte jedoch daran, daß der Ruin des deutschen Reiches so nahe sey, nur wenige klügere Leute schüttelten hie und da die Köpfe beim Lesen dieses komisch heroischen Manifestes.

Indessen liefen vom Heer der Verbündeten und dem Herzog von Braunschweig die allervortrefflichsten Siegesnachrichten ein, die Preußen und Oesterreicher standen bereits auf französischem Grund und Boden, nach ihren Berichten nahm der Feind Reißaus, sobald er eine preußische oder österreichische Uniform erblickte, und in der That schienen die ersten Waffenthaten solche Großsprechereien zu rechtfertigen. Das französische Corps, welches unter General Dillon über die Grenze gegangen war, hatte bei der ersten Charge des Feindes, unter dem Geschrei: »Wir sind verrathen, wir sind verkauft!« (Dieses Geschrei hatten einige königlich-gesinnte Offiziere und bestochene Soldaten absichtlich ausgestoßen, um die Reihen zu verwirren und mit Furcht und Schrecken zu erfüllen.) *) die Flucht ergriffen, sodann den General Dillon getödtet und zu Lille in Stücken gerissen, und bei einem großen Feuer, das sie auf dem Marktplatz anzündeten, verbrannt, indem sie schrieen: dies müsse allen Verräthern widerfahren. Die hintereinander folgenden Eroberungen von Longwy und Verdün durch die Preußen bestätigten die Nachrichten von dem geringen Widerstand der Franzosen, und man machte große Wetten zu Frankfurt, daß binnen sechs Wochen die vereinten Heere in Paris und König Ludwig befreit und wieder in alle seine Rechte eingesetzt seyn würde. Eine dieser Wetten im Betrag von hundert Louisd'ors hatte folgende Veranlassung. Ein österreichischer Offizier hatte in einem Gasthof an der Table d'Hôte geäußert: »Schauens nur unsere Grenadiere an, so ein Kerl frißt ihnen ein Dutzend Franzosen zum Frühstück auf;« einer der damals sehr gut österreichisch gesinnten Bürger Frankfurts, an

*) Ich habe später zu Paris einen Invaliden gekannt, der mir erzählte, daß er damals zwölf Livres von seinem Capitän erhalten habe, um zu schreien: „Nous sommes trahis!“

den die Worte des Oesterreichers gerichtet waren, gab ihm vollkommen Recht, während ein daneben sitzender Mainzer lachend sagte: „Allen Respekt vor dem österreichischen Appetit, er kann allerdings was Tüchtiges leisten, aber ein Dutzend Franzosen möchten noch etwas schwerer zu verdauen seyn als ein ganzer Ochse.“ Der andere fiel ihm jedoch mit den Worten in die Rede: Haben Sie die Courage hundert Louisd'ors zu wetten, daß die Oesterreicher in vier Wochen in Paris sind? — Ja, haben's die Courage zu wetten? setzte der Offizier hinzu. — Warum nicht? erwiederte der Mainzer; die Wette wurde festgemacht, und der Mainzer gewann sie, wie die Folge auswies.

Die preußischen Offiziere der durch Frankfurt marschirenden Truppen hatten ihren Hauswirthinnen und andern Damen versprochen, prächtige Geschenke von Paris mitzubringen, und man glaubte um so eher ihren Versprechungen, als die Preußen bei ihrem Ausmarsch reichlich mit Geld versehen waren, auch häufig, wenn sie eine Kleinigkeit zu bezahlen hatten, das Geld anzunehmen verschmähten, das man ihnen herauszugeben hatte, oder es an die Diener verschenkten, oder der lieben Jugend in die Rabuse warfen. Nach der Einnahme von Verdün erwartete man täglich die Nachricht von der von Thionville, welches die Oesterreicher belagerten, die aus ihrem Lager schrieben: „Wir hoffen, daß unsere Wachteln, die die Türken zur Raison gebracht, auch das Lumpenpack von Thionville Moves lernen werden.“ Aber Thionville ließ sich durch diese Wachteln nicht kirre machen. Als man nun die vereinigten Heere im besten Zug auf Paris glaubte, da kam mit einmal die ganz unerwartete Nachricht, daß sich eine starke französische Heeresabtheilung von dem nur vierzehn Stunden entfernten Speier gezeigt habe. Man hatte frühere, für die Verbündeten nachtheilige Gerüchte vom Anrücken der Franzosen u. s. w. als lügenhaft ausgesprengt und böswillig erfunden erklärt. Bald aber kamen zuverlässige Briefe und Berichte von Mannheim, die nicht mehr bezweifeln ließen, daß die Neufranken bereits im Besitz vieler speierischer Dörfer seyen, die gebrandschatzt würden, während sie die pfälzischen verschonten und gegen Mainz marschirten. Mit jeder Stunde lauteten die Nachrichten jetzt ängstlicher, wobei, wie gewöhnlich, manches übertrieben wurde. Niemand wußte dies mit der bevorstehenden Einnahme von Paris zusammenzureimen. Die Oesterreicher und Churmainzer, die in Speier lagen, waren nach

kurzer Gegenwehr geschlagen worden, hatten sich, mehrere Tausend Mann, zu Kriegsgefangenen ergeben und waren nach Landau transportirt worden, ebenso die beträchtlichen Magazine, welche die Sieger in Speier vorgefunden hatten. Es hieß zwar, daß das unter dem Obergeneral Güstine angekommene Heer nur ein unbedeutendes Streifkorps sey, andere Nachrichten machten es aber zu einer furchtbaren Armee von fünfzig oder gar Hunderttausend Mann u. s. w. Diese Ungewißheiten und sich so oft widersprechenden Nachrichten versetzten die guten Frankfurter in keine kleine Unruhe, indessen erzählte man sich in Frankfurt, daß das in einem Lager bei Rheims stehende französische Heer von den Preußen eingeschlossen sey und sich an den König von Preußen habe ergeben wollen, daß dieser aber unbedingte Streckung des Gewehrs verlangt, und nur wenige Stunden Bedenkzeit gegeben habe; das Gewehr müsse nun schon gestreckt seyn, und der Courrier, der die Bestätigung überbringe, jeden Augenblick eintreffen. Statt dessen trafen jedoch vierundzwanzig Stunden später Hiobsposten von Mannheim ein, und auf den Gesichtern der guten Reichsstädter, besonders denen der Reichen und höhern Beamten, las man große Bestürzung, besonders unheimlich wurde es nun auch denjenigen Häusern, die sich allerlei Handel mit den französischen Assignaten erlaubt und im Verkehr mit französischen Emigranten gestanden hatten.

Ganz unerwartet las man den 8. October (1792) in den Frankfurter Zeitungen: die Nachricht sey eingetroffen, daß die österreichischen und preußischen Armeen für gut befunden hätten, ihr bisher bezogenes Lager in Frankreich zu verlassen, jedoch nur, um passendere Winterquartiere zu beziehen. Nun endlich fielen auch den Kurzsichtigsten, die immer noch auf die Nachricht von der Eroberung und Zerstörung der Stadt Paris warteten, und Güstines Unternehmen nur für einen desparaten Coup ausgaben, den er theuer bezahlen werde, die Schuppen von den Augen, und Schlag auf Schlag kamen die Berichte düsterer. Worms war bereits von den Franzosen genommen, die daselbst zwölf Geiseln wegführten, unter denen zwei Hofräthe, zwei Nonnen, ein Probst, mehrere Magistratspersonen u. s. w. Das Heer der Verbündeten sollte nun in eiligem Rückzuge seyn, und ein starkes Corps unter Hohenlohe zur Deckung der Festung Mainz herbeieilen. Man wollte jedoch wissen, daß die Franzosen Speier und die Umgegend wieder ge-

räumt und sich bereits nach Landau zurückgezogen hätten, aber man erfuhr von Mannheim aus, daß sie in der Gegend von Ehingen und Edesheim ein Lager aufgeschlagen hätten.

Den 11. October Abends neun Uhr rollte eine vierspännige Reisekalesche vor unser Haus. Man klingelte heftig an der Hausthüre und kündigte meinen Oheim Scholze an, der vor den anrückenden Franzosen die Flucht ergriffen und mit seiner Familie Schloß Niedesheim eiligst verlassen hatte. Er und seine junge Gattin wußten viel von ihrem Abenteuer auf der kurzen Reise und Wunderdinge von den Franzosen bis nach Mitternacht auszukramen.

Speier und Worms hatten große Contributionen erlegen müssen, und außerdem hatten die Franzosen viele ganz neue Zelte für mehrere Tausend Mann in Worms vorgefunden, welche den Emigranten gehörten, die diese gegen baares Geld versetzt hatten. Uebrigens hätte Custine sehr strenge Mannszucht beobachtet und einige dreißig Soldaten erschießen lassen, unter denen ein Offizier, weil sie sich eigenmächtige Erpressungen erlaubt hatten, einer davon sollte sogar nur eine Traube entwendet haben. Dies klang ziemlich beruhigend für die ängstlichen Frankfurter Gemüther. Andere Leute, die aus jener Gegend kamen, erzählten auch, daß wer etwas französisch spreche und sich mit den ungebetenen Gästen einigermaßen verständigen könne, nichts von ihnen zu befürchten habe, nur dürfe man ihnen weder das Tanzen um einen Freiheitsbaum, noch den Ruf: »vive la liberté!« versagen. Sobald sie in einem Ort einrückten, sey ihre erste Sorge, einen solchen Freiheitsbaum aufzupflanzen, diesem eine rothe Mütze aufzusetzen und dann ça ira, die Carmagnole u. s. w. singend, um denselben wie besessen herumzuspringen, daß sie dabei Jedermann, der ihnen in den Weg komme, ohne Alter, Geschlecht oder Stand zu berücksichtigen, mit in ihre Ronde zögen. So kam es häufig, daß in den Reihen der Soldaten der Freiheit Kaufleute, Kapuziner, alte Weiber, ehrbare Magistratspersonen, junge Mädchen, Geistliche in ihrem Ornat, Nonnen und Mönche von allen Farben, wie durch Oberons Horn toll gemacht, in bunter Mischung Hand in Hand die komischsten Bocksprünge machend, unter wildem Geschrei um die rothe Mütze rasen mußten, was einen recht belustigenden Anblick gewährte. Mein Oheim erzählte, daß er in einem solchen Kreis einen Domherrn, zwei Freudenmädchen, ein Paar Hofräthe, eine ehrbare sechzigjährige Matrone, ein halbes Dutzend feiste

Franciskaner, eben so viele Karmeliterinnen sammt der Aebtissin ꝛc. recht vergnügt mit den Söhnen der neuen Freiheit habe herumspringen sehen. Mancher dieser Dämchen geschah wohl auch ein Gefallen damit, namentlich den jungen Nonnen, so zum Tanzen gezwungen zu werden.

Die Nachricht, daß Verdün schon wieder in französische Hände gefallen sey, machte wegen den weit nähern Vorgängen wenig Eindruck; denn mit der schrecklichen Nachricht, daß die Franzosen vor Mainz stünden, kam fast zu gleicher Zeit die noch weit schrecklichere, daß sich Mainz bereits ergeben, und Custine sein Hauptquartier daselbst aufgeschlagen habe. Die höchsten Behörden dieser Festung, an deren Spitze der Generalfeldzeugmeister von Gymmich, der Staatskanzler Albini und der Statthalter Reichenbach standen, hatten sich nach Ankunft eines feindlichen, zur Uebergabe auffordernden Trompeters, zu einem Kriegsrath versammelt und in demselben schnell beschlossen, daß, da man wenig Hoffnung auf baldigen Entsatz habe, die Besatzung auch keinen kräftigen Widerstand leisten könne, die Festung Mainz durch Capitulation übergeben werden müsse, worauf die Franzosen sofort Besitz von derselben nahmen. Dies war den 21. October Abends vorgegangen, und schon den folgenden Morgen, als in Frankfurt noch Jedermann mit dieser Schreckensnachricht beschäftigt war, stand plötzlich, wie durch einen Zauber herbeigeführt, schon ein Corps von 800 Franzosen, von dem General Neuwinger befehligt, vor den Thoren der Reichs- und Wahlstadt und begehrte Einlaß. Diese Truppen hatten sich einstweilen vor dem Bockenheimer Thor auf den Rasen gelagert, ihre Toilette machend, während die Einwohner auf die Wälle geeilt waren und ihnen erstaunt zusahen. Einige Damen hatten Thürme bestiegen, ihre Neugierde an den Fremdlingen zu befriedigen. Als nach einigem Hin- und Hervarlamentiren und nachdem der französische General der aus der Stadt an ihn gesandten Deputation erklärt hatte, er habe einen Brief vom Obergeneral Custine an den Magistrat, mit der Ordre, denselben nur auf dem Rathhaus selbst zu übergeben, man noch einige Schwierigkeiten machen wollte, ihn einzulassen, kommandirte derselbe, sich gegen seine Truppen wendend: «Kanonen vor,» die gegen die noch aufgezogenen Brücken gerichtet wurden. Bei diesen Worten fielen wie durch einen Zauberschlag die Zugbrücken nieder, die Thore öffneten sich und die Neufranken zogen mit klingendem Spiel und dem Geschrei: «Es lebe die Freiheit!»

in die Stadt, und quartierten sich bald darauf selbst zu zwei und zwei in die Häuser ein, die ihnen anstanden oder gerade in den Wurf kamen, denn ein Quartieramt war erst noch zu schaffen.

Mein Vater brachte auch ein Paar dieser Gäste mit heim, die ihn angesprochen hatten, als ihn die Neugierde geplagt, die ersten Freiheitskämpfer zu sehen.

Den ersten Abend lief noch Alles so ziemlich gut ab, und die Wirthe, die sich ihren Gästen verständlich machen konnten, fanden tractable Leute in ihnen; als aber den folgenden Morgen bekannt wurde, daß Cüstine in seinem Schreiben eine Contribution von zwei Millionen Gulden von der Stadt verlangt habe, weil, wie er in demselben sagte: »der Vorschub, den dieselbe den franzö»sischen Aristokraten geleistet, die Nation berechtige, Frankfurt feind»lich zu behandeln. Der König von Preußen und der Kaiser »haben viele Gelder in der hiesigen Stadt. Die Nation habe »ihren Feinden Rache geschworen, und er fordere zwei Millionen »Gulden in deren Namen als Vergütung des ihr zugefügten Scha»dens,« — da gab es lange und gräuliche Gesichter. — Neuwinger erließ zu gleicher Zeit eine Bekanntmachung, in welcher er den Einwohnern und Bürgern der freien Reichsstadt erklärte, daß diese Strafe für die Aufnahme und den Schutz, den Frankfurt den französischen Emigranten, dem Abschaum der Nation, gewährt habe, nur von den Reichen und Patriziern der Stadt und den geistlichen und adelichen Besitzthümern, welche sich in deren Mauern und Gebiet befinden, geleistet werden dürfe, da nur solche und die Eigenthümer der französischen Nation diese Schmach angethan und sie beleidigt hätten. Der Senat sandte nun in seiner Herzensangst eine Deputation an Cüstine ab, mit dem Auftrag, um einen Nachlaß dieser Contribution zu bitten, der ihnen in der That auch eine halbe Million erließ. Hiedurch ermuthigt, wurde sogleich noch eine zweite Deputation abgeschickt, die jedoch nichts mehr herunterzuhandeln vermochte, der der Obergeneral sehr unfreundlich begegnete, und ihr vorhielt, daß sie Schacherjuden seyen, die erst vor ein Paar Monaten das Zehnfache bei der Krönung und an den Assignaten gewonnen, und die Brandsteuer, die er ihnen als Strafe auferlegt, nicht nach seinem Willen vertheilt hätten. — Cüstine erließ auch sogleich eine Erklärung, in welcher er sagte: »Bürger, als ich mich entschloß, im Namen der fränkischen Nation Frankfurt eine Brandschatzung aufzulegen, um diejenigen zu bestrafen,

deren Anschläge die unverjährbaren Rechte der Völker zu vernichten gielten, glaubte ich nicht, daß Eure Vorsteher ihre Ungerechtigkeit so weit treiben würden, diese Auflagen von den Dürftigen unter Euch zu erpressen. Nach den Grundpfeilern der Gerechtigkeit, die nunmehr die Richtschnur unserer Republik ist, befehle ich dem General, den ich in Eure Mauern beorderte, das verlangte Geld nur von den Schuldigen und den Reichen zu erheben, die ihre Gewalt und ihre Reichthümer mißbrauchen, die Armen zu unterdrücken, und die offenbaren Feinde aller Gerechtigkeit sind, u. s. w.

Der Bürger-General, Cüstine.«

Zugleich erließ er auch noch ein fulminantes Schreiben an den Magistrat, in dem es unter anderm hieß:

»Mit welchem Erstaunen vernehme ich die Art, auf welche Ihr »die von Euch begehrte Kriegskontribution vertheilt! Nicht das »Volk Eurer Stadt beleidigte die Nation der Franken durch Auf»nahme unserer Emigranten, nicht dieses Volk entzog der Republik »ihre Gelder, um sie in die Kisten des Prinzen zu werfen, nicht »das Volk Eurer Stadt brachte von ihnen verfertigte Assignate »in Umlauf, die diese Nationalmünze entwertheten; nicht das Volk »genehmigte den Druck einer verläumderischen Zeitung, welche am »meisten dazu beitrug, den Geist der Deutschen gegen die fränkische »Republik aufzubringen, und doch wollt Ihr dieses Volk die Auf»lagen tragen lassen. Die Herrschsucht der Reichen ist sicher die »schrecklichste von allen. Der Mann, der von seinem Ueberfluß »praßt, wirft die öffentlichen Lasten auf die Armen. Dies be»wirkte die Revolution in Frankreich, dies wird sie auch in Deutsch»land bewirken ꝛc.«

Cüstine verlangte auch noch die Kanonen der Stadt Frankfurt, und wollte derselben unter dieser Bedingung noch 300,000 Gulden von der Brandschatzung ablassen. — Einstweilen gab die neue Garnison, die noch verstärkt wurde, den Einwohnern hinlänglichen Stoff zur Unterhaltung; sie betrug sich ziemlich manierlich und bestand theils aus französischen Nationalgarden, theils aus Linientruppen. Die erstern waren nicht alle uniformirt, trugen Beinkleider nach eigener Wahl und Pistolen in den Gürteln. Die Cavallerie, Chasseurs a cheval, war ziemlich gut beritten, auch die Artillerie hatte gute Bespannung. Die Zahl der in Frankfurt liegenden Truppen war nach und nach bis auf 4000 Mann her-

angewachsen. Die Bürger konnten sich nicht genug über den ungeheuern Unterschied zwischen diesen und den österreichischen und preußischen Soldaten wundern. Sie glaubten, für die stämmigen, steifen, kaiserlichen, wohlgenährten und wie in eine Form gegossenen Grenadiere müßte so ein Haufen unansehnlicher Franzosen allerdings nur ein Frühstück seyn, und begriffen nicht, wie es möglich war, sich vor solcher Bagage zurückzuziehen. Die Gemeinen sprachen mit ihren Offizieren ohne wie gelähmte Stöcke und in hündischer Furcht und Stellung vor ihnen zu stehen, rauchten oder pfiffen wohl auch in ihrer Gegenwart; dies alles galt als ein Beweis von gänzlichem Mangel an Subordination. — Sie zogen auf die Wachen, ihre Lebensmittel auf die Spitze der Bajonette spießend, vertheilten ihre Fleischportionen auf offener Straße auf einem Stein oder einer Bank, wenn gerade eine vorhanden war, wuschen ihre schwarzen Hemden und Beinkleider selbst in den gelben Fluthen des Mains, das ça ira fröhlichen Muthes dabei singend und vive la liberté schreiend. Mit Stolz und Selbstgefühl sagten sie: nous sommes les soldats de la republique française, les soldats de la liberté. Lärm machten sie genug. Das Trommeln begann vom frühen Morgen und dauerte bis in die späte Nacht, wie es der französische Dienst mit sich bringt, alle Plätze und die Stadtallee waren in Pferdeställe verwandelt. In den Wirthshäusern und auf den Spaziergängen sangen sie Kriegs- und Freiheitslieder, dies Alles stach freilich gewaltig gegen die Krönungsceremonien ab, die erst vor drei Monaten statt gefunden hatten, und kam den guten Frankfurtern recht spanisch vor. Ein hochweiser Senator schrieb damals in allem Ernste an einen Freund: „O wie tief kann der Mensch doch sinken, die Franzosen, die alle Völker frei machen wollen, rauchen und singen in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen in Gegenwart ihrer Anführer und sind ihre eigenen Waschweiber!“

Indessen hatten alle Manifeste und Erklärungen Custines, auch bei den untern Klassen der Einwohner Frankfurts, wenig Anklang gefunden und keinen Eindruck gemacht, man hatte dem Volk plausibel zu machen gewußt, daß, wenn die Reichen kein Geld mehr hätten, die Armen nichts mehr verdienen könnten und Hungers sterben müßten, und in Frankfurt war ein guter Verdienst für jede Art Arbeiter. Daher das Geschrei von Freiheit und Gleichheit nur taube Ohren fand; zudem fing Handel und Wandel zu stocken an,

und die Lage der Einwohner begann mißlicher zu werden, was man nicht mit Unrecht den Franzosen zuschrieb. Ganz anders war es in Mainz, hier war wenigstens ein großer Theil der Bewohner enthusiastisch für die neue Ordnung der Dinge in Frankreich gestimmt, besonders wissenschaftlich gebildete und tüchtige Männer vertheidigten die neuen Grundsätze und Handlungen, schlossen sich denselben an und wurden die Coryphäen der Mainzer Revolution, freilich nicht ahnend, wie schnell die Pariser in ein blutig scheußliches Ungethüm und Morden ausarten würden. In Mainz hatte man, Paris nachäffend, ebenfalls Clubs gebildet, in denen die Freiheit und Gleichheit gepredigt wurde, und die berühmtesten Gelehrten und Professoren, wie ein Forster, Wedekind, Metternich u. s. w., hatten sich an die Spitze gestellt. Auch die schönen Mainzerinnen hatte dieser Revolutionstaumel ergriffen, sie übten sich sogar im Pistolenschießen, tanzten nach Herzenslust mit den Soldaten der Freiheit um die rothe Kappe, hatten dabei Gürtel, welche vorn und hinten herabhingen; vorn las man das Wort »Freiheit,« hinten »Gleichheit.« Eine ärgere Satyre auf diese Revolution hätte wohl schwerlich der eingefleischteste Aristokrat erfinden können. Manche Frauen hatten sogar Säbel umgeschnallt, und man ging bald so weit, eine rheinische Republik gründen zu wollen u. s. w. Alle Fürsten und der Adel wurden ihrer Rechte und Besitzungen verlustig erklärt, und durften sich bei Todesstrafe nicht mehr im Gebiete dieser neuen Republik sehen lassen.

Cüstine stattete nun auch in eigner Person der Reichsstadt Frankfurt einen Besuch ab. Den 21sten Oktober kam er mit seinem Generalstab und dem Doktor Böhmer in die Stadt geritten und hielt vor der Hauptwache, vor welcher sich eine Menge Volks versammelt hatte, den Wundermann zu sehen, vor dem sich die Thore der ersten deutschen Festungen wie durch einen Zauberschlag öffneten. Der Feldherr fragte den Haufen: »Habt ihr den deutschen Kaiser gesehen?« und erwiederte auf das Ja, das ihm mehrere Stimmen zuriefen: »Wohlan, ihr werdet keinen mehr sehen!« und hierin hatte er recht. In Mainz hatte man ähnliche Anreden mit donnerndem Applaus und lautem Jubel begrüßt, hier aber blieb das Volk mäuschenstill. Dies war aus dem so verschiedenartigen Charakter der Bewohner dieser beiden Städte leicht zu erklären. Die Mainzer haben ein leicht aufzuregendes Blut, sind heiter und lebensfroh, während der gewöhnliche Frankfurter ein

ächter bedächtiger Calkulationsmensch ist; der Unterschied zwischen den Einwohnern dieser beiden Nachbarstädte ist so groß, als lägen sie mehrere Hundert Meilen von einander entfernt. Außerdem hätten die Frankfurter gerne jedes Jahr so eine goldspendende Kaiserkrönung gesehen, und es war ihnen schlecht damit gedient, daß sie keinen Kaiser mehr, aber statt dessen Millionen fordernde französische Generale sehen sollten. Aergerlich über diesen Stumpfsinn des Volkes für seine Reden, wandte er sich gegen seine Begleitung und sagte: „Diese Menschen haben nur Sinn für den Schacher und nur Liebe für Geldsäcke, wohlan, wir müssen sie bei dem was ihnen am theuersten ist, packen.“ Er ließ die bisherige Garnison durch andere Truppen ablösen, denen er strenge Mannszucht anbefahl, und begab sich sofort auf den Römer, wo er den Behörden tüchtig die Meinung sagte und dann wieder eine Proklamation an allen Straßenecken anschlagen ließ, in welcher er nochmals erklärte, daß er den Unterdrückungen der Armen durch die Reichen ein Ziel setzen wolle, und der reiche Banquier und Kaufmann, der sich mit den Feinden der Republik verschworen habe, um das baare Geld aus Frankreich zu ziehen und die falschen Assignate in Umlauf zu setzen, auch allein dafür zu büßen habe u. s. w. Auch der Frankfurter Magistrat erklärte nun, daß es ihm nie in den Sinn gekommen sey, die Contribution von dem ärmern Theil der Einwohner zu erpressen. Cüstine ließ sich nun Geiseln ausliefern, unter denen angesehene Kaufleute und zwei reiche Juden waren. Bevor er wieder abreiste, stattete er auch den braven Sachsenhäusern einen Besuch ab und ersuchte sie um einen Baum aus ihrer Waldung, worauf ihm diese Naturkinder erwiederten: „er möge sich nur einen holen,“ was er aber unterließ und die Reichsstadt nicht würdig fand mit einem solchen zu schmücken. Ein Jude sagte damals, von diesem Wahrzeichen der französischen Freiheit sprechend: „'s is à Bämche ohne Worzel und à Käpple ohne Kopp.“

Der Landgraf von Hessen-Cassel hatte indessen bedeutende Streitkräfte zusammengezogen, in der Hoffnung, vereint mit den preußischen Truppen den Franzosen endlich ernstlichen Widerstand leisten zu können. Diese hatten jedoch mehrere Hundert Hessen bei Rauheim gefangen, die sie nach Frankfurt brachten, und Cüstine erließ eine Proklamation gegen den Landgrafen, in welcher er unter anderm sagte: „Denkt er denn nicht, daß der jüngste Tag für alle ungerechte Fürsten erschienen ist! Er hofft seinen wankenden

Thron durch das Volk zu befeſtigen, deſſen Blut er verkaufte, um ſeine Schatzkammer zu füllen. Schon dieſer einzige Umſtand muß das Schickſal dieſes Tyrannen entſcheiden. Ungeheuer! über das ſich ſchon längſt der Fluch der deutſchen Nation, die Thränen der Wittwen, die du brodlos, und das Jammergeſchrei der Waiſen, die du elend gemacht haſt, gleich ſchwarzen Gewitterwolken zuſammenthürmten *), dich wird die gerechte Rache der Franken erreichen, die Flucht wird dich derſelben nicht entziehen: wie wäre es auch nur möglich, daß ein Volk in der Welt einem Tiger, wie du biſt, Zuflucht gewähren könnte ꝛc.!«

Frankfurt hatte nun eine Million von der Contribution bezahlt, die Geiſeln wurden wieder freigegeben, und Cüſtine erlaubte dem Magiſtrat, um den Erlaß des Reſtes derſelben in Paris nachſuchen zu dürfen, welches derſelbe auch benützte, und deßhalb eine Deputation nach der unruhigen Hauptſtadt Frankreichs ſandte, der er noch eine zweite, die erſte zu unterſtützen, nachſchickte.

Die Franzoſen hatten ſich auch der heſſiſchen Salinen bei Mannheim bemächtigt und das vorräthige Salz derſelben nach Frankfurt geſchafft, wo ſie es um die Hälfte des Preiſes verkauften und ſich der Pöbel des Reſtes bemächtigte, was ihm jedoch von dem Magiſtrat mit väterlichen Ermahnungen für die Zukunft verboten wurde. Frankfurt erhielt nun eine franzöſiſche Sauvegarde, aber deſſen Lage wurde immer bedenklicher, die Franzoſen warfen rings herum Schanzen auf, die auf eine hartnäckige Vertheidigung im Fall des Angriffs ſchließen ließen. Der Senat bemühte ſich einer Seits Cüſtine zu gewinnen, anderer Seits durch Bekanntmachungen die ärmern Bürger den Reichen geneigt zu machen, indem er

*) Cüſtine ſpielt hier auf den Verkauf Heſſen-Caſſel'ſcher Unterthanen an die Engländer an, für welche der Landgraf einen beſtimmten Preis per Kopf erhielt, und die die Engländer als Soldaten in ihren Colonien verwandten. Das ganze Land hatte kaum 400,000 Einwohner, von denen mehr als 20,000 der kräftigſten Männer für den engliſchen Dienſt verhandelt wurden. Die engliſchen Seelenverkäufer kamen nach Caſſel, wo ſie Mann für Mann wie erkauftes Vieh unterſuchten und betaſteten, ob ſie auch tauglich ſeyen! Eltern, die klagten oder murrten, wenn man ihnen die Kinder mit Gewalt raubte, kamen ſofort in Ketten oder ins Zuchthaus. Daher ſtammte auch der reiche Privatſchatz Georg Wilhelms, den er bei ſeiner Flucht dem alten Rothſchild in Verwahrung gab, den dieſer ſo gut verwaltete, daß er ſelbſt Millionen erwarb, und daher datirt ſich der urſprüngliche Reichthum der Rothſchilde.

sie versicherte, daß diese, wenn es nöthig, alles zu thun bereit wären, ihre Lage zu verbessern, und man spendete in der That ungewöhnlich reiche Gaben an die ärmern Volksklassen, diese bei guten Gesinnungen zu erhalten; es entspann sich eine Art Federkrieg zwischen Frankfurter Bürgern, welche ihre Obrigkeit in Schutz nahmen, und den Mitgliedern des Mainzer Klubs, die sie schmähten. Sogar ein Frankfurter Schlossermeister nahm sich gewaltig des Magistrats an, zu dessen Gunsten er eine komische, etwas nach Rost schmeckende Schutzschrift erließ, freilich waren mehrere Glieder desselben seine Kunden. Die Mainzer warfen den Frankfurtern ihren Sklavensinn und Aristokratismus vor, und nahmen alle Maßregeln Cüstines in Schutz. Der Senat setzte dagegen einen Preis von 500 Thalern für denjenigen aus, der beweisen würde, daß Frankfurter Bürger falsche Assignaten in Umlauf gesetzt hätten, und 1000 Thaler für den, der den Fälscher derselben angeben könne. Indessen ergab man sich in sein Schicksal, es war so ziemlich wieder alles in sein gewohntes Gleis gekommen, und man war darauf gefaßt, die unwillkommenen Gäste noch lange beherbergen zu müssen, besonders da die Franzosen in Folge der Schlacht von Gemappe rasch die östreichischen Niederlande erobert hatten.

IV.

Wiedereinnahme Frankfurts durch die Preußen und Hessen. — Franzosen durch den Pöbel niedergemacht. — Schreckliche Lage der Frankfurter Abgeordneten zu Paris, aus der sie mein Oheim befreit. — Eindruck den die Nachricht von der Hinrichtung Ludwig XVI. macht.

Die anscheinende Ruhe Frankfurts war nicht von langer Dauer. Gegen Ende November verbreitete sich die Nachricht, daß die Preußen und Hessen im Anmarsch, schon in der Nähe der Stadt und im Besitz ansehnlicher Streitkräfte seyen. Die französische Besatzung Frankfurts war kaum Tausend Mann stark und hatte nur zwei Kanonen. Der Commandant, General Helden, erwartete Truppen und Artillerie, die ihm Cüstine zur Verstärkung versprochen und ihm zugleich befohlen hatte, sich im Fall eines Angriffs

des Zeughauses zu bemächtigen und die Frankfurter Stadtsoldaten, die bis jetzt noch ihren Dienst in Gemeinschaft mit den Franzosen versehen hatten, zu entwaffnen und sich auf das Aeußerste zu vertheidigen. Dem Magistrat wurde bekannt gemacht, daß man die Stadt mit Feuer und Schwert verheeren würde, wenn man sich beikommen ließe, etwas gegen die Besatzung zu unternehmen. Da aber die versprochene Verstärkung ausblieb, so hätte Helden wenigstens Moses Wunderstab haben müssen, um die erhaltenen Befehle zu vollziehen. Die Frankfurter Heeresmacht, etwa 600 Söldner, aus aller Welt zusammengerafftes Gesindel, war freilich nicht sehr zu fürchten, aber man traute der Stimmung der Einwohner nicht, und zwar mit Recht. Den 28sten November erschien der preußische General von Kalkreuth an der Spitze der preußisch-hessischen Avantgarde vor dem Friedberger Thor, stellte seine Truppen in Schlachtordnung auf, sandte sodann einen Stabsoffizier an den französischen Commandanten, der von dem Volk mit Jubel begrüßt wurde, und ließ den General Helden auffordern, Frankfurt zu übergeben. Dieser wies die Aufforderung mit der Erklärung zurück: er würde sich bis auf den letzten Mann vertheidigen, und meldete was vorgefallen war sogleich nach Mainz. Cüstine nannte die Aufforderung eine preußische Impertinenz und sagte: „ein freier Republikaner dürfe nicht mit Despotenknechten unterhandeln.“ — Helden hatte unterdessen die den Frankfurtern gehörenden Kanonen aus dem Zeughaus (dem Rahmhof) daselbst wollen wegnehmen lassen, da sich das Volk jedoch schwierig zeigte und zusammenrottete, so gab er das Vorhaben auf und erklärte die Sache für ein Mißverständniß. Cüstine kam noch an demselben Tage nach Frankfurt und versprach dem auf dem Römer versammelten Magistrat, daß er die Stadt im unglücklichsten Fall keiner Belagerung aussetzen wolle; auf diese Versicherung erließ derselbe eine Proklamation, in welcher er die Bürger zur Ruhe und Ordnung ermahnte. Cüstine hatte jedoch nochmals dem General Helden anbefohlen, sich so lange als möglich zu halten, und ihn versichert, daß er ihm im Fall eines Angriffs zu Hilfe eilen würde. Aber die versprochene Hilfe blieb aus, und Helden sollte mit 800 Mann und zwei Kanonen nicht nur den Angriff eines Heeres zurückschlagen, sondern auch eine Stadt vertheidigen, in welcher er einen aufgeregten zahlreichen Pöbel gegen sich hatte. Als er dies seinem Obergeneral nochmals schriftlich vorstellte und zu berücksichtigen bat, schrieb ihm dieser:

„er möge nur ganz außer Sorgen seyn, die feindliche Reiterei könne ja nicht über die Gräben und Wälle der Festung setzen.“ —

Unterdessen waren die wohlhabendern Einwohner der Stadt in banger Erwartung und sahen sorgenvoll den Dingen entgegen, die da kommen sollten. Es war den 2ten December, an einem Sonntag, die meisten Bürger befanden sich gerade bei dem Gottesdienst in den Kirchen, als man mit einemmal einen starken Kanonendonner ganz in der Nähe vernahm. Jedermann verließ schnell die Kirche und eilte erschrocken nach Haus, wo man erfuhr, daß die Preußen und Hessen die Stadt mit Kanonen und Mörsern beschössen und man dieselbe von zwei Seiten angreife. Von allem was in der Stadt vorging waren die Preußen auf das Genaueste unterrichtet, da die Einwohner bis zum letzten Augenblick die Freiheit gehabt hatten, vor den Thoren spazieren zu gehen, wo sie sich stundenlang mit den Belagerern unterhielten, ohne daß die Franzosen Notiz davon nahmen.

Das Schießen währte ununterbrochen fort, meine Eltern saßen noch bei Tische und sahen sich nach dem eben beendigten Mittagsmahl mit banger Bekümmerniß an, als einer der Handlungsdiener nach Hause kam und erzählte, daß bereits schon mehrere Bürger verwundet worden und Kugeln und Bomben in verschiedenen Häusern niedergefallen seyen. — „Gott bewahre uns vor einem solchen Unglück!“ rief meine Mutter aus, die mich auf ihre Knie genommen hatte. Kaum hatte sie das Wort ausgesprochen, als ein furchtbarer Schlag ganz in unserer Nähe fiel, dem ein längeres Gepraſſel, wie von herabfallenden Schiefersteinen veranlaßt, folgte. In demselben Augenblick stürzte das Gesinde leichenblaß in das Speisezimmer mit dem Ausruf: „Es hat bei uns eingeschlagen!“ meine arme Mutter war einer Ohnmacht nahe und ich lag auf dem Boden, schnell war das Zimmer mit allen Hausbewohnern angefüllt, die verzweiflungsvoll untereinander schrieen, und Jeder schien Rath und Hilfe von dem Andern zu erwarten, sie fragten sich untereinander, was zu thun sey, aber keiner war im Stande, ein vernünftiges Wort hervorzubringen, alle hatten den Kopf verloren. Einige wollten, daß man in die Kellergewölbe, andere, daß man auf die Straße flüchten solle, und Frauen und Mägde weinten. Mein Vater, der hinausgegangen war um nachzusehen, was eigentlich geschehen, kam nach einigen Minuten mit den tröstenden Worten zurück: „Beruhigt euch, Kinder, ein Stück Bombe hat

nur das Dach unſers Regenfaſſes im Hof eingeſchlagen, der Schaden iſt nicht groß. Nachdem man ſich überzeugt hatte, daß es wirklich ſo war, erholte man ſich nach und nach von dem Schreck, und da das Schießen immer ſchwächer wurde und bald ganz aufhörte, ſo beruhigte man ſich völlig und das Ganze endigte ſich damit, daß man ſich gegenſeitig foppte, Jeder dem Andern den größten Theil von der gehabten Furcht in die Schuhe ſchob, und ihm ſogar die Geberden und Mienen vormachte, die er in dem Schreckensmoment gezeigt haben ſollte.

In der Stadt waren indeſſen ganz andere und ſehr ernſthafte Scenen vorgefallen. Die wenigen Franzoſen hatten ſich auf den Wällen ſehr tapfer unter beſtändigem Feuern vertheidigt. Aber die beiden Geſchütze, welche der General Helden auf die Wälle beordert hatte, wurden von dem zuſammengelaufenen Pöbel und Handwerksburſchen, die dazu von mehrern Einwohnern angereizt worden, angefallen, und da ihre Bedeckung ſehr ſchwach war, ſo bemächtigten ſich die Volkshaufen derſelben, ſchlugen die Räder und Laffeten entzwei, hieben die Stränge der Pferde ab und drohten den Commandanten derſelben, dem wirklich durch den Hut geſchoſſen wurde, zu ermorden. Das Volk öffnete nun die Stadtthore mit Gewalt, die Riegel mit Beilen und Aexten ſprengend, während ſich die Franzoſen auf den Wällen, von dieſen Vorgängen nichts ahnend, noch immer tapfer vertheidigten. Preußen und Heſſen ſtürzten zu dem geöffneten Friedberger Thor herein, machten ohne Pardon zu geben nieder, was ihnen von Franzoſen begegnete, die jedoch, namentlich auch die Nationalgarden, ihr Leben theuer verkauften, auch oft keinen Pardon begehrten. Die Truppen der Verbündeten waren wegen dem heftigen Widerſtand, den man ihnen geleiſtet hatte, höchſt erbittert. Zweihundert Heſſen bedeckten mit ihren Leichen das Schlachtfeld vor den Thoren, über 700 Franzoſen geriethen ſammt dem General von Helden in Gefangenſchaft. Die Körper der niedergeſäbelten Franzoſen, die in den Straßen lagen, waren zum Theil ſchrecklich verſtümmelt, einigen war der ganze Hinterkopf abgehauen, andere hatten den Schädel geſpalten u. ſ. w. Alle wurden ſchnell und ganz in der Stille beerdigt, nur ein kleiner Theil der Garniſon war entkommen und hatte ſich nach Höchſt flüchten können. Auch einem Bürgersſohn hatte ſeine Neugierde das Leben gekoſtet.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., gewöhnlich

der dicke Wilhelm genannt, hielt nun mit dem Herzog von Braunschweig an der Spitze seiner Generalität und der Truppen seinen Einzug, und wurde von den Frankfurter Bürgern, die sich jetzt befreit glaubten, mit großem Vivatgeschrei freudig jubelnd empfangen. Fortwährend blieb die Menge vor dem rothen Haus, damals der erste Gasthof der Stadt, in welchem der König abgestiegen war, versammelt, dem gnädigen König unaufhörlich ein Lebehoch bringend, so oft derselbe geruhte, sich dem guten Volk auf dem Balkon zu zeigen. An selbigem Tage hatte eine halbe Stunde von Frankfurt, zwischen den Flecken Bockenheim und Rödelheim ein scharfes Gefecht mit einer Abtheilung von Güstines Truppen statt, bei dem der preußische General von Eben verwundet wurde.

Der König von Preußen besuchte noch den nehmlichen Abend das Theater, wo er abermals mit großem Enthusiasmus empfangen wurde. Frankfurt erhielt nun eine preußische und hessische Besatzung zur Einquartirung, unter der sich besonders die preußischen Garden auszeichneten.

Nachdem jedoch der erste Sieges- und Freudenrausch verschwunden war und die Ueberlegung nach und nach zurückkehrte, fing man doch zu fürchten an, daß die Geschichte wohl noch schlimme Folgen für die gute Stadt Frankfurt, und ganz besonders für die sich noch zu Paris befindliche Deputation derselben haben könne. Was man im ersten Augenblick als eine Heldenthat sondergleichen, die man denen eines Horatius Cocles und Mutius Scävola zur Seite setzte, angesehen, nehmlich das Zertrümmern der Kanonenlafseten und das Zerschlagen der Thorschlösser, wollte bald Niemand mehr gethan oder nichts davon gewußt haben, und mit Grauen und Schaudern dachte man an die Folgen bei einer möglichen Wiederkehr der Franzosen. Dem Freudentaumel folgte schnell eine düstere Stimmung und Grabesstille, und die Besorgniß der ängstlichen Gemüther wurde noch um Vieles vermehrt, als wenige Tage darauf man in der Mainzer Nationalzeitung vom 6. December einen Bericht las, der die Ueberschrift führte: „Frankfurter Adventsfeier, ein Gegenstück zur Bartholomäusnacht und zu der sicilianischen Vesper“ und dessen Verfaßer ein Adjutant Güstines, Daniel Stamm, war. In demselben wurde unter anderm gesagt:

„Der 2 December, als der erste Adventssonntag, wurde zum

»Mordtag ausersehen. Früh um neun Uhr sah man zwei Colon-
»nen Hessen sich jenseits des Mains ausdehnen; alles lief auf
»die Wälle, um die ankommenden Truppen zu empfangen, als
»plötzlich die Einwohner Frankfurts mit allen Arten Mordinstru-
»menten bewaffnet, heimtückisch über die Vertheidiger der Freiheit
»herfielen, sie mit mörderischen Schlägen hinwarfen, die Pferde an
»ihren Kanonen zusammenhieben, die Räder und Wagen zertrümmer-
»ten, aus den Fenstern auf sie schossen, und so in einen Haufen von
»Tausend Franken Verzweiflung brachten. Verzweifelt wehrte sich
»dieses kleine Corps, vergebens suchten 12,000 Hessen sie auseinan-
»der zu stäuben, als mit Hülfe der Frankfurter sich die Thore den
»Hessen öffneten. Noch ergaben sich die Franken nicht, noch wehrten
»sie sich in den Straßen, bis sie endlich von Soldaten und Bür-
»gern umringt, theils gefangen, theils die Schlachtopfer barbari-
»scher Behandlungen wurden. Frankfurter! diesen Tag werdet
»Ihr, trotz Euren feilen Zeitungen nicht aus den Jahrbüchern
»Eurer Geschichte löschen! Buben werden Euch auf den Straßen
»anspeien, der Name Frankfurt wird der Nachwelt ein Abscheu
»seyn, der Franke ist verabscheuungswerth, der Euch ansehen kann,
»ohne Euch zu würgen! Euch und Euern Namen zu vertilgen,
»sey der Schwur, den jeder freie Mann auf dem Vaterlandsaltar
»ablegen wird! Ich thue ihn freiwillig, und ich werde ihn halten.«

Doktor Böhmer in Mainz schrieb in dieselbe Zeitung: »Plötz-
»lich wurden sie (die Franzosen) von einem mit Mordgewehren
»aller Art versehenen Haufen von Frankfurter Banditen über-
»fallen, mit einer Wuth, deren nur ein Frankfurter Reichsstädter
»fähig seyn kann, gemißhandelt, und in solcher Anzahl getödtet,
»daß von zwei Bataillonen der größte Theil ein Opfer dieser
»Henkersknechte wurde. Die französischen Krieger setzten sich mu-
»thig zur Gegenwehr, waren aber zu schwach, um 8 – 10,000 be-
»waffneten Bösewichtern Widerstand leisten zu können. Kaum
»hörte dies der General Custine, als er Morgens gegen eilf Uhr
»mit einem großen Theil seines Heers und einer Menge von
»Belagerungsgeschütz vor die Stadt rückte. Er hat erklärt, daß
»er entweder selbst vor ihren Mauern sterben, oder die Stadt in
»Staub und Asche verwandeln wolle.

Metternich schrieb: »Deutsche, flucht Euern Frankfurter Land-
»leuten und streicht sie auf der Liste Eurer Mitbürger aus. Sie
»dürfen nicht länger unter Euch genannt werden, so wie Gene-

»Cüstine dafür sorgen wird, daß die Stelle, wo jetzt Frankfurt »steht, ein schauerlicher Schutthaufen, nur ein Denkmal der Grau»samkeit und Verrätherei für die Nachkommenschaft seyn wird.«

Die allgemeine Administration zu Mainz, um die Wuth der französischen Armee noch zu steigern, befahl, daß für die zu Frankfurt gemordeten Franzosen ein großes feierliches Todtenamt gehalten werden solle.

Man kann sich denken, welche Angst bei dem Lesen solcher Zeitungsartikel — die Mainzer hatten dafür gesorgt, daß dieselben sogleich gehörig in Frankfurt verbreitet wurden — sich der armen Kaufmannsseelen daselbst bemächtigte, die eigentlich an dem Vergefallenen sehr unschuldig waren, das außerdem eben so entstellt als übertrieben wurde. Starre Verzweiflung war mehrere Tage in allen Gesichtern zu lesen, und wenig fruchtete es, daß die Preußen sich hoch und theuer verschworen, daß kein Franzose je wieder die Stadt Frankfurt betreten solle, die preußische Uniform schien im Gegentheil die allgemeine Angst noch zu vermehren, und die armen Frankfurter träumten und sahen nichts mehr als ihre Stadt in Flammen aufgehen und deren dampfende Ruinen. In allen Familien war jede Lebenslust wie weggeblasen, und diejenigen, deren Angehörige bei der fatalen Mission zu Paris waren, gaben sich der Verzweiflung hin. Ein reicher Kaufmann, der uns denselben Abend, als die Preußen in die Stadt eingerückt waren, einen Besuch gemacht, und sich dabei gerühmt hatte, aus seinem Haus habe man auf seinen Befehl siedendes Wasser auf fliehende Franzosen gegossen, und »die Kerls gehörig gebrühet,« wobei er und seine Frau thätig gewesen seyen, kam einem Gespenst gleich ein Paar Tage darauf zu meinen Eltern, um sie zu fragen, ob sie seine Fabel weiter erzählt hätten, er habe dies alles nur im Scherz gesagt, es sey nur ein dummer Spaß von ihm gewesen, er selbst könne nicht begreifen, wie er zu einem so elenden Geschwätz gekommen sey, seine alberne Gans von einer Frau sey an dem ganzen Gelostreich schuld. Er verließ uns endlich, indem er meine Eltern beschwor, doch ja die Sache nicht weiter zu erzählen, und begab sich in mehrere Häuser, in denen er mit dieser Heldenthat so geprahlt, die man ihm mitunter und namentlich in unserm Haus sehr verübelt hatte, sie zu widerrufen. Mein Vater suchte indessen den reichen armen Teufel möglichst zu beruhigen, er hatte jedoch noch lange an seinem Angstfieber zu laboriren.

Magistrat und Bürgerschaft wetteiferten nun, diese gräßlichen Beschuldigungen von sich zu weisen und sie für abscheuliche Verleumdungen zu erklären, was sie denn zum größten Theil auch waren. Eine Unwahrheit war es, daß ein förmliches Mordkomplott statt gefunden habe, und eine große Lüge, daß man zehn Tausend Mordmesser zu diesem Zweck habe verfertigen lassen, von denen Cüstine sogar eines an den Convent nach Paris sandte, und dazu schrieb:

„Bürger Präsident! ich kann dem Nationalkonvent die ausgezeichnete Verrätherei nicht mehr verhehlen, welche Ursache an der Wiedereinnahme Frankfurts durch die Preußen sowohl, als an dem Meuchelmord unserer Brüder war. Dreihundert von ihnen sind im glorreichen Gefechte für die Sache der Freiheit durch die Messer der Meuchelmörder gefallen. Ich übersende dem Nationalkonvent eines von den Messern, das ein Soldat überbrachte, welcher es einem dieser Schurken aus den Händen gerissen, und welcher Gelegenheit fand, aus Frankfurt zu entkommen. Die Messer waren alle von der nehmlichen Form, beinahe 10,000 Menschen waren damit bewaffnet, 150 Zimmerleute, die bestimmt waren, die Thore zu öffnen, waren in zwei Kähnen von Hanau, welches dem Landgrafen von Hessen-Cassel gehört, gekommen. Der General von Helden, der zu Frankfurt kommandirte, darf sagen, daß er von dieser Ankunft nichts gewußt habe, eben so wenig als von der Verfertigung und von der Ankunft jener Messer. Dieser Commandant darf sich noch rühmen, seine Schuldigkeit gethan und selbst von den Feinden Lob erhalten zu haben. Ich will glauben, daß das Volk mehr verblendet als strafbar war, und das es gewohnt, sich unter die Oesterreicher zu bücken, dieselben für Riesen angesehen hat .... Ich empfehle der Menschlichkeit des Nationalkonvents und des französischen Volkes die Deputirten der Stadt Frankfurt. Ihre Freiheit und ihre Sicherheit werden meine süßeste Belohnung seyn.“

Um diesen furchtbaren Anklagen zu begegnen, machte der Magistrat von Frankfurt bekannt, daß derjenige eine Belohnung von 24,000 Livres erhalten solle, der beweisen könne, daß ein Mordkomplott in Frankfurt statt gefunden, und die Bürger Franzosen mit Mordgewehren oder Messern getödtet hätten. Aber Niemand konnte dergleichen darthun: das Wahre an der Sache war: daß mehrere wohlhabende Bürger, der Hingebung des Augenblicks

folgend, verschiedene Individuen aus den niedern Ständen zur Zertrümmerung der Kanonen und zum Eröffnen der Thore aufgemuntert hatten, so wie, daß aus einzelnen Häusern siedendes Wasser auf die Fliehenden gegossen worden war; von einem Complott und einer Messerfabrikation, so wie von einem systematisch berechneten Angriff war jedoch niemals die Rede gewesen. Aber auch schon das war hinreichend, um unter solchen Verhältnissen und in einem solchen Krieg den Ruin und die Zerstörung einer Stadt herbeizuführen, und dies fühlte man wohl und wäre auch das unvermeidliche Schicksal Frankfurts gewesen, wenn der Feind damals schnell zurückgekehrt wäre. Aller Enthusiasmus für die Sieger war indessen nach ein Paarmal vierundzwanzig Stunden verschwunden und man hörte keine Vivats mehr.

Zu Paris hatten sich diese Vorfälle gräulich ausgemalt und durch gräßliche Zusätze vermehrt schon verbreitet, noch ehe ein offizieller Bericht daselbst angekommen war. Als Custines Berichte eintrafen, beschloß der vollziehende Staatsrath vorerst, die Frankfurter Deputirten in ihren Wohnungen in strengem Verhaft zu halten und auf das Schärfste bewachen zu lassen. Diese sahen sich nun mit einemmal von all ihren dortigen Bekannten verlassen und befanden sich in der That in einer schrecklichen Lage, und dies zu einer Zeit, wo man in Paris Menschenköpfe gleich Mohnköpfen abschlug. Unter ihren Fenstern verkaufte man Extrablätter, unter dem Ausruf: „Getreue Erzählung, wie durch die „Frankfurter Banditen Tausend Franzosen ermordet wurden, Frank„furter Mordgeschichten u. s. w.“ Keine französische Zeitung wollte etwas zur Vertheidigung der armen Deputirten aufnehmen, welche jeden Augenblick fürchteten, zur Guillotine geschleppt zu werden. Unter den vielen Mitteln, die man anwendete, jene gehässigen Anklagen zu widerlegen und als nichtig darzustellen, wurde eines ergriffen, das guten Erfolg hatte: man ließ nehmlich die französischen Gefangenen, Offiziere und Gemeine der Nationalgarde und Linientruppen, Erklärungen und Briefe schreiben, in welchen sie die treffliche Behandlung, welche ihnen von der Frankfurter Bürgerschaft und dem Magistrat zu Theil wurde, hochrühmten und auf das Dankbarste anpriesen. Sie bekräftigten in denselben, daß sich der Magistrat alle mögliche Mühe gegeben habe, dem Auflauf des Pöbels zu steuern, und daß Bürger selbst von den eindringenden Hessen Pardon für mehrere ihrer Landsleute erwirkt hätten. Man

schob überhaupt die ganze Schuld auf fremde Handwerksburschen, diese armen Teufel mußten jetzt Alles auf ihre Schultern nehmen. Dies vermochte indessen nicht, die in Paris gefangenen Frankfurter Deputirten, unter denen auch einer vom Senat war, aus ihrer hochnothpeinlichen Lage zu befreien, was für den Augenblick das Wichtigste war, da sie in augenscheinlicher Lebensgefahr schwebten, denn man spielte ja in Frankreichs Hauptstadt um Köpfe wie um Dreier, und die Familien der Abgeordneten waren in unaufhörlicher Höllenangst, sahen in banger Verzweiflung jeden Tag der ankommenden Post entgegen, schreckliche Nachricht befürchtend, und gingen dem hochedlen Magistrat Tag und Nacht zu Leibe, damit er die baldigste Befreiung ihrer Angehörigen bewirken möge. Dies war eben keine leichte Aufgabe. Mein Großvater Weller hatte den Herren des Raths den Rath gegeben, man müsse schleunigst suchen, Jemand ohne allen offiziellen Charakter ganz ins Geheim und mit hinlänglichen Mitteln versehen nach Paris zu schicken, um das Terrain daselbst zu recognosciren, die Deputirten gehörig von Allem zu unterrichten, und von dem fatalen Vorfall und der Sachlage in Kenntniß zu setzen, sodann aber deren Befreiung um jeden Preis zu erwirken suchen. So einleuchtend es auch war, daß sich nur einzig von diesem Mittel einiger Erfolg erwarten ließ, so waren doch mehrere Hohlköpfe des hochgelahrten und wohlfürsichtigen Magistrats und selbst einer der wohlregierenden Bürgermeister dagegen, und meinten, man müsse sich nicht in neue Fatalitäten verwickeln, sondern, da es doch einmal nicht anders sey, der Sache ihren Lauf lassen, das heißt, die armen Teufel zu Paris ihrem Schicksal überlassen. Glücklicherweise war der bessere Theil der Herrn anderer Meinung, und drang, jedoch nicht ohne einige derbe Kraftäußerungen und sogar Drohungen ausgestoßen zu haben, durch. So weit war man nun gekommen, aber wen absenden? wo Jemand finden, der sich zu dieser schwierigen und gefährlichen Ambassade hergeben wolle, und auch die hiezu nöthigen Fähigkeiten und den Muth gehabt hätte! In solchen Zeiten und in solchen Nöthen sucht man den Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, auch ohne alle hohe Protektion hervor, den protegirten Haufen der Alltagsmenschen, denen er sonst ein Dorn im Auge ist, bei Seite setzend, und preist sich glücklich, ihn zu finden. Von den hochweisen Herrn des Magistrats wollte sich keiner zu dieser Mission verstehen,

auf sich alle nach dem vermeintlichen Aristokraten umsahen, den sie jedoch nicht mehr entdecken konnten.

Ein Paar Tage nach seiner Ankunft zu Paris war es meinem Oheim gelungen, sich mit den gefangenen Deputirten, die einen rettenden Gott in ihm sahen, heimlich in Verbindung zu setzen. Man berieth sich gemeinschaftlich über die Art und Weise, wie ihre Befreiung zu bewirken sey, und nachdem der junge Mann das Terrain hinlänglich sondirt, gelang es ihm, einige einflußreiche Mitglieder des Convents für sich zu gewinnen, das heißt, zu bestechen, indem er hie und da, wo es nöthig war, mit aller Vorsicht seine goldenen Minen springen ließ, Andere gewann er durch eine der Wahrheit gemäße einfache und einleuchtende Darstellung der Sache. Bei dieser Gelegenheit kam er auch mit Danton, Robespierre, Camille Desmoulin, Vergniaud, Brissot und andern berühmten Conventsmitgliedern in nähere Berührung. Das Unternehmen gelang über alle Erwartung, der Convent verfügte die Freilassung der Verhafteten, und diese kamen gegen Ende Januar 1793 wieder glücklich und wohlbehalten mit ihren, sich jetzt wieder außer Gefahr befindenden Köpfen in Frankfurt an, während Ludwig XVI. unter der Zeit den seinigen durch das Beil des Henkers verlor. Die Geretteten konnten nicht genug rühmen, was der junge Weiler für sie gethan, und sie und deren Familien, unter denen auch die G.....sche war, gaben ihm bei jeder Gelegenheit Beweise ihrer Erkenntlichkeit. Nachdem der schwierige Auftrag so glücklich vollzogen, hörte man von mehr als einer Seite, wenn des jungen Weilers lobend erwähnt wurde, von manchen superklugen, hochweisen Lippen die Worte fallen: »Mit solchen Mitteln versehen, gehörte eben keine große Kunst dazu!«

Mein Oheim hatte seinen Freunden und Verwandten mehrere hübsche Geschenke von Paris mitgebracht, unter denen ein kostbares Porzellan-Service, das der unglücklichen Maria Antoinette gehört, und das er verstohlen um einen hohen Preis erstanden hatte.

Die Frankfurter Vorfälle hatten für Niemand ersprießlichere Erfolge als für die französischen Gefangenen, die von jetzt an, so oft deren nach Frankfurt kamen, von der Stadt und ihren Bewohnern reichlich beschenkt und trefflich verköstigt wurden, was denn jedesmal in den Zeitungen gehörig ausposaunt ward, da man im

Geiste schon wieder die französischen Heere und ihre erzürnten Krieger racheschnaubend vor den Stadtthoren sah.

Die Nachricht von der Hinrichtung des unglücklichen Königs von Frankreich hatte einen höchst peinlichen Eindruck in Frankfurt, so wie in ganz Deutschland gemacht, man wollte lange nicht an die Möglichkeit dieser Greuelthat glauben und hatte Mühe, sich von der Wahrheit dieser Thatsache zu überreden, die man sich nur mit dem Ausdruck des Schmerzes und des Kummers mittheilte. Diese Begebenheit wandelte mehr als einen Demokraten zum Aristokraten um, so wie überhaupt der Gang und die Richtung, welche die Dinge in Frankreich nahmen, viele frühere Freunde der französischen Revolution zu deren erbitterten Feinden umschuf; von dem Glück einer Freiheit, die nur Mord, Raub, Brand, die blutigsten Greuel und scheußlichsten Würger hervorrief, konnte sich kein Mensch, der noch einen Funken gesunde Vernunft besaß, einen Begriff machen, dennoch behielt sie auch in Frankfurt manche Anhänger, und sogar in unserer Familie.

V.

Aufenthalt des Königs von Preußen und seiner Garde in Frankfurt. — Spielwuth der Offiziere. — Ein Jude muß einen Wechsel fressen. — Eine Entführung. — Errichtung einer stehenden Bühne in Frankfurt. — Die erste Vorstellung der Zauberflöte erregt ungeheures Aufsehen. — Abermalige Belagerung Frankfurts (1796). — Die Stadt wird mit glühenden Kugeln beschossen. — Niederbrennen der Hälfte des Judenquartiers. — Frankfurter Zustände jener Zeit. — Meine schöne Cousine. — Eine Scheidung. — Eine Hochzeitreise mit Unannehmlichkeiten in Stuttgart.

Die fortdauernde Gegenwart des Königs von Preußen, der den ganzen Winter in Frankfurt zubrachte, und seiner Garde machte doch, daß die Furcht der ängstlichen Gemüther der guten Reichsstädter vor den Franzosen und ihren Drohungen sich allmählig verlor, wozu das joviale Leben und galante Benehmen der Preußen nicht wenig beitrug, und bald machten die Besorgnisse

dem Vergnügen Platz. Den gefallenen Hessen wurde auf Befehl Friedrich Wilhelm II ein Denkmal vor dem Friedberger Thor errichtet, zu dem sein Hofbaumeister Langhans das Modell lieferte, und welches trotz den, als Alles zerstörende Vandalen verrufenen Franzosen, die es im Laufe der Revolutionskriege unversehrt liessen und achteten, noch jetzt steht.

Seine preußische Majestät gefiel sich sehr in Frankfurt und war den Einwohnern ein überaus liebreicher Herr, besonders den Damen, von denen ihn manche nur »unsern lieben, dicken Wilhelm« nannten, denn der König verschwendete viel, sehr viel Geld, war äußerst freigebig und machte allen denen, die sich seiner Aufmerksamkeit und seiner Huld zu erfreuen hatten, reiche Geschenke. Diesem Beispiel folgten auch seine Untergebenen, namentlich zeichnete sich das Offiziercorps der Garden, das seinem Herrn keine Schande machen wollte, durch Großmuth, Freigebigkeit und galantes Benehmen aus. Es kam nicht selten vor, daß diese Herren das, was ihnen von einem Friedrichsd'or oder Kronenthaler zu gut kam, anzunehmen verschmähten und den Aufwärtern und Kellnern schenkten, und eben so generös benahmen sie sich in den Kaufläden. So kamen abermals große Summen zur Bereicherung der Einwohner Frankfurts in Umlauf. Besonders aber waren die Herren gewaltige Spielratzen, und in den größern Gasthöfen wurden die Hazardspiele, namentlich Pharao, welches die Offiziere, meistens vermögende Edelleute, leidenschaftlich liebten, auf eine furchtbare Höhe getrieben. Diese Leidenschaft der preußischen Marssöhne wußten mehrere Spieler von Profession trefflich auszubeuten, unter ihnen waren namentlich ein verabschiedeter hessischer Oberst von Willich, der in Bockenheim wohnte, ein gewisser Kohl, ein Frankfurter Bäckerssohn, der eine sehr hübsche Frau hatte, die bei verschiedenen Spielen pointirte, ein anderer Gauner, Namens Gimpel u. s. w., die sich alle in kurzer Zeit ein großes Vermögen erspielten, von denen jedoch die meisten später wieder in bittere Armuth geriethen, ja wohl in Spitälern Unterkunft suchen mußten. Diese Spielsucht der preußischen Offiziere kam nebst den saubern Bankhaltern keinem mehr zu Statten als den Frankfurter Juden, welche den Herren oft und gerne aus augenblicklichen Geldverlegenheiten halfen und dafür so generös belohnt wurden, daß sie nicht selten Hundert vom Hundert in wenig Wochen erhielten; denn so bemittelt auch die meisten dieser Edelleute seyn mochten,

so konnte es nicht fehlen, daß sie das leidige Spiel doch gar häufig in so große Verlegenheit brachte, daß sie nicht selten zu der ehrbaren Zunft der beschnittenen und unbeschnittenen Wucherer ihre Zuflucht nehmen mußten, die um so lieber ihre Börsen zur Verfügung der Herren stellten, als sie wußten, daß, wenn diese wieder bei Geld waren, was am Ende doch meistens der Fall, sie wegen Zinsen und Provision nicht knickerten. Ein komischer Vorfall, der sich damals mit einem der berüchtigtsten Gurgelschneider in Frankfurt zutrug, durch ein solches Darleihen hervorgerufen wurde, und die ganze Stadt ausserordentlich belustigte, verdient, daß ich ihn hier mittheile, um so mehr, da die Sache in dem Hause meines Großvaters B. vorging. Derselbe hatte nehmlich einen Major und einen Lieutenant von der Garde im Quartier. Beide waren sehr artige, feine Leute, die man im Hause gerne sah, sie nahmen an allen Freuden- und Familienfesten Theil, der Major ließ fast jeden Abend die Musik seines Regiments kommen, um Tafelmusik, zuweilen auch, wenn gerade Gesellschaft war, Tanzmusik zu machen, ja er ließ sogar die französischen Revolutionslieder und Märsche spielen, und wurde ein Geburtstag gefeiert, so hatte er die zarteste Aufmerksamkeit, machte recht artige Geschenke, und suchte auf diese Art die Last der Einquartirung, die freilich nicht klein war, denn er hatte einen ganzen Troß von Bedienten und Pferden bei sich, möglichst zu vermindern und lebte gerne in Familien; der Lieutenant hingegen, ein Herr Baron v. D... war ein Wüstling, der selten zu Tische kam, oft ganze Nächte wegblieb, die er größtentheils am Pharaotisch des Herrn v. Willich zubrachte. So bedeutende Summen und Wechsel der junge Mann auch jeden Monat von Haus erhielt, er war der Sohn eines sehr reichen pommerischen Edelmannes, so waren seine Taschen doch in der Regel leer, und mit größerer Sehnsucht als er selbst, warteten die Frankfurter Juden auf seine Berliner Wechsel, die selten ausreichten, die gemachten Darleihen zu decken; da er auch nicht sehr pünktlich im Bezahlen war, so wurden die Kinder Israels hinsichtlich seiner etwas schwieriger, und er mußte ihnen noch höhere Zinsen bezahlen. Ein gewisser Samuel Rapp war damals als einer der Hauptnothhelfer des königlich preußischen Offiziercorps bekannt, an diesen wandte sich nun unser Lieutenant, als er einmal wieder ganz im Trockenen saß, und ließ den Juden durch seinen Burschen rufen. Rapp kam, stellte sich jedoch äußerst schwierig,

willigte aber endlich ein, fünfzig Friedrichsd'or auf vier Wochen vorzuschießen, jedoch unter der Bedingung, daß ihm der Offizier hundert verschreibe und einen Wechsel ausstelle, in welchem Herr von D.... sich durch sein Ehrenwort verpflichtete, die hundert dargeliehenen Friedrichsd'or an dem bestimmten Tage zurückzuzahlen, da, wie bekannt, gegen das Militär kein Wechselrecht gültig und eben so wenig eine Civilklage angebracht werden konnte. D.... ging die Bedingung ein und erhielt die fünfzig Friedrichsd'or baar; der Jude hatte ihm zwar für einen Theil des Geldes mancherlei Waare, unter anderm auch eine Partie Katzenfelle zu einem hohen Preis aufschmusen wollen, worauf sich der Offizier aber nicht einließ, indem er sagte: die hält mir kein Banquier. Die Verfallzeit des ausgestellten Wechsels rückte heran und der Lieutenant hatte kein Geld, er hatte zwar während der Zeit wieder einen Wechsel von Haus erhalten, aber die Coeur-, Treff- und andere Damen, so wie Buben ꝛc., hatten es längst verschlungen, auch hatte er ein Paar andere Juden, die ihm früher geliehen und ihn gequält, bezahlt. Als nun der unglückliche Zahlungstermin herangekommen war, erschien Samuel schon in aller Frühe und präsentirte seinen Wechsel zum Einkassiren auf des Lieutenants Stube, der jedoch zur Antwort gab:

— Schmul, ich kann Euch nicht helfen, Ihr müßt mir Frist geben, meine Wechsel sind ausgeblieben.

— Gottswunder, Herr Barohn, was thu ich domit, ich brach mei Geld, ich kann net warte, ich hab' druf gerächent, ich muß doch ach heind zahle.

— Seyd vernünftig, ich habe viel Unglück gehabt und gestern nach Haus geschrieben, in spätestens acht Tagen erhalte ich neue Wechsel.

— Ich kann net, Herr Barohn, ich kann net warte, ich muß mei Geld hawe, ich muß es heind hawe, ich muß es gleich hawe, ich muß ach bezahle.

— Wenn ich nun aber keines habe, ich kann doch keines aus der Erde stampfen oder Dukaten aus dem Aermel schütteln, gedulde Dich nur acht Tage.

— Nah, ich kann net, kah acht Stunne, kah acht Minute, ich muß mei Geld hawe, s'is heind der Zahltag, un ich muß ach zahle.

— Höre Jude, wie viel muß ich Dir zahlen, wenn Du noch acht Tage Frist gibst?

— Nix, gar nix, denn ich kann kahn Frist gewe und ich kann ach net warte.

— So scher Dich zum Teufel, denn ich habe nun einmal kein Geld.

— So, Herr Barohn, deß sin mer saubere Massematte, ich hab doch Ihrn Wechsel mit Ihrm Ehrewort drinn; wenn Se mich net bezahle, so mach ichs bekannt.

— Jude!

— Nu, Herr Barohn, ich kann mer doch net anners helfe, und wann Se mich net zahle, so weiß ich de Wechsel vor uff der Parad, und dann sin Se de Katze, weil Se kah Ehrewort hawe gehalte, deß wäß ich recht gut.

— Jude, dich soll ja der Teufel, warte . . . .

Der Lieutenant ging an die Stubenthüre und schloß dieselbe ab.

— Nau, Gottswunder, Herr Barohn, was soll mer deß? mache Se kahn Stuß, was wolln Se mache?

— Das wirst Du sogleich sehen.

Der Lieutenant nahm nun eine ungeladene Pistole, auf der ein hölzerner Stein war, von der Wand herab, stellte sich vor den zitternden Juden hin, spannte den Hahn, und sagte mit donnernder Stimme:

— Jude, jetzt friß den Wechsel, oder Du bist des Todes.

— Auweih geschrie, Herr Barohn, was soll mer deß, was mache Se vor ăn dumme Stuß.

— Friß, sage ich, oder . . . .

Der Lieutenant hält ihm die Mündung gegen den Mund.

— Aweih, aweih, wie kann ich freße, ă Wechsel is doch ka Mazes. Aweih geschrie, Herr Barohn, ich kreisch.

— Wenn Du noch einen Laut von Dir gibst, Jude, so drücke ich ab. Friß, sag ich, oder ich schieß.

Der Jude todesbleich und schlotternd, würgte nun den Wechsel nicht ohne große Mühe hinab, während der Offizier mit der drohenden Waffe vor ihm stand.

— So, sagte er, nachdem der Jude zum letztenmal geschlungen hatte, jetzt sperre das Maul auf, damit ich auch sehe, ob Dir nichts in den Zähnen stecken geblieben ist.

— Herr Barohn, Se wern mer doch net enei schieße wolle, ich haw en warrlich gefreße.

— Sey ohne Furcht und sperre das Maul auf, sag ich.

Der Jude sperrte nun das Maul weit auf.

— Gut, nun kannst Du gehen, aber das laß Dir gesagt seyn, wenn Du nur eine Sylbe von der ganzen Begebenheit gegen Jemand erwähnst, so bist Du des Todes, denn ich schieße Dich nieder wo ich Dich finde. Uebrigens kannst Du, wenn Du schweigst, in acht Tagen Dein Geld bei mir abholen, es ist jetzt eine Ehrensache für mich, Dich zu bezahlen.

— Herr Barohn, is deß wahr, dann will ich so stumm seyn aß à Fisch.

— Du kannst darauf zählen

Der Offizier legte nun die Pistole hin, schloß die Thüre auf, und der Jude huschte, einen schweren Seufzer lassend, zur Stube hinaus.

Acht Tage darauf ließ der Lieutenant den Rapp wieder holen, und zahlte ihm hundert Friedrichsd'or in Golde hin und noch obendrein einen doppelten mehr, indem er sagte:

— Hier, das nimm für die ausgestandene Angst und weil Du reinen Mund gehalten, gestern erhielt ich meine Wechsel.

— Gottswunder, Herr Barohn, Se sin doch à wohrer Ehrenmann, wie's kahn mehr in ganz Frankfort, in der ganze Welt mehr giebt, wann Se widder was brauche, Se därfe nor befehle, ich mach mer à Vergnüge draus, Ihne zu diene ....

— Schon gut, wir werden sehen.

— Aber ahns mach ich zur Bedingung.

— Und das wäre?

— Wann Se mer widder à Verschreibung mache, schreiwe S'es uff än Nernberger Lebkuche oder uff än Matzen, wann ichs dann widder freße muß, so haw ich doch net so schwer daran zu verdaue. Der anner Wechsel is noch net recht verdaut, un hat mer vierunzwanzig Stund schrecklich zu schaffe gemacht.

Der Offizier entließ den Juden lachend, ihm die Erlaubniß gebend, diesen Vorgang jetzt nach Belieben mitzutheilen, wovon Rapp auch, den generösen Herrn hochrühmend, zur Genüge Gebrauch machte. Herr von D... aber erzählte noch denselben Abend den Vorgang an meines Großvaters Tisch, worüber sämmtliche Anwesende fast vor Lachen zerplatzen wollten. Hintendrein

aber gab ihm Herr Weller den wohlgemeinten Rath, sich künftig fern von Spiel und solchen Juden zu halten, was aber beides weder beherzigt noch befolgt wurde.

Zu derselben Zeit trug sich noch eine Begebenheit zu, die nicht weniger Aufsehen machte. Einer der ersten Advokaten Frankfurts, ein Doktor Dietz, hatte ein schönes und wunderliebliches, kaum sechzehn Jahre altes Töchterchen, sein einziges Kind. Die Familie war uns sehr befreundet und das junge Mädchen besuchte uns oft. Der Vater, ein vermögender Mann, miethete aus Vorsicht und aus Furcht, die Tochter möchte eine ihm unangenehme Bekanntschaft machen, jede ihm zukommende Einquartirung in einem Gasthof ein. Aber das Schicksal spottet und trotzt aller menschlichen, selbst juristischen Vorsicht. Das schöne Kind lernte ein junger Ingenieuroffizier, der bei meinen Eltern einquartirt war, kennen, es entspann sich bald ein vertrauliches Verhältniß zwischen den jungen Leuten, sie wechselten heimlich Briefe und endlich hielt der Offizier um die Hand der schönen Amalie an, erhielt aber von dem Vater, der über diese, seinen Absichten so ganz zuwiderlaufende Bekanntschaft höchst entrüstet war, einen trockenen Korb. Wie es nun so zu gehen pflegt, die solchen Leidenschaften in den Weg gelegten Hindernisse geben diesen nur eine größere Kraft, Amalie setzte das Köpfchen auf und sagte: „und ich will ihn haben, und ich muß ihn haben;“ der Papa seinerseits, auch ein Starrkopf, der das einzige Kind nicht weit von sich entfernt mit einem jungen Offizier in die weite Welt wollte ziehen sehen, schickte das Mädchen zu den englischen Fräulein, deren Kloster hinter dem Prediger war, mit dem Befehl, ein wachsames Auge auf das Töchterchen zu haben, und sie besonders unter keinem Vorwand allein ausgehen zu lassen. Eines Morgens aber kam eine Magd zu der Vorsteherin, angeblich von dem Herrn Doktor Dietz geschickt, der seine Tochter auf einen Tag zu sich nach Haus nehmen wolle. Man gab derselben ohne allen Argwohn das Mädchen mit, das statt den Weg nach dem väterlichen Hause zu nehmen, mit der Zofe, die sie abgeholt, und die wirklich im Dienst ihres Vaters gestanden, den nach dem Allerheiligen-Thor einschlug, vor dem sie eine Postchaise und der geliebte Offizier, mit dem sie fortwährend vermittelst der von ihm bestochenen Magd Briefchen gewechselt hatte, erwarteten. Alle drei setzten sich in den Wagen, der nun in raschem Trabe auf der Straße nach Hanau davon fuhr. Die englischen

Fräulein wunderten sich, als es schon neun Uhr Abends war, Jungfer Dietz noch nicht zurückkehren zu sehen, und glaubten, da sie auch um zehn Uhr noch nicht erschienen war, die Eltern hätten sie für diese Nacht bei sich behalten. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie den andern Tag sich im väterlichen Hause nach ihr erkundigen ließen, Niemand etwas von ihr gesehen noch gehört haben wollte. Der Vater außer sich, ahnte was geschehen, eilte ins Kloster, von da in unser Haus, wo er erfuhr, daß der Offizier schon den Morgen des vorhergehenden Tages Abschied genommen und gesagt, er habe Ordre erhalten, nach Berlin zurückzukehren. Doktor Dietz, seiner Vermuthung jetzt nur zu gewiß, rannte wuth- und zornentbrannt in das rothe Haus, wo er den König zu sprechen verlangte, um von diesem Satisfaktion und Bestrafung des Entführers zu erhalten, kam jedoch nicht sogleich vor, und es gelang ihm erst den folgenden Tag, durch Vermittlung des Wirthes, Herrn Dick, der aus besondern Ursachen in hohen Gnaden bei Sr. Majestät stand, demselben seine Beschwerde und sein Verlangen persönlich vorbringen zu können. Friedrich Wilhelm hörte den erzürnten Vater gelassen an, sagte ihm dann mit lächelnder Miene: er möge sich beruhigen, er wolle dafür sorgen, daß die Ehre des Mädchens gerettet werde, und dem Offizier befehlen, sie sofort zu seiner rechtmäßigen Gattin zu machen.

— Aber Ew. Majestät, das ist ja gerade was ich nicht wollte, platzte nun der Advokat heraus.

— Ja, dann kann ich nicht helfen, versetzte der König, die jungen Leute haben vierundzwanzig Stunden voraus, und werden die Zeit wohl gut benutzt haben. Eine Heirath ist unter solchen Umständen doch wohl das Vernünftigste, das sollte Er als Rechtsgelehrter am besten einsehen.

Und damit war der Doktor entlassen. Vierzehn Tage darauf erhielt er Briefe von seiner Tochter und deren Gatten, dem Lieutenant H . . . ., in denen ihn beide um Verzeihung, um seinen Segen und — einige Unterstützung baten. Die Trauung war in Potsdam auf des Königs Befehl vollzogen worden. Der Vater verweigerte jedoch Alles, wollte von seiner Tochter nichts mehr hören, und betrachtete sich als kinderlos. Als ihn nach ein Paar Jahren die junge Frau besuchte, nahm er sie kalt und unfreundlich auf, und änderte so lange er lebte sein Benehmen hinsichtlich ihrer nicht. Böse Beispiele ermuthigen zur Nachahmung, und kaum vierzehn

Tage nach dieser Begebenheit fiel eine abermalige Entführungsgeschichte vor, und die Entführte, eine reiche Kaufmannstochter, war ebenfalls aus dem Kloster der englischen Fräulein mit einem preußischen Husarenoffizier entflohen, so daß sowohl diese Fräuleins, wie die preußischen Offiziere, die das Spiel mit den Damen nicht minder wie das mit den Karten zu lieben und bei dem ersten sich ihren König zum Muster zu nehmen schienen, in einen bösen Ruf kamen.

Die Anwesenheit der Preußen und ihres Königs hatte auch viel zum Glanz des wenig Monate früher auf Actien gegründeten Frankfurter Theaters, welches sich, Gott weiß mit welchem Recht den hochtrabenden Titel »Nationaltheater« beigelegt hatte, beigetragen. Was an demselben national war, konnte Niemand ausfindig machen. Sechzig wohlhabende Bürger, fast lauter Kaufleute, hatten jeder 550 fl., also eine Totalsumme von 33,000 fl. zusammengeschossen, um das Unternehmen zu Stande zu bringen; sie erhielten Actien für ihren Einschuß. Ein Advokat nannte dies: »eine wahrhaft nationale Handlung,« und so meinten die andern Herren, diesem Institut den Titel eines Nationaltheaters ertheilen zu müssen, was manchen Stoff zum Lachen und zur Satyre gab. Erst im Jahr 1782 hatte man ein Schauspielhaus in Frankfurt erbaut, welches der bekannte Schauspieldirektor Großmann im September desselben Jahres mit Bocks Drama: »Hanno, Fürst im Norden,« und einem Gelegenheitsstück unter Pauken und Trompeten eingeweiht hatte. Bis zum Jahr 1792 hatten mehr oder minder gute wandernde Truppen, hauptsächlich während der Winterzeit, Vorstellungen in diesem Haus gegeben, das zwei Jahre nach seiner Erbauung beinahe ein Raub der Flammen geworden wäre, da das im Comptoir des Direktors mitten in der Nacht ausgekommene Feuer anfänglich Niemand löschen wollte, und das auf dem Comödienplatz versammelte Volk schrie: »Laßt nur das Teufelshaus brennen, wir brauchen kein Comödienhaus, das nur Unglück über die Stadt bringt, baut die Barfüßer-Kirche aus.« Nur die dringendsten Vorstellungen einiger vernünftigern Personen, daß die ganze Stadt Gefahr laufe niederzubrennen, wenn man nicht lösche und den Flammen Einhalt thue, vermochten endlich die Leute Hand an die Spritzen zu legen, und in kurzer Zeit war man Meister des Feuers geworden, das noch wenig Schaden angerichtet hatte. Großmann, der mit seiner Familie in dem Haus

wohnte, ward jedoch bei dieser Gelegenheit bedeutend bestohlen, er selbst stark beschädigt, und seine Kinder wurden nur mit Mühe gerettet. Bis zur Erbauung dieses Hauses hatte man sich theils mit bretternen Hütten auf dem Paradeplatz, theils mit einem zu diesem Zweck im Junghof eingerichteten Gebäude beholfen, wo man dann namentlich während den Messen und bei Krönungsfeierlichkeiten Vorstellungen und tolle Jahrmarktspossen und Hanswurstiaden im Geschmack der damaligen Zeit aufführen ließ; eine gewisse Hakin, Direktrice einer solchen Truppe, welche das Glück hatte, während der Krönungsperiode Carls VI. in Frankfurt zu spielen, nahm die für jene Zeit unerhörte Summe von 60,000 Gulden baar mit, als sie Frankfurt verließ.

Als der Actienverein dieser Nationalbühne gegründet war, verschrieb man aus allen Ecken und Enden Deutschlands und den angrenzenden Ländern Künstler, unter denen manche sich durch Talent und nicht gewöhnliche Darstellungsgaben auszeichneten, oder doch zu großen Hoffnungen berechtigten. Unter diesen verdienen besonders die Herren Hübsch und Porsch vom Mainzer, Brandt vom Brünner, Schröder und Ehmenreich vom Rheinbergischen, und die Damen Bulla mit ihrem liebenswürdigen Töchterchen Sophie vom Lemberger, Langenthal, später die Gemahlin des königlich preußischen Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, vom J. Sekonda'schen, Aschenbrenner vom Carlsruher, Demoiselle Kneisel, welche sich der besondern Gunst des Königs Wilhelm zu erfreuen hatte, vom Großmannischen, die Demoiselles Boudet und Zuccarini vom Hamburger, und Madame Heinemann vom Brünner Theater als ausgezeichnet erwähnt zu werden. Mehrere von diesen haben sich bis zu ihrem Tode bei dieser Bühne erhalten und bewährt gefunden. Ein Schauspieler, Büchner, der jedoch seinen Namen umgedreht und sich Rennschüb nannte, ward als Regisseur bei dieser Truppe angestellt, aber unter der Bedingung, daß weder er noch seine Gattin Rollen bei diesem Theater übernehmen dürften, und zwar aus dem hochwichtigen Grunde, weil er ein Frankfurter Bürgerssohn und ein Bruder des Senators Büchner, dem Vater des später wegen seinem großen Scharfsinn und glänzendem Verstand in ganz Frankfurt und eine Meile im Umkreis so berühmt gewordenen Stadtamtmann Büchner war; denn ein solcher Scandal, daß der Verwandte einer Frankfurter Magistrats-

perien ein Comödiant geworden, war bis jetzt in der guten Reichsstadt noch nicht erhört worden.

Die neue stehende Bühne wurde mit Iffands: »Alte und neue Zeit« eröffnet, letztere ist seitdem ebenfalls längst alt geworden. Noch in demselben Theater-Jahr kam Mozarts unsterbliches Meisterwerk: die Zauberflöte (den 16. August 1793) zur Aufführung, und machte sowohl in Frankfurt als wie in der ganzen Umgegend, aus der man bis auf zwanzig Stunden Entfernung hinzuströmte, diese Oper zu sehen, ein ungeheures Aufsehen, was jedoch mehr der Scenerie des Stückes, als der herrlichen Musik des großen Meisters zuzuschreiben war. Man hatte die Oper hinsichtlich der Dekorationen, des Costümes, der Maschinerie und der Comparsen allerdings, wenn auch phantastisch genug, doch sehr glänzend ausgestattet, und bis jetzt dergleichen noch nicht in Frankfurt gesehen. Von der Schlange, dem Erscheinen der Königin der Nacht und ihren Nymphen, dem Vogelmensch Papagene, den Affen, Bären, Elephanten, Sarastros Löwen und Triumphwagen, dem Wasser und Feuer u. s. w., erzählte man sich Wunderdinge, während man der trefflichsten Tonstücke kaum erwähnte, die schönsten Arien und erhabensten Chöre und Ensemblestücke kaum begriff, dagegen die possierlichen Sprünge der Affen und Bären und den Mohren auf dem Elephanten nicht genug bewundern, so wie die Oper nicht genug wiederholt werden konnte, um die Schaulust aller zuströmenden Fremden zu befriedigen, ob man gleich auch die Tage, an denen gewöhnlich nicht gespielt wurde, dazu nahm, und gar oft mußten weit hergekommene Fremde, ohne den Zweck ihrer kostspieligen Reise erfüllt zu sehen, wieder heimkehren; diejenigen aber, die so glücklich gewesen, Plätze oder eine Loge zu erhalten, konnten nicht genug von den Wundern erzählen, die sie *gesehen*, wohl auch von den Papagenoliedchen, die sie gehört, und die man bald allenthalben nachtrillerte und sang, so wie das Lied des Mohren: »Alles fühlt der Liebe Freuden« u. s. w., während die wahrhaft himmlischen Melodien und Harmonien, wie das Chor: »Isis und Osiris,« die herrlichen Stellen der Finale, die dem Ohr fast als überirdische Klänge aus andern Sphären ertönen, nur von wenigen Kennern beachtet wurden. Dagegen sah man bald alle Knaben der Reichen in Papagenoskleidern und die Mädchen in Sternenkleidchen, a la Königin der Nacht, auf den Promenaden erscheinen. Nie hat seitdem wieder eine Oper eine ähnliche Sen-

sation hervorgebracht, auch war ihre Besetzung recht gut, und Hübsch als Sarastro, Schröder als Prinz Tamino, Madame Heinemann als Pamina, waren alle ausgezeichnet: mehrere Jahre später, als man erst den hohen Werth dieser Musik erkannt hatte, wurde sie hinsichtlich der Künstler fast nirgends so gut, selbst Wien und Berlin nicht ausgenommen, als in Frankfurt gegeben, wo der Zufall oder vielmehr ein blindes Glück gerade die ersten deutschen Gesangsvirtuosen vereinigt hatte, und ein Maurer den Sarastro, ein Demmer den Tamino, Madame Heinemann die Königin der Nacht, Madame Canabich die Pamina, Lux den Papageno, Schröder den Mohr sang, und das Orchester fast aus lauter Virtuosen bestand. Leider blieb aus den oben erwähnten Ursachen dieses Personale nur kurze Zeit in Frankfurt vereinigt. Auch Büchner blieb nicht lange Regisseur bei dieser Bühne, denn er wollte durchaus wieder Comödie spielen, und wanderte weiter. Ein Herr Ihlee, zugleich Theaterdichter, versah später dessen Funktionen und war in der That ein Mann von Verdienst, der gar manchmal als Vermittler zwischen die Künstler und die Directoren trat, die Böcke und Dummheiten der letztern oft bemäntelte und soviel als möglich wieder gut zu machen suchte. Er war gewissermaßen jetzt die Seele des Instituts, insofern dies unter den obwaltenden Umständen möglich war, und fast nur ihm hatten es die Frankfurter zu verdanken, daß so manche ausgezeichnete Künstler bei ihrer Bühne in Engagement traten, unter denen die Demoiselle Schwachhofer, die später als Madame Eunike in Berlin so berühmt wurde, die schon erwähnten Maurer, Demmer, Demoiselle Woralek, die den Kapellmeister Canabich heirathete und später noch Fürstin von Isenburg wurde, es war die zweite Theaterprinzessin der Frankfurter Bühne, aus der eine wirkliche Prinzessin ward; die Schauspieler Otto, Werdy mit Recht in der damaligen Künstlerwelt hoch berühmt waren. Aber ganz besonderes Furore machte Madame Heinemann, die als Königin der Nacht, Prinzessin Helena u. s. w. in mehr als einer Hinsicht excellirte, und von den Brettern herab ganz gewaltig koquettirte, namentlich mit den Herrn von der Leibgarde des Königs; doch hatte sie auch manchem Herrn vom Handelsstand den Kopf zu verrücken gewußt, und ich entsinne mich, daß eines Abends mein Vater von ihrem Spiel ganz entzückt aus dem Theater kam und sich beim Abendessen äußerte: Die Heinemann hat heute wieder gesungen, daß ich sie hätte küssen

mögen, worauf meine Mutter ganz trocken erwiederte: »dazu kannst du leicht kommen.« Man wird mir verzeihen, wenn ich etwas weitschweifig in den Frankfurter Theaterangelegenheiten geworden bin, aber da meine Mutter die Unvorsichtigkeit beging, mich von meiner zartesten Kindheit an, kaum drei Jahre alt, mit ins Theater zu nehmen, so oft sogenannte Schau- oder Spektakelstücke gegeben wurden, so hatten diese frühzeitigen Theaterbesuche, da ich mit einer ungewöhnlich lebhaften Phantasie begabt war und ein sehr sanguinisches Temperament hatte, einen großen Einfluß während meinem ganzen Leben und in allen Verhältnissen auf mich, und brachten mich, wie wir später sehen werden, häufig in die kritischsten Situationen und Verlegenheiten.

Der König von Preußen hatte schon 1795 mit der französischen Republik Frieden geschlossen, gegen das Ende desselben Jahres waren die Oesterreicher in vollem Rückzug, die Franzosen rückten mit Macht heran, und im Juli 1796 erschien eine französische Heeresabtheilung, von dem General Kleber befehligt, vor Frankfurt, und forderte den österreichischen Commandanten der Stadt, ein General Wartensleben, auf, dieselbe zu übergeben, was dieser jedoch verweigerte. Hierauf fingen die Franzosen an, Frankfurt in der Nacht vom 12. auf den 13. Juli bis 3 Uhr nach Mitternacht zu beschießen, ohne jedoch einen sonderlichen Schaden anzurichten, indem sie nur gewöhnliche Kugeln warfen. Da indessen die Oesterreicher mit großer Ostentation alle mögliche Anstalten zu einer hartnäckigen Vertheidigung trafen, auch verlauten ließen, sie würden sich bis auf den letzten Mann halten, und man von der andern Seite erfuhr, daß die Franzosen sich zu einer nachdrücklichen Belagerung vorbereiteten, ja sogar mit Sturm drohten, so trafen die geängstigten Einwohner alle mögliche Vorkehrungen zu ihrem Schutz. Die meisten Dächer wurden mit feuchtem Stroh oder Mist belegt und beständig mit Wasser begossen, um die Wirkung der Kugeln und Bomben zu schwächen, die Feuerspritzen wurden in allen Quartieren aufgeführt; wer konnte, versah sich noch besonders mit großen Hausspritzen, alle Kostbarkeiten und Dinge von Werth wurden in feuerfeste Gewölbe gebracht u. s. w. Aehnliche Vorkehrungen wurden im Hause meiner Eltern getroffen, und die ganze Familie und viele Bekannte flüchteten ihre kostbarsten Habseligkeiten in ein unterirdisches, bombenfestes Gewölbe, das

sich in einem zweiten Hof in dem Hause meines Großvaters Weller befand. Mehr denn hundert Kisten, Kasten und Koffer wurden in dasselbe hinabgelassen. In der Nacht vom 13. auf den 14. Juli erneuerten die Franzosen gegen eilf Uhr das Bombardiren, und zwar mit gefüllten Haubitz-Granaten und glühenden Kugeln. Mehrere Einwohner hatten sich noch bei Zeiten mit Weib und Kindern aus der Stadt geflüchtet, die meisten aber verkrochen sich in die Keller und Gewölbe. Bald ertönte nun das schreckliche Feuerjo durch die finstern Gassen der Stadt, und ehe eine halbe Stunde verging, brannte es schon an mehrern Orten zugleich.

Im Hause meiner Eltern hatten sich sämmtliche Hausbewohner auf das sich auf ebener Erde befindliche Comptoir meines Vaters geflüchtet. Man hatte uns Kinder aus den Betten geholt, in Decken gewickelt, und die Mägde und meine Mutter hielten uns auf ihren zitternden Knieen. Schrecken und Angst malte sich auf jedem Gesicht und mehrte sich bei jedem Kanonen- oder Bombenknall, die jetzt Schlag auf Schlag folgten, der alte Buchhalter kniete neben der zitternden Mutter meines Vaters, beide beteten unaufhörlich. Meine Mutter war noch die beherzteste und schien auf Alles gefaßt. Der Kanonen- und Bombendonner war jetzt nur noch ein unaufhörliches, furchtbares Rollen. Auf dem Platz vor unserm Haus waren vor dem sich daselbst befindlichen Brunnen große Pechpfannen angezündet, und es wurden beständig Fässer mit Wasser gefüllt, dabei nahm der Straßentumult, das Trommeln, Feuerrufen und der furchtbare Lärm mit jedem Augenblick zu. Plötzlich wurde es unserer Wohnung gegenüber ganz ungewöhnlich helle, der ganze Himmel schien in Flammen zu stehen, und bald erfuhren wir, daß der ganze vordere Theil der Judengasse, der nur durch eine Häuserreihe und den kleinen Platz von unserm Haus getrennt war, in vollem Brand stehe. Hinter den uns gegenüberstehenden Häusern sahen wir die Flammensäulen hoch emporwirbeln und sich bald zu einem schrecklichen Feuermeer, einer wahren Flammenwand vereinigen. Das Prasseln dieses Feuers, der ewige Kanonendonner, das Läuten der Glocken, das Blasen der Thürmer, das Anrufen der Patrouillen, der Feuerruf durch die hohlschallenden Sprachrohre, welche Feuer an zehn Orten verkündeten, das Rasseln der vorüberfahrenden Spritzen und Wasserwagen, dies Alles machte um Mitternacht einen so schrecklich chaotischen Tumult, daß den Bürgern Hören und Sehen verging, und gar

manche unter ihnen unter Heulen und Zähneklappern der Welt Untergang und das jüngste Gericht erwarteten. Auch wir waren mehr todt als lebendig und starr und stumm, und meine Großmutter Fröhlich fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Außer der Judengasse brannte es in der Friedberger, der Eschenheimer, der Tönges-Gasse, im Hirsch ꝛc., und allenthalben wütheten die Flammen; in mehrern Straßen waren alle Fenster zertrümmert, die Dächer eingestürzt, man hörte überall um Hülfe schreien, aber Niemand traute sich aus Furcht vor den Kugeln seine Wohnung zu verlassen, und mehrere Menschen hatten schon das Leben eingebüßt. Gegen ein Uhr ließ das Schießen jedoch nach; Kleber hatte Mitleid mit der unglücklichen Stadt und schickte sogar drei Feuerspritzen aus den nahen Dörfern und eine Compagnie Franzosen ohne Waffen, denen jedoch der Eingang verweigert wurde, um löschen zu helfen.

Nicht weniger als 140 Häuser waren bereits in der Judengasse niedergebrannt, und sonderbar genug hatte sich das Feuer gerade an dem Haus des alten Rothschild, das unversehrt blieb, und an der Judenschule gebrochen, und sich in dieser Gegend nicht aus dem Judenquartier verbreitet, was man hauptsächlich den hohen Mauern und Brandmauern, welche die Wohnungen der Kinder Israels umgaben, zu verdanken hatte, und wir und unsere Nachbarn kamen mit dem bloßen Schrecken davon. Unser ganzes Haus war mit geflüchteten Habseligkeiten der Juden angefüllt, unter denen auch viele von der Familie Rothschild.

Als das Schießen gegen Morgen gänzlich aufhörte, kam mein Oheim Fritz und holte uns Kinder und meine Mutter ab, um uns in die Buchgasse zu bringen, da die Batterien der Belagerer diesen Theil der Stadt verschonten, und man sich daselbst für ziemlich sicher hielt. Nur einzelne Schüsse fielen noch, als wir nach 3 Uhr mit anbrechendem Tag durch die abgelegensten Straßen der Stadt eilten.

Eine Deputation der Bürgerschaft begab sich fast um dieselbe Zeit zum kommandirenden General der Oesterreicher, diesen zu bitten, doch den völligen Ruin der Stadt durch eine Kapitulation zu verhüten. Wartensleben, dem nichts erwünschter als ein Vorwand zur Uebergabe der Stadt war, in der er sich noch Monate lang recht gut hätte halten können, ließ sich schnell erweichen, erhörte das Flehen der guten Leute, kapitulirte noch denselben Morgen.

und in zweimal 24 Stunden mußte die Festung den Franzosen übergeben werden, welche der Stadt nun eine Contribution von acht Millionen Franken auferlegten, wovon 6 Millionen baar und 2 Millionen in Lieferungen von Tuch und andern Gegenständen binnen drei Wochen entrichtet werden mußten.

Diese Züchtigung hatte man hauptsächlich den Unbesonnenheiten, die sich ein Theil der Einwohner Frankfurts früher, und namentlich bei der Belagerung von 1792, hatte zu Schulden kommen lassen, zu verdanken, denn so viel war erwiesen, daß man den belagernden Hessen und Preußen, mit denen man im Einverständniß gewesen, versprochen hatte, die Stadtthore zu öffnen. Man mußte zufrieden seyn, noch so gelinde davon zu kommen, und die Einwohner konnten um so eher diesen Verlust verschmerzen, da sie trotz allen Kriegsunruhen und oft gerade durch den Krieg große Summen gewannen, und Alles dankte Gott, eine so furchtbar drohende Belagerung glücklich überstanden zu haben.

Die Juden waren bei diesem Ereigniß am schlimmsten weggekommen, aber was sie und mit ihnen die ganze Stadt augenblicklich für ein hartes Mißgeschick der Kinder Israel hielten, fiel bald zu ihrem großen Heil aus, und war der Wendepunkt zu ihrer erträglichern und bessern Zukunft. Man mußte ihnen nun gestatten, wenigstens den Abgebrannten, ihre stinkende, schmutzige Gasse zu verlassen, da das Niederbrennen eines großen Theils derselben es unmöglich machte, daß alle Juden in dem ihnen bestimmten Quartier wohnen konnten, und man war gezwungen ihnen zu erlauben, sich einstweilen in andern Stadttheilen ein Unterkommen zu suchen, was ihnen jedoch nicht so leicht wurde, indem sich viele Christen weigerten, dies „unreine Geschmeis," wie man sich ausdrückte, aufnehmen zu wollen. Auch waren mehrere Mitglieder des Senats und manche Bürger, welche durchaus wollten, daß die Unglücklichen in den unversehrt gebliebenen Häusern ihrer Glaubensgenossen einquartirt werden sollten, bis ihre eigenen Häuser wieder aufgebaut seyen, und sie hätten diese Abscheulichkeit vielleicht durchgesetzt, wenn nicht der französische General erklärt hätte, daß er eine solche Unmenschlichkeit nimmermehr zugeben würde. Von dieser Zeit an wohnten die Juden in verschiedenen Quartieren der Stadt, und man mußte ihnen auch nach der Wiederaufbauung ihrer Gasse, womit man sich eben nicht übereilte, durch die Finger sehen.

Das damalige Frankfurt war ohnehin mit Ausnahme einer einzigen Straße, der Zeil, und einiger Plätze, wie der Roßmarkt, der Römerberg und der Comödienplatz, eine finstere und sehr kothige Stadt, in welcher man mit jedem Schritt an die Ungereimtheiten des Mittelalters erinnert wurde. Fast alle Häuser hatten stockweise Ueberhänge, wodurch die ohnehin schon sehr engen Straßen in eine ewige Dämmerung gehüllt wurden, und Sonnenschein und reine Luft waren fast unbekannte Dinge. Die hohen bastionirten Wälle und Stadtmauern und die mit faulem und übelriechendem Wasser angefüllten Gräben, die sie umgaben, verhinderten das Eindringen der frischen Luft. Ueber Brücken und Zugbrücken, durch lange, düstere, von Feuchtigkeit triefende Thorgewölbe gelangte man in die alte Festung, in welche nie ein wohlthätig reinigender Wind dringen konnte und in der Fieberkrankheiten das ganze Jahr heimisch waren; auch hatten die meisten Einwohner ein kränkliches Aussehen. Die meisten Häuser waren übrigens von außen mit den buntesten Freskogemälden verziert, die Begebenheiten und Wunder aus dem alten Testament, oder auch Ansichten von Landschaften, Burgen, Städten u. s. w. darstellten, so daß die ganze Stadt einer burlesken, mitunter auch recht unterhaltenden Gemäldegallerie glich.

Mit Sonnenuntergang wurden jeden Abend die Stadtthore geschlossen und die Schlüssel zu einem der wohlregierenden Bürgermeister in Verwahrung gebracht, ohne deren großgünstige Bewilligung Niemand mehr aus- und einpassiren durfte. Aber nicht allein die leblosen Gegenstände waren es, die an barbarische Zeiten erinnerten, sondern auch die Menschheit entehrende Züchtigungen, an Lebenden verübt, thaten dies noch weit mehr. Das Halseisenstehen am Römer, das Versammlungshaus des Magistrats, besonders von liederlichen Dirnen, war etwas Alltägliches, wobei die liebe Jugend ihr wahres Gaudium hatte; die aus aller Welt zusammengeworbenen Stadtsoldaten wurden vor der Hauptwache täglich geprügelt oder liefen Spießruthen, mußten einen vor derselben stehenden hohen Esel besteigen und mehrere Stunden unter dem Hohn der Vorübergehenden und des Pöbels auf dessen scharfen Rücken reiten, und zwar wegen dem geringsten Vergehen, wenn sie z. B. vor einem Senator, den sie nicht erkannt, das Gewehr nicht präsentirt hatten! Das Aergste war indessen, daß, wenn in dem Zuchthaus Verbrecher in den sogenannten spanischen Bock gespannt wurden, eine Art Zwangsstühle, wodurch den Sträflingen

Hals, Aerme, Hände und Füße so eingezwängt wurden, daß jede Bewegung unmöglich war, und sie dann in dieser Lage eine schwere Tracht Prügel auf den Poder erhielten, jedesmal die armen Waisenkinder herbeigeholt wurden, um diese Execution mit anzusehen!!! Wem hiebei nicht die Haare zu Berge stehen, der muß — keine mehr haben. Dies sollte als warnendes Exempel dienen! In den Schulen regierten Karrenschwänze, spanisches Rohr, Ruthen und wohl auch Knotenstöcke! und ein gewisser Büchner, Großvater des spätern Stadtamtmanns dieses Namens, war ein wegen seiner grausamen Strenge weit berühmter Schultyrann, dem die meisten Eltern ihre Kinder zur Züchtigung übergaben.

Unterdessen saßen jetzt die Herren Senatoren nicht auf Rosen, und hatten bei einem mäßigen Gehalt, 1200 Gulden jährlich, also kaum die Hälfte von dem was sie jetzt beziehen, ziemlich viel Arbeit und große Sorgen. Die Kriegsunruhen machten ihnen gewaltig zu schaffen, besonders die Contributionen, und sie mußten oft ganze Nächte lang auf dem Römer zubringen. Mein Großvater W., der, so oft die Stadt in eine schlimme Lage gerieth, immer einer der schwierigsten Commissionen beigeordnet war, wurde eines Tages gegen drei Uhr des Morgens halbtodt in einer Sänfte heimgebracht, er hatte sich zu sehr angestrengt, wegen der Contribution viel Aergernisse gehabt, seine Kräfte waren erschöpft und der Schlag hatte ihn gerührt; er wurde zwar wieder besser, konnte sich jedoch nie mehr ganz von diesem Unfall erholen.

Die Vergnügungsorte des damaligen Frankfurts waren vorzüglich das wegen seinen Freudenhäusern weit berüchtigte Bornheim, das Forsthaus, das Frankfurter Wäldchen, Ober- und Niederrad und der Sandhof. Die Pfingstweide war der Tummelplatz der Jugend. Für romantische Spaziergänge galten die Allee nach Stallburgsbrünnchen und an den Hermannsbrunnen, auch die Kettenhöfe und der Wasserhof waren sehr besucht, wo man sich mit der unschuldigsten Kost von der Welt, mit süßer oder saurer Milch und Wecken vergnügte. Die gewöhnlichsten Spaziergänge waren aber die Wandalleen um die Festungswerke der Stadt herum von einem Thor zum andern, und in der Stadt selbst waren die neue Anlage auf dem Galgenwall, die Stadtallee, mehrere Weingärten, unter denen der auf dem Schneidwall wegen seiner schönen Aussicht der besuchteste war, den später, nachdem die Festungswerke abgetragen waren, die Mainluft ersetzte, und wo sich bei

heitern Sommerabenden wohlhabende Bürgerfamilien bei einem guten Glas Wein und dem Lampenschimmer unter grünem Dach recht behaglich vergnügten. Von großen Gastereien, Schmausereien und prunkenden Abendfesten waren die damaligen Frankfurter auch schon gewaltige Liebhaber, indessen hatte zu jener Zeit noch nicht der Geldkastengeist den ekelhaften Einfluß und hohen Grad, wie dies jetzt der Fall ist, erreicht. Das gesellige Leben gestaltete sich weit freundlicher und herzlicher, man sah noch heitere und fröhliche Gesichter, auf denen nicht selten wahre Freude thronte.

Im Uebrigen waren die guten Frankfurter zu jener Zeit ganz gewaltig dem Aberglauben ergeben, und die religiösen Erbauungs- und Gesangbücher enthielten lauter Lieder, wo nur von Teufelsspuk, der Hölle, der Rache und dem Zorn Gottes, der ewigen Verdammniß, dem jüngsten Gericht, Fluch und Verderben die Rede war. In vielen Straßen war es nach 11 Uhr des Nachts nicht mehr geheuer. Gespenster aller Art und von allen Farben, das Muhkalb (Mondkalb), Kettenesel, spukten hinter der Schlimmmauer, auf dem Pfarreisen und in dem Römer; die letztern spuken auch noch heutigen Tages, wenn auch ohne Ketten, doch immer noch furchtbar lächerlich genug, in diesem Gebäude. Gespensterstuben gab es in allen Häusern, und um Mitternacht versammelten sich die Geister der verstorbenen Senatoren, selbst derjenigen, bei denen man im Leben auch keine Spur von einem Geist hatte wahrnehmen können, in dem alten Rathhaus. Besonders waren Katzen sehr verdächtige Thiere, und in einer jeden derselben witterte man eine verwandelte Hexe. Schätze, noch während dem dreißigjährigen Krieg vergraben, setzten manche Spaten und Hauen in alten Häusern und Gewölben, trotz der unfehlbaren Wünschelruthe, vergeblich in Bewegung. Noch entsinne ich mich einer famösen Spukgeschichte, die ungeheures Aufsehen erregte und die ganze Stadt in Allarm brachte. In einem einsamen Haus auf dem Klapperfeld hörte man Tag und Nacht fast ununterbrochen ein diabolisches Getöse, Hämmern und Klopfen, das, war man auf dem Boden, aus dem Keller herzurühren schien, und war man in diesem, auf dem Boden lärmte. Die Einwohner Frankfurts wagten es, sich bei Tage selbst von diesem Spuk zu überzeugen, und die Sache kam sogar im hohen Senat zur Sprache. Vor Kurzem war eine junge hübsche Frau, die Gattin eines Müllers, in diesem Haus plötzlich gestorben und etwas geheimnißvoll begraben worden, und von Ohr zu Ohr

erzählte man sich, daß die Frau eine leidige Hexe gewesen, die sich mit andern Hexen, als Katzen verwandelt, mit gräßlichen Katern häufig vergnügte, dies habe man dem Müller gesteckt, der einer solchen Katzenversammlung heimlich beigewohnt, und da sich eines dieser verdächtigen Thiere davon geschlichen, habe er ihm die eine Vorderpfote abgehauen und sey ruhig ins Bierhaus gegangen: als er sich ein Paar Stunden darauf nach Haus begeben, habe er seine Frau schon im Bette angetroffen und zwar mit verbundener Hand, er habe sich aber nichts merken lassen, die Hand jedoch, nachdem das Weib eingeschlafen, untersucht und gefunden, daß sie abgehauen war: kein Zweifel mehr, daß seine Frau die in eine Hexe verwandelte Katze gewesen, und er erwürgte sie noch in derselben Nacht, daher der Spuk auf dem Klapperfeld. Das Volk ließ sich für die Wahrheit dieser Geschichte todtschlagen, allen neugierigen Fremden zeigten die Lohnbedienten das Haus, wo sich die gräuliche Geschichte zugetragen, und wenig fehlte, daß man die Frau wieder ausgegraben und die Sache gerichtlich untersucht hätte.

Noch einige Zeit nach dem Bombardement blieben wir Kinder in dem großväterlichen Hause in der Buchgasse, wo wir uns wohl befanden, recht artige Nachbarskinder zu Gespielen hatten, und bald hatte ich wieder ein kleines Liebhabertheater organisirt, wobei ein niedliches Mädchen, Gychen, die Tochter eines Faktors, die Hauptrolle spielte. Die Aufführungen selbst fanden auf dem Boden des gegenüberwohnenden Banquiers Wanzel statt, während ich die Privatproben zwischen Gya und mir in der stillen Puderkammer meiner Großmutter hielt, und Stunden lang probirten wir die heimliche Zusammenkunft Ludwig des Springers mit Adelheide von Stade. Endlich mußten wir zu meinem großen Bedauern wieder in das elterliche Haus, in das goldene Schiff zurückkehren, das indessen doch auch nicht ganz freudenleer war, und mir bald der Freuden mancherlei bringen sollte. Einstweilen wurde ich der kleine Geliebte eines hübschen Nähmädchens, das mich in besondere Affection und statt zu nähen gar zu gerne auf seinen Schooß nahm, mich herzte und drückte, und dabei meine Hände unter seinem Busentuch wärmte, auch sonst allerlei mit mir vornahm. Die Abende brachte ich meistens allein und ohne alle Furcht in der Gespensterstube, die sehr abgelegen im zweiten Stock unsers Hauses war, mit ihr zu, und war ein gelehriger Schüler unter Amors Fahne.

Inzwischen hieß es nun bald genug gespielt, man nahm mich aus der Mädchenschule und gab mir einen Candidaten Jung zum Hauslehrer. Lesen und etwas schreiben hatte ich schon gelernt, nun aber wurde ich mit den Anfangsgründen der lateinischen Grammatik, der Arithmetik und andern sehr trockenen Studien geplagt, die mir wenig zusagten, dagegen sprachen mich Erdbeschreibung und Geschichte, die mir Jung erzählend beibrachte, weit mehr an, auch das Französische, das mich eine Dame lehrte, fiel mir nicht schwer, vor Allem aber war es die Musik, in der ich die meisten, für mein Alter selbst auffallenden Fortschritte machte, und bald alle beliebte Opernmelodien, Tänze und Märsche auf dem Klavier nach dem Gehör spielte. Eine besondere Aufmerksamkeit lieh ich auch den historischen Erzählungen Jungs, die mich nicht selten in einen wahren Enthusiasmus versetzten, namentlich die Thaten eines Leonidas, Horatius, Cocles, Mutius Scävola, Curtius u. s. w.; doch waren vor allem erst der frivole Alcibiades und später Julius Cäsar meine Lieblingshelden, denen ich nachzuahmen suchte, und schon sah ich mich im Geiste eine solche Rolle spielen, wozu mich die Kriegsbegebenheiten und fortwährenden Truppenmärsche noch mehr anfeuerten, namentlich die Franzosen, deren coulantes Wesen so sehr von der burlesken Steifheit der deutschen Truppen und Offiziere jener Zeit abstach.

Eines Nachmittags, als ich mich gerade bei meinen Großeltern väterlicher Seits, die dasselbe Haus mit uns bewohnten, befand, sagte mir meine Großmutter Fröhlich, einen Brief in der Hand haltend: „Freue Dich, lieber Ferdinand, morgen kommen Deine Cousinen von Kreuznach,“ und schilderte mir diese beiden ältern Töchter Scholzens, die ich nur als ganz kleines Kind gesehen, und mich ihrer durchaus nicht mehr erinnerte, auf eine Art und Weise, die meine Neugierde und Erwartung auf's Höchste steigerte. Namentlich war es Henriette, das ältere Mädchen, deren Liebenswürdigkeit und Schönheit sie mir nicht genug preisen konnte. „Sie werden die Messe über bei uns bleiben,“ setzte sie hinzu, „und vielleicht für immer, denn ich werde ihrem Vater rathen, sie zu den englischen Fräulein in Pension zu schicken.“ Der von mir so sehnsüchtig erwartete andere Tag kam heran, mit ihm Oheim und Tante Scholze von Homburg, bald darauf fuhr ein zweiter Wagen vor, dem zwei junge Mädchen mit einer schon ältlichen Dame entstiegen und gleich darauf in das Wohnzimmer traten,

wo ein herzliches Bewillkommnen gar kein Ende nehmen wollte. Ich aber konnte mich nicht satt an der schönen schlanken Gestalt des eilfjährigen Mädchens sehen, auf die ich meine Augen starr und unverwandt geheftet hatte. Henriette war für ihr Alter sehr groß und ausgebildet, verband mit einem zierlichen Nymphenwuchs eine im hohen Grad einnehmende Gesichtsbildung, und hatte eine unaussprechliche Lieblichkeit in ihrem Blick, wodurch Jedermann hingerissen und bezaubert wurde, und so war es auch mir, dem kaum achtjährigen Knaben ergangen. Endlich rief die alte Frau Fröhlich, mein Staunen bemerkend, aus:

»Seht nur den Jungen an, der ist ja ganz wie versteinert in seine Cousine vergafft.« Ich war in der That zur Statüe geworden.

Henriette sprang nun auf mich zu, schloß mich in ihre Arme und küßte und drückte mich, daß mir beinahe schwindelte. Ich hatte mich fest an das reizende Mädchen geklammert und wollte sie gar nicht lassen, bis meine Mutter endlich sagte: »aber nun ists genug, du verdirbst Jettchens ganzen Anzug.«

Vorerst wurde zu meiner großen Freude beschlossen, daß die Mädchen bei den Großeltern zum Besuch bleiben sollten, bis das Weitere über sie bestimmt seyn würde. Sie zu den englischen Fräulein zu schicken, rieth meine Mutter, welche früher selbst hier in Pension gewesen, ab, indem sie mancherlei gewichtige Gründe angab; die Hauptsache für mich war, daß die Kinder vorerst unter einem Dach mit uns blieben, und ich nun Gelegenheit hatte, die schöne Henriette fast zu jeder Stunde des Tages zu sehen, da die Mädchen Theil an dem Unterricht nahmen, den mir Candidat Jung gab. Ihre Gegenwart war auch Veranlassung zu vielen Freistunden, ich haschte nach jedem Augenblick, den ich mit Jettchen zubringen konnte, und lag an ihrem Hals, so oft ich allein mit ihr war; da dies jedoch im Hause selbst nur sehr selten seyn konnte, und die Gallerie, auf der wir spielten, vor den Fenstern der Wohnzimmer sich befand, in den Stuben und Gängen aber immer Gesinde war, so besuchte ich in den Nachmittagsstunden, so oft es sich thun ließ, den Garten und die Kreuzgänge des nahen Dominikanerklosters, wo wir uns oft Stunden lang an den verschwiegenen Gräbern und Monumenten umschlungen hielten, auch wenn die jüngere Schwester Sophie zugegen war. Während der drei Wochen langen Messe wollten diesmal meine Studien überhaupt nicht viel bedeuten, denn ich flankirte mit den beiden Mädchen und meinem

jüngern Bruder faſt täglich unter Jungs Aufſicht in der Budenſtadt herum; wir beſtiegen auch einmal den Pfarrthurm, wo wir aber die andern vorausgehen ließen und auf den finſtern, ſteilen Wendeltreppen zurückblieben und unſer Weſen trieben. Aus jener Zeit habe ich mir wohl gemerkt, daß der gute alte Thurm ein ſo trefflich verſchwiegener und ſo geheimer Gelegenheitsmacher war, und deſſen uneigennützige Gefälligkeit ſpäter gar manchmal, beſonders bei gefährlichen und ſehr geheim zu haltenden Intriguen in Anſpruch genommen. Endlich kamen auch wir auf der Gallerie des Thurmes an, wo man uns mit einem: »Aber Ihr ſeyd gewaltig faule Treppenſteiger!« empfing. Ohne darauf zu hören, ergötzten wir uns an der ſchönen Ausſicht des herrlichen Panoramas und dem Meßtumult zu unſern Füßen, worauf wir wieder hinabſtiegen, das Innere der Domkirche beſuchten, wo uns Jung die Stelle, auf der ſo manche deutſche Kaiſer gekrönt worden waren, Günthers Grab und andere Merkwürdigkeiten zeigte und erklärte. Von da gingen wir in die gewölbten Römerhallen und den Barfüßer-Kreuzgang, wo damals die Gold- und Silberſchmiede, Pelzhändler und andere mit koſtbaren Dingen und den feinern Spielwaaren handelnde Kaufleute ihre Buden aufgeſchlagen hatten. Auch die reichhaltigen Gallerien des Braunfels, der Liebfrauenberg und der Römerberg feſſelten unſere kindliche Aufmerkſamkeit nicht wenig, und dabei wurde brav eingekauft, Tante Scholze hatte ihren Kindern geſpickte Börſen zurückgelaſſen. War das Wetter ſchlecht, ſo brachten wir den Nachmittag in dem Gekrämſe vor dem Hauſe zu, wo wir uns, häufig allein gelaſſen, die Gitter vorſchiebend, nicht wenig vergnügten. So eine fröhliche Meſſe hatte ich noch nie erlebt, ſie iſt mir in ewigem Angedenken. Gleich darauf, es war die Septembermeſſe, kamen die Herbſtfeierlichkeiten, wo es nicht minder luſtig in den verſchiedenen Gärten unſerer Bekannten zuging, und ſo kam der December und mit ihm der Nikolaustag, auch das uns Kindern über Alles gehende Weihnachtsfeſt heran, das diesmal noch ungewöhnlich reich und überraſchend ausfiel, da Scholzens eine überaus verſchwenderiſche Beſcherung veranſtalteten, meine Mutter erhielt unter andern einen Zobelpelz von mehreren Tauſend Gulden im Werth von ihrem reichen Schwager. Auch dieſe Zeit gab Veranlaſſung zu mancherlei extemporirten Freuden, und ich beſuchte mit Jettchen an der Hand faſt jeden Abend den erleuchteten und aufgeputzten Chriſtmarkt mit ſeinen

vielen kleinen Gärtchen. Doch sollten gleich nach Neujahr diese vergnügten Tage ein nicht sehr glänzendes Ende nehmen. Scholze hatte Gründe, nicht sehr zufrieden mit dem Benehmen seiner schönen Frau zu seyn, und die ganze Familie fuhr eines Morgens ohne weiters nach Homburg ab, das mir so theure Cousinchen mitnehmend. Die Kinder erhielten nun eine französische Gouvernante und andere Lehrer im elterlichen Hause. Diese Abreise ging mir ein Paar Tage sehr nahe, um so mehr, da ich für den Umgang mit Henriette keinen Ersatz hatte. Indessen fand ich mich doch bald in mein Schicksal, obgleich mir in meinem ganzen Leben nie wieder eine Trennung von einem weiblichen Wesen so wehe that als diese, und ich eigentlich nie länger verliebt gewesen, als ich den Gegenstand meiner Neigung vor Augen hatte, was ich wohl dem glücklichen oder unglücklichen Umstand zuzuschreiben habe, daß bei einem sonst recht guten Gedächtniß mir das sogenannte Ortsgedächtniß in einem so hohen Grade abgeht, daß ich von allen Gegenständen, die ich selbst erst noch vor wenig Augenblicken sah, nicht im Stande bin, mir eine richtige Vorstellung mehr zu machen, sondern mir dieselben nur in dunkler Verworrenheit vorschweben, so daß mit einem Rechtsumkehrt auch der gehabte Eindruck verschwindet; es ist daher durchaus nicht meine Schuld, wenn es bei mir in der Regel hieß: „aus den Augen, aus dem Sinn.“ Diesem Mangel eines Ortsgedächtnisses habe ich es indessen zu verdanken, daß ich nie länger in ein Mädchen verliebt gewesen, als sie vor mir stand, obgleich mich gewisse Erinnerungen an deren geistige und körperliche Liebenswürdigkeit auf einige Zeit fesseln konnten, dagegen habe ich Gott sey Dank jene Krankheit, die närrisch und oft toll macht, ein wahnsinniges Verliebtseyn, nie kennen gelernt, und wurde so vor den tollen Streichen bewahrt, welche dergleichen Patienten in ihrem Delirium begehen, bei denen mir gar manchmal Iffflands Worte: „Ich hätte doch gleich denken sollen, daß mit diesem Menschen nichts anzufangen sey, da er dumm genug ist, sich wirklich in ein Mädchen zu verlieben,“ eingefallen sind.

Da wir indessen öfters nach Homburg zum Besuch fuhren, auch während dem Sommer uns häufig auf dem Gut in Bergesheim sahen, und daselbst recht romantisch ländliche Promenaden machten, uns auf dem Heuboden und den Wiesen herumtummelten, so dauerte das Einverständniß zwischen Henrietten und mir noch ungetrübt fort

Ein anderes und zwar blutiges Ereigniß, das ungefähr zu jener Zeit vorfiel, hatte trotz meinem Mangel an Ortsgedächtniß, lange einen bleibenden und schauerlichen Eindruck auf mich gemacht. Ein Häfnermeister, Namens Penkert, der Bruder eines geachteten Geistlichen zu Frankfurt, hatte vor mehreren Jahren seine Frau mit sieben Messerstichen ermordet, sich darauf selbst geknebelt und vorgegeben, daß Diebe und Mörder diese Unthat verübt und ihn dabei mit Stricken gebunden hätten. Die Wahrheit kam jedoch bald an den Tag, der Verbrecher wurde überwiesen und war auch seiner Freveltat eingeständig. Sein Urtheil ward ihm endlich gesprochen, und er sollte auf dem Roßmarkt hingerichtet werden. Ein solches Schauspiel war zu jener Zeit ein großes Volksfest, ein wahrer Ehrentag für die hohe Justiz und die ganze Stadt. Fenster wurden bei einer solchen Execution, wie bei einer Krönungsfeierlichkeit, mit Gold bezahlt. Wir waren so glücklich, sie unentgeldlich zu sehen, denn die Frau Oberstin Schulter holte uns zu dieser Festlichkeit ab und brachte uns zu ihrer Schwester, der Frau Rath Göthe, die im goldenen Brunnen auf dem Roßmarkt wohnte. Das finstere bleiche Gesicht des Verbrechers und das blanke Schwert des Henkers, der sich mit großer Gewandtheit seines Geschäfts entledigte, und das aus dem kopflosen Rumpf hochsprudelnde Blut war mir noch lange, wenn auch dunkel, vor Augen und verursachte mir manch fürchterlichen Traum.

Ein sehr vornehmer Herr hatte ebenfalls aus den Fenstern der Frau Rath diese Hinrichtung mit angesehen, und man instruirte mich, daß ich demselben mit Excellenz antworten müsse, wenn er etwa mit mir sprechen sollte, was bald der Fall war; aber auf eine an mich gerichtete Frage antwortete ich, der ich das Wort Excellenz zum Erstenmal in meinem Leben gehört, mit einem: ja, Ochsellenz, wodurch die ganze ehrbare Versammlung in keine geringe Verlegenheit gerieth; das Gesicht der Excellenz färbte sich dunkelroth, und wandte sich schnell von mir ab. Ein Mitglied des Magistrats, das sich in der Gesellschaft befand und die Sache vermitteln wollte, sagte zu mir: einfältiger Junge, man sagt nicht Ochs, sondern Er zu dem Herrn, aber ich, ganz verblüfft, stotterte nochmals ein Ochs — Ochs hervor, bis mir eine Dame den Mund zuhielt. Die Excellenz aber entfernte sich bald, und Oberst Schulter sagte, als man noch über diesen Vorfall debattirte: »Kinder und Narren sprechen die Wahrheit.« aber obgleich mir der Unterschied

zwischen den beiden Sylben recht handgreiflich erklärt wurde, so habe ich ihn dennoch selbst in spätern Jahren oft nicht ganz klar kriegen können.

Eines Morgens, als wir noch behaglich beim Frühstück zusammensaßen, rollte plötzlich ein Wagen vor, und einen Augenblick darauf stürzte Tante Scholze mit verstörtem Antlitz und sehr nachläßiger Toilette, von einem Kammermädchen gefolgt, mit den Worten in die Stube: »Ich bin von meinem Mann, dem Wüthrich, dem Tyrannen fortgelaufen.« Das ganze Haus gerieth in Allarm, die Großeltern kamen herab und Frau Scholze erzählte unter Thränen, daß sie ihr Mann mißhandelt habe, weil er sie mit einem französischen General in einem Gartenhaus gefunden, wo sie ganz zufällig und in aller Unschuld mit diesem zusammengetroffen, und wo durchaus nichts Böses, sondern nur Gutes und Liebes vorgefallen sey, wie Annette, das mitgebrachte Kammermädchen, bezeugen könne. Ihre Mutter nahm sogleich ihre Partei gegen den Wüthrich von Mann, der so etwas rügen könne, die Uebrigen waren jedoch stumm, oder meinten, man müsse auch den Mann hören. Dieser kam eine Stunde später an, stieg in einem Gasthof ab, und ließ seinen Schwiegervater bitten, sich zu ihm bemühen zu wollen, er theilte demselben mit, daß er seine schöne Frau en flagrant delit mit dem General de Rade ertappt habe, daß sie schon länger ein geheimes Verständniß mit diesem gehabt, der sogar zur Nachtzeit durch die Fenster ihres in den Garten gehenden Schlafzimmers gestiegen sey, wie es der Nachtwächter und mehrere Nachbarn gesehen und ihm berichtet hätten. Das Ende von der Geschichte war eine förmliche Scheidung. Madame Scholze gestand selbst ihre Zuneigung zu dem de Rade, und ihr großmüthiger Mann bewilligte ihr einen Jahrgehalt von 1200 Thalern, so lange sie sich nicht wieder verheirathen würde.

So endigte eine Ehe, die unter den glücklichsten und glänzendsten Auspicien begonnen und die den Neid und die Mißgunst der meisten vornehmern Familien Frankfurts erregt hatte. Die seltsame Veranlassung zu derselben ist wohl des Erwähnens werth. Eva Maria, dies war der Taufname meiner schönen Tante, war die älteste Schwester meines Vaters und ein Mädchen, deren Reize man wahrhaft kleopatrisch nennen konnte, und über welches das Glück seine Gaben im vollsten Maße ausgeschüttet hatte. Eines Tages trat ein schöner junger Mann von hohem, schlankem Wuchs,

mit nordisch blondgelocktem Haar, seelenvollen blauen Augen, in einem himmelblauen mit Schwanenpelz verbrämten Sammetrock in das Comptoir meines Großvaters Fröhlich und übergab demselben ein offenes Empfehlungsschreiben von dessen Sohn Wilhelm, der in einem Bremer Handelshaus als Volontair war, und in dem er den Ueberbringer, Herrn Scholze, auf das Beste empfahl. Diesem offenen Schreiben war aber ein anderes durch die Post vorausgesandt worden, in welchem mein Oheim Wilhelm seinem Vater im Vertrauen meldete, daß der junge Scholze ein unabhängiger reicher Erbe von einem Vermögen sey, das nicht weniger als achtmal Hunderttausend Speciesthaler betrage, dass dessen Vater schon vor mehrern Jahren gestorben, und er das Glück einer seiner Schwestern machen könne — Welche bessere Empfehlung kann man wohl einem Kaufmann bringen? auch hieß Herr Fröhlich den kostbaren Fremdling nicht nur herzlich willkommen, sondern stellte ihn sogleich seiner Frau und seinen beiden Töchtern vor. Beim Eintritt in das Wohnzimmer erhoben sich die Damen, die auf einem Auftritt an den Fenstern saßen, etwas verlegen und fast geblendet von ihren Augen, den jungen Mann, der, wie sie sich nachher selbst ausdrückten, ihnen wie ein junger Gott vorkam, bescheiden aber doch zuvorkommend zu bewillkommnen. Seine Blicke begegneten bald denen der holden Maria, die ihrerseits ihre Feueraugen, wenn auch etwas verstohlen, auf dem liebenswürdigen Gott ruhen ließ. Es entspann sich nun bald ein inniges Liebesverständniß, denn beide hatten Feuer gefangen, das, ehe drei Monate vergingen, durch Hymen gekrönt wurde. Diese Heirath machte in Frankfurt, wo damals (1784) noch keine so kolossalen Vermögen waren, wie später, ungeheures Aufsehen, und Neugierde und Neid hatten sich sogar an Bremer Häuser gewandt, um zu erfahren, ob der junge Scholze wirklich so reich sey als man vorgebe, und erfuhren nicht nur die Bestätigung dieser Wahrheit, sondern daß er auch noch einen anderthalb Millionen reichen Oheim zu beerben habe. Meine Großmutter Fröhlich, welcher allerlei dergleichen zu Ohren gekommen war, und die sich vorgenommen, die Mißgünstigen recht zu demüthigen, hatte sich ausbedungen, die Hochzeitsfeierlichkeiten veranstalten zu dürfen, was ihr auch gerne überlassen wurde, und da ihr das eigene Haus nicht geräumig genug schien, denn die halbe Stadt sollte das Glück des Goldtöchterchens sehen, bewundern und beneiden, so hatte sie zu diesem

Zweck einen der größten Gasthöfe der damaligen Zeit, den schwarzen Bock, in Beschlag genommen, und die reichsten Banquiers und Kaufleute, wie Bethmann, wurden mit ihren Familien bis in das zehnte Glied ihrer Verwandtschaft zu der Festlichkeit eingeladen. — Bei dieser Gelegenheit unterfing sich mein Vater, hinter dem Rücken seiner Mamma mehrere Bekannte, besonders Damen, die ihm theuer waren, auf eigne Faust einzuladen, glaubend, daß dies in dem Menschengewühl unbemerkt bleiben würde; aber der scharfsichtigen Frau Mamma, die einige ihr mißliebige Gesichter erblickte, entging dies eben so wenig als dem Herrn Sohn ein nichtiger Wischer. Gleich nach der Hochzeit machte das junge Ehepaar eine Lustreise nach Schwaben, Wien u. s. w. und erbat sich meinen Vater zum Begleiter.

Die Reise ging bis nach Stuttgart ohne allen Unfall recht vergnügt von Statten, hier aber erwartete die Reisenden eine Unannehmlichkeit, die, da sie den Geist jener Zeiten trefflich charakterisirt, erwähnt zu werden verdient.

Im Herzogthum Wirtemberg war wie in noch andern Ländern des seligen deutschen Reichs die Verordnung, daß man vor jeder Schildwache ehrerbietigst den Hut abzuziehen habe, da sie den Souverain selbst repräsentire, obgleich dieser Stellvertreter der allerhöchsten Person nicht selten, vom Posten abgelöst, wegen einem fehlenden Gamaschenknopf Fünfundzwanzig oder gar Funfzig, von zwei Gefreiten oder Korporalen aufgezählt, öffentlich erhielt. Einige Stunden nach ihrer Ankunft in der herzoglichen Residenz wollten sie die Merkwürdigkeiten derselben besehen und gingen an der Schloßwache vorüber ohne der Schildwache daselbst den gehörigen Respekt zu erweisen. Kaum hatten sie ein Paar Schritte weiter gethan, als ihnen ein zornentglühtes kupferrothes Fähndrichsgesicht nacheilte und mit einer fast heisern Fuselstimme zurief: »Wollt Ihr gleich still stehen, Ihr Flegel, wer seyd Ihr, wo seyd Ihr her, wißt Ihr nicht daß Ihr die Schildwache salutiren sollt? ich will Euch lehren die Deckel von den Dickköpfen herunterzunehmen, ich werd' Euch arretiren, die Schildwache, die statt dem Herzog hier stehet, hätte Euch die Kolben in die Rippen stoßen sollen. — Gefreiter, löst gleich den Esel ab und stellt einen andern für den Herzog hin, der Kerl muß Funfzig auf den A... haben. Und so ging das Gebrüll des Fähndrichs noch eine halbe Stunde fort, während sein langer Zopf den Takt dazu auf seinem breiten Rücken

schlug, was sich recht possierlich ausnahm. Bald hatten sich eine Menge Leute um die Wache versammelt und Scholze und seine arme Frau befanden sich in der peinlichsten Lage, ja letztere war einer Ohnmacht nahe. Vergeblich bemühte sich mein Vater, dem furchtbaren Stock- und Zopfhelden begreiflich zu machen, daß sie als Fremde und Reichsstädter, wo man dergleichen nicht kenne, von dieser Verordnung nicht unterrichtet seyn könnten, und folglich in aller Unschuld gesündigt hätten. Der Fähndrich aber schrie und tobte nur um so ärger, er wollte von der Gelegenheit prostiren, seine Autorität einmal zeigen zu können, und als sich einige Umstehende der Fremden annahmen und sie entschuldigten, befahl er dem Corporal, »das Gesindel mit Kolbenstößen auseinander zu treiben, was dieser auch sogleich vollzog.

Scholze eilte nun mit seiner zitternden Gattin und seinem Schwager nach dem Gasthof zurück, und theilte dem Wirth den Vorfall und zugleich die Erklärung mit, daß er noch heute, sobald sich seine Frau etwas erholt haben würde, weiter reisen und von den Stuttgarter Herrlichkeiten nichts mehr sehen wolle, womit dem ehrlichen Gastgeber jedoch nicht gedient war. Die Reisenden, die mit Extrapost vierspännig angekommen waren und erklärt hatten, einige Tage in der herzoglichen Residenz verweilen zu wollen, hatten ihm eine gute Zeche versprochen, und er bot alle seine Beredtsamkeit auf, sie andern Sinnes zu machen. Mein Vater hatte sich indessen nach dem Namen des wachthabenden Fähndrichs erkundigt und erfahren, daß sich derselbe Kreischhuhn nenne und ein durch seine Rohheit, aufgeblasene Plumpheit und krasse Unwissenheit berüchtigtes Subjekt sey, das er sich nun zu züchtigen vornahm. *).

*) Ein ähnlicher Vorfall trug sich bald nachher ebenfalls in Stuttgart zu. Ein anderer wachehabender Offizier, der einen eingefleischten Haß auf einen Civilbeamten, einen Rath, hatte, ließ denselben als er an der Wache vorüberging, unter dem Vorwand, er habe der Schildwache nicht den befohlenen Respekt erwiesen, arretiren, in die Wache bringen und ihm, um seine Rache zu befriedigen, fünfundzwanzig aufzählen. Die Sache wurde freilich untersucht, wo denn an den Tag kam, daß, als sich der Lieutenant in einer öffentlichen Gesellschaft einen plumpen Scherz gegen den Rath erlaubt, dieser denselben durch einen beißend schlagenden Witz beantwortet und so die Gesellschaft auf Kosten des Offiziers zum Lachen gebracht hatte, was ihm dieser nie vergeben konnte. Der Lieutenant erhielt zwar strenge Festungsstrafe und mußte den Dienst quittiren, da sich alle Beamten bitter beschwerten, aber der Rath trug eine schwere

Die Reisenden fuhren indessen noch denselben Abend nach Ulm ab zum großen Verdruß des Wirthes, der verdrießlich seinen Abendgästen diese Begebenheit mittheilte, so daß die Sache sogar zu den allerhöchsten Ohren des Herzogs kam und Kreischhuhn einen Verweis erhielt. Nicht so gelinde aber kam das Bürschchen von Seiten der Beleidigten weg. Scholze wollte zwar die Geschichte auf sich beruhen lassen und meinte, mein Vater solle es dabei bewenden lassen; dieser jedoch, 21 Jahre alt, im vollen Jugendfeuer, war nicht so friedlich gesinnt und schrieb ohne Wissen seines Schwagers einen derben Brief an den Fähndrich Kreischhuhn, in dem er es an Beleidigungen nicht fehlen ließ und der mit einer förmlichen Herausforderung schloß. Die Antwort lautete ganz trocken: „Da Herr Fröhlich nicht von Adel sey, so könne man sich auch nicht mit ihm schlagen.“ Diese dumme Feigheit brachte meinen Vater noch mehr auf, der den ganzen Hergang der Sache an einer öffentlichen Wirthstafel in Ulm erzählte und an den Herzog selbst schreiben wollte. Zufälligerweise befand sich ein französischer Rittmeister, ein geborner Elsäßer, bei Tische, den die Sache so empörte und den vielleicht auch die schöne Frau, der man so arg mitgespielt hatte, interessirte, daß er nach beendigtem Mahl zu Scholze ging und zu diesem sagte: er wolle ihm, bevor zweimal vierundzwanzig Stunden vergingen, eklatante Satisfaktion verschaffen. Scholze wollte durchaus nichts davon hören, sein Schwager und seine Frau unterstützten jedoch die Absichten des Rittmeisters, und nach einigem Hin- und Herreden kam man überein, daß mein Vater in Begleitung dieses Offiziers nach Stuttgart zurückfahren und Scholze deren Rückkehr in Ulm abwarten solle. In Stuttgart suchte der französische Rittmeister, ein Graf Caquenek, den Fähndrich auf der Wachtparade auf, nahm ihn auf die Seite, theilte ihm seinen Namen und Stand, so wie die Absicht seines Hierseyns mit und lud ihn ein, nach der Parade sogleich einen Gang mit ihm zu machen, um ein Paar Kugeln zu wechseln. Held Kreischhuhn wurde bleich, stammelte etwas von Dienstpflicht, worauf der Rittmeister jedoch nicht hörte, und ihm ziemlich laut und vernehmbar

Krankheit davon, die ihn lebenslang schwächlich machte. Dies waren die Heldenthaten der Offiziere der ehemaligen deutschen Reichstruppen! war es nun wohl noch ein Wunder, daß Friedrich der Große mit einer Handvoll seiner Soldaten solches Gesindel in zehnfacher Mehrzahl zu Paaren trieb, daß es die Schuhe beim Davonlaufen verlor?

sagte: In einer Viertelstunde erwarte ich Sie unfehlbar in dem Bopserwäldchen, verfehlen Sie nicht sich mit einem Sekundanten einzufinden, wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie öffentlich beschimpfen und also dienstunfähig machen soll. Kreischhuhn fand sich, jedoch ohne Sekundanten, mit etwas unsichern Tritten und verstörter Miene wirklich auf dem bezeichneten Platz ein, nur mit seinem Degen bewaffnet, der jedoch noch kein Blut gesehen, sondern nur auf den Rücken armer Soldaten herumgetanzt hatte. Er traf den Rittmeister schon in Gesellschaft meines Vaters nebst einem Wundarzt an. Wie, Herr Fähndrich, ohne Sekundant? rief ihm der erstere entgegen. — „Die Eile hat mich verhindert," stotterte der zitternde Held. — Ohne Sekundant können Sie sich doch nicht schlagen — Sie dauern mich — ich merke wohl, daß Sie eben so wenig ein Freund von Thaten sind, als ich von viel Worten. Hier mein Ultimatum: Bereuen Sie Ihr Benehmen, so geben Sie mir deßhalb eine schriftliche Erklärung, in welcher Sie die schwer beleidigten beobachtbaren Personen um Vergebung bitten, wo nicht, so müssen Sie sich mit mir schlagen. — Der Fähndrich stammelte nun, daß es durchaus nicht seine Absicht gewesen, die respektabeln Fremden im mindesten zu beleidigen, strenge Ordre und Mißverständniß hätten diese Unannehmlichkeit veranlaßt, und zeigte sich bereit, die geforderte Erklärung zu geben, die er auch sofort in den demüthigsten Ausdrücken, wie sie ihm der Rittmeister diktirte, nieder- und unterschrieb, und dabei die ihm eigne Orthographie beobachtete. Man trennte sich nun friedlich, mein Vater und der Rittmeister eilten nach Ulm zurück, wo Scholze und seine Frau ängstlich ihrer harrten, und nach Berichterstattung dessen was vorgefallen, so wie über die schriftliche Erklärung herzlich lachten. Sie brachten noch einen Tag in Gesellschaft des ehrenwerthen Rittmeisters zu, dessen uneigennützige Handlung man dankbarlichst anerkannte, und setzten dann die Reise ohne weitere Unannehmlichkeiten auf einem eigens dazu gemietheten Schiff auf der Donau bis Wien fort, wo man trotz Wirbel und Strudel wohlbehalten ankam, die Merkwürdigkeiten der Kaiserstadt in Augenschein nahm, auch die damals noch bestehende grausame Thierhetze besuchte, einen Abstecher nach Preßburg, Pesth und Ofen machte, sodann die Rückreise über Prag und Dresden antrat und wohlbehalten ohne weitere Abenteuer wieder in der Heimath ankam.

Frau Scholze hatte gewünscht, daß sich ihr Gatte in der Ge-

gend von Frankfurt ankaufen möchte, da sie vorgab, das rauhe Klima Norddeutschlands nicht ertragen zu können, auch gerne in der Nähe der Ihrigen weile. Der gefällige Mann fand diesen Wunsch billig, und kaufte, nachdem er mit seiner Frau manches Gut am Rhein besehen, Schloß Niedesheim bei Worms, das einen schönen Park hatte und eine nahmhafte Summe kostete. Er ließ daselbe auf das Prächtigste und Bequemste einrichten und meubliren, das Gut wurde zu einem wahrhaft paradiesischen Sommeraufenthalt und wimmelte beständig von verwandten und bekannten Gästen. Lustig und fröhlich ging es daselbst zu, Feste und Banquette, wobei sich die Honoratioren von Worms, Manheim, Frankenthal, Speier ꝛc. fleißig einfanden, folgten hintereinander, den Winter aber lebte man in Frankfurt. Tante Scholze war eine gar lebenslustige Frau, liebte Pracht, Moden, den Tanz, heitere Gelage nur zu sehr, ließ den neuesten Putz von Paris kommen, ihre schöne Gestalt kleidete alles vorzüglich, und ein Heer Anbeter umschwärmte sie beständig.

Groß war der Jubel als sie nach neun Monaten ihren Gemahl mit dem ersten Pfand ihrer ehelichen Liebe beschenkte, ein Mädchen, das Henriette genannt wurde, das ganz der Schönheit der Eltern entsprach und wir schon kennen. Noch dreimal machte Maria Eva in dem Zeitraum von vier Jahren ihrem Gatten ein gleiches Geschenk. Scholze und seine Frau hätten sich gar gerne einen männlichen Erben gewünscht, aber die Kunst die Kinder nach Belieben zu zeugen, war damals noch nicht erfunden, wenigstens nicht gedruckt, und man mußte annehmen was das Schicksal bescherte. So lebte man, einige kleine häusliche Ungewitter abgerechnet, im Taumel des Vergnügens bis die französische Revolution ausbrach, in deren Folge man mehrmals, und zuletzt für immer Schloß Niedesheim, das Scholze einem Jugendfreund und unzertrennlichen Gefährten, Namens Wrede, zur Bewachung anvertraut hatte, verließ. Wrede hatte versprochen, das in ihn gesetzte Vertrauen auf das Beste zu rechtfertigen, bekam jedoch, als sich die Kriegsunruhen in diese Gegend verbreiteten, Furcht und flüchtete, das anvertraute Gut im Stich lassend, auf und davon. Als die wilden Franzosen kamen, und Niemand als einen alten Diener, der ihnen weder Rede noch Auskunft geben konnte, daselbst fanden, zertrümmerten sie das ganze Mobiliar, rissen die kostbarsten Tapeten herab, kochten ihre Suppe mit dem Holz eines zerschlagenen

englischen Klaviers, und richteten einen Schaden von mehr als dreißig Tausend Gulden an.

Nachdem Frau Scholze geschieden, lebte sie mit dem General de Rade, der die Ursache der Scheidung war, und jetzt einen Gesandtschaftsposten in Hessen-Cassel bekleidete. Unglücklicherweise war der Gesandte verheirathet, und seine rechtmäßige Gattin hielt sich zu Paris auf. Da sie eine kränkliche Frau war, so hatte er seiner Geliebten versprochen, da er nicht geschieden werden konnte, sie gleich nach dem Tode jener zu ehelichen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt, der General starb nach ein Paar Jahren, vor seiner Gemahlin, Frau Scholze kehrte nach Frankfurt zurück, wo sie bald darauf einen der berühmtesten Advokaten der Stadt, einen Doktor Feierlein, der ihren Scheidungsprozeß geführt hatte, heirathete.

So endigte, wie schon bemerkt, diese Ehe, die man für die glücklichste und beneidenswertheste und von der größten Wichtigkeit für die ganze Familie gehalten hatte.

Was ist in dieser Welt, wo sich Alles in Staub und Nichts auflöst, wichtig oder unwichtig? — Die mit dem größten Scharfsinn durchdachten Pläne und Projekte haben nicht mehr Wichtigkeit als die Reinigung eines Kuhstalls durch eine Viehmagd oder eine Rothschild'sche Finanzoperation, wodurch die Herrn Gebrüder ihren Mammon um Millionen vermehren. Dies Alles löst sich bald barok genug in Nullitäten auf.

Mein Hauslehrer Jung hatte durch die Verwendung meines Großvaters Weller eine Pfarrei im Hessischen erhalten, und man schickte mich nun in das damals in Frankfurt blühende Kemmetrische Institut zur weitern Ausbildung meiner Kenntnisse, die eben noch nicht weit her waren. Aber bald fand man, daß dieses für meine Anlagen von gar mancherlei Art nicht genüge, und auf Anrathen meines Oheims Scholze kam man überein, mich zu einem jungen Geistlichen Namens Breidenstein, der so eben ein vielversprechendes Erziehungs-Institut in Homburg vor der Höhe errichtete, und dem Scholze sehr wohl wollte, in Pension zu geben. — Als mir dies eröffnet wurde, war ich hoch erfreut, denn Cousinchen Henriette war ja zu Homburg, ich hoffte sie täglich zu sehen, und sprang wie besessen herum, einmal über das andremal ausrufend: Ach, das ist schön, das ist charmant! —

VI.

Das Institut zu Homburg vor der Höhe. — Die Flegeljahre. — Homburg und seine Umgebungen. — Der Hof. — Eine Partie auf den Feldberg. — Eine Schweinsjagd im Schloßgarten und eine Schildwache im Teich. — Der Vorsteher einer Erziehungsanstalt stiehlt silberne Löffel. — Das Taunusgebirg und seine Burgen. — Eine kaiserliche Stecknadel.

Als der zur Abreise bestimmte Tag herangekommen war, holte mich mein neuer Lehrer selbst ab; ich folgte ihm willig und gern, und verließ das väterliche Haus, in dem ich doch so manche Kinderfreuden genossen, ohne großes Leidwesen, denn Homburg hatte einen Magnet, dessen Anziehungskraft mich alles andere vergessen machte. Pfarrer Breidenstein war ein noch ganz junger und lebhafter Mann, der, noch unverheirathet, bei einem alten Schullehrer wohnte, dessen Frau die Wartung der Zöglinge übernehmen sollte. Als ich zu ihm kam, war ich der erste, der bei ihm wohnte, die übrigen, 7—8 an der Zahl, waren Kinder aus Homburger Familien, die nur am Tage Theil an dem Unterricht nahmen.

Außer meinem Oheim Scholze, den ich noch den Abend nach meiner Ankunft besuchte, hatte ich noch einen Großoheim zu Homburg, der lutherischer Oberpfarrer daselbst war. Meine Eltern hatten lange geschwankt, ob sie mich nicht diesem braven Mann anvertrauen sollten, doch war man in der Familie dagegen, indem man denselben als zu ernst und zu streng für die Erziehung eines so lebhaften Knaben wie ich, schilderte. Uebrigens war es ein Mann von der strengsten Rechtlichkeit und Moralität, dabei war er ein tiefdenkender, sehr unterrichteter und allgemein geachteter Gelehrter, für Kinder aber zu finster. Auch er nannte sich Fröhlich und war der Bruder meines Großvaters väterlicher Seite. Scholze hatte gemeint, ich könnte leicht ein Kopfhänger und Träumer unter den Händen dieses Mannes werden, und so entschied man für Breidenstein, obgleich derselbe der reformirten Religion zugethan, während unsere ganze Familie lutherisch war, weßhalb manche unserer Basen einen Anstand nahmen und dies für eine gottlose und sündhafte Handlung hielten. Die beiden Confessionen standen sich damals,

besondere in Frankfurt, noch fast feindlich gegenüber. Ein Reformirter konnte eben so wenig wie ein Katholik oder ein Jude in den Senat gelangen oder ein Amt zu Frankfurt bekleiden, und die Reformirten mußten in dem hessischen Ort Bockenheim ihren Gottesdienst halten. Später erlaubte man ihnen Bethäuser, aber ohne Thürme, in Frankfurt. Bei diesem nun hatte ich mich fast unbegrenzter Freiheit zu erfreuen, und war außerhalb der Unterrichtsstunden so ziemlich ohne alle Aufsicht, denn des Schulmeisters Frau, die eine solche über mich üben sollte, achtete ich nicht, und sie traute sich auch nicht mir etwas zu wehren. Ich benutzte nun diese Freiheit in vollem Maß und zum großen Verdruß meines Oheims, des Oberpfarrers, dem ich auf allen seinen Wegen begegnete, der sich aber jedes Verweises enthielt, damit es nicht scheinen möge, als fände er sich zurückgesetzt, daß man mich lieber einem Fremden als ihm anvertraut habe. Der brave Mann, den diese Zurücksetzung vielleicht innerlich schmerzte, ließ sich dies nie merken oder noch weniger meinen Eltern oder mir entgelten, und war uns allen gefällig wo sich nur immer eine Gelegenheit bot. Obgleich Breidenstein ein Lebemann war, so hoffte man doch, er würde meine überschäumende Lebhaftigkeit und frühzeitige Entwicklung wohl zu zügeln wissen; dies war aber nicht der Fall, und ich lernte bei ihm was ich eben lernen wollte. Wie wir gesehen, hatten sich bei mir allerlei Eigenschaften und Talente besonderer Art weit früher entwickelt, als dies bei andern Menschenkindern gewöhnlich der Fall ist, und so traten denn auch die sogenannten Flegeljahre viel früher als bei andern Jungen bei mir ein.

Es war im Frühjahr, als meine Versetzung nach Homburg stattfand, die Wiesen prangten mit den buntesten Blumenteppichen, auf den Feldern schossen alle Pflanzen auf das üppigste empor, Bäume und Wälder waren mit dem frischesten Grün bedeckt, und mir war es vergönnt, jeden Abend an Jenchens Hand durch Fluren, Auen und Wälder zu wandeln. Das Scholzische Haus war meine zweite Heimath, ja ich war fast mehr in diesem als bei B. Jeden Abend aß ich da zu Nacht und an Sonn- und Feiertagen war ich ohnehin ein- für allemal auf den ganzen Tag geladen.

Die französische Gouvernante hatte fast zu gleicher Zeit mit ihrer Herrin das Haus verlassen müssen, man hatte sie im Verdacht des Einverständnisses mit den Intriguen ihrer Gebieterin. Eine gewisse Frau Bönig hatte ihre Stelle vertreten und stand

der Erziehung der vier Mädchen vor: sie war schon in etwas gesetztern Jahren, mehrere dreißig, und hatte sich bei Herrn Scholze und dessen unzertrennlichem Freund Wrede, der sich gleich nach der Niedesheimer Flucht wieder an ihn angeschlossen, fest einzunisten gewußt, wurde aber von den Kindern und dem Gesinde nicht mit Unrecht gehaßt.

Bald hatte ich alle Schönheiten, es hat deren wirklich nicht gewöhnliche, und Merkwürdigkeiten Homburgs kennen gelernt, denn ich hatte ja einen gar lieben Führer. Die Lage dieser Stadt ist in der That wunderlieblich, und mit vollem Recht sagt der Dichter:

„Wie lächelt mir so freundlich und so mild,
„Wenn ich hinunter in den Osten sehe,
„Mit weißem Thurm und rothlichem Gefild
„Das Badeörtchen Homburg vor der Höhe." *)

Die Stadt, die damals ungefähr 3000 Einwohner zählte, liegt am Fuß des Taunus, drei kleine Stunden von Frankfurt, und ist die Residenz des Landgrafen von Homburg, der hier ein geräumiges Schloß hat. Die Einwohner waren gewerbsame, fleißige, brave und sehr genügsame Leute, die bei aller Dürftigkeit doch eine glückliche Zufriedenheit besaßen, und ihrem Landesfürsten, dem damaligen Landgrafen Friedrich V., ein Ehrenmann im vollen Sinne des Worts und ein trefflicher Fürst, mit unbegrenzter Liebe und Hochachtung ergeben waren. Die Umgebungen Homburgs sind pittoresk und reizend, namentlich die herrlichen Waldpartieen. Der Schloßgarten, bald im altfranzösischen, bald im englischen Geschmack angelegt, die Anlagen jenseits des großen Teiches in demselben, der große und kleine Tannenwald, die hohe Pappelallee, die zu beiden führt, u. s. w. bieten die herrlichsten Spaziergänge ganz in der Nähe. Namentlich war der kaum eine Viertelstunde von der Stadt entfernte kleine Tannenwald, ein Park mit mannichfaltigen Anlagen, ein reizender Aufenthalt, in dem sich äußerst geschmackvolle Anlagen mit japanesischen Häusern, Grotten, dunklen Bogengängen u. s. w. befanden, nebst einem großen Teich, in dessen Mitte eine kleine Roseninsel lag, aus deren Gebüsche eine Tempel-Colonnade malerisch hervorragte. Diese stille, von der ganzen übri-

*) Leider ist aus diesem Badeörtchen, was es damals noch nicht war, in neuerer Zeit eine schmachvolle Spielhölle geworden, in welchem ehrlose Industrieritter die Gimpel aus aller Herren Ländern rupfen dürfen.

Staatsbibliothek München

gen Welt abgeschieden scheinende Insel machte, als ich sie zum erstenmal betrat, einen unbeschreiblichen Eindruck auf mein junges, wenn auch nicht mehr sehr unschuldiges Gemüth; eine Brücke führte auf dieselbe zu der von einer Colonnade umgebenen Rotunde; es war schon in der Abenddämmerung, als ich an Jettchens Hand diesen Ort betrat. Die tiefe feierliche Stille, die hier herrschte, nur von dem Gezwitscher einiger Vögel unterbrochen, erfüllte mich mit einem namenlosen, fast heiligen Schauer, noch nie gehabte Empfindungen bemächtigten sich meines, sonst eben nicht zur Schwärmerei geneigten Gemüthes, und ich glaubte mich in eines jener Feengefilde versetzt, die man mit in lieblichen Mährchen so oft geschildert hatte. Lange hielt ich fast athemlos meine liebliche Führerin umschlungen, und nur die sich durch Geschrei verkündende Ankunft ihrer Schwestern weckte uns aus dem seligen Vergessen unserer selbst. Indessen sollten diese Insel und der kleine Tannenwald mit seinen Grotten, Lauben ꝛc. noch gar manchmal Zeugen unserer eben nicht mehr ganz kindischen Liebe seyn.

Auch die entfernteren Umgebungen Homburgs, wie die Parthieen auf den Feldberg, den Altkönig, nach Kronenburg, Königstein, Reifenberg, Friedrichsdorf ꝛc. verdienen erwähnt und besucht zu werden und bieten der Vergnügungen und Annehmlichkeiten mancherlei dar.

Das Schloß selbst liegt auf einer die Stadt beherrschenden Anhöhe und ist allem Anschein nach auf einem alten Römerkastell erbaut, wie denn die ganze Umgegend und die nahe Saalburg die untrüglichsten Spuren von dem Aufenthalt dieser Eroberer, von denen man jedes Jahr Münzen, Waffen, Vasen ꝛc. in großer Menge findet, in dieser Gegend tragen. Homburgs Urgeschichte, das in alten Urkunden Hohenburg und Hohnburg genannt wird, und seine Entstehung ist nicht mehr mit Gewißheit zu ermitteln. Eine alte Volkssage erzählt, daß ein gewisser Benno, ein Urenkel jenes Eppo, der die Burg Eppstein erbaut und die schöne Bertha aus den Händen eines furchtbaren Riesen befreite und zu seinem ehelichen Gemahl machte, durch seinen streitsüchtigen Bruder vertrieben, hier auf den Trümmern eines alten Castells sich mit Hilfe der umwohnenden Hirten eine neue Burg erbaut habe, um welche nach und nach das Städtchen Homburg entstanden sey. Soviel ist gewiß, daß Homburg in frühern Zeiten den Dynasten und Waldgrafen von Eppstein gehörte, später, im 15ten Jahrhundert,

machte es einen Theil der Grafschaft Hanau aus, und kam im folgenden Jahrhundert unter Philipp dem Großmüthigen an das Haus Hessen. Bei der Theilung der hessischen Länder fiel das Amt Homburg Georg I., Landgrafen von Darmstadt, anheim. Der jüngste seiner Söhne, Prinz Friedrich, erhielt vermöge einer Uebereinkunft mit seinen Brüdern 1686 Homburg, doch hatte sich sein ältester Bruder, Landgraf Ludwig V., die Landeshoheit vorbehalten, was zu beständigen Zwistigkeiten Veranlassung gab. Friedrich I. ward nun der Stammvater des noch jetzt zu Homburg regierenden Hauses, und seine Nachkommen waren meistens ausgezeichnete Regenten, die aber, namentlich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, mit großen Widerwärtigkeiten und vielem Elend zu kämpfen hatten, das einmal so arg war, daß sich im ganzen Schloß nur noch zwei silberne Eßlöffel befanden. Unter diesen Landgrafen zeichnete sich Friedrich II. mit dem silbernen Bein aus, so genannt weil er 1658 bei der Belagerung von Copenhagen ein Bein verloren hatte, das durch ein silbernes, oder vielmehr versilbertes ersetzt wurde. Seine Reiterstatue springt über dem zweiten oder innern Schloßthor aus den Mauern des Schlosses hervor. Er war es auch, der hauptsächlich dem großen Kurfürsten von Brandenburg den hochwichtigen Sieg in der Schlacht bei Fehrbellin gegen die Schweden erkämpfen half, und zwar durchaus gegen dessen Anordnungen handelnd. Als jedoch die Schlacht gewonnen und vorüber war, rief ihm der Kurfürst Friedrich Wilhelm zu: »Herr Landgraf, nach den Kriegsgesetzen hättet Ihr das Leben verwirkt, aber Gott bewahre mich, daß ich durch solche Strenge einen so herrlichen Sieg beflecke, indem ich den strafe, dessen Tapferkeit ich ihn größtentheils verdanke!« Der Landgraf Friedrich, der eine 1500 Mann starke Reiterei befehligte, hatte nehmlich vom Kurfürsten Befehl erhalten, sich vorerst durchaus in keinen Kampf einzulassen und das feindliche Heer nur zu beobachten, aber sein ungestümer Muth riß ihn hin, er griff die Schweden an, die nun mit ungeheurer Uebermacht, fast mit ihrem ganzen Heer über ihn herfielen. Der Landgraf verrichtete jetzt Wunder der Tapferkeit und focht wie ein Verzweifelter, der Kurfürst eilte ihm zu Hilfe, und bald war die Niederlage des Feindes vollkommen. Dieser Regent war es auch, der einen Theil der von dem stupiden Ludwig XIV. wegen dem Glauben aus Frankreich vertriebenen Flüchtlinge aufnahm, welche die beiden, noch jetzt blühendsten Ortschaften der Landgrafschaft,

Friedrichsdorf und Dornholzhausen, unter seinem Schutz und mit seiner Beihülfe gründeten, und der auch sonst das Wohl und Gedeihen seines kleinen Ländchens auf das wirksamste beförderte, die Neustadt anlegte, Bauten vornahm u. s. w.

Sein späterer Nachkomme, Friedrich V., der an der Regierung war als ich in die Pension nach Homburg kam, war, wie ich schon erwähnt, von seinen Unterthanen angebetet und wie ein Vater geliebt, es war ein wahrhaft patriarchalisches Verhältniß zwischen ihm und seinem Volke, und er förderte, so sehr es nur immer die Umstände gestatteten, das Wohl seines Landes. Achtzehn Jahre alt, hatte er die Regierung angetreten und im einundzwanzigsten sich mit einer Tochter Ludwig IX., Landgrafen von Hessen-Darmstadt, vermählt, eine liebenswürdige und sehr geistreiche, aber stolze Prinzessin, die jedoch ihre großen Schwächen hatte, und den kleinen Hof auf einen sehr großen Fuß eingerichtet haben wollte. Da gab es alle mögliche Hofchargen, ein Geheimerrath von Saint Glair war dirigirender Minister, da gab es einen Oberhofmarschall von Kikebusch, einen Oberstallmeister von Reizenstein, einen Oberforstmeister von Brandenstein, ein französischer Abbé, Hr. de Roque, war Oberhofmeister der Prinzen, ein Paar alte Hofdamen, von denen die eine schief, die andere buckelig, von Loucy und von Ziegler, waren die Schönheiten am Hof. Ein Hauptmann von B.... war so eine Art von Oberküchenmeister und zugleich Generalissimus der Homburger Armee, die aus ungefähr 70 Invaliden bestand, von denen der jüngste hoch in den fünfzigen war und die der Hoffourrier kommandirte und exercirte, fast alle waren mit Brüchen oder andern Leibschäden behaftet, zwanzig davon trugen Bärenmützen und stellten Grenadiere vor, die andern fünfzig waren Musketiere, sie trugen noch eine Uniform wie zur Zeit des siebenjährigen Kriegs. Alle die Regierungs- und Hofchargen wohnten weit ärmlicher als ein Frankfurter Handwerksmann und waren noch viel schlechter bezahlt als der Commis eines gewöhnlichen Kaufmannes; aber alle diese Chargen, so wie die Geistlichen, hatten die Ehre, häufig und besonders Sonntags zur landgräflichen Tafel gezogen zu werden. Die Ehe des fürstlichen Paars war indessen reich gesegnet an Kindern, sechs Prinzen und fünf Prinzessinnen befanden sich am Leben und in blühender Gesundheit, als ich nach Homburg kam. Die drei ältesten Prinzen waren jedoch abwesend in österreichischen und preußischen Diensten.

und die drei älteſten Prinzeſſinnen ſchon ſeit Jahren an regierende Fürſten oder Erbprinzen vermählt. Die ſich noch am väterlichen Hof befanden, waren die Prinzen Guſtav, Ferdinand und Leopold, und die Prinzeſſinnen Auguſte und Mariana, alle ein ſchönes, jugendliches, friſches Blut und wohl erzogen. In den Adern der Söhne rollte das Heldenblut ihrer Ahnen, und die Töchter hatten den Liebreiz der Mutter, waren hochwiſſenſchaftlich ausgebildet und ſehr geiſtreiche Damen, ohne die Schwächen der Mutter zu haben, von denen eine ganz ſonderbarer Art war. Dieſe Fürſtin ſah nämlich Geiſter, dies war ein Erbſtück von ihrem Vater, dem Landgrafen Ludwig IX. von Darmſtadt, der ebenfalls jede Nacht Geſpenſter geſehen haben wollte, und deßhalb die Nächte mit ſeinen Hofbeamten bis der Tag graute wachend zubrachte, indem er ihnen öfters zurief: »Seht Ihr den ſchwarzen Geiſt in jener Ecke und den grauen da in dieſer.« Nicht viel beſſer erging es ſeiner Tochter Caroline, die einmal um die Mitternachtsſtunde eine gräßliche Erſcheinung, eine weiße Frau mit blutigem Gewand, im Homburger Schloß gehabt haben wollte, die ſie ſogar nach ihrer Angabe hatte malen laſſen. Seit dieſer Zeit ging auch ſie nur mit dem Anbruch des Tages zu Bette. Ihre Hofdamen und Kammerfrauen mußten abwechſelnd mit ihr die Nächte durchwachen, während ihre Gemächer durch viele Kerzen erleuchtet waren. Aus dieſem Grund hatte ſie den Tag völlig zur Nacht und dieſe umgekehrt zum Tag gemacht, wornach ſich der ganze Hof richten mußte, und man ſetzte ſich meiſtens beim Schein der Kerzen erſt zur Mittagstafel. Die Hoflakeyen bildeten zum Theil auch die Hofkapelle, machten Tafelmuſik, und jeden Sonntag Abend war nach aufgehobener Tafel ein Concert im Speiſeſaal, zu dem jeder anſtändig gekleidete Einwohner Zutritt hatte.

Die franzöſiſche Revolution und ihre Kriege hatten auch manches Wehe über Homburg und ſeinen Regenten gebracht, mehrere blutige Kriegsſcenen waren ganz in deſſen Nähe vorgefallen, und die Stadt ſelbſt wurde oft mit Einquartierungen und andern ſchweren Bedrückungen heimgeſucht, bei denen das Herz des braven Landgrafen blutete, die er aber nicht abzuwenden vermochte. Mehrere franzöſiſche Emigranten-Familien vom hohen Adel hatten ſich nach Homburg geflüchtet, und an dem dortigen Hof eine freundliche Aufnahme und möglichſte Unterſtützung gefunden. Unter ihnen war die des Grafen Balthazard, welche ſich beſonders der Gaſt-

freundschaft des Landgrafen zu erfreuen hatte, der ihr nicht nur eine Freistätte in Homburg, sondern sogar eine freie Wohnung über der Orangerie des Schloßgartens und freie Tafel für den Grafen, seine Gattin, seine Kinder und eine Tante, nebst noch andern Wohlthaten, als Brennholz u. s. w. bewilligte. Diesen Leuten, die früher im größten Wohlstand und Ueberfluß zu Paris und Versailles gelebt, Dutzende von Domestiquen zur Bedienung, einen Marstall der schönsten Pferde gehabt, mangelte es jetzt oft am Allernöthigsten, und die beiden Töchter des Grafen, sehr liebenswürdige, äußerst fein- und wohlerzogene Mädchen, stickten Kleider, Tücher, Westen und machten andere Handarbeiten, so wie der Sohn Yorik niedliche Papparbeiten, die sie an Frankfurter Kaufmannsfrauen durch die Vermittlung meiner Mutter und auf Scholzens Verwendung, der außerdem noch manches an der Familie that, sehr gut verkauften, und so ihren schon bejahrten Eltern manche Erleichterung verschaffen und mit manchem Bedürfniß versehen konnten, dessen Entbehrung in reifern Jahren schmerzt. Diese Familie hatte mich wegen den ihr von meiner Mutter erwiesenen Gefälligkeiten in ihre besondere Affection genommen, denn ich war der Ueberbringer mancher Rolle Geldes für ein theuer verkauftes oder ausgespieltes gesticktes Kleid. Sie war daher auch die Ursache, daß Scholzens Kinder so wie ich in nähere Berührung mit den jüngern Prinzen und Prinzessinnen des landgräflichen Hauses kamen und an deren Spielen im Schloßgarten sehr oft Theil nehmen durften, da der Sohn und die Töchter des Grafen fast deren beständige Begleiter waren und mancherlei Spiele, die sie aus Frankreich mitgebracht, einführten, unter denen besonders das à la barre beliebt war, das bei schönem Wetter jeden Abend in einer alten Lindenallee, die am entferntesten von dem Schloßflügel, den die Landgräfin bewohnte und in der Nähe der Orangerie lag, gespielt wurde; denn da es bei diesem Spiel oft etwas wild und nicht ohne großen Lärm abging, ja nicht selten ernste Zwistigkeiten wegen den Gefangenen oder der Einnahme der Barre vorfielen, wobei die Prinzen gegenseitig sehr heftig wurden, hatte man diese Allee mit gutem Vorbedacht zum Tummelplatz gewählt: dennoch wurde der Lärm bisweilen so toll, daß er bis zu den Ohren der Landgräfin drang, und diese mehr als einmal einen Bedienten oder gar eine Hofdame absandte, Ruhe zu gebieten. Ein Vortheil, den uns diese Spiele und dieser Umgang noch gewährte, war, daß alles in fran-

zösischer Sprache verhandelt wurde, wodurch auch mir diese bald geläufig ward. Außerdem fand ich hier manche Gelegenheit des Alleinseyns mit Jettchen, und ausgesandt um die Barre des Feindes zu überrumpeln, wußten wir uns immer in dem Innern der fast undurchdringlichen Wandalleen oder auch entferntern Lauben zu treffen *).

Bei all dem wurde jedoch mein Unterricht nicht versäumt und ich fuhr in dem, was ich mit Jung und andern in Frankfurt begonnen, fleißig fort, studierte besonders Geschichte, setzte meine Musikstunden bei einem der landgräflichen musikalischen Diener und später bei dem Concertmeister Geier fort, dazu kam noch der Unterricht im Zeichnen, den ich mit meinen Cousinen bei dem Hofmaler Walther, so wie den im Reiten bei dem Stallmeister von Reizenstein erhielt. Sogar im Billardspielen, Stelzengehen und Schlittschuhlaufen erhielt ich die nöthigen Anleitungen, und so kam es, daß sich meine Körperkräfte frühzeitig entwickelten und ich eine für mein Alter seltene Gewandtheit in allen körperlichen Uebungen hatte. Auch Seiltänzerei ließ uns Breidenstein treiben, und ich konnte bald ohne Balancirstange auf einem ausgespannten Seil spazieren. Dagegen wollte es um so weniger in den alten Sprachen mit mir voran, ich hatte einen wahren Widerwillen dagegen, und nachdem ich fünf Jahre Latein gelernt, konnte ich kaum den doch sonst von mir vergötterten Julius Cäsar schülerhaft übersetzen, an sprechen war nicht zu denken.

Da ich nun alles andere schnell auffaßte und begriff, ja fast leidenschaftlich betrieb, nur zum Zeichnen fehlte es mir an der nöthigen Geduld, so ließ mir Breidenstein weit mehr Freiheit als den übrigen Zöglingen, und wenn man ihn darüber zur Rede stellte, so erwiederte er: ich darf den Ferdinand durchaus nicht so anhaltend anstrengen, denn mit der Leidenschaft, mit der er alles ergreift und betreibt, würde er sich bald aufreiben, auch ist es ja nicht nöthig, da er alles noch einmal so schnell faßt und lernt, als ein anderer Knabe, und meinte, ich müsse zu meiner Erholung viel

*) A la barre ist eine Art Kriegsspiel, das in Frankreich von jeher sehr beliebt war. Zwei entfernt stehende Bäume stellen zwei Festungen vor, welche man gegenseitig einzunehmen und zu überrumpeln sucht, wenn ihre Besatzung augenblicklich ausgerückt ist, oder dieselbe auch gänzlich gefangen nimmt, womit das Spiel endigt.

toben und spielen. Ich glaube, daß mein Lehrer hierin vollkommen Recht hatte, und halte es für einen gewaltigen Mißgriff und Einsichtslosigkeit, daß die meisten Erzieher und Lehrer ihre Zöglinge hinsichtlich der Zeit, die sie mit Lernen zubringen sollen, mit ein und demselben Maß messen und alle über einen Leisten schlagen, das heißt, den der in einer Viertelstunde mehr lernt als der andere in drei Stunden, dennoch eben so lange an den Schreib- und Lehrtisch schmieden, als den letztern. Ein heilloser Unverstand, der schon gar manchem talentvollen und intelligenten Knaben ein frühes Grab bereitet haben mag.

Ich hatte übrigens viel Frankfurter Albernheiten und Vorurtheile nach Homburg, und namentlich den komischen Stolz oder vielmehr lächerlichen freireichsstädtischen Hochmuth mitgebracht, der besonders den reichen Frankfurtern mehr als den Einwohnern irgend einer andern Reichsstadt eingeimpft war und von dem ich mich nur nach und nach losmachen konnte, wozu mein Lehrer B. das Seinige beitrug, mehr aber noch die oft sehr empfindlichen Neckereien der Homburger Knaben, die das Institut besuchten, und mich wegen dieses Patrizierdünkel der reichsstädtischen Tuchez-Aristokratie so lange hänselten, bis ich selbst die Lächerlichkeit desselben einsah und mich darüber lustig machte. Ja ich hatte mich sogar einmal so weit vergessen, mit großer Geringschätzung von dem allgemein verehrten Landesvater zu sprechen und ihn einen Bettelfürsten zu nennen, ich war hier nur das Echo von dem, was ich so oft von Frankfurter Wechselkrämern gehört, die doch gar zu gerne von solchen Fürsten Geld verdienten und sie dabei möglichst prellten. Für diese Aeußerung würde mir eine derbe und wohlverdiente Prügelsuppe von den entrüsteten Homburger Jungen geworden seyn, wenn sich nicht vernünftige erwachsene Personen ins Mittel gelegt und mich mit einem tüchtigen Wischer heimgeschickt hätten.

Fast alle meine Mußestunden, und ich hatte deren ziemlich viele, brachte ich in Scholzens Haus zu, das zu jener Zeit auch das einzige war, welches in Homburg ein Haus machte, und obgleich es nach der Scheidung meiner Tante und unter der repräsentirenden Frau Bönig bei weitem nicht mehr den frühern Glanz hatte, so fanden sich doch alle Honoratioren durch eine Einladung in dasselbe geehrt und freuten sich auf die Leckerbissen, die da gespendet wurden, welche eine Abwechslung in ihre gewöhnlich sehr magere Hausmannskost brachten.

Ein Hauptfest in demselben war jedesmal der in den Monat Juli fallende Geburtstag meines guten Oheims, der immer mit der größten Feierlichkeit begangen wurde. Die Gouvernante Bönig, die sich auf alle Weise bei ihrem gütigen Herrn zu insinuiren wußte und jede Gelegenheit ergriff, sich ihm unentbehrlicher zu machen, spielte auch bei diesem Fest die Hauptrolle und rührte jedesmal die ganze Rumpelkammer ihrer Phantasien auf, um eine recht eklatante Feier zu veranstalten. Vergeblich aber hatte sie es darauf angelegt, Herrn Scholze in ihren Netzen zu fangen, und so völlig die Stelle meiner geschiedenen Tante einzunehmen, mein Oheim verstrickte sich nicht in denselben und hatte keine Augen für die eben nicht sehr einladenden und schon sehr verblühten Reize der Gouvernante. Eines Tages hatte er den Wunsch blicken lassen, eine Partie auf den nahen Feldberg (der höchste, 2,400 Fuß hohe Gipfel des Taunus,) zu machen, auf dem man im Sommer bei heiterm Himmel häufig die Nächte von Sonnenuntergang bis zu Sonnenaufgang in Gesellschaft zubringt, um dieses Naturschauspiel in seiner ganzen Pracht zu bewundern, und von dessen Spitze man sich einer unbeschreiblich schönen Aussicht auf weit über hundert Stunden im Umkreis zu erfreuen hat und mehr als anderthalb hundert Städte, Flecken und Dörfer nach allen Richtungen hin erblickt. Ich kann nicht umhin, hier einige Verse anzuführen, zu welchen diese prächtige Aussicht den Dichter, als er den Berg erstiegen, begeisterte:

„Ich bin am Ziel. Welch Bild! Thal, Wald und Au,
„Fluß, Städt' und Dörfer, die den Blick begrüßen!
„Ha, Deutschlands stolzer Park ist's, den ich schau',
„Und Frühlingsanmuth giebt so milden Schein,
„So mild, das Wort vermag's nicht nachzuahmen,
„Und das Gemälde schließen würdig ein
„Gebirgesketten, himmelhoch, als Rahmen.

„Von da beginnt der Taunus sich nun sacht
„Nach Westen hin der Ebne zuzusenken,
„Indem er sich in hundert Gipfel facht,
„Hat er die Lust, noch sich im Rhein zu tranken.
„Ich schaue dich, du herrlich stolzer Rhein!
„Herüber blitzt im Sonnenstrahl dein Spiegel,
„Gediegen Gold führst du in Sand und Stein
„Und fruchtbar fuhrt mancher deiner Hügel.

„Es dämmern aus der Ferne blauem Flor
„Die holde Pfalz, des Rheingaus milde Fluren,
„Und kühn hebt sich der Donnersberg empor
„In ungeheuer schwankenden Conturen.
„Wohl ist in Deutschlands mächtigem Gebiet
„Kein Ort dem herrl'chen Rheinthal zu vergleichen,
„Da rauscht der Becherklang und gutem Lied
„Die Freiheit noch in Herzen wie in Eichen.

„Wenn hinter Wäldern, bunt schattirt vom Lenz,
„Erspäht das Aug' mit angestrengten Blicken,
„Hoch hinter Darmstadts schöner Residenz,
„Des Melibocus thurmgekrönten Rücken,
„Die Bergstraß' schaut's, die, fernem Blick verlagt,
„So mancher Regt in anmuthsvoller Scene,
„Den Kaiserstuhl erforscht es, wie er ragt
„Mit seines Gipfels majestät'scher Lehne.

Madame Bönig hatte sich die Aeußerung Scholzens wohl gemerkt und die Partie unter allerlei Vorwand bis zum Monat Juli hinauszuschieben gewußt, traf aber ganz in der Stille alle Anstalten, um ihren Herrn und Gebieter an seinem Geburtstag damit, und zwar recht pomphaft, zu überraschen. Sie ließ heimlich drei große Zelte, eines roth und weiß, eines blau und weiß und ein drittes grün und weiß, verfertigen und vor dem festlichen Tage auf der kahlen Spitze des Berges, nahe am Brunhildisfelsen, aufschlagen.*) Diese hatten mehrere hundert Thaler gekostet, welche sie, so wie die Ausgaben für Feuerwerk, Fackeln, Victualien ꝛc. alles auf das Haushaltungsunkosten-Conto brachte. Ungeheure Quantitäten von Erfrischungen und Erwärmungen aller Art, nebst anderm Proviant und sogar Matratzen hatte die fürsorgliche Gouvernante auf Packpferden auf den Berg bringen lassen, und zu dieser Partie außer Scholzens Bekannten und Verwandten aus Frankfurt, halb Homburg eingeladen. — Am Nachmittag vor dem Fest bat Madame Bönig meinen Oheim, dem dasselbe galt, er möge sich reisefertig

*) Dieser Felsen ist ein hoher, über 30 Schuhe im Umfang habender Quarzstein auf der Spitze des Feldbergs, von dem allerlei seltsame Sagen im Mund des Volkes sind. Im Jahr 1810 errichtete man hier einen Telegraphen und traf dabei auf die Grundmauern eines großen alten Gebäudes. Man behauptet, daß sich hier die berüchtigte Königin Brunhilde bisweilen aufgehalten habe.

machen, die Kinder stürmten gleichfalls mit derselben Bitte auf ihn ein, und bald darauf hielt ein langer, mit guten Sitzen versehener Leiterwagen mit vier muthigen Rossen bespannt vor dem Haus, zu dem sich noch ein halbes Dutzend ähnlicher Wagen, zum Theil mit Ochsen bespannt, so wie die geladenen Gäste von Homburg und Frankfurt, unter den letztern auch meine Eltern, einfanden und man dem überraschten Scholze eröffnete, daß die von ihm gewünschte Feldbergspartie veranstaltet vor sich gehen solle. Gegen fünf Uhr Nachmittags setzte sich nun der ganze Zug, bei dem auch noch viele Herren zu Pferde und zu Ciel waren, in Bewegung, fuhr rasch fort bis zu der Stelle wo der Berg für Fuhrwerke zu steil wird, und legte den noch übrigen kleinen Theil des Wegs zu Fuß zurück. Gleich nach acht Uhr hatte man das Ziel erreicht, und war ganz erstaunt, hier ein kleines Lager aufgeschlagen und sogar Strohmatratzen und Polster zum Schlafen in den Zelten zu finden, von denen jedes eine französische Aufschrift in goldnen Lettern hatte, auf dem roth und weißen las man die Worte: »Hôtel des Messieurs«, über dem blauweißen: **Hôtel des Dames**«, und über dem grünweißen: »**Restauration.**« Madame Bönig, denn Niemand wie sie hatte dies Alles so angegeben, brillirte gerne mit ihrem Französisch, das sie jedoch herzlich schlecht und mit einem abscheulichen Accent sprach; die Fräulein von Balthazard, die auch mit von der Partie waren, lächelten wohlgefällig und man bewunderte den Erfindungsgeist der Gouvernante, so wie die reich besetzten Büffets in dem letzten Zelt, in dem sich als Marketenderinnen gekleidete Mädchen zur Aufwartung befanden.

Man lagerte sich nun vorerst im Freien und nahm ein stärkendes Abendmahl ein, denn die überstandenen Strapatzen hatten den Appetit der Lustreisenden rege gemacht, eine Harmonie von Blasinstrumenten begleitete das Mahl, bei dem man [illegible] ser Höhe majestätische Schauspiel des Sonnenunterg[illegible] gen hatte und dabei die Becher, mit perlendem Nie[illegible] Markebrunner gefüllt, fleißig leerte. Als es finster zu werden begann, wurde ein hübsches Feuerwerk losgebrannt, in dem unter Sonnen und Feuerrädern zuletzt Scholzens Name in Brillantfeuer hoch in der Luft glänzte, worauf ein allgemeines Abfeuern aller mitgebrachten Schießgewehre und Vivatgeschrei erfolgte. Zugleich zündete man ein großes Feuer auf dem Brunhildisteinen an nebst zwei hundert Pechfackeln, die, in einen

Kreis gestellt, eine Art Salon formirten; eine rauschende Tanzmusik begann, man hob die Tafel auf, und Madame Bönig eröffnete an Scholzens Hand den Ball auf dem Berg recht zärtlich mit einem Menuet. Einige Gäste meinten, es würde ihr weit besser angestanden haben, den Hexenreigen auf dem Blocksberg anzuführen. Ihrem Tänzer schien jedoch diese allzugroße Aufmerksamkeit nicht sehr zu behagen, und er machte diesem Tanz bald ein Ende, worauf sich der Menuet in einen raschen Walzer auflöste. — Die liebe Jugend tobte nun fast die ganze Nacht hindurch unter dem sternhellen Himmel, während die ältern Leute Ruhe unter den Zelten suchten und fanden. Doch wollte man auch bemerkt haben, daß sich manches Pärchen, unter denen auch Freund Wrede mit Madame Bönig gewesen seyn sollen, in dem Nebeldunkel der Nacht verirrt und auf längere Zeit verloren, sich jedoch später etwas ermüdet und verstört wieder gefunden habe, wie dies nun einmal bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, da heißt es: profitons du moment, dies ist der Welt Lauf und wird es immer seyn. Uns Kinder hatte man indessen bald nach dem begonnenen Tanz in die respektiven Zelte gewiesen, und ich bettete mich nur ungern in das, welches den Messieurs bestimmt war.

Als sich endlich die ersten Vorboten des anbrechenden Tages zeigten, da erweckte die Schlafenden ein abermaliges Abfeuern der Gewehre und rief sie zu dem nicht minder prachtvollen Schauspiel, dem Aufgang der Sonne; dabei ließen sich blasende Waldhörner in einiger Entfernung vernehmen, und dann stimmte ein trefflicher Männerchor ein herrliches Morgenlied an, das auf die ganze Gesellschaft eine große Wirkung hervorbrachte und erhabene Gefühle in manchem Gemüth erweckte, worauf der Festgeber nochmals mit Glückwünschen fast erstickt und die verständige Anordnerin dieser Feier besonders complimentirt wurde. Man nahm nun ein erwärmendes Frühstück ein, denn Nächte und Morgen sind auch im höchsten Sommer [illegible] kühl genug auf dem Feldberg, das in Chokolade, Kaffee oder Thee, nach Wunsch, bestand. Aber während demselben begann der Himmel unter uns, das heißt die Luft unterhalb des Berges Spitze, sich zu verfinstern, und bald verbargen düstere Wolken die herrlichen Landschaften zu unsern Füßen, so daß wir uns wie auf einer Insel, mitten in einem unabsehbaren Wolkenmeer befanden, und ehe eine halbe Stunde verging, hatten wir das seltene Schauspiel, ein Gewitter unter uns zu sehen, wobei

einige mit einer überstarken Phantasie begabte Gäste sich Götter des Olymps, ja wohl der Donner und Blitz spendende Zeus selbst zu seyn dünkten. Dies Schauspiel war übrigens allerdings geeignet, sich eine recht lebhafte Vorstellung von dem Aufenthalt der Götter Griechenlands machen zu können, um so mehr, da es weder an Ambrosia noch an Nektar, noch an Göttinnen fehlte, von denen einige wirklich der Frau Venus und Juno ähnelten, und der Dichter hätte hier wieder mit Recht singen können:

„Die Wolke, dieser Schwan im Aethermeer,
„Umkreiß mein Haupt mit blendendem Gefieder,
„Als wenn ein Eiland das Gebirge wär,
„Läßt sie sich, rauschend, langsam darauf nieder.
„O, ihrem Zutrau möcht' ich mich vertrau'n,
„An ihren Busen möcht' ich fest mich schmiegen.
„Um so mit ihr, hoch über alle Gau'n,
„Hinein ins liebe deutsche Land zu fliegen!

Leider aber sollte die Illusion nur zu bald gestört und buchstäblich zu Wasser werden. Die Wolken rückten uns näher und näher, umhüllten uns endlich ganz, und lösten sich nicht in einen erquickenden, sondern ganz durchnäßenden Regen auf. Man flüchtete sich zwar unter die Zelte, aber der Regen hielt lange an, und der Mittagstisch war ein Paar Stunden entfernt an dem Jägerhaus am Eingang des großen Tannenwaldes unter einer langen Laubhütte gedeckt. Nachdem man lange vergeblich auf eine Wetterveränderung gewartet, entschloß man sich, in das kaum eine halbe Stunde entfernte Dorf Reisenberg zu gehen, wo uns die Wagen erwarteten und wo man ziemlich durchnäßt, die Damen mit naßen Füßen ankamen, denn die meisten hatten eine fast papierne Fußbedeckung. Wir drängten uns in das einzige Wirthshaus des ärmlichen, aus elenden Hütten bestehenden Dertchens und in die einzige Stube desselben, so daß hier das Gedränge und die Luft trotz dem Oeffnen des einzigen Fensters bald zum Ersticken waren; die Hälfte der Gesellschaft, es waren weit über hundert Personen, flüchtete sich in die alten Burgruinen des Schloßes Reisenberg, die mitten im Dorf liegen, und suchte und fand in deren Gewölben Schutz und Schirm, jedoch nicht ganz gefahrlos, denn die alten Verließe waren eben nicht mehr bombenfest. Endlich heiterte sich gegen elf Uhr der Himmel wieder etwas auf, man bestieg nun

die Wagen, um in möglichster Eile dem Ort zuzufahren, wo eine gedeckte Mittagstafel unserer wartete. Aber kaum hatte man eine kleine Strecke zurückgelegt, als es von neuem und zwar in gewaltigen Strömen zu regnen begann. Die kutschirenden Bauern jagten nun über Stock und Stein bergab und

Hurrah, hurrah, hopp, hopp, herr
Wipp's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben,

und es Rippenstöße setzte, daß die Damen einmal über das andre mal einen lauten Schmerzensschrei ausstießen, denn die Stöße kamen gar zu plump. Indessen langten die mit Pferden bespannten Wagen noch vor Mittag bei dem Jägerhaus an, während die mit dem gehörnten Gespann erst zwei Stunden später eintrafen.

Und das Gesindel husch, husch, husch
Kam hintennach gepraßelt,
Wie wenn der Wind am Haselbusch
Durch dürre Blätter raßelt.

Alle aber waren jetzt bis auf die Haut durchnäßt und hatten keinen trockenen Fleck mehr am ganzen Leibe. Indessen hatte sich mit der Mittagsstunde das Gewölk verzogen, der Himmel wurde klarer und bald trug der helle Sonnenschein den Sieg über die Gewitter davon. In der Küche des Jägerhauses loderten aber die Feuer gar einladend, die triefenden Kleider zu trocknen; einstweilen hatte Herr Scholze einen Eilwagen nach dem jetzt nur noch eine halbe Stunde entfernten Homburg geschickt, um andere Wäsche und Kleider, namentlich für seine Kinder und die Gouvernante, zu holen. Aber bevor diese kamen, trug sich noch ein Malheur in des Försters Küche zu, das einen Theil der Geburtstagsgäste, die eben erst der Wassergefahr entgangen waren, in eine große Feuersgefahr brachte. Ein Hofrath M...., der Arzt in Homburg war, aber dem Gott Bacchus noch mehr als dem Aeskulap diente und gar zu gerne ein Gläschen über den Durst nahm, hatte auch bei dieser Gelegenheit dem Guten zu viel gethan, und noch obendrein seine Rocktaschen mit nicht abgebranntem Feuerwerk, als Schwärmern, Fröschen, kleinen Sonnen u. s. w. angefüllt. Nun fiel es dem guten Mann ein, seinen Rock am Küchenfeuer mitten unter den Damen trocknen zu wollen, und taumelnd drängte er sich durch

die Massen bis zu der prasselnden Glut. Indem er dieses Kleidungsstück mit aller Bequemlichkeit, aber recht unvorsichtig zum Trocknen an das Feuer brachte, entzündete sich nach wenigen Minuten dessen Inhalt, und feurige Frösche und Schwärmer sprangen in der ganzen, mit Menschen angefüllten Küche herum und hüpften den Damen bis unter die Röcke, zündeten mehrere Kleider an, und brennend oder nicht brennend, stürzte alles Hals über Kopf aus dem Jägerhaus ins Freie, wo es gelang, die Kleider zu löschen bevor noch großer Schaden geschehen. Der Urheber dieses Unheils aber, den man verwünschte, und der ebenfalls mit ziemlich heiler Haut davon gekommen war, rief einmal über das andere: „Meine Da— Da— Da— Damen, lassen Sie's gut seyn; wenn Ihnen was passirt ist, ich heile Sie alle umsonst."

Man vergaß indessen bei der jetzt wieder so freundlich scheinenden Sonne all das überstandene Ungemach um so eher, als die köstlich besetzte Tafel einlud, Platz an derselben zu nehmen, und bald war die allgemeine Fröhlichkeit bis zur Ausgelassenheit wieder hergestellt. Unter dem Klirren der Champagnergläser ließ man Herrn Scholze abermals hochleben, und nach beendigtem Mahl verloren sich die schweren Köpfe und vollen Bäuche in den Gebüschen, um nach gethaner Arbeit gehörig auszuruhen, und die Damen machten romantische Promenaden in dem anmuthigen Tannenwald, zu einem nahen Tempel, an die Forellenteiche u. s. w. Aber zu dem angekündigten Souper fanden sich Alle ohne Ausnahme wieder ein, Madame Bönig „zählt die Häupter der Geladenen, und es fehlt auch kein einzig Haupt." Erst nach Mitternacht kehrte man unter Sing und Sang nach Homburg zurück, um sich von der mehr als vierundzwanzigstündigen Feier und den allerlei Abenteuern dieser überromantischen Feldbergspartie zu erholen.

Einige Zeit nach derselben gab es in dem Scholzischen Hause einen komisch-unangenehmen Auftritt, in den ich mit verwickelt oder vielmehr die mittelbare Veranlassung zu demselben war. Seit Kurzem hatte sich unser Institut durch zwei junge Engländer, Atkinson und Edwarts vermehrt, von denen der erste siebenzehn und der andere achtzehn Jahre alt war, welche die deutsche Sprache erlernen sollten. Diese beiden jungen Leute hatten sich in zwei von meinen Cousinen verliebt, die sie aber nur selten sahen und noch weniger sprechen konnten, da diese kein englisch und jene noch zu wenig deutsch verstanden, einstweilen aber suchten sie sich durch allerlei

Geschenke bei den Mädchen zu insinuiren, und erzeigten mir die Ehre, mich zum Ueberbringer derselben, und so zu ihrem Postillion d'Amour zu machen. Die beiden jungen Leute waren immer reichlich mit Taschengeldern versehen, und bald waren es seidene Strümpfe mit rothen Zwickeln, die sie Dutzendweis kauften, ostindische Foulards, Spitzen, kostbare Bänder und dergleichen, welche ich den Mädchen in ihrem Namen brachte, wozu ich mich in aller Unschuld um so lieber hergab, da diese Engländer auch gegen mich sehr freigebig waren, und mir namentlich auf den Homburger Jahrmärkten alle mögliche Spielereien kauften. Ich theilte nun diese Sachen nach Gutdünken heimlich an meine vier Cousinen aus, wobei ich natürlich Jettchen immer am besten bedachte. Die jungen Gänschen nahmen Alles, jedoch mit Zittern und Zagen an, denn sie fürchteten, daß Madame Bönig oder ihr Vater dahinter kommen könne, und versteckten die Geschenke, die manchmal auch mit kleinen englischen Gedichten und Briefchen mit Goldschnitt begleitet waren, in die Strohsäcke ihrer Betten, wo sie sie am sichersten vor den Argusaugen der Gouvernante verwahrt glaubten, denn ihre Kommoden und Schränke wurden von Zeit zu Zeit von derselben inspicirt und visitirt. Schon waren sie im Besitz einer ziemlichen Quantität solcher Schätze, als Frau Bönig eines Tages zufällig beim Bettmachen ein Paar Handschuhe aus einem Strohsack fallen sah, die das Bettmädchen, die in dem Geheimniß war und so wie alles Gesinde die despotische Gouvernante verabscheute, schnell wieder hineinstopfen wollte; aber zu spät, die Dame fiel über den Strohsack her und fand den ganzen darin verborgenen Plunder. Zornentglüht rief sie nun Vater Scholze und dessen Intimus Wrede herbei, welche sich nicht weniger über den unvermutheten Fund wunderten, man untersuchte nun auch die drei andern Strohsäcke und fand sie mit gleicher Waare angefüllt. Auf der Stelle ward ein peinliches Verhör und strenge Untersuchung angestellt, die erschrockenen Mädchen bekannten und gestanden, daß ich der Ueberbringer dieser Dinge gewesen. Man ließ mich sogleich holen, und als ich in das Schlafzimmer meiner Cousinen trat und die schönen Sachen, wie in einem Laden, alle auf den Betten ausgebreitet sah, erschrak ich nicht wenig und erblaßte. Frau Bönig schnauzte mich an, mein Oheim zankte, Wrede zürnte halb lachend, und ich begriff wohl, daß hier kein Läugnen mehr helfen würde, und sagte ebenfalls mein pater peccavi. Man packte nun alle diese schönen

Dinge zusammen, es gab einen ziemlich dicken Pack, und schickte sie durch einen Bedienten mit mir zu Breidenstein, wo mich ein neues Donnerwetter erwartete und mir verkündet wurde, daß, wenn ich mich noch einmal unterfinge, der Ueberbringer solcher Geschenke zu seyn, ich das Haus meines Oheims nicht wieder betreten dürfe. Dies ließ ich mir gesagt seyn, denn das wäre wohl die härteste Strafe gewesen, die mich hätte treffen können. Die Engländer aber wollten sich halbtodt lachen, als ich ihnen was vorgefallen mit einer Armensündermiene mittheilte, und machten mit den zurückerhaltenen Sachen dem Gesinde und ihrem Perrückenmacher Geschenke; mit dem sie oft Spaß trieben, ihm den Rock vom Leibe rissen, die Mütze zum Fenster hinauswarfen u. s. w., was sich die Leute aber alles recht geduldig gefallen ließen, denn für die zerrissenen schlechten Kleider erhielten sie gute Röcke und Hüte von den jungen Herrn und noch Geld obendrein.

Kaum war diese Geschichte ein wenig verraucht, als ein anderes Gewitter über meinem Haupt ausbrach. Die Frau des Schullehrers Köhnlein, in dessen Behausung wir bis jetzt gewohnt, war gestorben, das Institut entbehrte nun einer Wärterin für die Knaben, weßhalb sich B. nach einer andern Wohnung umsah. Der oben erwähnte Hofrath M..., dessen Jungen ebenfalls dasselbe besuchten, erbot sich, B. und seine Pensionäre in sein Haus und in die Kost gegen gehörige Vergütung zu nehmen. Seine Frau war eine Kammerjungfer auf dem landgräflichen Schloß gewesen, übrigens jetzt eine ziemlich gute, aber sehr geizige Haushälterin. Es gab nun schmale Bissen und schlechte Kost, und wenn ich mich nicht bei meinem Oheim Scholze revangirt hätte, würde ich meistens hungrig zu Bette gegangen seyn; genug, wir und B. mit, waren bald sehr unzufrieden, das Anerbieten des Hofraths angenommen zu haben. Die Frau bekam häufig Besuch von ihren ehemaligen Kamerädinnen, den Kammerjungfern, die sie nur die Schloßjungfern, ich aber die Schloßgänse getauft hatte, und als ich eines Tages zum ältesten Sohn M....s sagte: „das ist recht einfältig, jetzt sind die Schloßgänse wieder bei deiner Mutter, und wir bekommen kein Vesperbrod", hinterbrachte er dies seinem Vater, der mich sogleich zur Rede stellte, mir mit Strafe drohte und noch hinzufügte: wie kannst du, einfältiger Junge, dich unterstehen, diese Jungfern Schloßgänse zu heißen, weißt du nicht, daß meine Frau auch einmal eine solche gewesen!

— Wie, Herr Hofrath, eine Schloßgans?

— Warte, ich will Dich beschloßgansen.

Und nun wollte mir der brave Mann eines auswischen, stolperte aber über einen großen Stein, der im Hof lag, und fiel den langen Weg hin, ich sprang lachend und ihn höhnend davon. Der gute Mann hatte Mühe sich wieder aufzurichten, der Kopf war ihm schwer, er verklagte mich bei meinem Herrn Pfarrer, und ich kam mit einem Wischer davon. Seit dieser Zeit aber war mir das M...sche Ehepaar aufsässig, und ließ es mich bei jeder Gelegenheit und die Frau Hofräthin besonders beim Reinigen der Haare fühlen, wo sie mich beim Kämmen so rupfte und zupfte, daß mir jedesmal die Thränen in die Augen kamen, auch die Bissen bei Tische fielen für mich noch viel schmäler und schlechter aus, man gab mir oft so trockenes Brod, daß ich es kaum zu kauen vermochte.

Mein Verhältniß mit Cousine Henriette fing seit einiger Zeit an in gewisser Hinsicht ernstlicher, wenigstens unserm Aussehen nachtheiliger zu werden, wir waren beide um ein Paar Jahre älter geworden, und eine auffallende Blässe, hohle Augen, blaue Ringe um dieselben verriethen, daß mir wenigstens etwas fehlen müsse. Hofrath M... behauptete, ich habe Würmer, und verschrieb mir Wurmkuchen aus seiner Apotheke, denn er war Doktor und Apotheker in einer Person, die ich jedoch nicht nahm, sondern [illegible] Hühner und Mäuse damit [illegible] Da [illegible] Wurmkuchen nicht halfen und nicht helfen konnten, so sagte er zu B., es sey nicht anders möglich als ich müsse der Onanie ergeben seyn, und empfahl diesem zu suchen, doch ja hinter die Sache zu kommen. Mit einem Sohn des Schullehrers Köhnlein, der noch fort das Institut besuchte, stand ich auf einem intimern Fuß als mit den andern Zöglingen, und da ich ihm öfters kleine Geschenke machte, schien er sehr erkenntlich zu seyn, und machte überhaupt den Bajazzo der andern Knaben, sich als Niklos in ein Hammelfell verkleidend u. s. w., wobei er mich dann am besten mit seinen goldenen Nüssen und Aepfeln bedachte. Dieser Junge, der sich Conrad nannte, hatte durch seine anscheinende Gutmüthigkeit und sein Wohlwollen gegen mich mein Vertrauen erschlichen, war so halb und halb in mein Verhältniß mit Henrietten eingeweiht und wußte, daß ich bei den Spielen im Schloßgarten mich häufig mit dem Mädchen in eine dunkle Laube versteckte, in der er uns einmal zufällig, denn er

war von diesen Spielen ausgeschlossen, so wie alle andern Zöglinge des Instituts bis auf den Knaben eines Herrn von Bodel, der an den Hof ging und auch mit Herrn Scholze gut bekannt war, überraschte, als wir uns gerade recht innig küßten. Hiedurch sah ich mich genöthigt, uns zu entschuldigen, ihn bis auf einen gewissen Punkt in unsere Verhältnisse einzuweihen, und empfahl ihm dabei die größte Verschwiegenheit. Als nun B. in der Absicht, durch die übrigen Kinder irgend etwas zu entdecken, was M....e Vermuthung zur Gewißheit machen könne, diese ausforschte, so theilte der junge Söhnlein seinem schon erwachsenen Halbbruder Georg, welcher unser Schreiblehrer war, mit, was er gesehen und zwar mehr als er wußte, denn er machte zur Gewißheit, was er nur vermuthen konnte. Kaum hatte B. diese saubere Entdeckung gemacht, so eilte er zu meinem Oheim, diesen von Allem zu unterrichten. Das war nun Wasser auf die Mühle der Madame Bönig, mit der ich ein Paar Tage zuvor einen Strauß wegen Henrietten gehabt, der sie wegen einer unbedeutenden Kleinigkeit eine Ohrfeige in meiner Gegenwart angeboten, worauf ich ihr erwiedert hatte: wenn Sie sich das unterstehen, so sage ich meinem Oheim, daß er Sie fortjagen soll, Sie und ein boshaftes Weib! und als sie mich deßhalb zur Rede stellte, erwiederte ich ihr: Sie selbst haben mir schon hundertmal gesagt, man müsse immer nur die Wahrheit sprechen und dies habe ich hiemit gethan. Henriette wurde nun sogleich vorgenommen, läugnete jedoch anfänglich hartnäckig, gestand aber, als man ihr sehr zusetzte, endlich einen kleinen Theil der Wahrheit ein, womit man sich begnügte und für gut fand, nicht weiter zu forschen, um uns nicht auf Dinge aufmerksam zu machen, von denen man hoffte, daß wir noch keine Kenntniß hätten. Ich aber läugnete standhaft Alles und B. fand für gut, nicht weiter in mich zu dringen; die Sache hatte indessen zur Folge, daß mir der Besuch des Savoizischen Hauses bis auf Weiteres verboten, und auch das Barre-Spiel vorerst eingestellt wurde. Unterdessen ward B. glücklicherweise der Aufenthalt in dem M...schen Hause bald eben so sehr wie mir zuwider, als eines Tages der ziemlich beleibte Hofrath gerade vor seiner Hausthüre auf den Allerwertheſten, es war Glatteis, am hellen Mittag hingefallen war und ich, so wie die andern Kinder, selbst seine eigenen, aus voller Kehle lachten, als es dem guten Mann, der wie gewöhnlich zuviel geladen hatte, trotz aller Anstrengung nicht möglich war,

wieder auf die Beine zu kommen, bis ihm sein Provisor aus der Apotheke zu Hülfe sprang, so gerieth er darob in einen gewaltigen Zorn, und da er es nun einmal auf mich gepackt hatte, verlangte er von B., daß er mich, weil ich ihn ausgelacht, in seiner Gegenwart tüchtig mit einem Karrenschwanz, den er selbst gebracht, abstrafen solle, was aber B. verweigerte, und nach einem kleinen Wortwechsel kam es zu einer Aufkündigung der Wohnung, worüber ich seelenvergnügt war. Dennoch ließ M.... seine Knaben B's Institut fortbesuchen. Wir bezogen nun ein ganzes Haus am Ende der Neugasse, wobei sich ein hübscher Garten und gegenüber ein großes herrschaftliches Baumstück mit einer geräumigen Scheune befand, wo wir bei gutem und schlechtem Wetter den Tummelplatz unserer Spiele aufschlugen.

B.'s Institut war in Homburg berühmt und gefürchtet, denn die Zöglinge desselben verübten alle mögliche Teufelsstreiche, aber ein Paar derselben übertrafen alle andern, und verdienen wohl erzählt zu werden. Eines Tages kam das ganze Institut von einem Spaziergang, von seinem Oberhirten geführt, zurück, und begegnete ganz in der Nähe des landgräflichen Schloßgartens einer ebenfalls heimkehrenden Heerde zahmer Schweine, die auch ihren Hirten an der Spitze oder vielmehr an der Queue hatten. Kaum hatten die beiden uns schon bekannten Engländer Satans dereinstige Hüllen erblickt, als sie mit einem lauten Halloh und Hussa das ganze Institut in Allarm brachten und zu einer wilden Jagd auf die zahmen Schweine anfeuerten, wozu es eben keiner großen Aufmunterung bedurfte; in weniger als zwei Minuten waren die zweibeinigen Thiere sämmtlich hinter den vierbeinigen drein und weder das Rufen, Schreien, Fluchen und Wettern des einen noch des andern Hirten vermochte das Feuer und den Muth der Jäger zu zähmen, die auf nichts mehr, selbst auf das Gebell des Schweinshirten-Adjudanten, eines gewaltigen Bullenbeißers, nicht mehr achteten, sondern pêle mêle mit den geängstigten Sauen durch das offene Thor des Schloßgartens stürmten, welches die daselbst postirte Schildwache zwar verhüten und das Eindringen des wilden Haufens verweigern wollte, dabei aber so unglücklich war, von einem der größten und fettesten Schweine umgerannt zu werden, so daß das ganze wilde Heer über des Unglücklichen Körper wegsetzte, der indessen mit dem bloßen Schreck davon kam, da sämmtliche Jäger zu Fuß und von leichtem Gewicht waren, er also nicht zu be-

fürchten hatte, von Rossehufen zerstampft zu werden. Mit festgeschlossenen Augen und großer Geduld, aber mit nicht geringer Herzensangst ertrug der wackere Soldat diesen Unfall, denn, nach seinem eigenen Geständniß, hatte er nicht anders geglaubt, als der Teufel habe abermals seinen Aufenthalt in den Körpern der berüsselten Thiere genommen, und Christus und allen Heiligen seine arme unterliegende Seele empfohlen. Nur ein einziger von uns war so ungeschickt, über den auf dem Boden liegenden, invaliden Martissohn des Homburger Heeres zu stolpern und auf ihn zu fallen, was ihm einen abscheulichen Fluch auspreßte. Erst lange nachdem wir, die Jagd verfolgend, weg und Alles still geworden war, wagte es der noch immer auf dem Bauch liegende Krieger den Kopf zu erheben, sich nach und nach ganz aufzurichten, und sein neben ihm liegendes Gewehr wieder zu ergreifen, aber, o Himmel! sein Hauptschmuck, die majestätische Bärenmütze, die ihm im Stürzen vom Kopf gefallen, hatte der Teufel geholt, so glaubte es wenigstens der gefallene Held; dem war aber nicht alsó, des Hirten Hund hatte das Ding aufgepackt und so zerzaust und zerfetzt, daß man die Fetzen und ganze Büschel von Haaren in den Alleen des Gartens fand. Die Jagd hatte sich unterdessen im ganzen Schloßgarten verbreitet, die schrecklichsten Verwüstungen angerichtet und einen Lärm, gleich dem wilden Heer im Freischütz gemacht; der Commandant der Schloßwache sandte nun auf Ersuchen des Hoffourriers zwei Mann starke Patrouillen nach allen Richtungen, um die Urheber des Scandals zu fahnden. Man war auch so glücklich, einen der beiden Engländer und noch ein Paar andere der ungezogenen Zöglinge zu fangen und brachte sie in die Schloßwache, wo man sie a vue bewachte. Auf des Hofmarschalls Befehl mußte der Hofgärtner sogleich einen Bericht über den Schaden aufsetzen, welche diese extemporirte Schweinsjagd in dem herrschaftlichen Garten verursacht hatte. Aus diesem ersah man erst, welche ungeheure Verwüstungen dies Treibjagen angerichtet hatte. Da war keine Rabatte, keine Hecke, kein Gebüsch, ja kaum ein Baum, der nicht beschädigt worden wäre, alle Blumen waren zerknickt, alle Blumentöpfe umgeworfen und zerbrochen, ja sogar durch das Treibhaus und die Orangerie war das wilde Heer gezogen und hatte da die schrecklichsten Spuren seiner Zerstörungswuth hinterlassen. Die meisten Fenster waren zertrümmert, die Kübel umgeworfen, und Pisangbaum, Zuckerrohr,

Kaffeebaum ꝛc. waren gleich Strohhalmen zerknickt, und alle Ananas hatten entweder die Schweine oder die Zöglinge gefressen. Der Verlust war unersetzlich und in Jahren nicht wieder gut zu machen. Es war demnach kein Wunder, wenn das Hofmarschallamt die Sache streng untersucht und bestraft wissen wollte, und die eingefangenen Arrestanten nicht nur auszuliefern sich weigerte, wie Breidenstein verlangte, sondern auch noch den andern Engländer und einige der andern Zöglinge, unter denen auch ich war, auf die Wache zu setzen begehrte, und man mußte ihm willfahren. Wir waren nun sieben, welche die Schloßwache in Verwahrung hatte, und sannen darauf, wie wir durch List unsere Selbstbefreiung erwirken könnten. Wir conversirten dieserhalb in französischer Sprache, von der unsere Wächter kein Wörtchen verstanden, sondern es für Latein und uns für sehr gelehrt hielten. Bald waren wir einverstanden, daß wir die ganze Wache betrunken machen müßten. Die Engländer ließen, als es Abend wurde, durch den Tambour ein Paar Dutzend Flaschen Wein und mehrere Krüge Branntewein holen, und luden die Soldaten zum Mittrinken ein, was diese sich auch nicht zweimal sagen ließen, sondern so fleißig zusprachen, daß sie bald alle sammt dem General-Wachtkommandanten, nicht mehr gerade auf den Füßen stehen konnten, und als es Nacht wurde und die drei Schloß-Schildwachen abgelöst werden sollten, der Befreite mit seinen drei Mann kaum mehr die Posten zu erreichen vermochte. Bald lag das ganze Wachtpersonale sammt seinem Commandanten in Morpheus Armen auf den Pritschen, ein gräuliches Schnarchconcert aufführend. Wir hätten uns jetzt ganz gemächlich und unbemerkt entfernen können, aber sich so ruhig auf Acht spießburgerliche Philisterart und ohne allen Spuk davon zu schleichen, wie die Mehrzahl von uns Lust hatte, das paßte weder in meinen noch in der Engländer Kram, sondern wir wünschten die ganze Begebenheit durch einen recht eklatanten Geniestreich zu krönen. Nachdem wir uns lange hin und her besonnen, verfiel ich, meiner Meinung nach, auf etwas recht Ausgezeichnetes und Außerordentliches. Erst kürzlich hatte man uns im Institut das bekannte ägyptische Märchen von dem schlauen Sohn des schlauen Baumeisters des Königes Rhamsinit erzählt, der, nachdem er dessen Schatz bestohlen, dem Bruder den Kopf abgeschnitten, die ganze Wache wirklich und über den Löffel barbirt hatte, noch obendrein zum Lohn seiner Heldenthat die Hand der wunderschönen Prinzessin

erhielt. So etwas muß ausgeführt werden, rief ich begeistert aus, und alle stimmten jetzt ein, überließen es mir, den Plan zur Vollstreckung zu bringen und versprachen sich meiner Leitung unbedingt zu überlassen. Ich beorderte nun, daß, da diese schlafenden Wächter keine Bärte zum Abscheeren hätten, man ihnen die Zöpfe abschneiden müsse, was noch viel leichter und gefahrloser zu bewerkstelligen sey, indem ich sagte: hätten die Egypter zu jener Zeit Zöpfe statt Bärte getragen, so hätte sich der Schelm gewiß an letztere gehalten und ihnen erstere nicht verunglimpft, es mag uns also mit dem über den Löffel barbieren, d. h. Durchgehen, und den abgeschnittenen Siegeszeichen vorerst genug seyn, jedoch müssen wir mit den Schildwachen noch einen ganz besondern Tanz aufführen. Um uns zu überzeugen, ob auch alle gehörig schliefen, zerschlugen wir mehrere Flaschen und Krüge mit großem Getöse, aber es rührte sich auch nicht eine Seele von den Eingeschlafenen, und ich glaube, wenn eine ganze Schiffsbatterie von Sechsunddreißig-Pfündern losgebrannt worden wäre, so hätten diese so sanft schlummernden Helden kein Lebenszeichen von sich gegeben. Wir verließen nun in aller Stille die Wachtstube, fanden, wie wir erwartet hatten, die Schildwache am Schloßthor fest in ihrem Schilderhaus schlafend, und legten dieß ganz sachte sammt seinem Inhalte um. Mit der zweiten Schildwache, die an dem Thor postirt war, welches zu dem Theil des Schlosses führte, den das fürstliche Ehepaar bewohnte, machten wir es eben so: aber bei der dritten, welche an dem Gartenthor stand, das in die Neugasse führte, waren wir damit nicht zufrieden, denn dieser Soldat hatte uns bei der Verhaftung am meisten mitgespielt und verdiente deßhalb auch eine besondere Gratifikation. Nachdem wir ihn sammt dem Schilderhaus ebenfalls recht sanft umgelegt hatten, trugen wir beide nicht ohne gewaltige Kraftanstrengung an den großen Teich, und stellten das Häuschen einige Schritte weit in demselben wieder aufrecht, so daß die Fluthen des Wassers dem unverdrossenen Schläfer die Waden umspülten. Nach diesem glücklich vollbrachten Streifzug kehrten wir mit schlammigen Füßen, wie Brunnenfeger aussehend, noch einmal in die Wachtstube zurück, schnitten der ganzen Garde, in Ermangelung eines andern Instruments, mit dem ziemlich stumpfen Säbel des Corporals sämmtliche Zöpfe ab, wobei wir die Köpfe allerlei komische Bewegungen machen lassen mußten, die aber nichts destoweniger die Augen festgeschlossen behielten, und ver-

ließen sodann unsere bisherige Residenz, die erbeuteten Trophäen mitnehmend, kletterten über das Hofthor in die Wohnung unsers Instituts, wo man uns den kommenden Morgen, als die Sonne schon hoch am Horizont stand, noch in den Federn fand. Aus der über diesen, die ganze Stadt in Aufruhr bringenden Vorfall angestellten Untersuchung ging hervor, daß gegen Morgen einer nach dem andern der berauschten Krieger aus dem Schlummer erwachte, und als sie mit großem Erstaunen unser Verschwinden gewahrten, sich gegenseitig perpler anstierten. Der Befreite hörte zu seinem Schrecken drei Uhr nach Mitternacht schlagen, hatte also die Schildwachen nicht zur rechten Zeit abgelöst, die schon mehrere Stunden über ihre bestimmte Zeit gestanden, sie wurden nur alle vier Stunden; so wie die ganze Wache nur alle drei Tage abgelöst, und eilte, die Mannschaft, an der jetzt die Reihe zum Ablösen war, völlig wach zu rütteln. Aber welche Feder vermöchte es, die Perplexität dieser Helden zu beschreiben, als sie inne wurden, daß sie ihrer größten Zierden, ihrer ellenlangen Zöpfen beraubt waren! Alle brachen in ein lautes Heulen und Wehklagen aus, das sich in eine stumme Verzweiflung auflöste, wobei sie sich mit den geballten Fäusten so gewaltig auf die Stirne schlugen, daß es furchtbar hohl wiederhallte, und dabei stießen sie die gräßlichsten Flüche aus. Aber bei all dem mußte doch, wenn auch zopflos, abgelöst werden; aber welche neue Bestürzung, als der Befreite zurückkam und rapportirte: »Zwei Schildwachen liegen sammt den Häusern zu Boden und die dritte ist sammt Haus gänzlich verschwunden.« Daß der Teufel hier sein Spiel getrieben haben müsse, damit waren alle in rührender Einigkeit einverstanden, so wie, daß Satanas die fehlende Schildwache sammt dem Haus geholt habe. Keiner traute sich mehr vor die Thüre, bevor es heller Tag war. Die Schildwache, die im Teich das Fußbad wider Willen nahm, hatte gleichfalls bis gegen drei Uhr geschlafen und empfand, als sie endlich aufwachte, große Unbehaglichkeit, das Wasser spürend, das ihre Beine umspülte, eine Erscheinung, die sie sich gar nicht zu erklären vermochte, und als sie, um sich zu orientiren, aus dem Haus trat, sank sie plötzlich bis über die Knie in Schlamm und Wasser, und dabei regnete es sehr heftig. Was war logischer und natürlicher, als daß der Mann auf das Daseyn einer zweiten Sündfluth schloß, um so mehr, da die noch vorhandene Finsterniß ihm selbst die nächsten Gegenstände nicht erkennen ließ. Der arme

Sünder warf sich nun auf die Kniee, ein Stoßgebet nach dem andern unter Seufzern und Thränen zum Himmel schickend und denselben um Vergebung seiner vielfachen Sünden anflehend, wozu noch die kaum begangene des gestrigen Besaufens gekommen war. In dieser demüthigen Stellung blieb der arme Mensch bis der Tag zu grauen begann und er mit freudiger Verwunderung sah, daß er sich nur mitten im großen Teich des Schloßgartens befand, welches er aber ohne Bedenken gleichfalls für ein Werk oder Blendwerk Beelzebubs hielt. Er faßte sich indessen ein Herz, watete durch dick und dünn ans Ufer, und lief spornstreichs nach der Wachtstube, wo seine Kameraden noch in der bewußten Verzweiflung deliberirten und sich bei seinem Anblick bekreuzigten, später aber mit neidischen Blicken bemerkten, daß dieser, so wie seine beiden Kameraden, welche Schildwache gestanden, noch im Besitz ihrer kostbaren Zöpfe waren. Um acht Uhr kamen der Hofmarschall von Rickebusch mit dem Generalissimus des Homburger Heeres, Hauptmann von B...., auf die Wachtstube und konnten kaum durch das sie umgebende Volk dringen, welches die stupende und mit hundert Varianten vermehrte Nachricht von dem Spuk der verwichenen Nacht schon herbeigeführt hatte, um sich von dem Vorgefallenen zu überzeugen. Aber erst nach einer mehrwöchentlichen Untersuchung stellte sich der Zusammenhang der ganzen Spukgeschichte klar heraus. Man fand die Sache indessen auch höchsten Ortes, wo man sehr aufgeklärt dachte, so belustigend, daß trotz dem Antrag des Generalissimus, der das ganze Institut sammt dem Lehrer auf wenigstens drei Monate bei Wasser und Brod in den Thurm des alten Rathhauses gesetzt wissen wollte, man sämmtliche Uebelthäter großmüthig pardonirte; und bekamen wir auch gleich jenem egyptischen Dieb keine Prinzessin zur Belohnung, um welchen Preis ich wohl noch ganz andere Heldenthaten verrichtet haben würde, denn die Homburger Prinzessinnen waren sehr schön und liebenswürdig, so wurde uns dagegen von der ganzen Stadt der Titel: „wahre Teufelsbrut," so wie die Auszeichnung, daß man mit allen Fingern auf uns deutete, zu Theil. Nur die beiden reichen Brittensöhne wurden verurtheilt, die Kosten des im Garten verursachten Schadens zu tragen und mußten für die zopflosen Soldaten englische Patentzöpfe kommen lassen, welche diese so lange hinter den Ohren befestigen sollten, bis die wirklichen wieder gewachsen seyen, dies war so ziemlich auf Lebenszeit, da die armen

Teufel, denen man in Rücksicht auf die ausgestandene Angst das schwere Dienstvergehen, obgleich der Generalissimus von B..... von Decimiren gesprochen hatte, ebenfalls verzieh, meist schon kahle Köpfe hatten und das Hinterhaar gar dünn gesäet war.

Diese Geschichte gab den Bewohnern der Residenz Homburg auf längere Zeit Stoff zur Unterhaltung, und machte auch sogar in der nachbarlichen freien Reichsstadt in vermehrter und verbesserter Auflage großes Aufsehen, als plötzlich eine Historie ganz anderer Art dieselbe, wenigstens für den Augenblick, in Vergessenheit brachte.

In Homburg befand sich noch ein zweites Knabeninstitut, welchem ein Professor Kuhn, der Schwiegersohn des Hofkammerraths Vogen, vorstand. Dieser sonst sehr unterrichtete und gebildete Mann hatte das Unglück, mit einem fatalen Organ behaftet zu seyn, das ihn ins Verderben stürzen sollte. Er hatte die Gewohnheit, fast jede Woche nach Frankfurt zu gehen, wo er gewöhnlich in einem der größern Gasthöfe abstieg und daselbst zu Mittag speiste. Es war in der Geleitswoche der Ostermesse, als er wieder so einen Abstecher machte und diesmal den »römischen Kaiser« mit seinem Besuch beehrte; doch — wer hätte das gedacht! — der sonst sehr gestrenge Mentor der Jugend wurde über einem silbernen Löffeldiebstahl ertappt. Schon öfters, wenn der Herr Professor daselbst zu Mittag gespeist, hatte man silberne Löffel vermißt, die Kellner hatten sich vorgenommen, ein wachsames Auge auf ihn zu haben, und einer derselben bemerkte, wie Kuhn ein solches Instrument unter den Tisch in seinen Aermel und aus diesem in seine Tasche ekamotirte. Er machte jedoch nicht gleich Lärm, sondern theilte die Sache erst dem Wirth mit, und nach beendigter Tafel ließ dieser Kuhn bitten, sich einen Augenblick zu ihm in ein Nebenzimmer zu begeben, wo man ihn in Gegenwart des Kellners aufforderte, das gestohlene Gut, das er vielleicht nur in der Zerstreuung eingesteckt, ohne Umstände herauszugeben, damit alles Aufsehen vermieden würde. Aber der übel berathene Professor spielte den Beleidigten, bramarbasirte, sprach von Genugthuung fordern u. s. w., während auf einen Wink des Wirthes ein Diener nach der nahen Constabler-Wache lief und einen sich daselbst befindlichen Polizeibeamten holte. Kuhn wurde nun visitirt, man fand sogar zwei Löffel, dem römischen Kaiser angehörend, und führte den Herrn unter großem Spektakel sofort auf diese Wache ab, wo man ihn

in Gewahrsam brachte. Man kann sich vorstellen, welch ein Lärm in Homburg entstand, als daselbst die Nachricht ankam, der Herr Professor sitze wegen Diebstahl in Frankfurt auf der Constabler-Wache. Schon den andern Morgen kamen die Eltern, die in Frankfurt wohnten, ihre Kinder abzuholen, und das aus beinahe dreißig Pensionären bestehende Institut war gesprengt. Kuhn saß mehrere Monate im Gefängniß zu Frankfurt, aus dem er, nachdem seine sonst sehr rechtlichen Schwiegereltern und die arme Frau die Frankfurter Gerichtspersonen gehörig geschmiert hatten, wieder frei und ohne weitere Strafe entlassen wurde. Er war indessen hart genug gestraft und mußte Homburg für immer mit den Seinigen, er hatte selbst mehrere Kinder, verlassen.

Noch immer aus dem Scholzischen Haus verbannt, war es mir nicht möglich, lange ohne Mädchenbekanntschaften zu bleiben. In unserer neuen Wohnung war eine ziemlich bejahrte Köchin B.'s, welche die Haushaltung führte, das einzige weibliche Wesen, dagegen befanden sich in der Nachbarschaft einige allerliebste Kinder, unter denen ein Julchen Zimmer, die Tochter eines ganz in der Nähe wohnenden Müllers, ein Lisettchen Kräh und ein Kätchen Burkhard, die schon fünfzehnjährige Tochter eines Beamten, zugleich meine Aufmerksamkeit fesselten und mich mein schönes Gouvernchen bald, wenn auch nicht ganz vergessen, doch weniger vermissen ließen. Alle drei waren mir gleich theuer, mit Julchen phantasirte ich auf den Wiesen und an der Kunzbach hinter der Untermühle, mit Kätchen warf ich mich im Heu in der Herrnscheune herum, und mit Lisettchen schaukelte ich beim Mondschein auf dem nahen Zimmerplatz.

Unterdessen machte Breidenstein öfters ziemlich große Touren mit seinen Zöglingen in die umliegende Gegend und das Taunusgebirge zu Fuß und mit dem nöthigen Gepäck auf dem Rücken, was nicht nur eine sehr gesunde Motion für uns Knaben war, sondern auch unsere Körper gegen Hitze und Frost, Wetter und Wind, Hunger und Durst, Nässe und Kälte außerordentlich abhärtete und für die Eindrücke der wechselnden Witterung unempfindlich machte, da kein Wetter von diesen Partieen abhielt. So besuchten wir nacheinander Friedberg, Nauheim, Hanau, Wilhelmsbad, Kronenburg, Königstein, Falkenstein, Selters, Eppstein, Usingen, Wertheim, die Goldgrube und andere im Taunus liegende Ortschaften, wobei es dann fast nie ohne allerlei oft sehr komische Abenteuer

abging. Die Sommersonntage aber brachte ich gewöhnlich in Berkersheim zu, wohin ein sehr romantischer Weg über Niedereschbach und Harheim führte, wo ich meine Eltern und immer große Gesellschaft traf; das Weihnachtsfest und einen Theil der Messe verlebte ich jedoch in Frankfurt, was mir wegen dem Besuch des Theaters besonders viel werth war.

Das Taunusgebirg ist unstreitig eines der merkwürdigsten und romantischsten Deutschlands. Seinen Namen will man von dem celtischen Tun (Höhe) oder von Taun ableiten, woraus die Römer Taunus machten; im Mittelalter wurde es Haynrich oder Höhrich genannt; es zieht sich längs dem Main und dem Rhein bis an die Lahn hinab und machte zur Zeit der Römer einen Theil des Herziner Waldes aus, der sich fast durch ganz Deutschland zog. Der höchste Gipfel, der Feldberg, soll seinen Namen von der berühmten Wahrsagerin Velbeta haben, andere wollen, daß ihm seine Größe den Titel eines Weltberges, oder weil er von einer umherliegenden Welt umgeben ist, verliehen, und noch andere behaupten, die feldartige Fläche oder gar ein Schlachtfeld habe ihn so getauft. Auch soll hier das lectutus Brunehildis, dessen eine Urkunde von 1048 erwähnt, eine schöne Kammer, in der sich das Bett oder Lager der schönen aber so übel berüchtigten austrasischen Königin befand, gestanden haben, von wo sie einen großen Theil ihres Reichs übersah; daher auch der Name des Brunhildisfelsen. Auch die heilige Hildegard soll auf diesem Felsenlager geschlafen haben, in welchem man in frühern Zeiten sogar den Abdruck ihres Kopfes zeigte, den wahrscheinlich Zeit und Wetter verwischten, denn ich habe keine Spur von demselben mehr entdecken können.

Der nachbarliche Altkönig, Oltking in der Volkssprache genannt, ist nur ein Paar hundert Fuß niedriger als sein Kollege, aber weit wilder, steiler und beschwerlicher zu ersteigen, und bis zur höchsten Spitze mit Gesträuchen und Buschwerk bewachsen. Ist man aber oben, so blickt man erstaunt auf die sich ringsherum erhebenden Bergmassen, die wie von Titanen aufgethürmt erscheinen. Seinen Namen soll der Altkönig dem alten deutschen König Ariovist (Ehrenveist) verdanken, dem man auch die drei ungeheuren Riesensteinwälle, welche diesen Berg in drei verschiedenen Höhen umkränzen, zuschreiben will, der diesen wahrhaft gigantischen Bau unternommen, um sich gegen die anrückenden Gallier zu vertheidigen, jedoch zuletzt von Cäsar überwunden wurde. Wahrscheinlicher

ist es aber, daß diese ungeheuern Sturmwälle celtischen Ursprungs sind, und dann auch von den Allemannen benutzt wurden. Gewiß sind die Römer nicht deren Urheber, wie manche unverständige Gelehrte schon behauptet haben, denn diese hatten ja eine ganz andere Art, ihre Lager zu befestigen, die sie auch nie auf solchen Höhen anlegten. Dieses Riesenwerk ist mit so kolossalen Steinen aufgeführt, daß man kaum begreift wie es möglich war, diese auf eine solche steile Höhe, wo keine Thiere zum Herbeischaffen mehr benutzt werden können, zu bringen, und dies in einem so großen Umfang. An andern Stellen des Taunus findet man noch Spuren solcher Steinwälle, wie z. B. in der Nähe von Wiesbaden, aber sie kommen in keinen Vergleich mit denen des Altkönigs. Die Steine oder Felsen sind ohne allen Mörtel oder Speiß übereinander gethürmt. In dem Thal zwischen den Bergen am Altkönig liegt der Hermannsbrunnen.

Unter den mancherlei merkwürdigen Ruinen der Ritterburgen und Raubschlösser des Taunus sind, außer den nicht hierher gehörenden Rheinburgen, Eppstein, Kroneburg, Falkenstein, Reifenstein, besonders aber die Trümmer der Veste Königstein merkwürdig und wohl eines, wenn auch mitunter beschwerlichen Besuches und mühsamen Ersteigens werth.

Eppsteins malerische Ruinen mit den hohen Burgmauern, an denen man noch alle Fensteröffnungen sieht, liegen zwischen sehr romantischen Bergthälern, von denen namentlich das Lorsbacher und das Fischbacher Thal entzückende Partieen haben. Vor Zeiten befanden sich hier zwei große, reichlich mit Fischen bevölkerte Seen, die jetzt gänzlich ausgetrocknet und in anmuthige Thäler verwandelt sind, und noch sind die Ufer eines ziemlich breiten Waldstroms deutlich zu erkennen. Die Volkssage erzählt, daß ein gewisser Eppo der Gründer dieser Burg gewesen, nachdem er den Ort einem furchtbaren Riesen abgekämpft, von dem man noch lange einen ungeheuern Knochen (wahrscheinlich eine Wallfischrippe) an Ketten über dem Burgthor hängen sah. Die Dynasten von Eppstein hatten sich in der ganzen Gegend berühmt gemacht und waren gefürchtet. Dieses Geschlecht starb im sechzehnten Jahrhundert aus.

Von den Ruinen Falkensteins hat man eine der schönsten Aussichten des Taunus bis zum Rheingau hinab. Die alten Raubritter dieser Veste waren mit den Eppsteinern verwandt, aber auch oft in Fehde mit ihnen. Philipp von Falkenstein, der Erbauer

dieſer Felſenburg, und Kuno, erſter Erbkämmerer und kaiſerlicher Landvogt in der Wetterau, waren berühmte Kämpen, noch berühmter aber war Philipps wunderſchöne Schweſter Beatrix, von ihren Zeitgenoſſen die Schönſte genannt, die König Richard, der ſie auf dem Gudenſelo am Rhein kennen gelernt, zu ſeinem ehelichen Gespons erkohr; ſie ſtarb in Oxford, wo ſie auch begraben liegt. Burg Falkenſtein, von der ſo manche Sagen im Mund des Volkes gehen, erhielt ihren Namen von den vielen Falken, die in ihren Felſen und Thürmen niſteten. Der Mannsſtamm dieſes Geſchlechts ſtarb im fünfzehnten Jahrhundert aus.

Kroneburg liegt höchſt pittoresk am Fuß des Altkönigs, und von dem alten Schloß dieſes Städtchens ſteht noch ein großer Theil unter Dach; es gehörte zuerſt den Askeburnen (Herren von Eschborn). Auch ſie waren mächtige Raubritter und ſchlugen im Jahr 1389 mit Hülfe der pfalzgräflichen Reiter das zahlreiche Heer der Frankfurter Bürger und Handelsleute in der Gegend von Eschborn ſo furchtbar in die Flucht, daß die gute Stadt lange an den Folgen dieſer Schlappe blutete und ihre gefangenen Bürger mit ſchwerem Gelde löſen mußte. Noch ſieht man in dem Kroneburger Schloß ein altes Gemälde, welches dieſe Schlacht und die Coſtüme jener Zeit ſehr getreu darſtellt. In Kroneburg wohnten auch einſt Tempelherrn, von denen noch Gebäulichkeiten vorhanden ſind. Er ſtarb im Jahr 1701 ſtarb der letzte Herr dieſes Ordens, worauf die Stadt und ihr Gebiet an Churmainz und 1802 an das Haus Naſſau kam. Auf den freundlichen, rings um das Städtchen liegenden Hügeln, die durch hohe Berge vor den Nordwinden geſchützt ſind, wächſt köſtliches Obſt, von dem die jungen Bäumchen ſogar nach Liefland und Odeſſa verſchickt werden, und der Ort iſt von zahmen Kaſtanienwäldchen faſt ganz umgeben, deren Früchte ihm alljährlich eine gute Einnahme verſchaffen. Ein Ritter von Kroneburg hat die erſten Kaſtanien zur Zeit der Kreuzzüge hierher gebracht; auch Mandelbäume ſieht man ſogar hier blühen. Zwiſchen Kroneburg und dem Dörfchen Mammolshain, wo ehedem ein Tempel des Jupiter Ammon geſtanden haben ſoll, befindet ſich ein kleines Thal mit einem Sauerbrunnen, der aber wenig benutzt wird. Der Dichter, der das Taunusgebirg beſang, Gerning, vergleicht nicht mit Unrecht dieſen Theil der Höhen des Taunus mit der ſabiniſchen Bergkette, und die Lage von Kroneburg mit der von Tivoli.

Eine halbe Stunde von diesem Städtchen liegt die alte Bergveste: Königstein mit der Stadt gleiches Namens. Ein uralter Ort, dessen Gründung man den Römern zuschreibt und der auch in der Geschichte Karl des Großen vorkommt. Die Falkensteiner und Eppsteiner waren später die gemeinschaftlichen Besitzer von Schloß und Stadt, aber im 16ten Jahrhundert kamen beide an Churmainz. Nachdem 1792 Mainz an Cüstine übergegangen war, ergab sich die starke Bergfestung ebenfalls an die Franzosen; hierauf wurde sie von den Preußen wieder belagert, ihr Commandant, General Eikenmeier, vertheidigte sich wacker, aber ein Hirte, dem er die Berichte nach Mainz zu bringen übertrug, machte den Verräther und übergab sie dem Befehlshaber der Preußischen Truppen, der sie in Cüstines Namen so beantwortete, daß, hiedurch getäuscht, Eikenmeier die Festung im März 1793 übergab. Drei Jahre darauf (1796) eroberten sie die Franzosen abermals, sprengten sie, als sie gezwungen waren dieselbe bald wieder zu verlassen, in die Luft, und warfen Geschütz und Munition in die tiefen Brunnen. Bei der furchtbaren Explosion kamen viele Menschen, worunter auch über dreißig Franzosen, ums Leben, und das feste Schloß fiel größtentheils in Trümmern. Die Ruinen desselben, die auf dem Felsberg über dem Städtchen liegen, und zu denen ein Fußpfad führt, sind imposant und großartig, wenn auch nicht ganz von dem Umfang wie die des Heidelberger Schlosses, auch sie mögen den Deutschen zur Warnung gegen französische Herrschaft noch auf Jahrtausende dienen, denn ihre auf steilen Felswänden stehenden, sechs Schuh dicken Mauern, ihre massiven Bogen- und Thorwölbungen, durch die man in das Innere der alten Veste gelangt, ihre unterirdischen Gewölbe, Verliese und Keller werden noch lange den Verwüstungen der Zeit trotzen und das Erstaunen der Nachwelt erregen. Von ihren hohen Mauern hat man eine unvergleichliche Aussicht auf die Bergstraße, den Rhein, den Odenwald u. s. w., in der Nähe liegt der große und der kleine Feldberg, der Altkönig, Kronenburg ꝛc., und prächtige Waldungen hat man vor Augen.

Die alte ehemalige Reichsstadt Friedberg, in deren großer kaiserlichen Burg damals noch ein Burggraf seinen Sitz hatte, ein komischer Kauz, der immer mit Vorreiter und Fackeln ins Frankfurter Theater fuhr, liegt in der, ehedem von den Katten bewohnten Wegend. Man stößt in ihrer Nähe auf viele römische Denk-

mäler. Diese Stadt war früher weit bedeutender, wie jetzt. Die Carolinger hatten hier schon eine Pfalz, auf deren Ruinen Friedrich I. die Burg erbaute, daher der Name Friedberg (Friedrichs Burg). Auch die Hohenstaufen hielten sich öfters hier auf. Seine Messen aber verlegte Ludwig IV. nach Frankfurt, das sich durch das Zurückkommen Friedbergs erhob. Das kaum eine Viertelstunde davon entfernte Nauheim mit seinen früher sehr berühmten Salinen bietet einen angenehmen Spaziergang, ebenso der ganz nahe liegende Schwalheimer Mineralbrunnen.

Eine äußerst interessante und angenehme Fußreise war die Tour nach dem durch sein mit Recht weltberühmtes herrliches Sauerwasser bekannten Niederselters, dessen Brunnen man schon im 9ten Jahrhundert kannte, und von dem man jetzt den Krug zu Paris mit drei Franken, in London mit sechs Schillingen und in Ostindien mit einer Guinee bezahlt, ungefähr soviel als er nach dem dreißigjährigen Kriege, während welchem er verschüttet war, Pachtzins abwarf. Jetzt trägt dieser Brunnen dem Herzog von Nassau jährlich über Hunderttausend Gulden ein. Er entquillt in einer wild-romantischen Gegend.

Mit großem Vergnügen sahen wir den schmucken, flinken Füllbirnen zu, die viele Tausend Krüge in einer Stunde unter beständigen possierlichen Bücklingen füllen. Die Krüge tauchen sie auf ein Tempo, wie auf ein militairisches Commando, zugleich ein, und zwar eine jede zehn Krüge zumal; sind sie ermüdet, so werden sie durch andere Füllmädchen abgelöst, und verpichen nun die Krüge. Es sind gewisse Stunden bestimmt, an denen es Jedermann erlaubt ist, Wasser zu holen und so viel zu nehmen als einer tragen kann, aber mit Eseln, Pferden oder gar Fuhren darf Niemand kommen. Von Homburg sind es sieben gute Stunden nach Niederselters, ein sehr angenehmer Weg. Der Ort an und für sich ist unbedeutend und hat außer dem Brunnen, der nur von wenig Curgästen besucht wird, keine besondern Merkwürdigkeiten aufzuweisen. Das Wasser, an der Quelle getrunken, hat jedoch einen ganz andern Geschmack und eine ganz andere Kraft, als in Krügen versendet.

Von den römischen Alterthümern in der Gegend von Homburg ist unstreitig die Saal- oder Saalburg das Interessanteste, sie liegt nur eine Stunde von Homburg entfernt, auf der Straße nach Usingen, und war ein von Drusus erbautes Kastell. Noch sind Gräben und Fundamente verhanden, die ein längliches Viereck

bilden. Unter vielen andern Antiquitäten entdeckte man im Jahr 1781 auch ein römisches Schwitzbad, und fand mehrere Legionsteine. Den Namen Saalburg erhielt das Castell von einer Burg (Sala), welche unter den fränkischen Königen hier stand; man fand daselbst auch einen Stein, der die Inschrift: hic jacet Drusus trägt, und im weißen Schloßthurm zu Homburg eingemauert ist.

Der berühmte Pfahlgraben, den schon Tiberius zur Vertheidigung gegen die furchtbaren Germanen und zur Verbindung der verschiedenen Castelle anlegen ließ, zieht sich in der Nähe von Homburg hinter dem Herzberg hin, wo er auch die Saalburg berührt. Sein Wall ist an mehrern Stellen 15 Fuß hoch und hie und da findet man noch Mauerwerk. Er vertheidigte in einer Länge von hundert Stunden die schönsten Gegenden Deutschlands, ein halbes Dutzend römischer Kaiser ließ an seiner Vollendung arbeiten, um das Reich gegen die Einfälle der Barbaren zu schützen. Die Allemannen und Franken wurden endlich seine Zerstörer.

Bei einer Tour nach dem Städtchen Wehrheim, jenseits der Höhe, zeigte man uns in dessen Kirche auf alten Grabsteinen mit Kreide und Kohlen geschriebene Zauberformeln und seltsame Zeichen und einen vollständigen Zauberkreis, den einige Homburger angesehene Bürger drei Nächte vorher daselbst gezogen hatten, in der Absicht, einen großen Schatz zu heben, der sich angeblich unter dem Altar dieser Kirche befinden sollte. Man hatte um Mitternacht Lichter und Feuer im Innern der Kirche bemerkt, aber Niemand traute sich in dieselbe, in der Meinung, Satan selbst habe Besitz von dem Gotteshaus genommen, bis endlich ein Paar alte Soldaten, die noch den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatten, sich ein Herz faßten, in die Kirche drangen und die Schatzgräber mitten unter den gräßlichsten Beschwörungen überraschten. Diesen muthigen Invaliden waren auf deren Rufen auch mehrere Bauern und Ortsvorstände gefolgt, und diese verhafteten die Beschwörer zu deren großem Leidwesen, noch bevor sie den Schatz erhoben hatten. Da die Sache untersucht wurde, so durften die satanischen Zeichen in der Kirche, die als corpus delicti dienen mußten, nicht verwischt werden.

In Homburg selbst gestaltete sich unterdessen das Leben etwas geselliger. Breidenstein im Verein mit mehreren andern Honoratioren veranstaltete kleine Concerte, die in dem Hause eines landgräflichen Dieners, Namens Jordan, und später im Saal der Her-

schaftlichen Meierei, die ein Franzose Namens Hanguard gepachtet hatte, gehalten wurden. Bei diesen Gelegenheiten war es, wo ich zum Erstenmal wieder mit meinen Cousinen zusammentraf, aber anfänglich wagten wir nur uns verstohlen einige Blicke zuzuwerfen, bis wir allmählig dreister wurden und uns die Tanztouren, denn nach diesen Concerten wurden gewöhnlich noch ein Paar Anglaisen, von den Engländern angeführt, getanzt, in nähere Berührung brachten, als einige Zeit darauf ein erfreuliches Ereigniß die alte Vertraulichkeit wieder ganz herstellte.

Leider sollte es mit meinen Homburger Freuden jedoch bald zu Ende gehen, was ich mir selbst und hauptsächlich durch folgende Veranlassung zuzuschreiben hatte.

Der Conrektor der Homburger Schule, Namens Zink, hatte ein clavierartiges Instrument, von dem Orgelbauer Bürgy daselbst erfunden, das in drei Claviaturen bestand, eine ziemlich vollständige Harmonie von Blasinstrumenten bildete, und ein angenehmes Flötenwerk hatte, an sich gebracht. Mit diesem war der Schulmonarch nach Wien auf Spekulation gereist, um es daselbst bewundern zu lassen und bestmöglichst zu verkaufen. Bei dieser Gelegenheit war es ihm gelungen, eine Audienz bei der Kaiserin zu erhalten, welche das Instrument für eine namhafte Summe erstand. Als der Conrektor von seiner Reise nach Wien zurückkam, von wo er sogar eine Equipage mitbrachte, die er jedoch bald wieder veräußern mußte, da die Pferde nicht von Harmonien, und wären es auch himmlische gewesen, leben konnten, erzählte er, daß bei der Unterredung, die er mit ihrer Majestät gehabt, allerhöchst derselben eine ganz gewöhnliche Stecknadel vom Busentuch gefallen sey, die er sogleich aufgehoben und sich die Gnade erbeten habe, zum ewigen Andenken an diese Stunde und diese Ehre das Kleinod behalten zu dürfen, was ihm auch holdseligst lächelnd und huldreichst auf der Stelle bewilligt worden sey. Der brave Mann hatte die Nadel in einer kleinen Schachtel, an ein Sammetband gesteckt, bestens aufbewahrt und zeigte nun die kaiserliche Reliquie allen Homburgern, die er besuchte, der Kaiserin Worte immer wiederholend. Zufällig befand ich mich gerade bei Silbereisens, als er auch diesen das kostbare Kleinod zeigte, das von Hand zu Hand ging, und während er mit dem gehörigen Pathos die Worte, welche er zu ihrer Majestät gesprochen, zum Drittenmal nachdrucksvoll wiederholte, hatte ich Silbereisens ältester Tochter, Nielchen, die Schachtel

ab- und die kaiserliche Stecknadel herausgenommen, an deren Stelle jedoch eine ganz gemeine bürgerliche, die aber gerade so aussah, substituirt, ohne daß es Jemand bemerkt hätte. Als der Conrektor weg war, machte auch ich mich mit meinem Raub davon, und verehrte die Nadel noch denselben Abend Carolinen von Brandenstein, ihr meinen Diebstahl bekennend, während der Bestohlene fortwährend von Haus zu Haus mit der untergeschobenen Nadel wanderte und diese vorzeigte. Aber weder Carolinchen noch ich hielten reinen Mund, und während sie sich mit dem Besitz der Nadel brüstete, rühmte ich mich der Entwendung derselben. Die Sache kam bald zu des Conrektors Ohren, der nun im größten Zorn zu Brandensteins rannte und auf die Herausgabe der ächt kaiserlichen Nadel drang. Carolinchen gab auf Befehl ihres Vaters zwar eine Stecknadel heraus, jedoch nicht die rechte, ließ sich aber bald darauf wieder merken, daß sie noch immer im Besitz der ächten sey. Abermaliges Drängen des Conrektors, das ächte Kleinod herauszugeben, worauf Carolinchen ganz naiv gestand, daß sie dies, wenn auch sehr gerechte Begehren nicht zu erfüllen im Stande wäre, indem die Nadel unter die andern ihres Etuis gerathen sey, worauf sie ihre ganze Nadelbüchse ausschüttete und dem Herrn Zink sagte, er möge sich die kaiserliche Nadel nun selbst heraussuchen. Dieser gerieth in Zorn und rief aus: »wie ist es möglich, so wenig Ambition zu haben und eine kaiserliche Stecknadel mit ganz gemeinen zu vermischen!« — Was wollte aber der gute Mann machen, er konnte um so weniger die ächte Nadel herausfinden, als diese gerade nicht unter den vorgeschütteten war. Auf mich aber, als den Urheber dieses Raubes, der ihm nach seiner Aussage für Millionen nicht feil gewesen, ging all sein Zorn über und sogar zum Theil auf meinen Lehrer, dem er vorwarf, einen wahren Teufelsbraten aus mir zu ziehen. — Das Unglück wollte nun, daß bald nach dieser Nadelgeschichte ein fataler Zufall mich fast in ein Handgemeng mit dem beraubten Conrektor brachte, wobei ich ziemlich schlimm weg kam.

Breidenstein hatte ein halbes Dutzend Scythenbogen, wie er sie nannte, zur Uebung für uns machen lassen, womit wir öfters nach einem vorgesteckten Ziel schossen. Nahe an der Hart, auf dem sogenannten Nacktberg, besaß Hofrath M.... einen Kartoffelacker und lud die Zöglinge beim Ausmachen derselben zu in der Asche gebratenen Kartoffeln ein. Ich wohnte diesem Kartoffelfeste mit

Bogen, Köcher und Pfeilen bewaffnet bei, und wir zündeten ein großes Feuer auf dem Acker an, wozu wir das Holz aus dem angrenzenden Wald holten, dabei ganze junge Bäumchen umrissen und abhieben, und freuten uns ob der himmelhoch lodernden Flamme, fortwährend frisches Holz zutragend. Plötzlich aber trat Conrektor Zink gleich einem zweiten Samiel aus dem Gesträuch mit aufgehobenem Rohr hervor, und sich gegen mich wendend, der gerade ein frisch abgerissenes Bäumchen schleifte, schrie er: warte, Du Teufelsbrut, Du willst den Wald anzünden, Du mußt ins Bezeloch (so nannte man den Homburger Bürgergehorsam, eine Art Gefängniß im Rathhause), und dabei eilte er auf mich los, ich aber sprang davon, und als ich mich in einer gehörigen Entfernung von ihm befand, nahm ich meinen Bogen, spannte ihn und legte einen Pfeil an, meinem Verfolger zurufend: Herr Conrektor, wenn Sie näher kommen, so schieße ich.

— Unterstehe Dich, Teufelsjunge! brüllte der Schulmann, und ließ sich durch meine Drohung am muthigen Voranschreiten nicht abhalten, ich drückte den Pfeil ab und schoß dem Herrn Conrektor seinen großen Dreimaster vom Haupt. Dieser ließ aber nicht ab, mich auch noch Hutlos, vielleicht auch Kopflos zu verfolgen, und ich fand nun für gut, Fersengeld zu geben, nahm Reißaus den Berg hinab, stolperte aber und fiel mit der Stirne auf einen spitzigen Stein, so daß alsbald das Blut aus der klaffenden Wunde strömte. — Glücklicherweise hatte mein verfolgender Feind nur noch wenige Schritte von mir ein ähnliches Schicksal, jedoch ohne alle blutige Folgen, war deßhalb außer Stande, mich zu Boden Liegenden mit seinem Rohr derb abzubläuen, wie er es im Sinne hatte, und als er endlich wieder auf den Beinen stand, waren schon mehrere Arbeiter beschäftigt, mir das Blut abzuwaschen und die Wunde zu verbinden; dennoch würde der wüthende Mann sein Müthchen an mir gekühlt haben, wenn nicht einer der Zöglinge, ein Franzose Namens Hauzaire, sich ihm entgegengestellt und ihm zugerufen hätte: »Sie will schlag und er seyn schon todt.« Ich wurde in der That wenigstens halb ohnmächtig nach Hause gebracht und mußte längere Zeit die Stube hüten. — Unterdessen hatte diese Begebenheit, wie noch so manche andere Dinge, meinen Großoheim Oberpfarrer doch endlich veranlaßt, meinen Eltern sehr ernstliche Vorstellungen wegen meiner Erziehung im B.'s Institut zu machen, wo ich durchaus nichts als Teufeleien lerne und unter gar

keiner Aufsicht sey, und es wurde beschlossen, mich von da weg und zu einem Hofrath Scherer zu thun, der ein sehr besuchtes Institut zu Offenbach am Main hatte, wo ich, wenigstens während der Sommerszeit, unter elterlicher Aufsicht sey, da meine Eltern jetzt die Sommersaisen in Offenbach zubrachten, indem mein Grosvater Weller Gut Berkersheim an Wreden verkauft hatte, der es wahrscheinlich mit Scholzischem Geld bezahlte.

Der Abschied von Homburg that mir in mehr als einer Hinsicht weh, und ob ich gleich, ausser einer fast ungezügelten Freiheit, in B.'s Haus gerade nicht wie der Vogel im Hanfsaamen sass, da die Frau Hofpredigerin eine sehr strenge Oekonomie eingeführt, mich und andere auch im Sommer und Winter in Dachkammern logirt hatte, wo Wind, Regen und Schnee durch das Ziegeldach drang, im Winter über meiner Bettdecke oft eine andere von Schnee war, und mir vor Frost und Kälte die Zähne klapperten. Da ich indessen schon früher im elterlichen Hause abgehärtet worden war, so schadete mir dies nichts und bereitete mich zu den Strapazen, Fatiguen und Entbehrungen vor, die mir später in reichem Maasse werden sollten.

Bald nach meiner Abreise verliess auch mein Oheim Scholze Homburg, um sich mit seinen Kindern nach Bremen zu begeben. Die Ursache dieser beschleunigten Abreise war, dass sich Prinz C[illegible] sterblich in meine schöne Cousine Henriette verliebt hatte, und ihr bei den Spielen im Schlossgarten und auch auf Spaziergängen hart zusetzte: das nun mehr als fünfzehnjährige Mädchen schien auch für die Aufmerksamkeit des Prinzen eben nicht unempfindlich, weshalb Herr Scholze für gut fand, schneller als er gewollt, seinen Wohnsitz zu wechseln und seine Kinder in der alten Hansestadt in Sicherheit gegen die verschiedenen Angriffe zu bringen.

Vor ihrer Abreise sah ich meine Cousinen noch einmal in Frankfurt, wo sie Abschied von uns nahmen, zwei, Sophia und Johanna, sollte ich gar nicht mehr, und Henriette und Mina, die letztere in dem beklagenswerthesten Zustand erst nach vielen Jahren wieder sehen.

VII.

Das Pensionat zu Offenbach. — Offenbach oder Affenbach? — Schreckliche Verheerung dieser Stadt. — Die Gebrüder Bernard. — Eine große Prellerei. — Ein Maskenballstreich. — Das Puppenspiel. — Der Mordschlag. — Der Confirmationsunterricht. — Schinderhannes gefangen und hingerichtet. — Allerlei Amouretten. — Ich will mich schlechterdings dem Theater widmen. — Eine Reise nach Weimar. — Göthe und Schiller.

Hofrath Scherer, der Director des Instituts zu Offenbach, war als ein gestrenger und despotischer Schulmonarch bekannt, der nicht selten den Narrenschwanz schwang, aber bei dem die Kinder doch etwas Tüchtiges lernten, so weit seine eignen Kenntnisse zureichten, die sich aber nicht über das Alltägliche erstreckten. Mich hatte man ihm als einen wilden, ausgelassenen Jungen geschildert, den man unter strengem Regiment halten müsse, und ihm dieses besonders anempfohlen; ich wurde daher sehr ernst und mit gewaltigen Ermahnungen und Warnungen empfangen, wozu noch das Neue und Unbekannte meiner Lage kam, was mich für die ersten Tage ebenfalls ernst und düster stimmte. Bald ward ich es jedoch inne, daß der Herr Hofrath auch seine schwachen Seiten habe, die ich mir vornahm möglichst zu benutzen, und so kamen wir, einige Extrafälle abgerechnet, ziemlich gut mit einander aus. Indessen hieß es hier, anhaltend lernen von Morgens sieben bis Mittag, und von Nachmittag zwei Uhr bis Abends sieben. Französisch, Englisch, Arithmetik, Erdbeschreibung, und was zu dem merkantilischen Wissen nöthig ist, war die Hauptsache, alte Sprachen wurden nicht gelehrt, der Herr Hofrath konnte sie selbst nur dem Namen nach, Zeichnen und Musik waren extra, und deren Erlernung willkührlich, eben so Tanzen, dagegen wurden wir während den Sommertagen jeden Morgen, manchmal auch noch des Abends, zur Schwemme, das heißt, zum Baden und Waschen in den Main getrieben, wo wir schwimmen lernten, und ich es in dieser Kunst nach drei Wochen so weit brachte, daß ich gemächlich von einem Ufer des Flusses zum andern und wieder zurück schwimmen konnte, was mir jedoch streng untersagt wurde, nachdem ich es ein Paarmal versuchte, da

das Experiment wegen dem starken Strom in der Mitte des Flusses und den vielen sehr tiefen Stellen allerdings gefährlich war. Dies war eine gesunde und heilsame Bewegung, die uns in Homburg fehlte, wo wir aus Mangel an fließendem Wasser uns nur in großen Pfützen oder kleinen Bächen von Zeit zu Zeit badeten. In dem Institut fand ich einige zwanzig Knaben und ein Paar Mädchen, des Hofraths nahe Anverwandte, er war ihr Oheim, aber alle Kinder nannten ihn nur Onkel, was sie von den Mädchen abgehört hatten, es schien dem strengen Herrn nicht zuwider, und so ward der Allerweltsonkel auch mein Onkel. Fußreisen wurden hier nicht gemacht, dagegen häufige Spaziergänge nach Oberrad, Bergen, Bürgel, Biber, die Tempel- oder Teufelsmühle u. s. w., und die Frankfurter Messe besuchte das Institut in corpore immer zweimal, wo es uns vergönnt war, für unser Geld die Sehenswürdigkeiten in den Hütten in Augenschein zu nehmen.

Offenbach ist ein freundliches, offenes Städtchen, das hart am Main liegt, ein altes Schloß, mehrere bedeutende Fabriken hat, und etwa 7—8000 Einwohner zählt. Bis zur Zeit der Reformation war es nur ein unbedeutendes Dorf, dessen bisweilen in alten Urkunden erwähnt wird. Sein früherer Name soll Affenbach gewesen seyn, und diese Benennung von einem Herrn stammen, der hier an einem Bach ein schönes Schloß und einen Hof hatte, der ein großer Liebhaber von Affen gewesen, wovon er immer eine Menge in seinem Schloß hatte; wie viele Affenbach müßte es aber nicht geben, wenn man all die Schlösser, in denen man Affen fütterte, darnach benennen wollte! Was indessen der Sage einige Wahrscheinlichkeit verleiht, ist, daß die Frankfurter das Thor, welches nach Offenbach führt, noch jetzt das Affenthor, früher die Affenpforte, nennen. Gelehrte Leute haben es versucht, die Sache folgendermaßen auszulegen und klar zu machen. Sie sagen nämlich, daß hier zur Römerzeit einige Castelle standen, die zusammen ein Castrum formirten, Spuren von römischen Befestigungen sind wirklich noch vorhanden; nun aber seyen die Römer zur Zeit als sie sich in diesen Gegenden befestigten, schon eine sehr verweichlichte Nation gewesen, die an solchen Spielereien Wohlgefallen hatte, daher sey es wahrscheinlich, daß der Centurio, der in diesem Castrum befehligte, aus Liebhaberei eine Anzahl Affen unterhalten habe, weßhalb die Deutschen diesen an einem Bach liegenden Castellen den Namen Affenbach beigelegt, der von spätern hier errich-

teten Gebäulichkeiten verblieben. Man sieht, mit welchem Scharfsinn die deutsche Gelehrsamkeit alles auszuklügeln versteht, den Namen einfach von Gebäuden, einem offenen Bach herleiten, würde ja auch viel zu gemein-vernünftig, nur dem ungelehrten Volk verzeihlich gewesen seyn; und Affenbach aber sey durch die früher so häufig beim Schreiben und Abschreiben vorgekommene Verwechslung der Buchstaben, namentlich des O mit dem A, und umgekehrt, der Name Offenbach entstanden. Unter noch andern Sagen über die Entstehung dieses Namens ist auch eine, die will, daß er sich daher schreibe, weil hier ein Bach floß, der im Winter niemals, selbst bei der größten Kälte nicht zufror, und also immer offen blieb. Dem sey nun wie ihm wolle, soviel ist aber gewiß, daß zur Zeit als ich nach Offenbach kam, der Name Affenbach weit passender als Offenbach gewesen wäre, wenigstens für die sogenannte vornehme Welt des Städtchens, und zwar aus folgenden Gründen. Die wohlhabenden Kaufleute und Fabrikanten Offenbachs, unter denen besonders die Schnupftabacksfabrikanten Gebrüder Bernard, waren in vollem Sinn die Affen der Frankfurter Reichen, denen sie Alles bis in die kleinsten Details nachahmten; nun aber waren damals die meisten reichen Frankfurter ihrerseits die ziemlich lächerlichen Affen der Franzosen, nämlich in dem was die Sitten, Etiquette, Ceremonien &c. betraf, und ergo die bezeichneten Offenbacher die Affen der Affen, folglich wäre der Name Affenbach ganz an seiner Stelle gewesen.

Offenbach und sein Gebiet gehörte im zwölften Jahrhundert den Herren von Hagen, von denen es an die Falkensteiner kam, und zuletzt an die Grafen von Isenburg. Seine Entstehung mag es allerdings römischen Castellen verdanken, von deren Bestehen alte, acht Schuh dicke römische Mauern, die man bei dem Abbrechen alter Gebäude gefunden, gültige Zeugen sind. Das noch vorhandene Schloß wurde gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts an die Stelle eines ältern, das 1564 abbrannte, erbaut. Seit der Reformation nahm Offenbach schnell zu und wurde bald ein blühender und gewerbthätiger Ort, was es hauptsächlich dem Grafen Philipp von Isenburg verdankte, der von 1685 bis 1718 seine Grafschaft musterhaft verwaltete. Die Aufgabe, die sich Philipp gesetzt hatte, war um so schwieriger und verdient um so mehr bewundert zu werden, als noch wenige Jahre früher Offenbach und das ganze Land unter dem Grafen Wolfgang Heinrich, der die

fast gänzlich zerstörten Festungswerke seines Offenbacher Schlosses wieder hergestellt hatte, auf eine unerhörte Weise auf folgende Veranlassung von den Churfürstlichen von Mainz verwüstet und verheert wurde, wodurch die Bewohner ins tiefste Elend geriethen. Ein Bruder des Churfürsten von Mainz, Heinrich von Elz, veranstaltete ein Treibjagen in der Bürgermark, wobei er in das Isenburgische Gebiet drang. Ein Isenburger Wildbann-Jäger pfändete einen der Leute des von Elz, indem er ihm eine Haue abnahm, die jedoch die Gegner dem Jäger wieder mit Gewalt und unter Drohen und Schelten entrissen. Der mißhandelte Jäger machte dem Grafen Wolfgang Anzeige von diesem Vorfall; der Graf begab sich nun selbst an Ort und Stelle, die Sache zu untersuchen, und fand die Anzeige wahr, stellte deßhalb einige gegenwärtige Mainzer Forstmänner zur Rede, worauf einer derselben seine Büchse spannend vortrat und dem Grafen zurief: »daß wenn er sich nicht sogleich entferne, er ihn wie ein Schwein niederschießen würde.« Der unerschrockene Graf aber sprang auf den Jäger zu, entriß ihm die Büchse, ließ ihn durch Leute von seinem Gefolge verhaften, und gefangen nach Offenbach abführen. Von Elz gerieth, als er dieses hörte, in die höchste Wuth, schnaubte Rache, und brachte es durch seinen Bruder, den Churfürsten, bald dahin, daß man das Schloß Offenbach für eine vollkommen zum Nachtheil des Kaisers und Reichs und gegen die Gerechtsame erbaute Festung erklärte, die nun eine holländische Besatzung erhalten solle. — Dies war also eine völlige Achtserklärung. An einem Montag Morgen im Oktober 1628, als der Graf gerade abwesend war, erschien plötzlich der churmainzische Marschall von Henneberg mit dem von Elz an der Spitze von 2000 Reitern und Fußknechten und drei Donnerbüchsen, die Uebergabe des Schlosses ungestüm fordernd. Die in den Wochen liegende Gräfin ließ um Schonung und Verhütung alles Unheils bitten. Aber die Thore wurden von den Mainzern sogleich eingesprengt, die Werke in ein Paar Stunden der Erde gleich gemacht, worauf die Lanzknechte in die Kirche einbrachen, alle Fenster in derselben zerschlugen, Alles was sie daselbst vorfanden raubten, die Kanzel zertrümmerten, sich die ärgsten Spöttereien und Unfläthereien erlaubten, Gotteslästerungen ausstießen, dann den Marstall und die Viehställe ausleerten, sich nun in den Straßen zerstreuten, von den Einwohnern Essen, Trinken und Geld erpreßten, sie dabei auf das abscheulichste

mißhandelten, schamlos mit Weibern und Mädchen verfuhren, während die Anführer der Raubhorden vier Tausend Gulden Entschädigung für den gefangen genommenen Jäger verlangten, da sie den Grafen selbst nicht hatten gefangen nehmen können, wie es ihre Absicht gewesen. Hierauf verließ das Gesindel, Victoria brüllend, nach sechs bis acht schrecklichen Stunden Offenbach. — So waren die Churmainzer mit einem deutschen Reichsgrafen umgegangen, der noch obendrein das Recht auf seiner Seite gehabt! — Als der Graf diese Schandthaten erfuhr, war er trostlos, hatte aber keine Macht, sich Recht mit Gewalt zu verschaffen, stellte das Geschehene als einen Bruch des Reichsfriedens dar und suchte Genugthuung auf dem Wege Rechtens zu erlangen. Auf kaiserlichen Befehl wurde eine Commission ernannt, welche diese im Namen des Kaisers geschehene Gewaltthat untersuchen sollte, aber das starke Churmainz fürchtete keinen Kaiser, drohte, und die Commissarien, der Abt zu Fulda und der Burggraf von Friedberg, bekamen Angst und erklärten: »es mangele an den nöthigen Ingenieurs zu der Untersuchung.« Der Graf aber, hiermit nicht zufrieden, ließ nicht nach, den kaiserlichen Hof mit seinen gerechten Klagen zu behelligen, und erhielt endlich den Bescheid: »Ein Churfürst könne wegen Bruch des Reichsfriedens nicht belangt und ein solcher Prozeß nicht anerkannt werden.«!!! Ja Mainz ging nun noch viel weiter, es ließ durch Churbaiern eine starke Garnison nach Offenbach und ins Schloß legen, die so furchtbar hauste und sich solche Schändlichkeiten erlaubte, daß der Graf mit seiner Familie sich gezwungen sah seine Residenz zu verlassen und sich nach Frankfurt zu flüchten; nun erst legte man den ganz unschuldigen Einwohnern eine ungeheure fünffache Kriegssteuer auf, wodurch die armen geplagten und schrecklich mißhandelten Unterthanen gänzlich verarmten und viele gezwungen waren, das Land zu verlassen, während ihr Herr selbst mit seiner Gattin und acht unmündigen Kindern, des Landes und der Leute beraubt, ohne alle Einkünfte unstät umherirrte. Erst vier Jahre später wurde das unglückliche Offenbach und sein Gebiet durch die Ankunft der siegreichen Schweden von seinen blutsaugenden Tyrannen befreit, welche bei der Annäherung des Heldenkönigs Gustav Adolph so feig als schimpflich flohen, da sich die »Ketzerbrut« nicht scheute, so braven Katholiken bös mitzuspielen und Bann und Religion nichts vermochten. So war die Justiz in dem heiligen deutschen römischen Reich beschaffen, dessen verblichene Glück

seligkeit noch immer von einigen Schafsköpfen zurückgewünscht wird.

Im Jahr 1754 wurden die Grafen von Isenburg-Büdingen in den Fürstenstand erhoben, und Wolfgang Ernst I. war der erste, der diesen Rang bekleidete. Dessen Sohn Wolfgang Ernst II. verlegte seine Residenz nach Offenbach und war noch regierender Fürst daselbst, als auch ich die meinige unfreiwillig dahin verlegen mußte. Damals war Offenbach in einem blühenden Zustand, viele reiche Familien aus Frankfurt hatten hier Landhäuser oder miethe-ten Sommerwohnungen daselbst, so wie viele andere Fremde. Un-ter den letztern war der sogenannte Polakkenfürst Frank, der seit mehrern Jahren mit einer zahlreichen Dienerschaft und großem Gefolge aus Wien hieher gekommen war, und einen verschwende-rischen Haushalt mit großer Pracht und ungeheurem Aufwand entfaltete; er hielt sich anfänglich sogar eine kleine Garde mit Er-laubniß der Isenburgischen Regierung. Dieser Mann, seine Um-gebung und sein ganzes Wesen und Treiben waren in ein myste-riöses Dunkel gehüllt; Niemand wußte wer er eigentlich war, noch kannte man seine Herkunft, über seinen Stand schwebte ein tiefes Geheimniß, man nannte ihn nur den Polakkenfürsten, alle seine Leute waren in russische und polnische Nationaltrachten, doch sehr reich, gekleidet, und hatten lange Bärte. Indessen raunte man sich in die Ohren, daß er in krummer Linie von kaiserlich russischer Abkunft sey, und als einst nach seinem Tode seine Tochter, die man das polnische Fräulein nannte, bei einer gewissen Gelegenheit ihre Unterschrift geben sollte und um ihren Namen gefragt wurde, nannte sie sich Romanowna. Diese geheimnißvolle Familie starb nach und nach aus oder verlor sich spurlos in ziemlich drückenden Verhältnissen.

Unter den Offenbacher Bürgern gab es einige außerordentlich reiche Häuser, unter denen die schon erwähnten Schnupftabacks-fabrikanten „Gebrüder Bernard“ durch den großen Aufwand, den sie machten, hervorragten. Nicht weniger als vier, zum Theil sehr kinderreiche Familien lebten auf großem Fuß von dem Ertrag die-ses, Marokko genannten Nasenfutters, hatten alle glänzende Equi-pagen, zahlreiche Dienerschaft, prächtig eingerichtete Wohnungen, und gaben große Feste. Einer der Chefs dieses Etablissements, ein gewisser Peter Bernard, that es aber allen zuvor, hatte einen fast fürstlichen Haushalt, und hielt sich sogar eine Kapelle, die fast

aus lauter Virtuosen bestand, bei der Fränzel Kapellmeister war, und die ihm eine jährliche Ausgabe von mehr als 30—40,000 fl. verursachte. Er gab große Concerte, zu denen alle angesehenen Einwohner Offenbachs gratis Zutritt hatten, und keine berühmten Tonkünstler, Sänger oder Sängerinnen kamen durch Frankfurt, die nicht bei Bernard gespielt oder gesungen hätten und aufs generöseste dafür honorirt worden wären: die Damen, wenn sie liebenswürdig genug waren, hatten sich noch obendrein der Küsse des Fabrikherrn als Zugabe der metallreichen Belohnung zu erfreuen. Aus dieser Kapelle rekrutirte sich später das treffliche Orchester des Frankfurter Theaters. Aber Peters Associé's, die Herrn d'Orville, waren eben nicht sehr von dieser wüthenden musikalischen Liebhaberei erbaut, die außer großem Zeitverlust auch bedeutende Summen verschlang, namentlich war der alte Georg d'Orville Gift und Galle wenn das Musikantenvolk, wie er die Virtuosen zu betiteln beliebte, in musikalischen Angelegenheiten, oder auch Geld fordernd, auf das Comptoir zu Herrn Bernard kam, was ihm jedesmal ein convulsivisches Beintrappeln verursachte. Diese Musikwuth hatte fast ganz Offenbach ergriffen, und es war beinahe kein einziges nur einigermaßen ansehnliches Haus, aus dem man im Vorübergehen nicht zu jeder Stunde des Tages irgend ein Instrument kudeln oder einen Gesang leiern hörte, wozu auch die berühmte musikalische Anstalt und Verlagshandlung des Hn. Hofrath Andre das ihrige beitrug. Auch ich fand hier die beste Gelegenheit, mein musikalisches Talent völlig auszubilden, erhielt von den besten Meistern Unterricht, und hatte es bald so weit gebracht, daß ich so ziemlich alles a prima vista auf dem Klavier abspielen und auch singen konnte.

Der Gründer dieser berühmten Tabacksfabrik war ein gewisser Nikolaus Bernard, Vater des Peter, gewesen, der eine piquante Nasenbeize erfand, den damit fabricirten Tabak Marokko taufte, das Geschäft mit Nichts begonnen hatte, und als steinreicher Mann starb. Er hatte Hunderte von Arbeitern beschäftigt, denen er jede Frankfurter Messe am dritten Montag derselben einen Feiertag gab, wo er jeden noch außerdem mit einem Thaler beschenkte. Die Leute gingen an diesem Tag schaarenweis nach Frankfurt, machten sich einen guten Tag, den sie nach ihrem Brodherrn den Nickelchestag nannten, und kehrten beim Heimgehen in den Wirthshäusern zu Oberrad ein, wo sie sich unter Tanzen und Trinken bis zum hel-

len Morgen vergnügten. Dieser Gebrauch wurde nach und nach in der ganzen Umgegend von Frankfurt nachgeahmt, wodurch der Frankfurter Nickelchestag entstand, an dem das Gedränge in den Straßen fast eben so groß als auf den Boulevards zu Paris ist.

Die Frauen dieser Fabrikherren waren zum Theil, wie die aller Parvenüs vom gewöhnlichen Schlag, hochmüthige Gänse, die ihre Tabacksnasen — die meisten schnupften Marokko — gewaltig hoch trugen, ja weit höher als die Fürstin von Isenburg, eine äußerst bescheidene und liebenswürdige Dame, die ganz in der Stille viel Gutes an den Armen that. Indessen wurde einer unter ihnen, einer Frau Bernard, der übermäßige Hochmuth auf eine etwas empfindliche Weise gedemüthigt. Sie war am zweiten Pfingstfeiertag mit vier Pferden, gern hätte sie sechs genommen, wenn ihr dies erlaubt worden wäre, nach dem nahen Wilhelmsbad gefahren, wo sich an diesem Tag die schöne Welt aus der ganzen Umgegend einfindet. Mit Putz und Goldschmuck überladen und gleich einem Pfingstochsen aufgeputzt, stolzirte Frau Bernard im Cursaal zu Wilhelmsbad auf und nieder, auf alles dummvornehm herabblickend und musternd, und auch sie wurde angestaunt. Endlich beliebte es ihr, sich in der Nähe der ebenfalls anwesenden Landgräfin von Hessen-Cassel niederzulassen und mit derselben ein Gespräch anzuknüpfen. Die Fürstin, welche sie nicht kannte, sondern sie für eine große Dame hielt, ließ sich mit ihr ein, merkte jedoch bald an der Art ihrer Unterhaltung, daß sie wenigstens keine sehr ausgezeichnete Erziehung erhalten haben könnte, und über die komische Prahlsucht der Dame erstaunt, winkte sie einem ihrer Hofbedienten, dem sie ein Paar Worte leise sagte, worauf sich dieser entfernte und bald darnach zurückkehrend seiner Herrin rapportirte, daß die Dame, die sie angesprochen, die Frau des Marokkofabrikanten von Offenbach sey. Als diese nun fortfuhr, die Landgräfin mit allerlei ungewaschenem Zeug zu belästigen, stand dieselbe plötzlich auf, sah einige Augenblicke die Schmucknadeln, welche Frau Bernard im Kopfputz stecken hatte, starr an, und fragte sie sodann ganz laut: »Madame, ist dies Marokko oder Bolongaro?« Frau Bernard, die sich vorher mehrmals eine »gnädige Frau« hatte gefallen lassen, stutzte einen Moment, sprang dann ebenfalls auf und antwortete in ächtem Frankfurter Dialekt: »Na, e'is Merino.« Es setzte nun ein schallendes Gelächter von Seiten der Hofleute und der nächsten Umgebung. Madame Bernard verließ rothglühend wie

ein aufgeblasener Truthahn den Saal, alles zischelte ihr nach: Madame Merino, und auf den Promenaden in den Anlagen hörte sie jeden Augenblick: Madame Merino und Marokko flüstern.

Bei diesen aufgeblasenen Familien bewährte sich indessen das Sprichwort: Hochmuth kommt vor'm Fall, nur allzubald. Nicht zufrieden mit dem reichlichen Gewinn, den ihnen alljährlich der Schnupftabak abwarf, der sich auf 80 bis 100,000 Gulden belief, von dem freilich bei dem gewohnten Aufwand wenig oder nichts übrig bleiben konnte, fiel es den Herrn Gebrüdern ein, auch in London ein Haus zu gründen, um in Colonialwaaren ins Große zu spekuliren, ohne zu überlegen, daß ihnen, die sich bisher nur mit der höchst einfachen Fabrikation ihrer Schnupftabackbeize befaßt hatten, die nöthige Sachkenntniß und Einsicht dazu völlig mangelte, wozu noch kam, daß sie ein ganz unfähiges Subjekt an die Spitze des Londoner Hauses stellten, und so mußte das Unternehmen natürlich fehlschlagen. Während dieses Haus in der That schon völlig banquerout war, aber vor den Augen der Welt noch florirte, suchten die Herrn Gebrüder Bernard, das heißt Herr Peter Bernard und seine Gesellschafter, die Herrn George und Jakob d'Orville, um sich möglichst aus der Schlinge zu ziehen, einen wohlhabenden Bürger, Namens Wailand, der in dem nahen Frankfurter Ort Oberrad wohnte, oder vielmehr dessen Vermögen für das banqueroute englische Haus zu gewinnen, was nichts anders als ein abgefeimter Beutelschneiderstreich war, der ihnen auch vollkommen gelang, ohne jedoch die gehofften Früchte zu bringen, nämlich das Offenbacher Haus vor allem Verlust zu bewahren. Da dieses indessen noch in der öffentlichen Meinung sehr hoch stand und für sehr reich galt, so war es den Herren nicht schwer, den Wailand zu übertölpeln. Die Sache wurde mit großer Schlauheit eingefädelt und mit noch größerer List vollzogen; denn obgleich jene Herrn nichts weniger als ein lumen mundi waren, so besaßen sie doch jenen Grad von Intelligenz, der den meisten mittelmäßigen und selbst beschränkten Köpfen eigen ist, die in Kniffen und Pfiffen a leur portée, das heißt, was sich nicht über ihren sehr engen Gesichtskreis erstreckt, mit ziemlicher Genauigkeit zu calkuliren verstehen, ohne freilich die weitern Folgen zu ahnen, und so auch einen zehnmal gescheidtern Menschen für den Augenblick zu überlisten vermögen. Aber auch Wailand war kein großes Licht, und sie hatten um so leichteres Spiel. Um nun über Wailands Capitalien

verfügen zu können, sandten sie einen ihrer Bekannten, ein zu einem solchen Auftrag ganz geeignetes Subjekt, einen gewissen Ewald, Weinhändler in Offenbach, an den Mann ab, der ihm nur so wie von ohngefähr beibringen mußte: daß die Gebrüder Bernard noch einen Theilnehmer für ihr Londoner Haus, das einen unermeßlichen Gewinn verspreche, suchten, der die noch nöthigen Fonds einschießen würde, die sie dem Offenbacher Geschäft nicht entziehen könnten, da sie ohnehin schon so große Capitalien im Londoner hätten. Dies war eine große Lüge, denn sie hatten dasselbe verhältnißmäßig mit äußerst geringen Mitteln, sechs Tausend Pfund Sterlinge, betirt, und selbst dies nur durch langsichtige Wechsel. Ewald wußte aber den ungeheuern Vortheil und die Ehre, mit den Gebrüdern Bernard associirt zu seyn, dem Wailand so anlockend darzustellen, daß ihm dieser erklärte, er würde es ihm unendlich danken, wenn er ihm zu dieser Ehre und diesem Vortheil behülflich seyn wolle. Der Abgesandte meinte, daß er sich dies wohl zu vollbringen getraue, wenn Herr Wailand sich entschließen könne, ein kleines Capital von zwei bis dreimalhundert Tausend Gulden in das Londoner Geschäft einzuschießen, wozu sich dieser auch anheischig machte. Da indessen der Geldbedarf äußerst dringend war und das Feuer dem Bernard und Consorten unter den Sohlen brannte, so ließen sich die Herren Peter, George und Jakob so weit herab, dem Herrn Wailand, als ihrem künftigen Gesellschafter, nacheinander in höchsteigner Person ihre Aufwartung zu machen, luden ihn zu sich nach Offenbach ein, wo ihm sogar die Ehre ward, daß ihm Herr Bernard ein Solo auf dem Violoncelle vorspielte, das den Geladenen trotz mancherlei Mißgriffen doch so bezauberte, daß er sich noch in derselben Stunde zu einer Einzahlung von 150,000 fl. anheischig machte, sowie zu noch 100,000 fl. später, was ungefähr das ganze Vermögen des Mannes war. Es wurde nun, um den gutwilligen, von der Musik und so großer Ehre ganz beherten Gimpel nicht zur Besinnung kommen zu lassen, sogleich ein Vertrag fabricirt und niedergeschrieben, den Wailand beinahe ungelesen unterschrieb, der aber im höchsten Grad nachtheilig für ihn war, in welchem er durch mehrere Clauseln sogar ganz von der Führung des Geschäfts und der Bücher ausgeschlossen blieb, und ihm jede Einmischung oder Mitwirkung bei demselben untersagt war; dagegen aber wurde ihm der vierte Theil des zu hoffenden unermeßlichen Gewinns zugesagt. Der arme Teufel, dem der vermeintliche

Millionair Bernard noch mehr Selis verspielte, und der einen Ehrenplatz in dessen Concerte erhielt, überbrachte seinen Herrn Associé's selbst die Gelder und versprach auch die strengste Geheimhaltung dieser Beutelschneiderei, die um so niederträchtiger war, als sie ein fast blindes Vertrauen hinterging. Die Folgen blieben nicht lange aus und die Comödie mit dem armen Betrogenen wurde nur noch eine kurze Zeit fortgespielt. Die Gebrüder Bernard hatten zwar ein Paar Lücken mit dem erhaltenen Geld gestopft, dadurch neuen Credit in England erlangt, ließen nun ungeheure Quantitäten Waaren auf längere Zahlungstermine aufkaufen, verkauften diese sogleich wieder **per comptant** in Hamburg und trieben nebenbei eine so arge Wechselreiterei, wie die merkantilische Welt schwerlich eine zweite aufzuweisen vermag, während sich Wailand laut Contrakt in nichts mischen, ja kaum einmal anfragen durfte. Sie schrieben damals, wie man aus den später gefundenen Papieren ersah, an ihren Geschäftsführer nach London: „Wir wünschen nichts lieber, als für die Consignationen immer ziehen, decken und wieder ziehen zu können," und Wailand war es unmöglich, das mindeste über den Gang des Geschäfts, und was aus seinem Geld geworden, zu erfahren, bis plötzlich an einem schönen Morgen ein Sohn des George d'Orville wie toll in sein Zimmer stürzte, und hin- und herrennend ausrief:

„Lieber Wailand, ich komme gestern per Courrier von London, Gott! Gott! Alles ist verloren; was sind wir für unglückliche Menschen, wenn nicht gleich auf der Stelle 3 bis 400,000 Gulden dahin geschafft werden, um das dortige Obligo zu decken; was ist André (der Geschäftsführer) für ein Spitzbube, es ist alles bei ihm in der größten Unordnung und Confusion, nichts eingetragen, nichts eingeschrieben; ich habe viele Papiere mitgebracht, kommen Sie doch ums Himmelswillen gleich zu Herrn Bernard, er und meines Vaters Bruder sind hier, da werden Sie Alles hören."

Man kann sich die Wirkung denken, welche diese Anrede auf das bisher so sorglose Gemüth des unglücklichen Wailands machte. Er eilte mit dem jungen d'Orville zu Bernard, wo ihm diesmal eine Musik aus einer ganz andern Tonart, wenn auch in W-dur, vorgespielt wurde, Violoncelle, alle Geigen und Flöten waren verstummt und verstimmt, wie die Herrn Gebrüder selbst, die wie sinnlos tobten und rasten, alle Schuld auf den Schurken in London schoben, und um die Wette in ächtem Frankfurter, an kräftigen Scheltwör-

tern so reichem Dialekt schimpften, so daß Wailand gar nicht zu Worte kommen konnte, der endlich mit schalem Bedauern und Vertröstungen, gleich dem geprellten Juwelier im Don Juan, wieder abziehen mußte. Damit war nun freilich die Sache nicht abgemacht, der große Banquerout war in London bereits förmlich ausgebrochen und erklärt, und das Offenbacher Haus stand auf dem Punkt, es dem Londner nachzumachen, als einige noch solvable Verwandte desselben auf den Einfall kamen, bei den reichsten Frankfurter Kaufleuten eine Subscription zu Gunsten der Gebrüder Bernard zu eröffnen, um vermittelst derselben ein Capital auf eine bestimmte Zeit zu erhalten, mit welchem man den völligen Sturz des Hauses verhindern könne. — Das Projekt gelang, da man vermittelst Frauengunst den reichsten Bankier Frankfurts, von Bethmann, dafür gewann, der sich sogleich mit einer bedeutenden Summe an die Spitze stellte und unterzeichnete. Indessen konnten sich die Bernard doch nie wieder ganz von diesem Stoß erholen und zu dem frühern Glanz kommen.

Der betrogene Wailand wollte sich freilich an das Offenbacher Haus halten, und man hoffte ihn anfänglich durch Vertröstungen hinzuziehen. Bernard schrieb ihm unter Anderm: „Gott! wie hart ist unser Aller Schicksal. Denken Sie sich, was wir leiden müssen, wir, die wir im höchsten Ansehen und Glück standen, und nun so weit gekommen sind, daß wir durch öffentliche Subscription Hülfe erbetteln müssen, und wenn wir sie nicht finden, uns zur Suspension genöthigt sehen“ u. s. w. — Aber in allen ihren Briefen ließen die Herrn niemals ein Wörtchen von irgend einer Art, und wenn auch nur theilweisem Ersatz für den unglücklichen Betrogenen fallen. — Ja, als dieser, über ein so schändliches Verfahren aufgebracht, ihnen Briefe schrieb, die sie sicher nicht an die Spiegel steckten, in denen er ihre Schwänke mit dem rechten Namen bezeichnete, drohten sie ihm sogar noch mit Injurienklagen und Zurückweisung aller Schreiben! die sie sich, so wie seine Besuche, für die Zukunft verbaten, und wiesen ihn an einen ihnen ergebenen verschmitzten Mittelsmann an. Wailand aber drohte nun, seine Briefe offen durch die Post an die Herrn zu schicken, was sie wieder etwas geschmeidiger und demüthiger machte, aber sie wußten dennoch die Sache auf die lange Bank zu schieben, dem durch sie an den Bettelstab gebrachten Wailand fehlte es jetzt an allen Mitteln, etwas Durchgreifendes zu unternehmen, und kummervoll

und trostlos mußte er vorerst Alles gehen lassen wie es ging, während das Offenbacher Haus, durch die Subscription aus der Noth gezogen, sich um den schändlichen Banquerout in London nicht weiter bekümmerte, einen ärgerlichen Aufwand in Equipagen fortsetzte, und Bernard sogar einen Theil seiner Kapelle, und zwar den besten, den er zum Schein verabschiedet hatte, wieder mit dem frühern Gehalt anstellte! Dies war um so empörender, als der arme Wailand oft nicht wußte, von was er leben sollte. Für den Betrag der Subscription hatten sie ihre Immobilien und die Frauen ihr Vermögen verschrieben.

Nach langen Jahren nahm sich jedoch einer der renommirtesten Advokaten Frankfurts, der Dr. Klaus, plötzlich des armen Wailand an, machte dessen Sache zu seiner eigenen, griff das Ding auf dem rechten Fleck an, indem er damit begann, die Geschichte dieser Beutelschneiderei, mit allen nöthigen Beweisen, Briefen und andern Dokumenten versehen, im Druck herauszugeben, um hierauf den Prozeß gegen die Gebrüder Bernard einzuleiten. Da vorauszusehen war, daß die Sache auf jeden Fall schlimm für das Haus Bernard ausfallen würde, so suchte dies nun den Rechtsstreit durch einen Vergleich zu beseitigen, den die Gegner auch eingingen, da sie wußten, daß es eben nicht zum brillantesten mit jenem Haus stand, und Wailand mußte sich ungefähr mit dem sechsten Theil seiner Forderung begnügen, der ihm in Terminen ausbezahlt wurde. Die Haupturheber dieser Prellerei waren schon längst todt, und die Nachkommen waren es, die nun in den für sie sehr sauern Apfel beißen mußten.

Bald nachdem die Sache durch die Subscription arrangirt worden war, wurde der Geburtstag der Madame Peter Bernard mit großer Verschwendung gefeiert, und das Fest in einem schönen, Herrn Bernard zugehörigen, an dem Ufer des Mains gelegenen Garten mit außerordentlichem Aufwand, Illumination und Feuerwerk veranstaltet; die bunten Lampen hingen zu Tausenden in den Alleen, in denen lange Tafeln für die Gäste gedeckt waren, die sichs wohl seyn ließen, und während der Champagner die Kehlen in Strömen befeuchtete, ließen sich aus einer erleuchteten, auf den Wellen des Mains hin- und herrudernden Gondel die Töne sanfter Harmonien hören. Aber plötzlich wurden Fest, Schmaus und Harmonie auf das Seltsamste unterbrochen und die Gäste, mitten in ihrem Freudentaumel durch eine feurige, komisch springende Er-

scheinung gestört. Ein nach allen Seiten hin Schwärmer, Frösche und dergleichen speiendes Ungethüm setzte in gewaltigen Sprüngen durch die Alleen, rannte rücksichtslos Tische und was daran saß um, und verursachte bald eine allgemeine Flucht der Geladenen, die mit großem Geschrei davon liefen, in welches das Brüllen des Unthiers einstimmte. — Als dieses endlich ausgetobt und ausgesprüht hatte und sich mehrere Diener an dasselbe wagten, fand man, daß des »Feuers Kern« nichts weiter als ein tüchtiger Mülleresel gewesen, dem man das Feuerwerk unter den Bauch, an den Schwanz, auf den Rücken und zwischen und an die Ohren gebunden, dasselbe sodann angezündet und den Träger in den Garten getrieben hatte. Die Sache sollte zwar untersucht und die boshaften Thäter bestraft werden, wurde jedoch bald unterdrückt, und das Publikum fand die That eben nicht unpassender, als nach der vor Kurzem stattgefundenen Katastrophe solche Feste zu geben. — Peter Bernard starb einige Zeit nachher, mit seinem Tode löste sich seine Kapelle für immer auf, und wurde, wie ich schon erwähnte, die beste Stütze der Frankfurter Oper.

In Offenbach war damals das gesellige wie das öffentliche Leben überaus heiter und fröhlich, die Fabriken hatten einen guten Absatz, die Gewerbe blühten, und eine Albernheit der Frankfurter Behörden war dem Städtchen von großem Nutzen. Das Verbot, daß in Frankfurt keine Maskenbälle gegeben werden durften, kam den Offenbachern sehr zu statten, wo während dem ganzen Winter jeden Sonnabend bei ziemlich hohen Eintrittspreisen dieses Vergnügen im dortigen Schauspielhaus gestattet wurde, wohin die Frankfurter Caravanenweis fuhren, um desselben theilhaftig zu werden, und wodurch viel Geld von Frankfurt nach Offenbach geleitet wurde; denn außer dem Eintrittsgeld und was in solchen Nächten verzehrt und verspielt wurde, bezahlte man auch die brillanten Costüme und was zu den Maskenanzügen gehörte, in dem damit reichlich versehenen Magazin der Mamsell Riepold zu enormen Preisen. Als Ursache, daß man diese Bälle, ausgenommen in Krönungszeiten, wo [illegible] nicht anders konnte, in Frankfurt nicht dulden wollte, gab man an, daß mehrmals den regierenden Bürgermeistern große Unannehmlichkeiten bei solchen Gelegenheiten widerfahren, ja einer sogar einmal beinahe ermordet worden wäre.

Die Offenbacher Bälle, auf denen sich nun die halbe Frankfurter Welt einfand und maskirte, waren in große Aufnahme ge-

kommen und sehr glänzend, man sah wahre Prachtzüge und die reichsten Quadrillen bei denselben aufführen. So oft meine Eltern mit Bekannten dieselben besuchten, durfte auch ich sie dahin begleiten, und wurde zu diesem Ende aus dem Institut geholt. Einer derselben blieb mir lange im Andenken. Eine Gesellschaft von unsern Verwandten und Bekannten hatte sich in ein Kartenspiel maskirt, so daß allemal vier Karten zusammen ein kleines Kartenhaus bildeten, in dem sich zwei Personen befanden, die jedoch durch eine Scheidewand von gemalter Leinwand im Innern getrennt waren. Die zweiundfünfzig Karten bildeten so dreizehn Häuschen, welche, nachdem sie einigemal die Runde im Saal gemacht hatten, sich auf der Bühne in zwei Reihen aufstellten und sodann auf ein Zeichen die obere Hälfte der Karten von zwei Seiten herabfallen ließen, wodurch jedes Kartenhaus in zwei kleine Buden verwandelt wurde, in welchen man alle mögliche Dinge feil hielt, so daß das Ganze einen kleinen Jahrmarkt mit 26 Buden in vier Gängen bildete, in denen die Waaren, mitunter sehr artige Galanterien und selbst kostbare Kleinigkeiten nicht verkauft, sondern verschenkt wurden. Man kann sich denken, daß es unter solchen Umständen an Abnehmern nicht fehlte. Da gab es Bänder, gemachte Blumen, silberne Nadelbüchschen und Fingerhüte u. s. w., und alle Masken drängten sich, etwas zu erhaschen, man vergab jedoch nur mit Auswahl, mit Ausnahme einer einzigen Bude, der eines Quacksalbers; der Inhaber derselben war ein gewisser Hofrath Meyer, — Offenbach wimmelte mit Hofräthen, — Apotheker und Zahnarzt von Profession. Dieser hatte seine Bude mit allen möglichen Apothekerwaaren, wie Pillen, Hustenkügelchen, Morscellen ꝛc. angefüllt, die er in großer Anzahl und mit Verschwendung austheilte, und dabei versicherte, ihre Wirkung sey die beste; auch ich hatte mir ein ganzes Schächtelchen solcher überzuckerten Pillen ausgebeten und erhalten, die ich gleich vielen andern, da sie wohlschmeckend waren und aus Chokolade und Zucker zu bestehen schienen, in reichlicher Quantität genoß, wie dieß mehrere machten. Aber es dauerte kaum eine halbe Stunde, so verspürte ich ein mit Colik verbundenes gewaltiges Rumoren in meinem Bauch, gleich Allen die von dieser Waare genossen hatten, das bald so arg wurde, daß wir schnell genöthigt wurden, gewisse heimliche Gemächer aufzusuchen, und da deren nicht in hinlänglicher Zahl der Bedürftigen, jedoch in sehr großer Zahl vorhanden waren, so mußten die Meisten

das Weite und die Straßen zu erreichen suchen, wobei Manche die Explosion viel zu früh überraschte; besonders waren die Damen übel daran, wodurch der Ball beinahe um die Hälfte an Masken und Gästen leerer wurde. Mehrere von denen, die unwissend und wider Willen ein so drastisches Purgativ eingenommen, wollten jetzt dem Quacksalber-Hofrath für diesen unzeitigen Spaß zu Leibe, dieser aber, als er merkte daß seine Waare wirkte, schloß schnell seine Bude und hatte sich schon aus dem Staube gemacht, als man ihn suchte. Dieser Mensch hatte Zugang in den meisten Häusern Offenbachs und in vielen Frankfurts, denn außer dem Metier des Zahnausreissens trieb er auch noch das eines Possenreißers, und war unter dem Spottnamen »Hofrath Hofnarr« geduldet; da er selbst gerne manche bittere Pille verschluckte und sich für ein gutes Mittagessen manchen derben Scherz auf seine Kosten gefallen ließ, so nahm man seine Trivialitäten mit in Kauf. Aber die letzte war denn doch ein wenig gar zu unangenehm fühlbar ausgefallen, und bewirkte, daß ihm nun die meisten Häuser verschlossen wurden. Lange dauerte es, bis er es so weit brachte, nur einigermaßen wieder geduldet zu werden, was er der Protektion einiger alten Damen, denen er mehrere falsche Zähne ins Geheim eingesetzt, zu verdanken hatte.

In den Sommermonaten wohnte ich, wie gesagt, zu meiner großen Freude bei meinen Eltern, wo ich weit mehr Freiheit als in Scherers Institut hatte. Unser nächster Gartennachbar, ein Kaufmann O .... aus Frankfurt, hatte mehrere Kinder, mit denen ich bald eine nähere Bekanntschaft anknüpfte. Der älteste Junge, Adam, war indessen ein stupid-trauriges Subjekt, der zweite, Fritz, ein ausgelassener Wildfang; sie hatten eine Schwester, Lilli geheißen, ein artiges Mädchen, der den Hof zu machen ich schon der Mühe werth fand, in den Erholungsstunden setzte ich mit einem Sprung über die Planken, die unsere Gärten trennten, und befand mich bei diesen Kindern, wo ich indessen bald noch ein anderes sehr hübsches Mädchen, ebenfalls die Tochter eines Kaufmanns aus Frankfurt, kennen lernte, der ein naher Verwandter O ....'s und d'Orvilles war, die Caroline Th.... hieß. Kaum hatte ich dieses liebenswürdige Kind erblickt, so hatte ich auch keine Augen mehr für Lilli, sondern bewarb mich eifrig um die Gunst der erstern, die mir auch bald in vollem Maße zu Theil ward, und wir verstanden es vortrefflich, die gute Lilli und ihren einfäl-

tigen Bruder Adam unter allerlei Vorwand zu entfernen, namentlich wenn wir Versteckens spielten. Aber dabei hatte es sein Bewenden nicht, sondern bei den Abendharmonien in Bernards Bosquet machte ich die Bekanntschaft noch mancher andern liebenswürdigen Kinder, unter denen eine Jeannette, eine Annette und eine Arkade, die letztere die Tochter eines reichen, in Offenbach privatisirenden Holländers, Namens Amerong, und reservirte mir diese für meine Winterschönheiten, da Lilli und Caroline wieder nach Frankfurt zurückkehrten, sobald der Herbstwind die Blätter gelb färbte und die Schwalben abzogen. — Um mehr Gelegenheit zu haben, mit all diesen Mädchen zusammen und in nähere Berührung zu kommen, und auch aus angeborner Liebhaberei, nahm ich wieder zu meinem erprobten alten Mittel, dem Comödienspielen, meine Zuflucht, und wir spielten in Bernards Garten, wo sich die beste Gelegenheit dazu bot und gar manch heimliches, »stillvertrautes Oertchen« war, Comödien jeder Art, in denen auch manchmal die Eifersucht schon eine Rolle spielte, namentlich von Seiten der Actricen. — Jeannette J... war es, mit der ich zuerst auf dem vertraulichsten Fuß stand, die, eine nahe Anverwandte d'Orvilles, mit ihrer Familie in deren Haus wohnte, nachdem ihr Vater vor Kurzem als Kaufmann ein bedeutendes Falliment in Frankfurt gemacht hatte. Ich sah jetzt das hübsche Mädchen fast jeden Morgen, wo wir uns nach Aufgang der Sonne in einem kleinen, von Gebüsch umgebenen Tempel in Bernards Bosquet, dessen Küchengarten an den hintern Theil unsers Gartens grenzte, einfanden, wo ich mir ebenfalls durch Ueberspringen der Planken den Weg bahnte und so ein herrliches Morgenstündchen mit Jeannetten zubrachte. Meinen Eltern aber sagte ich, als sie sich wegen meinen frühen Gartenbesuchen wunderten, daß ich die Aufgabe für den Hofrath so am besten lernen könne, und sie freuten sich über den Eifer meiner Studien. Arkade, obgleich weit schöner, sprach mich weniger an, sie war viel zu schmachtend, zu sentimental, lebte gerne in einer Traumwelt, phantasirte und faselte von ewiger unnennbarer Liebe und Treue, Dinge, die mir in alle Ewigkeit nicht in den Sinn wollten. Meine Leidenschaft für das Theater war während meinem Aufenthalt in Offenbach auf's Neue und mit größerer Kraft erwacht, woran der jetzt wieder viel häufigere Besuch der Frankfurter Bühne Ursache war, die zu jener Zeit gerade ihre höchste Glanzperiode erreicht hatte, die nie so wiederkehrte

Alles was Berlin und Wien, Dresden und Weimar Vorzügliches aufzuweisen hatte, wie eine Unzelmann, eine Fleck, eine Jäger, eine Einecke, ein Ochsenheimer, ein Beck, ein Bethmann, ein Iffland ꝛc., gastirten zu Frankfurt mit einem Beifall und einer Verehrung, welche diese Künstlergenies mit einem Nimbus umgaben, der mich schwindeln machte. Konnte ich einen solchen Theatergötzen in der Nähe sehen oder gar in einem Raum mit demselben weilen, wie dies hie und da in Bernards Concerten der Fall war, so fand ich mich überglücklich. — Meine Lieblingsstücke und Rollen waren die Oper „Don Juan," an dem ich besonders die furchtbare Consequenz bis zum letzten Augenblicke, wo er statt zu bereuen, noch dem Geist ein so trotziges dreimaliges Nein! zurief, dann freilich die Beute der Furien ward, hoch bewunderte, so wie Ferdinand in „Kabale und Liebe:" erstere Rolle spielte und sang Schröder und dann Hill vortrefflich, und die zweite war Werdys Triumph. Beide studirte ich mit dem größten Eifer, und der Vorsatz, mich dem Theater zu widmen, wurzelte fester als je bei mir ein. Um mir das Vergnügen des Theaterbesuchs, das höchste für mich, so oft als möglich zu verschaffen, eilte ich, so bald die letzte Stunde im Institut vorüber war, ich wußte mich während des hiesigen Aufenthaltes meiner Eltern häufig unter irgend einem Vorwand schon um sechs Uhr und oft noch früher loszumachen, und rannte im Sturmschritt auf dem nähern Fußwege nach Frankfurt, wo ich keuchend am Theater ankam; nachdem das Stück beendigt war, lief ich im Galopp an das Affenthor, paßte da auf die aus dem Theater nach Offenbach zurückkehrenden Wagen, und schwang mich auf den Bedientenplatz des ersten besten, der keinen dienenden Geist hintenaufstehen hatte. So kam ich in der Regel kurz nach neun Uhr, spätestens um halb zehn, gerade zur Zeit wo bei meinen Eltern zu Nacht gegessen wurde, nach Hause, und lange ahnte Niemand etwas von meinen heimlichen Theaterbesuchen, zu denen ich das Geld aus meiner eigenen Sparbüchse, die meine Mutter in Verwahrung hatte, und zwar immer einen Dukaten nach dem andern, entwendete, das zwar nicht blos für das Theater, sondern auch zu kleinen Geschenken für meine Auserkornen verwendet wurde. — Da wir jeden Mittag die Comödienzettel von Frankfurt erhielten, so wußte ich immer was aufgeführt wurde. Eines Tages war Schillers Don Carlos zum Erstenmal angekündigt, und den mußte ich um jeden Preis sehen; unter ei-

nem plausibeln Vorwand, nämlich daß mich meine Eltern mitnehmen wollten, hatte ich mich an diesem Tag schon um vier Uhr bei Hofrath Scherer zu beurlauben gewußt und kam noch zu rechter Zeit am Theater an, um noch ein Plätzchen in dem bereits überfüllten Parterre zu finden; aber diesmal stand der Zeiger der über der Bühne angebrachten transparenten Theateruhr auf drei Viertel auf eilf, als der Vorhang zum Letztenmal herabrollte. Ich war so entzückt und so voller Theilnahme bei dieser Vorstellung, daß ich mich um Alles in der Welt nicht vor Beendigung derselben entfernt hätte, ob ich gleich ahnte, daß dies ein kleines Donnerwetter absetzen möchte, und meine Theaterbesuche nun verrathen würden. Es war noch eine halbe Stunde bis Mitternacht, als ich das elterliche Haus betrat, wo mich mein Vater mit einem: »Junge, wo bist Du gewesen?« empfing. — Hier blieb mir nichts anders übrig, als die Wahrheit zu gestehen, man hatte ohnehin schon zum Hofrath geschickt, als ich mich zum Abendessen nicht eingefunden, der natürlich berichtete, was ich ihm vorgelogen hatte, sonst hätte man vielleicht noch Schlimmeres vermuthet, und so waren meine geheimen Theaterbesuche mit einemmal am Tag, so wie daß ich dieses schon länger und häufig mit dem besten Erfolg versucht hatte; auch hatte mein Vater Lessings Dramaturgie und Engels Mimik, nebst vielen Schauspielen, die ich mir bei dem Buchhändler Brede in Offenbach verschafft hatte und noch schuldete, in meiner Stube gefunden, und meinen Eltern blieb kaum ein Zweifel mehr übrig, daß meine Leidenschaft für das Theater höchst ernstlich geworden. Man stellte mich deßhalb zur Rede, und alle fernern Besuche des Theaters wurden mir vor's erste streng untersagt.

Mit dem Ende des Sommers hatten auch unsere Garten-Comödien aufgehört und ich glaubte schon einen recht traurigen Winter in dem Institut zubringen zu müssen, da fügte es sich, daß sich meine Eltern entschlossen, bis Weihnachten in Offenbach zu bleiben, und zu meiner großen Freude fand sich eine Schauspielergesellschaft, deren Direktor ein gewisser Badewitz war, für die Wintersaison ein; meine Mutter nahm ein Abonnement in einer Loge, das meistens mir zu gut kam. Die Gesellschaft war so übel nicht: Madame Badewitz, eine hübsche junge Frau, spielte die Liebhaberinnen recht natürlich, eine Demoiselle Sternfeld war leidlich, auch der erste Liebhaber, Herr Stahl, gefiel, nur tobte und schrie er bisweilen gar zu arg. Ich hatte bald die persönliche Bekanntschaft

dieser drei Individuen gemacht, indem ich ihnen allerlei kleine Gefälligkeiten erwies, namentlich Bücher und Schauspiele aus meines Vaters Bibliothek lieh und den Damen auch zu allerlei Toilettgegenständen, Kleidungsstücken und andern Requisiten verhalf, wogegen Mademoiselle Sternfeld und Herr Stahl die Güte hatten, Rollen mit mir durchzugehen, und ich lernte den Ferdinand in Cabale und Liebe, den Don Carlos, den Ficsko, den Balduin in den Kreuzfahrern, den Gustav Wasa, den Philipp in Johanna von Montfaucon, Ludwig den Springer, den Fritz Hurlebusch im Wirrwarr, den Pagen in den Pagenstreichen, den Abällino und noch mehrere andere Rollen für das Schauspiel auswendig, während ich bei Herrn Hofrath Andre, der ein großes Vergnügen an meinem musikalischen Talent fand, die Gesangsparthien des Don Juan, des Tamino, des Figarro und einiger andern einstudirte; da der Umfang meiner Knabenstimme Bariton und Tenor umfaßte, so machte ich mir nach und nach ein hübsches Repertoir; zu gleicher Zeit versuchte ich mich als dramatischer Schriftsteller und schrieb mehrere kleinere Lustspiele und ein großes Trauerspiel, das ich nach Kramers „Adolph der Kühne," der mir in die Hände gefallen war und meine Lieblingslectüre wurde, so daß ich ihn wenigstens ein Dutzendmal las, bearbeitete und benannte.

Gar zu gerne hätte ich im elterlichen Haus jetzt ein Liebhabertheater etablirt, aber da sich diesem Vorhaben nicht zu beseitigende Schwierigkeiten entgegensetzten, so mußte ich mich begnügen, ein Puppentheater bestmöglichst einzurichten, auf dem ich mit Hülfe einiger andern Kinder gewöhnlich Sonntags Vorstellungen gab. Dies Theater stellte ich dann dicht an die Thüre, die aus der Stube, in der wir spielten, in ein anderes Zimmer führte, so daß dasselbe sammt den Dirigenten völlig von den Zuschauern, welche meistens aus Kindern und dem Gesinde bestanden, getrennt war, und Niemand hinter das Theater konnte. Die Bühne hatte mir unser Tischler nach meiner Angabe verfertigen müssen, mehrere Dekorationen hatte mir unser Zeichnenlehrer Herchenröder gemalt, andere hatte ich selbst nach denen des Frankfurter Theaters, die zum Theil von dem berühmten Quaglio und Fuentes gemalt waren, zusammengepfuscht, und meine Gehülfen bei der Aufführung waren meistens Mädchen, namentlich Jeannette und Arkade. Indessen glaube man nicht, daß wir uns begnügten, kleine Harlequinaden aufzuführen, im Gegentheil, die größten Maschinenstücke, wie eine

habe auf einer Altane im Schloß einige Kanonenköpfe liegen sehen, die eignen sich ganz vortrefflich dazu. — Noch denselben Abend gingen wir in das Schloß und holten einen solchen Kanonenkopf, der so schwer war, daß wir Beide daran zu schleppen hatten, und brachten ihn glücklich und unbemerkt in Waldschmidts Hof; hier füllten wir ihn nun mit einer hinlänglichen Quantität Pulver, Salz, Sand und Nasen, keilten die Ladung so fest wir es vermochten mit einem Hammer ein, und fertigten dann noch ein auf drei Minuten berechnetes Zündröhrchen. Nun mußte die Gelegenheit abgepaßt werden, das Mordinstrument, das, wie mir mein Spießgeselle versicherte, nicht den mindesten Schaden, sondern nur einen furchtbaren Knall verursachen würde, in des Raths Behausung zu bringen, was jedenfalls nur nach eingebrochener finstrer Nacht geschehen konnte.

In einigen Tagen wurde eine große Theegesellschaft bei Rath Wredens angesagt, der die angesehensten Honoratioren Offenbachs und auch unsere beiderseitigen Eltern beiwohnen sollten. Es wäre ein Meisterstreich, sagte ich zu meinem Helfershelfer, wenn wir an diesem Abend den Mordschlag losknallten, und schnell waren wir einverstanden, es so einzurichten. Als der bestimmte, von uns sehnlichst herbeigewünschte Abend herangekommen, die Gesellschaft bei Wredens versammelt, und das ganze Haus illuminirt war, holten wir unsern Mordschlag, den wir unter einer Gartenhecke versteckt hatten, hervor, schleppten ihn unbemerkt in des Raths Haus, das in der nämlichen Straße, in der Domgasse, unfern unserer Wohnung lag, durch die offenstehende Hausthüre in den Gang, der zwischen den Zimmern hinlief, und postirten ihn so leise als möglich in einen Winkel hinter die Thüre, zündeten mit einem Stückchen Schwamm das Röhrchen an, schlichen uns eben so unbemerkt als wir gekommen waren davon, und nahmen, als wir uns wieder auf der Straße befanden, Reißaus in vollem Galopp; aber noch waren wir nicht an unsern Wohnungen angekommen, als der welt- oder doch wenigstens die ganze Straße erschütternde Knall losplatzte und auch mir einen unwillkührlichen Schrei auspreßte. Eine so furchtbare und so schnelle Wirkung, wir waren kaum eine halbe Minute fort, hatte ich nicht vermuthet. Zitternd und leichenblaß eilte ich auf meine Stube, in Todesangst der Dinge wartend, die da kommen würden. Es dauerte auch nur wenige Minuten, so kamen meine Eltern, ebenfalls auf das Höchste er-

schrocken, in der größten Unruhe heim. Das Gesinde und meine Geschwister hatten sich alle in der Wohnstube versammelt, mein Vater fragte sogleich nach mir und ließ mich rufen, als man ihm sagte, ich müsse auf meiner Stube seyn. Bebend und ganz verstört folgte ich dem Ruf, und mein Vater redete mich mit den Worten an: nicht wahr, armer Ferdinand, du bist auch recht erschrocken?

— Ach entsetzlich! — stammelte ich.

— Aber auch so ein Teufelsstreich! die Canaillen, die ihn verübt, müssen gehängt werden, fuhr er fort, und ich fühlte meinen Hals jucken. In wenig Augenblicken waren mehr als ein Paar Tausend Menschen in der Domstraße und vor des Rath Wredes Hause versammelt, Schaar- und Nachtwächter, Spritzen und Polizei und das ganze Jienburgische Heer, aus einem Hauptmann, 33 Mann und zwei Corporalen bestehend, unterm Gewehr. Der Schlag hatte schnell die in großem Galla versammelte Assemblee, wenn auch nicht in die Luft, doch auseinander gesprengt, und im ganzen Haus war auch nicht eine Scheibe ganz geblieben. Die Wirkung war dieselbe als wenn man einen Vierundzwanzigpfündner zwischen vier Wänden abfeuerte. Als man in die Zimmer drang, fand man noch ein Dutzend Damen und Herren in todtenähnlicher Ohnmacht unter den Spiel- und andern Tischen liegen, nur ein hie und da zappelndes Bein verrieth noch einiges Leben; die meisten derjenigen Gäste, deren Nerven der Knall ertragen, hatten sich unter Betten und Sophas verkrochen, in Todesangst den jüngsten Tag erwartend, Karten, Stühle, Gelder, Tassen, Gläser, Flaschen, Kuchen und kalte Küche lagen im buntesten Durcheinander am Boden. Alle Lohnkutscher wurden in Bewegung gesetzt, die ohnmächtigen Gäste, die keine Equipagen hatten, nach ihren respectiven Wohnungen zu bringen, wo manche noch nach Monden die Wirkung dieses Schreckens empfanden, auch mein armes Rosettchen, die unschuldige Ursache dieser Greuelthat, mußte mehrere Tage das Bett hüten, und der dicke Rath Wrede hatte sich den Arm aufgefallen. Nachdem man sich von dem größten Schrecken erholt hatte, war es, wie begreiflich, das Erste, daß man nach der Ursache und dem Urheber der mörderischen That forschte. Bald fand man den umgestürzten Katzenkopf hinter der Hausthüre liegen. Der junge Waldschmidt und ich sahen uns den kommenden Tag in den Lehrstunden, denn auch er besuchte Scherers Institut, wagten

aber kaum uns einander anzusehen, viel weniger von dem Ereigniß, das fortwährend die ganze Polizei in Athem hielt, zu sprechen; man hatte einen Preis von hundert Thalern auf die Entdeckung des Thäters gesetzt. Aber erst zwölf Jahre später erfuhr man die Wahrheit durch mich, als der junge Waldschmidt bereits an einer schweren Verwundung, die er als Major in Nassauischen Diensten in der Schlacht bei Belle-Alliance erhalten, eine Kanonenkugel hatte ihm das rechte Bein zerschmettert, gestorben war. Rath Wrede hatte an vier Hundert Gulden für Haus- und Fensterreparaturen zu bezahlen, und lange wagte man es nicht mehr seine Abendgesellschaften zu besuchen.

Bald nach diesem Vorfall kehrten meine Eltern nach Frankfurt zurück und ich mußte zu meinem Leidwesen wieder ganz in dem Institut wohnen, wo sich indessen eine neue, sehr hübsche, kaum dreizehnjährige Nichte des Hofraths, Helenchen Valentin, eingefunden hatte, mit der ich nun meine Aufgaben in den Abendstunden zusammen in der erwähnten Garderobe machte und auswendig lernte, und man darf es mir auf's Wort glauben, daß auch ohne die Pestalozzische Methode, die wir nicht kannten, wir beide durch gegenseitigen Unterricht erstaunlich schnelle Fortschritte machten. Gegen das Frühjahr verlor ich meinen guten, schon länger kränkelnden Großvater Weller, der Mann hatte sich übermäßig angestrengt und fast zu Tode gearbeitet, während die meisten Römerherrn ihre Stellen als Sinekuren betrachteten und es sich in träger Behaglichkeit wohl seyn ließen. Das edle Roß arbeitet unaufgefordert bis zum letzten Athemzug, der Esel aber läßt sich zur Arbeit prügeln und thut sich doch nicht weh.

Der gute Mann hatte noch vor seinem Tode geäußert, daß man mich doch in den Religionsunterricht des Pfarrers Dr. Hufnagel nach Frankfurt schicken solle, der ein berühmter Prediger und sein intimer Freund war, um von diesem confirmirt zu werden. — Dies war Wasser auf meine Mühle, denn nun mußte mich Hofrath Scherer jede Woche ein, auch zweimal zu dieser Gebetstunde nach Frankfurt gehen lassen. Hier fesselte sogleich nicht Dr. Hufnagel, sondern ein allerliebstes Mädchen, die Wirthstochter aus dem englischen Hof, Jungfer L...., wie sie sich nannte, meine Aufmerksamkeit, ich hatte bald nur noch Augen und Ohren für sie und war taub für die Lehren des wackern Hufnagels. Bald hatten wir erst nur durch Blicke, dann durch Zettelchen

korrespondirt, die ich ihr beim Verlassen der Gebetstunde zusteckte, worauf wir aus Mangel an passendern Orten uns Rendez-vous hinter den einsamen Stadtmauern in der Gegend des Eschenheimer Thors gaben; aber dies Einverständniß hatte kaum einige Wochen gedauert, als es durch die Unvorsichtigkeit meiner Theuern plötzlich gestört und mir der fernere Besuch der Religionsstunden in Frankfurt untersagt wurde. Die L. ließ während dem Unterricht ein Zettelchen, das ich ihr beim Eintreten zugesteckt, in dem ich sie auf den Wall am Eschenheimer Thor beschied, und das mit einem: „einstweilen Tausend Küsse, mein lieblicher Engel," schloß, aus ihrem Gebetbuch fallen, ohne es sogleich wahrzunehmen, ein anderes neben ihr sitzendes Mädchen hob es auf und übergab es dem Dr. Hufnagel, der es zu unserm beiderseitigen Schrecken las, zu sich steckte und nach der Confirmandenstunde das arme Kind vornahm, das, heiße Thränen vergießend, beichtete, ich habe sie zu all den gottlosen Dingen verführt. Meine Eltern wurden von der gemachten Entdeckung in Kenntniß gesetzt, theilten sie dem Hofrath Scherer mit, der ohnehin über das nach Frankfurt laufen als viel zu zeitraubend ärgerlich war, und nun wurde beschlossen, daß ich den Frankfurter Religionsunterricht aufgeben, die Confirmandenstunden in Offenbach bei dem lutherischen Oberpfarrer Waldeck fortsetzen und daselbst auch konfirmirt werden solle. So unangenehm mir dieser unwiederrufliche Beschluß Anfangs war, so wußte ich mich doch bald darein zu finden, und fing in der neuen Gebetstunde da an wo ich es in Frankfurt gelassen hatte, nehmlich statt auf die Lehren des guten Herrn Oberpfarrers zu achten, suchte ich mit den hübschesten Mädchen zu liebäugeln, deren es auch hier gab, und eine schmachtende Sophia, ein Kind der Liebe in jedem Sinn, hatte neben Rosettchen, die gleichfalls diese Gebetstunden besuchte, schnell mein so empfängliches Herz zu fesseln gewußt, ich war getröstet, nahm mir aber vor, meine Sache jetzt klüger anzufangen und vor allem keine Zettel mehr zu schreiben, dagegen unterstrich ich die mir gerade dienlichen Worte in meinem Catechismus mit Bleifeder, machte ein kleines Zeichen an den Rand der Zeilen, in denen sich die unterstrichenen Worte befanden, ein Kreuz hinter dem Wort, das eine Phrase schloß, und machte mich so vollkommen verständlich. Beim Herausgehen tauschten wir die gleich gebundenen Bücher gegeneinander aus, ich fand die erbetene Antwort auf dieselbe Weise bezeichnet, denn ich hatte gar gelehrige Schülerinnen

für meinen Unterricht, und auf diese Weise wurde gar manche Zusammenkunft verabredet und zu Stande gebracht.

Eine Geschichte anderer Art, bei der ich der Anführer gewesen, brachte dem Vorsteher unsers Instituts große Unannehmlichkeiten. Der junge Waldschmidt und ich hatten allerlei Kriegsspiele in den Stunden der Erholung eingeführt, und namentlich auch das Schleudern; hiezu nahmen wir meist unreife Aepfel, Kartoffeln und ähnliche Sachen. Nun aber blieb es bei diesem Schleudern nicht in den Grenzen des Gartens und Hofs unsers Lehrers, sondern auf mein Anstiften übten wir uns, die Aepfel und Kartoffeln über das ziemlich hohe Haus, das wir bewohnten, zu werfen, so daß die meisten jenseits desselben in die Frankfurter Straße niederfielen, nicht selten Vorübergehende trafen, und ein Apfel sogar einmal auf eine Rathsnase fiel und diese blutig schlug. Geraume Zeit konnte sich Niemand erklären, wo diese Dinge, die wie vom Himmel gefallen schienen, herkamen, bis endlich einmal eine ziemlich dicke Kartoffel in die Fensterscheiben des gegenüberliegenden Gasthauses zum Nassauer Hof fiel und diese zerschlug, so daß die Glasstücken um die Köpfe mehrerer Gäste flogen; kaum hatten sich diese vom ersten Schreck erholt, als ein zweiter Wurf wieder durchs Fenster mitten in den Saal flog, dies gab großen Lärm, man wollte durchaus wissen, von wo ein solches Bombardement des Gasthofes herrühre, und entdeckte bald, daß das Wurfgeschoß seinen Weg über das Dach des Hofraths Scherer nahm, stürmte dessen Haus und fand uns sämmtlich im Garten in voller Arbeit. Scherer versprach zwar alle mögliche Genugthuung und Bestrafung, aber der Wirth des Gasthofs, der ohnehin einen Pik auf das Institut oder vielmehr dessen Zöglinge hatte, die ihm schon manchen Schabernack zugefügt, machte die Sache bei der Polizei anhängig, unser Lehrer wurde vorgeladen und die Geschichte zog ihm manche Verdrießlichkeit und dem Institut einen übeln Ruf zu. Es stand schon früher bei den Einwohnern Offenbachs nicht im besten Geruch, wozu ich das meinige redlich beigetragen hatte.

Damals verbreitete sich in Offenbach und der Umgegend plötzlich die Nachricht, daß der berüchtigte und allgemein gefürchtete Räuberhauptmann Schinderhannes (Johannes Bückler) in Frankfurt im rothen Ochsen, dem östreichischen Werbhaus, gefangen worden sey. Anfänglich wollte Niemand daran glauben, bald bestätigte sich jedoch diese große Neuigkeit, so wie daß man ihn an das fran-

zösische Gouvernement nach Mainz abgeliefert habe, da er hauptsächlich das linke Rheinufer zum Schauplatz seiner Unthaten und Missethaten gemacht hatte, von denen viele höchst originell waren, namentlich die welche er an Juden, die er besonders haßte, verübte. Seitdem das linke Rheinufer französisch war, hatten ihm die dortigen Gensdarmen so gewaltig zugesetzt, daß er sich schon einigemal auf das rechte Ufer geflüchtet, und um sich aus der Klemme zu retten, bei östreichischen oder preußischen Werbern engagirt hatte. Da er noch ein sehr junger und wohlgewachsener Mann war, so wurde ihm jedesmal ein schönes Handgeld ausgezahlt, worauf er sich bei der ersten Gelegenheit wieder aus dem Staub machte und sein Räuberhandwerk von neuem begann. Als ihm einst ein östreichischer Werbunteroffizier vier Carolin Handgeld ausgezahlt hatte und beide hierauf durch den Frankfurter Wald kamen, zog Schinderhannes plötzlich zwei Terzerolen unter dem Wamms hervor und sagte zu dem Corporal: „Jetzt geht jeder seinen Weg, ich bin Johannes Bückler,“ und der Unteroffizier mußte ihn gehen lassen. Diesesmal war er jedoch im Werbhaus selbst erkannt, festgenommen und wohl geknebelt nach Mainz transportirt worden.

Ich hatte schon so viele und seltsame Dinge von diesem Schinderhannes erzählen hören, daß ich mir ein großes Genie, einen wahren Wundermann unter demselben dachte, den zu sehen ich weiß nicht was darum gegeben hätte. Zudem war meine Phantasie so eben durch das Lesen des Rinaldo Rinaldini aufgeregt und obendrein studierte ich die Rolle des Carl Moor aus Schillers Räubern ein. Ich träumte und phantasirte wachend von diesem Helden und dem Schinderhannes, von dem man allgemein glaubte, daß er sich selbst wieder befreien würde, und täglich eine solche Nachricht erwartete; unter dem Volk stand sogar der Glaube fest, daß er sich unsichtbar machen könne. Unterdessen aber wurde sein Prozeß und der seiner Spießgesellen, von denen man die gefährlichsten, wie den schwarzen Peter, den tollen Jonas ꝛc., nach dem Habhaftwerden ihres Hauptmanns ebenfalls eingefangen hatte, bei den französischen Gerichten zu Mainz eifrigst betrieben, und nach mehrern Monaten kam die Nachricht, daß er sammt seinen gefangenen Helfershelfern, dreiundzwanzig an der Zahl, zum Tod verurtheilt sey.

Schinderhannes sterben ohne daß ich dieses Genie gesehen, war mir ein unerträglicher Gedanke. Unter andern Gaben, mit denen mich die gütige Natur beschenkt, war auch eine gute Portion

Leichtsinn, die mich gar oft in die allerbedenklichsten Lagen brachte, und mehr als hundertmal setzte ich gleich einem verzweifelten Spieler Existenz, Leben und Vermögen auf einen einzigen Wurf und — gewann meistens; dies ist allerdings das, wenn auch desperate Mittel, manches gefährliche Wagniß durchsetzen zu können, indessen muß man dabei auf Alles was kommen kann gefaßt und resignirt seyn. Einmal nun der Krug jedenfalls brechen, sey's zehn oder zwanzig Jahre früher oder später, der Unterschied will nicht viel heißen; ist die Posse ausgespielt, so denkt vierundzwanzig Stunden darauf fast kein Mensch mehr an diese Lebenskomödie, sie sey Lust-, Schau- oder Trauerspiel gewesen. Am Ende ist doch die Philosophie die klügste, die da lehrt, man müsse jeden Augenblick bestmöglichst zu seinem Vergnügen zu benutzen suchen, und diese Maxime schien mir angeboren, denn ich hatte immer Schillers Worte:

„Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück."

vor Augen. Unbekümmert über das was die Menge, vulgo die Welt genannt, von mir urtheilen möge, überließ ich es ängstlichern Menschenkindern, sich deßhalb Sorgen zu machen, und dachte mit Sokrates: «Prügelt mich, wenn ich nur nicht dabei bin,» sonst aber wehre ich mich meiner Haut. Dafür meinten freilich viele meiner Bekannten und Vettern, ich werde gleich den Schwaben erst mit vierzig Jahren klug, aber sie irrten, denn ich wurde es selbst im funfzigsten noch nicht.

Als ich mit Bestimmtheit den Tag kannte, der zur Exekution meines Helden festgesetzt war, erklärte ich dem Herrn Hofrath zwei Tage früher, daß ich den kommenden Morgen zur Geburtstagsfeier meines Vaters nach Frankfurt gehen müsse, was er mir nach einigen Einreden, die ich zu widerlegen wußte, zugestand. Ich hatte erfahren, daß den Tag vor der Hinrichtung außer dem jeden Morgen abgehenden Marktschiff noch eine Extra-Nacht von Frankfurt nach Mainz fahren würde, ich machte mich deßhalb in aller Frühe auf die Beine, kam nach 6 Uhr in F. an, eilte sofort an die Ufer des Mains und schiffte mich auf der Nacht ein, wo ich nicht eher ruhig war, als bis sie die Anker gelichtet, das heißt, die Seile, die sie am Ufer hielten, losgebunden, denn ich fürchtete immer noch eingeholt und zurückgebracht zu werden. Endlich fuhren wir mit Musik und unter dem Jubel der Menge ab. Jetzt erst wurde es

mir leichter ums Herz und ich freute mich innerlich über das Gelingen meines Genieſtreichs. Das Schiff war mit Paſſagieren jeder Gattung bis zum Erdrücken angefüllt. Greiſe und Jünglinge, alte Weiber und blühende Mädchen, wichtigthuende Beamte und ſorgloſe Bänkelſänger, alles war in buntem Gemiſch durcheinander und vertrug ſich beſtens. Daß faſt nur von dem berühmten Räuberhauptmann und ſeiner Bande die Rede und das dritte Wort Schinderhannes war, von dem man ſich die wunderlichſten Abenteuer und Anekdoten, wahr oder erfunden, erzählte, kann man ſich denken, ſo wie daß ich jedes Wort und jede Meinung mit Begierde aufſchnappte und das Geſicht verzog, wenn ſie mit meinem Ideal nicht übereinſtimmten. Indeſſen war die Fahrt luſtig und unterhaltend genug, man ſang, ſpielte, ſchmauſte und zechte, ich naſchte Kuchen und Backwerk, was man zum Verkauf ausbot, und verſchenkte manch Stückchen an ein hübſches Mädchen. Aber Jedermann wunderte ſich, daß ich ſo allein, ohne alle Kopfbedeckung, im bloßen Hals, in dieſer Jahreszeit, es war im Winter, und ohne alle Aufſicht zu einer ſolchen Feierlichkeit nach Mainz reiſe. Aber unbekümmert ſtimmte ich in das originelle Lied, das einige luſtige Brüder ſangen: «So geht es in Schmutzel-Putz-Häuſel, da tanzen die Ratzen und Mäuſel» mit ein, und fuhr heiter den Strom hinab. Erſt gegen Abend bekamen wir das alte ehrwürdige, ehedem goldne Mainz mit ſeinen Thürmen, Kirchen und Klöſtern zu Geſicht. Nach fünf Uhr wurde gelandet, und während ſich alle Paſſagiere nach Gaſthöfen und einem Nachtlager umſahen, war, als ich ausgeſtiegen, meine erſte Frage, ob ein Theater in Mainz ſey und ob man dieſen Abend ſpiele, worauf mir eine bejahende Antwort wurde, und zwar, daß man franzöſiſche Comödie ſpiele. Ein franzöſiſches Stück hatte ich noch nie aufführen ſehen, und nichts hätte mich, deſſen Neugierde aufs höchſte erregt war, abhalten können, demſelben beizuwohnen. Ich ließ mir ſogleich den Weg zeigen, der nach dem Theater führte, nahm ein Parquetbillet und ſah den «Kalif von Bagdad» und noch ein Paar franzöſiſche Luſtſpiele aufführen. Als gegen zehn Uhr das Schauſpiel beendigt war und ich das Haus verließ, ergoß ſich der Regen in Strömen, ich hatte noch an kein Nachtquartier gedacht, befand mich zum erſtenmal in einer mir ganz fremden und ziemlich großen Stadt, fragte nun erſt nach Gaſt- und Wirthshäuſern, lief, in allen abgewieſen, von einem zum andern, denn Niemand wollte ſich mit

dem seltsamen Gast, der ohne Mantel, Binde und Hut, schon wie ein Pudel durchnäßt, kein großes Vertrauen einflößte, besaßen, und zudem waren ja alle Wirthshäuser vom ersten bis zum letzten überfüllt. So rannte ich nun umher ohne zu wissen wohin, und schon ging es auf Mitternacht zu, als zähneklappernd und vor Frost zitternd und schaudernd, durch die schon längst menschenleeren Straßen irrend, mich der Zufall an das Judenplätzchen führte, wo ich eine vor dem dortigen Wachthaus stehende französische Schildwache anredete und ihr meine Verlegenheit klagte. Sie hieß mich in die Wache eintreten, wo ich mich bei einem guten Feuer trocknen und erwärmen könne, und da ich diesem Rath nicht sogleich Folge leistete, so öffnete mir der Soldat selbst die Thüre, rief dem wachehabenden Sergeanten, dem er mein Abenteuer mittheilte, der mich nun in das Wachtzimmer nöthigte, wo er und seine Leute warmen Antheil an meinem Schicksal nahmen, mich scherzend bedauerten, nach französischer Weise Witze und Bonmots über mein Malheur machten, sonst aber sehr artig waren. Sie halfen mir die nassen triefenden Kleider ausziehen, mich einstweilen in eine ihrer Capouten hüllend, und mir, während sie meine Effekten am Feuer trockneten, ein Nachtlager auf der Pritsche mit Soldatenmänteln und einem Tornister, der mir statt Kopfkissen diente, bereitend, auf dem ich auch bald nach Herzenslust schnarchte. Als ich am andern Morgen erwachte, waren meine Kleidungsstücke getrocknet und sogar gereinigt und ausgebürstet, man war mir beim Ankleiden behülflich, und ich, für die erwiesene Gastfreundschaft erkenntlich, regalirte die ganze Wache avec la goutte, und eilte, nachdem ich Theil an dem militärischen Frühstück und Abschied von meinen gefälligen Schlafkameraden genommen, mit fast ganz leerer Tasche, denn ich hatte nur wenige Gulden, nach dem zur Exekution bestimmten Platz, auf dem ehedem die prächtige churfürstliche Favorite gestanden, und den jetzt wieder schöne Gartenanlagen zieren. Die schon von allen Seiten dahin strömenden Volksmassen zeigten mir den Weg.

Daselbst angekommen, fand ich einen großen Kreis durch ein militärisches Spalier gebildet, in dessen Mitte die roth angestrichene Guillotine stand. Gerne wäre ich in den Kreis gegangen, aber das Militär ließ Niemand durch, nur Offiziere und höhere Beamte hatten dieses Vorrecht. Schon harrte die unermeßliche Zahl der Neugierigen Stunden lang, als man endlich einen dumpfen Trommelschlag und gleich darauf ein: »ße kommen, ße kommen!«

vernahm. Es fuhren nun mehrere Kutschen mit diensthuenden Beamten in den Cirkus, ich paßte einen günstigen Augenblick ab, und stahl mich hinter einer solchen in denselben. Jetzt kamen die armen Sünder auf mehrern Leiterwagen, theils mit rothen, theils mit weißen Hemden bekleidet, in Begleitung katholischer und protestantischer Geistlicher, angefahren. Noch immer dachte ich, daß irgend ein Deus ex machina kommen müsse, um die Räuberhelden zu befreien, aber vergeblich. — Jetzt herrschte eine Todtenstille im ganzen Umkreis. Schinderhannes sprang zuerst vom Wagen, stieg beherzt und mit Anstand auf das Schaffot, sprach noch einige Worte, die ich nicht verstand, machte eine kurze Verbeugung gegen die Zuschauer, legte das Haupt auf den Block, den das centnerschwere Messer mit einem ringsum wiederhallenden Schlag vom Rumpf trennte, wobei mir ein tiefer Seufzer entfuhr, und ich lispelte: Rinaldo Rinaldini ist nicht mehr! Ich hatte den einst so gefürchteten Schinderhannes ganz in der Nähe gesehen und dessen Züge nicht ohne einen Ausdruck, der einen gewissen Edelmuth zu verkünden schien, gefunden. Bis zum letzten Augenblick zeigte er die größte Standhaftigkeit und Entschlossenheit. Ihm folgten die Mitverurtheilten der Reihe nach rasch hintereinander, keiner zeigte jedoch den Muth des Anführers, einige mußten sogar ohnmächtig auf das Schaffot getragen werden. Ich hielt es nur bis zum zehnten aus, dann wurde mir die Schlächterei und das viele Blut zuwider; ich eilte in die Stadt zurück, wo ich am Thor hinter einem Tisch, auf dem eine blecherne Büchse war, mehrere Männer stehend fand, von denen einer ein einjähriges Kind auf dem Arm hatte; es war der Sohn des guillotinirten Räuberhauptmanns, dem alle Vorübergehenden reichliche Gaben spendeten, auch ich warf ein Sechskreuzerstück, die Hälfte von dem was ich noch übrig hatte, in die Büchse, als Beitrag für den Nachkömmling des verunglückten Helden.

Indessen war die Mittagsstunde herangekommen, und mein leerer Magen mahnte mich, daß ich gewohnt war ihn um diese Zeit zu füllen; als ich so überlegte, daß dies mit sechs Kreuzern eine ziemlich schwere Aufgabe sey, begegnete mir gerade ein guter Freund unserer Familie, der in Mainz wohnte, der Hofrath Jung, und fragte mich verwundert, wie ich nach Mainz gekommen und ob ich allein sey. Ich theilte ihm nun mein Abenteuer mit, ohne ihm zu sagen daß ich heimlich und ohne Erlaubniß den Abstecher gemacht, worauf er mich zum Mittagessen einlud, mich mit sich

nahm und schmälte, daß ich ihn nicht sogleich nach meiner Ankunft zu Mainz aufgesucht und bei ihm logirt habe. Denselben Abend nahm er mich mit seinen Kindern auf einen großen, im Schröder'schen Kaffeehaus veranstalteten Ball, und den andern Morgen trat ich nach eingenommenem Frühstück die Reise zu Fuß nach Frankfurt an, da ich kein Geld hatte, einen Platz in einem Wagen oder Schiff zu bezahlen, und Jung nicht darum ansprechen mochte. Je mehr ich mich aber Frankfurt näherte, wo ich mit großem Hunger und höchst ermüdet ankam, desto mehr klopfte mir das Herz, denn nicht ohne Grund fürchtete ich ein schweres Ungewitter. Ich faßte aber Muth und betrat das Vaterhaus, wo ich über alle Erwartung gnädig von meinen Eltern aufgenommen wurde, die in namenloser Angst, was aus mir geworden, nur froh waren, mich gesund und mit heller Haut wiederzusehen. Scherer hatte den zweiten Tag nach meiner Abwesenheit fragen lassen, warum ich nicht zurückkäme — Nachdem ich mich gehörig restaurirt hatte, wurde ich noch denselben Abend nach Offenbach fredirt, wo es aber nicht so gelinde abging, sondern ich drei Tage lang in die Rauchkammer und zwar bei Wasser und Brod gesperrt und mir verkündet wurde, daß ich in den ersten drei Monaten nicht mehr nach Frankfurt dürfe. Mein Trost in dieser Einsamkeit war: Du leidest dies Alles um Schinderhannes willen, hast den unsterblichen Helden des Jahrhunderts sterben, eine Guillotine, ein französisches Theater, einen Ball und Mainz gesehen, und eine merkwürdige Reise gemacht.

Ein Trauerfall und dann eine fröhliche Begebenheit waren Ursache, daß ich schon in den ersten vierzehn Tagen wieder das väterliche Haus besuchen sollte. Meine jüngste Schwester Auguste, ein überaus liebliches, fast bei ihrem Leben schon verklärtes Wesen starb nach einem Krankenlager von kaum drei Tagen. Meine untröstlichen Eltern wollten nun alle ihre Kinder um sich sehen, und auch ich wurde deshalb nach Frankfurt gerufen, wo ich dem Andenken der so früh Entschlummerten und um meine Eltern einigermaßen zu trösten, nachstehendes kleines Gedicht machte:

Meiner entschlafenen Auguste

Ausgerungen hast Du, kleiner Engel,
Ach, Dein Kampf war heiß und schwer!
Aber nun entledigt aller Mängel,
Ruhst Du sanft vor Ferne es um Euch her.

Nur das Fallen bitter, heißer Zähren
Deiner abgehärmten Mutter rief
Dich, — wär's möglich — noch zurückzukehren,
Zu entreißen Dich der Todesgruft.

Rein und unschuldsvoll zurückgegeben,
Wie Du kamst, in seine Vaterhand,
Schlummerst Du, nach kurzem Erdenleben,
Mit der Menschenbrust unbekannt.

Sechs Wochen nach diesem Todesfall heirathete mein Oheim Fritz Weller eine Tochter aus einem der angesehensten und reichsten Häuser Frankfurts, und nun gab es wieder Feste über Feste. Um sich einen Begriff von der raffinirten Gaumenschwelgerei einiger reichen Frankfurter Kaufleute zu machen, will ich hier nur ein einziges Faktum anführen. Dem Brautpaar zu Ehren gab ein gewisser Jüngerling, einer der reichsten Handelsleute der Stadt, der besonders wegen der Erfindung piquanter Saucen und mehrerer Gerichte, die seinen Namen trugen, berühmt war, einen großen Schmaus auf dem Herrnhaus, zu dem die ganze Verwandtschaft eingeladen war. Unter der Zahl der auserlesenen Schüsseln war eine, die er den »Kapaun im Schlafrock« benannte, deren Erfinder zu seyn er sich mit Stolz rühmte und von deren Zubereitung er folgende schauderhafte Beschreibung machte. Zuerst wurde der Kapaun mehrere Monate mit Markklößchen gemästet, sodann, wenn er fett genug war, lebendig gerupft, hierauf mit Butter und Bordeauxwein am ganzen Körper eingerieben und sodann mit einer Peitsche in einem geheizten Zimmer so lange herumgehetzt, bis sich Butter und Wein mit dem Schweiß des armen Thiers vermischten und in dessen Haut gedrungen waren. Diese Operation wurde mehrmals wiederholt, bevor man den Kapaun tödtete, worauf er in die Haut eines frisch geschlachteten Spanferkels genäht und so gebraten wurde. Mehreren Gästen wurde es bei dieser, an der Tafel selbst mit wohlgefälliger Prahlerei mitgetheilten Erzählung beinahe übel, und die meisten, unter denen auch das Brautpaar, wollten nichts von dieser gerühmten Schüssel genießen, während es sich mehrere Hoch- und Butschmecker mit schwappelnden Bäuchen so trefflich schmecken ließen, daß sie den Braten allein mit Haut und Haar aufzehrten. Auch zur üppigsten Zeit der Römer haben deren größte Schlemmer nichts Abscheulicheres ausgeheckt, ihre Gaumen zu kitzeln.

Gleich nach der Hochzeit wurde eine Rheinreise auf einer von meinem Oheim eigens dazu gemietheten Yacht veranstaltet, an der auch meine Eltern und wir Kinder Theil nahmen. Die Fahrt ging nach dem alten Köln; bei dieser Gelegenheit sah ich zum Erstenmal die herrlichen Gegenden, die sich längs dem Vater Rhein auf beiden Ufern ausdehnen, und bewunderte die alten, auf steilen Felsen hängenden Burgruinen, die köstlichen Weinberge, die vielen freundlichen Städte und Ortschaften, die so malerisch gelegenen Kirchen, Klöster, Villas und Meiereien, die Gebirge, die in steter Abwechslung von Mainz bis Bonn an dem entzückten Auge vorüberschweben.

Nach diesen Festivitäten kehrte ich wieder nach Offenbach in meine Pensionen zurück, um bald darauf konfirmirt zu werden, ob ich gleich auch nicht eine Seite vom Catechismus, gar keine Bibelsprüche, ja nicht einmal das Vaterunser, dagegen wenigstens ein Dutzend Theaterrollen bis auf das Tüpfelchen auswendig konnte. Der Herr Oberpfarrer war aber sehr nachsichtsvoll und so gütig, mir nur solche Fragen vorzulegen, die ich nicht anders als mit einem einfachen Ja oder Nein beantworten konnte. Dennoch erhielt ich bei dieser Gelegenheit reiche Geschenke von meinen Verwandten, so wie der Herr Oberpfarrer auch gut bedacht wurde.

Nach der Confirmation widmete ich mich mehr denn je den dramatischen Studien. Bei dem Hofrath Andrä waren ein Paar junge Leute, Namens Winter und Reinwald, welche die Harmonie und den Generalbaß studierten, diesen sang ich meine Opernrollen vor und sie feuerten mich nicht wenig durch ihren unverdienten Beifall an. Sie waren auch im Haus der als Schriftstellerin bekannten Sophia La Roche eingeführt, und durch sie und Bettina Brentano, die ihrer Großmutter von mir gesprochen, ward ich derselben vorgestellt, deklamirte ihr mehrere Gedichte vor, und als sie meinen festen Vorsatz, mich dem Theater zu widmen, erfuhr, sagte sie: »ich wüßte nicht was ich thun würde wenn ich ein Kind hätte, das diese Carriere wählte.« — Was mich noch mehr in meinem Entschluß bestätigte, war, daß ein anderer junger Mensch, Namens Eduard St…, der mein Vetter und zwei Jahre älter als ich war, durchaus eine gleiche, ja noch größere Neigung als ich zur Schauspielkunst, dabei eine einnehmende Figur, aber wenig Talent hatte. Wir kamen jetzt in der Regel jeden Sonntag in einem Garten des Wasserheis, einer in der Nähe zwischen Offenbach und

Frankfurt am Main liegenden Meierei, zusammen, wo wir uns gegenseitig unsere Pläne und Hoffnungen für die Zukunft bei einer Schale süßer Milch und Weck mittheilten und unsere Rollen überhörten.

Ich suchte nun auch Herrn Schmidt, den Kapellmeister des Frankfurter Theaters, auf, dessen Bekanntschaft ich bei dem Herrn Geheimenrath Willemer gemacht, der ein großer Theaterfreund und Actionär des Frankfurter Theaters war, und die Coryphäen desselben häufig auf sein Landgut bei Oberrad einlud. Ich deklamirte und sang den Herren vor, und sie meinten, daß ich allerdings nicht ohne Talent für die Bühne sey; ich sah mich schon im Traum ein Roscius, Garrik oder Iffland, auf dem Theater zu Weimar und Berlin, die damals für die ersten Deutschlands galten. Bei dieser Gelegenheit in Willemers Garten lernte ich ein Fräulein von W.... kennen, deren Vater ein Gut in Bockenheim gehabt und in Frankfurt bei einer Spielbank interessirt war; dieses hübsche Mädchen, das auch den Namen Henriette führte, hatte meine Deklamation und mein Gesang angesprochen, sie bezeigte mir viel Theilnahme, und wir waren bald auf dem Fuß, daß sie mir erlaubte, sie Abends nach neun Uhr in ihrem Garten in Bockenheim besuchen zu dürfen; ich ließ mir dies nicht zweimal sagen, sondern begab mich, unter dem Vorwand wegen Unpäßlichkeit früh zu Bette zu gehen, gleich nach dem Abendessen in mein Schlafzimmer, das ich von innen verriegelte, sodann aus dem Fenster hinabstieg, nach Bockenheim rannte und daselbst über W.. 's Gartenmauer kletternd, das Plätzchen aufsuchte, an dem mir Fräulein Henriette Rendez-vous gegeben hatte, es war eine kleine, von dickem Gebüsch umgebene Laube. Damit ich aber in Zukunft nicht mehr zu klettern brauchte, händigte sie mir den Schlüssel zu einem Hinterpförtchen ein, den sie durch ihr Kammermädchen, das ihre Vertraute war, hatte machen lassen. Die Mama dieses lieben Kindes, noch eine schöne Frau, hatte ein Einverständniß mit dem Schauspieler Werdy, dem ersten Liebhaber und Helden des Frankfurter Theaters, und dieser befand sich gleichfalls im Besitz eines solchen Schlüssels. Eines Abends als ich nach zehn Uhr den Garten verließ und eben den Schlüssel in das Schloß des Pförtchens stecken wollte, öffnete sich dieses und ich stand Werdy gegenüber, — anfänglich waren wir beide ein wenig frappirt, doch bald wieder gefaßt sagte Werdy zu mir: »Ich weiß, welches Wildes Spur Sie hier verfolgen, wir gehen einander nicht in das Gehege; ist mir

die Tochter nicht beschieden, so suche ich die Mutter auf, doch reinen Mund. — Das Kammermädchen Henriettens, das, wie ich später erfuhr, Werdys Herz mit der gnädigen Frau theilte, hatte diesem geplaudert; da die Zofe indessen auch noch ein Einverständniß mit dem Jäger des Herrn von W.... hatte und dieser ihre Intrigue mit dem Schauspieler entdeckte, so gab es bald Lärmen und Halloh, den Herr von W.... klug genug war zu tuschen, mit dem Mantel der Liebe zuzudecken, und dem Jäger Wambold wie dem Kammermädchen den Abschied zu geben. Aber auch meine nächtlichen Besuche in W....'s Garten hatten ein Ende, da auf Befehl des Obersten derselbe, so wie das Fräulein strenge bewacht wurden. — Indessen war damit noch nicht unser Verhältniß abgebrochen. Henriette fand Mittel, mir ein Billet zuzustecken, durch welches sie mich einlud, mich Abends nach dem Theater am weißen Schwanen einzufinden, wo sie oft Stunden lang allein im Wagen halten und auf den Papa, der oben spiele, warten müsse. — Diese Gelegenheit paßte ich ab, und so oft ich sah, daß meine Angebetete allein in der Loge war, fand ich mich nach beendigtem Schauspiel am Schwanen ein, wo ich dann Gelegenheit hatte, mich zuerst lange am Kutschenschlag mit ihr zu unterhalten; aber der wartende Bediente mußte mit in das Geheimniß gezogen und also bestochen werden. Dies war eben kein schweres Stück Arbeit, und da ich außer meinem Taschengeld noch viel von meinen Confirmationsbatzen hatte, so ließ ich es an Trinkgeldern nicht fehlen und zahlte generös, was zur Folge hatte, daß der Bediente bald zu mir sagte: aber warum wollen Sie hier am Wagen stehen, steigen Sie doch ein, ich will schon aufpassen, wenn Papa kömmt. Ich war mit einem Sprung in dem Wagen, verdoppelte das Trinkgeld, denn er mußte mit dem Kutscher theilen, und während unser Figaro oben auf der Treppe stand und aufpaßte wenn sich die Thüre des Spielzimmers öffnete, in dem Oberst W.... die Karten zum Pharao oder Rouge und Noir mischte, und die gewonnenen Dukaten einstrich, spielten wir im Wagen a l'amour und auch Rouge und Noir. Wir verabredeten auch einige Morgenzusammenkünfte in Henriettens Garten, in den ich mich dann, beinahe mit Sonnenaufgang, wenn wir noch Alles in den Federn vermutheten, wieder über die Mauer kletternd, stahl. — Aber eines Morgens war es Papa W...., der nicht hatte schlafen können, eingefallen, ebenfalls mit Tagesanbruch aufzustehen, um — seine den vorigen

Abend mit heimgebrachten Dukaten zu wiegen, ein Geschäft, das er jeden Morgen vernahm, um sie so leicht befremdeten den Abend wieder mit ins Spiel zu nehmen: da führte ihn der Zufall gerade an das Fenster als ich die Notiade über die Mauer antrat, er hatte mich aber nicht erkannt, sondern in der Meinung, es seyen Diebe, das ganze Schlößchen aufrührisch gemacht, das Gesinde aus dem Schlaf klingelnd und herbeirufend. Henriette war aber eiligst wieder in ihr Bett geschlüpft und fand sich mit Mutter und Schwester ein, ganz erstaunt nach der Ursache des gewaltigen Lärmens fragend. — Von jetzt an unterblieben meine Morgenbesuche.

Obgleich meinen Eltern und Verwandten meine Theaterliebhaberei längst bekannt war, so hielten sie solche doch nicht für so ernsthaft und eingefleischt, als sie es in der That war, und dachten noch weniger daran, daß ich mich ganz der Bühne widmen wolle: als sie aber endlich durch Frau von La Roche und Geheimerath Willemers erfuhren, mit welchem Eifer und Enthusiasmus ich für die dramatische Kunst eingenommen sey, so daß ich bei dem Kapellmeister Schmidt sogar schon Schritte gethan, um mich nach einem Engagement umzusehen, da wurde ihnen mit einemmal klar, daß man diesen Hang, der zu einer wahren Leidenschaft geworden, bisher viel zu wenig beachtet habe. — Man hatte mich für den Handelsstand bestimmt, wie die meisten Eltern Frankfurts, welche diesem Stand angehören, nur einzig und allein Glück und Heil in diesem für ihre Kinder erblicken, und mit einer stupiden Verachtung auf fast alle andern Stände herabsehen, sie brodlose Künste nennend, die Mediciner ausgenommen, vor denen sie aus Furcht vor den Krankheiten und dem Tod noch einigen Respekt haben. Aber gerade der Kaufmann war es, der mir vor allem andern zuwider war, und vor dem ich einen wahren Ekel hatte. Täglich hatte ich bei allem Reichthum die Kurzsichtigkeit dieser ewig Zinsen und Procente berechnenden Maschinen vor Augen, ich sah, wie sich alle Begriffe der meisten zu diesem Stande gehörigen Individuen durchaus nur um das werthe Ich und ihren Bauch drehten, wie diese wandernden Geldsäcke für alles höhere Wissen und alle Kunst abgestumpft und unempfindlich waren, und hörte, daß um ein guter Kaufmann zu seyn, man Herz und Gefühl bei Seite setzen und schlechterdings nur das eigene Interesse berücksichtigen müsse. Und dann die vier- oder fünfjährige Lehrzeit, die damit begann, Thüren, Läden und Fenster auf- und zuzuschließen, den Staub von allen

Pulten, Tischen und Büchern gehörig abzumischen, täglich die gehalt-, geist- und wechselreichen Briefe zu kopieren, keinen andern Sinn mehr als für die Worte Gewinn und Verlust, Soll und Haben, zu haben, keine andern als majorem gentium als Haupt- und Conceptbuch, und deren als minorem gentium Journal, Copierbuch, Cento-Convent, Bilanz ꝛc. sind. Wie wäre es mir möglich gewesen, mich vom frühen Morgen bis in die Nacht an ein Comptoirpult zu fesseln, um mein armes Leben lang Zahlen und Nullen zu malen, und mich am Ende selbst in eine der letztern aufmalen, das Schicksal fast aller Kaufleute, freilich auch der meisten Menschen, und so ein genuß- und freudenleeres Leben, gleich vielen gewöhnlichen Banquiers- und Krämerseelen, tabin zu vegetiren. Ausnahmen gibt es, und ich habe manchen Kaufmann kennen gelernt, vor dem ich alle Achtung haben mußte, aber die wenigsten in Deutschlands größern Handelsstädten.

Man drang nun immer mehr in mich, daß ich mich für einen Stand erklären solle, indem es Zeit sey, einen Entschluß zu fassen, besonders wenn ich mich vom Handelsstand wende, was wohl das Beste für mich sey, da sich alle meine nähern Verwandten mit geringer Ausnahme diesem angehörten und viele Carriere mit Glück betreten hätten. Von allen Seiten gedrängt, erklärte ich endlich rund heraus, ich wüßte nichts anders als Schauspieler werden, wenn ich den höchsten Beruf in mir fühle. — Jetzt aber war Feuer in allen Ecken, weniger aber hatte ich von meinen Eltern als von der übrigen Verwandtschaft zu leiden, besonders dem weiblichen Theil derselben: Ich wolle die ganze Familie entehren und an den Bettelstab bringen, hieß es, und alle Basen hielten es für ihre Pflicht und sich berechtigt, mich deßhalb herzunehmen und mir die Leviten zu lesen: »Ein Comödiant in der Familie, allmächtiger Gott, welch ein Skandal, wer hätte denken sollen daß wir je eine solche Schande erleben würden, man wird mit Fingern auf uns deuten, die Großmutter, die Tante, die Base von dem Comödianten ꝛc.« Dies waren ungefähr die Gründe, welche mir die Sittlichkeit gegen mein Verhalten anzuführen wußte, und meine Eltern und Geschwister hatten nicht wenig zu leiden, eine so entartete »Range« aus mir gemacht zu haben. Es wurde mir nun unaufhörlich von allen Seiten angezeigt, daß ich beschloß, der ganzen Geschichte schnell durch einen Desperationscoup ein Ende zu machen. Erst kürzlich hatte ich Wilhelm Meisters Lehrjahre von Göthe gelesen und wieder gelesen, mich

ganz in das Buch und den Charakter Wilhelms vernarrt, und faßte nun den Entschluß, den Schöpfer desselben, mit dessen Familie wir ohnehin liirt waren, aufzusuchen, in dem festen Glauben, dieser, der selbst ein so großer Verehrer der dramatischen Kunst sey, würde und müsse mich als ihren Jünger mit offenen Armen aufnehmen. Ich steckte was mir noch von meinen Confirmationsgeldern übrig, zu mir, setzte mich auf den Postwagen und fuhr, ohne Jemand ein Wort davon zu sagen, nach Weimar, dem damaligen Sitz der deutschen Musen, dem Geburtsort Kotzebues, dem Aufenthalt Schillers, Göthes, Wielands, Herders ꝛc. — Zum Tage meiner Abreise hatte ich wohl überlegt das Fest des Bornheimer Lerchenherbstes, an dem die Frankfurter so viel Tausend Sperlinge für Lerchen verspeisen und bezahlen, gewählt, weil da meine Abwesenheit weniger und erst spät in der Nacht bemerkt würde. Ich fuhr unaufgehalten über Fulda, Eisenach, Gotha und Erfurt, kam den zweiten Tag gegen Abend wohlbehalten, reich an Hoffnungen und Erwartungen, und unbekümmert über die Bekümmerniß, die ich den Meinigen verursachen mußte, in Weimar an, wo, kaum im Gasthof abgestiegen, ich noch denselben Abend meinen berühmten Landsmann aufsuchte, ihn jedoch nicht traf und auf den folgenden Morgen nach zehn Uhr beschieden wurde.

Empfehlungsschreiben hatte ich zwar keine, hielt diese auch, als mit Göthes Verwandten genau bekannt, für unnöthig. Ziemlich von der Reise ermüdet, hatte ich trefflich geschlafen, kleidete mich schon in aller Frühe recht sorgfältig an, und da ich doch den großen Dichter nicht wohl in den ersten Morgenstunden incommodiren konnte, so trieb ich mich einstweilen in den eben nicht sehr schönen und krummen Straßen Weimars herum, besah das nicht sehr merkwürdige Schloß, den Exerzierplatz, Thaliens Tempel, den ich mir ebenfalls weit imposanter vorgestellt hatte, ging sodann in die schönen Anlagen des Parks, mit Sehnsucht erwartend, daß die Glocke die Stunde anzeigen möge, zu der es schicklich, meine Aufwartung zu machen.

Es schlug endlich zehn und ich eilte nun nach Göthes Wohnung, wo ich mich als einen Landsmann und guten Bekannten seiner Familie melden ließ. Ich ward sofort vorgelassen, traf ihn jedoch nicht allein, sondern in Gesellschaft einer ziemlich martialisch aussehenden Dame. Ich hatte ihn nur ein Paarmal und immer nur einige Augenblicke gesehen, wenn er auf Besuch in Frankfurt

war, und wußte mir ihn in Folge meines schlechten Ortsgedächtnisses nicht mehr recht vorzustellen. Er sah der Frau Rath, seiner Mutter, ähnlich, war von ziemlich hoher Statur, kam mir etwas breitschulterig vor, trug das Haupt hoch, und in seinen Mienen drückte sich ein mich abschreckender Ernst, ja sogar Strenge aus. Die ganze Figur kam mir steif und abgemessen vor, und vergeblich suchte ich in seinem Gesichte einen Zug, der mir den gemüthlichen Verfasser von Werthers Leiden oder Wilhelm Meisters Lehrjahren verrathen hätte. — Bei seinem Anblick erstarrte mir das Blut fast in den Adern und das Herz war mir, wie die Frankfurter sagen, so ziemlich in die Schuhe gefallen. Nur stotternd und stockend konnte ich mein Anliegen vorbringen, bei dem sein sich versinsternder Blick mir eiskalt durch die Adern schauerte. Ich stammelte: daß ich, seine Werke liebend, eine unwiderstehliche Neigung für die Bühne gefühlt, daß sein Wilhelm meine Liebe zur Schauspielkunst aufs höchste gesteigert habe, nannte ein Dutzend Rollen, die ich schon einstudiert, vergaß aber in meiner Bestürzung unglücklicherweise einige aus seinen Stücken zu nennen, obgleich ich auch den Egmont auswendig gelernt. — Als mich der finstere Mann endlich fragte, ob ich keine Briefe an ihn mitgebracht, und ich ihm hierauf den Gemüthreich, den ich gemacht, und zu dem mich hauptsächlich sein Wilhelm veranlaßt, eingestand, da legte sich seine Stirne noch mehr in Falten, nur ein kargos: so, so, entwischte noch seinen Lippen, und nachdem er gefragt wo ich wohne, verabschiedete er mich, mit der Bedeutung, er würde mich das Weitere wissen lassen, ich solle mich indessen ruhig in meinem Gasthof verhalten.

Wie mißmuthig mich der gegen alle meine Erwartungen glaciale Empfang und die unfreundliche Aufnahme gestimmt, kann man sich denken. Mehr Antheil, so schien es mir, habe noch die neben meinem steifen Landsmann stehende heroische Dame an mir genommen, wenigstens schienen dies ihre Blicke zu verrathen, denn sie war während der ganzen Scene stumm. Gar zu gerne hätte ich Göthe gesagt: was sind Sie für ein hölzerner Patron, Sie können unmöglich Wilhelm Meisters Lehrjahre geschrieben haben, verschluckte es aber. — Als ich mit einer stummen Verbeugung aus dem Zimmer war, ward es mir wieder leichter ums Herz, und ich erkundigte mich bei einem dienstbaren Geist, wer die Dame sey, die ich gesehen, worauf mir der Bescheid wurde: »Eine französische Frau, die sich Madame von Staël nenne.« Es war in

der That Neckers berühmte Tochter, die ich gesehen, welche sich gerade damals nebst Benjamin Constant in Weimar befand, aber beide interessirten mich zu jener Zeit noch wenig, sie hatten ja beide nichts mit meiner, der bretternen Welt zu schaffen.

Nachdem ich mich einigermaßen von meiner moralischen Erkältung wieder erholt hatte, dachte ich, du mußt es doch auch bei Schiller versuchen; dieser, obgleich schon sehr leidend, nahm mich doch weit freundlicher auf und gestattete mir, ihm Ferdinands Monolog: »Verloren, ja Unglückselige,« so wie ein Stück aus der Glocke vorzudeklamiren, worauf er mir sagte: »Sie sind allerdings nicht ohne Talent für die Kunst, wenn Sie sich Mühe geben, so können Sie es weit bringen, ich will mit Göthe sprechen, der allein kann hier etwas für Sie thun.« Von diesem herrlichen Dichter schied ich nun etwas getröstet, brachte den übrigen Theil des Tages zu, die nächsten Umgebungen Weimars zu besuchen, eben so den folgenden und noch ein Paar andere Tage, besuchte einigemal das Theater, wo ich Göthe und Frau von Stael, so wie Wieland und Benjamin Constant in Gesellschaft des Erbprinzen von Sachsen-Weimar sah. Und so hatte ich wenigstens Deutschlands größte Genies bei Gelegenheit der Reise nach Weimar von Ansehen kennen gelernt.

Schon war ich sechs Tage daselbst, ohne daß ich weiter etwas von Göthe oder Schiller gehört hätte, und fing an zu glauben daß mich ersterer ganz vergessen habe, als sich am Morgen des siebenten plötzlich meine Thüre öffnete und herein trat — mein Großoheim, der Oberpfarrer von Homburg; er grüßte mich mit den Worten: »Du heilloser Galgenstrick, was machst Du für Streiche,« worauf noch eine lange Strafpredigt und die Erklärung folgte: ich habe mich sofort reisefertig zu machen, da er noch denselben Tag mit mir nach Frankfurt zurückkehren wolle, und wenn ich nicht gutwillig gehorche, sich die hochlöbliche Polizei in das Spiel mische, wo mir es dann schlimm ergehen würde.

Ich sah mich verrathen und verkauft, hatte weder von Göthe noch von Schiller, noch von allen Musensöhnen Weimars und Jenas mehr etwas zu hoffen, und trat gleich nach Mittag die Heimreise per Extrapost mit meinem Oheim an. Schiller starb bald darauf und Göthe habe ich auch nie wieder gesehen, aber später erfahren, daß er mich gewissermaßen unter polizeiliche Aufsicht in meinem Gasthof hatte stellen lassen. Gleich nachdem ich

ihn verlaßen, hatte er an seine Mutter nach Frankfurt geschrieben und dieser meine Anwesenheit in Weimar und mein Begehren an ihn gemeldet. Frau Rath Göthe aber war nach Empfang dieses Briefes zu meinen Eltern geeilt, ihnen dessen Inhalt mitzutheilen, worauf in einem Familienrath bestimmt wurde, daß mich der Oheim in Homburg holen und zu sich nehmen solle, um mir »den Comödianten aus dem Kopf zu treiben«.

Die Rückreise war so langweilig als einsylbig, die ganze Unterhaltung, deren Kosten mein Oheim allein trug, drehte sich um das Nichtswürdige des Comödiantenstandes, und daß jeder, der sich ihm ergebe, dem Teufel verfallen sey u. s. w., jedoch wußte der kluge Mann die Sache in ein sehr verständiges Gewand einzukleiden: indessen fanden alle seine trefflichen Ermahnungen und Lehren wenig Eingang bei mir; nur die Vorstellung, daß ich dann jedem, der es sich ein Paar Groschen kosten laße, jedem Schafskopf und Schuhputzer den Narren und Hanswurst machen müsse, und dem Urtheil jedes Einfaltspinsels ausgesetzt sey, was er mir öfters wiederholte, machte einigen Eindruck auf mich.

In Frankfurt angekommen, erklärte mir mein Vater, nach abermaliger Strafpredigt und bittern Vorwürfen über mein liebloses, unbesonnenes Verfahren, wodurch ich meine Eltern in so große Unruhe versetzt und worüber meine arme Mutter so viele Thränen vergossen und schlaflose Nächte zugebracht, was mir bei allem Leichtsinn doch so zu Herzen ging, daß mir bald selbst die Augen voll Waßer standen, daß ich vorerst mit dem Oheim Oberpfarrer wieder nach Homburg gehen und bei diesem unter seiner Aufsicht wohnen würde, bis man einen weitern Entschluß über meine Zukunft gefaßt, daß man aber auf keine Weise zugeben werde, daß ich mich dem Theater widme. Wenn ich durchaus kein Kaufmann werden wolle, so möge ich irgend einen andern ehrenvollen Stand wählen.

Die Gründe meines Oheims, die Thränen meiner Mutter hatten zwar meinen Vorsatz etwas erschüttert, doch noch lange nicht wankend genug gemacht, um ihn aufzugeben. Ich packte nun meinen Koffer mit Büchern ꝛc., und fuhr noch denselben Abend stumm und nachdenkend neben dem guten Oheim sitzend nach meinem provisorischen Aufenthalt ab.

VIII.

Abermaliger Aufenthalt in Homburg vor der Höhe. — Diverse Amouretten. — Ich gebe den Schauspielen auf um Soldat zu werden. — Glänzende Zeigen einer Ohrfeige. — Eine Hanauer Zopfparade. — Ich trete in französische Dienste.

Die Pfarrwohnung meines Oheims lag klösterlich abgeschieden im Hintergrund eines Hofes und hatte einen noch einsamern Garten, ganz geeignet, sich in aller Ruhe und Stille allerlei Meditationen hinzugeben. Die Fenster des mir angewiesenen Zimmers gingen in diesen Garten und gestatteten mir die Aussicht in einen andern benachbarten, den des zweiten lutherischen Pfarrers, Herrn Schneiders. Den Morgen nach meiner Ankunft packte ich die mitgenommenen Bücher aus, beinahe lauter Schauspiele, einige historische Werke und ein Paar Romane. Gleich nach dem Frühstück kam mein Oheim, musterte meine kleine Bibliothek und rief aus: »Lauter Comödien und nicht eine Bibel, doch dafür werde ich sorgen!« Nachdem er nach einigen Ermahnungen mein Zimmer verlassen hatte, kam seine alte Köchin und brachte mir Merians Bibel in Folio, die ich durchblätterte und mich bei dem Anschauen der oft gar sonderbaren Bilder vergnügte. Auf einmal hörte ich ein Paar Mädchenstimmen unter meinen Fenstern kichern und lachen. Ich sprang auf und erblickte zwei schöne schlanke Gestalten in des Nachbars Garten zwischen Blumenbeeten lustwandeln. Die eine war Eleonore von Brandenstein, zur reizenden Jungfrau emporgewachsen, und die andere Hannchen Schneider, des Pfarrers niedliches Töchterchen, ungefähr von gleichem Alter. Hinter dem Traubenlaub, das meine Fenster fast ganz verbarg, beobachtete ich unbemerkt die beiden Mädchen, die sich dessen nicht vermutheten und sich mit aller Naivität gehen ließen, sich neckten und schäkerten, und endlich zu meinem Bedauern den Garten verließen. Ich steckte nun den Don Carlos zu mir und machte eine Morgenpromenade in den Schloßgarten. Als ich an dem Haus vorüberkam, in welchem mein Oheim Scholze mit seinen Kindern gewohnt und in dem ich der Freuden so manche genossen, entfuhr mir ein unwillkührlicher Seufzer. Jetzt bewohnte Frau von Brandenstein, die unterdessen Wittwe geworden war und

ihre älteste Tochter, die schöne Caroline, ebenfalls durch den Tod verloren hatte, der die wunderliebliche Blume gerade zur Zeit gepflückt, als die Knospe dem Aufbrechen nahte, einen Theil desselben. Im Schloßgarten selbst erinnerte mich jedes Plätzchen, jede Laube, jeder Gang an Henrietten und die hier gehabten Freuden. Ich wollte die Rolle des Marquis von Posa studiren, die mir mehr als die des Don Carlos, welche ich schon kannte, zusagte, aber es war mir unmöglich meine Gedanken genugsam zu sammeln, um auch nur ein Paar Zeilen mit gehöriger Aufmerksamkeit durchgehen zu können. Ich saß auf einer Bank an einem Rasenplatz in der Nähe des Schloßflügels, den die Landgräfin bewohnte und hatte wohl schon zum sechstenmal die Stelle durchgegangen, wo Posa die Königin Elisabeth im Garten zu Aranjuez spricht, als zwei Damen die Schloßterrasse herabstiegen, von denen die eine in ihrer ganzen Haltung etwas sehr Edles und Majestätisches verrieth, während auf ihrem Antlitz die Lieblichkeit eines Engels thronte; es war die liebenswürdige Prinzessin Auguste; die andere, auch recht hübsch, war ein Hoffräulein. Beide kamen auf die Bank zu, auf welcher ich Platz genommen hatte, und als sie sich in meiner Nähe befanden, stand ich auf und grüßte ehrerbietig. Die Prinzessin erkannte mich und sagte:

— Ah Herr Fröhlich, seit wann sind Sie wieder bei uns?

— Seit gestern, Durchlaucht.

— Werden Sie lange bleiben?

— Das weiß ich selbst noch nicht, Prinzessin.

— Sind Sie wieder bei B....?

— Um Vergebung, nein, bei meinem Oheim, dem Oberpfarrer.

— Da sind Sie gut aufgehoben. Was haben Sie da für ein Buch?

— Es ist Don Carlos von Schiller, Durchlaucht.

— Sie lieben Schiller?

— Sehr, ich lerne die Rede des Marquis von Posa auswendig.

— Wozu?

— Ich will mich dem Theater widmen.

— Wie, Sie wollen doch nicht Schauspieler werden?

— Doch, Durchlaucht.

— Und Ihre Familie giebt es zu?

— Sie wird am Ende wohl müssen.

Die Prinzessin wünschte mir nun einen ziemlich frostigen guten

Tag und ließ mich stehen, während Fräulein Amand, so hieß die Kammerdame, noch einen theilnehmenden Blick auf mich warf.

Am Hofe zu Homburg waren unterdessen manche Veränderungen vorgegangen, die Prinzen waren bis auf den jüngsten, Leopold, alle bei den Armeen, in denen sie dienten, die schöne Prinzessin Mariana war die Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen geworden. Mehrere meiner ältern Bekannten hatte der Tod weggerafft, andere hatten Homburg verlassen. Ich stattete nun einige Besuche ab, namentlich bei meinem frühern Lehrer Breidenstein und bei der Frau von Brandenstein, und wurde in beiden Häusern recht freundlich aufgenommen.

Als ich gegen Mittag nach Hause kam, examinirte mich mein Oheim wo ich gewesen, und da ich ihm sagte, daß ich mit der Prinzessin Auguste gesprochen, war auch er sehr freundlich. Den Inhalt des kurzen Gespräches hatte ich ihm freilich nicht mitgetheilt. Er machte mich jetzt mit der Ordnung, die ich in seinem Haus einzuhalten habe, bekannt, und namentlich daß ich mich streng an die Stunden der Essenszeit, Mittags zwölf und Abends sieben Uhr, zu binden habe, so wie daß mir ein für allemal das Ausgehen nach dem Abendtisch untersagt sey, ich habe zu bedenken, daß ich in einem Pfarrhaus wohne. Dies letzte war mir der fatalste Casus von allen. Er wies mir nun auch meine Beschäftigungen und Lehrstunden an, und stellte mir dabei seine Bibliothek zur Disposition. Diese, welche gut assortirt war, und namentlich auch fast alle klassischen Werke der französischen Literatur enthielt, benutzte ich fleißig, las viel von Voltaire, einiges von Rousseau, namentlich die Heloise des letztern, aus der ich heimlich jenen berühmten Brief übersetzte, Lafontaines Fabeln, und vor allem Racines und Corneilles Tragödien, so wie Molieres Lustspiele. Aber, wer sollte es glauben, in dem Winkel eines Schrankes von Ebenholz fand ich sogar den Ritter Faublas und die Liaisons dangereuses, die ich verschlang, und diese im Verein mit Göthes Faust und Don Juan, den ich an einem alten Clavierkasten täglich sang und dessen Musik meinem Oheim, wenn er sie zufällig hörte, recht wohl gefiel, er kannte das Sujet nicht, machten mich zu einem wahren Virtuosen in der Kunst Weiber und Mädchen zu verführen.

Frau von Brandenstein besuchte ich täglich, ihr und ihrer Tochter, mit der ich das alte freundschaftliche Verhältniß erneuert hatte, Schillers dramatische Werke vorlesend, die sie noch nicht kannten:

bei diesen Vorlesungen fand sich dann auch Hannchen Schneider ein. Da jedoch am Tage diese Unterhaltungen oft unterbrochen wurden oder Zeit und Stunde sich nicht eigneten, so kam ich mit Frau von Brandenstein überein, daß sie künftig in den Abendstunden von 8—10 Uhr stattfinden sollten; da mir aber das Ausgehen zu dieser Zeit verboten, die Hausthüre ohnehin verschlossen war, so stieg ich nach acht Uhr zum Fenster hinaus, kletterte an den nicht sehr hohen Spalieren hinab in den Garten und gelangte dann durch des Pfarrer Schneiders Garten auf die Straße, ging auch auf diesem Wege wieder zurück, Hannchen in ihres Vaters Wohnung begleitend, wenn Eleonore eben nicht gut sah und uns einigemal ihren noch viel jüngern Bruder Carl mitgab, der sich jedoch bald weigerte, ferner diese Aufpasserrolle zu übernehmen; ich machte dann mit dem hübschen Pfarrerstöchterchen große Umwege durch das Bosquet des Schloßgartens, wo wir in einer Marmorgrotte nebst den Düften der Blumen den Hauch glühender Küsse einathmeten. Aber lange währte das süße Spiel nicht, meines Oheims alter Drache, die Köchin Justine, hatte meine nächtlichen Ausflüge durch das Fenster erspäht und ihrem Herrn verrathen. Als ich mich eines Abends wieder auf diesem Wege in meine Schlafstube begeben wollte, fand ich die Fenster von innen nicht nur verriegelt, sondern mit Kordeln zugebunden und sogar versiegelt. Ebenso fest war die Thüre verschlossen, die aus dem Garten in das Haus führte. Was blieb mir anders übrig, wollte ich die Nacht nicht unter freiem Himmel bivouakiren, als ein Paar Scheiben einzudrücken und die Fenster sodann von innen zu öffnen, wobei natürlich auch das Siegel lädirt wurde; zum Glück war es kein Amts- oder Gerichtssiegel, sondern nur das Privatsiegel meines guten Oheims, der aber dennoch den kommenden Morgen mit einer mehr als ernsten Anatomiene in mein Zimmer trat und mir verkündigte, daß wenn ich es je forttreibe, ich nicht länger bei ihm bleiben, sondern er an meine Eltern schreiben würde, damit diese andere Anordnungen hinsichtlich meiner träfen, eine solche Aufführung sey in einem geistlichen Haus nicht zu dulden. Auf meine Bemerkung, daß ich doch nicht mit den Hühnern schlafen gehen könne, erwiederte er mir: es sey besser mit den Hühnern schlafen zu gehen, als mit den Gänsen zu wachen. Der gute Onkel war auch witzig; doch mit meinen Abendpromenaden und Vorlesungen war es nun aus.

Als einige Zeit darauf, zu Ehren des Vermählungstages des

landgräflichen Ehepaars, ein Ball auf der Meierei veranstaltet wurde, den alle Honoratioren Homburgs beiwohnten, und ich den Wunsch blicken ließ, denselben besuchen zu dürfen, schlug es mir mein gestrenger Oheim mit den Worten ab: »es paßt sich nicht, daß der Neffe des Oberpfarrers Tanzböden besucht.« — Ich hatte auf der Zunge: »ei, so wollte ich, daß ich lieber der Neffe des Oberteufels wäre,« unterdrückte jedoch glücklicherweise die Phrase. Aber alle meine Beredsamkeit vermochte nicht den festen Willen des geistlichen Oberhirten zu erweichen, der endlich mit den Worten schloß: »Ich möchte gar nicht an einen Ort gehen, wo ich der Letzte wäre, dort findest du lauter graduirte und betitelte Personen, und du bist gar nichts.« Ich gestehe, daß diese letzte Bemerkung ein wenig meinen Ehrgeiz verletzte, und schwieg nun still. Als ich diese Aeußerung bei Gelegenheit meinem frühern Lehrer, dem Hofprediger Breidenstein mittheilte, sagte dieser: ein Mensch, der Herz und Kopf am rechten Fleck hat, ist nie der Letzte, wenn er auch gar keine Titel aufzuweisen hat, und am allerwenigsten hier bei uns, wo diese Titel nur die Aushängeschilde großer Erbärmlichkeiten jeder Art sind. — Nun ärgerte ich mich wieder, daß ich mich so hatte einschüchtern lassen.

Mein Leben in Homburg fing an so einsylbig als langweilig zu werden, kaum daß ich mein hübsches Hannchen manchmal an der Gartenhecke verstohlen sprechen konnte, denn die alte Justine paßte auf wie ein Drache und hinterbrachte meinem Oheim jeden meiner Schritte. Glücklicherweise trat bald ein Ereigniß ein, das mich aus dieser Lage befreite.

Den Herrn Oberpfarrer, obgleich schon in den Funfzigen, aber noch Junggeselle, wandelte plötzlich die Lust an, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, und er hatte sich zu seiner Ehegenossin eine ehrsame und wohlhabende Witwe aus dem nahen Friedrichsdorf erkohren; vor der Vermählung war er jedoch genöthigt, noch eine mehrwöchentliche Reise anzutreten, um einige ihm wichtige Geschäfte in Ordnung zu bringen. Er schrieb daher an meine Eltern, daß sie mich wieder zu sich nehmen möchten, indem er mich unmöglich während seiner Abwesenheit allein in seinem Hause lassen könne, da ich im Stande wäre, die Mädchen bis in die Pfarrwohnung zu bringen. Meine Eltern, die mich jedoch schlechterdings nicht in Frankfurt haben wollten, indem sie fürchteten, daß durch die Gelegenheit des Theaters meine Liebe zur Bühne wieder aufs

Neue erwachen möge und Nahrung erhalte, zogen es vor, mich nochmals meinem frühern Lehrer Breidenstein anzuvertrauen, mit der Bitte, er möge nur meinem Hang zum Schauspieler entgegenarbeiten, mir aber sonst alle Freiheit lassen. Diese benutzte ich auch in vollem Maß; nicht nur meine Vorlesungen bei Frau v. Braunbernstein begannen wieder, und mit ihnen die Heimbegleitungen, sondern nun gab es auch Partieen in den kleinen und großen Tannenwald, auf das Jägerhaus u. s. w., die ich veranstaltete und deren Kosten ich trug, wobei die Frau Hofkuchenmeister Silbereisen die Honneurs mit Chokolade und Süßigkeiten, die ich lieferte, machen mußte, ich fuhr sogar einigemal mit den Mädchen heimlich in das Theater nach Frankfurt. Doch blieb es dabei nicht; auf einem andern Ball, den ich, trotz dem daß ich keine Titel aufzuweisen hatte, besuchte, machte ich die Bekanntschaft einer andern jungen Hofdame, eines Fräuleins von Breidenbach, aus einer angesehenen Familie aus Mainz die zu den churfürstlichen Zeiten daselbst eine große Rolle gespielt. Das Mädchen war schön, nur hatte sie eine etwas große Nase. Da sie katholisch war, so besuchte ich ihr zu Gefallen die Messe in dem nahen Kirdorf, wohin sie fast täglich ging, oder ich ritt an höhern Festtagen nach Oberursel, wenn ich sie daselbst wußte, denn in Homburg war kein katholischer Gottesdienst. Hier hatte ich Gelegenheit, das liebenswürdige Mädchen öfters auf dem Kirchhof zu sprechen, der einzige Ort, wo ich mich mit ihr unterhalten konnte, denn in Homburg war dies fast nie möglich, da sie auf dem Schloß selbst wohnte. Aber noch eine andere Bekanntschaft hatte ich auf diesem Ball gemacht, die zu reelleren Genüssen führen sollte, nämlich die einer jungen Frau, welche an den etwas rohen und plumpen Herrn von B. verheirathet war, der ebenfalls eine Hofcharge bekleidete, und die häufig zu der Frau Hofpredigerin zum Thee kam, wo mir dann das Glück zu Theil wurde, sie nach Haus führen zu dürfen. Der Weg führte uns durch den Schloßgarten, ich war noch etwas schüchtern, denn es war das Erstemal, daß ich mit einer jungen Frau in Berührung kam, auch war es bei der ersten Nachhausebegleitung bei einem ehrerbietigen Handkuß und sehr leisen Händedruck geblieben; einige Tage darauf aber, als sich gleiche Gelegenheit bot, hatte ich schon mehr Herz gefaßt und wagte, aber erst an der Hausthüre ihrer Wohnung angekommen, einen Kuß auf die Wangen der hübschen Frau, den man ruhig duldete. Als mir aber das Drittemal die

Ehre zu Theil wurde, Frau von B. zu begleiten, unterfing ich mich, als wir durch das zweite Schloßthor waren, meinen Arm um ihre schlanke Taille zu schlingen, und auf der Terrasse angekommen, drückte ich sie fester an mich, worauf sie ihr schönes Lockenköpfchen gegen mich drehte, als wollte sie sagen: Was soll dies? denn so lebhaft auch unsere Unterhaltung in der Gesellschaft war, so stumm und einsylbig ward sie, sobald wir uns allein befanden. Jetzt begegneten sich unsere Lippen und ein minutenlanger glühender Kuß war die Folge. Statt nun den geraden Weg nach dem in die Nebengasse führenden Gartenthor zu gehen, verirrten wir uns in eine dunkle Kastanienallee des Bosquets auf eine Rasenbank in einer Grottenlaube. Hier schloß ich die reizende Frau in meine Arme, ungestümer als noch je rollte mir das Blut in den Adern, sie ließ es geschehen daß ich sie mit Küssen bedeckte, bald waren wir so innigst verschlungen, daß wir das Spalten des Erdballs und alle Donner des Himmels nicht gehört haben würden, und zum Erstenmal schwelgte ich so ganz im Vollgenuß der Liebeslust. — Endlich aber war es hohe Zeit aufzubrechen. Nachdem die ziemlich zerstörte Toilette wieder etwas geordnet war, brachte ich Frau v. B. nach Haus und liebelte zum Abschied: morgen, auf morgen mehr: aber es vergingen drei Tage, bevor ich sie wieder heimbegleiten konnte, der Schicklichkeit halber konnte sie ihre Abendbesuche bei B.'s nicht früher wiederholen. Vorlesungen dienten auch hier zum Vorwand der Zusammenkünfte, und so fand sie sich von jetzt an dreimal die Woche ein. Der Herr Gemahl aber brachte jeden Abend in einem Männerkränzchen, in dem auch der Hofprediger war, mit Tabackrauchen, Trinken und a la bête spielen zu. Eines Abends aber, wir hatten kaum B.'s verlassen, war es ihm eingefallen, sein theures Weibchen, das schon mit mir auf dem Heimweg war, einmal abzuholen: glücklicherweise ließ er sich von der Frau Hofpredigerin und ihrem Mann bereden, ihnen noch einige Zeit Gesellschaft zu leisten, aber dennoch sahen wir ihn vor uns hergehen, als wir den Schloßgarten verließen, ahndeten aber nicht, daß er bei B.'s gewesen. Wir gingen nun in einiger Entfernung hinter ihm, so daß wir fast zu gleicher Zeit an seinem Haus ankamen. »Wo hat dich denn der Teufel gehabt?« schnaubte er seine Frau an, und diese wollte eben mit einem: Ich komme gerade von B.'s heraus. platzen, als ich Unrath merkend, ihr noch zu rechter Zeit ins Wort fallend, sagte: »Herr von B. . . . da der Abend so schön ist, so

so gingen wir noch ein Paarmal auf der Schloßterrasse zwischen den Orangen, deren Blüthen so herrlich dufteten, auf und nieder.« — »Zum Henker auch,« brummte der Eheherr, »sie haben ja schon längst keine Blüthen mehr.« — »Möglich, aber sie duften dennoch.« — »Dergleichen Promenaden verbitte ich mir für die Zukunft,« sagte Herr von B. nun zu seiner Frau, »überhaupt weiß ich nicht, warum du seit einiger Zeit fast jeden Abend zu Hofpredigers läufst, was soll das?« — »Ich wohne den Vorlesungen des Herrn Fröhlich bei, die mich außerordentlich unterhalten.« — »So, es wird besser seyn, du unterhältst dich mit deinem Strickstrumpf.« — »Das thue ich auch.« — »Komm jetzt ins Haus.« — Ich wünschte nun eine gute Nacht, die mir Frau v. B. freundlich, ihr Mann aber brummend zurückgab. Noch einigemal ging ich vor dem Haus auf und nieder und glaubte ein kleines Donnerwetter und allerlei eben nicht sehr schmeichelhafte Epitheten, wie: »Rognase, dummer Junge« ꝛc. von denen die einen der armen Frau, die andern mir gelten mochten, zu hören. Die Besuche der Dame bei B.'s waren vorerst eingestellt und ich sah sie nur bisweilen im Flug, am Fenster vorbeireitend oder gehend.

Bald darauf war wieder ein Ball auf der Meierei, wo sie mir im Vorübergehen zuflüsterte: »Fordern Sie mich ja nicht zum Tanze auf, denn ich darf nicht mit Ihnen tanzen:« um jedoch in Berührung mit ihr zu kommen, suchte ich einen Contretanz zu arrangiren, was nicht so leicht war, da es Mühe kostete, vier Paar zusammenzubringen, welche diesen Tanz nur einigermaßen kannten. Einen Candidaten der Theologie hatte ich gebeten, Frau von B.... zu diesem Tanz aufzufordern, während ich das Fräulein von Breidenbach engagirte, außerdem aber veranstaltete, daß auch Leonore von Brandenstein und Hannchen Schneider von der Partie waren, so daß sich meine vier Auserwählten in derselben Quadrille befanden. Kaum waren wir aber angetreten, als Herr von B.... aus dem Rauchzimmer in den Ballsaal trat, und seine Frau mir gegenüber stehen sehend, schnell zu dem Candidaten ging und zu demselben sagte: Erlauben Sie mir daß ich diese Tour mitmache. Jedermann lächelte, da von B.. sonst nie, und am allerwenigsten Quadrille tanzte; ich erlaubte mir auch, dem Eingedrungenen zu bemerken, daß es ein Contretanz sey. — Schon gut, hat nichts zu sagen, lautete die barsche Antwort. — Wir begannen, und Herr v. B.... machte einen Bock über den andern, benahm sich auch so ungeschickt,

daß Jedermann lachte. Ich wollte ihn belehrend höflichst zurechtweisen, es war gerade bei dem Queue de chat, wofür mir mit einem »Naseweis« gedankt wurde, worauf ich sogleich mit meiner Dame austrat, meinem Gegner zurufend: das wird sich finden. — Ich führte nun Fräulein von Breidenbach an ihren Platz, begab mich in das Billardzimmer, wo ich auf ein Stückchen weißes Papier eine Herausforderung, und zwar auf Pistolen, an Herrn v. B. schrieb, ihm diese zuschickte und mich sofort entfernte.

Die Veranlassung zu einem Duell hatte ich mir schon längst gewünscht, ein solches schien mir so recht heroisch-romantisch, und ich freute mich darauf, auf diese Art Eclat und von mir reden machen zu können. Herr von B.... dachte aber nicht so, sondern gab das Billet dem Hofprediger, indem er diesem sagte, er würde es nicht dabei bewenden lassen, ich sey ein naseweißer Junge, der kaum hinter den Ohren trocken, sich schon mit bärtigen angestellten Männern messen wolle, ich müsse auf die Wache gesetzt werden, und dahin hoffe er es auch zu bringen. Es hätte auch in der That nicht viel daran gefehlt, daß man mich auf die Schloßwache gesetzt hätte, und nur aus Rücksicht für meinen Oheim verweigerte der Landgraf, bei dem Herr von B.... klagte, seine Einwilligung. Mich ärgerte es, daß aus dem Duell, ja nicht einmal aus dem Arrest etwas geworden war, denn Beides hätte nach meinen damaligen Begriffen von Ehre und der Lust Aufsehen zu erregen, in meinen Kram gepaßt. Indessen tröstete ich mich mit dem Aufsehen, das die Sache dennoch in ganz Homburg gemacht hatte, und ein preußischer Lieutenant, der als Werbeoffizier daselbst war, fand die Albernheit vortrefflich, und hatte sich mir sogar zum Sekundanten angeboten, wenn aus der Sache etwas geworden wäre.

Unterdessen war mein guter Oheim wieder von seiner Reise zurückgekommen, hörte von all' dem Skandal, den ich verursachte, und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, wozu noch kam, daß ich an einem Sonntag Mittag, als gerade seine Kirche aus war, in der ich mich nie sehen ließ, aus der Messe von Oberursel zurückkommend, die ich dem Fräulein von Breidenbach zu lieb noch zu besuchen fortfuhr, auf meinem Miethklepper in vollem Galopp durch die Leute, welche die Kirche verließen, sprengte, und ihn fast selbst über den Haufen ritt, da ich ihn unter der Menge nicht bemerkt hatte. Dies war denn doch ein wenig zu toll, und er schickte noch denselben Tag einen fulminanten Brief durch einen Expressen

an meine Eltern ab, worin er diesen ans Herz legte, mich sofort von B. und von Homburg wegzunehmen, wo ich ihm und ihnen die größte Schande u. s. w. mache.

Den folgenden Tag kam mein Vater selbst nach Homburg, die Sache zu untersuchen, aber B. meinte, dies seyen nur Jugendstreiche, die man nicht so genau nehmen dürfe. Indessen drang mein Vater darauf, daß ich mich erklären und irgend einen Stand, dem ich mich widmen wolle, wozu es hohe Zeit, wählen müsse, und setzte hinzu, daß im Fall ich bei dem Theater beharre, ich auf alle und jegliche Unterstützung von seiner Seite, so wie von der ganzen Familie, zu verzichten habe. Er nahm nun noch Rücksprache mit dem Hofprediger und dem Oberpfarrer, welche Mittel zu ergreifen seyen, mich von dieser Idee gänzlich abzubringen. B. meinte, man müsse es versuchen mich bei der Ambition anzugreifen, da ein gewisser, wenn auch falscher Ehrgeiz meine schwache Seite sey, und er wolle sich deßhalb mit dem Herrn Oberpfarrer besprechen, um gemeinschaftlich mit diesem zu wirken, dies würde gewiß fruchten, und da ich nun einmal einen unbeschreiblichen Widerwillen gegen den Kaufmannsstand hege, so möge man immer zugeben, daß ich mich dem Militär widme, weil er glaube, daß ich zu diesem am ersten nach dem Theater inclinire und auch am meisten dazu passe.

Mein Vater überließ es daher den beiden Hochehrwürden, diese Angelegenheit bestens zu betreiben, und sie thaten ihr Möglichstes bei der Sache, ja mein Oheim wandte sich deßhalb sogar erzählend an die regierende Landgräfin, bei der er, wie bei dem ganzen fürstlichen Haus, hoch in Gnaden stand, indem er sagte: er wisse nicht was er machen solle und wäre außer sich wenn ich aufs Theater ginge. Die Fürstin, eine sehr geistreiche Dame, tröstete den guten Mann, ihn auffordernd, zu veranstalten, daß ich mich den nächsten Mittag auf der Terrasse vor ihrem Pavillon einfinde, »sie wolle mir den Kopf gewiß so waschen, daß mir der Komödiant vergehen solle, ich habe ohnehin den ganzen Hof vor ein Paar Tagen in Allarm und Uneinigkeit versetzt.«

Dies hatte folgende Bewandtniß. Ich hatte aus Schillers Gedichten, von denen damals noch viele unbekannt waren, namentlich in Homburg, das Gedicht »Laura am Klavier« auf Velinpapier mit Goldschnitt abgeschrieben und es dem Fräulein v. Brandenstein, Eleonoren, gegeben, ohne ihr zu sagen wer der Verfasser

ſey. Dieſe glaubte, das Gedicht ſey von mir, ich habe es ihr zu Ehren gemacht, und zeigte es auf dem Schloß, wo es ſogar bei der Tafel cirkulirte, und als von mir verfaßt nach Herzensluſt kritiſirt, beſpöttelt und heruntergemacht wurde, namentlich ließ mein Freund, Herr v. B.... kein gutes Haar an demſelben und meinte, Fräulein v. Brandenſtein hätte ſo läppiſches Zeug gleich verbrennen ſollen; indeſſen waren doch einige Damen, und namentlich Prinzeſſin Auguſte, anderer Meinung, und erwiederten, es ſey für einen Anfänger ſo übel nicht, aber die Majorität machte ſich luſtig darüber. Von B.... hatte den Vorfall gleich nach der Tafel dem Hofrath M.... mit Schadenfreude hinterbracht, und dieſer, dem ich hierauf begegnete, hatte mir was auf dem Schloß vorgefallen mit hämiſcher Freude wiedererzählt und dabei geſagt: auch er habe das Ding geleſen und könne nicht begreifen, wie ich meine Zeit damit zubringen möge, ſolch abgeſchmacktes Zeug zuſammenzuſchmieren. Ich ließ den guten, etwas begeiſterten Mann ganz ruhig ausreden, und ſagte dann trocken: »Ich bedaure, mein Herr Hofrath, daß der Verfaſſer des Don Carlos, der Jungfrau von Orleans u. ſ. w. ſo abgeſchmacktes Zeug ſchmiert, denn das Gedicht iſt von keinem andern als von Schiller.

— Unmöglich, rief M...., Sie haben mich zum Beſten.

— Wie würde ich mich ſo etwas unterſtehen!

Aus dem ſtupiden Geſicht des Hofraths war nun mit einemmal alle Schadenfreude verſchwunden und es zog ſich ellenlang.

— Alſo wirklich von Schiller? — fragte er wieder.

— In dem ſo eben erſchienenen zweiten Band von Schillers Gedichten, paginn ſo und ſo können Sie es nachleſen.

Ich ließ den Hofrath ſtehen, eilte nach Haus, nahm Schillers Gedichte und ſchickte ſie dem Fräulein von Breidenbach, der ich fortwährend Bücher zur Unterhaltung lieh; dieſe ließ noch denſelben Tag das Buch im Schloß von Hand zu Hand gehen, und alle die gegen das Gedicht ſo losgezogen hatten, mußten ſich nun den beißendſten Spott gefallen laſſen; aber Eleonore grollte ein Paar Tage mit mir, weil ich ihr den Verfaſſer nicht geſagt und ſie ſo die unmittelbare Veranlaſſung war, daß ſich mehr als ein Hofgehirn gewaltig compromittirt hatte.

Mein Oheim ließ mich rufen und theilte mir mit, ich habe mich zur Mittagsſtunde des kommenden Tages auf der bezeichneten Terraſſe einzufinden, wo ich etwas Neues erfahren würde,

ich durfte aber ja nicht fehlen. Auf weiteres ließ er sich nicht ein. Meine Neugierde machte, daß ich seinen Willen pünktlich befolgte. Nachdem meine Geduld schon während einer ganzen Stunde vergeblichen Wartens auf die Probe gestellt war, sah ich die Landgräfin in Begleitung einer Hofdame und von einem Bedienten gefolgt, wie sie um diese Zeit regelmäßig ihre Promenade zu machen pflegte, die Terrasse herabkommen. Als sie mich erblickte, schickte sie den Bedienten, ich möge mich zu ihr verfügen: ich eilte dem Befehl ehrfurchtsvoll zu gehorchen, und als ich vor ihr stand, sagte sie:

— Was höre ich, Sie wollen Schauspieler werden, ist dies an dem?

— Ja, Durchlaucht.

— Der Neffe des Herrn Oberpfarrers von Homburg ein Comödiant! — was wird die Welt dazu sagen.

— O der Oberpfarrer von Homburg ist auch etwas Rechtes!

Die durchlauchtigste Frau machte nun ein Rechtsumkehrt, trotz einem preußischen Grenadier, und ließ mich mit langer Nase und etwas verblüfft stehen. — Erst nach einigen Augenblicken kam ich wieder zur völligen Besinnung und fühlte, welche Artigkeit ich der Landgräfin gesagt hatte.

Noch denselben Abend, als ich zu Brandensteins ging, erzählte mir Leonore, daß sie die Landgräfin gefragt, ob ich noch ihre Mutter besuche, und als sie dies bejaht, habe sich die Fürstin geäußert: sie könne nicht begreifen, wie man einem Menschen, der ein Comödiant, das heißt, ein Hanswurst werden wolle, den Zutritt gestatten möge; Leonore habe darauf gestammelt: ich lese ihrer Mutter sehr gut vor, worauf ihr die Dame gesagt: was vorlesen, Comödianten darf man in keinem honnetten Haus dulden. Brandensteins und Fräulein von Breidenbach drangen nun auch in mich, doch einen andern Stand und zwar den des Militärs zu wählen, und Letztere meinte, ich müsse ein recht schmucker Offizier werden, als Soldat könne ich eine ganz andere Carriere machen, ja zu hohen Würden gelangen, kur- und tafelfähig und allgemein geachtet werden, ein solcher Entschluß würde mich auch sogleich wieder mit der zürnenden Landgräfin, so wie mit meinen Verwandten aussöhnen, und das Haus Homburg könne mir sowohl in österreichischen wie in preußischen Diensten, wenn ich diese wähle, sehr förderlich und zu schnellem Avancement behülflich seyn.

Aber noch konnte ich einen Plan, den auszuführen ich mir seit Jahren alle erdenkliche Mühe gegeben, und einen Stand, für den mich auszubilden ich bisher fast nur allein rastlos und mit großem Eifer gearbeitet hatte, nicht so rasch aufgeben, ob ich gleich schon wankte. Da beschied mich abermals mein guter Oheim zu sich, empfing mich ungewöhnlich ernst, indem er mir mit einem feierlichen Tone sagte: daß es nun die höchste Zeit für mich sey, einen Entschluß zu fassen, denn mein Vater habe beinahe sein ganzes Vermögen verloren. — Ich sah meinen Oheim mit großen Augen und zweifelnd an, als wollte ich ihn fragen: Ist dies auch wahr? — Du scheinst die Sache in Zweifel zu ziehen, fuhr derselbe nach einer Pause fort, und theilte mir sodann die nähern Umstände dieser nur zu wahren Begebenheit mit.

Ohne sein Verschulden hatte mein Vater eine große Summe, über zweimal Hunderttausend Gulden, verloren. Er hatte einem auswärtigen Haus, mit dem er schon lange in Geschäftsverbindung stand, auf ein Deposito von österreichischen Staatspapieren eine sehr bedeutende Summe auf mehrere Monate vorgeschossen, und zu diesem Zweck selbst noch fremdes Geld aufgenommen. Kaum war diese Operation gemacht, so theilte er sie dem alten Rothschild mit, dieser aber sagte ihm ganz bestürzt: Um Gotteswillen, Herr Fröhlich, was haben Sie gethan, bevor acht Tage vergehen erklärt sich Oesterreich banquerout. — Mein Vater erschrak, wollte jedoch Rothschild keinen Glauben schenken, der ihn dagegen versicherte, dies sey nur zu wahr, er habe es aus einer Quelle, die auch nicht den mindesten Zweifel übrig ließe. »O, warum haben Sie mir nicht vorher etwas davon gesagt,« setzte er hinzu. — Mein Vater schrieb nun gleich an das Haus, erhielt aber erst nach 6 Tagen zweideutige und ausweichende Antwort, und schon den siebenten war die Finanzoperation, welche die österreichische Regierung (Ende 1811) vorgenommen, wodurch sie ihr Papiergeld sehr bedeutend herabsetzte, also Banquerout machte, in Frankfurt bekannt. Das Haus, von dem das unsrige die Papiere hatte, ließ diese im Stich und fallirte ebenfalls, so daß mein Vater den ganzen ungeheuern Verlust allein zu tragen hatte. Er hielt die Sache indessen sehr geheim und mein Oheim theilte sie mir unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit mit, wenn ich meines Vaters Credit nicht untergraben wolle.

Mein Oheim drang nun nochmals in mich, eine Carriere und

zwar eine andere als das Theater zu wählen, und meinen armen Eltern nicht noch mehr Kummer zu machen, als sie jetzt schon hätten; übrigens, setzte er mich tröstend hinzu, bleibt ihnen noch immer so viel, daß sie Dich in dem Stand, den Du wählen wirst, vorerst noch unterstützen können. Würdest Du dich der Theologie widmen, so kannst Du auch noch auf meine Hülfe zählen, und vielleicht dereinst meine Stelle bekleiden.

Ich erbat mir nun noch 24 Stunden Bedenkzeit, obgleich ich ihm hinsichtlich des theologischen Studiums — ich wäre ein sauberer Theolog geworden — gleich mit einem sehr positiven »Nein« hätte antworten können; denn obschon er selbst ein sehr würdiger Diener Gottes war, der seinen Beruf in jedem Betracht auf das Edelste erfüllte, so hatte ich doch schon so viele geistliche Comödianten kennen gelernt, daß mir diese im Allgemeinen sehr zuwider waren; auch war mir die Aussicht auf eine dereinstige Oberpfarrerstelle zu Homburg nicht sehr lockend, obgleich auch ihm die Ehre ward, von Zeit zu Zeit an der landgräflichen Tafel zu speisen. Anders war es in diesem Punkt bei der katholischen Geistlichkeit, wo man es mit etwas frommer Politik, Verstellung und Heuchelei leicht zum Bischof, Erzbischof, wohl auch Cardinal, ja gar zum Pabst bringen kann. Aber Heuchelei und Scheinheiligkeit waren keine von meinen Fehlern, sondern ich litt an entgegengesetzten Extrem, an viel zu großer Offenherzigkeit, hätte es also auch im katholischen Priesterstand schwerlich bis zum Pfarrer gebracht, ja weit eher den Kirchenbann verwirkt.

Noch den nämlichen Abend theilte ich der Frau von Brandenstein mit, daß ich mich nun für den Militärstand entschlossen habe, und daß allerdings die Worte der Frau Landgräfin nicht ohne Einfluß auf diesen Entschluß geblieben seyen; am andern Morgen eröffnete ich dasselbe meinem Oheim und schrieb meine Sinnesänderung an meine Eltern. Obgleich man auch diesem Stand nicht sehr hold war, so war man doch froh, daß »mir der Comödiant aus dem Kopf war,« ergab sich darein und ließ mich vorerst noch in Homburg, um mich zu der neugewählten Laufbahn vorzubereiten, während man überlegen wolle, wie und wo ich am besten unterzubringen sey.

Als die Landgräfin meinen Entschluß hörte, so wie daß ihre Worte denselben hervorgebracht, äußerte sie sich wieder sehr gnädig über mich, und der Herr Landgraf sagte: »unter den Soldaten

wird man ihn schon zurechtbringen.« Indessen wurde mir die hohe Gnade, an den Exercierstunden des Prinzen Leopold, er lernte die Handgriffe und das Marschiren bei einem ehemaligen preußischen Unteroffizier, Theil nehmen zu dürfen, und da der junge Brandenstein auch zugelassen wurde, so formirten wir eine ganze Rotte und konnten nach Verlauf von wenigen Wochen schon ordentlich im Feuer exerciren, marschiren, alle Wendungen ꝛc. machen. Meine Eltern hatten mir einige Werke über Tactik, Strategie u. s. w. geschickt, in denen ich fleißig studierte, und Prinz Leopold, der kleine Schanzen mit Wällen und Gräben anlegte, machte, daß ich wenigstens einen Begriff von der Fortifikationskunst erhielt, auch hatte er in Hölzer eingereihte Bleisoldaten, mit denen er die Pelotonsschule übte, so wie Festungen von Pappe, die wir mit kleinen messingenen Kanonen beschossen. War es schlechtes Wetter, so exercirten wir in den Schloßgängen, wobei wir bisweilen die Gewehrkolben so gewaltig aufstießen, daß die Frau Landgräfin schickte und sich zu menagiren gebot.

Meine Eltern beschäftigten sich jetzt, eine passende Anstellung im Militär für mich ausfindig zu machen. Mein Vater hatte anfänglich den Gedanken, mich nach Petersburg zu seinem Bruder Wilhelm, der Oberst in der russischen Garde war, zu schicken. Es war dies derselbe, der den reichen Scholze von Bremen seinen Eltern so gut empfohlen hatte, daß dieser sein Schwager wurde. Eine Ohrfeige bewirkte, daß er den Handelsstand mit dem Soldatenstand vertauschte, in welchem er rasch ein glänzendes Glück gemacht. Als er von Bremen wieder in das elterliche Haus zurückgekehrt war, mußte er auf dem Comptoir seines Vaters arbeiten und sollte sich dabei streng an die eingeführte Hausordnung halten, namentlich sich präcis um acht Uhr zum Abendessen einfinden; da er sich aber öfters verspätete, so zog ihm dies mehrmals Verweise zu, und als er wieder einmal erst um halb neun Uhr kam, empfing ihn sein Vater mit einer Ohrfeige vor dem ganzen Comptoirpersonal. Wilhelm eilte zur Thüre hinaus, ließ sich von der Köchin vier Kreuzer für die Thorsperre geben, da er gar kein Geld zu sich gesteckt hatte, und eilte so zum Allerheiligenthor hinaus nach Hanau zu. Hier angekommen, wurde er nicht eingelassen, diese Stadt war damals ebenfalls noch eine Festung, und schlief die Nacht auf dem Glacis. Am folgenden Morgen verkaufte er seine Uhr in Hanau und reiste weiter bis Leipzig, suchte daselbst einen

Geschäftsfreund seines Hauses auf, und schrieb nun seinen Eltern was aus ihm geworden, so wie daß sein fester Vorsatz sey, nicht mehr nach Frankfurt zurückzukehren, sondern sich nach St. Petersburg zu begeben, den Kaufmann für immer an den Nagel zu hängen, um in russische Militärdienste zu treten. Durch einen Bruder seines Vaters, der schon eine hohe Militärcharge daselbst bekleidete, die er durch Verwendung des russischen Generals, Prinzen von Anhalt erhalten, nachdem er als Rittmeister in dem Leibcürassier-Regiment des Großfürsten Paul gedient, und bald ein Liebling Paul I. geworden war, machte auch Wilhelm rasch sein Glück in Rußland und heirathete obendrein ein sehr reiches Fräulein, eine Anverwandte des Fürsten Potemkin. Er fügte seinem Brief noch hinzu: man möge etwas Geld und Wäsche nach Leipzig schicken, womit er bis St. Petersburg reisen könne, wo nicht, so würde er sich so durchzuhelfen suchen; man that was er wünschte.

Meiner Mutter aber lag Rußland zu fern, sie fürchtete mich nie wieder zu sehen, und so ward dieser Plan aufgegeben, ehe ich nur etwas davon erfahren hatte. Man sprach von österreichischen Diensten, gegen diese hatte ich aber eine Abneigung, weil man die Oesterreicher so oft zum Gegenstand des Spottes und des oft schalen Witzes und sich über sie lustig machte; sie standen mir nicht hoch genug in der öffentlichen Meinung, eher neigte ich mich zu den Preußen hin, aber hier hatte ich trotz aller Protektion nur wenig Aussicht auf Beförderung zu hoffen, da ich kein gegerbtes und bekritzeltes Eselsfell, vulgo Pergament aufzuweisen hatte, welches bewies, daß ich schon so und so viel faule Ahnen habe, die zu jener Zeit, bei der Artillerie ausgenommen, erforderlich waren, um des Tragens eines Port-Epée in der preußischen Armee würdig zu seyn. — Also auch hier nichts.

Mein Vater hatte einige finanzielle Relationen mit Hessen-Cassel'schen höhern Beamten, und glaubte in diesem kleinen Staat mir eine Carriere eröffnen zu können, obgleich auch hier wie in allen deutschen Staaten und Stäätchen der Adel sehr bevorzugt war. Es wurde nun an diese Herren geschrieben, die Antwort lautete ziemlich günstig, wir wurden an einen in Hanau garnisonirenden Obersten empfohlen, der mich dem Erbprinzen daselbst vorstellen und zum Cadetten oder Junker vorschlagen sollte. Ich fuhr an einem Sonntag mit meinem Vater dahin ab, wo uns der Oberst im Gasthof zum Riesen erwartete, um uns mit auf die Parade

zu nehmen und die Gelegenheit abzupassen, mich Seiner Durchlaucht vorzustellen. — Als ich die steifen abgemessenen hessischen Soldaten, die mir gleich hölzernen Maschinen vorkamen, mit ihren langen bis an die Kniekehle reichenden Zöpfen und weißgepuderten Locken, mit ihren, ausgestopften Puppen ähnlichen Offizieren, die auf's Haar den Nürnberger, von schwarzem Brodteig geformten, gebackenen und lakirten Soldaten glichen, welche die Kaufleute auf die Frankfurter Messe bringen, und von denen ich als Kind so manches Dutzend zerbrochen und zerstückelt hatte, so bei mir vorübermarschiren sah, da bekam ich einen Schauder, es wurde mir ganz komisch zu Muthe und das Theater fiel mir wieder ein. — Ich erklärte auch sofort meinem Vater, daß ich nicht in hessische Dienste treten wolle, und es besser wäre, wir führen gleich wieder heim. Er meinte aber, daß, da wir einmal hier seyen, man auch das Ende abwarten müsse, und man könne nicht weg, bevor ich wenigstens vorgestellt sey, der Oberst von M.... könne sonst glauben, man habe ihn zum Besten gehabt.

Als endlich die Parade vorüber war, kam der Oberst und beorderte mich ihm zu folgen. Er führte mich zum Erbprinzen, der von mehrern Stabsoffizieren mit hohen lang bespornten Kanonenstiefeln, mit ungeheuern Federhüten auf den Köpfen, martialische Dienstmienen, aber recht nichtssagende Gesichter machend, umgeben war. Als wir in der Nähe des Erbprinzen waren, sagte mein Führer: da bringe ich Ew. Durchlaucht einen neuen Rekruten, den Sohn des Herrn Fröhlich aus Frankfurt, und gab mir ein Zeichen vorzutreten.

Der Erbprinz und seine Offiziere musterten mich von oben bis unten, und betrachteten mich ungefähr mit der Miene wie ein Fleischer der ein Rind zum Schlachten kaufen will. Hierauf sagte der erste:

— Man hat Lust Soldat zu werden?

— Ja, Durchlaucht.

— Das gehörige Maaß scheint man zu haben, auch kann man noch wachsen. Aber man hat die verteufelte französische Jakobinermode mitgemacht, trägt abgeschnittene Haare, wie steht es da mit dem Zopf.

— O der kann wieder wachsen, fiel der Oberst ein.

— Ja das wird lange währen, meinte der Erbprinz, und ein hessischer Soldat ohne Zopf ist so viel wie gar nichts.

Hier wackelten sämmtliche Offiziere mit ihren Köpfen, gleichsam um durch die Bewegung ihrer ellenlangen Zöpfe anzudeuten, wie sehr sie mit der Meinung Seiner Durchlaucht einverstanden seyen. Diese fuhr fort:

— Wie alt ist man?

Ich stand wie auf Kohlen und platzte endlich heraus:

— Man ist fünfzehn Jahre vorüber.

Der Erbprinz sprach nun einige für mich unverständliche Worte zu seiner Umgebung und entfernte sich, ohne mich weiter eines Blickes zu würdigen. Ich eilte zu meinem Vater zurück, der der ganzen Scene in einiger Entfernung zugesehen hatte, und gleich darauf kam der Oberst zu uns und sagte zu demselben: ich habe mich so sonderbar benommen, daß der Erbprinz sehr ungnädig sey, und er es nicht wage, ferner einen Schritt in dieser Angelegenheit zu thun.

— Ist auch nicht nöthig, Herr Oberst, versetzte ich, ich werde um keinen Preis hessische Dienste nehmen. — Mein Vater hieß mich schweigen, war verlegen und suchte mich bei dem Obersten zu entschuldigen. Wir kehrten in den Riesen zurück, wo uns ein Bekannter aus Hanau aufsuchte, der mit meinem Vater über die Sache sprach und diesen einigermaßen beruhigte, indem er ihn versicherte, daß ich auf keinen Fall ein großes Glück bei den hessischen Zopfhelden gemacht haben würde, da ich, nicht von Adel, noch hätte von Glück sagen können, wenn ich mit dem fünfzigsten oder sechzigsten Jahre eine Compagnie erhalten hätte, denn bei vielen heiße es: „Herr Lieutenant dir lebe und dir sterbe ich,“ und man könne sich nicht vorstellen, welch eine Misere es sey, einem kleinen deutschen Souverän zu dienen. Das Elend sey nicht einmal ein glänzendes, sondern ein ganz gewöhnliches.

Ich stimmte dem braven Mann von Herzen bei und sagte meinem Vater als er bei der Heimfahrt äußerte: er wisse nun gar nicht was er mit mir anfangen solle: es wäre wohl das Beste, wenn ich es mit den französischen Diensten versuchte, wo man wenigstens weder nach albernen Hirngespinnsten, wie verfaulte Ahnen, noch nach Schnurrpfeifereien, wie Zöpfen, frage. Diese Sprache hatte ich Breidensteins Erziehung zu verdanken, der uns wenigstens so viel als möglich von allen albernen Vorurtheilen frei zu machen suchte, dabei aber vergaß, uns die nöthige Klugheit anzuempfehlen und seine Freude daran zu haben schien, wenn wir uns recht derb

deßhalb ausließen, eine Freude, die ihm durch mich in vollem Maaß wurde. Diese Erklärung setzte meine werthe Verwandtschaft, die noch meistens gut kaiserlich gesinnt war, und die Franzosen haßte, neuerdings in Allarm, und es gab abermals Debatten, die jedoch durch die Furcht, meine Theaterlust möchte wieder erwachen, und da auch meine Mutter Neigung für den französischen Dienst zeigte, bald beseitigt wurden; es ward nun beschlossen, daß ich in französische Dienste treten sollte. — Ich fuhr ein Paar Tage darauf mit meinem Vater nach Mainz, wo Latour damals ein neues Regiment für die französische Regierung errichtete. — Als wir ankamen, ließ General Lefebvre, ein Müllerssohn, gerade ein Armeecorps von 20,000 Mann auf der großen Bleiche, die zum Heer Napoleons stoßen sollten, die Musterung passiren. Als ich diese wahrhaft martialischen und dabei doch gutmüthigen Gesichter defiliren sah, machte dies einen ganz andern Eindruck als die Hanauer Zopfparade auf mich. Das kriegerische Aussehen dieser Truppen, das legere Marschiren, die ungezwungene und doch imponirende Haltung derselben, das unaufhörliche Wirbeln der vielen Trommeln, mit denen eine etwas wilde Janitscharenmusik wechselte, dies alles machte mein Herz freudig pochen. Ich vergaß und versäumte das Mittagessen über dieser Revüe, und kam erst nach drei Uhr in die drei Reichskronen zurück, in denen wir abgestiegen waren. Noch denselben Tag besuchten wir Latour, dem wir durch einen Mainzer Bekannten empfohlen wurden, und eine halbe Stunde darauf war ich mit Unteroffiziersrang in dem neuen Regiment angestellt. Am folgenden Tag kehrten wir wieder nach Frankfurt zurück, um meine Equipirung in den Stand zu setzen, die eben nicht sehr umständlich seyn durfte; als Abzeichen meines Dienstes hatte ich schon eine dreifarbige Cokarde, die ich aufsteckte, mitgebracht, kündigte mich allenthalben und mit triumphirender Miene, namentlich auch in Homburg, als angehender französischer Krieger an, was mir manche verdrießliche Miene zuzog, und mir namentlich der alte Oberst Schulter übel nahm, der wie viele andere eine wahre Antipathie gegen die Franzosen hatte, eben so die Homburger, mit Ausnahme der Landgräfin, die für die Franzosen eingenommen war und sehr gut französisch sprach. — Während ich so mit meinen Abschiedsbesuchen bei allen meinen Lieben und mit meiner Equipirung beschäftigt war, kam Frau von Waldschmidt zu uns, und theilte uns mit, daß der Fürst Y.... ebenfalls im

Sinn habe, ein Regiment für den Kaiser Napoleon zu errichten, es könne sich nicht leicht bessere Gelegenheit finden, meine Militärdienste anzutreten, ja ich könne ohne Zweifel als Offizier in dieses Regiment treten, da der Fürst junge Leute von Distinction für dasselbe suche. — Mein Vater entgegnete ihr jedoch, daß, da ich schon definitiv bei Latour d'Auvergne angestellt sey, dies zu spät komme, ohnehin sey es nicht sein Wille, daß ich gleich eine Offizierscharge bekleide, die mir zu viele Freiheit lasse, was bei meiner großen Jugend und meinem Hang zu einem wilden Leben gerade nicht wünschenswerth sey. Aber Frau von Waldschmidt meinte, ich könne gerade in dieser Hinsicht nirgends besser aufgehoben seyn als in dem Regiment des Fürsten N...., der unsere Familie kenne und mich gewiß unter seine besondere Obhut nehmen würde, eine Versetzung von dem einen Regiment zu dem andern ließe sich ja leicht bewirken u. s. w. Mein Vater dankte für die Aufmerksamkeit, ließ es indessen vorerst dabei bewenden, und nach ein Paar Tagen reiste ich allein nach Mainz ab, meine militärische Laufbahn anzutreten, die wenigstens lustig genug werden sollte.

VIII.

Mainz; seine Geschichte. — Ich werde zu dem Regiment N. versetzt. Formation desselben. — Die Familie Jung. — Die Mitternachtsmessen. — Eine tödtliche Krankheit. — Das Regiment erhält Ordre nach Toul zu marschiren. — Ich gehe zu meiner Wiederherstellung auf Urlaub. — Chastelers Maitresse, und eine Nacht im Bären. — Napoleon hält eine Revüe in Mainz. — Ich bekomme einen Transport Rekruten nach Toul zu führen.

Mit zwar etwas beklommenem Herzen, aber leichtem Sinn, leichter Bagage, — mein militärisches Equipement sollte ich erst beim Regiment erhalten, — ziemlich gefüllter Börse, übrigens frohen Muths verließ ich das Vaterhaus und setzte mich in den nach Mainz abfahrenden Postwagen. An meinen soliden Kenntnissen trug ich auch nicht schwer: Geschichte, Erdbeschreibung und Französisch, das ich gut sprach und schrieb, waren die einzigen Dinge,

die ich ziemlich gründlich kannte, namentlich hatte ich Plutarch, Cäsar und Titus Livius gut inne; meine Muttersprache, das Deutsche, sprach und schrieb ich nicht einmal sehr correkt, ebenso sprach ich nur schlecht Englisch, und in der Mathematik wie im Zeichnen hatte ich es auch nicht sehr weit gebracht, eine Hand schrieb ich daß es zum Erbarmen war, dagegen aber hatte ich in frivolern Künsten eine ziemlich hohe Stufe erreicht; in der Musik, im Clavier und Singen war ich ein Virtuose, dabei ein guter Reiter und eben so guter Tänzer. Von allen meinen Büchern hatte ich nur die welche von den Militärwissenschaften handelten, die ich erst kürzlich bekommen hatte, und sodann noch Schillers Don Carlos und Fiesko, Kramers Adolph der Kühne, Raugraf von Dassel, dies war mein Homer und Plutarch, und den Clavierauszug des Don Juan eingepackt und mitgenommen.

In Mainz angekommen, stieg ich im Gasthof »zur hohen Burg« ab, denn man hatte mir gesagt, daß sich dort ein allerliebstes Wirthstöchterchen befände; ich fand mich aber getäuscht, es war eine zwar jugendliche, frische, rothwangige, aber ziemlich derbe Schönheit, für die ich in meinem Leben nie inclinirte, blieb indessen vorerst da wohnen. Am nächsten Morgen stellte ich mich meinem Regimentschef vor, der mich wohlwollend empfing und einer Compagnie zutheilte. Der Dienst des kaum errichteten Regiments war noch nicht geregelt, und ich hatte vor der Hand nichts weiter zu thun als mich bei den Appellen einzufinden, benutzte deßhalb die müßige Zeit, mich in dem alten Mainz umzusehen, und nahm bei einem Ingenieur-Offizier Unterricht in der praktischen Feldmeßkunst und Fortifikation, so wie bei einem Unteroffizier-Maitre-d'Arme (Fechtmeister) in der Fechtkunst, denn mir ahndete, daß es mir an Händeln der besten Sorte nicht fehlen würde. Glücklicherweise war damals kein Theater in Mainz, das mich von meinen Berufsstudien hätte abwendig machen und zu sehr zerstreuen können.

In Mainz war es zwar sehr lebendig, denn die Festung wimmelte von Militär jeder Waffengattung, aber die Stadt bot doch im Ganzen einen traurigen Anblick. Ueberall stieß man noch auf die Spuren der letzten schweren Belagerungen, Häuser, Klöster und Paläste lagen theilweis in Ruinen, das Dalbergische Palais, die drei Schweinsköpfe genannt, alle Gebäude am sogenannten Höfchen, wo die schöne tempelartige St. Sebastianskapelle, die alte Jesuitenkirche stand, waren zum Theil halb abgebrannt oder ganz

von Kanonenkugeln zerschossen, und selbst der Dom hatte ein melancholisches Ansehen, seine Thürme waren dach- und fensterlos. Das churfürstliche Schloß war jetzt der Aufenthalt des Jammers und Elendes, und in den prächtigen Prunkgemächern, wo früher die glänzendsten Feste gefeiert wurden, standen längs den kahlen Wänden Krankenbetten, in denen oft unheilbare Kranke und Verwundete ihr Daseyn verfluchten; die Fürstenwohnung war ein Lazareth geworden. Noch stand die alte Martinsburg, die 1481 Erzbischof Diether erbaut hatte, aber öde und leer, fenster- und thürlos, war sie der Aufenthalt von Eulen, Uhus und Unken, und wurde bald darauf (1806) von den Franzosen abgerissen. Das merkwürdige alte Kaufhaus, unter Kaiser Ludwig von Baiern (1314—1317) erbaut, eines der seltsamsten und kostspieligsten Denkmäler jener Zeit, war ebenfalls noch vorhanden (das französische Gouvernement ließ es 1812 demoliren), und im deutschen Ordenshaus wohnte ein französischer General. Eine meiner Lieblingspromenaden war nach der hoch und herrlich liegenden uralten Stephanskirche, zu der man durch einsame Mauerstraßen und Weingärten, an alten Gebäuden vorüberkommend, gelangte. Sie wurde schon im Jahr 990 zuerst von Holz, später von Stein aufgeführt. Der Dom, der 1009 feierlich eingeweiht wurde, war seitdem durch nicht weniger als sechs Feuersbrünste verheert worden, machte sieben Belagerungen mit, und wurde zweimal stark bombardirt. In seinen hochgewölbten Hallen und Kreuzgängen brachte ich manche Stunden bei den Gräbern Diethers von Isenburg, Heinrich Frauenlobs und Carl des Großen Gemahlin, Festrada, zu, und studierte die Freiheitsakte, welche Erzbischof Adalbert 1135 den Mainzern verlieh, die auf den erzenen Thüren der Kirche eingegraben ist. Die herrlichen Deckengemälde in der Ignatiuskirche, die in der Mitte der langen Augustinergasse liegt, erregten ebenfalls meine Bewunderung. In die Citadelle, wo ein Theil des Regiments lag, führten mich häufig Dienstangelegenheiten; hier befindet sich jenes alte Denkmal aus der Römerzeit, der Drususstein genannt; sicher ist, daß er schon vor Christi Geburt stand und wahrscheinlich dem Drusus zu Ehren errichtet wurde, auch zugleich ein Thurm des alten Castri moguntiaci gewesen seyn kann. Aber nirgends war ich heiterer als wenn ich, auf der langen Rheinbrücke stehend, nach Bieberich und dem Rheingau hinabblickend, den crystall-grünen Wellen des majestätischen Stromes folgte und mich in diesem An-

schauen verlor. Es giebt nicht leicht eine großartigere, das Gemüth mehr erhebende Ansicht als die, wo der alte Vater Rhein in seiner größten Breite die schönsten Gauen Deutschlands, zwischen lachenden Weinbergen und sich thürmenden Felsgebirgen, hinabwogt. Noch eine lange Strecke sieht man die Fluthen des schmutziggelben Mains, dem einige überpatriotische Poeten eine blonde Farbe angedichtet, in den grünen des Rheins, die sich nur ungern und widerstrebend endlich mit ihnen zu mischen scheinen, abgesondert dahinströmen.

Den schönsten Anblick gewährt aber Mainz von den Hochheimer Höhen herab; hier übersieht man die herrliche Lage der uralten, ehedem golden genannten Stadt und ihre Thürme, Kirchen, Hügel und schönen Anlagen mit einem Blick, sie liegt gleich einem zu unsern Füßen aufgerollten Gemälde vor den freudig bewundernden Augen.

Der Römer Martius Agrippa hatte hier zuerst ein Lager, an dessen Stelle Drusus Germanikus das Castell Moguntiacum errichtete, welches sich bis an das heutige Gauthor erstreckte. Drusus legte noch ein zweites Castell jenseits des Rheins an, dem ersten gegenüber, und diesem dankt das jetzige Cassel seine Entstehung. Zuerst lag hier die 14te Legion, welche die 2te ablöste, und siebenzig Jahre nach Christi Geburt kam die 22ste hier[illegible] welche dem Titus Jerusalem hatte erobern helfen. Die Röme[illegible]rsetzten ihre Legionen noch ganz anders wie Napoleon seine Regimenter. Die Kaiser Trajan und Hadrian erweiterten die Festungswerke der Castelle; ersterer baute eine steinerne Brücke über den Rhein, und letzterer fügte noch ein anderes Castell unweit dem hübschen Dorf Weisenau hinzu. Von den Allemannen und Hunnen wurde Moguntiacum gänzlich zerstört. Am St. Sylvestertage des Jahres 406 zog der Heerführer Crachus an der Spitze vieler Tausend Allemannen und anderer wilden Völker in Moguntiacum ein, verheerte und verwüstete die Stadt, schleifte die Festung und erschlug deren Bischof Ruthard sammt mehrern Tausend Einwohnern, die sich in die Hauptkirche geflüchtet hatten. Nachdem die Römer über 400 Jahre am Rhein gehaußt, endigte hier ihre Herrschaft. Kaum fing Moguntiacum an, wieder aus seinem Schutthaufen zu erstehen, da kamen 451 die Hunnen von dem grausamen Attila angeführt, und was von den Einwohnern der Stadt nicht durch das Schwert dieser Barbaren fiel, entfloh in die Wälder und Gebirge, auch wagte es

Niemand, sich wieder da anzubauen. Ueber 80 Jahre lang hatte Mainz in Trümmern gelegen, als Theodobert I. die verwüstete Stadt wieder herzustellen suchte; er ließ neue Mauern aufführen, und der Bischof Sidonius stand ihm treulich in seinem Bemühen bei. Die Prinzessin Berthoara ließ nun mehrere Kirchen bauen, unter denen namentlich die Taufkirche zu St. Johannis war; als den eigentlichen Wiedererbauer von Mainz muß man jedoch Dagobert I. ansehen, der von 622 bis 638 regierte und der Stadt eine große Ausdehnung längs dem Rhein gab.

Karl der Große legte ein Kloster hier an und baute eine neue Brücke auf die steinernen Pfeiler derjenigen, die Trajan über den Fluß geführt hatte, von der man bei niedrigem Wasser noch Ueberbleibsel sieht; es war dies ein Riesenwerk, das Napoleon an einer andern Stelle erneuern wollte, aber er wurde gestürzt bevor er den Anfang gemacht. Unter seinen Erzbischöfen hatte Mainz sehr glänzende Perioden, besonders im 13ten und 14ten Jahrhundert, wo hier Künste und Wissenschaften in Aufnahme kamen und sein Wohlstand außerordentlich zunahm. Die berühmtesten Minnesänger, unter ihnen Heinrich Frauenlob, hatten hier ihren Sitz aufgeschlagen. Letzterem wurde 1318 die Ehre, von den Mainzer Schönen zu Grabe getragen zu werden, und noch zeigt man seinen Grabstein im Dom. Im 15ten Jahrhundert wurde, so lächerlich auch Straßburg und Harlem dagegen streiten mögen, in Mainz die Buchdruckerkunst von Guttenberg erfunden und von ihm die erste Druckerei angelegt.

Bei der bald nachher ausgebrochenen furchtbaren Fehde zwischen Adolph von Nassau und Diether von Isenburg litt die Stadt wieder außerordentlich. Churfürst Diether hatte sich auf das kräftigste den ungeheuern Anmaßungen des Papstes, der sogar die Reichsverfassung angriff, widersetzt, und weigerte sich, durch einen Eid sich anheischig zu machen, eine Fürstenversammlung ohne Einwilligung des Kaisers zu halten oder ein allgemeines Concil zu veranlassen; er wurde dafür 1461 seiner Würde entsetzt, der Papst Pius II. that ihn in Bann und ernannte an seiner Statt einen Grafen von Nassau, Adolph II., den auch der Kaiser anerkannte, der gegen Diether aufgebracht war, weil dieser eigenmächtig Churfürstentage ausgeschrieben hatte. Letzterer suchte nun Hülfe bei dem Churfürsten von der Pfalz, Friedrich dem Siegreichen; die Bürger von Mainz erklärten sich Ende 1461 für ihren abgesetzten

Fürsten, später folgte sogar die Geistlichkeit diesem Beispiel, und den 29sten Juni 1462 erfocht Friedrich von der Pfalz einen Sieg bei Seckenheim über Diethers Gegner. Adolph machte nun Friedensvorschläge, aber während diesen Unterhandlungen hatten sich der Bürgermeister Dudo, der Rechenmeister Sternberger und deren Anhang verrätherischerweise mit den Feinden Diethers zum Verderben der Stadt eingelassen und heimlich verschworen. Das Gauthor war der durch hohe Mauern, Thürme und tiefe Gräben am stärksten befestigte Theil der Stadt und deßhalb am wenigsten bewacht, drei mächtige Pforten schlossen die Thorgewölbe. Dudo ließ in der Nacht, in welcher der Verrath geschehen sollte, die innere Pforte öffnen und machte die ganze Wache betrunken. Es war dies in der Nacht vom 28sten Oktober 1462. Adolph hatte, wie mit den Verräthern verabredet war, über 5000 Mann, von denen 1600 beritten, gegen Mitternacht über den Rhein setzen und in aller Stille durch das Gartenfeld vor das Gauthor marschiren lassen. Als die Vorhut mit Katzentritten, durch eine stockfinstere Nacht begünstigt, vor demselben angekommen, hörte sie ein Geräusch, das wie von einer Schildwache herzurühren schien, und unentschlossen was zu thun sey, deliberirte der Feind eine gute Stunde, ob man sich unverrichteter Sache zurückziehen oder dennoch den Angriff wagen solle. Da flog plötzlich ein großer Vogel von der Stadtmauer auf, es war eine Eule, die durch das Auf- und Niederschlagen ihrer Flügel jenes Geräusch verursacht hatte. Jetzt ärgerten sich die Feinde, durch einen solchen Nachtvogel geäfft worden zu seyn, und eilten, über sich selbst unwillig, zum Angriff heran; wäre die Eule länger sitzen geblieben, so hätte sie wahrscheinlich die Stadt gerettet, wie einst Gänse das römische Capitol, und die Mainzer würden dankbar Eulen gefüttert haben. Als das ganze Heer dicht unter den Mauern war, überstieg ein Theil dieselben, überfiel die noch berauschte Wache und machte sie nieder, worauf man mit Brecheisen ein zweites Thor öffnete. Aber eine gerade vorübergehende Patrouille vernahm das Gekrache und den Tumult und machte Lärm. Jetzt zog man die Sturmglocken an, und das Geschrei: Feinde! Feinde! ertönte durch alle Gassen. Die Bürger, durch diesen Schreckensruf aus dem Schlaf erweckt, griffen zu den Waffen, stellten sich den schon eingedrungenen Reitern und Fußknechten entgegen, und ein furchtbarer Kampf entspann sich, Mann gegen Mann, in den Straßen. Noch war es Nacht, aber man

hatte auf dem Friedhof der Juden deren Bethaus angezündet und die Flammen dieſes Feuers dienten den noch fortwährend eindringenden Feinden zur Leuchte. Der Churfürſt Diether, viele Domherren und andere Geiſtliche, ein Graf von Katzenellenbogen, von Schrecken und Furcht betäubt, flüchteten und ließen ſich mit Stricken an den Stadtmauern hinab, an einer entgegengeſetzten Seite das Weite ſuchend. Endlich fing es zu tagen an und nun wüthete das Schlachten mit erneuerter Kraft; jede Straße, ja die meiſten Häuſer wurden mehrmals genommen und wiedergenommen und auf das hartnäckigſte vertheidigt. Die Mainzer fochten jetzt um Weib und Kind, Gut und Blut wie gereizte Löwen, keine Gefahr ſcheuend, und ſchon zweimal hatten ſie am Vormittag die Feinde wieder bis an das Thor zurückgedrängt: aber hier hatten die Rheinganer und Schweizer Söldner Adolphs ſchon mehrere Thürme in ihrer Gewalt, und die Bürger wurden wieder bis zum Johanniterhaus und in die Auguſtinergaſſe zurückgeſchlagen, als ihnen plötzlich 300 Reiſige, welche Diether in der Eile geſammelt hatte, zu Hülfe ſprengten, denen noch ein Paar Hundert Fußknechte folgten. Jetzt drangen ſie wieder vorwärts, und zum Drittenmal wurden die Feinde bis zum Gauther gejagt, viele flohen ſogar zu demſelben hinaus; aber jetzt warfen ihre Anhänger, die Verräther, über dreihundert an der Zahl, Feuer in verſchiedene Gebäude der Stadt, namentlich in die Vorrathshäuſer und Werkſtätten, ſo daß die Flammen bald praſſelnd gen Himmel emporſchlugen, Weiber, Kinder, Kranke und Greiſe um Hülfe riefen und ein entſetzliches Angſtgeſchrei ausſtießen. Die Bürger verließen das Schlachtfeld, um den Ihrigen zu Hülfe zu eilen, und der Feind, dieſen Augenblick benutzend, folgte ihnen auf den Ferſen, ein ſchreckliches Blutbad unter den Fliehenden anrichtend, während dieſe mit dem Retten desjenigen was ihnen am theuerſten, beſchäftigt waren, und ſo wurden die Muthigen die ſichere Beute des ſchändlichſten Verraths, eines Bubenſtücks ohne Gleichen. Alle noch nicht eroberten Thürme und Mauern fielen nun ſchnell in die Hände der Würger und Mordbrenner Adolphs, der am folgenden Tage, 29ſten Oktober, ſeinen Einzug über Leichen- und Aſchenhaufen, Blutſtröme und rauchende Ruinen hielt, während ihn die Seinigen mit einem gräßlichen Victoria begrüßten. Er ließ alle noch lebende Bürger auf dem Thiermarkt zuſammenkommen und verkündete ihnen, daß ſie ſofort die Stadt verlaſſen müßten, ohne Abſchied von dem was

ihnen lieb und theuer war nehmen zu dürfen, und so wurden sie durch die feilen Schweizer Söldlinge hinausgeschafft, nichts wurde ihnen gelassen als das Leben; hierauf wurde die unglückliche Stadt nochmals der Plünderung und Verwüstung Preis gegeben, Mädchen und Frauen von den raubenden Horden geschändet und auf das empörendste mishandelt: alle Privilegien der Stadt, von den Kaisern, den Päpsten und Erzbischöfen ertheilt, wurden vernichtet und öffentlich auf dem Markt verbrannt, und die Häuser und das Eigenthum der Verbannten unter die vornehmsten Raubmörder Adolphs vertheilt. Ueber 500 Bürger, unter denen auch der Bürgermeister Fust, ein Bruder des berühmten Buchdruckers dieses Namens, und der Stadthauptmann Furth waren geblieben oder ermordet worden, und das goldne Mainz zu einer Stätte der gräßlichsten Verwüstung geworden.

Diether mußte seinen Ansprüchen auf die Stadt entsagen, wurde jedoch nach Adolphs Tod, der nur bittere Früchte von seiner Unthat zog, wieder zum Churfürsten erwählt; aber er belohnte die Aufopferung der Mainzer mit schwarzem Undank, indem er sogar Vortheil aus der Mißethat seines Vorgängers zog, und statt Mainz seine vorige Verfassung wiederzugeben, die drückenden Verordnungen, die der Rache schnaubende Nassauer erlassen hatte, bestehen ließ. Indessen erhob sich dennoch die Stadt, als Residenz des churfürstlichen Hofes, bald wieder zu einem großen Flor, namentlich unter dem hochherzigen Churfürsten Uriel, der, als die Cölner Universität den aufgeklärten und gelehrten Reuchlin, den hellsten Kopf seines Jahrhunderts, der Ketzerei angeklagt und seine dummen Richter ihn zum Feuertod verdammt hatten, sich nicht nur auf das eifrigste für den großen Mann verwendete, sondern als der stupide Ketzerrichter Hochstradamus seinen Bitten kein Gehör gab und das Urtheil auf schon errichteten Scheiterhaufen eben vollziehen wollte, sprengte der wackere Fürst an der Spitze seiner Reiter gerade im entscheidenden Augenblick heran, ließ die vorhandenen abscheulichen Marterwerkzeuge zerstören, den Scheiterhaufen umwerfen, und jagte die Ketzerrichter zur Stadt hinaus. Wenn alle dumme oder boshafte, der Finsterniß und der Schlechtigkeit huldigende Richter solche Uriels gefunden hätten, stünde es anders auf Erden. Besser hätte freilich der brave Churfürst gethan, wenn er dieses Gesindel gleich selbst dem Scheiterhaufen übergeben und damit ein warnendes Beispiel statuirt hätte.

Bis zur französischen Revolution war der churfürstliche Hof zu Mainz einer der glänzendsten Deutschlands, und die ältern Mainzer, die ihn noch gekannt, wußten mir nicht genug von dessen Pracht und Herrlichkeit zu erzählen. Man war auch sehr freigebig gegen die Armen, und auf der schönen churfürstlichen Favorite, ein Lustschloß mit einem großen Park auf einer Anhöhe am Rhein, das während der Revolutionskriege zerstört worden war, wurden fast täglich Dürftige gespeist. Auch in den überreichen Klöstern konnte sich der Arme jeden Mittag eine warme Suppe holen, was freilich kein großes Verdienst war, da die im Ueberfluß schwelgenden feisten Pfaffen das Mark des herrlichsten Landes von Europa verzehrten, das sie inne hatten, und die abfallenden Brosamen noch lieber an wohlgenährte Hunde als an die bittere Armuth verschenkten. Aber nachdem die fetten Klostergüter in arbeitsame und industriöse Hände übergingen, verschwand das ekelhafte Heer der Bettler, und das Auge wurde bald eben so wenig mehr durch den Anblick des schmutzigsten Elends als durch den der trägen widerlichen Schmerbäuche, der gemästeten kupferrothen Vollmondsköpfe, der Pfaffen, beleidigt.

Unter den mancherlei Bekannten, die ich in meinen freien Stunden besuchte, das französische Exercitium, das wir jetzt zweimal des Tags mit großem Eifer auf dem Glacie der Citadelle betrieben, nahm täglich vier bis fünf Stunden in Anspruch, war es hauptsächlich das Haus des Hofraths Jung, unsers alten Familienfreundes, bei dem ich schon bei der Reise zu Schinderhannes Hinrichtung logirt hatte, das mich am meisten anzog. Dies war eine höchst achtungs- und liebenswürdige Familie, welche, in guten Vermögensumständen sich befindend, besonders den Wissenschaften und Künsten huldigte. Der älteste Sohn Eduard beschäftigte sich mit Malerei, die Töchter Mimi und Agnes mit Musik, Zeichnen und auserwählter Lektüre, zwei kleinere Jungen besuchten noch die Schule. Der Vater, ein hochwissenschaftlich gebildeter und sehr vorurtheilsfreier Mann, Wittwer, widmete sich fast ausschließlich der Erziehung seiner Kinder. Die Abende in diesem Haus wurden meistens in einem vertrauten Familienkreis, abwechselnd mit kritisirenden Unterhaltungen über die neuesten ausgezeichnetsten literarischen Erzeugnisse, mit Vorlesungen, Musik, Deklamation u. s. w. auf das angenehmste hingebracht. Bisweilen verlor man sich auch in das Feld der Politik, das damals unermeßlichen Stoff bot, je-

doch nur wenn man so ganz unter sich war, denn es war sehr gefährlich, sich über das Treiben des damaligen allmächtigen Gewalthabers und seine Staatskunst selbst nur bescheiden auszulassen, und nicht rathsam, seine Meinung offen zu äußern. Ich selbst war indessen zu jener Zeit ein blinder Verehrer des neugebackenen Kaisers, in dem ich einen zweiten CÄsar erblickte, seine glänzenden Siege hatten auch mich wie so viele Tausend Andere verblendet, Jung aber fällte sehr richtige Urtheile über den korsischen Machthaber, die sich auch später vollkommen bewährten, und die ich beinahe als in einem prophetischen Geist gesprochen ansehen möchte. Was aber diesen unterhaltenden Abenden den meisten Reiz verlieh, war die älteste Tochter des Hauses, Mimi, ein Mädchen das bei körperlicher Schönheit unendlich geistige Reize besaß und bald der Gegenstand meiner innigsten Verehrung ward, ohne daß ich gerade ein sinnlicheres Vergnügen als ihre Unterhaltung gewünscht oder begehrt hätte.

Vier Wochen mochte ich ungefähr in Mainz seyn, dessen heitere, lebenslustige und muntere Bewohner mich weit mehr ansprachen als die griesgramigen beiderlichen Procentgesichter meiner Vaterstadt, als mich eines Morgens mein Oberst zu sich rufen ließ und mir eröffnete, daß meine Familie wünsche, ich möchte in das Regiment treten welches Fürst D... im Begriff sey für den Kaiser der Franzosen zu formiren, und daß er, wenn mir dies angenehm sey, nichts dagegen habe, ob er gleich glaube, daß ich in seinem Regiment wohl eben so gut und vielleicht noch besser als in dem des Fürsten mein Glück machen würde. Ich erwiederte hierauf, daß ich dies meinen Eltern überlassen wolle. Mir war die Sache ziemlich gleichgültig, obgleich das Regiment Latour schon einen großen Vorsprung hatte und beinahe organisirt war; indessen versprach ich mir doch eine angenehmere Existenz im Regiment D., in dem ich alte Bekannte aus Offenbach anzutreffen hoffte, auch sagte mir dessen Uniform (hellblau mit gelben Kragen, weißen Vatpol und Silber) mehr zu als die dunkelgrüne mit Roth des Regiments Latour-d'Auvergne. Noch denselben Tag erhielt ich einen Brief von meinem Vater, in welchem er mir meldete, daß er den folgenden Tag nach Mainz kommen würde, um mich dem Fürsten D., bei dem schon alles eingeleitet sey, und der in den drei Reichskronen logiere, vorzustellen. Gegen Mittag des bestimmten Tages kam mein Vater an und wir machten sogleich unsere unter-

thänigste Aufwartung bei Seiner Durchlaucht. Der Fürst war außerordentlich gnädig, erbot sich sogar, mich sogleich mit Unterlieutenantsrang anstellen zu wollen, was mein Vater sich gehorsamst verbat, indem er wünsche daß ich von der Pique auf dienen solle, was indessen gar nicht thunlich war, aus dem einfachen Grunde, weil, außer einem Dutzend designirter Offiziere, das Regiment nur noch auf dem Papier vorhanden war. Der Fürst ertheilte mir daher den Rang eines Fourriers und verwies mich an den Catherine Quartier-Maître, Herrn Piriot, einen äußerst humanen und liebenswürdigen Mann, um einstweilen in dessen Büreau zu arbeiten und mich mit der militärischen Comptabilität zu befreunden.

Fürst Y. setzte alles in Bewegung, das Regiment möglichst bald zu formiren und vollzählig zu machen, was um so schwieriger war, da keine Franzosen in demselben aufgenommen werden durften, was aber nicht so genau genommen wurde; indessen würden doch Jahre damit hingegangen seyn, wenn nicht besondere Ereignisse die Complettirung schnell möglich gemacht hätten. Erst ganz kürzlich hatte der Krieg mit Oesterreich (1805) begonnen und so eben hatten 33,000 Mann Oesterreicher mit 60 Kanonen, 40 Fahnen, 18 Generalen ꝛc. bei Ulm das Gewehr gestreckt und sich zu Gefangenen ergeben. Aus diesen Gefangenen rekrutirte man nun so viel als möglich für das Regiment Y., wobei man sich mitunter der gewissenlosesten Kunstgriffe und Kniffe bediente, indem man die Leute betrunken machte und ihnen Gott weiß was alles vorspiegelte, um sie zu bewegen, französische Dienste zu nehmen, ihnen großes Handgeld versprach, 60—100 Franken, das sie nie erhielten, u. s. w. Im Uebrigen hatten es diese Leute weit besser in französischer Gefangenschaft, wo sie alle mögliche Freiheit genossen, auf Arbeit gehen durften, gut genährt waren ꝛc., als in ihrem frühern Dienst *). Noch weit schlimmer spielte man später

*) Es war eine ganz gute Politik der damaligen französischen Regierung, ihre Kriegsgefangenen so gut zu behandeln. Diese waren in Metz, Nancy ꝛc. kasernirt und verdienten bei freier Wohnung und reichlicher Nahrung noch ein schönes Stück Geld durch alle mögliche Arbeiten bei den Einwohnern der Städte, die ihnen zum Aufenthalt angewiesen waren. Ich habe viele Soldaten gekannt, die sich schon zum Voraus wieder auf die französische Gefangenschaft freuten, deren Annehmlichkeiten sie schon ein oder mehrere Mal geschmeckt hatten, weßhalb sie sich auch

den bei Austerlitz gefangenen Russen und Oesterreichern mit, um sie zu vermögen, Dienste bei den französischen Fremdenregimentern zu nehmen, man zwang sie durch den Hunger dazu, indem ihnen die vom Gouvernement zugedachten Pensionen von den mit diesen Austheilungen beauftragten Beamten, im Einverständniß mit den Werbern, so sehr geschmälert wurden, daß sie unmöglich dabei bestehen konnten, und der ärgste Feind des Menschen, der Hunger, sie nöthigte zu dienen, um sich zu ernähren. Fürst P. selbst hatte viele Schändlichkeiten zwar nicht befohlen, war aber schwach genug, denen die sie begingen und die von jedem angeworbenen Mann zehn Franken erhielten, durch die Finger zu sehen; ebendrein wurden die armen Teufel noch um das ihnen versprochene Hand- oder besser Blutgeld geprellt, das größtentheils nichtswürdige Speichellecker, die sich dem Fürsten angenehm zu machen gewußt, unterschlugen und einsteckten. Fürst P. hatte den Fehler begangen, viele Offiziere ohne weitere Prüfung und oft auf sehr verdächtige Empfehlungen hin bei dem Regiment anzustellen, wodurch gar manche nichtswürdige Subjekte in dessen Reihen figurirten, die wegen allerlei schlechter Streiche, Betrügereien u. s. w. aus andern Corps fortgejagt worden waren, wodurch das Regiment in sehr üblen Ruf kam. So war z. B. ein gewisser Wahle, ein ehemaliger Commandolieutenant, den man wegen Diebstahl zum Teufel gejagt, und der nur mit genauer Noth der Galeere entgangen war, als Adjutant-Major angestellt; der Kerl hatte ein so widrig confiszirtes Gesicht und Aeußeres und stand in einem so schmutzigen Ruf, daß man ihn sogar in öffentlichen Bier- und Kaffeehäusern nicht mehr hatte dulden wollen, allein er hatte dem Fürsten P. gewisse geheime, eben nicht sehr ehrenvolle Dienste erwiesen, weßhalb er sich dessen Protektion zu erfreuen hatte. Als er später einen Theil der Löhnung der Rekruten unterschlug, kamen bei dieser Gelegenheit seine andern Streiche zur Sprache, und er mußte demnach fort, sich wo anders hängen zu lassen. Später änderte sich das Regiment allerdings nach und nach von seinem Unkraut, aber der böse Ruf war einmal da und nicht so leicht auszumerzen,

so gerne saugen sieben. Eine ganz verkehrte Politik war die der Engländer, welche ihre Kriegsgefangenen hatten als Offiziere behandelten, daher sich der französische Soldat gleich einem Verzweifelten wehrte, bevor er sich zum Gefangenen an viele Nacht ergab.

besonders da auch die aus aller Welt zusammengerafften Soldaten es nicht an Excessen aller Art fehlen ließen.

Mein Dienst wollte immer noch wenig sagen, obgleich das erste Bataillon von einem Bataillonschef, Namens Düret, kommandirt, der früher Hauptmann und Generalissimus des 40 Mann starken Heeres des Fürsten N. und dessen Günstling gewesen, bereits vollständig und ich der ersten Compagnie desselben zugetheilt war, aber noch war es weder gekleidet noch bewaffnet, und konnte also nicht einexercirt werden. Auf dem Büreau des Quartiermeisters brachte ich des Tags nur wenige Stunden zu, hatte die übrige Zeit so ziemlich für mich, meine Studien und andere Angelegenheiten, und benutzte sie bestens. Das Jung'sche Haus frequentirte ich fortwährend, Mimis Umgang wurde mir täglich theurer, obgleich er ganz platonischer Art war, vielleicht gerade deßhalb, auch schien ich dem liebenswürdigen Mädchen nicht zu mißfallen, und wir brachten manche Stunde mit wissenschaftlicher Unterhaltung oder vierhändige Sonaten spielend zu. Da mir indessen mit einer blos geistigen Liebe nicht gedient war, und einestheils eine mir sonst nicht eigne Scheu mich hinderte, von dem Mädchen mehr als bisweilen einen verstohlnen Kuß zu verlangen, andererseits sich auch keine Gelegenheit darbot, ihr meine Zuneigung noch reeller zu erkennen zu geben, da wir fast nie auf längere Zeit allein waren, so suchte ich mich anderwärts dafür zu entschädigen, und fand auch bald was ich suchte. Mimis älterer Bruder hatte mich in Tanzstunden eingeführt, die im Schröderschen Kaffeehaus wöchentlich einigemal gegeben wurden, und hier lernte ich wieder eine Henriette, die Tochter vom Haus, und eine Louise, eine Anverwandte des Kaufmanns Kretzinger, bei dem sie sich aufhielt, kennen. Beide Mädchen waren katholisch, und bald war ich so weit mit ihnen, daß wir uns in den einsamen Kreuzgängen der abgelegenen Stephanskirche sprachen, und dann auch deren Thurm bestiegen, um der herrlichen Aussicht, die man von demselben in die paradiesische Umgegend von Mainz hat, theilhaftig zu werden.

Als das Weihnachtsfest herangekommen war, verabredete ich mit Louise, daß wir uns bei der Mitternachtsmesse in der Quintinskirche treffen würden, während mich Henriette in die St. Stephanskirche beschied, ich selbst jedoch dieser Feierlichkeit gerne im Dom, wo der Bischof fungirte und sie am glänzendsten begangen wurde, beigewohnt hätte. Es gelang mir indessen, die den beiden

Mädchen gemachten Versprechungen zu erfüllen und auch das Ende der Feierlichkeit im Dom zu sehen, auch hatte ich im Vorübergehen sogar noch einen Blick in die Emeranskirche geworfen. Nachdem ich in St. Quintin einige Minuten neben Louise gekniet, ihr die Hand gedrückt und ein Paar Worte zugeflüstert hatte, verlor ich mich nach St. Stephan und kniete hier neben Henriette, betete mit ihr ein kleines Weilchen und ward wirklich von dieser mitternächtlichen Feier der Geburt des Christuskindes ergriffen; die Beleuchtung der hochgewölbten Hallen um diese Stunde, das hinter einem hohen Gitter prächtig erleuchtete Chor, in dem sich die Gestalten der Priester wahrhaft phantastisch bei ihren Bewegungen um den Hochaltar zeigten, das Halbdunkel des übrigen spärlich erleuchteten Theils der Kirche, der düstere aber doch melodische Gesang machten auch auf mich Nichtkatholiken einen so tiefen Eindruck, daß ich den eigentlichen Zweck meines Herkommens ganz vergaß und von der Feier des Gottesdienstes hingerissen, nicht mehr an die neben mir kniende Schöne dachte, die ohnehin in Begleitung einer Tante der Feier beiwohnte. Als der größte Theil derselben vorüber war, flüsterte ich ihr eine »gute Nacht« zu und eilte in den Dom; hier fand ich die weiten, düster beleuchteten Hallen sehr öde, nur hie und da kniete eine vermummte Gestalt einsam und verlassen, während die andern Kirchen zum Erdrücken voll waren, und nur das Chor war belebt und mit einem Heer von Geistlichen aller Grade angefüllt, an deren Spitze der Bischof in seinem Ornat fungirte; ich war kurz vor der Beendigung der Messe angekommen. In diesem Tempel war der Eindruck auf mich ein ganz anderer als zu St. Stephan, das Ganze hatte etwas schauerlich Unheimliches; zum Erstenmal in meinem Leben hatte ich einem solchen nächtlichen Gottesdienst beigewohnt und konnte lange die Bilder nicht aus meiner Phantasie verdrängen. Diese Feier hatte von jetzt an immer etwas Anziehendes für mich und ich versäumte nie ihr beizuwohnen wenn sich Gelegenheit dazu bot.

Acht Tage später wurde zur Feier der Neujahrsnacht ein großer Ball in dem Schröderschen Kaffeehaus veranstaltet, den auch der Marschall Lefebvre und sein ganzer Generalstab mit ihrer Anwesenheit beehrten, und dem ich, obgleich mich sehr unwohl fühlend, dennoch in Civilkleidern beiwohnte; denn ich konnte unmöglich die mit meinen liebenswürdigen Freundinnen eingegangenen Engagements versäumen und hatte indem eine neue Intrigue mit einer

sehr piquanten Französin, der Frau eines Kriegskommissärs, Mad Rellier, angeknüpft, von der ich mir viel Unterhaltung versprach. Das Schicksal wollte es anders: schon nach ein Paar Quadrillen fühlte ich mich so unwohl, daß ich gezwungen war den Ball zu verlassen; kaum zu Hause angekommen, rüttelte mich ein starkes Fieber, das in eine schwere hitzige Krankheit, einen Lazareth-Typhus ausartete, den ich mir im Dienst durch Ansteckung zugezogen hatte. Immer noch auf dem Büreau des Quartier-Maitre arbeitend, wurde mir häufig der Auftrag, die aus den Gefangenen angeworbenen Rekruten zur körperlichen Visitation zu dem Regimentsarzt zu führen, wo sie sich ganz nackend auskleiden mußten, und dann diejenigen, die krank befunden wurden, in das Lazareth zu bringen, wo dieser Typhus herrschte und sehr viele Leute und auch manche Einwohner von Mainz wegraffte. Hierdurch hatte ich mir aller Wahrscheinlichkeit nach die Krankheit zugezogen, die mich in zweimal vierundzwanzig Stunden an den Rand des Grabes brachte. Als der Fürst Y. von meinem Zustand unterrichtet war, befahl er, daß man mich sogleich ins Lazareth schaffen solle, wo ich durch seine Vermittlung in den Offizierssaal gebracht wurde, in dem noch am nämlichen Tage ein Dragonerrittmeister, mein nächster Bettnachbar, an derselben Krankheit starb. Auch mich hatte man bereits aufgegeben, und ich begreife nicht, warum mich damals Freund Hain verschonte; wie lange hätte ich jetzt den Sprung in jene Welt, den wir ja doch alle einmal machen müssen, überstanden. Aber eine Crisis, ich weiß nicht soll ich sie eine glückliche oder unglückliche nennen, trat ein, nach der ich allmählig besser ward. Gerade nach dem Tag als man mein Ende erwartet hatte, öffnete sich gegen Mittag die Thüre unsers Zimmers, und mein guter Vater trat mit bekümmerter Miene an mein Bett, er schien mir ein tröstender Retter, that alles was er konnte, mir Muth einzusprechen, und brachte jeden Tag zweimal mehrere Stunden an meinem Krankenlager zu, so lange er sich in Mainz aufhielt; erst als ich außer aller Gefahr war, reiste er ab, mich reichlich mit Geld und was ich bedurfte versehend. Etwas hatte für den Augenblick denn doch diese Krankheit und der Anblick der Sterbenden um mich herum, meinen angebornen Leichtsinn verscheucht, der aber mit dem allmähligen Besserwerden sich auch wieder einstellte. Auch Hofrath Jung, der wider mein Wissen und meinen Willen meine Krankheit an meine Eltern berichtet hatte, besuchte mich einigemal,

und das Bild seiner holden Tochter Mimi war das einzige, welches mich in dieser Periode fast immer umschwebte, während mir alle andern ganz aus dem Sinn gekommen waren; auch mein Capitain, St. Just, ein sehr guter Mann und ein Verwandter des Verfassers des Librette, des Kalifen von Bagdad, des Johann von Paris und noch so mancher andern Stücke, dem mich mein Vater noch besonders empfohlen, kam einigemal um nach mir zu sehen.

Während ich noch reconvalescent im Lazareth lag, erhielt das Regiment Befehl, sich binnen wenig Wochen marschfertig zu machen, um seine endliche Formation in Toul in Lothringen zu vollenden. Der Grund hievon war, daß viele der neuangeworbenen Rekruten ein Paar Tage nach ihrem Engagement mit den erhaltenen Effekten wieder über die Rheinbrücke gingen und desertirten, was ihnen in Toul nicht so leicht war. Ich erhielt jedoch, nachdem ich das Lazareth verlassen hatte, einen Urlaub von vierzehn Tagen, den sich mein Vater vor seiner Abreise von dem Fürsten erbeten, um meine völlige Wiederherstellung im elterlichen Hause abzuwarten.

Noch sehr schwach verließ ich das Krankenhaus, welches früher das Schönborn'sche Palais am Thiermarkt war, in welchem zu den churfürstlichen Zeiten so manches Prunkfest gefeiert worden, das sich jetzt in die Herberge des Elends umgestaltet hatte; und bezog wieder meine Wohnung in der hohen Burg. Mein erster Besuch war bei Jung, dem ich freundschaftlich vorhielt, daß er an meine Eltern geschrieben, denen ich keine unnöthige Sorgen habe machen wollen, sie sollten meine Krankheit erst nach überstandener Gefahr oder nach meinem Tod erfahren. Mimi schien über meinen Anblick zu erschrecken, ich sah noch sehr leidend und elend aus, mit einem: Ach mein Gott! eilte sie auf mich zu, faßte mich bei der Hand und sagte endlich: „Dank dem Himmel, daß Sie dem Leben wiedergeschenkt sind, lieber Freund, wir waren recht bange um Sie.“ In diese Worte legte sie einen nicht zu beschreibenden Ausdruck. Als wir uns bald darauf allein im Zimmer befanden, fiel sie mir um den Hals und gestand mir mit Thränen, die ich nicht werth zu seyn fühlte, daß sie recht sehr besorgt um mich gewesen; ich drückte sie innig an mich, und Brust an Brust wechselten wir minutenlange Küsse; erst durch das Kommen ihrer Tante wurden wir aus unserm Vergessen erweckt. — Meine Abreise nach Frankfurt war schon auf den nächsten Morgen

festgesetzt, was das liebe Geschöpf viel zu frühe fand, und meinte, sie würde mich nicht mehr wiedersehen. Ich lächelte bei diesen Worten der blühend schönen Jungfrau, welche behauptete, eine nur zu sichere Ahnung sage es ihr, und klagte, daß sie sich schon seit einigen Tagen nicht ganz wohl befinde. Indessen konnte ich meine Abreise unmöglich länger aufschieben; Mimi veranlaßte, daß man mich für diesen Abend zum Essen einlud, und ersuchte mich, doch ja bei Zeiten zu erscheinen, da dies der letzte Abend sey, den wir in diesem Leben zusammen zubringen würden. Nochmals lächelnd, versprach ich gerne was das liebe Mädchen wollte, kam schon mit einbrechender Nacht wieder, und brachte noch ein Paar selige Stunden mit ihr am Clavier zu, wo wir abwechselnd vierhändige Sonaten spielten und uns küßten. Mehrmals mußte ich ihr versprechen, sie doch nicht ganz zu vergessen, und auf dieses »ganz« legte sie einen besondern Ausdruck, dabei kamen ihr immer die Thränen in das schöne halbverklärte Auge; aus einer letzten heißen Umarmung wurden wir durch den Ruf »zu Tische« geweckt, an dem mir nichts munden wollte, was man meiner kaum überstandenen Krankheit zuschrieb, wovon jedoch die trübe Stimmung, in die mich das Mädchen zu versetzen gewußt, allein die Ursache war, denn ich hatte bereits wieder guten Appetit. Um zehn Uhr nahm ich mit bewegtem Herzen Abschied von der gastfreundlichen Familie und fuhr am andern Morgen nach Frankfurt ab.

Meine guten Eltern hatten mich erwartet und empfingen mich wie einen vom Tode erretteten Sohn mit unendlicher Liebe und Wohlwollen; nachdem man mich nach den geringfügigsten Umständen meiner Krankheit und deren Behandlung mit großer Theilnahme gefragt hatte, fiel meine Mutter plötzlich mit den Worten ein: Sieh, lieber Ferdinand, wärest du Kaufmann geworden oder hättest studiert, so wäre dir dies gewiß nicht begegnet, und meinte, daß wenn ich wolle, es noch Zeit sey umzusatteln und in das ruhige bürgerliche Leben zurückzukehren. Der Meinung waren auch mehrere meiner Verwandten, ich aber beharrte darauf, bei dem Militär zu bleiben, hoffend unter Napoleon eine recht glänzende Carriere zu machen, und lehnte alle Einladungen eines Heeres von wißbegierigen Vettern und Basen ab, die mich gerne zu Tode gefüttert hätten, um ihre tödliche Neugierde zu befriedigen.

In Frankfurt sah es wieder sehr kriegerisch aus, und die Stadt wimmelte von französischem Militär, das zu dem Armeecorps des

Marschalls Augereau gehörte, auch hatte man ihr abermals eine starke Contribution auferlegt, was die französische Uniform eben nicht beliebt machte und Ursache war, daß auch ich ungern in derselben gesehen wurde.

Zehn Tage mochte ich etwa im Vaterhaus seyn, als meinem Vater gerade bei Tische ein schwarz gesiegelter Brief übergeben wurde, der, die Adresse lesend, erschrocken ausrief: »Mein Gott, das ist ja vom Hofrath Jung!« auch ich entsetzte mich, und ehe wir uns recht besinnen konnten, sagte mein Vater, nachdem er einige Zeilen durchlaufen, mit bebender Stimme: »Mein Gott, Jungs Tochter, die Mimi ist an derselben Krankheit gestorben, die Ferdinand gehabt.“ — Ich ward leichenblaß, stand mit verhülltem Gesicht vom Tisch auf, und es war mir in diesem Augenblick, als schwebe die verklärte Engelsgestalt dieses Mädchens an meinem Auge vorüber. Nachdem ich mich ein wenig erholt, erzählte ich meinen Eltern, ohne ihnen jedoch das nähere Verhältniß mitzutheilen, was mir das Mädchen beim Abschied versichert hatte, worüber sie, namentlich meine Mutter, höchst erstaunt waren. Sie meinten, ich könne die Krankheit in dieses Haus gebracht haben, was wenigstens möglich war und uns viel Kummer verursachte, da der gute Jung so schrecklich für sein Wohlwollen belohnt wurde. Ein Paar Tage ging mir die Sache im Kopf herum, und ich konnte sie trotz allen Zerstreuungen, die man mir bot, nicht aus meinen Gedanken entfernen, das Engelsköpfchen schwebte mir, wenn auch undeutlich, doch immer vor Augen; indessen machten ein Paar Abschiedsritte nach Homburg und Offenbach, wo ich meine alten Bekannten und Freundinnen noch einmal, und namentlich meinen Lehrer, den Hofprediger Breidenstein, und den Oheim Oberpfarrer aufsuchte, auch von den Homburger Hoffräuleins mich in französischer Uniform bewundern ließ, daß ich der Hingeschiedenen bald weniger gedachte und sie mir zu Gunsten der Lebenden aus dem Sinn schlug.

Die Zeit meines Urlaubs war um, und zum Zweitenmal nahm ich vom Vaterhaus und der ganzen verwandtschaftlichen Sippschaft einen herzbrechenden Abschied; manche von ihnen glaubten, daß Toul schon außer der Welt liege, aber Sophia von La Roche meinte, sie würde es noch erleben, mich mit Generals-Epauletts geschmückt zurückkehren zu sehen. Nochmals reichlich mit Mutterpfennigen versehen, bestieg ich den Mainzer Postwagen, in dem

ich nur einen einzigen Paſſagier, und zwar ein zierliches niedliches junges Mädchen antraf, mit der ich bald eine intereſſante Unterhaltung anknüpfte und von ihr erfuhr, daß ſie die Geliebte des ſich damals in Hanau aufhaltenden Marquis von Chaſteler ſey, und auf acht Tage nach Mainz gehe, um ihre daſelbſt wohnenden Eltern, ganz ehrſame Bürgersleute, zu beſuchen. Nichts war wohl geeigneter, meine durch den Abſchied und Mimis Tod etwas düſtern Gedanken zu verſcheuchen, als eine ſo hübſche Geſellſchafterin tête a tête in dem engen Raum eines Poſtwagens; auch kam mir die Reiſe trotz dem Schneckengang eines Poſtwagens jener Zeit gewaltig kurz vor. In Hattersheim, wo umgeſpannt wurde, nahmen wir ein kleines aber fröhliches Mahl ein, nach dem wir uns wieder vergnügt in den alten Rumpelkaſten ſperren ließen, und waren bald einverſtanden, daß wir unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit — denn käme es an den Tag, ſo wäre Suſannchen, ſo hieß die kleine Loſe, um ihre Stelle bei dem Herrn Marquis gekommen, — beide in Kaſſel im ſchwarzen Bären übernachten wollten, wo wir uns zwar zwei Zimmer, die jedoch im Innern miteinander kommunicirten, geben ließen. Erſt gegen Mittag des andern Tages gingen wir müde und ermattet über die Rheinbrücke, wo ich Suſanna an das Haus ihrer Eltern begleitete, und beim Abſchied das Geheimniß zu wahren und ſie zu beſuchen verſprach; ich hielt in beiden Dingen Wort, bis Chaſteler längſt verfault und die Götter mögen wiſſen was aus Suſanna geworden iſt. Die nächſte Nacht ſchlief ich wieder allein in meiner hohen Burg, und zwar ſo vortrefflich, daß mich ſchwerlich eine Kanonade aus dem Schlaf erweckt haben würde. Ich meldete nun meine Zurückkunft dem ſich noch immer in Mainz befindlichen Quartier-Maitre Viriot, der mich recht freundlich bewillkommte und mir ankündigte, daß in einigen Tagen ein Transport von etwa ſechzig Mann Rekruten zum Regiment abgehen müſſe, den er mir zur Führung übergeben würde, da ich der einzige jetzt noch in Mainz vorhandene Unteroffizier deſſelben ſey. Ich fühlte mich hierdurch nicht wenig geehrt, und beſuchte einſtweilen meine Mainzer Bekannten; aber mit beklommenem Herzen, und nicht ohne ein peinliches Gefühl von Wehmuth betrat ich das Haus des Hofraths Jung, denn ich hielt es für ziemlich gewiß, die Urſache des Todes dieſes hoffnungsvollen Mädchens zu ſeyn, deren Schweſter Agnes ich ebenfalls leidend, ſo wie Vater und Bruder ſehr angegriffen fand. Jetzt

glaube ich es aber nicht mehr, denn ich bin bis zu einem gewissen Grad Fatalist geworden. Nur zweimal wiederholte ich diesen Besuch vor meiner Abreise, dagegen fand ich mich desto häufiger bei Susanna ein, die aber auf Befehl ihres hochgebietenden Herrn Marquis noch früher als ich Mainz verlassen und nach Hanau zurückkehren mußte.

In Mainz hatten sich unterdessen immer mehr Truppen von allen Waffengattungen gesammelt, deren Bestimmung Jedermann noch ein Räthsel, da der Friede mit dem fast vernichteten Oesterreich so gut wie geschlossen war. Wenige Tage vor meinem Abmarsch kam der allgemein bewunderte Sieger, Kaiser Napoleon, nach Mainz und ließ die hier und in der Umgegend liegenden Truppen die Musterung passiren. Hier sah ich den Helden des Jahrhunderts zum Erstenmal, und zwar ganz bequem in der Nähe, indem ich ihm Schritt vor Schritt folgte als er die lange Fronte der auf der großen Bleiche und dem Schloßplatz aufgestellten Truppen hinabritt und deren Reihen musterte. Ich hörte wie er hie und da einem Inspekteur oder Stabsoffizier eine mißfällige Bemerkung ziemlich schonungslos machte, sah wie er bei manchem alten Soldaten, der das Zeichen seiner Tapferkeit im Angesicht trug, ein Paar Augenblicke verweilte, sich erkundigend wo und bei welcher Gelegenheit er die Schmarren und Wunden davongetragen. Er versicherte die Truppen, daß sie bald Gelegenheit erhalten sollten, sich neue Lorbeeren zu erwerben, worauf ein ungestümes »Vive l'Empereur« wie ein Lauffeuer durch die Reihen donnerte.

Ich muß gestehen, daß mich Napoleons Aeußeres nicht befriedigte, namentlich verrieth seine Gestalt und seine Haltung eben nicht, was man sich gewöhnlich unter einem Helden vorstellt, sie hatte nichts Majestätisches, ja nicht einmal etwas Edles, dagegen war sein Blick so finster imponirend, daß er mehr erschreckte als anzog, hatte aber für die Soldaten dennoch etwas Aufmunterndes, so daß derselbe auf den, der ihn einmal gesehen, auch noch in seiner Abwesenheit einen magischen Einfluß ausübte, und ihm gleich einem leitenden Genius bei den ernsten Waffenthaten und Kämpfen vorschwebte und begeisterte.

Zwei Tage nach dieser interessanten Musterung erhielt ich die Acquits de Route für mich und meinen Transport, und trat mit demselben den Marsch nach Toul an, nachdem ich die Nacht vor-

her noch einem brillanten Maskenball in spanischem Costüme beigewohnt und mit Louise und Henriette die Abschiedswalzer getanzt hatte.

IX.

Marsch von Mainz nach Toul. — Abscheuliche Zusammensetzung des Transports. — Oppenheim. — Worms. — Desertion und Diebereien. — Die Pfalz. — Dürkheim. — Kaiserslautern. — Die Familie Karcher. — Landstuhl. — Homburg. — Saarbrücken. — Eine getröstete Strohwittwe. — St. Avold. — Courcelle. — Ein schmutziger Verfall. — Metz. — Ich werde in das Militärgefängniß gesetzt. — Spitzbübereien des Quartiermachers. — Die Sehenswürdigkeiten von Metz. — Pont a Mousson. — Ankunft in Toul.

Ungeachtet ich die vorhergehende Nacht fast ganz durchschwärmt hatte, stand ich doch am andern Morgen um sechs Uhr marschbereit und reisefertig vor der Wohnung des Quartier-Maitres, der mir noch einige Instruktionen ertheilte, an der Spitze meines, einige siebenzig Mann starken Transports. Dieser bestand in aus allen Ecken und Enden zusammengerafftem Gesindel, noch ungekleidet und unbewaffnet; da waren preußische, östreichische, bairische, hessische Deserteurs, Polen, Russen, Böhmen und Ungarn, alles durcheinander, zum Theil noch die abgenutzten Uniformen ihres frühern Dienstes tragend, zum Theil in Lumpen gehüllt. Das Ganze hatte ein recht abenteuerliches Aussehen und glich eher einer Räuberbande oder einem zusammengelaufenen Vagabundenkorps, als einem militärischen Detaschement; in der That waren auch ein Paar Kerls dabei, die früher unter der Bande des Schinderhannes gestanden und sich dessen sogar gegen ihre Kameraden rühmten. Außerdem ward mir noch eine ganz besondere Zugabe, nämlich die Frau und die vier Töchter des Wagenmeisters des Regiments, die noch zurückgeblieben waren und die nebst einigen Weibern verheiratheter Rekruten den weiblichen und wahrhaftig nicht am leichtesten zu dirigirenden Theil des Transports ausmachten, die mir überdies angelegentlich vom Capitain Viriet empfohlen worden

waren. Von diesem war es jedoch eine leichtsinnige Unvorsichtigkeit, einem noch so jungen, ganz dienstunerfahrnen, kaum 16 Jahre zählenden Menschen ein solches Detaschement zur Führung zu übergeben, bei dem sich die abgefeimtesten und verschmitztesten, mit allen Hunden gehetzten Galgenstricke, die selbst einem unter den Waffen ergrauten Krieger noch zu schaffen gemacht haben würden, befanden; auch machten sich die Folgen dieser Unüberlegtheit nur zu bald fühlbar.

Um acht Uhr marschirten wir ab und zum neuen Thor hinaus. Noch manchen, nicht ganz wehmuthslosen Rückblick warf ich auf das alte Mainz, wo ich, nur kurze Zeit dort, doch so manche vergnügte Stunde hatte. Nach der Marschroute war mir ein vierspänniger Wagen für die Bagage und allenfallsige Marode gut gethan, diesen nahmen, kaum vor dem Thor, Deßwarts — so nannte sich die Familie des Wagenmeisters — in Beßz, behauptend daß sie der Herr Quartier-Maitre darauf angewiesen habe; auf dessen Empfehlung hatte ich auch einem gewissen Lamerz, einem preußischen Deserteur, welcher vorgab Feldwebel in jener Armee gewesen zu seyn und wegen Händeln mit seinem Hauptmann, der ihn zu ungerechten Dingen habe nöthigen wollen, dieselbe verlassen zu haben, die Marschroute übergeben, um die Quartiere machen zu können; Biriot hatte ihm außerdem versprochen, daß er bei seiner Ankunft bei dem Regiment wieder eine Unteroffiziersstelle erhalten solle. Dieser Mensch war jedoch ein Ausbund von Verschmitztheit und in allem was man damals preußische Pfiffe und Kniffe nannte, trefflich bewandert. Der erste Marsch, nach Oppenheim, ging glücklich und munter von Statten, wir hatten heiteres Wetter, einige Rekruten sangen lustige Schelmen- und Soldatenlieder; wir kamen durch die ihrer Weine wegen berühmten Orte Laubenheim, Bodenheim und Nierstein, und in letzterm Ort, der sehr alt ist und ehemals eine königliche Burg hatte, ließ ich halten, und um mir die Bursche anhänglicher zu machen, jedem Mann einen Schoppen Nierensteiner, der freilich nicht von der ersten Qualität seyn mochte, auf meine Kosten verabreichen. Dieses versetzte die Leute in die beste Stimmung, sie ließen mich hochleben, aber auch zum Dank ein Paar Gläser verschwinden, die ich sammt dem Wein bezahlen mußte. Vor Oppenheim kam uns Lamerz mit geschäftiger Miene entgegen, mir ein Quartierbillet mit den Worten: «Ein fürstliches Quartier, Herr Avantier,» überreichend. Es war bei

einem Apotheker, wo ich aber nichts weniger als etwas Fürstliches, ja nicht einmal etwas Anständiges fand, denn trotz meiner Ermüdung vom Tanz und Marsch, konnte ich fast die ganze Nacht kein Auge vor Ungeziefer schließen. Das Detaschement wurde aber in dem eine halbe Stunde von Oppenheim entfernt liegenden Dorf Dienheim einquartiert, wohin auch ich eigentlich gehört hätte, aber mein dienstfertiger Kamerad meinte, daß dort gar kein passendes Unterkommen für mich sey, der Transportkommandant müsse doch etwas extra haben, dies gehöre sich, und er wolle sorgen daß alles in besser Ordnung ablaufe. Ich führte die Leute nach Dienheim, und nachdem ich den Sold, den ich ihnen nach Birios Vorschrift Tag für Tag selbst auszahlen sollte, verabreicht und die Appelle gehalten, begab ich mich nach Oppenheim zurück und sah mich in demselben und dessen Nähe um. Vor dieser Stadt standen die Ruinen eines alten Nonnenklosters, das im dreißigjährigen Krieg zerstört wurde, bei welcher Gelegenheit den armen Nonnen von der brutalen Soldateska arg mitgespielt worden seyn soll, die Ueberbleibsel der Kirche waren noch ziemlich wohl erhalten und hatten eine angenehme Lage auf einer Anhöhe unfern dem Rhein, auf dessen jenseitigem Ufer die sogenannte Schwedensäule, eine Pyramide von rothem Stein, an dem Platz steht, wo Gustav Adolph auf einem Schiffbrücken über den Strom setzte. Oppenheim war ehemals eine freie Reichsstadt, ist aber ein unansehnlicher und schlecht gebauter Ort, der jedoch eine der schönsten gothischen Kirchen Deutschlands besitzt, deren eine Hälfte beinahe in Ruinen zerfällt. So wenig ich mich damals noch um Gemälde, namentlich wenn sie religiöse oder heilige Gegenstände darstellten, bekümmerte, so fiel mir doch eines in dieser Kirche auf, nämlich eine Darstellung der Empfängniß Mariae, wo Gott der Vater derselben den heiligen Geist in's Ohr hineinbläst. — Hier sind auch an 5,000 spanische Todtenköpfe, welche die Schweden gemäht, aufeinandergeschichtet, und auf dem sogenannten spanischen Kirchhof liegen deren Körper begraben. Oppenheims Lage soll Aehnlichkeit mit der von Jerusalem haben, um sich dies zu denken, mag doch eine gute Portion Phantasie nöthig seyn.

Ich hatte zwar meinem Wirth empfohlen, mich ja mit Tagesanbruch wecken zu lassen, weil ich, so müde wie ich war, zu verschlafen fürchtete, aber mein unseliges Quallager machte, daß ich früher aufstand als einer der übrigen Hausbewohner, und ich diese

wecken mußte wenn ich das Haus nicht nüchtern verlassen wollte. Nach schnell eingenommenem Frühstück, das in einem Eierkuchen bestand, eilte ich nach Dienheim, wo beim Appell zwei Mann fehlten, die auch nicht wieder zum Vorschein kamen; statt ihrer aber fand sich ein Bauer ein, welcher klagte, daß ihm seine Einquartierung, die sich schon vor Tage davongemacht, zwei Gänse mitgenommen. Dies waren meine beiden Deserteurs; ich gab dem Mann zwei Thaler für seine geraubten Vögel, um seinem Jammer ein Ende zu machen, und nahm mir vor, den Transport nicht mehr allein zu lassen, um möglichst solchen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, was ich indessen nicht zu bewirken vermochte. Vor dem Abmarsch stellte sich auch noch Frau Lepwart mit ihren Töchtern ein, mir die Ohren voll schreiend über das schlechte Quartier, das sie gehabt, die Schuld auf Lamerz schiebend, der sich selbst bei dem Herrn Pfarrer des Orts einquartiert hatte, wo er, wie sie behaupteten, trefflich versorgt gewesen. Ich empfahl dem Schlingel, doch in Zukunft galanter gegen diese Damen zu seyn, was er auch versprach und sich lachend trollte.

Nachdem diese Dinge beseitigt waren, brach ich doch ziemlich munter nach Worms auf, wo wir ohne besondere Zufälle glücklich ankamen. Hier kündigte mir unser Quartiermacher an, daß wir abermals auf ein nahes Dorf, Forchheim, an dem die Reihe der Einquartierung aufzunehmen, verlegt würden, ich könne aber ein gutes Quartier in der Stadt haben, was ich mir verbat, das Billet zurückwies, und mit meinen Leuten nach Forchheim marschirte, wo ich mich bei einem wohlhabenden Bauer einquartierte, und nachdem ich alles gehörig angeordnet zu haben glaubte, nach Worms zurückging, um die einst so berühmte und wohlhabende Stadt, die jetzt kaum mehr ein Schatten ihrer ehemaligen Herrlichkeit war, in Augenschein zu nehmen. Auch Worms war schon unter den Römern ein fester Platz, Drusus hatte da ein Castell angelegt, später hielten sich die fränkischen Könige hier auf, und die berüchtigte Brunhilde wohnte 613 in der königlichen Pfalz daselbst. Carl der Große war öfters in Worms, wo er im Palatium der Carolinger residirte und mehrere Maiversammlungen hielt. Auch so manche Reichstage wurden hier gehalten, von denen zwei von der größten Wichtigkeit waren, nämlich der von 1517, wo der Landfrieden bestätigt ward, und der von 1521, auf dem Luther erschien und sprach: »Hier stehe ich, Gott helfe mir, aber ich kann

nicht anders.« Wie man auch über den berühmten Reformator denken mag, so steht soviel fest, daß er einen ungeheuern Muth besaß und den Feuertod vor Augen hatte; auch das ärgste Schlachtgewühl ist Kinderspiel gegen die Lage und die Gefahren, in denen sich der wackere Martin befand. Viel glänzende Turniere und Kampfspiele wurden auch hier gehalten und gar mancher Ritter wurde durch die Verabreichung der Siegespreise durch holde Frauenhände, beglückt. Kaiser Max I. warf hier einen großprahlenden französischen Ritter, der die ganze deutsche Nation herausgefordert hatte, so unsanft aus dem Sattel, daß unter dem Hohn und Gelächter der ganzen Versammlung der Boden unter ihm erbebte. Auch in der Sagenwelt spielt Worms eine bedeutende Rolle, und die Hauptscenen der Nibelungen sind hierher verlegt; im Rosengarten, einer Aue des Rheins, wohnte Chrimhilde und wurde der Lindwurm von Siegfried erlegt; noch zeigt man das Grab des gehörnten Siegfrieds, das nicht weniger als vierundzwanzig Schuhe mißt, so wie seine Lanze siebenzig. Früher bis zum 14ten Jahrhundert führten viele Wormser Familien den Namen Nibelung, und die hier wohnende Familie der Dalberge war, wenn auch nicht ganz so alt wie die Montmorency, die schon bei der Sündfluth unsern Herrgott baten, ihrer zu schonen, wie ein Gemälde ihres Hotels bis zur Revolution von 1789 bewies, doch immer noch alt genug, da ein Dalberg in römischen Diensten bei der Kreuzigung Christi als Hauptmann zugegen war und die Jungfrau Maria demselben zugerufen: »Bedeckt Euch doch, Herr Vetter!« Ein Sohn oder Enkel desselben befand sich unter dem Heer des Titus bei der Zerstörung von Jerusalem, kaufte eine Menge gefangene Juden, die er nach Worms versetzte und Stück für Stück mit einem Silberling bezahlte, daher die vielen Juden in dieser Stadt, für die ihm die übrigen Einwohner wenig Dank wissen.

Worms hatte in seiner Blüthezeit und bis zum dreißigjährigen Krieg über 40,000 Einwohner, seine Mauern prangten mit mehr denn hundert Thürmen, und ein Dutzend wohlbefestigter Thore führten in die feste Stadt; damals (1805) konnte es kaum 5000 Bewohner aufweisen, unter denen beinahe ein Fünftheil Nachkommen der von Dalberg hieher geschafften Kinder Israels waren. 1689 wurde die Stadt von den Franzosen fast gänzlich zerstört, und an Tausend Wohngebäude lagen in wenig Stunden in Asche; das Feuer hatten die Mordbrenner des jämmerlich großen Königs Lud-

wig XIV. angelegt und geschürt, während sie die Liebfrauenmilch und andere köstliche Weine aus den zerschlagenen Fässern, nachdem sie sich satt und dumm gesoffen, in die Straßen rinnen ließen, Frauen und Mädchen nothzüchtigten, und raubten und stahlen. Fast nur der Dom war stehen aber nicht unversehrt geblieben, denn auch diesen hatten die Räuber geplündert. Diese merkwürdige Kirche rührt aus dem achten Jahrhundert; noch ist ein Bildhauerwerk vorhanden, welches den Teufel und seine Großmutter darstellt. — In der lutherischen Dreifaltigkeitskirche befindet sich das merkwürdige Fresko-Gemälde: Luther auf dem Reichstag zu Worms, nebst einigen Bildern von Seekatz. — Bei dem nahen Dorf Pfiffligheim steht die Eiche, unter der Luther vor seinem Einzug in Worms ruhte; jenseits des Rheins liegt die ehemals so berühmte Abtei Lorsch.

Bevor ich wieder nach Forchheim zurückkehrte, nahm ich ein Paar Flaschen von der ächten Milch der Wormser Lieben Frauen mit; angekommen, kündigte mir mein Wirth an, daß, da seine Frau in den Wochen, er also deßhalb genirt sey und mir keine Stube geben könne, er mich in die Schenke ausquartirt habe, ich mußte mich fügen, denn er hatte das Recht dazu. In der Schenke aber, die einer wahren Rauchhöhle glich, waren schon die Deßwarts einquartirt, denen man die Wirthsstube eingeräumt und eine Streu in derselben bereitet hatte; der Wirth erklärte mir nun, er habe kein anderes Lokal und müsse mir ein Lager in derselben Stube aufschlagen. Es war schon spät, kein anderes Quartier aufzufinden, zudem waren zwei der Mädchen nicht häßlich, eine, die jüngste, sogar recht hübsch, und ich ließ mir eine Streu in eine andere Ecke des Zimmers machen, bestellte für uns alle ein Abendbrod so gut man es haben konnte, dessen Hauptsubstanz Speck und Eier war, und gab meine Liebfrauenmilch zum besten. Dies machte die Damen fröhlich und munter, sie sangen, schäkerten, ich erlaubte mir manche Freiheiten, küßte abwechselnd die beiden liebenswürdigsten, und erst gegen Mitternacht begaben wir uns sämmtlich und ziemlich ent- oder vielmehr nur zur Hälfte bekleidet zur Ruhe. Am andern Morgen war es schon hell am Tag, als der Bursche, den ich auf Lamertz Rath zu meiner Bedienung auserwählt hatte, klopfte und mir zurief: Herr Fourrier, die Leute stehen schon vor der Thüre und erwarten Sie. — Ich sprang schnell von der Streu auf, zog meinen Rock an, hing den Säbel um, und als ich

in den Hof trat, stürmten ein halbes Dutzend Bauern mit Klagen über ihre Einquartierung auf mich ein, die theils bestohlen, theils mißhandelt worden zu seyn vorgaben. Dem einen waren ein Paar Schinken, dem andern eine Speckseite und dem dritten gar sein Sonntagsrock abhanden gekommen, einem vierten hatte man die Kuh mit Gewalt gemolken und einem fünften die Frau geschlagen, und als ich über die Thäter die Appelle zu machen suchte, waren die Kerls zum Teufel gegangen, und mein Factotum Lamertz schon über alle Berge. — Dies war mir ein sauberes Commando, ich wußte mir nicht anders zu helfen, als die klagenden Bauern wieder mit Geld zu beschwichtigen, um Ruhe zu haben, und dachte bei mir selbst: wenn so ein Transport solche Unannehmlichkeiten verursacht, was mag es erst seyn, wenn man eine Armee zu kommandiren hat. Ich befahl den Abmarsch, und das auserwählte Corps, mit dem ich auf der Stelle die trefflichste Räuberbande hätte bilden können, marschirte singend und jubelnd zum Dorfe hinaus, und freute sich, einen so nachsichtsvollen und humanen Führer zu haben. Nachdem ich etwa eine gute Stunde marschirt und ziemlich müde war, denn es war schon die dritte Nacht, die ich mehr wachend als schlafend zubrachte, setzte ich mich zu den Mädchen auf den Leiterwagen, an Mimis Seite, so hieß die jüngste von des Wagenmeisters Töchtern, und unterhielt mich recht artig mit ihr. Bei dem schönsten Wetter fuhren wir durch die Gauen der herrlichen Pfalz, ein schönes Land, dessen üppig bebaute Fluren und Weinberge Herz und Gemüth freudig erregen, und das besonders zur Zeit eines guten Weinjahrs und im Herbst in großer Pracht strahlt.

Unsere heutige Etappe war Dürkheim, und diesmal wurden wir nicht ausgewiesen, sondern blieben in der Stadt, welche der Mittelpunkt einer der fruchtbarsten und schönsten Gegenden am Rhein ist. Sie war die ehemalige Residenz der Fürsten von Leiningen, deren Schloß 1794 von den Franzosen zerstört wurde. Das romantische Thal, an dessen Eingang sie liegt, ist von Bergen, auf welchen zwischen schwarzen Tannen schöne Ruinen emporragen, umgeben. Unter diesen sind besonders die Ueberreste der Abtei Limburg interessant, welche als Muster der Baukunst des 11ten Jahrhunderts dienen. Kaiser Conrad II. und seine Gemahlin Gisele erbauten sie, ersterer legte 1030 den Grundstein zu derselben, und noch an dem nämlichen Tag den Grundstein zum Dom von Speier. Ein Sohn des kaiserlichen Ehepaars hatte

durch einen Sturz an der Stelle, wo die Abtei steht, das Leben verloren. In dieser bald wilden und schauerlichen, bald recht pittoresken Gegend lagerten auch der furchtbare Attila mit seinen Hunnen. Auf dem ziemlich kahlen Berg hinter Dürkheim befindet sich die sogenannte Heidenmauer, ein Kreis von locker aufgethürmten Steinen, den Ringwällen ähnlich, die man auf dem Altkönig antrifft; auch ein Opferaltar, welchen das Volk den Teufelsstein nennt, steht daselbst, jedoch außerhalb des Kreises. Man erzählt sich, der Teufel habe diesen Stein zum Bau der Abtei Limburg herbeischaffen sollen, ihn aber, da er ihm zu schwer ward, aus den Lüften herabfallen lassen. Dürkheim selbst bietet außer seinen Salinen wenig Merkwürdiges. Auch hier kamen wieder Klagen wegen Diebstählen an mich, und diesmal nahm sich der Maire selbst der bestohlenen Bürger an, rief mich bei Seite und rieth mir das Gepäck der Rekruten durchsuchen zu lassen, ich willigte sogleich ein, und ließ diese Procedur durch zwei Gensdarmen vornehmen, die der Maire zu meiner Verfügung stellte. Der Erfolg war, daß man bei einem Ungarn drei silberne Löffel, bei einem Polen mehrere feine Hemden und über ein Dutzend weiße Tücher, bei einem Böhmen eine silberne Uhr und ein Paar Ringe, bei einem Russen einige zwanzig Talglichter und bei ein Paar Deutschen eine Menge Linnen fand; die Letztern waren die Subjekte, die sich gerühmt hatten, bei der Bande des Schinderhannes gestanden zu haben. Mehrere dieser Gegenstände gehörten Dürkheimer Einwohnern, andere hatten die Kerls wahrscheinlich schon früher gestohlen. Die Burschе ließ ich nun sofort ins Gefängniß abführen, um durch die Genod'armerie von Brigade zu Brigade zum Regiment gebracht zu werden.

Nachdem diese unangenehme Operation beendigt war, trat ich den Marsch nach Kaiserslautern an. Mein dienstwilliger Quartiermacher hatte mir, weil ich über Ermüdung geklagt, von jetzt an ein Reitpferd unentgeldlich zu verschaffen angeboten, was er schon zu machen wissen werde, ich lehnte dies jedoch ab, bat ihn dagegen mir eines gegen baare Bezahlung für jede Etappe zu miethen, was er auch that, und ich trat nun den Marsch berittен an. Der Weg führte zum Theil durch Wald und zwischen Felsgestein an Abgründen vorüber, gleich hinter Dürkheim hatten wir die Ruinen der malerischen Hartenburg vor Augen, von der noch mehrere Thürme hinter dunkeln Tannen hervorragten. Beim Ausmarsch

war das Wetter ziemlich gut, die Leute sangen abwechselnd russische, böhmische und deutsche Lieder, aber bald verdüsterte sich der Himmel und es trat Regenwetter ein. Ich hatte mehrere kranke Russen, die ich auf den hintern Theil des Wagens placirte, während den vordern die Frauenzimmer einnahmen, aber alle wurden bald durch und durch naß. Der Marsch war lang, und erst gegen Abend trafen wir in Kaiserslautern ein, wo uns die Marschroute einen Allen willkommenen Rasttag gewährte. Hier hatte mich Lamerz in ein eben nicht sehr anständiges Wirthshaus einquartiert, wo es mir nicht behagte, und nachdem ich mich nach guten Quartieren in der Stadt erkundigte, wurde mir das Haus des reichen Kaufmanns Karcher als eines der besten empfohlen, der noch obendrein eine hübsche Tochter habe. Ich ging nun auf die Mairie, ein Billet auf dieses Haus verlangend, indem ich vergab, daß Herr Karcher ein alter Geschäftsfreund meines Vaters in Frankfurt sey, und es demselben gewiß sehr willkommen wäre, wenn ich bei ihm einquartiert würde. Man war auch so gefällig, meinem Ansuchen zu willfahren, schrieb jedoch auf die Rückseite des Billets, welche Gründe ich angegeben, um es zu erhalten. Dies hatte ich nicht bemerkt, sondern steckte das Billet, ohne es weiter zu besehen, in die Tasche. Als ich zu Karcher kam, empfing mich dessen Frau, deren Mann verreist war, und wunderte sich, daß man ihr Einquartierung schicke, da sie schon einen Offizier habe, indem sie aber das Billet umwandte, las sie, was auf der Rückseite geschrieben stand, und sagte dann zu mir: „Ach, Ihr Herr Vater ist ein Geschäftsfreund von meinem Mann, ja so, das ist etwas anders, darf ich um Ihren Namen bitten?“ — Mein Name ist Fröhlich, mein Vater Kaufmann zu Frankfurt, und hat mir viele Empfehlungen an Herrn Karcher aufgetragen. — „So so, das ist recht schön, wär' entsinne ich mich nicht, den Namen Ihres Hauses gehört zu haben, doch er wird wohl in unsern Büchern stehen.“ — Diese Antwort machte mich verlegen, und um mich aus der Affaire zu ziehen, erwiederte ich: vermuthlich, und setzte hinzu: aber es würde sehr unbescheiden seyn, wenn ich Ihnen noch zur Last fallen wollte, da Sie schon Einquartierung haben, ich erbitte mir also das Billet zurück und werde mich in das Gasthaus verfügen, in welches man mich zuerst gewiesen, ich glaube es ist der Schwan. — „Ei, behüte Gott, fiel jetzt Madame Karcher ein, das kann ich nimmermehr zugeben, was würde mein Mann dazu sagen, wenn

ich den Sohn eines Geschäftsfreundes abgewiesen hätte, und zudem geniren Sie uns nicht im mindesten, wir haben noch zwei Gastzimmer frei. — Diese freundliche Einladung wäre mir schon recht gewesen ohne die verdammten Bücher, ich stellte mich jedoch als nähme ich sie an, und entfernte mich unter dem Vorwand, mein Gepäck bringen zu lassen, begab mich aber in mein Wirthshaus, mich mit diesem Quartier begnügend. — Ich mochte etwa eine gute Stunde daselbst seyn, als ein junger Mensch eintrat, nach mir fragte und mir sagte, daß ihn Madame Karcher schicke, in deren Haus er Handlungsdiener sey, und daß mich die Dame bitten ließ, doch ja in ihrem Haus vorlieb zu nehmen, man hätte in den Büchern nachgesehen und die Firma unsers Hauses gefunden. Diesmal hatte mir der Zufall treffliche Dienste geleistet, ich nahm die gütige Einladung vergnügt an, folgte sogleich meinem Führer, und wurde von der Dame mit vielen Entschuldigungen, daß sie mich nicht sogleich mit offenen Armen aufgenommen habe, empfangen. — Bei Tische mußte ich ihnen viel von Frankfurt erzählen, wo sie schon einigemal während den Messen waren, und ich befand mich so wohl bei der Familie, daß ich mich königlich freute, daß mein etwas unbesonnener Kniff eine so glückliche Wendung genommen hatte.

Den übrigen Theil des Nachmittags brachte ich damit zu, mich in Kaiserslautern, das an der Lauter liegt und etwa 3000 Einwohner zählen mochte, umzusehen, wo das französische Gouvernement gerade die alte Kaiserburg Friedrich I. sprengen ließ und die Steine davon verkaufte! — Doch waren die Hauptmauern dieser ehemaligen Residenz der Hohenstaufen so fest und solid, daß sie selbst dem Pulver noch widerstanden; es that mir wehe, daß dieses Monument Barbarossas so vertilgt wurde. Hier war auch früher ein großer Fischteich, den man den Kaiserwog nannte, in welchem man 1497 einen beinahe zwanzig Fuß langen und über vierthalb Centner wiegenden Hecht fing, den Kaiser Friederich II. im Jahr 1230 in diesen Teich setzte, nachdem er ihm einen goldenen Ring hatte umschmieden lassen, auf welchem in griechischer Schrift die Worte zu lesen waren: daß ihn der Kaiser, den 5. Oktober 1230 eigenhändig in dies Wasser gethan; er war demnach 267 Jahre alt als man ihn fing, billig hätte man ihn sollen leben lassen, aber Churfürst Philipp verspeiste ihn an seiner Tafel.

Eine Abbildung dieses merkwürdigen Fisches hing in dem alten Schloß.

Die Schlachtfelder in der Nähe von Kaiserslautern, wo die Franzosen 1793 und 1794 gegen die Preußen unter Braunschweig und Hohenlohe den Kürzern zogen, besah ich den andern Tag, dennoch aber sind die hier vorgefallenen Schlachten in ihren Historien- und Jahrbüchern als von ihnen erfochtene Siege bezeichnet; so schreibt man die Geschichte! dagegen vertrieb Moreau 1795 die Oesterreicher von hier. — Den Abend besuchte ich mit der Familie Karcher das ambulante Theater, wo von einer herumziehenden Bande »Otto der Schütz« aufgeführt wurde; die Darstellung war so erbärmlich und die darstellenden Künstler so jämmerlich, daß ich Gott dankte, nicht einer wie diese zu seyn. Wir verließen auch den Wirthssaal, in dem die Vorstellung statt fand, noch bevor sie zur Hälfte beendigt war, und ich brachte den Rest des Abends recht angenehm im Familienkreis der Damen Karcher zu, denen ich nach dem Abendbrod auf dem Clavier vorspielte und sang, worüber sie sich entzückt stellten, und wünschte endlich meinen charmanten Wirthinnen eine freundliche gute Nacht, die mir zurückgegeben wurde. Ich bedauerte recht sehr die Abwesenheit des Herrn Karcher, über die ich mich im Innern eben so sehr freute, nahm herzlichen Abschied und gab am andern Morgen beim Weggehen den Dienstmädchen ein so gutes Trinkgeld, daß mein erschlichenes Quartier damit reichlich bezahlt war, wofür mir nebst dem Dank eine glückliche Reise von freundlichen Gesichtern gewünscht wurde.

Mein Factotum Lamerz hatte mir wieder eine Rosinante besorgt und kündigte mir an, daß sich nicht weniger als sieben Marode bei dem Detachement befänden, die man auf dem Wagen fortschaffen müsse, dagegen gab es keine Deserteurs, und es kamen auch zum Erstenmal keine Klagen wegen Diebereien oder Excessen vor, obgleich wir einen Rasttag gehabt. — Der kurze Marsch nach Landstuhl war in drei Stunden zurückgelegt, und da wir so früh daselbst ankamen und ich vollkommen ausgeruht war, so besuchte ich noch vor Tisch die interessanten Ruinen von Sickingens Burg, die gleich vor dem Flecken auf einem Berg liegen. Hier hatte einst Götzens treuer Waffenbruder gehaust und Ulrich Hutten und Andern eine sichere Freistätte gewährt. — Noch erzählen sich die Landleute der Umgegend gar manche seltsame Geschichten und Sagen von dem wackern Haudegen, der Worms, Metz und Trier

zittern gemacht, religiöse Gewissensfreiheit wollte, sich wenig um Kaiser und Reich scherte und als bloßer Reichsritter Heere von 20,000 Mann befehligte. Hutten nannte seine Burg: »Die Herberg zur Gerechtigkeit.« Sein Grabmal wurde erst 1792 von den Franzosen zerstört. — In Landstuhl war ich in der Post einquartiert, wo diesen Abend gerade ein kleiner Ball von den Honoratioren des Orts veranstaltet wurde, an dem ich Theil nahm und mit den Töchtern des Hauses, von denen die älteste wieder eine Mimi St.... und ein rothwangiges, hochbusiges Kind war, das recht wild walzte und mir nicht undeutlich zu erkennen gab, daß sie mir gerade nicht abgeneigt sey: ich hatte große Lust, die Sache weiter zu poussiren, als mir eine Dame, mit der ich Ecossaise tanzte, zuflüsterte: Sie haben da eine Groberung an der Tochter des Posthalters gemacht, auf die Sie eben nicht stolz seyn dürfen, die Jungfer hat schon ein Hufeisen verloren, Sie werden leichtes Spiel haben. Dies kühlte mich zwar etwas ab, indessen konnte ich mich nicht enthalten, meiner gefälligen Tänzerin, des Maires Frau, zu erwiedern: »Ei, was Sie mir da sagen, wer weiß, wie manche in denselben Fall gekommen wäre, wenn man es der Mühe werth gefunden hätte, sie zu versuchen.« — Nach Mitternacht verließ ich den Tanzsaal, warf mich angekleidet auf mein Lager und marschirte um sechs Uhr nach Homburg ab, das mich nur seines Namens wegen interessirte. Hier war ich zum Erstenmal bei einem Juden einquartiert, der mir aber ein so schmutziges Zimmer und Bett anwies, daß ich mich auf meine Kosten ausquartierte. — Auf dem nahen Carlsberg sieht man die Trümmer des prächtigen Schlosses, das die Herzoge von Zweibrücken mit ungeheuern Kosten erbaut hatten, und welches erst 1784 vollendet wurde: an 15 Millionen wurden auf die Anlagen desselben Berges verwendet! Hauchard hatte es in den Revolutionskriegen in Brand stecken und zerstören lassen. Auf der linken Seite dieses Berges liegen die malerischen Ruinen des schon im dreißigjährigen Kriege zerstörten Schlosses Kirli.

Von Homburg führte uns die Marschroute nach der freundlichen Stadt Saarbrücken, ehemals die Hauptstadt einer Grafschaft dieses Namens: sie liegt an der Saar, über die eine steinerne Brücke führt und hat an 6000 Einwohner, nicht unbedeutenden Handel und mehrere Fabriken. Ihre Grafen starben schon im 14ten Jahrhundert aus, worauf das Land an Nassau fiel, und es gab eigene Fürsten von Nassau-Saarbrück: als aber 1723 auch

diese ausstarben, kam das Land an Nassau-Usingen, bis es nach dem Lünneviller Frieden französisch wurde. Jetzt war der Ort eine Cantonsstadt. Die Saar ist hier schiffbar und man sieht besonders viel Holz- und Kohlenschiffe.

Mein Glücksstern führte mich diesmal zu einer wohlhabenden Wittwe, deren Tochter noch nicht lange an einen französischen Employé verheirathet war, der sich in diesem Augenblick in Dienstgeschäften auf mehrere Tage nach Zweibrücken begeben hatte, so daß das junge Weibchen Strohwittwe war, und bei der Mama im Haus wohnte. Ich knüpfte eine Unterhaltung mit den gesprächigen Damen an und hatte bald heraus, daß Beide eben nicht sonderlich von der Heirath mit einem Stockfranzosen, eingenommen waren, der kein Wort deutsch verstand und sich beständig über Alles, was deutsch, moquirte, auch scherzte die Mama über die Strohwittwenschaft des hübschen Töchterchens. Ich meinte, diesem Uebel sey doch wohl noch abzuhelfen, und bedauerte von Herzen, daß eine so schmucke junge Frau schon die Erfahrung nächtlicher Langeweile machen müsse. In der Stube stand ein Clavier, und ich bat die Dame, mich doch etwas von ihrer Kunst hören zu lassen, sie spielte und sang ein Paar kleine Schmachtlieder mit zwar reiner aber schwacher Stimme. Man fragte nun auch mich, ob ich nicht musikalisch sey, ich ließ mich erbitten und trug den Damen das alte Volkslied: «Es hat ein Bauer ein junges Weib» ꝛc. vor, wobei ich das erröthende Weibchen ins Auge faßte. Hierauf probirten wir einige Duettinis, ich wollte das: «Reich' mir die Hand, mein Leben,» mit ihr singen, aber der Don Juan war ihr nicht bekannt, doch nahm sie es dankbar an, daß ich ihr das Duett einstudieren wollte. Während Mama ab- und zuging und sich mit dem Hauswesen beschäftigte, drückte ich der jungen freundlichen Strohwittwe die Hand, wagte bald einen Kuß auf die Wangen, dann auf den Mund und endlich eine Umarmung, bei der ich sie so fest an mich drückte, daß ich mich vollkommen von der straffen Elasticität zwei schön geformter Halbkugeln überzeugen konnte. — Man sträubte sich zwar ein wenig, machte Miene zum Schreien, aber ich lispelte: wo ist Ihr Schlafzimmer? darf ich kommen? Es ist ja nur eine einzige, schnell vorübergehende Nacht, die morgen um diese Zeit, so wie mich selbst der Wind verweht hat, und Niemand ahnt etwas davon.

— Mein Zimmer ist eine Stiege hoch, die erste Thüre links,

aber Sie dürfen sich nicht unterstehen zu kommen, stammelte mit hochpochendem Busen und kaum hörbarer Stimme die junge Frau.

— Aber ich komme doch, schließen Sie nicht ab, erwiederte ich, sie abermals umarmend.

— Ich schließe niemals ab, aber Sie dürfen doch nicht kommen.

Jetzt trat die Mutter wieder ins Zimmer, und ich wiederholte nur noch: Doch. Ich speiste mit den Damen zu Nacht und wünschte ihnen dann wohl zu ruhen; als aber die Glocke eilf schlug und im Hause Alles still und stumm war, da schlich ich mich auf den Zehen und in den Strümpfen an das bezeichnete Zimmer. Leise, leise drückte ich an die nachgebende Klinke, öffnete die Thüre und hüstelte ein wenig, um meine Gegenwart zu verrathen.

— „Bist du's, Louise?“ hörte ich mit Schrecken die Stimme der Mama und machte möglichst leise die Thüre wieder zu, vor der ich aber stehen blieb und lauschte, was es weiter gebe.

— Was war denn das? was soll das heißen? — Ist Jemand da? hörte ich die Mutter wiederholen, blieb aber stumm wie eine Statue. — Als ich endlich nichts mehr hörte und sich die Alte auch nicht mehr regte, schlich ich mich fort, überzeugt, daß ich die rechte Thüre verfehlt hatte, ich war an die erste Thüre rechts gekommen, die von meinem Zimmer aus, das auf dem nehmlichen Gang, was freilich links lag; ich suchte nun die erste Thüre rechts von der Treppe aus, öffnete auch diese so sachte als möglich, und ließ ein Bst, Bst! vernehmen, worauf ein kaum hörbares Stimmchen sagte:

— Mein Gott, wer ist denn da?

— Ich bin es, holder Engel.

— Wie? sagte die Stimme noch leiser, und Sie sind doch gekommen?

— Alle Pferde der Welt hätten mich nicht zurückgehalten, sagte ich eben so leise, eilte auf den Ort zu, wo das Stimmchen ertönte, und verhinderte dessen Lautwerden durch einen Strom der feurigsten Küsse und eine lange, lange — Umarmung. — Erst gegen Morgen verließ ich das gastfreundliche Zimmer und Ehebett, nachdem ich dem guten Weibchen mit Tausend Küssen ein herzliches Lebewohl gesagt und versprochen hatte, daß wenn mich der Zufall wieder in diese Gegend führe, ich gewiß nicht unterlassen würde, sie zu besuchen. — Ich sah sie nie wieder. — Ich hatte ihr gesagt, daß ich mich zuerst in das Zimmer ihrer Mutter verirrt,

und fürchtete, daß diese etwas gemerkt habe, worüber sie lachte und ganz naiv sagte: »ach, wenn Mama auch etwas gemerkt hat, so thut sie doch als hätte sie nichts gemerkt.«

Von Saarbrücken ging der Marsch nach St. Avold, die erste Stadt des ältern Frankreichs. In dieser Gegend ist das Erdreich so hart und steinig, daß man, um es umzuackern, acht bis zehn Ochsen oder Pferde vor einen Pflug spannen muß, auch sah ich hier zum Erstenmal auf gut gesattelten Ochsen reiten. — Man baut meistens Wein. In dem Städtchen, das etwa 2500 Einwohner zählen mochte, wird nur französisch gesprochen, und man erlaubt sich hier, so wie überhaupt an der Grenze von Deutschland, sich über die ehrlichen Deutschen lustiger zu machen, als im Innern von Frankreich. Sonderbar kam es mir anfänglich vor, Jedermann und auch die untersten Klassen nur französisch reden zu hören. — Der nächste Tag führte uns nach Courcelles, ein großes, schön gelegenes und von Hügeln umgebenes Dorf, wo ich abermals mein Quartier in einer Schenke mit den Deßwarts theilen mußte. — Noch ruhte ich auf der Streu, als der Bursche, den ich dem Lamerz zum Quartiermachen während der Route mitgegeben hatte, vor mich trat und mir eröffnete, daß er seinen Collegen schon seit dem gestrigen Abend vermisse, der sammt seinen Effekten verschwunden, also aller Wahrscheinlichkeit nach desertirt sey, und nichts als die Marschroute zurückgelassen habe, die er mir bei diesen Worten zustellte. Daß der Kerl desertirt war, bezweifelte ich nicht, aber noch ahnte ich nichts von den andern Streichen, die er gemacht hatte, und die mich schon in unserm heutigen Etappenort, Metz, in eine arge Patsche bringen sollten. Ich gab dem andern Burschen, einem ehrlichen Baier, der ein Paar Worte französisch stottern gelernt, die Marschroute zurück und trug ihm auf, damit nach Metz vorauszugehen, und unsere Ankunft auf der Mairie anzukündigen. — Eine Stunde darauf setzte sich der Transport in Marsch, von dem außer Lamerz noch vier andere Bursche desertirt und mehrere marode waren.

Auf einem Halt dieses Marsches kamen die Damen Deßwarts mit den beiden andern Weibern dieses Transports und deren Männern in einen schlimmen Conflikt, der für die erstern sehr schmutzig endigte. Seitdem wir auf altfranzösischem Boden waren, hatten wir statt eines vierrädrigen Leiterwagens nur zweirädrige Karren für die Bagage und Kranken bekommen, auf denen natürlich der

Raum weit beengter war. Deßwarts, als des Wagenmeisters Töchter, vom Capitain-Quartier-Maitre empfohlen und obendrein von mir protegirt, machten Ansprüche nicht nur auf die besten Plätze, sondern wenn der Raum zu eng war, wollten sie, um nicht genirt zu seyn, den andern Weibern nicht erlauben den Karren zu besteigen; diese, ohnehin schon wegen den Vorrechten, die jene hatten, neidisch, wurden nun wüthend, da sie bei allem Wetter hintendrein zu Fuß laufen mußten. Als ich auf dem halben Wege nach Metz Halt machen ließ und eines dieser Weiber etwas von ihren Effekten von dem Karren nehmen wollte, wodurch die Mutter Deßwart, die eben ihr Frühstück, Wurst und Brot, einnahm, derangirt wurde, ließ diese ein flamändisches Schimpfwort fallen, (Deßwarts waren Flamänder, sprachen jedoch französisch,) was die Deutsche verstand und noch derber zurückgab, worauf sich ein sehr heftiger Wortwechsel in flamändischer, französischer und deutscher Sprache entspann, bei dem es an Kraftwörtern der drei Sprachen nicht fehlte; das andere deutsche Weib und deren Mann hatten sich ebenfalls darein gemischt, und letzterer endlich geschrieen: »Was macht man viel Umstände mit den wälschen H . . . «, er hob den Vordertheil des Karrens, ihn bei der Scheere fassend, so hoch, daß das Hintertheil, auf dem die fünf Frauen saßen, — die Pferde waren ausgespannt — das Uebergewicht bekam, der ganze Kasten das Oberste nach unten kehrte, und alles was er enthielt in eine sehr kothige Pfütze ausleerte, aus der die Mädchen unter dem Gelächter und Gespötte der Rekruten ganz beschmutzt hervorkrochen und sammt der Mama heulend und fluchend zu mir in die Wirthsstube liefen, wo ich mein Frühstück einnahm, ihre bittern Klagen vorbringend. Ich suchte sie möglichst zu besänftigen und zu beruhigen, was mir hauptsächlich durch ein copiöses Frühstück gelang, das ich ihnen auf meine Kosten serviren ließ, ging hinaus um den Kerl zur Rede zu stellen, der sich diese Ungezogenheit erlaubt hatte, und sich damit ausredete, daß er es nicht so gemeint habe, die Scheere sey ihm aus den Händen gerutscht und das Ganze nur Zufall. Ich versprach ihm jedoch, daß ich ihn zu Metz, wo wir den zweiten Rasttag hatten, für diesen Zufall würde einstecken lassen, nicht ahnend, daß mir dieses Schicksal so nahe bevorstehe. — Nachdem sich die Mädchen gereinigt und durch reichliches Essen und Trinken gehörig gestärkt hatten, setzten wir guter Dinge unsern Marsch fort und erblickten gegen Mittag die Thürme der ehemaligen alten

Reichs-, jetzt Hauptstadt des Mosel-Departements; bald marschirten wir zwischen den berühmten Obstgärten dieser Stadt, welche köstliche Mirabellen, Reineclodes, Aprikosen ꝛc., die treffliche Confitüren geben, enthalten, den Thoren zu. Aber schon vor einem derselben erwartete mich der vorausgesandte Quartiermacher und meldete mir, daß man auf der Mairie beim Durchlesen der Feuille de Route gewaltig die Köpfe zusammengesteckt und geschüttelt, und eine Menge Dinge gekauderwelscht habe, von denen er kein Wort verstanden, aber es sey ihm vorgekommen als wären die Herren sehr bös geworden. Als ich kaum auf dem Place-d'Arme angekommen war und die Appelle gemacht hatte, erschien ein Adjutant des Platzkommandanten, der mir andeutete, ich habe mich sogleich zu seinem Chef zu verfügen. Er führte mich auf die Commandantur, wo mich der Platzkommandant mit den Worten: „Ah Monsieur le fourrier, vous avez fait des jolies choses“ anfuhr, „Monsieur le Sous-Inspecteur va passer la revue de votre detachement, et gare a vous si vous ne pouvez vous justifier.“ Ich war über diese Anrede sehr erstaunt und erwiederte: „que je ne comprenais rien a çela“ u. s. w. Der Commandant fiel mir aber ins Wort und sagte: „Eh bien je veux vous le faire comprendre, vous allez commencer par vous rendre en prison.“ Ich mußte ihm meinen Säbel abgeben und wurde sofort durch den Adjutanten in das Militär-Stadtgefängniß abgeführt, ohne zu wissen warum und weßwegen. Hier traf ich in einem ziemlich geräumigen Lokal mehrere Unteroffiziere wegen Dienstvergehen verhaftet, diese kamen bei meinem Eintritt auf mich zu, hießen mich willkommen und verlangten, daß ich die „bien venu“ bezahlen solle. Da ich nicht verstand was sie eigentlich damit wollten, so erläuterte mir einer derselben, daß es sich darum handle sie zu regaliren, wie dieß Brauch und Sitte bei jedem neuen Ankömmling in den französischen Militärgefängnissen sey, wenn er gut gehalten und angesehen seyn wolle. Ich gab an einen derselben, den man mir als den Herrn Präsidenten des Prison bezeichnete, weil er schon am längsten in demselben saß, 12 Franken, wofür derselbe sogleich Wein, Brod, Wurst und Käs holen ließ, was den Herren trefflich schmeckte, die mir dann, nachdem ich ihnen mitgetheilt wie ich zu der Ehre ihrer Gesellschaft gekommen, Trost und Muth einsprachen und meinten, die Sache müsse sich bald aufklären. Noch sprachen wir darüber, als der Platzadjutant

wieder eintrat und mir befahl, ihm zu folgen. Er führte mich vor den Inspecteur aux revues, der die Rekruten musterte, die in einem Glied aufgestellt waren, und an die er, die Marschroute in der Hand, verschiedene Fragen that, welche alle unbeantwortet blieben, da ihn keiner der Leute verstand. Als er mich ansichtig wurde, sagte er zu mir: „C'est donc vous qui commandez ce detachement? — Oui Monsieur. — Eh bien vous n'êtez pas blanc.“ Er hielt mir nun zornig vor, warum ich auf jeder Etappe vier Wagen unter dem Vorwand von Kranken und Maroden requirirt habe, daß ich über sechzig Paar Schuhe in Kaiserslautern empfangen und keiner der Leute ein Paar ganze Schuhe an den Füßen habe, daß ich Brod und Quartiere fortwährend für einige siebenzig Mann genommen, und doch nur 56 vorhanden seyen, daß sogar die Feuille de Route verfälscht sey, und er mich von hier weg ins C'achot bringen lassen wolle, um mich durch ein Conseil de guerre verurtheilen zu lassen. Ueber all diese Anschuldigungen war ich wie aus dem Himmel gefallen, und wußte nicht, auf welche ich zuerst antworten sollte; erst als der mich scharf ansehende Inspecteur hinzufügte: C'omment a votre âge tant de perversité, c'est terrible, cela vous menera droit aux galeres! bekam ich die Sprache wieder und erklärte in einem Strom von Worten, daß ich von allem was er mir da gesagt, gar nichts verstünde, und nicht wisse was dieß heißen solle, daß ich nie weder Schuhe noch Wagen, noch sonst etwas requirirt und seit dem Abmarsch von Mainz die Feuille de Route nicht eher als diesen Morgen, wo derjenige der die Quartiere gemacht desertirt sey, wieder zu Gesicht bekommen habe. Der Inspecteur und der Platzadjutant sahen sich einander und dann wieder mich an, und ersterer sagte darauf zum andern: „Allez chercher un interprète.“ — Dies war in Metz nicht schwer, und in ein Paar Minuten war der Offizier mit einem Dollmetscher, der ein Jude war, zurück. Durch diesen ließ nun der Inspecteur die Mannschaft befragen, konnte aber nur von den Deutschen Auskunft erhalten, da ihn die Polen, Russen, Böhmen und Ungarn natürlich nicht verstanden. Ich mußte ergänzen was die Leute wegen Lamertz aussagten, und der Inspecteur sah bald ein, daß dieser durchtriebene Spitzbube, der alle Kniffe und Ränke des Soldatenwesens genau kannte, meine Jugend und Unerfahrenheit benutzt und schändlich gemißbraucht hatte, um sich zum Quartiermacher aufzudrängen und sich Geld zu machen

wo und wie er konnte. So lange wir durch kleine Städte kamen, war dies eben nicht schwer, und die Herrn Maires ließen sich leicht hinter's Licht führen, statt der regulirten Wagen hatte er sich von den Bürgern oder Bauern, welche die Fuhren liefern sollten, etwas Geld geben lassen u. s. w., aber wohl wußte er, daß sich in Metz eine militärische Inspektion befinde, wo alles genau untersucht würde, und nahm daher im vorletzten Nachtquartier, gut mit Geld versehen, Reißaus. Wie ich später erfuhr, hatte man ihn eingefangen, aber er gab sich für einen entwischten Kriegsgefangenen aus, und man ließ ihn wieder laufen; dennoch entging er seiner Strafe nicht, denn ich traf ihn bald darauf zu Toulon, wo er wegen noch anderer Verbrechen auf zehn Jahre aux travaux forcés verurtheilt war.

Der Inspecteur, den Zusammenhang der saubern Geschichte wohl einsehend, tadelte es scharf, daß man einem so jungen und unerfahrnen Menschen, wie ich sey, einen solchen Transport von aus aller Welt zusammengerafftem Gesindel zur Führung übergeben habe, und ertheilte Befehl, daß mir von Metz bis Toul, es waren nur noch zwei Etappen, drei Gensdarmen beigegeben wurden, die Bursche in gehörigem Respekt zu halten, von denen ein halbes Dutzend im Lazareth zu Metz zurückblieb.

Nachdem diese fatale Sache zu meiner großen Freude beendigt war und ich die Angelegenheiten meines Detaschements in Ordnung gebracht hatte, ging ich, von allen Sorgen wieder befreit und um mich zu zerstreuen, die Merkwürdigkeiten der uralten Hauptstadt des Königreichs Metz, aus dem später das austrasische Reich entstand, zu besehen. Schon die Römer hatten das alte Mediomatrices, wie es zu ihren Zeiten hieß, außerordentlich verschönert, aber Attila hatte es im Jahr 452 furchtbar verheert. Als das Reich durch Lothar getheilt wurde, fiel Metz dem deutschen Ludwig zu, später wurde es eine freie Reichsstadt. 1552 bemächtigte sich der Connetable von Montmorency durch List der Stadt, und trotz aller angewandten Mühe vermochte es Carl V. nicht, sie wieder zu erobern, im westphälischen Frieden wurde sie auf ewige Zeiten (?) mit Frankreich vereinigt. Jetzt ist sie eine der ersten Festungen dieses Reiches und wird besonders durch eine sehr starke, ein Viereck bildende Citadelle vertheidigt, sieben wohlbefestigte Thore führen in das Innere der Stadt. Sie liegt in einer außerordentlich fruchtbaren Ebene an der Mosel und der Seille und zählt über 40,000

Einwohner, unter denen viele Juden, die sämmtlich ein abscheuliches Deutsch reden. Einige Straßen sind schön und ziemlich breit, die meisten jedoch eng und krumm; unter den Plätzen zeichnet sich der geräumige Waffenplatz aus, die meisten Häuser sind aber alt und unbequem. Die Cathedrale St. Etienne ist ein interessantes gothisches Gebäude, das mit ihrer Namensbase zu Wien einige Aehnlichkeit hat, ihr Thurm ist 350 Fuß hoch; unter den andern fünfzehn Kirchen ist der schöne Tempel Saint-Vincent wohl eines Besuchs werth. Vor der Revolution war die Zahl der Kirchen, Klöster und Kapellen weit größer. — Das Schauspielhaus ist [illegible], hat elegante toskanische Arkaden, war aber, wie fast alle französische Provinzialtheater, schlecht besetzt. Ich sah die Oper: „Aline, Königin von Golkonda," aufführen, deren herrliche Musik ohrenzerreißend abgeleiert wurde. Die ehemalige Intendanz ist ein schöner Palast, der auf einer Insel liegt; sehenswürdig sind noch: die große Kaserne und das Gouvernements-Palais. Ein Präfekt, ein Divisionair und ein Bischof residirten hier, und Handel und Fabriken machten gerade keine schlechten Geschäfte, Wollenzeuge, Flanell und Molton hatten guten Absatz, und die Webereien nährten viele Arbeiter. In der berühmten Obstbaumschule zählte man über 100,000 Stämme, von denen jedes Jahr viele Tausende nach allen Weltgegenden versendet werden. Zur Zeit in welcher das Obst reift, zahlt man zwei Sous Eingangspreis in die öffentlichen Obstgärten, wofür man die Erlaubniß hat, sich zum Zerplatzen an dem trefflichen Obst jeder Gattung satt zu essen, einstecken und mitnehmen darf man jedoch nichts. Angenehme Promenaden gewähren die sogenannte Insel und Esplanade, und eine Stunde von der Stadt findet man die Ueberbleibsel einer unter Drusus angelegten Wasserleitung, welche das zu den Naumachien nöthige Wasser in die Stadt leitete. Die noch vorhandenen Bogen derselben nennt das Volk „le pont du diable"; unter einem derselben läuft die Straße nach Nancy. Berühmt sind die Metzer Schinken und Würste, die man den Bayonner vorzieht, und die in Zucker eingemachten Früchte zieren die Tafeln aller Reichen Europas und Amerikas, ja sie werden in großer Quantität bis nach Ostindien verführt. In Metz beginnt die Eleganz der Kaffeehäuser und mit ihr das französische Kaffeehausleben, welches den Franzosen eben so unentbehrlich ist, wie den Deutschen die Weinstuben und Bierhäuser. Hier kamen Charles Ancillon und der General Custine

zur Welt. Auf dem Marsch nach dem freundlichen Städtchen Pont a Mousson, das auf dem halben Wege nach Nancy und Toul liegt, erhielt ich die versprochenen drei Gendarmen zur Eskorte. Dieser Ort, der ungefähr 7000 Einwohner zählen mochte, hat auch ein Palais-Royal, welches mit jenem zu Paris jedoch wenig mehr als den Namen gemein hat. Auch diese Stadt liegt in einem angenehmen Thal an der Mosel am Fuß des Berges Mousson. Der Fluß theilt sie in zwei Theile, die durch eine Brücke verbunden sind. Sie hat große Kavalleriekasernen, einen schönen Waffenplatz und hübsche Promenaden, auch nicht unbedeutenden Handel, und ist Hauptort eines Cantons. Ihr alter Name ist Mussipons, die Grafen von Bar erbauten sie, und 1354 wurde sie zu einem Marquisat erhoben, 1572 wurde sie der Sitz einer Universität, die zwei Jahrhunderte lang bestand. Pont a Mousson wurde 1240, 1475 und 1632 belagert und eingenommen, wobei es sehr leiden mußte. Sie ist die Vaterstadt Dürocs, Großmarschalls des Palastes Napoleons.

Endlich traten wir zu meiner großen Zufriedenheit den letzten Marsch dieses für mich ziemlich beschwerlichen Commandos an und kamen ohne weitere Un- oder Zufälle glücklich an dem Ziel unserer Bestimmung, zu Toul an, wo ich meinen Transport an den Commandanten des bereits formirten ersten Bataillons des Regiments N. übergab. — Ich hatte ein gutes Lehrgeld für meine Unerfahrenheit bezahlt, das mir aber später zu Statten kam.

X.

Die Garnison zu Toul. — Ich werde Cadet-Sergeant. — Schlechte Administration und Organisation des Regiments. — Schlimmer Ruf desselben. — Aufstand wegen des Handgeldes. — Deutsches und französisches Liebhabertheater. — Nancy. — Eine Entführung. — Ich werde Vorleser beim Fürsten und erhalte Arrest. — Ein Duell im Mondschein. — Eine Klopffechterei. — Eine Fahrt nach Dom Remy. — Das Haus der Jungfrau von Orleans. — Abmarsch nach Avignon.

Den Tag nach meiner Ankunft zu Toul meldete ich mich bei dem Regimentschef, dem Fürsten N., der seine Residenz in dem ehemaligen bischöflichen Palast aufgeschlagen hatte und mich äußerst gnädig empfing. Ich mußte ihm alle Details über die Führung meines Transports wiederholen, und Seine Durchlaucht geruhten sich über den Vorfall zu Metz beinahe halb todtlachen zu wollen, und meinten, der Inspecteur daselbst habe gut sagen, daß der Quartier-Maitre denselben einem gedienten und erfahrnen Unteroffizier hätte übergeben sollen, da in Mainz kein solcher, dem Regiment angehöriger mehr vorhanden gewesen. Der Fürst theilte mir nun noch mit, daß er Cadetten kreiren und bei jeder Compagnie zwei anstellen werde, wobei er so gnädig war, mich sogleich zu einem solchen zu ernennen, so wie mir den Grad als Sergeant zu ertheilen, da sich der eines Fourriers wegen der Comptabilität nicht gut für mich schicke, ich möge mich nur jetzt mit dem Dienst recht befreunden, dann werde mein Avancement zum Offizier nicht lange auf sich warten lassen, und damit ward ich allergnädigst verabschiedet. Ich befolgte den mir gegebenen Rath, studierte fleißig das französische Dienstreglement, so wie die Soldaten-, Peloton- und Bataillonsschule, und that bald meine erste Wache an der Porte-Royal.

Toul, das alte Tullum Leucorum, zur Zeit der Römer die Hauptstadt der Leuci, ist eine Festung vierten Ranges, deren schlecht unterhaltene Werke einem Feind der es ernstlich meint nicht lange widerstehen würden. Valentin I. befestigte die Stadt im Jahr 375. Unter ihren Mauern fand die blutige Schlacht zwischen Theodobert, König von Austrasien, und Thierry, König von Bur-

gund, 612 Kam. Im Mittelalter wurde Toul eine freie Reichsstadt und eines der drei Bisthümer, die Heinrich II. 1552 mit Frankreich vereinigte. Sie liegt an der Meiel in einer von Weinbergen umgebenen Ebene, hat ungefähr 8000 Einwohner, eine merkwürdige gothische Hauptkirche, schöne geräumige Kasernen und ist Chef-lieu eines Arrondissements im Departement der Meurthe. Die Wälle sind so niedrig daß viele Rekruten des Regiments, das in der Stadt konsignirt war, von denselben herab und in die trockenen Gräben sprangen, um zu desertiren, weshalb die Unteroffiziere während der Nacht mit scharfgeladenen Gewehren um dieselben von Außen patrouilliren mußten.

Es wurde nun den ganzen Tag auf den Plätzen vor den Kasernen exerciert den Leuten die Handgriffe der französischen Waffen beigebracht und sodann marschirt. Dies ewige geisttödtende Einerlei war mir bald in hohem Grad zuwider: Gewehr auf, Gewehr ab, rechts und links in die Flanken, Rechtsum kehrt Euch, Ladung in 12 Tempi und 18 Bewegungen, die Stellung, der Gänsemarsch ꝛc. ꝛc. waren 3 bis 4 Stunden Vor- und ebensoviel Nachmittags die geistreiche Beschäftigung, die mir und allen andern zu Theil ward. Der Fürst hatte deutsches Commando, aus dem Französischen übersetzt, eingeführt, weil er behauptete, es sey ein deutsches Regiment, obgleich fast mehr Russen, Polen, Ungarn, Böhmen ꝛc., als Deutsche bei demselben waren, und ich hier alle Gelegenheit hatte, eine göttliche Geduld auf die Probe zu stellen, um mich bei dem Exerciren dieser Burschen mehr durch Mienen und Geberden, als durch Worte verständlich zu machen. Was aber noch schlimmer als das deutsche Commando, war, daß man auch deutsche Prügelei bei dem Regiment einführte, und zwar auf den Rath mehrerer Offiziere, die früher in österreichischen, preußischen und andern deutschen Diensten gestanden hatten, und behaupteten, die Disciplin bei dem Regiment sey durchaus nur vermittelst deutscher Prügel zu erhalten, und diese wurden auch bald häufig genug zu Portionen à 25, 50 und 100, je nachdem die Vergehen waren, mit großer Freigebigkeit durch ehemalige österreichische Corporale, die am besten damit umzugehen verstanden, ertheilt. Dieses Verfahren hatte zwei wesentliche Nachtheile für das Regiment: zum ersten wurde dadurch alles Ehrgefühl bei den Soldaten erstickt, und zum andern wurde das Regiment von den französischen Truppen, mit denen es im Feld oder in Garnison zusammenkam, deßhalb mit

groſser Verachtung angeſehen und den Offizieren deſſelben nicht ſelten von den Offizieren franzöſiſcher und ſogar italiäniſcher Regimenter dieſe Prügelei vergewerien, wodurch es dann natürlich zu Händeln kommen muſte. Sicher iſt es, daſs **salle de police** und **salle de discipline**, wie es die franzöſiſchen Reglements verſchreiben, dieſelbe und wohl noch weit beſſere Wirkung gehabt hätten, denn der rohe Ruſſe, Böhme und Ungar fürchten weit mehr Einſperrung, wenn auch nur auf wenige Tage, als eine Tracht Prügel, die ſie bald verſchmerzen. Aber alle Vorſtellungen einiger vernünftigern Offiziere halfen nichts und konnten bei dem Fürſten nicht durchdringen, es blieb halt bei den Prügeln. Freilich beſtand jetzt das Regiment ſchon aus beinahe 3000 Mann zuſammengerafftem Geſindel aus allen Weltgegenden, und Diebſtähle und Exceſſe aller Art wurden täglich in Maſſe begangen, aber durch das Prügeln wurde es um kein Haar beſſer, eher ſchlimmer. Leider war auch ein Theil des Offizierkorps nicht viel beſſer als die Soldaten. Da waren banquerotte Kaufleute, geſcheiterte Gaſtwirthe, die mit dem was ſie aus dem Schiffbruch gerettet, den ſehr einflußreichen Kammerdiener des Fürſten und einige andere ſeiner Umgebung durch Präſente beſtochen und ſogar den Grad eines Kapitäns erhalten hatten; auch verunglückte Advokaten, Profeſſoren, abgeſetzte Richter, Bürgermeiſter, franzöſiſche Schauſpieler und Gott weiß was alles für Schiffbrüchige aus allen Ständen, hatten da einen Anker der Rettung, zum Theil auch als Feldwebel oder Fourriere, geſucht und gefunden, die ſich nach und nach das Offizierkorps wieder reinigte und durch den Gährungsprozeſs von dem Untauglichen befreite. Auf dem Exerzierplatz hörte man in allen Sprachen reden, radebrechen und fluchen, und es war gewiß nicht eine Nation Europas, mit Ausnahme der türkiſchen, die nicht ihre Repräſentanten bei dieſem Regiment gehabt hätte. Raufereien, Deſertionen, Diebſtähle und andere Exceſſe waren ſo ſehr an der Tagesordnung, daſs die Rückſeite der täglichen Compagnie-Rapporte ganz damit, ſo wie die Gefängniſſe und Arreſtlöcher mit Delinquenten vom Regiment angefüllt waren. Beſonders waren es auch die Unteroffiziere, zu denen man trotz des Verbots viele Franzoſen, und zwar ſolche Subjekte genommen hatte, die aus franzöſiſchen Regimentern wegen ſchlechter Streiche fortgejagt oder deſertirt waren, welche nächtlichen Unfug in den Wirthshäuſern und auf den Straßen begingen. Die Folgen von all dieſem waren, daſs das

Regiment bald eine sehr traurige Berühmtheit erlangte, auf Märschen und in Garnisonen, wo ihm ein schrecklicher Ruf voranging, gefürchtet, von den französischen Truppen verachtet wurde, und vor dem Feind wenig zuverlässig war. Aber an all diesen Dingen war nicht sowohl die schlechte Zusammensetzung, als vielmehr die noch schlechtere oder doch ebenso schlechte Führung desselben schuld. In keiner Beziehung hatte man den Angeworbenen Wort gehalten, namentlich wurde ihnen das versprochene Handgeld nie ausgezahlt, und dies gaben die meisten der wiedereingefangenen Deserteure, so wie viele derer die einen Diebstahl begangen, als den Grund ihres Vergehens an; viele hatten nur gewartet bis sie mit Schuhen, Hemden und Capoten versehen waren, um sich wieder davon zu machen. Hiezu kam noch der Contrast der Behandlung im Vergleich mit den französischen Truppen: in Teul lag das Depot eines Linienregiments, das sich einer äußerst humanen Begegnung von Seiten ihrer Vorgesetzten zu erfreuen hatte. In dem französischen Heer war damals ein sehr menschenfreundliches Benehmen der Höhern gegen die Niedern vorherrschend, wodurch die Untergebenen eine aufrichtige Zuneigung zu ihren Vorgesetzten faßten, und dies ging durch alle Grade durch. Dies bildete einen grellen Contrast mit der sklavischen und zum Theil barbarischen Behandlung, die noch bei den deutschen Truppen beliebt war. Ein Lieblingsausdruck der deutschen Offiziere und Unteroffiziere gegen den Untergebenen, der eine, wenn auch noch so bescheidene Einwendung vorbrachte, war in der Regel: «Was will der Kerl noch raisonniren, ich lasse ihn hauen daß ihm die Schwarte kracht, oder krummschließen daß er die Schwereneth kriegt ꝛc.» Freilich hätte es sehr schlimm um jene Heere gestanden, wenn sich Raisons hätte dürfen geltend machen. Wie ganz anders war dies jetzt im französischen Heer, wo selbst der Gemeine seinem Obersten oder General ohne Bedenken alle mögliche Vorstellungen machen durfte, und gewiß war, daß sie nicht nur mit Güte und Wohlwollen angehört wurden, sondern auch Eingang fanden, wenn sie sich als bewährt oder gegründet zeigten, während unsere deutschen Stockheiden alles was nur nach Vernunft schmeckte, mit stieren Augen anglotzten, und nur Meister im gemeinsten Schimpfen und Fluchen waren; fast nie hörte man ein erniedrigendes Schimpfwort aus dem Munde eines französischen Offiziers gegen seine Untergebenen.

Mit den Prügeln wurde es bald so arg, daß ein jeder Ge-

pitaine deren nach Belieben austheilen ließ, ja sogar die Sergeant-Majors (Feldwebel) ließen auf ihre eigne Faust prügeln, und bei jedem Rapport wurden Tausende von Prügeln verordnet; der Fürst der früher ebenfalls in östreichischen Diensten gestanden, fand dies ganz in seiner Ordnung. Die Folgen waren Vermehrung der Desertion, aber dies war gerade was die Compagniechefs und Sergeant-Majors wollten, denn jedem Deserteur wurden sogleich Schuhe, Hemden, Gamaschen, Polizeimütze und sogar Uniform aufgebürdet, die er noch gar nicht erhalten, und mitgenommen haben sollte, auch wurde der Mann noch mehrere Wochen als präsent fortgeführt, und so Brod, Sold und andere Dinge für ihn empfangen: das Geld theilte der Hauptmann mit seinem Feldwebel, versteht sich so, daß der erstere das Löwentheil erhielt, auch die Fourriere hatten ihren Antheil. Die Sache war um so leichter thunlich, da die wieder eingebrachten Deserteurs nicht in Untersuchung kamen, sondern den Compagnien zur willkührlichen Bestrafung übergeben wurden, die dann in einer gehörigen Tracht Prügel und Gefängniß bei Wasser und Brod bestand. — Der Fürst, der sich wenig oder nicht um den Dienst bekümmerte, ihn auch nicht verstand, ließ die Bataillons- und Compagniechefs nach Gefallen schalten und walten. Auf der andern Seite durfte auch er nicht viel sagen, denn wie sah es mit den versprochenen Handgeldern aus? — da ihm das französische Gouvernement doch 60 Franken für den Kopf gutgethan hatte! — Fürst Y. war kein böser, aber was oft weit schlimmer, ein äußerst schwacher Mensch, und hatte dabei sehr kostspielige Liebhabereien, unter denen die für gewisse Damen nicht die am wenigsten kostende war, dazu war seine Suite fast immer ein kleiner Hofstaat, und er führte viele Pferde, Bereiter, Dienerschaft ꝛc. mit sich. Wer seine Schwächen zu benutzen verstand und Gelegenheit dazu hatte, konnte von ihm verlangen was er wollte, vielen Offizieren hatte er Bons für nicht unbedeutende Summen auf den Quartier-Maitre-Trésorier abgegeben, so wie noch andere Bons, so daß er in einem Monat oft zwanzigmal mehr auf die Regimentskasse anwies, als sein Gehalt als Oberst betrug. So war das den Rekruten zukommende Handgeld, an 200,000 Franken, bald erschöpft, und was der Fürst aus seinem, ohnehin schon mit Schulden belasteten Ländchen in Person bezog, denn seine Gemahlin, die Prinzen, der Hof mußten doch auch standesmäßig unterhalten werden, reichte bei weitem nicht aus, seinen Aufwand in

Frankreich zu betreten. Da also das Uebel von Oben kam, war ihm schwer abzuhelfen, erst nachdem der Inspecteur mehrmals von Metz zur Musterung des Regiments gekommen war, und dabei empfindliche, harte und drohende Worte hatte fallen lassen, kam etwas mehr Ordnung in die Organisation, Administration und Führung desselben, doch fand immer noch Unterschleif genug, nur mit mehr Vorsicht und Behutsamkeit statt.

Das nicht ausgezahlte Handgeld führte indessen eines Tages einen sehr bedenklichen Vorfall bei der Wachtparade herbei. Kaum waren die Wachen nach ihren verschiedenen Posten abmarschirt, als über 300 Mann, von einigen Unteroffizieren geführt, auf dem Paradeplatz erschienen und deren Sprecher, ein Sergeant-Major, von dem Fürsten verlangte, daß er ihnen sogleich das versprochene Handgeld auszahlen lasse. Der Fürst D. und ein Paar Stabsoffiziere wollten nun die Leute mit kurzen Worten und Drohungen abspeisen, aber diese erklärten durch ihren Tambourschlager, daß sie nicht eher von der Stelle gehen würden, bis man sie befriedigt habe. Nach mehrerem Hin- und Herreden wußte sich Fürst D. nicht anders zu helfen, als ein Paar Tausend Franken bei dem Quartier-Maitre holen und einem jeden dieser Leute sogleich einen Sechs-Livrethaler auf Abschlag auszahlen zu lassen, versprechend, das übrige, so wie das Handgeld für das ganze Regiment sollte unfehlbar in den nächsten 14 Tagen ausgezahlt werden. Die Leute begnügten sich damit und gingen in die Kasernen zurück, das a Conto Empfangene zu verjubeln und ihren Kameraden die gute Nachricht zu hinterbringen. Aber kaum hatten sie den Paradeplatz verlassen, als die Unteroffiziere, die sie angeführt hatten, arretirt und in das Militärgefängniß gewiesen wurden, man machte kurzen Prozeß mit ihnen, und schon am andern Tage wurden sie bei der Wachtparade angeblich wegen Meuterei degradirt. Der Sergeant-Major hatte jedoch dabei furchtbar getobt und getreibt, er würde alle seine Beschwerden und Klagen wegen den Unterschleifen und Vergnügereien so vieler Capitains an gehörigem Ort vorzubringen wissen. Nachdem man ihn wieder ins Gefängniß zurückgebracht, war er nach einigen Tagen verschwunden, Niemand wußte was aus ihm geworden war; später habe ich in Erfahrung gebracht, daß man ihm den Mund mit Geld gestopft und einen Paß nach Deutschland gegeben habe.

Nach diesem Ereigniß war keine Rede mehr von der weitern

Auszahlung des Handgeldes, obschon die Leute nicht aufhörten deßhalb zu murren.

Jetzt waren bereits die drei Bataillone des Regiments vollzählig, und das erste ganz uniformirt, bewaffnet und ziemlich gut einexercirt. So gerne aber auch die Einwohner von Toul, und die Wirthe insbesondere, Geld verdienen mochten, so war es den Inhabern der Speiseanstalten, Wein- und Branntweinschenken doch jedesmal nicht wohl zu Muth, wenn Gäste vom Regiment Y. bei ihnen einsprachen, da sich diese in der Regel betranken, und dann, namentlich die Russen und Polen, Händel anfingen, oft alles zerschlugen und nicht selten Reißaus nahmen, ohne die Zeche zu berichtigen. Auch wegen der Unmäßigkeit dieser Leute, von denen oft ein einziger mehr Trank und Speise zu sich nahm als drei Franzosen, von welchen manche Familie von 4—6 Personen mit anderthalb Pfund zu einer Suppe konsumirtem Fleisch einen ganzen Tag lebt, mit Wein rothgefärbtes Wasser trinkend, kamen wir in den besten Ruf als Vielfresser und Trunkenbolde. Da ich indessen in der Pension, in welcher ich mit noch einem Dutzend anderer Cadetten, meistens Söhne aus guten Familien aus Nancy und Metz, speiste, sehr wenig aß, auch nur Wasser mit äußerst wenig Wein vermischt und gar keine Spirituosa trank, sehr geläufig französisch mit wenig oder keinem Accent sprach, so wollte man mir durchaus die Ehre erzeigen, mich für einen Franzosen zu halten, wenn ich auch noch so sehr dagegen protestirte. Die Leichtigkeit, mich in fremden Sprachen, die ich lernte, auszudrücken und sogar in kurzer Zeit den Accent der Bewohner der Gegenden anzunehmen, in denen ich mich gerade befand, war ein Talent das ich der gütigen Mutter Natur verdankte, und das mir später, namentlich in Italien, oft treffliche Dienste leistete.

Der Fürst hatte den Cadetten, sobald sie nicht im Dienst waren, ganz dieselben Uniformen wie den Offizieren gestattet, nur mit dem Unterschied, daß sie zwei silberne Contre-Epaulettes statt eines Epauletts mit Fransen auf der linken Schulter trugen, und diese selbst im Dienst mit der Abzeichnung ihres Grades beibehielten, denn es gab Gemeine-, Corporal-, Fourrier-, Sergeant- und selbst Sergeant-Majors-Cadetten.

Bald nach mir war auch der Quartier-Maitre Viriot in Toul angekommen und brachte mir Briefe von meinen Eltern nebst der Nachricht mit, daß er von meinem Vater beauftragt sey, mir jeden

Monat 100 Franken, als Oberlieutenantsgage, als Zulage empfahlen; dies machte mich gewissermaßen zum Objekt unter den Galanten, von denen keiner so viel Zeit, und ich galt für reich im Regiment. Daß ich, wenn meine Diener vorüber, kein alltägliches Wohlgefallen schöpfte, wird man mir gerne glauben. Ich suchte, kaum in Teul angekommen, mein altes Steckenpferd wieder auf, und gab mir alle erdenkliche Mühe, ein Liebhabertheater zu Stande zu bringen, was mir auch gelang. Ein Herr Bertrand, Kaffeewirth, hatte ein sehr niedlich eingerichtetes Theater, mit zwei Reihen Logen, das er gewöhnlich an herumziehende Truppen vermiethete, die sich bisweilen nach Teul verloren, welches ich in Beschlag nahm, und unter den deutschen Offizierstauen fanden sich auch einige recht willige, sich zu Acteurs gut qualificirende Damen, namentlich die siebenzehnjährige Tochter des Adjutant-Majors Kramer. Bald waren wir so weit, daß wir Kotzebues »Wirwarr« aufführen konnten; ich machte den Fritz Hurlebusch, Mademoiselle Kramer war meine Babett, und deren Mama Frau v. Langlam. Der Adjutant hatte mit seiner ganzen Suite der Vorstellung beigewohnt, so wie alle Offiziere und mehrere Einwohner, die deutsch verstanden, auch viele Franzosen, die jedoch nicht ausharrten, und Seine Durchlaucht hatten sich sehr erglist. Wir vertauschen uns nun höher und studierten »Kabale und Liebe« ein. Mademoiselle K. machte die Louise und ich bekleidete mein theatralisches Paradepferd, den Major; wir spielten auf jeden Fall unsere Rollen recht natürlich, denn die Liebe hatte sich unserer bereits bemächtigt, und die Kabalen hätten nicht, sie wurden bald gewonnen, um meine Louise Sr. Durchlaucht zuzuführen, die großen Gefallen an der jungen Actrice zu finden schien. Da indessen das deutsche Theater so wenig Theilnahme fand und finden konnte, so meinte Adolf B., man solle ein französisches zu organisiren suchen, und übernahm mir auch dieses Geschäft, wogegen er mich zu meiner großen Freude von dem Exercirplatz bis auf weitere Ordre freisprach. Es war weniger schwierig in Stand zu bringen, als das deutsche, und eine Mad. Alphonse, die hübsche Gattin eines Capitains, und die Tochter des Oekonomen des Theaters, Mademoiselle Bertrand, waren bei diesem die ersten Liebhaberinnen, während andere die Soubretten ꝛc. übernahmen. Madame Alphonse hatte ein eminentes Talent für das französische Lustspiel und Vaudeville, sie spielte und declamirte in der That bezaubernd, sang nicht schlecht, hatte eine allerliebste nied-

liche Figur, viel Grazie und schien auf der Bühne in ihrem Element. Wir führten zuerst Molieres Geizigen auf, in welchem sie Harpagons Tochter und ich den Valere machte, worauf noch mehrere Vaudevilles gegeben wurden; auch Boieldieus Kalif von Bagdad kam an die Reihe. Madame Alphonse war auch bald meine französische Geliebte, doch konnte ich mir auf diese Eroberung eben nicht sehr viel zu gut thun, da die Dame nichts weniger als geizig mit ihren Gunstbezeigungen war. Auch sie fand bald Gnade vor Sr. Durchlaucht, die hier schnellere Erhörung fanden, als bei Mademoiselle Kramer; ich hielt mich dagegen an Demoiselle Bertrand, bei der ich es jedoch nie weiter als bis zu einem verstohlnen Kuß, höchstens zu einer flüchtigen Umarmung bringen konnte, und kein Zureden, keine Bitten, keine Geschenke wollten helfen, der ewige Refrain lautete: „mais finissez donc, mais vous me feriez un enfant,“ und wenn ich den Aal zu packen vermeinte, huilé war er mir wieder durch eine schnelle Wendung entschlüpft. Indessen waren dennoch die Proben dieser Stücke äußerst unterhaltend. Die deutschen Vorstellungen unterblieben nicht ganz und wechselten manchmal mit den französischen ab. Dieses Liebhabertheater hatte schnell einen gewissen Ruf erlangt, der sich sogar bis nach dem nachbarlichen Nancy verbreitete, wohin Fürst Y. sehr oft mit seinem Bruder, dem Prinzen Wolf, fuhr, und wir hatten jedesmal bei den französischen Vorstellungen Zuschauer und Zuschauerinnen aus dieser Stadt. Auch ich begab mich öfters nach dem schönen Nancy, wohl eine der schönsten Städte Frankreichs, und brachte in der Regel die Sonntage daselbst zu, wenn ich nicht besondere Abhaltungen hatte, wo ich bald durch die Empfehlungen Viriots, der ein ächter Gentilhomme war, und daselbst viele Bekannte und Verwandte hatte, in mehrern der angesehensten Häuser eine gute Aufnahme fand, obgleich die haute volée, aus Adeligen bestehend, sehr aristokratisch und hochmüthig ist, aber man glaubte, daß alle deutsche Cadetten des Regiments mindestens Söhne deutscher Barone seyn müßten, und ich ließ die guten Leute bei dem Glauben, da es hier in meinen Kram paßte. Man hatte mich schon auf dem Theater gesehen, und war: „charmé de faire la connaissance du jeune acteur,“ der zu gleicher Zeit deutsche und französische Comödie spielte.

Nancy, die alte Hauptstadt Lothringens und jetzt die des Departements der Meurthe, ist, wie gesagt, eine der schönsten, ja

wohl die schönste Stadt Frankreichs, besonders die Neustadt, die mit einer bewundernswürdigen Eleganz und Symetrie erbaut ist, während die Altstadt noch manches unansehnliche Gebäude aufzuweisen hat. Ein Triumphbogen mit dreifachem Durchgang trennt beide. Sie liegt in einer lachenden Ebene, hat über 30,000 Einwohner, und in einer geringen Entfernung, etwa einer Viertelstunde, strömt die Meurthe an ihr vorbei. Sie hat herrliche Spaziergänge, wie die Pepiniere u. s. w., und prächtige Plätze, unter denen besonders der Platz Royale, auf dem vor der Revolution die Reiterstatue Ludwig XV. stand, merkwürdig ist; die schönsten Gebäude, unter denen das Hôtel de Ville und das Schauspielhaus, umgeben ihn. Der Platz de la Carrière, so wie der Allianzplatz sind gleichfalls eines Besuches werth. Letzterer wurde zum Andenken an den 1756 zwischen Oestreich und Frankreich errichteten Bund so genannt. An Gebäuden ist besonders der Palast der alten lothringischen Herzoge merkwürdig, so wie die Cathedrale und die Franciskanerkirche, in welcher Karl der Kühne, Herzog von Burgund, und mehrere lothringische Herzoge begraben liegen. Das Grabmal des Königs Stanislaus Leszczynsky in der Kirche Notre-Dame de bon-secours ist ein Meisterstück des berühmten Girardin. Diesem Fürsten hat die Stadt ihre zierlichsten Verschönerungen zu verdanken. Die öffentliche Bibliothek hat über 60,000 Bände und besitzt viele sehr seltene Werke; ebenso hat der botanische Garten mehrere Schätze aus dem Pflanzenreich aufzuweisen.

An der Stelle dieser schönen Stadt soll das alte Nasium, später Nancejum gestanden haben. Gewiß ist, daß im 11ten Jahrhundert hier nur ein Dorf mit einer festen Burg vorhanden war, das sich jedoch bald vergrößerte, mit Mauern umgeben und so zur Stadt wurde. 1218 wurde diese vom Grafen von Bar und der Gräfin von Toulouse verbrannt; wieder aufgebaut, wurde sie von Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund, zweimal belagert, nehmlich 1475 und 1477, und würde der zweiten Belagerung sicher unterlegen seyn, wenn ihr nicht René II., Herzog von Lothringen, zu Hülfe gekommen wäre. Den 3. Januar 1477 wurde die mörderische Schlacht geliefert, der sie ihre Befreiung zu verdanken hatte. Die Belagerten waren von René's naher Ankunft durch Feuerzeichen benachrichtigt worden, dessen Vorhut, 9000 Mann, unter denen 2000 Reiter, dem Feinde in der Nähe des Waldes von Jarville in die Flanken fiel, während ihn ein anderes Corps, aus

Deutschen und Schweizern bestehend, von der linken Seite angriff. Als sich René der Gefahr zu sehr Preis gab, beschworen ihn seine Hauptleute, dies zu vermeiden, er aber erwiederte: »Gerne befolge ich Euern Rath, aber nur hier nicht!« und drang ungestümer vor. Die Burgunder, nun von allen Seiten gedrängt, denn die Garnison von Nancy hatte jezt auch einen Ausfall gemacht, konnten nicht länger Widerstand leisten. Karl der Kühne warf sich muthig mitten in das mörderische Gefecht, aber von den Fliehenden mit fortgerissen, fand er seinen Tod in dem Schlamm des Teiches St. Jean, und die bedrängte, schon fast verhungerte Stadt war befreit. Mit Jubel und Frohlocken empfingen die Bürger ihren Befreier und erwiesen ihm die sonderbare Ehre, alle Knochen der von ihnen schon verzehrten Hunde und anderer Hausthiere statt Blumen auf seinen Weg zu streuen.

Unter Stanislaus, der zweimal zum König von Polen gewählt, zweimal entthront wurde, und 1737—1766 regierte, hatte Nancy seine schönste Blüthezeit, aber der unglückliche Fürst, der sein Leben nach so viel Stürmen hier friedlich beschließen wollte, verlor es durch ein höchst trauriges Geschick. Es war den 23sten Februar 1766, als er sich dem Kamin seines Wohnzimmers näherte, in welchem eine helllodernde Flamme brannte, an der sein mit Pelz gefütterter Schlafrock plötzlich Feuer fing. Der König, statt sich desselben rasch zu entledigen, klingelte den Dienern, aber zufällig befand sich auch nicht einer derselben im Vorzimmer, und er suchte nun selbst das Feuer zu löschen, fiel aber, sich bückend, zu Boden, und zwar unglücklich genug auf die Gluth des Kamins, wo alle seine Anstrengungen, sich wieder zu erheben, vergeblich waren. Endlich roch die vor den Gemächern stehende Schildwache, ein Gardist, einen stark stinkenden Rauch; da ihr aber die Consigne streng untersagte, das Gemach des Königs zu betreten, so rief der Soldat um Hülfe, ohne jedoch gleich gehört zu werden. Als Rauch und Geruch aber immer stärker wurden, so verdoppelte er sein Rufen, bis endlich Leute kamen, in das Gemach stürzten, und den unglücklichen Fürsten brennend auf dem Boden liegen fanden. Man hob ihn sogleich auf, suchte das Feuer zu löschen, aber die eine Seite seines Körpers war schon ganz verbrannt und die eine Hand verkohlt. Nach zehn langen, schmerzensvollen Tagen gab der Monarch den Geist unter furchtbaren Qualen auf. Dies das traurige Resultat bei Personen, die nie gewohnt sind, auch nur bei den

geringsten Kleinigkeiten selbst eine hülfreiche Hand anzulegen, sondern bei den einfachsten Dingen die Hände Anderer bedürfen, als ob sie selbst keine hätten. Schon mehrere fürstliche Personen sind durch ähnliche Veranlassungen so um das Leben gekommen oder unglücklich geworden. Hätte der König, statt lange zu klingeln, gleich den Schlafrock von sich geworfen, so wäre er gewiß nicht verbrannt.

Nach Stanislaus Tod wurde Nancy und ganz Lothringen, das bisher ein unabhängiges Herzogthum gewesen, welches ehedem Prinzen aus den Häusern Lothringen und Oesterreich beherrscht hatten, als eine französische Provinz mit Frankreich vereinigt. — In Nancy sprach ich noch einen Greis, der, als sich das Unglück mit dem König zutrug, in dessen Palast diente und mir nicht genug sagen konnte, welche Unruhe und welches Aufsehen dasselbe in der ganzen Stadt machte.

Unter den Schönen, die ich in Nancy hatte kennen lernen, war eine sehr liebenswürdige junge Dame, deren Bekanntschaft ich in dem Hause eines Herrn von St. Ange machte, in das mich ein junger Virlot, Neffe des Quartier-Maitres und ebenfalls Cadet beim Regiment, eingeführt hatte. Diese hübsche Frau war die Witwe eines erst kürzlich in dem Feldzuge von 1805 gebliebenen Bataillenschefs, noch war sie in tiefe Trauer gehüllt, obgleich eben nicht mehr sehr traurig, sondern an allen sich ihr darbietenden Vergnügungen lebhaften Antheil nehmend. Ueber ihre Abkunft lag ein mysteriöser Schleier, und man sagte sich deßhalb allerlei ins Ohr. Frau v. St. Ange vertraute mir, daß sie die natürliche Tochter eines ebenfalls natürlichen Sohns des unglücklichen Stanislaus sey, den dieser mit einer Marquise L.... gezeugt habe; doch lagen für diese Behauptung keine Beweise vor, nur soviel war gewiß, daß sie mit einer nicht unansehnlichen Leibrente dotirt war. An all diesem war mir wenig gelegen, wer wird auch eine hübsche 21jährige Witwe viel nach deren Abkunft fragen. Ich machte ihr eifrig den Hof, begleitete sie manchmal in das Theater zu Nancy, das ich jetzt öfters besuchte, und wieder heim, und stand bald bei der schönen Adelaide, dies ihr Name, in Gunst, wußte es aber so anzufangen, daß die Dame, die beinahe 6 Jahre älter als ich war, glauben mußte, sie habe einen in der Liebe ganz unerfahrenen Neuling vor sich, der zuvorkommender Aufmunterung bedürfe, um ihn zu verführen. Ich ließ sie gerne bei dem sie beglückenden

Glauben, spielte den unerfahrenen Menschen so gut, stellte mich so unschuldig naiv, daß ihr gewiß nichts zu wünschen übrig blieb, und ließ mich von ihr in die Geheimnisse der praktischen Liebe einweihen. Als sie aber später einigemal nach Toul kam, auch einer Vorstellung unsers französischen Liebhabertheaters beiwohnte, und vielleicht allerlei erfuhr, merkte sie doch, daß ich auch mit ihr eine Art Comödie gespielt hatte, und sagte mir eines Tages, mit dem Finger drohend: »vous etes un roué bien jeune.«

Auch der junge Viriot, der aber schon zwanzig Jahre zählte, hatte eine Intrigue, und zwar ernsthafterer Art, in Nancy mit einem der hübschesten und reichsten Mädchen dieser Stadt angesponnen, er war bis über die Ohren verliebt und beabsichtigte das Mädchen, das freilich in jeder Hinsicht eine sehr gute Parthie war, zu heirathen. Seine beiden Oheime, der Capitäne d'Habillement und der Quartier-Maitre-Trésorier des Regiments, wußten davon und wünschten die Heirath, von der aber die Familie und die Eltern des Mädchens nichts wissen wollten, da der junge Mann ohne Vermögen und seine nächste Aussicht eine Unterlieutenantsstelle war, der Papa aber einen reichen oder doch wenigstens einen hochgestellten Mann, wie einen Obersten oder General zum Schwiegersohn wollte. Aber das Mädchen liebte den Cadetten von ganzer Seele, und seine Oheime, auch ein Paar lockere Zeisige, riethen ihm zu einer Entführung, das Uebrige würde sich dann schon finden. Der Neffe ließ sich das nicht zweimal sagen, befolgte den guten Rath, überredete Mademoiselle, sich entführen zu lassen, und kam eines Abends gegen Mitternacht mit der entführten Schönen, die er aus dem Theater zu Nancy abgeholt, mit mir, der ich die Postpferde und Relais besorgt hatte, in Toul an, wo er die Geraubte in der Wohnung seines Oheims versteckte, und am andern Morgen, mit einem sechswöchentlichen Urlaub in der Tasche, mit der Geliebten nach Paris eilte. Adelaide hatte nicht nur um die Sache gewußt, sondern war auch mit Rath und That behülflich gewesen. Die Familie und besonders der Vater waren anfänglich entsetzlich erbost, man sprach nur von Todtschießen, Enterben u. s. w., aber die Zeit besänftigte die Leute mehr und mehr, die Oheime knüpften Unterhandlungen an, die Sache war geschehen und, wie alle geschehene Dinge, nicht zu ändern. Der junge Viriot erhielt seinen Abschied, eine Civilanstellung, der-

Consens der Eltern war erfolgt, und das junge Paar kam später nach Nancy zurück.

Fürst N. litt seit einiger Zeit heftig am Podagra, so daß er das Zimmer und oft das Bett nicht verlassen konnte; diese schmerzhafte Krankheit suchte Se. Durchlaucht sehr oft heim, wozu wohl die Lebensart, die der Fürst führte, viel beitragen mochte, und da ihm jetzt noch obendrein die Langeweile gewaltig plagte, so ließ er mich eines Nachmittags holen und fragte mich, ob ich ihm nicht jeden Tag ein Paar Stunden vorlesen wolle, wozu er mich sehr fähig halte, weil ich so gut Comödie spielen könne. Ich fand mich gleich hiezu bereit und las dem hohen Patienten mehrere Tage hintereinander jeden Nachmittag und Abend ein Paar Stunden aus den vorzüglichsten deutschen und französischen Autoren, hauptsächlich aber Tragödien von Schiller, Lessing, Göthe, Shakspeare, Racine, Corneille und Voltaire vor, was den Fürsten außerordentlich zu amüsiren schien, besonders da ich meine Stimme bei jeder Rolle veränderte, damit die Vorlesung so viel als möglich einer Aufführung nahe kam. — Eines Nachmittags als ich gerade den berühmten Monolog aus Racines Phädra: „A peine nous sortions des portes de Trézène“ etc. im vollen Feuer der Begeisterung recitirte, schlich sich Jemand hinter mich und zupfte mich beim Ohrläppchen. Ohne mich nur umzusehen, wer derjenige war, der mich so unzeitig unterbrach, stach ich ihm mit all der Kraft, in die mich das Feuer versetzt hatte, eine so derbe Ohrfeige im fürstlichen Schlafzimmer, daß dasselbe laut davon wiederhallte, und erst nachdem es geschehen und der Fürst schrie: „Was soll das heißen, welche Impertinenz, gleich aus meinen Augen!“ sah ich, daß es der über und über roth gewordene Sekretär des Fürsten war, den ich in dessen Gegenwart beohrfeigt hatte. Es hätte eben so gut der Bruder des Fürsten, Prinz Wolf seyn können, der sich damals bei ihm in Toul zum Besuch befand, der die Ohrfeige bekommen, die ihm kein Gott wieder abgenommen hätte: was aber dann aus mir geworden wäre, mögen die Götter wissen. Glücklicherweise aber war er es nicht, und ich kam mit zweimal vierundzwanzigstündigem Arrest davon, durfte aber dem Fürsten vorerst nicht weiter vorlesen, der unterdessen wieder besser geworden war und ausfuhr. Auf den Rath meines Capitäns, St. Jüste, der die Sache vom Fürsten selbst erfahren hatte, schrieb ich an letztern noch ein Entschuldigungsschreiben, was aber nicht hinderte, daß er

mir die in seiner Gegenwart ausgetheilte Ohrfeige noch lange nachtrug und mich empfindlich genug bestrafte, wie wir bald sehen werden. Etwa 14 Tage nach diesem Vorfall reiste der Fürst nach Paris ab, um, wie er sagte, »die heiligsten Interessen des Regiments zu wahren,« und sich zu zerstreuen und besser zu amüsiren, als dies in dem stillen, geräuschlosen Toul möglich war.

Um diese Zeit wurde auf einer Anhöhe bei Toul ein Volksfest gefeiert, dessen Ursprung ich mich nicht mehr entsinne. Man spielte und tanzte bei dem Gekratze einer schrecklichen Geige im Freien, meistens wurden Contretänze aufgeführt. Der junge Deßwart, der Sergeant-Major bei dem Regiment war, hatte sich hier ebenfalls mit seinen vier Schwestern, die in Toul ein so unanständiges Leben führten, daß ihr Haus in nicht viel besserem Ruf als ein Freudenhaus stand, eingefunden, und während ich mich mit einem Paar hübschen jungen Mädchen, der jungen Bertrand und einer ihrer Freundinnen, unterhielt, schielten Deßwarts und namentlich Mimi beständig auf uns herüber, sich dabei in die Ohren zischelnd, so daß mich die Bertrand fragte, wer denn diese Frauenzimmer seyen? und ich ihr erwiederte: »n'y faites pas attention, ce sont des coquines.« Diese Worte hatte ein anderer Cadet, Namens Larbalestier aus Nuit, der ebenfalls der jungen Bertrand den Hof machte und eifersüchtig auf mich war, gehört, und hinterbrachte sie sogleich dem Bruder und seinen Schwestern, welche erstern aufforderten, mich sofort wegen dieser Aeußerung zur Rechenschaft zu ziehen, was er vorerst ablehnte, unter dem Vorwand, daß hier nicht der Ort dazu sey. Das Fest ging auch ungestört vorüber, aber noch den nämlichen Abend traf ich mit dem Bruder, der sich einen kleinen Rausch getrunken, zufällig in einem Kaffeehaus zusammen, wo er mich nun zur Rede stellte. Larbalestier, der auch gegenwärtig war, und noch ein Paar andere schürten das Feuer, ich läugnete nicht, was ich gesagt und was die ganze Stadt sagte, und erbot mich zu jeglicher Satisfaction. Man nahm mich beim Wort, und, die Köpfe durch Glühwein erhizt, wollte man, daß die Sache gleich abgemacht werde. Ich war es zufrieden, aber Deßwart meinte, es sey Nacht, die Thore bereits geschlossen, und man könne sich doch im Finstern nicht schlagen, sondern müsse es auf den kommenden Morgen verschieben. »Bah, es ist ja heller Mondschein, fiel Larbalestier ein, und ein passender Platz wird sich auch wohl in der Stadt finden lassen, was meinen Sie, Fröhlich?« —

»Sie haben Recht, beſſer man macht ſo etwas gleich ab, als den andern Tag, man ſchläft dann viel ruhiger, und auf den Wällen und nach 10 Uhr iſt es allenthalben öde und ſtille genug.« — Wir kamen nun überein, daß das Duell nach zehn Uhr in der Stadt vor ſich gehen ſolle, und zwar auf dem Platz hinter der gothiſchen Kirche in der Nähe der Kaſernen. Als die Stunde gekommen war, eilten wir auf das Terrain, nicht weniger als neun an der Zahl, und da Deßwart, der nicht Cadet war, keinen Degen trug, kam man überein, daß wir uns mit Briquets, — ſo nannte man die gewöhnlichen Infanteriesäbel, — ſchlagen ſollten. Wir zogen die Uniformen aus, ſtreiften die Hemdärmel hinauf und legten aus. Trotz dem Mondſchein war es nicht ſehr helle, denn der Himmel war zum Theil bewölkt; indeſſen führten wir mörderiſche Hiebe gegen einander, ſo daß das Klirren der Klingen an den hohen Mauern der alten gothiſchen Kirche, unſerer ſtummen Zuſchauerin, laut wiederhallte, und hauten wie beſeſſen in die Nacht hinein. Plötzlich rief mein Gegner: »ah je suis blessé!« und wir ruhten: er hatte in der That eine leichte Wunde an der Stirne erhalten, die jedoch das ganze Geſicht mit Blut übergoß und man im erſten Augenblick für ſehr gefährlich hielt, während es ſich bei näherer Unterſuchung und nachdem man das Blut abgewaſchen, fand, daß wenig mehr als die Haut geritzt war. Dies war allein die That des Zufalls und weder mein Wille noch meine Geſchicklichkeit, denn man konnte die Gegenſtände nicht klar unterſcheiden. Die Umſtehenden erklärten nun, daß der Ehre genug geſchehen ſey, und nachdem Deßwart gehörig abgewaſchen und verbunden war, begaben wir uns ſämmtlich in das Kaffee de la Comedie zu Bertrands, wo auf Koſten der Duellanten die wiederhergeſtellte Eintracht mit Champagner, Punſch und vin chaud gefeiert wurde, aber mehr als einmal auf dem Punkt war, wieder geſtört zu werden, wozu ein mauvais sujet, ein gewiſſer Poireau auch Sergeant-Major im Regiment, dabei ein guter Fechtmeiſter und Raufbold von Profeſſion, der aus einem franzöſiſchen Regiment wegen Betrügereien fortgejagt worden war, allen möglichen Vorſchub leiſtete. Dieſer machte ſich beſonders an junge Leute, von denen er wußte daß ſie bei Geld waren, um ſie aus Furcht vor ſeiner Klinge zu bewegen, ihn in Gaſt- und Kaffeehäuſern frei zu halten und ihm auch Darleihen a fond perdu zu bewilligen. Ich kannte den Patron, und es kam mir nicht unerwartet,

daß sich derselbe an mich und noch ein Paar andere Cadetten machte, die Deßwart'sche Sache immer wieder aufwärmend und bemerkend, ihm hätte so etwas nicht passiren dürfen u. s. w. Die Sticheleien wurden endlich so arg, daß ich unmöglich länger schweigen konnte und ihm sagte: »ich wisse recht gut, daß er ein vollkommener Fechtmeister, ich aber wenig mehr als Anfänger in der edlen Fechtkunst sey, aber wisse auch, wie ich mich gegen eine gewisse Gattung von Klopffechtern zu verhalten habe, und wenn ich noch nicht deren Fertigkeit im Spiel der Rappiere erlangt, so fehle ich doch auf zwanzig Schritte meinen Mann nie mit Pistolen, wodurch die Gleichheit der Kräfte immer hergestellt würde,« und dies war keine Lüge, denn ich hatte mich längst im Pistolenschießen geübt und gut eingeschossen. Monsieur Poireau ließ sich dies nicht wiederholen, sondern zog von diesem Augenblick andere Saiten auf und wurde sogar hündisch kriechend, denn der Bursche war so feig, als es in der Regel alle seines Gelichters sind, sobald sie glauben ihren Mann vor sich zu haben, und wagen sich immer nur an unerfahrene Massetten; geht es gegen den Feind, so befällt sie nicht selten das Lazarethfieber. — Wenige Wochen nach diesem Vorfall wurde auch er wegen schlechten Streichen vom Regiment gejagt, und ich sah ihn später in den Straßen von Toulon die Galeerenketten schleifen.

Schon längst hatte ich den Wunsch gehegt, eine Parthie nach dem kaum fünf Lieues von Toul entfernten Dom Remy, dem Geburtsort Johannas d'Arc zu machen, hatte aber, da ich gerne in angenehmer Gesellschaft die kleine Reise zurücklegen wollte, immer nicht dazu kommen können, denn ich fand Niemand unter meinen Bekannten, der es der Mühe werth gefunden hätte, das Haus aufzusuchen, in welchem das Mädchen von Orleans, dessen Thaten Schiller zu einem so herrlichen Meisterwerk begeisterten, zur Welt kam. Es ist kaum glaublich, wie unwissend die Bewohner Touls und Nancys, selbst der gebildeten Klasse, in der Geschichte ihres eigenen Landes und in Folge dessen auch über das, was das Wundermädchen betraf, waren. Doch wollen wir ehrlich seyn, so müssen wir gestehen, daß ohne Schillers Tragödie auch gar manche Deutsche nie etwas von dem Heldenmädchen gewußt hätten, und Voltair's Pücelle ist eben nicht geeignet, historische Nachforschungen über dasselbe zu veranlassen. — Auf mein vielfaches Zureden wußte ich jedoch die liebenswürdige Madame Alphonse für mein Projekt

zu gewinnen, diese setzte wieder andere Leute ins Feuer, und brachte eine Gesellschaft von einigen zwanzig Personen, der sich auf mein Bitten auch Adelaide von Nancy zugesellte, zu der historisch-romantischen Reise zusammen. An einem Sonntag früh fuhren wir in vier großen Wagen nach dem Geburtsort Johannas ab, den wir nach einem raschen Trabe von drithalb Stunden erreichten. Dom Remy ist an sich ein ärmliches Dörfchen, das aber in einem sehr anmuthigen und fruchtbaren Thal, zwei und eine halbe Lieues von Neufchateau und drei von Vaucouleurs an dem Ufer der Meurthe im Departement des Vosges liegt. Vergebens sah ich mich nach der alten geheimnißvollen Eiche um, unter der Schiller die Jungfrau auftreten läßt. Wir suchten jetzt das Haus auf, in dem das Wundermädchen zur Welt gekommen war, und fanden eine massiv gebaute und ziemlich vernachläßigte Bauernwohnung in der Nähe der dem heiligen Remy (Remigius) geweihten Dorfkirche. Die einzige Merkwürdigkeit an demselben war das Wappen über der Hausthüre, das, von einer gothischen Verzierung umgeben, einen Schild mit drei Pelugihaaren und einen Stern in der Mitte darstellte, nebst einem andern Wappen, das der Familie Johannas ertheilt worden war, nachdem sie Karl VII. auf ewige Zeiten in den Adelsstand erhoben hatte. Ueber diesen beiden Wappenschildern sah man noch die drei königlichen Lilien, und unter denselben las man die Aufschrift: Vive le Roy Loys, so wie eine Zahl in römischen Ziffern, wahrscheinlich 1461 oder 1481, was man nicht mehr deutlich unterscheiden konnte. Daß diese alten Zeichen der Königszeit während der blutigen Revolution von 1789 nicht zerstört wurden, ist ein wahres Wunder, das sich nur durch die Entlegenheit und Verlassenheit des Orts und die Unwissenheit seiner Bewohner erklären läßt.

Das Haus, dessen Bewohner, wenn ich nicht irre, damals ein gewisser Girardin, ein freundlicher Landmann war, hatte mehrere Abtheilungen und zwei ziemlich große Gemächer, von denen eines ein Kamin hatte. Wir baten um die Erlaubniß, in einem dieser Zimmer unser frugales Mahl einnehmen zu dürfen, was uns der gefällige Eigenthümer auch gestattete und sogar noch unentgeldlich dasjenige was uns mangelte, wie Salz, Essig, Oel, etwas Brod ꝛc. herbeischaffte, das Uebrige hatten wir alles mitgebracht. Die ganze Gesellschaft war recht vergnügt und ich regalirte sie zum Nachtisch mit der Erzählung der Geschichte Johannas

d'Arc, so gut ich sie zur Noth kurz selbst wußte, so wie mit dem Inhalt von Schillers Jungfrau von Orleans. Nach eingenommenem Gabelfrühstück besuchten wir die Kirche und die nächsten Umgebungen des Orts. In ersterer, in der Johanna die Weihe der heiligen Taufe erhalten hatte, sahen wir über dem Hochaltar zwei etwas derbe steinerne Engel, welche das Wappenschild der Du Lys — der Name, den die Familie d'Arc nach ihrer Erhebung in den Adelsstand führte, — hielten. Gegen Abend nahmen wir Abschied von unserm gefälligen Wirth, der uns versicherte, daß sich noch Abkömmlinge dieser Familie im Ort und in der Umgegend befänden, die aber ganz verarmt seyen. Die Dorfbewohner, die noch nie so viel Fremde in ihrem einsamen Orte gesehen hatten, konnten nicht begreifen, was uns hierher geführt, und schüttelten bedenklich und ungläubig die Köpfe wenn man ihnen sagte, daß die Besichtigung des alten Hauses, in dem Johanna geboren worden, der Zweck unsers Hierseyns wäre. Erst acht oder neun Jahre später, als in den Jahren 1814 und 1815 die preußischen Offiziere daselbe häufig heimsuchten, Späne und Steine von demselben mitnahmen, und einer derselben es sogar käuflich an sich bringen wollte, wurde man in Dom Remy und Frankreich aufmerksam auf das ehrwürdige Denkmal der Retterin des Reichs; der Besitzer aber, der dem Preußen den Verkauf abgeschlagen hatte, überließ es später der Regierung um zwei Drittheile weniger als ihm jener darauf geboten hatte, und erhielt dafür von Ludwig XVIII. das Ehrenkreuz, welches damals noch einigen Werth hatte, und nicht so unwürdig verschleudert wurde, wie später.

Die Rückfahrt nach Toul war fröhlich und munter, und um 10 Uhr Abends nahm der größte Theil der Gesellschaft ein restaurirendes Souper, bei Bertrands ein. Hier trafen wir etwa ein Dutzend gefangener östreichischer Stabsoffiziere an, von denen keiner ein anderes französisches Wort hervorzubringen wußte, als Monsieur, Madame — manger. Ihre Unterhaltung drehte sich auch einzig um die guten oder schlechten Quartiere, die sie gehabt, um Essen und Trinken und Fischavantüren, alle aber waren darin einstimmig, daß Frankreich ein miserables Land sey, in dem sie um keinen Preis leben möchten, da für das erste Bedürfniß, für Magen und Bauch, so schlecht gesorgt sey, weßhalb die Franzosen auch lauter solche Häringe wären. Ich theilte der Gesellschaft den Inhalt dieser Unterhaltung mit, welche nun die Oestreicher mit neugierigen Blicken

musterte, worüber diese, zwar kein Wort verstehend, aber doch merkend daß von ihnen die Rede seyn müsse, in allem Ernste böse wurden, und da sie nicht glaubten daß Deutsche unter uns seyen, so ließen sie allerlei bedenkliche, auch beleidigende Worte fallen. Anfangs nahm ich keine Notiz und that als verstünde ich nichts davon; als es jedoch immer ärger wurde und einer von ihnen etwas von Gelbschnäbeln, die noch kein Pulver gerochen, fallen ließ, sagte ich diesem rasch auf gut deutsch: »Der Herr ist wahrscheinlich einer von den Ulmer Helden, ich achte seine Eigenschaft als Kriegsgefangener, wenn es ihm aber Vergnügen mache, so möge er mich nur Pulver riechen lassen, ich sey diesem Geruch eben nicht so abhold, und stände zu Gebot. Durch diese unerwartete Anrede von einem solchen Gelbschnabel wurden die Herren ganz verblüfft, sahen sich verlegen einander an und blieben stumm. Die Franzosen wollten nun von mir wissen, was vorgefallen sey, ich aber machte einen Scherz daraus und gab der Sache eine andere Wendung, um böse Händel zu vermeiden: einige tüchtige Schüsseln mit boeuf a la mode, nebst Eierkuchen, Salat ꝛc., welche den Gefangenen aufgetragen wurden, und über die sie mit so gesegnetem Appetit herfielen, daß sie die Bewunderung Aller erregten, stellten schnell die allgemeine Heiterkeit wieder her, bis wir uns spät in der Nacht fröhlich trennten.

Fürst N. kam um diese Zeit von Paris zurück, wo er allerdings die Interessen des Regiments trefflich gewahrt hatte, denn in seinem Gefolge kamen ganze Kisten grüner, rother, gelber Epaulettes, Federbüsche, Pompons, Dragoner, Fangschnüre ꝛc. an, von denen die für die Unteroffiziere sogar reich mit Silber besetzt waren. Die Staatsuniform des Tambour-Majors, die er zu Paris hatte machen lassen, war von gelbem Tuch mit hellblauen Aufschlägen, aber so reich mit Gold und Silber besetzt, daß man von dem Tuch gar nichts sah; auf seinem ebenfalls reich bordirten Hut entquoll ein mächtiger Straußenfederbusch in allen Farben aus einer goldnen Tulipane, und die Fransen der massiv goldnen Epaulets hingen fast bis auf die Ellenbogen herab, sogar die Stiefeln waren reich mit Silber besetzt. Der Tambour-Major war ein großer vierschrötiger Böhme, der mindestens sechs Schuh drei Zoll maß und sein Rohr mit dem silbernen Riesenknopf gut zu schwingen verstand. Die Paradeuniform des Musikkorps war im Verhältniß damit und von derselben Farbe, ebenso die der Tambour-Maitres

der andern Bataillone. Diese Equipirung hatte über 80,000 Fr. gekostet, machte aber dafür auch gewaltiges Aufsehen in den Städten, durch die wir in Parade defilirten. Das Musikkorps war jedoch auch durch seine Virtuosität ausgezeichnet, man hatte aus den gefangenen östreichischen Regimentern die besten Hautboisten, meistens Böhmen, ausgesucht und ihnen sehr hohe Gage bewilligt: die ersten Clarinettisten erhielten 130 Franken monatlich, also beinahe die Gage eines Capitains dritter Classe. Diese außerordentlichen Ausgaben that natürlich das Gouvernement nicht gut, auch wollte sie Fürst N. aus eignen Mitteln bestreiten, und die Regimentskasse sollte nur einstweilen die Vorlage machen, was später zu schlimmen Händeln Veranlassung gab und das Conseil d'Administration des Regiments, oder vielmehr die Offiziere, aus denen es bestand, und die aus Gefälligkeit für den prachtliebenden Oberst zu solchen Ausgaben ihre Unterschrift gegeben, in eine fatale Lage versetzte. So hatte ich später, als ich Unterlieutenant war und ein krankes Mitglied dieses Conseils für nur eine Sitzung supplirte, für eine einzige Unterschrift, die ich gab, weil auch alle andern dieselbe ohne Bedenken gegeben, so lange ich bei dem Regiment N. war, einen monatlichen Gagenabzug, da das Ministerium die durch diese Unterschriften bewilligten Ausgaben für »Objets d'agremens« nicht anerkannte. Diese Unterschrift, in aller Unschuld und Unwissenheit gegeben, kostete mich mehrere hundert Franken.

Der Fürst hatte auch acht Offizierspatente für Cadetten von Paris mitgebracht, aber leider keines für mich. Mein Bataillonschef, Hr. Düret, bei dem ich mich deßhalb beklagte, sagte mir im Vertrauen, daran sey die Ohrfeige schuld, die ich dem Sekretair des Fürsten gegeben, ich solle mich indessen trösten und ruhig verhalten, dann würde ich bei der nächsten, in ein Paar Monaten stattfindenden Promotion unfehlbar zum Offizier ernannt werden. Ich konnte indessen diese Zurücksetzung doch nicht so leicht verschmerzen, zog mich von öffentlichen Vergnügungen zurück, und hing sogar das Theater an den Nagel, obgleich ich wußte, daß der Fürst noch ein Paar Vorstellungen zu sehen wünschte, ja ohne das Zureden Dürets und meines Capitains hätte ich sogar um meinen Abschied gebeten.

Wir waren noch nicht volle zwei Monate in Toul, als das Regiment Ordre bekam nach Avignon zu marschiren; alle drei Bataillone waren jetzt vollzählig und fähig in's Feld zu rücken. Die

Nacht vor dem Abmarsch des ersten Bataillons, bei dem ich stand, gab der Fürst noch einen glänzenden Ball im Namen des Offizierkorps, zu dem auch die notabelsten Schönheiten Nancy's und mehrere Damen von Metz eingeladen waren; das Souper konnte aber, außer den Damen, Niemand als Seine Durchlaucht sitzend einnehmen, die andern Herren standen als Cavaliere servanti hinter den Stühlen der Damen und genossen, was ihnen deren Güte reichte. Wir nahmen gegen Morgen einen rührenden Abschied von den Schönen Touls und Nancy's, warfen uns in das Marsch-Costüme, und um sechs Uhr früh ließ der Bataillonschef durch den herkulischen Tambour-Major das Roulement zum Abmarsch schlagen, somit waren alle etwa noch unbezahlte Schulden quittirt*), und wir marschirten mit klingendem Spiel mit rechts in die Flanken ab und frohen Muthes zum Thor hinaus, von den Thränen mancher zurückbleibenden Geliebten, den guten Wünschen eines Theils der Einwohner und den Verwünschungen verschiedener Ehemänner begleitet.

*) Wenn einmal das Roulement (Wirbel) vor dem Abmarsch geschlagen war, wurden keine Reklamationen wegen unbezahlten Schulden von den Chefs mehr angenommen.

XI.

Colombey. — Neufchateau. — Ein gräulicher Vatermord. — Montigny. — Komiſches Mißverſtändniß. — Langres. — Dijon. — Chalons für Saone. — Waſſerfahrt auf dem Coche d'Eau. — Eine Nacht in Macon. — Lyon. — Ein vereitelter Gaunerſtreich und beigelegtes Duell. — Das Regiment wird auf der Rhone eingeſchifft. — Vienne. — Condrieux. — Schiffbruch unter der Brücke St. Esprit. — Orange. — Avignon. — Aufenthalt daſelbſt. — Die Inſel Barthelaſſe. — Villeneuve. — Madame Croizet und die Proceſſion. — Eine Tour nach Vaucluſe. — Ewiger Friede. — Eine gefährliche Ueberrumpelung. — Abmarſch nach Montpellier. — Tarascon. — Böſes Volk. — Eine entwaffnete Wache. — Ein Schäferturnier. — Nimes. — Lünel. — Montpellier.

Es war damals ein ſehr luſtiges, unbekümmertes und ſorgloſes Leben, das franzöſiſche Soldatenleben, und wenn man ſo mit klingendem Spiel, Sapeurs, Tambours, Muſik an der Spitze, in eine neue Garniſon einrückte, und die vielen hübſchen Frauen und Mädchen in den Fenſtern erblickte, wie ſie mit verlangender Neugierde die braungebrannten martialiſchen Geſichter vorüber defilirten ſahen, da waren alle ausgeſtandene Strapatzen und Entbehrungen verſchwunden und man freute ſich der bevorſtehenden Abenteuer.

Ich hatte die Nachricht, daß wir Toul in Kurzem verlaſſen würden, ſo wie unſere Marſchroute ſogleich meinen Eltern mitgetheilt und noch vor unſerm Abmarſch Antwort und Empfehlungsſchreiben an verſchiedene Häuſer in Dijon, in Chalons für Saone, Macon und Lyon empfangen, nebſt einem Wechſel von vier hundert Franken auf Chalons als beſondere Marſchzulage, den ich jedoch noch in Toul verſilberte, um mehrere Rückſtände zu berichtigen. Unſer erſtes Nachtquartier war in Colombey, ein erbärmliches Neſt, zwei Drittheile des Bataillons mußten in umliegenden Dörfern untergebracht werden. Da der Fourrier der Compagnie kein franzöſiſch konnte, ſo mußte ich auf des Capitains Geheiß das Geſchäft deſſelben hinſichtlich des Quartiermachens für die Compagnie verſehen, womit mir wohl gedient war, da ſämmtliche Fourriere mit dem Adjutant-Unteroffiziere ein Paar Stunden voraus-

marschiren, daher viel freier sind und die Unbequemlichkeiten des Marsches bei weitem nicht so empfinden, sich's bequem machen, auch oft fahren oder auf Eseln reiten, wenn sie deren haben können, und dabei sich nichts abgehen lassen, indem es ihnen auf dem Marsch nie an Geld mangelt, das sie sich auf folgende Weise zu verschaffen wissen: Sie lassen sich nämlich immer für den completen Stand der Mannschaft Quartierbillets geben, während sich doch niemals eine Compagnie ganz vollzählig auf dem Marsch befindet, da es immer Kranke, Detachirte u. s. w. giebt, auch selten eine Compagnie, besonders nach langen Märschen, Gefechten ꝛc., complet ist. Die Billete, die ihnen übrig bleiben, verkaufen sie an die Wirthe, auf die sie lauten, die gerne einen, auch wohl einige Franken bezahlen, um der Last von ein Paar Mann Einquartierung überhoben zu seyn, so daß in größern Städten und wo Rasttage sind, der Fourrier sich nicht selten 50 Franken und mehr auf diese Weise verschafft, von denen er aber einen Theil an den ihm beigegebenen Corporal abgiebt, der sich dafür ebenfalls mit dem Billetverkauf, der natürlich viel Lauferein veranlaßt, da die Quartiere alle aufgesucht werden müssen, befaßt. Ich habe mich aber nie mit diesem Billethandel abgegeben, sondern die übrigen Billets meinem Corporal und den Fourrieren der andern Compagnieen überlassen, denn erstens hatte ich es nicht dringend nöthig, da meine Zulage für meine Bedürfnisse ausreichte, und zum andern zog ich es vor, wenn doch einmal herumgelaufen werden sollte, die Sehenswürdigkeiten der Orte durch die wir kamen in Augenschein zu nehmen, oder auch andern Abenteuern nachzulaufen, wenn sich solche darboten. Nur eines war bei diesem Quartiermachen unbequem, nämlich daß man immer zwei bis drei Stunden früher aufstehen mußte als die übrige Mannschaft des Bataillons; dies focht mich aber wenig an, da ich nie länger als 5, höchstens 6 Stunden, und oft noch weit weniger schlief. Dieser Unterschleif mit den Billeten wird von den Chefs nicht ignorirt, allein man sieht durch die Finger, da dem Gouvernement und den Truppen kein Schaden dadurch verursacht wird; viele Soldaten verkaufen ebenfalls ihre Billets und bringen dann die Nacht auf den Straßen oder unter einer Kirchenhalle zu, besonders in dem mittägigen Frankreich, wo es das Klima gestattet. — Der zweite Tag führte uns in das Städtchen Neufchateau an der Meuse, die sich hier in die Maas ergießt, das über 3000 Einwohner zählt. Hier war

den Tag vor unserer Ankunft ein empörender Mord begangen worden. Ein Ungeheuer von einem Sohn hatte seinen achtzigjährigen Vater, den er unter irgend einem Vorwand in den Keller gelockt hatte, daselbst mit einem Beil erschlagen; der Alte lebte dem Wüthrich und namentlich dessen Konkubine zu lange. Die scheußliche That war den Abend um acht Uhr begangen, aber gleich darauf von einer alten Magd des Hauses, welche sie entdeckte, verrathen und angezeigt worden, so daß der Mörder noch in derselben Nacht verhaftet wurde. Auf der nächsten Etape, dem Flecken **Bourmont**, hatte ich ein Quartier bei einer alten daselbst lebenden Marquise, die noch ein lebendiges Monument aus den Zeiten Ludwig XV. und eine 88jährige hochgeschminkte Schöne war, das damalige Hof-Costüme tragend, eine sehr ehrwürdige, andächtige Dame, welche den alles zertrümmernden Revolutionsstürmen glücklich entging. Das Quartiermachen brachte mir noch den Vortheil, daß ich gute Quartiere für mich selbst aussuchen und auf dem Quartieramt immer nach solchen, in denen sich liebenswürdige Schöne befanden, erkundigen konnte; diesmal hatte mich aber der die Billete austheilende Adjoint zum Besten gehabt, indessen war das Quartier sonst gut. Die Kirche zu Bourmont hat das Sonderbare, daß man mehrere Stufen zu ihr hinabsteigen muß. — Der folgende Tag brachte uns in den Flecken **Montigny-le-Roi** in der Champagne, wo man noch Ueberbleibsel von ehemaligen Befestigungen sieht. Hier hatte ich einen komischen Streit zwischen einem Lieutenant, der kein Französisch verstand, und seinem Wirth zu schlichten. Letzterer hatte dem Offizier gesagt, als ihm dieser sein Billet präsentirte: „qu'il ne pouvait lui donner qu'une paillasse pour coucher“ *); in dem Ort spielten gerade Seiltänzer, als das Bataillon einmarschirte, und der Offizier, glaubend, daß der Mann ihm von diesen spräche, erwiederte: oui, oui Monsieur, joli Bajazzo. Als er aber bald darauf sah, daß sein Bett nur in einem Strohsack bestand, fing er mit dem Wirth Händel an, der sich einmal über das andremal entschuldigte, daß er ihn prävenirt und ihm gesagt habe, qu'il n'aurait qu'une paillasse. Ach was Bajazz, Bajazz, schrie der Lieutenant, ich hätt' den Henker von seinem Bajazz, er soll mir ein ordentliches Bett geben. Ich kam gerade dazu, als diese mit vielen Gestikulationen begleitete

*) Daß er ihm nur einen Strohsack zum Schlafen geben könne.

Diskussion entstand, und klärte die Sache auf; worüber nun beide Theile herzlich lachten, und der Lieutenant auf mein Zureden sich mit dem Strohsack begnügte, da der Bauer keine Matratze hatte.

Den kommenden Tag marschirten wir nach Langres, das alte Andomantunum und spätere Lingones, dessen schon Cäsar erwähnt. Es ist fast die am höchsten gelegene Stadt in Frankreich, nur Briançon liegt noch höher: dem Berg, auf dem sie liegt, entquellen nicht weniger als drei Flüsse, nämlich die Marne, die Maas und die Vingeanne. Die Stadt gehört zu dem Departement der Haute Marne, und ist hauptsächlich wegen ihrer vortrefflichen Messerklingen und Stahlwaaren in ganz Europa berühmt. Hat man mühsam den Berg erstiegen, so wird man durch eine herrliche Aussicht belohnt, die sich über die Vogesen, in weiter Ferne über die Alpen verbreitet; ist der Himmel ganz heiter, so erblickt man sogar den Montblanc. Die Stadt wurde durch Attila und die Vandalen schrecklich zerstört; noch findet man viele Alterthümer und Münzen auf dem Berg, auf dem sie liegt. Von den Thürmen der Hauptkirche, die einen schönen Hochaltar von Marmor und ein sehr kunstreiches Portal hat, überhaupt ein merkwürdiges Gebäude ist, hat man die herrlichste Aussicht. Langres, das über 7000 Einwohner zählen mag, ist die Vaterstadt Diderots, dessen Vater ein Messerschmidt war, auch Julius Sabinus wurde hier geboren. Angenehme Promenaden sind der Bours und Blanche Fontaine. Den Rasttag, den wir hier hatten, brachte ich mit Spaziergängen in die nächste Umgebung zu. Wir kamen nun nach dem nicht unbedeutenden Flecken Selongey und von hier in die alte Hauptstadt der einst so mächtigen Herzoge von Burgund, nach Dijon, jetzt ist sie die Hauptstadt des Departements der Goldküste und liegt mitten unter Weinbergen, in einer fruchtbaren Ebene an dem Flüßchen Ouche. Sie hat zum Theil schöne und reinliche Straßen, große Plätze und herrliche Gebäude, unter denen der Palast der alten Herzoge von Burgund, in welchem sich ehemals die Stände dieses Landes beriethen, das interessanteste ist. Die Kirche Notre-Dame ist ein herrliches Monument gothischer Baukunst, das Schiff derselben und die Halle mit ihren von schlanken Säulen umgebenen Pfeilern gewähren einen erhabenen Anblick. Auf einem Thurm derselben war jenes berühmte Uhrwerk, welches Philipp der Kühne nach der Schlacht von Rosebecque der Stadt Courtray weggenommen hatte, um diese zu bestrafen, weil sie

sich geweigert hatte, die goldnen Sporen Carl VI., der 1382 unter ihren Mauern getödtet worden war, herauszugeben. Eine in Stein ausgehauene Himmelfahrt Mariä, die man in dieser Kirche sieht, ist ein Meisterstück des Bildhauers Dübois.

Die der heiligen Benigne geweihte Cathedrale verdient ebenfalls daß man ihr Aufmerksamkeit schenkt. Die Spitze des Thurms, welche aus dem Giebel in die Höhe strebt, ist eines der kühnsten Wagstücke, die ein Baumeister je auf einem so schmalen Raum versuchte; dreihundert Fuß hoch, endigt sie mit dem auf ihr stehenden vergoldeten Hahn. Diese Kirche gehörte früher zu einer im 6ten Jahrhundert gestifteten Abtei und wurde im 13ten erbaut; sie ist eine der merkwürdigsten Frankreichs. Noch verdient die Michelskirche mit ihren drei Portalen und einem Basrelief von Hugo Sambin, das jüngste Gericht darstellend, erwähnt zu werden. Ein anderes interessantes Denkmal des Mittelalters ist der Propheten- oder Mosesbrunnen im Hof des ehemaligen Karthäuserklosters, der einem schön verzierten Kreuz zum Fußgestell diente, das aber in der Revolution abgerissen und zertrümmert wurde, so wie der Brunnen selbst sehr beschädigt ward; seinen Namen hat er von den Statüen der Propheten, die ihn schmückten, und welche Werke des berühmten holländischen Bildhauers Sluter sind, sechs derselben, unter denen auch Moses, sind noch erhalten, und geben Zeugniß von dem Talent des Künstlers, dem man auch das prächtige Grabmal des Herzogs Philipp verdankt. Um Sluter zu belohnen, der über 6 Jahre an der Verzierung dieses 1402 vollendeten und reich vergoldeten Brunnens gearbeitet hatte, räumte ihm der Abt des Karthäuserklosters, das ihm noch andere Kunstwerke verdankte, in einer Urkunde vom 6ten April 1404 ausgestellt, für sich und seine Diener ein Gemach in der Nähe des Refectoriums auf Lebenszeit ein, und bewilligte ihnen 28 Brödchen wöchentlich, nebst 15 Pinten köstlichen Klosterwein und die eben nicht schmale Mönchskost.

Dijon verdankt sein Entstehen einem verschanzten Lager, das Cäsar hier anlegte, und sein Name rührt von einem Tempel her, den der Kaiser Aurelian den Göttern an diesem Ort erbauen ließ (Divis, dann Divio ꝛc.). Erst im 4ten Jahrhundert erhielt die Stadt einige Wichtigkeit. In ihrer Nähe besiegte im Jahr 500 Clovis den burgundischen König Gondebaud. 1137 brannte die Stadt völlig nieder, so daß außer der isolirt stehenden Wohnung des Henkers, auch nicht ein Gebäude stehen blieb: 20 Jahre später

wurde sie wieder aufgebaut und dann bald die Hauptstadt des Herzogthums, so wie nach der Vereinigung desselben mit Frankreich, die der Provinz Burgund.

Die Stadt hat viele und schöne große Plätze, unter denen der ehemalige Platz-Royal, auf dem vor der Revolution die Reiterstatue Ludwig XIV. paradirte, der ansehnlichste ist. Der Stephansplatz ist zugleich eine Promenade, an welchen Dijon keinen Mangel hat, der Cours Fleury in der Stadt, 1757 angelegt, ist ein hübscher Spaziergang, und wunderschön ist der vor dem Wilhelmsthor, les maroniers genannt, wo die Damen-Welt ihre Reize gerne zur Schau trägt. In der nahen Arquebuse zeigt man einen vor mehr als 300 Jahren gepflanzten, wahrhaft majestätischen Baum. Das Theater ist klein aber niedlich und meist schlecht besetzt, die öffentliche Bibliothek enthält mehrere sehr seltene und werthvolle Werke und Handschriften, auch ein Kunstkabinet mit vielen Alterthümern. Hier ist die Hauptniederlage der köstlichsten Burgunderweine. Dijon ist die Geburtsstadt Bossuets, Pirons, Crebillons und der Herzoge Philipp des Guten und Jean sans peur. Ich besuchte hier das Haus, an das ich empfohlen war, erhielt eine Einladung zu einem Diner, wo man mich mit weißem und rothem Burgunder regalirte, aus dem ich mir, wie aus allen Weinen, wenig machte, mich dagegen mit den charmanten und witzigen Töchtern des Hauses unterhielt. Wir marschirten jetzt, beständig die goldene Hügelreihe vor Augen, welche das Land mit den gepriesensten Weinen beschenkt, nach Beaune. Als wir durch Nuit kamen, hatte uns, so wie dem ganzen Offizierkorps, ein dortiger Weinhändler, der Vater des Cadetten Larbalestier, ein treffliches Gabelfrühstück bereitet, wobei er reichlich Clos de Vougeot, Volney, Chevalier-Montrachet, Chambertin und andere Sorten des vorzüglichsten Gewächses, die ihrer Seltenheit und Güte halber fast nie in den Handel kommen, im Ueberfluß reichte, aber das klare Wasser mundete mir auch hier besser als alle die burgundischen Nektare. Durch das gute Dejeuner gestärkt und auf Wagen das Versäumte wieder einholend, denn das Bataillon war uns auf den Ferien, kamen wir bald in Beaune an. Diese alte Stadt, die schon unter Cäsar belagert wurde, hatte noch Wälle und liegt in einer lachenden Gegend, an dem Flüßchen Bouzeoise. Auch sie ist eine Hauptniederlage der besten Burgunderweine. Ihre Hauptkirche hat eine aus tausenderlei Marmorarten zusammengesetzten

Altar. Berühmt ist das hiesige prächtige Hospital, von Rollin, dem Kanzler Philipp des Guten, 1443 gegründet. Einige Stunden von der Stadt ist die berühmte alte Säule, nur la Colonne genannt, auf deren Basreliefs Jupiter, Juno, Bacchus und andere Gottheiten abgebildet sind; ihr Ursprung und ihre Bestimmung sind unbekannt, auf jeden Fall aber rührt sie aus den Römerzeiten her.

Von hier brachen wir nach Chalons an der Saone auf, beim Ausmarsch zeigte man uns Volney, Meursauth, Chambertin, Pommard und andere Orte, welche die berühmten Weine dieser Namen liefern. Als wir in Chalons angekommen waren, fand ich auf dem Quartieramt ein Einladungs- und Einquartierungsbillet von dem Haus Bouillé, an das ich empfohlen war, für mich vor, in dem ich vortrefflich aufgenommen wurde, da ein Sohn desselben als Volontair in Frankfurt war; auch wirkte mir Hr. Bouillé, sobald das Bataillon angekommen war, die Erlaubniß aus, einige Tage bei ihm auf Besuch bleiben zu dürfen, mit dem Versprechen, daß er dafür sorgen wolle, daß ich in Lyon wieder bei demselben eintreffe. Ich brachte nun ein Paar Tage recht vergnügt in dem heitern Chalons zu, das in einer schönen Ebene an dem rechten Ufer der Saone liegt, über welche eine Brücke von Quadersteinen zu der gegenüberliegenden Vorstadt führt, die auf einer Insel erbaut ist und anmuthige Promenaden hat. Die Stadt ist sehr freundlich und hat besonders am Quai geschmackvolle Gebäude und an 15,000 Einwohner, sie ist gewissermaßen der Stapelplatz zwischen Süd- und Nord-Frankreich, hauptsächlich eine Niederlage für Marseille und Paris, auch verbindet sich hier der Centralkanal mit der Saone. Cäsar erwähnt ihrer unter dem Namen Cabillonum. Auch sie wurde im 5ten Jahrhundert durch Attila zerstört, erhob sich aber wieder unter den ersten Königen von Burgund. Unter den Carolingern wurde sie der Hauptort einer Erbgrafschaft, die 968 ein Lehen des Herzogthums Burgund wurde, mit dem sie 1267 vereinigt ward.

Die Familie Bouillé that ihr Möglichstes, mir den Aufenthalt in Chalons angenehm zu machen, und ein anderer Sohn des Hauses war mein treuer Begleiter auf allen Wegen, was mir aber gerade nicht sehr angenehm war und mich genirte, denn ohne diesen jungen Hüter, der mir nicht von der Seite wich, hätte ich gewiß ein kleines Abenteuer in Chalons gehabt; auch verschwor

ich es, solche Einladungen wieder anzunehmen. Der junge Mensch gab sich indessen viel Mühe, mich zu unterhalten, zeigte mir die Kirchen, das Stadthaus, die Bibliothek, das Lorenzo-Hospital auf der Insel dieses Namens, das Theater u. s. w., aber damit war mir nicht gedient, und ich wäre lieber mancher Schönen gefolgt, die mir auf unsern Streifereien und Promenaden begegneten. Nach einem viertägigen Aufenthalt reiste ich, herzlich für die gute Aufnahme dankend, ohne irgend ein Abenteuer mit dem Coche d'Eau, einer eleganten Wasserdiligence, nach Lyon. Auf diesem Schiff traf ich auch den Offizier payeur unsers zweiten Bataillons, Herrn Madinier, und mehrere junge Offiziersfrauen an, deren Männer beim Heer waren, die sich zu Verwandten nach Lyon begaben und recht liebenswürdig waren. Zu jener Zeit war überhaupt ganz Frankreich mit solchen jungen Strohwittwen angefüllt, deren Männer sich im Feld oder als Employés, Commissäre ꝛc. bei den Armeen befanden, und auch mit wirklichen Wittwen, deren Ehemänner geblieben waren, welche sich gerne über die allenfallsige und vermuthliche Untreue ihrer Herrn zu trösten und dieselbe wenigstens weit zu machen suchten. Bald hatte ich eine interessante Unterhaltung mit der jungen Gattin eines Groß-Majors *), der bei den französischen Truppen in Oesterreich stand, angeknüpft; es war eine artige Pariserin und die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns. Die hübsche Frau hatte die feinste Taille, die man sich denken kann, einen eleganten Wuchs, ein Paar fast chinesische Füßchen, frivol-schelmische Augen, ein prächtiges kastanienbraunes Seidenhaar, Perlenzähne und eine Munterkeit, die muthwillig, ja bisweilen ausgelassen war. Während ich mit ihr scherzte und lachte, hatte Madinier mit einer andern dieser Damen Bekanntschaft gemacht. Ohne zu wissen wie, erreichten wir Macon, wo wir ausstiegen und übereinkamen, daß man hier bis zur Ankunft des nächsten Coche d'Eau, das den folgenden Tag erwartet wurde, da eines täglich von Chalons abgeht, bleiben wollten. Daß ich weder das Haus, dem ich empfohlen, aufsuchte, noch mich viel mit den Sehenswürdigkeiten Macons beschäftigte, sondern einzig und allein dem Dienst der liebenswürdigen Dame lebte, darf man mir auf's Wort glauben. Ich hatte das Vergnügen, Madame O....

*) Groß-major hieß damals der erste Stabsoffizier eines Regiments, der im Rang nach dem Oberst folgte.

am Arm, auf den schönen Quais an der Saone zu promeniren, wir ließen uns auch zu den noch vorhandenen Trümmern eines Triumphbogens und eines Janustempels, des alten Matiscos, führen, und kehrten dann in unser Hôtel zurück, wo wir uns nach einem deliciösen Souper zu einer ziemlich unruhigen Ruhe begaben.

Den andern Tag fuhren wir mit dem ankommenden Schiff nach Lyon ab, und legten den Rest der Wasserreise vergnügt zurück. Je näher wir unserer Bestimmung kamen, desto pittoresker wurde der Anblick der Ufer der Saone, die freundlichsten Ortschaften, die reizendsten Landhäuser und Landschaften wechselten unaufhörlich ab, bis wir endlich im Hafen zu Lyon einliefen. Hier stiegen wir im Hôtel d'Europe ab, wo wir wieder einen recht vergnügten Abend und eine noch vergnügtere Nacht zubrachten. Erst den kommenden Morgen meldete ich mich bei dem Bataillon, das diesen Tag Rasttag hatte. Mein Capitaine theilte mir die angenehme Nachricht mit, daß wir den Rest des Marsches auf der Rhone eingeschifft zurücklegen und deßhalb noch einen Tag länger hier verweilen würden. Dies war mir zwar erwünscht, aber doch suchte ich mich wieder frei und von Madame O.... los zu machen, an deren Ketten ich schon genug hatte; ich kaufte bei einem Goldarbeiter eine zierliche Allianz, die ich ihr, ins Hôtel zurückgekehrt, zum Geschenk machte, dabei mit schweren erzwungenen Stoßseufzern ankündigte, daß die Stunde der Trennung geschlagen habe, indem ich zur Compagnie, bei der ich als Cadet stehe, — sie wußte sich nicht zu erklären, was dies für eine Charge sey, da die französischen Regimenter dergleichen nicht hatten, und hielt mich für einen Offizier, [illegible] einrücken müsse, und wir wahrscheinlich noch diesen Abend abmarschiren würden. Nach einer letzten feurigen Umarmung, herzlichem Lebewohl und Versicherungen ewiger Liebe und Treue, schieden wir für immer. Ich suchte jetzt das Quartier meines Sergeant-Majors auf, das ich erst nach langem Umherirren durch die engen und finstern Gassen Lyons fand, und ließ mir von demselben ein Einquartierungsbillet geben, das auch in ein Hôtel lautete. Da meine Börse anfing an der Auszehrung zu leiden, obgleich ich mir von Bouillé zu Chalons noch etwas Geld hatte geben lassen, so suchte ich das Banquierhaus J. Boutour auf, an das ich empfohlen war, und ließ mir 25 Louisd'or auszahlen, lehnte aber jede weitere Einladung und sogenannte Ehrenbezeigungen ab, und das Haus Paul Pages et neveux, an das

ich ebenfalls empfohlen war, und das mit dem unsrigen in Verbindung stand, besuchte ich gar nicht, sondern streifte nun auf eigene Faust und planlos in den langen labyrinthischen Straßen Lyons herum; besonders gefielen mir die lebendigen und schönen Quais der Rhone und der Saone, namentlich der Quai St. Clair, auch die prächtigen Plätze Bellecour und des Terraux, auf dem das Hôtel de Ville und andere schöne Gebäude stehen, so wie die Cathedrale St. Jean ꝛc. besuchte ich. Schon 43 Jahre vor Christi Geburt wurde Lyon unter dem Namen Lugdunum durch L. Munatius Planeus gegründet, und bald so wichtig, daß August dem Theil Galliens, der zwischen Belgien und Aquitanien lag, also dem eigentlichen Land der Celten, seinen Namen (Lugdunensis) verlieh. Im 5ten Jahrhundert wurde Lyon die Hauptstadt eines Theils des burgundischen Reiches, aber erst im 11ten und 12ten wurde sie als Gewerbs- und Handelsort höchst wichtig und beinahe eine freie Stadt, obgleich die Erzbischöfe von Lyon Ansprüche auf die Souveränität machten: um diesem zu entgehen, begab sie sich unter den Schutz Philipp des Schönen, der sie 1307 mit Frankreich vereinigte. Im Jahr 1793, als sie sich gegen den Convent empörte, zählte sie mehr als 200,000 Einwohner, die fürchterlichen Folgen davon sind bekannt genug, nur mit knapper Noth entging sie ihrer gänzlichen Zerstörung, nach einer schrecklichen Belagerung wurde sie durch die Commissäre des Convents, Collot d'Herbois, Couthon und Fouché, decimirt, selbst ihr Name vertilgt, und in Commune affranchie umgewandelt, sie hat sich seitdem nicht wieder zu ihrem frühern Glanze erheben können. Der kurze Aufenthalt in dieser großen Stadt machte mir es unmöglich, sie genauer kennen zu lernen, erst im Jahr 1814, wo ich mich länger hier aufhielt, war dies der Fall.

Den zweiten Abend nach meiner Ankunft besuchte ich das große Theater, in dem »le tyran corrigé« nebst einem hübschen Ballet aufgeführt wurde. Hier traf ich mehrere Cadetten und auch ein Paar Fourriere des Regiments, die letztern zwei Franzosen, von denen sich der eine Jean Roi nannte und eines Pächters Sohn bei Nancy war, der andere aber Latouche, dessen Herkunft unbekannt, der aber schon durch ein halbes Dutzend Regimenter gegangen, waren deux mauvais sujets dans toute la force du terme. Diese beiden Individuen hatten es namentlich auf die jungen Leute beim Regiment abgesehen, von denen sie wußten daß

sie mit Mutterpfennigen versehen waren, und suchten diesen die Beutel auf alle mögliche Weise zu fegen. Sie hatten sich auch schon einigemal an mich gewagt, aber die Erfahrung gemacht, daß sie trotz meiner Jugend mich nicht leicht zu ihrem Dupe machen konnten, da ich weder zum Trunk noch zum Besuch liederlicher Häuser zu bewegen war. Diesen Abend hatten sie zwei ganz junge und noch unerfahrne Leute aus guten Familien auf dem Korn, von denen der eine Dantrace aus Paris, der andere Roger aus Metz, und beide Cadetten ohne Grad waren. Ich war im Parterre hinter ihnen, merkte bald wo es hinaus wollte und nahm mir vor, die jungen Leute nicht außer Augen zu lassen. Man hatte sich zu einem Souper bei einem Restaurateur nach beendigtem Theater verabredet, wo die beiden Fourriere, wie es schien, schon bekannt waren. Ich folgte der Gesellschaft, die in einer engen Straße in der Nähe des Platzes »des terreaux« in ein Haus von ziemlich verdächtigem Aussehen ging, und trat fast zu gleicher Zeit mit den Herrn in das Speisezimmer, wo mich die Fourriere mit nicht sehr günstigen Augen ansahen. Sie ließen starke Weine auftragen und tranken den jungen Leuten, die, obgleich älter wie ich, doch noch Kinder waren, tüchtig zu, so daß es bald schwere und schwindelnde Köpfe gab. Ich hatte mich an denselben Tisch zu ihnen gesellt, aber nur ein Paar Gläser Champagner mit Wasser vermischt getrunken. Als man die Köpfe nach dem Dessert erhitzt genug glaubte, sagte Latouche: »ah ça il faut que nous allions voir les filles!« ich wollte die beiden Cadetten davon zurückhalten, da mir dies jedoch nicht gelang, so beschloß ich, sie zu begleiten, und wir brachen, nachdem die Zeche berichtigt war, auf. Die Fourriere führten uns durch einen langen Corridor, dann eine Treppe hinab über einen Hof in ein Hinterhaus, wo wir wieder zwei Stiegen steigen mußten und in ein ziemlich geräumiges Gemach traten, in dem sich etwa ein halbes Dutzend keuscher Priesterinnen der Venus vul befinden mochte, die uns entgegensprangen und auf das zuvorkommendste bewillkommten. Ich stieß jedoch die, die sich an mich machen wollte, so unsanft zurück, daß sie ausrief: »tiens qu'est ce que ce drôle,« worauf sich Latouche zu mir wandte und sagte: »mais ce n'est point ainsi qu'on traite les filles.« ich erwiederte lächelnd: »mais bien les g.....s.« Nun aber nahm sich auch Jean Roi der Dirnen und eine drohende Miene an. Ich gab mir jedoch gleich ein so im-

penirendes Ansehen, daß die beiden Herren es für gut fanden, sich von ihren Freundinnen besänftigen zu lassen, was ich spöttisch lächelnd geschehen ließ. Um den Frieden herzustellen, wurde wieder Wein und Punsch gebracht, den die Dirnen kredenzten, wo ich aber das Angebotene ausschlug und auch den Cadetten, die ohnehin schon genug hatten, zuredete, nichts davon anzunehmen. Eine der Dirnen machte sich an Dantrace, die andere an Roger, und wollte beide mit sich fortziehen, ich aber protestirte dagegen, indem ich sagte: ich gebe es nicht zu, daß sich die jungen Leute ohne mich entfernten. Roger bezeigte auch wenig Lust, aber Dantrace, den diejenige, welche sich an ihn gemacht hatte, festhielt, indem sie zu ihm sagte: „mais ce Monsieur est il donc votre Mentor?“ wurde dadurch gereizt, sagte mir, ich habe ihm nichts zu befehlen, und er wollte mit dem Mädchen fort; ich versetzte: gut, aber geben Sie mir erst Ihre Börse. Ich wußte, daß er an 100 Napoleons in Gold bei sich hatte. Er war im Begriff es zu thun, als ihm Jean Roi lachend zurief: „mais vous êtes donc un enfant?“ worauf er mein Begehren abschlug, ich ihm aber sagte, daß er in diesem Fall nicht ohne mich das Zimmer verlassen werde. Jetzt ließ auch er einen drôle fallen, ich aber, an mich haltend, erwiederte nur: „vous m'en rendrez raison demain,“ und kündigte ihm sogleich, so wie den beiden Fourriers, kraft meines Sergeanten-Grades, Arrest an. Während dieses vorging, hatte sich ein anderes der Mädchen an Roger gemacht, diesen auf einen Stuhl gezerrt, und während sie eine ihrer Hände sonst wo hatte, verlor sich die andere zu dessen Hosentaschen. Ich bemerkte dieses Manöuvre, und sah wie ihm die Dirne den wohlgefüllten Beutel ganz sachte aus der Tasche zog. Jetzt that ich einen Seitensprung und faßte das Mädchen bei dem Arm mit dem sie den Beutel hielt, den sie fallen ließ. Ihn aufhebend, sagte ich mit lauter Stimme zu dem Cadetten: merken Sie denn noch nicht, wohin man Sie geführt hat? und packte die Diebin so fest bei der Gurgel, daß sie überlaut aufschrie. Jetzt war endlich dem Dantrace ein Licht aufgegangen, und er rief aus: „Nous sommes donc dans un répaire de voleurs!“ er legte nun so starke Hand an die Demoiselles, daß ich genöthigt war ihn abzuwehren. Es gab jetzt einen gewaltigen Lärm, so daß die mère abesse des Hauses herbeieilte und sich eifrig nach der Ursache desselben erkundigte. Ich sagte ihr ganz trocken, es handle sich um einen ertappten Dieb,

worauf sie ein: »impossible« erwiederte, ich aber ganz trocken erklärte, die Possibilität beweisen zu können und mich hierauf mit den beiden Cadetten, die mir nun gerne folgten, entfernte, den zurückbleibenden Fourrieren ein: à demain verächtlich zuwerfend. Ich begab mich mit meinen Begleitern in ein Kaffeehaus auf dem Terraurplatz, wo wir mehrere Offiziere vom Regiment antrafen, denen ich die saubere Geschichte mittheilte, die auf der Stelle in das verdächtige Haus gehen, die Sache untersuchen und daselbst tolle Wirthschaft machen wollten. Vergeblich suchte ich sie von diesem Vorhaben abzuhalten, fürchtend, daß es zu argen Excessen kommen könnte. Glücklicherweise war es uns, trotz stundenlangem Suchen, unmöglich, das Haus, von dem wir nicht einmal den Namen der Straße wußten in der es lag, wieder aufzufinden; wir trennten uns um Mitternacht, indem ich zu Dantrace sagte: daß ich ihn wegen dem dröle morgen besuchen würde. Das schändliche Benehmen der beiden Fourriere aber nahm ich mir vor dem Bataillonschef, Herrn Düret, anzuzeigen. Mit Tagesanbruch suchte ich einen Cadetten auf, dem ich das Vorgefallene mittheilte, und sodann zu Dantrace sandte, mit dem Auftrag, diesen zu einem Dejeuner à la broche einzuladen. Er fand sich auch bald darauf in dem ihm bezeichneten Kaffeehaus ein, von wo wir alle vier uns ins Freie jenseits der Rhone begaben. Auf dem Terrain angekommen, hielt ich ihm sein Benehmen gegen mich vom vorigen Abend vor; gerne gestand er sein Unrecht ein, so wie daß er mir noch obendrein großen Dank schuldig sey, und deßhalb von freien Stücken den dröle zurücknehme, mich um meine Freundschaft bitte, versichernd, daß er sie auf jede Weise zu verdienen suchen wolle, und ich in allen Fällen auf ihn zählen könne. Damit war die Sache abgemacht, und statt dem dejeuner à la broche nahmen wir vergnügt eines à la fourchette ein, worauf ich mich mit meinen Kameraden zum Bataillonschef begab, und diesem was in der verwichenen Nacht vorgegangen, bis auf den kleinsten Umstand mittheilte. Düret ließ sogleich die Fourriere Latouche und Jean Roi holen und stellte sie in den härtesten Ausdrücken zur Rede, ihnen mit strenger Untersuchung und Strafe drohend. Diese redeten sich aber damit aus, daß auch sie ganz fremd in dem verdächtigen Haus seyen, das sie jetzt nicht einmal mehr aufzufinden wüßten, da sie halb im Rausch und eben so unwissend als wir in dasselbe gerathen seyen. Ob nun gleich auch Herr Düret moralisch von der

nichtswürdigen Absicht der beiden Individuen überzeugt war, so ließ er sie doch mit der Warnung gehen, sich nicht wieder auf ähnlichen Wegen erwischen zu lassen, schärfte den beiden andern jungen Leuten ein, künftig vorsichtiger zu seyn, und somit war die Sache vorerst abgethan. Als wir das Quartier des Chefs verließen, sagte jedoch Latouche zu mir: dies würde er mir gedenken, worauf ich erwiederte: quand il vous plaira. Ich schwärmte den Rest des Tages noch in Lyon herum, besuchte den Abend das Theater Célestin, wo ich mich mit einer schneeweiß gepuderten Schönheit, damals schon eine Seltenheit, die wahrscheinlich die grau werdenden Haare durch den Puder verbergen wollte, sonst aber gar nicht so übel war, recht angenehm in einer Loge unterhielt. Man gab »Agnes Sorel« und noch einige kleine Pieçen. Der Vorhang dieses Theaters stellte eine sehr täuschend gemalte Ansicht Lyons, von dem Quais der Rhone aus gesehen, dar.

Den kommenden Morgen schiffte sich das Bataillon auf fünf gebrechlichen Fahrzeugen auf der Rhone ein; da diese Art Schiffe nie den Weg zurück machen, sondern mit dünnen Brettern zusammengenagelt, an ihrer Bestimmung angekommen auseinandergeschlagen werden und das Holz verkauft wird, so sind sie nicht von großer Solidität. Unsere Compagnie, die erste, war mit der der Carabiniers, der Musik und dem Etat-Major des Bataillons zusammen eingeschifft. Capitain Alphons, der die Carabinier *) kommandirte, hatte seine hübsche Frau bei sich, beide aber schnitten verdrießliche Gesichter, saßen stumm und traurig in einer Ecke des Schiffes und maulten miteinander. Ich erfuhr bald von meinem Capitain den Grund dieses Umstandes: beide hatten eine galante Krankheit, und jedes warf dem andern vor, sie von einander bekommen zu haben; das Wahre an der Sache mochte seyn, daß keines seiner Sache gewiß war oder seyn konnte, denn beide waren eben keine Felsen ehelicher Treue. Wir stießen nach acht Uhr unter dem Schall der Musik und dem Wirbeln der Trommeln vom Ufer und flogen pfeilschnell auf dem reißenden Strom dahin; rechts und links schwanden Villas, Gärten, Dörfer, Hügel und Auen, wäh-

*) Bei jedem Bataillon der leichten Infanterie befanden sich damals eine Compagnie Carabiniers und eine Compagnie Voltigeurs, die Compagnien du Centre hießen Chasseurs. Die beiden erstern hatten eine haute paye von 5 Centimes per Mann und per Tag.

rend die Soldaten jauchzten und zufrieden waren, so mühelos die Märsche zurückzulegen.

Bald bekamen wir das uralte Vienne mit seinen gothischen Thürmen, Mauern und Zinnen zu Gesicht, eine der ältesten Städte Frankreichs, die schon 500 Jahre vor Christi Geburt erbaut worden seyn soll und die Hauptstadt der Allobroger (Vienna Allobrogum) war. Unter Nero war sie die Nebenbuhlerin Lyons, und im 5ten Jahrhundert der Aufenthalt der burgundischen Könige. 1311 wurde hier auf einem Concilium die Aufhebung des Templerordens ausgesprochen. Unter den Römern war die Stadt wohl zehnmal größer wie jetzt, wo sie kaum 14,000 Einwohner zählt, aber doch noch 14 Kirchen und eine Kapelle hat, die des Pilatus Richthaus, der hier Statthalter war, gewesen seyn soll. Keine Stadt am Rhein, Cöln ausgenommen, sieht so ehrwürdig grau, so imponirend alt aus, wie Vienne an der Rhone; nur zu schnell entschwand sie unsern Augen und wir kamen bald an jene hochberühmte Côte dû Rhone, deren Feuerweine mit dem besten Ungar rivalisiren können, namentlich der, den die Côte rotie, dem Barometerberg Pila gegenüber, erzeugt. So sahen wir Roufillon, und endlich Condrieux, wo wir landeten um zu übernachten, ein Theil der Truppen schlief jedoch in den Schiffen. Das Städtchen liegt zwar nicht dicht am Fluß, hat jedoch einen Hafen an demselben und ist meistens von Schiffern bewohnt, weßhalb auch nur die Offiziere und ein Theil der Unteroffiziere in demselben einquartiert werden konnten und der Rest der Truppen auf den Schiffen blieb. Der süße weiße Wein, der hier wächst, ist berühmt, und der Kaiser Probus liebte ihn so sehr, daß er ihn sich nach Dalmatien nachkommen ließ. Hier trug sich eine Begebenheit zu, die dem Fourrier Jean Roi den Hals brach. Alle Fourriere waren nämlich sammt dem Adjutant-Unteroffizier Geßner in einer großen Stube einquartiert, wo Jean Roi erwischt wurde, wie er in der Nacht einem Kameraden 80 Franken aus der Tasche der abgelegten Beinkleider stahl, er wurde cum infamia vom Regiment gejagt, da man es nicht der Mühe werth achtete, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen.

Mit Tagesanbruch schifften wir uns wieder ein und setzten die Reise gut gelaunt und fröhlich fort. St. Jüste hatte eine gute Portion süßen Condrieux mit an Bord genommen, womit er seine

ganze Compagnie regalirte, so daß Jedermann ein großes Glas voll davon zum Frühstück erhielt, wodurch die Leute gewaltig munter wurden, während die Carabiniers des Capitain Alphend, die nichts erhielten, scheel dazu sahen. Saint Vallier mit seinem alten Schloß, der plane Königsfelsen, der Berg Ventoux &c. glitten an unsern Blicken vorüber und bald waren wir in der Nähe der berühmten Eremitage, welche den köstlichsten der Rheinweine, den perlenden weißen Eremitage liefert, den viele Weinkenner noch dem Lokaier vorziehen. Unser Capitaine ließ auch ein halbes Dutzend Flaschen von diesem durch einen Schützen holen, der 6 Franken auf der Stelle per Flasche kostete, und regalirte uns damit. Jetzt windet sich der gewaltige Strom bald zwischen wandstellen ungeheuer hohen Felsen durch, bald wogt er durch die herrlichsten Weinhügel dahin, man schießt durch die Mündung der Isere und befindet sich bald an dem alten Valentia der Gallier, dem heutigen Valence, welches unter Vespasian eine römische Colonie und später die Hauptstadt der Königreiche Arles und Burgund wurde. Bei Rochemaure erblickt man einen Felsen, der völlig die Gestalt einer großen Pyramide hat. In dieser Gegend zeigt Alles an, daß einst zahlreiche Vulkane hier gewesen seyn müßen, die Länge ausgewühlt haben, und noch stößt man auf ausgebrannte Krater. Immer reißender wird nun die rauschende Rhone, je näher man der Pont St. Esprit kommt. Bald zeigt sich diese majestätische, 25 schöne Bogen lange Brücke, ein Meisterstück der Architektur, dem erstaunten Auge, man darf sie kühn den größten Werken des Alterthums der Art zur Seite stellen. Im Jahr 1265 wurde ihr Bau begonnen und erst 1309 vollendet, aber sie wurde fortwährend so gut unterhalten, daß sie noch so völlig unversehrt dastehet, als ob sie erst vor Kurzem aufgeführt worden sey. Sie geht nicht in gerader Linie durch den Strom, sondern biegt in der Mitte gegen denselben aus, dies macht, daß sie besser den tobenden Wellen widersteht und an Festigkeit gewinnt. Ihre Bogen sind cirkelrund und sie ist bei aller Dauerhaftigkeit doch noch zierlich: ihren Namen soll sie erhalten haben, weil der heilige Geist selbst den Plan der Brücke dem Baumeister eingegeben hat. Das dabei liegende Städtchen heißt ebenfalls St. Esprit, führte aber vor Erbauung der Brücke den Namen St. Saturnin du Pont. Die Beiträge, um das Werk vollenden zu können, wurden weit umher gesammelt, bis auf 20 Lieues in der Umgebung, man gab gerne, da die Ueber-

fahrt hier, wo der Strom so reißend ist, so gefährlich war, und kein Jahr ohne bedauerliches Unglück verüberging.

Wild wogen die Fluthen an der Brücke und unter ihren Bogen, und es erfordert eine große Geschicklichkeit der Schiffer, um pfeilschnell minen durch einen derselben unverletzt durchzukommen, im Fall eines Anstoßes geht das Schiff unvermeidlich in Trümmern, wie es einem der unsrigen erging. Als wir uns der Brücke näherten, auf der viele Menschen standen, die Durchfahrt der kleinen Flotille anzuziehen, schlugen die Tambours Sturmmarsch, die Musik spielte einen Pas de charge und man ließ die Gulden wehen, während die Schiffer Gebete versagten. Die beiden ersten Schiffe, worunter das unsrige, waren schon glücklich, unter dem Beifallrufen der auf der Brücke stehenden Leute, tambour battant durchgefahren, als das dritte, welches der Strom ein wenig zu weit rechts getrieben hatte, mit großer Gewalt gegen einen Pfeiler anfuhr und sich krachend spaltete, worauf sich sogleich ein furchtbares Geschrei auf und unter der Brücke und an den Ufern erhob, aber auch in demselben Augenblick stießen mehr denn zwanzig Nachen vom Ufer ab, die Verunglückten aufzunehmen. Das so leicht gebaute Fahrzeug war wenige Sekunden nach dem Anstoß auseinandergegangen und die Oberfläche des Wassers war alsbald mit Menschen, Tschakos und Effekten bedeckt. Alle ins Wasser Gefallene, unter denen auch einige Frauen, wurden indessen bis auf zwei Mann gerettet oder retteten sich mittelst der Seile, die man ihnen zuwarf, und die für einen allenfallsigen Unfall schon in Bereitschaft waren. Die beiden andern Schiffe kamen, mitten durch die Leute und Trümmer im Wasser fahrend, glücklich jenseits der Brücke an. Vom Gepäck ging Manches, und namentlich viele Gewehre verloren. Die so wider Willen ausgeschifften zwei Compagnien legten nun, nachdem sie sich erholt und getrocknet hatten, den Weg bis Orange zu Fuß zurück, wo auch der Rest des Bataillons ausschiffte, und Türen beschloß, daß wir die letzte Etape — es war nur noch ein Marsch bis zur neuen Garnison — zu Land zurücklegen sollten. In Orange führte mich mein Glücksstern zu einem Schullehrer ins Quartier, der sich sogleich in eine politische Unterhaltung mit mir einließ, und, eine alte Homannische Karte in der Hand, zu der er Gott weiß wie gekommen, wollte er mir beweisen, daß noch ein großes Stück von Deutschland, nämlich das ganze Schwaben und Baiern, zu Frankreich gehören müsse,

wenn dieses gehörig stark seyn sollte. Sonst aber war der Ludi-Magister ein lieber Mann, der mir dienstwilligst die hier noch vorhandenen und gut erhaltenen römischen Alterthümer zeigte, unter denen nebst einem Triumphbogen, den er »l'Arc de Marius« (den Mariusbogen) nannte, der aber zu Ehren des Sieges von Aquæ-Sextiæ (Aix) errichtet wurde, und vor der Stadt auf dem Wege nach Valence steht, noch ein völlig erhaltenes römisches Theater sich befindet, so daß man dadurch die Bauart dieser Gebäude genau kennen lernt: es ist über 300 Fuß lang und über 100 Fuß hoch, und hat zwei Reihen schöner Säulengänge. Beider sind im Innern dieses Gebäudes an 100 kleine Häuschen erbaut und bewohnt, weshalb man es nicht gut untersuchen kann. Mein Cicerone nannte es einen Circus, und meinte, Circus und Theater seyen eins. Es sind aber außerdem auch noch Ruderа eines wirklichen Circus, sowie Trümmer einer Wasserleitung, mehrere Bäder u. s. w. vorhanden.

Die Stadt, die über 8000 Einwohner zählt, liegt am Ende einer schönen Ebene an dem Flüßchen Meyne im Departement Vaucluse, und war ehemals die Hauptstadt eines Fürstenthums, das dem Haus von Nassau-Oranien gehörte, und die Wiege der jetzt regierenden Könige von Holland ist. — Unter den Römern, wo die Stadt Arausio hieß, muß sie sehr groß und bedeutend gewesen seyn. Cäsar hatte sie colonisirt, später bemächtigten sich die Westgothen derselben, dann die Burgunder, hierauf die Franken, und nach diesen hatte sie ihre eigenen Fürsten, von denen der letzte 1702 starb, worauf sie Ludwig XIV. mit Frankreich vereinigte. In den Religionskriegen hatte sie außerordentlich viel zu leiden. Viele Concilien, unter denen das berühmteste 529, wurden in ihren Mauern gehalten.

Mit dem frühesten Morgen marschirten wir, von der aromatischen Luft der provenzaler Sonne erquickt, nach dem Ort unserer einstweiligen Bestimmung, nach Avignon ab. — Hier wird das Himmelsblau schon lebhafter, Nebel bei Sonnenauf- und Untergang kennt man nicht, freundlich heiter sind die Fluren, und die klimatische Veränderung fühlt man durch den ganzen Körper.

Eine Viertelstunde vor Avignon wurde Halt und Toilette gemacht, man warf sich in grande tenue, die Carabiniers setzten ihre Bärenmützen mit den rothen Federbüschen auf, und schmückten ihre Schultern mit den Epaulettes von derselben Farbe, so

wie die Voltigeurs mit gelben und die Chaſſeurs mit grünen Epauletten und Federn; da das Regiment ganz neu und ſchön uniformirt war, ſo nahm es ſich ſtattlich und imponirend aus, als marſchirte gehörig geſchniegelt und gestriegelt in ſchönſter Ordnung in die neue Garniſon und alte Reſidenz ſo vieler Päpſte ein, wo wir durch ſehr enge, winkliche Straßen mit alterthümlichen Häuſern, aus denen aber doch ſehr moderne Damen auf uns herabſahen, auf den Waffenplatz kamen. Das Bataillon wurde gleich in die geräumigen gewölbten Säle der alten päpſtlichen, auf hohen Felſen liegenden Burg kaſernirt. Ich miethete mir aber eine **Chambre garnie**, die recht ſchön meublirt war, für den äußerſt billigen Preis von 4 Franken per Monat in der Nähe des großen Platzes. — Als ich in Geſellſchaft mehrerer Kameraden nach Wohnungen ſuchte, geriethen wir auch an ein Haus, an deſſen Mauern mit großen Lettern geſchrieben ſtand: »Ici on loue des chambres garnies pour hommes et non pas pour femmes;« bald wußten wir, was es damit für eine Bewandtniß hatte, eine ſolche Unverſchämtheit kann man ſich nur in Frankreich erlauben. Eine andere Sache, nach der man ſich eifrigſt in jedem Haus, wo wir Wohnungen ſuchten, erkundigte, war: ob wir keine Koſaken, Tartaren, Kalmucken oder Russen ſeyen, und man wollte uns in der Regel nicht eher Zimmer zeigen, bis wir zur Genüge dargethan, daß wir Franzoſen oder doch wenigſtens des bons allemands und Chriſten ſeyen. Den Grund dieſer ängſtlichen Erkundigungen erfuhren wir bald: man hatte nämlich von unſerm Regiment das Gerücht, das uns vorausging, verbreitet, daß es ganz aus lauter wilden und barbariſchen Völkern beſtünde, die nicht nur raubten und plünderten, ſondern ſogar die kleinen Kinder wegfingen, wo ſie deren habhaft werden könnten, um dieſe nach Umſtänden, roh, gebraten oder auch in einem Ragout zuſammengehackt zu verſpeiſen. Solche Dinge glaubten die Einwohner in allem Ernſt, und flehten dem Napoleon, daß er ſolches Volk in Dienſt nehme und ihnen zuſchicke. Erſt nachdem ich hinlänglich betheuert hatte, daß ich kein Kinderfreſſer ſey, willigte man ein, mir die erwähnte Wohnung, bei einem Herrn Greliet, einem kleinen Rentier, der eine hübſche Frau hatte, zu vermiethen.

Avignon, die jetzige Hauptſtadt des Departements Vaucluſe, wurde 539 vor Chriſti Geburt durch die Phokäer von Mar-

selle and gegründet und war lange Zeit die Hauptstadt des altgallischen Volksstammes der Cavaren. Unter den Römern war sie eine ihrer ersten Colonien in Gallien, und hieß Arenio. Unter Cäsar und August war sie im höchsten Wohlstand, der aber durch die verderblichen Bürgerkriege wegen den Kaiserwahlen, wobei sie vielfachen Plünderungen ausgesetzt war, wieder vernichtet wurde. Im 5ten Jahrhundert wurde sie die Beute des Königs Gontebaud von Burgund, dann der Gothen, und endlich der Franken, die sie fast gänzlich zerstören. Wieder aufgebaut, bemächtigten sich 730 und 737 die Sarazenen der unglücklichen Stadt, die Carl Martel zweimal vertrieb. Nach der Theilung des Reiches Carl des Großen wurde Avignon zu dem Königreich Arles oder Burgund geschlagen. Im 13ten Jahrhundert war sie sogar einmal dreißig Jahre lang eine Republik, worauf sie unter die Botmäßigkeit der Grafen von Provence kam. Im 14ten Jahrhundert, nachdem Graf Raymund die schrecklich verwüstete Grafschaft Venaissin hatte an den Papst abtreten müssen, hausten die Päpste 69 Jahre hier. Clemens V. schlug 1309 mit seiner hübschen Concubine, der Gräfin von Perigord, zuerst seine Residenz hier auf, und trieb durch allerlei frommes Gaukelspiel ungeheure Summen Geld von den gläubigen Einfaltspinseln ein.

Von jetzt an wurde Avignon der Schauplatz der wunderlichsten, gräßlichsten und ausschweifendsten Begebenheiten, welche die Päpste und ihre Hofhaltungen hier verübten. Bis zum Jahre 1791 blieb es unter der Herrschaft des heiligen Stuhls, wo es dann durch die Revolution mit Frankreich vereinigt wurde. Die entsetzlichen Gräuel, die zu jener Zeit namentlich durch den berüchtigten Kopfabhauer Jourdan und seine Rotte verübt wurden, sind allgemein bekannt und übertreffen an Scheußlichkeit Alles was diese Revolution aufzuweisen hat.

Die alte Stadt liegt in einer reizenden, fast immer grünenden, etwas abhängigen Ebene, an dem linken Ufer der Rhone, und ist von gelbbraunen Mauern und Thürmen, nach der alten Befestigungsart, umgeben. Hier findet man sich schon ganz unter dem südlichen Himmelsstrich, wo Oliven und andere Südpflanzen gedeihen, die meistens der tropischen Zone angehören: der Himmel hat schon den italischen Anstrich, und die immergrünen Fluren sind mit Limonen-, Orangen- und Feigenbäumen bedeckt: die herrliche Natur gibt in üppiger Fülle was den Lebens-

genug versüßt, und die bläulichen Wasser der Rhone strömen majestätisch wild dem nahen Meere zu. Unvergleichlich und entzückend ist die Aussicht von dem hohen Felsen, auf dem die alte Residenz der dreikronigen Priester steht, von wo man die blühenden Gefilde der Rhone auf eine unabsehbare Weite überschaut, die der Fluß zwischen romantischen Ufern durchströmt. Besonders reizend ist die Aussicht gegen das malerische Thal von Vaucluse, und nicht mit Unrecht wird diese Gegend als die schönste in ganz Frankreich und als eine der anmuthigsten Europas gepriesen.

Der alte päpstliche Palast ist eine auf hohen Felsen erbaute ungeheure Steinmasse, einer Veste ähnlich, ein ungeheures Gebäude mit öden Gemächern und Zimmern, fast alle hochgewölbt. In dem weitläufigen Schloßhof trieb man allenthalben auf Schutt und Trümmer, und die imposanten Ruinen ließen noch die Herrlichkeit längst vergangener Größe bewundern. In den am besten erhaltenen Sälen, Kirchen, Kapellen und Gewölben lagen jetzt unsere Soldaten, und an der Stelle wo einst, dem Donnergott gleich, die Oberpriester der Christenheit ihre Blitze über das zu ihren Füßen liegende Avignon, gegen Venedig und Mailand, Deutschland und Italien, gegen Kaiser und Könige schleuderten, an dieser Stelle putzten jetzt Russen und Oestreicher, Ungarn und Böhmen, in französische Uniformen gesteckt, ihre Gewehre und Patrontaschen, aßen mit hölzernen oder eisernen Löffeln ihre Menagesuppen, und in den Gemächern und Höfen wo die Päpste die prächtigsten und glänzendsten Feste mit üppiger Verschwendung gaben, wo einst die schöne Johanna von Neapel als Gebieterin von Avignon mit einem zahlreichen Gefolge von Kardinälen und Bischöfen, Rittern und Edelfrauen, in die festlichsten und reichsten Gewänder gekleidet, an der Seite ihres Gatten unter einem Prachthimmel einzog und vom heiligen Vater in seiner ganzen Glorie empfangen und bewillkommt wurde, da ertönte jetzt das eintönige Verlesen der barbarischen russischen, deutschen, polnischen und böhmischen Soldaten-Namen, und das bittere qui vive! (Wer da!) der Schildwachen bei in Kasernen verwandelten Prunkpalastes, in dessen weiten Räumen und Höfen das einheitige Commando der die Rekruten exercirenden Unteroffiziere widerhallte, denen man die Soldatenschule und Handgriffe einbläute.

Die Kathedrale Avignons, Notre-Dame, hat ein römisches Portal, und soll auf dem Fundamente eines alten Tempels des Her-

kules stehen; hinter dieser schönen Kirche steigt man auf einem steilen Felsenweg auf die Platform Leroque. Ferner ist das Invalidenhaus, nach dem zu Paris das erste in Frankreich, das Stadthaus, das große Hospital mit seiner herrlichen Façade, die Kirche der Misericorde mit ihrem kostbaren, dritthalb Schuh hohen Crucifix von Elfenbein, das Grabmal des Papstes Johann II., eine Expresse, welche die Stelle anzeigt wo Laura begraben liegt, sehenswerth. Die Spaziergänge unter den Bäumen längs der Rhone, wo man bei kühlen Abenden die schöne Welt kennen lernt, sind einladend.

Von einer uralten Brücke, die hier über die Rhone führte und von dem wilden Strom zerstört wurde, sind nur noch einige Bogen mit einer kleinen Kapelle übrig, sie hatte deren neunzehn. Auf dem Cours, gleichfalls eine von Ulmen und Buchen beschattete besuchte Promenade, findet sich hauptsächlich gerne die galante Damenwelt ein, und ruht auf den vielen hier angebrachten steinernen Sitzen. Das Innere der Stadt gewährt im Allgemeinen einen düstern Anblick, da die meisten Straßen eng und finster sind. Ihre Einwohnerzahl war auf etwa 20,000 zusammengeschmolzen, vor der Revolution zählte sie über ein halbes Hunderttausend Seelen; in den Augen der Frauen blitzt schon südliches Feuer. Auf den hier ziemlich zahlreichen Juden hatte bis zur Revolution ein schwerer Druck gelastet, wie fast allenthalben, sie hatten ihr abgeschlossenes schmutziges Quartier.

Zwischen Avignon und dem nahen Städtchen Villeneuve liegt mitten in der Rhone eine äußerst anmuthige Insel, Bartelasse genannt, die beinahe eine Stunde lang ist, viele geschmackvolle Landhäuser, Lustwäldchen und Gärten hat, und die angenehmsten Spaziergänge von der Welt bietet. Hier feiern auch die Einwohner beider Städte ihre meisten Volksfeste, bei denen Farrandole, Contre- und andere Tänze im Freien unter Orangen-, Citronen- und Feigenbäumen und allerlei andere Spiele aufgeführt werden; Buden, Zelte und Pavillons bieten mancherlei Waaren und Erfrischungen dar. Auf Wiesen und Hügeln lagern Gruppen, und manches Pärchen sucht ganz in der Stille die einsamsten und buschigsten Orte der schönen Insel auf. Während der Regenzeit, im November, wird dieses Paradies gewöhnlich durch den anschwellenden Strom unter Wasser gesetzt, das bisweilen so hoch steht, daß man nur noch die Gipfel der Häuser und

Bäume aus den Ufern hervorragen sieht. Die alte, sehr hohe und sehr schmale Brücke, von der noch wenige Bogen stehen, führte über die Insel Barthelasse nach Villeneuve, auf der Insel selbst sieht man noch Ruinen derselben, über ihr Entstehen ist keine zuverlässige Kunde vorhanden, sie ist aber sehr alt, und rührt mindestens aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung. Im Mund des Volkes der Umgegend ist folgende, sie betreffende Sage: — Ein sehr frommer Schäfer, mit Namen Benezet (Benoît in der dortigen Volkssprache) weidete eines Tages seine Heerden auf den Ufern der Insel Barthelasse, wo ihm der heilige Petrus erschien, und ihm im Namen des Himmels befahl, die Bewohner Avignons und der Umgegend aufzufordern, zum Besten der Pilger die nach Rom und Jerusalem wallfahrten, hier eine Brücke über den Strom zu bauen. Er fand jedoch die Leute nicht sehr willfährig für sein Ansinnen, obgleich er im Namen des Petrus sprach, das Unternehmen war zu schwierig und zu kostspielig. Benezet aber war beharrlich und hörte nicht auf, das Volk aufzufordern, den Willen des Himmels zu erfüllen. Zuletzt verlangte der Bischof, er solle seine Sendung durch irgend ein Wunder beweisen, und der Schäfer hob ein ungeheures Felsenstück, das wohl viele tausend Pfunde wog, so leicht auf seinen Rücken, als sey es eine Feder, trug es auf seinen Schultern eine große Strecke weit bis an den Fluß, auf dessen Oberfläche er bis zur Mitte mit seiner schweren Bürde schritt, ohne sich nur die Kniekehl zu benetzen, und warf es dann mitten in den Strom, sprechend: »Dieß sey der erste Grundstein zu der neuen Brücke.« Jetzt schrie alles Volk Wunder und man warf sich vor dem auf dieselbe Weise zum Ufer zurückkehrenden Schäfer auf die Knie. Der Bau der Brücke ging jetzt schnell vor sich und war in wenig Jahren vollendet, Benezet aber ward nach seinem Tode unter die Heiligen versetzt und ihm zu Ehren ein Kloster in der Nähe der Brücke erbaut, dessen Mönche verpflichtet waren, die ankommenden Pilger zu verpflegen, die Brücke zu unterhalten, und man nannte sie deßhalb fratres pontifices (Brückenbrüder). — Der Insel gegenüber liegt Villeneuve, wo noch die Ruinen eines ehemals wegen seiner Pracht und Größe berühmten Carthäuserklosters zu sehen sind, so wie das alte Schloß St. André mit seinen ungeheuren Mauern und dicken runden Thürmen. Ludwig VIII. ließ diese starke Veste im 13ten Jahrhunderte auf dem Hügel erbauen, der die

Stadt dominirt. Im Innern des Schlosses sind noch die Gebäude des ehemals so reichen Benediktinerklosters vorhanden. Villeneuve war der Geburtsort unseres Bataillonschefs Türet, der aus einer nicht sehr wohlhabenden Familie dieser Stadt stammte, die während der Schreckenszeit ausgewandert war. Nach mancherlei Schicksalen hatte er endlich zu Offenbach ein Ruheplätzchen bei dem Fürsten N. gefunden, der ihn zum Commandanten seines 50 Mann starken Heeres ernannte, und bei der Formation des Regiments N. zum Bataillonschef beförderte. Türet galt viel beim Fürsten und hatte denselben vermocht, sich beim Kriegsminister zu erbitten, daß das Regiment, um sich völlig einzuexercieren, eine kurze Zeit in Avignon garnisoniren dürfe, wozu der Minister um so eher einwilligte, da er dasselbe ohnehin schon zu diesem Zweck nach Montpellier auf einige Monate bestimmt hatte. Also hatten wir es Türets Eitelkeit zu verdanken, der sich seinen Verwandten und Landsleuten, die er seit vierzehn Jahren nicht gesehen, gerne an der Spitze seines Bataillons in glänzender Uniform zu Pferde zeigen wollte, daß wir auf kurze Zeit in Avignon in Garnison lagen, denn Montpellier war deswegen nicht aufgegeben. Ohne diesen Umstand hätte das Regiment wahrscheinlich Avignon nicht oder doch nur im Durchmarsch gesehen. Dafür mußten wir auch oft genug eine militärische Promenade durch Villeneuve machen. Das Offizierkorps des Regiments bekannt, namentlich das des ersten Bataillons, meistens in zum Theil sehr hübschen jungen Männern, an denen die holden Avignonesierinnen ihr Wohlgefallen zu haben schienen. Ich erinnere mich, daß nach der ersten Militärmesse, die wir hatten, eine junge hübsche Dame ganz außer sich zu meiner liebenswürdigen Wirthin ins Zimmer trat und mehrmals ausrief: „Oh le beau corps d'officiers, le beau corps d'officiers!“ Schönheit war die beste Empfehlung bei dem Fürsten N., und er hatte die meisten Offiziere aus diesem Beweggrund angestellt.

Bei Greliers, meinen Wirthsleuten, lebte ich unterdessen wie der Vogel im Hanfsamen, und Madame G. war eine der liebenswürdigsten und zuvorkommendsten Damen der Stadt, die mich gleich Rousseaus Mama in ihren besondern Schutz nahm und in allem wahrhaft mütterlich für mich sorgen wollte, aber kein sehr gehorsames Kind an mir fand. Da sie mit den angesehensten Familien der Stadt bekannt und zum Theil verwandt war, so bekam sie täglich Besuch von jungen hübschen Damen, denen sie mich vorstellte

und deren Bekanntschaft ich hierdurch machte. Da kein Instrument in dem Haus war, so miethete ich ein Fortepiano, welches mir Madame Croizet erlaubte in ihren Salen zu stellen, und war somit befugt, denselben zu jeder Stunde betreten zu dürfen. Herr C., obgleich in Avignon geboren, hatte doch eine gute Partie Phlegma, bei einer ziemlichen Zahl von Jahren; er war Kaufmann gewesen, hatte sein Schäfchen in's Trockne gebracht und ruhte, wenn auch nicht gerade im Ueberfluß und auf Lorbeeren, so doch gemächlich auf seinem Errungenen aus. Ich schien ihm noch viel zu jung und unerfahren, als daß er mich für gefährlich gehalten hätte, und da er alle Nachmittage und die Abende bis elf Uhr in den Kaffeehäusern meistens mit Dominospielen zubrachte, so hatten wir völlig freies Spiel zu Hause. Der Dienst war nicht sehr beschwerlich, außer dem Exercieren und den militärischen Promenaden hatten wir fast alle Zeit frei und die Wachen kamen nur selten an mich.

Ein Paar Tage nach unserer Ankunft hatte ich Briefe von meinen Eltern mit Empfehlungsschreiben an das Haus Blavet et frères, von dem mein Vater öfters französische Südweine bezogen, erhalten. Ich präsentirte mich bei demselben und wurde mit der zuvorkommendsten Artigkeit aufgenommen, erhielt häufige Einladungen zu Dejeuneurs, Diners und parties de Campagne, lernte in diesem Haus die ganze beau monde von Avignon in ihrem Glanze kennen, und hatte auch bald, nach ächt französischer Art, ein halbes Dutzend Amouretten, von mehr oder weniger Bedeutung, mit mehr oder weniger Begünstigung. Mad. Croizet war und blieb mir jedoch lieb und werth, besonders so lange ich noch nichts wie einige Küsse im Vorübergehen von ihr erlangt hatte; um aber bald weiter zu kommen, suchte ich die Eifersucht zu rechter Zeit in Bewegung zu setzen, wozu mir ein besonderer Umstand günstig war und mich zum Ziel brachte, das ich durch Bitten und Stürmen noch nicht hatte erreichen können. Eines Tags fand eine prächtige Prozession, ich weiß nicht mehr zu Ehren welches Heiligen statt, die an dem Haus Croizets vorüberkam. Hier fanden sich viele Zuschauerinnen ein, um die Feierlichkeit bequem mit ansehen zu können, unter ihnen war auch eine Cousine des Präfekts des Departements, ein charmantes Mädchen, dieser hatte ich zwar schon einigemal den Hof gemacht, aber heute stellte ich mich als hätte ich nur Augen für sie, und dies setzte Mad. C. in üble, aber mir günstige Laune. Als die Vorläufer der Prozession ankamen,

wies Mad. G. schnell Jedem das Fenster an, durch welches er schauen sollte, sie entführte mir so meine Schöne, und zwar in den zweiten Stock, und ich war somit ganz von ihr getrennt. Sie selbst aber begab sich mit noch mehrern ältern Damen in mein Zimmer, das ebenfalls drei auf die Straße gehende Fenster hatte, da alle andern schon in Beschlag genommen waren, stellte sich mit mir unter eine der Fensterhallen, während die übrigen Damen die beiden andern zierten. — Wohl, dachte ich, diesmal wirst du mir nicht so ganz ungerupft davonkommen, denn Aufsehen kannst du in dieser Lage nicht machen, Küsse und Umarmungen hast du mir ja schon gewährt, und kannst keinen Eclat machen, also frisch gewagt. — Nachdem ich mich nun umgesehen und überzeugt hatte, daß uns die andern, ebenfalls in den Fensterhallen stehend, nicht sahen und alle ihre Aufmerksamkeit auf die sich nähernde Prozession gerichtet hatten, schlang ich meinen linken Arm um ihre schlanke Taille, sie fester und fester an mich drückend, und die Wangen der Dame glühten. — Dies war mir für jetzt genug und ich flüsterte: *à ce soir?* — Keine Antwort. — *à quelle heure?* — Noch immer stumm. — *A onze heures ou à minuit?* — Noch immer kein Laut. — *Mais pour l'amour de dieu quand donc?* — Endlich ein: *laissez moi tranquille pour l'amour de dieu!* — Nicht eher bis ich weiß, wann? — *Eh bien à minuit, mais finissez donc!* — Jetzt nahm ich ihre Hand, drückte sie fest an meinen Busen, und sagte, ich hoffe daß sie Wort halten würde. Daß uns Herr Groizet nicht im Wege stehe, wußte ich, denn er hatte sein besonderes Schlafzimmer in einer höhern Etage. Aber der Zufall wollte, daß ich nicht einmal so lange mehr auf die versprochene Schäferstunde warten sollte, sondern diese mir noch denselben Nachmittag wurde. Als das ganze Haus, bis auf Mad. G. und ich, die wir allein zurückgeblieben waren, von allen Bewohnern verlassen war, um der Kirchenfeierlichkeit beizuwohnen, erlangte ich auf der Ottomane des Salons was ich wünschte, und erschöpft ruhten wir Arm in Arm, als uns das Klingeln der Hausthüre aufjagte und trennte, und die Zofen heimkamen. Denselben Abend brachte ich bei Blavets zu, wo ich wieder die hübsche Cousine des Präfekten, Amelie, traf, und fortsetzte wo ich es am Morgen gelassen hatte. Daß hier nicht viel zu erreichen war wenn ich nicht ernstliche Absichten blicken ließ, wozu ich eben so wenig Lust hatte, als Aussicht dazu vorhanden gewesen, denn die nächste zu einer

Heirath war wohl ein Capitäns-Patent in noch unabsehbarer Ferne, war mir bald klar, und ob ich gleich ewige Liebe und Treue versicherte, wurde mir außer einem verstohlnen Händedruck und einem Kuß zum Abschied nichts gereicht. Dagegen war ich weit glücklicher bei einer allerliebsten Grisette, die vis a vis von mir wohnte, aber schon einen Liebhaber hatte. Wir wechselten erst Blicke, dann Kußhände und endlich kleine Zettelchen, die ich um einen kleinen Stein gewickelt in das offene Fenster gegenüber warf. Es kam bald zu einem **Rendez-vous** und zwar zuerst in der stillen Franziskanerkirche, wo wir uns verständigten und spätere Zusammenkünfte in der Wohnung einer ihrer Freundinnen verabredeten, die ich aber bald wieder zu vermeiden für gut fand; nicht so das Mädchen, das diese Intrigue durchaus fortsetzen wollte, und es so auffallend machte, daß nicht nur die Nachbarschaft und Mad. Croizet das Verhältniß merkten, sondern auch ihr Liebhaber Lunte roch und eifersüchtig ward, wo ich dann Abends mehr wie einmal Ohrenzeuge von heftigen Scenen war, die zwischen beiden vorfielen, aber wenig verstehen konnte, da sie sich in dem Patois Avignons, das schon ziemlich dem Provençalen gleicht, zankten; doch merkte ich wohl, daß Mad. Croizet das Feuer geschürt haben mußte; jeder Streit endigte aber immer mit einer zärtlichen Versöhnung, nachdem Annette, so hieß das Mädchen, ihrem Geliebten ihre unerschütterliche Treue und ewige Liebe geschworen hatte. Ich machte der Sache ein Ende indem ich Annetten ein kleines silbernes Körbchen mit Orangenblüthen gefüllt, unter denen ein Billetchen verborgen war, zuschickte, in welchem ich ihr den guten Rath ertheilte, sich in Zukunft allein an ihren Liebhaber zu halten, der sie auch ehelichen wolle. Mit Mad. Croizet hatte ich aber manchen Strauß deßhalb zu bestehen, bis wir bald darauf an der Quelle zu Vaucluse einen ewigen Frieden auf kurze Zeit schlossen.

Schon seit einiger Zeit hatte ich eine Partie **nach Vaucluse** beabsichtigt, die jetzt zu Stande kam, und wußte es auch zu veranstalten, daß Amelie an derselben Theil nehmen konnte, damit wenigstens doch auch eine Laura dabei war, denn meine Hausthrannin, das war Mad. C. wirklich geworden, konnte mir keine solche mehr seyn; freilich war auch ich nichts weniger als ein Petrarka. — Das weiß der Himmel, flüstert's mir eben in's Ohr.

An einem Sonnabend fuhren wir fast mit Sonnenaufgang von Avignon ab. Von der Partie war auch noch eine jüngere

Schweſter der Mad. Groizet, eine hübſche Wittwe, die ſonſt nur ſelten in das Haus kam, und, wie ich ſpäter erfuhr, die Geliebte des Präfekten war. Auf dem Wege durch die reizende Gegend bis zum Städtchen l'Ile war Amelie mein Vis-à-Vis im engen Wagen, deren Knie zwiſchen die meinigen eingeengt, ſo daß ich ſie bei jedem Stoß über eine holprige Stelle zuſammendrücken mußte und auch oft ohne eine ſolche Veranlaſſung zuſammendrückte, wobei die Blicke des holden Mädchens jedesmal verlegen, ſo wie die der Dame Groizet, wenn ſie etwas bemerkte, finſter und gewitterſchwanger wurden. In l'Ile ſtiegen wir aus und legten, nachdem wir in dem vor dem Ort liegenden Hôtel, welches das Aushängeſchild: »Petrarka und Laura« führt, ein gutes Diner für den Abend beſtellt hatten, den übrigen Theil des Weges durch das ſchöne und wilde Felſenthal Valla Clauſa zu Fuß zurück. Ungefähr eine Stunde von l'Ile liegt das Dörfchen Vaucluſe, das kaum ein Viertelhundert Häuſer zählt. Der Weg dahin beginnt mit einer dunkeln Allee, aus der man in eine fruchtbare Ebene kömmt, welche eine das Auge ergötzende Abwechslung von immergrünen Wieſen, Feldern, Orangen-, Citronen-, Feigen-, Olivenbäumen und Weinreben darbietet. Vor ſich ſieht man in einem Halbkreis liegende Berge, und gegen Oſten den hohen Ventour, von dem die zwar ſtürmenden aber auch erfriſchenden Winde nach allen Seiten der Umgegend ausgehen ſollen, die das Klima des ganzen Departements ſo geſund und die Luft ſo rein und erquickend erhalten. Endlich kamen wir an den Höhen von Vaucluſe und an den Ufern der Sorgue an, und folglich an dem Eingang des herrlichen Thales, durch welches der ſanftwogende Strom mit klarem ſmaragdgrünem Waſſer an gigantiſchen Felſenmaſſen vorüberfließt, zwiſchen denen man hie und da einzelne Häuſer und Hütten erblickt. Wie üppig und großartig die Vegetation in dieſem Wunderthale wuchert, davon kann man ſich keine Vorſtellung machen. Bäume und Pflanzen jeder Gattung, die nördlichſten wie die ſüdlichſten, die Buche wie der Lorbeer, die Eiche wie die Pomeranze gedeihen und bilden oft die ſeltenſten und wunderlichſt ſchattirten Gruppen längs den Ufern des Fluſſes. Immer höher und koloſſaler werden die gewaltigen Felsmaſſen je mehr man vordringt und formiren zuletzt ein Amphitheater, in dem ſich die Valla Clauſa endigt. Auf einem ſteil hervorſtehenden überhängenden Felſen ſieht man die Ruinen eines alten Schloſſes, das vor

Zeiten der Familie von Sade gehörte, welches der Volksglaube für Petrarkas Wohnung hält und mit seinem Namen nennt, dessen wahrer Name aber Saumane ist. Unter diesem Felsen liegt das Dörfchen Vaucluse, zu dem man über eine hölzerne Brücke durch ein düsteres Felsengewölbe gelangt. Eine Papiermühle, welche fast sämmtliche Einwohner des Orts, kaum mehr als 100 Seelen, ernährt, steht alten Nachforschungen zu Folge an der Stelle wo Petrarkas kleines Wohnhaus war, sein zweiter Garten aber, den er den transalpinischen Parnaß nannte, lag unfern der Quelle. Es war im Jahr 1357, als sich der treffliche Dichter hier niederließ: seine Wohnung erbaute er ungefähr 250 Schritte von dem Felsenthal entfernt; hier war er mit seinen Büchern, den Musen, einem treuen Hund und zwei Personen zu seiner Bedienung und Gesellschaft, allein, lebte seinen Träumen, seiner Sehnsucht, seinen Phantasien, und nannte sich selbst »den Eremiten von der Sorgue.« Als Schäfer gekleidet ging er auf den Fischfang, pflückte Mandeln und Feigen, verschaffte sich so sein Mittagbrod und schrieb seine Lobrede auf die Einsamkeit, seine Ansichten über das Mönchsleben, sein Gedicht über Scipio, seine lustes de Rome u. s. w., führte dabei ein beschauliches Leben und schilderte in seinen Briefen die reizende Einsamkeit desselben mit den verführerischsten Farben. Seine Laura sah er hier nie, sondern klagte nur den Felsen der Valchiusa (geschlossenes Thal), in deren Echo seine Seufzer wiederhallten, sein Sehnen und seine Leiden; doch hatte er eine Gesellschafterin bei sich.

Von Vaucluse führt ein schmaler Pfad nach der berühmten Quelle, welche am Ende der felsigen Bergschlucht an einem ziemlich hohen, rings von Felsen umgebenen, stillgeheimnißvollen Ort aus einer düstern Höhle unter einem uralten, aus einem Felsenriß hervorgewachsenen Feigenbaum geräuschlos entspringt. Im Sommer ist sie weniger ergiebig, aber im Spätherbst und während der Regenzeit füllt sie ein großes, ungefähr 300 Fuß im Umfang habendes Becken; dann aber stürzen sich auch ihre Wassermassen geräuschvoll, wilddrausend und hochschäumend, wie ein reißender Strom von den Felsen herab und machen einen schwer zu schildernden Eindruck auf das Gemüth. So sah ich sie neun Jahre später (1814). Ihre Wasser bilden schon in einer geringen Entfernung den Strom, der die herrliche Ebene von Avignon durch mehr denn 100 Kanäle bewässert und befruchtet. — Da wo das

Flußbett 60 Fuß breit wird, steht Petrarkas unbedeutendes Denkmal, eine hohe fahlgelbe Säule.

Gerne hätte ich mit Laura-Amelie diese wilden und manchmal gefährlichen Partieen, wo der Dichter so sinnig schwärmte und dichtete, allein besucht, aber meine gefällige Hauswirthin ließ mich nicht außer Augen, sondern wußte es so einzurichten, daß wir uns nicht allein sprechen konnten. Unter dem Vorwand, mir noch eine ganz besondere Schönheit zeigen zu wollen, führte sie mich den jähen Felsenpfad hinauf, der zu der schauerlichsten Einsamkeit führt, und wollte mir hier eine strenge Strafpredigt über meine Unbeständigkeit, Treulosigkeit und Gott weiß was noch alles halten, aber ich hielt es für das beste, den obgleich zürnenden doch liebenswürdigen Mund mit Küssen zu schließen und den Friedenstraktat, wenn auch nicht mit der Feder, zu unterzeichnen, versprach was man begehrte, und hielt was ich versprochen bis zur — Heimfahrt, wo schützende Finsterniß wieder eine kleine Untreue begünstigte. Nachdem die Gesellschaft lange genug geschwärmt, gekost und mitunter auch geküßt hatte, kehrten wir nach Vauclüse und von da nach l'Ile zurück, um das beorderte Mahl einzunehmen, dessen Hauptbestandtheile köstliche Forellen und noch trefflichere Aale ausmachten, würzten dasselbe mit Eremitagewein, Scherzen und Lachen, und besuchten noch die Kirche zu l'Ile, in welcher Petrarka zum Erstenmal seine Laura gesehen *), und das ihn verzehrende Feuer gefangen hatte, das er nicht zu löschen verstand; so erging es auch Schiller mit seiner unbekannten Laura. Die großen Dichter sind doch auch große Phantasten. — Die Heimfahrt war nicht minder angenehm wie die Hinfahrt, und trotz dem daß es Mad. Croizet so einzurichten wußte, daß Amelie nicht mehr mein Vis-a-Vis, sondern in der andern Ecke des Wagens war, während sie selbst mir gegenüber saß, so hatte sie ihre eigne, mir nicht minder gefährliche Schwester, der ich ohnehin schon Fleuretten genug erzählt hatte, neben mich placirt. — Mit stockfinsterer Nacht kamen wir zu Hause an, uns alle nach Ruhe sehnend. Am andern Morgen wurde ich durch eine unangenehme Geschichte aus dem besten Schlaf in aller Frühe geweckt. Ich hatte einen ältern Soldaten von der Compagnie, Namens Roß, zu meiner Bedienung genommen, eine ehrliche Haut, die sich aber von Zeit zu Zeit dem Trunke ergab, wie die große

*) Andere behaupten, dies sey in der Kirche der heiligen Clara zu Avignon geschehen.

Mehrzahl des Regiments, eine Leidenschaft, welche die Leute in Avignon um so leichter befriedigen konnten, da eine Flasche starker dicker rother Wein nur zwei Sous kostete. An den Zahlungstagen wurde dann auch das Regiment immer in den Kasernen konsignirt, denn die Russen, Polen, Böhmen ꝛc. zankten sich an denselben toll und voll, begingen Exceße aller Art, und wälzten sich zum Skandal der Einwohner in den Gossen u. s. w. herum. Roß hatte sich den Tag wo ich zu Vaucluse war, mit einigen Kameraden einen tüchtigen Zopf getrunken und sie wußten dann nichts Besseres zu thun, als in einer Schenke mehr denn 30 große umflochtene Korbflaschen, wie man sie in jener Gegend hat, und von denen eine jede über 50 gewöhnliche Flaschen hält, in toller Vollwuth mit ihren Säbeln zusammenzuhauen, so daß man bald bis an die Knöchel in der Schenke im Wein watete, dabei schrien und schimpften die Kerls wie besessen über die f.... Franzeks, wie sie sie nannten. Der Wirth aber, der den Skandal nicht hatte verhindern können, war zum Platzkommandanten gelaufen, um Hülfe zu suchen, die er auch sogleich erhielt, indem starke Wachtpatrouillen abgesandt wurden, die Trunkenbolde zu verhaften und in das militärische Gefängniß abzuführen. Der Schaden wurde über 150 Franken angeschlagen, und die Burschen, die ihn nicht ersetzen konnten, sollten auf das Strengste bestraft werden. Roß hatte seinen Helfershelfern, nachdem er wieder nüchtern geworden war, erzählt, daß ich ihn öfters an die Ecke der Gasse wo ich wohne, als Lauerposten aufgestellt habe, um mich bei Zeiten zu benachrichtigen wenn der Hausherr käme, mit dessen Frau ich mich einstweilen amüsire. Nun meinten seine Saufs- und jetzt Leidensbrüder: wenn dem so ist, so muß dein Cadet auch die Zeche bezahlen, sonst soll ihn der Teufel holen. Sie schickten hierauf einen Boten mit der Bitte an mich ab, ich möge doch den Wirth befriedigen, das hätte Roß durch sein Schildwachestehen wohl an mir verdient. Der Abgesandte stieß unglücklicherweise zuerst auf Herrn Grolet, den er nicht kannte, ließ sich mit ihm, da er etwas französisch verstand, in ein Gespräch ein, und letzterer lockte so von dem dummen Teufel halb und halb den Grund heraus, warum die saubern Patrone diese Forderung an mich machten. Er führte ihn nun zu mir, der ich noch in den Federn lag, ich ließ den Burschen sagen, daß ich die Sache zu arrangiren suchen würde, begab mich auch vor der Parade zum Wirth wo der Skandal vorgefallen war, und fand mich mit diesem für

eine runde Summe ab, die ich zu bezahlen versprach, wenn der Mann dagegen die Sache bei dem Platzkommandanten so abmachen würde, daß die Delinquenten wenigstens mit einem blauen Auge, d. h. mit einigen Tagen Arrest davon kämen. Der Wirth brachte es in der That dahin, daß die Leute dem Regiment zu einer Disciplinarstrafe überlassen wurden, und ich zahlte ihm dann 30 Fr. aus, mit denen er zufrieden war, da er sonst gar nichts erhalten haben würde; somit war von der einen Seite die Sache abgemacht, aber nicht so von der andern. Greizet war jetzt argwöhnisch geworden und wollte sich von dem Grund der Aussagen des Soldaten und seines Verdachts überzeugen. Ich hatte mit Mad. G., ihrer Schwester und dem Cadetten Roger, der mich öfters besuchte und mit von der Vaudoise-Partie gewesen war, abgemacht, daß wir uns den kommenden Abend alle vier verkleiden, die beiden Damen nämlich Uniformen von uns und wir Kleider von den Damen anziehen, und so eine Abendpromenade in den Straßen der Stadt machen wollten. Greizet hatte das Haus wie gewöhnlich verlassen, wir waren mit der Toilette der Damen, die uns schon in Weiberkleider gesteckt, beschäftigt, zogen ihnen die Uniformen unter Lachen und Schäkern an, und eben machte ich der Mad. G. die Brusthaken zu, als sich plötzlich die Thüre ihres Schlafzimmers, denn dieses hatten wir zu unserm Ankleidezimmer gewählt, öffnete und Herr Greizet mit grimmiger Geberde hereinstürzte. Er war durch ein Hinterpförtchen des Hauses, zu dem er allein die Schlüssel hatte, heimlich zurückgekehrt, während das Kammermädchen der Mad. Greizet im Salon am offenen Fenster aufpaßte, daß uns Niemand überrasche. Zum Glück lag mein Degen in der Nähe, den ich bei des Mannes unvermuthetem Erscheinen schnell ergriff und mich in eine defensive Position setzte. Herr G. aber wandte sich nur an seine uniformirte Gattin, die er eben nicht mit den feinsten Epitheten anredete und bedrohte; aber die Schwester, die, wie es schien, viel Gewalt über ihn hatte, warf sich sogleich zwischen Beide, indem sie den aufgebrachten Ehemann versicherte, daß ja das Ganze nur ein durchaus unschuldiger Scherz sey, und er sich doch nicht durch eine wirklich ungegründete Eifersucht lächerlich machen solle, es sey in ihrer Gegenwart auch nicht das mindeste Unanständige vorgefallen u. s. w.; wir alle machten Chorus mit der jungen Wittwe und überschrieen den Mann so sehr, daß er gar nicht mehr zu Wort kommen konnte; er wendete jedoch

dagegen ein was er von dem Soldaten herausgebracht, es war mir aber ein Leichtes, ihm glauben zu machen, er habe den Burschen ganz mißverstanden, der zu Allem was man ihn frage, sein „Oui“ sage, und es gelang unsern vereinten Kräften, nicht nur den ehrlichen Ehemann völlig zu beschwichtigen, sondern sogar zu bereden, mit von der Partie und des jungen Rogers, der ein sehr hübsches unbärtiges Gesicht hatte, Ehrenkavalier zu seyn, während ich mich von den beiden weiblichen Gattungen, die mich in die Mitte nahmen, führen ließ: so traten wir munter unsere Promenade an, kehrten in einem eleganten Kaffeehaus auf dem großen Platz ein, wo wir uns Eis geben ließen, und Alles lief auf das Beste ab.

Zwei Tage nach dieser Begebenheit erhielt das Regiment Ordre nach Montpellier zu marschiren: ich nahm Abschied von allen meinen Lieben, ließ mir noch eine Summe bei Blaveis frères auszahlen, denn ich hatte ziemlich große Devenien in Avignon gemacht, und marschirte in aller Frühe um 6 Uhr mit dem Bataillon ab, da ich keine Quartiere mehr machte, indem wir einen französischen Fourrier bei der Compagnie hatten. Manche jetzt verlassene Schöne sah hinter ihren Gardinen wohl mit Thränen in den Augen das Regiment dahinziehen, das sie Anfangs gefürchtet und später gerne gesehen hatte.

Nur vier Etapen waren es von Avignon nach Montpellier, wovon die erste nach Tarascon lautete. Diese alte Stadt, die im Mittelalter sehr blühend war, liegt gleichfalls an der Rhone und zwar in einer schönen Landschaft, Beaucaire, hinsichtlich seiner berühmten Messen das französische Leipzig, gegenüber. Wir kamen gerade zur Messzeit dahin, wo wir unzählige Hütten, Buden und Zelte mitten auf Wiesen aufgeschlagen fanden. Tarascon mag ungefähr 10,000 Einwohner zählen, die jedoch ein bitterböses und händelsüchtiges Volk sind, wie alle niedere Classen der Provence und Languedocs, und uns während unserm 24stündigen Aufenthalt einen Beweis lieferten, wie sehr sie ihren guten Ruf verdienen, indem sie beinahe unsere Wache steinigten, wozu aber das einfältige Benehmen des dieselbe kommandirenden Offiziers Veranlassung gab. Als die Avantgarde des Bataillons ankam, welche jedesmal die Wache in der Etapenstadt bildet, in die man einmarschirt, versammelte sich sogleich ein Haufen Volk vor dem Wachthaus und musterte die Angekommenen mit neugierigen Blicken: auch sie hatten schon viel von den Montpellierern, aus denen das

Regiment bestehen solle, gehört, und besahen sich die ungewöhnlichen Uniformen mit ziemlicher Zudringlichkeit. Den kommandirenden Unterlieutenant, ein gewisser Buchwald, ein kleines unansehnliches Männchen, der früher ich weiß nicht bei welchem deutschen Duodezfürsten in Diensten gestanden, verdroß dieses Begaffen, und noch von dem deutschen Zopfdünkel besessen, befahl er der Schildwache vor dem Gewehr, die Leute auseinander zu treiben. Diese, ein Oestreicher, und von seinem frühern Dienst ebenfalls gewöhnt, alles was nicht Uniform trage, müsse man als Bauer verachten, sich noch in Prag oder Ollmütz in Garnison glaubend, war nicht faul und wollte die Haufen mit dem Kolben auseinander jagen, dabei auf gut böhmisch fluchend; das Volk jedoch, statt sich zu entfernen, fing an zu lachen, der Lieutenant wurde erbost und rief dem Soldaten zu: »stoß zu auf das Lumpenpack!« aber noch ehe der Mann einen Stoß hatte anbringen können, war er auch schon beim Kragen gepackt und ihm das Gewehr abgenommen. Der Lieutenant zog jetzt den Degen und rief der übrigen Mannschaft, einigen zwanzig, zu, unter das Gewehr zu treten, aber auch dazu ließen es die wüthend gewordenen Taraccer nicht kommen, sondern hatten in einem Nu die Wache erstürmt, und ein starker stämmiger Provencale faßte den kleinen Buchwald, der wenig mehr französisch als die Worte b..... f..... hervorzubringen vermochte, um den Leib und hob ihn sammt seinem Degen hoch in die Luft, so daß die kleine Figur mit Armen und Beinen, den Degen hoch in der Hand haltend, in der Luft zappelte, was so possierlich anzusehen war, daß die ganze Menge und namentlich die Weiber in ein schallendes Gelächter und lautes Applaudiren ausbrach, wodurch gewiß größeres Unheil verhindert wurde. Der provencale Herkules setzte endlich das Männlein wieder auf den Boden und ließ ihn laufen. Glücklicherweise rückte jetzt gerade das Bataillon ein, und als Düret von dem unglücklichen Wachtkommandanten erfahren hatte was vorgefallen, gerieth er so sehr in Zorn, daß er ihn sogleich in strengen Arrest schickte, nachdem er ihn abwechselnd bald deutsch bald französisch vor der Fronte heruntergeputzt. Es wurde nun eine andere Wache dahin kommandirt, und da sich die Haufen Volks noch immer mehrten, so kam der Maire mit seiner dreifarbigen Schärpe und forderte sie auf auseinander zu gehen, was sie auch befolgten. Aber Düret war hiermit nicht zufrieden, ließ durch alle Straßen patrouilliren, ver-

doppelte die Wache und verlangte vom Maire, daß er die Schuldigen bestrafen und das Bataillon Satisfaktion erhalten solle. Dieser machte jedoch Schwierigkeiten und erklärte, daß wenn sich die Truppen an den Einwohnern vergreifen würden, er für nichts stehen könne, und diese gewiß sogleich das Tocsin (die Sturmglocke) läuten und die Landleute herbeiziehen würden. Man ließ jetzt die fatale Sache, welche auch den beiden uns folgenden Bataillonen keinen sehr angenehmen Empfang zu Tarascon bereitete, auf sich beruhen. Ich führte eine der Streifwachen an, und wenn ich an einen dichten Haufen kam, wo nicht gut durchzukommen war, so sagte ich laut: „Messieurs de la place s'il vous plait," worauf man mir höflich die Gassen öffnete und mich ungehindert und ungeneckt mit meinen Leuten durchließ. Buchwald aber machte die Sache so viel Verdrießlichkeiten, daß er bald darauf das Regiment quittirte, um anderwärts ein Unterkommen zu suchen.

Tarascon hat ein schönes altes Schloß, das die Einwohner die Burg des Königs René nennen, der sich öfters in dieser Stadt aufhielt, das aber die Residenz der alten Grafen der Provence war; es ist von gothischer Bauart und dient jetzt zum Gefängniß; von seinen Mauern hat man eine herrliche Aussicht in die unabsehbaren Ebenen von Languedoc. Unter dem König René fand hier ein sehr sonderbares Turnier statt, welches man das Schäferturnier nannte, weil die demselben beiwohnenden Ritter auf ihren herrlichen Turnierhengsten, ganz geharnischt und die Helme mit purpurrothen Federn geschmückt, nebst ihren Waffen auch einen Schäferrock, eine Schäferschippe, eine Sackpfeife oder Flöte und ein Brodkörbchen nebst einer Wasserflasche bei sich führten. Die Preise wurden dem Sieger von einer als Schäferin gekleideten Dame, die auf einem von zwei Edelknaben geführten und mit Goldstoff bedeckten Zelter ritt, und der voran eine ganze Heerde Schafe ging, ausgetheilt. Ihr grünes Schäferhütchen war mit Wiesenblumen geschmückt und ihr Schäferstab war von Silber, auch sie hatte ein Brodkörbchen und ein Wasserflaschchen am Gürtel hängen. Während man turnierte, saß sie in einer Blumenlaube auf erhöhtem Sitz. Der Preis den sie auszutheilen hatte, bestand in einem Kuß und Blumenstrauß an goldnen Stengeln. Rechts von ihr saß der König René und seine Gattin auf einer roth ausgeschlagenen Tribüne, hinter ihnen deren Gefolge, und links von ihr saßen die Kampfrichter. Einer der Ritter-Schäfer, der den Preis erhielt,

um den er lange verzweifelt gekämpft, begnügte sich mit dem Kuß und zierte unter dem donnernden Beifall der ganzen Versammlung die hübsche Schäferin mit den Blumen an goldnen Stengeln.

Zu Tarascon war auch der Hauptsitz der provenzalischen Galanterie und Minne, hier wurden manche Liebeshöfe abgehalten und prächtige Feste gefeiert, und fast alle Troubadours und Dichter der Provence haben die Schlösser von Tarascon und Beaucaire, denn auch diese Stadt hatte eine berühmte Burg, durch ihre Gesänge verherrlicht. Das Schloß von Tarascon hat noch große unterirdische Gewölbe und ungeheure Hallen und Säle; von seinen Zinnen und Thürmen sprangen einst über 50 Gefangene in die unten vorbeifließende Rhone hinab, lauter Engländer, von denen die meisten in den Wellen ertranken, während sich mehrere durch Schwimmen retteten. Der Gouverneur ließ nun auf allen Mauern zweischneidige Schwerter, Sensen und Spieße befestigen, damit man nicht mehr versuchen möge, sich auf diese Weise in Freiheit zu setzen.

Den zweiten Pfingstfeiertag wird hier ein seltsames Fest gefeiert; man führt nämlich ein großes Ungeheuer von Holz verfertigt, das man: la Tarasque nennt, in den Straßen der Stadt umher, und läßt es die Leute niederwerfen und nicht selten beschädigen. Diese Art von Procession geschieht zum Andenken an einen Wasserdrachen, der in uralten Zeiten die Schiffe in der Rhone umwarf, die Schiffer verschlang oder zerriß, selbst in die Straßen von Tarascon drang, und was ihm Menschliches begegnete, raubte und auffraß. — Unter Nero, so erzählt die Sage, zogen bewaffnete Cohorten gegen das Ungethüm aus, aber dieses verschlang alle sammt Schild und Speer, die Ufer des Stromes waren mit Menschenknochen besäet, und es war nahe daran, daß alle Einwohner die Stadt auf immer verlassen wollten, um sich ein anderes Vaterland, wo sie vor dem Drachen in Sicherheit wären, zu suchen; da kam plötzlich eine schön geschmückte Barke den Strom herabgefahren, in der ein wunderschönes Frauenbild saß, das eine ehrwürdige männliche Gestalt begleitete. Die Jungfrau landete in der Nähe der Höhle, in welcher sich der Drache aufhielt, der, als er sie erblickte, sich winselnd zu ihren Füßen wand und geduldig litt, daß sie ein Band um seinen schuppigen Hals befestigte, und ihr zitternd folgte. Sie aber führte das Ungethüm mitten auf den Markt der Stadt Tarascon, und befahl den Leu-

nenden Einwohnern, daſſelbe zu erſchlagen, was ſie auch ſogleich thaten. Jetzt hielt der Begleiter der Jungfrau eine Predigt an das Volk, um es zum Chriſtenthum zu bekehren, denn es waren noch eitel Heiden, die eine ſolche Wirkung hervorbrachte, daß ſich ſogleich Alle und ohne Ausnahme taufen ließen. Die Retterin war Niemand anders als die heilige Martha ſelbſt geweſen, und ihr Begleiter war ihr Bruder Lazarus, der erſte chriſtliche Biſchof in jenem Land. Indeſſen muß der getödtete Drache ſpäter doch wieder geſpukt haben, da Gervaſius von Tilisburi, Kanzler des Königreichs Arles, der im 12ten und Anfangs des 13ten Jahrhunderts lebte, berichtet, daß das Ungeheuer zu ſeiner Zeit eine hübſche derbe Bauersfrau geraubt und zur Amme ſeines Sohnes gemacht habe, und daß dieſelbe 7 Jahre in ſeiner Höhle bleiben mußte, nach deren Verlauf es ſie reich beſchenkt wieder entließ. In der Capucinerkirche zu Tarascon ſah man bis zur Revolution ein ſehr gut ausgeführtes Gemälde von Vanloy, welches die heilige Martha in der ganzen Glorie ihrer himmliſchen Schönheit darſtellte, wie ſie das Ungeheuer an dem Band zur Schlachtbank führt. Der hölzerne Drachen, den man jetzt noch alljährlich am Pfingſtfeſt und auch am Feſttag der heiligen Martha herumführt, und den Tarasque nennt, hat ungefähr die Geſtalt einer Rieſenſchildkröte, die langgeſchwänzt iſt, und iſt ein von hellgrüner, mit goldenen Schuppen bemalter Wachsleinewand überzogenes hölzernes Gerippe, unter dem acht junge Burſche ſtecken, die es ſechzehnfüßig machen, leiten und lenken, und mit ihm ſich gewandt drehend, unter die dichteſten Haufen der Zuſchauer rennen, ſie zu Dutzenden niederwerfen, und mit dem Drachenſchwanz ſo derb ſchlagen, daß ſie ſchreiend davon laufen, zugleich ſpeit das Ungethüm aus dem Rachen und den Naſenlöchern Feuer und ſchleudert Schwärmer unter die Menge. Am Feſttag der heiligen Martha wird das Ungeheuer von einem jungen weißgekleideten Mädchen an einem langen Bande geführt, wo es ſehr friedfertig iſt, und wird zuletzt in die Kirche der heiligen Martha gebracht, in der ſich auch deren ſchönes Grabmal von Marmor befindet, das ſie liegend darſtellt; hier leitet man es in das Chor, wo es ein Prieſter mit Weihwaſſer beſprengt, worauf es leblos niederſtürzt, und in dieſer Kirche wieder bis zur nächſten Proceſſion aufbewahrt wird. In der Revolution hatte man es zerſchlagen, aber nach der Wiedereinführung der chriſtlichen Religion wurde auch ein neuer Tarasque verfertigt, ein

neue Abbildung dieser Begebenheit in der Kirche der heiligen Martha aufgehängt, und das Volk begrüßte mit Jubel und Freudengeschrei die Wiedererstehung seines alten Drachen.

Von dem uns so unfreundlichen Tarascon marschirten wir nach dem durch seine bedeutenden römischen Denkmäler berühmten **Nimes**. Die Einwohner dieser Stadt behaupten, daß sie schon lange vor Rom gestanden habe, und von dem Nemausus, einem Sohn des lybischen Herkules, erbaut sey; wahrscheinlich ist es, daß sie beinahe zu gleicher Zeit mit Marseille gegründet wurde, oder doch eine Colonie von dieser war. Sie war eine der bedeutendsten Städte Galliens und unter den römischen Kaisern in hohem Flor; damals hieß sie **Augusta Nemausensis**, und war ihres gesunden Klimas und ihrer Annehmlichkeiten halber ein Lieblingsaufenthalt vornehmer und reicher Römer, daher noch die prächtigen Monumente aus jener Zeit, unter denen das große Amphitheater, zu dem vier Haupteingänge führten, und ein schöner Tempel, hier la maison quarrée genannt, der zu Ehren der Söhne Agrippa's, Cajus und Lucius, erbaut wurde, die merkwürdigsten sind; **la tour magne** soll ein alter Pharus seyn, den die Meereswellen mehrere Jahrtausende bespülten, die aber jetzt zurückgetreten sind; Andere behaupten, daß dieser sonderbare Thurm zu einer sichern Schatzkammer bestimmt war. In der Nähe der berühmten Fontainen von Nimes, wo die alten Römer ihre Badgemächer hatten und man jetzt wieder badet, finden sich Ruinen eines großen Dianentempels. Das ausserordentlichste Denkmal der Römer in dieser Gegend ist aber die sogenannte **pont du Gard** (Gardonbrücke), welche 3 Stunden von Nimes, gegen das Dorf Remoulins hin liegt. Dies war ursprünglich eine römische Wasserleitung aus drei übereinanderstehenden Bogenreihen, wovon die unterste 6, die mittlere 11, und die oberste 36 Bogen hat.

Nimes mußte sich im 5ten und 6ten Jahrhundert den Wisigothen und später den Franken unterwerfen, im 9ten gehörte sie zur Grafschaft Toulouse, wurde dann Arragonien zugetheilt, aber durch den Traktat von Corbeil 1259 an Frankreich zurückgegeben. 1417 kam sie in Besitz der Engländer, die das schöne Amphitheater sehr beschädigten. Da sich diese Stadt im 16ten Jahrhundert zu dem Calvinismus bekannte, so hatte sie unter Ludwig **XIII.** und Ludwig **XIV.** viel zu leiden, verlor einen großen Theil ihrer Einwohner und ihres Wohlstandes, und seitdem stehen sich

die katholische und die reformirte Parthei fortwährend feindlich gegenüber, jeden Augenblick loszubrechen bereit, und sehr blutige Reactionen fanden 1791 und 1815 hier Statt, bei denen der politische Fanatismus eine nicht minder große Rolle als der religiöse spielte.

Nimes ist noch jetzt eine der ansehnlichsten Städte Frankreichs, zählt über 40,000 Einwohner, ist der Sitz einer Präfectur, und treibt ausgedehnten Handel mit Seidenwaaren, Spitzen, Leder u. s. w.; seine Seidenfabriken beschäftigen einen großen Theil der Einwohner. Nicot, der zuerst den Taback nach Frankreich gebracht, ist hier geboren.

Da hier die Einwohner in einem gewissen Wohlstand waren, so fanden sie sich meistens mit den Soldaten, die Quartierbillete auf sie hatten, durch Geld ab, und zahlten 3—6 Franken per Mann für das Billet; so kam es, daß beinahe die Hälfte des Bataillons während der Nacht auf den Straßen kampirte. Nachdem die Leute das erhaltene Geld in den Wirthshäusern verzehrt, sich größtentheils betrunken hatten, schlenderten sie lärmend in der Stadt umher, machten auch hie und da einige Excesse, bis sie endlich unter freiem Himmel, den Tornister statt Kissen unter dem Kopf, einschliefen. Der Bataillonschef gab den andern Tag eine strenge Ordre, durch welche er bei namhafter Strafe den Soldaten das Verkaufen ihrer Quartierbillets untersagte, um künftig ähnlichen Unordnungen zu steuern, was den Leuten eben nicht behagte, denn in den Quartieren im Innern von Frankreich hatten sie außer der Schlafstätte auf nichts als Kochholz und Licht Anspruch zu machen, und das geringste was man ihnen dafür gab, waren doch immer 30 Sous, wofür sie viel essen und noch weit mehr trinken konnten. — Ich hatte wieder das Glück, zu einer hübschen jungen Frau ins Quartier zu kommen, deren Ehemann ihr jedoch, so lange ich da war, nicht von der Seite wich, ergo jeder Versuch unmöglich war.

Den folgenden Tag kamen wir nach der, durch ihre trefflichen Muskatweine berühmten Stadt Lünel; diese feinen, süßen und wohlschmeckenden Weine werden an der Côte du Mazet gewonnen, und kostet hier die beste Sorte etwa 10 Sous die Flasche, sie wetteifern mit denen von Frontignac und Rivesaltes, und ihnen verdankt der 6000 Einwohner zählende Ort hauptsächlich seinen Wohlstand. Im 16ten Jahrhundert hatten die Pro-

teſtanten Tünel genommen und befeſtigt, Ludwig XIII. nahm es ihnen aber wieder ab.

Den vierten Tag nach unſerm Ausmarſch von Avignon rückten wir in unſerer neuen Garniſon Montpellier ein. Je näher wir dieſer Stadt kamen, deſto angenehmer wurde die hier im Allgemeinen ſonſt ſehr kahle Gegend mit faſt freideweißem Erdreich, welcher die vielen graugrünen Olivenbäume zwar ein ſehr friedliches, aber auch todtes Anſehen geben; auch um Montpellier ſieht man außer Granat-, Pomeranzen-, Maulbeer-, Feigen-, Mandel-, Cypreſſenbäumen und Weinſtöcken, wenig andere Bäume und Gebüſch. Die Stadt liegt in einer der fruchtbarſten Ebenen von Südfrankreich, iſt von hübſchen Landhäuſern umgeben, und an einem Hügel amphitheatraliſch erbaut, was ihr ein großartiges Anſehen gibt, aber im Innern iſt ſie ſchlecht gebaut und hat meiſtens ſehr enge und winkliche Straßen und wenig freie Plätze; demungeachtet hat ſie eine ſehr geſunde Lage und Luft. Sie iſt die Hauptſtadt des Departements Herault, Sitz einer Präfectur, und zählt 40,000 Einwohner; ihre Entſtehung rührt aus neuern Zeiten; im eilften Jahrhundert ſtand hier noch ein Flecken, den man Mons puellarum (junger Mädchenberg) nannte, weil er, wie die Sage will, an der Stelle lag wo ſich früher eine Einſiedelei befand, in welcher zwei ſehr junge und wunderſchöne Jungfrauen, die ſich Gott geweiht, als Eremitinnen lebten.

Wir marſchirten gleich auf die Esplanade, einen ſchönen, großen, mit Bäumen beſetzten Platz, der zwiſchen der Stadt und der von Ludwig XIII. als Zwinger für die Proteſtanten erbauten Citadelle liegt. Das Bataillon wurde in den prächtigen und ſehr geräumigen Kaſernen untergebracht, in denen die drei Bataillone des Regiments, die ſich in wenig Tagen hier wieder vereint fanden, hinlänglich Raum hatten.

XII.

Die Garnison zu Montpellier. — Der Peyron. — Furcht der Soldaten vor der medizinischen Fakultät. — Das große Hospital. — Die Einwohner. — Meine Hausdamen. — Demoiselle Verteuil. — Fürst N. mein Nebenbuhler. — Ich falle in Ungnade. — Die Fahnenweihe. — Der souveraine Fürst in strengem Arrest. — Folgenschwerer Ritt nach Cette. — Nächtliche Spazierfahrt auf der See. — Auch ich in strengem Arrest, und verliere meinen Grad als Sergeant. — Ich werde Unterlieutenant. — Abmarsch nach Toulon. — St. Remy. — Orgon. — Air. — Das Frohnleichnamsfest daselbst. — Arles. — Ankunft zu Toulon.

Die beiden ersten Tage hatte ich mich in ein Hôtel logirt, suchte mir aber schon am zweiten eine passende Privatwohnung, die ich auch bald in der Nähe des Theaters und der Esplanade, bei ein Paar liebenswürdigen Frauen fand, von denen die eine an einen bei den Armeen in Deutschland angestellten Commissair verheirathet, und die andere, ihre Schwester, noch unverheirathet war; bei dieser Wohnung befand sich ein hübscher Garten mit einem sehr eleganten Pavillon, der in dessen Mitte, von Cypressen umgeben, lag. — Ich erhielt ein elegant meublirtes Wohnzimmer und eben solches Schlafkabinet, das in den Garten ging, die ich für vierzig Franken monatlich akkordirt hatte. Auch für Montpellier hatte ich Empfehlungsschreiben an das Haus Michel und Gayral bald nach unserer Ankunft daselbst von meinem Vater erhalten, und wurde von denselben mit zuvorkommender Artigkeit empfangen. — Ich besuchte schon den zweiten Abend das Theater, ein Vergnügen, das ich seit Lyon zu meinem Leidwesen entbehrte, da in Avignon während unseres Aufenthaltes nicht gespielt wurde, und fand die Oper wenigstens leidlich, das Lust- und Schauspiel aber ziemlich gut besetzt; besonders war es eine Actrice, Demoiselle Verteuil, die zum Entzücken spielte, und deren Aeußeres ganz mit dem Spiel harmonirte. Es war Molieres Tartüffe, den ich zuerst hier sah, und der sehr gut gegeben wurde. Die Vorstellung hatte ein glänzendes Publikum, das ganze Offizierskorps sammt dem Fürsten N., der erst hier wieder zu dem Regiment gestoßen war,

da er, als wir von Toul abmarschirten, abermals einen Abstecher nach Paris gemacht hatte, wohnte derselben bei. Die Offiziere mußten sich nun für ein Lumpengeld, einen Tag der monatlichen Gage, per Monat abonniren, die Cadetten bezahlten für Unterlieutenantsgage. — Auch das Damenkorps von Montpellier hatte sich diesen Abend in der glänzendsten Toilette eingefunden und schmückte die Logenreihen auf das Eleganteste. Ich war von dieser Vorstellung in jeder Hinsicht so enchantirt, daß ich mir vornahm, mich möglichst schnell in der hiesigen schönen Welt zu orientiren, und um dies zu können, auf folgendes Mittel fiel, das sich als vollkommen bewährt erfand. Ich ließ nämlich gleich den andern Morgen den Friseur der Stadt holen, der in derselben an der Tagesordnung, d. h. in der Mode war, empfing ihn sehr artig, ihn bittend, mir doch die Haare nach dem neuen Pariser Schnitt zuzuschneiden, mich nebenbei au fait der städtischen Angelegenheiten, d. h. denen der schönen Damenwelt, zu setzen, und mit dem Treiben der eleganten Welt und der Chronik scandaleuse derselben bekannt zu machen, dabei spielte ich mit einem Sechs-Livrethaler zwischen den Fingern, was dem Haarkünstler, der, wie alle seines Handwerks in Frankreich, zugleich auch Barbier war, die Zunge so trefflich löste, daß ich in weniger als einer Stunde mehr wußte als hätte ich Jahre lang in Montpellier gelebt und mich selbst um diese Angelegenheiten bemüht. Ich fand das Mittel so probat, daß ich von jetzt an beschloß, sogleich nach der Ankunft in jeder Stadt, in der wir länger verweilen würden, dasselbe anzuwenden; der Erfolg war immer der erwünschteste, und meine Kameraden, denen ich die Sache geheim hielt, konnten gar nicht begreifen, wie ich nach den ersten 24 Stunden in einer Garnison schon alle in einigem Rufe stehende Schönheiten, deren Verhältnisse, Intriguen ꝛc wußte und an den Fingern herzählen konnte.

Nachdem ich erfahren was ich zu wissen begehrte, entließ ich meinen Figaro, ihm den Sechs-Livrethaler einhändigend, für den er sich Tausendmal bedankte, machte meine Toilette und meinen liebenswürdigen Wirthinnen meine gehorsamste Aufwartung. Sie nahmen mich recht artig auf und luden mich sogar zum zweiten Frühstück ein, was ich aber ausschlug, die Parade vorschützend. In dem Salon stand ein Piano, die Damen waren beide ein wenig musikalisch, die eine spielte, die andere sang französische Romanzen, war etwas falsch aber doch mit ziemlich klangreicher Stimme und

vielem Ausdruck, und die liebe Kunst wurde bald wieder die gefällige Kupplerin. Madame Amiot war eine charmante Brünette, die ein kleines, etwas verzogenes Mäulchen hatte, das ihr allerliebst ließ, besonders wenn sie lächelte; ihre Schwester aber war eine dunkle Blondine, eine geistreiche und sehr muntere Französin. Noch denselben Abend besuchte ich in Gesellschaft meiner Wirthinnen den hochberühmten Peyron oder lieu pierreux, wie er im dortigen Patois genannt wird, ein großer Lustgarten, zu dem drei große steinerne Treppen durch drei schöne Gitterthore führen. Es ist ein großes längliches Viereck, von prächtigen Balustraden eingefaßt, an dessen einem Ende zwischen zwei Reihen Bäumen sich eine Terrasse mit einem sehr schönen achteckigen Wassertempel befindet, zu dem zwei Prachtstiegen führen. Acht Pforten führen in das Innere dieses Gebäudes, das eine Attika krönt. Auf der einen Seite zieht sich eine lange Wasserleitung, nach römischer Art aufgeführt, in das nahe Thal hin. Dieser Lustplatz ist ohne Widerrede eine der schönsten Promenaden Europa's, mit der großartigsten Aussicht, von ihm aus sieht man rechts die Pyrenäen, links die Gipfel der Alpen; das Amphitheater der Stadt liegt zu den Füßen, und über demselben hinweg ragen zwischen Baumgruppen und Cypressen schöne Villas und andere Gebäude hervor, gegen Süden hat man in geringer Ferne die schöne, oft spiegelglatte, mit Schiffen belebte Fläche des mittelländischen Meeres vor Augen, das ich hier zum Erstenmal sah, und gegen Norden die lange Kette der Cevennen. Da hier fast immer heiterer, lachender Himmel ist, so wird diese unbeschreibliche Aussicht nur selten durch trübes Wetter, Nebel oder Wolken verhüllt. An dem Haupteingang zum Peyron stand eine, während der Revolution zertrümmerte Reiterstatüe Ludwig XIV. von Erz, ein Meisterstück der Kunst. Dieser Peyron war ehedem ein großer Marktplatz, den der Statthalter von Languedoc, de la Trousse, in diesen Lustgarten umwandeln ließ.

Ganz nahe bei dem Peyron liegt der erste botanische Garten, der in Frankreich von Velleval im J. 1598, und zwar aus dessen eigenen Mitteln, angelegt wurde; er verwandte eine für jene Zeit ungeheure Summe von 100,000 Livres darauf, da die ihm von der Regierung bewilligten Gelder nicht hinreichten. Zweimal mußte der Mann erleben, daß seine Schöpfung in den Religionskriegen unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. wieder gänzlich verwüstet

wurde, und dreimal hatte er den Muth, sie von neuem zu schaffen. Er wurde hier der erste Professor der Botanik und Akademie. In einem entlegenen Winkel dieses Gartens befindet sich das Grabmal der Adoptivtochter des berühmten Verfassers der Nachtgedanken, Youngs, der reizenden Narcissa, die der Vater auf seinen Schultern selbst hierher getragen und begraben, weil ihm die katholischen Priester ein Grab auf dem Kirchhof für das Mädchen verweigerten. Meine beiden liebenswürdigen Führerinnen theilten mir diese Begebenheit zwar gerührt mit, meinten aber doch: «es sey ja eine Ketzerin gewesen, diese Narcissa, also das Unglück nicht so groß,» nicht ahnend, daß sie mit einem sogar lutherischen Ketzer in Gesellschaft seyen. Ich brachte indessen den Nachmittag recht vergnügt mit den Damen zu, die für das verschmähte Frühstück sich meine Theilnahme bei ihrem Souper ausbaten, was ich jetzt nicht refüsirte, und beide zur guten Nacht küßte.

Weltberühmt ist die Hochschule zu Montpellier, besonders hinsichtlich der Arzneiwissenschaft, der Chirurgie und Anatomie. Unter dem Volk ging aber die Sage, daß die Herrn Mediziner hier ein so gewissenloses Volk seyen, daß sie nicht selten in stiller Nacht an einsamen Orten gesunde Menschen wegfingen, um ihre Kunst an ihnen zu probieren, indem sie sie tödteten und dann im anatomischen Theater secirten, namentlich seyen sie auch den abgelegen stehenden Schildwachen sehr gefährlich, von denen schon gar manche auf diese Weise schlafen gegangen. Diese letztere Albernheit hatte sich bald im Regiment unter den Soldaten verbreitet, die lange Zeit daran glaubten und gewisse Posten nicht ohne Widerwillen bezogen, auch dann sehr auf ihrer Hut waren. Da nun der Zufall wollte, daß mehrere Schildwachen von ihren Posten desertirten, so ließen es sich die Leute nicht ausreden, die Herren Doktores hätten sie weggefangen und vertranchirt, bis endlich einmal ein solcher Deserteur wieder eingebracht und vor der Fronte des Regiments zur Schau auf und niedergeführt wurde, um die Soldaten zu überzeugen, daß ihn die Doktoren nicht verschnitten hatten. Dies rottete aber dennoch den Köhlerglauben der Leute nicht ganz aus, besonders da der Bursche, diesen Umstand benutzend, in seinem Verhör aussagte, er habe in der That nur seinen Posten verlassen, weil mehr als ein Dutzend in schwarze Mäntel und Kappen verhüllte Kerls auf ihn zugekommen seyen und ihn hätten fangen wollen, weßhalb er in der Angst sein Gewehr weggeworfen und

zum Teufel gelaufen sey. Dies hinderte nicht, daß er 150 Prügel in drei Portionen in drei Tagen bekam und bei erster Gelegenheit wieder davonging. Indessen ist es in früherer Zeit wirklich geschehen, daß solcher Menschenraub von der hiesigen medizinischen Fakultät verübt wurde.

Die Universität von Montpellier verdankte dem Papst Nikolaus IV. ihre Einrichtung, der sie 1289 in drei Fakultäten, die der Medizin, der freien Künste und der Jurisprudenz, eintheilte. Sie ist also nicht viel jünger wie die Stadt selbst. Hier hat Petrarka studiert und Rabelais wurde hier Doktor. Das große Hospital, in welchem die Kranken von den barmherzigen Schwestern bedient, auf das trefflichste verpflegt und auf das menschlichste behandelt werden, verdient seiner musterhaften Einrichtung, der Reinlichkeit seiner großen Säle und Betten halber die allgemeinste Anerkennung, und ist zugleich die beste praktische Schule für die Heilkundigen. Unter diesen wohlthätigen Schwestern, die sämmtlich das Nonnengewand tragen, findet man öfters die schönsten jungen Mädchen aus den ersten Familien, welche sich dem oft ekelhaften Dienst der Kranken mit aller Liebe weihen und ihr ganzes Leben der leidenden Menschheit widmen. Da mich der Dienst häufig in dieses Spital führte, wo ohne allen Unterschied kranke Bürger und kranke Soldaten mit gleicher Sorgfalt geheilt werden, hatte ich oft Gelegenheit, die Hingebung dieser edlen Frauen zu bewundern, unter denen ich besonders ein schönes achtzehnjähriges Mädchen bemerkte, das sich diesem Beruf auf Lebenszeit gewidmet, weil ihr Geliebter, ein Rittmeister der Chasseurs a cheval, in dem letzten Feldzug geblieben war. Nur über einen Umstand führten die Kranken dieses Hospitals Beschwerde, nämlich über die zu große Frömmigkeit der Schwestern, weil sie fast in jeder Stunde der Nacht an dem sich an dem Ende jedes Saales befindenden Altar laut beteten, und so die Kranken in ihrem Schlaf störten. Dagegen gaben sie ihnen auf Verlangen gerne Confitüren, eingemachte Früchte und andere den Kranken unschädliche Leckereien, wenn es die Aerzte nicht verboten, und ich selbst ließ mir bei einem Besuch von der erwähnten hübschen „ma soeur“ so ein Confitürenbrod geben, das mir trefflich mundete. Daß die syphilitischen Kranken von ihnen nicht verpflegt werden, die in einem abgesonderten Lokal liegen, versteht sich von selbst.

Montpellier hat eine ansehnliche öffentliche Bibliothek, die sehr

viel seltene Werke und Manuscripte enthält; unter den letztern befindet sich eine Sammlung von Handschriften und Briefen der Königin Christine von Schweden, die ein reicher Franzose in Italien kaufte und dieser Bibliothek schenkte: sie ist in zwanzig ziemlich dicke Quartbände gebunden. Ihre Majestät haben viel geschrieben.

Die Hauptkirche der Stadt ist die des St. Pierre, welche in architektonischer Hinsicht gerade kein Wunderwerk ist, aber ein schönes Gemälde, Simon den Zauberer vorstellend, der überhaupt im südlichen Frankreich noch eine große Rolle spielt, enthält. Das Theater ist nicht sehr groß, aber elegant, und hat eine gute Einrichtung, auch die Maschinerien waren in ordentlichem Zustand, so daß man die größten Opern und Ballette mit Erfolg aufführen konnte; die Dekorationen waren zum Theil trefflich gemalt, das Personale, wie gesagt, nicht schlecht, und drei Damen desselben, Demoif. Verteuil, Demoif. Kloster und Mad. Lobet, ausgezeichnet; die erstere verursachte mir große Fatalitäten, wie wir bald sehen werden.

Die besuchtesten Spaziergänge sind der schon beschriebene Peyron, der aber trotz seiner Schönheit, im Winter der vielen hier sehr heftig wehenden Winde, und im Sommer der großen Hitze wegen, der er ausgesetzt ist, da er fast keinen Schatten bietet, wenig frequentirt wird: desto mehr aber die Esplanade, die am untern Theil der Stadt liegt und deren hohe und dichte Bäume gegen Wind und Sonne schützen; sie diente uns des Morgens zum Exercierplatz. Mitten auf derselben, gerade der Citadelle gegenüber, war ein schönes geräumiges Zelt aufgeschlagen, in welchem alle mögliche Erfrischungen zu haben waren. Viele der Fremden, die wegen dem trefflichen milden Klima und ihrer Gesundheit hierher kommen, namentlich Deutsche, Engländer und andere Nordländer, klagen über Mangel an Geselligkeit der Einwohner, jedoch mit Unrecht, denn sie sind meistens selbst Schuld daran wenn man ihren Umgang meidet, namentlich die steifen hölzernen Engländer, die für ihre Paar Guineen ungeheure Prätentionen machen, und die Deutschen, die sich durchaus nicht in französische Sitten und Gebräuche finden können und schicken wollen; die Spanier und Italiäner befinden sich hier sehr wohl, denn sie nehmen schnell die hiesige Lebensweise an. Man muß überall mit den Leuten zu leben wissen, wenn man sich gefallen will. Wenn aber der Dichter Roucher von dem schönen Geschlecht zu Montpellier sagt, daß es wahrhaft bezaubernd sey, die feurigsten Augen, die verführerischste

Sprache habe, ganz zur Liebe geschaffen, so kann ich ihm nur dann beipflichten wenn er von der gebildeten Classe spricht; die Weiber aus den niedern Ständen aber sind so zügellos roh, daß ihr Umgang ekelerregend wird, und mehr als einmal sah ich ganze Haufen derselben sich förmliche Schlachten in den Straßen liefern, wobei sie unter einem Hagel von Steinwürfen sich gegenseitig mit den furchtbarsten Schimpfwörtern beehrten und gleich Furien heulten und grimmassirten, zuletzt mischten sich noch die Männer in den Kampf, der immer ein blutiges Ende nahm, bevor noch die bewaffnete Macht einschreiten konnte. Das Volk in ganz Languedoc und der Provence ist überhaupt grenzenlos roh, streit- und händelsüchtig, und auf die Drohung folgt gewöhnlich auch gleich die Ausführung derselben.

Als Montpellier noch ein kleiner Weiler war, flüchteten sich mehrere Einwohner der Stadt Magellone, die Carl Martel den Saracenen wieder entriß, hierher, und da sich der Ort vergrößerte, wurde ein Herr von Guy oder Guillaume Besitzer desselben und der Stammvater der Grafen von Montpellier, die sämmtlich den Namen Guillaume führten. Während den unruhigen Kriegen in Languedoc machte Montpellier den Königen von Frankreich viel zu schaffen.

Die feinsten Liqueure und Parfümerien Frankreichs werden hier fabricirt, mit denen man nicht selten Geschenke an auswärtige Souveräne und bedeutenden Handel macht, sowie mit spanischen und Languedoker Weinen, die wegen ihrem Feuer vins chauds genannt werden, namentlich der vin blanc Picardon. Der Hafen Montpelliers ist die fünf Stunden entfernte Stadt Cette, wo viele Häuser von hier, Nimes und Avignon ihre Niederlagen haben; was jedoch in das Innere von Frankreich bestimmt ist, wird auf dem großen Kanal von Languedoc fortgeschafft.

Ich hatte gleich in den ersten Tagen dem Fürsten N. meine unterthänigste Aufwartung gemacht und wurde nicht nur sehr gnädig von demselben empfangen, sondern er geruhte mich auch zu versichern, daß er jeden Tag mein Offizierspatent, mit denen von noch einigen andern Cadetten von Paris erwarte, wo er uns bei dem Kriegsminister zu Unter-Lieutenants vorgeschlagen und auch dessen Zusage erhalten habe; ich dankte gehorsamst für diese Mittheilung und überließ mich der frohen Hoffnung, nun bald der mir oft lästigen Sergeantendienste los zu werden. In meiner

Wohnung war ich unterdessen völlig der Hahn im Korb geworden und schon nach einem zweiten Souper ruhte die verheirathete Schwester auf meinen Knien und tändelte in meinen Armen, so daß uns die ledige scherzend zurief: «moulerez vous! — mais il ne me laisse pas, que veux tu que je fasse? — antwortete die Schwester, und ich setzte hinzu: «me laisser faire,» und elle se laissa faire. — Von jetzt an war ich der Herr vom Hause.

Froh, wieder in einer Stadt zu seyn wo sich ein Theater befand, versäumte ich nicht leicht eine Vorstellung, und besuchte diese oft in Gesellschaft meiner beiden Hausdamen; aber bald interessirte mich die hübsche Verteuil weit mehr als diese, so daß ich, noch lieber den Proben als den Vorstellungen, und diesen jetzt fast immer nur hinter den Coulissen beiwohnte. Vermittelst einiger kleinen Geschenke und artiger Galanterien, vielleicht auch weil man mich für reich hielt, stand ich bald auf einem sehr vertrauten Fuß mit der liebenswürdigen Actrice und brachte manche Stunde in ihrer und der andern Theaterprinzessinnen Gesellschaft zu. Aufrichtig gestanden, habe ich in meinem ganzen Leben die Erfahrung gemacht, daß der Umgang und die Gesellschaft von Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen, die in der Regel nicht ohne Geist, Witz und Verstand und mit der muntersten Laune begabt sind, das Unterhaltendste von der Welt, während die vornehme Welt und sogenannte gute Gesellschaft zugleich auch die zum Einschlafen langweiligste ist, weßhalb ich den Umgang mit hübschen Actricen, wo deren waren, allem andern vorzog; doch hat er auch seine unangenehme und etwas kostspielige Seite und kann nach Umständen gefährlich werden und viel Unheil anrichten, wie ich mehrmals die Erfahrung machte und wir sogleich sehen werden. — Mlle. Verteuil hatte zu meinem Unstern auch wieder Gnade bei Sr. Durchlaucht unserm Regimentschef gefunden, den sie ebenfalls nicht verschmähte, wovon ich aber eben so wenig wußte als der Fürst mein Verhältniß mit ihr ahnte. Eines Abends, nachdem ich mich nach dem Theater noch eine gute Weile mit einem alten pensionirten General aus der Zeit Ludwig XVI. in dem Zelt der Esplanade unterhalten und die Erzählung von dessen Abenteuern, die er in seiner Jugend in Deutschland, namentlich am Hof des Vaters unsers Fürsten Y. mit einer Prinzessin, dessen Tante, gehabt, geduldig zugehört hatte, fiel es mir nach 10 Uhr ein, der Verteuil noch einen Besuch en passant zu machen: sie wohnte ebenfalls in der Nähe

des Theaters. Ich wurde aber nicht von ihr erwartet, da wir in dem Theater davon gesprochen hatten, daß ich heute nicht kommen würde, weil sie über Kopfweh und Unwohlseyn klagte, was öfters der Fall war. Ich fand die Hausthüre offen, schlich mich leise die Treppe hinauf, öffnete eben so leise die Zimmerthüre meiner Prinzessin und fand Seine Durchlaucht den Fürsten Y. halb entkleidet auf einer Ottomane ausgestreckt liegen; die Verteuil, mich sogleich erblickend, schrie: »ah mon dieu qui vient si tard?« — Mit den Worten: »mille pardon je me suis trompé,« schlug ich die Thüre wieder zu und eilte von dannen und zur Kloster, der ich lachend mein Abenteuer erzählte, worauf mir diese versetzte: »mais comment vous ne saviez donc pas qu'elle est entretenue par son Altesse.« — Ma foi non. — Ich tröstete mich, ein Glas Punsch mit der Kloster trinkend, die, wie auch ihr Name andeutete, deutschen Ursprungs war, jedoch kein Wort deutsch verstand, und nahm mir vor, die Verteuil nicht wieder zu besuchen, denn ich dankte für die Ehre, auch »da mit dem Fürsten zu theilen, wo er noch unter den Menschen hinunterkriecht,« wie Schiller sagt. Indessen war mir doch nicht so ganz wohl bei der Sache, und die Folge zeigte nur zu sehr, daß meine Furcht nicht ungegründet war, denn Fürst Y. warf jetzt einen unverdienten Haß auf mich und sah mich schon den andern Tag auf der Parade, der die Cadetten jedesmal, auf dem linken Flügel der Offiziere stehend, beiwohnen mußten, einigemal von der Seite mit einem zürnenden Blick an, während er sonst selten an mir vorüberging ohne ein Paar freundliche Worte an mich zu richten, er sprach diesmal mit dem neben mir stehenden jungen Prinzen Santa-Croce, der seit Kurzem als Cadet in das Regiment getreten war, ohne mich nur eines Blickes zu würdigen. — Noch denselben Tag erließ er eine Ordre du jour, welche den Cadetten auf das strengste befahl, sich zu allen Appellen in den Kasernen einzufinden, und daß bei Contreappellen deren Anwesenheit in den Quartieren verificirt werden solle; zugleich fügte er noch hinzu, daß sich die Herren Offiziere, so wie die Cadetten, nicht mehr unterfangen sollten, die Bühne während den Vorstellungen zu besuchen, wie er sehr mißfällig wahrgenommen, daß dieses stattgefunden. Außer mir und Sr. Durchlaucht wußte schwerlich Jemand, wodurch dieser Tagesbefehl hervorgerufen worden war, und wir schwiegen beide weislich. Der Prinz St Croce, den man trotz diesen Befehlen eines Abends hinter den Coulissen erblickte,

erhielt sogleich 8 Tage strengen Arrest. Fürst N. hätte dies Alles nicht nöthig gehabt, denn ich kam ihm nicht mehr in's Gehege, ob mir gleich die Verteuil ein halbes Dutzend parfümirter Entschuldigungs- und Einladungsschreiben auf Rosapapier zusandte. Ich hielt mich an die Klöster.

Auf dem Landhaus des Herrn Gayral, wohin ich sehr oft eingeladen wurde, hatte ich unterdessen auch die Bekanntschaft einer sehr artigen Kaufmannsfrau, der Madame Cauchin, gemacht, die mich, so wie ihr Mann einlud, sie doch bisweilen zu besuchen, und mir sogar ihre Loge im Theater zur Disposition stellte. In diesem Haus brachte ich von jetzt an manche hochvergnügte Stunde zu. Ueberhaupt war bis dahin das Leben in Montpellier ein wahres Götterleben für uns gewesen, und es fehlte uns an Vergnügungen und Zerstreuungen nicht. Barras, der auf Befehl Napoleons 100 Lieues von Paris entfernt leben mußte und sich damals hier aufhielt, gab mehrmals große Soiréen, zu denen er das ganze Offizierkorps des Regiments einlud, und die sehr glänzend waren, da sich die haute volée und die ersten Schönheiten der Stadt hier vereinigt einfanden. Ein großes Fest aber war die Fahnenweihe unsers Regiments, dessen Bataillone hier ihre Fahnen erhielten, deren reich mit Gold gestickte Cravatten ein Geschenk der Kaiserin Josephine waren, wie die Inschrift mit goldnen Buchstaben besagte. Nach der großen Parade, bei welcher die Fahnen den Bataillonen und den dazu bestimmten Trägern, nachdem sie in der Peterskirche von dem Bischof unter Gewehrsalven eingeweiht worden waren, eingehändigt wurden, fand ein großes Diner und am Abend ein Ball auf Kosten des Offizierkorps statt, zu dem alle Notabilitäten von Montpellier eingeladen waren, und der bis zum Grauen des Tages währte. — Wir hatten nun unsere Vereinigungszeichen, aber es waren bunte seidene Lappen, statt Adlern, wie sie die französischen Linienregimenter hatten; wahrscheinlich hielt uns Napoleon seiner Adler nicht werth und wir mußten uns mit Latour-d'Auvergne und andern sogenannten Fremdenregimentern trösten, denen es nicht besser erging.

Im Theater hatte man seit einiger Zeit bei jeder Vorstellung drei sehr hübsche Mädchen in einer Loge des ersten Ranges bemerkt, welche immer in der elegantesten Toilette nach der neuesten Pariser Mode gekleidet erschienen und aller Augen, namentlich auch die unsers Großmajors Tmeara, eines Irländers, auf sich zogen.

Diese Damen gaben sich für Pariserinnen aus, welchen das herrliche Klima Montpelliers von den Aerzten verordnet worden, ihre etwas angegriffene Gesundheit wieder völlig herzustellen; sie spielten übrigens die Spröden, waren sehr zurückhaltend und gaben namentlich Subaltern-Offizieren und andern Herren, die sich bemühten ihre Bekanntschaft zu machen, kein Gehör. Man sprach viel von der strengen Tugend dieser Demoiselles, die einer der ersten Familien der Hauptstadt angehören sollten, prächtig aber eingezogen mit einer ältern Gouvernante in einem eleganten Gartenhaus wohnten, keine Gesellschaft frequentirten, auch eine Einladung auf unsern Fahnenball zurückgewiesen hatten. Bald jedoch flüsterte man sich in die Ohren, daß sie unser Grosmajor mit nächtlichen Besuchen beehre, andere sagten, es sey der Fürst selbst, der sich um die elfte Stunde Nachts zu ihnen schleiche, und nun liefen allerlei mysteriöse Gerüchte auf Rechnung dieser Damen um, die das Gespräch der ganzen Stadt waren, bis endlich der Zufall das geheimnißvolle Wesen derselben an den Tag brachte. — Ein Schauspieler vom französischen Theater zu Paris, der nach Montpellier gekommen war, um hier Gastrollen zu geben, erkannte gleich zwei derselben, als zwar sehr schöne aber auch sehr kommune Nymphen des Palais-Royals in Paris. Jetzt war ihre Rolle ausgespielt, und als sie wieder in ihre Loge traten, zischte und pfiff man so lange bis sie sich entfernt hatten, was sie erst dann thaten als der Tumult aufs höchste gestiegen war. Schon am andern Tage waren sie aus Montpellier verschwunden. Es war nun gewiß, daß sie den Fürsten Y., den Grosmajor Omeara und einige reiche Gimpel in ihr Netz zu ziehen gewußt und ihnen tüchtig die Federn gerupft hatten. Man lachte viel über diese Avantüre, denn wer den Schaden hat, darf ja für den Spott nicht sorgen. Dies war nicht die einzige Unannehmlichkeit, die dem Fürsten hier widerfuhr, eine weit größere stand ihm noch bevor. Der General, Commandant zu Montpellier, Namens Quesnel, der die 9te Division befehligte, war ein alter Soldat, der von der Pique auf gedient hatte und seinen hohen Grad einzig seinem Muth und seinen Verdiensten verdankte, war sehr unzufrieden mit der Art wie im Regiment Y. der Dienst versehen wurde, so wie auch mit den Manoeuvres bei dem Exercieren, weßhalb er uns jeden Tag ausrücken ließ und den Uebungen selbst beiwohnte. Eines Tages kam, als das Regiment manövrirte, Fürst Y. in einer mit vier Pferden

bespannten Kaleiche in Begleitung zweier Damen auf dem Exercierplatz angefahren, wo er aus seinem Wagen den Uebungen bequem mit zusah; dies wurmte den alten General, der einen Adjutanten an ihn abschickte mit dem Befehl, der Herr Oberst möge die Güte haben, ihm sein Regiment vorzuführen und dasselbe selbst kommandiren. Fürst Y. mußte nun wohl oder übel aussteigen, und da er kein Reitpferd bei der Hand hatte, das Regiment zu Fuß anführen. Er hatte von Natur eine unangenehme und gellende Stimme ohne Kraft und Ausdruck beim Commando, so daß man ihn bisweilen nicht recht verstand, wodurch dann Irrthümer entstanden; auch war er nichts weniger als kapitelfest in den Evolutionen, und ärgerlich, so zu sagen, jetzt par ordre du Mufti kommandiren zu müssen, verlor er ganz die Geistesgegenwart und machte einige arge Verstöße, die der General aber nicht sogleich inne ward, weil er das deutsche Commando nicht verstand; bald aber sah er doch ein, daß die Fehler vom kommandirenden Oberst ausgehen müßten und stellte diesen deßhalb zur Rede. Fürst Y. replicirte etwas unbesonnen, worauf Quconel ein französisches Donnerwetter losließ, ihm zu schweigen gebot, und da er dies nicht sogleich befolgte, ihm befahl, sich auf der Stelle in Arrest zu verfügen. Se. Durchlaucht wurden nun blaß, wollten mehrmals etwas entgegnen, aber der General drohte ihm, glühend roth, daß wenn er nicht sogleich ginge, er ihn par la force armée, d. h. mit der Wache abführen lassen werde. Hier blieb nun nichts anders übrig als Ordre zu pariren, wollte man sich nicht noch größeren Fatalitäten aussetzen und wohl gar ein Kriegsgericht passiren sehen. Mit dem Ausruf: dies einem souveränen Fürsten! entfernte sich Y. zu Fuß, um 8 Tage strengen Zimmerarrest anzutreten, und die in dem Wagen sitzenden Damen, die dem ganzen Skandal beigewohnt hatten, fuhren ganz verstimmt und unter dem Hohnlachen der Soldaten in dem vierspännigen fürstlichen Wappenwagen vom Exercierplatz heim. Als die Zeit des Arrests um war, stellte sich Y. noch mehrere Tage krank, mußte aber endlich dennoch in den sauern Apfel beißen, dem bösen General aufzuwarten, um sich zu melden, den er zu seiner großen Freude seinerseits an einem Halsgeschwür wirklich krank darnieder liegend fand.

Der Fürst erschien nun wieder bei der Parade, wo er aber gleich das Erstemal noch eine Fatalität anderer Art hatte. Es fanden sich bei derselben jedesmal eine Menge Zuschauer, meistens

aus den untern Classen des Volks, ein, hauptsächlich um der Musik zuzuhören; diese Leute drängten sich aber oft so unverschämt dicht an die aufziehende Wachtmannschaft heran, daß dieser kaum mehr Raum zum Abschwenken mit Pelotons übrig blieb. Der die Wachtparade kommandirende Bataillonschef, ein gewisser Brüge, ein Elsäßer, wollte das Volk mit Schreien und Schimpfen zurückgehen machen, man lachte ihm aber in's Gesicht und drang noch frecher vor. Brüge ließ nun mit Sektionen abschwenken, so daß die Soldaten rasch in die Haufen drangen, die nicht schnell genug zurückweichen konnten, und Brüge rief ihnen dabei noch auf deutsch zu: »tretet die Hundsfötter, die nicht weichen, nieder!« so daß es beinahe zu einem Handgemenge zwischen den Soldaten und dem hier so bösartigen Volk gekommen wäre, aus dem mehrere der Keckſten vortraten und den kommandirenden Offizier förmlich herausforderten. Glücklicherweise trat Türet hinzu, der so ziemlich das Patois dieser Menschen sprach und dem es gelang, die fatale Sache friedlich beizulegen. Aber der General, dem der Vorfall rapportirt wurde, ließ dem Fürsten abermals einen Verweis zukommen und schickte den Bataillonschef Brüge vier Tage in Arrest.

In meiner Wohnung lebte ich indessen ganz behaglich, ich hatte auch die Kost bei den Damen, und wir führten mit noch einigen andern Bekannten derselben bisweilen kleine französische Lustspiele und Vaudevilles im Gartensalon, aber möglichst geheim auf, wobei nur wenige Eingeweihte als Zuschauer zugelassen wurden. Ich fand dies um so nöthiger, da Fürst N. früher einmal bei der Parade zu mir gesagt hatte: nun, wie steht's mit unserm Theater, werden Sie bald wieder etwas zum Besten geben? Sie können auch nächstens wieder Ihre Vorlesungen bei mir beginnen; worauf ich erwiedert hatte: »Durchlaucht, ich stehe zu Befehl;« nach dem Vorfall mit der Verteuil war aber von dem allem keine Rede mehr, ob ich gleich überzeugt war, daß mich Fürst N. während seinem Arrest und seiner wirklichen oder fingirten Krankheit gerne wieder zum Vorlesen gehabt hätte.

So lebte ich denn noch einige Zeit so ziemlich sorglos und unbekümmert, obgleich in Ungnade gefallen, in den Tag hinein, versah meinen Dienst, bezahlte aber meine meisten Wachen, ausgenommen die, welche mich an den Justizpallast kommandirten, wo ich mich amüsirte, weil ich dann immer den öffentlichen Verhandlungen der Tribunale beiwohnte, die oft im höchsten Grad unter-

haltend und komisch waren, besonders wenn sie Ehestandszwistigkeiten, Liebesintriguen ꝛc. betrafen, wo dann jedesmal die Frauen die große Mehrzahl des Auditoriums ausmachten, und sich desto besser unterhielten, je größer der Skandal war, auch ihre Gesichter eine ungeheure Heiterkeit überzog. Aber bald wurde ich durch ein Ungewitter, das sich über meinem Haupt zusammenzog und plötzlich losbrach, an dem ich freilich zum Theil selbst große Schuld trug, aus meinem Schlaraffenleben aufgeschreckt. Ein berühmter Sänger von der Academie imperial in Paris gastirte hier, und so lange er weilte, wurden nur Opern aufgeführt, während das Schauspiel unterdessen Vorstellungen zu Cette gab. Se. Durchlaucht war noch immer mit der Verteuil liirt, während ich jetzt einer jungen, aber recht hübschen Novize, die sich erst seit Kurzem Thaliens Dienst gewidmet, den Hof machte. Demoiselle Angely hatte ein allerliebstes Stumpfnäschen à la Roxellane, war dabei ein sehr ausgelassenes, wildes und naseweißes Ding, das seine Launen hatte, die Spröde spielte, aber für die Soubretten im Lustspiel ganz geschaffen war. Wenn ich glaubte, sie endlich ganz gewiß fest zu halten, war sie mir wieder entschlüpft, und schon öfters hatte ich bis Mitternacht bei ihr zugebracht, ohne etwas mehr als einige Küsse, und diese nur sparsam, erlangen zu können. Jedesmal ging ich verdrießlich mit leeren Versprechungen, die sie mir nebst einem Kuß beim Abschied für den folgenden Abend gab, und nie hielt, von ihr weg, mir vornehmend, das eigensinnige Mädchen ganz aufzugeben; diesen Vorsatz führte ich auch immer mit großer Festigkeit bis zum nächsten Abend aus,, wo ich dann wieder das alte Spiel von Neuem mit eben so geringem Erfolg begann, mich über mich selbst ärgernd, eine solche Schmachtfahne geworden zu seyn, und mich obendrein noch so an der Nase herumführen zu lassen. Endlich versprach mir Brigitte Angely, im Begriff auf mehrere Tage mit dem Schauspiel nach Cette zu fahren, daß, wenn ich sie dort besuchen wolle, sie mich gewiß erhören würde. Da ich ihr nicht traute, so sagte ich sehr ernst: „Ich will nicht hoffen, daß Sie mich wieder zum Besten haben und mich vergeblich nach Cette sprengen wollen, was böses Blut setzen könnte.“ Mit einem, durch einen feurigen Kuß besiegelten: „Nein, gewiß nicht!“ betheuerte sie dieses, und ich dachte, es ist eine von den närrischen Launen des Mädchens, daß sie mich nur in Cette und nicht in Montpellier beglücken wolle, warum? das

mögen die Götter wissen, und versprach ihr schon den kommenden Tag zu folgen. Nach der Parade bat ich meinen Capitain um zwei Tage Urlaub, die er mir auch gewährte, doch dabei bemerkte, daß es auch der Einwilligung des Fürsten bedürfe, wie ich wohl wisse, die er aber selbst einholen wolle. Se. Durchlaucht lagen aber gerade diesen Tag wieder an ihrem alten Uebel, dem Podagra, darnieder, St. Jüste wurde nicht vorgelassen, hatte mein Anliegen dem Kammerdiener mitgetheilt, der ihm die Antwort brachte: der Fürst könne sich in diesem Augenblick nicht mit Dienstsachen befassen, er würde später darüber Bescheid geben. Am folgenden Tage, an dem ich Brigitten nach Cette zu kommen versprochen, war noch nichts entschieden, der Fürst kam nicht zur Parade, ich hatte mir schon ein Pferd gemiethet, bat meinen Sergeant-Major, daß wenn ich bei der Appelle fehlen würde, er sagen möge, daß ich mich krank gemeldet habe, was er mir versprach. Ich ritt nun in gestrecktem Trabe nach Cette, wo ich jetzt das Meer in seiner unendlich scheinenden Unermeßlichkeit zum Erstenmal ganz in der Nähe bewunderte und dann die Angely aufsuchte, die zu meinem Erstaunen sich mit der Verteuil in derselben Wohnung, und zwar so eingemiethet hatte, daß beide in demselben Zimmer schliefen, worüber ich ihr während der Vorstellung Vorwürfe hinter den Coulissen machte, die sie aber mit einem: «was thut das, lassen Sie mich nur machen,» beantwortete. Wir soupirten nun a trois, die Verteuil schien von der besten Laune beseelt, welche spanische Feuerweine noch vermehrten, und machte Witze auf Kosten des Fürsten Y. Nach dem Souper schlug sie vor, die herrliche stille Mondnacht zu einer kleinen Spazierfahrt auf der See zu benutzen, was mir, der ich noch nie auf dem Meer gefahren, ganz willkommen war. Wir suchten einen Schiffer an dem Hafen auf, der uns mit einem Gehülfen in die gerade ganz spiegelglatte See, wie sie nur am mittelländischen Meer zu finden ist, und in welcher die silbernen Mondstrahlen sich herrlich spiegelten, eine ziemliche Strecke fuhr. Die ganze Natur war so still und ruhig, daß es uns schien, als seyen wir die einzigen lebenden Wesen in derselben, man hörte kein anderes Geräusch als das Niederschlagen der beiden Ruder unserer Barke. Brigitte wurde ganz gegen ihre Gewohnheit ernst und stille, sprach wenig, seufzte sogar bisweilen, und schmiegte sich fest an mich, während ich sie mit dem linken Arm umschlang. Die Verteuil lächelte etwas

ironisch und fragte die Ruderer, ob sie kein languedocisches Lied zu singen wüßten, was diese bejahten und gleich das in dieser Gegend so beliebte: **La Nisada d'amour**, das mit den Worten: „**Connonyssés la bella Liseta**“ beginnt, anstimmten. Nach einer guten halben Stunde fuhren wir wieder ans Land und begaben uns in unsere Wohnung zurück, wo sich die Verteuil in das eine Bett und die Angely in das andere, in einem Alkoven stehende verfügte, während ich mich angekleidet auf eine Ottomane warf, als aber die Lichter gelöscht waren, in den Alkoven schlich, wo man mich mit offenen Armen, jedoch ganz leise ein Bst, Bst! lispelnd, empfing. Erst als es zu spät war, erkannte ich, daß es die Verteuil war, die ich umschlungen hatte, ließ aber nicht merken daß ich den Betrug entdeckt, und schlich mich nach Mitternacht, als ich sie eingeschlafen glaubte, davon und an das andere Bett, dessen Inhalt gleichfalls schlief, und den ich mit Küssen bedeckte, auch schlaftrunken wieder geküßt ward und endlich wahrnahm, daß es — wieder die Verteuil war, die ich umarmte. Es war, wie ich nun wohl einsah, eine abgekartete Sache zwischen den beiden Damen, mich so zu foppen, aber ich nahm mir fest vor, die schelmische Brigitte dafür **a tout prix** zu bestrafen, ging gegen Morgen auf mein Zimmer, das Gemach der Actricen verschließend und den Schlüssel zu mir steckend. Angekleidet warf ich mich nun auf mein Bett, schlief bald ein und — verschlief den halben Morgen, denn ich bedurfte der Ruhe. Als ich erwachte und nach der Uhr sah, die schon zehn zeigte, fiel es mir heiß ein, daß ich eigentlich ohne Urlaub von Montpellier fort sey und mir dies einen schlimmen Handel bei der ungnädigen Stimmung des Fürsten gegen mich zuziehen könne, wenn es an den Tag käme, daß ich die Nacht in Cette zugebracht. Ich ließ also eilig mein Pferd satteln, und jagte, ohne Abschied von den noch Eingesperrten zu nehmen und den Schlüssel ihres Gemachs bei mir behaltend, **ventre à terre** nach Montpellier, um wo möglich noch zu rechter Zeit zur Parade einzutreffen; aber ich hatte mich verrechnet, der elende Miethgaul hielt das tolle Rennen nicht aus, und stürzte als ich noch nicht den halben Weg zurückgelegt hatte, keuchend unter mir zusammen. Ich raffte mich und dann die Mähre nicht ohne große Mühe auf, führte sie im langsamen Schritt, jeden Augenblick fürchtend daß sie auf der Stelle liegen bleiben würde, bis zum nächsten Dorf, wo ich mir so schnell als möglich einen Karren verschaffte und auf

diesem den Rest des Wegs, wenn auch **a force des pour-boires**, ziemlich rasch, doch immer noch viel zu langsam zurücklegte, denn als ich zu Montpellier ankam, war die Parade längst vorüber, und alle Donner waren gegen mich losgelassen; der erboste Fürst wähnte nicht anders, als ich sey der Verteuil zu Gefallen nach Cette, weßhalb er auch St. Jüste so abfertigen ließ, als dieser Urlaub für mich begehrte, und Fürst N. hatte wenigstens in so fern recht, daß sie ganz gegen meinen Willen und mein Wissen in meinen Armen eine Untreue gegen ihn beging. Als ich in meiner Wohnung ankam, erfuhr ich von meinen Wirthinnen, daß schon dreimal ein Unteroffizier nach mir gefragt und zuletzt mein Capitain selbst gekommen sey, sich nach mir zu erkundigen, und daß er, als man ihm gesagt, daß man mich seit dem gestrigen Mittag nicht gesehen, geäußert habe: das wird eine saubere Geschichte werden. Dies waren böse Omen; ich ging nun sogleich in die Kaserne zu meinem Sergeant-Major, von dem ich erfuhr, daß er Ordre habe, mich sofort nach meiner Ankunft in den **Salle de police** der Unteroffiziere zu bringen, was er auch vollzog, und wohin ich ihm, meinen Degen abschnallend, ganz geduldig folgte. Ich traf dort ein halbes Dutzend Kameraden, unter denen noch zwei Cadetten für Disciplinarvergehen verhaftet waren, welchen ich sogleich die **bien venue** spenden mußte. Bald darauf erschien auch mein Capitain, der mich bei Seite nahm und mir verkündete, der Fürst sey im höchsten Grad aufgebracht gegen mich, denn er wisse, daß ich ohne Urlaub mit der Verteuil nach Cette gefahren, daß ich bei den Appellen und der Parade gefehlt, und mich habe krank melden lassen, während ich des **parties de plaisir** mit Actricen ausgeführt, und ich müsse mich auf seinen ganzen Zorn gefaßt machen, was ich in der Erwartung der Dinge die da kommen würden, that. Am andern Morgen brachte mir der Fourrier der **Compagnie** das Ordrebuch, in welchem ich las: »Der Cadet Fröhlich ist seines Grades als Sergeant verlustig und bis auf weitere Ordre wegen 24 stündiger unerlaubter Entfernung aus der Garnison und Dienstvernachlässigung in strengem Arrest zu behalten.« Wäre ich noch zur Parade eingetroffen, so hätte der Fürst von meiner Abwesenheit nichts erfahren, aber als ich da fehlte, schickte er ein- über das anderemal in mein Quartier. Ist der Teufel einmal los, so ist er es auch gewöhnlich in allen Ecken. Jetzt meldete sich auch der Eigenthümer des Pferdes, das ich gemiethet hatte, und das ihm

der Bauer zugeführt, dem ich diesen Auftrag nebst 6 Livres gegeben, und verlangte nicht weniger als 600 Franken für den Gaul, den man ihm ganz unbrauchbar und halbtodt zurückgebracht habe. Er war zu meinem Capitain gegangen, der mir rieth, die Sache gütlich mit ihm abzumachen, damit das Feuer nicht noch mehr geschürt würde; ich schrieb nun an die Herren Michel und Gavral, an die ich empfohlen war, dieselben bittend, diese Sache aufs Beste zu arrangiren, und sie fanden sich mit der Hälfte der Summe, die er gefordert hatte, mit 300 Franken, mit dem Spitzbuben ab, das Pferd war keine 100 werth. Aber was noch das Aergste war: der Fürst schrieb, oder ließ an meine Eltern schreiben, und malte diesen ein schreckliches Bild von meiner Aufführung aus, machte ihnen Vorwürfe, daß sie mir so viel Geld zukommen ließen, denn ich verthue dreimal mehr als die Gage eines Capitains erster Klasse betrage, meine Conduite sey dabei abscheulich (nicht abscheulicher war sie als die Sr. Durchlaucht selbst, oder noch viel weniger abscheulich), ich versäume den Dienst u. s. w. Hierauf erhielt ich sehr bald ein nicht minder fulminantes Schreiben von Haus, in dem man mir mein Betragen vorwarf und mir ankündigte, ich habe mich in Zukunft mit der mir bewilligten Zulage von 100 Franken monatlich zu begnügen und man werde Ordre an die Banquiers geben, daß mir keiner etwas darüber auszahlen dürfe, ich solle mein ausschweifendes Leben einstellen, sonst würde man ganz seine Hand von mir abziehen u. s. w. In Frankfurt hatte man die Sache noch weit mehr ausgeschmückt und vergrößert, da war ich kassirt und Gott weiß was alles werden, während das Abnehmen eines Unteroffizier-Grades, oder Zurücksetzung um einen Grad, oder Suspension eine sehr gewöhnliche Disciplinarstrafe bei den Franzosen, und besonders in unserm Regiment war, wo dies oft sogar von den Capitains, oder doch auf deren Antrag geschah. Ich beantwortete den Brief meines Vaters so gut ich vermochte, ihm die Sache mit Auslassung gewisser Punkte auseinandersetzend. Vierzehn Tage waren schon beinahe verflossen und ich noch immer im Arrest, ohne zu wissen was am Ende daraus werden solle, Fürst N. war bereits wieder nach Paris und von da mit Urlaub nach Deutschland gereist, und das Regiment sollte ihn nicht wieder zu sehen bekommen, als eines Morgens mein Bataillonschef Düret in das Arrestzimmer trat und mich mit lachender Miene fragte: eh bien en avez vous assez? Ein Seufzer war meine Ant-

wert. Er nahm nun ein Papier aus einem Portefeuille und übergab es mir mit den Worten: „tenez lisez, cela vous consolera.“ Ich öffnete es, es war meine Ernennung zum Unterlieutenant, die ich mit Staunen las. Sie können von Glück sagen, fuhr Düret fort, denn wären Sie nicht schon vor einigen Monaten vom Fürsten vorgeschlagen worden, jetzt würde es sicher nicht so bald geschehen. Diese Nachricht erfüllte mich auf einmal wieder mit Freude und frohen Hoffnungen, ich verließ mit Düret den Salle de police, war frei und Offizier nach wenig Monaten Dienst, und eilte in meine Wohnung, wo mich meine hübschen Wirthinnen recht freundlich ermahnend empfingen, indem sie sagten: dies sind die Folgen wenn man das mauvais sujet mit Actricen macht. Ich schrieb jetzt schnell die gute Nachricht nach Haus, ließ mir ein Paar Epaulettes von dem Capitaine d'Habillement geben, und den andern Tag rückte das Regiment aus, dem ich mit noch vier andern Cadetten, unter denen auch Prinz Santa-Croce, die ebenfalls zu Offizieren avancirt waren: **au nom de S. M. l'Empereur et roi Napoleon I. (et dernier)** unter dem Wirbeln der Tambours und dem klingenden Spiel der Musik als Offizier vorgestellt, von dem Bataillonschef und meinen Kameraden umarmt wurde; ich wähnte nun einen Riesenschritt zum Marschallsstab gethan zu haben. Omeara, der nach der Abreise des Fürsten die Funktionen des Obersten versah, lud uns zu einem Diner ein, eben so General Quesnel, an den ich mir schon vorgenommen hatte zu schreiben, um ihn um Befreiung aus meinem Arrest zu bitten, aber so war es besser. Auch die beiden Damen, die an der ganzen Geschichte schuld waren, suchte ich gleich auf, um mich ihnen als Offizier zu präsentiren, wurde aber von diesen mit Vorwürfen empfangen, weil ich sie eingesperrt, ohne Abschied verlassen und sogar den Zimmerschlüssel mitgenommen habe, weßhalb sie die Probe versäumt und einen Schlosser hätten müssen kommen lassen, sie zu befreien; es sey mir daher ganz recht geschehen, daß ich gestraft worden, denn auch sie hätten wegen der Versäumniß Strafe zahlen müssen. Ich aber stopfte Brigitten den Mund mit Küssen, sagte ihr, daß sie wohl wissen müsse, daß sie noch in großer Schuld bei mir stünde, und ich auf Berichtigung dränge. Alle ausgestandenen Leiden waren jetzt rein vergessen, aber das lange Einsetzen ohne Bewegung hatte doch meine Gesundheit angegriffen und ich machte

eine nicht ganz unbedeutende Krankheit durch, während welcher mich meine gutmüthigen Wirthinnen recht sorgsam pflegten.

Kaum war ich genesen, erhielt das Regiment Marschordre, und zwar so, daß das erste und zweite Bataillon nach Toulon und die beiden andern nach Marseille gewiesen wurden. Den Tag vor unserm Abmarsch erreichte ich noch meinen Zweck bei der Angely halb durch Ueberrumpelung, halb durch Ueberredung, auch sagte sie mir, daß sie bereits mit dem Direktor des Theaters zu Toulon in Unterhandlung stehe, dort ein vortheilhaftes Engagement zu erhalten hoffe, und gab mir deßhalb ein Schreiben an denselben mit, mich bittend, mich in Toulon für ihre Angelegenheit zu interessiren, was ich versprach, und vielleicht mit ein Grund ihrer endlichen Ergebung war. Den andern Morgen marschirte ich mit dem Bataillon nach Toulon ab.

Wir kamen wieder über Lünel, Nimes, bis Tarascon zurück und den vierten Tag in St. Remy an, das in einer sehr frucht- und weinreichen Gegend liegt, nur 5000 Einwohner zählt, aber unter den Römern eine bedeutendere Stadt war, welche die Vandalen im 5ten Jahrhundert zerstörten. An römischen Alterthümern fehlte es hier so wenig, wie in der ganzen Gegend, ein halb in Ruinen vor der Stadt liegender Triumphbogen, ein noch gut erhaltenes Mausoleum, 50 Fuß hoch, dessen Basreliefs meisterhaft dargestellte Schlachtstücke bilden, sind die bemerkenswerthesten, auch viele römische Münzen, Urnen ꝛc. werden fortwährend hier gefunden. St. Remy ist die Vaterstadt des berühmten Astrologen und Leibarztes Carl IX., Nostradamus, dessen Prophezeihungen noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei Galeerenstrafe und Bann verboten waren, weil er den Untergang des Papstes geweissagt hatte; aber gerade dieses vom heiligen Stuhl neuerdings ausgegangene Verbot machte die Leute wieder auf dieses Werk aufmerksam, von dem ein Exemplar sogar für 2000 Livres verkauft wurde. Von St. Remy marschirten wir in das kleine Städtchen Orgon *); die nächste Etape nach dem Städtchen Lambesk war nicht von Bedeutung, auf diese aber folgte Aix, das alte Aquae Sextia, die Wasser des Sextius Calvinus; ein römi-

*) Die Einwohner desselben waren einst so erbost auf den entthronten Kaiser Napoleon, daß sie ihn auf seiner Reise nach Elba ermorden wollten; als man ihn von dieser Stimmung unterrichtete, zog er es vor, einen Umweg zu machen, um der ihm zugedachten Behandlung zu entgehen.

cher Prokonsul, der 150 Jahre vor Christus Geburt die warmen Quellen, die er hier vorfand, zu Bädern einrichten ließ. Aix war ie erste Colonie in dem römischen Gallien. Zur Zeit Carl Mar-els wurde sie von den Arabern verwüstet, aber von den Grafen er Provence wieder hergestellt, war sie im Mittelalter deren auptstadt. Diese hielten hier einen glänzenden Hof, an dem ich die berühmtesten Troubadours befanden. Unter René, der en Titel eines Königs von Jerusalem und Sicilien führte, und 480 als Graf von Provence starb, blühten Wissenschaften und Künste aufs Höchste in Aix; er war es auch, der die hiesige so erühmte und berüchtigte Frohnleichnams-Procession einführte, von er ich weiter unten eine kurze Beschreibung liefern will. Aix annte man sonst das Athen der Provence, ist aber jetzt weit ent-rnt ein solches zu seyn; es ist der Sitz einer Unterpräfektur, hat och eine Akademie der Künste und Wissenschaften, Fakultäten der heologie und Jurisprudenz, einen botanischen Garten, eine öffent-che Bibliothek, die über 100,000 Bände und an 1000 zum Theil hr seltene Manuscripte enthält, und sich im Hôtel de Ville befindet, uch ist sie der Sitz eines Erzbischofs. Die Straßen sind meistens ön und haben zum Theil ansehnliche Gebäude; auf dem in der itte der Stadt gelegenen Circus, einer Promenade, die seit Lud-ig XIV. zu einer gewissen Celebrität gelangte, steht die Bild-ule des Königs René. Aix hat ungefähr 20,000 Einwohner nd ist die Vaterstadt Mirabeaus. Unter seinen Kirchen sind die etropole, die St. Johanniskirche und die der heiligen Magdalena e sehenswürdigsten. Die warmen Bäder dieser Stadt, welche uptsächlich von großer Wirksamkeit gegen rheumatische und vene-che Uebel seyn sollen, werden bei weitem nicht so besucht als achen oder Baden, und nur von wirklichen Kranken. Das Pro-ncer-Oel von Aix gilt als das vorzüglichste.

Eine der seltsamsten Merkwürdigkeiten dieser Stadt ist die jährliche Feier des Frohnleichnamsfestes, welche in der Art, wie begangen und die dabei stattfindende große Procession gehalten rd, noch eine Anordnung des Königs René ist, die sich aus dem ten Jahrhundert herschreibt. Die Teufel und heidnischen Gott-ten spielen dabei eine grosse Rolle. Das Ganze soll den Sieg Christenthums über das Heidenthum darstellen, dessen letzter g gekommen ist, und das vor der aufgehenden Sonne gleich Finsterniß der Nacht verschwindet. Das Fest beginnt schon

mit dem Sonntag Trinitatis und dauert mehrere Tage. Der ganze Olymp und die halbe Hölle figuriren bei diesem religiösen Mummenspiel. Ein alter Küster übernimmt gewöhnlich die Rolle des Zeus und hat einen Bündel Blitze von Goldpapier in den Händen; seine Gattin, die Frau Juno, ist ein derber Bäckersgeselle; die Venus stellt meistens ein klapperdürres Schneiderlein, und den Vulkan ein rußiger Schlosser dar; ein dicker Fleischersjunge macht den Schalk Amor und führt statt der Pfeile ein blankes Schlachtmesser; die keusche Diana ist nicht selten ein rauhbärtiger Matrose, und Mars ein invalider Krieger u. s. w. Abends gegen zehn Uhr verlassen sämmtliche Götter ihren Olymp, das heißt, das Rathhaus, auf dem sie sich versammelten, und ziehen nun beim Fackelschein mit Pauken und Trompeten, Cymbeln und Trommeln durch alle Hauptstraßen der Stadt. Diesen Götterzug verkündigt eine zu Pferde vorausreitende Fama, der Merkur, Pluto, Proserpina, Momus, Charon und die drei Höllenrichter, sämmtlich beritten, folgen; nach ihnen kommt der christliche Fürst der Finsterniß mit ein Paar Dutzend christlichen Teufeln, dann kommen Furien, Hexen, Faunen, Nymphen ꝛc., Alles durcheinander, die beim Klang der Schalmeien, Sackpfeifen und Basquen tanzen. Bacchus sitzt auf einem ungeheuern Faß, Mars und Minerva, Apoll und Diana, Vesta und Cybele ꝛc. reiten phantastisch geschmückte Rosse, während J. J. M. M. Jupiter und Juno, von der Frau Venus und ihrem Söhnchen begleitet, in einem vergoldeten, mit vielen bunten Laternen erleuchteten Wagen fahren. Die unseligen Parzen auf rabenschwarzen Thieren, und Tambourin spielende und dabei tanzende Höllengeister schließen den Zug.

Am Morgen des Frohnleichnamsfestes versammeln sich in aller Frühe die zum biblischen Zuge gehörigen Personen. Ein König, in dem Costüme wie der Kreuzkönig der Spielkarten, erscheint an der Spitze von einem Dutzend großer hochgehörnter und langgeschwänzter Teufel. Vier Teufelchen folgen, Bocksprünge machend, einem Engel, der eine gerettete Seele an der Hand führt, dann kömmt das goldene Kalb, durch eine mit Goldpapier geschmückte große Katze vorgestellt, ihm folgt ein zweigehörnter Moses mit den Gesetztafeln, Aaron, die Königin Saba und Herodes mit einem Trupp von mehr als Hundert weißgekleideten Kindern, welche von Zeit zu Zeit durch mit Keulen von Pappendeckeln oder Beilen von Blech bewaffneten, blutroth gekleideten Henkern niederge-

worfen werden und ſich dann im Koth oder Staub, nachdem das Wetter iſt, heulend und winſelnd wälzen; auch wird ſogar auf ſie geſchoſſen. Petrus, Judas, Johannes der Täufer im Schafpelz und Chriſtus unter dem Kreuz keuchend, die Schächer und Phariſäer und Pontius Pilatus fehlen nicht. Dieſen Zug, der ſich nach beendigter Meſſe aus der Hauptkirche durch die Stadt bewegt, ſchließt ein lebendig Todter, in ein Leichengewand gehüllt, eine Sanduhr auf dem Haupt und eine Rieſenſenſe von blankem Blech in der Hand. Die Teufel werden beſtändig mit Weihwaſſer beſprengt, damit ſich der wirkliche Teufel, Satanas ſelbſt, nicht unter ſie miſchen kann, wie ſich dies einmal zugetragen haben ſoll; auch einige Teufelinnen befinden ſich bei der Proceſſion, und alle ſind mit Schellen behangen. Wenn der von dem Teufel verfolgte König aus der Kirche tritt, fallen ſie über ihn her, ſtoßen und ſtechen ihn mit Miſtgabeln oder Spießen, ſeine Majeſtät ſchlägt aber mit einem großen Scepter wüthend um ſich und verſetzt den Gehörnten Eines wo und wie er kann. Auch die arme Seele hat viel von den kleinen Teufelchen zu leiden, die ſie fortwährend zu haſchen ſuchen, aber der mit einem gelbblechenen Heiligenſchein und goldenen Flügeln geſchmückte Engel nimmt ſie in Schutz, wobei er doch manchen derben Schlag von den Teufeln erwiſcht. Das ganze Feſt endigte ſich mit Spiel und Tanz; ein Teufelstanz, ein Tanz der Ausſätzigen, einer von gräßlichen Ungeheuern, halb Menſchen halb Pferde von Pappe, vermuthlich Centauren vorſtellend, werden dabei aufgeführt. Während der Revolution und der Republik (von 1790 bis 1803) unterblieben dieſe grotesken Feierlichkeiten, aber als die chriſtliche Religion wieder Mode in Frankreich ward, wurden auch ſie wieder mit erneuertem Glanz und großem Aufwand fortgeſetzt, wie ich ſpäter zu ſehen Gelegenheit hatte.

Von Aix aus nahm ich mit noch ein Paar Offizieren einen zweitägigen Urlaub, um einen Abſtecher nach Arles zu machen, wo die Eltern des einen Kameraden, der uns dazu veranlaßt und eingeladen hatte, wohnten. Wir fuhren in einer Art Poſtwagen oder großen Landkutſche, die man Patache nennt und auf der Achſe geht, dahin ab, in der wir ſo geſtoßen und gerüttelt wurden, daß ich mit ganz zerſchlagenen Gliedern in Arles ankam, wo wir von den Verwandten des Lieutenants Rimbeau ſehr artig aufgenommen wurden.

Arles, das alte Arelas und Arelat, das vor mehr als

2000 Jahren gegründet wurde, hat eine sehr ungesunde Lage, ist von Sümpfen, Moräſten und Teichen umgeben, und liegt im Departement der Rhonemündung, an dieſem Fluß. Ihre Berühmtheit verdankt ſie hauptſächlich den römiſchen Alterthümern, die ſie noch aufzuweiſen hat, und dem von Julius Cäſar erbauten Amphitheater. Ihr Name Ar-lait, in celtiſcher Sprache, bedeutet: beim Waſſer. Unter den römiſchen Kaiſern war ſie außerordentlich wichtig, und eine Zeitlang Conſtantins Reſidenz, weßhalb ſie auch Conſtantina und Julia Materna genannt wurde. Im Jahr 402, nachdem die Franken Trier genommen hatten, wurde ſie die Centralſtadt von ganz Gallien. Unter den Merovingern war ſie die Hauptſtadt der Grafſchaft Provence oder Arles. Später, 933, die des Königreichs Arelat, das aus der Provence, der Dauphiné, der Franche-Comté, dem Herzogthum Burgund und einem Theil der Schweiz beſtand, das aber nur eine kurze Dauer hatte und von dem Rudolph III., der 1032 ſtarb, der letzte König war. Von ihrem frühern Glanz, als ſie die Nebenbuhlerin von Marſeille und die Reſidenz der Beherrſcher eines mächtigen Reiches war, iſt wenig mehr übrig, die Stadt iſt traurig und ihre Straßen und Plätze ſind ſehr öde. Was mich eigentlich bewogen hatte, das Anerbieten des Lieutenants Rimbeau anzunehmen, war der Ruf der großen Schönheit, in welchem das weibliche Geſchlecht von Arles ſteht, aber ich wurde getäuſcht und erblickte keine jener ätheriſch-ſchlanken Geſtalten mit den reizenden Geſichtern, von denen mancher franzöſiſche Reiſende mit ſo großem Entzücken ſpricht, und ſah, ſo wie von der Stadt, auch von den Frauen faſt nur die Ruinen, mit Ausnahme der niedern Klaſſen, unter denen mir manch hübſches Geſichtchen begegnete und deren ganz eigenes Coſtüme, beſonders wenn ſie einen feinen Wuchs haben, ihnen allerliebſt ſteht. Dieſe Kleidung war früher die Nationaltracht der Frauen in der ganzen Provence, ſie beſteht in ganz weißen und bei ſchlechtem Wetter in braunen, kurzen, kaum bis an die Mitte der Waden reichenden Röcken, welche es geſtatten, daß man die feinen weißen, meiſtens ſeidenen Strümpfe, welche hier ſogar Mägde tragen, ſammt den Fuß, den ſie bedecken, zur Genüge bewundern kann. Eine ſcharlachrothe, enganliegende Jacke mit langen Aermeln bedeckt den Oberleib und zwei Drittheile einer in der Regel ſchön gerundeten Bruſt. Die dicken, faſt immer ſchwarzen Haare ſind mit einem ſeidenen Tuch durchwunden, das bei hellem und heißem Wetter ein großer herabgeſchlagener Hut

bedeckt; dazu tragen sie silberne Armbänder von antiker Form. Ein hübsches Mädchen in dieser Kleidung ist allerdings ein reizender Gegenstand, indessen hatte ich keine Gelegenheit, mit einem dieser niedlichen Geschöpfe in nähere Berührung zu kommen, und mußte mich mit dem Anschauen der römischen, gothischen und andern Antiquitäten begnügen. Auch hier ist das Amphitheater des großen Cäsar durch häßliche Baracken verbaut und entstellt; südlich von demselben ist das römische Theater und auf dem Marktplatz steht der Obelisk, der unter Ludwig XIV. ausgegraben und aufgerichtet wurde. Die alte Kirche der St. Trophine hat ein merkwürdiges Portal von wundervoller Kunstarbeit, das aus dem 13ten Jahrhundert stammt. Wir besuchten auch die sogenannten elysäischen Felder, ein uralter Begräbnißplatz, auf dem man neben christlichen Sarkophagen noch manche Urne aus der Heidenzeit findet, und machten auch einen Ausflug auf die nahe Insel Camargue, die in der Rhone liegt, über 6 Stunden lang ist, und auf der eine ganz eigene Hunderace mit sehr langen Haaren gezogen wird, auch hat sie treffliche Weideplätze für Rindvieh, Schafe und frei herumlaufende Pferde, und eben solche Insulanerinnen, die mich aber, trotz ihrer, freilich etwas schon sehr vernachläßigten und abgenutzten Nationaltracht, wenig ansprachen.

Nicht sehr von meinem Aufenthalt in Arles erbaut, fuhr ich den dritten Tag desselben nach Toulon ab, um mit dem Bataillon daselbst einzutreffen, diesmal bewog ich aber meine Begleiter, Extrapost zu nehmen, statt sich in einer Patasche zusammenrütteln zu lassen. Wir fuhren über Marseille, wo wir des Nachts durchkamen und uns nicht länger als es das Umspannen erforderte, aufhielten.

Gegen Morgen kamen wir durch die furchtbaren Felsschluchten von Ollioules, ein schmales, ziemlich langes Thal, in welchem der Tod oder doch die lebloseste Stille ihren Sitz aufgeschlagen zu haben scheint. Sich gigantisch meist senkrecht in den wunderlichsten Formen, bald ungeheuern Thürmen, bald Pyramiden oder Obelisken ähnlich, übereinander erhebende Felsmassen und völlig nackte himmelhohe Felsenwände erschrecken das erstaunte Auge, das sie zum Erstenmal erblickt; auf der einen Seite wechseln sie oft mit unabsehbaren Abgründen, in deren Tiefen ein wilder Bergstrom rauscht. Auf diesem Felsenweg erquickt kein grünes Hälmchen, kein Gras, keine Staude, keine Pflanze den bald ermüdeten Blick, der sich in

einem von zwei ungeheuern Felsenmauern umgebenen Kerker wähnt. Nur selten unterbricht das Gekrächze eines in den Vertiefungen sitzenden Uhus die herrschende Grabesstille. Daß hier vor fernen Zeiten Vulkane schrecklich gewüthet haben müssen, beweisen die untrüglichsten Spuren eines vulkanischen Brandes der Berge. Bei dem ansehnlichen Flecken Olioulles selbst, dessen Häuser aus vulkanischen Steinen erbaut sind, befindet sich ein sehr romantisches Thälchen, das allen Reichthum der üppigsten Natur an Pflanzen, Blumen und Früchten bietet, und den seltsamsten Contrast mit jenem Schauerthal bildet.

In Toulon kamen wir noch vor dem Bataillon an, so daß wir unsern Einmarsch mit demselben halten konnten.

XIII.

Aufenthalt zu Toulon. — Stadt und Hafen. — Das Arsenal. — Die Galeerensklaven. — Wiedereinnahme von Toulon durch die Republikaner (1793). — Buonaparte thut sich hier zuerst hervor. — Verbrennung der französischen Flotte und des Arsenals. — Verheerung der Stadt. — Rauferei mit einem Marine-Offizier. — Ein Skandal im Theater. — La Seine. — Die Familie Guige. — Hyeres. — Eine Hochzeit auf der Insel Porquerolles. — Abmarsch nach Genua.

Toulon ist eine starke Festung ersten Ranges und hat einen sehr sichern Hafen, mit einer der schönsten Rheden der Welt, die allein durch die Natur gebildet ist. Die Stadt liegt in einem gegen Norden durch hohe Berge geschützten Thal im Departement de Var, das sich längs der Küste hinzieht, vier Stunden lang und ein Paar breit ist. Die Rhede hat 7 bis 8 Stunden im Umfang und ist ebenfalls von Bergen und Hügeln umgeben; der ziemlich schmale Eingang zu derselben ist durch Forts geschützt, die jedes Schiff, das ihn erzwingen wollte, schnell durch ein Kreuzfeuer in den Grund bohren würden. Die beiden Vesten am Eingang sind Aiguillette und St Louis; eine dritte etwas seitwärts von der ersten heißt le fort de la Malgue, liegt am Fuß des Berges

dieſes Namens, auf dem ein trefflicher Wein wächſt, iſt ganz aus Quaderſteinen erbaut, außerordentlich feſt und mit drohenden furchtbaren Außenwerken verſehen. Von hier aus kann man die Stadt, den Hafen, die Rhede und die Küſte beſchießen. Auf der Landſeite iſt die Stadt durch drei auf einem Berge liegende Forts und durch einige mit Batterien verſehene Thürme geſchützt, beſonders gegen Italien zu; die Stadt ſelbſt hat hohe Wälle mit Baſtionen, Gräben, doppelte Mauern, und iſt durch Gewalt uneinnehmbar; ſie hat nur zwei Thore, das franzöſiſche und italiäniſche. Das Champs de Bataille iſt der einzige groſſe Platz, der erwähnt zu werden verdient, und faſt alle Straſſen ſind eng, winklich und ſchmutzig, nur der Cours und ein Paar in der Neuſtadt machen eine Ausnahme. Das Hôtel der Intendanz iſt das ſchönſte Gebäude in der Stadt, die freilich wenig Schönheiten der Art aufzuweiſen hat, es liegt auf dem erwähnten Platz. Das Stadthaus iſt durch Carvatiden von dem berühmten Ponget geziert. Auch die Cathedrale iſt kein ausgezeichnetes Gebäude, deſto mehr aber das mit Recht weltberühmte prächtige Seearſenal, wohl einzig in der Welt, deſſen Eingang eine Art Triumphbogen bildet und mit den Bildſäulen des Kriegsgottes und der Pallas geſchmückt iſt. „Es macht gewiſſermaßen eine bewundernswürdige Stadt für ſich aus, die jedoch nicht für Jedermann offen ſteht; wer nicht Offizier iſt, muß einen beſondern Erlaubnißſchein von der Commandantur haben, oder von einem Stabsoffizier begleitet ſeyn, um ſie betreten zu dürfen. Mit jedem Schritt den man an dieſem Ort thut, mehren ſich Staunen und Bewunderung, hier findet ſich nicht nur Alles was zur Ausrüſtung einer groſſen Flotte und zum Bau der gröſten Linienſchiffe und Dreidecker gehört, vorräthig, ſondern man ſieht hier eine ganz neue, ſich in ewiger Bewegung befindende Welt, die in raſtloſer Thätigkeit wimmelt. Dort erblickt man die Rieſengerippe der ſich im Bau befindlichen Kriegsſchiffe, wahre Skelette von Seeungeheuern, gegen die ein Wallfiſch noch unbedeutend erſcheint; hier wird beſtändig geſchmiedet, gehämmert, gemeiſelt, gekalfatert, geſägt, gehauen, gebrannt u. ſ. w. Tauſende von Arbeitern ſind ſo emſig beſchäftigt, als gälte es abermals eine neue Welt zu erobern. Vier bis fünf Tauſend furchtbare Galeerenſklaven klirren mit ihren Ketten unter der Laſt beſchwerlicher und nicht ſelten gefährlicher Arbeiten; freie Arbeiter ſingen muntere Lieder in franzöſiſcher und provencaler Sprache, mitunter auch ſchmutzige

Zweideutigkeiten. Dort sind Hunderte mit dem Hanfspinnen zu den Stricken und mannsdicken Tauen beschäftigt, die in der Seilerei verfertigt werden; hier webt man riesige Segeltücher, dort fließen glühende Metalle in Strömen aus Schmelzhütten, gleich der Lava des Vesuvs und Aetnas, man dünkt sich in Vulkans greulicher Werkstätte und sieht in den rußigen, in Ketten geschmiedeten Galeerensklaven eben so viel Cyklopen, deren Aussehen auch ohne das eine Auge auf der Stirne noch abschreckend genug ist. Auf dem Platz wo die Schiffsmaste gezimmert werden, sieht man hölzerne Riesensäulen von 100 Fuß Länge und 10 Fuß im Umfang. Die Bäume, aus denen sie gezimmert und zusammengesetzt werden, kommen größtentheils aus den Wäldern Corsikas und sind eine besondere Art Tannen, die man erst zu diesem Zweck fällt, wenn sie ein Alter von mindestens einem Jahrhundert haben. Je nachdem sie für eine Corvette, eine Brigg, eine Fregatte, einen Zwei- oder Dreidecker bestimmt sind, werden die Maste aus einem bis sechs solcher Bäume zusammengefügt, was eine äußerst mühsame und schwierige Arbeit ist, da man schwere dicke eiserne Ringe an der dünnen Seite des Mastes hineinschiebt und sie dann mit unglaublicher Anstrengung hinabtreibt, um die Bäume fest in dieselben einzuzwängen. Zwanzig und dreißig Galeerensklaven sind bei dem Hinabtreiben eines solchen kolossalen Ringes beschäftigt, und oft gelingt es ihnen kaum in 6 Stunden denselben einen Zoll vorwärts zu bringen.

Fragt man nach jenem unabsehbar langen schönen Gebäude, so erfährt man, daß es die Seilerei ist, ein ungeheurer mit Quadersteinen gewölbter Saal, in welchem in mehreren Reihen die Taue jeder Dicke und Größe gedreht werden, an denen die mehre Tausend Pfund wiegenden Anker der schwimmenden Festungen angehängt werden sollen.

Dort ist die Böttcherei, wo Tausende von Fässern und Tonnen jeden Kalibers gebunden werden, die, mit Wasser, Wein, Speck, geräuchertem Fleisch ꝛc. versehen, die Riesenbäuche der schwimmenden Ungeheuer ausfüllen; hier liegen die Werkstätten der Schlosser und Schmiede, in denen alles Eisenwerk, das zum Bau und der Ausrüstung der Schiffe nöthig, unter den furchtbar niederfallenden Streichen der Hämmer geschmiedet wird; eine wahre Hölle sprüht unaufhörlich Millionen Funken ringsumher, auf 40 ungeheuren Amboßen werden fortwährend glühende Eisenmassen geschmiedet, an

jedem derselben arbeiten mehrere an einander gekettete, rußig-braune, starknervige Männer, sämmtlich Galeerensklaven, unter Aufsicht der wild und zornig aussehenden Meister, die jeden Fehler auf der Stelle auf das strengste und fühlbarste bestrafen. Diese Werkstätte ist in ewige Gluth und Rauch gehüllt, so daß man die sich in derselben bewegenden greulichen schwarzen Gestalten kaum zu erkennen vermag. Furchtbarer kann es schwerlich im Innern des Heklas oder des Vesuvs, ja in der Hölle selbst aussehen.

In der unermeßlichen Bäckerei glühen die ungeheuren Oefen Tag und Nacht nicht minder; in der Werkstätte der Tischler sind Hunderte von Hobeln in beständiger Bewegung; sogar ein Atelier der Bildhauer trifft man hier an, welche die Verzierungen an den Hintertheilen der Schiffe, nämlich die Figuren, Arabesken ꝛc., meistens von Holz, verfertigen. Alle diese Anstalten sind so großartig und geräumig, daß auch die Werkstätten der größten Privatanstalten als Kinderspielplätze dagegen erscheinen. In diesem Verhältniß sind die unermeßlichen Magazine der verschiedenartigsten Vorräthe, in denen man alles findet was die Ausrüstung eines Schiffes vom kleinsten Kahn bis zum größten Dreidecker, vom dünnsten Nagel bis zum dicksten Mastbaum ꝛc. erfordert. Nicht minder groß sind die Vorräthe an Lebensmitteln jeder Art, wie Pökelfleisch, Schiffszwieback, Wein, Branntwein, Essig, Speck, Oel, Käse, Salz ꝛc., alles in ungeheuern Quantitäten und Gewölben aufbewahrt. Diese Magazine scheinen ein großer Jahrmarkt, auf dem man Alles findet was zu den Bedürfnissen des Lebens gehört. Ueber einem jeden ist mit großen Lettern wie auf dem Schild eines Waarenlagers angezeigt, was und welche Spezialität es enthält.

Das Zeughaus selbst ist wieder ein für sich bestehendes Ganze, das in vielen Abtheilungen und Magazinen alle ganz fertigen Gegenstände aufbewahrt, die zur Armirung eines Kriegsschiffes jeder Größe nöthig sind. Da sieht man einen Artilleriepark von Tausend Schiffskanonen zwischen kolossalen Pyramiden aus den vertilgendsten Materialien erbaut, nämlich Kugeln, Kettenkugeln, Bomben und Granaten von jedem Kaliber, zwischen Reihen von Kanonen, Feldschlangen, Karthaunen, Mörsern und Haubitzen, die in unabsehbaren Linien aufgeschichtet sind. In den Waffen- und Rüstsälen sind unzählige Flinten, Musketen, Karabiner, Säbel, Spieße, Pistolen, Dolche u. s. w., welche oft die zierlichsten und seltsamsten Figuren, wie große Blumenvasen, Weinstöcke deren Trauben Kar-

tatschen sind, u. s. w. bilden, aufgestellt. Im Modelsaal ist eine vollständige Sammlung von Modelen aller möglichen Schiffe, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, von dem aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehenden Kahn des Wilden an, bis zu dem mit allem Luxus und aller Kunst ausgerüsteten Admiralschiff von 120 Kanonen, ebenso Flöße, Maschinenwerke u. s. w.

Eine andere Sehenswürdigkeit dieses einzigen Arsenals ist das von dem berühmten Ingenieur Gregnard erbaute Bassin, welches am Ende des großen Zimmerplatzes, ganz nahe an der See liegt, in welchem sowohl neue Schiffe erbaut, als alte ausgebessert werden. Sobald sie fertig, holt sie das nun eingelassene Meerwasser ab und führt sie in den Hafen. Gregnard hatte mit unendlichen Schwierigkeiten und Hindernissen, die ihm sowohl Natur als Neid, Mißgunst und Eigennutz von allen Seiten in den Weg legten, zu kämpfen, bevor er dies bewundernswürdige Werk zu Stande brachte. So oft man ein Schiff aus diesem großen Bassin holen oder in dasselbe führen will, wird letzteres mit Seewasser angefüllt, das, wenn man dessen nicht mehr bedarf, durch ein halbes Hundert von Galeerensklaven in Bewegung gesetzte Pumpen in Zeit von 6—8 Stunden wieder fortgeschafft wird. In den Häfen des atlantischen Meeres und der Nordsee ist dies unnöthig, weil dort die Natur mit Hülfe der Ebbe und Fluth die Schiffe von selbst holt und bringt.

Während unsers Aufenthalts in Toulon sah ich einen Dreidecker von 120 Kanonen, den Commerce de Paris, eine neue Fregatte und eine Brigg vom Stapel laufen, was immer die Veranlassung zu einer großen Feierlichkeit giebt; das Schiff ist auf das bunteste beflaggt und bewimpelt, viele Personen und geladene Gäste befinden sich auf demselben, nebst einer rauschenden Musik, die während es losgelassen wird, Kriegsmärsche spielt, und wenn es glücklich im Meer angekommen ist, endigt das Ganze mit Tafelfreuden und Tanz auf dem Schiff, wobei auch Matrosen und sonstige Arbeiter, selbst die Galeerensträflinge, mit doppelten Portionen bedacht werden.

Bevor dieses Bassin vorhanden, war es eine sehr gefährliche Operation, ein so ungeheures Schiff vom Stapel laufen zu lassen, besonders für diejenigen die die vordersten Stützen desselben wegschlagen mußten, welches das letzte Handanlegen war, indem alsdann das Schiff sogleich pfeilschnell abrutscht. Zu dieser lebensgefährlichen Operation nahm man gewöhnlich einen lebenslänglich

verurtheilten Galeerensklaven, der, unter der Bedingung, daß wenn er sie glücklich vollbrachte, seine Freiheit erlangte, sich freiwillig dazu verstand. War er nicht rasch und gewandt genug, um mit einem großen Sprung außer dem Bereich des furchtbar schnell dahin schießenden Schiffes zu kommen, so konnte leicht der Kiel desselben über seinen Körper gehen und ihn so zermalmen, daß kaum noch eine Spur von seinem Daseyn zu finden war.

Diese Galeerensklaven, deren Zahl in Toulon in der Regel über 4000 beträgt, von denen wenigstens ein Drittheil auf Lebenszeit verurtheilt ist, haben zwar ein hartes Geschick, das jedem Menschen in dem noch ein Funken Gefühl vorhanden ist, furchtbar, ja unerträglich seyn würde: aber die hierher verurtheilten Verbrecher sind meistens völlig gefühllos und durch und durch verhärtet, wie es die oft stupid greulichen Physiognomien der Mehrzahl andeuten, und ist erst ein Mensch ein Paar Monate auf dieser Hochschule aller Laster und Verbrechen, dann ist gewiß auch der letzte Funken von Ehre und Gefühl für immer in seiner Brust erstickt. — Aus dieser, so unsinnigen als scheußlichen Strafanstalt rekrutiren sich fortwährend die Raub-, Mord- und Diebsbanden durch die wieder frei gewordenen oder entwischten Sträflinge, die Paris und ganz Frankreich zu vielen Tausenden investiren, die empörendsten Verbrechen begehen, da ihnen Raub und Mord Kleinigkeiten und sie gewöhnt sind immer Alles an Alles zu setzen, und die den Aufenthalt in der Hauptstadt so gefährlich machen. Sie sind theils in alten Galeeren und Schiffen eingesperrt, theils in den Bagnis (besondere zu diesem Zweck erbaute schmale und lange Säle), wo sie auf zwei Reihen Pritschen oder langen Bänken, zwischen denen ein schmaler Gang hinführt, je zwei und zwei aneinandergekettet, liegen. Jeder hat gerade so viel Raum als er zur höchsten Nothdurft bedarf, um liegen zu können; des Abends werden sie noch mit besondern Ketten angeschlossen, die gerade so lang sind, daß sich der Sträfling bis zu dem nächststehenden Nachtkübel, wohin ihn dann sein Kettenkamerad begleiten muß, begeben kann, seine Nothdurft zu verrichten. Das Licht dringt sparsam durch kleine in der Höhe angebrachte stark vergitterte Fensterchen in die Bagnis, diese faulen und pestartigen Menschenställe, denn so oft auch diese Kübel geleert werden, so sind sie dennoch beständig mit Unrath angefüllt. Auf diesen Pritschen nehmen die Unglücklichen auch ihre elende Nahrung zu sich, die ihnen, gleich dem Vieh, in hölzernen Trögen gereicht

wird, und in den gröbsten Speisen, schwarzem Brod und in Wasser gekochten dicken Saubohnen besteht. Zu ihrer Bedeckung haben sie des Nachts einige Fetzen, Rudera von Decken, in denen es von Ungeziefer wimmelt, nicht viel besser ist ihre Kleidung beschaffen.

Die neuen Ankömmlinge, die hierher verdammt sind, werden sogleich in eine Schreibstube des Marinekommissärs gebracht, wo man die sie betreffenden Papiere untersucht, um sich von der Identität ihrer Person zu überzeugen, worauf sie in das Register, aber mit keinem Namen, sondern mit einer Nummer bezeichnet, eingetragen werden. Von hier werden sie zum Baden in ein dazu bestimmtes Gemach gebracht, wo sie andere Forçats völlig entkleiden, in eine hölzerne mit Seewasser angefüllte Bütte legen, mit groben Schwammen reiben und reinigen und das Wasser mehrmals erneuern, dann werden sie noch von einem Chirurgen visitirt, und sind sie krank befunden oder haben sonst etwas an sich, in das Galeerenlazareth gebracht, um geheilt zu werden. Die Gesunden erhalten nach der Besichtigung des Wundarztes nun ihre Galeerenkleidung, aus einer ganz groben Jacke von rothem Tuch, sackleinwandenen Beinkleidern, nicht viel besseren Hemden, ein Paar mit Hufnägeln beschlagenen Schuhen und einer grobwollenen Mütze bestehend, die mit der Nummer des Inhabers bezeichnet und für die auf eine bestimmte Zeit Verurtheilten von Farbe roth, aber für die auf Lebenszeit grün ist, wahrscheinlich eine Satyre auf die Farbe der Hoffnung. Auch das Haupt wird ihnen jezt ganz glatt geschoren.

Diejenigen unter ihnen welche im Stande sind sich etwas nebenher zu verdienen, irgend ein Handwerk, eine Kunst verstehen, oder andere Kenntnisse besitzen, so wie die welche von ihren Familien eine Unterstützung erhalten, können sich manches Bene thun und ihr Schicksal um Vieles erleichtern, namentlich auch ihre Nahrung verbessern. In diesen Bagnis erblickt man die Menschheit in ihrer tiefsten Entwürdigung und Verworfenheit. Die leiseste Bewegung eines solchen Sträflings verursacht ein widerliches Kettengeklirre, man glaubt sich in einer Menagerie wilder Bestien oder angeketteter Raubthiere. Wenn sie zur Arbeit abgeführt werden, sind sie von der Pritsche losgeschlossen, aber bleiben an der Kette, an der sie mit einem Kameraden zusammengeschmiedet sind, die mit einem schweren dicken eisernen Ring an dem einen Fuß befestigt ist und über einen Viertelcentner wiegt. Durch ihre Aufseher und

Wächter, Argousins genannt, die mit dicken, knotigen, mit Eisen schwer beschlagenen Stöcken versehen sind, werden sie hinausgeführt und draußen noch von Wachen mit scharf geladenen Gewehren empfangen und begleitet. Das geringste Vergehen oder auch nur eine Miene des Ungehorsams, oder Murren wird auf der Stelle durch die Argousins mit ihren Eisenstöcken auf das fühlbarste und ganz nach Willkühr bestraft. Für größere Vergehen folgen weit härtere Strafen, vierfache Ketten, doppelte Ringe, enges Schließen, mit den Eisenstöcken wohl aufgemessene Prügel sind die gewöhnlichsten.

Ohne Unterschied ihres frühern Standes und Verbrechens, sind hier alle Stände vermischt aneinandergekettet und repräsentirt. Während meines Aufenthaltes zu Toulon, wo ich oft die Wache am Arsenal hatte, waren Geistliche, sogar ein ehemaliger Bischof, hohe Militärchargen, zwei Generäle, Richter, Notare, Kriegskommissäre, Advokaten, Adelige, Kaufleute, Aerzte, Huissiers, Fabrikanten, Künstler, Handwerker, Bauern, Taglöhner ꝛc. alle durch- und aneinander geschmiedet, die freilich Verbrechen der gröbsten Art begangen hatten.

Trotz der strengen Aufsicht und trotz dem daß sie, so oft man sie in die Säle zurückführt, bis auf das Hemd durchsucht werden, gelingt es ihnen doch häufig, in den Werkstätten allerlei Dinge zu entwenden und durch ihre Verbindungen mit Außen heimlich zu verkaufen. Nägel, Hämmer, Kupfer, Handwerkszeug, Segeltuch ꝛc. sind die Gegenstände, die sie vorzugsweise zum Diebstahl reizen; sie hüten sich aber, die gestohlnen Sachen mitzunehmen, sondern verstecken solche in den entlegensten Winkeln der Schiffe oder in der Nähe der Werkstätten, in denen sie arbeiten, und lassen sie dann durch freie Arbeiter, die im Arsenale zu thun haben, mit denen sie im Einverständniß sind und denen sie durch Winke begreiflich machen, wo sie den Raub zu suchen haben, verkaufen. — Gelegentlich stecken ihnen dann die letztern einige Sous dafür zu. Nicht selten wird durch diesen Handel der freie Arbeiter am Ende selbst auf die Galeere geschmiedet. Durch diese Arbeiter unterhalten die Sträflinge auch fortwährend Einverständnisse mit Personen in der Stadt, besonders mit feilen Dirnen, die sie schon früher kannten, und deren es in Toulon wegen der Marine und den Matrosen unzählige der allerverworfensten Gattung giebt, wie in jedem großen Seehafen. Vermittelst solcher Einverständnisse ge-

lingt es nicht selten einem Galeerensklaven zu entwischen; in diesem Falle verbirgt er sich gewöhnlich mehrere Tage bei einer solchen liederlichen Dirne oder in einem andern Schlupfwinkel der Stadt, während durch Kanonenschüsse in Allarm gebracht, ihn die Gensdarmerie und die Patrouillen in der Umgebung suchen, vertauscht seine Sklavenkleidung, in welcher in jedem Stück die Buchstaben **Gal** groß eingebrannt sind, mit einer andern, welche die Dirne längst für ihn in Bereitschaft gehalten, eilt nach Marseille, Lyon oder Paris, um daselbst seine Laufbahn von Neuem, nur mit größerer Virtuosität, mehr Vorsicht und Erfahrung, wieder zu beginnen, denn der Aufenthalt in den Bagnis, wo nicht selten falsches Geld, falsche Abschiede, falsche Päße, falsche Bankbillets, u. s. w. mit erstaunenswerther Kunst und fast nicht zu entdeckender Täuschung verfertigt werden, hat sie ja zu Meistern in den scheußlichsten Lastern und Verbrechen gemacht, und so treten sie als vollendete Schurken wieder mitten unter die menschliche Gesellschaft, der sie ewigen Haß, Rache und Verderben geschworen haben.

Wenn die Sträflinge von der Arbeit zurück in ihre Säle geführt werden, dann ist es ihnen erlaubt, für sich zu arbeiten. Der eine schnitzt allerlei Dinge aus Kokusnußschalen, der andere kopirt Schreibereien, wohl auch Noten, ein dritter verfertigt Dosen, ein vierter macht Tischler- oder Dreherarbeiten, ein fünfter schneidert oder flickt Schuhe u. s. w. Geringere Vergehen werden mit dem Verbot dieser Arbeiten bestraft, was den Sträflingen sehr empfindlich ist, weil sie dadurch die Mittel verlieren, sich ihre Lage zu erleichtern, und manches Bedürfniß, als: Taback, ein Glas Branntwein ꝛc. befriedigen zu können.

Auf das Signal, das einer der Aufseher mit einer Pfeife giebt, müssen diese Arbeiten augenblicklich aufhören, das Abendgebet wird verrichtet und jeder legt sich auf das ihm angewiesene Bretterbett nieder, wo ihm ein etwas erhöhter Holzblock zum Kopfkissen dient. — Sobald sie liegen, werden sie durch eine eiserne Stange, die man durch die Fußringe zieht, aneinandergekettet und Wachen marschiren die ganze Nacht zwischen diesen Pritschen auf und nieder.

Diejenigen Forçats, die zu Prügeln förmlich verurtheilt worden sind, erleiden diese auf der sogenannten Bank der Gerechtigkeit, auf die man sie, mit einem Strick umwunden und angebunden, legt, worauf sie die bestimmte Zahl Prügel mit einem

gedrehten, in Seewaſſer eingeweichten Strick erhalten, der die Hiebe weit empfindlicher macht, weil er ſich um die Glieder ſchlingt.

Die zu hoffende Belohnung für ein gutes und gehorſames Betragen, macht, daß der Forçat ſich mehr deßhalb, als aus Furcht vor Strafe, bemüht, ein ſolches zu haben. Bei einer guten Aufführung von mehreren Monaten, oder nach Jahresfriſt, verordnet der Chef dieſer Strafanſtalt, daß man ihm en chaine brisée thue, das heißt, daß man ihn von ſeinem Kettenkameraden trenne, er behält dann nur noch die Hälfte der Kette und den Fußring, kann jetzt wieder allein gehen und iſt nicht mehr gezwungen bei allen Verrichtungen auf ſeinen Kameraden zu warten, was eine außerordentliche Erleichterung iſt. Er gehört nun gewiſſermaßen zu den vertrauten Sträflingen, aus denen man Köche, Barbierer, Krankenwärter in den Lazarethen und ſogar Schreiber in den Bureau's macht, man erlaubt ihm, ſich eine kleine Matratze anzuſchaffen; ſpäter bleibt ihnen nur noch der Ring am Fuß, und ſelbſt dieſen erlaubt man ihnen mit einem langen Pantalon zu bedecken, ſo wie das geſchorne Haupt mit einer Perücke. Ein entwichener und wieder eingebrachter Galeerenſklave wird mit einer tüchtigen Baſtonade bewillkommt, eine Zeit lang in ein Loch geſperrt, wo kein Tag hineindringt, und ſeine Strafzeit auf der Galeere verdoppelt. Stirbt ein Sträfling, ſo wird er von vier ſeiner Kameraden ohne Ketten, die nur noch einen Ring am Fuß haben, in einem Sarg in das Lazareth der Marine getragen, wo die Wundärzte an ſeinem Körper ihre Studien machen; wird aber einer wegen neuer, auf der Galeere begangener Verbrechen hingerichtet, was in Gegenwart aller übrigen, die in bloſem Haupte ſind und auf den Knieen der Execution beiwohnen müſſen, geſchieht, ſo begraben ihn die grauen Brüder der Büßenden in Toulon, ein Werk der Barmherzigkeit übend. Die kranken Sträflinge werden in dem für ſie beſtimmten Lazareth gut verpflegt und gewartet. Doch genug über dieſen Gegenſtand, einer der traurigſten der die Menſchheit berührt.

Toulon iſt keine ſehr alte Stadt, die Einwohner wollen aber, daß ſie einem römiſchen Kriegstribun, Namens Telo Martius, ihren Urſprung verdanke; nach andern tiefgelehrten Männern iſt es der Portus Citharissa des Plinius; die Provencalen wollen alle, daß es eine römiſche Colonie ſey; ſo viel iſt gewiß, daß ſie mehr-

mals von den Arabern und den Barbaresken, die in der Umgebung landeten, verwüstet wurde. Erst unter Ludwig XII. wurde der Eingang des vortrefflichen Hafens mit einem großen Thurm versehen, der aber nur unter Franz I. ausgebaut wurde. Heinrich IV. ließ die Stadt durch Mauern und Gräben befestigen, aber erst Ludwig XIV., oder vielmehr Vauban, machte Festung und Hafen zu dem was sie jetzt sind, und von allen Kennern bewundert wird. Im Jahr 1524 hatte sie Carl V. belagert und eingenommen, aber 1707 wurde sie von dem Prinzen Eugen und einer englischen Flotte vergeblich belagert. 1744 wurde im Angesicht der Stadt eine Seeschlacht gegen die Engländer geliefert, 1793 bemächtigten sich diese mit Hülfe der Royalisten abermals der Stadt und des Hafens unter Hood, der von dem spanischen Admiral Longara unterstützt wurde. — Bei der bald darauf folgenden Belagerung durch das Heer der Republikaner zeichnete sich Buonaparte zuerst als geschickter Artillerie-Offizier aus. Nach den Begebenheiten vom 31. Mai zu Paris, hatte Toulon Theil an dem Aufstand der Marseiller genommen, und mit diesen einverstanden, riefen die Einwohner von Toulon die Engländer herbei und übergaben ihnen Stadt und Hafen, in letzterem lagen damals 25 der schönsten Linienschiffe mit tausend Kanonen bewaffnet, und im Arsenal war ein unermeßlicher Vorrath von Material jeder Art. Die Verbündeten, Engländer, Spanier, Piemontesen ꝛc., besetzten auch noch die Zugänge und Engpässe, die nach Toulon führen, auf mehrere Stunden in der Umgegend, und namentlich die französischen Termophylen, das Felsenthal von Olioulles. Der französische General Cartaux hatte aber bereits dasselbe wieder genommen und seine Vorposten standen im Angesicht der Stadt, als Buonaparte, Bataillonschef bei der Artillerie, im Hauptquartier zu Beausset ankam, wo man mit dem Projekt umging, die feindlichen Flotten in der Rhede zu verbrennen. Den Tag nach seiner Ankunft besuchte er, den Obergeneral begleitend, die zu dem Zweck errichteten Batterien, und war nicht wenig erstaunt, als er eine derselben eine Viertelstunde von dem Engpaß von Olioulles mit sechs Einundzwanzigpfündern besetzt fand, die nicht weniger als drei Kanonenschußweite von den feindlichen Schiffen, und zwei von den Ufern entfernt lag. Dabei waren die Soldaten in den umliegenden Bastiden (Landhäusern) rastlos beschäftigt, die Kugeln, welche die Schiffe in Brand stecken sollten, glühend zu machen.

Der Commandant der Batterie entschuldigte diesen Unsinn, vorgebend, daß er auf höhern Befehl handle. — Buonaparte suchte nun einen Park von 200 passenden Feuerschlünden und geschickte Leute zu deren Bedienung herbeizuschaffen, und nach Verlauf von wenig Wochen waren sämmtliche Batterien so nahe an dem Ufer der Rhede aufgeworfen, daß sie die größten feindlichen Schiffe entmasteten und die kleinern zum Theil in den Grund bohrten, daher der Feind genöthigt wurde, diesen Theil der Rhede zu verlassen. Täglich vermehrte sich nun das republikanische Belagerungsheer, und bald war man im Stande die Belagerung mit allem Nachdruck zu betreiben. Buonaparte, der sich unterdessen genau mit dem Terrain bekannt gemacht hatte, schlug den Angriffsplan vor, dem man die Wiedereinnahme Toulons verdankt und der mit großer Sachkenntniß entworfen war. — Gleich Anfangs hatte er erklärt, daß wenn man nur drei Bataillone auf die Spitze der Vorgebirge Balaquier und Eguillette, wo zwei Forts lagen, brächte, sich die Stadt in vier Tagen ergeben müsse. Dieser Plan wurde aber den Engländern verrathen, die sich schnell entschlossen, die hohe Wichtigkeit dieser Position begreifend, sie zu besetzen, und eiligst zu befestigen, sogar die Galeerensklaven bei dieser Arbeit verwendend. Durch 4000 Mann ließen sie diese Posten nun besetzen, alles Gehölz in der Umgegend umhauen, und nannten diese Verschanzungen Klein-Gibraltar, weil sie sehr fest und schwer zu nehmen waren. General Cartaux, früher ein Maler, der glücklich gegen die Marseiller gewesen, weßhalb ihn die Deputirten des Bergs an demselben Tage zum Brigade- und Divisions-General ernannt hatten, der aber sonst gar kein militärisches Talent besaß, verlor jetzt das Commando wieder, das man einem General Doppet, ein armer Savoyarde, der früher Advokat und jämmerlicher Rabulist gewesen, übertrug. Dieses Subjekt hatte noch weit weniger Kenntnisse, war dabei ein Feind jedes fremden Talentes und ein gewaltiger Hasenfuß, so feig wie boshaft. Ohne seine Feigheit würde er durch einen sonderbaren Zufall Toulon in zweimal vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft genommen haben. Die Spanier hatten nämlich einen Mann von den in den Laufgräben vor Klein-Gibraltar liegenden Truppen gefangen genommen und mißhandelten ihn im Angesicht der Franzosen. Diese, darüber wüthend, griffen zu den Waffen und liefen im Sturm gegen die feindlichen Schanzen. Als dies Buonaparte sah, eilte

er zum General und beredete ihn, diesen zufälligen Angriff und Enthusiasmus seiner Leute zu benutzen, der auch auf seinen Rath alle Reserven in Bewegung setzte, an deren Spitze Buonaparte marschirte. Die Sache schien den besten Erfolg zu haben, als unglücklicherweise an Doppets Seite ein Adjutant, durch eine Kugel getroffen, niedersinkt; da ergreift den Advokat-General ein panischer Schrecken, in seiner Herzensangst läßt er eiligst und zwar in dem Augenblicke als die Grenadiere im Begriff sind, in den Eingang der Redouten zu dringen, von allen Seiten zum Rückzug blasen. Die Soldaten, wüthend, riefen laut, daß man ihnen Advokaten und Hundsfötter statt Generalen gebe. Doppet wurde zwar abgerufen und zum Henker gejagt, und ein alter, schon mit Wunden bedeckter Soldat, General Dügommier, an dessen Stelle ernannt, aber der beste Moment war doch verpaßt. Jetzt nahm die Sache jedoch bald eine andere Wendung, und mit großem Eifer bereitete man Alles vor, um sich zum Herrn jener Position zu machen. — Der unverständige Haufen, welcher die Wichtigkeit derselben nicht einzusehen vermochte und nicht begreifen konnte, warum man alle Streitkräfte concentrirte, um ein abgesondertes Fort zu nehmen, und nichts gegen die Stadt selbst unternahm, murrte. Alle Schreier in den Clubs beschuldigten die Commandirenden des Verraths oder doch der Unfähigkeit, man klagte über die lange Dauer der Belagerung, Mangel und Noth fing an sich in der Provence fühlbar zu machen, und die Convents-Deputirten Freron und Barras schrieben an den Convent: „es sey besser, die Belagerung aufzuheben und das Beispiel Franz I. zu befolgen, der sich bei dem Einfall Carl V. hinter die Dürançe zurückgezogen, worauf die Hungersnoth den Feind genöthigt habe, die von ihm verwüstete Provence zu verlassen, welcher dann mit desto größerem Erfolg angegriffen und geschlagen wurde.“ Aber kurz nachdem dieses Schreiben, welches die Deputirten später für unterschoben erklärten, nach Paris abgegangen war, befahl Dügommier einen allgemeinen Angriff auf Klein Gibraltar, in welches Buonaparte nicht weniger als 3000 Bomben werfen ließ, während 30 Vierundzwanzigpfünder dessen Brustwehr demolirten. Von dem Flecken La Seine, der in der Rhede liegt, läßt Dügommier, ohnerachtet man es ihm mißräth, um Mitternacht bei dem schrecklichsten Sturm und Regenwetter die Truppen in zwei Colonnen gegen die Verschanzungen marschiren, die aber durch die vor den Redouten pla-

cirten Plänkler mit einem sehr gut unterhaltenen Feuer empfangen werden, so daß die erste Colonne zu wanken beginnt, und Dugommier an ihrer Spitze ruft aus: »Vorwärts! in's Teufelsnamen, oder ich bin verloren«; denn das Schaffot, das damals jeden geschlagenen General erwartete, schwebte ihm vor Augen. — In diesem Augenblick erklimmt ein junger Artillerie-Hauptmann, Namens Muiron, der Buonaparte zugetheilt war, und den man mit einem Bataillon Chasseurs absandte, den Berg an der Spitze seiner Truppen, und kommt, von der zweiten Colonne gefolgt und unterstützt, glücklich an dem Fuß des Forts an, springt durch eine Schießscharte desselben, aus der man so eben eine Kanone abgefeuert hat, und während man mit der Wiederladung derselben beschäftigt ist, folgen ihm seine Leute auf dem Fuß und dringen mit ihm in die Schanze. Muiron wird jedoch durch den Bajonettstich eines Engländers schwer verwundet, während die Feinde bei den Geschützen niedergemacht werden, welche die Franzosen sogleich gegen dieselben wenden, und jetzt Balaguier und Eguillette, von den Engländern schnell geräumt, wegnehmen, worauf eine Batterie und eine Redoute nach der andern in die Hände der Republikaner fällt. Den kommenden Morgen spielte schon mit Anbruch des Tages all' das Geschütz der genommenen Redouten auf die Schiffe in der Rhede; als aber der englische General Hood von seinem Erstaunen zurückgekommen war, und sah, daß die Franzosen Meister dieser Plätze waren, gab er das Zeichen zum Lichten der Anker und zum Verlassen der Rhede. Er begab sich sodann noch nach Toulon, um den Einwohnern anzukündigen, daß man die Stadt verlassen müsse, und nach reiflicher Ueberlegung war der Kriegsrath einstimmig der Meinung, daß man unter diesen Umständen die Festung nicht länger behaupten könne. Man nahm nun in größter Eile Maßregeln um sich einzuschiffen, und die französischen Schiffe, die man nicht mitnehmen konnte, wurden angezündet und verbrannt, auch das Arsenal, alle Magazine und was zur Marine gehörte, wurde zerstört, vernichtet oder unbrauchbar gemacht. Zu gleicher Zeit machte man den Einwohnern bekannt, daß alle diejenigen, welche nicht in der Stadt bleiben könnten oder wollten, auf den Schiffen der Engländer und Spanier aufgenommen würden. Als dieser Beschluß veröffentlicht wurde, [illegible] Bestürzung der Bürger, die eben noch mit ganz [illegible] etwas für unmöglich gehalten, ja jeden Augenblick [illegible]

der Belagerung erwartet hatten, auf das Höchste. Noch in derselben Nacht sprengten die Engländer das Fort Pomé in die Luft und eine Stunde darauf steckten sie die französische Flotte, was sie davon nicht fortbringen konnten, in Brand; nicht weniger als zwölf Linienschiffe, viele Fregatten, Corvetten, Briggs und andere Kriegsschiffe wurden ein Raub der Flammen, die in hundert Feuersäulen zumal gen Himmel wirbelten. Ein Augenzeuge hat mich versichert, daß der Anblick dieser vielen brennenden Schiffe mitten in der Rhede ein so furchtbar-schönes Schauspiel war, daß der, der es nicht gesehen, sich unmöglich eine richtige Vorstellung machen könne. Man glaubte eine im Meer brennende ungeheure Stadt zu erblicken, die Maste mit ihren Tauen schienen eben so viele brennende Thürme, zugleich loderten auch die Flammen und Feuersäulen aus dem in Brand gesteckten Arsenale empor, wo die Magazine so viele brennbare Materiale enthielten, daß sie bald ein Feuermeer bildeten, und der ganze Horizont war nur noch Eine Rauchwolke, mit Milliarden glühender Funken geschmückt. In der Stadt herrschte unterdessen eine unbeschreiblich grauenvolle, grenzenlose Unordnung. Jeder suchte seine theuerste Habe zusammen zu packen, um sich damit auf die englischen und spanischen Kriegsschiffe zu flüchten. Alles lief, schrie, heulte und rannte durcheinander, am Hafen standen Tausende, das furchtbar-schöne Schauspiel in der Rhede mit verzweiflungsvollen Blicken anstarrend. Die Galeerensklaven suchten diesen Augenblick zu benutzen, sich ihrer Ketten zu entledigen, und die, denen es gelungen war sich zu befreien, die große Mehrzahl, rannten durch die Straßen Toulons, um in der allgemeinen Verwirrung zu rauben und zu stehlen. Die Franzosen selbst, welche den Feind herbei gerufen, schmerzte es in der Seele, zu sehen, wie so viele theure Gegenstände, viele hundert Millionen an Werth, in wenig Stunden ein Raub der Flammen und vernichtet wurden. Dabei feuerten die Batterien der Republikaner unaufhörlich auf die Rhede und schossen viele Boote, die mit den sich zu den Engländern flüchtenden Einwohnern überfüllt waren, in den Grund. — Als endlich die Morgenröthe anbrach, sah man die englische und spanische Flotte schon außerhalb der Rhede nach den hyerischen Inseln segeln. — Mehrere tausend Familien aus Toulon, welche die Revolutions-Tribunale zu fürchten hatten, und ohne Zweifel, wenn sie geblieben, dem Henkersbeil anheim gefallen wären, waren mit dem Wenigen, das sie in der Eile hatten

retten können, den Engländern gefolgt, und doch wurden in den ersten Tagen der Wiedereinnahme der Stadt durch die Republikaner viele hundert Menschen, angeblich als Royalisten, ermordet; auch kam ein Befehl vom Convent, alle Häuser der schuldigen Geflüchteten niederzureißen, womit man sofort begann. Was von den 30,000 Einwohnern, die damals Toulon zählte, zurückgeblieben, etwa zwei Drittheile, war größtentheils die Hefe des Volks und der raub- und mordlustige Abschaum der Stadt, alle bessern Leute waren fortgezogen. — Den andern Morgen und noch mehrere Tage nach jener grauenvollen Schreckensnacht, sah man, wie mir derselbe Bürger erzählte, mehr als tausend Leichname, Engländer, Franzosen und Spanier, Männer, Weiber, Kinder und Säuglinge, zum Theil schrecklich verstümmelt, auch viele abgerissene Gliedmaßen, in der Rhede und dem Hafen schwimmen. Man fischte sie nach und nach auf und begrub sie in ungeweihter Erde.

Die Nachricht von der Wiedereinnahme Toulons durch die Republikaner, die sich kein Mensch hatte träumen lassen, machte in ganz Frankreich und dem übrigen Europa eine große Sensation. Buonaparte hatte hier den Grundstein zu seiner künftigen Erhebung gelegt und seinen Ruf begründet. Kaum einen Monat später wurde er schon zum Brigade-General der Artillerie ernannt.

Ich besuchte nun mehrere Tage lang alle die Punkte und Orte, welche bei dieser Belagerung von Wichtigkeit gewesen und wo der jetzige Kaiser und seine Artillerie gestanden und gewirkt hatte; es wurde mir dadurch klar, welchen scharfen und richtigen Ueberblick Napoleon hier gehabt. Mit mehr Ernst, als bisher, legte ich mich nun auf das Studium der höhern Kriegskunst und deren Hülfswissenschaften, namentlich die, welche die Artillerie erfordert, und hoffte wohl auch noch einmal eine Armee zu kommandiren, wofür mich der gütige Himmel bewahrte, was ich ihm jetzt, wo mir die lächerliche Nichtigkeit all dieser menschlichen, wenn auch oft so blutigen Puppenspielerei, beißend klar geworden, herzlich danke —

Die ersten Tage meines Aufenthalts in Toulon brachte ich in einem Gasthofe zu, wohin mich mein Einquartierungsbillet gewiesen hatte, dann aber suchte ich mir eine Privatwohnung, die ich recht angenehm am Quai fand, wo ich zu jeder Stunde die unterhaltendste Aussicht auf das Gewühl und Getreibe der Schiffe

und Menschen in dem Hafen hatte. Indessen fing mir der Aufenthalt in Toulon bald an langweilig zu werden, da das Theater spottschlecht war und ich, nachdem 14 Tage verflossen, in denen ich Alles was zu sehen war, zum Ueberdruß gesehen, noch keine Bekanntschaft, die mich interessirte, gemacht hatte, was in Toulon nicht so leicht war, da die besseren Häuser sich vom Militär und von der Marine fern zu halten suchen.

Glücklicherweise erhielt ich jetzt Briefe von Haus und mit diesen ein Empfehlungsschreiben an einen der reichsten Kaufleute der Stadt, Namens Kohn, der ein Elsäßer von Geburt war und mich in mehrere Familien einführte. Zugleich meldete mir mein Vater in denselben mit großem Bedauern, daß man fürchte, der Kaiser der Franzosen wolle der republikanischen Herrlichkeit Frankfurts ein Ende, und die Stadt zur Hauptstadt eines Großherzogthums machen, nachdem ihr Augereau noch einige Millionen Kriegskontribution abgenommen.

Unter den Bekannten, die ich durch die Familie Kohn erhielt, war eine sehr artige Dame, eine Madame Guinet, deren Gatte Kaufmann und meistens auf Reisen war, und die im Ruf stand, galanten Avantüren eben nicht abhold zu seyn. Es dauerte auch nicht lange, so stand ich auf einem ziemlich vertrauten Fuß mit ihr, merkte aber bald, daß ich in einem Marine-Offizier einen Nebenbuhler und zwar einen recht eifersüchtigen habe, der wahrscheinlich schon vor mir bei der Dame in Gunst gestanden. Wir trafen uns einigemal nach der Parade daselbst, und Madame Guinet hatte mich ihm als einen Bekannten des reichen Herrn Kohn, der mich ihr empfohlen, vorgestellt. Der Offizier brummte dabei mit einem nicht sehr freundlichen Gesicht einige Gewohnheits-Höflichkeiten in den Bart. Als er mich zum Zweitenmal daselbst traf, ließ er schon einige anzügliche Reden fallen, jedoch so verblümt, daß ich, ohne mir große Blößen zu geben, keine Notiz von denselben nehmen konnte. Aber das Drittemal, wir speisten beide bei der Dame zu Abend, erlaubte er sich, mir im Laufe der Conversation beim Dessert die Bemerkung zu machen: „Mais moi je ne servirais jamais dans un Regiment qu'on mène, a coups de baton.“ (Ich würde nie in einem Regiment dienen, das man mit Stockprügeln führt), worauf ich schnell versetzte: „Mais comment, Monsieur, toute la marine est menée a coup coups de triques, c'est bien pis.“ (Wie, mein Herr, die ganze Marine

wird ja mit Seilerprügeln geführt, das ist noch weit schlimmer). Hierauf wurde die Unterhaltung piquanter, jeder vertheidigte seine Sache nachdrücklich, obgleich ich gegen meine Ueberzeugung, und wir wurden dabei so heftig, daß Madame Guinet sich alle Mühe gab, uns zu besänftigen, aber mein Gegner ließ noch ein tête quarrée d'Allemand fallen, worauf ich ihm schnell erwiederte, daß es so ein deutscher Querkopf wohl noch mit einem französischen Seehund, wie er, aufnehmen könne. Launey, dies war der Name des Offiziers, gerieth nun in eine solche Wuth, daß er sich nicht mehr kannte, seinen Dolch, wie deren die Marine an einem Gehänge an der linken Seite trägt, zog, und mir ihn in die Brust stoßen wollte; ich aber fiel ihm in die Arme noch ehe er seinen Vorsatz ausführen konnte, rang ihm den Dolch aus der Hand, wobei ich mir aber die meinige so verletzte, daß mehrere Finger stark bluteten, worauf ich den Dolch zur Erde warf, darauf trat, und ihm sagte, was er nun weiter begehre? meine Hand an den Degen legend. Launey sah mich knirschend und grimmig an, konnte aber vor Wuth kein Wort hervorbringen. Madame Guinet, welche das Blut sah, mit dem wir beide schon befleckt waren, schrie laut auf und weinte so heftig, daß ihre Dienstmädchen in das Zimmer stürzten. Ich faßte mich jedoch schnell und sagte zu ihnen: „Ce n'est qu'une plaisanterie, mes enfants, apportez nous seulement de l'eau pour nous laver les mains.“ (Es ist nur ein Scherz, Kinder, bringt uns Wasser um die Hände zu waschen). Ich suchte auch in der That jetzt der ganzen Sache eine scherzhafte Wendung zu geben, wir wuschen uns die Hände, wobei mir das nette Kammermädchen der Dame das Becken hielt, und als wir die Zosen wieder verlassen hatten, bot ich dem Launey Satisfaktion für den nächsten Morgen an; dieser aber schien jetzt ganz beschämt, steckte seinen Dolch friedfertig in die Scheide und entfernte sich dann bald unter dem Vorwand, wegen Dienstangelegenheiten früh am Bord seines Schiffes seyn zu müssen. Als er weg war, gestand mir Madame Guinet, daß ihr der Mensch recht fatal geworden sey, da er mit allen Herrn, die sie besuchten, Händel anfinge; ich suchte sie bestens zu trösten, und verließ sie erst nach Mitternacht. Seit dieser Zeit begegnete ich dem Offizier nicht mehr bei ihr. Dies war nicht das einzigemal, daß ich und andere Offiziere wegen den bei dem Regiment eingeführten Prügeln Unannehmlichkeiten auszufechten hatten,

wenn wir in einer Garnison mit andern französischen Truppen standen. Aus derselben Ursache verlor ein Capitain von unserm zweiten Bataillon, ein Hesse, der ein gewaltiger Prügelverehrer war, bald darauf das Leben in einem Duell mit einem französischen Offizier von der Linie. Der gute Mann wußte freilich den Stock weit besser als den Degen zu führen. Unter den Kameraden im Regiment ließ ich mich derb genug über diese uns infamirenden Prügeleien aus, während ich in Gesellschaft von Offizieren französischer Regimenter sie, der Ehre des Regiments halber, bis auf einen gewissen Punkt vertheidigen mußte.

Bald darauf brachte mir ein Vorfall im Theater wieder Unannehmlichkeiten. Man führte nämlich ein Gelegenheitsstück, »die Uebergabe von Ulm« betitelt, auf, an und für sich ein jämmerliches Machwerk, das aber, weil es der französischen Gloire Weihrauch streute, und voll, wenn auch oft fader Anspielungen auf die Deutschen und besonders die Oesterreicher war, dennoch großen Beifall erhielt. Ich befand mich unter den Zuschauern, neben einem Hauptmann von Gaguenec aus Hagenau, der früher in österreichischen Diensten gestanden hatte, ein sehr tapferer Offizier, der auch ein vortrefflicher Pianist war, aber den abscheulichen Fehler hatte, sich von Zeit zu Zeit dem Trunk auf eine fast viehische Weise zu ergeben. Neben uns saßen drei französische Offiziere, die wie das ganze Publikum bei jedem bon mots über die Oesterreicher, die man mit dem Brutum fast in eine Cathegorie stellte, laut und beifällig lachten. Gaguenec, der eben erst vom Diner mit ziemlich erhitztem Kopf kam und ein tüchtiger Haudegen war, fing die Sache zu wurmen an, er wurde unruhig auf seinem Platz, den er einigemal verließ, um einige Gläser Liqueur oder Rhum im Büffet hinabzustürzen, immer erhitzter zurückkehrte, und endlich dem neben ihm sitzenden Offizier ein befehlendes: »Taisez vous!« (Halt's Maul!) in barschem Tone zurief, indem er hinzufügte, daß sie eben keine Ursache hätten, sich zu moquiren, denn das Stück sey ein so erbärmliches Machwerk, daß es eine Schande sey, dessen Aufführung zu dulden. Einer der Offiziere fiel ihm mit den Worten: »Mais vous êtez donc fou, Monsieur,« in die Rede. Gaguenec sprang nun auf, bedeckte seinen Kopf mit dem Hut, zog sogleich seinen Degen, den er in der Luft schwang und schrie dabei laut: Jeder der etwas von ihm wolle, möge kommen, und mit der Klinge um sich herumfahrend, schuf er schnell einen leeren

Kreis um sich. Dies verursachte sogleich einen allgemeinen Aufstand im Theater, von allen Seiten schrie man: „a bas le chapeau, a bas l'epée.“ Der Tumult wuchs mit jedem Augenblick, und der kommandirende General, der in einer Loge saß, befahl den Vorhang fallen zu lassen, sandte seinen Aide de Camps ins Parquet und ließ dem Caguenec befehlen, sich sofort in Arrest zu begeben. Dieser aber nahm keine Raison an, sondern fuhr fort mit seinem Degen zu manövriren, so daß der leere Raum um ihn her immer größer wurde. Jetzt ließ der General die Wache mit einem Offizier an der Spitze eintreten, dem es nicht ohne große Mühe gelang, den Capitaine zu entwaffnen und zu verhaften, der von Glück sagen konnte, daß er mit vierwöchentlichem Arrest auf dem Fort davon kam und nicht ein Kriegsgericht passiren mußte. Ich wurde, als mit ihm gekommen und neben ihm sitzend, verhört, und erhielt sogar auf Befehl des kommandirenden Generals 48stündigen Untersuchungsarrest, von dem ich noch heute nicht weiß aus welchem Grund, da ich bei der ganzen Geschichte nichts gethan hatte als den Caguenec in deutscher Sprache zu beschwichtigen, was man mir wahrscheinlich im schlimmen Sinne ausgelegt, weil ich mich über die Ausfälle in dem Stück gegen die französischen Offiziere ebenfalls mißbilligend geäußert hatte.

Trotz der Bekanntschaft der Madame Guinet, die ich übrigens bald wieder aufgab, wollte mir der Aufenthalt in Toulon nicht gefallen; ich hatte mich zwar bemüht, wenigstens ein französisches Liebhabertheater zu organisiren, aber es gelang mir nicht; unsere beiden andern Bataillone, bei denen sich die Damen befanden, welche die vorzüglichsten Actricen gewesen, standen in Marseille und Genua; in der Garnison von Toulon, wo viele Frauen und Töchter der Marine waren, hatte ich zu wenig Bekanntschaft, und von den Damen der Einwohner, die ich kannte, war keine dazu zu bewegen, Comödie zu spielen. Ich nahm einigemal Urlaub nach Marseille, wo das Leben weit angenehmer und geselliger als in dem düstern Toulon, auch das Theater im Vergleich mit dem von Toulon vorzüglich war. Man sah daselbst überall Wohlhabenheit und Reichthum, im dortigen Hafen schwang Gott Merkur seinen Stab, obgleich wegen dem Krieg mit England nur mit großer Vorsicht und Bescheidenheit, während in dem von Toulon der Kriegsgott sein Panier aufgepflanzt hatte, aber sich aus der erwähnten Ursache ebenfalls nicht sehr mausig machen durfte. Der Hafen

von Marseille bildet einen ungeheuern Halbkreis, in welchem die Handelsschiffe aller Nationen sich friedlich reihen. Die Umgegend dieser Stadt ist kahl und traurig, wie die fast aller Städte der Provence, aber sie ist mit schönen Bastiden besäet, die oft auf das prächtigste eingerichtet und meublirt sind. Ich lernte damals diese große Handelsstadt nur wenig kennen, da ich mich fast nie länger als 24 Stunden in derselben aufhielt und fast nur das Theater besuchte; erst 1814, als wir von Corfu zurückkommend daselbst landeten, wurde ich besser mit ihr bekannt.

Nachdem wir etwa sechs Wochen in Toulon waren, wurde die Voltigeur-Compagnie des ersten Bataillons, der ich seit meiner Ernennung zum Offizier zugetheilt war, und die ein Hauptmann Grenet befehligte, nach dem an dem Ufer der großen Rhede liegenden bedeutenden Flecken La Seine detachirt, wo es mir weit mehr als in dem düstern Toulon gefiel. Dieser über 2000 Einwohner zählende Ort hat eine sehr schöne Lage, und man erhält daselbst die besten Seefische, Austern und Muschelthiere aus der ersten Hand, namentlich die moules noirs, die einen noch feinern Geschmack als die Austern haben, und die man mit dem köstlichen Wein de la Malgue hinunterspült, womit man sich zur Noth auf einen ganzen Tag begnügen kann, da sie sehr nahrhaft sind, ein äußerst billiges Mahl, das wenige Sous kostet. Ueberhaupt kann man in der Provence und Languedoc sehr gut und dabei sehr billig leben, nur muß man sich vor Unmäßigkeit hüten und dem Guten nicht zu viel thun wollen, was nur auf Kosten der Gesundheit geschehen kann und bittere Reue im Gefolge hat; alle Nahrungsmittel und Getränke sind hier vorzüglich kräftig und wohlschmeckend. Fleisch, Fische, Geflügel, Gemüse, Obst, Wein und Liqueure, namentlich die letztern aus den Fabriken von Montpellier, der Ratafia und Crême de Mokka genannt, verführen den Gaumen gar zu leicht.

In La Seine war ich bald mit den wenigen Honoratioren daselbst bekannt, namentlich in der Familie Guige, deren Haupt eine gute Anstellung und eine sehr liebenswürdige Tochter hatte, die mit einem Stabsoffizier, der bei dem Heer in Deutschland stand, versprochen und also Braut war; die Vermählung sollte gleich vor sich gehen wenn die Truppen nach Frankreich zurückgekehrt seyn würden, wozu aber damals noch wenig Aussicht war. Dieses Mädchen zählte ungefähr 22 Jahre, und war über ihren langen Braut-

stand, von dem sie das Ende noch nicht absah, ziemlich ungeduldig; sie sang nicht übel und spielte zur Noth etwas Klavier, die Musik bahnte mir auch hier wieder den Weg zu einer intimern Bekanntschaft, und manche Morgenstunde brachte ich musicirend mit der hübschen Marie zu, mit der ich die neuesten Gesänge und Romanzen durchging. Zwar war die Mama fast immer bei diesen musikalischen Morgenstunden zugegen, doch konnte sie nicht umhin, uns manchmal allein zu lassen, wo ich dann diese Augenblicke auf das beste benutzte, um in nähern Rapport mit der Braut zu kommen, und wir verstanden uns schnell. Eine Braut hatte immer etwas besonders Anziehendes für mich, und war mir ein morceau friand, und gar zu gerne mochte ich den Bräutigams Nasen drehen, wenn ich es dahin bringen konnte. Mit dieser Familie machte ich auch mitunter Promenaden in der Nähe des Orts, wo wir mehr als einmal Gelegenheit fanden, uns, wenn es das Terrain erlaubte, auf einige Augenblicke unsichtbar zu machen, die wir dann gut zu benutzen wußten. Oefters fuhren wir auch in einem Boot nach Toulon, wo wir das Theater besuchten und nach demselben beim Mondschein oder auch in dichter Finsterniß, wie es der Himmel eben wollte, heimkehrten. Einigemal traf es sich, daß sich während der Vorstellung Winde und Stürme erhoben hatten, so daß die Wellen in der Rhede bei der Rückfahrt hoch gingen und wir ziemlich geschaukelt wurden. Dies war aber gerade das Angenehmste bei diesen Lustfahrten, denn je wilder die See ging, und je finsterer die Nacht, desto höher wallte Mariechens Busen, die sich dann fester und fester an mich schmiegte und das Köpfchen auf meine Schulter legte, während ich sie mit dem einen Arm innig umschlang und die Hand des andern bald da bald dort ruhte, oder je nach Umständen auch nicht ruhte, dabei trillerte ich die Melodie des Liedes: „das waren mir selige Stunden.“ Ich hatte Marien einigemal deutsche Lieder vorgesungen, und sie bekam Lust, diese langue barbare, wie sie sagte, zu lernen. Gerne verstand ich mich dazu, ihr Unterricht in derselben zu ertheilen, aber sie konnte es nie weiter als zu Ja und Nein bringen; in andern Dingen war sie weit gelehriger.

Als eines Tages eine Fregatte vom Stapel gelassen werden sollte, erhielt die Familie Guige eine Einladung zu dieser Feierlichkeit und lud mich ein, sie zu begleiten; der Schiffsbaumeister war ein naher Verwandter der Madame Guige. Wir fuhren am

Morgen nach Toulon und bestiegen das Gerüst, auf dem sich die ganze beau monde der Stadt, sowie das Offizierkorps der Marine und Landtruppen befand, die Festivität mit anzusehen. Die Admiralität, die Generalität, der See- und der Landpräfekt, der Hafenkommandant hatten für sich und ihre Angehörigen besondere schön ausgeschmückte Plätze. — Als alle Arbeiter, sowie die künftige Bemannung desselben auf dem Schiff und auf ihren Posten um dasselbe herum waren und das Zeichen zum Loslassen gegeben war, herrschte eine ängstliche Stille. Jetzt gab der Erbauer das Signal zum Abstoßen, und in einem Augenblick waren alle Seile und Taue, die es noch zurückhielten, zerhauen. Das Schiff setzte sich unter dem Schall der Musik, unter Jubel und Jauchzen der sich auf demselben befindlichen Mannschaft und vieler Tausend Zuschauer in Bewegung, die mit jeder Sekunde rascher wurde, so daß bald Rauch und sogar Flammen unter demselben hervorbrachen, die aber, sobald das Fahrzeug das Wasser erreicht hatte, schnell gelöscht waren. Ein splendides Dejeuner dinsant beschloß die Feier, und die Fregatte war nun dem wilden Element, das es aus dem Bassin abgeholt, überliefert, um seine gefährliche und verhängnißvolle Laufbahn auf demselben anzutreten, die so oft mit einer schrecklichen Katastrophe endigt.

Ein Paar Tage später machten wir auch einen Besuch auf der Fregatte Müron, dieselbe welche den General Buonaparte aus Egypten zurückgebracht hatte, und deren Commandant ein Freund des Herrn Guige war, der uns viele Details über Napoleon während seiner Ueberfahrt auf derselben mittheilte, und uns so recht angenehm unterhielt.

Der Aufenthalt in La Seine, wo der Dienst, das Exerciren ausgenommen, gar nichts heißen wollte, wurde mir durch die Freundlichkeit der Familie Guige sehr angenehm gemacht, und da Marie nicht nur sehr hübsch, sondern auch sehr geistreich und witzig war, so wurde mir ihr Umgang von Tag zu Tag lieber. Wir besuchten die Bastiden ihrer Bekannten in der Umgegend, wo ich in einer derselben ein Bild fand, das einen fatalen Eindruck auf mich machte, den ich lange nicht loswerden konnte. Das Gemälde stellte nämlich gräßliche Schreckensscenen der furchtbaren Pest vor, die im Jahr 1721 hier und in Marseille wüthete, und die ein Matrose, der einen Ballen Seide aus der Quarantaine entwendet und heimlich nach Toulon eingeschmuggelt, in diese Stadt gebracht hatte.

In weniger als sechs Monaten waren drei Viertheile der Einwohner von Toulon gestorben, so daß die meisten Häuser leer standen und lange unbewohnt blieben. Das Bild stellte Haufen verpesteter und schon in Fäulniß übergegangener Leichen dar, an denen die Pestbeulen mit ekelhafter Täuschung nachgemacht waren, so daß man sich die Nase zuhalten zu müssen glaubte, um den Gestank nicht zu riechen. — Ein andermal wohnten wir einem ländlichen Fest in dem Felsendörfchen Six-fours bei, fuhren aux 4 moulins nach La Valette, Olioulles, und machten eine Parthie nach dem, in einem wahren Paradies gelegenen Städtchen Hyeres, das sich amphitheatralisch an einer Anhöhe erhebt. Dieser, wegen seinem herrlichen Klima mit Recht berühmte Ort ist etwa 4 Stunden von Toulon entfernt. Ehe man die Stadt erreicht, kommt man durch ein wirklich paradiesisches Thal, dessen Luft mit den Wohlgerüchen der schönsten Blüthen und aromatischen Gesträuche, die hier wild wachsen, angefüllt ist. Orangen, Feigen, Citronen, Mandeln, Granaten sind zu gleicher Zeit mit Blüthen, reifen und unreifen Früchten geschmückt, man wandelt auf Myrthen und Blumen, und Lorbeeren und Cypressen geben Kühle und Schatten. — Hyeres selbst, das mitten in diesem Garten liegt, ist ein angenehmes Städtchen, das etwa 7000 Einwohner zählt, zu denen sich aber oft noch fast eben so viele Fremde gesellen, die hierher kommen, ihre Gesundheit wieder herzustellen, namentlich ist die Luft Schwindsüchtigen und Brustkranken sehr heilsam. Die Einwohner dieser Stadt, selbst die geringen Classen, sind durch den Umgang mit den vielen Fremden, von denen sie allerdings viel Geld verdienen, weit abgeschliffener, höflicher und geschmeidiger geworden, als die übrigen Provencalen, von denen sie eine Ausnahme machen. Die Lebensmittel sind hier vortrefflich und alles von der ersten Güte; Fische, Wild, Weißbrod, Gemüse, Früchte, alles köstlich, und ganz besonders wohlschmeckend ist auch das hiesige Hammelfleisch, das Wasser ist sehr rein und gesund, auch die Weine sind erster Qualität und gut gehalten. Hyeres ist gegen die Nord-, Ost- und Westwinde vollkommen durch die hohen Berge, die es von drei Seiten umgeben, geschützt; nur gegen Süden nach dem Meer zu ist die Stadt offen, so daß während den Wintermonaten die Temperatur hier äußerst mild ist, weßhalb sich die Fremden und Leidenden zu Anfang der rauhen Jahreszeit in großen Massen einfinden. Die Gasthäuser sind gut, auch die Privatwohnungen be-

quem eingerichtet. Jeder Auszehrende verlängert jedenfalls sein Leben um mehrere Jahre durch den Aufenthalt zu Hyeres; ist das Uebel nicht zu tief eingerissen, so darf er auch völlige Heilung hoffen.

Im Mittelalter hieß der Ort Ahires; im 13ten Jahrhundert schiffte man sich hier ein, um nach Palästina zu fahren. Längere Zeit gehörte er den Vicomtes von Marseille, die ihn dann an den Grafen der Provence, Karl von Anjou, abtraten.

Von Hyeres, wo wir zwei Tage zubrachten, fuhren wir auf die nahe liegende Insel Porquerolles, wo auch eine Compagnie von unserm Bataillon detaschirt war, um die auf der Insel liegenden Forts zu bewachen. Nachdem wir an das Ufer getreten, kamen wir durch ein kleines Lustwäldchen; als wir ungefähr in der Mitte desselben waren, hörten wir plötzlich ein freudiges Jauchzen und Vivatrufen, und bald darauf erblickten wir einen Haufen fröhlicher Menschen, die größtentheils in die Uniform unseres Regiments gekleidet waren, an deren Spitze der schon ziemlich bejahrte Hauptmann Gasqui, ein äußerst liebliches, höchstens 17 Jahr altes weibliches Wesen am Arm, marschirte. Es war seine junge Frau, mit der er so eben von der Trauung kam, und die Tochter eines reformirten Stabsoffiziers, Louise von Argout. Mit der bezaubernden Anmuth schritt die junge Ehefrau an der Seite ihres beinahe fünfzigjährigen Gatten einher, und wiegte ihr reizendes Lockenköpfchen auf einem blendend weißen Schwanenhals; Wuchs, Haltung und Gang schien den Grazien entlehnt, und es war ein Jammer anzusehen, daß der alte Sünder einen solchen Engel heimführte und dabei eine dreifache Dummheit beging, denn erstens ist es allemal eine Dummheit, wenn ein Offizier heirathet, besonders in Kriegszeiten; doppelt ist sie, wenn er schon bei Jahren noch heirathet; und dreifach, wenn die Frau jung und schön ist, was hier Alles der Fall war. Auch hatte Gasqui bald Gelegenheit, die begangene Thorheit zu bereuen, wie wir später sehen werden, und wozu auch ich mein Scherflein beitrug. — Das Gefolge des zu der Hochzeitsfeier eilenden jungen Paares bestand aus mehreren Offizieren, Einwohnern, und einem Dutzend weißgekleideter Frauen und Mädchen, denen die halbe Compagnie, ihrem Hauptmann beständig Vivats bringend, folgte. Wir bewillkommten uns gegenseitig, ich brachte meine herzlichsten Glückwünsche dar und wurde mit meinen Begleitern von dem zur Hälfte alten,

zur Hälfte jungen Ehepaare so dringend gebeten, die Hochzeit mit zu feiern, daß wir, ohne unhöflich zu seyn, die Einladung unmöglich ausschlagen konnten. Tänze, Spiele und Schmausereien auf einem schönen grünen Platze der Insel, unter freiem Himmel, verherrlichten die eben geschlossene Verbindung, und wir hatten es nicht zu bereuen, die Einladung angenommen zu haben, da wir uns trefflich unterhielten, besonders bei den Contretänzen, die bei dem Klange einer Violine und einer Clarinette aufgeführt wurden, und bei denen ich bald die schöne junge Frau, bald Mariechen und andere hübsche Mädchen balancirte. Erst spät in der Nacht verließen wir die romantische Insel, nachdem wir, herzlich dankend, freundlichen Abschied von dem jungen Ehepaar genommen, und fuhren bei hellem Mondschein über die ganz ruhige Seefläche nach Hyeres zurück; obgleich an Mariens Seite traulich sitzend, schwebte mir doch das Bild der jungen Frau beständig vor Augen, was hätte ich hier nicht um das droit du seigneur gegeben! auch ich konnte die lebhafte Vorstellung, daß jetzt der alte Gasqui in all diesen Reizen schwelge, nicht aus meiner Einbildungskraft entfernen. Da ich während der Heimfahrt so ganz gegen meine Gewohnheit stille und einsylbig war, so fragte mich Marie einigemal, was mir fehle? Ich schützte Müdigkeit und Kopfweh vor und ließ die Bilder auf der schönen Insel noch einmal vor meinen geschlossenen Augen in der Phantasie vorüberziehen. Den andern Tag kehrten wir nach La Seine zurück, wo mir noch ein Paar Tage die Hochzeitsfeier auf Porquerolles vorschwebte und mich vielleicht noch länger beschäftigt haben würde, wenn sie nicht schnell durch eine andere Neuigkeit, die mich sehr interessirte, verdrängt worden wäre; wir hatten nämlich Marschordre und Befehl bekommen, Toulon zu verlassen, um es mit Genua zu vertauschen. Also nach Italien, dem Zauberland der Poesie und Romantik, das ich schon in frühester Kindheit zu sehen gewünscht, und wohin die Sehnsucht durch Göthes und anderer Autoren Werke noch weit mehr in mir gesteigert wurde; denn Genua war mir vor allem durch Schillers Fiesko, eine meiner Lieblingsrollen, werth geworden. Obgleich es nur noch ein Paar Tage bis zum Abmarsch waren, so konnte ich doch kaum diesen erwarten und brachte sie mit Abschiedsbesuchen in der Stadt und auf den Schiffen in der Rhede, auf denen ich Bekannte und Freunde zählte, den letzten aber noch im Schooß der mir theuern Familie Guige zu, der ich so manche

frohe Stunde zu verdanken hatte. Marie konnte ihre Thränen nicht unterdrücken, ich suchte sie zu trösten, versicherte ihr, daß wenn ich eher Capitän würde, als der Oberst, ihr bestimmter Bräutigam, zurückkäme, sie meine Frau werden müsse, versprach, sie nicht zu vergessen, und habe Wort gehalten, wie man sieht. Den Abend vor dem Abmarsch nahm ich mit einem langen Kuß Abschied von ihr: um vier Uhr des Morgens rappellirten die Tambours, wir marschirten an ihrem Hause vorüber, wo sie schon hinter dem Fenster stand und ich ihr noch einen letzten Kuß, den sie, so lange sie mich noch sehen konnte, erwiederte, zuwarf, auf das Marsfeld nach Toulon, wo wir uns mit dem Bataillon vereinigten, und dann frohen Muthes den Marsch nach Italien antraten. —

XIV.

Marsch von Toulon nach Genua. — Lüc. — Ein Eremit, Hehler einer Räuberbande. — Frejus. — Cannes. Die lerinischen Inseln. — Madame Grenet. — Nizza. Landsleute. — Seefahrt von Nizza nach Genua. — Finale. — Savona. — Der Anblick Genuas vom Golf aus gesehen.

Unser erstes Nachtquartier war das Städtchen Cüers, das etwa 3—4000 Einwohner zählen mag. Den zweiten Tag kamen wir nach dem Flecken Pignans, und den dritten nach Lüc, eine kleine Stadt mit einem alten Schloß, die durch ihre herrlichen Maronenwälder bekannt ist, deren schöne Frucht hauptsächlich von den Pariser Conditors gesucht wird, und die Prunktafeln der Reichen daselbst schmückt. Das prächtig grüne Laub dieser schönen und nützlichen Bäume, von denen viele ein sehr ehrbares Alter haben, thut dem Auge wohl und erfrischt es. Lüc hat große Seidenzucht, und in ihrer Nähe, auf einem hohen mit Fichten bewachsenen Berg sieht man ein halb verfallenes Gebäude; dies war vor Zeiten eine berüchtigte Eremitage, die man Notre-dame des anges nannte, aber besser des diables genannt haben würde, denn hier hauste früher ein Einsiedler, welcher die Räuberbanden,

die die ganze Gegend sehr unsicher und das Reisen in derselben höchst gefährlich machten, beherbergte und durch fromme Gaukeleien begünstigte. Die Banden wurden endlich und nach langen vergeblichen Anstrengungen durch die königlichen Truppen zerstreut, zum Theil sammt dem Eremiten gefangen, der, so wie die Räuber, seine Spießgesellen, sein Leben durch Henkershand verlor. In der Nähe sind noch Ueberbleibsel von dem alten Forum Voconii, wo sich das Heer des Lepidus mit dem des Antonius, der es zu überreden wußte, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, vereinigte. Von Lüc ging der Marsch nach Le Muy, einem großen Flecken, und von da nach Frejus, bekannt durch Napoleons Landung als er von Egypten zurückkam. Auf dem Weg dahin hatten wir zur Linken bald prächtige Wälder, dunkle Piniengruppen, üppige Wiesen, fruchtbare Felder und schwarzgraue Felsenmassen, welche abwechselnd die malerischsten Landschaften bildeten. Vor Frejus sahen wir die Ruinen eines großen römischen Amphitheaters und andere Trümmer, Spuren von jenem erobernden Volk, so wie die römischen Stadtmauern, das Cäsarthor, Reste eines Leuchtthurms u. s. w. Frejus soll von den Phöniziern gegründet worden, nach Andern eine Colonie der Marseiller seyn. Cäsar vergrößerte und verschönerte diese Stadt, die unter der Römerherrschaft sehr bedeutend war und ein Seearsenal hatte, außerordentlich und nannte sie Forum Julii. Ihr Hafen war in gutem Stand; sie hatte ein Thor, welches man das goldne nannte, weil es mit Nägeln beschlagen war, deren Köpfe vergoldet waren, und von dem noch Reste vorhanden sind. Der Hafen ist jetzt versandet, und das Meer, welches früher die Stadtmauern bespülte, eine gute halbe Stunde davon entfernt. Der römische Dichter Gallus, Julius Agricola und der in der französischen Revolution eine Rolle spielende Abbé Sieyes sind hier geboren. Die Stadt ist jetzt unbedeutend, hat kaum 4000 Einwohner, aber einen Bischof und sogar ein Handelsgericht. Ihr jetziger Hafen ist klein und liegt eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Hier schiffte sich 1814 der abgedankte Kaiser nach seinem bescheidenen Reich, der Insel Elba, ein. Der Hintergrund des Golfs von Frejus bietet einen schönen Anblick und ist mit Pomeranzen-, Limonen- und Granatbäumen übersäet. Man findet hier sogar mehrere Edelsteine, namentlich Amethyste und weißen und rothen Jaspis im Ueberfluß. Von Frejus marschirten wir nach dem See-

städtchen Cannes, das an einem steilen Abhang, auf dessen Höhe ein altes Schloß liegt, und herrliche Umgebungen hat. Seine Oliven und Sardellen sind als vorzüglich bekannt und machen einen wichtigen Handelsgegenstand der Stadt aus, da von den letztern in günstigen Jahren bis 2000 Centner versendet werden. Ihr Fang wird auf folgende Art bewerkstelligt. Sobald es Nacht geworden, zünden die Schiffer auf ihren Barken ein helllohendes Feuer mitten auf der See an, welches die kleinen Silberfische herbeilockt, die man dann zu Tausenden in den Netzen fängt.

Cannes gegenüber liegen die lerinischen Inseln, ganz nahe an der Küste; die größte derselben, St. Marguerite, ist keine 2000 Fuß entfernt und hat ein Fort, in welchem unter Ludwig XIV. der Mann mit der eisernen Maske gefangen saß, der für Jeden, der Richelieu's Memoiren mit Aufmerksamkeit gelesen hat, kein Geheimniß mehr ist. Auf der zweiten dieser Inseln, St. Honorat, war ein sehr berühmtes Kloster, das der heilige Honorat im Jahr 410 stiftete. Andreas Doria nahm diese Inseln im Jahr 1536 weg, und die Spanier bemächtigten sich 1635 derselben. In Gesellschaft einiger Kameraden und einem Einwohner von Cannes fuhr ich gegen Abend in einer Barke diesen Inseln zu, wo wir die, sich zu einem Staatsgefängnisse allerdings vortrefflich eignende, Citadelle in Augenschein nahmen. Man zeigte uns das stark vergitterte Fenster, hinter welchem der unglückliche Bruder Ludwig XIV. saß. Zu Cannes landete Napoleon den 1. März 1815, von Elba zurückkehrend, um noch einmal Europa auf kurze Zeit in Allarm und Unruhe zu setzen, den Wiener Congreß zu beendigen und dann zu St. Helena jämmerlich klein zu enden.

Von Cannes nach Nizza, wohin wir den nächsten Tag marschirten, bietet der Weg nichts Bemerkenswerthes; zur Linken meistens Berge, zur Rechten das Meer, an dessen Ufern viele große, wildwachsende Aloestauden stehen. Gleich nach unserem Ausmarsch begegneten wir etwa einem Dutzend ganz schwarzer Schweine, die von mehreren Treibern begleitet waren, welche ihnen Säcke mit Eicheln nachtrugen und sie auf die Felder jagten. Zu meinem größten Erstaunen hörte ich, daß dieses abgerichtete Trüffelschweine seyen, die man hier, wie bei uns die Hunde abrichtet, diesen Leckerbissen schnüffelnd mit ihren Rüsseln unter dem Boden hervorzuwühlen; da aber die gefräßigen Thiere diese köstlichen Knollen,

des Sprichworts eingedenk: „Jeder ist sich selbst der Nächste“, sobald sie dieselben gewahren, verzehren würden, so wirft man ihnen schnell einen Haufen Eicheln hin, über den sie nun herfallen, die Trüffeln im Stiche lassend, welche die Treiber dann vollends ausgraben. Eine Stunde von Cannes kamen wir an Antibes, das alte Antipolis der Römer, welches hart an der Grenze der Provence und Piemonts liegt, vorbei.

Auf diesem Marsch hatte ich die Arriere-Garde des Bataillons kommandirt, mit welcher Madame Grenet, die Gattin meines Capitains, eine allerliebste junge Frau, erst zwei Jahre verheirathet, in ihrer Reisekalesche fuhr. Neben dem Wagen hergehend, unterhielt ich mich recht angenehm mit ihr, so daß mir der Marsch fast zu kurz vorkam. Bei dem Halten frühstückte ich mit der Dame köstlichen Thunfisch, den sie mitgebracht hatte und den man in dieser Gegend ganz vortrefflich findet, dafür braute ich ihr ein Getränk aus süßen Pomeranzen und Muskatwein, eine Art Orangeade, die sehr erfrischend und stärkend ist. Madame Grenet hatte die Güte, mir nun einen Platz in ihrem Wagen anzubieten, den ich auf ein Paar Stunden annahm, und so hinter meiner Arriere-Garde her fuhr. Sie theilte mir mit, daß sie sich zu Nizza, von wo der Weg über sehr steile Gebirge, die Meeralpen, gehe, sammt ihrem Wagen einschiffen und von da aus den Weg bis Genua zur See machen werde. Da ich wußte, daß auch die Armatur und das Gepäck des Bataillons daselbst unter dem Commando eines Offiziers und einiger Mannschaft ebenfalls eingeschifft werden sollte, so sagte ich der freundlichen Dame, daß ich den Bataillonschef um dieses Commando bitten wolle, was mir Düret wohl zugestehen würde. Sie lächelte und meinte: „dann bleibe ich unter Ihrem Schutz.“ —

— Den ich Ihnen gewiß auf das kräftigste angedeihen lassen werde, erwiederte ich, ihre Hand küssend.

Vor der Etapenstadt stieg ich aus dem Wagen, Madame Grenet für die gehabte Güte dankend, und führte mein Commando unter Trommelschlag auf den großen, mit Arkaden umgebenen Napoleonsplatz zu Nizza, dessen sämmtliche Gebäude von ganz gleicher Bauart, Farbe und Höhe waren, so daß man sich eher in einem ungeheuern Schloßhof, als auf einem öffentlichen Platz glaubte. Nachdem ich die Bagagewagen der neuen Wache übergeben und die Leute entlassen hatte, suchte ich mein Quartier auf,

das mir der Zufall wieder bei der jungen Strohwittwe eines sich in Mailand befindenden Armeebeamten, einer Piemonteserin aus Turin, bescheerte, die aber leider kein Wort französisch, so wie ich noch kein italiänisches konnte, sie auch erst später zu sehen bekam, da mir in Abwesenheit der Gebieterin eine Zofe das Billet abnahm.

Nizza, das Nicäa der alten Römer, liegt am Fuß der Meeralpen, unweit der Mündung des Flusses Var, an einem großen Felsberg gelehnt, auf dessen Spitze man noch die Trümmer eines alten Castels sieht. Die Stadt besteht aus zwei Theilen, die Alt- und Neustadt, letztere ist schön gebaut, liegt längs dem Meere und hat eine Terrasse mit einer herrlichen Aussicht: die Altstadt dagegen hat nur enge, krumme und holpriche Gassen. Um den Felsen herum, auf dem das alte Schloß steht, führen zwei Wege zum Hafen, der eine über den Napoleonsplatz, der andere über die Esplanade, von der man die Aussicht auf die unendliche Meeresfläche und die genuesischen Küsten hat, und ist der Himmel ganz rein, so erblickt man sogar die Spitzen der korsischen Berge. Auch diese Stadt ist, gleich Hyeres, ein sehr gesuchter Aufenthalt für Brustkranke.

Nizza wurde durch eine Colonie der Marseiller gegründet, welche sie nach dem griechischen Wort Nike, das Sieg bedeutet, zum Andenken an einen über die Ligurier erfochtenen Sieg, so genannt haben sollen. Noch vor Cäsars Zeiten traten sie den Ort den Römern ab, die hier ein Seearsenal anlegten, das unter August nach Frejus verlegt wurde, worauf Nizza seine Wichtigkeit verlor; im 8ten Jahrhundert erhob es sich jedoch wieder, und im 12ten ward es die Hauptstadt einer Grafschaft, die seinen Namen führte. 1388 fiel sie dem Herzog Amadeus VII. von Savoyen anheim, der sie, wie sein Nachfolger, sehr vergrößerte; 1538 nahmen sie Carl V. und Paul III. in Besitz. Im Jahr 1792 wurde sie mit der französischen Republik vereinigt und blieb bis zum Jahr 1814 bei Frankreich.

Ob ich gleich mehrere Tage in Nizza verweilte, so wurde ich doch wenig mit den Schönheiten und Reizen der Umgegend bekannt, von denen so manche Reisende mit Entzücken phantasieren, ich war vielleicht auch noch ein gar zu prosaisches Menschenkind, und zudem waren meine Gedanken mit meiner hübschen Hauptmannsfrau zu sehr beschäftigt, als daß ich den Naturschönheiten

so viel Aufmerksamkeit hätte schenken können: nur die sich gegen Norden erhebenden Gebirgsterrassen, aus vier übereinander ragenden Bergen bestehend, machten durch ihr imposantes Ansehen einigen Eindruck auf mich.

Es befanden sich, wie gewöhnlich, viele Fremde hier, welche hofften, daß ihnen die Luft von Nizza die durch Ausschweifungen oder andere Umstände verlorne Gesundheit wieder geben sollte, betrogen sich aber meistens. Nur die englischen Goldfische, Lords genannt, wenn auch oft nur Bierlords, fehlten, da sich zu jener Zeit kein Engländer auf dem Continent blicken lassen durfte, ohne als Kriegsgefangener behandelt zu werden. Unter diesen Kranken waren auch ein Paar schwindsüchtige Landsleute von mir, Frankfurter, die, da sie gehört daß sich junge Leute aus ihrer Vaterstadt bei diesem Regiment befänden, mich aufsuchten: es war ein gewisser Parrot aus der Antoniusgasse, der meine Familie kennen wollte, von dem ich aber nie etwas gehört hatte, und mir durchaus »ä Aehr anthu wollte«, wie er sagte, was ich mir aber verbat. Noch andere meiner werthen Landsleute erkannte ich an dem Accent, den sie, auf dem Corso spazieren gehend, hören ließen, wodurch man den Frankfurter allenthalben erräth. Ich hütete mich wohl, den ein Duett hustenden und räuspernden Compatrioten meine Landsmannschaft zu verrathen, und eilte von ihnen weg, um in einem Kaffeehaus unter den Arkaden einige Erfrischungen einzunehmen, wo ich in einiger Entfernung ein Paar muntere Damen bemerkte, die sich, wie es schien, recht vergnügt mit einander unterhielten, und auch manchmal zu mir herüber schielten, so daß ich, aufmerksam auf sie geworden, sie besser ins Auge faßte und recht hübsch fand. Bald darauf brachen sie auf; ich wollte schnell meine Zeche berichtigen und ihnen nachgehen, um zu sehen wohin sie ihre Schritte lenkten; eben hatte ich bezahlt und wollte fort, da führte der Henker wieder meinen hektischen Landsmann herbei, der mich mit Gewalt mit Kaffee oder Gott weiß was regaliren und Frankfurter Neuigkeiten von mir hören wollte, wodurch einige Augenblicke verloren gingen; und obgleich ich mich unter dem Vorwand, daß mich der Dienst rufe, möglichst schnell von ihm losmachte, war es doch zu spät, ich hatte die beiden Schönen schon aus den Augen verloren und konnte trotz allem Suchen keine Spur mehr von ihnen auffinden. Verdrießlich schlenderte ich endlich nach Haus, der Abend brach heran, und ich

legte mich ans offene Fenster, die flimmernden Sterne und den azurnen Himmel des Südens anstaunend. Kaum hatte ich angefangen einige beschauliche Betrachtungen über das endlose Firmament, das so schnell endende Leben und dessen so räthselhaften Zweck anzustellen, als sich dicht neben meinem Fenster ein Paar weibliche Stimmen hören ließen, die mit Guitarre-Begleitung eine zweistimmige italiänische Notturna in dem Nebenzimmer am offnen Fenster sangen. Es war meine Hauswirthin mit noch einer andern Dame, wie ich durch meinen Burschen erfuhr, und ich beschloß, sogleich der Erstern, die ich bis jetzt vernachläßigt hatte, meine Aufwartung zu machen. Ich ließ mich melden und ward angenommen. Aber wie sehr war ich überrascht, als ich in den beiden Frauen meine Unbekannten unter den Arkaden erkannte, die ich so lange vergeblich gesucht. Ich machte mein Antrittskompliment und meine Entschuldigungen in französischer Sprache, wogegen mir aber ein: **Non capisco signor Ufiziale, non parliamo francese** (Ich verstehe nicht, Herr Offizier, wir sprechen kein Französisch,) erwiedert wurde. Dies war ein fataler Casus, da ich noch nicht italiänisch konnte, wenn ich gleich in dieser Sprache sang und die Worte gut aussprach. In dieser Verlegenheit mußte ich die Mimik zu Hilfe nehmen und gab so gut es gehen wollte durch Zeichen und Gestikulationen zu verstehen, man möge sich doch ja nicht stören lassen und fortsingen, wozu man sich auch herbeiließ, was unter solchen Umständen, wo keine Unterhaltung durch das Organ der Sprache möglich, wohl das Beste war. Die Damen sangen noch ein paar Cavatinen, und zwar gut, denn sie hatten beide schöne und reine Stimmen, und von dem: „**Solitario bosco ombroso,**“ (einsam schattiger Wald,) das die jüngere mit sehnsüchtigen Blicken vortrug, ward ich ganz bezaubert. Diese war die Frau eines Schiffskapitäns, der erst vor ein paar Tagen nach Marseille abgefahren war. Als sie gesungen und mein **bravissimo** bescheiden hingenommen, gaben sie mir durch Zeichen zu verstehen, ob ich nicht auch musikalisch sey. Ich bedeutete, daß ich zwar sänge und Clavier, aber nicht Guitarre spiele. Man führte mich in ein Nebenzimmer, in welchem sich ein Spinett befand, das ich probirte, jedoch schrecklich verstimmt fand. Ich sang indeß doch die Romanze des Pagen aus Mozarts Figaro im italiänischen Idiom. Die Damen hörten mir mit Verwunderung zu, und als ich geendigt hatte, begriff ich von ihrem Gewäsche und aus

ihren Gestikulationen soviel, daß sie glaubten, ich müsse auch italiänisch reden; sie schienen nicht zu begreifen, daß man in einer Sprache singen kann, die man nicht verstehe und nicht spreche, und ich war nicht im Stande ihnen dies klar machen zu können, wodurch ein komisches französisches und italiänisches Charivari von drolligem Geberden- und Mienenspiel begleitet, entstand, das sich damit endigte, daß ich ihnen noch Figaros brillantes: „Non piu andrai etc.“ (Dort vergiß leises Flehen, süßes Wimmern ꝛc.) vortrug, das sie nicht kannten und in Extase versetzte. Aber dabei blieb es, denn antworten auf ihre Fragen konnte ich nun einmal nicht, wenn sie auch noch so ungläubig die Köpfe schüttelten, mir nicht zu trauen schienen und mich mit zweifelhaften Blicken ansahen. Dies war mir recht fatal, denn ich bin fest überzeugt, daß wenn ich mit der Sprache fortgekommt hätte, ich hier wieder ein charmantes Marschabentheuer gehabt haben würde, so mußte es bei einem „felicissima notte“ bleiben, mit dem ich mich unter Bücklingen und Handkuß entfernte.

Den nächsten Morgen suchte ich Düret auf, ihn um das Commando der sich mit dem Gepäck nach Genua einschiffenden Mannschaft zu bitten, wie ich mit Madame Grenet übereingekommen war. Er gestand mir dies auch ohne andere Einwendung, als: „Wahrscheinlich steigen sie nicht gerne Berge,“ zu, und fuhr fort: „Geben Sie nur auf die Armatur Acht und lassen Sie sich nicht von den Engländern erwischen.“ Ich versprach, daß ich mein Möglichstes thun wolle, beides zu befolgen, und eilte nun an den Hafen, wo ich die Felukke aufsuchte, die zu diesem Zwecke in Beschlag genommen war und den Namen „Proserpina“ führte. Ich erkundigte mich bei dem Patron derselben nach der Abfahrt, der mir sagte, er müsse einen günstigern Wind abwarten, man könne aber einstweilen immer die Gewehre und Bagage einschiffen.*) Ich beorderte den Adjutant-Unteroffizier dies zu besorgen, ging sodann zum Capitän Grenet, ihn zu benachrichtigen, daß mir das Militär-Commando der Felukke ertheilt worden, der sich darüber freute und mir seine Frau und absonderlich seinen Wagen dringend empfahl; ich versprach auch, daß ich für beide bestens sorgen wolle, und bat Madame Grenet, ihre Effekten bereit

*) Je weiter ein Regiment marschirt, desto mehr häufen sich die Gewehre, Säbel, Patrontaschen ꝛc. desselben, weil die von allen zurückbleibenden Kranken mitgeführt werden.

zu halten, damit ich sie einschiffen lassen könne. Am andern Morgen marschirte das Bataillon, das in Nizza einen Rasttag gehabt, in aller Frühe ab. Den Abend vorher hatte ich noch mit meinen italiänischen Signoras zugebracht, wo uns, wenn auch in unverständlicher, doch sehr lebhafter Unterhaltung, mit Musik untermischt, die Zeit schnell verflog. Ich hatte sie gebeten, eine Promenade mit mir zu machen, wozu sie sich aber durchaus nicht verstehen wollten und mir bedeuteten, daß, wenn man sie mit mir ausgehen sehe, die bösen Mäuler, die man hier sehr zu scheuen habe, etwas zu reden bekämen und die Sache zehnmal verschlimmert ihren Männern hinterbracht würde. Wir blieben also zu Hause, ich souvirte mit den Frauen und ließ durch meinen Burschen Eis und Rosolio holen. Man wurde nun lebendiger und es kam dann noch zu allerlei Schäkereien und Küssen, versteht sich, Alles in Ehren, und nicht weiter. Wir trennten uns endlich vergnügt, aber dennoch legte ich mich verdrießlich nieder, es nicht weiter gebracht zu haben, und nahm mir fest vor, in Genua sogleich italiänisch zu lernen. Am andern Morgen begleitete ich das abmarschirende Bataillon noch eine Strecke. Düret und Grenet empfahlen mir nochmals Bagage und Damen, denn es schifften sich noch mehrere andere Offiziersfrauen mit ein; ich kehrte sodann um und begab mich zu Madame Grenet, die ich noch in einem reizenden Morgenanzuge in ihrem Bette fand, was sie aber nicht hinderte mich zu empfangen. Sie schien kaum erwacht zu seyn, denn noch glühten ihre Wangen schlaftrunken und sie blühte wie eine eben aufbrechende Rose, die ich mir zu pflücken vornahm. Nachdem ich ihr mit geringem Widerstreben einige Küsse geraubt, schlich ich an die Thür und verschloß sie von Innen. — „**Mais que faites vous donc**,“ lispelte sie. „**Rien**,“ antwortete ich eben so leise und erstickte alle weitern Fragen unter einem Strom von Küssen, nachdem ich sie versichert, daß ich ihr gewiß nichts Böses thun werde. Als ich sie fest umschlungen, sanft mit dem linken Arm auf das Bett zurückgedrückt und mit der rechten Hand die mir, obgleich recht feinen, doch lästigen Morgengewänder zu entfernen suchte, da sträubte sich zwar noch die Taube ein wenig, aber schon fühlte ich das Schlagen und Pochen ihres Herzens heftiger, purpurner wurden ihre Wangen, glühender ihr Hauch, aber trotz Sträuben und Ach, ließ ich nicht nach und bald drückte auch sie mich fester und fester an sich, und alles Bewußtseyn schien

ihr zu schwinden. Etwas ermattet verließen wir endlich das Lager, ich half ihr die Toilette in Ordnung bringen, und nachdem sie die Verschämte genug gespielt und der letzte Kuß gegeben war, verließen wir das Gemach und nahmen Chocolade unter den Arkaden ein. Hierauf begaben wir uns zum Hafen, um uns zu erkundigen, wenn man wohl abfahren könne. Der Patron der Felukke meinte, noch an demselben Tage die Anker lichten zu können; ich ließ nun schnell alle Bagage auf das Schiff bringen, befahl dem Unteroffizier die Leute einzuschiffen, und die andern Damen zu avertiren, damit sie sich bereit halten möchten, und eilte sodann, Abschied von meiner hübschen Wirthin zu nehmen, die mir erlaubte, sie jetzt recht zärtlich zu umarmen. Bei einem Abschied sieht man Manchem durch die Finger und man darf sich wohl etwas mehr herausnehmen und zärtlicher seyn, so auch ich, und wer weiß was noch geschehen, wenn nicht gerade die Freundin zur rechten Zeit oder Unzeit dazu gekommen wäre. Da ich aber kommen hörte, verließ ich schnell meine Schöne, und als ich sah daß es ihre Freundin war, die in die Thüre trat, so flog ich auch dieser rasch an den Hals, um der andern Zeit zu geben, ihre etwas zerstörte Toilette wieder zu ordnen, und erdrückte die erstaunte Eintretende fast mit Küssen, damit sie die Unordnung der andern nicht wahrnahm. Die List gelang vollkommen, und dann bald die eine, bald die andere unter hundert Addios und „Grazia tante“ umarmend, schlüpfte ich endlich zur Thüre hinaus, eilte die Treppe hinunter und zu der mich erwartenden Madame Grenet. Wir nahmen noch ein gutes Frühstück à la fourchette ein, begaben uns dann an den Hafen, wo schon Mannschaft, Waffen und Gepäck und noch fünf andere Offiziersfrauen eingeschifft waren. Madame Grenet nahm Platz in ihrem Wagen und lud noch drei andere Damen, die keinen hatten, ein, sich zu ihr zu setzen, während ich mich auf den Bock placirte.*) Proserpina lichtete die Anker, und wir segelten mit gutem Wind davon. Auf dem Schiffe befanden sich auch zwei marode Hautboisten vom Regiment, die aber doch nicht so müde waren, daß sie sich nicht ihrer Instrumente hätten bedienen können; ich ersuchte sie, ein Paar muntere Melodien zum Besten zu geben, wozu sie sich willig fanden, und so fuhren wir, die hohen Alpen beständig vor Augen, immer längs

*) Eine Felukke ist ein offenes Küstenschiffchen, mit einem Mastbaum aber ohne Verdeck, das auch durch Rudern in Bewegung gesetzt wird.

der Küste dahin. Der uns günstige Landwind wurde stärker und blies so kräftig in die Segel, daß wir bald an Monaco, St. Remo, Oneglia und Albenga vorüberflogen, und mit der Dämmerung zu Finale ankamen, wo die Damen, wie die meisten Passagiere, seekrank geworden waren, nachdem der Patron Anker geworfen hatte, ans Land gehen wollten, was aber Niemand gestattet wurde, bevor der Syndico des Orts unsern Schiffer eidlich verhört hatte, daß er weder einen pestkranken Ort berührt, noch einen derartigen Kranken an Bord habe. Wir fuhren indeß bald wieder weiter, denn der Patron hoffte noch vor Nacht Savona, wo der Hafen weit sicherer als zu Finale, und die Nachtquartiere weit bequemer seyen, zu erreichen. Auf der Fahrt dahin erzählte er mir, daß er aus Nizza sey, daß diese Stadt durch das Wegbleiben der Engländer seit mehreren Jahren außerordentlich verloren und der Verdienst nicht mehr der vierte Theil wie früher sey, gab mir auch nicht undeutlich zu verstehen, daß man daselbst eben nicht sehr vergnügt über das Glück sey, jetzt einen Theil des französischen Kaiserreichs auszumachen, doch wollte er sich nicht weiter einlassen und mit der Sprache nicht heraus, denn er traute mir wohl nicht.

Die Fahrt bis Finale war äußerst angenehm gewesen und die Aussicht auf die Küste bot viel Abwechslung dar, die Ufer waren mit Südpflanzen jeder Gattung bedeckt, und es ging an Buchten und Baien, Dörfern, Flecken und Städten vorüber, oft unermeßliche Felsmassen und immer himmelhohe Gebirge bildeten den Hintergrund. Auf der andern Seite sah man nicht selten große Schiffe in der Ferne vorüberseglen, lange Silberstreifen hinter sich lassend, und in den Wellen spiegelten sich die Feuerstrahlen der Abendsonne. Von Finale aus begann es schon dunkel zu werden, und erst mit der einbrechenden Nacht fuhren wir in den Hafen von Savona ein. Sämmtliche Damen baten mich, ein Nachtquartier für sie zu besorgen, das ich dann in der besten Locanda bestellte, was freilich nicht viel sagen wollte, aber darauf bedacht war, daß ich ein Zimmer neben dem der Madame Grenet erhielt, das mit diesem kommunicirte, die andern Damen logirte ich je zwei auf einem andern Gang. Nach eingenommenem Abendbrod, das in Fischen, Feigen und gutem Wein bestand, begaben wir uns sämmtlich zur Ruhe. Nachdem ich meine Thüre von Innen abgeschlossen, öffnete ich leise die mit dem Zimmer der Mad. Grenet kommunicirende, und bat

ſie, dieſe Nacht in meinem Gemach zubringen zu wollen, weil die Stube auf der andern Seite beſetzt war, deren Inhaber leicht das mindeſte Geräuſch durch eine ebenfalls in daſſelbe gehende Thüre vernehmen konnten; ſie ging es ein, und wir brachten eine herrliche Nacht zu, die ſich wohl denken aber nicht beſchreiben läßt. Gegen Morgen, das heißt um 2 Uhr nach Mitternacht, verließ mich meine reizende Alcine, um Ruhe in dem eignen Bett zu ſuchen, die uns beiden Noth that: aber als wir gerade im erquickendſten Schlaf waren, gegen 4 Uhr, weckte mich mein Burſche, mit den Worten, daß der Patron in einer Stunde abfahren wolle, um den günſtigen Wind zu benutzen und dieſen Morgen bei Zeit in Genua einzutreffen. Hier blieb nichts anders übrig, als ſich, ſo ſchwer es auch fallen mochte, den Armen des ſo wohlthuenden Schlafes zu entreißen. Ich ließ nun auch die andern Damen aufwecken, verſah Kammerjungferdienſte bei Mad. Grenet, damit ſie ſchneller mit ihrer Toilette fertig wurde, und gegen 5 Uhr waren wir wieder eingeſchifft. Die Damen endigten ſämmtlich ihren unterbrochenen Schlaf in dem Wagen, während ich auf dem Bock nickte. Gegen 10 Uhr Vormittags wurden wir alle durch das Geſchrei: Ecco Genova, das der Patron und ſeine Leute erhoben, aus unſerm Schlummer erweckt. Als ich die Augen aufſchlug, erblickte ich die prächtige Stadt, die, von der Seeſeite angeſehen, in der That einen großartig imponirenden Anblick darbietet. Da lag ſie in ihrer ganzen Herrlichkeit, Genova la superba, die Vaterſtadt des Columbus, Andreas Doria und Fiesko, von den Strahlen der goldnen Morgenſonne prächtig beleuchtet, vor unſern ſtaunenden Blicken, und Schiller läßt den Fiesko nicht zuviel ſagen, wenn er ausruft: »dieſe majeſtätiſche Stadt!« denn wahrhaft majeſtätiſch lehnt ſie ſich amphitheatraliſch an den Fuß der Apenninen, während ihr Piedeſtal von dem ſchönen Golf benetzt wird, der ihren Namen trägt. Auf ihren Marmorpalläſten und herrlichen Gebäuden ſind Terraſſen mit Pomeranzen, Limonen, Geſträuchen und Blumen in Prachtvaſen angebracht, ſo daß, da ſich die Häuſer ſtufenartig hinter einander erheben, man die ſchwebenden Gärten der Semiramis zu ſehen wähnt; und dann im Hintergrund die Berge, die bis zur Mitte ihrer Höhe mit prächtigen Villas, Schlöſſern, Meierhöfen u. ſ. w. bedeckt ſind, die von der See aus geſehen, mit der Stadt ein Ganzes zu bilden ſcheinen, wodurch dieſe unermeßlich groß wird. Sie bildet einen weiten Halbkreis, von

dem zwei Molos die äußersten, mit Thürmen versehenen Enden machen. Bis jetzt hatte noch keine Stadt einen solchen Eindruck auf mich gemacht. Nach 10 Uhr fuhren wir im Hafen ein und landeten am Ponte di Mercanti, ein kleiner in denselben gehender Damm, wie deren mehrere vorhanden, an denen die kleinern Schiffe anlegen. Wir stiegen aus, und das Erste was mir auffiel, waren die vielen Mönche von allen möglichen Orden und Farben, die sich unter den gaffenden Zuschauern befanden, etwas ganz Neues für mich, denn in Deutschland und Frankreich sah man deren schon lange nicht mehr. Ich ließ nun Alles ausschiffen und die Damen und mich in ein gutes Gasthaus in der Nähe der Post führen, wo wir sogleich sehr freundlich aufgenommen wurden; als ich aber später die Quartierbillets für unser Logis brachte, die ich mir auf der Mairie hatte geben lassen, da machte der Wirth ein verdrießliches Gesicht, denn er hatte uns seine besten Zimmer eingeräumt, aus denen wir uns nicht mehr ausquartieren ließen.

Die Vorstellung die ich mir auf dem Meer von dem prächtigen Genua gemacht hatte, wurde gewaltig geschmälert und alle Illusion verschwand, als wir durch die vielen engen dunkeln Straßen wandern mußten, wo nicht einmal ein Fuhrwerk gehen konnte, die jedoch reinlich und alle mit rothen Backsteinen gepflastert waren, und in denen oft die schönsten Gebäude von Marmor aufgeführt standen.

XV.

Beſchreibung Genuas. — Abriß ſeiner Geſchichte. — Beſuch bei einem Grafen Fiesco. — Ein ſauberer Kanonikus. — Soirée bei Dorias. — Ein italiäniſcher Sprachlehrer. — Die Marcheſa P.... und ihr Cicisbeo. — Signora Peretti. — Mozarts Don Juan wird zuerſt durch mich in Genua bekannt. — Die Militärmeſſen. — Komiſches Mißverſtändniß. — Ein gefälliger Guitarre-Lehrer. — Ein Mordanfall. — Maskenfeſt bei Dorias mit einer Epiſode. — Abmarſch von Genua.

Es war in den erſten Tagen des Monats Februar, als wir zu Genua ankamen, dabei hatten wir von Toulon aus das ſchönſte Frühlingswetter, alles war grün und viele Bäume und Pflanzen ſtanden in üppigſter Blüthe. Fünf Tage hatten wir noch vor dem uns folgenden Bataillon voraus, die ich in dolce giubilo mit Madame Grenet verlebte und auch meiſtens in deren Geſellſchaft die Sehenswürdigkeiten Genuas aufſuchte, die nicht zu den alltäglichen gehören. Die prächtigen Straßen Balbi und Strada nuova mit ihren Marmorpalläſten, wie ſie keine Stadt in Europa mehr aufzuweiſen hat, und unter denen beſonders die der Durazzo, der Doria, der Spinola, der Pallavicini ꝛc. durch ihre außerordentliche Pracht und Schönheit hervorragen. In all dieſen Palläſten ſind treffliche Gemälde und ganze Gallerien derſelben, welche die Meiſterſtücke eines Rubens, Titian, Van Dyk u. ſ. w. enthalten. Leider fand ich damals an lebloſen Gemälden, wenn ſie auch noch ſo trefflich waren, wenig Geſchmack, beſonders wenn ſie ſogenannte heilige Gegenſtände darſtellten; dagegen waren mir die lebenden deſto theurer, und die genueſiſchen Frauen mit ihren langen Schleiern, die ſie ſo graziös überzuwerfen, und ihren durchbohrenden Feueraugen, die ſie ſo ſchelmiſch zu gebrauchen wiſſen, ſprachen mich weit mehr an, als das herrlichſte Gemälde im Palazzo Durazzo, und das lebendige Bild an meiner Seite, Madame Grenet, fing bald an mich ſo zu ermüden, daß ich nach ein Paar Tagen, ſoviel als es ſich thun ließ, Genuas Schönheiten allein zu ſehen ſuchte. Einige der ſchönen Bilder blieben jedoch nicht ganz ohne Eindruck auf mich, namentlich entſinne ich mich, daß ich das berühmte Ge-

mälde Solimenos, Hektors Leiche durch Achilles um Troja geschleift, mit Wohlgefallen betrachtete.

Der alte weitläufige Regierungspallast, in welchem die Dogen residirten, ist so massiv gebaut, daß er eine feste Burg zu seyn scheint. Den Eingang zur großen Treppe bewachen die beiden Marmorstatüen des Andreas Doria und des Giovanni Andreä, die sich beide hochverdient um die selige Republik gemacht haben. Im großen Saal dieses Pallastes stellen Freskogemälde die merkwürdigsten Begebenheiten aus Genuas Geschichte dar. Ringsumher stehen marmorne Bildsäulen berühmter Genueser, unter ihnen auch die des Herzogs von Richelieu, der auf Ersuchen der Republik das Commando in Genua übernahm, die Stadt gegen die Oestreicher zu vertheidigen. In dem Saal des ehemaligen kleinen Rathes sieht man die Landung Columbus in Amerika abgebildet, ein vortreffliches Gemälde, ebenfalls von Solimeno. Unter den, den Dorias zugehörigen Pallästen, denn diese Familie ist noch in verschiedenen Zweigen sehr ausgebreitet in Genua und besitzt deren mehrere, ist der am St. Johannisthor der prächtigste und vielleicht der schönste in der ganzen Stadt, würdig vom größten Monarchen bewohnt zu werden. Durch eine Gallerie steht er mit den schönen, auf der andern Seite der Straße liegenden Gärten in Verbindung, die ringsherum Terrassen mit blendend weißen Marmorbalustraden haben. Auf einem Brunnen sieht man die Bildsäule des Andreas Doria, den meerbeherrschenden Poseidon sehr passend darstellend.

Auch die schönen Palläste Balbi und Brignoletti, Carrega und Rovere, welche sehr geschmackvolle Verzierungen und eine ausgezeichnete Architektur haben, besuchte ich. Die Hauptkirche, dem heiligen Laurentius geweiht, ist ganz aus schwarzem und weißem Marmor erbaut, so daß immer ein schwarzer und ein weißer Streifen abwechseln, was aber keinen guten Eindruck macht, und eher an ein Schachbrett erinnert. Weit geschmackvoller ist die reiche Annunciadakirche, die mit großer Eleganz erbaut ist. Prächtige canellirte Säulen von rothem und weißem Marmor tragen die drei Schiffe dieses schönen Tempels, dessen Gewölbe und Kuppeln mit herrlichen Malereien und Vergoldungen reich und schön verziert sind.

Erstaunenerregend ist der Anblick der ungeheuren Brücke Carignano, die, zwei Berge verbindend, gleichsam in der Luft zu schweben scheint und unter welcher 6 Stockwerk hohe Häuser stehen

Auch das Albergo de poveri, eine Armenanstalt und ein Correktionshaus, erregt durch seine großen Räume Bewunderung.

Wir besuchten den zweiten Abend die Oper im Teatro Augustino, wo „Gli amanti in scompiglio“ recht brav gegeben wurden. In einem zweiten Theater sahen wir Goldonis Bugiardo, das wir aber bald wieder verließen, da wir uns, kein Wort verstehend, langweilten, und nahmen in einem nahen Kaffeehaus, dessen Saal eine Grotte, mit Moos und Seemuscheln tapezirt, vorstellte, Sorbetti.

Auch die nächsten Umgebungen Genuas, namentlich die schönsten Villas und Landhäuser, den Grimaldi, Doria, Spinola, Giustiniani und andern reichen Familien angehörend, besuchten wir.

Der Hafen von Genua ist sehr geräumig und es können sogar Linienschiffe von 80 Kanonen in demselben vor Anker gehen. Die beiden Molos schließen ihn bis auf eine Weite von 680 Metres ein, und die beiden Leuchtthürme an den Spitzen derselben, von denen der auf dem neuen Damm 350 Stufen und 100 große Laternen zählt, werden jede Nacht angezündet, so daß die Schiffe sicher dazwischen durchfahren können. Das Arsenal, die Darsina genannt, liegt in dem entlegensten Theil des Hafens, hier werden die Galeeren erbaut.

Genua zählt mit den Vorstädten an 90,000 Einwohner und ist durch Natur und Kunst so fest, daß es nur der Hunger bezwingen kann. Im Jahr 1800 übergaben die Franzosen erst dann die Stadt, als sie alle Hunde und Katzen, Ratten und Mäuse, alle Schuhsohlen und was nur zu kauen war, aufgezehrt hatten; die Oesterreicher aber fanden nicht für gut, es so weit kommen zu lassen und hatten noch großen Vorrath von Knödelmehl, als sie die Festung übergaben.

Genuas Entstehung reicht in das graue Alterthum, man setzt ihre Gründung 707 Jahre vor Christi Geburt, und Titus Livius berichtet, daß im Jahr 549 der Erbauung Roms dieser Ort, damals die Hauptstadt der Ligurier, von dem carthaginensischen Feldherrn Magon, Hannibals Bruder, im 2ten punischen Krieg zerstört, aber bald durch den Proconsul Lucentius Spurius wieder aufgebaut wurde. Unter den römischen Kaisern war sie eine Municipalstadt, nach dem Einfall der Barbaren und dem Untergang des römischen Reiches wurde sie bald ein Raub der Saracenen, bald der Lombarden, die sie plünderten, verwüsteten und die Ein-

wohner mordeten. Sie gehörte nacheinander den Herulern, den Ostrogothen, den Exarchen, Lombarden und Karl dem Großen, der die letztern besiegte. Unter den Nachfolgern dieses Kaisers, zu Anfang des 10ten Jahrhunderts, machte sie sich unabhängig und hatte Consuln. Während den Kreuzzügen gewann sie viel Geld, indem sie die Ueberfahrt der Kreuzfahrer nach Asien übernahm, sie wurde nun bald Nebenbuhlerin Venedigs und dehnte ihr Gebiet nach allen Seiten in dem Meerbusen aus, der jetzt ihren Namen führte. Im 13ten Jahrhundert hatte sie einen hartnäckigen Krieg mit Pisa zu bestehen, aus dem sie als Siegerin hervorging, indem sie den Hafen von Pisa zerstörte und sich der Insel Corsica bemächtigte. Im Orient kämpfte sie mit Venedig um die Oberhand und brachte diese Republik an den Rand des Verderbens, endlich aber war sie doch genöthigt ihrer Nebenbuhlerin nachzugeben, wozu innere Zwistigkeiten das Meiste beitrugen, namentlich auch der Streit zwischen den Guelphen und den Gibellinen; mehrere Revolutionen schwächten sie außerordentlich. Unaufhörlich wurde die Regierungsform verändert, erst gab es Grafen von Genua, dann Podestas, dann Dictatoren die den Titel Capitain führten, dann Volksabaten, eine Art von Tribunen, und endlich Herzoge oder Dogen. Simon Boccanegra war im Jahr 1339 der erste Doge. Die Familien Doria, Spinola, Fieschi, Grimaldi, Adorni, Fregoso, die beiden letzten Plebejer, lieferten die meisten Dogen. Zweimal ergaben sich die Genueser an Frankreich (1391—1458), ermordeten aber einmal alle Franzosen in Genua, und dann an den Marquis von Montferrat und die Herzoge von Mailand, unfähig sich selbst zu regieren und die Hyder der Anarchie zu bekämpfen. Als sie sich 1458 wieder Ludwig XI. anboten, antwortete dieser: er wolle sie allen Teufeln übergeben. Sie hatten während diesen Revolutionen ihre meisten Besitzungen in Italien wieder verloren und die Türken nahmen ihnen die im schwarzen Meere und in dem Archipelagus; Andreas Doria hatte jedoch endlich Genua neuerdings Frankreich unterworfen, aber unzufrieden mit seinem König, verband er sich mit Carl V., befreite die Republik wieder vom französischen Joche, gab 1528 derselben eine neue Verfassung, und die Dogen wurden wieder hergestellt, jedoch nicht mehr auf Lebenszeit, sondern immer nur für zwei Jahre. Nun verschwor sich Johann Ludwig Fiesko gegen die neue Regierung, und als er am Ziel war und triumphirte, verlor er durch einen unglück-

lichen Zufall das Leben, im Hafen ertrinkend. Genua blieb hierauf enge mit Spanien verbunden, 1768 aber mußte es Corsika an Frankreich abtreten, nachdem schon früher Ludwig XIV. ihm die Demüthigung angethan, daß es seinen Dogen, der gesetzlich nie die Stadt verlassen durfte, nach Versailles (1685) hatte senden müssen, sich bei dem hochmüthigen Monarchen wegen einer seinem Gesandten zugefügten Beleidigung zu entschuldigen. Im Jahr 1746 jagte das Volk von Genua die Oesterreicher schimpflich aus seinen Mauern, und 1796 wurde sein Gebiet von den Franzosen besetzt, welche das Jahr darauf die ligurische Republik schufen. 1800 hielt Massena hier die Belagerung gegen die Engländer, Russen und Oesterreicher aus, er wurde jedoch endlich durch den Hunger zur Uebergabe der Stadt gezwungen, die aber bald darauf schon wieder in die Hände der Franzosen fiel. 1805 wurde sie dem französischen Kaiserreich einverleibt und ihr Gebiet bildete die Departements Genua, der Apenninen und Montelotte; 1814 wurde es an den König von Sardinien abgetreten.

Schon in den nächsten 24 Stunden nach meiner Ankunft hatte ich mich erkundigt, ob noch Nachkommen von der Familie der Fieschi vorhanden seyen, und mit großem Vergnügen erfahren, daß noch Zweige derselben existirten, die jedoch nicht mehr zu dem reichsten und angesehensten Adel gezählt würden. Ich nahm mir vor, einen Grafen Fiesco, den ich ausgekundschaftet hatte, zu besuchen. — Nicht ohne Mühe machte ich seine Wohnung, ein etwas alter, sich nicht im besten Zustand befindlicher Palazzo, in einer schmalen, düstern Gasse, ausfindig, und wurde von einem Bedienten gemeldet und angenommen. Ich stand nun vor einer langen hagern, einige fünfzig Jahre alten, sehr trocken und etwas grämlich aussehenden Figur, der ich auf französisch auf die artigste Weise möglichst begreiflich zu machen suchte, warum ich mir die Freiheit herausgenommen, den Abkömmling eines so hochberühmten Hauses mit einem Besuch zu belästigen, und sprach dabei von Schillers trefflicher Tragödie, die seinen Namen führe. Der Herr Graf sah mich starr und fast stupid an, erwiederte mir endlich mit ein Paar gebrochenen französischen Worten: „Je ne comprenner pas Monsju ke vous voulez;“ da ich mich noch verständlicher zu machen suchte, ihm von Schiller, unserm größten Dichter, der sein Haus in Deutschland verewigt habe, und von der Verschwörung sprach, fiel er mir mit einem: „ma Signor Uffiziale

non capisco niente, cosa é questo Skiller," in's Wort. Da ich sah, daß es mir so ziemlich unmöglich war, dieser gräflichen Figur, die anfing sich ängstlich um- und mich mit mißtrauischen Blicken anzusehen, begreiflich zu machen, warum ich sie besuche, so stand auch ich, wie einst bei Göthe, ziemlich verblüfft da, entschuldigte mich noch mit einer Verbeugung und war froh, als ich wieder zur Thüre hinaus war. Ich nahm mir nun vor, sobald weder berühmte Männer, noch berühmte Namen mehr aufzusuchen.

Denselben Abend sollte mir noch ein ganz anderes Abenteuer begegnen: ich hatte mich unter allerlei Vorwand von Madame Grenet frei gemacht, in Civilkleider gesteckt, und wandelte durch die engen Gassen Genuas, die schön gewachsenen Gestalten seiner weiblichen Kinder bewundernd; nachdem ich ziemlich müde war, ich hatte den Nachmittag auch die Kaserne besucht, welche unser Bataillon aufnehmen sollte, die sehr hoch über dem Platz dell' acqua verte lag und eine herrliche Aussicht über Stadt und Hafen hatte, setzte ich mich in der Loggia, ein weitläufiges Gebäude auf dem Platz de banchi, das ein großes, kühn gebautes, von Marmorsäulen getragenes Gewölbe hat, und zu jeder Stunde von Personen besucht wird, die auf den ringsherum stehenden Bänken ausruhen, auch auf eine solche nieder. Kaum hatte ich mich niedergelassen, als ein feister Pfaffe, ein Canonikus, mit einem Vollmondsgesicht, mich freundlich begrüßend neben mir Platz nahm und eine Conversation mit mir anzuspinnen suchte, von der ich aber wenig oder nichts verstand, da er kaum drei Worte französisch und ich nicht mehr italiänisch konnte. Von den in der Halle vor uns auf- und niederspazierenden Personen, das Gebäude ist hauptsächlich ein Versammlungsort für Kaufleute, für die es früher ausschließlich bestimmt war, jetzt aber zur Bequemlichkeit für Jedermann und zu Geschäfts-Rendez-Vous eingerichtet, Frauenzimmer kommen nicht dahin, sahen uns mehre mit seltsam neugierigen Blicken an, so daß es mir auffiel. Der feiste Canonikus schien dies nicht zu bemerken und lud mich auf das Dringendste ein, ihm doch das Vergnügen zu machen, eine Sorbette mit ihm zu nehmen; ich ließ mich nach einigem Weigern dazu bereden, er führte mich durch viele enge und winkliche Straßen in ein abgelegenes und wenig besuchtes Kaffeehaus, wo er mich mit Schneeeis regalirte und mich dann einlud, einen paseggio mit ihm zu machen, wobei er sich keuchend an meinem Arm hielt, und sich so sehr an mich drückte, daß er

mir lästig wurde. Er führte mich zur Porta dell' Arco hinaus, über das Glacie, durch ganz einsame und isolirte Wege. Ich wollte ihn mehrmals zum Umkehren bewegen, da ich nicht wußte was ein solcher Spaziergang um diese Zeit, es war schon längst Nacht, und in dieser Jahreszeit für Annehmlichkeiten haben sollte, mir auch endlich der Gedanke kam, der Pfaffe könne wohl ein Erzfeind der Franzosen seyn und mich in ein guet-a pens locken. Eben waren wir an dem Eingang eines kleinen Vorwerks angekommen, und ich war im Begriff übel oder wohl, mit oder ohne den Signor canonico umzukehren, als ein barsches: Halte-la hinter uns ertönte, ein Offizier mit einem Caporal und drei Mann Wache den Pfaffen sogleich festhielt und ersterer mich mit einem: Qui êtez vous? anredete. Mit wenig Worten sagte ich ihm, wer ich sey, und auf seine Frage wie ich in diese Gesellschaft käme, erzählte ich ihm wie dies zugegangen sey. Der Plazadjutant, denn dies war der Offizier, ließ nun den Canonikus mit der Wache abführen, und mich beim Arm nehmend, eröffnete er mir, daß der saubere Pfaffe ein sogenannter warmer Bruder sey, den er schon lange auf dem Korn habe, da er sich besonders an junge Soldaten mache und diese zu verführen suche; als er mich zufällig mit ihm durch das Thor habe gehen sehen, wo ihn der Dienst gerade hingeführt, sey er mit der Wache nachgeeilt, in der Hoffnung, den Patron, dem er schon lange aufpasse, einmal zu erwischen. Ich war über diese Aufklärung so beschämt als entrüstet, und hätte ich nur die entfernteste Ahnung von den Absichten dieses Subjekts gehabt, so würde ich den Kerl schon heimgeführt und in die Falle gelockt haben. Ich bat den Plazadjutanten, den charmanten Canonikus, der keuchend und schweißtriefend zwischen den drei Lichtern, die ihm die Bajonette anzündeten, neben uns hertrabte, ein- über das anderemal um seine Loslassung flehte, sich endlich sogar auf die Knie warf, 100 Luigi d'oro anbietend, wenn man ihn frei lassen wolle, und die Madonna und alle Heiligen anrufend, daß er sich in seinem ganzen Leben dergleichen nicht mehr zu Schulden kommen lassen wolle, der Polizei zur strengen Bestrafung zu überliefern. Der Plazadjutant blieb auch unerbittlich und taub, und wurde durch dieses Anerbieten nur um so aufgebrachter. Die Soldaten zerrten den Pfaffen bei seinem Rock in die Höhe und schleppten ihn bis zur Thorwache, ihn mit den Kolben drohend, wenn er nicht gutwillig gehen würde. Hier angekommen, ging das

Zimmer von Neuem an, und wir berathſchlagten, was wir thun ſollten. Einen Eclat zu machen, und folglich eine Unterſuchung zu veranlaſſen, in die ich natürlich mit verwickelt worden wäre, konnte mir nicht angenehm ſeyn, hierin ſtimmte mir der Adjutant bei; wir kamen nun überein, den Burſchen bis gegen Morgen, ihm die Hölle noch recht heiß machend, in der Wache ſchwitzen zu laſſen, und ihn dann gegen eine Vergütung von 50 Lire an die Wache, mit einem derben Wiſcher und der Warnung, ſich ja nicht wieder erwiſchen zu laſſen, fortzuſchicken, was der Platzadjutant auf ſich nahm. Ich eilte nun halb verdrießlich, halb lachend über dieſes Abenteuer heim, wo mich Madame Grenet über mein langes Ausbleiben maulend und mit Vorwürfen empfing. Ich theilte ihr den Vorfall etwas verblümt mit, ſie ſchien aber gar nicht begreifen zu können, was der Pfaffe eigentlich gewollt, und ich konnte es ihr auch nicht ganz deutlich machen, weßhalb ſie die ganze Sache bezweifelte, für eine Finte hielt und meinte, es ſey wohl ein Canonikus ohne Bart und im langen Kleid geweſen. Das letzte war an dem. Noch lange vor dem Einſchlafen wurde ich mit Explikationen gequält, die ich geben ſollte und nicht geben konnte; ſelbſt mir war das Ding noch nicht recht klar und nie vorgekommen, ſchon der Gedanke an eine ſo ekelhafte und unnatürliche Wolluſt erfüllte mich mit Abſcheu, und doch iſt ſie in Italien und noch mehr in Griechenland etwas ſehr Gewöhnliches, man macht gar kein Aufſehen davon, nicht ſelten bieten Männer ihre Ehefrauen zur Compenſation für einen ſolchen Liebesdienſt demjenigen an, der ihnen denſelben erweiſen will. Und wenn man mir die Göttin der Schönheit ſelbſt dafür böte, ſo würde mich dieſe nur mit Ekel bei einem ſolchen Gedanken erfüllen. Aber, de gustibus non est disputandum, ſchrieb Friedrich der Große unter das Todesurtheil eines wegen Unzucht mit einer Ziege verurtheilten Soldaten, er begnadigte ihn, — und hatte Recht.

Am andern Morgen ſollte das Bataillon einrücken, dem ich eine Stunde weit entgegen ging. Auch die Damen, mit ihnen Madame Grenet, fuhren ihm eine Strecke entgegen und bewillkommten ihre Männer auf das Zärtlichſte. Ich war froh, meines Dienſtes bei Madame Grenet jetzt überhoben zu ſeyn, der mir anfing beſchwerlich zu werden, denn die ſchönen Genueſerinnen ſteckten mir im Kopf.

Nachdem der Dienſt geregelt war, den wir gemeinſchaftlich

mit den andern französischen Truppen versahen, machte das Offizierkorps, Düret an der Spitze, seine Besuche bei der Generalität und mehreren der angesehensten Häuser, wie bei Dorias, Pallavicinis und einigen andern, in denen auch die Offiziere des schon länger hierstehenden 3ten Bataillons eingeführt waren. Glänzend waren die Soiréen bei dem Chef des Hauses Doria, wo wir nach ein Paar Tagen nachdem wir unsere Aufwartung gemacht, eingeladen wurden, bei dem schon Alles so ziemlich französirt, das heißt, auf französische Art eingerichtet war. Hier lernte ich die ersten Schönheiten Genuas kennen, und wirklich waren welche von den seltensten Exemplaren unter ihnen, namentlich eine Marchesa P....., die mit den regelmäßigsten, feinsten und dabei ausdrucksvollsten Gesichtszügen eine Körperbildung verband, die selbst Praxiteles für ein Meisterstück der Schöpfung erklärt und sich zum Muster erbeten haben würde, und die, nachdem ich sie zum Erstenmal gesehen, mich die übrige Nacht kein Auge schließen ließ, ein caso rarissimo. Sie war aus dem Hause der Durazzi und an den Marchese P.... verheirathet, hatte aber neben ihrem Mann einen Cicisbeo, der nicht von ihrer Seite wich und schon in reiferen Jahren war. Zu jener Zeit war das Cicisbeat in Genua noch allgemein bei den Vornehmen eingeführt. Außer ihr waren noch eine Geral, eine Turfi, eine Doria und eine Marchesa Costa wegen ihrer Schönheit zu bewundern, und die hochtrabenden Namen Spinola, Centurione, Imperiali, Somellini ꝛc. ertönten fortwährend in den Conversazioni bei Dorias. Ich tanzte mit mehreren dieser Damen, namentlich auch mit der ausgezeichnetsten derselben, der Marchese P....., konnte aber mit keiner derselben eine nur einigermaßen zusammenhängende Unterhaltung anknüpfen, da die meisten fast gar kein französisch, oder es doch nur sehr gebrochen sprachen, und dann immer drei Viertheile italiänischer Worte einmischten. Dies brachte mich zur Verzweiflung, und schon den andern Morgen nach der ersten Soirée kaufte ich mir einen Veneroni und machte mich mit dem größten Eifer an die Erlernung der italiänischen Sprache, nahm meine Grammatik mit zu Bett und auf die Wache, lernte vor allem die zur Unterhaltung nothwendigsten Phrasen auswendig, und nahm zugleich einen italiänischen Sprachlehrer, einen gewissen Tommolo, an, der mich nicht nur mit dieser Sprache, sondern auch mit den Familienverhältnissen der vornehmen Welt ziemlich bekannt machte, was mir um so willkommener

war, da ich hier mein probates Mittel, das mir in Frankreich so behülflich war, die Friseure, nicht benützen konnte, weil ich sie nicht verstand, da sie kein Französisch, ja nur ein sehr schlechtes Italiänisch, das kauderwelsche Genuesisch sprachen. Mein excellenter Lehrer wußte mir auch Mittel und Wege anzugeben, um leicht Bekanntschaften mit den Schönen von Genua anzuknüpfen, ja er erbot sich sogar zur Besorgung von Billiettis, wenn ich deren abzugeben hätte, bemerkend, die genuesischen Damen seyen große Liebhaberinnen der französischen Offiziere. Ich nahm dieses Anerbieten dankbar an und versprach, seine Güte bei vorkommender Gelegenheit in Anspruch zu nehmen. In vierzehn Tagen war ich schon im Stande, den Damen die gewöhnlichen Schmeicheleien auf italiänisch zu sagen und machte bald Riesenfortschritte in dieser so leichten als schönen Sprache.

Bald nach unserer Ankunft erhielt ich Empfehlungsschreiben und einen Wechsel auf ein deutsches, in Genua etablirtes Haus, und zwar einen Frankfurter, Namens Bansa. Der Brief und noch mehr der Wechsel kam mir erwünscht, denn meine Kasse war ziemlich erschöpft, und ohne Geld, diesen nervus rerum gerendarum, kann man selbst in dem schönen Italien nicht viel anfangen. Ich eilte auf das Comptoir meines Landsmannes, wo ich auf ächt Frankfurter kaufmännische Art empfangen wurde; man zahlte mir den Wechsel, 600 Franken, und bat mich für den nächsten Sonntag zu einer langweiligen Abfütterungsmahlzeit, die ich nicht ausschlug, da ich nicht wissen konnte, ob ich das Haus später nicht brauchen würde; damit war es aber auch abgemacht, und Herr Bansa war nicht im Stande, mir die mindeste Auskunft über genuesische gesellige Verhältnisse zu geben, oder eine wissenschaftliche Unterhaltung zu führen, eben so wenig war er in der italiänischen wie überhaupt in jeder andern Literatur bewandert, er war eine der gewöhnlichen merkantilischen Rechenmaschinen, die, sobald von etwas anderm als ihren Handlungsbüchern oder den in ihren Kram schlagenden Spekulationen die Rede ist, verstummen, da alles andere über ihren Horizont geht. So war denn auch dieses Diner, dem außer der Familie und mir noch ein Paar andere Deutsche, gleichfalls Merkursdiener, beiwohnten, eines der langweiligsten denen ich je beigewohnt; wo ich anklopfte, fand ich alle Pforten verschlossen, und als ich gar die Politik und Tagesgeschichte auf's Tapet bringen wollte und von Napoleons muthmaßlichen Absich-

ten u. s. w. sprach, da wurden alle Gesichter ellenlang und verlegen. Ich war herzlich froh, als man endlich vom Tisch aufstand, beurlaubte mich baldmöglichst, dem Bedienten eine reichliche buona mano, zu deutsch: Trinkgeld, gebend, und erst im Freien ward es mir wieder wohl. Ich betrat auch das Haus nur noch einmal, um einen Hauptmann von Fürth, der in Geldverlegenheiten war, zu empfehlen, dessen Anliegen Herr Bansa jedoch abwies, der aber kurz darauf einen Wechsel von hundert Louisd'ors von seinen in Frankfurt etablirten Verwandten gerade auf dieses Haus erhielt.

Bei einer bald folgenden zweiten Soirée in der schönen Villa Doria vor dem Thomasthor, wo Musik und Tanz war, konnte ich mich schon zur Noth den Damen verständlich machen, tanzte auch wieder mit der schönen V...., ließ es bei ihr an Occhiaten nicht fehlen und brachte von meiner reizenden Tänzerin heraus, daß in der Regel die Kirche Santa-Maria della Passione diejenige sey, in welcher sie gewöhnlich ihre Andacht verrichte, daß sie aber auch manchmal Sonntags die Militärmesse besuche. Ich war auf dem besten Weg noch mehr zu erfahren, als sich plötzlich ein Lärm und heftiger Wortwechsel in dem angrenzenden Spielzimmer erhob, der bald so laut wurde, daß er die Aufmerksamkeit aller Tanzenden auf sich zog, von denen die meisten ihre Quadrillen verließen und den Thüren zueilten, die in jenes Gemach führten, wo sich der Tumult vernehmen ließ. Ich benutzte diesen Augenblick, meiner Tänzerin ein: »mia carissima Signora,« von einem leisen Händedruck begleitet, zuzuflüstern, was sie mit einem: »ma che volete?« (Aber was wollen Sie?) erwiederte, und dann ebenfalls nach jener Thüre eilte, wohin ich ihr folgte. — Man strömte schon wieder aus derselben zurück und ich erfuhr von einem Kameraden, daß sich ein Capitain von unserm Regiment, Namens Roy, beim Spiel sehr unedelikat benommen, obgleich er vielleicht Veranlassung dazu haben mochte. — Einer der Nobili hielt eine Pharobank, bei der viele Offiziere pointirten, fast alle spielten fortwährend unglücklich, und Roy hatte schon eine bedeutende Summe verloren, wollte durchaus eine Coeur-Dame forciren und behauptete, als er sie mit 10 Louisd'ors besetzt hatte und wieder verlor, sie sey jetzt schon zum Fünftenmal in derselben Taille herausgekommen, zerriß sein ganzes Buch und warf die Kartenstücke mit großer Heftigkeit auf den Tisch, den Bankhalter einen Betrüger heißend. Der Nobili konnte sich dies nicht gefallen lassen, gerieth, sich rechtfertigend, in

Zorn, auch Roy wurde noch heftiger, wollte auf der Stelle Raison geben, weil es hier nicht mit rechten Dingen zugegangen sey, und wer weiß wie die Sache abgelaufen wäre, wenn sich nicht der gerade anwesende kommandirende General ins Mittel gelegt und auch der Wirth des Hauses um Ruhe und Frieden gebeten hätte. Den Offizieren wurde das fernere Pointiren von ihren Chefs untersagt und so die Ordnung unter den Gästen wieder hergestellt, aber eine Mißstimmung dauerte doch den ganzen Abend, namentlich unter den Offizieren, fort. Ich eilte nun wieder, meine Tänzerin am Arme, um die Quadrille zu beendigen, konnte aber nicht mehr in dasselbe **animato tempo** kommen: nach einigen Touren traten wir ab und es war mir nicht weiter möglich, mich meiner Angebeteten zu nähern, die jetzt beständig von ihrem Cavaliere servente, einem Ritter Negroni, umschwebt und unter strenger Obhut gehalten wurde. Diese Cicisbei sind hundertmal ärger als die Ehemänner, die sich in Italien, einmal vermählt, wenig mehr um ihre Frauen bekümmern, während die erstern dieselben gleich ihrem Schatten verfolgen, begleiten und ihnen nicht von der Seite weichen, und zwar vom Augenblick ihres Aufstehens bis zu ihrem Schlafengehen. Diesmal galt es allen meinen Witz aufzubieten, sollte mir diese Eroberung gelingen, und sie wurde mir in der That schwer und sauer genug gemacht. Diesen Abend konnte ich nichts mehr als noch einen flüchtigen Blick im Vorübergehen erhaschen.

Vorerst hatte ich wenigstens erfahren, in welcher Kirche die Signora betete, und das war mir schon etwas, auch fand ich mich jeden Tag, wenn mich der Dienst nicht abhielt, in den Morgen- und Abendstunden, wo ich die Schöne erwarten konnte, in derselben fast immer in Civilkleidern ein; aber das Weihwasser konnte ich ihr nicht reichen, da sie Negroni immer begleitete und diesen Dienst versah; erfahren hatte ich aber schon durch meinen Mästro Tommolo, daß wenn man die nähere Bekanntschaft einer Dame in Genua, wie überhaupt in ganz Italien, machen wolle, man damit beginnen müsse, ihr am Eingang der Kirche das Weihwasser darzubieten; die Art und Weise wie sie dasselbe empfängt, zeigt an, welche Hoffnung man sich machen darf; schlägt sie es ganz aus oder thut als bemerke sie diese Artigkeit nicht und geht selbst zum Weihkessel, dann heißt dies soviel als: „ich will nichts mit dir zu schaffen haben.“ — Um die Aufmerksamkeit des Cicisbeo,

der Argusaugen zu haben schien, nicht rege zu machen, mußte ich mich immer möglichst zu verbergen suchen, und selbst wenn die Marchesa wegen schlechtem Wetter oder aus andern Ursachen in der Portantina (eine Art eleganter Sänften, deren sich in Genua, wo man wenig Gebrauch von Kutschen machen kann, namentlich die Damen aus den höhern Ständen bedienen,) ankam, trabte er hinter ihr her. Dieser Cicisbeo war eigentlich kein Liebhaber der Marchese P...., sondern vielmehr ein von ihrem Manne zur Hütung aufgestellter Cerberus. Ließ sich die Dame bei schönem Wetter, wie alle vornehme Frauen Genuas, die Portantina nachtragen, so wich er ihr nicht von der Seite. Fensterparaden brachten mich auch nicht weiter, denn die Marchesa war fast nie allein und immer in Gesellschaft an einem Balkon ihres Palazzos, außerdem aber durfte ich die Sache nicht auffallend machen. Da war denn guter Rath theuer: mein Faktotum Tommolo selbst wußte mir für den Moment kein Mittel anzugeben, in nähere Berührung mit der Donna zu kommen, da er keine Seele in ihrer Wohnung kannte, versprach mir aber Tag und Nacht darauf zu sinnen, irgend einen Verbindungskanal ausfindig zu machen.

Unterdessen machte ich bei einer Abendgesellschaft im Pallast Spinola die nähere Bekanntschaft einer Signora Peretti, die ohne gerade schön zu seyn, doch ein wirklich angenehmes Aeußere mit einem sehr gefälligen Benehmen verband, dabei mit einer klangreichen Stimme begabt war, vortrefflich sang, sich mit der Mandoline oder Guitarre dazu begleitend, und ziemlich fertig französisch sprach. Da sie ein recht munteres, aufgewecktes Wesen hatte, ein sonst allerliebstes Schwarzköpfchen war, so wurde ich bald mit Hülfe der Musik bekannter mit ihr, obgleich auch sie ein Cicisbeo umgab, der ihr jedoch sehr ergeben war und demüthig ihren Befehlen gehorchte. Ich sang bei Spinola Mozarts herrliches Duettino: „La ci darem la mano“ (Reich' mir die Hand, mein Leben,) mit ihr nachdem sie es kaum einmal durchlaufen hatte, denn sie war sehr fest in der Musik. Der Don Juan, das heißt der Mozart'sche, war damals noch völlig unbekannt in Genua, sowie im übrigen Italien, und ich brachte zuerst diese herrliche Musik des unsterblichen Meisters dahin, namentlich nach Genua, Rom, Neapel, Florenz, Venedig ꝛc., wo er noch nicht einmal dem Namen nach bekannt war, und von den Wenigen die ihn kannten, als eine viel zu schwierige, ja unausführbare Musik verschrieen wurde. Das

Duett gefiel so sehr, daß wir es auf allgemeines Verlangen da capo singen mußten, ja man wollte es sogar zum Drittenmal hören, erkundigte sich emsig nach dem Componisten dieses Tonstücks, und als ich ihnen sagte, daß es aus Mozarts Don Giovanni sey, war man allgemein verwundert, Viele kannten den Namen noch gar nicht, Andere aber nur seinen Figaro. Man wollte noch mehr aus dieser Oper hören, und ich sang nun das rauschende Prestissimo: „sin ch'an del vino, calda la testa," (Treibt der Champagner das Blut erst im Kreise) das nicht minder Beifall erhielt, ja die Gesellschaft in Enthusiasmus versetzte. Ich wurde jetzt umringt, von Herren und Damen um Copien dieser Tonstücke gebeten, und mußte wenigstens einigen zwanzig Personen versprechen, ihnen dieselben abschreiben zu lassen, denn meinen Clavierauszug, der jede Nacht unter meinem Kopfkissen lag, wollte ich nicht aus der Hand geben. Ich trug nun auch etwas aus der Introduktion und den Finalen auf dem Flügel vor, wodurch die allgemeine Begeisterung noch stieg. Mit der Signora Peretti kam ich überein, daß wir mehrere Duette zusammen einstudieren wollten, und versprach, mich den andern Morgen nach der Parade bei ihr einzufinden. Daß ich Wort hielt, kann man sich denken; ich ließ schon am andern Morgen mit dem Frühesten einen unserer Regimentsmusiker rufen und gab ihm den Auftrag, sogleich mehrere Musikstücke zu kopiren und sie mir bei der Parade mitzubringen. Ich fand mich zur bestimmten Stunde bei der Signora ein und wir probirten diese nebst noch einigen andern Gesangsstücken. Sie verbat sich auch schon in der ersten Stunde die Gegenwart ihres Cicisbeo, eines Signor Gentili, so wie sonstiger Besucher, weil man dadurch am Einstudiren verhindert und gestört würde, man gehorchte ihr auch ohne Widerspruch. Unterdessen war bei der bella monde in Genua von nichts als dem Don Giovanni die Rede, und ich ging mit der muthwilligen Peretti das „La ci darem la mano" durch, nachdem uns keine eifersüchtige Donna Elvira durch ihr Dazwischenkommen hindern konnte, noch ein „dolce giubilo" anzustimmen, dem wir uns bald genug überließen. Dies war einstweilen ein unterhaltender passe-temps, bis ich mit der schönen Marchesa in nähere Berührung kommen würde, auch hatte ich bei Spinolas noch die andere, in Genua hochberühmte Schönheit, die Marchesa Costa näher kennen lernen, deren Eroberung weniger schwierig war und die immer einen ganzen Schwarm von erhörten und un-

erhörten Anbetern um sich hatte, mich daher eben nicht sehr rührte, sie fand aber bei hohen Personen Gnade, und namentlich bei Murat, der sie auf einem Ball kennen lernte. Lange zu schmachten, ohne mich wenigstens auf einer andern Seite zu entschädigen, war nicht meine Sache, und ohne den Zeitvertreib mit der Peretti würde ich vielleicht durch meine Ungeduld und den Ungestüm alles bei der Marchesa P.... verdorben haben, so aber hatte ich Zeit, um recht systematisch, mit der nöthigen Strategie auf die Eroberung derselben auszugehen und konnte die Ergebung und Capitulation der Festung in aller Ruhe und bequem abwarten.

Die Häuser in welchen Conversazioni gehalten wurden, und namentlich Doria und Spinola, veranstalteten der Musik des Don Juan zu lieb häufiger Soiréen, in welchen man das bereits Einstudirte vortrug, ja es kam sogar ein Verein zu Stande, in welchem wir Ensemblestücke aus dieser Oper, wie die Introduktion, das schöne Quartett aus dem ersten, das Sertett aus dem zweiten Act einstudirten, uns endlich sogar an das erste Finale wagten, und diese Stücke dann in den Abendgesellschaften zum Besten gaben. In ganz Genua sprach man nur, wie bemerkt, von dem Don Juan, und mitunter auch von dem Ufficiale francese oder tedesco, der ihn mitgebracht. Dies gab Veranlassung, daß ich auch meine schöne P.... häufiger zu sehen und zu sprechen bekam, und, was die Hauptsache war, auch mehr von ihr, wie überhaupt von den Damen, bemerkt und ausgezeichnet wurde.

Damals vertauschte ich meine Charge bei der Voltigeur-Compagnie mit einer gleichen bei den Carabiniers, von welchen der Unterlieutenant als Oberlieutenant in ein anderes Bataillon versetzt wurde; ich selbst hatte bei Düret darum nachgesucht, und zwar aus folgendem Grunde. Es war immer ein Grenadier- oder Carabinieroffizier, der das aus Grenadieren oder Carabiniers bestehende Detaschement in der Militärmesse kommandirte, welche jeden Sonntag Mittag zu Genua in der San-Lorenzo-Kirche, so wie in allen von französischem Militär besetzten Städten, in den von den Platzkommandanten dazu ausersehenen Kirchen gehalten wurde. Mit klingendem Spiel, den Sapeurs, dem Tambour-Major und allen Tambours des Regiments marschirte man in großer Parade, mit der Bärenmütze geschmückt, die ich gerne trug weil sie mir gut zu Gesicht stand, in den mit der schönen Welt und den eleganten Damen, welche die Tribünen und Gallerien zierten und

diesen Messen vorzugsweise gerne beiwohnten, angefüllten Tempel, durch das Schiff bis an das Chor. Daselbst angekommen, wurde ein donnerndes Halt! und Gewehr in Arm! kommandirt, bis die Generalität mit ihrem Stab und die höchsten Civilbeamten, wie der Präfekt u. s. w. erschienen, die ihre Plätze auf karmoisinenen Sesseln in der Nähe des Hochaltars nahmen. Sobald die Messe beginnt, schultern die in zwei langen, sich gegenüberstehenden Reihen aufgestellten Truppen das Gewehr, und wenn der Priester das Sanctissimum zeigt, präsentiren dieselben, fallen auf das Commando wie niedergedonnert auf die Knie, wobei sie die Gewehrkolben, die Gewölbe erschütternd, auf einen Schlag aufstoßen, die Tambours schlagen aux champs, die Musik fällt in eigens dazu komponirten Melodien ein, so wie das aus den Opernsängern und Sängerinnen bestehende Personale auf dem Chor, wo man oft die herrlichsten Stimmen hört, und es ist nicht zu leugnen, daß diese Feierlichkeit im höchsten Grad ergreifend und imponirend ist und auf die Andächtigen einen großen Eindruck macht. Der kommandirende Offizier muß aber eine starke, sonore und durchdringende Stimme haben, an der es mir nicht fehlte, denn wenn ich im Freien kommandirte und drei Bataillone in einer Linie aufgestellt waren, so konnte man doch jedes meiner Commandoworte auf das deutlichste von einem Flügel zum andern vernehmen. War es an unserm Regiment, das Commando in die Messe zu geben, so ersuchte ich jedesmal den Offizier, an dem die Reihe war, dasselbe mir zu überlassen, so daß alle 14 Tage meine Tour kam, und mehr als einmal hörte ich beim Abmarsch die sich Entfernenden flüstern: »Das ist der Offizier, der den Don Juan singt.«

Meine musikalischen Kenntnisse brachten mir auch noch den Vortheil, daß das Musikkorps des Regiments jetzt unter meine specielle Aufsicht gestellt wurde, so daß es mir nun nicht schwer fiel, dasselbe bisweilen für meine Privat-Interessen zu verwenden, denn der Musikmeister mußte es mit mir halten, da ich ihm manchen Vortheil verschaffen und gewähren konnte; auch überhob mich dies manches Dienstes, der gerade nicht zu den angenehmsten gehörte. Ich ließ nun öfters Schönen Serenaden und Aubaden, wie es sich am besten paßte, von Blasinstrumenten trefflich ausgeführt, bringen, wozu sich die Herrn Musici willig fanden, da ich sie jedesmal nach denselben mit Wein und Erfrischungen regalirte. — Um aber den Ensemblestücken des Don Juan, die wir aufführten,

noch einen höhern Reiz zu verleihen, instrumentirte ich, so gut es gehen wollte, den Clavierauszug für Violinen, Bäſſe, Clarinetten, Trompeten, Pauken u. ſ. w., was keine Kleinigkeit war, da ich von dem Generalbaß und dem Contrapunkt wenig oder gar keine Kenntniß hatte; ich half mir aber indem ich mich mit dem Umfang und Schlüſſel eines jeden Inſtruments bekannt machte und dann nach Gutdünken, nachdem ich auf einem Clavier probirt hatte, welche Parthie ſich wohl für die Violinen, welche für die Hautbois, welche für die Hörner am beſten eignen würde, dieſelbe den Inſtrumenten zutheilte. Freilich möchte ſich Mozart wohl im Grabe herumgedreht haben, wenn er ſein Meiſterwerk ſo verſtümmelt gehört hätte, denn welche Verſtöße gegen die Regeln der Harmonie mögen dabei mit untergelaufen ſeyn! einige berichtigte mir der Muſikmeiſter. Auf dieſe Art komponirte ich auch Geſchwind- und Parademärſche, von denen viele in allen Regimentern der großen Armee aufgenommen wurden, namentlich ein Sturmmarſch (pas de charge), den ſogar die Muſik der kaiſerlichen und der neapolitaniſchen Garden adoptirte, und dieſe mehr als einmal in's Feuer führte. Auch viele Tänze, franzöſiſche Romanzen und italiäniſche Cavatinen komponirte ich, und verlegte manche davon bei italiäniſchen und franzöſiſchen Muſikalienhändlern. Eine Aubade, die ich in Genua einer Schönen bringen ließ, war jedoch Urſache, daß ich folgendes Billet von deren Ehemann erhielt: „Signore, ich bin kein Freund von Muſik, die meine Morgenruhe und meine Ruhe überhaupt ſtört, am allerwenigſten aber von Hörnern, die bei Ihrer Muſik vorzuherrſchen ſcheinen, verſchonen Sie mich alſo in Zukunft damit. Ihr ꝛc.“ — Ich ſchluckte die witzige Pille und ließ mir nichts merken, das Beſte was ich bei der Sache thun konnte.

Indeſſen ging Alles vortrefflich in Genua, und ich hatte die beſte Hoffnung, auch mit der P.... zum Ziel zu kommen, als mir einige Fatalitäten begegneten, die mich beinahe in groſſe Calamitäten geſtürzt und verwickelt hätten, aus denen ich mich jedoch noch ſo ziemlich gut zu ziehen verſtand.

Eines Tages, als ich von der Abend-Appelle aus der Kaſerne kam, ſah ich den Capitain Gaguenec, denſelben der den Skandal im Theater zu Toulon veranlaßt hatte, in der Straße Balbi etwas ſchwankenden Trittes auf mich zukommen und merkte bald, daß er nach ſeiner löblichen Gewohnheit wieder einmal des Guten viel

zu viel gethan hatte. Gerne wäre ich ihm ausgewichen, allein es war nicht mehr möglich, denn schon hatte er mich gesehen, eilte auf mich zu und lud mich ein, ein Glas Rosolio im nächsten Kaffeehaus mit ihm zu nehmen. Ihm in diesem Zustand etwas abzuschlagen, daran war nicht zu denken, wenn man nicht sofort arge Händel mit ihm selbst haben wollte; ich mußte also nolens volens einwilligen, und noch ehe ich Ja gesagt, hatte er mich unter den Arm gefaßt, zog mich mit sich in das nächste Kaffeehaus und ließ Vanille-Rosolio bringen. Nachdem er ein Paar Gläschen zu sich genommen, fiel es ihm ein, eine Parthie Billard mit mir spielen zu wollen, und als ich ihm bemerkte, daß das Billard bereits von jungen Leuten in Beschlag genommen wäre, schrie er: »Ach was thut das, wir werden doch mehr seyn als dieses Bürgerpack, ich will sogleich rein fegen.« Hierauf sprang er auf, zog, ohne daß ich es verhindern konnte, seinen Degen, fuchtelte mit der flachen Klinge auf die jungen Leute los, es waren deren über ein halbes Dutzend, indem er ausrief: »allez vous en tas de canaille,« die eiligst die Flucht ergriffen, und in einem Nu war das ganze Kaffeehaus geleert, bis auf einen ältlichen Mann, der nicht schnell genug zur Thüre hinaus konnte, und dem er noch ein Paar Hiebe aufzählte; hierauf stürzte er wieder einige Gläser Rosolio hinunter, schimpfte auf den Wirth und die Aufwärter, die sich zitternd in die Winkel und unter das Billard verkrochen, auf das er nun mit scharfer Klinge ein- und das Tuch desselben in Stücke zerhieb und zwar mit einer solchen Gewalt, daß er den Säbel oft nur mit der größten Mühe aus dem Holz, in das er tief eingedrungen war, herausziehen konnte. Sodann ging es hinter die Flaschen und Gläser des Kaffeezimmers, die er ebenfalls zertrümmerte, so daß der Rosolio und alle Liquide in Strömen flossen, dabei forderte er mich beständig auf, ihm bei dieser Arbeit zu helfen und tapfer mit einzuhauen. Ohne gerade seinen Willen zu erfüllen, zog ich doch auch vom Leder, suchte aber seine vernichtenden Hiebe soviel als möglich zu pariren, während ich that als hieb ich zu, und mußte mehr als einmal ein »mal-adroit« von ihm hören. Nun machte er sich noch an Fenster und Spiegel, und schon hatte der Skandal einen Haufen Leute herbeigezogen, die mit Erstaunen diesen Heldenthaten zusahen. Als er endlich des Einhauens müde und außer den bloßen Wänden nicht viel mehr zu vernichten war, stellte er sich vor den zitternden Wirth und sagte ihm mit drohen-

der Stimme: »Kerl, jetzt mache mir die Rechnung; aber unterstehst du dich, einen Soldi zuviel anzurechnen, so haue ich dich in Stücke.« Der Wirth, blaß wie eine Leiche und in Todesangst, stammelte: »Niente illustrissimo, niente affatto eccellenze.« (Nichts, gar nichts, Gnädigster, Excellenz).

— Kerl, das war dir gerathen, sonst wäre es dir schlecht gegangen, versetzte Caguenec, nahm mich beim Arm und wollte mich fortziehen, als gerade eine Patrouille, welche ein Aufwärter bei der nächsten Wache requirirt hatte, in das Kaffeehaus trat, uns jedoch ehrerbietig durchließ; ich sagte dem Wirth noch im Abgehen, er möge sich beruhigen, ich wolle dafür sorgen, daß ihm Alles vergütet werde. — Caguenec wollte nun in diesem Zustand in das Theater, zu Dorias und Gott weiß wo sonst hin, aber ihm allerlei vorspiegelnd, brachte ich es durch List, indem ich ihm immer nachzugeben schien, dahin, daß er sich in seine Wohnung begab, um vorerst ein wenig auszuruhen, wo er aber, nachdem er sich auf das Bett geworfen, bald glücklich einschlief. Ich entfernte mich nun schnell, eilte in das Kaffeehaus zurück, um wo möglich den Wirth zu beschwichtigen; dieser war aber schon zu dem Platzkommandanten gelaufen, hatte dort seine Klage angebracht, und kehrte jetzt mit einem Adjutanten desselben zurück, der beauftragt war, die Sache zu untersuchen. Das Haus und der Platz waren so voll mit Menschen, daß ich Mühe hatte zu dem Adjutanten zu dringen, dem ich den Hergang der saubern Geschichte ganz der Wahrheit gemäß mittheilte, mich dabei auf das Zeugniß des Wirthes berufend, der mir aber nicht alle, sondern nur eine zweideutige Gerechtigkeit widerfahren ließ und gerne gewünscht hätte, daß es hieße: mit gefangen, mit gehangen. Ich begleitete den Adjutanten zum Commandanten, der mir aber, nachdem er ihn angehört, bis auf weitere Ordre Zimmerarrest ankündigte, weil ich geschehen ließ, was ich nicht hatte hindern können ohne daß entweder ich oder der Capitain auf dem Platz geblieben wäre, denn ich kannte meinen Mann, den jede Einsprache und Abhaltung nur noch wüthender gemacht haben würde, ob ich gleich, da ich nüchtern und jener betrunken, in großem Vortheil bei einem Klingengefecht gewesen wäre. Die Sache wurde sofort an den kommandirenden General Montchoisy berichtet, der im ersten Zorn von Kriegsgericht und sogar von Füsiliren sprach, sich aber durch Dürets und Anderer Fürsprache bewegen ließ, den Caguenec auf sechs

Wochen in's Fort zu ſetzen und mir acht Tage Stubenarreſt zu geben, obgleich ich mich damit entſchuldigt hatte, daß Caguenec Capitain, mein Vorgeſetzter und ein weit älterer Offizier ſey, als ich, der noch keine 17 Jahre zähle und wenig Erfahrung habe. Daß wir ſolidariſch zu allem Schadenerſatz verurtheilt wurden, den der Wirth über mehrere hundert Lire anſetzte, offenbar das Doppelte des wirklichen Betrags, verſteht ſich von ſelbſt. Ich kam am ſchlechteſten dabei weg und mußte faſt die ganze Summe zahlen, da Caguenec ein panier percé war, dem fortwährend zwei Drittheile ſeiner Gage wegen frühern Exceſſen ſchon einbehalten wurden.

Dieſe Geſchichte, mit allen möglichen Zuſätzen und Vergrößerungen ausgeſchmückt, machte in Genua großes Aufſehen, und ich hatte viel zu thun, mich bei den Familien, in denen ich bekannt war, wieder rein zu waſchen. Während meinem Arreſt lernte ich den ganzen Tag italiäniſch, das ich nun anfing ziemlich geläufig zu ſprechen; doch machte ich noch manchen und oft ſehr komiſchen Bock. So fragte ich einſt nach dem italiäniſchen Namen ich weiß nicht mehr welches Medikaments, worauf man mir ſagte, es ſey in der Spezeria Galetti (der Apotheke Galetti) zu haben; ich aber hatte verſtanden, das Medikament hieße spezeria Galetti, und wurde von einer Apotheke in die andere gewieſen, bis ich in die genannte kam, wo ich durchaus spezeria galetti haben wollte, während man mir bedeutete, ma è qui, Signore (es iſt hier, Signor), eh bene datemi (ſo gebt mir) ma che cosa, Signor (aber was?) spezeria Galetti, und man lachte, bis ſich das komiſche Mißverſtändniß aufklärte. Ich hatte die Apotheke ſtatt dem Medikament gefordert.

Mein erſter Beſuch nach meinem Arreſt und nachdem ich mich gemeldet hatte, war bei der Signora Peretti, die mich zwar freudig empfing, mir aber mittheilte, daß ihr die Geſchichte großen Kummer gemacht, da man ſogar von Erſchießen geſprochen habe; ich lachte und tröſtete ſie, wir muſicirten, und probirten zweierlei Gattungen von Duetten. Da ich ihr den Hergang der fatalen Sache ganz zu meinem Vortheil erzählt, ſo nahm ſie es auf ſich, mich allenthalben zu rechtfertigen, und ich wurde nach wie vor in den guten Häuſern Genuas gerne geſehen. Ja die Marcheſe P.... fragte mich theilnehmend in einer Abendgeſellſchaft, wie es mir ergangen, und ſagte, ſie wünſche wohl ein kleines zweiſtimmiges Lied, „Nice so più non m'ami,“ mit mir durchzugehen, bei welcher

Gelegenheit ich erfuhr, daß ein alter Musiklehrer, Namens Guercino, der gerade gegenüber wohne, ihr manchmal neue Compositionen bringe. Mir schien es, als habe sie mir dieses nicht ganz ohne Absicht mitgetheilt, besonders da sie den Namen des Mannes einigemal nachdrücklich wiederholt hatte. Gleich den andern Tag suchte ich diesen Guercino auf, der schon ein Sechziger war, sich sehr freute als ich ihm ankündigte, daß ich Unterricht auf der Guitarre bei ihm zu nehmen wünsche, und zwar in seiner eigenen Wohnung, um ihm die Mühe zu ersparen, in meine etwas entfernt liegende gehen zu müssen. Ich hatte schon längst im Sinne gehabt, dieses Instrument, das zum Accompagniren so bequem, nicht schwer und in Italien und Spanien so allgemein im Gebrauch ist, zu erlernen. Der gute Mann meinte, es sey zuviel verlangt, daß ich zu ihm gehen solle, und glaubte vermuthlich, daß ich dies um zu sparen thun wolle, weil er dann einen billigern Preis eingehen müsse; ich benahm ihm den Wahn und gab ihm ein Zwanzigfrankenstück, der Preis für 8 Lectionen, die man in Italien gewöhnlich anticipando bezahlt, nahm auf der Stelle die erste Stunde und gab ihm den Auftrag, mir eine gute Guitarre zu kaufen. Er fand einen gelehrigen Schüler an mir, der ihm schon bei der ersten Lection mittheilte, daß er es der Marchesa P.... zu verdanken habe, daß ich ein Schüler von ihm geworden sey, die ihn sehr gerühmt. **Oh é una eccellentissima Signora, la Signora Marchesa!** rief er aus, sie war auch meine Schülerin und hat eine hübsche Stimme, **é un vero angelo** (ein wahrer Engel).

Ich schielte fortwährend über die Guitarre weg, deren Tonleiter er mir zeigte, nach dem Balkon jenseits der Straße, aber alle Fenster waren verschlossen und verhängt; ich sah ein, daß ich viel zu frühe gekommen sey, um meine Schöne sehen zu können, und zeigte meinem Lehrer an, daß ich künftig meine Stunde nach der Parade um 18 oder 19 Uhr (12 oder 1 nach unsern Uhren) nehmen wolle, und zwar 3 oder 4mal die Woche. Wir trennten uns, einer mit dem andern sehr zufrieden. Den nächsten Tag kam ich zur festgesetzten Zeit und bemerkte, als ich in das Haus trat, daß die Marchesa hinter den Sammtgardinen eines Balkons stand und mich wahrgenommen hatte. Sie zeigte sich auch während der Stunde mehrmals am Fenster, und zwar allein, ohne daß sie mich jedoch sehen konnte, da wir etwas weit zurück in der

Stube saßen, ich ging aber einigemal unter allerlei Vorwand an das Fenster und grüßte die Signora verstohlen; auch wurde der Gruß durch eine leichte Verbeugung erwiedert.

Nachdem ich ungefähr 10—12 Lectionen genommen hatte, bei denen ich die Marchesa fast jedesmal, wenigstens auf ein Paar Augenblicke zu sehen bekam, war ich schon so weit, mich mit einigen Arpeggis und Accorden begleiten zu können, da ich mich auch zu Haus fleißig übte, und die Guitarre ein leicht zu lernendes Instrument ist, besonders wenn man schon Musik kennt. Eines Tages bat ich meinen Lehrer, doch ein leichtes Tonstück für zwei Guitarren mit mir durchgehen zu wollen, und hoffte ihn dadurch in die Nothwendigkeit zu versetzen, vielleicht eine zweite Guitarre bei der P.... entlehnen zu müssen; er holte aber ein anderes Instrument dieser Gattung aus einem alten Schrank hervor und stimmte es. Ich dachte: warte, der Gang ist dir doch nicht geschenkt, und da ich wußte, daß er keine umsponnenen Saiten, sondern nur Cantinen (Quinten) und G- und H- Corden im Hause hatte, so stimmte ich so lange an der d- Saite, bis diese glücklich sprang.

— **Ma che faceiam Signore, non ho altre corde in casa.** (Was machen wir, ich habe keine andern Saiten im Haus).

— Maestro, erwiederte ich, dem ist leicht abzuhelfen, leihen Sie einstweilen ein anderes Instrument in der Nachbarschaft, vielleicht bei Ihrer ehematigen Schülerin?

— Sie haben Recht, versetzte der alte gute Narr, machte sich auf die Beine und kam bald mit einer sehr eleganten Chitarra-Lira zurück, auf der gewöhnlich die schönen Finger der reizenden P.... spielten. Wir probirten nun ein Paar leichte Stücke, und als sich die holde Marchesa wieder am Balkon blicken ließ, machte ich eine Pause, ging mit dem Instrument an das Fenster, schlug einige Accorde an, und da ich sah, daß ihre Blicke auf mich gerichtet waren, zog ich ein längst in Bereitschaft habendes Billetchen auf Rosapapier geschrieben aus dem Busen, hob es in die Höhe, damit es Madonna wahrnehmen konnte, küßte es und warf es sodann in den Raisonnanzboden der Lyra. Dies Alles hatte die Signora ganz gut, mein lieber Lehrer, dem ich den Rücken zudrehte, aber gar nicht bemerkt, da es das Werk eines Augenblicks war. Sie verließ erröthend das Fenster, ich aber, ganz vergnügt, bat den gefälligen Guercino, das Instrument, verbindlichst dankend, doch gleich wieder seiner Eigenthümerin zurückbringen zu wollen,

wozu er sich verstand, und bald mit der Nachricht zurückkam, daß ihm die Marchesa selbst dasselbe schon oben an der Treppe abgenommen habe. Ich verweilte nun noch eine kurze Zeit an dem Fenster, aber der Gegenstand meiner Verehrung ließ sich nicht mehr blicken. Der alte Guercino war sehr gesprächig und suchte alles Mögliche hervor, um mich zu unterhalten, indem er mir öfters den Grad seiner Verwandtschaft mit dem Maler Guercino, von dem mehrere Kirchen Genuas gute Gemälde besitzen, recht ausführlich langweilig auseinandersetzte. Endlich begab ich mich weg, indem ich ihm versprach, selbst neue Silbersaiten mitbringen zu wollen, was ich wohlweislich vergaß: ja um meiner Sache noch gewisser zu seyn, ließ ich durch meinen Burschen Louis die eine Guitarre, unter dem Vorwand, daß an meiner etwas zerbrochen sey und ich mich üben wolle, bei ihm holen, schickte sie nicht zurück und erklärte meinem Maestro den andern Tag beim Unterricht, daß ich sie behalten und ihm abkaufen wolle, bezahlte ihm 60 Lire dafür, ob sie gleich keine 30 werth war, worüber besonders seine alte Ehehälfte entzückt schien, die mich seitdem in besondere Affection nahm, und ihren Mann ermunterte, die Guitarre hin- und herschleppend, den Postillion d'Amour in aller Unschuld fortwährend zu machen. Er holte das Instrument wieder, das ich um und um drehte und schüttelte, es konnte aber nichts herausfallen, denn es war leider leer; auch sah ich die Marchesa erst gegen das Ende der Stunde am Fenster, wo ich ihr nun ein zweites Billet zeigte und sie durch die Zeichensprache, die man in Italien zur höchsten Stufe der Vollkommenheit gebracht, welche ich neben der des Mundes fleißig studirte und bald begriffen hatte, dringend bat, mich doch mit einer Antwort zu beglücken. Sie schien mich nicht verstehen zu wollen, indessen sandte ich das zweite Billet, in dem dieselbe Bitte wiederholt war, auf dem Wege wie das Erstemal ab.

Den andern Abend war große Gesellschaft bei dem kommandirenden General, wohin auch der Marchese P...., seine Gattin und deren Schatten, der Ritter Negroni, eingeladen waren. Hier sollten zum Erstenmal mehrere Stücke aus dem ersten Finale des Don Juan mit der von mir arrangirten Orchesterbegleitung, die unser Verein einstudirt hatte, vorgetragen werden, worauf Souper und Tanz folgten. Alle geladenen Nobili trafen mit ihren Frauen und Cicisbeen zur bestimmten Stunde im höchsten Glanz und reich geschmückt zu dem Feste ein, unter ihnen

ragte die Marchesa P.... in den ersten Reihen gleich einer Sonne unter Sternen hervor; bei dem Vortrag der Musik saß sie mir gerade gegenüber. Außer den Gesängen aus dem Don Juan trug ich diesen Abend noch die bekannte italiänische Arie: „Tu non sai da quanti moti“ vor, die ich wegen dem vielsagenden Text gewählt, hauptsächlich an meine Herzensdame richtete, und bei jeder bezeichnenden Stelle die Blicke auf sie warf, wo sie dann die ihrigen niederschlug, doch, wie ich wohl bemerkte, bisweilen verstohlen nach mir schielte. Es lief Alles ziemlich nach Wunsch ab. Als der Tanz begann, verfehlte aber der mir so fatale Negroni nicht, diesen Abend aufmerksamer als je sein Amt zu versehen; dennoch aber konnte er nicht verhindern, daß ich zwei Quadrillen mit der unter seiner Aufsicht stehenden Dame tanzte, ihr einigemal die Hand drückte und sie leise fragte, warum sie mir keine Antwort auf meine Briefchen gebe, ob sie denn wolle, daß ich vor Kummer und Gram und aus Verzweiflung sterben solle? u. s. w.

Nachdem sie sich allenthalben umgesehen, ob man uns nicht beobachte, sagte sie mir auf französisch: Je n'ose. —

Dies war mir hinreichend, ich arrangirte nun die zweite Quadrille, für die ich mit ihr engagirt war, so, daß nur Offiziere in derselben mittanzten, und bat einen Kameraden, mit dem ich genauer bekannt war, den Negroni doch in einer andern Quadrille während diesem Tanz zu placiren zu suchen, was ihm auch gelang; ich hatte nun freieres Spiel, und die Marchesa benahm sich weit ungezwungener und weniger ängstlich. Ich wiederholte mündlich was ich geschrieben, sprach von meiner feurigen, innigen Liebe, und erhielt das Versprechen, daß sie mich mit ein Paar Zeilen Antwort beglücken würde. Auf meine Frage, warum sie bisher so streng und zurückhaltend gewesen, erwiederte sie: „Sehen Sie denn nicht, wie man mich bewacht und beobachtet. Der fatale Negroni, den mir mein Mann zum Begleiter aufgedrungen, verfolgt mich bei Tag und bei Nacht, deßwegen hoffen Sie nicht viel.“

— Diesem wird doch auch noch eine Nase zu drehen seyn, erwiederte ich.

— Vielleicht daß der bevorstehende Carneval Gelegenheit dazu bietet, versetzte sie, sonst wüßte ich nicht wie es zu machen wäre. Indessen werde ich Ihnen schreiben, da Sie mich versichern, daß dieses schon Sie glücklich macht.

— Tausend Dank, schönste Signora, o wenn nur erst wir

beide uns verſtehen, dann iſt es mir wegen dem Uebrigen nicht bange.

Die Muſik verhallte, der letzte Pas war gemacht, und ich führte die Signora an ihren Platz zurück, wo ſie Negroni in Empfang nahm. Bei dieſer Soirée befand ſich auch Mad. Grenet, ſo wie viele andere Offiziersdamen der Garniſon, welche die Converſazioni der genueſiſchen Familien in der Regel nicht beſuchten, hauptſächlich weil ſie den Aufwand der Toiletten ſcheuten, ſich auch durch die mit Brillanten reich geſchmückten Genueſerinnen zu ſehr in Schatten geſtellt ſahen. Wer ſieht ſchärfer als die Eiferſucht? — Madame Grenet, die ich bis jetzt faſt ganz vernachläſſigt und nur einigemal beſucht hatte, mit der ich des Anſtandes halber aber doch ein Paarmal tanzte, hatte recht wohl bemerkt, wie ſehr ich der ſchönen Marcheſa den Hof gemacht, und ſich bei einigen andern Damen, die ſie nicht kannten, nach dem Namen und den Verhältniſſen derſelben genau erkundigt. Ich hatte ihr einige Galanterien geſagt, die ſie kalt genug aufnahm, und als der Tanz mit ihr zu Ende war, ignorirte ich ſie für den Reſt des Abends. Am nächſten Tage eilte ich wieder zur beſtimmten Zeit in meine Muſikſtunde, ließ die Guitarre holen und fand zwei Zeilen darin, die mich warnten: »ich möge um's Himmelswillen vorſichtig und behutſam ſeyn und mich nicht verrathen, ſonſt könne groſſes Unglück entſtehen.« — Ein Billetchen, das ich Morgens ſchon geſchrieben, und mit Schwüren und Verſicherungen ewiger Liebe und Treue vollgeſchmiert hatte, ließ ich auf demſelben Wege wieder zurückgehen. Dieſer Briefwechſel fand noch ein Paarmal ſtatt und die Billete der Marcheſa wurden etwas länger, zärtlicher und weniger ängſtlich. In dem letzten derſelben, etwa vier Tage nach dem Feſt beim General, ſchrieb ſie mir, ich ſolle mich dieſen Abend ja a due ore di notte (2 Stunden nach Sonnenuntergang) an der Kirche der Karmeliter einfinden, wo ich mich der ſo ſehr gewünſchten Zuſammenkunft endlich erfreuen und ſie verkleidet finden würde. Auffallend war es mir aber, daß ich die Marcheſa während der ganzen Stunde, ſo wie beim Weggehen nicht einen Augenblick am Fenſter geſehen hatte, da ſie mich doch bei Guercino wußte. Ich ſchrieb dies indeſſen ihrer Verſchämtheit wegen dem zugeſagten Rendez-Vous zu, erkundigte mich nach der benannten Kirche, und erfuhr, daß dieſelbe in dem entlegenſten und einſamſten Winkel der Stadt, an deren Mauern liege. Auch dies ſchien mir natürlich,

da ihr Alles daran gelegen seyn mußte, von Niemand gesehen oder erkannt zu werden. Indessen waren wir in Italien, und ich wußte wessen man sich hier zu versehen habe, wenn man Intriguen mit Frauen anknüpfte; noch vor wenig Tagen war ein Artillerieoffizier bei der Heimkehr aus dem Theater von mehrern Banditen angefallen und lebensgefährlich verwundet, ein anderer sogar von einer Frau, mit der er ein Verhältniß gehabt und sie nachher vernachlässigte, in seinem Zimmer erdolcht worden. Ich fand deßhalb für nöthig, nachdem ich noch bei Tage den Ort des Rendez-Vous rekognoscirt hatte und zur Ausführung eines Banditenstreiches vollkommen gut gelegen fand, meinen Burschen Louis gehörig bewaffnet mitzunehmen. Als die dennoch von mir mit großer Sehnsucht herbeigewünschte Stunde schlug, denn irgend ein Abenteuer mußte es ja absetzen, sey es ein verliebtes oder blutiges, beide mir recht, eilte ich in Begleitung meines Bedienten an den bezeichneten Ort, hieß diesen sich ruhig in einen Winkel postiren und nur erst wenn ich ihn beim Namen rufen würde, herbeizuspringen. Ich begab mich in die Kirche, in der ich keine Seele sah und nur hin und wieder düster brennende ewige Lampen erblickte. Ich setzte mich in einen Stuhl, die Ankunft meiner Madonna mit Ungeduld erwartend. Es mochte beinahe eine Stunde seyn daß ich dasaß, und noch immer zeigte sich keine Maddalena und auch sonst kein Mensch ließ sich sehen. Ich verlor die Geduld, ging vor die Kirche und wollte die Runde um dieselbe machen, aber noch hatte ich keine dreißig Schritte gethan, als drei Kerls hinter einem hervorspringenden Mauerpfeiler auf mich stürzten, und einer von ihnen sagte: **eccolo, è costui!** (Hier ist er, das ist er!) Schneller als der Blitz hatte ich jedoch meinen Degen aus der Scheide gezogen und mich en garde gestellt; dies hinderte die Banditen nicht, mit ihren langen Stiletten bewaffnet auf mich einzudringen, und zwei derselben suchten mich im Rücken zu fassen, ich aber machte schnell eine Wendung, so daß ich mich mit dem Rücken an eine Mauer lehnen konnte, und hieb nun nach allen Seiten wie ein Rasender um mich, so daß keiner mir auf den Leib kam, zugleich rief ich: **a moi Louis.** der nun auch mit gezücktem Säbel zusprang, und die drei vermummten Wichte ergriffen jetzt das Hasenpanier. Wir verfolgten sie zwar eine Strecke, verloren sie aber, nachdem sie um eine Straßenecke gebogen, aus dem Gesicht. Wahrscheinlich hatten sie sich in einen ihnen bekannten Schlupfwinkel oder in ein offenes Haus geflüchtet.

Dieser Streich brachte mich so sehr auf, daß ich auf der Stelle in die Wohnung des Marchese P.... wollte, um dort Aufklärung über diesen Vorfall zu erhalten und Rechenschaft zu begehren; doch kühlte sich mein Blut mehr und mehr ab, während ich durch die engen Straßen der Stadt meinem Quartier zueilte, ich gab jetzt dies Vorhaben auf, faßte aber den festen Vorsatz, der Sache **a tout prix** auf die Spur zu kommen, da ich die Stimme und Figur Negronis erkannt zu haben glaubte. Die ganze Nacht konnte ich kein Auge zuthun und rannte fast mit Tagesanbruch in Guercinos Wohnung, um ihm den Vorfall mitzutheilen. Dieser aber empfing mich mit den Worten: **Oh Signor mio che avete fatto, m'avete rese infelice sou un uomo perduto** (mein Herr, was haben Sie gethan, Sie haben mich unglücklich gemacht, ich bin ein verlorner Mann). —

— Wie so, was ist Ihnen? rief ich ganz erstaunt.

— Sie haben mich wider mein Wissen zum **Ruffiano** (Kuppler) gemacht, und der Marchese P.... wird mich verderben.

Ich suchte nun den alten Mann, dem die Thränen in den Augen standen, zu beruhigen, als auch seine Frau aus dem Nebenzimmer, und zwar nicht im reizendsten Negligée, heulend in die Klagen ihres Eheherrn einstimmend, trat, und ihre Worte immer mit dem Refrain schloß: »wir müssen so unschuldig leiden, und haben gar nichts davon, ja wenn wir noch etwas davon gehabt hätten!«

Ich gab mir alle Mühe, die beiden Alten möglichst zu beruhigen, indem ich ihnen versprach, daß ich Alles wieder zu applaniren und gut zu machen wissen werde, und drückte der Frau einstweilen zwei Goldstücke in die Hand, ohne daß ich noch wußte was hier eigentlich vorgefallen war. Der Zauber des Goldes hatte denn auch die Wirkung, daß beide Eheleute sogleich ruhiger wurden, ohne ein niederschlagendes Pulver zu nehmen, und jetzt im Stande waren, meine Fragen vernünftig zu beantworten: ich erfuhr nach und nach den Zusammenhang der ganzen Geschichte, soweit sie solche betraf, woraus ich mir das Uebrige schon erklären konnte.

Nachdem ich den Maestro den Tag vorher verlassen, trug er wie immer die geliehene Guitarre zurück, die ihm aber diesmal nicht wie bisher die Marchese, die er gar nicht zu sehen bekam, sondern der Cavaliere servente Negroni abgenommen, welche ihm

auch ein Bedienter eine Stunde früher gegeben hatte, worauf er sich empfahl. Bald darauf hatte ihn aber der Marchese P.... wieder rufen lassen, und als er in dessen Zimmer trat, mit den Worten angeschnauzt: »Alter Kuppler, habe ich dich, dies soll dir nicht so hingehen!« worauf ihn der sich gegenwärtig befindende Negroni noch weit ärger heruntergemacht, geschimpft und beinahe thätlich mißhandelt habe. Er, von gar nichts wissend und nichts ahnend, habe lange vergeblich gefragt, von was es sich denn handle, und noch vergeblicher seine völlige Unschuld betheuert. Nach langem Hin- und Herreden und beständigem Drohen und Schimpfen habe ihm sodann Negroni das Billet gezeigt, das ich an die Marchesa geschrieben, und die Herren schon das vorletzte Mal in der Guitarre gefunden hatten, in dem ich die Signora P.... auf das dringendste um ein Rendez-Vous gebeten. Sodann habe man ihn in ein entlegenes Zimmer des Palastes geführt, daselbst eingeschlossen, und seiner Frau sagen lassen, sie möge diesen Abend nicht auf ihn warten, da er bis spät in die Nacht Musikstücke mit der Marchesa durchgehen müsse. Endlich aber habe man ihn nach fünf Uhr (elf nach unserer Uhr) in der Nacht wieder freigelassen, mit der Deutung, daß wenn er im mindesten schuldig befunden würde, er sich auf das Schlimmste gefaßt machen könne.

Ich tröstete den armen Teufel so gut ich konnte, versprach ihm meine Hülfe in jeder Hinsicht, um ihm die ausgestandene Angst und den Arrest reichlich zu vergüten, ging vorerst wieder heim, und kehrte zur gewöhnlichen Unterrichtsstunde zu Guercino zurück, dessen Frau ich einstweilen eine genuesische Quadruppia auf Abschlag des versprochenen Schmerzensgeldes gab, was machte, daß die guten Leute, alle ausgestandene und noch bevorstehende Gefahr vergessend, von der besten Laune beseelt wurden, und die Frau zu mir sagte: »Aber warum haben Sie sich nicht an mich gewendet, ich hätte Ihnen die sichersten Mittel und Wege gezeigt, wie Sie die Signora hätten sprechen und ihr schreiben können, ohne daß man dahinter gekommen wäre; einem so großmüthigen Herrn diene ich gern. Ich habe Bekanntschaft in dem Palazzo, die alte Wärterin der Marchesa ist meine intime Freundin und gilt Alles bei der Signora, hätten Sie sich nur mir anvertraut .... jetzt ist die Sache wohl ziemlich verpfuscht, wenigstens weit schwieriger einzuleiten, doch wir wollen sehen was noch zu thun ist....«

Da ich die Alte so sprechen hörte, dachte ich: Holla, du bist was ich brauche, und bat sie, vorerst nur zu erforschen zu suchen, wie die Sachen drüben stünden und wie man die Marchesa behandle. Sie versprach mir, womöglich schon den andern Morgen Nachricht deßhalb zu geben, indem sie noch diesen Abend ihre Freundin zu sprechen suchen würde.

Daß ich in der Abendstunde meuchlerisch war angefallen worden, war schnell publik, und schon den andern Tag fragten mich die Generale, Chefs und andere Offiziere wegen den nähern Umständen, die ich ihnen mittheilte, dabei aber weislich die mir nun wohl einleuchtende Ursache des Anfalls verschweigend, und schob ihn dem allgemein bekannten Haß des Volkes gegen die Franzosen oder auch der Raubsucht zu, Türet aber, der mich kannte, setzte, mit dem Finger drohend, hinzu: und dem Haß gegen die Verführer ihrer Frauen. Indessen mehrte sich durch diesen und einige ähnliche Mordanfälle die schon bestehende Erbitterung zwischen der Garnison und den Einwohnern noch bedeutend und wurde bald zu einem unversöhnlichen Haß.

Meine Musikstunden setzte ich nach wie vor fort, als sey nichts vorgefallen, was wohl das Klügste unter so bewandten Umständen ist, war aber, besonders des Abends, auf meiner Hut, wenn ich allein aus dem Theater oder von andern Orten nach Hause ging, und ließ mir Niemand zu nahe auf den Leib rücken.

Die Alte hielt Wort und konnte mir schon den nächsten Tag das Nähere mittheilen, sie hatte, um allen Verdacht ferne zu halten, durch eine dritte Person die alte Wärterin wissen lassen, daß sie sie zu sprechen wünsche, und diese sagte ihr noch denselben Abend ein Stelldichein in einer Kirche zu. Hier erzählte sie nun, daß der Gatte Toninas, der Taufname der Marchesa, ein Billet erhalten, in welchem man ihn vor mir gewarnt und mitgetheilt habe, daß ich seiner Frau nachstelle; dies habe er dem Negroni gezeigt, der ohnedieß schon durch das ofte Leihen der Guitarre aufmerksam geworden, und beschlossen hätte, die Guitarre das nächste Mal zu untersuchen, in der er auch ein Billet von mir gefunden, worauf ihre Gebieterin in strenges Verhör genommen worden sey; da aber in meinem Briefchen glücklicherweise durchaus nichts gestanden, wodurch man auf ein Einverständniß zwischen uns Beiden hätte schließen können, sondern ich mich im Gegentheil beschwert habe, daß sie grausam sey und mich so lange um eine einzige Zu-

sammenkunft betteln lasse, so sey es der Signora nicht schwer geworden, sich, ihre Unschuld betheuernd, auf meine Kosten von dem Verdacht der Theilnahme frei zu machen, indem sie nichts dazu könne, wenn man ihr gegen ihren Willen Briefe auf diese Art heimlich zukommen zu lassen suche, die sie weder gelesen noch gesehen habe. Um aber ihre Unschuld zu beweisen, habe sie jenes Billet, wodurch ich in die Kirche gelockt wurde und das man ihr in die Feder diktirt, schreiben müssen. Im Uebrigen stünde jetzt Alles so ziemlich im Hause wieder wie früher, nur dürfe sie sich nicht am Fenster blicken lassen, so lange man mich bei Guercinos wisse, worauf man genau Acht gebe; die Marchesa sey aber über das Verfahren ihres Mannes und Cicisbeos so aufgebracht, daß sie jetzt ihr Köpfchen aufgesetzt und geschworen habe, den beiden Herren eine Nase zu drehen, es entstehe auch daraus was da wolle, sie müsse nun die nähere Bekanntschaft des jungen Offiziers machen. — Recht italiänisch. — Für diese Nachricht bekam die Alte wieder ein Goldstück und außerdem kam ich jetzt nie in das Haus, ohne ihr einige Kleinigkeiten für sie und ihre Freundin mitzubringen, um beide in guter Laune und mir geneigt zu erhalten, und war so immer au fait von dem was in der Wohnung des Marchese P... vorging. Signora Guercino gab mir die beste Hoffnung, meine Madonna bald allein und ungestört sprechen zu können: denn der Carneval ist vor der Thür, setzte sie hinzu, darum allegro Signor Uffiziale! —

Indessen war jetzt, gerade wo ich es am nöthigsten bedurfte, meine Casse schlecht bestellt, und ich sah den leeren Boden derselben; denn außer diesen Extra-Ausgaben hatte ich auch ziemlich viel Geld im Spiel, wo ich meistens unglücklich war, verloren. Bansa zahlte mir meine bestimmte Zulage aus, aber mehr wollte ich von ihm nicht fordern, eine abschlägige, mir sehr empfindliche Antwort befürchtend. Aus dieser Geldverlegenheit riß mich Dantrace, der unterdessen auch Offizier geworden war, und immer eine wohlgefüllte Börse besaß, die er mir schon einigemal angeboten hatte; er war sehr vergnügt, mir fünfzig Louisd'ors leihen zu können.

Mit Hülfe der Guercino und ihrer alten Freundin war jetzt eine regelmäßige Correspondenz zwischen der Marchesa und mir in Gang gekommen, der Carneval hatte begonnen und die Masken ließen sich bereits in den Straßen und auf den Promenaden blicken

Eines Morgens, nachdem ich den Abend vorher die P.... in einer Gesellschaft gesehen, aber weder mit ihr gesprochen noch getanzt hatte, indem wir nur verstohlen Blicke wechselten, um den Argwohn der Männer nicht neuerdings rege zu machen, empfing mich meine Alte mit triumphirender Miene und reichte mir zwei Billetchen mit den Worten: Nun, Signor, blühet Ihr Glück; morgen sprechen Sie die Geliebte, und hier das anonyme Briefchen, das Ihnen bald den Hals gebrochen hätte. Hastig durchlas ich beide, das erste enthielt die Bestätigung dessen was mir die Guercino gesagt, und das andere, in sehr fehlerhaftem und gebrochenem Italiänisch geschrieben, warnte den Marchese vor mir. Trotz aller Mühe, die man sich gegeben, seine Handschrift zu verstellen, erkannte ich dennoch die Hand der Madame Grenet in derselben. »Warte, das sollst du mir büßen, kleiner Satan,« rief ich im ersten Zorn aus, der sich jedoch bald wieder legte, indem ich mir sagte, daß ich doch manches Unrecht gegen sie begangen, und bald dachte ich an nichts mehr als an den kommenden Tag, der mich beglücken sollte. In dem Billet der P.... stand, daß mir die Alte mündlich sagen würde, wie endlich unsere beiderseitigen Wünsche in Erfüllung gehen sollten, und diese theilte mir jetzt mit, das sich die Signora am nächsten Tage in den Nachmittagsstunden, als eine alte Sybilla maskirt, in einer Portantina zu einer vertrauten Freundin würde bringen lassen, die bereits in unser Geheimniß eingeweiht sey und gerne die Hand biete, die beiden Männer zu prellen. Sie selbst aber, die Guercino, würde sich schon früher zu der nämlichen Signora verfügen, um dort einen ganz gleichen Anzug wie den der Marchesa anzulegen, in welchem sie mit jener Freundin maskirt durch die Straßen und Promenaden Genuas bis zur Abenddämmerung wandern würde. Negroni, welcher der Dame in der Portantina bis zum Haus der Signora Maretti, so nannte sich die Freundin, folgen möchte, aber dasselbe nicht betreten dürfe, was bei solchen Gelegenheiten gegen die Sitte sey, würde dann wahrscheinlich auch sie beide, seine Marchesa unter der Verkleidung der Guercino wähnend, auf allen Gängen verfolgen, während ich nun mehrere Stunden mit der wirklichen P.... ungestört zubringen könne, jedoch nicht in dem Haus der Signora Maretti, wo die Marchese nicht bleiben werde, da ich ohne Aufsehen zu erregen nicht in dasselbe gehen könne, weßhalb sie sich abermals umkleiden und einen Mesero (ein Schleier von Baum-

wollenzeug, mit dem sich die Frauen aus geringerem Stande Kopf und Brust bis beinahe an die Knie bedecken, so daß fast nur die Augen frei bleiben, man weder Taille noch Aerme sieht und ziemlich unkennbar ist,) umhängen, und sich dann so verkleidet in die Wohnung der Guercino begeben werde, wo ich sie erwarten solle; ich dürfe aber, um allen Verdacht ferne zu halten, erst dann in dasselbe gehen, wenn ich, in einem nahen Kaffeehaus aufpassend, gesehen, daß die Portantina und Negroni den Palazzo P.... verlassen haben würden." Dieser Plan schien mir gut und mit großer Schlauheit ersonnen, und es bewährte sich wieder, daß nichts über Pfaffentrug und Weiberlist geht, doch nicht ganz gefahrlos, da ich fürchtete, Negronis Scharfblick möchte dennoch die Metamorphosen am Ende entdecken; aber die Alte beruhigte mich deßhalb, indem sie mich versicherte, daß der gewählte Anzug einer betagten Wahrsagerin die Umrisse des Körpers vollkommen verberge, da man krumm und gebückt gehen und sich obendrein noch einen Höcker machen werde, so vermummt und eingehüllt daher ein Erkennen unmöglich sey. Ansehen dürfe er sie auch nicht, wenigstens keine andere Antwort als durch Zeichen und Kopfnicken erwarten, und so stehe sie für den Erfolg ein. — Sie sprach dies mit solcher Zuversicht, daß ich alles Vertrauen in die Schlauheit dieser Weiber setzte und nun jeden Pulsschlag bis zur Stunde, die mich beglücken sollte, zwischen der noch eine lange Nacht lag, in welcher ich beinahe kein Auge schloß, zählte. Endlich brach der heißersehnte Tag an, an dem das Abenteuer bestanden werden sollte, das mich seiner Sonderbarkeit halber schon mehr wie jedes andere reizte, weil es mit so viel Schwierigkeiten und Gefahr verbunden, und ich schon oft gezweifelt hatte, diesmal zum ersehnten Ziel zu kommen. Gleich nach der Parade warf ich mich in Civilkleider, begab mich sodann in das bestimmte Kaffeehaus, keinen Blick von der Porta des Palazzo P.... verwendend, und harrte mit ängstlicher Erwartung, ein Sorbetto nach dem andern verschlingend, dem Erscheinen des ersehnten Gegenstandes: es waren sicher schon drei Stunden verflossen, als sich endlich die Thore öffneten und die Portantina, die alle meine Wünsche in sich faßte, so wohl verwahrt, daß kein Blick den Inhalt derselben gewahren konnte, herausgetragen wurde, der Negroni unmittelbar folgte.

Als ich beide aus dem Gesicht verloren, begab ich mich in Guercinos Wohnung, von der er mir den Schlüssel übergeben, sich

ſelbſt entfernend, damit ich ganz ungeſtört ſeyn ſollte. Hier harrte ich nun abermals über eine gute Stunde, hinter einer Gardine lauernd, und ſah manche Frauengeſtalt, in einen Mesero gehüllt, dicht an dem Haus vorübergleiten, jedesmal die Heißerſehnte darunter wähnend. Wer je in dem Fall war, auf ein ſolches Rendez-Vous zu warten, wird wiſſen was dies heißt und in welcher Aufregung, Spannung und in welchen Befürchtungen der Vereitlung man ſich dann befindet. Jedesmal ſtampfte ich mit dem Fuß, wenn ich durch das Vorbeigehen einer ſolchen Geſtalt enttäuſcht war. Endlich aber ſchwebte mit leichtem Elfentritt ein Weſen heran, das mir das Herz ungeſtümer pochen machte, und wenn gleich tief verhüllt, doch einen ätheriſchen Wuchs und unnennbare Grazie zu verrathen ſchien. Wenn es dieſe nicht iſt, ſo iſt es keine, dachte ich bei mir ſelbſt; aber ſie war es, denn kaum hatte ich ausgedacht, ſo ſchlüpfte ſie auch ſchon zur Pforte herein, leiſen Trittes die Treppe hinauf, ich machte die Stubenthüre auf, öffnete beide Arme, ſie feſt zu umſchlingen, aber man ſträubte ſich, und als ich recht zuſah, war es — die alte Guercino, die ich ſo feurig umfaßt hielt. Dies war zu toll: was ſoll das heißen, rief ich zornig aus, hat man mich zum Beſten? — Aber die Alte lachte und ſprach: nur nicht ſo bös, mein ungeſtümer Herr, es iſt freilich arg wenn man einen jungen Engel zu umarmen wähnt und dafür ein altes Weib umſchlingt, aber nur ein klein wenig Geduld, der Engel folgt mir auf dem Fuß nach und ich bin nur der Sicherheit wegen, um eine Ueberrumpelung zu verhüten, gekommen; wir haben es überlegt, daß es beſſer ſey wenn ich Wache halte, und eine andere Freundin der Signora Maretti ſpielt einſtweilen ſtatt meiner die Rolle der Marcheſa-Sybilla. Sie ſprach wahr, denn kaum hatte ſie ausgeredet, ſo trat eine zweite, in einen Mesero gehüllte Geſtalt ein, und diesmal war es die Rechte. Endlich lag Tonina in meinen Armen, und in endloſen Küſſen ſog ich ihren Athem in vollen Zügen ein. Die Alte verließ uns, ihren Lauerpoſten antretend, ich entſchleierte die reizende Nymphengeſtalt vollends und trug ſie küſſend in das anſtoßende Schlafzimmer Guercinos, wo ich ein Paar unvergeßliche Stunden im höchſten Entzücken zubrachte. So war denn meine Ausdauer und Beharrlichkeit endlich gekrönt und Negroni an der Naſe herumgeführt: denn während wir im Hochgenuſſe ſchwelgten und ich die rechte Sybilla im Arm hatte, lief der Cicisbeo der untergeſchobenen mehrere Stunden durch alle Gaſſen

nach, sie auch nicht eine Minute aus den Augen lassend; die beiden Damen führten ihn absichtlich in die ödesten und entlegensten Orte der Stadt, und kehrten erst mit einbrechender Nacht wieder heim. Negroni hatte deren tolles, planloses Rennen verflucht, das ihn, der eben nicht besonders gut auf den Beinen war, sehr ermüdete.

Als sich Tonina endlich aus meinen Armen wand, nachdem wir uns über Alles, was wir bisher gelitten und ausgestanden, unterhalten und ausgesprochen hatten und sie sich zum Weggehen anschickte, hatte es schon zu dämmern begonnen: sie warf den Mefero über und schlüpfte nach hundert Abschiedsküssen zur Thüre hinaus, während ich ihr so weit als möglich mit den Augen folgte, sowie die Guercino in einiger Entfernung zu ihrer Sicherheit, ich warf mich dann erschöpft auf das Bett, auf welchem noch vor wenig Augenblicken die Engelsgestalt geruht hatte. Vor Ermüdung war ich in dem immer finsterer werdenden Zimmer eingeschlummert, als die Guercino zurückkam, mich erweckte und auf mein schlaftrunkenes Chi è? (wer ist's?) erwiederte: „Nun sind Sie zufrieden, nicht wahr, dies waren Götterstunden?“ Ich beantwortete die naiveweise Frage, indem ich ihr meine ganze Börse, etwa 30 Lire enthaltend, in die Hand drückte. Sie berichtete mir, daß die Marchesa wieder glücklich in das Haus der Marcini gekommen sey, nun bald in ihr eigenes zurückkehren und dann die Oper mit ihrem Cicisbeo besuchen werde. Ich beschloß, eben dahin zu gehen, nahm einen Platz in einer Gitterloge dicht an der Bühne, von der aus ich sie ziemlich unbemerkt beobachten konnte und ihr bisweilen eine verstohlene Occhiata zuwarf.

Da wir nun einmal so weit waren, so wiederholten wir dasselbe Manöuvre mit einigen Variationen, so oft es sich thun ließ, ohne Verdacht zu erregen. Die Marchesa wählte dann jedesmal ein solches Costüme zu ihrer Verkleidung, das die Formen jeden Wuchses unkenntlich machte und für alle Gestalten paßte. Da indessen dieser wunderliche Geschmack ihrem Eheherrn und dem Cicisbeo bald aufgefallen seyn würde, so zeigte sie sich in der Zwischenzeit und an den Tagen, an denen wir nicht zusammenkamen, in andern und sehr eleganten Maskenanzügen, in Begleitung ihrer Freundin und immer von Negroni verfolgt, in den Straßen, wo ich ihr dann häufig begegnete, öfters aber auch andere, mich intriguirende Masken verfolgte, ihnen Fleuretten erzählte, von

denen mir einmal ein Paar Dinge sagten, welche mich in Erstaunen und Unruhe versetzten, da sie mein Verhältniß zu der V.... betrafen.

Eines Abends, nachdem ich wieder eine Zusammenkunft mit der Marchesa in Guercinos Wohnung gehabt, traten kurz nachdem sie weggegangen, zwei andere weibliche Masken in das Zimmer, in dem ich noch verweilte. Es waren zwei Zingarellen (Zigeunerinnen), die einen niedlichen Wuchs, ein stolzes Einherschreiten hatten und noch junge, wahrscheinlich auch hübsche Frauen zu seyn schienen. Sie machten mir eine stumme Verbeugung, ließen sich nieder und ich fing eine Conversation mit ihnen an, die von ihrer Seite fast drohend geführt wurde. Bekannt schien mir die, wenn auch schon verstellte Stimme der einen, und ich begrüßte sie bald mit einem: „buonissima sera Signora Peretti"; sie nahm nun die Larve ab und sagte: „ah Birbone, was machen Sie fast jeden Nachmittag hier?"

— Musik, Signora, ich lerne die Guitarre und studire Parthien ein.

— So, und die Dame im Mesero, die Sie besucht?

— Je nun, die studirt wahrscheinlich auch Parthien ein, sagte ich lachend, doch etwas verdutzt.

— Allerliebst! Wahrscheinlich Don Juan und Zerline? Ich habe aber die Parthie der verlassenen Donna Elvira noch nicht gelernt, Signor mio.

— Die sollen Sie auch nicht lernen, mein schönes Kind, dazu sind Sie viel zu liebenswürdig. Aber wer ist denn Ihre stumme Begleiterin?

— O, die sollen Sie auch noch kennen lernen. Leider sind wir etwas zu spät gekommen, um Sie ganz zu entlarven.

Diese Unterhaltung wurde halb im Scherz halb in bösartigem Ernst geführt. Ich wollte der Sache ein Ende machen, sprang auf, nahm die sich sträubende Peretti in den Arm, küßte sie trotz allem Sträuben, indem ich lachend sagte:

— Seyen Sie doch kein Kind, Sie sind meine einzige, meine ewige Liebe, die Angebetete meines Herzens, ich schwöre Ihnen, daß ....

— Sie ein Lügner sind, fiel mir der kleine Teufel ins Wort, dem ich nicht nur die Augen auskratzen möchte, sondern ....

Hier zeigte sie mir ein kleines Stilet, das an einem silbernen

Kettchen an ihrer linken Seite herabhing und sie drohend aus der Scheide zog. Ich suchte ihr das gefährliche Instrument halb im Scherz zu entwinden; während ich so mit ihr rang, nahm auch die andere Maske ihre Larve ab, und ich erkannte die Marchese Costa, der ich schon einigemal, aber es nie ernstlich meinend, eine Liebeserklärung so en passant gemacht und ob ihrer Schönheit große Schmeicheleien gesagt hatte. Beide schrieen nun: Traditore (Verräther), bilden Sie sich nicht ein, daß Sie in Frankreich oder Deutschland seyen, wir sind Italiänerinnen, und zwar Genueserinnen, die man nicht ungestraft zum Besten haben darf und die solche Beleidigungen zu rächen wissen. Wir wissen recht gut, welche Rendez-Vous Sie hier haben, und wenn Sie die Sache nicht lassen, so wird es ein schlimmes Ende nehmen. Gestehen Sie, wer die Schöne ist, die Sie mit ihren Besuchen beglückt. — Ich nahm indessen Alles auf die scherzhafte Seite, fortwährend meine Unschuld betheuernd und sie zu beruhigen suchend, und war damit im besten Zug, als wir Tritte auf der Stiege hörten. Die Damen nahmen schnell wieder ihre Larven vor's Gesicht, empfahlen sich der eintretenden Guercino und entfernten sich, uns beiden drohend.

Auf die Frage der Alten, wer dies gewesen, erwiederte ich: ein maskirter Besuch, der Gott weiß wie erfahren hat, daß ich hier eine Zusammenkunft habe, aber nicht weiß mit wem, da man dies von mir zu wissen verlangte. Wir müssen suchen, einen andern Ort ausfindig zu machen.

— Dies sey meine Sorge, versetzte die Alte, ich werde ein Haus wählen, das Niemand entdecken soll. Denn hier, dem Palazzo P.... gegenüber, ist es allerdings zu gefährlich.

Unsere Zusammenkünfte wurden jetzt auf mehrere Tage ausgesetzt, und diese Unterbrechung war mir aus manchen Ursachen nicht unangenehm; die Sache hatte nun auch schon den Reiz der Neuheit für mich verloren, und dann war so eben Madame Gasqui von Toulon angekommen, jene hübsche Capitainsfrau, deren Hochzeit ich auf der Insel Porquerolles mit gefeiert hatte, und da Madame Alphonse und noch einige andere Offiziersdamen der Garnison wünschten, daß wir wieder ein französisches Liebhabertheater arrangiren möchten, so arbeitete ich mit allen Kräften, dies baldmöglichst in Gang zu bringen; aber das Schicksal hatte es anders beschlossen, und wenige Tage nach dem Abentheuer mit den beiden Masken bei

Guercino erhielt eines Morgens Türet eine Depesche auf dem Exercierplatz, die er sogleich eröffnete, durchlas, dann die Offiziere zu sich berief und ihnen mittheilte: so eben habe er die Ordre vom Kriegsminister erhalten, daß in 3 Tagen das Bataillon Genua verlassen und zu der in dem Königreich Neapel bereits eingerückten Armee, und zwar zu dem vor Gaëta stehenden Belagerungs-Corps stoßen solle.

Wir ließen alle ein freudiges Vivat erschallen und riefen: Gottlob, nun geht's endlich ins Feld, der Henker hole den Garnisonsdienst, womit ich vollkommen einverstanden war und im Heimkehren mein: »Non piu andrai farfallon amoroso« (Dort vergiß leises Flehen, süßes Wimmern) trillerte, zu Guercinos ging, diesen die große Neuigkeit mitzutheilen, die mich aber kaum zu Wort kommen ließen, indem die Frau mir mit großer Freude verkündete, daß sie ein vortreffliches Gelegenheitshaus ausfindig gemacht habe. — Zu spät, mia cara, versetzte ich, in 3 Tagen sind wir nicht mehr in Genua, und machte sie mit der erhaltenen Ordre bekannt, die Bitte hinzufügend, sie möge einstweilen die Neuigkeit der Marchesa P... beibringen und machen, daß ich wenigstens noch ein Abschieds-Rendez-Vous mit derselben haben könne, was sie mir mit traurig-langem Gesicht versprach und sich nicht genug wundern konnte, daß nicht auch ich der Verzweiflung nahe war.

Napoleon hatte ausgesprochen, daß der König von Neapel zu regieren aufgehört habe, und den 24. Februar 1806 im Theater zu Paris durch Talma dem Publikum verkünden lassen, daß die Franzosen in das Königreich beider Sicilien eingerückt seyen. So viel Truppen, als man in Oberitalien entbehren zu können glaubte, wurden ihnen nachgesandt und so auch unser erstes Bataillon, dem bald die andern folgen sollten.

Es war uns allen erwünscht, endlich vor den Feind geführt zu werden und so Gelegenheit zu haben, unsere Sporen, d. h. Epaulettes zu verdienen; nur hätten wir gewünscht, daß es nicht gerade die Neapolitaner gewesen, von deren Tapferkeit man eine gar zu schlechte, vielleicht unverdiente Meinung hatte, obgleich es Thatsache war, daß wenigstens ihre Generale und Anführer keinen Schuß Pulver taugten; aber war es in dieser Hinsicht in andern Armeen, die französische ausgenommen, zu jener Zeit viel besser bestellt? Höchstens hatten die Engländer und Russen ein Paar gute und Oestreich nur seinen Erzherzog Karl aufzuweisen.

Schon wußte man, daß der Thron von Neapel Napoleons älterem Bruder, dem kaum gebackenen Prinzen Joseph bestimmt war, auf den ihn Massena festsetzen sollte.

Denselben Tag, als uns diese Neuigkeit wurde, erhielten wir noch eine Einladung zu einem Maskenfest in die Villa Doria vor dem Thomasthor; ich eilte zu Guercino, um dessen Frau zu bitten, auch dieses die Marchesa wissen zu lassen und sie zu fragen, ob sie es nicht veranstalten könne, diesem Fest beizuwohnen, und ob ich sie nicht wenigstens noch einmal ungestört sprechen könne. Ich erhielt noch den nämlichen Abend die Antwort, daß sie eingeladen sey und als Pilgerin verkleidet demselben beizuwohnen gedenke, hoffe daher, sich so mit einer Freundin auf einige Zeit entfernen zu können, das Wohin aber müsse mir überlassen bleiben.

Ich verabredete nun mit der Alten, daß sie in einiger Entfernung von der Villa eine Portantina bereit halten solle, in welcher ich die Marchesa weg, und zwar diesmal in mein Quartier, das nicht so weit vom Thomasthor in der Nähe der Piazza dell aqua verte war, bringen lassen wollte. Tonina war Alles zufrieden und hoffte, daß das große Gewühl und die Menge der Masken es möglich machen würde, sich in dem Gedränge auf einige Zeit absentiren zu können, ohne daß es ihre Aufpasser bemerkten, wenn sie sie auch suchen würden; außerdem würde man noch andere Vorkehrungen treffen, dies zu bewerkstelligen.

Ich begab mich zeitig, als Eremit verkleidet, unter welcher Verkleidung ich jedoch meine Uniform und meinen Degen trug, in die Villa, um alle Masken und mit ihnen meine Pilgerin ankommen zu sehen, die mit einer weißen Rose in der Hand, das verabredete Zeichen, einer Portantina entstieg, während aus der folgenden noch eine eben so gekleidete Wallfahrerin, aber mit einer rothen Rose versehen, schlüpfte. Mich erkannten die beiden Masken an einem kleinen, fast unbemerkbaren, weißen Kreuz, das ich mir auf der linken Schulter hatte anheften lassen; denn der Eremiten und Pilgrime waren viele zugegen. Im Vorübergleiten flüsterte Sie mir das einzige Wort «vengo» (ich komme) zu.

Das Fest war brillant, die Gäste sehr zahlreich und das Gewirre ungeheuer; doch begegneten wir uns öfters, ohne uns anzureden. Wir hatten durch die Guercino verabredet, daß ich sie 50 Schritte links von der großen Thüre um 6 Uhr Nachts (11 nach unserer Uhr) erwarten wollte. Ich warf auf eine Zeit

den Eremiten ab und einen weißen Domino über meine Uniform, und pointirte im Spielsaal neben dem Marchese P. . . . an der Pharobank nicht ohne Glück, eine Seltenheit; denn ich gewann über 3000 Lire an diesem Abend, eine Summe, die mir gut zu statten kam, da ich schon so ziemlich wieder auf dem Trocknen saß und noch obendrein Schulden hatte. Als endlich die Stunde des Rendez-Vous nahte, entfernte ich mich, wahrscheinlich zu meinem Glück, denn ich würde das Gewonnene gewiß wieder verloren haben, hätte ich fortgespielt, und suchte den Eremiten wieder hervor.

Nicht lange wartete ich an dem bestimmten Orte nebst der von mir bestellten Portantina, als die beiden Pilgerinnen in geflügelten Schritten herbeieilten, und Tonina mir erklärte, daß ihre Freundin, die sie nicht habe allein auf dem Balle lassen können, was auch bei Negroni Verdacht erregt haben würde, wenn er sie getrennt von ihr wahrgenommen, uns begleiten würde. Dies machte mich erst ein wenig verlegen, denn ich wußte nicht was ich mit der Gegenwart der andern in meinem Zimmer machen sollte, und dann hatte ich auch nur für eine Portantina gesorgt. Wir waren aber bald einig, uns alle drei zu Fuß in meine Wohnung zu begeben, ich nahm einen sehr großen weißen Schleier, den die vorsichtige Guercino in die Portantina gelegt hatte, aus derselben, bezahlte die Träger reichlich und entließ sie. Beide Frauen hüllten sich in den einen Schleier, und wir eilten in meine Wohnung, wo wir glücklich und ohne bemerkt zu werden ankamen, denn auch meinen Bedienten hatte ich bei den übrigen Domestiken in Doria's Villa gelassen. Ich zündete nun Lichter an und fand mich allein mit den Schönen, die Beide wirklich diese Benennung verdienten. Tonina war untröstlich, daß wir abmarschirten, und dies wahrscheinlich das letzte Mal sey, daß wir uns sähen. Ich suchte alles Mögliche hervor, sie zu trösten, und bemerkte ihr, wir dürften das bischen Zeit, das uns jetzt noch bliebe, nicht mit unnützen Klagen hinbringen, was auch ihre Freundin, eine Comtesse Spinola, sehr richtig fand. Ich küßte nun beide, umarmte Tonina und stopfte Mund und Thränen mit Küssen; die Spinola, der bei diesem Spiel nicht ganz wohl zu werden schien, sagte: Ich sehe nicht ab, zu was wir Lichter brauchen, löschte sie aus und stellte sich an ein Fenster, den Himmel und die Sterne zu bewundern, während die Marchesa P. . . . einen langen, seligen Abschied in meinen Armen nahm. Als es endlich Zeit zum Auf-

bruch war, befahl sie mir, auch ihre Freundin zu umarmen, was, da sie sehr hübsch war, ich mir nicht zweimal sagen ließ, sondern auch diesen Engel mit aller Inbrunst, trotz ihrem nicht sehr gewaltigen Sträuben an den Busen drückte und länger in dieser Stellung blieb, als es Tonina gewiß lieb war; doch sie spielte die Großmüthige und ließ mich im Finstern gewähren, bis sie das Stöhnen der Freundin zu der Bemerkung veranlaßte: nun sey es genug. — Genug, wiederholte ich stammelnd, und schloß beide in meine Arme, bald die eine, bald die andere küssend, es war ja nur zum Abschied.

Jetzt war es aber hohe Zeit aufzubrechen, denn wir waren schon über anderthalb Stunden von dem Ball abwesend, die mir freilich kaum eine Viertelstunde dünkten. Wir eilten nun zurück, ich trat wieder mit meinem weißen Domino und Federhut in den Saal, mich in allen Gemächern und besonders dem Negroni, den ich aufsuchte, zeigend, während sich die Pilgerinnen ganz ruhig in einen Winkel des Tanzsaales niederließen. Negroni schien ängstlich nach ihnen zu suchen, aber ruhiger zu werden, als er mich gewahrte, fand auch endlich die Gesuchte in ihrem Winkel sitzend, die er, wie es mir vorkam, scharf zu examiniren schien. Indessen lief Alles gut ab, und ich sprach sogar die Marchesa noch einmal vor dem Tage unsers Abmarsches bei Guercino, wo sie mich mit einem in Rosetten gefaßten Rubin und auf mein Verlangen mit einer Haarlocke beschenkte, die ich zu den andern, schon von mehreren meiner Theuern erhaltenen, legte und nochmals einen seligen Abschied von ihr nahm. Sehr gerne hätte ich auch noch einmal die reizende Spinola gesprochen; aber die Kürze der Zeit machte es unmöglich.

Den andern Morgen um 6 Uhr wirbelten die Tambours das Marsch-Roulement, eine halbe Stunde darauf marschirten wir mit klingendem Spiel durch die noch öden Straßen Genuas, vielleicht die Ruhe mancher schlafenden Schönen störend, zur Porta del arco hinaus. Nicht ohne ein wenig Bedauerniß sah ich die Marmorstadt im Rücken; aber der Gedanke, nun das schöne, berühmte und berüchtigte Italien fast der ganzen Länge nach zu durchstreichen und wahrscheinlich bald die ersten feindlichen Kugeln pfeifen zu hören, machte, daß ich mir Genua mit all den darin gehabten Abentheuern aus dem Sinne schlug und leichten Herzens davon marschirte.

XVI.

Marsch von Genua nach Molla di Gaeta. — Beschwerliche Märsche durch das Gebirge. — Der Anblick von Italiens Ebenen. — Parma. — Reggio. — Modena. — Bologna. — Eine liebenswürdige Advokatenfamilie. — Faenza. — Forli. — Cesena. — Rimini. — San-Marino. — Pesaro. — Sinigaglia. — Ancona. — Loretto. — La Casa-Santa und ihre Schätze und Reliquien. — Macerato. — Foligno. — Spoleto. — Terni. — Der Wasserfall. — Narni. — Civita-Castellana. — Roms Umgebung. — Ein Tag in Rom. — Marsch nach Molla di Gaëta. — Besitznahme des Königreichs Neapel durch die Franzosen.

Es war Anfang April 1806, als wir Genua la superba verließen, über Recco, unser erstes Nachtquartier, und dann durch die ödesten und gebirgigen Wildnisse, in den erbärmlichsten und elendesten Ortschaften übernachtend, über Borgo di Taro und Fornovo in 7 oder 8 Tagen nach Parma marschirten. Von Genua an wurden die Truppen nicht mehr bei den Einwohnern einquartiert, sondern das ganze Bataillon jedesmal in eine Kirche oder ein Kloster auf 24 Stunden kasernirt, in denen man den Soldaten Strohlager bereitete. Dies geschah aus zweierlei Ursachen, erstens wollte man die ewigen Reibereien und Händel zwischen dem französischen Militair und den italiänischen Bürgern und Bauern vermeiden, die zu beständigen Klagen und Strafen Veranlassung gaben, und hauptsächlich dadurch entstanden, weil sich die Leute nicht mit einander verständigen konnten; sodann traute man dem Volk, dessen Stimmung den Franzosen höchst ungünstig war, nicht, und fürchtete, daß bei dem Vereinzeln der Leute wohl einmal eine Metzelei, eine zweite sicilianische Vesper veranstaltet werden könnte. Die Kirchen und Klöster, wovon jedoch die Nonnenklöster dispensirt waren, mußten das Schiff, die Kreuz- und andern Gänge gehörig mit Stroh belegen, und sobald die Soldaten abmarschirt waren, wurden sie wieder gereinigt und erstere als verunheiligt durch die Geistlichkeit jedesmal wieder von Neuem eingeweiht und heilig gemacht, was allerdings nothwendig war; denn man hatte an den heiligen Orten nicht nur gegessen, getrunken, gekocht, sondern auch gespielt, gesungen, geflucht und Gott weiß was

ſonſt noch für Unfug getrieben. Es war aber nicht ſelten der Fall, daß die Pfaffen ſo eben die Einweihungs-Ceremonien und das Räuchern beendigt hatten, als ſchon wieder neue Truppen ankamen und die kaum gereinigten Orte abermals verunreinigten, ja bisweilen mußte in einer Woche das heilige Werk 3—4mal vorgenommen werden. Die Offiziere wurden zwar meiſtens in den zunächſtliegenden Privathäuſern einquartiert, aber dieſe Quartiere waren in den armſeligen Dörfern im Gebirge ſo elend, daß auch viele von ihnen das Stroh in den Kirchen vorzogen und ſich ein Nachtlager auf erhöhten Orten oder in Tribünen, wenn deren da waren, bereiten ließen, denn die Stuben der Bauern oder Schenken in dieſen Neſtern waren ärger als deutſche Viehſtälle. Ich ſchlug in dieſem Fall in der Regel mein Lager bei der Orgel auf, wenn ſich eine in der Kirche befand, und ſpielte dann des Abends zur Beluſtigung des ganzen Bataillons allerlei deutſche und franzöſiſche Soldatenlieder, Märſche und Tänze, wozu mir die Carabiniers mit Vergnügen die Balken traten, die Leute unten oft ſangen und tanzten, und bei dem Klang der Orgeltöne dann einſchliefen. Eben ſo ſpielte ich beim Erwachen einige erheiternde Melodieen, weckte ſie ſo trotz der Tambours aus dem Schlaf, und ſie machten ſich fröhlich marſchfertig. Indeſſen waren die Märſche in dieſen Gebirgen und Wildniſſen beſchwerlich und nicht ſelten abſcheulich. So kamen wir, die letzte Etape vor Parma, an einen faſt ſenkrecht zu erklimmenden Felſenberg, was für die mit Gepäck, Waffen und Patronen beladenen Soldaten ſehr mühſam war. Dûret ließ zuerſt die Tambours und die Muſik hinaufklettern, und als ſie oben waren, den von mir komponirten Sturmſchritt ſpielen, die Truppen zu ermuntern. Unten, auf der linken Seite des Felſens, wand ſich ein reißender Waldſtrom, durch dieſen wurden die Reitpferde der Offiziere, ſowie die, welche mit dem Bataillonsgepäck beladen waren, denn an Wagen war auf dieſen Märſchen nicht zu denken, geführt. Dieſer ſteile Berg lag gerade an dem Ende einer wilden Waldgegend, aus der wir traten, er überraſchte uns ſeltſam, da er gleich einer mächtigen Mauerwand ſich unſerm weitern Vordringen entgegen zu ſtemmen ſchien, und es war für die noch Zurückgebliebenen ein komiſcher Anblick, ihre Kameraden ſo auf allen Vieren dieſe Wand hinanklettern zu ſehen. Aber oben angekommen, welche Ausſicht! man erblickte nun mit einemmal die unabſehbaren Ebenen dieſer Gegend

Italiens, endlos scheinend wie das Meer, und aus den lachendsten Fluren und den fruchtbarsten Gefilden bestehend.

Borgo Val-Taro war der bedeutendste Ort auf dem Marsch von Genua bis hierher, er liegt romantisch an dem Abhang eines Berges, hat ein altes Schloß und ist der Hauptort des Val di Taro. — Fornovo, unser letztes Nachtquartier vor Parma, ist durch die Schlacht merkwürdig, in welcher Karl VIII. 1496 die Mailänder schlug.

Als wir diese reichen Ebenen hinabstiegen, da fielen mir Hannibal und Napoleon ein, die beide durch diesen herrlichen Anblick ihre müden Truppen neu belebten und sie in eroberungslustigen Enthusiasmus versetzten. Nichts ist auch überraschender, als mit einemmal, aus fast grauenvollen Wildnissen hervortretend, wie durch einen Zauberschlag vor einem solchen Paradies zu stehen, das reichen Lohn für die überstandenen Mühseligkeiten verspricht, ihn aber nur selten gewährt.

„Ihr habt nichts, und dort ist Alles, was Ihr bedürft!“ lauteten Napoleons Worte, zu denen er aber noch hätte hinzufügen können: das Ihr aber nicht erhaltet; denn was kam von all diesen Eroberungen an den gemeinen Mann und die untergeordneten Chargen? nur einige Anführer raubten sich reich.

Den Umweg über Parma, Reggio, Modena ꝛc. mußten wir machen, weil Toscana noch nicht französisch war und laut Convention keine französischen Truppen durch dasselbe marschiren durften, obgleich es unter dem Namen des Königs von Etrurien, von der Königin Marie Louise, jedoch gänzlich unter französischem Einfluß, beherrscht wurde, und es that uns leid, das schöne Land so auf der Seite liegen lassen zu müssen. In Parma hatten wir der vielen Maroden wegen zwei Rasttage, die ich benutzte, die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Der Fluß Parma theilt sie in zwei Hälften, die mehrere Brücken verbinden. Sie ist befestigt, hat eine alte Citadelle, deren Werke aber nicht viel sagen wollen. Ihre Einwohnerzahl ist zwischen 30 bis 40,000. Die Stadt ist nicht übel gebaut, obgleich ihre meisten Straßen sehr schmal sind; doch hat sie auch schöne und freie Plätze, hübsche Häuser und Palläste. Das Schloß ist ein weitläufiges, aber nicht besonders schönes Gebäude. In der Cathedrale wird die Arbeit an einem marmornen Taufbecken bewundert; die Kirche della Madonna Steccata und die Johannes des Evangelisten ha-

den hübsche Freskogemälde, noch andere Kirchen und Klöster besitzen vortreffliche Bilder, unter denen mehrere von Correggio, Mazzuoli, Spada u. s. w. Das merkwürdigste Gebäude in Parma ist das 1618 unter dem Herzog Ranuccio Farnese vom Baumeister Aleotti erbaute große Opernheater, gewiß das größte in der Welt; denn es faßt an 10,000 Zuschauer, die alle ganz bequem sehen und sitzen können, hat vierzehn Reihen Logen, die sich amphitheatralisch hintereinander erheben und ist dabei so acustisch gut gebaut, daß man in jedem Winkel desselben gleich gut hört, es wurde aber nur selten und zu jener Zeit gar nicht darin gespielt; ich untersuchte das ganze Gebäude und namentlich die Maschinerien, das Podium u. s. w., was mich sehr interessirte. Die Dekorationen sind zum Theil Meisterstücke der berühmtesten italiänischen Theatermaler. Dieses Gebäude gehört zu dem ungeheuern farnesischen Pallast, der eine enorme Steinmasse der verschiedenartigsten Bauten enthält. In einem kleinen, aber eleganten Theater sah ich eine Opera Buffa, l'amor marinaro (die Seeliebe), sehr gut geben. In der komischen Oper sind die Italiäner Meister und keine andere Nation kommt ihnen gleich.

Die Umgebung von Parma hat reizende Spaziergänge, besonders die Stradona, und unter den vielen prächtigen Villas ist der Palazzo Giardino mit seinen herrlichen Gärten eines Besuchs werth. Auch eine schöne Wasserleitung hat Parma, die viele Brunnen springen macht.

Die Stadt ist sehr alt, hetrurischen Ursprungs, später bemächtigten sich die Gallier bei ihren Einfällen in Italien derselben; im Jahr 184 vor Christi Geburt wurde sie eine römische Colonie. Unter dem Kaiser Augustus führte sie den Namen Julia Augusta, nach dem Fall des römischen Reichs suchte sie vergeblich sich frei zu machen und wechselte häufig den Herrn. Im Mittelalter war sie bald von der Parthei der Guelphen, bald von der der Gibellinen, abwechselnd bald kleinen Tyrannen und benachbarten Städten unterworfen, oder unabhängig, bis sie in die Hände der Päpste und aus diesen den Farnesen zufiel, unter denen sie im 16ten und 17ten Jahrhundert ihren höchsten Glanzpunkt erreichte. Sie ist die Vaterstadt mancher berühmten Männer, unter denen Cassius, eines der Häupter der Verschwörung gegen Cäsar, sowie noch eines anderen Cassius, eines Dichters, dessen Horaz erwähnt, mehrerer berühmter Maler u. s. w.

Das Klima ist hier noch ziemlich gemäßigt, die Luft rein und der Aufenthalt angenehm, da die Einwohner sehr leutselig, gesellig und unterrichtet sind und es den höhern Classen nicht an wissenschaftlicher Bildung mangelt.

Den vierten Tag nach unserer Ankunft zu Parma, wo ich in einem Franciskanerkloster einquartiert war, marschirten wir nach Reggio, das Regium Lepidi der Römer, das der Triumvir Lepidus zur römischen Colonie machte. Auch sie liegt in einer lachenden Ebene am Tessone, hat an 20,000 Einwohner und ist schlecht befestigt. Im 5ten Jahrhundert wurde sie gänzlich durch Alarich zerstört, Carl der Große aber stellte sie wieder her; sie ist gut gebaut, hat viele prachtvolle Kirchen, und in der Hauptkirche bewundert man besonders die schönen Formen der Statüen Adams und Evas, von dem berühmten Bildhauer Clemens verfertigt. Sie ist die Geburtsstadt des herrlichen Dichters des rasenden Rolands, Ariost, der 1484 hier zur Welt kam und dessen Geburtshaus noch gezeigt wird; er war gewiß einer der phantasiereichsten Dichter, die je gelebt haben. Auch Spalanzi wurde hier geboren, so wie der berühmte Correggio (eigentlich Allegri) in einem elenden Dorf in der Nähe, das auch Correggio heißt. Etwas südlich von Reggio liegt im Gebirge das berühmte Schloß Canossa, in welchem Kaiser Heinrich IV. 1077 einfältig genug war, barfuß und in bloßem Hemd vor Gregor VII. und seiner Maitresse sich zu demüthigen.

Auch hier besuchte ich das Theater, in welchem die Oper »Ludovica« und ein großes fünfactiges Ballet, »Alexander der Große« betitelt, aufgeführt wurde. Die Vorstellung dauerte bis nach 3 Uhr Morgens, so daß, als ich das Theater verließ, das Bataillon schon über eine Stunde abmarschirt war (wir marschirten nämlich von Parma aus, der schon eingetretenen großen Hitze wegen, immer bald nach Mitternacht ab, und später sogar zwei Stunden vor Mitternacht, um mit Tagesanbruch in den Quartieren anzukommen, wo man dann über die Mittagszeit schlief) und ich demselben über Hals und Kopf nacheilte, es jedoch erst auf dem halben Wege nach Modena, wo es Halt machte, wieder einholte, aber unterwegs gar manchen Nachzüglern begegnete. Dieses frühe und nächtliche Abmarschiren hatte den Nachtheil, daß das Bataillon immer kaum mit einem Drittheil seiner Mannschaft in dem Etapenort ankam, da sich die Leute unterwegs rechts und links in die Felder schlafen legten, weil sie in dem zum Nachtquartier bestimm-

ten Orte zu wenig Zeit zum Ruhen hatten. Denn kaum angekommen, mußten sie die Lebensmittel empfangen, oft lange auf dieselben warten, dann selbst in den Klöstern und Kirchen kochen; sie konnten erst spät essen, mußten sich dann wieder zur Appelle einfinden, so daß die Momente der Ruhe gar knapp zugemessen waren. Die Soldaten marschirten ohnehin viel lieber einzeln als in der Colonne, weil dies weit weniger ermüdend und bequemer ist, obgleich, wie sich von selbst versteht, die Colonnen während dem Marsch nie geschlossen sind, sondern die Glieder und Rotten in gehöriger Distanz Mann vom Mann gehen.

Mehrere der Hauptleute und auch einige andere Offiziere, die bemittelt, waren beritten, ich aber miethete mir von Zeit zu Zeit ein Cavallo sammt seinem Patron, und schickte beide, an dem Etapenort angekommen, wieder zurück, mir jedoch vornehmend, bei erster Gelegenheit ein Pferd anzuschaffen, da dessen Unterhalt auf dem Marsch wenig oder nichts kostete, indem man den berittenen Offizieren immer solche Quartiere zutheilte, bei denen sich Ställe befanden, wo dann dem Pferd in der Regel Gastfreundschaft erwiesen und dasselbe frei gehalten wurde. Aber erst in Neapel konnte ich zu einem eignen Sattelthier kommen.

Nach 8 Uhr des Morgens kamen wir in Modena an; auch diese alte Stadt liegt in einer schönen Fläche zwischen der Secchia und dem Panaro. Sie war eine der vorzüglichsten Colonien der Römer und hieß im Alterthum Mutina. Sie ist wohlgebaut, freundlich und auch reinlich gehalten; die meisten Häuser haben hier, so wie zum Theil schon in Parma und Reggio und in fast allen größern Städten, Arkaden oder auf Säulen ruhende Bogengänge, welche sowohl gegen die Sonnenhitze als gegen den Regen schützen, so daß man auch bei dem schlimmsten Wetter, ohne naß zu werden, von einem Ende der Stadt zum andern gehen kann, wie dies namentlich in Bologna der Fall ist, wo ich mich nicht entsinne, ein einziges Haus ohne Säulenhallen gesehen zu haben. Häufig sind diese jedoch sehr niedrig und haben dann ein düsteres Aussehen.

Der herzogliche Pallast in Modena ist von einer majestätischen Bauart, steht auf einem großen Platz und hat einen prächtigen, von Colonnaden umgebenen Hof. Auch sein Inneres entspricht der äußern Pracht, ist reich und geschmackvoll eingerichtet, und enthält sehr kostbare Gemälde der berühmtesten Meister, eben

ſo mehrere Kirchen. Die Hauptkirche iſt kein ſonderlich ſchönes Gebäude, hat aber einen ganz von Marmor erbauten, ſehr hohen Thurm, einen der höchſten Italiens, der von der Kirche abgeſondert daſteht, und Ghirlandina genannt wird. In demſelben bewahrt man noch den hölzernen Eimer auf, der die Veranlaſſung zu der blutigen Fehde zwiſchen Modena und Bologna gab, welchen die Modeneſer der letztern Stadt im 13ten Jahrhundert geraubt, ſo wie den Stoff lieferte zu dem, von dem hier geborenen Alexander Taſſoni verfaßten heroiſch-komiſchen Gedicht: **la secchia rapita** (der geraubte Eimer).

Die Strada-Maeſtro, welche durch die ganze Stadt führt, beſteht faſt aus lauter Palläſten oder doch maſſiven Häuſern. Modena iſt unbedeutend befeſtigt, und ſeine Citadelle nicht viel beſſer. Das Theater iſt ebenfalls amphitheatraliſch eingerichtet und hat fünf Reihen Logen. Die Bibliothek enthält über 100,000 Bände und ſehr koſtbare Manuſcripte und ſeltene Werke, von denen jedoch die hauptſächlichſten, ſo wie auch die ſchönſten Gemälde nach Paris ausgewandert waren. In der Akademie bewahrt man Correggios Schädel unter Glas auf.

Auch dieſe Stadt iſt von den Etruskern gegründet. Decimus Brutus hielt in ihren Mauern eine Belagerung von dem Markus Antonius aus, und dies nannte man: den Krieg von Modena. Das Heer des Senats, von den Legionen Octavians unterſtützt, lieferte dem Antonius eine Schlacht unter den Mauern von Modena. Markus Antonius, am Morgen Sieger über den Conſul Panſa, wurde den Abend von Hirtius und Octavian geſchlagen und genöthigt, die Belagerung aufzugeben. Später zerſtört, wurde ſie unter Conſtantin wieder erbaut. Bei den Einfällen der Gothen und Longobarden abermals verwüſtet, gelang es ihr erſt unter Carl dem Großen und deſſen Sohn Pipin ſich wieder zu erheben. Hierauf wurden abwechſelnd die Kaiſer, die Päpſte, die Republik Venedig, die Herzoge von Mailand, Mantua und Ferrara ihre Herren, und gegen die Mitte des 13ten Jahrhunderts hatte ſie, wie alle lombardiſche Städte, ihre Tyrannen. Im J. 1288 kam ſie endlich an das Haus Eſte, zu deſſen Gunſten ſie 1453 zu einem Herzogthum erhoben wurde.

Die Modeneſer wollen durchaus, daß Correggio in ihren Mauern geboren ſey, und führen zum Beweis an, daß ſie ſonſt nicht im Beſitz ſeines Schädels ſeyn würden!! Die Sache iſt aber

nicht so, sondern erwiesen, daß der herrliche Maler in dem erwähnten Dorf zur Welt kam. Außer Tassoni sind aber noch Muratori, Montecuccoli und der berühmte Architekt Vignola ihre Kinder.

Ganz Modena ist über einem unterirdischen, sehr klaren und reinen Wasser erbaut, das etwa 80 Fuß tief unter der Erde liegt, und le acque di Modena genannt wird. Bei dem Graben eines neuen Brunnens kömmt man immer durch 8—10 verschiedene Erdschichten, in denen man ganze Wälder, Pflanzen, Seemuscheln und allerlei versteinerte Thiergerippe u. s. w. in großer Menge findet, ein sicheres Zeichen, daß in grauer Vorzeit hier eine große Erdrevolution vorgegangen, so wie das Meer gehaust haben muß. — Sobald das Wasser in den neugegrabenen Brunnen anströmt, hören alle andern Brunnen auf eine kurze Zeit zu fließen auf.

Bei unserm Abmarsch von Modena fiel eine ergötzliche Scene vor. Das Bataillon war theils in einer Kirche, theils in dem Kreuzgang des zu derselben gehörigen Klosters einquartiert gewesen. Die Soldaten hatten sich auch hier allerlei Unfug erlaubt, und namentlich allerhand Fratzen und unanständige Dinge mit Kohlen an die Wände des Kreuzganges geschmiert, wie sie dies schon öfters gethan. Als nun das Bataillon unter dem Gewehr und zum Abmarschiren bereit stand, kamen plötzlich 3 bis 4 feiste Mönche fast athemlos angerannt und verlangten den Chef zu sprechen. Türet saß schon zu Pferd und fragte, was das Begehren der Kutten sey. Die Patres baten seine illustrissima eccellenza inständig, sich doch mit ihnen in's Kloster begeben zu wollen, um die Sporcherie (Schweinereien) zu sehen, welche die Signori Soldati an die Wände geschmiert hätten. Türet schickte den Adjutant-Major, Lieutenant von Hülsen, einen Preußen, mit zweien der heiligen Männer ab, die Malereien zu besichtigen. Er kam bald mit seiner geistlichen Eskorte zurück und rapportirte, daß die Soldaten, nebst allerlei Unfläthereien, unter anderm auch einen Teufel mit Hörnern, Bocksfüßen, Krallen, und hinten und vorn geschwänzt, gezeichnet, wie er einen dicken Pfaffen hole, ein anderer Satan habe den Papst selbst beim Ohr u. s. w. Türet konnte sich, so wie alle die es hörten, des Lachens nicht erwehren, sagte indessen zu den Mönchen, sie möchten ihm die Thäter bezeichnen, dann wolle er sie bestrafen. Dies war aber den guten Fratres unmöglich. (Es waren ein Paar Unteroffiziers, die ziemlich gut zeichnen konnten.

und die man im Bataillon wohl kannte.) Der Bataillonschef bedauerte daher, ihnen keine Satisfaktion geben zu können. Die Offiziere trösteten die Herren von der Kutte und setzten ihnen unter dem Vorwand, daß ihre Glatzen zu kühl haben müßten, Polizeimützen und einem einen Tschako auf den Kopf, was sich so possierlich ausnahm, daß das ganze Bataillon in lautes Gelächter ausbrach. Düret gab nun das Zeichen zum Abmarsch, der Tambour-Major ließ das Roulement schlagen, und wir marschirten mit Rechts in die Flanken pas accelerè ab. Ich aber und noch ein Paar Kameraden nahmen jeder einen der Pfaffen unter den Arm und ersuchten sie, uns doch wenigstens das Geleit bis an das nach Bologna führende Thor zu geben, wozu sie auch ohne Widerstand einwilligten, und so mußten die wohlgenährten Herrn unter dem Gelächter der Soldaten im Geschwindschritt nach dem Takt der Kalbsfelle in ihrem burlesken Costüme, und zwar noch eine Strecke bis vor das Thor mittrollen, wo wir sie wieder in Gnaden entließen. Sie mögen schwerlich wieder ähnliche Klagen bei einem Commandirenden geführt haben.

Der Marsch von Modena nach Bologna führte uns über mehrere Flüsse und Brücken. Links von dem Flecken Forcelli kamen wir an der vom Lawino und der Girando gebildeten Halbinsel vorüber, welche durch den Bund der Triumvirn, Octavius, Antonius und Lepidus so berühmt geworden, die sich hier gegenseitig verpflichteten, rücksichtslos Alle zu opfern, die einem von ihnen dreien schaden könnten. Cicero und Lepidus Bruder selbst wurden ein Opfer dieses Versprechens.

Mit dem frühen Morgen standen wir vor den Thoren von Bologna, auf ehemaligem päpstlichen Gebiet, und bekamen das erste päpstliche Geld, die Bajocchis zu sehen, die hier noch kursirten. Ueberhaupt war es auf dem Marsch von Genua bis hierher gerade wie in dem weiland heiligen deutschen Reich, fast in jeder Stadt traf man andere Geldsorten, anderes Maaß und Gewicht an.

Bologna, das Bonina der Alten, ist nach Rom die bedeutendste Stadt des Kirchenstaates und zählt über 60,000 Einwohner, sie ist befestigt, und gerade ein Dutzend Thore führen in das Innere der Stadt, zu den meistens schönen und breiten Straßen derselben. Sie liegt an zwei Wassern, dem Fluß Reno und dem Flüßchen Savena; über den erstern führt eine schöne, 22 Bogen lange Brücke; sie hat über 60 Kirchen und wenigstens eben so

viele Klöster, die alle mehr oder weniger bedeutende Kunstschätze aufzuweisen haben. Fast alle Häuser dieser Stadt sind von Quadersteinen aufgeführt und haben Bogengänge. Auf einem Platz in der Mitte der Stadt stehen die beiden berühmten, aber eben nicht schönen schiefen Thürme, welche die Namen Asinella und Garisanda führen, über deren Entstehen folgende Sage im Munde des Volkes geht.

Zwei junge Architekten verliebten sich in das wunderschöne fünfzehnjährige Töchterchen eines reichen Goldschmieds, der demjenigen von ihnen, welcher das künstlichste Bauwerk aufführen würde, die liebenswürdige Signorina zur Gattin zu geben versprach. Da baute der Eine einen schiefen Thurm, aber der Andere setzte einen noch weit schiefern darneben, und dem Letztern wurde die Tochter sammt dem reichen Brautschatz; so weit die Sage. Die Wahrheit von der Entstehung dieser Thürme ist aber wo möglich noch alberner als die Fabel; denn daß Verliebte dumme Streiche machen, ist ganz in der Ordnung und liegt in der Natur der Sache, daß aber zwei sehr reiche Edelleute vor 700 Jahren ihren Reichthum nicht besser zu verwenden wußten, als ein Paar ganz unnütze und das Auge beleidigende Baukunststücke aufführen zu lassen, war ein alberner Streich; sie haben jedoch dadurch wenigstens ihre Namen auf die Nachwelt gebracht, denn noch jetzt werden diese Thürme nach ihnen Asinella und Garisanda genannt, und Dante hat ihnen sogar die Ehre erzeigt, ihrer in seinen Gedichten zu erwähnen. Der letztgenannte ist so schief und überhängend, daß er einen angsterregenden Anblick gewährt, wenn man ihn zum Erstenmal sieht, dies verliert sich aber bald, und den andern Tag, wir hatten Ruhetag in Bologna, bestieg ich ihn keck.

An großen und schönen Gebäuden, herrlichen Gärten ist die Stadt reich, und die Pallästе Zambeccari, Aldrobrandi, Mareschalchi, Monti, Graffi u. s. w., haben große Kunstschätze, treffliche Gemälde, Statuen, Gallerien ꝛc. aufzuweisen. In dem Pallast Bontivoglio war es, wo der Kurfürst von Sachsen das Lutherthum abschwor, um sich den Thron von Polen zu erhalten. Auf dem Piazza maggiore steht der Gouvernements-Pallast und der Palazzo pubblico, so wie eine Riesenstatue des Neptuns, die das Volk den Giganten nennt.

Die Cathedrale ist ein schönes Gebäude, in dem sich ein vorzügliches Gemälde, die Verkündigung, von Luigi Carracci, befindet,

und in der Kirche St Petronio wurde Carl V. von Clemens VII. gekrönt; auf derselben hat auch der berühmte Astronom Cassini die erste Mittagslinie angebracht. In der Kirche des heiligen Dominikus liegt der König Enzio begraben, der die Modeneser gegen die Bologneser unterstützte und von den letztern gefangen wurde. Er that alles Mögliche, um seine Freiheit wieder zu erlangen, machte glänzende Anerbietungen, drohte mit dem Zorn des Kaisers, aber Alles vergeblich. Endlich forderten die Bologneser für seine Freilassung eine dicke goldene Kette, die ihre ganze Stadt umspannen müsse, also nur zum Spott.

Die Kirchen und Paläste Bolognas enthalten eine solche Masse von Gemälden, Statuen und andern Kunstschätzen, daß man die Stadt Italiens Kunstkabinet nennt. Die Meisterstücke eines Michel Angelo, Raphael, Guido Reni, Dominikus, Carracci, Guercino ꝛc. wurden hier aufbewahrt, mußten aber zum Theil die Reise nach Paris und wieder zurück machen.

Die hochberühmte Universität Bolognas wurde schon im Jahr 425 von dem Kaiser Theodosius gestiftet, sie ist die älteste Europas und die erste Italiens. Carl der Große nahm sie in seinen besondern Schutz. In ihren blühendsten Zeiten zählte sie oft über 10,000 Studenten, jetzt waren kaum halb so viele Hundert vorhanden. Die Universitätsbibliothek hat an 200,000 Bände und sehr viele seltene Manuscripte.

Schon unter den Römern war diese Stadt hoch berühmt, und Titus Livius, Strabo, Cicero, Tacitus, Plinius ꝛc. sprachen von ihr als einer der ältesten und beträchtlichsten Städte Italiens. Noch zeigt man die Ruinen der Marius-Bäder, und die Kirche des heiligen Stephan war ein ehemaliger Isistempel. Auch diese Stadt hat mancherlei Schicksale gehabt, wurde von verschiedenen Eroberern geplündert und verwüstet; im Mittelalter war sie lange eine Republik unter dem Schutz der deutschen Kaiser. Seit 1278 erkannte sie die Oberherrschaft des Papstes Nikolaus II. an, wurde aber erst 1513 dem Kirchenstaat einverleibt. Nicht weniger als ein halbes Dutzend Päpste, Kinder dieser Stadt, unter denen Benedikt XIV., saßen auf dem heiligen Stuhl; sie ist auch die Vaterstadt Guido Renis, des Dominikus und anderer berühmter Männer. Napoleon schlug sie zu seinem ephemären Königreich Italien.

Schon im Jahr 1311 hatte man hier die Kunst, Seide zu

spinnen, verstanden und zu diesem Zweck besondere Spinnräder erfunden. Zwei Arbeiter, welche diese Erfindung den Genuesern für Gold mittheilten, wurden verrathen, und es kostete ihnen das Leben. Die hiesigen Würste, Martadelli genannt, sowie die Schinken, Confitüren, Seifen und andere Parfümerien, und der hier verfertigte Rosolio sind alle von ausgezeichneter Güte und in ganz Italien gesucht und berühmt; auch die Bologneser künstlichen Blumen, die musikalischen Instrumente, die man hier verfertigt, sowie Crep, Glas- und Crystallwaaren, stehen im besten Ruf.

Bologna hat mehrere Theater, sie waren aber während unsers kurzen Aufenthaltes daselbst geschlossen. Diese Stadt ist fortwährend der Sammelplatz aller sich außer Engagement befindlichen italiänischen Schauspieler, Schauspielerinnen, Sänger, Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen, und die mimische Vorrathskammer, aus der sich alle Theaterdirektionen Italiens rekrutiren. Oft sind nicht weniger als ein halbes Tausend dieser dramatischen Künstler hier, auf Engagement wartend.

Ich war hier, zum Erstenmal seit Genua, weder in einer Lokanda noch in einem Kloster einquartiert, sondern wieder in einem Privathaus, bei einem Signor Magnani, einem Advokaten, der zwei hübsche Töchter und eine nachsichtige Frau hatte. Die Mädchen klimperten recht artig Guitarre, wie fast alle Mädchen und Frauen in Italien bis zu den untersten Ständen herab. Ich machte der Familie einen Höflichkeitsbesuch, und da ich mich nun schon ziemlich geläufig italiänisch auszudrücken wußte, so war die Unterhaltung bald animirt. Das Hauptthema war, wie gewöhnlich, die Musik, und die Damen erzählten mir, daß erst vor Kurzem einige tedeschi bei der hiesigen Oper Furore gemacht hätten, auch der eine in Mailand, der andere für die Bühne zu Neapel engagirt worden sey. Ich bat die Mädchen, die ich schon vorher hatte musiciren hören, mich doch durch ihr Talent erfreuen zu wollen, und die jüngste trug sogleich das damals in Italien sehr beliebte Schalkliedchen: „Una povera ragazza, se n'andie una mattina“ etc. per confessarsi — mit viel Feuer und Ausdruck vor, worauf Beide ein Paar komische Duetten von Guglielmi und Cimarosa in ächt italiänischer Manier, d. h. parlando sangen. Ich holte nun auch meinen Klavierauszug aus dem Don Juan hervor und studierte mit beiden das Duettino: „La ci darem la mano“, das sie nach einer halben Stunde, mehr dem Ge-

hör als der Musik nach, denn sie waren nicht sehr taktfest im Ablesen der Noten, so ziemlich sangen, welches ihnen so viel Vergnügen machte, daß sie mich um die Erlaubniß baten, es sogleich abschreiben zu dürfen. Wir kamen hierauf auf die Stadt und ihre Umgebungen zu sprechen und ich äußerte den Wunsch, daß, da wir hier einen Ruhetag hätten, ich auch gerne etwas von der letztern sehen möchte. Das jüngste Mädchen, Giuglietta, erwiederte mir, daß sie den nächsten Morgen mit ihrer Mutter die Madonna di San Luca besuchen würde, deren schöne Kirche ein Paar Miglien (eine kleine Stunde) vor der Stadt liege und zu der ein Säulengang führe, unter dem man vor Hitze und schlechtem Wetter vollkommen geschützt sey. Ich bat um Erlaubniß, die Damen dahin begleiten zu dürfen, aber die Signora madre meinte, es ginge schlechterdings nicht an, daß Damen allein in Begleitung eines Fremden, und gar eines Signor Ufiziale francese, über die Straßen gingen, namentlich da sie ihr Mann wegen Mangel an Zeit nicht begleiten könne. Ich wußte indessen diesen Einwand zu beseitigen, sie bittend, in Civilkleidern vor der Stadt sie erwarten zu dürfen, was mir dann auch die Mama nicht nur zugestand, sondern meinte, ich könne ihnen in einiger Entfernung, da ich doch den Weg nicht wisse, durch die Stadt folgen. Ihr und den Töchtern dankend die Hände küssend, empfahl ich mich, um meine Streifereien durch Bologna zu beginnen, brachte aber den Abend wieder in ihrer Gesellschaft plaudernd und musicirend zu. Den andern Tag wurde in der Morgenkühle die Wallfahrt zu dieser Madonna angetreten. Ich folgte den Damen, sowie wir übereingekommen waren, in einiger Entfernung durch die Stadt, und gesellte mich unter den ersten Bogen vor derselben zu ihnen. Dieser Säulengang war unabsehbar und schien gar kein Ende zu nehmen; es sind weit über 600 Arkaden, und jeder dieser Bogen ist von einer frommen Seele oder Familie, auch oft von einer ganzen Körperschaft oder Zunft, wie Tischler, Schlosser, Bäcker, Schneider, sogar auch von Soldaten und Bedienten erbaut, jeder hat andere Verzierungen, Malereien, Arabesken von sehr verschiedenem Werth, was diesen Spaziergang recht unterhaltend macht; mehrmals sind die Bogen auch durch durchbrochene Felsen geführt. Einige fromme Personen haben auch mehrere, manche ein ganzes Dutzend dieser Bogen auf ihre Kosten errichten lassen, und dafür einen großen Extra-Ablaß auf Gott weiß wie viel Jahre erhalten,

mit der Versicherung, um so viel kürzere Zeit in dem schrecklichen Fegfeuer schmoren zu müssen; dagegen müssen ihre Erben oder ihre Familien diese Bogen, von denen wohl manche einzelne über Tausend Thaler kosteten, gehörig unterhalten, sonst würden die armen Seelen der Stifter um viele Jahre länger im Fegfeuer schmachten. Alle diese Bogen sind Heiligen, die meisten aber der Jungfrau selbst und namentlich der Jungfrau vor und nach den Kindesnöthen geweiht. Endlich waren wir an der Kirche und bei der Madonna angekommen, deren Wunderkraft mir die Signora Magnani mit vielem Eifer und großer Beredtsamkeit erklärte und mich dabei ganz ernsthaft versicherte, das Bild habe der heilige Lukas selbst gemalt. Wir hielten uns ziemlich lange dabei auf, denn die Damen wurden mit Beten und Andachtsübungen nicht fertig, ich aber hatte diesen lebenden Madonnentöchtern schon längst auf der Promenade hierher zu verstehen gegeben, wie sehr ich sie anbete, und bedauerte nur, so wenig Zeit übrig zu haben, ihnen Proben von der Wahrhaftigkeit dieser Versicherung liefern zu können, da uns das grausame Schicksal schon den nächsten Tag trennen sollte. Doch hoffe ich bald wieder und auf längere Zeit nach Bologna zu kommen, und dann ...

— Ach, sagte die Signora madre, den Herrn Soldaten und besonders den Signori Francesi ist nicht weiter zu trauen, als man sie sieht.

Die Dame sprach wahrscheinlich aus früherer Erfahrung, denn ihre Blüthenzeit war längst vorüber.

— Ja, setzte Lucilla, die ältere Tochter hinzu, man hat uns sehr ernstlich vor diesen Herren gewarnt, sie sollen den Mädchen nur die Köpfe verrücken und sich dann den Mund abwischend, lachend davongehen.

— Lügen, lauter Lügen, das können Sie mir glauben, Illustrissima, und zudem bin ich ja kein Franzose, sondern ein ehrlicher tedesco. Die Damen sahen mich nun mit großen Augen an, und Giuglietta sagte endlich: Ja, das habe ich immer sagen hören, daß die Signori tedeschi treu wie Gold und die besten Ehemänner seyen.

— Da hat man Ihnen vollkommen die Wahrheit gesagt, Signora. — Auf dem Rückweg wurden wir nun schon weit vertraulicher, trennten uns aber wieder vor den Thoren der Stadt, und den Abend brachte ich bis zum Abmarsch des Bataillons, der um

10 Uhr in der Nacht festgesetzt war, bei der liebenswürdigen Familie zu; bei dem Abschied wurde mir gestattet, die Damen, versteht sich Mama zuerst, zu küssen, und ich wurde auch eingeladen, wenn mich der Zufall wieder nach Bologna führe, nicht vergessen zu wollen, sie zu besuchen, was ich feierlich versprach und schied, ärgerlich, nicht ein Paar Tage länger hier weilen zu können. Aber das ist ja das Loos des Soldaten, und war es besonders zu jener Zeit, sich rücksichtslos von allem was ihm lieb und theuer ist, jeden Augenblick losreißen zu müssen; man darf sich also nicht wundern, wenn es bei ihm heißt: ein anderes Städtchen, ein anderes oder auch ein Paar andere Mädchen, denn »er hat ja auf Erden kein bleibend Quartier.« Ich eilte nun auf den Sammelplatz, mein »Non piu andrai« wieder trillernd, und kam grade noch zur rechten Zeit an, denn man hatte schon lange rappellirt, als ich noch immer mit meinen Schönen plauderte.

Es war halb eilf, als wir den nächtlichen Marsch durch die finstern Straßen Bolognas zu dem nach Imola führenden Thor hinaus mit klingendem Spiel antraten, welches manche Schöne im Nachtkleid noch ans Fenster lockte.

Da ich in Bologna wenig geruht und also ziemlich müde war, so blieb ich gleich anfangs hinter dem Bataillon zurück, um bequemer marschiren und von Zeit zu Zeit ruhen zu können. Bald hörte ich einen Wagen kommen und erkannte ihn für den der Madame Grenet; diese Rencontre war mir gerade nicht angenehm und ich hätte sie gerne vermieden, aber die Dame hatte mich trotz der Finsterniß bereits erkannt und mir zugerufen: »Herr Lieutenant Fröhlich, gehören Sie auch zu den Maroden?«

— Um Vergebung, ich habe mich nur ein wenig verspätet.

— Nun, was machen Sie denn, Sie lassen sich ja gar nicht blicken (ich hatte die Dame auf dem ganzen Marsch bisher möglichst gemieden). Nicht wahr, fuhr sie fort, Ihre Streiche in Genua, ja da muß man sich freilich verstecken.

— Das gerade nicht, Madame, und ich glaube, daß gewisse Damen, deren Anschläge ich genau kennen gelernt, noch mehr Ursache hätten, sich vor mir zu verbergen, als ich mich vor ihnen. Ich bin noch im Besitz eines Billets, das ...

— Wozu diese Zänkereien, fiel mir Madame Grenet ins Wort, ich bin nicht so rachsüchtig, machen wir Friede, es ist ziemlich kühl, ich biete Ihnen einen Platz in meinem Wagen an, es fährt sich

doch beſſer, als man geht, und Sie kommen dann weniger ermüdet auf der Station an.

Ich nahm das Anerbieten an, das mir gerade nicht ſo unwillkommen war, und ſaß bald an der Seite der Dame. Noch hatte ich zwar die liebenswürdigen Advokatentöchter im Kopf, aber doch bereits Madame Grenet im Arm. Ein ewiger Friede wurde förmlich geſchloſſen und durch glühende Küſſe beſiegelt. Madame Grenet war ja hübſch und jung, ich hatte heißes Blut, dabei die Finſterniß der Nacht, die Gelegenheit mit einer liebenswürdigen Frau im engen Raume eines Wagens, da mag der Henker kalt bleiben; alle Unbill war von beiden Seiten ſchnell in dem Taumel des Genuſſes vergeſſen, und nach einer guten Stunde verließ ich den Wagen, um mich dem nicht mehr ſehr entfernt marſchirenden Bataillon wieder anzuſchließen.

Schon mit dem Grauen des Tages rückten wir in Imola ein, eine Stadt von ungefähr 8000 Einwohnern, die ein feſtes Schloß, aber außer einem ſchönen Spital wenig Merkwürdiges enthält, ſie iſt auf den Trümmern des alten Forum Cornelii erbaut. Der damalige Papſt (Pius VII.) war hier längere Zeit Biſchof. Sie war auch der Schauplatz der verruchten Schandthaten Cäſar Borgias. Julius II. brachte ſie an den heiligen Stuhl, ſie hat wenigſtens ein Paar Dutzend Kirchen und Klöſter. Eine Stunde nach Sonnenuntergang wirbelten die Tambours abermals zum Abmarſch; dieſe Nacht führte uns leider um Mitternacht durch das ſchöne Faenza, deſſen Einwohner unſer durch Trommeln und Muſik geräuſchvoller Durchmarſch aus dem Schlaf aufgeſchreckt haben mag, nach Forli. — Faenza iſt ziemlich groß, ſoll bei 16,000 Einwohner, nicht weniger als 20 Klöſter und 30 Kirchen haben, und iſt eine der hübſchſten Städte der ganzen Romagna. Von ihr hat das Töpfergeſchirr Favence, das noch jetzt in vorzüglicher Güte daſelbſt verfertigt wird, ſeinen Namen.

Forli liegt am Fuße der Apenninen, in einem fruchtbaren Thale, an der alten Via Aemilia. Die Stadt iſt nicht übel gebaut, hat einen ſehr ſchönen Marktplatz, und der Verſammlungsſaal ihres Stadthauſes iſt von Raphael gemalt, auch ſie hat bei 10 bis 11,000 Einwohner, Dutzende von Klöſtern und Kirchen. Livius Salinator war ihr Gründer, die Römer nannten ſie Forum Livii. Manche ihrer Kirchen und Palläſte ſollen intereſſante Kunſtſchätze enthalten, um die ich mich aber immer weniger auf dieſem

Marsch bekümmerte, da wir, von den Nachtmärschen ermüdet, einen großen Theil des Tages mit Schlafen zubringen mußten, auch war damals das Beste und Schönste im Louvre zu Paris.

Von Forli kamen wir über Forlimpopoli, welches Gregor XI., weil alle seine Einwohner Räuber geworden waren, 1370 gänzlich zerstörte, nach Cesena, die Vaterstadt Pius VI., dem man hier eine Bildsäule errichtet hat, sowie die Pius VII., der aber damals noch keine hatte. Unter den unzähligen Klöstern dieser Stadt ist das der Benediktiner, welches auf einem Berg vor dem Thor liegt, wegen seiner großen Pracht merkwürdig.

Ohne Cäsar zu seyn, ging auch ich über den Rubikon, ein kleines Flüßchen, das jetzt Pisatello heißt und kaum eine Stunde von Cesena entfernt, auf dem Wege nach Rimini, unser nächstes Nacht-, vielmehr jetzt Tagquartier, vorbeifließt. Ein Papst hatte feierlich zu entscheiden geruht, daß der Luso der alte Rubikon sey, aber Seine Unfehlbarkeit haben hier, wie so oft schon, einen Fehlschuß gethan, der längst zur Satyre geworden ist. Ich konnte nicht umhin, an den Ufern dieses Flüßchens eine kurze Zeit zu verweilen und bei dessen Wasser einige Betrachtungen anzustellen, denkend, daß vor beinahe 2000 Jahren Cäsar, das Universalgenie, hier überlegte, ob er oder nicht über den kleinen Strom setzen sollte, wovon sein, Roms und der damaligen bekannten Welt Heil oder Unheil abhängen mußte. Ein Dekret des römischen Senats hatte jedem Feldherrn oder Anführer der Truppen bei Strafe, als ein Feind des Vaterlandes angesehen zu werden, verboten, diesen Fluß, der die Grenze zwischen Italien und dem cispadanischen Gallien bildete, an der Spitze einer bewaffneten Macht zu überschreiten. Cäsar sprach: soll oder soll ich nicht? — und entschied für das Soll; als er sich auf dem jenseitigen Ufer befand, rief er aus: Alea jacta est (die Würfel sind aus der Hand, der Wurf gefallen). Er rückte nun unaufhaltsam vor und bald lag Rom zu seinen Füßen und in den Eisen. So hängt das Ungeheuerste oft von einem einzigen raschen Entschluß ab; es gilt dann freilich, Alles auf einen Wurf zu setzen, um Alles zu gewinnen oder Alles zu verlieren. Julius Cäsar war gewiß einer der größten Männer, die der Erdball je getragen, neben dem gar mancher, den man den Großen betitelt, entsetzlich klein erscheint.

Auch wir gingen also über den Rubikon, und auch nicht so ganz bedeutungslos; denn es galt ja die schon begonnene Erobe-

rung des Königreichs Neapel vollenden zu helfen und dessen Regenten zum Teufel zu jagen.

Rimini erreichten wir wieder mit Tagesanbruch, es liegt an der Mündung des Marechia, nahe am adriatischen Meer, das vor Zeiten dessen Mauern bespülte. Sein ehemaliger Hafen war jetzt in einen großen Garten umgeschaffen, und der kleine, jetzt noch bestehende, kann nur von geringen Fahrzeugen und Fischerbarken besucht werden. Von römischen Alterthümern ist noch die Brücke vorhanden, die unter der Regierung des Wütherichs Tiberius vollendet wurde, August hatte sie begonnen; ein diesem Kaiser zu Ehren erbauter Triumphbogen ist auch noch vollkommen erhalten vorhanden, und gleich der Brücke aus weißen Sandsteinen erbaut. Außerdem sind noch viele andere römische Alterthümer daselbst, und auf dem Marktplatz wird eine Art Fußgestell gezeigt, von dem herab Cäsar seine Truppen angeredet haben soll, nachdem er über den Rubikon gegangen war. Ueberhaupt konnten wir jetzt keinen Schritt mehr vorwärts thun, ohne jeden Augenblick durch Monumente und historische Begebenheiten an das welterobernde Volk der Römer erinnert zu werden, — dessen klassischen Boden wir betreten hatten.

Unter den zahlreichen Kirchen Riminis sind nur ein Paar, wo es sich der Mühe lohnt, sie zu sehen. Die Cathedrale steht auf den Fundamenten eines alten Tempels des Castor und Pollux. Auf der Piazza de tribunali steht die erzene Bildsäule Paul V., und eine prächtige Marmorfontaine.

Rimini, das alte Ariminum, war die erste Stadt, die Cäsar und sein Heer nach seinem Uebergang über den Rubikon betraten, dies war 49 Jahre vor Christi Geburt; 538 nach C. G. wurde sie von Vitiges, dem König der Ostrogothen, belagert, aber durch Belisar entsetzt.

Da wir hier wieder einen Ruhetag hatten, so benutzte ich denselben, um einen Ritt nach der von Rimini wenige Stunden entfernten, wegen ihrer Unbedeutendheit berühmten und deshalb unangefochtenen Republik San-Marino zu machen, deren Haupt- und einziges Städtchen und Gebiet wenig mehr als 5000 Bewohner zählt. Ein Maurer aus Dalmatien, Namens Marin, soll sie im 6ten Jahrhundert gegründet haben, und zwar wie die Sage will, auf folgende Veranlassung.

Dieser Mensch hatte sein halbes Leben damit zugebracht, an den Werken von Rimini zu arbeiten, hierauf fiel es ihm ein, sich

dem beschaulichen und erbaulichen Leben zu widmen und ein Einsiedler zu werden. Jetzt lebte er eben so keusch und fromm, als er früher ausschweifend und sündhaft gelebt hatte, er legte sich selbst die schwersten Bußen und strengsten Strafen auf. Längere Zeit wußte man nicht was aus ihm geworden war, er trieb die Sache sehr geheim, endlich aber hatte ihn ein ebenfalls reuiger Sünder bei diesen Kasteiungen belauscht und bat den frommen Mann, auch ihn in Gnaden aufnehmen zu wollen, worauf sich der Geruch seiner Heiligkeit bald weiter verbreitete und er viele Jünger oder Schüler erhielt. Der Berg, auf dem er seine Einsiedelei angelegt, gehörte damals einer Fürstin der Umgegend, die ihm denselben zum Geschenk machte, auf welchem er nun die kleine Republik, aus lauter Frommen bestehend, gründete und die noch jetzt, wenn auch nicht mehr aus Einsiedlern, doch aus sehr friedlich gesinnten Menschen besteht, denen, um Krieg zu führen, Alles fehlt.

Das Städtchen San-Marino liegt auf einem etwas steilen Berg, zu dem ein ziemlich bequemer Fußweg führt, es hat sogar ein kleines Castell mit mehrern Thürmen; in seinem Gebiet wächst ein guter Wein auf den Höhen des Berges, der aber den Klöstern der Republik gehört und von deren trägen Bewohnern fast ausschließlich in behaglicher Ruhe getrunken wird; so klein dieser Staat auch ist, so muß er doch ein halbes Dutzend dieser Faulnester nähren.

Ich war in Begleitung von mehrern Kameraden auf Miethpferden nach San-Marino geritten, unter diesen befand sich ein erst kürzlich vor dem Abmarsch von Genua zum Regiment gekommener Offizier, der in östreichischen Diensten gestanden und sich kurz vor der Schlacht von Austerlitz hatte fangen lassen. Er war Hauptmann gewesen und bei unserm Regiment als Lieutenant eingetreten, wozu ihm die Gnade des Fürsten N., dem er sich empfohlen, verholfen hatte. Dieser Mensch, der sich Baron von Neumann nannte, dessen Bauch jedoch weit besser in eine Pfaffenkutte als in eine Uniform gepaßt hätte, war nur in der Hoffnung mit nach Marino geritten, daß es daselbst etwas Tüchtiges für seinen Schnabel, d. h. brav zu essen und zu trinken absetze, fing aber schon zu fluchen an, als der Weg etwas steil und unbequemer zu werden begann; als er aber erst das kleine Städtchen sah, und in demselben nichts als etwas Käse und Brod zu haben war, da sagte er ganz aufgebracht zu mir: «Dos is holter auch der Müh'

werth g'wesen, uns in so an Nest z'führen, wo's halt nir z'nagen und nir z'beißen giebt, ich dank für d'Ehr.« — Als ich ihm von der Seltenheit und Sonderbarkeit die diesen Staat merkwürdig machen, erzählen wollte, ließ er mich nicht endigen, sondern fiel mir mit den Worten in die Rede: »I' hob den Henker von so 'ner Merkwürdigkeit, die größte Merkwürdigkeit für mi is holt à gut's Schweinsbratel und à gut's Glaserl Wein.« — Das letztere verschaffte ich ihm auch, wodurch er bald zum Schweigen gebracht wurde, er fand das Gewächs vortrefflich, und war bald so selig, daß er bei der Heimkehr sein Roß nicht mehr ohne Hülfe zu besteigen vermochte; war es uns gelungen, ihn auf der einen Seite mit aller Mühe hinaufzuheben, so fiel er auf der andern wieder herab. Glücklicherweise hatten wir sehr geduldige und kraftlose Mähren, die sich alles gefallen ließen. Ich machte den Vorschlag, den Kameraden auf seiner Rosinante festzubinden, aber es fehlte uns an Stricken, und es war nicht so leicht, deren in San-Marino aufzutreiben. Als wir uns endlich im Besitz der nöthigen Bindemittel befanden, legten wir den vollen Sack, der wenigstens ein halbes Dutzend Pokale geleert hatte, quer über das Thier, wie jeden andern Sack, und banden den schnarchenden, aber ganz bewußtlosen Leichnam auf demselben fest. Wir waren noch keine fünf Minuten geritten, als die Bande durch das Rütteln schon locker wurden und unser Freund Neumann unter sein Roß rutschte; wir hoben ihn wieder auf, banden ihn nochmals fest, aber jetzt kam er allmählig wieder etwas zur Besinnung und wollte gleich den andern wieder zu Pferd sitzen, man that ihm den Willen; es ging nun in kurzem Trabe den jähen Berg hinab, aber nach wenig hundert Schritten stürzte Neumann, der ohnehin nicht reiten konnte und das Pferd nicht in der Hand hatte, sondern ihm die Zügel schießen ließ, sammt demselben und fiel so unglücklich, daß er ein Bein brach. Jetzt war die Noth groß und nur mit schwerer Mühe und glänzenden Versprechungen brachten wir ein halbes Dutzend Landleute, die wir aus Marino holten, zusammen, um den Verunglückten auf einer Tragbahre nach Rimini zu bringen, wo er erst bei sinkender Nacht ankam, über sein hartes Geschick und über mich, als die erste Veranlassung zu demselben, fluchend und wimmernd. Den Trägern gaben wir jedem eine Scudo romano; dies war ein theurer Lustritt. — Neumann mußte zurück und im Lazareth bleiben, bis er geheilt war, wo er

so gut verpflegt wurde, daß er sich bald von dem einen zum andern trug und ein wahrer Spitalbruder ward. Die französischen Offiziere wurden allerdings in den Lazarethen der Städte, namentlich in dem Kirchenstaat, wie die Herrn gepflegt und behandelt. Ich sah den guten Neumann nie wieder, denn er wurde zum Depot des Regiments geschickt, und habe später nur soviel erfahren, daß nach dem Frieden von 1814 die östreichische Armee so glücklich war, den Helden wieder in ihren Reihen zu sehen.

Von Rimini kamen wir nach Pesaro, das in einem wahren Obst- und Gemüsegarten liegt und dessen Feigen als die trefflichsten im ganzen Kirchenstaat gerühmt werden. Es ist das alte Pisaurum, das Antonius erbaut haben soll, liegt unweit der Mündung des Flusses Foglia am adriatischen Meere und ist ziemlich bedeutend. Die Bildsäule Urban VIII., der die Stadt mit dem Kirchenstaat vereinigte, schmückt ihren Marktplatz. Man sieht hier noch die Trümmer einer von Augustus erbauten Brücke, andere aber wollen, daß Trajan ihr Erbauer gewesen sey. Totila hatte diese Stadt zerstört, Belisar baute sie jedoch wieder auf. Rossini ist hier geboren.

Den folgenden Tag kamen wir nach Sinigaglia, das Beaucaire oder Leipzig Italiens hinsichtlich seiner sehr besuchten hochberühmten Messen. Auf dem Marsche [illegible] kamen wir in der Nacht durch die auf unserm Weg liegende Stadt Fano, in deren Nähe der karthaginensische Feldherr Hasdrubal geschlagen wurde; auch sie war von Totila zerstört und von Belisar wieder erbaut worden. Ihren alten Namen, Fanum fortunae, hatte sie von einem Tempel Fortunas erhalten, den man zum Andenken an den Sieg über Hasdrubal erbaute.

Sinigaglia ist an und für sich keine sehr bedeutende Stadt, hat kaum 10,000 Einwohner, treibt aber viel Handel und ist [illegible] lich gut befestigt. Zu ihren Messen strömen die Fremden aus ganz Italien, Griechenland, Dalmatien und der Schweiz herbei; ihr nicht sehr großer Hafen ist für Kauffartheischiffe bequem und sicher. Die Häuser dieser Stadt sind alle gut gebaut, auch hat sie einige ausgezeichnet schöne Kirchen. In der fruchtbaren Gegend nach Urbino zu zeigt man noch Hasdrubals Grab, das die Einwohner den Monte Asdrubale nennen.

Der nächste Tag brachte uns nach Ancona; der Marsch nach dieser Stadt führte, wie alle Märsche seit Rimini, fast immer

längs der Küste des adriatischen Meeres hin. Der Ort ist als Hafen, als Festung und als Handelsstadt sehr bedeutend, er zählt über 30,000 Einwohner. Clemens XIII. machte Ancona zu einem Freihafen, und seit jener Zeit wurde sein Handel so blühend; der Hafen ist einer der schönsten Italiens und fast cirkelrund. Noch ganz gut erhalten steht hier ein Triumphbogen Trajans mit acht kanellirten korinthischen Säulen; derselbe wurde im J. 112 nach Chr. Geb. diesem Kaiser, sowie seiner Gemahlin und Schwester zu Ehren errichtet; seiner Bildsäulen wie seiner Verzierungen von Erz wurde er aber durch die Barbaren beraubt. Ancona wurde durch eine Colonie der Syrakuser gegründet. 1532 wurde sie eine Republik unter päpstlicher Hoheit. 1797 hatten die Franzosen, 1799 die Russen die Festung genommen und besetzt.

Unsere folgende Etape war Loretto, ein beschwerlicher und ermüdender Marsch; aber dafür sollten wir auch durch den Anblick des heiligen Hauses der Jungfrau Maria und sogar durch das Betreten desselben mit unsern unheiligen Füßen belohnt werden. Die Stadt ist klein, zählt kaum 6000 Einwohner, die fast alle von dem Schacher mit heiligem Firlefanz leben; sie liegt auf einer Anhöhe, von der man eine herrliche Aussicht auf das adriatische Meer und dessen Küsten hat. In der Haupt- und einzigen bedeutenden Straße der Stadt sieht man Bude an Bude gereiht, in denen nichts als Crucifixe, Madonnenbilder mit dem Jesuskind, Kreuzchen, Rosenkränze, allerlei Reliquien, künstliche Blumen, Medaillen zur Ehre der Jungfrau und anderer Heiligen geprägt, Wachskerzen, Borden, Bänder und ähnlichen Kram verkauft werden. Mitten in der prachtvollen, großen und schönen Kirche der Madonna von Loretto befindet sich das heiligste Haus der ganzen Christenheit, dasjenige in welchem die Jungfrau geboren und erzogen wurde. Es ist ein sehr bescheidenes, von Backsteinen und Holz erbautes Häuschen, das: la santissima casa di Nazaretto genannt wird und welches die lieben Engelein im Jahr 1291 aus Galiläa, aber ohne das Fundament, das ihnen wahrscheinlich zu schwer war oder zu viel Mühe ausgraben kostete, durch die Lüfte nach Dalmatien entführten, um es vor den wilden Horden der Ungläubigen in Sicherheit zu bringen und zu schützen, wozu wahrscheinlich der allmächtige Gott nicht Macht genug im gelobten Land hatte; da es aber auch hier noch nicht sicher genug schien, so trugen sie es drei Jahre später in einen Wald unfern Racamati; aber auch dieser

Ort schien ihnen nach abermals drei Jahren nicht ganz passend, und nun flogen sie Anno 1295 mit ihm nach Loretto und stellten es da nieder wo es noch steht. Diese erbauliche Geschichte mit allen dazu gehörigen Umständen treu und ganz der Wahrheit gemäß ausführlich beschrieben, verkauft man zu Loretto in allen Sprachen gedruckt. Das Haus ist nur 18 Fuß hoch, 25 lang und etwa 12 breit, und würde in unsern Tagen auch einem nur mittelmäßigen Bauern zu klein und zu eng erscheinen; dagegen ist aber die Kirche, die es beschirmt, um so größer und geräumiger, fast ganz in morgenländischem Styl erbaut, mit kostbaren Thüren von Erz versehen, und hat unzählige Beichtstühle, für alle Nationen und Sprachen bestimmt, über denen zu lesen ist: »Für Polen, für Franzosen, für Spanier, für Deutsche, für Engländer« u. s. w. Hunderttausende von Pilgrimen aus allen Ländern Europas und der Christenheit, jedes Ranges, Alters und Standes wallfahrteten früher zu dieser Kirche, ihre Zahl hatte aber so sehr abgenommen, daß sich kaum der funfzigste Theil von ehedem mehr einfand, und was das Schlimmste war, meistens arme Teufel, die statt zu bringen, empfangen mußten, welchen man hier Wohnung und magere Kost, eine schlechte Suppe so lange ihr kurzer Aufenthalt währte, verabreichte.

So klein das Häuschen war, vielleicht eines der kleinsten Europas, so wurde es doch bald eines der reichsten, wo nicht das reichste. Die Schätze, die es noch vor der französischen Revolution aufzuweisen hatte und die es größtentheils fremden Monarchen, Fürsten und andern reichen, zum Theil auch frommen Seelen verdankte, waren unermeßlich, ihr Verzeichniß füllte ein ganzes Buch. Colossale Engel von gediegenem Gold, ungeheure Lampen von demselben Metall, noch weit größere von vergoldetem Silber, Kronen mit Edelsteinen reich geschmückt, von ungeheurem Werthe, für die Mutter Gottes und ihren Sohn, unter denen eine von Ludwig XIII., die er um das Gelübde das er gethan, wenn er einen Sohn erhielte, (Ludwig XIV., dessen Vater er allerdings nicht war,) zu erfüllen, der Madonna von Loretto schenkte, mit mehr als 3000 Diamanten verziert war; unzählige Reliquienkästchen von Gold, Perlen und Edelsteinen, in denen man Gott weiß was für Knochen aufbewahrte, Pokale, Ketten u. dgl. waren ohne Zahl vorhanden und die Mauern, Wände und Nischen mit Gold- und Silberplatten bekleidet. Pius VI. mußte das Heiligthum schon eines

Theils seiner Schätze berauben, um den Franzosen die durch den Frieden von Tolentino (1797) schuldig gewordene Summe bezahlen zu können. Aber bald darauf nahmen diese ungebetenen Gäste den noch übrigen Theil und plünderten Haus und Kirche, ihnen alles von Werth raubend, sogar die Statüen der Madonna mitnehmend, mit Ausnahme der von Cedernholz, die sie respektirten und die der heilige Lukas selbst, obgleich eben so wenig Bildhauer als ich ein Verschnittener, verfertigt haben soll, ob aus Achtung für den Heiligen oder wegen dem geringen Kunst- und materiellen Werth, den sie hat, will ich dahingestellt seyn lassen. Indessen wurde behauptet, daß die Geistlichkeit, die von der bevorstehenden Plünderung einigen Wind gehabt, denn man weiß daß die Herrn in der Regel gute Nasen haben, doch einen guten Theil der Schätze, namentlich die kostbarsten Edelsteine und Perlen, die sie durch falsche ersetzte, auf die Seite geschafft habe. Dem sey wie ihm wolle, wir fanden wenig von den ächten Schätzen mehr vor, als wir nach Loretto kamen, die so prächtig gewesen seyn sollen, daß das Auge ihren Glanz nicht zu ertragen und der erfahrenste Juwelier sie nicht zu schätzen vermochte. Die Jungfrau sammt dem Jesuskind trugen nun Kronen mit falschen Steinen, doch hingen schon wieder viele schwere silberne und reich vergoldete, fortwährend brennende Lampen in der Kirche und dem Haus, das gerade unter der Kuppel des Doms steht und von dem ewigen Lampenrauch ganz schwarz gefärbt ist. Der Fußboden gleicht einem Damenbrett und besteht aus weißen und rothen viereckigen Platten. Die braune cedernhölzerne Madonna steht in einer Nische des Häuschens, gerade unter dem Schornstein, das Jesuskind im Arm und mit einem langen schwarzen Schleier behängt. Von diesem Schleier erhalten alle frommen Gläubigen ein kleines Stückchen, das auf einem gedruckten Zeugniß aufgeklebt ist und ihnen zur schützenden Reliquie dienen soll; und — o Wunder! — soviel auch Jahr ein Jahr aus von diesem Schleier abgeschnitten wird, so wird er doch nie kleiner, sondern das am Tage Abgeschnittene wächst bei Nacht wieder nach. Auch die Suppenschüssel Marias wird gezeigt, in welcher man Rosenkränze, Kreuze, Medaillen u. s. w. herumrührt und einweiht. Man erhält ferner daselbst eine kleine viereckige Tüte von Papier, auf welcher das heilige Haus abgebildet ist wie es die guten Engel durch die Lüfte transportiren, und die etwas von dem von der Mauer desselben abgeschabten Staub enthält, wofür man einige

Paoli bezahlt. Auch dieſe Reliquie gilt für ein ſicheres Amulet gegen alles Böſe, gegen Widerwärtigkeiten, Krankheiten, Zauberei u. ſ. w., man trägt ſie an einem Bändchen oder Kettchen um den Hals auf die Bruſt herabhängend. Auch ich verſah mich mit einer ſolchen, zum Andenken an meine Anweſenheit in Loretto, und hatte es wahrlich nicht zu bereuen, denn ſie bewirkte in der That kein geringes Wunder an mir, mich von einem grauſam ſchmählichen Tod errettend, wie wir bald ſehen werden. Außerdem kaufte ich ein Dutzend kleiner Roſenkränze von allen Farben, grün, roth, gelb u. ſ. w., ließ ſie in der heiligen Suppenſchüſſel umrühren, und ſchickte ſie dann per Poſt meinem Vater, um ſie an die übrige Verwandtſchaft auszutheilen, die, ob es gleich Ketzer waren, dieſe Aufmerkſamkeit doch gut aufnahmen. Auch die Küche der Jungfrau und das Fenſter durch welches der Engel der Verkündigung zu ihr einflog, ließ ich mir zeigen.

Auf dem ſchönen und großen Platz vor der Kirche ſteht die bronzene Bildſäule Sixtus V. und der prächtige biſchöfliche Pallaſt, der bewundert zu werden verdient.

Loretto verlaſſend, entfernten wir uns wieder von den Küſten des adriatiſchen Meeres und marſchirten landeinwärts nach Macerata, eine anſehnliche, auf einem Berge liegende Stadt, von der man das Meer noch einmal erblickt, die 15,000 Einwohner, mehrere ſehr ſchöne Kirchen und ein merkwürdiges Thor, Porta Pia, eine Art Triumphbogen mit 3 Durchgängen hat. Sie ſteht auf der Stelle des alten Helvia Ricina, das die Gothen zerſtörten, und hatte früher eine Univerſität. — Von hier kamen wir nach Tolentino, ein an ſich ſehr unbedeutendes kleines Städtchen, das keine 1500 Einwohner zählt, aber dennoch 15 Kirchen hat und den Leichnam des heiligen Nikolaus aufbewahrt, was dem ſonſt ſehr todten Ort an deſſen Feſttag einiges Leben verleiht. Hier wurde 1796 der Friede zwiſchen dem Papſt und der franzöſiſchen Republik geſchloſſen, der dem erſtern große Opfer koſtete, und wenig oder keinen Nutzen brachte. Das folgende Nachtquartier war zu Seravalle, ein großer befeſtigter Flecken, der wegen den greulichen Mordthaten, die ſchon ſo oft in ſeiner Nähe verübt wurden, eine furchtbare Berühmtheit erlangt hat. Durch das eben ſo berüchtigte Col-Fiorilo, wohin der Weg eine ziemliche Strecke zwiſchen durchhauenen Felſen führt und ſo enge iſt, daß kein Wagen dem andern ausweichen kann, ſondern derjenige der am

nächsten beim Ausgang ist, rücklings zurückfahren muß, marschirten wir bei Nacht. Der Weg von hier bis Foligno, besonders bei den sogenannten Steinbrüchen, ist fortwährend sehr schmal und für das Fuhrwerk äußerst gefährlich, da er längs schauerlichen Abgründen hinführt, in die schon sehr viele Wagen sammt Pferden und Reisenden hinabstürzten, und doch wird nicht dafür gesorgt, diese Gefahr durch tüchtige Schranken zu beseitigen! —

Foligno (Fulginium) ist ein artiges Städtchen von etwa 6000 Einwohnern, ein betriebsames und fleißiges Völkchen, das Handel treibt und bei dem Wohlstand zu finden ist. Die Stadt liegt in dem herrlichen Thal, Spoletana genannt, in welchem der alte Clitummus fließt, dessen Ufer schon Virgil als außerordentlich fruchtbar schildert. Aus den an denselben weidenden fetten Heerden suchte man die schönsten Thiere aus, welche zum Opfer für die Götter, id est Pfaffen oder Priester, bestimmt waren, und noch jetzt sind diese Weiden, wie zu den Zeiten Virgils, mit dem schönsten Vieh, das sie nähren, geschmückt.

Spoleto, unsere nächste Etape, ist eine alte, an einem Berge liegende, aber schlecht gebaute und befestigte Stadt, die im Alterthum durch den muthigen Widerstand, den sie dem Hannibal leistete, berühmt wurde, jetzt aber kaum 6000 Einwohner, nicht weniger als zwei Dutzend Faullenzernester, vulgo Klöster genannt, noch mehr Kirchen hatte, und zwanzig Einsiedeleien liegen obendrein auf einem nahen Berg, zu dem ein anmuthiges Thal führt. Hier ist die Faullenzerei und mit ihr die Bettelei zu Hause, denn das träge Vieh in den Klöstern speist das zerlumpte und eben so faule in den Straßen mit den übriggebliebenen Brocken. Jeder sich meldende Bettler bekömmt eine Klostersuppe.

Spoleto hat sehr viele römische Alterthümer aufzuweisen, unter denen die Ruinen eines Jupitertempels, eines Marstempels, eines der Concordia geweihten, das sogenannte Hannibalsthor, das ein noch erhaltener Bogen einer ehemaligen prächtigen Brücke ist, die über den wildströmenden Maroggia führte, und deren Ueberbleibsel jetzt zu einer Wasserleitung dienen, die bemerkenswerthesten sind.

Hannibal belagerte die Stadt nicht nur vergeblich, sondern wurde von ihren Einwohnern vor den Thoren mit einem so großen Verlust zurückgeschlagen, daß sich sein Rückzug in eine unordentliche Flucht auflöste, wodurch Rom mit seinem Besuch verschont blieb, das folglich Spoleto großen Dank schuldig war. Noch jetzt

ist ein Thor vorhanden, Porta fugae genannt, durch welches der Ausfall gemacht worden seyn soll. Natürlich war die Stadt zu jener Zeit von einer ganz andern Bedeutung, wie auch noch die vielen vorhandenen Ruinen beweisen, namentlich die eines großen Theaters, und die außerhalb der jetzigen Mauern auf den Trümmern des Concordia-Tempels, von dem noch 6 schöne Säulen stehen, erbaute Kirche zum heiligen Kreuz. Auch von einem Pallast Theodorichs sind noch Ueberbleibsel vorhanden. Im 6ten Jahrhundert war sie die Hauptstadt eines lombardischen Herzogthums, das bis zum 11ten bestand, wo ihre Herzoge nur noch die Statthalter der Kaiser, Könige von Italien, waren. Spoleto war im Mittelalter fast in beständiger Fehde mit den Nachbarstädten, und die Perugier brannten es 1321 gänzlich nieder. In seiner Umgegend werden die sogenannten Kardinalstrüffeln, die köstlichsten Italiens, gegraben, welche meistens nach Rom, zum Theil auch nach Mailand und Venedig verschickt werden. Der Marsch von hier nach Terni ging über die Somma, den höchsten Gipfel der Apenninen in dieser Gegend, auf dem zur Heidenzeit ein Tempel des Jupiter Summanus stand. Terni, das alte Interamna, ist die Vaterstadt des berühmten Geschichtsschreibers Tacitus und des Kaisers, der denselben Namen führte. Es liegt zwischen zwei Armen des Flusses Nera, der hier eine Insel bildet, und hat ebenfalls noch viele römische Alterthümer, unter denen die Ruinen eines Amphitheaters und eines Sonnentempels. Diese Stadt rühmt sich eines gleichen Alters mit Rom.

Da wir hier wieder einen Ruhetag hatten, so schlug ich mehreren Kameraden vor, eine Partie nach dem berühmten Wasserfall von Terni, der 5 Miglien (etwa anderthalb Stunden) von der Stadt entfernt liegt, zu machen. Hauptmann Grenet und seine Frau waren mit von derselben. Der Weg dahin führt durch einen Olivenwald und durch ein Dorf, von dem er sich furchtbar steil, oft an schwindelnden Abgründen vorüber, auf dem Berg hin zieht. Wir waren fast alle auf Eseln, nur einige, unter denen auch ich, zu Pferde. In einiger Entfernung von der Cascade stiegen wir ab und legten den Rest des Weges zu Fuß zurück, wurden aber bald von dem Wasserstaub benetzt. Ueber 160 Metres stürzt sich hier der Velino von den Felsen in den jähen Abgrund herab, und gibt dem erstaunten Wanderer ein großartiges, ergreifendes Schauspiel, welches der Anblick der Milliarden, in allen Farben spielenden Was-

ſperlen, die das wieder emporſpringende Waſſer bildet, beim Sonnenſchein ſo prächtig macht, daß das Blitzen aller Diamanten dagegen als fahl und matt erſcheinen muß. Das Geräuſch, welches die fallenden Waſſermaſſen verurſachen, iſt donnerähnlich, und die ſich wie Nebel wieder erhebenden Waſſer formiren einen großen Staubwirbel, der wie ein Thau abermals niederfällt und den erſtaunten Zuſchauer durch und durch naß macht. Dieſer Waſſerſtaub bildet unaufhörlich auf- und niederſteigende Brillantbogen, die man mit Entzücken bewundert, es iſt eines der ſchönſten Naturſchauſpiele der Welt. Auf dem Rückweg nahmen wir in dem Dorf an dem Olivenwäldchen eine ächt italiäniſche Collation, aus Brod, Käſe, Orangen und Feigen beſtehend, ſo ziemlich Alles, was man nebſt einem Glas Wein in einem ſolchen Ort in Italien haben kann.

Von Terni kamen wir wieder an unabſehbaren Abgründen vorüber, nach Narni, das auf einem Berg an der Nera liegt, kaum 4000 Einwohner zählt und von tauſendjährigen Olivenbäumen umgeben iſt. Das heitere Thal, durch welches man zwiſchen Terni und Narni kömmt, iſt daſſelbe, welches Plinius als ſo außerordentlich fruchtbar ſchildert, daß man hier viermal des Jahres Heu erntet. Es wird von der Nera bewäſſert. Die Pomeranzen- und Citronenwäldchen, die Weinberge, Oliven-, Mandel- und Granatenbäume, die trefflich angebauten Felder und üppigen Wieſen machen es zu wahrhaft elyſäiſchen Gefilden, und hier muß einem Göthes herrliches Lied:

„Kennſt du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glüh'n,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe ſtill und hoch der Lorbeer ſteht?"

unwillkührlich einfallen.

Titus Livius nennt Narni Nequinum. Die Römer bemächtigten ſich dieſer Stadt mit Hülfe des Verrathes zweier ihrer Bürger, deren Häuſer dicht an der Ringmauer lagen, und durch welche ſie den Feind in die Stadt ließen. Die Eroberer machten nun eine römiſche Colonie daraus, und nannten ſie nach dem Fluß Nar: Narminia. Im 16ten Jahrhundert wurde Narni gänzlich von den Venetianern zerſtört, die alle Gebäude niederriſſen oder abbrannten, und ſogar die Weiber und Kinder erwürgten.

Ganz in ihrer Nähe sind die Trümmer der berühmten Augustusbrücke, nach ihrem Erbauer so genannt, die zwei einander gegenüberliegende Höhen verband und aus großen Quadersteinen ohne alle Bindemittel errichtet war. Noch steht ein Bogen ganz davon, der nicht weniger als 28 Metres breit ist.

Von hier aus marschirten wir über Otricoli und mehrere andere unbedeutende Orte, kamen bald an die Ufer der Tiber, die wir zum Erstenmal erblickten, und längs derselben nach Civita Castellana, das alte berühmte Veja, das Camill bezwang und wo die 300 Fabier fielen. Diese Stadt ist jetzt sehr klein, zählt kaum ein Paar Tausend Seelen, und liegt auf einem steilen, die Umgegend beherrschenden Berg. Die Hauptkirche derselben steht auf einem isolirten Felsen wie auf einer Insel, und ist vermittelst einer Brücke mit der übrigen Stadt verbunden.

Jetzt verspürten wir schon die Nähe der alten Welthauptstadt, Ruinen, Wasserleitungen, Tempelreste, Monumente jeder Art, und hie und da eine Villa, verkündeten uns die hochberühmte Campagna, in welcher die Hauptstadt der christlichen Welt liegt.

Monterosi, in dessen Umgegend sich noch hetrurische Ruinen und Alterthümer befinden, sollte unser letztes Quartier vor Rom seyn; da uns aber die Marschroute keinen Rasttag in Rom selbst gestattete, so gab Düret dem Wunsch der meisten Offiziere, unter denen auch ich war, nach, ließ das Bataillon nur wenige Stunden in Monterosi ruhen und dann nach Rom aufbrechen, damit wir wenigstens einen Tag vollständig und mit Ruhe daselbst zubringen konnten, denn Niemand war im Stande, uns zu garantiren, daß wir jemals die berühmte Stadt wieder betreten würden.

Indessen wurde uns dieser Doppelmarsch, der zum Theil über die alte Via Cassia ging, beschwerlich genug, es schien als wolle er gar kein Ende nehmen, jeder Landmann, dem wir begegneten, wurde mit: Quante miglie ancora? von den Soldaten angeredet, und antwortete gewöhnlich mit: Poche signore, strada romana, strada buona. (Wenig, meine Herrn, römischer Weg, guter Weg), und murrend und fluchend, sich durch das Wenig immer getäuscht zu sehen, ging der Marsch weiter.

Oeder und wüster wurde aber jetzt die Gegend, wir waren in der verrufenen Campagna di Roma, und kamen häufig an Galgen und Pfählen vorüber, an denen Köpfe gespießt und halb ver-

faulte Schenkel, Arme und Körper hingen, von Legionen Raubvögeln umflattert und angenagt, lauter Ueberreste greulicher Raubmörder und Banditen. Wir waren die ganze Nacht und fast den ganzen Tag marschirt, wenige Stunden Ruhe in der Mittagszeit ausgenommen, und erblickten endlich gegen Abend die schon lange und heißersehnte Sieben-Hügelstadt mit ihren Kuppeln, Domen und Thürmen, aus deren Häusermeer vor allem St. Petris Dom wie ein Berg hervorragte. — Der Anblick dieser sogenannten ewigen Stadt, deren Geschichte ich genau kannte, und in der seit Jahrtausenden soviel Großes, Wunderbares und Außerordentliches vorgefallen, von der aus soviel Unheil über die ganze Erde, in alter und neuer Zeit, unter den heidnischen Kaisern wie unter den christlichen Päpsten ergangen, erschütterte mich tief und machte einen großen Eindruck auf mich. Lange staunte ich diese todten Massen, Zeugen von so vielen Unthaten, wenig Helden- und noch weniger guten Thaten, an. Es ging nun etwas bergab, bald kamen wir an dem Grab Neros vorüber, wo er aber schwerlich begraben liegt, und an die Pontemolle, die alte Pons Aemilius, an der Cicero die Verschwornen verhaften ließ, als sie sich in das Lager Catilinas begeben wollten; hier überwand auch Constantin den Tyrannen Marcenz. Erst wenige Monate vor unserer Ankunft (1805) hatte Pius VII. diese Brücke wieder herstellen lassen. Noch immer war die Gegend öde und fast wie ausgestorben. Von hier marschirten wir auf der Via flaminia, erst zwischen einsamen Gartenmauern, und dann an einer langen Häuserreihe vorüber, bis vor die Porta Popolo, wo wir noch vor Sonnenuntergang, aber durch den forcirten Marsch zum Umfallen müde, ankamen. Glücklicherweise war das Gebäude, eine Art Kaserne, in welcher das Bataillon einlogirt wurde, gerade das letzte Haus rechts vor dem Thor, und alle Säle in demselben fanden wir schon dick mit Stroh belegt, denn Betten gab der heilige Vater den französischen Soldaten noch nicht. Die Leute waren so müde, daß sie sich kaum die Mühe nahmen, ihre Tornister, Gewehre und Patrontaschen abzulegen und sich angekleidet auf die einladende Streu fallen ließen, den Henker nach Rom, seinen Denkmälern und dem Papst fragend, worauf sie bald um die Wette schnarchten. Ich nahm zwar das mir zukommende Quartierbillet an, das auf eine Privatwohnung in der Stadt selbst lautete, verspürte aber keine Lust, dieselbe noch diesen Abend in deren vielleicht entferntesten Vierteln aufzusuchen,

sondern warf mich, es zu mir steckend, und noch einen Blick durch das Thor auf die Piazza Popolo werfend, wo ich den Obelisk und die Eingänge zu drei unabsehbaren Straßen gewahrte, ebenfalls mitten unter die Carabinier-Compagnie auf die Streu, mein Capitän, ein Hauptmann Leclerc, machte es eben so, und die meisten Offiziere, die keine Pferde hatten, folgten unserm Beispiel; wir schliefen fest und ungestört, bis den kommenden Morgen die Sonne schon hoch über der ewigen Stadt stand, hatten besser als auf den schwellendsten Polstern geruht, und machten uns endlich aus dem Stroh und unsere Toiletten, uns in grande tenue steckend, um uns durch die Porta Popolo, die alte Porta Flaminia, in das Innere der merkwürdigen Weltstadt zu begeben und deren hauptsächlichste Sehenswürdigkeiten aufzusuchen.

Man wird hier keine ausführliche Beschreibung Roms und seiner Merkwürdigkeiten erwarten, die allein dicke Bände füllen würde, und die schon so oft beschrieben und wieder beschrieben worden sind, außerdem brachte ich diesmal nur einen einzigen Tag daselbst zu, der kaum hinreicht, das Interessanteste im Flug zu übersehen.

Schon die Piazza Popolo, die man betritt so wie man durch das Thor gekommen, ist ganz geeignet eine großartige Idee von Rom zu geben; der Platz ist groß, von schönen Gebäuden umringt, in der Mitte mit einem egyptischen Obelisk geziert, und dem Thor gerade gegenüber beginnt der Corso in der Stadt, dessen Ende das Auge nicht erreicht, zwei ganz gleich gebaute tempelartige Kirchen stehen rechts und links an seinem Eingang, und bilden gewissermaßen das Portal desselben. Links vom Corso läuft die Strada babuina in schiefer Richtung bis zum spanischen Platz, in ihrer Verlängerung geht sie bis zur herrlichen Kirche San-Maria-Maggiore und zur Porta Maggiore, und rechts liegt die Strada Ripetti, die an die Kais und den Hafen der Tiber führt.

An das Thor del Popolo stellten wir Schildwachen von zwei Carabiniers auf, welche den Befehl hatten, nur die ganz reinlich und ordonnanzmäßig gekleideten Soldaten unsers Bataillons in die Stadt zu lassen, auch durften nicht mehr als 20 Mann der Compagnie auf einmal in dieselbe gehen.

Als ich den Corso entlang ging, begegnete ich dem Capitain Gagani mit noch einigen Offizieren, die mich einluden, sie zu begleiten und ihnen als Dollmetscher zu dienen, da noch keiner von

denſelben zehen Wörter italiäniſch konnte, ſie auch wußten, daß ich in der römiſchen Geſchichte bewandert war und eine ziemlich genaue theoretiſche Kenntniß von Rom hatte. Gerne ſchloß ich mich dieſer Geſellſchaft an, wir ſchlugen zuerſt den Weg nach der St. Peterskirche ein, wo uns der ungeheure cirkelrunde, von vierfachen Säulenreihen umgebene Platz mit ſeinen prächtigen zwei Springbrunnen und dem höchſten Obelisk Roms in der Mitte, die Facade des berühmteſten Tempels der Chriſtenheit, neben dem ſich rechts der ſtolze Vatikan zu den Wolken erhebt, allerdings in Staunen und Bewunderung verſetzte. Nicht ſo das Innere der Kirche, das diesmal, beſonders auch hinſichtlich der Größe, hinter meiner Erwartung zurückblieb, deren ungeheure Dimenſion man aber nach und nach, die einzelnen Theile betrachtend und näher unterſuchend, gewahr wird, weil das Ganze eben durch das Coloſſale derſelben zu ſehr gedrückt wird und überladen ſcheint. Ich machte, ſo viel ich es im Stande war, Vaſis Beſchreibung von Rom, die ich mir ſchon in Bologna angeſchafft hatte, in der Hand, den erklärenden Ciceroni, und gab mir vorzüglich viel Mühe, die reizende Madame Gasqui auf die hauptſächlichſten Schönheiten derſelben aufmerkſam zu machen. Wir hatten uns hier ſchon eine ganze Stunde verweilt, als ich die Geſellſchaft erinnerte, daß wenn wir noch mehr in Rom ſehen wollten, es Zeit ſey weiter zu gehen. Einige wünſchten noch den Vatikan zu beſuchen, worauf ſie aber auf meine Bemerkung, daß, um ihn nur flüchtig zu durcheilen, was uns noch vom Tag übrig bleibe nicht hinreichen möchte, verzichteten, und wir verſtändigten uns dahin, für diesmal nur noch das Pantheon, das Capitol, das Coloſſeum, das alte Forum, jetzt Campo Vaccino, die Triumphbogen des Titus, Conſtantins, und Monte-Cavallo zu beſuchen, die alle in großer Entfernung von der Peterskirche liegen, und wir vollauf zu thun hatten, dies möglich zu machen. Wir gingen nun wieder an dem nahen Caſtel St. Angelo vorbei, zum Zweitenmal über die Engelsbrücke, und nahmen, auf der großen Piazza Navona angekommen, zwei Miethkutſchen, wo ich es ſo einzurichten wußte, daß ich mit Herrn und Madame Gasqui in der einen, die übrigen Offiziere aber in der andern fuhren; wir begaben uns zuerſt in das Pantheon, ehemals allen Göttern Roms und Griechenlands geweiht, und jetzt die Kirche San Maria Rotonda, die mit Recht allen Architekten, die ähnliche Meiſterwerke, denn ſie iſt ein ſolches, aufführen wollen, zum Model dient. Von

hier fuhren wir zum Capitol, das wir zwar bestiegen, aber dessen Inneres wir nicht sahen, weil uns die Zeit dazu mangelte. Vom Capitol begaben wir uns auf das Campo vaccino und zu dem Colosseum, dessen Größe allerdings kolossal genug ist, um überraschend zu imponiren; es faßte über 100,000 Zuschauer, und hier wurden die größten Schauspiele der Welt aufgeführt; in Europa kenne ich kein zweites Gebäude, das so in Erstaunen setzt, obgleich ein Theil desselben muthwillig niedergerissen wurde, um dessen Steine zu andern Bauten zu benutzen. Die schöne Madame Gasqui am Arm, in Gesellschaft der übrigen, wanderte ich im Innern desselben von Station zu Station (es sind hier die 14 Leidensstationen Christi in der Runde aufgestellt). Hierauf sahen wir noch die beiden erwähnten Triumphbogen, fuhren nach Monte-Cavallo, den von Sr. Heiligkeit bewohnten Pallast zu sehen, und von da auf die Piazza Colonna, wo ich die Gesellschaft beredete, noch die Antoniussäule zu besteigen, was aber Capitän Gasqui wenigstens für seine Person ablehnte, weil ihm das Steigen zu beschwerlich war. Auf der sehr engen Treppe, welche im Innern derselben zu ihrem Gipfel führte, reichte ich der Madame Gasqui die Hand, um ihr das Steigen zu erleichtern und den Uebrigen den Weg zu zeigen; wir waren aber bald durch ein Dutzend Stufen von den uns Folgenden getrennt, die uns aus den Augen verloren, und um der Dame die Mühe noch weniger beschwerlich zu machen, faßte ich sie um ihre schlanke Taille, sie von einer Stufe zur andern hebend, was sie auch lächelnd geschehen ließ, so wie daß ich sie bei jedem Schritt aufwärts fester an mich drückte, was sie zu ignoriren schien. Der Weg zu einem intimern Verhältniß war dadurch gebahnt, das sich auch später zwischen uns entspann. Schon auf der Insel Porquerolles, als ich die liebenswürdige junge Frau durch das Gebüsch kommen sah, hatte sie mein Herz stärker schlagen gemacht, in Genua aber sah ich sie nur wenig und war zu sehr mit den dortigen Schönen beschäftigt, daß mir keine Zeit übrig blieb, noch an andere zu denken. Erst auf dem Marsch von da bis hierher bekam ich sie öfters, meistens ritt sie im Gefolge des Bataillons, zu Gesicht, und hatte manchmal ein Paar Worte und Blicke mit ihr gewechselt. Den heiligen Paulus, der jetzt statt des Kaisers Antonius Pius auf der Säule steht und diese verunstaltet, bat ich heimlich, meine neue Inclination in Schutz zu nehmen. Nachdem wir uns gehörig umgesehen und den Umfang der ungeheuern Stadt

bewundert hatten, verließen wir die Säule, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, uns bei dem Herabsteigen von den Uebrigen zu trennen, die uns dicht auf den Ferſen folgten. O, wären wir doch allein geweſen! ſeufzte ich bei mir ſelbſt. Capitain Gasqui nahm uns unten in Empfang und meinte, wir ſeyen etwas lange geblieben.

Wir nahmen nun noch ein fröhliches Mahl bei einem Reſtaurateur auf dem ſpaniſchen Platz ein und begaben uns jeder in ſein Quartier, uns zum nahen Abmarſch vorzubereiten, denn die Sonne war bereits hinunter, und derſelbe war für die 10te Stunde beordert; ich aber hatte das meinige nicht einmal aufgeſucht, begab mich wieder in meine Kaſerne zurück und ruhte noch ein Paar Stunden bis zur erſten Rappelle der Tambours. Bald ſtand das Bataillon unter dem Gewehr, aber bevor wir abmarſchirten, ſetzte es noch ein kleines Donnerwetter. Von mehreren Orten, wo wir einquartiert geweſen, und namentlich auch von Loretto, waren bei dem päpſtlichen Gouvernement Klagen wegen dem von den Soldaten in Klöſtern und Kirchen verübten Unfug eingelaufen, die das unfläthige Anſchmieren der Wände mit Kohlen, meiſtens Zerrbilder auf die Pfaffen, und auch andere, die Keuſchheit derſelben beleidigende Dinge betreffend, nicht unterlaſſen konnten, wegen denen man unſern Bataillonschef Düret in Rom zur Rede geſtellt hatte. Dieſer erließ jetzt einen ſtrengen Tagesbefehl und verbot bei ſchweren Disciplinarſtrafen, ſich ferner dergleichen zu unterfangen, er hielt auch noch einen Sermon vor der Fronte an das Bataillon dieſerhalb, ſo wie wegen den ziemlich zahlreichen Deſerteurs, von denen man gerade ein halbes Dutzend wieder eingebracht hatte, welchen man mit Erſchießen drohte, wozu es indeſſen nicht kam. Hierauf wurde mit Rechts in die Flanken, und zwar in aller Stille, ab- und durch die heilige Stadt ohne Trommelſchlag und klingendes Spiel marſchirt, denn es durften laut Convention damals keine franzöſiſchen Truppen bewaffnet durch die Reſidenz des Papſtes marſchiren, ſondern ſie mußten den großen Umweg um die Mauern derſelben machen. Es war alſo eigentlich eine Infraction, die wir begingen, von der jedoch keine Notiz genommen wurde. Heller Mondſchein leuchtete durch die Straßen der Stadt, deren Gebäude und Schatten uns wahrhaft rieſig erſchienen. Von Zeit zu Zeit ließen die Blasinſtrumente unſers Muſikkorps eine ſanfte Melodie oder einen pas redoublé ohne türkiſche Muſik ertönen, was dieſen Marſch noch

romantiſcher machte. Endlich kamen wir durch die Porta San Giovanni, die nach Albano, unſer nächſtes Quartier, führt, wo ich ermüdet, den ganzen Tag verſchlief. Von hier marſchirten wir über Veletri durch die pontiniſchen Sümpfe nach Terracina, wo wir einen Ruhetag hatten, von da nach Fondi, dem erſten neapolitaniſchen Städtchen, und durch üppige Gegenden nach Mola di Gaëta, wo wir uns endlich auf dem Schauplatz der kriegeriſchen Ereigniſſe befanden, und den 9ten oder 10ten Tag nach unſerm Abmarſch von Rom ohne beſondere Abentheuer, meiſt ſpottſchlechte Quartiere habend, eintrafen.

Noch in einer ziemlichen Entfernung von Mola di Gaëta, das auf den Ruinen des alten Formio erbaut iſt, hörten wir ſchon den Kanonendonner des Geſchützes der die Feſtung beſchießenden Artillerie. Gegen 9 Uhr des Morgens kamen wir zu Mola an, wo unſer erſter Blick auf Verwundete fiel, die man ins Feld-Lazareth transportirte, welche ſo eben bei den Belagerungsarbeiten durch das Geſchütz der Belagerten übel genug zugerichtet worden waren, und von denen einige mit dem Tode rangen.

Bevor ich mit dem Bericht der Blokade und Belagerung von Gaëta während unſers Aufenthaltes vor dieſer Feſtung fortfahre, muß ich ein Paar Worte über die damalige Beſitznahme von Neapel durch die Franzoſen vorausſchicken.

Napoleon hatte in den Feldern von Auſterlitz beſchloſſen, der Herrſchaft der Bourbonen in Neapel ein Ende zu machen, weil der König Ferdinand IV., gegen den Vertrag vom 21. Juli 1805, den Ruſſen und Engländern die Häfen ſeines Reiches geöffnet hatte. Im Februar 1806 war das franzöſiſche Heer in 3 Colonnen unter dem Oberbefehl von Napoleons Bruder, dem Prinzen Joſeph, und dem Marſchall Maſſena, der das Centrum befehligte, im Königreich Neapel eingerückt. General Regnier, der den rechten Flügel kommandirte, war vor Gaëta gerückt, während Maſſena Capua faſt ohne Widerſtand nahm, und die Franzoſen ſchon den 14. Februar in die Hauptſtadt eindrangen; einen Tag ſpäter hielt Joſeph ſeinen feierlichen Einzug in dieſelbe. Einſtweilen war der linke Flügel des Heeres, meiſtens aus italiäniſchen Truppen beſtehend, unter dem General Lecchi über Itri vorgedrungen, und als wir im Mai nach Mola di Gaëta kamen, war Gaëta und einige andere, im Abſatz und an der Sohle des italiäniſchen Stiefels liegende Gegenden ausgenommen, ſchon der größte Theil des Königs-

reiches von den französischen Truppen besetzt, aber noch weit entfernt, beruhigt zu seyn, der Tanz sollte im Gegentheil erst recht angehen und lange und blutig genug werden. Unterdessen war durch ein kaiserliches Dekret der Prinz Joseph zum König von Neapel ernannt worden.

XVII.

Die Belagerung von Gaëta. — Mola di Gaëta. — Abmarsch nach Neapel. — Sessa. — Ein Dominikanermönch verführt zwei Caporale. — Capua. — Aversa. — Neapel. — Vetter Moritz. — Der neue König und seine Regierung. — Das Blut des heiligen Januarius wird zu Gunsten der Franzosen flüssig. — Scheußliche Exekutionen. — Der Vesuv speit Feuer. — Neapels Entstehung. Die Lazzaroni. — Anslcht von Neapel. — Die Straßen, Plätze, Pallästе, Kirchen, Theater ꝛc. — Die italiänischen Benefizvorstellungen. — Aufstand in Calabrien. — Abmarsch dahin.

Der General Regnier hatte den Versuch gemacht, die starke Festung Gaëta durch eine Ueberrumpelung zu nehmen, der jedoch verunglückt war; denn der Prinz von Hessen-Philippsthal, der in derselben kommandirte, vertheidigte sich auf das tapferste und hatte geäußert: „Gaëta ist nicht Ulm und ich bin nicht Mack.“ Der General Grigny und mehrere Offiziere und Soldaten hatten bei diesem Versuch das Leben verloren; doch war eine Redoute weggenommen worden. Regnier hatte nun eine Abtheilung seines Armeekorps vor der Festung gelassen, um diese einstweilen im Blokadezustand zu halten, und war mit dem Ueberrest seiner Truppen weiter in das Königreich Neapel vorgerückt. Im Monat März wurden die Belagerungsarbeiten begonnen. Unterdessen hatten die Franzosen das neapolitanische Heer, durch Insurgenten verstärkt, in den Engpässen von San Martino überflügelt und auf das Haupt geschlagen, so daß sich dasselbe in zügelloser Flucht auflöste; ein Bataillon von der königlichen Garde, mehrere Tausend Gefangene, Geschütz, Pferde und Bagage waren den Siegern

in die Hände gefallen. Der Reſt flüchtete ſich in die Gebirge von Calabrien.

Schon lange vor unſerer Ankunft hatte man angefangen die Feſtung zu beſchießen und fand für nöthig, das von Regnier zurückgelaſſene Belagerungskorps, das anfänglich nur aus 2500 Mann beſtand, bis auf 15,000 Mann zu verſtärken, ſo wie das nöthige Belagerungsgeſchütz nicht ohne große Beſchwerlichkeiten, zum Theil ſogar von Mantua kommen zu laſſen. Die meiſten Laffeten dazu wurden erſt im Lager ſelbſt verfertigt.

Wir bivouakirten größtentheils in Barakken oder Erdhütten und waren bei den Schanzarbeiten dem feindlichen Feuer ſehr ausgeſetzt. Man hatte mir oft geſagt, daß ſelbſt der unerſchrockenſte Menſch, der zum Erſtenmal in das Feuer der Schlachten komme, ſich des ſogenannten Kanonenfiebers und eines Herzklopfens nicht erwehren könne, indeſſen habe ich bei dieſer Belagerung, wo ich zum erſten Mal feindliche Kugeln ziſchen hörte, von dieſem Fieber nichts verſpürt, obgleich unſere Compagnie an einem der gefährlichſten und dem Geſchütz der Feſtung am meiſten ausgeſetzten Ort arbeiten mußte; dagegen verurſachte mir der Anblick der oft ſchwer Verwundeten und Verſtümmelten eine ſchmerzliche Empfindung. Gewiß iſt es, daß ein paſſives Verhalten vor dem Feinde oder bei deſſen Angriffen am erſten geeignet iſt, Herzklopfen zu verurſachen, beſonders wenn man in einem hintern Treffen müßig, das Gewehr im Arm, ſtehen muß, während die vordern ſchon handgemein ſind und man die armen Teufel mit zerſchmetterten Gliedern, Armen und Beinen, jammernd, ſtöhnend, ächzend und Schmerzensgeſchrei ausſtoßend, vorübertragen ſieht; da gebe ich gern zu, daß auch der Muthigſte nicht gleichgültig bleibt, er hat wenigſtens ein banges Vorgefühl, weshalb man immer die nicht gleich ins Feuer kommenden Truppen wo möglich ſo zu placiren ſuchen ſollte, daß ihnen dieſer, eine nachtheilige Wirkung habende Anblick, erſpart würde. Wenn aber, kaum in Schlachtordnung geſtellt, der Angriff ſogleich beginnt, ſo iſt das Wirbeln der Trommeln, das Schmettern der Trompeten, das Wiehern der Roſſe, der Donner des Geſchützes und das Abfeuern der Gewehre, ſowie das betäubende Schlachtgetöſe überhaupt ganz dazu gemacht, den Soldaten, wenn er auch nicht gerade zu den Tapferſten gehört, zu begeiſtern und zu ermuthigen. Wenigſtens ging es mir ſo, und wenn das Getümmel des Gefechts am ärgſten war, hatte ich am wenig-

sten Sinn für Gefahr, in die ich mich mit Enthusiasmus, ja mit einer Art von Wuth stürzte, und nur der ausgemachteste Feigling kann dann noch Sinn für Flucht oder Angst haben.

Es waren besonders zwei Anhöhen, von denen der Hauptangriff auf die Festung gemacht werden mußte. Beide waren durch eine Schlucht getrennt. Auf dem einen Hügel stand ein altes Gemäuer, Terra attratina genannt, in welchem man Pulver aufbewahrte, der andere Hügel hieß Monte secco; auf beiden wurden Batterien aufgepflanzt, nachdem man mit den Laufgräben fertig war, die man anlegen mußte, um die Leute dem feindlichen Geschütz, das ein ununterbrochenes, furchtbares Feuer unterhielt, ohne es erwiedern oder sich vertheidigen zu können, nicht zu sehr blos zu geben, denn es setzte täglich eine bedeutende Zahl Todter und Verwundeter. An der Küste hatte man ebenfalls mehrere Batterien errichten müssen, um sich vor den Angriffen der feindlichen, namentlich der englischen Schiffe zu sichern, da die Kanonierschaluppen und Bombardirschiffe oft sehr nahe an das Ufer kamen. Die Arbeiten waren überhaupt sehr mühsam, und es bedurfte einer großen Menge Sandsäcke, Schanzkörbe, Faschinen ꝛc., wozu die Materialien und das Holz sehr weit im Lande, bis bei Fondi geholt werden mußten; auch traf man bei dem Graben der Laufgräben nicht selten auf alte Mauern und Fundamente, die so fest und stark waren, daß sie mit Pulver gesprengt werden mußten, selbst die zu den Parapets nöthige Erde mußte eine ziemliche Strecke weit herbeigeführt werden.

Gaeta selbst ist eine außerordentlich starke Festung, vielleicht mit die stärkste auf dem ganzen europäischen Continent, und von der Natur außerordentlich begünstigt, ein zweites Gibraltar. Sie liegt auf einer Erd- oder vielmehr Felsenzunge, ist von drei Seiten vom Meer umströmt, durch steile Felsen geschützt, und hat einen trefflichen Hafen. Der Strich Landes, durch den sie mit dem Festland zusammenhängt, ist kaum 2000 Schritte breit.

Die Stadt mochte etwa 8000 Einwohner zählen, von denen jedoch viele geflüchtet waren; ihren Namen soll sie von einer Amme des Aeneas, die Gajeta hieß, erhalten haben, und älter wie Rom seyn. Sie ist jedenfalls sehr alt und wurde wahrscheinlich von Griechen aus Samos gegründet. Dem Antonius Pius verdankt sie ihren Hafen und ihre Vergrößerung. Nach dem Untergang des römischen Reichs hatte sie eigene Herzoge, die Vasallen

der Kirche waren. Alphons von Aragon bemächtigte sich ihrer 1435 und vereinigte sie mit dem Königreich Neapel, sie hatte früher schon merkwürdige Belagerungen auszuhalten, 1702 durch die Oestreicher und 1734 durch ein spanisch-sardinisches Heer.

Die Garnison der Festung bestand aus circa 7000 Mann, sie wurde von der See aus durch die englischen, von dem tapfern Admiral Sidney Schmidt befehligten Schiffe mit allem, was ihr Noth that, reichlich versehen und ihr Verstärkungen zugesichert, auch schlug Philippsthal jeden Antrag einer Capitulation auf das Entschiedenste aus. Es war keine kleine Aufgabe für eine Macht, die nicht Herr zur See war, sich unter diesen Umständen Gaëtas zu bemeistern. Ein großer Fehler, den der in derselben kommandirende Prinz begangen, war, daß er die Vorstädte nicht hatte abbrennen lassen, die uns einen bedeutenden Schutz und die Mittel, manches Bedürfniß zu befriedigen, gewährten, überhaupt von großem Nutzen waren. Das Feuer aus der Festung war manchmal so heftig und anhaltend, daß es einem unaufhörlich rollenden Donner glich, aber die Munition wurde meistens vergeblich verschossen nachdem die Belagerungsarbeiten weit vorgerückt waren; doch die Belagerten wurden ja damit auf das Freigebigste von den Engländern versorgt, es kam ihnen also nicht darauf an, ein Paar Tausend Pfund Pulver und Kugeln in den Wind zu jagen.

Unser Bataillon blieb nicht länger als 17 Tage vor der Festung, während welcher es 17 Mann verlor. Diese ganze Zeit hatte ich mich nur dreimal entkleiden und auf einer Matratze in Mola schlafen können, so anstrengend war der Dienst; die übrige Zeit schliefen wir auf harter Erde, in Mäntel gehüllt, Torniſter als Kopfkissen benutzend. Auch mit den Nahrungsmitteln war es schlecht bestellt, oft bestand mein ganzes Mittagsmahl in etwas Reis und Mais, in Wasser abgekocht und mit Oel geschmolzen; nur Wein war immer im Ueberfluß vorhanden, an Fleisch mangelte es. Man wird mir zugestehen, daß mein Debüt auf dem Kriegsschauplatz nicht das angenehmste war und ich nun mit vollem Recht das: „Dort vergiß leises Flehen“ ꝛc. singen konnte. Unsere Damen, die in Mola blieben, verließen uns schon in den ersten Tagen, um es in Neapel bequemer zu haben.

Die Gegend um Mola di Gaëta selbst ist sehr einladend, mit Lorbeeren, Myrthen, Orangen u. s. w. bedeckt und sieht einem großen Garten ähnlich. Die Frauen und Mädchen sind hier zierlich

gewachsen, verstehen sich vortheilhaft zu kleiden, waren aber gewaltig franzosenschen und verbargen sich so viel als möglich unsern Blicken. Der Wein ist von so guter Qualität, daß die meisten Soldaten und viele Offiziere sich denselben weit mehr schmecken ließen, als es der Gesundheit zuträglich war, wie die Folgen bewiesen; ich trank ihn immer nur mit Wasser vermischt, wie es die Einwohner machen, und blieb gesund dabei. Nichts ist dem Körper zuträglicher, als Mäßigkeit im Essen und Trinken, er verträgt dann auch weit leichter alle Strapatzen und Entbehrungen, und selbst Excesse anderer Art schaden ihm weniger, dabei ist es gut, sich in jedem Lande möglichst bald die Gewohnheiten der Bewohner hinsichtlich der Nahrung anzueignen; denn diese wissen längst aus Erfahrung, was am besten taugt. Horaz schätzte den hiesigen Wein dem Falerner gleich.

Mola di Gaeta steht auf der Stelle des alten Formiae, das die Lestrigonen gründeten und im 9ten Jahrhundert gänzlich von den Saracenen zerstört wurde. An der Küste, zwischen dieser Stadt und der Festung, bei Castellone, befinden sich noch ansehnliche Ruinen von Ciceros berühmter Villa.

Da ein Paar Wochen nach unserer Ankunft wieder mehrere Bataillone aus Oberitalien zu dem Belagerungskorps gestoßen waren, so wurden andere, unter denen auch das unsrige, zum Abmarsch nach Neapel beordert, was uns sehr willkommen war; denn nichts ist unleidlicher als das lange Bivouakiren vor einer Festung, es ist ein wahrer Tantalus-Zustand, man hat fortwährend das Ziel vor Augen und kann es nicht erreichen.

Wir brachen nach Sessa auf, unser erstes Quartier, nachdem wir das Lager, oder besser Bivouak, denn Zelte hatte Niemand gehabt, vor Gaeta verlassen hatten. Hinter Mola kommt man bald über den Fluß Garigliano, der alte Liris, der Latium von Campanien trennte. Das Städtchen ist ein elendes Nest, von kaum 3000 Einwohnern, in dem nichts zu haben war und wir sehr schlechte Quartiere hatten, die uns jedoch köstlich dünkten, im Vergleich mit unsern Lagerstätten vor Gaeta. Die Soldaten lagen auf Welschkornstroh, wieder in einem Kloster, deren es nicht weniger als sechzehn hier gab. Die Einwohner entschuldigten sich mit den fortwährenden Durchmärschen und dem Belagerungskorps, das Alles in der Umgegend aufzehre, so daß sie uns selbst für Geld nichts geben könnten. Ein Ei bezahlte ich

mit 10 Grani (8 Kreuzer). Die Hauptkirche der Stadt steht auf den Trümmern eines Merkurstempels, an Ruinen fehlt es auch hier nicht. Sessa war ehedem die Hauptstadt der Aurunci, und unter der römischen Herrschaft sehr blühend, sie ist die Vaterstadt des satyrischen Dichters Lucilius. Im Mittelalter wurde sie zu einem Herzogthum erhoben, dessen Titel Ferdinand der Katholische dem Gonzalvo von Cordua verlieh und den die Nachkommen desselben erbten.

In einem großen Stalle spielte diesen Abend eine wandernde Truppe eine neapolitanische Farce, der ich bis 10 Uhr zuzusehen die Geduld hatte. Als ich dieses prächtige Theater verließ, begegnete mir ein Sergeant, der mir sagte, daß mich der Bataillonschef schon allenthalben habe suchen lassen. Ich eilte sogleich zu Herrn Düret, der mich mit den Worten: „Aber zum Henker, wo stecken Sie denn immer?" empfing.

— Ich komme aus dem Theater.

— Das weiß der Teufel, ich glaube wenn man nur den blanken Hintern zeigte, so müßten Sie auch noch ins Theater laufen. Das mag mir eine saubere Comödie gewesen seyn.

— Mon Commandant, da können Sie Recht haben. Aber was steht zu Ihrem Befehl?

— Jetzt ist es für heute zu spät: zwei junge Caporäle, Deutschböhmen, haben eine Scene mit einem Dominikanermönch des Klosters, in dem sie einquartiert sind, gehabt, und wurden von einem Sergeanten, les culottes bas, hinter dem Chor mit dem Pfaffen erwischt. Die ganze Schweinerei wurde mir hierher gebracht, und da ich das Gewälsche des Pfaffen nicht verstehe, so ließ ich Sie suchen, um den Dollmetscher zu machen; Sie sind aber nie zu finden wenn man sie braucht, und somit für heute Abend entlassen.

Der Pfaffe und die beiden Caporäle waren arretirt und in verschiedenen Behältern festgesetzt. Den andern Morgen, wir blieben diese Nacht in Sessa, wurde der Dominikaner seinem Prior zur Bestrafung übergeben, die beiden Caporäle aber zu Gemeinen degradirt, mit einer Zugabe von 50 Prügeln für einen Jeden. Mehrmals kam es vor, daß die Mönche in den Klöstern sich junge Soldaten aussuchten, diese mit gutem Essen und Trinken reichlich traktirten, auch wohl berauschten, und dann zu ihren unnatürlichen Lüsten zu verführen suchten. Ich entledigte mich des mir gewordenen Auftrags, dem Prior tüchtig die Meinung zu sagen, mit so

großer Energie, daß es diesem ganz schwül dabei wurde, indem ich ihn versicherte, es könnte leicht dazu kommen, daß man sein ganzes Kloster rasiren und die Mönche auf die Galeeren nach Frankreich schicken würde. — Nachdem diese schmutzige Geschichte beendigt war, schickten wir uns zum Abmarsch nach Capua an.

Ein Theil des Weges führte über die alte Via Appiana, und in der Ferne sieht man bald den wegen seinen Weinen von Horaz so gerühmten Berg Massico.

Am Fuß des Berges San-Nicolo, der zu der Gebirgskette der Tiphates gehört, in der Nähe der Flüsse Glanio und Volturno, liegt das heutige, im 9ten Jahrhundert erbaute Capua, etwa eine gute Viertelstunde von der berühmten alten Stadt, die denselben Namen führte, und in welcher nach der Schlacht von Cannes Hannibal die ihm so nachtheilig gewordene Ruhe suchte, entfernt. Diese Stadt ist jetzt ein unansehnliches Dorf, San-Maria-Maggiore genannt, das aber noch merkwürdige Ruinen, unter denen besonders die Reste eines prächtigen Theaters, besitzt.

Das moderne Capua liegt wie das alte in der üppigsten Gegend der heutigen Terra di lavoro, die man deshalb auch: il Paradiso del Paradiso (das Paradies des Paradieses) nennt, denn die Neapolitaner heißen bekanntlich ihr Land: il Paradiso, das doch in mehr als einer Hinsicht auch eine Inferno (Hölle) ist. Die Stadt, welche etwa 6000 Einwohner zählen mag, ist eine Festung, im Ganzen schlecht und aus den Trümmern des alten Capua gebaut, hat aber einige schöne Kirchen, von denen eine, ich glaube die Hauptkirche, eine große, ganz von goldgelb lackirten Ziegeln bedeckte Kuppel hat, so daß wenn sie von der Sonne beleuchtet wird, sie ein goldnes Dach zu haben scheint. Die Granitsäulen, welche diese Kirche in großer Zahl stützen, sind verschiedenen heidnischen Tempeln entnommen, und daher sehr ungleich an Form und Dicke, sie hat einige schöne Gemälde von Solimeno und sehr zierliche Sculpturarbeiten von Bernini.

Die Festungswerke dieser Stadt sind von dem berühmten Vauban angelegt, aber nichts deste weniger fiel sie den Franzosen fast ohne Widerstand in die Hände. Ueber den Volturno führt hier eine Brücke. Am Tage unserer Ankunft wurde in einem großen geschlossenen Raume, eine Art Hof, ein Stiergefecht nach spanischer Manier, aber sehr en miniature, aufgeführt, das aber doch die Schönen Capuas außerordentlich anzusprechen schien. Ein ein-

ziger Stier, der gerade nicht zu den unbändigsten gehörte, wurde von einem halben Dutzend wohlbewaffneter Kämpen gereizt, gehetzt, leicht verwundet, und dann, ohne getödtet zu werden, nachdem er viele, mehr poſſierliche als zu fürchtende Sprünge gemacht, wieder abgeführt, und zwar unter dem Jauchzen und Beifall des Volks!

Auch das alte Capua ſoll ſchon früher als Rom geſtanden haben und durch einen Gefährten des Aeneas, den Capys, erbaut worden ſeyn, ſo ſagen wenigſtens Virgil, Plinius und Sueton. Die Samariter waren ſodann Herren dieſer Stadt, bis ſie den Römern in die Hände fiel. Die paradieſiſchen Gefilde Campaniens brachten alles in der köſtlichſten Qualität und im größten Ueberfluß hervor, weßhalb man ſie die Glücklichen, ja die Göttlichen nannte. Ihre Weine waren die geſchätzteſten auf den Tafeln der reichen römiſchen Schwelger, namentlich der Falerner. Da ſich die Stadt auf die Seite der Carthaginenſer geſchlagen, Hannibal hatte ihr verſprochen, ſie zur Hauptſtadt Italiens zu machen, ſo wurde ſie, nachdem ſie die Römer wieder inne hatten, auf das ſchrecklichſte von dieſen beſtraft, alle ihre Bürger wurden als Sklaven an die Meiſtbietenden verkauft, ihre Senatoren mit Ruthen gepeitſcht und dann enthauptet. In der Folge wurde ſie von den Vandalen und noch ſpäter von den Lombarden zerſtört. Sie ſoll mit Carthago gleiche Größe gehabt haben, was die Spuren ihres ehemaligen Umfangs nicht Lügen ſtrafen.

Von Capua brachen wir nach Averſa auf, das auf der Hälfte des Wegs nach Neapel liegt, und welches erſt im Jahr 1030 von dem Norman Ranolph gegründet wurde. Was dieſer Stadt einige Berühmtheit giebt, iſt ihr vortrefflich eingerichtetes Narrenhaus, in welches die angeſehenſten Narren Neapels, freilich bei weitem nicht alle, eingeſperrt werden. In dem hieſigen Schloß hielten die alten Könige von Neapel öfter ihren Hof, und Johanna I. ließ 1345 den König Andräas von Ungarn, ihren Gatten, hier erwürgen. Der Wein dieſer Gegend, Aſprino genannt, iſt ein ſehr geſchätztes Gewächs.

Von hier marſchirten wir endlich in die Hauptſtadt des uns ſo gelobten Landes, wo wir ein recht angenehmes Leben in Hülle und Fülle, in Saus und Braus führen zu können hofften, denn von dem Ausmarſch aus Genua an war faſt nur die Rede von den Annehmlichkeiten, die uns zu Neapel erwarteten. Ich hatte außerdem noch einen ganz beſondern Magnet, der mich dahin zog

nämlich einen nahen Anverwandten, Namens Moritz aus Frankfurt, der schon seit einer Reihe von Jahren hier etablirt war, als Bananier ein großes und glänzendes Haus führte, und von dem ich die Ueberzeugung hatte, daß er nichts weniger als eine jener gewöhnlichen Geldsackcelen war, wie man sie leider in der körperlichen Hülle der großen Mehrzahl dieser Mammonsknechte findet, die keinen andern Sinn als für Batzenklang haben, und die deßhalb in der Regel die unwissendsten und langweiligsten Personnagen sind. Herr Moritz machte eine ehrenvolle Ausnahme, er lebte den Künsten und Wissenschaften, ohne deßhalb seine Geschäfte zu vernachläßigen, sein Haus war der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Männer, mitunter auch der lustigsten Brüder, und geistreicher Frauen, die aber nicht zu den angesehensten gehörten, aus Ursachen, die wir sogleich anführen werden, vielleicht eben darum um so angenehmer waren, und folglich das unterhaltendste Haus von der Welt, in dem keine Langeweile aufkommen konnte. Auch wußte ich, daß ich daselbst einen freundlichen Jugendgespielen, einen Neffen meines Vetters, den jungen Fritz Stock, der mit mir die Mädchenschule in Frankfurt besucht hatte, treffen würde, Aussichten, die machten, daß ich mich Neapel freudig näherte.

Endlich erblickten wir die alte Parthenope, von dem die heutigen Bewohner sagen: Vidi Napoli e muori (Sieh Neapel und stirb), offenbar eine Albernheit: denn warum sollte man gerade in dem Augenblick sterben wollen, in dem man ein Paradies erblickt? — den Fall gesetzt, Neapel sey ein solches. Im Gegentheil müßte man sagen: Vidi Napoli e vivi (Sieh Neapel und lebe). Wenn aber mein berühmter Landsmann Göthe sagt: wer Neapel gesehen habe, könne nie ganz unglücklich werden, so beweist er damit, daß auch selbst ein großes Genie irren kann; ich habe leider mehrere Personen gekannt, welche diese Stadt oft gesehen und doch sehr unglücklich wurden. — Gestehen muß ich indessen, daß wohl nicht leicht ein herrlicherer Anblick auf Erden gefunden werden kann, als der, welchen die Ansicht des Golfs von Neapel nebst der Stadt und der paradiesischen Umgebung gewährt, und so oft ich denselben verlassen mußte, hatte ich, wenigstens auf vierundzwanzig Stunden, eine Art Heimweh.

Seit mehr als einem Vierteljahr waren die Franzosen im Besitz dieser Stadt, als wir daselbst ankamen; den 31. März 1806 war Joseph zum Herrscher des Königreichs proklamirt worden. —

Die alte Königin Caroline, Gattin Ferdinand IV., ein bitterböses Stück von einem Weib, hatte zwar, nachdem alle Versuche, den Marsch der Franzosen aufzuhalten, vergeblich gewesen, dem Heerführer derselben wissen lassen: sie würde ihm, dem Reich den Rücken kehrend, nur dampfende Ruinen und Leichname hinterlassen; da aber diese verruchte Aeußerung sehr bald in Neapel bekannt wurde, so hatten die bessern Bürger schnell zu den Waffen gegriffen, sich in 100 Compagnien organisirt, um das von ihrer wohlwollenden Königin gedungene, besoldete Raubgesindel und die Banditen im Zaum zu halten. Ihro Majestät überfiel nun selbst eine so gewaltige Furcht, daß sie alle Zugänge zum Pallast eiligst vermauern ließ und zugleich bekannt machte, es sey auch ihr Wille, daß Neapels brave Bürger für die Sicherheit der guten Stadt wachten. Sie ließ aber zugleich in aller Eile soviel Schätze wie möglich, und wo sie solche erwischen konnte, (sogar aus der Bank hatte sie zehn Millionen, die Privaten gehörten, genommen,) zusammenraffen, und entfloh sammt ihrem Hofgesinde damit nach Sicilien, von wo aus sie den Aufstand in Calabrien schürte und das glimmende Feuer zu hellen und blutigen Flammen anblies. Dieses Weib war auch mit die Hauptanstifterin des Gesandtenmords zu Rastadt gewesen.

Unser Bataillon wurde sammt den Offizieren in die Forteza nuova kasernirt. Den Tag nach meiner Ankunft suchte ich sogleich meinen Herrn Vetter auf, der in der Straße San Giacomo di Spagna wohnte, von dem ich auf das herzlichste, ebenso von seinem Schwestersohn, dem jungen Stock, mit offenen Armen aufgenommen wurde; man hatte mich schon seit einiger Zeit nach Briefen von meinem Vater erwartet, von dem ich auch zwei Schreiben an mich vorfand. Ich mußte gleich zu Tische bleiben und wurde gebeten, so lange unser Aufenthalt in Neapel währte, mit demselben vorlieb zu nehmen, was ich aber, den Dienst vorschützend, ablehnte, weil es mich jedenfalls genirt haben würde; auch Maulthiere und Pferde wurden mir zu Exkursionen, so wie Plätze in Logen in San Carlo und der Fiorentini, die beiden ersten Theater der Stadt, zur Disposition gestellt. In Italien ist es nämlich der Brauch, nur noch ein kleines Entréegeld an der Kasse zu bezahlen, wenn man Eintritt in die Privatloge eines Freundes oder Bekannten hat, aus der man aber dann auf keinen andern Platz gehen kann.

Moritz gastfreies, splendides Haus wurde von der hohen Noblesse

Neapels, ſo wie von der franzöſiſchen Generalität und den Stabsoffizieren frequentirt, und in demſelben lernte ich den Seeminiſter Pignatelli, den Polizeiminiſter Salicetti, den Oberſt Franceschi, den Duca del Campo chiaro und eine Menge Ducas, Principis, Marcheſen u. ſ. w. kennen, von denen freilich gar manche nicht viel mehr ſagen wollten als unſere armen deutſchen Edelleute, die ſich aber die köſtlichen Ortolanen, Trüffelpaſteten, den Lacrymä Christi und Champagner meines freigebigen Vetters trefflich ſchmecken ließen, und nicht ſelten noch obendrein deſſen Kaſſe in Anſpruch nahmen. Dafür ließen ſie ſich aber auch Vieles gefallen, einige waren die Souffre-Douleur und die Zielſcheiben des Witzes der Offiziere; der junge Stock, der dieſer neapolitaniſchen Schmarotzer-Clique, die ſeinen guten Oheim auszog, nicht ſehr hold war, ging oft auf das unbarmherzigſte mit ihr um, was jedoch die Herren nicht vom Wiederkommen abhielt und ſie das Eſſen und Trinken nicht minder wohlſchmecken ließ, ja ſie fanden ſich nicht ſelten ungeladen ein: als eines Tages Herr Moritz ein Diner fin auf ſeinem Caſino gab, aus den ausgeſuchteſten Leckerbiſſen beſtehend und nur für einen kleinen, auserwählten Kreis berechnet, ſich aber dennoch drei dieſer ungeladenen neapolitaniſchen Schmeißfliegen, deren vortreffliche Schnüffelnaſen den Braten gerochen hatten, einfanden, ſagte ihnen der junge Stock gerade heraus: daß für ſie kein Couvert gedeckt ſey, worauf ſie mit dreiſtlächelnder Miene erwiederten: Oh vi piace di scherzare. Signore (es beliebt Ihnen zu ſcherzen, mein Herr); Stock wollte nochmals repliciren, aber ſein zu guter Oheim fiel ihm in's Wort und ſagte: mein Neffe iſt ein Spaßmacher, das wiſſen Sie, allerdings ſind Sie geladen. Man kann ſich keinen Begriff von der Unverſchämtheit dieſer armen neapolitaniſchen Schlucker machen, die mit der unverſchämteſten Zudringlichkeit zugleich die größte Niederträchtigkeit verbinden; ich war Zeuge, wie einer dieſer Herren, dem Stock ſo eben auf das empfindlichſte mitgeſpielt hatte, demſelben gleich darauf mit ſeinem Taſchentuch den Staub von den Stiefeln wiſchte. Da Moritz nicht verheirathet war, ſondern eine Opernſängerin, Signora Brunni, zur Geliebten hatte, die er jedoch von der Bühne weggenommen, und die alſo auf derſelben nicht mehr auftrat, ſo konnte man in ſeinem Haus auch keine neapolitaniſchen Damen vom erſten Rang kennen lernen, dagegen aber brachten viele der geladenen Herrn auch die von ihnen unter-

halteuen Geliebten mit, meiſtens Prinzeſſinnen der verſchiedenen Bühnen Neapels, was dann die Geſellſchaft und Unterhaltung außerordentlich heiter und belebt machte und alle Langeweile verbannte. — Unter den Gäſten war auch in der Regel ein Maeſtro di Muſika (Kapellmeiſter), ein wohlgenährter Dickwanſt und Gutſchmecker, der aber ſein Eſſen durch das Dirigiren der Muſik, welche bei ſolchen Gelegenheiten meiſtens den Schluß des Feſtes machte, wohl verdiente, aber den andern Gäſten ganz ungenirt, im Bewußtſeyn ſeines hohen Verdienſtes um die Geſellſchaft, die beſten Biſſen vor dem Mund wegſchnappte, wohl 30 Ortolanen zu verſchlucken und mit ein Paar Flaſchen Cyprier oder Lacrymä hinabzuſpülen wußte. Unter den faſt täglichen Tiſchgenoſſen befand ſich auch ein gewiſſer Metzler aus Frankfurt, der Bruder eines der reichſten Banquiers daſelbſt, der den Titel: Geheimerrath führte, er ſelbſt aber war blutarm und lebte ganz von der Großmuth des Herrn Moritz, da ihm ſeine reichen Verwandten auch nicht die mindeſte Unterſtützung zukommen ließen.

Noch war den Franzoſen in Neapel Alles neu, und kein Menſch wußte ſich recht in dieſe Neuheit der Dinge zu finden, am allerwenigſten der neugebackene König, der zwar ein ziemlich unterrichteter Mann, von gefälligen Manieren und Sitten war, aber wenig oder keine Regententugenden beſaß, und dem die einem Herrſcher durchaus nöthigen Eigenſchaften mangelten, die hier, wo es galt, ein ſo eben erobertes und ſich noch in Gährung und großen Unruhen befindendes Königreich zu beruhigen, neu zu organiſiren, und ſo zu ſagen umzugeſtalten, hundertmal erforderlicher waren, als bei der Beſteigung eines angeerbten Thrones. Dabei beſaß Joſeph, dieſer ältere Bruder Napoleons, eine ziemliche Doſis Eitelkeit bei wenig Charakterfeſtigkeit, und ſuchte ſeine unbedeutende Herkunft durch einen übermäßigen Aufwand von Pracht und Pomp zu bemänteln. Seine Tafel ließ er mit lukulliſcher Schwelgerei ſerviren, er affektirte Künſte und Wiſſenſchaften zu beſchützen, war auch in der franzöſiſchen, italiäniſchen Literatur ziemlich bewandert, und hatte eine oberflächliche Kenntniß von der engliſchen. Daß auch die Deutſchen eine ſolche hätten, ſchien er gar nicht zu ahnen, oder glaubte wenigſtens, daß es eine ganz barbariſche ſeyn müſſe, ein Vorurtheil, das er mit der großen Mehrzahl der gebildetſten Franzoſen jener Zeit theilte. Er hatte zwar zuerſt ſeinem kaiſerlichen Bruder geſagt: er möge ihn lieber im Schooß ſeiner Familie

leben, als über Völker herrschen lassen; aber der Glanz einer Krone und eines Thrones machten ihn schnell andern Sinnes. Da er ohne seine Gemahlin, ein seltenes Muster der Tugend und Weiblichkeit, eine ganz vortreffliche Gattin und Mutter, die noch in Paris zurückgeblieben, nach Neapel gekommen war, so führte er daselbst ein ziemlich ausschweifendes, manches öffentliche Aergerniß gebendes Leben. Die Weiber mußten ihm sogar bis auf die Jagd folgen, und man nannte diese Damen nur seine Cacciatrices (Jägerinnen), wobei es weit mehr auf eine ganz andere Jagd als das gewöhnliche Wild abgesehen war.

Ein anderer sehr schlimmer Umstand war, daß kaum nachdem sich die Franzosen im Besitz von Neapel befanden, ganze Schwärme der nichtsnutzigsten Subjekte von Paris kamen, gleich Heuschrecken sich über die Hauptstadt und das Land ergossen, alle um hier ihr Glück zu machen, oder wenigstens doch einträgliche Stellen zu erhalten, was auch den meisten gelang. Diese Individuen, die los zu seyn Frankreich froh und deren Moralität und Verdorbenheit gränzenlos war, saugten nun, jeder soviel es in seiner Gewalt stand, das neu eroberte Reich aus, und waren so die Ursache, daß die Franzosen, die anfänglich der bessere Theil der Neapolitaner, welcher die liederliche Wirthschaft und Verwaltung des frühern Hofs verwünscht hatte, schätzte, bald der Gegenstand des allgemeinsten und bittersten Hasses wurden. Ein tüchtiger und weiser Regent, Männer wie der Vicekönig oder Bernadotte, würden in Neapel viel Gutes ausgerichtet und ihre Regierung bald sehr beliebt gemacht haben, denn die Umstände konnten, wegen dem Benehmen des entflohenen Hofes und seiner verachteten und gehaßten Königin, nicht leicht besser seyn, als sie es bei Josephs Ankunft waren, dessen wenig einsichtsvolle Handlungen aber Alles verdarben. Besonders war es auch die so ganz widersinnige Besetzung der höhern Civilämter, die nur einzig mit Gunst und Protektion statfand, ohne daß man die vorgeschlagenen oder sich meldenden Subjekte im Geringsten hinsichtlich ihrer Fähigkeit und Moralität prüfte, welche den schädlichsten Einfluß hatte. Der neue Monarch sah und hörte nichts selbst, sondern verließ sich ganz auf seine Minister und nächsten Umgebungen, so daß der Intrigue voller Spielraum gelassen war. Einen der gröbsten Fehler hat der sogenannte große Napoleon begangen, indem er seine, sämmtlich zu Regenten ganz untauglichen Brüder auf Throne setzte, wo es nicht fehlen konnte,

daß es ihren eben nicht sehr starken Geistern auf solchen Höhen schwindeln mußte.

Das in Neapel vom Thron ausgehende böse Beispiel wirkte bis auf die unbedeutendsten Chargen, und steckte sogar die gemeinen Soldaten an, Alles wollte nur vollauf genießen und den günstigen Augenblick benutzen, als erwarte man das Ende der Herrlichkeit den kommenden Tag. An vielversprechenden Proklamationen ließ man es zwar nicht fehlen, in denselben wurde unter anderm gesagt, daß mit der nothwendigen Verjagung der alten Königsfamilie Napoleons gerechte Rache vollkommen gesättigt sey, daß man alles Eigenthum und die Kirche in besondern Schutz nehmen werde, daß alle wohlerworbenen Pensionen fortbezahlt würden, und alle Spitäler und wohlthätige Anstalten für die Zukunft von allen Abgaben befreit bleiben sollten; auch gab man die Fischereien am Paufilippo und sogar die Jagden im ganzen Reich dem Volk frei, etwas bis jetzt Unerhörtes, aber zu gleicher Zeit errichtete man eine sehr zahlreiche Gensdarmerie, die in Compagnien eingetheilt, die öffentliche Sicherheit befördern sollte, aber sich oft unerträgliche Plackereien erlaubte, die nicht nur straflos blieben, sondern sogar von oben herab aufgemuntert und nach Umständen belohnt wurden. Starke und zahlreiche Patrouillen durchstreiften Tag und Nacht die Hauptstadt, zu deren Gouverneur der Marschall Jourdan ernannt worden war, nach allen Richtungen. Um das Volk zu beruhigen und demselben glauben zu machen, der Himmel selbst habe den neuen Herrscher begünstigt, suchte man es durch das Blendwerk einer großen Procession, mit den Reliquien des heiligen Januarius veranstaltet, zu gewinnen. Diese Feierlichkeit wurde mit der größten Ostentation begangen. Mönche von allen Orden, eine unzählige Menge der Weltgeistlichen, das Kapitel mit dem Kardinal-Erzbischof an der Spitze, Jourdan mit der ganzen Generalität und dem Stab, und große Abtheilungen aller Regimenter der Garnison, die sämmtlich unter dem Gewehr stand, folgten ihr. Es wurde dabei inbrünstig gebetet, alles fiel auf die Knie nieder, als man das Blut des heiligen Januarius zeigte, das jedoch erst nach einer guten Viertelstunde, als bereits die Knie zu schmerzen anfingen und das Volk ängstlich zu murmeln begann, flüssig wurde. Aber jetzt erscholl auch aus Tausend und abermal Tausend Kehlen der gleich dem Donner fortrollende Ruf: **Miracolo! miracolo!** und das gute Volk schien jetzt überzeugt, daß der heilige Januarius

ein Freund der Franzosen sey und sie beschütze. Indessen sagte man sich im Vertrauen, daß die hohe Geistlichkeit nur durch die ernstlichsten Maßregeln und Drohungen zu dem Gaukelspiel der Flüssigmacherei des heiligen — Ochsenblutes hatte bewogen werden können. Jourdan hatte nämlich dem Kardinal-Erzbischof nur die Wahl gelassen, ob das Blut des Heiligen oder sein eigenes fließen solle. Die Eminenz zog daher vor, das erstere fließend zu machen.

Joseph hatte auch eine flüchtige Reise bis nach Reggio gemacht, um sich dem Volk als seinen neuen Herrscher zu präsentiren und es für sich zu gewinnen, die Reise blieb jedoch in dieser Hinsicht erfolglos, aber der König hatte doch wenigstens die lockenden Küsten Siciliens gesehen.

Unterdessen machte man fortwährend die größten Mißgriffe bei der neuen Organisation, kein Mensch stand am Ruder der nur einige Ordnung in dieses verwirrte Chaos zu bringen im Stande gewesen wäre, und Se. Majestät war ein Spielball talentloser Intriguanten. — Miot von Melito, den man zum Minister des Innern ernannt hatte, war zwar nicht ohne Kenntnisse und einiges Verdienst, aber diesem Posten durchaus nicht gewachsen. General Dumas hatte man zum Kriegsminister gemacht, dieser war zwar mehr an seinem Platz, aber wurde beständig in seinem Wirken durch Hofkabalen gehemmt. Die übrigen Minister, theils Franzosen, theils Neapolitaner, waren völlig bedeutungslos oder schlimmer. In die Provinzen, man hatte das Reich in 13 solche getheilt, wurden Militärkommandanten mit fast prokonsularischer Macht gesandt, die nach Gutdünken und mit tyrannischer Willkühr in denselben hausten. Ein Staatsrath, aus zwanzig Gliedern bestehend, beschäftigte sich fast nur mit der Organisation des neuen Hofstaates, den man mit Zeremonienmeistern, einem Heer von Kammerherren, Hofdamen und all dem Trödel der alten Monarchien auf das überflüssigste versah. Man wollte zwar auch etwas für die Verbesserung der sich in einem gräßlichen Zustand befindlichen Schulen, für die Kultur des Landes ꝛc. thun, aber griff die Sache so verkehrt an, daß man nur verschlimmerte und erbitterte, und auch die wohlmeinendsten Absichten unausführbar wurden. Am allerschlimmsten aber war es mit dem Finanzdepartement beschaffen, wo eine solche Verschleuderung der ohnehin geringen Mittel Statt fand, daß alle Cassen eben so viele Danaidenfässer wurden.

Ein Dekret, welches den Klöstern untersagte, künftig Einkleidungen von Novizen vorzunehmen, ohne vorher die Einwilligung der Regierung dazu erhalten zu haben, wurde mit Strenge vollzogen, eben so wurden alle fremden Jesuiten, die sich im Königreich befanden, des Landes verwiesen und über die Grenze gebracht. Die Gensdarmerie wurde bis zur Unzahl vermehrt und in alle Provinzen vertheilt. Das Beste bei der ganzen Sache war, daß man in der Hauptstadt eine Art Nationalgarde errichtete, die in 4 Regimenter eingetheilt wurde, und das Meiste zur Ruhe und Handhabung der Ordnung, so wie viel zur Erleichterung des außerordentlich beschwerlichen Dienstes der Garnison beitrug. In allen Forts und Kasernen standen Tag und Nacht starke Piquette unter dem Gewehr, um auf den ersten Wink zum Ausmarsch bereit zu seyn, außerdem waren alle Truppen beständig konsignirt, und die Soldaten und Unteroffiziere durften dieselben nur in geringer Zahl und mit Erlaubniß der Commandanten verlassen. — Mehr als einmal passirte es mir und andern Offizieren, daß bei der Nachhausekunft aus dem Theater oder von sonstwo, die Compagnie oder das Bataillon schon seit Stunden ausmarschirt war, und zwar in die nächste Umgegend, wie nach Nola, Aversa, Avelino u. s. w., wo sich bewaffnete Insurgentenhaufen und Banditen gezeigt hatten; die zurückgebliebenen Offiziere mußten einzeln nachlaufen, trafen nicht selten auch die Leute schon wieder auf dem Rückmarsch, da die Sache nur ein blinder Lärm gewesen, oder die Briganden, wie wir diese Leute nannten, schon bei der Annäherung der Truppen, von der sie durch ihre Spione, die sie trefflich bedienten, unterrichtet worden, die Flucht ergriffen hatten. Durch einen Tagesbefehl wurde nun verordnet, daß jeder Offizier hinterlassen müsse, wo er zu finden sey, damit er durch einen Unteroffizier benachrichtigt werden könne, wenn seine Compagnie plötzlich Marschordre erhielte. Mit den eingefangenen Briganden wurde kurzer Prozeß gemacht, sie wurden gewöhnlich gleich oder doch in den nächsten 24 Stunden erschossen oder gehängt. In der Regel waren jede Woche ein oder zwei Exekutionstage, an denen wenigstens ein halbes Dutzend Briganden oder andere Verbrecher durch den Strang hingerichtet wurden, und zwar auf eine höchst ekelhafte und das Gefühl empörende Weise. Diese Exekutionen fanden nämlich auf einem großen Platz (Largo del Mercato), zu dem alle Zugänge mit Kanonen, bei denen brennende Lunten, besetzt

waren, in der Nähe des Castello del Carmine (Karmeliterfort) statt. Die Galgen waren von einem großen Quarrée, drei Theile aus Infanterie und ein Theil aus Cavallerie bestehend, umgeben. Die zu hängenden armen Sünder wurden auf Karren, von Pfaffen begleitet und Gensdarmen eskortirt, herbeigefahren, man hing ihnen, an den Leitern angekommen, die Stricke um den Hals, ließ sie die Sprossen zu dem ihrer harrenden Henker hinansteigen, der sie, sobald sie hoch genug waren, mit einem kräftigen Stoß hinabschleuderte, aber sich in demselben Augenblick auch auf ihren Nacken schwang, so daß sich seine beiden Beine auf der Brust des Delinquenten kreuzten; er ritt nun so lange auf dessen Schultern, sich beständig auf- und niederschwingend, bis dem Gehängten die Zunge Handlang aus dem Halse hing und er blau und schwarz war, ein scheußliches Schauspiel! hierauf schnitt er ihn, der sogleich auf einen Schinderkarren geworfen wurde, ab, und ein anderer kam an die Reihe, mit dem er dasselbe Manöuvre wiederholte, und so fort, bis alle auf diese Weise strangulirt waren, was manchmal mehrere Stunden, ja bis zur Abenddämmerung währte, worauf sich die Bataillone in starke Patrouillen auflösten oder sämmtliche Wachen mit einbrechender Nacht dreifach verstärkten.

Um sich das Volk geneigt zu machen, erließ der König plötzlich ein Dekret, durch welches mit Einemmal das ganze Feudalsystem über den Haufen geworfen und aufgehoben wurde: aller Gerichtsbarkeit der großen Gutsbesitzer und Vasallen war somit ein Ende gemacht, eben so wurde auf den königlichen Domänen auch das Heimfallrecht zu Gunsten des Fiskus abgeschafft. Aber alle diese Maßregeln, die zu Gunsten des Volkes ergriffen wurden, waren weit entfernt, die gewünschte Wirkung zu haben, sie brachten vielmehr das Gegentheil von dem, was damit beabsichtigt wurde, hervor; das Volk, noch in der krassesten Unwissenheit, begriff gar nicht, was man damit wollte, und es war dem dabei sehr interessirten Adel und den Pfaffen, deren Privatinteressen dadurch gewaltig litten, ein Leichtes, dasselbe glauben zu machen, dies Alles geschehe nur, um es völlig zu Sklaven des fremden Herrschers zu machen. Die Aufhebung der Patrimonial-Justiz, die bis jetzt nur eine feile, sich dem Meistbietenden Preis gebende Hure und den saubern Baronen eine gutmelkende Kuh war, denen sie bedeutende Renten verschaffte, machte die Einkünfte dieser Herrn plötzlich viel schmäler und sie selbst zu großen und gefährlichen Feinden der

neuen Regierung. Sonderbar, daß das Wort barone im Neapolitaniſchen auch einen Schurken oder Schuft bedeutet, was viele veranlaßt, deſſen Etymologie von der Nichtswürdigkeit dieſer Herrn Barone abzuleiten.

Auch was die jetzige Regierung für das Vergnügen und die Annehmlichkeit der Bewohner Neapels that, wurde von dieſen, ſtatt anerkannt zu werden, oft bitter getadelt; ſo fand man es unpaſſend, daß man den Spaziergang von der Villa Reale bis zu dem Pauſilippo verlängerte, auch war ihnen das Ausbeſſern und Anlegen bequemerer Landſtraßen ein Gräuel, ebenſo die mit den Schulen vorgenommenen Verbeſſerungen, und als man aus einem Mönchskloſter zu Nola eine Kunſtſchule machte, kam es daſelbſt beinahe zu einem Aufſtand. Nach und nach hob man auch die reichſten Klöſter auf, deren Bewohner ziemlich karg penſionirt wurden, ſo ging es den ſehr reichen Bernhardinern, Kamaldulenſern ꝛc. Dies und ein erzwungenes Darlehen von einer Million und 200,000 Ducati, ſowie der Verkauf der eingezogenen Kloſtergüter an den Meiſtbietenden, ſteigerten die ſchon beſtehende große Unzufriedenheit in einem hohen Grade, und die Ankunft einer Deputation des Pariſer Senats, die Napoleon an ſeinen Bruder abgeſandt hatte, um ihn wegen ſeiner Thronbeſteigung zu bekomplimentiren, die feierlich empfangen und der zu Ehren große Feſtlichkeiten veranſtaltet wurden, bei denen beſonders die Frauen und Töchter der Neuangeſtellten ſich in großem Glanz einfinden mußten, da man auf die neapolitaniſchen Edeldamen nicht zählen durfte, war eben nicht geeignet, die vorhandene Stimmung zu beſſern.

Bis jetzt hatte ich noch wenig oder gar keine Zeit gehabt, mich auch nur oberflächlich mit Neapels Sehenswürdigkeiten zu beſchäftigen und konnte nur ſehr ſelten von den Einladungen meines Vetters Moritz Gebrauch machen; das Einzige, was ich am meiſten frequentirte, waren die Theater. Aber unſer guter Stern wollte, daß wir während unſers diesmaligen Aufenthaltes in Neapel ein ganz anderes, ſehr ſeltenes und großartiges Schauſpiel, wie ſie nur die Natur giebt und keine menſchliche Kunſt nachzuahmen im Stande iſt, ſehen ſollten: der Veſuv hatte nämlich ſchon ſeit längerer Zeit alle Vorzeichen gegeben, daß es demnächſt zu einem Ausbruche kommen würde, und in der That konnten wir auch bald dieſes außerordentliche Naturſchauſpiel in ſeiner gan-

zen furchtbar-schönen Pracht bewundern. Zuerst waren die Rauchsäulen, die unaufhörlich dem Crater dieses Berges entsteigen, mit jedem Tag dichter, stärker und dunkeler geworden, und an einem Abend, ich glaube es war Anfangs Juni, fing der Berg an, das erste Feuer auszuwerfen, das mit jedem Augenblick zunahm, und mit der eingebrochenen Nacht sah man die Feuersäulen in ihrer ganzen Größe und Majestät; der Horizont über dem Vesuv, sowie die spiegelnde See schienen glühend und ein Feuermeer zu bilden. Das Feuerspeien währte die ganze Nacht fort, und ich sah in derselben, einer Juninacht in Neapel, dem prachtvollen Schauspiel von einem Balkon der Fortezza nuovo zu, die wir nicht verlassen durften, weil auch der Volkshorizont mit Feuer schwanger zu gehen schien. Bald sah man die Feuerströme der glühenden Lava sich nach verschiedenen Richtungen hin eine Bahn brechen, und einer derselben hatte diese so gut oder so schlimm gewählt, daß er an hundert Landhäuser und viele hundert Acker bebautes Feld gänzlich verwüstete und verbrannte; dabei war im Innern des Berges ein so schreckliches Getöse, ein so gewaltig fort und fort rollender Donner, daß viele Leute den Einsturz desselben erwarteten, andere gar glaubten, das jüngste Gericht sey im Anzug. Auf unsere Soldaten, die nie von so etwas gehört, machte dieses Phänomen einen ganz besondern Eindruck, sie hielten es für eine sehr schlimme Vorbedeutung, und es kostete große Mühe, sie eines Bessern zu belehren. Das Wüthen und Toben im Innern des Berges dauerte noch 14 Tage fort.

Das zweite Bataillon unseres Regiments war unterdessen auch angekommen, während das dritte noch in Genua verblieb, und wurde zum Theil nach Castel a mare detaschirt. Viele Offiziere, namentlich die verheiratheten, für die zu wenig Raum in den Forts war, wurden aus denselben in das schöne, geräumige Kloster Giesù nuovo, aus dem die Jesuiten vertrieben worden waren, und aus dem man eine Offizierskaserne gemacht, einquartiert und lebten daselbst recht gesellig zusammen. Madame Grenet, Madame Alphonse, Madame Gasqui hatten nebst noch andern Damen sammt ihren Männern ziemlich geräumige Wohnungen, und aus dem ehemaligen Betsaal der guten Väter war ein Speise-, ein Spiel- und ein Tanzsaal geworden, in den ich bisweilen die Regimentsmusik kommen ließ, um ihre Proben daselbst zu halten, außerdem stellte ich ein Piano, das ich miethete,

in denſelben, und faſt alle Abende fanden oft bis nach den Theatern große Reunionen hier ſtatt, man ſpielte ziemlich hohe Hazardſpiele, muſicirte, tanzte u. ſ. w. Mad. Gasqui ſang wie gewöhnlich die Franzöſinnen ſingen, das heißt, ſie trug franzöſiſche Romanzen mit viel Grazie und einem ausdrucksvollen Parlando vor, hatte aber eine etwas ſchneidende Stimme und diskonirte bisweilen. Dies darf man bei einer jungen, hübſchen Frau nicht ſo genau nehmen, ſondern muß im Gegentheil Alles ausgezeichnet finden. Ich war dann gewöhnlich ihr Accompagnateur, wurde es aber auch bald auf Promenaden, in die Theater und an andere Orte. Herr von Gasqui war ein äußerſt gefälliger Ehemann, der nicht wußte was Eiferſucht heißt. — Als Alles gerade im beſten Zug und ich auch mit Madame Gasqui nahe am Ziel war, verſtanden hatten wir uns ſchon ſeit der Säulenbeſteigung in Rom, mußten wir über Hals und Kopf nach Calabrien abmarſchiren, wo unſere Angelegenheiten eine ſehr ſchlimme Wendung genommen hatten.

Der Urſprung Neapels, des alten Parthenopé, verliert ſich, wie der ſo vieler andern Orte, in die Nacht der grauen Vorzeit und der Fabelwelt. Nach Strabo ſoll ſie ihren Namen von der Sybilla Parthenope, nach Andern von der Tochter eines Königs von Theſſalien, die ſich ſo nannte, erhalten haben, die eine Colonie hier anlegte; das Wahrſcheinlichſte iſt, daß ſie von flüchtigen Griechen gegründet wurde. Cuma, welcher die raſch emporkommende Nebenbuhlerin ein Dorn im Auge war, zerſtörte ſie von Grund aus, aber ſie wurde bald durch ihre Zerſtörer ſelbſt wieder hergeſtellt und dann Neapolis (die neue Stadt) genannt, der alten hatte man den Namen Palopolis (alte Stadt) gegeben. Bald machten die aneinander gränzenden Städte unter römiſcher Herrſchaft nur noch eine aus. Noch lange nachdem ſie römiſche Colonie geworden war (327 Jahre n. Chr. Geb.), behielt ſie dennoch durch Sprache, Sitten, Gebräuche, Religion ganz den Charakter einer griechiſchen Stadt bei, weshalb ſich auch die reichen Römer oft und gerne hier aufhielten und prächtige Landhäuſer daſelbſt hatten. Die Kaiſer Hadrian und Conſtantin vergrößerten und verſchönerten ſie außerordentlich. Im Jahr 536 nahm ſie Beliſar, Juſtinians Feldherr, mit Sturm ein, verwüſtete ſie und ließ ihre Einwohner, ohne Unterſchied des Alters noch des Geſchlechts, über die Klinge ſpringen. Vier Jahre ſpäter aber war er es

ſelbſt, der ſie in aller Eile wieder beſtmöglichſt zu befeſtigen ſuchte, da Totila gegen ihn heranrückte, der ſie auch bald eroberte. Nachdem 544 die Oſtrogothen wieder aus ihr vertrieben waren, wurde ſie an das griechiſche Reich zurückgegeben, dem ſie ſehr lange und ſogar nachdem die Lombarden Italien unterworfen hatten, noch verblieb, worauf ſie mit den benachbarten griechiſchen Städten das Herzogthum Neapel bildete. Nach und nach geſtaltete ſie ſich zu einer faſt unabhängigen Republik, ſodann war ſie nach einander den Normännern, den deutſchen Kaiſern, Frankreich und Spanien unterwürfig. Im Jahr 1139 bemächtigte ſich Roger II., ſchon Herr aller Länder, die man ſeitdem das Königreich beider Sicilien nannte, dieſer Stadt und machte ſie zu ſeiner Hauptſtadt, ſie hörte auch ſeit der Zeit nicht mehr auf, eine ſolche für beide Sicilien oder das Königreich Neapel zu ſeyn. Im Jahr 1647 brach der berühmte Aufſtand des Fiſchers von Amalfi, Maſaniello, aus, der in kaum 14 Tagen vom Fiſcher Rebellenhaupt, Obergeneral, Herzog, König und ein Narr geworden war und ſtarb, und Neapel erklärte ſich für eine Republik unter dem Herzog von Guiſe, der den Thron beſtieg, von dem er nach 7 Monaten ſchon wieder herabgeſtürzt wurde. 1707 wurde Neapel abermals durch Daun, für Carl III, Mitbewerber Philipp V., im Sturm genommen und verheert. Dem Herzog von Parma, Don Carlos, ſpäter König der beiden Sicilien und Spaniens, ergab ſie ſich ohne Widerſtand. 1799 hatten die Soldaten der franzöſiſchen Republik unter dem General Championnet dieſe Stadt beſetzt, die man nun für eine parthenopeiſche Republik erklärte, welcher kurze Zeit darauf der zurückkehrende Kardinal Ruffo ein Ende machte.

Nach Paris und London iſt Neapel die größte Stadt Europa's, hat über 20 Miglien im Umfang und zählt nahe an eine halbe Million Einwohner, unter denen über 40,000 Lazzaroni ſind, das heißt, Menſchen, die faſt keine Bedürfniſſe haben und kennen; wenn ſie hungern, ſich mit der frugalſten Koſt von der Welt ſättigen; wenn ſie dürſten, den Durſt mit reinem Waſſer, manchmal mit ein Paar Tropfen Wein vermiſcht, löſchen, und wenn ſie Schlaf haben, ſich da auf einer Straße oder unter Säulenhallen auf das Pflaſter oder die Platten niederfallen laſſen, wo ſie ſich gerade befinden, und in ihren kurzen leinenen Beinkleidern und einem Hemd, das ihre ganze Garderobe und Habſeligkeit ausmacht, zu der im Winter noch eine Art wollner Jacke kommt,

so lange ganz sorgenlos schlafen, bis sie genug haben oder durch einen Zufall geweckt werden. Schuhe und Strümpfe sind dem Lazzaroni unbekannte Dinge, immer heiter, unbekümmert und lustig, lebt er in den Tag hinein, sich wegen der nächsten oder entfernten Zukunft nie die geringste Sorge machend. Mitten unter der civilisirten Welt lebend, bleibt er dieser doch ewig fremd und sieht mit der größten Gleichgültigkeit besternte Herren und aufgedonnerte Damen in vergoldeten Staatskarossen an sich vorüberrollen, ohne daß er sich etwas mehr oder vielmehr weit weniger dabei denkt, als wenn er die Pulcinellis ihre Possen machen sieht. In der größten Sonnenhitze läßt er sich durch deren brennende Strahlen die Haut kupferig färben, und Wind, Wetter und Regen scheinen ihn eben so wenig zu berühren, veranlassen ihn höchstens, sich auf eine halbe Stunde einmal in eine der vielen Hundert immer offen stehenden Kirchen zu begeben. Die Straße ist sein Speisesaal, sein Wohnzimmer und sein Schlafgemach, die Steine seine Matratzen und Kopfkissen, der Himmel seine Bettdecke, mit der aufgehenden Sonne erfüllt er die Lüfte mit seinem oft melodiereichen Gesang, und dünkt sich dabei Herr der Schöpfung, glücklicher wie ein König. Hätte Alexander der Große diese Lazzaroni gekannt, sicher würde er ausgerufen haben: wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Lazzaroni seyn. Gewiß sind sie glücklicher als Diogenes, wenn auch weniger Philosophen, haben selbst keine Tonne, noch weniger suchen sie Menschen mit einer Laterne. Die wenigen Grani, die der Lazzaroni zu seinem täglichen Unterhalt braucht, verdient er durch einen Gang oder eine Commission besorgend, ein Päckchen tragend, und legt sich dann wieder da nieder, wo es ihm am besten behagt. Was es heißt, eine Wohnungsmiethe, eine Abgabe oder Steuer, gleichviel unter welchem Namen, zu bezahlen, und ähnliche Sorgen sind ihm eben so fremd, als was im Mond vorgeht, und mit voller Wahrheit kann er singen:

Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt,
Juchhey!
Und mein gehört die ganze Welt,
Juchhey!

Neapel hat im Allgemeinen enge und schmale Straßen, die aber vortrefflich, mit sehr großen vulkanischen Steinen oder Lava des Vesuvs gepflastert und deßhalb sehr reinlich sind. Die Stadt

liegt amphitheatraliſch an dem herrlichſten Golf der Welt, und die Ausſicht auf die Inſeln Capri, Iſchia und Procida iſt entzückend, ſie zieht ſich längs dem Abhang einer Reihe von Hügeln in einer Länge von beinahe 16 Miglien hin; auf der einen Seite kröut ſie der Pauſilippo und das Fort St. Elmo, während ſie ſich auf der andern vermittelſt ihrer prächtigen Villas und Caſſinis bis an den Fuß des Veſuvs auszudehnen ſcheint. Es giebt wohl keine ähnliche Anſicht in der Welt, als die, deren man ſich erfreut, wenn man, in einiger Entfernung von der Stadt, in dem Golf von Neapel auf einer Barke vom Pauſilipp bis nach Portici fährt, ein Vergnügen, das ich mir ſpäter häufig und in ſehr angenehmer Geſellſchaft machte.

„Das waren mir ſelige Tage;
„Bewimpeltes Schiffchen, o trage
„Noch einmal mein Liebchen und mich.“

Nein, um's Himmelswillen thue es nicht, ich möchte keine dieſer Liebchen, wenn ſie noch am Leben ſind, jetzt wiederſehen, denn aus all dieſen ſchönen, ſchlanken Geſtalten, dieſen roſigen, blühenden Wangen, müſſen jetzt lauter alte zuſammengeſchrumpfte Matronen und Mütterchen geworden ſeyn. »Das iſt das Loos des Schönen auf Erden.« Es kann mir gar nichts Fataleres begegnen, als auf eine ſolche ehemalige Schönheit zu ſtoßen, mit der ich vor einem Vierteljahrhundert und länger in einem vertrauten Verhältniß geſtanden, und wegen der ich manche Thorheit begangen. Es ſchüttelt mich allemal, wenn mir eine ſolche Fatalität begegnet; um ihr zu entgehen, würde ich gerne einen meilenweiten Umweg machen, und bei den reizendſten jungen Mädchen, die ich jetzt erblicke, kann ich mich des Gedankens: »ach, wie wirſt du in wenig Jahren ausſehen, wenn dich der Senſenmann nicht früher mähet«, nicht erwehren. Das Altwerden iſt doch eine fatale Sache, hätte uns die Natur nur damit verſchont und uns wenigſtens unſer Ausſehen in den zwanziger Jahren bis zum höchſten Alter erhalten. Kein Thier altert ſo wie der Menſch. Alt und krank, zwei der unausſtehlichſten Dinge, mit der das menſchliche Leben beläſtigt iſt, ohne Krankheit wäre auch das Aergſte noch zu ertragen. Ich bin kein Freund von Revolutionen, denn in der Regel haben die, welche ſie bewerkſtelligen, des Teufels Dank davon, aber eine gegen die Natur zu machen, um dieſer eine Conſtitution abzuzwin-

gen, aus der Krankheit und Alter gestrichen wären, da wäre ich dabei, wenn ich nur wüßte wie es anzupacken sey; doch gegen unsichtbare Kräfte sich aufzulehnen, wäre noch toller, als gegen Windmühlen fechten. Aber der Golf von Neapel altert nie, vor Jahrtausenden war er schon eben so reizend wie heute, und wird es auch in Jahrtausenden noch seyn, wenn nicht eine Weltrevolution die Erde anders gestaltet.

Man steigt oberhalb der Villa Reale ein, fährt längs derselben, das von St. Elmo gekrönte einzige Panorama und den rauchenden Vesuv immer vor Augen habend, an dem Castel del Ovo, dem Arsenal, dem Castel nuovo, dem Leuchtthurm, dem großen Molo, den prächtigen Kais, dem Castel del Carmine vorüber und die Ufer bis Portici hinab. Diese schönste Halbinsel Europas ist von der einen Seite, nach Gaeta zu, von dem Cap Miseno begrenzt, auf der andern, nach Sicilien zu, vom Cap Campanello. Der beste Punkt, die Stadt in ihrer ganzen Pracht vor sich entfaltet liegen zu sehen, ist zwei Miglien in der See, dem Castel del Ovo gegenüber. Aber fast jede 100 Schritte, die man weiter fährt, verändert sich diese Ansicht, und jeder neue Punkt bietet auch neue Schönheiten dar, das Ganze macht vor Entzücken und Bewunderung staunen.

Einen Anblick anderer Art, jedoch nicht minder herrlich und imposant, gewähren die Stadt und der Golf, von der Höhe von St. Elmo aus gesehen, wo man die zahllosen Häuser, Kirchen, Paläste, Forts und andere Gebäude der ersteren zu seinen Füßen liegen hat, und über sie hinaus, unter dem fast immer heitern Himmel vom reinsten Aetherblau, das sich endlos spiegelnde Meer, und eine Gegend, die das reichste Füllhorn der Natur mit der üppigsten Vegetation der köstlichsten Pflanzen und Gewächse des südlichen Himmelsstrichs mit verschwenderischem Ueberfluß überschüttet zu haben scheint. Auf der andern Seite begrenzen die Apenninen den Hintergrund und scheinen das Paradies des alten Campanien, jetzt terra di lavoro, schützend zu umgeben. Es ist, als sey hier eine ewige Blüthenzeit, und auch die empfindlichsten Blumen und Pflanzen der tropischen Gegenden gedeihen hier im Freien und blühen mitten im Winter. In Staunen versunken, habe ich mehr als einmal diese Wunder einer schöpferischen Natur von der Terrasse des Karthäuser-Klosters herab, dem schönsten Punkte, stundenlang betrachtet, das unermeßliche Neapel mit seinem weiten

Hafen, seinem Mastenwald, den sich in das endlose Meer verlierenden Golf zu den Füßen, Portici mit seinen reizenden Küsten, den Vesuv zur Linken, und die sich am Horizont verlierenden Gefilde Capuas zur Rechten.

Die Karthäuser haben gewiß mit den prächtigsten Garten, und hinsichtlich der Aussicht den schönsten um ganz Neapel, von der Terrasse desselben überblickt man den Golf mit allen seinen Inseln bis Strombeli und Lipari, die Luft ist hier immer sehr rein und bei diesen guten Vätern, mit denen ich durch Moritz bekannt wurde, trinkt man auch die reinsten und köstlichsten Christusthränen, bei denen die frommen Männer so recht behaglich dem hier überaus prächtigen Schauspiel des Sonnenuntergangs und dem Gewimmel der Tausend kleinen Fahrzeuge und Schiffchen im Golf zusehen. Jetzt breitet die Nacht ihre Schleier aus, aber hier thront wahrhaft die Königin der Nacht in ihrem höchsten Glanz, und balsamische kühlende Lüfte erfrischen was athmet und lebt; während die Millionen Sterne über dem Haupt wie Diamanten blitzen, funkeln viele Tausende von Lichtern und Feuern zu den Füßen längs den Ufern hin und verlieren sich in die endlos scheinende Unabsehbarkeit. Musik und Gesänge ertönen von den Gartenterrassen der Häuser, die hier die Stelle der Dächer vertreten; aber ein ewig dumpfrollendes Getöse verschlingt deren Melodien und vermischt sich mit diesen. Steht nun gerade noch der Vollmond an dem wolkenlosen Himmel und spiegelt sich bei Meeresstille in den ruhigen Fluthen der See, und die Cypressen und Palmen werfen ihre Riesenschatten weit hin, dann hat man eine jener Prachtnächte Neapels in ihrem höchsten Glanz, deren es Hunderte in einem Jahr giebt.

Mit der einbrechenden Nacht wird alles lebendig, auf den Plätzen und in den Straßen verdoppelt, vervierfacht sich das Gewühl, auf allen Dachterrassen bewegen sich Tausende von Gestalten, und es scheint, als sey man in eine ganz eigene, über der Stadt schwebende, luftige Welt versetzt. Von allen Balkonen tönen muntere oder sentimentale Melodien herab und auf den Plätzen lassen die Lazaroni ihre Volkslieder in neapolitanischer Mundart erschallen. In jeder Straße hört man ein anderes Concert.

Da die meisten Straßen eng und schmal und daher auch finster sind, so werden zu Neapel, ganz das Gegentheil von andern Städten, die höchsten Stockwerke am theuersten vermiethet,

und das oberste, zu dem immer die Terrasse gehört, auch weil da die Luft am reinsten und gesündesten, ist das gesuchteste und kostspieligste. Die Häuser sind in der Regel 4—6 Stockwerke hoch. Unter allen Straßen steht die Strada Toledo oben an und ist für sich allein eine prächtige Stadt, die Weltberühmheit erlangt hat, denn es ist nicht wohl eine zweite der Art in Europa; sie ist an 3 Miglien lang, durchschneidet fast ganz Neapel von Süden nach Norden, und ist was der Corso in Rom, nur bei weitem breiter und schöner; ihren Namen hat sie von dem Vicekönig Don Petro di Toledo, der sie 1540 auf den Stadtgräben und Wällen anlegen ließ. Hier trifft man die prächtigsten Palläste der neapolitanischen Großen an, wie den Palazzo Reale, St. Giacomo, der Dentici, Stigliano, Maddalone, Doria, Berchio ꝛc., und viele sehr schöne Häuser, die statt der gewöhnlichen Fenster fast alle Balkone haben, wie jedes nur mittelmäßige Haus in der ganzen Stadt. Die Erdgeschosse sind selten bewohnt, sondern meistens Magazine, Gewölbe, Remisen, und in den Hauptstraßen, wie Toledo, prächtige Buden und Läden mit Luruswaaren angefüllt. Alle nur einigermaßen bedeutende Gebäude haben große Einfahrten gleich Schloßthoren. Außer der Straße Toledo, sind noch die Strada Foria, S. Carlo, bei Tribunali, di Constantinopoli, de setti dolori, Santa Lucia, und vor allem die Chiaja zu bemerken, deren Lage außerordentlich schön ist, und die sich an der Westseite der Stadt längs dem Meer bis zur Villa Reale zieht, wo sich mit Sonnenuntergang die große und kleine Welt Neapels einfindet, um sich in der nun eintretenden kühlen Seeluft zu erquicken. Am Ende der Chiaja beginnt die Mergelina, eine sehr besuchte Promenade, die an Villas und Cassinis längs dem Pausilippo hinläuft. Große und schöne Plätze, die man hier Larghi (Breiten) nennt, hat die Stadt nur wenige, unter ihnen ist der Mercatello, auch Largo dello Spirito-Sancto genannt, einer der schönsten; er liegt an der Toledostraße und ist mit 26 allegorischen Bildsäulen geschmückt, die vor einem halbrunden prächtigen Gebäude stehen, das zu Ehren Carl III. durch den Baumeister Vantinelli 1757 aufgeführt wurde. Diese Bildsäulen stellen 26 verschiedene Tugenden und sonstige löbliche Eigenschaften des genannten Königs dar, eine ekelerregende Schmeichelei, deren ungeachtet aber das böse Volk die Reiterstatüe dieses Monarchen, die in der Mitte in einer Nische aufgestellt war, 1799 zertrümmerte.

Auf dem Largo del mercato (Marktplatz), der größte Neapels, auf dem Montags und Freitags großer Markt gehalten wird, war ehedem der Galgen in Permanenz; hier war es, wo den 25. Oktober 1269 Conradin von Hohenstaufen und Friedrich von Baden durch das Beil des Henkers fielen; an der Stelle wo sie hingerichtet wurden, steht jetzt eine kleine Kapelle. Um ihrem Sohn das Leben zu retten, war Conradins Mutter mit einem schweren Lösegeld rastlos nach Neapel geeilt, womit sie ihn von dem grausamen Carl loszukaufen hoffte, aber sie kam bei aller Eile dennoch um wenige Tage zu spät, und gerade noch zu rechter Zeit, den Leichnam des geliebten Kindes zu umarmen. Die Schätze, die sie zu seiner Rettung mitgebracht hatte, verwendete die unglückliche Frau nun zur Vergrößerung der Carmeliterkirche und zum Begräbniß der beiden Opfer, deren irdische Reste hinter dem Hochaltar beigesetzt wurden. Conradin, der Sohn Kaiser Conrad IV., und der letzte Sprößling der Hohenstaufen, war sechzehn Jahre alt, als er durch Henkershand fiel.

Auf diesem Platz war es auch, wo 1647 der Aufstand Masaniellos ausbrach, der durch seine wilde Beredtsamkeit das Volk gegen die Tyrannei der spanischen Regierung zur Empörung entflammte und sich zum Herrscher der Stadt machte; noch wird das von ihm bewohnte Haus gezeigt. — Der Largo del mercato ist noch jetzt der Haupttummelplatz des gemeinen Volkes und der Lazzaroni, die man hier am bequemsten zu beobachten und ihre Sitten kennen zu lernen Gelegenheit hat.

Außerdem sind noch der Largo di castello, in der Nähe des Castel Nuovo, der Largo San-Lucia, wo der große Fischmarkt gehalten wird, und der Largo di Palazzo, in der Nähe des königlichen Pallastes, die einzigen, die den Namen Plätze verdienen.

Der Palazzo regio (königliche Pallast), unstreitig eines der schönsten Gebäude Neapels, liegt am Ende der Straße Toledo, in geringer Entfernung von dem Meer, er wurde nach dem Plan des berühmten Fontana im Jahr 1600 unter dem Vicekönig Don Ruy de Castro erbaut. Seine lange Facade (137 Metres) wird durch drei gleichhohe Thore oder Einfahrten unterbrochen, über denen auf Granitsäulen ruhende Balkone angebracht sind, drei übereinander stehende Reihen Pilaster, von dorischer, jonischer und korinthischer Ordnung, zieren seine schöne Facade, die mit einer Balustrade von Pyramiden und Vasen gekrönt ist. An der prächtigen

Haupttreppe stehen die Bildsäulen des Ebro und Tajo. Das Innere dieses fast ganz ausgeräumten Pallastes wurde zuerst unter Joseph, dann aber besonders durch Mürat wieder auf das prächtigste eingerichtet und meublirt. In der Kapelle dieses Schlosses befindet sich ein Altar, der ganz von Lapis Lazuli ist und sehr reich vergoldete Verzierungen hat. Das schönste Gemach in demselben ist unstreitig der Saal der Vicekönige, in welchem die Bilder aller derer die über Neapel herrschten, zu sehen sind.

Unter den unzähligen Kirchen dieser Stadt (man rechnet deren, die Kapellen inbegriffen, über 300, von denen 200 wenigstens ansehnliche Kirchen sind,) ist besonders die dem heiligen Januarius geweihte Cathedrale merkwürdig. Es ist ein beinahe gothisches burgartiges Gebäude, mit vier dicken Thürmen flankirt, und sehr alt; man behauptet, daß sie von Constantin dem Großen auf den Grundmauern eines ehemaligen Apollotempels erbaut wurde. Nachdem sie 1456 durch ein Erdbeben sehr beschädigt wurde, stellte sie Alphons I. durch Pisano wieder her. Es ist der größte und reichste Tempel in Neapel, an seinem Eingang stehen zwei Säulen von Porphyr, und in seinem Innern sieht man deren 110 von egyptischem Granit, die noch von dem alten Apollotempel herrühren; sie hat sehr schöne Bildsäulen, unter denen die eines Kardinals Caraffa von Michel Angelo; unter den vielen Grabmälern ist besonders das des Bernardino Caracciola zu bemerken, welches ein mit einem Leichentuch bedecktes Skelett, eine Sanduhr in der Hand haltend, darstellt. Auch Papst Innocenz II. und der von seiner Gattin, der Königin Johanna, erwürgte Andräas von Ungarn liegen hier begraben; das Mausoleum des Erstern ist von einer Gruppe allegorischer Figuren umgeben, und auf dem Grabstein des ermordeten Königs liest man die That seiner Frau. Der Körper des Schutzheiligen dieser Kirche, St. Januarius, noch früher war sie der heiligen Restituta geweiht, der daselbst enthauptet wurde und dessen Blut eine fromme Dame auffing, wird in einer unterirdischen prächtigen Kapelle aufbewahrt, deren Decke gleichfalls durch von dem Apollotempel herrührende Säulen gestützt wird, sie ist ganz mit weißem Marmor bekleidet. In der Kapelle des heiligen Januarius, die man auch die Schatzkapelle nennt, und die sich in der mit der Hauptkirche verbundenen Kirche der San-Restituta, ein ehemaliger Tempel des Neptuns, befindet, wird das so berühmte und von den Neapolitanern so hoch verehrte Blut in

Crystallflaschen aufbewahrt, welches dreimal des Jahres, nämlich den 16. Mai, den 19. September und den 16. December mit außerordentlicher Feierlichkeit ausgestellt wird. Das Blut des Heiligen wird flüssig und siedet sobald man es in die Nähe des Kopfes desselben, der in einem Tabernakel aufbewahrt wird, bringt; thut es dies nicht, dann geräth die ganze Stadt in die größte Bestürzung, das Volk und die Lazzaroni werden unruhig und befürchten großes Unglück, wohl gar den Untergang der Stadt durch Erdbeben, und man beruhigt sich nur erst dann, wenn die rothe Brühe — denn es ist nichts anders als eine rothgefärbte Masse, welche durch ein chemisches Kunststück flüssig gemacht wird, — liquid zu werden beginnt, dann aber ist großer Jubel und Halloh in der ganzen Stadt. Schon oft haben die Priester dieses religiöse Gaukelspiel benützt, die Regierung einzuschüchtern und zur Nachgiebigkeit im Interesse der Geistlichkeit zu bewegen, was ihnen meistens gelang.

Ueber dem über alle Beschreibung prächtigen Hochaltar von Porphyr, der von Gold und Silber strotzt, ist eine große Bildsäule des verehrten Schutzheiligen, dessen silberne Statüe außerdem noch mehr als dreißigmal in verschiedenen Nischen der Kapelle del Tesoro aufgestellt ist; auch findet man auf 7 Altären, zwischen 42 Säulen von Brocadell, eine sehr seltene Marmorart, noch 18 Mal seine Bildsäule von Erz. Dieser Januarius war ein Bischof zu Benevent, der zu Puzzuoli den Tod eines Märtyrers starb.

Unter den übrigen Kirchen sind noch zu bemerken: die des San-Paulo-Maggiore, deren Säulen dem Perticus eines Tempels des Castor und Pollux entnommen sind, und die zu dem Augustinerkloster gehört, in welchem man noch Spuren des Theaters findet, auf welchem Nero seine ersten dramatischen Versuche machte, ehe er es wagte, sich vor dem römischen Publikum hören zu lassen; die Kirche der Karmeliter, die das Grabmal des unglücklichen Conradins, und seines Leidensgefährten enthielt; in einem Gang des zu derselben gehörigen Klosters steht die Bildsäule Elisabeths, Conradins Mutter, der in einer Inschrift unter derselben der Titel: Kaiserin, verliehen ist, der Thurm dieser Kirche ist der höchste in Neapel. Die Kirche der heiligen Clara ist eine der zierlichsten, sie ist am reichsten dekorirt. In der Kirche Santa-Maria de pie di Grotta, die an dem Eingang der Grotte des Pausilippo liegt, ist ein wunderthätiges Madonnenbild, zu dem jedes Jahr den 8ten

September eine groſse Proceſſion, an deren Spitze der Hof, wallfahrtet. Die Kirche San-Giovanni in-Carbonara mit dem bis an die Decke reichenden Mauſoleum des Ladislaus; la Nunziatella, San-Domenico-Maggiore, die der Apoſtel, der Annunziata, die alle mehr oder minder treffliche Gemälde, Meiſterſtücke der Bildhauerkunſt und Architektur enthalten. Die Kirche des heiligen Januarius dei poveri (der Armen), eines der älteſten Denkmäler der Chriſtenheit, iſt wegen ihren Catakomben, die man auch den Kirchhof des heiligen Januarius nennt, beſonders merkwürdig. Sie ſind in Felſen, drei Stockwerke übereinander, eingehauen, von denen ein jedes mehrere Gewölbe enthält, die ſo geräumig ſind, daſs ſich über 50,000 Menſchen darin verbergen können. Am Eingang zu denſelben iſt eine kleine, ebenfalls in Felſen gehauene Kirche, und mitten in derſelben befindet ſich ein Hochaltar, hinter demſelben eine Kanzel, ein Taufbecken und Bänke, Alles aus den Felſen gehauen. Dieſe Felſengemächer, Kammern, Grabgewölbe und in die Felſenwände gehauenen Sarghöhlen bilden ein wahres Labyrinth. In halbrunden Gemächern findet man noch Spuren von Freskogemälden, viele Schädel, Gerippe, Knochen, Gräber und andere Zeichen der Verweſung. Hier hatten die erſten Chriſten ihre Zuſammenkünfte und feierten die Agapen (Liebesmahle); ob aber ſie es waren, welche die ungeheuren Höhlungen in dieſe Felſen gruben, oder ob dies vielleicht alte Steinbrüche ſind, iſt nicht mehr zu ermitteln. In den geräumigſten Gewölben derſelben lagen ganze Berge von Gerippen und Todtenköpfen, die traurigen Ueberreſte der Opfer der furchtbaren Peſt, welche Neapel im Jahr 1656 verheerte.

Neapel hat fünf Caſtelle oder feſte Schlöſſer, weniger geeignet, Stadt und Hafen zu vertheidigen, als das unruhige Volk derſelben im Zaum zu halten. Unter denſelben ſteht das die ganze Stadt beherrſchende Caſtel St. Elmo oben an, es liegt auf dem Berg Vomero, dem alten mons olympianum, und ſoll zuerſt eine Einſiedelei geweſen ſeyn, an deren Stelle die Normänner ſpäter eine Art Wachthaus errichteten, aus dem Carl II. von Anjou eine Veſte machte. Carl V., die Wichtigkeit dieſes Punktes wohl erkennend, ließ dieſelbe durch Peter von Toledo befeſtigen, unter Philipp II. wurde ſie vollendet. Dieſes Fort iſt eine wahre Zwingburg und hat ungeheure unterirdiſche Gewölbe, in welchen nicht ſelten geheime Staatsgefangene ihr Leben hinbringen mußten und

für die Welt verschwunden waren. Bei jedem Aufruhr spielt sie eine große Rolle, und bei dem Masaniellos war es nahe daran, daß sie in die Luft gesprengt werden sollte, schon waren die Minen gelegt, als die Wendung, welche der Gang der Dinge nahm, das Sprengen verhinderte. Von hier aus hat man die herrlichste Aussicht in das weite Rundgemälde.

Unter den Werken dieser Festung liegt die prächtige Karthause des heiligen Martin, welche die wundervolle, schon beschriebene Lage hat. Die Kirche derselben ist eine der reichsten Neapels und auf das verschwenderischste mit den kostbarsten Steinen, Bildhauerarbeiten, Vergoldungen und herrlichen Gemälden verziert, deren Schöpfer zum Theil die berühmtesten Meister der Kunst waren. Acht Seitenkapellen, jede auf das zierlichste und reichste ausgeschmückt, befinden sich auf beiden Seiten des Schiffes.

Das Castel del Ovo, so von seiner eiförmigen Gestalt genannt, liegt auf einer Felsenspitze im Meer und hängt durch einen über 200 Schritte langen Damm mit der Stadt zusammen. Auf diesem Felsen, der früher den Namen Megalia führte, hatte Lukullus ein Landhaus und eine Fischerei, und hierher hatte Odoacer den letzten römischen Kaiser Augustus verbannt. Dieses Schloß beherrscht den ganzen Golf, den es in zwei Theile theilt, und wird selbst wieder durch die Batterien des Castel nuovo unterstützt. Früher war nur ein Kloster hier, das man wegen den Angriffen von der See aus befestigte, aus dem nach und nach das jetzige feste Schloß entstand, in welchem mehrere Könige residirt haben.

Das Castel nuovo (neue Schloß), in welchem jetzt unser erstes Bataillon kasernirt war, ist das bedeutendste Fort von Neapel, es liegt hinter dem königlichen Schloß an dem Ufer des Meeres, und wurde 1284 von Carl I. von Anjou, ein Bruder des heiligen Ludwig, ganz nach dem Plan der Bastille zu Paris, der es auch vollkommen ähnlich ist, angelegt, nach und nach von verschiedenen Regenten noch vergrößert und mit mehrern Werken versehen, es hat breite und tiefe Gräben, sehr starke und dicke Thürme, und diente lange den Königen von Neapel zur Residenz. An seinem Eingang befindet sich ein Triumphbogen von Marmor, der Alphons I. zu Ehren errichtet wurde, und dessen Basreliefs den Einzug dieses Fürsten zu Neapel darstellen. Im Innern dieser Veste ist ein Arsenal, eine Kanonengießerei, mehrere Rüstkammern,

eine der heiligen Barbara geweihte Kirche in gothischem Styl, die ein sehr schönes Gemälde der Madonna mit dem Jesuskind hat, u. s. w. Dieses Schloß gleicht einer kleinen Stadt, und 4000 Mann können ganz bequem in demselben kasernirt werden. Drei Bataillone von verschiedenen Regimentern, so wie mehrere Compagnien Artillerie, Feuerwerker und gegen 100 Offiziere machten jetzt seine Besatzung aus. Ueber dem großen Eingangsthor hing damals ein über 20 Fuß langes ausgestopftes Krokodil; das große Arsenal, die Darsena genannt, stößt an das Castel nuovo.

Von der Torre oder dem Castel del Carmine, das auch ich später bewohnte, so wie von der furchtbaren Vicaria, ehemals das Castel capuano genannt, werde ich später zu sprechen Gelegenheit haben. Pizzo-Falcone liegt auf einer Anhöhe, dem königlichen Schloß gegenüber, ist ziemlich fest und hatte eine starke Garnison. Hier stand in den ältesten Zeiten ein Herkulestempel, und später, unter der römischen Herrschaft, der prächtige Pallast Lukulls; die Erdbeben haben dieses Fort häufig zerstört, vermittelst einer Brücke hängt es mit dem Berg zusammen, auf dem sich St. Elmo erhebt. Unter dieser Brücke läuft die Straße Chiaja hin, weßhalb sie auch die Chiajabrücke genannt wird.

Die größern Theater Neapels sind, nebst dem prächtigen San-Carlo, vielleicht das prächtigste der Welt: del Fondo, Fiorentino, das Theater nuovo, Fenice und Carlino, außerdem noch viele kleinere, in denen hauptsächlich Pulcinello, eine ganz neapolitanische Personnage, von der die übrigen Pulcinellis in Europa und Frankreichs Hauptstadt auch keine Ader haben, sein Wesen treibt; es ist eine Art Bauer, der etwas von einem Dorf- oder Krautjunker an sich hat, in weiße Linnen-Beinkleider gekleidet und mit einem ganz zugespitzten weißen Filzhut bedeckt ist, hinter einer halben schwarzen Maske das Gesicht verbergend, und ausschließlich nur das neapolitanische Kauderwelsch sprechend, dessen Charakter eine Mischung von Tölpelhaftigkeit, Naivität und Gutmüthigkeit ist. Da ohne die Lokalitäten und die neapolitanische Sprache genau zu kennen, die Späße und Witze dieser komischen Person nicht verstanden werden können, indem sie meistens Anspielungen auf Stadtbegebenheiten sind und auf Wortspielen beruhen, so kann der Fremde, selbst der Italiäner anderer Staaten, wenig Gefallen an diesem weißen Hanswurst finden; das Köllner Henneschen kömmt ihm am nächsten — Dieser Pulcinello hat in unzähligen Buden

und fast allenthalben seinen Sitz aufgeschlagen, und ist dem Volk so unentbehrlich wie Essen und Trinken, ihm zuhörend und über seine Späße lachend, vergißt es Armuth und Elend.

Der Grundzug des Charakters des Neapolitaners ist: ungeheure Indolenz und Vergnügungssucht, er liebt lustig und freudig zu leben, aber es darf ihn keine Mühe kosten. Er ist gerne in freier Luft, an dem Meeresufer oder bei seinen bedeckten und unbedeckten Schaubühnen, und schon Horaz nannte diese Stadt: otiosa Neapolis. Dabei ist jedoch Mäßigkeit die Haupttugend des Neapolitaners; ein Altbaier, Oestreicher, Schwabe ꝛc. würde noch bei dem hungern, was ein halbes Dutzend Neapolitaner verzehren, um sich zu sättigen, mit wenig Grani, höchstens ein Paar Carlini (à 8 Kreuzer oder 2 Groschen) lebt eine zahlreiche Familie, vollkommen gesättigt, einen ganzen Tag.

Das Theater San Carlo, nach dem zu Parma das größte der Welt und wohl auch das schönste, hat so vortrefflich gemalte Dekorationen, daß man kaum Täuschung von Wirklichkeit zu unterscheiden vermag, der Reichthum und die Pracht der Costüms grenzt an das Unglaubliche, sowie die Maschinerie an das Wunderbare; seinen höchsten Glanz erreichte es wohl unter Mürat, und ich werde später, wo ich gewissermaßen demselben vorstand, Gelegenheit haben, mehr davon zu sagen. Es liegt ganz nahe an dem königlichen Pallast und wurde im Jahr 1737 nach dem Riß Medranots zu bauen begonnen, aber erst 30 Jahre später, unter Ferdinand I. vollendet. Das Innere hatte sechs Gallerien oder Logenreihen, ein sehr geräumiges Parterre, in dem alle Sitze eben so vielen Armstühlen glichen und sehr bequem waren. Jede Gallerie enthielt dreißig geräumige Palchi oder Logen, in einer jeden derselben, die ein kleines abgesondertes Zimmer, meist mit einem Vorzimmer bildete, war bequem für 12 Personen Raum, sie waren auf das geschmackvollste meublirt, nach dem Belieben des Inhabers mehr oder weniger reich ausgeschmückt und mit allem Comfort versehen, sogar Damen-Toiletten und Spieltische fehlten nicht, in dem Vorzimmer harrten Bediente, man wartete in den Zwischenakten mit allen erdenklichen Erfrischungen den geladenen Gästen auf und soupirte nicht selten auch während den Vorstellungen. Jeder dieser Palchi hatte zwei, auch vier Spiegel mit Wandleuchtern, ebenso waren außerhalb und zwischen denselben Spiegel mit drei- oder fünfarmigen vergoldeten Armleuchtern angebracht, was bei

einer vollständigen Illumination, wo soviel Tausend Kerzen durch den Widerschein der vielen Spiegel Millionenmal vervielfältigt, eine unbeschreibliche, feenhafte Wirkung hervorrief. Die Draperien dieser Logen waren meistens von karmoisinfarbigem, genuesischem Thronsammet, mit reichen Goldstickereien und Fransen von demselben Metall versehen. Später ließ Mürat noch das Portal dieses Prachthauses durch ein aus fünf Bogen bestehendes, herrliches Peristil verschönern; 1816 brannte es jedoch ab, wurde aber eben so prächtig wieder hergestellt. Hier wurden nur die ganz großen Opern (**Opera seria**), Meisterwerke der Tonkunst, und Prachtballette gegeben.

In den übrigen Theatern sah man die Opern **buffa** und italiänische Lustspiele in hoher Vollendung aufführen, das vorzüglichste unter denselben war Fiorentino, dessen Direktion damals eine Deutsche, Madame Müller, hatte, ich sah öfter Kotzebuesche Lustspiele, recht gut übersetzt, in demselben geben. Im Theater nuovo wurde später französisch gespielt.

Der Gebrauch, der in ganz Italien zu Hause ist, daß mehrere Monate hintereinander jeden Abend ein und dieselbe Oper und ein und dasselbe Ballet aufgeführt werden, scheint dem Ausländer anfangs unausstehlich, und er begreift nicht, wie ein und dasselbe Publikum (in den Logen sind fast immer dieselben Personen) das sich stets wiederholende Theater fast jeden Abend besuchen mag. Aber auch diese Gewohnheit hat, wie Alles, ihre zwei Seiten; mir wollte ebenfalls dieser Gebrauch anfänglich nicht zusagen, ich fand ihn fast unerträglich, aber fügte mich dennoch bald darein, und zuletzt mußte ich eingestehen, daß er seine sehr angenehme Seite hat und sogar das Vergnügen der Unterhaltung vermehrt. Ist die Musik der Oper gut, gediegen und gehaltvoll, so entdeckt man bei jeder Wiederholung derselben neue Schönheiten, die man während den ersten Vorstellungen überhörte und nicht auffaßte, mit denen man nun immer vertrauter wird und sich im Voraus darauf freut, diese lieblichen Melodien, diese herrlichen Harmonien wieder, wenn auch zum fünfzigstenmal zu hören; während den Recitativen oder wenig ansprechenden Morceaus aber plaudert man mit seinen Nachbarn und unterhält sich auf das angenehmste, sobald man einmal den Inhalt und die Intrigue des Sujets kennt. So sah ich z. B. Meyers vortreffliche Oper: Ginevra di **Scozia** mehr als 60 Mal hintereinander und mit immer

steigendem Interesse, und so erging es dem ganzen Publikum, ja als endlich eine neue Oper in die Scene gesetzt wurde, und diese nach mehrern Vorstellungen nicht sonderlich gefiel, mußte Ginevra wieder hervorgeholt und abwechselnd mit jener gegeben werden. Jede gute, gediegene und nicht oberflächliche Musik lernt man erst nach vielen Wiederholungen genauer kennen und würdigen. Mozarts Don Juan, Spohrs Faust und ähnliche Meisterwerke wollten anfänglich die Menge und selbst Musikkenner nicht ansprechen, die sie zum Erstenmal hörten, und nur nach öfterer Wiederholung lernten sie die Schönheiten derselben kennen und deren hohen Werth einsehen. Gerade umgekehrt verhält es sich mit dem Gedudel der gefälligsten Melodien, wenn sie keinen wirklichen Gehalt haben, sie entzücken im Anfang und verlieren bei jeder Wiederholung, bis man endlich des Ohrenkitzels müde ist und sie sogar zum Ekel und Ueberdruß werden. Wo ist der Mensch, der Mozarts Don Juan, die Zauberflöte, den Figaro, Titus, Spontinis Vestalin und Cortes, Winters unterbrochenes Opferfest, Haydn's Schöpfung, Spohr's Faust u. s. w. zum Ueberdruß gehört hätte? Außerdem muß das Theater in Italien, wo die Gesellschaften und Soiréen nicht in der Art wie in Deutschland oder Frankreich floriren, diese und die gemüthlichere Geselligkeit ersetzen, und im Opern- oder Schauspielhaus wird geplaudert, gespielt, soupirt u. s. w., man besucht sich gegenseitig in den Palchis, theilt sich daselbst die Neuigkeiten des Tages und die Stadtklatschereien mit, schwatzt sich aus, und dies Alles, indem man von Zeit zu Zeit den herrlichsten Ohrenschmaus hat, wo alsdann eine Todtenstille im ganzen Haus eintritt.

Eine ganz eigene Bewandtniß hat es auch mit den italiänischen Benefizvorstellungen, und es ist wohl der Mühe werth, die bei denselben stattfindenden, sehr sonderbaren Gebräuche näher kennen zu lernen.

Der Künstler, Sänger, Schauspieler oder Tänzer, gleichviel, dem eine Benefizvorstellung, hier una serata genannt, zukommt, macht eben so wie eine Sängerin, Tänzerin, die sich in diesem Fall befindet, schon vier bis sechs Wochen vor derselben in allen angesehenen Häusern seine Aufwartung und giebt dabei eine auf feinem, weißen oder bunten Papier, für die Autoritäten und vornehmsten Häuser wohl auch auf Atlas gedruckte Einladung ab, welche zu gleicher Zeit das Programm der Stücke enthält, die

an jenem Abend aufgeführt werden. Iſt nun der feierliche Tag dieſer Aufführung herangekommen, ſo ſetzt ſich der Beneſiziant oder die Beneſiziantin in ihrem brillanteſten Coſtüm hinter einen ſchön gedeckten, ſich an dem Haupteingang des Theaters befindlichen Tiſch, auf dem zwiſchen vier ſilbernen Armleuchtern und Blumenvaſen eine große ſilberne Schüſſel ſteht, und der von zwei, manchmal auch vier Grenadieren, welche Wache dabei halten, umgeben iſt. Jeder Eintretende wirft nun, nachdem er mehr oder weniger großmüthig oder wohlhabend iſt, ganz nach Belieben ein oder mehrere Stücke Geld, Silber oder Gold, in das Becken, wofür ihm der Beneſiziant oder die hübſche Beneſiziantin mehr oder minder graziös und verbindlich, nachdem das hingeworfene Geld bedeutend iſt, dankt und dem Geber ſehr freundliche Blicke zuwirft. Iſt die Beneſiziantin eine berühmte oder ſchöne Sängerin oder Tänzerin en vogue, ſo regnet es Goldſtücke und ſogar Goldrollen in das Baſſin und wohl auch noch andere Geſchenke, als Brillantnadeln, Ringe, Ohrengehänge und dergleichen. So habe ich einmal in Florenz geſehen, daß einer ſolchen Prinzeſſin von einem ſchon bejahrten, aber ſehr reichen Lieferanten ein einfacher Blumenſtrauß dargereicht wurde, bei näherer Unterſuchung fand es ſich aber, daß deſſen Kern, d. h. Stengel, eine Rolle von 200 Rusponi (Goldſtücke à 40 Franken an Werth) enthielt. Aus andern Bouquets blitzen Sternblumen und Roſetten von Diamanten, Rubinen oder Smaragden hervor, bei kleinen Sträußchen waren die Blumen ganz von Edelſteinen, Stengel und Blätter aber von Gold und letztere grün emaillirt. So waren gewöhnlich die Bouquette beſchaffen, welche Mürat den Theaterprinzeſſinnen verehrte. Man kann bei ſolchen Gelegenheiten zwar auch Billete an der Caſſe löſen und das ſilberne Becken ignoriren, was jedoch nicht leicht Jemand thut, da der Tiſch immer von einer Menge controlirender Neugierigen umgeben iſt. Die Beneſize des untergeordneten Perſonals werden aber wenig beſucht, und dieſes iſt zufrieden, wenn ſich ein Paar Hände voll Silber in dem Baſſin befinden. Auch während der Vorſtellung regnet es oft noch Gold, aber beſonders viel Blumen und Gedichte, welche das Lob der Beneſizianten in überſchwenglichen Ausdrücken beſingen, Kränze fallen von den Polchis und aus den Ventilatoren herab, manchmal läßt man auch weiße, mit Roſabändern geſchmückte Tauben auf die Bühne fliegen, denen Billets oder Reime an den Hals ge-

hängt sind: daß eine solche Glückliche mit einem endlosen Halloh und donnernden Bravis empfangen, wenigstens ein halbes Hundertmal hervorgerufen und endlich haranguirt und gekrönt wird, versteht sich von selbst.

Sobald das Kommen der Zuschauer aufgehört hat, verläßt der Benefiziant seinen Platz hinter dem Tisch, packt seine Einnahme zusammen, die bei gefeierten Schönen bisweilen 50,000 Franken und mehr beträgt, und begiebt sich auf die Bühne, wo für diesen Abend jedenfalls einige Extra-Stücke, wenn nicht ganz neue Vorstellungen, zum Besten gegeben werden. Nicht selten ist es auch der Fall, daß sich bei solchen Gelegenheiten Dilettanten und Dilettantinnen aus den angesehensten Familien der Stadt zu Gunsten des Benefizianten, wenn dieser ein nicht gewöhnliches Talent hat, hören lassen und eine Parthie in einer Oper singen; ich selbst habe dies später mehrmals, theils aus Liebhaberei für das Theater, theils der schönen Benefiziantin zu lieb in verschiedenen Städten Italiens gethan, ohne daß man bei den militairischen Behörden irgend einen Anstoß daran gefunden hätte, und ich war nicht der einzige Offizier, der dies that, im Gegentheil fanden es die französischen Offiziere beneidenswerth und genial, denn über alle Gamaschen- und Zopfpossen war man längst hinaus.

Aus Unteritalien und namentlich aus Calabrien kamen jetzt mit jedem Tag schlimmere Nachrichten, fast stündlich trafen Couriere und Staffetten von den Commandanten der Provinzen ein, welche die Lage derselben als äußerst schwierig schilderten, und alle Anzeichen schienen den Ausbruch eines nahen und schweren Sturmes zu verkünden. Ueberall rotteten sich Banden unter waghalsigen und unternehmenden Häuptern, die nicht selten Geistliche waren, zusammen; unter den letztern war besonders ein Pfarrer Petroli, der dem flüchtenden Hof nach Sicilien gefolgt und insgeheim wieder zurückgekehrt war, sehr wirksam, überhaupt spie Sicilien was es vom Abschaum der Banditen, Räuber und Mörder besaß, unaufhörlich an den Küsten von Calabrien und Apulien aus; die Geistlichkeit und Pfaffen schürten den Haß des Volkes und fachten ihn zur verzehrenden Flamme an. Die Banden-Anführer, die schon 1799 unter dem Kardinal Ruffo die Unzufriedenen gegen die Franzosen geführt hatten und sich noch in Sicilien befanden, wohin sie der Königin Caroline, die sie beschieden hatte, gefolgt waren, schickten fortwährend ihre Emissaire ab, corre-

ſpondirten unausgeſetzt mit ihren Anhängern im ganzen Reich und in der Hauptſtadt ſelbſt, und man wußte, daß man in Sicilien die Landung eines ſtarken engliſch-ſicilianiſchen Heeres, durch alle Briganden und Banditen Calabriens und Apuliens verſtärkt, die ſeiner Ankunft harrten, vorbereitete. Die Franzoſen hatten zwar einigen Anhang unter den Gutsbeſitzern und den ſogenannten Patrioten, welche die verjagte königliche Familie tödtlich haßten und auf der andern Seite den Ausbruch der Volkswuth zu befürchten hatten, aber dieſe, welche in einem ſolchen Fall alles für ihr Leben und Eigenthum zu fürchten hatten, waren um ſo weniger im Stande, den durch die Pfaffen wüthend gemachten Pöbel im Zaum zu halten, da man von franzöſiſcher Seite den unverzeihlichen Fehler beging, dieſe der neuen Regierung günſtigen Perſonen nicht zu einer Art Bürger- oder Nationalgarde zu organiſiren und zu bewaffnen, und diejenigen Barone und Gutsbeſitzer, von denen man wußte, daß ſie dem entflohenen Hof feind waren und deſſen Rückkehr zu fürchten hatten, an ihre Spitze zu ſtellen, wodurch man ſich einen feſten Anhaltspunkt und eine ſtarke Stütze geſchaffen haben würde. General Regnier befehligte jetzt in Calabrien und hielt ſich zu Reggio auf, um Sicilien daſelbſt beſſer zu überwachen, konnte aber nicht verhindern, daß faſt jede Nacht Hunderte der ehemaligen Streiter des Kardinal Ruffo übergeſetzt wurden. Es wurden nun beſtändig Verſtärkungen von Neapel nach Calabrien abgeſandt, und ſo oft neue Truppen von Oberitalien in dieſer Hauptſtadt eintrafen, ſandte man eine gleiche Zahl weiter; ſo kam auch bald die Reihe an unſer Bataillon. Eines Tages erhielten wir bei der Wachtparade in der Forteza nuova den Befehl, binnen vier Stunden marſchfertig zu ſeyn, um zu den Truppen zu ſtoßen, welche der General Verdier in Coſenza, der Hauptſtadt Calabriens, kommandirte, und die eingebrochene Nacht traf uns ſchon auf dem Marſch dahin.

XVIII.

Erſter Feldzug in Calabrien. — Portici. — Salerno. — Eboli. — Coſenza. — Die Schlacht bei Maida. — Scheußliche Behandlung und Martern der den Briganden in die Hände gefallenen Gefangenen. — Die ſchrecklichſten Augenblicke meines Lebens. — Gräßlicher Inſurgentenkrieg und Verwüſtungen. — Fra Diavolo. — Ich nehme ſeinen Adjutanten gefangen. — Seine Galanterie gegen zwei franzöſiſche Offizierdamen. — Rückkehr nach Neapel. — Fra Diavolo's Gefangennehmung und Hinrichtung.

Ueber die Brücke della Maddelena, welche am entgegengeſetzten Ende des Poſilippo über das unbedeutende Flüßchen Sebeto führt, marſchirten wir nach dem wenige Miglien entfernten Portici, das unfern dem Veſuv am Ufer des Meeres liegt, ein königliches Schloß hat, in welchem man eine intereſſante Sammlung der zu Pompeji und Herkulanum ausgegrabenen Alterthümer aufbewahrte. Hier wurde ein halbſtündiger Halt gemacht, und die Soldaten und Offiziere freuten ſich, das herrliche Neapel im Rücken zu haben; denn der Dienſt war über alle Maßen beſchwerlich und ermüdend geweſen, man war faſt nie aus den Kleidern gekommen und auch ich konnte mit vollem Recht: »Keine Ruh' bei Tag und Nacht« ſingen, hatte noch wenig von Neapels Herrlichkeiten gekoſtet, und es war mir unmöglich geweſen, mich einen einzigen Tag ganz frei machen zu können, um nur den Veſuv zu beſteigen, ein Wunſch, der mir ſehr am Herzen lag und jetzt in Portici, ſo nahe an dem merkwürdigen Berg, von neuem erwachte und mich mit Bedauern erfüllte, ihn nicht befriedigen zu können, nicht wiſſend, ob ich den wild tobenden Geſellen je wieder erblicken würde. Wir brachen nun über Torre del Annunciata nach Nocera auf, ein kleines Städtchen, das unſere erſte Etape war, hier ruhten wir den Tag über, denn wir marſchirten gerade in der heißeſten Jahreszeit, in der zweiten Hälfte des Monats Juni, wo die Luft hier kochend iſt. Die folgende Nacht brachte uns nach Salerno; von Neapel bis hierher iſt der Weg angenehm, man kommt fortwährend durch ſchön gelegene Ortſchaften, ſo daß man ſelten eine halbe Stunde marſchirt, ohne ein Dorf oder einen Flecken

zu paſſiren. Hier iſt aber auch die Gegend und das Feld durch die Aſche des Veſuvs ſo außerordentlich fruchtbar geworden, daß ſie ſechsmal ſoviel Bewohner als die andern Provinzen des Reichs ernähren kann und auch ernährt.

Salerno iſt eine angenehme Stadt, die von lachenden Fluren und Hügeln umgeben an dem Ufer des Meeres liegt und bei 8000 Einwohner und 30 Klöſter hatte. Auch hier ſind die Straßen mit Lava gepflaſtert, ſonſt aber ſchlecht gebaut. Die hieſige Univerſität, die Conrad, ein Sohn Friedrich II. ſtiftete, war in frühern Zeiten in ganz Europa berühmt, die Salerner behaupten, daß ſie von den Arabern gegründet worden ſey. Im 9ten Jahrhundert war Salerno die Hauptſtadt eines unabhängigen Fürſtenthums, das aber in ewigen Streitigkeiten mit Neapel verwickelt war. Die Hauptkirche iſt ein gothiſches Gebäude, deſſen Urſprung ſich bis zum 7ten Jahrhundert verliert, ſie wurde im 11ten durch Robert von Guiscardo reſtaurirt. Es liegen viele lombardiſche Fürſten, ſowie Papſt Gregor VII., der ein ſchönes Mauſoleum hat, in derſelben begraben.

Hier ſtießen wir auf einen kleinen Transport verwundeter franzöſiſcher Soldaten nebſt zwei Offizieren. Dieſe theilten uns mit, daß es in ganz Calabrien gräulich ausſehe, daß man ſich vor allem hüten müſſe, den Briganden (ſo wurden alle Inſurgenten genannt) lebendig in die Hände zu fallen, da ſie an den gefangenen Franzoſen die entſetzlichſten und unerhörteſten Grauſamkeiten begingen, bevor ſie ſolche tödteten. Die Königin Caroline habe das ganze Land mit unzähligen Emiſſairen überſchwemmt, welche das rohe und abergläubiſche Volk gegen uns aufwiegelten, und ſelbſt bis an die Thore von Coſenza habe ſich der Aufſtand ſchon verbreitet. Die Geiſtlichkeit und die Mönche ſeyen aber unſere größten Feinde, ſie verſprächen dem Volk für jedes Glied eines Franzoſen 50 Jahre weniger in dem Fegfeuer zu ſchmachten, und für einen getödteten Feind Abſolution aller Sünden, wer aber deren drei tödte, deſſen Seele fahre ſchnurſtracks in den Himmel, ohne die Hölle nur zu berühren; dies Alles glaubte das Volk wie an die Wunder der Madonna oder an das Daſeyn der Sonne, auch machten uns dieſe Kameraden eine gräßliche Schilderung von der Verpflegung und dem Mangel an guten und nährenden Lebensmitteln, dem wir entgegen gingen, da man ſelbſt für Geld nichts erhalten könne, und die Quartiere ärger wie Viehſtälle,

seyen. Dies waren saubere Aspekten, und nur zu bald sollten wir uns überzeugen, daß diese Berichte weder unwahr noch übertrieben waren.

Von Salerno kamen wir in das Städtchen Eboli, in dessen Nähe bei dem Dorf Buccino eine noch ganz gut erhaltene altrömische Brücke über den Fluß Botta führt. Von hier wandten wir uns den Apenninen zu und marschirten unaufhaltsam durch die Gebirge über La Duchessa, das wegen seiner Manna berühmten Auleta, La Sala, Casal nuovo, Lago negro, wo die Neapolitaner erst vor wenig Monaten von den Franzosen geschlagen worden waren, Lauria, Castelluccio, Rotonda, Castrovillari, das durch seinen Handel mit Sesam und Wein bedeutend ist und befestigt auf einem hohen Felsen liegt, Cassano und dem mitten in Sümpfen liegenden Tarsia nach Cosenza, wo wir gegen Ende Juni eintrafen. Der Weg ging fast ununterbrochen bis Castrovillari über Gebirge auf- und abwärts und war sehr lästig und beschwerlich, namentlich der Uebergang über den hohen Berg Gualda hinter dem Flecken Lauria. Bis hieher hatten wir indessen noch an nichts Mangel gelitten, im Gegentheil Alles im Ueberfluß gehabt. Von Tarsia aber ging der Marsch bis Cosenza, noch 10 gute Stunden, durch Reisfelder, große Moräste und im Sommer fast ganz ausgetrocknete Bäche, die aber in der Regenzeit zu wilden, reißenden Waldströmen werden, und war sehr unangenehm, wir waren die ganze Nacht durchmarschirt, ohne einen frischen Trunk Wasser, viel weniger sonst etwas erhalten zu können, an einigen elenden Barakken machten wir zwar öfters Halt, aber da war für alles Geld auch nicht das Mindeste zu haben. Erst gegen Mittag den kommenden Tag, bei der unausstehlichsten Hitze, erblickten wir endlich, matt und müde, das ersehnte Cosenza, das uns wie das gelobte Land erschien. Auf dem Marktplatz daselbst angekommen, ließen sich die Leute auf das Pflaster niederfallen und schliefen bald vor Müdigkeit auf ihren Tornistern ein, bis sie, von den Fourieren und Sergeantmajors aufgeweckt, in ihr Quartier, wieder ein Paar Klöster, geführt wurden.

Cosenza ist die Hauptstadt von Calabria citeriora und liegt in einem weiten, freundlichen Thal an einem an die Apenninen grenzenden Hügel. Sie ist ziemlich stark befestigt und hat über 20,000 Einwohner. In dieser Stadt, welche schon von den römischen Geschichtsschreibern so häufig citirt wird, machte der Tod,

der 412 den König der Viſigothen, Alarich, hier wegraffte, den furchtbaren Verwüſtungen dieſes Unmenſchen ein Ende. Erſt Tauſend Jahre ſpäter fand man den Leichnam dieſes Wüthrichs, zwiſchen zwei große Schilder eingelöthet, in dem Fluß Buſſento, in den ihn ſeine Soldaten begraben hatten, um ihn der Rache der mißhandelten Völker zu entziehen. Im 15ten und 16ten Jahrhundert wurde dieſe Stadt, ſo wie die ganze Gegend, ſchrecklich von den Türken heimgeſucht und verwüſtet. Schon früher hatten ſie die Normänner arg mitgenommen.

In Coſenza ſchien ſich übrigens wider Erwarten alles ganz gut zu geſtalten, die Garniſon war mit den Einwohnern ziemlich zufrieden, beſonders mit dem weiblichen Theil derſelben; alle jetzt einlaufenden Nachrichten ſchienen günſtig, nur in den unzugänglichen Bergſchluchten trieben die Brigandenhaufen noch ihr Weſen und verließen ihre Schlupfwinkel nur ſelten und mit der äußerſten Vorſicht, wo ſie dann kleine Detaſchements und vereinzelte Soldaten überfielen. Wir verſprachen uns in Coſenza ein weit angenehmeres, wenigſtens nicht ſo fatiguantes Leben, als in Neapel, und bedauerten nur, keinen Feind zu ſehen; aber dieſe anſcheinende Ruhe ſollte ſchnell ein Ende nehmen, denn ſchon den dritten Tag nach unſerer Ankunft kam ein Courrier, von dem in Calabrien kommandirenden General Regnier abgeſandt, der die Ordre überbrachte, daß alle in und um Coſenza ſtehende Truppen bis auf 1000 Mann, die in der Stadt ſelbſt bleiben ſollten, ſofort, hinlänglich mit Munition verſehen, ſich über Rogliano und Scigliano in Eilmärſchen nach Nicaſtro begeben ſollten. Die engliſche Flotte war in dem Golf von Euſemia angekommen und machte Miene, Truppen ans Land zu ſetzen. Noch vor Sonnenuntergang waren wir auf dem Marſch, den wir trotz der großen Hitze, aber theilweiſe auf Wagen und Karren, raſtlos bis Nicaſtro fortſetzten, wo wir gegen den folgenden Abend ankamen und uns auf dem ſchönen Marktplatz dieſer Stadt, die ſchon mit Truppen aller Waffengattungen, welche Regnier eiligſt an ſich gezogen hatte, angefüllt war, aufſtellten. Hier erfuhren wir, daß der engliſche General Stuart mit einer bedeutenden Heeresmacht, aus engliſchen und ſicilianiſchen Regimentern beſtehend, die etwa 7 bis 8000 Mann betrage, ſchon ſeit 36 Stunden in dem Golf von Euſemia gelandet ſey und ſich ſtündlich durch den Zulauf der Calabreſen und Briganden verſtärke, deren man ſchon 3 bis 4000 zähle.

Noch in derselben Nacht, wir hatten kaum 6 Stunden geruht, erhielten wir nebst den übrigen Truppen Befehl zum Aufbruch und wurden sämmtlich gegen die Höhen des Dorfes Maida dirigirt, wo wir zwei Stunden nach Mitternacht ankamen und bis zu Sonnenaufgang bivouakirten, hier erblickten wir das in der Ebene längs der Küste in der Nähe der englischen Schiffe kampirende feindliche Heer. Regnier ertheilte an alle Corpskommandanten Befehl, sich schlagfertig zu halten. Dies war am 4. Juli 1806. Die ersten Strahlen der Morgensonne beleuchteten die Truppen-Massen, Fahnen, Schiffe und Flaggen der Feinde, und Düret, vor der Fronte unsers Bataillons hersprengend, rief uns zu: „Heute wird das Regiment die Feuertaufe in offener Schlacht erhalten," wir antworteten durch freudiges Jujauchzen. Ich muß gestehen, daß mir in diesem Augenblick auch die Möglichkeit, hier mein Leben zu enden und Eltern und Heimath in diesem Leben nie mehr wieder zu sehen, in's Gedächtniß kam, aber lange hatte ich keine Zeit, solchen Gedanken Raum zu geben; das ungefähr 7000 Mann starke Heer wurde in Schlachtordnung gestellt, die Position, die wir genommen hatten, war sehr günstig, denn wir lehnten uns an eine waldige Anhöhe, hatten aber nur vier Kanonen und ungefähr 400 Mann Reiterei. Die Engländer und Sicilianer dagegen waren wenigstens 12,000 Mann stark, hatten eine furchtbare Artillerie ausgeschifft und konnten noch obendrein durch das Feuer ihrer kleinern Schiffe, die auf Kartätschenschußweite von dem Ufer vor Anker lagen, unterstützt werden. Regnier hoffte, daß der Feind durch seine Uebermacht und seine Artillerie sich würde verleiten lassen, uns in unserer vortheilhaften Stellung anzugreifen, dieser hielt es aber vorerst für rathsam, sich nicht zu weit von seinen Schiffen zu entfernen, würde es jedoch vielleicht später gewagt haben, aber Regnier verlor die Geduld, er wußte, daß die Engländer schon im Besitz des Castels St. Amantea waren, fürchtete auch, wegen den von allen Seiten einlaufenden, drohenden Nachrichten, daß eine allgemeine Insurrektion ausbrechen und sich schnell über ganz Calabrien und hinter unserm Rücken verbreiten könne; er sah, wie jeden Augenblick neue Haufen Calabresen, die alle rothe Cokarden aufgesteckt hatten, zu dem Heer des General Stuart stießen, und hoffte durch einen raschen Angriff und Sieg diesem allem zuvorzukommen, entschloß sich deßhalb, nach

8 Uhr des Morgens seine vortreffliche defensive Stellung zu verlassen, um den Feind anzugreifen.

Ich zählte damals noch keine 17 Jahre und hatte noch sehr wenig, fast keine Kriegserfahrungen gemacht, als uns aber die Ordre zum Herabmarschiren in die Ebene zukam, sagte ich zu meinem Capitaine, dem Hauptmann Leclerc: wir sind verloren! — dieser antwortete mir: ich bin Ihrer Meinung, aber was können wir machen, und setzten uns in geschlossenen Reihen in Marsch. Dazu kam noch, daß unsere Leute durch die gehabten harten Strapatzen noch sehr ermüdet waren, ja Regnier war so eilig, daß er mehreren, so eben erst zu uns gestoßenen Bataillonen nicht einen Augenblick Ruhe gönnte, sich durch etwas Speise und Trank zu stärken. Wir rückten jetzt in zwei Treffen vor, wobei er die Truppen sich wie auf einem Exerzierplatz durch Fahnen und Hauptführer richten und so das Gewehr im Arm in Geschwindschritt vorwärts marschiren ließ, und nicht einmal abwartete, bis die Reiterei den linken Flügel des Feindes, gegen den sie beordert war, angegriffen hatte; die Voltigeurs hatten kaum mit den feindlichen Schützen geplänkelt, als ihnen das Signal zum Rückzug gegeben wurde, und nachdem die Infanterie mehrmals abgefeuert hatte, erhielt sie Ordre, im Sturmschritt mit gefälltem Bajonnet gegen den Feind vorzurücken und denselben anzugreifen; dieser aber, ein gut gerichtetes Feuer unterhaltend, streckte viele der Unsrigen zu Boden. Bald hatte sich der Kampf mit blanker Waffe auf dem linken Flügel entsponnen, die Engländer und Sicilianer umgingen ihn, nahmen uns in die Flanken und brachten einen Theil des Heeres zum Weichen, namentlich die Polen, von denen ein Bataillon, etwa 600 Mann stark, dabei war, während das Bataillon der Schweizer noch lange wie eine Mauer stand. Der rechte Flügel, von dem auch unser Bataillon einen Theil ausmachte, leistete langen und tapfern Widerstand, gegen eine große Uebermacht kämpfend, obgleich ihn das zahlreiche englische Geschütz verhinderte, vollständig deployiren zu können. Unsere Reiterei war unterdessen in vollem Galopp dem linken Flügel zu Hülfe geeilt und hieb in die sicilianischen Bataillone wacker ein; aber jetzt rückte ein so eben noch gelandetes englisches Regiment aus einem Hinterhalt hervor und wurde so trefflich von dem Geschütz soutenirt, daß bald darauf unsere Cavallerie geworfen wurde. Jetzt machten die englischen Batterien ein so mörderisches Feuer von allen Seiten, daß

bald das Schlachtfeld mit unſern Todten bedeckt war und wir den Rückzug antreten mußten, der ſich in wenigen Augenblicken in eine vollſtändig unordentliche Flucht auflöste. Unſer Bataillon, das auf dem rechten Flügel geſtanden, war eines der letzten, welche die Retirade antraten, die die plänkelnden Voltigeurs noch eine kurze Zeit zu decken ſuchte, bis endlich auch hier die allgemeine Unordnung einriß und ſich die Maſſen theilten. Nahe an 2000 Todte und Verwundete mußten wir auf dem Schlachtfeld zurücklaſſen, unter den letzteren war auch der General Compère und viele Stabs- und andere Offiziere, die in engliſche Gefangenſchaft geriethen.

Sicher hatte Regnier einen großen Fehler begangen, ſeine günſtige Stellung aufzugeben und ſich dem Feinde gewiſſermaßen ohne Noth in die Arme zu werfen; denn wir waren durch Waldung, den Fluß Amato und deſſen moraſtige Ufer geſchützt, hatten auch an Lebensmitteln keinen Mangel, und 24 Stunden ſpäter würden noch einige Tauſend Mann mehr zu uns geſtoßen ſeyn, die noch nicht eingetroffen waren, wie Stuart fälſchlich in ſeinem Schlachtbericht angiebt, auch wären die Engländer, in der Ebene unter der Juliſonne Calabriens nur erſt einige Tage kampirend, ſchon allein durch die ſchlechte Luft, die in dieſer Jahreszeit in dem Thal von Euſemia herrſcht und die bösartigſten Fieber erzeugt, zum Wiedereinſchiffen gezwungen worden, wollten ſie nicht decimirt werden, und griffen ſie uns in unſerer guten Stellung an, wo ihr Geſchütz wenig oder gar nicht wirken konnte, ſo waren ſie verloren. Auch eine perſönliche Rückſicht bewog den ſonſt behutſamen und erfahrenen General Regnier zu dieſem faſt tollkühnen Angriff; derſelbe Stuart hatte nämlich ſchon in dem egyptiſchen Feldzug dieſem franzöſiſchen General eine Schlappe beigebracht, er wollte ſich deßhalb an ihm rächen und hoffte die Engländer gefangen zu nehmen. — Als Napoleon dieſe Niederlage erfuhr, rief er aus: »Regnier iſt immer unglücklich!« Dieſe verlorne Schlacht in dem kaum eroberten Reich hatte äußerſt nachtheilige Folgen für uns und gab dem Nimbus der franzöſiſchen Unüberwindlichkeit eine arge Blöße. Auf der andern Seite iſt in Erwägung zu ziehen, daß jeden Augenblick ein allgemeiner Aufſtand in unſerm Rücken zu befürchten war, wo wir dann zwiſchen zwei Feuern ſtanden. Der Rückzug wurde gegen Catanzano zu genommen und wäre ſicher völlig mißglückt, wenn die Engländer ihren

Sieg gehörig zu benutzen verstanden und die Flüchtigen sogleich verfolgt hätten; aber sie blieben in bequemer Unthätigkeit nach der Schlacht und überließen die Verfolgung den ganz undisciplinirten Insurgentenkorps, die sich ihrerseits wieder mit der Plünderung der Todten ꝛc. verweilten. Regnier gelang es, mit einigen Trümmern des Heeres die Küsten des Golfs von Tarent zu erreichen, er wurde aber auf diesem Rückzug beständig beunruhigt, verlor fortwährend viele Leute, welche, so wie mehrere von dem Gros getrennte kleine Abtheilungen, meistens den Insurgenten in die Hände fielen und denen dann ein schreckliches Loos ward. Die durch die Briganden verübten Grausamkeiten gingen so weit, daß sich Stuart selbst veranlaßt fand, die Calabresen in einer Proklamation zu mehr Menschlichkeit zu ermahnen; dies half aber wenig; weit mehr nützte es, daß er für jeden ihm lebendig abgelieferten gemeinen französischen Soldaten fünf und für jeden Offizier funfzig Ducati versprach. Diese Insurgenten nagelten gewöhnlich die ihnen in die Hände fallenden Franzosen lebendig an Bäume oder Pfähle, durchstachen ihnen die Augen mit glühenden Eisen, rissen ihnen die Zunge aus dem Hals, schnitten ihnen Nasen und Ohren, ja die Schamtheile ab, die sie ihnen sodann unter den rohesten Scherzen in den Mund steckten, brachen ihnen auch öfters alle Zähne, einen nach dem andern aus, gossen siedendes Pech oder geschmolzenes Blei in die Wunden der ganz entkleideten Körper und verübten noch namenlose andere Gräuel an den unglücklichen, oft schon ganz verstümmelten Schlachtopfern ihrer Wuth, die sie selbst dann noch fortsetzten, wenn der schrecklich Gemarterte schon längst seinen Geist aufgegeben hatte. Und nicht nur Männer waren es, die solche Unthaten verübten und sich mit Lust an dem gräßlichen Schauspiel weideten, sondern auch Frauen hatten fast noch mehr ihre satanische Freude daran und halfen mit Rath und That neue Qualen erfinden und vollziehen. Ein gleiches Schicksal hatten selbst diejenigen ihrer Landsleute, welche als Anhänger der Franzosen bekannt waren, Prinzen und Bischöfen, Weibern und Mädchen, Greisen und Kindern, auch wenn nur deren Verwandte für Freunde der Franzosen galten, wurde gleiche, den Mädchen und Frauen noch schrecklichere Schmach und Behandlung, wenn sie ihnen in die Hände fielen. Ganze Dörfer und Städte, die man für französisch gesinnt hielt, wurden unter dem Ruf: „Viva Ferdinando quarto, la morte ai Francesi“ nie-

dergebrannt und der Erde gleich gemacht. Dieſe fanatiſche Wuth war durch die Mönche erzeugt worden, die kein Mittel verabſcheuten, das Volk dazu zu bringen.

Sehr gefährlich waren die Retiraden durch die Dörfer und Städte, wo Weiber und Kinder an der Ehre Theil nahmen, dem fliehenden Feinde zu ſchaden; Abtheilungen von zwei bis dreihundert Mann wurden nach der Schlacht bei Maida in den Orten, durch die ſie kamen, angefallen, und unter den heftigſten Verwünſchungen und Flüchen goß man auf die durcheilenden Truppen ſiedendes Waſſer oder warf Steine von den Dächern und aus den Fenſtern auf ſie herab, und von den Inſurgenten verfolgt, wurde man jenſeits des Ortes oft von einem andern Haufen, durch den man ſich ſchlagen mußte, erwartet, konnte alſo nicht daran denken, ſich in den Straßen der Dörfer gegen die Unbilden wehren zu wollen. Die Briganden, die jeden Weg, jeden Schlupfwinkel kannten, verloren die Fliehenden nie aus den Augen, umgaben ſie beſtändig unſichtbar von allen Seiten, kamen ihnen oft zuvor und mehrten ſich mit jedem Schritt vorwärts, unendlichen Schaden zufügend. In den meiſten Orten war man von der Ankunft der fliehenden Franzoſen und ihrer Niederlage ſchon unterrichtet und empfing ſie mit dem Wuthgeſchrei: ah cani francesi! (franzöſiſche Hunde) dabei hatten die Fliehenden nicht ſelten noch mit dem äußerſten Mangel und Hunger zu kämpfen.

Auch mich hätte um ein Haar breit beinahe das Schrecklichſte getroffen, und nur durch ein halbes Wunder entging ich dem martervollſten Tod. Ich war einer mit von den letzten, die das Schlachtfeld verließen, und hatte verſucht, wenigſtens die Bagage unſers Bataillons zu retten, aber vergeblich. Alles fiel in der Feinde Hände, alſo auch mein Gepäck, deſſen Verluſt ich indeſſen gerne verſchmerzt hätte, wenn ſich nicht mein Klavierauszug aus dem Don Juan, Schillers Fiesko, Don Carlos und Cramers Adolph der Kühne, Raugraf von Daſſel, dabei befunden hätten, ein für jetzt nicht zu erſetzender Verluſt; Haarlocken und einige Billete mehrerer meiner Schönen aber trug ich bei mir in einem Portefeuille in meiner Bruſttaſche. Da ich mich endlich auch auf die Flucht begeben mußte, wenn ich den Engländern nicht in die Hände fallen wollte, ſo raffte ich noch einige ſechzig Mann von unſerm Regiment, größtentheils Voltigeure, zuſammen, die ſich noch vorfanden, und warf mich mit dieſen in die nahe Waldung und

die Gebirge, kam glücklich zu Nicastro an, brach aber, da es hier mit jeder Minute unsicherer zu werden begann, noch in der Nacht weiter auf und wieder in die Gebirge, denn in diesen Wildnissen glaubte ich mich weit sicherer als auf den Landstraßen und in den Ebenen, wo mein kleines Detaschement jeden Augenblick aufgehoben werden konnte. Ich irrte mit meinen Leuten auf das Gerathewohl, ohne Munition und Lebensmittel, ohne Wegweiser, ohne Karten, ohne die geringste Kenntniß des Landes in dem Waldgebirge umher, jeden Augenblick fürchtend, dem Feinde in die Hände zu fallen. Wir begegneten endlich einem Bauer, der aus dem Städtchen Taverna kam, das in der Nähe lag, den ich sogleich festhielt und durch Drohungen des augenblicklichen Niederstechens, da die letzte Patrone verschossen war, wenn er mir die geringste Unwahrheit sage, von ihm herausbrachte, daß vor ein Paar Stunden eine Abtheilung Insurgenten aus demselben abgezogen sey, um zu den Sicilianern zu stoßen, daß man aber zu Taverna noch nichts von unserer Niederlage wisse. Ich traute dem Bauer dennoch nicht, da wir aber beinahe vor Hunger umfielen und auch keine, uns so nothwendige Munition mehr hatten, so beschloß ich nach kurzer Ueberlegung, einen gewagten Streich auszuführen, der, wenn er glückte, uns aus der Noth helfen und mich für den Augenblick aus dieser fatalen Lage ziehen mußte; mißglückte er, so waren wir nicht viel schlimmer daran wie jetzt auch. Ich marschirte nun, von dem Bauer geführt, gerade nach Taverna, ließ aber den Führer unter strenger Bewachung zweier Corporale vor demselben zurück, mit dem Befehl, ihn niederzumachen, wenn sie Unrath merkten und er uns hintergangen habe. In das etwa 1500 Seelen zählende Städtchen eingerückt, ließ ich mich durch den ersten Einwohner, dem ich begegnete, zu dem Sindico (Maire oder Bürgermeister) führen, und kündigte diesem an, daß ich die Avantgarde eines mir folgenden Regiments kommandire, das noch heute von Neapel eintreffe, befahl ihm, mir sofort die Krämer anzuzeigen, die mit Pulver und Blei handelten, vorgebend, die strengste Ordre zu haben, mir dieses abliefern zu lassen, bei Strafe des Erschießens desjenigen, der dessen Besitz verheimliche. Dies hatte die gewünschte Wirkung, und in weniger als einer halben Stunde erhielt ich über 80 Pfund Pulver und noch dreimal soviel Blei und Schrot, hierauf requirirte ich Brod und Wein und mehrere Pferde, die erhaltenen Lebensmittel zu transportiren, gab über Al-

les gehörig Empfangſcheine und verließ hierauf das Städtchen, dem gefälligen Herrn Sindico anbefehlend, ja beſtens für die Quartiere der demnächſt ankommenden Truppen zu ſorgen, damit er keine Unannehmlichkeiten zu gewärtigen habe, was mir der gute Mann verſprach; ich entfernte mich nun, vorgebend, dem Regiment entgegenmarſchiren zu müſſen, um dem Oberſt deſſelben über Alles gehörig Rapport zu erſtatten, nahm vor dem Städtchen den noch verhafteten Bauer wieder mit, der mir den gegen Coſenza einzuſchlagenden Weg zeigen mußte, worauf ich ihn mit einigen Carlini für ſeine gehabte Mühe und ausgeſtandene Angſt entließ. — Es war hohe Zeit, daß ich Taverna verlaſſen hatte, denn eine Stunde darauf rückte ein Streifkorps von 500 Inſurgenten daſelbſt ein, die ſich jedoch wieder zurückzogen, als ſie hörten, daß man ein franzöſiſches Regiment erwarte, das bereits angeſagt und im Anmarſch ſey. Zur rechten Zeit hatten wir auch den Vorrath von Munition erhalten, denn nachdem wir einen großen Theil der Nacht im Wald bivouakirt hatten, wurden wir den andern Morgen von einem an 150 Mann ſtarken Inſurgentenhaufen angegriffen, durch den ich mich mit einem Verluſt von drei Mann ſchlagen mußte, ihn aber in die Flucht trieb und dann weiter retirirte, da ſich der Haufen durch herbeieilende Bauern vermehrte. So ſchlug ich mich, ohne einen andern Wegweiſer zu haben, als bisweilen einen aufgefangenen Calabreſen, noch mehrmals von Inſurgenten angegriffen, alle Ortſchaften meidend, ohne andere Lebensmittel als hie und da weggenommene Ziegen und Pferde, die ſchnell getödtet und am Feuer gebraten wurden, unter Tauſend Gefahren bis nach Palenza durch, wo ich nach 7 Tagen, noch 56 Mann ſtark, in einem beſammernswerthen Zuſtand ankam, und die erſte Unterſtützung und das erſte Brod wieder erhielt, da bis hierher noch keine Inſurgenten gekommen waren. Während dieſer Zeit hatten wir unter keinem Dach geſchlafen, ſondern bivouakirten wo wir ruhten, die eine Hälfte der Mannſchaft bewachte die andere, wenn ſie ſchlief, und wurde dann von dieſer abgelöst. Aber noch einmal geriethen wir, und ich ganz beſonders, in die furchtbarſte Lage.

Nur noch wenige Meilen von Coſenza entfernt, ohne es jedoch genau zu wiſſen, hatten wir uns in einer Vertiefung des Waldgebirges Sila gelagert, um neue Kräfte zum Weitermarſchiren zu ſammeln, und endlich in der Hauptſtadt des dieſſeitigen Cala-

briens das Ziel unſerer unſäglichen Leiden zu finden. Noch unentſchloſſen, welchen Weg ich einſchlagen ſolle, um dieſes Ziel baldmöglichſt zu erreichen, ritt ich ganz allein (ich hatte mich durch ein requirirtes Pferd beritten gemacht) auf eine mit niedrigem Geſträuch bewachſene Anhöhe, um von dieſer aus die Umgegend überſchauen und rekognoſciren zu können. Jenſeits des Hügels aber, den ich eine Strecke hinabreiten wollte, um noch eine andere Anhöhe zu erreichen, fing der Boden an ſumpfig zu werden, worauf ich anfänglich nicht achtete, aber mit jedem Schritt vorwärts wurde er feichter und plötzlich ſank zwiſchen dichtem Geſträuch das Pferd bis beinahe an den Bauch in die Brüche; ich ſtieg nun ab und gerieth ſelbſt bis an die Knie in den Sumpf, und da ich weder mir noch dem Pferd helfen konnte, ſo ſchoß ich eine Piſtole ab, in der Hoffnung, daß es vielleicht meine Leute hören und mir zu Hülfe kommen würden. Aber in demſelben Augenblick fielen zwei Schüſſe, von denen mir der eine am linken Ohr vorüber pfiff, der andere aber mitten durch meinen Tſchakko fuhr, gleich darauf ſprangen ſieben bewaffnete Banditen aus dem Gebüſch, packten mich von hinten beim Kragen, riſſen mir die Epaulettes von den Schultern, die Uniform vom Leibe und entwaffneten mich, ehe es mir möglich geweſen, in meiner Lage nur die Hand an den Degen zu legen, um mich zu vertheidigen. Sie ſchickten ſich an, mich auf kannibaliſche Art zu ſchlachten, indem ſie ſchrieen: **ah cane francese, sei fritto** (Ha franzöſiſcher Hund, nun biſt du alt genug). Da ich wußte, wie dieſe Unmenſchen mit den Gefangenen umzugehen pflegten, ſo ſchwebten mir in dieſem Augenblick alle dieſe gräßlichen Martern vor Augen; man kann ſich denken, in welchem Gemüthszuſtand ich mich befand. Als die Briganden im Begriff waren, mir auch das Hemd vom Leibe zu reißen, da machte plötzlich der welcher gerade vor mir ſtand, das Zeichen des Kreuzes und rief: „**Santissima Madonna!**“ auch die andern bekreuzten ſich, und einige unter ihnen ſprachen: „**ah é buon Christiano é di buona fede, lasciamolo** (es iſt ein guter Chriſt, von gutem Glauben, laſſen wir ihn). Dies hatte die Reliquie bewirkt, die ich zu Loretto mitgenommen und noch immer auf der bloßen Bruſt trug, ohne daran zu denken, welche die Räuber erblickt hatten und ſehr gut erkannten. Einige wollten ſie mir abnehmen, die andern aber ſtritten dagegen, und es entſpann ſich ein ziemlich heftiger Wortwechſel zwiſchen ihnen, von dem ich nur ſoviel ver-

stand, daß die einen meinten, der Himmel würde sie sogleich strafen wenn sie jetzt noch Hand an mich legten, andere aber meinten, das habe nichts zu sagen. Während sie noch so um mich und mein Leben stritten, fielen mehrere Schüsse, durch welche einer der Briganden in den Arm verwundet wurde, und gleich darauf sprangen Carabiniers und Voltigeurs von meinen Leuten aus dem Gebüsch und befreiten mich aus den Händen meiner Henker, die mit Hinterlassung eines Theils ihrer Waffen die Flucht ergriffen. Die Soldaten halfen mir und meinem Pferd aus dem Morast und ich dankte der Vorsehung und der Madonna von Loretto für meine wunderbare Rettung, nahm mir aber vor, nie mehr allein in Calabrien auf Rekognoscirung in die Gebüsche zu reiten. Ich war zwar gerettet, allein wir waren noch lange nicht über die Berge, ob wir gleich mit Hülfe eines aufgefangenen Bauern ohne weitern Unfall glücklich Cosenza erreichten, wo sich der General Verdier mit ein Paar Tausend Mann befand.

Ich erstattete diesem General einen treuen Bericht über das Vorgefallene und auf welche Art es mir gelungen war, mich mit meinen Leuten bis nach Cosenza durchzuschlagen; mit Verwunderung hörte er mich an, staunte namentlich über meine wunderbare Rettung aus den Klauen der Briganden, und lud mich mehrmals zu Tische ein, wo ich einige interessante Bekanntschaften mit kalabresischen Edelleuten, Anhänger der Franzosen, machte. Aber die Lage von Cosenza wurde mit jedem Tag schwieriger, die Insurrektion immer drohender, der Aufstand wurde allgemein, die Flammen des Aufruhrs loderten um uns her, und bald waren wir von Briganden und Insurgenten umringt, die Bewohner der nächsten Umgegend und selbst die mißvergnügten Einwohner der Stadt fingen an ihre Häupter drohend zu erheben, der Ruf: maledetti cani francesi wurde immer lauter, und von den einlaufenden Nachrichten war immer eine schlimmer als die andere. Von Sicilien aus wurde das ganze Land mit Proklamationen überschwemmt, in denen man die getreuen Calabresen zur Bekämpfung und zum Morden der Franzosen aufforderte, ihnen alle mögliche Versprechungen machte und Unterstützungen zusagte, so wie daß Ferdinand IV. sich bald selbst an ihre Spitze stellen würde, auch sandte man fortwährend alles Raubgesindel, Mörder und Diebe Siciliens in Masse nach Calabrien. — Reggio und das Castel Scylla waren wieder in Feindes Hände gefallen, und die Schiffe Sidney

Schmidts führten Munition und was zum Kriegsbedarf gehörte, in großem Ueberfluß allen Orten der Küste zu.

Verdier entschloß sich nun, um nicht völlig eingeschlossen zu werden, so lange noch eine Möglichkeit vorhanden war, die Hauptstadt Calabriens zu räumen. Wir verließen Cosenza in ziemlich guter Ordnung, doch nicht ohne allen Verlust, und zogen uns in der Richtung von Neapel in das Gebirge zurück, wo wir einige Kanonen einbüßten. Lebensmittel wurden in den Dörfern und Ortschaften, in deren Nähe wir kamen, gewaltsam requirirt, wobei es nicht selten zwischen den dahin gesandten Abtheilungen und den Bauern zu Thätlichkeiten und zum Blutvergießen kam. Wir bivouakirten wenn wir ruhten, was jedoch nicht häufig der Fall war, unter freiem Himmel, und jeden Tag kam es zu Neckereien mit den Insurgenten. Eine Abtheilung von 500 Mann, bei der auch ich mich mit meinem Detaschement befand, und die nach Rivorto, einem großen Flecken, beordert war, fand sich plötzlich von drei Seiten von zahlreichen bewaffneten Brigandenhaufen, unter denen sich mehrere Compagnien sicilianischer Infanterie, ein Paar Schwadronen Reiterei und sogar einige englische Dragoneroffiziere befanden, umringt. Von allen Seiten gedrängt, blieb uns kein andrer Weg, als der nach Cosenza führende, offen, wir warfen uns wieder in diese Stadt, wo man uns aber mit einem Hagel von Steinen und dem Ausruf: maladetti cani! empfing und siedendes Wasser und Oel auf uns goß. Auch die Feinde waren fast zu gleicher Zeit mit eingedrungen und es entspann sich ein hartnäckiger Kampf in den Straßen selbst, bei dem ich von einem feindlichen Dragoner einen tiefen Säbelhieb in den rechten Arm erhielt, der aber fast in demselben Augenblick von einem französischen Grenadier vom Pferde gestochen wurde. Die Wunde blutete zwar stark, ich ließ mir sie aber durch einen unserer Leute mit dem von dem Hemde eines Todten abgerissenen Aermel verbinden und schlug mich mit den Uebrigen durch die Straßen wieder zum Thor hinaus, wo wir retirirend uns fortwährend auf das eifrigste unserer Haut wehren mußten; wahrscheinlich würden wir dem uns verfolgenden, bald mehrere Tausend Mann starken Feind unterlegen seyn, wenn wir nicht glücklicherweise jenseits der Stadt, gegen Montalto zu, auf die Avantgarde eines französischen Linienregiments gestoßen wären, das von Salerno her im Marsch war und die Garnison von Cosenza verstärken sollte. Ein Bataillon dieses Regiments folgte bald sei-

ner Avantgarde, deſſen Chef ſich nun uns anſchloß, und ſo waren wir in Stand geſetzt, nicht nur den verfolgenden Feind wieder Face zu machen, ſondern auch der angreifende Theil zu werden und ihn zurückzuſchlagen. Jetzt ließ ich mir durch den Bataillons-Chirurgus meine Wunde, die zwar nicht gefährlich war, aber doch bis auf den Knochen ging, kunſtgerecht verbinden und hatte nahe an drei Wochen zu thun, bevor ich den Arm wieder gehörig brauchen konnte. Noch denſelben Abend gelang es uns wieder mit Verdiers Diviſion zu vereinigen, der ſein Hauptquartier in einem großen Flecken, etwa 10 Miglien von Coſenza, das nun mit Inſurgenten und feindlichen Truppen überfüllt war, aufgeſchlagen hatte. Unſere Lage war indeſſen immer noch ſehr kritiſch, beſonders da der ſo gefürchtete Brigandenchef oder eigentlich Räuberhauptmann, Fra Diavolo, mit ſeinen zahlreichen Banden rund um uns herum ſein Weſen trieb. Wir mußten uns die folgenden Tage mit anſehnlichem Verluſt durch Tarſio und Caſſano, die ſich in vollem Aufſtand befanden, ſchlagen und kamen endlich zu Matera, der Hauptſtadt der Baſilicata, an, wo uns der daſelbſt kommandirende General, der noch nicht beunruhigt worden war, alle nöthige Hülfe zukommen ließ. Hier erfuhren wir, daß die wichtige Feſtung Gaëta endlich übergegangen und deren ſtarkes Belagerungsheer bereits unter dem Oberbefehl des Marſchall Maſſena auf dem Marſch nach Calabrien begriffen ſey. Dieſe Neuigkeit gab uns friſchen Muth und Zutrauen und machte zugleich bei den Inſurgenten einen für uns ſo vortheilhaften Eindruck, daß dieſe es wenigſtens nicht mehr wagten, uns in offener Fehde anzugreifen; Gaëtas Fall paralyſirte ſo ziemlich die Wirkung der Niederlage von Maida. Durch friſch angekommene Truppen verſtärkt, rückten wir nun wieder vor, bald waren die Inſurgenten aus Coſenza und der Umgegend verſchwunden, wir beſetzten die Stadt neuerdings, in der Verdier abermals ſein Hauptquartier aufſchlug; die unter ſeinem Befehl ſtehenden Truppen waren wieder bis auf 6000 Mann angewachſen. Coſenza mußte eine ſehr bedeutende Contribution erlegen, und wir ergriffen allenthalben die Offenſive.

Bald nach unſerer Wiederbeſetzung Coſenzas verließ ein Corps von ungefähr 3000 Mann, bei dem auch mein Detaſchement, dieſe Stadt, die Inſurgenten zu verfolgen; den dritten Tag nach unſerm Ausmarſch trafen wir in der Ebene von Cocozza auf ein bedeu-

tendes Insurgentenkorps, das zu umstellen uns so gelang, daß es nach einer kurzen, aber heftigen Gegenwehr fast gänzlich niedergemacht wurde, nur etwa 300 Mann davon entkamen, die nach Amantea flüchteten, wo sie sich in ein Kloster warfen. Als wir aber schnell nach dem erfochtenen Sieg in Amantea einrückten, ergaben sie sich, Pardon erflehend, unter der Bedingung, ihnen das Leben zu schenken, was auch zugestanden wurde, aber auch nichts weiter, sie wurden sämmtlich geschlossen unter guter Eskorte nach Neapel abgeführt, wo man die meisten zur Galeere verurtheilte. Das Castel von Amantea hielt sich aber noch länger und fiel erst nach einer 25tägigen Belagerung.

Massena rückte jetzt in Eilmärschen heran; dies und der Fall von Gaeta, dessen moralische Wirkung außerordentlich war, gab schnell den Dingen im ganzen Königreich eine andere Wendung. In Neapel selbst hatte man zu gleicher Zeit eine große Verschwörung entdeckt, die genau mit der Landung der Engländer und Sicilianer und dem Aufstand in Calabrien zusammenhing. Man ging jetzt daselbst mit einer vielleicht zu raschen Energie zu Werk, und täglich wurden nach sehr kurzen summarischen Verhören eine große Zahl der Verschwornen hingerichtet, welche durch aufgefangene Briefe, geheime Correspondenz und Polizeispione ausgemittelt und entdeckt worden waren, aber gewiß verlor auch mancher ganz unschuldig sein Leben. Bald war nun keine englische Uniform mehr auf dem ganzen festen Land des Königreichs zu erblicken, die Engländer überließen die Calabresen ihrem Schicksal, das traurig und furchtbar genug war, theuer mußten sie die von den Pfaffen versprochene Befreiung vom Fegfeuer und aus der Hölle bezahlen, und erhielten statt den ihnen ebenfalls versprochenen zeitlichen Gütern, einen oft sehr grausamen Tod. Freilich waren die von ihnen besonders auch an den eigenen Landsleuten begangenen Grausamkeiten scheußlich genug gewesen, sie hatten vom Säugling bis zum 90jährigen Greis, von dem zartesten Mädchen bis zur ehrwürdigsten Matrone alles, was sie den Franzosen geneigt glaubten, unter teuflisch ausgesonnenen Qualen gemordet, und die Mädchen und Jungfrauen vom 7ten Jahr bis zum blühendsten Alter aus den besten und edelsten bürgerlichen und adelichen Familien, bevor sie sie tödteten, geschändet und genothzüchtigt, ja noch nach deren Tod ihre viehischen Lüste an den blutigen Leichnamen gesättigt. Besonders waren es die Räuberbanden vom Handwerk, die sich

diesen Teufeleien mit aller Lust überließen, und ein halbes Hundert befriedigte nicht selten der Reihe nach seine Geilheit an ein und demselben unglücklichen Schlachtopfer, das ihnen in die Hände gefallen war, wobei diese Ungeheuer das Hohngelächter der Hölle erschallen ließen.

Daß jetzt fast eben so scheußliche Repressalien angewandt wurden, war zwar nicht zu verantworten, aber natürlich und nicht gut zu verhindern. Wir verfuhren indessen bei weitem nicht so raffinirt, sondern mehr summarisch, übergaben dem verzehrenden Feuer ganze Städte und Dörfer, in welchen die Unsrigen ermordet worden waren, und Alles, was sich lebendig und todt in denselben befand, wurde ein Raub der Flammen. So gingen hintereinander Lauria, San Pietro, Latronico, Raparo, Fondico, Scigliano ꝛc. mit Allem, was sie enthielten, im Rauch auf; entwaffnet wurden alle Ortschaften wo wir hinkamen ohne Ausnahme, und jeder Einwohner, bei dem man nach 24 Stunden noch eine Waffe oder ein Stilet vorfand, wurde auf der Stelle erschossen. Ganze Transporte von Verdächtigen wurden in Ketten nach der Hauptstadt geschafft, wo sie meistens ein schreckliches Loos erwartete, und allenthalben hatten wir Militärgerichte niedergesetzt, die mit den Angeklagten kurzen Prozeß machten und diese zu Dutzenden erschießen ließen. Jeder Ort, der nur den geringsten Anschein hatte als wollte er es versuchen Widerstand zu leisten, wurde sofort geplündert und dann niedergebrannt. Daß unsere Soldaten dabei mit den jungen Mädchen und Weibern nicht viel besser umgingen, als es die Insurgenten gemacht hatten, ist leider nur zu wahr, doch badeten sie sich nicht in deren Blut nach gebüßter Lust, und schändeten auch keine zu Tod, auch bewies das Benehmen mancher dieser Weiber, daß ihr eine so abgezwungene Gunst gerade nicht ganz unwillkommen war, und mehrere folgten sogar ihren gewaltsamen Verführern nach dem Tod ihrer Männer oder Väter.

Der strengste militärische Despotismus wurde überall eingeführt, wo wir die Herrn waren, aber wir waren es noch bei weitem nicht allenthalben, noch hatten die Insurgenten die stärksten Positionen und die bedeutendsten Engpässe in ihrer Gewalt, die nicht ohne große Verluste und immer mit der blanken Waffe genommen werden mußten. Indessen hatten wir es doch bald nur noch mit einzelnen Banden zu thun, auf die wir Jagd machten,

und die sich meist in den unzugänglichsten Schlupfwinkeln der ödesten Wildnisse, in verborgene Felsenklüfte und Thäler zurückgezogen hatten, namentlich in die Basilicata, mit die wildeste und unbekannteste Provinz im ganzen Reich, in deren Schluchten und Wälder es fast unmöglich ist einzudringen. Aus diesen Verstecken machten die Briganden fortwährend Ausfälle auf kleine Militärabtheilungen und in die nächsten Ortschaften, vortrefflich durch ihre Spione unterrichtet, wenn sie es gefahrlos thun konnten. Diese Banden trieben auch das Handwerk des Straßenraubs und verübten Raubmorde ohne Unterschied gegen alle Parteien.

Noch immer stand ich mit meiner Abtheilung, die jetzt bis auf einige vierzig Mann zusammengeschmolzen war, bei der Division Verdiers, mit der wir die meisten Strapatzen und Gefechte theilten, wobei wir oft in 8 Tagen nicht unter Dach und Fach kamen, unser Bett die rauhe Erde, unsere Decke das Himmelszelt war, und froh seyn konnten, wenn wir etwas Maisstroh zum Lager erhielten. Bei dieser Gelegenheit konnte ich recht den Charakter der verschiedenen Nationen, denen meine Leute angehörten, beobachten. Die Russen waren alles zufrieden, beschwerten sich über nichts, wenn ihnen nur der Aquavit nicht ausging, und sie etwas Fett, Talg, Oel, gleichviel, zu ihrem Brod erhielten; daß sie auch Braten nicht verschmähten, wenn sie ihn haben konnten, versteht sich von selbst; den Wein ließen sie wie Wasser die Gurgel hinabgleiten, und stahlen mit den Ungarn um die Wette, was ihnen anstand, standen aber im Feuer wie Mauern und Felsen. Die Oestreicher und Böhmen waren besonders dem Mehl und dem Tabak gefährlich, hatten sie Knödel und überhaupt Mehlspeisen vollauf, dann war Alles gut, aber satt mußten sie seyn, wenn etwas mit ihnen anzufangen seyn sollte, ihr größter Gräuel war, mit leerem Bauch marschiren zu müssen, dem Wein waren sie hold, und war der Wanst voll, so standen auch sie gut im Feuer, dabei gehorchten sie ohne auch nur eine Miene zu verziehen; werden sie gut angeführt, so ist mit diesen Truppen etwas anzufangen, der gemeine Mann und Unteroffizier ist dann eine vortreffliche Maschine, weniger sind sie bei dem leichten Dienst im Feld brauchbar, wozu ihnen in der Regel die nöthige Gewandtheit abgeht, namentlich den Böhmen. Die Preußen, von denen ich auch einige bei mir hatte, waren in vielen Stücken ganz das Gegentheil, besonders gut zu allen Kriegslisten zu gebrauchen, und bei vieler Windbeu-

lei besaßen sie doch viel persönliche Tapferkeit und waren Maghälse. Die Polen kamen ihren Todfeinden, den Russen, am nächsten, waren aber wo möglich noch schweinischer, namentlich immer voll Ungeziefer. Die Ungarn, sehr tapfer, spürten hauptsächlich den Speckseiten nach, mit deren Schwarten sie sich den ganzen Körper und die Haare einschmierten, und sich den Rest vortrefflich schmecken ließen. Es giebt aber auch nichts Zarteres und Köstlicheres, als so ein schwarzes italiänisches Schwein, das mit ausgepreßten Oliven gemästet ist und ein äußerst delikates Fleisch hat. Am unverdrossensten waren jedoch die Franzosen, wenn sie 24 Stunden marschirt, nichts zu nagen noch zu beißen hatten, waren sie nichts desto weniger heiter und guter Dinge, schlugen sich, wenn es nöthig war, eben so muthig, als kämen sie von einem sybaritischen Mahl, selbst mit dem Teufel herum, und machten ihre Privathändel immer unter sich mit der Klinge aus. Die Italiäner waren Duckmäuser, mürrisch, ewig unzufrieden, im Dienst nicht zuverlässig, und zeigten den wenigsten Muth in offener Schlacht; sich in sichern Hinterhalt legen war ihre Sache.

Eines Morgens, nachdem wir den Abend vorher in Squillaci eingerückt waren, trafen die Rudera unsers ersten Bataillons, von Düret angeführt, ganz unerwartet daselbst ein. Der brave Mann schien ordentlich gerührt, als er mich sah, und bezeigte eine große Freude, er hatte mich längst unter den Todten geglaubt, nahm großen Theil an dem Schicksal, das mich seit unserer Trennung betroffen hatte, und hörte meinen Berichten mit der größten Aufmerksamkeit zu. Mehr als einmal rief er aus: mais c'est inouï! (es ist unerhört); am meisten wunderte er sich, daß ich mich nach der Schlacht von Maida so durchzuschlagen gewußt, und meinte, ich würde einst noch ein tüchtiger General werden. Indessen erfuhr ich von ihm und einigen andern Offizieren des Bataillons, daß sie während der Zeit ebenfalls nicht auf Rosen gebettet waren, furchtbare Märsche und Contremärsche unter beständigen Gefechten mit den Feinden hatten machen und sich fortwährend durch zahlreiche Haufen von Insurgenten schlagen müssen, wobei sie viel Leute und fast die Hälfte der Offiziere, unter denen auch mein Capitain, Herr v. Leclerc war, verloren. Zu Strongoli und Conigliano hatte man ihnen das Durchmarschiren und die Lebensmittel verweigert, beides mußten sie durch blutigen Kampf erzwingen, und erst in Cassano hatten sie einigen festen Fuß

fassen und sich etwas erholen können. Das Bataillon machte nun auch einen Theil von Verdiers Division aus, und Jagd auf die Briganden, was, wenn auch fast immer sehr beschwerlich war, doch mitunter auch nicht ohne lustige Abenteuer ablief; gar manche schwarzäugige und schwarzhaarige Calabresendirne, die uns in die Hände fiel, war uns doch nicht so abhold bei näherer Bekanntschaft, und ich entsinne mich immer mit Vergnügen eines allerliebsten blutjungen Mädchens, Tochter eines Sindico, die zuerst gezwungen und dann freiwillig und vergnügt eine längere Zeit Berge und Wälder mit mir durchzog, auch uns manchmal von großem Nutzen in diesen unwirthlichen Gegenden war. Als ich sie endlich in ihre Heimath, ein Dorf in dem jetzt größtentheils niedergebrannten Silawald, entlassen wollte, hatte ich alle Mühe sie los zu werden, trotz dem daß ihr ihr Beichtvater eingeprägt, daß die geringste, einem francese zugestandene Gunst unfehlbar die ewige Verdammniß nach sich ziehe; aber ich war ja ein tedesco, schade nur, daß dem Mädchen nicht begreiflich zu machen war, was das für ein Wesen, und welcher Unterschied zwischen diesem und einem Franzosen ist. Ich versprach ihr beim Abschied, sie später wieder aufzusuchen.

Noch manche Woche ging so unter Entbehrungen, mannigfaltigen Gefahren, Strapatzen und kleinen Scharmützeln hin, und man wußte nie, wo man den nächsten Tag zubringen würde, gewöhnlich unter freiem Himmel. Diese Brigandenjagd war so ermüdend, als in der Regel undankbar, da die Insurgenten nicht nur die Oertlichkeiten genau kannten, sondern auch immer im Einverständniß mit den Einwohnern waren, die ihnen jeden unserer Schritte verriethen und uns dagegen immer irre zu führen suchten. Nur nach unerhörten Anstrengungen und Kreuz- und Quermärschen gelang es uns bisweilen, diese wahren Ueberall und Nirgends zu erreichen; aber hatten wir sie auf einer Seite verjagt und versprengt, so spukten sie schon wieder auf der andern oder hinter unserm Rücken um so frecher, und hatte man sie endlich doch erwischt und ihnen viele Leute getödtet, so zeigten sie sich wenige Tage darauf wieder mit größern Streitkräften und in doppelter Zahl. Dieses, immerwährend von Sicilien aus verstärkte Volk, ließ sich natürlich auf einen offenen Kampf oder gar eine Schlacht nicht ein, sondern führte den kleinen Krieg, den man bei dieser Gelegenheit vollkommen gut lernte, wohl an 30 verschiedenen Orten

zumal, weßhalb auch unsere Streitkräfte so sehr zersplittert werden mußten, daß wir nirgends mit gehörigem Nachdruck operiren konnten, wodurch sie bisweilen in großem Vortheil waren, Kanonen und Reiterei waren ohnehin hier nicht anwendbar, sondern eher ein Hinderniß; die Briganden fügten uns durch das Abschneiden oder Wegnehmen von Lebensmitteln, die nicht gehörig eskortirt waren, unendlichen Schaden zu. So durchzogen wir fortwährend die beiden Calabrien und die Basilicata von einem Ende zum andern, überall Verheerung und Verwüstung hinbringend oder findend.

Eines Abends, wir hatten kaum ein Paar Stunden in dem in einem Waldgebirg liegenden Dörfchen Stigliano, ohnweit Tricarico, gerußt, kam uns die Nachricht zu, daß der furchtbare Fra Diavolo neuerdings, mit einem großen Insurgentenhaufen aus Sicilien kommend, gelandet sey, sogar Kanonen bei sich führe und sich nach seiner Vaterstadt Itri begeben habe, um daselbst abermals die Insurrektion zu organisiren; aber gleich nach seiner Ankunft vom General Hügo versprengt, sich mit seiner Bande in die Gegend von Tricarico und Potenza gezogen, und schon mehrere Ortschaften überfallen habe. In der That streiften Abtheilungen seiner Bande im nahen Wald in der Nähe von Stigliano.

Das Gerücht hatte das Corps dieses gefürchteten Brigandenchefs zu einem bedeutenden Heerhaufen gemacht, unser Bataillon war bis auf 400 Mann zusammengeschmolzen und wußte nicht, daß, von Hügos Truppen verscheucht, sich Fra Diavolo selbst gewissermaßen auf der Flucht befand. Düret ließ jetzt alle Zugänge des Orts besetzen, in dessen Mitte wir ein Bivouak aufschlugen, stellte Lauerposten aus, um uns gegen einen etwaigen Ueberfall zu sichern, und so brachten wir die ganze Nacht in Allarm zu.

Von diesem Fra Diavolo (Bruder Teufel) wurde so viel Fabelhaftes und Unglaubliches erzählt, daß ich ihn für einen wahren Rinaldo Rinaldini hielt und ihm meine Bewunderung, wie einst dem Schinderhannes ruhmwürdigen Andenkens, nicht versagen konnte, was mich jedoch nicht hinderte, bald darauf einen seiner Adjutanten gefangen zu nehmen und ihn selbst später hinrichten zu sehen. Sein eigentlicher Name war Michaeli Pezza oder Pozza, er war aus der kleinen Stadt Itri in der Terra di Lavora gebürtig. Aus einem gemeinen Straßenräuber hatte ihn Ferdinand IV. oder vielmehr dessen Gemahlin, die Königin Carolina, auf Ver-

anlassung des Kardinal Ruffo, zum Oberst der neapolitanischen Armee gemacht und ihm sogar den Titel eines Herzogs von Cassano ertheilt, nachdem dieselbe Regierung früher einen Preis auf den Kopf des Räuberhauptmannes gesetzt. Während der Belagerung von Gaëta leistete er dem Prinzen von Hessen-Philippsthal wichtige Dienste, indem er die Franzosen zwischen dem Kirchenstaat und dem Volturno beunruhigte, ja beinahe hätte er den Lucian Buonaparte auf seinem Landsitz bei Rom aufgehoben, der aber noch zu rechter Zeit gewarnt wurde. Er warf sich sodann nach Calabrien, wo er uns allen möglichen Schaden zufügte. Seine Bande war weit über 2000 Mann stark, und der Ruf seiner Thaten so außerordentlich, daß die Calabresen steif und fest glaubten, er könne zaubern und hexen und daß ihm nichts unmöglich sey. Philippsthal hatte ihn indessen wegen seinen Schandthaten, die er nicht unterließ, endlich aus Gaëta gewiesen, von wo er nach Palermo gegangen war, jedoch im September wieder mit seiner, hauptsächlich durch freigelassene Galeerensklaven verstärkten Bande in Unteritalien landete, alle Banditen und Mißvergnügte abermals an sich zog, und sodann nach Itri marschirte, um sich seiner Vaterstadt in seiner ganzen Herrlichkeit zu zeigen. Joseph beauftragte den General Hugo, mobile Colonnen gegen den gefürchteten Brigandenchef zu bilden, wozu jener hauptsächlich die rabenschwarzen Soldaten des Regiments Royal africain, eine Abtheilung der Chasseurs von der korsischen Legion und einige andere leichte Truppen verwandte, denen er auch etwas Reiterei zugesellte.

Fra Diavolos Haufen mochte jetzt etwas über 3000 Mann stark seyn, und war voller Zuversicht; reich von der Königin Caroline beschenkt, die dem Brigandenchef unter anderm ein kostbares Armband mit ihrem Bildniß und eine Fahne mit von ihr höchst eigenhändig gearbeiteten Goldstickereien verehrt hatte, und außerdem noch mit einem englischen Majors-Patent versehen, hatte er sich eine kurze Zeit auf der Insel Capri bei dem dortigen Commandanten Hudson Lowe aufgehalten und seine Operationen gegen die Franzosen mit kecker Verwegenheit begonnen. Bei dem Ueberfall eines Städtchens waren ihm zwei französische Damen, die Frauen zweier Stabsoffiziere, in die Hände gefallen, die er längere Zeit mit seiner Bande auf seinen Streifzügen in den Gebirgen und Wäldern herumschleppte, deren Tugend aber nicht mehr sehr jung war und

die er endlich, wie sie und er behaupteten, ungetastet wieder nach Neapel zurückschickte, nachdem er sich ein Certifikat von denselben hatte geben lassen, daß er sie mit zuvorkommender Aufmerksamkeit behandelt habe, und ihrer Schamhaftigkeit und Keuschheit nicht zu nahe getreten sey. Von diesem Certifikat hatten die Damen eine Abschrift, die: Michel Pezzo, Herzog von Cassano, per copia conforma unterzeichnet war, und die sie in Neapel allenthalben vorzeigten. Was es damit eigentlich für eine Bewandtniß hatte, daraus konnte man nicht recht klug werden, die böse Welt wollte wissen, daß die Damen, obschon nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, dennoch der Bande oder deren Anführer manche vergnügte Stunde hätten machen müssen.

Soviel ist gewiß, daß, als sie in Neapel ankamen, sie äußerst übel aussahen, was man eben so gut den überstandenen Strapatzen als andern Dingen zuschreiben konnte, sie mußten sich bei all dem viel Neckereien wegen ihrem Aufenthalt unter den Banditen gefallen lassen. Wer den Schaden hat, darf ja für den Spott nicht sorgen.

Die mobilen Colonnen des General Hügo setzten indessen bald dem Fra Diavolo so gewaltig zu, daß er sehr in die Enge getrieben wurde und sich endlich gezwungen sah, seine Bande in mehrere Abtheilungen zu zerstreuen, von denen eine jede vorgab, von ihm in Person befehligt zu seyn, eine Kriegslist, um die Verfolger irre zu führen. Die Generale Duhesme und Goulü hatten den Auftrag, dafür zu sorgen, daß ihm die Wege in den Kirchenstaat versperrt würden, während der jetzt in Gaëta kommandirende General Valentin seine Wiedereinschiffung verhindern sollte und Hügo ihn rastlos verfolgte, eine mühsame und gefährliche Aufgabe, da er sich immer in die unwegsamsten und unzugänglichsten Wildnisse zurückzog, nachdem er einen Handstreich vollbracht hatte, und so oft die Voltigeurs oder Jäger mit Leuten seiner Bande plänkelten, zogen sie immer den Kürzern, zum Stand halten und zur Annahme eines ordentlichen Gefechtes war er nicht zu bringen.

Damals war es, als wir zu Stigliano durch das angebliche Herannahen des Fra Diavolo in Allarm gesetzt wurden, indessen verlief doch die Nacht ohne daß wir weiter beunruhigt worden wären, nachdem jedoch der Tag angebrochen, ward uns die Gewißheit, daß sich eine Bande bewaffneter Briganden, etwa 4 Miglien von unserm Dorf, in einer wildbewachsenen Schlucht aufhalte. Auf diese zu-

verläſſige Nachricht ſetzten wir uns in Marſch, und Düret gab mir das Commando unſerer kaum 60 Mann ſtarken Avantgarde, indem er zu mir ſagte: ich kann dieſes gefährliche Commando Niemand beſſer als Ihnen übertragen, da Sie ſich nach der Niederlage von Maida ſo gut durchzuſchlagen gewußt, überhaupt ſchon viele Erfahrung in dieſem gefährlichen Krieg gemacht haben und den Gefahren zu begegnen wiſſen, auch der einzige ſind, der mit der italiäniſchen Sprache fortkommen kann; ſeyen Sie indeſſen vorſichtig, ſorgen Sie beſonders, daß man Sie nicht unvermuthet überfallen kann, und ſichern Sie Ihre Flanken durch Seitenpatrouillen.

Dieſe Vorſchriftsmaßregeln waren allerdings ſehr nothwendig, denn mehr als ein halbes Hundert ſolcher kleiner Detaſchements franzöſiſcher, italiäniſcher, korſiſcher, ſchweizer und polniſcher Truppen waren ſchon von den Inſurgenten überfallen, umringt und niedergemacht worden, denn allenthalben lagen die Briganden im ſichern Hinterhalt und Verſteck, waren von allen Bewegungen der Truppen genau unterrichtet und durch ihre Spione vortrefflich bedient. — Nach der Schlacht bei Maida hatten ſie an 200 Mann, die ſich in einen großen Maierhof retirirt und denſelben in der Eile möglichſt verſchanzt, ihn ſogar mit Palliſaden verſehen hatten, von den Bauern unterſtützt, förmlich belagert. Nachdem die Truppen den Reſt ihrer Patronen verſchoſſen, ſtürmten die Briganden den dritten Tag, wo die Belagerten aus Mangel an Lebensmitteln ſchon halb verhungert und folglich ganz kraftlos und matt, ſich faſt nicht mehr zu vertheidigen im Stande waren, den Hof, und machten die ohnmächtigen Leute unter unſäglichen Martern bis auf den letzten Mann nieder.

Nicht immer ſtand es in meiner Gewalt, Dürets Inſtruktionen zu befolgen, denn gar oft kamen wir durch ſo ſchmale und enge Wege, durch ſo wild verwachſenes Gehölz und dichtes Geſträuch, hinter denen ſich Felſen thürmten, daß nicht daran zu denken war, Seitenpatrouillen zu detachiren, ja nicht ſelten konnte man nur Mann vor Mann auf den ſchmalen, kaum betretenen Fußſteigen marſchiren. Gegen die Mittagsſtunden kamen wir an einen kleinen Weiler, in dem wir zwar einige Menſchen, aber ſonſt auch nichts antrafen; hier erfuhr ich auf meine Erkundigungen, daß Fra Diavolo mit einem kleinen Theil ſeiner Bande in der vergangenen Nacht da geweſen, erſt dieſen Morgen den Ort wieder verlaſſen und den Weg nach Tricarico eingeſchlagen habe. Ich wollte das

Bataillon hier erwarten, um neue Verhaltungsbefehle zu empfangen, es traf auch nach einer guten Stunde ein. — Düret befahl mir jetzt, einen Führer aus Ferrandina, so hieß das Oertchen, mitzunehmen und mit meiner Avantgarde gleichfalls nach Tricarico zu marschiren. Wir mußten durch das noch sehr seichte Flüßchen Basiento passiren, dessen Wasser uns kaum bis an die Knie reichte, aber am jenseitigen Ufer angekommen, zeigten sich plötzlich Insurgenten auf den felsigen Anhöhen, welche ihre Gewehre auf uns abfeuerten, mir einen Mann tödteten und dann verschwanden, ohne daß ich daran denken konnte, sie zu verfolgen, da mein Führer mich versicherte, in dieser Wildniß wisse er sich, einmal von dem Weg abgekommen, nicht mehr zurecht zu finden. Erst mit einbrechender Nacht erreichten wir das Dorf Grottola, wo aber kein Mensch etwas von dem Fra Diavolo wissen wollte. Ich machte hier abermals Halt, die Ankunft des Bataillons zu erwarten, das aber nicht eintraf. Mein Führer gab vor, daß sich seine Kenntniß der Gegend nicht weiter erstrecke, und bat mich, ihm zu erlauben, nach Ferrandina zurückkehren zu dürfen, ich fand aber für gut, ihn die Nacht über noch bei mir zu behalten, und versprach ihm, daß wenn bis zum nächsten Morgen nichts Besonderes vorfiele, ich ihn dann entlassen würde. —

Meine Lage fing an bedenklich zu werden, ich glaubte mich umringt oder doch wenigstens vom Bataillon abgeschnitten, und bivouakirte diese Nacht auf einem freien Platz vor dem Dorfe, ringsum Posten auf Schußweite aufstellend, um uns vor jedem Ueberfall zu sichern. Auf mein Verlangen brachten mir die Einwohner von Grottola etwas Reis, Wälschkornmehl und ein Körbchen mit Eiern, nebst Wein, so daß wir uns ziemlich restauriren konnten und sogar so munter und guter Dinge wurden, daß wir den Fra Diavolo sammt seiner Bande citirten und sich zu zeigen aufforderten, wenn er Muth habe — Die Nacht verging ohne irgend eine Beunruhigung, die meisten Leute schliefen gegen Mitternacht ein, als aber der Tag kaum zu grauen begann, befahl ich aufzubrechen, theilte ein Paar Flaschen Aquavit unter das Detaschement aus, die ich noch requirirt hatte, aber dem Bauer der sie brachte, bezahlte. Ich ließ mich nun mit diesem, der einige Worte, die ich nicht verstand, mit meinem Führer gewechselt hatte, in ein Gespräch ein; auf meine Fragen: ob er nichts von Fra Diavolo wisse, und nachdem ich ihm deßhalb ziemlich drohend zugesetzt, antwortete er endlich: daß wenn

ich ihm zusichern könne, daß er den Preis von 6000 Dukati, der auf den Kopf dieses Brigandenhaupts gesetzt sey, wenigstens zur Hälfte erhalte, da mir die andere Hälfte gebühre, er mir denselben in die Hände liefern wolle. — Erstaunend erwiederte ich freudig: daß er nicht nur die Hälfte, sondern die ganze Summe, die die Regierung ausgesetzt habe, erhalten werde. Er blieb aber dabei, mit mir theilen zu wollen, meiner Großmuth, die er nicht begriff, mißtrauend, was ich dann auch zusagte, um ihm nicht das Vertrauen zu benehmen. — Er theilte mir nun mit, daß sich Fra Diavolo, kaum zwei Miglien entfernt, mit höchstens 30 Mann seit gestern Abend in einer Waldschlucht gelagert befinde, indem er in der Gegend von Salerno durch die französischen Chasseurs total versprengt worden sey, wir müßten aber eilen, wenn wir ihn noch treffen wollten, da er wahrscheinlich mit frühem Morgen aufbrechen, und sich dann noch tiefer in die Waldgebirge flüchten werde. Ich marschirte schnell ab, den Bauer sammt meinen Führer aus Ferrandina in die Mitte nehmend, ihnen beiden erklärend, daß bei der mindesten verdächtigen Anzeige sie zuerst niedergemacht würden. — In aller Stille zog ich durch Grottola, kam jenseits des Ortes in einen dicht verwachsenen Wald, und stand, von dem Bauer geführt, bald an dem Eingang einer in der Tiefe zwischen Felsen und Gesträuch sich befindlichen Schlucht; hier sah ich durch das Gebüsch hinab in einem kleinen Kesselthal einige zwanzig Mann um ein fast abgebranntes Feuer meistens schlafend lagern; der Bauer sagte: eccoli (da sind sie). So geräuschlos als möglich besetzte ich den einzigen Ausgang dieser Schlucht. Unbemerkt drang ich dann so weit vor, daß ich die Briganden zählen konnte, es waren ihrer dreiundzwanzig. Ich wünschte sie wo möglich alle lebendig zu fangen, aber jeder Schritt vorwärts machte es wahrscheinlicher, daß ich von ihnen endeckt würde, sie dann noch Zeit hätten, sich aufzuraffen und eine verzweifelte Gegenwehr vorzubereiten. Ich beschloß nun, sie mit einem Hurrah und möglichsten Lärm zu überfallen, damit sie in dem ersten Schrecken den Kopf verlieren sollten. An den Eingang des Kesselthals postirte ich zehn Mann mit einem Corporal, stieg sodann mit den andern mit gespannten Hahnen den schmalen Pfad hinab, die Briganden immer im Auge habend; als ich endlich sah, daß sich ein Paar zu regen begannen, gab ich dem Tambour das Zeichen, pas de charge zu schlagen, und mit dem Ruf: Vorwärts, die Gewehre auf sie abfeuernd, stürmten wir hinab

Das Manöuvre gelang vollkommen, die Briganden sprangen auf, griffen nach ihren Waffen, eilten dem Ausgang zu, machten zum Theil Kehrt, während andere, den Kopf verlierend, uns in die Hände liefen, dann auch wieder umkehrten; wir folgten, ihnen die Bajonette in die Rippen setzend. Mehrere schon verwundet, warfen ihre Gewehre weg, während andere an dem entgegengesetzten Ende der Schlucht auf Bäume kletterten; Einigen gelang das fast Unglaubliche, indem sie die beinahe senkrechten Felsenwände mit Hülfe der Gesträuche, die sie erfaßten, hinankletterten, zwei davon stürzten jedoch, nachdem sie schon eine bedeutende Höhe erreicht hatten, herab, wovon der eine das Genick brach und auf der Stelle todt war, der andere aber das Bein verletzte, und nicht mehr von der Stelle konnte, noch andere schossen meine Leute herab, während drei auf diese Art wirklich entkommen waren, sich auch vielleicht in den Gipfeln hoher Bäume verborgen hatten, wo wir sie nicht entdecken konnten. — Die Uebrigen, unter denen der Anführer, der aber nicht Fra Diavolo selbst, sondern nur einer seiner sogenannten Adjutanten, Namens Belardi, war, nahmen wir gefangen und banden sie mit Gewehrriemen zusammen. — Dieser Belardi hatte sich allenthalben, wo er hinkam, für Fra Diavolo selbst ausgegeben, so wie dieß noch andere Chefs der Bande thaten, die in Calabrien umherirrten, wozu sie vom wahren Bruder Teufel ermächtigt waren, damit man, wie oben bemerkt, irre geleitet, nicht auf dessen Spur kommen sollte. — Was aus ihm geworden, konnte ich von den Gefangenen nicht erfahren, die, wie sie mich versicherten, ihr Oberhaupt schon seit 12 Tagen oberhalb Salerno verlassen hatten, ohne zu wissen wo er jetzt sey. So leid es auch mir und dem Bauer, der mich hierher geführt, that, nicht den rechten Mann erwischt zu haben, so war ich dennoch über den gemachten Fund froh und überzeugt, jetzt nicht mehr viel zu fürchten zu haben, da die Bande gesprengt und die Einwohner dadurch so muthlos gemacht waren, daß sie sich nicht trauten etwas offen gegen uns zu unternehmen.

Ich marschirte nun mit meinen Gefangenen nach Grottola zurück, den Führer von Ferrandina entlassend, den Bauer nahm ich mit nach Tricarico, wo ich das Bataillon vermuthete, und wohin ich nach einem kurzen Halt aufbrach. — Unterwegs unterhielt ich mich mit dem gefangenen Belardi, und fragte ihn über manches, was seinen Chef betraf, konnte aber nur ausweichende Antworten, oder sehr ungenügende Auskunft von ihm erhalten;

auf meine Frage, warum er den Eingang zur Schlucht nicht besetzt und keine Wachen ausgestellt habe, erwiederte er mit Ingrimm: Ich hatte es ja gethan, aber als der Morgen herankam, krochen die Schurken alle zum Feuer und schliefen, auch dachten wir nicht Verräther unter den Einwohnern zu finden.

In Tricarico angekommen, war das Bataillon zu meinem Leidwesen schon seit mehreren Stunden nach Potenza abmarschirt; ich folgte ihm und traf es noch auf einem Halt, ehe es diese Stadt erreicht hatte. Ich zeigte sogleich dem Commandanten Düret meinen Fang an, der darüber hoch erfreut, mir sagte, daß er abermals in nicht geringer Unruhe wegen mir gewesen, da er Ordre erhalten, sofort nach Potenza zu marschiren, was man mir nicht habe mittheilen können. — Der Bauer wurde mit einer Belohnung von 100 Dukati heimgeschickt, deren er sich aber wenig erfreuen konnte, da er ein Paar Tage darauf ermordet ward.

Schon war die Regenzeit eingetreten, und unsere Märsche und die Briganden jagd, die wir von hier aus in die Umgegend machen mußten, wurden immer beschwerlicher, wenn auch weniger gefährlich, da wir nur selten mehr auf einen Feind trafen. Bäche und Flüßchen, die man vor wenig Tagen noch fast trockenen Fußes passirte, waren zu reißenden Waldströmen geworden, durch die man nur mit Lebensgefahr kommen konnte, oft gingen uns die Fluthen bis beinahe an den Hals. Eines Tages mußten wir bei der Verfolgung eines Insurgenten-Trupps in der Gegend von Ducheſſa und Auletta den sonst ganz unbedeutenden Sele passiren, der aber nun zu einem wilden, reißenden Strom angeschwollen und so mächtig war, daß wir mit enggeschlossenen Gliedern, Pelotonsweise durchmarschirten, wobei die Soldaten Torniſter und Patrontaschen auf den Köpfen befestigt hatten, die Gewehre quer über dem Wasser hielten, und so in Masse durch das Wasser gingen, dennoch ertranken drei Mann, die im letzten Glied eines Pelotons sich nicht eng genug angeschlossen hatten und von den Fluthen fortgerissen worden waren. Auf dem jenseitigen Ufer angekommen, mußten wir einen tiefen und engen Hohlweg passiren, von dessen felsigen, mit Gebüsch bewachsenen Höhen uns die Briganden mit Flintenschüssen empfingen, und schon als wir noch im Wasser waren, auf uns herabschossen, mit sicherer Hand ihre Beute ausſuchend, meistens Offiziere, und nachdem sie abgefeuert hatten, verschwanden sie spurlos, so daß an ein Verfolgen nicht zu denken war

Glücklicherweiſe war dieſe gefährliche Paſſage nicht von langer Dauer und die Abdachung der Berge bald ſehr flach. Solche Märſche und Contremärſche nahmen kein Ende, und ſelten hatten wir einen oder auch nur einen halben Tag Ruhe. Die Regen und Gewitter wurden immer häufiger und heftiger, die Nahrung immer ſchlechter und ſpärlicher, einmal mußten wir ſogar eilf Tage in der Gegend von Chiaromonte unter beſtändigen Regengüſſen bivouakiren, wo, im Schlamm und Moraſt lagernd, oft nur noch die auf Steinen und Torniſtern ruhenden Köpfe frei vom Waſſer blieben, ſo ſehr waren die Gewäſſer angeſchwollen. Als wir endlich dieſe Stelle verließen, um uns in das ganz verwüſtete Dorf Rotonda zu begeben, brach ein ſo furchtbares Gewitter gerade über unſern Häuptern los, daß es zwei Soldaten, deren Gewehre ganz ſchwarz angelaufen waren, mitten in den Reihen des Bataillons erſchlug; nur auf der Spitze des Gebirges ließ der Regen etwas nach, in den Thälern aber hörte er oft in 24 Stunden keine halbe Stunde auf. In faſt jedem Ort durch den wir kamen, mußten wir Kranke zurücklaſſen, deren Weitertransportiren unmöglich geworden war, mit dem Bedeuten an die Einwohner, daß wenn ſie nicht die äußerſte Sorgfalt für dieſe Leute trügen, ihr Ort den Flammen preis gegeben würde, und ſie ſelbſt dem Tod verfallen ſeyen. Dennoch ſahen wir nur ſehr wenig von den Zurückgelaſſenen wieder. Immer mehr ſchmolz unſer Bataillon zuſammen; Soldaten, die aus Müdigkeit zurückblieben, ſich dann oft verirrten, fielen den Bauern und Briganden in die Hände, die ſich immer in der Gegend, die wir ſo eben verlaſſen, hinter unſerm Rücken zeigten. Oft mußten wir auch mit Lebensgefahr auf den ſchmalen und ſchlüpfrigen Fußpfaden marſchiren, die längs ſchauerlichen Abgründen hinliefen, auf denen ein Fehltritt das Hinabſtürzen unvermeidlich machte. So verloren wir einen Sergeanten der Carabiniers, und einen ſtürzenden Tambour rettete nur ſeine auf dem Rücken hängende Trommel, bei der ihn zwei Chaſſeurs packten. Selbſt die ſonſt ſo ſichern Maulthiere mußten mit großer Vorſicht geführt werden.

Das Schlimmſte war, daß bei all dieſen Entbehrungen und Gefahren auch noch unſere Kleider und Schuhe ſich allmählig in Lumpen auflöſten und wir bald einem abgeriſſenen Banditenkorps ähnlicher ſahen als Soldaten, längſt war an den Gamaſchen kein Struppen mehr, und die Hälfte der Soldaten ging auf blo-

ſten Füßen, hatte wenigſtens keinen Schein mehr von einer Sohle unter den zerriſſenen Schuhen, die bei jedem Schritt ſtecken blieben und mit den Händen wieder ausgegraben werden mußten. Den Offizieren, die meiſtens Suwarowsſtiefeln trugen, ging es nicht viel beſſer, auch ſie waren ſohlen- und abſatzlos, daher war immer das erſte wenn wir in einen Ort kamen, Schuhmacher, Schuhe und Leder zu requiriren, und die Compagnieſchuhmacher und Soldaten flickten ſo oft Halt gemacht wurde; an Wäſche war nicht zu denken, ich hatte ſeit zwei Monaten daſſelbe Hemd auf dem Leibe, und verfluchte doch jetzt auch manchmal die gloire militaire und den Soldatenſtand, obgleich ich dank meiner mäßigen Lebensweiſe, wenn auch vom Fleiſch ſehr abgefallen und dürr wie ein Häring, doch noch immer ſo ziemlich geſund war. Ich trank aber faſt nie puren Wein oder Aquavit, ſondern beides immer reichlich mit Waſſer vermiſcht, aß, wenn ich deren haben konnte, in Oel gebackene Eier oder auch in demſelben gebackene Kuchen, deren Teig meiſtens aus Mais- oder Wälſchkornmehl geknetet war.

Endlich, nachdem Düret wenigſtens ſchon zehn Berichte nacheinander abgeſandt und darin gemeldet hatte, daß ſich das bis auf ein Drittheil zuſammengeſchmolzene Bataillon unmöglich länger in Calabrien halten könne, ohne gänzlich aufgerieben zu werden, kam die Ordre zum Rückmarſch nach Neapel, die mich, ſo wie uns Alle, hoch erfreute und neu belebte. Aber bevor wir dieſen Hafen, in dem wir das Ende unſers Elends erwarteten, erreichten, ſollten wir noch einmal, und zwar indem wir einen Waldbach, der ſich unweit Muro in die Sele ergießt und jetzt auch zu einem reißenden Strom angeſchwollen war, paſſirten, arg heimgeſucht werden. Das Waſſer ging uns wieder bis über die Bruſt; als ſich das erſte Peloton mitten im Strom befand, erſchien plötzlich auf den Felſenhöhen des Ufers ein Haufen von mehr als 100 Briganden, die von ihrer ſichern Stellung aus ein gut unterhaltenes Feuer auf uns gaben, aber durch daſſelbe keinen großen Schaden anrichteten, da ihre meiſten Kugeln in den ſchützenden Torniſtern, welche die Leute auf den Köpfen hatten, ſtecken blieben; doch riß Unordnung in den Reihen ein, wodurch mehr als 20 Mann in den Wellen umkamen und von dem Strom mit fortgeriſſen wurden.

Dies war indeſſen das letzte Ungemach, das wir auf dieſem Feldzug erlitten, und wir marſchirten nun ungeſtört über Muro, La Balva, Eboli, Salerno und Nocera nach Neapel, wo

unſer Bataillon in der Forteza del Carmine kaſernirt wurde; gleich nach unſerer Ankunft gaben wir noch einige 60 Mann in das Lazareth ab.

Unterdeſſen war aber auch der Haupturheber unſerer meiſten Mühſeligkeiten, der berüchtigte Fra Diavolo ſelbſt, gefangen worden und wurde in ein Paar Tage nach unſerer Ankunft zu Neapel (im November 1806) gehangen. Ich bin im Stande, aus den zuverläſſigſten Quellen, da ich es von Offizieren, die ihn bis zu ſeiner Gefangennehmung verfolgten, dieſelbe und das Ende dieſes berüchtigten Brigandenchefs mitzutheilen.

Von Hügos mobilen Colonnen allenthalben verfolgt, hatte Michel Pezzo ſeine ganze Bande in zwölf Abtheilungen unter zwölf Anführer vertheilt und jedem eine Provinz angewieſen, in welcher er auf ſeine eigne Fauſt operiren ſollte, während er den Kern ſeiner Leute und die verwegenſten Banditen, etwa 7—800 Mann, bei ſich behalten hatte. Alle Anführer waren, wie ich ſchon erwähnte, angewieſen, ſich für den Fra Diavolo auszugeben, dabei war ihnen geſagt, daß wenn ſie zu ſehr ins Gedränge kämen, ſie einen kleinen Hafen zu erreichen ſuchen ſollten, um nach Sicilien überſchiffen zu können, wo er ihnen Palermo als den allgemeinen Sammelplatz bezeichnete. Hierdurch war es ihm gelungen, noch eine Zeitlang den verſchiedenen Colonnen, die ſcharf hinter ihm waren, zu entgehen, da dieſe, durch die von allen Seiten, wo man den Fra Diavolo in der Nähe glaubte, einlaufenden Berichte irre geführt wurden. Endlich aber ſetzte ihm ſelbſt eine Abtheilung des ſchwarzen Regiments Royal-Africain und eine andere von Latour d'Auvergne ſo zu, daß es in der Gegend von Bojano, der alten Hauptſtadt des Samniterlandes, zu einem hitzigen Gefecht mit Fra Diavolos Haufen kam, wobei man wegen der Näſſe der Gewehre nicht feuern konnte, ſondern ſich mit den Kolben und der blanken Waffe ſchlug. Der Sieg war längere Zeit zweifelhaft, als noch zum rechten Moment zwei Compagnien eines franzöſiſchen Linienregiments den kaum 100 Mann ſtarken Abtheilungen zu Hülfe kamen und dem Kampf raſch den Ausſchlag gaben. Das Gemetzel war fürchterlich, und Fra Diavolo entkam mit noch etwa 200 Mann nur durch ſchleunige Flucht, die Uebrigen blieben theils auf dem Wahlplatz todt und ſchwer verwundet, oder wurden zu Gefangenen gemacht und erſchoſſen; von den Fliehenden ertranken außerdem noch viele in dem Biferno, den ſie paſſiren mußten.

Bei dieser Flucht wurde Fra Diavolo noch einmal von einer Abtheilung der korsischen Jäger erreicht, die noch mehrere Gefangene machte und den Rest seiner Bande vollends sprengte; als er eine kurze Strecke die nach Apuglia führende Straße passiren mußte, sah er einige Eskadronen französischer leichter Reiterei daher gesprengt kommen, die ihn zwar nicht erkannt, aber doch jedenfalls als verdächtig angehalten haben würden, außerdem waren seine Verfolger höchstens auf Kanonenschußweite von ihm entfernt. Hier war weder zum Entfliehen noch zum Verbergen mehr Gelegenheit und ängstlich richteten seine wenigen Begleiter fragende Blicke auf ihren Chef, der gewöhnt, sich auch aus den verzweifeltsten Lagen zu ziehen, jetzt den Kopf nicht verlor, und sich durch List und Verschlagenheit auch diesmal, jedoch nur auf kurze Zeit, aus seiner mißlichen Lage half. Er befahl seinen Spießgesellen, ihn und einem seiner Offiziere die Hände auf den Rücken zu binden, beide sodann in ihre Mitte zu nehmen, dann auf der Landstraße fort an der Reiterei vorüber zu marschiren. Ihr Einwendungen schlug er schnell mit drohenden Blicken nieder, indem er ihnen befahl, auf allenfallsiges Befragen zu erwiedern: sie gehörten der Bürgergarde des nächsten Städtchens an, und hätten die beiden Gefangenen, die man in Verdacht habe, zur Bande des Fra Diavolo zu gehören, nach Neapel zu transportiren. Die List gelang vollkommen, der die Reiterei kommandirende Offizier ließ den Fra Diavolo nach kurzem Befragen sammt seiner Eskorte vorüber, und die angebliche Bürgergarde marschirte mit erhobenem Haupt durch die Reihen der Cavallerie. Kaum waren sie ein Paar Hundert Schritte entfernt, so schlugen sie einen Seitenweg ein, erklommen eine steile und gesträuchige Anhöhe, und gaben sogar eine Decharge gegen die langsam dahinreitende Cavallerie, welcher der Brigandenchef nun hohnlachend und mit lauter Stimme zurief: »Ich bin Fra Diavolo.« — Der kommandirende Offizier ärgerte sich, und seine Leute lachten über den Streich, den man ihnen gespielt hatte. Ersterer wollte einen Theil derselben absitzen lassen, um die Räuber zu verfolgen, diese hatten sich jedoch schnell nachdem sie abgefeuert ins unzugängliche Dickicht geflüchtet. Auch seinen andern Verfolgern, die seine Spur verloren hatten, entging er und würde sich vielleicht gerettet haben, hätte er nicht die Unvorsichtigkeit begangen, in der Nacht ein Feuer anzuzünden, was die Truppen aufmerksam machte und ihnen seinen Aufenthalt ver-

rieth. Die korsischen Jäger rückten nun möglichst unbemerkt heran und suchten ihn zu umringen, aber ehe dies noch vollständig geschehen, wurden sie von den Briganden bemerkt, die aufsprangen; die Jäger gaben nun eine Decharge, welche mehrere derselben und den Fra Diavolo selbst verwundete, dem es dennoch gelang, sich durch eine abermalige Flucht zu retten; ganz allein eilte er jetzt auf dem Weg nach Salerno davon, in der Hoffnung, an der Küste eine Barke zu finden und mit deren Hülfe auf der See zu entkommen; auch jetzt noch von den Bürgergarden verfolgt, entging er diesen nur mit genauer Noth.

Die Nächte waren schon kalt und die Spitzen der Berge mit Schnee bedeckt; der zweimal verwundete arme Bruder Teufel, seit zwei Monaten rastlos herumgejagt, hatte den ganzen Tag nichts zu sich nehmen können und war durch Müdigkeit und Blutverlust völlig erschöpft, als er an die einsam stehende Hütte eines Hirten kam. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß dieser allein war, bat er ihn um ein Nachtquartier. Er brachte von demselben heraus, daß sich in der Gegend weder Truppen noch Insurgenten befanden, und erfuhre sich niemals bis hierher verirrten; er legte nun seine Waffen ab, wärmte sich bei einem Kohlenfeuer und aß während er ruhte, einige am Feuer gebratene Maronen und Bataten (ein sehr nahrhaftes, kartoffelähnliches Knollengewächs, das in jener Gegend häufig wächst) und schlief darauf ruhig auf dem Boden an dem Feuer ein. Sein Unstern aber wollte, daß gerade in dieser Nacht vier wohlbewaffnete Räuber mit Gewalt in die Hütte des Hirten drangen, und diesem wie dem von ihnen nicht gekannten Fra Diavolo befahlen, sich mit dem Gesicht auf die Erde zu werfen, ihnen beiden bei Todesstrafe geboten, nicht aufzublicken, sich dann in Besitz alles dessen setzend, was sich vorfand und ihnen anstand. Fra Diavolo wagte es nicht sich zu erkennen zu geben und die Räuber nahmen seine Waffen mit sich fort.

Bald darauf nachdem sie weg waren, verließ auch er die Hütte, in der er sich nicht mehr sicher glaubte, und irrte wieder in dem waldigen Gebirg umher, bis ihn seine Wunden so sehr schmerzten, daß er kaum mehr fort konnte, und froh war, als er in einiger Entfernung ein Licht erblickte, zu dem er sich hinschleppte, es war das Städtchen San-Severino, in dem der Apotheker so eben seine Bude öffnete, als Fra Diavolo in demselben angekommen und sich auf einen Stein vor dessen Haus gesetzt hatte. Er war erstaunt,

bei dieſer Kälte und um dieſe Zeit einen Menſchen auf offener Straße ſitzend zu finden. Auf ſein Befragen ſagte der Briganden-chef, er komme eben aus Calabrien und erwarte noch Landsleute, mit denen er zuſammen nach Neapel gehen wolle. Der Apotheker ſchöpfte jedoch Verdacht, da der Unbekannte einen andern Accent als die gewöhnlichen Calabreſen hatte, lud ihn ein in ſeine Bude zu treten, wo er ihm, um ihn treuherzig zu machen, ein Glas Branntwein einſchenkte, aber während dies der Räuber trank, ſein Mädchen heimlich fortſchickte, einen Gensdarmen zu holen. Bald darauf trat einer dieſer Packſeele ein und begehrte die Papiere des Fremden zu ſehen, da er ſich aber über ſeine Perſon nicht gehörig ausweiſen konnte, ſagte ihm der Gensdarm, daß er ihn nach Salerno zu ſeinem Eskadronschef folgen müſſe. Hier wurde er zu demſelben, der zugleich Platzkommandant von Salerno war und Farrino hieß, geführt, und wußte ſich ſo gut auszureden, daß er auf dem Punkt war, wieder auf freien Fuß geſtellt zu werden, als unglücklicherweiſe für ihn ein neapolitaniſcher Sapeur, der ihn ſogleich erkannt, mit dem Ausruf: Ah der Fra Diavolo! in das Zimmer trat. Dieſer will zwar ſeine Perſon verleugnen, aber der Sapeur giebt ſolche Kennzeichen an, die alles Läugnen unnütz machen und endigt mit den Worten: „Ich muß Euch doch wohl kennen, ich habe ja ſo oft das Gewehr vor Euch präſentiren müſſen.“ Nun wurde er auf der Stelle mit Ketten geſchloſſen und unter einer ſtarken Bedeckung nach Neapel abgeführt. Hier bemühten ſich mehrere Perſonen, ſogar franzöſiſche Generale, ſeine Begnadigung auszuwirken, ſie wollten, daß er als Kriegsgefangener behandelt werden ſollte, aber vergeblich, und zwar mit Recht, denn wenn man ſeine Feindſeligkeiten gegen die neue Regierung auch ganz und gar als rechtmäßig betrachten will, ſo verdienten doch ſeine Mord- und Gräuelthaten als Räuber längſt den Tod. Er war ſchon unter der vorigen Regierung als Mordbrenner und Straßenräuber von den Gerichten zum Strang verurtheilt und es war ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt worden. Das Aergſte bei der Sache war, daß die Engländer, die fortwährend im Golf von Neapel kreuzten und von allem unterrichtet waren, ihn, als ſie ſeine Gefangenſchaft erfuhren, durch einen Parlementair als engliſchen Major reklamirten! eine große Ehre für die engliſche Armee. — Salicetti, der damals Polizeiminiſter in Neapel war, ließ auf dieſes Anſinnen erwiedern: „Es thue ihm unendlich leid,

allein man wiſſe von gar keinem Major in engliſchen Dienſten, der in Gefangenſchaft gerathen ſey, habe auch keinen ſolchen ausfindig machen können, verſtehe man aber einen gewiſſen Banditen darunter, der weder eine militäriſche noch politiſche Charge bekleide und unter dem Namen Fra Diavolo bekannt ſey, ſo ſey dieſer vermöge eines noch unter dem König Ferdinand von den Gerichten gefällten Urtheils, das ihn als Mordbrenner, Räuber, Schmuggler und Dieb bezeichne, zum Tode verurtheile, ſchon Tags vorher hingerichtet worden.« — Salicetti hatte ſich beeilt, ihn vermöge dieſes Urtheils hängen zu laſſen, und ich ſah ihn zum Erſten- und Letztenmal auf der Galgenleiter, die er entſchloſſen beſtieg. Er wurde gleich den andern vom Henker zu Tode geritten, war von kleiner, unterſetzter Statur, hatte aber einen ſtarken und nervigten Knochenbau, ein ſcharfes, durchdringendes Auge und dabei etwas Wildes und Grauſames in ſeinen Zügen. Sein von mir gefangener Adjutant wurde gleichfalls gehängt, und viele Exekutionen fanden jetzt überhaupt täglich vor dem Caſtel nuovo ſtatt.

Bayerische Staatsbibliothek München

14913

Vierzig Jahre

aus dem

Leben eines Todten.

Hinterlassene Papiere

eines französisch preußischen Offiziers.

In drei Bänden.

Zweiter Band.

Tübingen.
Osiander'sche Buchhandlung.

1848.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Universitäts
Bibliothek

Inhalt

des zweiten Bandes.

Seite

I.

Zweiter Aufenthalt zu Neapel. — Ende der Frankfurter freireichsstädtischen Herrlichkeit. — Ich werde von der Terzana befallen. — Das Einstürzen der Häuser in Neapel. — Das Castel Carmine. — Das Wundercrucifix in der Karmeliterkirche. — Madame Gasqui. — Ein Verirmarsch nach Capua. — Großes Avancement im Regiment. — Das Conservatorium zu Neapel. — Abentheuerliche Seefahrt nach dem Posilippo. — Virgils Grab. — Die Vicaria und ihre Höllenkerker. — Marietta und Teresina. — Neapolitanisches Volksleben unter freiem Himmel. — Hazardspiele und Liebhabertheater. — Die hübsche Apothekersfrau. — Das Aqua Toffana. — Herkulanum und Pompeji. — Torre del Greco. — Der See Agnano. — Die Hundsgrotte. — Die Solfatara. — Puzzuoli. — Der Averner See. — Die Sybillen-Grotte 1—53

II.

Abmarsch nach Civita-Vecchia. — Die pontinischen Sümpfe. — Civita-Vecchia. — Valo. — Ich werde Platzkommandant zu Albano. — Meine Ausflüge nach Rom. — Banquier Torlonia. — Prinzessin Cesarini. — Angelika Kaufmann. — Rom. — Die Peterskirche. — Der Vatikan. — Das Pantheon. — Das Colosseum. — Das Capitol. — Die Engelsburg. — Monte-Cavallo. — Der Lateran und die heilige Treppe. — Santa Maria Maggiore. — Die Paulskirche. — Roms Palläste, Plätze, Villas, Fontainen, Theater. — Römische Sitten. — Die

Seite

Weihnachten. — Prozessionen. — Eine Audienz bei Pius VII. — Die schönen Römerinnen und die deutsche Männertreue. — Eine Nonne auf einem Ball. — Ein Rendez-Vous in der Kirche San-Sebastian vor den Mauern 54—87

III.

Die Catakomben. — San-Sebastian fuori le mura. — Das Abenteuer in den Catakomben. — Die Carnevalsfreuden. — Noch ein Mordanfall. — Die junge Wittwe. Antonar Vasi und seine Tochter. — Canova. — Beendigung des Carnevals. — Das Lazareth zu Rom. — Katholischwerden der Soldaten. — Eine Pferdekur. — Die Entführung einer Nonne. — Tivoli. — Frascati. — Die heilige Woche. — Das Miserere. — Die Kuppelbeleuchtung und Girandola. — Der Kardinal-Bischof und der Impressario. — Ich werde zum dritten Bataillon versetzt. — Eine Heiligsprechung. — Herzbrechender Abschied und Abreise von Rom 87—146

IV.

Reise über Florenz nach Genua. — Siena. — Ankunft zu Florenz. — Eine Ueberraschung. — Der Palazzo vecchio und seine Umgebung. — Ein Abenteuer. — Die Cathedrale San Maria del Fiore. — Blutige Begebenheiten in derselben. — Die mysteriösen Schönen. — Santa-Croce. — Der Pallast Pitti. — Der Garten Boboli. — Der Palazzo del Podesta. — Historische und topographische Notizen. — Savonarola. — Lady Mary. — Das Arnethal. — Die schönen Strohflechterinnen. — Abreise nach Genua. — Livorno. — Pisa. — Ankunft in Genua 147—175

V.

Zweiter Aufenthalt in Genua. — Alte und neue Bekanntschaften. — Signora Palatini. — Ein sentimentales Rendez-Vous. — Die Brigandenjagd in den italiänischen Alpen. — Bocchetta. — Ich nehme fast eine ganze Bande gefangen. — Rückkehr nach Genua. — Das Conservatorium Zieschino. — Albertine. — Ich entdecke eine furchtbare Verschwörung. — Ich avancire zum Capitain und werde wieder zum ersten Bataillon versetzt. — Abreise nach Civita Vecchia 175—204

Seite

VI.

Reise über Mailand nach Rom. — Tortona. — Pavia. — Mailand. — Ueberblick der Geschichte dieser Stadt. — Der Dom. — Maria delle Grazie. — Das Abendmahl Leonardo da Vincis. — Die Kirche des heiligen Ambrosius. — San-Lorenzo. — San-Satiro. — Mailands Palläste. — Das große Hospital. — Die Theater. — Die Einwohner. — Der Advokat Mazetti. — Eine Spielhölle. — Ich rette Grai G. . . aus den Klauen falscher Spieler. — Bellina. — Isola Bella. — Selbstexecution eines Capitains. — Abreise von Mailand nach Rom. — Das Schlachtfeld bei Lodi. — Lodi. — Piacenza. — Ankunft zu Rom. — Wiedersehen — Abfahrt nach Neapel 205—234

VII.

Ankunft in Neapel. — Das Liebhabertheater in Gieau nuovo. — Besteigung des Vesuvs. — Der Hof des Königs Joseph. — Eine deutsche Vorstellung. — Helenchen Cramer. — Caserta. — Nocera de pagani — Die Ruinen von Pestum. — Zweiter Feldzug in Calabrien. — Niederlage des Prinzen von Hessen-Philippsthal. — Die Brigandenhäupter Francatrippa und Veninceasa — Monte leone. — Ermordung eines Courriers. — Fondaco del Rico. — Mehrtägiges hartnäckiges Gefecht mit den Briganden. — Die hübsche Calabreserin. — Milete. — Belagerung der Festungen Scilla und Reggio — Schrecklicher Zustand des Belagerungscorps. — Rückmarsch nach Neapel. — Abreise nach Genua 235—269

VIII.

Reise von Neapel nach Genua und von da zur See nach Marseille. — Marsch von Marseille nach Perpignan. — Meze Pezenas. — Narbonne. — Sigean. — Salces. — Perpignan. — Eine speculative Spröde. — Carcasonne. — Toulouse Auch. — Mirande. — Tarbes. — Formirung des zweiten Observationscorps an den Pyrenäen. Ich werde zum 3ten Reservecorps versetzt. — Bayonne. — Bordeaux. — Bazas — Mont de Marsan. — Dax. — Hasparren. — Napoleons Intriquen gegen Spanien Abmarsch nach diesem Land. — St. Jean de Lüz 270—286

Seite

IX.

Einmarsch in Spanien. — Irun. — Die baskischen Provinzen. — Hernani. — Tolosa. — Bergara. — Mondragon. — Vittoria. — Miranda de Ebro. — Der Gnapaß Garganta Pancorbo. — Briviesca. — Burgos. — Haus und Denkmal des Cid. — Prächtige Kirchen. — Quintana de la Puente. — Torrequemado. — Valladolid. — Ein Auto da Fe. — Eine schöne Andalusierin. — Ungewißheit und Gerüchte über Napoleons Absichten hinsichtlich Spaniens. — Marsch nach Segovia. — San Ildefonso. — La Granja. — Bivouak bei Segovia. — San Lorenzo. — El Pardo. — Glänzender Einmarsch in Madrid . . . . . 287—312

X.

Ferdinand VII. Einzug in Madrid. — Der Friedensfürst. — Der Aufstand zu Aranjuez und Madrid. — Carl IV. Abdankung. — Napoleon zu Madrid erwartet. — Ferdinand vom Volk angebetet und von Savary nach Bayonne gelockt. — Carl IV. protestirt gegen seine Abdankung. — Donna Galvanillas und Rosa Maria. — Kirchen. — Der neue königliche Pallast. — Buon Retiro. — Plätze und Straßen. — Theater. — Cortejanos, Majos und Muchachas. — Sitten der Einwohner. — Der Fandango vor Gericht. — Wohnungen. — Der Adel. — Auto da Fe's. — Die Erstürmung von Amors Schloß. — Aranjuez und seine Gärten . . . . 313—340

XI.

Drohende Stimmung der Einwohner zu Madrid. — Aufstand zu Toledo. — Der blutige Aufstand am 2ten Mai zu Madrid. — Wegnahme des Artillerieparks. — Ich rette einem Insurgenten das Leben und werde dabei verwundet. — Ein Rencontre mit Murat. — Eine gefährliche Zusammenkunft. — Abmarsch nach Toledo. — Merkwürdigkeiten dieser Stadt. — Abmarsch über Madrid nach Aragonien. — Unterwürfigkeit der Madrider Behörden und des Inquisitionsgerichts gegen die Franzosen. — Torrejon de Ardoz. — Alcala de Henarez. — Guadalaxara. — Grajanejos. — Siguenza. — Fast ganz Spa-

Seite

nien in Aufstand. — Die Junta zu Sevilla und die Provinzialjuntas erklären Frankreich den Krieg. — Wir stoßen zu dem Belagerungsheer vor Saragossa. — Calatayud. — Ankunft vor Saragossa . . . . . 341—359

XII.

Erste Belagerung von Saragossa. — Palafox. — Außerordentliche Vertheidigungsanstalten der Aragonier. — Vorgänge bis zur Belagerung. — Ueberblick der Geschichte Saragossas. — Heldenmüthige Vertheidigung dieser Stadt durch ihre Einwohner. — Eine Heroine. — Ein seltsames Stiergefecht. — Furchtbarer Straßen- und Häuserkampf. — Die gefangenen Nonnen. — Aufhebung der Belagerung. — Marsch nach Barcelona. — Ich werde stark verwundet und krank. — Aufenthalt zu Barcelona. — Spanische Sitten, Tänze, Theater ꝛc. — Abreise zur See nach Frankreich . . . . . 360—388

XIII.

Ankunft zu Montpellier. — Ich werde zum 29. Regiment versetzt. — Murat, König von Neapel. — Ermordung einer Compagnie Voltigeurs. — Der neue König macht sich beim Volk beliebt. — Einnahme der Insel Capri. — Ich werde dekorirt. — Helenas Hochzeitsfeier. — Castell-Amare. — Dritter Feldzug in Calabrien. — Rückkehr nach Neapel, wo ich das Ehrenkreuz erhalte. — Ich werde nach Nola detachirt, und daselbst beinahe erschossen. — Neue Bekanntschaften. — Eine, durch eine beabsichtigte Leichenberaubung entdeckte Verschwörung. — Murats Politik und Reformen. — Abmarsch nach dem Kirchenstaat 388—414

XIV.

Besitznahme des Kirchenstaates. — Ende der weltlichen Herrschaft des Papstes. — Die Commandantur zu Velletri. — Der Bischof und der Fourniszur. — Gewaltsame Entführung Pius VII. — Ich gehe als Courrier nach Wien. — Ich übergebe Napoleon meine Depeschen. — Kurze Unterredung mit demselben. — Schönbrunn. — Parade daselbst. — Wien. — Volksstimmung daselbst. — Das Napoleonsfest in Oesterreichs Hauptstadt gefeiert. —

Seite

Quartierfreuden. — Liebenswürdige Wirthinnen. — Rückreise nach Italien. — Klagenfurt. — Udine. — Treviso. — Mestre. — Ankunft zu Venedig . . . . . 415—440

XV.

Venedig. — Sankt Markus-Kirche und Thurm. — Der Dogenpallast. — Die Pozzi und Piombi. — Die Rialtobrücke. — Das Arsenal. — Die Vermählungsceremonie mit dem adriatischen Meer. — Venedigs Flor und Verfall. — Der St. Markusplatz. — Die Venezianerinnen. — General Menou. — Dessen religiöse Ansichten. — Ein Mordanfall. — Abreise von Venedig. — Padua. — Ferrara. — Ravenna. — Der Dantegeist daselbst. — Eine schöne Reisegefährtin. — Velletri. — Jagd in den pontinischen Sümpfen. — Abreise nach Paris . . . 440—482

XVI.

Paris im Jahr 1810. — Das Palais Royal. — Unvermuthetes Zusammentreffen mit dem Fürsten Y... — Der Concordienplatz. — Notre Dame. — Das Hôtel de Dieu. — Der Justizpallast. — Meinungen über Napoleons Ehescheidung. — Unerwartete Begegnung einer frühern Bekannten. — Eine Interims-Ehe. — Die Pariser Theater. — Die Spielhöllen im Palais Royal. — Eine Wache wirft einen jungen Menschen in die Seine. — Der Pariser Carneval. — Die Ochsenprocession. — Stimmung des französischen Volkes bei der Nachricht von der bevorstehenden Vermählung Napoleons mit Marie Louise. — Ein verfänglicher Calembourg aux français. — Das Todtenmahl beim Fürsten Y . . . . . 483—511

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Zweiter Aufenthalt zu Neapel. — Ende der Frankfurter freireichsstädtischen Herrlichkeit. — Ich werde von der Terzana befallen. — Das Einstürzen der Häuser in Neapel. — Das Castel Carmine. — Das Wundercrucifix in der Karmeliterkirche. — Madame Gasqui. — Ein Vexirmarsch nach Capua. — Großes Avancement im Regiment. — Das Conservatorium zu Neapel. — Abentheuerliche Seefahrt nach dem Posilippo. — Virgils Grab. — Die Vicaria und ihre Höllenkerker. — Marietta und Teresina. — Neapolitanisches Volksleben unter freiem Himmel. — Hazardspiele und Liebhabertheater. — Die hübsche Apothekersfrau. — Das Aqua Tofana. — Herkulanum und Pompeji. — Torre del Greco. — Der See Agnano. — Die Hundsgrotte. — Die Solfatara. — Puzzuoli. — Der Averner See. — Die Sybillen-Grotte.

Den Tag nach unserer Ankunft suchte ich Vetter Moritz auf, der mehrere Briefe von meinen Eltern und Verwandten an mich hatte, die schon längere Zeit angekommen waren, welche er mir aber nicht hatte nachschicken können, da man nie genau wußte, in welcher Gegend Calabriens wir uns befanden. In einem derselben schrieb mir mein Vater aus Frankfurt:

„Mit unserer republikanischen und freireichsstädtischen Herrlichkeit hat es ein trauriges Ende genommen, Napoleon hat ein Großherzogthum Frankfurt geschaffen, von dem unsere Stadt die Hauptstadt ward, und Carl von Dalberg ist unter der Benennung: Fürst Prima, unser Großherzog. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß alle bedeutenden Aemter und Stellen jetzt von Ausländern besetzt werden und man die Frankfurter, namentlich auch die Senatoren, ihre Familien und Verwandten, fast unberücksichtigt hintenansetzt u. s. w.“

Was mein guter Vater als das Schlimmste bezeichnete, war eigentlich das Beste an der Sache, und gereichte Frankfurt zum Vortheil; denn bisher hatte man, wie später wieder, alle Stellen

durchaus nur nach Gunst und Protektion an Söhne und Verwandte der einflußreichsten Familien vergeben, ohne nur im geringsten darnach zu fragen, ob das Subjekt einige Fähigkeiten zur Verrichtung der ihm obliegenden Funktionen besitze; so konnte zum Beispiel ein Talent, ein Genie wie Klinger, nicht eine Thorschreiberstelle erhalten, sondern wurde schnöde an allen Senatorsthüren mit Impertinenzen und Grobheiten abgewiesen. Er hatte freilich nicht einmal die Protektion einer Senators- oder Bürgermeisters-Köchin oder Base (oft die beste). Daß er den wohlfürsichtigen, hochgelahrten ꝛc Herren in seinem Faust und später als kaiserlich russischer Generallieutenant ein wenig arg mitgespielt, kann ihm Niemand verargen. Die Wohlregierenden und Consorten wurden da oft nach mehrstündigem Antichambriren abgewiesen und wieder bestellt und mußten vor dem in der demüthigsten Stellung supplicirt, den sie unter ihrer Würde (?) gefunden hatten, nur anzuhören! — Hier herrschte von jeher und herrscht noch die vortreffliche Aemtervertheilung, die Schiller so meisterhaft in seinem Fiesko schildert, wo Wölfe die Justiz, Füchse die Finanzen, Esel die Polizeigerichte ꝛc. verwalten, in Summa, wo die wichtigsten Aemter durch Dummköpfe, Ignoranten oder Schurken bekleidet werden, wenn diese nur Rathsverwandte sind.

Außer den Briefen empfing ich auch etwas Geld von meinen guten Eltern, das mir jetzt sehr zu statten kam, denn ich war so wie meine Kameraden fast ganz abgerissen aus Calabrien zurückgekommen, und das Gouvernement schuldete uns obendrein schon vier Monate Gage. Indessen hatte ich in den nächsten 24 Stunden alles überstandene Ungemach und Elend rein vergessen; in den ersten Tagen konnte von Dienstthun noch keine Sprache seyn, das Bataillon wurde durch 300 vom Depot angekommene Rekruten verstärkt, die nun einexercirt werden mußten.

Die noch immer in Gesù nuovo wohnenden Damen besuchte ich in den ersten Tagen nach meiner Zurückkunft. Die liebenswürdige Madame Gasqui klagte über Langeweile und Migräne, ich tröstete sie, ihr versprechend, beides zu vertreiben; aber auch mich befiel kurz darauf eine Unpäßlichkeit, so daß ich mehrere Tage das Bett hüten mußte, die Krankheit löste sich endlich in eine Terzana (dreitägiges Fieber) auf, das ich sehr lange und immer wiederkehrend behielt, was mich aber, außer den wenigen Stunden, die der Anfall dauerte, von nichts abhielt; dies waren die Folgen

des allerdings sehr anstrengenden Feldzugs in Calabrien. Nach vielen vergeblichen Versuchen, mich von dem Fieber zu befreien, und nachdem ich sowohl die mir vom Regimentsarzt, als die von dem berühmten Arzt meines Vetters Moritz verschriebenen Droguen vergeblich verschluckt hatte, gab mir endlich der Commandant der Fortezza del Carmine ein Mittel an, durch welches ich wenigstens nach jedem Anfall auf 4—6 Wochen von dieser Plage befreit wurde. Ich mußte nämlich gleich nachdem der Paroxismus vorüber war, eine halbe Unze zu Pulver gestoßene Chinarinde in gutem Wein nehmen, setzte mich dann zu Pferd und ritt ein Paar Stunden so starken Trab, daß ich recht gerüttelt wurde: das Fieber verließ mich dann auf längere Zeit, stellte sich aber immer nach einem, auch zwei Monaten wieder ein, und zwar während fünf Jahren; aß ich viel Früchte, besonders Angurien, Wassermelonen und Feigen, so kam der ungebetene Gast auch wohl noch früher wieder. Gute China war damals überaus schwer zu bekommen und sehr theuer, wie alle überseeischen Produkte, da wegen dem Krieg mit England aller Handel stockte; doch machte mir Moritz mehrere Pfund der besten zum Geschenk, nebst Cyperwein, in dem ich sie nehmen sollte. Ein Glück war es, daß ich einen so vortrefflichen Magen hatte, der diese schwere Kost zu verdauen im Stande war; denn später nahm ich sogar eine Unze auf einmal, eine Pferdekur; die böse Terzana, die ihre Residenz ganz in meinem Körper aufgeschlagen zu haben schien, blieb dann noch etwas länger, wohl an drei Monate weg, kehrte aber doch immer wieder; erst in Deutschland, wo ihr wahrscheinlich das Clima zu rauh war, verließ sie mich ganz. Ich führte nun beständig Chinapulver bei mir.

Dem Vetter Moritz hatte ich meine Abentheuer und Misgeschicke in diesem Feldzug mit allen Umständen erzählen müssen, und er hatte die Güte, dafür zu sorgen, daß mir die bei der Schlacht von Maida verlorene Bagage wieder vollständig ersetzt und ich namentlich mit Wäsche versehen wurde; etwa vier Wochen, nachdem ich ihm den Verlust meiner Bücher und meines Don Juan wehmüthig geklagt hatte, brachte mir eines Morgens ein Bedienter ein Paket im Namen des jungen Stock, in welchem sich ein anderer Klavierauszug dieser Oper nebst Schillers Trauerspielen und Cramers Naugraf befanden, welche dieser in schönen Ausgaben aus Deutschland für mich kommen zu lassen die Aufmerksamkeit gehabt

Im Castel Carmine bewohnte ich ein Zimmer, dessen Terrasse die Aussicht auf das Meer und auf einen kleinen Platz vor demselben hatte, hier brachte ich manche Morgenstunde mit dem Lesen der italiänischen Dichter zu, besonders war es Ariost's rasender Roland, der mich, nebst Tasso's befreitem Jerusalem und Dante's göttlicher Comödie, am meisten ansprach. Den famösen 28sten Gesang des Orlando furioso lernte ich ganz auswendig. Auch die Guitarre nahm ich wieder zur Hand und studirte neapolitanische Lieder und Weisen, unter denen die sicilianische Romanze: „**Un giorno Giove in collera**" eine sehr witzige Canzonette war, die damals ganz Neapel exaltirte.

Eines Tages, als ich gerade in der Lectüre des Orlando vertieft war, hörte ich plötzlich ein entsetzliches **ajuto, ajuto!** (zu Hülfe, zu Hülfe!) von Frauenstimmen aus einem der meiner Terrasse gegenüber liegenden Häuser erschallen, und gleich darauf sah ich mehrere Damen händeringend an den Balkonen jenes Hauses erscheinen, die „**ajuto per l'amor di dio**" schrieen. Ich begriff nicht, was den Frauen sey und glaubte zuerst, es befänden sich Mörder in dem Hause, eilte deßhalb die Terrasse hinab, stürzte zum Fort hinaus und fand schon eine Menge Menschen, aber in einiger Entfernung vor dem Hause versammelt, in das sich Niemand wagen wollte. Auf mein Befragen, was da vorgegangen sey, erfuhr ich, daß das Haus dem Einsturz nahe wäre und in dessen Innern schon mehrere Wände und ein Theil der Treppe wirklich eingestürzt seyen. Die Einwohner desselben standen jetzt alle an den Balkonen des 2ten und 3ten Stockwerkes, **um Hülfe rufend**. Ich ließ eilig mehrere, sich im Fort befindliche Leitern durch unsere Soldaten herbeiholen, mit deren Hülfe die geängstigten Bewohner sämmtlich in die Straße hinabstiegen und gerettet wurden. Die Leute athmeten erst wieder auf, als sie auf ebener Erde waren und konnten mir nicht genug danken, denn ihr Leben hing an einer Nadelspitze. Ich hörte nun, daß in Neapel das Einstürzen der Häuser gar nichts Seltenes sey und weit öfter vorkomme als Feuersbrünste an andern Orten. Die Ursache davon ist, daß die ganz aus Steinen erbauten und sehr hohen Häuser durch die häufigen Erdbeben so sehr erschüttert werden, daß sie sämmtlich große Risse und Sprünge haben und mehr oder weniger baufällig sind. Das Zusammenstürzen eines solchen Hauses ist oft so schnell geschehen, daß an Rettung gar nicht zu denken, in wenig Sekunden liegt

es als ein Steinhaufen da, unter dem Alles, was sich in dem Augenblick darin befand, begraben ist. Ein Paar Tage nach diesem Vorfall stürzte auf dem Markt mitten in der Nacht ein solches Haus ein, wobei 23 Menschen das Leben verloren.

Ich bot den armen Leuten fürs Erste ein Asyl in unserm Fort an, sie suchten und fanden indessen noch denselben Tag Unterkunft in einem andern Theil der Stadt.

Die Fortezza del Carmine ist nicht so alt wie die andern Castelle Neapels und war anfänglich nur ein großer, dicker Thurm der alten Stadtmauer, der unter den Vicekönigen, die einen Theil des Karmeliterklosters dazu nahmen, nach und nach zu einem festen Schloß erweitert wurde, aber erst im Jahre 1648 ward es zu einer völligen Festung umgeschaffen, um den Stadttheil, in dem sie liegt und der am meisten zu Unruhen aufgelegt ist, im Zaum zu halten. Die große Kirche des an das Castell stoßenden Karmeliterklosters ist in vieler Hinsicht merkwürdig. Es war des unglücklichen Conradins Mutter, Elisabeth, die Kirche und Kloster gründete oder doch sehr vergrößerte. Hinter dem Hochaltar ist das Grab ihres Sohnes, und auch Masaniello ist in dieser Kirche begraben. Sie enthielt früher außerordentlich schöne Freskogemälde von Siciliano, einem noch sehr jungen Maler, dessen Lehrer, ein gewisser Belisario, so eifersüchtig auf seinen Schüler war, daß er denselben, wie man behauptet, durch Acquetta vergiftete. Bei einer ungeschickten Reparatur der Kirche gingen diese Malereien zu Grunde.

Das größte Wunder aber, welches diese Kirche enthält, ist ein Crucifix in Lebensgröße, das jedes Jahr während dem Weihnachtsfest auf einer Gallerie der Kirche ausgestellt wird und sehr lange, natürliche Menschenhaare hat, die ihm vom Haupt herabfallen. Ganz Neapel wallfahrtet um diese Zeit zu diesem Christusbild, zu dem man auf der einen Seite eine ziemlich hohe Treppe hinauf- und auf der andern wieder hinabsteigt; oben angekommen, verrichten die Frommen ihr Gebet und werfen ein Opfer an Geld in ein daneben stehendes silbernes großes Becken, bei dem ein Paar Pfaffen Wache halten, dafür erhalten sie ein kleines Büschelchen Haare, die man von dem langen und dicken, bis an die Waden herabrollenden Haupthaar des Christuskopfes abschneidet, und die vor Unglück, Krankheit, und namentlich gegen den bösen Feind schützen sollen. Drei Tage währt diese Wallfahrt, die mit

Sonnenaufgang beginnt, nach Mitternacht erst aufhört und dem Kloster eine reiche Revenüe abwirft. Am Abend des dritten Tages ist der Christuskopf so ziemlich kahl geschoren, obgleich jedem Gläubigen nur ein Paar ganz kurz abgeschnittene Haare werden, die aber jedenfalls dieselbe Wirkung haben, als gäbe man ihnen alle. Das Crucifix wird nach dem dritten Tag noch in Procession herumgetragen und dann wieder auf ein ganzes Jahr eingesperrt; aber, o Wunder, während diesem Jahr wächst ihm das abgeschnittene Haar wieder völlig so lang, als es war, und bei der nächsten Ausstellung erhält abermals die ganze Stadt für ein weiteres Jahr schützende Reliquien von demselben; denn nach einem Jahr haben die Haare die schützenden Eigenschaften verloren, so wie die Police einer Feuerversicherung, die immer erneuert werden muß!

Ich hatte, während ich im Castel del Carmine wohnte, Bekanntschaft mit einigen dieser Mönche gemacht, denen ich dann und wann etwas auf der Orgel, meistens Opernmelodieen, wie: »In diesen heiligen Hallen«, die Priesterchöre aus der Zauberflöte ꝛc. vorspielte, worüber die feisten Herrn entzückt waren und meinten, dies sey doch eine herrliche Kirchenmusik. Als ich ihnen aber hierauf erklärte, es seyen von Martin Luther komponirte Choräle, da machten sie das Kreuz und wollten nichts mehr davon hören; endlich gestand ich ihnen, daß ich sie zum Besten gehabt, es sey Opernmusik von Mozart, ein Name, der ihnen so fremd tönte, als wohlfürsichtig und wohlregierend, sie fragten nun, ob dies auch gewiß und der Mozart auch ein guter katholischer Christ gewesen, und nachdem ich ihnen solches betheuert, war wieder alles gut und sie verlangten mehr zu hören.

Meine meisten Mußestunden brachte ich jetzt in Gesù nuovo zu, wo noch immer unsere verheiratheten Offiziere und mehrere andere wohnten. Herr von Gasqui war meistens kränklich, und seine junge, lebenslustige Frau konnte sich mitten in der Hauptstadt des neapolitanischen Paradieses. Ich musicirte jetzt recht fleißig mit ihr, diese tödtliche Langeweile zu verscheuchen, öfters blieben wir so auf kurze Zeit allein, und wechselten dann Küsse, um einige Veränderung in unsere Unterhaltung zu bringen. Ist man einmal so weit mit einer hübschen Frau gekommen, so ist das Uebrige eine Kleinigkeit, man nähert sich mit Riesenschritten dem Ziel, und es fehlt dann nur noch die Gelegenheit, um dasselbe zu

erreichen. Eine solche herbeizuführen war nun mein Bestreben, und da der gute Gasqui durch seine öftere Entfernung in Dienstangelegenheiten, wo freilich der Zufall wollte, daß ich mich meistens zu solchen Stunden einfand, an denen ich ihn im Dienst beschäftigt wußte, uns oft selbst überließ, indem er mir noch obendrein beim Weggehen empfahl, seine liebe Frau, die sich hier langweile, bestens zu unterhalten, so hätten wir gutes Spiel gehabt, wenn wir in Giesù nuovo nicht so häufig durch die Besuche anderer Offiziersdamen und ihrer Männer gestört worden wären. Besonders war es Madame Grenet, die es verstand, sich immer zu der Zeit einzufinden, wo sie mich anwesend wußte. Eines Vormittags jedoch war diese mit noch einigen andern Damen und deren Männern von unserm Großmajor Omeara zu einem Frühstück in der Villa Reale eingeladen, dem die gleichfalls gebetene Madame Gasqui unter dem Vorwand von Unpäßlichkeit entsagt, ihr Mann aber die Einladung acceptirt hatte. — Wir hofften nun endlich ein Paar Stunden ganz ungestört unter vier Augen zubringen zu können, aber diese Hoffnung wurde vereitelt, denn kaum hatten wir begonnen, uns im zweiten Zimmer, das Schlafgemach der liebenswürdigen Louise, die unzweideutigsten Beweise unserer gegenseitigen Zuneigung zu geben, als wir die Thüre des ersten Zimmers öffnen hörten. Mädam Gasqui sprang, ein großes Tuch überwerfend, aber in einem sehr erhitzten Zustand, schnell hinaus, die Thüre hinter sich abschließend, und ließ mich als Arrestanten im hinterst Gemach. — Ich erkannte bald die Stimme des Capitains Linange, wie man ihn im Regiment nannte, ein Graf Leiningen, den Fürst P. erst vor wenig Monaten als Hauptmann angestellt und zum Regiment nachgeschickt hatte. Es war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, der früher, ich weiß nicht mehr in welchen deutschen Diensten gestanden und nun unserm zweiten Bataillon zugetheilt war, das bis jetzt Neapel noch nicht verlassen hatte. — Gleich nach seiner Ankunft schloß er mit Herrn Gasqui eine dicke Freundschaft und machte nebenher seiner jungen Frau den Hof. — Auch er war zu dem Frühstück in der Villa Reale eingeladen, hatte sich aber losgemacht, Madame Gasqui allein in Giesù nuovo vermuthend, war er hierher geeilt. Ich mußte nun in meinem Versteck alle Süßigkeiten anhören, die der halbhundertjährige Liebhaber meiner Schönen vorleierte, welche ihn verlegen anhörte, da sie wußte, daß ich kein Wort von dieser Unterhaltung

verlieren würde. Es kam zu einer förmlichen Liebeserklärung und sogar zu einem Kniefall, aber meine Louise spielte nicht nur die Unerbittliche und Grausame, sondern schien im Ernste böse und aufgebracht zu seyn, und drohte mit ihrem Mann; ob sie eben so gehandelt haben würde, wenn ich nicht im Schlafzimmer gewesen wäre, oder dann vielleicht den guten Linange derb ausgelacht hätte, muß ich dahingestellt seyn lassen: denn wer vermag Weiberherzen zu ergründen? — eben so wenig wie deren oft so bizarren Geschmack; aber jetzt mußte ihr Alles daran gelegen seyn, den Herrn Grafen baldmöglichst zu entfernen, wie leicht konnte nicht ihr Mann, Madame Grenet oder sonst Jemand noch dazu kommen, und dann steckte ich in einem Cul de sac, aus dem kein anderer Ausweg war, als durch das vordere Zimmer. Es war nicht so leicht, den Herrn von Linange los zu werden, und Louise konnte dies endlich nur dadurch bewirken, daß sie ihm, wenn er gehorsam sey, in weiter Ferne einen Hoffnungsschimmer blicken ließ. Nachdem sie ihm noch eine Romanze vorgesungen, denn er bestand darauf, wenigstens ihre Engelsstimme hören zu wollen, sie war boshaft genug, ihm ein Spottlied auf einen alten Gecken vorzutragen, entfernte er sich mit einem ehrerbietigen Handkuß, ich wurde endlich aus meinem Gefängniß erlöst; aber auch ich mußte ebenfalls fort, wenn wir nicht zum Zweitenmal überrascht werden sollten, Linange war über eine gute Stunde geblieben, und es war hohe Zeit, daß ich ging. Ich verließ die Dame mit einer heißen Umarmung, uns gegenseitig vornehmend, jetzt auf passendere Gelegenheit zu unsern Zusammenkünften zu sinnen. —

Zwei Tage darauf lud ich Herrn und Madame Gasqui zu einem kleinen Souper in die Villa Reale ein*), und da sich Linange gerade bei ihnen befand, so konnte ich nicht umhin auch diesen zu invitiren, der die Einladung mit Dank annahm. — Bei diesem Souper ließ ich zum Dessert die köstlichsten Weine, Cyprier und Christuszähren auftragen, und munterte die beiden alten Herrn auf, wacker zuzusprechen, wozu es des Nöthigens eben nicht bedurfte. Als man recht im Train und allegro allegrissimo war, machte ich den Vorschlag, das Theater zu besuchen. — Gasqui aber meinte,

*) Am Eingang der Villa Reale befinden sich mehrere Restaurationen, Kaffeehäuser ꝛc., wo man trefflich servirt wird und Speisen und Getränke von der besten Qualität findet.

es gefiele ihm weit beſſer hier, wenn aber ſeine Frau Luſt habe, ſo könne ſie dies Vergnügen mit mir genießen, er wolle noch eine Weile mit ſeinem guten Freund Linange recht behaglich der Ruhe pflegen und ſich dann direkt nach Giesù nuovo begeben, wohin ich ihm ſeine Frau nach beendigtem Schauſpiel bringen ſolle. Dies war Waſſer auf meine Mühle. Linange machte zwar ein griesgrämiges Geſicht dazu, könnte aber ſeinem Kameraden nicht gut abſchlagen, ihm Geſellſchaft zu leiſten, und mußte nolens volens bleiben, auch mochte wohl der gute Wein, dem er eben nicht Feind war, ein Uebriges dazu beigetragen haben, genug er blieb zu meiner großen Freude, und wir machten uns davon. Wir waren ſo eilig, daß ich ſogar vergaß die Zeche zu bezahlen, und die beiden alten Krieger gewiſſermaßen im Pfand zurückließ. Vor der Villa angekommen, bemerkte mir Madame Gasqui, daß ſie ihre Lorgnette nicht bei ſich, und da ſie kein ſehr gutes Geſicht habe, ſie das Vergnügen des Theaters ohne dieſe nur halb genießen würde. —

— Ei, dann wollen wir vorher ſchnell nach Giesù nuovo, ſie zu holen.

— Wo denken Sie hin, es iſt über eine halbe Stunde Wegs.

— Die wir in einem Caleſſo*) in 10 Minuten zurücklegen.

Ich nahm nun das erſte vor der Villa haltende Fuhrwerk, verſprach deſſen Führer noch ein Trinkgeld, wenn er uns recht raſch befördern würde, und in 8 Minuten ſtiegen wir vor Giesù nuovo aus, wo ich dem braven Wagenlenker das doppelte der Taxe einhändigte, der uns vergnügt mit einem felicissima notte dankte.

Madame Gasqui eilte in ihr Schlafzimmer, das ſie aber hinter ſich zuriegelte, mich im vordern Zimmer ſtehen laſſend, angeblich ihre Lorgnette zu holen. Des Harrens müde, bat ich ſie, mich einzulaſſen, aber ſiehe da, der Eintritt wurde mir gegen alles Erwarten verweigert, und nur erſt nach einigem Hin- und Hercapituliren an der verſchloſſenen Thüre, wobei ich hatte verſprechen müſſen, mich recht fein und artig zu benehmen, wurde ſie mir geöffnet; was

*) Caleſſo heißt in Neapel ein kleines, zweiräderiges, offenes Fuhrwerk, eine Art Cabriolet, in dem man mit Blitzesſchnelle, ſelbſt kutſchirend, der Führer ſtellt ſich hinten auf, das raſche calabriſche Pferd durch ſein Rufen lenkend, fährt, und für den längſten Tour nicht mehr als 10 Grani (etwa 5 Kreuzer oder 2 Groſchen) bezahlt.

dieſes kleine Zwiſchenſpiel zu bedeuten hatte, war mir kein Räthſel, auch ſtürzte ich, ſobald die Thüre offen war, der liebenswürdigen Dame in die Arme, erſtickte ihren Mund mit Küſſen, trug ſie auf das ſchwellende Bett und — eine halbe Stunde darauf half ich der verſchämten Frau die Lorgnette ſuchen, fuhr mit ihr nach dem kleinen Theater San Carlino, wo wir in einer geſchloſſenen Loge ein chiaroscuro, denn das Haus war ſchlecht beleuchtet, das tolle Zeug, das man aufführte, unter Lachen und Schäkern mit anſahen. — Nach Mitternacht verließen wir das Theater, ich brachte meine Dame wieder in einem Caleſſo nach Gieſù nuovo zurück, wo uns Gasquis Burſche empfing, und mittheilte, daß ſein Herr noch nicht zurück ſey und er ihn ſchon ſeit zwei Stunden, da er ihn um 10 Uhr beſtellt habe, erwarte.

— Alle Wetter, rief ich aus, ich habe ja die Zeche in der Reſtauration nicht bezahlt, am Ende hatten die Herrn nicht ſoviel Geld bei ſich und ſind dort im Verſatz geblieben! —

— Madame Gasqui lachte und lispelte: Wohl möglich, wenigſtens hat mein Mann keine 10 Lire bei ſich. —

— Und Linanges Caſſe iſt auch nicht zum beſten beſtellt, verſetzte ich, er verſpielt Alles. Da muß ich gleich wieder in die Villa Reale zurück.

Ich wollte mich nun der Madame Gasqui empfehlen, aber dieſe ſagte: Wollen Sie mich denn nicht mitnehmen? — Ich glaube es iſt beſſer, wenn wir zuſammen hinfahren, ein allenfallſiges kleines Donnerwetter abzuwenden. Sie wiſſen ja, wie mir der unausſtehliche Linange zuſetzt, er könnte leicht meinem Mann allerlei Dinge in den Kopf ſetzen.

Ich gab ihr Recht und dem Burſchen ein gutes Trinkgeld, ihm verbietend, ſeinem Herrn zu ſagen, daß wir zuerſt hier waren bevor wir nach der Villa zurückkehrten, von unſerer erſten Zuſammkunft aber wußte er nichts, denn man hatte ihn weislich weggeſchickt. Als wir in der Villa Reale ankamen, trafen wir die Herrn noch beim Zechen und mit glühenden Geſichtern. Gasqui empfing uns freundlich und wohlwollend, Linange aber mit einem mürriſchen Geſicht, und ſagte mir mit zornigem Blick: „wenn man die Leute einladet, ſo ſorgt man auch für die Zahlung, wir ſitzen vier Stunden hier wie angenagelt, und können nicht vom Fleck, da wir nicht darauf vorbereitet waren, die Zeche bezahlen zu ſollen.“

Ich entſchuldigte mich tauſendmal, indem ich ſagte, daß es

meine Absicht gewesen, wieder hierher zu kommen; Gasqui fiel mir auch mit einem: »c'est bon, c'est bon« (schon gut) ins Wort, Linange aber brummte in den Bart; Madame Gasqui fing vom Theater zu erzählen an und konnte ihrem Mann nicht genug versichern, wie viel Vergnügen ihr die Späße des Arlechino und Pulcinello gemacht hätten.

— Das glaub' der Teufel, murmelte Linange auf deutsch, ich wollt' dich bespaßen, wenn ich dein Mann wäre.

— Und wie artig war nicht Colombine, fiel ich ein, thuend als hätte ich Linanges Worte nicht gehört, der noch ein Himmelsacrament brummte.

Ich rief nun schnell dem Aufwärter, befahl einen Ananas-Punsch, und dies erheiterte selbst des Herrn Grafen Gesicht wieder, die Unterhaltung wurde fröhlicher, Pulcinello und Arlechino mußten das ihrige redlich beitragen und erst um zwei Uhr nach Mitternacht dachten wir an das Heimkehren. — Beim Abschied sagte Linange, mit dem Finger drohend, zu mir: Sie sind mir ein loser Vogel, nehmen Sie sich aber vor der Leimruthe in Obacht!

— Das thue ich auch, Herr Graf.

Ich hatte der Madame Gasqui versprochen, sie nun, wenn es der Dienst erlaube, jeden Tag zu besuchen, um mit ihr zu musiciren, auch wollten wir noch gemeinschaftlich Guitarre-Unterricht bei einem neapolitanischen Lehrer nehmen, und dies Alles war ihr guter Mann nicht nur zufrieden, sondern er war sogar seelenvergnügt darüber. Ich brachte jetzt die meiste Zeit, die ich ermüßigen konnte, in Giesù nuovo zu, führte Madame Gasqui oft allein, bisweilen aber in Begleitung ihres Mannes in das eine oder andere Theater, und nach demselben in restaurirende Kaffees, wo wir uns besondere Cabinette geben ließen, in denen wir dann, wenn wir allein waren, dem frivolen Gott Cupido und seiner Frau Mutter Weihrauch streuten.

Eines Abends als ich wieder von so einer Partie um 1 Uhr nach Mitternacht im Castel del Carmine ankam, fand es sich, daß meine Compagnie mit noch drei andern schon seit drei Stunden nach Capua abmarschirt war. Ich hatte zwar dem Sergeanten von der Wache hinterlassen, daß ich immer in Giesù nuovo zu finden sey, aber da wußte man nicht, wo ich mit Madame Gasqui hingerathen war. Ich trieb schnell einen Fiaker auf, mit dem ich

so rasch wie möglich den abmarschirten Truppen nachfuhr, deren Arriergarde ich in Aversa einholte, und mit der ich in Capua ankam. Dennoch ging es nicht ohne Verweis ab, ich war aber nicht der einzige Offizier, dem es so gegangen war, noch ein halbes Dutzend waren in demselben Fall und kamen meist erst nach mir an. — Müde und erschöpft, warf ich mich ganz angekleidet auf das Bett in dem mir angewiesenen Quartier, und einem erquickenden aber festen Schlafe in die Arme, aus dem ich erst gegen Abend wieder erwachte. Ich sah eine Zeitlang durch das Fenster die Straße hinab, wobei es mir auffiel, daß ich nicht einen von unsern Soldaten erblickte, die doch sonst in allen Straßen herumschwärmten, sobald sie in einem Orte eingerückt waren. Es ward mir jetzt nicht wohl bei der Sache, ich verließ mein Quartier, und hörte bald, daß die Truppen seit ein Paar Stunden schon wieder abmarschirt seyen, und zwar nach Neapel zurück. — Ei, da soll ja eine Bombe drein schlagen, sagte ich zu einem Sergeant-Major, der, so wie noch mehrere Offiziere, die ich auf dem Marktplatz traf, auch den Abmarsch verschlafen hatte, keiner von uns hatte die Rappelle schlagen hören. Wir rotteten uns zusammen und bildeten noch eine Extra-Arriergarde, die zum Theil beritten, beinahe zu gleicher Zeit oder doch nur wenige Minuten nach dem Truppenkorps in Neapel eintraf. — Es war ein Marsch für die Affen, wie man zu sagen pflegte, den wir gemacht hatten, denn auf ein leeres Gerücht hin, daß die Galeerensclaven und Gefangenen in Gaëta revoltirt hätten, waren wir zum Marsch dahin beordert worden; aber bald nach unserm Abgang waren Berichte angekommen, welche darthaten, daß an der ganzen Sache nichts, und sie aus der Luft gegriffen war. Glücklicherweise war unser abermaliges Zurückbleiben weder bemerkt, noch gemeldet worden, da so viele nachkamen, und wir den größten Theil des Weges in der Nacht zurücklegten. Ich war froh, daß alles so gut ablief, denn ich fürchtete Arrest zu erhalten. Damit mir aber künftig nichts Aehnliches mehr passiren möge, befahl ich meinem Burschen, der mit verschlafen hatte, sich künftig, nachdem er mich bedient, immer in der Kaserne oder dem Ort aufzuhalten, wo das Gros des Bataillons einquartirt sey.

Ich lebte nun meinen lustigen Train in Neapel fort, und ertheilte der Madame Gasqui auch Unterricht im Italiänischen, das ich jetzt schon gut sprach und durch das Lehren noch besser

lernte; ich hatte in allen Dingen eine gelehrige Schülerin an der hübschen Frau, mit der ich faſt jeden Abend ein anderes Theater, bald San Carlo, Fiorentino, Fonde, Nuovo ꝛc. beſuchte. Trotz dem, daß Madame Grenet und Linange intriquirten, ließ ſich ihr Mann doch nicht irre machen und uns alle Freiheit, bisweilen begleitete er uns in die Theater, verließ uns aber immer ſpäteſtens zur Hälfte der Vorſtellung, denn es lag ihm gewaltig viel daran, vor eilf Uhr in ſeinem Bett zu ruhen. — Nach den ausgeſtandenen ſchweren Strapatzen führte ich ein Leben in dolce giubilo, aß bisweilen, doch ſelten bei Moritz, den ich faſt nur beſuchte wenn totale Ebbe in meinen Beutel eingetreten, was bei meiner Lebensart nicht ſelten war.

Nachdem unſere Rekruten einexercirt waren, wurde der Dienſt wieder beſchwerlicher, und namentlich die Wachen, die jetzt häufiger an mich kamen.

Wir mochten ungefähr vier Wochen aus Calabrien zurück ſeyn, als ein großes Avancement in dem Regiment ſtatt fand, bei dem alle Offiziere, die wir verloren hatten, erſetzt wurden; viele Sergeanten, die tauglichſten Subiekte, wurden zu Unterlieutenants befördert, und ich wurde bei dieſer Gelegenheit Oberlieutenant; ein gutes Avancement bei kaum anderthalb Jahren Dienſt und für mein Alter. — Wenn dieß ſo fort geht, dachte ich, dann kannſt du bald den Marſchallsſtab erhalten. — Zu gleicher Zeit verkaufte mir der junge Stock ein ſehr ſchönes Reitpferd um einen Spottpreis, den ſein Onkel beſtimmt hatte und für meine Rechnung bezahlte, mir dabei bemerkend: daß, da ſich in meinem Fort keine Ställe befänden, er ihm einſtweilen einen Platz in den ſeinigen nebſt der Koſt geben wolle, die er mir gehörig in Anrechnung bringen würde, wozu ich ihn jedoch nie bewegen konnte.

Jetzt gefiel es mir unendlich beſſer in Neapel, als das Erſtemal: kein Wunder, denn ich amüſirte mich königlich und ſuchte mich nebenbei auch noch möglichſt in der Muſik, namentlich im Geſang zu vervollkommnen, in welchem ich bei einem berühmten Caſtraten, Matuccio, Unterricht nahm, um mir die italiäniſche Schule völlig anzueignen. Einen Zechino mußte ich dieſem Muſico, wie man hier die Caſtraten nennt, für jede Stunde bezahlen.

Neapel iſt der eigentliche Sitz der italiäniſchen Muſik-Schule, ſein Conſervatorium iſt weltberühmt, und die beſten und erſten Meiſter Italiens gingen aus demſelben hervor. Ein ſpaniſcher

Priester, Namens Giovanni Toppia, war der Gründer desselben, ein leidenschaftlicher Musikliebhaber und Verehrer der Harmonie. Um sein Vorhaben, ein musikalisches Kloster, wie er es nannte, zu gründen, ausführen zu können, durchwanderte er zehen Jahre lang fast ganz Europa, Beiträge zu demselben sammelnd. Gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts kehrte er endlich, nachdem er Gefahren und Mühseligkeiten aller Art bestanden, 1538 mit Gold und Schätzen beladen nach Neapel zurück und baute daselbst einen Palazzo, um die sich der Musik widmenden jungen Leute und Kinder, sowie die Castrirten in demselben aufzunehmen. Das Gebäude wurde der Santissima Maria di Loretto geweiht, und war bald nicht mehr groß genug, um alle sich meldenden Jünger der Tonkunst aufnehmen zu können, so daß man ein zweites Institut der Art gründete, das Sant-Onofrio di Capuana genannt wurde, und endlich ein drittes, della pietà dei Turchini: in diesem letztern führte man den seltsamen Gebrauch ein, die Schüler in türkische Costüme zu kleiden. Später wurden jedoch diese verschiedenen Institute in eines verschmolzen, welches das noch bestehende Conservatorium bildet, und aus dem die Pergolesi, Piccini, Sacchini, Paesiello, Cimarosa, Guglielmo, Zingarelli, Mercadante, Bellini ꝛc. hervorgingen. Aus diesem Conservatorium werden auch die Virtuosen zur Execution der in Italien so herrlichen Kirchenmusik entnommen, namentlich die Castraten, obgleich die Castration gesetzlich durch die Kirche selbst verboten ist, und auch kein Castrirter ein Priesteramt versehen kann; dennoch sind die beim Chor in der heiligen Capelle zu Loretto angestellten Geistlichen Castraten, aber um das Gesetz zu umgehen, müssen sie die ihnen abgenommenen zeugungsfähigen Theile, das heißt die Hoden, wohl einbalsamirt in einer gut verwahrten Büchse beständig mit sich herumtragen!! das heißt man dem Gesetze genügen! — O Pfaffen, welche Teufeleien gäbe es, die ihr nicht ersonnen hättet?! — Nichts Herrlicheres kann man sich denken, als den Kirchengesang, den Hundert dieser Zöglinge in der Kirche des Conservatoriums ohne alle Instrumentalbegleitung an hohen Feiertagen aufführen, namentlich auch das Miserere am Charfreitag.

Statt dem Theater besuchte ich auch bisweilen mit Madame Gasqui den Abendgottesdienst, in welchem bei Beleuchtung durch Kerzen eine treffliche Musik vorgetragen wird, bei der man oft die entzückendsten Sopran- oder Altstimmen, die herrlichsten Solos

ſingen hört; aber wenn man nach dem Ort ſchaut, von dem dieſe faſt überirdiſchen Klänge kommen, und ſich nach einem Engelbild umſieht, ſo iſt es nicht ſelten ein ſchon ältliches, verzerrtes, affenähnliches Geſicht, das unter einer häßlichen Perrücke bebrillt hervorſieht, welches dieſe Töne aus abſcheulich grimmaſtrendem Mund von ſich giebt — ein 40—50jähriger Caſtrat! — man iſt auf einmal von allen ſeinen Himmeln herabgeworfen, und möchte einem . . . .

Auf Veranlaſſung einiger Damen in Gesù nuovo, beſonders der Madame Grenet und einer Frau von Gemmingen, die Gattin eines Capitäns dieſes Namens, der beim 2ten Bataillon des Regiments ſtand, veranſtaltete ich eines Nachmittags eine Spazierfahrt auf der See, von der Villa Reale nach dem Poſilippo, die uns allen bei einem Haar das Leben gekoſtet hätte. Als wir in die Nähe des wunderbaren Berges kamen, den ein etwas ſtark begeiſterter Dichter: ein von dem Himmel auf die Erde gefallenes Stück nennt, wollte Madame Grenet, welcher ſchon längſt meine Vertraulichkeit mit Madame Gasqui, die, wie ſich von ſelbſt verſteht, auch von der Partie, ein Dorn im Auge war, aus Malice durchaus an einem Ort des Berges landen, wo, wie wir Alle ſahen, und die uns führenden Schiffer auch verſicherten, das Landen ſchlechterdings unmöglich ſchien, aber die Dame beſtand nun einmal mit einer ſolchen obſtinaten Beharrlichkeit auf ihrem Willen, daß ihr nachgegeben werden mußte, geſchah es auch nur um ſie von der Unmöglichkeit ihrer Abſicht zu überzeugen. Sie hatte einen Thaler darauf geſetzt, wer ihr nicht folgen würde, und ſo fuhren wir denn an dem von ihr bezeichneten Ort an, während man kaum ein Paar hundert Schritte weiter mit aller Bequemlichkeit hätte ausſteigen können.

An dem Felſenufer angekommen und gelandet, verſuchten wir es, uns an wildem Geſträuch feſthaltend, den Berg hinaufzuklimmen, während die Barke wieder vom Ufer abſtieß, um uns weiter oben zu erwarten, wie es Madame Grenet angab. Dieſe wollte uns jetzt den Weg zeigen und kletterte kühn empor, bald war es aber ihr, ſo wie uns allen, unmöglich weiter zu kommen, unſere Führerin hing plötzlich an einem wandſteilen Felſen, ſich mit beiden Händen an den Aeſten der Geſträuche feſthaltend, nachdem ihre Füße keinen Boden mehr unter ſich fanden, und ſie ſo, gleich einer zweiten Andromeda, über der Brandung der ſich bre-

chenden Meereswellen ſchwebte, das ſie zu verſchlingen drohende Ungeheuer aber war die See ſelbſt, deren Beute wir um ein Haar alle geworden wären. Ich rief ihr indeſſen noch lachend zu: nur vorwärts, Madame, zeigen Sie uns doch den Weg, wir folgen; aber ſie zappelte mit beiden Beinen und konnte weder vor- noch rückwärts, ſondern ſchrie aus vollem Halſe nach der ſich immer mehr entfernenden Barke, deren Führer die Tauben machten. Aber auch mir und den Andern verging bald das Lachen, denn wir befanden uns in einer wenig beſſeren Lage und hingen ſämtlich an der Felswand, uns am Geſträuch feſthaltend, doch konnten ſich unſere Füße noch an Aeſten oder dem Felſen anſtemmen, was unſerer Führerin ganz unmöglich war, die mir endlich mit wehmüthiger Stimme und thränenden Augen zurief: kömmt das Schiff nicht gleich wieder, ſo laſſe ich mich in's Meer fallen, denn meine Arme halten es nicht länger aus. Da die Sache für uns alle höchſt bedenklich zu werden anfing, ſo rief ich nun den Schiffern mit ſtarker Stimme umzukehren, und als ſie, wahrſcheinlich aus Malice, noch zögerten, wiederholte ich mein Gebot, mit Drohungen begleitet; dies wirkte, und ſie ruderten, jedoch ohne ſich zu übereilen, mit lächelnden Faunengeſichtern heran. Es war die höchſte Zeit, denn Madame Grenet war wirklich im Begriff, ſich hinabſtürzen zu laſſen, und Niemand war im Stande, ihr zu Hülfe zu kommen. Kaum war die Barke angelangt, ſo ließ ſie ſich in dieſelbe hinabfallen, in der ſie die Fiſcher auffingen, aber ihre Hände und Arme waren geſchunden und von dem Geſträuch, an dem ſie herabrutſchte, zerkratzt. Den andern Damen half ich beſtmöglichſt hinab, aber alle hatten Todesangſt ausgeſtanden, und die Luſt, den Poſilippo zu beſuchen, war ihnen vergangen; nur mit großer Mühe überredete ich ſie, daß nach der ausgeſtandenen Gefahr eine Zerſtreuung um ſo nöthiger ſey. Madame Grenet ſträubte ſich dagegen, ihre wunden, blutigen Hände und übel zugerichteten Kleider vorſchützend, die andern aber warfen ihr malitiöſerweiſe vor, daß ſie ganz allein durch ihren Eigenſinn den Unfall verurſacht habe und jetzt auch dafür büßen müſſe, ſie ſtellten ihr auch das Umkehren für ihre Perſon völlig frei, ſobald man an einer geeigneten Stelle ausgeſtiegen ſey. Mit verbiſſenem Aerger, und Thränen des Zornes vergießend, mußte ſie ſich in dieſen Beſcheid fügen. Wir fuhren nun weiter, landeten an einem bequemen Ort und beſuchten den merkwürdigen Berg mit ſeinen herrlichen Villas,

Gärten, Grotten und Felſenterraſſen. Der beinahe Tauſend Schritte lange unterirdiſche Gang, der durch denſelben führt, wird an ſeinen beiden Enden ſpärlich durch zwei Oeffnungen von oben erhellt. Dieſer Gang wurde vermuthlich gebrochen, um den Weg von Neapel nach Puzzuoli abzukürzen und das Beſteigen des Berges zu umgehen. Wer dieſe Rieſenarbeit unternehmen ließ, iſt unbekannt; manche ſchreiben ſie den Griechen zu, andere dem Lucullus oder dem Kaiſer Claudius. Seneka und Strabo erwähnen ſchon dieſer großen Grotte, die Alphons I. ſo erweitern ließ, daß jetzt ſogar Wagen dieſelbe paſſiren können.

Ueber dem Eingang dieſes unterirdiſchen Weges, an der Seite von Neapel, ſteht Virgils Grab, ein altes Monument, in welchem Niſchen zum Aufſtellen von Urnen angebracht ſind. Eine Grabſchrift, von der man behauptet, daß ſie der Dichter ſelbſt gemacht habe, iſt auf weißem Marmor in einen Felſen eingemauert, ſie heißt:

Mantua me genuit. Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope, cecini paſcua, rura, duces.

Das gemeine Volk zu Neapel hält dieſen Virgil für einen Heiligen, Andere ſagen, es ſey ein großer Zauberer geweſen, der dieſen unterirdiſchen Gang in den Berg gezaubert habe. Auf der Höhe deſſelben befindet ſich die Kirche Santa Maria del Parto, die der Dichter Sannazar ſtiftete, dem Friedrich II., König von Neapel, hier ein ſchönes Haus ſchenkte. Nach dem Tode des Poeten errichteten ihm die Serviten daſelbſt ein prächtiges Grabmal, über welchem der Parnaß, Pegaſus und eine Fama, die über der Büſte Sannazars eine Krone hält, abgebildet ſind.

Ich machte den Damen nun den Vorſchlag, noch Puzzuoli zu beſuchen, wofür ſie aber dankten, vorgebend, daß ſie für heute genug hätten; denn die ausgeſtandene Angſt hatte alle marode gemacht, auch wollten ſie ſich nicht mehr einſchiffen; wir begaben uns zu Fuß nach der Villa Reale zurück, wo wir in der Trattaria einkehrten und uns durch eine gute Collation reſtaurirten, welche die Gemüther nach und nach wieder heiterer und zuletzt ſo muthwillig ſtimmte, daß die arme Madame Grenet, die ihre zerriſſenen Kleider mit Nadeln zuſammengeſteckt hatte, wegen ihrem Eigenſinn und der bewieſenen Bravour ſoviel zu leiden hatte, daß ſie mich in der That dauerte und ich nicht umhin konnte, als man ihr gar zu arg mitſpielte, ihre Parthie zu nehmen.

Wir fuhren endlich wohlbehalten nach **Gesù nuovo** zurück, wo ich mich für diesen Abend empfahl und San Carlo allein besuchte.

Den kommenden Tag hatte ich zum Erstenmal die Wache in der Vicaria, dem ehemaligen Castel Capuano, das jetzt in einen Justizpallast umgewandelt war, in welchem die Tribunale und verschiedene Gerichte ihren Sitz aufgeschlagen hatten, auch die Zahlenlotterie wurde daselbst gezogen, und sie enthielt zugleich die furchtbarsten und scheußlichsten Kerker, in denen vielleicht über Tausend Unglückliche, Verbrecher und wohl manche Unschuldige schmachteten. Diesen Wachtposten, der mir sehr unangenehm schien, da man die ganze Nacht hindurch unaufhörlich das Klirren der Eisenstäbe an den Gittern, welche die Aufseher anschlagen, um zu sehen, ob keine durchfeilt sind, und das Aechzen und Stöhnen der Gefangenen hört, hatte ich längere Zeit zu meiden gewußt, mit andern Kameraden tauschend, was sich aber diesmal nicht hatte thun lassen. Die Vicaria ist eines der schrecklichsten Gefängnisse, die ich in meinem Leben gesehen, und der Pallast bietet ein schaudererregendes Bild des menschlichen Elendes und aller Verworfenheit dar, er war der Schlupfwinkel der niedrigsten und teuflischsten Intriguen und Kabalen einer feilen Justiz und ihrer infamen Schleichwege. Schon das Aeußere dieses Gebäudes, das auf einem kleinen, freien Platze steht, ist abschreckend genug. Diese ehemalige Residenz der Könige von Neapel, von Wilhelm I. bis Ferdinand I., war mit Mauern und mit faulem Wasser angefüllten Gräben umgeben, rings herum waren an den schwarzgrauen Mauern eiserne Käfige angebracht, in denen man die Köpfe hingerichteter Verbrecher aufbewahrte, die halb oder ganz entfleischt noch von Raben und andern Raubvögeln heimgesucht wurden, die daran hackten. Scharf geladene Kanonen mit brennenden Lunten daneben bewachten den Eingang zu dieser Hölle, auf welche Dantes berühmte Inschrift sehr gut gepaßt hätte; denn nur wenigen der Gefangenen, die zu jener Zeit diesen Schauerort betraten, blieb noch der Schimmer einer Hoffnung, ihn wieder lebendig zu verlassen.

In den obern Stöcken desselben befanden sich die Archive und Gerichtssäle, von denen einer, der sogenannte Audienzsaal, so groß ist, daß er an 2000 Menschen fassen kann. Im Erdgeschoß saßen die weniger gefährlichen und nicht so schwer angeschuldigten

Gefangenen, aber tief unter der Erde wurden diejenigen, denen man schwere Verbrechen, Rebellion und Verschwörung gegen die Regierung zur Last legte, oder die mächtige Feinde hatten, in feuchten Kerkern und Höhlen aufbewahrt, in welche nie ein Sonnenstrahl drang; in den untersten derselben, deren Boden ganz schlammartig war, hatten die Unglücklichen Schlangen, Kröten, Scorpione und Unken, die ihr Lager auf längst verfaultem Stroh mit ihnen theilten, zur Gesellschaft, und kein frischer Luftzug erneuerte je die verpestete faule Atmosphäre dieser Behälter.

Sobald die Sonne hinunter war, gingen die Gefängnißaufseher von Gitter zu Gitter, mit Stangen an den Stäben klopfend, um sie zu prüfen; dies Manoeuvre erneuerte sich jede halbe Stunde und währte bis der Tag wieder zu grauen begann. Eine wahrhaft höllische Nachtmusik. Oft übersteigt die Zahl der hier Eingekerkerten 4—5000, und mancher schmachtete, von der ganzen Welt vergessen, schon über ein halbes Jahrhundert hier: andere saßen unter der frühern Regierung zwanzig und dreißig Jahre, ohne daß ihre Sache nur zum Spruch kam, und litten, in verfaulte Lumpen gehüllt, vom Ungeziefer bei lebendigem Leib aufgefressen, mit Geschwüren und Beulen bedeckt, tausendfachen Tod, bis sie der wirkliche endlich erlöste. Gott, wie ist man doch mit der Menschheit schon umgegangen! — Die Bastille in Paris war noch ein Lusthaus gegen diese Vicaria, wo sich auch noch die scheußlichsten Folterkammern mit all ihren Marterwerkzeugen befanden.

Da sich bei jedem Tumult und Aufruhr das Volk immer zuerst der Vicaria zu bemächtigen sucht, so zählte die Wache daselbst über 80 Mann und wurde jeden Abend noch durch eine zum Patrouilliren bestimmte Abtheilung, über 100 Mann, verstärkt. An den Hauptgerichtstagen finden sich hier ganze Heere von Richtern, Anwälten, Prokuratoren, Advokaten, Rechtsverdrehern und Rabulisten ein, ich sah Leiterwagen voll Acten in die Höfe fahren und zählte die an einem Morgen ankommenden, mit Litiganten besetzten Kutschen zu Hunderten. Alle Richter, Advokaten ꝛc. waren in lange Mäntel und Perücken gehüllt und ließen ihre Acten in großen Körben die Treppen hinauftragen. An solchen Tagen, oder wenn die Zahlenlotterie gezogen wurde, war das Gedränge so groß, daß die Hälfte der Wache immer unter dem Gewehr stehen mußte. Nimmer hätte ich mir träumen lassen, daß ich an

diesem Ort der Gräuel noch so manche selige Stunde wonnetrunken zubringen würde.

Bei meiner ersten Wache daselbst vernahm ich ein Paar Stunden nach Sonnenuntergang plötzlich aus einem Fenster der mittleren Gebäude, welche meiner Wachtstube gegenüber lagen, den Klang einer Mandoline und Guitarre, und bald darauf hörte ich zwei schöne klangreiche Sopranstimmen neapolitanische und sicilianische Volkslieder mit Begleitung dieser Instrumente singen. Ich horchte hoch auf und war recht verdrießlich, als die liebliche Musik, die gewiß auch manchem der Gefangenen auf einige Augenblicke seine Qualen erleichterte, durch das mißtönende Klirren der Eisenstäbe unterbrochen wurde. Indessen fuhr der Gesang fort, und um ihn besser zu hören, ging ich in den Hof hinab, wo ich hinter einem Balken die Schatten zweier niedlichen Frauengestalten sah, welche diese sonoren Töne erschallen ließen. Auf meine Erkundigung, wer die Damen seyen, welche diesen traurigen Ort durch ihre Musik so erheiterten, erfuhr ich, daß die eine die Tochter, die andere aber die Nichte des Oberverwalters oder Castellans der Vicaria, und beide ein Paar junge, muntere, recht artige Mädchen seyen. Begierig, deren Bekanntschaft zu machen, ließ ich meine Guitarre durch meinen Burschen holen und stimmte, nachdem sie aufgehört, einige italiänische Cavatinen, namentlich das schelmische: **»Una povera ragazza«** an. Die Mädchen horchten, wie ich wohl merkte, hoch auf und waren mäuschenstill, auch sangen sie diesen Abend nichts mehr, sondern spielten später, nachdem auch ich wieder still geworden, noch eine Tarantella, und verschwanden, ich aber spazierte noch lange beim Mondschein in dem Hof auf und nieder und ging endlich nach Mitternacht auf mein Wachtzimmer, wo ich mich auf das lederne Ruhebett warf und phantasierend mir die Gesichter und Figuren der beiden Sängerinnen ausmalte, mit Ungeduld den Tag erwartend, der, wie ich hoffte, mich die Mädchen von Angesicht zu Angesicht würde sehen lassen. Endlich brach die ersehnte Dämmerung heran; als der Tag kaum erschienen war, sah ich durch mein Fenster die jenseitige Hausthüre öffnen, aus der zwei niedliche Gestalten in schwarzer, neapolitanischer Nationaltracht, mit Gebetbüchern in der Hand, traten, die über den Hof und durch das Thor zur Frühmesse in die nächste Kirche eilten. Dies sind ohne Zweifel meine charmanten Sängerinnen, dachte ich, und hatte Recht. Es ärgerte mich nun, nicht im Hof

gewesen zu seyn, als sie durch denselben schritten; um sie aber bei der Rückkehr nicht zu verfehlen, die unmöglich lange dauern konnte, spazierte ich unter dem Thor auf und nieder, sie erwartend. Es dauerte auch kaum eine halbe Stunde, so kamen sie zurück; ich grüßte sehr freundlich, als sie an mir vorübergingen, und hatte das Vergnügen, meinen Gruß recht artig, wenn auch etwas verschämt und mit niedergeschlagenen Augen, erwiedert zu sehen; eine derselben war allerliebst und die andere wenigstens sehr leidlich. Noch denselben Morgen machte ich die Bekanntschaft des Herrn Papas und Oheims, den ich unter dem Vorwand, ihn um etwas in Dienstangelegenheiten fragen zu wollen, zu mir herunter bitten ließ. Der Castellan war so gefällig, sich einzufinden, und nachdem ich mich über Mancherlei, die Sicherheit der Gefängnisse ꝛc. betreffend, bei ihm erkundigt, bot ich ihm ein kleines Frühstück an, das er anzunehmen und sich schmecken zu lassen die Güte hatte. Er gab mir manche, nicht uninteressante Notizen über die Vicaria und ihre Gefangenen, und erzählte mir, daß er bereits seit 26 Jahren den Verwalterdienst hier versehe, ein geborner Palermitaner und Witwer sey, zwei Söhne, die sich in Sicilien bei Verwandten aufhielten, und eine Tochter habe, die mit seiner Nichte, auch eine Palermitanerin, bei ihm wohne. Noch theilte er mir einige gräßliche Geschichten mit, die unter der vorigen Regierung in der Vicaria vorgefallen und so empörend waren, daß sie mir das Blut in Wallung brachten.

Während dieser Unterhaltung schielte ich öfters nach den gegenüber liegenden Fenstern, aber von den Mädchen ließ sich keine blicken, doch glaubte ich zu bemerken, daß sich ein Vorhang manchmal ein wenig lüfte, woraus ich schloß, daß sich meine Schönen hinter demselben befänden, und zwar ganz richtig, wie ich später von ihnen selbst erfuhr. — Nach drei Viertelstunden verließ mich der Alte recht vergnügt, um seinen Amtsgeschäften nachzugehen, und sagte beim Abschied, er hoffe mich recht bald wieder in der Vicaria zu sehen, wo er mir dann noch gar manches Merkwürdige mittheilen wolle. Ich spazierte eine Zeitlang im Hof auf und nieder, aber meine grausamen Schönen ließen sich nicht mehr blicken, und schon hörte ich die Trommel der ankommenden Wache, ein Klang, der mir sonst immer erwünscht war, mich aber diesmal ärgerte. Als jedoch die Schildwache: aux armes rief und die neue Wache im Paradeschritt anmarschirte, da zeigten sich

auch die beiden Signoras wieder am Balkon, das Schauspiel der Ablösung mit anzusehen, was mich so sehr zerstreute, daß ich statt rechts, links in die Flanken zum Abmarsch kommandirte, doch lachend den Fehler reparirte und im Abmarsch die Damen mit dem Degen salutirte, was beide über und über erröthen machte. — Ich nahm mir nun vor, von jetzt an, so oft unser Regiment diesen Posten zu besetzen hatte, mit dem Offizier, der diese Wache bezog, zu tauschen, und ging dies nicht an, die hier wachthabenden Offiziere fleißig zu besuchen.

Den kommenden Morgen fand ich mich in aller Frühe vor der Vicaria ein, aufzupassen, wenn die beiden Mädchen wieder in die Messe gehen würden, um ihnen daselbst das Weihwasser zu präsentiren. Zur nämlichen Stunde wie den Tag vorher traten sie aus dem Thor und gingen nach der Kirche San Pietro ad Arano, in welcher der heilige Petrus die nicht minder heilige Candida getauft haben soll. Ich eilte ihnen zuvor, da ich mich schon den Tag vorher bei dem Herrn Papa erkundigt hatte, in welcher Kirche sie die Messe hörten, placirte mich an den Weihkessel, ihnen das Weihwasser auf meinen Fingerspitzen reichend, das sie auch dankend und wieder erröthend von mir annahmen und sich nun überzeugt hielten, daß ich ein gut katholischer Christ seyn müsse. — Ich nahm ein Paar Schritte von den Mädchen Platz, so daß ich im Stande war, sie während der Dauer der Messe mit aller Bequemlichkeit zu beobachten, und bemerkte, daß bald die Eine bald die Andere verstohlen nach mir herüber schielte. — Nach gehörig vollbrachter Andacht leistete ich beim Herausgehen den beiden Mädchen denselben Dienst wie beim Eintritt, und wurde nicht minder dankbar belohnt, hütete mich aber wohl, sie heim zu geleiten, da eine Neapolitanerin im Nationalkostüme mit einer französischen Uniform gesehen, sich allen möglichen Unannehmlichkeiten aussetzte; den nächsten Tag aber war ich so klug, mich in Civilkleidern in die Messe zu begeben, unterhielt mich nach beendigtem Gottesdienst recht angenehm mit ihnen, sie jetzt heim begleitend, und theilte ihnen mit, daß ich in zwei Tagen wieder die Wache an der Vicaria beziehen, so das Vergnügen haben würde sie daselbst zu sehen und hoffentlich auch singen zu hören. Etwas verlegen fragte mich die Nichte: wie es denn komme, daß ich so schnell wieder an diese Wache käme, worauf ich ihr gestand, daß ich deshalb mit einem Kameraden getauscht habe. — Statt den geraden Weg nach der Vi-

caria zu gehen, ſchlugen wir einen ziemlich krummen Umweg nach der Porta Capuana zu ein, und ich begleitete dann die Mädchen bis an das Ende der Straße Carbonara, wo ich mich ihnen in der Hoffnung eines baldigen Wiederſehens beſtens empfahl. — Ich hatte von ihnen herausgebracht, daß die hübſcheſte, die ſich Tereſina nannte, die Nichte, und die andere, die anmuthigſte, Mariena, die Tochter des Caſtellans war. Den nächſten Morgen verhinderte mich der Dienſt die Meſſe zu beſuchen, und den folgenden hielt ich es nicht der Mühe werth, da ich ein Paar Stunden ſpäter die Wache an der Vicaria beziehen ſollte. Als ich mit derſelben anmarſchirt kam, fand ich die beiden Mädchen ſchon an ihrem Balkon ſitzend, und grüßte ſie wieder mit dem Degen, ohne diesmal einen Fehler im Commando zu machen. Nachdem ſämmtliche Poſten abgelöſt und die alte Wache abmarſchirt war, kam der alte Caſtellan recht freundlich auf mich zu, freute ſich mich wiederzuſehen, da ich der einzige Offizier ſey, der von den Franzoſen dieſe Wache beziehe, mit dem man doch ein Wort ſprechen könne, indem die andern keine Sylbe Italiäniſch verſtünden, und wurde ſo geſprächig, daß es mir faſt läſtig war. Ich leitete die Unterhaltung auf den Geſang und die ſchönen Stimmen, die ich bei meiner letzten Wache hier gehört.

— Corpo die Bacco, fiel er ein, das waren meine Mädchen, nicht wahr, Signor Uffiziale, meine Ragazza ſingt ſchön, es hat mich aber auch Geld gekoſtet, denn ich ließ ſie bei einer der erſten Choriſtinnen des Fiorentino lernen.

Als ich ihm ſagte, daß auch ich muſikaliſch ſey, und ſinge, rief er aus: ei das iſt ja charmant, da können ſie mit meinen Mädchen muſiciren, und bald hatte ich ihn ſo weit, daß er mich bei den artigen Kindern einführte, die unter der Aufſicht einer ehrbaren Tante ſtanden, welche die Haushaltung beſorgte. Ich brachte nun faſt den ganzen Nachmittag bei dieſen Mädchen zu, meine Wache immer im Auge habend, und ſpielte und ſang bis nach Mitternacht mit ihnen. Marietta, die Tochter, war eine maronenfarbige Brünette, mit ſchalkhaften Feueraugen, munter und faſt wild, Tereſina, die Nichte, hatte ganz ſchwarzes Haar, einen feinen, ſehr niedlichen Wuchs und eine äußerſt liebliche Geſichtsbildung, war auch weit ſanfter. Beide ſprachen mich faſt gleich an und ich wußte anfänglich nicht, welcher ich den Vorzug geben ſollte, bald entſchied ich mich jedoch für die Nichte, ohne deßhalb

der Tochter gerade abhold zu seyn. Noch denselben Abend brachte ich es bei beiden zum Händedruck und Handkuß, ohne merken zu lassen, welche mir am besten gefiel; als wir uns endlich um Mitternacht trennten, küßte ich beide auf die Stirn und der ehrbaren Tante die Hand, der Papa war fast immer in seinen Berufsgeschäften abwesend, und freute sich wenn er dann und wann auf einige Augenblicke eintrat, uns so vergnügt und einig zu sehen. — Noch längere Zeit, nachdem ich mich entfernt hatte, sah ich Licht in dem Zimmer der Mädchen, und ihre Schatten an den Fenstern vorübergleiten. Den andern Morgen sprach ich sie nochmals an dem Thor und bat um die Erlaubniß, sie am Nachmittag besuchen zu dürfen, die mir auch auf das verbindlichste ertheilt ward. Ich versprach neue Musik mitzubringen, und fuhr mit meinem Don Juan unter dem Arm in die Vicaria, wo wieder: »In ci darem la mano« seine Schuldigkeit thun mußte, das ich den beiden Mädchen um die Wette einstudirte. Jetzt war der Weg gebahnt, ich brachte nun meine meisten Nachmittage und Abendstunden in der furchtbaren Vicaria zu, Giesu nuovo fast ganz vernachlässigend und mich bei Madame Gasqui unter allerlei Vorwänden bestens entschuldigend, sie nicht mehr so häufig auf Promenaden und in die Theater führen zu können. — Beide Mädchen hatten noch nicht das fünfzehnte Jahr erreicht und waren wirklich zum Ersticken naiv, aber dahin konnte ich es sobald nicht bringen, sie mit mir in die Theater oder sonst wohin nehmen zu können, dies wollte der Vater und Oheim nicht zugeben, so großes Vertrauen er auch sonst in mich zu setzen vorgab, nicht einmal in Begleitung der Tante, dagegen aber durften sie ganz allein allen Kirchenfesten beiwohnen, so spät es auch schon in der Nacht seyn mochte. — Diese Abendandachten waren in Neapel äußerst anziehend und durch die trefflichste Musik verherrlicht, schade nur, daß diese schönen Töne aus den Kehlen der häßlichen und widerlichen Castraten kamen.

Schon zehn Tage lang besuchte ich die Vicaria und hatte es immer noch nicht weiter als zu wechselseitig abwechselnden Küssen gebracht, denn ich hatte die Mädchen noch nicht dahin bringen können, die Kirche zu verlassen und irgendwo anderswohin einen Abstecher mit mir zu machen, ob sie gleich schon mancherlei artige Geschenke von mir erhalten hatten, auch wußte ich sie nicht zu trennen, da jede von ihnen überzeugt schien, meine Aufmerksamkeit gelte ihr allein. — Des Nachmittags war mir indessen doch ge-

stattet, sie in Civilkleidern auf der Promenade und durch die Straßen begleiten zu dürfen, wobei ich dann Gelegenheit hatte, das neapolitanische Volksleben genauer kennen zu lernen, indem die Mädchen meine Ciceronis machten, mir alle gewünschte Aufklärung gaben, und mir alle Laster, Tugenden, Sitten und Gebräuche dieses Volkes erklärten. Wir besuchten vorzugsweise die Kirchen und Klöster, in welchen gerade religiöse Feste gefeiert wurden, wobei die Böller immer eine große Rolle spielten und so stark geladen waren, daß ihr Abfeuern einen Knall wie eine zwölfpfündige Kanone hervorbrachte. Anfänglich glaubten auch wir in den Kasernen jedesmal Kanonendonner zu hören, wenn in einer der nähern Kirchen ein Akt gefeiert wurde, wo oft fünfzig und mehr Böller vor derselben aufgepflanzt waren und Schlag auf Schlag gelöst wurden. Am höllischsten war der Lärm, wenn eine Nonne ihr Gelübde ablegte und eingekleidet wurde.

Am häufigsten besuchten wir Toledo, wo ich meine Signoras mit Eis regalirte und sie dann in die Villa Reale, an den Hafen, auf den Molo u. s. w. führte. Von dem Leben und Treiben in Neapel auf offener Straße kann sich Niemand einen deutlichen Begriff machen, der es nicht selbst mit angesehen, es geht über alle Vorstellung; da wird fast alles unter freiem Himmel verrichtet, was sonst nur hinter den Mauern verborgen geschieht. Man kocht, siedet, bratet, ißt, trinkt, schläft, schreibt, liest, barbirt und frisirt, verrichtet seine Nothdurft und zeugt sogar Kinder, — wenigstens bei Nacht, alles unter der Himmelsdecke und dem gestirnten Firmament, dies thun wenigstens 50,000 Menschen, und unter den Hallen oder Portalen der Kirchen und Paläste, oder auf den Stufen und Bänken derselben wird manches Wochenbett gehalten, weßhalb man auch die hier zur Welt gekommenen Kinder, so wie überhaupt diese beständig auf Bänken herumfahrenden Leute oft scherzweise: banchieri (Banquiers) nennt. Diese Banquiers lausen, flohen und reinigen sich von Koth und Ungeziefer, ohne sich im mindesten zu geniren, vor dem vorübergehenden Publikum, das an solche Scenen längst gewöhnt, nicht den geringsten Anstand an denselben nimmt. An allen Ecken der größern Straßen sind offene Garküchen, daß heißt, ein halbes Dutzend beständig kochender und schmorender Kessel und Pfannen, und der Koch ladet mit einer Stentorstimme die Vorübergehenden ein, sich bei ihm zu sättigen. Für 3 bis 4 Grani (einen Groschen oder drei Kreuzer)

kann man sich hier vollkommen satt essen und noch ein Glas Wein dazu trinken; für einen Gran erhält man nach Belieben einen hochgehäuften Teller mit Oel abgeschmolzenen Reis, Maccaroni, Fagioli, Maronen oder Polenta, für einen zweiten in Oel gebackenen Fisch oder anderes Backwerk, für einen dritten ein Glas Wein, und für einen vierten ein großes Stück Brod; will man Fleisch essen, so giebt man noch zwei Gran mehr, und erhält wohl gar ein Stück Geflügel dafür. — Einige Schritte weiter läßt man sich für einen halben Gran ein Stück Melone, Orangen oder Feigen geben, und hat so ein köstliches Dessert und ein vollständiges Mahl gehalten. — Wer nur ein wenig arbeiten will, verdient sich mit leichter Mühe 30 bis 40 Grani am Hafen, also so viel als er auf 5 bis 6 Tage zum Leben bedarf, und doch ist das Volk zu faul, sich dies Wenige zu verschaffen, es sättigt sich lieber mit Klostersuppen, weggeworfenen Melonenschalen ꝛc., und nicht selten erhält man von einem Lazzaroni, dem man irgend eine Arbeit anbietet, die stolze Antwort: »Glaubt der Herr, ich sey ein facchino (Lastträger)?« — Nachdem sich das Volk bei einer solchen Straßenküche gesättigt hat, geht es zur nächsten besten Straßenmadonna, vor der ein Lämpchen brennt, verrichtet seine Andacht, und zwei Schritte weiter seine Nothdurft.

Man rechnet, daß ungefähr der fünfte oder sechste Theil der Einwohner Neapels ohne Wohnung und Obdach ist, und dessen ganze Garderobe aus einem zerlumpten Hemd und eben solchen Beinkleidern besteht. — Kommt ihnen der Appetit an, so gehen sie an das Meer und fischen sich ein halbes Hundert Muscheln mit den Händen, die sie im dolce far niente verzehren und dann mit dem letzten Bissen im Mund einschlafen; so geht es ein und alle Tage fort, die Gott werden läßt. Haben sie einige Grani irgendwo erwischt, so spielen sie alla morra um einen Pokaletto Wein. Dies ist ein Hände- oder vielmehr Fingerspiel, wobei die zwei Spieler die rechte Hand zumachen, dann den Arm rasch hinauswerfen und eine beliebige Zahl Finger ausstrecken, dabei eine Zahl von 2 bis 10 ausrufen: wer die Zahl der von beiden Seiten ausgestreckten Finger trifft, hat einen Point, und der die ersten zwölf Points hat, gewinnt den ganzen Satz, um den gespielt wird. Meine beiden Begleiterinnen lehrten mich dieses Spiel, in dem ich bald so viel Fertigkeit erlangte, daß ich meinen liebenswürdigen Lehrerinnen gar manchen Point abgewann, wobei der

Gewinnſt immer ein Kuß war, den ich dann aber doppelt und dreifach nahm. —

Wer ſich in Neapel glücklich fühlen will, muß ſich ganz dem Vergnügen des ſüßen Nichtsthun überlaſſen, denn dies iſt eine Huldigung, die man dem dortigen Klima zu bringen hat, das heißt, man muß ſein Glück in dem faſt immer heitern Himmel, der majeſtätiſchen See und den baljamiſchen Lüften, die uns ſanftſäuſelnd umwehen, finden, aber alle ernſtern Gedanken und Gefühle möglichſt zu entfernen ſuchen. -

In keiner Stadt der Welt, ſelbſt in dem geräuſchvollen Paris, macht das Volk einen ſolchen fortwährenden Lärm, wie zu Neapel, der mit den erſten Sonnenſtrahlen beginnt, erſt um Mitternacht endigt, und kaum einige Stunden des Tages in der heißen Jahreszeit unterbrochen wird. Nirgends wird in den Straßen und auf den Plätzen ſoviel geplaudert, geſungen, gebrummt, geſtikulirt und geſchrieen, und zwar mit kreiſchend gellenden Stimmen, welche das nicht daran gewöhnte Ohr empfindlich ſchmerzen, wie hier. In andern Städten iſt das Volk an der Arbeit, in den Werkſtätten, man ſieht es nur zur Stunde wo es dieſelben verläßt, und an Sonn- und Feiertagen ſich an öffentlichen Orten verbreiten, aber zu Neapel iſt es jeden Tag, zu jeder Stunde überall und allenthalben, die Stadt ſcheint nur ihm zu gehören, die Küchen unterm Himmelsdach, die Eiswaſſer- und Limonadeverkäufer, die Obſt- und Melonenhändler, die Maronen- und Kaſtanienbrenner, die Gaſſen-Pulcinellis und Arlechinis, die offenen Schreiberbuden, wo es ſich Briefe an ſeine Liebchen und Eingaben an Richter, Miniſter und den König fabriciren läßt, die Straßen- und Capucinerprediger, ſogar die Wechſelbuden für Kupfermünzen ſind beſtändig von ihm umringt, und in allen Theilen der Stadt wiederholt ſich daſſelbe Schauſpiel. In Toledo wie auf der Chiaja, auf der Piazza Reale wie auf dem Markt, in der Strada Carbonara wie in allen Winkelgäßchen, daſſelbe Leben und Treiben. Hier iſt das Volk vollkommen frei, denn es iſt von der Sklaverei der Arbeit, der härteſten von allen Sklavereien, wenn man von Tagesanbruch bis in die Nacht hinein arbeiten muß, um nothdürftig ein erbärmliches Leben zu friſten, befreit. — Was nützen dem Fabrikarbeiter in England, den vereinigten Staaten, Frankreich ꝛc alle ſeine politiſchen Rechte, da er der elendeſte Sklave der Tyrannei der Arbeit iſt? — das neapolitaniſche Volk, das ſo

viel wie gar keine politischen Rechte hat, kennt diese schrecklichste aller Tyranneien, die Hunger und Kälte den sogenannten freien Arbeiter zu ertragen zwingt, nicht einmal dem Namen nach. — Das Volk von Neapel findet seine Freiheit darin, ganz nach seinem Willen und Gefallen im süßen Nichtsthun zu leben, oder doch nur dann ein wenig anstrengungslos zu arbeiten, wenn es ihm gerade gelegen ist. Der Lazzaroni befindet sich sein ganzes Leben lang in dem Fall: Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen zu haben, und schert sich den Henker um Constitutionen und Gesetze. Für hinlänglichen Vorrath der nöthigsten Lebensmittel und deren Billigkeit muß die Regierung Sorge tragen, will sie bestehen, denn der geringste Mangel würde sogleich einen nicht zu bezwingenden Aufstand in Masse erregen. Ist aber Reis und Polenta genug vorhanden und fließt das Blut des heiligen Januarius zur rechten Zeit, dann kann sie vor dem Volk ruhig seyn, was sie auch sonst beginnen mag. Der Respekt vor den Pfaffen, obgleich die Geistlichkeit einen großen und weit größern Einfluß als die zu Rom hat, geht doch nur bis zu einem gewissen Grad bei den niedern Klassen, die sich häufig erlauben, eines dickbäuchigen Predigermönchs zu spotten, dagegen sind in den Familien die Beichtväter allmächtige Diktatoren und ihre Aussprüche werden Orakeln gleich verehrt, auch der Papst steht hier in weit größerm Ansehen, als in Rom, wo man ihn täglich sieht, in den Augen des Neapolitaners ist er ein Gott. Der Pfaffen aller Farben und Kutten zählte man damals wenigstens ein Viertelhunderttausend in der Hauptstadt, Advokaten, Richter und sonstige Handlanger der heiligen Justiz eben so viel, dazu über 40,000 Lazzaroni, während die Garnison kaum einige zwanzig Tausend Mann stark war, und der größte Theil des Heeres in Calabrien und den andern Provinzen stand.

In den Kirchen und selbst während den Messen ist der sonst so bigotte Neapolitaner sehr gleichgültig und unterhält sich ohne Scheu von ganz weltlichen Dingen, auch Liebeshändel werden daselbst abgemacht, nur wenn die Klingel das Vorzeigen des Allerheiligsten verkündet, fällt er Gebete murmelnd nieder, bekreuzigt sich mechanisch, und jetzt tritt für einen Augenblick, wie im Theater bei einem beliebten Tonstück, allgemeine Ruhe und Stille ein. Befindet er sich aber in Bedrängniß, Kummer und Noth, dann rennt er in die Kirche oder auch zur nächsten Straßen-Madonna, heulend, winselnd, betend, schreiend, sich die Brust zerschlagend,

namentlich die Frauen, und bittet die Jungfrau oder seinen Schutzheiligen dringend um schleunige Abhülfe seiner Noth, wird er aber nicht schnell erhört, dann wird er böse, hört zu lamentiren auf und fängt zornig zu schimpfen und zu lästern an, droht dem unerbittlichen Heiligen, sich einen andern Schutzpatron zu wählen u. s. w. Dabei ist das Volk so fanatisch, daß es ohne weiteres einen vermeintlichen Ketzer durch einen geschickten Messerwurf, worin sie Meister sind, in die Hölle spediren will. Im Werfen dieser scharfen Messer oder kleinen Dolche, die sie unter dem Hemdärmel zunächst der Hand verbergen, haben sie eine solche Fertigkeit erlangt, daß sie auf zehn Schritte das Herz fast nie fehlen, und der Getroffene augenblicklich niederfällt.

Durch die rasche Militärjustiz, welche die Franzosen gleich nach ihrem Einrücken in Neapel einführten, wurde diesem Unfug schnell gesteuert, der, wenn auch nicht ganz aufhörte, sich doch so verminderte, daß bald nicht mehr der hundertste Theil der Mordthaten wie früher vorfiel.

Buchstäblich wahr ist, was schon viele Reisende berichteten, daß hier auf dem Molo oder in einer Straße ein Capuciner oder anderer Pfaffe, ein Crucifix in der Hand, auf einem Block oder Stuhl stehend, unter den tollsten Gestikulationen eine Predigt hält, während 5—10 Schritte davon Pulcinello seine Faxen macht, und sich beide um die Wette bemühen, die meisten Zuschauer an sich zu locken. Ich habe selbst auf dem Molo gesehen, daß bei einer komisch-unanständigen Scene (er zeigte den blanken Hintern und ließ einen lärmenden Wind echappiren) alle Zuhörer von dem predigenden Capuciner zum Pulcinello liefen; als diese Scene vorüber war, begaben sich die Frommen wieder zum Capuciner. Bekannt ist das: „venite qui ecco il vero pulcinello“ (Kommt hierher, hier ist der wahre Pulcinello), das ein erboster Mönch, auf sein Crucifix deutend, dem Volk zurief, das ihn verließ um Pulcinellos Späße anzuhören, und: se non é vero é benissimo trovato, soll aber verissimo seyn. — Ein Seitenstück dazu haben wir ja auf einem Jahrmarkt in einem schwäbischen Städtchen erlebt, wo eine Bauersfrau nach dem Preis eines kleinen Crucifixes fragte, und als ihr ein Gulden dafür gefordert wurde, ausrief: Waas, än Gulde, der Dreck! —

Eines Nachmittags, als ich mit meinen beiden Mädchen aus der Vicaria in einer Carriccuola, oder Caricello, über einen Largo

fuhr, auf dem eine ganze Reihe mit gebratenen Maronen angefüllte Caſſerole auf hohen Trepiedi (eine Art Dreifuß von Eiſen, wie man ſie früher in heidniſchen Tempeln hatte,) über Kohlen ſtanden, ſtieß unglücklicherweiſe die Are des rechten Vorderrades an eine ſolche Kohlenpfanne, warf ſie um, ſchleifte ſie nicht nur ein Paar Schritte weiter, ſondern warf auch noch zehn andere in einer Reihe daneben aufgeſtellte nieder, worauf die reſp. Eigenthümer ein ſo furchtbares Geheul und Geſchrei erhoben, daß meine beiden Begleiterinnen beinahe ohnmächtig wurden, ich konnte die Pferde nicht raſch genug anhalten, und das Unglück wollte, daß auch noch eines auf dem Lavapflaſter ſtürzte. Wir wurden ſogleich von einem tobenden und ſchreienden Haufen umringt, und ich mußte ſo ſchnell als möglich in meine Taſche greifen, um eine Handvoll kleiner Silbermünzen herauszunehmen und den Leuten bedeuten, daß ich allen verurſachten Schaden gerne erſetzen wolle, wodurch ich das Volk beſänftigte, das nun ſogar bemüht war, dem umgeſtürzten Pferd wieder auf die Beine zu helfen, aber ich hatte meine Taſchen, um den Schaden zu erſetzen, den die Leute eigentlich nicht gehabt, denn ſie laſen die Maronen wieder alle auf, und an dem Eiſenwerk war nichts zerbrochen, ſo wie für die buona mano. die mir Hülfe geleiſtet, ſo geleert, daß kein Pfennig mehr zurückgeblieben war. Ich fuhr daher mit meinen beiden Donzellen, die ſich noch immer nicht von ihrer Todesangſt erholt hatten, nach der Vicaria zurück, wo wir dem Papa unſer gehabtes Abentheuer mittheilten, der ſich darüber halb todt lachen wollte und äußerſt fröhlicher Dinge war, da er bei der heute gezogenen Zahlenlotterie eine Ambe gewonnen; er bot mir ſeine Börſe an, da ich kein Geld mehr bei mir hatte, und erlaubte mir ſogar dieſen Abend ſeine Mädchen ausnahmsweiſe ins Theater führen zu dürfen, worüber dieſe alle ausgeſtandenen Leiden vergaßen. In San Carlo wurde nicht geſpielt, wir beſuchten Fiorentino, wo eine Opera buffa gegeben wurde, und ich in einer geſchloſſenen Loge ein delikates Souper ſervíren ließ. Nach dem Theater gingen wir noch in der faſt die ganze Nacht durch ſehr belebten Toledoſtraße, Eis nehmend, ſpazieren.

Endlich war ich, und zwar mit Marietta, ſo weit gekommen, daß ſie mir verſprach, ein Mittel ausfindig zu machen, ſie einmal ganz ohne Zeugen ſprechen zu können, und zwar in der Vicaria ſelbſt, in der kleinen Kapelle, in welcher gewöhnlich die zum Tod

Verurtheilten die letzten Stunden vor ihrer Hinrichtung zubringen. Schon den kommenden Tag ſprach ich ſie daſelbſt, jedoch ohne mehr als einen Händedruck zu erlangen, da die Thüre des Gotteshäuschens immer offen ſtand und alle Augenblicke Leute vorübergingen; es gelang mir, ſie zu überreden, mich auf meiner nächſten Wache an der Vicaria gegen Morgen zu beſuchen, auch rieth ich ihr, Tereſina zu ihrer Vertrauten zu machen, weil ſie ſich nicht wohl ohne deren Wiſſen, da beide in einer Stube ſchliefen, entfernen konnte. Erſt zwei Tage ſpäter konnte ich es veranſtalten, daß ich dieſe Wache wieder bezog, nach der ich mich noch nie ſo ſehr wie diesmal geſehnt hatte. Tereſina war bereits in das Geheimniß eingeweiht, wie ſie mich ſelbſt hatte merken laſſen als ich den Nachmittag vorher bei meinen liebenswürdigen Schülerinnen zubrachte, und daher das Weitere ganz offen mit Beiden verabredete. Als endlich der erſehnte Tag und die noch erſehntere Nacht herankam, gab ich eine halbe Stunde nach Mitternacht, als eben wieder eine Viſitation der Gefängniſſe vorüber war, und ich alles ruhig fand, den beiden Mädchen das verabredete Zeichen zum Herabſteigen mit einem weißen Tuch. Ein Paar Augenblicke darauf kamen ſie auch, in dunkle Tücher gehüllt, und ich führte ſie ganz unbemerkt auf meine Wachſtube, die in einer Art Entreſol lag und ein eigenes Treppchen hatte. Vorſichtig hatte ich die ohnehin düſter brennende Lampe in einen Winkel hinter einen Tiſch geſtellt, und ſo ein herrliches Chiaro-scuro hervorgebracht. Die erſt vierzehn Jahre zählende Marietta zog ich neben mich auf mein ledernes Ruhebett, während Tereſina gedankenvoll in den Hof hinabſah, um zu beobachten was daſelbſt vorging oder vorgehen konnte. Die bald in meinen Armen ruhende Marietta ſträubte ſich indeſſen ganz gewaltig und ließ mich ihre Gunſt nur bis zu einem gewiſſen Grad genießen, was mir indeſſen dennoch weit mehr Vergnügen gewährte, als die baldige gänzliche Ergebung verheiratheter und routinirter Frauen, denn Marietta war völlig Anfängerin, die liebe Unſchuld ſelbſt, und ſeitdem war: »la mia passione predominante, sempre la giovin principiante« (meine herrſchende Leidenſchaft immer die junge Anfängerin).

Mehrere Stunden hatten wir bereits vertändelt, und ſchon verkündete ein lichter Schein die herannahende Dämmerung, als die noch immer am Fenſter ſitzende und von Zeit zu Zeit ſeufzende Tereſina uns ernſtlich ermahnte, daß es hohe Zeit ſey ſich zu tren-

nen. Ich fand daß ſie vollkommen Recht hatte, ging in den Hof hinab, um allenthalben zu rekognoſciren, ob ſich die Mädchen ohne Gefahr und unbemerkt wieder hinüberſchleichen könnten, begleitete ſie alsdann bis an ihre Hausthüre, wo ich beiden einen feurigen Abſchiedskuß gab, meine letzte Ronde machte, worauf der Tambour die Diane ſchlug, und ich mich zur Ruhe auf mein Feldbett warf, das ſo eben noch der ſtumme Zeuge meines Glücks geweſen; allerlei phantaſierend, ſchlief ich ſo gut, als hätte ich eben einen forcirten Marſch zurückgelegt.

Gegen 10 Uhr brachte mir der Burſche der Madame Gasqui ein Billet, in welchem mich die Dame dringend einlud, ſie doch gleich nach abgelöster Wache zu beſuchen, da ſie mir etwas von großer Wichtigkeit mitzutheilen habe. — Was mag ſie wollen? dachte ich bei mir ſelbſt: denn was es mit ſo einer Damenwichtigkeit auf ſich hat, war mir längſt bekannt. Unterdeſſen frühſtückte Papa Caſtellan mit mir auf der Wache, und als ich mit der Mannſchaft abmarſchirte, ſalutirte ich die beiden, verſchämt hinter der Fenſtergardine hervorſehenden Mädchengeſichter. Kaum hatte ich die Mannſchaft dem Unteroffizier zum Heimführen übergeben und den Degen in die Scheide geſteckt, ſo war ich auch ſchon auf dem Weg nach Gieſù nuovo, wohin mich die Neugierde trieb, wo ich aber für meinen pünktlichen Gehorſam mit Vorwürfen, daß ich mich gar nicht mehr ſehen laſſe, von Louiſe empfangen ward, ſie ſagte: dies habe ihr Madame Grenet Alles vorausbemerkt, ſie aber nimmermehr glauben wollen: nun ſehe ſie wohl ein, daß jene Recht gehabt und deren Warnung gut gemeint geweſen ſey. Ich entſchuldigte mich mit dem ſo anſtrengenden Dienſt, der mir Tag und Nacht keine Ruhe mehr laſſe, und bat ſie, daß wenn ſie meinen Worten nicht glauben wolle, ſie ſich beim Adjutant-Major erkundigen könne, ob ich nicht dreimal in einer Woche die Wache an der Vicaria, die beſchwerlichſte und unruhigſte in ganz Neapel, gehabt, und wenn dies nicht wahr, ſo wolle ich in meinem ganzen Leben keinen Kuß mehr von ihr erhalten; um ſie noch beſſer von der Wahrheit meiner Ausſage zu überzeugen, küßte ich die ſchmollende Dame auf der Stelle ein halbes Dutzendmal. Sie glaubte mir nun und endigte ſogar damit, mich wegen meiner gehabten ſchweren Strapazen herzlich zu bedauern, fügte dann hinzu, dies ſey nicht der Grund geweſen, warum ſie mich eigentlich zu ſich gebeten, ſondern ſie habe es nun ſo weit gebracht, daß ein franzöſiſches Liebhaber

theater in Giessu nuovo gebildet werden solle, zu dem sich schon mehrere Damen und Offiziere als active Theilhaber gemeldet hätten, ich möchte jetzt nur die weitern Schritte thun und die Leitung des Ganzen übernehmen. Mit Vergnügen vernahm ich diese Mittheilung und willigte freudig in das an mich gestellte Begehren, da ich schon lange eine gleiche Absicht gehabt, aber andere Dinge und auch der Dienst mich verhindert hatten, an die Ausführung derselben zu denken. Noch sagte mir Madame Gasqui, daß ihr Mann im Sinn habe, nächstens mit einigen guten Freunden den Vesuv zu besteigen, ich möge doch auch mit von der Parthie seyn. Auch dies war längst mein Wunsch und mir willkommen, nur aus den angeführten Gründen hatte ich bis jetzt diesen und noch andere Ausflüge in die Umgegend von Neapel, wie nach Herkulanum und Pompeji ꝛc, zu meinem Leidwesen unterlassen müssen.

Ich verließ nun die jetzt nicht mehr schmollende Dame, mit dem Versprechen, mich baldmöglichst wieder einzufinden und beschäftigte mich, so weit es die Umstände erlaubten, mit der Ausführung der projektirten Parthie, wozu ich mir bei Vetter Moritz Rath holte, ohne jedoch meine Wachen an der Vicaria und die damit verknüpften Vergnügungen aufzugeben. Indessen fing ich bald an, mehr Gefallen an der Nichte als an der Tochter des Castellans zu finden; aber für meine Absichten auf Teresina war Marietta ein schwer zu überwindendes Hinderniß, da ich niemals die eine ohne die andere sah.

In einer Nacht, als die beiden Mädchen kaum einige Minuten auf meiner Wachtstube waren, gab es plötzlich Lärm im Hof der Vicaria, und man schrie, daß mehrere Gefangene entsprungen seyen, die Wache trat unter das Gewehr, alles wurde lebendig und die lieben Kinder wollten verzweifeln, da sie fürchteten, man möchte auch ihre Abwesenheit entdecken und sie gar bei mir finden. Ueber das letztere beruhigte ich sie und schloß, indem ich hinabeilte, die Thüre hinter mir ab. Vor der Wache traf ich schon den Oberaufseher der Gefängnisse und den Castellan, die mir meldeten, daß zwei Gefangene eines Kellergefängnisses fehlten, dessen auf das Pflaster des Hofs gehende Gitter durchsägt seyen, aber die Kerls müßten sich noch im Palazzo befinden, da sie weder durch das geschlossene Thor, noch über Dächer, Mauern und Gräben hätten entwischen können. Ich tröstete die geängstigten

Leute, indem ich ihnen sagte, daß, da die Gefangenen nicht aus dem Schloß seyn könnten, wir sie wohl auffinden würden, und ersuchte sie, mit vier Mann Wache, die ich ihnen gab, alle Winkel zu durchsuchen und bei den entferntesten anzufangen, ich wolle einstweilen hier alle in den Hof gehende Thüren mit Schildwachen besetzen lassen. Sie befolgten meinen Rath und ich ließ unterdessen die Mädchen in den Hof entschlüpfen, die aber unglücklicherweise von ein Paar Soldaten, welche die Entflohenen in ihnen zu wittern glaubten, angehalten wurden, ehe sie noch ihre ebenfalls besetzte Thüre erreicht hatten: ich kam jedoch dazu und befreite sie von der momentanen Haft, brachte sie an ihre Thüre, wo die Tante herausstürzte, um die Mädchen, deren Abwesenheit sie schon entdeckt, zu suchen. Ehe aber weder die Tante noch die Nichten zu Wort kommen konnten, sagte ich zu der ersten: hier, Signora, ihre Kinder, welche in der Angst über den entstandenen Lärm die Unvorsichtigkeit begingen, ihre Wohnung zu verlassen, ich bringe sie Ihnen unversehrt zurück, sie können unter allen Umständen nicht besser aufgehoben seyn als bei Ihnen. »Mille grazie, signor Ufiziale,« erwiederte die Tante und sagte zu den Mädchen: aber wie geht es zu, daß ihr Euch noch gar nicht schlafen gelegt hattet, es ist doch längst Mitternacht vorüber.

— Oh earn zia (liebe Tante), versetzte Marietta schnell, wir saßen noch am offenen Fenster, der Musik lauschend, die der Signor Tenente (Lieutenant) machte.

— Sonderbar, ich habe doch gar nichts gehört.

— Vermuthlich schliefen Sie gut, Signora, auch spielte und sang ich nur pianissimo.

— Ja, das ist etwas anderes, mit zunehmendem Alter werden auch alle Sinne schwächer. Ich lag zwar schon längst im Bett, war aber noch nicht eingeschlummert, als der Lärm anging.

— Hier sind sie, ich habe sie, rief nun plötzlich eine Donnerstimme, es war die eines der wachthabenden Sergeanten, der die beiden Entwischten in der Capelle hinter einem Beichtstuhl gefunden hatte, und zwar in geistlichem Gewande, welches sie daselbst aus einem Schrank, den sie aufgebrochen, genommen und mit dessen Hülfe sie ganz in der Frühe unangehalten zum Thore hinausgehen zu können hofften.

Eine Stunde nach diesem unangenehmen Intermezzo war alles wieder in der besten Ordnung, die Gefangenen in einem tie-

fern Kerker angeſchmiedet, und der Caſtellan kam zu mir, ſich bei mir zu bedanken, daß ich ſeine naſeweißen Dinger, welche die Dummheit begangen, wegen dem Lärm aus der väterlichen Wohnung zu laufen, ſo heil zurückgebracht habe.

Kurz nach dieſer Begebenheit, als ich wieder einen Nachmittag bei den Kindern zubrachte, gab ich Teresinen verſtohlen einen Kuß, was ich ſchon öfter practicirt hatte: aber diesmal wollte es mein Unſtern, daß es Marietta bemerkte, und dieſe wurde von dem Augenblick an ſo zänkiſch und mürriſch, eigenſinnig und biſſig, daß es gar nicht mehr mit ihr auszuhalten war und ich ſie bald nichts weniger mehr als liebenswürdig fand.

Eines andern Tages brachte ich den Mädchen zwei ſehr ſchön façonnirte Körbchen von Chokolade, wie ich mich überhaupt nie ohne etwas Naſchwerk bei ihnen einſtellte; dieſe Chokoladearbeiten wurden ſchon damals zu Neapel in der höchſten Vollkommenheit fabricirt. In jedes Körbchen hatte ich etwas Bonbon gelegt, aber in das der Teresina noch obendrein einen kleinen goldenen Ring, eine Allianz, wie ich Marietten ſchon längſt eine verehrt hatte, die neben den andern Bonbons in Papier gewickelt war. Die beiden Mädchen unterſuchten ihre Geſchenke und die ſchon längſt argwöhniſche Marietta auch die ihrer Couſine und fühlte unglücklicherweiſe ſogleich das Papier, in welchem die Allianz eingewickelt war, ohne daß ich es hindern konnte, denn Teresina hatte die Zeichen, die ich ihr machte, nicht bemerkt oder nicht verſtanden, nahm es weg, öffnete es, fand den Ring und las auf dem Papierchen die Worte: alla più amabile (der Liebenswürdigſten), die ich mit Bleifeder darauf geſchrieben hatte. Nun gerieth das Mädchen in einen ſolchen Zorn, daß ſie die beiden Körbchen mit ihrem Inhalt zur Erde warf, mit ihren kleinen Füßen zerſtampfte und zertrümmerte und den Ring mit den Zähnen zerbiß. Vergeblich gab ich mir alle Mühe ſie zu beſänftigen, indem ich ſie verſicherte, daß das Ganze auf einem Irrthum beruhe und ich die Körbchen verwechſelt habe, ſie hörte gar nicht darauf, fuhr ſo zu wüthen und zu toben fort, daß ihr zuletzt der Schaum vor dem Munde ſtand und ſie nach mir und ihrer Couſine biß, bis ſie die heftigſten Krämpfe bekam und ſich in denſelben auf dem Boden wälzte, ſo daß mir bange wurde, ſie möchte in dem Anfall bleiben. Ganz erſchöpft fiel ſie endlich in eine ſtarke Ohnmacht und blieb beinahe eine halbe Stunde bewußtlos; wir brach-

ten sie in diesem Zustand auf ihr Bett. — Nun aber fing auch Teresina heftig zu weinen an, machte mir Vorwürfe, daß ich den Frieden und die Eintracht zwischen ihnen beiden gestört habe, ich hätte mich an die eine oder die andere allein halten und nicht beiden zugleich die Cour machen sollen u. s. w. Ich hatte jetzt alle Mühe, dieses sonst so sanfte Mädchen zu besänftigen und zu trösten, die mir noch mittheilte, daß sie schon seit einiger Zeit wegen mir viel von ihrer Cousine zu leiden habe, die sie gleich einem Schatten verfolge, ihr das Leben verbittere, ja wohl im Stande wäre, ihr Arges anzuthun; denn ich kenne diese Sicilianerinnen und Neapolitanerinnen noch nicht, die zu Allem fähig seyen, wenn sie sich hintergangen und betrogen und wegen einer andern zurückgesetzt fänden, sie werde nun wohl Neapel verlassen müssen oder gar fortgeschickt werden.

Endlich schlug Marietta die Augen wieder auf, war aber so matt und erschöpft, daß sie kaum leise zu sprechen vermochte. Ich gab mir nochmals alle Mühe, sie zu beruhigen, konnte es aber nicht dahin bringen, sie ganz zu besänftigen und ein wohlwollendes Wort von ihr zu hören. Nachdem sie sich wieder ziemlich erholt hatte, entfernte ich mich, ihr zum Abschied sagend, daß es unter solchen Umständen wohl das Beste sey, uns künftig zu meiden. Diese Worte ärgerten sie so, daß sie beinahe einen zweiten Anfall bekommen hätte. Um dies zu vermeiden, eilte ich schnell zur Thür hinaus. Von jetzt an mied ich die Wachen an der Vicaria eben so sehr, als ich sie früher gesucht hatte. Einige Zeit darauf erfuhr ich, daß ihr Vater beschlossen habe, einen Advokaten, der sich in das Mädchen verliebt, mit ihrer Hand zu beglücken, und dieser sie auch bald darauf als sein eheliches Gespons heimführte. Ich vermied nun zwar diese Wachen nicht mehr, drängte mich aber auch nicht dazu, obgleich ich wußte, daß jetzt Teresina allein in dem Hause ihres Oheims mit der Tante hauste.

Unterdessen hatte ich Madame Gasqui wieder viel öfter besucht und mir viel Mühe gegeben, das beabsichtigte Liebhabertheater in Stand zu bringen; es war endlich so weit gediehen, daß wir es mit Beaumarchais Figaro, in dem ich die Rolle des Figaro und Mad. Gasqui die Gräfin spielte, eröffnen konnten. Die Einrichtung der Bühne und des Raumes für die Zuschauer war allerliebst, und es wurde uns sogar die Ehre zu Theil, daß König Joseph unsere Vorstellungen einigemal zu besuchen wür-

digte. Ich bin überzeugt, die ehrwürdigen Väter Jesu hätten ebenfalls ihre Freude daran gehabt, wenn sie diesem Schauspiel in ihrem alten Betsaal hätten beiwohnen können; im Grunde hatte das Lokal seine ehemalige Bestimmung wieder erhalten, man spielte nur Comödie in anderer Manier.

Nach diesen Vorstellungen wurde gewöhnlich noch soupirt und bisweilen auch getanzt, noch öfters aber gespielt, und zwar Hazardspiele, hauptsächlich Faro. Caguenec war jetzt Capitain bei der ersten Compagnie und ein Erzspieler. Eines Abends kam er noch spät nach Mitternacht auf meine Stube, mir einen grünen Beutel, ganz von Gold strotzend, zeigend und denselben auf meiner Bettdecke leerend, so daß einige Goldstücke hinabrollten; er rief aus: das habe ich mir heute Abend im Tondo, so hieß ein berüchtigtes Spielhaus, geholt, nicht wahr, das heiße ich gespielt, gehen Sie hin und machen Sie mir's nach.

Ich ließ mich in der That verleiten, den kommenden Abend mit dem Capitaine das Spielhaus zu besuchen, wo dieser wieder Alles und noch mehr verlor, als er den vorigen Tag gewonnen hatte. Hier traf ich auch den Grafen Linange und noch viele Offiziere vom Regiment, die alle wie die Ratten spielten, und unser Offizierkorps war bald in Neapel dafür bekannt, das Spiel leidenschaftlich zu lieben. Den ersten Abend gewann und verlor ich nichts und kam mit heiler Haut davon; ich besuchte aber Tondo nun öfter, mit abwechselndem Glück spielend, wagte jedoch nie zu große Summen auf einmal; eines Abends hatte ich schon ein Paar Tausend Ducati gewonnen, war aber unklug genug, nicht damit fortzugehen, sondern sie auch wieder zu verspielen. Glücklicherweise hielt mich bald wieder eine neue Intrigue von dem Fortbesuchen dieser Spielhölle ab, ebenso unser Liebhabertheater, dessen Abendproben mich viel in Anspruch nahmen, bei denen ich manche heitere Stunde mit Madame Gasqui und den andern mitwirkenden Damen zubrachte. Zu dieser Zeit componirte ich auch den Pas de Charge, der später so manchmal die französischen Truppen ins Feuer geführt.

Durch unsern Bataillonschirurgen hatte ich zufällig die Bekanntschaft einer hübschen jungen Apothekersfrau, einer gebornen Römerin, gemacht. Der Doctor nahm seine Medicamente für die Kunden, die er sich in der Stadt erworben, meistens sogenannte geheime Kranke, bei ihrem Eheherrn und hatte dadurch Zutritt

um Haus erlangt. Diese Apotheke lag in der Nähe unsers Forts und ihr Besitzer war ein gastfreundlicher Mann, der die Musik liebte. Eines Tages hatte ihm der Doctor gesagt, daß sich beim Regiment ein junger Offizier befände, der sehr musikalisch sey, Clavier und Guitarre spiele, gut singe und sogar componire, den er, wenn es dem Signor Speziale angenehm sey, einmal mitbringen wolle. Der Apotheker hatte ihm erwiedert, er würde ihm dankbar dafür seyn. Doctor Kuhlmann, so hieß der Bataillonschirurgus, lud mich daher ein, ihn doch einmal zu seinem guten neapolitanischen Freunde zu begleiten, und theilte mir dann ganz im Vertrauen mit, daß dieser eine schöne Frau habe, der er den Hof mache; aber obgleich er manchmal eine ganze Stunde, während der Mann in der Apotheke beschäftigt, mit ihr allein gewesen, doch nicht viel weiter gekommen sey, da er mit der verteufelten Sprache nicht fort könne und er oft die größte Mühe habe, sich dem Manne mit seinem Radebrechen verständlich zu machen: er meinte daher, ich könne ihm wohl behülflich seyn, wenn ich den Dolmetscher (also den Kuppler) machen wolle. Ich lehnte es längere Zeit unter allerlei Vorwand ab, den Herrn Doctor zu begleiten; aber er hörte nicht auf, mich so lange darum anzusprechen und erzählte mir soviel von der Liebenswürdigkeit der Signora, die auch ganz vortrefflich singe, daß mich die Neugierde bewog, endlich nachzugeben und den Wunsch des Aesculap zu erfüllen.

Wir wurden von dem Signor Speziale recht artig aufgenommen, der uns sogleich in sein Wohnzimmer führte, wo seine Frau mit kleinen Handarbeiten beschäftigt war. Ich fand die Signora hübsch genug, um ihr Artigkeiten zu sagen, und daß der Doctor gar keinen so übeln Geschmack hatte, auch es wohl der Mühe werth sey, ihm und dem Mann zugleich eine Nase zu drehen; letzterer bat mich, da er von seinem Amico gehört, daß ich ein großer Virtuos sey, ihm und seiner Frau doch das Vergnügen zu machen, sie etwas von mir hören zu lassen; ich entschuldigte mich, indem ich erwiederte, man habe ihm viel zu viel von mir gesagt, so daß er zu große Erwartungen hege, denen ich niemals entsprechen würde, und es also nicht wagen könne, ihm etwas vorzutragen. Er ließ aber nicht ab, mich zu bestürmen, sowie der Doctor ebenfalls in mich drang, und da die Signora ihre Bitte mit denen der beiden Herrn vereinigte, so konnte ich nicht umhin, sie zu erfüllen, um so mehr, da mir der Apotheker versprochen

hatte, ich ſolle dann auch die Stimme ſeiner cara Moglie hören. Ich ſang nun einige italiäniſche Lieder, unter denen auch die Romanze des Pagen aus Mozarts Figaro, mit Guitarrebegleitung, die Leute hatten kein Clavier, da die Dame dies Inſtrument nicht ſpielte. Nun kam die Reihe an dieſe, welche dann nach einigem Zieren ebenfalls ihre Kunſt zum Beſten gab, aber bei einer allerdings ſchönen und klangreichen Stimme doch nur ganz Naturkind im Geſang war, ja, wie ich bald erfuhr, nur nach dem Gehör ſang und nicht einmal die Noten kannte, wie dies ſo häufig in Italien, ſelbſt bei Sängerinnen vom Fach und bei dem Theater angeſtellt, der Fall war, denen ihre Parthieen mit der Violine eingegeigt werden mußten. Ich verſprach der Signora Golia, der Name ihres Mannes, bei meinem nächſten Beſuch einige recht hübſche neue Canzonette mitbringen zu wollen und ihr dieſe einzuſtudieren, worüber ſie und ihr Mann ganz vergnügt waren, wozu aber der Doctor ziemlich ſcheel ſah, ſo hatte er es nicht gemeint, und er ſah bald ein, daß er einen Gielsſtreich gemacht und den Bock zum Gärtner geſetzt habe, mich in das Haus einzuführen, in dem ich bei meinem erſten Beſuch ſchon weiter gekommen war, als der Paſtermann, ein ehrlicher, recht bedächtiger Schwabe, die ſo jeden Tritt und Schritt hundertmal erwägen und überlegen, ehe ſie ihn zu thun wagen, ſeit Monaten. Aber der Bock war nun einmal geſchoſſen und ließ ſich nicht wieder rückgängig machen. Der Signor Golia wurde häufig in die Apotheke abgerufen, und ich benutzte ſeine kurze Abweſenheit, der Signora Fleuretten mit Occhiaten begleitet zu ſagen, die mein ehrlicher Kullmann nicht einmal verſtand und ſich dabei in die Lippen biß. Endlich empfahlen wir uns, wobei ich der Dame die Hand küßte, etwas, das mein Aesculap noch nicht einmal gewagt hatte und mir jetzt zum Erſtenmal nachmachte; ich verſprach baldiges Wiederkommen. Als wir das Haus verlaſſen hatten, machte mir der Doctor Vorwürfe, daß, ſtatt ſein Intereſſe zu wahren, ich mir alle Mühe gegeben, ihn aus dem Sattel zu heben.

— Freund, das iſt unmöglich, Sie ſitzen ja noch gar nicht darin.

— Spotten Sie nur, aber das iſt kein Freundſchaftsſtückchen, einem Freunde den Biſſen vor dem Maul wegſchnappen zu wollen.

— Aber wer will denn das, ſeyn Sie doch kein Kind, alles was ich that, geſchah nur einzig und allein in Ihrem Intereſſe,

wenn Sie nur verſtanden hätten, was ich der Signora geſagt, ſo würden Sie nicht ſo reden und ſich dankbarer gegen mich bezeigen. Ich ſprach nur zu Ihrem Lobe und zu Ihren Gunſten.

— Den Teufel auch, ich müßte ja blind ſeyn, wenn ich Ihr Augenſpiel nicht bemerkt hätte.

— Das war ja auch in Ihrem Intereſſe: hörten Sie denn nicht, wie ſehr ich Ihre Geſchicklichkeit pries und hervorhob.

— Mag ſeyn, aber ich verſtand kein Wort davon, es kam mir aber ſo vor, als wollten Sie ſich bei der Signora Golia beliebt machen.

— Mein Gott, das muß ich ja, wenn ich für Sie wirken ſoll.

— Nehmen Sie ſich in Acht, wenn Sie mich hintergehen und Sie einmal krank werden, dann . . . .

— Dann werden Sie mir doch kein Gift verſchreiben?

— Das nicht, aber ich laſſe Sie im Stich.

— O, darüber tröſte ich mich, denn ich weiß wie ich es mit Euch Herrn Medicinern zu halten habe:

„Der Geiſt der Medicin iſt leicht zu faſſen,
Ihr durchſtudirt die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu laſſen
Wie's Gott gefällt."

— Ach das iſt albernes Zeug.

— Ei, ei, Herr Doctor, Sie blamiren ſich. — Doch allen Scherz bei Seite, ich werde mein Möglichſtes thun, den Doctor bei der Apothekerin beliebt zu machen. —

Wir trennten uns nun und jeder ging ſeinen Weg, der meinige führte mich nach Gieſù nuovo zur Probe eines neu einzuſtudierenden Vaudevilles, das ich mit Madame Gasani zuſammengeflickt, wir: «les français a Naples» betitelt hatten und das den Beifall unſers Publikums und ſelbſt Sr. Majeſtät erhielt, obgleich es manchen Seitenhieb auf deſſen Gouvernement gab, den Joſeph jedoch nicht zu verſtehen ſchien, oder nicht verſtehen wollte. Uebrigens fing es an wenigſtens etwas leidlicher in der Verwaltung zu gehen, namentlich ſeit Röderer das Finanzweſen und ein neues Abgabenſyſtem organiſirt hatte, aber verhindern konnte er die fortdauernde unnütze Prodigalität nicht.

Schon den folgenden Tag beſuchte ich meinen braven Apotheker wieder und muſicirte mit ſeiner Frau, die bald das Stecken-

pferd, mit dem ich alle meine Intriguen con amore einleitete, Don Juans Duettino, mit mir singen konnte, worüber sich Herr Golia königlich freute. — Ich dachte: nun sage mir noch einer, die neapolitanischen Ehemänner seyen Teufel der Eifersucht! Aber es war noch nicht aller Tage Abend, mein guter Doctor war doch bald überzeugt, daß ich ihn zum Besten gehabt, und setzte nun dem Mann Flöhe ins Ohr, so daß dieser mich immer kälter empfing und auch ein Paarmal unter dem Vorwand, seine Frau sey ausgegangen und er sehr beschäftigt, ganz kurz abwies. Das Erstemal blieb ich jedoch noch eine geraume Zeit in der Apotheke, die Zurückkunft der Signora abwartend, brachte bei dieser Gelegenheit die Sprache auf die italiänischen Gifte und namentlich auf das berüchtigte Acqua Tofsana, ein Thema, das den Signor Golia ansprach, über welches er, trotz dem daß er mich bereits nicht mehr mit den wohlwollendsten Augen ansah, so gefällig war, mir manche Aufklärung zu geben. Ich erzählte ihm nun, welche abentheuerlichen Vorstellungen man sich in Deutschland von demselben mache, daß man glaube, es werde aus dem Schaum rasend gewordener Menschen fabricirt, die man, um sie zum höchsten Grad der Wuth zu bringen, unter den Fußsohlen kitzle, daß man vermittelst dieses Giftes genau Tag, Stunde und Minute, in welcher der seit Monaten schon Vergiftete seinen Geist aufgeben müsse, bestimmen könne, u. s. w. Der Apotheker lächelte über diese Mittheilung und erklärte mir, daß die Haupt-Ingredienzien des Acquetta, wie man hier dieses Gift nennt, aus Arsenikſäure, mit etwas Laudanum, bitterer Mandelessenz und einigen andern Liquiden vermischt, um die Bestandtheile desselben besser zu verbergen, bestände; daß man allerdings nach der Quantität der beigebrachten Dosis den Tod des Vergifteten früher oder später herbeiführen, aber nie genau den Tag, viel weniger die Stunde angeben könne, in welcher dieser erfolgen müsse, da dies von gar mancherlei Umständen abhinge, wie von der Constitution, der Nahrung und sogar der Beschäftigung des Vergifteten. Ich erkundigte mich später noch bei andern Personen nach diesem berühmten Gift, mehrere läugneten dessen Bestehen gänzlich, andere sagten, die Kunst, es zu bereiten, sey längst verloren gegangen, Moritz versicherte mich, es sey durchaus nichts weiter als künstlich präparirter Arsenik. Dies Resultat gab auch später eine unter Mürat auf meine Veranlassung angestellte polizeiliche Untersuchung, und die über dasselbe verbreiteten Mährchen sind nichts weiter als Erfindungen

abentheuerlicher Reisebeschreibungen und Romanenschreiber. Das Ganze ist demnach nichts als eine etwas künstlichere Arsenikvergiftung, wie sie auch in andern Ländern, in Deutschland und Frankreich leider schon Tausendmal vorgekommen ist, bei der man dem erlesenen Opfer das Gift wiederholt in kleinen Dosen beibrachte, bis es demselben unterlag. Soviel ist historisch ziemlich erwiesen, daß eine Sicilianerin, eine gewisse Tofania, dasselbe zuerst zubereitete und ihm den Namen gegeben, und daß damit unter der Regierung Alexander VII. sehr viele Personen in Rom, Neapel und Palermo vergiftet wurden, später wendete man es auch in Paris und andern großen Städten an; es waren besonders Frauen, die sich mit dieser Giftmischerei abgaben, und da sie dieselbe zu einer Zeit trieben, wo die Chemie noch bei weitem nicht auf dem Höhepunkt stand, zu dem sie später gekommen, so war es leicht, die Fabrikation desselben in ein mysteriöses Dunkel zu hüllen, man schrieb den Fabrikantinnen selbst infernalische Künste zu. Die Zufälle, die es hervorbrachte, waren ganz dieselben, wie bei einer allmähligen Arsenikvergiftung, nämlich große Ermattung, heftiger Durst, Ekel gegen alle Nahrungsmittel, Abzehrung, Ueberdruß des Lebens selbst, u. s. w. Aus ältern Akten über Vergiftungsprocesse, die sich in den Archiven der Vicaria befanden, ging so viel hervor, daß man mit dem Eingeben dieses Giftes erst mit einem einzigen Tropfen begann, den man in einen Kelch Wasser, Wein oder Limonade mischte, ein oder mehrere Tage darauf einen weiten eingab, dann die Dosis verdoppelte u. s. w.; aber 6—8 Tropfen auf einmal genommen, waren schon hinlänglich, den kräftigen Mann zu tödten. Es war dabei ganz geschmack- und farblos, und aus einem bei diesen Akten noch vorhandenen Recept geht hervor, daß namentlich die Oyen- bitterer Mandeln eine große Rolle dabei spielte. Indessen scheint doch das eigentliche Recept verloren gegangen zu seyn.

Nicht minder fabelhaft ist, was man in so manchen Büchern über den Tarantel- und Scorpionenstich faselt. Den letztern erhielt ich wohl mehr als ein Dutzendmal, und beide sind wenig mehr gefährlicher und schmerzlicher, als ein gewöhnlicher Wespenstich, wenn man gleich die gehörigen Mittel anwendet, den Scorpionenstich nämlich unterbindet, um das Anschwellen des gestochenen Gliedes zu verhindern, und mit ein wenig Schwefel brennt, ein einfaches Mittel, dessen sich hier zu Land jeder Bauer bedient.

Als ich am andern Tag wiederkam, wurde ich noch kälter von dem Signor Speziale empfangen, der mir diesmal fast gar kein Gehör gab, welches Thema ich auch immer auf's Tapet bringen mochte. Aber es war zu spät; der gute Mann, der anfänglich mit Entzücken zuhörte, wenn ich seiner Frau Singunterricht ohne Noten ertheilte, hatte erst Lunte gerochen, als das Feuer schon lichterloh brannte. Längst wußte ich, daß Signora Golia alle Morgen die Messe bei den Carmelitern besuchte, und sprach sie nun hier ohne daß es ihr Mann oder der Doktor ahndeten, dagegen besuchte ich die Apotheke nur noch sehr selten und auf einen Augenblick im Vorübergehen. Gewiß waren beide erfreut, mich so schnell losgeworden zu seyn, während ich so weit schneller zum Ziel gelangte. Die Signora mochte den Merluzzo (Stockfisch) von einem Doctor, der kein gescheidtes Wort mit ihr reden konnte, nicht leiden, war über ihren Marito (Eheherrn) erbost, daß er mich so auswies, und gab mir Rendez-Vous bei einer Amica, die sich Signora Rapisarda nannte, in der Strada Pignoseca, deren Adresse sie mir auf einem mit Bleifeder beschriebenen Papierchen mittheilte. Ich suchte das angegebene Haus zur bestimmten Stunde auf, und fand in einem Gemach des dritten Stockes beide mich erwartenden Freundinnen, graziös auf einem Sopha sitzend. Als sie mich erblickten, standen beide auf, und Giulietta, dies war der Taufname der Apothekerin, sprang auf mich zu und ließ mir kaum Zeit, der Dame des Hauses meine schuldige Höflichkeit zu bezeigen. Sie stellte mir diese endlich als die Frau eines Beamten vor, welcher dem Hof Ferdinand IV nach Sicilien gefolgt sey, und seine Gattin, die sich nicht von Neapel habe trennen wollen, wo sie alle ihre Freunde und Bekannten habe, verlassen hätte. Die Amica war so aufmerksam, uns mit Rosolio und Pane di Spagna (eine Art Biscuit) aufzuwarten und sich dann zu entfernen. — Nun wurde die Thüre verschlossen, und wir schwelgten ein Paar Stunden im Hochgenuß, nach denen sich die Amica wieder einfand, die zwar äußerst angenehm, aber doch schon etwas verblüht war, und die ich nicht reizend genug fand, um ihr zu Gefallen eine Untreue gegen meine neue Freundin zu begehen, was nur zuweilen bei dem Tête a Tête mit der Madame Gaetani geschah, die dann immer so liebenswürdig war, daß schwerlich der heilige Antonius selbst der Versuchung widerstanden haben würde.

Um diese Zeit veranstalteten die Damen in Giesù nuovo

auch eine Erkurſion nach Herkulanum und Pompeji und luden mich ein, von der Parthie zu ſeyn, was ich um ſo weniger abſchlug, als es, wie bemerkt, ſchon früher meine Abſicht war, die Ueberbleibſel einer längſt untergegangenen Gegend, ſo wie Puzzuoli, den Averner See, die Solfatra, die Hundsgrotte, den Veſuv u. ſ. w. zu beſuchen.

Madame Gasqui war es, die jetzt immer ſolche Ausflüge veranſtaltete und mit mir berieth, wen man daran Theil nehmen laſſen müſſe. Ich ſprach ihr jetzt zum Erſtenmal von den zwei neapolitaniſchen Damen, die ich zufälligerweiſe kennen gelernt, deren Bekanntſchaft zu machen auch ſie gewiß freuen würde, und ſchlug vor, auch dieſe einzuladen, ohne zu wiſſen ob ſie einwilligen könnten. Louiſe, halb neugierig, halb mißtrauiſch, geſtattete es, daß ich ſie mitnehme, und ich brachte es wirklich dahin, daß Giulietta nebſt ihrer Freundin ſich dazu verſtanden, mit von der Erkurſion der franzöſiſchen Signoris zu ſeyn, indem die Freundin die Signora Golia in Gegenwart ihres Gatten zu einer Villagiatura in Geſellſchaft ihrer Verwandten einlud, wogegen der gute Mann nichts einwendete; ich hatte jedoch große Urſache es zu bereuen, die beiden Damen zu dieſer Parthie engagirt zu haben, da es dabei zu allerhand Unannehmlichkeiten kam, welche das Benehmen der Madame Gasqui hervorrief.

Wir waren etwa 12—15 Perſonen, unter denen ſich mehrere Offiziere vom Regiment, namentlich auch die Capitaine Gasqui, Caquenec und Linange befanden, welche letztere der Madame Gasqui recht eifrig den Hof machten, wovon ich aber keine Notiz nahm und es nicht zu bemerken ſchien.

Wir ritten ſämmtlich auf Eſeln, Maulthieren und Pferden über die Brücke Maddalena nach Portici und Reſina, wo wir uns nur kurze Zeit aufhielten und dann nach Herkulanum begaben. Von dieſer verſchütteten Stadt war nur erſt wenig ausgegraben, und ſelbſt von dieſem Wenigen wieder das Meiſte zugeworfen worden, weil man nicht wohl weiter graben konnte, ohne Portici ſelbſt in Gefahr zu bringen, das, wie Reſina, über der untergegangenen Stadt erbaut iſt. Herkulanum und Pompeji wurden bekanntlich durch einen Ausbruch des Veſuvs unter der Regierung des Titus von einem Aſchenregen und Lavaſtrömen verſchlungen. Plinius erzählt dieſe ſchreckliche Begebenheit mit folgenden Worten:

»Eine Finſterniß brach ein, nicht wie die einer mondloſen Nacht, ſondern wie die Finſterniß eines hermetiſch verſchloſſenen Zimmers, in welchem das Licht plötzlich ausgelöſcht wird. Weiber heulten, Kinder winſelten, Männer kreiſchten. Hier riefen Kinder angſtvoll ihren Eltern, dort ſuchten Eltern ihre Kinder, Gatten ihre Frauen, alle erkannten ſich nur am Geſchrei. Viele wünſchten ſich den Tod aus Furcht vor dem Tode. Andere riefen zu den Göttern um Hülfe! die meiſten verzweifelten am Daſeyn der Götter, und hielten dieſe Nacht für die letzte, ewige Nacht der Welt. Wirkliche Gefahren wurden durch erdichtete Schrecken vergrößert. Die Erde bebte unaufhörlich und halb wahnſinnige Menſchen taumelten herum, durch ihre Weiſſagungen die eigene und Anderer Furcht noch vermehrend.«

So malt uns Plinius doch nur das Entſetzen derer, die ſich noch in einer gewiſſen Entfernung von dem eigentlichen Schauplatz des unerhörten Unglücks befanden. Wie mag erſt das Schickſal der Einwohner von Pompeji und Herkulanum geweſen ſeyn? — Es kann kein allmählig anſchwellender Feuerſtrom geweſen ſeyn, der ſich heranwälzend ſie verſchlang, ſondern vielmehr eine in dichten Maſſen fallende Materie, die ſie plötzlich zudeckte. Mitten in finſterer Nacht wurden ſie durch das ſchreckliche Donnern und Brüllen des Berges, durch das Erbeben des Bodens unter ihnen aus dem Schlaf geweckt, und verſuchten zu fliehen und das zu retten was ihnen am theuerſten war; aber vergeblich, die Maſſe, die plötzlich herabfiel, muß ſie mit einemmal bis über den Kopf zugedeckt haben, denn wie wäre es ſonſt möglich geweſen, ſo viele Skelette in fliehender Stellung noch vor und unter den Hausthüren zu finden, zum Theil allerlei Habſeligkeiten, die ſie flüchten wollten, noch in den Händen haltend, gleichſam als wären ſie durch irgend eine Zaubermacht ſo gebannt oder verſteinert worden. Die aber, welche ſich in den Gewölben und Gemächern der Gebäude verkrochen, mußten wohl eines qualvollen, langſamen Martertodes ſterben. Ungeheure Lavaſtröme müſſen ſich dann über dieſe Aſchenmaſſen ergoſſen und das unermeßliche Rieſengrab bedeckt haben.

Die erſten Spuren von Herkulanum entdeckte man vor etwa 140 Jahren, als die Einwohner von Reſina einen über 60 Fuß tiefen Brunnen graben wollten, und ſtatt Waſſer Ruinen und Antiken fanden, die mit Inſchriften verſehen waren, welche die vor

beinahe 2000 Jahren untergegangene Stadt hier vermuthen ließen. Aber erst 30 Jahre später, 1720, ließ der Herzog von Lothringen, Elboeuf, weitere Nachgrabungen veranstalten, bei denen es jedoch eigentlich nur auf Marmor abgesehen war, statt dessen fand man aber einige sehr schöne antike Bildsäulen, eine Cleopatra und einen Herkules, welche der Vicekönig dem Prinzen Eugen zum Geschenk nach Wien sandte. Der Herzog ließ nun weiter graben, bald fand man sieben griechische Bildsäulen, Vestalinnen ähnlich, und stieß dabei auf die Oberschwelle einer Hausthüre mit einer Inschrift, kurz darauf entdeckte man einen antiken Tempel mit 24 Säulen von Alabaster und eben so viele Statuen von griechischem Marmor. Als nun die Regierung von diesen gefundenen Schätzen hörte, verbot sie alle weitern Nachgrabungen, das Monopol derselben für sich in Anspruch nehmend, und erklärte, diese unterirdischen Gebäude und was ihnen anner, gehöre zu den Kronodomainen. Die nächsten Folgen waren, daß jetzt 18 Jahre lang alle weitern Nachgrabungen unterblieben, bis Carl III., nachdem er den Thron von Neapel bestiegen hatte, das Schloß zu Portici zu bauen beschloß und zu diesem Zweck dem Herzog von Elboeuf seine Villa abgekauft hatte. Der König ließ nun außerordentlich tiefe Fundamente graben, bei welcher Gelegenheit man die untergegangene Stadt mit völliger Gewißheit, so wie sogar das Bett des Flusses entdeckte, welcher dieselbe durchströmt hatte. Man kam auf kerzengerade Straßen, die auf beiden Seiten Plattengänge (Trottoir) für die Fußgänger hatten und schon mit Lava gepflastert waren. Die Höfe der Gebäude waren theils mit Marmorplatten, theils mit Mosaikböden belegt, andere mit einer Art sehr dicker und breiter Ziegelsteine. An den Mauern waren noch häufig Freskomalereien, die Fensteröffnungen hatten sogar noch Läden von Holz, nur an wenigen Häusern fand man ein sehr dickes Glas. Die merkwürdigsten Gebäude, die man entdeckte, sind ein Theater und das Forum. Ersteres hatte eine ovale Form, war ganz mit Asche und Lava angefüllt und größtentheils aus Backsteinen erbaut. Die innern Gallerien waren gewölbt und durch Pilaster getragen, die Mauern mit Marmorplatten von verschiedenen Farben belegt. Das Ganze aber konnte man nicht übersehen, da man nur unter Fackelschein die einzelnen Theile desselben besuchen kann. Das Forum, wahrscheinlich ein Tribunal der heiligen Justiz, ist ein sehr weitläufiges Gebäude, das einen großen, rechtwinkligen Hof

mit von 40 Säulen getragenen Vorhallen umgiebt, in dessen Mitte die Bildsäule Vespasians stand.

Von Fackelschein und einigen Wachskerzen erleuchtet, stiegen wir die Stufen hinab, welche in das Theater von Herkulanum führen, wobei ich der Signora Golia, der ich überhaupt zum großen Verdruß der Madame Gasani viele Aufmerksamkeit erwies, die Hand reichte, und ihr in italiänischer Sprache die Geschichte des Untergangs von Herkulanum erzählte, das, wie die Sage will, ein Herkules der Phönicier schon 60 Jahre vor Trojas Gründung erbaut haben soll. Diese Stadt hatte eine überaus reizende Lage, und war zu Ciceros Zeit eine der reichsten, luxuriösesten und schwelgerischsten Städte Italiens, die mit Capua und Partheneye an Pracht wetteifern konnte und wo die reichsten Römer den größten Theil des Jahres auf ihren Villas in der Umgegend oder in ihren Palästen in der Stadt zubrachten.

Beinahe eine Stunde verweilten wir in diesen unterirdischen Räumen, und waren endlich froh, das Tageslicht wieder zu erblicken, denn es war schaurig, zwischen diesen öden Mauern einer längst verschwundenen Stadt beim Fackelschein umherzuwandeln.

Wir machten uns nun über Torre del Greco und Torre del Annunziata nach Pompeji auf den Weg. In Torre del Greco, eine Stadt, die an 12,000 Einwohner zählt, nahmen wir ein frohes Mahl ein, was uns so munter machte, daß Einige aus der Gesellschaft in frevelhaftem Uebermuth den alten Feuerspeier frech herausforderten, jetzt seine Spukereien zu wiederholen, damit wir doch auch einmal Augenzeugen von dem Untergang einer Stadt seyen, was sich aber die Damen ernstlich verbaten. Torre del Greco war im 17ten Jahrhundert und erst wieder vor 7 Jahren gewaltig von furchtbaren Lavaströmen heimgesucht und größtentheils vernichtet worden, dennoch lebten und lebten die Einwohner (Fischerei und namentlich Corallenfischerei ist mit ihr Haupterwerb) so unbesorgt in den Tag hinein, als sey nie dergleichen vorgefallen, oder zu befürchten, obgleich man noch überall die Spuren der letzten Verwüstung erblickte, und ganz neue Häuser zwischen den Ruinen der alten und den großen schwarzen Lavamassen, die hier erkalteten, hervorragten. Von hier geht der Weg fortwährend an herrlichen Villas und Gärten vorüber, bis nach Torre del Annunziata, so daß man sich immer in einer bewohnten Straße wähnt. Die Einwohner dieses Städtchens, das über 7000 Seelen

zählen mag, sind größtentheils, wenigstens die Aermern, den Bürgern von Torre del Greco, die sie zu der Corallenfischerei verwenden, leibeigen, und zwar auf folgende Weise. Diese mühsame und beschwerliche Fischerei, die noch obendrein so schlecht belohnt wird, daß der Ertrag dieser Arbeit kaum hinreicht, den Hunger zu stillen, findet an den afrikanischen Küsten statt, wobei die armen Fischer Entbehrungen jeder Art und allen möglichen Gefahren ausgesetzt sind, und zwar für Rechnung der reichen Bürger von del Greco; kehren sie nun nach einer sechsmonatlichen Abwesenheit glücklich heim, so ist der ganze Ertrag ihres Verdienstes kaum 25—30 Ducati (50 bis 60 rhein. Gulden), ein Blutgeld, das ihnen die Unternehmer dieser Fischerei in der Regel schon längst vorgeschossen haben, unter der Bedingung, es durch das Corallenfischen wieder abzuverdienen, wo nicht, in das Gefängniß oder gar auf die Galeere wandern zu müssen. So wissen diese schmutzigen Wucherer die armen Menschen, nicht selten Familienväter, durch elende Geldvorschüsse fortwährend von sich abhängig und leibeigen zu machen; denn so geht es von einem Jahr in das andere, und es ist dies eine der schmähligsten Seelenverkäufereien, die man sich denken kann, da die armen Teufel auch häufig noch in die Gefangenschaft der Barbaresken, so in lebenslängliche Sklaverei geriethen, und nie im Stande waren, sich loskaufen zu können, da ihre hartherzigen Schinder dies nicht thaten. Aber kindliche und brüderliche Liebe that manchmal ein Uebriges, indem sich der Sohn für den Vater, der Bruder für den Bruder in das Joch der afrikanischen Barbaresken spannte, um die Ketten der Unglücklichen zu lösen und sie selbst zu tragen, während die Corallenhändler im Ueberfluß schwelgten, den ihnen diese Fischerei brachte.

Von Torre del Annunziata hatten wir noch eine sehr kurze Strecke bis zu den Ausgrabungen von Pompeji. Hier war es anders als zu Herkulanum, frei konnten wir bei dem Tageslicht in den ausgegrabenen Straßen der wiedererstandenen Stadt umherwandeln und die Häuser und Wohnungen der vor 1800 Jahren hier lebendig begrabenen Bürger, den Isistempel, zwei Theater, die Grabstätten ꝛc. besuchen. An Bildsäulen, Münzen, Geräthschaften aller Art hatte man schon große Schätze aufgefunden, sowie eine bedeutende Zahl von Menschengerippen, denn hier hatten die Einwohner nicht wie die zu Herkulanum der anströmenden glühenden Lava entrinnen können, da sie noch vorher die in Massen

herabfallende Gluthasche erstickt hatte. Die Straße, welche man für die Hauptstraße hält, ist ziemlich eng, hat aber Trottoirs auf beiden Seiten; noch sieht man Räderspuren auf dem Lavapflaster; die Privathäuser sehen sich einander sehr ähnlich, alle sind mit einem Hof und einem Wasserbehälter versehen, der bei den größern meistens von einer Säulenhalle umgeben ist. Die Gemächer haben den Ausgang auf diesen Hof und stehen unter sich nicht in Verbindung, viele derselben erhalten ihr Licht durch eine Oeffnung über der Thüre oder auch durch die Thür selbst. Die meisten Wände sind mit Malereien verziert, welche hauptsächlich deshalb interessant sind, weil sie uns die Costümes der damaligen Zeit sehr getreu darstellen. An jedem Hause ist der Name des Eigenthümers mit rothen Buchstaben angezeigt.

Die Wiederauffindung dieser Stadt verdankt man einigen Weinbauern, die nur wenige Schuhe unter der Erde die ersten Spuren in der Mitte des 18ten Jahrhunderts entdeckten. 1755 ließ Carl III. weitere Nachgrabungen veranstalten, die seitdem bald mit mehr, bald mit weniger Eifer fortgesetzt wurden; gar Manches förderte man unter Mürat zu Tage.

Den Ursprung dieser Stadt schrieb man ebenfalls einem Herkules zu; sie lag am Fluß Sarno, zwischen Herkulanum und Sorrent, unweit des Golfs von Neapel, hatte einen großen Hafen, der eine Flotte bequem aufnehmen konnte und war die blühendste und volkreichste Stadt Campaniens, auch trieb sie viel Handel. Sylla führte eine Colonie hierher; als sie unterging, soll ein großer Theil ihrer Bewohner gerade einer Vorstellung im Theater beigewohnt haben.

Wir brachten hier ein Paar Stunden zu, konnten aber in so kurzer Zeit nicht Alles mit der gehörigen Aufmerksamkeit untersuchen. Die Tage waren schon kurz und die Damen, zum Theil verstimmt, eilten nach Hause zu kommen. Der Grund dieser Verstimmung war, daß Madame Gagni, der ich die Signora Golia als eine sehr unbedeutende und gar nicht gefährliche Dame geschildert hatte, gerade das Gegentheil zu finden glaubte, und als eine scharfblickende Beobachterin bald heraus hatte, daß ich in einem intimen Verhältniß mit ihr stehen müsse, worin ihr Madame Grenet und Madame Alphons, die beide mit von der Parthie waren, nicht nur Recht gaben, sondern sich jetzt auch gegen uns vereinigten und verschworen und schnell ein gefährliches Triumvirat

gebildet hatten, welches die beiden Italiänerinnen während unserer Wanderungen in Herkulanum und Pompeji mit beißenden Anmerkungen und feindlichen Anspielungen verfolgte; ein Glück war es, daß sich die Damen wegen Unkenntniß der gegenseitigen Sprachen durchaus nicht verständigen konnten, wer weiß, was es sonst noch abgesetzt haben würde; dennoch hatte ich meine liebe Noth zu verhindern, daß man nicht manchmal von der einen oder der andern Seite losplatzte, denn auch meine Römerin war nicht blind, merkte bald, wo die Französinnen hinauswollten, und bewies durch ihr energisches Benehmen, daß sie sich nicht ungestraft würde hudeln lassen. In Portici hatten wir ein Souper bestellt, das zum Schluß die verstimmten Gemüther glücklicherweise wieder in eine etwas bessere Laune versetzte, mit Ausnahme Gingliettens, die den italiänischen Charakter nicht verläugnen konnte und zornglühend Rache brütete. Da bei unserer Ankunft in Portici das Abendessen noch nicht bereit war, so besuchten wir während der Zeit noch das am Ufer des Meeres von Carl III. erbaute Schloß, in welchem eine große Menge von den in Herkulanum und Pompeji gefundenen Gegenständen aufbewahrt wurden, viele und zwar die kostbarsten hatte indessen der Hof bei seiner Flucht mit nach Palermo genommen. Die Signora Golia und ihre Freundin waren uns nicht dahin gefolgt, sondern maulend und racheglühend in der Osteria zu Portici zurückgeblieben. Herzlich froh war ich, als wir wieder über der Maddalenenbrücke und in Neapel zurück waren, wo man sich sehr frostig trennte, ich aber die beiden Signoras in das Haus der Amica brachte, wo sie sich dann nach Herzenslust über die **maledette donne francese** (die verfluchten französischen Weiber) ausließen und sich verschworen, nie mehr in einer solchen Gesellschaft eine Exkursion zu machen.

Als ich den andern Tag nach Gesù nuovo kam, mußte ich auch das Donnerwetter von der andern Seite hören, und Madame Gasqui warf mir vor, wie ich solche **mauvaise Italiennes** in ihre Gesellschaft habe bringen können, was sie sich in Zukunft ein für allemal verbitte, dies war aber ganz unnöthig; denn auch ich hatte an diesem Versuch ein für allemal genug. Indessen schlossen wir zum 20sten oder 30sten Mal wieder Friede.

Ein Paar Tage darauf machten wir einen Ausflug nach Puzzuoli, den aber nur Herr und Madame Gasqui, Frau von Gemmingen und ich unternahmen.

Wenn man durch die Grotte des Poſilippo gekommen iſt, ſo führt rechts ein Weg nach dem See Agnano, deſſen Waſſer fortwährend zu ſieden ſcheint, ſeltſamer Weiſe auf der Oberfläche ſüß, im Grunde aber geſalzen iſt, und der 3 Miglien im Umfang hat. Man glaubt, daß auch hier in der Vorzeit der Crater eines Vulkans geweſen ſey. In der Nähe dieſes Sees befindet ſich in einem ſehr ſandigen Boden die ſogenannte Hundsgrotte, der ein ſo giftiger Dunſt entſteigt, daß, wenn man einen Hund oder ein anderes Thier über dieſelbe hält, es zuerſt Convulſionen bekommt und nach wenig Minuten todt iſt, wenn man es nicht ſchnell wegnimmt; den Namen hat dieſe Grotte davon, weil man gewöhnlich das Erperiment mit Hunden macht. Eine kleine Miglie davon, nördlich vom Agnano, iſt die Solfatara (das Schwefelthal), ein von gelblichen vulkaniſchen Felſen umgebenes Thal, das an 1500 Fuß breit iſt und beſtändig einen braunen, dicken, mit Flammen begleiteten Schwefeldampf ausſtößt. Nur ein einziger Eingang führt zu demſelben und die es umgebenden Felſen hauchen gleichfalls Dampf und Flammen aus. Die Alten behaupteten, hier habe der Kampf des Herkules mit den Giganten ſtattgefunden, und als Jupiter ſeine Donnerkeile auf dieſe herabgeſchleudert, habe er die Felſen geſpalten, wodurch die Solfatara entſtanden. In demſelben iſt auch der Lago di Zolfo (Schwefelſee), der noch nicht völlig erloſchene Crater eines alten Vulkans. Von dieſem Höllenpfuhl weg eilten wir, die Damen auf ſchön geputzten Maulthieren, den Berg hinab nach Puzzuoli, das ungefähr drei kleine Stunden von Neapel entfernt iſt; es war dies einſt zur Römerzeit eine große und prächtige Stadt, zählte aber jetzt kaum mehr über 7000 Einwohner. Sie liegt dicht am Meer, noch im Golf von Neapel und hat viele römiſche Alterthümer aufzuweiſen, ſie ſoll ſchon über 300 Jahre vor Chriſti Geburt erbaut worden ſeyn, man hatte ihr den Beinamen Puſilla Roma (Klein-Rom) gegeben, ſo prächtig war ſie, und die Phönizier und Tyrer ſollen Niederlagen hier gehabt haben.

Alarich verwüſtete Puzzuoli im Jahr 410, und 45 Jahre darauf, als ſie ſich kaum zu erholen begann, verheerte ſie Gänſerich ſchon wieder. Ein Jahrhundert ſpäter machte ſie Totila der Erde gleich, hierauf hauſten mehrere Jahrzehnte nur noch Eulen und Raubvögel in ihren Ruinen. Nach und nach ſiedelten ſich wieder Menſchen an dem unglücklichen Orte an, und die neu entſte-

hende Stadt wurde von Neapel aus bevölkert, aber im 8ten Jahrhundert wurde sie von dem Herzog Robert von Benevent abermals mit Feuer und Schwert verheert, im 10ten verwüsteten sie die Saracenen und im 15ten und 16ten wurde sie durch furchtbare Ausbrüche der Solfatara und durch schreckliche Erdbeben zerstört. Man muß gestehen, daß nicht leicht ein anderer Ort so entsetzliche Schicksale gehabt, und sich wundern, wie sich immer wieder Menschen daselbst anbauen und aufhalten mochten. Die Römer hatten hier sehr schöne Besitzungen, besonders merkwürdig sind die noch vorhandenen Ueberreste eines prächtigen Serapistempels von afrikanischem Marmor, dessen Badsaal für die Opferer mit weißem Marmor gepflastert, noch ziemlich gut erhalten ist. Auf einem Platze dieser Stadt sahen wir auch ein Basrelief, welches 14 asiatische, durch Erdbeben zerstörte Städte, die Tiberius wieder hatte aufbauen lassen, darstellte. Wahrscheinlich stand die Bildsäule dieses Kaisers auf demselben. Noch sind Ruinen eines Amphitheaters vorhanden, dessen Arena in einen Garten umgewandelt war; auch sieht man die Trümmer der Brücke, die der boshafte Narr Caligula hatte bauen lassen, um den Molo der Stadt bis Bajae zu verlängern, über welche er dann, mit dem Brustharnisch Alexander des Großen bekleidet, ritt und den andern Tag in einem Triumphwagen über diese Brücke fahrend, viele Menschen muthwillig in das Meer hinabstürzen ließ, wo sie den Tod in den Wellen fanden.

Von hier aus besuchten wir den im Alterthum so berühmten Averner See, wo man den Göttern der Unterwelt opferte, und den man schon als einen Theil von Plutos Höllenreich betrachtete. Ehedem waren seine Ufer von dichter und düsterer Waldung bewachsen, die ihn mit ewiger Finsterniß umgab. Kein Vogel konnte über sein giftiges Wasser fliegen, ohne dieses Wagniß mit dem Leben zu büßen, weßhalb man ihn auch den Vogellosen nannte. Augustus ließ diese Waldungen fällen, und so verlor der See seine Furchtbarkeit. Lange hielt man ihn für grundlos, bis man endlich seine Tiefe, die mehrere hundert Fuß beträgt, erforschte; an seinen Ufern sieht man noch die Ruinen eines alten Neptuntempels, der der berüchtigten Sybillengrotte gegenüber lag, die mit der zu Cumä in Verbindung stand, welches eine kleine Stunde von diesem See entfernt war und von dem ebenfalls noch Ueberreste vorhanden sind, die wir aber nicht aufsuchten, da sich die

Sonne bereits zum Untergang neigte. Der Eingang zur Sybillengrotte war mit dichtem Gesträuch bewachsen und durch einen kleinen Teich, der ein schwarzes Wasser hat, geschützt, also noch fast so, wie ihn schon Virgil beschreibt. Aber jetzt ist der Averno mit Fischen belebt und die Vögel flattern ungestraft an seinem Ufer und darüber hin.

Glücklich und vergnügt von diesem Ausflug heimkehrend, beschlossen wir, den nächsten Tag, wenn es das Wetter erlaube, den Vesuv zu besteigen; aber anders hatte es das Schicksal oder vielmehr das Gouvernement beschlossen, und ich sollte abermals Neapel verlassen, ohne zu meinem großen Leidwesen nähere Bekanntschaft mit dem alten Feuerspeier gemacht zu haben; denn das Bataillon erhielt Ordre, nach dem Kirchenstaat und zwar nach Civita-Vecchia abzumarschiren. Ich tröstete mich indessen damit, Rom wieder zu sehen, von dem ich kaum erst einen Schatten im Vorübergehen erblickt hatte.

II.

Abmarsch nach Civita-Vecchia. — Die pontinischen Sümpfe. — Civita-Vecchia. — Palo. — Ich werde Platzkommandant zu Albano. — Meine Ausflüge nach Rom. — Banquier Torlonia. — Prinzessin Cesarini. — Angelika Kaufmann. — Rom. — Die Peterskirche. — Der Vatikan. — Das Pantheon. — Das Colosseum. — Das Capitol. — Die Engelsburg. — Monte-Cavallo. — Der Lateran und die heilige Treppe. — Santa Maria Maggiore. — Die Paulskirche. — Roms Palläste, Plätze, Villas, Fontainen, Theater. — Römische Sitten. — Die Weihnachten. — Prozessionen. — Eine Audienz bei Pius VII. — Die schönen Römerinnen und die deutsche Männertreue. — Eine Nonne auf einem Ball. — Ein Rendez-Vous in der Kirche San-Sebastian vor den Mauern.

Mich meinen Schönen bestens und auf hoffentlich baldiges Wiedersehen empfehlend, Madame Gacqui, deren Mann beim 2ten Bataillon stand, blieb zurück und bedauerte hauptsächlich, daß unser Liebhabertheater durch diese grausame Ordre zerrissen wurde, denn außer mir waren noch mehrere Mitglieder desselben beim ersten Bataillon, verließ ich Neapel mit leichtem Herzen und ziemlich schwerem Beutel, (Moritz hatte die Sorge, mich auf Kosten meiner Eltern mit dem nöthigen **nervus rerum gerendarum** vor dem Abmarsch zu versehen, übernommen), und mit dem festen Vorsatz, daß das Erste, wenn ich je wieder nach Neapel zurückkommen sollte, was sehr wahrscheinlich war, da wir immer noch zu dem dort stehenden französischen Armeekorps gehörten, seyn solle, den Vesuv zu besteigen.

Wir marschirten auf demselben Weg Etape für Etape zurück, auf dem wir von Rom nach Neapel gekommen waren, nämlich über Capua, Sessa, Molla, Terracina, durch die pontinischen Sümpfe über Velletri und Albano. Diesmal hielten wir aber, da der Marsch keine Eile hatte, Rasttage zu Fondi und Velletri. Unterwegs machten wir öfters Jagd auf wilde Enten, Schnepfen, Wasserhühner und anderes wildes Geflügel, das in der Gegend von Terracina und den pontinischen Sümpfen in so unge-

heurer Menge vorhanden iſt, daß man eine fette wilde Ente oft mit zwei Bajocchi, (kaum einen Groſchen) bezahlt, ſo daß ſich unſere Soldaten von Terracina bis Albano dieſes Wild, das ſie an ihren Ladſtöcken brieten, trefflich ſchmecken ließen. Bei Treponti ſchoß ich einmal ein Voltigeursgewehr auf das Gerathewohl in einen Rohrſumpf ab, aus dem ſich ſogleich eine ſchwarze Wolke von Wildgeflügel erhob und faſt die Luft verfinſterte; auch die Soldaten feuerten ihre Gewehre ab, und es ſtürzten eine Menge verſchiedener Vögel aus der Luft, die wir aber nicht bekommen konnten, da wir keine Hunde hatten, die ſie aus den Sümpfen holten.

Die Straße, welche durch die pontiſchen Sümpfe führt, war ſo übel nicht, und von der als verpeſtet verſchrieenen Luft hatten wir weder im Hin- noch im Hermarſch etwas Nachtheiliges empfunden; anders mag es freilich ſeyn, wenn man ſich längere Zeit hier aufhalten muß, wie das von Pius VI. hier erbaute, ſchon längſt wieder ausgeſtorbene Capucinerkloſter beweiſt, in dem wir eine Nacht zubrachten. Das völlige Austrocknen dieſer Sümpfe ſcheint faſt unmöglich zu ſeyn, da Cäſar, Trajan, Antonin und andere mit allen Mitteln verſehene mächtige Männer es vergeblich verſuchten. Pius VI., der ſich in den neuern Zeiten unſägliche Mühe gab, dieſen Zweck zu erreichen und keine Koſten deßhalb ſcheute, hat es ebenfalls nicht dahin bringen können; manche der bereits ausgetrockneten Theile waren ſchon wieder durch Ueberſchwemmungen in Sümpfe verwandelt. Nur den Büffelochſen ſcheint dieſe böſe Luft vortrefflich zu bekommen, wie ſich denn überhaupt das gehörnte, hochgeöhrte Vieh in Sümpfen und Moräſten immer am wohlſten befindet. Auf zahlreiche Heerden der wohlgemäſtetſten Büffel ſtößt man häufig. Die appiſche Straße, welche unter dem oben genannten Papſt wieder aufgefunden wurde, führt ganz gerade nach Terracina und iſt mit ſechs Quadratfuß langen Steinen belegt. Die Sümpfe ſind an fünfzig Miglien lang und ſechs bis zwölf breit, zum Theil angebaut und werden zu Weiden für ganze Heerden von Pferden benützt. An der Straße, welche durch dieſelben führt, ſind zu beiden Seiten Canäle angebracht, durch welche die Gewäſſer der Sümpfe abfließen, die ſo groß ſind, daß Schiffe auf denſelben fahren. Dieſe Gegend iſt auf der einen Seite durch vulkaniſche Gebirge begrenzt, während man auf der andern die Ausſicht auf das Meer hat. Die Menſchen, denen

man hier begegnet, haben ein bleiches, krankes, geſpenſterähnliches Ausſehen, ihr ganzes, nicht ſehr langes Leben iſt faſt nur Ein Fieber. Wild und Fiſche iſt ihre Nahrung, an der ſie nie Mangel haben.

In Rom hatten wir diesmal keinen Ruhetag und mußten ſogar die Stadt umgehen, was beinahe für eine Etape hätte gelten können. Diesmal ſuchte ich aber mein Quartier auf, da ich zu Pferde, und alſo nicht ſo marode war. Es wurde mir auf dem Corſo bei — den Jeſuiten angewieſen! — aber die Zeit war ſo kurz zugemeſſen, daß ich diesmal außer dem Corſo und der Piazza Popolo, die ich ſchon kannte, faſt nichts von Rom zu ſehen bekam. Von hier marſchirten wir nach Pallo oder Palo ab, ein altes Caſtel in einer ſehr ungeſunden und ganz öden Gegend am Geſtade des Meeres, in deſſen Nähe aber viele und große altrömiſche Ruinen liegen, hier übernachteten wir, und der folgende Tag brachte uns bei ſehr ungünſtigem Wetter nach unſerm neuen Beſtimmungsort, Civita-Vecchia. Der Weg von Rom bis dahin iſt einer der traurigſten und einförmigſten der ganzen Campagna di Roma, die ſich von Viterbo bis Terracina erſtreckt, man ſieht faſt nichts als Ruinen, Trümmer, Grabmäler, Ueberreſte von Waſſerleitungen mit Epheu oder Dornen bewachſen, welche fortwährend an die Vergänglichkeit irdiſcher Herrlichkeiten erinnern, nur ſelten begegnete man einer menſchlichen, in Lumpen gehüllten Schattengeſtalt, von welcher man meinen ſollte, daß ſie der Unterwelt entwiſcht wäre, und deren matte, eingefallene Augen, deren geiſterbleiches Angeſicht und ſchwankend-ſchlotternder Gang eine mühſam wandernde Leiche zu verrathen ſchien. Die ganze Gegend um Palo iſt mit nichts, nicht einmal mit einer Wüſte zu vergleichen, ſie ſcheint eher eine durch Erdbeben und Peſt verheerte und ausgeſtorbene Landſtrecke, in welcher die verſchont gebliebenen lebenden und todten Ueberreſte den traurigſten Anblick von der Welt gewähren.

Civita-Vecchia ſelbſt, das im Sommer ein ſehr ungeſunder Aufenthalt ſeyn ſoll, iſt befeſtigt, hat einen Hafen und ein Zeughaus, mehrere Klöſter, war aber ein ſehr öder und langweiliger Ort, der etwa 6000 Einwohner zählen mochte. Nur daß es der Aufenthalt der päpſtlichen Galeerenſclaven, ein Toulon im Kleinen iſt, deſſen Bagnis mit den in jeder Hinſicht höchſt unglücklichen Sträflingen angefüllt ſind, bringt einiges Leben in den Ort, aber wel-

ches!? — das, welches das Kettengeraſſel der Elenden verurſacht. Der Kaiſer Trajan war es, der aus einem hier gelegenen ärmlichen Dörfchen eine Stadt machte und den Hafen, deſſen Baſſin für ein Meiſterwerk gilt, und der der ſicherſte im ganzen Kirchenſtaat iſt, graben ließ. Später wurde die Stadt von Totila und Narſetes verwüſtet. Papſt Urban VII. umgab ſie mit Feſtungswerken, die jedoch nicht von großer Bedeutung ſind, Benedikt XIV. aber machte ſie zu einem Freihafen. Seit dieſer Zeit erlangte ihr Handel einige Wichtigkeit, lag aber damals wegen den Kriegsumſtänden gänzlich darnieder. Auch ein Theater hat Civita-Vecchia, in welchem herumziehende Truppen bisweilen Vorſtellungen geben.

Als ich die Kaſerne beſichtigte, in der unſer Bataillon einquartirt wurde, und die erſt vor wenig Tagen ein Bataillon Dalmatiner verlaſſen hatte, war ich in ein Paar Sekunden mit Millionen Flöhen bedeckt, ſo daß meine Beinkleider auf einmal in couleur de puces verwandelt waren. So ſehr ich auch ſchon in Italien und dem ſüdlichen Frankreich an dieſes Ungeziefer gewöhnt worden, ſo war es mir doch nie in ſolcher Maſſe vorgekommen, und nur durch eine Ueberſchwemmung mit ſiedendem Waſſer konnte man daſſelbe in den Sälen etwas vermindern, vom Vertilgen war keine Sprache; in den baumwollenen Bettdecken der Soldaten hatten ſich dieſe quälenden Springer hauptſächlich eingeniſtet und kein Klopfen noch Waſchen konnte ſie aus ihren bequemen Neſtern vertreiben: Tage lang waren die Leute auf der Flohjagd und knackten, und doch ſahen dieſe weißen Decken immer wie Kümmel und Salz aus.

Kaum waren wir ein Paar Tage in Civita-Vecchia, als ich mit 40 Mann nach Palo beordert wurde, das daſelbſt ſich befindliche Detaſchement der Dalmatiner abzulöſen. Dieſer Poſten war ſo ungeſund, daß man ſelbſt im Winter die Leute alle zehen Tage, im Sommer aber alle 24 Stunden ablöſen mußte, und demungeachtet kam die Mehrzahl der Soldaten fieberkrank zurück und wanderte in's Lazareth, drei Tage Aufenthalt daſelbſt in der heißen Jahreszeit brachte unfehlbar den Tod. Der Poſten mußte jedoch fortwährend ſtark beſetzt werden, und eine Batterie von 6 Feuerſchlünden war beſtändig mit Mitraille geladen, weil die Engländer und Corſaren hier öfters zu landen verſucht und ganze Heerden Büffel weggenommen hatten.

Einige Tage, nachdem ich in dieſer ungeſunden Einöde ver-

weilt hatte, kamen mehrere Compagnien der Dalmatiner auf ihrem Marsch nach Rom hier durch und übernachteten daselbst. Dieses Regiment bestand aus solchen, die in französischem Dienste waren, rothe Uniform, Hüte à la Henri IV. trugen, und wie die Raben stahlen. Es war meine Schuldigkeit, die Offiziere nach meinen Kräften bei ihrer Anwesenheit zu bewirthen, aber wo etwas hernehmen? Brod, Wein, etwas Fleisch und Zugemüse brachten sie selbst mit, von Wein hatte ich zwar auch einigen Vorrath, aber was ihnen sonst vorsetzen? — als ich mich mit meinem Burschen deßhalb berathschlagte, gab mir dieser zur Antwort: lassen Sie mich nur machen, Herr Lieutenant, ich will schon für eine gute Schüssel sorgen, und in der That trug er bei dem Mittagessen eine große Schüssel von ihm selbst gar nicht übel zubereitetes Ragout auf, das uns allen vortrefflich schmeckte; als ich ihn nachher vernahm und examinirte, was er uns denn eigentlich vorgesetzt habe, gestand er mir, es sey ein aus Eulen, Dohlen und Fröschen, die er in dem alten Gemäuer des Castels gefangen, bestehendes Ragout gewesen. Ich lachte und dachte: nun wenn es uns nur wohl bekömmt, und das that es. — Was bilden wir uns im gewöhnlichen Leben nicht alles ein nicht essen zu können, was wir, in Noth gekommen, oft noch vortrefflich finden.

Kaum war ich von meinem Eulennest abgelöst, als ich mit der Voltigeurkompagnie, die ihren Capitain verloren, und auch keinen Oberlieutenant hatte, nach Albano beordert wurde, um daselbst den Posten als Platzkommandant zu versehen. Unser Bataillonschef Düret selbst wurde mit dem Stab und ein Paar Compagnien als Commandant nach Corneto, die übrigen Compagnien nach Porto d'Anzo, Piperno und Velettri beordert, deren Chefs in diesen Orten alle Platzkommandanten wurden, so daß das ganze Bataillon rings um Rom zerstreut lag. Den dritten Tag traf ich, abermals durch Rom marschirend, am Ort meiner Bestimmung ein, der nur drei kleine Stunden davon entfernt lag.

Auf dem Rathhaus zu Albano, wo ich mich bei dem Sindico wegen meiner Ordre auswies, war über der Eingangsthüre des Saales der Kampf der Horazier und Curiatier in Fresko gemalt. Zu meiner Wohnung wies er mir einen ganzen, einem Cardinal angehörigen Palazzo an, der eine Reihe von ziemlich schlecht meublirten Zimmern und Sälen hatte, fast in jedem Gemach desselben

aber hingen die in Kupfer geſtochenen Bilder ſämmtlicher Päpſte, die auf dem heiligen Stuhl geſeſſen. Eine alte Frau, eine Art von Hausverwalterin ſeiner Eminenz, war die einzige Mitbewohnerin in dieſem geräumigen Gebäude. Es waren wenigſtens einige zwanzig Zimmer, die ſie mir zur Dispoſition ſtellte, und in mehreren derſelben fanden ſich große Himmelbetten, die eben ſo breit wie lang waren, ſo daß ich jede Nacht nach Belieben mit meinem Schlafzimmer hätte wechſeln können; faſt eben ſo geräumig war der Unterlieutenant logirt, auch der Sergeant-Major, ſo wie alle Sergeanten hatten verhältnißmäßig große Quartiere; die Caporale mit ihren Esquadern wurden in verſchiedenen Gebäuden einquartiert. Die Stadt mußte mir täglich drei römiſche Scudi (über ſieben Gulden) Tafelgelder geben, außerdem erhielt ich dreifache Rationen an Lebensmitteln und hatte ſonſt noch allerlei kleine Vortheile, welche mir dieſe Commandantur einbrachte: es ging ja Alles auf Koſten Seiner Heiligkeit, deſſen Gebiet Napoleon militäriſch beſetzen zu laſſen für gut befunden hatte, nur Rom ſelbſt war immer noch mit franzöſiſcher Garniſon verſehen. Die Leute wurden ſehr gut verpflegt und ich ſah ſtrenge darauf, daß die ihnen verabreichten Lebensmittel von guter Qualität waren, wodurch ich ſie mir ſehr geneigt machte, auch ließen ſie den Papſt und unſern Herr Gott einen guten Mann ſeyn und hoch leben. Ich machte faſt jeden Tag einen Spazierritt nach Rom, das ich mir nun vornahm genauer kennen zu lernen.

Albano iſt ein Städtchen, das etwa 3000 Einwohner zählt, und am Abhang des alten Sabinergebirgs liegt, man hat von hier eine herrliche Ausſicht über die Campagna von Rom hin bis zum Meer. Da dieſes Städtchen wegen ſeiner hohen Lage eine ſehr geſunde und reine Luft hat, ſo wohnen im Sommer viele wohlhabende Familien aus Rom daſelbſt, die zum Theil ſchöne Beſitzungen haben; der hier wachſende Wein iſt ein liebliches Getränk und ſehr beliebt in Rom, ſchon Horaz und Juvenal fanden ihn vortrefflich.

Das alte Alba longa lag drei Miglien von der heutigen Stadt entfernt, am Albanerſee, jetzt Lago di Caſtello genannt, mehrmals beſuchte ich dieſen See, den man für den Crater eines ausgebrannten Vulkans hält, der Weg dahin iſt romantiſch und der See ſelbſt liegt in einem hohen Felſenkeſſel. Von der Terraſſe des Franciskanerkloſters, welches zwiſchen Albano und dem Caſtel

Gandolfo, da wo Alba longa ſtand, liegt, und wo man noch ein Grab des Tullus Hoſtilius zeigt, hat man einen äußerſt maleriſch ſchönen Anblick auf das melancholiſch ſcheinende Waſſer des ſchauerlich geheimnißvollen Sees, an deſſen düſtern Ufern ungeheuer große uralte Steineichen ſtehen. In ſeiner Nähe liegen auch die ſtillen myſteriöſen Haine, welche der keuſchen Göttin der Jagd geweiht waren, und noch iſt ein ſich in gutem Zuſtand befindlicher Abzugskanal vorhanden (Emisario di Lago di Castello), den die alten Römer während der Belagerung von Veji auf Befehl eines Orakels gruben, um das Austreten des Sees zu verhindern. Feierliche tiefe Stille herrſcht an den ſchattigen Ufern dieſer ſeltſamen Waſſer, deren Geſtade mit immergrünen Eichen bewachſen ſind; an dieſem 2000jährigen Kanal erheben ſich ſteile, mit wildem, dunkelgrünem Geſträuch dicht verwachſene Felſen, in welchen man noch die vor Jahrtauſenden den Dryaden und Hamadryaden geweihten Grotten, von eben ſo alten Steineichen umgeben, findet. Da wo die Fluthen des Sees in die unterirdiſchen Gewölbe gleiten, ſind prächtig grüne, hochgewölbte Hallen, von deren erhabenen Anblick ergriffen, man ſich wirklich in eine alte Götter- oder Zauberwelt verſetzt glaubt. Hierher begab ich mich anfänglich faſt jeden Abend, wenn es das Wetter erlaubte, und phantaſierte in einer andern Welt. Bisweilen traf ich auch hier die liebenswürdige Familie des däniſchen Geſandten, die ſich in Albano aufhielt, und deſſen hübſche Töchter auf Eſeln hierher kamen. Oeſtlich von dem See liegt der durch viele Ausgrabungen ſehr ausgehöhlte Mons albano (Albaner Berg), jetzt monte cavo genannt, auf dieſem findet man noch einige Rudera von einem Jupitertempel, hier hielten auch die römiſchen Feldherrn dem Senat zum Trotz ihre Triumphe, wenn ſie ihnen derſelbe in Rom verweigerte. Von dieſem 2500 Fuß hohen Monte Cavo hat man eine herrliche Ausſicht über die ganze Campagna di Roma, die pontiniſchen Sümpfe und das mittelländiſche Meer, bei heiterm Wetter erblickt man in blauer Ferne ſogar die Küſten der Inſel Sardinien; das in der Nähe des Dorfs Marino ſich befindliche Lager Hannibals (Campo d'Annibale) und die ſogenannten Ruinen der Burg von Alba longa beſuchte ich einigemal. Oefters machte ich auch einen Spaziergang zu dem ganz nahe liegenden Monument, das man für das Mauſoleum der Horazier und Curiacier ausgiebt, für was wenigſtens der Umſtand ſpricht, daß es fünf mehr oder minder beſchädigte Pyramiden oder

Kegel hat, welche wohl die fünf gefallenen Krieger andeuten könnten. In den erſten Tagen meiner Commandantur, die ich eigentlich dem Wohlwollen Dürets zu verdanken hatte, beſuchte ich Rom nur wenig und immer nur auf ein Paar Stunden, denn ich wagte es nicht mich auf längere Zeit zu entfernen, obgleich dieſer Poſten von keiner großen Wichtigkeit war und hauptſächlich darin beſtand, den durchkommenden Militairs die Marſchrouten zu viſiren, ihnen Quartiere anweiſen zu laſſen und dergleichen. Nachdem ich aber ein Paar Wochen hier war, nahm ich es nicht ſo genau, ſondern brachte längere Zeit oft ganze Tage in Rom zu, dem Sergeant-Major meine Funktionen während meiner Abweſenheit überlaſſend.

Zu dieſer Zeit erhielt ich Briefe von Haus, die mir das Ableben eines alten Großoheims anzeigten, ſo wie daß mich derſelbe mit einem Legat von einigen Tauſend Gulden beſonders bedacht habe, die man zu meiner Verfügung ſtelle, indem ich was ich bedürfe bei dem Banquier Torlonia in Rom, an den ich außerdem noch einen Empfehlungsbrief erhielt, erheben könne. Auch Moritz, dem ich von Albano aus ſchrieb, ſandte mir eine Empfehlung an denſelben. Dies waren traurig-gute Nachrichten, denn das Ableben des guten alten Oheims, bei dem ich als Kind gar manche vergnügte Stunde gehabt, er hatte mich in beſondere Affektion genommen, that mir leid, auf der andern Seite kam mir das Geld und die Empfehlungen bei meinen Exkurſionen nach Rom trefflich zu ſtatten. Torlonia lud mich zu ſeinen Converſazioni ein, die wohl mit die glänzendſten in ganz Rom waren, und bei denen ich die angeſehenſten Familien dieſer Stadt perſönlich kennen lernte, wie die Gerevetri, Doria, Chigi, Odeschalchi u. ſ. w. Das Schickſal dieſes Banquiers, der ſich vom Lohnbedienten oder armen Ciceroni, was er zuerſt war, bis zum reichſten Mann im ganzen Kirchenſtaat und zum Herzog von Bracciano hinaufgeſchwungen, iſt merkwürdig. Er hatte ſich ein geringes Capital erſpart, das er dem Cardinal Braſchi in Verwahrung gab, oder vielmehr lieh. Als dieſer unter dem Namen Pius VI. Papſt wurde, beauftragte er Torlonia mit ſeinen Geldgeſchäften; dieſer errichtete jetzt ein Banquierhaus und wurde bald darauf der Staatsbanquier des heiligen Vaters, wobei er ſich ein unermeßliches Vermögen erwarb. — So ziemlich ein Pendant zum alten Rothſchild. — Pius VII. machte ihn ſpäter zum Herzog von Bracciano. Der Mann mochte damals einige funfzig Jahre zählen und

hatte ein ſehr gravitätiſches Anſehen, in ſeinem Comptoir ſitzend: ein ſchwarzer Sammtrock mit großen vergoldeten Knöpfen, eine goldgeſtickte Weſte, ein Paar kurze Sammtbeinkleider von einer bläulichen Farbe, blaßgelbe ſeidne Strümpfe, Schuhe mit Steinſchnallen und eine ſchneeweiß gepuderte Perrücke war ſein alltäglicher Anzug. In ſeinen Abendgeſellſchaften glänzten Roms erſte Schönheiten und er ſelbſt hatte zwei hübſche Töchter, unter allen aber ſtrahlte wie eine Sonne unter Sternen die junge Principeſſa Ceſarini ſo gewaltig ſchimmernd hervor, daß Aller Augen auf ſie gerichtet waren ſobald ſie eintrat, und auch die meinigen bis zum Verbrennen geblendet wurden. Dieſe Schönheit, die erſt kurz an den Fürſten Ceſarini verheirathet war, hatte ebenfalls ein originelles Schickſal gehabt, ihr Vater hieß Conti, ſie war von niederer Herkunft und armen Eltern, die ſo herabgekommen waren, daß ſie ein Blumenmädchen werden mußte, das ihre hübſch gewundenen Sträußchen am Nachmittag auf dem Corſo zum Verkauf ausbot; ihre Schönheit zog weit mehr als ihre Blumen, die man theuer bezahlte, die Käufer an, und ſo machte auch der reiche Fürſt Ceſarini ihre Bekanntſchaft, den ſie klug genug ſo hinzuhalten und in ihre Netze zu ziehen wußte, daß er ihre höchſte Gunſt nur durch das Band der heiligen Ehe und den Schritt ins Brautgemach erlangen konnte; ſie war noch nicht 15 Jahre alt, als er ſie heirathete. Hinſichtlich ihrer Schönheit war ſie die Recamier Roms.

Den erſten Abend, oder vielmehr die erſte Nacht, denn erſt ſpät in derſelben begannen die Soiréen, die ich bei Torlonia zubrachte, verhielt ich mich ſehr ſtill und ruhig und machte nur den Beobachter, um mit dem hier herrſchenden Ton bekannt zu werden. Spiel und Muſik waren auch hier die Haupthebel der Unterhaltung der Geſellſchaft, wie zu jener Zeit in ganz Italien. Dieſe beiden ſo verſchiedenen Dinge, das eine ein der Hölle entwiſchter Dämon, die andere eine entzückende Himmelstochter, müſſen die Langeweile der Sterblichen unter Qualen und Luſt tödten. Dem Spiel habe ich manche, wenn auch nicht gerade bittere, denn das einmal verſpielte Geld focht mich wenig mehr an, doch unangenehme Stunde zu verdanken gehabt, während mir die herrliche Tonkunſt die ſeligſten und glücklichſten Momente meines Lebens ſchuf, ohne ſie würde ich gewiß nicht den hundertſten Theil des genoſſenen Vergnügens gehabt haben, und noch jetzt macht ſie mir manchen frohen Augenblick, namentlich waren es des unſterblichen

Meisters der Töne, des großen Mozarts Schöpfungen, die mich immer begeisterten.

Don Juan war in Rom noch eben so unbekannt wie in Genua und dem übrigen Italien, auch von der Zauberflöte, der Entführung, selbst dem Titus wußte man nichts, nur vom Figaro und Cosi fan tutti kannte man einzelne Stücke. Mir war es vorbehalten, den durch Mozarts Musik so liebenswürdig gewordenen Wüstling Don Juan in dem liebeglühenden Italien einzuführen.

Am ersten Abend verhielt ich mich, wie gesagt, sehr passiv in Torlonias Soirée und verlor mit allem Anstand ein Dutzend Zechinen; wenn ich nicht in Uniform gewesen wäre, würde ich schwerlich nur bemerkt worden seyn, obgleich mich Torlonia mehrern Gästen als einen ihm gut empfohlenen Tedesco vorstellte. Als ich mir aber nach einigen Tagen wieder fünf und zwanzig Louisd'ors geben ließ und mich der Banquier abermals zu einer Soirée einlud, fragte ich ihn: ob es wohl erlaubt sey, einige Musica tedesca mitzubringen und vorzutragen, was er mir mit einem: „Vi saremo molto grato“ (wir werden Ihnen sehr verbunden dafür seyn) beantwortete.

Ich kam diesmal mit meinem Don Juan unter dem Arm, und trug, von der Dame des Hauses aufgefordert, das brillante prestissimo: „fin ch'an del vino calda la testa“ mit italiänischem Feuer vor, und zwar so rasch, daß mir der mich accompagnirende Maestro kaum folgen konnte; es wurde mit einem allgemeinen bravissimo und da capo belohnt, ebenso erging es mir mit Figaro's: „non piu andrai“ und dem Ständchen aus dem zweiten Act Don Juan's, das ich später sang. „C'osa stupenda, questa musica!“ rief selbst der Banquier aus, der auch noch Ohr für einen andern Klang als den der Piaster und Zechinen hatte. Besser als durch diese Musik hätte ich mich in Rom nicht empfehlen können, und wenn ich als Obergeneral durch eine siegreiche Schlacht ein ganzes Reich erobert haben würde. Es gab nun bald in der ganzen Stadt keine Soirée von Bedeutung mehr, zu welcher der Lieutenant, Platzkommandant von Albano, nicht durch einen Erpressen eingeladen worden wäre, es ging wie in Genua, ich studierte Duetten und andere Ensemblestücke mit römischen Damen, die herrliche Stimmen hatten, ein, und sang mit Donna Annen, Elviren und Zerlinen, deren Anblick allein schon in Ekstase versetzte. Auch Leporello's Aria buffa: „Signorina,

il Catalogo è questo« ſang ich mit großem Erfolg, wenn auch etwas höher transponirt; die Introduktion und die beiden Finale wurden bald von den muſikaliſchen Individuen der Geſellſchaften einſtudiert und vorgetragen. Don Giovanni machte Furore, und ich, ſein leibhaftiger Repräſentant, wenigſtens Aufſehen, verliebte mich, ſo wie ich mich zu verlieben im Stande war, in die wunderholde Principeſſa Geſarini, obgleich dieſe keine oder doch nur unbedeutende muſikaliſche Talente hatte, aber deſto mehr für die praktiſche Liebe geſchaffen war. Ueberſättigung hatte, wie dies ſo oft der Fall iſt, das eheliche Glück der jungen Fürſtin bald geſtört; die Ehe iſt und muß nothwendig das Grab der Liebe ſeyn, da eine ſo fortwährend nahe Berührung, in der ſich die Gatten unter allen Verhältniſſen befinden und ſehen, alle Illuſion ſchnell ſchwinden macht. So ging es auch hier, nach wenig Monaten wurde der Fürſt gleichgültig und die junge Frau ſah ſich nach andern Zerſtreuungen um, als mich gerade mein Glücksſtern nach Rom führte und ich die ſchöne Signora kennen lernte, deren Rang hier, wo es ſo viele Bettelprinzen giebt, daß man, wie in Deutſchland, mit Baronen die Schweine mäſten könnte, kein Hinderniß war, mich ihr zu nähern, ob ſie ſchon auch hinſichtlich des Vermögens ſich in ſehr glänzenden Umſtänden befand.

Ich hatte unter andern auch die Bekanntſchaft eines jungen venetianiſchen Edelmannes gemacht, der ſich damals in Rom aufhielt und ſich Dandolo nannte, durch dieſen erfuhr ich, daß der Fürſt Geſarini eine eben nicht mehr ſehr junge und gerade nicht ſchöne Maitreſſe unterhalte, die in der Nähe des ſpaniſchen Platzes wohne, deren Gunſt er ſich nicht einmal allein zu erfreuen habe, die aber eine äußerſt verſchmitzte und auch witzige Dirne ſey und namentlich mit einem gewiſſen Abate intriguire.

Jeden Abend ritt ich nun auf den Corſo, wo ſich alle Notabilitäten und Schönheiten Roms in ausgeſuchter Toilette, in glänzenden Equipagen auf- und niederfahrend, präſentiren und auf dem Piazza Popolo ſtill halten, um mit einander zu converſiren. Viele dieſer Damen hatte ich ſchon in den Soiréen kennen gelernt, grüßte ſie, an ihnen vorüber kourbettirend und hörte öfters ziſcheln: »Ecco l'Ufficiale francese chi canta cosi bene.« (dies iſt der franzöſiſche Offizier, der ſo gut ſingt). Auch die berühmte Angelika Kaufmann ſah ich hier einigemal und ließ mich bei ihr einführen; obgleich ſchon hoch in den Sechzigen und kränklich,

war ſie doch noch ſehr liebenswürdig: da ich aber von ihrer Kunſt, der Malerei, ſehr wenig oder nichts verſtand, und dies wie natürlich das Steckenpferd ihrer Unterhaltung war, ſo wiederholte ich meine Beſuche nicht oft. Die geniale Dame ſtarb drei Vierteljahre darauf und wurde mit großem Pomp begraben, ihr Sarg ward von den berühmteſten Profeſſoren und Künſtlern, die ſich damals zu Rom aufhielten, abwechſelnd getragen, unter ihnen war auch Canova. Zwei ihrer beſten Gemälde wurden vor ihrer Leiche hergetragen. Ihre Meiſterſchöpfungen ſind unſtreitig: Leonhard da Vinci, der in den Armen Franz I. ſtirbt; Hermanns Rückkehr nach dem Sieg über Varus, und des Pallas Todtenfeier, durch den Aeneas veranſtaltet. Das eheliche Schickſal dieſer ausgezeichneten Künſtlerin iſt ſonderbar genug, um hier erwähnt zu werden. Während ihres Aufenthaltes zu London, wo ſie ein Mitglied der königlichen Kunſtakademie war, verliebte ſich ein Engländer in ſie, dem ſie aber kein Gehör ſchenkte; dieſer brütete nun einen ſeltſamen und abſcheulichen Racheplan aus: er ſuchte nämlich einen ganz gemeinen, aber körperlich ſehr wohlgeſtalteten Menſchen auf, den er gehörig inſtruirte, mit Geldmitteln verſah, und der ſo ausgeſtattet, unter dem Aushängeſchild eines Grafen die Bekanntſchaft Angelikas machen, ſo wie dann um ihre Hand anhalten mußte. Dieſer liſtige Plan glückte vollkommen und das arme Mädchen war bald die Gattin des rohen Geſellen; als ſie ſich aber über deſſen Gemeinheiten und Rohheiten bitter beklagte, deckte der Urheber dieſer Rache ſelbſt den ihr geſpielten Betrug auf. Eine baldige Scheidung erfolgte darauf, unter der Bedingung, daß ſie ihrem getrennten Gatten eine anſehnliche Penſion ausſetze, welche dieſer aber nicht lange genoß, da er glücklicherweiſe bald ſtarb. Später heirathete ſie in Rom wieder, einen Maler Namens Zuchchi, den ſie ebenfalls überlebte. Im Jahr 1808 wurde ihre Büſte im dortigen Pantheon aufgeſtellt.

Da ich mich jetzt ſo häufig in Rom, und zwar weit mehr als in Albano aufhielt, ſo hatte ich mir in der erſtern Stadt ein kleines Logis gemiethet, das mir zum Abſteigequartier diente, und in welchem ich, wenn ich es für gut fand, meine Uniform mit einem ſchlichten bürgerlichen Kleid vertauſchen konnte, was beſonders bei meinen nächtlichen Streifereien in der alten Weltſtadt rathſam war, wo ich oft auf gut Glück in den damals noch faſt gar nicht erleuchteten Straßen herumſchwärmte, und die Kaffeehän-

ſer, in denen die Damen Eis zu ſich nahmen, beſuchte. Gegen die Straßenbeleuchtung Roms hatten ſich die hohen Geiſtlichen, namentlich auch die Eminenzen von jeher ſehr energiſch erklärt, damit man deren nächtliche Schliche und Gänge nicht beobachten oder die hübſchen Ripotinnen, die ſie Abends an ihrer Seite in den Caroſſen ſitzen hatten, nicht ſehen ſollte. Aber unbewaffnet ging ich nicht aus, da keine Woche verging, in der man nicht von ausgetheilten Dolch- oder Meſſerſtichen hörte, und der Unſinn, daß die Mörder in jeder Kirche, an jedem Madonnenbild, ja in ganzen Quartieren, wie an dem ſpaniſchen Platz und in dem Revier der Inquiſition, eine Freiſtätte fanden, wo ſie nicht verhaftet werden konnten, beſtand noch in ſeiner ganzen Kraft. Die Angehörigen oder Freunde der Mörder wußten hier die Verbrecher gewöhnlich ſo lange zu verſorgen, bis ſie ſie ohne alle Gefahr in Sicherheit bringen konnten.

In der Regel ritt ich erſt gegen Morgen nach Albano zurück, wo ich dann wenige Stunden ruhte, den Rapport erhielt, dem Sergeant-Major Verhaltungsbefehle ertheilte, die vorgefallenen Disciplinarſachen ordnete, frühſtückte, und ſchon gegen Mittag wieder in Rom war. Jedoch gebrauchte ich die Vorſicht, meine Adreſſe zu hinterlaſſen, damit man mich von etwa außerordentlichen Vorfällen ſogleich durch einen Expreſſen benachrichtigen konnte. Täglich beſuchte ich jetzt die merkwürdigſten Ruinen, Tempel, Kirchen und Pallaſte der ſogenannten ewigen Stadt, die noch immer wenigſtens 6 Stunden im Umfang hat, von der aber vier Fünftel in Ruinen liegen, oder aus Gärten, Weinbergen, Villas, einſam liegenden Klöſtern und Kirchen beſtehen. Die gelbe, ſchlammige Tiber theilt Rom in zwei ſehr ungleiche Theile, die durch fünf Brücken mit einander verbunden ſind, wenn man die ponte rotte, die noch nicht wieder hergeſtellt war, und die ponte molle vor der Stadt dazu rechnet. Rom iſt ringsum mit alten Mauern und Thürmen umgeben, hat über 20 Thore und etwa 150,000 Einwohner; in ſeiner Blüthezeit unter den Kaiſern ſoll es 4 Millionen gehabt haben! — Noch zählte man weit über 300 Kirchen und Klöſter, und in den letztern an 9000 Mönche und über 3000 Nonnen, alſo 12,000 geiſtliche Seelen, ohne die weltlich-geiſtlichen, Cardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe (auch in Partibus) und das Heer anderer Prälaten und Prieſter und was dazu gehört, zu rechnen.

Jeden Abend ſchrieb ich in mein Tagebuch, was ich den Tag

über von Monumenten aufgesucht und gesehen, und erwähne hier nur in Kürze der interessantesten. — Die schon bei unserm ersten Durchmarsch genannte Peterskirche und ihren herrlichen Platz besuchte ich öfters. Nicht weniger als 30 Päpste haben an der Vollendung dieses größten Tempels der Christenheit gebaut, dessen Architektur allerdings ein Wunder der Baukunst zu nennen, und der mit den herrlichsten und erhabensten Schöpfungen der Kunst angefüllt ist. Erst wenn man diese Kirche in allen ihren einzelnen Theilen genau untersucht und bewundert hat, wird man durch den Ueberblick des Ganzen bis zum Erstaunen hingerissen. Man hat gesagt, daß dieser Prachtbau unter den Werken von Menschenhänden das ist, was das Meer in der Natur; aber nur, wenn man seine Kuppel bestiegen hat, findet man, daß dieser Vergleich nicht so unpassend ist, man kann sich nichts Kühneres und zugleich Erhabeneres und Majestätischeres denken, als diese. Die Kirche ist auf dem Platz erbaut, wo vor Jahrtausenden Neros Gärten und Caligulas Cirkus waren. 1506 wurde ihr Bau begonnen und erst 1794, also 288 Jahre später, ganz vollendet. Die Kosten betrugen weit über 100 Millionen Scudi.

Herrlich und unbeschreiblich schön ist die Aussicht von der hohen Kuppel, da wo das Kreuz ist, über das unermeßliche neue und alte Rom, über dessen Campagna bis gegen das Meer und die blauen Berge hin; aber man hat auch nicht wenig zu steigen, um ihrer theilhaftig zu werden. Die Kuppel ist doppelt und zwischen ihren beiden Wänden sind die Treppen angebracht, die zur Laterne führen, von der innern Gallerie sieht man in die Kirche hinab, wo die in derselben herumwandelnden Menschen dem Auge wie Maulwürfe erscheinen. Auf der Laterne ist die vergoldete Kugel, in welcher ein Dutzend Personen Platz zum Sitzen und wenigstens noch einmal so viel Raum zum Stehen haben; von unten, vom Petersplatz aus gesehen, erscheint dieselbe von der Größe einer zwölfpfündigen Kanonenkugel. Am Abend des 29. Juni jeden Jahres, also am Fest des Petrus und Paulus, wird die Kuppel durch 10,000 Lampen und Feuertöpfe wie durch ein Wunder, in wenig Minuten erleuchtet, sobald das Zeichen dazu gegeben ist, und scheint sich entzündet zu haben. Dies Wunder bewirken ein Paar Hundert mit Lebensgefahr darauf herumkletternde Menschen, ein Schauspiel, das nicht seines Gleichen hat, man glaubt einen flammenden Berg zu sehen. Der Mann, der das Zeichen zum An-

zünden giebt, ſitzt auf der ſchwindelnden Höhe des auf der Kugel angebrachten Kreuzes, der geringſte Fehltritt würde ihm das Leben koſten, auch beichtet er jedesmal, bevor er ſich auf dieſe Höhe begiebt. In frühern Zeiten nahm man einen zum Tode verurtheilten Räuber oder Mörder zu dieſem gefährlichen Experiment, den man dann, wenn es gelang, begnadigte.

Gleich bei der Peterskirche befindet ſich der Vatikan, von dem ſo oft wiederholt wurde, daß er 12 oder gar 22 Tauſend Zimmer und Säle enthalte, ſo daß man dieſe Fabel faſt allgemein glaubt. Wahr mag es wohl ſeyn, daß es der größte und geräumigſte Pallaſt in Europa iſt, vielleicht auch mit der älteſte, denn Carl der Große hat ihn ſchon bewohnt; aber alle ſeine Gemächer, Säle, Zimmer und Kammern können wenig mehr als 2000 zählen, und dieſes iſt ſchon außerordentlich.

Die erſte Erbauung des Vatikans ſchreibt man dem Conſtantin zu, der ihn auch an den Biſchof von Rom verſchenkt haben ſoll, andere ſagen, daß deſſen Gründer der heilige Liberius oder der Papſt Symmachus geweſen ſey; ſoviel ſcheint gewiß, daß er zu Conſtantins Zeiten, wenn auch in weit beſcheidenerm Umfang, ſchon vorhanden war. Die berühmteſten Baumeiſter haben in einer Reihe von Jahrhunderten daran gebaut, reparirt, reſtaurirt und verändert, unter ihnen Raphael, Bramante, Fontana, Bernini ꝛc.

Das Pantheon, jetzt die Kirche St. Maria der Märtyrer, iſt faſt das einzige Gebäude, welches noch vollkommen erhalten aus der alten Römerzeit vorhanden iſt und allen Stürmen der Zeiten und der Barbaren getrotzt hat. Man nennt es gewöhnlich nur die Rotonda: es iſt eines der merkwürdigſten Monumente der Vorzeit. Agrippa ließ es nach der Schlacht bei Actium aufführen und weihte es allen Göttern, deren koſtbare Bildſäulen er in demſelben aufſtellte. Die der Venus war unter andern mit einer Perle geſchmückt, die weit über eine halbe Million koſtete. Sechzehn vortreffliche Granitſäulen zieren ſeinen Portikus, und das innere Gewölbe wird von 48 Marmorſäulen getragen. Das Licht fällt durch eine große, an der Kuppel angebrachte Oeffnung in dieſen, in eine chriſtliche Kirche verwandelten, dabei ſeiner größten Zierden beraubten Tempel, aber ohne dieſe Verwandlung würde er ſchwerlich mehr oder doch nur in Ruinen vorhanden ſeyn. Raphael liegt hier begraben.

Ein anderes Rieſendenkmal der altrömiſchen Zeit iſt das Coloſſeum, das noch im Jahre 1530 gut erhalten in ſeiner ganzen majeſtätiſchen Größe daſtand.

Von der frühern weltbeherrſchenden und weltberühmten Burg des Capitols iſt jetzt wenig mehr vorhanden, als der Berg, auf dem ſie ſtand, und ſelbſt dieſer iſt zu einem ſehr unbedeutenden Hügel herabgeſunken, auf dem das neue Capitol und eine chriſtliche Kirche erbaut ſind. Dieſes neue Capitol hat drei ſymmetriſch aufgeführte Hauptgebäude, von einander getrennt, auf dem mittelſten derſelben befindet ſich in einem Glockenthürmchen (Campanile) die Todtenglocke des Papſtes, die nur bei dem Ableben eines ſo heiligen Vaters geläutet wird.

Die Engelsburg, Caſtel St. Angelo, die ehemals ein Mauſoleum war, welches Kaiſer Hadrian nach dem Muſter des Grabmals des Auguſtus hatte erbauen laſſen, damit ſeine eigene Aſche und die ſeiner Nachfolger darin aufbewahrt werde, ward zuerſt von den Gothen zu einer Feſte umgeſchaffen, von der ſie, um ſich gegen die Angriffe der Feinde zu vertheidigen, die herrlichen Bildſäulen und andere Kunſtwerke, mit denen ſie reich geſchmückt war, auf deren Köpfe ſchleuderten. Ueber 700 Statuen, unter denen viele von Erz, und Reiterſtatuen, Streitwagen mit vier Roſſen u. ſ. w. hatten dieſes Prachtmauſoleum geziert, das ein koloſſaler vergoldeter Sonnenwagen, den vier goldene Pferde zogen, krönte. Das ganze Gebäude war mit Säulen überſäet und mit pariſchem Marmor bedeckt, man konnte bis zu deſſen Spitze auf einer im Innern angebrachten breiten Wendeltreppe bequem hinauffahren und reiten. Noch wird im Vatikan der ungeheure Pinienapfel aufbewahrt, der auf der Spitze des Ganzen angebracht war und die Aſche Hadrians enthalten haben ſoll.

Die jetzige päpſtliche Reſidenz iſt der ſchöne Pallaſt auf dem quirinaliſchen Hügel, Monte Cavallo, auf dem man die reinſte und geſundeſte Luft in Rom einathmet. Platz und Pallaſt haben ihren Namen von den antiken Marmorroſſen, die nebſt ihren Bändigern vor dem letztern ſtehen. Man behauptet, daß beide Gruppen Alexander den Großen, den Bucephalus bändigend, vorſtellen, und die eine den Prariteles, die andere den Phidias zum Schöpfer habe, ſo ſagt wenigſtens eine Inſchrift, welche die Schönheit der Arbeit für ſich hat, denn die Pferde ſind meiſterhaft und ohne Wider-

ſpruch von altgriechiſcher Arbeit; aber nur eines iſt zu bemerken, nämlich daß die beiden genannten Meiſter noch vor Alexander lebten. Nach einigen war es Nero, nach andern Conſtantin, der die Gruppen aus Alexandrien in Egypten hierher bringen ließ, um ſeine Bäder damit zu ſchmücken. Zwiſchen dieſen Pferden ſteht ein Obelisk von rothem Granit, den man unter dem Hospital des heiligen Rochus 1693 ausgrub.

Zu Monte-Cavallo befinden ſich auch die päpſtlichen Leibſtälle, die wohl an 200 Pferde aufnehmen können und eine ſehr elegante Einrichtung haben, im Uebrigen war aber dieſer Pallaſt zu jener Zeit (unter Pius VII.) ſehr einfach, ja ganz gewöhnlich meublirt.

Unter den unzähligen Kirchen, welche die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt enthält, erwähne ich nur einige der merkwürdigſten und beginne mit der des heiligen Johann vom Lateran, die man für die älteſte der ganzen Chriſtenheit hielt, welche auch durch päpſtliche und kaiſerliche Verordnungen zum Haupt und zur Mutter aller chriſtlichen Kirchen der Welt dekretirt wurde und alſo ſogar noch der Peterskirche den Rang abläuft.

Noch ein merkwürdiges Gebäude, das ebenfalls zu dem Lateran gehört, iſt dasjenige, in welchem die heilige Treppe iſt, die ſich in dem Pallaſt des Pilatus zu Jeruſalem befand und die folglich Chriſtus hinauf und hinabgeſtiegen ſeyn muß. Sie hat 28 Marmorſtufen und iſt ſo heilig, daß man ſie, trotz dem, daß ſie ſchon längſt mit einer Bekleidung von Holz überzogen iſt, um ſie zu ſchonen, doch nur auf den Knieen beſteigen darf; aber das Holz wird eben ſo heilig gehalten wie das Original und hat dieſelbe Wirkung wie dieſes, das heißt, es bewirkt päpſtlichen Ablaß und Indulgenzen.

Die Kirche Santa Maria Maggiore gehört ebenfalls zu den vier Baſilicas (patriarchaliſche Hauptkirchen) von Rom, die vierte iſt die des St. Paulus, gleichfalls eine der ſchönſten und älteſten der vielen hundert Kirchen Roms. Die bei ihr fungirenden Geiſtlichen wollen durchaus, daß ſie Conſtantin gegründet habe, andere aber ſagen, daß ſie Carl dem Großen ihre Entſtehung verdanke, ihr ungeheures Hauptthor von Erz wurde im Jahr 1070 zu Conſtantinopel verfertigt.

Von den übrigen vielen Kirchen iſt noch bemerkenswerth: die della Santa Croce in Jeruſalem, welche eine Menge heilige

Erde und ein großes Stück von dem Kreuz Christi enthält, das die Mutter Constantins mit noch vielen andern Reliquien nach Rom brachte. Auch die Peterskirche hat ein großes Stück von diesem Kreuz. Nur allein die Stücke desselben, die ich in Rom und einigen andern Orten Italiens sah, sind hinreichend zu einem Dutzend der größten Kreuze.

Die Kirche St. Stephan Rotonda war ehemals ein dem Waldgott Faun geweihter Tempel, sie hat eine doppelte Säulenreihe. Simplicius I., der Name ist von Bedeutung, weihte sie dem heiligen Stephan, der außer dieser wohl noch ein halbes Dutzend Tempel im modernen Rom hat. Aus einem alten Bacchustempel ist eine Kirche der heiligen Constanza geworden, und noch sieht man an der Kuppel desselben heidnische Genien, welche dicke Weintrauben in den Händen haben; die frommen Christen glauben aber, daß es Engel sind, und wer möchte ihnen den Wahn benehmen?

Die beiden symmetrisch und fast ganz gleich gebauten Kirchen del Carmine und St. Franziskus, welche auf dem Volksplatz am Eingange des weltberühmten Corso, der in gerader Richtung auf den venetianischen Platz führt, liegen, und gewissermaßen dessen Portal bilden, verdienen auch gesehen zu werden, so wie die Kirche der Florentiner, welche die Stadt Florenz zum Andenken an eine schreckliche Pest, der im Jahre 1448 eine Sonnenfinsterniß am Tage Johannes des Täufers und ein gewaltiges Erdbeben voranging, zu Ehren dieses Heiligen hier erbauen ließ, sie ist eine der prächtigsten, welche fremde Frömmigkeit in Rom herstellte.

Doch jetzt genug von Roms Kirchen, die fast alle einen Besuch verdienen; denn es ist auch nicht eine einzige, die nicht wenigstens eine Curiosität oder doch eine auffallende Dummheit aufzuweisen hätte.

Nach und nach besuchte ich auch Roms berühmteste Paläste, wie die Palazzi Corsini, Colonna, Albani, Barberini, Chigi, Doria, Borghese, Farnese, Spada ꝛc. und die Villa Borghese, Pamfili Doria, Medici, Farnese, Corsini u. s. w., mit deren Eigenthümern ich zum Theil schon in den Abendgesellschaften bekannt geworden war, und die sämmtlich wegen ihren Prachtgemächern, Gemäldesammlungen, Bildhauerarbeiten ꝛc gesehen zu werden verdienen. Indessen interessirten mich zu jener Zeit all diese todten

Seltenheiten und Dinge, die am Ende doch auch, wie Alles Andere, dem Nichts anheimfallen, weit weniger als die schönen lebendigen Römerinnen, denen zu Gefallen ich weit mehr als den Heiligen und Bildern die Kirchen besuchte, und die man hier zu jeder Stunde des Tages, von jedem Alter und Stande betend und intriguirend findet. Ich habe keine andere Stadt kennen gelernt, in welcher ich verhältnißmäßig so viele edle und ausgezeichnete Frauengestalten gesehen hätte, wie zu Rom. Eine jugendliche Häßlichkeit gehört hier wirklich zu einer Seltenheit; dabei wissen sich die Römerinnen so vortheilhaft zu kleiden, ihre Gewänder in so malerische Falten zu legen, daß sie junonische Haltung und Majestät zu haben scheinen. Busen und Hals, Nacken und Brust sind bei allen Klassen der hiesigen Frauen gleich schön und alle ihre Bewegungen verrathen einen gewissen Anstand, der erst imponirt und dann bezaubert, ihr Gang ist würdevoll, in ihren Gesichtszügen findet man in der Regel viel Ausdruck, meistens haben sie auch ein sehr angenehmes Organ, sprechen ein äußerst wohlklingendes Italiänisch, haben schöne Stimmen und sind im Umgang und in der Unterhaltung von bezaubernder Liebenswürdigkeit und Unbefangenheit; ohne große wissenschaftliche Bildung zu besitzen, sind sie dennoch sehr geistreich, feinwitzig und verstehen das Wenige, was sie wissen, gehörig anzubringen. Ein Vergleich mit unsern deutschen kleinstädtischen Schönheiten, namentlich in den kleinen Residenzen und Handelsstädten, ist hier weder in physischer noch geistiger Beziehung zu machen; freilich ist auch eine Römerin der mittlern Klassen nicht im Stande, eine gute Suppe zu kochen.

Unter den größern Plätzen Roms ist nach dem Petersplatz die Piazza Navona, der größte und schönste, er nimmt einen Theil des alten Marsfeldes der Republik und die Stelle des Circus des Alexander Severus ein, im Sommer setzt man ihn bisweilen unter Wasser, wo dann statt der Naumachien die modernen Römer mit Kutschen in demselben herumfahren, ein eigenes Vergnügen. Die Piazza Colonna mit der Antoninsäule liegt am Corso; auf dem spanischen Platz führte eine prächtige breite Treppe zu der Kirche della Trinità de Monti, welche die schönste Lage auf dem alten Mons Pincius hat; der venetianische Platz liegt an der entgegengesetzten Seite der Piazza Popolo, am andern Ende des Corso, und hat von dem ehemals venetianischen Pallast, der

hier liegt, ſeinen Namen, man nennt ihn auch den St. Markusplatz. Das Campo vaccino (Kuhfeld), das alte forum magnum des römiſchen Volkes, wo die herrlichſten Prachtbauten der damaligen Weltſtadt waren, wie die Tempel Jupiters des Donnerers, Saturns, der Concordia, der Fauſtina ꝛc., wo von der berühmteſten aller Rednerbühnen das Volk durch die größten Talente Jahrhunderte lang aufgefordert wurde, über ſein und das Schickſal der Welt zu entſcheiden, iſt noch jetzt von impoſanten Ruinen umgeben, von denen die ſchönſten die des Friedenstempels ſind. Statt der altrömiſchen Redner läßt ſich jetzt das Brüllen des zum Schlachten gemäſteten Hornviehs hier vernehmen.

Unter den vielen ſchönen Brunnen Roms erwähne ich nur die prächtige Fontana Trevi, ein wahres Waſſerſchloß, welches das beſte Waſſer, acqua virgine (Jungfrauenwaſſer), in der Stadt liefert. In der Mitte derſelben thront der Ocean, ſein Schloß verlaſſend, auf einem Muſchelwagen, von Tritonen umgeben und von Meerpferden gezogen, Ueberfluß und Geſundheit ſtehen ihm zur Seite, die ganze Gruppe iſt von Marmor. Agrippa ließ zuerſt dieſes Waſſer, deſſen Quelle ein junges Mädchen einem Soldaten entdeckte, acht Miglien weit nach Rom leiten. Die Barbaren zerſtörten die Waſſerleitung, Nicolaus I. ſtellte ſie wieder her, aber Clemens XII. ließ den Prachtbrunnen durch den Baumeiſter Salvi ſo hinſtellen wie er noch jetzt vorhanden iſt, vorher ſtrömte das Waſſer nur aus drei Oeffnungen eines ganz unverzierten Felſens. Es fließt ſo reichhaltig, daß es ein, einem kleinen Teich ähnliches Becken beſtändig füllt.

Von den Triumphbogen nenne ich nur die des Titus, des Septimus Severus und des Conſtantin. Um nicht genöthigt zu ſeyn, unter dem erſten derſelben, dem des Titus, der ſich auf beiden Seiten an Bäulichkeiten anlehnt, durchgehen zu müſſen, boten die Juden einſt dem Papſt eine große Summe Geld für die Erlaubniß, einen Durchgang neben demſelben brechen zu dürfen; es wurde ihnen abgeſchlagen und ſie machten lieber einen großen Umweg, ſtatt durch den Bogen des Zerſtörers ihrer Hauptſtadt und ihres Landes zu gehen. — Außer der ſchon erwähnten Antoninſäule iſt auch noch die Trajans vollkommen erhalten, auf welcher die Thaten dieſes Kaiſers, ſeine Schlachten zu Waſſer und zu Land, Triumphe, Opfer, Kriegsmaſchinen u. ſ. w abgebildet ſind.

Die Villas um Rom ſind meiſtens ſehr prächtig und mit viel

Geschmack angelegt, Pinien, Palmen, die schönsten Granatbäume, die üppigsten Gewächse des Südens hauchen hier fast zu jeder Jahreszeit die lieblichsten und wohlriechendsten Düfte aus, alle aber werden an Annehmlichkeit und Schönheit von der herrlichen Villa Borghese übertroffen, die ein wahres Paradies ist und beinahe eine deutsche Meile im Umfang hat, ihr zunächst kömmt die Villa Pamfili Doria. Auch der Palast Borghese ist mit der schönste Roms.

Von den Theatern war, als ich nach Rom kam, zuerst nur eines, das des Apollo geöffnet, bei dem die ausgezeichnete Festa als Prima Donna figurirte; aber gleich nach Neujahr wurde Tordinone zuerst mit einer Opera buffa eröffnet, bald darauf auch Argentina und Aliberti, das größte von allen, mit sechs Gallerien, von denen eine jede sechsunddreißig geräumige Logen hat, und das della Valle. Während dem Carneval sind alle täglich bis zum Erstücken angefüllt, ebenso mehrere Marionettentheater, mit deren Darstellungen man es hier, so wie in Neapel, zu einer staunenswürdigen Vollkommenheit gebracht hat, Maschinerie, Gelenkigkeit der Puppen, Dekorationen, Alles harmonirt und ist vollendet schön. So sah ich unter anderm ein Ballet, La fierra di Sinigaglia, aufführen, wo das Gewühl der Messe auf das Täuschendste nachgeahmt war, mitten unter das Volk sprang ein wüthender Stier, der sich von der Fleischerbank losgerissen, die natürlichsten und possierlichsten Sprünge machend, alles über den Haufen rannte, wobei sich das Volk eben so natürlich in die Häuser flüchtete. Hierauf erschien ein marktschreierischer Zahnarzt, der seinen Sitz auf einer hohen Tribune nahm und den Leuten vermittelst einer Beißzange die Zähne mit schuhlangen Wurzeln zur großen Freude des Publikum auszog; auch sehr kunstreiche Tänze führten diese 4—5 Schuh hohen Marionetten graziös aus. Gewöhnlich sind die Sujets zu diesen Marionettenstücken der Tausend und einen Nacht, während der Weihnachtszeit aber der Bibel und dem neuen Testament entlehnt, namentlich wird dann die Geburt Christi dargestellt, wobei immer der arme Teufel eine klägliche Rolle spielen muß. Was mich anfänglich am meisten in den Theatern Roms wunderte, war, daß man Geistliche und Mönche in großer Menge in den ersten Reihen unter den Zuschauern sitzen sieht, die sich an all dem Hokus Pokus recht zu ergötzen scheinen, ohne daß dies im geringsten auffiele, in den ersten Logenreihen

erblickt man Eminenzen in Gesellschaft hübscher Mühmchen und Nipotessen; auch ist es dunkel in den Theatern, da fast nur die Bühnen erleuchtet werden.

Die Musik ist bei den Römern eine wahre Leidenschaft, welche sie nicht selten in solche Extase versetzt, daß es dem Fremden dabei angst und bange wird. In den meisten, nur einigermaßen angesehenen Häusern versammeln sich die Dilettanten regelmäßig an gewissen Tagen, um die beliebtesten Tonstücke einzuüben, und sie tragen sie wirklich mit viel Ausdruck und großer Fertigkeit vor, wenn auch bisweilen die Präcision etwas zu wünschen übrig läßt, da das ad libitum eine große Herrschaft ausübt, aber gerade hierin liegt der Zauber der italiänischen Musik. Diese und die Leutseligkeit, so wie überhaupt das ganze Wesen der gebildeten Klasse der Römer machen den Aufenthalt für den Fremden sehr angenehm, wenn ihn auch neben großen Reichthümern die bitterste, oft in quälende Bettelei ausgeartete Armuth mancher sich zur vornehmen Welt zählenden Individuen nicht selten sehr unangenehm berührt. Aber man ist zuvorkommend, artig und freundlich gegen die Signori Forestieri, läßt sie sich in aller Freiheit auf das ungenirteste bewegen, und wenn sie sich nur ein wenig in die römischen Sitten zu finden wissen, so verleben sie vergnügte Augenblicke und sind willkommene Gäste; der Deutsche muß aber seinen breiten Pedantismus, seine barocke Umstandskrämerei vor allem daheim lassen, will er nicht der Gegenstand beißender Ironie und Persiflage seyn. Am allerunbehaglichsten müssen sich hier gewöhnliche Kaufmannsseelen und Procentenkrämer fühlen, da, wenige Banquiers ausgenommen, der Handelsstand im Allgemeinen eine sehr untergeordnete und nichtssagende Rolle spielt.

Ein schlimmes Volk sind die Transteveraner, die Bewohner jenseits der Tiber, meistens Taglöhner, Arbeiter und Gärtner, sie behandeln sogar die diesseitigen Römer mit einer Art komischen Geringschätzung, indem sie behaupten, die alleinigen wahren Nachkommen des alten Heldenvolkes, die ächten Söhne der ersten Bewohner Roms zu seyn, und ihr Aussehen straft diese letztere Behauptung nicht Lügen. Große Mäßigkeit im Essen und Trinken ist eine der Haupttugenden der heutigen Römer, und sie sind weit entfernt, die rasenden Schwelgereien ihrer mächtigen Vorfahren nachzuahmen, die Todeschi stehen in dieser Hinsicht wegen der Vielesserei und dem Trinken im schlimmen Ruf bei ihnen, von

einem Gourmand sagten sie: »mangia comme un tedesco;« freilich steht aber auch ihre Arbeit im Verhältniß damit, und das dolce far niente ist auch hier sehr beliebt, man kann kaum begreifen, wie bei einer solchen Indolenz alle diese unermeßlichen Gebäude, Kirchen, Paläste ꝛc. entstanden sind und vollendet wurden.

Unter dem wohlhabenden Adel, der zwar nicht sehr zahlreich ist, herrscht viel Luxus in Gemälden, Equipagen, Livreen ꝛc., auch sind Etiquette und Rangsucht unter der hohen Noblesse selbst groß, dagegen wird es mit Fremden nicht so genau genommen, doch ist man noch himmelweit entfernt, in die Fußstapfen des Wiener Adels und seiner fast bestialischen Lächerlichkeiten zu treten, wozu es freilich auch eines solchen hochadeligen Hirnkastens bedarf, wie man sie zu Wien dutzend- und schockweis findet; die wissenschaftlich gebildete Bürgerklasse hat auch hier die angenehmsten Cirkel.

Unterhaltend und für den Fremden vergnügend ist in Rom die Weihnachts- oder sogenannte heilige Zeit, während der alle Kirchen ganz besonders ausgeschmückt sind und die Geburt Christi in einer jeden derselben mit allerlei Varianten dargestellt wird: der Stall, die Krippe, Ochsen, Kühe, Esel, Engel und Hirten fehlen aber nie. Phantastisch sind oft die Engel gebildet, manchmal ist auch die Gruppe mit dichtem, malerisch zusammengestelltem Gesträuch umgeben und reich mit Blumen dekorirt u. s. w. Meistens sind die Figuren in Lebensgröße, bis auf die Engel, von denen ich dies nicht behaupten kann, da ich noch keine lebendigen, wenigstens keine geflügelten gesehen habe. Um diese Zeit kommen täglich durch alle 20 Thore Roms unzählige Dudelsackpfeiffer in die Stadt, welche bei allen Madonnenbildern, an den Mauern und Straßenecken, in den Buden und Kaffeehäusern den ganzen Tag blasen, wofür sie von den Patronen einige Bajocchi erhalten. Am heiligen Abend und in der Christnacht ist es in den Kirchen am feierlichsten. In Maria maggiore ist unter andern eine silberne Wiege ausgestellt, die von der päpstlichen Schweizergarde, in alter Knappentracht mit Hellebarden bewaffnet, bewacht wird. Hierher drängen sich die meisten Schaulustigen, und ich habe dort römische Mädchen und Frauen gesehen, wahrhaft irdische Engel, die sich durch den Anblick der hölzernen himmlischen nicht abhalten ließen, auch in dieser heiligen Nacht durch allerlei Zeichen und Augenspiel, sowie durch die in ganz Italien so beliebte Finger-

ſprache mit ihren Liebhabern ſich zu verſtändigen. Die Italiänerinnen beſitzen eine unglaubliche Gewandtheit und Geſchicklichkeit, ſich in der Zeichenſprache auszudrücken und geben damit alles kund, was nur der beredteſte Mund zu ſprechen vermag. Auch ich habe mir große Mühe gegeben, dieſe Sprache zu lernen, aber es doch nicht weiter als bis zu den Anfangsgründen und zum Radebrechen in derſelben bringen können; ſo etwas muß von Kindheit an geübt und gehandhabt werden.

Proceſſionen habe ich in Rom geſehen, die von Sonnenaufgang bis in die ſinkende Nacht währten, und in mancher Hinſicht der Schauluſt die Triumphzüge der alten Römer wohl erſetzen. Sie ſind endlos und führen oft mehrere hundert heilige Fahnen und Standarten mit ſich, ſo wie ganze tragbare Kapellen mit Altären und allem was dazu gehört, an denen mehrere Prieſter fortwährend Meſſe leſen oder beten und von den Chorknaben bedient werden, das Ganze ruht auf kreuzweis gelegten Balken und wird von 40—50 ſtarken Männern getragen. Bei der Annäherung der Proceſſion ſtürzt alles wie niedergedonnert auf die Knie, daſſelbe thun die Römer wenn der heilige Vater an ihnen vorüberfährt, was man ſchon von weitem durch den Ruf: »ah il santo papa« erfährt, der dann rechts und links mit ſo großer Profuſion den Segen ertheilt, daß ich nicht begreife, wie ihm der Arm nicht erlahmt, aber die heilige Handlung wird ihm wohl denſelben ſtärken, die Empfangenden bekreuzigen ſich dann ehrfurchtsvoll, und erheben ſich, wenn er vorüber iſt, wieder aus dem Staub oder Koth.

Zur Zeit Pius VII., der damals auf dem heiligen Stuhl ſaß, hatte Jedermann, Frauen ausgenommen, täglich Zutritt zu dem heiligen Vater, auch ohne Audienz zu begehren. Man mußte ſich zu dieſem Ende gegen vier Uhr Nachmittags in den Pallaſt auf Monte-Cavallo, wo er reſidirte, begeben. Hier wurde man, nachdem man ſein Begehren einem Kammeriere mitgetheilt, in einen mit rothem Sammet ausgeſchlagenen, ſonſt ſehr einfachen Saal geführt, durch den der Papſt kam, um vor dem Pallaſt in den Wagen zu ſteigen, da er regelmäßig jeden Tag um dieſe Zeit ſeine Spazierfahrten machte. Vorauseilende Diener kündigten ſein Kommen an, und auf das Zeichen einer Glocke knieten die Anweſenden nieder und erwarteten den heiligen Vater in dieſer Stellung. Sah nun der Papſt, daß ſich Fremde in dem Saal befanden, ſo trat er an ſie heran und fragte freundlich nach ihrem

Begehren, willfahrte wenn es thunlich war, oder gab wenigstens Trost und Segen im entgegengesetzten Fall. Als ich dies in Erfahrung gebracht, beschloß ich, mich auch zu einer solchen Audienz einzufinden, bei der es der Zufall wollte, daß ich gerade der alleinige Wartende war. Ich hatte mir vorgenommen, mich so zu placiren, daß bevor der Papst an mich käme, er erst zu den Andern gehen müsse, um mich nach diesen richten zu können. Nun ging er aber, da ich allein war, gerade auf mich zu, fragte nach meinem Begehren, worauf ich um seinen Segen und einen Rosenkranz zum Andenken an diese Stunde und an seine Heiligkeit bat, indem ich mich ihm als den Platzkommandanten von Albano vorstellte. Pius VII. willfahrte meinem Begehren, indem er mir zugleich seine Unterthanen in Albano empfahl, ließ mir eine Coronna (Rosenkranz) von Lapislazuli mit Goldperlen und einem goldnen Kreuz, ich weiß nicht mehr aus welcher heiligen Gafetta, die er benannte, reichen, gab mir seinen Segen und entfernte sich. Ich küßte indessen dem Papst nicht den Pantoffel, sondern nur den Siegelring an seiner Hand, die er so gütig war mir zum Kusse darzureichen, das erhaltene Geschenk aber schwatzte mir bei meiner nächsten Anwesenheit zu Neapel die Geliebte meines Vetters Moritz ab.

Die Frauen, welche keinen Zutritt zum heiligen Vater hatten, brachten demselben auf eine eigene Art ihre Wünsche oder Gesuche vor, sie stellten sich nämlich auf die Ecksteine des Thores, durch welches der Papst seinen Pallast verließ und warfen ihm die Bittschriften und Briefe, die ihre Anliegen enthielten, mit grossem Geschrei in den Wagen, so daß sie ihm nicht selten Nase und Gesicht auf eine gewiß nicht angenehme Weise berühren mußten; ich fand es höchst unanständig, dem heiligen Vater solche Wische an den Kopf zu werfen, was er jedoch ganz geduldig ertrug.

In Rom, wie fast in ganz Italien, gehen die Frauen und Mädchen der höhern Klassen nie ohne Begleitung aus, was aber nicht verhindert, daß sie alle möglichen Intriguen, wozu die Italiänerinnen noch weit mehr Hang als die Spanierinnen haben, anspinnen, die sie mit einer seltenen Beharrlichkeit durchzuführen wissen. Alle Kirchen dienen den Verliebten zu Rendez-Vous, und in dem unbewohnten Theil von Rom, zwischen Ruinen und Gräbern, unter Cypressen, Pinien und Granaten, begegnet man oft den schönen Römerinnen in der vertraulichsten Conversation mit ihren Anbetern und Freunden, sie haben sich aus der nächsten

einſamen Kloſterkirche, die ſie zuerſt beſuchten, dahin verirrt. Während dem Carneval, wo ſie eine faſt grenzenloſe Freiheit haben und ſich nehmen, gehen ſie maskirt und Paarweiſe von einer Cavalchina zur andern, von einem Theater in das andere, von Saal zu Saal und durch alle Straßen der Stadt, meiſtens immer zwei vertraute Freundinnen zuſammen, mit und ohne männliche Begleitung. — Wie es da zugeht, läßt ſich beſſer denken als beſchreiben, und ſo iſt es in ganz Italien, in kleinen und großen Städten um dieſe Zeit. Die Männer können und wollen dem Unfug nicht einmal ſteuern, und gehen ihrerſeits auch auf Abenteuer aus; kommen dann die Faſten, ſo thut man gehörig Buße, erhält Abſolution, und Alles iſt wieder gut. Von der ſo berüchtigten italiäniſchen Eiferſucht der Ehemänner habe ich während meines Aufenthaltes in Italien, einige wenige Fälle ausgenommen, nicht viel erfahren, und unter hundert Meſſerſtichen, die ſehr freigebig ausgetheilt werden, ſind drei Viertheile immer die Folgen perſönlicher Beleidigungen anderer Art, als die der Untreue, hauptſächlich der Spielrache, denn rachſüchtig iſt der Italiäner und beſonders der Neapolitaner im höchſten Grad. Anders aber iſt es mit den Frauen, dieſe ſind weit mehr zur Eiferſucht geneigt, vergeſſen und verzeihen eine Vernachläſſigung und Untreue faſt nie und rächen ſie nicht ſelten durch Meſſer- und Dolchſtiche mit eigner Hand; ich habe davon arge Proben geſehen und es wundert mich noch heute, daß ich Italien wieder mit ſo heiler Haut verlaſſen konnte, was ich wohl mit auch einer mir angebornen moraliſchen Gewandtheit zu verdanken haben mochte. Was die zünftigen Banditen anbelangt, ſo gehören dieſe jetzt nur noch einer Sagenzeit an; während den fünf Jahren, die ich in mehrern Zwiſchenräumen in Italien zubrachte, in denen ich in ſo manche fatale und kitzliche Lage kam, faſt in jeder Stadt von Bedeutung längere Zeit verweilte und mich überall in mehr oder minder gefährliche Intriguen einließ, habe ich keine ſolche kennen gelernt. Außer einigen Anfällen in Genua und Rom, wie ſie aber auch in andern Ländern Europas bisweilen vorkommen, bin ich nie attaquirt worden. Wie muß man nicht über die Reiſebeſchreibungen ſolcher Individuen lächeln, die vier oder ſechs Wochen einen Theil Italiens im Flug durcheilten, daſſelbe nur aus den Wagen- oder Oſterienfenſtern ſo halb im Traum ſahen, und dann heimgekommen ein Langes und Breites über die Sitten und Gebräuche, das Leben und Treiben

eines Volkes schmieren, das sie nie Gelegenheit hatten näher kennen zu lernen, es im Innern seiner Häuslichkeit zu beobachten, ja nicht einmal sein öffentliches Leben nur oberflächlich sahen, und nur von den Flöhen, Wanzen und anderm Ungeziefer zu erzählen wissen. Hiezu kömmt noch, daß sich die meisten Reisenden, absonderlich die Deutschen, in diesem Land, und zwar durch eigene Schuld, sehr unbehaglich fühlen, denn sie wollen sich durchaus in nichts schicken und finden was ihnen fremd ist, bedauern ewig die warmen Oefen, das Bier oder den Wein der Heimath zu entbehren, und jammern, nicht Alles, was sie dort umgab, bis auf den staubigsten Plunder, auch hier um sich haben zu können, und daß Thüren und Fenster nicht so schließen und passen wollen, wie bei ihnen zu Haus! Wer nicht im Stande ist, sich solche Bagatellen aus dem Sinn zu schlagen, der thut viel besser daran, hinter seinem Ofen sitzen zu bleiben. Der gute tedesco muß sich deshalb gar viel in Italien gefallen lassen, der bocksteife Engländer wiegt seinen Comfort mit Gold auf, und nur der Franzose weiß sich sogleich in jede Lage zu finden. Zur Zeit der französischen Occupation kam das Militär und namentlich die Offiziere in alle mögliche Berührung mit den Bürgern und ihren Familien, und waren sie auch von den Männern gehaßt, so wurden sie um so mehr von den Frauen gern gesehen, die denn am Ende doch immer das Regiment zu führen wissen, so daß mir ein Graf Mocenigo 1814 in Corfu nach dem Sturz Napoleons sagte: »Nun, die halbe Welt bleibt dennoch immer den Franzosen, nämlich die der Frauenherzen«. — Wie wenig sich aber deren Nachfolger in Italien, die Oesterreicher, einer solchen Gunst zu erfreuen haben, geht daraus hervor, daß ich mehrere schöne junge Frauen aus den ersten Familien Italiens, und namentlich eine liebenswürdige Florentinerin kennen lernte, die mir einen Dolch zeigend sagte: »Ha, wenn ich mit diesem alle Eure Austriachi in die andere Welt spediren könnte, würde ich mich noch mit Wollust hängen lassen.« Sie sind mehr verachtet und verspottet als gehaßt in Italien; hierher gehörten die galanten Preußen, mit denen sich die Italiänerinnen gewiß bald verständigen würden. Das oft so rohe und brutale Benehmen der Commandirenden und Angestellten trägt nicht wenig zu diesem Abscheu bei.

Ein angenehmes Vergnügen gewähren die nächtlichen Wanderungen in den Straßen Roms, überall hört man den Klang der

Guitarren, Mandolinen und Mandoren, welche harmoniſche Geſänge begleiten, und Serenaden und Aubaden mit großer Virtuoſität und ſehr gefällig vortragen. Die Signora der es gilt, lauſcht dann verſtohlen hinter ihrem Balkon, flüſtert auch bisweilen mit ihrem Anbeter durch die Jalouſien. Zu einer vollſtändigen Notturna oder Serenade, die mit dem gehörigen Anſtand diſtinguirten Perſonen gebracht wird, gehören hier: eine oder zwei Violinen, meiſtens ſordinirt, zwei Mandolinen, eine Mandora, zwei Guitarren, eine Flöte, zwei Corni und eine Harfe, nebſt ſechs Singſtimmen, unter denen wenigſtens ein Muſico (Caſtrat) ſeyn muß. Eine ſolche meiſterhaft vorgetragene Serenade, in einer römiſchen Sommernacht, in einem Halbkreis von Flambeaus, unter den Stufen eines jener herrlichen Palläſte gebracht, hat allerdings etwas Magiſches und verſetzt die Zuhörer in unbekannte Regionen und Welten. Sind es aber nicht Dilettanten, die ein ſolches Ständchen bringen, ſo iſt es eine ziemlich theure Geſchichte, die leicht an 100 Scudi kommen kann, will man nicht zu alltägliche Talente dabei verwenden.

Ich lebte nun in der That in Albano und Rom ein wahres Schlaraffenleben, an Geld fehlte es mir für den Augenblick nicht, das Legat und die Commandantur, ſo unbedeutend ſie an und für ſich war, verſorgte mich reichlich, und der immer vertraulicher werdende Umgang mit der ſchönen Prinzeſſin Geſarini, die in ihrem ganzen Thun und Seyn und durch ihren glänzenden lebhaften Verſtand ſo unwiderſtehlich hinreißend und anziehend war, daß ſie mich, wie Alles was ſie umgab, bezauberte, machte mir meinen Aufenthalt in Rom wirklich zu einem Paradies. Schon längſt hatte ſie bemerkt, daß ich ihr alle mögliche Aufmerkſamkeit ſchenke, ich bot alle erdenkliche Galanterie auf, mich ihr angenehm zu machen, und brachte es auch endlich dahin, mich ihres beſondern Wohlwollens zu erfreuen. Wahrlich keine Kleinigkeit, da ich die halbe Männerwelt Roms, und unter dieſer hohe Prälaten, nicht die am wenigſten Gefährlichen, zu Nebenbuhlern bei dieſer berühmten Schönheit hatte, denn Geiſtlichkeit und Weltlichkeit betete dieſen Stern erſter Größe in dem Reich der Schönheit an, und nur der Muſik, meinem dramatiſchen Talent, vielleicht auch dem Umſtand, daß ich mein Roß auf dem Corſo und dem Volksplatz gut zu tummeln verſtand und prächtige Lanzaden und Capriolen machen ließ, verdankte ich den Sieg über meine großen und ge-

fährlichen Nebenbuhler, und daß die Schöne ihre strahlenden Augen auf mich zu werfen würdigte. Noch ein anderer Umstand, wie sie mir nachher selbst gestand, hatte dazu beigetragen, mich in ihre Gunst zu setzen. Eines Abends kam in einer brillanten Konversazion bei Colonna die Sprache auf die Deutschen, von denen man unter mehreren guten Eigenschaften, die sie haben sollten, besonders auch die deutsche Treue (germana fede) in der Liebe hervorhob, und die Frauen versicherten in allem Ernste, ein untreuer deutscher Ehemann sey ein eben so seltenes Phänomen, als ein treuer italiänischer, und einen Deutschen zu verführen, der verheirathet sey, oder eine Geliebte habe, dazu gehöre mehr als irdische Schönheit, ja die Allmacht einer Göttin. Wie mußte ich nicht innerlich ob diesen seltsamen Behauptungen lachen, welche wenigstens die Frauen für ganz zuverlässig ausgaben, was für Einwendungen die Männer auch machen mochten. So gränzt wirklich an das Komisch-Romantische, welche Vorstellungen die Römerinnen, und überhaupt die Italiänerinnen, von der deutschen Treue in diesem Punkt haben, sie halten es eher für möglich, einen Strom rückwärts fließen, als einer Gattin den deutschen Mann abspenstig machen zu können. Ich ließ sie natürlich bei diesem Glauben, und während ich ihnen vollkommen beipflichtete und diese fede germana als unerschütterlich bestätigte, versicherte ich sie, daß wenn ich jemals das Glück hätte, eine Geliebte zu besitzen, ich mir sogar ein Gewissen daraus machen würde, eine andere Dame nur anzusehen. Dabei faßte ich die Cesarini, die keine zwei Schritte von mir stand, scharf ins Auge. Man verglich nun die französische Flatterhaftigkeit und den Leichtsinn mit dieser deutschen Beständigkeit, bedauerte nur, daß die Signori tedeschi nicht mit derselben auch die französische Liebenswürdigkeit verbänden, und weniger Phlegma hätten.

— Alles läßt sich nicht vereinigen, sagte ich lachend.

— Und dann giebt es ja auch Ausnahmen, versetzte die Principessa Cesarini, mich ansehend, und ich verbeugte mich tief. Dieser Köhlerglaube der Italiänerinnen an die germana fede rührt hauptsächlich von der deutschen Bequemlichkeit und dem Phlegma her, da den Deutschen es in der Regel viel zu viel Mühe macht, sich um die Gunst einer Dame zu bewerben, wenn sie dies aus ihrem Alltagsleben im mindesten stört und einige Aufopferung und Selbstverläugnung kostet, eine etwas galante Aufmerksamkeit stört sie in ihrer behaglichen Gewohnheitsruhe, sie wollen, daß ihnen die ge-

bratenen Tauben ins Maul fliegen sollen, und nehmen, wenn dies nicht geschieht, lieber mit trocknem Brod vorlieb, als sich eine feinere Schüssel selbst zuzurichten. Was das Essen anbetrifft, war ich hierin auch ganz Deutscher, nicht so im Punkt der Frauen, und ich gab mir alle erdenkliche Mühe, den hübschen Italiänerinnen ihren festen Glauben an die Riesentreue der deutschen Männer durch die That zu benehmen.

Dieser Unterhaltung machte endlich ein junger Abbate aus einer vornehmen Familie ein Ende, indem er der Gesellschaft einen höchst sonderbaren Vorfall, der sich ganz kürzlich in Rom zugetragen, mittheilte, der das Interesse derselben ganz in Anspruch nahm. Es hatte nämlich vor wenig Tagen eine Nonne inkognito einen Ball besucht und das Wagestück auf folgende Weise ausgeführt. Einer ihrer Verwandten, ein Vetter, besuchte sie öfters in dem Sprachzimmer ihres Klosters, natürlich durch das Gitter von ihr getrennt mit ihr sprechend; hier erzählte er ihr nun viel von weltlichen Dingen, und hatte ihr namentlich schon mehrmals eine so reizende Schilderung von Bällen gemacht, daß das arme, kaum 17jährige Mädchen ein über das anderemal ausrief: Ach, könnte ich nur in meinem Leben ein Einzigesmal einem solchen Vergnügen beiwohnen! und ihren Vetter bestürmte, ihr doch dasselbe zu verschaffen. Als ihr aber der junge Mensch die Unmöglichkeit, dieses Begehren zu erfüllen, vorstellte, indem sie ja das Kloster nie verlassen dürfe, erwiederte sie: ach, wenn sonst kein Hinderniß ist, da weiß ich schon Rath, in einem Eck an der Mauer des Klostergartens ist unter dichtem Gesträuch ein großes Loch, das durch einen ziemlich langen unterirdischen Gang zwischen altem Gemäuer auf einen öden Platz heraus ins Freie führt. Sie beschrieb ihm die Gegend, wo dieser Ausgang ungefähr seyn könne, und bat ihn, sich selbst davon zu überzeugen, indem sie noch denselben Abend dahin kommen und ihn dort suchen wolle. Die beiden jungen Leute trafen sich wirklich an der von der Nonne bezeichneten Stelle, wo diese ihm zurief um ihm ihre Anwesenheit zu erkennen zu geben, da er sonst schwerlich die Stelle gefunden haben würde. Sie wußte ihren Vetter nach mehreren Einwendungen, die derselbe gemacht, die sie jedoch alle zu beseitigen verstand, zu überreden, daß er ihr versprach, sie nächstens auf einen Ball und in das Theater zu führen.

Beide kamen nun überein, daß ihr der Vetter weibliche weil-

liche Kleidung verschaffen müsse, welche die Cousine, nachdem sie das Kloster verlassen, in seiner Wohnung anlegen sollte, sobald wieder ein hübscher Ball gehalten würde. Diese Gelegenheit bot sich schnell, und es wurde alles so ausgeführt, wie es die jungen Leute verabredet hatten. Vier Stunden nach Sonnenuntergang schloß die Nonne ihre Celle leise ab, schlich in den Garten durch das Souterrain zu dem harrenden Vetter, der ihr ein großes weißes Tuch umwarf und sie sodann am Arm in seine Wohnung führte, wo sie sich mit seiner Hilfe umkleidete und maskirte, denn es war ein Maskenball; ob sonst noch etwas dabei vorfiel, erzählte der Abbate nicht. — Nach der Verwandlung der Nonne in ein Weltkind, fuhren beide auf den Ball, wo sich die Cousine außerordentlich gefiel und amüsirte. Nach Mitternacht brachte sie der Vetter wieder in seine Wohnung, wo er für eine gute Cena gesorgt hatte, und dann kehrten beide noch ehe der Tag graute nach den Ruinen zurück. Bis hierher war die Christnobraut seelenvergnügt gewesen, und das weltliche Leben hatte ihr außerordentlich gefallen, aber nun wollte der Unstern der jungen Leute, daß beide den zwischen Mauern und Gebüsch verborgenen Eingang nicht wieder aufzufinden vermochten, welche Mühe sie sich auch gaben, was wohl daher kam, daß die beiden Erstenmale als sie den Vetter hierher beschied, die Nonne ihm von Innen schon zugerufen hatte, es auch jedesmal schon finster oder doch in der Dämmerung war, wenn er kam, und er sich die Stelle selbst nicht genau gemerkt hatte; jetzt aber verrieth keine rettende Stimme den Eingang, vergeblich blieben alle Anstrengungen, und schon nahte die erste Morgendämmerung. Die Verzweiflung schien sich beider bemächtigen zu wollen, da fuhr der junge Mann plötzlich auf und rief aus: es ist nur Ein Mittel zur Rettung übrig, und dies müssen wir versuchen. Welches? fragte nun ängstlich die junge Nonne. — Frage nicht lange, komm, laß uns fort zu meinem Oheim, dem Kardinal, und diesem unser Vergehen eingestehen, er wird uns retten. — Der junge Mensch hatte nämlich glücklicherweise einen Onkel der Kardinal war. Die Nonne zitterte, aber hier half kein Sträuben, es blieb nichts anders übrig, der junge Mann führte seine Base wieder in seine Wohnung und eilte dann in die Seiner Eminenz, die noch im tiefen Schlaf lag, aber der Neffe ließ sie durch einen Cameriere wecken, dem er sagte, er habe etwas von der allerhöchsten Wichtigkeit seinem Oheim mitzutheilen. Verlassen, theilte er

demſelben die ſaubere Geſchichte mit: der Kardinal, ein vernünftiger Mann, der wohl auch ſeine Sprünge gemacht haben mochte, ſah ein, daß hier keine Zeit mit unnöthigen Vorwürfen zu verlieren, ſondern ſchnelle Hilfe das Dringendſte ſey, kleidete ſich raſch an, ließ anſpannen, fuhr mit dem jungen Mann an deſſen Behauſung, nahm die Nonne in ſeinen Wagen, und dann ſchnell mit ihr in das Kloſter, wo er zuerſt allein ausſtieg, der Pförtnerin haſtig klingelte, und dieſer, die noch ſchlaftrunken war, befahl, augenblicklich die Aebtiſſin zu wecken, der er etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Die Pförtnerin, ſich vor einem Kardinal, vor dem ſich ſelbſt alle Kloſterpforten öffnen mußten, tief verneigend, wollte, bevor ſie deſſen Befehl vollzog und die Aebtiſſin weckte, die Kloſterpforte wieder verſchließen, was indeſſen die Eminenz verhinderte, und als die Pförtnerin weg war, ließ er die halbtodte Nichte aus dem Wagen in das Kloſter ſchlüpfen und befahl ihr, ſich eiligſt in ihre Celle und ihr Bett zu verfügen. Dies ließ ſich das arme Kind nicht zweimal ſagen, ſondern rannte den Gängen entlang ohne bemerkt zu werden zu ihrer Celle. Einige Minuten darauf meldete die Pförtnerin, daß ihre Frau Aebtiſſin bereit ſey, Monſignore zu empfangen. Dieſer befahl ſogleich alle Cellen zu inſpiciren, um ſich zu überzeugen, ob ſich deren Bewohnerinnen auch alle in denſelben befänden. Als die Inſpektion vorüber, meldete ſie ihm, daß keines ihrer Schafe fehle.

— Schon gut, erwiederte der Kardinal, aber ich empfehle Euch, ehrwürdige Frau, das ſich in Eurem Garten befindliche, in einen unterirdiſchen Gang führende Loch noch heute zumauern zu laſſen, indem ſich Diebe und anderes gefährliches Geſindel gar leicht durch daſſelbe in Euern Schafſtall ſchleichen und deſſen Lämmer ſtehlen könnten. Hierauf verließ er die nicht wenig erſtaunte Signora Abadeſſa, die aber den Befehl Seiner Eminenz pünktlich vollziehen ließ.

Die Geſellſchaft war durch dieſe Erzählung, der Jedermann mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zugehört hatte, ſehr aufgeregt worden, und man bat den jungen Abbate, doch die Namen der Hauptperſonen dieſes Intermezzos mitzutheilen, was zu thun ſich dieſer aber ſtandhaft weigerte, da er Niemand compromittiren wolle. Mehrere Perſonen vermutheten, daß der Herr Abbate und der Herr Vetter ein und dieſelbe Perſon geweſen ſeyen, denn auch er hatte einen Kardinal zum Oheim und mehrere Couſinen in verſchiedenen Klö-

stern, aber dies konnte noch kein gültiger Beweis seyn, da viele junge Leute in Rom in demselben Fall waren. Eine Dame meinte, jener unterirdische Gang, durch welchen die Nonne aus dem Kloster gekommen, gehöre sicher zu den Catakomben, was andere bestritten, da es sehr unwahrscheinlich sey, daß sich diese bis in einen Klostergarten verlören, was man indessen nicht wissen kann, da bis jetzt noch Niemand deren ganzen Umfang mit all ihren Winkelgängen, ein wahres Labyrinth, ergründen konnte. Ich bemerkte, daß ich diese merkwürdigen Souterrains noch nicht besucht hätte, aber mir vornehme, dies mit nächstem zu thun, man warnte mich, vorsichtig dabei zu seyn, indem schon mehrere Personen darin spurlos verschwunden, und also umgekommen seyn müßten.

Es wurden nun andere Gegenstände auf das Tapet gebracht und ein Theil der Gesellschaft setzte sich zum Spiel nieder; da auch die Prinzipessa Cesarini an dem Spieltisch pointirte, so placirte ich mich ganz in ihre Nähe, besetzte dieselben Karten wie sie, und gewann so in Kurzem einige fünfzig Zechinen, sie hatte es gleich anfangs bemerkt, und sagte lächelnd zu mir: Sehen Sie, so geht es wenn Sie mir folgen, ich bin ein guter Führer, und fuhr hierauf sotto voce fort: wollen Sie die Catakomben besuchen, so finden Sie sich morgen Vormittag zu San Sebastian fuori le mure ein, wo sie einen Führer zu dieser gefährlichen Parthie finden werden, der Ihnen vielleicht nicht ganz unangenehm ist. — Wie mich diese Worte elektrisirten, vermag ich nicht zu sagen, mein Blut begann zu sieden, und für das Spiel hatte ich weder Augen noch Ohren mehr, ich war dadurch in den dritten Himmel versetzt worden und stand dennoch wie auf glühenden Kohlen. Obgleich Schüchternheit eben nicht mein Fehler war, so hatte ich bis jetzt doch noch nicht einen leisen Händedruck gewagt, nur meine Augen und Artigkeiten mit Worten konnten meine Wünsche verrathen haben, und nun sah ich mich mit einemmal und ganz unerwartet an dem Ziel derselben. Gerne hätte ich gefragt: a che ora, illustrissima? aber es war nicht passend, und ich fand nur noch Gelegenheit, en pa sant ein: certo non mancherò (ich werde sicher nicht fehlen) ihr zuzuflüstern; ich mußte hier mit der größten Behutsamkeit zu Werke gehen, denn der Lauscher und Aufpasser waren zu viele wenn es der Herzogin Cesarini galt, die Hunderte von Anbetern hatte, besonders seitdem man wußte, daß sie nicht mehr in sehr großer Einigkeit mit ihrem Gatten lebte.

Nach Mitternacht ritt ich nach Albano zurück, um mit dem frühen Morgen ſchon wieder in Rom ſeyn zu können, wo ich, nachdem ich in dem großen Kaffeehaus auf dem Corſo mit Chokolade und pane tedesco*) gefrühſtückt, nach der mir bezeichneten Kirche San-Sebastian in fuori le mura fuhr.

III.

Die Catakomben. — San-Sebastian fuori le mura. — Das Abenteuer in den Catakomben. — Die Carnevalsfreuden. — Noch ein Mordanfall. — Die junge Wittwe. — Antiquar Vaſſ und ſeine Tochter. — Canova. — Beendigung des Carnevals. — Das Lazareth zu Rom. — Katholiſchwerden der Soldaten. — Eine Pferdskur. — Die Entführung einer Nonne. — Tivoli. — Frascati. — Die heilige Woche. — Das Miſerere. — Die Kuppelbeleuchtung und Girandola. — Der Kardinal-Biſchof und der Impreſſario. — Ich werde zum dritten Bataillon verſetzt. — Eine Heiligſprechung. — Herzbrechender Abſchied und Abreiſe von Rom.

Eine ziemliche Strecke vor den Mauern Roms, etwas rechts von der Via Appia, liegt die Kirche des heiligen Sebaſtians fuori le mura, bei der man zu dem größten Grab der Erde, den Catakomben Roms hinabſteigt, denn nur das Meer mag eine größere Menge von Leichen bergen; ein finſteres Labyrinth, deſſen endloſe Irrgänge noch kein Sterblicher genau ermeſſen konnte, die wenigſtens ſechs Miglien im Umfang haben müſſen, ſich nach allen Seiten hin unter Rom verlieren und mit noch andern unterirdiſchen Gewölben und kleinen Catakomben in Verbindung ſtehen. Bald kommt man durch ſchmale, enge Gänge, in denen keine zwei Perſonen neben einander Raum haben, bald befindet man ſich in ſchauerlichen, mit Schädeln und Knochen angefüllten Gewölben, in denen nicht ſelten unabſehbare Abgründe, Löcher und Gruben

*) Pane tedesco nennt man in Rom das von deutſchen Bäckern daſelbſt gebackene mürbe Brod. Die Zahl der deutſchen Bäcker übertrifft die der einheimiſchen, und ihr Backwerk iſt ſehr beliebt.

vorhanden sind, weshalb man ohne Fackeln oder Laternen und Führer nicht wagen darf, diese Souterrains zu betreten. Viele Tausende der ersten Christen fanden hier ihr Grab, und die Knochen von nicht weniger als 170,000 Märtyrern sollen hier liegen, ohne die der gewöhnlichen Todten zu rechnen. Viele hundert Wagen voll Gebeine hat man schon aus dieser ergiebigen Knochenmine geschöpft und sie, als Reliquien an gläubige Schafsköpfe verkaufend, in Gold verwandelt, und lange waren diese Katakomben ein reiches Goldbergwerk für den heiligen Stuhl, der nicht unterließ, diesen Knochen, unter denen gar mancher Eselsknochen, alle mögliche schützende und helfende Qualitäten zuzuschreiben. Auch die Körper des Paulus und Petrus sollen hier gelegen und gefunden worden seyn, wahrscheinlich hat man sie unter den Millionen durch ihren besondern heiligen Geruch erkannt. Wer dieses Labyrinth zuerst grub und anlegte, ist unbekannt und wird es immer bleiben. Der Versicherung der Pfaffen, daß es die ersten Christen gethan, wird kein Mensch, der mit einiger Vernunft begabt, Glauben schenken; wie hätten diese armen verfolgten Elenden es wagen können, hier, so nahe bei der Stadt, solche ungeheure, ans Wunderbare grenzende Arbeiten von diesem Umfang zu vollbringen, welche eine lange Zeit und die außerordentlichsten Anstrengungen erforderten, ohne entdeckt zu werden? — Dies wäre schon allein ein Wunder gewesen. Wahrscheinlich sind es uralte Steinbrüche, in welche sich die von den römischen Kaisern verfolgten Christen flüchteten und hier ihre Andacht und ihren Gottesdienst im Verborgenen verrichteten, wodurch dann nach und nach dieser Knochendienst entstanden ist, den keine andere Religion aufzuweisen hat. Man stößt in denselben oft auf steinerne Särge und Sarcophage mit Inschriften, welche beweisen, daß hier christliche Begräbnisse stattgefunden haben.

Es war kaum 8 Uhr des Morgens, als ich mich schon unter der Thüre der San Sebastianskirche harrend befand und mit unbeschreiblicher Sehnsucht meine Blicke dem Weg nach Rom zuwandte, von wo mir die höchste Glückseligkeit kommen sollte. Mit so großer Ungeduld und so heißem Verlangen hatte ich noch nicht auf die Erscheinung einer geliebten Dame gewartet, als diesen Morgen, der mich unnennbar glücklich machen sollte. Wäre mir in diesem Augenblick die heilige Jungfrau in ihrer ganzen Glorie selbst erschienen, so hätte dies schwerlich eine so entzückende Wir-

kung auf mich gemacht, als das Kommen der heißersehnten Prinzessin Cesarini, auch zitterte ich, daß es unterbleiben möchte.

Einstweilen unterhielt mich der geistliche Custode von San-Sebastian, der meine Unruhe wohl gemerkt haben mag, und dem ich mitgetheilt, daß ich eine Dame von meiner Bekanntschaft erwarte, von den Vorzügen und Curiositäten seiner Kirche, für die ich wenig Ohr hatte, aber ihm doch ein aufmerksames zu leihen schien. Er erzählte mir, Kaiser Constantin der Große (?) habe diese Kirche auf dem berühmten Gottesacker des heiligen Calistus erbaut und sie, da ihr eine fromme römische Dame, die heilige Lucina, den Leichnam des heiligen Sebastian geschenkt, diesem geweiht und unter seinen Schutz gestellt. Er zerrte mich fast mit Gewalt in eine Capelle, wo er mir einen Stein zeigte, auf dem er mich Fußstapfen sehen ließ, die Christus in denselben getreten haben soll, zu der Zeit, als er dem heiligen Petrus, der sich aus Rom hierher geflüchtet, erschienen; dann fuhr er mit unglaublicher, mich fast zur Verzweiflung bringender Geschwätzigkeit fort, daß diese Kirche eigentlich die allerheiligste im ganzen Kirchenstaat und folglich in der ganzen Welt sey, indem nicht nur 170,000 Märtyrer und 40 Päpste unter ihr begraben lägen, sondern sogar Petrus und Paulus selbst; denn, fügte er mit ganz leiser Stimme und geheimnißvoller Miene hinzu: „die Leichen in der Peterskirche sind nicht die ächten, sondern wir haben sie noch hier, aber können sie nur nicht recht unter den andern ausfindig machen. Wir haben auch eben so viel Indulgenzen zu vergeben wie St. Paul und St. Peter selbst, man kann bei uns leicht den dritten Theil der Vergebung aller seiner Sünden erlangen; blos dadurch, daß man hier vor dem Altar des heiligen Sebastian einige große Messen lesen läßt, kann man schon eine Seele aus dem Fegfeuer befreien; wer aber an dem hohen Festtag des Heiligen nach gehöriger Beichte und Absolution und nachdem er der Kirche seine Opfer gebracht, an jenem Crucifix, das dort hinter dem Stein steht, auf dem der heilige Laurentius gebraten wurde, dreimal seinen Rosenkranz abbetet, erlangt die unfehlbare Vergebung aller seiner Sünden.“ — Noch zeigte mir der Pfaffe den Marmorblock, auf dem der heilige Stephan saß, als er enthauptet wurde, und Gott weiß was sonst noch für heiligen Plunder, für den ich jetzt gerade weniger Sinn denn je hatte und meinem geistlichen Ciceroni jeden Augenblick

entschlüpfte, um an der Thüre zu sehen, ob sich meine Heilige noch nicht nahe.

Nach beinahe zwei Stunden Harrens sah ich endlich einen unansehnlichen altmodischen Fiaker ziemlich langsam von Rom aus antraben, so daß ich zweifelte, daß dieser den mir so theuren Schatz enthalten könne. Bald hielt er vor der Kirchenthüre still und zwei verschleierte Frauengestalten, von denen die eine einen göttlichen Wuchs verrieth, entstiegen dem alten Rumpelkasten und traten in die Kirche. Sie ist's, flüsterte mir mein Genius zu, und sie war es. Schnell eilte ich, als mir kein Zweifel übrig war, an den Weihkessel, mich tief verneigend ihr das Wasser reichend, das sie, den Schleier zurückwerfend, mir auf das Freundlichste abnahm, indem sie mir ein ben venuto mit einem vielsagenden Blick zuflüsterte. Sie kniete nun mit ihrer Begleiterin nieder und nachdem sie ein kurzes Gebet verrichtet hatte, stand sie auf, drehte sich zu mir um, ich hatte dicht hinter ihr Platz genommen, und sprach: nun kommen Sie, wir wollen in die Catakomben hinabsteigen. — Ich winkte dem Custode, der schon von mir unterrichtet eine Fackel brachte und auch mir eine angezündete Kerze reichte, wir folgten unserm Führer und stiegen durch die sich in der Nähe der San-Sebastian-Kapelle befindliche Thüre in das unermeßliche Todtenreich hinab. Auf der Treppe angekommen, reichte ich der schönen Fürstin die Hand, deren Berührung mich durch Mark und Bein elektrisirte, ihre Begleiterin, eine gefällige Freundin und vertraute Gesellschafterin, mußte auf ihr Geheiß mit einem Laternchen vor uns und dicht hinter unserm Führer gehen. Unten in dem ersten Gang angekommen, drückte ich die in der meinigen ruhende Hand beinahe zitternd an mein schon hochpochendes Herz und dann auf den Mund einen Feuerkuß, streifte aber dabei mit der Kerze an die Mauern, so daß ihr Licht schnell erlosch.

Unser Führer eilte indessen unaufhaltsam voran und bald wurden die Gänge so eng, daß wir nicht mehr neben einander gehen konnten, ohne uns fest an einander zu schmiegen, und nun schlang ich meinen Arm um die schönste und schlankeste aller Taillen Roms, die ich mit jedem Schritt vorwärts fester und inniger an mich drückte, so daß bald ein glühendes Feuer alle meine Adern durchzuckte, meine Pulse beben machte, und als ich endlich den Führer mit der ihm folgenden Schönen, denn häßlich war der Prinzessin Begleiterin nicht, in ziemlicher Entfernung von uns

sah, ich war absichtlich langsam gegangen, da wagte ich einen langen Kuß auf den niedlichsten Rosenmund, den ich noch gesehen und die reizende Nymphengestalt fester und fester an mich zu drücken, ich fühlte den Kuß mit brennenden Lippen erwiedert und ein klopfendes Herz an meinem Busen pochen. Mehrere Sekunden blieben wir in dieser Stellung und würden Minuten und Viertelstunden so verweilt haben, wenn nicht der Custode, immer von Märtyrern und Heiligen faselnd, endlich still gestanden wäre und sich nach uns umgesehen hätte, um uns auf die Inschrift eines Steins aufmerksam zu machen. Als er sah, daß ich kein Licht mehr hatte, rief er mir zu: was ist Ihnen begegnet, Ihre Kerze brennt ja nicht mehr.

— Hat nichts zu sagen, Signor, ein Windzug hat sie gelöscht, nur immer vorwärts.

Nun hielt er wieder an, um uns einen Haufen Knochen zu zeigen, lauter heilige Märtyrer-Knochen, von denen etwas wegzunehmen bei Strafe des Kirchenbannes verboten war. Niemand von uns spürte einige Lust, sich diesem auszusetzen, und wir ließen die Knochen unberührt. Es ging weiter die Kreuz und die Quere in diesem Knochenlabyrinth, in dem ich endlich so weit mit meiner schönen Prinzipessa zurückblieb, daß wir zuletzt Fackel- und Laternenschein, die sich in den krummen Seitengängen verloren, aus dem Gesicht bekamen, und Aphroditen huldigend den Hauch der Liebe in vollen Zügen athmend, uns so ganz vergaßen, daß es uns nicht im Entferntesten in den Sinn kam, daß wir hier Gefahr liefen, wenn wir unsern Führer verlieren möchten, das Tageslicht nicht mehr zu schauen. Nach einigen Minuten ließ jedoch der gute Mann seine Stimme mehrmals kreischend erschallen, aber wir waren in diesem Augenblick ganz außer Stande ihm zu antworten, da der Mund des einen dem des andern ein absolutes Stillschweigen auferlegte und mit Gluthküssen bedeckte. Endlich fanden wir die Sprache wieder, aber die Stimme des Custode war jetzt verstummt und nach gepflogener Götterlust war es uns doch nicht so ganz einerlei, uns ohne Führer und Licht in diesen stockfinstern unterirdischen Irrgängen zu befinden.

— Das wäre die Lust zu theuer gebüßt, meinte Gertrude, der Taufname der Prinzessin, halb scherzend, halb ernst, wenn wir zur Strafe hier verhungern sollten.

— Dahin soll es nicht kommen, mia dolcissima, erwiederte

ich und schrie nun aus vollem Halse mit einer Donnerstimme: Signor Custode! Signor Custode!

Aber alles blieb still und stumm.

Ich wiederholte mein Rufen, keine andere Antwort, als der Wiederhall meiner Stimme.

— Das beginnt bedenklich zu werden, meinte die Cesarini.

— Bewahre der Himmel, versetzte ich; wie, wenn es dem Herrn Custode eingefallen wäre, sich einstweilen so auf seine Faust mit Ihrer hübschen Begleiterin zu verlustiren?

— Die Cesarini lachte und sagte: wo denken Sie hin, der Custode der heiligen Märtyrer ist schon ziemlich betagt und Bianchetta auch nicht mehr in der ersten Jugendblüthe.

— Das will nichts sagen, im Gegentheil ein Grund mehr für beide, sich gegenseitig zu trösten.

— Allen Scherz bei Seite, mir fängt an bange zu werden.

Die Wahrheit zu gestehen, fing es auch mir an nicht ganz wohl bei der Sache zu werden, da mein mehrmals wiederholtes starkes Rufen noch immer ohne Erfolg blieb, und von allen Todesarten mir das Verhungern oder Lebendigbegrabenwerden die schrecklichste schien; doch tröstete ich mich, in diesem Fall wenigstens in den Armen der Liebe eines Engels und mit demselben zu sterben.

Unsere Lage wurde aber immer bedenklicher, denn wir konnten nur mit der äußersten Vorsicht einen Schritt vor-, rück- oder seitwärts wagen, aus Furcht, in eine der Gruben oder Abgründe zu fallen. Wir schmiegten uns nun inniger an einander und hielten uns so fest umschlungen, daß wir nur noch ein Leib und eine Seele schienen, die Furcht schwand abermals in einem seligen Vergessen, aus dem aber das Erwachen um so ängstlicher war, da immer noch kein Custode und kein hoffnungsvoller Lichtstrahl erscheinen wollte. Jetzt verdoppelte ich mein Rufen und Schreien, wir schritten endlich auf's Gerathewohl vor- oder rückwärts, jedoch mit aller Behutsamkeit mit den Händen längs den Wänden streifend, denn ich hatte weder Stock noch Degen, da ich, um Aufsehen zu vermeiden, in Civilkleidern gekommen war. Es mochte etwa drei Viertelstunden seyn, abwechselnd Augenblicke der höchsten Wonne und der höchsten Pein, und nachdem ich mich matt und heiser geschrieen und meine schöne Gefährtin schon einen Strom von Thränen aus ihren holden Augensternen, die mir aber jetzt nicht leuch-

teten, vergessen hatte, als wir plötzlich einen Lichtstrahl in weiter Ferne gewahrten, der aber auch eben so schnell wieder verschwand, so daß ich nicht einmal Zeit zum Rufen gehabt. Jetzt schrie ich aus allen Kräften, und wir hatten das Vergnügen, den Strahl zum Zweitenmal zu erblicken; endlich wurden wir gehört, und immer schreiend näherten wir uns dem Licht, aber erkannten bald, daß dasselbe nicht unserm Custode und seiner Begleiterin angehörte, sondern einer andern Gesellschaft von Fremden, die ebenfalls die Catakomben mit einem Führer besuchten.

— Mein Gott, wenn es nur keine Personen sind die mich kennen, rief die Principessa aus.

— Und wenn auch, immer noch besser dem Teufel selbst hier zu begegnen, als so elend umzukommen.

Als wir uns der Gesellschaft näherten, erkannte ich die Familie des dänischen Gesandten, der in Albano wohnte, wandte mich an den Führer, um meine, wie ich sagte, durch den Wind ausgelöschte Kerze anzuzünden, und erzählte den dänischen Fräuleins, daß mich und die fremde Dame, die Prinzessin hatte ihren dichten Schleier herabgezogen und hielt sich möglichst im Düstern, um nicht erkannt zu werden, ein unglücklicher Zufall von unserer Gesellschaft getrennt habe. Ich bat um die Erlaubniß, uns anschließen zu dürfen, was freundlich gewährt wurde. Nachdem wir der Gesellschaft stumm durch einige Gänge gefolgt waren, kam plötzlich unser Custode aus einem Seitengange mit Bianchetta zum Vorschein, und wir verließen dankend die Dänen, erfreut, nicht genöthigt zu seyn, uns vielleicht noch lange in ihrem Gefolge hier herumtreiben zu müssen.

Als wir allein waren, sagte der Führer, daß sie uns schon seit einer Stunde mit der größten Angst und Sorgfalt, ebenfalls beständig schreiend und rufend, gesucht hätten, und Bianchetta bereits der Verzweiflung nahe gewesen sey. Froh, uns so wieder gefunden zu haben, schlugen wir jetzt den kürzesten Weg nach der Oberwelt ein und waren alle entzückt, als wir das Tageslicht erblickten. Die beiden Damen verrichteten abermals ihr Gebet vor einer Madonna, deren Schutz sie sich inbrünstig empfahlen, und eilten sodann nach dem sie erwartenden Wagen.

— Und wann und wo werden wir uns wiedersehen? fragte ich meine Schöne an den Wagen geleitend — Finden Sie sich um ein

Uhr nach Sonnenuntergang in der Kirche della Trinità de Monte ein. — Sie fuhr mit dem Fiaker nach der Wohnung ihrer Freundin Bianchetta, von wo sie sich durch ihre Equipage, die sie auch dahin gebracht hatte, damit man ihr nicht auf die Spur kommen konnte, wieder abholen ließ.

Daß ich auch das zweite Rendez-Vous nicht verfehlte und mich schon eine halbe Stunde früher in Trinita de Monte einfand, kann man sich denken. Um es bequemer zu haben, nahm ich mein Pranzo (Mittagessen) bei einem Restaurateur auf dem spanischen Platz gegen Abend ein, wartete nach diesem, auf einer Ottomane behaglich ruhend, im Bas leiend, ohne zu wissen was ich las, Zeit und Stunde ab und verfügte mich dann in die mir angegebene Kirche, wo mir meine Ungeduld die Zeit so lang werden ließ, daß ich abermals an dem Kommen meiner Dame verzweifelte. Doch sie fehlte auch diesmal nicht, kam aber allein, unterließ nicht ihre kurze Andacht zu verrichten, worauf sie mir ein Zeichen gab, ihr zu folgen. Wir bestiegen einen auf dem nahen spanischen Platz haltenden Fiaker und fuhren nach der Kirche San Nicolo a Cesarini, die sich ganz nahe bei dem Palazzo Cesarini befand, unterwegs gaben wir uns die unverkennbarsten Zeichen unserer gegenseitigen Zuneigung, und sie theilte mir mit, daß sie mich in ihren Gemächern empfangen wolle. Wir stiegen in der Nähe der Kapelle Cesarini ab, traten, jedoch nicht zusammen, in dieselbe ein, und sie verließ mich bald darauf, sich durch eine kleine Thüre entfernend, indem sie mir noch in dem Wagen gesagt hatte, daß ich einer Donzella folgen solle, die mir in der Kapelle das Zeichen dazu mit einem blauen Tuch geben würde. Es dauerte nicht lange, so trat ein solches Mädchen durch die kleine Thüre ein, kniete ein Paar Augenblicke betend nieder, erhob sich dann, das bewußte Tuch in die Höhe und vor das Gesicht haltend, und ich folgte dem leitenden Genius durch den Ausgang, den er gekommen war. Aus der Kapelle traten wir unbemerkt in den Palazzo, gingen eine ziemlich finstere Treppe hinan, durch eine Reihe von Stanzen, ebenfalls nicht erleuchtet; endlich öffnete Priscilla, der Name der Zofe, die Thüre eines durch eine Alabasterlampe nur düster erhellten Zimmers, wo sie mich eine kleine Weile zu warten bat, da ihre Herrin, die noch Besuch habe, dessen sie sich bald zu entledigen wissen werde, in wenig Minuten erscheinen würde.

Hierauf ließ sie mich allein. Trotz der Sehnsucht, mit der ich diese Erscheinung erwartete, kam mir doch in meiner Einsamkeit der Gedanke, wie leicht es möglich sey, daß ich hier vom Herzog oder durch von ihm angestellte Leute überfallen werden, und da ich durchaus unbewaffnet, mich nicht einmal vertheidigen könnte. Ich nahm mir vor, mich den andern Tag mit einem Stockdegen zu versehen und bei solchen Gelegenheiten auch immer ein Paar geladene Terzerolen in der Tasche nachzutragen, was in Italien bei dergleichen Intriguen unumgänglich nothwendig ist, um sich, wenn man überfallen wird, gehörig vertheidigen zu können: denn wenn es auch längst keine zünftigen Banditen, wie sie uns in so vielen Romanen, und in Zschokkes Abällino geschildert werden, mehr gab, so ist doch nicht zu läugnen, daß man in Rom für Geld, ohne viel zu suchen, leicht ein Paar Kerle dingen kann, die einen Menschen mit dem größten Anstand, noch größerer Gewandtheit und dem besten Humor von der Welt durch ein Paar gut treffende Messerstiche in die andere Welt spediren. Würde man aber in Rom, Venedig, Genua ꝛc. nach jenen handwerkszünftigen Romanen-Banditen fragen, so würde man sich ebenso lächerlich machen, als wenn man sich in Cöln, Coblenz oder Mainz nach den Raubrittern erkundigte, welche von ihren Burgen den reisenden Kaufleuten auflauern, um sie zu überfallen und zu plündern, und sich deßhalb ein Geleit ausbitten wollte. Beide gehören vergangenen Zeiten an. An Straßenräuberbanden fehlte es indessen nicht, namentlich im südlichen Theil des Kirchenstaates und im Königreich Neapel, doch wußten wir auch diesen bald das Räuberhandwerk zu legen.

Bald den Banditengedanken Raum gebend, bald an die Heißersehnte denkend, ging ich unruhig in dem düstern Gemach auf und nieder, bei dem geringsten Geräusch die Ohren spitzend. Jetzt knarrte und öffnete sich leise eine Tapetenthüre, und Madonna trat in einem blendend weißen faltenreichen Gewand herein, ich wähnte Ariost's Alcine zu erblicken, so reizend nahm sich diese Erscheinung in dem chiaro scuro aus. Sie schloß die Thüre hinter sich und lag in meinen Armen, ich umschlang sie glühend und sank mit ihr auf die schwellenden Kissen einer seidenen Ottomane. Ich glaube wenn Rom in diesem Augenblick durch ein Erdbeben untergegangen wäre, wir hätten in unserm Dahintaumeln nichts davon wahrgenommen, sondern stöhnten nur in abgebrochenen Sylben: curis-

sima, doleissima, angelina. Rom blieb aber stehen, wenn schon die Ottomane gewaltig erschüttert wurde, bis wir endlich nach drei Viertelstunden wieder eine zusammenhängende Sprache fanden.

Bei Sinnen und etwas abgekühlter, fragte ich Gertrude, ob sie sich auch hier vollkommen sicher glaube, da ich unbewaffnet, und ob kein Ueberfall vom Herzog zu fürchten sey. — O der Herzog, fiel sie mir lächelnd ein, der fragt nichts mehr nach mir, ich bin ihm so gleichgültig und gleichgültiger wie die schlechteste Statue seines Pallastes, gräme mich aber deshalb nicht im mindesten, wie ich es anfänglich gethan, wir gehen jetzt jedes seiner Wege, ohne daß sich eines um das andere kümmert; es sey fortan nicht mehr die Sprache von ihm, caro Fernando. sie fiel mir um den Hals und ich küßte und herzte sie abermals. — Doch, fing sie später wieder an, wenn wir auch nichts von meinem Manne zu fürchten haben, so mußt Du dennoch auf Deiner Hut seyn, anima mia, denn Du hast Nebenbuhler, die wir weit mehr zu fürchten haben, dies der Grund, warum ich unser inniges Verhältniß möglichst geheim zu halten suche, sonst läge mir wenig daran daß es die ganze Stadt wüßte, ich wäre im Gegentheil noch stolz darauf. Aber da ist der Kardinal L..., wenn auch ein starker Vierziger, der Marchese J..., der Conte G... und noch ein Paar Dutzend andere Cavaliere und Prälaten, die mich mit ihrer widerlichen Liebe und ihren Nachstellungen verfolgen und die ich alle bisher zum Besten gehabt oder mit Spott und Verachtung zurückgewiesen habe. Aber ich kenne diese Menschen ganz: ahnen sie in Dir den von mir begünstigten Geliebten, so sind mehrere unter ihnen, deren Rachsucht keine Grenzen kennt, und ich muß dann jede Minute für Dein Leben fürchten. Ohne diese Furcht würde ich Dich bitten, mich von jetzt an nicht mehr zu verlassen und mich allenthalben und an jeden öffentlichen Ort zu begleiten, denn ich möchte Dich gerne gleich meinem Schatten um mich sehen, ohne mich im mindesten nach dem Gerede der Leute zu kehren, was ohnehin hier, wo jeder in dieser Hinsicht, Geistlicher wie Weltlicher, ganz nach Lust und Gefallen lebt, nichts sagen will. Als französischer Offizier betrachtet man Dich mit doppelt mißgünstigen Augen, deshalb, wenn Du mich liebst, wenn Dir Dein und mein Leben werth ist, gehe nur mit der größten Vorsicht zu Werk und nimm Dich in Acht, in der Gesellschaft nie mehr als die

gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen, die man gegen jede Dame beobachtet, auch mir zu erweisen. Ich versprach, was Gertrude begehrte, und erhielt dagegen die Versicherung von ihr, daß sie es wohl zu veranstalten wissen werde, daß selten ein Tag verginge, an dem wir uns nicht ins Geheim sehen und sprechen würden. So geschah es auch, denn außerdem, daß sie mich häufig in der Abendzeit in ihren Gemächern empfing, machten wir auch nächtliche Promenaden in dem ödesten Theil der Stadt, wo die alte Römerwelt gehaust, zwischen den Trümmern, Gräben und Gärten derselben. Mehr als einmal betrachteten wir erstaunt im Mondschein das Colosseum, die Ruinen des Friedenstempels und auch den Petersplatz, die sich dann unendlich größer und imposanter ausnehmen.

Die eingetretene Carnevalszeit begünstigte unser häufiges Zusammensein außerordentlich, und bald in türkischem, bald in spanischem und andern Costümen fuhren wir des Nachmittags über den Corso und durch die andern Straßen Roms in Miethwagen oder gingen auch bisweilen zu Fuß, restaurirten uns in Caffeehäusern und kehrten nicht selten erst gegen Morgen heim, wobei Bianchetta und Priscilla, die zwei Vertrauten unseres Einverständnisses, alle Hindernisse aus dem Weg räumen halfen, was übrigens in der Carnevalszeit nicht schwer war, da sich dann die römischen Damen der unbeschränktesten Freiheit zu erfreuen haben. Die Donzelletta kleidete ihre Gebieterin oft in meinem Absteigequartier in persische oder indische Gewänder, während sie den Palazzo im Colombinenkostüme verlassen hatte und ich einen Tartarenfürsten vorstellte.

Ich hatte unterdessen auch die Bekanntschaft eines, wegen einer unbedeutenden galanten Krankheit sich im Lazareth zu Rom, ein wahrer Pallast in der Nähe des Petersplatzes, in dem die kranken Offiziere fürstlich bedient wurden und wohnten, befindlichen Dragonerlieutenants, Namens Bonnier, in einem Caffeehause gemacht und denselben mehrmals wiedergesehen. Wir schlossen bald engere Freundschaft und er erwies mir bei meinen Intriguen zu Rom mehr als einmal wesentliche Dienste durch Wachehalten, Patrouilliren ꝛc., wenn ich mich an gefährlichen Orten befand, was ich ihm durch einen außerordentlichen Dienst, den ich ihm leistete, wieder vergalt, wie wir bald sehen werden.

Indessen wird nichts so fein gesponnen, es kommt an die

Sonne, ſagt ein deutſches Sprichwort und ſollte ſich auch hier bewähren; denn trotz aller Liſt, Vorſicht und Verſchlagenheit kam ein junger Abbate, Anverwandter des Hauſes Ceſarini, unſerm Verhältniß auf die Spur, ohne es geahnt zu haben. Hier war es nicht die Rache verſchmähter Liebe oder eines zurückgewieſenen Liebhabers, die ihn antrieb, die geheimen Gänge ſeiner Cugina zu erforſchen, ihr nachzuſtellen und Fallen zu legen, ſondern ein gekränkter Familien- und Adelsſtolz, den er, ſowie die ganze Verwandtſchaft des Ceſarini beſaß, die ihre Abſtammung nicht weiter als bis zum Cäſar ſelbſt zurückzuführen ſuchte, von dem aber auch kein männliches Glied ein Aederchen hatte und die es dem Fürſten Franceſco, dem Gatten Gertrudens nicht vergeben konnte, das alte, wenn auch faule Haus der Ceſarini mit unedlem Bürgerblut vermiſcht und verunreinigt zu haben, wie ſie ſich auszudrücken beliebten. Dies war wohl mit ein Grund, daß ſich die junge Frau in dieſer Familie ſo unglücklich fühlte, und ihr Gatte, von ſeinen Verwandten fortwährend angeregt, ſie ſobald vernachläſſigt hatte. Der Abbate ſchöpfte zuerſt Verdacht, weil ſeine ſchöne Cugina während dieſem Carneval nicht wie in den vorhergehenden Jahren jeden Nachmittag den Corſo in prächtiger Equipage und brillantem Coſtüme auf- und niederfuhr, um dort die Huldigungen der großen und eleganten Welt zu empfangen und alle Blicke auf ſich zu ziehen, ſondern ſich kaum einigemal daſelbſt auf kurze Zeit hatte ſehen laſſen, was nicht allein ihm, ſondern allgemein auffiel, da man ſie als eine der erſten lebenden Zierden Roms ungern vermißte, wenigſtens die Männerwelt; im Allgemeinen ſchrieb man es jedoch dem Mißverſtändniß mit ihrem Gatten, das bekannt war, zu. Eines Abends, als wir maskirt in einem Wagen den Corſo verlaſſen hatten, um uns in meine Wohnung zu begeben, daſelbſt die Coſtümes zu vertauſchen und ſpaniſche Trachten anzulegen, in denen wir ein Feſtino beſuchen wollten, hatte ich bemerkt, daß uns eine Maske in dem Anzug eines peruaniſchen Sonnenprieſters in einiger Entfernung gefolgt war und ſtille ſtand, uns nachſehend, als wir in das Haus traten, in dem ich mein Abſteigequartier hatte. Ich theilte es der Ceſarini mit, die mir ein gleichgültiges: »non sara niente« (es wird nichts ſeyn) erwiederte. Ich hatte meinen Spanier ſchon angezogen, aber die Herzogin konnte mit ihrem Coſtüm nicht fertig werden und beſchloß nun, ſich als Colombine, was ihr ſo allerliebſt ſtand, zu kleiden

und einen Rosa-Domino über diesen Anzug zu werfen. Als der wiederbestellte Fiaker kam und wir in denselben steigen wollten, bemerkte ich in geringer Entfernung wieder den Sonnenpriester, sowie, daß, als wir abfuhren, sich zwei als türkische Sklaven verkleidete Masken hinten auf den Wagen schwangen. Ich rief dem Kutscher zu, die beiden Kerls herabzupeitschen, wozu er aber den Muth nicht hatte, sondern sie nur ziemlich höflich ersuchte, herabsteigen zu wollen, wovon sie aber keine Notiz nahmen, sondern ruhig hinten aufsitzen blieben. Einen Straßenskandal wollte und mußte ich vermeiden, und befahl dem Kutscher, nach einem kurzen Umweg wieder an meiner Wohnung vorzufahren. Die Cesarini sagte mir, sie vermuthe, daß dies Nachstellungen von dem jungen Sforza seyen, dessen Gestalt auch der Priester gehabt. Angekommen sprang ich aus dem Wagen und rief meinem Burschen Louis, der muthig und gewandt weder Gefahr noch Händel fürchtete, von denen ich ihn eher zurückzuhalten als dazu anzufeuern hatte. Diesem befahl ich, sich hinten aufzusetzen. Die beiden Türkensklaven waren, während ich aus dem Wagen sprang, gleichfalls hinten abgesprungen und standen wieder observirend in einiger Entfernung. Lieutenant Bonnier hatte sich auch in meiner Wohnung eingefunden, um daselbst eine Zeitlang zu verweilen, wie er die Gewohnheit hatte, ich sagte ihm mit einigen Worten, daß uns ein Paar verdächtige Masken verfolgten. Als ich nun wieder abfahren wollte, trieben die Kerls die Frechheit so weit, sich abermals neben Louis hintenaufsetzen zu wollen, dieser aber stieß den ersten mit einem so kräftigen Fußtritt zurück, daß er hinterrücks niederfiel, und dem zweiten drohte er mit seinem derben Knotenstock, so daß dieser sich nicht mehr zu nahen wagte. Wir fuhren jetzt auf mein Geheiß in möglichster Schnelle auf die Piazza Colonna, wo wir ausstiegen, in einer Masken-Botega weite graue Cambridgemäntel überwarfen, weiße Larven vornachten, schwarze Federhüte aufsetzten und so mehrere Festinis und Theater besuchten. Nach Mitternacht brachte ich meine theure Amica in ihr Palazzo zurück, wo sie die getreue Zofe an der kleinen Pforte empfing und von wo ich mich zu Fuß in meine Wohnung begeben wollte. Ich mochte ungefähr noch einige dreißig Schritte von derselben entfernt seyn, als ich von zwei verlarvten Kerls angefallen wurde, in deren Händen blanke Dolche schimmerten; etwas dergleichen vermuthend, hatte ich schon den Degen gezogen, noch ehe

sie mir auf den Leib konnten, und ein gespanntes Terzerol in der linken Hand. Die Kerls, hierdurch stutzig gemacht, schienen sich einen Augenblick zu besinnen, versuchten indessen doch mit ihren ziemlich langen Dolchen auf mich einzudringen, ich versetzte aber einem derselben einen Hieb auf die rechte Hand, daß er das Messer schnell und mit einem Schrei zur Erde fallen ließ, der zweite wagte es nun nicht, auf mich loszugehen, sondern gab Fersengeld. Ich sah noch einen dritten, der sich bis jetzt verborgen, eine passive Rolle gespielt hatte und nun ebenfalls Reißaus nehmen wollte, dem ich aber nacheilte und einen tüchtigen Hieb auf den Kopf versetzte, so daß er mit einem lauten: **ajuto, ajuto!** davon zu springen versuchte, aber meinem Louis und Bonnier, die den Lärm hörend beide bewaffnet gerannt kamen, in die Hände fiel. Ich wollte den Kerl auf die nächste Wache bringen, er fiel mir aber zu Füßen, bat flehentlich um Gnade, ein **Illustrissima, Eccellenza, Monsignore** nach dem andern stammelnd und mit einem **fatemi grazia voglio tutto confessare** endigend.

Unter der Bedingung, daß er mir die volle und ganze Wahrheit haarklein gestehe, versprach ich, ihn nach seinem Geständniß laufen zu lassen, bemerkte aber, daß wenn er von mir auf der geringsten Lüge ertappt würde, ich ihn ohne Weiteres nach Albano transportiren ließe, um ihn dort vor ein Kriegsgericht zu stellen und erschießen zu lassen, denn ich sey der Commandant von Albano. Dies wirkte, der dumme Teufel glaubte in allem Ernst, daß dies in meiner Gewalt stünde, und rief aus: »**ah in che malanno mi sono precipitato.**« Wir nahmen ihn nun zwischen uns, führten ihn in meine Wohnung, um daselbst ein förmliches Verhör mit ihm vorzunehmen. Hier gestand er, daß er mit noch ein Paar andern seines Gelichters wirklich vom jungen Sforza gedungen worden, mir für 150 Zechinen das Lebenslicht auszublasen, er sey aber ein **Galantuomo**, der kein Mestiero von solchem Handwerk mache und sich nur deshalb habe verleiten lassen, weil man ihm gesagt, ich sey ein französischer Vagabund, ein Glücksritter und Ketzer, den in die andere Welt zu spediren ein Verdienst um die Jungfrau sey, er sähe aber wohl ein, daß man ihn hintergangen habe; denn er würde es nimmer gewagt haben, seine Hand an einen **Signor Uffiziale** und gar an die geheiligte Person des Commandanten von Albano zu legen. Der arme

Teufel, der ziemlich viel Blut aus der Kopfwunde, die ich ihm beigebracht, verlor, wurde zuletzt ganz matt und schwach. Ich ließ ihm etwas Wein geben und Louis verband ihm, nachdem er die Haare an dieser Stelle abgeschnitten und die Wunde gehörig ausgewaschen hatte, dieselbe. Noch immer hatte er Angst, daß ich ihn nach Albano bringen und dort erschießen lassen werde. Ich suchte ihn zu beruhigen, stärkte ihn mit noch einigen Gläsern Albanerwein, und kündigte ihm dann an, daß es ihm freistünde, hinzugehen wo er wolle. Diese Großmuth hatte er nicht erwartet und es kostete Mühe, ihn davon zu überzeugen, er war dadurch so gerührt, daß er sich mir abermals zu Füßen warf und sich ganz zu meiner Disposition stellte, indem er sagte, der junge Sforza sey ein gran birbone, der ihn betrogen, und daß er mir fortan von allem Nachricht geben wolle, was derselbe noch gegen mich im Schilde führen möge, so daß ich gehörig prävenirt, immer meine Maßregeln nehmen könne. Der Kerl hielt wirklich Wort und warnte mich, sich fortwährend in Sforzas Vertrauen erhaltend, vor allen Fallstricken, die der Cesarini und mir von dieser Seite gelegt werden sollten, so daß wir sie durch unsere Gegenminen immer nichtig zu machen wußten, was jenem unerklärbar war und er unbegreiflich fand. Sforza war einer der gefährlichsten Feinde der Cesarini und glaubte sich als naher Verwandter des Herzogs Francesco zurückgesetzt, auch hatte ihn Gertrude immer in gehöriger Entfernung zu halten gewußt, und da er durch seine Spione endlich Wind von dem Verhältniß, in dem wir miteinander stehen müßten, erhalten hatte, so warf er nun seine ganze Wuth auf mich. Ich fand aber für gut, dies Alles zu ignoriren und nur immer mehr auf meiner Hut zu seyn, was jetzt nicht mehr schwer war, da sein Hauptagent in meinem und Gertrudens Sold stand und wir denselben reichlich beschenkten. Nur einmal ließ ich mich verleiten, dem Sforza bei einer Abendgesellschaft im Pallast des Fürsten Odeschalchi im Vorübergehen die Worte: »die Zeit ist nicht mehr fern, wo alle Banditen und Meuchelmörder den Galgen zieren werden«, mit großem Nachdruck an ihn zu richten. Monsignore schien etwas verlegen, zwang sich zu lächeln, aber seine Lippen bebten, versagten ihm diesen Dienst, und das Lächeln artete in ein konvulsivisches Verzerren des ganzen Gesichts aus.

Unbekümmert über diese Nachstellungen, fuhren wir nach wie vor fort, uns den Vergnügungen zu überlassen; die Cesarini selbst

versicherte mich, daß ich dem Menschen nun unbedingt alles Zutrauen schenken könne; denn dies läge im Charakter eines braven Römers, besonders wenn man so wie wir von Zeit zu Zeit seinen guten Willen durch kleine Regali anfeuere. Ja er trieb seine Ehrlichkeit so weit, daß sich sein zartes Gewissen Skrupel machte, solche Geschenke anzunehmen, da er uns eigentlich noch keine reellen Dienste geleistet habe.

Es waren nun schon beinahe zwei Monate vergangen, daß ich mit der Cesarini auf dem vertrautesten Fuß lebte und ihr ganz treu geblieben war, aber ewig konnte es nicht dauern, dies war wider meine Natur und lag nun einmal nicht in meinem Charakter. Im Theater Aliberti machte ich eines Abends die Bekanntschaft einer noch ganz jungen, kaum 17jährigen Wittwe, Namens Verneni, die ihren Mann erst vor wenig Monaten, und zwar schon vier Wochen nach der Hochzeit, verloren hatte. Ich befand mich diesen Abend zufällig allein im Theater, Gertrude, an Migräne leidend, hütete Bett und Zimmer. Die blutjunge Frau hatte noch eine ältere Schwester und beide einen alten Herrn, ihren Oheim, bei sich. Das Ungefähr führte mich in eine Loge mit den Damen, die ich beide noch für Mädchen hielt, und erstaunt war, als ich erfuhr, in der jüngsten schon eine Wittwe zu finden. Eine Unterhaltung war bald angeknüpft, das Theater selbst lieferte den Stoff dazu; ich erlaubte mir, den Damen einige Erfrischungen anzubieten, die mit Dank acceptirt wurden, und so war die Bekanntschaft schnell gemacht; nicht nur erhielt ich die Erlaubniß, die Signora in Begleitung des Oheims nach Haus geleiten, sondern auch die, ihr am andern Tage meine gehorsamste Aufwartung machen zu dürfen. Ich wurde auf das Freundlichste empfangen, die ältere unverheirathete Schwester, auch ein recht hübsches Mädchen, wohnte seit dem Tode ihres Schwagers mit der jungen Wittwe zusammen, beide sangen artig, spielten, wie alle Römerinnen, Guitarre und Mandoline, wir musicirten, scherzten, es dauerte nicht lange, so küßten wir auch, und bald brachte ich fast alle meine Vormittage hier zu, während ich die Nachmittage und den Abend noch immer meistens der Cesarini widmete. Diese Abwechslung war mir sehr wohlthuend; denn das ewige Einerlei, und wenn es auch toujours perdrix ist, tödtet, sobald der Reiz der Neuheit vorüber ist, und macht jeder ewigen Liebe ein baldiges Ende. Da lobe ich mir die Musel-

männer, die haben in dieſer Hinſicht die wahre Lebens- und Liebesphiloſophie, und die erſten Verſe des Liedchens:

„Jüngſt kam ein Reiſender zurück,
Weither aus der Türkei:
Da, ſprach er, blüht der Männer Glück,
Da leben ſie recht frei;
Da hat man Weiber, wie man will,
Und weiß von keiner Zahl,
Der Braunen und der Blonden viel,
Und viele auf einmal.

Verdammt, rief Star, ganz außer ſich,
Sey unſer Eigenſinn,
Ei, Bruder, ei, wie ärgert's mich,
Daß ich kein Türke bin,"

waren mein Lieblingsthema; den Schluß des Liedes aber habe ich, wenigſtens in meiner Jugend, nie recht faſſen mögen, er heißt:

„Sein Weibchen ſah ihn lächelnd an
Und ſprach: was fällt dir ein,
Du möchteſt wohl, mein lieber Mann,
Ein rechter Türke ſeyn?"

Meine neue Bekanntſchaft, die Signora Vernetti, war wieder von einer allerliebſten Naivität und in der Blüthezeit einer eben aufbrechenden Roſe, ſie hatte ſehr regelmäßige, ſchöne Züge, und dennoch viel Ausdruck im Geſicht, Hals und Nacken waren ganz zum Küſſen geſchaffen. Schon in den erſten Tagen entdeckte ſie mir, daß ſie ſich ſchon beinahe ſeit drei Monaten in der Hoffnung befände und ſich ihre Taille zu runden beginne, weshalb wir uns ohne alle Gefahr für ſie ganz den innigſten Vergnügungen der Liebe hingeben könnten. Das gute Kind hatte mir ohne Zweifel dieſe Entdeckung gemacht, um mich zu ermuthigen; denn ich hatte mich bis jetzt noch immer ziemlich zurückhaltend bei ihr benommen, was ihr, da ſie die geheimen Freuden der Liebe ſchon kannte, aber nur ſo kurze Zeit genoſſen hatte und deshalb um ſo lüſterner darnach war, gerade nicht ſehr gefiel, weshalb ſie mir auch das naive Geſtändniß gemacht haben mochte. Ich war aber nicht der Mann, der ſich von einer hübſchen jungen Frau ſo etwas zweimal ſagen ließ, ſondern vertrat noch in derſelben Stunde die Stelle des verſtorbenen Ehemannes; nach einem Duett, das wir zuſammen ſangen, verirrten wir uns zu einem tête à tête in das Camerino,

während die Schweſter Patience im Wohnzimmer ſpielte, und wiederholten ſolche Verirrungen ſo oft, daß dieſe zuletzt alle Patience verlor und uns einmal zürnend überraſchte, weil wir ſie doch gar zu lange ganz allein ließen. Ich küßte nun auch dieſe, um ihren gerechten Unwillen zu beſänftigen, und — weil ſie eben küſſenswerth war. Endlich aber machte ich noch eine dritte weibliche Bekanntſchaft zu Rom, und zwar meine **passion predominante, una giovan' principiante**, das fünfzehnjährige charmante Töchterchen des Buchhändlers und Antiquars Baſi, die ich in deſſen Bottega, manches Buch, römiſche Anſichten, Charten und Pläne kaufend, kennen lernte, und während ich mit dem Papa mich in gelehrte Disputationen einließ, führte ich mit dem Töchterchen einen verſtohlenen Augenſtreit, lancirte Occhiaten und wechſelte Blicke. Ich ließ den Alten manche lateiniſche und altitaliäniſche Scharteke in ſeinem antiquariſchen Magazin ſuchen und holen, nahm die Augenblicke ſeiner Abweſenheit wahr, dem ſchönen Mädchen meine unnennbare Liebe zu geſtehen, und wußte mich bald ſo ſehr in des **caro Papas** Gunſt zu ſetzen, dem ich ſeine Bücher zu raiſonnabeln Preiſen bezahlte, daß er mir geſtattete, mit der holden Enrichetta manches Stündchen Muſik zu machen, wobei denn auch noch manche andere Saite als die der Guitarre gegriffen wurde, wenn wir uns unter vier Augen in dem hintern Zimmer befanden und neue Käufer den Antiquarius in ſeinem Laden zu unſerer großen Freude oft ſehr lange beſchäftigten. So hatte ich nun der Schönen drei, unter denen mir oft die Wahl wehe that, und ich nicht wußte, zu welcher ich zuerſt meine Schritte wenden ſollte: doch theilte ich bald meine Zeit nach der bekannten Romanze ein:

Am Morgen küſſ' ich die Blondine,
Die Braune war am Mittag mein,
Die Schwarze mit der holden Miene
Die mußte mein am Abend ſeyn ꝛc.

Indeſſen machte ich damals auch eine Bekanntſchaft, die nicht minder von Intereſſe als die meiner Schönen, ja wohl noch von höherm und bleibenderm war, nämlich die des berühmten Canova, und Baſi war es, der mich bei dieſem Fürſten der modernen Bildhauerkunſt einführte, in deſſen Werkſtätte wir einen koloſſalen, ganz nackten Napoleon, aus kariſchem Marmor gehauen, ſahen, an den der berühmte Meiſter nur noch die letzte Meiſelfeile zu legen hatte.

Dieſe Statüe, die mit nächſtem nach Paris abgehen ſollte, ſprach mich nicht ſehr an, dagegen entzückte mich die vollendete Bildſäule einer Nymphe von weißem Marmor, die einen Wuchs und Formen hatte, welche trotzdem daß ſie von Stein waren, dennoch das Blut der Lebendigen in Wallung und Gluth zu verſetzen vermochten; ich habe keine Statüe mehr geſehen, die einen ſo lebhaften Eindruck wie dieſe Nymphe, eine Auloniade, auf mich gemacht hätte, und glaube ſchwerlich, daß ſich in der Wirklichkeit eine ſolche Geſtalt auffinden läßt. Auch eine Bildſäule Ferdinand IV., des verjagten Königs von Neapel, ſtand in Canovas Atellier, die letzte Feile erwartend, die ſie aber vorerſt nicht erhielt. Wir ſahen noch mehrere andere Schöpfungen des hochberühmten Meiſters, die zum Theil erſt halbvollendet waren, und mit der liebenswürdigſten Gefälligkeit zeigte uns derſelbe ſeine Säle, uns alle nur zu wünſchenden Erklärungen gebend. Noch führte mich Vaſi in die Werkſtätte eines andern berühmten Bildhauers, Namens Maſſimiliano; auch dieſer hatte einen koloſſalen Napoleon, aber im kaiſerlichen Ornat, mit Scepter und Krone, beinahe fertig, der mir minder mißfiel als der nackte, obgleich Arbeit und Kunſt jenem bei weitem nicht gleich kamen. Was Canova beſonders auszeichnete, war, daß er die Natur mit den idealiſchen antiken Schönheiten ſo zu verſchmelzen wußte, daß alle ſeine Schöpfungen eine Lieblichkeit athmeten, wie keine andern mehr, und dabei war er ſelbſt von der liebenswürdigſten Beſcheidenheit, er ſchien faſt beſchämt, ſo viel Verdienſt, Talent und Genie zu haben.

Der Carneval ging nun zu Ende, ich hatte ihn Gottlob! ordentlich mitgetobt, werde mich aber hüten eine Beſchreibung deſſelben zu geben, da ihn mein berühmter, wenn auch etwas ſteifer Landsmann ſo meiſterhaft als lebendig geſchildert hat, und er außerdem dieſes Jahr (1807) bei weitem nicht ſo glänzend und lebhaft ausfiel, als dies gewöhnlich der Fall iſt, woran die Occupation des Kirchenſtaates durch die Franzoſen ſchuld war. Ein ſeltſamer Gebrauch iſt es, daß man die Hinrichtungen der armen Sünder die das Leben verwirkt haben, bis zu dieſem Volksfeſt aufſchiebt, das ſie gewiſſermaßen einweihen müſſen, indem ſie ein Paar Stunden vor dem Beginn des Carnevals an den, auf der Piazza Popolo, alſo dem Haupttummelplatz der Faſtnachtsbeluſtigungen, eigends dazu errichteten Galgen gehängt werden, wobei die Henker ſchon maskirt, und zwar meiſt als Hanswurſte und Arlechinis,

neben einem Priester in seinem kirchlichen Ornat, der den Delinquenten zum Tod bereitet, erscheinen! — Kaum sind diese Hinrichtungen, bei welchen Sbirren, Gensdarmen und Militär strenge Ordnung und Zucht halten, vorüber, so werden die schwarzbehangenen Gerüste niedergerissen, und die Maskentollheiten beginnen in ihrer ganzen Ausgelassenheit. — Noch ein anderer sonderbarer Gebrauch wird um diese Zeit jedes Jahr erneuert: die armen Juden nämlich müssen eine Deputation an die Herren Conservatoren auf dem Capitol entsenden, um von diesen die Erlaubniß zu erbitten, ihr Quartier, der Ghetto genannt, wieder auf ein weiteres Jahr bewohnen zu dürfen, wobei sie sich für den bisher und im verflossenen erhaltenen Schutz, römische Luft schöpfen und römisches Wasser trinken zu dürfen, gehorsamst, mit Ueberreichung eines prächtigen Blumenstraußes, bedanken müssen. Ein Kanonenschuß, von der Engelsburg abgefeuert, giebt das Zeichen zur Eröffnung des Carnevals, und die Glocken des Capitols läuten ihn ein. Der Statthalter, von Reiterei und Infanterie umgeben, und der einzige Senator, jedoch mit allerlei Gefolge in reich vergoldeten Kutschen, fahren nun zuerst den Corso hinab, und ihnen folgt dann der ganze Maskenschwarm in Wagen, zu Pferde und zu Fuß u. s. w. Das Werfen mit dem Confetti und das endliche Ausblasen der Moccoli (kleine Lichtstümmel) kam mir ziemlich kindisch vor, nur wenn ein mit Mehlstaub gefülltes Ei, auf den Rücken oder den Kopf eines geistlichen Herrn geschleudert, zerplatzte und den Schwarzrock plötzlich weiß färbte, konnte ich mich des Lächelns nicht erwehren, dagegen interessirte es mich zu sehen, auf welche Weise den Damen die Biglietti, selbst bis zu den höhern Stockwerken, an den Fenstern zugesteckt werden, wogegen kein eifersüchtiger Ehemann oder Cicisbeo etwas einwenden darf, denn dies gehört mit zur Maskenfreiheit. Der Anbeter steckt das Briefchen, das er der Schönen spediren will, an die Spitze einer ungeheuern Scheere, keiner gewöhnlichen Frauen- oder Arbeitsscheere, sondern einer solchen ähnlich, auf welche die Kinder die Nürnberger Holzsoldaten stecken und manöuvriren lassen, und die ausgestreckt, dann bis zu den Fenstern der zweiten und dritten Stockwerke reichen.

Die letzte Nacht hatte ich einem Festino in dem großen Theater Aliberti beigewohnt, und veranstaltet, daß sowohl die Cesarini, die Vernetti mit ihrer Schwester und Vasis sich auf diesem Larvenball einstellten, und sich alle drei gewaltig intriguirt fanden, um

zu erfahren, wer die andern Masken seyen, mit denen ich oft angelegentlich konversirte und die Monfarina *) tanzte.

Die nun beginnenden Fasten, die ich mir recht langweilig vorgestellt hatte, vergingen mir indessen außerordentlich angenehm, wozu verschiedene Umstände beitrugen. Durch das so wenig geordnete, fast schlaflose Leben und öftere Verkältungen, namentlich bei dem Zurückreiten nach Albano in der Morgendämmerung, wo ich in der letzten Zeit kaum ein Paar Stunden ruhte und dann schon wieder nach Rom trabte, hatte ich denn doch meine Gesundheit etwas zerrüttet, und mein erpichtester Feind, die Terzana, stellte sich nicht nur mit großer Kraft wieder ein, sondern ich fühlte auch sonst eine große Mattigkeit und Schwäche in allen Gliedern, dabei waren die Fieberanfälle so heftig, daß sie mich zusammenrüttelten wie altes Eisen, und keine China, so groß ich auch die Portionen im stärksten Wein nehmen mochte, wollte diesmal helfen, eben so wenig die Mittel, die mir ein römischer Aeskulap verschrieb; Bonnier meinte, wenn ich genesen wollte, müßte ich ins Lazareth nach Rom, wo ich dann alle mögliche Pflege und Ruhe haben und bald wieder hergestellt seyn würde, dies meinten auch die Aerzte, und ich schrieb deßhalb an Düret, der mir ebenfalls dazu rieth, und mir schrieb, daß er vorerst die Commandantur von Albano nicht besetzen lassen wolle, sondern der Unterlieutenant der Compagnie diesen Dienst provisorisch versehen sollte, was leicht anging, denn zur Noth hätte auch ein Vicekaporal dieses Amt verwaltet, bei dem die Hauptsache die Tafelgelder und sonstige Emolumente ausmachten, die ich ohnehin schon seit längerer Zeit mit meinem Kameraden theilte. Ich begab mich daher ins Lazareth, wo man mir ein schönes und geräumiges Gemach neben Bonniers Zimmer einräumte, aber das in Rom gemiethete Logis behielt ich dennoch bei, denn Damenbesuch konnte ich hier, so prächtig es auch war, doch nicht empfangen. Die Offiziere wurden daselbst wirklich fürstlich bedient, und nicht minder gut waren die Unteroffiziere und Soldaten verpflegt, versteht sich alles auf Kosten des heiligen Stuhles, so daß die letztern ihre Rekonvalescenz gerne so lange es sich nur immer thun ließ, hinausschoben. Außerdem aber

*) Ein ziemlich üppiger, in Italien gebräuchlicher, aber sehr leichter Tanz, der Paarweis in Colonnen, aber immer nur mit der eignen Tänzerin getanzt wird.

hatten viele Soldaten von unserm Regiment noch einen ganz besondern Beweggrund, dieses Lazareth heimzusuchen, und Mittel ausfindig gemacht, sich hier eine kleine Summe Geld ohne große Mühe zu erwerben. Viele derselben waren nämlich Protestanten, welches die Franciskaner und andere Mönche, die die Kranken häufig besuchten, bald in Erfahrung gebracht hatten, und es sich nun angelegen seyn ließen, diese Ketzer zu bekehren und ihre Seelen der ewigen Verdammniß zu entziehen, was ihnen auch vermittelst einiger römischen Piaster, einigen Geschenken an Schuhen, Hemden und andern Dingen, die ebenfalls im Ghetto wieder zu Geld gemacht wurden, gewöhnlich gelang. Aber nicht nur Ketzer benützten diese Bekehrungssucht der Pfaffen, sondern auch andere, schon seit ihrer Geburt der katholischen Kirche angehörende Christen gaben sich für gottlose Lutheraner aus, und wurden den Piastern zu lieb zum zweitenmal katholisch; hier waren die Soldaten schlauer und listiger als die Mönche. Da diese Sache im Regiment bald genug bekannt wurde, so benutzten Viele die geringste Unpäßlichkeit, um ins französische Lazareth nach Rom gebracht zu werden, welches für die um diese Stadt herumliegenden Truppen bestimmt war, um dort katholisch oder noch einmal katholisch zu werden.

Mit meinem Unwohlseyn wollte es sich indessen, trotz allen angewandten Mitteln, auch hier nicht bessern, die Anfälle des Wechselfiebers wurden immer stärker und stellten sich immer früher ein, ein böses Omen. Ich verlor bald alle Geduld, denn diese Krankheit fing an mich in allen meinen Unternehmungen und Abenteuern zu stören, und beschloß jetzt, mich durch einen Desperationscoup selbst zu kuriren. Als der Anfall sich wieder einstellte, verließ ich das Spital, rannte an die nicht sehr entfernte Tiber, kleidete mich aus und stürzte mich bei der noch sehr rauhen Witterung in das eiskalte Wasser des Flusses, wo mich ein heftiger Schauer ergriff, nach dem aber das Fieber augenblicklich aufhörte. Ich verließ das Bad, eine große Schwäche empfindend, kleidete mich eiligst an, setzte mich auf mein Pferd, das ich mir hierher hatte bringen lassen, und trabte nun beinahe zwei Stunden ohne Aufhören, so daß ich in einen starken Schweiß gerieth, mit dem ich mich dann zu Bette legte, und siehe, das Fieber blieb den dritten Tag nach dieser Pferdekur richtig aus. Als ich dem Oberarzt dieses Experiment mittheilte, schüttelte er gewaltig den Kopf und

ſagte: Sie müſſen in der That toll ſeyn, um ſo etwas zu unternehmen, unter Hundert würden es Neunundneunzig mit dem Leben büßen, die Ihnen dieſes nachmachen wollten. — Indeſſen blieb das Fieber wirklich beinahe 4 Monate ganz weg, und ſtellte ſich erſt dann ein, nachdem ich wieder andere Exceſſe begangen hatte. Ich blieb aber noch eine Zeitlang im Lazareth und machte jeden Morgen in Bonniers Geſellſchaft weite Spaziergänge in dem öden, verwilderten und romantiſch gelegenen Theil der Stadt, wo man nur Weingärten, Ruinen, Palmen, Lorbeerhecken, hie und da ein Kloſter oder eine Kirche antrifft.

Eines Morgens nahmen wir unſere Richtung nach dem Lateran *), bewunderten die Raritäten dieſer Kirche, in der ſich, wie zu Loretto, Beichtſtühle für die Sünder aus allen Nationen befinden, in denen der Deutſche, der Pole, der Franzoſe, der Spanier ꝛc. ſeine Sünden in ſeiner Mutterſprache bekennen und auch in dieſer zu ſeinem großen Troſt abſolvirt werden kann. — Von hier begaben wir uns zu der ganz nahen Scala Santa, die mein Freund noch nicht geſehen hatte. Obgleich wir beide gute Chriſten waren, ſo ſchien uns doch die Erſteigung der heiligen Treppe auf den Knieen etwas zu umſtändlich und langweilig, auch würden wir der vielen Gebete wegen, die man auf jeder Stufe herzuſagen hat, in große Verlegenheit gekommen ſeyn, da weder der eine noch der andere ein Pater noster oder Ave Maria wußte, und außerdem würden unſere ſchönen, mit Silber beſetzten Uniformsbeinkleider dabei ſehr Noth gelitten haben; wir faßten demnach ein Herz und ſtiegen feſten und ſichern Trittes, auf die uns für Ketzer haltenden Leute nicht achtend, die rechts angebrachten profanen Treppen hinauf. Vor dem heiligſten aller Altäre angekommen, knieten wir jedoch nieder und ſtaunten das von Engel gepfuſchte Bild an, richteten aber auch mitunter einen weltlichen

*) Dieſe Begebenheit wurde ſo wie noch einige andere Fragmente dieſes Werks ſchon vor längerer Zeit (über 20 Jahre) von dem todten Verfaſſer in der zu Mannheim erſchienenen Zeitſchrift: der Phönix betitelt, mitgetheilt, aus der ſie die Redaction der Wundermappe, in der Abtheilung welche von Italien handelt, entnommen. Dieſe wenigen Fragmente machten damals ſo großes Aufſehen, daß die Redaction der Mannheimer-Zeitung mit Briefen beſtürmt wurde, um zu erfahren, wann und wo das Werk erſcheinen würde.

Blick auf die heranknieenden Sünder und besonders auf die Sünderinnen.

Wir waren noch nicht lange in dieser Position, als eine Procession andächtiger Klosterfrauen, von ihrer Aebtissin angeführt, an der untersten Stufe der Scala Santa erschien, und sich bereitete dieselbe knieend zu erklimmen. — Vier und vier beknieten nebeneinander eine Stufe, ihre Schleier hatten sie, da sie viel küssen mußten *), natürlich zurück geworfen, und ihre Gesichter ganz enthüllt. Daß wir nun nicht mehr auf das heilige Bild, sondern auf die ankommenden lebendigen schauten, unter denen sich manch reizendes Madonnenköpfchen befand, brauche ich nicht erst zu versichern, und wir hatten alle Zeit, die frommen Schwestern, die so langsam Stufe für Stufe betend zu uns heranknieten, gehörig zu mustern. Gleich müssen uns die guten Kinder nicht bemerkt haben, wenigstens die Frau Aebtissin nicht, denn sie hatte schon ein Drittheil der Stufen überkniet, als sie mit Schrecken zwei französische Uniformen, mit Epauletten und Mordgewehren, und dabei einen schwarzen Schnurrbart gewahrte. Aber was sollte die gute Frau machen? — An ein Umkehren war nicht mehr zu denken, eine Retirade auf den Knieen unmöglich, ohne zu riskiren die Hälse zu brechen, und stehenden Fußes wieder hinabzugehen, hätte Bann und vielleicht ewige Verdammniß bewirkt; die fromme Heerde, die schon etwas durch unsere bunten Uniformen in ihrer Andacht gestört worden, mußte sammt der Hirtin nolens volens vorwärts, wobei manches Schäfchen einen neugierigen aber verstohlenen Blick auf uns Sünder warf, der nicht verloren ging.

Je näher die Nonnen dem heiligen Altar und folglich uns kamen, desto häufiger schielten sie nach uns, wahrscheinlich waren wir die ersten französischen Militärs, welche die guten Kinder zu Gesicht bekamen, und der Glanz unserer Uniformen muß den des heiligen Bildes noch übertroffen haben, da sogar die ältern Schwestern ihren Rosenkranz ziemlich verwirrt abzubeten schienen. Meinem Freund und mir fiel bald eine junge, kaum 16jährige Nonne von ausgezeichneter Schönheit auf, die in der vierten Reihe auf der linken Seite kniete, ein wahres Engelsgesichtchen, dessen überaus feine Züge, blendend weißer Teint und seelenvoller Blick ihr das Ansehen einer halb Verklärten gaben, wozu ein etwas schwermü-

*) Auf jeder Stufe küssen die frommen Gläubigen den Schmutz, den die vor ihnen Hinaufknieenden gemacht, wieder weg.

thiger Zug, der sie noch um so interessanter machte, das seinige beitrug, so wie das, sie sehr gut kleidende Nonnengewand. Je näher sie heran kam, je mehr ruhten unsere Blicke auf ihr, die sich zuletzt unbeweglich fixirten. Auch sie schien es bald bemerkt zu haben, daß sie ausschließlich der Gegenstand war, der unsere Augen fesselte; bei der Erknieeung einer jeden neuen Stufe sah sie uns zuerst nur flüchtig und dann immer etwas länger an; als sie endlich die letzte erreicht hatte, warf sie uns noch einen vielsagenden und bedeutungsvollen Blick zu, der von einem halbunterdrückten Seufzer begleitet war. Der Saum ihres Gewandes hatte das Kleid meines Freundes berührt, dem diese Berührung einen elektrischen Schlag gegeben zu haben schien; denn ein sehr merkliches Zittern durchbebte in diesem Augenblick seinen Körper, welches von der schönen Büßenden gleichfalls bemerkt worden seyn muß; ihr Gesicht färbte sich in demselben Augenblick glühend roth, sie neigte sich hierauf zur Erde, und schien in tiefster Andacht vor dem Altar zu beten. Als endlich alle Nonnen oben angekommen, und auch die letzte ihr Gebet verrichtet hatte, standen sie sämmtlich, auf ein von der Aebtissin gegebenes Zeichen, auf, und gingen auf der entgegengesetzten Seite, wo wir standen, die profane Treppe hinab. Noch einen flüchtigen Blick warf das holde Kind im Vorübergehen auf uns und verschwand. — Auch wir gingen bald darauf die andere Treppe hinab, und folgten der frommen Heerde in einiger Entfernung. — Mein Freund gestand mir sogleich, daß dies überirdische Wesen, wie er sich ausdrückte, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, und da er auf keine Weise Hoffnung habe, zu ihrem Besitz zu gelangen, ja sie je wieder sehen zu können, so mache ihn dieß zum unglücklichsten Menschen von der Welt.

Der Zug nahm nun seine Richtung nach San Balbino zu; wir folgten ihm gewissermaßen mechanisch, und bemerkten deutlich, wie manche der Nonnen sich öfters umsahen. Hinter San Balbino kam die Procession durch lauter einsame, von Mauern, Gärten und Ruinen begränzte Straßen; endlich gelangte sie an ein von hohen Mauern umgebenes und mit fest verwahrten Gitterfenstern versehenes Gebäude, das wir seiner Bauart und den Thürmen nach zu urtheilen, sogleich für ein Frauenkloster erkannten. An der eisernen Pforte angekommen, zog die Aebtissin eine Klingel, worauf sich sogleich die schwere Thüre knarrend öffnete, sämmtliche Schwestern folgten ihrer Gebieterin, nachdem einige von ihnen

noch einen sehnsuchtsvollen Blick rückwärts in die freie Natur gethan hatten, die sich ihnen nun wieder auf eine halbe Ewigkeit verschloß. Wir beobachteten dies alles, ungesehen hinter einem Gesträuch verborgen.

Endlich war auch die letzte Nonne über die verhängnißvolle Schwelle getreten, die Pforte drehte sich abermal centnerschwer in ihren Angeln, fiel prasselnd zu, und wir hörten deutlich wie das schwerfällige Schloß dreimal herumgedreht, und drei Riegel vorgeschoben wurden. Mein Gefährte stieß, als die Thüre zugefallen war, einen tiefen Seufzer aus, stützte sich auf meine Schultern, und wir blieben einige Minuten bewegungslos in dieser Attitüde.

Endlich richtete er sich wieder auf, indem er tief Athem holend sagte: Nun ist sie auf immer für mich und die Welt verloren! — Ich sprach ihm Muth ein und stellte ihm vor, daß Rom ja so viele außerordentliche Schönheiten besitze, die man täglich sehen, sprechen und bewundern könne, es demnach thöricht sey, sich in eine lebendig begrabene Klosterschwester zu verlieben. Doch ich predigte tauben Ohren, und muß aufrichtig gestehen, daß das Engelsgesicht auch auf mich einen gewaltigen Eindruck gemacht hatte, der, wenn ich nicht die Bekanntschaft der Prinzessin Cesarini gemacht, der ich mit ganzer Seele zugethan war, auch mich leicht zu Thorheiten hätte verleiten können. Langsamen Schrittes und Arm in Arm entfernten wir uns beide, nachdem wir durch einen vorübergehenden Gärtnersjungen erfahren hatten, daß das Kloster, welches die seltene Perle auf Lebenszeit in Verwahrung genommen hatte, der heiligen Ursula angehörte. Alle drei Schritte wurde ein Halt von einigen Minuten gemacht, dabei die grauen düstern Mauern anstarrend, welches so lange dauerte, bis auch die höchsten Zinnen und Spitzen der Thürme unsern Blicken entschwunden waren. Da schon längst die Essenszeit vorüber war, gingen wir zu einem Restaurateur, wo ich mirs trefflich schmecken ließ, denn die Promenade hatte mir großen Appetit gemacht; mein verliebter Kamerad brachte aber kaum einen Bissen über den Mund, und saß, den Kopf auf die Hände gestützt, gedankenvoll und stumm da. Der arme Teufel erregte wirklich mein Mitleid, so sehr es sonst meine Gewohnheit ist, mich über solche schmachtende Seladons lustig zu machen. — Ich wandte alles mögliche an, ihn aufzuheitern, ließ San Giorgio und Champagner bringen, doch alles

vergeblich, ich mußte allein trinken; von da besuchten wir mehrere Kaffeehäuser, in denen wir manche schöne Römerin trafen, die in Gesellschaft eines Violetstrumpfs oder eines Abbate ihren Sorbett zu sich nahm, aber auch diese machten nicht den mindesten Eindruck auf meinen Freund; wir verließen die Kaffeehäuser und ich schlug einen Spazierritt auf den Corso vor, da die Stunde heran gekommen war, wo sich die ganze schöne Welt Roms daselbst zeigt; mein gemüthskranker Freund nahm es an, und wir ritten, Capriolen und Lanzaden neben den zahlreichen Wagen machend, daselbst auf und nieder. Bald erschien auch meine schöne Cesarini in einem Halbwagen mit ihrer Tante, sie sah schöner wie je aus, und ich hatte Nonnen-Kloster und die ganze Begebenheit rein vergessen, schloß mich dem Wagen an, und vertiefte mich so in ihr Anschauen und ein angeknüpftes Gespräch, daß ich die Abwesenheit meines Kameraden erst dann bemerkte, als wir auf der Piazza Popolo Halt machten, um der Conversation besser pflegen zu können, wie es daselbst gebräuchlich ist. Nach Verlauf einer Stunde sah ich Bonnier in gestrecktem Gallop, sein Roß mit Schweiß bedeckt und ihn sehr erhitzt, von der Piazza Venezia hersprengen, und hätte, wenn er mirs auch nicht gestanden, doch errathen, wo er herkam; er hatte unterdessen eine Runde zu Pferd um das Ursuliner-Kloster gemacht und die hohen Mauern und eisernen Gitter angeseufzt. Ich empfahl mich nun, nachdem ich versprochen, mich im Apollo-Theater einzufinden, wohin ich denn auch meinen so schwer verwundeten Freund beredete. Um ein Uhr nach Mitternacht war das Schauspiel beendigt; der Mond stand hoch und hell am Horizont. Bonnier erklärte mir, daß er unmöglich schon zu Bette gehen könne und gar keinen Schlaf verspüre, sondern noch eine Promenade au clair de la lune machen wolle, wozu er mich dringend einlud —

Ohne eine besondere Divinationsgabe zu besitzen, war es leicht zu errathen wo diese Promenade hingehen sollte; lächelnd und kopfschüttelnd hing ich mich an seinen Arm, und ehe eine halbe Stunde verging, waren wir unter den bewußten Mauern. Das hohe Kloster mit seinen Kuppeln und Thürmen nahm sich im Mondschein recht schauerlich aus, und dreimal machten wir die Runde um dasselbe. Jetzt schlug die Thurmuhr, es war die zweite Stunde nach Mitternacht, und nur mit Mühe brachte ich meinen

ächzenden und stöhnenden Freund dahin, sich endlich mit mir zur Ruhe zu begeben.

Von den Strapatzen des Tages ermüdet, fiel ich bald in einen festen Schlaf, der mir trefflich bekam: doch kaum graute der Morgen, so wurde ich auch schon durch ein ziemlich fühlbares Rütteln aus dem besten Schlummer geweckt, und meine kaum halb geöffneten Augen erblickten wieder den verliebten Narren Bonnier, der mir mit möglichster Beredtsamkeit die Schönheiten des anbrechenden Tages vordemonstrirte und mich mit aller Gewalt zu einem romantischen Morgenspaziergang bereden wollte. Ich schlug es ihm aber schlaftrunken ab, legte mich unwillig auf das andere Ohr und schlief, auf die verliebten Narren scheltend, wieder ein.

Es war beinahe Mittag, als Bonnier von seinem Spaziergang zurückkehrte und mich noch im Bette antraf. Er rief aus: wie ist es möglich, so die schönste Zeit seines Lebens zu verschlafen, ich habe schon das ganze alte Rom durchwandert. Ich sprang nun aus dem Bette und erwiederte: Eben so viel werth, als diese Zeit wachend in fruchtlosen Träumereien hinzubringen. Dies brachte den guten Bonnier ein wenig in Wallung und er äußerte mir, daß seine Liebe eben so wenig frucht- als hoffnungslos sey. Klostermauern seyen noch lange keine Festungsmauern, er habe die des Ursulinerklosters heute Morgen hinlänglich rekognoscirt und gefunden, daß man sie mit Feuerhaken und Strickleitern bequem übersteigen könne, es wäre nicht das Erstemal, daß eine Nonne entführt worden sey, ein guter Soldat müsse sich durch nichts abschrecken lassen, und je größer die Schwierigkeiten, desto mehr Ehre sie zu überwinden. Ich gab dies alles gerne zu, endigte aber damit, ihm zu bemerken: er wisse ja noch gar nicht einmal, ob seine Geliebte eben solche Gesinnungen hege, ja ob sie nur etwas für ihn fühle, das man Liebe nennen könne, sogar ihr Name sey ihm unbekannt. — Das könnte wohl der Fall seyn, wenn ich so lange wie du geschlafen hätte, gab er mir zur Antwort; es ist eine Tochter aus der Familie Narelli zu Pesaro, die erst seit vier Monaten eingekleidet, und was die Liebe anbetrifft, so habe ich auf der Scala Santa hinlänglich gesehen, wor[illegible] ich mich zu halten habe. Voll Verwunderung fragte ich ihn, wie er ihren Namen erfahren hätte. — Durch den Klostergärtner, den ich diesen Morgen über eine Stunde sprach, versetzte er, und nachdem ich ihm eine deutliche Beschreibung meiner Geliebs-

ten gemacht, ohne ihn jedoch die Urſache ahnen zu laſſen, warum ich nach ihr forſche, verſicherte er mich, daß es keine andere als die Narelli ſeyn könne. Ich erkundigte mich noch nach manchen von den übrigen Schweſtern, um Verdacht zu vermeiden, und er nannte mir noch viele Namen, die ich bereits wieder vergeſſen habe. Auch über die innern Verhältniſſe des Kloſters gab er mir Aufſchluß, und da ich ihn fragte, ob ich den Kloſtergarten nicht einmal ſehen dürfe, antwortete er mir, daß dies ohne eine beſondere Erlaubniß der Frau Aebtiſſin nicht angehe, die er jedoch darum fragen und mir morgen ſchon Beſcheid geben wolle, in jedem Fall aber könne dies nur zu einer Stunde geſchehen, in welcher die Nonnen in ihren Cellen ſeyen. — Du ſiehſt alſo, Freund, daß ich ſchon um einige Schritte dem Ziele näher gerückt bin und daß ich es mit deiner Hülfe wohl noch erreichen kann. — Das muß ich geſtehen, du haſt ſchon Rieſenſchritte gemacht, erwiederte ich lächelnd, und wenn es ſo fortgeht, ſo biſt du übermorgen in der Celle der Geliebten, nur ſehe ich nicht recht ein, was dir das Beſehen des Kloſtergartens nützt und was ich bei der Sache viel thun kann.

— Wie magſt du nur ſo fragen! wenn ich den Garten kennen lerne, ſo orientire ich mich im Innern, erſehe mir die Stelle, wo meine Angebetete am leichteſten zu entführen iſt, und dies iſt ſchon viel, ſehr viel. Du kannſt mir vermittelſt deiner intimen Bekanntſchaft mit der Ceſarini von außerordentlichem Nutzen ſeyn. Damenbeſuche dürfen die Nonnen zu jeder Zeit annehmen, die C. hat, wie du weißt, in mehrern Frauenklöſtern Verwandte, ſie iſt mit den Gebräuchen in denſelben bekannt, durch ſie könnte man leicht die Narelli erforſchen und dann ein Einverſtändniß mit ihr anknüpfen.

Du ſiehſt, Lieber, fuhr Bonnier fort, daß ich alles wohl überlegt habe, und du mußt mir dein Wort geben, heute noch mit der Ceſarini über dieſe Angelegenheit zu ſprechen, oder ich ſehe dich nicht mehr als meinen Kameraden an, hoffentlich haſt du noch nicht vergeſſen, wie manchmal Schildwache ich bei deinen verliebten Abenteuern ſchon geſtanden, wie manche Runde und Patrouille ich bei ſolchen Gelegenheiten für dich gemacht habe, und bin ferner bereit, dir zu dienen wo ich nur immer kann. — Schon gut, unterbrach ich den immer ungeſtümer werdenden Bonnier, hier meine Hand darauf, heute Abend ſpreche ich noch die Ceſarini,

und du ſollſt morgen früh das Reſultat wiſſen. Warum morgen früh, ich erwarte dich heute Nacht wachend, und ſo wie du zurückkömmſt, und wenn es erſt gegen Morgen wäre, mußt du mir Bericht von dem Erfolg abſtatten. Ich verſprach alles, kleidete mich an, machte meine gewöhnlichen Touren, auf den Corſo, ins Theater ꝛc., erfuhr aber zu meinem größten Leidweſen von der Ceſarini, daß es ihr heute unmöglich ſeyn würde, mich zu ſprechen, da ihr Mann und ihre Schwägerin den ganzen Abend mit ihr zuzubringen ſich vorgenommen hätten, wir müßten daher das Rendez-Vous auf den andern Tag verſchieben. Bonnier war gleich wieder nach St. Urſula gegangen, wo er durch Hecken, Geſträuche, Ruinen und Gärten patrouillirte, das finſtere Gebäude, welches ſeine ganze Seligkeit einſchloß, von allen Seiten anſähnte, und erſpähte, wo er wohl die Laufgräben am beſten eröffnen könnte. Erſt eine Stunde nach Mitternacht kam er zurück und traf mich zu ſeiner Verwunderung ſchon wieder ſchlafend im Bette an.

Er weckte mich ſogleich auf und fragte mich nach dem Reſultat meiner Unterredung mit der Ceſarini; als ich ihm ſagte, daß ich ſie gar nicht habe ſprechen können, ſtampfte er mit dem Fuß ſo gewaltig auf den Boden, daß alle Fenſter klirrten, und nur mit der größten Mühe gelang es mir, ihn zu beſänftigen, ihm die Urſache mitzutheilen und ihm verſtändlich zu machen, daß ich den kommenden Abend unfehlbar die Sache abmachen würde, und keine Verhinderung denkbar wäre, was ihn endlich etwas beruhigte; er warf ſich nun angekleidet auf ſein Bett, welches er mit den erſten Morgenſtrahlen ſchon wieder verließ, um nach dem bewußten Ort zu eilen. Ich ſah ihn den ganzen Tag nicht wieder. Am Abend hatte ich endlich die erſehnte Zuſammenkunft mit der Ceſarini, der ich die ganze Sache mittheilte und mir ihren Rath erbat. Sie erſchrak nicht wenig über den tollkühnen Plan meines Freundes, und ihr Rath war, dieſen zu bereden, denſelben als unausführbar aufzugeben, da uns beiden die Geſchichte höchſt verderblich werden und uns in die größte Gefahr bringen könne. Dagegen wandte ich den unerſchütterlichen Vorſatz Bonniers, deſſen heiße, gränzenloſe Liebe ein, und brachte es endlich ſo weit, daß ſie mir verſprach, in einigen Tagen das Kloſter unter irgend einem Vorwande zu beſuchen, um die nöthigen Erkundigungen wegen der Narelli einzuziehen und mir den Erfolg alsdann mitzutheilen, weiter würde ſie ſich aber auch in nichts einlaſſen, denn ſie habe keine Luſt, der

heiligen Inquisition in die Hände zu fallen und ihre Seligkeit auf das Spiel zu setzen; die Sünde, eine Braut Christi zu verführen, sey die größte von allen, die der Papst selbst nicht einmal vergeben könne.

Mit diesen schlimmen Aussichten mußte ich sie verlassen; ich theilte sie Bonnier bei meiner Nachhausekunft mit, der um so untröstlicher wurde, da ihm auch die Hoffnung, das Innere des Gartens zu sehen, gänzlich fehlgeschlagen war. Die Aebtissin wollte zwar anfänglich die Erlaubniß dazu geben, als sie aber hörte, daß der Fremde ein Franzose und gar ein Offizier sey, verbot sie dem Gärtner bei Strafe des Wegjagens und des Bannes, ihr je wieder einen ähnlichen Antrag zu machen; dieser war weder durch Versprechungen noch durch Geschenke zu irgend etwas zu bewegen, und die Unternehmung jetzt viel schwieriger, da man gewiß schon aufmerksam geworden war. Eine Ewigkeit schienen Bonnier die wenigen Tage, in denen die Cesarini das Kloster besuchen sollte; er strich während der Zeit, wie gewöhnlich, von Sonnenaufgang bis Mitternacht um dasselbe herum, jedoch in Bürgertracht verkleidet, mit abgeschornem Schnurrbart und eine Perücke auf dem Kopf, was ich ihm gerathen hatte, um sich unkenntlich zu machen. Endlich kam der Tag heran, an dem ich Antwort von der Cesarini haben sollte, ich selbst konnte kaum die Stunde erwarten. Sie war wirklich da gewesen und hatte zur Ausrede genommen, eine alte Bekannte ihrer verstorbenen Großmutter, die in diesem Kloster war, wegen einigen Familienangelegenheiten zu besuchen. Der guten alten Schwester wußte sie auch trefflich einen blauen Dunst vorzumachen, sie wurde sehr gesprächig, erzählte viel und mancherlei; endlich brachte sie die Cesarini auch auf die jungen Schwestern und auf die Narelli, an der sie besondern Antheil zu nehmen affectirte, und sie vermochte Beatrice (so hieß die Alte), sie ins Sprachzimmer zu bringen und der Narelli vorzustellen. Dort knüpfte sie mit dem jungen Mädchen ein ziemlich vertrauliches Gespräch an, ließ sich von ihr die Ceremonien ihrer Einkleidung erzählen, welche diese mit mancher unterdrückten Thräne vortrug; endlich kam sie auch auf ihr Klosterleben und auf die vor einigen Tagen stattgehabte Procession nach der Santa Scala. Mit Willen ließ sich die Cesarini auch die kleinsten dabei vorgefallenen Umstände berichten, und die Nonne sagte ihr, daß sie zum Erstenmal in ihrem Leben bei dieser Gelegenheit Franzosen gesehen, die ihr

außerordentlich gefallen hätten (dies begleitete sie mit einem tiefen Seufzer), besonders der Eine schien ein sehr guter Mensch gewesen zu seyn und habe sie unaufhörlich angesehen, auch sie habe nicht umhin gekonnt, manchmal nach ihm zu blicken und sey dadurch in ihrem Gebete etwas gestört worden; indessen hoffe sie, daß ihr die Madonna diese Sünde vergeben werde, sie sey so schon unglücklich genug; sie sprach noch ferner und viel von uns, und zwar so, daß die Cesarini deutlich merkte, daß auch sie von derselben Leidenschaft wie Freund Bonnier gequält wurde, nur schien es der Cesarini, daß nicht dieser, sondern ich der Gegenstand sey, der ihr Herz erfüllte; doch konnte sie darüber keine vollkommene Gewißheit erlangen, sie versprach, sie wieder zu besuchen und entfernte sich, ihr ein herzliches Lebewohl wünschend; die Alte begleitete sie bis an die Treppe, die Aebtissin war nicht sichtbar. Ich erzählte meinem Freunde Alles Wort für Wort wieder, bis auf den letzten Umstand, den ich ihm zu verschweigen für nöthig erachtete. Er schwamm in Entzücken und glaubte sich schon im Besitz der Geliebten. Unter Plänen und Projekten brachte er abermals die Nacht zu.

Noch einmal gelang es meiner Ueberredungskunst, die Cesarini ins Kloster zu persuadiren, um die Denkungsart der Narelli und ihre Meinung über eine Kloster-Entführung so beiläufig und nur von weitem zu erforschen. Sie sprach dieselbe abermals und glaubte bemerkt zu haben, daß das Mädchen, wiewohl mit einiger Mühe, dazu zu bewegen sey, betheuerte mir aber zu gleicher Zeit, daß sie nun ein für allemal nichts mehr mit dieser Sache zu schaffen haben wollte und daß, wenn ich nur noch einen Funken von Liebe für sie fühle, ich sie mit allen fernern Auf- und Anträgen der Art verschonen möchte, auch würde sie auf den Fall, daß die Sache zur Ausführung käme, darein verwickelt werden, wenn sie noch ferner Besuche im Kloster machte, welches natürlich einen dringenden Verdacht auf sie werfen müsse. Die Wichtigkeit dieses Grundes sah ich nur allzugut ein, und hätte um keinen Preis der Welt der mir so theuern Cesarini die geringste Unannehmlichkeit verursachen mögen. Doch schlug sie folgenden Ausweg vor, der mir auch der einzige und beste schien: Eine junge Französin, die sich bei einer ihrer Freundinnen seit einiger Zeit aufhalte und der italiänischen Sprache vollkommen mächtig sey, müsse man in das Geheimniß ziehen, auf ihre Verschwiegenheit dürfe man bauen,

diese habe man erprobt, und in Religionssachen sey sie eben auch nicht sehr scrupulös, ich solle selbst mit ihr reden, und dann wolle sie durch Aufträge an Beatrice ihr den Eingang ins Kloster verschaffen, käme dann die Entführung zu Stande, so könnte sie sich zugleich mit entführen lassen und alle Schuld fiel alsdann auf sie. — Ich bewunderte meiner Freundin Scharfsinn, so wie ich über ihre sonderbare Gewissens-Aengstlichkeit staunte, da sie sich ganz unschuldig glaubte, wenn sie nur nicht selbst Hand ans Werk legte, dabei aber die trefflichsten Rathschläge zur Vollbringung desselben ertheilte. Noch erfuhr ich von ihr, daß auch nahen Anverwandten männlichen Geschlechts der Eingang in das durch ein Gitter getrennte Sprachzimmer gestattet sey, um ihre Schwestern, Töchter oder Cousinen zu sprechen, jedoch nur im Beiseyn und unter der Aufsicht älterer, eigends dazu bestimmter Nonnen. Wenn wir uns also für Anverwandte der Narelli aus Pesaro ausgäben, uns gehörig verkleideten und unkenntlich machten, so könnten wir wohl selbst einigemal mit ihr reden, natürlich müsse sie aber auf alles erst durch die Französin vorbereitet seyn und einwilligen. — Diese unerwartete Entdeckung überraschte mich sehr, und machte mir viele Freude; nun erst fing ich an, an die Möglichkeit einer Entführung zu glauben, die ich bis jetzt immer bezweifelt hatte. — Als ich Bonnier dieß alles mittheilte, war er ganz außer sich, nannte mich einmal über das andere seinen besten Freund, für den er jeden Augenblick das Leben lassen wolle, packte mich beim Kopf und küßte mich, so daß ich Mühe hatte, mich seiner gewaltigen Zärtlichkeit zu entziehen. Demoiselle Lenier, so hieß die Französin, wurde nun durch die Cesarini zur Vertrauten gemacht, und sie gab sich nicht nur sehr gerne zu allem her, sondern das Abenteuer schien ihr sogar viel Vergnügen zu gewähren, und was die Sünde, so wie die Verdammniß jenseits anbelangte, so wollte sie die Verantwortung und die Schuld herzlich gern auf sich nehmen, — sie war eine Pariserin! —

Sowohl ich als Bonnier hatten nun öfters Unterredungen mit der Lenier, wo wir uns gegenseitig unsere Meinungen und Gedanken mittheilten. Endlich kam der Tag, wo sie zum Erstenmal ins Kloster fuhr, um sich ihrer fingirten und wirklichen Aufträge zu entledigen. — Es ging alles glücklich von Statten, sie sprach nicht nur Beatrice, sondern auch die Narelli, und zwar lange und viel, und ließ sie merken, daß sie jene Offiziere kenne und öfters

ſpräche, und daß der eine von ihnen, wie es ſchien, in eine junge Nonne dieſes Kloſters ſterblich verliebt ſeyn müſſe; dies brachte ſie ſcherzend und lachend hervor, indem ſie ihn einen Narren ſchalt, der ſich ohne die mindeſte Hoffnung, den geliebten Gegenſtand je wieder zu ſehen, ſo unſinnig verlieben könne. — Die junge Nonne wurde dabei blutroth, welches die Lenier bemerkte, und ſie ſogleich, ebenfalls ſcherzend, damit aufzog, indem ſie ihr geradezu ſagte, es ſchiene als ſey auch ſie nicht gleichgültig bei dieſer Erzählung; ſie ſprach ihr nun Muth und Troſt ein, und wußte ſich ſchon bei dieſem erſten Beſuch ganz in ihr Vertrauen einzuſchleichen, ſo daß jene ſie ſehr dringend bat, doch ja bald wieder zu kommen und ſie oft zu beſuchen, was die Lenier denn auch recht gerne verſprach.

Beim zweiten Beſuche, den die Lenier zu St. Urſula machte, rückte dieſe näher mit der Sprache heraus, und ſagte zu Angelika (dies war Narellis Kloſtername), daß, wenn es ihr Vergnügen mache, die beiden Offiziere noch einmal zu ſehen, ſo könne ſchon Rath dazu werden, ſie müſſe ſich aber um's Himmelswillen nichts merken laſſen und äußerſt verſchwiegen ſeyn. Angelika ſchien anfänglich über den Vorſchlag zu erſchrecken, konnte jedoch zu gleicher Zeit ihre Freude darüber kaum verbergen, und fragte nun: wie dies wohl möglich ſey? — Die Lenier gab ihr allen erforderlichen Aufſchluß, und ſagte, ſie würden ſich als ein Paar nahe Anverwandte aus Peſaro bei ihr anmelden laſſen, und ſo verkleidet im Sprachzimmer erſcheinen, dann müſſe ſie aber auch die Unbefangene ſo gut als möglich ſpielen, und die neuen Vettern wie alte Bekannte mit Herzlichkeit empfangen. Angelika meinte, das ſey eine ſchwere Aufgabe, aber die Lenier ſprach ihr Muth ein und gab ihr die gehörigen Inſtruktionen, ſo daß nach manchen Unterredungen mit jener, ſie einwilligte uns zu ſehen, und auf alles gefaßt zu ſeyn verſprach. — Um die Sache noch leichter zu machen, waren wir überein gekommen, daß wir uns als junge angehende Geiſtliche aufführen laſſen wollten, welche auf einige Zeit nach Rom gekommen ſeyen, um ſich Protektoren wegen baldiger Beförderung zu verſchaffen und angeſehene Bekanntſchaften aus der höhern Geiſtlichkeit zu machen. — Endlich war der verhängnißvolle Tag herangekommen, an dem wir die heiligen Mauern betreten ſollten. Schon den Tag vorher hatten wir uns als Angelikas Vettern bei der Frau Aebtiſſin anmelden laſſen, und die eilfte Stunde Vormittags war zu unſerm Empfang beſtimmt. In

aller Frühe eilten wir zur Lenier, wo wir unsere neuen Uniformen vorfanden, welche diese nach einem ungefähren Maas für uns hatte verfertigen lassen, indem sie dem Schneider sagte, sie seyen zum Geschenk für ein Paar junge Geistliche in Civita-Vecchia bestimmt. Wir kostümirten uns mit Hilfe der Lenier, sahen einander an, und lachten; mein Kamerad hatte seinen Bart abrasirt, was bei mir noch nicht nöthig war, und wir fanden uns in den geistlichen Kleidern ganz bequem; als wir angekleidet waren, erschien auch die Cesarini, sie lachte zwar, äußerte aber zugleich, sie wolle nichts davon wissen, wir seyen die größten Sünder, die es je gegeben. Endlich rollte der Wagen vor, der wohl verschlossen war; wir stiegen ein und man wünschte uns eine glückliche Reise. Unterwegs stellten wir allerlei Betrachtungen an, unter andern auch, was man wohl mit uns anfangen werde, wenn man uns erwischte, und für das erkennen würde, was wir wirklich seyen. Dennier meinte, dann würden wir ohne weiteres der heiligen Inquisition überliefert und verbrannt werden, ich aber glaubte, wir würden als Franzosen wohl glimpflicher davon kommen, besonders da wir einem Kaiser angehörten, der Geniestreiche liebte, und deren selbst täglich ausführe, genug ich war von der munterſten Laune der Welt, denn das Abenteuer fing an mir das größte Vergnügen zu machen. Doch hatten wir uns auf alle Fälle, jeder mit ein Paar scharf geladenen Terzerolen versehen. — Unter diesen und ähnlichen Gesprächen gelangten wir an die Pforten der Wohnung der heiligen Jungfrauen. Der Wagen hielt an, wir stiegen recht ehrenfest heraus, und klingelten. Die Thüre drehte sich knarrend in ihren Angeln. — Husch waren wir drinn, und die Falle hinter uns fiel zu. — Daß mir in diesem Augenblick ganz sonderbar zu Muthe war, will ich nicht läugnen, auch mein bis über die Ohren verliebter Freund schien etwas betreten. Dies gab uns aber gerade ein gewisses frommes und schüchternes Ansehen, was uns in diesem Augenblick sehr gut zu Statten kam, und die Schwester Pförtnerin führte uns durch lange düstere Gänge, graue Hallen und enge Stiegen hinauf in das Sprachzimmer, wo sie uns warten hieß, indem sie sagte, sie gehe, uns der Frau Aebtinn zu melden. Diese war, nach ihren Aeußerungen, von der Absicht unsers Besuchs schon unterrichtet, und wußte, daß wir der Narelli Anverwandte seyen.

Wir waren jetzt allein und hatten Zeit das Sprachzimmer zu

beichen, uns vorzubereiten und unsere Betrachtungen anzustellen. Daß die Aebtissin selbst kommen würde, wie es schien, war uns eben nicht sehr angenehm; wir fürchteten, da man sie uns als eine sehr schlaue Frau geschildert hatte, durch ihre Fragen in Verlegenheit zu kommen. Jetzt hörten wir Tritte, eine Thüre jenseits des Gitters wurde geöffnet, und vier verschleierte Nonnen traten ein, von denen sich jedoch die eine, die Pförtnerin, sogleich wieder entfernte; die übrigen drei traten nahe ans Gitter, wir erkannten bald Angelika und zwei ältere Schwestern; die Aebtissin war zu unserer großen Freude nicht dabei. Ich redete erstere sogleich mit »carissima cugina« an, schüttete eine Tasche voll Empfehlungen von ihren Eltern und Geschwistern zu Pesaro aus, so daß Niemand zu Wort kommen konnte, und mein verlegener Freund sowohl, wie Angelika Zeit gewannen, sich zu sammeln. Anfangs konnte das schöne, fromme Kind nichts anders als si und no stammeln, bald aber wurde ihr die Zunge etwas geläufiger, und sie fing an, sich nach ihren Anverwandten zu Pesaro zu erkundigen, was ich so gut als möglich beantwortete; endlich hatte Bonnier auch ein Herz gefaßt und knüpfte eine Conversation an, ich nahm die Gelegenheit wahr, und unterhielt mich recht eifrig mit den beiden andern Damen von himmlischen und irdischen Dingen, und wußte sie so gut zu amüsiren, daß sie weder von den Worten, noch von den Blicken etwas gewahr wurden, welche man auf der andern Seite wechselte; mir aber war es nicht entgangen, daß das Briefchen, welches Bonnier schon seit 14 Tagen 30 Mal umgeschrieben, glücklich durch das enge Gitter in Angelikas niedliche Händchen passirt, und von dieser schnell unter dem Busenschleier verborgen ward. Ueber eine gute Stunde waren wir bereits da, als ich meinem Freund durch Zeichen und Worte zu erkennen gab, daß es nun Zeit sey, sich zu entfernen. Wir empfahlen uns den frommen Schwestern bestens, welche uns ihren reichlichen Segen mit auf den Weg gaben, und unsern gottesfürchtigen Vorsatz, recht fromme Geistliche zu werden, über die Maßen lobten, uns auch baten, den Besuch recht bald zu wiederholen, was wir gerne versprachen. — Noch einen Blick auf Angelika, und wir waren zum Sprachzimmer hinaus, wo uns die Pförtnerin empfing, und bis vor die äußern Klosterpforten geleitete.

Freund Bonnier schwamm abermals in Entzücken und betheuerte wiederholt, er müsse Angelika besitzen, und wenn er, ein

zweiter Nero, das Kloster und ganz Rom in Brand stecken solle. — So arg wird es hoffentlich nicht werden, fiel ich ein, und bat ihn mir zu sagen, wie weit er mit ihr gekommen sey. Hierauf erzählte er mir, was ich schon wußte, nämlich daß er das Billet glücklich angebracht, aber mündlich nur mehr im Allgemeinen gesprochen, und es nicht gewagt habe, ihr eine förmliche Liebeserklärung zu machen, aus Furcht, die andern hätten etwas merken können, morgen aber müsse die Lenier ins Kloster, um die Wirkung zu erfahren, welche unser Besuch und der Brief gemacht habe und demnach die weitern Vorkehrungen so bald als möglich zu treffen. Bei unserer Zurückkunft trafen wir die Damen an, welche uns mit der gespanntesten Neugierde erwartet hatten, um das Resultat unsers Besuchs zu erfahren, das wir bis jetzt selbst noch nicht wußten. Es wurde nun einstimmig beschlossen, daß Mademoiselle Lenier den kommenden Morgen dahin fahren sollte, um sich davon zu unterrichten. Wir wechselten unsere Kleider und ritten gegen Abend auf den Corso; um allen möglichen Verdacht zu vermeiden, waren wir übereingekommen, daß weder Bonnier noch ich uns wieder in Uniform in der Nähe des Klosters dürften blicken lassen. Den Tag darauf erwarteten wir die Lenier mit eben der Ungeduld, als sie uns gestern erwartet hatte; es war beinahe Mittag, als sie zurückkam und Bericht über ihre Ambassade erstattete.

Alles stand zum Besten, man hatte nicht den geringsten Verdacht auf uns geworfen, die alten Schwestern waren von mir, und die junge Nonne von Bonnier entzückt. Letztere hatte lange und viel mit der Lenier gesprochen, und sich so gut wie zu allem bereit erklärt; diese versicherte uns, daß wenn wir noch einige Besuche machten, die Sache mit Angelika gewiß in Richtigkeit seyn würde, auch habe sie ihr zugeredet, doch einige Zeilen an ihren Freund zu schreiben und ihm solche bei der nächsten Zusammenkunft zu übergeben, was sie ihr nach einigem Sträuben endlich versprochen. — Genug es ging bis jetzt alles nach Wunsch, wir wiederholten unsern Besuch so oft es möglich war, ohne Argwohn zu erregen, in der geistlichen Tracht, und ein vollkommenes Einverständniß, so wie ein regelmäßiger Briefwechsel zwischen Angelika und Bonnier war bald hergestellt, und eben so schnell waren beide Liebende einig. Angelika willigte in Alles, und jetzt war nur noch die Schwierigkeit, die Entführung aus dem Kloster zu bewerkstel-

ligen, was freilich keine kleine Aufgabe war. Doch welche löst nicht Liebe und List? — Daß das Entkommen aus dem Kloster über die Gartenmauern vollbracht werden müsse, darüber waren alle einverstanden, so wie daß dieß nur kurz vor oder nach Mitternacht geschehen könne, was wegen der ungeheuren Höhe dieser Mauern auf jeden Fall eine halsbrechende Arbeit sey, deren Gefahr die Finsterniß der Nacht noch vergrößere; indessen war dieß unsere Sorge und mein Plan schon gemacht; die größere Schwierigkeit bestand darin, wie Angelika durch drei Thüren, welche zum Garten führten und jeden Abend wohl verschlossen und verriegelt wurden, gelangen könne. — Aber auch dafür erdachte die erfinderische Liebe bald Hilfe. Angelika mußte die Größe und Form aller dieser Schlüssellöcher in Wachs abdrücken, und wir ließen fünf Hauptschlüssel verfertigen, mit denen sie die Thüren öffnen und so den Weg in den Garten finden sollte. Um das Uebersteigen der Mauern möglich zu machen, ließ ich in Civita-Vecchia, wohin ich selbst ritt, Strickleitern verfertigen und kaufte Seile auf, denn außerdem, daß man schwerlich solche hohe Leitern gefunden hätte, wie sie hierbei erforderlich waren, würde deren An- und Herbeischaffung auch weit mehr Umstände und Verdacht verursacht haben.

Diese Strickleitern mußten nun auf eine solide Art auf der äußeren und inneren Seite befestigt werden. Zu dem Ende hatte ich einen Franzosen von der zu Civita-Vecchia liegenden Marine mitgenommen, welcher ein Schlosser von Profession war, (einem Italiäner wäre hier nicht zu trauen gewesen) der zu diesem Zweck 120 sehr lange und starke eiserne Haken geschmiedet hatte, die er bei Nachtzeit zuerst von außen an der Mauer befestigen mußte, und zwar so, daß jedesmal in einem Zwischenraum von dritthalb Schuhen drei dieser Haken neben einander eingeschlagen wurden. Glücklicherweise waren die Mauern fast überall dicht mit Epheu und andern Gesträuchen bewachsen, und man konnte die Eisen fast alle so anbringen, daß man, wenigstens bis zu einer beträchtlichen Höhe nichts davon wahrnehmen konnte. Natürlich mußte sich der Mann mit Hilfe der Seile und seiner eingesetzten Haken hinauf arbeiten, welches, je höher er kam, desto schwieriger wurde, und das umgekehrt auf gleiche Art jenseits der Mauer zu bewerkstelligen war, als er oben angekommen. Zehn Nächte dauerte diese gefährliche Operation, wobei jedesmal eine Stunde vor Mitternacht angefangen und eine Stunde vor Sonnenaufgang geendet wurde, während

dieſer ganzen Zeit ſtanden Bonnier und ich Schildwache in der Nähe, und unſere Bedienten auf Vorpoſten, um uns von dem geringſten Geräuſch zu benachrichtigen; das Kloſter lag aber ſo einſam und abſeits, daß wir auch keine lebende Seele außer uns gewahrten. Als endlich alles ſo weit in Ordnung war, kamen wir überein, daß wir acht Tage vor der zur Entführung beſtimmten Zeit unſere Abſchiedsviſite im Kloſter machen, ſo wie auch das Lazareth verlaſſen und uns als Fremde in einem Privathauſe die letzte Zeit verborgen halten müßten, damit man nicht ſogleich Verdacht gegen uns haben könnte, indem wir angeblich ſchon einige Zeit vorher abgereist waren. — Dieß alles war in Ordnung, nur die Lenier beſuchte noch faſt täglich das Kloſter, um Angelika in ihrem Vorſatz zu beſtärken und ihr Muth einzuſprechen, da ſie, je näher der entſcheidende Zeitpunkt heranrückte, deſto ängſtlicher wurde. Endlich war die verhängnißvolle Nacht da, Angelika hatte noch am Morgen ihrer Freundin verſprochen, alles zu verſuchen. Um eilf Uhr hielt ein Wagen mit vier Poſtpferden, in dem die Lenier ſaß, in der Nähe des Kloſters, um alle drei nach Civita-Vecchia zu bringen, von wo ſie ſogleich mit einer ſegelfertigen Felukke nach Genua abgehen ſollten, wohin ſich Bonnier Urlaub zu verſchaffen gewußt. Angelika hatte verſprochen, mit dem Schlag Mitternacht in den Garten zu kommen; alle Schlüſſel waren ihr eingehändigt worden. Bonnier und der Marineſoldat überſtiegen die Mauern, ich blieb dieſſeits, um auf alles Acht zu haben, und die Bedienten ſtanden wieder auf ihren Lauerpoſten. Schon lange hatte die Kloſterglocke Mitternacht geläutet, eine, zwei, drei Stunden vergingen, und Angelika erſchien nicht, der Tag fing zu grauen an, und ſie erſchien noch immer nicht, es war nun die höchſte Zeit an die Retirade zu denken, — ſchon fing es an, ſich im Kloſter zu regen. Endlich gelang es mir, meinen, der Verzweiflung nahen Freund zum Zurückſteigen zu bewegen, nachdem ich ſelbſt hinüber geklettert war, um ihn zu holen, was mir nur durch die Vorſtellung gelang, daß dieß das einzige Mittel ſey, nicht alles zu verderben; ich würde noch heute die Urſache von Angelikas Ausbleiben erforſchen. — Der Wagen wurde heimgeſchickt, und wir begaben uns in einem mißmuthigen, ſehr traurigen Zuſtande in unſere Wohnung.

Daſelbſt angelangt, war mein erſtes Geſchäft, mit der Lenier Rückſprache zu nehmen, wie man den Grund von Angelikas Nicht-

erſcheinen erfahren könne. Die Sachlage war nun viel mißlicher geworden, gerne wäre ich mit Bonnier ins Kloſter geeilt, aber da wir ſchon Abſchied genommen hatten, war es nicht mehr möglich, zum Glück war dies nicht der Fall mit der Lenier; aber dieſe fürchtete, die ganze Intrigue ſey entdeckt, man habe vermuthlich Angelika auf der That ergriffen, und ſie getraute ſich nicht in das Kloſter zu gehen. Bonnier gerieth bei dieſer Vermuthung außer ſich und ich hatte alle Mühe, ihn von tollen Streichen abzuhalten. Wir kamen endlich überein, da auf die Geſarini gar kein Verdacht habe fallen können, dieſe zu bitten, ſogleich einen Beſuch in dem Kloſter zu machen; aber auch ſie war auf keine Weiſe dazu zu bewegen, indeſſen war ſie wie gewöhnlich mit vortrefflichem Rath bei der Hand und ſchlug vor, ihr Kammermädchen mit einem Auftrag an Beatrice abzuſchicken, wodurch man alsbald erfahren würde, ob etwas Außerordentliches unter den Nonnen vorgefallen ſey, das Mädchen ſolle ſich nur ganz unbefangen nach der Narelli erkundigen, was um ſo eher thunlich, da wir verabredet hatten, daß ſie ſich zwei Tage vor der beabſichtigten Flucht krank machen und das Bett hüten ſolle. Die Geſandte wurde abgeſchickt und wir blieben ſämmtlich eine lange Stunde in der äußerſten Spannung und Erwartung. Endlich kam der Wagen zurück, wir eilten ihr entgegen, und ſie konnte uns nicht ſchnell genug berichten, daß nichts Beſonderes vorgefallen ſey, aber daß die Narelli noch als krank im Bett läge und nach Beatricens Verſicherung wirklich ſehr übel ausſehe. Nun war uns allen ein ſchwerer Stein vom Herzen, ich ſchrieb Angelikas Ausbleiben keinem andern Umſtande als ihrer großen Aengſtlichkeit zu, und hatte Recht; denn als die Lenier von einem Beſuch, den ſie ihr auf unſere Bitten hatte machen müſſen, zurückkehrte, erzählte ſie, daß das arme Mädchen jetzt in der That unwohl ſey und Fieber gehabt habe; ſie ſey zur beſtimmten Stunde durch die langen öden Kloſtergänge an die Pforten, welche nach dem Garten führten, geſchlichen, wobei ſie ſchon unterwegs die tödtlichſte Angſt befallen habe, und als ſie endlich bei der erſten angekommen, ſey es ihr unmöglich geweſen, das Schlüſſelloch zu finden und noch weniger hatte ſie Kräfte gehabt, den Riegel zurückzuſchieben, nur mit der größten Anſtrengung habe ſie ſich wieder bis in ihre Celle ſchleppen können und ſey faſt ohnmächtig auf ihr Bett niedergefallen, wonach ſie den übrigen Theil der Nacht in einem beſtändigen Fie-

derschauer zugebracht, sie sehe wohl ein, daß es ihr unmöglich wäre, das Vorhaben auszuführen, sie würde einen zweiten Versuch wahrscheinlich mit ihrem Leben bezahlen müssen. Nun war abermals guter Rath theuer; Bonnier wollte verzweifeln. Verliebte verlieren gewöhnlich bei Widerwärtigkeiten alle Besinnung, machen dann einen dummen Streich nach dem andern, wenn sie auch sonst Verstand und Scharfsinn besitzen.

Er wollte auf der Stelle zum Papst, sich Seiner Heiligkeit zu Füßen werfen, alles eingestehen und um Angelikas Entbindung vom Klostergelübde anhalten; nur mit vieler Mühe konnten wir ihm den unsinnigen Vorsatz ausreden, indem wir ihm vorstellten, das wäre der gerade Weg sie ohne Rettung zu verlieren und ihr vielleicht gar zum Einmauern zu verhelfen. Die unerschöpfliche Cesarini fand wieder einen Ausweg und meinte, man würde es der Lenier schwerlich abschlagen, einige Tage bei ihrer kranken Freundin zuzubringen und wohl auch einige Nächte an ihrem Bette zu wachen, ihr von neuem zuzureden und mit ihr vereint an der wieder zu bestimmenden Nacht das Kloster zu verlassen. Die Aufgabe wäre wirklich für ein so junges, unerfahrenes Mädchen zu schwer gewesen, aber mit Hilfe der muthigen und schlauen Freundin würde sie solche gewiß lösen; denn es sey ein ganz Anderes, wenn man bei solchen Unternehmen zu zwei sey und sich einander Muth und Trost einsprechen könne. Auch diesen Vorschlag fanden wir sehr zweckmäßig und überredeten leicht der L. kleine Bedenklichkeiten. Sie eilte den kommenden Morgen wieder nach St. Ursula, theilte den neuen Plan Angelika mit, die in der That schon wieder auf dem Wege der Besserung war, und herzlich gerne einwilligte, in Gemeinschaft zu fliehen. Nun mußte sie sich noch kränker stellen und gewaltige Sehnsucht nach ihrer Freundin äußern, es gelang auch, von der Aebtissin die Erlaubniß zu dem Aufenthalte der Lenier im Kloster, sowie zu den Nachtwachen zu erlangen, und täglich stattete sie uns Bericht über den guten Fortgang der Sache ab; endlich wurde zum Zweitenmal die Stunde der Flucht bestimmt, alle Anordnungen wie das Erstemal getroffen, und um 4 Uhr (11 nach unserer Uhr) stand wieder alles auf seinen Posten; wir warteten wieder und warteten abermals vergeblich, der Tag graute schon, als wir nothgedrungen die zweite Retirade antraten.

Noch waren wir über das abermalige Ausbleiben in der größten Bestürzung und erschöpften uns in Muthmaßungen, als die Lenier zu uns ins Zimmer trat und das Räthsel löste. Beide Mädchen hatten um eilf Uhr die Celle verlassen und waren bis an die innere Thüre gekommen, die sie zu öffnen versuchten, konnten aber den rechten Schlüssel nicht gleich herausfinden, und während sie probirten und drehten, glaubten sie ein Geräusch zu hören, liefen beide davon und in die Celle zurück, wo sie außer Athem ankamen und sich ganz erschöpft auf das Bett warfen; selbst die Lenier hatte eine gewaltige Herzensangst gehabt, auch hätten mehrere Nonnen heute Morgen von einem Geräusche, was sie die Nacht gehört, gesprochen. — Ich machte ihr Vorwürfe, und stellte ihr vor, daß man so lange zaudern würde, bis alles entdeckt wäre, denn mit jedem mißglückten Versuch werde die Gefahr größer. Ließ sah sie wohl ein und versicherte, sie würde die kommende Nacht gewiß entschlossener seyn, sie habe nochmals mit Angelika darüber gesprochen, beide sich wechselseitig über ihre Furcht Vorwürfe gemacht, und würden, es koste auch was es wolle, die Sache durchsetzen, sie müsse bald wieder zurück und habe die Schlüssel mitgebracht, damit wir die letzte Thüre von außen aufschließen möchten und sie alsdann nur noch den Riegel wegzuschieben hätten; ferner würden sie sich in große weiße Betttücher hüllen, damit im Falle die andern Nonnen etwas merkten, man sie für Gespenster halte und es nicht wage, sich ihnen zu nähern. — Dürfte man die große Klosterpforte, welche auf die Straße führt, öffnen, so hätte man freilich weit weniger Umstände, meinte die Lenier, doch dieß sey zu gefährlich, weil die Pförtnerin und noch ein Wächter in der Nähe schliefen. Sie fuhr abermals ab, mit der kräftigsten Versicherung und dem heiligsten Versprechen, daß diese Nacht oder nie die Geschichte beendigt und sie die Thüren öffnen würde. Wir alle, und besonders ich, der ich anfing der Sache herzlich müde zu werden, wünschten ihr den besten Erfolg mit auf den Weg.

Es wurde Nacht, und wir begaben uns zum Drittenmal auf unsre Posten, überstiegen die Mauern, probirten die Schlüssel, und sperrten endlich das Schloß der äußern Thüre glücklich auf, doch der innere Riegel verhinderte das Eröffnen derselben; wir lauschten, hörten aber nicht das mindeste Geräusch; schon verzweifelten wir an dem Kommen der Mädchen, als wir ganz leise

Schlösser aufgehen und Riegel zurückschieben hörten; Bonnier bebte vor Verlangen und Entzücken, man kam näher, wir hörten Tritte und endlich den Riegel der letzten Thüre gehen, sie öffnete sich und — beide Geister fielen uns halbohnmächtig in die Arme. — Wir verloren indessen keine Zeit, sondern trugen sie in den Garten an den Ort wo die Strickleitern angebracht waren. Es war wahrhaftig keine kleine Arbeit, die beiden Damen, eine nach der andern, mehr todt als lebendig über die himmelhohen Mauern zu bringen; die junge Pariserin, welche zuerst den seltsamen Weg antrat, kletterte noch so ziemlich, aber Angeliken mußten wir einen Strick um den Leib befestigen, und Bonnier und ich nachhelfen, so daß wir nur jeder einen Arm für uns übrig hatten. Doch wurde auch diese saure Arbeit, ob mit Gottes oder des Bösen Hilfe, will ich hier nicht entscheiden, vollbracht, und wir standen in Zeit von einer halben Stunde sämmtlich jenseits des Gartens auf festem Boden, warfen uns in den Wagen und jagten mit verhängtem Zügel über die Engelsbrücke und durch das nach Civita-Vecchia führende Thor voran, die beiden Bedienten zu Pferde hintendrein, und der Marinesoldat auf dem Bock.

Als wir Rom eine Miglia weit im Rücken hatten, ließ ich halten, nahm zärtlichen Abschied von Freund Bonnier, seiner Geliebten und der Lenier, wünschte allen eine glückliche Reise, warf mich auf mein Pferd und sprengte mit meinem Bedienten ventre a terre durch Rom zurück, nach Albano, wo ich mich schon seit acht Tagen als présent sous les armes gemeldet, und fast jeden Morgen ein Stündchen zugebracht hatte. Bei Tagesanbruch kam ich daselbst an, und schon gegen 10 Uhr wußte man auch hier, daß die vergangene Nacht eine Nonne aus dem Ursulinerkloster entflohen sey. Die Sache machte in der Hauptstadt der christlichen Welt ein ungeheures Aufsehen, der heilige Vater schickte erst den Kardinal-Staatssekretär nach dem Kloster, den Thatbestand zu untersuchen, und fuhr dann selbst dahin. Alle Sbirren und Carabinieri wurden in Bewegung gesetzt, St. Ursula förmlich geschlossen, Haussuchungen veranstaltet, besonders in der Lenier Wohnung und bei ihren Hausleuten; kurz kein Mittel blieb unversucht, die Thäter herauszukriegen, und die Entwichenen wieder zu erwischen, doch alles vergeblich, es kam nichts heraus und Angelika mit Bonnier waren bereits auf der hohen See in Sicherheit. Man mußte sich damit begnügen, einen geistlichen Bannfluch

auf die Entflohenen und alle dabei betheiligten Verbrecher zu schleudern. Alle mögliche Verkehrungen wurden nun in sämmtlichen Frauenklöstern getroffen, damit dergleichen sobald nicht wieder passiren könne. (Wenn das Brod gestohlen, schließt man den Schrein zu.) Die armen zurückgebliebenen Nonnen mußten am meisten dadurch leiden, und die Frau Aebtissin entging nur mit Mühe schwerer Strafe und der Absetzung. Alle Schlosser, Maurer und Seiler Roms wurden scharf inquirirt, ob sie nicht Haken, Seile ꝛc. geliefert. Die Cesarini stand Todesangst aus, doch ritt ich nach wie vor täglich zu ihr nach Rom. Von Bonnier erhielt ich bald Briefe aus Genua, worin er mir seine glückliche Ankunft daselbst meldete. —

Ich verließ nun völlig hergestellt ebenfalls das Lazareth und übernahm mein Commando in Albano wieder. Noch hatte ich Tivoli und Frascati nicht gesehen und besuchte das Erstere in Gesellschaft der Vernetti, Frascati aber in der des Vasi und seiner Tochter. In Tivoli, dem alten Tibur, das ungefähr 3 Meilen von Rom entfernt ist, brachte ich zwei ganze Tage mit meiner schönen Wittwe und ihrer Schwester zu, die Alterthümer und Curiositäten dieses Ortes aufsuchend.

Schon zur Zeit als Held Aeneas in Italien landete, war Tibur vorhanden, kam aber erst 400 Jahre nach Roms Erbauung unter dessen Herrschaft. Die angesehensten Römer, wie Horaz, Sallust, Mäcen, Brutus, Cassius ꝛc. hatten hier prächtige Landsitze, und Augustus kam öfters hierher, Gericht unter den Säulenhallen des Herkules zu halten.

Noch ehe man nach Tivoli kommt, stößt man auf einen kleinen, aber tiefen See, dessen Wasser die seltsame Eigenschaft hat, die Pflanzen zu versteinern, die von diesem schwefelichen Elemente durchdrungen und, an der Luft getrocknet, diese Härte erhalten. Ein zweiter See, in geringer Entfernung von diesem, hat kleine schwimmende Inseln, die mit Schilf und Gesträuch bedeckt sind und durch eine zähe Pecherde zusammengehalten werden. Das Sonderbare des übelriechenden weißlichen Wassers dieses Sees ist, daß dasselbe hie und da siedet, ohne nur warm zu seyn.

Der wilde Gothenkönig Totila verwüstete Tibur gänzlich und ließ seine Einwohner über die Klinge springen. Barbarossa baute die Stadt wieder auf. Heutigen Tags haben, wie zur Zeit des Augustus, reiche Leute, Kardinäle und Prälaten, schöne Landsitze hier und in der Umgegend; die Stadt an und für sich ist jedoch

unbedeutend, ihre Hauptkirche ſteht auf den Ruinen des Herkulestempels. Von ihren Antiquitäten iſt hauptſächlich der Tempel der Sybilla von Tibur zu bemerken, der noch 18 treffliche korinthiſche Säulen hat; ihm gegenüber liegt der berühmte Waſſerfall, den der Teverone, der Anio der Alten, bildet, welcher von dem nahen Gebirge herabſtrömt, und nachdem ſeine Ufer von uralten, ungeheuren Ulmen beſchattet, deren dunkles Grün ſich maleriſch in ſeinen Fluthen ſpiegelt, ſich plötzlich zwiſchen Felſen ſo eingeengt befindet, daß er den Durchgang mit Gewalt zu erzwingen ſcheint, ſich dann von einer bedeutenden Höhe wildſchäumend und brauſend hinabſtürzt und in den Grotten Neptuns verliert, die von ungeheuern Felsmaſſen über einem furchtbaren Abgrund gebildet ſind, ein wahrhaft grauenerregendes und einziges Schauſpiel, das die Signora Bernetti, an meinem Arm bebend, anſtaunte. Ein furchtbares Getöſe, welches das ſtürzende Waſſer verurſacht, deſſen Echo ringsherum wiederhallt, es gleicht dem Lärm der auf Ambose niederfallenden Schmiedeſchläge. Noch ſind viele kleinere Waſſerfälle, Cascatellen, vorhanden, welche man oberhalb den groſen nach mehrern Landhäuſern abgeleitet hat. In der Ebene unten aber fließen alle dieſe Gewäſſer wieder zuſammen, und ihr Strom ergießt ſich nach vielen Krümmungen in die Tiber.

Wir brachten die Nacht in einer elenden Locanda und ſchlecht genug bedient zu, aber wer denkt an Entbehrungen, im Arm der Liebe ruhend? — Den andern Tag beſuchten wir die Umgebungen Tivolis, die intereſſanter ſind als die Stadt ſelbſt, ſahen die Ruinen der Villas des Mäcen und Horaz und die prächtige Villa Eſtenſa, welche der Kardinal Eſte 1542 erbaute, die auch viele Cascatellen, Springbrunnen, Grotten ꝛc. aufzuweiſen, und von der man eine noch herrlichere Ausſicht hat, als die berühmte auf dem Felſen bei Avignon. In dieſem Feengarten war es, wo ſich Arioſt zu ſeinem raſenden Roland begeiſterte, und nur wenn man denſelben geſehen, begreift man, woher der Dichter eine ſolche Phantaſie ſchöpfte. In einer dieſer Grotten brachten wir eine Nachmittagsſtunde bei einem vorüberziehenden Unwetter auf friſchem Moos zu, die Dido und Aeneas bei ähnlicher Gelegenheit nicht ſüßer gehabt haben können, und wandelten dann zwiſchen den Ruinen der unermeßlichen Villa Hadrians umher, die am Fuße des Berges liegt. Hier war es, wo Horaz und Mäcen die Liebe, den Wein, die Grazien, die Göttin und Helden ſo anmuthig hinrei-

send besangen, beide waren von dieser schönen Gegend entzückt, und ersterer sagt von diesem bezaubernden Aufenthalt: **Tibur argeo positum colono.** — In der 7ten Ode des ersten Buches spricht er noch: »Ich bin von Tiburs Hainen und von seinen mit Obstbäumen bedeckten Wiesen, von den Tausend künstlich vertheilten Bächen durchschnitten, entzückt; ich höre so gerne das Rauschen und Brausen der Gewässer der Albula, die sich von der Höhe der Berge herabwälzen, und des reißenden Anio, der sich von den Felsen stürzt. Weder Lacedämon noch Larissa können mir bieten, was sich mit diesem reizenden Aufenthalt vergleichen ließ.«

An diesem jetzt verlassenen Zauberort, der nur durch eine unbedeutende Umzäunung von den umliegenden öden Feldern getrennt ist, in denen man kaum die Spuren eines menschlichen Daseyns entdeckt, sind ansehnliche Trümmer von Pallästen, Tempeln, einer großen Naumachie, kleine Gehölze, herrliche Baumgruppen und alte, mit Moos und Epheu bekränzte Wasserleitungen, Säulen und Mauern, unter letztern erkennt man noch die Wohnung der kaiserlichen Leibwache, zwei Theater im Halbkreis, in dem einen derselben unterscheidet man noch deutlich die Foyers der Schauspieler, die Treppen zur Bühne, die Hallen des Prosceniums und das Orchester, und von dem ungeheuren Pallast Hadrians stehen noch Säulengänge, Wölbungen, eine Gallerie, und sogar ziemlich gut erhaltene Freskomalereien sind noch vorhanden.

Am Abend des zweiten Tages kehrten wir nach Rom zurück, wo wir erst in dunkler Nacht ankamen. Einige Tage darauf machte ich den Ausflug nach **Frascati** mit Vasis. Wenn man durch das Hauptthor in die etwa 6000 Einwohner zählende Stadt tritt, kommt man gleich auf einen schönen Platz, auf dem sich die große Cathedrale, auch eine Peterskirche, befindet; hier war das Tusculum der Alten an der etwas rechts liegenden Anhöhe, wohin sich schon Tarquinius zurückgezogen hatte. Am Abhange, an dem Frascati erbaut ist, stehen die schönsten Villas, unter denen die Villa Aldobrandini wegen ihrer herrlichen Lage oberhalb der Stadt besonders erwähnt zu werden verdient, die man auch nur das Belvedere nennt. Sie wurde unter Clemens **VIII.** von dem Kardinal Aldobrandini, seinem Neffen, angelegt. Die Terrasse, auf der der prächtige Pallast steht, ist durch die Schönheit des Marmors, der sie ziert, und die Malerei des Ritters Arpin merkwürdig. Nahe bei der Capucinerkirche hatte Cicero sein Land-

haus auf einer Höhe, und noch nennt man deſſen Ueberreſte, welche Fußböden mit Moſaik haben, die Grotten Ciceros; auch eine Villa Borgheſe befindet ſich hier. In Frascati lebte damals noch der mehr als 80 Jahre alte Herzog von York, Sohn Jakob III., der letzte Sprößling aus dem Hauſe Stuart, der ſchon 60 Jahre lang die Würde eines Kardinals bekleidete und von dem König von England eine Penſion von 20,000 Scudi bezog, ſtarb jedoch in demſelben Jahr. — Gegen Abend kehrten wir nach Rom zurück und begegneten nahe vor der Stadt einem vierſpännigen Wagen, den ich ſogleich für die Equipage der Geſarini erkannte, ich verbarg mich ſchnell in den Hintergrund des unſrigen, ein Schnupftuch vorhaltend, und glaubte nicht geſehen worden zu ſeyn. Aber ich hatte mich geirrt, als ich den andern Tag die Principeſſa Geſarini ſah, meinte ſie, ich mache mich ſeit einiger Zeit immer ſeltener, ich entſchuldigte mich mit Dienſtangelegenheiten in Albano; — ſo, aber doch haben Sie Zeit, Landparthieen mit Baſis zu machen; Oh. la germann ſede fängt an mir verdächtig zu werden!

— Aber der Umgang mit dem kenntnißvollen Antiquar iſt ſehr nützlich und belehrend für mich.

— Wahrſcheinlich auch der mit ſeiner hübſchen Donzeletta.

— Ein Kind, Principeſſa.

— Mit vierzehn Jahren iſt man in Rom kein Kind mehr.

Gertrude ſchmollte, wir verſöhnten uns aber bald wieder.

Unterdeſſen war die Charwoche herangekommen und mit ihr die großen Kirchenfeierlichkeiten Roms. Ich war hauptſächlich darauf geſpannt, das weltberühmte Miſerere in der ſixtiniſchen Kapelle zu hören, und erhielt durch Torlonias Verwendung Zutritt in die für die Fremden beſtimmte Abtheilung der Kapelle, wo ich alles bequem hören und ſehen konnte. Nachdem alle Kardinäle mit ihren geiſtlichen Dienern verſammelt waren und Platz genommen hatten, und Seine Heiligkeit in einem veilchenblauen Talar auf einem Thron, zur Rechten eines Traueraltars, auf dem nur zwei Kerzen matt brannten, während auf der linken Seite deſſelben ſich eilf angezündete und eine gelöſchte befanden, welche den Verräther bezeichnete, niedergelaſſen hatte, begannen die Choräle. So oft eine Pauſe eine Abtheilung dieſes Geſanges bezeichnete, wurde ein Licht gelöſcht, bis auch das letzte verſchwunden war, und nun eine augenblickliche tiefe Stille und halbe

Finsterniß eintrat, die aber durch den Ruf einer Sopranstimme: Miserere, Miserere! unterbrochen wurde, worauf sogleich das ganze Chor aus unsichtbaren Höhen einfiel und einen wirklich herrlichen, hochergreifenden Gesang der harmonischsten Melodieen anstimmte. Diese himmlische Musik in dem feierlichen Halbdunkel hat in der That etwas Ueberirdisches, man wird von unnennbaren Gefühlen ergriffen, denen die Sprache keinen Namen zu geben weiß, und glaubt sich in eine andere Welt, in ein Jenseits versetzt. Nach Beendigung dieser Feierlichkeit trat Pius VII. an den Altar und theilte den Segen aus, hierauf begab er sich mit dem ganzen Zug der Kardinäle in die Päulinische Kapelle, wo das Grab Christus von einem Meer angezündeter Kerzen umwogt die ganze Kapelle bis zur Wölbung im Feuer zu stehen schien, und das Grab selbst mit einer Feuerglorie umgeben war. Jetzt kniete der Papst mit seinem hohen Gefolge von Kirchenfürsten stillbetend nieder, und als diese feierliche Andacht vorüber war, standen alle auf und folgten dem heiligen Vater in derselben Ordnung in die Peterskirche, wo sie wieder an dem an diesem einzigen Tag nicht erleuchteten Grab des heiligen Petrus niederknieten und abermals beteten. Die ungeheure Kirche selbst ist an diesem Abend nur spärlich und matt erleuchtet, und die sich in derselben bewegenden und im grauen, unabsehbar scheinenden Dunkel verlierenden Gruppen gleichen Schatten einer andern Welt.

Die Fastenzeit und die heilige Woche ist endlich vorüber, und am Ostersonntag wird der große Peterosplatz ganz mit Laub, Myrthen, Lorbeeren und Blumen bedeckt, das Volk wogt in unzähliger Menge aus allen Theilen Italiens, und Pilgrime kommen aus ganz Europa herbei, um auf diesem Platz an diesem Tage des Segens des heiligen Vaters theilhaftig zu werden. Das päpstliche Militair, auch mit grünen Lorbeerzweigen geschmückt, die es wahrscheinlich durch seine Frömmigkeit verdient, bildet Spaliere vor der Kirche, auf deren Balkon eine prächtig schimmernde Monstranz zwischen brennenden Kerzen aufgestellt ist; unterdessen macht die Militairmusik, in Erwartung des Papstes, lustige Tanzmusik. In dem Augenblick aber, wo dieser auf einem Armstuhl getragen, der mit einem Rad von weißen Pfauenfedern geschmückt ist, erscheint, stürzt die ungeheure Masse Volk und Soldaten wie niedergedonnert auf die Knie, alle Häupter entblößen sich, und die Soldaten strecken die Gewehre und senken die Fahnen, der heilige Vater betet mit

zum Himmel erhobenen Händen, macht dreimal das Zeichen des Kreuzes, segnet dann das unter ihm wogende Kopfmeer, und Kanonendonner verkündet die Feierlichkeit. Hierauf wird zum Schluß noch die Verdammniß aller Ketzer, Protestanten und überhaupt Nichtkatholiken verkündet und von einem Papier abgelesen, das dann der Menge herabgeworfen wird, die sich darum balgt und es, wie das Volk das Tuch bei der Kaiserkrönung zu Frankfurt, in Tausend Fetzen zerreißt, gleichsam als wollte es das unsinnige Urtheil wieder kassiren, und sich dann allmählig verliert.

Die berühmte Kuppelbeleuchtung der Peterskirche findet um ein Uhr nach Sonnenuntergang statt, der ungeheure Dom scheint plötzlich in Flammen gerathen zu seyn, und Kanonendonner verkündet auch dieses seltene Schauspiel; bald ist der ganze Platz, Kirche und Colonnaden von Tausend und abermal Tausend Lichtern taghell erleuchtet, abermalige Kanonenschüsse, jetzt brennt die Girandola auf der nahen Engelsbrücke ab, und Tausende von Raketen entsteigen dem alten Mausoleum Hadrians unter furchtbarem Gekrache; so imponirend auch dieses Schauspiel seyn mag, so ist es doch im Vergleich mit einem Ausbruch des Vesuvs Kinderspiel, und steht selbst noch weit hinter den Bouquets zurück, die an großen Festtagen in Paris auf dem Concordienplatz abgebrannt werden.

An fünf Monate hatte ich nun schon in Albano und Rom recht unbekümmert zugebracht und in den Tag hineingelebt, außer den erwähnten Intriguen noch so manche kleine nebenher gehabt, namentlich auch mit einem hübschen Albanermädchen, einer giovan principiante, und dies Schlaraffenleben fing endlich an mir langweilig zu werden, als mich plötzlich eine sehr unangenehme Begebenheit, bei der ich wider Willen und halb gezwungen eine aktive Rolle gespielt, aus demselben riß und ihm ein tragi-komisches Ende machte.

Gleich nach Ostern kam eine wandernde Schauspielertruppe nach Albano, um daselbst Vorstellungen zu geben. Eines Morgens in aller Frühe besuchte mich der Impresario (Direktor, Unternehmer) derselben, um sich und sein Theater mir zu empfehlen. Als Verehrer und wo möglich Protektor aller dramatischen Kunst, versprach ich ihm auch meinen besondern Schutz, so wie zu thun was in meiner Macht stünde, seinem Unternehmen förderlich zu seyn, ich nahm ihm auch gleich ein Paar Dutzend Bil-

leis für einige Scudi ab. Der Mann ſah ärmlich und gedrückt aus, hatte eine faſt kalabreſiſche, braune Hautfarbe, und einen ungeheuern Backenbart. Der Zufall oder mein Unſtern wollte, daß in dieſem Augenblick gerade der Capitain Caguenec, der mit ſeiner Compagnie in dem nahen Velettri lag, wo er Platzkommandant war, zu mir kam, um mich zu einer Jagd einzuladen und mir zugleich anzuzeigen, daß dieſer Tage unſer Bataillonschef Türet eine Rundreiſe machen würde, um alle detachirte Compagnien zu inſpiciren. Er wollte wiſſen, wer der ſo elendwild ausſehende Mann ſey, ich theilte ihm das Anliegen deſſelben mit, und wir fragten ihn, was er dieſen Abend, es war gerade ein Sonntag, aufzuführen gedenke.

— Ah eccellenza illustrissima, erwiederte der Impreſſario, wenn ich ſo glücklich wäre, am Sonntag ſpielen zu dürfen, dann wäre mein Glück gemacht.

— Und warum dürfen Sie das nicht?

— Se. Eminenz, der Herr Biſchof Kardinal haben es bei Bann- und Gefängnißſtrafe verboten, man würde mir ſogleich das Theater ſchließen; auch dürfen keine Frauen auftreten, ſondern alle Frauenrollen müſſen von Männern geſpielt werden.

Wir fanden dies ſonderbar, beſonders da doch in Rom ſelbſt alle weibliche Rollen mit Frauen beſetzt wurden, und machten dem Signor Impreſſario dieſe Bemerkung, der aber nur mit Achſelzucken antwortete. Da man gerade das Frühſtück auftrug, ſo lud ich den armen Teufel ein, Theil daran zu nehmen, was er mit großem Dank und freudig acceptirte. Wir waren zu fünf, denn Caguenec hatte ſeine Geliebte, ein artiges Mädchen aus Velettri, mitgebracht, Lieutenant Felix, mein Unterlieutenant, der Impreſſario und ich, und ließen uns das Frühſtück und den Albanerwein ſo trefflich ſchmecken, daß wir alle äußerſt munter wurden und, bis auf das Mädchen und ich, etwas in dem Dach, vulgo Kopf hatten; Caguenec aber trank ſich nach ſeiner löblichen Gewohnheit wieder einen böſen Rauſch und war bald ſo en train, daß er überſprudelte; dieſer Menſch war mein böſer Geiſt.

— Höre, fing er beim Nachtiſch an, ſage mir doch, wer iſt denn eigentlich hier Commandant? — Du oder der Biſchof? — So ein Pfaffe ſollte ſich in Velettri unterſtehen, zu verbieten, daß man am Sonntag Comödie ſpiele, ich wollte ihm ſeine Biſchofs-

müße zurechtſetzen, daß er daran denken ſollte. Befiehl du nur daß heute Abend Comödie geſpielt werde, du haſt das Recht dazu!

Ich hatte auch den Kopf etwas warm, Felix noch mehr, er gab dem Caguenec vollkommen Recht, und wir ſagten dem Impreſſario: er müſſe dieſen Abend eine Vorſtellung geben, was er jedoch abzulehnen ſuchte, ſich mit dem Verbot der geiſtlichen Behörde entſchuldigend; das Mädchen pflichtete ihm bei, ſie meinte, der poveretto würde ja ewig verdammt, wenn er ſich ſo etwas unterſtünde. Caguenec wollte, daß wir zum Biſchof gehen und dieſem befehlen ſollten, ſeine Einwilligung zu geben; wir, die vier Männer, fanden dieſen Vorſchlag vernünftig und machten uns nach deſſen Palazzo auf, wo aber der Impreſſario unten an der Thüre ſtehen blieb, während wir deſſen Stufen hinaufeilten. Der Gang durch die Luft hatte uns, und beſonders Caguenec, noch mehr erhizt, und die Köpfe glühten. — Nachdem wir die Treppen hinaufgeſtürmt waren, begegneten wir einem geiſtlichen Diener, den wir nach ſeinem Herrn fragten, und ihm befahlen, uns zu ihm zu führen, der Commandant von Albano habe mit ihm zu ſprechen: dieſer wollte uns erſt melden, indem er ſagte, er wiſſe nicht, ob Seine Eminenz ſchon zu ſprechen ſey.

— Was ſollen die Umſtände, fiel ihm Caguenec ins Wort, für franzöſiſche Offiziere muß er immer zu ſprechen ſeyn! — wir folgten alle drei dem Diener auf dem Fuß in das Gemach, wo Seine Eminenz noch im tiefſten Negligée auf einem Faulbett ausgeſtreckt Chokolade zu ſich nahmen.

Ohne alle weitere Entſchuldigung brachte ich ſogleich mein Geſuch vor, aber der erſchrockene Prälat gab mir nach einigen Augenblicken zur Antwort: daß er unmöglich in daſſelbe willigen könne, und ſchüzte geiſtliche Verordnungen vor.

— Was Verordnungen, fiel ihm Caguenec ins Wort, hier hat Niemand etwas zu verordnen, als der Platzkommandant von Albano, und Sie haben ſich um das Meſſeleſen und ſonſt um nichts, und den Teufel um das Comödienſpielen zu bekümmern.

— Questo è vero, fiel ich ein, und begehrte ſeine Einwilligung, damit dieſen Abend geſpielt werden könne, ſchriftlich, wozu er ſich aber ſchlechterdings nicht verſtehen wollte.

— Wer wird ſo viele Umſtände mit dem Pfaffen machen! rief jezt Caguenec, faßte die Eminenz ehe wirs uns verſahen beim

Kragen, riß ſie vom Ruhebett herab, und ſchrie: Pfaffe, jetzt ſchreib, oder es ſetzt Hiebe. — Aber der arme Biſchof ſchrie aus vollem Halſe: Ajuto, ajuto, sou assassinato! (Zu Hülfe, ich bin ermordet!) Caguenec, wüthend, verſetzte dem geiſtlichen Herrn nun derbe Püffe und Stöße mit geballter Fauſt, drei bis vier Diener ſprangen zwar ins Gemach, blieben jedoch vor Schrecken, als ſie ihren Herrn ſo behandeln ſahen, unbeweglich an der Thüre ſtehen. Endlich gelang es uns, dem Lieutenant Felix und mir, den tollen Caguenec von dem Kardinal abzuhalten, den ich nun noch einmal erſuchte, das an ihn geſtellte Begehren zu bewilligen, indem er ſich ſonſt noch größeren Unannehmlichkeiten ausſetzen würde. Jetzt gebot er einem ſeiner Diener, ihm das Calamajo (Schreibzeug) zu geben, und ſchrieb nieder, daß er dem Impreſſario für dieſen Abend eine Vorſtellung erlaube. — Caguenec ſagte: warum thateſt du dies nicht gleich, dummer Pfaffe, dann würdeſt du dir die Püffe erſpart haben. — Wir empfahlen uns, das Papier in der Hand, dem Biſchof einen buon giorno wünſchend, und zeigten es triumphirend dem unten harrenden Impreſſario, der ignorirend wie wir daſſelbe erlangt hatten, darüber ganz entzückt war und uns ein vortreffliches Schauſpiel, „I brigandi“ betitelt, verſprach. Caguenec und Felix gingen Arm in Arm zu dem nach Rom führenden Thor hinaus bis zu dem Grabmal des Ascanius, wo ſie ſich niederſetzten und einſchliefen, während ich mich heim begab, um auf ein Paar Stunden nach Rom zu reiten, mir aber vornahm, zur Vorſtellung der Brigandi wieder zurück zu ſeyn. Als ich in das Zimmer trat, ſprang mir Caguenecs Geliebte entgegen, mich fragend, wo ich ihren Capitano gelaſſen habe, und wie die Sache abgelaufen ſey? Ich gab ihr über Beides die gehörige Auskunft, und fand jetzt, daß Regina eine recht hübſche ſchlanke Brünette ſey und ein Paar recht feurige, funkelnde Augen habe, was ich vorher gar nicht wahrgenommen. Ich ließ mich in ein Geſpräch mit ihr ein, und erfuhr, daß ſie die Tochter einer Uhrmacherswittwe in Velettri wäre, die einige Wein- und Obſtgärten daſelbſt beſaß, in denen ſie zufällig Caguenecs Bekanntſchaft gemacht, und er ihr den Antrag geſtellt, ſie als ſeine Geliebte zu unterhalten, worin ihre Mutter auch eingewilligt, da er viel verſprochen habe und ihre Umſtände nicht die glänzendſten ſeyen; bis jetzt aber habe er von den Verſprechungen keine gehalten, außer Nahrung und Wohnung habe ſie noch nichts von ihm

bekommen, und ihm doch ihre Jungfrauſchaft gebracht, dazu ſey er noch obendrein ſehr oft imbriaco (betrunken), da hätte ſie denn ihre liebe Noth mit ihm, ſie habe ſich ſchon die unſäglichſte Mühe gegeben, ihm dieſe Sünde abzugewöhnen, aber vergeblich; öfters komme er in einem ſolchen Zuſtand heim, daß er ſich ganz angekleidet auf das Bett fallen laſſe, und ohne ſich zu rühren bis zum andern Morgen ſchlafe.

Die naive Einfalt, mit der mir Regina dieſe Erzählung machte, brachte mich zum Lachen. Ich nahm ſie in meinen Arm, küßte ſie, und ſagte zu ihr: es ſey gewiß recht fatal, daß der Mann ſo einen feſten Schlaf habe. — Freilich, erwiederte ſie, und das Fatalſte iſt, daß ich dabei nicht einſchlafen kann. — Du mußt dich dafür rächen und entſchädigen, verſetzte ich ihr, ſie auf meinen Schooß ziehend. — Ei, das möchte ich wohl, wenn ich nur Gelegenheit dazu hätte. — O, die ſoll ſich leicht finden, meinte ich, küßte das ſchon glühend werdende Mädchen recht innig, verriegelte die Stubenthür und zog ſie in mein anſtoßendes Schlafgemach. — Nach einer halben Stunde verließen wir daſſelbe wieder, und um bei Caguenec allen Verdacht zu vermeiden, ſchwang ich mich auf mein Pferd und ritt zum Thor hinaus, der Landſtraße nach Rom zu, wo ich die beiden Schläfer noch an Ascanius Mauſoleum ſchnarchend fand, ſie mit einem lauten Halloh aufweckte und ihnen verkündete, daß ich nach Rom reite, dem Caguenec lachend zurufend: Du biſt mir ein ſauberer Held, deine Regina ſitzt bei mir verlaſſen und ſeufzt und langweilt ſich.

— Himmelſapperment, ſchrie Caguenec, ſich die Augen reibend, ich habe ganz vergeſſen, daß ich die Hexe bei mir habe; höre, du wirſt mir doch keine Streiche gemacht haben, ſonſt könnteſt du mir leicht vor die Klinge müſſen.

— Wo denkſt du hin, ich habe mehr zu thun, als mich um deine Geliebte zu bekümmern.

— Wenn auch, ich kenne dich, du biſt mir ein ſauberer Zeiſig.

Ich ſprengte indeſſen mit einem: »albernes Zeug« davon, ſuchte in Rom die Vernetti auf, bei der ich über Mittag blieb, und ſie dann gegen Abend in einem Wagen mit nach Albano nahm, damit ſie der vom Impreſſario verſprochenen Extravorſtellung beiwohnen könnte. Das war ſie in jedem Betracht, ich hatte noch nie ſo etwas geſehen. In einer Art Scheune war eine Erhöhung von einigen Holzblöcken und Brettern gemacht und mit

alten Lumpen behangen, deren Farbe der beste Chemiker nicht mehr hätte ausfindig machen können, einige abgerissene und davor gestellte Baumzweige sollten einen Wald vorstellen; und nun erst die Schauspieler! die Briganden in Calabrien waren noch wie Fürsten im Vergleich mit diesen gekleidet. Das Aergste waren aber die roth- und schwarzbärtigen Actricen und deren Costüme, schmutzige Tücher auf Poissardenart um die Köpfe gewunden, Unterröcke um die Hüften hängend, welche hinten und vorn so große Löcher hatten, daß man einen Kopf durchstecken konnte, deren Farbe mit der der Dekorationslappen ganz harmonirte, zerrissene Hemdärmel und ein über das Hemd und den bloßen Hals geworfenes lumpiges Tuch vervollständigte das Erbärmliche ihrer Garderobe, diese vom Galgen gefallenen Burschen machten die zärtlichen Liebhaberinnen. In den ersten Reihen des Publikums saßen Gaguenec und seine Geliebte, die Vernetti, ich, Felix, ein Paar Lieferanten ꝛc. und dann noch einige zwanzig andere Zuschauer, Einwohner aus Albano, aber kein einziges weibliches Wesen außer den beiden angeführten. Der Herr Impressario hatte sich verrechnet, die Leute in Albano waren zu devot, um eine Sonntags-Comödie zu besuchen. Um den Saal, eine Art Stall, zu füllen, ließ ich sämmtlicher Mannschaft und den Unteroffizieren der Compagnie, die nicht im Dienst waren, Gratisbillets geben, für die ich zwei Scudi bezahlte. Nicht leicht wieder wird sich eine solche Künstlergesellschaft und ein solches Publikum zusammenfinden, und dennoch amüsirte ich mich, wenigstens eine Zeitlang, königlich, denn die Geberden, Grimassen, Deklamationen, Zärtlichkeiten und das Herumvagiren der Schauspieler mit Händen und Füßen war über alle Maßen komisch-heroisch und possierlich; Blicke warfen sie um sich, welche auch Steine zum Erbarmen, zum Schaudern und zum Lachen hätten bringen können. Das Sujet des Stücks war schwer zu errathen, Mord und Raub aber der Hauptinhalt. Wir blieben bis zur Hälfte der Vorstellung, nahmen dann eine Cena ein, und Gaguenec mit seiner Dulcinea blieben über Nacht bei mir, an Zimmern und Betten fehlte es mir ja nicht, ich hätte noch ein Paar Dutzend solcher Paare beherbergen können. Am andern Morgen empfahlen sich meine Gäste nachdem sie noch gehörig gefrühstückt hatten, und gegen Abend brachte auch ich meine junge Witwe wieder in ihre Wohnung zurück.

Drei Tage nach dieser Vorstellung, als ich eben im Begriff

war meinen gewohnten Ritt nach Rom zu machen, fuhr eine Poſtchaiſe an meiner Wohnung vor, aus der mein Bataillonschef Düret und ſein Adjutant-Major ſprangen, die zu mir heraufſtürmten. Erſterer begrüßte mich mit den Worten: „Voila une belle affaire, que diable avez vous fait?“ er zog dabei einen Bericht aus der Taſche, der den Vorgang bei dem Kardinal mit den grellſten Farben aufgetragen enthielt, und in dem zugleich von Seiten der päpſtlichen Regierung auf die ſtrengſte Unterſuchung und Beſtrafung angetragen wurde. Ich erzählte Düret den Zuſammenhang der ganzen Geſchichte, der dann ausrief: das wird eine ſaubere Sauce werden, toujours ce diable de Caguenec, aber über Sie wird das ganze Wetter kommen, denn Sie ſind hier Commandant; der commandirende General in Civita-Vecchia iſt ſehr aufgebracht, und ich habe ſogar den Auftrag von ihm, nach Befinden der Umſtände, Ihnen ſogleich arrets forcés zu geben. Ich will indeſſen mein Möglichſtes thun, dieſe unangenehme Sache ſo glimpflich als es thunlich zu beſeitigen, aber ganz mit heiler Haut werden Sie nicht davon kommen. Nachdem er ein Frühſtück genommen, fuhr Düret nach Velettri ab, um auch den Caguenec zu verhören, ſetzte dann ſeine Inſpektionsreiſe nach Viberno, Porto-d'Anzo ꝛc. fort, und kehrte nach Beendigung derſelben nach Civita-Vecchia zurück.

Unterdeſſen war mir dieſe Sache nicht gleichgültig, ich theilte den Vorfall der Geſarini mit, die mir den Rath gab, dem Kardinal einen Beſuch zu machen und mich bei ihm zu entſchuldigen, hiezu konnte ich mich aber nicht entſchließen, und während ich ſo zwiſchen dem was ich zu thun und zu laſſen hätte, ſchwankte, kam eines Morgens der Capitaine Stahl an, und verkündete mir, daß er die Ordre habe, mich abzulöſen, indem ich zum dritten Bataillon, das noch in Genua lag, verſetzt ſey, und Düret ſchrieb mir dazu: ich könne Gott und ihm danken, daß die Sache ſo gelinde abgelaufen ſey, der General habe Anfangs durchaus auf einem Kriegsgericht beſtanden, und nur mit großer Mühe habe man ihn davon abgebracht. — So unangenehm mir auch dieſe Verſetzung war, ſo wurde ich denn doch jetzt von aller peinlichen Ungewißheit befreit, die mich ſeit acht Tagen quälte. Ich erhielt meine Marſchroute, mit der Ordre, mich ſogleich an meinen neuen Beſtimmungsort zu verfügen. Hier blieb nichts übrig als zu gehorchen. Nicht ohne Wehmuth nahm ich von all meinen Bekannten

und den Familien in Rom, in deren Häuſern ich ſo manche Freude, ſoviel Annehmlichkeiten genoſſen und mit ſo liebenswürdiger Liberalität aufgenommen worden war, Abſchied. Torlonia, dem ich die Urſache meiner Verſetzung geſagt, antwortete: daß wenn ich ihm den Vorfall gleich mitgetheilt, er die Sache gewiß ausgeglichen haben würde und es dann zu keiner Klage gekommen wäre. Aber wer ſich meine Abreiſe am meiſten zu Herzen nahm, war die Geſarini, trotz dem daß ich ſie in der letzten Zeit ſo ziemlich gleichgültig behandelt, oder doch ſehr vernachläſſigt hatte. Sie wollte ſich anfänglich gar nicht darein finden und entwarf allerlei Pläne, mich nach Genua zu begleiten, daſelbſt zu wohnen ꝛc., ich hatte große Mühe, ihr die Unausführbarkeit eines ſolchen Vorhabens begreiflich zu machen, und um ſie einigermaßen zu beſchwichtigen, beſchloß ich, noch 8 bis 10 Tage incognito in Rom zu bleiben, und dann ſtatt mich an die Marſchroute zu halten, mit Extrapoſt nach Genua zu reiſen, wodurch ich beinahe einen ganzen Monat Zeit gewann. Dies ſchien ſie etwas zu beruhigen, aber nun machte ſie mir eine Eröffnung, die mich nicht wenig überraſchte, ſie geſtand mir nämlich, daß ſie in der Hoffnung ſey, und daß ſie ſeit ſie mich kenne und ſchon vorher, durchaus keinen vertrauten Umgang mit ihrem Gatten mehr gehabt habe, daher nicht wiſſe, was dies noch für Folgen nach ſich ziehen könne, ſie mache ſich indeſſen gerade deßhalb keine großen Sorgen, denn der Herzog halte ſich ja auch Maitreſſen und bekümmere ſich gar nicht um ſie, auch könne ſie es wohl veranſtalten, ihre Niederkunft geheim zu halten. Ich verkaufte jetzt mein Pferd, ſchaffte mir dafür eine ſchon gebrauchte Kaleſche an, indem ich einen Wagen, den mir Gertrude zum Geſchenk machen wollte, ausſchlug, und brachte die wenigen Tage, die ich noch in Rom war, faſt ausſchließlich in ihrer Geſellſchaft zu. — Noch hatte ich die Trajansſäule nicht beſtiegen, und als ich dieſen Wunſch äußerte, verſetzte ſie: das können wir ja noch zuſammen thun. Bei der Ausführung dieſes Plans fiel mir Madame Gasqui und die Antoninſäule ein, bei deren Beſteigen ich die erſte Veranlaſſung zu einer intimern Bekanntſchaft mit ihr gehabt. Als wir kaum oben waren, ſah mich meine Begleiterin plötzlich mit einem grellen Blick an und ſprach: „Wie, wenn ich mich da hinabſtürzte, dann hätten auf einmal alle Sorgen und alle Pein ein Ende.“ — Sind Sie toll, fiel ich ihr ins Wort, und faßte ſie ſchnell am Arm, ſie ſah mich aber nur lachend

an, und ſagte: Habe keine Angſt, ſoweit iſt es noch nicht, wenigſtens müßteſt du dich mit mir hinabſtürzen wollen. — Dazu ſpüre ich noch keine Luſt, erwiederte ich ihr, es wäre ein dummer und nicht einmal gewiſſer Tod, ich will doch zehnmal lieber durch eine Kugel fallen. Ich umfaßte und küßte ſie, und machte daß wir bald wieder hinab kamen.

Auch ſah ich während den wenigen Tagen, die ich ſeyt noch in Rom incognito verweilte, die Feier einer Heiligſprechung, ein ſehr ſeltenes Feſt. Es waren fünf, ſchon Jahrhunderte verfaulte Individuen, unter denen ſogar ein Mohr, Namens Franciſko Caracolo, die zu neuen Heiligen geſtempelt wurden: wie ſelig mögen dieſe Leute an dem Tage im Himmel geweſen ſeyn, als ſie durch die Wolken herab der Comödie ihrer Heiligmachung zuſahen! — Die ſämmtliche Geiſtlichkeit und alle Mönchsorden waren in Bewegung, und ſeit dem Grauen des Tages zeigten ſich die endloſen Proceſſionen. Den neugebackenen Heiligen hatte man auch eigene, ihnen zugehörige Prachtfahnen verfertigt, die bei dem Hauptzug glänzten, bei dem ſämmtliche Geiſtliche am hellen Tag angezündete Kerzen trugen. Außer dieſen Fahnen paradirten wenigſtens noch Tauſend andere. Der Zug kam aus den Pforten des Vatikans und ging durch die Colonnaden des mit einer ungeheuern Menſchenmenge überſäeten Petersplatzes. Der Papſt ſelbſt ſang zuerſt ein Ave Maria mit etwas heiſerer Stimme in der ſixtiniſchen Kapelle, und wurde dann auf ſeinem Pfauenſeſſel auf den Platz getragen. Hier gab ihm der Prokurator, der die Sache der heilig zu ſprechenden Seligen führte, ein Kardinal, zwei buntbemalte große Wachskerzen, und die ganze Cleriſey in großem Ornat hielt nun einen Umzug, nach den Abſtufungen ihres Ranges geordnet, da ſah man jede Gattung kirchlicher und apoſtoliſcher Kammerbeamten, Aebte, Diakone, Patriarchen, Biſchöfe, Erzbiſchöfe, Kardinäle, die Kardinal-Diakonen, die Großwürdenträger ꝛc. ꝛc., vom Kirchendiener und Chorknaben bis zum dreigekrönten heiligen Vater ſelbſt, alles en grande tenue, die Prieſter in Meßgewändern, die Diakonen mit der Dalmatica, die Biſchöfe mit dem Pluviale u. ſ. w. bekleidet. Der Papſt folgte dem Zug auf ſeinem Armſeſſel, und ſeine Kämmerer wehten ihm friſchen Wind mit Fächern von Pfauen- und Straußfedern zu, während vier Prälaten einen Traghimmel über ihn hielten. Ein Kardinal ſang während dieſer Proceſſion das Evangelium ab. Die Schweizergarden in alter

Knappentracht, mit Hellebarden, und die päpstliche Nobelgarde bildeten auf beiden Seiten des Zuges schützende Spaliere. Als der Papst in die am hellen Tag mit Tausenden von angezündeten Kerzen erleuchtete, aber ganz verhängte Kirche kam, fiel das hundertstimmige Chor mit dem: tu es Petrus ein. Jetzt verrichtete der heilige Vater ein Gebet und nahm dann auf dem für ihn hinter dem Hochaltar errichteten Thron Platz. Hier küßten ihm die Geistlichen, jeder nach seinem Range, die Kardinäle die Hand, die Bischöfe die Knie, und die andern die Füße. Nachdem dies geschehen, nahmen alle ihre angewiesenen Plätze ein, die Kardinäle dem Papst zunächst, in einem Halbkreis. Jetzt trat der Kardinalprokurator der zu fabricirenden Heiligen in Begleitung eines geistlichen Advokaten vor den Thron, wo beide niederknieten, und letzterer das Anliegen, die Seligen zu Heiligen zu machen, lateinisch vorbrachte, sie dabei mit Namen nennend. Der Papst ließ aber durch seinen Segretario da brevi erklären, daß eine so hochwichtige Angelegenheit mit reiflicher Ueberlegung zu behandeln sey, und man vor Allem damit beginnen müsse, die Jungfrau Maria, den heiligen Petrus und den heiligen Paulus um ihren mächtigen Beistand anzuflehen. Dies that nun der Papst selbst, indem er niederkniete, und während seinem Gebet wurde die ganze Litaney der Heiligen abgesungen. Hierauf setzte sich Pius VII. wieder auf den Thron und ließ auf eine zweite Bitte des Kardinalprokurators erwiedern, dies sey noch nicht hinreichend, man müsse nun auch noch den Beistand des heiligen Geistes, der die Quelle alles heiligen Lichtes sey, anrufen. Der Papst und die ganze Clerisey knieten abermals nieder und beteten erst still zum heiligen Geist, bis ein Kardinal ein: Steht auf! (levatevi) rief, worauf der Papst und die Kardinäle das: Venite creator spiritus anstimmten, dann betete Pius wieder, nahm zum Drittenmal Platz auf seinem Thron, und ließ endlich den zum Drittenmal mit seinem Advokaten vortretenden Prokurator erklären, durch die Hülfe des heiligen Geistes sey er jetzt zur Erkenntniß gekommen, daß der liebe Gott die ihm vorgeschlagenen Heiligen als solche anerkennen und mit allen einem Heiligen nothwendigen Qualitäten versehen wolle. (Worin diese eigentlich bestehen, wurde aber nicht gesagt.) Der Papst verkündete jetzt von seinem Thron herab, im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit, die Heiligsprechung in lateinischer Sprache, die vom Kardinalprokurator dankbarlichst anerkannt

wurde, deſſen Advokat unterthänigſt um die Ausfertigung der Patente der neuen Heiligen bat, welche der Papſt auch huldreichſt bewilligte. Es wurde ein Protokoll über dieſe Kanoniſation aufgenommen, wobei die Familiaren des heiligen Vaters mit den Worten: „Vobis testibus“ zu Zeugen aufgerufen wurden. Jetzt ſtimmte Pius VII. den ambroſianiſchen Lobgeſang an, worauf Poſaunen und Trompeten von den Tribunen herabſchmetterten, der Kanonendonner von dem Caſtel St Angelo erdröhnte, die Glocken aller Kirchen in ganz Rom, ſowie die des Capitols eine ganze Stunde lang läuteten, und ſomit der chriſtlichen Welt verkündigten, daß ſie um fünf neue Heilige reicher ſey. Der Papſt ertheilte noch dem guten Volk verſchwenderiſch Abſolution und Segen, las eine feierliche Meſſe, wobei er zum Erſtenmal zu den neuen Heiligen betete, ſie um ihren kräftigen Schutz anflehte, und man ihnen die erſten Opfer brachte, beſtehend in Wachskerzen, Wein in ſilbernen und vergoldeten Fäßchen, verſilbertem und vergoldetem Brod, Tauben und ſonſt allerlei Vögeln, die man fliegen ließ und die dann die meiſte Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Dieſe Opfergaben befanden ſich während der ganzen Ceremonie auf vergoldeten Kredenztiſchen zur Schau ausgeſtellt, unter ihnen waren über einen halben Centner ſchwere Wachskerzen, auf welchen die gewiß ſehr ähnlichen Bilder dieſer Heiligen, unter denen, nebſt dem Mohr, auch ein lauſiger, bei lebendigem Leibe vom Ungeziefer zerfreſſener Bettler, gemalt waren. Die Opfergaben wurden ſämmtlich dem Papſt zur gefälligen Beſchauung und Einſegnung vorgetragen und die geiſtlichen Cameriere, denen dieſes zu thun oblag, hatten ihre liebe Laſt mit den ſchweren Kerzen. Der Papſt erhielt außerdem auch noch für ſich eine Börſe mit 25 Paoli (etwa fünf Gulden) für die geleſene Meſſe, die ihm der Kardinal-Erzprieſter im Namen des Capitels überreichte. — Endlich ließ ſich der heilige Vater wieder in den Vatikan tragen, und gab von der großen Loggia aus noch einmal unter Kanonendonner, Glockengeläute, Poſaunengeſchmetter und Trommelſchlag dem Volk ſeinen Segen, womit die ganze Feierlichkeit beendigt war. Bei mir ſelbſt dachte ich: ſo impoſant auch die Handlung in der Kirche war, den Kardinälen und den Päpſten muß es doch ergehen wie Ciceros Auguren, die ſich, ohne wenigſtens innerlich zu lachen, nicht anſehen können. — Arme Sterbliche wollen die Leute im Himmel zu Heiligen machen! —

Ich war indeſſen froh, auch noch dieſe geiſtliche Comödie

gesehen zu haben und bereitete mich auf meine nahe Abreise vor. Am Abend vor derselben fand sich Gertrude zum Letztenmal bei mir ein und brachte die Nacht bis 2 Uhr Morgens mit mir zu, mir zum ewigen Andenken eine über vier Schuh lange Locke von ihrem schönen Haar und einen goldnen Ring gebend, auf dem das Colosseum, wo wir so manche trauliche Stunde zugebracht hatten, in Mosaikarbeit abgebildet war, andere prächtigere Geschenke hatte ich mir durchaus verbeten. Ich führte sie endlich in ihre Wohnung zurück, wo ich ihr den letzten, langen Abschiedskuß in ihrem Schlafgemach gab, und sie in Thränen gebadet verließ. — Ihre letzten Worte waren: Non dimenticarmi (Mich nicht vergessen), ich erwiederte: daß ich hoffe, sie bald wiederzusehen. Ich hatte ihr versprochen, mein Möglichstes zu thun, um wieder meine Versetzung zum ersten, im Kirchenstaat liegenden Bataillon zu bewirken, was ich mir auch vornahm.

Um vier Uhr Morgens hatte ich die Pferde bestellt, als aber der Wagen vorfuhr, sah ich statt der alten Calesche, die ich gekauft, einen ganz eleganten modernen Reisewagen, und als ich meinen Burschen fragte, was dies zu bedeuten habe, gestand mir derselbe, daß diese Verwechselung gestern Nachmittag auf die dringende Bitte einer Dame geschehen sey, die ihm zu gleicher Zeit ein Geschenk von zehn Zechinen gemacht und ihm dabei gesagt habe, der Wagen komme aus so lieben Händen, daß er seinem Herrn die größte Freude, die man ihm heimlich zu machen wünsche, verursachen würde. Zugleich stellte mir der Bursche noch ein Schlüsselchen zu, das zu einem Wagenkistchen gehöre, was außerdem noch versiegelt war. Hier blieb nichts übrig, als mich des Geschenks zu bedienen, von dem ich wohl denken konnte wo es herkam. Der Koffer war gepackt, die Pferde angespannt, meine Calesche fort, und ohne die splendide Geberin zu beleidigen und tief zu kränken, konnte ich das Geschenk nicht wohl zurückschicken, ich stieg in den Wagen, befahl dem Postillon im starken Trabe davon und zur Porta Popolo hinauszufahren, und warf mich, tief in meinen Mantel gehüllt, in den Hintergrund desselben, über die seltsamen Wege des Schicksals meditirend, Rom mit Bedauern verlassend, ohne mich noch einmal nach der ewigen Stadt umzusehen, in der ich so viele Freuden genossen, deren Erinnerungen ich nun an meiner Phantasie vorübergehen ließ.

IV.

Reiſe über Florenz nach Genua. — Siena. — Ankunft zu Florenz. — Eine Ueberraſchung. — Der Palazzo-vecchio und ſeine Umgebung. — Ein Abenteuer. — Die Cathedrale San-Maria del Fiore. — Blutige Begebenheiten in derſelben. — Die myſteriöſen Schönen. — Santa-Croce. — Der Pallaſt Pitti. — Der Garten Boboli. — Der Palazzo del Podeſta. — Hiſtoriſche und topographiſche Notizen. — Savonarola. — Lady Marv. — Das Arnothal. — Die ſchönen Strohflechterinnen. — Abreiſe nach Genua. — Livorno. — Piſa. — Ankunft in Genua.

Da ich als Partikulier und nicht als Militair, das heißt, wenigſtens nicht nach meiner Marſchroute reiſte, die mir volle 35 Tage bis zu meiner Ankunft in Genua geſtattete, ſo hatte ich beſchloſſen, meinen Weg über Florenz zu nehmen. Nachdem ich die Ponte Molle paſſirt und Rom im Rücken hatte, dachte ich auch wenig mehr an das Vergangene, ſondern beſchäftigte mich mit dem Gedanken, nun bald die ſchöne Hauptſtadt Toscanas und dann meine genueſiſchen Schönheiten wiederzuſehen, deren ich mich jetzt erinnerte und mit denen ich doch auch ſo manche vergnügte Stunde hingebracht hatte. Luftſchlöſſer in die Zukunft bauend, war ich, ohne es zu bemerken, entſchlummert und ſo durch die öde und ungeſunde Gegend nach La Storta gekommen, und erwachte dort erſt bei dem Umſpannen der Pferde. Der Weg ging nun über Ronciglione, ein ziemlich wohlhabendes Städtchen, Viterbo, die alte Hauptſtadt Hetruriens, Voltorna, das an dem Berge Cimino liegt, nicht unbedeutend und mit Mauern befeſtigt iſt, Montefiascone, wo ſich ein Augsburger Prälat an dem dortigen vortrefflichen Wein zu Tode geſoffen hat, den ihm ſein vorausreitender Diener, der alle Weine koſten und die guten ſeinem Herrn mit est bezeichnen mußte, hier aber mit est, est, est, alſo dreimal gut, anſchrieb, ſeitdem nennt man dieſen Wein: vino d'est, oder Eſtwein, Bolſena, die alte Hauptſtadt der Volsker, wo ſich das bekannte Wunder mit der Hoſtie zutrug, die ſich plötzlich in Blut verwandelte, und die Veranlaſſung zur Feier des Frohnleichnamsfeſtes ward; Acquapendente, Radicofani,

Chiusi, ein Flecken, der an der Stelle des alten Clusium, einst Porsennas Residenz, liegt, passirte ich des Nachts und kam den folgenden Abend erst spät zu Siena an. Der Weg ging beständig durch die Apenninen und ist an manchen Orten sehr gefährlich und steil, sollte auch hinsichtlich der Räuberbanden nicht sehr sicher seyn, weshalb ich immer auf dem qui vive war und meine scharf geladenen Pistolen zur Hand hatte. Das Gebirge ist in dieser Gegend voll von Schluchten und unzugänglichen Abgründen, daher zum Aufenthalt für Raubgesindel geeignet. Ich war auf dem ganzen Wege fast nirgends eingekehrt und hatte mich mit etwas rohem Schinken, süßem Montefiascone und Orvieto im Wagen begnügt. In Buonconvento, 2 Stunden vor Siena, ein unbedeutendes Dorf, bekannt durch die Vergiftung Kaiser Heinrich VII. durch einen Dominikanermönch, dessen Messe er eben beigewohnt hatte, wurde mir zum Erstenmal ein Paß von einem Landdragoner abverlangt; als ich mich ihm als einen französischen Offizier zu erkennen gab, wollte er meine Marschroute gar nicht einmal ansehen und wich voll Respekt zurück.

In Siena verweilte ich einen Tag, um mich auszuruhen. Man will die Erbauung dieser uralten Stadt den Galliern zuschreiben, die unter Brennus in Italien eindrangen und Rom verwüstet hatten; sie liegt in den Apenninen, auf dem Crater eines ausgebrannten Vulkans und über vielen unterirdischen Höhlen, ihre Straßen sind fast alle bergig; sie hat meistens alte gothische Häuser, die zur Noth als eben so viele feste Burgen dienen könnten, denen man auch ansieht, daß sie zur Zeit der Bürgerkriege erbaut wurden. Die Stadt war im Mittelalter sehr bevölkert und wegen ihrer Freiheitsliebe berühmt, lange rivalisirte sie mit Florenz und Pisa, nachdem sie nach dem Sturz des römischen Reichs eine unabhängige Republik gebildet hatte. Sie war jetzt eine der ansehnlichsten Städte Toscanas und hat eine von Cosime I. erbaute Citadelle. Das schönste Denkmal Sienas ist seine prächtige Cathedrale, ein gothisches Gebäude, das in allen seinen Theilen die alte italiänische Herrlichkeit bezeigt, dieselbe liegt auf einer Anhöhe, die den, sie von drei Seiten umgebenden Platz beherrscht. Ihr Fußboden, zum Theil aus Mosaik bestehend, stellt verschiedene Geschichten aus dem alten Testament dar, die in weißem, grauem und schwarzem Marmor ausgeführt sind, wobei man so schön gezeichnete Köpfe findet, daß sie eines Raphael würdig wären. Die

Schnitzwerke, welche das Chor umgeben, sind Meisterwerke der Kunst und der Geduld. Einige treffliche Bildsäulen von Bernini, namentlich eine Magdalena und Michel Angelo, sowie einige ganz vorzügliche Gemälde verdienen besonders gewürdigt zu werden. In einer Gallerie, die rings um das Schiff der Kirche läuft, sind die Büsten aller Päpste bis auf Alexander III. aufgestellt, auch die Grazien von weißem Marmor sah ich hier. Die Fenster, die durch eine Menge kleiner Säulen gebildet werden, von denen die einen immer vor den andern stehen, gleichen Theaterperspectiven, die Wölbungen sind azurblau, mit goldnen Sternen besäet, und der Dom ruht auf Marmorsäulen. Die Kuppel der Kapelle der heiligen Jungfrau ist ganz vergoldet, und der mit Lapislazuli eingelegte Altar ist mit Säulen von meergrünem Marmor geschmückt. Eine Statue des heiligen Johannes aus Erz, von Donatello, wird allgemein bewundert. Die Malereien der Sakristei erregen nicht minder Bewunderung, man schreibt sie dem Raphael zu, der sie jedoch nur retouchirt hat, Pinturicchio heißt der Künstler, der sie schuf.

Man zeigt den Fremden auch gerne die Schlafstube der hier 1347 gebornen heiligen Catharina, deren Vater ein Färber war, jetzt zu einer Kapelle umgeschaffen, besonders aber ist darin das Fenster merkwürdig, durch welches Christus ihr seine nächtlichen Besuche, versteht sich in allen Ehren, abgestattet hat, auch den Verlobungsring, den er ihr verehrt, zeigt man; ist er im Himmel verfertigt worden, so beweist er, daß es die Goldarbeiter daselbst noch zu keiner hohen Stufe der Vollkommenheit gebracht haben, denn er ist von keiner sehr eleganten Façon. Siena hat nur einen großen, mit vielen Buden umgebenen Platz, auf den viele Straßen führen. In der Dominikanerkirche befindet sich ein merkwürdiges Gemälde auf Holz, mit der Jahreszahl 1221. Die Stadt hat dem heiligen Stuhl 7 Päpste geliefert, unter denen Gregor VII. und Alexander III. Die Frauen sind wegen ihrer Schönheit, ihrer weißen Haut und frischen Farbe berühmt, auch wird hier das reinste und wohlklingendste Italiänisch und zwar sehr correkt gesprochen.

Mit einbrechender Nacht fuhr ich nach Florenz ab, wo ich noch lange vor Tag ankam, und Mühe hatte, das dienende Personale eines Gasthofs aus dem Schlaf zu wecken, um mir ein Zimmer anweisen und eine erquickende Chokolade bereiten zu lassen.

Letzteres versteht man nirgends so gut als in Italien. Ich hatte mir vorgenommen, 14 Tage bis drei Wochen in Toscanas schöner Hauptstadt zuzubringen, da ich durch mein schnelles Reisen diese Zeit vollkommen wieder einbringen und jedenfalls zu dem auf der Marschroute bezeichneten Zeitpunkt in Genua eintreffen konnte. Nachdem ich ein Paar goldne Morgenstunden verschlafen, ließ ich meinen Koffer und auch das verschlossene und versiegelte Wagenkistchen auf mein Zimmer bringen, das zu öffnen ich bis jetzt noch keine Muße gefunden hatte, da die Sehenswürdigkeiten Sienas alle meine Zeit daselbst in Anspruch nahmen. Ich entsiegelte und schloß das Kästchen auf und war vor Verwunderung starr, als ich es mit der feinsten Batistwäsche, gestickten Taschentüchern und Hemden angefüllt fand. Oben lag ein, in rosenfarbiges Seidenpapier gewickeltes Portefeuille von blauem Sammt, auf dem mit Perlen Gertrudens Namenszug von einem Blumenkranz umgeben gestickt war. Als ich dasselbe öffnete, fiel mir ein auf Velinpapier mit Goldrand geschriebenes Briefchen in die Hand, das mit einer Brillantnadel, mit einem von Rubinen umfaßten prächtigen Solitair, zugesteckt war. Ich nahm die Nadel herunter, entfaltete es und las:

„Carissimo Fernando!

Nimm dies kleine Geschenk als ein Andenken von mir und der unvergeßlich seligen Stunden, die ich mit Dir zubrachte, gütig auf; wohin Dich auch immer die Verhältnisse und des Schicksals Wege führen mögen, gedenke Deiner Dich so innig liebenden Freundin in Rom. Sie hat erst zu lieben begonnen, als sie Dich kennen lernte, vergiß sie nicht, dies würde sie unglücklich machen, gieb mir wenigstens einmal jeden Monat Nachricht, die Du mir durch die mit Dir verabredete Adresse zukommen lassen kannst. Deine Briefe werden mir mindestens ein Schattentrost seyn. Deine Abwesenheit macht mein Leben zur Einsamkeit und es wird traurig genug dahinfließen, nur Nachrichten von Dir können mir einige heitere Augenblicke gewähren. Lebe wohl, sey glücklich und vergiß nimmer Deine Dich bis zum letzten Athemzug liebende Gertrude."

Schreiben an zurückgelassene Geliebte war meine Sache sonst nicht; aber hier mußte ich doch eine Ausnahme machen, antwortete ihr sogleich und meldete ihr meine glückliche Ankunft in Florenz;

Während ich ſchrieb, packte mein Bedienter das Kiſtchen aus, plötzlich rief er: ach, ſehen Sie doch, Herr Lieutenant, was da für ein ſchönes Käſtchen iſt, ich drehte mich um und erblickte eine wunderſchön gearbeitete Chatoulle von Ebenholz mit Perlmutter und Silber ausgelegt, an der ein goldnes Schlüſſelchen an einem himmelblauen Bande herabhing. Wie ſchwer es iſt, ſagte der Burſche, mir es darreichend, ich öffnete es und fand zu meiner nicht geringen Verwunderung das ſehr wohlgetroffene Portrait der Principeſſa Ceſarini in Miniatur gemalt und mit Roſetten eingefaßt; aber noch weit mehr erſtaunte ich, als ich unter demſelben zehn Rollen, jede mit 100 Zechinen vorfand. Dies war zuviel, wenigſtens das Gold hätte ſich nicht vorfinden ſollen, auch ein Zettelchen lag in der Chatoulle, auf dem geſchrieben ſtand: »Nicht wahr, lieber Fernando, Du zürneſt mir nicht, daß ich mich unterfing, Dir einen Pfennig für die Noth beizulegen, und wenn Du zürneſt, ſo ſieh mich nur an, (mein Portrait) und ich bin eitel genug zu glauben, daß Dir dann aller Unwille vergehen wird.« In der That war das Bild ſo lieblich lächelnd und ſo ſprechend ähnlich gemalt, die Züge dem reizenden Original ſo bezaubernd gleich, daß ich es einigemal küßte, und mir zum Erſtenmal der Gedanke kam: wie iſt es möglich, daß man auch gegen ſolche Reize gleichgültig werden kann, und mit der Natur ſchmälte, daß ſie mich mit einem ſo veränderlichen Herzen geſchaffen hatte; denn was kann am Ende der Menſch für ſein Temperament, für ſeine Leidenſchaften, für ſeine Art zu fühlen und zu empfinden? nicht mehr als der Bucklige für ſeinen Höcker, der Krumme für ſeinen Wuchs, er kann ſich eben ſo wenig von ſeinen moraliſchen Auswüchſen befreien wie dieſer von ſeinen phyſiſchen. — Eine bequeme Faulbrücke, höre ich ſo manchen geſtrengen Moraliſten ſprechen, die am Ende jeden Räuber und Mörder freiſprechen würde, wozu hat denn der Menſch ſeine Vernunft? — ganz Recht — aber ſagt mir doch, ihr ſuperklugen Herrn, von denen ich ſo manche kennen lernte, wie geht es denn zu, daß ihr oft bei den geringſten Kleinigkeiten, einer angebrannten Milch, einer nicht zugemachten Thüre, einer verbrannten Suppe in eine an Raſerei grenzende Wuth gerathet, außer euch ſeyd, voll Zorn flucht und ſchimpft, wohl gar dem ſchuldigen Theil Stühle, Teller und was euch ſonſt unter die Hände fällt, an den Kopf werft? — wo zum Henker bleibt denn da eure Vernunft? — Ja man ver-

liert zuletzt die Geduld! Ach so — nun so unterfangt euch auch nicht, die ersten Steine auf uns andere arme Sünder werfen zu wollen. Die Vernunft des Menschen ist ein armseliges Ding, das in der Regel nur immer hinter seinen Leidenschaften drein gehinkt kommt. Glücklich die Phlegmatiker mit dem trägen, kalten Fisch- oder Froschblut, diesen spielt freilich ihr Temperament selten einen bösen Streich, aber wie sieht es auf der andern Seite mit dem Lebensgenuß aus? — sie vegetiren wie Pflanzen, oder noch schlimmer, wie Steine und sind die unausstehlichsten Holzblöcke, die man sich denken kann. Wie oft hat sich nicht der Spieler, der Trinker, der Cholerische, der Wollüstling u. s. w. fest und unverbrüchlich vorgenommen, diesen Lastern zu entsagen, und bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit ließen sie sich immer wieder hinreißen, der unverbrüchliche Vorsatz schmolz wie Butter an der Sonne. Der Anblick des Weins, der Karten oder Würfel, eine zerbrochene Schüssel oder Fensterscheibe, eine mit üppigen Formen begabte Dirne waren hinreichend den Entschluß über den Haufen zu werfen! — Aber alle diese Leute hatte die Vernunft im Stich gelassen! — Da liegt eben der Haase im Pfeffer.

Nachdem ich von meiner Ueberraschung zurückgekommen, nahm ich mir vor, dieses mir mit so unendlicher Liebe zugethane Wesen nicht zu dem großen Haufen zu werfen, und beinahe machte ich mir über die zu Rom und Albano gegen sie begangene Untreue und Vernachlässigung Vorwürfe. Während ich solchen Gedanken Raum gab und im Vornehmen und Verwerfen begriffen war, hörte ich plötzlich die Akkorde auf einem sehr wohlklingenden Piano-Forte anschlagen, und bald darauf die Romanze: **Solitario bosco ombroso**, durch ein liebliches Silberstimmchen, aber mit fremdem Accent, vortragen, deren Refrain: **per trovar qualche risposo, nel silenzio nel orror**, mit ganz besonderem Ausdruck gesungen wurde.

Dieser Gesang, der mich, sowie jede Musik in der frühen Morgenstunde, in eine ganz eigene Stimmung versetzte, brachte mich schnell wieder auf andere Gedanken, ich vergaß Bild und Schreiben und lauschte nur auf die Silbertöne, die aus einem sich in meiner Nähe befindlichen Gemach zu kommen schienen. Ich erkundigte mich bei einem Aufwärter nach der singenden Dame und erfuhr von demselben, daß es die junge Gattin eines vornehmen Engländers sey, die mit ihrer Schwägerin die anstoßenden

Gemächer bewohne und deren Mann ſich dermalen in Paris befände, um daſelbſt die Erlaubniß zu ſeiner Rückkehr nach England auszuwirken, da alle Engländer, die ſich auf dem europäiſchen Feſtlande befanden, ſo weit der napoleoniſche Einfluß reichte, Continental-Arreſt hatten.

— E bella? fragte ich den Cameriere, bellissima ed assai giovine. Und ihre Umgebung? — Die beiden Ladys haben nur zwei Kammerfrauen und einen Bedienten um ſich, fahren jeden Tag ſpazieren, gehen aber zu Niemand und empfangen auch keine Geſellſchaft. — Beſuchen ſie auch keine Kirchen? — O ja, alle, aber nur um die Bilder zu ſehen, denn es ſind unglückliche Ketzerinnen. — Gut, beſtellen Sie mir jetzt den berühmteſten Haarkräusler der Stadt, ich will mir die Haare ſchneiden laſſen. Mit einem: Illustrissimo sarà servito empfahl ſich der Cameriere, und ſobald ich allein war, trillerte ich: God save the King und Rule Britannia, die einzigen engliſchen Lieder, die mir bekannt waren und die ich auswendig wußte. Man hatte mich gehört, denn die Zofen ſtreckten ihre niedlichen Köpfe aus der Thüre im Corridor, um zu erforſchen, wer wohl hier engliſche Nationalgeſänge anſtimme. Bald darauf vernahm ich auch, wie man ſich bei einem Aufwärter nach dem Fremden erkundigte, der nebenan logire und engliſch ſinge. — Non so, lautete die Antwort, aber ich werde es bald wiſſen und Ihnen dann mittheilen. Ein Paar Minuten darauf kam der primo Cameriere zu mir, mich nach Stand, Herkommen, Reiſeabſicht ꝛc. im Namen einer hochlöblichen Polizei inquirirend. Lächelnd befriedigte ich den neugierigen Burſchen, wiſſend, welche Polizei ihn abgeſchickt. Ah Mosieu est Officier français? verſetzte er ſich verneigend, und mit einem Umilissimo servo komplimentirte ſich der dienſtbare Geiſt wieder zum Zimmer hinaus, um die Neugierde der Zofe und durch dieſe die ihrer Herrſchaft zu befriedigen. Ich packte nun die erhaltenen Geſchenke wieder ſorgfältig ein, worauf der beſtellte Signor Perruchiere erſchien, mich friſirte oder vielmehr nur durchkämmte, die Spitzen der Haare abſchneidend, und mich für eine ihm geſpendete Zechine vollkommen mit den Verhältniſſen der ſchönen Welt von Florenz bekannt machte. Ich warf mich ſodann in grande tenue, um die Sehenswürdigkeiten der ſchönen Stadt aufzuſuchen, ging jedoch noch vorher drei bis viermal aus meinem Zimmer auf den Corridor, bis an die Treppe und wieder zurück, indem ich

that, als hätte ich etwas vergessen, und jedesmal hatte ich das Glück, einem der englischen Kammermädchen zu begegnen, die ich mit einer freundlichen Verbeugung grüßte und von denen ich eben so freundlich wieder gegrüßt wurde. Endlich stieg ich definitiv hinab und ließ mir den zum Pallast Pitti führenden Weg zeigen, es wollten zwar sogleich mehrere dienstfertige Geister sich mir anschließen, um mich allenthalben hinzuführen, aber ich verbat mir diese unausstehlichen Schwätzer, die sich gleich Kletten an die Fersen der Fremden hängen und die man mit nur einiger Gewandtheit, Intelligenz und vorhergehender Instruktion vollkommen entbehren kann, überall begegnet man ja gefälligen Leuten, die einem mit Vergnügen und zuvorkommend die Wege zeigen; das gedankenlose, papageiartige, ewige Geplapper solcher Ciceronis ist unausstehlich, störend und weit eher ein Hinderniß als ein Förderniß, sich in einer Stadt gehörig zu orientiren und deren Merkwürdigkeiten mit Vortheil und Genuß kennen zu lernen. Es giebt nur einen Fall, in dem man sie gebrauchen mag, in den ich aber nie kam.

Von Tortonia hatte ich einige Empfehlungsschreiben an florentinische Häuser empfangen, die ich zuerst abgab, weil ich dachte, durch sie mir angenehme Bekanntschaften zu verschaffen, erhielt auch mehrere Einladungen, da ich dies aber zu zeitraubend fand, nahm ich bald keine Notiz mehr davon. Mit den Besuchen fertig, besah ich den historisch und architektonisch sehr merkwürdigen Palazzo vecchio, der auf dem großherzoglichen Platz liegt; er wurde zu Ende des 13ten Jahrhunderts nach Arnolfo Lapos Entwurf erbaut und ist ein kolossales burgartiges Gebäude, das durch seine massive Größe imponirt, aber ohne alle Proportion oder Symmetrie, mit einer ungeheuern Brustwehr gekrönt ist, deren schwarzgraue Zinnen ihm ein abschreckendes und düsteres Ansehen geben. Seine Fenster sind zum Theil außerordentlich breit und hoch und von sehr ungleicher Größe, auch ohne alle Ordnung, wie man gerade das Bedürfniß fühlte, angebracht. An einem derselben wurde der Erzbischof Salviati von Pisa gehängt, weil er sich in die Verschwörung der Pazzi eingelassen hatte, und die päpstliche Unfehlbarkeit selbst vermochte ihn nicht zu retten. Auch das Fensterchen des hohen Thurms ließ ich mir zeigen, durch welches der alte Cosimo, zwischen Tod und Leben schwebend, mit Angst und Schrecken die wüthend tobenden Volksmassen gleich den vom Sturm

gepeitschten Meereswellen heranwogen sah. Das aufgebrachte Volk bediente sich der an einer Seite des großen Thors befindlichen Riesenbildsäule Davids, ein Werk des Michel Angelo, statt Leiter, um durch die ihr zunächst liegenden Fenster in das Innere des Schlosses zu dringen. Es ist vielleicht kein Stein an dieser Feste, der nicht mit Bürgerblut bespritzt worden wäre oder an den sich nicht sonst eine geschichtliche Erinnerung knüpfte, und je länger man diese Massen betrachtet, desto mehr wird die Phantasie rege, wenn man einigermaßen mit der Geschichte von Florenz und der Medici bekannt ist; man glaubt aus jedem Fenster die Gespenster jener Wüthriche zu erblicken und sieht sich in die Zeiten versetzt, wo dieses Schloß so häufig von Menschenblut triefte, wenigstens erging es mir so, und keine Ruine, kein Gebäude Roms hatte ähnliche Wirkung auf mich hervorgebracht. Im Hof dieses Palastes befindet sich ein sehr schöner Porphyrbrunnen. In dem großen Rathssaal, im ersten Stock, sind die merkwürdigsten Begebenheiten und Thaten aus der Geschichte von Florenz und der Medici abgebildet, er ist mit Statuen versehen, unter denen sechs Gruppen die Arbeiten des Herkules darstellen. Eine Siegesgöttin von Michel Angelo, die einen gestürzten Tyrannen mit Füßen tritt, und Adam und Eva von Bandinelli findet man auch daselbst. Andere Säle enthalten noch verschiedene Sehenswürdigkeiten. Der Thurm dieses Schlosses ist von einer bedeutenden Höhe, dasselbe ist durch einen langen, bedeckten Gang mit dem Pallast Pitti verbunden. Außerhalb dieser Feste befindet sich die Loggia, eine Säulenhalle, unter deren Bogengängen die alten Großherzoge die Einzüge der fremden Gesandten mit ansahen, und die mehrere sehr merkwürdige Gruppen enthält, unter denen der Sieg Davids über Goliath von Michel Angelo die vorzüglichste und ein vollendetes Kunstwerk ist. Gleich bei diesem Pallast sind gli Uffici, ein prächtiges Gebäude, das Cosimo I. erbauen ließ, und die Schreibstuben (Canzleien) aller Zweige der Regierung dahin verlegte. Ueber dem Bogen, welcher die beiden Flügel dieses Gebäudes an der Seite des Arno verbindet, steht Cosimo I. zwischen der Gerechtigkeit und der Strenge; aber was dasselbe zu einem der interessantesten von ganz Europa macht, ist das weltberühmte florentinische Museum, welches die reichste Sammlung alter Statuen, Bronzen, Denkmünzen, Medaillen, Gemälde, Urnen, Vasen ꝛc., in 20 Sälen, Cabinetten und Corridors vertheilt,

enthält. Indeßen eilte ich doch so ziemlich im Sturmschritt durch die Gemächer, in welchen die Kunstschätze niedergelegt sind, an denen die Medici über 200 Jahre sammelten und deren Beschreibung Bände füllen und Jahre Zeit erfordern würde. Nachdem ich diese Dinge im Flug gesehen, erinnerte mich mein Magen, daß alle Kunstschätze der Welt nicht im Stande sind, den erbärmlichen menschlichen Corpus seine alltäglichsten Bedürfnisse vergessen zu machen. Gegen 21 Uhr in mein Hotel zurückgekommen, ließ ich mir auf meinem Zimmer ein Pranzo serviren, das sehr splendid aufgetragen wurde, denn man stellte mir wenigstens ein Paar Dutzend Platten vor, von denen ich kaum vier berührte, aber desto mehr ließ sich mein Bursche die andern schmecken, wogegen ich nichts hatte; denn bezahlen mußte ich sie doch, da sie aufgetragen waren, verbat mir aber in Zukunft einen so reichlichen Service.

Kaum hatte ich den letzten Bissen im Mund, so eilte ich wieder fort, die Promenaden aufzusuchen, auf denen sich die schöne Welt von Florenz und namentlich die schönen Florentinerinnen zeigen. Schön sind sie allerdings, aber sie gehören mehr jenen schmachtenden, sentimentalen, sich in Seufzer auflösenden Schönheiten an, die, wenn auch oft sehr ätherisch und blendend, doch der Lebhaftigkeit entbehren und kein Fünkchen von dem Feuer der Römerinnen haben, auch sind meistens die Physiognomien, wenn auch sehr regelmäßig, doch ohne Ausdruck, mit wenig Ausnahmen sind die Florentiner Schönheiten so beschaffen. Ich sah die berühmtesten Beltaden von Florenz öfters auf der Via larga, dem Corso, an den Quais des Arno, unter den Arkaden in dem Garten Boboli, vor der Porta Prato, in einigen Gesellschaften u. s. w. und unter ihnen herrliche schlanke Gestalten, zum Malen schöne Madonnengesichter, aber doch keine einzige Cesarini, nur unter den hübschen Strohflechterinnen im Arnothal fand ich Gesichtchen, die mich in Feuer und Gluth zu setzen vermochten, obgleich es auch in Florenz nicht ganz ohne Abenteuer abging. Ein Paar Tage nach meiner Ankunft verfolgte ich zwei schlanke, tief verschleierte weibliche Gestalten, denen ich gegen Abend auf der Brücke della Trinita begegnet war, in einiger Entfernung; sie schienen es bald bemerkt zu haben und eilten längs dem Quai hinab, gingen über Ponte-vecchio wieder über den Arno, an dem Pallast Pini vorüber, über die Piazza San-Spirito, dann wieder einige Straßen zurück und machten so fortwährend vergebliche

Gänge hin und her. Es leuchtete mir ein, daß sie mir zu entgehen und zu verhindern suchten, daß ich in Erfahrung bringe, wo sie sich hindegeben würden; aber dadurch wurde meine Neugierde nur noch weit mehr angeregt, ich folgte ihnen jetzt fast auf dem Fuß nach und betrat beinahe zu gleicher Zeit wie sie die Gärten des Pallastes Pitti, in die sie endlich ihre Schritte lenkten. Hier suchten sie die einsamsten Gänge hinter den dichtesten Gebüschen auf, wohin ich ihnen immer nachging. Als sie unter den schwarzgrauen Mauern der Fortezza angekommen waren, welche diese Gärten auf der einen Seite begrenzen, die sich dort recht pittoresk an Alleen und Bosquetten hinziehen, wandten sich die beiden Damen plötzlich um, und die eine fragte mich: „ma che cosa ci volete, Signore?“ (Aber was wollen Sie von uns, mein Herr?)

— Nichts als Ihre Reize bewundern.

— Ah é un forestiero (Ach es ist ein Fremder), sagte die die mich angeredet zur andern, nun waren beide plötzlich freundlich und gestanden mir, daß sie mich für einen Spin (Spion) gehalten, den man ihnen nachgeschickt, um ihnen aufzupassen.

— Aber, meine Damen, sehen Sie mich doch recht an, habe ich denn die Miene eines Spions?

— Das nicht, mein Herr, versetzte die eine etwas verlegen, aber wir konnten Sie ja auch nicht recht ansehen, übrigens, setzte sie lächelnd hinzu: sehen Sie doch aus wie ein Schalk, dem nicht so ganz zu trauen ist.

— Ich ein Spion, wo denken Sie hin? ich spionire höchstens nach den Reizen der schönen Damen, und in diesem Sinne mögen Sie Recht haben.

Ich begleitete nun die beiden Signoras mit ihrer Erlaubniß an die anmuthigsten Orte des Gartens Boboli und hatte bald von ihnen herausgebracht, daß die eine die unterhaltene Geliebte eines Principe und die Tochter eines untergeordneten Beamten sey, die andere, ihre Freundin, ebenfalls von einem reichen Edelmann ihre Subsistenz habe; indessen schien es, daß sie auch noch andere Liebhaber nebenbei hatten, beide wollten jedoch nicht recht mit der Sprache heraus. Nachdem ich etwa eine Stunde mit ihnen herumspaziert war, fanden sie, daß es jetzt Zeit sey, sich nach Haus zu begeben; auf meine Frage, ob ich nicht das Vergnügen haben könne, sie heim zu begleiten, antworteten sie mit einem impossibile. und die eine fügte hinzu: wir werden zu sehr beobachtet

und wohnen an der Piazza di Santa croce. Sie redeten noch leise mit einander und die hübscheste sagte endlich: da Sie ein so artiger Cavalier zu seyn scheinen und, wie Sie sagen, Ihnen so viel daran liegt, unsere nähere Bekanntschaft zu machen, so will ich Ihnen ein Mittel angeben, wie Sie diesen Abend in unserer Gesellschaft zubringen können. Begeben Sie sich, sobald es Nacht ist, in den Dom, dort sollen Sie uns treffen, und von da können Sie uns in einer kleinen Entfernung folgen, Sie müssen uns aber versprechen, uns jetzt zu verlassen, sonst sehen Sie uns nicht wieder. Ich ging diesen Vertrag ein, bat mir aber ein Unterpfand aus, die eine zog einen kleinen Ring vom Zeigefinger, den sie mir darreichte, indem sie sagte: Hier, Signore, blickte mich jedoch dabei ein wenig mißtrauisch an. Beide entfernten sich jetzt eilig. Meine Neugierde war zu groß, als daß ich mein Versprechen so unbedingt hätte halten können, ich versuchte doch zu erforschen, wohin sie sich begeben würden, um zu erfahren, ob sie mir die Wahrheit gesagt. Ich hatte sie bis beinahe an den Ausgang des Gartens begleitet, dann aber verfolgte ich sie mit den Augen, und sah, daß sie wieder den Weg nach dem Ponte vecchio einschlugen. Ich eilte schnell auf der andern Seite des Pallastes Pitti vorüber, sah sie dann über diese Brücke gehen, und beauftragte einen Jungen, der sich mir gerade darbot, und dem ich ein gutes Trinkgeld versprach, den Damen unbemerkt nachzuschleichen, und mir zu rapportiren, in welches Haus sie gegangen seyen, ich aber wollte seine Rückkunft auf der Brücke della Trinita abwarten. Es dauerte nur wenige Minuten, so kam derselbe zurück und berichtete mir, daß er die Signoras aus dem Gesicht verloren hätte, als sie um eine Straßenecke gegangen seyen, da er ihnen aber ziemlich nahe gewesen, so müßten sie nothwendigerweise in ein Haus dieser Straße getreten seyn, aber in welches, habe er nicht ermitteln können. Ich fand den Schluß des dummen Jungen zwar logisch, aber keineswegs für mich genügend, gab ihm verdrießlich die versprochene Belohnung, und hieß ihn sich trollen. Dem Abenteuer weiter nachzugehen und mich in den Dom zu begeben, würde ich jetzt unterlassen haben, hätte ich nicht den Ring gehabt, den ich doch restituiren mußte. — Ich kehrte in den Garten Boboli zurück, und trieb mich bis zu Sonnenuntergang in den weitläufigen Alleen und Gebüschen desselben herum. Cosimo I. legte diese schönen Parthien an dem Abhang eines Hügels an, sie grenzen an die Fortezza Belvedere,

und von ihren Höhen hat man eine reizende Aussicht über das prächtige Florenz und dessen zahlreiche Kuppeln und Thürme, die sich majestätisch aus der Häusermasse erheben. In weiterer Entfernung erblickt man die lachende Umgegend der Stadt mit unzähligen Gärten, Villas und Landhäusern, die auf anmuthigen Hügeln zwischen Cypressen, Pomeranzen und Limonen hervorragen. Was diesen Garten noch besonders merkwürdig macht, ist, daß die ersten Kartoffeln in Europa in demselben auf Befehl Ferdinand II. gepflanzt wurden. Franz I. ließ auch eine Maulbeerbaumschule hier anlegen und veranlaßte so, daß die Seidenzucht bald in Florenz heimisch wurde.

Die Nacht kam endlich heran, ich machte mich, bevor sie völlig eintrat, auf den Weg nach dem Dom, in dem ich vergeblich eine ganze Stunde auf meine Schönen wartete und unterdessen die Sehenswürdigkeiten desselben, soweit es eine, obschon spärliche Beleuchtung zuließ, betrachtete. Bewunderung verdient die achteckige Kuppel dieses Gebäudes, von der selbst Michel Angelo sagte: daß wenn es auch nicht unmöglich sey, dieses Baukunststück nachzumachen, es doch eine Unmöglichkeit wäre, dasselbe zu übertreffen. Hier ist ebenfalls das jüngste Gericht angebracht; der Hochaltar, der unter der Kuppel steht, ist mit einer Colonnade, deren Marmorsäulen verschiedene Farben haben, umgeben, und hat außerordentlich schöne Basreliefs, auch der Fußboden dieser Kirche ist von Marmor, und auf den beiden Seiten sieht man Büsten und Portraits berühmter Männer, unter denen die des Dante, Brunnelleschi, Peter Farnese u. s. w. sind. Giottos, des Wiederherstellers der Malerei, Grabmal wurde hier auf Befehl und auf Kosten des Lorenzo Medicis, des Prächtigen, errichtet. Die in schönen Nischen aufgestellten Apostel sind von vorzüglicher Arbeit.

Schon war es ganz düster, hie und da verbreiteten einige Kerzen ein mattes Licht in dem hochgewölbten Dom, und noch immer erschienen die Damen nicht, die mich an diese Stätte fesselten, da fielen mir in dem schaurigen Halbdunkel die blutigen Gräuelscenen ein, die in diesen heiligen Hallen vorgingen, und von denen sie die stummen Zeugen waren. Hier griffen bei der Verschwörung der Pazzi die blutdürstigen Mörder die vom Volk umgebenen Lorenzo und Julius Medicis mit ihren Dolchen an. Francesco Pazzi hatte im Jahr 1478 den Plan gefaßt, die beiden, damals in Florenz herrschenden Medici zu ermorden: er nahm keinen Anstand,

dieſe Gräuelthat in der Kirche ſelbſt zu begehen, und zwar in dem Augenblick, wo der Prieſter feierlichen Gottesdienſt hielt. Die Verſchwornen, unter denen ein Kardinal und mehrere aus den angeſehenſten Familien waren, begaben ſich nach Santa Maria del Fiore, dieſer iſt die Hauptkirche geweiht, wo ſich Francesco Pazzi mit einer ſo blinden Wuth auf Julius warf, daß er ſich ſelbſt eine tiefe Wunde in das Bein beibrachte. Zwei andere Mörder griffen den Lorenzo an, dem es aber gelang, ſich muthig vertheidigend in die Sakriſtei zu flüchten, deren eherne Pforten ihm Schutz gewährten. Julius war unterlegen, die Verſchwörung ſcheiterte, und die Verſchwornen ſuchten ihr Heil in der Flucht, wurden aber in ihrem Verſteck entdeckt und mußten eines ſchmähligen Todes ſterben. Ihre Leichname wurden durch die Straßen geſchleift, und der Kardinal verdankte ſeine Rettung einzig den vereinten Bemühungen der ganzen Geiſtlichkeit, die ihn der Volkswuth entzog, indem ſie ihn ſo lange in ihre Mitte nahm, bis ſich der Tumult gelegt hatte. In dieſer ſchönen Kirche wurden zur Zeit des alten Coſimo dem Volk Dantes Meiſterwerke in den Abendſtunden vorgeleſen. Der Bau dieſes herrlichen Prachttempels, der weit über alle andere Kirchen, die man zu Florenz bewundert, emporragt, war dem Arnolfo da Lapo anvertraut, und wurde zuerſt Santa-Reparata genannt; dieſer Name wurde bei Gelegenheit der blutigen Gräuelthat der Pazzi, die ich ſo eben mitgetheilt habe, in den von Santa-Maria del Fiore umgetauft. Ein halbes Dutzend der berühmteſten Baumeiſter haben daran gebaut, die wundervolle Kuppel hat Brunellesco aufgeführt, ein Anderer hat die Laterne gemacht und ein Dritter das Kreuz auf dieſelbe gepflanzt. Dieſes erſtaunenswürdige Bauwerk, das doppelt iſt, führte Brunellesco ganz allein mit Hülfe einer von ihm ſehr kunſtreich erfundenen Maſchine auf. Die Florentiner erzählen, daß Michel Angelo, als er nach Rom ging und von dem Baumeiſter der Santa-Reparata Abſchied nahm, zu demſelben geſagt habe: »Freund, leb wohl, ich will Aehnliches verſuchen, aber werde dir nicht gleich kommen.«

Jetzt fing ich bald an die Geduld zu verlieren, als ich die erwarteten Schönen noch immer nicht kommen ſah, machte einigemal die Ronde außerhalb der Kirche, die auf einem großen Platz liegt, ſo daß man ſie von allen Seiten gehörig ſehen und den Prachtbau bewundern kann, und ſtaunte den hohen, mit ſchwarzem, rothem und weißem Marmor bekleideten, ſich in der neblichten Däm-

merung majeſtätiſch emporhebenden Glockenthurm (Campanile) an; er wurde nach der Zeichnung des berühmten Giotto erbaut, der vom Ackerpflug weg in die Werkſtätte des Cimabus trat, bald ſeinen Lehrer und Meiſter weit hinter ſich laſſend, durch ſein Talent ſich die Freundſchaft Dantes und Petrarchs in hohem Grade erwarb, und mit Reichthümern und Ehren beladen ſtarb.

Noch einmal ging ich in die Kirche mit dem Vorſatz, wenn jetzt die Damen nicht erſchienen, mich weg und in das Theater zu begeben. Als ich eintrat, erblickte ich zwei ſchwarz gekleidete Frauen mit zurückgeſchlagenen Schleiern in einer Seitenkapelle knieend, ich umging ſie, und erkannte meine Erwarteten. Als ſie mich erblickten, warf mir die Eine eine Occhiata zu, bald darauf erhoben ſie ſich, und flüſterten an mir vorübergehend die Worte: **ora venite** (jetzt kommen Sie), ich befolgte dies ſogleich und begann die Unterhaltung noch in der Kirche. Das Weihwaſſer nehmend, ſtanden ſie ſtill, die Eine ſah mich nochmals mit forſchendem Blick an, und ſagte dann: Dürfen wir Ihnen auch gewiß trauen? — Meine Signora, ich bin franzöſiſcher Offizier. — Die Andere fiel nun ein: ich traue ihm, komm laß uns gehen. — Wir verließen den Dom, die Damen führten mich durch eine Menge kleiner und ſchmaler Winkelgaſſen, ſo daß ich bald alle Richtung verloren hatte und nicht mehr wußte, in welchem Stadttheil ich mich befand. — Jetzt erſt kam mir der Gedanke, ob auch ich ihnen wohl trauen dürfe, in den Sinn; ich hatte indeſſen meine geladenen Terzerolen bei mir, und dachte, mit dieſen magſt du es ſchon wagen. Endlich kamen wir bei einem ziemlich großen Gebäude an, an welchem die eine Signora eine kleine Seitenthüre mit einem bei ſich habenden Schlüſſel öffnete, wir ſchritten durch einen ſchmalen langen Gang wieder an ein Pförtchen, das man aufmachte und in einen Garten führte, wo wir durch Gebüſche und Irrwege endlich in eine Allee gelangten, an deren Ende ſich ein kleiner Pavillon befand, den man aufthat, ohne zu leuchten, ſo daß wir fortwährend im Dunkeln tappten. Ich fragte nun nach Licht, man antwortete mir aber: dies ſey unnöthig. Ich fing doch an die Möglichkeit eines Fallſtricks zu denken, und daß ich wohl in eine Trappoleria (Mausfalle) gerathen ſeyn könne. Auf meine wiederholte Bitte um Licht, wurde mir: **si fa l'amore senza lumen** (man liebt auch ohne Licht), ſetzen Sie ſich, zugleich zog mich ein zartes Händchen auf einen Sopha nieder. Ich hatte einen Beutel ziemlich mit Gold

gefüllt bei mir, der wohl die Raubſucht eines Banditen lüſtern machen konnte, doch das konnten die Signoras nicht wiſſen; indeſſen wollte ich mich vorſehen, wenn ich wirklich in eine ſolche Mordhöhle gefallen ſey, und nahm eine Terzerole in die rechte Hand, um auf alle Fälle gefaßt zu ſeyn. Zufällig betaſtete die unſichtbare Dame das Inſtrument und rief, mich fahren laſſend, mit einem Schrei des Entſetzens aus: cosa é questo? — Die Angſt, mit welcher ihr dieſe Worte entfuhren, ſo wie daß die andere Stimme ganz leiſe mit einem: ma per l'amor di dio cosa avete einfiel, ſchien mir jedoch zu ſagen, daß mein Verdacht ungegründet ſey, und ich erwiederte nun eben ſo leiſe ein niente, Signore, ſeyn Sie ruhig, und geſtand den Damen dann offen, daß weil ſie Licht verweigert hätten, ich mich eines Verdachts nicht habe erwehren können. Sie erklärten mir nun, daß ſie kein Licht anzünden wollten, damit Niemand wiſſe daß Leute im Pavillon ſeyen und ſie nicht verrathen werden könnten. So beiderſeits beruhigt, überließen wir uns andern Gefühlen als denen der Furcht und des Argwohns, und ich fand bald, daß im Dunkeln ganz gut munkeln ſey, denn auch im Finſtern wußte ich die Roſalippen und die verborgenen Reize meiner Schönen zu finden, die ich abwechſelnd an den Buſen drückte, ohne die Eiferſucht gegen die andere rege zu machen, da ſie ſich im Gegentheil gegenſeitig animirten, meine Gunſtbezeigungen zu theilen. Endlich aber waren wir alle drei ſo ziemlich ſchachmatt, und die Damen bemerkten mir, daß es wohl ora di partire (Zeit zum Gehen) ſeyn möge, weil nach zehn Uhr ſich oft ihre Signoris einfänden. Ich küßte beide zum Abſchied, griff ſodann in die Taſche und wollte ihnen einen Theil des bei mir habenden Goldes einhändigen, aber man wies es nicht nur mit großem Unwillen zurück, ſondern ſagte zürnend: mein Herr, für was halten Sie uns? — Für ſehr liebenswürdige Damen, wovon ich Ihnen ſo eben die Beweiſe gegeben habe; nehmen Sie nur hin, es iſt Gold. — Nun wurden ſie noch zorniger, und die eine rief aus: Glauben Sie, daß wir ..... ſind? Sie haben ſich ſehr in uns geirrt, und wir hätten nicht geglaubt, daß Sie fähig ſeyn könnten, uns ſo zu beleidigen, ſonſt würden wir Ihnen ſicher nicht erlaubt haben mit uns zu gehen, wir bedürfen Ihres Goldes nicht. — Ich hatte alle Mühe, meine myſteriöſen Schönen zu beſänftigen, die mir nicht ohne Schwierigkeit das Wiederkommen an nächſtem Donnerſtag, früher ſey es unmöglich, geſtatten

wollten. Ich wurde denſelben Weg, den ich gekommen war, und eben ſo im Finſtern zurückgeleitet: hinter mir wurde das letzte Pförtchen verſchloſſen und verriegelt. Als ich mich auf offener Straße befand, ſuchte ich mich, ſoviel es die Nacht erlaubte, zu orientiren und mir das Haus, das ich ſo eben verlaſſen, und ſeine nächſten Umgebungen zu merken. Einigemal ging ich auf und nieder und erkundigte mich bei mehreren Vorübergehenden, wem daſſelbe gehöre, konnte aber keine genügende Auskunft erhalten. Ich entfernte mich nun, mir die Straße beſtens merkend, ſah noch ein Paar Acte einer Opera buffa und begab mich dann in mein Hôtel, wo ich bei offenem Fenſter, den italiäniſchen heitern Sternenhimmel betrachtend, die engliſchen Ladys muſiciren hörte. Die Damen ſangen Cavatinen mit zwar engliſchem Accent, aber auch mit engliſcher Stimme. Mein Bedienter erzählte mir während dem Auskleiden, daß ſich das Kammerkätzchen abermals bei ihm ſehr dringend nach mir erkundigt habe, namentlich wo ich meine Zeit zubringe, wie lange ich wohl noch hier bleibe, was eigentlich meine Geſchäfte hier ſeyen u. ſ. w., was er alles beſtens und auf das Klügſte beantwortet habe. Ich legte mich zu Bette und ſchlief, während die engliſche Muſik noch fortdauerte, ermüdet ein. Den andern Morgen war mein erſter Gang, die Straße und das Haus aufzuſuchen, in dem ich den Abend vorher in den Armen einer zweifachen Liebe geſchwelgt hatte; aber vergeblich war all mein Forſchen und alle meine Bemühungen fruchteten nichts, es war mir unmöglich dieſelben wiederzufinden, da ich verſäumt hatte mich nach dem Namen der Straße zu erkundigen, glaubend, daß ich ſie keinenfalls fehlen könne, ſo daß mir jetzt die ganze Begebenheit wie ein lebhafter Traum erſchien, und hätte ich nicht den Ring noch am Finger gehabt, den ich im Freudentaumel zurückzugeben vergeſſen hatte, ſo würde ich am Ende wirklich geglaubt haben, daß das ganze Abenteuer nur ein Traum und ein Spiel meiner Phantaſie geweſen ſey. Nachdem ich lange genug vergeblich geſucht, nahm ich mir feſt vor, das Nächſtemal — die Damen hatten mir wieder Rendez-Vous im Dom gegeben — gewiß dieſes geheimnißvolle Haus ſo gut zu bezeichnen, daß es mir unmöglich entgehen könne, und ſollte ich einen Ariadniſchen Knäuel dazu verwenden, deſſen Faden man mir freilich in der Nacht abſchneiden, und ſo den Rückweg in dieſes Labyrinth unmöglich machen konnte. Aergerlich über meine wenige Vorſicht, ging ich wieder in den

Dom, deſſen Schönheiten ich nochmals bewunderte, und beſtieg den Campanile, mich an dem Anblick des zu meinen Füßen liegenden prächtigen Florenz und ſeiner reizenden Umgebung weidend; ſodann beſuchte ich die Kirche della Santa-Croce, die auf dem ſchönen Platz dieſes Namens liegt, den ſie demſelben verliehen, und auf dem ſich ehedem die Florentiner in dem beliebten Calcio, ein berühmtes Ballſpiel, übten, auch der ſchöne Pallaſt Antella liegt an dieſem Platz. Der prächtige Tempel Santa-Croce wurde ebenfalls von Arnolfo di Lapo erbaut, der im Jahr 1294 den Plan dazu machte und den Bau begann.

Nachdem ich mich noch eine Zeitlang an dem Tag, an welchem ich das Haus des vornächtlichen Abenteuers vergeblich aufgeſucht, in den Straßen der Stadt herumgetrieben hatte, kehrte ich zum Mittageſſen in mein Hôtel zurück und nahm es wieder auf meinem Zimmer ein, wobei ich das Vergnügen einer Tafelmuſik unentgeldlich genoß, mit der mich meine Nachbarinnen zu erfreuen geruhten, und mein Bedienter rapportirte mir während demſelben, daß man ſich abermals nach mir erkundigt habe, und daß die Damen dieſen Abend das Theater Pergola, wo man eine Opera seria aufführe, beſuchen würden, was ihm das Kammerfräulein wohl zwei oder dreimal wiederholt hätte. So viele Aufmerkſamkeit konnte nicht umhin, endlich auch die meinige rege zu machen. Ich trug dem Burſchen auf, ſich zu erkundigen, in welchen Palco die Damen wohl gingen und mir wo möglich einen Platz in demſelben zu verſchaffen. Dies erfuhr er durch einen der Cameriere, der mir auch den gewünſchten Platz gab und einen Schlüſſel zu dieſer Loge einhändigte. Als ich in dieſelbe, die ſich im erſten Rang befand, trat, hatten die beiden Damen ſchon in einer zwar einfachen, aber doch ſehr eleganten Toilette in derſelben Platz genommen; ich grüßte ſie mit einer ſtummen Verbeugung, die mir eben ſo ſtumm erwiedert wurde. Nach einer kleinen Pauſe wagte ich ſie franzöſiſch anzureden, das mir aber mit einem: i dont understand erwiedert wurde; dies war ſchlimm, denn das Engliſche war mir nicht ſehr geläufig, da ich nie viel Gelegenheit gehabt hatte, mich in dieſer Sprache practiſch zu üben. Indeſſen wußte ich mich doch nach und nach ſo ziemlich verſtändlich zu machen und brachte von den Damen heraus, daß ihnen der gezwungene Aufenthalt in Florenz zwar nicht unangenehm ſey, ſie ſich aber doch häufig ſehr langweilten. Die Unterhaltung wurde von jetzt

an belebter, die Ladys verſtanden auch einige Worte italiäniſch, und den Hauptſtoff mußte die Vorſtellung der Oper und des Ballets liefern, in denen eine hübſche Cantatrice und eine noch ſchönere Ballerina, erſtere als Zelina, die andere als Pſyche, wohl des Lorgnettirens werth waren. Die beiden Engländerinnen beſaßen recht hübſche engliſche Geſichter, die, wenn ſie auch nicht das Ausdrucksvolle der Italiänerinnen, noch das ſchelmiſche Weſen der Franzöſinnen, doch eine große Lieblichkeit hatten. Schön war wirklich Lady Mary, die Gattin eines Lords T....., die mit einem junoniſchen Wuchs das verklärte Geſicht der ſcandinaviſchen Freya verband; die andere Dame, ihre Schweſter, eine halbblonde Engländerin, Miß Betty, hatte zwar auch manche Liebenswürdigkeiten, ſtand jedoch der Schweſter weit nach. Milady hatte die Güte, mir nach beendigtem Schauſpiel einen Platz in ihrem Wagen anzubieten, »da wir ja doch unter einem Dach wohnen,« wie ſie hinzuſetzte, was ich dankbar annahm. Ich leiſtete den Damen noch über eine Stunde Geſellſchaft auf ihren Zimmern, wo man abwechſelnd einige Romanzen ſang und dann an den Balkon trat, den nächtlichen Sternenhimmel Italiens zu bewundern. Auf einige Sospiri der Lady Mary ließ ich ein leiſes Händedrücken und endlich einen gehorſamſten Handkuß folgen, mir weitere Freiheiten herauszunehmen geſtattete mir die Anweſenheit der Schweſter nicht. Die Damen machten mich mit ihrem Vorhaben bekannt, nächſten Donnerſtag eine Fahrt in das Arnothal zu unternehmen, um daſſelbe, ſo wie ſeine berühmten Strohflechterinnen kennen zu lernen, und fragten mich: ob ich es ſchon beſucht habe; auf mein Nein luden ſie mich ein, ihr Begleiter zu ſeyn, was ich mit Vergnügen annahm; ſie ſagten mir noch, daß ſie gerne öfters einen Spazierritt machen würden, aber dieſes Vergnügens aus Mangel eines Cavaliers oder paſſenden männlichen Begleiters entbehren müßten; auch hierzu bot ich mich ergebenſt an, und ritt nun faſt jeden Tag mit den ſchönen Töchtern Britanniens in den herrlichen Umgebungen von Florenz ſpazieren. Nachdem ich noch den Thee mit ihnen genommen und es längſt Mitternacht vorüber war, empfahl ich mich, beiden ehrerbietigſt die Hand küſſend, und eingeladen, mich morgen wieder einzufinden. Als ich auf meinem Zimmer war und noch lange kein Schlaf in meine Augen kam, fiel es mir erſt ein, daß ich meinen Unbekannten verſprochen, mich den Donnerſtag Abend wieder im Dom einzufinden, dachte es jedoch ein-

richten zu können, daß ich zur bestimmten Zeit von der Parthie ins Arnothal zurück seyn würde. Am nächsten Tage wartete ich gegen Mittag wieder auf, frühstückte auf ihre Einladung auf ächt englische Weise mit ihnen, und ritt dann zwei Stunden mit den hübschen Ladys spazieren, die beide sehr gute, graziöse und anmuthige Reiterinnen, zum Entzücken schön gewachsen waren, und denen die Amazonenkleider und runden Federhütchen allerliebst standen. Ich besuchte auch noch einige Kirchen und Gärten mit ihnen und fand in einem derselben Gelegenheit, die Lady zu versichern, daß ich durchaus nicht gleichgültig gegen ihre Reize sey; in einem Moment in welchem die Schwester durch ein kleines Gebüsch von uns getrennt war, wagte ich es, ihre niedliche Hand fest an mein Herz zu drücken, und da ich nur geringen Widerstand fand, ihre schlanke Taille mit meinem Arm zu umfassen, so wie einen Kuß auf ihren kleinen Mund zu drücken, der ihre sonst blassen aber zarten Wangen plötzlich röthete. Jetzt rief uns die Schwester zu: but where are you staying, und als wir wieder zu ihr kamen, bewies mir ihr Lächeln, daß sie zwar nicht gesehen, doch geahnt, was vorgefallen war, wenn es auch die noch geröthete Wange der Lady Mary nicht verrathen hätte — My sister is extremely happy, fuhr sie nun lachend fort, Jemand gefunden zu haben, der sie in der Abwesenheit ihres etwas hölzernen Gatten so gut zu unterhalten im Stande ist, denn der edle Lord, schon beinahe ein Fünfziger, ist ein recht langweilig trockener Ehemann, der noch obendrein einen starken Spleen hat. Aus diesem und ähnlichem Gerede der Miß konnte ich entnehmen, daß Lord T... ein ächter beefsteifer Engländer seyn müsse. Ich war nun für den Rest des Tages der unzertrennliche Begleiter der Damen, küßte die Lady jetzt auch in Gegenwart der Schwester, was diese nicht anzufechten und jene nicht zu erschrecken schien, und bat um die Erlaubniß, auch in der Nacht mich bei ihr einfinden zu dürfen, was mir zwar nicht bewilligt, aber auch gerade nicht verboten wurde; als ich sie hierauf ersuchte, doch ihre Stubenthüren nicht verschließen zu wollen, da spielte sie die Stumme, ich versicherte sie indessen, daß ich so leise auftreten wolle, daß gewiß Niemand mein Kommen hören solle. Die Miß schlief zwar in demselben Zimmer, das neben der Wohnstube lag, aber nach ihrem Benehmen zu urtheilen, schien sie mir kein Hinderniß mehr, sondern eher die Beförderin meiner Absichten zu seyn; die Kammerfräuleins aber

ſchliefen in einer höhern Etage. Ich entfernte mich diesmal ſchon eine Stunde vor Mitternacht mit einem good night, um den Damen Zeit zum Entkleiden und Wegſchicken der Dienerinnen zu geben, machte ſodann zwei lange Stunden an meinem Fenſter philoſophiſche Betrachtungen über den beſternten Himmel, das Weſen der Geſtirne und den ſonderbaren Lauf des menſchlichen Lebens; als es endlich auf der Straße und in der Albergo ſtiller und ſtiller geworden und auch der letzte Thürſchlag verhallt war, ſchlich ich mich eine Stunde nach Mitternacht, halb entkleidet, in einem leichten Oberrock und von Gertrudens Händen geſtickten ſchneeweißen Batiſthemd, über den Corridor und drückte leiſe an die Thüre, welche zu den Gemächern der Engländerinnen führte, die ich nicht verſchloſſen, ſondern nachgebend fand. — Am geſchwindeſten kommt man mit den Frauen zum Ziel, wenn ſie ſich auf Reiſen und in Gaſthöfen befinden, dieſe Erfahrung habe ich häufig gemacht, die Beſorgniß mit leerer Coquetterie viel Zeit zu verſäumen oder unnütz hinzubringen, verurſacht dann ein laisser aller, das ſchnellen Eroberungen äußerſt günſtig iſt, wenn man es gehörig zu benutzen verſteht. — Ich befand mich nun im Vorzimmer, tappte im Finſtern durch die Wohnſtube in das nur ſehr matt durch eine Veilleuſe erleuchtete Schlafgemach, in dem ich beide Schweſtern dem Anſchein nach eingeſchlafen fand; mit leiſen Tritten ſchlich ich an das Bett in welchem Lady Mary recht ſanft zu ruhen ſchien und drückte einen Kuß auf ihre Purpurlippen, ſie ſchien recht ſchlaftrunken zu erwachen, und ich flüſterte: are you asleep? erhielt aber keine Antwort und ſchloß nun die verſchlafene Lady in meine Arme .... Der Tag begann ſchon zu grauen, als ich zu Rückzug in mein Zimmer antrat, um ein Paar Stunden der Ruhe zu genießen, aber kaum war ich eingeſchlafen, ſo klopfte man mich ſchon wieder aus den Matratzen und dem Schlaf auf, indem man mir meldete, daß der Wagen angeſpannt ſey und man den Ladys ſchon das Frühſtück ſervire. Ich ſprang raſch aus dem Bett, kleidete mich an, eilte dann zu meinen Reiſegefährtinnen, die wirklich ſchon frühſtückten, und als ſie mich gewahrten, beide etwas verlegen unter ſich ſahen, aber nach einigen Artigkeiten und Plaiſanterien, die ich mir erlaubte, ſich bald wieder faßten. Fröhlich, wenn auch nicht ſo ganz munter, beſtiegen wir nun den Wagen, der uns in raſchem Trabe in das Arnothal brachte.

Wir waren bald zwischen der Bergkette, die das schöne Thal, das Paradies von Toscana umschließt, in dessen Schooß Florenz liegt, und dessen prächtigste Blume es ist. Es hat, wie man behauptet, seinen Namen wirklich der lieblichen Göttin Flora zu danken, und führt ihn mit Recht. In Ebenen und auf Hügeln liegen zwischen Cypressen und Lorbeeren, immerblühenden Goldorangen und Limonen, Pinien und Palmen, von den reichsten und buntfärbigsten Blumenteppichen umgeben, die herrlichsten Villas, Landhäuser, Gärten und Meiereien, und die hier lebenden Menschen gehören zu den glücklichsten der Welt; Wohlstand, Heiterkeit und Zufriedenheit drückt ihr ganzes Wesen aus, hier muß man das geträumte Arkadien suchen, das in der Wirklichkeit rauh und unfreundlich, wenigstens in unsern Zeiten ist. Nichts läßt sich mit dem herrlichen Thalgrund am Arno, nach Pistoja zu, vergleichen, man glaubt sich in eine Idyllenwelt versetzt, in der von den zierlichen, feingebildeten, artigen und hübschen Schäferinnen und Landmädchen die Rede ist, die so manches Stadtdämchen der großen Welt in den Hintergrund und Schatten stellen. Hier sitzen unter Laubdächern und Reben vor den niedlichen und reinlichsten Bauernhäuschen die zierlichsten und schmucksten Dirnen, in die feinsten schneeweißen Linnen gekleidet, mit seidenen Corsetten und Blumenbekränzten Strohhüten auf den allerliebsten Köpfchen, und flechten mit zarten Händen — Stroh zu den in der ganzen Welt berühmten Hüten; denn wie manche Schöne in Newyork und Calcutta, in Paris und London, am Missisippi und Ganges, am Rhein und an der Newa, schmückt sich nicht mit diesem Produkt, welches sie den sie besuchenden Fremden mit einer Manier anzubieten wissen, die das Abschlagen des Ankaufens nicht nur unmöglich macht, sondern man giebt ihnen auch gerne noch mehr als sie fordern, wenn man nicht zur Raçe jener lederzähen Filze und Zinsenmenschen gehört, die sich nur mit dem letzten Lebenshauch von ihrem Mammon trennen können, und keine andere Farbe als die des Geldes, keine andere Berechnung als die der Zinsen kennen; mir wenigstens ging es so, ich kaufte vorerst zwei der feinsten dieser Hüte, bezahlte sie mit Gold, mir alle Herausgabe des mir zukommenden Geldes verbittend, und verehrte sie meinen beiden Begleiterinnen, die außerdem noch für eigene Rechnung und auch für ihre dienstbaren Geister, für die letzteren Hüte von geringerer Qualität, kauften. Die Verkäuferinnen, besonders eine derselben, gefielen

mir so wohl, daß ich mir sogleich vornahm, sie schon den nächsten Tag und zwar incognito zu Pferde wieder zu besuchen und noch mehr Hüte und einen ganz besonders schönen für Gertrude zu kaufen, ihr denselben durch ihre Freundin zukommen zu lassen, als ein geringes Aequivalent für die außerordentlichen Geschenke, die ich von ihr empfangen hatte und über die ich ihr zärtliche Vorwürfe gemacht, denn ich hielt mein Versprechen wenigstens darin, daß ich ihr ziemlich regelmäßig schrieb. Wir brachten den ganzen Tag in dem großen, reizenden Arnothal zu, von dem wir einen kleinen Theil zu Fuß durchstrichen. Auf beiden Seiten des Weges stehen etwas zurück von demselben die hübschen Wohnhäuser der Landleute, meist von Ziegelsteinen erbaute, elegante kleine Pavillons, mit auf Mauern und kleinen Terrassen angebrachten Blumenvasen verziert, in nur geringer Entfernung von einander und sind oft durch Reben und Laubwerk so bedeckt, daß man nur mit Mühe die wenigen Fenster entdecken kann, die auf die Seite der Straße hinausgehen, diese Häuser haben das Aussehen großer Laubhütten. Die Schönheit der Bewohnerinnen dieses Thals ist längst bekannt, sie erbt von den Müttern auf die Töchter fort. Ein feiner Wuchs, schlanke Taille, reizende Gesichtszüge, eine zarte und weiße Haut sind ihre hauptsächlichsten Vorzüge. Nicht leicht findet man so viele hübsche Frauen auf einem andern Fleck der Erde beisammen. Erst nach Sonnenuntergang nahmen wir in Prato das Mittagsmahl ein und fuhren bei völliger Nacht nach Florenz zurück, wo wir nach due ore di notte ankamen.

An diesem Abend sollte ich meine Unbekannten wieder im Dom treffen, aber die bestimmte Stunde war verpaßt; ich eilte dennoch gleich nach unserer Ankunft, mich unter einem Vorwande bei den Ladys entschuldigend und baldige Rückkehr verheißend, in die Kirche, zu der mich diesmal nicht sowohl Liebe und Sehnsucht nach Genuß, als die Neugierde führte, endlich zu erforschen, wer meine mysteriösen Schönen eigentlich seyen. Aber vergeblich, die Zeit war verstrichen, und in Santa Maria del Fiore keine Spur von ihnen zu finden. Nachdem ich eine Stunde daselbst umsonst harrend zugebracht, schlug ich mir die Sache aus dem Kopf und eilte zu meinen hübschen Engländerinnen zurück, mit denen ich den Rest des Abends und einen großen Theil der Nacht, nachdem wir den Thee unter fröhlichen Scherzen und Rückerinnerungen an das schöne Arnothal genommen, zubrachte. Den andern Tag machte ich eine

Tour zu Pferde mit ihnen in die nächſten Umgebungen der Stadt und nach Pratolino, dem ehemaligen Verſailles der Medici, das aber beinahe in Ruinen lag. Auch die ſchönen Villas der Bardi, Pitti, Palmieri, Corſini, ſowie die berühmte Carthauſe von Vallombroſa und andere Orte beſuchte ich in ihrer Geſellſchaft. Demungeachtet fühlte ich einen Drang, meine ſchöne Contadina im Arnothal wiederzuſehen; eines Morgens machte ich mich unter dem Vorwande dringender Geſchäfte für den ganzen Tag von meinen engliſchen Feſſeln frei und ritt in geſtrecktem Trabe zu der ſchönen Strohflechterin, der ich noch drei wunderſchön gearbeitete Hüte abkaufte, von denen einer nach Rom und die beiden andern nach Frankfurt wanderten, einer für meine Mutter und der andere für eine noch ſehr junge Schweſter. Das Mädchen, das ich auf das Generöſeſte in Gold bezahlt hatte, war dagegen äußerſt freundlich und nannte mich: **il suo signor cavaliere forestiero**, ihre nicht ſehr großen, aber blitzenden Augen verriethen nur zu ſehr, daß ſie eben kein für die Liebe unempfindliches Temperament habe. Im Lauf der Unterhaltung geſtand ſie mir auch, daß ſie bereits ſchon anderthalb Jahr Spoſa, d. h. mit einem jungen Mann verſprochen ſey, der einen Dienſt in der Stadt habe, ſie wolle noch anderthalb Jahre Hüte flechten, um ihre Ausſteuer ganz zuſammenzubringen, bevor ſie ſich verheirathe. Da ich ſie fragte, in was dieſe denn beſtehen müſſe, zählte ſie mir Alles auf, was ſie ſich ſchon angeſchafft und noch ferner erforderlich ſey. Ich bat ſie nun, mir das erſtere zu zeigen, worein ſie mit einem freundlichen: **»con molto piacere«** willigte, was der ſo wohlklingende florentiniſche Dialect bezaubernd machte. Ich trat mit ihr in das Haus, das ſie mit ihrer Mutter, einer Wittwe, bewohnte, und dann in das Stübchen, in welchem ſie mir ſchon ziemlich viel aufgeſpeichertes Linnen und anderes Hausgeräthe, Geſchirr und dergleichen zeigte. Hier, ſo nahe mit ihr in Berührung, wie hätte ich der Verſuchung widerſtehen können, das ſeidene Mieder, das eine ſo ſchlanke Taille umſchloß, zu umfaſſen? — aber das Mädchen ſträubte ſich, und als ich ſie an mich drücken und küſſen wollte, hob ſie in einem ſo gar leiſen Ton zu ſchreien an, daß man es unmöglich in der nächſten Kammer hören konnte, ich raubte ihr mehrere Küſſe, mit denen ich die Worte, die ſie ausſtoßen wollte, erſtickte. Als ich aber mehr wagen wollte, warf ſie mir ſo bedenklich zornige Blicke zu, daß ich für gut fand, von weitern

Versuchen abzustehen, und sie sagte mit fast weinerlicher und ängstlicher Stimme: „Per l'amor di dio, vorreste farmi infelice?“ (um Gotteswillen, möchten Sie mich unglücklich machen?). Um Alles in der Welt nicht, mein charmantes Mädchen, man kann sich auch lieben, ohne sich gerade unglücklich zu machen, und wenn du es mir gestatten wolltest, so könnte ich dir auch Unterricht in dieser geheimen Kunst ertheilen, auf jeden Fall wirst du mir das Wiederkommen erlauben, um dir noch einige an deiner Aussteuer fehlende Dinge mitzubringen. Verschämt unter sich blickend und an dem Schürzchen zupfend, antwortete sie: das Wiederkommen kann ich Ihnen nicht wehren, nur müssen Sie fein fromm und artig seyn, auch nicht zu oft kommen, sonst würde es Verdacht bei den ohnehin neidischen Nachbarn erregen. — Mit ein Paar Küssen und ihr klopfendes Herzchen an meine Brust drückend, nahm ich für heute Abschied von meiner florentinischen Schäferin, welche mir die erkauften Hüte sauber in ein Papier rollte, die ich an der Thüre mit Ostentation, mit einer seidenen Schnur, die mir das Mädchen gegeben, an den Sattelknopf band, wobei mir die freundliche Mutter behülflich war und ich das Pferd allerlei Bewegungen machen ließ, damit die Nachbarn sahen, daß ich um Einkäufe zu machen gekommen war, sprengte sodann mit einem lauten Addio und leisem a rivedere davon.

Diese wunderlieblichen Strohflechterinnen des Arnothals sind die verwirklichten Schäferinnen der romantischen Idyllenwelt; um ganz ihrer feinen Arbeit, welche die Zartheit ihrer Hände erhält, obliegen zu können, dingen sie Arbeiterinnen aus dem Gebirge, welche die groben Verrichtungen und Feldarbeiten für sie thun müssen, denen sie die Kost und eine halbe Lire (ungefähr 10 Kreuzer) täglich bezahlen, während sie mindestens vier Lire oder 80 Soldi und noch mehr mit dem Strohflechten verdienen und dabei weder den brennenden Strahlen der heißen Sonne, noch dem Wind und Wetter aller Jahreszeiten ausgesetzt sind. Man rechnet, daß diese Hüte jährlich an 4 Millionen in das Land bringen, welche diesen Mädchen, die an den Abenden oft in Gesellschaft zu zwanzig und dreißig vor einem dieser Häuser sitzen, flechten und schwatzen, zu Gute kommen. Ihre Sprache ist so graziös, daß selbst der italiänische Schiller, Alfieri, für gut fand, sie zu studieren. Das Stroh, welches sie zu ihrer feinen Arbeit verwenden,

wird von einer Gattung Weizen genommen, der keine Spitzen hat und das eigends zu diesem Zweck geschnitten wird.

Schon am andern Abend fand ich mich wieder bei meiner holden Vilanella ein, ihr allerlei Kleinigkeiten mitbringend, unter denen ein goldnes, mit Granaten gefaßtes Kreuzchen war, das ich Gattina, so nannte sich die hübsche Schäferin, an einem Sammtbändchen um den Nacken hing, sodann steckte ich ihr einen kleinen Goldreif mit emaillirten Blumen an den Finger und gab ihr Bänder und ähnliche Dinge, alles unter dem Aushängeschild einer Aussteuer. Das Mädchen freute sich kindisch über diese Geschenke, zu deren Annahme sie sich gerne nöthigen ließ, ich bat sie, mir noch einmal ihre Schätze in der Kammer zeigen zu wollen, wozu sie sich und zwar auf Zureden der Mutter herbeiließ. Sie war bei weitem nicht mehr so scheu und spröde wie das Erstemal, ich hatte sie mit allerlei Geheimnissen bekannt gemacht und verließ sie erst spät in der Nacht, wobei wir verabredeten, daß ich künftige Besuche nur nach eingetretener Finsterniß abstatten dürfe; ich sah sie aber nur noch einmal, da ich während der kurzen Zeit die ich in Florenz zubringen konnte, auch einen Abstecher in das Ghianathal mit den Ladys machen mußte. Meine beiden Unbekannten konnte ich aber trotz aller Mühe, die ich mir gab, ich ging wenigstens noch drei oder viermal in den Abendstunden in den Dom, nicht wieder entdecken. Vielleicht in einer andern Welt wieder, dachte ich, für dieses Leben sind sie für mich verloren. Daß sie, wie sie mir angegeben, ein Paar unterhaltene Maitressen seyen, wollte mir nicht recht einleuchten und stimmte nicht ganz mit der Zurückweisung des Goldes überein; es blieb mir von ihnen nichts übrig als das Andenken an einen abenteuerlichen Abend und der goldene Ring; mir die Sache aus dem Kopf schlagend, hatte ich sie bald vergessen.

Beinahe drei Wochen hatte ich in Florenz zugebracht und es war die höchste Zeit, an meine Abreise zu denken, auch hoffte ich nicht lange in Genua zu bleiben, da mir Düret versprochen, sobald die fatale Geschichte von Albano ein wenig verraucht sey, auf meine Zurückversetzung zum ersten Bataillon anzutragen und mich so wieder in die Nähe von Rom zu bringen. Meinen liebenswürdigen Ladys theilte ich meine Abreise nach Genua nur 24 Stunden vor derselben mit, einen so eben erst deshalb erhaltenen Befehl vorschützend. Beide schienen über diese unerwartete Nach-

richt betroffen, und ich mußte am Ende auf Marys dringende Bitten noch zweimal vierundzwanzig Stunden zugeben, sie eröffnete mir, daß sie an ihren Mann nach Paris schreiben und diesem mittheilen wolle, daß sie ihren Aufenthaltsort Florenz mit Genua zu vertauschen wünsche, wovon ich ihr zwar abrieth, indem ich bemerkte, ich wisse ja gar nicht, ob und wie lange ich daselbst verweilen würde, im Grunde aber, weil ich ihre Anwesenheit theils wegen meinen ältern theils wegen allenfallsigen neuen anzuknüpfenden Intriguen fürchtete. Sie ließ es sich jedoch nicht ausreden und so schieden wir ziemlich getröstet, ein baldiges Wiedersehen hoffend und fürchtend, von einander.

Ich hatte mir vorgenommen, meinen Weg über Livorno, Pisa, Massa, Spezia u. s. w. zu nehmen, weil ich nicht wußte, ob ich je wieder in diese von mir noch nicht gesehenen Gegenden kommen würde, und fuhr nochmals durch einen Theil des herrlichen Thals, das mir manche angenehme Rückerinnerung gewährte, und zwar diesmal bei einer sternhellen Mondnacht, wo sich die Gegenstände fast magisch ausnahmen. In Livorno hielt ich mich nur anderthalb Stunden auf, sah den geräumigen Hafen daselbst, den Dom, den Palazzo del Principe, den großen Platz, auf den zwölf Straßen, unter denen die große Straße Ferdinando, welche durch die ganze Stadt läuft, ausgehen, und die Statue Ferdinand I., an die vier Sclaven von Erz geschmiedet sind, die zum Andenken des Sieges der toscanischen Galeeren über die afrikanischen Seeräuber von dem Sohn Ferdinands, Cosimo II., errichtet wurde. Livorno ist nur eine Handelsstadt und zählt an 16,000 Juden, die eine sehr prächtige Synagoge haben. Von hier fuhr ich nach dem nur wenig entfernten Pisa, wo ich noch gegen Abend ankam. Es ist nach Florenz die schönste Stadt in Toscana, liegt auch am Arno und nur ein Paar Stunden vom Meer entfernt. Strabo und Virgil schreiben ihre Gründung Arkadiern zu, nach Rutilius soll sie sogar Pelops, ein Sohn des phrygischen Königs Tantalus, erbaut haben. Auch sie wurde eine römische Colonie und später als selbstständige Republik so mächtig, daß sie nicht nur Corsica und Sardinien, sondern sogar Palermo und einen Theil Siciliens eroberte. Durch die Kriege der Guelphen und Gibellinen litt sie sehr noth und das sich mächtig erhebende Genua gab ihrer Macht den Todesstoß, nachdem es fast alle ihre Galeeren weggenommen hatte, wodurch auch der Hafen verloren ging. Die Stadt wurde

nun die Beute kleiner Tyrannen, die sie als Grafen beherrschten, bis sie unter die Herrschaft der Medici kam, welche für gut fanden, sie so zu schwächen, daß sie nicht mehr daran denken konnte, ihre Selbstständigkeit wieder zu erobern. Durch all diese Widerwärtigkeiten sank ihre Bevölkerung von 150,000 Menschen auf kaum 15,000 herab, ihr Handel war so gut wie vernichtet und seitdem konnte sie sich nie wieder erheben. Ihre prächtigen Gebäude und Paläste sind noch die sprechenden Zeugen ihrer frühern Herrlichkeit, ihres dereinstigen Reichthums und ihrer Macht, sie sind größtentheils aus den seltensten und fremden Marmorarten erbaut. Ihre schönen, breiten und geraden Straßen enthalten fast nur Prachtbauten, sind aber öde und einsam. Ueber den Arno führen drei große Brücken, von denen die mittelste aus Marmor erbaut und durch die Kampfspiele berühmt ist, die sonst jedes Jahr im Sommer von der Jugend Pisas auf ihr gefeiert wurden und deren Ursprung man den olympischen Spielen zuschreiben will. Auch Pisa hat einen schiefen Thurm, der rund und noch weit schiefer wie der zu Bologna ist, den zu besteigen ich mir aber nicht die Mühe gab; dagegen besuchte ich im Vorübergehen das berühmte Campo-santo und den prächtigen Duomo. Ersteres ist ein großer weitläufiger Platz von herrlichen Säulenhallen eingekreist, unter denen man merkwürdige Gemälde, uralte Grabmäler, Inschriften u. s. w. in großer Menge antrifft. Die Erde des in der Mitte liegenden Kirchhofs soll im 13ten Jahrhundert von Jerusalem hierher gebracht worden seyn. Wie glücklich müssen die Todten unter ihr ruhen! Aber sie soll auch die Eigenschaft gehabt haben, daß sie die Leichen schon in 24 Stunden verzehrte, es war vielleicht ungelöschter Kalk. Johann von Pisa war der Gründer dieses heiligen Campos. Die Cathedrale ist ein großes Prachtgebäude, der Maria Himmelfahrt geweiht, dessen fünffaches Schiff von 74 antikgrünen Marmor- und Porphyrsäulen getragen wird, das Gewölbe ist reich-vergoldet und mit trefflichen Gemälden geschmückt. Bildhauerarbeiten der berühmtesten Meister, mit denen auch die marmorne Kanzel geziert ist, sind in Menge vorhanden, auch mehrere Gemälde von Raphael. Vor der Kirche ist ein schöner Platz und derselben gerade gegenüber das große runde Battisterio von Marmor.

In der Nacht verließ ich Pisa und eilte nun unaufhaltsam über Massa-Carrara, die Hauptstadt eines Herzogthums dieses

Namens, die meiſtens von ihrem Handel mit dem berühmten cararischen Marmor, von dem ſogar viel bis nach Amerika ausgeführt wird, lebt, über Spezia, Chiavari u. ſ. w. nach Genua, wo ich am Abend des fünften Tages nach meiner Abreiſe von Florenz wohlbehalten eintraf.

V.

Zweiter Aufenthalt in Genua. — Alte und neue Bekanntſchaften. — Signora Palatini. — Ein ſentimentales Rendez-Vous. — Die Briganden-jagd in den italiäniſchen Alpen. — Bocchetta. — Ich nehme faſt eine ganze Bande gefangen. — Rückkehr nach Genua. — Das Conſervatorium Fieſchino. — Albertine. — Ich entdecke eine furchtbare Verſchwörung. — Ich avancire zum Capitain und werde wieder zum erſten Bataillon verſetzt. — Abreiſe nach Civita-Vecchia.

Da es zu ſpät war, als ich in Genua ankam, um mich noch nach einem Quartier umſehen zu können, ſo ſtieg ich in einem Gaſthof ab, wo ich bis zum hellen Morgen recht ausſchlief und mich dann bei meinem nunmehrigen Bataillonschef, Herrn von Brüge, meldete, der mich, durch Düret ſchon hinlänglich unterrichtet und empfohlen, mit den Worten empfing: das Glück, Sie bei meinem Bataillon zu haben, verdanke ich der hohen römiſchen Geiſtlichkeit. Sie werden die Voltigeurs-Compagnie kommandiren, die jetzt vacant iſt, und ſind für heute bei mir zu Tiſche eingeladen, wenn Sie mit meiner Suppe vorlieb nehmen wollen. — Brüge war ein Elſäßer, in der Gegend von Colmar zu Haus, und hatte ein allerliebſtes Kind, ein kaum 10 Jahre altes Mädchen, deren Mutter eine ziemlich heroiſche Frau war. Nachdem ich dem was der Dienſt heiſchte Genüge geleiſtet und mir ein Quartierbillet für drei Tage hatte geben laſſen, war mein erſter Gang zu meinem alten Guitarrelehrer Guercino, um mich bei ihm, oder vielmehr bei ſeiner Frau nach meinen alten Bekannten zu erkundigen. Den alten Mann fand ich unwohl und bettlägerig und ſeine Frau ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, als ſie mich erblickte. „Ah siate ben venuto“ rief ſie endlich aus, die Arme in die

Höhe ſtreckend. Nach gehöriger Bewillkommnung erfuhr ich, daß die Marcheſa P.... ſeit meiner Abreiſe kränkele, daß die muthwillige Peretti im letzten Carneval an einem Nervenfieber geſtorben, Signora Doria ſich mit ihrem Mann in Paris befinde, die Coſta noch immer ein Heer von Anbetern habe, die Spinola aber vollkommen wohl und munter ſey. So wurde ich ſchnell von dem au fait geſetzt, was ſich während meiner etwa anderthalbjährigen Abweſenheit zugetragen. Der Tod der fröhlichen Peretti ſchmerzte mich, das Kränkeln der Marcheſa P.... that mir leid, und das Wohlſeyn der Spinola freute mich. Den alten Guercino und ſeine Frau, die mir wieder ihre unterthänigſten Dienſte anbot, beſchenkte ich mit ein Paar Zechinen, ihr lachend bemerkend, daß ich leicht in den Fall kommen könnte, ihrer zu bedürfen, und bat ſie einſtweilen, die Marcheſa P.... von meiner glücklichen Ankunft in Kenntniß ſetzen zu wollen, was ſie mir noch im Lauf des Tages zu thun verſprach. Bei der Parade ſtellte mich Brüge meinen neuen Kameraden vor, von denen ich nur noch wenige kannte, und zum Diner fand ich mich ſeiner Einladung zu Folge bei ihm ein. Madame Brüge, eine noch ſehr rüſtige Dame von kaum 40 Jahren, bot mir den täglichen Tiſch, verſteht ſich gegen gehörige Vergütung an, den ich auch acceptirte, ſie führte eine gute franzöſiſche Küche. Während dem Eſſen kam die Rede auf die Muſik, und ſie meinte, daß es wohl jetzt bald Zeit ſey, daß ihre Tochter Unterricht in dieſer Kunſt erhalte, was ſie ſchon früher veranſtaltet haben würde, wenn ſie einen Lehrer in Genua gefunden hätte, der franzöſiſch ſpreche. Dies war ſo ziemlich ein Wink mit einem Maſtbaum, denn ſie kannte mein muſikaliſches Talent. Ich erbot mich mit Vergnügen, der Kleinen Unterricht im Clavier zu geben, was mit großem Dank angenommen wurde und mehrere Jahre ſpäter allerlei Folgen hatte, für jetzt aber ſollten dieſe Lehrſtunden, die mir Freude machten, da das Mädchen viel muſikaliſche Anlagen hatte, bald wieder unterbrochen werden. Den Abend begab ich mich abermals zu Guercinos, wo ich erfuhr, daß die noch immer leidende Marcheſa P.... die unerwartete Nachricht meiner Ankunft ſehr erſchüttert habe und mich dieſelbe baldmöglichſt zu ſehen wünſche, wozu aber vorerſt wenig Hoffnung, da ſie immer noch ſehr ſchwach ſey. Ich machte jetzt meine Beſuche in all den Häuſern, in denen ich früher Zutritt gehabt, und erhielt bald wieder eine Menge Einladungen. Die Spinola ſah ich zuerſt bei Dorias wieder, wo ich

mich lange mit ihr unterhielt und ſie mir eine junge Dame, Signora Palatini, die erſt kürzlich verheirathet und ihre liebe Freundin ſey, vorſtellte. Dieſes war eine ſchmächtige, nicht ſehr große, aber ſehr niedlich gewachſene Frau, mit einer originellen piquanten Geſichtsbildung, die, wenn auch nicht ſchön, doch etwas ſehr Einnehmendes hatte. Ich machte beiden Damen den Hof und ließ die Spinola merken, daß es mir nicht unangenehm ſeyn würde, die ſo kurz vor meiner Abreiſe von Genua mit ihr in Geſellſchaft der Marcheſa P.... gemachte Bekanntſchaft weiter auszuſpinnen. Ich hatte mir wieder eine Wohnung unweit der Caſerne ausgeſucht, die ganz geeignet war, geheime Beſuche zu empfangen. Mich dieſen Abend noch deutlicher zu erklären war nicht gut möglich, da ihr die Palatini nicht von der Seite wich und ſich mit einer auffallenden Lebhaftigkeit in alle Geſpräche miſchte, die ich mit der Spinola anzuknüpfen verſuchte. In einem Gartenſaal muſicirte man, ich wurde angegangen, mich hören zu laſſen und trug mehrere neue Cavatini vor, die ich in Rom und Neapel gelernt; als die Dame vom Haus und noch einige andere den Wunſch ausdrückten, ich möchte doch wieder etwas aus dem **Don Giovanni** ſingen, und da ich einige Augenblicke anſtand, wandte ſich Signora Palatini mit einer großen Zudringlichkeit an mich, dieſem Wunſch nachzugeben, indem ſie einige Dutzendmal wiederholte: **Si Signore, il Don Giovanni, il Don Giovanni**, Sie müſſen ihn ſingen, denn ich kenne ihn noch nicht und habe doch ſo viel davon ſprechen hören. Dieſes Benehmen ſetzte mich in Erſtaunen und faſt in Verlegenheit. An Subordination gewöhnt, befolgte ich die geſtrenge Ordre, das »**Fin ch'an del vino**« ſingend, und erhielt dafür einige dankſagende Blicke von der kleinen Tyrannin, die ſich nun auch ſpielend und ſingend hörbar machte, eine ſehr hohe, ſonore Sopranſtimme hatte, und mich dann ohne Umſtände vor der ganzen Geſellſchaft einlud, ſie doch ja recht bald und oft zu beſuchen, um mit ihr zu ſingen, ſie erwarte mich morgen Vormittag nach der Meſſe, ich möchte doch einige Duetten mitbringen. Dieſes ſo ganz ungenirte und überaus freie Benehmen war mir noch gar nicht und am wenigſten in Italien vorgekommen, wo die Damen im Gegentheil die meiſte Urſache haben ihre Intriguen geheim zu halten und möglichſt zu verbergen, oder doch paſſend zu bemänteln. Es machte mich immer verlegener, weil ich wohl bemerkte, daß ſich die Geſichter aller, die es mit angehört, zu einem

hämiſchen Lächeln verzogen und man ſich in die Ohren flüſterte. Als dies die Spinola ſah, trat ſie zu mir und ſagte: das Benehmen der Palatini darf Sie nicht wundern, ſie iſt ja noch ein halbes Kind, kaum 16 Jahre alt, und dabei ſehr verzogen, von einem überaus reizbaren und heftigen Temperament, das ſich nichts übel nimmt, alles was ſie ſich einmal in den Kopf geſetzt, um jeden Preis auch durchſetzen will, ohne über die Folgen nachzudenken, die ihrem ſchon ältlichen und ſchwachen Mann, an den ſie ihre Verwandten verkuppelt haben, eine halbe Million di dotta mitgebracht, und die dem ihr ebenfalls aufgedrungenen Cicisbeo, dem Conte M..., jenem noch gepuderten Pavian, den Sie dort am Pharotiſch pointiren ſehen, ſo mitgeſpielt hat, daß er ſich ſchon einigemal für das Cicisbeat bedanken wollte, allein der Ehemann und die Verwandten gaben es nicht zu, aber er hat die Hölle .... In dieſem Augenblick ſprang die Palatini, die gerade ſang, ihre Noten hinwerfend und wild auf die Taſten des Cembalos ſchlagend, die Muſik unterbrechend auf, ſtellte ſich vor die erſchrockene Marcheſa hin und ſagte dieſer überlaut: Ich finde es höchſt unartig, Signora, daß wenn ich ſinge, Sie ſich mit Herren unterhalten, nun ſingen Sie der Geſellſchaft etwas vor. — Die Spinola war dadurch ſo verblüfft, daß ſie nichts erwiedern konnte, ich aber nahm ſchnell das Wort und ſagte zu der aufgebrachten, zornglühenden Dame: Signora, es war nur von Ihnen und Ihrem eminenten Talent die Rede, das uns entzückte und das mir die Marcheſa nicht genug rühmen konnte, ich war die Veranlaſſung dazu, indem ich die Signora zuerſt fragte, welcher Meiſter Ihre herrliche und unvergleichliche Stimme zu einem ſo hohen Grad ausgebildet habe, worüber man im Begriff war mir Auskunft zu geben, als Sie uns gerade unterbrachen.

— Wenn dies iſt, ſo bitte ich um Vergebung für meine gewiß ſehr verzeihliche Neugierde, aber Sie werden mir ſelbſt zugeſtehen, daß nichts unangenehmer iſt, als wenn man ſich alle Mühe giebt und ſich anſtrengt, einer Geſellſchaft Vergnügen zu machen, und Andere dabei plaudern. — Sie hatte nicht Unrecht.

Der Zorn des kleinen Teufelchens hatte ſich mit jedem Wort, das ich geſprochen, mehr gelegt. Ihren Cicisbeo, der ſich jetzt auch eingefunden, um zu ſehen was die Unterbrechung und dieſe Scene herbeigeführt, ſchickte ſie mit den Worten heim: Mein Herr, Sie haben ſehr Unrecht, ſich von ihrem Spiel zu entfernen,

die ganze Sache darf Sie gar nicht intereſſiren, haben Sie die Güte, ſich ſogleich wieder an Ihren Spieltiſch zu verfügen, ich bitte Sie darum, hören Sie, ſogleich. — Der Signor trollte ſich, den befehlenden Bitten folgend, ohne ein Wort zu erwiedern, an ſeinen Platz, und Signora Palatini ergriff ihr Notenblatt wieder und beendigte das Morceau. Die übrige Geſellſchaft, obgleich über dieſen ſonderbaren Auftritt erſtaunt und Gruppen bildend, wo man ſich in die Ohren ziſchelte, ſchien es doch nicht ſehr zu befremden. Bald darauf begann der Tanz mit einer Monfarina, welche ich mit der Spinola antrat, die mich aber, nachdem wir einigemal die Tour im Saal gemacht hatten, aufforderte, die jetzt nicht tanzende Palatini zu engagiren, der ſie mich abtrat. Ich tanzte mit dem kleinen Satan, der mir gleich bei der erſten Tour eröffnete, daß er Giulietta heiße, ich ihn künftig nur bei dieſem Namen nennen ſolle, und ſich böſe geberdete, als ich es nicht augenblicklich that. Ich wiederholte jetzt dreimal in einem Athemzug, Signora Giulietta, und ſie nach dem Tanz, während welchem die Unterhaltung wunderlich genug war, an ihren Platz führend, abermals: mille grazie, Signora Giulietta. Ehe ſich die Geſellſchaft trennte, kam ſie noch einmal in Begleitung ihres cavaliero servente auf mich zu und ſagte: daß Sie ja das Kommen morgen nicht vergeſſen und ſich pünktlich einfinden, ich erwarte Sie eine Stunde vor Mittag, um mit Ihnen zu muſiciren. — Ich werde von Ihrer gütigen Einladung Gebrauch machen und mich zur beſtimmten Zeit einfinden. — Sie ſind Zeuge, ſagte ſie zu ihrem Begleiter, der mit einem Schafsgeſicht zuhörte, und beide empfahlen ſich. Die Marcheſa Spinola flüſterte mir im Weggehen zu: Nehmen Sie ſich in Acht, der kleine Teufel wird Ihnen zu ſchaffen machen. — Ich werde ihn zu zähmen wiſſen, erwiederte ich. Kaum waren dieſe Worte geſprochen, ſo trat die Palatini nochmals in den Saal zurück und rief der Spinola zu: auch Ihre Portandina erwartet Sie, wollen Sie nicht kommen? — nahm die Marcheſe beim Arm, ſie mit ſich fortziehend und mir noch eine felice notte zurufend. Ehe ich mich den andern Morgen, wie ich verſprochen, zu ihr begab, ging ich zu Guercinos, um bei dieſen vielleicht etwas Näheres über dies ſonderbare, aber dennoch piquant liebenswürdige Weſen zu erfahren, dieſe wußten mir aber weiter nichts zu ſagen, als daß Signora Palatini wegen ihrem unbändigen Eigenſinn und ihren ausſchweifenden Phantaſien, die

ſie oft die tollſten Streiche begehen ließen, in ganz Genua bekannt ſey. Ich begab mich zu der kleinen Wilden, die, als ſie mich erblickte, auf mich zuſprang, laut rufend: es iſt brav, daß Sie Wort gehalten, wir werden auch ganz ungeſtört ſeyn, mein Mann mußte auf meine Veranlaſſung eine Villeggiatura ins Gebirg machen, und den Signor Leonarde habe ich für den ganzen Tag verabſchiedet; jetzt kommen Sie. Sie nahm mich bei der Hand, führte mich in ein Zimmer wo ein Flügel ſtand, und nöthigte mich, ihr zuerſt etwas vorzuſingen; ich trug ihr die Arie: „Oh Idol mio, quando mai“ ꝛc. vor; nach wenig Tacten fiel ſie mit einem bravissimo dazwiſchen, ſchlug in die Hände, und ich hielt ein, ihre Rechte ergreifend und küſſend, jetzt hatte Clavierſpiel und Geſang ein Ende, und ein anderes Spiel ſollte beginnen; aber zweimal ſchlüpfte ſie mir unter dem Arm durch, laut lachend, endlich aber umfaßte ich die kleine Blindſchleiche, deren Taille ich mit meinen Händen umſpannen konnte, hob ſie in die Höhe, daß ſie zappelte, und ſagte lachend: was nun? — jetzt ſind Sie ganz in meiner Gewalt, Giulietta. — Die Sie doch wohl nicht mißbrauchen werden? — Gewiß nicht, bella fanciulla, antwortete ich, ſie ſanft auf den Boden niederſetzend. Aber wieder ging ſie mir durch, in ein zweites, drittes und viertes Zimmer, aus dem aber kein Ausgang mehr war. Jetzt ſind Sie gefangen und werden mir nicht mehr entwiſchen. Mn — mn — ſtöhnte ſie bald mit hochklopfendem Herzen, und ihre Wangen waren mit jener Röthe gefärbt, die einladender iſt, als das ſchönſte Morgen- und Abendroth. Ich küßte ſie, aber ſie biß mich in die Lippen, daß es mich ſchmerzte und faſt blutete; ich ließ mich indeſſen dadurch nicht ſtören, und fuhr zu küſſen fort, ſie auf ein Ruhebett bringend, bis uns beiden der Athem faſt ausging .....

Der kleine Tollkopf war jetzt ziemlich zahm geworden, und nachdem wir einige Zeit geruht, ſetzten wir uns an das Clavier, um nun wirklich zu muſiciren. Endlich war es Zeit mich zu entfernen und ich durfte es auch, indem ich baldiges Wiederkommen verſprach, denn Giulietta wollte durchaus, daß ich den ganzen Tag mit ihr zubringen ſollte, und hätte mich nicht der Dienſt abgerufen, ſo würde ich es mit Vergnügen gethan haben, denn Langeweile hatte man bei dem unruhigen Geiſt auch keine Minute. Bei dem zweiten Beſuch wiederholte ſich die Scene des erſten, und ſo ging es einige Zeit fort, ohne daß ich mich weder um die Spinola noch

um die P...., die ich noch nicht wieder gesehen hatte, bekümmerte. Eines Morgens aber besuchte mich die alte Guercino in meiner Wohnung und machte mir Vorwürfe, daß ich mich gar nicht nach der armen Marchesa P..... erkundige, die jeden Tag nach mir frage und mich nur noch einmal zu sehen wünsche, sehr leidend sey und sich vielleicht nicht wieder von ihrer Krankheit erholen würde. Ich verabredete mit der darauf dringenden Guercino, der es wohl nur um die Präsente zu thun war, die es bei dieser Gelegenheit absetzte, daß man eine Zusammenkunft veranstalten möge, wozu, wie sie mir sagte, die Marchesa Spinola schon alles vorbereitet habe, in deren Haus dieselbe stattfinden solle, wohin sich die P...., in einer Portandina bringen lassen würde. Wir setzten nun diese Entrevüe auf den Abend des nächsten Tages fest, wo ich mich ein Uhr nach Sonnenuntergang in dem bezeichneten Hause einfinden wollte. Giulietta verlassend, bei der ich den Tag wieder zugebracht hatte, begab ich mich zur bestimmten Stunde zu dem verabredeten Rendez-Vous in den Palazzo Spinola. Eine niedliche Cameriera empfing mich und führte mich über eine Hintertreppe in abgelegene, spärlich erleuchtete Gemächer, in dem letzten derselben fand ich eine weibliche Figur in weiße Gewänder gehüllt, in einem Armstuhl sitzen, die, als ich eintrat, eine zusammenfahrende Bewegung machte und in deren blassen und leidenden Zügen ich dennoch die Marchesa P...., die vor nicht ganz anderthalb Jahren noch so blühend schöne Tonina erkannte. Ich stürzte auf sie zu, wollte ihre Hand fassen, die sie aber schnell zurückzog, indem sie sprach: o lassen Sie diese nichtssagenden Flatterien, wir sind von allem genau unterrichtet, kommen Sie nicht eben erst von der tollen Palatini? — Ganz gewiß, fiel hier die Spinola ein, seit seiner Zurückkunft bringt er alle Stunden, die er ermüßigen kann, dort zu. — Wie freute ich mich, fuhr die andere wieder fort, als ich hörte, daß Sie wieder in Genua angekommen seyen und hoffte von diesem Ereigniß eine baldige Genesung, aber wie furchtbar bin ich enttäuscht. — Es ist unverzeihlich und recht abscheulich, sagte nun die Spinola, und ich stand in der That vor den beiden Signoras wie ein Schulknabe, den der Herr Inspektor herunterputzt, weil er unartig gewesen. Gern hätte ich mich, wie gewöhnlich, durch einen Scherz lachend und spottend aus der Affaire gezogen, aber der Zustand Toninas war doch zu ernsthaft, sie litt besonders an Nervenübeln, als daß ich es wagen durfte,

und ich ſuchte durch ein halbes pater peccavi mich aus der Klemme zu befreien, indem ich meine Beſuche bei der Palatini zwar nicht leugnete, aber behauptete, ſie ſeyen durchaus ganz unſchuldiger Natur und gälten blos ihrem muſikaliſchen Talent, indem ich nichts treibe, als mit ihr ſinge. — Wer ſo etwas glauben wollte, fiel mir die Spinola wieder ins Wort, ja wenn die Signora nicht ganz ohne Hehl und ohne Schaam ſelbſt von ihrem Verhältniß mit Ihnen ſpräche! Halten Sie uns doch nicht für ſo einfältig. — Und ſchonen Sie doch ums Himmelswillen Ihre Freundin, unterbrach ich die Marcheſa, ſehen Sie denn nicht, wie die Arme leidet.

In der That hatte die P..... in dieſem Augenblick Convulſionen und Krämpfe bekommen und ſtöhnte: o, mir iſt ſehr übel! Wir ſprangen ihr beide zu Hülfe, ſie bekam eine förmliche Ohnmacht. — Sehen Sie, was Sie gemacht haben, ſagte die Spinola zu mir, meine Hilfe zurückweiſend. — Das iſt einzig und allein nur Ihre Schuld, erwiederte ich etwas aufgebracht, Sie kannten den Zuſtand Ihrer Freundin und führen eine ſolche Scene herbei; wenn Sie dergleichen Klatſchereien erfuhren, mußten Sie ſie eher verheimlichen als mittheilen und bekräftigen. — Nicht von mir hat es die Marcheſa zuerſt erfahren, ganz Genua redet von den Tollheiten ihrer Charmanten. Sie ſind ſammt ihr die Mähr der Stadt, wo dachten Sie hin, ſich mit einer ſolchen Thörin einzulaſſen und darüber Ihre beſten Freundinnen zu vernachläſſigen. Nein, Sie können kein Deutſcher ſeyn, ſo etwas thut kein Deutſcher, dies verzeiht man nicht einmal einem leichtſinnigen Franzoſen. — Ich ſuchte die aufgebrachte Signora zu beſänftigen, welche die Schläfe und Stirn der noch immer bewußtloſen Freundin mit ſtarken wohlriechenden Waſſern rieb, ihr Diebsekſig unter die Naſe hielt und deren Kopf an ihren Buſen legte. Als ſie ſich ſo beſchäftigte, die Ohnmächtige wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, drückte ich einen leiſen Kuß auf deren Stirn, indem ich noch leiſer ſagte: dies wird ſie vielleicht am eheſten erwecken. — Was unterfangen Sie ſich, fuhr mich die Spinola zwar heftig, aber ebenfalls kaum hörbar an, glauben Sie, wir würden uns von Ihnen bethören laſſen? gehen Sie zu ihrer Pazza, dort iſt es beſſer angewandt, und laſſen Sie uns in Ruhe. — Nicht ſo böſe, meine ſchöne Signora, Sie haben mir zuerſt die Palatini bei Dorias zugeführt, ich bitte ja aufrichtig um Vergebung, werfe mich reuevoll zu Füßen; ich wollte

nun auch ihr die Hand küſſen, als Tonina plötzlich ein Lebenszeichen von ſich gab und bald darauf wieder die Augen aufſchlug. Als ſie ſah, wie wir beide um ſie beſchäftigt waren, lächelte ſie wehmüthig, und ich bat ſie, vor ihr knieend und ihre Hand faſſend, innig um Vergebung, nochmals betheuernd, daß nur der Schein gegen mich ſey, und jetzt unterſtützte mich die Spinola in meinem Vorgeben, indem ſie ſprach: eine Möglichkeit iſt es immer, wenn auch ſchwer zu glauben, ich will ihn noch nicht ganz verdammen, denn das tolle Weib iſt wohl fähig Dinge zu ſagen, die nicht ſind. — Abermals küßte ich feurig Toninas Hand, die mich jetzt mit einem bedeutenden Blick anſah und liſpelte: aber wenn Sie mich dennoch betrügen? — Der Ton, mit dem ſie dies ſagte, ging mir durch Mark und Bein und ich fühlte mich ſo zerknirſcht und über mich ſelbſt ungehalten, daß ich in dieſem Augenblick vielleicht alles bekannt, wenn man mich noch weiter inquirirt hätte. Ich ſuchte die Leidende indeſſen immer mehr zu beruhigen, bekam endlich wieder den Muth, ihr meine unerſchütterliche Treue zu betheuern und bei allen Göttern zu verſichern, daß ich nur ſie liebe und hoffentlich von meiner Unſchuld klar überzeugen werde, ſie möge ſich jetzt nur beruhigen und ſo ihre ſchnelle Geneſung herbeiführen. Noch beinahe eine ganze Stunde brachte ich in dieſer mir ſehr peinlichen Lage zu, und verließ die Damen, nachdem die Marcheſa P..... wieder ſo weit hergeſtellt war, um ſich in ihrer Portandina fortbringen laſſen zu können. Ehe ich mich entfernte, hatte man von mir das Verſprechen verlangt, meine Bekanntſchaft ganz aufzugeben und die Palatini nicht mehr zu beſuchen, ich ſtellte aber den Damen vor, daß dies bei dem bekannten Charakter der Donna nicht wohl thunlich ſey, ohne ſich allem Möglichen von ihrer Seite auszuſetzen, und ich nur allmählig und mit großer Vorſicht abbrechen könne, was man endlich auch einzuſehen beliebte, mir aber einſchärfte, Wort zu halten, wenn ich nicht böſe Folgen erleben wolle. Ich empfahl mich beſtens, froh, als ich wieder freie Luft ſchöpfte, dieſer Scene enthoben zu ſeyn. Die Sache war mir doch nicht ganz gleichgültig, denn ich kannte die Genueſerinnen mit als die rachſüchtigſten Frauenzimmer Italiens, befand mich zwiſchen zwei Feuern, und wußte noch nicht, wie ihnen zugleich Face und Front zu machen. Als ich mir gerade den Kopf zerbrach, was ich wohl in dieſer Verlegenheit für einen Operationsplan entwerfen müſſe, und mit aller Taktik und Stra-

tegie nicht zu Ende kommen konnte, zog mich ein **Deus ex machina**, wenigſtens für den Augenblick aus derſelben. Ich beſuchte noch den nämlichen Abend die Opera Buffa, wo ich Giulietten verſprochen hatte, mich einzufinden, und traf hier den Herrn von Brüge, der, als er mich ſah, auf mich zukam und mir verkündete, daß ich ſchon den nächſten Morgen mit meiner Compagnie in die Gebirge zur Verfolgung der immer dreiſter werdenden Briganden abmarſchiren müſſe, gerne hätte er mich zurückbehalten, allein da es ausdrücklicher Befehl vom kommandirenden General ſey, daß die Voltigeurcompagnieen zu dieſem Zweck verwendet werden ſollten, ſo müſſe er mich wohl ziehen laſſen. Die Ordre kam mir erwünſcht. Giulietta hatte mich, während der Bataillonschef mit mir ſprach, unverwandt angeſehen, und als ich mich in ihre Loge begeben wollte, um ſie mit dem erhaltenen Befehl bekannt zu machen, kam ſie mir ſchon auf dem Corridor entgegen und fragte mich, was denn der Commandant ſo angelegentlich mit mir geſprochen und von mir gewollt habe. Ich theilte ihr den Inhalt unſeres Geſprächs mit, worüber ſie außer ſich gerieth und in die Worte: »das dulde ich nicht, ich gehe ſelbſt zum General« und ähnlichen Unſinn ausbrach. Lachend bedeutete ich ihr, daß gegen militairiſche Ordre eine weibliche ſchlechterdings nicht aufkommen könne, ſondern daß ſie hier durch jeden unüberlegten Schritt nicht nur ſich, ſondern auch mich und meine militairiſche Ehre compromittiren würde, ohne dadurch irgend etwas zu ändern, da gegen ſolche Befehle gar keine Einwendungen, ſelbſt die begründetſten nicht angehört würden. — Gut, dann gehe ich mit und reite auf einem Maulthier an der Spitze deiner Compagnie. — Dieſen tollen Gedanken ſuchte ich ihr auszureden, indem ich ihr ſagte, daß dies nicht gelitten würde und außerdem die Expedition ſchwerlich länger als ein oder ein Paarmal vierundzwanzig Stunden dauern würde. — Wenn es aber länger dauert, komme ich doch nach, verſetzte ſie nun, und ich ſah ein, wie recht die Spinola gehabt, als ſie mir geſagt, der kleine Teufel würde mir zu ſchaffen machen, denn ich fürchtete irgend einen tollen Streich, den abzuwehren nicht in meiner Gewalt ſtünde. Ich entfernte mich jetzt unter dem Vorwande, Anordnungen treffen zu müſſen, und verſprach vor dem Abmarſch Abſchied von ihr zu nehmen, ſtatt deſſen ſchrieb ich ihr einen Brief, mich mit der Unmöglichkeit und der übereilt befohlenen Entfernung entſchuldigend, den ich ihr erſt zukommen ließ, als wir ſchon einige

Stunden von Genua entfernt waren. Ebenſo benachrichtigte ich die Spinola ſchriftlich von dieſem Ereigniß, mit der Bitte, es ihrer Freundin ſchonend mitzutheilen, und vertröſtete auch ſie auf baldige Zurückkunft. In der That war ich froh, als ich den andern Morgen Genua, aus dem ich abſichtlich ſchon vor Sonnenaufgang mit meiner Compagnie abmarſchirt war, im Rücken hatte, und ſah mich jeden Augenblick um, fürchtend, den kleinen Satan auf ſeinem Maulthier hinter mir angeſprengt kommen zu ſehen.

Schon ſeit einiger Zeit war es in den italiäniſchen Alpen ſehr unruhig geworden, es hatten ſich ſtarke Banden zuſammengerottet, die ſo verwegen wurden, daß ſie in den letzten Tagen ſogar einen franzöſiſchen Poſten von einigen zwanzig Mann überfallen und die Leute ſämmtlich ermordet hatten, dies war in einer geringen Entfernung von Genua geſchehen. Die italiäniſchen Alpen ſind in dieſer Gegend eben ſo unwirthſam, voll Schluchten und ſicherer Zufluchtsorte für Räuber und Inſurgenten, wie die Waldgebirge Calabriens. Jeder Mann hatte 60 ſcharfe Patronen und für vier Tage Brod bei dem Ausmarſch erhalten. Den erſten kurzen Halt machte ich zu Ponte decimo und marſchirte von da, meiner erhaltenen Inſtruktion gemäß, nach Bocchetta, einer großen Redoute mit einem Detaſchement franzöſiſcher Linientruppen, von der man eine herrliche Ausſicht über Genua, ſeine Umgegend, in das Thal des Stromes Polcevera, auf den ſchönen Meerbuſen von Genua und in die offene See hat; in grauer Ferne erblickt man auch die Gebirge von Corſika, gegen Norden aber das größte und prächtigſte Thal Europas, das Rothal. — Dieſe ſo ſchön gelegene, aus mehrern Schanzen beſtehende Redoute galt früher für den Schlüſſel von Genua und für uneinnehmbar, ſie liegt auf dem höchſten Punkt dieſes Theils der Apenninen, aber Napoleons Art Krieg zu führen hat auch dieſen militäriſchen Aberglauben vernichtet, indeſſen iſt ſie, gut vertheidigt, noch immer eine ſehr wichtige Poſition.

Eine beſondere Inſtruktion hatte ich nicht und konnte ſie nicht erhalten haben, ſondern ſie lautete nur im Allgemeinen, die Spuren der Briganden aufzuſuchen, ſie zu verfolgen und wo möglich todt oder lebendig einzufangen, mich dabei ſo viel es ſich thun ließ der Bauern in den Dörfern zu bedienen und Führer aus denſelben zu nehmen, das Weitere blieb meiner Einſicht überlaſſen, indem ich nach Umſtänden agiren müſſe. Iſt man einmal über die

Riviera, so wird das Uferland genannt, welches den Meerbusen umgiebt, hinaus, so werden die Berge immer öder, steiler und kahler, Felsen thürmen sich auf Felsen, seltner werden Bäume und Gebüsch, und nur hie und da sieht man noch einige Kastanien; der Weg, dessen Rand sich oft an unabsehbaren Abgründen und Schlünden hinzieht, über welche mitunter sehr gebrechliche Brücken führen, kann nur noch durch sehr sichere Pferde und Esel betreten werden. Viele dieser Brücken waren durch die Briganden abgebrochen, so daß ich häufig wieder umkehren und andere Wege aufsuchen mußte. Als ich den zweiten Tag zu Ovada ankam, erfuhr ich, daß erst vor ein Paar Tagen hier drei Gensdarmen überfallen und ermordet worden waren; um an diesen Ort zu gelangen, hatte ich einen Führer aus dem Flecken Campo Marone mitgenommen, der mich auf großen Umwegen hierher gebracht, wo ich mich auf 24 Stunden einquartirte um Erkundigungen über den Aufenthalt und die Spuren der Briganden einzuziehen. Ovada ist ein ziemlich großer Ort, der an der Orba liegt und etwa 1000 Einwohner zählen mag. Wo ich aber auch anklopfte und forschte, Niemand wollte mir Auskunft über die Banden geben können; die Stimmung der Einwohner und Landleute war uns überhaupt sehr ungünstig, allenthalben zeigte sich große Unzufriedenheit mit der Regierung, Haß gegen die französische Herrschaft und ein Geist des Aufruhrs und der Widerspenstigkeit, der unter Umständen sehr gefährlich werden konnte. Zu den zahlreichen Räuberbanden, die sich in den italiänischen Alpen umhertrieben, gesellte sich fortwährend alles Gesindel, und alle welche irgend etwas begangen hatten, flüchteten sich zu ihnen in unzugängliche Schlupfwinkel im Gebirge, dabei hatten sie fortwährend geheime Verbindungen in Genua, Turin, Piemont und der Lombardei. Was mir sehr im Weg stand, war die abscheuliche Sprache die in dieser Gegend geredet wird, überall wollten die Einwohner kein italiänisch sprechen und stellten sich als verstünden sie mich nicht. In Ovada suchte ich einen Geistlichen auf, der doch den Sprachunwissenden nicht machen konnte, wenigstens meine Fragen beantworten mußte, aber auch von diesem konnte ich nichts weiter herausbringen, als: »daß man zwar viel von den Briganden höre, aber ihren Aufenthalt nicht wisse noch erspähen könne, überhaupt zweifle er an dem Bestehen dieser Banden wie man sie in Genua schildere, es seyen höchstens nur einzelne Straßenräuber vorhanden, und es sey ganz

vergebliche Mühe dieſe aufſuchen zu wollen, da kein Menſch ihre Schlupfwinkel kenne,« die aber der geiſtliche Herr gewiß wußte. Von Ovada marſchirte ich mit eben ſo wenig Erfolg nach Caſaleggio und von da nach den Dörfern Acquata und Iſola, ganz abſcheuliche Neſter, in denen alle meine Bemühungen ebenfalls erfolglos blieben, ſo daß ich ſchon verzweifelte, jemals auf die Spur der Briganden zu kommen. In Ronco brachte ich einen Tag und zwei Nächte zu, und erfuhr am Morgen nach der letzten, daß in der verwichenen Nacht abermals ein Gensdarme zwiſchen hier und dem nahen Fornaro ermordet worden ſey, deſſen Leichnam man ſchrecklich verſtümmelt auf der Landſtraße gefunden habe. Ich machte mich nun mit meiner Compagnie eilig nach Fornaro auf, das ziemlich nahe an der Bocchetta liegt, ſtellte rings um das Dorf Piquette und drohte es anzuzünden, wenn mir nicht in Zeit von zwei Stunden die Mörder der Gensdarmen ausgeliefert würden, denn ich hatte einige Indicien, daß es Bewohner dieſes Ortes waren. Um meiner Drohung mehr Nachdruck zu geben und zu zeigen, daß es mir Ernſt damit ſey, ließ ich von den Soldaten Brennmaterialien zuſammenbringen und auf einen Haufen legen; aber vergeblich, die Einwohner heulten, ſchrieen und winſelten, betheuerten ihre Unſchuld, und von den Mördern war keine Spur aufzufinden. So zog ich ſchon 7 Tage vergeblich in dieſen Oeden und zwiſchen Schluchten umher, wobei die Nahrung auch nicht die beſte war und ich mehrere Marode zählte, die ich nach Bocchetta führen ließ, von wo ſie ins Lazareth nach Genua gebracht wurden. Ich ſelbſt fing an höchſt mißmuthig zu werden und an irgend einem günſtigen Erfolg meiner Miſſion zu verzweifeln, als ich auf eine Liſt verfiel, die wenigſtens theilweis gelang. Ich ſuchte die entſchloſſenſten und muthigſten Leute meiner Compagnie heraus, ließ ſie ihre Säbel ſcharf ſchleifen und ſo zu 2 und 3 Mann ſtreifen, während ich mich mit den übrigen in einem nahen Dorf verweilte, in deſſen Mitte ich ein Piquet aufſtellte und deſſen Ausgänge ſo beſetzte, daß ſich keine Seele aus demſelben ohne meine Erlaubniß entfernen durfte. Die Leute die ich auf die Streifereien ausſchickte, inſtruirte ich dahin, daß ſie ſich nicht weiter von dem Ort entfernen ſollten, als man das Abfeuern eines Gewehrs hören könne, und wenn ſie Bauern oder ſonſtige Individuen auf ſich zukommen ſähen, ſollten ſie dieſelben bis auf gefällte Bajonettweite herankommen laſſen, dann aber ihnen das Gewehr verbal-

den und sie nach ihrem Begehren fragen; sollten jene aber Miene machen noch weiter vorzudringen oder irgend eine feindliche Bewegung versuchen, losschießen, und wenn das Gewehr nicht mehr zur Vertheidigung geschickt sey, dasselbe von sich werfen und sich mit dem blanken Säbel vertheidigen bis der nicht lange ausbleibende Succurs käme; würde man aber aus der Ferne auf sie schießen, so sollten sie das Feuer erwiedern, doch immer nur einer nach dem andern, um sich zu souteniren. Andere Soldaten ließ ich nur mit dem Seitengewehr bewaffnet ganz in der Nähe des Orts spazieren gehen. Aber auch dieses Manöuvre hatte ich schon einige Tage umsonst versucht; endlich hörte ich, nachdem ich zwei Stunden vor Tagesanbruch, denn ich marschirte nur Nachts und immer unvermuthet ab, damit die Briganden so wenig als möglich von ihren Spionen unterrichtet werden konnten, in dem sehr einsam im Gebirg gelegenen Dorf Ritegno angekommen war und die Streif- und Lauerposten abgeschickt hatte, plötzlich einen Schuß, und gleich darauf noch 8 bis 10 fallen. Ich jagte jetzt mit einem Theil der übrigen Mannschaft nach dem Ort zu, wo das Schießen herkam, und fand fünf von meinen Leuten im Handgemenge mit wenigstens zwanzig Briganden. Als mich diese ankommen sahen, ergriffen sie die Flucht, bis auf drei, welche von den Voltigeurs festgehalten wurden, einer derselben stach jedoch einen Mann mit einem Dolchstoß nieder, dies sehend sprang ich hinzu und versetzte dem Kerl mit solcher Kraft einen Hieb in den Kopf, daß er einen zweiten beabsichtigten Dolchstoß nicht führen konnte, sondern mehrere Schritte zurücktaumelte und von seinem Blut überströmt ohnmächtig niedersank, aber auch der gestochene Voltigeur war gefährlich verwundet. Die beiden andern Briganden wurden unterdessen entwaffnet und festgehalten. Den Entflohenen setzten wir zwar eine Strecke nach, mußten jedoch bald umkehren, da wir jede Spur von ihnen verloren. Ich ließ alle drei, auch den schwer Verwundeten, der wieder zu sich gekommen war, und nebst den von ihm gestochenen Soldaten nur Noth verbunden wurde, knebeln, und sagte ihm, daß er ohne Absolution und Segen zur Hölle fahren solle, wenn er nicht gestünde wo sich seine Spießgesellen aufhielten und wer sie seyen, eben so drohte ich den andern mit augenblicklichem Erschießen, wenn sie nichts gestehen würden, und ließ jeden gehörig bewacht einzeln und von den andern getrennt führen, so daß sie sich weder durch Worte noch durch Blicke oder Zeichen miteinander ver-

digen konnten. Der Verwundete ward aber mit jedem Augenblick schwächer und flehte um einen Tropfen Wasser zur Labung, den ich ihm aber verweigerte bis er gestanden was ich begehrte, und ihm nochmals seine bevorstehende Höllenfahrt vorhielt, worauf er mir mit matter Stimme erwiederte: „Gewiß nicht, denn ich habe schon zum Voraus Absolution und Vergebung aller Sünden erhalten und bin im Gegentheil gewiß, daß ich für meine Ermordungen der Feinde unsers Landes sogar den größten Theil der Pönitenz des Fegfeuers entgehen werde.“ — Jetzt frug ich ihn, wer ihm denn solche Albernheiten glauben gemacht, und reizte ihn noch mehr zu beichten, mich über seinen Aberglauben lustig machend. Ich brachte auch noch so viel von ihm heraus, daß er erst vor 24 Stunden in Asconi, einem Dorf im Gebirge, gebeichtet habe. Hierauf ging ich zu einem andern Gefangenen und sagte zu diesem: Ah, Briccone, du bist auch aus Asconi? er erblaßte und leugnete, nun theilte ich ihm mit, daß mir sein sterbender Kamerad dies gestanden, worauf er versetzte: er hat gelogen, ich bin nicht aus Asconi, sondern der andere, mein Geburtsort ist Cento Croci. — Du hast aber doch erst vor 24 Stunden in Asconi gebeichtet und Absolution erhalten. — Ha, der Verräther, knirschte der Brigand; auch den dritten nahm ich nun ad coram und erfuhr genug, um überzeugt zu seyn, daß die Kerls in Asconi und Cento Croci zu Hause waren, und brach, nachdem ich die Verwundeten und Gefangenen nach Bocchetta expedirt, mit dem Rest meiner Leute, noch über 100 Mann, durch öde und kahle Wildnisse, mit einem gezwungenen Führer nach Asconi auf, sah aber den Ort ganz verlassen und keine lebendige Seele, auch fand sich in den erbärmlichen Hütten desselben nicht das mindeste vor, was uns zur Nahrung und Labung hätte dienen können, und wir mußten uns an das mitgebrachte Brod und Wasser halten. Einige der Leute hatten noch etwas Acquavit bei sich, doch fingen wir ein halbes Dutzend Hühner und ein Paar Hähne weg, die sich uns zufällig darboten und nun an Ladstöcken gebraten und mit Pulver zubereitet wurden, da wir kein anderes Salz hatten. Gegen Abend marschirte ich unter Hörnerklang, die Voltigeurs hatten statt der Trommeln eine Art kleiner Wald- oder Posthörner, und mit möglichstem Geräusch ab, ließ aber drei Viertelstunden von dem Dorf hinter einer Felsenwand Halt machen und befahl den Leuten, sich möglichst ruhig und still zu lagern. Brod und Wasser

war wieder unsere Kost, obgleich wir ein Paar aufgefangene Ziegen bei uns hatten, die ich aber nicht zu tödten gestattete, weil kein Feuer gemacht werden durfte, wenn mein Plan gelingen sollte. So kampirten wir bis um zwei Uhr nach Mitternacht; zwar hatte mir schon einer der ausgestellten Lauerposten einige Stunden nach Sonnenuntergang berichtet, daß man Licht in Asconi wahrnehme, ich fand aber für gut, noch eine spätere Zeit abzuwarten, um mein Vorhaben auszuführen. Jetzt kehrten wir in aller Stille nach Asconi zurück, wo wir noch Licht in einigen Häusern sahen. Wir schlichen uns ganz leise und unbemerkt heran, und mit der Hälfte der Mannschaft besetzte ich alle Zugänge des Orts, während ich mit der andern Hälfte in denselben einrückte, und ein Haus, eine Art Osteria, aus dem ein ziemlich bachanalischer Lärm ertönte, umzingelte. Wir entdeckten, daß sich einige zwanzig wohlbewaffnete Banditen nebst mehrern Weibern und Mädchen in einer großen Stube desselben befanden, sich ganz unbekümmert Orgien überlassend. Nachdem ich meine Mannschaft auf das beste geordnet und instruirt hatte, ließ ich die Trompeter ins Horn stoßen und die Leute auf dieses Signal plötzlich die Gewehre gegen die Fenster und Thüren abfeuern, die letztern darauf mit Gewehrkolben einstoßen und zur Attaque blasen. Ich drang nun mit einem Theil der Mannschaft in das Haus, während die andern, ihre Bajonette in die Fenster haltend, dasselbe fortwährend umgaben. Die Briganden, durch diesen unerwarteten Ueberfall verblüfft, und an vierzig Läufe gegen sich gerichtet sehend, durch das Geschrei der Weiber und Kinder noch mehr außer Fassung gebracht, dachten im ersten Augenblick nicht daran Widerstand zu leisten, als aber einige ihre Büchsen abfeuerten, folgten die andern diesem Beispiel, worauf meine Leute ebenfalls ein mörderisches Feuer auf sie gaben, ich drang, an der Spitze zwei Sergeanten, in das Zimmer, dem Unterlieutenant hatte ich den Befehl der Leute vor dem Haus und im Dorf überlassen, und es entspann sich ein mörderisches Gefecht in der Stube selbst, in der sich die Briganden wie Verzweifelte wehrten, und erst nachdem mehrere von ihnen todt niedergestreckt, auch viele verwundet waren, und ich ihnen dann bei augenblicklichem Niederschießen gebot, die Waffen zu strecken und auszuliefern, hatte der Kampf ein Ende. Mehrere von meinen Leuten waren gleichfalls verwundet, doch keiner sehr gefährlich, und keiner war geblieben, ich selbst aber mit einem Dolch in den linken

gerigt worden. Ich ließ ihnen nun Gewehre, Pistolen, Säbel und Dolche abnehmen und sie, während sie noch vor Wuth schäumten, mit Gewehrriemen binden, da ich keine Stricke auftreiben konnte, und so bis zu Tagesanbruch bewachen, während sich Unteroffiziere und Soldaten mit den hübschesten der Weiber und Mädchen, wenn auch etwas gewaltsam, vergnügten, was die Gefangenen, die es wenigstens mit anhörten, bis zum Rasendwerden in Wuth versetzte. In ein Paar andern Häusern fingen wir noch ein halbes Dutzend von dieser Bande, sehr viele aber waren entsprungen und hatten sich durch die Flucht gerettet. Wir fanden in dem einen Haus auch noch einen ziemlich vollen Weinschlauch, gebratenes Ziegenfleisch, Polenta, Oel, wobei sich die fast verhungerten Voltigeurs gütlich thaten. Mit Tagesanbruch verließ ich das Dorf mit meinen Gefangenen, deren Aerme ich auf dem Rücken hatte zusammenschnallen und binden lassen. Als wir ausmarschirten, warfen sich mir die Weiber zu Füßen, um die Freilassung ihrer Männer und Geliebten flehend und sich an die Soldaten klammernd, die sie transportirten, so daß wir alle Gewalt nöthig hatten sie los zu werden, und ich nur durch die Drohung, auf sie und die Gefangenen schießen zu lassen, verhindern konnte, daß sie uns folgten. Ich marschirte nun nach Cento-Croce, fand aber dieses Nest ganz ausgestorben, von da mit meinem Fang über Ritegno und Bocchetta, wo ich erst den folgenden Mittag ankam und die Gefangenen nebst einem ausführlichen Rapport nach Genua abschickte, und mich dann in Ronco einquartierte, die Zurückkunft meiner Leute und der zwei Sergeanten, die ich mit abgesandt, erwartend. Wir bedurften der Ruhe, uns von den Strapatzen und Entbehrungen zu erholen. Ich erhielt aber den andern Tag Ordre, mit meiner Compagnie gleichfalls wieder in Genua einzurücken, um dort bei den Verhören der Gefangenen gegenwärtig zu seyn und die nöthige Auskunft zu geben, zugleich wurde mir aber für meine erfolgreichen Bemühungen eine Belobung und noch zwei Rasttage in Ronco gestattet.

Ungefähr 16 Tage hatte ich mich in diesen Gebirgen umhergetrieben, und meine Abberufung war mir daher willkommen, da bei einer solchen, immer mit den größten Entbehrungen und Gefahren verknüpften Expedition doch nur wenig Ruhm zu erwerben ist, während eine weit weniger beschwerliche Waffenthat gegen einen gewöhnlichen Feind im offenen Felde mit Glanz ausposaunt

und belohnt wird. Dagegen ist aber wohl keine Art Krieg zu führen so unterrichtend und so reich an Erfahrungen, als gerade diese, man lernt dadurch besonders jedes Terrain gehörig benutzen, erlangt einen großen Scharfblick und eine richtige Uebersicht in allen Gefahren und weiß jeden kleinen Vortheil bestens wahrzunehmen. Die beständige Aufmerksamkeit, welche man bei allen Streifzügen in so coupirtem Terrain nothwendig haben muß, schärft den Blick und Verstand außerordentlich. Jeder einzelne Mann kömmt da oft in die Lage, alle seine Intelligenz und Fähigkeiten aufbieten zu müssen, um nicht das Opfer irgend einer Versäumniß oder Nachlässigkeit zu werden, die oft mit dem Leben bezahlt werden muß. Die Erfahrungen und Gefahren eines solchen Kriegs machen dann auch zu allen größern Commandos und zum Anführen der wichtigsten Expeditionen fähig.

In Genua zurück, verfügte ich mich zuerst zu meinem Bataillonschef, Herrn von Brüge, der mich freundlich empfing und meinen Erzählungen mit vieler Theilnahme zuhörte, und von diesem zum kommandirenden Divisions-General Montchoisy, dem ich einen vollständigen Bericht abstattete und darauf von ihm zur Tafel geladen wurde, ebenso bei dem Commandanten General Mouret. Die Verhöre fanden bald statt, und 10 dieser Briganden wurden zum Tode verurtheilt, die übrigen kamen auf die Galeere.

Ich hatte eben keine große Eile, mich nach meinen Schönen zu erkundigen oder sie aufzusuchen, sondern fürchtete vielmehr Neuigkeiten von ihnen zu hören, und wollte hinsichtlich ihrer wenigstens eine Zeitlang das Incognito in Genua bewahren, aber am Morgen des dritten Tages erhielt ich in aller Frühe ein Billetchen von Giulietta, in welchem sie mich in sehr gebieterischen und dringenden Ausdrücken aufforderte, sie noch diesen Vormittag zu besuchen. Ich mußte dem Gebot wohl Folge leisten, begab mich zu ihr und erlebte einen Auftritt, der weit ärger war, als ihn sich meine ausschweifende Phantasie gedacht und ich gefürchtet hatte. Der kleine Satan rief mir entgegen: also citiren muß man Sie, wenn man Sie sehen will, redete nur von Dolch und Gift, von Herzen durchbohren und Augen ausstechen, Gurgel abschneiden und in Stücken zerreißen u. s. w. Zuerst hielt sie mir meine Abreise ohne Abschied, wie ein Dieb in der Nacht vor, dann aber wollte sie hinter mein intimes Verhältniß, das es denn doch noch nicht war, mit der Spinola gekommen seyn, und schwur hoch und

theuer, daß sich dieses blutig endigen würde, wenn ich es fortsetze. Ich suchte die halb Rasende zu beruhigen, indem ich ihr ebenfalls hoch und theuer schwur, daß ich noch nie ein intimes Verhältniß mit der Spinola gehabt, und das konnte ich mit gutem Gewissen; ich wußte sie endlich soweit zu besänftigen, daß wir uns so ziemlich im Frieden, der gehörig gefeiert worden war, trennten, indem ich Alles versprach, was sie versprochen haben wollte, und sie gestand mir ein, daß sie meine Ankunft in Genua erfahren; ein Kammermädchen, das einen Unteroffizier des Regiments kannte, hatte denselben angehen müssen, ihr meine Zurückkunft sogleich zu melden, nun war er aber gerade den Tag auf der Wache und sie erfuhr es doch erst 48 Stunden später. Ich fand für gut, mich jetzt auch bei Guercino nach der Marchesa P.... und der Spinola zu erkundigen, und hörte, daß erstere im Ganzen etwas besser sey, aber noch immer so sehr an den Nerven leide, daß sie auch die geringste Erschütterung oder Gemüthsbewegung, die sie um jeden Preis vermeiden müsse, in den traurigsten Zustand versetze. Ich hatte bald auch eine Zusammenkunft mit der Spinola, bei der wir gemeinschaftlich den Zustand der armen Marchesa bedauerten, uns gegenseitig deßhalb trösteten und so gerührt waren, daß wir ohne zu wissen wie, bald einander in den Armen lagen, und was die Palatini nur vermuthet hatte, verwirklichte sich schneller als ich geglaubt. — Nun war aber die schwere Aufgabe, einer jeden von Beiden glauben zu machen, daß sie die einzige Auserwählte sey, etwas das weder so leicht noch gefahrlos war, da all diese Damen ihre Kundschafterinnen hatten, die das Spionenhandwerk trefflich verstanden. Wenige Tage vor meiner Ankunft war ein junger französischer Artillerie-Offizier das Opfer der Eifersucht einer Frau geworden, der, nachdem er eine Zeitlang ein vertrautes Verhältniß mit ihr gehabt, Anstalt machte, eine junge Französin, die Tochter eines Artilleriecobersten zu heirathen. Kurz vor dem schon festgesetzten Vermählungstage hatte sie ihn bei einer letzten Zusammenkunft, um die sie ihn gebeten, mit eignen Händen erdolcht und so gut zu treffen gewußt, daß er fast lautlos niedergestürzt war, sich dann selbst als seine Mörderin angegeben und den Gerichten überliefert, die sie für eine Wahnsinnige erklärten. — Ich nahm meinen Tisch wieder bei Herrn von Brüge, setzte den musikalischen Unterricht mit der kleinen Josephine fort, an der ich eine sehr fleißige und talentvolle Schülerin hatte, die mir mit

kindischer Liebe so sehr zugethan war, daß mir diese Stunden eher eine Unterhaltung, eine Erholung, als eine Mühe waren. Oefters auch führte ich das liebenswürdige Kind spazieren und zeigte ihm Genuas Curiositäten; so besuchte ich eines Tages das Conservatorio Fieschino mit ihm, ein Nonnenkloster, welches ein Domenico Fiesco im Jahr 1790 stiftete, und das durch die künstlichen Blumen, die die Nonnen desselben verfertigen, welche von einer seltenen Schönheit und Frische sind, nicht nur in ganz Italien berühmt, sondern selbst bis nach Amerika, wohin sie versendet werden, bekannt ist. Von diesen Blumen, welche die heiligen Mädchen zum Schmuck der sündhaften Weltkinder verfertigen, bietet man den Fremden an, die das Kloster besuchen, und verkauft sie ihnen sehr theuer; der Handel findet im Sprachzimmer durch ein doppeltes Gitter statt. Ich kaufte Josephinen ein solches Bouquet, wobei die Nonnen das Kind so allerliebst fanden, daß sie es zu sich hinter das Gitter nahmen und es noch mit einem andern Strauß solcher Blumen beschenkten, es auch aufforderten, sie öfters zu besuchen, was wir versprachen, und es brachte von jetzt an oft ganze Tage in diesem Kloster bei den frommen Schwestern zu, unter denen mehrere so liebenswürdig waren, daß ich das Mädchen um dieses Glück beneidete. Doch sah und lernte sie auch manche Dinge dort, wie ich später von ihr erfuhr, die eben nicht sehr klösterlich waren. — Zu dieser Zeit war der Dienst bei unserm Bataillon, wegen dem Einexercitiren der neuangekommenen Rekruten, fast ausschließlich Preußen, die in dem unglücklichen Krieg von 1807 nach der Schlacht bei Jena, der Uebergabe von Magdeburg u. s. w. gefangen worden waren und Dienste genommen hatten, wieder beschwerlich, wenigstens für mich, da ich eine wahre Antipathie gegen dieses so ganz geistlose und mechanische Einochsen der Handgriffe, Wendungen und des Marschirens hatte; auch wußte ich mich die meiste Zeit davon zu dispensiren. Selbst die Pelotons- und Bataillonsschule langweilte mich, weil sie sich in zu engen Grenzen bewegte, ich hätte gar zu gern Heere manövriren lassen.

Bis jetzt war es mir geglückt, mein Verhältniß mit den beiden Damen so zu verheimlichen, daß keine von ihnen daran zweifelte, daß ich den Umgang mit der andern aufgegeben, aber jeden Tag konnten mir die Karten aufgedeckt werden. In der letzten Zeit kam ich einigemal bei Giulietta eine sehr liebenswürdige Dame, eine nahe Anverwandte von ihr, die Signora Albertina

Palatini getroffen, die ganz das Gegentheil von ihrer wilden Couſine und eine ſehr ſanfte und ruhige Frau, von blaſſem, ſchmächtigem Ausſehen, eine geborne Venetianerin war, die ſich hierher verheirathet hatte. Sie beſaß ganz das zierliche, fein-graziöſe Weſen, was die Venetianerinnen beſonders auszeichnet, Schönheiten denen das Heroiſche der Römerinnen, das Blühende der Florentinerinnen abgeht, dagegen aber faſt verklärte, oft ſehr geiſtreiche Geſichter und die zarteſte weiße, faſt durchſichtige Haut von der Welt haben. Die Signora Albertine hatte ein raphaeliſches Madonnenantlitz, ihre Unterhaltung war von der Art, daß ſie unwiderſtehlich für ſie einnahm, und nie habe ich hinſichtlich des Contraſtes zwei verſchiedenartigere Weſen kennen gelernt, wie dieſe beiden Couſinen, die ſich dennoch ſehr gut miteinander vertrugen, und, was das Sonderbarſte war, daß, ob ich gleich Albertinen eine ungewöhnliche Aufmerkſamkeit in Gegenwart Giuliettens ſchenkte und mich ſoviel es thunlich war, faſt ausſchließlich mit ihr unterhielt, dieſe doch keine Idee von Eiferſucht oder Mißtrauen blicken ließ, ſondern das größte Vertrauen in ihre ſanfte und ſentimentale Verwandte ſetzte, nicht bedenkend, daß es die Sentimentalen oft ganz gewaltig hinter den Ohren ſitzen haben, denn ſtille Waſſer ſind tief. — Ein blos geiſtiges Einverſtändniß hatte ſich auch bald zwiſchen mir und der neuen Bekannten entſponnen, und in den Geſellſchaften, in denen ich ſie traf und die ſie frequentirte, — ſie wurde weit mehr wie ihre Couſine zu denſelben gezogen und eingeladen — unterhielt ich mich und tanzte viel mit ihr; ein gegenſeitiges Wohlwollen, ohne Drang nach ſinnlicher Luſt, war bald entſtanden, und jedes bezeigte große Theilnahme für das was dem andern widerfuhr; wie ſehr dies von Albertinens Seite der Fall war, hatte ich bald Gelegenheit auf das unzweideutigſte zu erproben.

In ganz Italien iſt hinſichtlich Genuas eine Redensart im Munde des Volkes, die heißt: **l'omini senza fede, donne senza vergogna, mare senza pesce, bosco senza legna,** (Männer ohne Treu und Glauben, Weiber ohne Schaam, ein Meer ohne Fiſche, und Wälder ohne Bäume.) Mit derſelben hat es, wie es mit ſo mancher ähnlichen abgeſchmackten ſprüchwörtlichen Redensart der Fall iſt, gleiche Verwandtniß, ſie iſt faſt ganz falſch und irrig. — Was das erſte anbetrifft, **l'omini senza fede**, ſo ſind die Genueſer in dieſer Hinſicht nicht ſchlimmer wie die andern Italiäner, was freilich kein Lob iſt, und eben ſo iſt es mit

den Frauen der Fall, die übrigens auch bei dem vertrauteſten Verhältniß noch immer eine gewiſſe Decenz beobachten, ſich nie ſo ganz ſchamlos hingeben, wie z. B. die Franzöſinnen, die, wenn man einmal auf einen gewiſſen Punkt mit ihnen gekommen iſt, gar keine Zurückhaltung mehr kennen, was ſie denn auch, trotz ihrem geiſtreichen und witzigen Geplauder, ihrem ſo aufgeweckten muntern Verſtand, gar ſchnell bis zum Ekel widerlich erſcheinen läßt, ſobald man intim mit ihnen geworden. — Das Meer ohne Fiſche iſt nun vollends eine offenbare Lüge, ich habe nirgends beſſere und dabei ſehr billige Fiſche gegeſſen, wie hier, namentlich die Triglia, ein köſtlicher Rothfiſch, Sardellen, friſchen Thunfiſch, die kleinen köſtlichen roſenfarbigen Bianchetti, die man auch Roſetti nennt, u. ſ. w. — Ein Wald ohne Bäume aber iſt baarer Unſinn, man findet hier die herrlichſten Citronenwäldchen, deren Duft die Lüfte parfümirt. — Ich erwähne dieſes alberne Sprichwort hauptſächlich in Betracht der Frauen, die nicht mehr intriguiren als alle Italiänerinnen und Spanierinnen, faſt eher ſchamhaft als ſchamlos ſind, wenigſtens habe ich ſie ſo gefunden, ſogar die ſonſt ſo ausgelaſſene Giulietta war in gewiſſen Dingen ſehr decent, und ſelbſt die öffentlichen Dirnen, denen ich nur auf den Straßen begegnete, da ich vor ſolchen immer den größten Abſcheu und Ekel hatte, haben es bei weitem noch nicht zur Unverſchämtheit der Pariſer Boulevardsnymphen gebracht, man konnte zu jeder Zeit durch alle Gaſſen Genuas gehen, ohne von ihnen angehalten zu werden.

Etwa vier Wochen nach meiner Zurückkunft aus den Alpen war wieder ein großes Feſt bei Dorias, zu dem das ganze Offizierkorps der Garniſon, ſo wie die ganze ſchöne Welt und der Adel Genuas, den ich zum Erſtenmal ſo vollſtändig verſammelt ſah, eingeladen war. In hellem Glanze ſtrahlten die Damen, die ihre Toilette mit großer Sorgfalt gewählt hatten, auch Albertine Palatini war zugegen, aber ganz einfach weiß, jedoch in die feinſten Spitzen gekleidet, ohne Brillanten oder Perlen, weiße Roſen im Haar, ihre feine blaſſe Haut und dieſer Anzug gab ihr das Anſehen einer Halbverklärten. Ich hatte faſt nur Augen für ſie, und war mit der ebenfalls anweſenden Spinola und Giulietta übereingekommen, daß ich beide ignoriren und ihnen nur die ganz gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen erweiſen würde. Ich hielt mich hauptſächlich in Albertinens Nähe auf, deren elegante Anmuth

beim Tanz bewundernd. Sie blickte mich einigemal so bedeutungsvoll an, daß es schien, als hätte sie mir etwas Besonderes mitzutheilen. Ich trat bald darauf eine Monfarina mit ihr an, und nachdem dieselbe beendigt war, drückte sie mir ein Billetchen verstohlen in die Hand, indem sie mir zuflüsterte: „leggete subito“ (Lesen Sie gleich). Ich eilte in ein entlegenes Gemach unter eine Fensterhalle und las:

„Signor, finden Sie sich eine Stunde vor Mitternacht in der Grotte der Calypso der Villa Doria ein, wo ich Ihnen Dinge von der größten Wichtigkeit mittheilen werde, meiden Sie mich aber den Rest des Abends, damit jeder Verdacht eines Einverständnisses fern bleibt. Um der Madonna willen, verlieren Sie das Billet nicht, wenn Ihnen Ihr und mein Leben theuer ist, vor allem hüten Sie sich vor meiner Cousine und meinem Bruder; suchen Sie die Grotte auf und placiren Sie sich bei der zweiten Monfarina in meiner Nähe.“

So sehr ich auch über den Inhalt dieses seltsamen Schreibens erstaunt war und nachdachte, so glaubte ich dennoch aus demselben nichts weiter vermuthen zu können, als einen gefährlichen Anschlag Giuliettas, die hinter meine Schliche gekommen, oder ein gewöhnliches Rendez-Vous. Etwas zerstreut kehrte ich in den großen Saal zurück, begegnete bisweilen den Blicken Albertinens, die alsdann ihre Augen verlegen niederzuschlagen schien. Ich suchte nun die bezeichnete Grotte auf, die in dem entlegensten Theil des Bosquets lag, mir die dahin führenden Wege merkend, und tanzte dann abwechselnd mit der Spinola, Giulietta, Teresina Doria und andern. Bei der zweiten Monfarina placirte ich mich neben den Tänzer Albertinens, die mich während der Tour leise und schnell fragte: „Wissen Sie die Grotte? Haben Sie das Billet vernichtet? — Verfehlen Sie die Zeit nicht! — Ich beantwortete Alles mit gleicher Heimlichkeit, und begab mich eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit an den bestimmten Ort. Kaum hatte ich Posto daselbst gefaßt, so hörte ich mehrere Männerstimmen eifrig im Gespräch begriffen, und da ich fürchtete, sie möchten in die Grotte kommen, so trat ich schnell aus derselben und hinter ein nahes Gebüsch. Meine Vermuthung war nicht ganz falsch, denn sie blieben vor dem Eingang derselben stehen, und schienen sich im genuesischen Jargon ziemlich heftig zu streiten. Ich verstand nur einzelne und abgebrochene Worte, wie: Il Commandante, teatro,

francese etc. Gerne wäre ich aus meinem Hinterhalt hervorgegangen, um Albertinen aufzusuchen und sie zu verhindern sich hierher zu verfügen, aber es war unmöglich ohne von diesen Personen bemerkt zu werden, die dann glauben mußten, ich habe sie belauscht. Ueber eine gute Stunde mußte ich in dieser peinlichen Lage bleiben, jeden Augenblick fürchtend die Signora kommen zu sehen, als sich die Männer, es waren ihrer wohl einige zwanzig, entfernten, sich in mehrere Gruppen vertheilten, und auf verschiedenen Wegen wieder in den Palazzo begaben. Sobald ich sie weit genug glaubte, eilte auch ich wieder in den Tanzsaal zurück, Albertinen mit scharfen Blicken im Gewühl suchend, konnte sie aber nirgends entdecken; ich rannte nun wieder zur Grotte, aber auch hier keine Spur von ihr, ich lief durch alle Gänge und Alleen des Gartens, alles vergeblich. Eben wollte ich wieder in die Hausthüre treten, als mich eine Frauengestalt in einen Mantel gehüllt bei der Hand nahm und einige Schritte mit sich fortzog; es war Albertine. Ich wollte reden, aber sie fiel mir schnell ins Wort: Ich weiß Alles was Sie mir sagen wollen und habe nur zwei Minuten Zeit, denn schon werde ich vermißt. Wenn Ihnen Ihr Leben und das aller Ihrer Kameraden theuer ist, so verfehlen Sie morgen nicht in die Frühmesse der Annunziada zu kommen; mit diesen Worten verlor sie sich schnell ins Gebüsch, da man Leute kommen hörte, es waren Gäste, die sich schon entfernten. Ich trieb mich noch eine geraume Zeit in dem Garten umher, über dieses Abenteuer und was es zu bedeuten habe nachdenkend; als ich endlich wieder in den Saal trat, war es schon 3 Stunden nach Mitternacht und die Kerzen beinahe heruntergebrannt, die Generalität und alle Offiziere waren längst weg, ich fand nur noch wenige Nobili unter einer Fensterhalle in so eifrigem Gespräch vertieft, daß sie mich kaum zu bemerken schienen, und entfernte mich ebenfalls. Zu Hause angekommen, warf ich mich auf das Bett, meinem Bedienten befehlend, mich mit Tagesanbruch, der nicht mehr sehr entfernt war, zu wecken, ich konnte aber nicht einschlafen, und erst gegen Morgen schloß ich die Augen, in einen leisen und unruhigen Schlummer versinkend, aus dem ich durch einen beängstigenden Traum erschreckt bald wieder erwachte, mich schnell ankleidete und zur Annunziadakirche eilte. Außer einigen alten Frauen und verschleierten Damen, die hin und wieder an Altären knieten, war noch Niemand in der Kirche. Nach einer halben Stunde trat

die von mir heiß Herbeigewünschte ein, ich hatte sie an der Thüre erwartet und reichte ihr das Weihwasser, worauf sie mir ein Zeichen gab ihr zu folgen. In einer kleinen Seitenkapelle öffnete sie eine ziemlich verborgene, stark mit Eisen beschlagene Thüre, die sie leise anlehnte; ich folgte ihr unbemerkt, und befand mich sammt ihr in einem sehr kleinen, von hohen Mauern umgebenen Kirchengärtchen, oder vielmehr Höfchen mit Bäumen besetzt. Nachdem ich auf ihr Geheiß die Thüre hinter mir zugemacht, sagte sie: Signor, mein Benehmen muß Ihnen sehr seltsam vorkommen, aber das Interesse, welches Sie mir von dem ersten Augenblick da ich Sie sah, einflößten, wird, verbunden mit dem was ich Ihnen nun entdecken werde, mich nicht nur entschuldigen, sondern Sie mir auch für immer verpflichten. Erst aber schwören Sie mir, daß Sie weder mich, noch meinen Mann, noch meinen Bruder, so groß auch die Schuld des letztern seyn möge, verrathen oder ins Verderben stürzen wollen. — Lächelnd fragte ich sie, ob es wohl noch eines solchen Schwures bedürfe, und reichte ihr die Hand, mein Ehrenwort deßhalb gebend. Ihre Hand in der meinigen zitternd ruhend, fuhr sie fort: „Es ist eine gräßliche Verschwörung gegen Ihre Truppen und die Garnison im Werk und dem Ausbruch so nahe, daß keine Zeit mehr zu verlieren ist, wenn Sie sich retten wollen. Heute Abend sollen mit dem Beginnen des zweiten Acts, die sich im Augustinertheater befindlichen Generale und Offiziere ermordet, zugleich auf ein Signal die Kasernen in Brand gesteckt, und sich von den Verschwornen der Wälle und Thore bemächtigt werden. Die Anstalten sind so gut getroffen und Alles so vorbereitet, daß wohl Niemand leicht entkommen kann, mehrere Tausend Briganden und Landleute vom Gebirg befinden sich schon seit gestern Abend in der Stadt versteckt, noch weit mehr werden im Augenblick der Ausführung von den Bergen herunterströmen; mehrere englische Kriegsschiffe werden sich mit anbrechender Nacht der Küste nähern und unsern der Stadt Truppen ans Land setzen. Das Signal wird sogleich nach der im Theater erfolgten Ermordung durch eine vom Kanal aufsteigende Rakete gegeben werden. Dies Alles habe ich theils durch meinen Mann, theils durch eine Instruktion die ich in der Schreibtafel meines Bruders fand, die er bei jenem zurückgelassen, erfahren. Namen kann und werde ich Ihnen keine nennen, auch weiß ich nicht wer die eigentlichen Urheber und Lenker der Verschwörung sind, und erinnere Sie nochmals an Ihr Versprechen.“ —

Das ich heilig halten werde, theuerſte Signora, unterbrach ich ſie, hinzuſetzend: denn es ſoll Sie nicht gereuen, die Retterin ſo vieler tapfern Leute geworden zu ſeyn.

Albertine nahm mit Thränen in den Augen Abſchied und entfernte ſich durch eine andere Thüre, während ich mich durch die Kirche zurück und nach Haus begab. Hier überlegte ich, wie ich es anzufangen habe, die Sache dem commandirenden General zu entdecken, ohne die Palatini und ihre ſchuldigen Verwandten zu compromittiren. Nach einigem Nachdenken war mein Entſchluß gefaßt, ich eilte zuerſt zu Herrn von Brüge, theilte ihm flüchtig mit, was ich ungefähr wußte und ſagen durfte, ohne mein Wort zu brechen, ſowie daß ich durch einen Zufall hinter die furchtbare Sache gekommen ſey, indem ich dieſen Morgen in einer Villa ſpazieren gegangen, in einem Gebüſch ungeſehen 10 bis 12 Männer belauſcht habe, die ſich in einem von dichtem Geſträuch umgebenen Rondel berathſchlagt hätten, ohne daß es mir möglich geweſen, nur einen derſelben zu erkennen; ſoviel ſey aber gewiß, daß noch dieſen Abend der Tanz im Theater angehen ſolle. Hr. von Brüge ging ſogleich mit mir zu dem commandirenden General Montchoiſy, dem ich daſſelbe noch umſtändlicher wiederholen mußte. Da die Zeit ſo kurz war, man auch nicht ein einziges Individuum kannte, an das man ſich hätte halten können, ſo war guter Rath theuer, der General ſagte mir, warum ich denn nicht wenigſtens den Männern nachgegangen ſey, um zu erforſchen, wer einer oder der andere geweſen, ich entſchuldigte mich mit der Dringlichkeit der Sache und daß ich ſie zu ſchnell aus den Augen verloren habe. Es wurde jetzt in meiner Gegenwart über die Maßregeln berathſchlagt, die zu ergreifen ſeyen, da man mit aller Vorſicht zu Werke gehen mußte, um die Verſchwornen, die man nicht kannte, nicht aufmerkſam zu machen und ahnen zu laſſen, daß man etwas von ihren Abſichten wiſſe, weil, wenn ſie ſich verrathen geglaubt, ſie leicht einen Desperationscoup ausführen konnten, dem man bei der Unbekanntſchaft mit den nähern Verhältniſſen nicht hätte gehörig begegnen können. Ich ſtand wie auf Kohlen und kämpfte mit mir ſelbſt, ob ich nicht lieber die Wahrheit geſtehen und wenigſtens den Corbeni, ſo hieß Albertinens Bruder, nennen ſolle; aber ich hatte das Ehrenwort gegeben und dies konnte ich nicht brechen. Nach manchen in Berathung gezogenen und wieder verworfenen Plänen machte ich Vorſchläge, die denn auch mit wenig

Modifikationen vorgenommen und ausgeführt wurden, und man kam endlich über Folgendes überein, nämlich: die Chefs der Regimenter und Bataillone sogleich in den Gouvernementspallast zu bescheiden, die verschiedenen Corps nach der Mittagsappell mit wenig Ausnahmen, damit die Straßen nicht ganz von Militair entblößt würden, in den Kasernen zu consigniren, allen Zutritt zu denselben von diesem Augenblick an zu untersagen, damit von dieser Consigne in der Stadt nichts verlaute, eine Stunde vor dem Beginnen des Schauspiels sämmtliche Truppen unters Gewehr treten zu lassen, und sowie das Theater angegangen, die Artillerie auf den Wällen und Bastionen vertheilen, die Kanonen gegen die Stadt zu richten, nachdem man sie scharf geladen, auch Kugeln auf dem Rost glühend zu machen, alle Wachen, sowie die Hauptwache allmählig zu verstärken, die Theaterwache zu verdoppeln und gehörig mit scharfen Patronen zu versehen, sodann Jedermann den Eintritt in das Schauspielhaus zu gestatten, aber keinem Civilisten erlauben, dasselbe wieder zu verlassen, sondern beim Aufziehen des Vorhangs alle Bürger, bei denen man Waffen finden würde, zu verhaften. Diese Maßregeln wurden mit äußerster Geheimhaltung vorbereitet, so daß selbst kein Offizier, der nicht in das Geheimniß eingeweiht war, etwas von einer Verschwörung ahnte. Die Bataillonschefs ordneten selbst die Consigne an, und zur gewöhnlichen Zeit strömte man ungewöhnlich zahlreich ins Theater. Ein Aide du camp des Generals hatte mit mir die Bewerkstelligung der Verhaftungen übernommen, der ersten Wache am Theater war eine zweite, 100 Mann stark, gefolgt, doch wurde der freie Ausgang noch bis zum Aufziehen des Vorhangs gestattet, und erst dann den jetzt doppelt aufgestellten Schildwachen geboten, denselben zu wehren. Die Ouvertüre war verhallt und der Vorhang rollte in die Höhe, aber statt der Acteurs erblickte man eine in zwei Treffen gestellte Abtheilung von Grenadieren, ich trat jetzt mit gezogenem Degen vor, commandirte: **apretez-armes, joue** (fertig t'an). Auf fast allen Gesichtern der Zuschauer las man eine große Bestürzung und auf vielen Todesblässe. Jetzt trat der General-Adjutant vor und rief mit lauter Stimme: den Herrn Offizieren wird im Namen des Herrn Generals befohlen, sich sofort auf die rechte und linke Seite des Parterres zu begeben und ihre Degen zu ziehen, die übrigen Zuschauer aber haben bei Strafe des augenblicklichen Erschießens die strengste Ruhe und Ordnung

zu beobachten, denn bei der geringſten zweideutigen Bewegung wird eine Generalſalve auf die dichteſten Haufen gegeben*). Jetzt commandirte ich wieder: »redresses vos armes,« und die Grenadiere brachten ihre Gewehre wieder in die Lage des »Fertigmachens«. Die Offiziere hatten gethan wie ihnen befohlen war, und zwei Genueſer erdolchten ſich im Parterre, die Beſtürzung war allgemein. Den Damen wurde nun inſinuirt, ſich zu entfernen, die Wachen traten ins Parterre, man viſitirte jeden Mann ſtreng, und alle, bei denen man Dolche, Stockdegen, Terzerolen oder ſonſtige Waffen fand, nicht weniger als hundert und einige neunzig, wurden auf der Stelle verhaftet, die andern entlaſſen. Während dies im Theater vorging, wurde draußen Generalmarſch geſchlagen, die Truppen marſchirten auf den Plätzen und Wällen auf, die Kanale wurden beſetzt und ſtarke Patrouillen ſtreiften durch alle Straßen. Auf ſolche Art wurde dieſe gefährliche Verſchwörung, welche eine Wiederholung der ſicilianiſchen Vesper geworden wäre, im Moment wo ſie ausbrechen ſollte, erſtickt. Es wurden Militaircommiſſionen zur Unterſuchung niedergeſetzt und bald darauf acht Rädelsführer zum Tode verurtheilt und guillotinirt, die übrigen meiſtens auf die Galeeren geſchickt, viele der Theilnehmer waren entwiſcht und zu den Briganden in die Gebirge entflohen. Der Gatte Albertinens war gar nicht vorgefordert worden, da Niemand etwas auf ihn ausgeſagt, er auch nicht im Theater geweſen war, aber dem jungen Corbetti hatte ich nicht nur durchgeholfen, ſondern ihn ſogar drei Tage lang in meiner Wohnung verborgen und ihm dann Gelegenheit verſchafft, ſich nach Sicilien einzuſchiffen.

Alles ging bald wieder ſeinen geregelten Gang fort, und ich arbeitete an meiner Verſetzung zum erſten Bataillon, denn der Aufenthalt in Genua war mir wegen meinen Verhältniſſen mit den verſchiedenen Frauen, die nimmer einen guten Ausgang erwarten ließen, verleidet, ich ſchrieb deshalb oft an Türet. Eben hatte ich wieder einen ſolchen Brief beendigt, als ein Lohnbedienter zu mir in das Zimmer trat und mir ſagte, es ſeyen geſtern Abend ein Paar fremde Damen in dem Hôtel Croce di Malta angekommen, die mich zu ſprechen wünſchten und bitten ließen, ſie doch dieſen Vormittag zu beſuchen, indem ſie mir vermuthlich ſehr

*) Die Oeſtreicher haben ſpäter zu Mailand bei einer ähnlichen Gelegenheit dieſes Manoeuvre einmal nachgemacht.

angenehme Mittheilungen zu machen hätten. Auf meine Fragen, wer denn die Damen seyen, erwiederte der Abgesandte: „non le conosco“ (ich kenne sie nicht) und mehr war aus ihm auch nicht herauszubringen. Ich konnte mir gar nicht denken, welche Donna Elvira mich in Genua aufsuchen möchte, denn daß es die Cesarini nicht seyn könnte, wußte ich, da ich erst vor wenigen Tagen Briefe von ihr erhalten hatte, die keineswegs einen solchen Schritt vermuthen ließen. Nachdem ich meine Dienstgeschäfte verrichtet, eilte ich neugierig in das Maltheserkreuz und fand — meine Engländerinnen aus Florenz, die mir gar nicht in den Sinn gekommen waren. So sehr ich auch überrascht war, hieß ich sie doch freundlich willkommen, frühstückte mit ihnen und versprach, sie verlassend, gegen Abend wieder zu erscheinen. Als ich zu Hause angekommen war, dachte ich: immer besser, meine hiesigen Verhältnisse verwickeln sich mehr und mehr, die Götter mögen wissen, welches Ende das nehmen wird; ich überlegte, durch welche Mittel ich den sicher bevorstehenden, höchst unangenehmen Begebenheiten wohl entgehen könne, als mich eine Ordonnanz zum Bataillonschef beorderte. Dieser empfing mich ungewöhnlich freundlich und überreichte mir mehrere Papiere, indem er sagte: ich gratulire von Herzen! das eine war meine Ernennung zum Capitaine, das andere ein Schreiben von Düret, aus Civita-Vecchia datirt. Das letztere brach ich hastig auf, durchflog es, und las unter anderm seine herzlichen Glückwünsche zu meinem Avancement, sowie die Meldung, daß er zugleich meine Versetzung zum ersten Bataillon bei dem Oberst Omeara durchgesetzt habe, wobei ihm besonders das Vorgeben genutzt, daß das Musikchor seit meiner Abwesenheit ganz verwahrlost und kein Offizier beim Bataillon sey, der mich in dieser Hinsicht ersetzen könne, man Alles dem Maitre de musique zu überlassen genöthigt, und ich in dieser Hinsicht gewissermaßen unentbehrlich wäre. Er schloß noch mit einer väterlichen Warnung hinsichtlich Gaguenet's und daß er mich recht bald erwarte. Herr v. Brüge hatte mich schon meine Versetzungsordre erhalten und bedauerte, besonders wegen seiner Tochter, mich sobald wieder zu verlieren, auch ich that, als sey es mir leid, war aber innerlich über das Ereigniß seelenvergnügt, und zu Hause angekommen setzte ich mich an das Clavier und componirte einen recht muntern pas redoublé, machte dann sogleich Anstalten zu meiner Abreise und ließ mir meine feuille de route ausfertigen. Nun

blieben mir noch die sauersüßen Abschiedsscenen übrig. Der Marchesa Spinola sagte ich bei Guercinos, wohin ich sie citirt, auch in der letzten Zeit öfters gesehen hatte, — ein zärtliches Lebewohl, der Marchesa P...., die noch immer krank war, schrieb ich einen herzbrechenden Abschiedsbrief, bei den kaum angekommenen Ladys spielte ich den Verzweifelnden, indem ich zu Lady Mary sagte: da sehen Sie, was es heißt ein Soldat seyn, auch keine Minute ist man Herr über sein Leben und seine Zeit; aber hatte ich es Ihnen nicht in Florenz gesagt, daß es so kommen würde? Mary war wirklich außer sich und rief aus: wie! nachdem ich mir alle Mühe gegeben und Gott weiß was alles vorgebracht habe, um meinem immer noch in Paris weilenden Gatten plausibel zu machen, daß ich meinen Aufenthalt in Genua nehmen möchte, verlassen Sie es? O, wäre ich doch lieber in Florenz geblieben, vorerst kann ich nicht daran denken, von hier wieder wegzureisen. «Gott sey Dank», erwiederte ich in Gedanken und brachte noch eine recht zärtliche halbe Nacht mit ihr zu. Auch Albertinen, der ich soviel zu danken hatte, schien meine Abreise durchaus nicht gleichgültig zu seyn, auch sie schwamm in Thränen. Nun aber kam noch der schwierigste und von mir am meisten gefürchtete Abschied von allen, der von meiner tollen Giulietta, der ich erst den letzten Abend vor meiner Abreise, als sie mich, wie es sehr häufig geschah, in meiner Wohnung besuchte, dieselbe mittheilte. Es setzte eine zweite, wo möglich noch tollere Scene, als die, bevor ich zur Brigandenjagd abging, und nur durch die Versicherung, daß ich ganz gewiß, ehe 14 Tage vergingen, wieder in Genua seyn und in ihren Armen liegen würde, gelang es mir, sie einigermaßen zur Raison zu bringen und von albernen Streichen, mir diesmal gewiß folgen zu wollen u. s. w., abzubringen.

Da ich noch immer bei Casse war, auch meinen schönen Reisewagen noch hatte, so beschloß ich diesmal über Mailand nach Rom zu gehen und rollte mit Tagesanbruch zu dem nach Alessandria führenden Thor hinaus, mit der Hoffnung, vielleicht den mir so angenehmen Posten in Albano wieder zu erhalten.

VI.

Reiſe über Mailand nach Rom. — Tortona. — Pavia. — Mailand. — Ueberblick der Geſchichte dieſer Stadt. — Der Dom. — Maria delle Grazie. — Das Abendmahl Leonardo da Vincis. — Die Kirche des heiligen Ambroſius. — San-Lorenzo. — San-Satiro. — Mailands Palläſte. — Das große Hospital. — Die Theater. — Die Einwohner. — Der Advokat Mazetti. — Eine Spielhölle. — Ich rette Graf G.... aus den Klauen falſcher Spieler. — Bellina. — Iſola Bella. — Selbſterecution eines Capitains. — Abreiſe von Mailand nach Rom. — Das Schlachtfeld bei Lodi. — Lodi. — Piacenza. — Ankunft zu Rom. — Wiederſehen. — Abfahrt nach Neapel.

Meine Marſchroute geſtattete mir wieder einen Monat Zeit, um den Ort meiner Beſtimmung zu erreichen; da ich mit Extrapoſt ganz bequem in 5 bis 6 Tagen und noch früher in Civita-Vecchia eintreffen konnte, ſo benutzte ich die dadurch gewonnene Zeit, die merkwürdigſten Städte der Lombardei und Oberitaliens, die ich noch nicht geſehen hatte, zu beſuchen. Den erſten Halt machte ich zu **Tortona**, das in einem fruchtbaren Reis- und Maisland liegt. Man behauptet, daß auch dieſe Stadt von den unter Brennus eingedrungenen Galliern gegründet wurde. Unter der römiſchen Herrſchaft war ſie ſehr blühend. Friedrich II. zerſtörte ſie gänzlich während ſeinen Zwiſtigkeiten mit den Päpſten, ſeit dieſer Zeit hat ſie ſich nie wieder recht erholen können, woran zum Theil die Nähe vieler Sümpfe ſchuld ſeyn mag, welche ihre Lage nicht zur geſündeſten machen. Sie hatte ſich zwar zu einer Republik conſtituirt, welcher aber die Herrſcher Sardiniens ein Ende machten. 1796 hatten die Franzoſen ihre Feſtung in die Luft geſprengt, von der noch die Trümmer vorhanden waren. Die Stadt war öde und ſtill, hatte indeſſen doch vierzehn privilegirte Tagediebhäuſer, Klöſter genannt, in denen die Mönche ein recht regulaires Faullenzerleben führten. Von hier fuhr ich über **Voghera**, ein niedliches Städtchen, das hauptſächlich Seidenhandel treibt, nach **Pavia**, wo ich faſt einen Tag verweilte. Dieſe Stadt, die, nach Plinius, früher als Mailand geſtanden haben

soll, liegt in einer weiten Ebene, an einem Kanal am linken Ufer des Ticino. In der Geschichte hat Pavia eine große Rolle gespielt; ihre Erbauung schreibt man einem alten ligurischen Volke zu, das an dem Zusammenfluß des Po und des Ticino wohnte. Zuerst hieß die Stadt Ticinium und wurde als solche von Brennus und dann von Hannibal wegen ihrer Anhänglichkeit an die Römer zerstört, die sie dann zur Entschädigung zu einer der ersten Städte ihrer Republik machten. Im 5ten Jahrhundert bemächtigten sich ihrer die Gothen und bald darauf die Lombarden, sie wurde nun die Hauptstadt und Residenz der lombardischen Könige, deren Reich Carl der Große durch den Sieg, den er über den letzten derselben, Desiderius, erfocht, den er 775 gefangen nahm, ein Ende machte. 924 wurde Pavia von den Ungarn schrecklich verwüstet, und 951 mußte sie sich an Otto den Großen ergeben, 1004 zerstörte sie eine ungeheure Feuersbrunst fast ganz. Im 12ten Jahrhundert erlangte sie endlich ihre Freiheit wieder, das heißt, sie wurde von den Partheien, die die Gewalt an sich zu reißen verstanden, tyrannisirt, dies dauerte an 200 Jahre, worauf sie genöthigt war, sich den Mailändern zu unterwerfen, welche sie mit ihrem Gebiet vereinigten. Im 15ten Jahrhundert wurde sie zweimal von einer entsetzlichen Pest heimgesucht. 1525 wurde unter ihren Mauern jene berühmte Schlacht geliefert, in der Franz I. gefangen wurde, worüber ihre Einwohner eine außerordentliche Freude bezeigten, die sie aber bald theuer genug bezahlen mußten, indem sich zwei Jahre später der französische General Lautrec der Stadt bemächtigte und sie während sieben schrecklichen Tagen der Plünderung seiner Soldateska übergab. Von jetzt an war ihr Flor für immer dahin.

Pavia mochte etwa noch 20,000 Einwohner haben und war wenig belebt. Ihre schöne lange Brücke, die von der Vorstadt Borgo Ticino in die Stadt führt, ist mit Marmor bedeckt und dient den Einwohnern zum Spazierengehen. Die schönste und belebteste Straße ist die, welche von der Brücke bis zum Mailänder Thor führt. Pavia hat fast gar keine alten Denkmäler aufzuweisen, das alte Schloß der Visconti war in eine Kaserne umgewandelt, und von den hundert Thürmen, welche die Stadt früher hatte, standen kaum ein Dutzend mehr. Wegen dieser Thürme hatte man sie la città delle cento torri, (die hundertthürmige Stadt) genannt. In der sehenswürdigen Cathedrale wer-

den die Reliquien des heiligen Auguſtin in einem Sarkophag von Marmor verwahrt. Merkwürdig iſt auch die St. Michelskirche, die aus dem 7ten Jahrhundert ſtammt, ein architectoniſches Denkmal aus einer Zeit wo ganz Italien für den Erzengel dieſes Namens entflammt war. Die 1361 hier geſtiftete Univerſität war lange mit die berühmteſte Italiens, man will ihre Stiftung Carl dem Großen im Jahre 791 zuſchreiben, andere behaupten jedoch, daß ſie eine Schöpfung Carl IV., auf Veranlaſſung des Galleazzo Visconti, ſey. Sie hat viele bedeutende Männer hervorgebracht und beſitzt das vollſtändigſte anatomiſche Cabinet von ganz Italien. Bei der Bibliothek, welche ſich im alten Schloß, dem Pallaſt der Visconti befindet, war Petrarch als Bibliothekar angeſtellt.

Von Pavia ſind es noch ungefähr vier deutſche Meilen bis Mailand, der Weg dahin führt durch ſehr fruchtbare, durch Canäle bewäſſerte Ebenen und an den Ueberbleibſeln eines Parks vorbei, den Johann Galleazzo Visconti im 14ten Jahrhundert, um ſein Wild zu hegen, anlegen ließ, und der nicht weniger als 20 Miglien im Umfang hatte. In die berühmte nahe gelegene Carthauſe wurde Franz I., nachdem er von Carl V. beſiegt und gefangen war, abgeführt. Visconti hatte ſie 1396 zu bauen begonnen, aber erſt anderthalb Jahrhundert ſpäter wurde ſie ganz beendigt. Sie war eines der herrlichſten Gebäude Europas und durch Natur und Kunſt, Malerei und Bildhauerarbeiten, Parks und Gärten, Waſſerkünſte und Canäle, der reizendſte und üppigſte Aufenthalt der müßigen Einſamkeit. Joſeph II. machte aber hier dieſem wollüſtigen Müßiggang feiſter Pfaffen ein Ende. Dieſe Carthauſe hatte der oben erwähnte Visconti geſtiftet, um ein großes Verbrechen zu ſühnen, er hatte nämlich verrätheriſcher Weiſe ſeinen Oheim und Schwiegervater in die Kerker des Schloſſes Trezzo einſperren laſſen, worin ſie nebſt den beiden Kindern des Letztern umkamen. Dieſe abſcheuliche That glaubte er zu ſühnen, wenn er ein ihrer Größe angemeſſenes Monument, um faule Mönche zu mäſten, ſtiftete, wenigſtens hatten ihm dies die Pfaffen glauben gemacht. Der Dom von Mailand war ihm noch nicht genug und er gründete dieſe Prachtcarthauſe, der er beträchtliche Einkünfte anwies; drei Jahre nach der Vollendung war ſie ſchon von Carthäuſern bewohnt und wurde bald eines der herrlichſten Gebäude Europas.

Nachdem ich durch den Flecken Binasco, der ungefähr in

der Mitte des Wegs liegt, gekommen war, kündigte sich mir durch vermehrte Lebhaftigkeit und herrlichen Anbau, die Nähe der Hauptstadt des Königreichs Italien, Mailand, an, eine der schönsten Städte dieses Landes und Europas. Sie liegt in einer schönen, sehr fruchtbaren, wiesen- und felderreichen Ebene, die der Ticino und Adda bewässern, und ist durch Canäle mit diesen beiden Flüssen verbunden. Die Gründung des alten Mediolanum wird gleichfalls den Galliern zugeschrieben und soll zur Zeit des älteren Tarquinius stattgefunden haben; sie wurde später die Hauptstadt des cisalpinischen Galliens. Nachdem der letzte König dieses Landes, Viridomarus, in einer Schlacht mit den Römern getödtet worden war, zog der Sieger Consul Marcellus in Mailand ein und machte das Land zu einer römischen Provinz. Gegen das Ende des römischen Reiches, nachdem Constantin 313 Italien in zwei Theile getheilt und Mailand zur Hauptstadt des nördlichen gemacht, residirten im 4ten Jahrhundert die Kaiser hier, nachdem sie aber 402 von Attila verwüstet worden war, hörte sie auf eine kaiserliche Residenz zu seyn. Im Jahr 945, nachdem Mailand nacheinander dem Odoaker, den Gothen, den oströmischen Kaisern, den Lombarden, dem Agilulf, Gemahl der Königin Theodolinde, gehört hatte, wurde hier die erste Versammlung zur Wahl eines römischen Königs gehalten. Der Erzbischof Valpertus von Medici lud Otto den Großen ein, nach Italien zu kommen und krönte ihn in der Kirche des heiligen Ambrosius, von dieser Zeit an datiren sich die Ansprüche der deutschen Kaiser auf Italien. Wenig Städte in der Welt haben soviel Veränderungen und so große Verwüstungen erlitten wie diese Stadt, die so oft ihre Herrn wechseln mußte. Immer genommen und wieder genommen, verheert und durch Friedrich Barbarossa 1162, nachdem sie dessen Joch hatte abschütteln wollen, erobert und völlig der Erde gleich gemacht, erstand sie wieder schöner aus ihrem Schutt. Die Fruchtbarkeit und Schönheit ihrer Umgebung machte sie bald wieder bewohnt und blühend. Nach mancherlei Begebenheiten und Schicksalen, bei denen sie fortwährend der Sitz der Anarchie und blutiger Kämpfe war, erhoben sich im 14ten Jahrhundert die Visconti und später die Sforza zu Herzogen der Lombardei und herrschten eine Reihe von Jahren, bis endlich Mailand unter spanische Botmäßigkeit kam, dessen Könige es 1706 an Oestreich abtraten. Im Jahr 1796 bemächtigten sich die Franzosen unter Buonaparte der

Stadt, ein Jahr darauf wurde sie die Hauptstadt der cisalpinischen Republik, und 1805 die des neugeschaffenen Königreichs Italien, in der sich den 26. Mai Napoleon als König von Italien krönen ließ. Unter den Visconti war ihre größte Blüthezeit.

Ich hatte mir vorgenommen, 14 Tage in dieser merkwürdigen Stadt zuzubringen, mein Aufenthalt dehnte sich aber beinahe drei Wochen aus. Der erste Gang war nach der berühmten, ganz aus weißem Marmor erbauten Domkirche, die nicht viel kleiner ist als St. Peter in Rom, und ein ganzes Heer von Bildsäulen, an 5000 zählt! — versteht sich, daß sie alle mehr oder weniger zu der heiligen Bagage gehören oder doch mit dieser in näherer oder entfernterer Verwandtschaft stehen. Dieser christliche Tempel liegt mitten in der Stadt auf einer Anhöhe, auf der früher ein Tempel der Weisheitsgöttin, Minerva, gestanden haben soll — auf jeden Fall ist er immer noch ein weißes Werk; — die Kuppel ist 230 und die Spitze des höchsten Thurmes 340 Fuß hoch, seine Bauart ist hauptsächlich gothisch, wenn auch nicht durchaus. Der Herzog Johann Galeazzo von Visconti legte den 15. März 1386 den Grundstein zu dieser Kirche, und ein deutscher Baumeister, Heinrich Arler von Gmünd, genannt Gamodia, hat die Zeichnungen zu diesem unermeßlichen Denkmal der Baukunst geliefert. Vierhundert Jahre hat man fast ununterbrochen daran gearbeitet, und noch war es nicht vollendet, auch Napoleon ließ manches daran machen; doch erwarten noch über 1000 bezeichnete Stellen ihre Statüen. Das Innere dieses Gebäudes hat die Form eines lateinischen Kreuzes und ist in fünf Schiffe abgetheilt, deren mittelstes doppelt so breit als die andern ist; das Licht, welches durch die gemalten Glasfenster in die gewölbten ungeheuern Hallen fällt, ist ein etwas düsteres, aber vermehrt dadurch den großartigen und feierlichen Eindruck, dessen man sich beim Betreten dieses majestätischen Ortes nicht erwehren kann. Monumente, Grabmäler berühmter Männer, theils Meisterwerke der Kunst, sind unzählige vorhanden, sowie prächtige Altäre, die wie die Kapellen von verschiedenen Marmorarten sind. Besonders sehenswürdig ist die unterirdische Kapelle, Scurolo genannt, ein Oetogon, dessen Gewölbe von 8 Säulen getragen wird, und viele Basreliefs von Silber enthält, welche die merkwürdigsten Begebenheiten aus dem Leben des heiligen Carl Borromeo darstellen. Hinter dem Hochaltar liegt die Leiche des heiligen Erzbischofs in einem Sarg von

Bergcrystall mit silbernen Bändern. Hinter dem Hochaltar des Domes steht auch die bekannte Bildsäule des geschundenen heiligen Bartholomäus, von Agrato, dessen Haut über seine Schultern herabhängt. Sie soll großen anatomischen Werth haben und beweist, daß ihr Schöpfer bedeutende Kenntnisse des menschlichen Körpers gehabt haben muß, macht aber, besonders auf Frauenzimmer einen widrigen Eindruck. Der prächtige Fußboden dieser Kirche ist mit bunten Arabesken von verschiedenartigem Marmor ausgelegt. In den beiden Sacristeien findet man unter mancherlei Kunstgegenständen zwei große Statüen von massivem Silber, den heiligen Ambrosius und den heiligen Carolus darstellend.

In dem Hintergrund des Gebäudes rechts ist eine kleine Pforte, durch welche man auf einer ziemlich bequemen Wendeltreppe auf das Dach dieses unermeßlichen Gebäudes steigt, auf dem allenthalben schützende Geländer von Marmor angebracht sind. Von da steigt man zur Laterne hinauf, über welche eine vergoldete Madonna als Himmelskönigin schwebt, die wenigstens so groß ist, als drei übereinanderstehende Flügelgrenadiere. Hier hat man eine unbeschreiblich schöne Aussicht, zunächst über den Dom selbst mit seinem Wald von Statüen und Spitzen, dann aber über die weite Stadt mit all ihren Domen, Kirchen, Thürmen, Palläſten und Häusern, und endlich auf die fruchtbare Lombardei mit ihren herrlichen Ebenen, Städten, Flecken, Dörfern und Flüssen, die im Norden von den silberschimmernden Alpen und gegen Süden von den blauen Apenninen begrenzt erscheint. Diese Kirche von Außen bei einer mondhellen Nacht besehen, gewährt einen bewundernswürdigen Anblick. Ein Reisender beschreibt ihn sehr treffend folgendermaßen:

„Man sehe den Mailänder Dom des Nachts bei Vollmondschein, wo sein Anblick eine einzig mild-erhabene Wirkung hat. Alle einzelne Formen verschwimmen in einander; das Dämmerlicht gießt den Reiz der Harmonie über das unermeßliche Gebäude. Die zahllosen feinen Spitzsäulen und das zierlich durchbrochene Bildwerk tritt in solche Wechsel von Licht, Schatten und Halbschatten, daß zauberhafte Strahlen aus dem milchweißen Marmor zu fließen scheinen, als ob der ganze Dom innerlich von still verhaltenem Feuer brenne und die hie und da am Himmel durchbrechenden Sterne Funken seyen, die aus dem Gesteine zuckten.“

Auf dem Domplatz liegt auch der erzbischöfliche Pallaſt. Von

den übrigen Kirchen Mailands besuchte ich noch mehrere, unter denen Maria della Grazie, wo sich in dem Refectorium des zu dieser Kirche gehörigen Dominikanerklosters das weltberühmte Abendmahl des Leonardo da Vinci befindet. Dieses in Oel auf die Wand des Refectoriums gemalte Bild hat sonderbare Schicksale gehabt und war mehrmals nahe daran, gänzlich vertilgt zu werden. Als den feisten Pfaffen dieses Klosters die Thüre, welche unter diesem Bilde aus dem Speisesaal in die Kirche führt, zu eng und klein wurde, ließen diese Mastschweine des heiligen Dominikus den Aposteln und dem Heiland selbst die Beine abschlager, um die Thüre zu erweitern und bequemer durchwatscheln zu können, wodurch der untere Theil des Gemäldes vernichtet und das Ganze sehr beschädigt wurde. Später ward dasselbe durch mehrere Sudler übertüncht oder mit Wasserfarben schlecht aufgefrischt, bis man es endlich durch einen ausgezeichneten Künstler, den Maler Giorgi, wieder herstellen lassen wollte, aber dieser sagte: „behüte mich der Himmel, daß ich so frevle und meine Hand an diese Meisterschöpfung lege;" dafür fand sich aber ein Pfuscher, Namens Mazza, der nicht so gewissenhaft, die Figuren nicht nur überpinselte, sondern sogar deren Ursarben abschabte und nahe daran war, es ganz und gar zu verunstalten, als gerade noch zur rechten Zeit ein etwas verständigerer Prior demselben Einhalt that und ihn zum Henker jagte. In den Revolutionskriegen diente dieses Refectorium bald zu Pferdeställen, bald als Heumagazin u. s. w., ohne daß das Bild dabei beschädigt worden wäre. Während meines Aufenthaltes zu Mailand wurde auf Befehl des Vicekönigs Prinz Eugen dem Saal mehr Luft und Licht durch Brechung eines neuen Fensters gegeben, auch hatte er ein Gerüst aufschlagen lassen, damit man das Bild bequemer anschauen konnte. Nur Matthäus, Thaddäus und Simon waren noch ganz gut erhalten, die andern Figuren aber sehr verdorben und zum Theil überpinselt.

Die Kirche Maria della Grazie hat eine sehr schöne Kuppel, die ebenfalls ein Werk Bramantes ist, ihre Bauart ist gothisch. Die Kirche und ihre Kapellen haben vortreffliche Freskogemälde aufzuweisen, unter denen eine Geiselung von Ferrari und eine Jungfrau sich vorzüglich auszeichnen. Mehrere derselben sind von Schülern des Leonardo da Vinci. Die Vorhalle von St. Celso hat, wie das ganze Gebäude, sehr kunstreiche Verzierungen.

Unfern von dieſer Kirche iſt die des heiligen Ambroſius, welche der heilige Biſchof dieſes Namens 387 geſtiftet und die beſonders wegen ihren uralten chriſtlichen Monumenten berühmt iſt, ſowie weil ſie den Namen ihres Stifters trägt, der auch die ambroſianiſche Liturgie einführte. Ein Prieſter zeigte mir auf der linken Seite gegen die Mitte des Tempels eine Granitſäule, die noch von dem alten kaiſerlichen Pallaſt herrühren ſoll, auf derſelben iſt eine Schlange von Erz, von der er mir erzählte, daß ſie ein durch ein Wunder des Heiligen verwandelter Teufel ſey, der ihn habe in Verſuchung führen wollen und nun in alle Ewigkeit hier in Schlangengeſtalt dafür büßen müſſe. Der Hochaltar iſt wegen den koſtbaren Metallen, Edelſteinen und Perlen, mit denen er verſchwenderiſch ausgeſchmückt iſt, merkwürdig. Ueberhaupt enthält dieſe Kirche ſoviel Seltenheiten aus den früheſten Jahrhunderten der Chriſtenheit, daß ſie ein wahres Muſeum iſt. Die Kirche San-Lorenzo hat ein heidniſches, von einem Herkulestempel ſtammendes Monument, und 16 antike Säulen, die ihre Facade zieren. Im Jahr 1071 brannte ſie ab und wurde in kleinerm Maaßſtabe wieder aufgebaut, ſie enthält mehrere ſehr ſchöne Gemälde, unter denen beſonders eine Himmelfahrt der Jungfrau Bewunderung verdient. Auch San-Satiro ruht auf den Grundmauern eines profanen Tempels; Ludovico Sforza, der Maure, ließ ſie zu Ehren eines Wunders im 15ten Jahrhundert durch Bramante neu aufführen, ſie hat eine ſehr ſchöne Sacriſtei, in der Form eines achteckigen Tempels.

Unter den vielen Pallaſten Mailands war es beſonders der Palazzo reale, der auf den Trümmern des ehemaligen herzoglichen Pallaſtes ſteht, aus dem 14ten Jahrhundert ſtammend, im 17ten aber ganz umgebaut und ſpäter noch ſehr vergrößert wurde, der zuerſt meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Er liegt auf der Piazza reale und iſt ein großes weitläufiges Gebäude, das einen großen Hof und eine ſehr ſchöne Prachttreppe hat. In ſeinen Sälen und Gemächern bewundert man herrliche Frescogemälde von Appiani, namentlich in dem Carvatidenſaal. In dieſem Pallaſt befindet ſich auch eine kleine, ſehr alte Capelle, dem heiligen Gothard geweiht. Auf der Spitze des Thurmes derſelben dreht ſich ein blanker meſſingener Engel nach allen Winden. Von andern öffentlichen Pallaſten erwähne ich noch den erzbiſchöflichen, ein Bau der Bisconti, der zwei große Höfe und eine reiche

Gemäldegallerie hat; auch der Pallaſt Diotti hat ſchöne Frescogemälde von Appiani. Die Zecca oder das Münzgebäude iſt auf das Zweckmäßigſte angelegt und eingerichtet. Der Pallaſt Brera, das alte Jeſuitencollegium, iſt eines der großartigſten und impoſanteſten Gebäude Mailands, das nach Richinis Zeichnungen aufgeführt wurde; es war vorzüglich der Sitz der Schulen und hatte ſich unter der Regierung der Maria Thereſia und Joſeph II. eines beſondern Schutzes zu erfreuen; in demſelben befindet ſich eine große öffentliche Bibliothek, eine Gemäldegallerie mit vielen Meiſterwerken von Raphael, Guido Reni, Titian, Dominico, Leonardi da Vinci, Canova ꝛc., ein Medaillenkabinet, ein aſtronomiſches Obſervatorium nebſt einem botaniſchen Garten ꝛc. Man darf ja nicht verſäumen, die ambroſianiſche Bibliothek zu beſuchen, die ein Erzbiſchof von Mailand, der Kardinal Friedrich Borromeo, ein Verwandter oder Abkömmling des heiligen Carolus, erbaute. Ein groſſes Gebäude, das in geräumigen Sälen viele koſtbare Kunſtſchätze, über 150,000 Bände gedruckter Bücher und über 1500 zum Theil der ſeltenſten Manuſcripte enthält; unter den letztern befinden ſich die judäiſchen Alterthümer des Joſephus, die auf egyptiſchem Papyrus geſchrieben und gewiß über 1200 Jahre alt ſind, auch ein uralter Virgil mit Randgloſſen von Petrarcho; der atlantiſche Codex des Leonardo da Vinci, und eine Menge anderer Curioſitäten, unter denen auch der berühmte Original-Carton Raphaels, die Schule von Athen im Vatican gemalt, iſt. Gemälde von Albrecht Dürer, Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Titian ꝛc. ſind mehrere vorhanden.

Das groſſe Hospital Mailands, Spedale maggiore, von dem Herzog Sforza IV. und ſeiner Gattin Biancha-Maria, eine Visconti, im 15ten Jahrhundert geſtiftet, iſt eine der merkwürdigſten Anſtalten dieſer Art in Europa. In ſeinen unermeßlichen Räumen werden die armen Kranken jeder Art auf das beſte und ſorgfältigſte verpflegt. Seit ſeinem Entſtehen wurde es fortwährend durch die Vermächtniſſe frommer Perſonen vergröſſert und bereichert. Es enthält alles bis auf die geringſte Kleinigkeit, was einer ſolchen Anſtalt nöthig, und iſt mit der vorſichtsvollſten Vorausſicht geordnet. Es hat nicht nur die geräumigſten und geſündeſten Krankenſäle, groſſe Küchen, ſondern ſeine eigene treffliche Apotheke, Mühlen, Laboratorien, Magazine für Kräuter und Medikamente, Mobilien, Betten ꝛc., ſeine Archive, Comptoire, Wohnungen für Aerzte, Geiſtliche, Wundärzte, Ammen, Krankenwärter,

ſeine Waſchküchen, Trockenböden und ſogar Schulen. Mailand hat noch mehrere andere wohlthätige Anſtalten, wie das Hospital Fate-Bene fratelli, dann das große Militairlazareth ꝛc. Auf der Piazza Tribunale, unfern des Doms, ſteht ein ſonderbares Gebäude, das einen bedeckten Bogengang bildet, der Jedermann zum Durchgang dient, ein Podeſta von Mailand ließ es im 13ten Jahrhundert erbauen und beſtimmte es zum Sitz der Gerichte. Es enthält auch die Archive.

Unter den Plätzen dieſer Stadt iſt der prächtige Schloßplatz, damals foro Bonaparte genannt, der ſchönſte, auch der Waffenplatz iſt geräumig, dagegen macht der ſehr unregelmäßige Domplatz keinen angenehmen Eindruck. Im Ganzen ſind die Straßen der ſchönen Stadt eng, krumm und winkelig, nur die auf den Corſo führenden machen eine Ausnahme.

Der Monte Pietà, damals Monte Napoleone genannt, iſt ein ſchönes Gebäude joniſcher Ordnung, welches im Jahr 1753 unter dem Namen Monte di Santa Teresia eröffnet wurde. Zu dem Arco del Sempione, jetzt della pace, wurde damals das Fundament auf Napoleons Befehl gelegt.

Von den Privatpallästen ſind mehrere ſowohl durch ihre Architectur als die Kunſtſchätze, die ſie enthalten, unter ihnen die Palazzi Litta, Busca mit Basreliefs, Scenen aus dem furchtbaren Kriege Barbaroſſa's darſtellend, Belgiojoſo, Traverſi u. ſ. w., des Beſuches werth.

An der Spitze der Theater Mailands ſteht das della Scala und iſt nach dem von San-Carlo in Neapel das prächtigſte, das ich geſehen habe, es hat ſeinen Namen von der Kirche, auf deren Stelle es erbaut iſt, die eine Beatrice de la Scala, die Frau des Bernabo Visconti, gegründet hatte. Es iſt ſeltſam, daß faſt alle Theater Mailands auf den Trümmern religiöſer Gebäude errichtet wurden, als wollte die Bühne die Kirche verdrängen. Im Jahre 1778 wurde dieſer Tempel Thalias von einer Geſellſchaft Actionaire erbaut und für die Aufführung heroiſcher Opern und Ballette beſtimmt. Die Logen ſind alle ſehr geräumig, prächtig meublirt und haben ihre Camerini. Es kann nahe an 4000 Zuſchauer faſſen. Ich ſah die »Horazier und Curiatier« und das Ballet: »die Babylonier« mit einem ungeheuern Aufwand an Dekorationen, Comparſen und Coſtümes in demſelben geben, und die Aufführung und Muſik waren ſo, daß Augen und Ohren

entzückt wurden, aber die erstern fast noch mehr während den Zwischenacten, wo ich alle Schönheiten Mailands in der ausgesuchtesten und elegantesten Toilette zu bewundern Gelegenheit hatte und die historisch berühmten Namen der Sforza, Visconti, Belgiojosa, Borromeo, Litta, Gonfalonieri ꝛc. um mich herum lispeln hörte, deren Klang aber unter den jetzigen Umständen ziemlich hohl war, sowie die meisten Individuen selbst, die sie trugen. — Tempi passati, dachte ich, so wird es auch bald mit unserer, der damaligen französischen Herrlichkeit heißen, und ich dachte richtig; denn noch weit eher als ich es vermuthete, stürzte auch sie zusammen.

Ein zweites Theater war la Canobbiana, hauptsächlich der komischen Oper gewidmet, ganz in dem Styl der la Scala, nur kleiner, aber fast zur selben Zeit, im Jahr 1779, und von dem nämlichen Baumeister, Piermarini, erbaut. Mehrere kleinere Theater besuchte ich nicht. Die von Napoleon angelegte Arena war nicht lange vor meinem Aufenthalt in Mailand (den 17. Juni 1807) mit öffentlichen Spielen eröffnet worden, an 40,000 Zuschauer haben in diesem modernen Circus Platz, in dem man nach Art der alten Römer Naumachien, Wagenrennen und ähnliche Spiele aufzuführen beabsichtigte. Dieses Amphitheater war auf dem Platz angelegt, auf dem die 1801 demolirte Citadelle stand.

Mailand hat wenigstens vier gute Stunden im Umfang und zählt über 150,000 Einwohner. Sein Corso ist wie der zu Rom die Hauptpromenade der eleganten Welt in den Abendstunden. Handel und Gewerbe lagen indessen sehr darnieder, trotz seiner in der ganzen Welt berühmten Seidenfabrikation, und daß es die Waarenniederlage zwischen Frankreich und Italien war. Einst, zur Zeit seines höchsten Flors, im 15ten Jahrhundert, soll es über 300,000 Einwohner gehabt haben. Seine Umgebungen sind theilweise sehr schön und haben herrliche Villas und Landhäuser.

Das gesellige Leben war zu jener Zeit noch immer freundlich, obgleich man sich sehr vor dem napoleonischen Spionenwesen fürchtete und seine Worte gewaltig auf die Wagschaale legte, dennoch war man gegen Fremde zuvorkommend, artig, gastfrei und selbst dienstfertig. Ich hatte durchaus keine Empfehlungen mit nach Mailand gebracht, ging auch fast immer nur in Civilkleidern und hatte doch in den ersten Paar Tagen schon die Bekanntschaft einiger angesehenen Bürger im Theater und auf dem Kaffeehause gemacht, die mich zu sich einluden und in ihren Familien einführten. Die

Schönheit der Mailänderinnen iſt in Oberitalien ſprichwörtlich, ſie haben eine ſehr friſche Hautfarbe, einen äußerſt wohlproportionirten Wuchs, ſchöne Augen, meiſtens ein rabenſchwarzes, dickes, langes Seidenhaar, das freilich oft ſehr frühe ins Graue übergeht, dabei viel Anmuth und angenehme Manieren, lieben Putz und Pracht leidenſchaftlich, wiſſen ſich aber mit Geſchmack und gewählt zu kleiden und trugen damals ſehr die Pariſer Moden, die man 8 bis 10 Tage ſpäter, als ſie in Frankreichs Hauptſtadt erſchienen, gewiß war, auf dem Corſo und in der Scala bewundern zu können. Auch in Equipagen, deren man Hunderte in einer Reihe begegnete, wurde großer Aufwand gemacht. Mailand war damals diejenige Stadt Italiens, wo man die Franzoſen am wenigſten ungern ſah, ſelbſt die Männer waren ihnen nicht gerade abhold. Ich war in einem Gaſthof abgeſtiegen, den ich jedoch nach zwei Tagen mit einer Privatwohnung in der Nähe des Domplatzes vertauſchte, von wo ich meine Ausflüge in alle Theile der Stadt bequem machen konnte.

Als ich die Canobbiana zum Erſtenmal beſuchte, machte ich die Bekanntſchaft eines ältlichen Mannes, der ſich mir als einen Advokaten, Namens Mazzetti, zu erkennen gab, und nachdem er mich nach meiner Wohnung gefragt hatte, mir ſchon den andern Tag in den Vormittagsſtunden einen Beſuch abſtattete; er verſicherte, daß er ſehr für mich eingenommen ſey, und bedauerte nur, mich nicht früher gekannt zu haben, weil er mir ſonſt eine Stanza in ſeinem Hauſe angeboten haben würde. Ueber dieſe außerordentliche Zuvorkommenheit und theilnehmende Gefälligkeit erſtaunt, deren Grund ich mir nicht wohl zu erklären vermochte, war ich auf meiner Hut. Daß es meine liebenswürdige Perſönlichkeit nicht ſeyn konnte, die den alten Rechtsverdreher anzog, war mir klar, und am allerwenigſten hielt ich einen Italiäner, wenn auch einen Mailänder, einer ſo ſchnell auflodernden uneigennützigen Freundſchaft fähig, obgleich mich Signor Mazzetti auf corpo und anima verſicherte, daß er ſich nur zu mir hingezogen fühle, weil ich ein noch mit den italiäniſchen Sitten unbekannter Signor Cavaliere forestiere und in dem gefährlichen Mailand ſo ganz unbekannt ſey: mein offenes Weſen und meine Liebenswürdigkeit, ich müſſe charmanter Eltern Kind ſeyn, habe ihn ſo angeſprochen, daß er ſich vorgenommen, mir den Aufenthalt in ſeiner Vaterſtadt möglichſt angenehm zu machen. Der alte Fuchs hatte während der

Zeit seine Späherblicke in meinem Zimmer umherspazieren lassen, meine Koffer und das Wagenkistchen wohlgefällig betrachtet und gefragt, ob ich mit eigenem Wagen und Extrapost reise, und mich dann dringend gebeten, ihn doch ja noch denselben Abend mit einem Besuch beehren zu wollen, wo ich eine angenehme und sehr unterhaltende Gesellschaft bei ihm antreffen würde, namentlich auch einige sehr liebenswürdige Damen von seiner Bekanntschaft, ausgezeichnete musikalische Talente. Als ich ihm erwiederte, daß auch ich dieser Kunst nicht ganz fremd sey, versicherte er mich mit einem Faunenlächeln, daß ihn diese Entdeckung entzücke, und schmunzelte dabei satanisch unter seinen buschigen Augenbraunen: als ich versprach, seinem Divertimento beiwohnen zu wollen, konnte er kaum die Freude, die aus seinen grimassirenden Mienen hervorleuchtete, die mir aber nicht entging, verbergen. Er blieb während ich mich ankleidete, bat mich dann, ihm doch die Ehre zu erzeigen, die Chokolade mit ihm in einem nahen Kaffeehause nehmen zu wollen, wobei ich bemerkte, wie der alte Fuchs mit gierigem Wohlbehagen seine Augen auf die gefüllte Börse warf, die ich zu mir steckte. Während wir die Chokolade tranken, unterhielt er mich mit allerlei Stadtneuigkeiten, die mir nicht uninteressant schienen, und ich begleitete ihn dann auf sein Verlangen bis an seine Wohnung in der Straße San Giuseppo, damit ich, wie er meinte, sie den Abend um so weniger verfehlen könne, und die er mich wohl zu merken bat. Er hatte sich unterdessen auch nach meinem Namen und Stand erkundigt, erstern theilte ich ihm mit, und er machte ein Signor Federico daraus, aber ich verschwieg ihm, daß ich französischer Offizier sey und gab mich für einen zu seinem Vergnügen reisenden Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns aus, der besonders Italien kennen zu lernen wünsche. Zur übereingekommenen Stunde verfügte ich mich zu meinem überartigen Patron und fand daselbst eine, wie es mir schien, ziemlich gemischte Gesellschaft von einigen zwanzig Personen, unter denen mehrere recht hübsche Damen, eine junge Sängerin, seconda Donna della Canobbiana, und eine reizende Tänzerin della Scala. Mein freundlicher Wirth stellte mich den Damen als einen Cavaliero forestiere von sehr guter Familie vor, die Unterhaltung ward bald animirt genug, man reichte Eis, Limonade und Süßigkeiten herum, sodann wurde musicirt; Signora Bellina, so hieß die Cantatrice, trug allerliebste Cavatinen

und Canzonette buffe meiſterhaft komiſch vor, ſo daß alle davon entzückt waren, beſonders als ſie das damals ſo beliebte: „una povera ragazza tutt' onesta etc.“ mit einem parlando espressivo ſang. Auf des Hausherrn Erſuchen, der, ohne mich noch gehört zu haben, mich ſeinen Gäſten als einen virtuoso famosissimo anpries, ſang ich zuerſt einige franzöſiſche Romanzen, unter denen der von mir ſelbſt componirte Troubadour: „Brulant d'amour en partant pour la guerre“, die nur wenige verſtanden, dann ein komiſches Duett mit der Signora Bellina. Ich wurde nun auch mit Complimenten bis zum Ekel überhäuft, bis endlich Signor Mazzetti, der Muſik ein Ende machend, ein kleines Spielchen arrangirte, wobei eine ſchon ziemlich ältliche und hochgeſchminkte Schöne den Bankier und ein neben ihr ſitzendes confiscirtes italiäniſches Gaunergeſicht ihren Croupier machte. Jetzt glaubte ich ſchnell den Schlüſſel zu der zuvorkommenden Freundlichkeit des Advokaten gefunden zu haben, und hatte mich nicht geirrt. Man war ſo aufmerkſam, mich zuerſt zu fragen, ob ich vielleicht gerne ſelbſt Bank halten wollte, es war das beliebte Faraone reale (Basetta), das geſpielt wurde, ich dankte ergebenſt für die mir zugedachte Ehre. Man gab die Kartenbücher aus, ich gewann ziemlich oft und nur ſelten ſchlug mir eine Karte fehl, doch ließ ich mich nicht durch dieſen Gewinn verführen höher als einen Zecchino zu pointiren, obgleich man mich von verſchiedenen Seiten aufforderte, da ich in der Glücksader ſey, es zu benutzen; auch hatte ich bemerkt, daß der Bankier ſchon einigemal verſtohlene Blicke mit dem Herrn vom Hauſe gewechſelt hatte, ich aber wechſelte ſolche mit der ſchönen Sängerin, die mich mehr als alle Könige, Paroli sept, quinze, trente-un et le va intereſſirte, um mich ebenfalls in eine Augencorreſpondenz mit dieſer zu ſetzen, was ich auch zu Stande brachte. Ich mochte ungefähr einige dreißig Zechini gewonnen haben, als mich dieſes Spiel unausſtehlich zu langweilen anfing, da es mich hinderte ein anderes zu beginnen. Ich ließ nun einige Taillen vorübergehen ohne zu pointiren, dem Mazzetti, der mich bereden wollte mein Glück zu pouſſiren, erwiederte ich, daß mich das Spiel langweile. Dies ſchien man eben nicht ſehr artig zu finden, die Dame Bankhalter und einige andere Spieler verzogen ihre Geſichter und ihre Stirnen umwölkten ſich, ich kehrte mich jedoch nicht daran; um aber den Herren zu zeigen, daß ich nicht auf-

hören wollte um den Gewinnſt in die Taſche zu ſtecken, ſetzte ich was ich gewonnen jetzt auf eine Karte, Herzdame, und — gewann wieder, ich bog ein Paroli auf die Coeurdame, und — gewann abermals. Nun fing mir die Sache bedenklich zu werden an, und ich ſetzte bald 10, 20 und 30 Zechinen auf verſchiedene Karten, abwechſelnd gewinnend und verlierend, endlich erklärte ich, daß ich für dieſen Abend zu ſpielen müde ſey, und trat mit einem Gewinn von noch mehr als 90 Zechinen ab. Man reichte nochmals Erfriſchungen, worauf einige der Damen Tanzluſt bekamen, und ich tanzte mehrmals mit der Signora Bellini und der Ballerina von der Scala, die, ſonderbar genug, nicht walzen konnte. Es war längſt Mitternacht vorüber, als ſich die Geſellſchaft trennte. Die beiden Theaterprinzeſſinnen fuhren zuſammen in einem Wagen fort; nachdem ſie weg waren, erkundigte ich mich bei Mazzetti nach ihren nähern Verhältniſſen und erfuhr, daß die Sängerin zwar die Geliebte eines Commiſſair Ordonnateurs ſey, der ſie unterhalte, aber nichts deſtoweniger zu den Unerbittlichen gehöre, übrigens ſey ſie noch ſehr jung und die Tochter einer Erballerina, die ſie dem Commiſſair als Jungfrau überliefert habe. Signora Mazzetti, der Advokat war verheirathet, eine reifere Schönheit, fragte mich noch beim Weggehen: wie es mir bei ihr gefallen habe, und als ich ein: »vortrefflich« entgegnet hatte, lud ſie mich zudringlich ein, doch den folgenden und alle Abende wenn mir es angenehm, meine Beſuche zu wiederholen. Ich verſprach es, zog aber am andern Morgen, durch mein altes Mittel, einen renommirten Haarkräusler, Erkundigungen über dies Haus und ſeinen Beſitzer ein, und erfuhr, daß meine Vermuthungen nur zu gegründet waren, daß nämlich aus dem prarisloſen Rabuliſten Mazzetti ein Spieler von Profeſſion geworden, der in Verbindung mit einigen Helfershelfern Jagd auf alle bemittelte Fremde mache, dieſe Zugvögel in ſeinen Netzen zu fangen und ihnen dann die Federn auszurupfen ſuche, was ihm auch meiſtens gelänge, indem er die verführeriſchſten Frauen von zweideutigem Ruf, und namentlich Actricen zu dieſem Zweck in ſein Haus ziehe, von den erſteren mehrere förmlich in ſeinem Sold ſtünden und der Köder ſeyen, mit dem er ſeine gefährlichen Angeln umwinde, in den gar manche Gimpel ſo gewaltig biſſen, daß ſie ſich ganz verbluteten. Ich nahm mir vor, den mir ebenfalls behagenden Köder vorſichtig abzunagen und doch nicht an dem Angelhaken hängen zu bleiben. Bellina

war es die mich anzog, diese, so wie die Tänzerin und noch einige andere Schönen waren mit die unschuldigen Werkzeuge des verdorbenen Rechtsfeindes, das heißt, sie besuchten nur aus Coquetterie und Vergnügungssucht Mazzettis Haus, in dem sie sich trefflich unterhielten und lustige Kurzweil fanden, ohne sich um die Spielangelegenheiten und den eigentlichen Zweck dieser Zusammenkünfte weiter zu bekümmern, wenn sie nur ihre Privatabsichten erreichten. So von allem hinlänglich unterrichtet, konnte mir dieses Raubnest unmöglich gefährlich werden und ich beschloß dasselbe zu meiner Unterhaltung bestens zu benützen und der liebenswürdigen Sängerin faute de mieux den Hof zu machen, mit der ich dann auch, wenn sie im Theater beschäftigt war, erst nach demselben dort eintraf. Ich spielte unterdessen das Königsspiel in derselben Weise wie ich es begonnen hatte fort, ohne zu biegen, jetzt aber mit auffallendem Unglück, so daß mich diese Abende doch ziemlich theuer zu stehen kamen, und ich meine Dulcinea bald an einem andern Ort als in dem theuern Lokal Mazzettis zu sehen suchte, wo ohnehin auch die Nebenzimmer keine ungestörte Unterhaltung erlaubten. Wir waren schnell einig, daß wir uns in der Wohnung einer andern Actrice, ihrer Freundin, trafen. Indessen fuhr ich fort von Zeit zu Zeit die Abende Mazzettis zu besuchen, doch wenig, oft gar nicht spielend, was Ursache war, daß man mich jetzt sehr kalt daselbst aufnahm und am Ende mein gänzliches Wegbleiben gerne gesehen hätte, da es der saubern Gesellschaft klar war, daß sie eben keinen großen Fang an mir gemacht. — Eines Abends traf ich einen blondlockigen blauäugigen jungen Mann dort, an dessen Accent — er sprach nur sehr gebrochen italiänisch, aber ziemlich gut französisch — ich sogleich einen Norddeutschen zu erkennen glaubte. Ich hatte mich nicht geirrt, es war ein Kurländer von sehr guter Familie. Dasselbe Manoeuvre das man mit mir gemacht, wurde auch bei diesem genau wiederholt, nur mit dem Unterschied, daß, da er die Karten immer bog, Paroli und Lapes machte, die Summen die er gewann und verlor, weit bedeutender waren; er spielte, da er anfänglich gewann, immer kühner, bald aber fing er zu verlieren an, dabei hatte ich bemerkt, daß Mazzetti, der nie selbst Bank hielt und den ich scharf beobachtete, verschiedene Zeichen gegeben hatte. Es dauerte nicht lange, so war der junge Mann schon in einem Verlust von mehr als 500 Zechinen und von allem baaren Geld entblößt, dies war gegen den gewöhnlichen Gang, den man in

dieſer Spielhölle zu befolgen pflegte, aber man ſah, daß ich öfters mit dem Fremden ſprach, auch hatte ich einigemal deutſche Worte mit ihm gewechſelt, die jedoch keinen Bezug auf das Spiel gehabt, und ſo fürchtete man, daß ich den Fremdling unterrichten und abſpenſtig machen könnte, und dachte: man muß ihn rupfen ſo lange er ſich noch in unſern Klauen befindet; ich war daher den Herren ein läſtiger Aufpaſſer, den ſie gern los geweſen wären. Der Graf G....., ſo nannte ſich der Goldvogel, nahm nun den Wirth bei Seite und bat ihn, ihm gegen Verſatz eines ſchönen Solitairs und einer Brillantnadel, eine Summe vorſtrecken zu wollen; man lieh ihm 100 Zechinen darauf, und als auch dieſe verloren waren, noch fünfzig auf eine prächtige mit Perlen beſetzte goldne Repetiruhr. Der Graf war desperat, als er auch dies letzte Geld verloren hatte, und rief unwillkührlich auf deutſch aus: „jetzt bin ich verloren!“ Ich unterhielt mich jetzt in ſeiner Mutterſprache mit ihm, und alle, beſonders aber der Fuchs Mazzetti ſpitzten gewaltig die Ohren, und Aerger und Wuth drückten ſich auf dem Geſicht des letztern aus, daß er nicht verſtand was da in einer Sprache verhandelt wurde, die kein anderer der Anweſenden ſprach und einige nicht einmal kannten. Der Graf entdeckte mir, daß er jetzt aller Mittel beraubt ſey, um weiter zu reiſen, und daß er erſt in vier Wochen, im günſtigſten Fall, wieder neue Wechſel erhalten würde, die er in Rom vorfinden ſolle. — Auf meine Frage, wie er in dies Haus gekommen ſey, erzählte er mir, daß er die Bekanntſchaft eines der anweſenden Herrn, er bezeichnete mir ihn, in einem Kaffeehaus gemacht, der ihn mit großer Artigkeit und Zuvorkommenheit hier eingeführt habe; er wiſſe nun für den Augenblick keinen Rath und ſchäme ſich vor dieſer ehrbaren Geſellſchaft. — Ich erſuchte ihn ſich zu beruhigen und erbot mich ihm 20 Zechinen zu leihen, ihm bemerkend, daß man mit geliehenem Geld gewöhnlich Glück habe, bat ihn aber, nicht eher fortzuſpielen, als bis er auch mich pointiren ſehen würde. Ich erſuchte nun den Signor Mazzetti, mir einen Augenblick Gehör ſchenken zu wollen, da ich ihm etwas Wichtiges unter vier Augen mitzutheilen habe. Wir begaben uns in ein Nebenzimmer, wo ich ihm zuerſt eröffnete, daß ich kein durchreiſender Cavaliero, ſondern ein franzöſiſcher Capitaine wäre, der im Begriff ſey, ſich zu ſeinem, im Kirchenſtaat ſtehenden Regiment zu verfügen, und bat ihn ſodann, mir doch die Freundſchaft erzeigen zu wollen, den jungen Fremden, der ein

Landsmann von mir sey, sein verlornes Geld wieder gewinnen zu lassen. Der Rabulist that zuerst als verstünde er nicht was ich wollte, und als ich ihm mein Begehren so deutlich auseinandersetzte, daß er nicht gut mehr ein Mißverständniß affectiren konnte, spielte er den Beleidigten, den Galant-Uomo, dem man Satisfaction für solche Schmähung schuldig sey u. s. w. Ich fiel ihm aber sehr ernst ins Wort, indem ich ihm ohne alle Umstände rund heraus erklärte, daß hier alle seine Rabulistenschwänke vergeblich seyen, indem ich schon längst außer allem Zweifel über das Metier sey, das er und seine Spießgesellen trieben, und daß wenn der von ihnen in die Falle gelockte junge Mann nicht diesen Abend sein Geld wieder gewönne, ich mich noch in der Nacht oder doch morgen mit Tagesanbruch zu dem Platzkommandanten verfügen und diesem die Sache anzeigen würde, wo dann er und alle seine Helfershelfer zum Galgen oder zur Galeere reif seyn würden. — Sie wissen, daß wir wenig Federlesens machen, setzte ich noch hinzu, und es uns auf ein Paar Kugeln nicht ankommt. — Der alte Gauner wollte zwar noch allerlei Umstände machen, die ich aber mit einem: Wohlan, ich gehe zum Platzkommandanten, der dann die Polizei requiriren wird, beseitigte, und gab ihm, auf die Uhr sehend, genau eine halbe Stunde Zeit, dem Grafen wieder zu seinem Verlust zu verhelfen, indem ich bemerkte, daß ich vollkommen die Kunstgriffe kenne, die hier angewendet würden, um das Spiel nach Gefallen zu lenken. (Dies war ein ben trovato und non vero.) Dem verstockten Sündenknecht fiel jetzt das Herz in die Schuhe, er bat um Schonung und versprach meinen Wunsch zu erfüllen, ersuchte mich aber demüthig, ihm mein Wort zu geben, von der Sache gegen Niemand etwas zu erwähnen, was ich auch that. — Ich kehrte mit ihm in das Spielzimmer zurück, nahm ein libretto in die Hand, fing an zu pointiren nachdem ich dem Grafen deutsch gesagt hatte, er möge jetzt nur ganz mir nachsetzen. Wir verloren noch dreimal, als ich aber beim Drittenmal dem Mazzeni einen bedeutungsvollen Blick zuwarf, fingen wir zu gewinnen an und ich bog nun die Karten gegen meine Gewohnheit. In weniger als 20 Minuten war mein Kurländer wieder zu all seinem Geld gekommen und im Stande auch seine Pretiosen einzulösen, ich hatte an 700 Zechinen gewonnen; wir empfahlen uns bald darauf mit einem felicissima notte, die hochansehnliche Gesellschaft mit langen Gesichtern zurücklassend. Den Grafen G....

begleitete ich sie in sein Hôtel, gab ihm den guten Rath, sich diese Begebenheit zur Warnung für ganz Italien dienen zu lassen, wo man allen bemittelten Fremden unaufhörlich solche Fallen stelle, und wir schieden unter Versicherung einer unverbrüchlichen Freundschaft.

Als ich Bellina am andern Morgen diesen Vorfall mittheilte, sie war an dem Abend nicht bei Mazetti gewesen, und ihr dabei vorhielt, daß sie sich von dem alten Spitzbuben zu einem der Lockvögel gebrauchen lasse, womit man die Fremden auf die Leimruthe ziehe, versicherte sie mich mit Thränen in den Augen, daß sie dies in aller Unschuld gethan, von diesen Umtrieben nicht das geringste geahnt, und nur der angenehmen Unterhaltung halber diese Soireen besucht habe. Daß sie Wahrheit sprach, davon war ich schon früher überzeugt. Noch denselben Morgen machte ich eine Promenade mit ihr und bestieg die höchste Spitze des Doms in ihrer Gesellschaft, wo wir uns an der entzückenden Aussicht in die schöne Lombardei weideten.

— In wenig Tagen muß ich weiter, dort hinunter, sagte ich mit einem halben Seufzer, gen Süden zeigend.

— Und auch ich werde bald der guten Stadt Mailand Lebewohl sagen, versetzte sie.

— Wie so? —

— Ich muß nach Bologna, ein neues Engagement suchen.

— Und Ihr Commissair Ordonnateur? —

— O, den habe ich satt bis an den Hals. — Wann reisen Sie? —

— Spätestens in 8—10 Tagen.

— Wollen Sie mich mitnehmen?

Ich sah sie lachend an.

— Ich spreche in allem Ernst.

— Aber nicht weiter als bis Bologna.

— Auch gut, wenn Sie mich nicht länger behalten wollen.

— Das geht nicht an, mein Kind, ein Offizier kann sich in Kriegszeiten nicht mit Frauen befassen, diese würden ihm in Allem nur hinderlich seyn, die Frau, die ihm folgt, allen Entbehrungen aussetzen und sie nicht selten ganz unglücklich machen.

— Also bis Bologna reisen wir zusammen.

— In Gottes Namen.

— Meinem Commissair gebe ich heute noch den Abschied.

— Nach Belieben

— Und wir wohnen dann zusammen so lange wir noch hier sind.

— Auch das bin ich zufrieden.

Noch denselben Tag ließ das Mädchen ihre Effekten zu mir bringen, obgleich davon keine Rede gewesen; indessen hatte ich nichts dagegen, da es nur auf wenige Tage war, die ich mit Bellina recht vergnügt und auf das Kurzweiligste zubrachte. Wir besuchten zusammen noch mehrere Orte der Umgegend, liefen uns in der Cathedrale zu Monza, eine kleine Stadt, die aber eine große Rolle in der Geschichte der lombardischen Könige und der Herzoge von Mailand gespielt hat, die sogenannte eiserne Krone zeigen, die wegen dem eisernen Reif, der sie umfaßt, der von einem Nagel des Kreuzes Christi geschmiedet seyn soll, so genannt wird, und mit welcher die alten italischen Könige gekrönt wurden. Die Krone die man uns zeigte, war nur eine Nachbildung der sogenannten ächten, bei der wenigstens die Aechtheit des Eisens von nicht vollkommen Gläubigen in Zweifel gezogen wird, während die des Goldes über allen Zweifel erhaben seyn soll. Auch einen Ausflug an den Lago maggiore machte ich mit meiner muntern liebenswürdigen Sängerin, und schiffte mit ihr nach der Isola Bella über. Dieses reizende Eiland vereinigt Alles was die erfinderischste Phantasie der Dichter von den Zaubergefilden einer Armida, Alcine oder Circe träumt. Vier solcher Inseln liegen in diesem See am Eingang eines kleinen Golfs, alle vier sind wunderschön, aber Isola Bella mit seinen Zaubergärten ist die Krone, die Königin unter ihnen. Aus einiger Entfernung scheint sie eine jener magischen Theaterdekorationen, wie man deren nur in San-Carlo oder della Scala zu sehen bekommt, und von einer Fee dahin gezaubert. Der Kunst, wenn auch nicht der Magie, verdanken indessen die borromeischen Inseln, von Vitaliano Borromeo so genannt, der sie zu dem machte was sie sind, Alles, denn noch in der Mitte des 17ten Jahrhunderts waren es nackte Felsen, auf die selbst die Erde geschafft werden mußte. Auf dem südlichen Theil der Isola Bella (Schönheitsinsel) sind pittoreske Bosquets, prächtige Wälder und lachende Gärten mit immerblühenden Blumen, Stauden, Früchten und Bäumen bedeckt. Zehn Gärten, von denen immer einer über dem andern liegt, bilden ein Amphitheater, wie kein zweites in der Welt mehr zu finden seyn

mag, deſſen eine Seite von einem Pomeranzenwald begrenzt wird, der die Luft mit Wohlgerüchen erfüllt, hinter demſelben befindet ſich ein dichtes, hohes Lorbeerwäldchen mit einem Waſſerfall. Zwiſchen Citronenbäumen erheben ſich Statüen aus der alten Götterwelt und an Arcaden winden ſich die Weinreben in Geſtalt von Feſtons hinauf, zwiſchen denen Blumen von allen Farben in ihrer höchſten Pracht ſchimmern und den lieblichſten Parfüm ausdauchen. Purpurtrauben hängen zwiſchen goldnen Pomeranzen, Citronen und Fracazzani*) herab. Auf der höchſten Terraſſe, über 100 Fuß über dem Waſſerſpiegel, hat man die freie Ausſicht auf die Gebirge und ſieht die Gletſcher des Simplon glitzern. Auch der bezauberte Pallaſt fehlt auf dieſer Inſel der Schönheit nicht, er iſt an dem nördlichen Theil derſelben gelegen und mit den feinſten und ſeltenſten Marmorarten und den reichſten Vergoldungen auf das Geſchmackvollſte und Verſchwenderiſchſte verziert, hat ſehr weitläufige und prächtig meublirte Gemächer, ſchöne Gemäldegallerien und in dem untern Stockwerk eine Reihe mit koſtbarem Muſchelwerk ſehr kunſtreich ausgelegte Grotten, viele Bildſäulen von ſchönſtem Marmor, und ſprudelnde Fontainen unterhalten eine immerwährende Kühle. Auch eine reichausgeſchmückte Kapelle, mehrere Bettzimmer, große Prunkſäle und ſogar ein Theater enthält dieſer Feenpallaſt, nebſt allem, was nur die raffinirteſte Bequemlichkeit, Luxus, Pracht und Verſchwendung Schönes und Wunderbares ſchaffen können. Einen ganzen Tag brachte ich, vom frühen Morgen bis in die ſinkende Nacht, mit Bellina auf dieſer Zauberinſel in wahrhaft ſeligem Entzücken zu, und ich begriff nun, daß es einer Armida nicht ſchwer fallen mußte, ihre Helden an einem ſolchen Ort zu feſſeln, da ſelbſt eine Bellina mich leicht hätte verführen können, hier, wenigſtens einige Zeit, mit ihr zu ſchwärmen. Wir kehrten indeſſen nach einer viertägigen Abweſenheit vergnügt nach Mailand zurück, wo ſich den andern Tag eine eben ſo unerhört ſeltſame als tragiſche Begebenheit ereignete.

Der Capitain eines franzöſiſchen Linienregiments, als tapferer und tüchtiger Soldat bekannt, hatte ſeine Compagnie zu den Uebungen im Scheibenſchießen auf den dazu beſtimmten Platz geführt. Bevor die Uebungen begannen, ließ er die Mannſchaft einen Kreis um ſich formiren und prägte ihr ein, daß die erſte

*) Die köſtlichſte goldgelbe, ſehr große Birne.

und heiligſte Pflicht des Soldaten unbedingter Gehorſam gegen ſeinen Vorgeſetzten ſey, er möge auch befehlen was er immer wolle, denn auf ihm hafte ja alle Verantwortlichkeit. Nach dieſer Allocution ließ er die Leute wieder in die Linie treten, ſcharf laden, einige Schwenkungen machen, dann halten, commandirte, ſich vor die Fronte der Compagnie ſtellend, raſch und in einem Athemzug hintereinander: »Apretez-armes, joue-feu« und ſtürzte von mehreren Kugeln getroffen todt nieder. Zwei Drittheile der Leute hatten abgefeuert, die übrigen aber ſoviel Beſinnung gehabt, nicht loszuſchießen. Die Thatſache war unerhört und machte außerordentliches Aufſehen, nicht nur in Mailand, ſondern unter allen Truppen, die in Oberitalien ſtanden und ſie von ihren Kameraden erfuhren; denn in den Journalen durfte, wie damals von tauſend Dingen, welche dem Napoleon nicht angenehm waren, keine Erwähnung daron geſchehen, nur die engliſchen Zeitungen ließen ſich deſto ungebundener und rückſichtsloſer über Alles aus, was den »korſiſchen Tyrannen« kränken konnte. Dieſe unerhörte Selbſtexecution war ſo raſch und unvermuthet ausgeführt worden, daß ſelbſt die übrigen Offiziere der Compagnie, die en serre fil ſtanden, nicht zur mindeſten Ueberlegung Zeit gehabt und erſt als die That geſchehen war, dieſelbe erkannten. Aus den nachgelaſſenen Papieren des Capitains erſah man, daß vermeintliche Zurückſetzung, ein anderer habe den Orden der Ehrenlegion durch eine Weiberintrigue vor ihm erhalten, während er ihn allerdings zehnmal eher verdient hatte, Schuld an ſeinem Tod war. Man ſollte kaum glauben, daß es möglich ſey, daß dergleichen erbärmliche Dinge, ein Spielzeug, wie ein Bändchen und ein Kreuzchen, einen vernünftigen Menſchen zu ſolchen Thorheiten verleiten können. Drei Tage darauf kam des bereits Begrabenen Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion mit der zum Bataillonschef zugleich an.

Bellina in meinem Wagen, trat ich vergnügt die Reiſe nach Civita-Vecchia an. In Lodi hielten wir uns ein Paar Stunden auf, um das Schlachtfeld und die Brücke zu ſehen, welche 1796 den Namen Bonaparte's und ſeines Heeres weltberühmt machten. Die Oeſtreicher, von Beaulieu befehligt, hatten jenſeits der Adda, an welcher Lodi liegt, und die ſie von dem Feinde trennte, furchtbare Verſchanzungen aufgeworfen und Batterien errichtet; die ohnehin ſteilen Ufer des Stromes waren durch den geſchmolzenen

Schnee, der denselben angefüllt hatte, noch unzugänglicher gemacht. Beaulieu stand mit seinem Heer jenseits der Brücke in Schlachtordnung; sich auf seine furchtbare Artillerie stützend, hatte er nicht nöthig geglaubt, dieselbe abwerfen lassen zu müssen. Bonaparte ließ nun zwei Kanonen daselbst aufführen und eine Colonne formiren, der er befahl, den Weg über die Brücke zu bahnen, eine Aufgabe, fast eben so schwierig, als den Paß der Thermopylen zu nehmen. Dreißig Stück österreichisches Geschütz wehrten den Uebergang, und hinter diesen Kanonen stand das ganze Heer der Oestreicher in Schlachtordnung. Eine furchtbare Kanonade beginnt, die Franzosen rücken in geschlossenen Colonnen und im Sturmschritt, pas de charge, unter dem Ruf: »vive la Republique« an, es waren fast lauter Grenadierbataillone, die mit einem schrecklichen Kanonendonner, der Tod und Verderben in ihre Reihen schleuderte, empfangen wurden. Einen Augenblick scheint die Spitze der Colonne wanken zu wollen, Alles hing von diesem Augenblick ab, da springen die Generale Berthier, Masséna, Cervoni, Dallemagne, der Brigadechef Lannes und der Bataillonschef Dupet in dem kritischen Moment vor, stellen sich an die Spitze und entscheiden den Sieg, ein en avant rufend, im Sturm eilen sie über die vor ihnen niederstürzenden Soldaten, von andern gefolgt, im Sturm nehmen sie die feindlichen Geschütze, und Beaulieu's ganze Schlachtordnung ist über den Haufen geworfen: ehe er sich nur besinnen kann und ehe er es nur zu denken vermag, ist schon das ganze österreichische Heer auf der Flucht. Die Folge dieses außerordentlichen Sieges war die Besitznahme der ganzen Lombardei, und Beaulieu flüchtete sich mit den Trümmern seiner Armee in das venetianische Gebiet. Bonaparte nannte in seinem Schlachtenbericht den Uebergang der Brücke von Lodi den furchtbarsten Kampf, den die Heere der Republik bis jetzt noch bestanden hätten, der unerschrockene Berthier war an diesem Tage Grenadier, Kanonier und Reiter zugleich. Durch die große Schnelle und die tollkühne Tapferkeit, mit welcher die französischen Colonnen den Uebergang über die Brücke erzwangen und die Oestreicher warfen, war der Verlust der Franzosen weit weniger beträchtlich, als er es unter solchen Umständen sonst hätte seyn müssen.

Einsam, Bellina am Arm, stand ich jetzt auf der Stelle, wo vor kaum 12 Jahren diese außerordentliche Waffenthat stattgefunden hatte, und der jetzt so ruhige Schauplatz, auf dem soviel Blut

um — Nichts vergessen worden war, veranlaßte mich zu mancherlei Betrachtungen. Eine Todtenruhe umgab uns, die Adda flutete so ruhig dahin, als hätte ihre Wasser nie ein Tropfen Blut gefärbt. Die Menschen sind doch recht bösartige Narren, rief ich aus, mich mit meiner lachenden Begleiterin entfernend.

Lodi liegt eine Stunde von dem alten Laus pompeja entfernt, das jetzt ein ärmlicher Flecken ist, während diese Stadt über 12,000 Einwohner zählt, schöne Häuser und Paläste hat. In dieser Gegend wird auch der berühmte Parmesankäse gemacht, den man in ganz Italien mit den Maccaroni, dem Reis und zu fast allen Suppen und Mehlspeisen ißt, und der in ganz Europa und nach beiden Indien versendet wird. Von Lodi reisten wir nach Piacenza, wo wir 24 Stunden rasten, eine schöne, ziemlich große, aber menschenleere Stadt, die am Zusammenfluß des Po und der Trebbia in einer sehr gesunden und angenehmen Gegend liegt und sich auf der einen Seite an anmuthige Hügel lehnt, während auf der andern eine sehr fruchtbare Ebene ist. Die meisten Häuser dieser etwa 20,000 Einwohner, sie könnte deren bequem 60,000 beherbergen, zählenden Stadt sind von Backsteinen erbaut, in Italien eine Seltenheit. Ihre Straßen sind breit und ziemlich regelmäßig, und der Corso oder die Strada (große Straße), auch Strada Farnese genannt, hat auf beiden Seiten prächtige Paläste, zum Theil Meisterwerke der Baukunst, von den berühmtesten Architekten aufgeführt, unter denen sich besonders der Palast Farnese oder herzogliche Pallast auszeichnet, von dessen Balkon die Verschworenen den Ludwig Farnese, nachdem sie ihn ermordet hatten, in die Straße hinabstürzten. Ihm gegenüber befindet sich die Pedreria, ein seltsames gothisches Gebäude, auf dem Platz vor diesem und dem herzoglichen Pallast stehen die Reiterstatuen des Alexander und Ranuzio Farnese. Die Kirchen dieser Stadt zeichnen sich nicht besonders aus, haben aber zum Theil vortreffliche Gemälde der berühmtesten Meister aufzuweisen, namentlich die Hauptkirche, welche vortreffliche Freskogemälde von Guerchino und Carrache und ein Paar Stücke vom berühmten Landi hat. Die Citadelle von Piacenza ist stark befestigt und durch fünf Bollwerken flankirt.

Piacenza ist, wie Cremona, eine Colonie der Römer, die sie gründeten, als sie ihre Macht in Oberitalien ausbreiteten, etwa 250 Jahre nach der Erbauung Roms. Die Carthaginenser ver-

berten die Stadt, als sie unter Hannibal über die Alpen in Italien eindrangen. Durch Totila und seine Gothen mußte sie eine schwere Belagerung ausstehen, und sehr viel hatte sie durch die Partheien der Guelphen und Ghibellinen zu leiden. Nachdem sie verschiedenen Herrn und Tyrannen unterworfen gewesen, unter denen auch die Terriani und Visconti, fiel sie endlich den Farneses in die Hände, deren erster Herzog, Pierre Ludovico, sich durch seine Tyrannei so verhaßt machte, daß er unter den Dolchen der Verschwornen fiel, die ihn, wie schon erwähnt, aus dem Fenster seines Pallastes hinabstürzten. Nachdem der Stamm der Farneses ausgestorben war, kam Piacenza mit Parma unter die Botmäßigkeit eines spanischen Infanten, unter der sie bis zum Einfall der Franzosen, 1796, blieb. Sie ist die Vaterstadt Gregor X. und des bekannten spanischen Premierministers Alberoni, der in einer elenden Hütte geboren, sich, nachdem er in Ungnade gefallen war, wieder in diese zurückzog. Die Luft dieser Stadt und ihrer Umgebung ist sehr gesund und rein, Plinius zählte sechs Greise von 104 bis 110 Jahren in derselben, und zwei, von denen der eine 120 und der andere 140 Jahre alt war. Das Schlachtfeld an der Trebbia oberhalb der Stadt, wo Hannibal die Römer besiegt hatte, und das man noch jetzt das campo morte nennt, besuchte ich mit meiner charmanten Reisegefährtin, welche sich über meinen Geschmack, überall Todtenfelder (campi morti) aufzusuchen, lustig machte und meinte, die campi der Lebenden wären doch interessanter. In der Nähe von Piacenza war auch der blutige Schauplatz, wo 1746 die Franzosen und Spanier mit den Deutschen kämpften. Von hier reiste ich nun, ohne mich weiter als eine Nacht in Parma und eine in Modena aufzuhalten, meine englische Gesellschafterin wollte durchaus nicht mehr nach Sonnenuntergang fahren, bis Bologna, wo ich mich wieder einen Tag aufhielt, auch meinen frühern freundlichen Wirthen, die sich freuten, mich so wohlbehalten wiederzusehen, einen Besuch abstattend, worauf gegen Abend eine herzbrechende Trennung zwischen mir und meiner liebenswürdigen Reisegefährtin unter Thränen, wenigstens von einer Seite mit einem rührenden Abschied und bei solchen Gelegenheiten immer gebräuchlichen Versicherungen ewiger Liebe, Treue und Unvergeßlichkeit, Namens, und einige Souvenirs ausgetauscht wurden. Noch in derselben Nacht setzte ich meine Reise fort, denn ich wollte gerne Zeit gewinnen, um einige Tage

in Rom incognito reisen zu können, bevor ich meine Ankunft bei dem Bataillon in Civita-Vecchia meldete. Ich schlug den Weg nach Florenz ein, der über den Theil der Apenninen führt, welche die Lombardei von Toskana trennen. Man hatte mich zwar in Bologna vor dieser Route gewarnt, weil sie durch die Banditen, die in dieser Gegend ihr Unwesen trieben, sehr unsicher gemacht würde, und erst kürzlich auf derselben Reisende ausgeplündert und ermordet worden seyen, ich ließ mich aber hierdurch nicht abhalten, legte meine Pistolen und Terzerolen zur Hand und hatte auch meinen gewanderten und muthigen Burschen gut bewaffnet auf den Wagensitz placirt. Uebrigens war ich damals und mein ganzes Leben lang so ziemlich Fatalist und hatte den festen Glauben, daß wenn einmal die mir bestimmte Lebenszeit abgelaufen sey, mich Freund Hain, auch selbst in Abrahams Schooß zu finden wissen würde. Der Glaube an eine Vorherbestimmung des Lebensendes giebt besonders dem Soldaten eine große Zuversicht und fast tollen Muth, er ist Ursache, daß er sich einer an gänzliche Beruhigung grenzenden Sorglosigkeit überläßt, die dann dem Krieger zur andern Natur wird; hiezu kommt auch noch die völlige Nahrungssorglosigkeit, was ihn Entbehrungen und Unbequemlichkeiten leichter vergessen und überwinden lernt, wofür er ohnehin, selbst der gemeine Mann, auf allerlei Weise entschädigt wird und manche Genüsse und Annehmlichkeiten hat, die man im gewöhnlichen bürgerlichen Philisterleben nicht kennt. Sorgen für Wohnung, Kleidung, Nahrung und Haushaltung sind dem Soldaten unbekannt, und hat er auch gerade keinen Ueberfluß, so ist er doch, Extrafälle ausgenommen, die exceptionell sind, und worüber er sich in Gemeinschaft oft scherzend, besonders der französische Soldat, zu trösten weiß, gegen allen Mangel geschützt, hat dazu noch Taschengeld, um sich wenigstens alle 14 Tage einmal lustig machen zu können, und ein solches in den Tag Hineinleben hat auch seinen besondern Reiz, den freilich die gewöhnlichen Procentenseelen nicht kennen und nicht begreifen können. Wenn er wochen-, ja mondenlang unter freiem Himmel bei allem Wind und Wetter campirt und Entbehrungen aller Art erduldet, so freut er sich bei einer verschimmelten Brodrinde doch schon zum Voraus auf die lustigen Tage in der nächsten Garnison und denkt daran, wie er den zu gut gemachten Sold am vergnügtesten durchbringen wird, während er sich mit Lust an die vergangenen Tage der Freude erinnert, und bei diesen

Erzählungen, Rückerinnerungen und Hoffnungen vergißt, daß er auf feuchter Erde, den oft trüben Himmel zum Dach habend, hungert, ohne ein Stück trocknes Brod zu besitzen, um sich zu sättigen. Zwei lustige Tage in der Garnison lassen schnell das Monate lang ausgestandene Elend vergessen, und ist der letzte Pfennig fort, dann hat die arme Seele wieder Ruhe bis zum nächsten Geldtag. Göthe's Liedchen: »Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt, und mein gehört die ganze Welt,« paßt ganz auf den Soldaten, wenigstens im Kriege; denn das Garnisonsleben im Frieden ist freilich ein ganz anderes, und noch weit schlimmer als das bürgerliche Philisterleben, oft nicht einmal ein glänzendes, sondern sehr schmutziges Elend, Schmalhans ist in der Regel Küchenmeister, und noch obendrein ein Gamaschen- und Zopfdienst, daß einem ..... da kann man nicht trillern: ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen, und noch weniger mit dem alten Husarenrittmeister Emmrich von Lindau ein: »Lustig leben die Soldaten« singen. Es geht dem Offizier nicht viel besser wie dem gemeinen Mann, in kleinen Staaten ist an einen Garnisonswechsel kaum zu denken und in großen besinnt man sich lange, ehe man ihn nach einer Reihe von Jahren vornimmt; denn es kostet Geld, und in Friedenszeiten wird gepfennigfuchsert.

Mit der keuschen Luna fuhr ich wohlgemuth anfangs in raschem Trabe durch das anmuthige Thal, nachdem ich aber Pianora hinter mir hatte, mußte ich meine Geduld prüfen: denn nun ging es bergauf und bergab und über manche so hohe Punkte, daß man bis nach Padua und auf das adriatische Meer blicken konnte, die Gegend war oft romantisch-wild genug. Auf einigen dieser Höhen wüthet manchmal der Sturmwind so gewaltig, daß er Wagen und Pferde umwirft und großes Unheil anrichtet, und man kann sich um so weniger dagegen vorsehen, da in der Regel ganz unerwartet, in einem Nu, ein furchtbarer Orcan daherbraust, doch ist dies nur in der Zeit der Aequinoctien der Fall. Als ich den andern Tag Fontebuona passirt hatte, kam ich über den Gipfel eines Berges, von dem aus ich das herrliche Florenz und seine schöne Umgebung, durch die purpurne Abendröthe vergoldet, in seiner ganzen Pracht zu meinen Füßen erblickte. Noch eine Miglie von dieser Stadt bleibt Pratoline, das ehemals so berühmte Lustschloß der Medici, links liegen. In Florenz, wo ich mit Sonnenuntergang einfuhr, hielt ich mich diesmal kaum anders-

halb Stunden auf; denn es zog mich mit aller Macht nach Rom, und je näher ich dieſer Stadt kam, deſto mehr brannte ich vor Ungeduld, die Geſarini wieder zu ſehen, da ich, ſeitdem ich ſie verlaſſen, noch kein zweites, ihr ähnliches weibliches Weſen wieder kennen gelernt hatte. Ich fuhr von Florenz denſelben Weg, den ich vor etwa einem halben Jahr gemacht, in der entgegengeſetzten Richtung zurück, oft an dem Rande der ſchaurigſten Abgründe der Apenninen vorbei, aber von den Räubern und Banditen, vor denen man mich ſo ſehr gewarnt, ſah ich keine Spur, obgleich mein Louis in jedem vorüberwandernden Bauer einen ſolchen wittern wollte und ſich ſchlagfertig machte. Vor Viterbo brach die Vorderachſe meines Wagens, wodurch ich genöthigt war, mich beinahe drei Stunden in dieſem Orte aufzuhalten, weßhalb ich auch erſt ſpät in der Nacht zu Rom ankam, und mein Vorhaben, Gertrude noch denſelben Abend aufzuſuchen und zu überraſchen, denn ich hatte ihr zwar mein Kommen geſchrieben, aber nicht die Zeit beſtimmt, vereitelt wurde. Ich ſtieg in einer Albergha an dem ſpaniſchen Platz ab und eilte am andern Morgen, ſo früh es thunlich war, zu Torlonia, der über meine unerwartete Ankunft erſtaunt ſchien. Als ich ihm aber meine Hoffnung, die Commandantur von Albano wieder anzutreten, vertraute, theilte er mir die ganz unerwartete Nachricht mit, daß das Bataillon ſchon ſeit 10 Tagen den Kirchenſtaat verlaſſen und in das Regno, ſo nennen ſie gewöhnlich in Rom das Königreich Neapel, abmarſchirt ſey. Dies warf mit einem Schlag meine Projekte über den Haufen, und alle meine Pläne wurden zu Waſſer. Ich erkundigte mich jetzt zuerſt nach der Geſarini und hörte, daß der Herzog und ſeine Gattin ſo gut wie völlig getrennt lebten, ließ ihr ein Billetchen zuſtellen, in dem ich ihr meine Ankunft meldete und ſie bat, mich wiſſen zu laſſen, wenn ich das Vergnügen haben dürfe, ſie zu beſuchen. Eine halbe Stunde darauf fuhr ein Wagen vor mein Hôtel, dem zwei ſchwarz gekleidete, verſchleierte Damen entſtiegen, gleich darauf öffnete ein Cameriere meine Zimmerthüre, und Gertrude lag in meinen Armen. Wir blieben einige Minuten lang im ſtummen Entzücken des Wiederſehens, und war es von meiner Seite auch nicht mehr das Feuer der Liebe, das mich beſeelte, ſo fühlte ich doch eine wahrhafte, aufrichtige und dankbare Freundſchaft für die Principeſſa. Aber die ſchlanke Nymphentaille, die mich früher ſo entzückte, war

verſchwunden, und der Leib hatte ſich gewaltig arrondirt, auch die Geſichtszüge waren weniger fein und etwas aufgedunſen, wie dies bei den Frauen gegen das Ende einer Schwangerſchaft meiſt zu ſeyn pflegt. Nichtsdeſtoweniger ſchloß ich ſie zum Zweiten- und Drittenmal in meine Arme und drückte ſie feſt an meine Bruſt, ich war ja der Urheber dieſes Zuſtandes. Sie fragte mich endlich lächelnd: nicht wahr, du findeſt mich ſehr verändert? dabei ſah ſie mich mit forſchenden Augen an, ich erwiederte die Frage nur durch Küſſe. Nachdem endlich des Bewillkommnens genug, kamen andere Dinge zur Sprache, und ſie war außer ſich, als ich ihr mittheilte, daß ſich mein Aufenthalt in Rom nur auf wenige Tage erſtrecken könne, da ich dem Bataillon nach Neapel folgen müſſe. Sie brachte faſt die ganze Nacht bei mir zu und erſt gegen Morgen geleitete ich ſie heim. Wir ſahen uns nun jeden Tag, und ich machte nirgends Beſuche, um die wenige koſtbare Zeit nicht mit unnützen Dingen verſtreichen zu laſſen, nicht einmal Baſis ſuchte ich auf, die Vernetti lag in den Wochen. Gertrude wollte durchaus, daß ich wenigſtens bis nach ihrer Niederkunft in Rom verweilen ſolle, und als ich ihr vorſtellte, daß ſich dies unmöglich thun ließe, da mir meine Marſchroute einen längern Aufenthalt nicht geſtatte, das Regiment wahrſcheinlich auch wieder nach Calabrien ins Feld rücken und vielleicht gar eine Landung in Sicilien beabſichtigt würde, von der man viel ſprach, es meine militairiſche Ehre unmöglich zuließe, unter irgend einem Vorwande zurückzubleiben. Nun wollte ſie, daß ich meinen Abſchied fordern, mich in Rom fixiren ſollte, und meinte, für meine Exiſtenz dürfe es mir nicht bange ſeyn, ſie wolle ſchon Sorge tragen, daß es mir an nichts mangele. Ihr dies auszureden koſtete mich unendliche Mühe, und trotz aller Vorſtellungen, daß ich bei meiner Jugend doch unmöglich ſchon ein zweckloſes, träges Schlaraffenleben führen könne, auch eine große und glänzende Carriere vor mir habe, meine Familie und Eltern mich verachten würden, wenn ich mich ſo einem Tagediebleben ergebe, wollte ſie ſich nicht beruhigen, vergoß unaufhörlich Thränen und meinte, wenn ich ſie wahrhaft liebe, ſo würde ich gar nicht ſolche freſtige Einwendungen und Ueberlegungen machen können; denn:

„Vor der Liebe Seligkeit
Schwindet des Ruhmes Herrlichkeit“

sang sie mir mit halb von Thränen erstickter Stimme vor. Ich drehte aber die Worte um und erwiederte, es müsse heißen:

„Vor des Ruhmes Herrlichkeit
Schwindet der Liebe Seligkeit."

So debattirten wir alle Tage, und zuletzt mußte ich ihr noch begreiflich machen, daß wenn ich auch meinen Abschied fordern wollte, ich doch jedenfalls vorher zum Regiment müsse, da ich ja sonst als Deserteur angesehen würde, und daß es in Kriegszeiten nicht so leicht sey, ohne die triftigsten Gründe ihn zu erhalten. Ich sah, daß es unter diesen Umständen besser war, ihr nicht alle Hoffnung zu benehmen und stellte mich gegen die letzten Tage so ziemlich einverstanden mit ihr, behielt aber die Ausrede, daß mir der Abschied abgeschlagen worden sey, in petto. Schnell waren die zehn Tage verstrichen, die ich längstens in Rom verweilen durfte und durch Extrapost wieder gut machen konnte. Ich fürchtete mich vor dem Abschied, der auch wieder herzbrechend genug war. Ernstlich verbat ich mir diesmal jede Geschenke und verbot auch meinem Bedienten, hinter meinem Rücken etwas anzunehmen; dennoch bestach ihn Gertrude wieder, und in Neapel angekommen, fand ich abermals das Wagenkistchen mit allen möglichen Dingen gefüllt, auch wieder mehrere Rollen Geld vor. Wir hatten die letzte Nacht noch bis zum grauenden Morgen zusammen zugebracht und es war heller Tag, als ich zu dem nach Albano führenden Thor hinaus, ohne mich weder bei Tag noch bei Nacht länger als es das Umspannen erforderte aufzuhalten, bis nach Neapel fuhr, wo ich mich sogleich bei Düret und dann bei dem jetzigen Oberst des Regiments, Omeara, meldete. Ersterer empfing mich wie immer sehr wohlwollend und freundschaftlich und erzählte mir als Neuigkeit, daß Gaguenec abermals in strengem Arrest auf dem Fort sitze, weil er wieder einen Straßenunfug im Verein mit einigen jungen Leuten, meist Cadetten, in der Trunkenheit verübt habe, wobei sie des Nachts die Laternen in Toledo und die Gläser und Scheiben in einigen Cisbuden zerschlagen hätten.

VII.

Ankunft in Neapel. — Das Liebhabertheater in Gesù nuovo. — Besteigung des Vesuvs. — Der Hof des Königs Joseph. — Eine deutsche Vorstellung. — Helenchen Cramer. — Caserta. — Nocera de pagani. — Die Ruinen von Pestum. — Zweiter Feldzug in Calabrien. — Niederlage des Prinzen von Hessen-Philippsthal. — Die Briganbenhäupter Francatrippa und Benincasa. — Monteleone. — Ermordung eines Courriers. — Fondaco del Fico. — Mehrtägiges hartnäckiges Gefecht mit den Briganden. — Die hübsche Calabreserin. — Mileto. — Belagerung der Festungen Scilla und Reggio. — Schrecklicher Zustand der Belagerungscorps. — Rückmarsch nach Neapel. — Abreise nach Genua.

Der Oberst Omeara hielt mir, als ich mich bei ihm gemeldet, einen kleinen Sermon wegen der Geschichte in Albano und gab mir das Commando der noch vacanten Veltigeur-Compagnie, die sich freute, ihren alten kreuzfidelen Commandeur, wie die Leute sagten, wieder zu erhalten, und der ich fünfzig Ducati (etwa hundert Gulden) zum Besten gab, damit sie sich einen guten Tag mache. Zugleich übergab mir der Oberst auch das Musik-Chor wieder, das, wie er behauptete, seit meiner Abwesenheit sehr vernachlässigt worden, und bat mich, doch einige neue Märsche zu componiren; ich schrieb ein halbes Dutzend pas redoublés nieder, welche zum Geschwindschritt recht animirten, und dedicirte sie dem Herrn Oberst, der mich dafür manchmal zur Tafel lud.

Diesmal wurde auch mir mein Quartier in Gesù nuovo angewiesen, wo ich noch die mir wohlbekannten Damen, Gasqui, Alphonse, Grenet u. s. w. antraf, die, wie es schien, ihr permanentes Hauptquartier in dem alten Palazzo der ehrwürdigen Väter Jesu aufgeschlagen hatten, während ihre Männer alle mögliche Kreuz- und Querzüge machen mußten. Das französische Liebhabertheater bestand immer noch, und man veranstaltete von Zeit zu Zeit Aufführungen, allein es fehlte ihm gerade ein erster Liebhaber, ich wurde daher von den Damen freudig als ein solcher empfangen, die Freude sollte aber nicht von sehr langer Dauer seyn; daß ich indessen die mir gemachten Offerten nicht abschlug,

kann man sich denken. Ich erhielt sogleich ein ganzes Dutzend Rollen, aus Lustspielen von Moliere, Mercier, Beaumarchais ꝛc., aber auch der hohe Cothurn wurde angeschuht, und man wagte sich an Crebillon, Corneille, Racine ꝛc. Ich studierte meine Rollen meistens mit Madame Gasqui tête à tête ein, und da dieser in den meisten Stücken die Rolle meiner Geliebten zugetheilt war, so wurden unsere Proben mit vielem Feuer gehalten, dem natürlich zuletzt Ermüdung und Erschlaffung folgen mußte. In Molieres Tartüffe hatte ich mich sogar an die Titelrolle gewagt und in seinem Cocu imaginaire spielte ich den Lelie, beides mit Beifall.

Auch meine Signora Speziale suchte ich wieder auf und fand freundliche Aufnahme, vor allem aber war mir jetzt daran gelegen, endlich einmal den Vesuv zu besteigen, was ich bei meiner frühern zweimaligen Anwesenheit in Neapel versäumt hatte, und da ich fürchtete, es möchte abermals ein Deus ex machina oder die Marschordre dazwischen kommen, so drang ich auf die Ausführung dieses Projekts, das auch von den Damen in Gesù nuovo unterstützt wurde, da sie es bis jetzt bei ihren Männern nicht hatten dahin bringen können, dem alten Feuerspeier einen Besuch abzustatten. Außer den Damen Gasqui, Grenet, Cramer, Mutter und Tochter, und deren Männern, war auch noch der junge Stock, der Neffe des Herrn Moritz, und dessen Arzt mit seiner Gattin von der Parthie, so daß wir im Ganzen fünfzehn Personen zählten. Wir fuhren bis Resina, wo man die Wagen verließ um Maulthiere und Esel zu besteigen, mit deren Führern der sich bei uns befindliche neapolitanische Doktor einen förmlichen Vertrag, jedoch nur mündlich abschloß: er mußte dabei gewaltig debattiren und es dauerte beinahe eine halbe Stunde, bevor er ihn zu Stande brachte, das Hin- und Herhandeln wollte kein Ende nehmen, es war ein wahres Gezänk, alle Augenblicke glaubte ich daß man sich bei den Köpfen nehmen würde, und wollte mich einigemal ins Mittel legen, was sich aber der zu sehr knickernde Medico verbat, indem er meinte, dann wäre gar kein Ende abzusehen. — Nachdem endlich der Eselshandel abgeschlossen war, setzte sich die nun berittene Caravane in Marsch, die Patrone der Langohren hörten nicht auf, diese durch ihr gellendes Geschrei zum Voranschreiten aufzumuntern, und wenn sie ihre Schritte ralentando nehmen wollten, zogen sie sie bei den Schwänzen an, was dann einen kurzen Trab bewirkte. Gleich Anfangs passirten allerlei kleine Mal-

beurs: der Eſel, welcher das Glück hatte Madame Grenet zu tragen, geberdete ſich ſehr ungezogen und warf ſich endlich gar nieder, kaum hatte die Dame noch Zeit gehabt ſich loszumachen, als ſich das unfläthige Thier auf den Rücken legte und mit gräulichem Geſchrei alle Viere in die Höhe ſtreckend ſich wälzte. Das unvernünftige Thier nahm gar keine Raiſon mehr an, da half weder Zureden noch Stoßen, auch wollte Mad. Grenet um keinen Preis mehr daſſelbe beſteigen, und ſeinem Führer blieb nichts anderes übrig, als zurückzulaufen und ein anderes, gehorſameres Thier herbeizuſchaffen, was ziemlich ſchnell abgemacht war, da der die ganze Geſellſchaft beluſtigende Auftritt noch ganz nahe bei Reſina vorgefallen war. Ich hatte unterdeſſen der Dame mein Maulthier angeboten, das ihr aber zu hoch war. Sie beſtieg jetzt nach vielem Zureden den neuen Eſel, aber zwei Cavalieri mußten ihr beſtändig zur Seite reiten und der Vatron das Thier am Zaum führen; wir ſetzten uns wieder in Bewegung, der ergötzliche Vorfall hatte uns einen Aufenthalt von beinahe einer halben Stunde verurſacht. Gleich hinter Reſina kamen wir auf die ſchwärzliche Lava und bald ſchien die Natur öde und ein düſteres Trauergewand angelegt zu haben, es war als habe hier eine verheerende, alles verdorrende Hand gewüthet, Bäume und Geſträuche wurden immer ſeltener, bald ſah man nur hie und da noch ein Stückchen angebautes Land, gleich einer Oaſe in der Wüſte, und der Anblick des Ganzen ſtimmt ſentimentale Gemüther leicht zur Schwermuth und Melancholie; aber hier wachſen auch die berühmten Chriſtusthränen (Lacryma Christi), denen, nicht mehr wie billig, die neapolitaniſche Geiſtlichkeit und die Mönche ſo zugethan ſind, wie deſſinſt die Pfaffen am Rhein der Liebfrauenmilch. — Bald waren wir ganz von Lava umgeben, aber eben dieſe Lava iſt es, welche den Boden um den Veſuv herum zum fruchtbarſten und ergiebigſten der Welt macht, der nie des Düngens bedarf, und bei wenig Zoll Tiefe das Vortrefflichſte und Köſtlichſte was Landwirthſchaft hervorbringen kann, giebt. Kein Fleck der Erde ernährt im Verhältniß ſeines Umfanges eine ſolche Seelenzahl, wie dieſer, und nicht mit Unrecht ſagt der Neapolitaner: »der Berg ſpeit Gold aus.« Auf der hundertjährigen Lava bildet ſich zuerſt eine Art Moos, das ſich dann in Staub und Erde verwandelt, aus welcher bei geringer Pflege erſt Pflanzen, dann Geſträuche und endlich Bäume hervorſprießen, und aus dem ödeſten Ort wird der

fruchtbarste, wenn ihn nicht neue Lavaströme verwüsten, von den hohen Ulmen hängen die Purpurtrauben in nie gesehener Fülle und Schönheit herab. Wir kamen nun an Schluchten und Abhängen vorbei, über Lavabrücken zu dem Piano delle Ginestre, eine kleine Fläche, von der aus man ein unabsehbares düsteres, schwarzgraues Schlackenmeer erblickt, wo weder das Hälmchen einer Pflanze, noch der Flug eines Vogels zu sehen, noch das Summen eines Insekts zu hören ist, und nicht die mindeste Abwechselung das ewige Einerlei unterbricht, eine gräßliche Oede wie sie die Edda am Ende der Eiswelt beschreibt. Jetzt gelangten wir zur Einsiedelei San Salvatore auf der Somma, wo uns der schon sechzigjährige, aber noch sehr rüstige Eremit recht freundlich empfing, und hier eröffnete sich dem ermüdeten Auge eine entzückende, unbeschreiblich schöne Aussicht. Diese Eremitage besteht aus einigen Kammern und einer kleinen Kapelle. Wir stärkten uns in derselben durch einen guten Imbiß für die noch zu bestehenden Strapazen, die mitgenommenen Proviſionen wurden ausgepackt, und unter einigen Bäumen vor der Einsiedelei verzehrt. Der Eremit lieferte uns außerdem noch Salami, Brod, Käse, Eier und — Lacrymä Christi, und zwar ächten, reinen und unverfälschten, wofür wir ihn unserer Seits mit ein Paar Zechinen beschenkten, wodurch seine Freundlichkeit noch erhöht wurde. Der gute Greis führte gar kein übles Leben in seiner Einsamkeit, und während der langen Zeit die er daselbst zugebracht, haben ihn gar manche hübsche Bauermädchen und junge Bauerweiber besucht, ihn immer reichlich mit nahrhaften Lebensmitteln versehend; in der guten Jahreszeit kommen jeden Tag Fremde die ihn beschenken, auch hatte er schon ein artiges Capitälchen bei einem Banquier in Neapel stehen; sein Vorgänger hatte über 12,000 Ducati hinterlassen; dieser letztere war ein Franzose und ehemaliger Kammerdiener der Pompadour gewesen, der in dem hohen Alter von 91 Jahren hier starb. Bevor wir uns zur Weiterreise anschickten, brachte uns der Eremit sein Fremdenbuch, in das wir alle unsere Namen einschrieben, und in dem sich Namen aus allen Weltgegenden und von allen Nationen, mitunter manche berühmte und berüchtigte, befanden. Wir ritten jetzt längs der Somma auf schmalen Höhen, Lavaschluchten zu beiden Seiten, bergan, bis wir an das Atrio del Cavallo kamen, ein zwischen der Somma und dem Vesuv liegender Thalgrund, welches der Ort ist, an dem man bis zum Jahr 1820

Halt machte, weil er zu jener Zeit mit üppigen Bäumen und Pflanzen bewachsen war, ja sogar eine feine Fütterung für Maulthiere und Pferde bot; seitdem wurde er aber von der Lava überströmt und ist jetzt nur noch ein versteinertes Lavameer. Hier stiegen wir alle ab, da der noch übrige Theil des Weges, der jetzt sehr beschwerlich wurde, zu Fuß zurückgelegt werden mußte. Unsere von Resina mitgenommenen Führer banden uns besondere Gurten, auch den Damen, um den Leib, an welche noch Stricke befestigt wurden, an die sie sich selbst festbanden, und so zogen sie uns durch das mit jedem Schritt vorwärts immer tiefer werdende Aschenmeer; der Boden schien unter unsern Tritten zu weichen, die Luft wurde, je mehr wir voran kamen, schwefelgeschwängerter, so daß sie bei denen die keine sehr guten Lungen haben, zuletzt Bangigkeit und Beängstigung der Brust hervorbringt, die Asche wurde so tief, daß die Damen genöthigt waren, ihre Kleider bis beinahe über die Knie hinaufzuheben, sie hatten sich aber alle mit grauen Unterbeinkleidern versehen. Unsere zweibeinigen Zugthiere trieften von Schweiß, auch denen die sie zogen, standen dicke Tropfen auf der Stirne, alle Augenblicke mußte Halt gemacht werden, damit die Damen Athem schöpfen konnten, sie hatten sämmtlich ihre sonst so süßen Gesichter in saure Falten gezogen, nur die junge Cramer, meine halbe Landsmännin, ein Offenbacher Kind, machte noch immer ein freundlich lächelndes Gesicht. Je höher wir stiegen, desto schwieriger wurde das Vorankommen und desto gewaltiger pochten die Herzen der Damen, aber diesmal nicht vom Feuer der Liebe, sondern von der Hitze und Asche des Vulkans getrieben;

„Und von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß."

Dennoch konnten manche der Herren ihre boshaften Späße nicht lassen, die Waden und etwas krummen Beine einiger Frauen bekrittelnd, doch erlaubten sich nur die Ehemänner dergleichen Unziemlichkeiten. Ich machte meine Betrachtungen nur im Stillen, ohne sie durch Tadel oder Spott kund zu geben, auch meinten die sich getroffen fühlenden Schönen ärgerlich: es sey jetzt keine Zeit zu solchen Scherzen, und hatten Recht, denn wir waren bereits auf einem Terrain angekommen, in welches unsere Führer mitgebrachte, mehrere Zoll lange Späne steckten, die sie rauchend und endlich glühend wieder hervorzogen, so nahe waren wir dem höllischen Feuermagazin.

„Bis hierher und nicht weiter,“ sagten unsere Ciceroni, nachdem sie das Experiment einigemal vorgenommen hatten, und ermüdet genug machten wir einen allgemeinen Halt. Kaum ein Paar hundert Schritte von uns wogte noch flüssige Lava. Mit einigen mitgebrachten Orangen erquickte ich die nach Labung lechzenden Gaumen unserer Schönen, wofür mir vielsagende dankende Blicke wurden, und die letzte theilte ich mit dem freundlichen Helenchen Cramer, die ich als giovine principiante auf dieser beschwerdevollen Reise in ganz besondere Affection nahm. Wir standen nun nahe am Rand des flammenwirbelnden Höllemachens, dem die glühenden Feuerregen und Fluthen entströmen, die alles, was sie berühren, verheeren und vernichten; ihr Gang ist zwar langsam und schwerfällig, aber um so sicherer erreichen sie Verderben bringend das Ziel. Hat die fluthende Gluth einen Baum umschlungen, so sieht man alsbald dessen grüne Blätter sich zuerst gelb, dann braun und endlich schwarzgrau färben, Stamm und Zweige fangen bald zu glühen an, und in kurzer Zeit ist der Baum in Asche verwandelt. Majestätisch, ohne sich zu eilen, wälzt sich der Strom herab, ohne jedoch eine Minute zu versäumen; kömmt die Lava an einen Gegenstand, der sie am Voranschreiten hindert, so steigt sie an demselben empor bis sie ihn überreicht und umgeben hat, und setzt dann ihren Lauf wieder ungestört fort; die brennenden Massen überwältigen Alles, selbst Mauern und Felsen. Fliehend entgeht ihnen zwar der Mensch und das Thier, doch darf keines der anscheinenden Langsamkeit allzusehr trauen, sonst ist er verloren.

Hier, am Rand dieses Craters, findet man es begreiflich, wie Dichter und Völker den Abgrund oder Eingang zur Hölle vermuthen konnten, denn furchtbar schauerlich liegt es zu des Menschen Füßen, und er erkennt sein erbärmliches Nichts. Gräßlich gezackte, mit Schwefel und Asche bedeckte Lavarinde umgiebt den höllischen Schlund, dem unzählige Rauchsäulen unaufhörlich entsteigen, ihn fast immer dem Auge entziehen, man ist geneigt an das Daseyn eines infernalischen Spukes zu glauben. Hier ist man abgeschieden von allem was athmet und lebt, es sey Thier, Insekt oder Pflanze, und nur ein donnerähnliches Getöse läßt sich von Zeit zu Zeit vernehmen; wirft man einen Stein mit Kraft auf den Boden, so dröhnt es hohl, wie über einem Gewölbe. Ich stand, das seltsame Schauspiel anstaunend, dicht neben Helenchen, die sich vor demselben grausend, so fest an mich schmiegte,

daß ich das kleine Herzchen pochen hörte, und nicht umhin konnte, das geängstigte Täubchen mit meinem schützenden Arm zu umfangen; da der unaufhörlich aufsteigende Rauch manchmal so dicht wurde, daß er uns gleichsam in eine Wolke hüllte und vor den Uebrigen unsichtbar machte, so konnte ich selbst an den Pforten der Hölle der Versuchung nicht widerstehen, meinem kleinen Engel durch Küssen Muth einzuflößen. Man muß in allen Dingen die sich darbietende Gelegenheit schnell benützen, denn sie kommt oft nie wieder; dies hatte ich aus Lafontaines Fabeln, aus der, wo der Geliebte, um das Brautkleid der Schönen zu schonen, die ihn vor ihrer Vermählung mit einem Andern noch glücklich machen will, einen Teppich holt, und so um das ihm zugedachte Glück und eine Jungferschaft kommt. — In einem hübschen Salon oder gewöhnlichen Wohnzimmer würde sich die junge Taube vielleicht gesträubt haben, aber hier, vor dem furchtbaren Naturschauspiel, wo sie kaum zu athmen wagte, ließ sie sich das Herzen und Küssen recht willig gefallen, dachte nicht an ein Widerstreben, und so war die Einleitung zu weitern Bewilligungen schnell gemacht. — »Wie viel Weibertugenden,« sagt, ich weiß nicht gleich welcher Autor, »rettet nicht die Schüchternheit der Männer«! diese Sentenz hatte ich mir gut eingeprägt. Wenige Frauen finden sich beleidigt, daß man sie schön findet. Schon eine Weile hatten wir das höllisch dekorirte Schauspiel mit angesehen, als uns unsere Führer auf das Thal aufmerksam machten, das sich zwischen dem Gipfel des Vesuvs und der Somma befindet, und einen Anblick gewährt, von dessen grausiger Schönheit sich auch die ausschweifendste Phantasie keine Vorstellung zu machen im Stande ist. Von so viel gräulicher Schönheit übersättigt, wendeten wir nun unsere glühenden Gesichter, das meine war von zweifacher Gluth geröthet, nach einem andern Punkt hin, wo wir wieder die herrlichste Aussicht auf eine prächtig belebte Welt hatten: welch ein Contrast mit den öden Gefilden des Todes und der Zerstörung, auf denen wir noch immer standen! Wenn auch selbst des Himmels Azur etwas umflort und der Horizont verdüstert erscheint, so hindert dies doch das Auge nicht, die unter ihm liegende Welt voll Leben mit ihren mannichfaltigen Landschaften zu bewundern. Auf dem endlosen Meeresspiegel sieht man mit schwellenden Segeln pfeilschnell dahin fliegende Schiffe, und die Eilande Capri, Ischia, Procida und andere Inselgruppen ragen einladend aus den sma-

raydgrünen Fluthen hervor. Auf der andern Seite erblickt man Campanien mit zahllosen Ortschaften, das Cap Miſſene, Pozzuoli, den Pauſilippo, Portici, die beiden Torre, Neapel, die Apenninen, und das dunkle Grün der Cypreſſen, das lebendig friſche der Orangen, das falbe der Oliven, ſchattiren die üppig blühende Gegend und bilden mit dem Feuerſchlund des Berges und dem verſteinerten Lavameer ein Panorama ohne Gleichen. Nachdem wir wohl zwei Stunden hier zugebracht und uns dennoch kaum ſatt geſehen hatten, traten wir den uns leichter werdenden Rückzug an, der faſt in ein Laufen durch die Aſche ausartete. An dem Ort angekommen wo die Langohren unſerer harrten, beſtiegen wir wieder das liebe Vieh, und ich ritt vergnügt und heiter an Helenens Seite bis Reſina, wo wir eine beſtellte Cena einnahmen und uns ſodann in die Wagen ſetzten. Ich hatte zwar verſucht mich vis a vis dem Fräulein Cramer zu placiren, aber die Damen Gasqui und Grenet, welche meine Abſicht merkten, wußten ſie zu vereiteln und ich mußte mit ihnen und Herrn Grenet einen Wagen beſteigen. Eine Stunde vor Mitternacht waren wir in Giesù nuovo angekommen und unterhielten uns bei Madame Gasqui, die ihrem daheim gebliebenen Gatten die geſehenen Wunder rapportirte, noch lange bis nach Mitternacht von den gehabten Genüſſen.

Den nächſten Morgen hatten wir Probe von der »Phädra,« die in einigen Tagen aufgeführt werden und deren Vorſtellung der Hof beiwohnen ſollte. Unſer Liebhabertheater fing an immer mehr Aufſehen zu erregen, die Gasqui und Grenet ſpielten ſehr gut, erſtere beſonders in dem Luſtſpiel und den Vaudevilles, in denen ſie hübſche Romanzen trefflich vorgetragen einlegte; auch noch zwei andere active Damen waren ſeit Kurzem der Geſellſchaft beigetreten, die beide nicht minder gefielen, eine machte wirklich Furore. Madame Damiette war die Gattin eines Kriegs-Commiſſairs, die ſich mehr für heroiſche Rollen und Anſtandsdamen eignete, die andere, Madame Detrée, war die junge Frau eines Oberſten von der Linie, und als ſentimentale Liebhaberin unübertrefflich, daß ſie aber auch außer der Scene dieſes Fach vorzüglich bekleidete, ſollte ich bald erfahren. Der Oberſt war mit ſeinem Regiment in Calabrien, und was war natürlicher, als daß ſich die junge Frau, eine kaum zwanzigjährige Franzöſin aus Orleans, zu entſchädigen und zu tröſten ſuchte. Zur Phädra hatte ich die Rollen ſo vertheilt, daß Madame Damiette die Titelrolle, Herr De-

mirte den Theseus, Mad. Detrée Aricie, Mad. Gasqui Jömene, Mad. Grenet Oenone, und ich den Hippolyte spielte. Die Gasqui wollte sich zuerst durchaus diese Rollenvertheilung nicht gefallen lassen und die der Aricie übernehmen, nur mit großer Mühe brachte ich es dahin, daß sie sich mit der Jömene begnügte, indem ich ihr vorstellte, daß sie ja doch die Königin des Lustspiels und des Vaudevilles sey und der Madame Detrée wohl die Freude lassen könne, eine traurige Liebhaberin zu machen. Dies half, — ich ging jetzt fleißig die Rollen bald mit der Phädra, bald mit der Aricie, mit letzterer etwas leidenschaftlicher durch, und nach einem Dutzend Proben und ein Paar Generalproben glaubten wir uns im Stand, vor einem allerhöchsten Publikum produciren zu können, denn die beiden Majestäten mit glänzendem Gefolge geruhten derselben, wie gesagt, beizuwohnen, namentlich war die Königin von jungen und schönen Damen umgeben, und dies machte, daß wir uns alle die größte Mühe gaben, etwas nicht ganz Gewöhnliches zu leisten. Die Vorstellung fiel auch wenigstens leidlich aus, ihre Majestäten hatten sich amüsirt, und mein Hippolyt hatte dem König Joseph so gefallen, daß ich bald nach dieser Vorstellung eine Einladung an den Hof bekam, wo es so ziemlich ungenirt, durchaus nicht steif herging, und bei weitem kein so ängstliches und oft komisches Ceremoniel beobachtet wurde, als an dem Hof seines kaiserlichen Bruders. Joseph war ein ziemlich natürliches Menschenkind, hatte sogar etwas Treuherziges in seinem Benehmen, er würde als Privatmann gewiß ausgezeichnet und ein guter Familienvater geworden seyn, und man als solcher seine Schwächen weniger oder nicht bemerkt haben. Seine Stellung auf dem Thron von Neapel war nicht die beneidenswertheste, ja fast peinlich zu nennen, er sollte und durfte nur das gehorsame Werkzeug seines ihn tyrannisirenden Bruders seyn, dessen Ab- und Ansichten selten mit den seinigen harmonirten, der auch in großer Entfernung von Neapel keineswegs den Zustand der Dinge daselbst so kannte, um ihn richtig beurtheilen und leiten zu können; an Ort und Stelle fanden sich nicht zu überwindende Schwierigkeiten, die er in Paris oder seinen Hauptquartieren kaum ahnte, und doch in Wuth und Zorn gerieth, wenn man sie in Neapel nicht wie er wollte augenblicklich aus dem Wege räumte. Joseph hatte nicht verlangt König zu seyn, ja er war es fast gegen seinen Willen geworden. »Lasse mich in meiner Familie regieren,« hatte er zu seinem Bruder gesagt,

che er Frankreich verließ. — Die Königin Julie, Tochter des Kaufmanns Clairet zu Marſeille, war in dieſem Stück ganz mit ihrem Gatten einverſtanden, und eine vortreffliche, herzensgute Dame, die mit Engelsgeduld die Untreue und Schwächen ihres Gemahls nicht nur ertrug, ſondern ſogar entſchuldigte und zu beſchönigen ſuchte; ſie war erſt kürzlich von Frankreich gekommen, und von allen Schwiegertöchtern der Kaiſerin Mutter, Madame Lätitia, diejenige, welche dieſe am meiſten und aufrichtigſten liebte. Am Hof des Königs Joſeph zu Neapel herrſchte ein etwas militairiſcher Ton, wozu die fortwährenden Unruhen im Königreich und namentlich in Calabrien, welche machten, daß man ewig auf dem qui vive ſein mußte und ab- und zuging, das ihrige beitrugen. Die königliche Tafel verlaſſend, ſtiegen die Generale und Stabsoffiziere nicht ſelten in die Wagen oder zu Pferd, um ſich nach Calabrien ꝛc. zu begeben, da von dort oder aus andern Gegenden des Reichs, während der Mahlzeit ſchlimme und bedenkliche Berichte eingelaufen waren. Von Joſephs Hofhaltung in ihrem Innern wurde ich damals nicht genauer unterrichtet, da auch mich das Schickſal bald wieder aus Neapel rief, nachdem ich nur einigemal am Hof erſchienen und alſo noch ziemlich fremd war; erſt in ihrem Exil zu Frankfurt lernte ich die daſelbſt unter dem Namen einer Gräfin von Sürvilier mit ihren beiden Töchtern wohnende Exkönigin von Spanien und ihren vortrefflichen Charakter näher kennen.

Auf Anſtiften meines Vetters Moritz, der ebenfalls unſern Aufführungen in Giesù nuovo beiwohnte, arrangirte ich auch eine deutſche Vorſtellung, und zwar »Kabale und Liebe«, bei der eine Frau von Gemmingen, die Gattin eines Capitains, die Lady Milford, Helene Cramer die Louiſe, und eine Madame Reiſinger die Mutter, der junge Stock den Vater derſelben machten, und ich mein altes Paradepferd, den Major Ferdinand hervorſuchte. Die Vorſtellung war, trotz dem daß ſich die Liebe zwiſchen mir und Helenchen ins Spiel miſchte, nicht ſonderlich, obgleich die ſehr nachſichtigen deutſchen Zuſchauer, die Franzoſen und Italiäner räumten den Saal alle gleich nach dem erſten Akt, ſich trefflich unterhalten haben wollten. Damit hatte es aber ſein Bewenden mit dem deutſchen Theater, obgleich Moritz gerne noch andere ältere Stücke als angenehme Erinnerungen an ſeine Jugend aufgeführt haben wollte; die Sache war zu ſchwierig, Acteurs und Actricen zu ſchlecht, ſo daß ich ſelbſt einen Degout an deutſchen Vorſtellungen

bekam, denn obgleich Helene Cramer mit großer Naivität und vielem Feuer spielte, so zog ich es doch vor, außerhalb der Bühne die Liebhaberrollen bei ihr zu übernehmen, und theilte jetzt mein Herz hauptsächlich zwischen Madame Detrée und ihr; sie wohnte mit ihren Eltern in der Fortezza nuova, wo ich sie oft sah, und zwar unter der sehr strengen Aufsicht der Frau Mama, die das Goldtöchterchen auch keinen Schritt ohne sich thun ließ, und so Unrecht nicht hatte; wir besuchten zwar fast alle Theater miteinander, aber immer in Gesellschaft der Mama, die nicht von der Seite wich. Ich hatte also fast nur ein theoretisches, platonisches Verhältniß mit Demoiselle Cramer, während das mit Madame Detrée vollkommen materiell war. — Madame Cramer ließ mich nicht undeutlich merken, daß ihr Töchterchen eine vortreffliche Partie für mich wäre; aber an das Heirathen und gar an das Heirathen als Offizier, deren Weiber, um den ewigen Gelegenheiten der Verführungen zu widerstehen, ganze Engel oder Mütter Gottes seyn müssen, dachte ich so wenig, als ein Capuciner zu werden. — Ohne der Mutter gerade vor den Kopf zu stoßen, wußte ich dennoch solchen Anspielungen gehörig auszuweichen, und suchte noch einige Lustparthien zu veranstalten, in der Hoffnung, dabei Gelegenheit zu finden, der Mama Argus ein X für ein U vormachen zu können. Ich lud die Familie zu einer Fahrt nach dem schönen königlichen Schloß zu Caserta, eines der herrlichsten Schlösser der Welt, ein; aber auch hier kam ich nicht viel weiter, nur einmal gelang es mir in dem mit Statüen bevölkerten Park, Mutter und Tochter auf einige Augenblicke so zu trennen, daß ich letzterer, zu den Füßen einer marmornen Aphrodite, durch eine flüchtige aber feurige Umarmung versichern konnte, wie liebenswürdig ich sie finde; aber kaum hatte ich sie ein Paarmal geküßt, als schon ein: »Helene, wo steckst du denn?« sich ganz nahe vernehmen ließ, und mit einem: »Hier, Mama,« wand sich die Taube aus meinen Armen, der Mutter entgegenspringend.

Caserta ist ein kleiner unbedeutender Ort, der den Lombarden sein Entstehen verdankt, aber das von Carl III. durch den römischen Baumeister Vanvitelli erbaute Schloß ist, wie gesagt, eines der prächtigsten, nach dem zu Versailles vielleicht das prächtigste Europas; es ist auf das eleganteste und reichste dekorirt, und Alles athmet Verschwendung: der Park ist sehr groß, hat herrliche Parthien, Gruppen u. s. w., und seine Gärten sind mit

zahlosen antiken und modernen Bildsäulen geschmückt. Zu diesen Gärten führt eine Wasserleitung, welche über mehrere Berge und durch das Thal Maddalone läuft. Bei der Heimfahrt war es zwar schon düster und endlich dunkel, aber Madame Cramer hatte so scharfsehende Augen, daß ich kaum von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Händedruck wagen durfte. Mehr hoffte ich von einer zweiten Parthie, die ich nach dem weiter entfernten Pestum veranstaltete, wozu mehrere Tage erforderlich waren. Nachdem Madame Cramer eingewilligt hatte, nahm ich viertägigen Urlaub, und wir fuhren ohne den Papa, der als Adjutant-Major nicht wohl abkommen konnte, den uns schon bekannten Weg über Portici und Resina, dann wie in einem Garten durch das Thal Scafati, über den Sarno, durch Nocera de pagani, das alte, von Hannibal zerstörte Nuceria alphaterna, wo ein Cybelentempel in den ersten Zeiten der Christenheit in eine Kirche, jetzt San Maria-maggiore, umgewandelt wurde, die noch von einer doppelten Reihe Säulen aus Giallo antico und Alabaster umgeben ist. Die kaum 7000 Einwohner zählende Stadt, deren Gründung man den Pelasgern zuschreibt, wurde dreimal gänzlich verwüstet, das Erstemal durch Hannibal, das Zweitemal vom Tya, und das Drittemal vom König Ruggiero. Wir kamen dann durch das Städtchen La Galva, das mitten in den anmuthigen und baumreichen Thälern des Monte-Metelliano wie in einem großen Park liegt. An mehrern hübschen Villas und wohlhabenden Dörfern vorüber fahrend, erblickten wir in einiger Entfernung die im 12ten Jahrhundert vom Herzog Roger auf dem Berg Metelliano erbaute Benedictiner-Abtei La Trinita della cava, in welcher nahe an 100,000 alte Urkunden, Manuscripte, Handvesten, von denen viele aus dem 8ten und 9ten Jahrhundert, besonders auch die Lombarden betreffend, darunter der Codex longobardum von 1004, aufbewahrt werden. In der Kirche dieses Klosters ist das Grab von Tancreds Mutter, der Gattin des Herzogs Roger. Von hier fuhren wir über Pietro nach Salerno, das an dem Ufer des Meeres in einer freundlichen, von heitern Hügeln umgebenen Ebene liegt, und ich schon aus unserm ersten Feldzug in Calabrien kannte, so wie Eboli, wo wir übernachteten, aber die Mutter ihren Schatz gleich einem Drachen bewachte. Am andern Morgen machten wir uns in aller Frühe nach den Ruinen von Pestum auf, wohin ein ziemlich einsamer Weg führt. Nachdem

wir durch eine ausgedehnte Heide gekommen waren, entdeckten wir verſchiedene iſolirt ſtehende Gebäude, die, wenn man ihnen nahe iſt, koloſſal und imponirend hervortreten. Erſt im Jahr 1755 wurden dieſe ſchönen Ruinen einer grauen Vorzeit, vielleicht die herrlichſten der griechiſchen Baukunſt, entdeckt. Dieſe unermeßlichen Säulenreihen der Tempel, die noch aus der heroiſchen Sagenzeit ſtammen, und Jahrtauſende, in einſamer Wüſte trauernd, an ſich vorübergehen, Roms Entſtehung, Größe und Herrlichkeit, ſeinen Verfall und deſſen chriſtliche Erhebung bis auf unſere Zeiten ſahen, geben manchen Stoff zu ernſtem Nachdenken. Der Neptunstempel, ſicher der älteſte heidniſche Tempel in Europa, iſt durch die imponirende Majeſtät ſeines Styls merkwürdig; noch ſieht man in demſelben den Hauptaltar ſtehen, an welchem man die Schlachtopfer erwürgte, das an 200 Fuß lange Gebäude iſt von Säulen dorriſcher Ordnung umgeben. Von den vier großen Stadtthoren ſteht noch eines an der nördlichen Seite, das einen 46 Fuß hohen ſteinernen Bogen bildet. Die Mauern dieſer Stadt beſtehen aus ſehr großen und künſtlich, ohne Mörtel und Speis, ineinander gefügten Steinen. Schon Solon erwähnt des alten Poſſidonias, als den Doriern zugehörig, die Sybariter aber ſollen ihre Gründer geweſen ſeyn, ſpäter gehörte ſie den Samaritern und endlich den Römern, im 9ten Jahrhundert wurde ſie von den Saracenen gänzlich zerſtört. Virgil erwähnt ihrer als dem Sitz der ausgeſuchteſten und raffinirteſten Wolluſt und des bezauberndſten Aufenthalts, ein wahres Elyſium, man wandle nur zwiſchen Roſengebüſchen und Blumenteppichen, alles was die höchſte Kunſt, verbunden mit der üppigſten Vegetation, hervorzubringen im Stande ſey, finde ſich hier vereint, und jetzt liegen dieſe koſtbaren Trümmer zwiſchen öden unfruchtbaren Steppen und Sandboden. Welcher Wechſel! — In der Nähe von Poſeidons Rieſentempel, deſſen Säulen 18 Schuhe im Umfang haben, liegt die ſogenannte Baſilika, ein Gebäude, dem man dieſen Namen gab, weil man keinen andern wußte, und ſeine Beſtimmung nicht kennt; auf einer andern Seite iſt noch ein ziemlich gut erhaltener gigantiſcher Tempel, von dem nur die Wölbung eingefallen iſt. Vom Theater und Amphitheater iſt wenig mehr übrig, Dornbüſche und Geſträuche ſproſſen üppig aus den Stufen hervor, auf denen einſt ſo viele Tauſend Zuſchauer ſich an den Kämpfen der wilden Beſtien und nicht viel beſſern Menſchen ergötzten, Raben, Eulen und Uhus haben nun ihre Sitze hier auf-

geschlagen und stiegen in, die Luft verdunkelnden, Schwärmen auf, wenn sie aus ihren Nestern verscheucht werden. Ueber Ruinen und Gräber schreitet man allenthalben einher und stößt hie und da auf alte Thürme u. s. w. Endlich wurden wir durch die Gunst des Zufalls auf eine halbe Viertelstunde von der Mama getrennt, die sich auf kurze Zeit zu entfernen genöthigt war. Ich benutzte diesen Umstand so gut als möglich, und dem aus Eboli mitgebrachten Führer befehlend, auf die Mutter zu warten, verirrte ich mich mit Helenchen hinter die dicken Neptunssäulen, und versicherte sie bei dem Dreizack des mächtigen Weltbeherrschers meiner feurigsten Liebe, von der ich ihr, so viel es die Umstände erlaubten, die handgreiflichsten Beweise gab. Im Taumel der Wonne vergaßen wir Pestums und der Welt, bis uns endlich die kreischende Stimme der Mama aus demselben aufschreckte, die, als wir unter den tausendjährigen Trümmern hervorkrochen, ausrief: „aber Mädchen, was hast du denn, du bist ja so roth wie ein gesottener Hummer! —

— Nichts Mama, das Steigen über die dicken Steine des Venustempels hat mich so erhitzt.

Ob es Mama Cramer glaubte oder nicht, ist mir ein Räthsel geblieben, jedenfalls war sie so klug zu thun als glaube sie es. Wir hatten wohl an drei Stunden in Pestums Ruinen verweilt, und eine mitgebrachte kalte Küche unter den Vorhallen des Neptuntempels eingenommen, als wir unsere Rückreise antraten und bis Salerno fuhren, wo wir übernachteten, und dann den andern Tag wieder wohlbehalten in Neapel eintrafen. In meinem Hauptquartier in Giesù nuovo angekommen, sagte mir mein Bedienter, den ich zurückgelassen hatte, daß Madame Gasqui wenigstens schon zehnmal nach mir geschickt; als ich hierauf zu ihr eilte, empfing sie mich mit einem artigen Donnerwetterchen, weil ich, ohne ihr etwas zu sagen, nach Pestum und zwar mit deutschen Damen gefahren sey. Nach einem ziemlich langen Hadern kam es endlich wieder zu einem wohlbesiegelten Frieden, und nun eröffnete mir die Dame, daß wir Voltaires Zaire geben müßten, weil die Königin bei einer ihrer Hofdamen den Wunsch geäußert habe, dieses Trauerspiel von uns aufführen zu sehen. Louise wollte aber diesmal durchaus die Titelrolle machen. Der Himmel, oder das Schicksal, oder der Kriegsminister, gleichviel, hatte aber beschlossen, daß ich in einem andern Trauer- und Schauspiel auftreten würde, dessen Bühne abermals Calabrien seyn sollte. Das Bataillon erhielt

Ordre, daß es in 24 Stunden nach Cosenza abmarschiren solle, und der Stab des Regiments wurde sammt dem Oberst Dumas nach Castel a mare verlegt. Kaum hatte ich noch soviel Zeit, mir ein Paar gute Pferde zu kaufen, während meines diesmaligen Aufenthaltes hatten mir wieder Vetter Moritz und Stock die ihrigen zur Verfügung gestellt. Den Abend vor dem Ausmarsch machte ich meine Abschiedsronde, da wo es anging, küssend und umarmend, auch Helenchen mußte mir ein Küßchen geben, auf welches ich freilich das der Mama drein nehmen mußte.

Es sah neuerdings wieder sehr unruhig im südlichen Theil des Königreichs aus, obgleich man fast tagtäglich in der Hauptstadt darauf loshängte, verurtheilte und hinrichtete. Als wir diesen Marsch nach Calabrien antraten, ging es schon dem Winter zu, und die fatale Regenzeit war vor der Thüre. Wir marschirten abermals über Portici, Salerno u. s. w. Seit unserer ersten Expedition nach Calabrien und nach der Schlacht bei Maida hatten sich die Engländer Reggios und des Schlosses von Scylla bemächtigt, der Feind war abermals mit einem Armeecorps von ungefähr 8000 Mann, welches der tapfere Prinz von Hessen-Philippsthal befehligte, gelandet. General Regnier, der noch immer in Calabrien kommandirte; hatte bei der ersten Nachricht, die er hiervon erhielt, in aller Eile soviel Truppen als möglich zusammengebracht, es waren kaum über 4000 Mann, damit das friedliche, freilich größtentheils aus Banditen und Raubgesindel bestehende Heer schon Ende Mai 1807 auf das Haupt geschlagen und so seinen Fehler bei Maida wieder gut gemacht; selbst der Prinz von Hessen-Philippsthal hatte sich nur mit Hülfe der Schnelligkeit seines Pferdes retten können und büßte beinahe seine ganze Artillerie ein, die er im Stich lassen mußte; die ihn verfolgende französische Cavallerie verfehlte ihn nur um 20 Minuten. Sein Heer wurde gänzlich gesprengt, und ein großer Theil desselben zu Gefangenen gemacht, der Prinz landete mit kaum 100 Mann an den Küsten Siciliens. Dieser Sieg war sehr zur gelegenen Zeit gekommen, denn ohne ihn würde nicht nur Calabrien, sondern sehr wahrscheinlich das ganze Königreich in Masse gegen die neue Regierung aufgestanden seyn. Nun wurde gegen Reggio marschirt, dasselbe bald darauf belagert und das Schloß Scylla von der Landseite bloquirt. Das letztere ist indessen außerordentlich fest, und da viel daran gelegen war, diesen, die Meerenge von

Sicilien beherrschenden Punkt wieder zu besitzen, um Herr der Küste zu seyn, so mußte man schweres Belagerungsgeschütz von Neapel kommen lassen, um das Fort gehörig beschießen zu können. Dies war aber zu Land ohne die außerordentlichsten Anstrengungen nicht wohl fortzubringen, weshalb man es einschiffte, wo ein Theil desselben auf der See von den Engländern weggenommen wurde.

In Cosenza angekommen, blieb das Bataillon zwei Tage daselbst, den dritten Tag marschirten wir gegen Abend nach Rogliano, wo wir den übrigen Theil der Nacht bis gegen Morgen verweilten, dann aber aufbrachen und durch ein schauerlich wildes, von steilen Felsen umgebenes Thal kamen, in dessen Umgegend jetzt der berüchtigte Banditenchef Francatrippa, der die Rolle des Fra Diavolo übernommen hatte, sein Wesen trieb. Hier mußten wir, Mann für Mann, einen ganz schmalen Felsensteig im Zickzack, wie von einem Theaterberg, zwischen steilen Felswänden hinabsteigen, wobei die bepackten Maulesel und Pferde von ihren Führern und abgestiegenen Reitern vorsichtig an der Hand geführt wurden, sodann einen Waldstrom passiren, über den nur ein sehr schmaler und geländerloser Fußsteig führte, dann kamen wir nochmals an furchtbaren Abgründen vorüber. Diesen Tag führte ich wieder die Avantgarde des Bataillons, doch war an Seitenpatrouillen bei diesem Terrain nicht zu denken. Kaum waren ungefähr 20 Mann von meinen Leuten, an deren Spitze ich marschirte, auf dem schmalen Pfade an den Rand eines solchen Schlundes vorangeschritten, als sich die Briganden oben auf dem Felsen zeigten und eine Decharge auf uns abfeuerten, dann gleich Gemsen wieder verschwanden, mit ihren Sandalen davon springend. Großen Schaden hatten sie nicht angerichtet, nur ein Paar Leute hatten leichte Streifschüsse erhalten. Ich ließ indessen sogleich Halt machen, und wir kletterten mit Hülfe des Gesträuchs den am Eingang der Schlucht weniger steilen Felsen hinan, hoffend, so den Briganden in den Rücken zu fallen; aber als wir hinaufkamen, war keine Spur mehr von ihnen zu sehen; in die weg- und pfadlosen Wildnisse zwischen Klippen und Gesträuch konnten wir uns nicht wagen, ohne Gefahr zu laufen, in einen Hinterhalt des Francatrippa zu gerathen. Das Terrain war hier den Briganden so günstig und uns, die wir es nicht kannten, so nachtheilig, daß wir gewiß verloren gewesen wären, wenn die Bewoh-

ner deſſelben in Uebereinſtimmung gegen uns agirt haben würden, ſelbſt wenn wir hätten bedeutendere Streitkräfte entwickeln können; leicht war es, die Truppen in Abtheilungen zu überfallen und zu vernichten. Glücklich kamen wir in Scigliano an, von wo wir nach Nicaſtro und von da in die Ebenen von Sanveria marſchirten; hier waren wir in der Nähe eines alten Gebäudes, das eine traurige Berühmtheit erlangt hatte, da in demſelben gleich nach der verlornen Schlacht bei Maida eine ganze Compagnie Franzoſen, die ſich in daſſelbe geflüchtet, von den Bewohnern der Umgegend und den ſicilianiſchen Briganden bis auf den letzten Mann ermordet worden war. Jetzt lag wieder ein franzöſiſches Detachement in demſelben, es war befeſtigt worden, verpalliſadirt und auf mehrere Monate mit Proviant verſehen. Nichts deſtoweniger trieben in der Nähe dieſes Thales Francatrippa und ſeine Banditen ihr Weſen auf das Frechſte, und keine Patrouille unter 20 bis 30 Mann durfte ſich auf Streifereien wagen, wollte ſie nicht überwältigt werden. Die Ausſicht von den dieſes Thal umgebenden Höhen auf den Golf von St. Euphemia iſt entzückend. Von hier aus, ſowie von Nicaſtro wurden fortwährend Abtheilungen auf die Brigandenjagd abgeſchickt, ohne daß ſie ſehr ergiebig geweſen wäre. An dieſem geringen Erfolge war hauptſächlich das Einverſtändniß der Räuber mit den Einwohnern ſchuld, die ihnen allen Vorſchub leiſteten, während ſie uns flohen und mit einem ewigen: „non capisco“ oder „non so niente“, das zum Verzweifeln war, abſpeiſten, wozu auch noch die vollkommene Kenntniß des Terrains unſerer faſt unerreichbaren Feinde kam. Nach mehreren Tagen des vergeblichen Hin- und Hermarſchirens in den den Golf umgebenden Bergen und Wäldern, brachte ich mit meinen Voltigeurs zwei Tage in dem Städtchen Pizzo zu, welches am ſüdlichen Ende deſſelben liegt und in deſſen Umgegend außerordentlich viel Mais und Reis, die Hauptnahrung der Einwohner, gepflanzt wird. Das Clima iſt ſo warm, daß ſelbſt das Zuckerrohr hier ſehr gut fortkommt und gedeiht, wie mich der Augenſchein überzeugte. Das Bataillon hatte ſich einſtweilen in die zahlreichen Landſitze, die von Pomeranzen- und Citronenhainen umgeben, in der Nähe von Nicaſtro liegen, einquartiert. Die hier vorhandenen Wälder ſind ſeit undenklichen Zeiten der Aufenthalt von Räuber- und Banditenhorden, mit denen ſich die Gutsbeſitzer, wenn ſie einiger Sicherheit genießen wollen, verſtändigen und ab-

finden müſſen, indem ſie ihnen von Zeit zu Zeit nicht unbedeutende Summen einhändigen, namentlich iſt der Wald von St. Euphemia, und zwar mit Recht, ſehr übel berüchtigt. In dieſer Wildniß hatten auch jetzt die Briganden und ihre Banden und Spießgeſellen ihr Hauptquartier aufgeſchlagen und wurden noch obendrein von den Engländern und Sicilianern unterſtützt und beſoldet, mit denen ſie beſtändig communicirten und welche in der Nacht faſt gefahrlos landeten und ausſchifften, was wir nicht wohl verhindern konnten, da der ſo nahe an der Küſte gelegene Wald ein geheimnißvolles Labyrinth war, und nur die Räuber und Banditen den in daſſelbe leitenden Faden in Händen hatten, auch alle Zu- und Ausgänge kannten, die außerdem durch gut verborgene, mit Geſträuch und Dornen bedeckte Gruben faſt unzugänglich gemacht waren, und ſo bot dieſer Wald die erwünſchteſte Leichtigkeit und Gelegenheit dar, uns aufzulauern. In demſelben, den zu reinigen jetzt unſere Aufgabe war, hauſte damals ein alter berüchtigter Calabreſe, Benincaſa genannt, welcher der oberſte Chef aller Banden war, die, ſowie Francatrippa ſelbſt, mit ihm in genauer Verbindung ſtanden und ſeine Befehle auf das pünktlichſte befolgten. Es war ein wahrer Aſſaſſinen-Fürſt, ein zweiter Alter vom Berge. Schon lange Zeit vor der franzöſiſchen Occupation hatte er ſein blutiges Raub- und Mörderhandwerk in dieſem furchtbaren Walde getrieben, wo ihn die Arme der elenden neapolitaniſchen Juſtiz nicht hatten erreichen können, und von wo aus er die ganze Umgegend brandſchatzte. Unſer Bataillon erhielt nun Befehl, dieſen gräßlichen Menſchen und ſeine Banden zu zerſtreuen, aus ihren Höhlen und Mordſitzen aufzuſcheuchen und ſie wo möglich zu vernichten. Aber vergeblich blieben alle Verſuche; die Liſt, die ich in den italiäniſchen Alpen und den Gebirgen von Genua angewendet hatte, die Briganden zu fangen, würde bei dieſem alten ſchlauen Fuchs nichts gefruchtet haben, und wenig fehlte, ſo wäre ich bei einem Verſuch, in dieſe Wildniß zu dringen, ſammt meinen Voltigeurs ein Opfer der Fallſtricke des liſtigen und blutdürſtigen Benincaſa geworden. Ich hatte mich bei dem Verfolgen einiger verdächtigen Individuen verleiten laſſen, zu Pferde an der Spitze der Mehrzahl meiner Compagnie in den Wald zu dringen, und zwar da, wo ſich ſcheinbar ein ziemlich breiter Eingang zeigte. Der Mannſchaft einige Schritte voranſprengend, fühlte ich plötzlich den Boden unter mir wanken und ſtürzte ſammt meinem Pferde

in eine über sechs Schuhe tiefe Grube, die wohl fünfzig Fuß breit war und über hundert im Umfang haben mochte und wahrscheinlich darauf berechnet war, eine Abtheilung verfolgender Reiterei stürzen zu machen, die man dann in der Grube leicht zusammenschießen konnte. Da ich allein in dieselbe gestürzt war, ohne daß jedoch ich noch mein Pferd bedeutend beschädigt worden wären, und meine Leute gleich herbeirannten, so hatte es, da der Sturz so glücklich abgelaufen war, keine weitere Gefahr mehr für mich, nur kostete es viel Mühe, das Pferd wieder aus derselben zu schaffen, da sie senkrechte Wände hatte, in welche die Soldaten sogleich eine so schiefe Abdachung gruben, daß das erschrockene Thier herausgeführt werden konnte. Dieser Vorfall war ein Warnungszeichen, besser auf der Hut zu seyn. Noch mehrere Versuche, die Banden aus diesem Walde zu jagen, scheiterten ebenfalls, und Düret hielt es für das Beste, mit dem Banditenfürst zu unterhandeln, nachdem er seine Berichte gemacht und Vollmacht dazu begehrt und erhalten hatte. Aber die Unterhandlungen zerschlugen sich, obgleich man dem Benincasa und seinen Banden große Versprechungen gemacht und bedeutende Vortheile eingeräumt hatte; wahrscheinlich traute der alte Fuchs, der selbst nie ein Versprechen gehalten, uns nicht, sodann trat jetzt die Regenzeit in ihrer ganzen Kraft ein und machte, daß wir wenigstens auf ein Paar Monate alle fernern Versuche gegen diese aalartigen Feinde einstellen mußten, die aber gerade deshalb um so kühner aus ihren Schlupfwinkeln hervortraten, großen Schaden zufügten und mordeten und raubten, wo sie sich die Stärkern wußten; ohnedies ist ein friedliches und gemächliches Leben den rohen Naturkindern der calabrischen Wildnisse verhaßt, Gefahren, Raub und Mord ihr Element, dabei besitzen sie eine außerordentliche Gewandtheit und Behendigkeit und wissen ihre Gewehre trefflich zu gebrauchen, jedoch immer nur aus dem Hinterhalt, in offener Schlacht taugen diese Briganden nicht und halten nicht Stich gegen wohldisciplinirte Truppen, nur die neapolitanischen Krieger fürchten sie wenig, schätzen sie gering und werden von diesen gefürchtet. Wir verließen, hauptsächlich durch den sich unaufhörlich in Strömen ergießenden Regen gezwungen, die Gegend am Golf St. Euphemia und marschirten zuerst nach Monteleone, wo wir mehrere Tage weilten und Kleider und Waffen in möglichst besten Stand zu setzen suchten, denn beide hatten sehr gelitten. Wieder waren es Schuhe oder doch Sohlen,

die uns am meiſten Noth thaten, und viele der Leute gingen ſchon faſt auf bloßen Füßen, dies war bei den ewigen Hin- und Hermärſchen auf ſolchem Boden und in ſolchem Wetter kein Wunder; Tag und Nacht wurde patrouillirt, und alle von Neapel kommenden oder zurückkehrenden Courriere, Adjutanten, Stabsoffiziere ꝛc. mußten von einer Stadt zur andern eine Escorte von wenigſtens 30 Mann haben. Dies Alles machte den Felddienſt außerordentlich beſchwerlich, auch kam es vor, daß manche Compagnieen 8 bis 14 Tage bei dieſem Regenwetter bivouaquiren mußten, wie es mir ſelbſt einmal erging, ſo daß wir faſt ganz im Waſſer und Koth lagen und ſchliefen; die Lebensmittel waren dabei eben ſo ſchlecht wie in der erſten Campagne und mangelten manche Tage gänzlich, viele Ortſchaften waren ganz menſchenleer und bis auf wenige Hütten zerſtört, auch hatten wir ſeit unſerm Abmarſch aus Neapel keinen Sold mehr erhalten, und ich hatte ſchon faſt meine ganze Baarſchaft der Compagnie vorgeſchoſſen, ein Vortheil, den keine andere Compagnie hatte und warum die meinige beneidet wurde; aber ich konnte auch mit meinen Leuten den Teufel austreiben, in die Hölle wären ſie mir gefolgt, während die andern Soldaten des Bataillons, beſonders Böhmen und Oeſtreicher knurrten und murrten, denn an Knödel war da nicht zu denken. Pollenta und Reis gab es nur, und auch dieſes nicht immer, Fleiſch war eine ſeltene Koſt. Viele Soldaten hatten, aus der Noth eine Tugend machend, das Beiſpiel der Calabreſen befolgt und ſtatt der mangelnden und ganz zerriſſenen Schuhe ſich Sandalen aus Ziegenfellen, oder was ſie ſonſt haben konnten, um die Füße gewunden. Die Offiziere waren oft noch weit ſchlimmer daran als der gemeine Mann, der raubte und wegnahm, wo er etwas fand, was jene nicht konnten und froh waren, wenn ihnen der Soldat etwas von dem Geraubten mittheilte. Meine Leute verſorgten mich jedoch trefflich und ließen mir oft Eier, Käſe, Brod, Speck und dergleichen zukommen, ſo daß ich an Lebensmitteln nur ſelten Mangel litt, da ſie mir immer das Beſte brachten. Der franzöſiſche Soldat war bei all dem Mangel und Elend doch immer luſtig und guter Dinge, machte bons mots und war unerſchöpflich in Scherzen. Eine ſolche Munterkeit unter allen Umſtänden iſt in der That ein koſtbares Geſchenk des Himmels, unſere Leute und namentlich die Ruſſen und Polen vergaßen nur dann ihr Elend, wenn ſie Aquavit genug haben konnten, wonach ſie

in einem Dorf oder einer Maierei immer zuerſt forſchten; machten ſie einen ſolchen Fund, dann war auf kurze Zeit wieder alles gut.

Da man in Sicilien glaubte, was auch die Engländer und wir ſelbſt vermutheten, daß man diesſeits des Canals eine Landung auf jener Inſel beabſichtige und vorbereite, wozu es allen Anſchein hatte, ſo ſandte die ſicilianiſche Regierung unaufhörlich Briganden in großen Haufen herüber, die von den Engländern des Nachts ans Land geſetzt, ſich dann ſogleich in die Wälder und Gebirge verloren und die franzöſiſchen Truppen auf alle Weiſe verfolgten, um ihnen die Gelüſte nach der reichen und ſchönen Inſel vergehen zu machen, und wir wurden nun wieder mehr denn je von den Inſurgenten beunruhigt und in Athem erhalten. Während unſers Aufenthaltes in Monte-leone, eine nicht unbedeutende Stadt von etwa 16,000 Einwohnern, mit einem ehemals befeſtigten Schloß, das Friedrich II. erbaute, wurde bei Fondaco del Fico, ein ſich in der Nähe jenſeits Pizzo befindliches, altes, halbverfallenes, ſehr weitläuftiges Gebäude, welches das Aushängeſchild: „Osteria di Cicerone“ (Cicero's Gaſthaus) führte, ein von Neapel kommender Courrier mit ſehnſüchtig erwarteten Depeſchen und Briefen für das ganze Armeecorps angefallen, beraubt und ſammt ſeiner Escorte, aus einer Abtheilung von einem Sergeanten befehligter Infanterie beſtehend, einige 20 Mann, ermordet. Nur zwei, und davon der eine noch ſchwer verwundet, waren ſo glücklich, dem Tode durch eine ſchnelle Flucht zu entgehen, welche die traurige Nachricht dieſer Begebenheit nach Pizzo und Monteleone brachten. Aus ihrem Berichte ergab ſich, daß die Escorte ſelbſt mit Schuld an ihrem Unglück ſey, denn die Leute waren nicht beiſammen geblieben und zum Theil durch eine bedeutende Strecke getrennt; in dem Augenblick als ſie überfallen wurden, waren keine 10 Mann beiſammen. Ungefähr ein halbes Jahr darauf wiederholte ſich derſelbe Vorfall mit einem Detachement vom 9ten Linienregiment in der Gegend von Nicaſtro. Ich erhielt jetzt Befehl, mit meiner Compagnie ungeſäumt nach Fondaco del Fico aufzubrechen und Jagd auf die Räuber zu machen. Etwa eine Viglie davon ſtießen wir auf die ſchrecklich verſtümmelten Leichen der Ermordeten, und eine Menge zerriſſener Papiere, die ich ſammelte, lagen nebſt dem Felleiſen des Courriers umhergeſtreut, aber die Waffen der Unglücklichen, ſowie deren Torniſter hat-

ten die Briganden mit fortgeſchleppt, die Leichen auch zum Theil ihrer Kleider beraubt. Fondaco del Fico liegt an dem Eingang eines dichten Waldes, und wie Antiquare behaupten, genau auf der Stelle, wo das alte, vom Meere verſchlungene Hipponicum geſtanden haben ſoll, von dem auch noch Tempelruinen in der Nähe ſind. Cicero hatte ſich hierher geflüchtet, um den Verfolgungen des Globius zu entgehen, und ſchrieb aus dem nahen Fundus sicne mehrere Briefe an den Atticus. Ich ſtellte zuerſt die nöthigen Wachen um das Gebäude herum und gegen den Wald, ließ dann die Leichen der Ermordeten durch Bauern nach Monteleone bringen, unterſuchte alle Zugänge und Schlupfwinkel des Eulenneſtes auf das Sorgfältigſte und drang dann mit einer Abtheilung meiner Leute, jedoch mit großer Vorſicht, einige hundert Schritte in den Wald vor, ohne eine Spur von den Briganden entdecken zu können, worauf ich mich wieder auf Cicero's Oſteria zurückzog. Mit einbrechender Nacht traf ich alle Vorkehrungen, um mich gegen einen Ueberfall ſicher zu ſtellen, und die Folgen bewieſen bald, daß meine Vorſicht nicht unnöthig war. Als es dämmerte, zündeten meine Leute Feuer an und brieten das von Monte-leone mitgebrachte Ziegenfleiſch an demſelben, wir waren mit Lebensmitteln auf drei Tage verſehen. Ich ließ fortwährend ſtarke Patrouillen in geringer Entfernung um unſer Rattenneſt gehen, ſtellte mehrere Poſten nach allen Richtungen, jedoch immer a portée einer vom andern aus, und machte ſelbſt einigemale die Runde an der Spitze einer Patrouille. Es blieb aber alles ruhig bis kurz vor Mitternacht, wo plötzlich eine ungeregelte, aber ſtarke Decharge von Flintenſchüſſen auf die Poſten abgefeuert wurde, deren Kugeln um ihre Ohren pfiffen. Der Angriff geſchah von der Seite des Waldes, und kaum waren wir aufgeſprungen, die Leute lagerten noch um das Feuer, als ein Schuß ganz in unſerer Nähe, keine 25 Schritte entfernt, fiel, deſſen Kugel einen Sergeanten mitten auf die Bruſt, aber glücklicherweiſe da traf, wo ſich deſſen Büffetterie (Riemenzeug) kreuzte, und ihm ſo keinen Schaden verurſachte; ich brach nun mit etwa 50 Mann in der Richtung gegen den Wald auf, aber es war, als ſeyen unſere Feinde wie durch einen Zauberſchlag verſchwunden, man hörte und ſah nichts mehr von ihnen. Den Wald ſelbſt durfte ich nicht zu betreten wagen, wollte ich nicht abgeſchnitten werden; denn ich kannte ja die Zahl der Gegner nicht und würde bei der her-

ſchenden Finſterniß auch ohne allen Erfolg das Wagniß unternommen haben. Ich zog mich wieder auf unſere Oſteria zurück, beſetzte gehörig alle Zugänge des Gebäudes, ließ die ganze Mannſchaft, alle Poſten einziehend, in daſſelbe einrücken und verbarrikadirte dann die Hauptzugänge mit Holz, Erde und Steinen. Bald nach Mitternacht gab die an einer kleinen Pforte ſtehende Schildwache Allarm, und wir hörten nun deutlich das Annähern vieler Fußtritte, ſowie ein Summen von verworrenen Stimmen. Da man auf ein dreimaliges qui vive! der Schildwache keine Antwort hörte, ſo feuerte dieſe ab, worauf ſogleich eine Salve von den ſich nähernden Feinden erfolgte, deren Kugeln aber an den Mauern unſerer extemporirten Feſte abprallten. Daß die Bande ſehr bedeutend ſeyn mußte, war mir jetzt klar, denn es ſchienen mindeſtens ein Paar hundert Schüſſe zu ſeyn, die zumal gefallen waren. Ich traf daher meine Anordnungen ſo, daß wir uns wenigſtens bis zum Anbruch des Tages in der Defenſive hielten, denn in dieſer Dunkelheit einen unſichtbaren Feind angreifen zu wollen, deſſen Stärke und Poſition man nicht kannte, wäre Unſinn geweſen, machte mich aber auf einen Angriff und guten Empfang von meiner Seite gefaßt. Letzteres war nicht nöthig, da der erſtere unterblieb und ſich die Briganden begnügten, von Zeit zu Zeit gegen das Gebäude zu feuern, aber jedesmal aus einer andern, ganz verſchiedenen Richtung. Die Nacht war ſehr finſter, ſtürmiſch und regneriſch, und hätten die Briganden mehr Muth und Entſchloſſenheit gehabt, ſo konnten ſie uns viel zu ſchaffen machen, beſonders da die allenthalben verfallenen Mauern unſerer Feſte wenig Schutz gewährten, und ich ſie nicht an allen Orten zugleich ſtark genug beſetzen konnte, auch ließ ich alle Lichter löſchen. Bald darauf ſahen wir dagegen viele Feuer an und in dem Walde auflodern, die der alte Fuchs Benincaſa, denn kein anderer als er war es, der dieſe Banden in Perſon befehligte, hatte anzünden laſſen und durch welche er mich in die Falle und aus meiner Feſte zu locken hoffte; ich erkannte aber gleich, was die Feuer zu bedeuten hatten, überſah meines liſtigen Gegners Abſicht, und verließ Fondaco del Fico nicht. Nach anderthalb Stunden erloſchen die Feuer allmählig wieder, als aber der Tag zu grauen begann, erblickten wir zahlreiche Brigandenhaufen am Ausgange des Waldes poſtirt, die, wie es den Anſchein hatte, ſich anſchickten, uns jetzt offen und am Tage anzugreifen. Ich hielt es für beſſer,

einen ſolchen Angriff nicht hinter den Mauern abzuwarten, obgleich ihre Zahl wenigſtens dreimal ſtärker war als die unſrige. Ich formirte meine Compagnie in Sektionen und rückte dann in geſchloſſener Colonne gegen die Haufen, die ſich, als ſie uns herankommen ſahen, ſchlagfertig machten. Im Geſchwindſchritt vorrückend, ließ ich, noch einige dreißig Schritte von dem Feinde entfernt, Halt machen, dreimal abfeuern, nachdem ich die Compagnie ſchnell in ein Peloton formirt hatte, und dann commandirte ich: »fällt's Bajonett, Sturmſchritt, vorwärts, marſch.« Die Briganden hatten unſer Feuer heftig erwiedert, mir 10 Mann mehr oder weniger ſchwer verwundet und einen getödtet; aber auch von ihrer Seite haben wir mehrere fallen ſehen. Als wir ihnen aber ſchon dicht auf dem Leibe waren, zogen ſie ſich laufend in den Wald zurück, hinter den Bäumen hervorfeuernd. Hier konnte ich ſie nicht verfolgen, da der Kampf in jeder Hinſicht zu ungleich geworden wäre, und zog mich, als ich auf meiner rechten Seite in einer ziemlichen Entfernung neue Haufen hervorbrechen ſah, deren Abſicht war, ſich Fondacos, wo ich nur einen ſchwachen Poſten zurückgelaſſen hatte, zu bemächtigen oder mich wenigſtens davon abzuſchneiden, ſchnell dahin zurück. Der übrige Theil des Tages verſtrich nun, ohne daß wir weiter beunruhigt worden wären; als aber die Nacht wieder angebrochen war, hörten wir deutlich ein großes Getümmel im Walde, was mir anzudeuten ſchien, daß die Feinde große Verſtärkungen erhalten haben mußten. Etwa drei Stunden nach Sonnenuntergang ſahen wir plötzlich mehr als hundert, Fackeln ähnliche Lichter helleuchtend aus dem Walde hervorkommen und ſich gegen unſere Feſte zu, deren Barrikaden ich während dem Tag noch möglichſt hatte verſtärken laſſen, in Bewegung ſetzen. Wir erkannten bald, daß die Feuerbrände, welche ein Theil der Briganden in der einen Hand trug, während ſie in der andern ihre Gewehre zum Abfeuern fertig hielten, große Stücke von fettem, dürrem Nadelholz waren. Als ſie ſich beinahe auf Schußweite unſern Mauern genähert hatten, ließ ich Feuer auf ſie geben, das ſogleich erwiedert wurde, worauf ſie, zum Theil ihre Feuerbrände von ſich werfend, einen allgemeinen Angriff auf der Südſeite von Fondaco begannen; dieſer war jedoch nur fingirt, wie ich auch gleich vermuthet hatte, da ich andere Haufen ohne Fackeln, gleich Schatten, in einer geringen Entfernung von den erſtern geſehen und recht gut bemerkt hatte, daß

ſich dieſe, von der Dunkelheit begünſtigt, aber doch durch den, wenn auch entfernten Fackelſchein verrathen, von einer andern Seite Fondaco näherten. Ich ließ ſogleich auch die andern, nach dem Meer zugehenden Theile der Gebäude möglichſt ſtark beſetzen und bewachen. Während wir mit den bereits herangekommenen Briganden im Handgemeng waren, nachdem ſie ihre Gewehre und Piſtolen abgefeuert, hatten wir uns hauptſächlich ihrer Dolchſtöße zu erwehren, denn der Kampf wurde an den Eingängen und Brechen geführt, vernahmen wir plötzlich das Allarmgeſchrei auf der andern Seite, wohin ich jetzt eilte, meinem Lieutenant überlaſſend, die fingirten aber doch ernſtlichen Angriffe zurückzuſchlagen. Bald war der Kampf ringsum allgemein, und meine Veltigeurs ſchlugen mit den Gewehrkolben auf die Feinde los, während ich von einem Poſten zum andern ſprang, die Leute zur tapfern Vertheidigung aufmunternd. Als ich ſo hin und her lief, vernahm ich plötzlich an einer etwas von mir entfernten Stelle, wo die Mauer ſehr hoch, noch unverſehrt und nicht bewacht war, ein Geräuſch, ich näherte mich leiſe auf den Zehen, blieb dann bewegungslos ſtehen und entdeckte bald, wie ſich zwei Briganden ſchon an der inneren Mauer ſachte herabließen, denen andere, die auch bereits die Köpfe über die Mauer ſtreckten, folgen ſollten. Jetzt ſprang ich auf den erſten, als er beinahe den Boden erreicht hatte, zu und rannte ihm meinen Säbel durch den Leib, ſo daß er furchtbar brüllend zu Boden ſtürzte, der ihm folgende aber eiligſt wieder das Seil hinankletterte, an dem er ſich herabgelaſſen und das jenſeits der Mauer feſtgehalten wurde. Mit dem Säbel konnte ich ihn nicht mehr erreichen, dagegen ſchoß ich eine Piſtole auf ihn ab, traf ihn aber nicht ſo, daß er am Entkommen verhindert geweſen wäre, doch war er, nach dem Blut, das er verlor, zu urtheilen, ſtark verwundet. Der am Boden Liegende winſelte und ſchrie: »misericordia, misericordia!« Ich rief nun nach Licht, entwaffnete den ſchwer verwundeten Gefangenen vollends, ließ ihn vorerſt da liegen und beorderte einen Caporal, ſo lange das Gefecht dauere, die Runde mit 3 Mann fortwährend innerhalb der Mauern zu machen, um jedem Verſuch eines Ueberſteigens ſogleich zu begegnen, und wirklich wurde noch zweimal ein ſolcher gemacht, während der Kampf an den theilweiſe eingeriſſenen Barrikaden auf das Wüthendſte fortwährte. Einer der Ueberſteigenden hatte ſich in das Bajonett eines Veltigeurs

gewieſt, mit dem ihn derſelbe aufgefangen hatte. Noch mehrere Stunden dauerte das verzweifelte Gefecht fort, da immer friſche Briganden haufen in das Gebäude zu dringen verſuchten. Schon waren meine Leute ſehr ermüdet, ſieben derſelben außer Kampf geſetzt und zwei getödtet, mehrere leichter verwundet; aber auch die Briganden hatten ſchon ziemlich viel Todte und Verwundete. Nachdem die Feinde wenigſtens 10–12 Mal ihre Anfalle, meiſtens unter den ſtärkſten Regengüſſen, erneuert, auch ſchon einmal einen ſcheinbaren Rückzug gemacht und eine halbe Stunde darauf wiedergekommen waren, um mit erneuerter Wuth ihre Angriffe zu beginnen, zogen ſie ſich endlich gegen Morgen, an einem günſtigen Erfolg ihrer vergeblichen Anſtrengungen zweifelnd, zurück. Was mich hauptſächlich gegen ihre groſſe Uebermacht ſchützte, denn es mochten wohl über Tauſend Mann ſeyn, die uns gegenüberſtanden, war die Regelloſigkeit ihrer Angriffe, Mangel an Einheit und Zuſammenwirken, da faſt jeder nur auf ſeine Fauſt that, was ihm eben das Beſte däuchte, und wenig auf ein Commando hörte, nur darin ſtimmten ſie überein, daß ſie das Gebäude erſtürmen und uns ermorden wollten; hätten ſie bei ihrer Uebermacht und dem elenden Zuſtande unſerer Befeſtigungen zumal und auf allen Seiten zugleich den Angriff begonnen, ſo würden wir einen ſchlimmen Stand gehabt haben. Durch die Ausſagen der zurückgebliebenen Verwundeten, ſie hatten deren einige 20 nebſt 11 Todten zurückgelaſſen, erfuhr ich, daß Benincaſa wieder die Seele dieſer Expedition war, und allem Vermuthen nach meitere Verſuche der Art machen würde. Indeſſen waren die mitgebrachten Lebensmittel aufgezehrt, mein ferneres Hierbleiben alſo unmöglich, auch ſo ziemlich zwecklos; meine Inſtruction lautete ohnehin, daß wenn ich binnen 3 Tagen nicht durch andere Truppen abgelöst würde, ich zurückzumarſchiren habe, weshalb ich beſchloß, nach Pizzo und Monteleone aufzubrechen. Aber auch mein Abzug war gefährlich genug, denn die Banden im Walde wurden beſtändig durch neu hinzukommende Briganden verſtärkt, und würden uns ſicher, unſer kleines Häufchen erkennend, jetzt auch im freien Feld überfallen haben. Als ich ſo überlegte, wie unſer Rückzug am beſten zu bewerkſtelligen ſey, und mich deshalb auch mit den Unteroffizieren berieth, hörten wir auf einmal Trommelſchlag, und ſahen hinter einem nahen Gebüſch unſere Carabinier-Compagnie, vom Capitaine Czerny angeführt, zu unſerer groſſen Freude mit klingenden

Gewehren anmarschiren. Jetzt waren wir erfreut; daß zu gleicher Zeit auch noch ein vierzig Mann starkes Detachement von Royal-Corse, das einen andern, von Neapel kommenden und nach Reggio bestimmten Courrier geleitete, ein, und als ich im Begriff war, abzumarschiren, kamen noch 4 Compagnien vom 9ten Linienregiment an, die zur Verstärkung des Belagerungscorps nach Scylla bestimmt waren. Letztere blieben jedoch bei Fondace über Nacht, während ich mit meinen Voltigeurs und der Escorte des Courriers nach Monteleone abging, nachdem ich den Capitain Czerny noch vorher von allem gehörig instruirt hatte. Die Wege hatten sich durch den vielen Regen seit 3 Tagen so verschlimmert, daß ich, obgleich zu Pferde, Mühe hatte durchzukommen. Ein kleiner Bach, den wir passiren mußten, und der uns beim Hermarsch kaum bis an die Waden gegangen, war schon so angeschwollen, daß uns das Wasser bis an die Brust reichte, und so reißend, daß wir wieder, Mann an Mann dicht geschlossen, durch denselben waten mußten. In der Nähe von Pizzo stießen wir auf 3 gräßlich verstümmelte Leichname französischer Soldaten, denen Nasen und Ohren abgeschnitten waren und welchen man zum Hohn die Zeugungsglieder in den Mund gesteckt hatte, sogar die Augenhöhlen waren ihnen ausgebohrt. Dieser Anblick versetzte uns in die größte Wuth, das Gabelschild und die Platten der Patrontaschen, die wir in der Nähe fanden, denn die Leichname waren aller Kleidung beraubt, verkündeten uns, daß es Chasseurs vom 2ten Linienregiment waren, von dem eine kleine Abtheilung in Pizzo lag. Hier machte ich einen kurzen Halt und ließ Erfrischungen aus dem Städtchen holen, worauf ich, immer unter dem heftigsten Regen, nach Monteleone aufbrach. Aber kaum mochten wir 500 Schritte zurückgelegt haben, als sich eine starke Brigandenbande, wohl an 400 Mann, unsern Blicken zeigte und Miene machte, uns das Weitermarschiren ersparen zu wollen. Daß die Uebermacht der Calabresen im Freien eben nicht sehr zu fürchten ist, wußte ich nun schon aus Erfahrung, sowie, daß Entschlossenheit und ein herzhafter Angriff sie schnell zum Wanken bringt. Ich besann mich daher nicht lange und marschirte im Sturmschritt auf den Schwarm zu, der, als wir nahe genug waren, Gewehre und Pistolen auf uns abfeuerte. Auch ich ließ Feuer geben, aber die meisten Gewehre versagten von beiden Seiten wegen der durch das Regenwetter verursachten Nässe: dennoch hielten die Briganten Stand,

auf die wir nun mit gefälltem Bajonett eindrangen und sie nach geringem Widerstand, wobei sie ihre Dolche wenig gebrauchten und ihre Pistolen, die ohnehin meistens versagten, nicht wieder laden konnten, da wir ihnen keine Zeit dazu ließen, die Flucht ergriffen und sich zerstreuten, ihre Todten und Verwundeten im Stiche lassend, die uns in die Hände fielen. Ich verfolgte sie zwar eine kleine Strecke, ließ jedoch bald davon ab, da es unmöglich war, sie zu erreichen. Wir setzten nun unsern Marsch nach Monteleone fort, wo wir den Nachmittag eintrafen. Die gefangenen und verwundeten Briganten, die ich zu Feudace und bei Pizzo gemacht, wurden noch denselben Tag auf Murats Befehl erschossen, wie alle Bewohner Calabriens, die mit den Waffen in der Hand gefangen wurden. Die Banden hörten nicht auf, alle Städte und Ortschaften, in denen sich französisches Militair befand, zu umschwärmen, und machten sich oft mit unglaublicher Frechheit bis vor die Thore der Städte, so daß es keinem einzelnen Soldaten zu rathen war, sich nur auf 100 Schritte von denselben zu entfernen. Noch 14 Tage blieb das Bataillon in Monteleone, von dem aber beständig zwei Drittheile detachirt oder auf Streifzügen begriffen waren. Diese Stadt, welche eine sehr angenehme Lage in einer schönen Ebene, eine der fruchtbarsten und üppigsten von ganz Calabrien, hat, ist ziemlich wohlhabend und war kein unangenehmer Aufenthalt für die Compagnien, die sich nach ihren Strapatzen in derselben erholen durften. Den nahen dichten und wildverwachsenen Wald hält man für den alten berühmten heiligen Hain des Agathokles. Süßholz, Manna, Zuckerrohr findet man hier nebst den gewöhnlichen Früchten und Gartengewächsen in Ueberfluß. Getreide und Olivenöl sind in gewöhnlichen Zeiten fast umsonst zu haben. Diese fruchtbare Gegend ist es, welche die Sage alljährlich von der Proserpina besuchen ließ, um hier ihre Blumen zur Verschönerung ihrer höllischen Gemächer zu pflücken; allerdings sieht man diese bunten Kinder des Frühlings nicht leicht in solcher Pracht wie hier, und bei jeder festlichen Veranlassung bekränzen sich Mädchen und Knaben mit denselben. Hier stand auch jener Tempel von Plutos Gattin, zu welchem Orest sich wandte. Gewiß ist es, daß Hipponium in dieser Gegend lag, aber genau die Stelle zu erforschen, ist nicht mehr möglich. Auch der berühmte Jahrmarkt wurde hier gehalten, den der Beherrscher von Syrakus, Agathokles, gegründet und zu dem die Käufer und

Verkäufer der damals bekannten Welt strömten. Etwa eine Mig-
lie von Monteleone findet man die Rudera großer Fundamente
und Mauern in der Erde, und in dem nahen Mileto, Geburtsort
des Königs Roger, zieren schöne Säulen des alten Tempels der
Höllengöttin noch eine christliche Kirche.

Trotz dem wüthenden Franzosenhaß der Calabresen, den sie
auch ihren Weibern und Kindern einprägten, gelang es mir den-
noch, die junge Frau eines Krämers zu Monteleone auf meine
Seite zu bringen, mit der mich ein Zufall in nähere Berührung
gesetzt hatte. Als ich eines Morgens aus meiner Wohnung
trat, sprang gleich einem gescheuchten Reh ein junges weibliches
Wesen mit feurig schwarzen Augen in dem zierlichen Costüme die-
ser Gegend über die Straße hinüber zu einer Nachbarin und ver-
lor dabei ihre große silberne Haarnadel, mit welcher hier zu Lande
die Frauen und Mädchen ihr dickes, seidenes Haar aufstecken und
zusammenhalten, an deren Ende ein runder, wie eine Flinten-
kugel dicker Knopf befestigt ist, ohne daß sie ihren Verlust gleich
bemerkte, dessen glücklicher Finder ich war, und den ich mir vor-
nahm, ihr selbst wieder zu übergeben, sie war aber schon in das
Haus getreten, und als ich ihr in dasselbe folgen wollte, kam sie
wieder mit aufgelösten Haaren zurück, das Kleinod ängstlich su-
chend, das ich ihr mit einem: „ecco Signorina quel che cer-
cate“ (hier, hübsche Signora, ist was Sie suchen) überreichte,
worauf mir ein grazie molto mit einem wohlgefälligen Blick
wurde. — E la buona mano? (und das Dankgeld) fragte ich nun.
— L'avrete (Sie werden es erhalten) erwiederte sie, sich lächelnd
entfernend, mir noch einen seelenvergnügten Blick zuwerfend, in-
dem sie sagte, ihr Mann werde nicht ermangeln, für die buona
mano zu sorgen. Was sie damit sagen wollte, begriff ich nicht,
aber eine Viertelstunde darauf brachte mir der Mann ein kleines
Körbchen mit allerlei Spezereien, womit er mich belohnen wollte,
seiner Gattin die silberne Nadel wiedergegeben zu haben. Diese
hatte es mit der buona mano ernstlich gemeint, und auch geglaubt
daß es mein Ernst gewesen, als ich eine solche begehrte, worüber
ich recht herzlich lachen mußte, dem Ueberbringer aber erklärte,
daß wenn ich die Sachen behalten solle, er ein Gegengeschenk da-
für nehmen müsse, und ich gab ihm ein neapolitanisches Goldstück,
das wenigstens den dreifachen Werth hatte. — Alle Francesi sind

daß seine Diavoli, wie unser Beichtvater versichert, meinte der gute Mann.

Die Feuerblicke der jungen Frau hatten indessen mein leicht entzündbares Herz in Flammen gesetzt, und ich spähte bald die Zeit aus, wenn sie in die Kirche ging, wo ich aber das Weihwasser zur nähern Bekanntschaft nicht anwenden konnte, da die guten Calabreserinnen diese Galanterie nicht kannten, und das Kirchengehen hätte mich nicht weiter gebracht, wenn mich nicht ein altes armes Weib beobachtet und bemerkt hätte, daß meine Augen immer mit Wohlgefallen auf der jungen Krämersfrau ruhten, auch hielt sie mich für einen guten katholischen Christen, da ich, wie ich es schon seit meiner Ankunft in Italien gethan, die hauptsächlichsten Ceremonien der katholischen Kirche mitmachte, was die wenigsten andern Offiziere, wenn sie auch wirklich katholisch waren, thaten. Ich gab dem alten Weib einigemal ein Almosen von ein Paar Kupfermünzen, die sich dafür so erkenntlich zeigte, daß sie mir beim Trinkgelde ganz sotto voce sagte: wenn sie mir in irgend etwas dienen könne, ich es ihr nur anvertrauen möge, sie wolle es bestens besorgen, denn sie sähe wohl, daß ich ein buon christiano und kein diavolo francese sey. Ich ließ mich in ein Gespräch mit ihr ein und erfuhr, daß die hübsche Krämersfrau Vanina Vergella heiße und die Tochter eines Seilermeisters sey, die sie als Kind gewartet und oft auf ihren Armen getragen habe, auch immer noch kleine Geschenke von ihr erhalte. Ich gab der Alten einen Ducate, der sie noch weit gesprächiger machte, so daß sie mir ohne weitere Umstände erklärte, daß, wenn ich es wünsche, sie die Unterhändlerin zwischen der Signora Vergelli und mir machen und die Sache schnell zu einem erwünschten Ziel bringen wolle: ich nahm das Anerbieten dankbar an, und die alte Hexe hatte es schon in den nächsten 24 Stunden soweit gebracht, daß ich eine Zusammenkunft in ihrer Kammer mit der jungen Frau hatte, welche sie zu bereden gewußt und versichert hatte, wie sie mir sagte, daß ich kein Diavolo Francese sey, wie ihr Vater, ihr Mann und ihr Beichtvater vorgaben, auch sie durch den Umgang mit mir weder länger im Fegefeuer oder gar in der Hölle schmachten würde, da ich vom Papst selbst, den ich kenne, Absolution für alle Sünden für uns beide erhalten würde. Genug, sie hatte das Weibchen zu beschwatzen gewußt, die sich auch vielleicht gerne beschwatzen ließ, und die Gründe der

Alten mit Wohlgefallen anhörte. Ich schlich mich in der Dämmerung in die Wohnung der Unterhändlerin und bald darauf fand sich auch die artige Calabreserin, direkt von ihrem Vater kommend, daselbst ein. Sie sträubte sich zwar anfänglich ein wenig gegen meine Liebkosungen, aber es war mehr Ziererei als Verschämtheit, und während ich sie mit calabresischem Feuer in die Arme schloß, machte die Alte die Aufpasserin, damit wir nicht überrascht werden konnten. Ich hatte auf diese Weise wohl ein halbes Dutzend Zusammenkünfte mit Bettina während meines Aufenthalts in Monteleone; die alte Hexe, die sich vortrefflich dabei stand und von beiden Seiten Geschenke erhielt, bot sich an, mir noch andere junge Weiber aus dem Ort zuzuführen, wenn es mir Vergnügen mache, aber ich verbat es mir, auch währte mein Hierseyn nur noch wenige Tage, denn ich wurde nochmals mit der Compagnie, und zwar nach Milete detachirt, wo wir indessen nur drei Tage blieben. Monteleone war, etwa Geiera ausgenommen, wohl mit der angenehmste Aufenthalt in ganz Calabrien, und auch vor dem furchtbaren Erdbeben von 1783, welches die ganze Provinz schrecklich verwüstete und vielen Tausend Einwohnern das Leben kostete, noch weit bedeutender gewesen seyn: noch waren hier, sowie in Milete die Spuren von diesem entsetzlichen Naturereigniß sehr sichtbar, und allenthalben sieht man auf durch dasselbe in Ruinen verwandelte Gebäude, auch zählten vor diesem Unglück diese Städte mehr als die doppelte, ja dreifache Einwohnerzahl, kaum daß der dritte Theil der zerstörten Häuser wieder aufgebaut war.

Milete liegt auf einer Anhöhe unfern den Ruinen des alten Miletus; in dieser Gegend war es, wo vor wenigen Monaten der Prinz von Hessen-Philippsthal von Regnier geschlagen worden war; ich besuchte das Schlachtfeld, auf welchem damals der Besitz des Königreichs entschieden wurde, denn wurde Regnier nochmals geschlagen, so war Neapel für den neuen Herrscher verloren. Von hier wurden wir, so wie das ganze, in Monteleone, Nicastro u. s. w. stehende Bataillon, nach Seminara beordert. Der Marsch dahin über Rosarno, Drosi u. und die Wege waren abscheulich, oft war kaum durchzukommen, und wir mußten ungeheure Umwege machen, um Stellen aufzufinden, wo wir die hoch angeschwollenen Wald- und Bergströme passiren konnten, was immer mit großer Gefahr verbunden war. In Rosarno, sodann in Gioja und Drosi wurde Nachtquartier gemacht, und zu Se-

minare angekommen, ein Theil des Bataillons nach Palma detachirt. Alle diese Orte waren bei dem schrecklichen Erdbeben von 1783 fast gänzlich zerstört worden und noch weit entfernt, sich nach einem Vierteljahrhundert wieder erholt zu haben, überall stieß man auf Trümmer, und Seminara, das vor dem Erdbeben mehr als 12,000 Einwohner zählte, hatte deren jetzt kaum 3000, war nur an einer Stelle wieder aufgebaut, und mehr als 4000 Menschen waren unter dem Schutt der eingestürzten Häuser begraben worden; auch Palmi, das an dem Ufer des Meeres liegt, hatte zwei Drittheile seiner Bewohner verloren, war aber wieder sehr regelmäßig hergestellt. Kaum hatten wir zweimal 24 Stunden geruht, so wurden zwei Compagnien, worunter die meinige, vor Sciglio oder Scilla, und zwei andere vor Reggio beordert. Diese beiden Festungen waren noch von den Engländern und Sicilianern besetzt und wurden von uns blokirt und belagert. Scilla, welches der Tyrann Anarilas von Rhegium gegründet, und das ebenfalls durch jenes Erdbeben stark mitgenommen wurde, liegt in einer weiten Schlucht unfern dem Cap Scilla, zu der man nur von der See aus gelangen kann; die Stadt selbst, die etwa 5—6000 Einwohner zählt, lehnt sich an einen hohen Felsen dieser Schlucht, und auf einem zweiten, ihr gegenüber liegt das feste Schloß, welches von ungefähr 300 Briganden und Sicilianern vertheidigt wurde. Eine in die steilen Felsen gehauene schmale Treppe verbindet das Fort mit der Stadt, und vermittelst den in der Meerenge liegenden englischen Schiffen unterhielt die Besatzung ihre Communikation ununterbrochen mit Sicilien. Von hier, wo noch wenig Aussicht war, sich dieser Feste zu bemächtigen, wurde meine Compagnie ebenfalls vor Reggio beordert, die Wahrscheinlichkeit war aber ebenso gering, diese Stadt zu nehmen, da sie eine gute englisch-sicilianische Besatzung hatte. Es fehlte uns immer noch an hinlänglichem Belagerungsgeschütz, das die Engländer größtentheils gekapert, und die bloße Blokade zu Land, da die Garnison mit allem Nothwendigen von der See aus versorgt wurde, brachte uns nicht weiter. Wir waren zehnmal übler daran als die Belagerten, denn wir litten Mangel an Allem. Das unaufhörliche Regenwetter machte diese Belagerung, oder vielmehr Blokade, zu dem unangenehmsten Geschäft von der Welt; das ganze Erdreich hatte sich so zu sagen in Schlamm aufgelöst, alle Waldströme waren ausgetreten, die Wälder selbst, an vielen Orten nur auf

Schußweite von der Küste entfernt, wimmelten von Briganden und Insurgenten, die nicht aufhörten, uns zu beunruhigen, ohne daß wir etwas Nachdrückliches gegen sie zu unternehmen im Stande gewesen wären; sie stürzten sich wie reißende Thiere wüthend auf jede Beute, die sich ihnen darbot, und von der sie mit Sicherheit voraussehen konnten, daß sie ihnen zu Theil werden mußte. Wir, die Belagerer, waren gewissermaßen wieder belagert und bloquirt, da uns vor diesen Wald- und Höhlenbewohnern oft die besten Zufuhren weggenommen oder abgeschnitten wurden. Trotz dem daß mehrere bedeutende Orte, wie Calanna, San Agata und andere Dörfer in der Nähe von Reggio lagen, welche abwechselnd von den Truppen, um sich zu erholen, besetzt wurden, mußten wir doch manchmal eine ganze Woche unter freiem Himmel und im Regen, Schlamm und Wasser kampiren, ohne daran denken zu können, die Kleider am Leibe nur einmal zu trocknen, denn indem man das Hemd wechselte, wenn man ja eines zu wechseln hatte, wurde dasselbe schon wieder durch und durch naß, kein Feuer brannte mehr, und die aufgeworfenen Erdhütten waren voll Wasser. Man stand oder saß im Morast, während das Wasser am Körper in Strömen herabrollte, und dabei oft kein Stück trockenes Brod, viel weniger einmal Warmes zu essen, nur Wein und Branntwein war meistens in hinlänglicher Quantität vorhanden. Man sollte kaum glauben, daß Menschen nur 24 Stunden solche Strapatzen auszuhalten im Stande seyen, aber wie vermag sich der Körper nicht abzuhärten! daß ich in meiner Kindheit und bei Breidenstein so hart und rauh gehalten worden, kam mir jetzt sehr zu statten; zwar blieb mein Fieber nicht aus, aber China und rother Wein verscheuchten es wieder; unsere Kranken mehrten sich übrigens bald auf eine Weise, welche Schrecken und Besorgniß einflößen mußte.

Schön ist der Anblick der Meerenge von Messina, das man mit seinem Mastenwald und dem prächtigen Hafen von der diesseitigen Küste erblickt, ebenso im Hintergrunde die Rauchwolken des kolossalen majestätischen Aetna. Bei einer spätern Fahrt durch diese Meerenge mit einer französischen Flotte, 1814, von Corfu kommend, hatte ich Gelegenheit, die herrlichen Küsten Siciliens ganz in der Nähe in Augenschein zu nehmen. Der Gipfel des alten Aetna war jetzt mit Schnee bedeckt, aus dem der Rauch emporzuquellen schien.

Reggio war im Alterthum durch seine reizende und gesunde

Lage berühmt, und damals eine große, volkreiche und sehr wohlhabende Stadt, die wohl 80,000 Einwohner zählen mochte (jetzt hatte sie kaum 7000). Hier soll einst Italien mit Sicilien zusammengehangen haben. Nach Strabo hatten sie die Chalcider erbaut. Charondas, ein Schüler des Pythagoras, war ihr Gesetzgeber. Das alte Rhegium zerstörte Dyonisius und mit ihm dessen bedeutenden Handel. Später wurde Reggio durch Barbarossa wieder verwüstet, und im 16ten Jahrhundert ebenfalls noch zweimal verheert, aber der 5te Februar 1783 war der Tag des Schreckens, wo es, sowie Messina und der größte Theil Calabriens von dem furchtbarsten Erdbeben beinahe gänzlich zerstört wurde. Seine Umgebungen sind in der guten Jahreszeit ein irdisches Paradies, für uns aber waren sie eine Hölle, wenn auch keine feurige, doch eine um so wässerige.

Nach beinahe drei Wochen, als wir fast zwei Drittheile der Leute, die nur schlecht gepflegt werden konnten, eingebüßt hatten, wurden wir endlich durch neue, von Neapel ankommende Bataillone abgelöst. Wir marschirten, noch immer unter Regen, fast schuhlos und abgerissen, über Monteleone, Nicastro x. bis nach Cosenza zurück. Es war wirklich ein Jammer, anzusehen, wie die Leute auf den grundlosen Wegen, mit den mit Stricken an den Füßen befestigten Stücken von Ziegenfellen, die immer wieder rissen, bei der schlechtesten Kost, vorwärts mußten. Auch die Gamaschen und Beinkleider hingen schon ziemlich zerlumpt um die Waden, oft bedurfte es keiner geringen Anstrengung, die Füße aus dem Morast zu bringen, wo dann die Schuhlappen oder Felle noch stecken blieben, und mit bloßen Füßen weiter marschirt werden mußte, bis man wieder etwas fand, sie zu bedecken. Erst in Cosenza wurde diesen beklagenswerthen Uebelständen theilweis abgeholfen, neue Schuhe ausgetheilt und ein vierwöchentlicher Sold ausgezahlt. Wir befanden uns wie in einem Paradies, und die Soldaten vergaßen in den Schenken jubilirend alles ausgestandene Ungemach bei dem starken rothen Wein. Nach einer fünftägigen Rast und bestmöglichster Restauration brachen wir nach Neapel auf, aber die Wege waren nicht besser, wohl noch schlimmer, die Bäche und Flüsse kaum mehr zu passiren, und ehe wir nach Tarsia kamen, ertranken vier Mann in dem Fluß Crati, durch den Strom von der Masse weggespült, hinter Castrovillari wieder zwei in einem Waldbach. Endlich rückten wir Anfangs Dezember, nach unbeschreiblichen Stra-

pagen und Entbehrungen, ganz zerlumpt und mit kaum einem Drittheil der ausmarschirten Mannschaft in Neapel ein, wo ich mein altes Quartier in Giesù nuovo wieder bezog, und mehrere Briefe vorfand, unter denen einer der mir Gertrudens glückliche Niederkunft meldete.

Schon in den ersten zwei Tagen übergab mir Mad. Gasqui die Rolle des Britanikus, mit der Bitte, sie doch möglichst schnell einzustudieren, da die Königin den Wunsch geäußert habe, dieses Trauerspiel von Racine aufführen zu sehen. — »Aber lassen Sie mich um Gotteswillen nur zu Athem kommen,« bat ich die in mich dringende Schöne, und acht Tage später spielte ich wirklich den Britanikus ganz zur Zufriedenheit Ihrer Majestät, wie sie mich selbst zu versichern geruhte, und hoffte nun für die ausgestandenen Leiden ein recht vergnügtes Hofleben, ein angenehmes Weihnachtsfest, und einen noch fröhlichern Carneval in der Hauptstadt des irdischen Paradieses, in welchem ich auch mein Helenchen wieder aufgesucht, und einige sehr schöne Hofdamen in Perspective hatte, in dolce giubilo zuzubringen, aber ich machte die Rechnung ohne den Wirth, denn 8 Tage nach der Vorstellung des Britanikus eröffnete mir der Oberst Omeara, daß ich nebst noch sieben andern Offizieren, von den beiden ersten Bataillonen, wieder nach Genua abgehen müsse, wo ein 4tes Bataillon aus der dort im Depot angekommenen Mannschaft schnell formirt werden solle und zu dem ausdrücklich die tüchtigsten Offiziere des Regiments versetzt werden müßten, da, wie es schien, dasselbe eine besondere Bestimmung erhalten würde. Schon den nächsten Tag erhielten wir unsere Marschrouten nebst der Ordre, in drei Tagen abzureisen. Ich ordnete meine Sachen, nahm von Moritz und den andern Bekannten und Damen Abschied, und machte mich an dem festgesetzten Tage mit meinen Kameraden auf den Weg nach Rom.

VIII.

Reiſe von Neapel nach Genua und von da zur See nach Marſeille. — Marſch von Marſeille nach Perpignan. — Meze Pezenas. — Narbonne. — Eigean. — Salces. — Perpignan. — Eine ſpeculative Sprödе. — Carcaſonne. — Toulouſe. — Auch. — Mirande. — Tarbes. — Formirung des zweiten Obſervationscorps an den Pyrenäen. — Ich werde zum 3ten Reſervecorps verſetzt. — Bayonne. — Bordeaux. — Bazas. — Mont de Marſan. — Dax. — Hasparren. — Napoleons Intriguen gegen Spanien. — Abmarſch nach dieſem Land. — St. Jean de Luz.

Ich war mit den mit mir verſetzten Offizieren übereingekommen, daß wir diesmal mit ein Paar Vetturini die Reiſe ſo weit es thunlich, zurücklegen wollten; mein Pferd, eines hatte ich verloren, ließ ich durch meinen Burſchen nachbringen. Wir fuhren ein Paar Stunden vor Sonnenaufgang zu dem nach Averſa führenden Thor hinaus, und kamen ſchon am Abend des folgenden Tages in Rom an. Hier weilten wir 24 Stunden, und ich ſuchte außer der Prinzeſſin Ceſarini, die über mein unverhoffies Kommen erfreut und erſtaunt war, und mit einem triumphirenden Blick mir den zur Welt gebrachten Knaben zeigte, aber troſtlos ſchien, als ich ihr meine ſo nahe bevorſtehende Abreiſe verkündete, Niemand auf; ich ſchied von ihr, die Hoffnung ausſprechend, daß wir uns in ganz kurzer Zeit und dann gewiß auf länger wiederſehen würden. Sie erzählte mir viel von den Unannehmlichkeiten, denen ſie fortwährend hauptſächlich durch die Verwandten ihres Mannes ausgeſetzt ſey, die ihr das Leben ſchrecklich verbitterten.

Wir ſetzten unſern Weg über Florenz, wo wir einen Tag blieben, fort, und fuhren dann raſtlos über Piſtoja, Lucca, Maſſa, Spezia, Chiavari ꝛc., ſpäter Extrapoſt nehmend, bis Genua, wo wir in der zweiten Hälfte Dezembers eintrafen, und wo uns Herr von Brüge bei den neu errichteten Compagnien eintheilte. Nach und nach wurden zu jener Zeit die Regimenter bis auf ſechs Bataillone, ohne das Depot, gebracht und erhielten dann noch einen Colonel en second. Mir wurde die Carabinier-Compagnie des neuen Bataillons zu Theil. Zugleich wurde uns angekündigt,

daß ſich daſſelbe ſpäteſtens in 3 Tagen einſchiffen müſſe, um mit dem erſten günſtigen Wind nach Marſeille abzufahren, wo wir vermuthlich weitere Ordre erhalten würden. Die wenigen Tage unſers Aufenthaltes in Genua brachte ich meiſtens in den Kaſernen und bei Brüges zu, ohne meine frühern Bekanntſchaften aufſuchen zu wollen, namentlich vermied ich es ſorgfältig mit der tollen Giulietta zuſammenzutreffen. Erſt den Tag vor unſerm Einſchiffen machte ich meinem alten Guitarrenlehrer einen Beſuch, und erfuhr von dieſem, daß die Marcheſe P..... noch immer kränkle, die Sylnola melancholiſch ſey, und die Palatini ſich oft nach mir erkundige; letztere wünſchte ich noch zu ſehen, und die alte Guercino veranſtaltete, daß ich am Abend vor unſerer Einſchiffung noch eine Zuſammenkunft mit ihr hatte, die wegen der ſchnellen Trennung, mein Daſeyn war faſt nur eine Erſcheinung, recht zärtlich-traurig ausfiel. Guercinos ſchenkte ich eine Quadrupel, das Geld was ich der Compagnie in Calabrien vorgeſchoſſen, hatte ich mir einſtweilen in Neapel von Moritz geben laſſen, und dieſen deßhalb auf die Regimentskaſſe angewieſen, ſobald bezahlt würde, was auch einige Wochen nach unſerer Abreiſe geſchah. Erſt den 5ten Tag verließen wir mit günſtigem Wind den Hafen von Genua, in mehrern Felukken und andern Küſtenfahrern eingeſchifft. Es war zehn Uhr Morgens, als wir die Anker lichteten, der uns gut zu ſtatten kommende Nord-Oſt bließ tüchtig in die Segel, war aber auch Schuld, daß die kleine Flotille bald getrennt war, einige Fahrzeuge derſelben entfernten ſich von der Küſte und ſteuerten gegen Süden; die Unglücklichen! ſie wurden noch denſelben Tag von einer engliſchen Fregatte genommen, ohne den geringſten Widerſtand leiſten zu können. Die Felukke, auf der ich mich befand, hielt mit noch einigen andern, die bei uns geblieben waren, in Albenga, Monaco und auf meine Veranlaſſung an der Inſel Porquerolles an, um uns dort zu reſtauriren. Den dritten Tag nach unſerer Abfahrt von Genua liefen wir glücklich in den Hafen von Marſeille ein, wo wir ein Paar Tage in der Quarantaine zubringen mußten. Noch fehlte das Schiff, auf welchem ſich unſer Bataillonschef, Herr von St. Agneau, befand, und wir glaubten es auch von den Engländern gekapert, aber 24 Stunden ſpäter traf es ein. Aus der Quarantaine entlaſſen, marſchirten wir ſogleich, ohne uns in Marſeille aufzuhalten, nach Aix ab, unſere Beſtimmung lautete vorerſt nach Perpignan; wir kamen nun über Lambeſk, Orgon,

St. Remis, Tarrascon, Lünelle, lauter mir schon bekannte Orte, nach Montpellier, wo wir einen Rasttag hatten. Hier besuchte ich die Herrn Michel und Gayral und fand Madame Gayral ziemlich verändert, eben so die Verteuil, die noch bei dem Theater daselbst war. Von hier kamen wir über Gignac, Meze, ein Städtchen von 4000 Einwohnern, nach Pezenas, das ein Schloß mit einer sehr schönen Aussicht hat und schon zur Zeit der Römer wegen seiner feinen Wolle berühmt war. 1261 brachte der heilige Ludwig diese Stadt durch Kauf an sich; König Joachim erhob sie 1361 zu Gunsten Carls von Artois zu einer Grafschaft, worauf sie an die Familie der Montmorency kam; sie liegt in einer der schönsten und angebautesten Gegenden Frankreichs, hat reizende Umgebungen und etwa 7000 Einwohner. In Beziers, wohin wir den folgenden Tag marschirten, hatten wir wieder Rasttag; diese alte Stadt hatte noch Mauern und antike Thürme und liegt an der Orbe und dem Kanal Dü Midi. Auch ihre Lage ist entzückend und die Einwohner sind davon so eingenommen, daß sie ein Sprichwort haben, welches sagt: »Wollte Gott die Erde bewohnen, so würde er keinen andern Ort als Beziers zum Aufenthalt wählen.« Dagegen ist die Stadt selbst um so weniger einladend und hat meist enge, finstere, krumme und schmutzige Straßen. Sie war eine römische Colonie, und ihre Bewohner hatten dem Kaiser Augustus und seiner Tochter Julia einen Tempel hier errichtet. Noch sind Ruinen von Wasserleitungen und Ueberreste eines römischen Amphitheaters vorhanden. Im 5ten Jahrhundert wurde sie von den Gothen genommen und in Asche verwandelt. Nicht viel besser erging es ihr, als sie Karl Martel den Arabern Spaniens abnahm. Eine dritte furchtbare Zerstörung erlitt sie im Kriege der Albigenser, wo Simon von Montfort 10,000 ihrer Einwohner über die Klinge springen ließ. An der Ecke eines Hauses zeigt man die Bildsäule eines römischen Soldaten, der zur Zeit der Römer die Stadt einmal gerettet haben soll. In einer engen Straße liegt der gothische Pallast der Montmorency; ein Narr aus dieser Familie hatte hier jenes Gemälde, die Sündfluth darstellend, verfertigen lassen, unter welchem man die Worte las: »Ah mon Dieu, sauvez la maison des Montmorency« (Lieber Gott, rette nur das Haus der Montmorency). Indessen gab es solche Stammbaumsnarren in allen Ländern wo Ahnen spukten, und auf die gar oft ein flämmiger Kutscher oder tüchtiger Jäger ein Reis

pfropfen mußte, sollte er nicht völlig eindorren. Beziers hat ungefähr 44,000 Einwohner und nicht weniger als 9 Schleußen am Kanal. Die schönste Aussicht hat man von der Citadelle und von der Terrasse. Von hier marschirten wir nach Narbonne, dem alten Narbo martius, das an dem Kanal von Narbonne liegt, der es vermittelst des Teiches Sigean mit dem mittelländischen Meer verbindet und ein Seitenkanal des Kanals von Languedoc ist. Diese Stadt war die erste römische Colonie in Gallien, welche 121 Jahre vor Christi Geburt Martius hierher führte, woher ihr früherer Name stammt. Bis zu den Zeiten Augustus war sie der wichtigste Waffenplatz der Römer in Gallien, und Julius Cäsar und Tiberius liebten diese Stadt besonders und begünstigten sie. Im Jahr 462 fiel sie in die Gewalt der Wisigothen, nachdem sie diesen einen tapfern Widerstand geleistet hatte. Sie war eine Zeitlang die Hauptstadt eines Königreichs und sehr blühend. Im Mittelalter hatte sie Vicegrafen, die von der Grafschaft Toulouse abhängig waren. Nachdem sie Gaston, Graf von Foix, an sich gebracht hatte, vertauschte er die Vicegrafschaft Narbonne gegen das Herzogthum Nemours, das ihm Ludwig XII. dafür gab, später wurde sie mit der Krone Frankreich vereinigt. In ihrer alten Hauptkirche liegt König Philipp der Kühne, der Sohn des heiligen Ludwigs, begraben; das Chor dieser Kirche ist sehr schön und prachtvoll, auch besitzt sie eine ganz vorzüglich gute Orgel. Der erzbischöfliche Pallast hat das Ansehen einer alten, wohlbefestigten Burg. Jetzt war diese Stadt sehr von ihrem alten Glanz herabgekommen und zählte kaum 8—9000 Einwohner, auch ist ihre Lage ungesund, da sie sehr tief liegt und häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist; aber wohlfeil ist es dort leben, köstliche Trauben, Wein und Feigen hat man um ein Spottgeld. Von hier kamen wir über Sigean, ein Marktflecken, der am Teich dieses Namens liegt und durch die Schlacht, in der Karl Martel 737 die Saracenen besiegte, berühmt ist, nach Salces, ein Dorf von 800 Einwohnern, wo Carl V. 1370 an dem See Leucate ein berühmtes festes, von 4 kolossalen Thürmen flankirtes Schloß mit sehr hohen Mauern und großen unterirdischen Gewölben erbauen ließ. Hier stand auch die längst untergegangene römische Stadt Salsulae. Der Flecken Leucate, der an dem erwähnten See liegt, war ehedem eine befestigte Stadt, ebenso Salces selbst, das im 17ten Jahrhundert von den Franzosen zweimal den Spaniern

durch die Gewalt der Waffen abgenommen wurde. Von Calais hatten wir nur noch eine Etape bis Perpignan, unserm geglaubten Bestimmungsort. Hier angekommen, nahm ich wieder mein altes Hülfsmittel, einen gewandten Haarkünstler und Barbierer zur Hand, hauptsächlich um ein mir angenehmes Quartier ausfindig zu machen, da die Einquartierungsbillette nur auf drei Tage lauteten. Mit seiner Hülfe fand ich auch schon den zweiten Tag ein solches bei der artigen Frau eines Officier payeurs, Namens Delongé, der bei der Armee in Deutschland stand und seine trauernde Gattin nur selten mit Nachrichten von sich erfreute. Ich miethete sogleich auf einen ganzen Monat für 18 Franken, ohne zu handeln, ein Paar Zimmer. Die junge Dame war aus Bordeaux gebürtig, wo ihr Vater, früher ein reicher Kaufmann, fallirt hatte, und nun eine untergeordnete Stelle in Perpignan bekleidete. Die französischen Sitten und selbst die Sprache, das languedoquer Patois, die von den italiänischen so sehr abwichen, kam mir jetzt fast sonderbar vor, der zweijährige Aufenthalt in Italien hatte mich denselben ganz entfremdet, der Abstand ist so groß, als läge das Weltmeer zwischen den beiden Ländern; doch fand ich mich schnell wieder in das französische Wesen. Perpignan, die Hauptstadt des Departements der Ostpyrenäen, und ehemals die der Grafschaft Roussillon, liegt zwei Stunden vom Meere entfernt, an dem rechten Ufer des Flüßchens Tet, und ist eine der Grenzfestungen gegen Spanien, ihre Wälle sind von Ziegelsteinen und ihre Werke hat Vauban noch sehr verstärkt, doch ist sie nur eine Festung zweiten Ranges. Ihre sechseckige Citadelle wurde unter Carl IX. errichtet, in ihr ist das alte Castel mit seinen acht hohen Thürmen, die ehemalige Residenz der Grafen von Roussillon; die Citadelle beherrscht und vertheidigt die Stadt und hat sehr tiefe Brunnen, deren Quellen nie versiegen, auch nicht abgegraben werden können, was in dem ziemlich wasserarmen Perpignan von großem Werth ist. Die Cathedrale ist ein schönes, im 14ten Jahrhundert erbautes Gebäude. Es sind hier sehr geräumige Kasernen, und ein hübscher Exercierplatz ist vor dem Castel, der mich aber wenig ansprach, da die Exercierplätze meine Antipathie waren und ich sie gerne aus der ganzen Welt verwünscht hätte, sie machten mir immer die tödtlichste Langeweile, und doch müssen sie seyn, so lange man Soldaten braucht. Die Stadt hat auch einen botanischen Garten, eine Bibliothek, eine Börse, ein

Theater, einige ziemlich große Plätze und hübsche Promenaden. Sie gehörte abwechselnd den Königen von Aragonien und denen von Frankreich, ist aber seit 1642 dem letztern Lande einverleibt, 1475 und 1642 mußte sie harte Belagerungen aushalten. Ganz in ihrer Nähe sind die Ruinen von Ruscino, das 828 zerstört wurde und aus denen Perpignan hervorgegangen ist; auch Rivesaltes, wo der köstliche Muskatwein wächst, liegt in ihrer Nähe. Ihre 16,000 Einwohner treiben viel Handel mit Weinen.

Meine artige Hauswirthin bat ich, mir den Mittagstisch bei ihr, versteht sich gegen gehörige Vergütung, zu geben, wozu sie sich aber nicht verstehen wollte, und überhaupt gegen die Gewohnheit der militairischen und auch anderer Strohwittwen sehr spröde that, kaum daß sie mir die Hand zum Kuß erlaubte, und wenn ich ihr dieselbe drücken wollte, gleich mit einem: „ä donc, vous me faites mal“ bei der Hand war. Drei Tage wohnte ich schon bei ihr, hatte es aber noch nicht weiter als bis zum Handkuß beim Willkomm und beim Abschied bringen können, den vierten wurde plötzlich bei der Parade der Befehl bekannt gemacht, daß wir in zweimal vierundzwanzig Stunden nach Bayonne abmarschiren würden. Ich theilte diese Nachricht sogleich der Madame Delongé bei meiner Nachhausekunft mit, worüber sie ganz erstaunt zusammenfuhr und zu erschrecken schien, und endlich mit einem: „vous plaisantez“ herausfuhr. „Point du tout, c'est tres serieux“ erwiederte ich, und mich stellend, als sehe ich dies Erschrecken auf Rechnung der Miethe, fügte ich hinzu: aber seyn Sie ganz ruhig, die Miethe werde ich doch für den ganzen Monat berichtigen. Erröthend ließ sie nochmals ein: „ä donc“, halten Sie mich für so interessirt? sollen. — Also ist es wirklich an dem, daß Ihr Bataillon schon übermorgen Perpignan verläßt? — Leider nur zu wahr, seufzte ich, ihr die Hand wieder küssend und drückend, und diesmal erfolgte kein: „ä donc“, sondern man ließ das niedliche Händchen in der meinigen ruhen. Ich zog es nun näher an mich, drückte es, ohne Widerstand zu finden, an mein Herz und bald darauf einen Kuß auf die sich röthenden Wangen der Dame. — „Sehen Sie, sagte ich ihr jetzt, was wir für eine kostbare Zeit verlindelt haben, daran ist allein Ihre unzeitige Sprödigkeit schuld. — Ja, wer hätte auch denken können, daß ..... hier blieb sie, sich besinnend, plötzlich stecken. — Fahren Sie doch fort, meine Schöne: daß wir uns so schnell trennen müssen? ist es nicht das,

was Sie ſagen wollten? — Das nicht, aber — Aber es iſt doch ſo, ergänzte ich nochmals, zog die immer röther werdende Madame Delongé an mich, und bald lag ſie umſchlungen in meinen Armen, Bruſt an Bruſt. — Sehen Sie, ſo geht es, wenn man die Grauſame zur Unzeit ſpielen will. Es kam nun zu einem allerliebſten Schäferſtündchen, nach dem mir die Dame offen geſtand, daß, da die Herrn vom Militair in der Regel ſo ſehr volage ſeyen, ſie geglaubt habe, mich beſſer zu feſſeln, wenn ſie mich lüſterner nach der verbotenen Frucht mache; denn, ſetzte ſie hinzu, gar bald wird man vernachläſſigt, wenn man ſich ſo ſchnell ergiebt. — So, alſo haben Sie ſchon die Erfahrung gemacht, verſetzte ich lachend. — Das eben nicht, aber ſo habe ich immer gehört. — Ah, das iſt etwas anderes, aber laſſen Sie uns die kurze Zeit, die uns noch übrig bleibt, wohl nutzen. Dies thaten wir denn auch, und ſo wohl, daß ich die zwei Nächte, die wir noch in Perpignan blieben, faſt kein Auge zu ſchließen vermochte, auch hatte ich nun die Ehre, ihr Tiſchgenoſſe Mittags und Abends zu ſeyn, wofür ich Antoinetten, ſo durfte ich ſie jetzt nur noch nennen, ein ſchönes goldenes Armband vor der Abreiſe, mit drei pensées und dem eingegrabenen Datum, aber ohne Namenszug, zum ewigen Andenken verehrte. Auch das ſie bedienende Mädchen, das in einem Kämmerchen neben der Herrin ſchlief, und nur durch eine dünne Bretterwand von derſelben geſchieden war, bedachte ich großmüthig, damit ſie reinen Mund halte und die Blinde, Taube und Stumme ſpielen möchte, wenn ſie mich allenfalls in den bloßen Strümpfen in das gaſtfreundliche Seitengemach ſchlüpfen ſah oder hörte; doch glaube ich nicht mit Unrecht, daß ſie die ſehr Vertraute ihrer Dame war. Eben ſchlummerte ich ein wenig, als am Morgen nach der zweiten Nacht die Tambours das unerbittliche Rappelliren hören ließen, ich nahm noch einmal Abſchied, warf mich in die Uniform, ſchnallte den Degen um, und riß mich nach einem letzten Kuß aus Liebchens heißen Armen. Eine Stunde darauf befand ich mich mit dem Bataillon auf dem Marſch nach Salces, von wo es über Narbonne nach Carcaſonne, der Hauptſtadt des Departements Aude, die am Fluß dieſes Namens und an dem Kanal Dü Midi liegt, ging.

Carcaſonne iſt zum Theil auf einem Felſen erbaut, und dieſer Theil wird die Cité genannt, die Stadt iſt ſehr alt, hat ſehr beſchädigte Mauern und ein altes, feſtes Caſtell. Die Aude trennt

ſie in zwei Theile, von denen der untere, die Neuſtadt genannt, erſt im 14ten Jahrhundert angelegt wurde. Im Jahr 1226 nahm ſie Ludwig VIII. mit Gewalt weg und ſpäter Raimond von Trincavel, der 1247 Ludwig IX. ſeine Rechte an ſie abtrat. Sie hat eine ſehenswerthe Cathedrale, ſchöne Promenaden, ziemlich viel Handel, an 17,000 Einwohner, welche zum Theil in großen Tuchfabriken beſchäftigt ſind, und iſt ziemlich gut gebaut. Von Carcaſonne führte uns der Weg über Villepinte nach Villefranche, ein kleines Städtchen im Departement Haute-Garonne, und von da nach Toulouſe, wo mir ein Sejour geſtattete, dieſe alte berühmte Stadt wenigſtens oberflächlich kennen zu lernen, von der man behauptet, daß ſie durch eine griechiſche Colonie gegründet wurde. Gewiß iſt, daß ſie ſchon zur Zeit des noch unabhängigen Galliens ſehr bevölkert, außerordentlich wohlhabend und einer der heiligen Orte des Landes war; ſie hatte zwei berühmte Tempel, einer der Pallas und der andere dem Phöbus gewidmet. Schon frühzeitig war ſie eine Verbündete der Römer, die hier ein Capitol erbauten; aber ſie verrieth ihre Alliirte zu Gunſten der Cimbrer im Jahre 106 vor Chriſti Geburt. Cepion nahm ſie durch Ueberrumpelung wieder ein und machte, ihre Tempel beraubend, eine reiche Beute, die er ſich aneignete; als er darauf bei Toulouſe durch die Cimbrer geſchlagen wurde, hielt man dies für eine Strafe ſeiner Gottloſigkeit, und es entſtand dadurch die Redenkart: »Touloufer Gold«, womit man einen Unglück bringenden Reichthum bezeichnete. Im 5ten Jahrhundert (419) wurde ſie die Hauptſtadt der Viſigothen, denen ſie 507 Clovis wieder abnahm. Vom Jahr 631 an herrſchten hier die Herzoge von Aquitanien von der merovingiſchen Linie, deren letzter Herzog, Waifer, 767 geſtorben war. Toulouſe wurde nun die Hauptſtadt des von Karl dem Großen für ſeinen Sohn Ludwig geſchaffenen Königreichs Aquitanien, und bald darauf die der Grafen von Toulouſe, unter denen ſie ſehr blühend und beſonders durch ihre zahlreichen und talentvollen Troubadours, die hier ihren Sitz aufſchlugen, berühmt wurde. Im Jahr 1229 erhielt ſie eine Univerſität, und Philipp der Schöne errichtete 1302 daſelbſt, zu gleicher Zeit mit dem in Paris, ein Parlament; ſie blieb fortwährend die Hauptſtadt der Regierung in Languedoc. Da ſie in den Religions- und andern Kriegen oft verheert wurde, ſo iſt von ihren Alterthümern kaum noch eine Spur vorhanden. Der kurze Aufenthalt in dieſer Stadt

erlaubte mir wenig von ihren Sehenswürdigkeiten zu beſuchen; doch ſah ich das große und berühmte Stadthaus, hier Capitolium genannt, ein ſehr weitläufiges Gebäude, in welchem die Bildſäule der ſchönen Iſaura aufgeſtellt iſt, welche ſich um die Blumenſpiele (jeux floraux), die 1332 hier geſtiftet wurden, ſehr verdient gemacht, indem ſie denſelben zu Anfang des 15ten Jahrhunderts eine ſehr reiche Stiftung zuwandte, wodurch man in den Stand geſetzt wurde, dieſes Feſt fortan mit großem Glanz zu feiern, deſſen Zweck war, die Dichtkunſt zu ermuthigen, indem man Preiſe für die beſten Gedichte austheilte, die in goldnen und ſilbernen, ſchön emaillirten Blumen beſtänden. Im Jahr 1695 wurde das Feſt in eine förmliche Akademie umgewandelt und mit großem Gepränge bis zur Revolution begangen, dann aber lange Zeit unterbrochen; erſt ſeit zwei Jahren vor meiner Anweſenheit zu Toulouſe hatte man daſſelbe wieder inſtallirt, aber noch war es nicht zu ſeinem frühern Glanz gelangt. Der Gürtel der marmornen Statue Iſaurens iſt von gewundenen Blumen, und einen gleichen Kranz hat ſie auf ihrem Haupt; nach der Statue zu urtheilen, muß die Dame ſehr ſchön geweſen ſeyn, wie ſie denn auch wegen ihrer Schönheit berühmt und von den Preisbewerbern hoch verehrt war; 1793 war ihre Bildſäule nahe daran zertrümmert zu werden, da ſie das Volk für eine Heilige hielt, und es koſtete nicht wenig Mühe, es eines Beſſern zu belehren. Merkwürdig ſind auch noch die hier aufbewahrten und auf Pergament geſchriebenen Jahrbücher von Toulouſe, die mit ſehr vielen Malereien im Geſchmack jener Zeit verziert ſind, ſie beginnen mit dem Jahr 1288. Das alte Schloß der Grafen von Toulouſe iſt auch noch vorhanden, und ein ſonderbares Gebäude. Unter den vielen Kirchen, beinahe ein halbes Hundert, welche dieſe Stadt noch aufzuweiſen hat und von denen mehrere prachtvoll ſind, iſt die Hauptkirche, dem heiligen Stephan geweiht, beſonders wegen ihrem ſchönen Chor merkwürdig, ſowie weil von der Kanzel derſelben der heilige Bernhard und der heilige Dominikus zwei Kreuzzüge gegen die Ungläubigen predigten.

Toulouſe liegt an der Garonne, die ſie in zwei Theile theilt, von denen der kleinere St. Cyprien heißt, beide ſind durch eine ſehr ſchöne Brücke verbunden, zu der ein Triumphbogen führt, die im 17ten Jahrhundert erbaut wurde. Wälle und alte Mauern befeſtigen die Stadt, die breite, gutgepflaſterte Straßen, zum Theil

schöne Häuser, einige große Plätze und sehr schöne Promenaden hat, wozu man die herrliche Esplanade zählen muß. Auch ist hier eine gute Kanonengießerei. Die Zahl der Einwohner mag an 80,000 betragen. Die Lage und die Umgebungen der Stadt sind himmlisch. In dieser Stadt wurde 1762 der unglückliche und unschuldige Calas als ein Opfer des scheußlichen Ungeheuers, religiöser Fanatismus genannt, hingerichtet.

Von Toulouse marschirten wir über mehrere unbedeutende Orte nach Auch, Hauptstadt des Departements Gers, welche an dem Ufer des Flusses Gers sich amphitheatralisch an eine Anhöhe lehnt und ungefähr 9000 Einwohner haben mag. Der alte erzbischöfliche Pallast dieser Stadt ist ein interessantes Gebäude, die Hauptkirche hat schön gemalte Glasfenster und sehr künstliches Schnitzwerk in dem herrlichen Chor. Die Prachttreppe, welche zu dieser Kirche führt, hat 200 Granitstufen. Von dem großen Platz hat man eine vortreffliche Aussicht auf die Pyrenäen.

Ueber Mirande an der Baize, das ehedem befestigt war, und einige minder bedeutende Orte kamen wir nach Tarbes an der Adour, Hauptstadt des Departements der Hautes-Pyrenées, die schon vor Cäsars Zeiten vorhanden und unter den Römern sehr blühend war, im Mittelalter und in den Religionskriegen oft geplündert und verheert wurde, sie war ehedem die Hauptstadt der Grafschaft Bigorre. Diese Stadt liegt schon an einem Abhang der Pyrenäen, in einer schönen Ebene, ihre Häuser sind meistens aus einem grauen Marmor, der in den nahen Steinbrüchen des Gebirges gefunden wird, erbaut. Ihre alte Cathedrale hat ein sehr respectables Ansehen. Von hier aus werden viele Ausflüge in die Bäder der Pyrenäen und das Gebirge selbst gemacht, wozu sich immer passende Gelegenheiten finden.

Von Tarbes kamen wir nach dem Geburtsort Heinrich IV., nach Pau, der ehemaligen Hauptstadt von Bearn, jetzt die der Basses-Pyrenées. Auch Bernadotte, der nachmalige König von Schweden, (Carl XIV.) wurde hier geboren. Sie liegt am rechten Ufer der Gave de Pau, hat ziemlich breite und gut gebaute Straßen und an 9000 Einwohner. In den Mauern des alten, einer großen Burg ähnlichen Schlosses, das dereinst die Residenz der Könige von Navarra war, hat Heinrich IV. das Licht der Welt erblickt. Zur Zeit der französischen Revolution wurde es sehr mitgenommen und dann zum Staatsgefängniß gemacht; aber

der Park, in welchem Heinrich so oft der Jagdlust pflegte, ist noch vorhanden, ebenso der Cours Bayard, der eine der besuchtesten Promenaden ist, deren es hier sehr schöne giebt. Von der Brücke, die über den Gave de Pau führt, hat man eine großartige Aussicht auf die sich riesenmäßig amphitheatralisch erhebenden Pyrenäen. Der Aufenthalt in Pau ist wegen seiner reinen und gesunden Luft sehr gesucht, und das ganze Jahr hindurch halten sich viele Fremde hier auf, auch ist das Leben angenehm und wohlfeil, die Einwohner sind leutselig und gefällig. Die Umgegend ist entzückend und sehr malerisch.

In Pau sollten wir bis auf weitere Ordre liegen bleiben; die ganze Umgegend, besonders nach Bayonne zu, wimmelte von Truppen jeder Waffengattung, die zum Theil auf Wagen herbeigefahren waren, was uns nicht so gut geworden. Niemand konnte noch mit einiger Gewißheit sagen, was diese abermalige Versammlung eines Heeres in dieser Gegend bezwecke, obgleich Jedermann der Meinung war, daß es auf Spanien abgesehen seyn müsse, und wir dem Marschall Jünot folgen würden, da schon Truppen vom zweiten sogenannten Observationscorps in Spanien eingerückt waren.

Die Weihnachten und das Neujahr 1808 hatten wir diesmal auf dem Marsch zugebracht, ohne an irgend eine Feier zu denken, jetzt erhielt das Bataillon Befehl, gegen Bayonne aufzubrechen, in dessen Nähe es verlegt werden sollte. Zu der nach Spanien bestimmten Armee hatte man besonders neu formirte Corps gebildet, welche die Benennung Legions de reserve für die Infanterie, und Regimens provisoirs für die Cavallerie, Dragoner, Cürassiere, Chasseurs à cheval ꝛc. erhielten. Die Mannschaft dazu hatte man theils aus den Depots anderer Regimenter, theils aus der anticipirten Conscription von dem Jahr 1808 genommen. Schon längst hatte ich eine Versetzung in ein französisches Regiment und das Regiment N. zu verlassen gewünscht, aber bis jetzt vergeblich darnach getrachtet, und am liebsten wäre ich zur leichten Cavallerie, namentlich den Husaren oder Chasseurs à cheval gegangen. Jetzt schien mir die Formirung des nach Spanien bestimmten Heeres eine passende Gelegenheit, dieses Projekt auszuführen und die Versetzung zu einem andern Regiment durchsetzen zu können, obgleich ich aller Protektion dazu entbehrte. Meine Dienstcertificate (états de services) hatte ich mir vor unserer Abreise

nach Neapel ausfertigen laſſen. Ich lag mit meiner Compagnie in einem ungefähr anderthalb Stunden von Bayonne entfernten Weiler, beſuchte aber oft dieſe Stadt, in welcher ſich jetzt ein ſehr glänzender und zahlreicher Generalſtab befand, die das große Depot für alle nach Spanien beſtimmten Truppen wurde und beſtändig von Offizieren und Soldaten aller Waffengattungen wimmelte. Hier machte ich in einem Kaffeehauſe die Bekanntſchaft eines Stabsoffiziers vom 2ten Regiment garde de Paris, das dem zweiten Obſervationscorps der Gironde zugetheilt war, welches der General Düpont en Chef kommandirte. Durch dieſen Offizier, ein Bataillonschef Namens Bardin, erfuhr ich, daß unſer ehemaliger Oberſt, Fürſt Y..., ganz kürzlich als Brigadegeneral bei der erſten Diviſion des vom Marſchall Moncey befehligten Obſervationscorps ſtand. Bardin hatte den Fürſten öfters in Paris geſehen und fragte mich nach deſſen Verhältniſſen in Deutſchland; wir waren beide bald darin einverſtanden, daß ſich derſelbe niemals als ein großer Kriegsheld im Feld hervorthun würde, auch rieth mir Bardin, alles anzuwenden, um in ein anderes Regiment zu kommen, da das Regiment Y..., ſowie Latour d'Auvergne, in einem ſchlimmen Ruf in der Armee ſtünde wegen der Deſertionen und Excesse, welche ſich Soldaten und Offiziere deſſelben ſchuldig machten. Ich erwiederte ihm, daß der Rath wohl gut und dies ſchon längſt mein Wunſch ſey, aber es mir durchaus an Bekanntſchaften fehle, um ihn in Erfüllung zu bringen, und dies um ſo ſchwerer ſey, weil ich kein geborner Franzoſe, ſondern jetzt ein Unterthan des Großherzogs von Frankfurt ſey. Bardin erkundigte ſich nach meinen bisherigen Dienſtverhältniſſen, nach den Campagnen, die ich bereits gemacht, und erſuchte mich, ihm meine Etats de services den nächſten Tag mitzubringen, er könne vielleicht Mittel und Wege finden, mir in dieſer Angelegenheit behülflich zu ſeyn. Mit Freuden that ich was er verlangte, und brachte ihm ſchon den nächſten Morgen die gewünſchten Papiere in ſein Quartier. Nachdem er ſie durchgeſehen, verſprach er mir, ſich bei dem General Legendre, den er perſönlich kenne und der Chef vom Etat Major bei dem vom General Düpont befehligten Armeecorps von 25,000 Mann ſey, für mich zu verwenden und mich ihm beſtens zu empfehlen. Bald verſicherte er mich, daß meine Angelegenheit recht gut ſtünde und ich nächſtens Neues erfahren werde; in der That wurde ich ſchon 10 Tage ſpäter

auf Befehl des Marschall Moncey provisorisch der 3ten Legion der Reserve zugetheilt, und bald darauf vom Kriegsminister definitiv bei derselben angestellt. Unterdessen hatte ich Bayonne und seine Umgebungen gehörig kennen gelernt und recognoscirt. Diese Stadt, die eine kleine Stunde von der See im Departement der Basses-Pyrenées, am Zusammenfluß der Adour und der Nive liegt, ist gleichsam in 3 Städte getheilt, nämlich Groß-Bayonne, Klein-Bayonne, und eine Vorstadt, die St. Esprit heißt und jenseits der Adour im Departement Landes liegt. Sie ist im Allgemeinen hübsch gebaut und hat schöne Promenaden längs dem Adour, an 20,000 Einwohner und besonders viel Handel mit Spanien. Schon ihre Bauart, die meisten Häuser haben Vorhallen mit Balkons, und die Sprache, die man daselbst spricht, das Baskische mit spanischen Wörtern untermischt, deuten auf die Nähe Spaniens. Ihre Citadelle, ein regelmäßiges Viereck, ist ein Meisterstück Vaubans und beherrscht die ganze Stadt, alle Kenner des Fortificationswesens bewundern sie; man hat eine herrliche Aussicht von derselben. Der Platz Grammont und der Platz d'Armes sind groß und schön. Die Hauptkirche verdient gesehen zu werden. Besonders merkwürdig ist der Hafen, vor dem ein gigantisches Machwerk, la Barre genannt, steht, es ist eine Mauer die ihn umschließt und die Einfahrt in denselben erschwert, sie wurde unter Heinrich IV. aufgeführt und ist über 20 Fuß hoch und über 12 Fuß dick, eine halbe Stunde lang und schützt gegen das Austreten der Flüsse, wenn die Fluth des Meeres steigt. Bayonne gehörte längere Zeit zu dem Herzogthum Aquitanien, dann besaßen es die Engländer, denen es Carl VII. wieder abnahm. Seitdem wurde es vierzehnmal vergeblich belagert und nennt sich nun stolz: die jungfräuliche Festung. Hier wurde 1679 auch die so gefährliche Waffe der Bajonette erfunden, die von dieser Stadt ihren Namen haben. 1563 war hier eine Zusammenkunft Philipp II. mit Carl IX., welche den Friedensschluß dieses Jahres zur Folge hatte.

Von Bayonne wurde ich nach Bordeaux beordert, wo noch eine Abtheilung der Legion, bei der ich jetzt stand, lag. Ich fuhr mit der Post dahin und ließ meine beiden Pferde, ein zweites sehr gutes hatte ich in Pau gekauft, durch meinen Reitknecht nachbringen. Ohne mich irgendwo aufzuhalten, erreichte ich diese berühmte Handelsstadt Frankreichs und meldete mich bei dem das

zweite Bataillon commandirenden Bataillonschef, der mir die 3te Compagnie seines Bataillons übergab. Diese Legionen hatten weder Grenadier-, Carabiniers- noch Voltigeurs-Compagnien. Herr Morlot, so hieß mein Chef, nahm mich recht freundlich auf und theilte mir mit, daß er jeden Tag den Befehl zum Abmarsch nach Bayonne erwarte, da die 4 letzten Compagnien schon völlig organisirt und marschfertig seyen. Ich ließ mir schnell die bei meiner Legion nothwendige neue Uniform machen und gab meinen neuen Kameraden, die sämmtlich aus verschiedenen französischen Regimentern zu derselben versetzt worden waren, ein kleines Fest, nämlich ein Dejeuner, bei dem die Bayonner Schinken und die besten Bordeaurweine die Hauptbestandtheile ausmachten und in Ueberfluß servirt wurden. Denselben Abend besuchten wir das große schöne Theater, unstreitig das schönste in Frankreich, das 1781 erbaut wurde und ein Meisterstück des Architekten Louis, so wie der Baukunst überhaupt ist. Seine prächtige Facade ist mit zwölf korinthischen Säulen verziert, und zwölf mit den Säulen correspondirende Statüen schmücken die Balustrade. Das Vestibule und die Prachttreppe sind majestätisch. Außer der großen Bühne, die zum Theil außerordentlich schöne Dekorationen, wirkliche Meisterstücke der Dekorationsmalerei aufzuweisen hat, sind noch viele Säle, wie der für Concerte, der prächtige Foyer, der Malersaal, u. s. w., alle der Pracht des Gebäudes entsprechend, in demselben.

Da wir jede Stunde den Befehl zum Abmarsch erwarteten, so beeilte ich mich so schnell wie möglich, die berühmte Handelsstadt und ihre Merkwürdigkeiten zu sehen. Sie ist die Hauptstadt des Departements der Gironde und liegt am linken Ufer der Garonne, ist groß und meistens schön gebaut, besonders das prächtige Quartier du chapeau rouge. Unter den vielen Kirchen ist die dem heiligen Andreas gewidmete Cathedrale mit ihren gothischen Thürmen besonders zu bemerken. Die »zum heiligen Kreuz« stammt aus dem 10ten Jahrhundert und hat schöne Gemälde. Der erzbischöfliche Pallast ist ein Prachtgebäude, in welchem in der Regel die Herrscher von Frankreich ihr Absteigequartier nehmen wenn sie Bordeaux besuchen; er hat eine königliche Einrichtung und einen sehr schönen Garten. Der Hafen ist gut und geräumig, er hat für mehr als Tausend Schiffe Platz, und vermittelst der Fluth können die größten Kauffartheischiffe in denselben einlaufen. Von dem alten Schloß Trompette und dem Fort du Ha sind nur noch

einzelne Theile vorhanden. — Unter den unabhängigen Galliern war Bordeaux ſchon eine ſehr bedeutende Stadt, welche den Namen Bituriger führte, unter den Römern, die ſie Burdigala nannten, kam ſie zu hohem Flor, aus welcher Zeit noch Ueberreſte eines Amphitheaters vorhanden ſind, das man das Pallais Gallien nannte; auch ihre Schulen waren zur Zeit der Römer ſo berühmt, daß viele der Vornehmen ihre Kinder hierher ſandten. Von 1204 bis 1451 war ſie die Hauptſtadt der engliſchen Beſitzungen in Frankreich. In Friedenszeiten iſt dieſe Stadt der Sitz eines Welthandels, beſonders verſendet ſie ihre köſtlichen Weine in alle Gegenden der bekannten Erde, und ihr Hafen iſt dann ein Maſtenwald, an dem alle Nationen Theil haben. Ihre Quais am Ufer der hier majeſtätiſchen Garonne ſind mit Prachtbauten geſchmückt, von ihren großen Plätzen liegt der ſchönſte in der Mitte vor dem Hafen. Noch muß ich des Marine-Pallaſtes und des alten Stadthauſes als ſehenswerth erwähnen. Bis zur Revolution war ſie die Hauptſtadt der Statthalterſchaften von Guyenne und Gascogne. Obgleich die kriegeriſchen Aſpecten in ihrer Nähe jetzt alle Gemüther in Spannung hielten, ſo waren die Einwohner dennoch ein ſehr heiteres und lebensluſtiges Völkchen, und die Stadt nach Paris vielleicht die lebendigſte in ganz Frankreich. Nicht leicht wird man mit einer zuvorkommendern Freundlichkeit aufgenommen, wie hier; obgleich ohne alle Empfehlungen, hatte ich doch in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes, kaum fünf Tage, die Bekanntſchaft mehrerer angeſehenen Einwohner gemacht und Zutritt in deren Häuſern erhalten, wo man mir die feinſten franzöſiſchen und ſpaniſchen Weine vorſtellte, mit denen man dort ſehr freigebig iſt. Alle Weine des Departements der Gironde und ſelbſt eines Theils der angrenzenden Departements werden Bordeaux-Weine genannt und als ſolche verſendet. — Viele berühmte Männer ſind hier geboren, unter denen ich nur Montesquieu, Biron, Vergniaud und den Conſul Auſonius namhaft machen will.

Die Umgebungen von Bordeaux, die ich wenig zu ſehen Gelegenheit hatte, ſind im Allgemeinen ziemlich ſteril und öde, doch macht die zwiſchen der Garonne und Dordogne, entre deux mers genannt, eine Ausnahme; ſie hat romantiſche Anhöhen und ſchöne Landhäuſer und Gärten. Den berühmten Leuchtthurm, la tour de Cordouan genannt, der auf einem hohen Felſen im Meer an der Mündung der Garonne erbaut iſt, ſah ich nur aus der Ferne,

man sieht dessen Feuer auf eine Entfernung von 15 Stunden im Ocean. Vier Stunden von Bordeaux liegt das durch den Aufenthalt Montesquieus berühmt gewordene Schloß La Brède.

Den sechsten Tag nach meiner Ankunft zu Bordeaux erhielten wir Befehl zum schleunigen Abmarsch nach Bayonne, den wir den folgenden in aller Frühe antraten. Durch verschiedene unbedeutende Orte kamen wir nach Bazas, die alte Hauptstadt der Vasates, nach Mont de Marsan, Hauptstadt des Departements des Landes, die hübsche Umgebungen hat, Dax oder Acqs, das alte Aquae Augustae, am Adour, mit ungefähr 6000 Einwohnern. Diese Stadt ist durch mit Mauern flankirte Thürme und ein altes Schloß befestigt; ihre heißen Quellen waren schon zur Römerzeit berühmt, sind gegen Gicht sehr wirksam und machen die Luft in ihrer Nähe schwül. Dax war die Hauptstadt der Tarbelli in der Provinz Novempopulana, hierauf kam sie an verschiedene Herren Aquitaniens. Im 10ten Jahrhundert verwüsteten und zerstörten sie die Saracenen fast gänzlich, später kam sie unter englische Herrschaft, der sie Carl VII. abnahm und dann mit seinem Reich vereinigte. Von hier marschirten wir nach Bayonne, wurden aber vorerst nach Hasparren, ein Cantonsstädtchen in der Nähe von Bayonne, verlegt, wo wir jedoch nur zwei Tage blieben. Es war jetzt die ganze Gegend so sehr mit Truppen aller Art angefüllt, daß nicht selten Stabsoffiziere in den elendesten Barakken einquartiert waren. Ich selbst hatte noch ein ziemlich leidliches Quartier mit noch einigen Offizieren bei einem Viehhändler.

Die Vereinigung einer solchen Truppenmasse auf diesem Punkt und der Zweck derselben war, wie gesagt, noch immer ein halbes Räthsel. Daß es Spanien gelten solle, und wir den sich schon daselbst befindlichen Truppen folgen würden, war ein großes Geheimniß, das noch Niemand zu enthüllen vermochte. Aber was dort thun? da ja Frankreich im tiefsten Frieden mit diesem Lande lebte, und sein Herrscher der beste Freund Carls IV. schien. Daß das kleine Portugal eine solche Heermasse nothwendig mache, wollte Niemand einleuchten; aber Niemand fiel es auch nur im Traum ein, daß es auf Spanien abgesehen sey, und keiner von uns hielt damals den Kaiser Napoleon solcher heillosen Intriguen fähig, wie er sie bald darauf anspann. Diese große Beutelschneiderei, denn wie soll man es anders nennen? durch welche er Spanien an sein Haus bringen wollte, war eine eben so dumme als unpolitische

Büberei, ein Schurkenſtreich der bittere Früchte tragen mußte, und der, als er bekannt wurde und offenbar am Tag lag, auch die eifrigſten Verehrer und Anbeter ſeines Urhebers tief betrübte und verletzte; dabei wurde alles ſo linkiſch angeſponnen und angegriffen, daß es kaum zu begreifen, wo Napoleon ſeinen Kopf hatte; denn hätte er ſich nur öffentlich gegen den mit Recht verhaßten und verachteten Friedensfürſten Godoi erklärt und dann dem ſpaniſchen Volk einige Monate Zeit gelaſſen, ſeinen angebeteten Götzen Ferdinand VII. näher kennen zu lernen, ſo hätte er das leichteſte Spiel von der Welt und die ganze ſpaniſche Nation für ſich gehabt, ſo wie ſeine erbärmliche Hinterliſt und dummtückiſchen Streiche ihm dieſelbe nothwendig zum erbittertſten Feind machen mußten. — Dieſe verblendete Einſichtsloſigkeit und Schlechtigkeit mußte Napoleon ſchwer büßen.

Der geheime Vertrag, der im Oktober 1807 zwiſchen beiden Kronen abgeſchloſſen war, beſagte, daß ein Corps von 24,000 Mann franzöſiſcher Truppen ſich im November bei Bayonne verſammeln und bereit halten ſollte in Spanien einzurücken, um nach Portugal zu marſchiren und den Engländern, welche dieſes Land unaufhörlich bedrohten, zuvorzukommen. Dieſen Heerhaufen hatte man das erſte Obſervationscorps der Gironde genannt, und es rückte ſchnell in Spanien vor. Hierauf wurde ſogleich ein zweites, eben ſo ſtarkes formirt, und nach Bayonne und die Umgegend verlegt, zu dem wir gehörten; auch dieſes ſollte nun ſchnell in Spanien einrücken, aber immer als Verbündete des Herrſchers dieſes Landes. Schon Anfangs Dezember war ein Theil deſſelben dem erſten Corps nach Spanien gefolgt, und unſere Legion erhielt noch in der erſten Hälfte des Monats Januar denſelben Befehl. — [St. Jean de Lüz, ein großer Hafen im Golf der Gascogne, eine Grenzfeſtung gegen Spanien mit ungefähr 4000 Einwohnern, war das letzte franzöſiſche Nachtquartier vor unſerm Einmarſch in Spanien. Hier war es, wo Ludwig XIV. nach dem mit dieſem Land geſchloſſenen Frieden, 1660 ſeine Vermählung mit der Infantin Maria Thereſia, der Tochter Philipp IV. feierte. 1793 hatte daſelbſt ein Gefecht zwiſchen den Spaniern und den Franzoſen ſtattgefunden. — Es war den 13ten Januar 1808, als wir über die Bidaſſoa gingen, die Spanien von Frankreich trennt, und ſo die Grenze überſchritten. Auch dieſer Fluß war ein verhängnißvoller Rubikon für Napoleon.

IX.

Einmarſch in Spanien. — Irun. — Die baskiſchen Provinzen. — Hernani. — Toloſa. — Bergara. — Mondragon. — Vittoria. — Miranda de Ebro. — Der Engpaß Garganta Pancorbo. — Briviesca. — Burgos. — Haus und Denkmal des Cid. — Prächtige Kirchen. — Quintana de la Puente. — Torrequemado. — Valladolid. — Ein Auto-da-Fe. — Eine ſchöne Andaluſierin. — Ungewißheit und Gerüchte über Napoleons Abſichten hinſichtlich Spaniens. — Marſch nach Segovia. — San Ildefonſo. — La Granja. — Bivouak bei Segovia. — San Lorenzo. — El Pardo. — Glänzender Einmarſch in Madrid.

Unſer erſtes Nachtquartier auf ſpaniſchem Boden war **Irun**, ein ſehr altes Neſt, das ſchon zur Zeit der Römer ſtand, und jetzt kaum 2000 Einwohner zählen mochte, die größtentheils von den Paſſanten leben, die ſich von Frankreich nach Spanien, und ſo umgekehrt, begeben. Dieſe Stadt mit ihren ſchmutzigen, ſchlecht gebauten Straßen gab uns eben keinen guten Vorſchmack von dem was uns in Spanien erwartete. Hier begann in einer Hinſicht ſo ziemlich wieder das italiäniſche Leben, das heißt, die Leute wurden nicht einquartiert, ſondern in Kaſernen oder andere große Gebäude gelegt und ſpäter auch wieder in Kirchen und Klöſter, ſie bekamen ihre Rationen Fleiſch, Brod, Wein, Zugemüſe ꝛc., und mußten ſich alles ſelbſt kochen und zubereiten; dies iſt zwar auch der Fall in Frankreich, aber außer dem daß der Soldat bei dem Bürger einquartiert iſt, der ihm auch Holz und Licht geben muß, geſchieht es nicht ſelten, daß letzterer noch einen Extra-Braten und allerlei Zuthaten in die Küche ſeiner Einquartierung liefert, wenn er nicht zu den Schmutzfilzen gehört. Die gelieferten Rationen waren in Spanien im Durchſchnitt noch weit ſchlechter als in Italien, beſonders das Ziegenfleiſch von keiner guten Qualität. — Wenn man die auf gemeinſchaftliche Koſten Spaniens und Frankreichs erbaute und unterhaltene Brücke der Bidaſſoa paſſirt iſt, befindet man ſich in der **Guipuzcoa**, die nebſt **Biscaya** und **Alava** die baskiſchen Provinzen bildet. Hier erinnert auch nichts mehr an das eben verlaſſene Frankreich; Charakter, Sitten, Gebräuche

und selbst die Bauart und die Wohnungen sind so himmelweit verschieden, daß man glauben sollte, beide Länder wären durch viele hundert Meilen getrennt und man sey durch einen Zauberflug von dem einen in das andere versetzt worden. Das Hauptquartier unsers Armeecorps war in Valladolid und die Legionen und Regimenter kantonirten längs dem Duero. Die vier ersten Compagnien unserer Legion wurden in die Gegend von Burgos verlegt, wohin vorerst unsere Bestimmung lautete. Von Irun marschirten wir über Hernani nach Tolosa. Der Weg ging durch ein fruchtbares und gut angebautes, lachendes Thal, in dem Hernani, ein großer von Bergen umgebener Flecken, der blendend weiße Häuser und schöne Baumgruppen hat, liegt. Tolosa ist kein unfreundliches Städtchen am Oria und Arares, über den letztern führt eine hübsche Brücke mit einem Thurm. Die Stadt konnte ungefähr 5000 Einwohner haben, und ist besonders wegen ihrem Eisenblech, Kupfergeräthe, Kessel- und Nagelfabriken in Spanien bekannt, so wie wegen dem sich dort befindlichen baskischen Archiv berühmt, da hier die alten baskischen Stände ihre Sitzungen hielten. Sie ist ummauert und die Hauptstadt Guipuzcoas, in dessen Mitte sie liegt. Alphons der Weise war ihr Gründer. Hier besiegten die Guipuzcayer 1512 die vereinten Franzosen und Navarer. Man hält die Basken für direkte Nachkommen der tapfern Cantabrier, sie haben noch immer eine ganz eigenthümliche Sprache, el busquence, die weder mit der spanischen noch mit andern Sprachen irgend eine Aehnlichkeit hat, auch hat sich die Tapferkeit, der Muth und die körperliche Stärke ihrer Vorfahren bei ihnen erhalten. Jeder Einwohner, jeder Bauer dieser Provinz behauptet, er sey von Adel, und wer kann ihm diese Behauptung streitig machen, als etwa ein hirnverrückter Stammbaumsfabrikant? —

Noch zeigten sich die Bewohner der baskischen Provinzen nicht feindselig gegen uns, obgleich manche dieser verbrannten Gesichter allerdings schon Mißtrauen ausdrückten und uns mit zweideutigen Blicken ansahen. Die Frauen und Mädchen dieser Gegend sind niedliche Geschöpfe, und die Landmädchen, welche ihre Haare in langen, mit Bändern geschmückten Flechten, die ihnen über die Schultern herabfallen, tragen, sind äußerst lebhaft und munter; auf dem Kopf haben sie dünne Mousselinschleier, die um die Achseln fliegen, geheftet. Die es nur irgend aufbringen können, tragen

goldne Ohrringe, mitunter auch Perlen und Halsketten von Corallen. Ihr Anzug iſt ſehr nett, und da ſie in der Regel gut gewachſen ſind, ſo ſtehen ihnen ihre Leibchen oder Jäckchen allerliebſt. Was mich hier am meiſten ärgerte, war, daß ich mich mit den Einwohnern und alſo auch mit den Frauen weder verſtändigen noch unterhalten und deshalb an keine galanten Abenteuer denken konnte. Ich hatte geglaubt, mir mit dem Italiäniſchen helfen zu können, wenn ich an das Ende der Wörter nur ein s oder os hinge; aber dies ging nicht, namentlich in den baskiſchen Provinzen, wo die Sprache eine ganz verſchiedene iſt; aber auch in einem großen Theil des übrigen Spaniens konnte ich mir nicht wohl damit forthelfen, da, wenn auch die Worte oft ganz ähnlich, ja ſogar ganz dieſelben, Ausſprache und Accent jedoch himmelweit verſchieden ſind, und man ſich erſt an dieſe gewöhnen muß, namentlich in den Provinzen, wo das Spaniſche ſchlecht oder verdorben geſprochen wird. Ich nahm mir zwar vor, jetzt die ſpaniſche Sprache zu ſtudiren, aber hiezu ließen mir die Kriegsbegebenheiten und Unruhen wenig Zeit, und ich konnte es nicht weiter bringen, als mich nothdürftig im Spaniſchen auszudrücken, auch kamen wir, einige Fälle ausgenommen, zu wenig in nähere Berührung mit den Einwohnern; doch konnte ich bald den Cervantes, Calderon, Lope de Vega und andere ſpaniſche Autoren im Original leſen, namentlich amüſirte und erheiterte mich Don Quirote nicht wenig.

Von Tolosa war unſer nächſter Marſch nach Villa Real, ein Flecken, der eben nichts Königliches aufzuweiſen hatte; ein Paar Compagnien mußten in dem nahen Dorf Zummaraya übernachten; von hier kamen wir über das Städtchen Bergara an der Deva nach Mondragon, ein Ort der nicht unbedeutende Waffenfabriken hat. Der Weg von Bergara bis Vittoria iſt fortwährend mit freundlichen Dörfern und vielen Landhäuſern beſäet, die faſt ununterbrochen zuſammenhängen; überhaupt ſind die baskiſchen Provinzen ſehr bevölkert und trefflich angebaut, was ſie von dem übrigen Spanien ſehr zu ihrem Vortheil unterſcheidet, und was ſie ihrer viel freiern Verfaſſung zu danken haben, welche die Betriebſamkeit und den Handel ihrer Bewohner anſpornte. Auf dieſem Wege hatten wir faſt beſtändig den im Thale wogenden Fluß Zadorra vor Augen, der deſſen reizendſte Parthien in Krümmungen durchſchneidet. Alles kündigte hier einen gewiſſen

Wohlstand an, die Landleute, Männer wie Frauen, waren reinlich und gut gekleidet. Von Mondragon stiegen wir auf den Berg, auf dem der Flecken Salinas liegt, von dem man noch eine Strecke über diesen Theil der Pyrenäen kommt, dann aber geht es fast beständig bergab bis Vittoria, das man nun bald vor sich liegen sieht. In dieser Hauptstadt der Provinz Alava hatten wir einen Rasttag, sie liegt in einem schönen, gut angebauten und von Ortschaften umgebenen Thal, das ringsum mit Bergen und Höhen begrenzt ist. Diese Stadt, die etwa 8000 Einwohner zählen mochte, theilt sich in die Neu- und die Altstadt, letztere ist mit einer doppelten Mauer umgeben, von denen die eine weit älter als die andere ist, auch hat sie enge Straßen und schlecht gebaute Häuser, während die Neustadt weit besser angelegt ist, und einen schönen großen viereckigen Platz hat, auf den vier Straßen führen, in dessen Mitte sich ein schöner Brunnen befindet. Das Stadthaus nebst zwei Klöstern liegen auf diesem Platze. Die meisten Kirchen sind in gothischem Styl gebaut, die der Carmeliter ist eine der schönsten. Leovigildus, König der Visigothen, soll nach einem Sieg, den er im 6ten Jahrhundert hier über die Sueven erfocht, Vittoria zum Andenken an denselben gegründet haben, nach Andern soll Don Sancho, König von Navarra, ihr Gründer gewesen seyn. Es werden hier jedes Jahr drei besondere, dieser Stadt ganz eigenthümliche Feste gefeiert, nämlich das der Jungfrauen, das der mannbaren Jünglinge und das der Eheleute; die beiden erstern sollen fröhlich und munter, das letztere aber sehr düster und langweilig seyn; der obengenannte König soll sie eingeführt haben. Der schwarze Prinz besiegte 1367 hier die Feinde Peter des Grausamen.

Vittoria, das auch schöne Spaziergänge hat, verlassend, kamen wir in eine herrliche Ebene, in welcher mehr als 300 Dörfer und Weiler lagen; oft berührten wir noch die Ufer des Zadorra. Ueber Puebla marschirend, kamen wir durch eine sehr enge Passage in das Thal des Ebro und an eine Marmorsäule, deren Inschrift besagte, daß hier die Grenze zwischen Alava und Altcastilien sey. Diesen Weg, den zu ebnen und über die Gebirge praktikabel zu machen große Anstrengungen erforderte, da sich ungewöhnliche Schwierigkeiten zeigten, haben die baskischen Provinzen in Gemeinschaft angelegt. Besonders muß es außerordentliche Mühe gekostet haben, die jähen Abhänge wegsam zu machen, Ab-

gründe zu umgehen und Felsenriffe wegzuräumen. Nach 6 Stunden eines mühsamen Marsches kamen wir bei Miranda de Ebro an, welches an diesem Fluß liegt, über den hier eine 8 Bogen lange Brücke führt. Noch bevor wir Alava verließen, begegneten wir einem seltsamen Leichenbegängniß: man begrub nämlich in einem Dorfe ein kleines, weißgekleidetes Kind, dessen Köpfchen mit einem weißen Rosenkranz geschmückt war und das offen in der Bahre lag; das Sonderbarste aber war, daß dieser kleinen Leiche eine Musikbande voranzog, welche lustige und muntere Melodien spielte und hinter der ein Kind, ein Kreuz tragend, fröhlich einherhüpfte. Man sagte mir, daß die Kinder in den baskischen Provinzen alle auf ähnliche Weise begraben würden, weil man sie glücklich preist zu sterben, bevor sie noch des Lebens Mühen, Beschwerden und Drangsale kennen lernten, und die Eltern trösten sich mit einem: „Es war Gottes Wille.“

Miranda ist ein kleines, nahe an den Bergen liegendes Städtchen; auf einer Höhe sieht man noch die Trümmer eines Schlosses und mehrere Thürme desselben. Aus dem Felsen, auf dem diese Ruinen liegen, entspringt eine sehr reichhaltige Quelle, die mehrere Mühlen in Bewegung setzt. Das Städtchen mochte etwa 2000 Einwohner zählen. Von hier marschirten wir über Pancorbo nach Briviesca. Miranda verlassend, hat man über eine Stunde fortwährend eine hohe Felsenwand vor Augen, von der man keinen Ausweg erblickt und die, gleich einer ungeheuern Mauer an der Welt Ende, alle Passage zu versperren scheint. Erst wenn man dicht vor dem Felsen angekommen ist, eröffnet sich eine enge Schlucht, durch welche man nach Pancorbo gelangt; dieser Engpaß führt durch zwei ungeheuer hohe Felsenmassen, deren Spitzen sich gegeneinander zu neigen scheinen und die kaum durch einen 10 Schuh weiten Raum getrennt sind. Dieser Hohlweg ist beinahe eine Viertelstunde lang, die Felsen wölben sich so über dem Haupte des Durchgehenden, daß man fürchtet, sie jeden Augenblick herabstürzen zu sehen und von ihnen zermalmt zu werden. Dieser Engpaß heißt Garganta de Pancorbo, und ist, gehörig vertheidigt, uneinnehmbar, es ist eine wahre Höllenschlucht, eine Compagnie kann hier das größte Heer aufhalten. Hat man ihn passirt, so erblickt man das Städtchen Pancorbo, das am Eingange eines Thals liegt; durch einige elende Dörfer kommt man dann nach Briviesca, welches durch die Versammlung der Cor-

tes, die Johann I. im Jahr 1388 hierher berief und die dem Kronprinzen von Castilien für ewige Zeiten den Titel eines Prinzen von Asturien beilegte, bis — es weder Kronprinzen noch Könige von Castilien mehr gab, wie es mit allen menschlichen Ewigkeiten zu gehen pflegt, merkwürdig ist. Die Stadt liegt an der Oca, ist mit Mauern umgeben und hat 4 Thore, in ihrer Nähe sind zwei tiefe mineralische Teiche, der Pozzo negro und Pozzo blanco genannt.

Von Briviesca führte uns der Weg über Monasterio, Quintanapalla durch ein noch ziemlich gut angebautes, mit vielen Pappeln und Weiden bepflanztes Thal, immer bergauf bis Monasterio, nach Burgos. Wir kamen auf dem Marsche dahin über eine auf einem Berge liegende große Fläche, von der herab die Gewässer durch den Duero in das Weltmeer und durch den Ebro in das mittelländische Meer abfließen. Diese weite Fläche ist theilweise mit prächtigen Bäumen und aromatischen Gesträuchen bewachsen. Von hier sieht man die Hauptstadt Altcastiliens noch in ziemlicher Entfernung vor sich und den Berg Oca links liegen.

Burgos hat eine sehr anmuthige Lage am Fuße eines ziemlich hohen Berges, an dem Fluß Arlanzon, der sie in zwei sehr ungleiche Theile trennt und ihre Mauern bespült. Sie ist groß, aber unregelmäßig gebaut, hat bis auf wenige Ausnahmen enge und krumme Straßen, einige freie Plätze und ist mit dicken Mauern umgeben. Drei Brücken aus Quadersteinen erbaut, verbinden die Stadt mit der Vorstadt Vega, in welcher sich auch die meisten Klöster und öffentlichen Anstalten befinden und die sehr bevölkert ist, schöne Gärten und Promenaden hat. Unter den Bildsäulen, welche diese Stadt aufzuweisen hat, ist namentlich die Statüe des Cid zu bemerken, sodann noch die des Diego de Porcel, Carls I., des Ferdinand Gonzales, erstem Grafen von Castilien, u. s. w. In der Straße des heiligen Martin zeigt man die Wohnung dieses Grafen, sowie das Haus des Cid, von dem aber nur noch eine Mauer mit dem Wappen des Helden steht, unter dem sich eine Inschrift folgenden Inhalts befindet: „Hier wurde im Jahr 1026 Rodrigo Diaz von Vivar, genannt Cid Campeador, geboren, und wohnte auch daselbst. Er starb zu Valencia 1099, sein Körper wurde in das Monasterium San Pietro von Cardena, in der Nähe der Stadt, gebracht. Zum ewigen Andenken

und zur Ehre des so berühmten Helden von Burgos hat man im Jahre 1784 dieses Monument auf den Ruinen seiner alten Wohnung errichtet.

Cids Haus fiel erst im Jahre 1600 in Trümmer. Burgos, das vor Toledo und Madrid die Hauptstadt des castilischen Reiches war und damals über ein halbes Hunderttausend Einwohner zählte, hatte jetzt kaum den fünften Theil dieser Zahl, war traurig und öde, nur seine Umgebungen können den Aufenthalt hier erträglich machen. — Wir rückten erst in den Nachmittagsstunden in die Stadt ein, wo wir einen dreitägigen Aufenthalt hatten, nach welchem wir wieder zu den andern Compagnien der Legion, die in Torquemada und Valencia lagen, stoßen sollten. Soviel es der Dienst gestattete, benutzte ich diese Zeit, mich mit der Stadt und ihren Umgebungen bekannt zu machen. Der Dienst wurde bei dieser Legion weit pünktlicher und geregelter versehen, als dies im Regiment Y. der Fall gewesen, wo Niemand recht wußte was ihm eigentlich oblag, und wo der eine preußische, der andere österreichische, der dritte russische und der vierte französische Disciplin ꝛc. eingeführt wissen wollte.

Burgos ist eine sehr alte Stadt, es wird sogar behauptet, daß es das Bravum des Ptolomäus sey, wahrscheinlicher aber ist, daß es aus den Trümmern der Stadt Aura erbaut wurde. Zuerst war sie die Residenz der Grafen und dann die der Könige von Castilien, bis Carl V. seinen Sitz nach Madrid verlegte; von jener Zeit schreibt sich ihr Verfall her, aber noch streitet sie mit Toledo um den Vorrang der ersten Stadt Castiliens, ein Streit, so vergeblich als schwer zu entscheiden. Fernando Gonzales, der Gründer der castilischen Souverainetät, machte Burgos zum Sitz seines Hofes, es erhielt dann große Privilegien, unter denen das, in den Cortes zuerst sprechen zu dürfen, was ihm aber Toledo auch streitig machen wollte.

Die nächsten Umgebungen von Burgos besuchte ich zu Pferd und ritt nach dem anderthalb Stunden entfernten Monasterium von Cardena, um das Grab des Cid und seiner Gattin Ximene zu sehen, auf dem sein Wappenschild von einer Kette umgeben, das zwei sich kreuzende Schwerter hat, über denen sich wieder ein Kreuz erhebt, sowie das Ximenens, einen dicken, von einer Kette umgebenen Thurm darstellend, befindlich ist. Später, als in diesem Krieg das Kloster von Cardena zerstört und verwüstet wurde,

ließ der franzöſiſche Gouverneur von Burgos die Aſche des Helden und ſeiner Gattin in die Stadt bringen, um ſie vor gänzlicher Vernichtung zu bewahren, und beiden ein Monument auf einer kleinen Inſel ſetzen.

In der nur eine halbe Stunde von Burgos entlegenen Abtei Miraflores ſah ich in der Kirche derſelben die ſehr koſtbaren Grabmäler Johann II. und ſeines Sohnes, des Infanten Don Juan. Auf dem erſten iſt Johanns Statüe mit Krone und Scepter und die ſeiner ebenfalls gekrönten Gattin, die aber ſtatt des Scepters ein Buch in der Hand hält. Viele kleinere Bildſäulen, unter denen auch die der vier Evangeliſten, umgeben dieſes Mauſoleum, an dem noch 16 allegoriſche und heilige Statüen, ſowie andere Verzierungen angebracht ſind. Auf dem Grabmal des Infanten liegt derſelbe in Marmor auf den Knieen.

Der Tag unſers Abmarſches war herangekommen, und wir verließen Burgos in dem Augenblick, als ich im Begriff war, eine Intrigue mit einer ſeiner ſchönen Bewohnerinnen anzuſpinnen; dies machte, daß ich den Marſch über Galeda Villazopegue, wo zwei Compagnien übernachteten, die zwei andern blieben in Villadriga (2 unbedeutende Dörfer), nach Torrequemada, etwas übelgelaunt antrat. Von Burgos bis zum Dorf Villadriga verliert man den Fluß Arlanzon faſt nicht aus den Augen, auch ſieht man noch viel gut angebautes Feld und ziemlich viel Ortſchaften. Ehe man Torrequemada erreicht, kommt man durch das kleine Städtchen Quintana de la Puente, das an der Pizuerga liegt, über die eine ſchöne ſteinerne, 18 Bogen lange Brücke führt. Torrequemada ſelbſt liegt an dem nämlichen Fluß, den man hier über eine 26 Bogen lange Brücke paſſirt. Dieſes Städtchen hat eine hübſche gothiſche Kirche. Der Weg hierher ging über eine ziemlich kahle Ebene, in der man faſt gar keine Bäume und nur ſelten einiges niedrige Geſträuch ſah. Hier lagen nur zwei Compagnien unſers Bataillons, die andern in Palencia. Wir erfuhren nun, daß wir nach einem Ruhetage nach Valladolid abmarſchiren ſollten, wenn der Befehl ſo eben von dem Hauptquartier eingetroffen ſey und wo die Legion zuſammentreffen würde. Torrequemada iſt ein trauriger Aufenthalt, ebenſo die Umgegend, und der Holzmangel ſo groß, daß die Einwohner meiſtens getörrten Miſt brennen und dabei kochen. Iſt es kalt, ſo wärmt man ſich an den Glorias, eine Art

Trockenöfen in den spanischen Küchen, um welche herum Bänke zum Sitzen angebracht sind. Von hier marschirten wir noch einige Zeit durch die langweilige Ebene und das Dorf Magaz; zu unserer Linken sahen wir bald das große Benediktinerkloster San Isidoro in einiger Entfernung liegen, und in dem an einem Rebenhügel liegenden Dorfe Duenas kam das ganze Bataillon wieder zusammen und setzte den Marsch in Gemeinschaft fort. Man behauptet, daß das elende Dorf Duenas das Eldana des Ptolemäus sey, wenigstens auf dessen Stelle liege. Hier bewahren die Einwohner den Wein in Gruben auf, die sie zu diesem Zweck in die Erde graben und in denen er sich sehr gut und frisch erhält. Von hier aus marschirten wir noch immer abwärts über ein sandiges und steiniges Terrain durch den Flecken Cabiezon, in dessen Umgebung ein angenehmer, lieblicher, rother Wein wächst, und von wo man nur noch zwei gute Stunden nach Valladolid hat. Alle unsere Märsche waren ungewöhnlich stark, fast keiner unter 8 bis 9, manche wohl 10 Stunden lang. Erst wenn man ganz in der Nähe von Valladolid ist, nimmt der langweilige Weg ein Ende, auf welchem das Feld schlecht und oft gar nicht angebaut war: dies war schon oft der Fall seitdem wir die baskischen Provinzen verlassen hatten, aber im Königreich Leon weit häufiger.

Es war Anfangs März, als wir zu Valladolid ankamen, wo, sowie in der Umgegend, zahlreiche französische Truppencorps von allen Waffengattungen lagen. Die verschiedenen Armeecorps, die in Portugal und Spanien einmarschirt waren, hatten jedes seinen besondern Chef und seinen Generalstab; Murat, damals Großherzog von Berg, hatte den Oberbefehl über das Ganze und den Titel eines Lieutenants des Kaisers Napoleon. Wir erfuhren, daß derselbe bereits in Burgos angekommen sey und mit ihm ein Heer von Employés, Kriegscommissaire, Ordonnateure und Offiziere aller Grade, wohl über ein halbes Tausend Individuen, von denen viele schon in Ruhestand versetzt gewesen und fast gegen ihren Willen wieder in Activität gesetzt worden waren, andere aber hofften jetzt in Spanien schnell Fortüne zu machen. Nichts war den Ländern und den Heeren selbst verderblicher, als dieses Commissarien- und Lieferanten-Geschmeiß und was daran hing, wahre Blutsauger der Völker wie der Truppen, von denen der wackere Kaiser Joseph II. der viele Canaillen durch und durch

kannte, schon mit vollem Recht sagte: »Man kann einen jeden dieser Buriehen (wenn ich mich nicht irre, so meinte er die Proviant-Commissaire damit) hängen lassen, ohne sich zu fürchten, eine Sünde oder einen Fehlgriff begangen zu haben. Auch Napoleon wußte aus seinen italiänischen Feldzügen, welch ein Diebsgesindel dies Geschmeiß ist, und dennoch hat es zu keiner Zeit und bei keinen Heeren ärger gehaust und gestohlen, als in den napoleonischen, wo von den General-Commissairen bis zu den Fourrieren in den Compagnien herab, alles was mit Proviant, Verköstigung oder Lieferungen in Berührung kam, den Soldaten sowohl wie den Bürger bestahl und beraubte. Aber in Spanien bekam es den Herren doch oft schlecht und ein wohlverdienter Lohn, den ihnen die Vorsehung bereitete, blieb selten aus.

Noch immer wußten wir nicht, was eigentlich bezweckt wurde, wir erschöpften uns in tausend Muthmaßungen, von denen keine den rechten Fleck traf, indem die meisten darauf hinausgingen, daß es, wenn auch indirect, auf England abgesehen sey. Die Instructionen, die uns fortwährend ertheilt wurden, waren von der Art, daß man auf einen bevorstehenden Krieg schließen und sich auf alle Ereignisse gefaßt machen mußte; aber wo war der Feind? — Napoleon selbst wurde erwartet und das Gerücht war unter sämmtlichen Truppen verbreitet, daß er sich an deren Spitze stellen würde, ein großer Theil der Einwohner Spaniens aber betrachtete uns mit immer größer werdendem Mißtrauen, während andere hofften, daß wir sie von dem unerträglichen Joch des ihnen so verhaßten Friedensfürsten Godoi befreien würden, den sie sämmtlich als den alleinigen Urheber aller dieser Uebel betrachteten und verfluchten. Von Seiten der Commandirenden wurden sie auch in dieser Meinung bestärkt. Es ist unmöglich, sich einen Begriff von der Verachtung und dem Haß zu machen, den die ganze Nation gegen den freilich ganz verdienstlosen Günstling beider spanischen Majestäten und der Königin insbesondere nährte. Ohne alle Scheu sprach man davon, daß man diesen schändlichen Böswicht hängen, köpfen, spießen, rädern, viertheilen und Gott weiß was alles müsse, man wollte ihn sammt der Königin lebendig verbrennen, und den König, die gehörnte Schlafhaube, dazu, meinten noch andere; die Gemäßigsten aber forderten, daß man ihn einer strengen Justiz übergebe. Der Unglückliche selbst schlief schon lange nicht mehr auf Rosen und träumte nur von Galgen und

Schaffot, zitterte unaufhörlich für sein kostbares Leben, und war nicht im Stande, irgend einen festen Entschluß zu fassen, sich zu helfen oder in Sicherheit zu bringen. Nicht leicht hat ein Sterblicher so sonderbare Schicksale gehabt; vom gemeinen Gardisten zum Günstling der Königin von Spanien und den höchsten Würden des Reiches wie in einem Zaubermährchen erhoben, dabei durch die Heirath mit einer nahen Verwandten des königlichen Hauses, wozu er seine königliche Geliebte zu bereden gewußt hatte, die trotz dem, daß er sich noch Maitressen hielt, was sie wußte, ihm dennoch unwandelbar ergeben blieb; mit diesem Haus verwandt, war der König selbst nur noch der gehorsame Vollstrecker der Gebote des Geliebten seiner Frau. Wer über dieses seltsame Verhältniß nähere Auskunft wünscht, muß Llorente's Memorial para la historia de la revolucion espanola recogydas y compiladas por don Juan Nellerto lesen.

Valladolid, das Pintia der Alten, war die zweite Stadt Altcastiliens, aber jetzt der Hauptort der Intendanz gleiches Namens in dem Königreich Leon. Der Fluß Esgueva durchströmt sie, und der Pizuerga fließt an ihren Mauern vorbei, sie liegt in einer großen, von Hügeln mit Plantagen umgebenen Ebene. Die Stadt ist nicht so übel gebaut, aber ihre Straßen sind schlecht gepflastert und unreinlich, auch lagen manche ihrer Gebäude in Ruinen. Unter ihren sehr großen Plätzen sind der Campo-Grande und Plaza-Mayor die ansehnlichsten. Ersterer hat einen ungeheuern Umfang, und unter den ihn umgebenden Gebäuden sind nicht weniger als dreizehn Kirchen, auch ist er mit Bäumen bepflanzt; der Plaza-Mayor ist gleichfalls von außerordentlicher Größe und mit drei Reihen Balkonen umgeben, auf denen 20,000 Menschen Platz zum Sitzen haben. Mehr als 400 sehr starke Säulen und ebensoviel Pilaster bilden die Stützen dieser Balkone, die über Hallen sind. Vierzehn steinerne Brücken dienen zur Communication über den Arm des Esgueva, und eine große von zehn Bogen führt über die Pizuerga. In den verschiedenen Kirchen dieser Stadt findet man sehr merkwürdige und zum Theil schöne Denkmäler der Architektur, Bildhauerkunst und Malerei. Die von Philipp II. erbaute Cathedrale ist kaum zur Hälfte fertig, hat aber einen schönen Thurm. In der Paulskirche sind unter vielen Monumenten von sehr verschiedenem Kunstwerth zwei schöne Bildsäulen des Herzogs und der Herzogin von Lerma;

in dieser Kirche, die den Dominikanern gehört, sieht man auch eine Erscheinung Christi bei einer Nonne dieses Ordens abgebildet; dieser Christus war wahrscheinlich ein verschmitzter Mönch. Auch noch andere, zum Theil sehr komische Heiligenbilder, findet man hier. Das Colleg, welches sich zunächst dieser Kirche befindet, ebenfalls den Dominikanern gehört und von Don Alonzo von Burgos, Bischof von Palencia, im 15ten Jahrhundert gestiftet wurde, ist wegen seiner sonderbaren Bauart merkwürdig: seine Façade stellt nämlich ein Gehölz vor, dessen Zweige die Wölbung des Portals bilden, auf beiden Seiten sieht man zwei Wilde, die mit wolligen Fellen bedeckt sind und Gürtel von Laub haben, jeder hat ein Wappenschild. Ueber der Eingangsthüre ist ein Granatbaum, dessen Aeste sich weithin ausbreiten, dieser soll eine Anspielung auf die Eroberung von Granada durch die katholischen Majestäten Ferdinand und Isabella, Beschützer der Kirche, seyn. In diesem Colleg befindet sich auch das sehr schöne Monument des Gründers desselben, Alonzo von Burgos, Bischof von Palencia, der selbst in weißem Marmor und, wie behauptet wird, sehr ähnlich auf demselben abgebildet ist. Das Gebäude wurde im 15ten Jahrhundert erbaut.

Valladolid, das noch zu Anfang des 16ten Jahrhunderts weit über 100,000 Einwohner hatte, 1516 stellte die Stadt 30,000 Mann unter die Waffen, um sich den Absichten der Regierung zu widersetzen, zählte jetzt keine 24,000, die noch einen nicht unbedeutenden Handel treiben, zu dem der Ort auf das Vortheilhafteste gelegen ist, auch wächst in ihrer Umgegend ein vortrefflicher Wein. In der Stadt selbst befinden sich schöne Promenaden, wie der Prado de la Magdalena, der an dem Esgueva liegt, mit schönen Bäumen bepflanzt ist und bequeme Ruhebänke hat, die Spaziergänge Espolejo Viejo und Espolejo Nuevo, die nahe an dem Ufer des Pisuerga liegen, werden mehr von Reitern und Cavalcaden besucht.

In historischer Hinsicht ist Valladolid außerordentlich merkwürdig und in Spaniens Annalen berühmt. Es soll nach mehrern Geschichtschreibern auf den Ruinen des alten Pintia erbaut seyn und war später die Seele des Handels zwischen Castilien, den Königreichen Leon und Portugal. Hier kam Philipp II. traurigen Andenkens zur Welt und hielt öfters seinen Hof daselbst, auch der Entdecker Amerikas, Christoph Columbus, starb hier. Wegen dem sehr fühlbaren Holzmangel, der dadurch entstand,

weil man die Dummheit beging, die Waldungen auf den umliegenden Hügeln völlig auszurotten, verlegte Philipp III. für immer seinen Hof von hier nach Madrid. Als Residenz des Herrn zweier Welten, war der Hof und das Leben in Valladolid sehr prächtig, üppig und glänzend. Unter Philipp II. fand ein äußerst magisch-merkwürdiges Auto-da-fe im October des Jahres 1559 hier statt. Es begann mit einer Procession der Dominikanermönche, denen eine weiße Fahne vorgetragen wurde, ihnen folgten die Familiares, Commissarien und andere Diener der heiligen Inquisition, hinter diesen wurde wieder eine 18 Schuh hohe Fahne von buntem Damast getragen, auf der einen Seite derselben sah man das Bild des heiligen Dominikus gestickt und auf der andern das des heiligen Petrus Märtyrer. Hierauf kam die heilige (?) Hermandad und andere bei dem heiligen (?) Officium angestellte Personen, von denen eine das Kreuz der Inquisition trug, das mit einem schwarzen Schleier bedeckt war. Bewaffnete schlossen den Zug, der sich auf die Plaza-Mayor begab. Hier angekommen, wurde das Inquisitionskreuz auf einen in dessen Mitte errichteten Altar gehüllt, und man zündete grünangestrichene Kerzen um dasselbe herum an. Bewaffnete, einige Mönche und Familiares blieben zu dessen Bewachung zurück. Um Mitternacht begann man Messen für die Bekehrung der Seelen derjenigen zu lesen, die verbrannt werden sollten, was bis zu Sonnenaufgang dauerte. Mit Tagesanbruch versammelte sich eine unzählige Menge Volks auf diesem Platz, weit über 30,000 Menschen. Hierauf erschienen in gehöriger Rangordnung die Granden Spaniens, die hohe Geistlichkeit, Bischöfe und Cardinäle, die höchsten Civil- und Militairbehörden, sowie die Gesandten der verschiedenen Mächte und nahmen Platz auf den für sie bestimmten Sitzen. Gegen acht Uhr brachte man aus dem Inquisitionsgebäude das gleichfalls in schwarzen Trauerflor gehüllte Kreuz des Kirchsprengels, dem alle Kaplane in Chorhemden folgten, dann kamen wieder Familiares und Bewaffnete und endlich die unglücklichen Verurtheilten in folgender Ordnung: Zuerst die Bereuenden oder Büßenden mit entblößten Häuptern, eine geweihte Kerze in der Hand, unter ihnen war eine Franciskanermönne, die zum Ausspeisichen an dem folgenden Tage zur Ehre Christi verurtheilt war; dann folgten die Verstockten mit dem San Benito (das Sterbekleid der Glaubensgerichte) bekleidet, das aus einem gelben Sack mit einem

darauf gehefteten Andreaskreuz besteht; auf dem Kopf trugen sie Mützen von Pappe, die mit bunten Kreuzen bemalt waren und Corosa genannt werden. Unter diesen befanden sich Isabella und Catharina von Castilien, beide zu ewigem Gefängniß, der Confiscation ihrer Güter und dem Tragen des San Benito verurtheilt. Hinter ihnen trug man ein Reliquienkästchen mit Knochen und zwei Figuren, die ebenfalls mit dem San-Benito und der Corosa bekleidet waren, auf der jedoch statt der Kreuze, Teufel, Schlangen, Blindschleichen, Kröten, Unken u. s. w., in Flammen zischend, abgemalt waren. Jetzt kamen dreizehn sogenannte rückfällige Ketzer, die sämmtlich zum Feuertod verurtheilt waren. Auch sie trugen das San-Benito und die Corosa, mit Teufeln, Flammen ꝛc. bemalt. Drei von ihnen waren Geistliche und noch mit dem geistlichen Leibrock bekleidet. Zuletzt kam endlich Don Carlos von Sesa, dem man sogar den Mund verknebelt hatte, um ihn am Sprechen zu hindern, weil er nicht aufhörte, die christliche Religion zu lästern und als ein Werk des Teufels und der Verrücktheit zu bezeichnen. — Hatte er etwa Unrecht, wenn er die Religion, wie sie von diesen Pfaffen zugeschnitzt wurde, damit meinte? — Auf der Mitte des Platzes angekommen, wurden sämmtliche arme Sünder um die Stufen des Altars postirt, wo man ihnen nochmals ihre Verbrechen vorhielt, welche meistens darin bestanden, daß sie sich den neuen Lehren und dem abscheulichen Lutherthum geneigt gezeigt, oder dasselbe wohl gar gerühmt und empfohlen hatten, weshalb man es für hohe Zeit hielt, ein recht abschreckendes Beispiel zu geben, um die weitere Verbreitung dieses Ketzerthums zu verhindern*). Die Mitglieder und Richter der Inquisition nahmen ihre Plätze auf erhöhten Sitzen, über allen aber thronte der Großinquisitor hoch erhaben. Nun erschien Philipp II., von seinem ganzen Hof gefolgt. Sobald derselbe Platz genommen hatte, hielt

*) Das Lutherthum stand noch zur Zeit, als wir uns in Spanien befanden, in einem so furchtbaren Geruch, daß, als ich einmal im Gespräch mit einer hübschen Frau, der ich den Hof zu machen begann, sagte, ich sei ein Lutheraner, diese mir halb lachend erwiederte: ich möge doch keinen so gottlosen Scherz machen, und als ich das Gesagte ernstlich behauptete, versetzte: O gehen Sie doch, Sie haben ja weder Hörner noch Klauen noch einen Schwanz! So stellte man sich zu jener Zeit noch einen Lutheraner in Spanien vor, Dank den Pfaffen, welche sie als so begabt schilderten.

der Bischof von Cuenca eine erbauliche Predigt über die Unterscheidung, Reinheit und Göttlichkeit der katholischen Religion, eine wahre Satyre auf Gott selbst, dieser folgte eine zweite Predigt, welche der Großinquisitor, Erzbischof von Sevilla, ganz im Sinne seines Vorgängers herbrüllte, nur daß die Satyre unerträglich noch beißender war. Hierauf mußte der König in dessen Hand einen schweren Eid ablegen, daß er die Inquisition beschützen und ihr alles entdecken wolle, was zu seiner Kenntniß komme und gegen diese und den Glauben sey, es möge auch herkommen von wem immer, ohne irgend eine Rücksicht auf Verwandtschaft oder Stand zu nehmen. Nachdem Philipp II. diesen Eid abgelegt, mußte er ihn noch durch seine Unterschrift bekräftigen und er wurde nochmals vor der ganzen Versammlung laut abgelesen. Hierauf wurden die drei rückfälligen Prediger durch zwei Bischöfen von Zamora und den von Palencia, förmlich degradirt und ihnen die geistliche Kleidung vom Körper herabgerissen. Einer war ein Pfarrer in Petrosa, der zweite ein Priester aus Villa-Ducliana und der dritte ein Dominikanermönch gewesen. Sie hatten eigentlich nur gegen den Verkauf des Ablasses für schnödes Geld, also gegen einen der schändlichsten Mißbräuche der katholischen Religion, als einen der Kirche unwürdigen Schacher, gepredigt. Nach sie wurden nun mit dem San-Benito und der Coroza bekleidet, ihnen das Urtheil nochmals verkündet, und hierauf alle zum Tode Verurtheilten vor die Stadt auf einen freien Platz geführt, wo man einen ungeheuern Scheiterhaufen auf einem vier Schuh hohen Fußgestell errichtet hatte, eine Prozession mit einem weißen Kreuz und das Volk folgte ihnen. Ein Henker und ein Beichtvater führten sie zum Scheiterhaufen, wo sie nochmals ermahnt wurden, zu bereuen; in diesem Fall versprach man ihnen, bevor sie dem Feuer übergeben würden, sie durch den Henker erwürgen zu lassen. Elf von ihnen, durch dieses Versprechen verführt, willigten ein zu beichten, aber Johann Sanchez und Don Carlos von Seso ließen sich lieber lebendig verbrennen, als daß sie bereuten.

Nicht nur Philipp II., sondern auch der III. und IV. spanische König dieses Namens sind zu Valladolid geboren, so wie der berühmteste Arzt des 16ten Jahrhunderts, Ludwig Mercato, dessen gesammelte Schriften 1654 in fünf Foliobänden zu Frankfurt am Main erschienen sind.

In meiner Wohnung zu Valladolid befand sich die junge Frau

eines spanischen Stabsoffiziers, der bei der Leibgarde zu Madrid stand, und dessen Gattin hier bei Verwandten ihres Mannes zum Besuch war. Die Senora war eine geborne Andalusierin, und zwar aus Sevilla, von guter Familie, deren schwarze Feueraugen mit dem etwas bräunlichen Teint und den gluthrothen Wangen trefflich harmonirten; dabei trug sie das andalusische National-Costüme, das reizendste das man sich denken kann, besonders für eine Spanierin, mit wenig Abänderung. Die ersten Tage nach meiner Ankunft hatte ich nur Gelegenheit gehabt sie ein Paarmal zu sehen und im Vorübergehen mit einem Sennorita zu begrüßen; ich kannte kaum erst die gebräuchlichsten spanischen Begrüßungsformeln und Phrasen, aber glücklicherweise sprach die Senora etwas italiänisch, und dies war vollkommen hinreichend, uns zu verständigen, was auch schnell der Fall war, denn in Liebesangelegenheiten rückt man in Spanien rasch voran, noch weit schneller als in Italien, nur muß man die Gelegenheit haben, mit diesen Senoras in Berührung zu kommen, was uns später, als das ganze Land gegen uns aufgestanden war, und wir den Spanierinnen von den Pfaffen, ihren Beichtvätern, Vätern, Ehemännern und Brüdern als wahre Ungeheuer geschildert wurden, deren Berührung allein die ewige Verdammniß nach sich ziehe, sehr schwer, ja fast unmöglich wurde. — Ich war mit meiner schönen Isabella Andeya, ohne daß es mich viel Mühe und Betheurungen gekostet hätte, bald so weit, daß ich sie ganz mein nennen durfte, und die wenigen Tage die wir noch in Valladolid zubrachten, keine Nacht mehr allein schlief, da mir die Mitternachtsstunde jedesmal einen holden feurigen Geist zuführte, der nicht Einmal verfehlte, um diese Zeit in meinem Gemach zu spuken und dann das Bett mit mir zu theilen.

Ungefähr 14 Tage mochten wir in Valladolid und der Umgegend liegen, als der größte Theil der Truppen, und mit ihnen unsere Legion, Ordre zum Aufbruch erhielten. Mürat war bereits von Burgos abgegangen und hatte seine Richtung mit einem Theil der napoleonischen Garden und dem vom Marschall Moncey befehligten Corps nebst einer zahlreichen Artillerie gegen den Somasierra, der einen Theil des Gebirges Guadamaya ausmacht, genommen; die zweite Infanterie-Division nahm ihren Weg nach Segovia, während General Düpont mit der Reiterei und der ersten Division, zu der unsere Legion gehörte, die Direction gen Guadamara nahm. Die dritte Division blieb vorerst noch in

Valladolid und der Umgegend zurück. Wir waren alle der Meinung, und man hatte sie absichtlich verbreitet, daß wir direct nach Gibraltar marschiren würden, um diese Stadt zu belagern und wo möglich den Engländern abzunehmen; diese Meinung theilten auch die Einwohner aller Orte wo wir durchkamen, und während sich die verschiedenen Armeecorps Madrid von allen Seiten näherten, war das Gerücht von einer bevorstehenden Belagerung Gibraltars so allgemein verbreitet, daß der Herzog von Kent, Statthalter dieser Festung, seinen Vater bat, er möge ihm gestatten, sich schnell, bevor noch die Belagerung beginne, auf seinen Posten zu begeben. Alle Verbindung dieser Stadt mit Spanien war in der That schon abgebrochen und man hatte sogar in Cadir eine große Anzahl Zelte für die französischen Truppen, die bei dieser Belagerung verwendet werden sollten, zu verfertigen geboten, so weit trieb man die Intrigue, um die spanische Nation über die wahren Absichten Napoleons zu täuschen. Auch meine Isabella hatte zwei Tage vor unserm Abmarsch ein Schreiben von ihrem Mann erhalten, worin ihr dieser meldete, daß die königlich spanischen Garden, bei denen er stand, vor Gibraltar marschiren würden. — Die letzte Nacht vor unserm Ausmarsch erschien mir mein andalusischer Geiß vom Kopf bis zu den Füßen in einen schwarzen Schleier gehüllt, in den vorhergehenden Nächten kam er jedesmal weiß verschleiert, und war in der That eine majestätische verführerische spanische Schönheit. Mit einem langen Feuerkuß und einem a rivederci nahm ich mit dem Grauen des Tages, als die Tambours schon wirbelten, Abschied von ihr und schwang mich auf mein Pferd.

Die Vorfälle, die unterdessen zu Madrid und Aranjuez stattgefunden, wurden jetzt allgemein bekannt; namentlich machte die Entsagung Carl IV. zu Gunsten des Prinzen von Asturien, der noch kurz vorher auf Anstiften Godois verhaftet und in Escurial wohlbewacht in den düstern Gemächern, in denen auch der unglückliche Don Carlos vor seinem Tod geschmachtet hatte, gefangen gehalten wurde, weil er ohne Wissen seiner Eltern eine Gemahlin von Napoleon begehrt hatte, wodurch aber der Friedensfürst sammt seinem königlichen Beschützer in große Gefahr gerathen und ersterer beinahe ein Opfer der Volkswuth geworden wäre, außerordentliches Aufsehen. Unser Marsch gegen Madrid wurde deßhalb beschleunigt und war nun kein Geheimniß mehr; da sich aber die Franzosen unter der Zeit der Citadelle von Pampeluna und Barcellona, theils

mit List, theils mit Gewalt bemächtigt hatten, so erfüllte diese Art Gaunerei die Spanier jetzt mit gerechtem Unwillen und Argwohn und steigerte das Mißtrauen gegen Napoleon auf das höchste. — Von Valladolid aus marschirten wir auch schon mit all der Vorsicht und den Maßregeln, die man in Feindesland für nöthig erachtet. Wir führten Lebensmittel auf Wochen lang mit uns, bivouaquirten des Nachts, Vorposten und Vedetten ausstellend, und sandten auf dem Marsch beständig starke Seitenpatrouillen ab, wo es das Terrain nöthig machte und gestattete. Dabei hatten die kommandirenden Generale geheime Instruktionen erhalten, die ihnen geboten, die spanischen Courriere zu verhindern ihre Wege fortzusetzen, wobei man oft zu den nichtigsten und einfältigsten Vorwänden seine Zuflucht nahm, und jede weitere Bewegung der spanischen Truppen, der sie begegnen würden, zu hindern.

Murat befand sich noch zu Buytrago, als er Bericht über das was sich in Aranjuez zugetragen hatte, erhielt, und beeilte sich nun nach Madrid zu kommen. Wir marschirten fast unaufhaltsam von Valladolid über Olmedo, das auf einer Anhöhe in einer unermeßlichen Ebene liegt, und bei kaum 2000 Einwohnern, sieben Kirchen und eine gleiche Zahl Klöster hat, kamen dann durch verschiedene unbedeutende Orte, durch steinige, oft ganz brachliegende Gegenden und Fichtenwälder, selten sah man ein Gersten- oder Kornfeld. Nur als wir den Fluß Almarza erreichten, dessen Ufer mit Bäumen, meist Ulmen und Pappeln, bewachsen waren, sahen wir wieder mehr Getreide- und Ackerfeld. Wir passirten den Strom auf einer schönen steinernen Brücke und gelangten dann in eine ziemlich große Hochebene, in der wir einige freundliche Dörfer trafen, dann aber wurde die Gegend je mehr wir uns dem Gebirge Guadarrama näherten, welches Alt- von Neucastilien scheidet, wieder außerordentlich öde und verlassen. Ein sehr steiler und oft gefährlicher Weg führte uns zu dem Dorf Espinar, das auf einem Gipfel dieses Gebirges liegt. Von dieser Höhe aus kann man auf eine große Strecke weit die beiden Castilien übersehen und hat eine herrliche Aussicht, die sich in das Unendliche zu verlieren scheint. Wir bivouaquirten hier in der Umgegend von Espinar, Villacastin, ein Städtchen, und Venta Guadarrama, wo man Ferdinand VI. wegen der Straße, die er über dieses Gebirg machen ließ, das früher gar nicht zu passiren war, ein Monument, einen marmornen Löwen auf einer Säule darstellend, mit der

Jahreszahl 1749, errichtet hat, und einigen andern Dörfern. Nach einem mehr als 40stündigen Bivouak erhielten wir Ordre nach Segovia aufzubrechen. Der Marsch dahin führte uns über San Ildefonso und la Granja, ein schönes königliches Lustschloß mit einer Villa, der Lieblingsaufenthalt Philipp V., der auch dieses Schloß erbaut hat und in dessen Kapelle begraben liegt, es hat einen prächtigen Park mit vielen Wasserkünsten. San Ildefonso, eine Stadt die sich nach und nach an dem Schloß gebildet hat, zählt etwa 4000 Einwohner, und hat durch seine Spiegelfabriken, es wurden hier Spiegel von 12 Schuh Höhe und 7 Schuh Breite verfertigt, von denen einer über 10,000 Thaler kostete, eine europäische Berühmtheit erlangt. Von hier hatten wir nur noch zwei Stunden bis Segovia; der Weg führte über eine Brücke des Flüßchens Valsin, an mehrern Dörfern und Gebäuden vorüber, letztere waren ausschließlich zur Schaafschur bestimmt. Endlich kamen wir durch zwei tiefliegende Thäler, worauf wir bald Segovia erreichten, in dessen Nähe wir abermals ein Bivouak schlagen mußten und dann inspicirt wurden, besonders um zu sehen, ob wir auch hinlänglich mit Munition versehen seyen, es sollte jeder Mann mindestens 50 scharfe Patronen besitzen. Fünf Tage lang währte dieses Bivouak, während welchen ich Zeit hatte, die Stadt mehrmals zu besuchen. Die spanischen Geschichtsforscher schreiben die Gründung derselben keinem andern als dem Herkules selbst zu! — Man behauptet, sie habe die Gestalt eines Schiffes, dessen Vordertheil sich nach Westen wendet, ich aber meine, daß eine große Einbildungskraft dazu gehört, dies zu finden. Segovia liegt zwischen den beiden erwähnten tiefen Thälern, auf einem Felsen, und ist mit von Thürmen flankirten Mauern umgeben, hat mit vier Vorstädten etwa eine gute halbe Stunde im Umfang, aber kaum 9000 Einwohner und enge Straßen. Ihr merkwürdigstes Gebäude ist der Alcazar, der uralte, feste Pallast der Könige von Castilien, seine Bauart zeigt aber, daß er aus sehr verschiedenen Epochen stammt. Die große Prachttreppe ist erst im 16ten Jahrhundert angebracht worden. Der Anblick dieses alten, auf Felsen stehenden Schlosses, das mehr als ein Dutzend Thürme zählt, hat etwas schauerlich Finsteres. Hier hat Alphens der Weise gewohnt und seine berühmten astronomischen Tabellen verfertigt. In einer Kapelle dieses Schlosses ist die Anbetung der Magier, ein Meisterstück des Carducho. In einem der vielen und großen Säle dieser

alten Residenz, deren weitläufige Gemächer zum Theil mit Mosaikarbeiten und Vergoldungen reich verziert sind, befinden sich die Bildsäulen aller alten Könige von Oviedo, Leon und Castilien, von Froyla I. der im 8ten Jahrhundert lebte, bis auf die Königin Johanna die 1555 starb; von der östreichischen Dynastie sieht man keine, dagegen die Statüen des großen Cid und des Fernandez Gonzales, des ersten Grafen von Castilien. Diese Bildsäulen, 52 an der Zahl, sind alle in Lebensgröße, von bemaltem Holz, und hauptsächlich der Trachten wegen merkwürdig, jede hat eine besondere Inschrift. Noch nicht gar lange diente das Schloß auch den Seeräubern der Raubstaaten Algier, Tunis und Tripolis, deren man habhaft wurde, zum Gefängniß, wo man sie mit allerlei Arbeiten beschäftigte. Es muß ein seltsamer Anblick gewesen seyn, diese wilden Raubgesellen Wolle abhaspeln oder spinnen zu sehen. Außer dem Alcazar verdient auch die große dreischiffige Cathedrale, eine sonderbare Mischung gothischer und griechischer Bauart, gesehen zu werden. Auf ihrem marmornen Hochaltar stand eine Bildsäule der Madonna vom feinsten Silber, die Heinrich IV. hierher verehrte. In der Hieronymiterkirche sind viele merkwürdige Grabmäler berühmter Spanier, und einige Klöster, namentlich das der barfüßigen Carmeliter und der Capuciner mit seiner unterirdischen Capelle, in welcher die Grafen von Corbillas begraben liegen, haben sehr schöne Gemälde. Das Merkwürdigste in Segovia aber ist seine zwei Tausend Jahre alte Wasserleitung, die also schon über zweihundert Jahre vor Christi Geburt die Stadt unaufhörlich mit Wasser versieht, und hoch über einem Theil der Häuser hinläuft. Vier Stunden von Segovia, an der Quelle Rio Frio in dem Gebirg Fontria, beginnt dieser merkwürdige Bau, welcher die Stadt so reichlich mit diesem unentbehrlichen Element versorgt, daß es von dem Platz vor der Sebastianskirche durch unterirdische Canäle weiter geleitet werden muß. Ueber 900 Bogen zählte dieser ehrwürdige Aquaduct und ist an manchen Stellen über 200 Fuß hoch, kann aber sind die Bogen doppelt, das heißt, zwei stehen übereinander. Unbekümmert wer dessen Herrn waren, ob Heiden, Mauren, Osmanen, Araber, oder orthodoxe Katholiken, spendete dieses Kunstwerk mit gleicher Freigebigkeit seinen Ueberfluß Allen. Die Mönche des Klosters del Paral mußten unter der Regierung Isabellas über 30 Bogen, die zu verfallen begannen, neu aufführen lassen. Der ganze Bau ist von grauem Granit,

ohne Speis noch Mörtel, aber die Steine sind mit großem Kunstaufwand ineinander gepaßt und ebenso die Fundamente; was mögen die Knochen derjenigen, die sie legten, jetzt seyn? — Früher war dieser ganze Bau mit Bildsäulen geschmückt, und noch sieht man die Stellen wo sie gestanden. Verschiedene spanische Geschichtsschreiber behaupten, daß dieses Riesenwerk ein gleiches Alter mit den Pyramiden Egyptens und mit dem Serapistempel habe, aber aller Wahrscheinlichkeit nach stammt es aus den Zeiten der Römer.

Ehedem waren der Handel Segovias, so wie seine Wollenmanufakturen und Tuchfabriken von großer Bedeutung, die zur Zeit ihrer Blüthe mehr als 50,000 Centner Wolle jährlich verarbeiteten und über 40,000 Arbeiter beschäftigten. Im Jahr 1570 gab die Stadt der Königin Anna von Oestreich ein so prächtiges Fest, daß ganz Europa davon wiederhallte, und das einen ungeheuren, in die Millionen laufenden Kostenaufwand verursachte, ein Beweis, wie Künste und Handel hier florirt haben müssen. Die Einwohner formirten dabei die prächtigsten Quadrillen nach ihren Gewerben, unter denen sich vorzüglich die Juweliere und Goldarbeiter, die Tuchmacher, die Gold- und Silbersticker, die Bildhauer, die Bordenmacher ꝛc. durch den Reichthum und die Pracht ihrer Costüme auszeichneten. Mit dem Beginn des 17ten Jahrhunderts kam die Stadt, ihr Handel und ihre Fabriken aus verschiedenen Ursachen, unter denen auch religiöse Dummheit und Intoleranz, in Verfall, und nahmen so schnell ab, daß sie über 30 Jahre lang fast jedes Jahr für ein Paar Millionen Dukaten weniger Tuch fabricirte und absetzte, zu Anfang des 18ten Jahrhunderts waren kaum noch 200 Weberstühle im Gang.

Den 6ten Tag brach unsere Legion auf, um ein Bivouak in der Gegend von Los Molinos zu beziehen; hier, so nahe bei Escurial, konnte ich unmöglich der Versuchung widerstehen, dieses weltberühmte Monument von Philipp II. Furcht und Hochmuth zu besuchen. Es liegt in einer wilden, unangebauten, felsigen Gegend, auf dem Rücken einer Gebirgskette der Guadarramas. Der finstere König hatte es in Folge eines Gelübdes, das er am Tage der Schlacht bei St. Quentin, in welcher 1557 die Franzosen von den Spaniern besiegt wurden, gethan, erbauen lassen. Es imponirt durch seine Größe, und heißt eigentlich San Lorenzo (Escurial ist der Name des dabei liegenden Dörfchens), weil es Philipp diesem Heiligen, an dessen Fest gerade die Schlacht gelie-

sert wurde, weihte, auch ist es in der Form eines großen Rostes angelegt, da bekanntlich dieser Heilige seinen Tod auf einem solchen fand. An Thüren und Fenstern fehlt es nicht, es hat deren viele Tausende, auch über zwanzig zum Theil sehr geräumige Höfe. Ich war mit mehrern Kameraden vom Bataillon hierher geritten, dieses achte Wunderwerk der Welt, wie es die Spanier zu nennen belieben, zu sehen; unsere Pferde hatten wir in dem Dorf Escurial gelassen und gingen dann, nachdem wir eine gute Olla Potrida bei der Rückkehr für uns in Bereitschaft zu halten befohlen, zu Fuß nach diesem Hieronymiterkloster, denn dies ist es eigentlich, in welchem ein Paar hundert Mönche ganz bequem wohnen können [illegible] auch gemästet werden; außerdem ist aber noch Raum genug, um den König von Spanien sammt seinem ganzen Hof in den hiezu bestimmten Prunkgemächern aufzunehmen, der auch früher gewöhnlich einen Theil des Herbstes dort zubrachte. Das Gebäude ist aus grauem Granitstein, gleich der Wasserleitung von Segovia aufgeführt, und sehr regelmäßig. Acht symmetrisch gebaute Thürme umgeben die Kuppel der Kirche und verleihen dem Ganzen ein ziemlich majestätisches Ansehen, es bildet ein längliches Viereck, mit vier Façaden, deren hauptsächlichste eine Länge von 650 Fuß hat und sehr reich verziert ist. Die beiden Thürme die sie flankiren, haben jeder eine Höhe von 190 Fuß. Sie hat drei Thore, von denen das mittelste von 8 Säulen umgeben ist. In dem Kloster selbst sind besonders der Kapitelsaal, das Refectorium, die Bibliotheken, die Gemächer des Priors und die alte Kirche sehenswürdig, und haben zum Theil sehr schöne Gemälde, namentlich das Refectorium, ebenso die Kreuzgänge, die wie der doppelte Kreuzgang, der 88 Bogen hat, mit oft gar seltsam wunderlichen Gemälden versehen sind. In der Mitte des letztern steht ein mysteriöses achteckiges Gebäude, das eine Kuppel hat und mit Säulen und Statüen umgeben ist. Vier derselben, ein Ochs, ein Löwe, ein Adler und ein Engel speien Wasser aus.

In der Bibliothek dieses Klosters werden mehr als Hunderttausend Bände aufbewahrt, unter denen äußerst seltene und kostbare Werke und viele arabische, hebräische, chinesische, persische, indische, altcastilische, griechische und lateinische Bücher und Manuscripte sind, darunter auch die Bibel des Kaiser Catacuzeno; große Sammlungen zum Theil sehr werthvoller Handzeichnungen, Medaillen ꝛc. werden ebenfalls hier verwahrt. Die Mönche zeigten

uns all diese Schätze mit zuvorkommender Gefälligkeit. In der für den König bestimmten Wohnung, der Pallast genannt, befinden sich die schönsten Gemälde der größten Meister in ziemlich bedeutender Anzahl, fast jedes Gemach hat deren mehrere aufzuweisen, besonders sind die Hauptgallerie und die Infantengallerie, die nebeneinander liegen, reichlich damit versehen; in der ersten, die man auch den Schlachtensaal nennt und die an 200 Fuß lang ist, befinden sich herrliche Frescomalereien berühmter Künstler, unter andern sind auch die Schlachten bei St. Quentin, und die bei Higuerela, wo Johann II. die Mauren besiegte, nebst mehreren merkwürdigen Seeexpeditionen daselbst mit viel Phantasie und lebhaftem Colorit abgebildet.

An der großen Kirche führt eine beinahe 150 Schuh breite Prachttreppe zu den Vorhallen derselben, die aus fünf großen Bogen bestehen. Die Façade dieses Tempels ist mit einem halben Dutzend kolossaler Bildsäulen, jüdische Könige vorstellend, geschmückt und hat zwei schöne Glockenthürme. Diese Kirche ist sehr groß und geräumig, und mit nicht weniger als 48 Seitenkapellen, sowie einem halben Hundert Altären versehen, auch sie besitzt herrliche Gemälde der besten spanischen Meister und eine Bildsäule des heiligen Lorenzius in Lebensgröße. Das Chor ist über dem Haupteingang, dem Hochaltar gegenüber. Wölbungen und Wände sind mit Freskogemälden von Cambiaso bedeckt; ganze Heere von Engeln, Heiligen und Seligen sieht man hier, die so steif in Reih und Glied dastehen, wie ein russisches Grenadierregiment. Das Chor, und besonders der Sitz des Priors, über dem ein kreuztragender Christus auf einem von 12 Säulen getragenen Frontispice, ein Meisterwerk Piombos, angebracht ist, sind sehr reich dekorirt. An Grabmälern, Statüen, Bildern ꝛc. ist kein Mangel. Die Bildsäule Carl V. im Kaisermantel, seiner Gemahlin Elisabeth, seiner Tochter der Kaiserin Maria, so wie seiner Schwestern der Königinnen von Frankreich und Ungarn, sämmtlich knieend auf einem Mausoleum; auch die Statüe Philipp II. bewaffnet und im königlichen Mantel neben seinen drei Frauen, Anna, Maria und der unglücklichen Elisabeth von Valois, sind alle in vergoldetem Erz vorhanden. — Die königliche Familie hat ihre abgeschlossenen Logen mit eignen Altären in der Nähe des Hochaltars, in denen sie dem Gottesdienst beiwohnt. Drei besondere Thüren führen zu diesen Behältern.

Auf dem prächtigen Hochaltar befindet sich ein überaus kostbares und reiches Tabernakel in runder Form und von korinthischer Architektur; aber die Sakristei übertrifft noch alles andere an Reichthümern, Kostbarkeiten und unschätzbaren Meisterwerken der berühmtesten Maler, wie denen eines Raphael, Titian, Rubens, Paul Veroneſe, Guido Reni, Hannibal Carache, Van Dyk ꝛc. ꝛc. Sie iſt ein 100 Fuß langes und an 30 Fuß breites Schiff. An mit allerlei Knochen angefüllten Reliquienkäſtchen, Kelchen, Leuchtern, Kreuzen und anderm Kirchengeräthe von Silber, Gold und Edelſteinen iſt großer Ueberfluß und ein unermeßlicher Schatz aufgethürmt. Auf einem Altar von Jaſpis befindet ſich ein ſilbernes Tabernakel, das Kaiſer Leopold hierher verehrt hat, beinahe acht Fuß hoch und mit allegoriſchen Figuren und koſtbaren Steinen verziert iſt. Die Schätze dieſer Kirche waren unberechenbar, ſie enthielt unter andern eine 900 Mark ſchwere ſilberne Bildſäule des heiligen Laurentius: vierzig Mark Gold wog eine allegoriſche Figur der Stadt Meſſina, welche in der einen Hand eine Monſtranz von 30 Mark Gold an Gewicht hielt, und deren Krone und Halsband aus Edelſteinen beſtand. Ein ſehr koſtbarer Tempel en miniature von fünf Fuß Höhe mit Kuppel und Säulen war gleichfalls reich mit Edelſteinen geſchmückt, und ein großer ſilberner Chriſtus hatte einen ungeheuern Topas auf dem Haupt und einen großen Rubin an jeder Hand, einen faſt daumendicken Brillant an den Füßen, und war an ein großes ſilbernes Kreuz genagelt. Unter dieſer Kirche, in den Gewölben, ſind die Grabmäler der königlichen Familie, aber auch an dieſem Ort der Verweſung, den man, wohl nur aus Spott, das Pantheon nennt, ſind Reichthum, Pracht und ungeheurer Luxus gepaart. Ueber 70 Stufen ſteigt man hinab, bevor man an eine ſchöne marmorne Colonnade gelangt, deren Säulen vergoldete Capitäler von Bronze haben, auf beiden Seiten ſtehen zwei vergoldete Statüen, die der Hoffnung und die der menſchlichen Natur. Jetzt ſteigt man abermals 30 Stufen hinab und kömmt nun in eine prachtvolle Marmorhalle und ein mit Verzierungen überladenes Gemach, wo die Ueberreſte königlicher Leichen und einer Menge Infanten und Infantinnen modern, die in beſondern Nischen ruhen. Ein zweites noch pompöſeres Grabgemach enthält die Leichen der Könige und Königinnen, welche eine Nachkommenſchaft hinterließen. Vierundzwanzig Gräber befanden ſich daſelbſt, von denen immer vier durch Pilaſter

getrennt, in dem achteckigen Gewölbe waren. Zwei Grabmonumente sind außerdem noch über dem Eingang angebracht. Hier faulen ein Dutzend Leichen beiderlei Geschlechts von der östreichischen Dynastie, eben so Ludwig I. und Carl III. aus dem Haus Bourbon. Jedes Grab hat seine Inschrift, eine große vierundzwanzigarmige Lampe hängt in der Mitte der Ruhestätte, und ein Kreuz von schwarzem Marmor, trefflich gearbeitet, steht auf dem Altar.

An das ungeheure Gebäude von San Lorenzo schließen sich an der Süd- und Westseite weitläufige Gärten an, die auf von Mauern unterstützten Terrassen sich amphitheatralisch erheben, bequeme Stufen führen von einem zu dem andern. Eine Wasserleitung, die aus den nahen Bergen das Wasser hierher führt, versieht an 100 Fontainen damit, sowie das Kloster und den Pallast von San Lorenzo.

Nachdem wir alle diese Herrlichkeiten gehörig bewundert und ziemlich oberflächlich gesehen hatten, denn die Zeit war uns karg zugemessen, kehrten wir nach Escurial zurück, wohin auch aus dem Kloster ein unterirdischer Gang, la mina genannt, führt. Hier nahmen wir unsere bestellte Olla Potrida, die uns trefflich schmeckte, denn wir hatten aus Pallast, Kirche und Kloster einen tüchtigen Hunger mitgebracht. Dieses Gericht wird aus Hammelfleisch, Oel, spanischem Pfeffer, Tomasas (Paradiesäpfel), Knoblauch, Garbanzos (eine besondere Gattung Erbsen), kleinen Zwiebeln ꝛc. zubereitet, und ist so übel nicht, wiegt auf jeden Fall die italiänische Polenta und Maccaroni, so wie das deutsche Sauerkraut auf. Ich aß es besonders gern, wenn es reichlich mit Citronensaft gesäuert war, den ich selbst hinzuthat.

Nach eingenommenem Mahl, wobei mehrere den Wunsch äußerten, es möge doch dem Himmel gefallen, uns die reichen, in San Lorenzo todt liegenden Schätze in die Hände zu liefern, traten wir den Rückweg zu unserm Bivouak an, wo wir bereits eine Ordre zum Aufbruch für den kommenden Tag vorfanden. Mit der anbrechenden Dämmerung machten wir uns marschfertig und kamen noch an diesem Tag bis in die Gegend von El Pardo, ein altes königliches Jagdschloß, das ungefähr noch drithalb Stunden von Madrid entfernt liegt und bei dem sich ein großer Wald befindet; es ist ein viereckiges, von vier Thürmen flankirtes Gebäude. Hier schlugen wir abermals ein Bivouak auf, indessen

erwartete man jeden Augenblick den Befehl, nach Madrid aufzubrechen, wohin wir uns alle wie nach einem Eldorado ſehnten; viele aber glaubten noch immer, daß wir dieſe Stadt gar nicht berühren, ſondern um dieſelbe herum nach Gibraltar marſchiren würden, andere aber, und zu denen gehörte ich, waren nicht der Meinung, denn unſer jetzt ſo langſames Vorrücken und die Stellungen, die wir einnahmen, ſchienen auf etwas ganz anderes als einen Marſch nach Gibraltar zu deuten; daß wir Recht hatten, zeigte ſich bald.

Den 23ſten März in aller Frühe wurden wir noch einmal inſpicirt und ſetzten uns dann ſofort auf dem Wege, der gerade nach Madrid führt, in Marſch. Vor den Thoren dieſer Hauptſtadt trafen wir einen Theil von Napoleons Garden, die noch ihre Toiletten machten; unſere Diviſion folgte dieſem Beiſpiel, eben ſo die reitende Artillerie und zwei Cüraſſier-Regimenter, die auch eingetroffen waren. Bald darauf erſchien der Großherzog von Berg, Mürat, in einer prächtigen Generalsuniform und von einem zahlreichen glänzenden Generalſtab umgeben, muſterte noch einmal die Truppen, und unter dem Zuſammenlauf unzähligen Volks, das uns mit neugierigen Blicken, aber lautlos anſtarrte, marſchirten wir in der ſchönſten Ordnung mit klingendem Spiel in Madrid ein, das trotz ſeiner vielen Kuppeln und Glockenthürme, doch kein ſehr imponirendes Anſehen hat. Nur wenn man durch das Thor Alcala kömmt, das einem Triumphbogen ähnlich ſieht, zur Linken prächtige Gärten, zur Rechten eine lange, faſt gleichgebaute Häuſerreihe, dann den Prado erblickt, und ſich bald darauf das Auge in der endloſen Straße Alcala verliert, erhält man eine günſtigere Meinung von der Stadt, zu der jedoch die meiſten Zugänge die Reſidenz eines großen Monarchen ahnen laſſen.

X.

Ferdinand VII. Einzug in Madrid. — Der Friedensfürſt. — Der Aufſtand zu Aranjuez und Madrid. — Carl IV. Abdankung. — Napoleon zu Madrid erwartet. — Ferdinand vom Volk angebetet und von Savary nach Bayonne gelockt. — Carl IV. proteſtirt gegen ſeine Abdankung. — Donna Calvanillas und Roſa-Maria. — Kirchen. — Der neue königliche Pallaſt. — Buon Retiro. — Plätze und Straßen. — Theater. — Corteſanos, Majos und Muchachas. — Sitten der Einwohner. — Der Fandango vor Gericht. — Wohnungen. — Der Adel. — Auto-da-Fe's. — Die Erſtürmung von Amors Schloß. — Aranjuez und ſeine Gärten. —

Faſt bis zur einbrechenden Nacht mußten die Truppen in den Straßen und auf den Plätzen Madrids bivouaquiren, bevor ihnen Quartiere in verſchiedenen großen Gebäuden und Kaſernen angewieſen wurden, ein Theil derſelben aber lag mit den noch ankommenden Bataillonen in der Umgegend der Stadt. — Für Napoleons Lieutenant, Mürat, hatte man den alten Pallaſt von Buon Retiro eingeräumt, den er aber nicht bezog, ſondern ſich in das Hôtel des Friedensfürſten einquartierte. Den Tag nach unſerm Einrücken hielt Ferdinand als König ſeinen Einzug; unzähliges Volk aus allen Ständen, von jedem Alter und Geſchlecht, empfing ihn mit einem ungeheuern Jubelgeſchrei, alle drängten und drückten ſich, den geliebten jungen König zu ſehen, den ſie gleich einem heiligen Märtyrer verehrten, mehr als 100,000 Landleute waren aus der Umgegend herbeigekommen, um das Glück zu haben, den neuen Herrſcher bewillkommnen zu können und drei langer Stunden bedurfte es, bis der angebetete Fürſt durch die dichten Haufen zu ſeinem Pallaſt gelangen konnte. Ein großer Theil dieſer Freudenergüſſe mochte wohl auf Rechnung des Haſſes und der Verachtung kommen, die man dem Friedensfürſten zollte, den man dadurch demüthigen wollte; denn Ferdinands Perſönlichkeit und ſeine Thaten, man wußte wenig mehr von ihm, als daß er eine ſehr ſchlechte Erziehung gehabt, die eher dazu gemacht war,

seine allenfallsigen geistigen Anlagen zu unterdrücken, als zu entwickeln, konnten einen solchen Empfang nicht rechtfertigen. Durch diese vernachläßigte Erziehung und eine sclavische Etiquette hatte der argwöhnische Godoi beabsichtigt, ein willenloses Werkzeug seiner Absichten aus diesem Prinzen zu machen. Man erwartete jetzt von dem jungen Monarchen, daß er die Schändlichkeiten der bisherigen Favoritenregierung gut machen, die Nation rächen würde, und glaubte deshalb einen Erlöser in ihm zu finden, aber man betrog sich.

Daß Mürat den Pallast des so verhaßten Godoi bezogen hatte, war den Spaniern eine schlimme Vorbedeutung, sie schloßen daraus, daß er den Günstling der alten Königin in Schutz nehmen wolle, und von diesem Augenblick nahm das Volk eine fast drohende Stellung an. Mürat, dem dies nicht entging, ließ nun eine bedeutende Truppenmasse nebst zahlreicher Artillerie auf die Höhen von Casa del Campo, dem königlichen Pallast gegenüber, Posto fassen, alle Divisionen, die bereits die Gebirge überschritten hatten, in Madrid einrücken und dieselben öfters und mit großer Ostentation die Musterung auf dem Prado passiren, um dem Volk zu imponiren. Die noch in der Stadt befindlichen spanischen Truppen mußten gemeinschaftlich mit uns den Dienst versehen, um Ruhe und Ordnung zu erhalten. General Grouchy wurde zum Commandanten der Truppen ernannt. Bald bemerkte man, daß Mürat und die ganze französische Generalität wenig Notiz von dem jungen König nahmen, ja ihm nicht einmal einen Besuch machten, offenbar ein Beweis, daß man ihn von französischer Seite nicht als Souverain anerkannte. Um den Gang der Ereigniße beßer zu verstehen, muß ich mit wenig Worten hier anführen, was unserm Einmarsch in Madrid, sowie zu Aranjuez vorangegangen war.

Die eben so unerhörten als unverdienten Gunstbezeugungen, deren sich Godoi von dem königlichen Paar zu erfreuen gehabt und die er auf das Empörendste mißbrauchte, hatten ihm schon längst den tödtlichsten Haß des Volkes zugezogen. Dieser Emporkömmling, nachdem sein eigener Bruder, der vor ihm die Gunst der Königin genoßen, in Ungnade gefallen und nach Badajoz verwiesen worden, hatte schnell alle Grade überstiegen, war hierauf zuerst Finanzminister geworden, hatte seine Schwester als Kammerdame bei der Königin placirt, verheirathete sie sodann an den

Vicekönig von Mexiko, den Marcheſe Branciforte, wurde nun ſelbſt Grand von Spanien, mit dem Titel eines Herzogs von Alcadia, und Ritter des goldnen Vließes, das der ſchwache König dem Geliebten ſeines Weibes ſelbſt umhing, welcher ihn auf deren Verlangen auch zum beſondern Hof- und Ehrenkavalier derſelben, ſowie zum Chef aller ſpaniſchen Garden, dann zum allmächtigen Premierminiſter und General-Capitain aller ſpaniſchen Truppen ernannte, und nach dem Baſeler Frieden ertheilte er ihm noch den Titel eines Principe de la Paz (Fürſt des Friedens). Aber auch mit zeitlichen Gütern wurde dieſer unerhörte Glückspilz von ſeinen hohen Gönnern reichlich verſorgt, und man ſchenkte ihm Herrſchaften, die Hunderttauſende von Piaſtern eintrugen, wozu noch die großen Gehalte aller ſeiner Stellen kamen. Nachdem er durch die Heirath mit der Tochter des Infanten Anton ein Mitglied der königlichen Familie geworden war, wurde er auch noch Großadmiral aller Flotten Spaniens, ja man ſchuf noch eine eigene Stelle für ihn, nämlich die eines Generaliſſimus der ganzen ſpaniſchen Land- und Seemacht und eines Reichsconſulators. Jedoch ſchien es, als habe das Schickſal oder vielmehr die Königin noch nicht das ganze Füllhorn ihrer Gunſt an dieſen Menſchen verſchwendet, denn es befahl nun eine Verordnung, daß man dem Friedensfürſten ganz gleiche Ehrenbezeugungen wie dem König ſelbſt zu erweiſen habe, deſſen Hochmuth jetzt keine Grenzen hatte und unerträglich wurde. Dabei übte derſelbe einen ſolchen Nepotismus zu Gunſten ſeiner Verwandten aus, daß dieſe bis in den zehnten Verwandtſchaftsgrad die einträglichſten Stellen des Reichs, ohne alle Rückſicht auf Fähigkeiten und Verdienſt, erhielten. Daß ein ſolches Verfahren den Adel ſowie das Volk aufs höchſte empören mußte, und viele Verſuche gemacht wurden, des unwürdigen Günſtlings Gewalt zu beſchränken und ſeiner Allmacht ein Ende zu machen, war ſehr natürlich, aber die Urheber ſolcher Verſuche mußten ſie durch Verbannung, Kerker und Galeere büßen. Es kam endlich ſo weit, daß der ebenfalls von dem hochmüthigen Favoriten mißhandelte Prinz von Aſturien, Ferdinand ſelbſt, nicht nur einer Verſchwörung gegen denſelben beitrat, ſondern ſich ſogar an die Spitze der Verſchwornen ſtellte. Godoi entdeckte aber die Sache, noch ehe ſie zum Ausbruch kam und hatte die Frechheit, den Thronerben bei ſeinen Eltern des Hochverraths anzuklagen und auf deſſen ſtrenge Beſtrafung zu dringen. Der

Kronprinz wurde verhaftet und mußte seine Eltern und deren Favoriten um Verzeihung und Gnade bitten. Es wurde ihm zwar verziehen, aber diese Verzeihung öffentlich und zwar auf eine schonungslose Weise und in harten Ausdrücken bekannt gemacht, zugleich wurden auch die Umgebungen des Prinzen und sogar dessen Erzieher, der Kanonikus Escoiquitz und der Herzog von Infantado auf 50 Meilen von Madrid verbannt. Als nun durch den Einmarsch der Franzosen in Spanien die Gemüther aufs Neue aufgeregt wurden, glaubte Ferdinand, der die erlittenen Kränkungen nicht vergessen hatte, und sein Anhang den rechten Zeitpunkt gekommen, den verhaßten Günstling sammt seinen Beschützern zu stürzen, und wurde bei diesem Versuch vom gesammten Volk unterstützt. Nur mit unsäglicher Mühe war es den Garden gelungen, der königlichen Familie nach Aranjuez folgen zu können, da sich die Volkshaufen diesem Vorhaben muthig widersetzt hatten, auch wurden sie auf ihrem nächtlichen Marsch dahin mehrmals angegriffen, ohne daß man herausbringen konnte, von wem diese kühnen Angriffe eigentlich geleitet wurden, und kaum konnten sich die Königin und ihr Günstling über ein solches Attentat beruhigen, als einige Tage darauf, den 19ten März, eine Masse Volk und Bauern nach Aranjuez strömte, um da ein Seitenstück zu der Geschichte vom 5. und 6. October 1789 in Versailles zu liefern, sie begrüßten die Königin laut mit dem Titel: »Hure eines infamen Rickels« und forderten Godois Kopf. Die Garden, die sie schützen sollten, traten nun auf einmal und ganz unerwartet auf die Seite des Volks über, und prügelten sogar ihren Obersten, einen Bruder Godois. Jetzt flüchtete der sich in Todesängsten befindende Friedensfürst, so feige als niederträchtig seine königlichen Beschützer im Stich lassend, nur noch darauf bedacht, das eigene kostbare Leben zu retten, in seinen Pallast und verkroch sich in den verborgensten und geheimsten Winkel desselben.

Der König erließ, nachdem er eine projektirte Flucht über das Meer und nach Amerika hatte aufgeben müssen, eine Proclamation an seine vielgeliebten und getreuen Unterthanen, in der er sie zu trösten suchte und versicherte, daß es durchaus nicht seine Absicht gewesen sey, Madrid oder Aranjuez zu verlassen, sondern daß er in der Mitte seines theuern Volkes verweilen wolle und versprach in Kurzem mit Hülfe seiner getreuen Alliirten dem Land den Frieden wiederzugeben. Diese Worte mußten

um so weniger Glauben finden, als die gemachten Anstalten einer Abreise der königlichen Familie durchaus noch nicht contremandirt worden waren, auch ging das Gerücht, daß schon ganze Wagen voll Silbergeräthe nach Andalusien abgegangen seyen. Godois Maitresse, eine gewisse Donna Pepe Tudo, die Tochter eines spanischen Offiziers, die erst kürzlich zu einer Gräfin von Castillo Fiel gestempelt worden war und von der er zwei Kinder hatte, war mit Diamanten beladen entwischt. Das Volk brach nun in des verhaßten Favoriten Wohnung ein, schlug alle Thüren, Fenster und Mobilien entzwei und wurde wüthend, als es den Gegenstand seines Hasses nicht finden konnte; doch respektirte es dessen Gattin als eine Prinzessin von königlichem Geblüt und führte sie auf das Schloß des Königs. Um die aufgebrachte Menge einigermaßen zufrieden zu stellen, entsetzte der Monarch den Friedensfürsten seiner Stelle als Großadmiral und Generalissimus und erklärte, selbst den Oberbefehl über die Land- und Seemacht nehmen zu wollen; auch hatte er versichert, daß sich die Truppen seines theuern Verbündeten, des Kaisers Napoleon, nur in freundlichen Absichten näherten, um das beabsichtigte Ausschiffen des gemeinschaftlichen Feindes zu hintertreiben. Als man in Madrid die Vorgänge von Aranjuez erfahren, erscholl auch hier der Ruf: „**Meur e Godoi**“ (Tod dem Godoi). Die Scenen von Aranjuez wiederholten sich, das Volk drang auch dort in den Pallast des Favoriten, sowie in die Wohnungen seiner Mutter, seiner Geschwister und seiner bekanntesten Anhänger, zertrümmerte daselbst ebenfalls Fenster und Meubel und zündete mit den letztern ein Freudenfeuer in den Straßen an, plünderte mehrere Hôtels, auch das des Finanzministers, und bei diesem Tumult und all diesen Unordnungen blieben die Schweizerregimenter in spanischem Sold ruhige Zuschauer, allerdings das Beste was sie thun konnten; denn das Uebel wäre sonst nur ärger geworden und es hätte ihnen leicht ergehen können wie ihren Landsleuten am 10. August 1792 in Paris.

Ferdinand hatte sich unterdessen zu Aranjuez an die Spitze des Aufstandes gestellt, sein Vater, Carl IV., hatte zu seinen Gunsten der Krone entsagt und sich dabei feierlich und auf das dringende Ersuchen der Königin als einzige Bedingung die Lebensrettung des theuern Friedensfürsten vorbehalten, der noch immer im Pallast Villa Vicciosa zu Aranjuez, schon seit 36 Stun-

den in Todesangſt und ohne irgend Speiſe noch Trank zu ſich nehmen zu können, unter Matten verſteckt lag. Nur ein einziger, ihm treu gebliebener Diener wußte ſein Verſteck, wurde aber, als er für ſeinen halbverhungerten Herrn einige Lebensmittel holen wollte, vom Volk erkannt und angehalten, dem er, um ſein Leben zu retten, den Aufenthalt Godois entdecken mußte. Man fand dieſen auf einem Boden unter den Matten, zerrte ihn hervor, überhäufte ihn mit Schimpfworten und Schlägen, und nur durch die größten Anſtrengungen gelang es den herbeieilenden Garden, ihn der Wuth des erbitterten Volkes zu entreißen und ihm das Leben zu retten, während man fortfuhr, Steine gegen ihn zu ſchleudern. Um ihn in Sicherheit zu bringen, mußte man ihn ſchnell in einen Stall werfen und in demſelben mit Stroh zudecken. Das Volk drang indeſſen ungeſtüm auf ſeine Auslieferung, und man war im Begriff dieſem Begehren zu willfahren, als zum Glück Godois der Prinz von Aſturien, Ferdinand, hinzukam, jetzt wohl der einzige Menſch, der ihn zu retten im Stande war. Schon bluttriefend, ſtürzte ſich der Elende zu den Füßen desjenigen, dem er Krone und Leben hatte rauben wollen, redete ihn mit: Ew. Majeſtät an, und bat in den jämmerlichſten Tönen flehend um Gnade. Ferdinand hatte ſeinem Vater deſſen Erhaltung verſprochen, er beruhigte das Volk, indem er demſelben verſprach, es ſolle die ſtrengſte Gerechtigkeit gegen Godoi geübt werden, den er ſodann mit einer ſtarken Bedeckung gefangen abführen ließ. Er wurde auch ſofort in ein Gefängniß gebracht, vor welchem ſich große Volkshaufen ſammelten und unaufhörlich Schmähungen und Verwünſchungen ausſtießen. Als jetzt des alten Königs Abdankung zu Gunſten ſeines Sohnes bekannt wurde, beſänftigte ſich das Volk endlich und die Ruhe kehrte zurück.

Ferdinand erließ nun ein Dekret an den Rath von Caſtilien, wodurch alle Güter, Mobilien und Effekten des ſogenannten Friedensfürſten confiscirt werden ſollten, wo ſie ſich auch immer vorfinden würden, kündigte dem Volk an, daß er ſich nach Madrid begebe, um Ruhe und Ordnung herzuſtellen und daß es ſeinen Verordnungen gegen Godoi volles Vertrauen ſchenken möge. Den Herzog von Infantado ernannte er zum Oberſten der Garden und rief alle ſeine verbannten Anhänger zurück.

Unglaublich iſt es, welche Freude die Nachricht von dem Sturz Godois in ganz Spanien hervorbrachte, wir ſahen die Leute

wie toll umherſpringen, ausgelaſſen auf den Straßen jubeln und laut aufſchreien. In mehrern Städten wurde ſogar ein Te-deum deshalb angeſtimmt und man veranſtaltete öffentliche Feſte, die Büſte oder das Bild des Verhaßten wurden beinahe an alle Galgen genagelt oder auf die Schindanger geworfen, Freudenfeuer loderten auf allen öffentlichen Plätzen und man ſprang und tanzte um dieſelben. Unter den Tauſend Gerüchten, die jetzt zu ſeinem Nachtheil in Umlauf geſetzt wurden, verbreitete man auch eines, welches beſagte, er habe die Franzoſen ins Land gerufen, um ſich mit deren Hilfe ſelbſt zum König von Spanien zu machen. Ferdinand hatte ſich noch am Tage der Abdankung ſeines Vaters als König proclamiren laſſen, und hoffte und erwartete jetzt, von Murat beſchützt zu werden, wiegte ſich deshalb in eine gefährliche Sicherheit, welche die meiſten ſeiner Räthe theilten, da ſie glaubten, Napoleons Politik heiſche es ſogar, den jungen König anzuerkennen und in Schutz zu nehmen, der jetzt wiederholt um eine Gemahlin aus Napoleons Händen und von deſſen Verwandtſchaft bat. So hinſichtlich der Abſichten des franzöſiſchen Herrſchers vollkommen ruhig, nahm Ferdinand auch nicht die mindeſten Vorſichtsmaßregeln, ja die ſpaniſchen Truppen wurden zum Theil noch zur Dispoſition Jünots geſtellt, und drei ſpaniſche Granden, die Herzoge von Medina Cöli, von Frias und der Graf Fernandes Nunez, wurden Napoleon, den man in Spanien erwartete, entgegengeſandt, ihn zu bewillkommnen und ihm zugleich Ferdinands Thronbeſteigung anzukündigen.

So ſtanden ungefähr die Sachen, als wir in Madrid ankamen und den Tag darauf der junge König in der Hauptſtadt einrückte. Jetzt aber nahm ſchnell alles eine andere und faſt Jedermann unerwartete Wendung.

Murat, der Augenzeuge der Anhänglichkeit des Volkes an Ferdinand geweſen war und eine neue Gährung befürchtete, ließ immer mehr Truppen nach Madrid und in die Umgegend kommen. Die Begebenheiten zu Aranjuez und ihre Folgen hatten Napoleon einen großen Strich durch die Rechnung und alle ſeine Combinationen zu nichte gemacht, ſo daß er genöthigt war, ſeine Pläne zu ändern und ganz andere Anordnungen zu treffen. Am erwünſchteſten wäre ihm eine Flucht der königlichen Familie nach Amerika geweſen, zu der er gerne die Hände geboten hätte, weil ihm alsdann, ſo glaubte er wenigſtens, das verwaiſte Spanien,

das er zuerſt ſeinem Bruder Lucian zugedacht hatte, von ſelbſt zugefallen wäre. Als er die Begebenheiten erfuhr, die ſeine Projekte ſo durchkreuzten, ging all ſein Trachten dahin, den durch die Anhänglichkeit des Volkes und der Truppen auf den ſpaniſchen Thron erhobenen Prinzen möglichſt bald wieder herabzuſtürzen, daher auch das zweideutige Benehmen Mürats und der franzöſiſchen Generale zu Madrid. Um das beabſichtigte Bubenſtück vollbringen zu können, ſuchte Napoleon Carl IV. und deſſen Sohn vor ſeinen Richterſtuhl zu ziehen, indem er ſich ſelbſt zum oberſten Schiedsrichter der Vorfälle in Aranjuez aufwarf, was bei der großen franzöſiſchen Heeresmacht, die bereits auf ſpaniſchem Boden ſtand, wohl zu bewerkſtelligen war. Wir ſowohl als die Spanier erwarteten den Kaiſer jeden Tag in Madrid, aber vergeblich; er hielt es für rathſamer, und es war allerdings ſeinen Zwecken weit dienlicher, die ganze königliche Familie nach Bayonne zu locken, wo er ſein Urtheil zu fällen beſchloſſen hatte. Hätte Ferdinand damals die franzöſiſchen Journale geleſen, die ihn als einen ungehorſamen und verbrecheriſchen Sohn ſchilderten und nur Carl IV. als König von Spanien anerkannten, ſo würde er ſchwerlich ſo leicht in die geſtellte Falle gegangen ſeyn, doch iſt es kaum zu begreifen, wie ihm Mürats Benehmen zu Madrid nicht die Augen geöffnet, denn er hatte ja Carl IV. und ſeine Gattin durch einen hohen Offizier zu Aranjuez noch als Souverain Spaniens bekomplimentiren laſſen, worauf ſie ſich nach San Lorenzo begaben. Zugleich hatte ſich ein Briefwechſel zwiſchen Mürat und den alten Majeſtäten entſponnen, deſſen Zweck war, Godoï dem Wohlwollen Napoleons und deſſen Lieutenant zu empfehlen, man begehrte ſogar franzöſiſche Garden zu deſſen Schutz, die ſofort bewilligt wurden, auch verhinderte Mürat die Abführung des alten Königs nach Badajoz, wohin ihn die neue Regierung ſammt ſeiner Gemahlin verwieſen hatte. Mürat benahm ſich indeſſen ſo, daß Niemand das Schickſal, das dem jungen König zugedacht war, vermuthen konnte, ſondern Jedermann deshalb in Zweifel war. Die Königin von Hetrurien, die damals auch in Madrid war, wollte dieſer Ungewißheit a tout prix ein Ende machen und veranſtaltete zu dieſem Zweck, daß ſich Ferdinand und Mürat bei ihr perſönlich trafen, ſie zu einer Aſſemblée einladend. Beide hatten die Einladung angenommen, der Großherzog von Berg mochte etwa ſchon eine Viertelſtunde anweſend ſeyn, als man mit einemmal

den jungen König von Spanien meldete. Mürat, der sich damals noch mit der Hoffnung trug, daß sein kaiserlicher Schwager den Thron von Spanien ihm bestimmt habe, ein Thron war ihm jedenfalls versprochen, nahm fast gar keine Notiz von dem eintretenden Fürsten, der es nun auch nicht wagte, ihn anzureden, oder vielleicht glaubte, sich dadurch etwas zu vergeben. Ihre ganze Begleitung hatte sich in Seitengemächer verloren und beide fanden sich plötzlich in einem Salon allein mit der Königin von Hetrurien, die, um sie zu nöthigen mit einander zu sprechen, ebenfalls in ein Nebenzimmer trat und daselbst auf einem Clavier phantasierte; aber Ferdinand, in der größten Verlegenheit, eilte seiner Schwester zu folgen, und Mürat, dem das Geklimper wenig Vergnügen zu machen schien, entfernte sich bald darauf, ohne daß beide ein Wort mit einander gewechselt hatten. So erzählte man sich diese sonderbare Zusammenkunft damals in Madrid, und so hörte ich sie von dem Adjutant-Commandanten Monthion bestätigen.

Ferdinand fuhr indessen fort, sich dem Volk täglich mehrmals zu zeigen und ritt oder fuhr fast ohne Begleitung durch die Straßen von Madrid, wo er immer mit Vivatgeschrei empfangen wurde. Er that Alles, um sich Napoleon und den Franzosen angenehm zu machen: wir wurden fast im Ueberfluß mit Lebensmitteln versehen, den französischen Offizieren wies man in der Oper und andern Theatern besonders ausgezeichnete Plätze an, und da Mürat geäußert hatte, daß der Kaiser den Degen Franz I., der seit der Schlacht von Pavia in der Armeria real (königliches Waffenmagazin) aufbewahrt wurde, gerne hätte, ließ ihn Ferdinand sogleich durch den Grafen Altemira an Mürat mit den Worten übergeben: daß er sich in keinen Händen besser als in denen des Helden des Jahrhunderts befinden könne. Der Großherzog von Berg, der unterdessen von seinem Schwager weitere Instruktionen bekommen hatte, gab nun dem jungen König zu verstehen, daß es der Kaiser gerne sehen würde, wenn ihm der Infant Don Carlos, Ferdinands Bruder, bis an die Grenzen des Reichs entgegen käme, und als er dazu seine Einwilligung gab, so ließ ihm Mürat bald darauf durch den französischen Gesandten Beauharnais wissen, daß wenn sich der König Ferdinand entschlösse, Napoleon in eigner Person entgegen zu kommen, dies derselbe sehr hoch aufnehmen und es von dem größten Nutzen für Ferdinands Sache seyn würde. Mürat bestätigte selbst die

Versicherungen des Gesandten, und der junge König, noch ohne Antwort auf das Schreiben, durch welches er Napoleon seine Thronbesteigung angezeigt hatte, was ihn doch etwas beunruhigen mochte, schwankte noch zwischen Thun und Lassen, als der General Savary, Napoleons Adjutant, mit dem geheimen Auftrag zu Madrid ankam, Ferdinand zu der Reise nach Bayonne zu bewegen. Savary spielte den Fuchs und verbarg unter einer scheinbaren militairischen Offenherzigkeit den eigentlichen Zweck seiner Sendung, indem er sich stellte, als sey er nur gekommen, um den neuen König zu beglückwünschen, und machte diesem glauben, daß seine Gesinnungen gegen seine Eltern ganz mit denen des Kaisers übereinstimmten, daß derselbe die Vorfälle in Aranjuez insgeheim genehmige und ihn sicher als König von Spanien anerkennen werde. Dies alles ließ Savary nur so wie von ungefähr fallen, er hatte nicht einmal ein Beglaubigungsschreiben aufzuweisen, dabei versicherte er, daß sein Herr bald zu Bayonne eintreffen würde, um sich von da nach Madrid zu begeben. Mürat und Beauharnais stimmten in Savarys Ton ein, ohne noch zu wissen, was Napoleon eigentlich beabsichtige. Um diesen Aussagen noch mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, ließ man schon Wagen mit Effekten des Kaisers über die Grenze gehen, auf allen Poststationen Relais bestellen und reitende Garden zu seiner Bedeckung auf denselben vertheilen, es war sogar schon ein kaiserlicher Fourrier zu Madrid angekommen, der die Wohnung, die in dem königlichen Pallast für seinen Herrn bestimmt wurde, besah, sogar die Badeanstalten in demselben anordnete, so daß nun Niemand mehr die demnächste Ankunft Napoleons bezweifelte. Savary fand, daß es jetzt Zeit sey, dem König die Zumuthung, seinem Kaiser entgegenzureisen, zu wiederholen, da derselbe bereits von Paris abgegangen sey, was auch wirklich der Fall war, und wenn sich Ferdinand eile, so müsse er in Burgos mit ihm zusammentreffen. Nachdem dieser noch eine Unterredung deshalb mit Beauharnais gehabt, der natürlich mit Savary in ein Horn blies, entschloß er sich zur Abreise, obgleich er wußte, daß Mürat noch fortwährend mit seinen Eltern im Briefwechsel stand, und wir alle wunderten uns nicht wenig über diesen Entschluß, da selbst mehrere französische Generale sich geäußert hatten: »der wird schwerlich zurückkehren.« Aber Ferdinands Räthe schienen blind, wie ihr Herr, und fürchteten die Rückkehr des alten Königs und Godois, weshalb sie sich

nur unter Napoleons Schutz ſicher glaubten, und äußerten: es ſey eine Beleidigung, einen ſo großen Helden eines heimtückiſchen Schurkenſtreichs fähig zu halten.

In Begleitung Savarys und ſeiner vertrauteſten Rathgeber reiſte Ferdinand den 10. April von Madrid ab. Auf der ganzen Route erwieſen ihm die franzöſiſchen Truppen die militairiſchen Ehrenbezeugungen. In Burgos angelangt, wußte man noch nichts von Napoleons baldigem Ankommen, man ging nun nach Vittoria ab, wo es eben ſo war. Hier aber übergab Savary, der unterdeſſen vorausgeeilt und wieder zurückgekommen war, dem hohen Reiſenden ein Schreiben ſeines Herrn, in welchem ihm jedoch der Titel: Majeſtät, nicht gegeben wurde, das ſogar Verweiſe wegen den Vorfällen in Aranjuez enthielt, und in welchem ſich Napoleon beſtimmt als Schiedsrichter über die Angelegenheiten der königlichen Familie ausſprach. Trotz allen Verſuchen, die man zu Vittoria machte, dem Prinzen endlich die Augen zu öffnen und ihn zu bewegen nicht weiter zu gehen, und trotz allen Warnungen, die ihm jetzt von mehr als zwanzig Seiten zukamen, indem man ihm ſogar das Anerbieten machte, ihn durch einige Tauſend ſpaniſche Zollwachen mit Gewalt aus den Händen der Franzoſen zu befreien, im Fall dies nöthig ſeyn würde, oder ihn als Maulthiertreiber verkleidet in Sicherheit zu bringen, erklärte er dennoch weiter reiſen zu wollen, und zwar bis auf franzöſiſches Gebiet. Das Volk, beſſer berathen, wollte ihn nicht fortlaſſen, ſchnitt die Stränge an ſeinem Wagen ab, und es fehlte wenig, ſo wäre es zum Handgemenge mit den franzöſiſchen Truppen gekommen, die unter dem Gewehr ſtanden. Trotz allem dem ging Ferdinand über die Bidaſſoa und nach Bayonne, wo ſein Bruder ſchon angekommen war, ſeine Eltern bald eintrafen, und wo man ihm anfänglich das Königreich Hetrurien für die Krone von Spanien bot.

Zu Madrid hatte unterdeſſen Mürat die Freilaſſung Godoïs von der daſelbſt ſeit Ferdinands Abreiſe eingeſetzten Junta durch Drohungen ertrotzt, und er wurde den Franzoſen übergeben, die auch ihn nach Bayonne ſandten. Nun proteſtirte der alte König gegen ſeine Abdankung, als durch Aufruhr erzwungen, und Mürat ſchickte ihn vier Tage ſpäter mit der Königin Marie Louiſe ebenfalls nach Bayonne.

Wir waren indeſſen in Madrid nicht auf Roſen gebettet,

wenigstens waren dieſe dornig und ſtachlich genug. Ich hatte mir jedoch, nachdem ich zweimal gewechſelt, eine ziemlich angenehme Wohnung zu verſchaffen gewußt, in der ſich nicht weniger als fünf junge und hübſche Frauenzimmer befanden, von denen noch drei ledig und zwei ausgezeichnete ſpaniſche Schönheiten waren. Leider blieb mir gar zu wenig Zeit übrig, denſelben gehörig zu huldigen; aber dennoch und trotz dem ſich ſchon allenthalben äußernden Franzoſenhaß, gelang es mir, in nähere Berührung mit zwei Schweſtern zu kommen, von denen die eine, Donna Calvanillas, verheirathet, die andere aber, Senora Roſa Maria, noch ledig war. Beide beſuchten jeden Tag die ehemalige Jeſuitenkirche St. Iſidor, die ſich in der Nähe ihrer Wohnung befand. Wenn es mir möglich war, begab ich mich zur ſelben Stunde in dieſen Tempel, wo ich weit mehr als im Haus ſelbſt Gelegenheit hatte, mit den Damen bekannter zu werden. Meine Aufmerkſamkeit wurde bemerkt, und, wie es mir ſchien, nicht mit ungünſtigen Augen. Ich ſchrieb nun mit Hülfe eines ſpaniſch-franzöſiſchen Wörterbuchs und einer ſolchen Sprachlehre ein Billetchen in ſpaniſcher Sprache, in welchem ich es verſuchte, ſo lebhaft als möglich den Eindruck zu ſchildern, den dieſe caſtiliſchen Schönheiten auf mein Gemüth gemacht. Während ſie knieten und ihre Gebete herplapperten, ſtellte ich mich ſeitwärts und vor die frommen Schweſtern, ſo daß ich ſie im Auge hatte, und als ich ſah daß ſie mich bemerkten und manchmal zu mir herüberſchielten, hielt ich das Briefchen zwiſchen den Fingern der rechten Hand, ſo daß ſie es gut ſehen konnten, beobachtete auch, wie die eine die andere anſtieß und beide dann leiſe mit einander ſprachen. Ich ſuchte ihnen jetzt durch Zeichen zu verſtehen zu geben, daß das Briefchen für ſie beſtimmt ſey: an ihrem Erröthen erkannte ich, daß ſie mich wohl verſtanden haben mußten, und beide hüllten ſich tiefer in ihre Mantillas, was ihre Reize noch erhöhte. Als ſie die Kirche verließen, kam ich ihnen ſchnell zuvor und ſtellte mich an den Eingang derſelben, ihnen beim Heraustreten das Billetchen hinhaltend, beide glitten jedoch an mir vorüber, ohne Notiz davon zu nehmen, aber meinen Gruß erwiedernd: ſie ſchritten langſam voran, eifrig mit einander ſprechend. Ich folgte ihnen in geringer Entfernung, huſtete mehrmals, plötzlich drehte ſich die eine der Damen um, ging mir ein Paar Schritte entgegen, nahm mir mit zur Erde geſenkten Blicken das Billet ſchnell ab und eilte zu ihrer

Schweſter zurück. Im Hauſe ſah ich ſie dieſen Tag nicht wieder, ob ich mir gleich alle Mühe deshalb gab, aber den andern Morgen traf ich ſie in der Kirche und kniete hinter ihnen an einem Seitenaltar, ſie bittend, mich mit einer Antwort zu beglücken. Ohne mich anzuſehen, wurde mir erwiedert: ich möge ihnen bei dem Ausgang folgen. In Spanien und namentlich in Madrid dienen die Kirchen noch weit mehr als in Italien zu verliebten Rendez-Vous, ja die Heiligkeit des Ortes hindert nicht, daß man ſich nicht ſelten, an den Altarſtufen knieend, küßt.

Als die Donnas nach kurzem Gebet aufſtanden und ſich entfernten, gab mir die, welche mir das Billet abgenommen, nochmals ein Zeichen, ihnen zu folgen, ſie gingen nun durch verſchiedene Kreuz- und Querwege, durch enge und abgelegene Straßen in eine Calle (Gaſſe) unweit des Plazuela de la Costanillas, wo ſie in ein kleines Haus traten, an deſſen Thüre ſie ein wenig warteten, bis auch ich um die Ecke der Gaſſe gekommen war, und ſehen konnte wo ſie eintraten. Man gab mir nochmals einen Wink mit der Hand und verſchwand. Ich folgte, eine alte Sybille empfing mich an der Hausthüre und führte mich durch ein kleines Vorzimmer in ein zweites, wo ich meine beiden Schönen traf. Etwas verlegen, welcher von beiden ich ewige Liebe und Treue ſchwören ſollte, denn das Billet, in dem ich am Schluß auf das Dringendſte um eine baldige Zuſammenkunft gebeten hatte, da ich nicht wiſſen könne, wie viel Stunden ich noch in Madrid zubringen würde, hatte keine Aufſchrift gehabt, Donna Calvanillas aber war es, die es mir abgenommen hatte. Ich war wirklich in einer ſeltſamen Lage, nicht wiſſend, welcher ich jetzt eine Liebeserklärung machen ſollte. Roſa Maria wäre mir als Mädchen allerdings die Liebſte geweſen, aber mit der Verheiratheten war ſchneller zum Ziel zu kommen, wenigſtens war dies meine Meinung, und es war die richtige. Die Damen ſchienen meine Unentſchloſſenheit zu bemerken, und nachdem ich einige ſpaniſche Artigkeiten, ſo gut ich es vermochte, mit italiäniſchen vermiſcht, geſagt, ging Roſa Maria an ein Fenſter des Vorzimmers, die Straße oder den Himmel beſchauend und mich mit der Schweſter ungeſtört allein, aber doch die Thüre offen laſſend. Die Unterhaltung mit der Zurückgebliebenen war an Worten karg und einſylbig, denn wir hatten zu große Mühe, uns zu verſtändigen, dagegen war ſie deſto beredter durch Blicke und Mienen, und bald lag die Donna

in meinen Armen. Ich bemerkte indeſſen, daß ſich das ſchwarze Köpfchen der Schweſter einigemal an der offen gebliebenen Thüre des Vorzimmers zeigte, wohin die Senora auf den Zehen geſchlichen war, und neugierige Blicke auf uns warf. Dies hielt mich jedoch nicht ab, an die in den Armen habende Donna die zärtlichſten Liebkoſungen zu verſchwenden und ſie endlich einzuladen, ſich mit mir auf die nicht ſehr ſchwellenden Polſter einer Art Sofa niederzulaſſen, wo wir eine halbe Stunde, im Entzücken ſchwelgend, hinbrachten. Jetzt rief meine Donna auch Roſa Maria wieder ins Zimmer, nun hatte ich bald eine Schweſter in jedem Arm, und der Schäkereien und Tändeleien wurden mancherlei getrieben. Nachdem man ſich endlich ſatt und matt geküßt, und die liebenswürdigen Schönen wohl hundertmal Corazon! Corazon! (Herz), der Lieblingsruf der entzückten Spanierinnen, hatten hören laſſen, den ich immer mit einem: „Carissima, bellissima“ beantwortete, denn an eine zuſammenhängende Unterhaltung war nicht zu denken, da ich nicht den zehnten Theil von dem verſtand, was mir die lieben Kinder vorſchwatzten, ſo machten wir endlich Anſtalt, uns zu entfernen. Nur ſoviel hatte ich herausgebracht, daß das Haus, in dem wir waren, einer alten Amme der beiden Senoras gehörte, und daß ich mich hüten müſſe, ſie ferner in unſerer Wohnung, auf der Straße oder auch in der Kirche anzuſprechen, indem der Cortejo (ungefähr das, was ein Cicisbeo in Italien iſt,) der Donna Calvanillas, ein ältlicher geiſtlicher Herr, ſie ſorgſam bewache, dagegen könnten wir uns jede Woche einigemal ohne alle Gefahr in der Wohnung der alten Amme ſprechen, vielleicht auch bei einer Refrescos oder Tartulia (erſteres ſind Nachmittagsgeſellſchaften, bei denen farbiges Eiswaſſer, Chokolade, Sorbetti, Gefrornes, Confitüren und allerlei Zuckerwerk in großer Profuſion gereicht und geplaudert wird, die Tartulia aber ſind Abendgeſellſchaften, die recht munter und unterhaltend ſind, zu denen man gerne Fremde einladet und mit zuvorkommender Artigkeit behandelt), die ihre Verwandten bisweilen in ihrer Wohnung veranſtalten, ſie manchmal ſehen, indem ſie zu veranlaſſen hofften, daß ich eingeladen würde. Nach einem zärtlichen Abſchied trennten wir uns, in der Hoffnung, uns bald wieder hier zu treffen, was aber nur noch einigemal der Fall, und zuletzt mit Gefahr verbunden war.

Wenig Zeit blieb mir auch übrig, die Merkwürdigkeiten

Madrids kennen zu lernen, denn es verging jetzt beinahe kein Tag mehr, an dem es nicht Allarm gegeben hätte. — Die Hauptſtadt Spaniens liegt am kleinen, im Sommer faſt immer waſſerloſen Flüßchen Manzanarez, über den aber dennoch eine große prächtige Brücke führt. Der Umfang der Stadt, die auf unbedeutenden Hügeln erbaut iſt, aber doch hoch über der Meeresfläche, in einer dürren, meiſt baum- und buſchloſen Ebene liegt, iſt drei gute Stunden. Sie hat mehr denn hundert Kirchen und Klöſter, 15 Thore, vor welchen zum Theil ſchöne Alleen, und wohl ein halbes Hundert freie Plätze, von denen einige ſehr groß ſind. Sie iſt in acht Quartiere eingetheilt, wovon jedes wieder acht Unterabtheilungen, die man **Barrios** nennt, und jede derſelben einen Alkaden zum Polizeivorſtand hat. Die Zahl ihrer Einwohner mochte etwa 200,000, Soldaten und Pfaffen inbegriffen, ſeyn, ſie ſoll aber früher die doppelte gehabt haben.

Unter den Kirchen, die weder hinſichtlich der Größe und Pracht noch der Bauart und Kunſtſchätze mit denen Italiens wetteifern können, ſind nur wenige, welche die Aufmerkſamkeit der Fremden verdienen, wie die des heiligen Hieronymus, die ſchöne Grabmäler enthält, und die des heiligen Iſidorus, eine der ſchönſten, deren Kuppel herrliche Freskogemälde hat, auch befindet ſich ein berühmtes Gemälde von Raphael Mengs, die heilige Dreieinigkeit darſtellend, über dem Hochaltar. Die **Iglesia** (Kirche) de **Santa Maria**, obgleich an und für ſich wenig bedeutend, gilt doch gewiſſermaßen für die Hauptkirche Madrids, ſie war ſo unermeßlich reich, daß ihre Schätze hingereicht hätten, fünf Peterskirchen zu erbauen. Eine der ſchönſten Kirchen der Hauptſtadt iſt die der barfüßigen Auguſtinerinnen, die einen prächtigen Hochaltar hat und aus den koſtbarſten Marmorarten Spaniens, wie der gelben von Cuenca, der grünen von Granada, der bunten von Tortoſa, dem Jaspis von Naquera, dem Espeja aus Malaga ꝛc. erbaut iſt. Die **Iglesia de la Visitazione**, gewöhnlich las **Salesas** genannt, gilt den Spaniern für ein Wunder der Baukunſt, iſt aber nichts weniger als etwas Außerordentliches und hat auch eben ſo wenig Meiſterſtücke der Kunſt irgend einer Art aufzuweiſen, einige Grabmäler ausgenommen, ſie iſt aber ſehr groß.

Auch mit den übrigen öffentlichen Gebäuden Madrids iſt es nicht viel beſſer beſchaffen. Das größte derſelben iſt die Kaſerne der Leibgarden in der Nähe des Thores San Bernardino, mit drei

ungeheuer großen Höfen, und Stallungen für mehr als 1000 Pferde, sie hat eine schöne Façade. Eines der schönsten architektonischen Monumente der Hauptstadt, wer sollte es wohl glauben, ist ein zum Einsalzen der Schweine bestimmtes Gebäude an der Puerta de Sta Barbara, Saladero genannt, hier sind alle zum Einsalzen dieser nützlichen Thiere nöthigen Utensilien in großer Menge und im besten Zustand vorhanden, aber hier werden auch alle Schweine von ganz Madrid genießbar gemacht.

Der neue Pallast, die eigentliche Residenz der Könige von Spanien, liegt am Ende der Stadt auf einer Anhöhe: enge und winkelige Straßen führen dahin, man zeigt ihn dem Fremden als das non plus ultra aller Herrlichkeiten. Er wurde erst im 18ten Jahrhundert von Philipp V. erbaut, nachdem der früher hier gestandene 1734 völlig abbrannte, derselbe liegt so hoch, daß er ganz Madrid dominirt, und bildet ein regelmäßiges Viereck, von dem zwei Seiten auf das freie, vom Manzanares, wenn er nämlich Wasser hat, bewässerte Feld gehen. Das früher an dieser Stelle gestandene Schloß hat mancherlei Schicksale gehabt bis es verbrannte. Man glaubt, daß es König Alphons I. von Castilien im 11ten Jahrhundert hatte erbauen lassen, aber schon 1109 verwüsteten es die Mauren gänzlich und unter Peter dem Grausamen zerstörte es ein Erdbeben, es wurde durch die folgenden Regenten, namentlich auch Philipp II. und seine Nachfolger wieder hergestellt und sehr vergrößert. Das jetzige Schloß ist massiv aus Quadersteinen aufgeführt, reich verziert und meublirt und hat werthvolle Schätze der Kunst aufzuweisen, unter andern ein massiv silbernes Basrelief, den Papst vorstellend, wie er den König der Hunnen von Rom zurückhält, ein vier Schuh hohes Crucifix von Bergcrystall ist trefflich gearbeitet, und unter den königlichen Büsten zeichnen sich die Carl V. und Philipp II. besonders aus; noch zeigt man den mit reichen Stickereien, Perlen und Edelsteinen verzierten Armstuhl des letztern. Meisterstücke von Rubens, Tizian, Mengs, Guido, Leonardo da Vinci ꝛc. bergen mehrere Gemächer dieses Pallastes, der zwei große Höfe, aber keine Idee von einem Garten hat. In dem Saal de los Regnos, in welchem den Gesandten die Audienzen ertheilt werden, sind 12 so ungeheure Spiegel angebracht, daß man schwerlich irgendwo größere findet, sie stammen aus der Fabrik zu Ildefonso. Ganz am entgegengesetzten Ende der Stadt, hinter dem Prado, liegt Buen

Retiro, den man jetzt den alten Pallaſt nennt und den Philipp IV. erbaute, auch er bildet ein regulaires Viereck, das mit Thürmen flankirt iſt, aber aus Fachwerk beſteht, und hat viele und herrliche Gemälde von guten Meiſtern, beſonders ſpaniſchen. Ein Saal deſſelben enthält die gemalten Darſtellungen der Stiftung des Ordens des goldnen Vließes, die nicht ohne Intereſſe und gut ausgeführt ſind. Auch dieſer Pallaſt hat einen Saal de los Regnos, in dem ſtatt der großen Spiegel zwölf große Schlachten aus dem 15ten Jahrhundert von ſpaniſchen Malern zum Theil ſehr gut dargeſtellt ſind. In den übrigen Gemächern findet man hie und da ſchöne Gemälde, in dem, el Castrillo genannt, iſt eine frappante Anſicht der Peterskirche zu Rom, eine nicht minder gute des Marcusplatzes zu Venedig und eine große Proceſſion. Buon Retiro iſt von unermeßlichen Gärten umgeben, die zum Theil ſehr geſchmacklos angelegt ſind, aber doch manche ſchöne Parthien haben. In einem derſelben iſt die Statue Philipp II. zu Pferde von Bronze, und zwar gallopirend dargeſtellt, auf einem marmornen Fußgeſtell, ſie wurde 1640 zu Florenz gegoſſen und iſt ein Meiſterſtück, beſonders das Pferd. Dieſe unabſehbaren Gärten, Alleen, Gehölze enthalten noch viele andere Bildſäulen, Büſten, Fontainen u. ſ. w., unter andern iſt in dem »Paulus« genannten Garten eine Statue Carl I., der die in Feſſeln geſchlagene Wuth mit Füßen tritt. In einem eingeſchloſſenen Bezirk, los Regnos genannt, ſieht man die marmornen Statuen Philipp V. und Iſabellas von Oeſtreich.

Die Kirche von Buon Retiro, Nuestra Senora de las Angustias, ſteht mitten in den Gärten, die in der ſchönen Jahreszeit der Sammelplatz der vornehmen Welt von Madrid und beſonders der Damen ſind, die man hier in den reizendſten Anzügen luſtwandeln ſieht.

Von andern Gebäuden dieſer Hauptſtadt ſind noch bemerkenswerth: das Zollhaus in der Straße Alcala, das Hôtel der Poſten, Casa de Correos genannt, auf der Plaza del Sol, das Hofgefängniß (la Carcel de Corte), ein ſchlimm imponirendes Gebäude in der Calle d'Atocha am Plaza-Mayor; das Stadthaus Ayuntamiento, in welchem ſich ein großes Tabernakel ganz von Silber befand, das bei der Frohnleichnamsproceſſion herumgetragen wird; die Privatpallaſte der Herzoge von Alba, von Berwick, von Altamira, von Veraguas, Nachkommen des Columbus gehörig;

des Emanuel Godoi ꝛc. Der prächtigste von allen ist aber der de los Consejos (der Räthe), eines der schönsten Monumente Madrids. Die Armeria real, das königliche Zeughaus, ist sehr weitläufig und hat eine äußerst merkwürdige Sammlung seltener und kostbarer Waffen, die zum Theil berühmten Männern aus verschiedenen Jahrhunderten angehörten. Unter ihnen sind die des letzten Maurenkönigs von Granada, Chic, und Carl I., die dieser Fürst bei der Expedition von Tunis trug, so wie die der Isabella während der Belagerung von Granada, merkwürdig. Unter den Schilden sind mehrere von ausgezeichneter Arbeit, namentlich das auf welchem das spanische Amerika in Basreliefs abgebildet ist, ein anderes stellt den Sieg des Herkules über die Centauren, ein drines eine große Schlacht des 13ten Jahrhunderts dar; auf einem vierten ist die Eroberung Neu-Spaniens abgebildet, wo Herkules die Säulen niederreißt, um sie weiter, jenseits des Weltmeeres hinauszurücken, und Neptun frohlockend seinen Dreizack dazu schwingt. Ein Schild ist mit einem Halsband des goldnen Vließes und mit 27 Medaillen, allegorische Figuren darstellend, verziert. Auch das Schild, welches Pius V. dem Don Juan von Oestreich verehrte, in dessen Mitte sich ein silberner Christus befindet, wurde hier aufbewahrt. Helme, peruanische Keulen, altamerikanische Waffen, türkische Roßschweife, Harnische, Standarten, Fahnen, Bogen, Feuerwaffen aller Art ꝛc. sind in großer Menge vorhanden, unter den Schwertern zeigt man auch die Rolands, Cids u. s. w.

Unter den Plätzen Madrids sind der große de la Cebada (des Getreides), der noch größere de los Caños del Peral, beide aber mit unansehnlichen Gebäuden umgeben, und der Platz der Stiergefechte, Plaza Mayor, zu bemerken. Der letztere hat einen ungeheuern Umfang, auf ihm wurden früher auch die schrecklichen Auto-da-Fés veranstaltet, er ist mit Arkaden umgeben und dient zugleich als Marktplatz, seine Häuser sind sämmtlich von fast gleicher Form, fünfstockig, und haben alle ganz gleichartige Balkone. In der Mitte einer Façade sieht die Casa real, aus welcher die königliche Familie die auf diesem Platz gehaltenen Feste mit ansieht, bei welcher Gelegenheit der sehr schön decorirte Platz sich besonders Abends bei Fackel- und Lichterschein prächtig ausnimmt. Auf dem Platz des Ayuntamiento ist der Thurm noch vorhanden, in dem Franz I. gefangen saß, bevor er nach Madrid gebracht

wurde. Die **Puerta del Sol** iſt ein großer, ſternförmiger Platz, auf den fünf der ſchönſten Straßen Madrids zuſammenlaufen, er iſt der Sammelplatz aller Neugierigen, Müſſiggänger und Pflaſtertreter, eine Art Palais Royal, und liegt in der Mitte der Stadt, unfern der **Plaza Mayor**.

Einige der Straßen ſind ſehr ſchön, beſonders die prächtige **Calle de Alcala**, die vom Prado bis zum **Puerta del Sol** führt, und ſo breit iſt, daß 20 Wagen nebeneinander bequem Raum in ihr haben. Ferner ſind die **Calle mayor**, **del Principe**, **del Prado**, **de Toledo**, dieſe jedoch bei weitem nicht ſo ſchön wie ihre Namensſchweſter in Neapel, **Hortaleza**, **San Bernardo** ſchöne Straßen.

Die Theater beſuchte ich nur wenig, kaum ein halbes Dutzendmal, da mir der Dienſt dies nicht öfter geſtattete und ich mich auch langweilte, indem ich die Sprache zu wenig verſtand und meiſt nur **Tonadillas** und **Sayanetes** (Zwiſchenſpiele und kleine Poſſen) gegeben wurden, in denen es ſehr frei und ungenirt auf der Bühne zuging und wollüſtige Stellungen und ſehr unanſtändiges Küſſen häufig vorkamen, was aber nicht hinderte, daß ſich Geiſtliche und Nonnen jeder Farbe in Parterre und Logen blicken ließen und ſichtbar ergötzten. Auch die italiäniſche Oper beſuchte ich, fand mich aber wenig befriedigt, da ſie kaum mit den mittelmäßigſten Italiens konkurriren konnte. Die Theater waren nicht ſehr beſucht, bei einem Stiergefecht drängen ſich die Spanier ganz anders hinzu.

Der Prado iſt ſo ziemlich der einzige Spaziergang innerhalb der Stadt, wozu man noch die Straße Alcala und Puerta del Sol rechnen kann, da auch dieſe zum Spazierengehen benützt werden, er iſt aber der unterhaltendſte den man ſich denken kann, vielleicht der angenehmſte der Welt, und hiſtoriſch merkwürdig; er war von jeher auch ein Rendez-Vous für verliebte Intriguen und Abenteuer, und die Romanenſchreiber und Dichter Spaniens haben ihn weltberühmt gemacht. Bald waren es die gräulichſten Mordſcenen, bald politiſche Complotte, Verſchwörung und Verrath, die zu ſeiner Berühmtheit beitrugen. Er hat wenigſtens 7000 Fuß im Umfang, eine breite Allee mit vielen Seitengängen durchzieht ſeine ganze Länge, die Wagen fahren in der Mitte, die Seiten ſind für die Fußgänger beſtimmt. Dieſe Promenade beginnt am Thor **Recoletos**, geht über die Straße Alcala, bis an das Thor **Atocha**.

ein Weg von beinahe einer Stunde. Der Zulauf ist hier außerordentlich, die Damen der höhern Stände besuchen ihn nur in Wagen, die zu Fuß Gehenden sind meistens aus dem niedern Bürgerstande, schwarz gekleidet und mit der beliebten Mantilla versehen, die nur eine Spanierin zu tragen versteht.

Vor dem Thor d'Atocha sind **las Delicias**, eine Promenade die gewissermaßen die Fortsetzung des Prado bildet und bis zum Manzanares führt. Dieser Spaziergang ist besonders an Feiertagen besucht, auf einer großen Wiese wird dann gespielt, getanzt, Ball geschlagen, geküßt u. s. w. Noch andere Promenaden außerhalb der Stadt, wie **la Florida**, wo der Herzog Alba ein schönes Landhaus hat, **los Attos** u. erlaubte mir Mangel an Zeit nicht zu sehen.

Kaffeehäuser giebt es zwar in großer Zahl zu Madrid, aber sie sind mit denen in Frankreich und Italien nicht zu vergleichen, es wahre Spelunken, in denen man sehr schlecht bedient wird, nicht viel besser sind die Gasthöfe. — Nirgends sind wohl die Nymphen der Freude so verführerisch wie in Madrid, man theilt sie in **Cortesanos**, **Majos** und **Muchachas**, von denen die ersten die vornehmsten, meist unterhaltene Mädchen sind, die aber noch ihre Liebhaber nebenher haben; die **Majos**, wie die Lorettes in Paris, wählen noch, die letztern aber sind völliges Gemeingut. Sobald die Göttin der Nacht ihren Schleier auszubreiten und die Dämmerung beginnt, schwärmen sie gleich Bienen und Fledermäusen aus allen Gassen hervor, ihre Reizungen blitzen unter der Mantilla, wobei sie Meisknoepen ähnliche Mützchen machen, und ihr meist rabenschwarzes Seitenhaar zum Theil sehen lassen; öffnen sie den Mund, so zeigen sie zwei Reihen der schönsten Perlenzähne, ihr Wuchs ist in der Regel ätherisch schlank, sie haben immer ein recht frisches Aussehen und meist die verführerischsten kleinen Füße, dabei eine wohltönende, melodisch lockende Sprechstimme; dennoch lies ich mich nicht verleiten, obgleich ich mir die Thren nicht mit Baumwolle verstopft und scharfsehende Augen hatte. Die Geistlichkeit und Mönche sind ihre besten Kunden, zahlen aber oft nur mit Absolution, büßen aber nicht selten dafür durch abscheuliche Krankheiten.

Die Einwohner Madrids sind ein sehr lebenslustiges Volk; besonders heiter ist man des Abends und bis tief in die Nacht hinein, wo alle Spaziergänge und öffentliche Orte mit Menschen

angefüllt sind und man sich auch im Freien zu Tarifa versammelt, sehr munter ist, und wo es oft toll genug zugeht. Die Frauen sieht man selten ohne ihre Mantilla, unter welcher sie die Basquina, ein langes schwarzseidenes Kleid tragen, namentlich sind in den Kirchen alle so gekleidet, und diese Tracht steht denen die schön gewachsen, welches die meisten sind, bezaubernd, auch haben sie die schönsten Augen von der Welt, mit denen sie wahrhaft durchbohrende Blicke zu schleudern verstehen. Der Cortejo (Liebhaber oder Gourmacher) der Damen ist meistens ein Kanonikus oder Geistlicher, bisweilen auch ein Offizier, ein Verwandter des Mannes: die ersteren sind in der Regel schon bei Jahren, dennoch aber die Ehemänner, die sie anstellen, nicht selten betrogen, sie machen gar oft den Bock zum Gärtner, und je älter der Bock, desto steifer das Horn, heißt es bei diesen gezwungenen Hagestolzen von der Kunst. Die spanischen Damen haben auch eine ganz besondere Liebhaberei an Papageien, Cacadus, Affen und ähnlichen Thieren, die man an den Fenstern fast eines jeden nur mittelmäßigen Hauses sieht. Zu den Nächten hört man bis die Mitternachtsstunde verüber, Guitarren und Mandolinen auf allen Straßen vor den Balkonen der Schönen erklingen, ein Gebrauch, den, wie viele Instrumente selbst, die Mauren nach Spanien brachten. Der Fandango ertönt aller Orten, und ist, von den reizenden üppigen Spanierinnen aufgeführt, ein Tanz, der den Zuschauern alles Blut in Wallung treibt und in Wollust getaucht scheint. Der heilige Antonius selbst würde, und wenn er auch zehn Jahre lang nichts als Wurzeln und Kräuter gegessen und nur noch Haut und Knochen gewesen, diesem Versucher schwerlich widerstanden seyn, ja der frömmste Bäter muß seine Buße zu allen Teufeln wünschen, wenn eine junge, vollbusige, schlanke Andalusierin diesen, alle Sinne verwirrenden Tanz mit ihrer unwiderstehlichen, fast übersinnlichen Anmuth aufführt.

Man erzählt sich, daß als man einst von Rom, wo ein gichtbrüchiger Papst auf Petris Stuhl saß, den Fandango bei Strafe des Kirchenbannes verbieten wollte, ein vernünftiger Cardinal dem heiligen Vater die richtige Bemerkung machte, man solle Niemand ohne gehört oder gesehen verdammen. Man ließ nun den verführerischen Tanz vor einer zu Nichtern über denselben bestimmten Versammlung von Cardinälen von reizenden Spanierinnen aufführen, aber kaum erblickten die schönen Tänzerinnen die Anmuth

ihrer Bewegungen, so verschwanden auch schon alle Falten der gerunzelten Stirnen der alten Eminenzen, sie fingen mit Händen und Füßen zu zappeln an, schlugen den Takt dazu, und die heilige Jury sprach den Fandango einstimmig frei.

Dies ist sicher ein ben trovato, se non è vero.

Aber das Vergnügen, welches der Fremde bei diesem Tanz empfindet, wird zum Abscheu, wenn er einer andern Hauptergötzlichkeit der Spanier, einem Stiergefecht beiwohnt, auf welches, horribile dictu, die Damen am ärgsten versessen sind, und kein Opfer scheuen würden, selbst nicht das ihrer höchsten Gunst, um einem solchen beiwohnen zu können: das letzte Hemd wird verkauft oder versetzt, um dieses Gelüst zu befriedigen, und dann fährt man mit Grandezza auf den Plaza mayor.

In der Regel lebt man in Madrid ziemlich billig, aber theurer als gewöhnlich war es während unserm Aufenthalt daselbst. Das Fleisch, mit Ausnahme der Schweine, war nicht sonderlich, nur die Toleder Hämmel sind nicht schlecht. Das Geflügel aber ist sehr gut und in großem Ueberfluß. Früchte und Gemüse sind ebenfalls gut, werden aber abscheulich, für Fremde oft ungenießbar zubereitet. Das Brod, pan candial, ist ein wahres Kuchenbrod, aber die Feuerweine, wie Alikant, Xeres, Canaries, Vinos generos (Liqueurweine), Val de penoso, la Mancha, müssen einen Eisklumpen noch beleben, haben aber auch schon manchem ungenügsamen Fremden das Grab geöffnet.

Die Spanierinnen haben fast alle sehr melodische Stimmen, so daß schon ihre Rede fast wie lieblicher Gesang tönt, ihre Sprache ist ein glühender Liebeshauch, ihre Augen und Blicke unter den nie fehlenden Schleiern erschüttern Mark und Bein und sind herzdurchbohrend, dabei sind sie galant und verliebt bis über die Ohren, sie sehen die Fremden sehr gerne, und wären die Franzosen als Freunde geblieben, so hätten sie Spanien durch die Frauen und Mädchen erobert und gefesselt, aber die unglücklichen Ereignisse machten, daß später das französische Militär fast in gar keine freundliche Berührung mehr mit den Einwohnern kam. Freilich besitzt der Spanier wenig Liebenswürdigkeit, ist hochmüthig, gebieterisch und herrisch gegen das schöne Geschlecht, verrichtet dabei aber alle Frauendienste, ein ungeheurer Abstand gegen den galanten Franzosen, und dabei selten ein schöner Mann, in der Regel eher häßlich zu nennen, selbst sein Organ ist rauh und unange-

nehm und seine Muttersprache hart. Von der Mäßigkeit der Spanier im Essen und Trinken kann man sich kaum einen Begriff machen: eine Familie von zehn Personen hat oft genug an dem was mancher Süddeutsche oder Schweizer allein zu sich nimmt. Eine gesalzene Sardelle, ein Stückchen Knoblauch und trockenes Brod, oder ein Ei und etwas Obst ist oft das ganze Mittagsmahl; eine Wasserſuppe mit Oel, ein Dutzend Schnecken, Schwämme u. sind schon Leckerbissen in den Dörfern.

Eine sehr große Rolle spielte zu jener Zeit noch der Aberglaube in ganz Spanien und unter allen Ständen, Wahrsager, Schwarz- und Weißkünstler, Hexenmeister gab es in jedem Dorf, und ganze Banden solchen Gesindels streifte in dem Land umher, sich von der Dummheit der Einwohner mästend. Die Barbiere sind ein entsetzlich geschwätziges Volk, höchst zudringlich und auch bei galanten Abenteuern nützlich, aber ein Figaro ist mir doch nicht unter ihnen begegnet, dagegen Gil-Blas und Sancho Pansas genug.

In der Regel sind die Wohnungen der Spanier im Innern sehr kahl, haben meistens eine schlechte Einrichtung: große düstere Zimmer mit alten Heiligenbildern verziert, zerfetzte Vorhänge, eben solche Tapeten, einige alte Sessel, einige Tische und Stühle, einen trübe Spiegel, das war das ganze Mobiliar eines selbst bemittelten Mannes. — Der spanische Adel ist auf sein Herkommen und seinen Stammbaum eben so eingebildet und dummstolz, als mancher hannöversche oder sächsische Kraut- und Landjunker, ein jeder Hidalgo, wenn er auch in Lumpen gehüllt ist und kein ganzes Hemd mehr auf dem Leibe hat, besitzt doch gewiß seinen wurmstichigen Stammbaum in seiner Dachkammer, oft die einzige Zierath, oder besser der Unrath seiner hohen Wohnung, dabei sind sie gegenseitig so komisch komplimentenreich, daß man in Versuchung kommt, sie für Polichinelles zu halten. Die Don Ramade de Calderados sind noch lange nicht ausgestorben und blühen in Spanien noch wie in Deutschland und Italien, seltner ist diese Schmarotzerpflanze in Frankreich, wo sie die Lächerlichkeit nicht aufkommen läßt. Fast die Mehrzahl der Spanier liebt das Cölibat, dagegen haben sie Maitressen zu halben Dutzenden, wenn es ihre Umstände erlauben.

Der Umfang Madrids ist gänzlich unbekannt, aber ein großer Theil seiner Bewohner behauptet in allem Ernst, daß die al-

ten Griechen die Stadt gegründet hätten, andere sagen, es sey das alte Mantua Carpetanorum. Die ersten, einigermaßen zuverlässigen geschichtlichen Nachrichten hat man aus den Zeiten, wo die Könige von Castilien hier ein Schloß hatten, das schon erwähnte, welches an der Stelle des heutigen neuen königlichen Pallastes stand. Philipp II. verlegte zuerst seine Residenz und seinen Hof für immer hierher, nachdem sein Vater Carl I. (V.) schon einen großen Theil seiner Zeit daselbst zugebracht hatte. Jetzt wurde die Stadt immer bedeutender, kam schnell empor, wozu religiöse Feste, Auto-da-Fes und Stiergefechte nicht wenig beitrugen. Die Auto-da-Fes waren eine bittere und blutige Satyre auf die christliche Religion und ihren Stifter, und wurden oft nur gehalten, um dem Volk eine Unterhaltung zu gewähren, die es zugleich mit Furcht und Schrecken erfüllen sollte: da wurden, um Fruchtbarkeit und gutes Wetter vom Himmel zu erlangen, Ketzer, Zauberer und Hexen unter dem Jubel des unzähligen Pöbels aus allen Ständen verbrannt. Den armen Sündern wurde vorher das Urtheil in den Kirchen verkündet und ihnen noch eine recht erbauliche Bußpredigt gehalten, dann wurden sie auf die Plaza mayor geführt, wo man noch eine Messe an einem Altar las, und sie hierauf in die hellodernden Flammen des neben dem Altar errichteten Scheiterhaufens warf. Nun wurden noch allerhand heilige Schnurrpfeifereien vorgenommen, das Volk mit schmutzigem Weihwasser bespritzt, man kniete, betete, bekreuzigte sich und streute zu guter Letzt die Asche der Verbrannten in alle Winde. Die heilige Hermandad, ihre Henkersknechte die Inquisitionsrichter, und Tausende von Pfaffen entfernten sich dann heulend und brüllend in Procession, und das erbaute Volk verlief sich nach allen Seiten. In fast allen Kirchen Spaniens sieht man Abbildungen solcher, zur Ehre der Dreieinigkeit und zur Schande der Menschen und ihrer Religion gehaltene Auto-da-Fes, gewöhnlich sind sie am Hochaltar angebracht und recht gräßlich gemalt. Da werfen die Schindersknechte einen zitternden Greis, dort ein altes Weib, hier ein schönes Märchen in die Flammen, ihre Namen liest man unter dem Gemälde. Noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde eine hübsche junge Frau aus Sevilla verbrannt, weil sie ein Verhältniß mit dem Teufel unterhalten, der ihr die Gabe der Weissagung verliehen hatte, trotzdem aber konnte sie ihr eignes Schicksal keinen Tag voraussehen; noch später wurde ein Schneider, der sich der

Magie ergeben hatte, aus ganz besonderer Gnade zwar nur im Bild verbrannt, aber während dieser Operation in Natura blutig ausgepeitscht, bis er selbst fast seinen Geist aufgab.

Bis zu den Zeiten Philipp V. hielt man noch Turniere, Ringelreiten und dergl. in Madrid und feierte namentlich ein Fest: »die Belagerung von Amors Schloß« genannt, im Wonnemonat jeden Jahres mit großem Pomp, die Plaza Mayor war ebenfalls die Schaubühne desselben. Man erbaute auf derselben eine große hölzerne, mit Festons geschmückte Burg, auf deren Mauern allerlei Allegorien gemalt waren. Die schönsten Frauen und Mädchen bildeten als Ritter und Knappen die Besatzung dieser Burg und zeigten sich mit Kränzen und Blumen bewaffnet auf den Mauern, während vor derselben von den Belagerern Quadrillen zu Pferd und zu Fuß aufgeführt wurden. Hierauf gab eine sanfte Musik das Zeichen zur Erstürmung der Veste, deren Vertheidiger dieselbe nur durch das Herabwerfen ganzer Körbe voll Blumen zu schützen versuchten. Die Stürmenden aber ließen sich dadurch nicht abhalten, muthig hinanzuklimmen, und wurden als Sieger mit Küssen und Cokarden von den Schönen empfangen. Jetzt wurde ein Triumphzug zu Roß und zu Wagen durch alle Hauptstraßen der Stadt, in denen Triumphbogen von Blumen errichtet waren, gehalten, und von allen Balkonen bewarf man die Vorüberziehenden ebenfalls mit Blumen. Musik, Gesang und Tanz währten die ganze Nacht hindurch, in welcher die Stadt durchaus bis zum Anbruch des Tages hell erleuchtet war.

Daß bei einem Amorsfest die Frauen den größten Antheil nehmen, ist sehr natürlich, aber daß sie es auch sind, die mit der größten Gier den Stiergefechten nachlaufen, sich an dem Verbluten der gemarterten Thiere ergötzen, mit Vergnügen die Wunden des gehetzten Thieres zählen, und bedauern, daß es durch zu frühes Hinscheiden seine Leiden endet, und dessen Mörder und Hetzhunde mit Beifall überschütten, ihnen mit Händen und Füßen tobend zujauchzen, während der arme edle Stier mit dem Wuthschaum vor dem Maul niederstürzt und ein letztes, durch Mark und Bein dringendes Schmerzgebrüll ausstößt, sich qualvoll in seinem Blut wälzend, ist höchst unnatürlich. Die schönsten Opfer dieser Grausamkeit liefern die andalusischen Wildnisse, in denen man die Stiere mit Hilfe abgerichteter Kühe fängt und dann zu diesem Marterspiel aufbewahrt. Selbst die sonst in Spanien so hoch, ja göttlich

verehrten Plätze waren so wenig wie die Könige des Landes im Stande, diesem Greuel ein Ende zu machen; sobald von Abschaffung derselben die Rede war, drohte sich jedesmal die ganze Nation zu empören, und man war genöthigt, dem guten Volk schnell wieder einige Hundert dieser Thiere zu opfern, um es zu beruhigen und zu überzeugen, daß man ihm dieses Vergnügen nicht rauben wolle.

Noch habe ich Aranjuez nicht gesehen, und da sich der veränderliche Himmel über Madrid mit jedem Tag mehr trübte, so erbat ich mir einen 14tägigen Urlaub, der mir nur mit Mühe bewilligt wurde, um diesen reizenden Sommeraufenthalt des spanischen Hofes zu besuchen und den Ort kennen zu lernen, auf dessen Boden die Handlung von Schillers herrlichem Don Carlos beginnt. Der Weg dahin führt über die schöne Toledobrücke, die Philipp II. über den Manzanares erbauen ließ, und geht fast in gerader Linie auf einer der schönsten Straßen fort bis Aranjuez durch die kleinen Städte Pinto und Valdemoro (Maurenthal), welches letztere die Mauren gründeten und wo auch ein Maurenkönig residirte. Nachdem man durch ziemlich kahle Gegenden gekommen, erreicht man das reizende Thal von Aranjuez und dünkt sich plötzlich wie durch Zauber in ein anderes Land versetzt; die anmuthigen Gebüsche und Baumgruppen der mannichfaltigsten Gattung, herrlich grünende Wiesen, durch welche Silberbäche dahinrieseln, rauschende Wasserfälle, duftende Blumenbeete entzücken Gesicht und Geruch, alles verkündet daß hier Garten- und Feldbau anders gepflegt und gehandhabt wird als in dem übrigen Spanien. Endlich kommt man zu Las dos Calles an, ein Platz, auf welchem zwölf prächtige Alleen in einem Rondel zusammentreffen, an dem Ende einer derselben führt eine Schiffbrücke des Tajo an das ersehnte Ziel. Ich hatte den 8 Stunden langen Weg mit einem Kameraden in weniger als drei zurückgelegt, wir hatten aber Madrid schon um 4 Uhr Morgens verlassen. Aranjuez ist eine kleine Stadt, die am Tajo liegt, in welchen sich hier der Xarama ergießt, sie ist regelmäßig und hübsch gebaut, hat ungefähr 3000 Einwohner, deren Zahl sich aber während des Aufenthaltes des Hofes verdoppelt. Carl V. hielt sich zuerst manchmal hier auf und begann das Jagdschloß daselbst zu bauen, das seine Nachfolger vergrößerten und verschönerten, und zierlich aber nicht sehr bedeutend ist, dagegen sind seine unermeßlichen Gärten um so schöner und

bezaubernder. — Man behauptet, Aranjuez habe seinen Namen von einem alten Jupitertempel, der hier gestanden und Aranz Jovis geheißen habe. Drei Monate des Jahres bringt der Hof in der Regel hier zu, weßhalb es an geräumigen Wohnungen in der Stadt nicht fehlt. Auch ein Schauspielhaus ist vorhanden und vor allem ein zu Stiergefechten bestimmter Raum. Sehr schön ist der Antoniusplatz, der sich zuerst dem erstaunten Auge präsentirt, wenn man von Madrid kommt; er bildet ein großes längliches Viereck, mit einer schönen Marmorfontaine. Das königliche Schloß besteht aus einem Hauptgebäude mit zwei Flügeln, ist aus Backsteinen erbaut, und entspricht nicht den gehegten Erwartungen; auch das Innere, einige Gemälde ausgenommen, enthält nichts Außerordentliches. Die Gärten sind über alle Beschreibung reizend, wir trieben uns fast den ganzen Tag in denselben und den majestätischen unabsehbaren Alleen, die sich in allen Richtungen kreuzen, herum. Die schönsten sind die, welche nach der Richtung von Toledo und Madrid zu laufen. Die königlichen Ställe, die am Tajo liegen, bilden ein stattliches Gebäude. Die besuchteste Promenade ist die Calle de la Reyna längs dem Garten del principe; als wir dieser entlang gingen, begegneten wir Donna Andrea am Arm ihres Gatten, was uns beide, die Donna wie mich, überraschte und ein wenig in Verlegenheit setzte; sie dankte erröthend auf meinen höflich kalten Gruß, was ihrem Mann nicht auffallen konnte, da wir alle Damen grüßten, die uns in diesen Gärten begegneten. Später erfuhr ich, daß sie erst vor einigen Tagen von Valladolid zurückgekommen sey, hatte aber keine Gelegenheit weiter, sie zu sehen.

In all den Parks zu Aranjuez fehlt es nicht an pittoresken Partien, Fontainen, Caskaden, Statüen u. s. w. Der sogenannte Inselgarten, der nördlich vom Schloß liegt und ganz vom Tajo umgeben ist, hat herrliche Springbrunnen, unter denen die Fontaine des Herkules, von einer großen eisernen Balustrade umgeben, besonders hervorragt. Herkules ist hier im Kampf mit der Hydra dargestellt; unfern diesem Bassin bildet der Tajo einen rauschenden doppelten Wasserfall. Außerdem findet man noch die Fontainen des Poseidon, de las Harpias, des Don Juan, der Venus, der Tritonen, der Delphinen ꝛc. mit zum Theil meisterhaften, zum Theil sehr schlechten Statüen. Der Garten del principe, den Carl IV. noch als Prinz von Asturien anlegen ließ, enthält eben-

falls manche ſehenswürdige Schönheiten. In einem mit kunſtreichen Gittern umgebenen Parterre deſſelben ſind drei Pavillons, die ein Dreieck formiren, nebſt vielen Bildſäulen, Büſten, ein Baſſin mit der bronzenen Statüe des Flußgottes und einiger andern allegoriſchen Figuren von demſelben Metall. Auch dieſer Garten iſt unermeßlich groß, hat mehrere Abtheilungen, mit endloſen Alleen, Prachtblumenbeeten u. ſ. w., ſo daß man mit jedem Schritt neue Annehmlichkeiten entdeckt; auch wird er von den Madridern am meiſten beſucht, die ſich gerne Paarweis in ſeine abgelegenſten Theile verlieren. Während der Anweſenheit des Hofes iſt er in den Morgenſtunden für das Publikum geſchloſſen, aber vom Nachmittag an bis ſpät in die Nacht für Jedermann offen. — Man hat Aranjuez öfters mit Potsdam verglichen, ich aber habe, als ich ſieben Jahre ſpäter dahin kam, dieſe Aehnlichkeit der beiden Sommerſitze der ſpaniſchen und preußiſchen Monarchen nicht finden können. Einzelne Partien der Gärten mögen ſich in gewiſſer Hinſicht gleichen, aber das Ganze und namentlich die Schlöſſer nicht im Entfernteſten, und ich geſtehe, daß mich Sansſouci und das Marmorpalais am heiligen See, ſo wie die Pfaueninſel doch mehr anſprachen, als Aranjuez, trotz ſeinen exotiſchen und aromatiſchen, im Freien wachſenden Bäumen, Geſträuchen und Pflanzen. Erſt nach Sonnenuntergang dachten wir an den Rückweg, den wir noch ſchneller als wir gekommen zurücklegten.

Es war gerade vor Thorſchluß daß wir die Tour nach Aranjuez gemacht hatten, denn von nun an ward gar kein Urlaub mehr ertheilt, da ſich mit jeder Minute der politiſche Himmel mehr verfinſterte und die gewitterſchwangern ſchwarzen Wolken ſich zu entladen drohten, was auch noch ſchneller geſchah, als man vermuthete.

XI.

Drohende Stimmung der Einwohner zu Madrid. — Aufstand zu Toledo. — Der blutige Aufstand am 2ten Mai zu Madrid. — Wegnahme des Artilleriepark's. — Ich rette einem Insurgenten das Leben und werde dabei verwundet. — Ein Rencontre mit Murat. — Eine gefährliche Zusammenkunft. — Abmarsch nach Toledo. — Merkwürdigkeiten dieser Stadt. — Abmarsch über Madrid nach Aragonien. — Unterwürfigkeit der Madrider Behörden und des Inquisitionsgerichts gegen die Franzosen. — Torrejon de Ardoz. — Alcala de Henarez. — Guadalarara. — Grajanejos. — Siguenza. — Fast ganz Spanien im Aufstand. — Die Junta zu Sevilla und die Provinzialjuntas erklären Frankreich den Krieg. — Wir stoßen zu dem Belagerungsheer vor Saragossa. — Calatayud. — Ankunft vor Saragossa.

Seit Ferdinands Abreise von Madrid schienen alle spanischen Gesichter ein ganz anderes Ansehen zu haben, man blickte uns mit auffallend finstern Augen an, um so mehr, da man wußte daß wir jetzt ganz auf Spaniens Unkosten lebten und unterhalten wurden. Das Benehmen der Krieger der großen Nation war im Gefühl ihrer bisherigen Siege ziemlich arrogant, was zu öftern Händeln Veranlassung gab, die zwischen den Einwohnern und Soldaten vorfielen, in die sich aber das spanische Militair durchaus nicht mischte, sondern ganz neutral verhielt; auch verschwand hier und da mancher französische Soldat, ohne daß man herausbringen konnte, was aus ihm geworden war. Murat fuhr fort Truppen nach Madrid zu ziehen: Dupont wurde mit seinem Stab und einem Theil seiner Division nach Aranjuez und die Umgegend verlegt, der Rest hatte unter dem Befehl Vedels Besitz von Getafe genommen, die 3te Division lag noch bei Segovia und viele Bataillone bivouaquirten in geringerer oder größerer Entfernung von der Hauptstadt. Das Gerücht, daß Napoleon Ferdinand VII. nicht anerkenne, fand bald allgemeinen Glauben, und man erfuhr, daß in Toledo schon ein Volksaufstand stattgefunden habe, bei dem sich die Anhänger des alten Königs und Godoi's flüchten mußten; man hatte dabei Ferdinands Bild im Triumph herumgetragen,

wer ihm begegnete, mußte seine Knie vor demselben beugen und ihm ein Vivat bringen, wollte er nicht von dem mit Säbeln, Spießen und Gewehren bewaffneten Volk mißhandelt oder gar ermordet werden. Fünf Tage darauf marschirte Dupont schon nach Toledo ab, wohin er sein Hauptquartier verlegte, er fand keinen Widerstand bei seinem Einzug, wie er gefürchtet und weßhalb er in Schlachtordnung vorgerückt war, sondern der Erzbischof, ein Bruder der Gattin Godois, kam ihm mit derselben und einer Zahl Geistlichen entgegen, aber das Volk maß die Ankömmlinge mit finstern, vielsagenden Blicken.

Wir standen jetzt in Madrid wie auf einem Vulkan, von dem alle Anzeichen einen nahen Ausbruch verkündeten. Nur mit großer Mühe hatte man bei Godois Freilassung einen Aufstand unterdrückt, als man aber die Gewißheit bekam, daß Ferdinand Spaniens Grenze überschritten und dessen Vater gegen seine erzwungene Abdankung protestirt habe, da wurde die Erbitterung allgemein und furchtbar, die böse Stimmung der Gemüther war nicht mehr zu verkennen und stieg aufs Höchste als sich übertriebene Gerüchte hinsichtlich der Mißhandlung, die der vergötterte Ferdinand in Bayonne erlitten haben sollte, in Madrid verbreiteten. Den ganzen Tag standen Tausende um das Postgebäude, die von Frankreich kommenden Courriere und Briefe erwartend: man theilte sich auf der Puerta del Sol, dem Prado und an allen öffentlichen Orten und Plätzen Briefe mit, welche die Vorfälle zu Bayonne mit den schwärzesten Farben schilderten. Wuth und Ingrimm machten sich auf den braunen spanischen Gesichtern bemerkbar, und nur noch mit Mühe unterdrückten die Leute den Ausbruch ihres Zorns.

Es wurden nun allerlei Maßregeln von unserer Seite ergriffen, den bevorstehenden Sturm zu beschwören und das Verbreiten schlimmer oder falscher Nachrichten zu verhindern, aber vergeblich: auch fing man die Sache verkehrt an. Umsonst ritt Murat täglich zu verschiedenen Stunden mit großem Prunk und glänzendem Gefolge durch die Straßen der Hauptstadt, um sich dem Volk zu zeigen und es zu besänftigen. Diese Ostentation hatte aber gerade die entgegengesetzte Wirkung, das Volk hielt sie für Hohn und glaubte man spotte seiner. Man murrte laut und nicht selten ließ sich ein gellendes Pfeifen hören, wenn der Zug vorüberritt. Murat war durch die erzwungte Befreiung und Abführung Godois jetzt eben so verhaßt wie dieser geworden. In der peinlichsten Lage

befand ſich jedoch die hohe Junta, welcher Ferdinand die Zügel der Regierung bei ſeiner Abreiſe übergeben hatte, und die nicht mehr wußte wer Koch oder Kellner war, daher in dieſer Verwirrung keinen Leitfaden finden konnte, der ihr den rechten Weg gezeigt hätte, auch wollte ſie es mit keiner Partei verderben. Die wenigen ſpaniſchen Truppen, die noch in Madrid lagen, es waren kaum 2000 Mann, wurden in den Kaſernen konſignirt, als die Gährung auf das Höchſte geſtiegen war, es gab jetzt ſchon blutige Raufereien zwiſchen den Einwohnern und unſern Truppen. Unſere Artillerie war ſehr zahlreich in Buen Retiro aufgeſtellt, um im Fall der Noth jeden Augenblick bereit zu ſeyn; in Madrid ſelbſt ſtand die kaiſerliche Garde zu Fuß und zu Pferd, eine Diviſion von der Linie, eine Brigade Reiterei u. ſ. w.; in Aranjuez und der Umgegend lagen noch an 30,000 Mann. Als das Unwetter immer drohender wurde, erhielten wir Ordre, im Freien zu bivouaquiren; das Kloſter des heiligen Bernhard war mit Soldaten angefüllt, die nicht aus den Kleidern kamen und Tag und Nacht unter dem Gewehr ſtanden, auf das geringſte Allarmzeichen paſſend. — Als Mürat nun dem noch in Madrid anweſenden Infanten Don Antonio mittheilte, daß er von Carl IV. den Auftrag erhalten habe, die Königin von Hetrurien mit ihrem 13jährigen Sohn auch nach Bayonne zu ſchicken, da erklärte die Junta, daß ſie den letztern nicht ohne den ausdrücklichen Befehl des Königs Ferdinand abreiſen laſſen würde. Mürat entgegnete, daß er alle Verantwortung deßhalb auf ſich nehme, und beſtimmte den 2ten Mai (1808) zum Tag der Abreiſe der Königin und ihres Kindes. Als dies in der Hauptſtadt bekannt wurde, ſetzten deren Einwohner alle noch bis jetzt beobachtete Rückſichten bei Seite und riefen laut in den Straßen die infamirendſten Schmähungen gegen den Kaiſer der Franzoſen, aus dem ſie einen pienso, un cobarde ladron (einen niederträchtigen Schurken, einen feigen Räuber) machten. Da auch ſeit einigen Tagen die Nachrichten aus Bayonne ausblieben, ſo vermuthete man, daß daſelbſt das Aergſte vorgefallen ſeyn müſſe, und ſprach von Erwürgung und Vergiftung der beiden Prinzen, Don Ferdinand und Don Carlos, durch Godoi's Einfluß. Auch die Weiber wurden nun wüthend, und wo man eine franzöſiſche Uniform ſah, murmelte man: perro frances (franzöſiſcher Hund). So war die Stimmung am 2ten Mai, und die ungeheure pulverſchwangere Mine erwartete nur den zündenden

Funken, um alles zertrümmernd in die Luft zu sprengen. Dieser Funke war die Abreise der Königin von Hetrurien. Die vorhergehende Nacht stand die ganze Garnison unter dem Gewehr, und starke Patrouillen kreuzten in allen Richtungen; dies hinderte nicht, daß sich schon mit Tagesanbruch eine unermeßliche Menge Volk vor dem Pallast versammelte, den die Königin bewohnte; unter diesen Haufen war eine Menge Weiber aus den untersten Klassen und alle hatten drohende Gesichter. Die Vorbereitungen zur Abreise wurden auf das Schleunigste betrieben, und es gelang daß die Königin mit ihren Kindern noch vor 9 Uhr abfuhr. Noch waren die Wagen ihres Gefolges zurück, welche das versammelte Volk für den Infanten Don Francisko bestimmt glaubte, der, wie man versicherte, sich weigere abzureisen, und in Verzweiflung sey. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dieses Gerücht unter den Massen, worauf die Weiber laut zu heulen und zu schreien, die Männer aber zu fluchen und zu schimpfen begannen und alle Verwünschungen gegen die Franzosen ausstießen. Gerade in dem Augenblick als die Erbitterung auf das Höchste gestiegen war, kam Murats Adjutant Lagrange aus dem Pallast, und eine Stimme rief laut: »das ist der picaro, der den Infanten mit Gewalt fortschleppen will!« man umringt sogleich den Offizier, schimpft und stößt ihn, er zieht den Degen, war aber am Unterliegen, als sich eine Grenadierpatrouille bis zu ihm Platz macht und ihn dem unvermeidlichen Tod entreißt. Dies war das Zeichen zum allgemeinen Aufstand der ganzen Bevölkerung Madrids; in wenig Augenblicken sind alle Straßen mit bewaffneten Bürgern und Bauern angefüllt, die Piquen, Dolche, Gewehre, Hellebarden ꝛc. handhaben. Die Trompeten schmettern, die Trommeln wirbeln den Generalmarsch und die Sturmglocken heulen durch die Lüfte. An den noch nicht abgegangenen Wagen zerhaut das Volk die Stränge, ohne daß es das herbeieilende Piquet Bataillen, das bei Murat die Wache hat, verhindern kann. Wir alle glaubten, daß dies der Ausbruch einer tiefangelegten Verschwörung, alle Franzosen zu morden, sey; aber es war nur die natürliche Folge des allgemeinen Unwillens, den der empörte Nationalstolz hervorbrachte. Die wüthenden Bürger rennen jetzt mit Eisenstöcken, Knütteln, Spießen, alten Schwertern, Büchsen ꝛc. durch alle Straßen und schlagen alle Franzosen, denen sie einzeln oder in geringer Zahl begegnen, gleich tollen Hunden todt, nicht besser ergeht es jenen, die sich noch hie und da in den

Häusern befanden, wie Commissaire, Offizierbediente u. s. w. Adjutanten und Offiziere, welche Ordres an Corpscommandanten zu überbringen haben, werden von den Pferden herabgerissen, geplündert und tödtlich verwundet, aus vielen Fenstern wird auf alle vorbeieilenden Franzosen geschossen oder siedendes Wasser und Oel auf sie herabgegossen, und jetzt entspinnt sich an hundert Orten zugleich der wüthendste, blutigste Kampf. Unser Bataillon, das noch in der Nähe des Thors von Segovia unter den Waffen stand, erhielt Ordre, sich auf die Höhen vor dem Thor St. Vincent zu begeben, wohin mehrere Truppen ihre Richtung nahmen, Murat seinen Standpunkt gewählt hatte, und von da aus seine Befehle nach allen Richtungen sandte. Reitende Ordonnanzen gingen ventre a terre ab, den in der Umgegend campirenden Truppen die Befehle zu bringen, auf das Schleunigste gegen die Hauptstadt zu marschiren, hierauf wurden die Colonnen gegen verschiedene Strassen und Plätze der Stadt in Marsch gesetzt. Die breite Strasse Alcala wurde mit Kartätschen gesäubert, die Cavallerie der Garde und die Lanciers hieben und stachen auf die Massen ein. Unser Bataillon, sowie ein grosser Theil der Infanterie, lief, in Pelotons abgetheilt, durch die Strassen und drang in die Häuser, aus denen man geschossen hatte. In einem Haus der Calle San Bernardo hatte ich die grösste Mühe, drei Frauen und einen Knaben der Wuth der erbitterten Soldaten zu entziehen, um ihnen das Leben zu retten, konnte aber nicht verhindern, dass zwei der erstern dennoch geschändet wurden. Immer mehr Truppen kamen jetzt in die Stadt, aber von der andern Seite auch Tausende von bewaffneten Landleuten aus der Umgegend, die den Bürgern zu Hilfe eilten, und Geistliche und Mönche, mit dem Crucifix in der Hand, stellten sich an die Spitze der Volkshaufen und ermuthigten sie zum verzweifelten Kampf. Um 11 Uhr Vormittags hatte das wüthendste Gefecht schon auf allen Punkten begonnen und nahm mit jedem Moment zu. Das spanische Militair war noch immer in seinen Kasernen konsignirt und hatte Befehl, die strengste Neutralität zu beobachten, ein Haufen Volk eilte hin, diese Truppen aufzufordern, sich mit ihm zu vereinigen, aber vergeblich, die Commandeurs hielten sie zurück, und nur einigen gelang es, sich unter das Volk zu mischen; dieses war so wuthentbrannt, dass es sich oft blindlings mit Dolchen oder Stöcken in unsere Reihen stürzte und sich sterbend glücklich pries, wenn es ihm gelungen war, ei-

nen der Unsrigen zu verwunden. Mitten unter diesen, gleich Löwen fechtenden Haufen standen Weiber mit fliegenden Haaren, flatternden Mantillen, welche die Männer zum Ausharren im Kampf aufmunterten, ja selbst vor der im Galopp heransprengenden Reiterei nicht zurückwichen. Als einige den Ruf: »nach dem Park, holt Waffen!« hören ließen, rannte das Volk dahin, um sich der daselbst vorhandenen Kanonen und vieler Tausend Gewehre zu bemächtigen, aber der dort die Wache habende Offizier, ein spanischer Artillerielieutenant, weigerte sich, dieselben auszuliefern. Als man noch deshalb hin und her stritt, kam ein anderer Offizier, Romens Ruez, mit einer Abtheilung von 50 Mann, die den Park schützen sollten, aber statt dessen ließ er das Volk gewähren, öffnete ihm sogar die Thüren, und es bemächtigte sich schnell der vorhandenen Gewehre, wohl über 10,000, sowie der Munition. Auch die sich in dem Park befindenden Kanoniere nahmen Partei für das Volk, zogen Kanonen heraus und pflanzten sie in verschiedenen Straßen, wo sie glaubten daß die Franzosen herkommen würden, auf. In diesem Augenblick rückten unsere Colonnen in der Straße San Bernardo vor, denn wir hatten Befehl, uns des Parks um jeden Preis zu bemächtigen. Als uns das Volk gewahr wurde und heranlaufen sah, feuerte es die Kanonen ab, und der Commandant unserer Colonne stürzte mit noch mehrern andern Soldaten an der Spitze derselben todt nieder, während andere schwer verwundet wurden; dies veranlaßte, daß die Colonne zurückwich, hierdurch entstand Unordnung, und mehrere der Unsrigen fielen in die Hände des wüthenden Volkes. Doch brachte der jetzt befehlende Bataillonschef Carlier die Truppen bald wieder zum Stehen, und ein spanischer Capitain, den die Regierungs-Junta als Parlamentair abgesandt hatte, stellte sich, mit einem weißen Tuch winkend, an unsere Spitze, seinen Landsleuten zurufend, sie möchten mit dem Feuern einhalten, wir seyen von der Junta abgeschickt, den Park nur zu schützen. Das Volk hörte zwar auf diesen Befehl, als wir aber weiter vorrücken wollten, rief man uns zu: um zu beweisen, daß wir als Freunde kämen, sollten wir die Waffen ablegen, und da wir, wie natürlich, dies nicht thaten, feuerten sie aufs Neue. Jetzt begann ein äußerst hartnäckiges Gefecht, das sich damit endigte, daß wir die Kanonen mit bedeutendem Verlust im Sturm nahmen und so Herrn des

Parks wurden, aber der größte Theil der Waffen und des Pulvers waren schon weggenommen.

Der Kampf hatte sich nun in fast alle Gegenden und Straßen Madrids verbreitet, obgleich sich mehrere Mitglieder der Junta die unsäglichste Mühe gaben, dem Blutvergießen Einhalt zu thun, und mit Lebensgefahr durch die Gassen ritten, weiße Tücher schwingend. Immer mehr gestaltete sich die Schlacht, denn das war sie, und zwar mitten in einer Stadt, zu unserm Vortheil; aber jetzt waren auch die Unsrigen bis zur Wuth entflammt, da sie allenthalben auf die entsetzlich verstümmelten Leichen ihrer Kameraden stießen, besonders waren viele Mamelucken von der Garde, welche Ordres zu überbringen hatten, gefallen, sie verübten deshalb barbarische Grausamkeit gegen die ihnen in die Hände gerathenen Spanier und machten unter andern ohne Unterschied alles nieder, was sich in eine Kirche geflüchtet hatte. Bis nach 3 Uhr Nachmittags währte dieses schreckliche Gemetzel und der Kampf, ich habe nie ähnliche Blut- und Mordscenen, weder vor noch nach diesem Tage mehr gesehen, und lange verfolgte mich die Erinnerung an dieselben. Als das Volk endlich sah, daß es überall den Kürzern zog, suchten die in die Stadt gekommenen Landleute zu entfliehen, sie wurden aber größtentheils von der Cavallerie eingeholt und niedergehauen. Einem solchen armen Teufel, einem schon ziemlich bejahrten Bauer, rettete ich das Leben, indem ich mit meinem Degen den fallenden Hieb des Cavalleristen parirte, der ihm den Kopf gespalten haben würde; dagegen erhielt ich den etwas gelähmten Hieb in den rechten Arm, so daß er durch das Fleisch bis auf den Knochen ging, der jedoch nicht lädirt wurde; dennoch brachte ich über 14 Tage an der Heilung dieser Wunde zu, die mich von allen, die ich erhalten, am meisten freute, wenn ich mich an den armen Teufel erinnerte, der die blanke Klinge, die ihm den Tod bringen sollte, schon über seinem Haupt blitzen sah, sich zusammenkauerte, und unerwartete Rettung fand. Der Dragoner, dem ich zuredete doch menschlicher zu seyn, dankte mir zuletzt noch, ihn an der Tödtung des alten Mannes verhindert zu haben, und verband mir die Wunde vorläufig.

Wie viel Todte das Volk an diesem schrecklichen Tag hatte, konnte nicht genau ermittelt werden; während einige mehr als Tausend zählen wollten, behaupteten andere, es seyen kaum 100 gewe-

jen, keines von beiden mag richtig ſeyn, wir hatten jedoch an 300 Todte und über Tauſend Verwundete.

Noch denſelben Abend wurde ein Theil der mit den Waffen in der Hand Gefangenen von einer Militaircommiſſion zum Tod verurtheilt und ſogleich in der Nähe des Prado erſchoſſen, ebenſo erging es allen, welche die Patrouillen unterwegs auffingen und bei denen man auch nur ein Meſſer oder ſonſt ein ſchneidendes Inſtrument fand, es wurde ihnen weder zu beichten noch die Tröſtungen eines Prieſters geſtattet, ſie mußten ohne Abſolution aus dem Leben gehen, was ihnen ärger als der Tod ſelbſt war. Dieſe Executionen dauerten auch noch den andern Tag fort und machten Mürats Namen, ſowie alle Franzoſen in ganz Spanien ſchrecklich verhaßt, jetzt hatten Pfaffen und Mönche gutes Spiel, und jeder Spanier ſuchte bald einen Franzoſenmord auf dem Gewiſſen zu haben, um direkt in den Himmel zu kommen.

Eine Proklamation, die Mürat den 3. Mai erließ, verkündete, daß jeder Spanier, der mit irgend einer Waffe gefunden, auf der Stelle erſchoſſen, daß jeder Ort, in welchem ein Franzoſe getödtet, niedergebrannt würde, und die Väter für ihre Söhne, die Meiſter für ihre Geſellen, die Aebte für ihre Mönche ꝛc. haften müßten. Dies empörte die Gemüther nur noch mehr, während das fortdauernde Erſchießen in den nächſten 24 Stunden alle ſpaniſche Herzen rachegluhend machte. General Grouchy war der Präſident der Militaircommiſſion, die dieſe blutigen Urtheile ſprach, und nicht weniger als 300 Unglückliche, ſowie alle in der Infanteriekaſerne gefangen ſitzenden Inſurgenten kommandomäßig erſchießen ließ, viele wurden auch des Nachts aus ihren Wohnungen und Betten geholt und zum Richtplatz geſchleppt. Den 4. Mai löſte Mürat dieſes gräßliche Blutgericht wieder auf, nachdem ihm auch die Junta die dringendſten Vorſtellungen deshalb gemacht, und es wurde nun eine Amneſtie verkündet, aber bei Todesſtrafe geboten, alle Waffen abzuliefern. Dennoch tödteten die Mameluken noch mehrere Spanier im Augenblick der Bekanntmachung der Amneſtie, und viele Hundert Einwohner Madrids entflohen, derſelben nicht trauend, in die Provinzen, wohin ſie die ſchreckliche Neuigkeit des Blutbades in der Hauptſtadt mit den ſchwärzeſten Farben und mit Blitzesſchnelle verbreiteten. Die Geiſtlichkeit vergrößerte dieſe, ohnehin ſchon entſetzlichen Vorfälle noch hundertmal durch ihre geheimen Canäle, und bald war kein Winkel mehr in ganz Spa-

nien, der nicht von Rache glühte. Am 3. Mai mußte nun auch noch der zurückgebliebene Infant Don Francisko nach Frankreich abreisen, und den 4ten folgte ihm der Infant Don Antonio. Jetzt waren alle Mitglieder der königlichen Familie aus dem Land.

Grabesstille war plötzlich in Madrid eingetreten, Mürat stellte sich als Präsident der Junta an die Spitze derselben und wurde kurz darauf von Carl IV. von Bayonne aus zum General-Lieutenant des Reichs ernannt.

Meine Wunde verhinderte mich weder am Ausgehen noch an den Dienstverrichtungen, ich trug nur den Arm in einer Binde. Fünf oder sechs Tage später, als ich du jour war und auerit, Wachen zu inspiciren, begegnete ich in der Straße de Atocha Mürat mit seiner ganzen Suite zu Pferde. Nachdem ich ihm salutirt, fragte er mich, wo ich die Wunde erhalten, und als ich getreuen Bericht erstattet, sagte er: das war wohl auch der Mühe werth, blessirt zu werden, um so einem Briganden das Leben zu retten, indessen zeigt es von Großmuth, und die ist nie ohne Muth, wie heißen Sie? — Ich sagte ihm meinen Namen, und als er weiter fragte: woher? und ich ihm: »aus Frankfurt am Main« erwiederte, versetzte er: also ein Deutscher, und aus Frankfurt, dort ist auch ein böses Volk, das hat zu Güstines Zeiten die Franzosen in den Straßen ermordet. — Wie kamen Sie in unsere Dienste? — Mit wenig Worten theilte ich dies dem Großherzog mit, der davonsprengend mir noch zurief: »Es ist gut, ich werde mich Ihrer erinnern.« Dies wäre wohl schwerlich geschehen, hätte mich der Zufall nicht später wieder in seine Nähe gebracht und ihm bemerkbar gemacht.

Nach den Vorfällen des 2. Mai hatte ich noch einmal eine Zusammenkunft mit meiner schönen Donna, deren Wohnung ich in Folge dieser Ereignisse verlassen, veranstaltet, bei der sie mir ganz ohne Hehl erklärte, daß, so sehr sie mich auch liebe, sie wohl im Stande wäre, mich zu vergiften oder zu erdolchen und mir das Messer im Herz herumzudrehen, wenn es die Madonna so wolle und ich, wie fast alle Franzosen, ein Ketzer, ein Feind Christus und des heiligen Vaters zu Rom sey, wie sie ihr Beichtvater versichert, auch ihre Landsleute habe morden helfen. Dabei sprühten ihre Augen Feuer, aber es war nicht das der Liebesgluth, sondern es waren Funken des Zornes, und alle ihre schönen Adern schwollen auf. Als ich die hübsche Senora sich so geber-

den und entſtellen ſah, fürchtete ich, daß ſie eine Art Wahnſinn befallen habe und ſuchte mitleidsvoll ſie zu beruhigen, was mir nicht ohne die größte Mühe gelang, nachdem ich ſie verſichert, daß, weit entfernt, ihre Landsleute zu tödten, ich deren ſogar gerettet habe, folglich der beſte Chriſt ſey, den die Sonne beſcheine und ebenſo gut an Gott wie ſie glaube. — Aber auch an die Madonna? — Gewiß, da ſie wohl ſo ſchön wie Du ſelbſt iſt; bei dieſen Worten küßte ich den kleinen Satan auf die Stirne. Ich erfuhr noch von ihr, daß die Geiſtlichen verſicherten, daß alle Frauen, die irgend einen Commerz mit einem franzöſiſchen Ketzer hätten, mit dieſem zum ewigen Schmoren im Höllenpfuhl verdammt ſeyen. Ich ſuchte ihr dieſe Poſſen beſtmöglichſt auszureden, und rieth ihr es ſo zu machen, wie meine ſchöne Calabreſerin zu Monteleone, nämlich, wenn ſie denn doch ihre Sünden beichten müſſe, nicht zu ſagen, mit wem ſie geſündigt habe, dann würde ſie ja doch Abſolution erhalten, die immer vollgültig wäre und ihr Niemand beſtreiten könne. Mehrere, anfänglich halb erzwungene Küſſe machten, daß ſie bald wieder von einem andern Feuer als dem des Zornes glühte, es gelang mir, ſie zu überzeugen daß ich wahr geſprochen, der Friede zwiſchen uns wurde aufs Neue geſchloſſen und beſiegelt. Als ſie vertrauensvoll in meine Arme ſank und ſich an mich ſchmiegte, fühlte ich den Druck eines harten Gegenſtandes an ihrer linken Seite, ich griff mit den Händen darnach und faßte einen ziemlich langen Dolch in einer mit Silber beſchlagenen Scheide. — Aber mein Engel, zu was dieſe mörderiſche Waffe? — Sie war Dir beſtimmt, um meine Seele zu retten, wenn ich einen Ketzer in Dir gefunden hätte. — Aber weißt Du denn nicht, daß Todesſtrafe und augenblickliches Erſchießen darauf ſteht, wer auch nur eine Scheere bei ſich trägt? — ſagte ich lachend zu ihr und entriß ihr das Mordinſtrument. Sie ſprang nun an mir herauf, um es mir wieder zu entwinden. — Mit nichten, mein holder Engel, ſagte ich, den Dolch feſthaltend, den behalte ich zum ewigen Andenken an Dich und dieſe Stunde. Ich wollte ſie jetzt verlaſſen, allein ſie warf ſich zwiſchen mich und die Thüre und fragte mich in allem Ernſt, ob ich Luſt habe, ſie anzugeben, und auf den Knieen rutſchend bat ſie mich um der Madonna und aller Heiligen willen, ſie doch nicht zu verrathen. Ich hob ſie auf, küßte ihr die Thränen von den Wangen, und ſie beruhigend, bat ich ſie, mir mit dem Dolch ein Geſchenk zu machen, wozu ich ſie nur durch vieles Bit-

ten bewegen konnte. Bevor ich mich entfernte, ſagte ich ihr noch: Wie, und wenn ich nun doch ein Ketzer wäre? — Unmöglich, rief ſie aus, mir um den Hals fallend, unmöglich kannſt Du mich ſo unglücklich machen wollen. Wir trennten uns mit dem beiderſeitigen Verſprechen, uns bald wiederzuſehen, und ſie gab mir den letzten Feuerkuß — es war wirklich der letzte, denn ehe ich wieder ein Rendez-Vous mit ihr haben konnte, bekam das Bataillon Befehl nach Toledo, wo Dupont noch ſtand, abzumarſchiren, und ich ſah Donna Calvanillas nicht und Madrid nur im Flug wieder.

Zu dem Toledother hinaus, über die ſchöne Toledobrücke, welche über den Manzanares führt und ſchon unter Philipp II. erbaut wurde, aber mit komiſchen Zierathen überladen iſt, marſchirten wir durch das Städtchen Getaſe nach Illescas, wo wir eine Nacht blieben, und dann über Olias den dritten Tag in Toledo ankamen. Der Weg war kahl und öde und wurde erſt von Olias aus etwas baum- und pflanzenreicher. Die Dörfer, durch die wir kamen, waren meiſt wie ausgeſtorben und auch in den Städten herrſchte eine Grabesruhe, viele Häuſer gänzlich geſchloſſen. Wir kamen noch ziemlich früh am Tag in Toledo an, wo wir durch das Thor Viſagra einrückten, und zuerſt in einem Kloſter und ſeinen Kreuz- und Quergängen einquartiert, zwei Tage darauf aber in die Umgegend verlegt wurden.

Dieſe alte berühmte Stadt wurde im 6ten Jahrhundert der Sitz der Könige des gothiſchen Reiches, denen es im 8ten die Mauren abnahmen, welche den Kalifen von Bagdad gehorchten. Im Jahr 1027 wurde Toledo die Hauptſtadt eines beſondern Maurenreiches, bis 1085 Alphons VI., mit dem Beinamen der Muthige, König von Caſtilien und Leon, dieſe Stadt eroberte. Beinahe vierhundert Jahre (711—1085) war ſie im Beſitz der Araber geblieben. Die Mauren konnten lange dieſen Verluſt nicht verſchmerzen und belagerten 1109 die Stadt unter dem Befehl ihres Fürſten Hali, aber nachdem ſie die ganze Umgegend ſowie Madrid und Talavera mit Feuer und Schwert verheert hatten, mußten ſie die Belagerung aufgeben. Vier Jahre darauf begannen ſie eine zweite eben ſo vergeblich, da der tapfere Nunez die bedrängte Stadt rettete, die 13 Jahre darauf zum Drittenmal, aber eben ſo fruchtlos von ihnen beſtürmt wurde. Später hatte ſie gewaltig durch ihre innerlichen Kriege zu leiden, ihre Mauern wurden zerſtört, ihre ſchönſten Gebäude in Aſche gelegt, ihre

Bürger ermordet, und 1461 floß unter Heinrich dem Ohnmächtigen das Bürgerblut in allen Straßen in Strömen, sogar in den Kirchen, an fünfzig Orten loderten die Flammen zugleich empor. 1641 hatte sie ein ähnliches Schicksal. Ehedem war Toledo sehr blühend und bevölkert, an 100,000 Arbeiter wurden in ihren Manufakturen beschäftigt, und die Zahl ihrer Einwohner war über 200,000, jetzt zählte sie kaum einige 20,000. Die Cortes hatten sich hier öfters versammelt, zum Erstenmal 589. Zwanzig Concilien wurden dort gehalten, von denen das letzte 860 unter der Herrschaft der Mauren. Allenthalben stößt man auf Ueberreste ihrer ehemaligen Größe, noch bezeichnen niedriges Mauerwerk, Stein- und Erdhaufen deren frühern Umfang. Ihre Straßen sind enge und oft sehr steil, schlecht gepflastert und eben so unterhalten, man muß fast immer bergauf und bergab steigen, in den meisten können sich keine zwei Wagen ausweichen. Sie enthält jedoch mit die merkwürdigsten Baumonumente ganz Spaniens, an deren Spitze füglich der Alcazar (Pallast), das alte maurische Schloß, steht, der im höchsten Theil der Stadt liegt. Alphons X. hatte ihn wieder ganz herstellen lassen und Carl I. abermals ausgebessert. Im Erbfolgekrieg begingen die Portugiesen den Vandalismus, bevor sie sich zurückzogen und nachdem der Friede schon geschlossen war, dieses Gebäude anzuzünden, wodurch es zum Theil sehr beschädigt wurde. An dem Eingangs-Thor desselben sind zwei der berühmtesten Gothenkönige, die in Spanien regierten, Recessicinto und Recaredo, beide herrschten im 7ten Jahrhundert, in Stein abgebildet. Die Façade des Alcazar ist über 150 Fuß hoch, von majestätischem Ansehen und einfacher Erhabenheit. In seinen unermeßlichen unterirdischen Gewölben haben Tausende Raum, auch seine Kirche oder Kapelle verdient gesehen zu werden.

Unter den vielen Kirchen Toledos ist die Metropolitane die sehenswürdigste, ihre Gründung soll sich aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung schreiben. Eine lateinische Inschrift aber besagt, daß ihre Einweihung, vielleicht die zweite, im Jahr 630 stattfand, man fand dieselbe auf einer weißen Säule, die im Jahr 1581 ausgegraben wurde. Während der maurischen Herrschaft war diese Kirche in eine Moschee verwandelt, auch sollte sie vermittelst der Capitulation, die Alphons VI. in den Besitz von Toledo setzte, eine solche bleiben, aber die Königin Constantia ließ auf Antrieb des Erzbischofs Bernhard während Alphons

Gegenheit Truppen in die Moſchee marſchiren, welche die ſich in derſelben befindenden Mauren hinausjagten, und nun wurden wieder chriſtliche Altäre errichtet und in dem Tempel der alleinſeligmachenden Religion getauft. Der heilige König Ferdinand ließ dieſe Kirche im 13ten Jahrhundert wieder ganz neu herſtellen, es iſt ein prächtiges gothiſches Gebäude von großem Umfang und imponirendem Anſehen. Das mittelſte ihrer fünf Schiffe hat 142 Fuß Höhe, und die Länge des Ganzen iſt viertehalb hundert Schuhe, bei 180 Breite, 84 gothiſche Säulengruppen tragen ihre Wölbungen, der Fußboden iſt mit weißen Marmorplatten bedeckt. Das Chor entſpricht der Majeſtät des Ganzen und iſt mit den Bildſäulen der Patriarchen, vieler Heiligen und einer Verklärung Chriſti in Marmor geſchmückt. Ein Chorpult ſtellt ein Caſtell aus Stahl vor, über dem ein Adler von Erz ſchwebt, durch die Fenſter ſieht man die 12 Apoſtel von Erz. Die Capilla mayor (die große Kapelle) dieſer Kirche iſt noch größer als das Chor und ebenfalls mit Statüen, reich vergoldeten Basreliefs ꝛc. angefüllt. Eine Statüe ſtellt den Mauren Alfaqui vor, der den König Alphons beſänftigte, als dieſer nach Toledo gehen wollte um die Königin Conſtantia und den Erzbiſchof Bernhard zu beſtrafen, weil ſie gegen ſeinen Willen und ungeachtet ſeines gegebenen Wortes die Moſchee wieder in eine Kirche verwandelt hatten. Unter den vielen Grabmälern derſelben ſind die Sancho des Erſehnten, Alphons VII. und das des Kardinals Mendoza, letzteres beſonders reich und ſchön, bemerkenswerth. Hinter dem ſehr großen Hochaltar erhebt ſich noch ein zweiter Altar, der beinahe bis an das Gewölbe reicht und der Transparente genannt wird, weil er durchbrochen iſt und man durch ſeine Oeffnungen das Allerheiligſte in der Glorie erblickt. Unter den vielen andern Kapellen dieſer Kirche enthalten die des heiligen Ildefonſo, des St. Jacob, de los Reyos nuevos (der neuen Könige), de nuestra Senora del Sacrario die größten Schätze und die reichſten Kunſtwerke, Gemälde, Monumente ꝛc. Auch viele der andern Kirchen und Klöſter Toledos, namentlich die der Carmeliter, ſind reich an Pracht und Kunſt. Ein ſchönes Gebäude iſt der Pallaſt de los Vargas, den der Staatsſekretair Philipp II., Diego da Vargas, bauen ließ, er hat eine herrliche Lage mit einer ſchönen Ausſicht auf ein nahes Thal, manche treffliche Gemälde und Bildhauerarbeiten. Auch der erzbiſchöfliche Pallaſt und das Stadthaus, die

beide auf einem Platz liegen, verdienen einen Beſuch. Zwei Brücken führen hier über den Tajo, der die Stadt beinahe von drei Seiten umſtrömt; die eine hat einen Thurm mit einer Nische, in welcher die Bildſäule des heiligen Julius als Wächter ſteht. Die Römer hatten ſchon große Bauten in dieſer Stadt aufgeführt, von denen aber wenig mehr übrig iſt; noch ſteht ein Theil einer ungeheuern Waſſerleitung, die von einem Berg über den Tajo auf die Höhe des Alcazar führte. Jenſeits des Fluſſes, unweit der Brücke Alcantara, beginnen längs den Ufern deſſelben ſchöne Spaziergänge, die faſt eine Stunde lang ſind. Noch im 16ten Jahrhundert war dieſer Strom ſchiffbar, und man fuhr von Toledo zu Waſſer bis Liſſabon, jetzt befahren ihn nur noch kleine Fiſcherbarken in dieſer Gegend, aber der alte Landungsplatz iſt noch unter dem Namen Plazuela de las Barcas, unterhalb der Stadt, bekannt. Mancherlei heiliges Geſindel wurde in den Mauern von Toledo jung, wie die heilige Hermangilde, die heilige Leukadia, der heilige Ildefonſo, der heilige Caſildus, ꝛc. ꝛc., und noch war die Stadt an heiligen Eſeln reich, deren es beſonders in Spanien viele giebt, wo wenig angeſehene Familien ſind, die nicht irgend einen Heiligen als ein Glied ihrer Familie aufzuweiſen hätten, oder von einem Heiligen abſtammen wollen, aber welche auch die Koſten einer ſolchen Heiligſprechung nicht ſelten an den Bettelſtab gebracht, doch erblickten auch manche wirklich verdienſtvolle und ausgezeichnete Männer hier das Licht der Welt.

Wir lagen indeſſen in recht elenden Dörfern oder in deren Nähe und bivouaquirten größtentheils. Die Hitze wurde mit jedem Tag größer und unerträglicher, und oft mangelte es uns an Allem, ſogar an friſchem Waſſer, dabei wurden die aus ganz Spanien einlaufenden Nachrichten immer bedenklicher, allenthalben hatte man die Standarte der Rebellion, wenn man die rechtmäßige Erhebung eines Volkes gegen einen fremden Räuber ſo nennen darf, aufgepflanzt, und die Flammen eines das ganze Reich umfaſſenden Brandes loderten an allen Orten zum Himmel empor, wozu die von Bayonne eingehenden Berichte, welche die Verzichtleiſtung Ferdinands und der Infanten Don Carlos und Don Antonios auf den ſpaniſchen Thron verkündeten, die ganze königlich ſpaniſche Familie war jetzt in den Klauen Napoleons, am meiſten beitrug: aber was den allgemeinen Zorn wie durch einen Blitz entzündete, war die Bekanntmachung, daß die Junta zu Madrid ſich einen neuen

König vom Kaiser der Franzosen erbat, wozu sie durch Murat veranlaßt, oder besser, gezwungen worden war.

Ungefähr drei Wochen mochten wir in der Umgegend von Toledo, aber nicht auf Rosen, kampirt haben, als wir Ordre erhielten, nach Madrid zurückzukehren, was wir auf demselben Weg, den wir gekommen, bewerkstelligten. Daselbst erfuhren wir, daß Napoleon auf den 15. Juni eine spanische Junta nach Bayonne berufen habe, auch wurde Tag und Nacht an der Befestigung der Anhöhen von Retiro gearbeitet, wodurch man die Hauptstadt im Zaum zu halten hoffte. Das Seltsamste aber war, daß das sonst so gefürchtete allerhöchste Inquisitionsgericht in seinem Unterwerfungseifer gegen Murat und Napoleon noch viel weiter als die gehorsame Junta und andere Behörden, die jetzt völlig unter französischem Einfluß standen, ging, und die Priester und Pfaffen aufforderte, den Unwillen des Volkes auf die Urheber der Exzesse und des Aufstandes vom 2. Mai zu lenken, woran sich aber die Geistlichkeit wenig kehrte, freilich war die Sache so doppelsinnig wie ein delphischer Orakelspruch, denn wer waren die eigentlichen Urheber? — Am unterwürfigsten aber hatte sich doch der Erzbischof von Toledo, der Primat von Spanien, gezeigt.

Nur ein Ruhetag wurde uns in Madrid gestattet, worauf wir den Marsch nach Aragonien antreten mußten. Die verschiedenen französischen Armeecorps in Spanien waren jetzt in Navarra, Catalonien, Leon, Alt- und Neucastilien vertheilt, und mochten wohl über 80,000 Mann stark seyn, aber es waren nur wenig gediente Soldaten dabei, die Mehrzahl bestand aus jungen Conscribirten. Wir verließen Madrid durch das Thor Alcala, auf dem Weg nach Aragonien zu marschirend, kamen über verschiedene unbedeutende Dörfer und bivouaquirten die erste Nacht in der Umgegend von Torrejon de Ardos, ein ziemlich großer Flecken, der links von der Straße lag. Den folgenden Tag kamen wir nach Alcala de Henarez, wo wir aber nur wenige Stunden campirten und daselbst die Nachricht von den Aufständen in Carthagena und Valencia erhielten, die mit den grellsten Farben ausgemalt wurden. Unsere Soldaten durften nicht in die Stadt, dies wurde ausnahmsweise nur einigen Offizieren, unter denen auch ich, erlaubt. Der Ort ist mit Mauern umgeben und hat eine im 16ten Jahrhundert von dem berühmten Cardinal Ximenes gestiftete Universität; was aber Alcala de

Henarez vor allem berühmt macht, iſt, daß der unſterbliche Cervantes hier geboren wurde. Ganz nahe bei der Stadt lag das Complutum der Römer, von dem man auf einem ziemlich steilen Hügel jenſeits des Fluſſes Henarez noch die Ruinen eines Caſtells ſieht. Im 8ten Jahrhundert fiel auch dieſe Stadt in die Hände der Mauren und wurde ihnen erſt 1118 durch den Mönch Bernhard, ſpäter Erzbiſchof von Toledo, wieder entriſſen, aber bei dieſer Gelegenheit ſchrecklich verheert.

Wir brachen nach kaum vier Stunden Raſt wieder auf und paſſirten faſt trocknen Fuſſes den Henarez, die über denſelben führende Brücke war ſchon ſeit 50 Jahren verfallen, in der Nähe von Guadalarara. Der Weg von Alcala ging meiſtens durch große und ſchöne Ebenen, war auf der einen Seite von Bergen begrenzt, während wir auf der andern faſt immer den Henarez im Angeſicht hatten. In einem Kloſter von Guadalarara übernachteten wir. Dieſe Stadt hatte ziemlich gleiches Schickſal mit der vorhergehenden, Alvar Fanez, ein Vetter des berühmten Cid, entriß ſie 1081 den Mauren. Sie liegt in einer Ebene nahe am Henarez und mag an 12,000 Einwohner haben. Der Pallaſt der Herzoge de l'Infantado und die große Franciskanerkirche mit der Familiengruft dieſes Hauſes ſind ihre ſehenswürdigſten Gebäude. Hier beſtätigten ſich nicht nur die erhaltenen Nachrichten von den Aufſtänden, ſondern man erhielt neue, die verkündeten, daß bereits der größte Theil von Spanien in vollem Aufruhr und franzöſiſches Blut ſchon in Strömen gefloſſen ſey, ſowie daß jeder dem Volk verdächtige Spanier, namentlich alle Anhänger Godois oder der Franzoſen, ermordet wirden. Auch wir begegneten überall nur finſtern, nichts Gutes prophezeihenden Geſichtern. Wir ſetzten indeſſen unſern Marſch nach Aragonien noch unangefochten fort und ſchlugen den dritten Tag unſer Bivouak bei dem Dorf Grajanejos, nachdem wir durch die verfallene Stadt Torrijo marſchirt waren, auf, und den vierten campirten wir bei den Dörfern Torremocha und Algora. In der Kirche des letztern befindet ſich ein ganz vergoldeter Hochaltar, deſſen Vergoldung über 50,000 Realen koſtete und erſt 1788 gemacht wurde. Unſer nächſtes Bivouak war bei dem Weler Torre, auf dem Marſch dahin kamen wir durch eine ſo enge Schlucht, daß man die Felſen auf beiden Seiten manchmal zugleich mit den Händen ergreifen konnte. Wir wurden nun in die Umgegend von Siguenza und zum

Theil in die Stadt ſelbſt verlegt, die auf einem Hügel am Henarez liegt. Hier weilten wir mehrere Tage und erhielten die uns alle in Erſtaunen ſetzende Nachricht, daß Napoleons Bruder Joſeph, der bisherige König von Neapel, zum Herrſcher von Spanien ernannt ſey, aber mit ihr auch die, daß ihn ganz Spanien zurückſtoße und ſich zu Sevilla ſchon eine Regierungsjunta gebildet habe, welche das Reich in Abweſenheit der rechtmäßigen Monarchen regieren wolle, die gegen die Franzoſen äußerſt feindſelig geſinnt ſey, und man überall: «Es lebe Ferdinand, Tod den Franzoſen!» rufe. Bald darauf kam die Nachricht, daß dieſe Junta Frankreich förmlich den Krieg erklärt habe. Auch in Altcaſtilien hatten die Einwohner ſchon zu den Waffen gegriffen, Ferdinand VII. zum König ausgerufen und Mürats Proclamationen dem Feuer übergeben. In Navarra, Biscaya, Aragonien, Valencia, Tortoſa, Andaluſien, Murcia, zu Lerida, Badajoz ꝛc. loderten die Flammen des Aufſtandes, und die ſpaniſchen Garden, welche Ferdinand bis an die Grenzen des Reichs eskortirt hatten und nun zu Toloſa und Hernani ſtanden, forderten laut ihren König zurück, allen Franzoſen mit dem Tod drohend. Das geſammte Volk, von den Pfaffen gehetzt, athmete nur noch Blut und Rache, in allen Städten, wo wir nicht die Oberhand hatten, bildeten ſich ſchnell Provinzial-Junten, welche das unter die Waffen gerufene Volk in Corps organiſirten, vom 17ten bis zum 40ſten Jahr traten alle männliche Einwohner unter das Gewehr, und die Franzoſen, welche ſchon längere Zeit Spanien als Privatleute oder ein Gewerbe treibend bewohnten, konnten oft dem Tod nur dadurch entgehen, daß die Behörden ſie ins Gefängniß ſetzten. Eine der wüthendſten Proclamationen war die der Junta von Valladolid, die auch ihren Zweck, die Ermordung der Franzoſen anempfehlend, nur zu ſehr erreichte. Dabei fehlte es nicht an Wundern, die allenthalben, den Untergang der Franzoſen vorherſagend, geſchahen. Madonnenbilder ließen dicke Schweißtropfen fallen oder ſchwitzten ſogar Blut, auf Heiligengräbern hörte man unterirdiſches Waffengetöſe, der Blitz ſchlug in franzöſiſche Kirchen und verſchonte nur Madonnen- und Heiligenbilder ꝛc. Das Niedermetzeln der Spanier vom höchſten Rang, die man den Franzoſen günſtig glaubte, ſowie die Vorgänge zu Cadir bewieſen, welchen Grad die Wuth der Geiſtlichkeit und des Volks erreicht hatte. Die Junta zu Sevilla erklärte nun auf das feierlichſte, daß Spanien nicht eher

die Waffen niederlegen würde, als bis Ferdinand wieder auf dem Thron säße und die Franzosen alle getödtet oder zum Land hinausgejagt seyen, und sie hielt Wort. Dies waren die Folgen der so arglistigen als dumm gesponnenen Intriguen Napoleons und seiner kurzsichtigen Politik. In ganz Spanien erhob sich ein Freudengeschrei, als die Nachricht, daß die französische Flotte zu Cadix, bei der fünf Linienschiffe waren, habe capituliren müssen, und daß die Bemannung ganz gegen den Vertrag der Capitulation in abscheuliche Gefängnisse gesteckt und mißhandelt wurde; denn, »wer braucht einem so niederträchtigen Schurken, wie der Kaiser der Franzosen ist, der Treu' und Glauben nicht kennt, Wort zu halten?«, sagten die Spanier.

Noch standen wir in der Gegend von Siguenza, häufig die Bivouaks wechselnd, aber nur des Nachts marschirend, während wir am Tage in der Sonnenhitze brieten, und es immer unheimlicher um uns herum zu werden begann. Eine Zeitlang wußten wir gar nicht woran wir waren, da wir weder weitere Ordres noch irgend eine bestimmte Nachricht erhielten. Bald hieß es, Napoleon sey selbst in Madrid eingerückt, dann wieder, alle Franzosen seyen daselbst ermordet worden, man habe die Stadt an 24 Stellen zumal angezündet u. s. w. So trieben wir uns unstät in der Provinz Guadalarara herum, wo alles ebenfalls einen nahen Aufstand zu verkünden schien, und unsere Patrouillen schon mehrmals von Bauernhaufen, die von einem Mönch oder Geistlichen angeführt waren, angegriffen wurden. Wir erfuhren zwar, daß Napoleon den 15. Juni die Junta in Bayonne eröffnet habe, daß Dupont in Andalusien Cordua erstürmt, und Moncey vor Valencia stünde, im Begriff, diese Stadt einzunehmen, aber bald darauf, daß sich beide wieder hätten zurückziehen müssen. Endlich kam uns die Ordre, zu dem Corps zu stoßen, das bereits unter Verdier auf dem Marsch nach Aragonien begriffen sey, um das Belagerungsheer vor Saragossa zu verstärken. Wir machten nun nächtliche Eilmärsche, am Tag bivouaquirend, zum Theil durch ziemlich waldreiche Gebirge. An der Grenze, die Castilien von Aragonien scheidet, stand ein alter Thurm, den wir besetzten, aber beim Aufbruch des Bivouaks den Posten wieder an uns zogen. Nachdem wir das Dorf Sisamon passirt hatten, wurden die Gebirgswege immer waldiger, und gar leicht hätten wir überfallen werden und es uns gehen können wie den Römern in den caudinischen Engpässen, denn wir marschirten ziemlich unvorsichtig

voran, konnten auch keine Seitenpatrouillen absenden, und mußten Vor- und Nachhut faſt immer im Geſicht behalten. So gelangten wir nach Techa, ein großes Dorf, durch welches der Xalon fließt, über den eine ſteinerne Brücke führt. Hier befand ſich ein Thurm, der auf der einen Seite ſo eingeſunken war, daß man jeden Augenblick deſſen Einſturz hätte vermuthen ſollen, und doch war er ſchon Jahrhunderte in dieſem Zuſtande. Von hier kamen wir wieder über Gebirge, durch bald engere bald weitere Thäler, vom Xalon bewäſſert. Durch mehrere elende Ortſchaften marſchirten wir nach Calatayud, eine Stadt, die im 8ten Jahrhundert ein mauriſcher Feldherr, Namens Ajub, nächſt den Trümmern des alten Bilbilis gründete. Hier hatte noch kurz vor unſerer Ankunft Palafox einige Tage verweilt, die durch den General Lefebvre-Denouette verſprengten Flüchtlinge ſammelnd, um ſie bei der Vertheidigung von Saragoſſa zu verwenden. Die hier befindlichen Spanier verließen die Stadt, ohne unſere Ankunft abzuwarten, wir fanden aber nicht für gut, in dieſelbe einzurücken, ſondern requirirten nur Lebensmittel und Wein gegen Bezahlung, erhielten aber dennoch ſchlechte Waare. Alphons I. hatte 1118 die Stadt den Mauren im Sturm abgenommen und alle Araber in derſelben niederſäbeln laſſen. Sie hat eine angenehme Lage auf dem rechten Ufer des Xalon, am Einfluß des Xiloca, in einem fruchtbaren Thal und ſoll über 10,000 Einwohner haben. Nachdem wir gehörig recognoſcirt hatten, brachen wir mit der Nacht, aber jetzt ſehr vorſichtig marſchirend, durch erbärmliche Neſter, aber an Wein und Oliven reiche Gegenden vorüberkommend, gegen die enge Paſſage Puerto del Fresno auf, die wir zu unſerm größten Erſtaunen unbeſetzt fanden. Hierauf mußten wir über das Gebirge Morato del Conde, durch eine enge Schlucht, deren gänzliche Freilaſſung uns wieder ein Räthſel war, da wir wußten, daß ſich ganz Aragonien im Aufſtand befand, und kamen endlich in das Städtchen Almunia, das in einer lachenden Gegend, mitten zwiſchen fruchtbaren Feldern, Weingärten und Obſtbäumen liegt. Hier requirirten wir abermals Lebensmittel, marſchirten weiter, bivouaquirten dann bis gegen Mitternacht, erreichten gegen Morgen das elende Dorf La Muela und kamen um 10 Uhr, nochmals über Berge, durch Ebenen und Schluchten marſchirend, bei dem Belagerungsheer vor Saragoſſa an, wo Verdier ſchon ſeit mehreren Tagen mit ſeiner Diviſion ſtand und den Oberbefehl über daſſelbe hatte.

XII.

Erſte Belagerung von Saragoſſa. — Palafox. — Außerordentliche Vertheidigungsanſtalten der Aragonier. — Vorgänge bis zur Belagerung. — Ueberblick der Geſchichte Saragoſſas. — Heldenmüthige Vertheidigung dieſer Stadt durch ihre Einwohner. — Eine Heroine. — Ein ſeltſames Stiergefecht. — Furchtbarer Straßen- und Häuſerkampf. — Die gefangenen Nonnen. — Aufhebung der Belagerung. — Marſch nach Barcelona. — Ich werde ſtark verwundet und krank. — Aufenthalt zu Barcelona. — Spaniſche Sitten, Tänze, Theater ꝛc. — Abreiſe zur See nach Frankreich.

Als die Vorfälle vom 2ten Mai zu Madrid in Aragonien bekannt wurden, erregten ſie daſelbſt wie in dem übrigen Spanien den höchſten Unwillen und erfüllten das Volk mit tödtlichem Haß gegen die Franzoſen; die Folge war, daß man auch hier die allgemeine Bewaffnung der Einwohner organiſiren wollte, was aber der General-Capitain Don Jorge de Guillelmi aus Furcht vor den Franzoſen, und um abzuwarten, welche Wendung die Dinge nehmen würden, zu verhindern ſuchte, ſogar dem Palafox, deſſen ungeſtümen Muth und feurigen Patriotismus er fürchtete, den Befehl gab, Saragoſſa zu verlaſſen; dieſer zögerte jedoch unter allerlei Vorwänden, zu gehorchen. Dies mag wohl mit die Urſache geweſen ſeyn, daß wir die ſo leicht zu vertheidigenden Zugänge bis hierher unbeſetzt gefunden hatten. Als aber die Nachricht von den Begebenheiten zu Bayonne und von Ferdinands erzwungener Abdankung in Saragoſſa bekannt wurde, da vermochte nichts mehr das unter der Aſche glimmende Feuer zu dämpfen, und die Bürger zwangen den General-Capitain, ihnen das Arſenal zu überliefern. Als dies geſchehen, zogen ſie durch die Straßen, alle männlichen Einwohner auffordernd, ſich zur Vertheidigung des gemeinſamen Vaterlandes in der Aljaferia (dem Arſenal) mit Waffen zu verſehen, was ſie mit dem Ruf: Vive Espana thaten. Jedermann verſah ſich mit Gewehren, Piſtolen, Schwertern u. ſ. w. und die vorhandenen Kanonen und Mörſer wurden in möglichſt beſten Zuſtand verſetzt. Palafox, der Brigadier und Offizier der Leib-

wache war, 28 Jahre zählte und ſich in einem Landhaus bei der Stadt aufhielt, wurde von bewaffneten Haufen abgeholt, die ihm auf ſein Begehren ſtrengen Gehorſam zuſagten; das Volk empfing ihn bei ſeinem Eintritt in die Stadt mit großem Jubelgeſchrei, als den Retter des Vaterlandes, erwählte ihn zu ſeinem unumſchränkten Anführer, zwang die Behörden, ihn als General-Captain von Aragonien anzuerkennen, und führte ihn im Triumph in der Stadt herum. Er erließ nun ſofort einen Aufruf an alle Aragonier, ſich für die Sache des Vaterlandes zu bewaffnen, machte der heiligen Jungfrau del Pilar öffentlich einen Beſuch, küßte ihr vor allem Volk demüthig die Hand, ſie als ſeine Souverainin anerkennend, und ſchwur mit lauter Stimme, Gut und Blut dem Vaterland zu weihen. Den in Saragoſſa anſäßigen Franzoſen rettete er nicht ohne Gefahr das Leben, indem er ſie in das Caſtell und von da nach Amporta in Sicherheit bringen ließ. Durch ein anderes Dekret machte er Napoleon, deſſen ganze Familie, ſo wie jeden franzöſiſchen Offizier und Soldaten, für jedes Haar verantwortlich, welches dem König Ferdinand oder den Infanten, die man auf eine ſo heimtückiſch hinterliſtige Weiſe nach Frankreich gelockt habe, gekrümmt würde, und erklärte ferner alles was in Madrid und Bayonne unter fremdem Einfluß verhandelt werde, für null und nichtig, ſo wie daß im Fall des Todes der Infanten von Spanien, er den Erzherzog Carl, als den Enkel Carl III., zu ſeinem König erwähle, auch keinem Franzoſen Pardon geben würde, wenn ſich dieſelben fernere Exceſſe in Spanien erlaubten. Hierauf veranſtaltete er eine große Proceſſion, ließ feierliche Meſſen leſen, die Kirchen außerordentlich illuminiren und die Geiſtlichkeit auf das freigebigſte Abſolution ertheilen, ſo wie direkten Einlaß in den Himmel für diejenigen, die im Kampf für die gerechte Sache fallen würden. Er berief jetzt alle ſchon verabſchiedeten Soldaten und Offiziere, die ſich in Aragonien befanden, zu den Fahnen, bildete aus ihnen und der jungen Mannſchaft Tercios, d. h. Regimenter die in 10 Compagnien eingetheilt wurden, wie dies früher in Spanien der Fall war, und noch ehe die Belagerung begann, hatten ſich ſo viele Streiter eingefunden, daß man nicht Waffen genug für ſie herbeiſchaffen konnte. Einige Ortſchaften hatten ganze Compagnien und einige Bezirke ganze Tercios geſandt, ſo daß Palafox die Familienväter wieder beurlaubte und doch noch über 10,000 Streiter behielt. Um auch die von

Napoleon und der Junta zu Bayonne einlaufenden Berichte zu paralysiren, berief Palafox altspanische Cortes nach Saragossa, die am 9ten Juni daselbst zusammenkamen, Ferdinand VII. nochmals feierlich als König von Spanien proklamirten, das ganze Volk zu den Waffen riefen, Palafox als General-Capitain bestätigten und dann eine Junta de Gobierno ernannten. Die Nachrichten, welche von der Schilderhebung Spaniens aus allen Provinzen einliefen, trugen dazu bei, das Volk von Saragossa und Aragon in Aufregung und Enthusiasmus zu erhalten. Eine Aufforderung der Bayonner Junta, durch welche dem spanischen Volk die Waffen niederzulegen befohlen wurde und ihr zu gehorchen, ließ Palafox sogar drucken und in Masse vertheilen, er wußte wohl, daß dies das Volk noch mehr begeistern und die entgegengesetzte Wirkung von der beabsichtigten hervorbringen würde. Nach der Niederlage der Spanier bei Mallen war Palafox den anrückenden Franzosen bis nach dem 3 Stunden von Saragossa liegenden Alayon entgegengegangen, mußte sich aber, um nicht abgeschnitten zu werden, zurückziehen; viele Aragonier wurden nun in Alayon von den Franzosen niedergemacht. Den 16. Juni stand Lefebvre-Denouette mit seinem 9000 Mann starken Corps, unter dem auch das erste und zweite Weichselregiment und die polnischen Uhlanen waren, vor den Thoren von Saragossa, wo sich ein Gefecht unter den Olivenbäumen entspann, bei dem die Spanier in Unordnung in die Stadt zurückgetrieben wurden. Was die Aragonier am meisten fürchteten, waren die Uhlanen, da sie sich gegen die Lanzen derselben, eine furchtbare Waffe die ihren Mann schon auf 10 bis 15 Schritte erreicht, nicht zu vertheidigen verstanden. Die Spanier wurden, wie gesagt, in Unordnung in die Stadt zurückgedrängt, und ein französisches Bataillon, das ihnen auf den Fersen folgte und fast mit ihnen zugleich eindrang, mußte sich schnell wieder zurückziehen, als es die Vertheidigungsanstalten in den Straßen sah und einen Hinterhalt fürchtete. Unerklärlich war es, warum an diesem Morgen Lefebvre den Fliehenden nicht mit dem Gros seines Heeres in die Stadt folgte, die er in der ersten Bestürzung mit geringem Verlust erobert haben würde. Der Rückzug des kaum eingedrungenen Bataillons gab den Einwohnern und Landleuten neuen Muth und sie setzten die Stadt nun mit unermüdlichem Eifer in den besten Vertheidigungszustand. In den folgenden vierundzwanzig Stunden hatte außer den Kindern Niemand ein Auge

geſchloſſen, und Greiſe, Weiber und Mädchen aus allen Ständen machten die Handlanger bei den Arbeiten.

Saragoſſa liegt in einer großen, ziemlich fruchtbaren und gut angebauten Ebene, auf der rechten Seite des Ebro, auf deſſen linker ſich eine Vorſtadt befindet, welche durch eine ſteinerne Brücke mit der Stadt verbunden iſt; in ihren nächſten Umgebungen ſind viel Oliven- und andere Obſtbäume, Gärten und Landhäuſer. Das Flüßchen Huerba, eigentlich nur ein Bach, ergießt ſich ganz in der Nähe in den Ebro, zwei Brücken führen über daſſelbe. Saragoſſa beherrſcht gewiſſermaßen die ganze Ebene, welche vom Huerba, dem Kalon, dem Gatego und dem Canal von Aragonien bewäſſert wird. Die Stadt ſteht auf der Stelle wo das alte, von den Carthagern gegründete Salduba lag, aus dem Auguſt bei ſeiner Anweſenheit in Spanien eine römiſche Colonie machte, der er den Namen Cäſar Auguſta beilegte. Erſt unter den Sueven wurde ſie der römiſchen Herrſchaft entriſſen, als aber deren König Riciar durch Theodorich beſiegt wurde, fiel ſie den Gothen anheim, die ſie bis zum Jahr 712 behaupteten, denen ſie die ganz Spanien überſtrömenden Saracenen unter einem ihrer Anführer, Namens Tarce, der ſchon Murcia und Sevilla erobert hatte, wieder abnahmen. Sie blieb nun unter der Herrſchaft dieſer Ungläubigen, bis einer ihrer Statthalter, Ben-Alarabe, der ſich der Oberherrſchaft des Kalifen entziehen wollte, Carl dem Großen dieſelbe unter der Bedingung antrug, daß er Gouverneur daſelbſt bleibe. Der Kaiſer nahm den Vorſchlag an und Beſitz von Saragoſſa, nachdem er ſchon Pampeluna genommen; nichts deſtoweniger fuhr ſie fort den Arabern zu gehören und hatte ihre eigenen, ſich von Statthaltern zu Königen hinaufgeſchwungenen Herrſcher. Im Jahr 1118 eroberte Alphons der Streiter nach heftigem Widerſtand Saragoſſa, machte es zur Hauptſtadt des Königreichs Aragonien und ſich zum König. Im 16ten Jahrhundert wurde es durch die Vermählung Ferdinand des Katholiſchen mit Iſabella, Erbin der Reiche Leon und Caſtilien, mit der ſpaniſchen Monarchie vereinigt. Der Umfang der Stadt mochte etwa drei Viertelſtunden betragen. Sie hatte zum Theil ziemlich hohe Gartenmauern, namentlich an dem Auguſtiner- und andern Klöſtern, welche die Stadt umgaben; in frühern Zeiten war ſie regelmäßig befeſtigt, aber aus ihren Werken waren längſt Straßen geworden, und nur hie und da ſah man noch einen alten Thurm aus jenen Zeiten. Die Mauern, welche

rept die Stadt umgaben und mit den Garten- und Klostermauern zusammenhingen, hatten nirgends über 13 Fuß Höhe bei 3—4 Fuß Dicke und waren von Backsteinen, die Vorstadt hatte gar keine Einfriedigung. Die Zahl ihrer beständigen Einwohner war ungefähr 50,000, und die ihrer Kirchen und Klöster ein halbes Hundert, von den letztern waren einige, wie z. B. das von San Joseph, das auf der rechten Seite des Huerba lag, kleine Vesten oder Burgen. Die Anhöhe Monte Torrero, welche ungefähr 4000 Schritte von diesem Kloster entfernt liegt und an der der Canal von Aragonien vorbeifließt, beherrscht die nächste Umgebung. Die Aljaferia, ein viereckiges Schloß mit bombenfesten Gewölben und kleinen Thürmen, liegt nahe an der Westseite der Stadt, vor dem Sortillo-Thor, ist mit einem tiefen Graben versehen und hat einige Bastionen. Dieses Schloß war früher ein Pallast der maurischen Könige und später der der Könige von Aragonien, bis ihn die Regenten Spaniens der Inquisition überließen, die ihren Sitz in demselben aufschlug und ihre Schlachtopfer in den fürchterlichen unterirdischen Gefängnissen desselben verwahrte. Erst Philipp V. machte im 18ten Jahrhundert auch eine Festung aus demselben.

Unter den vielen Kirchen dieser Stadt sind sehr prächtige, die, so wie die Klöster, besonders das der Dominikaner und der Inquisitionspallast in der Stadt, große Schätze und Sehenswürdigkeiten besitzen. Diese Stadt hat auch einen sehr schief gebauten überhängenden Thurm, gleich denen zu Bologna und Pisa, der sehr hoch ist und mitten auf einem freien Platz steht. Die berühmteste Kirche ist die Unserer lieben Frauen del Pilar, ein sehr prachtvolles, reiches Gebäude, das wir aber nur, so wie die meisten andern, aus gehöriger Ferne bewundern konnten. Die Spaziergänge an den schönen Ufern des Ebro und des Huerba sind reizend und zum Theil mit Torres (Landhäusern) und Alleen versehen. Die um die Stadt herum liegenden Gärten, Huertas, sind meistens groß, hübsch und mit Geschmack angelegt. Die vielen Klöster, welche zum Theil in der Nähe der Thore liegen und aus Backsteinen erbaut sind, kann man gewissermaßen als diese vertheidigende Bastionen betrachten; die mit gelblackirten glizernden Steinen bedeckte Kuppel der Kirche der Madonna del Pilar und andere sehen von ferne goldnen Dächern gleich.

In der Nähe von Saragossa fiel den 20. August 1710 die berühmte Schlacht vor, in welcher die Truppen Philipp V. von

denen Carls von Oeſtreich, die ſich um das Erbe Carl II. ſtritten, auf das Haupt geſchlagen wurden.

Die Einwohner Saragoſſas, namentlich der niedern Klaſſen, ſind ein ſehr kräftiger, ſtarker Menſchenſchlag, und gegen Witterung und Entbehrungen aller Art abgehärtet. Viele derſelben kennen ein Bett nur dem Namen nach oder beſteigen ein ſolches zum Erſtenmal wenn ſie ſich verheirathen.

Es war ein Kartätſchenſchuß, der zuerſt unter die Reihen der in Saragoſſa wie zu einer Parade einmarſchirenden franzöſiſchen Colonne fuhr, die vorderſten Glieder derſelben blutig niederwarf, und die Truppen zum ſchleunigen Rückzug aus der Stadt bewog. Lefebvre-Denouette hatte ſtatt eines feindlichen Angriffs und der Kanonenſchüſſe eine bewillkommende Deputation erwartet; er ließ zwar kurze Zeit darauf Angriffskolonnen formiren, um die Weſtſeite der Stadt zu ſtürmen, auch war das Carmeliterthor bald eingeſchoſſen und genommen worden, aber dem weitern Vorrücken ſtanden die Tod bringenden Feuerſchlünde entgegen, die wegen dem zu engen Raum nicht zu nehmen waren, dabei wurde auch unausgeſetzt aus den Häuſern auf die Truppen gefeuert. Eine Abtheilung von mehrern hundert Mann war zwar bis auf den Platz de la Misericordia über einen Theil der Stadtmauern vorgedrungen und wollte dem Feind in den Rücken fallen, aber dieſer Verſuch fiel ſchlecht aus, von der Uebermacht umringt, fielen die meiſten unter den Streichen der Spanier, nur wenigen gelang es dem Tode für den Augenblick zu entrinnen, indem ſie ſich in eine Kaſerne retirirten, aus der ſie jedoch ebenfalls bald wieder flüchten mußten, da dieſe von den durch das Dach eindringenden Landleuten in Brand geſteckt wurde. Jetzt führte man einen allgemeinen Angriff, die Fahnen und Adler an der Spitze der Regimenter, gegen die Stadt aus und ſtürmte unter dem Ruf: „vive l'Empereur“ gegen die Thore. Die Cavallerie ſprengte voran, wurde aber durch das Kanonenfeuer niedergeſchmettert und zurückgetrieben, nicht beſſer erging es der nachrückenden Infanterie, welche dem Kartätſchen-Hagel in den Straßen und dem Kugelregen aus den Häuſern ebenfalls weichen mußte. Als es den Spaniern an Kugeln und Blei zu mangeln begann, holten Weiber und Kinder ſolches aus den Magazinen herbei und brachten es ihren Gatten, Vätern und Brüdern, ſogar alte Knöpfe, Nägel, Eiſenblech und altes Eiſen ſchleppten ſie hinzu, damit das Kartätſchenfeuer unter-

halten werden konnte, eben so Wein, Brod, Käse und Wasser zur Erfrischung der Kämpfenden, denen sie oft die Bissen in den Mund steckten während sie luden und abfeuerten, und dabei schrieen sie unaufhörlich: Es lebe Maria del Pilar! In die meist dreistöckigen, von Backsteinen erbauten Häuser trugen sie schwere Steine, Balken, Eisen ꝛc., um es den andringenden Truppen auf die Köpfe zu werfen. Eine Fahne, die ein tödtlich getroffener Unteroffizier vom 7ten Weichselregiment hatte fallen lassen, holte ein zehnjähriger Knabe, unter den Kämpfenden hinkriechend, und lief mit seiner Beute jubelnd davon. Schon lagen ganze Haufen von Todten an den Thoren und noch hatten die Franzosen wenig oder kein Terrain gewonnen. Ein abermaliger allgemeiner, im Sturmschritt stattfindender Angriff hatte keinen bessern Erfolg und wurde mit großem Verlust zurückgeschlagen. Ueber 3000 Mann, 6 Kanonen und mehrere Fahnen hatte man schon vor Saragossa, einer nicht befestigten Stadt, verloren, und die Aragonier schmückten sich mit den Waffen und Kleidern der in der Stadt gefallenen Feinde. Nach der letzten Waffenthat wurde die folgende Nacht ganz Saragossa, gleichsam zum Hohn des Feindes, illuminirt und betend in den Kirchen zugebracht. Während die Franzosen den andern Tag Streifzüge in die umliegenden Dörfer machten, diese plünderten und Subsistenzmittel requirirten, warfen die Einwohner neue Verschanzungen auf und setzten ihre Stadt in den besten Vertheidigungszustand, Batterien errichtend und alle Mauern und Gebäude an derselben mit Schießscharten versehend, sie hieben zugleich alle sich in der Nähe befindenden Bäume um und machten Verhaue an allen Eingängen der Stadt, um der Reiterei das Vordringen unmöglich zu machen. Angetragene Capitulationen wurden stolz zurückgewiesen und durch racheathmende Manifeste beantwortet, in denen es hieß: daß man alle französische Gefangene niedermachen würde, u. s. w. Die Mönche, Geistlichen und Gerichtspersonen machten Sicherheits-Ronden und Patrouillen, man that sogar Ausfälle auf die Belagerer und nahm ihnen einige Kanonen weg. Indessen war Palafox, der einen nächtlichen Marsch nach Epila mit 7000 Mann, bei denen auch das neuorganisirte Regiment Ferdinand VII. war, unternommen, zurückgeworfen worden und hatte dabei mehrere Kanonen verloren. Wenige Tage darauf kam Verdier mit seiner Division, nebst Belagerungsgeschütz von Pampeluna und auch unser Bataillon vor Saragossa an. Verdier übernahm nun den Ober-

befehl ſämmtlicher Belagerungstruppen, die Belagerten erhielten aber auch von Zeit zu Zeit Succurs. Kurz nach unſerer Ankunft fand eine furchtbare, die Erde erſchütternde Exploſion in der Stadt ſelbſt ſtatt. Das zu einem Pulvermagazin umgeſchaffene Seminarium, in welches man das Pulver von Monte Torrero gebracht hatte, wurde durch Unvorſichtigkeit in die Luft geſprengt, die Wirkung war ſchrecklich, es ſchien als wanke der ganze Erdboden, alle Häuſer zitterten, und außer dem Seminarium lagen noch einige zwanzig Gebäude in Trümmern und ihre Bewohner unter denſelben begraben. Nachdem die erſchrockenen Einwohner aus ihren Häuſern geſtürzt, und erfahren hatten, was die Urſache dieſer entſetzlichen Erſchütterung geweſen, war ihre erſte Sorge, neues Pulver anzuſchaffen. Gewiß iſt es, daß wenn wir die erſte Beſtürzung, in die dieſes Ereigniß die ganze Stadt verſetzt, benutzt und einen allgemeinen Sturm unternommen hätten, wir leicht Herr derſelben geworden wären, ſo aber ließ man beinahe 24 Stunden verſtreichen, ehe man einen ſolchen Angriff begann, die Einwohner hatten Zeit gehabt ſich zu ſammeln und zu beruhigen, da ſich noch hinlänglich Munition vorfand, und die Attaque wurde auf allen Seiten abgeſchlagen. Doch nahmen wir bald darauf den von Bürgern und Bauern beſetzten Monte Torrero, der die Stadt von der Südſeite dominirt, nach kurzem Widerſtand, da er nicht beſonders gut verſchanzt war. Der ſpaniſche Offizier, der daſelbſt kommandirt hatte, Oberſt Falio, wurde auf Befehl der Junta vor ein Kriegsgericht geſtellt, zum Tode verurtheilt und erſchoſſen. Auf dieſer Höhe wurden nun Batterien gegen die Stadt errichtet und dieſelbe von hier aus heftig bombardirt. Die meiſten Bomben fielen in die Mitte der Stadt und richteten manchen Schaden an, eben ſo die Batterien von San Bernardo, und das Sturmläuten von den Thürmen währte nun Tag und Nacht ununterbrochen fort. Bei der Nacht bildeten die Bomben und glühenden Kugeln feurige Bogen in der Luft, ein furchtbar-ſchönes Schauſpiel! einige fielen in die Kirche der Madonna del Pilar, viele aber auch ziſchend in die Fluthen des Ebro, und der Schaden war nicht ſo groß als wir glaubten, obgleich ſchon weit über 1000 Bomben geworfen waren. Die in die Kirchen gefallenen Kugeln hatten faſt gar kein Unheil geſtiftet, und die Prieſter machten das Volk glauben, daß man es der Madonna zu danken habe, daß ſo viele feurige Kugeln in den Fluß fielen. Unſer Bataillon wurde zu einem Angriff gegen das

Portillo-Thor verwendet, und als wir nahe daran waren, die daſelbſt errichteten Batterien, deren Commandant ſchon gefallen war, zu nehmen, ſtürzten ſich ganze Haufen bewaffneter Bürger auf dieſelben, machten ſie uns von neuem ſtreitig und die Wegnahme unmöglich. Bei dieſer Gelegenheit zeichnete ſich ein kaum neunzehnjähriges hübſches Mädchen, das Auguſta geheißen haben ſoll, durch einen ſelbſt bei Männern ſeltenen Heroismus aus. Sie hatte nämlich ihrem Geliebten, der daſelbſt kämpfte, das Eſſen gebracht, aber in dem Augenblick als ſie ankam, ſtürzte dieſer tödtlich getroffen nieder. Das Mädchen wirft das Eſſen zu Boden und ſich auf den geliebten Gegenſtand, den ſie feſt umklammert, dann rafft ſie ſich aber wieder ſchnell und gefaßt auf, ihre Blicke verrathen Schmerz, Zorn und Wuth zugleich, noch hält der Sterbende die brennende Lunte, mit welcher er die geladene Kanone auf uns abfeuern wollte, krampfhaft zuckend in der Hand, ſie entreißt ihm dieſelbe, entzündet das Geſchütz, auf das wir im Begriff waren einzudringen, und mehr als ein halbes Dutzend der Unſrigen ſinken tödtlich getroffen nieder. Das Mädchen war ſchön, hatte beſonders einen herrlichen Wuchs, ihre zornglühenden Wangen, ihre feuerſprühenden Augen gaben ihr das Anſehen einer Pallas. Durch das Beiſpiel dieſer Heroine angefeuert, eilen die erſt vor Staunen ſtarren Spanier ihr zu Hilfe, es erhebt ſich ein mörderiſcher Kampf um die Kanonen, und wir müſſen zuletzt mit bedeutendem Verluſt vor den ſich immer mehrenden Haufen, in deren Mitte die neue Johanna d'Arc anfeuernd kämpft, zurückweichen, die Kanone im Stiche laſſend, die nun aufs neue den Tod in unſere Reihen ſendet. Das Mädchen war in der That ſehr ſchön und erſchien uns hier als ein höheres, wunderbares Weſen, alles hätte ich darum gegeben, ſie lebendig fangen zu können, und lange ſchwebte mir dieſes Bild vor Augen. Auch ich hatte einen Streifſchuß am linken Oberarm erhalten und zwei Kugeln waren mir durch den Hut gegangen, Hiebe und Stiche hatte ich unzählige parirt. Die Spanier erlangten nun verſchiedene Vortheile und entriſſen uns mehrere ſchon beſetzte Punkte, namentlich auch ein Kloſter, das wir ſchon genommen hatten. Erſt als wir wieder unter den Oliven angekommen waren, ließ ich meine leichte Wunde verbinden. Nachdem wir uns wieder mit friſcher Munition verſehen hatten, die zum Theil von Calatayud geholt werden mußte, machten wir uns zu neuen Angriffen bereit. Palafox

ſchien ein wahrer Ueberall und Nirgends zu ſeyn; bald war er in der belagerten Stadt, bald hieß es: er ſey hinter unſerm Rücken mit einem bedeutenden Hilfscorps im Anzug, bald ſpukte er auf dem rechten bald auf dem linken Ufer des Ebro u. ſ. w., und wohin er kam, belebte er alles mit neuem Muth. Eine der größten Schwierigkeiten war, die nöthigen Lebensmittel für unſer Armeecorps herbeizuſchaffen; bei dieſem Geſchäft wurden die zunächſtliegenden Städte und Orte beſtändig in Requiſition geſetzt, die aber alle, beſonders die cinco Villas (fünf verbundene Städte in der Umgegend) ſehr patriotiſch und ſehr feindlich gegen uns geſinnt waren, und kleine Detaſchements bisweilen zu Gefangenen machten. Ein ſeltſames Vertheidigungsmittel hatte eine derſelben, die Stadt Erea, erſonnen, als ſie mit Gewalt Lebensmittel und andere Dinge liefern ſollte. Zwei Compagnien waren dahin abgeſchickt worden, um die Requiſition beizutreiben, ſie marſchirten auch ohne den mindeſten Widerſtand bis in die Mitte der Stadt, kaum aber hatten ſie auf einem Platz derſelben das Gewehr bei Fuß genommen, als ſich plötzlich die großen Thore eines langen Gebäudes öffneten, und einige zwanzig wüthende Stiere heraus und auf ſie losſprangen, zu gleicher Zeit wurde aus allen Fenſtern der umſtehenden Häuſer auf die Mannſchaft gefeuert, die genug zu thun hatte, den unbändigen gehörnten Feind abzuwehren, der größte Theil dieſes aus 160 Mann beſtehenden Detaſchements wurde getödtet oder gefangen, und nur einer kleinen Zahl gelang es, das Belagerungsheer zu erreichen und den ſeltſamen Ueberfall und Kampf zu berichten. Dies war gewiß ein ganz eigenes Stiergefecht. Dieſe Stadt, deren Name Erea-de-Los-Caballeros iſt, und die 12,000 Einwohner hat, liefert die vorzüglichſten Stiere zu den gewöhnlichen Stiergefechten.

Der Kampf um und in Saragoſſa währte ununterbrochen fort; ein Bataillon aragoniſcher Freiwilliger, das kürzlich unter dem Schall der Muſik einmarſchirt war, machte einige glückliche Ausfälle, wobei es ſogar einige unſerer Batterien demolirte. Außerdem wurden wir auf unſern Flanken und im Rücken faſt unaufhörlich von Guerillas beunruhigt, die ſich jetzt zu zeigen begannen und wir nur mit Mühe abwehren konnten. Bomben und Granaten wurden nur noch ſpärlich in die Stadt geworfen, der wir durch die Arbeiten der Ingenieure immer näher zu kommen ſuchten. Endlich gelang es, eine Brücke über den Ebro

unterhalb Saragoſſa zu ſchlagen, und ſo auch auf dem linken Ufer dieſes Fluſſes Poſto zu faſſen, durch welchen die Cavallerie, da er ſehr ſeicht war, rüt; wir ſuchten nun auch die Vorſtadt einzuſchließen und ſo der Stadt alle Communikation mit der Umgegend abzuſchneiden, verbrannten die Mühlen, wodurch die Belagerten gezwungen wurden, Pferdemühlen in der Stadt einzurichten, um Mehl zu haben, ebenſo die Fabrikation des Pulvers innerhalb ihren Mauern vorzunehmen, deſſen ſie täglich einige Centner verfertigten. Die Mönche füllten die Bomben und machten die Patronen. Bei all' dem konnten wir ſie doch nicht ſo gänzlich einſchließen, daß es ihnen nicht möglich geweſen wäre, von Zeit zu Zeit Zufuhren und Verſtärkungen einzulaſſen. Unterdeſſen machten unſere polniſchen Truppen einen Angriff auf das Kloſter St. Joſeph, das mit vielen Schießſcharten verſehen war, wurden aber bei der erſten Attaque zurückgeworfen, bei einer zweiten gelang es ihnen daſſelbe mit bedeutendem Verluſt zu nehmen, wobei ſie alles niedermachten was ihnen in die Hände fiel. Noch hartnäckiger war der Kampf um das Capucinerkloſter, wo man ſich mit der größten Erbitterung von Celle zu Celle, bis in die Kreuzgänge, die Kirche und an den Chor um den Hochaltar herum ſchlug, welcher damit endigte, daß das Kloſter von ſeinen Vertheidigern, als ſie ſahen daß ſie es nicht behaupten konnten, in Brand geſteckt wurde. Wir waren nun der Stadt von allen Seiten bis auf Büchſenſchußweite näher gerückt. Das Schloß Aljaferia zu nehmen war uns jedoch troß der größten Anſtrengungen nicht geglückt, obgleich die Batterien bald Breſche gemacht hatten, aber es fehlte uns hauptſächlich an den nöthigen Sturmleitern. Noch mehrmals wurden Stürme auf verſchiedene Thore vergeblich verſucht, und bei dem Kloſter der Barfüßer verloren wir viele Leute, ohne es nehmen zu können. Von dem Joſephskloſter aus, das jetzt in unſern Händen war, hatten wir indeſſen die Stadt ſo eingeſchloſſen, daß von dieſer Seite alle Verbindung nach außen unmöglich war; wüthende Ausfälle, welche die Belagerten machten um dieſe Communikation wieder herzuſtellen, ſo wie ſtürmiſche Angriffe auf die über den Ebro geſchlagene Brücke, wurden ſiegreich und mit großem Verluſt von Seiten der Spanier, denen die Reiterei viele Leute tödtete, zurückgeſchlagen.

Napoleon, der beinahe vor Ungeduld vergehen wollte, weil das unbefeſtigte Saragoſſa ſo lange nicht bezwungen werden konnte,

hatte seinen Adjutanten, den Ingenieuroberst Lacoste, abgesandt, die Belagerung zu leiten, der nun alle Angriffe anordnete. In der belagerten Stadt sah es indessen auch nicht zum besten aus, die Munition fing zu fehlen an, die Todten lagen in vielen Gassen unbegraben, die Lebensmittel wurden immer theurer, seltener und schlechter; dennoch verloren die Einwohner den Muth nicht, die Frauen theilten sich sogar in Compagnien ein, um den Dienst oder die Pflege der Verwundeten zu besorgen; eine Gräfin Burista war Commandeur dieses seltsamen Regiments. Einen Ausfall, den die Spanier aus der Vorstadt auf dem linken Ufer des Ebro unternahmen, glückte ihnen so, daß sie sich, trotz der heftigsten Gegenwehr, eines Postens bemächtigten, ihn behaupteten, auch mehrere Gefangene machten, die sie im Triumph unter dem Jubelgeschrei des Volkes durch die Straßen führten. Hiebei hatte sich das von Palafox neuformirte Uhlanenregiment besonders ausgezeichnet. Lacoste ließ nun Wurfbatterien errichten und von denselben unaufhörlich Bomben in die Stadt schleudern, ebenso Brech-Batterien, von denen eine mit 10 Haubitzen vom größten Caliber besetzt war; nichts destoweniger wüthete der Kampf unter Mauern und Thoren fort. Wir hatten die Nachricht erhalten, daß König Joseph, der Spanien mit einer neuen Constitution beschenkte, in Madrid eingezogen sey, und Verdier hoffte, daß sich auf diese Nachricht Saragossa ergeben würde; aber Palafox beantwortete diese mit der Neuigkeit der Schlacht von Baylen, und der, daß Dupont mit seinem 15,000 Mann starken Corps kapitulirt und das Gewehr gestreckt habe, was Napoleon wüthend machte, und wollte weniger als je von einer Uebergabe reden hören. Man sprach auch viel von dem schönen Empfang, der Joseph bei seinem Einzug in Madrid geworden, erzählte sich sogar, daß er mit Steinwürfen begrüßt sey. Jetzt wurde von unserer Seite alles gethan, die Stadt bald zu erobern, alle Mörser und Kanonen versah man sofort mit einem Bedarf für 400 Schüsse, und den 4ten August spielten mit dem Grauen des Tages die Geschütze aller Batterien, welche meistens auf Kirchen und Klöster gerichtet waren, auf die jetzt ein Bomben- und Kugelregen fiel. Mönche und Nonnen verließen ihre Cellen, sich in Privathäuser flüchtend, Kranke und Wahnsinnige aus dem großen Hospital nuestra Senora de gracia, in deren Gemächer Bomben gefallen waren, hatten sich von ihren Ketten befreit, und durch den Schrecken noch wüthender gemacht,

rannten ſie mit tollem Geſchrei durch die Straßen. Alle Reliquien, Monſtranzen und andere heilige Koſtbarkeiten wurden eiligſt in feuerfeſte Gewölbe geſchafft. Aus den nahen Laufgräben unterhielten wir zu gleicher Zeit ein rollendes Gewehrfeuer auf alle die ſich blicken ließen. Als endlich mehrere Breſchen durch das Kanonenfeuer prakticabel gemacht waren, rückten wir im Sturmſchritt von zwei Seiten auf die Stadt los, und nun kam es auf den Trümmern der Mauern und Gebäude zum wüthendſten Handgemenge. Die Colonne, zu der wir gehörten, nahm gegen 11 Uhr das Kloſter Santa Ingracia, bald darauf wurde auch die Puerta del Carmen genommen, und über die Leichen ihrer Vertheidiger ſchreitend, breiteten wir uns in den nächſten Straßen aus. Den eindringenden Truppen hatte man den Coſo, die größte mitten in der Stadt gelegene Straße als Vereinigungspunkt angegeben. Wir marſchirten jetzt durch die Ingracia-Straße im Sturmſchritt nach dieſem Punkt, wo wir Befehl erhielten, uns nach verſchiedenen Richtungen zu verbreiten, um den ſtärkſten Poſten in der Stadt in den Rücken zu fallen; aber es war unmöglich ſich Bahn durch die alten, ſehr engen Gaſſen zu brechen, welche Haufen verzweifelter Wüthender, die meiſtens von einem Prieſter im Ornat, ein Crucifix ſchwingend und eine geweihte Hoſtie in der Hand, angefeuert, ſie gleich gereizten Löwen vertheidigten, und dabei regnete es Steine, ſiedendes Waſſer und Oel auf uns herab. Unſer Bataillon erreichte dennoch den Magdalenenplatz, wurde aber daſelbſt mit Kartätſchenfeuer empfangen, und wir mußten uns, wollten wir nicht abgeſchnitten werden, da aus allen Straßen bewaffnetes Volk herbeiſtrömte, wieder gegen die Mitte des Coſo zurückziehen. Hier griff uns ein wüthender Haufen, von einem Prieſter, eine Kirchenfahne ſchwingend, angeführt, ganz unvermuthet an, und der Anführer unſerer Colonne wurde von einem raſenden Mönch niedergeſtochen. Ich übernahm jetzt das Commando derſelben und zog mich fechtend auf das Kloſter Santa-Fe zurück, von wo aus ich die Feinde mit Vortheil angriff und mich dann in der Kaſerne Minones, die neben dem Kloſter lag, feſtſetzte. — Wir glaubten nun endlich die Stadt genommen und daß die Einwohner zu Kreuz kriechen würden. Dies würde ſicher auch der Fall geweſen ſeyn, wenn ſich unſere Leute nicht ſo früh der Plünderungswuth überlaſſen hätten und in die Häuſer gedrungen wären, ohne daß es möglich geweſen, ſie davon abzuhalten; die wenigſten kamen wieder

lebendig heraus, sondern fanden den Tod in denselben. Ich hatte zuletzt kaum mehr 200 von der an 1000 Mann starken Colonne beisammen, so wie die Offiziere den Rücken drehten, liefen 10 und 20 in ein Haus. In einer Kirche, durch die wir bei dieser Gelegenheit zogen, erinnere ich mich ein Gemälde im Vorübergehen gesehen zu haben, das einen Heiligen darstellt, der in einer vierspännigen Gallakutsche in den Himmel einfährt!

Den Moment für günstig haltend, bot Verdier, der sein Hauptquartier in dem Kloster St. Ingracia aufgeschlagen hatte, nochmals eine Capitulation an, auf die mit den Worten: »Krieg bis in den Tod« durch Palafox geantwortet wurde. Zugleich ließ er auf den schiefen Thurm der Stadt zwei Fahnen pflanzen, die eine blutroth und die andere weiß mit einem rothen Kreuz, um den Spaniern in der Vorstadt und der Umgegend zu beweisen, daß er noch Herr der Stadt sey. Bald rückten auch neue Verstärkungen ihren Landsleuten zu Hilfe an und über die Brücke in die Stadt, aus deren Häusern man jetzt die getödteten oder noch halb lebenden Soldaten von den höchsten Stockwerken hinabwarf, wobei die Weiber, auch Kinder hilfreiche Hand leisteten, und mehr als einer dieser Unglücklichen war durch den Dolchstich einer schönen Saragosserin gefallen, mit der er den Tod umarmt, und so den Moment der Ausschweifung mit dem Leben bezahlt hatte. Der Kampf in den Straßen wurde noch heftiger, und aufgethürmte Leichen bildeten nicht selten eine Brustwehr. Die Compagnie eines Weichselregiments hatte sich hinter lauter getödteten Capucinern und Carmelitern verschanzt, andere machten sich Bollwerke aus in Häusern weggenommenen Matratzen. Bald sah ich ein, daß ich mich nicht lange mehr in Santa-Fe würde halten können, suchte mich daher kämpfend dem Coso zu nähern, und mußte dabei über ganze Haufen von Todten steigen. Hier hatten wir noch das Franciskanerkloster und dessen Kirche inne und verschanzt. — Das Bombardement währte beständig fort, so wie das Sengen, Brennen und Morden, und die klaffenden Wunden der Leichen gingen bei der großen Hitze schnell in Fäulniß über und verpesteten die Luft. — Nach diesem furchtbaren Tag brachten wir auch noch die von den Flammen der brennenden Gebäude hellgelichtete Nacht unter den Waffen und zum Theil fechtend zu. Mit Tagesanbruch erhielten die Spanier abermals bedeutende Verstärkungen, welche durch die Vorstadt, die wir nie ganz hatten einschließen können, gedrungen

waren, und die reichliche Munition für die Belagerten brachten. Dies machte, daß wir uns außer Stand befanden, die Stadttheile länger zu behaupten, in deren Besitz wir waren, besonders da die Feinde die hintern Mauern der Häuser, in denen sich unsere Leute befanden, einschlugen, in dieselben drangen, und so ein Haus nach dem andern kämpfend und mit großem Verlust geräumt werden mußte. Zugleich wurde ein furchtbares Feuer von allen Dächern und aus allen Fenstern auf die aus den Häusern flüchtenden, so wie überhaupt auf alle in den Straßen sich befindenden Truppen unterhalten. Mehrere Stunden währte dieser mörderische Häuserkampf fort. Noch waren wir im Besitz von dem Franciskaner- und dem San-Diegokloster, so wie von San-Ingracia. Jetzt erhielt Verdier die Nachricht, daß Palafox, der während der Nacht die Stadt verlassen, mit 6000 wohlbewaffneten Aragoniern im Anzug sey. Wir mußten eiligst alle unsere auf dem linken Ufer stehenden Truppen zurückziehen und stellten eine starke Reserve auf dem Monte Torrero auf. Dies gab Veranlassung zu einer komischen und galanten Episode dieses Wettkampfes. Um unsere Communikation mit den noch von uns besetzten Theilen der Stadt zu unterhalten, mußten wir ein Nonnenkloster wegnehmen, dessen wir zu diesem Zweck bedurften: hier fanden wir ungefähr 30 Schwestern nebst einer Aebtissin, die gefangen abgeführt wurden, und unter denen sich zwei sehr artige Novizen und ein halbes Dutzend noch ganz junger und hübscher Nönnchen befanden. Mir wurde der Auftrag zu Theil, die frommen Kinder in Sicherheit zu bringen; nachdem ich die verzweiflungsvollen Schönen so gut als möglich zu beruhigen gesucht, eskortirte ich sie selbst, und zwar nicht ohne Gefahr, daß eine oder die andere verwundet oder gar getödtet würde, denn die Kugeln hörten nicht auf zu sausen, nach dem Monte Torrero: aber trotz meinen kräftigsten Versicherungen, daß ihnen nichts zu leid geschehen solle, weinten sie dennoch unaufhörlich und schienen trostlos. Nichts half es anfänglich, daß alle Offiziere, die mit ihnen in nähere Berührung kamen, sie ein Gleiches versicherten; als sie aber sahen, daß man fortfuhr sich so artig und galant gegen sie zu benehmen und ihnen alle mögliche Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit erwies, fingen sie endlich an sich in ihr Schicksal zu ergeben, ihre Thränen zu trocknen, und nahmen etwas Speise und Trank zu sich. Man räumte ihnen die besten Erdhütten ein, welche die Soldaten noch besonders bequem

für sie einrichteten und verwahrten, und nach zweimal vierundzwanzig Stunden waren sie schon ziemlich dieses Campagneleben gewöhnt, besonders die Jüngern, sie fingen an mit uns zu lächeln, wohl auch zu schäkern, und ließen sich bald halb gezwungen, halb freiwillig ein Küßchen rauben, die meisten waren aus angesehenen spanischen Familien. Da sie sahen, daß wir keine Eisenfresser waren, und die spanischen Nonnen überhaupt noch unendlich mehr Freiheit haben als die italiänischen, auch Liebesintriguen derselben eben nicht zu den Seltenheiten gehören, so wurden sie immer vertrauter mit uns. Eine der Novizen, kaum 15 Jahre alt, ein wahres Madonnengesicht, schön wie eine Verklärte, fand ich für gut mit noch zwei jüngern Schwestern unter meine besondere Protektion zu nehmen und ihnen ein eigenes Lokal einzuräumen, sie hatten alle getrennt und zu zwei und drei in unsere Barakken einquartiert werden müssen. Ich ließ auch Matratzen für sie herbeischaffen, die ich aus noch von uns besetzten Häusern nahm, sorgte dafür, daß ihnen immer mit den delikatesten Speisen die zu haben waren, aufgewartet wurde, ließ sie durch meinen Burschen bedienen und übergab sie der Sorgfalt eines zurückbleibenden Unteroffiziers, wenn ich sie verlassen mußte um Theil an dem Kampf zu nehmen; zum Abschied erlaubte ich mir sie zu küssen. Den heiligen Mädchen standen die Thränen in den Augen so oft ich sie verließ, sie baten mich, ja recht bald wiederzukommen. Da wir den 3ten Tag nach der Wegnahme dieses Klosters alle Saragossa räumen mußten, um wieder Posto vor der Stadt zu nehmen, so konnte ich mich gegen 10 Uhr in der Nacht bei meinen Schützlingen wieder einfinden, die vergnügt waren, mich wiederzusehen. Die Nonnen schienen mit der Behandlung, die ihnen bis jetzt geworden, alle sehr zufrieden, und selbst die schon betagte Aebtissin schickte sich darein. Ich beredete meine drei liebenswürdigen Gäste noch zu einem Spaziergang unter die nahen Oliven, wo wir unter freiem Himmel in der schönsten spanischen Sommernacht das gestirnte Firmament bewunderten, ich aber, da alle drei hübsch und jung waren und um keinen Neid bei den andern zu erregen, sie alle liebkoste und küßte, doch die Novize mit großer Vorliebe. So saßen oder lagen wir vielmehr alle vier recht traulich unter den Bäumen, als wir in einiger Entfernung mehrere schwarze Gestalten auf uns zuschreiten sahen, in denen wir, als sie näher kamen, erst drei Offiziere und zwei Nonnen erkannten, die ebenfalls im

nächtlichen Promeniren begriffen waren; ich trat eine der meinigen einem Kameraden ab, und wir spazierten nun, ich mit der Novize und einer Schwester am Arm, unter den Oliven. Bald verloren sich die verschiedenen Paare aus dem Gesicht, und ich hatte mich mit meinen beiden Schönen wieder an einem etwas entferntern Orte niedergelassen, wo wir uns ganz vortrefflich unterhielten, vergnügten, und auf das freundschaftlichste mit einander fertig wurden. — Ob die guten Kinder wohl alles was zwischen uns vorfiel gebeichtet haben mögen? — ich möchte es sehr bezweifeln. — Seit Madrid hatte ich, obgleich ich kein Keuschheits-Gelübde gethan, doch dieselbe gewiß strenger beobachtet als Franciskaner und Capuciner, und zwar aus dem triftigen Grund, weil sich keine Gelegenheit gefunden, sie zu brechen. Nachdem wir uns in einem Wonnemeer von Vergnügen satt geschwelgt hatten, führte ich die guten Schwestern wieder in ihr Gemach zurück, wo die dritte in Gesellschaft ihres Begleiters sie schon erwartete. Nur ein Paar Tage dauerte noch der Umgang mit den liebenswürdigen Kindern, welche auf höhern Befehl alle, sammt der Aebtissin, jetzt in das Kloster eines benachbarten Städtchens gebracht wurden. Dieser Befehl kam ein wenig spät, läßt sich aber durch die weit wichtigern Dinge, mit denen sich die kommandirenden Generale vor allem zu befassen hatten, wohl entschuldigen. Ich gab den lieben Kindern noch das Geleit, nahm zärtlichen Abschied von ihnen, selbst der Frau Aebtissin die alte Hand küssend.

Nachdem Palafox mit seiner Verstärkung in Saragossa eingerückt war, beschränkten wir uns fast nur noch darauf, die Stadt zu bombardiren. Verdier, der selbst verwundet worden, und das Commando deßhalb wieder momentan an Lefebvre abgetreten, hatte nochmals, und zwar durch gefangene Mönche eine Capitulation angetragen, die gleich den früheren zurückgewiesen wurde, mit dem Bedeuten: man würde sich, wenn es nöthig sey, von Haus zu Haus bis zum letzten schlagen und unter dessen Trümmern begraben. Dazu kam es nicht, man murmelte seit 24 Stunden, und die Generale wußten es gewiß und hatten geheime Instructionen erhalten, daß Joseph Madrid bereits schon wieder verlassen habe, weshalb jetzt Vorbereitungen zur Aufhebung der Belagerung gemacht wurden. Den 12ten August kam endlich in der Nacht vom Hauptquartier zu Burgos der bestimmte Befehl an, die Stadt zu räumen, und

quem

wenn wir ſchon im Beſitz derſelben ſeyen, und wenn dies nicht, die Belagerung ſofort aufzuheben.

Um unſern bevorſtehenden Rückzug zu decken und zu verbergen, wurden jetzt noch einmal mit großer Oſtentation alle Anſtalten zu einem allgemeinen Angriff gemacht und die Stadt heftig bombardirt. Die Magazine, Gebäude auf dem Monte Torrero und andern Orten, die wir inne hatten, wurden ſodann angezündet. Auch das Kloſter San Ingracia wurde mit all den Leichen ſeiner heiligen Märtyrer, ſo wie noch andere Minen vor unſerm Abzug in die Luft geſprengt, und zwar ging in der Mitternachtsſtunde die furchtbare Exploſion vor ſich. Das mit ſo großer Mühe herbeigeſchaffte Belagerungsgeſchütz wurde in die Wellen des Ebro und die Waſſer des Canals geworfen, da wir nur das Feldgeſchütz mitnehmen konnten. Auch den gefangenen Nonnen und Mönchen gab man ihre völlige Freiheit, wobei es mit den erſtern etwas bunt hergegangen ſeyn ſoll. Durch einen Offizier, der die zweite, noch furchtbarere und grauſamere Belagerung von Saragoſſa mitgemacht hatte, erfuhr ich ſpäter, daß ſich manche der frommen Chriſtusbräute in der Hoffnung befunden, aber nicht beſtraft wurden, da ſie Gewaltthätigkeit vorgeſchützt, und unter franzöſiſchem Schutz niedergekommen ſeyen.

Unſer Abzug wurde nicht im mindeſten durch die Belagerten beunruhigt, die ſich aber des ins Waſſer geworfenen Geſchützes, ein halbes Hundert Kanonen, Mörſer, Haubitzen, Feldſchlangen u. ſ. w. bemächtigten, das ihnen bei der zweiten Belagerung gute Dienſte that.

Was unſern Abzug ſo ſehr beſchleunigt hatte, erfuhren wir erſt auf dem Marſch; es war nämlich ein ſpaniſches Armeecorps, 14,000 Mann ſtark, zur Entſetzung Saragoſſas im Anmarſch und ſchon bei Muela angekommen. — Wir hatten wenigſtens 8000 Mann bei dieſer vergeblichen Belagerung eingebüßt, die Spanier vielleicht noch mehr, denn durch das Einſtürzen und Sprengen der Gebäude verloren unzählige Menſchen, auch Frauen und Kinder das Leben. Unſer Abmarſch wurde in der Stadt ſogleich durch eine große Proceſſion und ein Dankfeſt gefeiert, wobei man beſonders die Jungfrau del Pilar und Palafox hochleben ließ.

So Die Belagerung von Saragoſſa hatte gezeigt, was die Be-
na erung einer Stadt vermag, wenn es ihr Ernſt iſt, dieſelbe zu
Ge eidigen; jetzt erſt fing ich an, die faſt fabelhafte Vertheidigung

mancher Städte des Alterthums zu glauben. Hätte sich Magdeburg und andere preußische Festungen in dem unglücklichen Krieg von 1807 nur zum hundertsten Theil gleich der Hauptstadt Aragoniens, wie z. B. Colberg, vertheidigt, so hätte Napoleon schwerlich Berlin und noch weniger Königsberg gesehen; doch die herbe und derbe Lection mußte seyn, sollte es in Preußen gut werden. Schon 24 Stunden nach unserm Abmarsch kam das Entsatzungscorps in Saragossa an.

Der größte Theil des Belagerungsheeres schlug den Marsch über Alayon nach Tudela ein, um sich später mit der französischen Hauptarmee, die sich an den Ufern des Ebro zusammenzog, zu vereinigen. Ein kleiner Theil, bei dem auch unsere sehr zusammengeschmolzene Legion war, erhielt Befehl, den Weg nach Barcelona zu nehmen, um sich mit dem in Catalonien stehenden Armeecorps zu vereinigen, welches das Beobachtungscorps der östlichen Pyrenäen formirte und bei dem viel italiänische Truppen standen. Bei der furchtbaren Stimmung und dem eingefleischten unversöhnlichen Haß der Catalonier gegen die Franzosen, der sich schon aus frühern Zeiten datirte, war es höchst nothwendig, auch dieses Corps zu verstärken, das ebenfalls schon sehr vermindert war und namentlich bei der Belagerung von Gerona sehr gelitten hatte. Unser Marsch war wieder höchst beschwerlich und ermüdend, wir vermieden sogar alle bedeutende Orte, da die Bataillone meist keine 300 Mann mehr stark, um so mehr den Angriffen der Feinde ausgesetzt, und in ganz Catalonien nur noch Barcelona und das Fort von Figueras in den Händen der Franzosen waren, welche Miquelets, in Bataillone zu 10 Compagnien, jede 100 Mann stark, eingetheilte und wohlbewaffnete Catalonier, zu Tausenden umschwärmten. Sie trugen runde Jacken und Federhüte, catalonische Nationaltracht. Catalonien hatte einige 40 solcher Bataillone, Tercios de Miquelets genannt, gestellt und bewaffnet. Außerdem gab es noch eine Art Landsturm, Somatenes genannt, die sich augenblicklich wo es noth that zu vielen Tausenden bewaffnet erhoben, deren Einrichtung schon Jahrhunderte bestand, und zu der alle Catalonier vom 16ten bis zum 50sten Jahr gehören, sobald das Vaterland in Gefahr ist.

Alle größern Städte, und namentlich Lerida, in welchem die Junta von Catalonien ihren Sitz aufgeschlagen hatte, vermieden machten wir sehr ermüdende und gefährliche Nachtmärsche, um

kleinern Orten requirirten wir Lebensmittel, was, so lange wir in Aragonien waren, sich noch ziemlich gefahrlos thun ließ; als wir aber einmal über Fraga, eine Stadt die am Cinca liegt und über 4000 Einwohner zählt, hinaus waren, wurde es immer schwieriger sich Nahrungsmittel zu verschaffen. Das Dorf Alcaraz war der erste Ort den wir in Catalonien betraten, es liegt nur in geringer Entfernung von Lerida. Unser nächstes Bivouak hielten wir bei dem Dorf Molleruza, von wo wir noch unangefochten, aber oft auf abscheulichen Seitenwegen bis in die Gegend von Cervera marschirten, das auf einer ansehnlichen Höhe in einer großen fruchtbaren Ebene liegt, mit Mauern umgeben und durch seine Lage ziemlich fest ist. Im spanischen Erbfolgekrieg wurde diese Stadt vergeblich von den Deutschen und Catalonien belagert, auch wagten wir uns nicht an dieselbe, da wir von den guten Gesinnungen der Einwohner gegen uns, so wie daß ein Bataillon Miquelets und viele Somatenes in derselben lagen, unterrichtet waren. Wir marschirten nach gehöriger Rekognoscirung in das Dorf Hostalfranes, wo wir alles mitgehen hießen, was wir als verdauungsfähig erkannten. Die Stadt Igualada, die über 10,000 Einwohner zählte und nicht besser gesinnt war, umgingen wir gleichfalls, uns fortwährend mit dem Nöthigsten in den Dörfern versehend, oft bestand unsere Nahrung auf einen ganzen Tag in einer Zwiebel, oder etwas Knoblauch, mit einem Stück Brod, und dabei die strapaziösesten Märsche in kahlen Gegenden. Baiern oder Oestreicher würden schlecht dabei gefahren seyn. Im Grunde war es ein Unsinn, uns in so geringen Abtheilungen nach Catalonien, das in vollem Aufstand war, zu senden, aber der General Duhesme, der daselbst kommandirte, hatte auf das Dringendste Verstärkung verlangt, da was ihm von Perpignan zukam, nicht hinlänglich war. Nach mancherlei Strapazen, großen Entbehrungen und das Fußwerk im schlechten Zustand, kamen wir endlich bei dem Städtchen Martorell an, wo wir über die Noya gingen und dann den nur noch drei Stunden entfernten berühmten Berg Montserrat erblickten, den zu besteigen und seine merkwürdige Einsiedelei zu besuchen jetzt Niemand Lust verspürte. Von weitem sieht er aus wie eine ungeheure Burgruine. Schon so nahe bei Barcelona, hielten wir uns jetzt sicher genug, um uns nach Martorell wagen zu können, wo wir uns seit 10 Tagen zum Erstenmal wieder satt essen konnten; aber kaum war dies geschehen,

als wir Nachricht erhielten, daß ſich ein großer Haufe Somatenes in geringer Entfernung zeige. Wir griffen eiligſt zu den Waffen und verließen die Stadt, hier ſahen wir einen Haufen bewaffneter Bauern, etwa 12—1500 Mann ſtark, die ſich jedoch nicht an uns zu wagen ſchienen, und uns ruhig ziehen ließen, bald hatten wir ſie auch aus den Augen verloren. Als wir aber bei San Felin, ein ziemlich bevölkerter Ort, der nur noch zwei Stunden von Barcelona liegt, ankamen, zeigten ſich auf einmal die Somatenes wieder mit einem halben Tercios Miquelets verſtärkt, und machten Miene uns den Weg zu ſperren, indem ſie ſich vor dem Eingang von San Felin aufſtellten. Es blieb uns nichts anders übrig, als ihn zu erzwingen und zu verſuchen, uns durchzuſchlagen. Die Miquelets fochten wie Verzweifelte, und ſelbſt nachdem wir ihre Reihen durchbrochen hatten, mußten wir fortwährend kämpfend weiterziehen, da ſich immer neue Haufen entgegenwarfen, die kleine, uns unbekannte Umwege im Lauf machten und ſich dann wieder vor uns aufſtellten. Endlich waren wir mit einem Verluſt von einigen dreißig Mann jenſeits des Ortes, auf der nach Barcelona führenden Straße angekommen, als ſich abermals ein großer Trupp Somatenes zeigte, Feuer auf uns gab und dann davon eilte. Ich ritt gerade an der Spitze des 2ten Bataillons, als ich einen Büchſenſchuß in den rechten Schenkel erhielt, den ich im erſten Augenblick gar nicht ſpürte, der mir aber bald unter großem Blutverluſt heftige Schmerzen verurſachte, ſo daß ich vom Pferd ſteigen und mich bis Barcelona auf Stangen tragen laſſen mußte, die im nächſten Dorf nebſt 8 Bauern dazu requirirt wurden, nachdem ein Aide-Major einen proviſoriſchen Verband auf die Wunde gelegt hatte. An den Thoren von Barcelona angekommen, wurde ſogleich eine Sänfte herbeigeſchafft, in der man mich ins Lazareth brachte, wo die Wunde unterſucht und die Kugel herausgezogen wurde; ſie lag nicht ſehr tief und war ſchon ziemlich matt, als ſie den Weg in mein Fleiſch fand, denn die Bauern hatten aus großer Entfernung geſchoſſen; dennoch bekam ich ein heftiges Wundfieber. Vom Lazareth, wo ich nicht bleiben wollte, wurde ich in ein Gemach in der Citadelle gebracht. Da ich indeſſen ſehr gute Säfte hatte, was bei Wunden eine Hauptſache iſt, denn bei verdorbenen Säften oder wenn veneriſches Gift im Körper iſt, wird die geringſte Wunde oft tödtlich oder bringt jahrelanges Leiden, ſo ging meine Heilung ſchnell vor ſich und ich konnte nach wenig Tagen

ſchon wieder mit Hilfe einer Handkrücke herumhinken. Aber mein fatales dreitägiges Fieber ſtellte ſich nun auch wieder recht hartnäckig ein und machte mir viel zu ſchaffen, da es in ein ſchleichendes und zehrendes auszuarten drohte. Während ich ſo mit Wunde und Krankheit zu thun hatte, war der Reſt der Legion ſchon wieder mit andern Truppen ausgerückt, um gegen die immer kühner werdenden Miquelets zu kämpfen, fiel aber in einen Hinterhalt und wurde größtentheils niedergemacht oder gefangen, ſo daß kaum fünfzig Mann und ein einziger Offizier zurückkamen. Wären wir nicht im Beſitz der Citadelle von Barcelona geweſen, der ſich Dühesme gleich bei ſeinem Einmarſch in Spanien durch Argliſt und Gewalt bemächtigt hatte, ſo wäre es uns ſicher ſchlimm ergangen. Barcelona iſt auch auf der Landſeite wohl befeſtigt und auf beiden Flanken durch die Citadelle und das Fort Montjuic gedeckt, auch von der Seeſeite iſt es faſt unangreifbar. Die Engländer kreuzten aber im Verein mit den ſpaniſchen Schiffen unaufhörlich vor dem Hafen, faſt alle Communikation zu Waſſer abſchneidend. Wäre der ſpaniſche General-Capitain von Catalonien, Palacios, ein zweiter Palafox geweſen, ſo hätte er uns viel zu ſchaffen machen können, da Dühesme ſehr oft mit der Elite der Garniſon in den Gebirgen umherſtreifte, um gegen die Miquelets, die Palacios mit noch andern Truppen befehligte, zu ſtreiten, und während ſeiner Abweſenheit Stadt und Citadelle nur ſchwach beſetzt, auch die Einwohner ſehr aufgebracht waren, da ſich der italiäniſche General Lecchi, der in Dühesmes Abweſenheit dann kommandirte, alle mögliche Verationen gegen ſie erlaubte, und die Stadt, außer den zu liefernden Lebensmitteln, Montirungsſtücken in großen Maſſen, 50,000 Centner Holz, viele Schuhe u. ſ. w., noch 20,000 ſpaniſche Piaſter (über 110,000 Franken) wöchentlich bezahlen mußte. Freilich waren die angeſehenſten Einwohner als Geiſeln in der Citadelle eingeſperrt.

Strapatzen, Wunde und Fieber hatten mich indeſſen tüchtig zuſammengerüttelt, ſo daß ich bald nur noch einem Schatten glich, doch verſuchte ich Abends, wenn die größte Hitze vorüber war, kleine Promenaden in der Stadt zu machen, beſuchte Kirchen u. ſ. w.

Dieſe Hauptſtadt Cataloniens iſt mit die beträchtlichſte Spaniens und hat nahe an 150,000 Einwohner; ſie wurde von den Carthaginenſern gegründet, die ihr den Namen eines ihrer Generale, Hamilcar Barca, beilegten, nachher kam ſie unter römiſche

später unter gothische und maurische Herrschaft, endlich hatte sie ihre eignen Souveraine, die den Titel: Grafen von Barcelona führten und Catalonien mit der Krone von Aragonien vereinigten, bis beide im 16ten Jahrhundert der spanischen Monarchie einverleibt wurden. Die Stadt hat einen großen Umfang, ist aber schlecht gebaut und hat mit wenig Ausnahmen sehr enge und krumme Straßen, namentlich die Altstadt, auch ihre Plätze sind klein. Die Häuser sind sehr hoch, meist fünf Stockwerke, und haben große Balkone. Paläste sind wenige hier, unter ihnen ist der des Herzogs von Medina Cöli der schönste. Sehr viele Häuser sind bunt bemalt, Kirchen und Klöster zählt man wohl anderthalb Hundert. Noch sind einige Alterthümer aus den Römerzeiten vorhanden. Die Cathedrale ist ein großes schönes Gebäude, dessen Façade aber noch nicht ausgebaut ist, obgleich schon seit 300 Jahren von Allen, die sich daselbst verheirathen, eine kleine Abgabe zu diesem Zweck erhoben wird, und schon weit mehr Geld als erforderlich dazu vorhanden ist. Der alte Pallast der Grafen von Barcelona diente zum Theil Clarissinnen zur Wohnung, während im andern Theil das Inquisitionstribunal seinen Sitz und seine Kerker hatte: er hat ein ungeheures Mauerwerk, furchtbare Gewölbe und ist nur durch eine enge Straße von der Cathedrale getrennt. Das Schauspielhaus ist ein schönes und geräumiges Gebäude, das an einer Promenade liegt. Noch ist auch ein alter merkwürdiger Pallast des Hauses Alba vorhanden. Von den Promenaden innerhalb der Stadt, die außerhalb liegenden konnte ich nicht besuchen, ist die Esplanade zwischen Citadelle und Stadt die größte, sie hat drei Reihen Alleen, wird aber wenig besucht. Die Rambla ist ein auf ehemaligen Festungswerken angelegter Spaziergang mitten in der Stadt, die sie gewissermaßen in zwei Theile trennt.

Barcelonetta ist ein kleines Städtchen, das eigentlich eine Vorstadt von Barcelona bildet und zwischen dem Hafen und dem Molo liegt, wird aber fast nur von Schiffern und Matrosen bewohnt; seine Entstehung datirt sich erst aus dem 18ten Jahrhundert. Die Citadelle an der Nord-Ostseite der Stadt wurde ebenfalls erst im 18ten Jahrhundert und auf Befehl Philipp V. erbaut, sie ist groß und ihre bedeutenden Werke waren noch im besten Zustand. Der Hafen, der unter ihr und zwischen der Stadt und Barcelonetta liegt, ist im Grunde nur ein großes Bassin, dessen Einfahrt ziemlich schwierig ist, er ist schön und sehr besucht. Der Montjuic

ist ein Berg auf der Süd-Westseite der Stadt, mit einem Fort gekrönt, der weit besser Stadt, Hafen und Umgegend beherrscht, als die Citadelle, und selbst diese noch dominirt.

Barcelona, das großen Handel treibt, hat sehr reiche Kaufleute, sein Adel aber gehört mit wenigen Ausnahmen meistens zur Familie der Don Ramudo de Colibrados. Die Frauen sind zum Theil reizende und piquante Schönheiten, die mich trotz meinem gespensterhaften Aussehen nicht wenig interessirten, ich konnte sie aber nur in Kirchen und auf Promenaden bewundern. Gewöhnlich ist diese Stadt voller Leben, und die Vergnügungen aller Art, wie Gesellschaften, Tänze, Schauspiele, Maskeraden, italiänische Oper, Kirchenfeste, Processionen, Landparthien ꝛc. ꝛc. drängen sich, jetzt aber war von dem Allen wenig zu sehen, man hätte sich vielmehr in La Trappe glauben können, und sah nur finstere oder sorgenvolle Gesichter; nur in den Kirchen war einiges Leben, wenn auch ein sehr ernstes, in manchen derselben werden bei großen Festen oft 3000 Kerzen zumal angezündet. Nächtliche Processionen mit Fackeln, bei denen es oft bunt genug zugeht, sind hier sehr beliebt; man hat berechnet, daß allein bei den Processionen, die während der heiligen Woche stattfinden, über 30,000 Wachsfackeln verbrannt werden, von denen eine jede 5—6 Pfund wiegt; Riesen, Teufel, Ungeheuer ꝛc. spielen dabei eine große Rolle. Durch die vielen bürgerlichen Kriege der letzten drei Jahrhunderte und nicht weniger als fünf Belagerungen, die es in einem Zeitraum von 60 Jahren bestanden, war Barcelona so herabgekommen, daß es nach der Belagerung von 1714 keine 40,000 Einwohner mehr zählte, sich aber so unglaublich schnell erholte, daß es zu Ende desselben Jahrhunderts schon wieder 140,000 und über 10,000 Häuser hatte.

Kaum acht Monate hatte ich in Spanien zugebracht, und unter Verhältnissen, die es nicht zuließen, in nähere Berührung mit dessen Einwohnern zu kommen und sie genauer kennen zu lernen, doch machte ich im Allgemeinen auf unsern Märschen und in unsern Quartieren folgende Bemerkungen. Die Damen haben sich bei den Spaniern, trotz dem herrischen Wesen der Männer, noch immer einer Verehrung zu erfreuen, die fast an Abgötterei grenzt und die noch von jener, in ihren ritterlichen Romanen und Romanzen so oft besungenen, heroischen Liebe zeigt. Die Männer suchen beinahe eine Ehre darin und sind stolz darauf, sich der

Frauen Knechte zu nennen, was sie auch sind, und reden sie oft mit den Worten an: „Senora, beso a vos los pies“ (Meine Dame, ich küsse Ihnen die Füße), auch besorgen sie Frauen-, Stuben- und Küchendienste, machen die Betten, kaufen die Lebensmittel ein, kochen, kleiden sogar die Kinder an u. s. w. Dies macht, daß selbst die spanischen Frauen niederer Klassen halbe Prinzessinnen sind, deren Winke rasch auszuführenden Befehlen gleichen. Dagegen sind sie aber auch über alle Beschreibung schön und anmuthig, namentlich die Andalusierinnen, deren ich mehrere in Madrid und Barcelona sah, heroisch-majestätische Schönheiten, der Ausdruck ihrer Mienen, ihr Anstand, ihre Anmuth, ihre Feuer blitzenden Augen sind unvergleichlich, selbst Bettelmädchen und Dirnen der Freude wissen unter ihrer Mantille noch zu imponiren, und die halbwilden Hirtentöchter der Gebirge kömmt man in Versuchung für Bergnymphen zu halten. Unter diesen Gebirgsbewohnern giebt es Menschen, die gar kein Geld kennen, und wenn man ihnen für einen Dienst, für eine Erfrischung ein Stück gemünztes Silber geben will, weisen sie es mit Verachtung zurück, sprechend: „Wir bedürfen solchen Plunders nicht, wer dessen bedarf mag ihn behalten;“ im Sommer ist das hohe Himmelsgewölbe ihr Dach, und im Winter Erdhütten oder Höhlen ihre Schlafstätte, Schaafselle ihre Bedeckung, Milch, Kräuter und Baumfrüchte ihre Nahrung. Namentlich leben so die Gebirgsbewohner Cataloniens, die kein Feind in ihren Bergen erreichen kann und ein wildes kriegerisches Volk sind, das seine Engpäße gut zu vertheidigen weiß, und fast mit Nichts lebt, diese genügsamen Menschen haben immer Ueberfluß.

Musik und Tanz ist selbst in den elendesten Dörfern Spaniens das Hauptvergnügen seiner Bewohner. Von diesen Tänzen hat, wer sie nicht gesehen, keinen Begriff. Der feurig wollüstige Fandango, der anmuthsvolle Bollero, der Zorongo, der waghalsige Jota, von graziösen Spanierinnen aufgeführt zu sehen, läßt Eindrücke zurück, welche für die Lebenszeit dauern. Vor den Kirchplätzen der armseligsten Dörfer ertönt der Klang der Zither, und die Bauerndirnen bringen durch ihre graziös-wollüstigen Bewegungen auch das Blut der kältesten Zuschauer in Wallung und Gluth. In Castilien sah ich einst den Guaracha tanzen, den eine Person, die sich selbst mit der Guitarre begleitete, mit gravitätischem Ernst aufführte, und dennoch wurde ich von diesem Charaktertanz

hingerissen. Fast jede Provinz hat ihre eigenen Tänze, so werden in einer Gegend Cataloniens, Ampurda genannt, zwei ganz eigenthümliche Tänze aufgeführt, die man sonst nirgends kennt, und die eine magische Wirkung haben. Dagegen sind der Fandango und Bollero überall die Haupttänze, für die jeder Spanier leidenschaftlich eingenommen ist. Der erste wird sehr passend eine harmonische Verzückung des Körpers genannt, der Bollero ist eigentlich nur ein gemäßigter Fandango. Schon die Musik dieser Tänze electrisirt jeden Spanier und bringt alle seine Glieder in Aufregung, sein Blick folgt jeder Bewegung der Tanzenden, seine Hände, Füße, Mienen und Geberden schlagen den Takt. Selbst ein phlegmatischer Sohn Albions sagte von dem Fandango: „Ich bin überzeugt, daß wenn man diesen Tanz unerwartet und plötzlich in einer Kirche oder vor einem Gerichtshof ertönen ließ, Priester und Richter, Andächtige und Advokaten, Volk und Verbrecher ohne Unterschied, wie durch Oberons Chöre bezaubert, zu hüpfen und springen beginnen würden. Der Fandango wird in der Regel mit Guitarrenklang und Castagnettenschlag begleitet, von zwei Personen, Mann und Frau, aufgeführt. — Bekannt ist die Geschichte der wunderschönen Tänzerin Dolores, oder Dolorita genannt, die noch als Nonne vor dem Hochaltar ihrer Klosterkirche zu Huelgas, zu Ehren der Madonna und der Heiligen tanzte, dies aber bald müde, eine weltliche Tänzerin ward, den Nonnenschleier mit der Mantille vertauschte, ihre Celle mit einem Boudoir, und statt in der Kirche, auf den Brettern der Haupttheater Spaniens und Madrids auftrat, alle Welt bezauberte, von den Granden angebetet und selbst vom König, der ihr Gelübde durch einen Machtspruch gelöst, geküßt wurde, einen Edelmann Namens El-Cuco, der in Salamanka studierte, so beherte, daß er seine Studien im Stich ließ, ihr gleich einer andern Präciosa folgte, und auch ein Tänzer wurde. Da er hoffte, sich als Toreador noch mehr auszeichnen zu können, vertauschte er die Castagnetten mit den Banderollas und dem Scharlachmantel und wurde endlich von den Hörnern eines wüthenden Stiers durchbohrt.

Die spanischen Theater, von denen ich nur wenige frequentiren konnte, geben oft Vorstellungen wie man sie in keinem andern Lande Europas mehr zu sehen bekömmt, namentlich wenn sie ihre sogenannten heiligen Comödien aufführen, wo Profanes, Heiliges und Absurdes auf das seltsamste vermengt wird. Da sieht

man Engel und Teufel, Prieſter und Heilige, alle Laſter und Tugenden, und nicht ſelten Gott ſelbſt perſonificirt. Die Handlungen der Frommen und die Abſcheulichkeiten Satans durchkreuzen ſich, und das Ganze iſt oft ein wahrer Scandal für Religion und Sitten. Lucifer erſcheint mit Hörnern und Schwanz und unterhält ſich unbefangen mit Heiligen und mit Gott. Wunder aller Art geſchehen, Märtyrer werden verbrannt, und was die tollſte Phantaſie erfinden kann, geht in buntem Gewirre vor den Augen der Zuſchauer vorüber. Maſchinerie und Dekorationen ſind dabei oft in höchſter Vollkommenheit. Man ſieht bald das Innere des Himmels, bald die Hölle, bald beides zugleich, über- oder nebeneinander. Das himmliſche Paradies, das Fegfeuer mit den brennenden Seelen, ein Conclave ꝛc., alles wird dem bewundernden Auditorium vorgeführt. Namentlich wurden hier Comödien am ſchönſten und tollſten in Barcelona gegeben, wo man den Teufel ſogar zwingt, in einer Franciskanerkutte, aus der die Hörner hervorragen, auf einer Kanzel die chriſtliche Moral zu predigen!!! Man ſieht auch Stücke, deren Handlungen durch zwei Jahrhunderte in einem Abend ſpielen. —

Die Theater haben im Innern in der Regel ein Patio (Parterre) und mehrere Reihen Logen, **balcos** oder **aposentos** genannt. Das Parterre iſt meiſtens in drei verſchiedene Abtheilungen getheilt, von denen die vorderſte Lehnſtühle, die mittlere, das eigentliche Patio, Bänke, die hinterſte Gradas, d. h. amphitheatraliſch geordnete Sitze hat, doch iſt dies nur in den größern Theatern der Fall. Die Logen ſind faſt wie in Italien beſchaffen, die meiſten Theater haben, der Bühne gegenüber, in jedem Rang eine große Loge, die man Cazuela nennt, und nur allein für Frauen beſtimmt ſind, die ſich daſelbſt, in die Mantillen gehüllt, aus allen Ständen und von jedem Alter einfinden; auch die vornehmſten Damen, die keine Toilette machen wollen oder ſonſt eine Urſache dazu haben, beſuchen oft die Cazuela, durch ihre Schleier unkenntlich gemacht. Die Liebe iſt bei den Spanierinnen die Hauptangelegenheit ihres Lebens, und ſchon manche Donna hat ihren Geliebten als Frau verkleidet, mit in eine Cazuela genommen. Sie lieben höchſt leidenſchaftlich und ſollen dabei ſehr beſtändig ſeyn, dagegen aber fordern ſie die unbedingteſte Ergebung und große Aufmerkſamkeit von dem Geliebten und ſind nicht ſelten deſſen ſchrecklichſter Tyrann, während ſie oft die Sclavinnen ihrer

Eheherrn sind. Ihr Wille muß ihm das strengste Gesetz seyn, gegen das keine Appellation statt findet, dabei besitzen sie eine große Energie, und trotzen jeder Gefahr, besonders die Castilianerinnen, welche die zärtlichsten, so wie die Andalusierinnen die verführerischesten Frauen sind. Sitten, Gebräuche, Kleidung, und sogar die Sprache, sind in jeder Provinz verschieden, und in keinem Land ist eine so große Mischung von verschiedenen Nationen, wie in Spanien, wo neben dem Element der Urbewohner, das der Carthager, der Römer, der Celtiberier, der Germanen, und namentlich der Gothen und Mauren, das glühende Orientalische neben dem ernsten Nordischen sich kundgiebt und in vielen Charakterzügen zeigt, so wie ihre wunderbaren Märchen von verbannten und verwünschten Jungfrauen und Rittern, verborgenen Schätzen, verwünschten Schlössern, verzauberten Gärten, Pallästen, ritterlichen Kämpfen mit Riesen und Ungeheuern, unterirdischen Bewohnern und Geistern ꝛc., bald die glühende Phantasie der Orientalen, bald die romantische des Nordens athmen. Das ganze Land, mit seinen römischen und maurischen Ruinen, seinen Bergen, Wäldern, Schlössern, Pallästen, Kirchen, Klöstern, Kapellen, Einsiedeleien und Gärten, erscheint fast wie eine verzauberte Gegend.

Gerne hätte ich den so nahelegenden Montserrat mit seinem berühmten Kloster und seinen merkwürdigen Einsiedeleien besucht, aber mein krankhafter Zustand machte es mir unmöglich, mein Fieber wollte gar nicht nachlassen und jetzt keinem Mittel weichen, obgleich die Wunde fast ganz zugeheilt war. Die Aerzte schrieben meinen Zustand der feuchten Luft Barcellonas zu, sie hielten für das Beste, meinen Aufenthalt zu wechseln und mit dem südlichen Frankreich zu vertauschen, etwas das aber nicht so leicht zu bewerkstelligen, da zu Land und zu Wasser die Communikation mit Frankreich sehr schwierig war. Unter den jetzigen Umständen allein oder selbst in Gesellschaft mehrer über die Pyrenäen zu kommen, daran konnte man nicht denken, und vor dem Hafen kreuzten englische Fregatten und spanische Kriegsschiffe. Ich sprach deßhalb mit dem kommandirenden General Lecchi, der mir mittheilte, daß er dieser Tage ein kleines Küstenfahrzeug nach Frankreich absenden müsse, und wenn ich es wagen wolle, ich mit diesem, dessen Capitain ein Franzose aus Agde sey, gehen könne; das Schiff sey erst vor wenig Tagen, den Engländern eine Nase drehend, in den Hafen eingelaufen. Ich suchte den Capitain selbst auf, der mir

zuredete mich ihm anzuvertrauen, und sagte, er stehe dafür ein, mich glücklich an die französischen Küsten zu bringen. Ich fürchtete nichts mehr als in englische Gefangenschaft zu gerathen, aber auf sein Zureden entschloß ich mich, das Wagniß zu bestehen, ließ mir die nöthigen Papiere und Certificate ausfertigen, und schiffte mich in einer dunklen Nacht, den 12. September nach 10 Uhr Abends ein. Wir verließen den Hafen mit sehr günstigem Westwind, segelten, von den feindlichen Schiffen unbemerkt, längs der Küste hin und hatten als der Tag anbrach schon die Höhen von Rosas passirt. Die Fahrt wurde mit gleichem Glück bis zu den Küsten Frankreichs fortgesetzt, an Perpignan und Narbonne vorüber, und den dritten Tag erreichten wir glücklich den Hafen von Agde. —

XIII.

Ankunft zu Montpellier. — Ich werde zum 29. Regiment versetzt. — Mürat, König von Neapel. — Ermordung einer Compagnie Voltigeurs. — Der neue König macht sich beim Volk beliebt. — Einnahme der Insel Capri. — Ich werde dekorirt. — Helenas Hochzeitsfeier. — Castell-Amare. — Dritter Feldzug in Calabrien. — Rückkehr nach Neapel, wo ich das Ehrenkreuz erhalte. — Ich werde nach Nola detachirt, und daselbst beinahe erschossen. — Neue Bekanntschaften. — Eine, durch eine beabsichtigte Leichenberaubung entdeckte Verschwörung. — Mürats Politik und Reformen. — Abmarsch nach dem Kirchenstaat.

Die kleine Seereise war mir trotz manchen Unbequemlichkeiten und schlechter Lagerstätte doch ziemlich gut bekommen. Von Agde, ein kleiner Seehafen im Departement Herault, durch ein Concilium, das hier gehalten wurde, bekannt, fuhr ich sogleich über Frontignan, wegen seinem trefflichen Muskatwein berühmt, nach Montpellier ab, wo ich in einem guten Gasthof abstieg, dann den Herrn Michel und Gayral meine Ankunft meldete, die mich mit

Allem, deſſen ich bedürftig war, beſtens verſahen. Nachdem ich mich bei dem jetzt hier kommandirenden General Siſſé gemeldet, theilte mich derſelbe einſtweilen dem hierliegenden Depot eines Infanterieregiments bis zu meiner völligen Geneſung zu, und das geſunde Klima von Montpellier ſtellte mich bald wieder her. Ich ſchrieb an den Kriegsminiſter und bat den General, bei dem ich öfters zu Tiſche war, um deſſen Verwendung, damit ich möglichſt bald wieder in Activität kommen möge. Die Legion, bei der ich geſtanden, war ſo gut wie vernichtet und aufgelöst, ich wünſchte ſehr, wieder in Italien verwendet zu werden, Spanien hatte mich, trotz ſeinen wunderbaren Schönheiten und ſeiner romantiſch-heroiſchen Berühmheit, nicht beſonders angeſprochen, wir ſtanden den Einwohnern viel zu ſchroff gegenüber, als daß man an ein nur leidliches Verhältniß mit denſelben denken konnte. Mein Begehren wurde mir gewährt, und ich zum 29ten Infanterieregiment verſetzt, das im Königreich Neapel ſtand. Die Marſchroute dahin erhielt ich ausgefertigt, fand Gelegenheit mich in Cette auf einer nach Civita-Vecchia beſtimmten Kanonierſchaluppe einzuſchiffen, und kam ohne Unfall nach 7 Tagen, immer längs den Küſten fahrend, glücklich in dieſem Hafen an, von wo ich ſogleich nach Rom abging, und nachdem ich Torlonia und Gertrude beſucht, die auf einer nahen Villa wohnte, ſetzte ich mit einem Vetturino die Reiſe nach Neapel fort, wo ich gegen Ende September, denſelben Tag an welchem auch die neue Königin von Neapel, Mürats Gattin und Napoleons Schweſter, die ſchöne Caroline, ihren Einzug in die Hauptſtadt hielt, ankam. Mürat hatte Spanien ſchon früher verlaſſen, da ihn ſein Schwager zum König von Neapel decretirt, um ihn für das Nichtbeſteigen des ſpaniſchen Thrones zu entſchädigen. In den erſten Tagen des September hatte er mit ungeheurem Pomp, unter dem Zulauf des ſtaunenden Volks Beſitz von ſeiner Hauptſtadt genommen.

Das Regiment, dem ich jetzt angehörte, lag zum Theil in Neapel, zum Theil in Coſenza und der Umgegend, und war eines von denen, welche die meiſte Erbitterung gegen die Neapolitaner und beſonders gegen die Calabreſen hegten, denn man hatte vor einiger Zeit eine Voltigeurcompagnie deſſelben auf das Hinterliſtige gemordet. Dieſelbe hatte durch den Silawald marſchiren müſſen, um ſich von Catanzaro nach Coſenza zu begeben, ſich aber auf dem Marſch verirrt, und kam in die Nähe eines

Dorfes, Gli Parenti genannt, das ein Hauptſchlupfwinkel der Briganden und namentlich derer, die zu der Bande des Francatrippa gehörten, war, deſſen Einwohner im beſten Einverſtändniß mit denſelben ſtanden, die ihnen ſogleich das Verirren dieſer Truppen ſteckten, und beſchloſſen, denſelben eine Falle zu legen, in welcher ſich der die Compagnie kommandirende Capitain auch nur zu leicht fangen ließ. Als ſich die Truppen dem Dorf näherten, kam ihnen Francatrippa, der ſich nicht getraute in offenen Kampf mit dem Feind einzulaſſen, entgegen, gab ſich für den Commandanten der Guardia Civica oder Nationalgarde aus und lud den Capitain, ſeine Offiziere und ſämmtliche Mannſchaft ein, einige Erfriſchungen in dem Ort zu nehmen. Ohne alles Mißtrauen wurde das Anerbieten dankbar angenommen und die Offiziere ließen ſich, durch die anſcheinende Gaſtfreundlichkeit der Calabreſen verführt, unvorſichtig in ein anſehnliches Haus nöthigen, um die vorgeſtellten Speiſen einzunehmen. Der Capitain ließ ſeine Leute die Gewehre in Pyramiden vor das Haus ſtellen, und man brachte nun den Soldaten reichlich Wein, Brod und Käſe, ſie freundſchaftlichſt ermunternd, zuzuſprechen. Als es ſich nun alle recht ſorglos wohlſchmecken ließen und die gaſtfreien Bewohner des Ortes rühmten, da fällt plötzlich ein Schuß aus einem Fenſter, und in demſelben Augenblick werden auch die drei Offiziere in dem Zimmer, in dem ſie ſich befinden, ermordet; zu gleicher Zeit wird aus allen Fenſtern und Thüren der umliegenden Häuſer auf die entwaffneten Truppen geſchoſſen, und es regnet eine ſolche Maſſe von trefflich gezielten Kugeln, daß die meiſten Soldaten tödtlich getroffen niederſtürzen, noch ehe ſie nur Zeit gehabt zu ihren Gewehren zu greifen. Alle bis auf ſieben wurden niedergemacht, dieſe entkamen glücklich nach Coſenza, wo ſie Bericht über die Gräuelthat abſtatteten. — Die Sorgloſigkeit des Capitains in einem ſo feindlich geſinnten Land, das von Inſurgenten wimmelte, war unverzeihlich, mir wäre dies wenigſtens nicht paſſirt, denn ich hätte jedenfalls Vorſichtsmaßregeln genommen, die eine ſolche Ueberrumpelung unmöglich gemacht hätten. — Sobald dieſe That in Coſenza bekannt war, wurden ſogleich 400 Mann nach Gli-Parenti abgeſchickt, mit dem Befehl, das Dorf niederzubrennen und alle Einwohner über die Klinge ſpringen zu laſſen; aber man fand auch keine lebende Seele in dem Ort, die Einwohner hatten ſich vor Annäherung der Truppen in die unzugänglichſten

Wildniſſe geflüchtet, ihre Wohnungen wurden in Aſche gelegt. Wären die ſieben Soldaten nicht entkommen, ſo wäre dieſe Compagnie ſpurlos verſchwunden, ohne daß man je erfahren was aus ihr geworden.

Mir war bei dem Regiment das Commando der Carabinier-Compagnie des 2ten Bataillons geworden, deren Capitain vor Kurzem an den in Calabrien erhaltenen Wunden geſtorben war, bald darauf wurde ich aber zum 1ſten Bataillon verſetzt, weil auch die Muſik des Regiments wieder unter meinen Befehl geſtellt wurde. Von dem Regiment N., bei dem ich früher ſtand, war das 1ſte Bataillon nebſt dem Stab noch immer in Caſtel a mare, das zweite aber, bei dem Hr. v. Gasqui, Caguenec u. ſ. w. ſtanden, nach Tarent abmarſchirt und daſelbſt eingeſchifft worden, um nach der Inſel Corfu gebracht zu werden, wo es auch mit Armes et bagages und ſeinen Frauen glücklich ankam. Auch ich ſollte ſpäter die Inſel kennen lernen. — Helena Cramer war noch mit ihren Eltern in Caſtel a mare, aber die Braut eines neapolitaniſchen Bataillonschefs. Das Liebhabertheater in Giesù nuovo war durch das Abgehen der Madame Gasqui, die nach Corfu, der hübſchen Oberſtin, die nach Paris gereiſt, und anderer geſprengt, auch hätte es durch die Veränderung des Regenten und des Hofes für den Augenblick das frühere Intereſſe nicht mehr gehabt.

Mürat beſchäftigte ſich in der erſten Zeit ſeiner Regierung faſt ausſchließlich mit den innern Angelegenheiten ſeines Königreichs. Unter dem Namen Joachim I. hatte er den Thron von Neapel beſtiegen. Als die Nachricht von ſeiner Ernennung zum König dieſes Reichs bekannt wurde, erfüllte dies die Gemüther der Bewohner deſſelben mit Furcht und Schrecken, denn es ging ihm von Spanien, beſonders wegen den Vorfällen zu Madrid vom 2. und 3. Mai, ein entſetzlicher Ruf voraus, ſo daß man ſich ein blutdürſtiges Ungeheuer unter ihm vorſtellte, was er nicht war. Uebrigens war man mit Joſephs Regierung, den man ſpottweiſe Don Pepe nannte, ſo allgemein unzufrieden geweſen, daß man ſich damit tröſtete, daß es nicht leicht ſchlimmer werden könne. Napoleons älterer Bruder hatte ſich nur ſeinem Hang zum Vergnügen hingegeben, ließ in ſeinem Namen die Miniſter und andere ſchalten und walten, und unſern Herrgott einen guten Mann ſeyn. Daß man ſich den Freuden der Liebe hingibt und in den

Armen schöner und liebenswürdiger Frauen den Hochgenuß des Lebens sucht, dies zu tadeln wäre ich wohl der letzte, denn ohne dies wäre das Leben doch gar zu schal, aber nie darf diese Leidenschaft in eine solche Schwäche ausarten, daß man darüber seine höheren Pflichten vernachläßigt, selbst zum Weibe wird oder sich gar von Maitressen beherrschen läßt, dies ist eines Mannes und besonders eines Regenten unwürdig, jämmerlich klein, und zeigt von schwachem Verstand und Charakterlosigkeit. — Sind die Schäferstunden vorüber, muß der Mann wieder ganz Mann und Herr über das Weib seyn, von dem er dann nur um so mehr geliebt, geachtet und vergöttert wird, dies spreche ich aus vielfacher Erfahrung — freilich war ich nie ein schmachtender Seladon, Siegwart oder Werther. —

Ein Dutzend Damen und deren Anhang, diejenigen Personen ausgenommen, die unter Josephs Deckmantel rauben und sich bereichern durften, wurde dessen Abgang aus Neapel von Niemand, weder vom Civil noch vom Militair bedauert. — Auf die thörigtste Weise hatte er, gleich seinem Bruder Hieronymus in Cassel, die Staatsgelder vergeudet, während das Heer ein ganzes Jahr im Rückstand mit seinem Sold war. Mürat dagegen war wenigstens von den Franzosen, die ihn als einen tapfern General schätzten, geachtet und geliebt, und gerne verziehen sie ihm seine Liebe zu Prunk und auffallender Kleidung. — Die ersten Handlungen seines Regierungsantritts waren geeignet, ihm auch die Herzen der Neapolitaner zuzuwenden. Er zeigte sich überaus leutselig und liebenswürdig, auf den Rath Salicettis, der zugleich Kriegs- und Polizeiminister war, hob er die sehr verhaßten Militairgerichte, die die Leute so schnell in die andere Welt expedirten, auf, allen Deserteurs wurde ein Generalpardon verkündet, wodurch mancher Neapolitaner seiner Familie wiedergegeben ward, und es wurden Maßregeln ergriffen, den verwirrten und höchst traurigen Zustand der Finanzen zu verbessern. Einigen hundert Individuen, die blos als verdächtig oder gefährlich in die Kerker geworfen worden waren, gab er die Freiheit wieder, und rief Verbannte zurück. Dies machte, daß, als die liebenswürdige Caroline, Napoleons Schwester, ihren Einzug in der Hauptstadt hielt, sie von den Neapolitanern mit großen Freudensbezeigungen empfangen wurde. Mürat zeigte sich täglich dem Volk und selbst seine phantastische Pracht und Kleidung schien diesem zu gefallen.

Der neue König glaubte nun auch seinen Regierungsantritt mit einer glänzenden Waffenthat bezeichnen zu müssen, und wählte dazu die am Eingang des Golfs von Neapel liegende Insel Capri, welche die Engländer schon seit drei Jahren im Besitz und so befestigt hatten, daß sie sie Klein-Malta nannten. — Diese Insel ist ringsum von sehr hohen und steilen Felsen umgeben und hat nur einen einzigen Zugang. Zwischen zwei großen Felsen liegt ein sehr fruchtbares, malerisch schönes Thal, welches vortrefflichen Wein liefert, und ein sehr gesunder Aufenthalt ist. Augustus ließ dieses zu einem Erholungsort für sich einrichten, und Tiberius brachte hier die letzten Jahre seines lasterhaften Lebens zu; noch zeigt man die Ruinen seines Pallastes. Capri, das ungefähr 5000 Einwohner zählt, ist gewissermaßen der Schlüssel Neapels zur Seeseite, und so lange es in feindlichen Händen ist, ist die Einfahrt in den Hafen unsicher und gefährlich. — Die Insel diente schon seit den Einmarsch der Franzosen allen Unzufriedenen, Uebelthätern, Unruhestiftern zum Zufluchtsort, von wo aus sie neue Complotte unter englischem Schutz schmiedeten und ausführten. — Hudson Lowe war Commandant derselben. —

Es war den 3. October (1808) gegen Abend, als man die Carabiniers und Voltigeurs der Garnison von Neapel in den verschiedenen Forts unter das Gewehr treten ließ, wobei auch meine Compagnie war. Nach 7 Uhr marschirten wir an den Hafen, wo sämmtliche, zu dieser Expedition bestimmte Truppen sich versammelten. Hier fanden wir etwa 50 kleine Transportschiffe vor, deren Vordertheile mit Brustwehren von zwei Schuh dicken Matratzen versehen waren, und 12—20 Ruderer hatten. Wir schifften uns ein, und eine Fregatte, ein Paar Corvetten und eine ziemliche Zahl Kanonierschaluppen, auf denen ebenfalls ein Theil der Truppen sich befand, machten die Bedeckung aus. Der Divisionsgeneral Lamarque kommandirte die Expedition, und unter ihm die Brigadegenerale Prinz Pignatelli, Montferras und Detrées; wir mochten etwa 2000 Mann in Allem stark seyn.

Mürat, der bei dem Einschiffen zugegen war, sah mich scharf an, als ich mit meiner Compagnie ein Boot besteigen wollte, und sagte: »Capitaine, mich däucht ich habe Sie schon irgendwo gesehen?« —

— Sire, es sind noch nicht 5 Monate daß ich die Ehre hatte

von Ew. Majestät in der Straße zu Madrid angeredet zu werden, ich war damals verwundet.

— Ah ja, ich entsinne mich, Sie waren der Offizier, der einem Insurgenten das Leben rettete.

Er fragte mich nun, wie ich nach Neapel gekommen, was ich ihm in wenig Worten mittheilte, worauf er mir sagte: »Wohlan, Sie haben hier eine treffliche Gelegenheit sich auszuzeichnen.«

— Sire, was an mir liegt, wird geschehen. —

Es war 9 Uhr vorüber, als wir so geräuschlos wie möglich abfuhren; in Capri konnte man keine Ahnung von dieser Expedition haben. Auf der See stießen noch 600 Mann, die von Salerno kamen, zu uns, bei denen die als treffliche Schützen bekannten korsischen Jäger waren. Die Ueberfahrt ging schnell und glücklich von statten, gegen drei Uhr nach Mitternacht waren sämmtliche Schiffe unter den Felsen und Batterien der Insel angekommen; der Angriff sollte auf der südöstlichen Seite statt finden, gerade wo er wegen der steilen Ufer am gefährlichsten war, aber deßhalb auch vom Feinde am wenigsten erwartet wurde. Die Landung mußte mit Sturmleitern, von denen mehrere aneinander gebunden wurden, weil sie nicht hoch genug waren, unter dem fortwährenden Feuern einer Batterie bewerkstelligt werden, auch waren schnell einige Compagnien Engländer und Sicilianer auf den Felsenhöhen, die wir erklimmen mußten, versammelt, und stießen die zuerst Ankommenden wieder hinab, so daß sie an den Klippen zerschmetterten und dann in die Boote oder in die See fielen. Der Bataillonschef Livron, später General in Diensten des Vice-Königs von Egypten, war der erste, der festen Fuß faßte. Jetzt wurden Leitern von allen Seiten angestellt, die zum Theil auf dem Rand der Schiffe ruhten, und mithin einem immerwährenden Schwanken unterworfen waren. Die Carabiniers von der Garde, mehrere andere Compagnien Grenadiere und Voltigeurs, wobei auch die meinige nebst den korsischen Jägern, stürmten jetzt unter dem Pas de Charge der Trommeln und Hörner und dem Kugel- und Steinregen der Feinde. Einige Leitern brachen oder stürzten um und mit ihnen die Mannschaft, die sich auf denselben befand, wobei die meisten ertranken, oder an den Klippen zerschmetterten; ein solches Schicksal hatte die Leiter, die der, auf welcher ich mich befand, zunächst stand, doch fielen die meisten in eine Kanonierschaluppe, und kamen mit leichtern oder schwerern Verletzungen

davon. Ich war ungefähr der 6te Mann auf unſerer Leiter, und der dritte, der die Höhe erreichte, mit dem linken Arm hielt ich mich an den Sproſſen feſt, meinen Säbel hatte ich zwiſchen den Zähnen, und mit dem rechten parirte ich die von oben herabſtürzenden Soldaten, da ich bemerkt hatte, daß ſobald einer fiel, er gewöhnlich auch zwei bis drei andere mit ſich herabriß. Als ich eben auf die Krone des Felſens ſpringen wollte, legte ein engliſcher Soldat auf mich an, ich ergriff jedoch haſtig das Bajonet, das ich mir dabei ziemlich tief in den Daumen ſtieß, aber ich hatte ſo die Richtung des Gewehrs, das auf meine Bruſt zielte, verrückt, und der Schuß ging mir unter dem rechten Arm durch ohne mich zu verwunden. Nun packte ich aber das Gewehr, welches der Soldat nicht losließ, feſt, ſchwang mich mit deſſen Hülfe auf den Felſen, auf dem ich Fuß faßte, der nach mir folgende Carabinier ſchoß meinen Gegner nieder, und ich machte mir nun mit meinem Säbel Platz und Luft. Jetzt kamen immer mehr der Unſrigen oben an, und bald war der Feind in die Flucht gejagt; wir hatten ſehr viel Leute verloren. Kaum hatten wir uns geſammelt, ſo wurde Befehl ertheilt, auf Anacapri loszurücken, deſſen Anhöhen wir ebenfalls unter dem hartnäckigſten Widerſtand und dem unausgeſetzten feindlichen Musketen- und Kartätſchenfeuer erſteigen mußten. Aber auch dieſe, die ganze Inſel beherrſchende Anhöhe wurde endlich erſtürmt, und die Engländer zogen ſich in die befeſtigten Poſten St. Michel, St. Conſtanz und die andern Forts zurück, um daſelbſt Succurs abzuwarten, der ihnen von der See kommen ſollte. Jetzt aber wurden alle andern Theile der Inſel, durch die der Feind hätte Hülfe erhalten können, beſetzt, bei welcher Gelegenheit wir in dunkler Nacht eine in Felſen gehauene, aus mehr denn 600 ſchmalen Stufen beſtehende Treppe, Mann für Mann, ebenfalls unter fürchterlichem Kartätſchenfeuer und Werfen von Leuchtkugeln hinabſteigen mußten. Noch nicht lange hatten wir dieſen Poſten und die andern Theile der Inſel eingenommen, als der feindliche, ſehr bedeutende Succurs, aus 4 Fregatten, einigen Briggs, Bombardiergallioten, Kanonierſchaluppen, Kuttern ꝛc beſtehend, ſich zeigte. Bald wurde die ganze Inſel von dieſen Schiffen umringt. Murat, der vom Vorgebirg Campanella aus, in geringer Entfernung Capri gerade gegenüber, nebſt vielen Tauſend Zuſchauern alles beobachtet hatte, gab ſogleich den Befehl, daß alle noch im Hafen von Neapel ſich befindlichen

Kriegsfahrzeuge und Kanonierschaluppen unter Segel gehen und den Feind angreifen sollten. — Da ein außerordentlich starker Landwind wehte, so mußten die großen englischen Schiffe bald die hohe See suchen, und die kleinern ergriffen die Flucht als sie die Flotille von Neapel kommen sahen, der sie nicht gewachsen waren. Einige 20 Transportschiffe brachten uns im Angesicht des Feindes zu rechter Zeit frischen Proviant. — Unterdessen hatten wir auf der Insel selbst die Breschbatterien zu Stand gebracht, und den 16. October kapitulirte der englische Commandant Hudson Lowe. — Wer hätte wohl damals vermuthet, daß 7 Jahre später Napoleon dessen Gefangener auf der Insel St. Helena seyn würde? — Einen Narren würde man den genannt haben, der so etwas nur im Traum hätte sehen wollen.

O Solon! Solon! Solon! rief Crösus auf dem Scheiterhaufen aus, und Cyrus, die Unbeständigkeit aller menschlichen Schicksale bedenkend, schenkte ihm das Leben. Vanitas vanitatum hätte Napoleon auf seinem Felsen ausrufen sollen, seinem Uebermuth hatte er sein Schicksal zu verdanken. Die Capitulation enthielt die Bedingung, daß die Garnison zwar nach England gehen, aber weder gegen Napoleon noch gegen dessen Alliirte bis zum Frieden dienen dürfe. Höchst wichtig war die Eroberung Capris für Neapel, sowohl wegen der Ruhe des Staates, als für den Handel. Die Insel war bis jetzt eine lästige Fliege auf unserer Nase gewesen. —

Mürat bedachte bei dieser Gelegenheit den heiligen Januarius sehr reichlich und verehrte ihm unter andern Kostbarkeiten einen brillantenen Heiligenschein.

Nach unserer Rückkehr wurden vorerst einige dreißig Kreuze des Ordens der beiden Sicilien an diejenigen Offiziere und Soldaten vertheilt, welche sich am meisten ausgezeichnet hatten, wobei auch mir eines zu Theil ward, worüber ich eine große Freude hatte, damals hielt ich solche Spielereien noch für was Rechtes! — Die Decoration bestand aus einem goldnen Stern von 5 Spitzen mit rubinrothem Email, über welchem ein goldner Adler an einem himmelblauen Bändchen hing. Auf der Vorderseite war das Wappen mit der Inschrift: **Renovata patria** (wiedergebornes Vaterland), auf der andern Seite: **Joseph Siciliarum rex instituit** (König Joseph stiftete ihn). Er brachte jährlich 30 Ducati ein. Der Eid, den man als Ritter desselben ablegen mußte, besagte:

daß man ſein Leben der Vertheidigung des Staates und der Krone weihe. — Nach Murats Sturz wurde auch dieſer Orden wieder aufgehoben.

Einige Tage nach unſerer Rückkehr von Capri ſollte die Hochzeit Helenens mit ihrem neapolitaniſchen Bräutigam, dem Bataillonschef Ritucci, gefeiert werden. Ich beſuchte Cramers zu Caſtelamare und fand Helena eben nicht ſehr erfreut darüber. — Das Mädchen hatte keine Neigung zu dem Mann, der ſchon ein Vierziger war und auch durchaus nichts beſaß, was ein junges hübſches Mädchen zu feſſeln vermag; die Mutter, die das Mädchen gerne a tout prix unter die Haube bringen wollte, hatte dieſe Heirath betrieben, und als die Tochter äußerte, daß ſie keine Neigung zu dem Mann habe, erwiederte ſie ihr: dumme Gans, wenn er dir nicht gefällt und du biſt einmal verheirathet, ſo haſt du ja die Wahl unter Dutzenden. Aechte Grundſätze verheiratheter Militairfrauen. — Auch ich ſuchte das hübſche Mädchen beſtens zu tröſten, ihr Muth einſprechend: wir erinnerten uns mit Vergnügen an die Parthie nach Peſtum und gaben uns dem ſüßen Andenken an dieſelbe hin. — Schon als Knabe hatte ich Helene in Offenbach gekannt und faſt täglich geſehen, da ihre Eltern der Penſion des Hofrath Scherers gegenüber wohnten, und ſie oft herüber kam, ihre jungen Freundinnen zu beſuchen. Ich ſtand nun auf dem vertrauteſten Fuß mit der ſchönen Braut, mit der ich mich manche Stunde auf das angenehmſte unter vier Augen unterhielt, da die Mutter die Gefälligkeit hatte, uns öfter allein zu laſſen, und der Bräutigam nur wöchentlich ein- oder zweimal von Neapel kam. — Der Hochzeitstag war bereits feſtgeſetzt, und ich hatte von dem lieben Mädchen das Verſprechen erhalten, daß ſie mich an dieſem Tag ganz glücklich machen wolle, und ich das droit du seigneur haben ſolle, wenn es irgend möglich zu machen ſey, aber auch nicht früher, denn kein Menſch könne für noch nicht geſchehene Dinge einſtehen. Das Wohlwollen der Mama hatte ich mir durch das Verſprechen eines ſchönen Hochzeitsgeſchenkes erworben. Am beſtimmten Tage fand ich mich ſchon vor Sonnenaufgang, während der Bräutigam noch feſt in Neapel ſchlief, ein. Die Braut empfing mich, wie wir verabredet hatten, in dem an ihrer Wohnung ſich befindenden Gärtchen, in einem reizenden ſchneeweißen Morgenanzug, wo wir eine Stunde zubrachten, welche ihr den reinſten Vorſchmack von dem, was ihrer in der Hochzeitsnacht bevorſtand,

geben mußte, und wir ſchwammen dieſe Stunde im ſeligſten Entzücken! worauf ſie wieder, ſo unbemerkt als ſie es verlaſſen, in ihr Kämmerchen ſchlüpfte. — Ich hatte es nicht gemacht wie jener Gimpel in Lafontaines Fabel; wahr iſt's, daß die Braut auch noch nicht in ihrem Hochzeitsſchmuck prangte, aber auch dieß würde mich nicht abgehalten haben. Die Trauung, zu der ich als Zeuge geladen war, ging mit aller Formalität um die Mittagsſtunde vor ſich, und nach derſelben das Hochzeitsmahl, nach welchem das junge Ehepaar gegen Abend nach Neapel fuhr, wohin ich es nebſt noch einigen andern Offizieren reitend escortirte. Ich war mit Helena übereingekommen, daß wir uns öfters bei ihren Eltern in Caſtelamare ſehen würden, wo ſie dieſelben bisweilen beſuchen wollte, und nahm Urlaub, ſo oft ich ſie daſelbſt wußte und es der Dienſt zuließ. Hier hatten wir dann die beſte Gelegenheit, uns ſo recht con amore der beſeligendſten Liebe und ihren Wonnegenüſſen in der Einſamkeit dortiger Villas hinzugeben.

Caſtelamare iſt eine kleine Seeſtadt, die eine reizende Lage und die herrlichſten Umgebungen hat, ſie iſt zugleich auch ein Curort mit mehreren Mineralquellen und zählt an 10,000 Einwohner. Die königliche Villa iſt ſo ſchön, daß die Einwohner ſagen: qui si sana per forza (hier muß man mit Gewalt geſund werden). Herrliche Kaſtanienalleen führen durch dieſelbe, und romantiſche einſame Fußpfade in die nahen Gehölze, die wir heimſuchten. Der Ort und ſeine Umgegend iſt ſo reizend, daß Mürat, als er ihn zum Erſtenmal ſah, ausrief: Et tout cela m'appartiendra! — Der Wein, der hier wächſt, hat einen ſehr lieblichen Geſchmack. Ein altes in Trümmern liegendes Caſtel, das noch aus den Zeiten der Normänner herrührt, erhöht das Pittoreske der Umgegend nicht wenig. Oft machte ich den Weg hierher zu Waſſer, man legt ihn dann in einer gutruderndem Barke in weniger als drei Stunden, ja wohl in zwei zurück; fährt man mit mehreren Perſonen, ſo bezahlt man nur eine Carlini. Der Weg zu Lande iſt weit länger und umſtändlicher, auch benützte ich ihn ſelten.

Wir befanden uns beide recht wohl bei unſerm Einverſtändniß, und waren noch im Taumel der Flitterwochen der Liebe, als uns das Verhängniß, das auch kein noch ſo inniges Verhältniß berückſichtigt, plötzlich trennte. Das Bataillon, bei dem ich ſtand, erhielt unerwartet Marſchordre nach Coſenza. Ich nahm in Neapel Ab-

ſchied von Helena und ihrem Mann, erſtere konnte kaum ihre Betrübniß und der andere kaum ſeine Freude deßhalb verbergen; denn, obgleich weit entfernt zu ahnen, wie ich mit ſeiner Frau ſtand, war ihm deren Bekanntſchaft mit mir doch nicht ſehr angenehm und es ſchien als fürchtete er, was ſchon nicht mehr zu fürchten war.

Wir traten den mir ſchon bekannten Weg nach Calabrien an und kamen ohne allen Unfall und bei noch ziemlich günſtigem Wetter nach Coſenza.

Noch immer war der Briganbenkrieg mit all ſeinen Abſcheulichkeiten in vollem Gang, und es war beſonders darauf abgeſehen, die Bewohner des Canton Longo-Bucco, die in faſt unzugänglichen Waldgebirgen hauſten und Abgaben zu zahlen ſich weigerten, den Steuererheber getödtet und ſich empört hatten, zu züchtigen, nachdem alle Verſuche, ſie in Güte zur Raiſon zu bringen, geſcheitert waren. Unſer Bataillon marſchirte in aller Stille nach dem aufrühreriſchen Canton ab, während ein anderes ſich zu gleicher Zeit von Roſano aus dahin begab. Mit Hilfe ſicherer und reichlich bezahlter Führer gelangten die Truppen durch große Umwege, durch nur von Heerden Hirſchen und Rehen bewohnte Wildniſſe und Wälder ziemlich unbemerkt in die Gegend, in der die widerſpenſtigen Dörfer lagen. Als aber endlich einem derſelben unſere Annäherung bekannt ward, wurde in demſelben ſogleich die Sturmglocke angezogen, um den Allarm in der Umgegend zu verbreiten und Briganden und Bauern herbeizuläuten. Das Läuten wiederholte ſich nun von Dorf zu Dorf, und ſchnell fanden ſich eine große Menge bewaffneter Inſurgenten auf den höchſten Gipfeln des Waldgebirges verſammelt. Unſere Colonnen rückten nun Tambour battant im Sturmſchritt und mit gefälltem Bajonett, lautem Halloh und en avant gegen die Briganden, die aber nicht für gut fanden den Angriff abzuwarten, ſondern die Flucht ergriffen. — Mit dem ſinkenden Tag kamen wir bei dem Städtchen Longo-Bucco an, das in einem tiefen und ſchauerlichen Waldthal, an dem zwiſchen gigantiſchen Felſenmaſſen dahin brauſenden Trionto liegt, und der eigentliche Feuerheerd der Inſurgenten war. Der Ort, der etwa 4—5,000 Einwohner zählt, hat eine Lage, die ſich vortrefflich zu einer Raub- und Mordhöhle qualificirt, und iſt von Felſenmaſſen und waldigen wildverwachſenen Anhöhen umgeben. Die Bewohner deſſelben ſind meiſtens

Kohlenbrenner, Nagelschmiede u. dgl., die durch ihr rusiges Aussehen ohnehin schon Höllenbewohnern gleichen. Wir fanden für gut, nicht in diesen Ort hinabzusteigen, sondern schlugen auf den Höhen rings um denselben ein Bivouak auf und zündeten während der Nacht ein Paar hundert Wachtfeuer an. Dieses versetzte die Einwohner in große Angst, sie fürchteten uns jeden Augenblick herabsteigen und ihre Stadt mit Feuer und Schwert vertilgen zu sehen. Wir hörten fortwährend ein Schreien, Tumultiren in des Thales Tiefen; die Leute suchten ihr Hab und Gut und ihre Person in Sicherheit zu bringen. Erst mit Tagesanbruch wurden zwei Compagnien hinabgesendet, sie fanden aber den Ort bis auf wenige Greise, ein Paar alte Weiber und einen Pfarrer gänzlich verlassen. Letzterer bat fußfällig um Gnade und Schonung, die ihm unter der Bedingung versprochen wurde, wenn die Bewohner zurückkehren und ihre sämmtlichen Waffen ausliefern, im entgegengesetzten Fall wir aber mit der gänzlichen Zerstörung der Stadt beginnen und fortfahren würden, bis kein Stein mehr auf dem andern wäre. Der Pfarrer betheuerte sein Möglichstes thun zu wollen, unserm Begehren zu entsprechen; in der That kamen auch bald darauf viele Einwohner zurück und legten ihre Waffen nieder; die Rädelsführer aber hatten sich mit andern Haufen tiefer in das Waldgebirg zurückgezogen, wollten von keiner Unterwerfung etwas wissen, und hatten ein, auf einem der steilsten Felsengipfel gelegenes, noch obendrein mit einer ziemlich hohen Mauer umgebenes Dorf besetzt, in dem wir nun Anstalt machten sie anzugreifen. Ein halbes Bataillon stark, bei dem auch meine Compagnie, setzten wir uns gegen Abend in der Richtung von Bocchigliero in Marsch; nachdem wir den größten Theil des Wegs zurückgelegt und die Nacht völlig hereingebrochen war, machten wir mit einemmal eine Wendung und marschirten in aller Stille auf das Dorf zu, in dem sich die Insurgenten befanden, die glücklicherweise keine Kunde von unserer Annäherung erhalten hatten. Mit Tagesanbruch standen wir ganz unerwartet vor ihnen und forderten sie auf sich zu ergeben, die Aufforderung wurde aber mit Gewehrschüssen beantwortet. — Der Ort schien uns anfänglich unangreifbar, denn er hing gleich einem Adlernest an dem Abhang der Felsenmasse; nach näherer Untersuchung entdeckte ich aber, daß er von der andern Seite, wo er sich am Felsen anlehnte, zugänglicher war. Die Voltigeurs erkletterten nun diesen Felsen,

und so gelang es ihnen bald in das Dorf zu dringen; als wir dieses inne waren, wurde sogleich ein Sturm angeordnet, und trotz dem heftigen Gegenfeuer, das die Insurgenten von der Mauer herab unterhielten, wobei viele der Unsrigen stürzten, drangen wir bis an das Thor, das wir einschlugen, und sofort in das Dorf vor, wo alles niedergemacht wurde, was uns in den Weg kam; beinahe alle männliche Bewohner und Insurgenten verloren das Leben, der Ort wurde den Flammen übergeben, und in demselben gehaus't, wie es in durch Sturm eroberten Orten zu gehen pflegt und die Kriegsgesetze gestatten. Aber auch mehr als ein Soldat wurde während der Umarmung eines Mädchens oder einer Frau, von deren Vater, Bruder oder Gatten noch niedergestochen, ja wohl gar von seinem Opfer selbst erdolcht. Viele Weiber hatten sich nebst Kindern und einigen Greisen in die Kirche geflüchtet, wo es den Offizieren nur mit Mühe gelang, sie vor der Wuth der Soldaten zu schützen. Die Gassen des Orts lagen voll Leichen, mehrere der Insurgenten, die hier über 300 Mann verloren, hatten sich den Felsen hinab, in die grauenvollsten Abgründe gestürzt, in denen ihre Körper zerschmettert wurden, einige der Anführer waren aber mit einem Theil ihrer Leute entkommen und hatten sich nach Bocchigliero geflüchtet, wo sie Schrecken und Bestürzung verbreiteten, da sich die Einwohner dieses ziemlich bedeutenden Fleckens nicht schuldlos wußten. Um das sie bedrohende Unwetter abzuwenden, sandten sie den anrückenden Truppen eine Deputation entgegen, die um Gnade und Barmherzigkeit flehte. Wir behielten diese, welche aus den angesehensten Einwohnern des Orts bestand, als Geiseln zurück, und forderten vor allem die Auslieferung der Waffen und der Rädelsführer. Erstere lagen ehe eine Stunde verging in einem großen Haufen, aus Gewehren, Carabinern, Säbeln, Pistolen, Dolchen ꝛc. bestehend, vor uns, die andern aber waren schon wieder weiter entflohen. Die Steuern wurden nun nebst einer starken Brandschatzung erhoben, und bis dies geschehen, blieben in all den Ortschaften starke Militairabtheilungen liegen. Wir marschirten jetzt nach Cosenza zurück, wo sich schon wieder ein Befehl des Kriegsministers vorfand, der unser erstes Bataillon nach Neapel zurück beorderte. Daselbst angekommen, ward mir eine Ueberraschung zu Theil, die mir zu jener Zeit viel Freude machte: Oberst Billiard übergab mir nemlich, als ich mich bei ihm meldete, das Kreuz der Ehrenlegion,

das für mehrere der sich bei der Einnahme von Capri ausgezeichneten Militairs von Paris angekommen war.

Mein erster Besuch in Neapel war bei Helena, wo ich es so gut traf, daß sich ihr Mann gerade im Dienst abwesend, zu Gaëta befand. In ihrer Begleitung besuchte ich ihre Eltern in Castel a mare, wohin wir eine angenehme Wasserfahrt machten, obgleich das Meer etwas stürmisch war und wir tüchtig geschaukelt wurden. — Rituccì kam erst nach zehn Tagen zurück, die wir gut zu benützen wußten. — Ich wurde gleich darauf mit 80 Mann in das nahe Städtchen Nola detachirt, wo sich die Einwohner gleichfalls weigerten, die ihnen auferlegte Kriegssteuer zu bezahlen, und ich so lange weilen sollte, bis dies geschehen. Jeder Mann sollte, so lange dieser Aufenthalt währte, zwei, die Sergeanten vier Carlini, der Offizier, der noch bei mir war, zwei, und ich 4 Ducati täglich erhalten, außerdem mußten die Soldaten bei den widerspenstigen Einwohnern einquartirt werden.

Nola ist ein kleines, ungefähr 5 Stunden von Neapel entferntes, am Fuß einer bis zum Vesuv reichenden Hügelreihe liegendes Städtchen, das an 7000 Einwohner zählen mag, schon in der hetrurischen und römischen Geschichte eine nicht unbedeutende Rolle spielte, und von den Hetruskern 800 Jahre vor Chr. G. gegründet wurde. Hannibal belagerte sie, als eine bedeutende Stadt, im 2ten punischen Kriege, wurde aber zweimal von Marcellus vor ihren Mauern geschlagen. Augustus starb daselbst im 15ten Jahr nach unserer Zeitrechnung. — Hier wurden auch die Glocken erfunden.

Ich kam gegen Abend zu Nola an. Die Leute wurden einquartiert, ich ließ eine Wache von einem Caporal und 6 Mann aufziehen, und begab mich, nachdem ich alles gehörig angeordnet hatte, in das mir in einem entlegenen Theil der Stadt, und ziemlich weit von der Wache angewiesene Quartier, ein kleines Häuschen, das nur eine dürftig meublirte Parterrewohnung hatte, und in dem ich mich ganz allein mit meinem Burschen befand. Nachdem ich etwas zu Nacht gegessen, setzte ich mich in eine Ecke auf einen hölzernen Stuhl und las in: Dantes „Comedia divina", die ich mitgebracht hatte, während mein Bursche noch in demselben Zimmer mit der Reinigung einiger Effecten beschäftigt war. Es mochte ungefähr fünf Uhr in der Nacht (etwas nach 10) seyn, als plötzlich ein Schuß fiel, der ganz in der Nähe losgegangen

seyn mußte, mein Bursch sprang schnell auf, riß Fenster und Laden auf und schrie: **Qu'est ce que cela vent dire? — aber** in demselben Augenblick fielen noch 3—4 Schüsse, beinahe zu gleicher Zeit, deren Kugeln durch das geöffnete Fenster in die Stubenwände drangen, ohne daß weder Louis noch ich verwundet wurden, ich hatte aber durch das Blitzen des Feuers ziemlich deutlich bemerken können, daß sie aus dem Fenster eines gegenüber liegenden Hauses gekommen waren. Der Bursche schlug nun krachend Laden und Fenster zu, und ich sprang nach meinen Pistolen und meinem auf dem Tische liegenden Säbel, und beschloß, wenn es, wie ich befürchtete, auf eine allgemeine Metzelei des Detachements abgesehen wäre, mein Leben theuer zu verkaufen; ich dachte an das Schicksal des Capitains zu Gli Parenti und seiner Leute, hatte aber in einer so nahe bei Neapel liegenden, sonst ziemlich friedlichen Stadt so etwas am wenigsten vermuthet. — Mich vor das Haus bei dunkler Nacht ohne die mindeste Localkenntniß zu wagen, war nicht räthlich, denn ich konnte die Thüre verlassend, niedergemetzelt werden, ohne im mindesten dem Detachement nützlich zu seyn. Ich setzte mich unter diesen Umständen mit dem Rücken gegen den Pfeiler, der die beiden Fenster meiner Stube trennte, und legte meine scharf geladenen Pistolen und den blanken Säbel auf den vor mir stehenden Tisch, während Louis sich mit seinem geladenen Gewehr in die Ecke setzte, die der Thüre und den Fenstern gegenüber sich befand, damit er bei etwaigem Einbrechen gleich losschießen könne; die Hausthüre verbarrikadirten wir außerdem mit Stühlen und was wir vorfanden. So brachten wir wachend die ganze Nacht bis zum Grauen des Tages zu, ohne daß sich weiter das mindeste regte. Die Nacht schien uns gar kein Ende nehmen zu wollen, glücklicherweise hatte Louis sich mit ein Paar Pokalen Wein versehen, den wir allmählig tranken, bei jedem Zug, den wir thaten, schien uns unsere Lage minder gefährlich, und als der letzte Tropfen geleert war, schien das erste Tageslicht durch die Fenster, ich öffnete das eine, sah mich auf dem Platz vor dem Haus um, und erblickte keine Seele. Jetzt verließ ich meine Wohnung und suchte die von derselben sehr entfernt liegende Wache auf, die ich im besten Zustand antraf, und deren Commandant mir rapportirte, daß sie zwar in ziemlicher Entfernung hätten mehrere Schüsse fallen hören, worauf sie aber, da nachher alles wieder ruhig und still

geblieben, nicht weiter geachtet hätten. Ich ließ nun einen Tambour holen und sogleich Generalmarsch schlagen, eine halbe Stunde darauf war das ganze Detachement mit Sack und Pack versammelt, auch nicht ein Mann fehlte bei dem Appell, zu meiner großen Beruhigung, denn ich hatte mich des Gedankens, daß es auf eine kleine sicilianische Vesper abgesehen gewesen, die ganze Nacht nicht erwehren können, es war aber, wie es schien, nur auf mich, als den Commandanten der zur Execution bestimmten Truppen, und also auf eine dumme, zu nichts führende Rache abgesehen. — Ich machte meinen Bericht, requirirte einen Wagen und sandte einen Sergeanten mit demselben an die Commandantur nach Neapel ab, ließ sodann den Sindico holen, dem ich das Vorgefallene mittheilte, so wie daß ich einstweilen, bis ich neue Verhaltungsbefehle aus der Hauptstadt habe, mit meinen Leuten das Rathhaus in Besitz nehme, was ich auch sofort vollzog. Der Mann zog die Achseln, mit einem: „non so niente," und als ich ihm das Haus bezeichnete, aus dem, wie ich glaubte, die Schüsse gefallen seyen, meinte er: „impossibile, son bravissimi gente." — Noch denselben Tag kam ein Offizier mit 60 Mann Verstärkung von Neapel an, und brachte mir eine Instruktion, nach welcher ich so ziemlich carte blanche hatte, und die auferlegten Taggelder für die Offiziere und Truppen nun verdoppelt wurden, mir auch an die Hand gegeben wurde, daß es mir frei stehe, bei den Civilbehörden 50 bis 100 Mann mehr anzugeben, als ich wirklich habe. Ich ließ nun den alten gräflichen Palazzo sogleich zu einer Kaserne einrichten, requirirte Betten und Geräth für die Mannschaft, und zeigte dem Sindico an, daß jeden Tag, so lange wir hier seyen, für 200 Mann Brod, Fleisch, Wein, Gemüse ꝛc. durch einen Fournisseur zu liefern seyen, sowie die durch das General-Commando bestimmten Taggelder. Ich hatte nur 140 Mann und ließ mir die Lebensmittel für die nicht vorhandenen 60 vom Fournisseur baar à 1 Franken per Mann bezahlen, ich hätte 100 mehr rechnen dürfen, so daß ich mit dem Geld nun eine baare Einnahme von mehr als 200 Franken täglich hatte, von denen ich jedoch die Hälfte meinen beiden Offizieren überließ. — Die Thäter, welche geschossen hatten, waren nicht auszumitteln, mit völliger Bestimmtheit konnte ich auch das Haus nicht angeben, denn es war Nacht gewesen, und ich konnte mich irren. Die von der Stadt zu zahlende Contribution wurde jetzt verdoppelt. Aber nicht blos

mit guten Lebensmitteln mußte uns der Fourniſſeur verſehen, ſondern auch mit andern Dingen, und namentlich hübſche Landmädchen mußte er den Offizieren zuführen, was er auch zu unſerer vollkommenſten Zufriedenheit beſorgte, damit uns die Langeweile nicht plagte. Mich hatte er mit einem recht artigen Bürgermädchen, die ſich Chiaretta nannte, verſehen, die während unſers Aufenthaltes Wohnung und Tiſch mit mir theilte. —

Nach vierzehn Tagen hatte die Stadt den größten Theil der Contribution und auferlegten Strafgelder entrichtet, und brachte es dahin, daß ſie die ungebetenen und theuern Gäſte los ward. Wir beſchenkten bei unſerm Abmarſch reichlich unſere bisherigen Geſellſchafterinnen, und entließen ſie in Gnaden, ſie fanden uns weit liebenswürdiger, als ihre neapolitaniſchen Galans, und wären gerne mit uns gegangen. Ich brachte für meinen Theil über tauſend Ducati von dem Contributionsgelde mit nach Neapel, wo wir kurz vor Weihnachten eintrafen. Ich machte nun in faſt allen Kirchen die Runde, um die Vorbereitungen zu dieſem hier ſehr hehren Feſt zu ſehen, wo man in jedem Tempel die Geburt Chriſti auf verſchiedene Weiſe darſtellt, die meiſte Zeit hielt ich mich aber in der großen Carmeliterkirche auf, um die Schönen Neapels auf der Treppe zu dem wunderbaren Crucifix mit den immer wiederwachſenden Haaren vor mir diſiliren zu laſſen. In der Nachmittagsſtunde des erſten Feiertags kamen zwei reizende Geſtalten in der ſchwarzſeidenen Nationaltracht, ich möchte faſt ſagen auf den Stufen herangeſchwebt, denn nie ſah ich niedlichere Füßchen mit Zephirtritten über die Erde gleiten, die zu dem Wunderbild führten. Ich hatte mich oben in einiger Entfernung von dem Crucifix poſtirt, von welchem mir ein ehrbarer Prieſter verſichert hatte, daß die Stadt einmal, der Mann wußte ſelbſt nicht recht wann, vielleicht ſchon vor Chriſti Geburt*), von den Türken beſchoſſen worden wäre, wobei eine Kanonenkugel gerade auf das Haupt des Crucifixes gefallen ſey, welches aber dieſelbe dem Feinde auf der Stelle zurückſandte, und ihm mit dieſer einzigen Kugel über 5000 Mann tödtete, wodurch er zum Rückzug und eiliger Flucht genöthigt, und die Stadt befreit ward. (Von dieſem wich-

*) Ein alter Carmelitermönch hatte in der That einen franzöſiſchen Offizier einmal ernſtlich verſichert, daß dies noch vor Chriſti Geburt geſchehen ſey, was bei der bekannten großen Unwiſſenheit dieſer Herrn Fratres eben nicht zu bewundern iſt.

tigen Ereigniß weiß aber kein Geſchichtsſchreiber etwas.) Seitdem wachſen dieſem Crucifix die 4 Schuh langen Haare alljährlich wieder. Auf meine freilich etwas naſeweiſe Frage, warum denn der Heiland, wenn er doch einmal Wunder thun wolle, es nicht vor Jedermanns Augen thue, und die Haare ſogleich wieder wachſen laſſe? antwortete mir der Pfaffe mit ſchlauem Geſicht: „Chi puo approfondare le raggione di Dio.“ (Wer kann die Gründe Gottes durchſchauen.) Und damit war ich, wie ſich's gebührt, abgefertigt. Bei dieſer Ausſtellung wurde dem Volk mit vielſagender Bedeutſamkeit verkündet, daß das Crucifix unfehlbar recht bald wieder ein neues Wunder vollbringen würde. Die Erbitterung des Volkes war trotz Mürats Reformen, und Dank den ſicilianiſchen Umtrieben auf das Höchſte geſtiegen, auch war man in den letzten 6 Monaten nicht weniger als einem halben Dutzend mehr oder minder ausgedehnten Verſchwörungen auf die Spur gekommen.

Meine beiden ätheriſchen Schönen waren indeſſen herangekommen, und das Geſicht der einen entſprach ganz ihrem graziöſen Wuchs, es war eine Beltà rarissima, auch die andere war ſo übel nicht. Ich ließ die beiden Signorinen nicht mehr aus den Augen. Als ſie ihr Gebet verrichtet und ihr Opfer gebracht hatten, eilte ich ihnen voran die Stufen hinab, um ihnen das Weihwaſſer zu reichen, das ſie freundlichſt von mir annahmen. Ich folgte beiden durch viele Kreuz- und Querſtraßen, ſie hätten es bemerkt, und an einem nicht ſehr anſehnlichen Haus in der Vorſtadt, die nach Capua zu liegt, angekommen, ſahen ſie ſich noch einmal um, und verſchwanden in der Hausthüre. Ich ging nun noch einigemal vor demſelben auf und nieder, bemerkte bald die Schönen hinter einem Fenſter, und machte den kommenden Tag Fenſterparade zu Pferde, Capriolen und Lançaden vor deren Wohnung, und wurde ebenfalls bemerkt. Bald hatte ich durch eine alte dienſtfertige Ruffiana, der ich einen Piaſter ſpendete, herausgebracht, daß die beiden Damen zwei Schwägerinnen ſeyen, und die eine die Gattin eines nobile caduto (heruntergekommenen Edelmannes), der ein kleines Amt bekleide und Carfori heiße, die andere aber die ſchöne Iſaura Carabelli ſey, deren Mann, als der Regierung verdächtig, ſich ſchon ſeit einiger Zeit geflüchtet, und ſich wahrſcheinlich in Sicilien aufhalte. Mit Hülfe der Alten erhielt ich ſchnell Zutritt bei den Damen, denen ich anfangs beiden den Hof machte, ohne mich beſtimmter für die eine oder die andere zu

erklären, aber damit endete, mich an die ſchöne Iſaura zu halten, ohne jedoch ihre geiſtreichere Schwägerin ganz aufzugeben, deren Gatte gegen meine Bekanntſchaft nichts einwendete, da er glaubte meine Beſuche gelten einzig der andern Dame. Ich führte ſie nun auf die Promenade, in die Theater, wir klimperten des Abends Guitarre zuſammen, ſangen Canzonettis und der herannahende Carneval verſprach der Vergnügungen gar mancherlei, doch vernachläſſigte ich auch Helena nicht, und beſuchte ſie von Zeit zu Zeit. — Mürat begann nun auch ſeinen Hof zu organiſiren, und zog die erſten Schönheiten des Adels an denſelben, der bald äußerſt glänzend wurde, und an dem die neue Königin Caroline wohl nebſt der Herzogin von Atri und der Marcheſe Cravagante die erſten Schönheitsſterne waren.

Ich führte, den noch immer beſchwerlichen Dienſt abgerechnet, ein ziemlich angenehmes Schlaraffenleben, beſuchte mit meinen Schönen die prächtigen Feſtinis der großen Theater, und traf bei dieſer Gelegenheit auch einmal auf meine hübſche Apothekersfrau, was ein masquirtes Rendez-Vous zwiſchen uns veranlaßte, dem noch mehrere folgten. Ich war zu dieſer Zeit wieder in dem Torrione del Carmine kaſernirt, wo auch 4 Compagnien vom 1ſten Bataillon des Regiments Y..... lagen. Vor wenig Tagen war ein Neapolitaner von einer angeſehenen Familie, die ihr Familienbegräbniß in der kleinen Kapelle in dem Hof der Carmeliterburg hatte, daſelbſt begraben worden, und wie es hier Sitte, war der mit einigen Kleinodien geſchmückte Leichnam eine kurze Zeit im offenen Sarg zur Schau ausgeſtellt worden. Einige Tage darauf verbreitete ſich das Gerücht unter den Soldaten im Fort, es ſpuke in der Kapelle, und man höre gegen Mitternacht ein Getöſe, welches einem entfernten Klopfen auf Steinen gleiche. Niemand achtete anfänglich darauf, man hielt die Sache für ein gewöhnliches Soldatenmärchen, bis ſich ein Paar Offiziere durch die wiederholte Betheurung der Schildwachen von der Wahrheit dieſes Getöſes überzeugten; ſo auch ich, der über die Sache gelacht hatte. Wir berichteten dem Commandanten des Forts darüber, dem zugleich rapportirt worden war, daß der Kirchendiener eines Morgens einen großen Grabſtein aus ſeinen Fugen gehoben, und mehrere Fenſterſcheiben eingeſchlagen gefunden habe. Man hielt die Sache vorerſt möglichſt geheim, und in der kommenden Nacht begab ſich der Commandant mit mehreren Offizieren in die Kapelle,

wir vernahmen, das Ohr gegen den Boden haltend, bald ein entferntes dumpfes Getöse, und glaubten sogar ein verworrenes Gemurmel von Männerstimmen zu hören. Erst geraume Zeit nach Mitternacht wurde es wieder stille. Der Commandant ließ nun ohne Ausnahme sämmtliche Truppen in dem Fort consigniren, was immer noch mit zwei Drittheilen derselben der Fall war. Nach der Wachtparade wurden Sapeurs beordert, das Gewölbe in der Kapelle zu öffnen, worauf der Commandant mit mehreren Offizieren und mit Laternen versehenen Unteroffizieren hinabstieg. Ein widriger Moder- und Leichengeruch kam uns entgegen, und beim weiteren Vordringen erlöschten bald die Lichter in den Laternen, so daß wir zum Rückzug genöthigt waren. Es wurden nun Kohlpfannen, Weineſſig und Pechfackeln herbeigeholt, mit Eſſig-Dampf gehörig geräuchert, und wir ſtiegen dann zum zweitenmal unter hellem Fackelſchein in die Gruft hinab, aber dennoch naſſe Tücher vor den Mund haltend, um uns gegen den noch immer ſtarken peſtartigen Geruch zu verwahren. Unten angekommen, ſchritten wir über verweſ'te Körper und Haufen von Menſchenknochen. Die Fackeln voran, ſahen wir nur ein durch Mauern beſchränktes, nicht ſehr großes Gewölbe, ſchon machten wir Anſtalt uns wieder zu entfernen, als einer der Sapeurs hinter einem dicken Mauerpfeiler eine über zwei Schuh breite Oeffnung entdeckte, die erſt ganz friſch in die Mauer gebrochen zu ſeyn ſchien, dicht an dieſer Oeffnung fanden wir ein kleines Fäßchen, das wir bei näherer Unterſuchung zu unſerm großen Erſtaunen mit Pulver gefüllt fanden. Jetzt traten wir einer nach dem andern durch die Oeffnung, und befanden uns in einem ſehr geräumigen, von vielen Pfeilern unterſtützten Souterrain, das ſich in allen Richtungen hin unter dem Carmeliterfort ausdehnte, und faſt bei jedem Pfeiler ſtand ein ſolches Fäßchen. Nachdem wir uns in dieſem Gewölbe umgeſehen, entdeckten wir abermals eine größere bogenförmige Durchbrechung in der Mauer, die in der Richtung des Carmeliterkloſters lag, und durch dieſe gehend, befanden wir uns in den Gruften und Gewölben der großen Kloſterkirche, wo wir ſehr viele Leichen verſtorbener Mönche fanden. Daß hier ein gräßliches Vorhaben ausgeführt werden ſollte, war klar. Der Commandant ſtellte ſogleich in dieſem unterirdiſchen Labyrinth Wachen aus, mit dem Befehl, ſobald ſich Jemand ſehen ließe, ihn feſtzuhalten. Da wo wir eine Treppe und an deren Höhe eine eiſerne Fall-

thüre wahrnahmen, die ohne Zweifel von dem Kloſter aus in dieſe Gruft führte, wurden rechts und links zwanzig Mann mit ſcharfgeladenen Gewehren poſtirt. Ein Offizier erhielt die Aufſicht über das Ganze. Wir kehrten nun zur Oberwelt zurück, auf den Ausgang dieſer myſteriöſen Sache höchſt begierig. Der Commandant meldete die gemachte Entdeckung ſogleich höhern Orts, es wurde augenblicklich ein Miniſter-Conſeil zuſammenberufen, in dem man übereinkam, die Eingänge des Karmeliterkloſters und der Kirche durch verkleidete franzöſiſche Militairs und ergebene Polizeiagenten gehörig bewachen zu laſſen, ohne vorerſt Lärm zu machen, und noch eine halbe Compagnie in die Souterrains zu beordern, welche der kommandirende General, nebſt dem Kriegs- und Polizeiminiſter ſelbſt ganz insgeheim unterſuchten; ſie ließen die Pulverfäſſer ſogleich wegſchaffen. Gegen Abend wurden alle Poſten in der Stadt verdoppelt und die Truppen in den Kaſernen zum Ausrücken bereit gehalten. Man hoffte einige der Rädelsführer oder doch in das Geheimniß eingeweihte Individuen, die, wie es ſchien, ihre Arbeiten nur in der Nacht verrichteten, in den Gewölben zu fangen, ſo der Sache auf die rechte Spur zu kommen, und die nöthigen Vorkehrungen treffen zu können. Hätte man ſogleich mit der Beſitznahme des Kloſters und der Verhaftnehmung der Mönche begonnen, ſo hätten leicht die Hauptanführer der Verſchwörung, deren Verzweigung man nicht kannte, entwiſchen oder gar einen allgemeinen Aufſtand veranlaſſen können, was man um jeden Preis verhüten mußte.

Es mochte etwa eine Stunde vor Mitternacht ſeyn, als die an der Treppe poſtirte Mannſchaft die äußern Riegel der Fallthüre zurückſchieben und den Schlüſſel in einem Schloſſe umdrehen hörte, ſogleich wurden die Blendlaternen, welche ſie bei ſich hatte, geſchloſſen, und die Leute verſteckten ſich unter den Bogen der gewölbten Treppe und hinter den Pfeilern. Jetzt drehte ſich knarrend die eiſerne Pforte in ihren Angeln, und mehrere Mönche, denen eine Zahl Arbeiter folgte, mit ein Paar verkleideten Männern an der Spitze, ſtiegen vorſichtig die Treppe herab. Sobald der letzte unten war, traten die hinter der Treppe verſteckten Grenadiere, ſo wie die übrigen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und umzingelten den ganzen Haufen. Man kann ſich die Beſtürzung und das Erſchrecken der Verſchwornen denken, von denen ſich ſogleich einer einen Dolch in die Bruſt ſtieß und todt niederfiel, die übri-

gen wurden festgehalten und gebunden in die Kasernengefängnisse gebracht, unter ihnen befand sich ein Duca und ein Marchese. Das Kloster wurde nun auch mit Wachen umgeben, Niemand weder hinein noch herausgelassen, und mehrere verdächtige Personen, die sich am andern Morgen in dasselbe begeben wollten, sofort verhaftet. Alle Gefangenen wurden den kommenden Tag nach der Vicaria unter starker Bedeckung in verschlossenen Wagen abgeführt. Viele Personen, die in dieser sehr ausgedehnten Verschwörung verwickelt waren, flüchteten, als sie dieselbe durch die Maßregeln die man bei den Carmelitern genommen, für entdeckt hielten.

In der kommenden Nacht, wenn ich nicht irre, vom 30. auf den 31. Januar, wurde plötzlich Generalmarsch geschlagen, alles eilte zu den Waffen und ganz Neapel kam in gewaltigen Allarm, alle Einwohner zeigten sich an den Fenstern und auf den Terrassen, durch alle Straßen ritten Cavallerieabtheilungen und reitende Artillerie kreuzte jagend nach allen Richtungen, es war ein Lärm, als sollte das jüngste Gericht beginnen. Eine ungeheuer donnernde, die halbe Stadt erschütternde Explosion hatte die Veranlassung gegeben, der Palazzo des Kriegsministers Salicetti war in die Luft gesprengt worden, des Ministers hochschwangere Tochter wurde sammt ihrem Gatten, nebst dem Minister selbst, wie durch ein Wunder unversehrt unter den Trümmern hervorgezogen, während fast alle andern Hausgenossen durch die Steinmassen erschlagen worden waren. Die Hälfte des Zimmers, in dem des Ministers Tochter schlief, war mit deren Bett stehen geblieben. Bald hatte man herausgebracht, daß der Sohn des Apothekers Viscardi, Onoffrio, dessen Haus an das des Kriegsministers Salicetti gränzte, dasselbe in die Luft gesprengt, der von Palermo eine eigens zu diesem Zweck verfertigte Maschine mitgebracht. Alle Viscardi wurden bis auf einen, der Mittel gefunden hatte, sich nach Sicilien zu flüchten, eingezogen und hingerichtet. Der Minister selbst starb noch in demselben Jahr vergiftet.

Höchst sonderbar war es aber, daß das Ministerium die Untersuchung gegen die in den Souterrains des Carmeliterklosters Gefangenen, von denen man nie erfuhr, was aus ihnen geworden, sehr geheim betrieb und bald ganz niederschlug. Ein Gerücht war damals im Umlauf, welches besagte, die Salicetti hätten selbst um die beabsichtigte Sprengung des Torrione del Carmine gewußt, wären aber von den Verschworenen nur als Werkzeuge

gebraucht worden, damit dieſe um ſo ſicherer ihre Pläne hätten durchſetzen können, und würden dennoch beim Ausbruch den Miniſter, der wegen ſeinen Gewaltſtreichen und Erpreſſungen allgemein verhaßt war, mit ſeinen Anhängern in die Luft geſprengt haben. Nun bleibt mir noch übrig mitzutheilen, durch welche ſonderbaren Umſtände man zuerſt auf die Spur der beabſichtigten Sprengung des Forts gekommen war.

In einer Compagnie des Regiments Y...., die im Carmine lag, befanden ſich zwei Ungarn, die dem Verſenken der obenerwähnten Leiche in der kleinen Kirche mit beigewohnt und bemerkt hatten, daß der Verſtorbene mehrere Ringe von Werth und ein mit Steinen beſetztes Kreuz mit in die Gruft nahm. Nach ihrer Meinung waren dieſe Dinge den Lebenden weit nützlicher als den Todten, ſie beſchloſſen demnach, ſich dieſelben zuzueignen, und ließen ſich deßhalb eines Abends, in der Kapelle hinter einem Beichtſtuhl verſteckt, von dem halbblinden Kirchendiener einſchließen. Als Alles ganz ruhig war, begannen ſie gegen Mitternacht einen Gruftſtein, durch den man die Leiche hinabgeſenkt, mit eiſernen Stangen, die ſie mitgebracht, zu lüften, bald aber vernahmen ſie das unterirdiſche Getöſe, und in dem Glauben, die Todten ſtünden auf, ihre Koſtbarkeiten zu vertheidigen, ließen ſie ſchnell den Stein wieder fallen und machten ſich durch die Kirchenfenſter, von denen ſie einige Scheiben eingedrückt, davon. Durch ſie wurde zuerſt das Gerücht von dem unterirdiſchen Spuk in der Kaſerne verbreitet, und man erfuhr durch ſorgfältige Nachforſchungen deſſen Urſprung. Für diesmal ſah man den beiden Soldaten das vorgehabte und nicht vollführte Verbrechen, wegen der daraus entſtandenen Rettung der ganzen Garniſon und vielleicht des Königreichs ſelbſt, durch die Finger.

Trotz dem, daß Mürat ſehr den Pomp, Feſte und Vergnügungen liebte, verſäumte er doch nichts, was nach ſeiner Meinung dazu beitragen konnte, die Regierung ſeines Reiches zu befeſtigen und ſich beliebt zu machen. Er führte den Code Napoleon ein, was nicht ſehr politiſch war, da dieſes Geſetzbuch nicht wie das Zeug zu einem Kleid einem jeden Individuum, jedem Volk angepaßt werden kann, und große Mängel bei manchem Guten hat, am allerwenigſten aber für Neapel oder Spanien paßte, Nationen die noch ſo weit in der Cultur zurück waren. Er ſuchte auch das Unterrichtsweſen zu verbeſſern, errichtete eine Nationalbank, that

manches für Kunst und Wissenschaften, ohne selbst viel davon zu verstehen, gab der Nationalgarde eine neue Organisation u. s. w. Die Küsten ließ er jetzt fast ausschließlich nur durch französische Truppen, von denen noch etwa 20,000 Mann in seinem Reich lagen, besetzen. Die neapolitanischen Truppen, die er in einem erbärmlichen Zustand antraf, suchte er bestmöglichst zu disciplíniren, er vermehrte seine Garde mit zwei Regimentern und ließ viele französische Offiziere mit erhöhten Graden in neapolitanische Dienste übertreten, um einen bessern Geist in das eingeborne Militair zu bringen und dasselbe an bessere Ordnung zu gewöhnen. Ich verspürte indessen keine Lust, mich dazu zu melden, da das neapolitanische Militair zu wenig geachtet war, auch galt diese Erhöhung, die selbst eine Zurücksetzung für die Neapolitaner war, nur Subalternoffizieren bis zum Grad eines Capitains, diese wurden aber nicht zu Stabsoffizieren, im Fall eines Uebertritts, ernannt, sondern mit gleichem Grad bei der Garde angestellt. Der höhere Grad, sehr glänzende Uniformen verlockten manchen zum Uebertritt. Gioachimo, wie ihn die Neapolitaner nannten, errichtete auch eine besondere Ehrengarde, welche aus den Söhnen der vornehmsten und reichsten Familien vom Adel, der Gutsbesitzer, Angestellten und Kaufleute formirt wurde. Alle Wochen hielt er mit viel Prunk und Ostentation Musterungen der verschiedenen Truppencorps, wobei ihn ein sehr reich gekleideter Stab und großes Gefolge umgaben. Aber die Franzosen in Neapel, die sich sehr viel von seinem Regierungsantritt versprochen hatten, waren keineswegs mit ihm zufrieden, und fanden sich in ihren, freilich sehr sanguinischen und nicht wohl zu erfüllenden Hoffnungen getäuscht.

Mürat ließ jetzt eine Zählung der Bevölkerung seines Reiches vornehmen, und es fanden sich ungefähr 5 Millionen Seelen. Regnier, den er zum Kriegs- und Marineminister ernannte, führte eine Conscription ein, durch welche von 1000 Einwohnern zwei militairdienstpflichtig wurden. Es wurden neue Regimenter errichtet, und die Fahnenweihe derselben mit großer Feierlichkeit in der Villa-Reale vorgenommen. Zu diesem Zweck war ein Thron daselbst unter freiem Himmel aufgeschlagen worden, von welchem der König die Ceremonien mit ansah, der Erzbischof weihte die Fahnen. Die ganze Garnison, über 20,000 Mann, stand bei dieser Gelegenheit unter den Waffen, unter dem Donner der von allen Forts abgefeuerten Kanonen wurde ein Te Deum gesungen,

worauf die Truppen vor dem zufrieden lächelnden Herrscher defilirten. Hierauf setzten sich die aus französischen und neapolitanischen Regimentern erwählten Abgeordneten und Legionisten an eine mit drei Tausend Gedecken belegte Tafel, an der sie bei diesem Fest gespeist wurden, nieder, wo man sie, während drei Hundert kriegerische Instrumente spielten, trefflich auf Kosten der Municipalität bewirthete. Das Ganze konnte einen Begriff von einer altrömischen Volksspeisung geben. Die Gäste ließen unter Sang und Klang und dem Accompagnement von Artilleriesalven Napoleon und Mürat und ihre splendiden Wirthe hochleben. An 1000 Legionisten traten noch denselben Tag in wirkliche Kriegsdienste.

Mürat hatte außer der öffentlichen Huldigung, die er dem heiligen Januarius besonders wegen Capri dargebracht, auch noch die hohen Diener des Heiligen und die Prälaten der Schatzkapelle, welche schwere goldne Medaillen erhielten, bedacht. Sogar nach Loretto hatte der fromme Monarch einen goldnen, mit Brillanten und Rubinen besetzten Pokal der Madonna verehrt, nachdem derselbe vorher dem Volk von Neapel zur Schau ausgestellt worden war, damit es erkennen möge, welch' gut katholischen Christen es zum gnädigen Herrscher habe! dies war nicht schlecht calculirt.

Noch eine andere Gelegenheit benützte Gioachimo I., seine geliebten Unterthanen durch Festivitäten zu erfreuen. Als nämlich die Brücke beendigt war, welche die Hauptstraße des Landes, durch ein tiefes Thal getrennt, vereinigte, ließ er sie Napoleonsbrücke taufen und mit großer Pracht und viel Ceremonien einweihen, auch stattete er an seinem Geburtstag (25ten März) 100 heirathslustige und fähige Ragazze (junge Mädchen) aus, die er sodann auf großen vierspännigen Wagen, auf denen Napoleons mit Lorbeern gekrönte Büste war, im Hochzeitsschmuck und mit Musik durch die Hauptstraßen Neapels unter dem großen Jubel des Volks fahren ließ. Bald darauf zog er aber viele der reichsten Klöster ein, verbot das fernere Begraben der Todten in den Kirchen der Stadt, bestimmte vermittelst eines Dekrets den öffentlichen Begräbnißplatz an der Grotte von Puzzuoli, wodurch er sich Pfaffen, Mönche und viele Fromme unter dem Volk, das jenen weit mehr anhing als er glaubte, zu heimlichen Feinden machte.

Auf der andern Seite machte er auch das französische Militair mißmuthig, indem er Reklamationen und Klagen gegen dasselbe oft mit fast partheiischer Vorliebe anhörte, um sich, wie er

vermeinte, dadurch um so beliebter bei den Einheimischen zu machen. Die ihn umgebenden Neapolitaner, seiner Eigenliebe schmeichelnd, machten ihn glauben, daß die Aufregung in den Provinzen hauptsächlich daher rühre, weil man französische Militair-Commandanten in dieselben gesetzt, die mit großer Willkür und sehr despotisch handelten, was zum Theil auch an dem war. Er nahm nun denselben diese Commandos ab und besetzte sie mit Einheimischen, so wie auch andere Stellen, dies brachte die Franzosen auf, welche jetzt ihren Dienst oft vernachlässigten, was Ursache war, daß die Insurgenten bald ihr Haupt wieder neuerdings und drohender erhoben. Hiezu kam noch, daß das Desertiren der Unteroffiziere und Soldaten französischer Regimenter, um bei den neugebildeten neapolitanischen Truppen angestellt zu werden, von oben begünstigt wurde, so daß in Kurzem mehr als 4000 Mann, über 300 von unserm Regiment, die französischen Adler verließen, um die weit schönere neapolitanische Uniform anzuziehen. Alle Beschwerden der Obersten deßhalb blieben fruchtlos, und als Mürat und seine Minister erfuhren, daß sich die Colonels deßhalb an den Kriegsminister nach Paris wandten, so wurden sogar deren Depeschen auf der Post eröffnet, und wenn sie solche Beschwerden enthielten, zurückbehalten, weßhalb die Obersten nun ihre Briefe auf Umwegen über die Grenze von Neapel auf römische Posten schickten. Napoleon selbst schien über dieses Treiben seines Schwagers sehr ungehalten zu werden, der aber jetzt, da er König war, auch die Idee hatte, als selbstständiger Regent herrschen und sich der Obervormundschaft des Kaisers entziehen zu wollen. Gern hätte er alle französische Truppen und Generale aus dem Land geschickt, wenn er es hätte möglich machen können.

Ich hatte die Carnevalszeit diesmal recht froh und lustig in Neapel zugebracht und allerlei Intriguen angesponnen, die ich auch in der stillen Fastenzeit noch fortzusetzen für unterhaltend fand, als unser Bataillon plötzlich den Befehl erhielt, nach dem Kirchenstaat aufzubrechen, wohin wir den wohl bekannten Weg über Capua, Fondi, Terracina ꝛc. bis Velettri zurücklegten.

XIV.

Beſitznahme des Kirchenſtaates. — Ende der weltlichen Herrſchaft des Papſtes. — Die Commandantur zu Velettri. — Der Biſchof und der Fourniſſeur. — Gewaltſame Entführung Pius VII. — Ich gehe als Courrier nach Wien. — Ich übergebe Napoleon meine Depeſchen. — Kurze Unterredung mit demſelben. — Schönbrunn. — Parade daſelbſt. — Wien. — Volksſtimmung daſelbſt. — Das Napoleonsfeſt in Oeſterreichs Hauptſtadt gefeiert. — Quartierfreuden. — Liebenswürdige Wirthinnen. — Rückreiſe nach Italien. — Klagenfurt. — Udine. — Treviſo. — Meſtre. — Ankunft zu Venedig.

Als wir in dem Kirchenſtaat angekommen waren (gegen Ende April 1809), wurden viele Compagnien in verſchiedene Städte detachirt, wie nach Piperno, Porto d'Anzo, Ardea u. ſ. w., deren Hauptleute Platzkommandanten daſelbſt wurden. Ich erhielt mit der meinigen das Commando zu Velettri, während der Reſt des Bataillons nach Albano, Corneta ꝛc. verlegt wurde. Daß hier wieder etwas Ungewöhnliches ausgeführt werden ſollte, ging aus allen Anſtalten, die gemacht wurden, hervor. Rom ſelbſt war ſchon ſeit länger als einem Jahr durch den General Miollis beſetzt worden, ungefähr zur Zeit als wir in Spanien einrückten. Der Vorwand dazu war mit den Haaren herbeigezogen; nämlich weil Pius VII. nicht den Code Napoleon in ſeinen Staaten einführen, und England nicht förmlich den Krieg erklären wollte. Der Papſt hatte auf dieſe Zumuthungen erklärt, daß das franzöſiſche Geſetzbuch Eheſcheidungen geſtatte, was gegen die Dogmen der katholiſchen Religion, und daß er ein Mann des Friedens ſey, dem die Engländer nichts zu leid gethan hätten. Ende Januar 1808 war eine ſtarke Truppenabtheilung jeder Waffengattung aus dem Toscaniſchen in Eilmärſchen in den Kirchenſtaat eingerückt, die in der Ebene von Baccano 24 Stunden bivouakirt hatte und um Mitternacht weiter aufbrach, den 2ten Februar im Sturmſchritt, die trabende Artillerie mit brennenden Lunten an der Spitze, in Rom einzog und mit gefälltem Bajonett auf Monte Cavallo ſtürmte, dort die Wachen beſetzte, während Pius VII. in der Kapelle des Quirinalpallaſtes mit den Cardinälen Meſſe las.

Die päpſtlichen Truppen waren bei der Ankunft der Franzoſen in aller Stille, nachdem ſie ſich hatten friedfertig ablöſen laſſen, abgezogen. Drei geſchloſſene Colonnen waren in Rom eingerückt und hatten allmählig alle Poſten in Beſitz genommen, die ihnen, wie es ſchien, die Soldaten Seiner Heiligkeit nicht ſchnell genug übergeben konnten. Der Papſt ſelbſt, der ſich als Martyrer betrachtete, beſchloß alles auf das Aeußerſte ankommen zu laſſen, ſich in ſein Schickſal zu ergeben, aber doch nur der Gewalt weichen zu wollen. Er hatte zwar einen Aufruf an die modernen Römer im Styl und nach dem Muſter der alten Weltbeherrſcher erlaſſen, denſelben gedruckt vertheilen und an die Straßenecken anſchlagen laſſen, aber auf Befehl des franzöſiſchen Geſandten mußte das Haupt der Sbirren denſelben eigenhändig wieder abreißen, und von dem citirten altrömiſchen Geiſt hatte ſich keine Spur vorgefunden. Auch Wunder, die hie und da ein Madonnenbild verrichtete, das Blut geſchwitzt oder Thränen vergoſſen haben ſollte, wie die Pfaffen verſicherten, halfen nichts, und die Römer lachten wohl ſelbſt darüber, „bugie“ (Lügen) ſprechend. Ein einziger Mönch war kühn genug geweſen, in einer Predigt eine Anſpielung auf die Maccabäer zu machen, die alle ihre Feinde erſchlugen, und dabei zu ſagen: „Anche noi siamo in tempo de Maccabei“ (Auch wir leben in den Zeiten der Maccabäer), wurde aber dafür ſogleich in die von den Franzoſen ſchon beſetzte Engelsburg geſperrt. Die Römer tröſteten ſich damit, daß Alles eine Schickung Gottes ſey, der den Napoleon zu ſeiner Zuchtruthe für die ſündhafte Menſchheit erwählt habe, und Pius ſelbſt nannte es: die unerforſchlichen Gerichte des Allmächtigen. Er hatte ſich nun in ſeinen Pallaſt eingeſchloſſen und ſeine täglichen Spazierfahrten eingeſtellt, auch die Erlaubniß zur Feier des bevorſtehenden Carnevals verweigert, mit dem Bemerken, daß es jetzt nicht an der Zeit ſey, an irdiſche Vergnügungen zu denken. Der Gouverneur, General Miollis, gab jedoch Bälle in dem Pallaſt Doria, denen manche der vornehmſten Römer beiwohnten. Das Volk aber war mit der Unterlaſſung ſeines Hauptvergnügens nicht zufrieden, murrte, und ließ ſich einſtweilen die Gallinacei, (gemäſtete Putter, die in Heerden zu Tauſenden um dieſe Zeit in die Stadt getrieben und von ihren Hütern mit langen Schilfrohren zuſammengehalten werden,) ſeine Favoritſpeiſe, trefflich ſchmecken. Miollis erließ eine Ordre nach der andern, Ruhe und polizeiliche

Ordnung in der Stadt einzuführen. Niemand durfte sich mehr zur Nachtzeit ohne Laterne in den Straßen blicken lassen, alle Kutschen mußten mit solchen versehen seyn, was besonders die Eminenzen und die höhere Geistlichkeit verirte, die jetzt ihre Maitressen nicht mehr unerkannt abholen konnten. Die Stadtthore wurden von Mitternacht bis zum anbrechenden Tag geschlossen und nachdem noch mehrere Messerstiche ausgetheilt und Mordthaten begangen waren, wurde bei Strafe des sofortigen Erschießens das Tragen jeder Art von Waffe, Dolche, Stilette oder auch nur Messer verboten, alle bisherigen Freistätten für Mörder, wozu außer den Kirchen ganze Distrikte, wie das Quartier wo das Inquisitionsgericht seinen Sitz hatte, der spanische Platz u. s. w. gehörten, wurden für aufgehoben und als nicht mehr schützend erklärt. Nachdem mehrere Individuen, die trotz dem Verbot noch Messer bei sich getragen, in den nächsten 24 Stunden kriegsrechtlich öffentlich erschossen worden waren, fand man für 1000 Zechinen kein Messer mehr bei den Leuten und das Morden hörte auf. Früher erhielt man für einen halben Scudi die Erlaubniß, jede beliebige Waffe zu tragen, und fast jede Woche fiel ein Dutzend Mordthaten vor, nach denen sich die Thäter in eine Kirche oder in ein sogenanntes Freiquartier flüchteten, wo sie so lange in Sicherheit waren, bis ihnen Verwandte oder gute Freunde durchhalfen oder hohe Protektoren Gnade auswirkten. Indessen hatte man doch bald eine Verschwörung entdeckt, an deren Spitze mit der Principe Altieri und der Duca Braschi, beide Anführer der päpstlichen Nobelgarde, standen. Miollis ließ diese Garde sogleich entwaffnen, und kaum hatten die Rädelsführer noch Zeit gehabt sich durch die Flucht der Verhaftung zu entziehen. Miollis erließ auch einen Befehl an die Kardinäle, Rom binnen dreimal 24 Stunden zu verlassen, aber der Papst verbot ihnen, diesem Befehl zu gehorchen und befahl, nur der Gewalt nachzugeben, damit die Welt wisse, daß sie nur rohe Uebermacht von dem päpstlichen Busen losgerissen habe. Dennoch mußten die Cardinäle fort, die beiden Doria begaben sich nach Genua, in ihre Vaterstadt, und von Paris kam ein Befehl, daß sich alle Eminenzen in diejenigen Staaten zu begeben hätten, deren geborne Unterthanen sie seyen. Pius VII. rief nun auch seinen Gesandten zu Paris, den Cardinal Caprara, zurück, was Napoleon als eine Kriegserklärung auslegte, die ohnehin schon dadurch geschehen,

weil sich Rom nicht, gleich den übrigen italiänischen Staaten, gegen den allgemeinen Feind, England, habe verbünden wollen, und die Provinzen Urbino, Ancona, Macerato und Camerino wurden unwiderruflich auf ewige Zeiten (diese Ewigkeit währte fünf Jahre) durch ein Dekret dem Königreich Italien einverleibt, auch wurde allen Kardinälen und römischen Beamten aus diesen Provinzen bei Strafe der Confiscation ihres Vermögens geboten, sich in ihre Heimath zu verfügen, so daß dem Papst außer dem Gebiet der Stadt Rom wenig mehr blieb. Trotz all dem beschäftigte sich jetzt Pius noch mit der Heiligsprechung der Königin Clothilde von Frankreich. Was die Römer am meisten schmerzte, war das Ausbleiben der Fremden, besonders der Engländer, wodurch ihnen ein bedeutender Verdienst entging.

Napoleon hatte indessen beschlossen, der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende zu machen und Rom selbst seinem großen Reich einzuverleiben: daher die abermaligen Truppenmärsche im April und Mai 1809 in den Kirchenstaat, ein großer Staatsstreich sollte ausgeführt werden, während er sich in dem von ihm eroberten Wien befand. Er dekretirte 4 Tage vor der Schlacht von Aspern, den 17. Mai 1809, das Ende der päpstlichen Herrschaft, und daß, da sein großer Vorfahr, Carl der Große, den römischen Bischöfen verschiedene Distrikte nur als Lehen überlassen habe, er, um der päpstlichen Halsstarrigkeit den Hals zu brechen, dieselben wieder einziehe, den Kirchenstaat mit seinem Reich vereinige, und Rom zu einer freien (?!) kaiserlichen Stadt erkläre ꝛc. Miollis nahm den 1sten Juni feierlich Besitz von Rom, und die neu errichtete Consulta, deren Präsident er war, erließ eine Proklamation, die mit folgenden hochtrabenden Worten begann:

»Römer! Der Wille des größten der Helden (risum teneatis amici) vereinigt Euch mit dem größten der Reiche ꝛc.« In derselben wurde auch gesagt, daß das Elend und die Ungesundheit der römischen Städte nun der Glückseligkeit Platz machen müsse, die ihnen zu Theil würde, und daß Rom fortdauernd der Sitz des sichtbaren Oberhauptes der Kirche bleiben solle, wo dasselbe nun über alle irdischen Interessen und Betrachtungen erhaben, der Welt das Schauspiel der reinsten Religion im höchsten Glanz geben würde u. s. w.

Von dieser Proklamation wurden mir einige Tausend Exemplare nach Velletri geschickt, um sie daselbst und in der Umgegend zu

verbreiten, was ich pflichtschuldigst, damals ein eben so verblendeter Narr wie die Andern, that, und den Rest auf der Jagd in den pontinischen Sümpfen verpuffte. Es wurden nun allenthalben die päpstlichen Wappen abgerissen und durch die napoleonischen Adler ersetzt, alle Urkunden im Namen des Kaisers ausgestellt u. s. w.

Ich hatte einstweilen in Velletri ein sehr friedliches und behagliches Leben geführt und außer einigen Intriguen mit ein Paar hübschen Vilanellen (Landmädchen), die hier wie in Albano ein sehr malerisches schönes Costüme haben, auch einem kleinen Rencontre mit einem Prälaten, keine Fatas von einiger Erheblichkeit gehabt. Die Einwohner, bei denen Caguenecs tolle Streiche noch in frischem Andenken, waren mit mir zufrieden; Jener hatte sich unter andern von seinen Soldaten, nachdem er mit denselben in der Stadt herumgezogen um guten Wein zu requiriren und sie betrunken gemacht, auf russische Weise auf dem Marktplatz der Stadt prellen lassen, das heißt, die Russen in seiner Compagnie wollten ihrem Capitain eine Ehre in russischer Manier anthun, legten ihn auf große wollene Decken und schleuderten ihn dann in die Luft, fingen ihn wieder auf, was sie ein halbes Hundertmal wiederholten, dabei ein großes Feuer auf dem Platz anzündeten, so daß den Einwohnern angst und bange wurde, dabei tanzten die Soldaten um die Flammen und schrieen aus vollem Halse: Hurrah unser braver Capitain. Zuletzt hatte er gar eine Contribution von mehreren Tausend Scudi auf seine Faust ausgeschrieben, meinend, was Marschälle und Napoleon im Großen thun, dürfe er ihnen wohl im Kleinen nachmachen, nicht bedenkend, daß man große Diebe laufen läßt und die kleinen hängt. Ablösung, scharfer Festungsarrest, noch bevor die Contribution erhoben war, gegen die man in Rom Beschwerde führte, waren die Folgen davon. Meine Affaire mit dem Prälaten, einem Bischof, war indessen nicht so ganz unbedeutend, und hätte leicht eine ähnliche Geschichte wie die in Albano werden können, wenn mich jetzt die Erfahrung nicht besonnener gemacht hätte. Dem Fournisseur, der die Lebensmittel für uns lieferte, ein junger und rechtlicher Mann, eine Seltenheit bei einem Lieferanten, wollte der Prälat ein junges Mädchen, das von dem heiligen Mann so fruchtbar überschattet worden war, daß sich die Spuren davon auf das unwiderlegbarste zeigten und sie die beste Hoffnung hatte, einen kleinen Bischof zu bekommen, als eheliches Gesponns auf-

hängen. Bianconi, so hieß der Fourniſſeur, anfänglich die wahren Umſtände nicht kennend, war in die Falle gegangen, die man ihm ſchlau gelegt, aber hinter den Zuſammenhang der saubern Geſchichte kommend, und einſehend, daß er einen biſchöflichen Deckmantel abgeben ſollte, zog er ſich zurück, verweigerte dem Mädchen, das übrigens recht hübſch war, ſeine Hand, und wurde nun auf deren Anklage vorerſt ins Gefängniß geſteckt, um ihn ſo zu zwingen, ſich in Hymens Feſſeln ſchmieden zu laſſen. Ich erfuhr die Sache durch meinen Fourrier, ließ das Mädchen zu mir kommen und brachte bald durch Drohungen die Wahrheit und das Geſtändniß von ihr heraus, daß der hochwürdige Herr der Papa zu dem zu hoffenden Kinde ſey. Ich behielt das Mädchen in meiner Wohnung, begab mich zuerſt in das Gefängniß um auch den jungen Mann zu vernehmen, und von dieſem zum Prälaten, der mich ſehr artig empfing, mich fragte, in was er mir dienen könne, worauf ich mir die augenblickliche Freilaſſung des Gefangenen, ebenfalls ſehr artig erbat. Der fromme Mann wollte mich anfangs gar nicht verſtehen, ſich auf nichts einlaſſen, betheuerte ſeine Unſchuld, ſchrie über abſcheuliche Verleumdung, bis ich ihm nun in ſehr ernſtem Ton andeutete, daß, da die Sache unſern Lieferanten betreffe, ich genöthigt ſeyn würde ſie an das Generalkommando nach Rom zu berichten. Jetzt ſpannte der hochwürdige Herr andere Saiten auf, verſicherte mich, daß er ganz allein aus Achtung für meine Perſon den Mann freigeben und die Sache näher unterſuchen wolle. Ich aber klopfte ihm vertraulich auf die Schulter, und ſagte ihm mit lächelnder Miene: Laſſen wir unter uns alles Comödienſpiel bei Seite, wir ſind ja beide Männer und arme Sünder, geben Sie der Dirne eine kleine Ausſteuer, und ſie wird dann ſchnell einen gutmüthigen Deckmantel finden, wodurch aller Scandal verhütet wird. Der geiſtliche Herr endigte damit, meinen Rath vortrefflich zu finden, bat mich um Bewahrung des Geheimniſſes und ein gutes Glas Wein mit ihm zu leeren, ich geſtand beides zu, und wir ſchieden als die beſten Freunde, mit dem Befehl zur Freilaſſung des armen Teufels in der Taſche ließ ich den Bianconi ſogleich aus ſeinem Kerker holen.

Anfangs Juli bekam ich in aller Frühe Befehl, ſogleich mit meiner Compagnie nach Albano abzumarſchiren, wo ſich eine bedeutende Truppenmaſſe verſammelte. Nachdem wir zwei Tage daſelbſt zugebracht, ohne zu erfahren auf was es eigentlich abgeſehen

ſey, erhielten alle hier und in der Umgegend liegenden Truppen den 5ten Juli gegen Abend Ordre ſich marſchfertig zu halten, und wurden vor dem nach Rom führenden Thor verſammelt. Die leichte Infanterie bildete die Avantgarde, dann kam die Linie und Reiterei, und Artillerie machte den Beſchluß. In dieſer Ordnung marſchirten wir nach Rom ab. Vor dem Thor San Giovanni angekommen, wurde Halt gemacht und ſcharf geladen. Es mochte ungefähr eine gute Stunde vor Mitternacht ſeyn, als wir in der größten Stille in Rom einmarſchirten, ſelbſt die Hufe der Pferde und die Räder der Kanonen hatte man mit Stroh umwickelt, daß ſie keinen Lärm machten. So marſchirten wir gegen Monte Cavallo, in den Straßen auf ſtarke Patrouillen der franzöſiſchen Garniſon ſtoßend. Daſelbſt angekommen, wurde ein Theil der Infanterie und die Cavallerie in die zum Quirinal führenden Straßen vertheilt, und die Kanonen, welche die entgegengeſetzte Richtung vom päpſtlichen Pallaſt erhielten, mit brennenden Lunten zur Seite, aufgepflanzt. Die Patrouillen bedeuteten den Einwohnern, die hie und da ein Fenſter öffneten oder ſich an der Thüre blicken ließen, ſich ſofort zurückzuziehen, widrigenfalls man Feuer auf ſie geben würde. Es herrſchte nun eine feierliche Stille, und wir waren alle in einer ſeltſamen Spannung was wohl geſchehen würde. Ich ſtand mit meiner Compagnie noch auf dem Campo Vaccino, als mir eine Ordonnanz die Ordre überbrachte, mich mit 20 auserwählten Grenadieren ſogleich zum General Miollis zu verfügen. Bei dieſem, der ſich zu Fuß mit mehreren Generälen und Chefs, unter denen auch der Gendarmerie-General Radet, am Piedeſtal der Coloſſe auf dem Monte Cavallo befand, angekommen, nahm mich letzterer, dem ich von meinem Oberſt beſonders empfohlen worden war, bei Seite, und eröffnete mir, daß dieſe Anſtalten getroffen ſeyen, um im Fall ſich der Papſt weigern würde, die Entſagungsacte über alle weltliche Herrſchaft, Macht und Anſprüche auf den Kirchenſtaat zu unterzeichnen, ſeine Gefangennehmung zu bewerkſtelligen, die in dieſem Fall vom Kaiſer dekretirt und auch von Mürat befohlen ſey. Er habe mich auf Empfehlung meines Oberſten erwählt, thätigen Antheil an dieſer Expedition zu nehmen, die er ſogleich anführen werde und wozu er nur noch einige Offiziere und erleſene Mannſchaft erwarte. Ich geſtehe, daß mir dieſe Eröffnung nicht gerade die angenehmſte war, da ich Pius VII. als einen würdigen und achtungswerthen

Mann und Souverän kennen gelernt und durch meine frühere Audienz ihn persönlich lieb gewonnen hatte, aber hier befahl der Dienst, und war keine Einwendung zu machen. Es währte nur noch wenige Minuten bis die zu dieser Expedition erlesene Mannschaft beisammen war, etwa 8—10 Offiziere, 120 Mann aus Elitecompagnien und ein halbes Dutzend Sapeurs. Radet führte das Commando an. Wir mußten mit Leitern über die hohen Gartenmauern steigen, da der Papst schon früher die Eingänge des Pallastes hatte vermauern lassen, und derselbe so zu sagen zu einer kleinen Festung umgeschaffen wurde; aber auch die innern, in den Garten gehenden Thüren mußten die Sapeurs erbrechen. Wir stießen zuerst auf die, einige 40 Mann starke Schweizergarde, die sich nicht zur Wehr setzte, sondern auf die an sie ergangene Aufforderung die Hellebarden streckte. Wir durcheilten mehrere Gänge und Säle, Radet erwischte einen Kammerdiener des heiligen Vaters, den er zwang, uns in die Gemächer des Papstes zu führen und das Zimmer zu öffnen, in welchem sich Pius VII. befand. Wir traten ein, der wirklich ehrwürdige Oberpriester saß noch völlig angekleidet, die Stola umhabend, an einem Tisch und war mit Schreiben beschäftigt. Radet näherte sich ihm, redete ihn französisch an, das Pius geläufig sprach, und machte ihn mit seinem Auftrag bekannt, wobei er ihm die zu unterschreibende Acte mit der Erklärung überreichte, daß er im Weigerungsfall strenge Ordre habe, seine Heiligkeit gefangen abzuführen. Des Papstes Antwort war: **Mi taglierete piu tosto in mille pezzi.** (Ihr werdet mich eher in tausend Stücke hauen.) Da Radet sah, daß alles Zureden vergeblich war, ließ er die Sapeurs eintreten, ein auf die Straße gehendes Fenster einschlagen, hieß sodann den Papst und den Kardinal Pacca auf zwei Armstühle setzen, sie fest auf denselben anbinden, und beide durch das Fenster auf die Straße hinablassen. Der General selbst aber eilte schnell auf dem Weg, den er gekommen war, mit uns hinab, empfing den Papst und den Cardinal unten, und nöthigte beide sich in einen mit vier Pferden bespannten Wagen zu setzen, auf dessen Bock er stieg, und jagte so mit einer starken Reiter-Eskorte umgeben, im gestreckten Galopp davon, durch die nächsten Straßen, zur Porta Salara hinaus, um die Stadtmauern herum bis an die Porta Popolo und von da auf der Straße nach Florenz weiter. Die Truppenabtheilungen, welche zu der Garnison Roms gehörten,

verfügten sich in ihre Quartiere, die aber von Neapel gekommen waren, marschirten gegen Morgen nach Albano zurück und erfuhren erst nach einigen Tagen was eigentlich vorgegangen war. Roms Bewohner waren nicht wenig bestürzt, als sie am andern Tag erfuhren, daß ihr Souverain abgereist sey, aber es blieb alles ruhig, und man redete sich nur mit einem: „il Papa è via“ (der Papst ist fort) an. Es wurden einige Proklamationen erlassen, während Pius den Weg nach Frankreich gezwungen machen mußte. Noch denselben Morgen wurde ich zu dem General Miollis beordert, wo mir dieser mittheilte, daß auf Empfehlung meiner Obern und Radets, er mich dazu bestimmt habe, dem Kaiser die Depeschen, welche die Berichte über das Vorgefallene enthielten, nach Wien in der Eigenschaft eines Courriers zu überbringen, eine Mission, die ich mit großer Freude annahm. Was den General noch mehr dazu bewogen hatte mich mit diesem Auftrag zu beehren, war, daß ich der deutschen Sprache mächtig, worauf man besonders deßhalb Gewicht legte, weil das Gerücht ging, daß die österreichischen deutschen Länder und namentlich Tyrol in vollem Aufstand seyen, und ich wohl im Fall der Noth als reisender Privatmann noch ungehindert durchkommen könne, weßhalb man mich auch mit dem Paß eines deutschen Barons, der von Rom nach Wien reise, versah. In einem ziemlich bequemen Wagen fuhr ich in wenigen Stunden nach der Abreise des Papstes mit unaufhaltsamer Eile, meistens 4 Postpferde vorgespannt, über Florenz, Bologna, Rovigo, wo ich die Nachricht von dem zu Wien abgeschlossenen Waffenstillstand zuerst erfuhr, Padua, Mestre (Flecken ganz nahe bei Venedig, von wo man auf einer Barke dahin fährt), Treviso, Udine, Villach, Klagenfurth, Frisach, Judenburg, Leoben, Wienerisch-Neustadt, Gumpendorf und nach Wien, wo ich trotz dem, daß ich mir kaum ein Paar Stunden zum Essen gegönnt, erst den 7ten Tag nach meiner Abreise von Rom, des Morgens um 4 Uhr eintraf. Im Flug hatte ich die ganze Strecke, wohl über 200 Meilen zurückgelegt und den Wagen nur zur höchsten Nothdurft verlassen, fast alle Mahlzeiten in demselben zu mir genommen, und da wo die Wege schwierig waren, oft 6 Pferde vorspannen lassen. Ich hatte zwar die Reise in Civilkleidern zurückgelegt, aber durchaus keine Unannehmlichkeiten gehabt, und war nirgends angehalten worden, wobei mir allerdings das Deutsche gut zu statten kam. So ermüdet ich auch war, so erlaubte ich mir

doch keine Stunde Ruhe, ſondern machte ſogleich nach meiner Ankunft meine Toilette, raſirte mich, ſteckte mich in meine große Uniform, und eilte mich bei dem General Andreoſſy, damals franzöſiſcher Commandant zu Wien, zu melden, dem ich den Zweck meiner Reiſe mittheilte und der mich ſofort von einem Adjutanten begleitet nach Schönbrunn zur Uebergabe meiner Depeſchen abſandte. Es war noch nicht acht Uhr, als wir daſelbſt ankamen und bei dem Kaiſer gemeldet wurden. Nach einer kleinen Viertelſtunde wurden wir vorgelaſſen, und als wir in das kaiſerliche Gemach traten, ſtand Napoleon von ſeinem Arbeitstiſch auf, auf dem mehrere Papiere und Karten lagen, that ein Paar Schritte vorwärts und redete mich mit den Worten an: „**Vous m'apportez, des nouvelles de Rome.**“ — **Oui sire.** — Ich hatte die Depeſchen in der Hand und wollte ſie ihm überreichen, als er haſtig ſelbſt darnach griff, ſie öffnete und öfters, das Geſicht verfinſternd, las, während ich alle Zeit hatte, ihn genau zu beobachten. Endlich legte er ſie wieder zuſammen, warf ſie auf den Tiſch und befragte mich nach verſchiedenen nähern Umſtänden und dem Hergang der Verhaftung. Ich mußte in die kleinſten Details eingehen, wurde mehrmals von ihm durch Fragen unterbrochen, wobei ſich ſeine Stirne umwölkte wenn ihm die Antwort nicht ſehr angenehm ſchien; namentlich erkundigte er ſich angelegentlich, wie ſich das Volk in Rom verhalten habe und wie deſſen Stimmung ſey. Ich gab ihm, ſo weit ich es im Stande war, die gewünſchte Auskunft, mit dem Bemerken, daß ich wenige Stunden nach der Begebenheit Rom verlaſſen habe. Nachdem dies alles abgemacht und der Kaiſer ſich herabgelaſſen hatte, ſich nach meiner werthen Perſon und meinen Dienſtverhältniſſen zu erkundigen, und nachdem ich ihm auch hierauf mit wenig Worten geantwortet hatte, fragte er mich noch, ob ich als Deutſcher mit meinem Dienſt zufrieden ſey, was ich bejahte, und zugleich dachte: jetzt ſtehſt du vor der Schmiede, du mußt es benutzen. Mein innigſter Wunſch war nämlich damals, zu der Garde Napoleons verſetzt zu werden, und ich ließ ihn Sr. Majeſtät blicken, wurde aber ſofort mit einem: „**C'est bon, nous verrons,**“ allergnädigſt entlaſſen.

Ich ging nun in dem Park von Schönbrunn ſpazieren, die Parade, die um 10 Uhr ſeyn ſollte, abwartend. Den Platz vor dem Schloß hatte man ſo eingerichtet, daß die Truppen daſelbſt campiren konnten. Der Garten war noch auf holländiſche oder

französische Art angelegt. Schönbrunn, das nur eine halbe Stunde von Wien entfernt ist, war früher ein Jagdhaus, bei dem sich ein Thiergarten befand, aber 1685 bei der Belagerung der Türken ganz zerstört worden. Leopold I. ließ 1696 wieder ein Schloß daselbst erbauen und einen Lustgarten anlegen, der 1700 fertig wurde. Maria Theresia wählte diesen Ort zu ihrem Sommeraufenthalt. Aus dem vorhandenen Schlößchen machte sie ein schönes Lustschloß, sie erweiterte die Gärten, legte den holländischen Garten und eine Menagerie an, und traf Vorkehrungen, daß das hier vorbeiströmende Flüßchen Wien keinen so großen Schaden mehr durch Ueberschwemmungen anrichten konnte; später wurden noch viele Statüen, das sogenannte Gloriett, die Neptunsgrotte ꝛc. angebracht, und Joseph II. verwendete besonders viel Aufmerksamkeit auf den botanischen Garten. In dem großen Hof, in dem sich zwei Springbrunnen mit Gruppen von allegorischen Figuren befinden, können über 7000 Mann paradiren. Das Innere des Schlosses hat einige schöne Säle, namentlich ist der Audienzsaal prächtig, auch sind in einigen Gemächern hübsche Malereien angebracht. Es hat eine Kirche, ein Theater, eine Apotheke und eine Manege. Was mich bei meinem Umherstreifen im Garten am meisten wunderte, war, die Statüe eines Scävola und selbst die eines Brutus daselbst zu finden, doch diese alten Herrn sind bei den gutmüthigen Wienern nicht gefährlich. An Teichen, Springbrunnen, Alleen ꝛc. fehlte es auch nicht, besonders sprach mich eine alte hochgewölbte Lindenallee an. Von der Platte der Gloriette, eine runde, auf Säulen ruhende Glasgallerie mit Trophäen ꝛc. geschmückt, hat man eine schöne Aussicht über Wien hin bis zu dem Kahlenberg, und auf der entgegengesetzten Seite nach Baden zu. Die Königin Caroline von Neapel ließ im Jahr 1806 hier ein Denkmal, aus einer Granitsäule bestehend, setzen, dessen Inschrift besagt: daß es aus Liebe für Maria Theresia geschehen sey. Napoleon soll geäußert haben, man könne es mit geringer Abänderung zu einer Schandsäule jenes bösen Weibes, Caroline, machen. Dies ließe sich wohl noch auf gar manches andere Denkmal und namentlich auf die Napoleons selbst sehr gut anwenden. In der geräumigen Orangerie gab Joseph 1784 glänzende Feste und Bälle zu Ehren des Großfürsten Paul. Von den vierfüßigen Bewohnern der Menagerie, die ein Rondel bildet, in dessen Mitte sich ein Saal befindet, dessen Fenster auf die Behälter der

Thiere geben, und über welchen wilde Thiere abgemalt sind, hatten viele die Reise nach Paris machen müssen.

Punkt 9 Uhr kam Napoleon mit seinen Marschällen, Generälen und einem glänzenden Gefolge die Stufen der Schloßtreppe herab, die Musterung zu passiren; sich hie und da bei einem der Soldaten aufhaltend, dessen Gewehr und Tornister nachsehend, ließ er dann die Truppen nach einigen Handgriffen defiliren, und sprach mehrmals mit dem General Rapp. Als die Parade vorüber war, ging ich nach Wien zurück, wo ich bei der Commandantur Erlaubniß eines längern Aufenthalts auswirkte, um mich von den gehabten Strapatzen gehörig ausruhen zu können. Man hatte mir ein Quartier bei einem ziemlich wohlhabenden Bürger in einer entlegenen Gasse der Vorstadt Gumpendorf gegeben, das ich aber schon den 2ten Tag mit einem andern in der Josephsstadt bei einer hochadeligen ältern Dame, einer gebornen ungarischen Gräfin, deren Mann, ein Graf G....., mit dem österreichischen Hof, bei dem er eine Stelle bekleidete, geflüchtet war, vertauschte. Hier befand ich mich nicht nur sehr wohl, sondern fand auch bald die angenehmste Unterhaltung und Zerstreuung. Die Dame hatte zwei schöne Töchter, von denen die eine 19 Jahre zählte und an einen Rittmeister, Grafen D....., der mit seinem Regiment bei der österreichischen Armee stand, verheirathet, die andere, noch ledig, kaum 17 Jahre zählte, aber Braut mit einem österreichischen Stabsoffizier war, der sich auch auf flüchtigem Fuß befand. Besser konnte ich es unmöglich treffen, die beiden jungen Contessen waren musikalisch, sangen recht artig, und die alte Gräfin war vergnügt, wenigstens einen Deutschen im Quartier zu haben. Zuerst hatte man mir das Essen auf die Stube geschickt, nach zwei Tagen aber hatte ich schon die Ehre, der Tischgenosse der Damen zu seyn. Diese hatten außerdem noch zwei der artigsten Exemplare der berühmten Wiener Stubenmädchen, die diesem Corps in jeder Hinsicht alle Ehre machten, zu ihrer Bedienung.

Die ersten Tage brachte ich damit zu, die sich damals durch die feindliche Besitznahme in sehr peinlichen Umständen befindliche Hauptstadt Oesterreichs zu besichtigen, namentlich die Burg, St. Stephan, die Borromäuskirche, den Prater, den Augarten u. s. w. Die innere eigentliche Stadt ist winklich gebaut und hat enge und krumme Gassen, deren hohe Häuser sie düster machen. Schön sind der Burgplatz und der Graben mit der eben nicht sonderlichen Dreifaltig-

keitssäule. Der Platz am Hof genannt, einer der größten, hat eine Säule zu Ehren der unbefleckten Empfängniß Mariä! Die neue Reiterstatüe Joseph II. auf dem Platz, der den Namen dieses Kaisers führt, ist ein desselben würdiges Denkmal, das erst zwei Jahre früher in Erz hier aufgerichtet wurde, und dem Künstler, der es verfertigte, Zeuner, alle Ehre macht.

Wiens Vorstädte sind bei weitem freundlicher als die Stadt selbst, es sind deren, wenn ich nicht irre, an oder gar über dreißig, von denen die Leopoldsstadt die größte und durch einen Arm der Donau von der innern Stadt getrennt ist, rechts von ihr liegt der Prater, in dem besonders an Sonn- und Feiertagen das Getümmel sehr groß ist, die große Mittelallee ist der Haupttummelplatz. Für die Befriedigung des Gaumens und Magens ist hier, so wie überhaupt an allen Vergnügungsorten Wiens hinlänglich und oft derb genug gesorgt. In Friedenszeiten, und wenn der Hof in Wien ist, soll der Zug der Equipagen und Reiter, die sich hier zeigen, oft sehr glänzend und prächtig seyn, dabei sollen sich die kaiserlichen Equipagen durch große Einfachheit auszeichnen, während die des reichen Adels an Pracht wetteifern und sich überbieten, um es einander zuvorzuthun. Auf der linken Seite der Leopoldsstadt liegt der Augarten, der manche hübsche Partien hat und für nobler als der Prater gilt; an diesen stößt die Brigittenau, mit hübschen Promenaden und der Aussicht auf die Donau. Wien liegt am südlichen Ufer der Donau, in einer trefflich angebauten Gegend, das Flüßchen Wien, welches anderthalb Stunden von der Stadt in dem Wienerwald entspringt, ergießt sich in derselben in die Donau. — Die Theater der österreichischen Hauptstadt, selbst das durch seine abenteuerlichen Spektakelstücke so berühmte »an der Wien« können, wenn man die Prachtbauten dieser Art in Italien gesehen hat, keinen besondern Eindruck mehr machen, dagegen sieht man ungeheure Kasernen. Auch die fast noch rauchenden Schlachtfelder von Aspern, Eßlingen und Wagram besuchte ich zu Pferd.

Man behauptet, daß Wien das Vindobana der Römer sey, was wohl möglich aber keineswegs erwiesen ist. Im 12ten Jahrhundert wurde die Stadt die Residenz der babenbergischen Herzoge und seit dem 13ten oft die der Beherrscher Oestreichs. Maximilian I. machte sie zu einer kaiserlichen Residenz. Zwei furchtbare Belagerungen bestand sie gegen die Türken, entging aber jedesmal dem ihr durch die Barbaren zugedachten gräulichen Schicksal glück-

lich durch Entsatz und Befreiung von Außen. Das Erstemal, 1529, war es Carl V., und das Zweitemal, 1683, Johann Sobiesky, König von Polen, dem sie ihre Rettung verdankte. Den Franzosen hatte sie sich in dem kurzen Zeitraum von 4 Jahren zweimal durch Capitulation ergeben. Ihre Festungswerke wurden während dem dreißigjährigen Krieg aufgeführt.

Die Franzosen, die kein Deutsch verstanden, hielten während ihrem dermaligen Aufenthalt das Wiener Volk für sehr aufgebracht gegen sich und fürchteten ähnliche Auftritte wie in Madrid; ich mußte über diese Befürchtungen lächeln, die guten Wiener dachten an nichts weniger als an Aufstände, sondern gingen, besonders seitdem der Waffenstillstand geschlossen war, wieder in aller Harmlosigkeit ihren gewöhnlichen Vergnügungen nach; die Stimmung vieler Einwohner war im Gegentheil der damaligen Regierung Oestreichs eher feindlich gesinnt, sie beschuldigten dieselbe laut der drückendsten Willkür, so wie sie ihr durch ihre Mißgriffe und Dummheiten das jetzige Unglück Wiens und des Staates zuschrieben, und die Bürger sagten laut: wir zweifeln, daß selbst diese derbe Lection unsere Regierung bessern wird, unser guter Kaiser ist blind gegen die Urheber seines Unglücks, und wenn die Franzosen wieder fort sind, ist's halt wieder die alte Leier. Dabei ließ man sich aber nichts abgehen und ich hatte allenthalben Gelegenheit, die berühmte Eß- und Trinklust der Wiener zu bewundern. Als nach dem 18ten Juli der Zugang in die Gärten zu Schönbrunn, den Prater, den Augarten ꝛc. wieder erlaubt war, eilte halb Wien in den Prater, und nach Verlauf von einer Stunde war in den Garküchen und Buden daselbst auch für Gold kein Stückchen Brod mehr zu haben.

Der Waffenstillstand sollte anfänglich nur einen Monat, mit 14tägiger Aufkündigung dauern, durch die hinausgezogenen Friedensunterhandlungen verlängerte er sich aber über 3 Monate. Den 31sten Juli hatte Erzherzog Carl, der einzige österreichische Feldherr von Bedeutung, mit dem Benehmen der Regierung und des Hofes höchst unzufrieden, das Commando der Armee, als deren Generalissimus, niedergelegt, das nun Kaiser Franz selbst, eigentlich Fürst Lichtenstein, übernahm.

Wien mußte unterdessen ungeheure Lieferungen in Naturalien an die Franzosen machen, worunter über 200,000 Ellen Tuch, noch mehr Leinwand, an 400 Centner Leder, ungeheure Quan-

tiäten Fourage, Stroh, Holz ꝛc. ꝛc. nebſt 10 Millionen baares Geld Kriegsſteuer bezahlen; dabei waren die ſonſt ſo barſchen und durch ihre gemeinen Grobheiten berühmten öſtreichiſchen Unterbeamten, die ſie ſich gegen jeden, nicht in höheren Amt und Würden Stehenden erlauben, ſo geſchmeidig und niederträchtig kriechend gegen das franzöſiſche Militair und die Employes, daß es wahrhaft ekelerregend war. Was die Wiener am meiſten freute, war, daß jetzt in den Theatern auf Veranlaſſung mehrerer Offiziere alle die Stücke aufgeführt wurden, die unter dem öſtreichiſchen Gouvernement verboten waren, ſo wie mehrmals in den Zeitungen bekannt gemacht wurde, daß alle die durch eine engherzige und beſchränkte Cenſur verbotenen Bücher zu haben ſeyen, indem die Zeit erſchienen, in welcher man den Geiſt nicht mehr in Feſſeln ſchlagen dürfe! — und doch war Napoleon derjenige, der ihn, wie nie ein Tyrann vor ihm, in Feſſeln zu ſchlagen verſuchte. Eines der verboten geweſenen Stücke, das am meiſten Beifall fand, waren Kotzebues Kreuzfahrer, die man an der Wien aufführte, die ganze Stadt wollte das Einmauern einer Nonne, Kloſter, Kirche und Nonnen auf dem Theater ſehen, und das Haus hatte nicht Raum genug für die drängenden Maſſen. Auch Stücke, die bisher, durch eine erbärmliche Cenſur auf das unſinnigſte beſchnitten, gräßlich verſtümmelt gegeben worden waren, wurden nun unbeſchnitten und wie ſie der Autor geſchrieben, wie Wilhelm Tell ꝛc. unter großem Jubel aufgeführt, und man lachte über die literariſchen Henkersknechte, die ſie ihrer beſten Stellen beraubt hatten. Aber aus den Archiven, Bibliotheken, Kunſtſammlungen wurde das Beſte und Seltenſte nach Paris geſchafft.

In dem eigentlichen Hof- oder Burgtheater, das man auch Nationaltheater, eine wahre Satyre, nannte, wurden während meiner Anweſenheit franzöſiſche Stücke aufgeführt, und ich ſah Adolphe et Clara, le Secret, la banqueroute du Savetier etc. daſelbſt geben. Am Kärnthnerthor wurden manchmal italiäniſche Opern, il Matrimonio segreto, Sargino, la molinara u. ſ. w. gegeben. Im Theater zu Schönbrunn wurden meiſtens italiäniſche Opern und Ballette aufgeführt. An deutſchen Stücken ſah ich zum Erſtenmal: die Schweizerfamilie, Oſtade, den Wald bei Hermannsſtadt ꝛc. Einer Vorſtellung des Don Carlos wohnte ich bei, die eben nicht zu den ausgezeichnetſten gehörte.

Den 15ten Auguſt wurde das Napoleonsfeſt in Oeſtreichs

Hauptstadt mit großem Pomp gefeiert, alle Schiffe auf der Donau waren bunt beflaggt und bewimpelt, der Donner der Kanonen kündigte nach allen Weltgegenden hin das hohe Fest des Diktators des europäischen Festlandes an. In Schönbrunn war große Parade, das Schießen und Glockengeläute schien gar kein Ende nehmen zu wollen. In St. Stephan, wohin sich die ganze Generalität, den Vicekönig Eugen an ihrer Spitze, begab, wurde ein feierliches Hochamt gehalten und das Tedeum gesungen. Die Bürger mußten Spaliere mit den Truppen bilden, bei dem Gouverneur war großes Diner, mit einbrechender Nacht wurde ganz Wien mit allen seinen Vorstädten beleuchtet, und ein prächtiges Feuerwerk prasselte in die Lüfte. Unter den vielen, selbst von Wiener Bürgern illuminirten und passend angebrachten Transparenten las man auf einer derselben: **Zur Weihe An Napoleons Geburtstag**, war man aber nicht ganz in der Nähe, so las man: **ZWANG**, weil die andern Buchstaben so klein waren, daß sie schon in einer geringen Entfernung verschwanden. Ohne sich eine starke Blöße zu geben und sich zu blamiren, konnte man nicht wohl dem Mann, der so illuminirte, etwas anhaben.

Berthier, Massena und Davoust erhielten an diesem Tag die fürstliche Würde, mehrere Tausend Kreuze der Ehrenlegion wurden ausgetheilt, und die Errichtung eines neuen Ordens, den der drei goldnen Vließe, verkündet.

Napoleon kam indessen nur wenig, meistens im strengsten Inkognito und bei Nacht in Civil gekleidet, gewöhnlich von Düroc und Berthier begleitet, nach Wien, und so besah er auch die ihm zu Ehren gemachte Illumination. Zeigte er sich am Tage zu Pferde oder wurde man ihn gewahr, so war er schnell von einer ungeheuern Volksmasse umringt. Auch der Wiener Adel suchte in seine Nähe zu kommen und gab sich unsägliche Mühe, ihm vorgestellt zu werden oder wenigstens den theatralischen Vorstellungen zu Schönbrunn beiwohnen zu dürfen, zu denen der Zutritt nicht Jedermann gestattet war.

Trotz den Friedensunterhandlungen benutzte Napoleon die Zeit des Waffenstillstandes auf das Beste und ließ Wien und seine nächsten Umgebungen in einen furchtbaren Vertheidigungszustand setzen. Namentlich waren es die Werke am Spitz, welche ihn beschäftigten und zu deren Gunsten man die schönsten Häuser demo-

lirt hatte. Vor dem Brückenkopf wurden 6 große Redouten angelegt, die gewissermaßen ein verschanztes Lager bildeten, am Spitz und am Tabor wurden Magazine für Pulver und Lebensmittel gebaut, so wie ein Artillerie-Park mit 48 Stück Geschütz versehen. Auch Minen, Lünetten, Tambours, Blockhäuser ꝛc. fehlten nicht, wo man sie für nöthig erachtete, und in dem Lager an dem Spitz hatte man Baracken aus den Balken, Brettern, Thüren und Fenstern niedergerissener Häuser, Ställe und Scheunen erbaut.

Unterdessen war ich in meinem angenehmen Quartier recht heimisch geworden und fand meine Wiener Damen für den Sinnengenuß sehr empfänglich. Der Mama der beiden Contessen war ich, des Sprichworts eingedenk: wer die Töchter haben will, muß der Mutter den Hof machen, recht artig und gefällig, lebte jetzt in dem Haus wie der Vogel im Hanfsaamen, war der Hahn im Korb bei fünf Hühnern, die alte Henne und die zwei hübschen Kammerkätzchen inbegriffen, die alle vergnügt waren, daß ich deutsch sprach, da die Mädchen gar nicht und die Contessen nur ein sehr schlechtes gebrochenes Französisch sprachen, obgleich sie mehrere Jahre mit Hilfe der durch ihren geistreichen Inhalt berühmten Meidinger'schen Grammatik, die damals noch weit fehlerhafter und abgeschmackter war, als später, nachdem Debonal den armen Valentin als großen Meidinger wegen seinen Fehlern und Absurditäten so gegeißelt, die französische Sprache studiert hatten. Die Mama hatte den Kindern und dem Gesinde empfohlen, ja recht artig gegen mich zu seyn, damit es keine Unannehmlichkeiten mit der Einquartierung absetze, und dieser weise Rath ward von den gehorsamen Töchtern und Mädchen bestens befolgt. Während die jüngere Tochter, Contessa Elisa, mit der Mama Morgens die Kirche besuchte, musicirte ich mit der ältern, Gräfin Eleonora, studierte italiänische Duettini mit ihr ein, und sang den 2ten oder 3ten Morgen das Duett aus Winters: unterbrochenem Opferfest, «Wenn mir dein Auge strahlet» mit ihr, wobei ich aber den Text meiner Parthie aus dem Stegreif veränderte, so daß aus dem phlegmatischen kalten-englischen Eisblock Murney ein feuriger, sich in Myrrhas Wünsche hingebender Liebhaber wurde. Eleonore fragte nun erröthend: aber was machen Sie denn da, Sie singen ja ganz andere Worte als da stehen. — Um Vergebung meine Gnädige, ich sang gerade wie es mir meine Gefühle eingaben, die mich unwiderstehlich hinrissen. — Aber nein, Sie müssen

halt so singen wie es da g'schrieben steht. — Diese Worte waren, wenn auch im östreichischen Dialekt, der in dem Mund hübscher Frauen eben so angenehm, als in dem der Männer unausstehlich widerlich klingt, in einem solchen Ton und mit so lieblich lächelnder Miene gesprochen, daß ich wohl sah, wie wenig es ihr Ernst damit war. Ich erwiederte nun, daß ich mein möglichstes thun wolle, so wie sie es verlange zu singen, affectirte aber, als koste es mich unsägliche Mühe, den richtigen Text herauszubringen, und sang dabei ohne allen Ausdruck. — „Aber nehmen Sie mir es nicht übel," fiel mir die Gonteſſe jetzt wieder ein, „sie sangen so eben weit besser." — Ja meine Gnädige, so geht es, wenn man etwas contre coeur thut; wenn ich singen möchte: „ach wahre dieses Feuer, die Liebe ist mir Pflicht," statt „ach dämpfe dieses Feuer, uns trennet meine Pflicht," so kann ich, da dies ganz gegen meine Gefühle ist, auch nur kalt und gefühllos singen. Ich veränderte nun dennoch manchmal den Text, indem ich trotz dem Verbot alle Augenblicke etwas improvisirte, und die Gräfin lächelte. Als das oft unterbrochene Duett zu Ende war, sagte sie: Gott sey Dank, lassen Sie uns jetzt etwas anders singen. — Mit Vergnügen meine Gnädigste, etwa das kleine Duett aus dem Don Juan? — Welches? — „Reich mir die Hand, mein Leben." — Ich will wohl, aber ich habe den Don Juan nicht. — Aber ich. — Sie erlauben einen Augenblick, und husch war ich zur Thüre hinaus und in wenig Sekunden mit meinem Clavierauszug zurück. — Wollen's nit auch den Text verändern, Herr von Fröhlich? (In Wien nennen sie Alles von.) wurde ich nun schalkhaft gefragt. — Behüte der Himmel, meine Gnädige, der ist vortrefflich. — Nun so werd' ich's halt thun. — Bitte, ja nicht. — Wir sangen, und Eleonore versuchte wirklich zu improvisiren, aber es wollte ihr durchaus nicht gelingen, denn sie konnte das zur Musik passende Sylbenmaß nicht treffen. — Sehen Sie, meine Gnädige, es will nicht gehen, Mozarts Musik verträgt keine Worte, die nicht zu ihr passen, singen wir das Duett wie es da steht. — Aber nicht bis an das Ende, wo sich Zerline ergiebt. — O doch, meine Gnädige, dies ist ja gerade der schönste Moment; wenn nur das Unglück keine störende Elvira herbeiführt. Ich schlug ihr nun vor, mit Action zu singen. — Wie meinen Sie das? — Je nun, meine Gnädige, die Handlung, welche der Text besagt, durch Mienen und Bewegungen auszudrücken. — Ah so, Comödie spielen! Bewahre der Himmel, in allem Ernst. — Seyn

Sie ruhig, wir wollen singen. Ich sang nun: »Reich mir die Hand, mein Leben,« und wagte es, meinen Arm um ihre schlanke Taille zu schlingen, erst ganz leise und dann crescendo bis zum fortissimo. — Aber mein Gott, was machen's? — Ich singe mit Action, da geht's weit besser. — Aber wie kann ich so spielen? (sie accompagnirte). Sie fuhr indessen zu spielen fort, und als wir an das Allegro kamen und die Worte: »So laß uns ohne Weilen der Lust entgegen eilen ꝛc.« sangen, drückte ich sie innig an mich und küßte ihre schöne Stirne. — Jetzt sprang sie vom Clavier auf, aber ich faßte sie, küßte sie auf den Rosenmund und wollte trotz Sträuben und Ach, mit ihr ins Seitengemach. Da ging plötzlich die Stubenthüre auf, und herein trat ihr allerliebstes Kammerkätzchen Thereſe. Als ich jedoch den Druck der Klinke hörte, hatte ich mich schnell aus den Armen der Gräfin gerissen, und stand kerzengerad wie ein Grenadier in ehrerbietiger Stellung vor der Dame, da das Mädchen die Thüre geöffnet hatte, das um ein Commodschlüsselchen bat. Ihre Herrin fuhr sie aber mit den Worten an: dummes Ding, weißt nit daß es auf meiner Toilette liegt. — Verzeihens' Ihr Gnaden, ih hab's do halt nit finden können. — So suche wo anders: hab's nit. — Und so war die Zofe abgefertigt; kaum zur Thüre hinaus, sagte die Dame: — Was wird das Mädel denken? — Nichts, meine Gnädige, erwiederte ich die Hand küssend, als sie hereinkam stand ich schon drei Schritte von Ihnen entfernt. — Ich drückte nun die niedliche Hand an meine Brust, schloß die Besitzerin derselben halb mit Gewalt in meine Arme und bedeckte ihren Mund mit Küssen. Röther und röther färbte sich die Gluth ihrer Wangen, da rollte ein Wagen vor, und die gnädige Mama, mit der jüngern Tochter aus der Kirche kommend, trat bald darauf ins Zimmer, wo sie uns beide so emsig am Clavier musicirend fand, daß sie ihre Freude daran hatte. Conteſſe Eliſe stellte sich neben uns, zuhörend. Wir spielten und sangen nun noch eine Weile und kamen dann überein, daß ich die Damen diesen Abend in das Theater in Civilkleidern begleiten dürfe, wo die Kreuzfahrer wiederholt gegeben wurden. Ich ging auf mein Zimmer, schrieb ein Billetchen an die Gräfin Leonore, in welchem ich ihr die Gluth meiner unendlichen, ewigen Liebe mit den feurigsten Worten schilderte, und sie am Schluß um Erhörung und eine ungestörte Zusammenkunft bat. Das Billet ließ ich ihr beim Deſſert — ich saß immer zwischen ihr

und der gnädigen Mama, unvermerkt auf den Schooß fallen, sie dabei mit den Knieen anstoßend; sie deckte es mit der Serviette zu, und wußte es dann eben so unvermerkt in den Busen zu bringen. Bald nach Tisch entfernte ich mich unter einem Vorwand, um ihr Zeit und Gelegenheit zu geben, es zu lesen, und kam in einer Stunde zurück, die Damen zu einer Spazierfahrt einladend. Als wir heim kamen und ich mich auf mein Zimmer begab, begegnete ich Theresen auf dem Gang vor demselben, die mich lächelnd grüßte. Ich fragte, warum sie lache? — o das werden Ew. Gnaden halt schon g'merkt haben. — Ich nahm sie bei der Hand, und ihr diese drückend, sagte ich: Du bist ein Schelm, aber sey hübsch verschwiegen, dann soll es Dein Schaden nicht seyn, und küßte sie dabei. — Ihr Gnaden sind's halt doch än loser Vogel, meinte sie. — Ich drückte ihr nun ein Paar Gulden in die Hand, sie nochmals küssend, ihr Stillschweigen empfehlend, und sie bittend mir bei ihrer Herrschaft das Wort ein wenig reden zu wollen. — O das ist gar nit nothwendig, platzte sie jetzt heraus, Ihr Gnaden haben meiner Herrschaft gleich g'fallen; und wie Sie den ersten Tag z'uns in's Quartier kommen sind, hat d'gnädig Frau g'sagt: 's ist doch a ganz ander Ding, so a französischer Offizier, als uns're steifen Holzblöcke, mit denen gar nix anz'fangen is, so aner dreht sich halt zehn mal rum, bis unser einer den Fuß nur lupft, 's is halt ka Wunder wenn's so von ihnen klopft werd'n; und dann fragt's mi in am weg, was Sie schaffen thun, ob's z'Haus sind un so mehr. —

Ich küßte nun das liebe Mädchen noch ein Paarmal, ging dann auf mein Zimmer, und nach Verlauf von ein Paar Stunden wieder zu meinen gastfreundlichen Wirthinnen hinab, bei denen ich noch einige andere Wiener Damen vom hohen Adel traf, die sich, als sie hörten daß ich ein Deutscher, und zwar aus dem Reich wäre, wie sie alle deutschen, nicht zu Oestreich gehörenden Länder nannten, bitter beschwerten, daß die deutschen Truppen, namentlich die Baiern weit ärger als die Franzosen selbst in den kaiserlichen Erblanden hausten, an den letztern aber hauptsächlich auszusetzen hatten, daß sie so gar keinen Unterschied zwischen dem hohen Adel und dem Bürgerpack machten, es ihnen ganz gleich sey, ob sie eine hübsche Bürgersfrau oder eine Gräfin aus uraltem Haus vor sich hätten, und das Schlimmste sey, daß wenn sie lange in Oestreich blieben, das Volk am Ende auch von solchen verruch-

ten Grundsätzen angesteckt würde, schon merke man, daß die Wiener nicht mehr wie früher mit derselben ehrfurchtsvollen Unterthänigkeit den hohen Herrschaften begegnen, dies sei ein abscheulicher Jakobinismus u. s. w. — Halten zu Gnaden, meine Gnädigen, sagte ich endlich, wir sind aber doch am Ende alle aus demselben Taig geknetet. — Das sind sehr schlimme Grundsätze, meinte eine der Damen, die noch allen Respekt über den Haufen werfen werden. — Gräfin Leonore suchte nun der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, lenkte die Sprache auf die Musik, und wir sangen den Damen etwas vor. Unter dem Gesang fragte ich sie, ob sie mir keine Antwort auf mein Briefchen zu geben habe, konnte aber nur ein: Stille, von ihr herausbringen. Die Zeit zu dem Theater war herangekommen, die fremden Damen entfernten sich und wir fuhren in die „Kreuzfahrer." Das Haus war zum Erdrücken voll, meine Wirthinnen fanden großen Gefallen an der Vorstellung, doch meinte die Mama, es sey sündhaft, Kirche, Klöster und Nonnen in der Comödie nachzumachen. Bei der Heimfahrt saß ich Leonoren en Face, und machte gehörigen Gebrauch vom Kutschenrecht, ihr die Kniee zusammendrückend, während ich meiner Nachbarin zur Linken, der Conteſſe Elise, das zarte Händchen drückte. Beim Souper war fast von nichts anderm als der schönen Emma von Falkenstein, ihrem Kreuzritter Balduin und den, Beide rettenden Ungläubigen die Rede. Mama meinte: ich ließ mir das Stück noch gefallen, wenn es nur keine Türken wären, welche die Nonne vom Einmauern befreien und eine christliche Kirche so entweihen, hätte sie denn der Kotzebue nicht lieber durch deutsche Ordensherrn befreien lassen können? aber das ist auch so ein halber Jakobiner, dem Gott seine Sünden verzeihen möge, solche Scandalstücke, wie: das Kind der Liebe und Don Ranudo de Colibrados, gemacht zu haben, wo er den hohen Adel dem Spott und Gelächter des gemeinen Pöbels Preis giebt. — Als ich um zehn Uhr den Damen eine gute Nacht gewünscht, um mich auf mein Zimmer zu begeben, begegnete ich Theresen abermals auf dem Gang, ich küßte sie wieder, zog sie trotz ihrem scheinbaren Widerstreben durch meine Stubenthüre, und ließ die hübsche Soubrette kaum zu Worte kommen; endlich aber sagte sie: Ihr Gnaden, nur jetzt nit, lassen's mi aus, die gnädge Gräfin kann ja jeden Augenblick rufen oder gar selbst kommen, dann gäb's än schönen Spektakel, und Sie haben nix davon. — Gut, ich will Dich jetzt lassen, aber

ich besuche Dich heute Nacht, wo ist Deine Kammer? — Aber i schlaf ja nit allein, die Toni (das Kammermädchen der alten Gräfin) schlaft ja mit mir in der nämlichen Stube. — So komme [illegible] mir. — Wenn's aber die Toni merkt? — Sie wird nichts merken, wenn Du es klug anfängst. — Na so lassens mi nur jetzt aus, wann ichs halt machen kann, so komm i, die Hand drauf. — Sie gab mir die Hand, ich küßte sie nochmals, und husch war sie zur Thüre hinaus. Noch zwei gute Stunden blieb ich, den dienstbaren Geist in meinem Zimmer vergeblich erwartend, auf, als aber die Geisterstunde geschlagen hatte und er dennoch nicht erschien, da warf ich mich, über die getäuschte Erwartung mißmuthig, in mein Bett.

Den andern Morgen begab ich mich zur Parade abermals nach Schönbrunn. Zurückgekehrt, fand ich Eleonore wieder allein, und begann damit, ihr den guten Morgen durch eine Umarmung wünschend, ihr ihre Grausamkeit, die mich zur Verzweiflung bringen müsse, vorzuhalten, worauf ich sie bat, doch Mitleid mit meinem Zustand zu haben, wenn sie nicht wolle, daß ich vor Gram und Kummer vergehen solle. Nach noch einigem Zieren drückte sie mir endlich ihr Mitleid durch Erwiederung meiner Küsse aus, und ich bat nun um Erhörung meiner heißesten Wünsche, womit ich jedoch noch ganze 24 Stunden hingehalten wurde. Mutter und Schwester kehrten zurück, ehe wir uns noch an das Instrument gesetzt hatten, auch musicirten wir diesen Morgen nicht. Als ich vor Tisch auf mein Zimmer ging, fand ich Therese wieder am Ende des Corridors, die mir mit der Hand winkte, ich aber stellte mich als wollte ich es nicht merken und aufgebracht. Sie näherte sich nun und nickte dabei so freundlich mit dem Köpfchen, daß ich unmöglich widerstehen konnte, und mich ihr mit den Worten näherte: »daß Du mich gestern Abend so lange vergeblich warten ließest, verzeihe ich Dir nimmermehr, Du bist eine Erzschelmin. — Schauen's, Ihr Gnaden, flüsterte sie mir zu, es thut's halt nit, daß ich auf ihre Stuben komme, dann die gnäd'ge Mama und die jüngste Gonteſſe schlafen ganz in der Nähe, und hören wenn sich ein Mäusel rührt; 's wird halt doch besser seyn Sie kommen zu mir. — Aber Toni? — Thut nir, die schläft wie än Ratz wenn ich's Licht ausblase, sie verräth nir, sie was schon warum, aber kommens nit vor Mitternacht. — Ein Kuß bekräftigte den Vertrag, und husch war das lose Mädchen verschwunden.

Nach Tisch fuhr ich mit der Contesse Eleonore allein im Prater spazieren, und hier gelang es mir, die Erlaubniß, in der kommenden Nacht einen Besuch abstatten zu dürfen, auszuwirken. Denselben Abend verließ ich unter dem Vorwand von Kopfweh die Damen bald nach Tisch, und auf meinem Zimmer ungeduldig die übereingekommene Stunde abwartend, war ich unschlüssig, ob ich erst die Contesse oder Therese besuchen solle; doch entschied ich mich bald für die Dame, die Zofe, dachte ich, bleibt dir immer, und dann hat sie dich ja in der vergangenen Nacht auch vergeblich warten lassen. — Kurz vor Mitternacht, als im ganzen Haus alles still geworden war, schlich ich mich an der Gräfin Stubenthüre, fand sie offen, und die Dame bei einer Nachtlampe in dem verführerischsten Nachtgewande, wie es schien schlafend, und zwar sehr fest, denn ich hatte Mühe sie wach zu machen, was erst der Fall war, nachdem ich schon ziemlich handgreiflich wurde. Es war gegen Morgen, als ich das hochgräfliche Zimmer verließ. Den andern Tag sahen wir uns fast nur bei Tisch, denn wir waren beide ziemlich müde, ich machte es ärger als es war, und klagte über starkes Kopfweh, denn ich wollte die kommende Nacht mit der niedlichen Zofe zubringen. Diese traf ich nach Tische wieder auf dem Corridor vor meinem Zimmer, wo sie mich boshaft lächelnd fragte: »Nun, wie haben denn Ew. Gnaden die Nacht zugebracht?« — Sehr ruhig, denn ich war sehr unwohl. — So, versetzte sie keck, glauben's Sie können mich so anplauschen? was denken's? Ih wais recht schön wo Sie g'weß't sind. Schauen's, mir könnens nir vormachen, ih merk' Alles, bei der Herrschaft sind's gewesen, und wann ih's nit schon so g'wußt hätt', so hätt' ihs doch bei'm Bettmachen gemerkt. Ih bin nit von heut. — Und dabei lachte die Spitzbübin recht schelmisch, und fuhr fort: aber Sie brauchens si halt gar nit vor mir zu scheniren, wir können deßhalb doch gute Freunde bleiben, Ih werd Niemand was davon sagen, nit ämal der Toni. — Ich drückte nun dem schnippigen Mädchen einen Dukaten in die Hand, küßte das vorlaute Mäulchen, und sagte: aber heut Abend darf ich doch kommen, nicht wahr? — Ja, wenn's wollen, aber was wird meine Herrschaft sagen? — Ich habe Kopfweh. — Aber wenn's mi wieder anführen! — Gewiß nicht, Du bist selbst schuld daran gewesen, wärst Du das Erstemal gekommen, so . . . — O gehens aus, S' wären doch zur Contesse gegangen, aber Sie haben recht, Sie brauchen sich nit

zu ſcheniren. — Sie wollte noch weiter ihr Mäulchen ſpazieren laſſen, ich ſtopfte es ihr aber mit Küſſen, ſie verſichernd, daß ich heute Nacht unfehlbar kommen würde und ſie ſich darauf ſo ſicher als auf ihren dereinſtigen Tod verlaſſen könne. — Seyn's ſtill vom Tod, davon will i nir hören. —

Dieſen Abend machte ich mich unter dem Vorwand der Kopfſchmerzen wieder bei Zeit vom Tiſch auf und ſchlich um Mitternacht auf den Zehen zur Kammer der Joſen, die ich leiſe öffnete und in der es ſtockfinſter war. Nachdem ich mich einige Augenblicke mäuschenſtill verhalten hatte, aber nicht einmal athmen hörte, hüſtelte ich ein-, zwei- und dreimal, und hörte endlich ein Gekicher auf der linken Seite, dem ich nachging und ſo im Dunkeln tappend an ein Bett kam, wo ich flüſterte: — Thereſe, biſt Du's? — Da ertönte ein Lachen von der entgegengeſetzten Seite, wohin ich nun ſo ſchnell als es mir die Finſterniß geſtattete, eilte. Hier erwiſchte ich einen Kopf, an deſſen Hals ich hinabglitt, und leiſe ſagte: jetzt ſollſt Du mir nicht mehr entgehen. — Ach ich bin ja nicht die Thereſe, ich bin Toni, und hinter der Rednerin kicherte es wieder. — Was zum Henker, ihr liegt in Einem Bett? — Freilich, wir fürchteten uns jede, allein zu ſeyn. — Doch nicht vor mir? — Vor wem denn ſonſt? — Wartet, das ſoll Euch ſchlecht bekommen. — Huſch war ich bei den Mädchen im Bett, bald rechts bald links ſchäkernd. — Den andern Morgen kam ich, was ich noch nie gethan, erſt zum Mittageſſen zu den Damen hinab, noch immer über Kopfweh klagend, was auch mein Ausſehen nicht Lügen ſtrafte. — »Bei Weibern, Lieb' und Wein und Kuß' lebt' ich nun recht in Floribus« in der ſich in ewigem Sinnentaumel befindenden Kaiſerſtadt, und knüpfte zuletzt auch noch ein zärtliches Verhältniß mit der ſchönen Braut, der Conteſſe Eliſe an, wohinter die nicht minder wie ihre Kamerädin ſchelmiſche Toni kam, die mir dann, ſo oft ſie mich ſah, ein öſtreichiſches Volksliedchen, das mit den Worten:

Es ſind bereits ſchon hundert Jahr,
Trallalilliralala,
Daß in Wien ein Fräulein war,
Trallalilliralala,
Ein allerliebſtes ſchönes Kind,
Wie unſre Fräulein alle ſind ꝛc.

begann, verhudelte.

Mein Schlaraffenleben in Wien, während die andern französischen Truppen daselbst bei Tag und Nacht keine Ruhe und den beschwerlichsten Dienst hatten, konnte aber nicht ewig dauern, und es war hohe Zeit, daß ich an die Rückkehr nach Italien dachte, um so mehr, da ich auch noch eine kurze Zeit in Venedig, das ich nicht gesehen, und einigen andern Städten, wie Ravenna, Ferrara ꝛc. verweilen wollte. Einige Versuche und Schritte, die ich bei Düroc, Ney, und ein Paar andern Generalen, um eine Versetzung zur Garde zu bewirken, machte, waren vergeblich gewesen. Ich ermannte mich nun, riß mich aus den Armen meiner Schönen, ließ Postpferde bestellen, und befand mich bald wieder auf dem Weg nach Italien.

Als ich von Wien abreiste, sprach man schon viel von dem nahen Friedensabschluß, gegen den sich manche Schwierigkeiten erhoben, und der erst im October zu Stande kam. Ich wollte anfänglich über Linz, Salzburg, Inspruck ꝛc. gehen, da mir aber auch dieses noch zu viel Zeit geraubt haben würde, so reiste ich auf dem Weg, den ich gekommen war, zurück. In Klagenfurt hielt ich mich ein Paar Stunden auf und sah das Schloß und das Landhaus daselbst. Die Stadt hatte starke Mauern, die aber noch in demselben Jahr niedergerissen wurden; von hier fuhr ich über das Städtchen Villach, ohne mich aufzuhalten, bis Ponteva, der letzte Ort, der der weiland durchlauchtigsten Republik Venedig gehörte, und gewissermaßen das Eingangsthor nach Italien von Kärnthen aus bildet, da es in einer engen Schlucht liegt; auch hört hier mit einemmal die deutsche Sprache auf, und man findet sich nach Italien versetzt. Als ich eben abfahren wollte, brach mir eine Wagenare, die ich vermittelst eines starken Bandes doch noch bis Udine haltbar machte, wo ich mich beinahe einen halben Tag verweilen mußte, bis der Schaden wieder reparirt war. — Udine ist eine ziemlich lebhafte Stadt, die an den Ufern des Tagliamento und des Isonzo in einer weiten fruchtbaren Ebene liegt, mehrere schöne Kirchen mit guten Gemälden hat. In ihrer Nähe ist das durch den Friedensschluß von 1797 berühmt gewordene Campo Formio, dem zu Ehren man eine Statüe des Friedens auf dem großen Platz zu Udine errichtet hat; auch die Ruinen des berühmten alten Forum Julii befinden sich in der Umgegend. Nachdem die neue Are gemacht war, setzte ich meine Reise fort. Je mehr man sich der Mark von Treviso nähert, desto mehr scheinen Frucht-

barkeit und Wohlhabenheit zuzunehmen, dieſen Landſtrich nannte man den Garten Venedigs. Treviſa ſelbſt, das alte Tarviſium, liegt mitten in demſelben, hat hübſche Plätze und eine ſchöne Cathedrale. Der Weg von hier nach Meſtre führt durch Gärten und Weinberge an ſchönen Villas vorüber. Meſtre iſt ein wohlhabender Marktflecken, deſſen Einwohner meiſtens Schiffer und Fiſcher ſind. Hier ſchiffte ich mich ſammt meinem Gepäck auf einer Barke nach Venedig ein, denn ich hatte mir vorgenommen, in dieſer ſeltſamen, merkwürdigen Stadt auf meiner Rückreiſe einige Tage zu verweilen

V.

Venedig. — Sankt Markus-Kirche und Thurm. — Der Dogenpallaſt. — Die Pozzi und Piombi. — Die Rialtobrücke. — Das Arſenal. — Die Vermählungsceremonie mit dem adriatiſchen Meer. — Venedigs Flor und Verfall. — Der St. Markusplatz. — Die Venezianerinnen. — General Menou. — Deſſen religiöſe Anſichten. — Ein Mordanfall. — Abreiſe von Venedig. — Padua. — Ferrara. — Ravenna. — Der Domgeiſt daſelbſt. — Eine ſchöne Reiſegefährtin. — Velletri. — Jagd in den pontiniſchen Sümpfen. — Abreiſe nach Paris.

Es war gegen Abend, als ich durch die Lagunen wogte, die feurigen Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten die aus den Fluthen majeſtätiſch hervorragende Beherrſcherin der Meere, die alte Dogenſtadt und den St. Markusthurm. Je mehr ich mich näherte, je wunderſamer wurde ich von ihrem Anblick ergriffen, erſt kürzlich hatte ich ihre ſeltſame und außerordentliche Geſchichte wieder geleſen, und all dieſe grauſen und abenteuerlichen Begebenheiten ſchwebten mir während der kurzen Ueberfahrt vor Augen. Einſt ſo mächtig, frei und reich, machte ſie mehr als einmal den von aller Welt gefürchteten Halbmond zittern, und jetzt beugte ſie

ſclaviſch ihr Haupt unter dem Joch des eiſernen Scepters des Corſen. — Was iſt aus ihren Schätzen, ihrer Macht, ihren Siegen geworden? — Die Namen Byzanz, Candia, Morea ſind nur noch ein hohlklingender Schall. Jenes Venedig, vor dem ſich ein Kaiſer gedemüthigt, in dem ſelbſt die Macht der gefürchtetſten Päpſte nur ein Schatten war, das, der Blitze des Vatikans ſpottend, die Jeſuiten in 24 Stunden zum Tempel hinausjagte, das Monarchen zu ſeinen Prunkfeſten einlud, ihnen nach Gutdünken die Ehre in ſeinem goldnen Buch zu ſtehen erzeigte oder verweigerte, jenes Venedig war längſt nicht mehr, und die jetzige Meerſtadt ſchien nur noch das prächtige Grabmonument der verblichenen, und wer weiß wie lange es dauert, ſo iſt auch dieſes ungeheure Prachtmonument der Marmorpaläſte in den Fluthen verſunken, aus denen es emporſtieg; denn verödet waren ſeine Gebäude, in noch halbvergoldeten Marmorſälen hockte jetzt in einem Winkel oft ein halbverhungerter Schuhflicker, mühſam einige Gazette (ein Paar Pfennige) zu verdienen. Nicht mehr öffneten ſich die Fluthen des adriatiſchen Meeres, den bräutlichen Ring des herzoglichen Gatten zu empfangen, hie und da ſah man noch einen halb verſtümmelten geflügelten Löwen, der gleichſam wie ein Warnungszeichen das Buch des unerbittlichen Schickſals in der Tatze hielt, und die Trümmer des Bucentaurus gingen ihrer völligen Auflöſung entgegen. Die vielen ſchwarzen Gondeln erſchienen mir beinahe wie eben ſo viel ſchwimmende Särge.

Ich fuhr bei der Dogana an, und nachdem ich mich gehörig legitimirt hatte, in die Stadt, wo ich in einer Albergo abſtieg. Für dieſen Abend war es zu ſpät, mich noch bei der Commandantur zu melden und ſo ein Quartier zu erhalten, aber kaum inſtallirt, begab ich mich auf den nicht ſehr entfernt liegenden Markusplatz, wo ich den erſten Abend promenirend oder an einem Kaffeehaus ſitzend zubrachte und mir Stortis Beſchreibung ſammt dem Plan von Venedig kaufte, um mich gehörig und baldigſt zu orientiren.

So war ich denn endlich in der Stadt, ſo berühmt und gefürchtet durch ihre furchtbare Staatsinquiſition, durch das myſteriöſe und geheimnißvolle Verſchwinden ihrer Individuen, wie durch ihre Banditen, ihre Folterkammern, Bleidächer, Pozzi, Verbrechen und durch die galanten Abenteuer ihrer ſchönen Frauen. Schon als Kind hatte ich mir immer gewünſcht, einmal die Stadt

zu ſehen, in der Zſchockes Abällino und Flodoardo ſein abenteuerliches Unternehmen getrieben, und hielt dieſe für eine hiſtoriſche Perſon, was ich nun zu ergründen mir feſt vornahm.

Den andern Morgen meldete ich mich in aller Frühe und machte auch dem Gouverneur, General Menou meine Aufwartung, der mich nicht nur äußerſt freundlich aufnahm, ſondern mir ſelbſt zuredete, meinen Aufenthalt auf 14 Tage auszudehnen, da ich ja nichts zu verſäumen habe und mir die Commandantur von Velettri nicht entgehe. Von dieſem ging ich zu den Gebrüdern Heinzelmann, deutſche Banquiers, an die ich Empfehlungsſchreiben von Haus hatte und für eine kleine Summe accreditirt war. Die erſten Tage meines Aufenthaltes brachte ich faſt nur damit zu, die ſeltſame Stadt kennen zu lernen. Seltſam iſt der richtige Ausdruck, denn alles iſt ſonderbar, ja einzig in ihr, ihre Lage, ihre Geſchichte, ihre Bewohner, ihre Sitten ꝛc, alles hat einen ganz eignen Charakter, man trifft dies nicht zum Zweitenmal in der Welt an. 150 Inſeln, die durch Kanäle getrennt und durch 300 Brücken wieder mit einander verbunden ſind, ſcheint die große Stadt ein auf dem Meer ſchwimmendes Labyrinth, mit vielen krummen Gäßchen, in denen man ſich ohne Führer gar leicht verirrt. Der große Canal in Form eines ſchlecht geſchriebenen Zweiers, theilt ſie in zwei ungleiche Haupttheile. Die vielen ſchwarzen Gondeln, die man unaufhörlich in allen Richtungen fahren und kreuzen ſieht, geben der Stadt ein düſter bewegtes Leben, und die verödeten Marmorpaläſte, welche eine längſt vergangene Herrlichkeit andeuten, machen einen ſchwermüthigen Eindruck auf das an dieſe Gegenſtände nicht gewöhnte Auge. Anders jedoch geſtaltete ſich Venedig in frühern Zeiten, wo es beſtändig von Larven wimmelte, und namentlich im Carneval, wo die bunteſten und barockſten Masken mit den ſchwarzen und ſcharlachnen Mantelträgern wechſelten, wo die ſchwarze Nationaltracht der reizendſten, fein- und weißhautigſten Frauen entzückte. Ich habe nirgends geiſtreichere und ausdrucksvollere Frauenphyſiognomien geſehen als in Venedig, deren feine Züge und etwas blaſſes Ausſehen ſie zu wahrhaft transparenten Schönheiten machen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf; gerade dieſe Bläſſe bei einer faſt durchſichtigen Haut, welche den Damen der höhern Stände eigen iſt, und ihr ſchwarzes Feuerauge macht ſie zu faſt ganz geiſtigen, ätheriſchen Schönheiten, denen zwar das Majeſtätiſche der Römerinnen, das Friſche der Toskanerinnen, der

durchbohrende Blick der Genueſerinnen abgeht, was aber ihr nymphenartiges Weſen hinreichend erſetzt, wenn es auch die Sinne vielleicht weniger aufregt. Zu dieſem bunten Gewühl der Vorzeit denke man ſich noch die unzähligen Pfaffen und Mönche aller Farben und Kutten, die hier, ſo wie die Nonnen, ein ſehr freies, ja ausſchweifendes Leben ganz ungeſtört führen konnten, ſo lange ſie ſich nicht in politiſche Intriguen einließen; Soldaten und Sbirren der Republik aus allen Nationen geworben und in den wunderlichſten Trachten, Griechen, Armenier, Muſelmänner, Bravis und Bulis, Banditen eigener Art, dazu der Doge, die Signoria, der furchtbare Rath der Zehne, aus dem die noch ſchrecklichern Drei hervorgingen, dies Alles geſtaltet ein ſo phantaſtiſches Bild, wie es auch die ausſchweifendſte Einbildungskraft nicht bunter ſchaffen kann. Den erſten Tag fuhr ich in einer Gondel den Canal grande, der auf beiden Seiten mit den ſchönſten Palläſten, oft Meiſterſtücke der Architektur, geſchmückt iſt, von einem Ende zum andern, hin und zurück, dann längs der Riva degli Schiavoni der Piazetta, wo die ehemals ſo verhängnißvollen Säulen ſtehen, dem Palazzo Ducale (dem alten Dogenpallaſt) an den Schauergefängniſſen ꝛc. vorüber in den Canal San Marco, dann durch den der Giudecca, einige kleinere Canäle, und endlich wieder in die Nähe des St. Markusplatzes, wo ich ans Ufer ſtieg. Dieſer Platz, der einzige in Venedig, dem man dieſen Namen beilegen kann, iſt ringsum von Arkaden umgeben, unter denen ſich Caffeehäuſer, Caſinis u. ſ. w. befinden. Der kleinere Theil deſſelben, der an dem Meer liegt, wird die Piazetta genannt. Seine ſchönſte Zierde iſt die St. Markuskirche, ein Gebäude, das ſeiner ſonderbaren Bauart halber mit den übrigen Sonderbarkeiten dieſer Stadt harmonirt. Der ſeltenſte und ausgeſuchteſte orientaliſche Marmor iſt bei der Conſtruction dieſes Tempels, der die koſtbarſten Moſaikarbeiten aufzuweiſen hat, verſchwendet worden. Zwei Bürger Venedigs, die den Leichnam des heiligen Markus von Alexandrien zu Anfang des 9ten Jahrhunderts hierher brachten, den jedoch auch das Kloſter Reichenau als einzig ächt zu beſitzen behauptete, waren die Veranlaſſung zum Bau dieſer Kirche, zu welcher der Doge Partecipazio, dem todten Heiligen, oder heiligen Todten zu Ehren den Grundſtein legte, und ſein Bruder Giovanni, zugleich ſein Nachfolger, vollendete das fromme Werk, ließ den Leichnam in einen koſtbaren metallenen Sarg legen und

in einem verborgenen Winkel der Kirche begraben. Als aber 976 das gute Volk gegen den böſen Dogen Candian aufſtand und deſſen Pallaſt in Brand ſteckte, da ergriffen die nicht mehr zu bändigenden Flammen auch dieſe Kirche und verzehrten noch ein halbes Tauſend anderer Gebäude. Der Nachfolger Candians war der fromme Orſeolo, der den Markustempel größtentheils auf ſeine Koſten wieder prächtiger aufbauen ließ, ſein Nachfolger ſetzte das begonnene Werk fort, und nach einem Jahrhundert ſtand die Kirche in der Form da, wie man ſie jetzt noch ſieht. Die Moſaikarbeiten ließ größtentheils der Doge Selvo verfertigen, und ſie ſind zum Theil ſo ſchön, daß man ſie für vorzügliche Gemälde hält. Die Markuskirche iſt ſehr maſſiv und dauerhaft gebaut, ihre Vorhallen beſtehen aus fünf Bogen, über denen ſich noch fünf andere Bogen, die durch eine Gallerie von den erſten getrennt und ſehr reich verziert ſind, befinden. Dieſe, mit unzähligen Säulen von Porphyr, afrikaniſchen, paphiſchen und andern koſtbaren Marmorarten verſehenen Bogen bilden das Portal der Kirche mit fünf Eingängen, deren Thüren von Bronze ſind. Ueber dem mittlern weit höhern Bogen ſtanden die vier berühmten vergoldeten Sonnenpferde, die aber jetzt in Paris gaſtirten, und unter der Spitze deſſelben der große geflügelte Löwe, ebenfalls von vergoldeter Bronze, mit einer Tatze das goldene Buch feſthaltend. Ueber demſelben befindet ſich noch eine zweibeinige Statüe des heiligen Markus, welche die vierbeinige in ihren Schutz zu nehmen ſcheint. Die vielen runden Kuppeln, welche über der Façade der Kirche hervorragen, geben derſelben ein ſehr orientaliſches Anſehen, es ſind deren fünf in Kreuzesform geordnet, und alle, ſo wie das ganze Dach mit Blei gedeckt, und haben vergoldete Kreuze. Zwiſchen den obern Bögen und auf den beiden Seiten der Kirche ſind viele gothiſche Spitzthürmchen angebracht, die allerlei heiligem Geſindel von Stein zum Schutz dienen. Das Innere dieſer Kirche entſpricht dem Aeußern, und ſoll der Sophiakirche ähnlich ſeyn; es iſt aber mit Zierrathen außerordentlich überladen. Der Hochaltar ſteht unter einem Baldachin von Serpentinſtein, den vier weiße Marmorſäulen tragen. Das Tabernakel iſt reich mit Diamanten, Rubinen, Smaragden, Perlen geſchmückt. Hinter dem Hochaltar ſteht ein zweiter, der des Sacraments, der zwei Säulen von orientaliſchem Alabaſter hat. Das Chor iſt durch eine Säulenreihe von Porphyr von der übrigen Kirche getrennt, auf deren

Gesimse steht Maria in Gesellschaft des heiligen Markus und der zwölf Apostel, alle in Lebensgröße aus Marmor gehauen. Auch der übrige Theil hat keinen Mangel an Statüen, Basreliefs, Monumenten ꝛc. Das Ganze ist eine seltsame Mischung arabischer, griechischer, gothischer und orientalischer Architektur.

Der zu dieser Kirche gehörige, aber von ihr getrennt stehende Markusthurm ist höher als der Münster zu Straßburg, und also wohl der höchste Thurm in Europa, auf ihm stellte Gallilei seine astronomischen Betrachtungen an. Ich bestieg ihn, um das zu seinen Füßen liegende Venedig mit einemmal überschauen zu können, und wurde für die kleine Mühe reichlich belohnt. Man denke sich eine Ansicht von einer schwindelnden Höhe herab auf unzählige kleine, mit Häusern, Kirchen und Pallästen bedeckte Inselchen, die mitten in der grünen Meeresfluth eine große Stadt bilden, in deren Wasserstraßen Tausende von kleinen Schiffchen sich bewegen, und dann die Aussicht auf die weiter liegenden grünen Inseln, Klostergärten, bis auf das feste Land und in die endlose See, ein Panorama einzig in seiner Art. Der Bau dieses Thurms ist eben so wunderbar, er steht schon bald Tausend Jahre auf seichtem und schlammigem Boden, ohne sich im mindesten gesenkt zu haben. Von dem Boden bis zum Glockengehäuse hat er eine doppelte Mauer, zwischen beiden führt eine ziemlich breite Art von Wendeltreppe, die sich an allen vier Seiten allmählig hinaufwindet. Der Thürmer dieses Gebäudes hatte einen Gehalt von 150 venetianischen Zechinen, ohne die Accidenzien, die in manchem Jahr das Fünffache betrugen, da er auch für jedes Geläute für Privatpersonen besonders bezahlt wurde. Dieser Thurm hat sechs Glocken, von denen eine nur bei Vollziehung einer öffentlichen Hinrichtung geläutet wurde; die andern hatten ebenfalls ihre besondern Bestimmungen: eine lud die Senatoren zur Versammlung ein, diese hieß die Drionona, eine andere kündigte die 24ste Stunde oder den Sonnenuntergang an; um ein Uhr des Nachts (eine Stunde nach Sonnenuntergang) gab die sogenannte Nona den Wachen das Zeichen, sich auf ihre Posten zu begeben, und um Mitternacht avertirte sie die Patrouillen, ihre Streifereien zu beginnen. Die Trottiera gab schon am Abend das Zeichen zur Versammlung der Signoria für den folgenden Tag. Auch den Gerichten ward das Zeichen mit einer dieser Glocken gegeben, um im Palazzo zusammen zu kommen, ebenso den Kaufleuten für die

Börse. Schon mehrmals hat der Blitz in diesen Thurm geschlagen, 1401 kam sein oberer Theil durch ein Feuerwerk, das man bei Gelegenheit der Krönung eines Dogen veranstaltete, in Brand, wobei alles Holzwerk von den Flammen verzehrt wurde. Den 23ten April 1745, als man gerade mit den Glocken das St. Markusfest für den folgenden Tag einläutete, schlug der Blitz zum 20ten Mal in den Thurm, bis in die Fundamente desselben, und tödtete drei Menschen.

Der Markus- oder Dogenpallast ist ein eben so wunderliches Gebäude in seiner Art, wie die Markuskirche, von sehr gemischter Architektur, ich möchte ihn ein Phantasiestück, eine Veste wie man sie in Mährchen beschreibt, nennen. Sein Umfang ist an 2000 Fuß. Hier zeigt man die Säle, in welchen die Zehnmänner, die furchtbare Staatsinquisition, und die geheimen Gerichte der Republik ihren Sitz hatten und ihre nächtlichen Verdammungs-Urtheile sprachen, von denen nur die Leichen zeigten, welche den andern Morgen verkehrt an Pfählen hingen, oder die Lagunen manchmal zu Hunderten bedeckten, wie z. B. bei der Verschwörung von 1618, über die man nie ganz ins Reine gekommen ist. Hier ist auch die schauerliche Seufzerbrücke, die hoch in der Luft aus dem Pallast über einen Kanal zu den fürchterlichsten Gefängnissen, den berüchtigten Bleikammern führte, in welchen man, wie die Venetianer sagten, aus den Gefangenen im Sommer Braten und im Winter Gefrornes machte. Diese Brücke wurde die dei sospiri (Seufzerbrücke) genannt, weil man über sie, oder vielmehr durch sie, denn es ist ein über dem Wasser zwischen hohen Mauern geführter, bedeckter Gang, von dem man fast nie den Rückweg aus diesen fürchterlichen Gefängnissen fand, ging. In den zum Theil prachtvollen Sälen dieses Pallastes sieht man viele, sich auf die wichtigsten Begebenheiten der venetianischen Geschichte beziehende Gemälde. An diesem unheimlichen Pallast waren auch die Löwen, die ihre schrecklichen Rachen aufsperrten, nicht um Menschen zu zerreißen, sondern geheime Anklagen aufzufangen, wodurch die Staatsinquisitoren von wahren und falschen, durch Verläumdung und Rache eingegebenen Anklagen, von den Absichten unterrichtet wurden, welche Individuen gegen die Ruhe des Staates im Schilde führen sollten, die oft die unschuldigsten Schlachtopfer der abscheulichsten Bosheit und zu todte gefoltert und gemartert wurden, so daß sie unendlich glücklicher zu preisen

gewesen, wenn sie eine Beute der Löwen in der Wildniß geworden wären. Acht Thore führen zu diesem Pallast, von denen vier auf den Canal gehen, eines auf den großen Platz, zwei in die Kirche und das letzte auf die Piazetta. Durch das Thor am großen Platz kömmt man in den großen Hof, in dem sich zwei große eherne Brunnen befinden, und der mit antiken Marmorstatüen, unter denen ein Marc-Aurel und Cicero sind, und anderen Verzierungen geschmückt ist. An der sogenannten Riesentreppe halten unten Adam und Eva, und oben — Mars und Neptun Wache! Hier wurden die Dogen gekrönt und von dieser Treppe rollte das greise Haupt des mehr als 80jährigen Dogen Marino Falieri, durch das Schwert vom Rumpf getrennt, blutig hinab. In den Gallerien dieses Schreckenspallastes findet man Meisterwerke eines Titian, Tintoret, Paul Veronese u. a. Unter demselben sind die abscheulichen unterirdischen Kerker, Pozzi (Brunnen) geheißen, noch schrecklicher als die Piombi (Bleikammern). Es sind tiefe Löcher, die in den dicken Mauern der Fundamente angebracht sind, und die dazu dienten, die Unglücklichen, die eines Staatsverbrechens angeklagt waren, einstweilen hinter doppelten Eisenthüren hier zu verwahren, in einer verpesteten Luft kaum durch einen matten Schimmer des Tages beleuchtet, der durch eine enge, viele Schuh lange Oeffnung in der Mauer drang. Von hier wurden sie in die Folterkammern und dann gewöhnlich zum nächtlichen Tod geführt. In den Gemächern der Staatsinquisition sah ich noch die Winden, mit welchen man den Elenden die Arme rückwärts in die Höhe wand, um sie mit aller Bequemlichkeit foltern zu können. Die Bleikammern fand ich weniger schrecklich als ihren Ruf, und ich habe andere Gefängnisse gesehen, in denen Hitze und Frost dieselbe Wirkung und noch größere haben mußten.

Ein freundlicherer Anblick ist die Rialtobrücke, die aus weißem Marmor und einem einzigen, 70 Fuß langen und über 40 Fuß breiten Bogen besteht, auf beiden Seiten mit Buden besetzt ist und so ziemlich in der Mitte der Stadt über den großen Canal führt. Sie ist immer sehr frequentirt, und da in ihrer Nähe die Schiffe anfahren, welche Lebensmittel herbeiführen, so ist der Verkehr hier sehr groß. Von hier aus kann man auch fast nach allen Theilen der Stadt vermittelst schmaler Gäßchen und vieler kleinen Brücken zu Fuß kommen.

Das außerordentliche, große und sehr merkwürdige Arsenal

(es hat beinahe 3 Miglien im Umfang) ist ganz von Wasser und starken Mauern mit 12 Thürmen umgeben; es liegt am äußersten Ende der Stadt; vier Löwen bewachen den Haupteingang, Morosini genannt, der Peloponeſier brachte ſie aus Griechenland hieher, zwei davon ſind Meiſterwerke der Bildhauerkunſt, einer iſt ein geheiligter Löwe aus Athen, wie eine Inſchrift an demſelben beſagt, den man dem Denkmal der Schlacht bei Marathon entnommen glaubt, und der alſo ein Alter von mehr als 2300 Jahren hatte, ein zweiter hat aber einen modernen Kopf. Canova erkannte ſie für altgriechiſche Arbeit. Ueber denſelben iſt noch der geflügelte Löwe des St. Markus. Durch dies Thor kommt man zuerſt auf das Campo del Arsenale, ein anderes großes, durch welches die Schiffe aus- und einfahren, geht auf das Meer. In dieſem Arſenal arbeiteten unter den Venezianern ganze Regimenter, die man Arſenaloten nannte, und deſſen Unterhaltung koſtete der Republik jährlich eine halbe Million Markusthaler (anderthalb Millionen Gulden). Es enthielt, wie das zu Toulon, alle möglichen Werkſtätten und Magazine für die Schiffsbaukunſt und Ausrüſtung der Flotten, und mit ſeinen Waffenvorräthen konnte man an 100,000 Mann bewaffnen. Alles was hier verfertigt wurde, war mit dem Stempel des St. Markus bezeichnet, ſogar die Nägel trugen ihn, und wehe dem der etwas davon entwendete. Die venetianiſchen Schiffe waren zu ihrer Zeit wegen ihrer Dauer und ihrer Leichtigkeit berühmt, das dazu verwendete Holz lieferten die Wälder Iſtriens und Dalmatiens, man ließ es aber 10—12 Jahre im Waſſer liegen und dann an der Luft trocknen, bevor man es verarbeitete, wodurch es eine erſtaunliche Härte erlangte. Die Arbeiter waren meiſt ſehr geſchickte Leute, die man gut bezahlte und die vom Vater auf den Sohn immer dieſelbe Beſchäftigung trieben. Dieſes merkwürdige Arſenal war gewiſſermaßen eine Stadt in der Stadt, ja ein Staat im Staat, der von drei Nobili beſonders regiert wurde, die alle drei Jahre Rechenſchaft ablegen mußten. Das Oberhaupt der Arbeiter führte den Titel eines Admirals und war zugleich der Pilot des Bucentauren bei der ſeltſamen Ceremonie der Dogenvermählung mit dem Meer. Dieſe hatte folgenden Urſprung: Papſt Alexander III. hatte ſich vor dem deutſchen Kaiſer Friedrich I., der gegen die Guelphen wüthend, in Italien eingefallen war, incognito und unter einem fremden Namen nach Venedig geflüchtet; der Kaiſer hatte ihn für

einen Antichriſt und Feind des Reichs erklärt, dennoch wurden ihm, als man ihn zu Venedig erkannte, von dem Dogen Zioni und der ganzen Signoria alle ſeinem Rang gebührenden Ehrenbezeigungen erwieſen. Als dies Friedrich I. erfuhr, verlangte er deſſen gewaltſame Entfernung oder Auslieferung von der Republik, die dies verweigerte, in einem Seegefecht die Gibellinen ſchlug, und ſogar den Sohn des Kaiſers, Otto, gefangen nahm. Als der Doge ſo ſiegreich nach Venedig zurückkehrte, umarmte ihn der Papſt vor allem Volk und ſchenkte ihm einen geweihten Ring, zu ihm ſprechend: „Bedienet Euch deſſelben, um das Meer für immer an Venedigs Herrſchaft zu ketten, und daß ſie ſich jedes Jahr auf's neue mit demſelben vermähle.“ Dies geſchah ſogleich, indem der Doge den geweihten Ring ins Meer warf, und Alexander III. ſprach den Segen über dieſe Vermählung. Von jetzt an wurde dieſe Ceremonie jedes Jahr mit großem Pomp und Feierlichkeit wiederholt, und ein Prachtſchiff, der Bucentauro, das nur allein an dieſem Tag gebraucht wurde, eigends dazu erbaut. Ehe aber dieſe Trauung vor ſich ging, mußte der Admiral des Arſenals, der ſelbſt das Schiff dirigirte, jedesmal einen Eid ſchwören, daß ſich die große Waſſerbraut, das Meer, während der Ceremonie ruhig verhalten würde. Drei Reihen vergoldeter Statüen, die eine doppelte Gallerie bildeten, trugen das Verdeck, unter dem die Ruderer ſich befanden. Der Doge ſaß auf einer Art Thron, der auf dem Hintertheil des Schiffes angebracht war, neben ihm der päpſtliche Nuntius und der franzöſiſche Geſandte auf der einen und ſeine Räthe auf der andern Seite; über ihm wehte die Standarte des geflügelten St. Markus in Löwengeſtalt. Das ganze Schiff war überaus reich mit genueſiſchem purpurrothem Thronſammet und goldnen Stickereien und Franſen drapirt. Die Senatoren durften dieſer Ceremonie nicht beiwohnen, aus Furcht, daß durch eine Verſchwörung hier auf einmal die ganze Ariſtokratie Venedigs vernichtet werden könnte. Feierlich langſam fuhr das Schiff majeſtätiſch unter dem Donner der Kanonen und in Begleitung unzähliger Barken und Gondeln, welche die Lagunen bedeckten, vor der Piazetta ab. Sobald es im adriatiſchen offenen Meer war, erhob ſich der Doge und empfing den geweihten Ring aus den Händen des Patriarchen, der die Worte Alexander III. wiederholte, worauf er den Ring in das Meer warf, und die Vermählung war vollzogen, der Bräutigam hütete ſich aber wohl, das

naſſe Brautbett zu beſteigen. Blumen und Kränze wurden in großer Menge in den Schooß der Braut geworfen, die aber dem Gatten nicht treu und hold blieb, ſondern bald mit Spanien und Portugal, mit Holland und Frankreich und in der neuern Zeit beſonders mit Albion buhlte, dem ſie auch nicht ewig treu bleiben wird, denn ſchon beginnt ſie mit Nordamerika zu ſchmunzeln.

Die Rüſt- und Waffenſäle des Arſenals enthalten ſehr merkwürdige und ſeltene Waffenſammlungen, Rüſtungen, Schilder u. ſ. w. aus allen Zeiten, und beſonders viele osmaniſche Trophäen, auch Attilas Helm wird hier aufbewahrt.

Unter den vielen Kirchen Venedigs, von denen ich nur die merkwürdigſten ſah, iſt Maria della Salute eine der prächtigſten, ſie verdankt ihre Entſtehung der ſchrecklichen Peſt, die 1630 Venedig heimſuchte, bei welcher Gelegenheit der geängſtigte Senat das Gelübde that, der die Geſundheit beſchützenden Maria eine ſchöne Kirche zu bauen. Dies ging in Erfüllung, und der ſchöne Tempel mit ſeinen drei herrlichen Façaden, zu denen viele Marmorſtufen führen, wurde erbaut. Die Johannes- und Paulskirche iſt wegen ihren vielen Monumenten von Dogen und Dogareſſen, ihrem koſtbaren Hochaltar und ihren großen Reichthümern berühmt; ſie enthält auch mehrere Statüen ausgezeichneter Feldherrn, die ſich um die Republik verdient gemacht haben. Der Raum, auf dem dieſe Kirche ſteht, war eine ſumpfige Inſel, die der Doge Tripolo 13 Jahre nach dem Tod des heiligen Dominikus deſſen geiſtlichen Kindern ſchenkte, die zuerſt ein ſehr einfaches Bethaus hier errichteten; als aber dieſe Dominikaner durch große Erbſchaften und Almoſen ſelbſt ſehr reich wurden, bauten ſie, nebſt einem großen bequemen Kloſter, auch dieſe Kirche, mit die prächtigſte Venedigs.

Allem Anſchein nach verdankt Venedig ſeine Entſtehung armen Fiſchern, ſeinen Namen ſoll es von dem Volk der Veneter, das im nördlichen Italien wohnte, haben, von dem ſich ein Theil, als die Gothen das Land überſchwemmten, auf die Inſeln flüchtete, auf denen jetzt Venedig ſteht, und daſelbſt anbaute. Als im Jahr 452 Attila Aquileja zerſtört hatte, flüchteten deſſen Einwohner ebenfalls hieher, ſowie 595 viele Bewohner Oberitaliens, um der Verfolgung des Lombardenkönigs Alboin zu entgehen. Die zuerſt bewohnte Inſel hieß Rialto, und dieſen Namen führte die Inſelſtadt längere Zeit, bis ſie ſpäter den Namen Venezia an-

nahm. Jetzt wurde nach und nach eine Insel nach der andern angebaut, bewohnt und bevölkert, die Stadt endlich einer der bedeutendsten Handelsplätze Europas, und je größer sie sich aus den Fluthen emporhob, desto mehr stieg auch ihr Reichthum, ihre Pracht und ihre Macht und bald wurde sie die mächtige Meerbeherrscherin. Zwölf hundert Jahre bestand sie als selbstständige Republik, ihre höchste Glanzperiode war im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert. Erst im 7ten hatte sie, um den immerwährenden innern Unruhen zu steuern, einen Dogen (Duca) erwählt, sich aber dabei ihren Antheil an der Regierung vorbehalten; als jedoch im 12ten Jahrhundert mehrere Dogen, und namentlich Vitali Michieli, Versuche zu einer Willkürherrschaft machten, da ermordete das Volk den letztern und übergab die höchste Gewalt einer Versammlung von Adeligen. Noch schlimmer ging es dem Dogen Marino Falieri, der von einem jungen Nobili an seiner Ehre schwer gekränkt, keine hinlängliche Genugthuung erhalten konnte, die Aristokratie mit Hilfe des Volkes hatte stürzen wollen, und dafür von ersterer, schon über 80 Jahre alt, enthauptet wurde. Die Republik hatte allmählig immer mehr Fuß auf dem festen Land, namentlich in Istrien, Dalmatien, der Lombardei gefaßt, und dehnte ihre Macht besonders während den Kreuzzügen auch sogar in Syrien aus. Im 13ten Jahrhundert eroberte sie Candia und fast alle Inseln im Archipelagus, wodurch sie den ostindischen Handel ganz in ihre Gewalt bekam. Auch gegen Ungarn war sie siegreich, riß Friaul an sich, nahm den Neapolitanern viel Land und Städte weg, wurde Herr von Cypern und den jonischen Inseln und hatte mit ihrer mächtigen Nebenbuhlerin, der Republik Genua, einen gefährlichen und blutigen Krieg endlich glücklich beendigt. Aber von dem Augenblick an als Vasco di Gama den Weg um das Cap nach Ostindien ausfindig gemacht hatte, sank auch Venedigs Handel und Flor. Sehr unglücklich für die Republik war die Ligue von Cambray (1508), durch welche sie ihre Besitzungen im Kirchenstaat und dem Neapolitanischen einbüßte, und die sie nicht weniger als 5 Millionen Zechinen (an 30 Millionen Gulden), zu jener Zeit eine ungeheure Summe, kostete. Die Osmanen nahmen ihr sodann Cypern und später nach einem 24jährigen Krieg auch Candia wieder ab. Venezia dominante, wie es sich damals nannte, verlor immer mehr an seiner Herrschaft, 1715 büßte es auch noch Dalmatien ein. Venedigs Bürger, die unter der eisernen Ruthe

der despotischsten und grausamsten Regierung von der Welt lebten, hielten sich dennoch für freie Leute, weil sie Dinge, welche die Regierung nicht direkt berührten, Ausschweifungen und Liederlichkeiten aller Art straflos begehen durften, und bedauerten die Knechtschaft, in welcher nach ihrer Meinung die Unterthanen in Monarchien schmachteten, während ihnen selbst kein freies Wort aus dem Mund entwischen durfte, ohne Gefahr, alle persönliche Freiheit, ja wohl Gut und Leben einzubüßen, an einem Schandpfahl zu hängen, oder den Fischen der Lagunen zur Speise zu dienen. Sie waren darin den Bürgern mancher deutschen Republik nicht unähnlich, die es wagen dürfen, den oft heilsamen und zweckmäßigen polizeilichen Verordnungen ungestraft zu widerstehen und die mit der Ausführung derselben beauftragten Diener mit Grobheiten heimzuschicken, während man sie hinsichtlich ihrer wichtigsten und heiligsten Interessen, Verwaltung und Justiz, bei der Nase herumführt. Nie hat ein Monarch, auch nicht der ausgearteteste Tyrann, eine ähnliche willkürliche Macht und Tyrannei ausgeübt, als Venedigs Staatsinquisition, die ohne alle Verantwortlichkeit mit dem Leben, Gut und Blut der Bürger nach Lust und Gefallen schaltete. Mißtrauen und Furcht waren die gewaltigen Triebfedern der Herrscher Venedigs, und das Spionenwesen und die Angeberei in einem Grad der Vollkommenheit organisirt, der zu keinen Zeiten in einem andern Land erreicht wurde. Beispiellos ist es in der Weltgeschichte, daß ein Volk oder ein Staat dreien seiner Bürger über Tod und Leben, Habe, Gut und Blut all ihrer Mitbürger eine so unumschränkte, rechenschaftslose Gewalt ertheilt hätte, wie dieses schreckliche Tribunal unter dem Aushängeschild: Staatsinquisition übte. Napoleon machte 1797 diesem freilich damals schon in den letzten Zügen liegenden Ungeheuer ein schnelles Ende, vernichtete das geflügelte Unthier, St. Markus genannt, und mit ihm die scheußlichste Tyrannei, die je eine Aristokratie oder Oligarchie ausgeübt; dennoch waren, und vielleicht gerade deßhalb, die furchtbarsten Verschwörungen gegen dieselbe in Venedig an der Tagesordnung. Der Hochmuth, die Arroganz und die Unverschämtheit der Nobili überstieg allen Glauben, sie zahlten den Bürgern für erkaufte Waaren was und wenn sie wollten, oft nur mit Grobheiten und Mißhandlungen, und wehe dem, der sich dagegen vertheidigte, ja nur zu schützen suchte, Stockschläge, Degen- und Dolchstiche waren ihm gewiß, und kein Recht dagegen zu erlan-

gen. Je mehr die Armuth des venetianiſchen Adels während dem Verfall der Republik zunahm, deſto größer wurde die Arroganz und Beutelſchneiderei deſſelben, ihre Schurkenſtreiche hatten keine Grenzen und die meiſten lebten nur noch von Prellereien und dem Verkauf ihrer Wahlſtimmen, ihr hauptſächlichſtes Privilegium. In der letzten Zeit der Republik waren all dieſe Illuſtriſſimen und Excellenzen, ſo mußte ſie der Bürger tituliren, ſo bettelarm, daß die meiſten in Dachkammern wohnten, ſich ſelbſt kochten wenn ſie etwas zu kochen hatten, und in ihrer Kleidung ſchmutzigen Bettlern vollkommen glichen. Um ſich gegen ihre Zudringlichkeit jeder Art zu ſichern, ſuchten die Bürger und Kaufleute, wenn ſie ein Feſt feierten oder einen Schmaus hatten, den Livreebedienten irgend eines Geſandten zu gewinnen, der ſich an ihre Hausthüre ſtellen mußte, die hochadeligen Hungerleider abzuhalten, indem nach einem ſtreng beobachteten Geſetz ſich kein Senator da treffen laſſen durfte, wo ein fremder Geſandter nur zu vermuthen war, und ſie dann an einem ſolchen Haus wie der vom Hund verſcheuchte Marder ſcheu vorüberzogen. Deſſelben Mittels bedienten ſich auch alle Kaffee- und andere Wirthe, um dieſe viel verzehrenden und nichts bezahlenden Nobili und Senatoren vom Beſuch ihrer Häuſer abzuhalten. Für die Pfaffen und Mönche war aber Venedig ein wahres Paradies, nirgends bekümmerte ſich die Geiſtlichkeit weniger um den Papſt, die Herrn maskirten ſich, lagerten in allen liederlichen Häuſern, deren beſte Kunden ſie waren, hielten ſich Maitreſſen, trieben allen möglichen Unfug, und an eine Kirchendisciplin war nicht zu denken; beim Volk war ihr Anſehen daher auch ſehr gering, was aber gerade Waſſer auf das Mühlrad der Regierung war, die deßhalb den Kuttenträgern auch gerne durch die Finger ſah. Gott und der Papſt galten in Venedig wenig oder nichts, nur der geflügelte Heilige in der Löwenhaut war der angebetete Götze. Die allgemeine Tracht in den Straßen war, für jeden der es nur möglich machen konnte, ein rother Mantel, in den man ſich tief hüllte, die meiſte Zeit ging man maskirt, nur was zur Signoria gehörte, trug eine Art ſchwarzen Chorrock, wenn man ſich auszeichnen wollte, ſonſt aber auch den beliebten Mantel, was nebſt der Maske ſehr bequem war, wenn man unerkannt ſeyn und auf Abenteuer ausgehen wollte. Die Banditen und Bravis fanden hier mehr als in irgend einer andern Stadt Italiens zu thun und ſtanden zum Theil in lebenslänglichem Sold reicher

Nobili, denen ſie blutige Dienſte und zugleich Schutz leiſten mußten. Ihr gräßliches Handwerk war auch hier weit leichter als irgendwo zu treiben, denn dem tödtenden Dolchſtoß folgte ein zweiter mit der Fauſt, der den Unglücklichen und die That in einen Kanal begrub.

Nachdem ich mit meinem Storti in der Hand durch die bedeutendſten Kanäle gefahren war, ging ich auch zu Fuß durch einen Theil der Stadt und kam durch ſo enge und finſtere Gäßchen, daß ſich zwei Perſonen oft nur mit großer Mühe ausweichen konnten, und die himmelhohen Häuſer kaum ein Dämmerlicht durchdringen ließen. Das Ende meiner Streifereien war immer der St. Marcusplatz, der einzige Ort in Venedig, wo man längere Zeit weilen kann, es iſt aber auch einer der ſchönſten Plätze Europas und immer voll Leben. Die vielen Kaffeehäuſer und Bottegen ſind beſtändig mit Leuten angefüllt. Das Treiben beginnt mit Tagesanbruch und endigt erſt lange nach Mitternacht. Noch wehten hier die Trophäen der vergangenen Herrlichkeit auf drei hohen Maſtbäumen, nämlich die Siegesſtandarten von Morea, Candia und Cypern. Was den Platz ſo ſchön macht, ſind ſeine herrlichen Gebäude mit den ihn umgebenden Säulengängen. An der Seite des Thurms ſchließen ihn 9 Palläſte, die aber nur einen einzigen zu bilden ſcheinen, und eine marmorne Façade und drei Säulenreihen, eine doriſche, joniſche und korinthiſche übereinander haben. Dieſe Palläſte werden die Procuratie nuove genannt, zur Zeit der Republik waren ſie von den Procuratoren derſelben bewohnt. Ihnen gegenüber liegen die Procuratie vecchie, von 55 Pilaſtern und Säulen toskaniſcher Ordnung getragen. Den Hintergrund dieſer prächtigen Schaubühne bildet die pittoreske Façade des Markustempels, den hohen Glockenthurm zur Rechten. Was dieſen Platz äußerſt unterhaltend macht, iſt, daß er beinahe der einzige Spaziergang der Bewohner Venedigs und aller Fremden iſt, auf dem ſich das ganze öffentliche Leben dieſer Stadt concentrirt. Hier ſieht man alle mögliche Trachten und hört die Sprachen aller Nationen. Advokaten und Charlatane, Staatsbeamte und Schiffsknechte, Marionettenſpieler und Soldaten, Improviſatore und Saltimbanchi, Stiefelwichſer und Obſthöker, Pfaffen, Hiſtrionen und Taſchenſpieler, alles treibt ſich hier im bunteſten Gewühl durcheinander herum, beſonders iſt dies am Abend und in der Nacht der Fall, wo er durch Tauſende von Lichtern der Kaffeehäuſer,

Botteghen und Caſinis erleuchtet iſt, was das Gewirre und Getümmel um ſo abenteuerlicher erſcheinen läßt. Vor den Kaffeehäuſern ſind Zelttücher oder Baldachins aufgeſpannt, unter denen man ſitzt, um den Thurm herum haben Notare und Advokaten ihre Sitze aufgeſchlagen, die jede Art Schriften, Bittſchriften, Klagen ꝛc. um wenige Gazette oder Soldi abfaſſen, andere Schreiber befaſſen ſich mit Bettel- oder Liebesbriefen u. ſ. w. Nur Frauen und Mädchen aus den höhern Ständen ſucht man, den Carneval ausgenommen, vergeblich hier, da es nicht Sitte in Venedig iſt, daß Damen die Kaffeehäuſer beſuchen; man kann ſie nur in den Kirchen, den Theatern und den Abendgeſellſchaften ſehen; der Zutritt zu den letztern iſt aber für Fremde nicht ſo leicht, wie an andern Orten Italiens, wenn ſie nicht ganz beſonders einer Familie empfohlen ſind, in den Caſſinos findet man leichter Eingang, wenn man nur ein Mitglied derſelben kennt. Einer der angenehmſten Zeitvertreibe iſt eine Spazierfahrt längs der Riva de Schiavoni bis an die **Punta di St. Antonio**, bei Sonnenuntergang in einer Gondel, die man hier gewöhnlich nur Barche nennt; man ſteigt rückwärts in dieſelbe, weil man ſich in dem niedrigen Hüttchen nicht gut umdrehen kann. Dieſe Schiffchen ſind alle ganz ſchwarz und von einer Form, ihr düſtres Ausſehen macht ſie Leichenſchiffchen ähnlich und ſie gleichen in der That unſern alten Leichenwagen. Ehedem waren ſie bunt, ſchön verziert, von beliebiger Farbe, oft prächtig und koſtbar ausgeſchmückt, ſo daß ſie große Summen koſteten, denn die Reichen ſuchten ſich dabei im Aufwand zu überbieten, wie anderswo im Luxus der Equipagen, und bedeckten ſie mit Scharlach und Gold, weßhalb die Regierung, um dieſe Verſchwendung zu zügeln, ein Geſetz erließ, welches ſie alle uniform verordnete, und jede Gondel, die nicht ganz ſo wie es vorgeſchrieben eingerichtet war, ſogleich zertrümmern und den Wellen übergeben ließ. Im Innern haben ſie gepolſterte bequeme Sitze. Angenehmer als in den Kanälen fährt man in den Lagunen, beſonders nach den Lidis hin.

Die venetianiſchen Damen, die, wenn ſie einmal **donne maritate** ſind, ſich einer faſt zügelloſen Freiheit erfreuen, ſind in ganz Italien wegen ihrem höchſt einnehmenden und verführeriſchen Weſen berühmt, und haben die Kunſt einer faſt unwiderſtehlichen Coquetterie bis zur höchſten Vollendung gebracht. Obgleich den meiſten, ſelbſt in den höchſten Ständen, gründliche wiſſenſchaftliche

Bildung abgeht, ſo iſt doch ihre Unterhaltung nicht nur äußerſt angenehm, ſondern in der Regel auch ſehr geiſtreich, lebhaft und ungezwungen, und der venetianiſche Dialekt verleiht ihrer Sprache etwas überaus Liebliches. An verliebten Intriguen fehlt es hier weniger, als in irgend einer andern Stadt, und das Cicisbeat war hier noch in vollem Gang.

Von den Theatern beſuchte ich hauptſächlich Fenice, das erſt 1791 durch eine Aſſociation von Actionairen erbaut wurde, es hat beſonders gute Löſchanſtalten; im Fall ein Feuer entſteht, kann augenblicklich von 2 Thürmen hinlänglich Waſſer in dicken Strömen auf daſſelbe geleitet werden. Hier treten die berühmteſten Sänger und Sängerinnen Italiens auf, und ich habe die vollendetſte Vokalmuſik in demſelben gehört. San Benedetto, hauptſächlich der Opera Seria gewidmet, war geſchloſſen, ſo wie mehrere der kleinern Bühnen. Ein ſehr ſchönes Marionettentheater, wo man nur im venezianiſchen Dialekt ſpricht, beſuchte ich einigemal. In das Parterre geht hier Niemand als Leute aus den unterſten Volksklaſſen, Fiſcher, Gondoliere u. ſ. w. Die Freudenmädchen haben in Venedig wenig Raum zu ihren Umtrieben und ſuchen daher die Männer und Fremden meiſtens in den Kirchen an ſich zu locken, ihre Adreſſen austheilend, man zählte damals nahe an 100 Bordelle.

Zwei Tage nach meiner Ankunft bezog ich eine Privatwohnung, die ich mir durch die Vermittelung eines dienſtwilligen barbiere-parrucchiere verſchafft hatte: **Illustrissimo eccellenza** finden daſelbſt **Donne giovine belle e oneste**, ſagte mein Figaro, eine honnete Bürgersfamilie, durch Unglück herabgekommene Kaufleute, deren Haupt jetzt den Makler macht. Es ſind zwei junge Frauen in dem Haus, die eine iſt die Gattin des Signor Ludolli und die andere die Frau eines Signor Odellino, der ſich aber ſchon ſeit Monaten in Geſchäften abweſend in Trieſt befindet; auch ein Paar blutjunge Ragazze von 13 und 14 Jahren, Anverwandte des Odellino, wohnen bei dieſen, Illuſtriſſimo werden ſehr gut daſelbſt aufgehoben ſeyn! — Und auch geprellt? — ſagte ich, das Factotum forſchend anſehend. — Behüte der Himmel, **gente onestissime**. — Gut, bringe mich hin. — Wir beſtiegen eine Gondel und waren in wenig Minuten an dem Palazzo, das war das Haus wirklich, allein einer von jenen verlaſſenen, öden, mit verwiſchten Vergoldungen. Die Damen em-

pfingen mich als einen Signor **Uffiziale francese**, mit zuvorkommender Freundlichkeit, es waren ächt venezianische Geſichtchen, und man wies mir eine, freilich nicht ſehr elegant, dagegen ſehr ökonomiſch meublirte Wohnung, aus fünf Zimmern und einem großen Salon beſtehend, an, deren Fußböden alle von rothem Terazzo waren, wie es hier Gebrauch, für den Spottpreis von vier venezianiſchen Thalern, etwas über 10 Gulden, des Monats. Ohne zu handeln, erlegte ich das Geld anticipando, und da mir die Frauen gefielen, fragte ich auch, ob ſie mir den Tiſch geben könnten. — O wir leben gar zu einfach, wurde mir beſcheiden erwiedert, Illuſtriſſimo würden ſich nicht mit unſerer Koſt begnügen, die meiſte Zeit eſſen wir nur Fiſche, Muſcheln, Auſtern, oder Frittole (in Oel gebackene Pallenta). — Signore mie, ich bin die Genügſamkeit ſelbſt, und freundliche Geſichter bei Tafel ſind mir lieber als die größten Leckerbiſſen. — Auch darüber waren wir bald einig, indem die Damen ſagten, ich möchte das Eſſen erſt verſuchen, und dann könne ich ſelbſt den Preis machen. Ich war es zufrieden, mein Figaro hatte ja die Damen verſichert, ich ſey un uomo generosissimo.

Den dritten Tag nach meiner Ankunft erhielt ich eine Einladung zu Tiſch von dem Gouverneur, General Menou, dem ich von den Begebenheiten zu Rom und Wien viel erzählen mußte. Er ſchien mit meiner Unterhaltung ſo zufrieden, daß mir die Ehre an ſeiner Tafel zu ſpeiſen ſehr oft zu Theil ward. Menou war ein Mann, der ſchon hoch in den Sechzigen ſtand und eine eigene ſeltſame Carriere gemacht hatte. Aus einer alten Familie der Tourraine, hatte er es bei dem Ausbruch der Revolution ſchon zu dem Grad eines Maréſchal de Camp gebracht. 1789 wurde er von dem Adel der Tourraine zum Deputirten bei den Generalſtaaten erwählt, hier vereinigte er ſich mit dem dritten Stand, trug viel zu energiſchen Maßregeln zur Vertheidigung des Vaterlandes bei, und bewirkte hauptſächlich die Vereinigung Avignons mit Frankreich. Nach dem Schluß der Sitzungen befehligte er en second in dem Lager, das man bei Paris gebildet hatte, und wurde dann in die Vendée geſandt, wo er ſich ſehr gemäßigt benahm. Den 2ten Prairial 1793 war er es, der gegen die aufgeſtandene Vorſtadt St. Antoine marſchirte und ſo den Convent rettete. Er war bei der Expedition von Egypten, und wurde nach Klebers Tod Obergeneral des franzöſiſchen Heeres daſelbſt. Aus Politik wurde

er jetzt ein Muſelmann, nahm den Turban, nannte ſich nun Abdallah und heirathete ein hübſches türkiſches Mädchen aus Roſette; dies hinderte nicht, daß er bei Alexandrien von dem engliſchen General Abercromby den 2ten Mai 1801 geſchlagen wurde. Napoleon hatte ihn ſpäter zum Statthalter von Piemont und dann zum Gouverneur von Venedig ernannt.

Nachdem wir gut getafelt und ziemlich viel Cypernwein zum Deſſert getrunken, brachte einer der Gäſte, ein Bataillonschef, die Sprache auf den Islamismus und äußerte dabei, es ſey doch eine recht einfältige Religion, man müſſe von Sinnen ſeyn, ſo tolles Zeug zu glauben, wie ſie lehre, und ihr Prophet Mahommed ſey ein recht pfiffiger Gaudieb geweſen, der den Leuten die Köpfe zu berücken gut verſtanden habe. Menou, der nicht zu viel getrunken hatte, ſondern nüchtern war, erwiederte demſelben: »Nicht ſo ſehr als Sie glauben, mein Herr,« ſeine Stimme etwas erhebend fuhr er ſodann fort: »ich weiß recht gut, daß in der Armee und in Frankreich gar viel über meinen Uebertritt zum Islamismus raiſonnirt, geklatſcht und geſpöttelt worden iſt, ich mache nicht den geringſten Hehl, daß dieſe Handlung durchaus nur die Politik zum Grunde hatte, indem ich hoffte dadurch Egypten Frankreich zu erhalten, eine fehlgeſchlagene Hoffnung, wie ſo manche andere; aber aufrichtig, meine Herrn, was müſſen andere Völker und auch die Osmanen, über deren Religion wir uns ſo oft luſtig machen, weil ſie an Mahommeds wunderbare Himmelsreiſen und ähnliche Dinge glauben, von uns denken, daß wir einen Gott verehren, den die Juden kreuzigten, eine Mutter Gottes, die ein Kind bekam und dennoch Jungfrau blieb, eine Dreieinigkeit, Gott Vater und Sohn in einer Perſon, eine Legion von Heiligen, die alle mehr oder weniger komiſche, unglaubliche und lächerliche Wunder verrichteten, daß wir Reliquien verehren, für deren ganzen Plunder ein Trödeljude kaum ein Paar Thaler geben würde, wahre Fetiſche. Was müſſen ſie von einem Gott halten, der kein anderes Mittel weiß und kennt die ſündigen Menſchen zu beſſern und zu erlöſen, als ſeinen Sohn Menſch werden und ihn kreuzigen zu laſſen, was von dem Gott der Bibel, der ein rach- und zornſüchtiges, leidenſchaftliches Weſen iſt, das bis ins vierte Glied an Unſchuldigen die Sünden der Väter heimſucht, beſtraft, der den Juden zehnmal verzeiht und dann, kurzſichtiger als ein mit geſunder Vernunft begabtes Menſchenkind, nicht einmal ſoviel

Voraussicht besitzt, um einzusehen, daß die Juden wieder zehnmal in denselben Fehler verfallen werden; was von Gott und seinen Heiligen denken, welche die Hülfe ohnmächtiger Menschen bedürfen, ihre Anbetung und Erkennung in der Welt zu verbreiten! Das erste, was gewöhnlich die zu einer andern Religion sich bekennenden Individuen, die wir die Sucht bekehren zu wollen haben, antworten, wenn wir sie mit den Grundlagen der unsrigen bekannt machen, ist: aber wie konnte man einen Gott kreuzigen? Wie kann ein Mädchen Mutter werden und doch eine Jungfrau bleiben? Wie sind drei Dinge eines und doch drei? — und was erwiedern wir ihnen? — Ja das sind unerforschliche Geheimnisse der Gottheit, die großen Mysterien der christlichen Religion, über die man weder denken, noch viel weniger sie einer Critik unterwerfen darf, dies allein wäre schon eine Sünde! — Wir sind von der zartesten Kindheit auf gewöhnt solche Dinge zu hören, wachsen dann mit dem Glauben an dieselben auf, und selbst den Vernünftigern unter uns fallen sie wenigstens nicht mehr so sehr auf; aber Sie werden mir zugeben, meine Herrn, daß wer zum Erstenmal dergleichen erzählen und behaupten hört, sie allerdings für absurd, für eine Blasphemie, eine Satyre auf die Gottheit selbst halten muß; sie erscheinen ihm eben so toll als uns das Thier Al-borak mit seinen 140 Flügeln, das ein Mittelding zwischen einem Esel und einem Maulesel, das Angesicht eines Menschen mit den Backen eines Pferdes gehabt, und auf göttlichen Befehl den Propheten Mahommed mit Blitzesschnelle allenthalben hinbrachte, oder der Hahn, dessen Kopf durch alle 7 Himmel bis zum Thron Gottes reichte. Sie lächeln, und mit Recht, dennoch findet sich im ganzen Alkoran keine einzige Stelle, die aus dem Weltenschöpfer ein so leidenschaftliches, zorniges, rachsüchtiges, selbst inkonsequentes und wankelmüthiges Wesen macht, als unsere sogenannte heilige Schrift, der widerlichen Obscönitäten, welche dieselbe enthält, gar nicht zu gedenken, wie die saubere Geschichte von Loths Töchtern ꝛc. Und dies ist das Grundbuch der christlichen Religion! — Und unser Gott fand kein anderes Mittel, als einen Sohn zu zeugen, durch eines alten Zimmermanns Frau gebären zu lassen, die doch Jungfrau blieb, um seine Welt zu erlösen und glücklich zu machen!! und dabei ist doch der ganze Zweck, nämlich des Glücklichmachens, verfehlt. Ich habe in meiner Jugend einen alten Mann, einen fleißigen Bibelleser gekannt, der, als einmal die Rede

von der ſchlechten Welt war, erwiederte: »ja iſt denn das ein Wunder, Gott hat ſie in 6 Tagen gemacht, was kann man in 6 Tagen Großes machen; hätte er ſich wenigſtens 6 Jahre oder 6 Jahrhunderte Zeit dazu genommen, ſo wäre ſie vielleicht leidlich geworden, ſo hat er ſich offenbar übereilt.«

Wir alle lachten.

Ja ſehen Sie, meine Herrn, fuhr der General fort, zu ſolchen Bemerkungen veranlaßt die Bibel. Von der Hölle, dem Fegfeuer und andern Alfanſereien der Art will ich gar keine Erwähnung machen, ſie ſind zu abgeſchmackt; indeſſen wäre das neue Teſtament doch ein gutes Buch ohne ſeine Wunder und Taſchenſpielerkünſte, wie die Umwandlung des Waſſers in Wein u. ſ. w. Von den drei Religionen, der chriſtlichen, der mohamedaniſchen und der jüdiſchen, iſt die letzte noch die vernünftigſte, trotz all ihrer lächerlichen Gebräuche. Viele Fürſten und Regierungen, und auch unſer Kaiſer Napoleon haben den Köhlerglauben, die Völker ſeyen nur durch eine, die Sinne aufregende Religion in Zucht und Ordnung zu erhalten und zu beherrſchen, und in dieſem Glauben ſuchen ſie die Pfaffen, des eignen Intereſſes willen, zu erhalten und zu beſtärken. Ich bin nicht der Meinung und glaube, daß dies nur eine gute und weiſe Geſetzgebung, mit einer humanen Behandlung vereint, im Stande iſt. Ein reiner Deismus, der da mit wenig Worten lehrt: Es giebt und muß ein allmächtiges Weſen geben, das alles, was da iſt, erſchaffen hat, welches das Gute belohnt und das Böſe unfehlbar beſtraft, wie wir ſchon hienieden täglich wahrzunehmen Gelegenheit haben, das wir alſo lieben, verehren und fürchten ſollen, dieſe Lehre mit guten Geſetzen und reiner Moral lehrenden Schulen und Erziehungsanſtalten verbunden, würde vollkommen ausreichen, und man bedürfte dann all der Schnurrpfeifereien und Nebendinge nicht und hätte noch weniger von Atheismus zu fürchten, der überhaupt gar nicht vorhanden iſt und ſeyn kann, denn ein wirklicher Gottes- oder Schöpferläugner kann nur ein Narr oder ein ausgemachter Dummkopf ſeyn; fragt man ſolche, wer denn alles Vorhandene erſchaffen, ſo erwiedern ſie: die Natur oder Aehnliches; was iſt und kann dieſe Natur denn anders ſeyn als ein allmächtiger Schöpfer, gebt ihm einen Namen welchen ihr wollt, es iſt und bleibt immer ein und dieſelbe Sache, und wenn wir ſelbſt annehmen wollten, wie es ſchon mehrere Narren gab, daß außer unſerm werthen Ich alles

andere nur ein Blendwerk, ein Nebelgebilde ſey, ſo müßte auch ſelbſt dieſes noch einen Urheber haben. Das Vernünftigſte was der tolle Robespierre gethan, war, die Verehrung eines allmächtigen Weſens anzuordnen, nur fehlte er in der Art und Weiſe, wollte auch dadurch nur und durch Charlatanismus ſeine Tyrannei befeſtigen, und wurde deßhalb geſtürzt.

Gut, mein General, ſagte ich nun, als Menou ſeine Rede, der alle mit Erſtaunen und Verwunderung zugehört, beendigt hatte: aber wie ſteht es mit der Unſterblichkeit unſerer armen Seele, was iſt der Zweck unſers Daſeyns? —

Ach Capitain, verſetzte er, das iſt eine andere Frage, die genügend aufzulöſen kein Sterblicher je im Stande ſeyn wird. Nur über die Subſtanz unſers Körpers, über alles Materielle bin ich vollkommen im Reinen. Alles was wir genießen, Speiſe und Trank, die Leckerbiſſen, die Sie ſich heute an meiner Tafel ſo wohl ſchmecken laſſen, dies Alles iſt ſchon durch Milliarden menſchlicher und thieriſcher Leiber gewandert, und wird es ſo lange die Welt ſteht. Von unſern Zähnen, ſo lange wir deren haben, hier warf der General einen etwas malitiöſen Seitenblick auf einige ältere Damen, die gegenwärtig waren, zermalmt, von unſern Mägen verdaut, wird es wieder zur Erde gebracht, um ſich über kurz oder lang auf's neue in Gras, Kraut, Gemüſe, Früchte, Futter für Thiere und Menſchen zu verwandeln und dann als Nahrungs- und Zeugungsſtoff abermals in Blut und Milch überzugehen. Zu Staub werden die größten und reichſten Städte der Erde, die maſſivſten Marmor- und Goldpaläſte, die prächtigſten Denkmäler und Monumente, gleich den ſchlechteſten Lehmhütten und hölzernen Gräberkreuzen der Armen. Ob tauſend Jahre früher oder ſpäter, was zählt dies in der Ewigkeit? und alle menſchliche Philoſophie läßt ſich füglich in den zwei Worten: „verwandelter Staub“ zuſammenfaſſen, wenigſtens iſt der Inbegriff alles Körperlichen und Irdiſchen in ihnen enthalten. Was aber das Geiſtige, das Seelenleben des Jenſeits, die Gottheit betrifft, ſo wird uns dies hienieden ein ewiges Räthſel bleiben, das der hoch- und tiefgelehrteſte Philoſoph, der unterrichtetſte und klügſte Menſch ebenſo wenig wie der roheſte und unwiſſendſte Wilde zu löſen vermag, und die Quinteſſenz aller ſublimen Gedanken eines Plato, Descartes, Bacon, Leibnitz ꝛc. bringt uns um kein Haarbreit weiter, als die Unterſuchungen der Narren, die mit Hilfe eines Microskops den

Sitz der Seele im Gehirn oder Gott weiß sonst wo entdecken wollen. Ueberhaupt halte ich alle speculative Philosophie, alle metaphysischen Forschungen für unnütze Zeitverschwendung, für verlorne Mühe, in Summa für Narrheit. Nur auf die eigentliche Lebensphilosophie gebe ich etwas, wenigstens kann sie uns das oft so kümmerliche Daseyn und dessen Beschwerden leichter ertragen helfen und leidlicher machen. Und dann, — wer kann wissen ob nicht jene unsichtbare, furchtbare, alles leitende Allmacht, deren erbärmliche Drahtpuppen und Hanswurste wir am Ende doch alle nur sind, der Mann im Kaisermantel wie der Lumpensammler, ob sie nicht den Einen und sein Bewußtseyn wieder hervorzurufen für gut findet, während sie es nicht der Mühe werth hält, den Andern nochmals aufleben zu lassen, sondern auch dessen ewige geistige Vernichtung beschlossen hat. Wenigstens wird mir Niemand bestreiten können, daß dies in ihrer Macht liegt. Es ist eine Idee wie jede andere. Doch genug davon, ich glaube in dem was ich gesagt, alles was speculative Philosophie vermag, erschöpft zu haben, lassen Sie uns nun auf die Gesundheit unsers heiligen Napoleon trinken.

Bei diesen Worten hob der General ein Glas Champagner hoch, und rief ein: vive l'Empereur, in das die ganze Tischgesellschaft mit einstimmte. Man gab nun der Unterhaltung eine andere Wendung, es war vom entführten Papst, vom Krieg und Frieden mit Oesterreich, von den schönen Venetianerinnen, die man auch hoch leben ließ, u. s. w. die Rede. Mit zum Theil schweren Köpfen trennte man sich schon bei ziemlich vorangerückter Nacht, verlor sich in die Theater, Casinis ꝛc. Ich ließ mich in meine Wohnung gondoliren, wo ich die Damen musicirend und venetianische Lieder singend antraf, und ihnen bis Mitternacht noch Gesellschaft leistete. Auch Signor Ludolli war gegenwärtig und benahm sich sehr freundlich, nur damit war er nicht ganz einverstanden, daß mir die Damen auch die Kost zugesagt hatten, ich suchte ihn deßhalb zu beruhigen, indem ich ihn versicherte, daß ich nur äußerst selten Gebrauch von diesem Zugeständniß machen würde.

Bald hatte ich herausgebracht, daß die Signora Odellino, deren Mann wirklich als Buchhalter in einem Triesterhaus conditionirte, eine **Donna mantenuta** war, die ein noch ziemlich

wohlhabender Nobile, ein gewiſſer Contarino unterhielt, der ſich rühmte, Dogen unter ſeinen Vorfahren gehabt zu haben. Ich kam ſelten oder nie nach Haus ohne den Damen einige Geſchenke, meiſt in dolce und Confetti beſtehend, mitzubringen, was mir dieſelben hoch anrechneten; zum Mittageſſen fand ich mich nur ſelten ein, deſto mehr zur Cena, wo es dann immer munter herging. Eines Tages, es war der 4te oder 5te daß ich in dem Haus wohnte, kam der Patron della Caſa zu einer ungewöhnlichen Stunde in großer Unruhe heim, und rief ſeiner Frau beim Eintreten zu: „Nun da haben wir die Beſcheerung, ich hab' es voraus geſehen, ſo eben hat mich Contarino auf dem San Marco angepackt und mir den Handel mit der Gatte (der Odellino Taufname) gekündigt, wenn der maledetto francese nicht ſchnell ausziehe. Ich zahlte gut, hatte erſt dieſen Morgen einen Korb mit Cyprier der Dame in die Küche geſchickt, war freigebig, und ſtand alſo in hoher Gnade bei derſelben, ſie nahm auch ſogleich meine Parthie, und antwortete ihrem Mann: Es iſt der Mühe werth, daß der filzige Contarino einen ſolchen Lärm über nichts macht, er giebt uns kaum 5 Zechinen monatlich, davon kann die Gatte nicht leben, hol ihn der Henker, und überdies denkt der Franzoſe gar nicht an ſie, die Mädchen ſtecken ihm eher im Kopf, wenn er ja auf eine von uns reflectirt; der Offizier bezahlt uns allein für ein altes Cembalo (Clavier), das wir ihm geſtern verſchafft haben und uns 3 Lire koſtet, zwanzig; vom Ausquartieren kann gar keine Rede ſeyn, denn er hat einen Monat anticipando bezahlt. Der Mann verſetzte nun: das wird eine ſaubere Geſchichte werden, der Franzos kann ſich in Obacht nehmen, der Contarino iſt wüthend und läßt gar nicht vernünftig mit ſich reden. Die Signora antwortete mit einem: cosa fa (was thut es), man wird ihm was vormachen, du weißt dir auch gar nicht zu helfen, lieber Mann. Eine halbe Stunde darauf erfuhr ich die ganze Unterredung von dem älteſten hübſchen Mädchen, Caroline, eine Cugina der Odellino, und als ich dieſe fragte: woher es käme, daß ſich Contarino nie im Hauſe ſehen laſſe, erzählte mir das Mädchen naiv: „fanno l'amore nel suo casino," doch kommt er auch manchmal des Nachts zu meiner Muhme, aber nur verſtohlen, denn er iſt un uomo maritato, ho paura di lui. (Es iſt ein verheiratheter Mann und ich fürchte mich vor ihm.) Das ho paura wiederholte mir das Mädchen wohl zehnmal, ich ſuchte ihr

dieſe Paura zu benehmen, ſie auf die Stirn küſſend, und es ſchien mir zu gelingen, als die Signora Ludolli ins Zimmer trat, mir ebenfalls ihre Verlegenheit wegen dem Contarino mittheilte, und meinte, es könne ſogar gefährlich werden. Scherzend ſuchte ich ihr dies auszureden, und lud ſie, ihre Schweſter und die Mädchen zu einer Spazierfahrt auf den Lagunen ein, wozu ſie aber nicht zu bewegen war, denn dann würde es erſt ein rechtes Donnerwetter (**tempestà**) geben, meinte ſie. Ich ging nun auf den Markusplatz, wo ich meinen Wirth in einem ſehr heftigen Wortwechſel mit einem andern Venetianer ſah, aber nicht von ihm bemerkt wurde; bald erfuhr ich, daß es der gefürchtete Contarino war, mit dem er ſo gewaltig haderte. Ich ließ ſie nun nicht mehr aus den Augen, bis ſie auf die Piazetta gingen und ſich daſelbſt einſchifften. Erſt in der Dämmerung begab ich mich wieder heim, um mich für das Theater umzukleiden, das ich in Uniform beſuchen wollte. Ich traf Niemand als Signora Ludolli, die meine Frage ängſtlich zu beantworten ſchien, was ich auf Rechnung ihrer Furcht vor Contarino ſchrieb. Ich ging längs den Fundamenti (ſo werden hier die ſehr ſchmalen, längs den Häuſern hinlaufenden Gänge genannt) hin, das Haus verlaſſend, es war ſchon völlig Nacht; jetzt wollte ich die erſte ſich vorfindende Gondel beſteigen, als ich bemerkte, daß mich zwei in Mäntel gehüllte Geſtalten verfolgten, die ihren Gang mit jeder Sekunde mehr beflügelten. Als ſie nur noch wenige Schritte von mir entfernt waren, machte ich ein raſches Rechtsum kehrt, ging ihnen feſten Tritts entgegen, und da ich an ſie heran kam, drückten ſie ſich an die Mauern eines Hauſes und ließen mich ganz friedlich vorüber, ich wandte mich nochmals um und ging wieder an ihnen vorbei. Es kam mir vor, als ſey einer von ihnen mein Hauswirth, und ich bemerkte, daß ſie leiſe aber eifrig mit einander ſprachen. Bald ſah ich, daß ſie mich von neuem verfolgten, ich ließ ſie abermals herankommen, wandte mich wieder gegen ſie um, und als ich im Begriff war, ſie zu fragen, was ſie von mir wollten, ſtreckte der eine ſchnell ſeine Hand gegen mich aus, um mich bei der Bruſt zu packen, indem er zugleich ein Stilett blinken ließ. Ich wich einen Schritt zurück, zog ſchnell den Degen, und rief ihm zu: **ah birbante, adesso tocca a me** (Ah Schurke, jetzt iſt es an mir), klirrend ſchlug ich ihm das Stilett aus der Hand, ſprang auf beide zu, einer ſtand hinter dem andern, denn der Gang am Kanal war keine 3 Schuh

breit, und den ersten packend, den andern aber für meinen Wirth erkennend, sagte ich zu demselben: wie, Sie sind so ein Patron? — Beide waren aber nicht vom Mestiero, sondern so verblüfft, daß sie regungslos dastanden. Der hintere stieß endlich ein: ajuto aus, ich sagte ihm aber, er möge sich ums Himmelswillen ganz ruhig verhalten und keinen Lärm machen, weil ich sonst genöthigt seyn würde, sie beide zum Platzkommandanten bringen zu lassen; meinem Hauspatron versicherte ich zugleich, daß ihm nichts geschehen solle, wenn er ruhig bleibe. Ich fragte sie nochmals, was sie eigentlich von mir wollten, und weßhalb sie mir auf eine so unerhörte Weise nachstellten, und da sie noch immer stumm blieben, sagte ich: den ich hier fest halte, ist wahrscheinlich der saubere Contarino, und als mein Wirth dies bejahte, fuhr ich fort: ich bedaure nur, daß Sie sich wegen Hirngespinnsten zu solchen Schurkenstreichen verleiten lassen und in Gefahr begeben, längst glaubte ich, daß mit der Republik auch solche Banditenstreiche aus Venedig verbannt seyen. Ihre Eifersucht ist ebenso lächerlich als grundlos, ich habe noch keine zwei Worte mit ihrer Geliebten gewechselt und werde sie Ihnen sicher nicht abspenstig machen; denn Venedig hat schöne Frauen genug, daß nicht ein Jeder sein Liebchen finden sollte. — Wenn Sie der Treue Ihrer Geliebten nicht versichert sind, so thun Sie dieselbe an einen andern Ort so lange ich mich in Venedig befinde, statt sich in meuchelmörderische Wagnisse einzulassen, die Ihnen leicht den Hals kosten können, denn es hängt jetzt doch nur von mir ab, Sie in die andere Welt oder auf die Galeere zu befördern; ich will indessen weder das eine noch das andere, ich verzeihe Ihrer blinden Leidenschaft. Folgen Sie meinem Rath und nehmen Sie Ihre Geliebte einstweilen aus dem Haus, das ich nicht verlassen werde so lange ich noch hier verweile. — Contarino bat mich nun recht demüthig wegen seines ungegründeten Argwohns um Vergebung, nannte mich einmal über das anderemal einen generosissimo Signore, wobei Ludolli einfiel: Ich habe es Ihnen ja immer gesagt, allein sie wollten meinen Worten keinen Glauben schenken. —

Contarino äußerte, Eifersucht habe ihn verblendet, betheuerte, daß er alles Vertrauen in mich und seine Gatte setze, die nirgends besser als bei Ludollis aufgehoben seyn könne, und bat mich auf das inständigste, ihm zu erlauben, daß er die Ehre haben dürfe, mich in sein Haus einzuführen. Ich willigte ein, und

er beſtand darauf, mich ſchon den nächſten Tag ſelbſt abzuholen, indem er mir zugleich ſeine Aufwartung machen werde. Wir ſchieden nun als gute Freunde, ich begab mich nach Venice, und als ich nach beendigtem Theater nach Haus ging, kamen mir die Damen mit einem Benvenuto entgegen; ſie waren ſchon von Allem unterrichtet, gaben mir indeſſen doch zu verſtehen, daß ich nur durch ein halbes Wunder dem Bad im Canal entgangen ſey. Wir ſouvirten, und blieben bis nach Mitternacht bei einem Glas Punſch beiſammen, die Frauen dankten Gott, daß Alles ſo abgegangen ſey; Ludolli verſicherte mich wohl zehnmal, daß ſonſt der Contarino doch ein galantissimo uomo ſey. Wir trennten uns endlich vergnügt mit einer felicissima notte, wobei mir vergönnt war die ſämmtlichen Damen zu küſſen, die mir Glück gewünſcht hatten, Zutritt in Contarinos Haus zu erhalten, wo man ſich ſehr gut unterhalte, deſſen junge Frau eine der liebenswürdigſten und hübſchſten Damen Venedigs ſey, und mich warnten, ihr nicht zu tief in die Augen zu ſehen.

Den kommenden Morgen hatte ich noch nicht lange das Bett verlaſſen, als mir Contarino angemeldet wurde, den Ludolli ſofort bei mir einführte; es war ein Mann von einigen dreißig Jahren und ziemlich unterſetzter Statur. Nochmals entſchuldigte er ſich Tauſendmal wegen dem Vorgefallenen; ich ſuchte ihn völlig zu beruhigen, worauf er mich bat, mich noch dieſen Vormittag ſeiner Gattin vorſtellen und in das Caſino einführen zu dürfen, von dem er Mitglied ſey. Ich nahm beides an, wir verließen meine Wohnung gegen Mittag, nahmen Chokolade in einem Caffee des San Marko und fuhren dann nach dem Palazzo des Signor Conte, wo ich ſeine Gattin, eine Dame, welche meine Erwartungen noch übertraf, kennen lernte. Sie war noch nicht volle 19 Jahre alt, hatte ein wunderliebliches Geſicht, die feinſten und geiſtreichſten Züge, einen blendend weißen Teint, eine faſt transparente Haut, unter welcher die blauen Aederchen hervorſchimmerten, den zierlichſten Wuchs und die ſchlankeſte Taille, genug es war eine ganz venetianiſche Schönheit, die von Geburt der Familie Mocenigo angehörte. — Der Graf bat ſie, mich als ſeinen beſten Freund zu betrachten und zu jeder Zeit wenn ich ihr die Ehre meines Beſuchs ſchenken wolle, freundlich anzunehmen. Die Signora ſagte aufs Verbindlichſte, daß ſie ſich eine Pflicht daraus mache, ihrem Mann zu gehorchen, und ſo ſtand mir eines der er-

sten Häuser Venedigs offen, in dem ich bald Gelegenheit hatte, den reichen venetianischen Adel, wie die Mocenigo, Dandolo, Falieri ꝛc. kennen zu lernen. Ich wunderte mich, daß der Graf bei einer so hübschen Gattin eine Odelino vorziehen mochte, aber bekanntlich ist ja die Ehe das Grab der Liebe, und es kann nicht anders seyn. In dem Casino, in dem er mich einführte, langweilte ich mich; außer dem Spiel war wenig oder gar keine Unterhaltung daselbst anzutreffen. Contarino veranstaltete nun selbst öfters Wasserparthien mit den Frauen und Mädchen, wo ich wohnte, wir besuchten entferntere Kirchen und Klöster auf den Giudecca-Inseln le Grazie, San Giorgio, San Helena, San Clemente, fuhren nach Murano u. s. w., wobei ich absichtlich der jungen Carolina recht eifrig den Hof machte, damit die Eifersucht des Nobili nicht wieder erwachen möge; das Mädchen war auch hübsch genug, daß ich das in allem Ernste thun konnte. Contarino zeigte sich außerordentlich gefällig und dienstwillig, und als ich ihm einst von Zschokkes Abällino erzählte, in dem sogar ein Namensvetter von ihm eine Rolle spiele, und den Wunsch äußerte, ich möchte doch gerne wissen ob der Verfasser aus einer historischen Quelle geschöpft oder das Sujet blos ein Produkt seiner Phantasie sey, suchte er mehrmals halbe Tage lang mit mir in den Archiven, die uns auf Menous Gebot geöffnet wurden, alle Actenstücke und Dokumente, die sich auf die Regierung des Dogen Andreas Gritti bezogen, durch, aber unsere Bemühungen waren vergeblich, wir konnten nichts auf diesen Gegenstand Bezügliches entdecken.

Indessen hatte ich in der That doch der Signora Lucietta, so hieß Contarinos Gattin mit ihrem Taufnamen, zu tief in das Auge gesehen und fühlte etwas mehr als bloßes Wohlwollen für die Schöne. Diese hatte aber einen alten Abbate zu ihrem Cavaliere servente, der den ihm anvertrauten Schatz wie ein Argus bewachte, und dem mein Erscheinen in der Familie eben keine sonderliche Freude zu machen schien; schwerlich wäre ich mit der Dame je in eine nähere Berührung gekommen, hätte mich nicht der Zufall, dieser mächtige Gehülfe des Schicksals, begünstigt, und den Herrn Abbate auf das Krankenlager geworfen. Jetzt traf ich Signora Lucietta fast immer allein, kofte, musicirte und küßte bald mit ihr, der Signor Marito bekümmerte sich weit weniger um seine reizende Gemahlin als um die Maitresse, und ich suchte erstere deßhalb nach besten Kräften zu trösten, was mir um so eher gelang, da

ſie bereits Wind von dem Verhältniß mit der Donna **mantenuta** hatte. Ich theilte ihr nun unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit mit, was wegen derſelben zwiſchen ihrem Gatten und mir vorgefallen war, worauf ſie weiter nichts als ein unwilliges: **é una gran bestia, il mio marito**, ausſtieß, dann lachte, und ſagte: nun ich will's ihm vergelten. — Jetzt waren wir bald nur Eine Seele, und ich bedauerte nichts, als Venedig, wo ich mir immer mehr gefiel, ſobald wieder verlaſſen zu müſſen. **En passant** machte ich auch noch einer hübſchen Seconda Donna vom Theater Fenice den Hof, und brachte ein Paar joviale Abende mit ihr zu, ſcherzte dabei recht artig mit Carolinchen und hielt hinſichtlich der Odelino ſtreng mein Wort bis — zur Nacht vor meiner Abreiſe, wo ich mich gegen Morgen in ihr Schlafgemach ſtahl und ſie zur Untreue gegen ihren Protektor verführte. — Ich entwand mich dann mit einem langen Abſchiedskuß aus ihren Armen, und ſie entließ mich mit einem matten Addio und: »Ach warum nicht früher?« . . . Bei Lucietta hatte ich ſchon den Tag und von Carolina den Abend vorher Abſchied genommen.

Der Tag meiner feſtgeſetzten Abreiſe war angebrochen, ich hatte über drei Wochen in der Dogenſtadt verweilt, und mit dem frühen Morgen fuhr ich noch einmal durch einen Theil des Canal grande, zum letztenmal die öden Marmorpaläſte bewundernd, deren Fenſter manchmal ſogar mit Dielen verwahrt ſind, und die unfehlbar in Ruinen zerfallen werden, da ihre Eigenthümer nicht die Mittel haben ſie zu unterhalten, und dieſelben eine Laſt für ſie ſind.

Auf Contarinos Rath fuhr ich in einer Barke nach Fuſine, wohin ich meinen Wagen kommen ließ, um von da weiter nach Padua zu fahren. Dieſe Ueberfahrt iſt angenehmer als die von Meſtre. Durch die Lagunen wogend, entfernte ich mich allmählig von dem prächtig-traurigen, dem Meer entwachſenen Venedig; ſeine Kuppeln und Thürme, die ſich in einiger Entfernung auf der See majeſtätiſch und zauberhaft ausnehmen, ſchwanden mehr und mehr, dabei hatte ich das nahe Ufer des feſten Landes im Auge, deſſen ſchöne Landhäuſer, Gärten und gut angebaute Felder eine nicht minder reizende Fernſicht gewähren. Ehe ich die Küſte erreichte, warf ich noch einen letzten ſcheidenden Blick auf die alte entthronte Meereskönigin, ihr ein ewiges Lebewohl ſagend. Auch auf dieſer Ueberfahrt hatte ich wieder jene wehmüthige Empfin-

dung, die mich allemal befällt wenn ich einen Ort verlaſſen muß, an dem mir es wohl ging und wo ich der Freuden viele genoß. Zu Fuſine nahm ich Poſtpferde, und fuhr längs der herrlichen, wegen ihrer Fruchtbarkeit, Schönheit und Mannichfaltigkeit, mit Klöſtern, Dörfern, Villas, Gärten und Luſtwäldchen geſchmückt, berühmten unabſehbaren Ebene hin, überall herrſcht reges Leben, und die Fluthen ſind noch mit Barken, Gondeln und andern Schiffen bedeckt. Ich kam über Dolo, wo ich einige Prachtgebäude bemerkte, und ſah bei dem ganz nahen Stra die Schiffe aus der Brenta in den Canal Piovego, der gerade nach Padua führt, fahren. Man kann den Weg von Venedig bis dahin auch zu Waſſer machen, der noch angenehmer ſeyn mag, aber auch länger iſt. Obgleich von ganz anderer Art als die Ufer des Rheins, des Ebro und der Donau, ſind die der Brenta doch nicht minder unterhaltend und abwechſelnd. Verlaſſene und oft ſchon halb verfallene Villas erſetzen hier die Ritterburgen des Rheins und ſind die trauernden Ueberbleibſel und Denkmäler der geſunkenen Größe der Inſelſtadt, deren Bewohnern die meiſten gehörten, andere aber den Einwohnern von Padua. Noch vor Mittag kam ich in dieſer Stadt an, wo ich ein Paar Stunden verweilte. Sie liegt unfern der Brenta, an der Bachiglione, und iſt von ſo freundlichen, lachenden angebauten Hügeln umgeben, daß ſie manche Reiſende ein irdiſches Paradies genannt haben. Padua iſt ſehr alt, und war einſt ſo mächtig, daß es über 100,000 Soldaten ſtellen konnte, und von mehr als einem halben Tauſend römiſcher Ritter bewohnt wurde. Alarich und Attila legten ſie in Ruinen und Aſche und ihre Bewohner flüchteten ſich auf die Inſeln der Lagunen. Später wurde ſie von Erdbeben verwüſtet. Carl der Große verjagte die Lombarden aus derſelben und verhalf ihr wieder zu einigem Glanz. Der ſcheußliche Tyrann Ezzelino verübte die abſcheulichſten Grauſamkeiten in der unglücklichen Stadt, die ſich nach dem Tod dieſes Wüthrichs zu einer Republik erklärte, dabei aber wieder die Beute innerer Partheienwuth und ehrgeiziger Männer wurde, bis ſie, von Venedig unterjocht, einen Theil dieſer Republik ausmachte. Man ſchreibt ihre Gründung dem Antenator, dem Bruder des Priamus, König von Troja, zu. Gewiß iſt, daß ſie älter als Rom iſt. Noch hat ſie einen Umfang von 3 Stunden, aber keine 30,000 Einwohner mehr. Sie iſt ſchlecht gebaut, hat viele ſehr enge Straßen, doch auch einige breitere, und ſchöne Plätze

und ist mit Mauern und breiten Gräben umgeben. Ihre Cathedrale ist ein großes Gebäude, an dem man über 600 Jahre baute und das viele Gemälde und andere Sehenswürdigkeiten enthält. Die merkwürdigste Kirche ist aber die des heiligen Antonius mit ihren 6 Kuppeln, zum Theil herrlichen Basreliefs, Gemälden, Statüen ꝛc. Hier wird auch der Körper des Heiligen verwahrt, der ihr seinen Namen verliehen, und viel fromme Gläubige anzieht. In der kleinen, ganz nahe dabei liegenden Kirche, la Scuola genannt, sind die Wunder des heiligen Antonius und andere Begebenheiten aus seinem Leben, größtentheils von Titian gemalt, abgebildet. Die Kirche der heiligen Justina, die acht Kuppeln hat, ist durch ihre Größe und Schönheit, sie ist eins der schönsten Gebäude dieser Art in ganz Italien, berühmt, und enthält unter andern Meisterwerken, die des Paul Veronese. Man kann sich eine Vorstellung von der Größe dieses Tempels machen, wenn man weiß, daß sämmtliche Materialien, die zur Vollendung seines ganzen Baues herbeigeschafft wurden, kaum zu seinen Fundamenten ausreichten! Das Rathhaus von Padua ist durch seinen ungeheuern Audienzsaal berühmt, wohl der größte Saal Europas, er ist über 300 Fuß lang, 100 breit, eben so hoch, und seine Decke wird nur durch seine Mauern getragen, in denen sich aber an 100 dicke Pilaster befinden. In demselben sieht man Malereien von Giotto, ferner die Mysterien der Religion, die 12 Apostel, die Jahreszeiten, die Monate ꝛc. abgebildet, auch ist ein Denkmal des hier gebornen und gestorbenen großen Geschichtsschreibers Titus Livius vorhanden. Noch wird der Thurm gezeigt, in welchen der niederträchtige Ezelino die zu seinen Schandthaten bestimmten Schlachtopfer sperrte. Die Universität Paduas war von jeher weltberühmt, und eine der ältesten Italiens, zu ihrer Blüthezeit zählte sie oft über 20,000 Studenten.

Mit einbrechender Nacht setzte ich meine Reise fort, kam in der Nähe von Arqua vorüber, wo Petrarchs irdische Reste ruhen und man sein Haus, seinen Stuhl und das Skelett seiner Katze zeigt! dann durch das durch seinen Vipernfang berühmte Monselice, passirte die Adige (Etsch) bei dem Flecken Boara, durch Rovigo und fuhr ohne mich weiter aufzuhalten, bis Ferrara. Eine leichte Unpäßlichkeit war die Veranlassung, daß ich hier ein Paar Tage verweilen mußte. Die Stadt, die in der Nähe eines Arms des Po liegt, war sehr öde und zählte kaum 18,000

Einwohner mehr, die ſich in ihren großen weitläuftigen Straßen, in denen das Gras hoch und das Unkraut dicht ſtand, verlieren. Sie hat eine gute, regelmäßige und feſte Citadelle. Das Schloß der alten Herzoge von Ferrara liegt mitten in der Stadt und iſt ringsum mit Waſſer umgeben und von 4 dicken Thürmen flankirt, ſein Anblick iſt nichts weniger als erfreulich. In ſeiner Nähe befindet ſich der ſogenannte adeliche Palazzo, vor dem zwei hohe Säulen mit den ehernen Statuen alter Herzoge ſtehen. Unter den Plätzen war der Napoleonsplatz der bedeutendſte. Die Cathedrale iſt ein ſchönes Gebäude, in der Benediktinerkirche befindet ſich das Grab eines der phantaſiereichſten Dichter, die je gelebt, des Autors des raſenden Roland, Arioſts, zu deſſen Zeiten die Stadt noch eine der reichſten, blühendſten und bevölkertſten Italiens war. Die ungeſunde Luft, welche die nahe liegende Moräſte verurſachen, und die häufigen Ueberſchwemmungen, denen die Umgegend ausgeſetzt iſt, mögen viel zu ihrer Entvölkerung beigetragen haben. Das hieſige Theater iſt groß und ſchön, die Palläſte Eſte, Bevilaqua und andere ſind prächtig. Das Hoſpital der heiligen Anna iſt berühmt, weil der arme Taſſo von dem undankbaren Herzog Alphons hier ſo lange in einem engen Gemach, unter dem Vorwand einer Gemüthskrankheit eingeſperrt wurde. Krank war er allerdings, denn er war wirklich verliebt, und zu bedauern ſind die mit dieſer Krankheit Befallenen, für die man eben ſo wenig kann, wie für jede andere. Wer wüßte etwas von dieſem Herzog, wenn ihn nicht der unſterbliche Dichter in ſeinem herrlichſten Werk den großmüthigen Alphons genannt hätte! In der großen Bibliothek Ferraras ſind Handſchriften von Arioſt, Taſſo, Guarini u. ſ. w. vorhanden, von erſterem auch noch das Tintenfaß und ein Stuhl.

Von hier reiſte ich, wieder hergeſtellt, nach Ravenna ab, denn ich wünſchte die alte berühmte Hauptſtadt der Oſtrogothen kennen zu lernen. Der Weg dahin, den ich meiſtentheils in der Nacht zurücklegte, war unangenehm, und bei Argenta, in der Nähe der Sümpfe oder Valli von Comachio, warf mich der Poſtillion um, wodurch mir das Degengefäß ſo heftig in die linke Seite geſtoßen wurde, daß ich eine bedeutende Quetſchung davon trug, die mich nun gegen meinen Willen in Ravenna zurückhielt. Da es noch finſtere Nacht war, ſo koſtete es viele Mühe, bis der Poſtillion, mein Bedienter und ich, der arge Schmerzen hatte, den Wagen wieder aufgerichtet, und es verging faſt eine Stunde bevor ich

weiterfahren konnte. In Ravenna angekommen, ſchickte ich ſogleich nach einem Militairarzt, der mir etwas zum Einreiben verordnete und auflegte, 36 Stunden mußte ich nun im Bette zubringen, was mir ſehr ungelegen war. Von Venedig hatte ich ein Paar Empfehlungen von Contarino für hier, die ich durch meinen Bedienten abgeben ließ und hierauf mehrere Beſuche erhielt.

Das uralte Ravenna lag einſt an dem Ufer des adriatiſchen Meeres und war einer der beſten Häfen deſſelben, jetzt iſt es an zwei Stunden von der Küſte entfernt. Nach Strabo haben Theſſalonier dieſe Stadt gegründet, Sabiner aber waren ihre älteſten bekannten Einwohner, ſpäter bemächtigten ſich ihrer die Gallier, welche ſich an den Ufern des Po niederließen. Paulus Aemilius verjagte ſie, und die Römer verſchönerten die Stadt außerordentlich, namentlich unter den Kaiſern, und ließen ihre Flotten in ihrem Hafen überwintern. Unter den gothiſchen Königen und Exarchen im 7ten Jahrhundert war ſie eine der bedeutendſten und blühendſten Städte Europas. Dadurch daß ſie durch das Zurücktreten des Meeres ihren Hafen verlor, kam auch ſie zurück. Im Mittelalter, wie alle Städte Italiens, durch Unruhen und Partheikämpfe zerriſſen, mußte ſie außerordentlich leiden, und zur Zeit als ſie die Venezianer, in deren Hände ſie gefallen war, an die Päpſte abtraten, war ſie ſchon ſehr herabgekommen; unter der Herrſchaft des heiligen Stuhls ſank ſie noch vollends, ſo daß ſie kaum 15,000 Einwohner mehr zählte, und noch weit verlaſſener als Ferrara war. Die alte Hauptſtadt vom Theodorichs Reich bot jetzt nur noch Ueberreſte und trauernde Denkmäler ihrer frühern Größe den Blicken des Reiſenden dar, ihre öden und menſchenleeren Straßen waren mit ſalbem dürrem Gras bewachſen, ihre zum Theil halbverfallenen Häuſer und Paläſte, meiſtens mit Moos und Geſträuch bedeckt, ſchienen ohne Beſitzer, die mehr ſchleichenden als gehenden Einwohner hatten ein düſteres, ſchwermüthiges und muthloſes Ausſehen, das eher Mitleid erregend als abſchreckend war, im Ganzen hatte ſie das Anſehen einer verwünſchten Stadt, in der nur lebensmüde Schatten einſam und tiefſinnig herumwandelten.

Nach vier Tagen des Bett- und Zimmerhütens war mir das Ausgehen wieder geſtattet, mein erſter Gang war nach der im neuern Geſchmack reſtaurirten Hauptkirche, in der ich eine Zeitlang umherwandelte und endlich vor den herrlichen Freskomalereien

Guidos in einer Kapelle ſtehen blieb, die auch das ſchöne Gemälde enthält, welches Moſes darſtellt, wie er Manna vom Himmel regnen läßt. Noch war ich im Anſchauen deſſelben vertieft, als ich hinter mir ein Damengewand rauſchen hörte, ich ſah mich raſch um und erblickte einen in ſchwarze Seide und Flor gehüllten blendend weißen Engel, der eben einen, ſeine unwiderſtehlichen Reize verhüllenden Schleier zurückſchlug, ſich zum Beten niederkniete, und zwei niederſchlagende Feueraugen zeigte. Dies bezaubernd lebendige Gemälde hatte das todte ſogleich aus meinen Augen und Sinnen verdrängt, ich trat einige Schritte zurück, kniete ebenfalls nieder, und zwar ſo, daß ich die ſchöne Betende immer im Auge hatte. Auch ſie hatte mir einen Blick geſchenkt, der mich in eine erſchütternde Vibration verſetzte. Nach einer halben Stunde, die mir, obgleich knieend, kaum eine Minute dünkte, erhob ſich die ſchöne Geſtalt, verneigte ſich tief, und entfernte ſich, mich im Vorübergehen noch eines Blickes würdigend. Ich hatte die Abſicht ihr zuvorzukommen, um ihr das Weihwaſſer zu bieten, erreichte aber meinen Zweck nicht, ein ſie begleitendes Mädchen, das hinter ihr gekniet, that dies vor mir. Durch wenige aber lange und einſame Straßen führte ihr Weg, nur einmal ſah ſie ſich um und ſchlüpfte dann durch die Pforten eines alten, nicht ſehr anſehnlichen Hauſes, deſſen untere Fenſter alle vergittert waren. Schon lange hatte ſich die Thüre hinter der wunderbaren Schönen geſchloſſen und noch ſtand ich, die todten bemoosten Mauern und das ruſig-braune Thor anſtarrend, hinter dem ſie verſchwunden war. Ein vorübergehender Capuciner weckte mich endlich aus meinen Träumereien, ich merkte mir Straße und Haus und kehrte vorerſt heim. Als die Nacht herankam, durchſtreifte ich mehrmals jene Straße, in welcher das mir merkwürdig gewordene Haus lag, aber an keinem Fenſter deſſelben war auch nur ein Schimmer von Licht zu erblicken und Alles ſo einſam und ſtill als wäre die Welt ausgeſtorben. Nachdem ich lange vergeblich auf irgend eine Entdeckung des mir ſo werthen Gegenſtandes gehofft hatte, entfernte ich mich, feſt entſchloſſen, die nähern Verhältniſſe meiner ſchönen Unbekannten a tout prix kennen zu lernen. Den andern Tag erfuhr ich durch einen dienſtbaren Geiſt, dem ich Straße und Haus bezeichnet hatte, daß die Dame die durch ihre Schönheit berühmte Signora Lucilla Manichetto aus Peſaro ſey, die erſt kürzlich durch ihre Verwandten gezwungen einem ſchon ziemlich bejahrten Rich-

ter ihre Hand gereicht, der ſie ſtrenge überwache, keinen Cicisbeo dulde, und ihr nur das Kirchengehen Morgens und Abends in Begleitung eines Dienſtmädchens geſtatte. Alſo auch eine Lucilla, mir um ſo theurer, da ſie mich an die kaum verlaſſene venezianiſche erinnerte. Daß ich nun immer in der Stunde in welcher die Dame die Kirche beſuchte auch in derſelben anzutreffen war, wird man mir ohne Betheurung glauben. Ich richtete es jetzt ſo ein, ihr das Aqua benita zu reichen, und es gelang mir bald ihre Aufmerkſamkeit zu erregen. Durch dieſes ofte Beſuchen der Kirche wurde ich auch mit dem Sacriſtan derſelben bekannt. Eines Abends als ich längere Zeit auf meine Schöne wartete, begab ich mich in die Sacriſtei, wo ein dunkelgrüner Vorhang ein Gemälde in einem abgelegenen Winkel verhüllte. Ich befragte meinen neuen Bekannten, was es damit für eine Bewandtniß habe? er erwiederte mir, daß es eigentlich ſtreng verboten ſey, daſſelbe Jemanden zu zeigen, indeſſen wolle er bei mir eine Ausnahme machen, wofür ich mich erkenntlich zeigte, er zog nun an einer Schnur den Vorhang weg, und ich erblickte die Abbildung des Innern einer Kirche, in der ein Wüthrich den Leichnam einer wunderſchönen Frauengeſtalt mit einer Streitart in Stücke hieb und zerfleiſchte. Dieſe Darſtellung erſchütterte mich unangenehm, ich verließ die Sacriſtei wieder, und der Sacriſtan zeigte mir nun ein anderes Bild, das in der Kirche an einem Pfeiler hing und dem Anſchein nach eine Geiſterbeſchwörung vorſtellte. Mein Begleiter erzählte mir jetzt ſich bekreuzigend, daß dies Gemälde mit jenem in der Sacriſtei in der engſten Berührung ſtehe und der nämlichen Urſache ſeine Entſtehung zu verdanken habe, obgleich es über 1200 Jahre ſpäter gemalt worden ſey. Ich bat ihn, mir den Zuſammenhang und die Geſchichte der beiden Bilder mitzutheilen, worauf er mir erwiederte, daß dies lange Zeit fordere, und er außerdem die Geſchichte des verhüllten Bildes nicht kenne, von dem andern aber habe ihm ſein Vorgänger, ein Greis von 90 Jahren, erzählt, daß es die Verbannung eines böſen Geiſtes, der über Tauſend Jahre ſein Unweſen jede Nacht in der Domkirche getrieben habe, vorſtelle, und der nie ein Licht oder irgend eine Beleuchtung nach Mitternacht in dem Gotteſtempel mehr geduldet habe, ſondern daß ſobald dieſe Stunde ſchlug, ein Windſchauer alle Lichter, ſogar in den wohlverwahrteſten Laternen gelöſcht habe, die dann Niemand mehr anzuzünden im Stande geweſen ſey. Man habe alsdann

ein schreckliches Getöse und Gepolter in den Gewölben und Hallen der Kirche vernommen, und sich um diese Zeit kein Mesch mehr in dieselbe gewagt: seit undenklichen Zeiten hatte man die berühmtesten Geister- und Herenbanner verschrieben, so wie alle erdenkliche heilige Mittel angewendet, den Geist zur Ruhe zu verweisen, aber alles sey vergeblich gewesen, bis endlich einmal ein sehr sonderbar gekleideter, langbärtiger Mann aus einem unbekannten Land gekommen sey, dessen sich der Greis, der damals kaum 20 Jahre alt gewesen, noch gut zu entsinnen gewußt. Jener habe sich erboten, dem Spuk ein Ende zu machen und eine ganze Nacht allein in der Kirche einschließen lassen, mit Tagesanbruch habe er die Kirche von Innen geöffnet, dem Priester der die erste Messe lesen sollte, eine versiegelte Rolle übergeben, und ihm geboten, dieselbe unter Schloß und Siegel wohl zu verwahren, und Niemanden als dem Bischof zu gestatten die Siegel zu lösen. Sodann solle man das grause Bild aus der Kirche wegnehmen und verhüllt in einem Winkel der Sacristei aufbewahren, und ein anderes, das man an einem gewissen Tag überbringen werde, dafür in die Kirche hängen. Hierauf verschwand der seltsame Mensch, von dem man nie wieder etwas gehört, viele waren der Meinung, es sey der ewige Jude gewesen. Der Priester befolgte genau was ihm befohlen war, der Spuk in der Kirche hörte von dieser Stunde an auf, der Bischof entsiegelte und las die ihm übergebenen Papiere, die hierauf in einer wohlverschlossenen Casette in der Sacristei aufbewahrt wurden, wo sie sich noch befinden. Meine Neugierde hinsichtlich des Inhalts dieser Papiere war durch diesen Bericht rege gemacht, der Sacristan gestand mir, daß er den Schlüssel zu dem Wandschrank habe, in dem sich die Casette befinde, die sie enthalte, so wie daß er selbst schon einigemal in Versuchung gekommen sie zu öffnen, aber eine Art Schauer habe ihn jedesmal überfallen, wenn er die Versuchung gehabt, und so sey er bis jetzt derselben widerstanden. Ich, der ich von diesem Schauer nichts empfand, bewog ihn durch Geschenke und Versprechungen, mir die Casette auf eine Nacht anzuvertrauen, und wir öffneten dieselbe in meiner Wohnung mit Hülfe einiger krummen Nägel und starker Eisendrähte, aber auch der Deckel hielt so fest wie wenn er angekittet wäre, wir rissen ihn endlich auf, indem der eine an der Casette, der andere am Deckel zog; nebst der Papierrolle fielen uns drei silberne und eine goldne Spange und ein Ring von dem-

ſelben Metall in die Hände. Die Rolle enthielt ein in lateiniſcher Sprache mit gothiſchen Lettern geſchriebenes Manuſcript, das wir nicht ohne Mühe ins Italiäniſche übertrugen, und eine gräßliche, von dem König Theobald in der Domkirche an ſeiner Gemahlin Roſaura verübte Mordgeſchichte laſen*). Noch eine zweite Rolle befand ſich in der Caſette, die Spuk- und Erlöſungsgeſchichte des armen Geiſtes, ein von Mönchen mit lächerlichen Wundern ausgeſchmücktes Machwerk, enthaltend.

Indeſſen hatte ich eben nicht mehr viel Zeit in Ravenna zu verlieren, denn ich wurde auf meinem Poſten zu Velletri erwartet, doch wollte ich die Stadt nicht verlaſſen ohne wenigſtens einen Verſuch gemacht zu haben, mit der Signora Manichetto eine Bekanntſchaft anzuknüpfen; ich mußte alſo auf Mittel denken, raſch zum Ziel oder wenigſtens zu einem Ja oder Nein zu kommen. Ich kaufte einige Kleinigkeiten von Galanteriewaaren, die ich zu einem Geſchenk für die begleitende Duenna beſtimmte, die ich ihr am nächſten Morgen, als ſie mit ihrer Gebieterin die Kirche verließ, nebſt einem Billetchen einhändigte. In dem letztern hatte ich meine Liebe zu der ſchönen Signora mit den lebhafteſten Farben geſchildert, und gebeten, mir doch einen Ort zu beſtimmen, wo ich mit ihr, dem Mädchen, das Weitere beſprechen könne, auf meine Erkenntlichkeit könne ſie zählen. Noch denſelben Tag erfuhr ich von der Duenna, daß ſoviel ſie gemerkt, ihre Gebieterin mir nicht abgeneigt ſey, aber da ſie mich gar nicht kenne, doch einiges Mißtrauen hege; außerdem verreiſe ſie in ein Paar Tagen, um ſich nach Peſaro, ihrem Geburtsort, auf einige Zeit zu ihren Eltern zu begeben. — Ich ſagte nun dem Mädchen, daß ich ein zu ſeinem Vergnügen reiſender Partikülier ſey, meinen eigenen Wagen bei mir habe, und es mir ein großes Vergnügen machen würde, mit ihrer Herrin nach Peſaro zu fahren. — Wo denken Sie hin, erwiederte das Kammerkätzchen, il Signor Patrone hat ſchon einen Vetturino gedungen, der uns wohlverwahrt dahin bringen muß; aber auf der Reiſe dahin könnte ſich wohl eine Gelegenheit finden ſich zu treffen. — Charmant, mein liebes Kind! ſieh, wenn Du

*) Dieſe Geſchichte, die zu voluminös iſt, um ſie hier ausführlich mittheilen zu können, iſt ſchon unter dem Titel: „Roſaura oder der Domgeiſt zu Ravenna," von dem todten Verfaſſer dieſes Werks in der 75ſten und deren folgenden Nummern der Zeitſchrift des Phönix, Jahrgang 1825, vollſtändig mitgetheilt worden.

dies veranstalten kannst, dann sollst Du noch ein schönes Geschenk von mir erhalten, da nimm einstweilen auf Abschlag. — Ich drückte ihr eine Zechine in die Hand. — Wissen Sie was, sagte sie mir noch freundlicher, kommen Sie nach der Abendkirche an unsere Wohnung, dann werde ich im Stande seyn Ihnen das Nähere mitzutheilen. — Drei Stunden nach Sonnenuntergang spazierte ich mit ihr Arm in Arm in der öden Straße, in der die Wohnung ihres Herrn war, und sie theilte mir mit, daß sie mit ihrer Frau übermorgen abreise, ich möge mich nur denselben Tag auf den Weg machen, und es einrichten, daß ich in Forli mit ihnen zusammentreffe, dann würde sich das Uebrige finden. Ueber diese Nachricht erfreut, gab ich dem dienstbaren Geist noch eine Zechine, und fragte, ob sie sich wohl mit einem Billetchen an ihre Dame befassen wolle. Dute pure war die Antwort. Den andern Tag sah ich Lucilla wieder in der Kirche und konnte aus ihren freundlichen Blicken lesen, daß was ich ihr geschrieben, keinen schlimmen Eindruck gemacht. Die wenige Zeit, die mir noch in Ravenna übrig blieb, verwendete ich darauf, Dantes schönes Grabmal in der Nähe des Franziskanerklosters zu besuchen, so wie das dem König Theoderich von seiner berühmten Tochter Amalasonte außerhalb der Stadt errichtete Mausoleum, jetzt San Maria Rotonda getauft, dessen breite, über 100 Fuß im Umfang habende Kuppel aus einem einzigen Steinblock gehauen ist und einen hohen Begriff von der Geschicklichkeit der Gothen in der Architektur giebt. Ich besah auch noch mehrere andere Kirchen und Gebäude; es ist unglaublich, welchen Reichthum an kostbarem Marmor Ravenna enthält, es rivalisirt in dieser Hinsicht mit Rom, Venedig und Constantinopel. Der große Tempel des heiligen Appollinarius in einer Vorstadt wird von 24 ungeheuren Säulen von griechischem Marmor getragen, die von Constantinopel hieher gebracht wurden. Die Cathedrale wurde schon im 4ten Jahrhundert erbaut, seitdem freilich öfters restaurirt.

Noch einmal sprach ich Marietta, so hieß die gefällige Dienerin, den Abend vor unserer Abreise, und gab ihr Rendez-Vous in Forli; am andern Morgen verließ ich Ravenna vor Sonnenaufgang, kam bald durch den gut und übel berüchtigten Pinienwald und durch die sich bis zu den Apenninen ausbreitenden Sümpfe, den kleinen Fluß Savio passirend, nach dem mitten in den Morästen liegenden Ort Cervia. Hier blieb ich in einer Locande,

um einſtweilen frühſtückend den nachkommenden Vetturino abzuwarten, der mir jedoch die Zeit ziemlich lang machte, ſo daß ich ſchon vermuthete, es habe irgend ein Hinderniß die Abreiſe der Dame verſchoben; endlich, als ich eben überlegte ob ich weiter fahren oder noch warten ſolle, vernahm ich das dumpfe Rollen eines herannahenden Wagens, der den von mir erſehnten Inhalt richtig brachte. Ehrerbietig grüßte ich die ausſteigenden Frauen, und war ihnen behülflich aus dem Wagen zu kommen, der Vetturino füttere hier; ſie ließen ſich ſogleich ein Zimmer geben, und nach einigen Minuten trat Marietta wieder heraus und lispelte mir zu: **entrate pure** (Gehen Sie nur hinein). Daß ich mir dies nicht zweimal ſagen ließ, verſteht ſich von ſelbſt, nach ein Paar Sekunden küßte ich Lucillas niedliche Hand, und nach einigen Minuten Stirne, Wangen, Roſenlippen ꝛc. der ſchönen Signora, welche die eintretende Joſe in meinen Armen fand und dazu lächelte. Wir brachten hier eine gute Stunde zu, während welcher die ſchalkhafte Marietta ab- und zuging, und aufpaßte, damit unſer tête a tête nicht geſtört werden konnte; einig und einverſtanden waren wir bald, und als die Joſe endlich meldete, daß der Vetturino abzufahren bereit ſey, aber der Weg über Geſenatico nach Rimini zu ſchlecht ſey, es darum auch zu ſpät würde, weßhalb er vorziehe in Geſena zu übernachten, waren wir dies ganz zufrieden und brachten in der letztern Stadt eine hochvergnügte Nacht zu. Zum Zweitenmal paſſirte ich den andern Tag den Piſatello (Rubicon) um nach Rimini zu fahren, wo ich mit Lucilla übereingekommen war, daß ſie, Unwohlſeyn vorſchützend, einen Tag verweilen würde, was ihr angegriffenes Ausſehen auch glaubhaft machte. In Rimini blieben wir ſtatt einen, zwei Tage, ohne das Albergo nur zu verlaſſen, und löſchten die Flammen der durch ſüße Weine immer wieder angefeuerten Liebesgluth zur Genüge, ſo daß wir den dritten Tag mit ziemlich gedämpftem Feuer den Weg nach Peſaro antraten, wo Lucilla auf das Wohlwollendſte von ihren Eltern empfangen und wegen ihrem Unwohlſeyn auf das Theilnehmendſte bedauert wurde. In Rimini verweilte ich noch zwei Tage, nahm dann herzlichen Abſchied in meinem Quartier von meiner liebenswürdigen Reiſegefährtin und ſetzte meinen Weg ohne mich ferner irgendwo aufzuhalten nach Rom fort, wo ich wohlbehalten ankam, mich bei dem General Miollis meldete, Torlonio beſuchte, und erfuhr, daß die längſt getröſtete Geſarini noch immer auf

dem Land lebe. Von Rom begab ich mich nach einigen Tagen zu meiner Compagnie nach Velletri, wo ich die Commandantur des Platzes wieder antrat, und um mich zu zerſtreuen, mit einigen Einwohnern faſt täglich auf die Jagd ging, die hier außerordentlich ergiebig iſt.

Velletri iſt an und für ſich ein häßliches Neſt, das auf einer Anhöhe am Abhang des albaner Bergs liegt. Es war die alte Hauptſtadt der Volsker, ſchon unter ihrem vierten König, Ankus Martius, ſollen es die Römer erobert, aber nicht behauptet haben, bis es der 80jährige Camillus, nachdem er die Gallier verjagt, abermals eroberte. Die jetzige Stadt iſt ſchlecht, eng und abhängig gebaut, hat ein Paar anſehnliche Palläſte, namentlich den Palazzo Ginetti, durch ſeine ſchöne Façade, ſeine prächtige Treppe und ſeine Gärten berühmt; was die Stadt am merkwürdigſten macht, iſt, daß Auguſtus hier geboren wurde. In und um derſelben findet man noch viele altrömiſche Ruinen von Tempeln, Villas ꝛc. Ich hatte meine Reſidenz in dem Pallaſt aufgeſchlagen, der dem Cardinal Borgia gehört hatte. Auf dem ziemlich großen Marktplatz ſteht die Bildſäule Urban VIII. Oefters machte ich auch kleine Ausflüge nach Porto d'Anzio, Piperno u. ſ. w., um dort Cameraden zu beſuchen, ſo wie Jagdparthien in die pontiniſchen Sümpfe, in denen es von Geflügelwild wimmelte, namentlich wilde Enten und Waſſerhühner, ſo daß wenn man einen Schuß in die Schilfrohre that, ſich eine ſchwarze Wolke von Vögeln aus denſelben erhob. Auf einer ſolchen Jagd hatte ein Paar Jahre früher ein Lieutenant vom Regiment Y., Namens Erny aus Darmſtadt, das Leben eingebüßt, indem er in einem überwachſenen Sumpf ertrank oder vielmehr erſtickte, man fand ſeinen Leichnam nur mit Hülfe ſeines zu ihm führenden treuen winſelnden Hundes. Von Velletri aus hat man die Gegend der pontiniſchen Sümpfe immer im Angeſicht, ſie beginnen noch vor Treponti und erſtrecken ſich bis Terracina. Es giebt Plätze in demſelben, wo die Luft ſo giftig iſt, daß ſie in wenig Tagen tödten kann, dieſe aria cativissima iſt wahrſcheinlich durch die vielen Ueberſchwemmungen entſtanden, welchen dieſe Gegend ſo häufig ausgeſetzt iſt. Cäſar, Trajan, Antonius Pius und andere alte Römer, ſo wie die Päpſte Bonifacius VIII., Martin V., Leo X. und beſonders Pius VI. haben ſich unſägliche Mühe mit der Austrocknung dieſer Moräſte gegeben, ohne ihren Zweck vollkommen erreichen zu

können, die Ueberschwemmungen zerstörten immer wieder theilweis die gemachten Arbeiten. Das einzige Vieh, das hier gut gedeiht, sind die Büffel, von denen man großen wohlgemästeten Heerden in Masse begegnet. Diesem Vieh scheint überhaupt nur im Moraſt, Unrath und Schlamm ganz wohl zu seyn, diese Erfahrung hatte ich schon in meiner Heimath gemacht. Durch diese Sümpfe ging auch die berühmte appische Straße, die man unter Pius VI. wieder auffand, und die in gerader Linie bis Terracina führt. Die neue Straße, die Pius VI. 1778 anlegen ließ, geht ihrer ganzen Länge nach, etwa 10 Stunden, durch diese Sümpfe, rechts von derselben befindet sich noch der Canal, den Augustus graben ließ, um die Wasser abzuführen, und den Horaz auf seiner Reise nach Brindisi beschiffte. Der erwähnte Papst ließ ihn wieder in Stand setzen. Dieser Weg ist auf beiden Seiten mit hohen Ulmen und Gebüsch begrenzt, in gehöriger Entfernung liegen Posthäuser mit geräumigen Stallungen, die Pferde sind aber meistens halbwild, schwer zu zügeln und gehen gerne durch. Die hier lebenden Individuen sehen hohläugigen, blaßgelben Gespenstern ähnlich. Plinius berichtet, daß in dieser Gegend ehedem 23 blühende Städte gestanden, von denen aber keine Spur mehr vorhanden ist, selbst ihre Namen sind bis auf den der Stadt Pometia, welche den ihrigen den Sümpfen, in deren Mitte sie lag, verlieh, verschwunden. Das Austreten der Flüsse und Bäche, deren Wasser in die Ebene hinabströmte, hat diese Moräste gebildet. Napoleon hatte die Absicht, diese Gegend austrocknen zu lassen, geäußert, aber es unterblieb, wie so manche seiner Projekte. Auf die Einwohner von Velletri selbst und dessen nächste Umgebung scheint jedoch diese Aria cattiva wenig Einfluß zu haben, denn die Männer haben ein gutes Aussehen und sind von ziemlich kräftiger Natur, und Mädchen und junge Frauen haben blühende Gesichter, unter ihnen waren recht hübsche Brünetten und nicht ohne Feuer, wie ich mich während meines Aufenthaltes zu Velletri zu überzeugen hinlänglich Gelegenheit hatte. Sie haben ungefähr dasselbe reizende, coquette und verführerische Costüme, wie die Frauen zu Albano.

Da so ziemlich mit dem Anfang des Novembers die fatale Regenzeit eintrat, und was sich aus Rom hier aufhielt, nun dahin zurückkehrte, so fing ich an, mich bei meiner, obgleich ziemlich einträglichen Commandantur doch gewaltig zu langweilen, ich erbat

mir deßhalb öfters Urlaub nach Rom, wohin ich wegen der größern Entfernung nicht wie von Albano aus, tägliche Abstecher machen konnte. Das Haus, welches ich daselbst am meisten frequentirte, war immer wieder Torlonia, wo ich auch in der Regel den General Miollis traf, mit dem ich dort näher bekannt wurde. Von der Cesarini erfuhr ich, daß sie schon längst einen vornehmen Römer zum erhörten Anbeter habe. Eines Abends äußerte Miollis, dem mein musikalisches Talent, das in diesen Soiréen wieder in Anspruch genommen wurde, gefiel, gegen Torlonia, daß er eine Mission nach Paris habe, zu der er einen gewandten und zuverläßigen Offizier gebrauche. Torlonia meinte, in mir würde er wohl was er suche finden, und er eröffnete mir die Aeußerung des Gouverneurs. Ich griff sogleich diese Sache mit dem größten Eifer auf, denn schon längst war es mein sehnlichster und heißester Wunsch gewesen, Frankreichs berühmte Hauptstadt, von der alle Teufeleien, Moden und die Welt erschütternde Befehle ausgingen, kennen zu lernen, und ich bat Torlonia, seinen ganzen Einfluß aufzubieten, es bei dem General dahin zu bringen, mich zu dieser Sendung zu verwenden, wobei ich auch noch Gelegenheit zu finden hoffte, zur kaiserlichen Garde versetzt zu werden, ein anderer nicht minder eifriger Wunsch, den ich längst in meiner Brust nährte. Torlonia versprach sein Bestes in dieser Angelegenheit zu thun, und schon den nächsten Tag erfuhr ich zu meiner Freude von ihm, daß sich Miollis durchaus nicht abgeneigt gezeigt habe, mich zu dieser Mission zu gebrauchen, durch die er, wie es scheine, auch die Erreichung einiger Privatzwecke beabsichtige, wozu er mich für ganz geeignet halte; der Aufenthalt in Paris dürfte aber mehrere Monate währen. Je länger desto besser, erwiederte ich vergnügt. Noch denselben Tag wurde ich zum Gouverneur beordert, der mit mir über diese Angelegenheit sprach und damit begann, mir mitzutheilen, daß sie weit schwierigerer Art als die Sendung nach Wien sey, wo ich nur Depeschen abzugeben gehabt u. s. w. Er lud mich zur Tafel, und ich hatte mich so gut bei ihm zu insinuiren gewußt, daß sich eine zweite Unterredung, die er auf den andern Morgen festsetzte, damit schloß, daß er mir sagte, ich möchte mich bereit halten, gegen die Mitte des December abzureisen. Ich aß nun noch öfters beim General, brachte auch manchen Abend mit ihm zu, und hatte bald heraus, daß meine officielle Mission, Ueberbringung von Depeschen und Lieferungsangelegenheiten von Mon-

tirungsstücken für das im Kirchenstaat stehende Armeecorps, eigentlich nur Vorwand war, und gewisse Privatangelegenheiten Miollis, die zu besorgen er mich für tüchtig hielt, und ich betreiben sollte, die Hauptsache ausmachten, weßhalb ich auch außerdem noch mit den besten Empfehlungsschreiben an die einflußreichsten Personen zu Paris und den Kriegsminister vor meiner Abreise versehen wurde. Den 10. December verließ ich Rom, schiffte mich in Civita-Vecchia auf einer Kanonierschaluppe ein, und landete trotz Stürmen und den kreuzenden Engländern doch schon den 9ten Tag zu Marseille, von wo ich nach einer kurzen Quarantaine über Aix, Avignon, Lyon ꝛc., ohne mich irgendwo aufzuhalten, nach Paris fuhr, wo ich noch vor Neujahr glücklich eintraf. Es war aber schon beinahe Nacht, als ich die letzte Station vor Paris verließ, und so den ersten Anblick der großen Hauptstadt des damals so mächtigen Kaiserreichs entbehren mußte. Ich stieg in einem Hôtel Garni der Straße Richelieu ab, wo ich für diese Nacht nichts weiter als ein bequemes Bett verlangte, denn seit Marseille hatte ich keines mehr zu Gesicht bekommen, und war an allen Gliedern wie gerädert; dies hatte die Eile und der Wunsch, Paris baldmöglichst zu sehen, gemacht, denn ich hatte mir keinen Moment Rast gegönnt

XVI.

Paris im Jahr 1810. — Das Palais-Royal. — Unvermuthetes Zuſammentreffen mit dem Fürſten N... — Der Concordienplatz. — Notre-Dame. — Das Hôtel de Dieu. — Der Juſtizpallaſt. — Meinungen über Napoleons Eheſcheidung. — Unerwartete Begegnung einer frühern Bekannten. — Eine Interims-Ehe. — Die Pariſer Theater. — Die Spielhöllen im Palais-Royal. — Eine Wache wirft einen jungen Menſchen in die Seine. — Der Pariſer Carneval. — Die Ochſenproceſſion. — Stimmung des franzöſiſchen Volkes bei der Nachricht von der bevorſtehenden Vermählung Napoleons mit Marie Louiſe. — Ein verfänglicher Calembourg aux français. — Das Todtenmahl beim Fürſten N...

Hoch war es am Tag, als ich am andern Morgen in der ungeheuren Stadt erwachte, von der jetzt alle Blitze, furchtbarer wie die des Vaticans, und nicht zu widerſtehende Vollſtreckungsbefehle über faſt ganz Europa ausgingen, und in der der Gebieter des Tages mit eiſernem Willen und Scepter thronte. Faſt kam es mir wie ein Traum vor, mich in dem Centralpunkt zu finden, von dem ſeit zwanzig Jahren ſo viel Teufeleien und welterſchütternde Umwälzungen ausgingen, die der ganzen Erde eine andere Geſtalt zu verleihen ſchienen, und doch:

„Wir ſind nun in der Stadt Paris,
Wo man den König köpfen ließ,
Wo man die Welt ſo lang gedreht,
Bis auf dem alten Fleck ſie ſteht!“

ſagt das bekannte Guckkaſtenlied; Napoleon ſprach aus eigner Erfahrung: „Es iſt nur ein Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen!“ und hierin hatte er vollkommen recht. Obgleich an allen Gliedern noch wie gerädert, machte ich mich doch bald nach dem Erwachen aus dem Bett, nahm mein Frühſtück ein, ſteckte mich dann en grande tenue, und da es noch etwas zu frühe war, eilte ich zuerſt in das ganz nahe gelegene weltberüchtigte Palais-Royal, das mich eben in kein ſo großes Erſtaunen verſetzte, obgleich es gewiſſermaßen eine kleine Stadt für ſich bildet; ſelbſt das öffentliche Leben und Treiben in Paris, das Gewühl auf den Boulevards und in den Straßen war außerordentlich, ſchien mir jedoch

nicht ungewöhnlich, da es zu Neapel eben ſo, und in der Straße Toledo beinahe noch größer iſt, als in der Straße St. Honoré und andern. Ich begab mich auf das damals ſo berühmte Café des mille colonnes, das wegen den ſich in ſeinen Trümeaux tauſendfach wiederſpiegelnden Säulen ſo genannt wurde, und in dem eine etwas corpulente Schönheit, eine cidevant limonadière, als Dame du Comptoir am Zahltiſch thronte und mit Brillanten überladen war. Von hier fuhr ich zum Kriegsminiſter, Duc de Feltre (Clarke), an den ich Briefe und Depeſchen vom General Miollis, nebſt einem Empfehlungsſchreiben hatte, den ich aber vorerſt nicht zu ſehen bekam, ſondern meine Adreſſe hinterließ, dann fuhr ich noch zu verſchiedenen andern hohen Militairperſonen und im Civil Angeſtellten, an die ich ebenfalls Briefe und Empfehlungen abzugeben hatte. Hierauf nahm ich einen Fiaker a l'heure und ließ mich, um ſchnell mit den Localitäten bekannt zu werden, über alle Boulevards, dann an dem Louvre, den Tuilerien vorbei in die elyſäiſchen Felder fahren, kehrte über den Concordienplatz, auf dem ſo lange die Zwietracht ihr ſcheußliches Haupt geſchüttelt hatte, zurück, fuhr über die Brücke, die damals auch dieſen ſatyriſchen Namen führte, nach dem Invalidenhôtel, von da nach dem Luxemburg und dem Pantheon, an dem Jardin des plantes, dem Quai St. Bernard wieder herauf, in die Cité, an Notre-Dame und dem Juſtiz-Pallaſt vorbei, und von da wieder in mein Hôtel, von wo ich mich, nachdem ich etwas ausgeruht, wieder in das Palais-Royal begab, und ein lukulliſches Mittagsmahl mit der eingebrochenen Nacht bei den frères provençaux einnahm, deſſen Hauptſubſtanzen, Patés de perigord, perdrix aux truffles, Ortolanen, Ananas zum Deſert und Capwein waren, auch war meine Carte payante einige 40 Franken ſtark. Jetzt gefiel mir das Palais-Royal weit beſſer als am Tag, es war faſt magiſch erleuchtet, ſeine reichen Buden mit ihrem zum Theil ſehr koſtbaren Inhalt warfen einen blendenden Glanz von ſich, und die Tauſende der Töchter der Freude, von denen es wimmelte, alle in prächtiger, wenn auch oft burlesker Toilette, gaben ihm einen eignen Reiz und machten es wenigſtens für den Beobachter ſehr unterhaltend, beſonders wenn man die Künſte wahrnahm, welche ſie anwandten, um die Gimpel aus den Provinzen und der Fremde, den unerfahrenen Neuling in ihre Netze zu locken und zu fangen. Nachdem ich dieſem Treiben eine Weile mit Vergnügen zugeſehen,

und a mon tour, einige dieſer leichtfertigen Schönen zum Beſten gehabt, indem ich ihnen gerade entwiſchte wenn ſie ihren Fang recht feſt zu halten glaubten, ging ich in das an das Palais-Royal grenzende franzöſiſche Theater, wo ich zum Erſtenmal die Mars und zugleich ihre Rivalin, die Leverd, ſpielen ſah, und von der unwiderſtehlich reizenden Perſönlichkeit der erſtern entzückt wurde. So hatte ich meinen erſten Tag in Paris hingebracht, den folgenden nahm ich nochmals einen Fiaker und fuhr über den Baſtillenplatz durch die Vorſtadt St. Antoine, zur Barriere de Vincennes hinaus und um die äußern Boulevards. Ich hatte mich nun wenigſtens oberflächlich in der unermeßlichen Stadt orientirt, und nahm mir vor, ſpäter alle Merkwürdigkeiten einzeln zu beſuchen, was ich auch nach und nach vollbrachte, und namentlich die Schätze des Louvre, welches damals die aus ganz Europa zuſammengeraubten Meiſterwerke der erſten Künſtler enthielt, ſo wie andere Muſeen, die Kirchen, die Tuilerien, das Pantheon, den Pflanzengarten, den noch ſtehenden Temple, die Conciergerie, in der Maria Antoinette ihre letzten Kummertage zugebracht, ſo wie alle hiſtoriſch merkwürdige Orte beſuchte. Eine Beſchreibung von Paris und ſeiner Monumente, die Bände füllen würde, wäre hier um ſo weniger an ihrem Platz, da dieſe Tauſendmal beſchriebenen Gegenſtände ſo ziemlich von Jedermann gekannt ſind, und Jeder weiß, daß das Palais-Royal, vom Kardinal Richelieu erbaut, der Sammelplatz und das Rendez-Vous der Individuen aller Nationen iſt, daß die Kaffeeſäle und Reſtaurationen prächtig ſind, man in Silber ſervirt wird, die Leckerbiſſen aller 5 Welttheile hier zu haben ſind, daß wenn man in deſſen Spielhöllen ſein Geld verloren, man ſeinen Schmerz in der anſtoßenden Reſtauration nach Belieben in Tokaier, Capwein oder Lacrimä Chriſti ertränken, ſich dann in der unter derſelben befindlichen Waffenbude ein Paar Piſtolen kaufen, und mit einem Druck all ſeinen irdiſchen Leiden ein Ende machen konnte, wie dies öfters vorgekommen, u. ſ. w. Während der Revolution war das Palais-Royal, Palais Egalité genannt, der Tummelplatz der größten Unruheſtifter, hier hatte man zuerſt die dreifarbige Cocarde aufgeſteckt, den Papſt im Bild verbrannt, d'Eſprémenil im Baſſin des Gartens erſäuft, und Camille Desmoulins forderte hier vor dem Café Foy das Volk zum Aufſtand gegen den Hof auf. Es war und iſt beſtändig der Sammelplatz aller Pflaſtertreter, Glücksritter, Taſchendiebe, Gaukler, politiſcher

Kannegießer, Neuigkeitskrämer, Freudendirnen, Modedamen ꝛc., ein Sündenneſt, in dem ſich alle Laſter und Verbrechen zu einer Quinteſſenz concentriren.

Als ich den dritten oder vierten Tag mich zum Frühſtück in das Palais-Royal begab, begegnete ich zu meinem großen Erſtaunen Sr. Durchlaucht dem Fürſten Y., und zwar in Generalsuniform, daſelbſt, ich hatte ihn, ſeitdem er das Regiment zu Montpellier verlaſſen, nicht wieder geſehen, er war zum Brigadegeneral avancirt. Ich grüßte ehrerbietig und wollte mich an ihm vorüberdrücken, er hatte mich aber erkannt und die Gnade, mich zu deutſch mit den Worten: mein Gott, Fröhlich, wie kommen Sie hierher? anzuſprechen. — Ich mußte ihm nicht nur dieſes, ſondern meine ganze, ſeit jener Zeit durchlaufene Carriere mit wenig Worten mittheilen. Er war nun ſo gnädig, mich faſt mit Gewalt in das Café Foy zu nöthigen und daſelbſt mit dem feinſten Liqueur zu regaliren, erzählte mir, daß er beſtimmt geweſen, in Spanien bei dem Armeecorps des Marſchall Moncey zu agiren und deſſen erſte Diviſion zu commandiren, daß ihn aber das ſich jetzt immer häufiger einſtellende abſcheuliche Podagra verhindert habe, Beweiſe von ſeinem militäriſchen Genie und ſeiner Tapferkeit abzulegen. Der Geſchichte zu Montpellier wurde mit keiner Sylbe erwähnt, aber ich erlaubte mir Sr. Durchlaucht im Lauf des Geſprächs einige Bemerkungen über die Zuſammenſetzung und Adminiſtration des Regiments Y. ſubmiſſeſt zu machen, namentlich daß ſo mancher Schofel dabei angeſtellt geweſen. Son Altesse geruhten die Achſel zu zucken, tranken ein Gläschen Crême de Mocca mehr, luden mich ein, ſie den kommenden Morgen in ihrer Wohnung in der Rue St. George zu beſuchen, und während meines Aufenthalts zu Paris ihr Haus wie das meinige zu betrachten; ja der Fürſt bot mir ſogar ein Zimmer in ſeiner Wohnung an, wofür ich jedoch herzlich dankte, dagegen den Beſuch verſprach. Als wir den Kaffeeſaal endlich verließen und ich mich zu Gnaden empfehlen wollte, lud er mich ein, noch einen Spaziergang mit ihm nach den elyſäiſchen Feldern zu machen. Als wir über den Concordienplatz kamen, ſtand er ſtill und ſagte ſeufzend: dies iſt der ſchönſte Platz in Paris, aber auch ein fürchterlich merkwürdiger Platz! — Ja wohl, Ihro Durchlaucht erwiederte ich, denn hier fielen die Häupter des unglücklichſten Königspaares unter dem Beil des Henkers, dieſer Platz iſt es, auf dem

bei den Vermählungsfeierlichkeiten Ludwig XVI. und Maria Antoinettens über 150 Menſchen das Leben verloren und an Tauſend mehr oder minder beſchädigt und verſtümmelt wurden — ein ſchreckliches Feſt! — Hier wurde 1792 die Bildſäule des ſtupiden Wüſtlings, Ludwig XV., der friſirt, mit Lorbeern gekrönt und in römiſcher Tracht dargeſtellt war, umgeſtürzt; hier fielen während der Schreckenszeit unzählige freiſinnige und rechtliche Bürger als Opfer der blutigſten republikaniſchen Tyrannei, und da wo wir ſtehen, war der Boden von dem vergoſſenen Blut ſchon ſo durchtränkt und ſchlüpfrig, daß man nicht mehr darauf gehen konnte ohne auszuglitſchen, und die Guillotine mußte weiter gebracht werden. — Laſſen Sie auch uns weiter gehen, ſagte Fürſt Y. etwas kleinlaut, und wir eilten nach den elyſäiſchen Feldern, wo ich äußerte, daß ich gerne nach Notre-Dame, da ich dieſe Kirche noch nicht beſucht, gehen möge. — Ich will Sie dahin begleiten, ſagte der Fürſt, und wir fuhren zuſammen in einem Fiaker nach der großen Seine-Inſel, die für ſich eine ſehr bedeutende Stadt bildet. Bei Notre-Dame angekommen, ſtiegen wir aus. Auf der Stelle wo dieſe ungeheure Steinmaſſe ſteht, war vor Jahrtauſenden ein heidniſcher Götzenaltar; als die Pariſer Heiden chriſtliche Menſchen wurden, ſtürzten ſie dieſen, wie in unſern Tagen ihre Könige, und errichteten dem heiligen Stephan eine Kirche auf dieſem Platz. Childebert I. ließ eine größere Kirche dahin bauen, die er der Jungfrau widmete, 1010 legte aber Robert der Fromme, ein Sohn Hugo Capets, den Grundſtein zu dem jetzt noch ſtehenden Rieſentempel, an dem über drei Jahrhunderte gebaut wurde; zwei Tauſend Bleitafeln decken ihn und ſeine Seitenkapellen. Auf dem Platz vor derſelben, Parvis genannt, hatten die Biſchöfe von Paris ihre eigene Gerichtsbarkeit, was durch eine daſelbſt aufgehängte Galgenleiter angedeutet war. 1789 fand die feierliche Fahnenweihe der Nationalgarden unter Lafayette in dieſer Kirche ſtatt; während der Schreckenszeit wurde ſie ihrer ſchönſten Zierden beraubt, zahlloſe Figuren, Obelisken, Pyramiden, Mauſoleen wurden zertrümmert, die ſtupiden Blutmenſchen wühlten ſogar die Gräber auf und beraubten ſie der Knochen und Lumpen, die ſie enthielten. Unſinnige Cannibalen, wüthende Ungeheuer, die ſich, ein beißender Spott, Freiheitsmänner nannten, weil ſie ſelbſt auf eine kurze Zeit die Freiheit hatten, alle Freiheit mit Füßen zu treten, hielten jetzt ihre Verſammlungen in den geweihten Mauern,

ſangen ekelhaft-ſchmutzige Zotengeſänge in den hochgewölbten Hallen und brüllten gleich wüthenden Beſtien klaſſiſche Dummheiten und Nichtswürdigkeiten von der Kanzel herab, ſich dabei Philoſophen nennend. Als endlich 1802 die Freiheit des Gottesdienſtes wieder proklamirt wurde, erhielt die Kirche ihre frühere friedliche Beſtimmung wieder, und war nicht mehr der Tummelplatz der abgeſchmackteſten Unwiſſenheit. Den 3ten December ließ ſich Napoleon von Pius VII., den er jetzt gefangen hielt, hier krönen. Die große Glocke des einen Thurmes, die Ludwig XIV. aufhängen ließ, wiegt weit über 300 Centner. Gleich bei dieſer Kirche befindet ſich das große Hôtel de Dieu, deſſen Stiftung man einem heiligen Landry zuſchreibt, der der achte Biſchof von Paris geweſen, aber der eigentliche Gründer war der heilige Ludwig. Hier werden die Kranken aller Nationen, ohne Unterſchied des Geſchlechts, der Religion, des Standes aufgenommen, gut gepflegt und von mehr als 200 frommen Schweſtern und einem halben Hundert Ober- und Unterchirurgen bedient. Nur Peſtkranke, Veneriſche und Unheilbare nimmt man nicht an. Die Säle enthalten über 4000 Betten. Hier findet man die lebendigſten Gemälde alles menſchlichen Elends und Jammers. 1737 legte eine vier Tage lang wüthende Feuersbrunſt das ganze Gebäude in Aſche, noch furchtbarer war die von 1772, bei welcher viele Hunderte von Kranken den Tod in den Flammen fanden. Der auf derſelben Inſel liegende Juſtizpallaſt iſt ein wahres Labyrinth der Gerechtigkeit, zu welchem nur die in alle Chicanen der heiligen Juſtitia Eingeweihten den leitenden Faden haben. Es war ehedem die Reſidenz der Herrſcher Frankreichs, bis es Carl III. dem Parlament abtrat. In dem ungeheuern Saal der Pas perdus finden ſich alle zuſammen, die hier etwas zu ſuchen oder zu verlieren haben, auch iſt er das allgemeine Entrée zu den verſchiedenen Tribunalen. Unter dieſem Saal befinden ſich die Archive, in denen Berge von Proceßacten aufbewahrt werden, worunter manche von hohem Intereſſe ſind, wie z. B. die welche die Johanna d'Arc betreffen. Die heilige Kapelle, die an dieſen Pallaſt ſtößt, iſt die uralte Kirche der erſten chriſtlichen Raçe der Könige von Frankreich, die auch dieſen Palaſt erbaute, ſie iſt ein ſchönes Monument jener Zeiten.

Fürſt N. hatte die Güte, bei Beſichtigung dieſer Merkwürdigkeiten mein Cicerone ſeyn zu wollen; er lud mich, als wir uns

trennten, nochmals dringend ein, ihn doch ja den nächsten Morgen zu besuchen, und zum Dejeuner um Mittag bei ihm zu seyn; ich versprach mich zur bestimmten Zeit einzufinden, und hielt Wort, wurde äußerst freundlich empfangen, und brachte wieder ein Paar Stunden mit ihm hin, aber das böse Zipperlein plagte ihn so gewaltig, daß er, auf einer Ottomane ausgestreckt, nach Römersitte das Frühstück zu sich nahm. Noch denselben Tag miethete ich mir eine Wohnung von ein Paar meublirten Zimmern in der Straße Choiseuil, streifte noch immer in der großen Stadt umher, um sie genauer kennen zu lernen, und machte hie und da einige nicht uninteressante Bekanntschaften unter den Offizieren in Restaurationen und Kaffeehäusern. Damals war ganz Paris voll von Napoleons Ehescheidung von Josephinen, dieser Gegenstand gab fortwährend den Hauptstoff der Unterhaltung an öffentlichen Orten und in Privathäusern, und wie groß auch das Spionenwesen zu jener Zeit in Frankreich und Paris seyn mochte, so daß jedes nur zweideutige Wort von der geheimen Polizei aufgefangen wurde, so nahm man dennoch bei dieser Veranlassung kein Blatt vor den Mund, besprach diese Scheidung öffentlich und tadelnd, nannte sie eben so unpolitisch und unklug als lieblos, und eben so rücksichtslos sprach man sich über den Kaiser hinsichtlich des spanischen Krieges, ja über das Spionirsystem selbst aus, freilich hätte man ganz Paris und halb Frankreich einstecken oder stumm machen müssen, wenn man alle Individuen, welche sich dies herausnahmen, hätte bestrafen wollen. Ein Beweis, daß auch der gewaltigste Despotismus die Zungen nicht in Fesseln zu legen vermag, wie viel weniger die Gedanken. Was die Köpfe aber jetzt am meisten beschäftigte, war die Wahl die Napoleon treffen würde, um sich eine zweite Gemahlin zu geben. Die meisten Franzosen waren der Meinung, daß es eine Französin aus einer guten Familie seyn werde; ist er klug, sagten viele, so nimmt er sich eine liebenswürdige Frau aus einer honneten Bürgerfamilie, um seine Nachfolge zu sichern, dadurch wird er die Nation durch ein Band mehr an sich knüpfen und zeigen, daß er über die alten Vorurtheile und Schnurrpfeifereien erhaben ist. Aber so klug war er nicht, die kaiserliche Krone war zu schwer für ihn und lastete drückend auf seinem Gehirn, denn seit er sie sich auf den Kopf gesetzt, sah er nicht mehr klar und befolgte in jeder Hinsicht eine jämmerliche, kindische und kleinliche Politik, die ihn nothwendiger-

weiſe ins Verderben ſtürzen mußte, wie er überhaupt als Politiker noch tief unter der Mittelmäßigkeit ſtand. Wenig Perſonen glaubten, daß er ſich eine auswärtige Prinzeſſin, und am allerwenigſten, daß er ſich eine öſterreichiſche zulegen würde. Ueber die Eheſcheidung ſelbſt waren die Meinungen ſehr verſchieden, denn ſo ſehr auch Joſephine im Allgemeinen beliebt war, ſo ſagte man doch, daß es zum Wohl Frankreichs nöthig ſey, daß Napoleon Leibeserben erhalte, und entſchuldigte ihn deßhalb, ſo wie wegen ſeinen meiſt ſehr flüchtigen Nebenamouretten, da Joſephine während ſeiner Abweſenheit in Italien, als Oberfeldherr des dortigen Heeres, und wenn ſie die Bäder beſuchte, ſich ebenfalls keiner allzugroßen ehelichen Treue rühmen konnte.

Als ich eines Tages, nachdem ich mehrere Aufträge für das im Kirchenſtaat ſtehende Armeecorps beſorgt und Lieferungscontracte abgeſchloſſen, etwa zehn Tage nach meiner Ankunft zu Paris, heimkehrte, fand ich eine Ordre vom Kriegsminiſter vor, die mich auf den nächſten Morgen zu demſelben beſchied. Mich zu ihm verfügend, wurde ich ſogleich in ſein Cabinet eingeführt und ſehr artig von ihm empfangen. Er fragte mich beſonders viel über die römiſchen Zuſtände, erkundigte ſich nach den Einzelnheiten bei der Verhaftung des Papſtes und was bis zu meiner Abreiſe noch in Rom beſonders vorgefallen ꝛc. Nach dem was mich Miollis hatte merken laſſen, ſchien es, als ſuche er eine Verſetzung nach Paris und in Napoleons Nähe, nach Clarkes Aeußerungen aber war es der Marſchallsſtab der ihm im Kopf ſteckte, und jetzt ging mir erſt ein Licht auf, warum er mir Empfehlungen an verſchiedene Perſonen mitgegeben hatte, die in näherer Berührung mit der an den Prinzen Borgheſe vermählten Schweſter Napoleons, der ſchönen Pauline ſtanden, und von der er ſich einbildete, daß ſie eine große Gewalt über ihren Bruder habe. Bei mir hatte er ſich geäußert, daß wenn man ein Anliegen beim Kaiſer habe, es durch dieſen Canal am beſten vorgebracht werde, auch ich müßte ſuchen dieſe Gelegenheit zu benützen, um mich in die Gunſt dieſer Dame zu ſetzen und ſo eine recht brillante Carriere zu machen, dabei aber auch ſeine Angelegenheit nicht vergeſſen. Da aber Pauline noch gar nicht in Paris anweſend war, ſo konnte für den Augenblick nicht operirt werden. Clarke eröffnete mir, daß ſo lange meine Anweſenheit währte, ich täglich 24 Franken Diäten erhalten werde, meine Reiſekoſten wurden mir natürlich ohnehin reichlich vergütet.

Dazu kam noch, daß ich von den Kaufleuten und Fabrikanten, mit denen ich Lieferungskontracte abschloß, nicht unbedeutende Geschenke erhielt, dagegen aber bekam ich fortwährend soviel Aufträge von Offizieren meines Regiments und anderer, die im Rheinischen standen, silberne und goldne Epaulettes, Hüte, Federbüsche, Handschuhe, Tücher, Stiefeln und Gott weiß was alles zu kaufen und zu schicken, daß oft kaum meine Casse hinreichte, all diese Commissionen zu besorgen, auch erhielt ich später kaum ein Drittheil meiner Auslagen wieder, da viele der Offiziere blieben oder starben bevor sie mich bezahlten, andere nicht daran dachten dies zu thun. Indessen stand ich mich dennoch im Ganzen in finanzieller Hinsicht sehr gut in Paris und erhielt sogar noch einiges Geld von Haus. Fürst Y., der mich jetzt, ich weiß nicht warum, in ganz besondere Affection genommen hatte, und dem ich bisweilen aus französischen oder deutschen Werken, wenn ihn das böse Zipperlein plagte, vorlas, bestand darauf, daß ich wenigstens den Tisch bei ihm nehmen müsse und stellte sogar eine Equipage und ein Reitpferd zu meiner Verfügung, wofür ich ihm sehr erkenntlich war, da dies in Paris nicht zu verwerfen und keine Kleinigkeit ist; ich machte besonders Gebrauch vom letztern, indem ich fast täglich über die Boulevards und in die elysäischen Felder ritt, den Wagen aber nur selten benützte und mich lieber in einen Fiaker setzte. Nach und nach hatte ich auch sämmtliche Theater, es waren damals nur acht im Gang, besucht; früher hatte man deren an zwanzig gezählt, Napoleon hatte aber, ich weiß nicht warum, ein Dutzend aus eigner Machtvollkommenheit schließen lassen.

Der Neujahrstag war diesmal (1810) ganz besonders glänzend und feierlich in Paris begangen worden, die Gratulations-Deputationen nahmen kein Ende. Zu seinem Leidwesen konnte Fürst Y. sich nicht seiner Schuldigkeit in dieser Hinsicht entledigen, da ihn das Podagra den ganzen Tag an das Faulbett fesselte, was ihn sehr mißmuthig machte. Die Buden in dem Palais-Royal, auf den Boulevards, der Straße St. Honoré ꝛc., waren überaus reich und prächtig, wie es um diese Zeit immer geschieht, mit den kostbarsten Waaren jeder Gattung ausgestattet, besonders aber waren es die Bijouterie-, Gold- und Silber-, Mode- und Conditor-Läden; so geschmackvoll mit den kostbarsten Gegenständen versehen, hatte ich sie noch nirgends bemerkt. Diese Tage sind hauptsächlich für die sich auszeichnenden pariser Theaterprinzessinnen er-

giebig, die mit Geſchenken überſchüttet werden. Auch Se. Durchlaucht hatten ſich reich mit dergleichen verſehen, wenigſtens für 20 bis 25,000 Franken an Werth, die ſie einigen Theaterhoheiten zum Geſchenk machte. Da Fürſt Y. über acht Tage das Zimmer hüten mußte, ſo beauftragte er mich mit der Ueberbringung mehrerer derſelben in ſeinem Namen, namentlich erhielt Demoiſelle Mars und die ſchöne Tänzerin Gardel eine jede ein Paar Brillantohrringe von mindeſtens 4000 Franken an Werth, die mit großer Freundlichkeit dankbar angenommen wurden, man bat mich auf das höflichſte, Sr. Durchlaucht ihre wohlwollenden Geſinnungen zu verſichern und auch meine Beſuche zu wiederholen, was ich nicht verſchmähte. — **Mais soyez sage**, hatte mir Fürſt Y. nachgerufen als ich ihn verließ. — **Monseigneur, ça va sans dire**, hatte ich geantwortet, und wenigſtens diesmal Wort gehalten.

Als ich bald nach Neujahr eines Nachmittags durch die Tuilerien ging, begegnete ich im Garten derſelben einer weiblichen weißverſchleierten, hübſch gewachſenen Figur, deren Geſicht, ſoviel ich es durch den Schleier ſehen konnte, mir ſehr bekannt vorkam; die Dame hatte mich aber nicht bemerkt, ſondern war mit zu Boden geſenktem Blick an mir vorübergeglitten. Ich drehte mich um, muſterte die zierlich ſchlanke Geſtalt, deren Anzug jedoch gerade nicht nach dem neueſten Schnitt und ziemlich ärmlich war, ſo wie die ganze Haltung keine Pariſerin, ſondern etwas Fremdartiges verrieth. Meine Neugier war rege geworden, ich folgte ihr in einiger Entfernung, überholte ſie dann, um ſie noch einmal ins Auge zu faſſen; am großen Baſſin angekommen, drehte ich mich um und ging ihr mit langſamen Schritten gerade entgegen, blieb aber noch im Zweifel, wer ſie ſey, da mich der faltenſchlagende Schleier die Züge wieder nicht genau erkennen ließ; ſoviel war mir jedoch klar, daß ich ſie kennen mußte. Ich wollte ſchlechterdings Gewißheit haben, überflügelte ſie zum Zweitenmal, und ihr zum Drittenmal begegnend, grüßte ich ſie ſo, daß ſie es wahrnehmen mußte. Jetzt ertönte ein: „**Oh dio mio!**“ aus ihrem Munde, ſie blieb vor mir ſtehen, und da ſie bemerkte, daß ich noch ungewiß über ihre Perſon ſey, ſchlug ſie den Schleier zurück und ſagte: **ma signore, non mi conoscete?** und jetzt erkannte ich — die zu Rom entführte Nonne in ihr und rief aus: Ach Madame Bonnier. — Die bin ich. — Und Ihr Gatte, Signora? — Steht bei der Armee in Spanien. — Ich begleitete nun die Dame, die

über dies Zusammentreffen eben so erfreut schien, wie ich selbst, lud sie zu einem Spaziergang in die elysäischen Felder ein und bat sie, mich von dem was ihr seit ihrer Abreise von Rom begegnet, zu unterrichten. Um uns um so ungestörter unterhalten zu können, nahm ich einen Fiaker, mit dem wir vor die Barriere von Neuilly fuhren. Sie theilte mir nun mit, daß noch große Schwierigkeiten zu überwinden gewesen, bis sie Bonniers rechtmäßige Gattin geworden, und sie noch vor der Trauung schon einigemal bereut, diesen Schritt gethan zu haben, später aber weit mehr, sie habe sich schon oft wieder in das ruhige friedliche Stillleben ihres Klosters zurückgesehnt, wo man von dem Treiben und den Kabalen der bösartigen Welt nichts wisse und nicht von ihr beunruhigt werde, und wogegen die kleinen klösterlichen Tracasserien Kindereien seyen. In Frankreich und Paris gefalle es ihr gar nicht, sie habe noch mit keiner einzigen Familie ein vertrauliches Verhältniß anknüpfen können und mit ihrer eigenen sey sie zerfallen, ihr Mann schon bald ein Jahr von ihr getrennt, und so stehe sie einsam und verlassen in der großen Stadt, wo sie außer einem paar italiänischen Offiziersdamen, deren Männer gleichfalls bei der Armee in Spanien stünden, und die ungefähr in demselben Verhältniß wie sie sich befänden, keine Seele kenne. Bei dieser, im Ton des Schmerzes gemachten Erzählung kamen ihr öfters die Thränen in die Augen und sie flößte mir die größte Theilnahme ein. Obgleich leidend und etwas abgehärmt, war Angelika doch noch sehr schön, ja verführerisch-reizend, ich suchte ihr allen möglichen Muth einzusprechen, und da sie sich hauptsächlich deßhalb beklagte, daß ihr Mann ihr so selten Nachricht von sich gebe, stellte ich ihr vor, daß dies von Spanien aus jetzt nicht anders seyn könne, da die Communicationen oft so schwierig, ja nicht selten ganz abgeschnitten seyen. Es waren bereits über 5 Monate, daß er ihr zum Letztenmal, und zwar von der portugiesischen Grenze aus, geschrieben hatte. Was sie aber am meisten zu quälen schien, war, ob ihr Bonnier auch wohl treu geblieben und nicht andere Liebeshändel gehabt, denn wie sie gehört, seyen die Spanierinnen den Männern sehr gefährlich. Ich lächelte über die Naivität der guten Ernonne, und versicherte sie, daß dies bei mir der Fall nicht gewesen wäre, für andere aber könne ich freilich nicht stehen. — Ach, die Männer, und noch obendrein die Offiziere taugen alle nicht viel. — Wie, haben Sie schon solche Erfahrungen gemacht? — Ach man

hört es ja jeden Tag von den Herren ſelbſt, mein Mann hat mir genug davon erzählt. — Ich bat ſie jetzt, mir zu erlauben, ſie heim begleiten und bisweilen beſuchen zu dürfen. Etwas verlegen ſuchte ſie das erſte abzulehnen und das zweite hinauszuſchieben. — Aber Sie werden mir doch das Vergnügen machen, eine Suppe in einer Reſtauration mit mir zu nehmen? — Dies acceptirte ſie nach einigen Complimenten, und wir fuhren nach dem Palais-Royal zu den frères provenceaux, wo ich ein vollſtändiges und ſehr leckeres Diner nebſt den feinſten Weinen ſerviren ließ. Madame Bonnier wurde nun munterer, aufgeweckter und zutraulicher, und als ich ſie nochmals bat, ſie nach Haus bringen zu dürfen, geſtand ſie mir offenherzig, daß ſie ſich ſchäme, mich in ihrer Wohnung zu empfangen, weil dieſe gar zu ſchlecht ſey, und offenbarte, daß nur daher ihre Weigerung gerührt habe. Sie habe nur ein kleines Dachkämmerchen, zur höchſten Noth meublirt, nebſt einem Alkoven zum Schlafen, und zwar im erſten Stock eines Hauſes wenn man vom Himmel herabſteige. Dieſe Bedenklichkeit wußte ich bald zu beſeitigen, und nachdem wir getafelt und den Kaffee eingenommen, fuhren wir in die damals noch ſehr entlegene und wenig bewohnte Straße Lazare, wo wir an einem unanſehnlichen Hauſe ab- und fünf Treppen hinaufſtiegen. Die Dame öffnete ein ſchlecht verſchloſſenes Manſardenzimmer, das allerdings auch nicht den mindeſten Anſchein von Wohlhabenheit, ſondern Dürftigkeit und Mangel verrieth. Zwei wackelnde Stühle, ein Tiſch in demſelben Zuſtand, ein Stück von einem Spiegel, ein alter Koffer machten das ganze Ameublement aus. Erröthend ſagte Madame Bonnier eintretend: Hatte ich es Ihnen nicht geſagt, daß ich eigentlich keinen honneten Menſchen hier empfangen kann? — Jedes Gemach, das Sie bewohnen, wird zum Prachtſaal, antwortete ich ihr, Ihre Gegenwart würde ſelbſt die Hölle zum Himmel umſchaffen; dabei erlaubte ich mir ſie auf die Stirne zu küſſen. Die Nahrung und das übrige Leben der armen Frau war ganz im Einklang mit ihrer Wohnung, doch war mehr Mangel an Einrichtung, Erfahrung und Weltkenntniß, als Mangel an Subſiſtenzmitteln ſchuld, denn ihr Mann ließ ihr monatlich 90 Franken von ſeinem Gehalt zurück, die ihr in Paris ausgezahlt wurden, und wenn man keine großen Sprünge damit machen konnte, ſo war es doch hinlänglich für eine Perſon, die ſich einzurichten verſtand, um auszukommen ohne Noth zu leiden, beſonders wenn man eine ſo

Bayerische
Staatsbibliothek
München

21405.

Vierzig Jahre

aus dem

Leben eines Todten.

Hinterlassene Papiere

eines französisch-preußischen Offiziers.

In drei Bänden.

Dritter Band.

Tübingen.
Osiander'sche Buchhandlung.
1849.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Landwirtsch.
Bibliothek

Inhalt

des dritten Bandes.

Seite

I.

Ankunft der jungen Kaiserin. — Civil- und religiöse Vermählungs-Feierlichkeiten Napoleons und Marie Luisens. — Großes Volks-Fest. — Montmorency und Rousseaus Eremitage. — Demoiselle Mars. — Pauline. — Die Mitglieder der Familie Bonaparte. — Versailles und seine Herrlichkeiten. — Die Maitressen der XIVten und XVten Ludwige. — Feste dem kaiserlichen Ehepaar zu Ehren. — Unglückliches Fest von dem österreichischen Gesandten gegeben. — Lannes Leichenfeier. — Die Errichtung der Siegessäule auf dem Platz Vendome. — Excesse der holländischen Garden zu Paris. — Gerüchte über Marie Louisens Schwangerschaft. — Ich werde zu Mürats Garde zu Pferd versetzt. — Abreise nach Neapel . . . 1 — 49

II.

Reise von Paris nach Neapel. — Orleans. — Turin. — Ankunft zu Neapel. — Mürats Garden und Hofstaat. — Fehlgeschlagene Expedition gegen Sicilien. — Grausame Maßregeln zur endlichen Vertilgung der Briganden in Calabrien. — Entstehung der Carbonari. — Mürat. — Die Königin Caroline. — Der Carneval zu Neapel. — Ein italiänisches Liebhabertheater. — Die Festini in San Carlo. — Die Marchesa im Schilderhaus. — Fastenzeit und Osterfeier. — Ein Pistolenduell. — Don Juan zum Erstenmal in Neapel aufgeführt. — Ein Schiff mit englischen Nachtgeschirren von der Douane weggenommen. —

Seite

Ein Abenteuer in den Gärten zu Caſerta. — Ein Souper ſuspendü. — Das Feſt in der Kirche der Madonna di Piedi-Grotta. — Ein ſilbernes Ei. — Ein dreifacher Mord. — Weihnachtsfeier. — Verbrennung der engliſchen Waaren. — Ich falle in die allerhöchſte Ungnade, und werde nach Tarent beordert. . . . . 50—91

III.

Marſch von Neapel nach Tarent. — Eine Zuſammenkunft zu Caſerta. — Die caudiniſchen Engpäſſe. — Avellino. — Dentecane. — Ariano. — Barletta. — Bari. — Tarent. — Einſchiffung nach Corfu. — Seegefecht auf der Höhe von Tunis. — Ankunft zu Corfu. — Beſchreibung der joniſchen Inſeln. — Ueberblick der Geſchichte von Corfu. — Der heilige Spiridion und ſeine Feſte. — Die griechiſchen Dorffeſte. — Das Theater und Liebhabertheater. — Seltſame Zuſammenſetzung der Garniſon. — Vallea Caſtrizza. — Ein Exorcismus. — Erdbeben. — Türkiſche Tabacksbeutel. — Ein giftiger Schlangenbiß. — Capo d'Iſtria. — Die Entführung einer Braut. — Ein Seeturnier. — Paxo. — Parga. — Preveſa. — Ithaki. — Santa Maura. — Der leukadiſche Felſen. — Fano. . . . . 92—153

IV.

Eine Miſſion nach Albanien. — Janina. — Ali Paſcha; ſeine furchtbaren Grauſamkeiten. — Ein lebendig Begrabener. — Govino. — Die Entführung einer jungen Griechin. — Rocca Timono. — Diverſi. — Ein Soldat erſchießt einen Fregattencapitain. — Ein Rattenmahl. — Die Prima Ballerina Giuſeppina Panzieri. — Großer Theaterſcandal. — Ludwig der Springer. — Die Feuerprobe. — Ein Duell. — Ein Banditenanfall. — Ein Schiffbruch. — Die Gärten des Alcinous. — Eine verwünſchte Prinzeſſin. — Auffindung der Ruinen von Chryſopolis bei der Anlegung eines verſchanzten Lagers. — Ein großer Brand. — Die Räuber in Corfu. — Parga geht an die Engländer über. — Schlimme Neuigkeiten. — Murats Abfall. — Napoleons Abdankung. — Rück-

Seite

kehr der Bourbons. — Ankunft der engliſchen und franzöſiſchen Flotten. — Uebergabe Corfu's an die Engländer. — Unanſtändiges Benehmen engliſcher Offiziere. — Einſchiffung der franzöſiſchen Garniſon. . . . 156—214

V.

Ueberfahrt von Corfu nach Marſeille. — Das Schiffleben. — Die Meerenge von Meſſina. — Die Fata Morgana. — Haifiſche. — Napoleon auf der Inſel Elba. — Das Peſtlazareth und die Quarantaine zu Marſeille. — Marſeille. — Stimmung der Einwohner. — Abmarſch nach Avignon. — Meuterei in Aix. — Die Familie Giraud und ihr Beichtvater. — Die raſenden Weiber in Avignon attaquiren uns. — Ankunft Ludwig Philipps zu Avignon. — Lyon. — Einzug des Grafen Artois (Carl X.). — Fontainebleau. — Paris. — Preußiſche Vergeltung. — Die zurückgekehrten Emigranten. — Ich laſſe mich auf halben Sold ſetzen. — Abreiſe über Rheims nach Straßburg. — Die heilige Oelflaſche. — Straßburg. — Der Herzog von Berry. — Abreiſe nach Frankfurt. — Ankunft daſelbſt. . . . . 214—238

VI.

Feier des 18. Octobers zu Frankfurt am Main. — Verfaſſungswehen dieſer Stadt. — Franzoſenhaß daſelbſt. — Diverſt. — Ein Feſt auf dem Sandhof. — Napoleons Rückkehr von der Inſel Elba. — Ich entſchließe mich in preußiſche Dienſte zu treten. — Abreiſe nach Berlin. . 238—252

VII.

Reiſe von Frankfurt nach Berlin. — Gelnhauſen. — Die Schlachtfelder bei Lützen. — Leipzig. — Die Meſſe. — Ein Paar Harfenmädchen. — Eine Parthie nach Giebichenſtein. — Wittenberg. — Treuenbriezen. — Berlin. — Prinzeſſin Wilhelm. — Die Theater. — Iffland und Devrient. — Potsdam und ſeine Schlöſſer. — Graf Luſt und Friedrich der Große. — Sansſouci. — Das neue Schloß. — Eine alberne Klatſcherei. — Ein bübiſcher Studentenſtreich. — Urania. — Meine Anſtellung. — Die Familie Pokwitſch. — Anekdoten vom Kronprinz. —

Seite

Ich soupire mit sechs Damen. — Eine Künstlerhaushaltung. — Das Institut Bernhard. — Die Tabagien. — Eindruck der Schlacht bei Waterloo. — Das Opernhaus. — Das Zeughaus. — Das Schloß. — Frankfurt an der Oder. — Dresden. — Die Elbbrücke. — Das grüne Gewölbe. — Das Brühl'sche Palais. — Das große Opernhaus. — Rückkehr nach Berlin. — Abreise nach Colberg. 252—288

VIII.

Reise von Berlin nach Colberg. — Eine Amazone. — Ankunft in Colberg. — Die neuen Dienstverhältnisse. — Colberg und seine Umgebungen. — Einfachheit und Wohlhabenheit der Einwohner. — Die Marienkirche. — Gesellschaftliche Verhältnisse. — Nettelbeck. — Die letzte Belagerung. — Feier des Geburtstags des Königs. — Madame G... und ihre Cousine. — Das Versteckenspiel im Bullenwinkel. — Eine Reise nach Cöslin. — Eine Lustfahrt auf einen pommerschen Edelhof. — Die Colberger Freuden. — Ich gehe auf Urlaub nach Berlin. — Ein polnischer Reisegefährte. — Die verrätherischen Austernschaalen. — Fürst Blücher. — Die Berliner Weihnachtsfreuden. — Die Redouten und Porcellanfiguren. — Die schöne Louise. — Spandau. — Eine glänzende Schlittenfahrt. — Rückreise nach Colberg. . . . . 289—330

IX.

Frau von Schätzel. — Madame Schröder, der Colberger Crösus. — Ihre Feste und Landparthien. — Eine Schlittenfahrt mit Folgen. — Ein Duell. — Eine gefährliche Fensterpassage. — Ich belausche wider Willen eine Kaffeegesellschaft. — Ein Kaffeebad. — Ich führe einen Transport zu dem Occupationsheer nach Frankreich. — Stettin. — Ein Concert rettet aus Noth und Tod. — Ich werde vom Dienst suspendirt. — Romberg's Schauspieler-Gesellschaft zu Colberg. — Sechsmonatlicher Festungsarrest in Weichselmünde. — Neufahrwasser. — Danzig und seine Vergnügungen. — Abreise nach Marienburg. . . 331—358

X.

Marienburg. — Elbing. — Königsberg. — Pillau. — Marienwerder. — Graudenz. — Culm. — Bromberg. —

Seite

Gnesen. — Posen. — Neustettin. — Rückkehr nach Colberg. — Eine furchtbare Mordgeschichte. — Eine Verirreise. — Ein Nicolausabend. — Diverse Campagnen unter Amors Fahnen. — Der Esel von Osten. — Noch ein Damensouper. — Arge Scandalosa. — Eine pommersche Hochzeit. — Ich mache ein Gespenst. — Abermaliger Festungsarrest. — Meine Entlassung . . . 359—384

XI.

Ein Polterabend. — Ich gebe ein Paar Gastrollen. — Reise von Cöslin nach Berlin. — Eine Reise nach Paris ohne Paris zu sehen. — Der Schabernack. — Schicksale meiner Cousinen. — Abreise nach Magdeburg. — Brandenburg. — Carnot. — Er fordert mich auf ein Geschichtswerk herauszugeben. — Magdeburg; seine Geschichte und furchtbare Zerstörung. — Der Dom und seine Reliquien. — Eine Schauergeschichte. — Avantüren. — Ich gerathe in große Feuersgefahr. — Abreise nach Bremen. — Angenehme Reisegesellschaft. — Braunschweig. — Vetter K... und Cousine Henriette. — Der Rathskeller, die Rose und die 12 Apostel. — Der Bleikeller. — Ein Hausfreund. — Gesinchen. — Die Giftmischerin Gottfried. — Signora Catalani in Bremen. — Abreise nach Frankfurt. — Hannover. — Hildesheim. — Goslar. — Eine Parthie auf den Blocksberg. — Cassel. — Wilhelmshöhe. — Zorfwuth des Churfürsten. — Ankunft zu Frankfurt. . 384—429

XII.

Frankfurter Zustände. — Schwierigkeiten bei einer Verheirathung. — Ich soll mich um eine Anstellung in Frankfurt bewerben, gebe es aber schnell wieder auf. — Senatorenstreiche. — Ich beabsichtige eine Zeitschrift herauszugeben. — Die Gräfin Sürvillier und ihre Töchter. — Napoleons beabsichtigte Befreiung. — Hausen. — Frau von Busch. — Homburg. — Ich schwinge etwas derb die Geißel der Satyre in meiner Zeitschrift; diverse Histörchen und Widerwärtigkeiten. — Signora Catalani in Frankfurt. — Napoleons Tod. — Fürst N.... s trauriges Ende. — Müller-Broli. — Der Jude Dobrusky. — Ein Besuch von sieben Schauspielern. — Ich verwende

Seite

mich für die griechische Befreiungssache. — Die Sängerin Ganzi. — Verbot meiner Zeitschrift. — Eine lustig-romantische Rheinreise. — Die Schlangenmädchen. — Bittschrift Diogenes. — Therese Peche. — Ich bilde sie für das Theater. . . . . 429—495

XIII.

Die Schlangenmädchen zuerst bei der Mainzer, dann bei der Cölner Bühne engagirt. — Der Bruder von ungefähr. — Aufenthalt in Aachen. — Ich spiele den Don Juan in der Wirklichkeit statt auf der Bühne. — Ringelhards Gesellschaft. — Aufenthalt in Cöln. — Polizeidirektor Struensee. — Trennung von Peches. — Der Schauspieler Wolthers wird im Duell erschossen. — Die Familie F.....ch. — Entführung einer Schauspielerin. — Agnes F.....ch. — Ein Fehlsprung. — Noch ein Rousseau. — Der Cölner Carneval. — Ich werde demagogischer Umtriebe verdächtig gemacht. — Ich gehe nach Mainz. — Aufenthalt daselbst. — Ich redigire eine Mannheimer Zeitschrift. — Die schwarze Commission. — Ich werde aus Mainz verbannt, und gehe nach Mannheim. — Eine Reise nach Stuttgart. — Die schöne Unbekannte auf der Insel. — Eine Saison in Baden-Baden. — Ich nehme meinen Aufenthalt in Stuttgart. — Buchhändler Franckh. — Das Theater. — Eine sehr geheime Intrigue. — Die Stadtpost und ihr Redakteur. — Ich gebe mein erstes historisches Werk heraus. — Ich werde Spießbürger in Frankfurt am Main. . . 496—540

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Ankunft der jungen Kaiserin. — Civil- und religiöse Vermählungs-Feierlichkeiten Napoleons und Marie Luisens. — Großes Volks-Fest. — Montmorency und Rousseaus Eremitage. — Demoiselle Mars. — Pauline. — Die Mitglieder der Familie Bonaparte. — Versailles und seine Herrlichkeiten. — Die Maitressen der XIVten und XVten Ludwige. — Feste dem kaiserlichen Ehepaar zu Ehren. — Unglückliches Fest von dem österreichischen Gesandten gegeben. — Lannes Leichenfeier. — Die Errichtung der Siegessäule auf dem Platz Vendome. — Excesse der holländischen Gakden zu Paris. — Gerüchte über Marie Louisens Schwangerschaft. — Ich werde zu Murats Garde zu Pferd versetzt. — Abreise nach Neapel.

Die immer näher heranrückende Zeit der Vermählung Napoleons mit Marie Louise, zu der man alle möglichen Vorbereitungen machte, ließ schnell die Geschichte unsers Todtenmahles, so wie alle andere Dinge ins Meer der Vergessenheit sinken; die erwartete neue Kaiserin nahm wenigstens auf einige Zeit alle Aufmerksamkeit der guten Pariser in Anspruch. Man hörte an allen öffentlichen Orten, so wie in den Familien nur noch von dieser reden, und erzählte sich die seltsamsten Dinge und Mährchen, ihre Person, ihre Erziehung, ihre Talente, ihren Geist ꝛc. betreffend, und es gibt fast keine Abgeschmacktheit, die man nicht zu Gunsten der jungen Erzherzogin erfunden und in Umlauf gebracht hätte. Bald sollte sie keine drei zählen, bald für Sechse essen können, sich nur in Milch baden, nur Mehlspeise und Gebackenes zu sich nehmen; auch wollte man durchaus nicht gestatten, daß Kaiser Franz ihr wirklicher Vater sey, und war so freigebig, ihr wenigstens ein halbes Hundert verschiedener Väter anzudichten: der eine machte einen Baron Braun, der andere gar einen Daun! dazu Auch über ihre Gestalt, ihren Wuchs, ihre Züge, ihren Anzug, ihre

Toilette, ihre Haltung, setzte man die lächerlichsten Dinge in Umlauf, erfand Hunderte von Anekdoten, die sich an Unwahrscheinlichkeit und Absurditäten überboten, und stellte Vergleiche zwischen ihr und Josephinen an, die natürlich immer zum Vortheil der letztern ausfielen. Endlich kamen die, bei all dem von den Parisern herbeigewünschten Tage, an welchen die neue Kaiserin durch ihr Erscheinen die Neugierde des ungeduldigen Volkes befriedigen sollte. Napoleon war ihr in Murats Begleitung, der sich auch schon eingefunden hatte, bis Compiègne entgegengegangen. Nach dem bekannt gemachten Programm sollte die erste Zusammenkunft in dem mittelsten der drei Zelte, die zu diesem Zweck auf dem Weg nach Compiègne aufgeschlagen waren, stattfinden. Das Programm schrieb vor, daß beide Majestäten zu gleicher Zeit von zwei entgegengesetzten Seiten in das mittlere Zelt treten, Marie Louise aber vor ihrem Gatten niederknien, der sie jedoch sogleich aufheben und umarmen würde, worauf sich beide niedersetzen sollten. Aber Napoleons Ungeduld machte alle, von ihm selbst vorgeschriebene Ceremonien und Etiquette überflüssig, indem er ganz incognito in seinem grauen Ueberrock das Schloß von Compiègne durch eine kleine Pforte verließ, sich in eine unansehnliche Calesche warf, und in dem Augenblick zu Courcelles ankam, als die Courriere der jungen Kaiserin die Pferde bestellten. Hier stellte er sich, da es heftig regnete, unter die Halle einer Kirche, und als die Wagen der Ersehnten ankamen und man die Pferde wechselte, lief er an den Schlag der Kutsche, in der Marie Louise saß, öffnete denselben, stieg schnell ein, fiel seiner jungen, höchst erstaunten Gattin um den Hals, und fuhr mit ihr zusammen nach Compiègne zurück, wo er, wie man allgemein versicherte, die Nacht als Ehemann mit ihr zubrachte. Am andern Tag ließ er um Mittag das Frühstück vor dem Bett der sehr müden Kaiserin serviren. Als dies zu Paris bekannt wurde, fand man es sehr genial. Viele Personen waren dem hohen Paar entgegen gefahren, auch ich war bis an die Grenze des Departements der Seine geritten, wo dasselbe von dem Präfekt und den Autoritäten des Departements empfangen und bekomplimentirt wurde. Den Fürsten Y. hatte das Podagra wieder an das Bett gefesselt.

Den 1sten April fand die Civilvermählung des kaiserlichen Paars zu St. Cloud statt, der über zwanzig Könige, Königinnen und fürstliche Personen beiwohnten. Ich hatte mich ebenfalls dahin begeben, aber mit Tausend andern der feierlichen Handlung

nicht beiwohnen können. Der ganze Hof, alle Minister, Gesandte, Cardinäle, Großoffiziere, Senatoren ꝛc. hatten sich in größter Galla in den Gallerien von St. Cloud versammelt, wo die Armsessel für beide kaiserliche Majestäten auf einer Erhöhung unter einem prachtvollen Thronhimmel angebracht waren. Das Gefolge des kaiserlichen Paares bestand aus Königen und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen, Großwürdenträgern der Kronen Frankreichs und Italiens, Pallastdamen ꝛc. Man hat berechnet, daß die Hofdamen beider Kronen, unter denen auch eine Visconti, eine Montecuculi, eine Mocenigo, eine Pallavicini ꝛc. waren, mehr als für 20 Millionen Schmuck an sich hatten. Der Fürst Erzkanzler des Reichs sprach die Vermählung nach den von dem Code Napoleon vorgeschriebenen Gesetzen aus. Nachdem die Ceremonie vorüber war und sich das ganze Cortege entfernt hatte, gelang es mir in die Gallerie zu kommen, wo die Vermählung stattgefunden hatte, und ich noch die getroffenen Vorrichtungen sehen konnte. Am Abend war der Park von St. Cloud auf das prächtigste erleuchtet, was besonders bei den Cascaden, die in Brillantstrahlen herabfielen, eine unbeschreibliche Wirkung machte. Vor allem war es die große Cascade, die sich feenhaft ausnahm, man wähnte sich in einem der Zaubergärten der orientalischen Märchen der 1001 Nacht. Der illuminirte Park, in dem mancherlei Spiele stattfanden, war so mit Menschen überfüllt, daß es schien, als sey ganz Paris nach St. Cloud gewandert.

Den folgenden Tag, 2ten April, hielt das kaiserliche Ehepaar seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt, zur religiösen Trauung. Mit Tagesanbruch wimmelte der dick mit Sand bestreute Weg, auf dem sich der Zug bewegen sollte, mit Menschen jeden Alters und Standes, auf beiden Seiten waren Spaliere von Truppen aufgestellt. Das Wetter war sehr trübe, es hatte einen großen Theil der Nacht und besonders gegen Morgen viel geregnet, man fürchtete sogar, daß die Feier wegen dem schlechten Weg verschoben werden müsse; als aber gegen Mittag die Sonnenstrahlen begannen sich Bahn durch die Wolken zu brechen, da fingen die Kanonen zu donnern an, die die Abfahrt des kaiserlichen Ehepaars und seines Gefolges verkündeten. Die Behörden der Stadt Paris verfügten sich eilig unter den großen Triumphbogen, den die Stadt zu Ehren der Neuvermählten im Stern der elysäischen Felder hatte errichten lassen. Dieser Triumphbogen, der später in

Marmor aufgeführt werden ſollte, war in aller Eile zuſammengezimmert und mit grober, bunt bemalter Leinwand, wie eine Theaterdekoration, ausgeſchlagen worden. Seine vier Façaden waren mit acht ebenſo vergänglichen Trophäen geſchmückt, ſein Durchgang war ungefähr 50 Fuß und das Ganze 140′ breit. Die Symbole der Kraft und der Klugheit waren an demſelben angebracht, auf dem Kranz oben las man die Worte: „A Napoleon et a Marie Louise, la ville de Paris.“ Außerdem waren unter der Wölbung und ſonſt noch verſchiedene Basreliefs, Allegorien und Medaillen angebracht. So las man z. B. unter Napoleons Portrait: „le bonheur du monde est dans ses mains:“ man muß geſtehen, daß es ſich in keinen ſchlechtern Händen befinden konnte. Unter einem, friſche Zweige treibenden Lorbeer ſtand: „il a fait notre gloire, il la rendra eternelle“, unter einem brittiſchen Leoparden: „il riait de notre discorde il pleur de notre union“ etc. Auf den vier Façaden waren die Geſetzgebung, die National-Induſtrie, die Verſchönerungen von Paris, die Ankunft der Marie Louiſe ꝛc. und viele ekelerregende Schmeicheleien gepinſelt. Dieſer eben ſo fragile Triumphbogen hatte gleiches Schickſal mit dem zu jener Zeit decretirten Rieſenelephanten, von dem auch nur das Model verfertigt wurde, erſterer wurde bald in Stücke zerſchlagen und verbrannt, der andere, ein koloſſaler Springbrunnen — der Elephant hatte wenigſtens zehnmal die Größe eines natürlichen — welcher auf dem Baſtillenplatz errichtet werden ſollte, ward der behagliche Aufenthalt von Millionen — Ratten. Der fortwährende Kanonendonner verkündigte die Annäherung des K. K. Hochzeitszuges, der ſich nur ſehr langſam durch die unermeßlichen Menſchenmaſſen, die den ganzen Weg von St Cloud bis Paris beſetzt hatten und aus 50 und mehr Lieues in der Runde herbeigeſtrömt waren, fortbewegte. Das Volk von Paris hatte ſich von den Tuilerien über den Concordienplatz nach den elyſäiſchen Feldern in Bewegung geſetzt. Alle Fenſter bis unter die Dächer der Häuſer, an denen der Zug vorüber kommen ſollte, waren mit eleganten Damen beſetzt, und auf den Dächern und Bäumen wimmelte es von alten und jungen Knaben; wo es nur möglich war, hatte man Gerüſte zum Schauen angebracht, wo man horrende Preiſe für die Plätze bezahlte. Für die von dem Präfekten von Paris eingeladenen Perſonen waren amphitheatraliſche Sitze zu beiden

Seiten des hölzernen Triumphbogens errichtet. Hier hatte auch ich durch Clarkes Verwendung einen Platz erhalten, Fürst J. war in der Gallerie des Louvres. Gegen Mittag war der ungeheure Raum von den Tuilerien bis vor die Porte Maillot auf beiden Seiten hinter den Spalieren der Truppen bis zum Erdrücken angefüllt, und trotz dem, daß sich die Bevölkerung der Hauptstadt für diesen Tag wenigstens um die Hälfte vermehrt hatte, hörte man doch nichts von einem Unfall. Die polizeilichen Anstalten waren vortrefflich. In dem Garten der Tuilerien waren die napoleonischen Garden aufgestellt und auf den andern Plätzen Linieninfanterie. In einer gewissen Entfernung standen immer wieder Cavallerie- und Infanterie-Piquets, bereit, sich augenblicklich an jeden Ort zu begeben, wo eine Störung entstehen würde. Gegen 1 Uhr wurde das Gedränge, der Lärm und endlich das Vivatgeschrei immer lauter, die Kanonen donnerten fort und fort, Tausende von Trommeln wirbelten, die an verschiedenen Orten aufgestellten Orchester, wohl ein Paar Dutzend, spielten, und das Vive l'Empereur artete in rasendes Geschrei und Toben aus. Jetzt erblickte man von dem Triumphbogen den sich gravitätisch nähernden Zug, den die neuerrichteten Lanciers der Garde eröffneten, deren glänzende Uniform, Bewaffnung und schöne Haltung zuerst aller Augen auf sich zogen. Ihnen folgten die Gardedragoner und Chasseurs, an deren Spitze Musikchöre ritten; dann kamen die Wappenherolde zu Pferd, diesen folgten die Hofwagen, einige dreißig an der Zahl, alle reich vergoldet, von gleicher Form und jeder mit 6 Pferden bespannt. In den ersten saßen die Großoffiziere des kaiserlichen Hauses und die Großwürdenträger des Reichs, hinter ihnen kamen die Könige, Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen vom kaiserlich napoleonischen Geblüt, dann Marie Louisens Oheim, der Großherzog von Würzburg, sodann der Wagen der Kaiserin mit 8 Pferden bespannt, endlich der ebenfalls mit 8 Pferden bespannte Krönungswagen Napoleons, in welchem die Neuvermählten, Marie Louise zur Linken ihres Gatten saßen. Dieser Wagen war mit schönen Malereien und andern kostbaren und künstlichen Verzierungen überladen. Auf beiden Wagen standen hinten und vorn reich gekleidete Pagen, um sie herum ritten die Marschälle des Reichs, die Chefs der Garden, die Oberstallmeister ꝛc. im Prachtkostüme, die Pferde mit Gold behangen. Ihnen folgten die Wagen, in denen das kaiser-

liche Gefolge saß, den Zug schlossen endlich die Gardegrenadiere zu Pferde und die Gensdarmerie d'Elite. Ueberall boten junge weißgekleidete Mädchen der Kaiserin Körbe mit Blumen dar. Als der Krönungswagen in die Nähe des Triumphbogens kam, war es heller Sonnenschein, und während er durch denselben zog, spielte die treffliche Musik des Conservatoriums Cantaten, Fanfaren und andere analoge Musikstücke und Lieder. Als aber die allgemeinen Kanonensalven aus hundert Feuerschlünden, das Geläute aller Glocken der ungeheuern Stadt, das in wildes Toben ausgeartete Geschrei des Volks, die Ankunft des kaiserlichen Paars unter dem Triumphbogen verkündete, wo angehalten wurde, da ward es plötzlich stille, und der Seine-Präfekt, an der Spitze der Municipalität von Paris, beglückwünschte Napoleon und seine Gattin im Namen der Hauptstadt. Seine Rede war ein Galimathias der übertriebensten, ja lächerlichsten Schmeicheleien, und am Ende derselben richtete er auch einige Worte an Marie Louise, die sehr geistreich antwortete: »daß sie die Stadt Paris liebe, weil sie wisse, daß diese auch den Kaiser liebe!« Als dieser Act der brillanten Comödie vorüber war, setzte sich der Zug unter dem erneuerten Vivatgebrüll, Kanonaden, Geläute, Trommeln, Trompeten ꝛc. wieder in Bewegung. Am Eingang des Tuileriengartens war wieder ein kleiner Triumphbogen errichtet, dessen Material nicht dauerhafter, als das des großen war. Auf diesem sah man die Namenszüge Napoleons und Franzens und die Wappen von Frankreich und Oestreich schimmern, so wie die allegorischen Figuren des Friedens und Ueberflusses, beides war aber nicht vorhanden. Auf einem dritten Triumphbogen, vor dem Eingang des Pallastes der Tuilerien, war eine Tribüne in Form eines Zeltes angebracht, an dessen beiden Seiten wieder zwei Orchester placirt waren. Bald nach seinem Eintritt in den Pallast zeigte sich das hohe Paar abermals dem guten pariser Volk auf einem Balkon, nahm nochmals dessen Jubelgeschrei in Empfang und zog sich dann in die innern Gemächer zurück, um sich mit dem schweren Kaisermantel behängen zu lassen, worauf es sich mit dem ganzen Zug in der Ordnung, in der man gekommen war, in die Kapelle des Louvres begab, die zu dieser religiösen Feierlichkeit besonders hergerichtet worden war. Der Weg ging durch die lange Gallerie, welche die Tuilerien mit dem Louvre verbindet, und in der die besten Meisterstücke der größten Maler, die je gelebt, aufgestellt

waren. Ein kostbarer Teppich, über eine halbe Million an Werth, deckte den Fußboden des über eine halbe Viertelstunde langen Ganges. Zu beiden Seiten bildeten über 4000 elegante und reichgeschmückte, zum Theil sehr schöne Damen, in prächtigen Toiletten, das Spalier, hinter ihnen standen eben so viele Herrn en grand costume, unter denen ich mir auch vermittelst einer Eintrittskarte ein Plätzchen verschafft, aber nur mit großer Mühe von dem Triumphbogen aus hierher hatte gelangen können. Das Kleid der Kaiserin war mit Diamanten übersäet, und ihr Diadem, aus den größten Diamanten bestehend, blendete alle Augen. Die Damen vom höchsten Rang trugen die Schleppe ihres Mantels, und die Schleppen der Mäntel dieser wurden wieder von hochgestellten Beamten getragen. Es war eine wahre Schleppenträgerei, über die einige graziöse Pariserinnen, hinter denen ich Posto gefaßt hatte, sich mokirten. Während dieses Zugs spielte die Musik von Paer, dem Direktor der kaiserlichen Kapelle, eigends dazu componirte Melodien, auch wurden während des langen Harrens Erfrischungen präsentirt. Der Anblick dieser, mit so schön geputzten Damen und Gemälden geschmückten unabsehbaren Gallerie war unbeschreiblich und außerordentlich prächtig. Drei Uhr war es schon, als sich die Pforten an der Seite der Tuilerien aufthaten, und die Wappenherolde den nahenden Hochzeitszug eröffneten. Alle Zuschauer standen auf und unbeweglich auf ihren Plätzen bis er vorüber war, er bewegte sich langsam und feierlich unter dem Spielen der Musik und dem Vivatgeschrei in die prächtig dekorirte Kapelle. Der Hochaltar derselben war gerade der Gallerie gegenüber errichtet, über demselben hing ein Thronhimmel, und auf demselben standen viele große Leuchter von Vermeuil, in der Mitte ein großes goldnes Crucifix. Ein Basrelief von vergoldetem Silber stellte die Anbetung der Hirten vor, es war von dem berühmten Sarazin unter Ludwig XIV. verfertigt worden und an der Vorderseite des Altars angebracht. Ein Teppich von carmoisinrothem Thronsammet bedeckte den Fußboden, zwei Reihen Sitze von gleichem Stoff umgaben den Raum, in dessen Mitte die beiden Armstühle und Betaltäre standen, die für das kaiserliche Ehepaar bestimmt und mit goldnen Bienen auf Purpur übersäet waren. In der Kapelle selbst waren zwei Reihen Tribünen ringsherum errichtet, mit scharlachrothem Atlas und himmelblauen Wolken drapirt und mit goldnen Fransen und Galons versehen. Die Wände waren mit herr-

lichen Gobelin-Tapeten behangen und wo es sich nur thun ließ, waren die Namenszüge Napoleons und Marie Louisens, mit Kränzen umgeben, angebracht. Dem Altar gegenüber war das Orchester der Kirchenmusik. Die Könige, Prinzen und Prinzessinnen nahmen auf den Sitzen um denselben Platz, die Großoffiziere, Minister, Gesandten, Pallastdamen ꝛc. auf den Tribünen. Der Cardinal Fesch, Napoleons Oheim, verrichtete in seiner Eigenschaft als Großalmosenier die Trauung, wobei noch andere Cardinäle und Bischöfe hilfreiche Hand leisteten; er las eine Messe und dann wurde das Tedeum von der Hofkapelle gesungen. Die ganze Ceremonie währte ungefähr eine gute halbe Stunde. Nach ihrer Beendigung trat der Zug wieder in derselben Ordnung den Rückweg an, und die jetzt auch kirchlich Vermählten zeigten sich nochmals dem Volk, worauf alle Garden und sämmtliche Truppen unter fortwährendem Vivatrufen unter ihren Augen vorüber defilirten. Hierauf wurde ein Banquet in den Tuilerien gehalten, wo Kaiser und Kaiserin mitten unter Königen und Königinnen, kaiserlichen und königlichen Prinzen und Prinzessinnen saßen, und um sie herum die Prinzen, Großwürdenträger, Reichsmarschälle, Pallastdamen ꝛc. standen. Nach beendigtem Banquet zeigten sich die K. K. Majestäten noch einmal der noch immer vor dem Schloß stehenden unzählbaren Volksmenge von dem Balkon des Marschallsaals. Nun begann ein Monstre-Concert, in dem lauter, auf die Feier des Tages anspielende Musikstücke vorgetragen wurden, unter denen das Chor aus Glucks Iphigenia: „Que d'attraits, que de majesté!“ besonders hervorgehoben und beklatscht wurde. Alle Theater der Hauptstadt und in ganz Frankreich waren zwei Tage gratis dem Publikum geöffnet und in jedem gab man auf diese Feier bezügliche Vorstellungen. Nach dem Concert gab ein losgelassener Feuerdrache das Signal zum Beginnen der Feuerwerke, und in einem Nu schien das ganze unermeßliche Paris in Flammen zu stehen. Dies war wirklich ein grandioses Schauspiel, wie ich noch kein ähnliches gesehen. Wohl an 50,000 Raketen stiegen jetzt zugleich in verschiedenen Stadttheilen empor, und „taghell war die Nacht gelichtet“; dies war aber nur das Vorspiel des feurigen Schauspiels, das die wunderbarsten Gegenstände, Zauberpaläste, Tempel ꝛc. in der Luft erscheinen ließ; fast eben so schnell waren jetzt alle Paläste, Gebäude und Häuser der ungeheuern Stadt illuminirt, und prangten mitunter mit recht sinnigen Trans-

parenten. Die Feuermassen auf den höchsten Thürmen, Kuppeln, Kirchendächern und Glockenthürmen schienen in der Luft zu schweben, die Illumination in dem großen Tuileriengarten, auf dem Concordienplatz, in den elysäischen Feldern, wo jeder Baum feurige Früchte trug, am Corps legislativ, dem Pallast der legion d'honneur, dem Invaliden-Hôtel, dem Senatspallast, dem Pantheon, der Bank von Frankreich, der Hôtels der Minister und Gesandten, der Thürme von Notre-Dame, der Samariterin auf dem Pont neuf ꝛc. boten einen Glanz und eine so flammende Mannichfaltigkeit, daß sie augenblendend und sinneverwirrend war. Eine besonders gute Wirkung hatten die sich in der Seine spiegelnden Feuer. Man hat berechnet, daß mehr denn Tausend Millionen Lampen an diesem Abend in Paris brannten, und Millionen Franken gingen in Dampf und Rauch auf. Sehr brillant war die Concordienbrücke erleuchtet. Am Museum des histoire naturelle sah man illuminirte colossale Elephanten, Löwen, Rhinocerosse, Kameele u. s. w. Eine großartigere Comödie, wie diese fast 24 Stunden währende, habe ich nie gesehen, — und was war nur fünf Jahre später aus all diesen Herrlichkeiten und Majestäten geworden?! —

Für das Volk waren überall, namentlich in den elysäischen Feldern, Spiele, Belustigungen und Unterhaltungen gratis angestellt. Da gab es unzählige mats de cocagne, mit allen möglichen zu erkletternden Kostbarkeiten beladen, Seiltänzer und Springer, ein Paar hundert Schaubuden, zu denen der Eingang gratis war. Franconi mußte mit all seinen Roßkünstlern seine Tours de force produciren, wobei er über 500 Menschen, über hundert Pferde, Hirsche ꝛc. verwendete. Tanzböden waren alle Paar hundert Schritte aufgeschlagen, ebenso Carousels, Schaukeln, Saltimbanci, kleine Theater, Marionettenbuden, Polichinels und Harlequins, Taschenspieler und Optiker, illuminirte Luftballons, Lotterien, wozu man die Loose unentgeldlich erhielt, und alle Arten Lebensmittel, vom bescheidenen Stück Ochsenfleisch bis zum gebratenen Kapaunen, und Pasteten gewann; dies alles erhielt das gute Volk gratis, das Gouvernement und die Stadt zahlten Alles, und bis zum anbrechenden Tag währte der allgemeine Taumel.

So endete ohne besondere Unfälle die Feier des 2. April. Außerdem waren alle rückständigen Steuern erlassen worden, die Polizei hatte alle wegen Vergehungen Inhaftirte frei gelassen und

ihre Kerker geöffnet, alle Arreste beim Militär der ganzen Armee waren aufgehoben worden, und 6000 Mädchen wurden mit ebensoviel Soldaten verheirathet und auf kaiserliche Unkosten ausgesteuert.

Den 3. April empfing das kaiserliche Ehepaar die Glückwünsche und Huldigungen des Senats, des gesetzgebenden Körpers, des Staatsraths, der Gesandten u. s. w., worauf es sich dann, von den vielen Strapatzen und Solennitäten etwas ermüdet und abgespannt, auszuruhen geruhte, um zu den noch bevorstehenden grossen Festivitäten, die ihm zu Ehren die Stadt Paris, die Garden, Gesandtschaften u. s. w., veranstalten wollten, neue Kräfte zu sammeln. In der Academie imperiale hatte man eine große Prachtoper: der Triumph Trajans betitelt, bei dieser Gelegenheit in Scene gesetzt und häufig wiederholt; an der Musik war aber nicht viel. Gegen Ende April trat Napoleon mit seiner jungen Frau eine Reise in die Norddepartements an. Während seiner Abwesenheit wurden mit großem Eifer die Vorbereitungen zu den großen Festen betrieben, die ihm bei seiner Zurückkunft gegeben werden sollten, und wozu man die Anstalten auf dem Marsfeld, in dem Stadthaus, in den elysäischen Feldern ꝛc. machte.

Einstweilen lebte ich so recht sorgenlos und in dolce giubilo in Paris in den Tag hinein, frequentirte die Theater und ihre liebenswürdigsten Prinzessinnen, hie und da die Spielsäle, den Tisch des Fürsten N., wenn es mir gerade gelegen war, und machte mit dem Beginnen der schönen Jahreszeit häufig Excursionen in die Umgegend von Paris, besuchte das boulogner Wäldchen, Vincennes, St. Denis, Auteuil, St. Germain, St. Cloud, Sevres ꝛc. meistens in lustiger Gesellschaft. Einigemal machte ich auch einsame Landpartien mit Angelika, aber die unterhaltendsten waren die mit der Mars vom französischen Theater nach Montmorency, Versailles, Fontainebleau, Chantilly und Compiègne. Montmorency hatte besonders viel Anziehendes für uns beide, und wir besuchten es öfters. Dieser reizende Ort liegt auf einer Anhöhe, die man zwischen Weinbergen und Wiesen besteigt; man behauptet, daß es das alte Morantiacum sey, aus welchem schon römische Kaiser Gesetze erließen; seine Barone hatten die Lächerlichkeit, sich die ersten Barone der Christenheit zu nennen, und ihre Ahnen hatten von Gott schon bei der Sündfluth begehrt, daß er ihr Haus in Schutz nehmen solle. Die Lage dieses Städtchens ist außerordentlich schön, wohl mit die reizendste um Paris, es liegt höchst

malerisch auf einem Hügel, das romantische Thal zwischen Paris und Pontoise beherrschend, und in der Nähe, über ihm, liegt eine schattige Waldung. In einer äußerst bescheidenen Wohnung des Thales von Montmorency hat Rousseau seine „Nouvelle Héloise“ geschrieben, so wie seine philosophischen Briefe an Herrn von Malesherbes. Hier standen noch sein armseliges Bett, seine Schränke, Stühle, ein Bücherbrett und der kleine Tisch, auf dem er die unnachahmbare Heloise dichtete.

In diesem schönen Thal am Eingang des Waldes hatte ein Eremit, den man Le Roi oder auch den heiligen Mann nannte, 1659 eine kleine Kapelle und eine Einsiedelei daneben erbaut, er wurde bald darauf mit einem Eigenthümer, dessen Besitzungen an seine Eremitage grenzten, in einen Proceß verwickelt und mußte eine Entschädigung wegen dem Zusammenfallen einer Mauer zahlen. Nach dem Tod dieses heiligen Mannes wurde ein kleines Gebäude an der Stelle, wo die Einsiedelei lag, aufgeführt, dieses war es, welches später Jean Jaques Rousseau bewohnte, und das mit einigen Aenderungen noch steht. Dasselbe kam durch mehrere Hände in die der Madam d'Epinay, die es für Rousseau einrichten ließ. Den 9. April 1756 nahm dieser Besitz von der ihm eingeräumten Wohnung. Während der Revolution ward sie auf kurze Zeit das Eigenthum des Blutmenschen Robespierre, der in der Nacht des 6. Thermidors hier seine Proscriptionslisten schrieb, mit denen er den 7ten nach Paris eilte, aber der 9. Thermidor machte seiner Tyrannei ein Ende, die er den 10. auf dem Schaffot büßte. Einige Jahre später wurde die berühmte Eremitage das Eigenthum des trefflichen Componisten Gretry.

Als Rousseau die Eremitage nach etwa 18 Monaten wieder verließ, bezog er ein kleines Haus in dem Dorf Mont-Louis, das an dem Ende von Montmorency, hinter der Höhe, die man: butte Jouvelle nennt, äußerst pittoresk liegt. Hier beendigte Rousseau seine „Neue Heloise,“ die er in der Eremitage angefangen hatte, so wie seinen Emil und den Contrat social; hier findet man noch interessante, sich auf ihn beziehende Inschriften. Auf der Gartenterrasse ist ein steinerner Tisch, an dem er öfters geschrieben, nebst vier Lindenbäumen, die er selbst gepflanzt; auf dem Stein liest man folgende Verse eingegraben:

„C'est ici qu'un grand homme a passé ses beaux jours,
Vingt chefs d'oeuvre divers en ont marqué le cours:
C'est ici que sont nés et Saint Preux et Julie;
Et cette simple pierre est l'autel du génie.

Auch über der Hausthüre befindet sich eine auf Rousseau bezügliche längere Inschrift.

In diesem anmuthigen Thal war es, wo ich mit der höchst liebenswürdigen Mars manchen seligen Tag verlebte, und wir zusammen die nouvelle Héloise lasen, die freilich mehrmals ein verzehrendes Feuer in uns entzündete, das wir jedoch zu löschen hier hinlängliche Gelegenheit fanden. Die Mars war zwar um zehn Jahre älter als ich, aber ihrem Ansehen nach schien sie fast noch jünger zu seyn. Unter allen Schauspielerinnen, die ich gekannt, habe ich keine gefunden, die in einem so hohen Grad geistige mit körperlicher Liebenswürdigkeit verbunden hätte, und auch ohne ihr eminentes, nicht wieder erreichtes dramatisches Talent, war sie ein Weib von der größten Auszeichnung, sowohl hinsichtlich des Verstandes als der Anmuth ihres ganzen Wesens; der Wohllaut ihres Organs, das Graziöse jeder ihrer Bewegungen, ihre Sprache, und die Art wie sie sich auszudrücken wußte, dies Alles vereint hätte auch den indolentesten Phlegmatikus noch in Feuer versetzen können, auch war sie die allgemein Angebetete. Wer sie nur einmal im Lustspiel gesehen, weiß, wie unvergleichlich, wie unerreichbar ihre Leistungen als Künstlerin waren, welchen Ausdruck ihr Mienenspiel hatte, wie sie durch ihre graziöse Koketterie und Schalkhaftigkeit alles hinzureißen, alles zu bezaubern wußte. Ihre vorzüglichsten Rollen waren: die Susanne in Figaros Hochzeit, Hortense in der Schule der Alten, Elmire, Celimene, Henriette in den femmes savantes etc.; aber sie excellirte ja in allen Rollen auf wie außerhalb der Bühne, was Wunder, daß auch ich, der sie so nahe kennen gelernt, so lange ich in Paris, enchantirt vor ihr war. Die Düchenois war in ihrem Fach, dem hochtragischen, wohl eine eben so große Künstlerin, aber außerdem daß sie nichts weniger als schön war, verfiel sie in den Fehler, der, den einzigen Talma ausgenommen, allen französischen tragischen Bühnendarstellern gemein ist, in das unnatürliche, widerliche Heulen, Toben und Schreien, was die französische Tragödie zur ekelhaften Fratze und Carrikatur verzerrt, während es auf der Welt nichts Anmuthigeres, Unterhaltenderes giebt, als die

französischen Lustspiele von guten Künstlern aufgeführt, und hier sind die französischen Schauspieler Meister und von denen keiner andern Nation noch erreicht worden.

Auch Compiègne besuchte ich in Gesellschaft der Demoiselle Mars, deren vollständiger Name: Anne Françoise Hippolyte Boutel war, und durchstreifte mit ihr die Gallerien und Gemächer des merkwürdigen Schlosses, dessen weitläufige Gärten und schönen Wald. Compiègne war öfters der Aufenthalt Karl des Kahlen, der hier ein Schloß und eine Abtei, die Carlopolis genannt wurden, erbaute, in welcher mehrere Könige von Frankreich der ältern Dynastien Hof hielten. Bei dieser Stadt war es, wo die unglückliche Johanna d'Arc 1430 von Picard gefangen wurde, der sie an Lurenburg verkaufte, welcher sie wieder für 10,000 Livres, nebst einer lebenslänglichen Pension von 500 Livres an die Engländer verschacherte, wodurch sie dem Feuertod anheim fiel. Das prächtige Schloß zu Fontainebleau mit seinen vielen Sehenswürdigkeiten, das rundum von herrlichen Wäldern umgeben ist, wo die Königin Christine von Schweden ihren untreuen Liebhaber Monaldeschi in einer Gallerie des Pallastes ermorden ließ, besuchte ich gleichfalls in Gesellschaft der herrlichen Künstlerin, und hatte so immer zwiefachen Genuß.

Von Rom erhielt ich unterdessen häufig Briefe von Miollis, dessen Geduld zu ermüden begann, da seine Sache nicht voran gehen wollte und ich bis jetzt noch wenig in derselben hatte thun können, indem die Festivitäten und andere wichtige Dinge alle hochgestellten Personen, bei denen ich operiren sollte, zu sehr in Anspruch nahmen. Ich schrieb ihm, daß die Verzögerung nicht meine Schuld sey, ich würde, sobald der rechte Zeitpunkt gekommen, alle Thätigkeit anwenden und keine Bemühungen scheuen. Erst gegen die Mitte des Monats Mai gelang es mir, in dem Hôtel der Prinzessin Pauline Borgheſe Eingang zu erhalten und dieser schönen Schwester Napoleons vorgestellt und empfohlen zu werden. Sie war gerade im Begriff ihren Aufenthalt zu Paris mit dem im nahen Neuilly zu vertauschen, wohin sie mich beschied und verbindlichst einlud, sie dort zu besuchen. Dies meldete ich Miollis nach Rom, hinzusetzend: daß ich hierauf große Hoffnungen für seine Angelegenheit baue. In Neuilly ließ ich nicht lange auf mich warten, sondern fand mich bald in diesem anmuthigen, eine kleine Stunde von Paris entfernten Ort ein. Hier besaß Prinzessin

Pauline eine sehr schönes Landhaus, mit äußerst geschmackvoll angelegten Gärten. Ich ließ mich gegen Mittag anmelden, wurde sogleich vorgelassen, und fand die schöne Frau in einem eleganten Morgenanzug in der reizendsten Attitüde, nur eine einzige ihrer Damen, Madame Farigliano war in ihrer Gesellschaft. Nachdem sie mich mit großer Naivität über manche Dinge, mich selbst betreffend, befragt hatte, brachte ich ihr Miollis Anliegen etwas verblümt bei, so wie daß er ganz besonders auf ihren mächtigen Schutz zähle und sich demselben gehorsamst empfehle. Die Fürstin platzte jedoch gleich ohne Schminke heraus, und sprach: aber mein Gott, Miollis muß doch wissen, wie wenig Einfluß ich in diesen Dingen auf meinen eigensinnigen Bruder, den Kaiser habe, dabei fixirte sie mich stark und fuhr nach einer Pause fort: Doch ich will überlegen wie sich die Sache etwa machen ließe und durch welchen Canal wir operiren können. — Ich wollte mich nun wieder empfehlen, aber sie geruhte noch verschiedene Fragen an mich zu thun, meistens Rom und Italien betreffend, und endigte mit der: ob ich ihre Gärten schon gesehen hätte; da ich dies mit Nein beantwortete, forderte sie mich dazu auf, und ich machte dankbar von dieser Erlaubniß Gebrauch. Als ich im Begriff war den Garten zu verlassen, begegnete ich der Prinzessin mit ihrer vorigen Gesellschafterin in einer Allee desselben, wo sie mich nochmals anredete und mir befahl, sie einige Gänge zu begleiten; sie fragte mich nun nach meinem Vaterland, nach meinem Alter u. s. w. und nachdem ich genügende Antwort gegeben, sagte sie: „mais vous êtez encore bien jeune.“ Hierauf wandte sie sich zu ihrer Begleiterin und flüsterte dieser zu: „mais pour un Allemand il a trés bonne tournure. qu'en ditez vous? — Altesse c'est ce que je trouve aussi, erwiederte diese. Hierauf fuhr sie, sich wieder an mich wendend, fort, und sagte: wenn Ihnen mein Garten gefällt, so steht es Ihnen frei denselben so oft zu besuchen, als es Ihnen Vergnügen macht. Wie lange werden Sie in Paris bleiben? — Hoheit, vermuthlich so lange bis ich irgend ein Resultat zu Gunsten des General Miollis erlangt habe. — Mein Gott, ich wollte Ihnen sehr gerne behülflich seyn, aber seitdem der Kaiser diese Oestreicherin geheirathet hat, ist gar nichts mehr mit ihm anzufangen. Sie setzte sich nun wieder in Bewegung, und gebot mir ihr zu folgen. Durch ihre naive Leutseligkeit ermuntert, ließ ich es sie nun auch merken, daß mein

höchster Wunsch wäre, zu der Garde versetzt zu werden. — Ah la Garde, sagte sie lachend, diese ebloüirt Euch Herrn alle, nun ich werde sehen, was sich später thun läßt, wenn mein Bruder von der Reise zurück und der Taumel der Honigmonate (Flitterwochen) vorüber seyn wird. Haben Sie meinen Bruder schon einmal gesprochen? — Vor ungefähr einem Jahr zu Schönbrunn, als ich ihm die Depeschen von Rom überbrachte. — Nun, und was sagte er Ihnen? — Er entließ mich mit einem: „nous verrons.“ Die Prinzessin lachte und wiederholte: „nous verrons;“ doch sagen Sie mir, wie gefällt Ihnen die neue Kaiserin? — Hoheit, ich erlaube mir kein Urtheil über eine so erhabene Person. — O, bei mir brauchen Sie sich nicht zu geniren, sagen Sie ohne Façon, was Sie von ihr halten. — Ich sah Ihre Majestät nur erst einigemal im Vorübergehen am Vermählungstag. — Aber was spricht man von ihr zu Paris, was sagen die Leute von ihr, nicht wahr, sie hat gar nicht gefallen? — Ich brachte nur ein mais von einer zweideutigen Bewegung begleitet hervor. — Ja, wen könnte auch dieses frostige, ausdruckslose Marmorgesicht ansprechen? Niemand kann meinen Bruder begreifen, auch nicht ein Mensch, der diese Oestreicherin liebenswürdig fände. — Pauline sprach wahr, die Persönlichkeit Marie Louisens vermochte das vorgefaßte Vorurtheil gegen sie nicht zu verwischen. Weder ihr Aeußeres noch ihr Benehmen war im mindesten geeignet, ihr die Herzen zu gewinnen. Sie war damals ungefähr 19 Jahre alt, schien aber einige zwanzig zu haben, hatte blondes Haar und mattblaue Augen, die ihr ein fades Aussehen verliehen, ihr Gesicht hatte zwar jugendliche Frische, aber war ohne allen Ausdruck. In ihrem Benehmen bewies sie gegen Jedermann eine hochmüthige Zurückhaltung, was vielleicht mehr von einer Art Schüchternheit und Furcht, als übelangebrachtem Stolz herrühren mochte, vielleicht hielt sie dies auch für eine unentbehrliches Requisit der Majestät; im Uebrigen hatte sie keinen andern Willen als den Napoleons. Bei jedem Vergleich mit Josephine mußte sie unendlich verlieren, statt der Anmuth, Lieblichkeit und Milde, wodurch jene bezauberte, entzauberte diese durch ihre frostige zurückstoßende Kälte, war höchst einfolbig, geschmacklos selbst in ihrer Toilette, und würde sich ohne den bessern Geschmack ihrer Kammerfrauen, oft wunderlich gekleidet haben. Ihre deutschen Umgebungen hatte sie sämmtlich, als sie den französischen Boden betrat, entlassen müssen,

und schien gegen ihre französischen einen unüberwindlichen Widerwillen zu hegen, indem sie nie einen freundlichen Blick, ein ermunterndes Lächeln, ein wohlwollendes Wort an diese richtete. Ebenso war sie gegen die Hof- und Pallastdamen, die sie bald unausstehlich fanden, so wie Napoleons Schwestern und Anverwandte, welche glaubten, die junge Kaiserin verachte sie wegen ihrer niedern Herkunft, als Parvenües; sie machten sich deßhalb hinter ihrem Rücken über sie lustig, verschrieen sie als unbeholfen, ja stupid, und das Benehmen und die nichtssagende Physiognomie Marie Louisens unterstützte diese Aussagen nur zu sehr. So sprach denn auch Pauline ohne allen Rückhalt mit mir von ihrer kaiserlichen Schwägerin, und verbarg nicht im mindesten ihre Abneigung gegen dieselbe, ob sie mich gleich zum Erstenmal sah und sprach — Doch von was Anderm, fiel sie endlich plötzlich ein: werden Sie heute in Neuilly zubringen? — Nein Hoheit, ich gehe nach Paris zurück, denn ich wüßte nicht wie ich meine Zeit herumbringen sollte. — Gut, kommen Sie morgen um diese Stunde wieder, vielleicht kann ich Ihnen durch Madame Farigliano, sie warf einen Blick auf diese, schon etwas Näheres wissen lassen. Finden Sie sich wieder an dieser Stelle ein, hören Sie? — wir standen gerade vor einem ziemlich hohen gewölbten Felsen, ich versprach dem Befehl genau Folge zu leisten, und empfahl mich mit drei ehrerbietigen Verbeugungen. Ich wußte in welchem Ruf Pauline stand, und war nicht Neuling genug, um nicht bemerkt zu haben, daß ihre Blicke mehrmals mit Lüsternheit auf mir geruht hatten. Wohlan, dachte ich bei mir selbst, mußt du auf diesem Weg zum Ziel gelangen, so ist es noch nicht der schlimmste. Ich fuhr nach Paris zurück und dachte über die gehabte Unterredung, und was die Folgen wohl seyn könnten, nach, indem ich mir allerlei prächtige Luftschlösser baute und ausmalte. Es ist hier wohl am rechten Ort, mit einigen Worten die damals lebenden Mitglieder der bonapartischen Familie zu schildern, die ich größtentheils persönlich gekannt, oder doch öfters gesehen hatte und mit ihren Umgebungen oft verkehrte; manches davon habe ich durch Pauline und einige andere Glieder der Familie erfahren.

Zur Zeit als die Familie Bonaparte aus Corsica vertrieben, sich zu Marseille aufhielt, lebte sie in äußerst dürftigen Umständen und fast nur von den Unterstützungen, welche ihr mitleidige oder theilnehmende Menschen, oft auch nicht ohne Interesse

zukommen ließen, denn die Mädchen waren sehr hübsch, ja wohl Schönheiten, namentlich Caroline und Pauline. Beide hatten damals viele Anbeter, von denen es jedoch keiner ernstlich meinte, auch waren es meistens arme Offiziere, die selbst nicht viel übrig hatten. Die Mädchen gingen selbst auf den Markt, die nöthigen Einkäufe möglichst billig zu machen, und wurden häufig zu den Reunionen des Platzkommandanten Lingard eingeladen, bei denen sie in sehr einfachen weißen Kleidern, ohne allen Schmuck erschienen, aber dennoch von den Tänzern am meisten gesucht und vorgezogen waren. Der Platzkommandant und mehrere Stabsoffiziere und Capitaine machten zu jener Zeit bisweilen kleine Collecten unter sich, zu Gunsten der Frau Lätitia und ihrer Kinder, doch nicht ohne alles Interesse, und von Pauline wurde behauptet, daß sie ein Oberst förmlich unterhalte, was sie aber nicht gestand, sondern sagte, daß sie nur eine gewöhnliche Intrigue mit ihm gehabt. Nachdem es Joseph Bonaparte gelungen war, die Tochter des reichen Kaufmanns Clary zu heirathen, hatten seine Mutter und Schwestern eine Stütze an ihm, und er unterstützte sogar seinen Bruder Napoleon, der sich damals ebenfalls ganz mittellos zu Paris befand, wo ihm gute Freunde und Bekannte, unter denen auch Talma, öfters ein Mittagsessen bezahlten, er seine silberne Uhr in der größten Noth hatte verkaufen müssen, und ein Paar Handschuhe für einen sehr überflüssigen Luxusartikel erklärte, von Zeit zu Zeit mit kleinen Geldsummen. Als Madame Bonaparte den Wunsch äußerte, noch einen ihrer Söhne an eine Clary zu verheirathen, antwortete deren Vater: O ich habe genug an einem Bonaparte in meiner Familie. Von Joseph habe ich schon geredet, es war ein Mensch von sehr mittelmäßigen Fähigkeiten, der wenig Verstand und desto mehr Geistes- und andere Schwächen besaß, einen Engel zur Frau hatte, den er nicht verdiente und nicht nach Verdienst zu schätzen wußte; es ist unbegreiflich, wie ihn sein Bruder mit so großen Bürden, als die Kronen von Neapel und Spanien waren, belasten mochte, und später, als Generallieutenant des Kaiserreichs, das Schicksal von Paris, seiner Gemahlin und seines Sohns gewissermaßen in dessen Hände legen konnte; auch verdarb sein Kleinmuth, seine Unentschlossenheit Alles. — Der zweite Bruder war der Kaiser Napoleon, über diesen hier viel zu sagen wäre überflüssig. Als Feldherr ausgezeichnet, doch noch lange kein Cäsar oder Friederich, als Politiker ein erbärm-

licher Stümper, als Mensch ein herz- und gemüthloser Egoist, hatte auch er seine gewaltigen Schwächen, die zum Theil nichts weniger als einen großen, sondern oft einen sehr kleinlichen Geist bewiesen, der von Leidenschaft und Rachsucht verleitet, besonders wenn sich seine kleine Eitelkeit gekränkt fühlte, in die unsinnigste und abgeschmackteste Tyrannei verfiel; arme aber ihm an Geist überlegene Frauen, wie eine Staël, Chevreuse, Smith-Spencer, Recamier ꝛc. auf das empörendste verfolgte, des niederträchtigen Benehmens gegen die treffliche Königin Louise von Preußen gar nicht zu gedenken; einen Enghien, einen Palm, die Offiziere des Schillschen Corps und hundert andere so niederträchtig als feige ermorden, die armen Soldaten und Unteroffiziere dieses Corps, die nur den Befehlen ihrer Vorgesetzten folgten, auf die Galeeren unter Mörder, Räuber- und Diebsgesindel schmieden ließ, alle Zungen und Pressen zu fesseln vermeinte, seine Umgebungen oft auf das abscheulichste und gemeinste mißhandelte, wenn ihm ein englischer Zeitungsartikel oder sonst ein Querstrich in üble Laune versetzt oder gar in Convulsionen gebracht, in Egypten und Rußland Reißaus nahm, und die ihm anvertrauten Heere im Stich ließ, sobald es schief ging, um nur seine werthe Person in Sicherheit zu bringen ꝛc., dies nannte er Staatsklugheit und waren seine Heldenthaten! Selbst in der sinnlichen Liebe wußte er nur den Despoten zu spielen, aber nie die Gunst des ersehnten Gegenstandes durch Liebenswürdigkeit oder gefälliges Betragen, oder auch nur durch Geschenke zu erringen. Ein Befehl an seinen Kammerdiener oder seine privilegirten Kuppler mußte den gewünschten Gegenstand seiner Sinnenlust herbeischaffen, und zwar mit Gewalt, wo es von nöthen und der kaiserliche Name allein nicht ausreichte, die Schöne zu vermögen, sich dem Tagesgötzen Preis zu geben. dergleichen Gelüste wandelten Se. Majestät oft an. — Der dritte Bruder, Lucian, war ohne Widerrede der tüchtigste und fähigste Kopf der ganzen Familie, dabei ein Mann von starkem und festem Charakter, der es vorzog, lieber unabhängig von den Launen seines kaiserlichen Bruders zu leben, als sich durch ihn gekrönt, von ihm als Schuhputzer behandeln zu lassen, so hatte er, dessen Ungnade trotzend, die Wittwe eines Wechselmäklers geheirathet, nachdem er schon als Minister des Innern dessen Zorn auf sich geladen, es verweigernd zu unsinnigen Maßregeln seinen Namen herzugeben, und es ist an dem, daß er seinem

Bruder, als ihn dieſer, um ihn wieder zu gewinnen, fragen ließ: welche Krone er zu beſitzen wünſche? geantwortet: nun ſo möge er ihn doch zum König von England machen! — Dieſer Hohn war zu beißend, einen Napoleon nicht tief zu verwunden, auch ſchiffte ſich Lucian, um ferner jede Berührung mit ſeinem Bruder zu vermeiden, noch in dieſem Jahr (1810) nach den Vereinigten Staaten ein, wurde aber von den Engländern gefangen und bis 1814 feſtgehalten. Was wäre den 18. Brümaire ohne Lucian aus Napoleon geworden, der, als er die Dolche im Rath der 500 blinken ſah, bleich, wankend und zitternd, einer Ohnmacht nahe war, als ihn ſeine Grenadiere aus dem Saal zerrten! Hier hatte, das Leben ſeines Bruders zu retten, Lucian allerdings ſchlecht gegen das Vaterland gehandelt. — Eliſa, die älteſte der Schweſtern Napoleons, war nicht die ſchönſte, doch die geiſtreichſte der Damen Bonaparte, aber unglücklicher Weiſe wollte auch ſie die Gelehrte ſpielen, ſuchte deßhalb beſonders die Unterhaltung ausgezeichneter Schriftſteller, gab ſich aber, wie dies bei den meiſten gelehrten Frauen der Fall iſt, manche arge Blöße. Sie hatte den Prinzen Bacciochi geheirathet, den Napoleon zum Fürſten von Piombino und Lucca decretirte, der aber eigentlich eine Null in ſeinem Staat war, denn Eliſa handhabte nicht nur den Pantoffel, ſondern auch den Scepter, und war die eigentliche Regentin. 1809 ernannte ſie Napoleon zur Großherzogin von Toscana. Auf ſie folgte Ludwig, damals noch König von Holland, unſtreitig der beſte und redlichſte dieſer Korſen, ein gutmüthiger Menſch, der den Willen hatte, das von ſeinem Bruder ihm zugetheilte Land glücklich zu machen, und da dies nicht die Meinung und der Wille ſeines Bruders war, deſſen Eigenſinn und Tyrannei er nur Sanftmuth entgegenzuſetzen hatte, ſo legte er nach mehreren ſehr heftigen Scenen, die er wegen der Continentalſperre, bei deren ſtrengen Beobachtung Holland zu Grunde gehen mußte, gehabt, noch im Juli dieſes Jahres die Krone nieder. Auch mit ſeiner ehrgeizigen und herrſchſüchtigen Gattin, Napoleons Stieftochter und zeitweiliger Geliebten, die ihm derſelbe ganz gegen ſeinen Willen, und wie es den Anſchein, als ſie ſich in andern Umſtänden befand, aufgehängt hatte, lebte er ſehr unglücklich. Ihm folgte die ſchöne Pauline oder Paulette, wie ſie ihr Bruder der Kaiſer und noch andere nannten. Als fünfzehnjähriges Mädchen und noch ſpäter ſoll ſie die vollendetſte Schönheit geweſen ſeyn, die man ſich denken

kann, aber auch jetzt war sie, wenn gleich beinahe dreißig Jahre alt, noch immer eine Schönheit zu nennen. Mit ihren Zügen hatte Canova die Statüe der Venus des Prariteles nachgeahmt. Schon mit dem zwölften Jahre hatte sie Liebhaber gehabt und die böse Welt behauptete, wie es scheint nicht ganz mit Unrecht, daß Napoleon selbst einer derselben gewesen sey. Nach dem Tod ihres ersten Mannes, dem General Leclerc, hatte sie den Fürsten Camillo Borgheſe geheirathet, eine Art Hampelmann, von dem sie sehr bald getrennt lebte; ihr Bruder hatte ihr das Fürstenthum Guastalla gegeben, sie aber wohnte meistens zu Neuilly, wo sie eine Art Hof hielt. Von ihren galanten Abentheuern wußte man sich viel zu erzählen; während der kurzen Zeit als sie Wittwe und in Trauer war, ließ sie Napoleon wohl bewachen, fürchtend daß sie tolle Streiche machen möchte, aber wieder verheirathet, ließ sie rücksichtslos ihren Leidenschaften die Zügel schießen. Bekannt sind die Abentheuer, die sie unter dem Namen Amélie mit einem jungen Manne hatte, dem sie häufig Rendez-Vous in dem Haus einer Lingère in der Straße du bac Nr. 188 gab, wohin sie ihn beschied. Dieser war eines Tages über alle Maßen erstaunt, als er seine Amélie mit Brillanten bedeckt in einer kaiserlichen Hofloge erblickt und erfährt, daß es die Fürstin Borgheſe, Napoleons Schwester sey; auch die Prinzessin, die schon einige Zeit die Liaison mit ihm abgebrochen, hatte ihn bemerkt. Am andern Morgen wurde er in das Ministerium des Innern beschieden, wo ihm eine sehr einträgliche Stelle, fünfzig Lieues von Paris entfernt, ertheilt wurde, mit dem strengen Befehl, sich in den nächsten 48 Stunden auf seinen Posten zu begeben. Jedermann kennt ihre Amouretten mit den Schauspielern Lafont, Forbin, dem Oberst Canouville ꝛc., dessen Pferd sammt seinen Reiter Napolen bei einer Musterung viel zu wild und ungezähmt gefunden, und Herr und Roß deßhalb hundert Meilen weit von Paris entfernt hatte, damit beide besser dressirt würden. Aber bei weitem blieb die große Zahl der Abentheuer Paulinens und ihrer Schwestern dem kaiserlichen Bruder unbekannt, da ihm Niemand gerne die Augen deßhalb öffnen mochte, und selbst der General-Spion und Polizeiminister Fouché wagte es nicht, seinen Herrn, dst sein Instrument, dadurch in üble Laune zu versetzen, und so trieben es die Damen ungestört fort bis der Sturz des kaiserlichen Thrones auch sie mitriß und das Alter diese Vergnü-

gungen ohnehin verbot. Nur einigemal, wenn es so toll wurde, daß er selbst etwas merkte, oder ihm durch eine seiner passageren Maitressen etwas gesteckt wurde, machte er seiner Mutter, der Madame Mère Vorwürfe, und meinte, seine Schwestern sollten ehrbar mit den Offizieren seiner Garde tanzen, die, wenn auch nicht gerade schöne, doch sehr brave Männer seyen, mit denen ihr Ruf nicht so gefährdet würde, als mit solchen Müscadins. Die jüngste Schwester, die Königin Caroline von Neapel, war nicht weniger schön und hatte weit mehr Verstand als Pauline, die in dieser Hinsicht von der Vorsehung etwas stiefmütterlich behandelt worden war, nur hatte sie einen kurzen Hals, so daß ihr Kopf zu sehr zwischen den Schultern saß. Wir werden bei meinem letzten Aufenthalt in Neapel sie sammt ihrem Gatten, dem König Murat noch näher kennen lernen. Der jüngste der Brüder, Jérome (Hieronymus), war auch der unbedeutendste unter allen, eigentlich eine physische, geistige und moralische Jämmerlichkeit. Seine ganz unansehnliche Gestalt hatte den Kopf noch weit mehr als Caroline zwischen den hohen Schultern stecken, und sein Gesicht hatte sogar etwas widerlich Unangenehmes, dennoch hatte er als König von Westphalen unzählige Amouretten zu Cassel, wo ihm der Königstitel gefällige Damen in großer Zahl verschaffte; seine Aerzte waren nur damit beschäftigt, die vergeudeten Kräfte, an denen Hieronymus eben keinen Ueberfluß hatte, möglichst zu ersetzen und ließen ihn täglich unter andern die stärksten Weinbäder nehmen; der so gebrauchte Wein wurde nachher in Flaschen gefüllt und das Hofgesinde verkaufte ihn unter der Hand an Wirthe und andere Einwohner in Kassel!! Dabei hatte dieser affenartige Sardanapal sehr unnatürliche, oft neronische Gelüste, selbst bei den Frauen, die ihn zum Ekel widerlich machen mußten, sein ganzes Aussehen hatte so wenig königliches, daß er eher einem erzliederlichen Schneidergesellen ähnlich sah. Eine Jammergestalt in optima forma, die aber dem armen Land, das so glücklich war sie auf eine kurze Zeit zu besitzen, unzählige Thränen und das Mark seiner ausgesogenen Bürger kostete. Dieser Prinz von der traurigen Gestalt hatte dennoch in Amerika das Glück gehabt, die Tochter eines reichen Banquiers von Baltimore, eine Miß Patterson, ein hübsches Mädchen zur Frau zu bekommen, die, als sie ihm hochschwanger nach Europa gefolgt war, auf dem ganzen festen Land, auf Befehl ihres Schwagers Napoleon keinen Hafen fand, in dem

man ihr zu landen vergönnte. In Frankreich, Holland, Belgien, Italien, Spanien und Portugal war sie zurückgewiesen worden; die arme, verlassene, treffliche Frau mußte nun allein über England wieder nach Amerika zurückkehren, denn dem früher in seiner hülflosen Lage oft von Schauspielern gefütterten Napoleon war die Familie Patterson jetzt nicht mehr gut genug, um sich verwandt mit ihr zu wissen, schon hatte er die Marotte, aus allen seinen Brüdern Könige stempeln zu wollen, die er theuer genug büßen mußte, denn als Könige waren sie ihm alle zum größten Verderb. Madame Mère, Frau Lätitia, war als kaiserliche Mutter eine sehr fromme Dame geworden und bewährte so das bekannte Sprichwort: aus jungen [illegible] werden alte Betschwestern. Ich habe Personen gekannt, die sehr vertraut mit ihren frühern Verhältnissen in Corsika gewesen und mich versicherten, daß, etwa Joseph ausgenommen, sie von keinem andern ihrer Kinder mit Gewißheit den Vater zu nennen wüßte. Uebrigens war sie eine sehr mitleidige Seele, die den Armen und Andern viel Gutes erwies, als sie die Mittel dazu erhielt; doch war sie auch sehr capriciös und ihr Eigensinn artete bisweilen in Starrsinn aus; sie soll sehr schön gewesen seyn. Von den übrigen Mitgliedern der Familie Bonaparte will ich nur Napoleons Stiefsohn, des Prinzen Eugen, Vicekönigs von Italien erwähnen, ein in jeder Hinsicht vortrefflicher und edler Charakter, dessen größter Fehler der war, seinem Stiefvater zu sehr nachgegeben zu haben, und zu gehorsam gewesen zu seyn. Er hatte sich 1806 mit der schönsten deutschen Prinzessin, mit der ältesten Tochter des Königs Maximilian von Baiern, Auguste Amalia, vermählt. Seine Schwester Hortensia war so ziemlich das Gegentheil des Bruders und Herrschsucht die Triebfeder fast all ihrer Handlungen, der sie kein Opfer zu bringen scheute. Ich hätte diese Scizzen der napoleonischen Charaktere weit mehr und mit den besten Grundfarben ausmalen, sowie die noch vieler anderer Personnagen des napoleonischen Hofes und Reiches, wie der listigen Füchse und Ränkeschmiede Talleyrand und Fouché, des Oheims des Kaisers, des geistlichen Comödianten Fesch, vieler Marschälle, Minister ꝛc. mittheilen können, dies gehört aber nicht hieher und würde ein ausgedehntes Buch für sich füllen; auch sind viele derselben längst, wenn auch oft mit falschen Zügen und Farben, geschildert.

Als ich den andern Morgen nach der Unterredung, die ich

mit Paulinen gehabt, erwachte, kam mir die ganze Sache faſt traumartig vor, indeſſen machte ich mich zur feſtgeſetzten Stunde wieder auf den Weg nach Neuilly, begab mich an die mir angegebene Stelle des Gartens, und erwartete unter einem Säulengang vor dem gewölbten Felſen die Dinge die da kommen würden. Ich wartete nicht lange, als eine Dame, eine andere als die welche ich den Tag vorher in Paulinens Geſellſchaft geſehen, erſchien, mich freundlich willkommen hieß und mich durch eine Seitenthüre in das Innere des Felſens führte, in dem ſich mehrere Gemächer und Gallerien, unter andern auch ein ſehr ſchönes Bad in einem prächtigen Salon, befanden. Das Abenteuer kam mir ſehr romantiſch, beinahe mährchenhaft vor, und ich dachte eben über den Ausgang, den es wohl haben könnte, nach, als eine in den feinſten Battiſt gehüllte Frauengeſtalt durch eine Seitenthüre in den Badſaal, in dem man mich warten geheißen, trat, auf mich zuging und mich lächelnd fragte, wie es mir hier gefalle. Ich erkannte ſogleich Napoleons ſchöne Schweſter, deren üppige und vollkommen plaſtiſche Formen ſich bei jeder Bewegung durch die Falten ihres Gewandes ausdrückten. Sie reichte mir die Hand zum Kuſſe dar, hieß mich hier willkommen und auf einem ſchwellenden Ruhebett neben ſich niederlaſſen. Hier war ich ſicher nicht der Verführer, ſondern der Verführte, denn Pauline ließ alle ihre, durch das Chiaro-scuro noch erhöhten Reize ſpielen, mein Blut in Wallung und meine Sinne in Aufregung zu bringen, was ihr denn auch vollkommen gelang, und bald waren die ſammtnen Polſter Zeugen, wie wir unſere gegenſeitige Gluth in namenloſen Ergießungen löſchten, wobei ſie ſich als eine ſehr erfahrene Lehrerin zeigte, denn ſie wußte mehr als ich. Nachdem wir das Feuer hinlänglich gekühlt, zog Pauline eine Glocke und befahl ihren eintretenden Frauen, ein Bad zu bereiten, zu dem ſie mich ebenfalls einlud; in Badmäntel von den feinſten Linnen gehüllt, blieben wir beinahe ein Stunde in dem cryſtallhellen bläulichen Waſſer, worauf ſie ein köſtlich erquickendes und reſtaurirendes Mahl in einem Seitengemach ſerviren ließ, bei dem wir bis zur Abenddämmerung noch mit einander zubrachten. Beim Abſchied mußte ich das baldige Wiederkommen verſprechen, und verlebte nun manchen Nachmittag auf ähnliche Weiſe in Neuilly. Indeſſen hatte ich eben nicht Urſache ſehr ſtolz auf dieſe Eroberung zu ſeyn, denn viele Andere hatte ſie ſchon vor mir beglückt, und noch manchen Andern ſchenkte ſie nach mir ihre

höchſte Gunſt, auch war mir die Dame faſt zu routinirt, und es dauerte nicht lange, ſo empfand ich trotz all ihrer Schönheit Widerwillen ſtatt Genuß in ihrem Umgang, da auch an eine nur einigermaßen geiſtreiche Unterhaltung mit Paulinen nicht zu denken war, und wenn einmal der Sinnentaumel vorüber, die tödtlichſte Langeweile und Gähnen deſſen Stelle vertrat, dabei artete ſie oft ins Gemeine aus; wie anders war es mit einer Mars, deren Perſönlichkeit immer neue Reize zu entfalten wußte, ſelbſt Madame Bonnier war trotz ihrer Kloſtererziehung weit unterhaltender. Hiezu kam noch, daß ich zu jener Zeit die Bekanntſchaft zweier andern ſehr liebenswürdigen jungen Damen, die eine die Frau eines Generals, die andere die eines Rittmeiſters, deren Männer ſich beide bei der Armee in Spanien befanden, machte, und die ich bei einer Vorſtellung der Iphigenia in Tauris aux français, wo Talma den Oreſtes in der höchſten Vollendung gegeben, kennen lernte, da ich mich in derſelben Loge mit ihnen befand. Auf die Iphigenia waren die Plaideurs gefolgt, und gaben mir die beſte Gelegenheit bei den Damen zu plaidiren, deren Ehrencavalier ich jetzt auf eine Zeitlang wurde. Sie waren ſehr muntere und liebenswürdige Geſchöpfe, die Generalin zählte 23, die andere erſt 19 Jahre, beide kaum zwei Jahre verheirathet und Schweſtern. —Noch hatte ich Verſailles erſt im Flug geſehen, an einem Nachmittag hatte ich mit Paulinen in dem großen Park daſelbſt zugebracht, von einem Gebüſch in das andere wandernd. Schloß und Gärten, an welche der üppige Ludwig XIV. nicht Millionen ſondern über eine Milliarde verſchwendet hatte, waren damals im traurigſten Zuſtand, und ganze Tage lang konnte man in dem öden unermeßlichen Park umherirren, ohne nur auf eine menſchliche Seele zu ſtoßen, man glaubte ſich an unheimlichen verwünſchten Orten, keine andere Spur mehr, als traurige endloſe Alleen und Mauern, von den früher hier feenhaften Feſtlichkeiten und Herrlichkeiten. In kaum 25 Jahren war aus einem kleinen elenden Weiler eine anſehnliche Stadt, aus dem unbedeutenden Jagdhaus, das Ludwig XIII., nachdem er lange genug auf ſeinen großen Jagden in elenden Kneipen, oder in einer Windmühle übernachtet, hatte erbauen laſſen, ein unermeßliches Schloß, das prächtigſte Europas geworden, ſo wie aus öden Wüſteneien ein unabſehbarer herrlicher Park. Alle Künſte hatten beitragen müſſen, dieſes Wunderwerk zu ſchaffen, das hauptſächlich durch drei Män-

ner bewirkt wurde, nämlich den Baumeister Manſard, den Maler Lebrün, und Le-Nôtre, der die Gärten anlegte. Alles was Kunſt, Fleiß, Thätigkeit und Pracht hervorbringen können, war hier vereint; jetzt war es, als habe ein böſer Zauberer all dieſe Herrlichkeiten, die auf einen Erlöſer zu harren ſchienen, verwünſcht, aber gerade dieſe Oede und Grabesſtille in den endloſen, im altfranzöſiſchen Geſchmack angelegten Gärten, Wandalleen und Baumgruppen verliehen dem Ganzen einen eigenen romantiſchen Reiz, beſonders wenn man an der Hand eines geliebten Gegenſtandes dieſe Einſamkeiten durchſtöberte. Hier war der Schau- und Tummelplatz der verſchwenderiſchen Prachtfeſte, die Ludwig XIV. angeblich der Königin, aber eigentlich ſeiner Maitreſſe La Valliere gab, bei denen ein Aufwand, Eleganz und Luxus herrſchte, der bis dahin am franzöſiſchen Hof unbekannt geweſen war. Zehn Tage lang wurden weit über 1000 Perſonen daſelbſt auf königliche Koſten luculliſch bewirthet. Jeder Tag hatte eine andere feſtliche Beſtimmung. Einmal war Alcinens Schloß und die Vergnügungen der bezauberten Inſel der Schauplatz und das Süjet, ein andermal war es der Olymp ſelbſt u. ſ. w.; den erſten Tag fand ein Carouſſel ſtatt, bei dem der prunkende König mit Diamanten bedeckt den Ruggiero vorſtellte, von Wappenherolden, Stallmeiſtern, Pagen und Rittern begleitet, ritt er zuerſt in die Schranken. Im glänzendſten Schmuck, mit Brillanten überſäet, ſaßen die Damen unter einem Triumphbogen und überſchütteten den königlichen Ritter bei ſeinem Erſcheinen mit lautem Beifall. Den Reitern folgte ein coloſſaler Wagen, eine Sonne vorſtellend, die von dem goldnen, ſilbernen, ehernen und eiſernen Zeitaltern, den 4 Jahreszeiten, den Stunden ꝛc. umgeben war. Viermal ließ man Ludwig bei dem Rennen den Preis davon tragen. Als die Nacht herangekommen war, wälzte ſich gleichſam von ſelbſt, ein ganzer Berg daher, auf dem ſich Diana und Pan befanden, welche die köſtlichſten und ausgeſuchteſten Leckerbiſſen auf Tiſche vertheilten, die bereits die Umgebungen des Sonnenwagens herbeigeſchafft hatten. Ein Theater hatte ſich gleichfalls wie durch Zauberei gebildet, von dem herab ſich während der Mahlzeit eine rauſchende Muſik hören ließ, und jeder Tag brachte neue ähnliche Wunder hervor. Molieres treffliche Comödien trugen nicht wenig zur Unterhaltung dieſer Tage bei, die drei erſten Acte ſeines Tartüffe wurden bei dieſer Gelegenheit zum Erſtenmal und auf Verlangen

des Königs aufgeführt. Bescheiden und lieblich wie ein still und versteckt blühendes Veilchen, verbarg sich die Göttin, der zu Liebe diese Feste veranstaltet worden waren, einfach und anspruchslos sah ihnen die La-Valliere, unter der Menge der Damen verloren, zu; wie bald mußte sie, durch die Montespan verdrängt, kaum 30 Jahre alt, in dem Kloster der Carmeliterinnen noch 36 Jahre in religiöser Einsamkeit es büßen, eine kurze Zeit die Geliebte des prächtigen Königs gewesen zu seyn, und wie bald wurde auch die Montespan durch andere Maitressen verdrängt, bis endlich die Erzieherin ihrer Kinder, Scarrons arme Wittwe, die Ludwig XIV. anfänglich sogar mit Widerwillen ansah, den alternden König dahin zu bringen wußte, daß er seine Sünden bereuend sie ehelichte und ihr Betbruder wurde, er würde ihr selbst den Titel einer Königin verliehen haben, hätten es Louvois und der Erzbischof von Paris nicht zu verhindern gewußt, auch war die Ehe ein öffentliches Geheimniß.

Unter dem Regenten Philipp von Orleans, der im Palais-Royal den Sitz seiner Ausschweifungen und Orgien aufgeschlagen hatte, war Versailles wieder verlassen, so daß die Häuser daselbst auf einen Viertheil ihres Werthes herabsanken, bis Ludwig XV. das Prachtschloß wieder zu seiner Residenz machte und die Gärten noch vergrößerte. Dieser König, der anfänglich sehr keusch und sittlich lebte, wurde endlich durch eine junge Hofdame von hohem Rang verführt, die ihn fast mit Gewalt zwang, ihren Willen zu erfüllen, und hierauf triumphirend die Spuren des gelungenen Unternehmens denjenigen zeigte, welche sie aufgefordert hatten, das Wagestück zu versuchen. Dieses freche Weib wurde später eine Fromme und lief in alle Kirchen ihre Sünden zu büßen. Einst hatte sie in der St. Rochuskirche durch ihr Kommen mehrere Personen derangirt, worauf eine derselben ganz laut sagte: „das ist auch der Mühe werth um so einer H... willen,“ aber sie erwiederte ganz gelassen: „da Sie sie kennen, so beten Sie für sie.“ Nach ihr folgten nacheinander ihre drei Schwestern in der Gunst des Königs, dessen Maitressen sie wurden, dessen Ausschweifungen nun bald keine Grenzen mehr kannten und dessen Beispiel den ganzen Hof zu einem Bordel umschuf. Die berüchtigten petits soupers in den petits appartements wurden in allen königlichen Pallästen eingeführt, und ein sardanapalisches Leben war an der Tagesordnung, wie die Geschichte nicht leicht ein zweites aufzu-

weiſen hat. Madam Normand d'Eſtiole hatte es, von der eigenen Mutter angeführt, darauf angelegt, des Königs Concubine zu werden. Auf einem Masken-Ball in dem Stadthaus zu Paris gelang es ihr endlich, die Neugierde Ludwig XV. rege zu machen. Als ſie ſich demaskirte, ließ ſie ihr Schnupftuch vor dem König hinfallen und entſchlüpfte unter der Menge. Ludwig hob ſogleich das Tuch auf und wollte die Dame am Arm faſſen, da ſie ihm aber entwiſchte, ſo warf er ihr das Tuch ſehr artig nach, und ſogleich hörte man allenthalben ziſcheln: »Er hat ihr das Schnupftuch zugeworfen.« Der Herzog von Richelieu und der erſte Kämmerer führten ihrem Gebieter die neue Sultanin zu, die jedoch nicht ohne Mühe und mit Hülfe der höchſten Hofchargen die erklärte Maitreſſe und Marquiſe Pompadour wurde, aber dann den Monarchen und ganz Frankreich allmächtig beherrſchte. Eine ihrer erſten Handlungen war die Verbannung des ihr jetzt läſtig gewordenen Ehemannes. Als der König endlich ihres fleiſchlichen Umganges überdrüſſig war, da wußte ſie ſich demſelben durch die Zuführung anderer Frauen und Mädchen und ſelbſt von Kindern von 11 Jahren unentbehrlich zu machen, und veranſtaltete die furchtbar wollüſtigen Vergnügungen des Hirſchparks. Zuneigung war es nicht, was die Maitreſſe an Ludwig XV. feſſelte, ſondern einzig die Liebe zur Herrſchſucht und die Begierde, unermeßliche Reichthümer zuſammenzuſcharren, ſie ließ deßhalb kein Mittel unbenützt, ſich zu behaupten. Als ſie endlich 1764 ſtarb, ſah der König zufrieden lächelnd ihrem Leichenzug nach. Das Vermögen, welches ſie hinterließ, überſtieg alle Berechnung, die man gemacht, es war weit über 100 Millionen! Die Verſteigerung ihres Mobiliars und anderer Effecten währte über ein Jahr, und wurde der Seltenheit der dabei vorkommenden Sachen wegen aus Neugierde beſucht, denn man bekam Raritäten zu ſehen, die noch Niemand gekannt hatte. Ludwig XV. fuhr fort, ſein Serail im Hirſchpark und die Meſſen, Predigten und Kirchen zu beſuchen, wähnend, dadurch den Himmel mit ſeinen Sünden auszuſöhnen, während ſich die Zügel der Regierung in den ſchlimmſten Händen befanden, und Hofdamen und Bauernmädchen, feile Weiber und Kinder, Alles was ihm die Phantaſie des Augenblickes eingab, mußte dazu dienen, ſeine Gelüſte zu befriedigen, bis endlich die berüchtigte Dü Barry Maitreſſe en titre wurde, die unſinnigſte Verſchwendung mit den Geldern des Staats trieb und ſo

redlich das ihrige zu dem Sturz des längst untergrabenen Thrones und zur Beschleunigung einer furchtbaren Revolution beitrug, die auch ihr Haupt der Hand des Henkers überlieferte.

Unter dem unglücklichen Ludwig **XVI.**, dem Sündenbock seiner Vorfahren, wurden die Generalstaaten nach Versailles berufen, um über die Mittel, das Reich vom Untergang zu retten, zu berathen; aber der Schaden saß zu tief, das Vorurtheil war zu blind, statt die Wunde zu heilen wurde sie falsch behandelt, unheilbar gemacht und die Revolution machte Riesenschritte. Man wollte den Versammlungsort der Nationalversammlung schließen, diese flüchtete sich ins Ballhaus, und schwur den bekannten Eid. Den 1. October 1789 fand das famöse Fest im Opernsaal zu Versailles statt und den 5. desselben Monats zog das wüthende Weiberheer dahin, und nur durch ein halbes Wunder entging Maria Antoinette der ihr zugedachten Ermordung, sich mit Tagesanbruch in die Gemächer des Königs flüchtend, man trug die Köpfe der gemordeten Gardisten, die ihre Fürstin vertheidigen wollten, auf Piken herum, und die ganze königliche Familie war gezwungen, dem schrecklichen Zug nach Paris zu folgen.

Alle die Orte, wo diese Greuelscenen vorgefallen waren, ließ ich mir genau zeigen, und hier erwachte zuerst der Wunsch in mir, einmal eine ausführliche Geschichte der französischen Revolution schreiben zu können.

Mehrmals besuchte ich noch Versailles in Gesellschaft meiner neuen Bekanntschaft, der beiden Offiziersdamen, namentlich auch die beiden Trianons, wovon das kleine nebst seinen Gärten Zeugen der stillen Freuden Maria Antoinettens in ihren glücklichern Zeiten war, sie hatte es zu einem bezaubernden Aufenthalt umgeschaffen. Ludwig **XVI.** hatte es ihr beim Antritt seiner Regierung geschenkt. Auch wir genossen der stillen und heimlichen Freuden im Park von Versailles gar mancherlei, und besuchten das Labyrinth, das Venusbosquet und andere abgelegene Orte vorzüglich gerne. Die junge Emilie hatte ich Alcine und die ältere, Marguerite, Armide getauft. Eine ganze Woche brachte ich einmal mit den beiden Damen in Versailles zu, während welcher wir jeden Tag vom Morgen bis in die späte Nacht in den unermeßlichen Räumen dieser Gärten umherirrten, deren Besitzer wir uns dünkten und für diese Zeit auch waren, denn Niemand machte sie uns streitig, und alles stand uns offen. Wir spielten und tändelten

bald an dem Baſſin des Neptuns, bald in dem romantiſchen Bosquet der Cascaden, bald im Sternenſalon, an den drei Fontainen oder Apollosbädern. Die 8 Tage vergingen wie 8 Stunden, wir hatten anfangs nur 24 Stunden bleiben wollen. Es war noch im Mai, das friſche Grün, der herrliche Blumen- und Blüthenduft, der Geſang der Vögel, das Schlagen der zahlreichen Philomelen, dies Alles gab unſern nächtlichen Promenaden im Mondſchein einen ganz beſondern Reiz, und frei von Vorurtheilen, die das ohnehin ſo monotone Erdenleben noch langweiliger und unerträglicher machen, leerten wir den Becher der Luſt und der Freude in vollen Zügen bis auf den Grund, und ich lehrte die Damen die Worte des unſterblichen Dichters:

„Was Du von der Minute ausgeſchlagen,
Giebt keine Ewigkeit zurück!"

befolgen. Wir waren einverſtanden, daß eine blos geiſtige oder platoniſche Liebe eine eben ſo große Chimaire ſey, als wenn man das Glück in einer feilen ſuche. Wir kehrten endlich etwas geſättigt nach Paris zurück, wo uns jedoch neue Freuden und Vergnügungen erwarteten. Hier fand ich mehrere Billete von Madame Farigliano vor, die mich nach Neuilly citirten, wo ich mich mit gehabter Unpäßlichkeit wegen meinem Ausbleiben entſchuldigte, was auch mein etwas angegriffenes Ausſehen beſtätigte, und ich deßhalb bemitleidet ward. Das was noch einiges Intereſſe für mich bei Paulinens Umgang hatte, war, daß ich über verſchiedene Dinge, ihre Familie betreffend, um die ich ſie öfters fragte, Auskunft von ihr erhielt. Sie ſagte mir unter andern einmal, als ich ſie gefragt, wie es komme, daß der Kaiſer noch nicht Rom geſehen, da dieſe merkwürdigſte aller Städte doch ein ganz beſonderes Intereſſe für ihn haben müſſe: «o mein Bruder meidet Rom weil ihm einmal prophezeiht wurde, daß er in dieſer Stadt ſeinen Tod finden werde; und da eine ähnliche Weiſſagung, die man Alexander dem Großen hinſichtlich Babylons machte, eintraf, ſo will er einem ſolchen Schickſal entgehen. — Sie ſehen, große Männer haben auch ihre Schwächen, wer weiß wo er noch ſtirbt, wenn er ſich gleich unſterblich glaubt, fuhr ſie lächelnd fort: und es auch iſt, fiel ich ihr ins Wort. — Aber dem Tod entgeht er dennoch nicht, verſetzte ſie, und iſt ihm beſtimmt in Rom zu ſterben, ſo wird es geſchehen, er mag ſich ſtellen wie er will. — Wir

kamen nun nach und nach auf andere, aber immer Napoleon betreffende Dinge zu sprechen, und Pauline meinte, ihr großer Bruder habe nicht nur sehr große Schwachheiten, sondern begänge auch ganz unverzeihliche Thorheiten, die ihn noch ins Verderben stürzen würden, und von denen eine der größten seine Mariage mit der Oestreicherin sey. Hundertmal besser, fuhr sie fort, wäre es gewesen, er hätte die Hortensia geheirathet, statt sie an seinen Bruder Louis zu verkuppeln, sein Verhältniß mit ihr war ja doch kein Geheimniß mehr, so wie daß sie von ihm in der Hoffnung war, als er diese Heirath stiftete. Daß Düroc diese Parthie ausgeschlagen, ist nicht an dem, es war nie Napoleons Plan, diesem ihre Hand zu geben. Wäre Hortensias erstes Kind, für dessen Vater der Kaiser allgemein gehalten wurde, für welches er eine große Zärtlichkeit bewies und das er aus der Taufe gehoben, am Leben geblieben, so würde er es gewiß adoptirt und wahrscheinlich zu seinem Nachfolger ernannt haben; wir hätten dann keine zweite Vermählung erlebt. Was die Liebe zu den Frauen anbelangt, so ist mein Bruder so wunderlich und veränderlich wie nur einer, und wo er nur immer war, in Paris und Madrid, Wien und Berlin, Mailand und Venedig ꝛc., allenthalben mußten ihm seine Vertrauten behülflich zur Befriedigung seiner augenblicklichen Capricen seyn, und was er auch von ehelicher Treue, häuslichem Glück, Moralität schwätzen mag, wir wissen was wir davon zu halten haben, es ist ihm nur um den äußern Schein, er hat sich einmal in den Kopf gesetzt, der Welt diese Schwachheiten verbergen zu wollen, und doch spricht man in allen Salons davon, und Josephine kennt sie wohl, hat ihm aber nichts vorzuwerfen, beide haben sich einander gehörig gehörnt; dabei handelt mein Bruder immer nur nach der augenblicklichen Eingebung seiner Laune, bald ist er freigebig bis zur Verschwendung, bald wieder filzig geizig, freundlich oder mürrisch, anscheinend theilnehmend oder kalt abstoßend. — Noch einige Zeit fuhr Pauline mit der Schilderung Napoleons fort, ging dann auch auf mehrere ihrer Geschwister über, und pflichtete dem Kaiser bei: „daß Joseph ein Weib unter seinen Brüdern und Caroline ein Mann unter seinen Schwestern sey;“ denn, fuhr sie lachend fort, mein Bruder Joseph wäre eine gute sanfte Hausfrau und meine Schwester Caroline ein tüchtiger Dragoner geworden; Lucian ist aber ein eigensinniger Starrkopf, Ludwig zu gut für die Welt, Jerome ein Maneguin,

Elise aber ist zur Fürstin geboren, und Bacciochi eine Null; daß man mich die Etourdie nennt, weiß ich recht gut, aber es ist nicht meine Schuld, was wollen Sie, mein Temperament ist einmal so und dann hat uns die Mutter alle verzogen. Als einmal die Rede auf die unglückliche Maria Antoinette kam, erzählte sie mir, daß das plötzliche Grauwerden der Königin, von dem man so viel gesprochen, eine Fabel sey, indem sie schon längst graue Haare gehabt, die täglich mit schwarz färbender Pommade eingerieben worden seyen, die sie sich aber, einmal in der Conciergerie, nicht mehr verschaffen konnte, worauf natürlich sogleich die Haare ihre natürliche graue Farbe angenommen; dies Geheimniß habe eine ihrer Kammerfrauen ausgeplaudert. — Ich wurde endlich in Gnaden und mit dem Wunsch einer guten Besserung und baldigen Wiederherstellung entlassen.

Unterdessen waren die Vorbereitungen zu verschiedenen großen Festen, die dem kaiserlichen Ehepaar nach seiner Zurückkunft, die man erwartete, gegeben werden sollten, ziemlich vorangeschritten. Den ersten Juni traf das hohe Paar wohlbehalten wieder in St. Cloud ein und den 10. dieses Monats gab die Stadt Paris ein Fest, zu dem über 4000 Personen eingeladen wurden, und ich ebenfalls eine Karte erhalten hatte. Um die Feier noch zu erhöhen, hatte man einen Sonntag dazu gewählt. Die öffentlichen Belustigungen waren so ziemlich eine Wiederholung des Festes vom 2. April, Spiele, Tänze, Theater ꝛc., die elysäischen Felder der Haupttummelplatz derselben. Auf einer ungeheuren Schaubühne wurde von der Truppe des jeux gymnastiques ein großes Ballet, Mars und Flora betitelt, aufgeführt. Mit der Nacht war wieder allenthalben Erleuchtung, und um 9 Uhr kündigte ein Ballon, der sich in der Luft seines Feuerwerkes entlud, die nahe Ankunft des Kaisers und seiner Gemahlin an, welche mit Fackelschein, unter Begleitung einer unermeßlichen Menge, sich über den Concordienplatz nach dem Stadthaus begaben, daselbst von der Municipalität und zwölf erwählten Damen gebührend empfangen und in den sogenannten Thronsaal geleitet wurden, in welchem sich schon die Könige, Prinzen ꝛc. befanden. Von hier begaben sie sich durch den Saal des Fastes in die Gallerie, die auf dem Platz vor dem Hôtel de ville errichtet war, um von da aus das Feuerwerk bequemer sehen zu können. Napoleon und Marie Louise gaben selbst durch das Anzünden zweier Dragons

das Zeichen zum Abbrennen desselben. Das Feuerwerk war in drei Abtheilungen geordnet. Die erste stellte einen Angriff auf zwei Forts dar, wobei Tirailleurs feurige Sterne warfen, unter dem Schall einer kriegerischen Musik warfen die Forts unschädliche Bomben und Feuerkugeln aus, die sich in allerlei Feuerwerk verwandelten, und endlich gingen die beiden Vesten selbst in Feuer auf. Die zweite Abtheilung stellte den Tempel des Friedens vor, und die dritte den Hymens, das Ganze war mit viel Geschmack und Kunst arrangirt, allgemeine Bewunderung erregten die vielen bunten Feuer von jeder Farbe, aus denen sich zuletzt Hymens Tempel bildete. Hierauf fand ein groſses Concert statt, in welchem Festcantaten zu Ehren der hohen Gäste gesungen wurden, worauf der Ball mit zwei Quadrillen eröffnet wurde, bei denen die junge Kaiserin selbst nebst dem König Hieronymus, die Königin Caroline von Neapel, die Prinzessin Pauline, der Vicekönig Eugen u. s. w. figurirten, nach deren Beendigung wurden andere Contretänze aufgeführt. Zuerst sah Napoleon von dem ihm errichteten Thron dem Tanz zu, geruhete aber bald darauf von demselben herabzusteigen und sich unter die Gäste zu mischen, hie und da einen derselben anredend. Gegen Mitternacht entfernten sich die allerhöchsten Majestäten, der Ball hatte aber seinen ungestörten Fortgang, bis um 2 Uhr die Tafel für die Damen, an 2000 Gedecke, servirt wurde, worauf auch die Herrn abgespeist wurden. Erst um 5 Uhr Morgens, am hellen Tag, endete das Fest.

Auch Pauline hatte sich vorgenommen, ihre kaiserliche Schwägerin in ihrer Villa zu Neuilly zu bewirthen, und gab ihr in vier Tagen, den 14. und 17. Juni, zwei Feste daselbst, die mit viel Geschmack und sinnreich angeordnet waren. Eine komische Oper, das Concert betitelt, durch die Künstler des Theater Feydeau aufgeführt, eröffnete die Feier. In dem Garten selbst waren mehrere Gebäude und Monumente aus der Umgegend Wiens ziemlich täuschend nachgeahmt, namentlich auch Larenburg. Allegorische Bildsäulen wurden plötzlich lebendig, streuten Blumen auf die Wege, welche Marie Louise mit ihrem Gatten wandelte, und führten beide zu den Tempeln des Ruhms, der Liebe und der Hoffnung. Auf einmal fiel zwischen Bäumen ein Vorhang nieder, und man erblickte das Schloß Schönbrunn mit seinem Park. — Als Napoleon zu dem prächtig erleuchteten Tempel des Ruhms kam, wurde er von der Göttin Gloria selbst gekrönt, und von da

führten ihn und seine Gattin tanzende Genien zum Tempel der Venus; hierauf wurde ein allegorisches Hochzeitsfest aufgeführt. Der ganze Garten war auf das prächtigste illuminirt und das Feuerwerk stellte wieder einen Tempel Hymens vor, in dem die Majestäten sinnbildlich gekrönt wurden. Ueber 1000 Personen waren eingeladen und köstlich bewirthet worden; auf dem Ball, mit dem sich das Fest endigte, ließ mich Pauline zweimal zum Tanz mit ihr auffordern.

Als sich Napoleon nach seiner Reise zum Erstenmal wieder in der großen Oper mit seiner Gemahlin sehen ließ, wurde das neue prächtige Ballet: Perseus und Andromeda gegeben. Das Schmettern der Trompeten, das Toben der Pauken und Fanfaren, das Geschrei: **Vive l'Empereur** und **vive l'Imperatrice**, letzteres aber sparsamer, wollte gar kein Ende nehmen. Im **Theatre français** hatte aber bald darauf das kaiserliche Ehepaar an zwei Stunden auf sich warten lassen, und das Publikum deßhalb seine Unzufriedenheit ziemlich laut zu erkennen gegeben. Den andern Tag enthielt das Journal de **l'Empire** einen Verweis für die Schauspieler, weil sie nicht zur gehörigen Zeit angefangen hatten, hätten sie es aber gethan, würde ihnen ein ganz anderes Donnerwetter über den Kopf gekommen seyn. Um diese Zeit fuhr Napoleon mit Marie Louise zum Erstenmal nach Versailles, wo er ihr das Schloß, den Park, die beiden Trianons zeigte und äußerte, er wolle dies Alles in seiner frühern Pracht und Herrlichkeit wiederherstellen lassen, und noch neue Anlagen hinzufügen. — Es blieb bei der Aeußerung.

Der Kriegsminister gab den Neuvermählten ein großes Fest in seinem Hôtel in der Straße Lille, wobei auch ein Gelegenheitsstück und ein Ball gegeben wurden. Eines der merkwürdigsten Feste war jedoch das, welches die Garden ihrem Herrn und Gebieter gaben, zu dem jeder Gardist 6, ein Caporal 12, jeder Sergeant 24, jeder Sergeant-Major 60, ein Lieutenant 600, ein Capitain 1500 und die Stabsoffiziere 3—6000 Franken beitrugen. Der Marschall Bessières war, als Commandant der Gardecavallerie, Anordner, das ungeheure Marsfeld der Hauptschauplatz desselben, und zu diesem Behuf besonders hergerichtet worden. Was für Schauspiele wurden nicht seit dem Beginn der Revolution schon auf diesem einzigen Platz aufgeführt, und wer waren die Hauptacteurs? — Auch dieses Fest begann an einem Sonntag, den 24sten

Juni. Wenigſtens drei Viertheile der Bevölkerung von Paris wohnten demſelben bei, Monate hatte man an den Zurichtungen gearbeitet. Um Mittag wurde die ganze übrige Garniſon der Stadt Paris, nahe an 30,000 Mann, von den Garden unter Zelten bewirthet, und jetzt ſchien das Marsfeld ein endloſes fröhliches Lager. Um 3 Uhr verſchwand das Lager und nun begannen Spiele und Tänze aller Art. In den Alleen, welche den Platz umgaben, waren Zelte mit Büffets, die alle mögliche Erfriſchungen enthielten, Marionettenbuden u. ſ. w. aufgeſchlagen. Nach 7 Uhr, nachdem bereits der Kaiſer mit ſeiner Gemahlin eingetroffen war und nebſt ihrem höchſten und hohen Gefolge in einem zu dieſem Zweck errichteten Pavillon Platz genommen hatten, begannen die Wettrennen der Pferde und Wagen, welche dreimal die innere Bahn des Marsfeldes, in Gegenwart von nahe an 400,000 Zuſchauern zurücklegten, mehrere Wagen vollendeten in weniger als 7 Minuten ihren Kreislauf, die Pferde in noch kürzerer Friſt, und die Sieger erhielten ſchöne Preiſe. Auch Franconis Geſellſchaft legte bei dieſer Gelegenheit Beweiſe ihrer erſtaunenswürdigen Geſchicklichkeit ab. Einer der Maſten-Erkletterer zeigte ſo große Fertigkeit im Klettern, daß er dadurch 800 Franken erbeutete. Madame Blanchard verherrlichte das Feſt, indem ſie ſich in einem Ballon a perte de vue erhob, nachdem ſie noch vorher einen Blumenregen auf das kaiſerliche Paar aus den Lüften hatte fallen laſſen. Ohne irgend einen Unfall ließ ſie ſich bei Meudon herab. — Als es Nacht wurde, zündete Marie Louiſe den Dragon (ein zur Entzündung des Feuerwerks beſtimmter Drachen) vermittelſt einer Feuerlanze an, und augenblicklich ſtand ein ungeheurer Wald, den das Feuerwerk in einem weiten Halbkreis vorſtellte, in Flammen, in der That ein wunderartiger Anblick. Zwei ſchöne Seiltänzerinnen, als Genien gekleidet, beſtiegen nun ein auf hohen Maſten geſpanntes Seil und ſchienen ſo zwiſchen Feuer, Rauch und Wolken in den Lüften zu ſchweben, während Tauſende von Raketen und Leuchtkugeln ſie umgaben, was eine höchſt magiſche Wirkung hervorbrachte. An einem Feuerpallaſt las man die Worte: „A Napoleon et Marie Louise.“ Eine große Girandole (Bouquet) von der Artillerie der Garde, die überhaupt das ganze Feuerwerk beſorgt hatte, ausgeführt, beendigte das feurige Zauberſpiel, und nun begann der Ball. Zwei unermeßliche Säle hatte die Garde zu dieſem Zweck in den zwei

Höfen der Militairschule aufbauen lassen; der auf der linken Seite war zum Tanz und der auf der rechten zum Bankett bestimmt, beide auf das zierlichste ausgeschmückt. In dem Tanzsaal war ein Thron für die kaiserlichen Majestäten errichtet, die königlichen mußten sich mit Fauteuils begnügen. Ringsherum waren amphitheatralische Sitze für nicht weniger als 4000 Damen auf 7 Stufen angebracht, hoch hinter diesen war wieder eine Gallerie für Herrn. Sechsunddreißig reich drapirte, mit Festons von Lorbeern und Myrthen umwundene faisceaux (Fasces), die sich in schimmernden Stahlhelmen mit weißen Federn endigten, und jede ein Wappenschild hatte, trugen des Saales Decke. Die Draperien waren von weißem Mouffelin mit goldnen Bienen; an der Decke sah man die 12 Himmelszeichen und andere allegorische Figuren. Sechs große Gemälde stellten Napoleons Vermählung, dessen Triumph, die Triumphe Trajans, Augusts, Cäsars und Alexanders Einzug in Babylon vor, die vier letzten contrastirten seltsam mit den beiden ersten, und gaben zu manchen noch seltsameren Bemerkungen Anlaß, schon der Costümes wegen choquirte diese Zusammenstellung, sie waren sämmtlich vom Dekorationsmaler der großen Oper gemalt. Zwei hundert crystallene Kronleuchter an Blumenguirlanden hängend, an einem jeden über fünfzig Kerzen brennend, dienten zu Beleuchtung dieses Lokals, und die 10,000 Lichter spiegelten sich Millionenmal in zahllosen Spiegeln wieder.

Der zum Bankett bestimmte Saal war von gleicher Größe und stellte eine ungeheure Laube vor, die von dicken corinthischen Pilastern getragen wurde, Guirlanden, Goldstickereien und alle Attribute des Bacchus und der Ceres waren verschwenderisch angebracht. Dieser Saal hatte eine ganz eigene, von dem des Tanzsaales ganz verschiedene Wirkung; Millionen in Kränze und Guirlanden gewundene Blumen führten von einem Lüster zum andern, und 1500 Personen wurden jedesmal zugleich an einem Tisch servirt. Beide Säle waren durch eine illuminirte Orangenallee, die über den mit Teppichen belegten Hof ging, mit einander verbunden. Diesmal wurde der Ball durch ein Divertissement, das die ersten Tänzer der großen Oper aufführten, und Gardel componirt hatte, eröffnet. Es bestand aus Quadrillen, fast alle Nationen Europas repräsentirend und deren Nationaltänze aufführend, die mit einer allgemeinen Farandola endigten. Hierauf begannen die Gäste und Gastgeber zu tanzen und stellten sich an

mehr als einem halben hundert Contretänze an. Die kaiſerlichen Majeſtäten ſtiegen vom Thron herab, bewegten ſich durch den Saal und geruhten ſich um Mitternacht zur Ruhe zu begeben, nachdem ſie auch noch den in einen Orangengarten verwandelten Hof und den Speiſeſaal in Augenſchein genommen hatten. Um 2 Uhr begann das Bankett in der Rieſenlaube, deren Gitterwerk ganz vergoldet war. Der Reſtaurateur Very hatte es übernommen die Gäſte zu ſpeiſen. Das Feſt koſtete nahe an anderthalb Millionen.

Unter den Feſten, die Napoleon ſelbſt in St. Cloud oder den Tuilerien gab, bei denen prächtige Quadrillen aufgeführt wurden, und ſeine Schweſtern eine Hauptrolle ſpielten, war beſonders eines durch das Coſtüme berühmt, welches Pauline, Italien repräſentirend, trug, und wobei ſie einen leichten goldenen Helm mit ſchneeweißen Straußfedern, mit Agraffen von Diamanten, an deren Kiele die koſtbarſten Perlen gereiht waren, auf dem Haupt hatte, dabei deckte ein kleiner Panzer von Goldſchuppen mit einem brillantenen Gürtelſchloß ihren Buſen, eine weiße goldgeſtreifte Tunika von indiſchem Mouſſeline fiel über die Knie herab, purpurne goldgeſtickte Halbſtiefelchen deckten die Füße, und die Arme waren blos. Man wußte nicht, ſollte man eine Minerva, eine Venus, oder eine Johanna d'Arc aus ihr machen, auf jeden Fall war es aber eine idealiſch-ſchöne Erſcheinung, beſonders für die, welche ſie nicht genauer kannten.

Die Reihe dieſer Feſte beſchloß das höchſt tragiſche, welches der öſtreichiſche Geſandte, Fürſt Schwarzenberg den 1. Juli der Tochter ſeines Souverains und deren Gatten gab. Auch zu dieſem hatte ich mir durch hohe Protektion eine Einladung verſchafft, und Fürſt N., den das Zipperlein von den meiſten Feierlichkeiten zurückgehalten hatte, wollte durchaus dieſer letzten beiwohnen. Den ganzen Tag feſſelten ihn jedoch unausſtehliche Schmerzen an ſein Ruhebett und nichts wollten weder Einreibungen noch ſonſtige Mittel helfen, die fortwährend angewandt wurden, um ihn wenigſtens für dieſen Abend noch gangfähig zu machen; einigemal verſuchte er es aufzuſtehen und zu gehen, aber die Schmerzen ließen es nicht zu, erſt Abends nach 8 Uhr gab er alle Hoffnung auf, das Feſt durch ſeine Gegenwart verherrlichen zu können; es thats halt nicht, und mit Wimmern und Fluchen kroch er, nachdem er den letzten Verſuch gewagt, wieder zu ſeinem Lager. Ich war bis zum letzten Augenblick vor dem Beginn

des Festes noch bei ihm, versprach ihm einen getreuen Bericht von demselben abzustatten, und suchte ihn zu trösten. — »Sie haben gut reden, versetzte er, Sie lassen kein Vergnügen ungenossen vorüber gehen, während ich hier Jammer und Trübsal blasen muß und es vor Schmerzen kaum auszuhalten vermag.« — Aber was ist dabei zu machen, Durchlaucht? Sie können, sobald Sie wieder besser sind, alles nachholen und selbst die schönsten Feste geben, zu deren Verherrlichung ich nach Kräften beitragen will. — Ich war froh als ich endlich zur Thüre hinaus war und fuhr in die Straße Montblanc (Chausée d'Antin), in welcher Fürst Schwarzenberg das alte Hôtel Montesson bewohnte, ein geräumiges Gebäude mit einem großen Garten und Hof. Da sich aber in demselben kein Saal befand, der die zahlreichen Gäste alle hätte aufnehmen können, so hatte der Fürst einen großen Ballsaal nebst einer Gallerie von Holz eigends zu diesem Fest erbauen lassen; der Saal war sehr reich mit Stoffen, Blumen und andern Verzierungen dekorirt und drapirt. Alle in Paris anwesende königliche und fürstliche Personen, so wie die übrigen Gäste, weit über 1000, unter denen namentlich viele Oestreicher in zwar sehr reichen aber ziemlich geschmacklosen Costümen, was nicht verhinderte, daß sie sich bewundert glaubten, während sie und ihre Costümes im Gegentheil oft die Zielscheibe spöttischer und witziger Sticheleien von Seiten der Franzosen abgaben, waren bereits versammelt, als die Gardegrenadiere, die für diesen Abend hier eine starke Wache lieferten, unter das Gewehr traten, aux champs schlugen und dadurch die Ankunft des kaiserlichen Paares verkündeten, das von Schwarzenberg und Metternich am Eingang empfangen wurde. Man führte sie in den schön erleuchteten Garten, wo Gesänge und östreichische Nationaltänze unter Begleitung rauschender Musik von den Künstlern der großen Oper aufgeführt wurden, auch sah man wieder eine Nachahmung des Schlosses Laxenburg, und das Feuerwerk spielte auch hier eine Hauptrolle, zündete aber, gleichsam als wollte es ein Vorspiel zu dem furchtbaren Drama, das bald darauf folgen sollte, geben, schon ein Gerüst an, das bald anfing in Flammen aufzulodern, die jedoch mit Hülfe der Pompiers schnell wieder gelöscht wurden. Nun begaben sich sämmtliche Gäste in den Ballsaal zurück, über dessen Eingang eine Aufschrift in deutscher Sprache angebracht war, über deren Inhalt sich die Franzosen die Köpfe zerbrachen und ihre Glossen machten, selbst Napo-

leon ſchien das Deutſche nicht zu behagen, und er zuckte bei dem Anblick der ihm unverſtändlichen Worte die Achſeln.

Der Ball wurde mit Contretänzen, welche der Vicekönig von Italien, König Hieronymus, Fürſt Eſterhazy, die Königin von Neapel, die Fürſtin Pauline von Schwarzenberg u. ſ. w. aufführten, eröffnet, worauf eine Ecoſſaiſe folgte, während welcher das kaiſerliche Paar in dem Saal herumſpazierte. Ich ſtand ſo ziemlich in der Mitte der Colonne, mit einer Hofdame der Königin von Neapel tanzend, als plötzlich eine Flamme an einer Draperie aufloderte, und kaum ſah man ſich darnach um, ſo brannte auch ſchon ein Theil der Decke, noch wurden einige Pas gemacht als die Muſikanten bereits die Flucht ergriffen, und ehe man ſich es verſah, brannte es hier, da und dort, vor und hinter Einem, links und rechts und in allen Ecken, überall ſchlugen die Flammen hoch empor, und es entſtand eine Verwirrung, ein Tumult, ein Geſchrei, ein Drängen und Drücken, das unbeſchreiblich war. Viele Offiziere umgaben ſchnell Napoleon und zogen ihre Degen, indem ſie fürchteten, daß dies das Signal zum Ausbruch einer großen Verſchwörung ſey, wie es das Anſehen hatte, und was man auch ſagen mag, ſo habe ich die Ueberzeugung, daß dieſes Feuer gefliſſentlich angezündet wurde, denn nur zu deutlich nahm ich wahr, daß die Flammen an drei bis vier Orten zugleich emporſchlugen, und zwar an ganz entgegengeſetzten Winkeln, und es war ſehr leicht, die Draperien an einer oder der andern Stelle unbemerkt anzuzünden, während Jedermann ſeine Augen auf die zuerſt auflodernde Flamme gerichtet hatte. Eine Verſchwörung war es nicht, aber ich habe die moraliſche Ueberzeugung, und wollte darauf ſchwören, daß der Vorfall dem Haß gegen Marie Louiſe und gegen dieſe Heirath ſeinen Urſprung zu verdanken hatte. Dieſe Meinung, welche viele mit mir theilten, ließ man natürlich nicht aufkommen, ſondern von Seiten der Regierung wurde alles aufgewandt, einen ſolchen Verdacht zu unterdrücken, ſo wie überhaupt die Meinung, daß das Feuer abſichtlich angezündet worden, was bei den Feſſeln, in denen damals die Preſſe und die freie Rede lag, leicht war; weßhalb auch keine andere Unterſuchung als die gegen die armen Spritzenleute veranſtaltet werden durfte, die denn doch gethan was nur immer in menſchlichen Kräften ſtand. Marie Louiſe hatte ihren Sitz ſchon wieder eingenommen, als der Brand ausbrach, Napoleon war ſchnell zu ihr

geeilt und führte sie durch die Gartenthüre fort. Kaum hatte er den Saal verlassen, so stieg die Unordnung auf das höchste, alle und jede Rücksichten verschwanden, Jedermann war nur noch auf seine Rettung bedacht, und Könige und Königinnen mußten Rippenstöße hinnehmen, wurden zurückgedrängt oder auf die Seite geschoben, und ehe noch die Hälfte der Anwesenden den Saal verlassen hatte, stand dieser schon in hellen Flammen, die Kronleuchter stürzten einer nach dem andern herab, denen schnell Diehlen und Balken folgten. Zwar wurden große Wassermassen auf den Brand gegossen, diese lösten sich aber augenblicklich in Dampf und Dunst auf und es war an keine Rettung des Baues mehr zu denken. Auch ich hatte mich rücksichtslos hinaus und in den Garten gedrängt, von wo aus sich das gräßliche Feuerwerk furchtbar schön ausnahm, hier aber waren Verwirrung und Tumult wo möglich noch größer als im Saal selbst, aus dem brennende Damen flüchteten oder herausgeschleift und dann mit kothigem Wasser begossen wurden. Alles lief und rannte durcheinander, seine Angehörigen suchend, sie nicht findend, und von Niemand eine tröstliche Antwort erhaltend; dabei drängten sich die Hilfe leistenden Diener und Pompiers, alles was ihnen in den Weg kam, weder Krone noch Sterne achtend, rücksichtslos auf die Seite stoßend, durch die wehklagenden Massen, und die Damen rannten mit ihren Flittern, Flor- und Blondenkleidern, viele mit Brandflecken oder halbverbrannter Kleidung umher, ihre Männer oder Väter suchend. Das Flammen- und Rauchmeer wüthete fort, und in kaum einer kleinen halben Stunde war die ganze, prächtig zusammengezimmerte und ausgeschmückte Herrlichkeit ein Raub des Feuers, das trotz aller Hülfe der Spritzen schon das Hôtel des Gesandten selbst ergriffen hatte. Napoleon war unterdessen, nachdem er seine junge Gattin in Sicherheit gebracht, auf den Schauplatz des Unglücks zurückgekehrt, und nur der äußersten Anstrengung der Spritzenleute und der jetzt auf zwei Bataillone verstärkten Garden gelang es, das Hôtel von der gänzlichen Zerstörung zu retten. Er leitete nun selbst die Löschanstalten, befahl die Entfernung aller müßigen Zuschauer und ging mit dem vor Todesangst schwitzenden Polizeipräfekten, dem Grafen Dübois, eben nicht zum glimpflichsten um. Der durch den Mordkriegsrath, den er präsidirte, und der den Herzog von Enghien erschießen ließ, bekannte General Hülin mißhandelte in Gegenwart Napoleons, wahrscheinlich um dessen

Zorn von ſich abzuleiten, den armen Spritzenmeiſter, der ein Gott hätte ſeyn müſſen, wenn er die Flammen nach des grimmigen Kaiſers Willen hätte bezwingen können, thätlich auf das empörendſte und nichtswürdigſte, ſo daß mir, der nur in geringer Entfernung davon ſtand, das Blut in den Adern kochte. Noch im Kerker mußte der Unglückliche der Ableiter der kaiſerlichen Zornausbrüche ſeyn. Das Schrecklichſte aber waren die verbrannten, zum Theil tödtlich verwundeten Perſonen, die hier verunglückt waren. Die Fürſtin Pauline von Schwarzenberg hatte, wahrſcheinlich ihre Tochter ſuchend, in den Flammen den Feuertod gefunden, und wurde lange vergeblich von ihrem troſtloſen Gatten und den Dienern geſucht, die Königin von Neapel hätte um ein Haar ein gleiches Schickſal gehabt, der Großherzog von Würzburg war ihr Retter; die ſchöne Vicekönigin von Italien, Prinzeſſin Auguſte von Baiern, rettete ſich auch glücklich mit ihrem Gemahl durch eine kleine Thüre, als ſchon die halbe Decke des brennenden Saales eingeſtürzt war. Die Fürſtin von der Laien und die Generalin Touſſaint ſtarben kurze Zeit nach dem Unglück unter den fürchterlichſten Schmerzen an ihren Brandwunden, ein gleiches Schickſal hatte die Gemahlin eines ruſſiſchen Conſuls, und der ruſſiſche Geſandte ſelbſt, Fürſt Kurakin dankte ſeine Rettung nur dem damals ſchon durch ſeine außerordentlichen Kuren berühmten Doctor Koreff, der ihn auch völlig wieder herſtellte, denn er war ſo beſchädigt, daß man lange an ſeinem Aufkommen zweifelte. In Allem waren mehr denn 60 Perſonen, beſonders Damen, mehr oder minder ſchwer verwundet und verbrannt. Dieſes gräßliche Trauerſpiel endigte ſich würdig mit einer entſetzlichen Naturerſcheinung, nämlich mit einem ſo furchtbaren Gewitter, wie ich mich nicht entſinne ein ähnliches erlebt zu haben; Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag folgten ſo allgewaltig, daß der unaufhörlich rollende Donner die Welt zu erſchüttern ſchien, endlich entlud ſich daſſelbe in einem Wolkenbruch ähnlichen Platzregen, der nach und nach den Reſt der Feuergluth löſchte, als bereits der Tag anbrach. Napoleon war, ſobald dem Feuer Einhalt gethan und die weitere Gefahr beſeitigt war, zu ſeiner beſorgten Gattin nach St. Cloud zurückgekehrt, wo er äußerſt niedergeſchlagen angekommen und ausgerufen haben ſoll: „quel terrible fête!“ Die Garden hatten unterdeſſen auf der Brandſtätte ihr Bivouak aufgeſchlagen und verzehrten mit gutem Appetit die köſtlichen Speiſen und Schüſſeln,

die den Gästen zugedacht gewesen, und die sie ohne dies Unglück nimmer gekostet haben würden. Den andern Morgen fand man unter den Brandtrümmern eine Menge Schmuck, Degen, Armbänder, Halsgeschmeide, Diademe, Brillantschnallen und Knöpfe ꝛc., aber der gräßlichste Fund war die ganz verbrannte, halbverkohlte Leiche der Fürstin Schwarzenberg, die der Dr. Gall in des Platzkommandanten Gegenwart auffand, und die man nur an einem Halsband erkannte, das die Namen ihrer Kinder trug.

Welches Aufsehen diese schreckliche Begebenheit in Paris machte, ist unbeschreiblich. Da haben wir's, hieß es, dies sind die ersten Folgen der Verbindung mit Oestreich, es wird noch besser kommen, und Jedermann glaubte an eine tiefangelegte Verschwörung, welche dieses Fest hätte benutzen wollen, um die ganze buonapartische Familie auf einen Schlag zu vernichten; dies war nicht der Fall, wohl aber war das Feuer böswillig angezündet worden, es sey nun von Anhängern der Bourbonen, von der republikanischen Partei, oder auch nur aus Haß gegen Oestreich. In Paris und ganz Frankreich zweifelte Niemand daran als die Regierung, in deren politischen Kram es taugte, eine solche Meinung durchaus nicht aufkommen zu lassen. Ich war bis zum hellen Tag auf der Brandstätte geblieben, hatte löschen helfen und ermüdet Theil an dem Bivouak der Garden genommen. Welch ein Fest! Der Aberglaube sah es wenigstens als eine sehr schlimme Vorbedeutung an und das große Unglück, das bei den Vermählungsfeierlichkeiten Ludwig XVI. und Maria Antoinette statt gefunden, kam Jedermann ins Gedächtniß. Die feierlichen Begräbnisse der Verunglückten, beinahe ein Paar Dutzend, diejenigen inbegriffen, die noch später unter unsäglichen Schmerzen an ihren Brandwunden starben, erfüllten die Gemüther aufs neue mit Trauer. Napoleon selbst war durch diese Begebenheit sehr angegriffen und gab sich düstern Ahnungen hin. Als ich den andern Tag zu dem Fürsten Y. kam, empfing er mich mit den Worten: Nun und Sie sind unversehrt davon gekommen? — Unkraut vergeht nicht!

— Ew. Durchlaucht können von Glück sagen und sich bei dem Podagra bedanken, denn Sie wären wahrhaftig bei lebendigem Leibe verbrannt.

— Hu, mich schaudert, wenn ich daran denke.

— Was Sie gestern noch als Tücke des Schicksals verfluchten, zeigt sich heute als wohlwollendes Geschick des Himmels.

So ist's in diesem sublunarischen Leben, was wir oft für das größte Unheil halten, ist nicht selten der Anker unsers Heils.

Ich mußte dem Fürsten alle Details der schauerlichen Begebenheit ausmalen; gewiß ist es, daß er, der kaum mit Hilfe einer Krücke in der Stube herumhinken konnte, unfehlbar verbrannt wäre, wenn er dem Fest beigewohnt hätte. Fürst Kurakin hatte seine Rettung hauptsächlich seinem goldnen Rock mit Diamantknöpfen zu danken, der ihn wie ein Harnisch gegen Flammen und Kohlen schützte, und es wurde so dem Dr. Koreff mit noch anderer Hilfe möglich, ihn aus der Masse zu schleifen, nachdem er schon gestürzt und mit Füßen getreten worden war.

Dies war das Ende der Vermählungsfeste, man hatte genug daran. Außer dem Fest, was die Stadt Paris dem Kaiser gegeben, hatte sie ihm auch noch sehr kostbare Hochzeitsgeschenke gemacht, nämlich ein Tafelservice von Vermeil von ungeheurem Werth, das später Ludwig XVIII. als dem Kronschatz zugehörig erklärte. Marie Louise erhielt eine Toilette aus demselben Metall von erstaunenswerther kunstreicher Arbeit.

Kurze Zeit nach der unglücklichen Begebenheit verbreitete sich plötzlich das Gerücht zu Paris von der Abdankung des Königs Ludwig von Holland, das eben nicht geeignet war, die etwas getrübte Stimmung der Franzosen zu erheitern, denn dieser Bruder Napoleons war auch in Frankreich geachtet und geliebt. Nach und nach gewann aber der Pariser Leichtsinn wieder die Oberhand, man vergaß die traurigen Begebenheiten und unterhielt sich mit Anekdoten und Erzählungen von der neuen Kaiserin, zum Theil Erfindungen müßiger Salonsköpfe, die von Mund zu Mund die Runde durch ganz Frankreich machten. Sie war übrigens fast nur das Echo ihres Gatten, dem sie, so sehr es sich thun ließ, in allen Stücken nachahmte. So fragte sie, dessen Beispiel befolgend, die Personen, die ihr vorgestellt wurden, jedesmal: Sind Sie verheirathet? Haben Sie Kinder? Diese Fragen hatte sie sich so angewöhnt, daß sie den nämlichen Personen, so oft diese Audienz bei ihr hatten, dieselben wiederholte. Ein Gesandter äußerte deßhalb einmal: »Die Kaiserin sollte doch endlich wissen, daß ich nicht verheirathet bin und keine Kinder habe, denn sie hat mich heute zum Zehntenmal darnach gefragt.« Marie Louise hatte eine sehr frische, fast hochrothe Gesichtsfarbe und die Fähigkeit, ihre Ohren nach Gefallen bewegen zu können, beides gab zu mancherlei Spöttereien Anlaß, wozu

auch die Unerfahrenheit und Unbekanntſchaft der jungen Kaiſerin mit den franzöſiſchen Sitten manchen Stoff liefern mußte. Von ihren franzöſiſchen Umgebungen wurde Marie Louiſe nicht geliebt, ſie war ihnen zu wenig mittheilend, zu kalt, froſtig und ceremoniel, unterhielt ſich nie vertraulich mit ihren Damen, weßhalb man ſie für ſteif, unbeholfen und ſelbſt ſtupid verſchrie. Ihre Hauptbeſchäftigungen waren: etwas Clavierſpielen, weibliche Tapiſſerie-Arbeiten, Reiten wenn es das Wetter geſtattete, faſt immer im Galopp, dabei ſagte man ihr nach, daß ſie ſechs Mahlzeiten des Tags zu ſich nehme, namentlich ſehr viel Creme eſſe, überhaupt einen Appetit für drei franzöſiſche Grenadiere habe, und nicht im Stande ſey, eine nur einigermaßen geiſtreiche oder wiſſenſchaftliche Unterhaltung zu führen, oder ihr nur zu folgen, ſondern ſtatt zu antworten mit dem Kopf nicke, und höchſtens von den unbedeutendſten Vorgängen im Pallaſt ſpreche. Hiebei mag nun viel übertrieben geweſen ſeyn, auch war ihr das Franzöſiſche nicht ſo ganz geläufig, ſo viel iſt aber gewiß, daß das Aeußere der jungen Kaiſerin, ſo wie ihr Benehmen, beſonders für Franzoſen viel Abſchreckendes hatte. Ich habe ſie nur geſehen, aber faſt nie ſprechen gehört, freilich kam ich nie auch nur in die entfernteſte Berührung mit ihr.

Unterdeſſen hatte ich noch einige neue Intriguen mit mehrern anmuthigen Pariſerinnen angeknüpft, wie man ſie bei einiger Gewandtheit und savoir faire zu Dutzenden daſelbſt mit verheiratheten Frauen haben kann, nicht ſo mit Mädchen aus den höhern Ständen, die hier ſelbſt ſtrenger wie in Italien gehütet werden und gehütet werden müſſen, dafür revangiren ſie ſich auf das reichlichſte einmal unter der Haube und laſſen ihren Leidenſchaften und Capricen freien Lauf. Einer dieſer Damen konnte ich nur durch das Kamin meine Aufwartung machen, da ſie ihr Mann, ſo oft er ſie allein laſſen mußte, einſchloß: ein Grund mehr, Alles daran zu ſetzen, ihn zu hintergehen. Glücklicherweiſe war das Kamin ſehr geräumig, und eine Oeffnung in einem obern Stock in daſſelbe angebracht, durch die ich mich hinabließ; da es im Sommer war, ſo wurde ich auch nicht vom Rauch incommodirt, doch gab ich dieſe Kaminbeſuche bald wieder auf. — Noch immer bombardirte mich Miollis mit Briefen, und wollte endlich durchaus wiſſen, woran er ſey; auf ſeine Veranlaſſung und Briefe hatte ich noch eine ziemlich lange Unterredung mit dem Herzog von Feltre, den ich endlich

fragte, ob er nicht glaube, daß durch die Prinzessin Borghese, mit der ich bekannt sey, der Kaiser für das Gesuch des Gouverneurs von Rom zu stimmen sey. Clarke erwiederte mir lächelnd: ich und alle Minister haben strenge Befehle, kein Gesuch seiner schönen Schwester zu berücksichtigen; und was Ihren persönlicher Wunsch, zu den Garden versetzt zu werden, anbelangt, so würden Sie, wenn ich es durchsetzte, dennoch einen sehr schwierigen Stand haben, Sie müßten sich mindestens durch das ganze Corps der Lieutenants des Regiments, dem sie zugetheilt würden, schlagen, und würden, so gut sie auch den Degen führen mögen, endlich doch ihren Mann finden, und noch andere Unannehmlichkeiten treffen, ich rathe Ihnen deßhalb als Freund, von diesem Gesuch abzustehen. Bei der ersten Gelegenheit theilte ich Paulinen mit, was mir der Minister hinsichtlich ihrer gesagt hatte. Lachend erwiederte sie: „aber das wußte ich schon längst; müssen es denn gerade die Garden des Kaisers seyn, fuhr sie fort, suchen Sie doch lieber zu denen meines Schwagers Mürat zu kommen, die sind ja weit schöner und prächtiger und die Offiziere meistens Franzosen; wenn Sie dies wollen, das kostet mich nur ein Paar Worte an Mürat, und die Sache ist im Reinen.“ — Anfänglich wollte mir zwar dieser Tausch nicht sehr zusagen, bald betrachtete ich aber die Sache in einem andern Licht. Schön war die Garde des Königs von Neapel, und der Aufenthalt daselbst in mancher Hinsicht dem zu Paris vorzuziehen. Ich bequemte mich, die französischen Dienste zu verlassen und bat die Prinzessin, die nöthigen Demarchen zu machen, wozu sie sich sogleich bereitwillig fand. Sie selbst war indessen wegen einer kleinen Unart, die sie sich gegen Marie Louise erlaubt hatte, bei ihrem kaiserlichen Bruder in Ungnade gefallen, so daß sie noch weit weniger für mich bei ihm hätte wirken können. Sie hatte nämlich eines Tages der Kaiserin hinter ihrem Rücken allerlei Grimassen gemacht, und unter andern zwei Finger ihrer rechten Hand, den Zeigefinger und den kleinen, hörnerartig in die Höhe gestreckt, um so anzudeuten, daß sie Hörner tragen werde. Marie Louise hatte dies in einem großen Spiegel, sowie auch ihr Gatte, bemerkt, der nun voll Zorn seiner Schwester das Erscheinen in den kaiserlichen Gemächern untersagte.

In der Erwartung meiner baldigen Versetzung besuchte ich die noch nicht gesehenen Umgebungen von Paris, Bondy,

St. Denis, wo ich die Ueberreste der in der Revolution verwüsteten königlichen Gräber in der Abtei daselbst heimsuchte, u. s. w.

Eines Abends bemerkte ich in der Oper in einer benachbarten Loge ein recht freundliches Frauengesicht, das mir sehr bekannt vorkam, ich wußte aber nicht gleich wo ich es schon gesehen hatte. Ich lorgnettirte die Dame, wurde endlich auch von ihr bemerkt, und sie nickte mir lächelnd zu. Ich begab mich nun während einem Zwischenact in jene Loge und fand — Madame Viriot, dieselbe die ihr Gemahl vor ungefähr 5 Jahren in Nancy entführt hatte. Schnell war die alte Bekanntschaft erneuert; ihr Gatte war wieder in den Militairstand getreten, stand jetzt als Capitaine bei der Armee in Spanien und sie lebte bei einer reichen Tante zu Paris, und hatte ein niedliches vierjähriges Mädchen. Ich begleitete sie noch denselben Abend nach Haus, wurde auf den andern Tag zum Besuch eingeladen, wobei sie mich der Tante als einen alten Freund ihres Mannes vorstellte, ich suchte mich bei der alten Dame durch Artigkeiten zu insinuiren, und war bald im Haus gerne gesehen und Hahn im Korb, so lange ich noch zu Paris verweilte.

Ende Juli hatte Napoleon für gut befunden, den Parisern zur Abwechslung auf seine Vermählungsfeierlichkeiten ein höchst pomphaftes und prunkendes Trauerfest zu geben, nämlich die Leichenfeier des bei Eßlingen gebliebenen Marschall Lannes, dessen irdische Reste im Pantheon beigesetzt wurden. Das Gepränge dieser Ceremonie war außerordentlich. Mehrere Tage wehte eine schwarze, weiß eingefaßte Fahne von der Kuppel des Pantheons, in dem Tempel selbst war eine Catafalk in Form einer hohen Pyramide errichtet, an deren vier Ecken die Bildsäulen der Mäßigkeit, der Klugheit, der Gerechtigkeit und der Stärke angebracht waren, ihre Spitze krönte eine Urne mit einer eisernen Krone. Medaillen, die ausgezeichnetsten Thaten des Marschalls darstellend, wurden von Genien gehalten, unter der Pyramide stand der Sarcophag, bereit die Leiche des Verblichenen aufzunehmen. Auf den Stufen ringsherum brannten unzählige Kerzen auf silbernen Candelabern. An den beiden Seiten des Altars sah man die Bildsäulen des heiligen Ludwig und des heiligen Napoleon, die ganze Kirche war mit schwarzen Teppichen belegt und behängt, auf der schwarz drapirten Kanzel saß ein kolossaler Adler, für den Erzkanzler hatte man einen Sitz von Ebenholz mit silbernen Sternen

und Franſen verziert, errichtet. Alle Sitze der Cardinäle, Biſchöfe, der Behörden ꝛc. waren auf ähnliche Weiſe geſchmückt; auch alle Fenſter waren ſchwarz behangen, mit weißem Saum. Von dem endloſen Zug aller Civil- und Militairbehörden gefolgt, wurde die Leiche des Marſchalls vom Hôtel der Invaliden in das Pantheon mit großer Feierlichkeit und mit imponirender Trauermuſik gebracht; auf dem Sarg lag der Marſchallsſtab, das Wappen und Lorbeerkronen. Achtzehn ſilberne Grabeslampen hingen an gleichen Ketten ch dem Feinde abgenommenen Lanzen herab; überall waren Trophäen von eroberten Waffen und Fahnen angebracht. Die Waffen des Todten nebſt Siegespalmen hielten zwei über dem Altar ſchwebende Renomeen in der Hand. Ueber ihnen las man die Worte: **Napoleon à la mémoire du Duc de Montebello, mort glorieusement aux champs d'Essling, le 22. Mai 1809.**«

Das Conſervatorium führte eine großartige Trauermuſik auf, die von Zeit zu Zeit durch die Töne der ſchwarz verhüllten Orgel unterbrochen wurde; hiezu hatte man die herrlichſten Compoſitionen Mozarts gewählt. Der Trauerwagen, auf dem die Leiche gebracht wurde, war mit vier Fasces aus Fahnen beſtehend, welche das von Lannes befehligte Armeecorps erobert hatte, geſchmückt. Der ganze Zug beſtand aus vier Abtheilungen, einer geiſtlichen, einer militairiſchen, einem Trauerzug und einem Ehrenzug. Bei dem militairiſchen waren die Truppen aller Waffengattungen, Kanonen und Pulverkarren, die Tambours, Trompeter und Muſikchöre der ganzen Garniſon, die Lüfte mit lugubern Klagetönen erfüllend. Der ganze Generalſtab mit den Fürſten von Neufchatel und Wagram, denen die Generalität, alle Stabsoffiziere und andere Offiziere folgten, waren an der Spitze des militairiſchen Zuges. Bei dem religiöſen Zug, der ſich vor dem militairiſchen bewegte, befand ſich die ganze hohe und niedere Geiſtlichkeit von Notre-Dame und aller Kirchſprengel von Paris, mit unzähligen Kirchenfahnen, Kreuzen u. ſ. w., auch viele Greiſe und Kinder aus mildthätigen Anſtalten und Pflegehäuſern. Vier Marſchälle, unter denen Moncey und Davouſt, hielten die Zipfel des Bahrtuchs, auf beiden Seiten des Wagens trugen Lannes Adjutanten Standarten. Der Ehrenzug beſtand aus des Marſchalls leerem Wagen, zu deſſen beiden Seiten wieder zwei ſeiner Adjutanten ritten, dieſem folgten vier Trauerwagen für die Familie des Verblichenen, dieſen

die Wagen der Prinzen, Großwürdenträger, Marschälle, General-Obersten, Minister und höchsten Behörden. Sämmtliche Züge schloß eine starke Abtheilung der Gardecavallerie, mit Trauermusik zu Pferde. So lange die Ceremonie währte, läuteten alle Glocken von Paris, und in kleinen Zwischenräumen fielen jedesmal 13 Kanonenschüsse. Als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde, gab sämmtliches Militair Gewehrsalven und die Legionaire übergaben ihre Ehrenkreuze dem Großalmosenier, der sie durch den Erzpriester mit hinabsenken ließ. Davoust hielt eine kurze Rede, in welcher er die tiefe Trauer des Heeres über diesen Verlust aussprach, und nachdem der Erzkanzler eine zum Andenken an diese Todtenfeier geschlagene Medaille dem Sarge folgen ließ, war sie beendigt, und die Truppen zogen mit lustig klingendem Spiel wieder ab. In ganz Frankreich, Italien und wo französische Truppen standen, wiederholte sich diese Todtenfeier, durch welche Napoleon der Welt beweisen wollte, wie sehr er seine Helfershelfer zu ehren wisse, hauptsächlich um dadurch auf das Militair zu wirken.

Wenige Tage später gab die am Napoleonsfest, den 15ten August 1810, erfolgte Vollendung der Siegessäule auf dem Platz Vendome, die man zum Ruhm der französischen Armee im Jahr 1806 begonnen hatte, und die eine Nachahmung der Trajanssäule zu Rom ist, den Parisern abermals Stoff zur Unterhaltung und zu Festivitäten. Die 220 Fuß hohe Säule wurde aus 1200, den Oestreichern und Russen 1805 abgenommenen Kanonen errichtet, und stellte, nach Art der römischen, die hauptsächlichsten Thaten der Franzosen aus dem Feldzug von 1805 dar; sie steht auf der Stelle, wo die während der Revolution zertrümmerte Bildsäule Ludwig XIV. stand. An 2 Millionen Pfund Erz sind zu dieser Säule verwendet worden. Auf einer in ihrem Innern angebrachten Schneckentreppe gelangt man zu ihrer Spitze, auf der Napoleons 10 Fuß hohe Statüe gestellt wurde.

Am 25sten August, denselben Tag an dem man früher das Fest des heiligen Ludwigs feierte, fand jetzt das der Marie Louise statt und wurde zum Erstenmal mit außerordentlicher Pracht und großer Ostentation begangen. Einige Tage darauf hielt Napoleon im Bois de Boulogne Musterung über die holländischen Garden, die er nach Paris beordert hatte, und die hierauf in dem Gehölz so gut bewirthet und namentlich mit Wein so reichlich versehen wurden, als sie nur Lust zu trinken hatten, was für die Pariser

abermals ein neues Schauspiel war, das aber wieder ein sehr schmutziges Ende nahm. Die holländischen Plerums betranken sich en canaille, fingen dann zuerst Stänkereien und Streit unter sich selbst und dann mit den Zuschauern an, und als ein Gewitter und starker Regen die letztern schnell verscheuchte, hielten die Soldaten alle Frauen und Mädchen an, während sie die sie begleitenden Männer mißhandelten und zum Zeitvertreib die Bäume des Gehölzes umhieben, wodurch sich einige hundert kleine Gefechte, die zum Theil blutig ausfielen, entspannen. Einige der Zuschauer hatten sich nach St. Cloud geflüchtet und daselbst die fatale Mähr hinterbracht. Napoleon gerieth in Zorn über die Brutalität der Holländer und gab Ordre, sogleich viele und starke Patrouillen abzusenden, welche die Betrunkenen zur Raison bringen sollten, deren Anführern er selbst Verhaltungsbefehle gab, um die Ruhe wieder herzustellen. Ich hatte mich ebenfalls zu Pferd in das Boulogner Wäldchen begeben, die holländischen Garden tafeln zu sehen, und es gelang mir, einige Mädchen aus den Klauen dieser Trunkenbolde zu befreien. Diese Burschen waren nur Bier und Schnaps gewöhnt, der Wein war ihnen eine gar zu verführerische Neuigkeit. Als die Patrouillen ankamen, war es schon fast Nacht, und sie würden vielleicht wenig ausgerichtet haben, wenn sich nicht plötzlich das Gerücht unter den Soldaten verbreitet hätte, Napoleon selbst sey so eben angekommen, was die Burschen etwas nüchterner und gelassener machte, dieser hatte jedoch St. Cloud nicht verlassen. Die unmittelbaren Folgen dieses Gerüchts waren aber, daß sich die Holländer über Hals und Kopf aus dem Staub machten und eiligst in ihre Caserne zu kommen suchten, indessen wurden einige 50 verhaftet, und mehrere, die man en flagrant delit ertappt hatte, wurden streng bestraft.

Um diese Zeit, oder bald darauf verbreitete sich auch das Gerücht von der Schwangerschaft Marie Louisens, und da schon beinahe 6 Monate verflossen waren, ehe man etwas davon hörte, so glaubte man allgemein den Hauptzweck von Napoleons Ehescheidung und Wiedervermählung verfehlt, und war um so mehr über diese Trennung und Ehe ungehalten. Ein Theil des Publikums hielt Napoleon für impotent, während der andere seiner Gattin Unfruchtbarkeit zur Last legte; ja viele Personen wollten durchaus nicht an diese Schwangerschaft glauben, oder hielten sie für fingirt, und supponirten, daß der Kaiser damit umginge, ein

fremdes Kind unterzuſchieben und zu ſeinem Thronerben zu machen; ſelbſt nach der Geburt des Königs von Rom gab es noch viele Perſonen, die denſelben für untergeſchoben halten wollten und dieſe Meinung unter dem Volk zu verbreiten ſuchten. Die Urſache, warum Marie Louiſe nicht früher guter Hoffnung geworden, ſoll der zu häufige Gebrauch von Bädern geweſen ſeyn, die ihr nun unterſagt wurden

Es war Anfangs September als ich meine Entlaſſung aus den franzöſiſchen Dienſten und mein Patent als Capitain bei der neapolitaniſchen Garde zu Pferd, Cavalli leggieri, erhielt. Ich hatte beſonders darum gebeten, bei der Reiterei angeſtellt zu werden, mich deßhalb während der letzten Zeit meines Aufenthaltes zu Paris noch mehr mit den Manövres dieſer Waffengattung vertraut gemacht, und allen Cavallerie-Uebungen zu Pferde beigewohnt. Da jetzt mein Schickſal entſchieden war, ſo eilte ich nun Paris zu verlaſſen, wo es zwar alle Tage etwas Neues, aber auch manche eben nicht angenehme Neuigkeiten gab. Ich machte meine Abſchiedsviſiten, empfahl mich beſonders dem noch immer leidenden Fürſten Y., durch den ich doch manche vergnügte Stunde gehabt, und ging meiner neuen Beſtimmung entgegen, den Weg über Orleans einſchlagend, das ich noch nicht geſehen und doch gerne beſuchen wollte. An Miollis hatte ich ſchon geſchrieben, ihm die Aeußerung des Kriegsminiſters hinſichtlich der Prinzeſſin Pauline gemeldet, und daß durch dieſen Canal nichts zu machen ſey. Von Madame Bonnier nahm ich ebenfalls Abſchied und Briefe an ihre Verwandten zu Peſaro mit, die ich perſönlich zu übergeben verſprach, ſo wie zu verſuchen, daß ſie die Dame bis zur Zurückkunft ihres Mannes in ihrem Schooß aufnehmen möchten, da ſie ſich ſo iſolirt in dem gefährlichen Paris befinde. Dem Fürſten Y. that meine Abreiſe wirklich leid, auch er fand ſich verlaſſen in der großen Stadt und hatte ſich an meinen Umgang gewöhnt.

II.

Reiſe von Paris nach Neapel. — Orleans. — Turin. — Ankunft zu Neapel. — Murats Garden und Hofſtaat. — Fehlgeſchlagene Expedition gegen Sicilien. — Grauſame Maßregeln zur endlichen Vertilgung der Briganden in Calabrien. — Entſtehung der Carbonari. — Murat. — Die Königin Caroline. — Der Carneval zu Neapel. — Ein italiäniſches Liebhabertheater. — Die Feſtini in San Carlo. — Die Marcheſa im Schilderhaus. — Faſtenzeit und Oſterfeier. — Ein Piſtolenduell. — Don Juan zum Erſtenmal in Neapel aufgeführt. — Ein Schiff mit engliſchen Nachtgeſchirren von der Douane weggenommen. — Ein Abentheuer in den Gärten zu Caſerta. — Ein Souper ſuspendü. — Das Feſt in der Kirche der Madonna di Piedi-Grotta. — Ein ſilbernes Ei. — Ein dreifacher Mord. — Weihnachtsfeier. — Verbrennung der engliſchen Waaren. — Ich falle in die allerhöchſte Ungnade, und werde nach Tarent beordert.

Ein wenig ſonderbar war es mir doch zu Muth, als ich Frankreichs Hauptſtadt, in der ich ſo manches Abentheuer beſtanden, ſo manches Vergnügen genoſſen, verließ und im Rücken hatte. In Orleans angekommen, hielt ich mich daſelbſt einen halben Tag auf, beſuchte die Cathedrale, eines der ſchönſten und prächtigſten gothiſchen Monumente Frankreichs, mit ſehr zierlichen Thürmen. Auf der ſchönen Brücke, die hier über die Loire führt und die Stadt mit der Vorſtadt Olivet verbindet, ſtand ehedem ein Monument aus Erz, welches die Mutter Gottes darſtellte, die Chriſtus auf den Knien hielt, bereit ihn in das Grab zu legen, zu ihrer Linken kniete Johanna d'Arc, zu ihrer Rechten Carl VII., beide bewaffnet und das Ganze in Lebensgröße; 1771 wurde dieſes der Jungfrau von Orleans zu Ehren errichtete Denkmal reſtaurirt und an die Ecke der ſchönen Straße royale und der der Vieille Poterie placirt, 1793 aber vom Pöbel zertrümmert. Seitdem wurde Johanna d'Arc ein anderes Monument errichtet. Orleans iſt groß und weitläufig gebaut, und hat über 40,000 Einwohner. Aurelian gab ihr ſeinen Namen, aus dem nach und

nach Orleans entſtand. Sie iſt jetzt die Hauptſtadt des Departements Loiret, und war vor der Revolution die des Herzogthums und Gouvernements Orleans. Nachdem Attila Cöln, Trier, Metz, Rheims, Beſançon ꝛc verwüſtet und verbrannt hatte, kam er mit ſeinem Räuberheer vor Orleans, und hatte bereits einen Theil deſſelben erſtürmt, als die Stadt noch zur rechten Zeit Entſatz erhielt und Attila mit Verluſt abziehen mußte. Auf ſeinem Rückzug erlitt er durch den römiſchen Feldherrn Artius eine furchtbare Niederlage, wobei 160,000 Hunnen geblieben ſeyn ſollen. 570 wurde ſie vom Sachſenherzog Odoaker belagert, aber Chilperich kam ihr zu Hilfe und zwang ſeinen Gegner, die Belagerung aufzuheben, verleibte aber die Stadt ſeinem Reich ein. 1429 von den Engländern belagert, wurde ſie in der größten Noth, auf dem Punkt ſich zu ergeben, durch Johanna d'Arc befreit. 1572 wurden in ihrer Hauptkirche St. Croix auf Befehl Carl IX. ſcheußlichen Andenkens, mehrere Tauſend Calviniſten ermordet, 200 andere die ſich an einem nicht gut anzugreifenden Platz tapfer vertheidigten, fanden ihren Tod in den Flammen, die man rings um ſie angezündet hatte. Unter den Reliquien, die man bis zur Revolution, wo ſie abhanden kamen, in St. Croix aufbewahrte, war unter andern ein Tropfen vom koſtbaren Blut Chriſti und ein anderer Tropfen von der jungfräulichen Milch ſeiner Mutter!! auch das Kännchen, welches die drei Weiſen aus Morgenland Jeſus an der Krippe verehrten, wurde nebſt ähnlichen Dingen den Gläubigen gezeigt.

Von Orleans ſetzte ich nun ohne Raſt meine Reiſe über Lyon ꝛc. bis Turin fort, das in einer herrlichen, vom Po bewäſſerten Ebene an dem Fuß der Alpen liegt. Ich kam mit Sonnenaufgang vor der ſchönen Stadt an, die von den Strahlen der Morgenſonne recht freundlich beſchienen wurde, was mich freudig ſtimmte. Hier beſchloß ich Raſttag zu halten, um meinen etwas zuſammengerüttelten und ſteif gewordenen Knochen einige Ruhe zu gönnen. Ich fuhr durch die ſchnurgeraden Straßen in ein Albergho, wo ich mich ſogleich niederlegte, und erſt erwachte als Mittag längſt vorüber war. Ich machte meine Toilette und ſchickte mich an, die Sehenswürdigkeiten der ſchönen Stadt zu beſuchen. Plinius behauptet, Turin ſey die älteſte Stadt Liguriens geweſen; gewiß iſt, daß ſich ihr Urſprung in die fabelhaften Zeiten des grauеſten Alterthums verliert. Sie hat an zwei Stunden im Umfang, an

100,000 Einwohner und mehr als 100 Kirchen. Die Neuſtadt iſt vielleicht die ſchönſte Stadt Europas, von allen Städten die ich kenne, kann ſich nur ein Theil von Berlin und Nancy mit ihr meſſen. Mannheim und Carlsruhe haben zwar auch gerade und breite Straßen, aber die Häuſer ſind wahre Barakken im Vergleich mit den Palläſten von Turin. Zur Nachtzeit werden Schleußen losgelaſſen, welche die Straßen reinigen, die dann wie abgewaſchen ſind. Die Cathedrale, dem San Giovanni Battiſta geweiht, iſt kein ſehr ausgezeichnetes Gebäude, zu ihren ſchönſten Zierden gehören zwei treffliche Bildſäulen der heiligen Chriſtina und der heiligen Thereſia. Unter den andern Kirchen verdienen hauptſächlich noch die des heiligen Geiſtes, des St. Laurentius, des St. Borromäus und vorzüglich die des Corpus Domini geſehen zu werden. Der Marmor von Suſa, der dem Verte antiqua ſehr ähnlich iſt, und ein blauer piemonteſiſcher Marmor ſind allenthalben mit großer Verſchwendung angebracht. Der große Pallaſt, vom Herzog Carl Emanuel II. erbaut, liegt auf der Piazza Caſtello, und hat die Ausſicht auf die vier Hauptthore der Stadt; in demſelben befinden ſich viele Prachtgemächer und vortreffliche Gemälde großer Meiſter, eine bedeutende Bibliothek ꝛc., auch hat er einen großen Garten. Der Palazzo del Caſtello iſt einer der älteſten zu Turin und wurde vormals von den Herzogen von Savoyen bewohnt, ſeine ſchöne Façade erhielt er aber erſt 1620 durch die Herzogin Maria Jeanne von Nemours. Turin hat mehrere Theater, unter denen das große Opernhaus eines der ſchönſten Italiens iſt, auch das 1787 abgebrannte und ſchöner wieder hergeſtellte Theater Carignan iſt ein anſehnliches Gebäude. Das Arſenal der Stadt hat eine Kanonengießerei. An dem Ufer des Po liegt das kleine Schloß, welches Catharina von Frankreich 1660 erbauen ließ. Als ich mich zu Turin befand, war die neue, über dieſen Fluß erbaute prächtige Brücke ihrer Vollendung nahe. Die Feſtungswerke Turins ſind bedeutend, die Citadelle, ein regelmäßiges Fünfeck, iſt eine der ſtärkſten Veſten die es gibt; auch ſchöne Promenaden ſind in der Nähe der Stadt. Uebergroße Müdigkeit und Bedürfniß nach Ruhe machte, daß ich Turins Herrlichkeiten nur ſehr oberflächlich ſah, und die meiſte Zeit in meinem Zimmer auf einem Ruhebett zubrachte. Den dritten Tag nach meiner Ankunft ſetzte ich meine Reiſe fort. In Peſaro ſuchte ich die Eltern der Madame Bonnier auf, denen ich die Briefe, welche

mir ihre Tochter an sie mitgegeben, überlieferte. Sie wollten anfänglich wenig von ihr wissen, und sagten, die Sünde ihrer Tochter, das Kloster verlassen und geheirathet zu haben, sey ein ewiger Schimpf für die ganze Familie, eine unvertilgbare Schande, denn so etwas sey noch nicht erhört worden, so lange es Christen gebe. Ich suchte die Leute deßhalb zu beruhigen und eines Bessern zu belehren, aber meine Bemühungen halfen wenig, obgleich ich ihnen sagte, daß ich, als Helfershelfer bei der Geschichte, gerne die ganze Sünde auf mich nehmen wolle. Indessen brachte ich es endlich doch dahin, daß mir der Vater versprach, wenn sich eine passende Gelegenheit fände, er in Gotteenamen sein ungerathenes Kind kommen lassen wolle. Dies war freilich wenig Zuverläßiges und ich erwiederte, daß es gewiß besser sey, wenn Jemand von der Familie nach Paris reise, die Dame abzuholen, worauf mir aber ganz trocken geantwortet wurde: daß dies die Umstände nicht gestatteten. Ich empfahl mich nun ziemlich frostig, schrieb sogleich an Angelika das Resultat meiner Bemühungen und gab ihr den Rath, nicht weiter zu ihren Anverwandten zu verlangen, da dies herzlose Menschen seyen, die ihr das Leben zur Hölle machen würden. Sie befolgte diesen Rath, wurde bald darauf Wittwe, ihr Gatte, den sie nicht wieder gesehen, blieb in der Schlacht bei Salamanka; 1814 fand ich sie in Lyon als die Geliebte des Generals Albert, der früher als Augereaus Adjutant eine Anverwändte der Familie d'Orville, eine Mademoiselle Fuchs in Offenbach geheirathet hatte.

In Rom angekommen, stattete ich dem General Miollis mündlich Bericht über alle in seinen Interessen gethanen Schritte ab, und setzte ihm die Unmöglichkeit auseinander, durch die mir eröffneten Canäle und Instructionen die gewünschte Absicht zu erreichen. Andere Demarchen, die er zu demselben Zweck durch einen Bataillonschef in Paris machen ließ, hatten noch schlimmern Erfolg, denn vom Generalstatthalter in Rom wurde er nun erster Lieutenant des Gouverneur general de Rome. Ich fuhr ohne mich weiter in Rom umzusehen nach Neapel ab, wo ich gegen Ende September glücklich ankam.

Mein Erstes war, mich bei dem Baron Cäsar Dery, Generallieutenant und Commandant der Garde-Cavallerie, zu melden und dann bei dem Baron Livron, Oberst des Regiments. Bei beiden wurde ich wohl aufgenommen, worauf ich bei alten Bekannten

meine Privatvisiten machte. Helena befand sich mit ihrem Mann jetzt auf der Insel Capri, wo ich sie einigemal besuchte, auch kam sie fast jede Woche nach Neapel zu einer Freundin, wo wir dann intime Zusammenkünfte hatten. Bei dem Regiment waren die meisten Offiziere Franzosen, namentlich in den höhern Graden, nur wenige Neapolitaner waren in demselben so wie bei der Garde überhaupt angestellt. Diese, die Casa militare del Re genannt, bestand damals aus dem Stab, einem Generalcommandanten der Infanterie, einem der Reiterei, einem Gardegrenadierregimenten, einem Regiment Veliten zu Fuß, einem Bataillon Voltigeurs, der Ehrengarde (Guardia d'onore), den Veliten zu Pferd, den Cavalli leggieri, bei denen ich stand; der Gensdarmeria scelta, der reitenden Garde-Artillerie, dem Train d'Artillerie, dem Genie und der Garde Marine, auch waren noch Garde-Veteranen und Hellebarden vorhanden. Der Dienst dieser Truppen war im Ganzen angenehm und nicht sehr beschwerlich, die Garden selbst standen in gutem Ansehen, da sie meistens aus Fremden, hauptsächlich Franzosen zusammengesetzt waren, auch sehr reiche und kostspielige Uniformen, drei verschiedene Costüme hatten. Die Campirung kostete viel Geld, und denjenigen Offizieren, die nicht hinlängliche Mittel hatten, half Murats Großmuth, er machte ihnen reiche Geschenke an Pferden und Geld. Auch der Hofstaat des Königs von Neapel war jetzt überaus prächtig und glänzend eingerichtet, er bestand aus einem Großmarschall des Pallastes mit vier Pallastpräfekten, unter denen der Herzog von Circella war, einem Gouverneur der königlichen Palläste, Pallastadjutanten, Marescalli degli alloggi: Großkammerherr war der Fürst Colonna mit einem halben hundert Kammerherrn, meistens Principi, Herzoge, Marquis, Grafen und Barone; ein Großstallmeister mit 20 Unterstallmeistern, gleichfalls Principi ꝛc. Ein Pagengouverneur mit einem Untergouverneur, ein Dutzend Professoren, unter denen sogar ein Lehrer der deutschen Sprache, ein gewisser Moser war, einige 30 Pagen, ein Groß-Jägermeister mit einem halben Dutzend Oberjägermeistern, ein Großceremonienmeister nebst Zugehör, ein Cardinal-Großalmosenier, ein Bischof von Nola, Oberalmosenier, 30 Almoseniere und Capelläne, aber noch bei weitem nicht genug, um all die vielen und großen Sünden des Hofes zu absolviren. Die Königin Caroline hatte außerdem ihren eigenen Almosenier, den Erzbischof von Tarent;

ihr Ehrencavalier war Fürst d'Angri, eine besondere Ehrendame eine Dame d'Atour und ein Viertelhundert Pallastdamen, unter denen die berühmtesten Namen Italiens, wie die Doria, Colonna, Imperiali, Spinelli, Carignani ꝛc. figurirten, die wunderschöne Herzogin von Atri (Giuglietta Colonna) und die nicht minder schöne Marchesa Cavalcanti, auch eine Catharina von Medicis waren. Die königlichen Kinder hatten ihre Gouverneure, Gouvernanten ꝛc., und in diesem Verhältniß war das zahlreiche Unterpersonale des Hofes organisirt. Zu den größern Hoffesten und Bällen wurde außerdem der zahlreiche neapolitanische Adel, die angesehensten Bürger der ganzen Stadt, alle Garde- und andere anwesende Offiziere gezogen. Außerdem hatte Mürat einige dreißig Adjutanten und Ordonnanz-Offiziere, unter den letzteren viele Italiäner. Das Hofleben war in hohem Grad rauschend, üppig, pompös, und die Toiletten der Damen zeigten eine orientalische Pracht und Verschwendung, wobei die Königin den Ton angab und in mehr als einer Hinsicht das Muster war, nach dem sich ihre Damen und die vornehmen Frauen der Residenz richteten.

Meine Equipirung kostete mich nahe an 10,000 Franken, drei Pferde indegriffen, glücklicherweise hatte ich einen ziemlich vollen Beutel mit von Paris gebracht, und wenn es fehlte, half Vetter Moritz aus, übrigens war der Gehalt ansehnlich.

Mürat selbst war, als ich in Neapel ankam, noch mit einem Theil der Garde in Calabrien; er hatte geraume Zeit vor mir Paris verlassen, projectirte eine Landung in Sicilien, und hatte deßhalb bedeutende Streitkräfte in der Sohle des italiänischen Stiefels und der Gegend von Reggio versammelt. Drei französische Divisionen, eine neapolitanische, ein großer Theil der Garden, in allem einige zwanzig Tausend Mann waren bestimmt, das Wagstück zu unternehmen. Lamarque und Partonnaux, welche unter dem König commandirten, waren mit ihren Divisionen zur Einschiffung bereit, nachdem vorher einige theils glückliche, theils unglückliche Gefechte zur See mit den Engländern statt gefunden hatten. Am Phar von Calabrien lagen eine große Anzahl Transportschiffe und mehrere Kanonierschalupyen vor Anker. Das Heer campirte an der Küste der Meerenge von Messina, die Garden und die Reservedivision im Centrum, Partonnaux befehligte rechts und Lamarque links von Scilla. Eine bedeutende englische Seemacht von 5 Linienschiffen, 6 Fregatten, mehreren Briggs und Le-

nonierschaluppen, hatte sich zwischen dem Phar und Messina aufgestellt, verursachte der neapolitanischen Marine großen Schaden und hatte schon manches Convoie derselben weggenommen oder versprengt, auch in Amalthea viel Unheil angerichtet. Endlich nachdem es den Engländern zum Trotz gelungen war, eine hinlängliche Anzahl Schiffe in der Nähe des Lagers zu vereinigen, und die Aequinoctialstürme den Feind genöthigt hatten sich in die Häfen von Sicilien zurückzuziehen, bestimmte Mürat die Nacht vom 17. auf den 18. September zur Landung in Sicilien. Drei Regimenter leichter Infanterie, ein Regiment neapolitanischer Jäger nebst einem Bataillon Corsen wurden gegen Mitternacht eingeschifft und landeten gegen zwei Uhr Morgens zu San Stefano in Sicilien. General Cavaignac, der diese Division befehligte, glaubte, daß ihm der Rest der Armee unmittelbar folgen würde, griff sogleich alle ihm im Wege stehenden Posten an, von denen viele aus Engländern bestanden, die mehrere Regimenter in Sicilien hatten, und marschirte dann mit seiner Colonne bis Ducessa vor; allein während er sich mit dem Feind herumschlug, war eine gänzliche Windstille eingetreten, wodurch, so wie durch die Strömungen im Canal die übrigen Truppen am Abfahren verhindert wurden. Mürat selbst hatte sich eingeschifft und blieb bis zum Tag in seiner Chaluppe, vergeblich auf günstigen Wind hoffend, ließ er endlich den schon übergesetzten Truppen das Zeichen geben, wieder zurückzukehren. Als der englische General Stuart, der diese Landung für einen fingirten Angriff hielt, überzeugt war, daß die andern Truppen unmöglich nachkommen konnten, ging er auf San Stefano los, um die ausgeschiffte Division abzuschneiden. Diese Truppen wurden nun handgemein, und Cavalgnac mußte sich vor der großen Uebermacht über Hals und Kopf an das Ufer des Meeres zurückziehen, wo man sich in der größten Unordnung unter dem feindlichen Feuer einschiffte. Zum Unglück war ein grosser Theil der Transportschiffe schon wieder an die Küsten von Calabrien zurückgekehrt, und ein Theil der Division, von Oberst Ambrosia befehligt, mußte die Waffen strecken und sich gefangen geben. Mit einem Verlust von wenigstens 1500 Mann und vielen Verwundeten kamen die Uebrigen wieder auf dem festen Land an. Dieser schlimme Ausgang des ersten Landungsversuchs auf Sicilien entmuthigte Mürat und die Truppen. Kurz darauf machte ein Tagesbefehl dem Heer bekannt, daß Napoleons Ver-

langen bereits ein Genüge geschehen, indem dessen Absicht nur gewesen sey, die Streitkräfte der Engländer auf diesen Punkt zu ziehen, um die nöthigen Verstärkungen unangefochten nach der Insel Corfu schicken zu können, und daß vorerst die Expedition nach Sicilien verschoben werde. Wenige Tage darauf wurde das Lager abgebrochen, die Schiffe und die Garden kehrten nach Neapel zurück, wo auch Mürat etwas verstimmt und ungehalten ankam. Ueber die Ursache der so schnellen Aufgabe dieses Unternehmens wurden mancherlei Vermuthungen ausgesprochen, Viele wollten sie einem geheimen Befehl Napoleons zuschreiben, der nicht gerne sehe, daß sein Schwager allzumächtig würde, und den er schon mit mißtrauischen und neidischen Augen betrachte. Soviel ist sicher, daß seit jener Zeit ein Mißverständniß zwischen den beiden Schwägern bestand, das immer mehr Wurzel faßte.

Um dem noch immer in Calabrien, wenigstens theilweis bestehenden Brigandenunfug zu steuern und endlich auszurotten, nahm die Regierung Mürats ein System an, welches hauptsächlich darin bestand, daß man die Einwohner Calabriens selbst für die in dem Gebiet ihrer Cantone von den Briganden begangenen Unthaten verantwortlich machte. Die regulairen Truppen wurden jetzt nur noch dazu verwendet, die Einwohner zu zwingen, die Insurgenten selbst zu bekämpfen, zu fangen und auszuliefern, widrigenfalls man sie als deren Helfershelfer ansehen und bestrafen würde. Diese Maßregeln in Ausführung zu bringen, wurden 10—12,000 Mann in alle Theile Calabriens verlegt. Das Decret, welches deßhalb erschien, war sehr streng und grausam, und ließ auch Spielraum zu ungestrafter Befriedigung der Privatrache. Es wurden Listen mit Namen von Familien als des Einverständnisses mit den Briganden verdächtig, angefertigt, und ein jeder der ein solches Individuum tödtete oder gefangen ablieferte, erhielt eine Belohnung von 20—25 Ducati, war es aber ein Brigandenchef, so empfing er 500 Ducati. Wer den Insurgenten oder ihren Helfershelfern irgend etwas, es sey an Nahrung, Kleidung, Munition, Geld ꝛc. zukommen oder sie entwischen ließ, wurde augenblicklich erschossen. Der General Manches, ein sehr harter und heftiger Mann, wurde mit der Vollziehung dieses Decrets beauftragt und vollzog es ohne alle Schonung. Die Folgen waren, daß viele Tausende der Einwohner, sich nicht mehr sicher wähnend oder Privatfeinde habend, nach Sicilien entflohen. Aber diese

harte Maßregel hatte so ziemlich den erwünschten Erfolg, das Brigandenwesen hörte bald fast gänzlich auf und man konnte endlich ziemlich sicher in ganz Calabrien umherreisen. Freilich waren zahlreiche Familien das Opfer für ein einziges ihrer Mitglieder geworden, das sich etwas hatte zu Schulden kommen lassen; denn Eltern, Geschwister und andere Anverwandte mußten das Vergehen des Einen büßen. Aber das Land war doch endlich nach 5 Jahren ziemlich beruhigt, so lange hatte der grausame Brigandenkrieg gewährt, eine sich ewig erneuernde Hyder, die unaufhörlich von Sicilien aus alimentirt wurde.

Eines der gefährlichsten Brigandenhäupter war zuletzt der sogenannte Brigandenfürst, Baron Vittiglioni gewesen, der mit großer Verwegenheit in Salerno sein Wesen trieb, ohne daß Jemand geahnt hatte, daß er einer der Haupturheber der Brigandenstreiche war. Endlich kam man diesem schlauen Fuchs, der alle Gestalten annahm, doch auf die Spur, er wurde nebst mehreren seiner Offiziere aufgehoben und sammt seinem ganzen Anhang zum Tode verurtheilt, viele Individuen aus den ersten Familien zu Neapel waren mit in diese Geschichte verwickelt und ihre Häupter traf dasselbe Urtheil. Mürat verwandelte jedoch die Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß oder Kettenschleifen, zehnmal schrecklicher als der Tod. Mit der Rückkehr des alten Königshauses (1815) wurden aber die noch Lebenden wieder frei und sogar belohnt.

Ungefähr zu dieser Zeit war es, daß sich in Calabrien die berüchtigte Secte der Carbonari bildete, hauptsächlich durch die erwähnten strengen Maßregeln, so wie durch die abscheulichen Grausamkeiten des General Manches hervorgerufen, welche die Einwohner zwangen, sich so geheim als möglich zu verbinden, um dieser Tyrannei das Gleichgewicht zu halten und ihr wo möglich die Spitze zu bieten. Bald hatte sich dieser geheime Bund im ganzen südlichen Italien verbreitet, und wurde sogar von dem Polizeiminister Maghella, einem gebornen Genueser, der früher an der Spitze der Polizei der ligurischen Republik gestanden, unter der Hand wenn nicht gerade begünstigt, doch geduldet, wenigstens wollte er durchaus das Bestehen des Bundes ignoriren oder die Sache mindestens als eine unbedeutende Kinderei dargestellt wissen. Irrig ist es aber, daß er der Stifter des Carbonarismus gewesen, wie mehrfach behauptet wurde; ein sicilianischer Edelmann aus

Palermo Namens Caravante war, wenn vielleicht auch nicht der erste Gründer, doch zuverläßig der Stifter und Verbreiter der Secte in Calabrien. Noch immer gab es viele zersprengte Reste der frühern Brigandenbanden, die sich in die unzugänglichsten Wald- und Bergschluchten, von denen sie allein eine genaue Kenntniß besaßen, geflüchtet hatten, diese wurden nun förmliche Raubmörder und die Plage der Gegenden, in deren Nähe sie sich aufhielten. Die schon bestehenden Carbonari, deren Zweck jetzt war, das Land von der fremden Herrschaft zu befreien und ihm eine möglichst democratische Verfassung zu geben, wurden von Seiten der Engländer in Sicilien und der dortigen Regierung möglichst unterstützt und ihnen an die Hand gegeben, sich der noch in den Wildnissen vorhandenen Briganden zu ihren Zwecken zu bedienen. Den Namen Carbonari (Kohlenbrenner) erhielten sie weil sich die ersten Männer dieser Secte als solche verkleidet in Wäldern verbargen und ihrer Sicherheit wegen und dem Anschein nach dieses Gewerbe trieben; deßhalb hatten sie auch ihre Embleme, Benennungen und geheimen Erkennungszeichen von dem Gewerbe der Kohlenbrennerei entnommen, nannten ihre Versammlungsorte Baracca vendita ꝛc., theilten sich nach Art der Freimaurer in verschiedene Grade, anfangs nur in 2 später in 4 ein, und machten den heiligen Theo zu ihrem Schutzpatron. Dies war das erste Entstehen des Carbonarismus, von dem man soviel gefabelt und soviel Albernheiten erzählt hat, und dessen Ursprung man bald in den Hochgebirgen Schottlands vor Jahrhunderten finden, bald von deutschen Köhlern, vielleicht gar von denen, welche den sächsischen Prinzenraub verhinderten, und ähnlichen Dingen ableiten wollte.

Eine Verordnung, welche Mürat zu jener Zeit erließ, um sich durch dieselbe unabhängiger von Napoleon und selbstständiger zu machen, besagte, daß in Zukunft alle Ausländer, die in neapolitanische Dienste treten oder in diesen bleiben wollten, das neapolitanische Bürgerrecht erwerben müßten. Als dies der Kaiser der Franzosen erfuhr, wurde er wuthend, und decretirte sogleich: daß allen Franzosen, als Mürats Landsleuten, dieses Bürgerrecht von selbst zustände und sie es nicht erst zu erwerben hätten, um Civil- und militairische Anstellungen im Königreich Neapel bekleiden zu können.

Da ich während meinem nun beinahe zweijährigen ununterbrochenen Aufenthalt in Neapel Mürat und seinen Hof sehr genau

kennen zu lernen Gelegenheit hatte, so will ich hier in Kürze das Wichtigste und Interessanteste, den König, seine Gattin und die Hofhaltung betreffend, mittheilen.

Murat wurde im Jahr 1767 zu La Bastide Frontonnière bei Cahors geboren, ein Dorf im ehemaligen Perigord und dem jetzigen Departement du Lot, wo sein Vater Gastwirth war und in einigen Geschäftsverbindungen mit der Familie Talleyrand stand. Kaum konnte der Knabe laufen, so saß er auch schon auf den wildesten Bauernpferden ohne Sattel und setzte bald mit diesen über Stock und Stein, Gräben und Hecken. Sein Vater hatte ihn erst zum geistlichen Stand bestimmt und durch Talleyrands Fürsprache eine Stelle im Colleg zu Cahors für ihn erlangt. Hier machte er aber schon sehr tolle Streiche, und als er von dort nach Toulouse kam, um daselbst den Priesterrock zu erhalten, verliebte er sich, kaum 19 Jahre alt, in ein hübsches Mädchen, schlug sich, obgleich er schon ein Abbé-Mäntelchen hatte, um und für seine Schöne, entführte und versteckte sie und sagte hierauf dem geistlichen Stand Valet. Hierauf half er seinem Vater eine kurze Zeit in der Wirthschaft, wo er dessen und die Pferde fremder Fuhrleute in die Schwemme ritt, viel spielte und zwar so unglücklich, daß er bald genöthigt war La Bastide zu verlassen. Er nahm nun als gemeiner Reiter Dienst in dem 12ten Chasseurregiment. Der Ex-Abbé war einer der schmucksten Cavalleristen im Regiment und wußte sein Roß so trefflich zu tummeln, daß er bald zum Maréchal de Logis (Sergeant) avancirte. Wegen einer Insubordination gegen einen im ganzen Corps verhaßten Offizier, ein Kamaschen- und Zopfheld der alten Zeit, wurde er aber cassirt und mußte das Corps verlassen, brachte wieder eine Zeitlang bei seinen Eltern zu, deren Gäste bedienend, eilte aber, nachdem die Revolution ausgebrochen war, nach Paris, wo er Dienste in der constitutionellen Garde des Königs nahm, die Parthei der Revolutionairen mit allem Feuer ergriff und jeden Tag Händel und Raufereien deßhalb hatte. Kurz vor der Auflösung dieses Corps wurde er als Unterlieutenant zu dem 13ten Chasseur-Regiment versetzt und zeichnete sich bei demselben fortwährend höchst exaltirt für die neue Freiheit aus, so daß man ihm den Namen Marat beilegte, den er einige Zeit führte. Während der Schreckenszeit avancirte er bis zum Rittmeister und 1794 wurde er Oberstlieutenant. Gleich Bonaparte nach dem 9ten Thermidor ab-

geſetzt, wurde er mit dieſem bekannt mit ihm wieder angeſtellt unterſtützte er ihn den 13ten Vendemiaire in der Vertheidigung des Conventes. Als Bonaparte Obergeneral der Armee in Italien wurde, nahm er Mürat als ſeinen Adjutanten mit. Durch ihn überſchickte er dem Directorium einige zwanzig den Oeſtreichern abgenommene Fahnen, und da er ſich in verſchiedenen Gefechten durch ſeine perſönliche Tapferkeit ſehr ausgezeichnet hatte, ſo ward er nun zum Brigadegeneral ernannt und auch bei diplomatiſchen Verhandlungen, wie am Hof zu Turin wegen dem Frieden, zu Genua, wo er es bei dem Dogen durchſetzte, daß dieſer den öſtreichiſchen Geſandten auswies u. ſ. w., verwendet. Noch that er ſich durch verſchiedene glänzende Waffenthaten an der Spitze der Reiterei hervor, war mit Bonaparte auf dem Raſtadter Congreß, wollte durchaus den dort von den öſtreichiſchen Huſaren auf höhere Anſtiftung an den franzöſiſchen Geſandten ſchändlich begangenen Meuchelmord auf das blutigſte gerächt wiſſen, und ging dann nach dem Kirchenſtaat ab, dort ausgebrochene Empörungen zu dämpfen. Bald darauf begleitete er Bonaparte nach Egypten, wo er ſich abermals ſehr auszeichnete, namentlich bei der Verfolgung der Mameluken. Bei dem Sturm von St. Jean d'Acre verlor er ſeinen prächtigen Federbuſch, den ihm ein Türke abgeſchoſſen hatte, und den er lange nicht verſchmerzen konnte, beſonders da ihn die Türken, in deren Hände er gefallen war, als eine Siegestrophäe betrachteten. Er rächte ſich aber glänzend, indem er Laffel entſetzte, die Schlacht am Tabor mitgewann, und bei den Pyramiden und in der Nähe von Gisch über 12,000 Türken mit ſeiner Reiterei niedermetzelte, von denen einige Tauſend in das Meer geſprengt wurden, und in deſſen Fluthen ertranken, wobei aber Mürat mehrere Wunden erhielt. Mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, rettete er dieſen am 18. Brümaire, indem er mit einer Grenadiercompagnie in den Rath der 500 drang und dieſen auseinander jagte. Zur Belohnung all dieſer Dienſte gab ihm 1800 Napoleon ſeine jüngſte Schweſter, die ſchöne Caroline zur Frau, und machte ihn zum Commandanten der Conſulargarden. Nach der Schlacht von Marengo, wo er die Reiterei befehligte und viel zum Gewinn derſelben beitrug, wurde er Gouverneur der ciſalpiniſchen Republik, und dann 1804 Gouverneur von Paris, wo er ſein Möglichſtes zur Thronbeſteigung ſeines Schwagers als Kaiſer der Franzoſen beitrug. Nun wurde er Marſchall, kaiſerlicher

Prinz und Großadmiral von Frankreich. Im Krieg mit Oeſterreich 1805 befehligte er abermals die ſämmtliche Reiterei, ſchlug 12,000 öſtreichiſche Grenadiere und nahm ſie bei Wertingen gefangen; den Erzherzog Ferdinand verfolgend, drang er nach Böhmen vor, ließ abermals 12,000 Oeſtreicher die Waffen ſtrecken, und hatte allein zwiſchen Ulm und Nürnberg ein Dutzend öſtreichiſcher Generale, ein halbes Hundert Kanonen, anderthalb Tauſend Wagen und an 20,000 Mann gefangen. Er war es der zuerſt in Wien einrückte, und dann ſehr thätig bei der Schlacht von Auſterlitz war. Nun wurde er (1806) Großherzog von Berg, zeichnete ſich abermals im Krieg gegen Preußen (1807) aus, und wurde 1808 zum General en chef über das in Spanien einrückende Heer ernannt, wo wir ihn bereits kennen lernten. Um ihn für die ſpaniſche Krone, die Mürat zu erhalten gehofft, zu tröſten, machte ihn Napoleon zum König von Neapel und dadurch bald zu ſeinem erſt geheimen, dann offenen Feind. Mürat hatte ſich in den Kopf geſetzt, daß Napoleon den zur Expedition gegen Sicilien beſtimmten Anführer der franzöſiſchen Truppen geheimen Befehl gegeben habe, dieſe zu hintertreiben, und daß deßhalb die andern Truppen dem Oberſt Cavaignac nicht gefolgt ſeyen, weßhalb er die Entfernung der franzöſiſchen Regimenter aus ſeinem Reich auf das beſtimmteſte von dem franzöſiſchen Kriegsminiſter begehrte, was ihm aber eben ſo beſtimmt abgeſchlagen wurde. Er ſah jetzt in den, in franzöſiſchen Dienſten ſtehenden Generalen und Truppen nur noch Aufpaſſer, Spione und Vormünder, beſtimmt ſeine Handlungen zu überwachen und eine Art Obervormundſchaft auszuüben; ſein Mißtrauen deßhalb verleitete ihn oft zu einem kleinlichen Benehmen, das ihm in der öffentlichen Meinung außerordentlich ſchadete. In dieſem Unmuth war es, daß er das Geſetz erließ, daß jeder in ſeinem Reich Angeſtellte ſich naturaliſiren laſſen müſſe, und worauf ſein Schwager mit dem erwähnten Decret geantwortet und noch hinzugeſetzt hatte: daß in Betracht, daß das Königreich Neapel einen Theil des großen Reichs ausmache, der Fürſt, der daſelbſt regiere, aus den Reihen der franzöſiſchen Armee hervorgegangen und durch franzöſiſches Blut auf dieſen Thron erhoben worden ſey; Napoleon decretire, daß alle franzöſiſchen Bürger von Rechtswegen auch Bürger von Neapel ſeyen. Der Schlag war geſchehen und der Grund zur Feindſchaft und zum Haß zwiſchen den beiden Schwägern gelegt. Mürat legte jetzt ſein fran-

zösisches Ehrenkreuz und das große Band deſſelben ab, und zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin, welche leidenſchaftlich die Partei ihres Bruders ergriff, gab es häufig ſehr heftige und ärgerliche Auftritte; auch wurde ſogar das Feſt zu Ehren des neugebornen Königs von Rom bis auf weitere Ordre in Neapel vertagt. Die Kluft wurde immer größer. Mürat wußte, daß ihn ſein Schwager in ſeinem Zorn, wegen der oft phantaſtiſchen Pracht ſeines Coſtüms, einen Theaterkönig genannt hatte, ſo wie daß man ihm wegen ſeiner Reiterkünſte den Namen des Franconi der Armee beigelegt; ſelbſt zu Neapel hörte man ihn öfters Torniero, der Name eines berühmten Stallmeiſters, nennen. Als ſich der Hof mit dem Beginnen des Sommers (1811) nach Caſerta begab, zog ſich Mürat maulend nach Capo di monte zurück, um ſich dem Anblick der ihm jetzt verhaßten Franzoſen, die er nicht hatte wegbringen können, zu entziehen. Täglich ließ er ſich Polizeiberichte über das Treiben der Fremden einreichen, die er ſehr ſorgfältig prüfte und wodurch ſich ſein Mißmuth noch ſteigerte. In der That war er freilich nur ein Vaſall oder Präfekt des großen Reichs. Von der Königin glaubte er, daß ſie geheime Inſtructionen von ihrem Bruder habe, nach denen ſie handle.

Mürats Kleidung war allerdings phantaſtiſch genug, ja bisweilen karrikaturartig, bald war er als Araber, bald à la Henri IV. gekleidet, bald trug er ein reiches polniſches Coſtüm, bald war ſein Anzug aus allen möglichen Ländertrachten, aus den verſchiedenſten Zeiten zuſammengeſetzt ꝛc., aber nie durften diamantene Agraffen und die prächtigſten und koſtbarſten Federn fehlen, nie hat man Aehnliches auf irgend einem Theater geſehen. Sein Säbel oder Schwert hing in goldenen, mit Brillanten beſetzten Ceintüren herab, ſein großes ſtolzes Streitroß hatte meiſtens einen türkiſchen Sattel und eine reichgeſtickte, mit Edelſteinen bedeckte Schabracke von der koſtbarſten Arbeit, eben ſolches Zaumzeug, Gebiß und Steigbügel von Gold. Seine Federn und Federbüſche koſteten oft über 50,000 Franken in einem Jahr. Da er eine ſchöne Geſtalt hatte, vortrefflich ritt und ſeine perſönliche, an Tollkühnheit grenzende große Tapferkeit allgemein bekannt war, ſo verglichen ihn ſeine Schmeichler oft mit dem Achilles, ja nicht ſelten mit dem Kriegsgott Ares ſelbſt, und ſeine Gegenwart brachte vor dem Feind immer eine ungewöhnliche Wirkung hervor, ſo auch bei vielen Damen, die ihn wie einen Halbgott verehrten, doch

gab es auch andere, selbst an seinem Hof, die ihn als eine groß-artige Karrikatur betrachteten. Wenn, wie es zur Herbst- und Winterszeit fast täglich der Fall war, in den Nachmittagsstunden die Königin mit ihrem Hofstaat aus den Schloßthoren zur Promenade ausfuhr und diesen Wagen dann Mürat zu Pferde mit einer zahlreichen Suite und einer Abtheilung der Garden zu Pferde folgte, so war es als wenn das wilde Heer den Pallast verließ, denn wie ein Sturmwind jagte der ganze Zug aus den Pforten über den Schloßplatz, sauste meistens durch Toledo oder nach der Villa Reale zu, und selten daß nicht ein oder ein Paar Reiter stürzten, über welche dann die andern hinaussetzten. Um die Stunde in welcher diese höllischen Abfahrten statt fanden, war jedesmal eine große Menge Volk auf dem Platz vor dem Pallast versammelt, das grausig-prächtige Schauspiel anzustaunen. Ein Einzigesmal war auch mir ein Pferd, jedoch nur auf die Kniee gestürzt, erhob sich aber sogleich wieder und ich raste dem wilden Zug nach.

Die Königin Caroline, damals 28 Jahre alt, war noch sehr hübsch, obgleich sie schon vier Kinder gehabt, außerordentlich ehrgeizig, dabei sehr lebenslustig, spann aber eben so gerne politische wie verliebte Intriguen, hatte viel Verstand, aber wenig Kenntnisse, große Charakterstärke und Energie, aber ihre Unwissenheit in wissenschaftlicher Hinsicht war ebenso groß. Ihr Wuchs war nichts weniger als majestätisch; sie hatte etwas hohe Schultern, zu kurze Beine bei zu langem Leibe, auch war sie eben nicht sehr graziös, und spöttelte gerne, wodurch sie sich besonders unter den Hofdamen manche geheime Feindin machte. Bei den ernsten Scenen zwischen ihr und ihrem Gatten ging es eben nicht sehr königlich zu, beide warfen sich dann gegenseitig ihre gehabten Abentheuer vor, Mürat schimpfte auf seinen Schwager Napoleon und Caroline nahm ihren Bruder in Schutz und vertheidigte ihn mit grosser Heftigkeit, die nicht selten ins Gemeine ausartete. Dieses Benehmen hatte auf den ganzen Hof, dem es wohl bekannt war, einen verderblichen Einfluß, die meisten Herrn nahmen Partie für die Königin, und die Damen für ihren Gatten, und es gab Anlaß zu Tausend Unannehmlichkeiten und Intriguen. Mürat sagte, daß er nicht unter dem Pantoffel stehen wolle, und Caroline schrie, daß sie, eine Schwester Napoleons, sich nicht mißhandeln und unterdrücken lassen werde. Da viele hohe Staats- und Hofchargen

von Franzosen bekleidet wurden, welche die Königin an sich zu ziehen gewußt, so hatte dies zur Folge, daß sie Mürat zu entfernen und durch ihm ganz ergebene Individuen zu ersetzen suchte, was aber seine Frau, mit ihrem allmächtigen Bruder drohend, schlechterdings nicht zugeben wollte; dagegen waren manche der Hof- und Pallastdamen der Königin ein Dorn im Auge, namentlich die schöne Herzogin von Atri und einige andere, die sie entfernt wissen wollte, was wieder Mürat nicht zugab, dies machte, daß das ganze Hofleben einen fortwährenden sehr bissigen Krieg darstellte, und oft ein wahres Höllenleben wurde. Napoleon charakterisirte seinen Schwager in einem Brief, den er an Caroline schrieb, ziemlich treffend, indem er sagte: »Dein Mann ist auf dem Schlachtfeld der Tapferste, aber wenn er den Feind nicht vor Augen hat, schwächer als ein Weib oder ein Mönch, er hat durchaus keinen moralischen Muth.«

Kurz nachdem Mürat von der verunglückten Expedition gegen Sicilien aus Calabrien zurückgekommen war, bedankte ich mich in einer erhaltenen Audienz bei ihm für die mir gewordene Anstellung, es fand sich dabei Gelegenheit, ihm in Erinnerung zu bringen, daß ich ihn schon zu Madrid und bei der Einnahme von Capri gesprochen habe, und er entließ mich mit den Worten: **eh bien j'espère que vous ferez votre chemin chez nous.** Da mir jetzt der Dienst in der Residenz ziemlich viel Muße ließ, so widmete ich mich wieder mehr der Musik und den schönen Wissenschaften, las und studierte den Machiavell u. s. w.

Es existirte auch wieder ein französisches Liebhabertheater, bei dem mehrere Herrn vom Hofe und einige Offiziere und Offiziersdamen, auch eine der Pallastdamen, eine junge Französin, Mad. d'Arlincourt, mitwirkende Theilnehmer waren und das besonders von der Königin protegirt und besucht wurde. Einigemal übernahm ich Liebhaberrollen bei demselben, und hatte das Glück, auch dem anwesenden Mürat zu gefallen, da aber die Führung, Zusammensetzung und Austheilung der Rollen mir nicht zusagte, zog ich mich wieder zurück und war blos noch Zuschauer; indessen war ich dadurch in einige nähere Berührung mit den Hofleuten und Mad. d'Arlincourt gekommen, was bald mich weiter führen sollte.

Der Carneval von 1811 war äußerst belebt und glänzend, das Volk überließ sich dem Taumel dieses Vergnügens in vollem

Maß. Toledo wurde von Masken, maskirten Carri (Wagen) und Reitern nicht leer, ebenso die andern Plätze und Hauptstraßen. Es ist Thatsache, daß zu Neapel der Carneval im Ganzen weit lebendiger, tumultuöser und lärmender ist, wie der zu Rom, wenigstens so wie ich beide sah. Auch hier ist das Werfen der Confetti, Pralinen, mandole tostate (überzuckerten Mandeln), Chokolade-Bonbons und Gypskügelchen, letztere jedoch nur selten, eines der Hauptvergnügen und eine süße Ernte für die kleinen und erwachsenen Straßenjungen, welche die niederfallenden Bonbons oft mit Lebensgefahr unter den Wagen und Füßen der stampfenden Rosse hervorrissen. Die Balkone der Palläste in Toledo, von denen solche Süßigkeiten in großen Quantitäten herabgeworfen werden, sind alle mit prächtig geschmückten Damen geziert, an denen vorüber die Reiter und die in schönen Wagen sitzende Masken ihre Fensterparaden machen; zwischen ihnen drängen sich Schiffer und Fischer, Pfaffen und Militair, Lazzaroni und Bauern mit lustigem Geschrei durch, und erfüllen die Luft mit Singen, Pfeifen und Jauchzen, Klappern und Schnurren; dabei spielen auch die Blumen eine große Rolle, Hyacinthen, Narcissen, Rosen und Veilchen duften aus allen Wagen und werden von allen Balkonen herabgeworfen, manchmal macht aber auch ein furchtbares Gewitter, wie man deren hier häufig im Januar und Frühjahr erlebt, der ganzen Herrlichkeit ein plötzliches und nasses Ende, wie dies in diesem Jahr an einem der Carnevalstage der Fall war.

Mürat versäumte nichts, der Vergnügungssucht der Neapolitaner zu fröhnen, sämmtliche Theater empfingen während seiner Regierung Unterstützungen und San Carlo wurde ganz besonders gehegt und gepflegt, die besten Sänger und Sängerinnen Italiens für diese Stagione mit ungeheurem Gehalt engagirt und Unsummen Geldes auf Costümes, Dekorationen, Maschinerie ꝛc. verwendet, lange hatten die hiesigen Bühnen keine solche Glanzepoche gehabt wie jetzt. — Bei Besuch des französischen Liebhabertheaters hatte ich Gelegenheit gehabt den Hrn. v. Longchamps, der Kammerherr des Königs und Oberintendant sämmtlicher Theater und Schauspieler war, kennen zu lernen, und mich auf einen guten Fuß mit ihm zu stellen, so daß ich allen Proben beiwohnen und auch während den Vorstellungen die Bühnen besuchen durfte; auch machte ich den Vorschlag, einige Ballette in Scene zu setzen, den er mit Dank annahm. Woran mir aber am meisten gelegen,

war endlich Mozarts Meisterwerk, den Don Juan, auf die italiänische Bühne zu bringen. In Florenz hatte man auf meine Veranlassung sich dazu entschlossen, aber nach sechswöchentlichen Proben die Sache als unausführbar wieder aufgegeben, die dortigen Musiker und Sänger hatten übereinstimmend geäußert: «diese Musik sey nicht zum Aufführen geschaffen!» — als ich dies gehört, schrieb ich dem dortigen Impressario, dem ich die Sache empfohlen hatte: «Ihr seyd Esel, in Deutschland wird der Don Juan schon seit beinahe zwanzig Jahren auf allen bedeutenden Bühnen gegeben.» Die Herren wollten aber alle nach ihrer löblichen Gewohnheit auch diese Musik ad libitum singen und vortragen, italiänische Schnörkeleien hineinflechten, das Orchester sollte ihnen, wie sie es gewohnt, nachgeben, was bei einer solchen Instrumentation, die mit der größten Präcision ausgeführt werden muß, unmöglich ist, und so erklärte man die Sache für unthunlich und gab sie auf; dieß war mit Ursache, daß ich in Neapel anfänglich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, um den Don Juan auf die Bühne zu bringen, was endlich nur ein königliches Machtgebot vermochte, wie wir bald sehen werden. Longchamps theilte mir eines Tages mit, daß die Königin gerne eine italiänisches Liebhabertheater sich organisiren sähe, da sie eine besondere Vorliebe für diese, eigentlich ihre Muttersprache hege, und ihn beauftragt habe, wo möglich ein solches zu Stande zu bringen. Da ich jetzt das Italiänische schon ganz geläufig und vollkommen gut sprach, so erbot ich mich sogleich, thätigen Antheil an demselben zu nehmen, was dem Kammerherrn und Intendanten willkommen war, da er noch Niemand wußte, mit dem er das Fach der ersten Liebhaberrollen besetzen solle, er überschickte mir ein Paar Tage darauf die Titelrolle in Goldonis Lustspiel: l'Avventurie, mit welchem das neue Theater, das die Königin auf ihre Kosten sehr elegant im Palast hatte einrichten lassen, eröffnet werden sollte. Die Sache fiel ganz zur Zufriedenheit der hohen Beschützerin aus, die sich lobend über unsere Leistungen aussprach und auf deren Wunsch jetzt mehrere von ihren Damen thätigen Antheil an diesen Vorstellungen nahmen, unter andern auch die schöne Herzogin von Atri und die Marchesa Cavalcanti. Die zweite Vorstellung war: „I falsi galant' uomini" von Jederici; bei der jedoch nur noch einige Offiziersdamen mitwirkten, und ich die Rolle des Duca di Borgogna übernommen hatte. Diese Vorstellung gefiel Murat so außerordentlich, daß er sie drei Tage

darauf wiederholen ließ, es war aber das Sujet, das ihn vorzüglich ansprach, und er rief aus: bei erster Gelegenheit werde ich einmal die Rolle des Herzogs Carlo in der Wirklichkeit in meinem Reich übernehmen, es blieb aber bei dieser Aeußerung. Wir studierten nun noch mehrere Lustspiele von Goldoni und auch einige Dramen ein, wodurch ich mit den mitwirkenden Hofdamen in vielseitige nähere Berührung kam, und namentlich der Herzogin von Atri, welche die erste Liebhaberin machte. Eines Tages sprach Longchamp mit mir von unserm Repertoir und ließ sich dabei vernehmen, daß die Königin den Wunsch geäußert habe, einige neue und pikante Sachen, die noch nicht allgemein bekannt seyen, aufführen zu sehen. Ich erbot mich, einige Stücke aus dem Deutschen zu übersetzen, die sehr interessant und in Italien noch gänzlich unbekannt seyen; mein Antrag wurde mit Dank angenommen und ich machte mich sogleich an Schillers Fiesko, eines meiner Lieblingsstücke; da ich indessen fürchtete, die Feinheiten und Subtilitäten der italiänischen Sprache nicht hinlänglich zu kennen, so suchte ich mir einen Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin, um das Stück noch zu feilen, und fand sie in der schönen Marchesa Cavalcanti, die aber auch die Rolle der Eleonore sogleich für sich in Anspruch nahm und die der Imperiali der Herzogin von Atri zutheilte, während eine Doria, deren nicht weniger als drei unter den Pallast- oder Hofdamen waren, die Bertha machte, die der Cameriere Rosa und Arabella wurden zwei Offiziersdamen zugetheilt; daß ich mir die Titelrolle vorbehielt, war sehr natürlich, so wie daß ich sie auch sehr natürlich spielte, den beiden schönen Damen recht con amore meine Liebe versichernd. Nichts war unterhaltender als die Proben dieser Vorstellungen, deren wir unzählige veranstalteten bis das Stück endlich vollkommen und zu meiner Zufriedenheit einstudiert war, und während denen ich alle Muße und Gelegenheit hatte, mich mit meinen Damen zu verständigen, wobei ich es so zu machen mußte, daß eine jede von der andern glaubte, diese spiele in Wirklichkeit die Rolle der Imperiali. Endlich waren wir nach einem Monat des Probirens so weit, daß das Stück in Scene gesetzt werden konnte. Dies war ein wahrer Festtag für mich und noch nie hatte ich die Bretter mit einem so freudigen Gefühl betreten; die Vorstellung, der der ganze Hof, die Minister, alle Offiziere und höhere Beamte beiwohnten, fiel über alle Erwartung gut aus und war auch hinsichtlich des Ar-

rangements und der Costümes auf das prächtigste ausgestattet. Der Beifall war fortwährend fast stürmisch, aber vor allem wurde die Scene des vierten Aktes donnernd applaudirt, und der Augenblick wo Fiesco, nachdem ihm die Imperiali mit den Worten: „Fiesco t'adoro“ (ich bete dich an) gestanden, wie sehr sie ihn liebe, die Draperien wegziehend, seine Gemahlin vorführend sagt: Mi spiace, signora! Ecco mia moglie una donna celeste! (Das bedaure ich, Signora, hier ist meine Gemahlin, ein göttliches Weib!) erschütterte das ganze hohe Publikum so gewaltig, daß es seinem Gefühl mit einem anhaltenden und donnernden bravissimo Luft machte, was freilich mehr auf Rechnung des unsterblichen Schillers als der Darsteller zu setzen war. Auch der Mohr Hassan, dessen Rolle ein neapolitanischer Offizier machte, erndete großen Beifall. Mürat war so entzückt von dem Stück, daß er es dreimal wiederholen ließ, und mich selbst aufforderte, noch mehrere dergleichen zu übersetzen. Ich machte mich nun an den Don Carlos, aber in Prosa, wodurch er natürlich verlieren mußte, dennoch gefiel er ungemein, freilich war die schöne Cavalcanti eine unvergleichliche Elisabeth, so wie die Herzogin von Atri eine nichts zu wünschen übrig lassende Eboli; den Posa hatte ich mir vorbehalten. Da auch dieses Stück gefiel, so munterte mich Mürat noch mehr zu ähnlichen Unternehmungen auf, machte mir einen kostbaren Brillantring zum Geschenk, und theilte mich provisorisch seinen Ordonnanz-Offizieren zu, wodurch ich alles andern Dienstes jetzt enthoben war, und mich ganz der Kunst widmen konnte. Ich übersetzte nun noch Zschockes Abällino, Kotzebues Don Ranudo de Colibrados, die Indianer in England, Pagenstreiche, den Wirwarr, die Kreuzfahrer, die mit Hilfe der Felle meiner Mitarbeiterin alle gefielen und wiederholt werden mußten, und Mürat äußerte einmal: Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß die Deutschen so reich an solchen dramatischen Produkten seyen, die es mit den besten Werken Racines, Corneilles und Molieres aufnehmen können. Don Ranudo de Colibrados gefiel ihm ganz besonders, er konnte sich nicht satt daran sehen. Aber damit nicht zufrieden, setzten wir bald auch Opern in die Scene und debütirten auf meine Veranlassung mit Figaros Hochzeit von Mozart, in welcher ich den Figaro sang, und eine ganz allerliebste Susanna in einer Doria hatte. Bei den Opern waren jedoch weit größere Schwierigkeiten zu überwinden und sie kamen daher

nur selten zur Aufführung, dagegen hatte ich mehrere große Ballete geschrieben, und die Musik dazu, meistens deutschen Opernmelodien entnommen, arrangirt. Mürat hatte sich geäußert: daß sobald sich eine passendere Stelle für den Oberintendanten Longchamp finden würde, er im Sinne habe, mir die Direktion der Theater zu übergeben. Auch für die königlichen Kinder, zwei Prinzen und zwei Prinzessinnen ließ ich nun nach meinen Angaben ein kleines Puppentheater anfertigen, das mit einer bewundernswürdigen, auf Kupferrädern und Stahlfedern laufenden Maschinerie versehen war, die ein vorzüglicher Mechaniker verfertigt hatte, und wodurch ganze Heere kleiner Soldaten und Reiterei sehr natürlich in Bewegung gesetzt wurden, alle mögliche Evolutionen und Schwenkungen machten, auch ein Seesturm mit Schiffbrüchen vortrefflich dargestellt werden konnte. Die Dekorationen waren alle von dem berühmten Gioja gemalt. Dieses Theater, das ein Paar Tausend Dukati kostete, machte den königlichen Kindern unendlich viel Spaß und 1815 und 1816 ließ man es sogar für Geld in Paris sehen.

Ueber alle Beschreibung prächtig waren die großen Maskenbälle (Festini), welche Mürat damals in dem schönen Theater San Carlo gab, und zu welchen er an 4000 Einladungskarten austheilen ließ. Bei diesen Ballfesten durfte man nur in Charaktermasken oder mindestens bunten Dominos, schwarze waren gleich Civilkleidern ganz verpönt, erscheinen. Man denke sich das schönste und herrlichste Theater der Welt, in dem jeder Palcho (Loge) einen kleinen, höchst elegant meublirten Salon, mit Trümeau's, Divans, Armleuchtern, kleinen Lüstern und kostbaren Draperien versehen, bildet, in dem mehr als 4000 Kerzen sind, alle an Armleuchtern vor Spiegeln an den festonirten Pilastern oder Caryatiden welche die Logen trennen, brennend, und diese Lichter durch den tausendfachen Wiederschein der Spiegel Millionenmal vermehrt, dazu die reichen geschmackvollen Vergoldungen und Verzierungen des Saales, die ungeheure Bühne in einen transparenten Feengarten, Tempel oder Saal verwandelt, in sämmtlichen Logen die reichsten, prächtigsten und elegantesten Masken, die Damen mit Diamanten- und Rubinen, Smaragden und andern Edelsteinen übersäet, so daß das Blitzen und Flimmern der Agraffen und des Kopfputzes die Augen blendete; Mürat selbst mit seiner imponirenden, phantastisch gekleideten Figur, sowie die Königin mit ihrem zahlreichen Hofgefolge im höchsten Putz und Schmuck, dann

das Wogen eines Federn- und Blumenwaldes der sich drängenden und tanzenden Masken unten im Saal, alles von einer unaufhörlich rauschenden, wohl von 200 Instrumente starken Musik begleitet, und man wird es natürlich finden, daß die meisten Personen, die zum Erstenmal dieses Schauspiel sahen, kaum in einer halben Stunde von ihrer Betäubung und Verblendung wieder zu sich selbst kommen konnten, denn man war verblendet und betäubt zu gleicher Zeit. Was war dagegen ein Pariser Ball in der großen Oper und das Haus selbst! — Gleich nach Mitternacht wurde in allen Logen ein schwelgerisches Souper, alles auf königliche Kosten servirt, und in den illuminirten Lauben auf der Bühne wurden fortwährend alle möglichen Erfrischungen und Jedem gereicht was er begehrte. Bei einem dieser wirklich magischen Feste hatte ich einen Zug und eine Quadrille, Masettos Hochzeit aus dem Don Juan darstellend, arrangirt, und dabei, so wie wir eintraten, das Champagnerlied von den rauschenden Orchestern spielen lassen, was eine nicht zu beschreibende Wirkung auf alle Anwesenden hatte und mit daran Schuld war, daß ich bald darauf die Aufführung von Mozarts Meisterwerk durchsetzte. Ich hatte ein allerliebstes Zerlinchen, die Marchese Cavalcanti am Arm; Don Octavia, Don Elvira, Donna Anna, Don Gußmann und selbst der Geist fehlten nicht; Leporello trug mein fast mannsdickes Register unter dem Arm und mehr als dreißig reich gekleidete Lakayen umgaben uns mit beinahe drei Schuh hohen Champagnergläsern, in deren jedes der Inhalt einer Flasche ging, andere trugen die zierlichen lakirten Flaschenkörbe, und unaufhörlich wurde der Champagner, Rosé und Ai den Ballgästen in diesen Gläsern kredenzt, bis sich der Zug in eine Quadrille auflöste. Auf diesem Ball hatte ich noch ein ganz eigenes Abenteuer zu bestehen. Ich hatte mein hübsches Zerlinchen, die Marchesa C., deren Gatte einer der königlichen Stallmeister war, beredet, das Fest auf eine halbe Stunde mit mir zu verlassen um in einem nahen Kaffeehaus in einem Cabinet ein Glas Eis tête a tête mit mir zu nehmen. Wir entfernten uns, nachdem wir ein Paar Dominos übergeworfen, heimlich zu Fuß, glaubten uns aber, nachdem wir San Carlo verlassen hatten, verfolgt und zwar von einer Maske, die wir für den Marchese hielten. Ihr zu entgehen bog ich schnell um eine Ecke wo eine einzelne Schildwache stand, der ich mich als einen Offizier von der Garde zu erkennen gab und sie bat, zu gestatten,

daß ich die bei mir habende Maske nur auf zwei Minuten in das Schilderhaus verbergen dürfe, und ohne des Soldaten Antwort abzuwarten, ließ ich die Dame ins Schilderhaus treten und folgte ihr. Kaum waren wir darin, als die uns verfolgende Maske vorüberrannte. Nachdem wir sie entfernt genug glaubten, wollte ich das Schilderhaus wieder verlassen, aber in demselben Augenblick kam eine Offiziersronde, die, nachdem sie die Schildwache angerufen, erkannt und dann herangekommen war, auf einmal sagte: Kerl, da regt sich ja was im Schilderhaus! — Die Marchese hatte niesen müssen. — Der Soldat versetzte ganz verlegen: Ich glaube Sie irren sich. — Das wollen wir doch sehen, erwiederte der Offizier und trat an das Schilderhaus, aus dem ich aber sogleich heraustrat, den Offizier bei Seite nahm, mich ihm zu erkennen gab, ihm natürlich ohne einen Namen zu nennen, mittheilte, was vorgegangen, worauf er sich lachend entfernte. Wir fanden jedoch für gut auf den Ball zurückzukehren, und uns daselbst recht bemerkbar zu machen, so daß der zurückgekehrte Marchese, denn er war es allerdings gewesen, seine Frau ganz erstaunt anblickte, und ein: «das geht nicht mit rechten Dingen zu,» ausstieß. — Ei was denn, mio caro marito? fragte ihn die Marchesa. — Nun ich werde schon noch dahinter kommen, erwiederte der Herr Gemahl, und dabei blieb es denn, er kam nicht dahinter, indem wir gewarnt, spätere Zusammenkünfte weit vorsichtiger veranstalteten. Auch die Hoffeste, zu denen ich jetzt immer eingeladen wurde, waren überaus prächtig. Eines Tages, als ich zum Erstenmal zur Tafel gezogen wurde, und in einem offenen Wagen in großer Uniform (wir hatten drei verschiedene Uniformen), weißen Casimir-Beinkleidern und gelben Stiefeln längs den Kais nach dem Pallast fuhr und das Meer sehr aufgeregt und stürmisch war, schlug der Schaum einer Welle in den Wagen und machte mich von oben bis unten naß. Jetzt war guter Rath theuer, ich hatte die Zeit sehr präcis abgemessen, konnte aber doch unmöglich in diesem Zustand im Schloß erscheinen, ließ also auf der Stelle umwenden, fuhr nach Giesu Nuovo, wo mehrere Offiziere von meinem Regiment wohnten, lieh von einem und dem andern was ich bedurfte, kleidete mich über Hals und Kopf um, jagte in vollem Carriere nach dem Pallast, wo ich noch zu rechter Zeit ankam, und konnte nun triumphirend mit einem Hofmarschall Kalb, wenn auch nicht: «und bin noch der erste in der Antichambre,» ausrufen, doch:

»und kam gerade noch zur Suppe.« Ich erzählte meine Aventüre einigen Hofdamen, die mich bedauerten, und Mürat, der sie auch erfuhr, lachte dazu.

Um gerecht zu seyn, muß ich jedoch eingestehen, daß Mürat trotz seiner Vergnügungs- und Prunksucht vieles Gute und selbst Treffliches während seiner kurzen Regierung in Neapel veranlaßte. Er ließ der Universität eine neue und weit bessere Organisation geben, führte das Decimalsystem in Maaß und Gewicht ein, unterstützte den Ackerbau und namentlich den Tabaksbau, hob die Industrie, gründete mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, und brachte in das sonst so träge neapolitanische Volk mehr Leben. – Das Heer brachte er bis auf 50,000 Mann unter den Waffen, die gut eingeübt wurden, und obgleich er ein großer Freund der Damen war, so konnte sich doch keine rühmen, eine ausschließliche Herrschaft auf ihn auszuüben oder auch nur politischen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zu haben, obgleich er ihnen sonst nicht leicht etwas abschlug, und jede Privatbitte gewährte, wenn es in seiner Macht stand. Indessen fielen doch öfters ziemlich eclatante Scandalosa bei Hof vor, und auch Caroline hatte fortwährend Intriguen, namentlich waren ihr die Stallmeister und Kammerherrn nicht gleichgültig, ihr Hofleben zu Caserta war eben nicht das musterhafteste und hatte großen Einfluß auf das ohnehin schon sehr sittenlose neapolitanische bürgerliche Leben. Die geheimen und galanten Hofgeschichten zu Caserta würden allein dicke Bände füllen. Mürat hatte sehr viel für die Verschönerung dieses herrlichen Schlosses gethan. Auch die Königin liebte sehr den Putz und die Moden, von denen sie die neuesten immer per Courrier aus Paris kommen ließ; ihre Damen mußten immer in der elegantesten Toilette erscheinen, und wenn diese den oft gleich einem Orlando furioso in seinen wunderlichen Costümes zu Pferde dahinrasenden König un bel uomo nannten oder gar im Enthusiasmus ausriefen: „Oh quant' é bello il nostro Re!“ so flüsterten viele Herrn: „oh quant' é bellina la nostra Carolina.“ Der Hofintriguen waren unzählige, auch nicht eine der jüngern Damen, von der ersten Pallastdame bis zur Cameriera, die nicht ihren Liebhaber gehabt hätte. Einigemal hatte ich auch während der Carnevalszeit frühere Bekanntschaften, namentlich Isaura und die hübsche Apothekerin auf Festinis getroffen, doch erneuerte ich sie nicht, und es blieb bei nichtssagenden Höflichkeiten und leeren Artigkeiten.

Die dem Carneval folgende Fastenzeit war nicht ohne Unterhaltung; bei Hofe gab es Concerte und musikalische Soiréen, in welchen Dilettanten sich hören ließen, und ich brachte es bald dahin, daß einzelne Morçeaus aus dem Don Juan, der Zauberflöte, dem Titus, und dem Opferfest vorgetragen wurden, die sämmtlich gut einstudiert waren und daher großen Beifall erhielten. Da meine Stimme einen großen Umfang hatte, so konnte ich auch ziemlich hohe Tenorpartien, ohne daß sie transponirt zu werden brauchten, singen, unter andern die Aria des Tamino: dies Bildniß ist bezaubernd schön ꝛc. Während der Fastenzeit machte ich täglich Besuche in den Kirchen Neapels um die Schönen zu bewundern, die nun durch Knieen, Beten und Fasten ihre Carnevalssünden abzubüßen und Vergebung derselben zu erhalten hofften, um — aufs neue zu sündigen. Die Charwoche wird hier besonders feierlich begangen, fast alle Crucifixe, Madonnen- und Heiligenbilder werden verhüllt oder mit schwarzen Schleiern behangen, täglich fanden Militairmessen statt, man hörte nur Klaggesänge, das Miserere und Trauermärsche, bis endlich der Kanonendonner der Forts und Castelle das Zeichen giebt, daß die Trauer ein Ende hat und die Osterfeier beginnt, nun bringen schön aufgeputzte Landleute und niedlich gekleidete Vilanellen alle mögliche Blumen, Gemüse, Früchte in die Stadt, und die Fleischer- und Wurstläden sind mit Schinken, Mortadellen, Bologneser-Würsten, Speckseiten, Preßköpfen ꝛc. wieder reich versehen und mit Lorbeern, Blumen, Pflanzen und Blüthen, die sich mit den Würsten zu Guirlanden verschlingen und Pyramiden und Obelisken von Butter, Speck und Fleischkäse umwinden, köstlich ausgeschmückt, dabei sind Gold- und Silberschaum nicht gespart, und die schönen Landmädchen aus der Umgegend und von den Inseln bieten Körbe voll bunter Eier, Rahmkäsen, auch Muränen und Ortolanen zum Verkauf aus. Sogar in dicke Kuchen oder Weißbrod sind hartgesottene Eier eingebacken. Alle Kirchen sind wieder mit Laub und bunten Draperien behangen und haben das, mitunter auch sehr prächtige Grabesansehen verloren, die Buden, die jetzt um sie herum aufgeschlagen werden, geben dem Ganzen das Ansehen eines Jahrmarkts. Nach den Festen begab sich der Hof nach Caserta, aber Mürat, der mit seiner Gattin und seinem Schwager fortwährend schmollte, ging, wie ich schon erwähnte, nach Capo di Monte. Zu Caserta merkte man jedoch wenig von den Mißhelligkeiten des kö-

niglichen Ehepaars. In dem herrlichen Garten dieſes Schloſſes hatte ich nun öfters geheime Zuſammenkünfte mit der ſchönen Marcheſa C. Eines Morgens früh traf ich ſie daſelbſt in einer Allee in einem ziemlich lauten Wortwechſel mit einer andern Hofdame, ihrer Vertrauten, begriffen, und hörte ſie noch die Worte ſagen: »nein, dieſe Unverſchämtheit iſt zu groß, ſo etwas würde ſich kein Franzoſe erlaubt haben.« Als ſie mich erblickte, eilte ſie auf mich zu und empfing mich mit den Worten: »Stellen Sie ſich vor, welche Impertinenz mir ſo eben der Duca di Laviani (ebenfalls ein Stallmeiſter des Königs und Escadronschef) gemacht. Unter dem Vorwand, mir eine wichtige, die Königin betreffende Sache mittheilen zu müſſen, hatte er mich hieher beſchieden, und während ich nun ganz Ohr bin um zu hören was es ſey, das Ihro Majeſtät betrifft, nimmt er mich plötzlich beim Kopf und will mich mit Gewalt küſſen, der unausſtehliche häſsliche alte Pavian. Ich ſpringe zurück, vertheidige mich ſo gut ich es vermag und ſchreie um Hülfe, glücklicherweiſe kommen ein Paar Kammerfrauen herbeigeſprungen, die ſich in der Nähe befanden, und der Signor Duca lauft brummend und fluchend davon. — Iſt dies wohl ein Betragen für einen Offizier und Edelmann? — Was ſagen Sie dazu?« —

— Daß es die empfindlichſte Strafe und Genugthuung fordert, und wenn Sie es mir geſtatten, ſo übernehme ich die Ausführung für beides.

— Ja, Sie ſind ein Franzoſe oder Tedesco, gleichviel, ſagen Sie ihm tüchtig die Meinung, Sie ſind ein galant' uomo ein uomo d'onore. — Mit der Meinung allein, Illuſtriſſima, iſt es nicht genug, ich werde noch ein anderes Wort mit ihm ſprechen. — Während ich mit der Marcheſa redend die Allee hinab gehe, wird dieſe plötzlich ganz bleich, zittert und ruft aus: eccolo! Ich erblickte nun ebenfalls den Laviani am Ende des Baumganges eiligſt um eine Ecke biegend, ſetzte ihm auf der Stelle nach, donnerte ihm ein Halt! zu und brachte ihn ſo zum Stehen. Ich erſuchte ihn nun, mir zur Marcheſa zu folgen, und da er ſich nicht gleich gutwillig dazu verſtehen wollte, ſo zwang ich ihn dazu, indem ich ihm ſagte: wohlan ſo werden Sie mir ſogleich an einen andern Ort folgen. Bei der Dame angekommen, hielt ich ihm in deren Gegenwart ſein Benehmen gegen ſie in ziemlich derben Worten vor und erſuchte ihn, dieſelbe in meiner Gegenwart um Verzeihung zu bitten; da er Ausflüchte ſuchte, ſo erklärte ich ihm in dürren

Worten: er habe nur die Wahl, die Signora um Vergebung zu bitten oder mir Satisfaction zu geben, da ich mich einmal der Sache angenommen, und er sich zu hüten habe, daß sie vor den König komme, der, wie er wohl wisse, am allerwenigsten Poltronnerie verzeihe. Dies wirkte, Laviani wurde sehr geschmeidig und bat die Dame mit den Worten um Verzeihung, die ich ihm vorsagte, worauf er sich, noch etwas in den Bart brummend, entfernte. Als er weg war, sagte die Marchesa zu mir: Seyn Sie jetzt auf Ihrer Hut, Laviani ist ein eben so rachsüchtiger und heimtückischer, als feiger Mensch. Wir spazierten noch einige Zeit in den Gärten von Caserta herum und ich empfahl mich endlich mit einem: a rivederci. Einige Tage darauf erfuhr ich durch den Capitain d'Arlincourt, der ebenfalls Ordonnanz-Offizier und Stallmeister war, daß Laviani den Vorfall zu Caserta ganz zu seinen Gunsten herumgedreht erzähle und unter die Offiziere und Hofbeamten zu bringen suche. Ich schrieb ihm nun sogleich ein Billet, in welchem ich ihn mit einigen derben Epitheten beehrte, und ließ es, bevor ich es absandte, von einigen Offizieren lesen. D'Arlincourt, der ihm die Herausforderung hinterbrachte, sagte ihm zugleich, daß er sich am nächsten Morgen in dem Wald hinter Capo di Monte mit einem Secundanten einzufinden habe, er selbst war der meinige. Um fünf Uhr des Morgens befanden wir uns schon an dem unfern vom Jägerhaus liegenden Weiher, dem für das Duell bestimmten Ort, etwa 20 Minuten später traf mein Gegner mit dem Capitain Duca della Regina Capece, auch Ordonnanz-Offizier, ein. Wir begaben uns tiefer in den Wald und es wurden 15 Schritte abgemessen, da Pistolen zur Waffe beliebt worden waren, weil Laviani geäußert hatte, daß ich ihm mit der Klinge zu überlegen sey. Da ich den ersten Schuß hatte, so drückte ich ab und streifte, wie es meine Absicht gewesen, meinem Gegner die linke Schulter, denn ich wollte ihn weder tödten noch hors du combat setzen, er zielte nun ziemlich lange, aber, wie ich bemerkte, zitternd, auch war er, als ich meine Pistole angeschlagen, leichenblaß geworden, endlich drückte er ab, und die Kugel flog über mich hinaus. Ich ergriff nun eine zweite Pistole, zielte absichtlich etwas länger ihm gerade auf die Brust, weidete mich so einen Augenblick an seiner Todesangst und schoß dann in die Luft. Laviani stotterte nun, er wolle mir seinen Schuß schenken, ich aber rief ihm zu: dergleichen Geschenke acceptire ich nicht, Sie werden

schießen. Jetzt legten sich jedoch die Secundanten ins Mittel, behauptend, es sey der Ehre genug geschehen, ich habe volle Satisfaction ꝛc.; ich begnügte mich endlich damit, jedoch mußte Laviani noch vorher das: »ich schenke Ihnen den Schuß,« zurücknehmen und eingestehen, daß er die Unwahrheit gesagt. So war die Sache für jetzt beigelegt, eine Einladung zu einem Frühstück von Laviani schlug ich aus und eilte nach Caserta, wo ich diesen Morgen aber nicht fand was ich suchte, dagegen der schönen Herzogin von Atri mit der Marchesa di Misuraca in dem Garten begegnete, diese Damen um die Erlaubniß bat, sie auf der Promenade begleiten zu dürfen, was mir freundlichst zugestanden wurde. Die Unterhaltung wurde bald recht animirt, die Herzogin machte mir Complimente über mein Schauspielertalent, indem sie mir sagte, daß sie mich immer mit großem Vergnügen auf der Bühne sehe. Eine gute Stunde hatte ich mich angenehm mit den Damen unterhalten, als diese fanden daß es Zeit sey sich zu entfernen, sich empfahlen und im Schloß, bis wohin ich sie begleitet hatte, verschwanden, mir aber beim Abschied erlaubten, diese Promenaden von Zeit zu Zeit mit ihnen wiederholen zu dürfen, was ich schon den nächsten Morgen, aber vergeblich versuchte, und Niemand in den Alleen begegnete. Einige Tage darauf war ich jedoch glücklicher und traf die Damen wieder. Diesmal war die Unterhaltung schon vertraulicher, wir kamen auch auf den Don Juan zu sprechen, der, wie ich hoffte, jetzt bald in der großen Oper in Scene gesetzt werden sollte, wobei mir die Herzogin, auf jene Quadrille anspielend, sagte: Ah siete un briccone signor Capitano; Neapel ist nicht so groß, daß man nicht erführe, was gewisse Leute treiben, besonders bei Hofe . . . dabei drohte sie mit dem Finger. Ich stellte mich jedoch, als verstünde ich nicht was sie damit meine, küßte ihr die Hand und wandelte noch eine geraume Zeit an ihrer Seite, als wir die Marchesa Cavalcanti mit ihrer Vertrauten in einer Allee auf uns zukommen sahen. »Ah, jetzt kömmt die Rechte, meinte die Herzogin, werden Sie nur nicht roth.« — Illustrissima ich wüßte nicht . . . . . Schon gut. Wir gingen auf die Damen zu, und als wir in ihrer Nähe waren, sagte die Atri zur Marchesa: Hier führe ich Ihnen einen Cavalier zu, der Sie schon lange sucht. — Das bezweifle ich, versetzte diese etwas ironisch, er war in zu guter Gesellschaft. — Die Unterhaltung wurde nun allgemein,

bis sich sämmtliche Damen wieder in den Pallast entfernten, worauf ich nicht sehr befriedigt nach Neapel zurückritt.

Damals erlangte ich endlich durch Mürat, daß Don Juan in Scene gesetzt werden sollte, obgleich selbst Longchamp, der anfing mich mit neidischen Blicken zu betrachten, heimlich dagegen wirkte. Als die Proben begannen, denen allen ich beiwohnte, suchte man gleich bei der ersten dem Unternehmen allerlei Schwierigkeiten in den Weg zu legen, denen ich jedoch zu begegnen wußte, die man aber mit jeder Probe zu vermehren suchte. Es kam endlich so weit, daß auch hier mehrere der ersten Sänger die Sache als unausführbar erklärten, sich auf das berufend, was zu Florenz vorgegangen war. Ich sah wohl ein, daß hier andere Intriguen im Spiel waren, was mir auch von der niedlichen Sängerin, welche die Partie der Zerline übernommen hatte, an der dieser viel gelegen war und mit der ich auf einem vertrauten Fuß stand, bestätigt wurde. Ich theilte dies dem König freimüthig und ohne allen Rückhalt mit, da man mit Mürat ganz ungenirt und wie es einem um das Herz war, reden konnte. Dieser gab mir nun **plein pouvoir** in dieser Sache, was er auch dem Intendanten wissen ließ, so wie daß er darauf bestehe, Mozarts Don Juan vollständig und wie er geschrieben, hören zu wollen. Als nun die nächste Probe begann, sagte ich zu dem Sängerpersonale, daß es der unwiderrufliche Wille Sr. Majestät sey, daß der Don Juan so wie ihn der Meister componirt, in Scene gesetzt werde, und daß diejenigen Künstler, welche sich nicht fähig hielten, die ihnen zugetheilten Parthien, so wie sie seyen, zu singen, sofort, als unfähig bei der königlichen Oper mitzuwirken, entlassen würden. Dies wirkte, man zeigte sich nun sehr geschmeidig und gab sich alle Mühe, auch erlaubte ich nicht die geringste Abänderung, Schnörkelei oder unpassende Verzierung, und das Werk des unsterblichen Meisters wurde jetzt in so hoher Vollkommenheit aufgeführt, daß es allgemeinen Beifall erhielt und über hundertmal hintereinander mit immer steigendem Wohlgefallen aufgeführt wurde.

Damals trug sich ein komisch politischer Vorfall zu: die Douaniers an der Küste von Calabrien hatten eine von Sicilien kommende Barke mit Nachtgeschirren, lauter englische Waare, gekapert, als man nach Mitternacht landete um seine verbotene und doppelt gefährliche Waare einzuschmuggeln. Es waren dies nämlich

keine gewöhnlichen, sondern bemalte Nachtgeschirre, in deren Grund Napoleons Portrait mit weitaufgesperrtem Mund sich befand, gleichsam zum Empfang dessen, was in dasselbe gegossen wurde. Dergleichen Geschirre bedienten sich schon länger in England die eingefleischten Feinde des französischen Kaisers und hatten sie auch nach Spanien und Sicilien versendet und zum Theil daselbst verschenkt. Als die Sache vor Mürat kam, befahl er, die Geschirre sämmtlich zu zerschlagen und die Trümmer ins Meer zu werfen, die Schiffer aber, die sie gebracht, sollten vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden, glücklicherweise waren sie entwischt. Bald aber kam die Polizei der Thatsache auf die Spur, daß schon mehrere solche Geschirre im Reiche eingeschmuggelt worden seyen, und es selbst in Neapel Personen gäbe, die sich solcher bedienten. Das Polizeiministerium wollte nun die Sache näher untersuchen und Haussuchungen bei Verdächtigen anstellen, Mürat war aber so klug, dies zu untersagen und die Sache niederzuschlagen, obgleich behauptet wurde, daß auch dergleichen Geschirre mit seinem Bild vorhanden seyen; eines mit dem Napoleons habe ich selbst als eine Curiosität bei Moritz gesehen, auch versicherte man, daß sich die alte Königin von Neapel, so wie der ganze Hof in Sicilien ihrer bediene. Als aber die Sache auf dem Festland ruchbar wurde, fanden die Besitzer derselben für gerathen, dieses gefährliche Eigenthum zu zertrümmern. Hätte Mürat die Sache nicht niedergeschlagen, so hätte es einen großen Scandal gegeben, der hundertmal mehr geschadet als genützt haben würde.

Ich brachte den Sommer so ziemlich in einem dolce far niente, was in dieser Jahreszeit in Neapel am zuträglichsten ist, und einen großen Theil meiner Zeit abwechselnd in Caserta und Capo di Monte zu. Im erstern Ort hatte ich nun öfters Gelegenheit, die hübsche Herzogin von Atri zu sehen und zu sprechen und kam endlich so weit mit ihr, daß ich auch nächtliche Promenaden in den reizenden Gärten Casertas mit ihr machte, wobei sie jedoch immer ihre vertraute Freundin, die Marchesa Misuraca, begleitete, die oft den Lauerposten übernahm. Eines Abends, es war beinahe Mitternacht, als wir eben recht vertraulich in einer Laube saßen und die Marchesa Schildwache stand, damit wir vor Ueberraschung sicher seyen, stürzte sie plötzlich mit den Worten: ecco la regina herein. Ich war mit einem Satz aus und hinter der Laube herum und eilte der entgegengesetzten Seite zu, von der ich die

Königin kommen wähnte, aber kaum hatte ich einige dreißig Schritte gemacht, so befand ich mich derselben, die von einigen Damen und Cavalieren begleitet war, en face. Ich konnte ihr nicht mehr unbemerkt entwischen und sie stellte mich sogleich mit den Worten: Ei, was machen Sie denn noch so spät zu Caserta? zur Rede. — Majestät, die herrlichen Nächte haben mich in diesem entzückenden Aufenthalt zurückgehalten. — Und vielleicht noch etwas anderes, versetzte die Königin. — Oh nicht doch, Majestät, sagte ich nun sehr laut, damit es meine beiden Damen hören sollten, um der Königin entgehen zu können; nur das Paradiesische dieses Ortes, dessen Zaubergärten ich auch einmal des Nachts durchwandern wollte, haben mich hierher gezogen. — Lassen Sie das künftig bleiben, sagte die Königin etwas scharf betonend, hören Sie. — Wie Ihre Majestät befehlen, erwiederte ich mit einer tiefen Verbeugung und entfernte mich nach erhaltener Erlaubniß. Ich wollte nun meine Damen noch aufsuchen, konnte sie aber nicht mehr finden, und machte mich nach Neapel auf, überlegend was diese Begebenheit wohl für Folgen haben könne. Caroline sah es nicht gerne, daß man sich zur Nachtzeit in den Gärten von Caserta umtrieb, denn diese waren auch der Tummelplatz ihrer verliebten Intriguen und galanten Abenteuer, deren sie nicht wenig hatte, wie hinlänglich bekannt war. Den andern Morgen schrieb ich sogleich ein Billet an die Marchesa Misuraca, um dieser meine kurze Unterredung mit der Königin mitzutheilen, damit sich die Herzogin Atri und sie darnach richten konnten. Eben war ich im Begriff, das Billet meinem Reitknecht, einem pfiffigen Burschen, zu übergeben, als sich ein Kammermädchen der Misuraca bei mir einfand, und mir mündlich im Namen ihrer Herrschaft zu wissen that, ich möchte mich diesen Abend nach Sonnenuntergang in der Villa Reale einfinden, wo man mich zu sprechen wünsche. Hier traf ich, nachdem ich einigemal auf- und abgegangen war, zwei verschleierte Damen an, die mir ein Zeichen gaben; es war die Marchesa mit einer Cameriera, erstere theilte mir mit, daß die Königin wisse, daß ich in jener Nacht mit Damen im Garten zu Caserta ein Rendez-Vous gehabt, und sie andere Damen beauftragt habe, sich alle Mühe zu geben, um zu erforschen wer jene gewesen seyen, dies habe aber nichts zu sagen, und ich würde dennoch ihre Freundin am sichersten und unbemerktesten in Caserta sprechen können, nur müsse dies nicht mehr in dem Garten selbst, sondern in dem angrenzenden dichten Ulmen-

und Eichenwald geſchehen, und auf dieſe Weiſe ſetzten wir auch unſere Zuſammenkünfte den ganzen Sommer ungeſtört fort. In Caſerta fanden ebenfalls öfters franzöſiſche und italiäniſche theatraliſche Dilettanten-Vorſtellungen ſtatt, bei denen ich thätig mitwirkte, während ich jetzt factiſch eigentlich der Intendant der königlichen Schauſpiele, namentlich von San Carlo war, und Lengavamps wenig mehr als den Namen hatte. Ich wohnte fortwährend allen Proben bei, und regalirte nicht ſelten das ganze probirende Perſonale mit heißem Pollentakuchen, Roſolio ꝛc., wogegen die Cantatrice und Ballerine ſich äußerſt artig und gefällig gegen mich zeigten, und ich war nun ſo ganz in meinem Element, namentlich wiegte mich die Muſik dieſer, in dem chiaro-scuro gehaltenen Morgenproben in ſüße Träumereien ein, und brachte, wie jede ſchöne Morgenmuſik, ein ſeltſames wohlthuendes Gefühl in mir hervor, mich in eine nicht zu beſchreibende, faſt übernatürliche Stimmung verſetzend. Auch verlebte ich manche Nacht in der luſtigen Geſellſchaft dieſer oft ausgelaſſenen aber liebenswürdigen Theaterprinzeſſinnen. Mürat ſelbſt war ein ſo großer Theaterfreund, daß er ſich öfters Morgens von den beſten Schauſpielern und Schauſpielerinnen des franzöſiſchen Theaters zu Neapel aus den vorzüglichſten Trauerſpielen vordeklamiren ließ, und ſo laut, daß die Perſonen, mit denen die Vorzimmer angefüllt waren, glaubten, man habe ſich im Cabinet bei den Köpfen oder es ſey ſonſt ein Unglück vorgefallen. Eine, wegen ihrem ausgezeichneten Talent und ihrer großen Galanterie berühmte Actrice, die eines Morgens eine Audienz bei Mürat hatte, glaubte, als ſie, bevor ſie eingeführt wurde, ein ſolches Getöſe im Cabinet vernahm, man habe den König ermordet, bis ſie ein dienſtthuender Kammerherr eines Beſſern belehrte. Einer dieſer Vorſäle war gewöhnlich mit den dienſtthuenden und andern Offizieren angefüllt, welche ſämmtlich in ſehr reichen, mit Gold- und Silberſtickereien bedeckten Uniformen prangten, ſo daß alle Fremde, welche in dieſen Salen kamen, davon geblendet waren, und namentlich die Damen ſie nicht genug bewundern konnten. Alle die irgend ein Geſuch bei dem König hatten, verließen ihn, nachdem ſie ihn geſprochen, mit ſehr heiterm Geſicht, denn der in der Schlacht furchtbar wilde Krieger war der gutmüthigſte Menſch im Privatleben, aber nicht zum Regieren geſchaffen.

Damals wurde auch unter den Offizieren und überhaupt den

höhern Ständen zu Neapel ganz außerordentlich hoch und viel gespielt, namentlich war das Haus des Prinzen Pignatelli eines der berüchtigtsten Spielhäuser, und ich hatte einen Abend über Tausend Ducati in demselben gewonnen, von denen ich aber bald sagen konnte: wie gewonnen so zerronnen. In manchen dieser Häuser ging es auch eben nicht zum ehrlichsten her, und die neapolitanischen Adeligen rupften die Offiziere und Angestellten nicht übel, sich allerlei Spiel-Kunstgriffe und Kniffe erlaubend. Eines Abends, es war nicht lange vor meinem plötzlichen Abmarsch von Neapel, pointirte ich stark im Pharo, ein gewisser Martin, ein Franzose, hielt die Bank, ich verlor ansehnliche Summen, aber der König, der hinter mir stand, encouragirte mich fortwährend zu duplicren, und als ich schon über 3000 Franken verloren und kein Geld mehr bei mir hatte, sagte er mir: »nur zu, ich repondire für Alles;« ich verspielte nun noch 6000 Franken auf Parole, Mürat versprach mir, sie an Martin zu bezahlen, was er diesem auch zurief, und dem ich einstweilen einen Schein darüber zustellte. Mürat vergaß es und ich fiel bald darauf in Ungnade, wurde nach Corfu geschickt, und die Schuld blieb hängen. Anfangs Winter dieses Jahres veranstaltete Mürat ein seltsames Fest, zu dem die Gäste Einladungskarten für ein Festino und Souper suspendu im Saal von San Carlo erhielten. Jedermann zerbrach sich den Kopf, was dies wohl für ein Souper seyn möge, und die meisten meinten, daß man dabei wohl hungrig nach Hause gehen würde. Dem war aber nicht so. Als um Mitternacht der Tanz suspendirt wurde, lud man sämmtliche Damen ein, sich auf die, den Olymp vorstellende Bühne zu begeben, auf welcher eine große Tafel in Hufeisenform gedeckt war, auf der sich aber auch nicht eine Idee von einer Speise vorfand, man sah sich verwundert einander an, die Damen fragten die hinter ihnen stehenden Herren, was denn dies zu bedeuten habe, als sich plötzlich der Himmel, nehmlich der Theaterhimmel dicht und stark bewölkte, dann aber vertheilten sich die Wolken wieder, und zwischen Himmel und Erde schwebten unzählige silberne Schüsseln, aus denen der Geruch der köstlichsten Speisen dampfte. Die Schüsseln wurden nun bis beinahe vor die Nasen und Mäuler der harrenden Gäste herabgelassen, als aber einige darnach greifen wollten, da entschlüpften sie ihnen schnell, sich wieder in die Höhe erhebend, dann ließen sie sich wieder herab, um abermals den hungrigen

Mäulern durch das Hinauffahren zu entgehen. Dies Manöuvre wurde so lange wiederholt bis es schien als wollten die Gäste endlich die Geduld verlieren. Jetzt wurden alle Speisen, und mit ihnen die köstlichsten Weine, Liqueure und andere Getränke herab und auf die Tafel niedergelassen, wo sie unwandelbar stehen blieben, und mit dem heitersten Humor von der Welt verzehrt wurden, worauf man wieder bis gegen Morgen tanzte. Das Stückchen war eigentlich meine Erfindung, ich ließ aber gerne Seiner Majestät die Ehre.

Anfangs September wurde einem alten Herkommen gemäß in der Kirche der Madonna di Piedi-Grotta am Pausilippo ein seltsames und sehr lebendiges Fest gefeiert, welches Carl III. nach dem Sieg bei Velletri, wo er ein Gelübde gethan, dieser Madonna mit seinem ganzen Heer zu danken wenn er siegen würde, stiftete. Weit her aus der Umgegend Neapels, von allen Inseln und selbst aus den Apuglien und Calabrien strömen die schön geputzten Landleute, besonders auch die Frauen in ihren romantischen Nationaltrachten herbei und treffen schon am Abend vor der Feier ein, wo sie die Nacht im Freien auf und unter dem Pausilippo mit Beten, Singen und Tanzen beim Fackelfeuer zubringen, und wo sich dann die zum Theil halb griechischen, mit Gold- oder Silberborden besetzten Trachten der Bilanellen beim Schein der Feuer, so wie die oft sehr hübschen und ausdrucksvollen braunrothen Gesichter recht malerisch ausnehmen. Uebrigens geht es hier ungefähr so zu wie bei manchen deutschen Wallfahrten, mit Ausnahme daß man keine Betrunkene sieht. Alle mögliche Eßwaaren, besonders Maccaroni und Eier werden in kleinen Buden feilgeboten, und ein ganzer Jahrmarkt hat sich um die kleine Kirche gebildet. Mit Sonnenaufgang strömt das Volk von Neapel in großen Massen durch die Villa Reale und längs der Chiaja hin, seinen Antheil an der frommvergnügten Feier zu nehmen, die vornehme Welt und der Hof begeben sich aber erst in den Nachmittagsstunden oder gegen Abend in ihren Prachtkarrossen dahin, um zu beten und den Jubel des Volks zu schauen. Unter der Herrschaft der Bourbonen soll dieses Fest mit außerordentlichem Prunk von der königlichen Familie begangen worden seyn. Es endigte sich ziemlich bacchantisch, mit Tanz, Essen, Trinken und Feuerwerk, einige fünfzig Böller verrichteten Kanonendienste und wurden unaufhörlich abgefeuert. Den dritten Tag zogen die Fremden

aus den Provinzen und die Bewohner der Inseln unter Gesängen wieder ab.

Die Theater nahmen nun fast alle meine Zeit in Anspruch, und ich war darauf bedacht, für den Winter und den nächsten Carneval besonders hübsche Ballette in Scene zu setzen. Obgleich ich fortwährend mit Hindernissen und ewigen Intriguen zu kämpfen hatte, bei denen namentlich ein gewisser Montforte, Secretär der Intendanz, eine große Rolle im Trüben spielte, so ließ ich mich durch nichts abschrecken, und setzte, Energie und Beharrlichkeit zeigend, meinen Willen jedesmal durch; freilich hatte ich einen guten Hinterhalt an Sr. Majestät, die ganz Soldat, auch alles militärisch geordnet haben wollte, mit einem: so will ich es, alle Kabalen durchhieb, und mich dadurch in den Stand setzte, auf das wirksamste zu handeln. Für die Stagione des Carnevals hatte ich die beiden Theile der Nymphe der Donau, das bekannte Volksmährchen von Hensler zu einem Ballet bearbeitet, dabei die meiste Musik Kauers beibehalten, und aus noch vielen andern deutschen Opern, wie dem Opferfest, Maria Montalban, dem rothen Käppchen, der Zauberflöte ꝛc., die gefälligsten Melodien entnommen. Die Maschinerien wurden bewundernswerth ausgeführt, namentlich die Donau von wassergrünem Flor, der sich auf Walzen bewegend, die natürlichsten Flußwellen schlug, indem der Flor, auf der einen Seite des Theaters herein, auf der andern hinausströmend, unter der Bühne wieder auf die andere Seite überging und so fortwährend im Kreislauf wiederkehrte; ein einziger Mann setzte den ganzen mächtigen Strom in Bewegung, alle Verwandlungen, wie die des Baumes in eine Windmühle, des Gartenhauses in das Geisterzelt ꝛc. waren, so wie noch andere Verwandlungen, von meiner Erfindung, bewundernswürdig von dem Maschinenmeister ausgeführt; über alle Beschreibung prächtig war aber das sich aus den Fluthen erhebende Crystallschlößchen am Ende des ersten, und der Crystallsaal selbst, am Ende des zweiten Theils, alle Mosaikverzierungen dieser Dekorationen waren von bunt in allen Farben spiegelnden Steinen von Glas, hinter denen Lichter angebracht waren, wodurch das Auge wirklich eine Feerei zu erblicken wähnte. Die Tänzerin, welche die Nymphenkönigin Hulda machte, hatte einen wahren, fast ätherisch schlanken Nymphenwuchs, und die smaragdgrüne Schilfkrone stand ihrem schönen Gesichtchen allerliebst. In ganz Neapel sprach man von der be-

vorstehenden Aufführung dieses Wunderballets, für dessen Ausstattung keine Kosten gespart waren, wie von einem Phänomen, und freute sich darauf. Vier lebendige Schwäne wurden abgerichtet um Huldas Muschelwagen scheinbar zu ziehen, indem man sie gewöhnte, sich eine Viertelstunde lang in einer großen, mit Wasser angefüllten blechernen Kufe ruhig in derselben Lage zu halten. Die Tänze der Hochzeitsgäste waren zum Theil grotesk und charakteristisch, die in Huldas Wasserpallast äußerst graziös und wollüstig. Zwar hatte man auch hier meinen meisten Anordnungen bösen Willen entgegengesetzt, berief sich darauf, daß seit das Theater stünde, man das Wasser hin- und herzerre, daß tanzende Mehlsäcke nicht erhört seyen, Pagoden Niemand kenne, nur Harlequin aus einem Ei kriechen dürfe u. s. w.; ich schlug aber die Einwendungen meistens mit dem vorangeschobenen Willen Murats nieder, und wenn man mir wegen der Maschinerie deren machte, so sagte ich: dann werde ich ein Paar Zimmergesellen aus Deutschland kommen lassen müssen, die werden mich sogleich verstehen und die Sache ausführen, ich sehe wohl, daß man aus jedem Tischler in Deutschland einen trefflichen Maschinisten in Italien machen kann. — Freilich machte ich mir dadurch wieder viele neue Feinde, aber ich konnte nicht anders, wollte ich durchgreifen.

Ende Oktober kehrte der Hof nach Neapel zurück und installirte sich wieder im Palazzo-Reale. Ich setzte mein Verhältniß mit der Marchesa Caracciolo und der Herzogin von Atri fort, während ich auch die Liebkosungen meiner schönen italiänischen Donaunymphe nicht verschmähte. Meine Zusammenkünfte mit der Herzogin waren jetzt sehr romantisch, denn sie fanden meistens um Mitternacht auf der, in einen Garten verwandelten Terrasse eines Hauses statt, zu der ich nur durch ein anderes, drei Häuser davon entferntes Gebäude, von dem ich über die dazwischen liegenden Terrassen, alle von gleicher Höhe, nicht gefahrlos kommen konnte, wo wir uns dann in einer zwischen duftenden Blumenbeeten stehenden Laube trafen. Dieses Verhältniß mußte aus mehreren Gründen äußerst geheim gehalten werden, besonders aber weil ich seit Kurzem einen sehr mächtigen Nebenbuhler hatte, und der kein anderer als Se. Majestät selbst war, aber, wie mich die Herzogin feierlichst versicherte und beschwor, von ihr nicht erhört würde; ich zweifelte, denn ich wußte längst, was es mit diesen feierlichen Versicherungen und Schwüren der Damen auf sich hat.

Sie aber meinte, wir müssen unser Einverständniß um so geheimer halten, weil der König sonst leicht auf den Gedanken kommen könnte, ich schöpfe die ganze Kraft meines Widerstandes in den Armen eines andern Geliebten. Eines Abends stellte sie mir ein ziemlich schweres Päckchen, in ein Papier gewickelt, zu, mit der Bitte, es zu öffnen. Ich that es, und fand ein sehr zierlich gearbeitetes silbernes Ei von der Größe eines Enteneis an einer venetianischen Kette befestigt, das sich durch einen leichten Druck in der Mitte öffnete, wo sich dann ein goldner Dotter zeigte, auch dieser öffnete sich und man erblickte nun ein Herz von Rubinen, das durch eine blitzende Flamme von Diamanten entzündet und von einem Smaragdenband umgürtet war. Das Kleinod war von bewundernswürdiger Arbeit, das Innere des Eis hatte weiße, mit Perlen und Edelsteinen besetzte Emaille, Blumenbouquete bildend, ebenso das Innere des Dotters, nur waren sie noch weit kostbarer. Mariana, der Taufname der Atri, sagte mir, sie habe das prächtige Geschenk diesen Morgen auf ihrer Toilette gefunden, ohne den Geber zu kennen, der aber wohl kein anderer als der König selbst seyn könne. Ich entdeckte jetzt, daß sich auch das Rubinenherz noch öffnete, was die Herzogin bisher nicht gewußt, und fand ein mit Rosen verschlungenes brillantes und gekröntes M. in demselben. — Was soll ich nun damit anfangen? fragte sie mich; an ein Zurückgeben ist wohl nicht zu denken, da ich nicht einmal weiß, wer es überbracht und Niemand von meinen Leuten etwas davon wissen will; meinem Manne mag ich auch nichts davon sagen, dies wäre ganz unnütz. — Ich rieth ihr, mit etwas mißtrauischen Blicken, es zu behalten bis sie Gewißheit über den Geber habe. Dies Geschenk war jedoch Ursache, daß es einiges Schmollen zwischen uns setzte.

Eine sehr tragische Begebenheit, die um Weihnachten vorfiel, machte damals großes Aufsehen und setzte ganz Neapel und besonders die Geistlichkeit in Allarm. Ein Neapolitaner, der seine Gattin und deren Beichtvater en flagrant delit ertappte, hatte beide ermordet. Das in große Unruhe versetzte Heer der Pfaffen wollte, daß der Mann eine exemplarische Strafe, wenigstens den Feuertod erhalten oder geviertheilt werden sollte, das gewöhnliche Hängen, Erschießen oder Guillotiniren war ihnen viel zu gelinde, denn einem solchen Bösewicht, der es wagte, seine verruchte Hand an die geheiligte Person eines Beichtvaters zu legen, der, wenn

er auch ein sehr menschliches Verbrechen beging, doch immer eine gottgeweihte und geheiligte Person sey, müsse die ärgste Strafe, die zu erdenken, werden. Aber siehe da, nachdem die Sache gehörig untersucht war, begnadigte Mürat den Mörder dahin, daß er ihn mehrere Monate in einen Kerker der Festung Gaëta setzen, dann aber wieder frei ließ. Bald nachher fand man ihn ermordet in seiner Wohnung zu Neapel, ohne daß es möglich war, den Mörder ausfindig zu machen. Bei der Untersuchung hatte sich herausgestellt, daß der Pfaffe schon vor der Verheirathung der Gattin des nun auch Getödteten einen vertrauten Umgang mit derselben gehabt, und der Stifter dieser Ehe, die ein so furchtbares Ende genommen und allen dreien so übel bekam, gewesen war.

Die Proben meines Ballets, bei denen ich das Personal immer mit köstlichen Erfrischungen bewirthete und ein ordentliches Büffet errichtet hatte, hatten ungestört ihren Fortgang, und dasselbe sollte im Monat Januar (1812) zugleich mit einer neuen großen Oper zur Aufführung kommen. Die Weihnachten gingen auch dieses Jahr recht vergnügt für mich vorüber, die Buden der Toledostraße waren auf das eleganteste herausgeputzt und mit künstlichen und natürlichen Kostbarkeiten, die letztern in den ausgesuchtesten Obstsorten, Gemüse, Früchten, gemästetem Federvieh, Raritäten aus dem Reich der Vierfüßler, der Fische und der Vögel bestehend, überladen. Riesenhummern und Ortolanen, Mandaringas und Ananas, Eiertrauben und frische Corinthen ragten einladend zwischen Blumen, Lorbeern und Myrthen hervor; aber weit anständiger wurde die Weihnachtsfeier und besonders die Mitternachtsmesse hier als in Rom begangen, wo die Römer meist einen bacchantischen Tumult in den Kirchen machen und alle mögliche Profanationen begehen. Auch die Neujahrsgratulationen wurden mit der gehörigen Feierlichkeit ausgeführt und dargebracht, und waren besonders bei Hof außerordentlich glänzend, nur bei meinem Vetter Moritz war es diesmal anders, er hatte durch eine unglückliche Baumwollspekulation, und zwar durch die Schuld der französischen Regierung, welche in Livorno Beschlag auf seine Schiffe, als verdächtig mit England commercirt zu haben, gelegt hatte, bedeutend verloren. Der Verdacht erwies sich zwar als völlig unbegründet, aber bis dies ausgemittelt war, worüber mehrere Monate vergingen, war die Baumwolle um 40 Procent gefallen, Moritz verlor über eine halbe Million und hatte nicht die mindeste Vergütung

zu hoffen. Dergleichen unverzeihliche Gewaltstreiche machte sich damals die französische Regierung oder vielmehr der an der Spitze derselben als unumschränkter Tyrann stehende Napoleon schuldig. Einer der tollsten und unsinnigsten der Art war ohne Zweifel die Verbrennung aller englischen Waaren auf dem Continent, eine Maßregel eben so lächerlich als fruchtlos, die alle Gemüther, selbst die der ergebensten Satelliten des Kaisers erboste; auch wurde sie an vielen Orten, namentlich in Neapel, mehr zum Schein als in der Wirklichkeit vollzogen, da man die größten Vorräthe verbarg und die Behörden selbst gerne durch die Finger sahen; doch hatte, was hier wirklich verbrannt wurde, immer noch einen Werth von mehr als 10 Millionen, und in ganz Europa weit über mehrere hundert Millionen. Ueberall knirschte trotz Polizei und Spionen das Volk mit den Zähnen, murrte und fluchte, als die Flammen die kostbaren Waaren verzehrten und diese in Rauch aufgingen. Wie viel Armen und Unglücklichen hätte man damit nicht aus größter Noth helfen können, wenn man denn durchaus einmal einen solchen unnützen und albernen Gewaltstreich begehen wollte; die Sache hätte dann wenigstens noch eine Art Entschuldigung, wenn auch absurd genug, gefunden; aber so war das gelindeste Urtheil, das man aus dem Mund des Volkes hörte, welches sich die Sache gar nicht zu erklären wußte: „der Napoleon muß ein Narr geworden seyn!“ — Doch die furchtbare Nemesis war bereits im Anzug.

Das erste Festino in San Carlo, welches der Hof dieses Jahr gab, besuchte ich wieder in einem prächtigen Don Juans-Costüme, einer meiner Kameraden machte den Leporello. Den Anzug hatte ich von dem Theaterschneider dazu machen lassen. Der Mantel von purpurfarbigem Thronsammet, war überaus reich und künstlich mit Gold und Perlen gestickt, hatte Bouillonfransen und war mit weißem Atlas mit goldnen Bienen besäet, gefüttert. Auf dem Hut waren fünf tadellose prächtige weiße Schwungfedern, durch eine brillantne Agraffe zusammengehalten, und die Kiele derselben mit Zahlperlen bis an die Spitze besetzt, der übrige Anzug harmonirte vollkommen mit dieser Pracht. Auf den Schuhen blitzten brillantene Rosetten und die Halskette war von kostbaren Edelsteinen. Alle diese Kleinodien hatte ich bei verschiedenen Damen geliehen. Den Saal mit meinem Leporello durchstreichend, fragte mich dieser bei jeder schönen weiblichen Maske: Signor

Don Giovanni, soll diese auf das Register? — und wenn ich bejahend zunickte, schrieb er sie sogleich in das bei sich führende Buch ein. Dieser Scherz zog mir aber schon auf dem Ball einige Verdrießlichkeiten zu, sollte aber noch ernstere Folgen haben, auch schien Mürat die Sache, so wie mein ganzer, zu brillanter Anzug eben nicht sehr zu goutiren, und er war, als ich ihn einigemal anredete, ganz gegen seine Gewohnheit kalt und kurz angebunden; auch merkte ich, daß meine Feinde zu meinem Nachtheil sehr thätig waren. Indessen lief auf dem Ball noch alles ganz gut ab, und ich verließ ihn zufrieden mit der Rolle die ich gespielt hatte, gegen Morgen. Als ich aber, nachdem ich ein Paar Stunden geruhet, erwachte, empfing ich ein Billet von einem Bataillonschef der Garde-Grenadiere, Namens Colard, der sich beleidigt fand, daß ich auch seine hübsche junge Frau auf mein Don Juans-Register hatte setzen lassen, mich deßhalb zur Rede stellte, und Auskunft verlangte. Ich begab mich auf der Stelle selbst zu ihm, ertheilte ihm mein Ehrenwort, daß die ganze Sache durchaus nichts als ein erlaubter Maskenscherz gewesen sey, erklärte mich aber zu gleicher Zeit bereit, ihm jede Satisfaction, die er nur wünschen könne, zu geben. Der Mann war aber mit meiner Erklärung zufrieden, lud mich ein, mit ihm zu dejeuniren, was ich annahm, seine liebenswürdige Frau erschien bei dem Frühstück, wo wir über den ganzen Vorfall scherzten; und wer weiß, ob Madame Colard nicht wirklich auf mein Register gekommen wäre, wenn mich nicht ein schon im Anzug befindliches Ungewitter im Sturm aus Neapel entfernt und weit über das Meer geschleudert hätte.

Damals begann man schon von einem neuen bevorstehenden Krieg, an dem das neapolitanische Heer und sein Herrscher thätigen Antheil nehmen sollte, zu murmeln, und da man wohl wußte, daß sich das Ungewitter in Nordosten zusammenziehe, so freute ich mich schon darauf, endlich einmal Deutschland wiederzusehen und mich in meiner Heimath und bei meinen Verwandten in meiner militärischen Gloire präsentiren zu können. Ich beeilte nun, so viel es an mir lag, die Aufführung des neuen Ballets, die Donaunymphe, da mir viel daran lag, dasselbe noch in Scene gesetzt zu sehen, bevor wir ausmarschirten. Schon war der Tag bestimmt, und die Generalprobe mit vollem Orchester, Costümen, Dekorationen und Maschinerie angesagt, der Mürat selbst beiwohnen wollte. Sie lief glücklich und zur Zufriedenheit aller Anwesenden ab, zwei Tage

darauf sollte die Vorstellung seyn; aber den Morgen nach dieser Probe erhielt ich in aller Frühe eine Ordre von dem Kriegsminister, mich bereit zu halten, binnen 24 Stunden mit einem Detaschement neapolitanischer und französischer Truppen nach Tarent abzumarschiren, wo mich weitere Verhaltungsbefehle erwarteten. Beim Durchlesen dieses Befehls war ich wie vom Himmel gefallen, hielt das Ganze anfänglich für einen Irrthum, eilte in das Kriegsministerium, wo ich durch einen der Büreauchefs erfuhr, daß kein Irrthum möglich, der Befehl vom König selbst gekommen sey, und zwar mit dem ausdrücklichen Beisatz, ihn augenblicklich zu vollziehen. Nun war ich wie vom Donner gerührt, und wußte mir die Sache nicht zu erklären, noch vor wenig Tagen hatte ich aus guter Hand erfahren, daß der König die Absicht habe, mich nächstens zum Stabsoffizier zu befördern und unter die Zahl seiner Adjutanten aufzunehmen, und nun diese plötzliche allerhöchste Ungnade. Ich eilte in den Pallast, konnte aber nicht vor Mürat kommen, sondern nur soviel von dem diensthuenden Kammerherrn herausbringen, daß wenn der Kriegsminister eine solche Ordre bekomme, es auch seine Richtigkeit damit und sein Bewenden dabei haben müsse, und dies theilte er mir mit sehr trocknen Worten mit, nachdem er wieder aus dem königlichen Cabinet gekommen war. Ich sprach noch die Cavalcanti, die aber von allem nichts wußte, und einige andere Bekannte, die mich mit ein Paar bedauernden Worten und Achselzucken entließen, und empfand so was es heißt, in eine königliche Ungnade zu fallen. Ich sah nun wohl ein, daß mir hier nichts anders übrig bleibe, als Ordre zu pariren, ließ packen und machte mich zum Abmarsch bereit. Noch aber wollte ich die Herzogin von Atri sprechen und begab mich deßhalb zu ihrer intimen Freundin, diese zu bitten, eine lezte Zusammenkunft zu veranstalten. Die Marchesa Misuraca fuhr sogleich zur Atri, kam jedoch sehr schnell wieder zurück, und entdeckte mir, daß diese seit vierundzwanzig Stunden äußerst streng von ihrem Gatten bewacht würde, so daß sie keinen Schritt ohne denselben zu thun vermöge, und daß dies durch den Einfluß einer allerhöchsten Person geschehe, der König sey jedenfalls dabei im Spiel. Durch ein späteres Schreiben von dieser Dame erfuhr ich, daß ich mir Murats Ungnade sowohl durch meine Bekanntschaft mit der Herzogin von Atri, wie durch meine zu große Vertraulichkeit mit der ersten Tänzerin, auf welche Se. Majestät ebenfalls ein Auge ge-

worfen hatte, zugezogen. Ich meldete mich nun bei dem Bataillonschef, der die nach Tarent bestimmten Truppen befehligte, und mir eine Compagnie zur Führung übergab. Nach einer fast schlaflosen Nacht marschirte ich in aller Frühe mit diesen Truppen aus Neapel in einer höchst düstern und melancholischen Stimmung ab, so traurig hatte ich bis jetzt noch keine Garnison verlassen. Noch 24 Stunden vorher sah ich mich auf dem Gipfel des Glücks, hoffte bald ein Oberstpatent in meinem Portefeuille zu haben, sah mich als Murats Adjutant, ein Generalspatent konnte dann auch nicht lange mehr ausbleiben, dem der Marschallsstab bald folgen mußte, mit dem jetzt immer ein Duc und vielleicht auch ein Herzogthum verbunden war, wenn mir das Glück in einem Feldzug günstig seyn würde, vielleicht gar einmal das Großherzogthum Frankfurt, und während ich so à la Milchmädchen träumte und Pläne machte, brach auch mein Topf und eine einzige Ordre vernichtete alle. — Aber wie bald sollte es nicht hundert Andern und selbst Murat und Napoleon ebenso ergehen. — Erst in Tarent sollte ich völlige Gewißheit über mein Schicksal erhalten, und bis dahin plagte mich obendrein eine peinliche Unruhe, das Schlimmste von Allem. — Indessen wer weiß wozu es gut war; wäre es nicht so gekommen, so hätte ich mit nach Rußland gemüßt, vielleicht in dessen Eisfeldern mein noch junges Leben ausgehaucht, und dann wäre die Welt nie mit diesen Memoiren beschenkt worden. Wollte Gott, es wäre so geworden, höre ich manchen gestrengen Moralisten und gelehrten Zopfkritiker ausrufen. — Der Himmel hat es aber einmal nicht so gewollt, meine gestrengen Herrn von der Hallischen, Jenaer und anderer Litteraturbasen. — Bald darauf brachen Murat, seine Garden und seine Armee nach Deutschland auf, um sich dem großen, sich daselbst versammelnden Heer anzuschließen, das Rußland — nicht eroberte.

III.

Marſch von Neapel nach Tarent. — Eine Zuſammenkunft zu Caſerta. — Die caudiniſchen Engpäſſe. — Avelino. — Dentecane. — Ariano. — Barletta. — Bari. — Tarent. — Einſchiffung nach Corfu. — Seegefecht auf der Höhe von Tunis. — Ankunft zu Corfu. — Beſchreibung der joniſchen Inſeln. — Ueberblick der Geſchichte von Corfu. — Der heilige Spiridion und ſeine Feſte. — Die griechiſchen Dorffeſte. — Das Theater und Liebhabertheater. — Seltſame Zuſammenſetzung der Garniſon. — Vallea Caſtrizza. — Ein Exorcismus. — Erdbeben. — Türkiſche Tabacksbeutel. — Ein giftiger Schlangenbiß. — Capo d'Iſtria. — Die Entführung einer Braut. — Ein Seeturnier. — Paxo. — Parga. — Preveſa. — Ithaki. — Santa Maura. — Der leukadiſche Felſen. — Fano. —

Kaum hatte ich noch ſo viel Zeit übrig gehabt, vor meinem Abmarſch meinen beſten Freunden und Bekannten in Neapel ein Lebewohl im Vorübergehen zu ſagen. Ueber fünf Vierteljahre hatte ich in dem ſchönen Parthenope ein äußerſt angenehmes Leben in dolce giubilo und a fare l'amore zugebracht, und ſah die Stadt, in der es mir ſo wohl ergangen war, der ich jezt den Rücken wenden mußte, und noch manchen Blick ſchenkte, vielleicht für immer aus den Augen ſchwinden. Was mich mit am meiſten ſchmerzte, war, daß ich mein Ballet, mit dem ich mir ſo viel Mühe gegeben, nicht einmal aufführen ſehen ſollte, dies wollte mir anfänglich gar nicht aus dem Sinn. Bei ziemlich trübem Wetter, das mit meiner Stimmung harmonirte, marſchirten wir aus, unſere erſte Etape ſollte Nola ſeyn. Als wir auf dem halben Weg dahin Halt machten, kam ein zweirädriges Cabriolet in großer Haſt gefahren, und hielt, als es die Truppen erreicht hatte, ſtill; ein Menſch in Civilkleidern ſprang heraus, erkundigte ſich nach mir und übergab mir ein Billet, das ich ſchnell erbrach und in welchem ich im Namen der Ducheſſa d'Atri dringend aufgefordert wurde, mich, ſobald ich dieſe Zeilen geleſen, doch ſogleich nach Caſerta zu begeben, wo mich erſtere noch einmal

zu ſprechen wünſchte, ſie habe jetzt nach meiner Abreiſe ihre Freiheit wieder erhalten; dem Ueberbringer möge ich Antwort mitgeben. Ich ging zum Bataillonschef, um von dieſem die Erlaubniß zu erhalten, mich auf 6—8 Stunden entfernen zu dürfen, indem ich jedenfalls mit der Nacht in Rola eintreffen wolle. Dieſer wagte es jedoch nicht die Verantwortlichkeit auf ſich zu nehmen und verſtand ſich nur dazu, meine Abweſenheit ignoriren zu wollen, ſo lange dieſelbe unbemerkt bleiben und keinen Eclat machen würde. Ich ſchrieb nun mit Bleifeder auf ein Blättchen: daß ich in einigen Stunden zu Caſerta an dem mir angegebenen Ort eintreffen würde. Das Detachement marſchirte weiter, ich blieb mit einem Bedienten zurück, ritt in geſtrecktem Trabe über Marigliano und Acerra nach Caſerta und legte den 6 Stunden langen Weg in weniger denn zwei zurück. Die ſchweißtriefenden Pferde ließ ich einſtellen und eilte in den Garten, wo ich Niemand fand. Bereits wartete ich an dem von Neapel kommenden Weg beinahe eine Stunde, als ich endlich ein Miethsfuhrwerk von daher antraben ſah. Ich ſtellte mich hinter ein Gemäuer, um den Wagen ungeſehen vorüberfahren zu laſſen und erblickte in demſelben zwei hübſche und ſehr nett gekleidete Landmädchen, die ich aber bald für die Ducheſſa und ihre Freundin erkannte, ich eilte ihnen nach und half den ſchmucken Contadinen aus dem Wagen als er an der Lokanda hielt, wo ich mir ſchon ein Zimmer hatte geben laſſen. Jetzt ſchloß ich die heftig weinende und mir um den Hals fallende Atri in die Arme, die mir ſchluchzend ſagte, wie ſehr ihr dieſe ganz unerwartete Trennung zu Herzen gehe, daß ſie untröſtlich ſey u. ſ. w., daß ſie überzeugt, daß der Schlag vom König ſelbſt käme, ihn aber unſere gemeinſchaftlichen Feinde herbeigeführt hätten. Ich ſuchte nun alle möglichen Troſtgründe hervor, wie: daß Tarent nicht aus der Welt liege, ich ſpäter gewiß wieder nach Neapel zurückkommen würde, und Aehnliches, aber dies Alles fruchtete wenig, ſie behauptete, daß wir uns jetzt zum Letztenmal ſähen, und hatte Recht. Die beiden Damen waren, um ganz unbemerkt nach Caſerta zu kommen, aus einem Caſino in der Nähe von Neapel abgefahren, in welchem ſie ſich als Landmädchen verkleidet, und wohin ſie den Miethswagen hatten kommen laſſen. Wir brachten noch ein Paar ſelige Stunden hier zu und verſicherten uns beim Abſchied mit thränenden Augen ewige Liebe, Nimmervergeſſen und was dergleichen Larifari mehr

sind, meine theure Geliebte gab mir beim Abschied eine in Gold gefaßte Locke nebst einem Ring, wogegen ich ihr ein Büschelchen von meinen Haaren abschneiden mußte. Nach einem reichlichen Thränenbad von Seiten der Damen, stiegen diese in ihren Wagen, um nach Neapel zurückzukehren, während ich im Galopp auf dem entgegengesetzten Weg davon jagte, aber über Maddaloni und Arienza reitend mich verirrte und statt nach Nola in die Valle Caudina (Furcae Caudinae), jene berühmten Engpäße gerieth, in welchen vor mehr als ein Paar Tausend Jahren (430 nach Erbauung der Stadt Rom) das römische Heer sammt seinen Consuln von den Samnitern so gänzlich eingeschlossen wurde, daß es schimpflicher Weise die Waffen strecken mußte. Die Consuln, aller Zeichen ihrer Würde durch die Lictoren beraubt, mußten mit dem Heer, fast nackend Mann für Mann durch das aus drei Lanzen gebildete Joch unter dem Hohngelächter der diesem Schauspiel frohlockend zusehenden Feinde ziehen. Die Römer konnten keinen Schlupfwinkel finden, der verborgen genug gewesen wäre, ihre Schande zu verstecken und verschmähten alles Anerbieten der großmüthigen Capuaner, die ihnen neue Waffen, Kleider, Lebensmittel und Pferde geben wollten, sie verkrochen sich vor dem Tag und vor den Menschen. Der Unwille des Volkes in Rom über diese Behandlung war aber so groß, daß es den Senat zwang, den geschlossenen Vertrag für null und nichtig zu erklären und die Consuln zurück schicken mußte, die aber die Samniter nicht annahmen. Es kam nun zur blutigen Erneuerung der Feindseligkeiten, denen die Samniter endlich unterlagen, und nachdem die Römer ihre 600 Geiseln befreit und das Heer der Feinde ebenfalls gefangen hatten, war es jetzt an diesen, das Joch zu passiren. Das blutige Spiel endigte sich mit dem gänzlichen Untergang der Samniter.

Ich ritt, in diesen Engpässen irrend, hin und her, und fand sie durchaus nicht so unübersteigbar, daß sich ein Heer, besonders nach Benevento zu, wo sich das Thal sehr erweitert, nicht hätte einen Ausgang bahnen können; auch sind die Berge auf beiden Seiten an vielen Orten nicht so steil, daß sie nicht zu erklettern wären, indessen ist es wohl möglich, daß auf einem so vulkanischen Boden, wie dieser Theil von Italien, sich seit jener Zeit das Terrain verändert hat, namentlich durch die häufigen Erdbeben. Während ich mich vergeblich nach einem nach Nola führen-

den Weg umſah, brach die Nacht herein; nach langem Umherirren kam ich endlich in ein elendes Dorf in der Nähe von Benevento, wo ich mich entſchloß einen Theil der Nacht zuzubringen, da ſowohl die Pferde wie ich zum Umfallen ermüdet waren. Zwei Stunden nach Mitternacht ſtand ich jedoch auf und machte mich, ohne viel geruht zu haben, wieder auf den Weg, denn ich fürchtete, daß weil ich mich nicht in Nola eingefunden, der Bataillonschef meine Abweſenheit melden möchte, was mir bei der Stimmung Murats hinſichtlich meiner, höchſt nachtheilig werden und die ſchlimmſten Folgen haben konnte. Da ich wußte, daß das zweite Nachtquartier in Avelino beſtimmt, und ſicher war, daß das Detachement bereits von Nola abmarſchirt ſeyn müſſe, ſo beſchloß ich gerade nach Avelino zu reiten, und meine lange Abweſenheit mit meiner Verirrung zu entſchuldigen. In Benevento nahm ich einen berittenen Führer mit, den ich gut bezahlte, und traf noch vor unſern Quartiermachern in Avelino ein, wo ich das Bataillon mit Sehnſucht erwartete. Es kam erſt den Nachmittag an, ich meldete mich ſogleich bei ſeinem Commandanten, dem ich die Fatalität meiner Verirrung mittheilte. — Es iſt die höchſte Zeit, daß Sie ſich einfanden, verſetzte er, denn ſonſt hätte ich Sie melden müſſen. — Alſo noch nicht gemeldet, rief ich aus, und ein ſchwerer Stein fiel mir vom Herzen. Ich erzählte nun dem braven Mann wie es mir ergangen, und bemerkte ihm lächelnd, daß wenn ich gewußt, daß ich in die forche caudine gerathen, ich mich gar nicht entfernt haben würde, indeſſen ſey es mir als Soldat doch lieb, dieſe geſchichtlich ſo merkwürdige Poſition kennen gelernt zu haben. Der gute Mann wußte aber gar nicht was ich damit ſagen wollte, denn die Geſchichte war ihm ſo fremd als das Innere der Erde; er ließ ſich den Unfall der Römer von mir erzählen, hörte mir mit großem Vergnügen zu und hielt mich von jetzt an für einen grundgelehrten Mann und tüchtigen Militair, ſo daß er mich bei allen Kleinigkeiten auf dem ganzen Marſch um Rath fragte und ich auf dem beſten Fuß mit ihm ſtand. Avelino iſt ein altes häßliches Städtchen, aber befeſtigt, und liefert die in Neapel ſo beliebten und wirklich köſtlichen Avelini, eine Gattung ſehr wohlſchmeckender Haſelnüſſe. Den nächſten Tag marſchirten wir nach Dentecane und zwar bei einer für dieſe Gegend grimmigen Kälte, ein ganz abſcheuliches Neſt, das ſeinem Namen (Hundezahn) alle Ehre macht. Die Quartiere der Offiziere waren

abſchreckend, ſelbſt für baares Geld nichts zu haben und die Soldaten lagen wieder in den Kirchen. Den 4ten Tag kamen wir nach Ariano bei fortwährend ſteigender Kälte und ſtarkem Schneegeſtöber. Dieſe Stadt liegt ſehr hoch, hat an 10,000 Einwohner und über 20 Klöſter, wir kamen halb erfroren und halb verhungert daſelbſt an, hatten einen Raſttag um uns zu reſtauriren, aber die Quartiere waren nicht viel beſſer als in Dentecane. Da ich meiſtens ritt, hatte ich mir beinahe die Füße erfroren, und konnte nur mit aller Mühe einige Paar wollne Halbſtrümpfe auftreiben, mich vor der Kälte zu ſchützen, ſolches Wetter hatte ich im ſüdlichen Italien noch nicht erlebt, ich trug in der Regel gar keine Strümpfe in den Stiefeln. Ariano liegt auf einem dreifachen ſehr hohen Hügel, der die ganze Umgegend beherrſcht; man überſieht von hier aus nicht nur die großen Ebenen der Puglia, ſondern man erblickt auch das tyrrheniſche und das adriatiſche Meer, ſo wie eine lange Kette der Apenninen. In einem der Klöſter einquartiert, machte ich die Bekanntſchaft einiger nicht ganz unwiſſender Mönche, die aus ihrem ziemlich leichtfertigen Kloſterleben kein Hehl gegen mich machten. Nach zwei Tagen brachen wir bei fortwährend ſehr ungünſtigem Wetter über Bovino, Ordona, Cerignola, kleine und ſchmutzige Orte, nach Barletta auf, eine nicht unbedeutende Stadt von mehr als 15,000 Einwohnern, die am adriatiſchen Meer im Golf von Manfredona liegt. Sie hat einen guten und befeſtigten Hafen, eine ſchöne Lage und iſt nicht ſchlecht von den Ruinen des alten Cannä erbaut, das durch den Sieg Hannibals über die Römer ſo berühmt ward. Hier hatten wir wieder einen Raſttag. In Bovino angekommen, waren wir auf das Gebiet des alten Apulia getreten, welches jetzt die Provinzen Bari, Otranto und die Capitanata in ſich begreift. Das Land iſt im Ganzen eben und ſandig, aber dabei doch ſehr fruchtbar, ſeine Weine ſind vorzüglich und ſehr beliebt, ebenſo das Oel, das Schlachtvieh und die Angurien (eine Art köſtlicher rother Waſſermelonen). Auf dem Platz zu Barletta ſteht die Bildſäule des Kaiſers Heraclius, den man für den muthmaßlichen Gründer dieſer Stadt hält. Das Schloß derſelben galt ehedem für eines der drei bedeutendſten in ganz Italien. Das alte Cannä, von dem nur noch wenig Ueberbleibſel vorhanden, lag mehrere Miglien ſeitwärts gen Weſten, zwei nebeneinander liegende Hügel bezeichnen ſeine Stätte. Barletta iſt durch ein beſonderes hiſtoriſches

Ereigniß merkwürdig geworden. Als nämlich im Jahr 1503 der tapfere ſpaniſche General Gonzalvo von Cordua hier ſein Hauptquartier hatte, fand während eines kurzen Waffenſtillſtandes ein berühmt gewordenes ſeltſames Gefecht zwiſchen 13 Franzoſen und 13 Italiänern, die ſich gegenſeitig herausgefordert und von ihren Feldherrn die Erlaubniß dazu erhalten hatten, bei dem nahegelegenen Flecken Quarato ſtatt. Der Sieg ſoll nach einigen Geſchichtſchreibern den Italiänern, nach andern den Franzoſen geblieben ſeyn. Dieſes Ereigniß hat Stoff zu mehrern Gedichten gegeben, von denen eines von Vida, einem Zeitgenoſſen Gonzalvos, in lateiniſchen Verſen verfaßt iſt; auch in einen italiäniſchen hiſtoriſchen Roman hat man dieſe Begebenheit eingewebt. Ich war über die vielen hier an der Küſte des adriatiſchen Meeres liegenden, ziemlich gut gebauten Städte, die meiſtens wohlhabend ſind und Handel mit Landesproducten treiben, erſtaunt. Die Bewohner dieſer Gegend ſind ein heiteres lebensluſtiges Volk, ganz verſchieden von den wilddüſtern Calabreſen. Von hier marſchirten wir über Trani (das alte von Trajan reſtaurirte Trajanopolis), Biscaglia, das auf einem wegen ſeinem vortrefflichen Wein berühmten Felſen liegt, Molfetta, durch ſeine Fabriken und ſeinen Schiffsbau bekannt, Giovenazzo mit einem feſten Schloß, lauter bedeutende, an dem Meeresufer liegende Städte, nach Bari, wo wir abermals einen Tag raſteten, das die Hauptſtadt der Provinz gleiches Namens iſt, und über 20,000 Einwohner zählt. Sein guter Hafen, ſeine Fabriken, ſein bedeutender Handel machen die eine treffliche Lage habende Stadt ſehr wohlhabend. Hier wurden auch ehedem die Könige von Neapel gekrönt, und im Jahr 1098 hielt Urban II. ein Concilium in der Kirche des heiligen Nicolas, wodurch er bezweckte, die griechiſche mit der lateiniſchen Kirche zu vereinigen, aber ſeinen Zweck verfehlte, wie männiglich bekannt. Es war gerade Carneval als wir hier waren, und eine Menge Masken zogen zu Fuß und in Wagen durch die Straßen der Stadt. Von hier aus verließen wir wieder die Küſte und marſchirten nun durch eine faſt ganz wüſte Gegend und abſcheuliche Neſter und Wege nach Tarent. Es war Thauwetter eingetreten, der Boden beinahe grundlos, ſo daß man bei jedem Schritt ſtecken blieb, und die Leute die Schuhe oft wieder mit den Händen aus der Erde graben mußten. Die erſte Nacht brachten wir in einzeln ſtehenden Gebäuden und Höfen zu. Wir ſchliefen

in Ställen auf Gerstenstroh, und hatten außer der magern Ration der Lieferanten, nichts erhalten können. Die Märsche waren jetzt immer beschwerlicher, der Boden seichter und die Entfernungen schienen endlos. Um 7 Uhr des Morgens hatten wir jenes Gehöfte, das, wenn ich nicht irre, Casamassima hieß, verlassen, und erst Abends nach 6 Uhr, bei schon dunkler Nacht, kam kaum ein Drittheil der Mannschaft in Gioja, ein ärmliches Städtchen, an. Der Rest des Bataillons hatte sich in Marode und Nachzügler aufgelöst, und kam einzeln bis nach Mitternacht, viele schuhlos angehinkt; selbst in Calabrien entsinne ich mich keines so abscheulichen Marsches, die Pferde sanken oft bis über die Knie ein und ich hatte fast den ganzen Weg zu Fuß gemacht. Schon war Mitternacht vorüber und noch immer fehlte die Arriergarde nebst dem Bagagewagen, auf dem sich auch mehrere Offiziersfrauen befanden, deren Männer jetzt in großer Angst waren, nicht wissend was aus ihren treuen Lebensgefährtinnen geworden. Höchst besorgt rafften sie einige Leute zusammen, sie aufzusuchen. Sie fanden endlich den Wagen am Saum eines Gehölzes bis an die Achsen im Koth steckend, die Damen aber einige hundert Schritte davon entfernt, tiefer im Wald um ein lustig brennendes Feuer, welches die Fuhrknechte angezündet hatten, sehr trübselig und zähneklappernd sitzen. Von der ganzen Arriergarde war nur noch der Offizier, ein Sergeant und ein Tambour vorhanden, die abwechselnd bei dem Wagen und dem Feuer wachten, die übrige Mannschaft hatte sich zerstreut oder verirrt, und kam erst den andern Tag vereinzelt in Gioja an. Die Damen wurden nun auf Pferde gesetzt und kamen so gegen Morgen in das Quartier. Vier oder fünf Tage mußten wir in dem erbärmlichen Gioja bleiben, das mir deßhalb merkwürdig war, weil die Erstgebornen des Hauses Atri den Titel Grafen von Gioja führten. Die Götter mögen wissen, wer diesem elenden Ort einen solchen Namen (Gioja, Freude) gegeben, der indessen doch nicht ganz ohne Freuden für mich war, da ich ein Quartier bei einer sehr hübschen jungen schwarzäugigen Bürgersfrau hatte, deren Mann eine gute Haut war, sich gerne zu Commissionen gebrauchen und verschicken ließ, wo ich dann seine Abwesenheit gut zu benutzen verstand. Während unsers Aufenthaltes daselbst kamen sämmtliche Offiziere in einer Art Kaffeehaus jeden Morgen zusammen, wo dann bei einem Eierkaffee, Milch gab es keine, Conseil gehalten wurde, ob wohl

an das Weitermarſchiren zu denken ſey, ich widerrieth es ſo viel als möglich, meiner liebenswürdigen Wirthin zu gefallen, endlich mußte aber doch der Sache ein Ende gemacht werden, und den fünften Tag unſers Sejours daſelbſt beſtimmte das Conſeil und der Commandant, daß wir den kommenden Morgen nach Tarent aufbrechen würden, wo wir nach zweimal 24 Stunden ziemlich wohlbehalten eintrafen und zu unſerm nicht geringen Erſtaunen ein franzöſiſches Geſchwader in der Rhede vor Anker liegen ſahen, das ſchon etwa vor 8 Tagen von Toulon gekommen war. Hier fand ſich auch ein Befehl zu unſerer Einſchiffung vor, ſo wie daß unſere Beſtimmung, und namentlich auch die meinige die Inſel Corfu und ich dem zweiten, daſelbſt in Garniſon ſtehenden Regiment etranger zugetheilt ſey. Einen Brief von meiner geliebten Atri in einem andern der Marcheſa eingeſchloſſen, fand ich poste restante vor, wie wir es verabredet hatten, derſelbe enthielt nebſt zärtlichen Betheurungen ewiger Liebe, die ausführliche Geſchichte der Intrigue, die mich ſo plötzlich und unerwartet aus Neapel gebracht, und die Niemand anders geſponnen hatte, als mein Buſenfreund Laviani im Verein mit Longchamp und dem Secretair Montfort. Er war nämlich meinem Verhältniß mit der Atri auf die Spur gekommen, und da er wußte, daß auch Mürat ein Auge auf die Dame hatte, ſo beſtach er eine Kammerfrau der Herzogin, die ihm Briefe und Billets von mir auslieferte, welche dem König in die Hände geſpielt worden waren, dem auch Longchamp ſteckte, daß ſich meine ganze Theaterliebhaberei in der ebenfalls von Sr. Majeſtät gerne geſehenen prima ballerina seria concentrire. Daher die plötzliche allerhöchſte Ungnade, die mich aus allen meinen Himmeln in die bodenloſen Gründe Apuliens geſtürzt hatte. Jetzt war mir alles klar: o Leviathan Laviani, hätte ich dich doch noch einmal vor der Klinge! rief ich vergeblich zu Tarent aus, und die Aufführung der Donaunymphe, deren in Scenenſetzen über 100,000 Franken gekoſtet hatte, unterblieb definitiv. Die Geſchichte gab indeſſen der neapolitaniſchen ſchönen Welt hinlänglichen Steff zu ſehr unterhaltenden Klatſchereien.

Da der Wind nicht günſtig war, ſo konnten wir auch nicht ſogleich abfahren, ſondern verweilten noch ungefähr 8 Tage im Golf von Tarent. Dieſe uralte Stadt, ehedem eine der bedeutendſten von Großgriechenland, und hochberühmt in der Geſchichte,

mochte jetzt etwa 20,000 Einwohner zählen, deren größter Theil von der hier sehr ergiebigen Fischerei lebt, außerdem ist ihr Handel mit Wolle, Oel, Corallen, Thunfischen, Sardellen ꝛc. bedeutend. Sie liegt auf einer Felseninsel an dem großen Golf, dem sie ihren Namen verleiht und ist durch eine Brücke mit dem Festland verbunden. Von dem alten Tarent sieht man noch Ruinen in der Nähe der heutigen Stadt, die den Raum einnimmt, auf welchem das Castell der alten stand, sie hat auch ein sehr festes fast uneinnehmbares Schloß, ihr Hafen ist sehr versandet und kann nur von leichtern Schiffen besucht werden, alle größeren müssen im Golf vor Anker liegen. Die Austern sind hier vortrefflich und die schmackhaftesten die es giebt, für einen Gran (etwa einen Kreuzer) erhält man ein ganzes Dutzend. Die Zeit während welcher uns die widrigen Winde noch zurückhielten, wurde mir gewaltig lang, ob ich gleich jeden Nachmittag bis zur Nacht in der Stadt zubrachte, und die — Kirchen besuchte. Von den berüchtigten Taranteln bin ich nichts gewahr worden, und wenn ich die Einwohner nach von der Tarantel Gestochenen fragte, so lachten sie. Der Stich dieser Spinne ist nicht gefährlicher als ein Scorpionstich. Die ragno arrabiato (wüthende Spinne), wie sie die Italiäner nennen, deren Biß, Tarantiomo (Tarentula), einen tollen Tanz herbeiführen soll, ist ein sehr zahmes Thier, das ohne große Noth gar nicht an das Beißen denkt, und dessen Biß nicht mehr Schmerzen verursacht als ein Rheinschnakenstich im Mannheimer Schloßgarten.

Endlich war uns der Wind günstig, und den achten Tag nach unserer Ankunft verließen wir mit angeschwollenen Segeln den Golf von Tarent. Ich war mit der Compagnie, die ich befehligte, auf dem Boreas, einem Linienschiff von 80 Kanonen, mit sammt meinen drei Pferden, in deren Besitz ich noch war, denn ich hatte keine Zeit und Gelegenheit mehr gehabt mich auch nur eines derselben zu entledigen, eingeschifft. Das Einschiffen dieser Thiere war komisch genug; nachdem man ihnen Gurte um den Bauch gebunden, wurden sie von einer Barke in die Höhe gewunden, so daß sie bald mit allen Vieren zwischen Himmel und Wasser schwebten, wobei es ihnen sonderbar zu Muthe gewesen seyn mag, und sie mit allen Vieren festen Fuß zu fassen suchten, daß es recht jämmerlich-ergötzlich anzusehen war. Als die Anker gelichtet waren, fuhren wir mit frischem Maestro in aller Frühe davon, aber ge-

gen Abend erhob ſich ein gewaltiger Sturm, der die Nacht durch wüthete und die ganze Flotte, aus vier Linienſchiffen und mehreren Fregatten beſtehend, trennte und zerſtreute, ſo daß wir mit dem anbrechenden Tag nur noch eine unſerer Fregatten in weiter Ferne ſahen. Da der Sturm noch immer währte, ſo waren längſt alle Segel eingezogen und das Schiff dem Spiel der hochgethürmten Wellen und den tobenden Winden Preis gegeben. Zweimal 24 Stunden hielt dieſes Wetter an, und wir befanden uns als es nachließ im Angeſicht der afrikaniſchen Küſte auf der Höhe von Tunis. Gegen Mittag zeigten die Wachen auf den Maſten an, daß ſie am Horizont gegen Norden mehrere Schiffe wahrnähmen, bald ſahen wir dieſe auch vom Verdeck, man hielt ſie für feindlich und hatte in kurzer Zeit die Gewißheit, daß es drei engliſche Fregatten waren, die mit vollen Segeln auf uns zufuhren. Der Capitain des Boreas war ein ſehr tapferer und erfahrner Seemann, von großer Entſchloſſenheit. Er ließ das Schiff ſogleich in den beſten Angriffs- und Vertheidigungszuſtand ſetzen, alle Kanonen wurden angezogen, ſämmtliche Mannſchaft an ihre Poſten aufgeſtellt und die Landtruppen, welche, ſo weit ſie befähigt waren den Dienſt mit der Marine zuſammen zu verſehen, wurden, was nicht ſeekrank (ein Drittheil der Kompagnie), gleich als ſchlagfertig aufgeſtellt. Ich ſtand an der Spitze derſelben auf dem Verdeck. Die engliſchen Schiffe kamen jetzt heran, fuhren pfeilſchnell an uns vorüber, eine volle Ladung gebend, die wir ſogleich erwiederten. Mehrere Kugeln hatten das Schiff von verſchiedenen Seiten durchbohrt und die herumfliegenden Splitter des Holzes viele Soldaten und Matroſen verwundet. Als die dritte engliſche Fregatte vorüberfuhr, hatte eine Kettenkugel einen Artillerie-Sergeanten nebſt drei Mann, kaum vier Schritte von mir entfernt, niedergeriſſen und mit fortgeſchleudert. Ich geſtehe, daß mir bei dieſem Gefecht, wo wir nur eine durchaus paſſive Rolle ſpielten, eben nicht ſonderlich zu Muthe war, die Unbekanntſchaft mit der Größe der Gefahr, die Löcher die das Schiff erhielt, das wir glaubten entweder untergehen oder in die Luft ſpringen zu ſehen, das Getöſe, Gepfeife, Gebrüll durch die Sprachrohre, der Lärm der Matroſen, war uns alles ganz neu. Die Engländer wiederholten noch einigemal ihre Manoeuvre, ohne daß wir ihnen einen bedeutenden Schaden hätten zufügen können, denn die abfeuernden Fregatten waren jedesmal wieder weiter, bevor wir unſere Ladung gaben,

die dann in Dampf und Rauch ging, hinter denen wir die Schiffe noch vermutheten, auch wendeten sie sich wohl viermal, bevor wir uns einmal wenden konnten, und feuerten dann wieder von der andern Seite ab. Ihre Manoeuvre waren den unsern in allen Dingen weit überlegen. Schon hatte das Gefecht beinahe eine Stunde gedauert, ohne daß noch etwas Entscheidendes geschehen wäre, jedoch hatte es allen Anschein, daß wir unterliegen würden, als mehrere größere Schiffe mit vollen Segeln auf uns zukamen und Signale machten, in denen wir die Linienschiffe der zu uns gehörenden Flotte erkannten, welche der Sturm verschlagen hatte. Nun fanden die Engländer für gut das Weite zu suchen und fuhren in aller Eile davon, uns noch ein Paar tüchtige Ladungen zurücklassend. Die Ankunft dieses Succurses war ein großes Glück für uns, denn wir würden sicher am Ende den Kürzeren gezogen haben; an ein Ergeben wäre nicht zu denken gewesen, unser Capitain hatte geschworen, das Schiff eher in die Luft zu sprengen, und er war der Mann der im Stande war sein Wort zu halten. Schon Jahre lang hatte er sich die Nägel an der linken Hand, an der er immer einen Handschuh trug, nicht abgeschnitten, da er ein Gelübde gethan, dies nicht eher zu thun als bis er ein englisches Schiff genommen oder in den Grund gebohrt haben würde. Wahrscheinlich ist er mit seinen langen Nägeln zu Grabe gegangen. Aber dies mag ein Beweis von dem Haß seyn, welcher zu jener Zeit zwischen den beiden Nationen bestand. So befreit, segelten wir nun mit den bei uns angekommenen Schiffen, es waren zwei Linienschiffe und eine Fregatte, weiter, verließen die afrikanische Küste, kamen an der südlichen Spitze von Sicilien vorüber und suchten baldmöglichst unsere Bestimmung zu erreichen, was den zehnten Tag nach unserer Abfahrt von Tarent der Fall war, wo wir gegen Mittag die Vesten und Thürme der Stadt Corfu zu Gesicht bekamen, in deren Rhede wir noch den nämlichen Abend die Anker warfen und den folgenden ausgeschifft wurden.

Was mir gleich beim Landen auffiel, war, daß ich außer dem Militair nur sehr wenige europäische und fast nur griechische, albanesische, türkische und andere orientalische Trachten zu Gesicht bekam. Besonders waren es die albanesischen Soldaten, von denen ein ganzes Regiment, meistens Ueberläufer von der Miliz des furchtbaren Ali Pascha in Janina, in französischem Sold stand,

die mit ihrem Nationalcostüme, ihren kostbaren Waffen und ihren ungeheuern großen silbernen oder goldnen Schnallen in Tellerform, mit silbernen Ketten belastet, welche bei jedem Tritt klirrten und rasselten, die mich am meisten frappirten.

Die neuangekommenen Truppen wurden sogleich in die Fortezza Vecchia kasernirt, die Offiziere erhielten Quartiere in der Stadt, die aber nur aus einem fast ganz kahlen Zimmer bestanden, in welchem ein Paar Blöcke mit einigen Dielen, eine dünne Matratze, zwei Betttücher von Baumwolle, eine Decke von gleichem Stoff das Bett, und zwei Holzstühle mit einem kleinen Tisch das ganze Ameublement bildeten. Dies alles wurde durch das Quartieramt geliefert, auch die Stabsoffiziere waren nicht viel besser logirt, nur daß sie ein Paar Zimmer und Stühle mehr hatten. Die Soldaten schliefen auf den kahlen hölzernen Pritschen, und hatten nicht einmal Strohsäcke, noch weniger Decken, nur im Lazareth erhielten sie eine dünne Matratze. Diese Art zu kasernirn hatte wenigstens das Gute, daß die Leute von dem Ungeziefer, namentlich den Flöhen weniger zu leiden hatten.

Ich war zu dem zweiten Regiment étranger versetzt worden, von dem zwei Bataillone in Garnison in Corfu lagen, und bei dem ich viele alte Bekannte traf, denn es war zum Theil aus dem ehemaligen Regiment Y. gebildet, das, wie das Regiment Latour d'Auvergne und andere Regimenter der Art, in mehrere Regimens étrangers, die numerirt wurden, verschmolzen worden war. Ich wurde dem 2ten Bataillon zugetheilt, das erste stand noch in Italien, welches der Bataillonschef v. Brüge, derselbe mit dem ich schon in Genua in sehr freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte, und dessen Tochter Josephine jetzt zu einem blühend schönen vierzehnjährigen Mädchen herangereift war, commandirte. Außer dieser Familie fand ich noch Madame Gasqui, die unter der Zeit Wittwe und die Geliebte des Gouverneurs der jonischen Inseln, des General Donzelot, geworden war, und mehrere andere bekannte Offiziere und Damen vor.

Die jonischen Inseln waren durch den Frieden von Tilsit (1807) an Frankreich gekommen, dem sie aber die Engländer alle bis auf das feste, mit Gewalt fast uneinnehmbare Corfu und das kleine Paxo wieder abgenommen hatten *). Reizend sind die

*) Die hier im Auszug folgende kurze Beschreibung der jonischen In-

Umgebungen von Hyeres, einladend liegt das milde Nizza, herrlich das prächtige Genua da, nicht minder anziehend Cataloniens Hauptſtadt Barcelona, und paradieſiſch ſind allerdings die Umgebungen von Neapel und die Inſel Capri, aber unvergleichlich und wahrhaft himmliſch iſt das Clima der joniſchen Inſeln, unter denen ſich beſonders Zante: „il Paradiso del Levante“ durch ſeine Lage und die innere Beſchaffenheit ſeines Landes auszeichnet. Unter einem faſt ewig klaren Himmel vom reinſten Azur, den beinahe zehn Monate im Jahre kein Wölkchen trübt, von den ſmaragdgrünen Fluthen des mittelländiſchen Meeres umſpült, von balſamiſchen Lüften umweht, liegen das alte Phäacien (Corfu) mit Alcinous Gärten; Leukadien (Santa Maura) mit ſeinen berüchtigten Felſen; Odyſſeus Heimath Ithaka (Thiaki); Cephalonien, Zante, Paro und endlich das der reizenden Schönheitsgöttin ergebene Cythere (Cerigo). Auf dieſen Inſeln ſetzt man bei jedem Schritt den Fuß auf altclaſſiſchen Boden und wandelt zwiſchen Lavendel, Myrthen, Lorbeern, Goldorangen, Limonen, Roſen- und purpurblühendem Cactus, unter den Düften der aromatiſchſten Kräuter, mit denen die ganze Atmoſphäre angefüllt iſt.

Nichts läßt ſich mit dem Zauber der joniſchen Sommernächte vergleichen, die hier faſt volle neun Monate währen. Unter Oliven und Lorbeern liegen die Einwohner, den Blick zu den hier dreimal glänzenden Sternen gewandt, in behaglicher wollüſtiger Ruhe die ganze Nacht und bringen ſie mit Singen, Erzählen und Betrachtungen hin, die Nähe des allmächtigen, des unbegreiflichen, des ſchöpferiſchen Weltgeiſtes ahnend. In keinem andern Lande Europas, weder in Italien noch in Spanien, noch im ſüdlichen Frankreich ſind die Sommernächte ſo reizend und erwecken ſo hohe Empfindungen und Gefühle als auf den joniſchen Inſeln, unter dem joniſchen Himmel. Nirgends wirkt die Natur ſo beſeligend als in den Thälern von Corfu oder auf den Olivenhügeln von Zante. Ewig unvergeßlich ſind mir die Paar Jahre die ich hier zubrachte, und ſie gewähren mir die ſüßeſten Rückerinnerungen. Mag ſeyn, daß man in einem Alter von einigen zwanzig Jahren anders ſieht, denkt und empfindet als in den ſpätern Jahren, wo

ſein ließ der Herausgeber dieſes Werkes ſchon vor einigen Jahren (1844) im Ausland abdrucken, deſſen Leſer ſie mit der größten Theilnahme aufnahmen und wodurch ein reicher Privatmann ſogar veranlaßt ward eine Reiſe nach dieſen Inſeln zu machen.

ſich alle Dinge anders geſtalten und man ſie mit weniger begeiſterten Augen betrachtet. Indeſſen lernte ich das mittägliche Frankreich, Italien und Spanien ja noch früher kennen, aber nirgends haben mich Land und Klima ſo angeſprochen, als in des Odyſſeus, Telemachs und Alcinous Heimath.

Die Inſel Corfu, welche zur Zeit der franzöſiſchen Occupation (1807—1814) etwas über 60,000 Einwohner, die 10—12,000 Mann ſtarke Garniſon nicht inbegriffen, zählen mochte, hat einen Umfang von beinahe dreißig deutſchen Meilen. Ihre größte Länge iſt zehn, ihre größte Breite vier Meilen. Sie iſt ziemlich bergig und hat namentlich ſehr hohe und ſteile Felsmaſſen, dabei aber auch die anmuthigſten Thäler, unter denen beſonders das Thal Roppa in dem Canton Liapades, das vom Flüßchen Ermones bewäſſert wird, ſich durch ſeine äußerſt maleriſche Lage auszeichnet. Hier war früher ein See, den ein Erdbeben verſchwinden machte, von dem man aber noch die Spuren ſieht und der noch auf alten venetianiſchen Karten bezeichnet iſt. Die Gegend, in welcher dieſer See lag, iſt wild, öde und ſchauerlich einſam, und ſeltſame Volksſagen ſind über das Verſchwinden dieſes Waſſers unter den Landleuten der umliegenden Dörfer verbreitet. Gleich Adlerneſten liegen manche dieſer Dörfer auf den höchſten Felsmaſſen, und ſchmale, in die Felſen eingehauene Staffeln führen zu ihnen, ſo daß es unbegreiflich ſcheint, wie man ſich da anbauen konnte, aber oben angekommen wird man nicht ſelten durch eine ziemlich große und mit Oliven und Weinreben bepflanzte Ebene überraſcht. Die Bewohner dieſer Orte führen meiſtens ein faſt patriarchaliſches, mitunter auch halbwildes Leben. Ihr Hauptreichthum beſteht in Oliven, Böcken und Ziegen, die ihnen Oel, Milch und Käſe liefern. Kühe und Ochſen ſind auf dieſer Inſel unbekannte Thiere. Das Ziegenfleiſch aber, ſo wie die Milch dieſer Thiere, die ſich hier von lauter aromatiſchen Kräutern nähren, ſchmecken vortrefflich; Butter kennt man nicht, das köſtliche Olivenöl erſetzt ſie reichlich. Fleiſchſpeiſen ſind bei den Landleuten ſehr ungewöhnlich, nur an hohen Feſttagen wird ein Ziegenlämmchen im Freien am Spieß gebraten, und die Familie ſitzt ſingend und ſcherzend um das Feuer, bis der Braten fertig iſt, der ſodann unter fröhlichen Geſprächen verzehrt wird, wobei gemiſchter Wein in irdenen offenen Krügen herumgereicht wird. Ein berauſchter Grieche iſt auf den joniſchen Inſeln ein weißer Rabe

Auf der ganzen Insel ist jetzt nur noch eine Stadt, die Hauptstadt Corfu, die außerordentlich gut befestigt und von zwei durch Gewalt uneinnehmbaren Citadellen oder Forts beschützt wird. Die Straßen der Stadt sind größtentheils sehr eng, krumm, hügelig und uneben, nur zwei derselben sind ziemlich breit, da man aber nie einem Fuhrwerk hier begegnet, so hat dieß nichts zu sagen. Kein Haus hat mehr als zwei Stockwerke, keines hat einen Hof oder gar einen Garten, fast alle haben aber Vorhallen und Arkaden, unter denen die Kaufleute ihre Buden haben und feil halten. Die Stadt zählt 12 bis 15,000 Einwohner, die übrigen Bewohner der Insel leben theils in 130 Flecken und Dörfern, theils in einzelnen Häusern und Hütten, die auf der Insel zerstreut liegen.

Die Venetianer hatten die ganze Insel in sieben Cantone eingetheilt, und diese Eintheilung wurde unter der französischen Herrschaft auch beibehalten. Die Cantone waren Corfu, Lefchimo, Strongoli, Liapades, Spagus, Agrafus und Peritia, alle so ziemlich gut angebaut, d. h. mit Olivenbäumen und Weinstöcken bepflanzt. Getreide, Früchte und Gemüse bringt die Insel nur wenig hervor, und das wenige besteht meistens in Mais, etwas Weizen, Orangen, Limonen, Citronen, Feigen, Angurien, Melonen, Artischocken, wilden Spargeln u. dgl. Eigentlichen Ackerbau kennt man so wenig wie Gemüsegärten, der Weinstock wächst längs andern Baumstämmen wild hinan oder auf den zu diesem Zweck amphitheatralisch angelegten Terrassen der Berge. Die Natur thut hier fast alles, der Mensch wenig mehr als das was sie ihm bringt, sammeln und zusammenraffen. Die Oliven werden nicht einmal von den Bäumen gepflückt, sondern man wartet bis sie abfallen, recht sie dann zusammen und läßt sie durch ein Pferd oder ein Maulthier zwischen zwei großen Mahlsteinen zermalmen; Mühlen kennt man so wenig als Keltern, nur einige alte Windmühlen, die aber längst nicht mehr im Gange waren, entsinne ich mich vor dem Flecken Castrades an dem Ufer der See gesehen zu haben. Der Corfiote schläft in der Regel von der zehnten Stunde des Morgens bis zur fünften oder sechsten des Abends, vom Monat März bis Ende Octobers, und ruht dann des Nachts meistens unter freiem Himmel von den Strapazen, d. h. vom Schlafen des Tages und dem Essen aus. Letzteres ist freilich sehr mäßig, und ich glaube nicht, daß sich ein Oesterreicher von mit-

telmäßigem Appetit mit dem begnügen würde, was zehn Griechen verzehren. Vor dem Schlafengehen, d. h. um neun Uhr Morgens, iſt ein Stückchen Brod, etwas Knoblauch oder Zwiebel oder ein Stückchen weißer Ziegenkäſe das Mahl, mit dem er zu Bette oder vielmehr zu Boden geht, denn Bettſtellen ſind auf dem Land ganz unbekannte Dinge, und der Corfiote ſchläft mit ſeiner Familie auf einer groben wollenen Decke auf dem ungedielten Boden ſeiner Hütte, der aus der kühlen Erde, wie ſie die Natur geſchaffen hat, beſteht. Beim Wiedererwachen wird das Mittagsmahl eingenommen, deſſen Zubereitung in der Regel keiner Brennmaterialien bedarf. Etwas Kräuter mit Seeſalz, Oel und Citronenſaft angemacht, ein Stückchen Brod, ein geſalzenes Fiſchchen, nicht viel größer wie eine genueſiſche Sardelle, und ein Schluck Miſchwein reichen hin jedes Glied der Familie zu ſättigen. Hiezu kommt noch, daß der Grieche faſt ein Drittheil des Jahres Faſten hat, welche er auf das genaueſte und ſtrengſte beobachtet, und während deren er ſich nicht nur aller Fleiſchſpeiſen, Eier u. dgl. enthalten muß, ſondern ſich auch keiner Art von Fett bedienen darf, folglich auch des Oels nicht, ja nicht einmal Milch oder Käſe darf er genießen; es bleibt ihm nun nichts übrig ſeinen Hunger zu ſtillen als Kräuter, Gemüſe, die er roh oder abgeſotten mit Salz und Citronenſaft verſpeist, und Brod oder Zwieback. Dabei ſind die Leute kerngeſund, kräftig, wiſſen nicht viel von Krankheiten und eben ſo wenig von Nahrungsſorgen. Anders iſt es freilich in der Stadt, deren Einwohner wenigſtens zu einem Fünftheil aus Italienern, meiſtens Venetianern, beſtehen, die Abkömmlinge venetianiſcher Familien ſind, welche Speculation oder auch Verbannung nach Corfu führte; unter ihnen ſind manche berühmte und bekannte Namen venetianiſcher Nobili, wie die Grafen Monzenigo, Pandolo, Contarini u. ſ. w.

Die reichen Einwohner der Stadt Corfu werden nach der Quantität Oel geſchätzt, die ſie alljährlich machen, und wie man zu Paris ſagt, er hat ſo und ſo viel Tauſend Franken Revenuen, ſagt man zu Corfu, er hat ſo und ſo viel hundert Krüge Oel zu verzehren, ebenſo bekommt eine Braut eine gewiſſe Zahl Olivenbäume zur Ausſteuer mit. Dieſe Bäume ſind hier von einer ungewöhnlichen Größe und Schönheit, ſo wie man ſie in keinem andern Land Europa's, weder in Spanien noch in Italien ſieht, und machen den Reichthum der Inſel aus. Das Oel, beſonders

das von Paxo, ist vortrefflich, krystallhell und hat oft die Farbe des reinsten Quellwassers. Dieses Oel ist so wohlschmeckend und man gewöhnt sich so sehr daran, daß, als ich wieder nach Deutschland zurückkam, ich auch die beste Butter unangenehm schmeckend fand und mich erst wieder daran gewöhnen mußte. Die Besitzer der Olivenwälder sind große Herren, und verzehrten früher einen Theil ihrer Einkünfte in Venedig, wo sie meistens den Winter zubrachten. Während der französischen Herrschaft schmolzen ihre Revenüen jedoch fast auf nichts zusammen, da man das Oel nicht ausführen konnte, indem Corfu beständig von den englischen Schiffen blokirt wurde, so daß alle Schifffahrt und Versendungen aufhörten, und nur mit großer Mühe und Gefahr die Kanonierschaluppen der Regierung in finstern Nächten es wagten nach Otranto zu segeln, um die Verbindung mit dem festen Land einigermaßen zu unterhalten, und dennoch fielen auch diese nicht selten in die Hände der Engländer. So kam es denn, daß der Werth des Oels, für das man keinen Absatz mehr finden konnte — das meiste ging früher nach Venedig und Triest — fast auf Null herabsank, und der Adel und die Wohlhabenden in Corfu, deren Reichthum fast ausschließlich in diesem Product bestand, sich in der größten Noth und Geldverlegenheit befanden, so daß viele von ihnen ihre Olivenbäume umhauen, Kohlen daraus brennen ließen und diese verkauften, um leben zu können; ein ungeheurer Nachtheil und Verlust, da, wie bekannt, der Olivenbaum einer langen Reihe von Jahren bedarf, bevor er so weit ist, daß er Früchte bringt.

Alles Getreide der Insel, worunter der Calambochio und Mais das meiste liefert, reicht bei aller Mäßigkeit der Corfioten kaum für den Bedarf von vier bis fünf Monaten für die Bewohner der Insel hin, welche seit Jahrhunderten gewohnt sind, das mangelnde gegen Oel einzutauschen, da dieses aber ebenfalls während der französischen Herrschaft nicht möglich war, so war bisweilen das Brod so theuer, daß die Bewohner der Stadt das Commißbrod des Soldaten mit fünf bis sechs Piaster bezahlten, und verhältnißmäßig theurer den Schiffszwieback, wenn kein Brod zu haben war.

Der Wein, den man auf der Insel Corfu zieht, ist sehr stark, meistens schwarz und dick, und ungesund unvermischt zu trinken; die weißen Weine sind süß, feurig und dem Cypernwein sehr ähnlich, doch gibt es auch herbe und rauhe. Würden die

Weinberge ſorgfältiger bebaut und wäre die Behandlung des Weins anders, ſo müßte hier ein ganz vorzügliches Getränk, das den beſten ſpaniſchen und ungariſchen Weinen zur Seite geſtellt werden könnte, gezogen werden, beſonders wenn man die alten Weinſtöcke durch junge, aus guten Weinländern geholte erſetzte. Es lag aber in der Politik der venetianiſchen Regierung, daß die Inſel Corfu kein Weinland werden ſollte, weil ſie einen ungeheuern Gewinn am Oel machte, das faſt alles durch ihre Hände ging und von dem ſie wenigſtens 20 bis 30 Procente zog, deßhalb hatte ſie auch das Anpflanzen korinthiſcher Weinſtöcke auf Corfu bei ſchwerer Strafe unterſagt, und nöthigte ſo die Corfioten, ſich auf den Oelbaum zu beſchränken. Zweimal werden hier die Oliven jedes Jahr geerntet, aber Orangen, Limonen, Citronen, Feigen, Granaten, Maulbeeren gibt es faſt das ganze Jahr, und um Weihnachten und im Januar blühen Orangen und Citronen am ſchönſten. Die Maulbeeren gedeihen hier vortrefflich, und eine Seidenwürmerzucht im Großen müßte ſehr gewinnreich ſeyn. Auch an Capern, Aloen, Nopal (indiſche Feigen), Cypreſſen, höher wie die italiäniſchen Pappeln, iſt kein Mangel, und ſelbſt Dattelpalmen ſind nicht ſelten. Die Aloe wird oft zehn Fuß hoch, und man ſieht deren zu jeder Zeit in der Blüthe. Alle dieſe Pflanzen, Geſträuche und Bäume, die man oft, nachdem man hohe Berge, die ſich mit ſteilen Felſen endigen, mühſam erklommen hat, in den ſich dann darbietenden ſchönen Flächen findet, gewähren einen ſehr maleriſchen und romantiſchen Anblick, namentlich wenn ſie zwiſchen alten verfallenen Gemäuer und Ruinen, die man ſo häufig im Innern der Inſel antrifft, hervorragen.

Der älteſte Name der Inſel Corfu war wohl Scheria, deſſen Homer, der ſie die fruchtbare nennt, erwähnt. Später hieß ſie Drepanum, von ihrer ſichelförmigen Geſtalt, dann Phäakia, Corcyra und endlich Corfu. Erſt mit des Cherſikrates Ankunft, der ſich mit einer Anzahl Griechen, die aus Korinth verbannt waren, in Corcyra niederließ, beginnt die Geſchichte dieſer Inſel mit einiger Sicherheit, alſo etwa 800 Jahre vor unſerer Zeitrechnung. Corcyra wurde damals eine Republik und führte lange und hartnäckige Kriege mit Korinth, das von dem ganzen Peloponnes unterſtützt wurde; ohne den Beiſtand Athens, das ihm die thätigſte Hülfe angedeihen ließ, würde es auch wahrſcheinlich unterlegen ſeyn. Indeſſen hatten die Corcyrer doch eine ſehr bedeutende See-

macht, die mehr als einmal die korinthiſche Flotte ſchlug. Als Themiſtokles und Ariſtoteles aus Athen vertrieben wurden, fanden ſie eine freundliche Aufnahme in Corcyra, ebenſo ſpäter Beliſar, als ihn Juſtinian von ſich ſtieß. — Auf ſehr kurze Zeit fiel Corcyra in die Hände des Agathokles, Tyrannen von Syrakus. Pyrrhus zwang die Corcyrer, nachdem er ihre Hauptſtadt genommen hatte, ihm gegen die Römer zu dienen. Unter Teuta's Regierung fiel die Inſel in die Hände der Illyrier und endlich in die der Römer. Cäſar ſtellte jedoch für den Augenblick ihre Republik wieder her, ob ſie ſich gleich mit dem Pompejus gegen ihn verbunden hatte. Aber Auguſtus, gegen den ſie Partei für den Antonius ergriffen hatte, beraubte ſie aller ihrer Freiheiten, und jetzt ſank ſie allmählich von ihrer Größe und Blüthe herab, obgleich ihr die Kaiſer Caligula und Claudius wieder große Vortheile und Begünſtigungen einräumten. Sie unterſtützte die römiſchen Kaiſer fortwährend mit Hülfstruppen und Schiffen, ſo wie ſpäter die griechiſchen Kaiſer, als ſie zum morgenländiſchen Reich gehörte. Schon unter dem Kaiſer Claudius wurde der größte Theil der Corcyrer Chriſten. Mehrmals wurde dieſe Inſel ſchrecklich verheert, namentlich durch die Vandalen unter Genſerich und durch Totila, den König der Gothen, der auch die Stadt Corcyra faſt gänzlich vertilgte. Nicht minder ſchrecklich hausten einigemal die Saracenen. Der König Roger von Sicilien eroberte ebenfalls die Stadt, die jedoch der Kaiſer Emanuel Comenes durch Hunger wieder bezwang, und dann aus dieſer Inſel, Epirus und Aetolien ein eigenes Herzogthum ſchuf. Der König beider Sicilien, Karl von Anjou, bemeiſterte ſich endlich der Inſel, die er Johann, einem Sohn des Herzogs Michael IV., entriß, und von jetzt an erhielt ſie den Namen Corfu, der wahrſcheinlich von ihrer alten, auf hohen Felſen liegenden Feſtung herrührt. Der Sohn Karls von Anjou gab nun die Inſel Corfu ſeinem Bruder Philipp dem Fürſten von Tarent als Lehn; nach dem Tod von deſſen Sohne kam ſie aber wieder unter die unmittelbare Herrſchaft Neapels, bis ſie unter der Regierung des Herzogs von Braunſchweig ſich empörte, die neapolitaniſche Beſatzung vertrieb und ſich nach ſo vielen Jahrhunderten wieder als Republik conſtituirte. Es dauerte aber nicht lange, ſo fanden die Corfioten für gut ſich unter den Schutz Venedigs zu begeben, weil ſie fürchteten eine Beute der Genueſer oder anderer mächtiger Staaten zu werden.

Sie leisteten den Venetianern treffliche Dienste gegen die Türken und waren eine tüchtige Vormauer gegen das Umsichgreifen dieser Barbaren. Vier Jahrhunderte waren sie mit Venedig vereinigt, und hielten zwei denkwürdige Belagerungen gegen die Türken aus, denen die Stadt jedesmal den kräftigsten Widerstand und eine heldenmüthige Vertheidigung entgegensetzte, so daß die Barbaren trotz ihrer ungeheuern Uebermacht und großen Hülfsmitteln jedesmal unverrichteter Sache wieder abziehen mußten, wobei sie freilich den unbeschützten innern Theil der Insel schrecklich verwüsteten, die Dörfer verbrannten, die Felder verheerten und alle Einwohner, deren sie habhaft werden konnten, Männer, Frauen und Kinder, als Sklaven mit sich fortschleppten. Die erste dieser Belagerungen hatte im Jahre 1537 stattgefunden und die zweite im Jahre 1716.

Während der lezten befehligte ein Deutscher, der Graf von Schulenburg, General in venetianischen Diensten, die Besatzung. Die belagernde türkische Armee unter dem Großvezier Ali war über 30,000 Mann stark, und hatte sich schon aller die Stadt beherrschenden Anhöhen bemächtigt, die sie reichlich mit Geschüz versah. Nach einer 40tägigen vergeblichen, obgleich mörderischen Belagerung beschloß der Großvezier einen Hauptsturm zu wagen. Groß war die Wuth der Ungläubigen und ihr tolles Anrennen mit einem furchtbaren Geschrei begleitet, aber eben so vergeblich wie die frühern Angriffe; mit blutigen Köpfen wurden sie zurückgeschlagen und mehrere Tausend von ihnen fanden den Tod unter den Wällen und in den trocknen Gräben der Festung. Dem Grafen von Schulenburg setzten die dankbaren Corfioten und Venetianer eine Bildsäule von cararischem Marmor, die noch in der alten Fortezza vor dem Gouvernementspallast steht.

Einige Jahre nach diesem Ereigniß, wenn ich nicht irre 1719, traf die Stadt ein entsezliches Unglück, der Blitz schlug nämlich am ersten Weihnachtsfeiertag in das in Felsen eingehauene große Pulvermagazin der Citadelle der alten Festung (fortezza vecchia), in welchem damals bedeutende Pulvermassen aufgehäuft waren. Die Erschütterung und der Donner der gesprengten Felsengewölbe war so schrecklich, daß die ganze Stadt wie bei einem gewaltigen Erdbeben, die hier sehr häufig vorkommen, bewegt wurde, und alle Einwohner glaubten, der Weltuntergang sey vor der Thüre. Fast kein Haus war unversehrt geblieben, die umherfliegenden Felsstücke schlugen mehrere Dächer, unter andern

das einer Kirche, völlig ein, und die Bestürzung unter den Einwohnern, die alle der St. Spiridionskirche zuströmten, war so groß, daß sie gleich Wahnsinnigen gegeneinander- und umherrannten, und jeden Augenblick den völligen Untergang der Insel und der Stadt und das jüngste Gericht erwarteten. Man kann sich einen schwachen Begriff von dieser Zerstörung machen, wenn man bedenkt, daß mehrere Tausend Centner Pulver in dem in einem ungeheuern Felsen eingehauenen Gewölbe lagerten, dessen Wände mehr als 50 Fuß Dicke hatten, und diese Massen wurden gewaltsam geiprengt! — Fünf Schiffe im Hafen wurden durch die herabfallenden Felsstücke in den Grund gebohrt, alle übrigen mehr oder minder stark beschädigt, in der Entfernung von mehr als einer Meile fand man die Trümmer eines Schilderhauses, das oben auf der Platform am Eingang zum Magazin gestanden hatte, und nicht weit davon die verstümmelten und verbrannten Glieder von Soldaten, welche die Wache oben gehabt hatten. Mehrere Tausend Personen hatten das Leben durch dieses furchtbare Ereigniß eingebüßt, von dem noch jetzt die Corfioten nicht ohne Schaudern erzählten. Das Magazin war wieder hergestellt und mit einem Blitzableiter versehen.

Durch den Frieden von Campo Formio kamen 1797 die jonischen Inseln und mit ihnen Corfu an die französische Republik, die aber 1799 schon wieder gezwungen war es durch Capitulation, nachdem alle Hausthiere und sogar die hier Heere bildenden Ratten aufgezehrt und acht Ausfälle gemacht worden waren, an die belagernde russisch-türkische Armee und Flotte zu übergeben. Die schwache Garnison erlangte einen ehrenvollen Abzug, und wurde nach Toulon abgeführt. Durch den Frieden von Tilsit kamen die jonischen Inseln wieder unter französische Botmäßigkeit. Die Corfioten bedauerten den Abzug der Russen, denen sie der Religion wegen sehr gewogen waren, außerordentlich, dagegen waren die Juden den Franzosen hold, die durch sie alle Freiheit und gleiche Rechte mit den Griechen und Italiänern erhielten, die sie früher so sehr unterdrückt und mißhandelt hatten.

In der ganzen Stadt Corfu ist auch kein einziges Gebäude, das als besonders merkwürdig erwähnt zu werden verdient, und selbst der Gouvernementspalast ist sehr mittelmäßig; an geräumigen Casernen und Magazinen ist zwar kein Mangel, aber sie sind weder bequem noch mit Sorgfalt eingerichtet. Das Theater

ist ein altes seltsames Gebäude, das früher eine ganz andere Bestimmung hatte; unter den vierzig griechischen Kirchen und Kapellen ist keine einzige in architektonischer Hinsicht von Bedeutung, und nur zwei haben Thürme, von denen der eine, der des St. Spiridion, ein Glockenthurm ist. Die Glocken aller andern Kirchen sind an einigen Seitenportalen angebracht oder hängen auch frei auf dem Dach. Die Kirche des h. Spiridion ist ziemlich groß und geräumig, und wegen ihres hochverehrten Heiligen nicht nur in Corfu, sondern in ganz Griechenland und wo man sich zur griechisch-christlichen Religion bekennt, berühmt. Die Verehrung für diesen Heiligen ist so groß, daß Gott, Christus, der heilige Geist und die Jungfrau ihm weit nachstehen müssen, und während der Grieche gleichgültig zuhören würde, wenn man jene lästerte, so würde er sich mit Wuth auf denjenigen stürzen, der sich auch nur die leiseste unziemliche Anmerkung gegen diesen Heiligen erlaubte. Mit demselben, der in mehreren Särgen, von denen der letzte und größte von gediegenem Silber ist, in einer Kapelle der Kirche aufbewahrt wird, hat es folgende Bewandtniß. S. Spiridion soll nach der Legende auf der Insel Cypern geboren worden seyn, wo er zuerst ein armer Mönch war, der aber ein so makelloses und exemplarisch frommes Leben führte, daß er bald die allgemeine Verehrung genoß; noch unter Konstantin dem Großen wurde er zum Bischof erhoben und starb als solcher in der Stadt Tremanto auf Cypern. Später wurde seine Leiche nach Konstantinopel gebracht, wo sie unter den griechischen Kaisern mehrere außerordentliche Wunder verrichtet haben soll. Als Konstantinopel unter Mahmud II. durch die Türken erobert wurde, gelang es einem Griechen, den Heiligen der allgemeinen Verwüstung zu entziehen und ihn auf die Insel Corfu zu entführen. Ein Sohn des Griechen, der den S. Spiridion den Händen der Ungläubigen entrissen hatte, gab denselben seiner Tochter, die einen adeligen Corfioten Namens Stamati Bulgari heirathete, zur Aussteuer mit, und seit dieser Zeit ist der Heilige das Eigenthum dieser Familie, an der er allerdings das Wunder bewirkt hat, sie unermeßlich reich zu machen, da bei weitem der größte Theil der zahlreichen Geschenke und Opfer, die ihm von ganz Griechenland, wie ehemals dem delphischen Apollo, gebracht werden, in ihre Kassen fällt; auch ist immer ein Mitglied dieser Familie Protopapa, d. h. Oberpfarrer an der Kirche des heiligen Spiridion. Der

Körper dieſes Heiligen, der, ſo wie ſein Geſicht, das ein ſehr grämliches Anſehen hat, ganz ſchwarzbraun iſt, iſt nichts anderes als eine ägyptiſche Mumie, die man in einem viereckigen, reich vergoldeten und mit Edelſteinen und Perlen beſetzten Kaſten, der an der Vorderſeite offen und mit Glasſcheiben verſehen iſt, ſo daß man ſie bequem ſehen kann, verwahrt, unten aber ſehen die nackten ſchwarzen Füße heraus, die von den frommen Gläubigen ſchon halb abgeküßt ſind. Dieſer Kaſten wird in dem ſchon erwähnten ſilbernen Sarg verwahrt, aber acht Tage lang im Jahre am S. Spiridions-Feſt herausgenommen, ſenkrecht in der Kirche aufgeſtellt, mit Wachen umgeben und ſo Tag und Nacht ohne Aufhören von allen Griechen der joniſchen Inſeln und des Feſtlandes, von denen ſelbſt viele aus Kleinaſien kommen, beſucht und der Körper geküßt. Daß ſich ihm keiner nähert, ohne ihm irgend ein Opfer zu bringen, von denen das geringſte ein Silberſtück vom Werth eines Gulden iſt, verſteht ſich von ſelbſt, aber viel Tauſend Zechinen, ja wohl Ringe, Perlen, Edelſteine u. ſ. w. fallen in das große, von Prieſtern und Soldaten wohlbewachte ſilberne Becken, das zu dieſem Behuf neben ihm aufgeſtellt iſt.

Während dieſer Zeit iſt die Kirche auf das prächtigſte ausgeſchmückt, der Thurm derſelben iſt mit Feſtons von Lorbeern und Myrthen bis in ſeine höchſte Spitze verziert, die Glocken läuten ohne Aufhören, die Gläubigen bringen ſo viel Wachskerzen herbei, daß man ganz Paris damit beleuchten könnte, und bezahlen außerdem kleine Läppchen, Bänder und andere Gegenſtände, die durch die Berührung mit dem Körper des Heiligen ſelbſt heilig geworden, mit ſchwerem Geld. Den letzten Tag wird nun noch der Heilige in ſeinem Kaſten und in einem prächtigen griechiſchen biſchöflichen Gewand in Proceſſion durch die ganze Stadt getragen, wobei das Militär Spalier bildet, und der Gouverneur ſammt ſeinem Generalſtab, dem Senat von Corfu, der ganzen ſehr zahlreichen Geiſtlichkeit und dem zahlloſen Volk aus allen Gegenden dem Kaſten folgen. Weiber legen ihre Kinder, noch in Windeln, mitten auf die Straße, damit der Heilige über ſie wegſchreite, und halten nun deren Glück für unfehlbar. Da dieſe Proceſſion mitten im Sommer in der großen Hitze ſtattfindet und faſt den ganzen Tag währt, ſo iſt ſie namentlich für das Militär ſehr ermüdend, und unſere Soldaten wünſchten dabei dem Heiligen alle möglichen Uebel, und das in Corfu garniſonirende

fremde Regiment nannte ihn nicht anders als den heiligen Spiriochs.

Auch bei besondern großen Calamitäten, wie bei Erdbeben, Pest, Belagerungen u. s. w., wird S. Spiridion aus seinem Sarg geholt und in Procession herumgetragen. Die glückliche Befreiung von den belagernden Türken schreibt man ihm allein zu, und kein Corfiote macht eine Reise oder eine wichtige Unternehmung, ohne dessen Schutz angefleht und ihn, also die Familie Bulgari, beschenkt zu haben. Ebenso kommen das ganze Jahr durch Geschenke und kostbare ex voto für ihn von den andern griechischen Inseln und dem Festlande von Leuten an, welche irgend ein Gelübde thun oder seinen Schutz in gefährlichen Krankheiten oder Unternehmen anflehen. Der stärkste furchtbarste Schwur der Corfioten ist: bei dem heiligen Spiridion, und selbst der durchtriebenste Spitzbube und Betrüger würde es nicht wagen, bei diesem Namen falsch zu schwören, wobei er die eine Hand auf dessen Sarg legen muß. Während der h. Spiridion ausgestellt ist, wagen es die Juden nicht leicht ihr Quartier zu verlassen oder sich gar in die Gegend der S. Spiridionskirche zu verlieren, weil sie sich gröblichen Mißhandlungen aussetzen würden. Die hiesigen Juden, welche, so wie die in Zante und Cephalonien, von denen abstammen, die Papst Paul IV. aus Ancona jagte, wurden zur Zeit der venetianischen Herrschaft außerordentlich gedrückt, ihr Quartier wurde zur Nachtzeit, so wie an allen griechischen christlichen Festtagen verschlossen und mit Wachen besetzt, sie mußten auf der Brust einen großen, runden, gelben Lappen tragen, waren aller Art Demüthigung, besonders von den Griechen ausgesetzt und durften keine Güter besitzen. Mit der Besitznahme der jonischen Inseln durch die Franzosen hörte dieß zwar alles auf, dennoch mußten die unglücklichen Hebräer, namentlich bei großen Festen, wie in der Osterzeit, noch oft militärischen Schutz nachsuchen, um nicht mißhandelt zu werden. — Die venetianischen Adeligen, welche in Corfu wohnen, haben mehrere Casinos, in der Art, wie man sie in Venedig kennt, eingerichtet; sie waren es auch, welche die meisten Logen in dem Theater inne hatten, in welchem italiänische Opern, Schauspiele und Ballette gegeben und während der Franzosenzeit gar nicht übel und sogar mit Pracht aufgeführt wurden. Das Orchester, wenigstens die blasenden Instrumente, bestand jedoch fast ausschließlich aus französischer Militärmusik.

Die Griechen auf den joniſchen Inſeln, und namentlich in Corfu, zeichnen ſich von denen des Feſtlandes und vorzüglich von denen in Morea und Albanien durch Scharfſinn, Lebensluſtigkeit, Gewandtheit und Bildung vortheilhaft aus, obgleich ſie ihnen an Trägheit nichts nachgeben. Hochmuth und Rachſucht ſind ihnen beſonders eigen, und der geringſte Zwiſt endigt ſich in der Regel mit Meſſer- und Dolchſtichen. Hundertjähriger Erbhaß iſt in den Familien nichts Seltenes, und der ſterbende Vater vermacht ihn dem Sohn, der die übertragene Blutrache nur zu treu vollzieht. Ihre Rache iſt feig und hinterliſtig, denn nie greifen ſie den Feind offen, ſondern immer unverſehens, aus einem Hinterhalt oder nachdem ſie ihm Fallſtricke gelegt haben, an, und dieſer Erbhaß dehnt ſich über ganze Familien und deren Freunde und Verwandte aus. Unter der venetianiſchen Regierung war er nicht ſelten die Veranlaſſung, daß ſich ganze Dörfer bekriegten, und dieß war dann ein wahrer Vertilgungskrieg, indem man ſich mit der größten Wuth ſchlug, wobei Weiber und Kinder nicht verſchont blieben, ſondern gräßlich ermordet, verſtümmelt und geſchändet wurden, freilich weil ſie, ſo ſehr es in ihren Kräften ſtand, an dem blutigen Kampf Theil nahmen, indem ſie, auf der Erde liegend, die abgeſchoſſenen Gewehre ihrer Männer, Geliebten und Väter luden. Dieſem Unfug machte die franzöſiſche Herrſchaft ein Ende, konnte aber den Privatmord nicht unterdrücken, da man der Mörder ſelten, ja faſt nie habhaft werden konnte, indem ſie ſich nach vollbrachter That ſogleich in einem Kahn in das nahe Albanien flüchteten, wo ſie ſich Jahre lang herumtreiben, bis ein günſtiger Augenblick für ſie kommt, und ſie ſich mit Sicherheit wieder nach Corfu, Zante u. ſ. w. begeben zu können glauben

Aberglaube und Unwiſſenheit, worin ſie ihre ſelbſt höchſt unwiſſenden Pfaffen — viele von dieſen können weder ſchreiben noch leſen — zu erhalten ſuchen, machen, daß ſie dieſe barbariſchen Sitten und Gewohnheiten nicht ablegen, und kein Grieche der joniſchen Inſeln geht aus, ohne mit Waffen verſehen zu ſeyn.*) Eiferſucht iſt meiſtens die urſprüngliche Triebfeder dieſer Mordthaten. In einem kleinen Hafen, Porto Affiona, betaſchirt, hatte ich einigemal ein wirklich wunderſchönes Landmädchen eines de-

*) Dieß hat unter der engliſchen Verwaltung ziemlich aufgehört.

nachbarten Dorfes mit vielleicht zu großer Theilnahme angeblickt, als mich der Capo de Dicci (ein über zehn Familien gesetztes Haupt, eine Art Schultheiß) freundlichst warnte und bat, dieß zu unterlassen, um nicht der Gefahr ausgesetzt zu seyn, erdolcht zu werden, was dann großes Unheil über das ganze Dorf bringen könnte. Ein anderer Offizier hatte die Tochter eines Capo de Cinguente (Haupt über fünfzig Familien, etwa Bürgermeister) entführt, und der Gouverneur hielt es für angemessen, nachdem er ihm eine derbe Strafpredigt gehalten, ihn mit der ersten Gelegenheit nach Italien zu versetzen, um ihn der griechischen Rache zu entziehen. Die jonischen Griechen sind im allgemeinen sehr wohlgebaut, von schlankem Wuchs, oft majestätischem Gang, man sieht sehr edle Gesichter unter ihnen, selbst in den Dörfern, Mädchen und Frauen von wahrhaft aphroditischer Schönheit und Grazie, reizendem Nymphenwuchs und Sylphidengang sind nichts Seltenes, und so eifersüchtig und rachsüchtig der Corfiote auch seyn mag, so sind ihm doch für Geld seine Töchter, Schwestern, ja Frauen nicht selten feil, und nach Umständen oft für sehr geringe Summen. Die Reichen aber sperren ihre Weiber ein, und man sieht sie nur an hohen Festen im Freien oder verschleiert und wohl bewacht in die Kirchen gehen, wo sie ihre besondern Sitze hinter dicht vergitterten Logen haben.

Da die Kost und Nahrung, so wie das ganze Leben der Jonier äußerst einfach ist, so sind Krankheiten sehr selten bei ihnen, die Aerzte haben deßhalb wenig zu thun und sind in den Dörfern gänzlich unbekannt und entbehrlich. Verwundungen, Entbindungen, Scorpionstiche und kleine Unpäßlichkeiten heilen sie unter sich und bedienen sich dabei gewisser sehr wirksamer Kräuter, ziehen wohl auch in schwierigen Fällen den Priester zu Rathe und der Aberglaube thut dabei oft Wunder. An Teufelsaustreibungen fehlt es auch nicht. Man sieht wenig alte Männer, doch oft noch rüstige hundertjährige Greise, die dann hoch verehrt werden; das Alter ist kräftig und gesund; daß es wenig Greise gibt, kommt wohl daher, daß die meisten Männer im schönsten Alter eines unnatürlichen Todes sterben.

Die Kleidung der Griechen auf dem Lande ist sehr einfach, eine runde Jacke, gewöhnlich von braunem grobem Tuch und ohne Kragen, aber mit rothen Schnüren, bei den Wohlhabendern auch mit Seide, Gold oder Silber besetzt, deckt den Oberkörper, die

Aermel derſelben ſind meiſtens am Ende mit Sammet gefüttert, und haben wo möglich ſilberne Knöpfe, unter der Jacke tragen ſie noch einen Bruſtlatz, der gleichfalls mit Borden beſetzt iſt und Knöpfe wie die Jacke hat. Dieſe Knöpfe, wenn ſie von Silber, ſind rund und faſt ſo groß als eine kleine Nuß. Die Jacke wird Gondoguni und der Latz Socardi genannt. Die Beinkleider, die nur bis über die Knie reichen, ſind von blauer oder auch grauer Baumwolle, nicht geſpalten, aber doch ſo weit, daß man bequem ausſchreiten kann; diejenigen Griechen, welche Strümpfe tragen, die dann meiſtens von blauer oder weißer, manchmal auch von brauner und grauer Farbe ſind, befeſtigen dieſelben mit einem rothſeidenen Kniband, Scalſodeta genannt, an die Beinkleider. Nicht ſelten haben dieſe Bänder große ſilberne oder vergoldete Schnallen in der Form eines kleinen runden Schildes. Ein breiter rother oder gelber Gürtel von Wolle, manchmal auch von Seide, umgürtet ihre Hüfte und ſchnürt den Leib ein, ſo daß er gewiſſermaßen den Dienſt eines Schnürleibes verſieht. Die Hemden ſind von Baumwolle. Taſchentücher ſind bei den gemeinen Griechen ganz unbekannt. Auch auf den Schuhen haben ſie ſolche große Schnallen, viele Landbewohner tragen jedoch nur eine Art Sandalen von Schweinsleder, das noch Borſten hat und die ſie Zaruchia nennen. Den Kopf bedeckt ein rothes rundes Käppchen, manchmal auch eine große Mütze von derſelben Farbe mit einem ſeidenen Büſchel. Die Haare werden meiſtens am Vorderkopf geſchoren, ſo wie der Bart, nur Backenbärte und manchmal auch Schnurrbärte laſſen ſie ſtehen. Faſt alle Griechen der joniſchen Inſeln bedienen ſich noch des Foula, eine Art von Shawl, der ihnen zu verſchiedenen Zwecken nützlich iſt, bald winden ſie ihn als Turban um den Kopf, bald rollen ſie ihn um den Hals, meiſtens aber tragen ſie ihn auf einer Schulter, ſo daß er hinten und vorn herabhängt und dann, beſonders wenn er neu und koſtbar iſt, als Schmuck dient. Ein kurzer Mantel mit einer Capuze, dem der neapolitaniſchen Lazzaroni ziemlich ähnlich, den ſie Levantine nennen und der von brauner ziemlich waſſerdichter Wolle iſt, ſchützt ſie gegen Regen, Wind, Sturm und Sonne zugleich und dient ihnen auch meiſtens ſtatt Matratze und Kopfkiſſen.

Im Gürtel trägt der joniſche Grieche beſtändig einen Dolch oder ein großes zweiſchneidiges Meſſer, deſſen Griff oft von ſehr künſtlicher Arbeit in Elfenbein, Ebenholz oder Silber iſt; ſie nennen

es Moro. — Die Frauen tragen sehr lange Camisole von rothem oder blauem Tuch, möglichst reich mit Silber, Gold oder Seide, namentlich die Aermel, gestickt und besetzt, die sie Zileco nennen. Ihr Socardi oder Brustlatz ist von Gold- oder Silberstoff, auch von Seidenbrocat bei den minder Wohlhabenden. Außerdem haben sie aber noch ein anderes Bruststück, das man Petturina nennt, eine dreieckige Form hat und sehr reich verziert ist. Ueber alles dieß haben sie einen Oberrock, Carpeta,, der bis auf die Ferſen herabfällt, von Tuch, bei sehr Reichen von Sammet, und der mit breiten Borden besetzt ist. Ihre Haare durchflechten die Griechinnen mit rothseidenen Bändern, die sie Tastades nennen, und bedecken den Kopf dann auch noch mit einem lichtgelben Shawl von Musselin, der mit Spitzen besetzt und so lang ist, daß sie ihn noch hinten kreuzweise in dem Nacken zusammenlegen, dann wieder nach vorn ziehen, einen Theil der Brust damit bedecken, so daß die Enden mit den Spitzen bis fast an den Gürtel herabfallen und zur großen Zierde dienen. Dieser Shawl ist demnach zugleich Kopf-, Hals- und Brustbedeckung, und sie wissen mit demselben eben so gut und schelmisch zu kokettiren, wie die Andalusierinnen mit ihren Mantillen. Gern behängen sie sich mit goldenem Schmuck, Edelsteinen und Perlen, und tragen bei hohen Festen wohl auch Guirlanden von Zechinen in zwei- und dreifachen Reihen in den Haaren, auch lieben sie sehr die venetianischen Ketten, die sie an dem Hals, um die Aermel und wo es geht anbringen; ebenso bestecken sie alle Finger mit Ringen, und wenn sie es möglich machen können, stecken sie eine silberne oder goldene Diamantnadel, Fiori (Blume) genannt, in das Haar, das sie wohl auch mit Perlen durchflechten, die sie besonders gern zu Ohrringen verwenden. Es versteht sich von selbst, daß dieß alles nur von den Frauen der Reichen gilt, die der Armen müssen sich mit Tuch und Gewändern von Baumwolle begnügen, und sind froh, wenn sie dieselben mit einer silbernen Nadel befestigen können. Aber alle befestigen ihren Gürtel mit einer sehr großen, metallenen Schnalle, die eine Platte in Form einer Muschel hat und sehr zierlich gearbeitet ist; sie ist nach den Umständen von Kupfer, Messing, Silber oder Gold, und oft so groß wie die Unterschale einer Tasse oder auch wie ein Dessertteller.

Eine Griechin hat in der Regel nur ein Festkleid für das ganze Leben, ja dasselbe muß nach ihrem Tod ihrer Tochter und

Enkelin ebenſo dienen, die es meiſtens als Brautſchmuck zur Ausſteuer erhalten, und ſie ſelbſt hat es oft ſchon von der Großmutter ererbt. Ein ſolches Kleid dient Jahrhunderte, wird aber nur bei den allerhöchſten Feſten, wie die Oſtern, oder dem h. Spiridionsfeſt, oder dem des Schutzheiligen des Ortes, angelegt, und dann wieder auf ein Jahr lang ſorgfältig in der Truhe verſchloſſen. Dieſe Kleider ſind meiſtens von Brocat, reich mit Gold und Silber und ſogar mit Perlen und Steinen beſetzt, und oft ſo ſchwer, daß die arme Frau wie unter einer ſchweren Bürde ſeufzt und ſchwitzt, und manche wohl froh ſeyn mag, wenn der Augenblick gekommen iſt, wo ſie ſich deſſelben wieder entledigen kann. Von den armen Frauen der Landleute haben die meiſten nie die Stadt Corfu geſehen und überhaupt gar keinen Begriff von einer Stadt, ihr Dorf mit einer Stunde im Umkreis iſt ihnen die Welt, ſie fühlen ſich deßhalb nicht unglücklicher, und ihre Männer halten ſie gern vom Beſuch der Stadt ab, und bringen ihnen zum Erſatz durch die Berührung des h. Spiridion geheiligte Dinge von deſſen Feſt zurück, wodurch ſie ſich überglücklich fühlen. Von den Griechinnen in der Stadt haben jedoch ſchon manche ihre griechiſche Sitten und Kleidung abgelegt und ſich in beiden und noch andern Dingen ſo ziemlich franzöſirt.

Aeußerſt intereſſant und merkwürdig ſind die ländlichen Feſte auf den joniſchen Inſeln und namentlich auf der Inſel Corfu, die immer unter freiem Himmel in Olivenwäldern oder unter Cypreſſen und Orangen gefeiert werden, und zu denen die Schutzheiligen der Dörfer größtentheils die Veranlaſſung geben. Bei einem ſolchen Feſt, das die Corfioten Panigiri nennen, finden ſich auch die Einwohner der Dörfer ein, welche in der nächſten Umgebung des Ortes liegen, wo es gefeiert wird, und dieſe Gäſte kommen dann mit ihren Feierkleidern geſchmückt und wohl bewaffnet mit Muſik an der Spitze, d. h. eine Art von Schalmei, eine türkiſche Guitarre oder Mandoline und eine dreiſaitige Violine, in wohlgeordnetem Zug an. Die Frauen, gleichfalls in ihrem höchſten Schmuck, reiten dabei auf Maulthieren, Pferden oder Eſeln, welche die Männer am Zaum führen. Die Ordnung bei dieſen Feſten erhalten die zu dieſem Zweck von der Gemeinde ernannten ältern Männer ſelbſt, die zur beſondern Auszeichnung mit Bändern geſchmückt ſind. Das Abfeuern von Gewehren und Piſtolen kündigt das Beginnen des Feſtes an, das wie billig mit dem Got-

tesdienſt eröffnet wird; iſt dieſer beendigt, ſo halten die Familien in verſchiedenen Gruppen und im Freien eine Mahlzeit, bei welcher ein am Spieß gebratener ganzer Hammel oder auch eine Ziege die Hauptſchüſſel bilden, von der man nach Belieben herunterſchneidet. Der Wirth und die Gäſte lagern dabei auf dem dürren Gras im Kreis unter dem Schatten der Oliven oder Orangen und reichen ſich einander den Miſchwein, und die oben erwähnten Inſtrumente ſpielen auf. Nach dieſem Mahl wird allerlei Gebackenes, Früchte, ſüßer Wein, Kaffee und Aniſett oder Roſolio aufgetragen, und bleibt für jedermann zum beliebigen Genuß während der noch übrigen Feſtzeit ſtehen. Nun geht es an Tanz und Spiel, und die Romaika und Arnautka, die zwei beliebteſten Tänze, die unverkennbar noch altgriechiſchen Urſprungs ſind, werden aufgeführt. Die ältern nicht tanzenden Männer ſpielen, ſchießen und trinken, andere halten Wettrennen oder bringen die Zeit mit Leibesübungen zu, in welchen ſie ſehr gewandt und behend ſind. Aber auch der Geiſtliche des Ortes oder der Kirche, deren Feſt gefeiert wird, weiß daſſelbe zu ſeinem Nutzen auszubeuten; denn außer den freiwilligen Opfern, die an Kerzen, Geld, manchmal auch in ex voto gebracht werden, bezeichnet er eine Stelle an der Kirchenmauer, die man die wahrſagende oder prophetiſche Mauer nennt, und gegen welche man ein Stück Geld drückt; bleibt das Geld an derſelben hängen, ſo kann man ſicher ſeyn, daß das Unternehmen, welches man vor hat oder was man wünſcht, gelingt, fällt es aber herab, ſo iſt es nichts damit, das Geld gehört aber jedenfalls, es mag nun hängen bleiben oder herunterfallen, dem Schutzpatron des Ortes, d. h. dem Geiſtlichen. Mit dem Hängenbleiben hat es folgende Bewandtniß: der Papa beſchmiert die Mauer hie und da mit einer transparenten klebrigen Materie, und wenn man gerade dieſen Fleck trifft, ſo bleibt das Geld, gewöhnlich eine Gazetta oder ein türkiſcher Para, hängen. Dieſe Feſte, beſonders in der Nähe der Stadt Corfu, wie zu Potamo, Manduchio, Caſtrati, gewähren durch die Mannichfaltigkeit der verſchiedenen Trachten, — man ſieht dabei außer den Griechen von verſchiedenen Gegenden, Albaneſer, Epiroten, Türken, Italiener, damals franzöſiſche, jetzt auch wohl engliſche Uniformen, — und die fremdartigen Tänze und Spiele, eine ſehr maleriſche und romantiſche Anſicht; dabei geht es recht lebhaft und munter zu, und ich habe mich bei denſelben immer ſehr beluſtigt.

Nach Beendigung derſelben ziehen die fremden Gäſte ſingend und ſchießend wieder ab, und die Bewohner des Dorfes geben ihnen unter beſtändigen Salven und Lebehoch das Geleit.

Die Inſel Corfu hat große Salinen und verſieht faſt alle übrigen Inſeln, Santa Maura ausgenommen, mit Salz; wenn man ſich aber unter dieſen Salinen etwa Salzwerke wie in Deutſchland vorſtellen wollte, ſo würde man gewaltig irren, denn es ſind weiter nichts als einige Schuh in die Erde gegrabene Vertiefungen, in die man zur Zeit der großen Hitze das Meerwaſſer leitet, und welches dann von der Sonne in kurzer Friſt in Salz verwandelt wird, das ſo wenig Werth hat, daß die Lieferanten der Lebensmittel für die Garniſon den Soldaten erlaubten, ſo viel ſie wollten davon nach Gefallen zu nehmen. Dieſe Salzgruben befinden ſich bei Leſchimo, Caſtrati und Potamo, und 1000 Pfund Seewaſſer geben an 600 Pfund Salz in ungefähr 20 Tagen. Ich ſagte zwar, daß es keine anderen als Windmühlen auf der Inſel Corfu gebe, doch erinnere ich mich eine Art kleinerer Oelmühlen an dem Flüßchen Meſſongi, die von dem Waſſer deſſelben getrieben wurden, geſehen zu haben; ebenſo ſind auch bei dem Dorf Lebenizza im Kanton Leſchimo einige ſehr elende Getreidemühlen, die jedoch nur ſelten im Gang ſind, nämlich dann, wenn ſie während der Regenzeit und noch einige Monate ſpäter ein aus einer hohen Bergſchlucht herabſtürzender Strom treibt. Der Kanton Leſchimo iſt einer der romantiſchſten und maleriſchſten der ganzen Inſel. Hohe Berge, Felſen, Schluchten, wilde Thäler wechſeln unaufhörlich miteinander ab. Die dunkeln Cypreſſengruppen auf den Höhen, das hier ſo ſehr ſchöne Grün der Ahornbäume, die unbenutzt wachſen und abſterben, die Platanen, Orangen, Oliven, Lorbeern, Feigen und Limonen, auch eine Art Fichten geben die mannichfaltigſten Schattirungen, und hie und da ſtößt das Auge auf einige zerſtreut liegende Häuſer und Hütten, mitunter auch Ruinen. Beſonders ſeltſam aber nehmen ſich die häuſer-, ja faſt thurmhoch aufgeſpeicherten Salzhaufen aus, die oben wie die Häuſer mit grünen oder rothen Ziegeln bedeckt ſind, und von fern beim Sonnenſchein wie Paläſte von Kryſtall oder Edelſteinen glizern und funkeln, ſo daß, wenn man dieſe ſehr ſymmetriſch erbauten Salzpaläſte nicht kennt, nicht weiß, was man davon halten ſoll. Dieſes Salz wird einſtweilen ſo aufbewahrt, bis es nach und nach verſchickt werden kann, denn die Magazine in der

Stadt Corfu können nicht den fünfzigſten Theil faſſen. Früher ging das meiſte Salz nach Venedig, deſſen Regierung einen ungeheuern Gewinn damit machte. In dem Kanton Leſchimo ſieht man auch hie und da Eichen, die einzigen auf der Inſel. Dieſer Kanton iſt der bevölkertſte und fruchtbarſte, er zählt an 12,000 Bewohner, Menſchen von ſchönem, wahrhaft altgriechiſchem Schlag, und bringt beſonders auch Baumwolle, Getreide aller Art, ſelbſt Roggen, Hülſenfrüchte, Honig, Wein, Wachs, Melonen, ſogar etwas Seide hervor, Oel verſteht ſich von ſelbſt, und Spargel und Artiſchocken wachſen wild, das Flüßchen und die Bäche liefern Forellen und Süßwaſſerkrebſe; er iſt von hohen Bergen und Felſen umgeben, und ſeine Bewohner zeichnen ſich auch durch eine ſehr reinliche, ja faſt luxuriöſe Kleidung und maleriſche Tracht vortheilhaft vor den übrigen Einwohnern der Inſel aus. Leſchimo iſt Corfu's Arkadien.

Die beiden großen Forts, Fortezza-Vecchia und Fortezza-Nuova genannt, von denen die erſte, die ſehr viel große Wohngebäude, den Regierungspallaſt, Caſernen, Magazine ꝛc. enthält und wieder eine beſondere auf zwei hohen Felſen liegende Citadelle hat, (dieſelben welche nach der altgriechiſchen Mythe durch die Verſtümmelung des Uranos, welchem ſein Sohn Cronos (Saturn) die beiden Schamtheile abſchnitt und in das Meer warf, entſtanden ſeyn ſollen, ſo wie die ganze Inſel durch das Sichelmeſſer, das Cronos nach gemachter Operation hinabwarf, den Namen Drepane, Sichel, deren Form ſie hat, erhielt,) zu der nur ein einziger enger, durch einen Felſen gehauener gewölbter Gang führt, die Oſt- und die Fortezza Nuova die Weſtſeite der Stadt beſchützt. Dieſe wird außerdem auf der Landſeite durch ſehr hohe Wälle und Baſtionen vertheidigt, von der Seeſeite aber durch die Inſel Vido, die ſich in geringer Entfernung längs der Stadt hinzieht, und dieſer ein treffliches, mit mehrern Redouten befeſtigtes Bollwerk abgiebt. Auf der Landſeite liegen dicht vor den Mauern der Stadt noch die Forts Abraham, San Salvator und andere große Verſchanzungen. Die alte Feſtung iſt außerdem noch durch einen Canal, über den eine Brücke führt, von der übrigen Stadt gänzlich getrennt, auf deren Seite ſich längs dieſem Canal ein großer breiter, beinahe eine Miglie langer Platz, eine Art Esplanade hinzieht, der ſich zu den Manoeuvres der Truppen und großen Revüen trefflich eignet. Die beiden Caſtelle auf den er-

wähnten Felsen in der Citadelle der Fortezza Vecchia werden, das vordere Castello di terra (das Landschloß) und das hintere Castello del mare (Meerschloß) genannt. Die ehemaligen Quartiere der Slavonier, die zur Zeit der Venetianer hier garnisonirt waren, liegen zu ihren Füßen. Die alte Festung hat auch ihren eignen Hafen, der zwar sehr sicher aber auch sehr klein ist, und Mandrachio heißt. Das Arsenal, die Waffenmagazine, die Werkstätten für die Waffenschmiede, die ungeheuern Vorräthe an Zwieback, gesalzenem Fleisch, Käse, Speck, Reis, Bohnen, Erbsen u. für den bald eintretenden Fall einer Belagerung, befanden sich ebenfalls in dieser Fortezza, so wie mehrere Kirchen, die furchtbarsten Gefängnisse und in Felsen gehauene Kerker; auch viele griechische Victualienhändler hatten sich hier etablirt, die den Soldaten schlechte Eßwaaren theuer verkauften und sonst noch allerlei Commerz trieben. Was aber in all den Vesten, so wie in der Stadt selbst mangelt, ist frisches Wasser, und dieser Mangel könnte am Ende wohl bei einer Belagerung, bei welcher die Communication zur See und zu Lande abgeschnitten wäre, die Stadt Corfu mit sammt allen ihren Forts zur Uebergabe nöthigen. Das Wasser wird in der kurzen Regenzeit, im November und December, für das ganze Jahr in den in Felsen gehauenen Cisternen gesammelt und aufbewahrt. Frisches Quell- und Trinkwasser aus Bächen der Insel wird in kleinen Fäßchen auf Pferden oder Maulesel zum Verkauf in die Stadt gebracht und ist ziemlich theuer; 12 Paras (10 Kreuzer) das etwa 6—8 Maaß haltende Fäßchen. Die Stadt Corfu hat nur vier Thore, zwei Land- und zwei Seethore, aber mehrere unterirdische Gänge um Ausfälle machen zu können. Die große Esplanade zwischen der Stadt und dem alten Fort dient den ärmern Griechen und Albanesen zu einem Lagerplatz während drei Viertheilen des Jahres, wo sie ihre Nächte mit Singen, Schlafen und Spielen hinbringen; die ganze Nacht ertönen griechische und albanesische Nationallieder auf derselben, die mit einer kleinen Zither oder Laute begleitet oft sehr harmonische Accorde hören lassen; auch zwei kleine griechische Kirchen, die beständig offen sind, befinden sich auf derselben und werden fortwährend von Andächtigen besucht.

Die Rhede von Corfu ist gleichfalls durch die erwähnte Insel Vido und durch die Batterien der Fortezza Nuova und Vecchia geschützt, und bildet mit der Bucht von Manduchie, den

ſicherſten und größten Hafen in der ganzen Levante, in welchem die größten Kriegsſchiffe und die größten, viele hundert Segel ſtarken Flotten bequem vor Anker liegen können. Alle vor den Mauern der Stadt liegende Forts und Redouten ſind durch bedeckte oder unterirdiſche Gänge mit derſelben verbunden. Sämmtliche Werke und Befeſtigungen wurden während der letzten Occupation der Franzoſen nicht nur in beſten Stand geſetzt, ſondern mit vielen neuen vermehrt, und die Parapets aller Wälle und Baſtionen noch um die Hälfte erhöht.

Wenn man die Stadt durch das Thor Porta-Reale verläßt, ſo kommt man auf eine ſehr breite und ſchöne Heerſtraße, die ſich nach einer Länge von etwa drei hundert Schritten in verſchiedenen Richtungen nach allen vier Weltgegenden theilt, aber dieſe Straßen nehmen ſchon nach wenigen hundert Schritten alle ein Ende und man kömmt nun an ſteile, ganz unbequeme, ſchmale Feldwege, die über Felſen und Berge in das Innere der Inſel führen. Dieſen Anfang von vier Prachtchauſſeen ließen die Franzoſen anlegen, ſie weiter zu führen verbietet das Terrain. Etwa eine Stunde von der Stadt kömmt man an das kleine Flüßchen Potamo, welches das meiſte friſche Waſſer liefert, und die einzigen Süßwaſſer-Fiſche hat.

Obgleich ein großer Theil der Einwohner der Stadt Corfu aus Italiänern und namentlich Venetianern beſteht, ſo befindet ſich doch nur eine einzige katholiſche, hier die lateiniſche Kirche genannt, in derſelben, während ſie der griechiſchen wohl ein halbes hundert zählen mag, dagegen waren deſto mehr venetianiſche Caſſinis, Spielhäuſer, Caffeehäuſer u. ſ. w. hier, ſo wie die venetianiſchen Sitten unter den Italiänern in der Stadt heimiſch waren; die Griechen aber hatten trotz dem daß ſie ſo lange Zeit der Herrſchaft der Republik Venedig unterworfen waren, dennoch ihre Sitten, Gebräuche, Religion, Kleidung ꝛc. getreu beibehalten, aber gegen das Ende der franzöſiſchen Occupation fingen mehrere von ihnen an, franzöſiſche Gewohnheiten anzunehmen und ſogar franzöſiſche Kleidungsſtücke anzulegen; ſolche Individuen metamorphoſirten ſich jedoch nicht mit einemmal und plötzlich, ſondern nur nach und nach wurde eines der griechiſchen Kleidungsſtücke mit einem franzöſiſchen vertauſcht. So war es in der Regel das griechiſche Mützchen, das gegen einen runden Hut vertauſcht wurde, dann folgten Stiefeln, dann ein Gilet, endlich erſetzte ein Ueberrock die runde kragenloſe

Jacke, aber die anliegenden engen Pantalons waren immer das letzte Stück, durch das man die weiten ungespaltenen kurzen griechischen Pumphosen ersetzte, und es kostete große Mühe bis man sich dazu entschloß. War aber erst diese Schwierigkeit überwunden, dann war der griechische Franzose wenigstens dem Aeußern nach fertig, und nun suchte man sich auch französische Manieren ꝛc. anzueignen. Dies thaten jedoch nur einige reiche junge Leute aus adeligen Familien, der gemeine Mann blieb dem Costüme und den Sitten seiner Voreltern treu.

Bald nach meiner Ankunft zu Corfu wurde das Bataillon, bei dem ich stand, und welches in der Citadelle der alten Festung kasernirt gewesen, nach S. Theodor, einem ehemaligen griechischen Mönchskloster beordert, das auf der Stelle steht wo sich früher die Gärten des Alcinous befunden haben sollen, und wo nach Homer, Odysseus die holde Prinzessin Nausikaa und eine so freundliche Aufnahme fand. Dieses Kloster lag eine kleine halbe Stunde von der Stadt entfernt, in einem Olivenwald hinter dem großen Flecken Castrades. Meinen Tisch hatte ich auf Einladung der Madame Brüge wieder bei dieser Familie genommen und es auch übernommen bei deren hübschen Tochter den Unterricht im Klavier und Gesang fortzusetzen, den ich vor vier Jahren in Genua mit ihr anfing; indessen war sie weit vorangeschritten, da sie seitdem in Italien bei guten Lehrern ihr musikalisches Talent ausgebildet hatte, aber in Corfu war an solchen gänzlicher Mangel, und mein Erscheinen daher der Familie Brüge sehr willkommen. Die Stimme meiner jungen Schülerin war stark und wohlklingend geworden, es war ein hoher lieblicher Silbersopran, und so machten mir diese Unterrichtsstunden großes Vergnügen, auch mit dem Tisch hatte ich große Ursache zufrieden zu seyn, da in Corfu auch nicht eine einzige gute Speiseanstalt war und die unverheiratheten Offiziere Menage zusammenmachten, wozu ein Soldat als Koch diente; man kann denken wie da gekocht wurde, doch machten einige dieser Menagen eine Ausnahme, indem sie zufällig auf ein Küchengenie gestoßen waren.

Außer dem Stadttheater, das nicht sehr groß ist, etwa 600—700 Zuschauer fassen konnte, und in dem Gebäude der ehemaligen Börse, die längst unnütz geworden, eingerichtet war, fand ich auch ein französisches Liebhabertheater vor, dessen (weibliche) Seele Madame Gasqui war, und die Vorstellungen fanden — horribile

dietu — auf der Hauptwache ſtatt, das heißt, in einem kleinen Saal dieſes Gebäudes, in dem früher Waffen aufbewahrt wurden. Ich war bald ein thätiges Mitglied dieſer Bühne, wodurch mir der Vortheil erwuchs, daß ich die Bekanntſchaft des Gouverneurs und anderer Autoritäten auf der Inſel, wie des Generals Cardenneau, des Chefs des Generalſtabs Baudouy, des Commiſſair-Imperial Leſſep ꝛc. machte, und es nun an Einladungen zu Diners und kleinen muſikaliſchen Soireen nicht fehlte.

In dem großen Theater, deſſen Impreſſario ein gewiſſer Delungo, Balletmeiſter und Grotesktänzer war, wurden Opera seria, Opera buffa und große Ballette aufgeführt. Das Perſonale deſſelben war nicht wie in Italien auf eine Stagione, ſondern immer auf ein ganzes Jahr engagirt, weil das öftere Wechſeln hier mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft geweſen wäre. Die Prima donna seria war eine Signora Mariana Recupido, die liebenswürdige Gattin eines ſchon an der Schwindſucht laborirenden Tenors; prima Ballerina seria war Signora Giuſeppina Panzieri, ein allerliebſtes blondgelocktes Mädchen, eine wahre Graziengeſtalt, nicht minder artig war die seconda Ballerina, Chiaretta Gaspari, die ein recht naſeweiſes Rorelanennäschen hatte. Als ich in Corfu ankam, waren Guglielmi's Amanti in scompiglio, Meyers Ginevra di scozia und das Ballet Didone abbandonnata auf dem Repertoir. Oper und Ballet waren gut beſetzt, beſonders war der Caſtrat, ein gewiſſer Matuccio, der den Ariodante ſang, vortrefflich, ſo wie die Recupido als Ginevra, deren Gatte mußte aber bald darauf die Bühne verlaſſen und wurde durch den Tenor Spiegoli, der eine ſehr friſche und ſchöne Stimme hatte und den Polineſſo ausgezeichnet gut gab, erſetzt. — Auch das Ballet war nicht übel, den erſten Tänzer machte eine Dame die ſehr ſchön gebaut war, die Panzieri war vortrefflich, und der Grotesktänzer machte furchtbare Salti mortale.

Das Leben der Garniſon in Corfu war übrigens ein rechtes Schlaraffenleben, ſie war mit Inbegriff der Albaneſer wohl über 12,000 Mann ſtark und aus allen möglichen Nationen zuſammengeſetzt. Sie beſtand aus dem 6ten franzöſiſchen Linien- und dem 14ten leichten Infanterie-Regiment, jedes über 3000 Mann ſtark, zwei Bataillonen von dem 2ten Fremden-Regiment, einem Bataillon königl. italiäniſcher und ein anderes neapolitaniſcher Truppen, den Reſten des Regiments Chaſſeurs de l'orient, das mit der

franzöſiſchen Armee aus Egypten zurückgekommen war, einem Bataillon Septinſulaner, ſo genannt weil ſie unter den Venetianern einen Theil der Garniſon der 7 joniſchen Inſeln ausmachten und aus Dalmatinern, Slavoniern, Venetianern und einigen Griechen zuſammengeſetzt, einer Escadron Chasseurs a cheval an 100 Mann ſtark, die aber kaum 60 Pferde hatten, dem Regiment oder vielmehr der Horde undisciplinirter Albaneſer, die nie in Reih und Glied zu bringen waren, und endlich einer ſehr zahlreichen franzöſiſchen und neapolitaniſchen Artillerie nebſt mehrern Pionniercompagnien, dem Ingenieurcorps, Sapeurs und Mineurs. Die ganze Marine beſtand aus zwei in dem Hafen ſtationirenden Fregatten, einigen Briggs und etlichen zwanzig Kanonierſchaluppen. Dieſes gewiß ſeltſame Quodlibet, bei dem ſogar Afrikaner und Aſiaten waren, bildete die Garniſon von Corfu. — Sämmtliche Infanterie war zugleich für den Artillerie-Feſtungsdienſt eingeübt worden, um ſie im Fall einer Belagerung die Geſchütze bedienen zu laſſen, da die vorhandene wirkliche Artillerie kaum für den ſechſten Theil derſelben ausgereicht haben würde. Der Dienſt im Allgemeinen wurde aber, wenigſtens von den Offizieren ziemlich nachläßig verſehen, und zwar ſo, daß ſich dieſelben erlaubten zur Nachtzeit die Wachen zu verlaſſen, und erſt gegen Morgen wieder ſich auf denſelben einfanden. Viele derſelben, ſo wie auch Unteroffiziere und Soldaten, waren hier förmliche Handelsleute, Krämer, Handwerker u. ſ. w. geworden, trieben alle mögliche Geſchäfte und erſchienen faſt nur bei den Revüen unter den Waffen und in Uniform. Viele Offiziere machten allerlei kleine Handelsſpeculationen, namentlich die der Septinſulaner, welche ſich beſonders auf den Schmuggel legten, andere hatten Bäckereien angelegt, noch andere ſich mit dem Waſſerhandel eingelaſſen, ließen die Waſſerfäßchen durch Soldaten hereinbringen und billiger als die Griechen und Albaneſer verkaufen u. ſ. w. Die Garniſon hatte in der Regel anderthalb bis zwei Jahre Sold zu gut, und man ſah ihr deßhalb von oben herab manches durch die Finger. Ein anderes Uebel das einriß, war, daß von den Generalen bis zum Tambour herab ſich viele Militairs Maitreſſen beilegten, meiſtens arme Griechinnen, die ſie mit Bewilligung ihrer Eltern zu ſich nahmen, ſie unterhielten, und die oft ſehr ſchön waren. Die Griechen der niedern Claſſen verhandelten nicht ſelten ihre, oft kaum 12jährigen Töchter für wenige türkiſche Piaſter, — das türkiſche Geld war das, was nebſt

dem venetianiſchen am meiſten curſirte — an Offiziere oder Soldaten und beſchworen dabei, daß ſie ihnen eine Jungfrauſchaft überlieferten. War nun einer ſeiner Geliebten überdrüſſig oder konnte ſie nicht länger unterhalten, ſo verhandelte er ſie an einen andern, öfters unterhielten auch zwei bis drei Kameraden ein ſolches Mädchen, andere tauſchten ihre Maitreſſen gegenſeitig aus, worauf der eine oder der andere noch einige Pokale Wein zum Beſten geben mußte; dies alles mußten ſich die armen Geſchöpfe wohl gefallen laſſen, waren manchmal auch mit dem Tauſch ganz zufrieden. Dieſe Mädchen ſprachen außer dem Corfiotiſchen neugriechiſch, gewöhnlich etwas gebrochen venetianiſch, lernten aber bald einige franzöſiſche Worte plappern; ſie hatten in der Regel einen natürlichen ſcharfen Verſtand, waren aber in allen Dingen, die practiſche Liebe ausgenommen, im höchſten Grad unwiſſend, keine konnte ſchreiben oder leſen, ſelbſt nicht die, welche wohlhabenden Familien angehörten, eben ſo wenig konnten ſie nähen oder ſtricken, oder auch nur eine Suppe kochen. Den ganzen Tag lagen ſie auf den Strohſäcken oder Matratzen wenn ſie deren hatten, ihr Unterhalt koſtete freilich wenig, da ſie faſt nichts aßen als Kräuter mit Oel und Citronenſaft und etwas Brod und Miſchwein, und eine kleine Kammer bewohnten, für welche der jährliche Miethzins wenige Piaſter betrug. Die Offiziere und Sergeant-Majors, die eigene Zimmer hatten, nahmen ſie meiſtens zu ſich. Trotz dem daß der Sold ſo lange rückſtändig war und ausblieb, lebten die Soldaten doch nicht ſchlecht, ja manche viel beſſer als ihre Offiziere, da ſie mit allerlei Arbeiten, die hier ſehr gut bezahlt werden, viel Geld verdienten, außerdem ſtand die ganze Garniſon fortwährend auf dem Feldetat, und erhielt folglich täglich außer dem Brod, ihre Portionen Fleiſch, Wein, trockene Zugemüſe, Salz, Holz, Eſſig ꝛc., das freilich oft ſchlecht genug von den Fourniſſeurs geliefert wurde, oft fehlte es auch gänzlich an friſchem Fleiſch, und man theilte dann geſalzenes oder Speck aus den Magazinen aus. Die Soldaten wurden von den Corfioten nicht ſelten auf das gewiſſenloſeſte geprellt, wenn ſie etwas verzehrten oder kauften; man kann ſich kaum einen Begriff von der Verſchlagenheit, Liſt und Schlauheit der Griechen im Betrügen machen, worin ſie Meiſter ſind, man mag ſich ſtellen wie man will und noch ſo ſehr in Obacht nehmen, immer wird man von ihnen übervortheilt; wollte man in Corfu nicht oder wenigſtens

nicht so sehr hintergangen werden, so ging man zu den Juden um etwas einzukaufen. Die Sittenverderbniß war unter den Einwohnern Corfus, namentlich den Griechen in einem furchtbaren Grad eingerissen, Sodomiterei war nicht nur etwas ganz Alltägliches, sondern auch ein gewöhnlicher Gegenstand der Unterhaltung unter ihnen, sie suchten diese schmutzigen ekelhaften Gelüste auf alle Weise zu befriedigen, junge Soldaten zu verführen, und wurden öfters en flagrant delit in Casematten ꝛc. ertappt. Ja Kinder im zartesten Alter suchten sie zu ihren unnatürlichen Lüsten zu bekommen, und fanden dabei gar nichts Außerordentliches. Während meines Aufenthalts zu Corfu fiel es vor, daß ein Grieche seine abscheuliche Wollust an einem Jungen unter 3 Jahren zu befriedigen suchte, und als ihn der Commissair Imperial, die höchste Justizbehörde der Insel, deßhalb auf die Galeere schickte, erregte dies eine allgemeine Theilnahme der Einwohner für den: „Poveretto; ma che gran cosa ha fatto?“ sagten sie mitleidig, und der Mensch wurde allgemein bedauert. Auch ihre Frauen waren vielen feil, und selbst nicht ganz arme Männer erlaubten für einige Piaster, daß man ihren Ehehälften einen Besuch abstatten durfte.

Die griechischen Kirchen und der griechische Gottesdienst haben ein eigenes, nicht sowohl feierliches als mehr mysteriöses Wesen, wozu auch das Verlegen des Hochaltars hinter den meistens vergoldeten Thüren, die Gitterlogen der Frauen, die in den Kirchen gestreuten aromatischen Blätter und Blumen, das ewige Räuchern und Beräuchern eines jeden sich in denselben befindenden Individuums, er sey Grieche, Katholik, Protestant, Türke, Jude oder Heide, die oft so sonderbaren Gemälde auf Goldgrund, das ewige düstere Halbdunkel und Kerzenlicht, das näselnde Singen der Chormänner, die seltsamen Trachten der Priester und Laien das ihrige beitragen mögen. Es war mir anfänglich als ich diese Tempel besuchte, immer als wäre ich in dem Oratorium eines orientalischen Zauberers.

Die in Corfu lebenden venetianischen Familien hatten so ziemlich die Sitten und Gebräuche des Mutterstaates beibehalten und brachten die Tage und Nächte meistens in ihren Casinis und Kaffeehäusern zu, wo sie wie auf dem Markusplatz zu Venedig kannegieserten und politisirten, auch gestatteten sie ausnahmsweise Fremden Zutritt in ihren Häusern. Ich hatte bald die Be-

kanntſchaft eines Grafen Mocenigo, eines äußerſt intereſſanten, höchſt wiſſenſchaftlich gebildeten Mannes gemacht, deſſen Familie aus Venedig ſtammte und der mich bat, ſein Haus wie das meinige zu betrachten, mir auch ſeine auserwählte Bibliothek zur Verfügung ſtellte und mir über alles was ich von der Inſel Corfu zu wiſſen wünſchte, die beſte Auskunft gab. Der Mann hatte einen großen Theil Europas, die aſiatiſche Türkei und auch einen Theil von Deutſchland bereiſt, nämlich Oeſtreich. Er führte mich in ein venetianiſches Caſino ein, wogegen ich ihm Zutritt in dem franzöſiſchen Liebhabertheater verſchaffte, das ihm viel Unterhaltung gewährte.

Das behagliche Leben in Corfu war mir zwar nicht unangenehm, aber ich fand es viel zu ruhig und zwecklos, als daß es mich hätte befriedigen können, auch mußte ich gar manches, und namentlich Journale, Zeitungen und die Neuigkeiten der Litteratur überhaupt entbehren, da die Communication mit dem Feſtland äußerſt ſchwierig war und immer ſeltener Schiffe aus Italien ankamen, aus Frankreich aber faſt gar keine; ich entſinne mich nur einer einzigen Fregatte aus Toulon, die die erſten Kartoffeln, eine auf der Inſel noch gänzlich unbekannte Pflanze, für die Garniſon, aber nicht zum verſpeiſen, ſondern zum anbauen brachte, da jedes Regiment und jede Compagnie brach liegende Ländereien in der Nähe der Stadt angewieſen bekommen hatte, um ſie zu ihrem Nutzen mit Gemüſe zu bepflanzen. Alles was Kleidungsſtücke, Stiefeln, Schuhe, Hüte ꝛc. betraf, war ungeheuer theuer, ein Paar Suwarowſtiefeln bezahlte man mit 60 — 70 Piaſter, für einen Hut ebenſo viel, andere Luxusgegenſtände waren kaum zu erſchwingen; dies rührte daher, weil die Engländer Corfu faſt beſtändig und namentlich in den letzten Jahren, 1812—1814, in immerwährendem Blokadezuſtand hielten und die Inſel umſchwärmten. Mehrere engliſche Linienſchiffe, Fregatten, Briggs, Schaluppen ꝛc. kreuzten fortwährend zwiſchen Corfu und Italien, und paßten mit der äußerſten Wachſamkeit allen von dort abgehenden Schiffen und namentlich den franzöſiſchen oder italiäniſchen Kanonierſchaluppen auf, die den Dienſt zwiſchen Otranto und Corfu regelmäßig verſahen, und Depeſchen, Briefe, Gelder, Angeſtellte, Montirungsſtücke für die Beſatzung an Bord hatten und überbringen ſollten. Die Commandanten dieſer Schaluppen hatten ſcharfen Befehl, ſobald ſie ſich in Gefahr befänden in Gefangenſchaft zu gerathen,

den Briefsack, an dessen beiden Enden Kanonenkugeln befestigt waren, sogleich in das Meer zu versenken, ebenso das Geldkistchen, in welchem sich in der Regel eine halbe Million Franken in Gold, und mehr, zur Bezahlung des Soldes der Garnison und der Festungsarbeiten befand. Auf diese Art fanden, während Corfu von den Franzosen besetzt war, wohl 15—20 Millionen ihr Grab im Grund des Meeres. Die immerwährende Blokade hatte außerdem noch das Unangenehme, daß man nur sehr selten Nachrichten von dem Festland und den Seinigen erhalten konnte, und daß das einzige Produkt, welches die Insel ausführt, nämlich Oel, endlich ganz werthlos wurde, während alle andern Waaren viermal theurer als gewöhnlich waren; dies verursachte, daß auch die reichsten Familien in große Noth geriethen und weniger Bemittelte sich gar nicht zu helfen wußten. Die Ueberfahrt von Otranto hatte große Schwierigkeiten, und man mußte die äußerste Vorsicht anwenden, sollten die Schaluppen nicht in englische Gefangenschaft gerathen. Zur Abfahrt wurde eine finstere mondlose Nacht gewählt, in welcher der Maestro, ein stark wehender Nordwind, aus vollen Backen blies. Mit diesem Wind fuhr man sobald es völlig Nacht geworden, mit vollen Segeln von Otranto ab und kam dann den andern Morgen, wenn alles glücklich abgelaufen war, in Corfu an. Bei der Ankunft eines solchen Seecouriers gab es allemal große Freude und Jubel in der Garnison und ein Paar fröhliche Tage, denn er brachte Geld, Neuigkeiten und Nachrichten aus der lieben Heimath und auch Avancements mit. Oefters währte es auch wohl drei Monate und länger, bis ein solches Schiff durchwischen konnte, in der letzten Zeit blieben sie fast ganz aus.

Unterdessen hatte ich die Bekanntschaft der Signora Mariana Recupido, Prima-Donna der Opera Seria, gemacht, eine sehr geistreiche, muntere, und reizende junge Frau, aus einer guten florentinischen Familie, ihr Vater war ein Conte Luciano, aber in Dürftigkeit gerathen, daher die Tochter von ihrem nicht alltäglichen Talent und ihrer schönen Stimme den besten Nutzen zu ziehen suchte und, einmal beim Theater, einen der besten Tenore Italiens in Bologna geheirathet hatte. Bald stand ich in einem sehr vertrauten Verhältniß mit dieser Prima Donna, ging ihre Parthien mit ihr durch, und führte sie auch bei der Familie Brüge ein, wo ich das Vergnügen hatte, sie Duette mit meiner liebenswür-

digen Schülerin Joſephine ſingen zu laſſen, und wir dann Terzette mit einander einſtudierten. Während ich mit Mariana Recupidó, die ihrem Zunamen alle Ehre machte, im Vollgenuß der Liebe ſchwelgte, vergnügte ich mich noch bei den Präliminarien mit der giovin principiante Joſephine.

Herr v. Brüge brachte ſeitdem er in Corfu war, die heißeſte Jahreszeit in der Regel auf dem Lande und zwar an einem von der Stadt ziemlich entfernten Punkt zu. Für dieſen Sommer hatte er Pallea Caſtrizza, ein altes griechiſches Kloſter, wie es deren noch viele auf der Inſel gab, gewählt. Dieſer Ort hatte eine wunderſchöne, äußerſt romantiſche Lage auf einer kleinen Erdzunge an der Weſtſeite der Inſel, war befeſtigt, und eine hohe Cypreſſen-Allee führte zu der Höhe, auf welcher das Kloſter lag, zu dem man nur über eine Zugbrücke gelangen konnte. Am Fuß des Berges befand ſich ein kleiner, zum Landen ſehr bequemer Hafen, St. Nicola genannt; um dieſen zu ſchützen und Landungsverſuche der Engländer zu verhindern, hatte man eine Batterie auf dem Berg im Garten des Kloſters angelegt, und eine Abtheilung Infanterie von etwa 80 Mann hierher beordert. Hr. v. Brüge wünſchte, daß ich den Sommer daſelbſt mit ſeiner Familie zubringen möchte, und veranſtaltete deßhalb, daß mir das Commando dieſes Poſtens auf die Dauer ſeines Aufenthaltes übergeben, und durch meine Compagnie beſetzt wurde. Mir war dies ganz willkommen, denn ich befand mich nicht wohler als in Geſellſchaft meiner jungen Schülerin und vermißte die in der heißen Jahreszeit ohnehin nicht ſehr angenehme Stadt gerne. Pallea Caſtrizza liegt ungefähr vier ſtarke Stunden entfernt von derſelben, der Weg dahin führt durch ſehr maleriſche, bald felſige, bald waldige und immer ſehr gebirgige Gegenden und iſt, wie die ganze Inſel, ſehr uneben. Für Frau v. Brüge, Joſephine und das Kammermädchen wurden Maulthiere herbeigeſchafft, Hr. v. Brüge, ich und noch ein Offizier ritten den Damen zu beiden Seiten, vier Soldaten trugen mit vier andern abwechſelnd das Piano-Forte meiner Schülerin, andere Maulthiere deren Effekten und Matratzen; ſo bildeten wir mit den Truppen einen abenteuerlichen, halb militäriſchen, halb patriarchaliſchen Zug, und die Landleute durch deren Orte wir kamen oder die uns begegneten, konnten ſich kein Vorſtellung von dem machen, was das für ein vierbeiniges Ding ſey, das die vier Soldaten trugen. Auf dem halben Weg, bei dem Flecken Liapades, machten wir einen Halt,

und da die Hitze schon sehr groß war, so wurde erst gegen Abend wieder aufgebrochen und mit der Dämmerung rückten wir in das burgähnliche Kloster ein, dessen bisherige Besatzung in der Nacht abmarschirte. Das große Gebäude war nur noch von zwei griechischen Mönchen bewohnt, von denen der eine, ein oberster Papa, eine Art Abt, und der andere sein dienender Bruder war. Die Kirche die mitten im Klosterhof frei stand, war nach griechischem Gebrauch reich ausgeschmückt und gut unterhalten. Wir theilten uns nun in die Zimmer ein, die keine Glasfenster, sondern nur hölzerne Fensterläden und äußerst schlecht schließende Thüren hatten, und nur mit einigen hölzernen Bänken und ein Paar Tischen meublirt waren. Hr. v. Brüge nahm deren ein halbes Dutzend in Beschlag, die in einer Reihe lagen, und mir wurden zwei daran stoßende zu Theil.

Außer den Linientruppen und den Artilleristen-befand sich auch noch ein Detachement von ungefähr hundert Albanesern mit zwei Offizieren dieser Truppen in Vallea Castrizza, diese hatten sämmtlich ihr Quartier in einer großen offenen Halle aufgeschlagen, welche am Abhang eines steilen Felsens am Meer lag und auf beiden Seiten durch Palmen beschattet wurde. All diese Truppen standen direkt unter meinem Commando. Nachdem wir uns gehörig installirt hatten, nahmen wir ein Abendessen, dessen Haupibestandtheile frische Seefische und Langustien (eine Art große Seekrebse) ausmachten, den Wein dazu mußte der alte Klosterpapa liefern. Da in der Bucht von Vallea Castrizza eine bedeutende Fischerei war, so ließ sich Frau v. Brüge jeden Morgen die frisch gefangenen Fische präsentiren, und wählte die delikatesten derselben aus, die dann zum zweiten Frühstück zubereitet wurden. Nie habe ich köstlichere Fische gegessen wie hier, auch hatte Frau v. Brüge einen trefflichen Koch mitgenommen. Der Fischfang war so ergiebig, daß jeden Tag für viele hundert Piaster nach Corfu getragen und daselbst verkauft wurden, und die Hummern und Langustien hatten ein sehr wohlschmeckendes und zartes Fleisch, so auch das Muschelwerk. Frisches Fleisch, aber nur Ziegenfleisch, Wein, Hülsenfrüchte, Salz, Essig, Brod ꝛc. für das Detachement lieferte ein Bauer aus dem nahgelegenen Dorf Spagus auf Kosten der Lieferanten in Corfu, wir erhielten aber Ochsen- oder Kuhfleisch, weißes Brod und andere Victualien alle zwei Tage aus der Stadt, Wein, Oel und andere

Ingredienzien für die Offiziere mußte das Kloſter in hinreichender Quantität und guter Qualität geben, weßhalb auch deſſen Papa, ſo wie weil ihm die Beſatzung auch in manch anderer Hinſicht ein Dorn im Auge ſeyn mochte, dieſelbe ſehr ungern ſah und nicht aufhörte, jeden Commandanten derſelben zu verſichern: daß es die maledetti Inglesi niemals wagen würden, hier an dem vom heiligen Nicolaus beſchützten Kloſter eine Landung zu verſuchen. Da mir der alte Pfaffe faſt ſo oft er mich erblickte, dieſelbe Litanei wiederholte, ſo ſagte ich ihm ernſtlich, er möge ſich deßhalb nur an Se. Excellenz den Gouverneur-General Donzelot wenden, der ſeiner Verſicherung gewiß Glauben ſchenken würde. Der gute Papa war außerdem ein gewaltiger alter Sünder, der trotz ſeiner ſiebzig Jahre jede Woche mehrere Weiber aus den umliegenden Dörfern empfing, die ſich von ihm exorciſiren ließen, wobei er dann, wie die zuſehenden Soldaten bemerkt haben wollten, allerlei Manoeuvres und Handgriffe machte, um den Teufel aus dem Leib derſelben zu treiben. Ein griechiſches nicht mehr ſehr junges Weib kam regelmäßig alle 14 Tage mit einem Korb voll ausgeſuchter Victualien, um ſich den Teufel, von dem ſie beſeſſen war, austreiben zu laſſen. Der Papa, der weder ſchreiben noch leſen konnte, machte nun ſeine Faxen mit einem griechiſchen Crucifix und murmelte allerlei griechiſche Gebete und Formeln, das Weib gerieth nach und nach in die furchtbarſten Convulſionen, brüllte unverſtändliche Worte, heulte, warf ſich auf die Erde nieder, und nun ſagte der Pfaffe in gebrochenem venetianiſch: „Sehet, gute Chriſten, welche Mühe es mich koſtet, dieſen Teufel zu bekämpfen, und wie ſehr er ſich ſträubt und zur Wehr ſetzt, auch gelingt es mir nie, ihn ganz aus dem Körper der armen Frau zu treiben; bis in die große Zehe bringe ich ihn wohl, aber auch nicht weiter, und ſo wie ſich, ſobald die Frau weg iſt, die Kraft meines Gebets und des Crucifixes nach und nach wieder verliert, ſo ſteigt auch der Böſe allmählig in die Höhe, bis er ihr endlich wieder im Kopf ſitzt.“ — Das Weib fiel zuletzt höchſt ermattet in einen bewußtloſen Zuſtand, in dem ſie über eine halbe Stunde blieb. Mehrmals habe ich mit der Familie Brüge dieſem Schauſpiel beigewohnt, und jemehr der Pfaffe den Körper der Frau mit dem Crucifix beſtrich, deſto wüthender gebärdete ſich dieſelbe. „Sehet, ſehet, rief der Papa dann aus, was der Teufel für Sprünge in ihrem Leib macht.“ Oefters exorciſirte er aber auch

tête a tête ins Geheim: was dann der Teufel für Sprünge gemacht, mögen die Götter wissen.

Unser Tagwerk in Pallea Castrizza war so ziemlich jeden Tag dasselbe, morgens früh vor 5 Uhr stand ich auf, um 6 Uhr machte ich eine Promenade mit den Damen den Berg hinab längs dem Meeresufer oder auf eine der ringsumliegenden Höhen, öfters zu den Ruinen eines alten Schlosses, Castello S. Angelo genannt, das auf einem hohen Felsenberg unserm Kloster gegenüber lag, und wo ein Telegraph, der mit der Stadt correspondirte, angebracht war, um alle sich von dieser Seite nähernden feindlichen Schiffe sogleich signalisiren zu können. Besuchten wir nahe liegende Dörfer, so waren wir bald von dessen Bewohnern umringt, die uns als wilde oder Wunderthiere anstaunten, mit denen wir uns nicht verständigen konnten, da Niemand von uns das Neugriechische sprach, von dem ich kaum ein Paar Worte aufgefangen hatte. Gegen 9 Uhr kamen wir in der Regel zurück, denn es fing dann schon an glühend heiß zu werden, und setzten uns zu einem delikat zubereiteten Frühstück, bei dem frische Fracazani-Feigen, Wassermelonen und andere Südfrüchte nie fehlten. Nach dem Frühstück ertheilte ich Josephinen ein Paar Stunden Unterricht in der Musik, aber jetzt nicht ohne Unterbrechungen wenn sich die Gelegenheit darbot, denn ich gab ihr nun auch Unterricht in der Liebe, und zwar in der practischen, während sich Papa und Mama bald nach dem Frühstück zur Siesta niederlegten, und die große Hitze in ihrem Schlafgemach verschliefen. Wir begaben uns dann erst gegen Mittag jedes in sein Zimmer zur Ruhe. Während wir Accorde auf dem Piano anschlugen, harmonirten wir oft Mund auf Mund, mit minutenlangen Gluthküssen, endlich verstummte Clavier und Gesang ganz und wir lagen einander wonnetrunken in den Armen, während die Eltern einer süßen Ruhe pflegten. Das Mädchen, eine Silphydengestalt, war wegen der großen Hitze äußerst leicht in ein Gewand von Cambrigde oder Mousselin gekleidet, unter dem sie höchstens, und das nicht immer, noch ein linnenes Unterröckchen über dem Hemd trug, so daß sich ihre schönen Formen sehr deutlich zeichneten und das Kleid einen antiken Faltenwurf annahm. Indessen wagten wir viel, denn wie leicht hätte uns Papa oder Mama in einem so Gott und die Welt vergessenden Zustand überraschen können. Später schlichen wir uns öfters in die vergitterten Frauenstühle der

Kloſterkirche, und fröhnten in dieſem heiligen Dunkel der cytheriſchen Göttin. Gegen Abend, wenn alles wieder aufgeſtanden war und Toilette gemacht hatte, fanden wir uns wieder zuſammen, muſicirten bis zum Mittageſſen, das um 6 Uhr eingenommen wurde, worauf wieder Promenaden folgten, nach denen man bis lange nach Mitternacht im Kloſterhof weilte, dem Geſang der Albaneſer zuhörend, die recht ſchöne Melodien und mehrſtimmige Lieder in ihrer Sprache ſangen und mit Zithern und Lauten begleiteten. Bisweilen las ich den Damen etwas vor.

Oefters ritt ich nach Corfu, um daſelbſt allerlei Kleinigkeiten für die Damen zu beſorgen und einzukaufen. Da Joſephine auch recht artig zeichnete, ſo kamen wir auf den Gedanken, ein kleines Puppentheater zu malen, um mehr Abwechſelung in unſere Unterhaltung zu bringen. Als ich um Farben zu dieſem Zweck zu kaufen nach Corfu geritten war, und mich in die Calle verte zu einem Farbenverkäufer begeben wollte, hörte ich plötzlich ein ſtarkes Getöſe, das ein Geräuſch verurſachte, dem gleich wenn ein Paar Pferde mit einem Wagen auf dem Straßenpflaſter durchgegangen ſind; da es aber in Corfu, den Artillerietrain ausgenommen, der nur bei Revüen thätig war, gar kein Fuhrwerk gab, ſo war dies nicht wohl annehmbar. Zugleich ſah ich alle Leute mit angſtvollen Geſichtern vorüberſpringen, trat deßhalb in eine offen ſtehende Cantine (Weinſchenke), um zu fragen was dies bedeute, wo ich aber Pokale und Gläſer auf den Tiſchen wankend und klirrend fand, und die Leute ſchrieen terramuoto, terramuoto! (Erdbeben), ſtürzten, mich über den Haufen ſtoßend, nach der Thüre, um nach der nächſten Kirche zu rennen, ich aber der jetzt begriff was es war, lief eiligſt nach der nahen Esplanade, aber bevor ich dieſelbe noch erreichte, hatte das Gepraſſel und die Erſchütterung ſchon aufgehört, denn das Ganze währte nur wenige Secunden. Noch lange nachher waren aber Straßen und Kirchen, und namentlich die des heiligen Spiridion, voll Menſchen, die auf dem Boden liegend inbrünſtig zu dem Schutzheiligen beteten. Bei dieſer Gelegenheit bekam ich auch viele der vornehmen griechiſchen Frauen und Mädchen zu ſehen, die entſchleiert in die Kirchen rannten, und unter denen ſich manche ächt antik-griechiſche Schönheit befand. An das Farbenkaufen war für dieſen Tag nicht mehr zu denken, da alle Buden ſchnell geſchloſſen wurden

und es den ganzen Tag blieben. Die Garniſon hatte ſchnell ausrücken müſſen, und bivouaquirte zweimal 24 Stunden auf der Esplanade, da ſich ſolche Erdſtöße auf den joniſchen Inſeln nicht ſelten in den nächſten 24 Stunden 3 bis 4mal wiederholen. Das Erdbeben war ſehr ſtark und bedeutend geweſen, mehrere Häuſer waren eingeſtürzt und ihre Bewohner, die ſich nicht ſchnell genug hatten retten können, waren erſchlagen worden, auch mehrere noch von der letzten türkiſchen Belagerung in Ruinen ſtehende Gebäude waren nun völlig zuſammengefallen. Viele Perſonen hatten ſich auf die Schiffe in der Rhede geflüchtet, auf denen man die nämliche erſchütternde Bewegung wie auf dem Lande verſpürte. Noch denſelben Nachmittag jagte ich nach Pallea Caſtrizza, wo ich alles in großer Beſtürzung und die Beſatzung vor dem Kloſter campirend fand, ſo auch Hrn. v. Brüge und ſeine Damen, nur die beiden Mönche und einige Griechen lagen noch betend in der Kirche auf den Knieen. Ich mußte nun Bericht über das was in der Stadt vorgefallen war, erſtatten, und nicht ohne Angſt was da kommen könne, begab man ſich gegen Morgen zur Ruhe. Nach ein Paar Tagen war alles wieder im gehörigen Gleis, ich ritt abermals nach Corfu, die Farben zu holen, die ich diesmal glücklich mitbrachte, und wir begannen nun Decorationen zu malen. Den andern Morgen ſagte mir Joſephine bei der Muſikſtunde, ſie habe in Papas Stube ein Papier voll langer Dinger von ganz feiner Blaſenhaut gefunden, und als ſie ſie ihrem Vater gezeigt und gefragt, was denn dies ſey, ſo habe er ihr ſehr unwillig geantwortet: »Einfältiges Ding, das ſind türkiſche Tabaksbeutel, du mußt deine Naſe auch in alles ſtecken;« ich glaube es aber nicht, fuhr ſie fort, und möchte wohl wiſſen, was dies eigentlich für Dinger ſind. — Auch ich konnte mir nicht gleich denken, was es wohl ſeyn könne, und ſagte zu dem Mädchen, ſie möge mir nur eines davon zeigen. — Ja wenn ich ſie wieder erwiſchen kann, denn Papa hat ſie ſchnell und aufgebracht weggethan. — Einige Tage darauf brachte ſie mir ein ſolches Ding, indem ſie ſagte: aber die hat der Vater gut verſteckt, ſie waren in ſeinem Portefeuille verſchloſſen, ich fand ſie in einem Bataillonsrapport eingewickelt, und habe ihm eins genommen. — Ich erkannte nun ſogleich was es für Beutel waren, hatte mir dies ſchon halb und halb eingebildet, und da ich von Joſephinen ſelbſt wußte, daß Papa mit dem Kammermädchen auf einem intimen Fuß ſtehen müſſe, da

ſie geſehen wie er es heimlich geküßt, ſo konnte ich mir denken, wozu Hr. v. Brüge dieſe türkiſchen Beutel gebrauchte, da er einen Scandal fürchtete und vermeiden wollte, und ich fand bald Gelegenheit, ſeiner Tochter die Nützlichkeit derſelben darzuthun.

Als wir uns eines Morgens nach der Muſikſtunde der großen Hitze wegen in ein altes halbverfallenes Kellergewölbe flüchteten, in das ich vorantrat, da wand ſich, kaum eingetreten, eine dicke eiskalte Schlange, die ſich von der Thürwölbung herabließ, um meinen nackten Hals, und Joſephine that einen lauten Schrei, ich aber packte das eiſige Thier mit beiden Händen um den Leib, wobei es mich in die Hand biß; ich riß es mit aller Gewalt herab und trat ihm mit beiden Füßen auf den Kopf, ſo daß ich denſelben zerquetſchte. Weder ich noch Joſephine, noch die Leute denen ich das Reptil zeigte, wußten, zu welcher Schlangengattung es gehörte, aber einer der hinzukommenden Albaneſer wollte es für eine der giftigſten Nattern erkennen, ſetzte jedoch ſogleich hinzu, daß ich nichts zu fürchten habe, da er ein untrügliches Mittel beſitze, den Biß unſchädlich zu machen und die Wunde zu heilen. Er preßte das Blut heraus, ſog es mit ſeinen Lippen ein, brannte dann mit Schwefelfaden die blutige Stelle, legte hierauf etwas von der geſchabten friſchen Wurzel eines Krautes darauf, und verordnete mir recht viel Citronenwaſſer und ja keinen Wein zu trinken, was ich befolgte; Frau v. Brüge hatte ohnehin jeden Tag eine große Bowle Limonade in dem Speiſezimmer ſtehen, aus der wir ad libitum tranken, und die, ſo oft ſie leer war, wieder gefüllt wurde; Citronen und Limonen koſteten ja nichts, eben ſo die bittern Pomeranzen, welche die Soldaten hier zu Schuh- und Stiefelwichſe benutzten, und das damit frottirte Leder bekam völlig den Glanz des blanken Stahls. Das angewandte Mittel war probat, denn der Biß hatte nicht die geringſten unangenehmen Folgen für mich, ob aber die Schlange wirklich ſo giftig war, als der albaneſiſche Aesculap vorgab, muß ich dahingeſtellt ſeyn laſſen.

Was noch einige Abwechslung in unſer ſonſt ziemlich einförmiges Leben zu Pallea Caſtrizza brachte, wo wir jetzt viele Zeit mit der Decorationsmalerei für das Puppentheater hinbrachten — ich zeichnete die Hintergründe und Couliſſen und Joſephine malte ſie aus — waren die Feſte in den umliegenden Dörfern, zu denen wir von den Capi di cinquante und dieci immer feierlich eingeladen wurden, bei denen wir uns einſtellten, und wo es recht

frohlich zuging; dies iſt faſt der einzige Tag wo der Grieche etwas Warmes und gebratenes Fleiſch zu ſich nimmt, jeder ſchneidet ſich von einem am Spieß gebratenen ganzen Hammel oder Schwein nach Belieben ab. Das Schweinefleiſch und namentlich der Schinken von den mit ausgepreßten Oliven gemäſteten Schweinen hat einen ganz vorzüglichen Wohlgeſchmack und ein transparentes hornartiges Anſehen. Wir vergüteten die Einladung und das Genoſſene reichlich, indem wir gar manchen Para, wohl auch Piaſter an den klebrigen Mauern hängen ließen. Am abergläubiſchſten zeigten ſich hiebei die Albaneſen, die oft einen ganzen Monat ihres Soldes an dieſen Mauern hängen ließen; einer dieſer wilden Bergkinder, der ſchon 113 Jahre alt, dennoch bei jeder Muſterung wohl bewaffnet erſchien, und gleich den andern im Trabe wie eine Heerde Schweine defilirte und ſeine Piſtolen und Gewehre abfeuerte, hatte über 50 Piaſter angeklebt oder fallen laſſen. Hundertjährige Albaneſer ſind keine große Seltenheit, woran wohl die große Abhärtung, ein Schafsmantel iſt ihr Bett, ihr Obdach ihre Bekleidung und Regenſchirm, ſo wie die außerordentlich mäßige Lebensweiſe Schuld ſeyn mag.

Da während unſers Aufenthaltes zu Vallea Caſtrizza das S. Spiridionsfeſt in Corfu gefeiert wurde, ſo redete mir Hr. v. Brüge zu, da ich daſſelbe noch nicht geſehen hatte, mich während dieſer Zeit in die Stadt zu begeben um demſelben beizuwohnen, was mir ganz recht war, da ich bei dieſem den Aberglauben und die Pracht der Corfioten und ihrer Frauen in ihrem ganzen Glanze erblicken ſollte. Ich nahm Urlaub auf ſechs Tage, während welchen ich die feierliche Narrheit mit aller Bequemlichkeit zu beobachten Gelegenheit fand, und ſchloß mich ſogar eine ganze Stunde lang der Proceſſion an, worauf ich aber genug hatte, mich weg und in das nahe venetianiſche Caſino ſchlich, in welchem ich eingeführt war, und wo ich die Bekanntſchaft eines jungen Capo d'Iſtria, eines Neffen des in ruſſiſchem Staatsdienſte ſtehenden Miniſters dieſes Namens machte, der eben ſo wenig als ich an die Heiligkeit der Mumie glaubte, und ſich manche beißende und geiſtreiche Ironie über die Proceſſion und das Gefolge erlaubte. Er bot mir eine Taſſe Chocolade an und lud mich ein ihn öfters zu beſuchen. Ich begab mich nun mit ihm in die reich und prächtig ausgeſchmückte S. Spiridionskirche, wo wir die Rückkehr des Heiligen abwarteten, fortwährend griechiſcher Got-

tesdienſt gehalten wurde, und die Muſik der verſchiedenen Regimenter abwechſelnd ſpielte. Dem Eingang zur Vorhalle der Kirche, in welcher die Muſik des 14ten Regiments ſpielte, gegenüber, hörte und ſah ein allerliebſtes Madonnenköpfchen mit großem Vergnügen dem militairiſchen Spectakel zu. Capo d'Iſtria, den ich darum fragte, ſagte mir: ach dies iſt die ſchöne Signora Enrichetta Viletta, die Braut des Advokaten Proſalenti, ſie hat 30,000 Talari (venetianiſche Markusthaler) Ausſteuer; ſie hatte viele Freier, unter andern auch den jungen reichen Dandolo, aber ihr erzliederlicher Bruder, der alles verſpielt, hat ſie dem widerlichen Proſalenti verhandelt. — Hinter einem Fenſter des Veſtibüls der Kirche hatte ich Gelegenheit die Reize des jungen Mädchens unbemerkt mit aller Muße bewundern und ſie ſelbſt beobachten zu können. Capo d'Iſtrias Mittheilungen hatten mir die ſchöne Braut doppelt intereſſant gemacht, und wie ich aus ſeinen Reden entnehmen konnte, ſchien ſie ihm auch nicht gleichgültig zu ſeyn. Er war ein junger intereſſanter Mann, mit einnehmenden Geſichtszügen, Mitglied der: Società filodrammatica, welche italiäniſche Luſtſpiele und Dramen aus Liebhaberei aufführte, bei der er den jugendlichen Liebhaber nicht ohne Talent ſpielte, und von der auch ich den kommenden Winter ein thätiges Mitglied wurde und die in Neapel überſetzten deutſchen Stücke, namentlich Fiesko, Menſchenhaß und Reue, die Indianer in England ꝛc. zur Aufführung brachte. Die Necupido machte aus Gefälligkeit die erſte Liebhaberin und gab die Eliſabeth im Don Carlos und die Gurli ganz vortrefflich. Ein Meiſterſtreich wäre es, ſagte ich zu Capo d'Iſtria, wenn man dem Proſalenti die ſchmucke und reiche Braut wegfiſchen könnte. — Ach ja, erwiederte er ſeufzend, aber es iſt unmöglich. — Unmöglich? verſetzte ich, ſo lange die Hochzeit noch nicht vollzogen, iſt immer noch die Möglichkeit vorhanden, ich gebe nichts auf als die Todten. — Sie ſehen das Mädchen gerne? — Freilich. — Und ſie wiſſen daß ſie den Proſalenti nicht leiden mag? — Allerdings. — Nun dann müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn wir ſie ihm nicht aus den Klauen reißen ſollten. Wann ſoll die Hochzeit ſeyn? — In ſechs Wochen. — Noch überflüſſige Zeit die Sache rückgängig zu machen und das Opfer dem Rachen der Beſtie zu entziehen. — Wir verließen nun Arm in Arm die S. Spiridionskirche, grüßten im Vorübergehen die holde Enrichetta ehrerbietig, und erhielten einen freundlichen Dank, ein-

gen aber nur um die Kirche herum und auf der entgegengesetzten Seite wieder in dieselbe, uns abermals hinter das bewußte Fenster der Vorhalle placirend, zeigten uns aber von Zeit zu Zeit wieder an der Thüre der Schönen gegenüber, so daß diese bald unsere Gegenwart bemerkte und lächelte, und nun wurden Blicke gewechselt. Ich sagte jetzt meinem neuen Freund, er möge ein Briefchen schreiben, in welchem er Enrichetten seiner Liebe versichern und ihr erklären solle, daß er sie heirathen wolle; es kostete mich aber große Mühe ihn dazu zu bereden, auch fürchtete er die Rache des Bruders und Bräutigams, wenn diese unglücklicherweise dahinter kämen. — Pah, wenn man einem Mädchen nachstellt, muß man nichts in der Welt fürchten, sprach ich, und fuhr fort: wenn Sie mir die Leitung der Intrigue überlassen wollen, so stehe ich für Alles; schreiben Sie nur das Billet, und dann sorgen Sie für eine alte Hexe, die für ein Paar Zechinen selbst an den Teufel verkuppeln würde. — Capo d'Istria durch mich ermuthigt, verstand sich endlich zum Schreiben, und an solchen alten Weibern vom Mestiero war auch in Corfu kein Mangel, ehe 24 Stunden vergingen war das Geschriebene in den Händen der Braut, die Ueberbringerin, eine alte Griechin, die auch das venetianische gut sprach, brachte wenigstens eine mündliche Antwort, und erzählte etwas umständlich, welche Mühe sie gehabt, die Signora allein zu sprechen, sie zur Annahme des Briefchens zu bewegen, daß es ihr aber endlich sogar gelungen sey, sie zu überreden den Antrag des jungen Herrn anzunehmen, wenn er ihn ausführen könne, denn sie gestehe, daß ihr der bestimmte Bräutigam unausstehlich sey. — Was nun anfangen? meinte Capo d'Istria. — Hier bleibt nichts übrig als eine Entführung, erwiederte ich schnell. — Vor dieser aber scheute er wieder und willigte erst ein als ich ihm erklärte: ich wolle auch die Ausführung und die Gefahr derselben übernehmen, die Hauptsache sey vorerst, sich der Einwilligung des Mädchens zu versichern. Die alte griechische Hexe, die bereits zwei Zechinen zum Geschenk für ihre Bemühungen erhalten hatte, war auch bereit ihr möglichstes zu thun, die Signora Enrichetta dazu zu vermögen.

Das S. Spiridionsfest war vorüber und ich sollte nun nach meinem einsamen Pallea Castrizza zurückkehren, aber ein anderes, weit wichtigeres Fest war vor der Thüre, das Napoleons (der 15te August) und sollte recht prächtig gefeiert werden, namentlich durch ein Seeturnier, welches die Offiziere der Marine in

der Rhede von Corfu zu geben beabſichtigten, ſodann war Souper und Ball bei dem Gouverneur, nebſt Feuerwerk und was dazu gehörte. Ich erbat mir noch einen 14tägigen Urlaub, mehr wegen der beabſichtigten Entführung als um dem Napoleonsfeſt beizuwohnen, ritt aber noch vorher nach Vallea Caſtrizza, wo ich mit Sehnſucht erwartet wurde. Da ich aber auch an dem Seeturnier, gleich mehrern Offizieren von den Landtruppen, thätigen Antheil nehmen wollte, ſo theilte ich dies Hrn. v. Brüge mit dem Bemerken mit, daß ich ſchon den nächſten Tag wieder in die Stadt müſſe, um mich zu der bevorſtehenden Feierlichkeit gehörig einzuüben, wozu aber die Damen und beſonders Joſephine nicht das freundlichſte Geſicht machten. Von der projektirten Entführung ließ ich kein Wörtchen fallen, beides wurde indeſſen auf das emſigſte betrieben. Ich war zwar ein guter Schwimmer, dies war aber nicht hinreichend um Ehre bei den Turnier einlegen zu können. Die ſtechenden, ganz in buntes Papier gekleideten Ritter mußten auf einem kleinen ſehr ſchmalen runden Brett, das an dem Hintertheil einer Barke, wenigſtens einige dreißig Fuß hoch angebracht war und durch zwei ſchmale Balken gehalten wurde, Poſto faſſen, während das Schiffchen durch 24 Ruderer pfeilſchnell getrieben wurde, mit einer langen hölzernen Lanze auf den Schild des anfahrenden Gegners einen kräftigen Stoß thun, und ſo ſuchen ihn hinab in das Meer zu ſtürzen. Wir probirten nun mehrere Tage dies Manoeuvre, aber auf gewöhnlichen Barken, wo man nicht viel höher als das Hintertheil des Schiffes war, ſtand, dabei waren wir ganz nackend, hatten vier Schuh hohe Schilder und zehn Schuh lange Lanzen. Bei dieſen Proben lief alles ziemlich gut ab, ich fiel nur ſelten einmal in das Waſſer und ſtieß meine Gegner mehrmals hinab; aber dies war nur eine Finte von den Marineoffizieren, dieſe Seeratten hatten ſich verſchworen die Landratten — ſo titulirten ſich gegenſeitig die Marine- und die Landtruppen — die es wagten mit ihnen in die Schranken treten zu wollen, auf das Eis und tüchtig heimzuſchicken.

Während der Zwiſchenzeit ritt ich indeſſen oft am Abend nach Vallea Caſtrizza und kehrte am Morgen nach Corfu zurück, wo ich mich dann mit Capo d'Iſtria in die Vorhalle der Spiridionskirche begab, und wir uns an der Thüre derſelben blicken ließen, ſobald wir ſicher waren, daß der Sposo in spe nicht anweſend war. Wir correſpondirten nun vermittelſt der Finger- und Zeichen-

ſprache mit der mit uns einverſtandenen holden Enrichetta, und die Entführung, zu der ſie endlich, durch Briefe und Zureden der Alten beſtürmt, eingewilligt, wurde auf den 15. Auguſt, dem Napoleonstag ſelbſt feſtgeſetzt, und zwar ſollte ſie auf dem Ball, den der Gouverneur an dieſem Tag jedesmal gab, vollführt werden, da man daſelbſt die Abweſenheit der Signora nicht ſogleich bemerken würde. Um jedoch ſicher zu ſeyn, daß ſie dem Ball beiwohnte, begab ich mich zum Chef de l'état major, Bauduy, um zu erfahren, ob die Vilettas, mit den andern venetianiſchen Familien, die man gewöhnlich zu dieſem Feſte zog, eingeladen ſeyen, und wenn dies der Fall nicht wäre, dies zu veranlaſſen. Zu meiner Freude fand ich ſie auf der Liſte der Geladenen ſtehen, und daß ſie kommen würden, war die Sache der Signora.

Der 15. Auguſt war endlich herangekommen, und Alles ſowohl zu dem Turnier wie zur Entführung gehörig vorbereitet. Hr. von Brüge kam nebſt den Seinigen gleichfalls am frühen Morgen in die Stadt, der Parade und der Feier beizuwohnen. Nachdem alles militäriſche Gepränge, mit Kanonendonner ꝛc. begleitet, vorüber war, ſchickte man ſich zu dem Seeturnier an, das um 4 Uhr Nachmittags beginnen ſollte. Der Senat von Corfu hatte auf Koſten der Stadt mehrere Preiſe für die Sieger ausgeſetzt, von denen der erſte eine Brillantnadel von ungefähr 4000 Franken an Werth war. In der Rhede zwiſchen Corfu und Vido bildeten eine bedeutende Zahl Schiffe jeder Gattung und verſchiedener Größe, alle beflaggt und bewimpelt, einen großen Halbkreis, der ſich an ſeinen beiden Enden an das Ufer anſchloß, auf dem ein bretternes Amphitheater errichtet war, auf welchem die Zuſchauer Platz nahmen, für die Generalität, Stabsoffiziere, Damen der Garniſon und vornehmen Corfiotinnen waren eigene, mit Teppichen behangene Logen eingerichtet. Zwei Fregatten ſchloſſen die Mine des Halbkreiſes, auf dieſen hatten die Kampfrichter ſo wie die Muſikchöre und die Admiralität und nichtthätigen Seeoffiziere Platz genommen, auf den andern Schiffen waren ebenfalls viele Zuſchauer placirt. Die 24 Kampfbarken waren je 12 auf beiden Seiten in Schlachtordnung aufgeſtellt, aber es waren ganz andere als auf denen wir die Proben gehalten hatten, und die runden Brettchen, auf welchen kaum ein Mann Platz zum Stehen hatte, waren ſo hoch, daß ſie bei der geringſten Bewegung ſchwankten, und man auch ohne einen Stoß ſchon Mühe hatte, ſich auf denſelben zu erhalten,

wenn man nicht wie die Marine an ein ſolches Schwanken durch das Klettern auf den Segelſtangen und Maſtbäumen gewöhnt war. Die Barken rechts waren roth und weiß, und die links blau und weiß angeſtrichen, auf einer jeden befanden ſich ein Paar Tambours. Die turnierenden Ritter waren meiſtens in ſpaniſchem Coſtüme, und hatten goldne oder ſilberne Helme mit hohen Federbüſchen auf dem Kopf. Alles war aber, ſo wie die ganze Kleidung und ſogar die Stiefeln von Papier, aber ſo gut und ſo täuſchend nachgemacht, daß man ſchon in einer Entfernung von wenig Schritten dies nicht bemerken konnte. Es war nöthig daß die Kleider aus dieſem fragilen Stoff beſtanden, damit ſich derſelbe ſogleich auflöste, wenn man ins Meer fiel, und deſſen entledigt, ungehindert ſchwimmen konnte. Als ich auf meinem Brettchen Poſto gefaßt hatte und ſich die Barke in Bewegung ſetzte, da war es ein ganz anderes als bei den Proben, wo wir kaum 3 Schuh über dem Waſſer geſtanden, und ich hatte die größte Mühe, nicht von dem in der Luft ſchwebenden Brettchen, das nicht viel mehr Raum als eine große runde Schüſſel hatte, hinabzuſtürzen. Jetzt donnerte die Kanone los, die das Signal zum Abfahren gab, alle Tambours und die Muſik fielen mit dem von mir componirten Sturmſchritt ein, alle Ruder auf einen Schlag in das Waſſer, und die 24 Barken fuhren pfeilſchnell gegeneinander. Nur mit der größten Mühe gelang es mir noch, meine Lanze gehörig einzulegen, aber bald ſchwindelte mir, es wurde ganz ſchwarz vor meinen Augen, Hören und Sehen verging mir, und kaum von meinem Gegner berührt, ſtürzte ich faſt bewußtlos in die See hinab, wo mich ein zu dieſem Zweck bereitſtehender Nachen auffiſchte und in das Garderobeſchiff, wo wir uns angekleidet hatten, brachte. Glücklicherweiſe war ich nicht der Einzige dem es ſo ergangen war, alle Landoffiziere, acht an der Zahl, hatten gleiches Schickſal gehabt, und keiner verſpürte Luſt, ſich nochmals anzukleiden, wie es die herabgeſtoßenen Seeoffiziere machten, um das Spiel von vorn zu beginnen, ſondern wir verſteckten uns hinter den übrigen Zuſchauern, nachdem wir unſere gewöhnliche Kleidung wieder angelegt, und ſahen dem noch über zwei Stunden dauernden Kampf nun recht behaglich zu, bis endlich ein auf dem Admiralitäts-Büreau angeſtellter Beamter, der zuerſt zwölf Gegner hinabſtürzte, den erſten Preis errungen hatte, die beiden andern Preiſe erhielten zwei Marine-Offiziere, welche nach

ihm die meiſten Ritter in das Meer warfen. Als dies Turnier beendigt und die Preiſe unter Vivatgeſchrei und dem Schmettern der Trompeten und Pauken vertheilt waren, begannen die Matroſen noch ein Wettſpiel, welches darin beſtand, auf einem langen Maſtbaum, der horizontal von dem Hintertheil eines Schiffes etwa 20 Fuß lang in das Meer ging, und mit Seife ſehr glatt gemacht war, mit bloßen Füßen und nackt deſſen äußerſte Spitze zu erreichen, und den daran hängenden Hut wegzunehmen, auf was eine Belohnung von 500 Franken geſetzt war. Vier ſolcher Maſte und Hüte waren ausgeſteckt, aber viele hundert Matroſen purzelten ins Meer bevor es einem gelang, den Hut zu erhaſchen. Bis in die ſinkende Nacht amüſirte die Soldaten, Seemänner und den Janhagel von Corfu dieſer letzte Theil des Schauſpiels, bei deſſen Beginn ſich die meiſten andern Zuſchauer und Damen entfernten.

Ich war ebenfalls vor deſſen Beendigung weggegangen und hatte mich in meine Wohnung begeben, um mich zum Ball und zu der Entführung bereit zu machen. Da mit der Retraite alle Waſſer- und Landthore geſchloſſen wurden, ſo war ich mit Capo d'Iſtria übereingekommen, die Entführte bis Tagesanbruch in meinem Quartier, wo man ſie ſicher nicht ſuchen würde, zu beherbergen, und ihr ſie eine griechiſche Mannskleidung anlegen und dann mit dem Oeffnen der Thore auf einem Maulthier die Stadt verlaſſen ſollte, um ſich von Capo d'Iſtria und mir begleitet nach dem Dorfe Garguè zu begeben, wo ich ein Häuschen für ſie in Bereitſchaft hatte ſetzen laſſen. Wir hatten Mitternacht zur Stunde der Entführung beſtimmt, damit unſere Abweſenheit nicht zu früh bemerkt werden konnte. Auf dem Ball tanzte ich mehrere Contretänze mit ihr und die Montfarinen tanzte ſie abwechſelnd mit ihren beiden Bräutigams. Als der entſcheidende Moment nahte, wurde ihr doch nicht ganz wohl bei der Sache, und ich hatte alle Mühe, ihr während dem Tanz Muth einzuſprechen. Gleich nach dem letzten Contretanze, nach dem Proſalenti eine Montfarine mit einer franzöſiſchen Offiziersdame tanzte, und alſo ſeine Braut nicht in den Augen haben konnte, mußte der Schritt gethan werden, und halb gutwillig, halb mit Gewalt zog ich Enrichetta durch einige Seitenzimmer an eine Hintertreppe des Gouvernementspallaſtes; Capo d'Iſtria folgte uns auf dem Fuße nach, und ſo liefen wir

in meine, ſich nahe bei der Porta Reale befindliche Wohnung, in der die Signora Biletta beinahe ohnmächtig auf einen Stuhl niederfiel, und wir alle Mühe hatten ſie zu beruhigen. Capo d'Iſtria mußte jedoch ſchleunig wieder auf den Ball zurückkehren, damit er daſelbſt geſehen wurde und ſo kein Verdacht auf ihn fallen konnte, ſobald man das Mädchen vermißte, bei der ich nun allein blieb, und mein möglichſtes that, ſie zu tröſten und zu beruhigen, wobei ich es an den hiezu nothwendigen Liebkoſungen nicht fehlen ließ, die ſich aber nur auf ein mitleidiges in Arm nehmen, ein an mich drücken und einige Küſſe auf die Stirn und die von Thränen benetzten Wangen beſchränkten, was die holde Enrichetta in ihrer Angſt ruhig geſchehen ließ. Die griechiſchen Mannskleider lagen bereit, ſie mußte ſich bequemen ſie anzulegen, wobei ich ihr beſtens behülflich war, und dabei mußte ich natürlich in allerlei Berührungen mit ihr kommen, die mir das ohnehin ſchon heiße Blut noch vollends in Wallung brachten. Minutenlang fühlte ich ihr Herz an meiner Bruſt klopfen, und wer weiß was weiter geſchehen wäre, wenn man nicht gerade gewaltig an der Hausthüre geklopft hätte. Es war Capo d'Iſtria, der, nachdem ich ſelbſt geöffnet hatte, faſt athemlos hereinſtürzte und uns ankündigte, daß das Verſchwinden der Braut bereits wahrgenommen worden ſey und man allenthalben nach ihr ſuche. Er ſelbſt habe noch mit Proſalenti geſprochen, um allen Verdacht von ſich zu wenden; wenn wir nur jetzt ſchon glücklich zur Stadt hinaus wären, meinte er, und war dabei in einer kindlichen Aufregung daß er, das Mädchen küſſend, kaum bemerkte, daß ſie ſich bereits in einen holden griechiſchen Knaben verwandelt hatte. Mein Burſche, den ich auf die Lauer geſtellt hatte, um mir Rapport zu machen ſobald das Stadtthor geöffnet würde, kam endlich geſprungen dies zu melden, und wir verließen nun alle drei meine Wohnung, kamen unangehalten durch die Porta Reale, eilten nach Caſtrabes, wo wir ein Maulthier geſattelt fanden, auf dem ſich Capo d'Iſtria ſammt ſeiner ſchönen Beute davon und auf den Weg nach Spagus machte. Ich blieb noch bis gegen Abend in der Stadt und hörte daß dieſe Entführung, deren Urheber man noch nicht kannte, und bei der man den einen oder andern Offizier von der Garniſon im Verdacht hatte, da es ſo häufig vorkam, daß dieſe Mädchen und Frauen entführten, ein gewaltiges Aufſehen machte, da die Entführte eine reiche Braut war. — In Vallea Caſtrizza an-

gekommen, erzählte ich die Sache der Familie Brüge, die nicht zum Ball geblieben war, als eine große Neuigkeit, ohne zu erwähnen welchen Antheil ich an derselben gehabt. Längere Zeit wußte Niemand was aus der Entführten geworden war, mit der sich Capo d'Istria ein Paar Tage nach der Entführung in aller Stille hatte trauen lassen, und seine junge Gattin, die fortfuhr heimlich in Spagus zu wohnen, jeden Abend heimsuchte. Nach mehrern Wochen wurde das Geheimniß jedoch entdeckt und man wußte allgemein, daß Capo d'Istria der Entführer gewesen. Dieser fand nun für gut, sich auf das feste Land nach Albanien zu flüchten, um vorerst den Dolchen der Viletta und Profalenti zu entgehen, und als man herausgebracht, daß ich bei der Geschichte sein Helfershelfer gewesen, erhielt ich von Sr. Excellenz dem Gouverneur General Donzelot einen Wischer. Bevor Capo d'Istria die Insel verließ, gab er seine junge Frau auf meinen Rath der Frau von Brüge zur Obhut, welche sich auf meine Verwendung dazu bequemte, die Hütung der hübschen Signora zu übernehmen. Josephine hatte nun eine angenehme Gesellschafterin und ich eine Unterhaltung mehr, denn es gelang mir bald es da fortzusetzen wo ich am Abend der Entführung unterbrochen worden war. Aber Josephine merkte Unrath, und brachte es bei ihrer Mutter dahin, daß die junge Frau wieder aus dem Haus und zu einer nahen Anverwandtin ihres Mannes gebracht wurde, wo ich indessen öfters Gelegenheit fand sie zu besuchen.

Längst hatte ich gewünscht, von den übrigen jonischen Inseln doch wenigstens das Vaterland des Odysseus, die Insel Thiaki (Ithaka), kennen zu lernen, aber dieses schien unausführbar, da unsere Erzfeinde, die Engländer schon längst im Besitz derselben, so wie aller andern Inseln, Corfu und das kleine Paxo ausgenommen, waren. Der Graf Mocenigo meinte aber, daß das Projekt dennoch ausführbar sey, wenn ich die Insel incognito und als Grieche oder Albanese verkleidet besuche. Ich theilte Hrn. v. Brüge mein Vorhaben mit, der meinte, es sey ein sehr gewagtes Unternehmen, indem ich leicht den Engländern in die Hände fallen könne. Ich ließ mich dadurch jedoch nicht abhalten, erbat mir einen 14tägigen Urlaub vom Gouverneur, angeblich um Paxo und Parga zu besuchen, da mir nach Thiaki natürlich keiner bewilligt werden konnte, doch wußte der General Donzelot um mein Vorhaben, das er aber ignorirte, und meinte, die Folgen die es

haben könnte, hätte ich mir ſelbſt zuzuſchreiben. Ich fuhr nun als ein ziemlich armer Grieche gekleidet, auf einer Barke nach Paxo, das nur wenige Miglien ſüdlich von Corfu liegt, und brachte daſelbſt eine Nacht und einen halben Tag zu. Dieſe kleine Inſel iſt ſehr bergig, liefert aber das beſte Oel aller Inſeln und viel ſogenanntes Johannisbrod, ſie zählt etwa 6000 Einwohner, die ſich erſt kürzlich, von engliſchen Agenten verführt, gegen das franzöſiſche Gouvernement empört, und eine kleine engliſche Beſatzung aufgenommen hatten. Wir eroberten aber die kaum 6 Stunden im Umfang habende Inſel mit 3 Compagnien wieder, das engliſche Detachement, etwa 80 Mann, gefangen nehmend, und zwölf Parioten, welche die Rädelsführer bei der Sache geweſen, wurden vor ein Kriegsgericht geſtellt und auf der Esplanade zu Corfu erſchoſſen, nachdem ſie die Nacht vorher noch in einer der Kirchen auf dieſem Platz zugebracht hatten. Die Parioten behaupten, der Apoſtel Paulus habe ſich längere Zeit auf ihrer Inſel aufgehalten, deren er in einem ſeiner Briefe erwähnt. Eine kleine halbe Stunde unter Paxo liegt Antipaxo, ein Inſelchen, das keine Stunde im Umfang hat und nur von einigen Schwein- und Ziegenhirten ſammt deren Heerden bewohnt oder vielmehr beſucht wird.

Von Paxo fuhr ich nach Parga, das an der albaneſiſchen Küſte auf einem hohen Felſen, Paxo gegenüber liegt, eine Garniſon von einigen hundert Mann und einige Artillerie hatte, und etwa 5000 Einwohner zählte. Der Commandant, dem ich mein Vorhaben mittheilte, rieth mir, einen zuverläſſigen landeskundigen Albaneſer von der Garniſon mitzunehmen, der außer dem neugriechiſchen auch etwas venetianiſch ſpreche, und den er mir mitgeben wolle. Mit Dank nahm ich dieſes Anerbieten an und fuhr den folgenden Tag auf einer Fiſcherbarke längs der Küſte bis nach Prevesa, eine Stadt mit einem Fort, die etwa 6000 Einwohner zählt. Von da ſchifften wir nach Vonitza über, eine auf einem ſteilen Felſen liegende Feſtung, von der wir unſere Reiſe zu Fuß immer längs der Küſte hin fortſetzten, durch verſchiedene türkiſche Flecken kommend, wobei mir mein Albaneſer treffliche Dienſte leiſtete, denn ich wüßte nicht wie es mir ohne ihn ergangen wäre. Endlich kamen wir an einen, Thiaki gegenüber liegenden Ort, von dem wir in einer Barke nach dem ehemaligen Reich des Odyſſeus, das kaum 15 Stunden im Umfang hat, überſetzten. Jetzt mochten etwa 9–10,000 Menſchen auf der mit vielen Oli-

ren- Cypressen-, Orangen-, und Granatbäumen besetzten Insel wohnen, deren vorzüglichstes Produkt Corinthen sind, die hier von außerordentlicher Güte reifen und von denen jährlich über 100 Centner ausgeführt werden. Ich durchstrich die Insel mit meinem Begleiter, dem ich täglich 2 türkische Piaster gab, nach allen Richtungen, bei jedem Tritt denkend: hier mögen wohl auch Odysseus und Telemach gewandelt und gehandelt haben. Nachts brachten wir gewöhnlich im freien Feld, manchmal auch in einem griechischen Kloster zu. Der größte Ort auf der Insel heißt Vathi, er liegt an einem Meerbusen und hat nicht übel gebaute zweistöckige Häuser, die ziemlich gut unterhalten sind. Die Frauen und Mädchen hier haben ein blühendes Aussehen, sind meist gut gewachsen, und werden auch nicht so eingesperrt gehalten wie auf den übrigen Inseln. Um den Ort herum liegen Weinberge, Olivenbaumstücke, und auf den Anhöhen mehrere achtstöckige Windmühlen. Vathi hat auch einen Hafen, mitten in demselben steht ein Kloster nebst einer Kirche auf einer kleinen Insel, S. Salvator genannt. Auf der rechten Seite von Vathi, der kleinen Insel gegenüber, liegen Ruinen eines alten Gebäudes, das man den Palazzo nennt, und von dem noch Mauern und Gewölbe übrig sind, auch fand man mehrere große viereckige Marmorsteine in dessen Nähe, zum Theil mit altgriechischen Inschriften. Diese Ueberbleibsel werden für die Trümmer von Odysseus Pallast ausgegeben, so wie andere, nicht weit davon liegende Ruinen man für die Reste der ehemaligen Hauptstadt von Ithaka hält. Beides ist indessen sehr ungewiß. Homer sagt, diese Stadt liege auf einem Berg, Oneion genannt, Cicero spricht von ihr als von einem hochliegenden Vogelnest, und Plinius sagt ebenfalls daß sie auf einem sehr steilen Felsen liege. Diese Hauptstadt, die aber später als Odysseus hier herrschte, erbauet wurde, führte gleichen Namen wie die Insel.

Nachdem ich des Helden Odysseus Heimath gehörig untersucht, ohne daß es mir gelungen wäre mich mit meinem Homer in der Hand gehörig orientiren zu können oder auch nur Wahrscheinlichkeiten ausfindig zu machen, schickte ich mich den dritten Tag nach meiner Ankunft nicht sehr befriedigt — die Insel ist sehr bergig und im Allgemeinen ziemlich kahl, hat aber viele zerstreut liegende Klöster und Kirchen — an, sie wieder zu verlassen. In einiger Entfernung von Vathi füllten wir unsere mitgebrachten

Gurden (kleine Kürbißflaschen) mit frischem Trinkwasser, das aus dem Felsen entspringt, welchen die Gelehrten der jonischen Inseln für den von Homer erwähnten Felsen Corax, die Quelle selbst aber für die Quelle Arthusa halten, und beides nicht ohne große Wahrscheinlichkeit.

Wir fuhren in einer gemietheten Barke ab, und da ich meinem Begleiter den Wunsch geäußert hatte, wo möglich auch noch Santa Maura, das alte Leucadien zu besuchen, so redete mir dieser zu, das Wagstück zu unternehmen; dies war es allerdings wegen der englischen Besatzung. Nach einigen Stunden landeten wir etwas oberhalb dem Cap Ducato auf St. Maura, von wo wir uns in das Innere der Insel begaben, die etwa 25 Stunden im Umfang haben mag. Sie war mit ziemlich viel Gehölz bedeckt und leidlich angebaut, besonders mit Baumwolle-, Oliven-, Corinthen-, Mandel- und Feigenbäumen. Eine Nacht brachten wir in einem sehr elenden Dorf zu, wo unser ganzes Mahl aus einem halben Dutzend wilder Artischocken mit Citronensaft bestand. Den folgenden Morgen begaben wir uns in die Hauptstadt, welche die Maurioten Amarchi, auch Amakuki nennen, und in einem tiefen, mehrere Stunden langen Sandfeld liegt, daher auch ihr Name Amakuki (Sandkorn). Als ich hier so vielen englischen Uniformen begegnete, ward mir doch etwas unheimlich, ich wagte mich nicht in die Festung S. Maura, die nicht unbedeutend ist, aber weder Stadt noch Festung enthalten irgend eine Merkwürdigkeit. Woran mir mehr gelegen, war, den berühmten Felsen aufzusuchen, von dem sich die verliebten altgriechischen Narren und die Sapho herabstürzten, aber mein Albaneser wußte so wenig davon, wie alle Maurioten die er darnach fragte. Ich wandte mich nun selbst an einen halb italiänisch gekleideten Einwohner, der venetianisch sprach und von dem ich erfuhr, daß der von mir gesuchte Ort das Cap Ducato wäre, in dessen Nähe wir gelandet hatten. Wir hatten vier starke Stunden zurückzulegen bis wir wieder dahin kamen, dies versetzte meinen Begleiter, der gar nicht begreifen konnte was ich an dem einsamen Felsen suchte, in ziemlich üble Laune; ein Paar Extra-Piaster gaben ihm aber schnell seinen guten Humor wieder. Ich bestieg das hohe und steile Vorgebirg und den Gipfel des Felsens, von dem herab die vom Phaon verlassene närrisch gewordene Dichterin in die Meeresfluthen gesprungen war. Daß dies wirklich der so bekannte leukadische Fel-

sen ist, auf dem der Tempel Apollos gestanden, dessen noch Virgil erwähnt, scheinen viele altgriechische Kritzeleien, die in demselben eingegraben sind, zu bestätigen. Beinahe wäre mir ein gleiches Loos, wenn auch nicht aus verliebter Raserei, wie jenen unglücklichen Narren, sondern aus Tücke des Schicksals, zu Theil geworden. Mein Begleiter und ich sahen plötzlich aus noch ziemlicher Ferne vier wohlbewaffnete Männer von einem englischen Offizier angeführt, mehr laufend als gehend gegen unsern Felsen zu eilen, von denen wir nicht ohne Grund vermutheten, daß sie nicht in der besten Absicht kämen, und so war es in der That. Ihnen zu entrinnen, daran war nicht mehr zu denken, wir hätten denn den halsbrechenden leukadischen Sprung machen müssen, wozu wir beide aber keine große Lust verspürten; uns lebendig fangen zu lassen schien mir eben so wenig rathsam, denn wir riskirten, als ein Paar Spione ohne weiters gehängt zu werden.

Nach einer kurzen Besinnung sah ich ein, daß uns nichts anders übrig bleibe als, da wir gut bewaffnet waren — jeder hatte zwei Pistolen und einen langen Dolch bei sich, der Albaneser außerdem noch seine Flinte — uns unserer Haut bestens zu wehren. Ich theilte diese Ansicht meinem Begleiter mit, ihn versichernd, daß ein Strick sein unvermeidliches Loos seyn würde, wenn man ihn lebendig finge, und machte ihm begreiflich, daß wenn wir auch nur zwei gegen fünfe seyen, wir doch den ungeheuern Vortheil der Position für uns hätten, und folglich auch den des Ausgangs des Kampfes. Dies begriff mein Reisegefährte sehr wohl, versetzte aber unwillig: das Unheil habt Ihr mit Euerm verfluchten Narrenfelsen über uns gebracht, daß wir uns so sehr darnach erkundigten hat die Engländer aufmerksam auf uns gemacht, die uns jetzt verfolgen, und zuletzt müssen wir doch noch unterliegen, denn ewig können wir nicht hier bleiben. Diese Logik war für einen halbwilden Albaneser so übel nicht. »Ja wenn noch Schätze hier zu holen gewesen wären, fuhr er fort, dann ließ es sich noch begreifen, aber so, ein kahler Stein.« — All dies Raisonniren hilft jetzt zu nichts, die feindliche Patrouille ist keine 50 Schritte mehr entfernt, und schickt sich an heranzuklimmen, — fiel ich ihm ins Wort, und rief dem sich bereits am Fuß des Felsens befindlichen Feind ein donnerndes Halt zu, während mein Albaneser sein Gewehr anlegte; ehe er aber losdrückte, rief ich dem Lieutenant auf englisch zu: daß wenn er es auf uns abgesehen habe, er

uns wenigstens nicht lebendig fangen würde, und sein und seiner Leute Leben auf dem Spiel stehe, denn wir seyen trefflich bewaffnete Schützen . . . . . und ein Paar Spione, antwortete der Offizier, uns noch ein: »Ergebt Euch!« zurufend. — Das sind wir nicht, erwiederte ich, sondern Ehrenmänner. Wir parlamentirten weiter, und ich gestand ihm zwar, daß ich ein Franzose sey, sagte jedoch nicht, daß ich in Militairdiensten stehe, sondern daß ich einzig und allein gekommen sey, um dem berühmten leukadischen Felsen einen Besuch abzustatten, was ihm als einem gebildeten Englishman gewiß sehr natürlich erscheinen müsse, da er ohne Zweifel von der Geschichte desselben und namentlich der der Sapho unterrichtet wäre. Ich suchte ihn nun noch bei der Ehre anzugreifen, mich auf die allgemein bekannte englische Loyalität berufend, und gab ihm zu gleicher Zeit mein Ehrenwort, daß ich nicht gekommen sey, das verächtliche Handwerk eines Spions zu treiben. Nach noch einigem Hin- und Herreden gelang es mir denn auch, ihn in seiner Muttersprache, was gewiß nicht wenig dazu beitrug, von seinem ungerechten Verdacht und meiner Unschuld zu überzeugen; er gab mir nun seinerseits das Ehrenwort, daß wenn ich herabsteigen wolle, weder mir noch meinem Begleiter das mindeste Leid geschehen solle, und wenn wir beweisen würden daß wir keine Spione seyen, man uns ungehindert ziehen lassen werde. Ich traute dem Engländer, der gegen seine Leute äußerte, daß er uns für keine Spione halte, und stieg den Felsen hinab. Er lud mich jetzt ein, ihm zum Commandanten zu folgen, was ich jedoch ablehnte, ihn bei Seite nahm und ihm die Wahrheit und die Ursache, die mich nach Santa Maura geführt, offen gestand; er war nun seiner Seits zuvorkommend artig und theilnehmend, und als ich äußerte, ich wünsche möglichst bald wieder das feste Land zu erreichen, hatte er die Gefälligkeit, uns bis an das, Livadien gegenüberliegende Ufer zu geleiten, wo wir eine Fischerbarke in Beschlag nahmen, in der wir übersetzten, nachdem ich mich bei meinem edlen Führer bedankt und wir gegenseitig unsere Adressen ausgetauscht und Abschied genommen hatten, worauf er sich eiligst entfernte. Kaum waren wir aber 20 Schritte vom Ufer abgestoßen, als sich mehrere bewaffnete Insulaner an demselben zeigten, und den zwei uns rudernden Schiffern in griechischer Sprache befahlen, umzukehren. Wir fanden aber für gut, denselben zu befehlen nicht zu gehorchen, sen-

dern ſchnell das Weite zu gewinnen. Als dies die auf dem Land ſtehenden Griechen ſahen, feuerten einige auf uns, während die andern längs dem Ufer hinab liefen ein Fahrzeug zu ſuchen, das ſie aber glücklicherweiſe nicht fanden. Bald waren wir aus dem Bereich der Schußweite, und kamen nach anderthalb Stunden, nicht ohne große Anſtrengung an der jenſeitigen Küſte an. Wir fuhren nun wieder nach Preveſa, von da legten wir den Weg bis Butrinto zu Land zurück, wo ich dann ein Schiffchen miethete, das uns glücklich wieder nach Corfu brachte. Ich entließ meinen treuen Begleiter, indem ich ihm noch ein kleines Geſchenk machte, meldete meine Ankunft und begab mich dann wieder nach Vallea Caſtrizza, wo ich Hrn. v. Brüge und ſeinen Damen die gehabten Abentheuer mit allen Details erzählen mußte. Ich fand auch Neuigkeiten von Haus vor, nämlich einen Trauerbrief, der mir das Ableben meines Großvaters väterlicher Seits meldete, und eine Anweiſung von 50 Louisd'ors, welche mir das Haus Heinzelmann in Venedig auf einen Juden in Corfu, Namens Meſulam, auf Veranlaſſung meines Vaters übermachte. Die Kanonierſchaluppe, die während meiner Abweſenheit glücklich von Otranto angekommen war, hatte unſerm Regiment auch einen Colonel en second zugeführt, und zwar den Bruder des bekannten Schriftſtellers und Verfaſſers des goldnen Kalbes, Benzel-Sternau, der jetzt Finanzminiſter in Dienſten des Großherzogs von Frankfurt war, und deſſen Bruder bisher in ruſſiſchen Dienſten geſtanden hatte, welcher nun das Commando der beiden in Corfu ſtehenden Bataillone des 2ten Fremdenregiments, das bisher Hr. v. Brüge gehabt, übernehmen ſollte; aber der neue Oberſt war ein äußerſt gutmüthiger und ziemlich indolenter Menſch, der ſich hier auf einem ihm ganz fremden Terrain befand, und Hrn. v. Brüge, ohne deſſen Rath er nichts that, nach wie vor ganz gewähren ließ. So lange wir noch in Vallea Caſtrizza waren, kam er jede Woche einigemal uns zu beſuchen und ſich Rath zu holen, da er den franzöſiſchen Dienſt ganz und gar nicht kannte. Ueberhaupt hatten wir in der letzten Zeit faſt täglich Gäſte aus der Stadt, die ſich unſere köſtlichen Seefiſche, Languſtien, den guten Wein des Kloſters u. ſ. w. trefflich ſchmecken ließen. Nach der Tafel wurde muſicirt, Joſephine ſang italieniſche Duette mit mir, unter denen beſonders das „Per pietà deh non lasciarmi“ aus der Ginevra di scozia furore machte, es wurde auch manchmal getanzt, wenn

mehrere Damen unter den Gästen waren, und so ging der Rest der heißen Jahreszeit munter und vergnügt zu Ende. Bevor wir das gastfreundliche Kloster verließen, machten wir noch einen Ausflug oder besser eine Ausfahrt nach der kleinen Insel Fano, die am nördlichen Cap von Corfu liegt, und wie die Sage will, dieselbe Insel ist, welche die Göttin Calypso bewohnte, deren Grotte man den Fremden noch zeigt, die aber weder göttliche noch selbst irdische Pracht aufweist, sondern eine gewöhnliche geräumige und feuchte Höhle mit mehreren Abtheilungen ist. Diese Insel hat ungefähr 500 Einwohner, Fanioten genannt, die halbwild sind, auch hatten wir eine Besatzung von ungefähr 100 Mann auf Fano. Hier, wie zu Corfu, zu Paxo und Santa Maura, war noch allenthalben das in Stein gehauene venetianische Wappen, der geflügelte Löwe des St. Marcus angebracht, sein aufgeschlagenes Buch in der Tatze, grimmig aber ohnmächtig umherblickend. Ende September verließen wir endlich unsern pittoresken Sommeraufenthalt, um uns wieder unter den Schutz der Mauern der Stadt Corfu zu begeben, wo mir bald darauf eine interessante Mission nach Janina zu Theil ward.

IV.

Eine Miſſion nach Albanien. — Janina. — Ali Paſcha; ſeine furchtbaren Grauſamkeiten. — Ein lebendig Begrabener. — Govino. — Die Entführung einer jungen Griechin. — Rocca Timono. — Dieraſt. — Ein Soldat erſchießt einen Fregattencapitain. — Ein Rattenmahl. — Die Prima Ballerina Giuſeppina Panzieri. — Großer Theaterſcandal. — Ludwig der Springer. — Die Feuerprobe. — Ein Duell. — Ein Banditenanfall. — Ein Schiffbruch. Die Gärten des Alcinous. — Eine verwünſchte Prinzeſſin. — Auffindung der Ruinen von Chryſopolis bei der Anlegung eines verſchanzten Lagers. — Ein großer Brand. — Die Räuber in Corfu. — Parga geht an die Engländer über. — Schlimme Neuigkeiten. — Murats Abfall. — Napoleons Abdankung. — Rückkehr der Bourbons. — Ankunft der engliſchen und franzöſiſchen Flotten. — Uebergabe Corfu's an die Engländer. — Unanſtändiges Benehmen engliſcher Offiziere. — Einſchiffung der franzöſiſchen Garniſon.

Da die Communikation mit Italien jetzt immer ſchwieriger und auch die Fahrt nach Otranto durch die engliſchen Linien faſt ganz unterbrochen wurde, ſo ſandte man öfters kleine Detachements nach Albanien ab, wohin wir ohnehin häufig auf die Jagd gingen, um Transporte von Lebensmitteln, in Reis, Mais, Ochſen, Ziegen u. ſ. w. beſtehend, die für die Garniſon von Corfu gegen gute Bezahlung ziemlich ſchlecht vom Ali Paſcha von Janina geliefert wurden, zu escortiren. Mir wurde nach meiner Rückkehr von Vallea Caſtrizza zuerſt ein ſolches Commando zu Theil. — Als ich bei Butrinto mit meinen Leuten ans Land ſtieg, empfing mich ein Abgeordneter Ali's, der uns bis vor Janina begleitete. In allen Orten, durch welche das Commando paſſirte, wurde es von der ſtaunenden Menge, die zum Erſtenmal europäiſche Soldaten ſah, angegafft, und Greiſe, Weiber und Kinder drängten ſich um meine Leute, befühlten und betaſteten ſie, und Alles was ſie an ſich hatten, bis auf die bleiernen Knöpfe, die ſie für ſilberne hielten, war ein Gegenſtand ihrer Bewunderung. Als wir vor Janina angekommen waren, mußte ich Halt machen, und der Albaneſer der uns bis hierher begleitet hatte, begab ſich in die Stadt

um unſere Ankunft zu melden. Kaum war es daſelbſt ruchbar geworden, daß franzöſiſche Soldaten von Corfu angekommen ſeyen, als eine unzählige Menge Volks beiderlei Geſchlechts, Griechen, Türken und Albaneſer herbeiſtrömten, die Wunderthiere zu ſehen. Beim Beſehen blieb es aber nicht, ſondern ſie miſchten ſich unter die Soldaten, betaſteten deren Säbel, Gewehre, Patrontaſchenſchilder ꝛc., alles was blinkte und das ſie für edles Metall hielten, da es bei ihnen Gebrauch iſt, alle ihre Waffen, aus denen oft ihr ganzes Vermögen beſteht, mit Silber oder Gold beſchlagen und verzieren zu laſſen. Manche öffneten ſogar die Patrontaſchen und befühlten die Cartouches und Torniſter auf eine Weiſe, daß ich zu thun hatte, meine Leute, die ſich dies nicht gefallen laſſen wollten, ruhig zu erhalten. Am neugierigſten und dreiſteſten waren die Frauen und Kinder. Glücklicherweiſe kam der Albaneſer, einer von Alis Garden, mit einem Offizier des Paſchas zurück, der mit einem: **Oxo, oxo, Morée**, (Fort, fort, ihr Kerls,) das vor ſeinem Tyrannen zitternde Volk in einem Nu auseinander jagte. Er kündigte mir an, daß wir kein Quartier in der Stadt erhalten würden, ſondern bis nach Ablieferung der Lebensmittel vor derſelben unter Zelten, die man in Zeit von einer Stunde für uns aufſchlagen würde, lagern müßten, es ſey indeſſen den Leuten erlaubt, einzeln und ohne Bajonnette in die Stadt zu gehen, übrigens würde man für unſere Bedürfniſſe in jeder Hinſicht reichlich Sorge tragen und der Paſcha uns in ein Paar Stunden ſelbſt mit ſeinem Beſuch beehren. Dies alles wurde vermittelſt eines Dollmetſchers in italiäniſcher Sprache verhandelt. Bald darauf kündigte ein unordentlich im Galopp daherſprengender, ſehr reich gekleideter Trupp albaneſiſcher und türkiſcher Reiter Alis Ankunft an, dem er mit einer ſehr zahlreichen und glänzenden Suite bald folgte. Ich ließ die Mannſchaft ins Gewehr treten, präſentiren und die Tambours aux champs ſchlagen; ſogleich ließ Ali durch den Dollmetſcher fragen, was dies zu bedeuten habe, und als er vernommen daß dies die höchſte militäriſche Ehrenbezeigung ſey, gab er ſein Wohlgefallen durch beifälliges Lächeln zu erkennen. Ich ließ hierauf, nachdem ich ſeine Zuſtimmung erhalten, noch einige Handgriffe und Wendungen vornehmen, mehrmals abfeuern, Peloton-, Glieder- und Rottenfeuer machen, was ſowohl vom Paſcha als ſeinen Umgebungen mit Beifallsbezeigungen aufgenommen wurde. Was ihn am meiſten anſprach, ließ er mich durch

den Dollmetscher ersuchen zu wiederholen, erkundigte sich bis zu den kleinsten Details nach der Garnison von Corfu, und nachdem er mich seiner Zufriedenheit und seines Wohlwollens hatte versichern lassen, so wie daß noch vor Abend für alle unsere Bedürfnisse gesorgt werden würde, verließ er uns nach einer Anwesenheit von beinahe 2 Stunden. In der That war er kaum weg, als Lebensmittel aller Art, Wein nebst mehrern türkischen Zelten, auch einige Divans und Polster herbeigebracht wurden, denen vier Sänften von Sklaven getragen und albanesischen Wachen umgeben, folgten; vier türkische Frauen oder Sklavinnen befanden sich in denselben, die ihre besondern Zelte erhielten und die der besorgte Pascha zu meiner Privatunterhaltung bestimmt hatte, indem die Türken die Weiber wie ein jedes andere zu befriedigende nothwendige Bedürfniß betrachten. Ich machte ihnen, nachdem ihre Zelte aufgeschlagen waren, was zuerst geschah, einen Besuch um meine Neugierde zu befriedigen, und fand vier ziemlich robuste, wohlgenährte, korpulente Schönheiten, die gerade nicht mehr in der ersten Blüthezeit standen, hochroth geschminkt, schwarz bemalt waren, angestrichene Nägel und ziemlich grobe Züge hatten; genug es waren weder circassische noch griechische Schönheiten, ich verließ sie bald wieder und gestattete den Unterofftzieren und Soldaten sie zu besuchen, denn sie zurückzuschicken würde der Pascha für eine große Beleidigung angesehen haben. Als ich aber erfuhr, daß mir Ali ein Geschenk mit diesen Schönheiten machen wolle, die ich mit nach Corfu nehmen solle, ließ ich ihm am Tage unsers Abmarsches wissen, daß ich sehr bedaure dies nicht annehmen zu dürfen, indem es mir die französischen Gesetze verböten und ich bei meiner Rückkunft großen Unannehmlichkeiten ausgesetzt seyn würde, wenn ich vier Weiber mitbrächte. — Diese Raison nahm er auch an. Den andern Morgen schickte er wieder Geflügel, eine große Quantität türkischen Taback nebst türkischen Pfeifen von rother Erde und vergoldet, für das ganze Commando; den Nachmittag kam er abermals selbst und ließ sich wieder einige Manoeuvres vormachen. Diese Besuche wiederholte er noch einigemal und beschenkte die Leute reichlich mit Tabak. Des Morgens durchstrich ich die ungepflasterten Straßen Janinas und besah deren bunte Häuser, Moscheen ꝛc; auch hatte ich zweimal Audienz beim Pascha in dessen Palast, wo er mich mit einem Kistchen von Sandelholz, welches zwei Dutzend Flüschchen köstlichen Rosenöls enthielt, einem Pack-

chen von den im Serail verfertigten Paſtilien, und mehrern ausgezeichnet ſchönen türkiſchen Pfeifen, deren Rohre mit Caſchmir überzogen waren, und zwei caſchmirnen Shawls von Werth beſchenkte. Meine von Zeit zu Zeit ſpäter abgeſchickten Nachfolger waren nicht ſo glücklich, die Sache war nichts neues mehr, und als erſt das Mißgeſchick des franzöſiſchen Heeres in Rußland bekannt wurde, da zog der Paſcha von Janina ganz andere Saiten auf, und bald nachher traten zwiſchen ihm und dem Gouverneur von Corfu Mißhelligkeiten ein. — Einige Notizen über Janina und ſeinen merkwürdigen und grauſamen Tyrannen dürften hier wohl an ihrem Platz ſeyn. — Der Anblick der Hauptſtadt Albaniens iſt ganz orientaliſch und über alle Beſchreibung ſchön. Janina liegt an einem großen breiten Landſee, dem acheruſiſchen der Alten, unfern der Stelle wo das berühmte Orakel von Dodona war, und der ſich am Fuß eines Berges hinzieht, in ihrer ganzen Herrlichkeit vor den Augen des erſtaunten Ankommenden ausgebreitet. Die von Cypreſſenwäldchen umgebenen, ſtolz hervorragenden Minarets mit den vielen bunten dazwiſchen liegenden Häuſern, machen einen ſonderbaren Eindruck. In den See zieht ſich eine Halbinſel mit ſchroffen Felſen, auf der das alte Serail des Paſchas, oder ſogenannte Fort, und ebenfalls eine von Cypreſſen umgebene Moſchee liegen. Eine hohe Mauer trennt ſie von der Landſeite. Von dieſer Halbinſel kann man die ganze Stadt gut überſehen; ihr gegenüber liegt eine kleine Inſel, auf der ſich noch ein dem Paſcha zugehöriger Pallaſt befand. Janina hat einen ſehr großen Umfang, viel offene Plätze und Moſcheen. Die Bazars ſind mitten in der Stadt und nehmen zwölf Straßen ein, ein jeder iſt für ein beſonderes Gewerbe beſtimmt, der eine für Juweliere, der andere für Waffenſchmiede u. ſ. w. Hier hängen die Gebäude auch ziemlich zuſammen, die Häuſer der Reichen ſind ſehr geräumig und haben alle Gallerien. Der Judenkirchhof befindet ſich mitten in der Stadt, die damals an 40,000 Einwohner zählen mochte, und außer 16 Moſcheen, auch 8 griechiſche Kirchen hatte, ſogar ſah ich einige Buchläden, in denen neugriechiſche Bücher verkauft wurden. In den Straßen begegnete man bewaffneten Arnauten, Mohren, Tartaren, Türken und Griechen, alle zu des Paſchas Schaaren gehörend, deſſen Pallaſt, der große Serail genannt, um ihn von dem ſeiner Söhne Muktar und Veli zu unterſcheiden, im ſüdlichen Theil der Stadt auf einer Anhöhe, die

dieſelbe beherrſcht, und eine Citadelle aus hohen Steinmaſſen bildet, liegt. Der obere Bau iſt jedoch von Holz und ganz türkiſch mit vorſpringenden Dächern, langen Fenſterſcheiben und bemalten Außenwänden. Er iſt von finſtern Straßen umgeben, die ſehr enge Zugänge bilden. Durch ein hölzernes Thor kömmt man auf einen breiten unregelmäßigen Platz, der von zwei Seiten durch den Serail eingeſchloſſen iſt. Dieſer Platz wimmelte von den Soldaten von Alis Leibwache, die ſehr reich gekleidet war. Von da kömmt man in die Gallerie, die mit einer Menge Volk, als Türken, Albaneſer, Mohren, Griechen, ſchwarzen Verſchnittenen, Juden u. ſ. w. angefüllt iſt, dann gelangte man in einen langen, reich verzierten Saal, in dem ein großer ſeidner Vorhang herabhing, welcher wenn Ali Audienz gab, in die Höhe gezogen wurde, wo alsdann ein prächtiges, mit vielen Säulen prangendes großes Gemach ſichtbar ward, von deſſen Fenſtern man die Ausſicht auf den Landſee und das Pindus-Gebirge hatte. Der Fußboden war koſtbar ausgelegt und mit reichen Vergoldungen geſchmückt, an den Säulen hingen Dolche und alle mögliche Waffen von großem Werth, dem Paſcha gehörend, ringsum waren karmoiſinrothe Divans, vor denen die koſtbarſten Teppiche lagen. Ali ſelbſt ſaß mit übers Kreuz geſchlagenen Füßen unter einem karmoiſin mit Gold geſtickten prächtigen Thronhimmel. Er war von ziemlich hohem Wuchs, hatte ein dickes rundes Geſicht, eine offene Stirn, ſchlaue Züge und einen wilden grimmigen Blick. Er trug ein blaues, rothes oder gelbes, reich mit koſtbaren Pelzen beſetztes Oberkleid und bisweilen ſtatt des Turbans eine Sammetmütze. Seine Stimme war ſehr rauh und hohl und ſein brüllartiges Lachen hatte etwas Fürchterliches und Erſchreckendes an ſich. Ali (Bey) war 1750 zu Tepeleni in Albanien geboren, wo ſein Vater, Veli, Paſcha war. Bei deſſen Tod mochte er ungefähr 16—17 Jahre zählen. Als einige Zeit darauf ein Albaneſer, Namens Ghalil, eine Empörung veranlaßte, mußte Ali mit 40 Paras (ein halber Gulden) in der Taſche von Tepeleni entfliehen, und ſeine Mutter und Schweſter geriethen in Gefangenſchaft der Einwohner von Gardihi, die ihn ſelbſt in die Luft hatten ſprengen wollen; 40 Tage blieben ſie in dieſer Gefangenſchaft; ſpäter hat ſich Ali Paſcha durch ein ſchreckliches Gemetzel und abſcheuliche Grauſamkeiten an dieſer Stadt und deren Bewohnern gerächt. In ſeinem zwanzigſten Jahr trat er in die Dienſte des Coul Paſcha zu Berrat, wo er aber

bald in den Verdacht kam, eine Verschwörung angezettelt zu haben, und dieserhalb entfliehen mußte; doch erlangte er eine schnelle Aussöhnung mit Goul, heirathete eine von dessen Töchtern, die ihm zwei Söhne, den Muktar und Veli gebar. Jetzt machte er einen Versuch, sich Janinas zu bemächtigen, der ihm vollkommen gelang, er verjagte den dortigen Pascha, und nun erkannte ihn die Pforte als Pascha von Janina und dessen Bezirk an. Hiemit war aber sein Ehrgeiz noch lange nicht befriedigt, sondern er bemächtigte sich nach und nach theils mit Gewalt, theils mit List fast aller Distrikte Albaniens, verstärkte sein Corps von kriegerischen Schypetaren (Albaneser oder Arnauten, die von den alten Macedoniern abzustammen vorgeben,) immer mehr, drang mit denselben durch die engen Pässe des Pindus nach Thessalien, das er sich unterwarf, und ließ sich von der Pforte zum Deveny Pascha von Rumelien ernennen. 1798 leistete er derselben gute Dienste gegen den furchtbaren Paßwan Oglu und wurde dafür zum Pascha von 3 Roßschweifen ernannt. Während dieser Zeit war sein Schwiegervater Goul Pascha gestorben und Ibrahim dessen Nachfolger geworden, Ali konnte sich aber mit diesem nicht vertragen und hatte fortwährend Fehden mit demselben, denen endlich durch die Verheirathung seiner Söhne mit Ibrahims Töchtern ein Ziel gesetzt wurde. Dennoch überfiel er ihn 1811 wieder, nahm ihn gefangen, ließ ihm den Kopf abschlagen und vereinigte dessen Paschalik mit dem seinigen. Ibrahims Töchter aber, die beiden Frauen seiner Söhne, die er jetzt fürchtete, ließ der Unhold nebst noch 6 andern Frauen aus dem Harem in Säcke nähen und in dem See bei Janina ersäufen. Gleich darauf kam die Reihe an Mahomet, Pascha von Delvino, welcher Ibrahims Verbündeter gewesen, er nahm auch dessen Paschalik und die adriatischen Küsten in Besitz, und machte der Pforte außerordentliche Geschenke, damit diese sein Thun und Treiben billigte. Mahomets Söhne flohen nach Corfu, wo sie Schutz suchten und ihn bei dem General Donzelot fanden. Schon weit früher, 1798, hatte Ali Prevesa, Vonitza, Arkanien, und Paramithia mit seinen Ebenen weggenommen. Nach fünfzehnjährigem Kampf hatte er die Sullioten, sehr tapfere Krieger, die zwischen Bergen und Felsen hausen, unterjocht, beinahe vertilgt, sich dann eines großen Theils von Macedonien bemächtigt, und war bis an die Grenzen von Attika vorgerückt. Sein Gebiet bestand nun in dem ganzen Epirus, dem südlichen Theil von Il-

lyrien, einem großen Theil Macedoniens, faſt dem ganzen alten Theſſalonien, Aetolien, Phocis und einem Theil Böotiens. Er beſoldete ein Corps von mehr als 30,000 Albaneſern oder Arnauten, das, wenn es nöthig war, er mit leichter Mühe verdoppeln konnte, und dies waren die beſten Truppen des osmaniſchen Reiches und ſo treffliche Schützen, daß ſie ſelten einen Vogel im Flug fehlten, dabei die mäßigſten Männer, die keine andere Leidenſchaft als das Spiel und Rauchen kannten und keine andere Liebhaberei als ſchöne Waffen, ihr Stolz, hatten. Alis Finanzen waren in dem blühendſten Zuſtand, ſein Schatz an Silber, Gold, Juwelen, Perlen, Shawls, Roſenöl, Caſchemir und koſtbaren Vaſen, ſeltenen Uhren und Kunſtwerken war unermeßlich, jede Fehde bereicherte ihn um Millionen. Die Zahl der ihm untergebenen Seelen betrug über 3 Millionen, und ſeine jährlichen Einkünfte über 20 Millionen Piaſter. Seine Soldaten, die gut und pünktlich bezahlt wurden, waren ihm ſehr zugethan, ebenſo ſeine griechiſchen Unterthanen, die ihn trotz ſeinen abſcheulichen Grauſamkeiten dennoch ſchätzten, denn in der ganzen Türkei war keine beſſere Verwaltung und es wurde keine ſtrengere Gerechtigkeit ausgeübt als in den Provinzen die unter ſeiner Herrſchaft ſtanden; mit einem Paß von ihm, oder von einem ſeiner Garden begleitet, konnte man ſicher und ohne alle Gefahr durch ſein ganzes Land und die wildeſten Gebirgsgegenden reiſen, ſo ſehr hatte er ſeinen Namen zu fürchten und reſpektiren zu machen gewußt. Er war der gerechteſte Mann ſobald ſein eigenes Intereſſe nicht mit im Spiel, und der verabſcheuungswürdigſte Wüthrich wenn dieſes der Fall war. Er durchreiſte häufig ſeine Provinzen, unterſuchte und richtete alles ſelbſt, und ſchlug dem Schuldigen gewöhnlich mit eigener hoher Hand den Kopf ab; er war Richter, Vollſtrecker und Henker in einer Perſon und ſchlichtete Proceſſe, mit denen man in Deutſchland ein halbes Jahrhundert hingebracht hätte, in einer halben Stunde. — Die Hauptzüge des Charakters dieſes außerordentlichen Menſchen waren ſchlaue Liſt und unerhörte Grauſamkeit, mit einem ſtarken Aberglauben verbunden, die größte Furcht und Ehrfurcht flößten ihm Derwiſche ein, hiezu geſellte ſich noch eine unerſättliche Habgierde, die eine Treuloſigkeit und Wortbrüchigkeit erzeugte, von der man in der Geſchichte wenig Beiſpiele findet. Eine wahrhaft ſchauderhafte Rachſucht machte dieſen wilden Charakter noch gräßlicher, nie vergaß er die geringſte Beleidigung oder den kleinſten

Ungehorsam gegen seinen Willen, wobei ihm sein außerordentliches Gedächtniß sehr zu Statten kam. Hier einige Beispiele, die ihn am besten charakterisiren werden. Ein Albaneser hatte einen Vetter von ihm in zufälligem Streit getödtet; nachdem er dessen Weib und Kinder vor seinen Augen durch seine Tiger, deren er immer mehrere, so wie Löwen und andere Raubthiere in Käfigen unterhielt, hatte zerfleischen und auffressen lassen, ließ er ihn selbst langsam an einem Feuer braten. Der Bruder dieses Unglücklichen hatte sich noch bei Zeiten geflüchtet, einige dreißig Jahre später erfuhr Ali Pascha, daß sich derselbe auf der nahegelegenen Insel Santa Maura aufhalte, er schickte alsobald Abgeordnete mit sehr reichen Geschenken an ihn, die zu gleicher Zeit den Auftrag hatten, ihm die heiligsten Versicherungen zu geben, daß Ali längst Alles vergessen und vergeben habe und er seine ehemalige Strenge sogar bereue, er ließ ihm dabei die glänzendsten Versprechungen und lockendsten Anerbietungen machen, wenn er nach Albanien zurückkehren wolle. Der Unglückliche war schwach und leichtgläubig genug sich bethören zu lassen, und reiste mit den Abgesandten zurück. Kaum war er in Janina angekommen, als ihn der Wüthrich in Stücken hauen und seine Glieder in alle Straßen werfen ließ.

Um sich einen Begriff von seinem außerordentlichen Gedächtniß machen zu können, stelle man sich vor, daß er alle seine Offiziere, Soldaten und Angestellte bei ihrem Namen kannte, seine Truppen waren nicht wie in andern Staaten gleichmäßig besoldet, sondern jeder Soldat bekam monatlich etwas Gewisses, wie es Ali seinen Verdiensten angemessen bestimmt hatte, so daß fast keiner mit dem andern gleichgestellt war, und er wußte genau im Kopf, was jeder monatlich empfing.

In Janina gab es sehr reiche griechische Kaufleute, die, ohne je die Handlung gelernt zu haben, nach Italien, Triest, Rußland und Kleinasien handelten, oft weder lesen noch schreiben konnten, und dennoch die einträglichsten Speculationen machten. Sobald nun der Pascha durch seine Spione, deren er unzählige hatte, in Erfahrung gebracht, wieviel dieser oder jener bei einer solchen Speculation gewonnen, wovon er sich vorher auf das genaueste unterrichtet und die zuverlässigste Gewißheit verschafft hatte, schickte er einen von seinen Leuten an den Kaufmann mit der Bitte ab, er möge dem Pascha doch eine Summe von 100—1000 Zechinen

oder mehr leihen, je nachdem der Gewinnst ausgefallen war, von dem er in der Regel die Hälfte in Anspruch nahm, denn er fand es billig, gerade zu theilen. Wollte sich nun der Kaufmann mit Unvermögen und dergleichen entschuldigen, so fiel ihm der Abgesandte sogleich in die Rede und erklärte ganz lakonisch: „Mein Befehl lautet: das Geld oder den Kopf.“ Da blieb wohl keine Wahl übrig, auch wäre es Keinem zu rathen gewesen, den hohen Schuldner an das Geliehene zu mahnen.

Der französische Brigadegeneral Detry bekam einst vom Gouverneur eine besondere Mission nach Janina und wurde vom alten Ali sehr freundlich aufgenommen, der ihm in einem Anfall von besonderer Laune sogar seinen Harem aufschließen und seine zahlreichen Weiber vorführen ließ, eben so den seiner hübschen Knaben, die ihm dazu dienen mußten, seine ekelhaften unnatürlichen Lüste zu befriedigen, wenn ihn diese anwandelten. Als der General den Harem wieder verlassen hatte, fragte ihn der Pascha, welche von den Frauen ihm am besten gefallen habe, dieser bezeichnete ihm diejenige, die am meisten Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ali bat seinen Gast eine Mahlzeit mit ihm einzunehmen, und ehe sich nach deren Beendigung Detry entfernte, fragte ihn der Pascha, ob er seine Geliebte noch einmal zu sehen wünsche? Der General bejahte es lächelnd, Ali gab ein Zeichen, ein Vorhang rauschte in die Höhe und ein schwarzer Verschnittener hielt das noch blutende Haupt der Unglücklichen an den Haaren! Der Wüthrich lachte grimmig, Detry über eine solche Unthat erbittert, entfernte sich schnell. Dies war zur Zeit geschehen, als es schon mit der napoleonischen Herrschaft auf die Neige ging, wovon er weit besser wie wir in Corfu unterrichtet war, früher würde er so etwas nicht gewagt haben, auch der französische Consul in Janina, Pouqueville ging eben nicht sehr gelinde mit dem Unmenschen um, drohte ihm mit des Kaisers Zorn, wenn er etwas bei ihm durchsetzen wollte, und betrat dessen Pallast oft mit ganz beschmutzten und kothigen Stiefeln, die er an Teppichen in den Gemächern abputzte, welche viele Tausend Piaster gekostet hatten, indem er zu ihm sagte: warum laßt Ihr Eure Straßen nicht pflastern und reinigen. Der alte Ali, der damals große Furcht vor den Franzosen hatte, verbiß seinen Ingrimm unter hohlem Lachen. In Verlegenheit setzte es ihn, wenn der englische oder der französische Consul zugleich bei ihm eintraten, da er beide gleich fürchtete, auch

suchte er dies möglichst zu verhindern, damit keiner sich eines Vorzugs rühmen könne.

Oefters ließ sich Ali bei den angesehensten Einwohnern Janinas zu Tische ansagen, wo er dann seine ersten Beamten, Diener und ein ganzes Gefolge von Garden und Sclaven mitbrachte. Er speiste ganz allein an einem Tisch, den Wirth des Hauses lud er gewöhnlich ein, sich in seiner Nähe niederzulassen, und es wurde dabei türkische Musik gemacht. Beim Abschied sah er es gerne wenn man ihn und sein Gefolge beschenkte, was aus guten Gründen nie unterlassen wurde; es geschah auch wohl daß seine Diener dem gastfreien Wirth einige nicht zu verkennende Winke gaben, welche Geschenke ihrem Herrn und ihnen selbst die willkommensten seyn würden. Alis Schlauheit war im ganzen Land zum Sprichwort geworden, und ohne die Diplomatie auch nur dem Namen nach zu kennen, überlistete er nicht selten die gewandtesten Diplomatiker. Bekannt ist, welch ein wohlverdientes Ende es noch im hohen Alter mit ihm nahm.

Gleich nach meiner Zurückkunft von Janina trug sich ein Vorfall in Corfu zu, der gewaltiges Aufsehen machte. Ein Capitaine, Quartier-maitre-tresorier vom 6ten Linienregiment, ein Elsäßer und guter Bekannter von mir, war von einer schweren Nervenkrankheit heimgesucht und verfiel in eine so hartnäckige Asphyxie, daß ihn Jedermann für todt hielt und die Aerzte ihn dafür erklärten. Alle Anstalten zu seinem Begräbniß (wegen der großen Hitze wurden die Leichen hier schon in den nächsten 24, oft 12 Stunden nach dem Tod beerdigt) und zu den ihm zukommenden militairischen Ehrenbezeugungen waren getroffen. Obgleich Protestant, wornach Niemand fragte, wurde er doch in die sich zu Corfu befindliche einzige katholische Kirche gebracht. Der Sarg welcher der Kirche gehörte *), wurde in der Mitte derselben auf-

*) In Corfu wurden alle Leichen von einiger Distinction ohne Sarg in die unterirdischen Kirchengewölbe gesenkt, wo sie durcheinander verwesen, daher die Kirche einen allgemeinen Sarg hatte, in dem sie alle Todten abholen ließ und in welchem Jeder während den Ceremonien in der Kirche ausgestellt wurde. Diese Leichen wurden nach beendigtem Gottesdienst und wenn die Kirche geschlossen war, aller Kleider beraubt und nackt in die Gruft geworfen. Nur bei Personen, die sich ein besonderes, wegen dem geringen Raum der Kirche sehr theures Begräbniß erkauften, wurde eine Ausnahme gemacht. Die Soldaten wurden ohne Unterschied auf einem dazu bestimmten Platz vor der Stadt in die Erde verscharrt.

gestellt, mit allerlei Symbolen und sich auf den Tod beziehenden allegorischen Bilder, unter denen auch das Skelett der von der Natter gebissenen Cleopatra, behangen. Musik und Tambours zogen mit klingendem Spiel in die Kirche, vor deren Thüre die gebräuchlichen Salven gegeben wurden, worauf zuletzt noch Mann vor Mann einzeln sein Gewehr in der Kirche abfeuerte. All dieser Lärm vermochte nicht den Scheintodten aus seinem Starrkrampf zu erwecken, der aber, man denke sich den entsetzlichen Zustand, sein völliges Bewußtseyn hatte und jedes leise gesprochene Wort auf das deutlichste vernahm. Doch ich will seine eignen Worte hier anführen, mit denen er mir das schreckliche Ereigniß, das ihn betroffen, mittheilte. *) »Von dem Augenblick als ich in den Starrkrampf verfallen war, war es mir schlechterdings unmöglich, trotz dem starken Willen und aller Anstrengung, die ich deßhalb machte, auch nur die geringste Bewegung an irgend einem Theil meines Körpers hervorbringen zu können, es war als wären alle meine Gliedmaßen in eiserne Bande und Fesseln geschlagen und gänzlich gelähmt; dabei vernahm ich das leiseste Wort, das in meiner Gegenwart gesprochen wurde, auf das deutlichste, konnte meine Zunge nicht rühren, und hatte doch das heftigste und glühendste Verlangen, die Leute, die mich alle todt glaubten, zu enttäuschen; nun stelle man sich meinen entsetzlichen Zustand vor, als ich alle Anstalten zu meiner nahen Beerdigung wahrnehmen mußte, wie man mich wusch, dann in das Leichengewand kleidete, mich in den Sarg legte, in die Kirche trug, und nachdem alle Ceremonien und das Abfeuern der Soldaten beendigt war, in die schauerliche Gruft hinabsenkte. Alle meine Sünden fielen mir in diesem Augenblick ein und der Hölle fürchterliches Bild drängte sich mir mit Gewalt vor die Augen. Ich kam, nachdem man mich hinabgelassen, auf einen Haufen halb- und ganz verwester Cadaver zu liegen, und blieb noch etwa 5—6 Stunden in dem starren Zustand. Dann aber erhielt ich allmählig meine Bewegungskraft wieder, wozu wohl auch der pestilenzialische Geruch, der mich umgab, das seinige beitragen mochte. Ich richtete mich nun auf und tappte in der dichtesten Finsterniß auf Haufen von Leichen und Knochen

*) Wir haben allen Grund zu glauben, daß der todte Verfasser dieser Denkwürdigkeiten selbst der Lebendigbegrabene war, wie aus einigen von ihm geschriebenen Briefen ziemlich klar hervorgeht, was er aber, wenigstens bei seinen Lebzeiten, nicht gerne Wort haben wollte.

herum, kam endlich an eiskalte, von Feuchtigkeit triefende Mauern, an denen ich vergeblich einen Ausweg ſuchte, der mich aus dieſem ſchrecklichſten aller Kerker befreien ſollte. Um die Decke des Gewölbes zu erreichen, wozu aber meine Arme nicht auslangten, bemühte ich mich, die zum Theil halbverfaulten Körper zuſammenzuſchleppen und aufzuthürmen, um ſo einen Hügel zu bilden, auf dem ich oben ankommen und mich ſo vielleicht hörbar machen könnte. Die Verzweiflung gab mir Kraft und es gelang, ich gab mir nun die unſäglichſte Mühe und ſtrengte mich über die Maßen an, einen Gewölbſtein zu lüften, der in die Kirche führte, aber alle meine Bemühungen waren vergeblich, da ſelbſt mehrere Männer mit eiſernen Hebeln dazu erforderlich waren. Ganz entkräftet ſank ich wieder nieder, dumpfe Verzweiflung und namenloſe Troſtloſigkeit bemächtigte ſich meiner. Noch einmal raffte ich mich zuſammen, ergriff einen der dickſten Todtenknochen, mit dem ich nun ſo ſtark ich es vermochte wider das Gewölbe ſchlug, aber mehrere Stunden vergingen ohne daß ich irgend ein Reſultat wahrnahm. Schon wollte ich mich hoffnungslos der Verzweiflung Preis geben, als ich plötzlich ein dumpfes Gemurmel von mehrern Männerſtimmen über mir vernahm, Tritte hörte, bemerkte daß man bemüht war einen Stein zu heben, und endlich den Schimmer des Tageslichts gewahrte, worauf die Oeffnung bald völlig frei wurde. Nie hatten meine Ohren eine lieblicher klingende Harmonie vernommen als das hiedurch verurſachte Getöſe, und als der erſte Strahl des Lichtes in den Schreckensort drang, da war es mir als würde ich neu geboren und träte in das Paradies ein. Als der Stein ganz gelüftet war, ſchwang ich mich mit Hilfe eines Strickes, den man mir reichte, in die Kirche hinauf, und ſtand mitten unter einem Haufen Menſchen, die nicht wenig über meine Erſcheinung erſtaunt waren.« — Die Kirchendiener hatten, als ſie des Morgens die Vorbereitungen zur Frühmeſſe machten, den unterirdiſchen Lärm vernommen, aber zuerſt ſammt dem Geiſtlichen, der die Meſſe leſen ſollte, die Flucht ergriffen, in der Meinung, die Todten ſeyen zum jüngſten Gericht auferſtanden oder der Teufel ſelbſt habe ſeinen Sitz im Gewölbe aufgeſchlagen. Man hatte die Sache gleich dem Platzcommandanten gemeldet, der Befehl zur Eröffnung des Gewölbes ertheilte und zu dieſem Behuf einen Adjutanten nebſt einigen Sapeurs abſchickte. Der Gerettete wurde wieder völlig hergeſtellt und wohnte ſpäter ſelbſt noch mancher Leichenfeierlichkeit bei

Ende October wurde ich mit meiner Compagnie nach Govino oder Gouin detachirt, oder vielmehr nach einer diesem Ort gegenüber errichteten Batterie, ebenfalls angelegt um hier eine mögliche Landung der Engländer zu verhindern. Das Dorf Govino war nur eine gute Stunde von der Stadt Corfu entfernt, hatte eine herrliche romantische Lage an dem Ufer einer kleinen Bucht und war von Oliven- und Limonenwäldchen umgeben. Ich nahm meine Wohnung in einem der Familie Bulgari gehörigen Landhaus, das hinter den Batterien versteckt lag und einen hübschen Garten hatte, in dem untern Stock desselben waren die Unteroffiziere und die Artilleristen einquartiert, der übrige Theil der Mannschaft lag in einer Art Casematte mit Schießscharten versehen. Diese Gegend war aber im Sommer so ungesund, daß die daselbst liegenden Truppen wenigstens alle vier Tage abgelöst werden mußten, und dennoch erkrankten viele Leute. Ehe man aber diese Erfahrung gemacht, hatte man sie theuer bezahlen müssen, denn von einer ganzen Compagnie, die des Hauptmann Gasqui, die man zuerst im Sommer einen ganzen Monat hatte daselbst liegen lassen, waren sammt dem Capitain, wodurch Madame Gasqui, die nicht mitgegangen, sondern in der Stadt geblieben, Wittwe geworden war, bis auf 17 Mann und den Oberlieutenant, 119 Mann in Allem gestorben, auch die am Leben Gebliebenen waren noch Jahre lang kränklich. Sobald aber die Regenzeit mit Ende October eingetreten, war auch die cattiva aria oder verpestete Luft verschwunden und der Winter und das Frühjahr daselbst sehr angenehm. Der Capitaine Roy, den ich ablöste, hatte, wie so viele Offiziere, eine hübsche junge Griechin als Maitresse bei sich, sollte sich aber in Kurzem mit der Tochter eines reichen Griechen verheirathen, nachdem ihm eine hübsche junge Französin, die Tochter des Commandanten der Gensdarmerie zu Corfu, Mademoiselle Fournier, der er den Hof gemacht und um sie geworben, einen Korb gegeben, weil er seine Maitresse nicht abgeschafft hatte. Die Griechin war nicht so empfindlich oder ignorirte die Sache und erhielt eine Aussteuer von 24,000 Talari, was jene nicht hatte. Als er mir den Posten übergab, bat er mich, doch auch zugleich seine Geliebte, Tonina, mit übernehmen zu wollen, da er in ein Paar Tagen Hochzeit machen müsse und sie folglich nicht länger bei sich behalten könne. Ich that ihm den Gefallen unter der Bedingung, das Mädchen

nicht länger als vier Wochen zu behalten, was man einging. Tonina war hübsch, nicht ohne Geist und hatte viel Scharfsinn, schon über ein Jahr hatte sie mit Roy gelebt, der sie dreizehnjährig von ihren Eltern weggenommen hatte. Als sie zuerst vernommen, daß sich Roy verheirathen und sie verlassen werde, war sie so wüthend geworden, daß sie nach ihm biß und kratzte, sich auf die Erde warf, xaphnico ogni sorte, Diavolo smesso su. gamotti bisti su, abscheuliche neugriechische Flüche ausstieß, und sich dabei convulsivisch auf dem Boden wälzte. Ich machte sie aber gleich damit bekannt, daß sie nur eine provisorische Stelle bei mir habe, sie fügte sich zwar darein, machte aber doch Umstände als die vier Wochen um waren, und ich bedurfte alles Ernstes, sie mir wieder vom Halse zu schaffen: du heirathest ja nicht, meinte sie. Glücklicherweise fand sich nach 6 Wochen ein Bataillonschef, der sie übernahm.

Von Govino aus machte ich Streifereien zu Fuß in die nächsten Umgebungen, nach dem romantisch gelegenen Potamo, der einzige Ort auf der Insel, der, die Stadt ausgenommen, einen Kirchthurm und einige Aehnlichkeit mit dem bei Frankfurt gelegenen Bornheim hat. Durch anmuthige Orangenwälder ging ich nach dem nahen Ipso, ein hübsches Dorf am Ausfluß des Schildkrötenbaches gelegen. Der Aufenthalt in Govino war mir nicht unangenehm, gegen Abend ritt ich gewöhnlich in die Stadt, wo ich damals ein vertrautes Verhältniß mit der zweiten Tänzerin, Chiaretta Gaspari, hatte, eine von jenen schlanken Graziengestalten, deren Wuchs und Bewegungen so verführerisch wollüstig sind, und der auch der Payeur général nachstellte, dem ich aber zuvorgekommen war. Gewöhnlich ritt ich erst mit der Morgendämmerung beim Aufschluß der Thore wieder zurück. Eines Abends aber, es war an einem düstern regnerischen Novembertag, verließ ich die Stadt beim Thorschluß, hielt mich noch eine kleine Stunde in der Vorstadt Manducchio auf, wo ich eine Bestellung zu machen gehabt, und ritt dann bei stockfinsterer Nacht weiter. Der Weg bis zum Dorf Govino geht längs der Meeresküste, dann aber mußte ich hinter demselben herum und eine kurze Strecke durch den Wald um auf meine Batterie zu kommen. Auf diesem Theil des Wegs, der in mehrern kleinen Pfaden zwischen den Bäumen bestand, verirrte ich mich gänzlich, und obgleich ich ihn mehr als hundertmal am Tag gemacht, war es mir nicht möglich, mich bei dieser Fin-

sterniß, man sah keine Hand vor Augen, wieder zurecht zu finden; ich irrte schon lange umher, als sich plötzlich mein Pferd weigerte weiter voran zu gehen, obgleich ich es auf das kräftigste antrieb, ihm beide Sporen in die Rippen setzte, so war es doch nicht zu bewegen einen Schritt vorwärts zu thun, sondern setzte sich im Gegentheil auf die Hinterfüße, sich hoch bäumend. Ich stieg nun ab, um zu untersuchen was für ein Gegenstand das Thier am Weiterschreiten hindern könne, und fand, daß ich an einem jähen Abhang stand. Hätte das Pferd nicht bessere Augen als der Reiter gehabt, so wären beide in die Tiefe hinabgestürzt und hätten wahrscheinlich den Hals gebrochen. Ich führte es jetzt am Zügel und konnte lange keinen Weg mehr finden, bis ich endlich in noch weiter Ferne ein Licht schimmern sah, auf das ich zuging und ein kleines Häuschen fand, in dem ein Grieche mit seinem Weib und ein Paar Kindern die einzige Stube, Küche und Stall, alles in einem, bewohnten. Als ich ihm zu verstehen gab, er möge mir den Weg nach Govino zeigen, sagte er mir: dies sey über zwei gute Stunden entfernt, ich möge bis zum Tag bei ihm bleiben, dann wolle er mit mir gehen, und erbot sich, mir ein Lager von Blättern in einem Winkel seiner Hütte zu machen. Es blieb mir nichts übrig als dies Anerbieten anzunehmen, ich band mein Pferd an einen Baum und schlief ganz gut auf dem ziemlich feuchten Lager. Als der Tag graute weckte mich mein Wirth, indem er sich erbot, mich nun nach Govino zu führen. Wir brauchten in der That zwei Stunden bis dahin, wo ich meinen gastfreundlichen Führer mit ein Paar Piastern, die ich ihm zur Belohnung in die Hand drückte, was ihn sehr zufrieden machte, entließ.

Eines Tages besuchte mich der Chef d'état major der Garnison von Corfu, Oberst Baudin, auf meinem Landhaus in Begleitung einer hübschen jungen Dame, beide kamen nebst einem Bedienten geritten. Die junge Dame war eine Pariserin, Baudins Geliebte, und sehr geistreich, sie war die Gattin eines Pariser Bankiers, die er entführt hatte, und die nun mit ihm lebte. Ich begleitete gegen Abend beide in die Stadt zurück und wurde eingeladen, sie manchmal zu besuchen. Der Oberst bewohnte ein zwischen Ruinen aus der letzten Türkenbelagerung ziemlich einsam liegendes Haus hinter dem Gouvernementspalast, in der alten Festung. Ich machte bald von dieser Einladung Gebrauch, und zwar mehr als dem Herrn Oberst lieb war. Nicht sehr weit davon

hatte ein Offizier von unserm Regiment, der Capitain Stahl, sein Quartier, diesen besuchte ich jetzt öfters und nahm so die Zeit wahr, wenn Baudny ausging, um der hübschen Madame Guidon — so nannte sie sich — einen Besuch abzustatten. Sie sang recht artige Romanzen, und wir sangen und spielten öfter zusammen und mit der besten Harmonie, die aber dem Chef d'état major eben nicht sehr lieblich zu klingen schien. Stahl hatte sich in eine junge, kaum vierzehnjährige Griechin aus einer wohlhabenden Familie verliebt, Gegenliebe gefunden und mir sein Geheimniß vertraut; der Hintertheil des Hauses, in dem seine Geliebte wohnte, ging in ein enges schmales Gäßchen, wo er dieselbe nur durch ein ziemlich hohes Fensterchen sehen und sprechen konnte, aber keine andere Gelegenheit hatte, in nähere Berührung mit ihr zu kommen. Das Mädchen sprach das Venetianische geläufig, Stahl aber nur ein Paar Worte schlecht italiänisch, beide hatten sich bisher mehr durch Zeichen verständlich gemacht und schienen vor Liebe fast zu vergehen. — Da bleibt nichts anders übrig als eine Entführung, sagte ich zu Stahl, da er nicht aufhörte mir seine Sehnsucht zu klagen. Dazu war er auch bald entschlossen, und es kostete uns keine große Mühe, die junge Griechin zur Einwilligung zu bringen. Wir kamen überein, sie in der nächsten Nacht, wo sie versuchen wollte das Haus ihrer Eltern nach elf Uhr zu verlassen, zu entführen, und gingen verabredetermaßen zur bestimmten Stunde in das kleine Gäßchen, wo wir zuerst noch ein Pourparler mit dem Mädchen hatten, die uns mittheilte, daß sie unmöglich zur Hausthüre hinauskommen könne, die verschlossen und verriegelt und von der der Schlüssel abgezogen sey. — Nun dann müssen Sie die Promenade durch das Fenster machen, rief ich ihr zu. — Unmöglich, es ist zu hoch. — Ich will schon Mittel finden, daß es gefahrlos geschehen kann. Ich hieß Stahl dableiben, während ich mich nach einer Leiter umthun wolle, und eilte in die nächste Kaserne, eine solche zu suchen, aber vergeblich, es war nirgends eine aufzutreiben. Ich requirirte daher vier Grenadiere von unserm Bataillon und lieh mir eine große baumwollene Decke bei einem Sergeant-Major, mit diesen kam ich zu Stahl zurück, dem ich sagte, daß, da ich keine Leiter gefunden, sich seine Geliebte schon zu einem kleinen Sprung bequemen müsse, es sey ja kaum zwanzig Schuh hoch, und sie könne sich unmöglich einen Schaden thun, da sie auf die von vier starken Männern gehaltene Decke falle. —

Ma ho troppo paura, lispelte die junge Griechin. — Ma che paura, santa mattiamo, sukapaupoli, erwiederte ich halb italiäniſch halb griechiſch, saltate pure, sarete ben ricevuto. (Was Furcht, Stern meiner Augen, ſpringen Sie nur zu, Sie werden wohl empfangen.) Nach noch einigem Zureden entſchloß ſie ſich zum Sprung, und lag im Nu auf der Decke, von der ich ſie mit meinen Armen hob und denen Stahls überlieferte, der mit ſeiner holden Beute nach dem Fort vieux zu, in ſeine Wohnung eilte, während ich die Grenadiere, die das Mädchen aufgefangen hatten, belohnt heimſchickte. Den andern Tag kam gegen Mittag Herr v. Brüge in aller Eile nach Govino geritten und verkündigte mir, daß ich höchſt wahrſcheinlich noch denſelben Tag abgelöst werden würde, weil ich thätige Hülfe bei der Entführung der jungen Calovera geleiſtet habe, der Gouverneur ſey bereits von der ganzen Geſchichte unterrichtet, höchſt aufgebracht, der Vater des jungen Mädchens ſey bei ihm geweſen, habe Stahl, zu dem er mit Dolchen bewaffnet gelaufen, zu ermorden gedrohet, und man habe den Mann nur durch das Verſprechen, die Schuldigen zu beſtrafen und daß der Capitain ſeine Tochter heirathen ſolle, beruhigen können. Brüge befragte mich nun nach den nähern Umſtänden dieſes Vorganges und ich theilte ihm dieſelben mit. Stahl hatte ſelbſt angegeben, daß ich der Helfershelfer bei der Geſchichte geweſen. Herr v. Brüge verließ mich mit den Worten: nun ich will wünſchen daß es gut für Sie abläuft. Aber den andern Morgen erhielt ich Ordre, mit einem Detachement von 70 Mann nebſt 30 Albaneſern nach Rocca Timono aufzubrechen, ein wüſter Felſen an der Weſtſeite der Inſel, in der Gegend von Pallea-Caſtrizza, an deſſen Fuß der Hafen Affiona lag, eine kleine Bucht die ebenfalls bequem zu einer Landung war. Denſelben Tag erſchien auch noch ein Tagesbefehl des Gouverneurs, in welchem er dieſe Begebenheit ſtreng rügte, Stahl erhielt ſcharfen Arreſt, und der Oberſt Benzel-Sternau drückte noch in einem beſondern Anner der Ordre aus, daß es ſehr bedauerlich ſey, daß Offiziere von unſerm Regiment die Veranlaſſung zu einem ſolchen Befehl gegeben hätten, und daß wenn ſich dergleichen wiederhole, er es an den Kriegsminiſter berichten müſſe. — Höchſt mißmuthig brach ich nach Rocca Timono auf, vielleicht der ödeſte Ort der ganzen Inſel. Auf einem hohen Felſen, zu dem man nur zu Fuß mit Lebensgefahr an dem ſteilen Rand eines tiefen Abgrundes,

Mann vor Mann kletternd gelangen konnte, war eine kleine Reiſerhütte mit Laub bedeckt von den Soldaten erbaut, die zwei Abtheilungen, eine für den Offizier, die andere für die Soldaten, hatte, und in die Wind und Regen von oben und allen Seiten drang; da es gerade in der Regenzeit war, ſo ſchwamm man beſtändig im Waſſer und hatte weder bei Tag noch bei Nacht einen trockenen Fleck am ganzen Leibe, dabei hatte ich die ſtrengſte Ordre erhalten, mich unter keinem Vorwand, welcher er auch immer ſey, von dieſem Poſten zu entfernen. Dies Commando hatte ich der Protektion meines Gönners, des Chef d'état major Bauduy, zu verdanken gehabt, wie ich ſpäter erfuhr, der mich gern aus ſeinem Bereich und Gehege vertrieb. Stahl, der zwar im Fort vieux blieb, mußte die Caloyera heirathen, mit der er einige Tauſend Talari Ausſteuer bekam. Einen ganzen Monat mußte ich auf dem rattenkahlen Felſenneſt, wo man kein Grashälmchen ſieht, zubringen, und buchſtäblich im Waſſer liegen. Aus Langerweile ließ ich die Soldaten gymnaſtiſche Uebungen machen, Purzelbäume und Rad ſchlagen, und um Paras ſpielen und balgen. Dies war mir der verdrießlichſte Monat meines ganzen Lebens. Endlich, nachdem ich wohl ein Dutzend Briefe an Benzel-Sternau und Herrn v. Brüge geſchrieben, wurde ich erlöst, und nahm mir nun feſt vor, mich nicht mehr mit den Entführungen Anderer zu befaſſen. Ich kam gerade noch zur Trauung Stahls, die, obgleich er Proteſtant war, doch in einer griechiſchen Kirche ſtattfand. Stahls junge Frau hatte unterdeſſen Bekanntſchaft mit der Geliebten Baudays gemacht, und nachdem ich erfahren, welchen Antheil dieſer an meiner Verſetzung genommen, beſchloß ich mich mit Hülfe von Stahls Gattin deſto mehr an ihm zu rächen. Dies war um ſo leichter, da Amelie — dies war ihr Taufname — jetzt ſehr oft zu Stahls kam, wo ich dann oft mit den beiden Damen allein war, und die eine die Aufpaſſerin machte, während ich mit der andern tändelte. Eines Tages aber hatte ich es gewagt, als Bauduy, der anfing die Beſuche ſeiner Geliebten bei Madame Stahl ſehr ungern zu ſehen, gerade zum Gouverneur gegangen war, Amelie in ſeiner Wohnung zu beſuchen, in die ich in der Abenddämmerung durch ein Hinterfenſter ſtieg, um von keinem Bedienten bemerkt zu werden. Aber kaum hatten wir uns herzlich bewillkommt, als der Oberſt, der etwas vergeſſen hatte, zurückkehrte, ſo daß ich gerade noch Zeit hatte, mich in einen Schrank, den Degen in der

Hand, eiligſt zu verbergen, ſo wie Amelie das Zimmer zu verlaſſen, welches ſie abſchloß. Als ich aber unten rumoren hörte und fürchtete, man möchte hinter mein Verſteck kommen, verließ ich daſſelbe eiligſt und ſprang aus einem Fenſter wenigſtens 15 Fuß hoch in einen kleinen, noch von einer Mauer umgebenen Raum hinab, aus dem ich hinausklettierte und mich in den Ruinen alter Häuſer verbarg. Aber Freund Stahl begann nun auch eiferſüchtig zu werden und meine häufigen Beſuche ungern zu ſehen; um ihm keinen weitern Anlaß zum Mißvergnügen zu geben, ſetzte ich ſie vorerſt aus und machte unterdeſſen der Madame Roy den Hof, deren Mann die erhaltene Ausſteuer zum großen Mißvergnügen der Familie ſeiner Frau verkohlt hatte, und da ihm dieſes Verkohlen nicht den fünften Theil der erwarteten Fonds einbrachte, ſo war auch er mißvergnügt, mit der Familie geſpannt, und ließ ſehr unklugerweiſe ſeinen Unmuth ſeine junge Gattin empfinden, die ich nun zu tröſten unternahm. Madame Stahl ſollte mir doch ſpäter werden, wenn auch erſt auf franzöſiſchem Boden. — Doch ich muß die Sache deutlicher erzählen wenn man mich verſtehen ſoll. Die Ausſteuer, welche die Töchter der wohlhabenden Familien in Corfu erhalten, und von der es heißt, ſie ſey 10, 20, 30, 50 und mehr Tauſend Talari, beſteht nur in ſehr wenig baarem Geld, einigen ſehr hoch angerechneten Prätioſen und der Reſt in Land mit ſo und ſoviel Olivenbäumen, die in gewöhnlichen Zeiten eine beſtimmte Rente abgeben. Jetzt aber, wo der Preis des Oels bis auf den fünften Theil ſeines frühern Werthes herabgeſunken war, hatten natürlich auch dieſe Baumſtücke einen weit geringern Werth. Roy der aber gerne baares Geld gehabt hätte und ſolches brauchte, ließ alle ihm gehörigen Olivenbäume, unter denen Tauſende viele hundert Jahre alte Stämme waren, umhauen und zu Kohlen brennen, die er nach dem Gewicht auf dem Markt verkaufen ließ und ſo kaum 2 bis 3000 Talari daraus löste, die bald ausgegeben waren. Daher der Unwille ſeiner Schwiegereltern, der auf die Tochter überging, die ſich nun faſt mehr im Haus ihrer Mutter, wo ich ſie täglich ſah, aufhielt, als in der Wohnung ihres Gatten, und der mein Troſt ganz willkommen war. Hier lernte ich auch eine andere, noch ſehr junge Griechin, Marietta Benda, ihre Jugendfreundin, kennen, die alle helleniſchen Schönheiten in ſich vereinigte, mit dieſer knüpfte ich bald ein Verhältniß an, und da ihre Eltern ganz ohne Vermögen waren, ſo

willigten sie unter gewissen Bedingungen ein, daß ich das Mädchen auf eine bestimmte Zeit, drei Monate, zu mir nahm, während welchen ich alles andere vergessend recht vergnügt mit ihr lebte und sie dann einem Rittmeister der Chasseurs a cheval abtrat, der sie ganz behielt und später auch mit sich nach Frankreich nahm, und sogar heirathete. Nach ihr zerstreute ich mich auf kurze Zeit mit zwei recht artigen Israelitinnen, die in der Nähe meines Quartiers wohnten und sich Nina und Berna nannten, und dann wieder mit einer jungen Griechin, Anetta genannt. So brachte ich immer einige Abwechslung in das sonst ziemlich einförmige Leben zu Corfu. Manche meiner Kameraden machten es nicht viel besser, nur waren sie etwas beständiger. Noch immer hatte ich den Tisch bei Herrn v. Brüge, und gab dabei Josephinen Unterricht, jetzt auch im Deutschen und der Geschichte; einmal wurde ich jedoch in einer ziemlich zweideutigen Situation mit ihr von der Frau Mama ertappt, von der wir nun einen fast stundenlangen Sermon anhören mußten. — »Ach die Mama' hat es auch nicht besser gemacht, wie der Papa sagt,« sprach Josephine als wir endlich wieder einen Augenblick allein waren. Um die Frau Mutter wieder zu besänftigen, schickte ich ihr einen prächtigen, mit Oliven gemästeten Indianer in die Küche, nebst einigen Pfunden Mandelconfekt, von dem sie eine große Liebhaberin war, es war gerade um Weihnachten, welche die Griechen besonders mit diesen Leckerbissen feiern. — Gleich nach Neujahr 1813 fiel eine tragische Begebenheit vor, die ungemeines Aufsehen in der Garnison erregte. Der Capitain einer der im Hafen zu Corfu stationirten Fregatten hatte einen auf derselben eingeschifften Marinesoldaten wegen einem unbedeutenden Vergehen mit Stricken, eine bei den französischen Matrosen damals gebräuchliche Strafe, hauen lassen. Dieser hatte sich aber verzweifelt gewehrt und geschimpft, indem er sagte, eine solche entehrende Züchtigung gehöre keinem französischen Soldaten, und der sie verordne sey ein infamer Büttel ꝛc., er mußte sich aber zuletzt natürlich der Gewalt ergeben und die Strafe erdulden. — Einige Tage darauf, als er wieder eine Wache auf dem Schiff bezog, tauschte er mit einem Kameraden, dem der Posten vor des Capitains Cajüte geworden, um daselbst Schildwache zu stehen, und als der Offizier am Abend aus dem Theater kam und sich in sein Gemach begeben wollte, schoß ihn der Soldat mit den Worten: „Canaille, voila pour toi“ nieder, hierauf ausrufend: „me

voila content, qu'on me fasse fusiller a' mon tour.“ — Dies fand auch kurze Zeit darauf, nachdem er durch kriegsgerichtliches Erkenntniß zum Tode verurtheilt worden war, ſtatt, und er wurde auf einem eigends dazu errichteten Floß mitten in der Rhede, im Angeſicht der ganzen Marine und der Landtruppen erſchoſſen. Ein ſeltſamer Zufall hatte mich durch dieſe Gelegenheit eine Delikateſſe kennen lernen, von der ich mir niemals etwas hätte träumen laſſen. Um die Exekution beſſer mit anſehen zu können, war ich mit einigen Kameraden nach der Inſel Vido hinübergefahren; kaum war der Soldat erſchoſſen, als ſich ein ſo gewaltiger Sturm erhob, daß es ſchlechterdings unmöglich war, wieder nach Corfu zurückzufahren, und zu gleicher Zeit ließ ſich auch ein Erdſtoß verſpüren, der jedoch nicht ſehr bedeutend, deſto heftiger aber ſtürmten die entfeſſelten Winde, und der Sturm wüthete ſo arg, daß für dieſen Tag an die Ueberfahrt nicht mehr zu denken war, auch die Barken, welche alle zwei Tage die Lebensmittel für die etwa 800 Mann ſtarke Beſatzung nach Vido brachten und um Mittag kommen ſollten, die Exekution hatte um 10 Uhr Morgens ſtattgefunden, blieben aus. Mit Sehnſucht warteten alle daß ſich der Sturm legen würde, denn der geringe Vorrath einiger Marketender an Brod und ſonſtigen Victualien war ſchnell aufgezehrt und bald kein Stückchen mehr für Geld zu haben. Die Nacht kam heran, der Sturm tobte fort und die Wellen thürmten ſich mehr und mehr. Lachend ſoupirten wir noch bei einigen Hühnern, die der auf der Inſel Vido befehligende Bataillonschef, bei dem wir uns zu Gaſt baten und der auch das noch aufzutreibende Commißbrod aufgekauft hatte, zum Beſten gab. Aber auch die ganze Nacht, die wir in Erdhütten zubrachten, denn andere Wohnungen gab es in Vido noch nicht, währte der Sturm und wurde womöglich den kommenden Morgen noch toller, ſo daß man an keine Communikation mit der Stadt denken konnte. Jetzt ging es an ein Schlachten aller vorhandenen Katzen und Hunde, die man mit ſchwerem Geld bezahlte, und da auch dieſe bei weitem nicht ausreichten, die hungrigen leeren Mägen zu füllen, ſo machte man ſich auf die Rattenjagd, deren es unzählige, und namentlich ſehr fette Waſſerratten hier gab, bald hatten die Soldaten mehrere hundert derſelben gefangen und boten ſie à 3 bis 5 Franken per Stück feil. Oel fand ſich auch noch etwas vor, und die getödteten Thiere wurden nun an Ladſtöcken gebraten oder zu einem Ragout zugerichtet,

und ich gestehe, daß ich einen solchen Rattenbraten ganz vortrefflich fand und mit dem größten Appetit verspeiste, Katzen hatte ich früher schon öfters gegessen, sey es faute de mieux und weil ich großen Hunger hatte, oder weil die Ratte wirklich ein sehr delikates Fleisch hat, hätten wir nur Brod dazu gehabt. Der Sturm und die Rattenjagd dauerten noch bis gegen Abend, wo sich beides legte, und die heiß ersehnten Lebensmittel ankamen. Von jetzt an wurde ein kleines Magazin, auf acht Tage berechnet, von Vivres in Vido angelegt, damit man nicht wieder ähnlichem Fasten ausgesetzt war, wir aber wurden bei unserer Rückkehr in Corfu noch brav ausgelacht und geneckt, indem man uns versicherte, daß, da wir uns ohne Urlaub entfernt und auch Niemand gewußt was aus uns geworden, man im Begriff gewesen, uns als Deserteurs par contumace durch ein Kriegsgericht verurtheilen zu lassen.

Um diese Zeit fing man zu Corfu an, ganz insgeheim von dem unglücklichen russischen Feldzug und der schrecklichen Retirade der großen Armee zu munkeln; auch wurden wir durch die Engländer immer enger blokirt, die Lebensmittel seltener und stiegen sehr im Preis. Doch waren wir noch weit entfernt, das Mißgeschick Napoleons und seines Heeres in seinem ganzen Umfang zu kennen, und dessen ungeheuern Verlust zu ahnen. Man wußte nicht, wie die Sachen eigentlich standen, und erfuhr nur, was eine in Corfu gedruckte Zeitung, welche einmal wöchentlich erschien, und den Titel: Moniteur jonien führte, für gut fand, uns wissen zu lassen, zudem war sie immer um einige Monate zurück und druckte meistens nur das, was der Commissair-Imperial aus den Pariser Zeitungen, die ebenfalls 2—3 Monate nach ihrem Erscheinen erst nach Corfu kamen, roth anstrich. — Das Frühjahr 1813, das heißt, im Januar halfen schon die im vorigen Jahre zuerst gepflanzten Kartoffeln, welche die Griechen als nach Erde schmeckend, noch verschmähten, etwas aus, man bezahlte aber das Pfund noch mit einem Piaster oder mehr, wofür man sie den Soldaten abkaufte. Da die Lebensmittel immer seltener und theurer wurden, namentlich frisches Fleisch fast gar nicht mehr aufzutreiben war, so erließ der Gouverneur eine Ordre, durch welche er den Offizieren und Soldaten streng verbot, sich ferner noch mit der Unterhaltung von Frauen und Mädchen zu befassen, denn dies hatte zuletzt so überhand genommen, daß fast jeder Soldat ein

ſolches Liebchen hatte. Die Griechinnen lieſen ihren Männern und Vätern, die ſie beſtändig unter ſtrengem Gewahrſam einſperrten, gar zu gerne davon, um mit den Franzoſen, die ſie überall mit herumführten, ſpazieren zu gehen, Schauſpiele, Tanz und Weinſchenken zu beſuchen. Man brauchte faſt nur zu winken, ſo hatte man ſchon eine ſolche, oft ſehr ſchöne, aber immer ſehr unwiſſende und läſtige Plage am Hals. Dieſe Ordre und der eingetretene Mangel verhinderten zwar weitere Entführungen, aber es war ſchon gar zu viel altes Uebel vorhanden.

Die Frechheit der Engländer ging jetzt ſo weit, daß ſich ihre Linienſchiffe und Fregatten bis auf Schußweite den Feſtungswerken näherten. Eines Tages kamen zwei dieſer Schiffe bis faſt unter die Batterien des Meerſchloſſes, ſo daß ſie von den auf ſie geworfenen Rieſenbomben beinahe in den Grund geſchoſſen worden wären, ſie ſuchten ſchnell das Weite. Ein anderesmal wagte ſich eine engliſche Brigg ſogar bis in den Hafen von Govino und zündete daſelbſt mehrere kleine Schiffe an, unſere Kanonierſchaluppen ſuchten ihr zwar den Rückweg abzuſchneiden, aber ehe dieſe noch ſegelfertig waren und die Anker gelichtet hatten, war die Brigg ſchon wieder in der weiten See. Die franzöſiſche Marine hatte wenigſtens eine Stunde mit Pfeifen und Vorbereitungen zugebracht, ſo daß wir alle, die wir dem Scandal von den Wällen zuſahen, höchſt entrüſtet über dieſes lendenlahme Verfahren waren, fluchten und ſchimpften; Reiſinger rief ganz laut aus: Ei, ſo pfeift mir u. ſ. w. Es war wirklich unverantwortlich, mehr denn 20 Kanonierſchaluppen lagen in dem Hafen von Mandrachio, und keine brachte es dahin flott zu werden, während die Brigg ihr Unweſen im Hafen von Govino trieb, was wir von Corfu genau beobachten konnten. Die Marine-Offiziere mußten ſich deßhalb herben Spott von den Land-Offizieren gefallen laſſen, es gab Reibereien und in deren Folge Duelle. Das Duelliren hatte überhaupt zuletzt unter der Garniſon von Corfu und zwar unter den Unteroffizieren und Soldaten ſo ſehr überhand genommen, daß faſt keine Woche verging, wo es nicht einen Todten, der im Zweikampf gefallen war, gab, ſo daß endlich der Gouverneur eine ſehr ſtrenge Ordre an die Corpschefs erließ, um dieſem Unfug Einhalt zu thun, und die Regimenter deßhalb öfters konſignirt wurden.

Trotz der immer ſteigenden Theurung, die bei den ärmern

Einwohnern bald Mangel verurſachte, und den ſchlimmen Nachrichten vom Feſtland, mit denen man ſich herumtrug, wurde dennoch der Carneval 1813 noch ſehr fröhlich nach venetianiſcher Weiſe begangen, die große Esplanade war von 3 Uhr Nachmittags an mit Masken jeder Art angefüllt, die ſich bis in die Nacht hinein mehrten, doch außer dem ſtummen Auf- und Abgehen und einigen Neckereien, wenig Unfug trieben, ſondern meiſtens, beſonders die Griechen, die Theil daran nahmen, ſehr ernſt waren. — Oft exercirte ein oder das andere Regiment zu gleicher Zeit auf dieſem Platz und kam durch ſeine Schwenkungen mitten unter die Maskenhaufen, die es dann jubelnd auseinander jagte. Den Abend war das Theater ſehr beſucht, und nach demſelben zweimal in der Woche Cavalchini oder maskirte Feſtini.

Damals machte die Prima-Ballerina, Giuſeppina Panzieri, allgemein Furore, ſie war eine geborne Mailänderin, noch nicht lange von Venedig gekommen, wo ſie der Impreſſario Delungo ſelbſt geholt, und eine von jenen Schönheiten, die da ſagen können: veni, vidi, vinci. Sie hatte, was in Italien ſelten iſt, blonde Haare und blaue Augen, aber keine von jenen ſchmelzenden, ſchmachtenden, wie man ſie ſo häufig im Norden antrifft, ſondern feurig-blaue, ein niedliches Geſichtchen mit ſchelmiſchen Zügen, und einen Wuchs, wie man ihn nur von einer Tänzerin verlangen kann; genug, geſchaffen, um auch ein felſenhartes Herz noch zu rühren. Sie tanzte wie die Muſe dieſer Kunſt ſelbſt, machte Pirouetts, wobei einem ſchwindelte, und Entrechats, denen ſelbſt das geübteſte Auge nicht folgen konnte, und Alles mit einer Grazie, die, wie die Herren Theaterkritiker ſich auszudrücken belieben, in der That nichts zu wünſchen übrig ließ. Unter den mancherlei Köpfen, die durch ihre Kreiswendungen und Trillerſprünge, ihre Battemens und Ailes de pigeons etc. verwirrt wurden, war auch der eines fünfzigjährigen, ſehr reichen Lieferanten Namens Maſtracha, und der des Commiſſairs-Imperial Leſſeps, mit dem ich gut bekannt, öfters bei ihm zu Tiſche war und häufig auf die Jagd an die albaneſiſche Küſte mit ihm ging, letzterer mochte einige vierzig Winter zählen. Beide Nebenbuhler pochten auf ihre außerordentlichen Verdienſte, die bei dem erſten in dem Beſitz von vielleicht anderthalb Millionen Piaſter beſtehen mochten und bei dem andern darin, daß er die erſte Civil-Autorität und letzte entſcheidende Inſtanz in allen bürgerlichen An-

gelegenheiten zu Corfu war, und Napoleon gewiſſermaßen repräſentirte. Daß es dem gewichtigen Mann unter ſolchen Umſtänden auch nicht an Geld mangelte, kann man ſich denken. Beide boten Alles auf um die Gunſt der ſchönen Tänzerin zu erlangen. Maſtracha ſcheute keine Koſten, er ſandte der Angebeteten an ihrem Namenstag einen prächtigen Blumenſtrauß a la Mürat, deſſen Stengel aus einer Rolle von hundert Zechinen fabricirt war, und zwiſchen deſſen natürlichen Blumen ſiebzehn diamantene Sternblümchen hervorblitzten. Der Mann hatte Geſchmack und das Geſchenk war wohl dazu gemacht, die Augen, wenn auch nicht das Herz einer Tänzerin zu blenden. Demungeachtet trug der Commiſſair Imperial den Sieg davon; ſey es nun, daß ſeine hohe Würde oder ſein noch kräftigeres Alter Peppina verführten, nach wenig Wochen bezog ſie eine Wohnung, die ihr Geliebter dicht neben ſeinem Palazzo gemiethet und auf das Prächtigſte für ſie und ihre Mutter eingerichtet hatte. Um aber die Sache bequemer zu haben, hatte er eine Thüre durch die Mauer brechen laſſen, welche beide Häuſer trennte. Er war zwar vermählt und hatte Kinder, aber ſeine Familie lebte in Frankreich. Ich hatte das ſchöne Mädchen früher einigemal bei dem Impreſſario geſehen, wo ich manche Abende in Geſellſchaft der Mariana Necupido und anderer Künſtlerinnen zubrachte, aber damals, das Ballet war noch nicht im Gange, nicht ſo ſehr auf ſie geachtet, als ihre Reize es wohl verdient hätten, und es ging mir erſt ein Licht auf, als ich ſie zum Erſtenmal auf der Bühne tanzend bewunderte. Aber jetzt war es zu ſpät und ſie war bereits in Leſſeps Händen. Was ich früher mit leichter Mühe erhalten hätte, ſollte mir jetzt nur durch die raffinirteſte Liſt und Anſtrengung zu Theil werden.

Bisher hatten die Offiziere die täglich von 9 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags dauernden Theaterproben nach Belieben beſucht, ohne daß Jemand etwas Arges dabei gefunden hätte. Man frühſtückte a la fourchette oder mit Gebackenem und dem hier ſehr wohlfeilen Cyperwein, ſang und ſprang oft mit, und dieſe Proben waren keine kleine Unterhaltung für uns auf der an ſonſtigen Zerſtreuungen ziemlich armen Inſel; ja wir hatten weit mehr Genuß dabei als an den Vorſtellungen ſelbſt. Seitdem die ſchöne Tänzerin dabei erſchien, war der Raum zwiſchen den Couliſſen immer ſo angefüllt, daß kaum durchzukommen war; natürlich verſäumte auch ich faſt keine dieſer Proben. Bald hatte ich

mich Peppina bemerkbar gemacht, und ihr Benehmen verrieth mir, daß ihr meine Aufmerksamkeit gerade nicht mißfiel, ihr aber meine heiße Liebe zu gestehen, zu ihren Füßen um die Erhörung meiner Wünsche zu flehen, dazu fehlte es durchaus an Gelegenheit, denn Lesseps ließ sie durch seinen vertrauten Kammerdiener auf jedem Schritt mit Argusaugen bewachen; dieser begleitete sie auf die Proben und verließ diese nur mit ihr, beobachtete jede ihrer Bewegungen und war so gut bezahlt, daß an Bestechung bei meinen jetzt ohnehin geringen Mitteln (wir bekamen keinen Gehalt und alle Geldsendungen waren durch die Blokade sehr schwierig, fast unmöglich gemacht) nicht zu denken war. Sogar in die Kirche verfolgte sie das dienende Gespenst, und stand während der ganzen Messe hinter ihr; dennoch war es mir gelungen, Peppina zwei Billetchen unbemerkt bei den Proben zuzustellen, und ich erhielt sogar eine Antwort, die sie in die Latte einer Coulisse, von Niemand als mir bemerkt, steckte, der ich mich sogleich bemächtigte. Aus derselben ersah ich mit Vergnügen, daß sie recht gerne in die von mir verlangte Zusammenkunft willige, wenn ich nur Mittel ausfindig machen könne, eine solche zu bewerkstelligen. Ich steckte ihr nun wieder ein Paar Zeilen zu, in denen ich sie versicherte, daß meine unnennbare Liebe zu ihr jede Schwierigkeit aus dem Weg zu räumen wissen werde. Indessen mußte der Intimus des Commissärs doch Lunte riechen, oder vielleicht war ihm auch sein Bewachungsamt bei den Proben zu beschwerlich, da er wirklich hundert Augen hätte haben müssen, um Alles, was bei diesem Gewirre vorging, zu sehen. Genug, er berichtete eines Morgens seinem Herrn, daß er für nichts mehr stehen könne, da er weder allwissend noch allsehend sey, denn es ginge bei den Proben oft so bunt zu, daß ihm Hören und Sehen vergehe, es seyen immer ein Paar Dutzend Offiziere und noch andere Herren zugegen, die ein Charivari und ein Durcheinander veranlaßten, daß wenn er auch fünfzig Augen und Ohren hätte, diese dennoch nicht ausreichen würden, um zu bemerken, was sich dabei zutrage; Peppina sey beständig umlagert, man schiebe ihn bei Seite, so daß er sie gar nicht mehr erblicken, vielweniger beobachten könne. Diese Worte waren dem eben so eifersüchtigen als verliebten kaiserlichen Commissarius eben so viele Nadel- und Dolchstiche — O, dem Unfug will ich bald ein Ende machen! rief er aus. Man hole mir sogleich den Impressario. — Dieser erschien

nach wenig Minuten mit hochgekrümmtem Rücken, hundert Bücklinge ſchneidend und unterthänigſt fragend, was die Illuſtriſſima Eccellenza zu befehlen habe? — Ich bin äußerſt unzufrieden mit Ihnen, mein Herr Impreſſario, was iſt das für eine Unordnung, die bei Ihren Proben herrſcht, ich höre den Lärm nicht ſelten ſogar in meinem Cabinet (ſeine Wohnung war in der Nähe des Theaters), man ſollte glauben, der Teufel ſelbſt habe ſeine Reſidenz da aufgeſchlagen und das wilde Heer hauſe im Theater; wenn dies nicht anders wird, ſo ſehe ich mich gezwungen, Sie von der Direction zu ſuſpendiren und ſie Jemand zu übergeben, der es beſſer verſteht, Ordnung und Zucht unter dem leichtſertigen Volk zu erhalten. — Eccellenza halten zu Gnaden, ſtotterte der außer aller Faſſung gebrachte und wie ein Espenlaub zitternde Impreſſario in angustie. Nicht meine Leute, Illuſtriſſimo, Gott bewahre, das ſind lauter Lämmer, die Herren Offiziere machen dieſen Scandal.

— Was Offiziere, donnerte der ſich recht ergrimmt und unwiſſend ſtellende Commiſſarius, Offiziere! wie kommen dieſe in die Proben? Wo in aller Welt hat man ſo etwas gehört; wie können Sie ſolchen Mißbrauch zugeben? gehen Sie einmal nach Paris und ſehen ob man da einen Offizier auf der Bühne trifft, ja ſelbſt in den kleinſten Theatern Frankreichs nicht. Was ſoll aus der Kunſt werden, wenn ſich das alles verheerende Kriegsvolk einmengt?

— Eccellenza haben vollkommen Recht, auch ich möchte oft verzweifeln, aber was ſoll ich machen? Da werden Gabelfrühſtücke ſervirt, gegeſſen, getrunken, geſprungen, geſchäkert und gelacht, ich muß nolens volens mittollen und mittrinken, ſonſt geht es gar nicht; ſtatt zwanzig Proben, müſſen fünfzig gehalten werden, und doch geht es nicht wie es ſoll; gerne wollte ich dem Uebel abhelfen, aber das ſteht nicht in meiner Macht, die Herren Offiziere nehmen von mir keine Raiſon an. Schon einigemal habe ich die Damen einzeln und zuſammen bei Seite genommen und ihnen vordemonſtrirt, daß ſich ſolcher Unfug nicht ſchicke, daß ich mir dergleichen verbitte; aber, du lieber Gott, das half ſoviel wie nichts, ſie lachten mich aus und ſprachen: Im Teatro di San Carlo zu Neapel, alla Scala zu Mailand, al Fenice zu Venedig u. ſ. w., da geht es noch ganz anders zu, und man begegnete mir nur um ſo ſchnippiſcher.

— Ei was, fiel nun Leſſeps ein, wir ſind nicht in Venedig, Mailand oder Neapel, ſondern in Corfu, und hier bin ich Herr, und befehle Ihnen, von heute an das Theater während den Proben zu ſchließen, und Niemand, wer es auch ſey, der nicht zum Theater gehört, weder bei den Proben noch während der Vorſtellung auf die Bühne zu laſſen. Ich werde Ihnen eine Polizeiwache geben und Sie werden die Thüre nur für die Mitwirkenden öffnen laſſen. — Wie Eccellenza befehlen, aber ich fürchte nur ... — Was fürchten Sie? nichts, gar nichts haben Sie zu fürchten, fiel die Excellenz donnernd ein, ich befehle es ſo, und damit Baſta. — Mit einem ſubmiſſeſten Bückling, der ſelbſt vor der Thüre noch permanent zu ſeyn ſchien, trat Delungo die Retirade an, ſich zu Gnaden empfehlend, mit dem löblichen Vorſatz, der erhaltenen Ordre genau nachzukommen. Es war bald Zeit zur Probe, die verſprochene Polizeiwache ſtellte ſich ein und Delungo ließ die Pforten des Schauſpielhauſes ſchließen, die ſich jetzt nur noch für die Eingeweihten öffneten, und alles, was ſich der Gewohnheit gemäß einfand und nicht im Sold Apolls oder unter dem direkten Schutz der neun Muſen ſtand, wurde auf das unbarmherzigſte abgewieſen. Mit zerknirſchtem Angeſicht und gerührter Stimme machte der Impreſſario in einer Anrede ſämmtliche Kunſtjünger mit dem erhaltenen Befehl bekannt. Welche Beſtürzung dieſe Trauernachricht unter dem weiblichen Kunſtperſonale hervorbrachte, iſt unbeſchreibbar. Zuerſt herrſchte tiefe Stille, alle waren conſternirt, denn der Schlag kam zu unerwartet und war zu heftig, er hatte auch die geläufigſten Zungen gelähmt; als man endlich allmählig wieder zu ſich ſelbſt kam, ging dieſe Stille erſt in ein leiſes, dann in ein lautes Murren und endlich in ein brauſendes Wüthen und Toben über, dem die heftigſten Verwünſchungen gegen den Urheber dieſes Befehls folgten. Selbſt das männliche Perſonale äußerte, wenn auch mit mehr Mäßigung, ſeine Unzufriedenheit. Denn ach! — die herrlichen wohlſchmeckenden Frühſtücke, an denen Jedermann Theil nehmen durfte, fielen nun weg. Doch was half alles Lärmen und Lamentiren, die Sache war einmal nicht zu ändern, und — Probe mußte gehalten werden. Aber alles ging heute ſo lahm und ſchlecht von Statten, daß der arme, von allen Seiten geplagte Impreſſario, an dem man einſtweilen ſeinen Zorn auslaſſen und ſeinen Muth kühlen wollte, faſt zur Verzweiflung gebracht wurde; denn nichts, gar nichts, auch nicht eine einzige

Pantomime wurde ihm zu Dank gemacht. Auch Peppinen ließ man den allgemeinen Unmuth fühlen, obgleich das arme Kind im Innern über die abscheuliche Verordnung so gut wie die andern entrüstet war, nur durfte sie es nicht wagen ihr Mißfallen laut werden zu lassen, denn der Kammerdiener Argus beobachtete sie zu genau. Man wußte wohl, daß, wenn auch unschuldig, Niemand als sie die Ursache dieser verdrießlichen Neuerung war. Die Proben waren heute zwei Stunden früher als gewöhnlich beendigt, und als die verstimmten Leutchen den ihnen jetzt sehr öde und freudenlos scheinenden Tempel der Kunst verlassen wollten, fanden sie in dessen Vorhallen an hundert harrende Abgewiesene, die gleich den alten Römern, wenn auch kein forum competens, dennoch ein Forum daselbst hielten, ohne jedoch noch den Grund zu wissen, warum ihnen die sonst immer so freundlich offen stehenden Pforten heute so finster verschlossen wurden. Auch ich befand mich unter diesen Unglücklichen und war keiner von den minder Traurigen. Als sich endlich die Thüren erschlossen und unsere Lieben herausströmten, mischte sich sogleich alles untereinander und die — es ist doch fatal, daß Mund keinen Pluralis hat und man nicht sagen darf Mäuler, das hat schon Manchen in Verlegenheit gesetzt, ich werde also sagen — Schlünde thaten sich weit auf. Wessen das Herz voll, davon läuft der Mund über. In der Synagoge zu Jerusalem kann kein ärgeres Gharivari gewesen seyn, als jetzt in den Vorhallen des coreyrischen Kunsttempels. Das war ein Durcheinanderschreien, Rufen, Fragen, bis man sich verständigt und alles Wissenswerthe mitgetheilt hatte, als handle es sich um der Welt Untergang. Nur Peppina, die Arme, durfte keinen Theil an den allgemeinen Ergießungen nehmen und ging, von ihren Trabanten begleitet, stumm wie ein Fisch durch die rebellischen Reihen, im Vorübergehen warf sie mir einen verstohlenen Blick zu, und seufzte kaum vernehmbar. Als aber endlich die Ideen gegenseitig ausgetauscht, und Alle gehörig unterrichtet waren, da hallten Drohungen und Verwünschungen der aufgebrachten Abgewiesenen gräßlich in den Hallen wieder. Verschwörungen und Umtriebe wurden angezettelt, Ein Interesse und Ein Ziel verband alle aufgereizten Gemüther, auf den kaiserlichen Commissarius und den theatralischen Impressarius hatte man es abgesehen. Letzterer hatte sich, den schrecklichen Tumult vernehmend, in die unterirdischen Gewölbe der Bühne verkrochen,

und wagte es erst sich zu entfernen, als die Tumultuanten weg waren. Die Zeit, welche man durch die Verkürzung der Proben gewonnen, kam jetzt den Berathschlagungen zu statten, die nicht weniger als zwei gute Stunden währten, und noch länger gedauert haben würden, wenn die respectiven Mägen nicht ebenfalls etwas rebellisch erinnert hätten, daß auch sie befriedigt seyn wollten. Endlich trennte man sich mit den gegenseitigen Versicherungen, daß es um jeden Preis anders werden müsse, und wenn selbst Blut fließen solle. Die Abgewiesenen gaben den Priesterinnen der Kunst Hand und Wort darauf, daß noch denselben Abend eine Vorstellung im Theater stattfinden solle, dergleichen in Corfu noch nie gesehen worden, wobei das Bühnenpersonale Zuschauer, die Zuschauer selbst aber Schauspieler seyn würden.

Um halb acht Uhr war das Parterre diesen Abend gegen die Gewohnheit schon zum Erdrücken voll, auch die Logen füllten sich früher als es sonst der Fall war. Die Ouvertüre begann, alles war mäuschenstille. **Il Zipario in alto va** (der Vorhang rauschte in die Höhe). Die Oper **Ginevra di Scozia** und das Ballet **Astrea** waren an der Tagesordnung. Als aber die Introduction begann, ertönte von allen Seiten ein so fürchterliches und durchdringendes Pfeifen, Zischen und Stampfen, mit dem Rufe: **a bas! a bas! a bas!** begleitet, daß Einem Hören und Sehen verging; die Damen hielten sich die Ohren zu, viele waren einer Ohnmacht nahe und einige verfielen wirklich in diesen Zustand, andere lachten, und von Musik und Gesang hörte man keinen Laut. Der Lärm ging immer crescendo bis endlich der Vorhang fiel und mit seinem Fallen die vorige Stille wieder eintrat. Nach einer Viertelstunde rollte die leinene Scheidewand abermals in die Höhe, man versuchte wieder anzufangen, aber derselbe Tumult stellte sich wieder ein, und zwar mit verdoppelter Kraft, und hörte nicht auf bis die Gardine zum Zweitenmal fiel. — Aller guten Dinge sind aber drei. Man zog sie also zum Drittenmal auf, und diesmal trat der Impressario vor und wollte das Publikum anreden, konnte aber eben so wenig zu Worte als das Personale zum Gesang kommen. Zum Drittenmal senkte sich der Vorhang, um zum Viertenmal aufgezogen zu werden, und nun zeigte sich ein wohlconditionirter Polizeibeamter, der mit einem hellgellenden Hohngelächter empfangen und so lange ausgelacht wurde, bis er sich, etwas confus gemacht, wieder zurückgezogen

hatte. Jetzt ließ man die Gardine zum Letztenmal für heute Abend herab. Das Publikum unterhielt sich noch eine Zeitlang sehr laut und lebendig, denn der größte Theil war noch nicht von der Ursache des extraordinairen Tumults unterrichtet, bis nach einer Stunde sich fast alle Zuschauer verlaufen hatten und das leere Haus geschlossen wurde. Lesseps war wüthend und schwur hoch und theuer, der Sache morgen ein Ende zu machen. Er hatte so gut wie die andern Zuschauer bemerkt, daß es fast nur Militär war, welches den höllischen Lärm gemacht, und namentlich Marine-Offiziere und Maitres Cannotiers, die ihre langen gellenden silbernen Schiffsdienstpfeifen mitgebracht hatten, womit sie die Matrosen bei den Manoeuvres avertiren. Noch denselben Abend begab sich Lesseps zum Gouverneur Donzelot, diesen aufzufordern, dem abscheulichen Unfug zu steuern und durch eine Ordre du jour dem Militär das Pfeifen, Zischen und Lärmen im Theater zu untersagen, wozu dieser sich aber nicht verstehen wollte, sondern meinte, ein solcher Tagesbefehl würde lächerlich seyn, da er ja keine Dienstsachen betreffe; indessen wolle er die gehörigen Maßregeln ergreifen, fernere Unruhen im Theater möglichst zu verhüten, und zur nächsten Vorstellung vier Stabsoffiziere kommandiren, die mit dem Ringkragen decorirt, die Aufsicht und Inspection im Parterre haben sollten, um alle diejenigen in Arrest zu schicken, die sich erlauben würden, die Ruhe auf eine auffallende Weise zu stören. Damit mußte sich der Herr Commissär begnügen und empfahl sich, nachdem er noch vom Gouverneur erlangt hatte, daß die Chefs de Corps ihren Untergebenen wenigstens mündlich Ordnung und Ruhe im Theater anbefehlen sollten. Von da begab sich der Mann zum Contreadmiral, um auch diesen für seine Sache zu gewinnen und den Seemännern, Seelöwen, Seebären und Seehunden und sonstigen Seeungeheuern, wie er sie in seinem Zorne nannte, die Rachen zu stopfen. Zuletzt ließ er noch den Polizeidirektor und Delunge zu sich rufen, um auch von der Civilseite jedem Unfug zu begegnen. So hoffte der gute Mann aller fernern Störung vorgebeugt zu haben, und legte sich, von den vielen Strapatzen ermüdet, etwas beruhigter zu Bette. Den kommenden Morgen wurden alle Vorkehrungen bekannt, die der Commissär getroffen, und die Chefs empfahlen bei der Parade ihren Untergebenen möglichste Ruhe an. Dieß diente aber nur dazu, gehörige Gegenmaßregeln zu ergreifen, um die beorderten Aufseher

irre zu machen und den begonnenen Spuk fortzuſetzen. Der zum Theil gefürchtete, zum Theil erwünſchte Abend kam heran, jeder der beorderten Stabsoffiziere übernahm eines der vier Quarré's, in die das Parterre abgetheilt worden, zur beſondern Aufſicht, außerdem hatte man jedem Viertel noch Polizeibeamte zugetheilt, um die bürgerlichen Lärmmacher im Zaum zu halten. Aber alles war umſonſt, ſobald der Vorhang in die Höhe rauſchte, fing der infernaliſche Lärm des vorigen Abends wieder an, und ward noch dreimal ärger, aber ſeltſamerweiſe ſah man Niemand weder mit dem Mund noch mit Inſtrumenten pfeifen, und doch waren die Pfiffe weit ſchneidender und gellender. — Was vermag der menſchliche Erfindungsgeiſt nicht? — Ein Maitre Cannotier hatte in der Eile ein Paar hundert Pfeifen mit kleinen Blasbälgen verfertigen laſſen, die unter das Militär vertheilt wurden und die ein Theil der Verſchwörer unter dem Arm, ein anderer unter den Füßen angebracht, und mit kaum bemerkbarer Bewegung brachten ſie ſo die gellendſten Töne hervor; das Lächerlichſte bei der Sache war, daß der Lärm immer im Rücken der kommandirten Aufpaſſer geſchah, denn ſobald einer den Kopf nach dem Ort, wo man gepfiffen, richtete, erſchollen gleich wieder ein Paar Dutzend Pfeifen von hinten her, ſo daß ſich die Herren unaufhörlich wie Wetterhähne nach dem Wind drehten, ohne etwas entdecken zu können, woran ihnen wohl auch wenig gelegen ſeyn mochte, denn ſie lachten ſelbſt mit. Es war als trieb eine Legion Dämone ihr neckiſches Spiel. Die Sache nahm daſſelbe Ende wie bei der letzten Vorſtellung, und wurde die folgenden zwei bis drei Tage mit gleichem Kraftaufwand wiederholt. Man hatte ſich geſchmeichelt, die Lärmmacher würden das Ding endlich von ſelbſt ſatt werden, aber vergeblich, ſie trieben den Rumor ſo lange fort, bis eines Morgens plötzlich auf den, nach italiäniſcher Sitte quer über die Straßen an Stricken hängenden Theaterſchildern mit deutlicher Schrift in franzöſiſcher, italiäniſcher und ſogar neugriechiſcher Sprache mit großen Lettern zu leſen war: »Von heute an iſt der Beſuch bei den Proben wieder erlaubt.« — Dieſe durch die Gewalt der Pfeifen ertrotzte Erlaubniß wurde auch ſogleich beſtmöglichſt benutzt. Zu Hunderten ſtrömte man noch denſelben Morgen auf die Bühne, wo durch ein köſtliches Bankett, das ſich bis beinahe gegen Abend verlängerte, der errungene Triumph jubelnd gefeiert wurde. Die Vorſtellung ſelbſt wurde jetzt nur noch von Zeit zu Zeit durch

stürmischen Applaus unterbrochen, und so kam Alles wieder ins vorige Geleise. Aber der eifersüchtige und nun auch gedemüthigte, racheschnaubende Commissär Imperial hatte seine mittelbare Aufsicht unter diesen bedenklichen Umständen nicht nur verdoppelt, sondern vervierfacht, er gesellte nämlich seinem Kammerthier noch drei andere dienstbare Geister zu, die unter dessen Befehlen standen, hinter und zwischen den Coulissen um die gefeierte Prima Ballerina herumschlichen und auf alle ihre Blicke, Mienen und Bewegungen spähten. Dennoch wußte ich durch eine von mir bestochene Figurantin mich mit ihr in Rapport zu setzen; längst waren wir einverstanden und hofften mit Sehnsucht endlich auf einen günstigen Augenblick, uns ohne Zeugen sprechen zu können. Schon oft hatte ich mir den Kopf zerbrochen, wie dieser herbeizuführen, und konnte kein Mittel ausfindig machen. Ich wußte mich erhört und konnte, ein zweiter Tantalus, die Frucht jeden Tag vor Augen sehend, sie nicht erhaschen. Der Zufall zeigte mir endlich den Weg, auf dem meine heißen Wünsche, denn je größer die Schwierigkeiten, desto größer die Lüsternheit und die Begierde sie durchzusetzen, in Erfüllung gehen sollten. Eines Morgens sagte mir Delungo im Vorübergehen, er sey wegen einem Sujet für ein Ballet verlegen, das er zum Beschluß des Carnevals in Scene setzen wolle. Diese Worte des Impressarios fuhren mir wie ein Wetterstrahl durch den Kopf, entzündeten mein Gehirn daß es augenblicklich Licht in demselben ward, und ich erwiederte: „Wenn Ihnen weiter nichts mangelt, dann seyn Sie unbesorgt, ich habe ein vortreffliches Sujet, das Sie in wenig Tagen ausgearbeitet erhalten sollen. Sie wissen, daß ich schon mehrere Ballette mit Erfolg auf die Bühne gebracht, und es wird dies auch in Corfu der Fall seyn.“ — Delungo nahm das Anerbieten mit Dank an, und Peppina ließ ich noch denselben Tag durch die dienstfertige Chortänzerin wissen, daß ich das Mittel zu einer Zusammenkunft gefunden zu haben glaube. Zu Hause angekommen überlegte ich, welches Sujet wohl am besten zu meiner Absicht passe. Die Donaunymphe war für das Theater in Corfu zu kostspielig, ebenso das Sternenmädchen, ich dachte an das Opferfest, die Zauberflöte, den Abällino, die Kreuzfahrer und andere Stücke aus der romantischen Theaterwelt, keines wollte mir genügen. Ein eigenes Sujet zu erfinden, war theils die Zeit zu kurz, theils hatte ich auch meine Gedanken nicht genug beisammen. Endlich verfiel ich auf

Hagemanns Schauspiel: »Ludwig der Springer,« und erkannte es, wenn sich gleich dasselbe nicht sonderlich zu einem Ballet zu eignen schien, dennoch für das beste, mein Vorhaben auszuführen; um es dem Geschmack des Publikums anzupassen, ließ ich es an glänzenden und effectvollen Festen, Gruppirungen und Aufzügen nicht fehlen. Ich ließ die Handlung mit einem prächtigen Turnier und Ballfest beginnen, wobei Adelheide von Stade dem Grafen von Thüringen ein heimliches Rendez-vous in einer abgelegenen Laube des Burggartens gibt. Die Sache wird dem Pfalzgrafen Friedrich verrathen, er überrascht Beide in der Laube, läßt sie, wie in Hagemanns Schauspiel, durch seine Leute gefangen nehmen, mit Ketten belasten, Ludwig nach Giebichenstein ins Gefängniß und Adelheide in sein Burgverließ bringen. Ersterer entspringt wie bekannt aus dem Felsennest in die Saale, und über die Pfalzgräfin wird ein Gottesgericht gehalten, wobei sie ihre Unschuld durch das Festhalten eines glühenden Eisens beweisen soll und — beweist! — Diese Scene war es, durch die ich endlich glücklich zu werden hoffte. Adelheide mußte als arme Sünderin auf einer unterirdischen Treppe und durch eine Fallthüre in das Zimmer gelangen, in dem das schreckliche Gericht gehalten wurde. Ich hatte die Handlung so eingerichtet, daß die Pfalzgräfin Zeit hatte, sich ein halbes Stündchen, ehe sie vor ihren Richtern erschien, in ihr unterirdisches Gemach, oder vielmehr in die finstern Gänge unter der Bühne zu begeben, währenddem der Herr Landgraf sein Testament dictirte, seinen Lustsprung machte, durch die Saale ans Ufer schwamm, und nach gehöriger Verwandlung das Gericht zusammen kam, wo dann endlich auf des Pfalzgrafen Befehl der Kerkermeister die Fallthüre aufschloß und die reizende Verbrecherin, mit silbernen Ketten geschlossen, heraufschleppte. Nachdem das Unschuldig einstimmig von den Richtern ausgesprochen, steigt Adelheide auf Befehl ihres Gatten wieder in den Kerker, die Nachricht von Ludwigs Befreiung trifft durch einen Herold ein, der zugleich auch die Herausforderung an den Pfalzgrafen ergehen läßt, ein Zweikampf findet statt, Ludwig tödtet seinen Gegner, befreit seine Geliebte, und Evolutionen der Knappen, Gruppirungen und Tänze beschlossen das Ganze. Mein Plan erhielt zwar Peppinens Beifall, doch schien ihr unsere Zusammenkunft, die während des Laufs der Handlung in dem unterirdischen Labyrinth der Bühne vor der Scene des Gottesgerichts stattfinden sollte, etwas gewagt,

ich beruhigte sie aber deßhalb, indem ich sie wissen ließ, daß ich die Theatergewölbe gehörig untersuchen und mich eine gute halbe Stunde früher durch eine geheime Thüre an den bewußten Ort begeben würde, zu der ich mir den Schlüssel verschafft. Sie dürfe jedoch nur ganz allein herunterkommen und dann die Thüre hinter sich sogleich verriegeln; um allen Verdacht zu beseitigen, würde ich mich während der Vorstellung nur selten auf der Bühne, desto mehr aber im Parterre sehen lassen, so daß Niemand meine Abwesenheit bemerken werde. Das Manuscript war in drei Tagen fertig, die Proben sollten beginnen, als eines Morgens Delungo ganz bestürzt mit dem Worten: „Da haben wir die Bescherung, die Censur läßt Ihr Ballet nicht passiren,“ in das Zimmer trat. Auch ich fragte ganz erschrocken — Warum? — Es sey gegen die gute Sitte, daß eine Ehegattin und ihr Geliebter über den Gatten so den Sieg davon trügen. — Ist es weiter nichts, versetzte ich, dem können wir schon abhelfen. Ich setzte mich nieder, strich das hinter Adelaide stehende Wort: **sposa** (Gemahlin) aus, ersetzte es durch **Nipote** (Nichte), und machte sie so wieder zur Markgräfin von Stade, den Pfalzgrafen aber zu ihrem Oheim, Vormund und Tyrannen. Nun erhielt das Ballet die Approbation der Censurbehörde und die Proben begannen.

Alles ging in gehöriger Ruhe und Ordnung vor sich, jede Probe wurde mit einem fröhlichen Bankett geschlossen, der heißersehnte Tag, an dem wir glücklich werden sollten, denn während den Proben durfte Peppina nicht durch die unterirdischen Gemächer, sondern nur aus den Coulissen kommen, rückte heran. Nur in der Generalprobe, die den Abend zuvor mit allen Decorationen, Costümen ꝛc. stattfand, kam sie von unten herauf; da ich mich aber auf der Bühne befand und fast Niemand im Parterre war, so durfte ich es dennoch nicht wagen, mich schon diesen Abend an den bestimmten Ort zu begeben, da meine Abwesenheit sogleich bemerkt worden und dann alles verscherzt gewesen wäre. Es waren ja auch nur noch 24 Stunden bis zur Aufführung, und diese mußte man sich noch gedulden, so groß auch die Ungeduld seyn mochte.

Endlich erleuchteten die Strahlen der Sonne den Tag, der meine unsäglichen Bemühungen krönen sollte, ich kam nicht mehr aus dem Schauspielhause, um noch die gehörigen Anordnungen für den Abend zu treffen, damit alles recht zusammengreifen solle.

Schon um 7 Uhr war das Haus zum Erſticken voll und mehrere hundert Perſonen mußten abgewieſen werden. Der erſte Act einer neuen Opera Seria, Arminio, eröffnete die Vorſtellung. Nach neun Uhr begann das Ballet, um halb zehn ſchlich ich mich an den beſtimmten Ort, und um 10 Uhr lag die ſchöne Markgräfin in meinen Armen! Alles war nach Wunſch gegangen, die Spione Leſſeps befanden ſich faſt alle unter den Zuſchauern, und keinem fiel es ein, daß während der Vorſtellung des Ballets wohl eine Zuſammenkunft ſtattfinden könne. Noch verſicherten wir uns ewige Liebe, hatten Theater, Ballet und die Welt vergeſſen, als drei ſtarke Hammerſchläge ertönten, das Zeichen zur Eröffnung des Gottesgerichts, und wir ſo aus unſerm Taumel erwachten. Bald darauf wurde die Fallthüre geöffnet, ich geleitete die Geliebte bis an die Stufen der Treppe, entfernte mich ſchnell durch die geheime Thüre, und ſah durch eine Gitterloge die eben meinen Armen entſchlüpfte Adelheid recht heldenmüthig die Feuerprobe der Unſchuld beſtehen, und wie ſie, nachdem man das wirklich glühende Eiſen gelöſcht, das hölzerne roth angeſtrichene mit beiden Händen ergriff und unverſehrt feſthielt. Ich freute mich innig über das vollkommene Gelingen meines Planes. Kein anderes Stück hätte mir gleiche Dienſte geleiſtet; bei einer gewöhnlichen Verſenkung wären Leute nöthig geweſen, ſo aber hatte nur der Kerkermeiſter die Fallthüre auf der Bühne zu öffnen, und unten befand ſich Niemand außer uns Beiden.

Das Ballet war beendigt und hatte außerordentlichen Beifall gefunden; ich hatte die beſten und zur Handlung paſſendſten Muſikſtücke von Mozart, Winter, Cherubini, Salieri, Portogallo, Guglielmi und andern ausgeſucht; die Scenerie, Decorationen, Gruppirungen, Comparſen ꝛc. waren trefflich ausgeführt, beſonders gefiel ein Fahnentanz, wobei alle Knappen Fahnenlanzen hatten, und ſämmtliche Tänzer durch ihre Reihen chaſſirten, dann die Schlußgruppe, die einen großen Knalleffect hervorbrachte, formirten. Nachdem der Vorhang gefallen, wurde der Autor mit großem Halloh verlangt, der ſich aber in der Gitterloge verbarg, bis endlich einige Kameraden zu mir kamen und mich aufforderten, dem Publikum zu willfahren, um dem immer ärger werdenden Spektakel ein Ende zu machen. Ich mußte endlich nachgeben, und wurde mit einem Donner von Applaus empfangen, Kränze flogen mir um den Kopf. Doppelt glücklich zog ich mich nach einer dreifachen

Verbeugung zurück und hatte nun das Vergnügen, daß mich meine reizende Geliebte gerufen und mit einem Hagel von Blumen, Bändern, Sträußen, Gedichten ꝛc empfangen wurde. Nach beendigter Vorstellung schlich ich mich solo nach Haus, aber kein Schlaf kam diese Nacht in meine Augen. — Das Ballet wurde den nächsten Abend und noch einige dreißig darauf mit gleichem Glück gegeben, nur nahm Peppina zur größern Fürsorge eine Figurantin, unsere Vertraute, mit in die unterirdischen Gänge hinab, um jeden Verdacht zu vermeiden. Zwei unangenehme Episoden, die aber außer einem kleinen Schrecken wenig zu bedeuten hatten, störten auf Augenblicke unser Glück. Einmal warf der Frohnknecht das mit glühenden Kohlen gefüllte Becken um, welches dazu diente, das Eisen glühend zu machen, und einige feurige Kohlen fielen durch die Coulissenrinnen in die Unterwelt hinab und beinahe auf unsere Häupter, was Peppina für eine sehr schlimme Vorbedeutung hielt, die leider auch, wie wir bald sehen werden, auf eine schreckliche Weise in Erfüllung ging. Man pochte bald darauf an der Pforte des Souterrains, worauf ich mich eilig entfernte, die Vertraute öffnete, und mehrere Leute traten mit Wassergefäßen ein, um ein etwa entstehendes Feuer gleich zu löschen. Ein andermal war die hölzerne Treppe, auf welcher Adelheide in die Oberwelt steigen sollte, so knapp an das Podium angelehnt, daß als sich kaum Peppinens Köpfchen den Zuschauern zeigte, die Treppe abglitt und sammt ihrer holden Bürde hinabstürzte. Da man nun nicht wußte, ob sich das arme Mädchen beschädigt habe, und für den Augenblick auch der Gang der Handlung unterbrochen war, so gab es Lärm und der Vorhang wurde herabgelassen. Gleich darauf meldeten sich mehrere Männerstimmen an der Thüre, an der zugleich ungestüm gepocht wurde; ich ließ aber nicht eher öffnen, als bis ich mich überzeugt hatte, daß die Arme keinen Schaden genommen, entfernte mich dann schnell, und in einer Viertelstunde ging das Stück wieder seinen Gang fort. Daß wir uns sonst auf keine Weise vergaßen und Peppina nie zu spät erschien, dafür sorgten die Hammerschläge. Doch — »der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht.« So ging es leider auch hier. Ein Capitain vom 2ten italiänischen Linienregiment, Namens Bilgano, war wie noch mancher andere, in diese anmuthige Priesterin Terpsichorens sterblich verliebt, ohne sich jedoch der mindesten Begünstigung, ja nur eines Blickes erfreuen zu können. Freilich

waren weder sein Aeußeres noch seine Manieren geeignet, ein hübsches Mädchen zu fesseln; eine ziemlich große, dicke, vierschrötige Gestalt, ein grobzügiges, mit einem ungeheuern Schnauz- und Backenbart bewachsenes Gesicht, ein sehr unbeholfenes, tölpelhaftes und gemeines Benehmen waren die glänzendsten Außenseiten des Prätendenten, während dessen Geist und Rede denselben vollkommen entsprachen. Dieser hatte schon seit einiger Zeit bemerkt, daß ich vor der Feuerprobe jedesmal unsichtbar wurde, war mir endlich nachgeschlichen und hatte entdeckt, daß ich durch eine kleine, unter die Bühne führende Thüre verschwand. Aber auch ich hatte wahrgenommen, daß man mir gefolgt war, und Pilgano erkannt, doch achtete ich nicht darauf und hielt die Sache für einen bloßen Zufall; den folgenden Abend aber, als ich unter die Bühne kam, schien es mir, als hörte ich zuweilen in einiger Entfernung leise athmen, doch glaubte ich mich zu täuschen. Bald darauf kam Peppina mit ihrer Begleiterin und ich empfing sie wie gewöhnlich mit einem Kuß, aber kaum war dies geschehen, als auf einmal ein heller Lichtstrahl durch die uns umgebende Finsterniß — nur ein mattes Lämpchen brannte jeden Abend in einer Ecke des Ganges — drang und uns beleuchtete. Ich sah mich nach der Ursache dieser unerwarteten Erscheinung um und erblickte zwei Männer, von denen der eine eine Blendlaterne in der Hand hielt. Mit bloßem Degen stürzte ich auf ihn zu und schlug ihm die Laterne aus der Hand, worauf alles wieder in das vorige Dunkel gehüllt war; die beiden Männer erhoben aber ein großes Geschrei. Peppina verlor den Kopf, und mit dem Ausruf: Assassini, birbanti, eilte sie mit dem andern Mädchen der Thüre zu, die sie aufriegelte, und dann die Corridors entlang, wo die Ankleidezimmer waren. Ich lief ihr nach, meinen Degen wieder einsteckend, stieß aber am Eingang auf mehrere Personen, die ich auf die Seite schob um die Fliehenden einzuholen und zurückzubringen, hatte sie jedoch aus dem Gesicht verloren, glaubte aber, sie seyen auf die Bühne gegangen, und begab mich in eine Loge in der Meinung, sie würde in zahlreicher Begleitung wieder in das Souterrain zurückkehren, ihre Rolle fortzuspielen. Als ich in die Loge trat, war Ludwig eben erst aus dem Thurm und in die Saale gesprungen, wurde an das Ufer gebracht und bestieg das Streitroß, das ihm Wilhelm von Brenna zugeführt hatte. Hierauf verwandelte sich die Scene in das Gerichtszimmer, und nachdem die

Ritter, Richter und Frohnen mit ihren Vorbereitungen fertig waren, öffnete der Kerkermeister die Fallthüre um Adelheide zu citiren, die aber — nicht erschien. Man denke sich meine Angst; ich saß wie auf Kohlen, jetzt stieg der Mann selbst hinab, kam aber ohne die Gefangene zurück, die für heute wirklich aus dem Kerker entsprungen war. Der Mann machte nun allerlei unverständliche Pantomimen gegen das Gericht, aber das Publikum begann unruhig zu werden, bis, nachdem man die Verschwundene allenthalben gesucht, Delungo vortrat und das lärmende Auditorium durch die Nothlüge beruhigte: der Prima Ballerina sey eine plötzliche Unpäßlichkeit zugestoßen. Hierauf fiel der Vorhang und der 2te Act der Oper begann. Jetzt eilte ich auf die Bühne, wo mir Delungo mit ganz verstörter Miene entgegenkam und zurief: Um Gotteswillen, was haben Sie gemacht? es ist alles entdeckt, alles verrathen; man hat Sie mit Pepinen gesehen, so eben war der Commissair Imperial hier und wüthete schrecklich; alle meine Betheurungen und Versicherungen, daß ich unschuldig sey und von nichts wisse, fanden kein Gehör, er drohte mir mit augenblicklichem Fortjagen und verließ das Theater im heftigsten Zorn. Ich suchte den Unglücklichen bestens zu trösten, ihn versichernd, es werde sich alles wieder machen, bat ihn, sich zu beruhigen, während ich selbst in der größten Unruhe war und nicht wußte was aus dem Mädchen geworden. Ich eilte nach ihrer Wohnung, fand sie aber verschlossen und sah nirgends Licht, dagegen hörte ich Lärm und erblickte viele wandelnde Lichter im Palazzo des Commissairs, der bald darauf in Begleitung mehrerer Bedienten aus dem Haus trat, und zu einem zurückbleibenden sagte: Sucht noch einmal alles durch, ich muß sie finden und wenn sie sich in den Mittelpunkt der Erde versteckt hätte! — Also ist ihr Aufenthalt noch nicht entdeckt, dachte ich, etwas beruhigter, denn ich hatte gefürchtet, daß ihr eifersüchtiger Commissair sie in der ersten Hitze mindestens arg mißhandeln würde. Ich war entschlossen, sie im äußersten Fall zu mir zu nehmen, ging nun auch in das Theater zurück, wo immer noch gespielt wurde, und hörte, daß Lesseps den Impressario so eben in das Vorzimmer seiner Loge habe rufen lassen. Auf der Bühne war man schon von Allem unterrichtet und zischelte sich überall in die Ohren als man mich sah. Erst nach Beendigung des Schauspiels kam Delungo auf die Bühne zurück, nahm mich bei Seite und erzählte mir, daß Lesseps zwar etwas ruhiger sey,

aber den Verdacht habe, Peppina befinde ſich in meinem Quartier; er bat mich daher, wenn dies der Fall wäre, ſie doch ja gleich herauszugeben, um ihn, das Mädchen und vielleicht mich ſelbſt nicht unglücklich zu machen. Ich betheuerte ihm meine Unſchuld und erbot mich, meine Wohnung ſogleich durchſuchen zu laſſen, indem ich hinzufügte, ich befände mich ſelbſt in der größten Unruhe wegen dem armen Mädchen, da ich fürchtete, ſie habe ſich ein Leid angethan. — Das verhüte Gott! rief Delungo aus, ich muß nun zum Commiſſair zurück, der mich erwartet, um den Erfolg meiner Nachforſchungen zu hören. — Ich entließ den Director in tauſend Aengſten, ihm mein Ehrenwort gebend, daß ich den Aufenthalt Peppinens nicht kenne, allein nicht eher ruhen wolle bis ich ihn in Erfahrung gebracht. Aber alles war vergeblich, obgleich ich die ganze Nacht umherirrte, Kundſchafter ausſandte und nachforſchte, ich konnte keine Spur von ihr entdecken. Nur in meinem Quartier wurde mir berichtet, daß nach elf Uhr zwei Damen ängſtlich nach mir gefragt, und als ſie gehört daß ich nicht zu Hauſe ſey, ſich gleich wieder entfernt hätten. Als es Tag wurde, ſilte ich, ohne nur eine Sekunde geruht zu haben, zu Delungo, den aber Leſſeps ſchon wieder hatte kommen laſſen, wartete jedoch ſeine Zurückkunft ab. Nach einer Viertelſtunde trat Peppinas Mutter herein und rief aus, als ſie mich erblickte: **Ah, Dio sia benedetto, che finalmente vi trovo!** — Und wo iſt Ihre Tochter? — In der Locanda di Venezia habe ich ſie verſteckt, antwortete ſie mir. — Die Mutter wußte um unſer Geheimniß. — Ach wie unglücklich haben Sie uns gemacht! fuhr ſie fort, nun iſt alles aus, wir ſind unglückliche Leute, wie wird es uns noch ergehen! — Dafür laſſen Sie mich ſorgen, Signora, ich werde Alles wieder gut machen. Sagen Sie mir nur, wo Peppina geſtern Abend ſo ſchnell hinkam. — Meine Tochter kam bewußtlos zu mir in ihr Ankleidekämmerchen, riß mich mit ſich fort, und nachdem wir eine Zeitlang zwecklos in den Straßen umhergeirrt, ſuchten wir Sie in Ihrer Wohnung, aber Sie daſelbſt nicht findend, führte mich mein troſtloſes armes Kind in die Locanda di Venezia, denn nach Hauſe zu gehen, wo wir der ganzen Wuth Leſſeps ausgeſetzt waren, hielten wir nicht für rathſam. — Jetzt trat Delungo in das Zimmer, deſſen Geſicht beim Anblick von Peppinens Mutter plötzlich erfreut ſtrahlte. Seine erſte Frage war: wo iſt Ihre Tochter? und als er von allem unterrichtet war, rief auch er ein: **Oh dio sia be-**

nedetto! aus und erzählte uns, daß sich alles viel besser gestalte, als er je zu hoffen gewagt. Lessepe sey zwar über das Durchgehen seiner Geliebten noch sehr aufgebracht, aber zugleich untröstlich, und habe schon geäußert: er wolle gerne verzeihen, wenn er nur wisse was aus ihr geworden sey. Ich habe ihm so gut ich konnte, fuhr Delungo fort, die Sache ausgeredet, und ihn fürchten lassen, daß das arme Kind vielleicht Hand an sich selbst gelegt habe; dies letztere habe Eindruck gemacht und wenn Peppina die Sache klug angreife, so könne sie nicht nur seine gänzliche Verzeihung erlangen, sondern ihm noch obendrein ein Mährchen aufbinden. Bald waren wir einig über das was geschehen müsse. Die Mutter sollte ihre Tochter noch an diesem Morgen in ihre Wohnung zurückbringen, nachdem der Wirth der Locanda dem Commissair Imperial angezeigt hätte, daß sich beide seit gestern Abend bei ihm befänden. Peppina sollte ihrem Argus erzählen, daß zwei Männer sie unter der Bühne überfallen hätten, glücklicherweise sey ich durch den Lärm herbeigelockt, dazu gekommen und habe sie mit dem Degen in der Hand befreit, sie aber sey aus Furcht ermordet zu werden, mit ihrer Mutter davongelaufen, und da sie sich nicht nach Hause getraut, indem sie geglaubt, man passe ihr dort auf, so habe sie sich in das Gasthaus geflüchtet, woselbst sie die Nacht zugebracht. Dies war ein ben trovato, das manches Wahrscheinliche für sich hatte, und Lessepe begnügte sich damit. Er war überglücklich, seine theure Geliebte wiedergefunden zu haben, der Friede wurde geschlossen, und alles kam wieder in den gewohnten Gang. Nicht so leicht war es, dem Publikum ein E für ein U zu machen, die Geschichte wurde im Gegentheil noch mit hundert Zusätzen vermehrt erzählt; Vilgano hatte dafür gesorgt, sie sogleich unter die Leute zu bringen, und er selbst war der Urheber derselben, doch hatte er die Sache nicht fein genug gesponnen, seine versteckten Helfershelfer waren viel zu früh hervorgetreten, als daß sie den beabsichtigten Zweck hätten erreichen können. Ich vermuthete gleich, von wem der Streich kam, und blieb nicht lange in Ungewißheit deßhalb, denn Vilgano war einfältig genug, sich desselben im Militair-Caffeehause bei mehreren Personen zu rühmen; seine Aeußerungen, die keinen Zweifel übrig ließen, wurden mir hinterbracht, und ich nahm mir vor, mich auf eine eclatante Weise zu rächen. Ich hielt ihm sein schlechtes Benehmen in Gegenwart mehrerer Offiziere seines Regiments vor,

nannte ihn einen niederträchtigen Verläumder, und erbot mich, es sogleich mit der Degenspitze zu bekräftigen. Der Italiäner verwarf die Klinge und schlug Pistolen vor, was ich annahm. Das Olivenwäldchen hinter Castrades wurde zum Kampfplatze ersehen, und das Duell sollte noch den nämlichen Abend, eine Stunde vor Sonnenuntergang vor sich gehen. Zur bestimmten Zeit traf ich mit meinem Sekundanten ein, einige Minuten später mein Gegner mit dem seinigen und einem Chirurgen. Wir loosten um den ersten Schuß, Vilgano wurde vom Glück begünstigt. Er war indessen blaß und zitterte als die ausgemachten fünfzehn Schritte abgemessen waren. Jetzt stand er mir gegenüber, ich sah ihn mit ernsten festen Augen an, obgleich mein Blut auch in Wallung war, bemerkte aber das Schwanken seines Armes und sein unsicheres Zielen, er drückte endlich ab — die Kugel sauste mir in einer Entfernung von mehreren Schritten am linken Ohr vorüber. Jetzt hob ich langsam meine Hand empor, zielte einige Augenblicke, während welchen ich deutlich die Todesangst meines Feindes wahrnehmen konnte. Ich wollte ihn nicht länger auf der Folter lassen, machte eine Bewegung mit dem Arm und sandte meine Kugel mit den Worten: **Non voglio la vostra morte, et vi perdono,** zu den Wolken. Mit dem Knall der abgeschossenen Pistole stieß Vilgano einen unwillkührlichen Schrei aus und war einer Ohnmacht nahe. Ich ging sodann auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sprach: Alles sey vergessen, lassen Sie solche Händel, die eines ehrlichen Mannes und Offiziers unwürdig sind. Der Italiäner jedoch, weit entfernt, durch meine Großmuth andern Sinnes zu werden, schwur mir heimlich fürchterliche Rache, machte einen sehr ernsthaften Banditenanschlag auf mein Leben, der aber, da ich Wind davon bekam, gänzlich zu seinem eignen Verderben ausfiel. Durch ein anonymes Schreiben wurde ich benachrichtigt, daß Vilgano beabsichtige, mich in einer der nächsten Nächte, wenn ich schliefe, in meiner Wohnung bewaffnet überfallen zu wollen, ich möchte mich daher in Obacht nehmen. Das Billet war in italiänischer Sprache geschrieben, und wie es schien, von einer Frauenhand. Es war nichts leichter als ein solcher Ueberfall, da ich bei unverschlossener Haus- und Stubenthüre schlief. Ein zweites Billet zeigte mir nun die Nacht an, in der es geschehen solle. Ich versah mich mit einer Blendlaterne und legte mich angekleidet auf mein Bett. Es war Mitternacht als ich leise die Treppe heraufschleichen hörte,

ich sprang auf und stellte mich mit gezogenem Degen hinter die Stubenthüre. Als der Bandit eingetreten war, tappte er längs den Wänden, im Finstern mein Bett suchend, und als er dies gefunden, stach er mit einem langen Dolch herzhaft drei bis viermal rasch hintereinander in die Mitte desselben; jetzt machte ich helle, sprang auf ihn und rief ihm donnernd zu: Meuchelmörder, das soll dir schlecht bekommen. Er fiel vor Schrecken auf die Knie, ließ den Dolch fallen, den ich sogleich aufhob, und meinem Burschen zurief, er solle die nächste Wache holen. Vilgano, denn er war es selbst, flehte und bat, aber ich ließ mich nicht erweichen, übergab ihn der ankommenden Wache und ließ ihn durch dieselbe zum Platzkommandanten führen, dem ich über den Vorfall Bericht erstattete. Der Verbrecher saß mehrere Monate auf der Fortezza nuova gefangen, und da ich selbst nicht auf strenge Untersuchung und Bestrafung drang, so ließ man ihn endlich laufen, sich anderswo hängen zu lassen, mit dieser Weisung wurde er nach Albanien geschickt. Von all diesen Vorfällen waren natürlich die Garnison und die Einwohner Corfus unterrichtet, man sprach acht Tage davon, und die ganze Geschichte wurde wie Millionen andere vom Meer der Vergessenheit verschlungen. Was mich aber am meisten kränkte, war, daß jetzt jede Zusammenkunft mit Peppina so ziemlich unmöglich war, nur schriftlich und vermittelst der vertrauten Figurantin konnten wir noch kommuniciren. Indessen verzweifelte ich nicht, abermals ein Mittel ausfindig zu machen, uns unter vier Augen zu sehen, aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen, das durch seltsame Umstände herbeigeführte tragische Ende der blühenden Giuseppina trug alle meine Hoffnungen deßhalb zu Grabe.

Bald nach den erwähnten Vorfällen war ihre Serata (Benefizvorstellung), zu der man ein neues kleines Ballet einstudiert, das am Schluß desselben und dann nicht wieder gegeben wurde. Der Erfolg war so glänzend als möglich, die Einnahme weit über Tausend Zechinen, das silberne Becken war voll Goldstücke und andere Geschenke von kostbaren Bijouterien. Bei ihrem Erscheinen auf der Bühne wurde sie mit Blumen und Gedichten überschüttet. Auch ich hatte ein kleines italiänisches Gedicht auf sie verfertigt, und mehrere hundert Abdrücke davon auf Atlas machen lassen, die ich, mit Velinpapier couvertirt, durch die Ventilatoren in das Parterre und die Logen werfen ließ.

Den Morgen nach dieſer Vorſtellung erhielt Leſſeps einen Beſuch vom Gouverneur, der ihm ein von Paris vom Miniſterium erhaltenes Schreiben mittheilte, das ſehr ungünſtige Aeußerungen, ja ſogar Drohungen gegen Leſſeps, wegen der übeln Geſchäftsführung ſeines hohen Poſtens enthielt. Einige dienſtfertige Freunde hatten nämlich nach Paris berichtet, daß vermittelſt eines kleinen Geſchenkes von 20—30 Napoleon, welches man der ſchönen Tänzerin durch deren Mutter übergeben laſſe, man nicht nur ſehr vieles bei der Civilverwaltung von Corfu durchſetze, ſondern auch ſchon geſprochene Urtheile der Gerichte wieder umſtoßen könne. — An dieſer Sache war allerdings etwas Wahres, obgleich die Berichte ſehr übertrieben geweſen ſeyn mögen. Peppina ſelbſt war unſchuldig, ihre Mutter aber die Urheberin ſolcher Intriguen. Der Gouverneur wurde in jenen Briefen gefragt, was an der Sache ſey, und im Falle es ſich ſo verhalte, müſſe der Commiſſair augenblicklich abberufen werden. Die beiden Herrn ſtanden aber auf einem ſehr freundſchaftlichen Fuß mit einander und hielten Rath was zu machen ſey. Donzelot war der Meinung, das beſte Mittel die Beſchuldigung zu entkräften, ſey, die Tänzerin unverzüglich nach Italien zurückzuſchicken, wodurch jeder Grund zu einer weitern Klage gehoben würde. Hievon wollte aber der verliebte Commiſſär nichts hören, bis ihm der Gouverneur kategoriſch erklärte: Eh bien, ça sera vous qu'on renverra, und er endlich nach großem Kampf in Peppinens Abreiſe willigte. Sobald dieſe Neuigkeit bekannt wurde, gab es manche traurige und fröhliche Geſichter beim Theater und dem Publikum, unter den letztern konnte man außer Leſſeps Feinden auch viele Damen, ſowohl franzöſiſche wie italiäniſche und griechiſche zählen; unter den traurigen war ich. — Dem armen Mädchen ſelbſt kam die Eröffnung dieſes Beſchluſſes, den ihr der Commiſſair mit aller möglichen Schonung mittheilte, wie ein Donnerſchlag; aber es war nun einmal nicht zu ändern, man mußte ſich allerſeits in den Willen des eiſernen Schickſals, dieſes ſtarrköpfigen Lenkers aller menſchlichen Vorſätze und Projekte, fügen. Der Tag der Abreiſe war mit dem erſten günſtigen Wind feſtgeſetzt, ſie ſchiffte ſich mit ihren Verwandten und ungefähr 50,000 Franken in Gold und Juwelen, die ſie während der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes zu Corfu erworben hatte, auf einem für ſie eigends eingerichteten kleinen Schiff ein. Nur noch einmal ſprach ich ſie, und zwar als ſie ſchon eingeſchifft war, be-

ver sie abfuhr. Ich hatte zu dem Ende die Bekanntschaft des Schiffskapitains gemacht, diesen durch einige Artigkeiten gewonnen, und brachte so noch ein Paar selige Stunden mit ihr an Bord in ihrer Cabine zu, verließ sie endlich mit den Worten: ci rivedremo in Italia, (in Italien werden wir uns wiedersehen) und sprang in das kleine Boot, das mich wieder ans Land brachte. — Ci rivedremo in Italia hatte auch sie wiederholt, und so schieden wir mit einem langen Abschiedskuß.

Nach Peppinas Abreise war Lesseps untröstlich, er schloß sich in sein Zimmer ein, wollte Niemand Gehör geben, und überließ sich einer schwarzen Melancholie. Dieser Zustand wurde mit jedem Tag ärger, so daß man anfing für seinen Verstand zu fürchten — »Ich muß sie wieder haben, oder ich sterbe,« rief er einmal über das andere aus. Unterdessen war von Otranto Nachricht gekommen, daß das Schiff mit seinen Passagieren daselbst glücklich angekommen sey und eine neunzehntägige Quarantaine halten müsse. Der Gouverneur bot alles auf, seinen Freund zu trösten, als er aber sah, daß alle seine Bemühungen fruchtlos waren, sagte er endlich: Wohlan, lassen Sie das Mädchen zurückkommen, Delungo mag sie abermals engagiren, aber machen Sie das Verhältniß nicht zu auffallend, und lassen Sie es nicht den mindesten Einfluß auf Ihre Dienstgeschäfte haben, meiden Sie alles Zusammentreffen mit der Mutter. — »Sie sind mein Retter, mein Engel!« rief der entzückte Lesseps aus, seinem Freund um den Hals fallend. — Alles was Sie wollen gebe ich unbedingt ein, wenn ich nur das Mädchen wieder habe. — Noch denselben Abend wurde eine Kanonierschaluppe abgefertigt, Peppina zur Rückfahrt zu beordern. Auch diese gelangte glücklich an ihre Bestimmung und die Rückkehr sollte mit dem ersten Maestro stattfinden. Peppina schiffte sich mit den Ihrigen und ihren Schätzen ein, und als die zur Abfahrt günstigen Umstände, mondlose Nacht und starker Nordwind, eingetreten, und sich das Gestirn des Tages in die Fluthen des mittelländischen Meeres gesenkt hatte, ging dieselbe mit vollen Segeln vor sich. Der Wind war sehr stark und die Nacht so finster, daß man keinen Schritt weit sehen konnte. Um 1 Uhr nach Mitternacht ertönte auf einmal der Ruf: »wir sind verloren!« und die Schaluppe befand sich unter den Batterien eines englischen Linienschiffes, von dem man schon die hohlen Töne der Sprachrohre vernahm, mit denen sie die Schiffe anrufen. Der Steuermann

wollte durch eine schnelle Wendung der Gefahr des Gefangenwerdens entgehen, aber der so heftig wehende Wind, der mit aller Kraft in die Segel blies, schlug die Kanonierschaluppe um, und die ganze Mannschaft sammt allen Passagieren, unter denen auch ein Familienvater von 7 Kindern und seine Gattin waren, ertranken. Den andern Tag erhielt der Gouverneur die Nachricht dieses Unfalls durch einen englischen Parlamentair. Lesseps, der sich als die alleinige Ursache dieses traurigen Unfalls betrachtete, wollte verzweifeln, sperrte sich abermals 8 Tage lang in sein Zimmer ein und — ließ sich am 9ten durch eine niedliche Groteskтänzerin trösten. Auch mir ging der schauderhafte Vorfall zu Herzen, lange konnte ich mich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß die schönen und zarten Glieder der liebenswürdigen Peppina, die ich sammt dem Publikum so oft mit dem größten Entzücken auf der Bühne bewundert hatte, die Beute der Hay- und anderer Raubfische geworden sey. — „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde," seufzte ich und philosophirte über das Vergängliche alles Irdischen mit der liebenswürdigen Mariana Recupido.

Bald nach dieser unglücklichen Begebenheit wurde das Bataillon, bei dem ich stand, nach San Theodor, einem ehemaligen griechischen Kloster, das eine halbe Stunde von der Stadt entfernt hinter Castrades zwischen Oliven liegt, beordert; wir bekamen ziemlich geräumige Zimmer in demselben angewiesen, dasselbe lag sehr romantisch auf einem altklassischen Boden, nämlich mitten in der Gegend, von der man behauptet, daß sich daselbst die Gärten des Alcinous befanden, von denen außer Orangen, Lorbeern, Granaten und andern aromatischen Stauden, und ein etwas üppigerer Boden als an andern Orten, nichts mehr vorhanden war. Auf einer nahen Höhe hat man eine hübsche Aussicht auf die Bai von Castrades und den Canal, der Corfu von der Türkei trennt. Diese Gärten müssen jedenfalls einen sehr großen Umfang gehabt haben, da alle Salzwerke von Castrades und der Gegend auf mehrere Miglien zu ihnen gezählt werden. Indessen war man über die eigentliche Lage derselben ungewiß und im Streit, die Gelehrten und Alterthumsforscher zu Corfu konnten sich darüber nicht einigen, und schrieben voluminöse Abhandlungen voll Muthmaßungen; besonders viel Mühe gab sich der Zahlmeister der italiänischen Truppen, den Umfang und die Grenzen dieser Gärten recht genau

zu bestimmen und sogar geometrisch zu vermessen, und kam deßhalb häufig nach San Theodor, wo er mich versicherte, der noch vorhandene kleine Klostergarten sey gerade der Mittelpunkt von Alcinous Gärten gewesen. Ganz nahe dabei, unfern der Bai von Paläopolis, lag eine alte griechische Kirche, deren noch ganz gut erhaltene Façade von einem alten heidnischen, wahrscheinlich dem Apollo geweihten Tempel herstammte. Hinter dieser Kirche befand sich eine Grotte, und in dieser ein großes Loch, dessen Boden man selbst mit einem Senkblei nicht hatte ergründen können. Eine Volkssage erzählte, daß dies der Eingang zu dem unterirdischen Pallast einer bezauberten griechischen Prinzessin sey, die ihrer Erlösung harre und unermeßliche Schätze besitze, mit denen sie ihren Erlöser glücklich machen werde. Alle 7 Jahre sey ihr erlaubt um Mitternacht sammt ihrem Gefolge das Loch zu verlassen und eine Tour durch die Insel zu machen, um einen Erlöser zu suchen; wenn sie aber in einer gewissen Zeit keinen finde, müsse sie zurückkehren. Als Bäuerin verkleidet durchstreife sie die Flecken und Dörfer. Einige Aspirants von der Marine ließen sich mit Stricken und Lichtern hinab, da aber eine böse Luft letztere bald löschte, so gaben sie schnell das Zeichen, sie wieder hinaufzuziehen; noch einigemal wurde dieses Experiment mit eben so wenig Erfolg versucht, und das Loch blieb unergründet.

Um die Stadt Corfu und ihre Vesten noch mehr gegen einen feindlichen Angriff von der Landseite, den man jetzt immer mehr zu fürchten begann, zu schützen, beschloß der Gouverneur ein verschanztes Lager anlegen zu lassen, welches die Stadt und alle ihre Außenwerke und Redouten von dem übrigen Theil der Insel trennte. Dasselbe wurde an der Bai von Paläopolis begonnen und bis an die Mündung des Flüßchens Potamo geführt und vor demselben noch ein breiter und tiefer Graben angelegt. Bei dieser Arbeit stieß man auf die Ruinen des alten Chrysopolis, die ehemalige Hauptstadt der Phäacier, und Alcinous Hafen, von dem rechts dessen Gärten lagen. Man fand die Trümmer von prächtigen Gebäuden, Säulenhallen, Bäder mit Mosaik-Fußböden von Marmor, auf denen Abbildungen der verschiedenartigsten Seefische u. s. w. künstlich eingelegt waren, Altäre, Opfergefäße, Lampen ꝛc. Hierdurch wurde nun die Lage der Hauptstadt von Phäacien unwiderruflich ergründet, und die des Hafens stimmte ganz genau mit den Beschreibungen Kallimachus und des Apollonius überein. Man

fand bei dieſer Gelegenheit auch eine große Menge goldner, ſilberner und kupferner Münzen, ſo wie Vaſen, Urnen und andere Dinge aus der grauen Vorzeit, deren Beſtimmung man zum Theil nicht mehr kannte. Eines Tages trug es ſich zu, daß an der Stelle wo ein italiäniſches Bataillon arbeitete, — die ganze Garniſon von Corfu wurde zu dieſer Arbeit verwendet — einer der Soldaten mit ſeiner Hacke einen kräftigen Hieb führend, ein unter der Erde verborgenes Gefäß von Thon ſpaltete, aus welchem eine Menge glänzender Goldſtücke umherſprangen. Der Soldat der dieſen köſtlichen Hieb gethan hatte, war ſo verblüfft, daß er das Gold wie bezaubert anſtarrte, während ſeine Kameraden rechts und links darüber herfielen und er kaum einige Stücke davon für ſich behielt. Dieſe ſchönen Goldmünzen waren aber aus den ſpätern Zeiten der griechiſchen Kaiſer, wo ſie während kriegeriſchen Unruhen wahrſcheinlich Jemand hierher vergraben hatte. Von den Medaillen die man fand, waren viele dem Zeus, dem Poſeidon, Dionyſos, Ares, der Pallas Athene, dem Herakles, der Aphrodite ꝛc. gewidmet, und andere bezeugten die Macht, welche Corcyra zur See gehabt haben mußte. Hätte man bei dieſen Arbeiten, ſtatt die vorgezeichnete Linie für die Werke verfolgend, den Spuren der Ruinen nachgegraben, wer weiß welche herrliche Kunſtſchätze man noch aufgefunden haben würde.

Herr v. Brüge wäre mit dem Beginn des Sommers (1813) gerne wieder nach dem durch fortwährende Seewinde faſt immer kühl erhaltenen, herrlich gelegenen Vallea Caſtrizza gezogen, aber die immer bedenklicher werdenden Umſtände ließen es nicht zu, und er bezog ein kleines Landhäuschen, das ſich in dem kaum eine Stunde von Corfu liegenden Dorf Viro befand, wohin ich nun einigemal in der Woche von S. Theodor ritt, um meinen Muſikunterricht bei der immer ſchöner und blühender werdenden Joſephine fortzuſetzen.

Auch dieſen Sommer wurde, trotz den ſchlimmen aber überzuckerten Nachrichten, die von dem Continent und der großen Armee einliefen, aber nie die Vorfälle der Wahrheit gemäß enthielten, der 15te Auguſt nochmals mit großem Pomp gefeiert. Statt des Seeturniers fand ein Ringſtechen ſtatt, und nach Beendigung deſſelben kam noch ein Gänſchauen, eine albaneſiſche Uebung, an die Reihe. Zu dieſem Ende wurden lange Schranken auf der Esplanade errichtet und hinter denſelben mit Teppichen behängte am-

phitheatraliſche Sitze und Logen angebracht. Vierzehn Tage lang währten die Vorübungen zu dieſen Spielen, und ich übte mich ſo ein, daß ich zuletzt nur ſelten das Centrum des dreifachen Ringes en pleine carrière mehr fehlte. Die Coſtüme waren nach Belieben, einer war in arabiſcher, der andere in perſiſcher, ein dritter in ſpaniſcher Tracht u. ſ. w., ich hatte mich a la Henri IV. gekleidet. Um 4 Uhr Nachmittags begann das Stechen, nachdem wir, 12 Trompeter an der Spitze, dreimal durch die Schranken geritten waren. In der Mitte derſelben befand ſich auf der rechten Seite die prächtig drapirte Loge für die Generalität, und ihr gegenüber die, in welcher die die Preiſe vertheilenden Schönen ſaßen, an deren Spitze Madame Gasqui, noch immer die Geliebte des Gouverneurs, thronte. Zwiſchen dieſen beiden Logen, genau im Mittelpunkt der Schranken, hing der Ring an einer Stahlfeder. Auf den beiden Seiten der Gouvernements-Loge waren die Tribünen für die Trompeter, Pauken und Muſikchöre angebracht, die, ſo oft als der Ring mit einer Lanze aufgefangen und durchſtochen wurde, wenn man in die erſte Abtheilung traf, eine, in die zweite, zwei, und in das Centrum, drei Fanfaren erſchallen ließen, worauf die Muſik noch ſpielte. Man übergab ſodann den an der Lanzenſpitze hängenden Ring den Herrn Kampfrichtern, die unter der Generalsloge ihren Sitz hatten, und die gewonnenen Points notirten. Wer die erſten hundert Points hatte, erhielt den erſten Preis, einen Ehrendegen mit einem goldnen Knopf, in dem ein Diamant gefaßt war. Das Centrum des dreifachen Ringes, zwiſchen den weißes Papier geſteckt war, um die Abtheilungen beſſer ſehen zu können, zählte 10 Points, die zweite 5 und die dritte nur einen Point. Diesmal war ich glücklich genug, den erſten Preis zu erhalten, den mir die ſchönen Hände der Madame Gasqui überreichen mußten, wobei ſie aber mit vielſagenden Blicken murmelte: „Je suis bien fachée, que ce soit vous.“ — Mais pourquoi donc? flüſterte ich und nahm den Degen in Empfang. — Nach dieſem Spiel kam das Gänſehauen an die Reihe. Eine todte Gans wurde mit einem Strick an dem Kopf da aufgehängt, wo der Ring geweſen, und man mußte plein carrière den Rumpf derſelben vom Kopf trennen. Dies war nicht ſo leicht und es gehörte eine ſehr gute krumme ſcharfe Säbelklinge dazu, da die freihängende Gans immer nachgab, auch war es ein türkiſcher Albaneſer, der den Gänſepreis mit ſeinem ächten Damascener davontrug. Die Söhne

des vor dem Ali Pascha geflüchteten Paschas gaben nun noch einige türkische Manoeuvres und Uebungen zum Besten, und zeigten besonders ihre Geschicklichkeit im Dscheritwerfen, welches darin besteht, daß sich die Reiter beständig in einem Kreise herumjagen und dabei mit langen Stöcken werfen, die sie aber geschickt pariren und in vollem Jagen wieder von dem Boden aufheben.

Den Abend war wieder ein großer Ball bei dem Gouverneur, und gegen Mitternacht wurde das Feuerwerk abgebrannt, zu dem diesmal eine griechische Dame den Drachen anzündete und losließ, wobei sie sich aber ein Loch in das Kleid brannte. Einige Tausend Raketen flogen in die Luft und alles ging glücklich ab; aber ein Paar Stunden darauf, als wir noch recht vergnügt tanzten, ertönte auf einmal der Ruf: au feu, al fuoco, au feu, wir sprangen an die Fenster und sahen längs der Esplanade ungeheure Rauchwolken und Feuersäulen gen Himmel lodern, der uns selbst bald ganz gluthroth erschien. Es war jetzt als trennte eine ungeheure hohe, an 500 Schritte lange Feuerwand die alte Festung von der Stadt. Im ersten Augenblick wußte sich Niemand zu erklären, was dies für ein Feuer seyn könne, Alles lief in Bestürzung durcheinander und die Offiziere den Pallast hinab. Jetzt fand man, daß es das, seit 5—6 Jahren längs der Esplanade am Kanal, der sie von der Festung trennte, aufgethürmte Reserveholz der Garnison sey, wohl über 1000 Klaftern, welches in Brand gerathen war. Durch das lange Lagern in der großen Hitze war es so ausgedörrt, daß es wie Stroh flackerte. Ob vielleicht brennende Raketenstöcke oder Bosheit dasselbe angezündet hatten, war schwer auszumitteln, doch das letzte am wahrscheinlichsten, da die Flammen in dieser großen Ausdehnung fast zu gleicher Zeit, wie auf Schwarzenbergs Ball, emporloderten. Fest und Ball waren nun natürlich schnell beendigt. Wir rannten in seidnen Strümpfen und Escarpins zu dem Feuer, aber die Hitze war so stark, daß man sich demselben auf eine große Strecke nicht nähern konnte, und an ein Löschen mit Wasser war ohnehin nicht zu denken, da Spritzen und Feuereimer in Corfu, wo es nie brannte, ganz unbekannte Dinge und für Millionen nicht zu haben waren. Es blieb jetzt nichts anderes übrig, als so nahe wie möglich Erde und Sand aufzuwerfen, damit einen Wall gegen das Feuer zu bilden und dessen Gluth allmählig zu ersticken. Gefahr für die Stadt und Festung war keine

vorhanden, da das Feuer von beiden zu sehr entfernt, von der ersten durch die breite Esplanade, von der andern durch einen Kanal und hohe Wälle getrennt war; der Schaden war aber unermeßlich, weil das Holz hier ein sehr theurer Artikel ist und nach dem Gewicht zum Kochen verkauft wurde. Indessen war es gleich, indem es 10 Monate später doch in die Hände der Engländer, unserer Erzfeinde, gefallen wäre.

Immer trüber wurde jetzt der politische Horizont, das Geld immer seltener, die frischen Lebensmittel desgleichen, man schränkte sich von allen Seiten auf das Aeußerste ein, selbst das Theater wurde nur wenig besucht, und das Liebhabertheater ging ganz ein. Noch einige Zeit vorher hatte ich die Aufführung eines deutschen Stückes, und zwar die Räuber von Schiller, veranstaltet, wozu mich die anmuthige Gattin des bei unserm Regiment stehenden Hauptmanns von Gemmingen veranlaßte, welche die einzige Frauenrolle im Stück, die Amalie, gerne spielen wollte. Das Komische dabei war, daß kein Exemplar dieses Stückes vorhanden, sondern daß ich es, so gut es sich thun ließ, aus dem Kopf niederschrieb, was mir nicht so schwer ward, da ich die Rolle des Karl Moor mit ihren Stichwörtern noch völlig auswendig wußte. Bei dieser Vorstellung war der Saal anfänglich zum Erdrücken voll, obgleich neun Zehntheile der Zuschauer kein Wort deutsch verstanden, sondern dieselbe nur der Neugierde halber besuchten. Aber so voll es im ersten Akt war, so leer war es im fünften, wo sich kaum 80 Personen, ausschließlich Deutsche, noch gegenwärtig befanden. Nach Beendigung eines jeden Aktes hatte sich immer ein großer Theil des Auditoriums verloren. Dazu war noch gekommen, daß der Offizier der den Schufterle geben sollte, — ein Lieutenant, der früher als Hauptmann in östreichischen Diensten gestanden und in dem Feldzug von 1809 gefangen worden und Dienste genommen — am Morgen vor der Vorstellung Arrest erhalten hatte und in der Eile durch einen andern ersetzt werden mußte, der seine Rolle natürlich nicht mehr gehörig hatte auswendig lernen können. Die Ursache dieses Arrestes war sonderbar genug. Der General Cardeneau ging meistens in Civilkleidern aus, in solchen kam er an einem Thor vorüber, an welchem gerade dieser Offizier die Wache hatte und die Schildwache verhinderte, vor dem General die Mannschaft in's Gewehr zu rufen und selbst zu präsentiren. Dieser ließ den Offizier aus der Wachtstube rufen, und da derselbe fast gar

kein Französisch sprach, durch einen verdollmetschenden Sergeanten fragen, warum die Wache nicht vor ihm in's Gewehr getreten sey und die Schildwache weder präsentirt noch herausgerufen habe. — »Sogens halt dem Herrn Generalen, erwiederte der Lieutenant, daß wenn er in Bauernkleidern is, d'Woch nit vor ihm raustreten darf.« — Der Sergeant übersetzte dies wörtlich, indem er »habit de paysan« sagte,*) worauf der General versetzte: »Sagen Sie dem Offizier, daß man im französischen Dienste nicht dem Rock, sondern dem Mann und dessen Würde die Ehrenbezeugung giebt, und er wenn er abgelöst, 3 Tage Zimmerarrest habe.

Die Nachrichten, die uns jetzt von dem Krieg in Deutschland zukamen, waren oft so widersprechend, daß man nicht wußte, was man davon denken und glauben sollte, die Wahrheit aber wurde uns absichtlich verhehlt, auch waren sie immer schon sehr alt. Zeitungen kamen gar keine mehr und nur über Janina und Albanien erfuhr man zuweilen etwas Neues, was die von daher kommenden Griechen, nur sehr geheim und vorsichtig, mitzutheilen wagten. Immer enger wurden wir von den Engländern eingeschlossen, deren Lanzen, (lange schmale Böote mit einer Kanone und 24 Ruderern, welche zu den Linienschiffen gehören und bei Windstille den Feind angreifen) auch selbst im Canal von Albanien auf alle Barken Jagd machten. Das frische Brod wurde so selten und theuer, daß mich Moncenigo, Capodistria und Mesulam ersuchten, ihnen doch manchmal einen Laib Offiziersbrod für 3 Piaster zukommen zu lassen. Was ich an Brod ersparen konnte, gab ich ihnen umsonst; aber bald bekamen auch wir fast nur noch Zwieback aus den Magazinen, so wie abwechselnd gesalzenen Speck oder Käse. Eines Tages, es war schon gegen das Ende des Jahres 1813, wo wir aber noch nichts von der Schlacht bei Leipzig wußten, kam plötzlich die Nachricht nach Corfu, daß Ali Pascha an der Spitze von 30,000 Mann vor Parga stehe, dasselbe zur Uebergabe auffordernd und mit gänzlicher Vertilgung drohend, wenn diese nicht in kürzester Frist stattfände; die Parganiotten aber seyen fest entschlossen, sich eher unter den Trümmern der Stadt zu begraben, als sich an diesen Wüthrich zu ergeben. Sie ließen den Gouverneur bitten, ihnen zu erlauben, ihre Weiber, Kinder und

*) Das östreichische Militair titulirt jeden Civilisten oder Bürger als Bauer, und nennt mithin dessen Kleider: Bauernkleidung.

Greiſe nach Corfu ſchicken zu dürfen, um ſich dann deſto beſſer vertheidigen zu können. Dies wurde ihnen nicht nur geſtattet, ſondern der Gouverneur ließ in der ganzen Stadt Wohnungen in Privathäuſern für die Flüchtlinge in Bereitſchaft ſetzen, die er ſelbſt in Begleitung des Chef de l'état major beſichtigte und möglichſt bequem einzurichten befahl. Ein Paar Tage darauf kamen über 2000 dieſer Unglücklichen auf vielen kleinen Schiffen im Hafen von Corfu an und wurden ſogleich untergebracht, unter ihnen waren auch die Frauen vieler Türken, die ſo wenig wie ihre Männer in Alis Hände fallen wollten; aber während die Parganiotten ihr Theuerſtes in Corfu wußten, und einſehend, daß ſich Parga in die Länge nicht gegen die Uebermacht des Paſcha würde halten können, unterhandelten ſie heimlich mit den Engländern, die ihnen Anträge gemacht und verſichert hatten, daß es ohnehin mit der franzöſiſchen Herrſchaft in Corfu wie allenthalben zu Ende ginge, und ſie dieſes nicht länger zu ſchützen im Stande ſeyen. Sie waren bald über die Bedingungen mit dieſen einig geworden, und in einer Nacht ließen ſie durch Verrath und Gewalt die Engländer in die Stadt und den Hafen, deren Commandant ſammt 3 — 400 Mann franzöſiſcher Garniſon, die aber faſt nur aus Italiänern beſtand, nun engliſche Kriegsgefangene wurden. Als Ali den andern Morgen die engliſche Flagge auf den Wällen der Feſtung wehen ſah, zog er, ſeinen Ingrimm verbeißend oder an den Seinigen auslaſſend, wuthentbrannt und unverrichteter Sache ab, denn mit den Engländern wagte er nicht anzubinden, während er die Franzoſen nach dem ruſſiſchen Feldzug, und beſonders nach der Schlacht bei Leipzig, zu fürchten aufgehört hatte. Es kamen nun engliſche Parlamentaire nach Corfu, um wegen der Zurückgabe der ſich hier befindenden Individuen aus Parga zu unterhandeln, die ihnen vermittelſt einer bedeutenden Zahl Ochſen, Ziegen, Schafe und anderer Lebensmittel bewilligt wurde, ſo erhielten wir wieder auf eine Zeitlang friſches Fleiſch. — Man hatte auch den Verſuch gemacht, das in franzöſiſchen Dienſten ſtehende Regiment Albaneſer nach Italien einzuſchiffen, um dann als Plänkler bei der franzöſiſchen Armee verwendet zu werden; dieſe aber erklärten, ſie hätten ſich nur für den Dienſt auf der Inſel verpflichtet, und als man Anſtalten machte, ſie zum Einſchiffen zu zwingen, nahmen ſie eine ſo drohende Stellung an, daß man eiligſt alle Wachen verdoppeln mußte, ihre offenbare Empörung fürchtend, und für gut fand, ſie

in Corfu zu laſſen, man hätte ſie zwar leicht überwältigen und am Ende mit Kartätſchen niederſchießen können, was man eben nicht thun mochte. Der Winter ging ſehr ſtill und trübſelig herum, und erſt geraume Zeit nach dem Neujahr 1814 erfuhren wir das Nähere über die Leipziger Schlacht; auch der Carneval ging ſtill genug vorüber, obgleich ein neuer Impreſſario, Namens Concetta, keine üble Schauſpielergeſellſchaft aus Italien mitgebracht hatte, bei der ſich eine allerliebſte prima amorosa befand, mit der ich mir die jetzt ſo traurige Zeit beſtmöglichſt zu verkürzen ſuchte. Um dieſe Zeit kam uns auch die unglaublich ſcheinende Nachricht von Murats Abfall zu, und die ſich zu Corfu befindlichen neapolitaniſchen Truppen wurden nun entwaffnet und kriegsgefangen erklärt. Jetzt erfuhren wir faſt gar nichts mehr vom feſten Land, da auch Otranto feindlich geworden war. Noch in der letzten Zeit unſers Aufenthaltes in Corfu machte mir eine kleine Intrigue manche Kurzweil. Ich war in dem Hauſe des Payeurs vom Ingenieurcorps, Namens Coſte, der eine hübſche Griechin geheirathet hatte, mit der ich auf dem beſten Fuß ſtand, wohlgelitten; dieſe hatte noch eine jüngere Schweſter, in welche ſich ein Artillerielieutenant, Namens Conge, deſſen Compagnie in Vido ſtand, der aber ein früheres Verhältniß mit der Frau ſeines Capitäns gehabt, verliebt hatte. Als dieſe Frau nun hinter ſeine neue Inclination kam, wußte ſie es bei ihrem Mann dahin zu bringen, daß derſelbe unter allerlei Vorwänden dem Lieutenant die Erlaubniß öfters nach Corfu zu fahren, verweigerte. Es entſpann ſich ein Briefwechſel zwiſchen Conge und ſeiner Geliebten, die mich dabei zu ihrem Vertrauten, und da ſie ſelbſt nicht ſchreiben konnte, zu ihrem Secretär machte. — Es gelang meinen Bemühungen auch endlich, die Erlaubniß zur Trauung der beiden Leute beim Gouverneur zu erwirken, und Conge fuhr nun triumphirend nach Vido, während die Frau ſeines Hauptmanns ſich vor Zorn und Aerger nicht mehr zu helfen wußte. Kaum war aber die Hochzeit vorüber, ſo ſetzte die verlaſſene Geliebte, ebenfalls eine Griechin, alles in Bewegung, das alte Verhältniß mit Conge wieder herzuſtellen, was ihr auch nach einigen Wochen vollkommen gelang. Jetzt triumphirte ſie über die nun ihrerſeits troſtlos gewordene Nebenbuhlerin, und eines Nachmittags, als ich mich gerade bei Conges befand, gingen beide Frauen — die des Capitäns beſuchte öfters den Conge — mit Dolchen aufeinander zu, nachdem

ſie vorher einen heftigen Wortwechſel in griechiſcher Sprache geführt, von dem ich nichts verſtanden hatte. Nur mit der größten Mühe gelang es mir, ſie von einander entfernt zu halten, und als ich endlich die Capitänsfrau weggebracht hatte, rieth ich der andern, ſich die Sache nicht ſo ſehr zu Herzen zu nehmen, ſich zu tröſten und an dem undankbaren Mann zu rächen. — Ja, das will ich auch, und zwar blutig, fiel ſie mir ein, und Sie, mein Trauzeuge, müſſen mir dazu behülflich ſeyn. Ich war dazu erbötig, aber nicht auf eine Weiſe, wie ſie es anfänglich beabſichtigte, denn ſie führte mörderiſche Gedanken im Schild, ich wußte ſie ihr auszureden, und bald befand ſie ſich bei meinem Rath ganz wohl und vergnügt.

Eines Morgens, es war am Pfingſtfeſt, wurden wir zu San Theodor plötzlich durch ein anhaltendes Knallen, gleich dem wenn Bomben platzen, geweckt, und erblickten zugleich auf dem Fortneuf einen ſtarken Pulverdampf. Das Knallen wollte gar kein Ende nehmen, ich eilte nach Caſtrades, wo mir die Einwohner Corfus in Schaaren entgegen kamen, namentlich die Juden mit ihren Weibern und Kindern, alle waren verſtört, mit todesbleichen Geſichtern, zitternd und händeringend, und ſagten aus, man erwarte mit jedem Augenblick, daß die ganze Fortezza nuova und mit ihr die halbe Stadt in die Luft ſpringe, denn das Pulvermagazin ſey angegangen. Dies konnte natürlich nicht ſeyn, weil ſonſt das Fort ſammt dem in ſeiner Nähe liegenden Judenquartier längſt in die Luft geſprengt wäre, aber ich konnte mir nicht wohl erklären, was es eigentlich ſey. Das Knallen und der Rauch ließen endlich nach und ich erfuhr, noch ehe ich die Stadt erreicht hatte, durch einen Artillerieoffizier, daß ein Kanonier, der im Laboratorium, das dicht am Pulvermagazin war, nebſt andern gearbeitet, bei dem Füllen von Bomben ſo unvorſichtig geweſen ſey, mit einem Stein an eine derſelben zu klopfen, wodurch die eben gefüllte Bombe Feuer gefangen habe und zerplatzt ſey, und ſich dadurch nach und nach über 500 daliegende und bereits gefüllte Bomben entzündet hätten ohne weitern Schaden zu verurſachen, als einige Arbeiter, die ſich geflüchtet, zu verletzen. Glücklicherweiſe war das Laboratorium durch eine ſehr dicke Mauer von dem Pulvermagazin geſchieden, denn wäre dieſes geſprungen, da es bis oben mit Pulverfäſſern gefüllt war, ſo wäre ſicher die halbe Stadt mit in die Luft gegangen. Die geängſtigten Einwohner

und Juden kehrten erſt gegen Abend, als Alles längſt vorüber war, in ihre Quartiere zurück.

Allmählig fing man in Corfu an, obgleich man alle Augenblicke große Siegesnachrichten, die Vertilgung der Alliirten ꝛc. verkündend, verbreitete, ſich mit allerlei ſonderbaren Gerüchten ganz geheim herumzutragen, man munkelte ſogar von einer Einnahme von Paris und dergleichen, aber Niemand von der Garniſon wollte ſolchen Nachrichten Glauben ſchenken, als eines Mittags ein Schiff mit zwei weißen Flaggen, nämlich die eine als das Zeichen eines Parlamentärs, und die andere konnte man ſich nicht erklären, einlief, und mehrere engliſche und franzöſiſche hohe Offiziere landeten und ſich zum Gouverneur begaben. Noch denſelben Tag klärte ein Tagesbefehl zum eben ſo großen Erſtaunen als zur Beſtürzung der Garniſon, die Sache auf. Er verkündigte nicht nur Napoleons Abdankung, die Einnahme von Paris durch die Alliirten, ſondern auch zu gleicher Zeit die Wiedereinſetzung der Bourbonen auf dem franzöſiſchen Thron, und befahl für den folgenden Tag die Annahme der weißen Cokarde und die Abnahme der dreifarbigen, ferner die nahe bevorſtehende Uebergabe Corfus an die Engländer u. ſ. w. Wir waren faſt alle wie aus den Wolken gefallen, denn ſo etwas hätte ſich Niemand auch nur im Traum einfallen laſſen, noch zwei Tage vorher hatte man einen großen Sieg Napoleons über die Heere der verbündeten Mächte, die alle in völliger Auflöſung begriffen ſeyen, bekannt gemacht, und nun eine ſolche Gewißheit, man fragte ſich einander, ob es auch wahr, ob es möglich ſey, ob man nicht träume? — Die Sache kam mir um ſo ungelegener, da ich erſt vor ein Paar Wochen von dem Gouverneur zum Bataillonschef bei dem Kriegsminiſter vorgeſchlagen worden war; die erwartete Ernennung fiel nun in die Brüche, ſo wie alle Träume von künftigen Generalepaulets, Marſchallsſtab u. ſ. w.

Zwei Tage nach der Ankunft dieſes Parlamentärs legte ſich die engliſche Flotte, aus einigen dreißig Segeln beſtehend, unter denen mehrere Linienſchiffe, Fregatten, Corvetten, Briggs u. ſ. w., in der Rhede von Corfu vor Anker. Einige Tage ſpäter kam auch die franzöſiſche Flotte, fünf Linienſchiffe ſtark, unter denen zwei Dreidecker, mehrere Fregatten, Corvetten ꝛc., von Toulon an, endlich erſchienen mehrere italiäniſche und neapolitaniſche Kriegsſchiffe, von Genua, Neapel und Venedig kommend, um die dieſen

Ländern angehörigen Truppen abzuholen. Die französische Flotte hatte links von der englischen und die Italiäner rechts von derselben Anker geworfen. Alle diese Schiffe waren in zwei Linien der Stadt gegenüber aufgestellt und gewährten einen sehr imposanten Anblick. Jeden Morgen, nachdem die Reveilleschüsse gefallen waren, spielte die Musik der Linienschiffe der Reihe nach und den ganzen Tag wimmelten Hafen und Rhede von unzähligen kleinen Booten, die von einem Bord zum andern fuhren.

Weit über zehn Millionen hatten die neuen Festungswerke und die Wiederherstellung der alten die französische Regierung gekostet, und fast eine eben so große Summe hatte sie zu andern nützlichen Zwecken für die Stadt und Insel verwendet, von der sie während ihrem siebenjährigen Besitz auch keine Obole zog, nur in den letzten Monaten, als die Noth am dringendsten geworden, verordnete der Gouverneur eine gezwungene Anleihe von ein paarmal hunderttausend Piastern. Mit der Uebergabe der Stadt und Festungswerke beeilte man sich nicht sehr, sie fand nur allmählig statt. Von der Aufsteckung der weißen Cokarden, welche der königlich französische Commissär von Toulon in hinlänglicher Quantität mitgebracht hatte, wollten die französischen Truppen zuerst gar nichts wissen und traten sie mit Füßen, auch ging es nicht ohne Reibereien zwischen den französischen und englischen Offizieren ab, wozu das sehr arrogante Benehmen der letztern meistens Veranlassung gab, und die manchmal blutig endigten. Zwei französische und drei englische Offiziere fanden den Tod im Zweikampfe; das Betragen dieser Rothröcke war in der That oft von der Art, daß es die Franzosen nicht wohl ungerügt lassen konnten. Wir waren, da man uns über fünfzehn Monate Sold schuldete, natürlich sehr geldarm, während Albions Söhne goldgefüllte Taschen hatten und uns dieß bei jeder Gelegenheit durch Prahlsucht und lächerliche Verschwendung fühlen lassen wollten, indem sie geringe Gegenstände, wenn Franzosen in der Nähe waren, weit über ihren Werth bezahlten, das Gekaufte dann verschenkten oder auch wegwarfen. Eines Tages trat ein englischer Marine-Offizier in das Militärkaffeehaus auf der Esplanade, ließ sich ein Glas Rosolio reichen und gab dem Aufwärter einen Markusthaler, um zu bezahlen. Als ihm derselbe den ihm zukommenden Rest, meistens in venetianischen Gazettis und türkischen Paras bestehend, brachte, nahm er das Geld und warf es zu Boden, indem er sagte: „mit

ſolchem Quark darf ein engliſcher Offizier ſeine Taſchen nicht beſchmutzen.« Einige Gazettis fielen unglücklicherweiſe auf die Fühe eines franzöſiſchen Capitäns, von den Chaſſeurs de l'Orient, der den ägyptiſchen Feldzug unter Bonaparte mitgemacht hatte. Dieſer ſprang ſogleich auf und gab dem Engländer eine derbe Ohrfeige, der nun raſch ſeinen Dolch zog, um den Franzoſen niederzuſtechen, welcher aber zurückweichend eben ſo ſchnell ſeinen Degen gezogen, die übrigen anweſenden Offiziere ſprangen hinzu, verhinderten daß es zu weitern Thätlichkeiten kam, es folgte eine unmittelbare Herausforderung, und das Duell fand noch in der nämlichen Stunde in dem Olivenwäldchen hinter Caſtrades ſtatt. Der Engländer kam ſchlecht weg, der Franzoſe brachte ihm eine gefährliche Wunde in den Unterleib bei. Auch geſchah es mehrmals, daß berauſchte und ſich unanſtändig aufführende Engländer an öffentlichen Orten zur Thüre hinausgeworfen wurden.

Endlich mußte man jedoch, nachdem man lange genug gezögert hatte, in den ſauern Apfel beißen, und ein Poſten nach dem andern wurde von den Engländern beſetzt. Zuerſt die Außenwerke, dann die Stadtthore, das neue Fort und zuletzt die alte Feſtung ſammt der Citadelle. Noch eine bittere Unannehmlichkeit entſtand für die Franzoſen, welche die beſten Kanonen und Mörſer von Erz bei Nachtzeit heimlich eingeſchifft hatten; da dieß nun gegen den Vertrag und den Engländern verrathen worden war, ſo mußten die bei Nacht eingeſchifften Geſchütze bei Tage wieder ausgeſchifft werden, wobei ſich die franzöſiſchen Artilleriſten abſichtlich ſo ungeſchickt benahmen, daß mehrere Stücke in die Tiefe des Meeres fielen. Der Gouverneur Donzelot und der Commiſſär Imperial Leſſeps, der ſich jetzt Commissaire général nannte, erließen rührende Abſchiedsproklamationen an die Einwohner, von denen die des Letztern durch ihren Laconismus merkwürdig war. Sie beſtand aus drei Zeilen und lautete:

Habitans de Corfou! Je vous quitte comblé des marques de votre estime et de votre attachement (Sic!) c'est la plus douce récompense de mes travaux. Soyez heureux. Corfou, 20 Juin 1814. Le Commissaire général, L. — Der engliſche Generallieutenant James Campbel, der nun Beſitz von Corfu im Namen des Prinz Regenten von England, als Protektor der joniſchen Inſeln, nahm, erließ ebenfalls eine Proclamation, in

der er den Corfioten gewaltig viel Gutes verſprach, das nie erfüllt wurde.

Als nun endlich Alles in Ordnung, der letzte Poſten abgelöst und der letzte Mann der franzöſiſchen Garniſon eingeſchifft war, ſank die franzöſiſche Fahne von der höchſten Spitze der alten Veſte, wurde ſogleich durch die ſich raſch erhebende engliſche erſetzt, und letztere mit allen Kanonen der engliſchen Flotte ſalutirt. Endlich lichtete die franzöſiſche Flotte die Anker, und ſteuerte der albaneſiſchen Küſte zu. Nicht ohne Wehmuth ſahen wir die ſich unſern Augen immer mehr entziehende Inſel ſchwinden, auf der wir manche Freuden genoſſen hatten und die uns manche angenehme Erinnerungen ließ. Auch die Corfioten ſahen uns nicht gleichgültig ziehen, ſie hatten jedoch gewünſcht unter ruſſiſche Protektion zu kommen.

V.

Ueberfahrt von Corfu nach Marſeille. — Das Schiffsleben. — Die Meerenge von Meſſina. — Die Fata Morgana. — Haifiſche. — Napoleon auf der Inſel Elba. — Das Peſtlazareth und die Quarantaine zu Marſeille. — Marſeille. — Stimmung der Einwohner. — Abmarſch nach Avignon. — Meuterei in Air. — Die Familie Girand und ihr Beichtvater. — Die raſenden Weiber in Avignon attaquiren uns. — Ankunft Ludwig Philipps zu Avignon. — Lyon. — Einzug des Grafen Artois (Carl X.). — Fontainebleau. — Paris. — Preußiſche Vergeltung. — Die zurückgekehrten Emigranten. — Ich laſſe mich auf halben Sold ſetzen. — Abreiſe über Rheims nach Straßburg. — Die heilige Oelflaſche. — Straßburg. — Der Herzog von Berry. — Abreiſe nach Frankfurt. — Ankunft daſelbſt.

Die Schiffe der franzöſiſchen Flotte waren, um mehr Raum zu gewinnen, alle desarmirt, das heißt, man hatte die Geſchütze, bis auf wenige Allarmkanonen, in Toulon zurückgelaſſen. Das Einſchiffen war keine Kleinigkeit, denn es befanden ſich ſehr viele Beamten-Frauen und Kinder unter den Abfahrenden, die manche Habſeligkeiten, die ſie nicht hatten veräußern können oder noth-

wendig bedurften, mitnahmen. Der Zudrang von nicht verheiratheten, unterhaltenen Frauen und Mädchen war außerordentlich, viele derselben wurden unbarmherzig zurückgewiesen, und schrieen dann, sich die Brust zerschlagend, jämmerlich am Ufer. Das Regiment der Albaneser war zurückgeblieben und in englischen Sold getreten, ihren rückständigen Gehalt hatte man ihnen in Lebensmitteln aus den Magazinen bezahlt, wir aber hatten für unser Guthaben Anweisungen auf die französische Regierung erhalten, die manche Offiziere noch in Corfu mit einigem Verlust versilberten. Die von den Truppen urbar gemachten Ländereien hatte man um einen Spottpreis an die Einwohner verkauft, die anfingen sich allmählig an den Erdgeschmack der Kartoffeln, den, wie sie sagten, dieselben hätten, zu gewöhnen. Die noch vorhandenen Lazareth-Ochsen waren sammt den Pferden eingeschifft worden, erstere hatte man an den Hörnern mit Stricken hinaufgewunden, und es war komisch, diese Thiere, keinen Boden mehr unter sich fühlend, so senkrecht zwischen Himmel und Erde zappeln zu sehen, während die Pferde horizontal aufgewunden wurden. Obgleich auch viele Transportschiffe mit von Toulon gekommen waren, so fehlte es dennoch sehr an Raum; alle Kranken aus dem Lazareth hatten wir ebenfalls eingeschifft, so daß kein lebendiger französischer Soldat zurückblieb. Noch zwei Tage hatten wir in der Rhede von Corfu, schon eingeschifft, verweilt, bevor wir abfuhren, während welchen ich einige Besuche auf englischen Linienschiffen machte, und die außerordentliche Reinlichkeit und Bequemlichkeit derselben zu bewundern Gelegenheit fand, man hätte von den Fußböden der Verdecke essen können, so spiegelglatt und sauber waren sie gehalten, während auf den französischen Schmutz und Unreinlichkeit zu Hause war. Ich war zuerst auf dem Romulus, einem Zweidecker von 74 Kanonen, eingeschifft, den ich aber wieder verlassen mußte, um mich an Bord der Danube (Donau), ebenfalls mit 74 Kanonen, zu begeben, auf dem auch Hr. v. Brüge mit seiner Familie, der Payeur général, der die niedliche seconda Ballerina Chiaretta Gaspari, mit der er mehrere Kinder gezeugt, bei sich hatte, der Capitain Stahl mit seiner jungen Frau ꝛc. embarquirt waren. Trotzdem daß die Schiffe desarmirt, waren wir doch furchtbar zusammengedrängt, denn es befanden sich auf einem Zweidecker wenigstens 1800 Menschen. An Hängematten für die Soldaten war nicht zu denken, sie mußten auf dem platten Boden liegen. Die

Offiziere, mit Ausnahme der Stabsoffiziere, waren nebſt den Employé's, Aerzten ꝛc. alle in dem ſich über der St. Barbe (der Pulverkammer) befindlichen Raume, der ſonſt gewöhnlich den Maitres Canotiers und andern niedern Schiffsgraden gehört. Wir waren an hundert Menſchen, von denen ein Drittheil Frauen und Kinder, die hier untereinander hauſten und zum Theil in Hängematten, zum Theil auf einer Art ganz niedrigen Bettſtellen, mit grober Leinwand überzogen, ſchliefen. Die Verheiratheten hatten eine ſolche dreifache Schlafſtätte für ſich inne, um die ſie ein Tuch ſpannten, und ſo wenigſtens nicht geſehen werden konnten. Nun denke man ſich die Ausdünſtungen ſo vieler Menſchen bei der Nacht, wo alle Sabords oder Stückpforten und Schiffsläden faſt hermetiſch geſchloſſen werden; das Geſchrei der Kinder und Frauen, deren Bedürfniſſe, wozu ſich auch ſchnell die Seekrankheit und mit ihr unaufhörliches Erbrechen geſellte, dies alles von dem immerwährenden Knarren des Balkens des großen Steuerruders begleitet, der ſich auch in dieſem engen Raum bewegte, und man wird mir eingeſtehen, daß dies einen Vorſchmack von der Hölle geben konnte; auch hielt ich es die erſte Nacht kaum eine halbe Stunde in dieſem Behälter aus und begab mich auf das Verdeck, wo ich mich in ein Boot legte und dieſe und alle folgenden Nächte, die wir eingeſchifft waren, unter freiem Himmel — es war der Juni- und Julihimmel des mittelländiſchen Meeres — zubrachte. Waren die Lagerſtätten ſchlecht, ſo war der Tiſch dagegen vortrefflich, für jeden eingeſchifften Offizier bewilligte die Regierung 65 Franken Tafelgelder und wir wurden dafür ſehr gut genährt. Es gab faſt alle Tage friſches Fleiſch, Braten, oft Geflügel, man ſchlachtete die eingeſchifften Ochſen, Hämmel u. ſ. w. an Bord, auch jeden Tag Weißbrod, nur das friſche Waſſer ging uns ab; das noch einmal an der Küſte von Albanien eingenommene wurde jeden Tag ſchlechter, zuletzt gar nicht mehr trinkbar, ſchwarz, übelriechend und voll Gewürm, man filtrirte es zwar durch Löſchpapier, aber dies nahm ihm doch den ſchlechten Geſchmack nicht; dabei hatte man immer großen Durſt, da auch viel geſalzene Speiſen genoſſen wurden, der Wein aber, der a discretion gegeben wurde, den Durſt nicht löſchte, 5 – 6 Mal ſetzte man an, ſchüttelte ſich, beſonders die Damen, und mußte doch endlich den bittern Kelch mit zugedrückten Augen leeren. Wir ſpeiſten wohl an 100 Perſonen an der im Aſſembléeſaal ſervirten Tafel, die in Form

eines Hufeisens aufgestellt wurde; die Sitze und Tische waren auf dem Boden amarrirt, d. h. mit Tauen befestigt. Komisch war es anzusehen, wenn das Schiff auf einer Seite liegend man bei Tische saß, die einen hoch über den andern, die tief unten saßen, schwebten, und durch eine Wendung des Schiffes kamen dann die welche oben saßen plötzlich zu den Füßen der andern die sich erhoben; es war das Bild des gewöhnlichen Weltlaufes: der ist heute oben der morgen unten liegt; anfänglich machte uns dies viel Spaß. — Den 24sten Juni hatten wir die Anker gelichtet, und die ersten Tage gingen bei der sehr langsamen Fahrt noch ziemlich fröhlich vorüber; gegen Abend spielte die Musik auf dem Hintertheil des Verdeckes, man tanzte mit den sich an Bord befindenden jungen Damen, der Capitaine du vaisseau war so galant, Erfrischungen in Orgeade, Limonade u. s. w. reichen zu lassen, dabei ging es recht munter zu, und ich walzte mit Josephinen, Madame Stahl und andern. Diese Unterhaltungen nahmen jedoch bald ein Ende, da die meisten Tänzer und Tänzerinnen schnell auf der Nase lagen, obgleich wir meistens große Windstille hatten, und nur lavirend sehr langsam vorwärts kamen. Den 26. Juni hatten wir noch einmal vor den Küsten Albaniens Anker geworfen, den 30sten erblickten wir die wilden pittoresken Küsten Calabriens, die mit alten Thürmen, welche sie gegen die Ueberfälle der Barbaresken schützen sollten, in Zwischenräumen von je tausend Schritten versehen sind. Um nur ein wenig vorwärts zu kommen, mußte man die Landwinde benutzen, welche in der heißen Jahreszeit in der Regel hier Morgens und Abends an den Küsten wehen. Den 2. Juli sahen wir erst den Rauch des dampfenden Aetnas und erblickten bald darauf die reizenden Küsten Siciliens, in der Gegend des Cap Grosso; wir segelten nun durch die Meerenge von Messina, dessen Umgebungen sehr schön sind. Amphitheatralisch liegen prächtige Villas, Klöster, Kirchen, Gärten, Ortschaften, zwischen Pomeranzen- und Citronenhainen, Weinbergen und Gebüschen an dem Ufer. Vor Messina machte die ganze Flotte Halt und wir warfen so nahe bei der Stadt Anker, daß wir deutlich die am Meer spazieren gehenden Menschen, unter denen besonders viele Pfaffen und Mönche waren, erkennen und uns sogar mit ihnen unterhalten konnten. Fast einen ganzen Tag brachten wir vor Messina zu, wo wir Piloten nahmen, die uns sicher durch die Meerenge und zwischen der Charybdis und Scylla durchbrin-

gen sollten. Jedes Schiff erhielt seinen eigenen in einer Barke von 4 — 6 Ruderern, in der sich auch noch ein Sanitätsbeamter befand, um zu beobachten, daß Niemand in Berührung mit der Schiffsmannschaft käme. Bei dieser Durchfahrt hatte ich Gelegenheit, über die große Unerfahrenheit mancher französischer Marine-Offiziere, selbst der höhern Grade, zu staunen. Es war nämlich bei Tische die Rede davon, was wohl ein solcher Pilot fordern oder erhalten würde; da meinte der eine von der Marine, 50, der andere 30, der dritte gar nur 20 Franken, ich aber lachte darüber, denn ich hatte schon als Kind in einem geographischen Werk gelesen, daß die Piloten, welche durch die Meerenge von Messina geleiten, 25 Louisd'ors erhalten, und dies später durch Moritz in Neapel bestätigt gefunden. Ich sagte nun, die Herren würden sich wohl irren, die Piloten würden wahrscheinlich 600 Franken fordern, worüber man laut lachte. Wir kamen glücklich durch die Strudel, Wirbel und Strömungen der Meerenge, bis auf den Ulm, ein Linienschiff von 80 Kanonen, das etwas zu nahe am Land, sich festfuhr, und dessen Wiederflottmachen unsägliche Mühe kostete; eine Fregatte, die Galathee, gerieth in eine Strömung, die so stark war, daß sie trotz der aufgespannten Segel eine gute Strecke rückwärts trieb. Als wir eine ziemliche Weite über den Torro di Faro von Messina hinaus und folglich die Gefahren beseitigt waren, wurden die Piloten gefragt, was sie für ihre Mühe begehrten, und die Antwort war: 25 Louisd'or für jedes Schiff. Dies fand man allgemein exorbitant, fragte bei dem Admiralsschiff an, wie man sich zu verhalten habe, und kam endlich überein, jedem Piloten 50 Franken statt den geforderten 600 zu bezahlen. Keiner derselben wollte dies Geld annehmen und behauptete, die von ihnen gemachte Forderung sey die gewöhnliche Taxe, die selbst Kauffahrteischiffe, welche die Meerenge passirten, bezahlten. Dies half den Leuten nichts, man erwiederte ihnen, daß das französische Gouvernement nicht mehr gut thue, in Frankreich werde man die Sache der Regierung berichten, und was diese mehr genehmige, solle ihnen später durch den französischen Consul in Messina ausbezahlt werden. Hiermit mußten sich die Leute vorerst begnügen, ob sie später noch etwas erhielten, habe ich nicht erfahren. Offenbar waren 50 Franken viel zu wenig, denn sie mußten ja schon dem Sanitätsbeamten ein Bedeutendes abgeben und auch noch ihre Leute bezahlen.

Den folgenden Tag waren wir noch im Angeſicht von Sicilien auf der einen, und Reggios auf der andern Seite, und hatten das ſeltſame Schauſpiel einer Fata Morgana vor Augen, eine eigne, zauberartige Erſcheinung, die ſich nicht nur im Waſſer, ſondern auch wie in der Luft ſchwebend zeigt, und die ſonderbarſten, wunderlichſten und mannichfaltigſten Gebilde hervorbringt. Wir erblickten unabſehbar Colonnaden, Bogenhallen, Alleen, ſeltſame Bäume und Geſträuche, Heerden weiden ꝛc., dies Alles in der Luft ſchwebend, während unter dem Waſſer nicht minder ſeltſame Gegenſtände zu ſehen waren. Als ſich aber der Landwind mehr und mehr erhob, verloren ſich dieſe Nebelgebilde. Wir ſegelten jetzt längs den mir wohlbekannten Küſten Calabriens hinauf, noch lange den rauchenden Aetna im Auge, in der nächſten Nacht erreichten wir die liparischen Inſeln; Stromboli warf fortwährend Feuer aus; den 7. Juli erblickten wir den Veſuv, Capri, Iſchia und Neapel, den 8ten war faſt gänzlich Windſtille, den 9ten waren wir Gaëta und den 10ten Terracina gegenüber. — Dieſe Seereiſe wurde täglich langweiliger und wegen der großen Hitze unausſtehlich, alles was nicht zur Marine gehörte, war ſehr abgeſpannt und durch die Seekrankheit ermattet, namentlich die Frauen, und die Qual des Durſtes unausſtehlich; ich las oder ſchrieb faſt den ganzen Tag; bisweilen unterbrachen die Matroſen das ewige Einerlei durch einen Schiffstanz. Der Fang eines Haifiſches brachte auch einiges Leben an Bord und die Mannſchaft ließ ſich das Seeungeheuer, das alle Todte, die man über Bord wirft, verzehrt, trefflich ſchmecken. Wir hatten ſchon 4 bis 5 Leichen gehabt, weßhalb eine ganze Heerde dieſer Fiſche jedem Schiff folgte; fiel Jemand lebendig in das Waſſer, wie dies auf einem Schiff der Fall war, ſo war er verloren, ein ſolches Ungeheuer ſchnappte ihn ſogleich auf und begrub ihn in ſeinem Bauch. Eines Tages fiel einem von unſern Soldaten ein großer Schiffsnagel von einem Maſtkorb auf den Kopf und tödtete ihn auf der Stelle, auch er fand eine Stunde nachher ausgekleidet ſein Grab in den Wellen oder dem Rachen eines Hais.

Den Schiffsdienſt verſahen wir mit der Marine zuſammen, ſoweit dies die Landtruppen im Stande ſind, die Offiziere hielten die Quart, eine vierſtündige Wache oder Aufſicht, die in einer gewiſſen Zeit immer wiederkehrt; jeden Tag zog eine Wache auf und es war Wachtparade, öfters Inſpection ꝛc. Den 12. Juli

befanden wir uns auf den Höhen von Civita-Vecchia und Rom, den 13ten kamen wir an den Inseln Giglia, Monte-argento, Rossa und Gianuta vorüber und begegneten einem französischen Linienschiff, la ville de Marseille, das den Herzog von Orleans, Louis Philipp, nach Palermo bringen sollte, der daselbst seine Gemahlin abholte. Durch dieses Schiff erhielten wir auch zuerst die Nachricht von dem zu Paris definitiv abgeschlossenen Frieden. Den 14ten kamen wir an den Küsten von Toskana und der Insel Elba vorüber, von welcher bereits der abgedankte Kaiser Besitz genommen hatte; wir segelten an Porto Ferrajo vorbei, und hätte Napoleon geahnt, welche günstige Stimmung für ihn auf der vorüberfahrenden Flotte herrschte, so hätte er vielleicht damals schon mit derselben nach Frankreich zurückkehren können; denn als wir nach Porto Ferrajo mit trefflichen Fernrohren hinüber sahen, erblickte man ihn auf den Mauern; jetzt wurden auf den Schiffen Offiziere, Soldaten und Matrosen, alles unruhig, und plötzlich ertönte der Ruf: vive l'Empereur! man konnte nicht verhindern daß die ganze Mannschaft auf das Verdeck strömte, Hüte und Tücher schwenkte, wie ausgelassen tobte und schrie, und verlangte daß die Musik spielen solle. Der Capitaine und die Commandanten befanden sich in keiner geringen Verlegenheit und dankten dem Himmel als wir endlich über die Insel Elba hinaus waren. Hätte Napoleon nur einige Winke gegeben, so würde sich ganz gewiß die ganze Mannschaft empört und zu seinen Gunsten revoltirt haben. Wir segelten nun bald am Cap bianco, der Insel Corsika vorüber und hatten nach und nach die meisten Schiffe der Flotte aus dem Gesicht verloren. Am Golf von Genua vorüber, kamen wir den 17. Juli in der Rhede von Toulon an, wo wir einen garde de santé an Bord nahmen, da von diesem Augenblick an unsere Quarantaine begann. Ein stürmischer Nordwind, der sich plötzlich erhoben, hatte uns gezwungen, in dieser Rhede einzulaufen, die wir den 20sten wieder verließen und den 22sten zu Marseille, unsere vorläufige Bestimmung, ausschifften, um vorerst die Quarantaine in dem Pestlazareth zu beziehen, das für sich eine Stadt mit verschiedenen Quartieren bildet.

Diese Anstalt ist sehr groß und bewundernswürdig, man findet in derselben Wohnungen für hohe Herrschaften und Privatleute, Kasernen, Gasthäuser, in denen man Alles, freilich sehr theuer, haben kann, Krankenhäuser ꝛc. Das ganze Lazareth ist in sieben

Abtheilungen oder Quartiere eingetheilt, die sämmtlich durch hohe Mauern von einander getrennt sind, deren Thore bei Nacht wie in Festungen geschlossen werden. Drei dieser Abtheilungen sind allein für Waaren bestimmt und haben geräumige Hallen zu diesem Zweck. Für wirkliche Pestkranke sind ganz besondere Räume und Gebäude vorhanden. Das ganze Lazareth ist mit 25 Fuß hohen zweifachen Ringmauern eingeschlossen, wovon aber eine von der andern 40 Fuß weit entfernt ist; zwischen diesen beiden Mauern machten Sanitätswachen Tag und Nacht die Runde. Diese Anstalt hat ihre eigene Sanitätsverwaltung und Polizei; ein Commandant, der Lazarethcapitain genannt, steht an ihrer Spitze und hat seine Lieutenants oder Adjutanten. Wir lagen damals an 8000 Mann zu gleicher Zeit in der Quarantaine, und zwar in verschiedenen Abtheilungen, da die Garnison von Corfu nicht zu gleicher Zeit angekommen war, nämlich das 6te Linienregiment, das 14te leichte Infanterieregiment, zwei Bataillone von unserm Regiment, Artillerie, Pionniers, Sapeurs, Mineurs ꝛc., nebst einem Heer von Beamten. Die Polizei im Lazareth wird mit großer Strenge gehandhabt, um jede Annäherung eines Quarantainairs mit dem aus einer andern Abtheilung zu verhindern, und wer etwas in dem Wirthshaus der Quarantaine kaufen will, wird von einem garde de santé, der mit einem 10 Schuh langen Stab oder Spieß bewaffnet ist, begleitet, so daß wenn man einen andern Quarantainair mit seinen Wächtern begegnet, man vermittelst dieser Stäbe immer 20 Schuh weit auseinander gehalten wird. Alles Geld was man bezahlt, wirft man in eine mit Weinessig gefüllte Schüssel, welche vor dem Gitter steht, das das ebenfalls abgeschlossene Wirthshaus, eine kleine Veste, umgiebt. Mit Bekannten aus der Stadt kann man sich durch die in den doppelten Mauern angebrachten Stacketengitter unterhalten, aber keine Geheimnisse verhandeln, da man wegen der 20 Schuh weiten Entfernung sehr laut sprechen muß. Der Commandant so wie alle Angestellten im Lazareth, selbst die Aerzte und Wundärzte dürfen nicht verheirathet seyn. Jeden Abend werden sämmtliche Quarantainaire in ihren Wohnungen eingeschlossen und die Schlüssel an den Commandanten abgeliefert. Alle diese Einrichtungen bestehen erst seit dem Jahr 1720, wo durch Unvorsichtigkeit und Nachlässigkeit ein Schiff, das aus der Levante kam und auf dem unterwegs schon ein halbes Dutzend Menschen an der Pest gestor-

den waren, und das man dennoch nur eine Quarantaine von acht Tagen halten ließ, diese schreckliche Geißel nach Marseille und dem ganzen südlichen Frankreich brachte; die große Stadt war in Zeit von 6 Wochen wie ausgestorben, über 80,000 Menschen hatte die Pest in derselben weggerafft, fast alle Häuser standen leer und in den Straßen begegnete man keiner Seele mehr, im ganzen Lande aber wurden viele Hunderttausende das Opfer dieser Plage. Ein gräßlich-schönes Gemälde im Hôtel de Ville von Marseille stellt furchtbare Schauerscenen aus jener Unglückszeit dar.

Wir hatten je zwei Offiziere ein Zimmer oder vielmehr Kämmerchen, nur die Verheiratheten hatten ein besonderes. Mein nächster Nachbar war der Capitain Stahl, der seine junge Frau mit einer fast wüthenden Eifersucht hütete, weßhalb es schon auf dem Schiff manche Neckereien und Unannehmlichkeiten abgesetzt hatte, so daß er oft gar nicht zu Tische mit ihr kam. Die Frau aber, die, gleich allen Griechinnen, ein feuriges heftiges Temperament hatte, verdroß dies so sehr, daß sie mehr als einmal bei mir äußerte: „gerade weil er es so macht, muß er Hörner tragen, die ich ihm bei der ersten Gelegenheit aufsetzen werde.“ Diese fand sich dann auch, trotz allem Bewachen, bald genug, und zwei Tage nachdem wir die Quarantaine verlassen hatten, wußte die verschmitzte Frau schon ihr löbliches Vorhaben auszuführen, wozu ich ihr denn auch bestens an die Hand ging. Während sie Stahl mit Madame Roy in der Kirche glaubte, wohin er beide Frauen begleitet und sich dann nach dem Hafen in Dienstangelegenheiten begab, brachte sie eine süße Stunde in meinen Armen im Hôtel der Ambaßadeurs zu, wo ich mich einquartiert hatte.

Alle Griechen und griechische Frauen, die mit von Corfu gekommen waren, konnten sich nicht genug über die Größe, Pracht und schönen Gebäude von Marseille wundern, und riefen einmal über das andere aus: O che palazzi! — Marseille ist aber auch eine der schönsten Städte Frankreichs und ihr Hafen der prächtigste und sicherste im mittelländischen Meer, seine Kais sind fast durchaus mit prachtvollen Häusern geziert, Linienschiffe können jedoch nicht in denselben einlaufen, weil er nicht tief genug ist; wir hatten bei der Insel If Anker geworfen, von wo wir in Booten an das Lazareth gefahren wurden. Marseille hält man für die älteste Stadt Frankreichs, und sie mag es wohl auch seyn. Die Phönicier gründeten hier 600 Jahre vor Christi Geburt eine

griechische Colonie. Ihre Cathedrale ist gleichfalls die älteste Kirche Galliens und auf den Ruinen eines Dianentempels erbaut, von dem noch schöne Granitsäulen in der Kirche selbst angebracht sind. Das Arsenal, das große Theater, die Börse, den Gouvernementspallast, den Cours, eine der schönsten Straßen die ich gesehen, die Straße Beauveau, den Platz Canabiere als Paradeplatz der schönen Welt, darf man nicht versäumen aufzusuchen. Es machte mir großes Vergnügen, den mitgekommenen Damen von Corfu alle Merkwürdigkeiten Marseilles zu zeigen und mich an ihrem Staunen zu ergötzen, namentlich waren es Madame Conge und Coste, deren beständiger Begleiter ich war. Auch das Leben und Treiben in Frankreich, die Freiheit welche alle französische Frauen genießen, die Sitten und Gebräuche, dies alles war eine neue Welt für sie. — Da ich das daselbst etablirte deutsche Haus Ellenberger und Imer kannte, an das ich schon früher, als wir in Toulon lagen, empfohlen war, und durch welches ich mir noch in der Quarantaine allerlei Lebensmittel und Weine hatte schicken lassen, die sie mir in bester Qualität und ganz vorzüglich besorgt hatten, so ließ ich mir von demselben ein Paar hundert Franken gegen Anweisung auf Frankfurt geben, und hatte so einige Mittel in Händen; auch wurden uns, ehe wir die Quarantaine verließen, zwei Monate rückständiger Sold ausbezahlt, den die Kaufleute von Marseille vorgeschossen, um den von Corfu ankommenden Truppen Muth zu machen und sie für die Bourbone günstig zu stimmen, denn Marseille, so wie die ganze Provence und Languedoc waren auf das äußerste gegen Napoleon erbost, da hier aller Handel und die Gewerbe während seiner Herrschaft stockten und fast auf Null herabgesunken waren. Ihre Anhänglichkeit zur zurückgekehrten Dynastie sprach sich enthusiastisch aus, das Volk zu Marseille hatte sogar kurz vor unserer Ankunft ein Artillerie-Bataillon unter dem Gewehr auf dem Paradeplatz umstellt und dasselbe gezwungen, seine Adler von den Czakos herabzunehmen, bevor es denselben verließ, einige Offiziere waren mißhandelt worden. Einem Obersten, der noch kaiserliche Abzeichen an sich hatte und diese auf das Geheiß des Pöbels nicht sogleich abnehmen wollte, rissen sie die Epaulettes von den Schultern.

Marseille liegt in einer weiten, von Bergen umgebenen Ebene, an dem Golf der seinen Namen führt, und hat über 100,000 Einwohner und 14,000 Häuser, viele große Vorstädte, weit mehr Kir-

chen wie Paris und über dreißig, zum Theil sehr große Plätze. Die Stadt selbst wird in die Altstadt und das Quartier neuf eingetheilt, in welchen letzterm die reiche und vornehme Welt wohnt. In der Umgebung der Stadt, die sehr öde ist, liegen wohl einige Tausend Bastiden, weiß angestrichene Landhäuser, die in der Regel aus einem Salon, ein Paar Nebenstuben, einer Küche u. s. w. bestehen, und von einem kleinen Garten umgeben sind, in welchem sich die Besitzer in den Sommermonaten eine sehr bescheidene Erholung erlauben; ein jeder nur einigermaßen bemittelte Bürger hat eine solche Bastide. Wir blieben nur kurze Zeit in Marseille, schon in der dritten Woche nach unserer Ankunft daselbst erhielt unser Regiment Ordre, nach Avignon abzumarschiren. In Aix aber brach eine förmliche Meuterei unter unsern Leuten aus, die erklärten nicht weiter marschiren zu wollen, bis man ihnen den sämmtlichen, noch rückständigen Sold ausgezahlt habe. Die Sache drohte in eine förmliche Empörung auszuarten, die Soldaten wollten sich an ihre Offiziere und Chefs halten, stießen unzweideutige Drohungen gegen dieselben aus, von ihnen den rückständigen Sold fordernd. Um sie im Zaum zu halten, ließ man die Nationalgarde von Aix unter die Waffen treten und in starken Abtheilungen durch alle Straßen patrouilliren. Dies und die Auszahlung von noch einem Monat Sold, den die Stadt Aix vorschoß, beschwichtigte die Murrenden, und den vierten Tag marschirten wir nach Avignon ab, wo sich aber schon ein Befehl des Kriegsministers vorfand, welcher das Regiment nach Avesnes im Departement du Nord beorderte, wo die Leute ihr ganzes Guthaben und diejenigen die nicht länger Frankreich dienen wollten, ihren Abschied und eine Marschroute bis an die Grenze erhalten sollten. Die meisten Leute nahmen dies an und wurden, nachdem sie ihren Abschied erhalten und ihre Waffen abgeliefert hatten, in Transporten von 50—100 Mann bis zur deutschen Grenze geführt; die dabei bleibenden Offiziere wurden auf halben Sold gesetzt. Man zählte damals an 30,000 Offiziere, die auf halben Sold gesetzt wurden, worunter alle die, welche aus russischer, preußischer, spanischer, englischer ꝛc. Gefangenschaft zurückgekehrt waren. Ich hatte wegen einem Fieber das mich überfiel, in Avignon zurückbleiben müssen. Die lange Seereise, auf der ich nie die eigentliche Seekrankheit gehabt, dagegen aber immer eine Unbehaglichkeit und Uebelichkeit verspürte, und sehr an hartnäckigen Obstructionen litt, hatte mir wohl diese Krank-

heit zugezogen. Ich wollte nun meine Genesung, die auch bald erfolgte, in Avignon abwarten, und miethete mir eine angenehme Wohnung auf dem großen Platz mitten in der Stadt bei einem ziemlich wohlhabenden Bürger, Namens Giraud, der sich in Ruhestand gesetzt, und ein liebenswürdiges sechzehnjähriges Töchterchen, das einzige Kind, hatte. Ich suchte auch meine frühern Bekannten wieder auf, aber der Madame Creizet war bereits das Loos aller Sterblichen geworden, sie war schon seit Jahren todt und begraben. Die Gebrüder Blavet hatten schlechte Geschäfte gemacht und waren mit dem Haus Mumm in Frankfurt in einen schweren Proceß verwickelt, der so bedeutend war, daß gewissermaßen das Fortbestehen ihres Hauses davon abhing, der aber zu ihrem Glück in Avignon anhängig war. Von hier aus schrieb ich an meine Eltern und erhielt neue Empfehlungen an das Haus Aymard, das einen Sohn als Volontair in Frankfurt hatte, und sich daher sehr meiner annahm. In kurzer Zeit war ich, wie gesagt, wieder von meiner Krankheit genesen, brachte aber noch ein Paar Wochen in Avignon zu, wo mich die hübsche Tochter meines Hauswirthes, Marguerite Giraud, fesselte. Die Einwohner von Avignon waren eben so erbitterte Feinde Napoleons, wie die zu Marseille und in den andern Städten der Provence, sie nannten den abgesetzten Kaiser nur le vieux Nicola, hatten ihn im Bild verbrannt, und einen, Napoleon vorstellenden Strohmann lange in dem Straßenkoth herumgeschleift. Hier würde ihm, so wie in Orgon und andern Orten übel mitgespielt worden seyn, hätte man ihn bei seiner Durchreise erwischt, auch hatte er sich schnell über Hals und Kopf weiter gemacht, als er die entstandene Gährung wahrnahm. Die Weiber der niedern Klassen tanzten noch täglich die Farrandole beim Schall einer Baskotrommel, sich an Taschentüchern an einander haltend, wie besessen in allen Straßen und auf öffentlichen Plätzen, sangen dabei Spottlieder auf den père Nicola, wie sie ihn nannten, und waren berauscht. Eines Abends ritt ich mit dem Chirurgien-Major Colombe vom 6ten Linienregiment, das mit uns in Corfu gewesen und jetzt in Avignon garnisonirte, zum Rhonethor hinaus spazieren, in dessen Nähe am Kai ein Bataillon dieses Regiments exercirte. Kaum waren wir vor dem Thor, als ein Troß solcher toller tanzender Weiber uns umringte und im dortigen Patois zurief, wir sollten: „vive Louis XVIII., vive les Bourbons“ schreien. Ich erklärte erst

und kurz, daß ich auf kein Commando ſchreie, aber Colombe wollte Bravaden zeigen, und ſchrie aus vollem Halſe: „Vive Napoleon.“ Nun fielen ihm die wilden Weiber gleich in die Zügel, riſſen ihn vom Pferd herab, während ich mich frei machte und den Degen zog, mein Pferd ſich bäumen ließ und mich ſo in Vertheidigungsſtand ſetzte. Sicher würde es ihm ergangen ſeyn wie dem armen Sänger Orpheus, dieſe modernen Bacchantinnen würden auch ihn in Stücke geriſſen haben, wenn nicht glücklicherweiſe das ganz in der Nähe exercirende Bataillon ſogleich eine Patrouille abgeſandt hätte, den unglücklichen Chirurgien-Major zu befreien. Das Spazierenreiten war ihm nun vergangen und er begab ſich heim, ſein Roß demüthig am Zügel führend. Ich ſah noch eine Zeitlang den Manoeuvres des 6ten Regiments zu und ritt um die Stadt herum ebenfalls nach Hauſe. Schlimmere Folgen hätte beinahe meine Bekanntſchaft mit Marguerite Giraud gehabt, ich hatte jetzt auch den Tiſch bei den guten Leuten, und eine alte Tante, die ſo ziemlich das Hausregiment führte, hatte es auf eine Heirath zwiſchen mir und der 16jährigen Marguerite abgeſehen. Häufig beſuchte ein katholiſcher Pfaffe, der Beichtvater der Familie, dieſes Haus, und rieth den Leuten, daß ſie mich bereden ſollten meinen Abſchied zu nehmen und mich häuslich in Avignon niederzulaſſen, weßhalb mir die alte Tante jeden Tag zuſetzte. Eines Morgens nahm ich mir vor, die guten Leute mit einem deutſchen oder vielmehr Frankfurter Frühſtück zu regaliren, das man in Frankfurt in der Regel nur in der Faſtnacht genießt, und aus in Rahm und Milch zerlaſſener Butter und ganz heißem Weiß- oder Milchbrod beſteht, warme Wecken genannt, und ſo heiß als möglich genoſſen wird; allein es gehört ein ſehr guter Magen dazu, um es ohne Beſchwerden verdauen zu können. Dem alten Herrn Giraud mundeten dieſe warmen Wecken außerordentlich, er aß deren beinahe ein halbes Dutzend hintereinander, aber gleich darauf wurde es ihm ſo übel, daß er glaubte er müſſe den Geiſt aufgeben. Dem Geiſtlichen, der auch von der Parthie geweſen und tüchtig mitgegeſſen hatte, wurde ebenfalls übel, dann kam die Reihe an die alte Tante, und ſelbſt Marguerite befand ſich nicht ganz wohl darnach. Die Tante fing nun auf einmal an wie beſeſſen zu ſchreien: Ach wir ſind vergiftet, wir ſind alle vergiftet! ich vermochte ſie nicht zu beruhigen, obgleich ich ihr vorſtellte, daß ich am meiſten von dieſer Speiſe genoſſen hätte: ſie ſchickte nach einem Arzt, der auch ſchnell

ankam, und die noch übrige Butter, Milch und Brode unterſuchte, während ſich die Patienten bald auf dem Wege der Beſſerung befanden. Als ich ihm die Sache auseinanderſetzte, meinte er lächelnd: ja zu deutſcher Koſt gehört auch ein deutſcher Magen. — Einige Gläſer Liqueur brachten die verdorbenen Mägen wieder ſo ziemlich in Ordnung, doch hatten Herr Giraud und die Tante ein Paar Tage zu thun bis ſie völlig wieder hergeſtellt waren, aber Niemand ſpürte mehr Luſt, ſich noch ferner a l'allemand von mir regaliren zu laſſen, und man geſtand, daß man nicht ganz von dem Verdacht einer abſichtlichen Vergiftung frei geweſen ſey. Für die alten, mehr als 60jährigen Mägen war das Experiment allerdings ein wenig zu ſtark; auch Marguerite maulte 24 Stunden mit mir. Als ich bei Aymards die Geſchichte erzählte, wollte man ſich halbtodt lachen, doch hatte Niemand Luſt die Speiſe zu verſuchen, wie ich es auch ihnen vorgeſchlagen hatte. Aber ein ganz anderes Donnerwetter zog ſich über meinem Haupt zuſammen, als ich eines Tages bei Tiſche zufällig erwähnte, daß ich ein Proteſtant und zwar ein Lutheraner ſey; man lachte anfänglich dazu und meinte, ich ſcherze, denn auch dieſe Leute ſtellten ſich unter einem Lutheraner noch eine Art Ungeheuer vor, bis ich ſie ganz ernſtlich verſicherte, daß ich die Wahrheit geſagt, und ſie auch durch Erkundigungen herausgebracht hatten, daß ich wahr geſprochen. Eines Morgens erhielt ich ein Billet vom alten Giraud, in welchem er mir erklärte: »daß er von heute an nicht mehr an einem Tiſch mit mir ſpeiſen könne, indem ihm ſein und der Seinigen Seelenheil zu theuer ſey, als es ſo auf das Spiel zu ſetzen; ich möge mich daher je eher je lieber um eine andere Wohnung umthun, ſofern ich mich nicht bekehren und in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurückkehren wolle, um auch das Heil meiner armen Seele zu wahren. In dieſem Fall könne ich auf ſeine innigſte Freundſchaft und Liebe, ſo wie der ſeiner Angehörigen feſt zählen, und man würde mir alles zu Gefallen thun was ich nur wünſchen könne und in ihren Kräften ſtehe, ich möge mich nur an ihren braven Beichtvater wegen meiner Bekehrung wenden.« Wie ich wohl merkte, war der Herr Pater die Haupttriebfeder bei dieſer Sache und hatte auch dieſes Schreiben veranlaßt, da ich aber eben ſo wenig Luſt verſpürte katholiſch zu werden, als Marguerite zu heirathen, auch wieder hergeſtellt Avignon bald zu verlaſſen gedachte, antwortete ich Herrn Giraud, daß da ich in

Kurzem abzureisen gesonnen sey, er mich noch die wenigen Tage dulden möge. — Margerite, mit der ich auf einem sehr vertrauten Fuß gestanden hatte, doch so, daß kein Unglück daraus entstehen konnte, wie ich es mit allen Mädchen hielt, kam auf mein Zimmer und bat mich in Thränen gebadet fußfällig: »ich möge doch katholisch werden, weil ich sonst dem Teufel mit Haut und Haar verfallen sey und sie mit, da sie das Unglück gehabt, einen Lutheraner zu lieben.« Ich konnte das arme Kind nicht zu einer vernünftigen Ansicht bringen, und trostlos verließ sie das Zimmer; sie hatte mir gestanden, daß ihr der Beichtvater gesagt, daß ihr ihre Bekanntschaft mit mir, wenn ich mich nicht bekehre, die ewige Verdammniß zuziehen könne. Das ganze Haus war in größten Allarm gerathen und die Frauen weinten unaufhörlich. Ich ging zu den Leuten und suchte sie zu beruhigen, aber ich glaube, der Teufel selbst hätte ihnen jetzt keine größere Furcht einflößen können als mein Anblick, alle bekreuzigten sich und gaben mir zu verstehen, indem sie die Gesichter abwendeten, ich möge doch das Zimmer verlassen. Es kam mir vor, als sey ich unter Wahnsinnige gerathen, und da ich sah, daß nicht daran zu denken war, auch nur ein vernünftiges Wort mit diesen Menschen zu reden, entfernte ich mich unwillig und ging zu Aymards, denen ich die Sache mittheilte. Diese riethen mir, lieber eine andere Wohnung zu miethen, da diese Leute, wie die große Mehrzahl in Avignon, im höchsten Grad bigott katholisch seyen, und das Zusammenwohnen mit ihnen mir große Unannehmlichkeiten zuziehen, ja sogar gefährlich werden könne, da deren Beichtvater ein sehr fanatischer und boshafter Priester sey. Ich nahm mir deßhalb vor, auf die wenigen Tage noch ein anderes Logis zu miethen, und sah mich sogleich darnach um; als ich aber nach Hause kam, trat mir ein Dienstmädchen mit einem offenen Papier entgegen, das sie mir übergab, und auf welchem geschrieben stand: daß die Familie, aus guten Christen bestehend, auch keine Stunde länger mit einem in alle Ewigkeit verdammten Ketzer unter einem Dach zubringen könne und sich daher so lange auf das Land begeben habe, bis ich ausgezogen sey; die Miethe möge ich nur an das Dienstmädchen entrichten, welches Befehl habe, den Betrag dem Beichtvater einzuhändigen, der ihn zum Frommen der Kirche verwenden werde, um die Sünde, mich so lange im Haus geduldet zu haben, einigermaßen wieder zu sühnen. — Ich bezog nun auf die wenigen Tage,

die ich noch in Avignon verweilte, ein Zimmer in einem Gasthof und habe nie wieder Jemand von Girauds gesehen. Hier mußte ich gleich den ersten Tag als ich an der Table d'Hôte speiste, einen heftigen Streit zwischen einem Offizier und einem Bürger von Tarascon mit anhören. Letzterer schimpfte so wüthend über Napoleon, nannte ihn einmal über das andere einen hergelaufenen Vagabunden, einen Spitzbuben, Schurken, infamen Betrüger, dem sein eigener Oheim, als er noch Lieutenant und krank gewesen, täglich eine Armensuppe geschickt, und der später einen Wagen von einem seiner Bekannten entliehen, den er, so wie gar manche andere Dinge zurückzugeben vergessen habe, wie er beweisen könne u. s. w., so daß es allerdings kaum zum Anhören war. Aber der Offizier, der seinen ehemaligen Souverain vertheidigen wollte, wurde überschrieen und stand endlich vom Tisch auf, das Zimmer unwillig verlassend. Ich war in Civilkleidern, hatte mich in die ganze Sache nicht gemischt, und mußte noch eine geraume Zeit das Schimpfen und die schlechten Streiche, die sie dem Erkaiser vorwarfen, den sie einen Menschenschinder und ein nichtswürdiges Subjekt nannten, mit anhören. Am andern Tage ließ ich mir auf dem Zimmer serviren, um solchen Dingen nicht mehr ausgesetzt zu seyn. Damals war es im ganzen südlichen Frankreich höchst gefährlich, sich günstig über Napoleon zu äußern; was den Provençalen aber mit einen so großen Haß eingeflößt, war besonders die Conscription: allerdings wurden ihre Kinder, so wie die aller Franzosen zu Hunderttausenden zur Schlachtbank geführt, um der Herrschsucht eines einzigen Menschen, der noch obendrein ein Korse war, zu fröhnen.

Kurz vor meiner Abreise war noch der Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, von Sicilien zurückkommend, mit seiner Gattin in Avignon, wohin beide eine Nacht gebracht, an das Ufer gestiegen, wo ich der erste Offizier war, der ihn bei seiner Ankunft begrüßte. Er wurde sehr freundlich von den Einwohnern empfangen, und ich hatte die Ehre, ihn bis an das Hôtel zu begleiten. Damals fiel es wohl Niemand ein, daß er dereinst Herrscher von Frankreich werden würde. Er hielt sich in Avignon nicht lange auf, sondern fuhr nach ein Paar Stunden schon weiter.

Auch ich machte jetzt Anstalt zu meiner baldigen Abreise, und da ich keine Lust hatte zu dem ohnehin bis fast auf die Offiziere und einige Unteroffiziere zusammengeschmolzenen Regiment zu gehen,

so ließ ich mir eine Marschroute nach Paris geben, um daselbst bei dem Kriegsminister zu versuchen, eine für mich passende Anstellung zu erhalten. Ich reiste mit noch einigen Offizieren, auch einem Spanier Namens Andeja, der seine Maitresse von Corfu mitgebracht, nachdem ich meine Pferde in Avignon verkauft hatte, in einer Patache (eine Art Landkutsche) nach Lyon ab, wo ich ungefähr 8—10 Tage verweilte, und gerade der Graf Artois (später Carl X.) in dieser Stadt einzog, weßhalb große Feierlichkeiten in derselben veranstaltet wurden, denen ich beiwohnte. Viele Knaben a la Henri IV. costümirt und weißgekleidete Mädchen mit Blumenkränzen und Guirlanden, Nationalgarden zu Pferd und eine große Menge Volk ging Monsieur entgegen und begleitete ihn bei seinem Einzug in die Stadt mit Vivatgeschrei, das jedoch nicht sehr allgemein war. Es wurden Anreden gehalten, in denen vom Glück, die Bourbons endlich wieder auf dem französischen Thron zu sehen, gesprochen wurde. Der Graf Artois war sehr gnädig und herablassend und theilte eine Unzahl silberner Lilien mit einem weißen Bändchen, besonders an das Militair aus, von denen mir auch eine zu Theil ward, später wurden sie für die Offiziere in Lilienkreuze umgewandelt. Monsieur sah indessen aus wie eine Vogelscheuche mit einem Perrückenstock, und machte auf das Militair, das ihn mit ziemlicher Geringschätzung behandelte, keinen guten Eindruck; selbst die bourbonisch gesinnten Bürger wußten nicht viel zu seinem Lob zu sagen. Die Stadt gab ihm zu Ehren einen großen Ball, auf dem Artois, wie ein abgelebter Schneider aussehend, von seinem Fauteuil dem Tanz mit zusah, auch ein großes Feuerwerk wurde abgebrannt, doch hatte die ganze Festlichkeit etwas Düsteres und war ohne Leben. Damals sah ich im großen Theater zu Lyon die Mystères d'Isis aufführen, eine ganz verballhornte und jämmerliche Verpfuschung von Mozarts Zauberflöte, in welche man viele Melodien aus dem Figaro, Don Juan, der Entführung ꝛc. eingelegt hatte. Ein erbärmlicheres und unsinnigeres Machwerk war mir noch nicht vorgekommen, ein gewisser Morel zu Paris hatte das sinnlose Libretto fabricirt und ein gewisser Lachnith Mozarts Musik arrangirt (!) und noch Recitative dazu, Gardel aber die eingelegten Tänze komponirt. Zu Paris war dies jämmerliche Opus längst durchgefallen und in Lyon gefiel es auch nicht; was mich ärgerte, war, daß die Franzosen glaubten, dieses unsinnige Pot-

pourri sey auch im Deutschen so zusammengezimmert, was sie sich nicht ausreden lassen wollten.

Lyon soll bald nach Marseille, ebenfalls von einer griechischen Colonie gegründet worden seyn und führte unter den Römern den Namen **Lugdunum**. Zu Augusts Zeiten war die Stadt schon sehr groß und so bedeutend, daß man sie damals als die Hauptstadt Galliens betrachtete. Sie ist die Vaterstadt des Kaisers Claudius, auf den sie freilich nicht stolz seyn darf. Unter dem Severus fand hier eine furchtbar grausame Christenverfolgung statt. Nach dem Verfall des römischen Reichs hatten die Könige von Burgund ihren Sitz hier aufgeschlagen, bis sie im Jahr 532 Frankreich einverleibt wurde. Im 8ten Jahrhundert verheerten sie die Gothen und Saracenen schrecklich. Im Jahr 840 stürzte das prächtige **Forum vetus** ein, welches der Kaiser Trajan hatte erbauen lassen und das von außerordentlicher Größe und Pracht gewesen seyn soll. Im 16ten Jahrhundert litt die Stadt furchtbar durch die Bürger- und Religionskriege und in unsern Tagen wurde sie in der Schreckenszeit (1793) nachdem sie von dem Heer des Convents erobert worden war, ein Opfer der schrecklichsten Tyrannei. Die blutigste Mordgier schlug ihren Sitz in ihren Mauern auf, und viele Tausend unschuldige Menschen fielen unter den Füsilladen der wilden Soldateska oder wurden in den Wellen der Rhone ersäuft, auch zertrümmerte man ihre schönsten Denkmäler. Die Saone fließt mitten durch Lyon, von dem ein Theil längs der Rhone liegt. Der größte und bevölkertste Theil der Stadt liegt zwischen diesen beiden Flüssen, über welche mehrere Brücken führen; im Ganzen ist dieselbe ziemlich gut gebaut, hat aber viele enge und finstere Straßen. Schön sind ihre Kais und die Plätze Belcour und des **Terraux**, auf welchem das imposante Stadthaus steht. Die Cathedrale hat ein schönes Schiff, ist aber sonst kein sehr ausgezeichnetes Gebäude, eben so wenig die beiden Theater, das der Cölestiner war außerdem sehr schlecht besetzt. Die Umgebungen von Lyon sind zum Theil malerisch und reizend; an schönen Promenaden, guten Hôtels, eleganten Kaffeehäusern hat die Stadt Ueberfluß. Die Zahl ihrer Einwohner mochte etwa 160,000 seyn, sie waren damals außerordentlich auf die Oestreicher, die sie kurz vorher verlassen hatten, erbost, und sagten ihnen alles mögliche Böse nach. Die Offiziere der Nationalgarden hatten mehrere östreichische Offiziere gefordert, die sich aber äußerten, sie wollten sich

mit ſolcher Bürgercanaille nicht ſchlagen. — Einige Tage nach dem Ball reiste ich mit noch ein Paar Offizieren, von denen der eine, ein Bataillonschef, zu der Garniſon von Corfu gehört hatte, mit Extrapoſt nach Paris ab. Wir fuhren ohne uns irgendwo aufzuhalten, Tag und Nacht bis Fontainebleau, wo wir einen halben Tag verweilten, um das dortige Schloß und die Gärten zu beſehen. Erſteres iſt ein weitläufiges, irregulaires Gebäude, deſſen Architektur die Arbeit verſchiedener Jahrhunderte nachweiſt. Es liegt in einem Thal und formirt fünf Corps de Logie, die durch Höfe und Gallerien getrennt ſind. Es war uns doppelt merkwürdig, weil hier erſt vor wenigen Monaten Napoleons Abdankung ſtattgefunden hatte. Die Gärten, in denen wir ein Paar Stunden umherirrten, haben beſonders ſchöne Alleen, Statüen, Teiche mit ausnehmend großen Fiſchen bevölkert, und bieten herrliche Promenaden, beſonders der Teichgarten. Die Bildſäulen ſind meiſtens der griechiſchen Mythologie entnommen. Mitten in einem Baſſin ſieht man eine Diana einen ungeheuern Hirſch bei ſeinem Geweih feſthalten.

Fontainebleau ſelbſt iſt ein altes Städtchen, das einige hübſche Straßen hat und an 7000 Einwohner zählt. Das Schloß enthält viele Sehenswürdigkeiten, die wir kaum im Vorübergehen bewundern konnten. Hier bewirthete Franz I. ſeinen kaiſerlichen Gaſt Carl V. mit ungeheurem Aufwand und unermeßlicher Verſchwendung. In der ſogenannten Hirſchgallerie ließ die Königin Chriſtina von Schweden ihren ungetreuen Geliebten, Monaldeschi ermorden. Wir ſahen auch die Gemächer, die Marie Louiſe bewohnt hatte, ſo wie die, welche Pius VII. während ſeinem gezwungenen Aufenthalt zum Kerker gedient, endlich das Gemach, in dem Napoleon ſeine Abdankung unterzeichnet hatte. Nach einem ziemlich ſplendiden Diné ſetzten wir unſere Reiſe fort und kamen gegen Morgen in Paris an, wo wir in einem Hôtel garni abſtiegen und uns ermüdet niederlegten. Gegen Mittag erwachte ich, eilte zum Frühſtück in das Palais Royal, ins Café des mille colonnes, wo ich ſehr heftige politiſche Debatten über Napoleon, die Alliirten, die zurückgekehrten Bourbons, Ludwig XVIII. ꝛc. anhörte, und man ſtritt als wollte man ſich eben bei den Köpfen nehmen; dann war von den Ruſſen, den Coſacken, den Preußen, Engländern und Oeſterreichern die Rede, man lobte den Kaiſer Alexander als einen gar großmüthigen Monarchen, und

äußerte: es gibt nur einen braven Russen und der ist der Kaiser, alle andern taugen nichts; auf Wellington und die Engländer schimpfte man und war gewaltig erbost, sie hatten allerdings etwas wild in der Umgegend von Paris gehaust, nicht minder aufgebracht war man auf den braven Blücher und seine Preußen, die indessen nicht den hundertsten Theil dessen gethan, was sich die Franzosen in Preußen hatten zu Schulden kommen lassen, sie übten nur ein geringes Vergeltungsrecht und dieß oft sehr großmüthig, wie folgende Anekdote beweist. Ein Oberst der preußischen Garden war bei einer vornehmen reichen Dame im Faubourg St. Honoré einquartiert. Nachdem er sein Billet abgegeben, fand er die ihm eingeräumten, obgleich sehr schön und gut meublirten Zimmer viel zu schlecht für ihn, befahl, daß man ihm bessere Gemächer einräumen solle, und zwar in einem höchst arroganten und barschen Tone, man gehorchte und gab ihm die besten im Hôtel, aber auch die waren nicht gut genug, er warf sich mit Stiefeln und Sporen auf die kostbarsten Sophas, die Stühle in die Ecke, und als man ihm das Frühstück und Mittagessen brachte, fand er Alles so abscheulich, daß es kaum für Schweine gut genug, und warf mehrere Schüsseln den auftragenden Dienern vor die Füße, seine Bedienten machten es nicht viel besser, und hausten im Hôtel, daß es zum Erbarmen war. Die arme Dame wußte sich gar nicht zu rathen und zu helfen, faßte sich endlich ein Herz und begab sich selbst zu dem Obersten, um diesen zu bitten, er möge ihr doch nur sagen, was er wünsche und verlange, es solle ja alles geschehen was in ihren Kräften stehe, um ihn soviel als möglich zufrieden zu stellen. Der Oberst hörte die Dame ganz ruhig an, bat sie auf das Höflichste, doch Platz nehmen zu wollen, ihr einen Stuhl präsentirend, und sagte dann im besten Französisch auf das artigste: Madame, ich habe Ihnen nur eine kleine Probe davon geben wollen, wie es Ihr Herr Sohn während drei Wochen, die er bei meinen Eltern in Berlin einquartiert war, gemacht hat, doch seyn Sie ruhig, von jetzt an werden Sie sich nicht im mindesten mehr über mich oder meine Leute zu beklagen haben, und ich bitte mir die zuerst zugedachten Zimmer wieder einräumen zu lassen, sie genügen mir vollkommen. — Von den Oestreichern war wenig oder keine Sprache, sie hatten sich im Ganzen sehr passiv verhalten. Es waren noch manche deutsche, russische und englische Offiziere in Paris zurück, die aber alle in

Civilkleidung einhergingen, dennoch fielen noch öfters Duelle vor, die Russen zogen, wenigstens im Zweikampf mit der Klinge, meistens den Kürzern und wurden niedergestochen, während die Preußen manchen französischen Offizier ins Gras beißen ließen, die Engländer schossen sich fast nur auf Pistolen, es verging fast kein Tag ohne solche Händel. Ich fand diesmal den Aufenthalt zu Paris himmelweit verschieden von dem im Jahr 1810, auch hatte sich in diesen vier Jahren sehr viel verändert. Die Absicht zu erreichen, um derentwillen ich eigentlich hieher gereist, war unmöglich, man wußte noch gar nicht recht, wer eigentlich Koch oder Kellner war, der Kriegsminister war nicht zu sprechen und sein Ministerium und dessen Vorzimmer den ganzen Tag von dem Troß der mit den Bourbons zurückgekehrten Adeligen belagert, die alle ihre Anhänglichkeit an den König und dessen Familie und ihre wurmstichigen gegerbten Eselsfelle, statt anderer Verdienste in Anschlag brachten, und Anstellungen und Ehrenstellen verlangten. Wahr ist es, daß diese Herren nichts vergessen und nichts gelernt, es schien, als hätten sie von 1789 bis 1814 geschlafen, sie waren mit denselben Vorurtheilen und Anmaßungen nach dem Frankreich von 1814 zurückgekehrt, und reihten dieses Jahr ohne weiters an die achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts an; auch waren sie die lächerliche Zielscheibe des beißenden Spottes und Witzes, und trugen die meiste Schuld an der fatalen Stimmung des Volkes gegen die zurückgekehrten Bourbons und Ludwig XVIII. — Von meinen frühern Bekannten suchte ich nur wenige auf, und fand auch diese sehr verändert. Die einzige interessante neue Bekanntschaft, die ich machte, war Angelika Catalani, deren Donnerstimme damals in ihrer höchsten Kraft und Fülle war und mit der ich öfter Duette sang; ich sollte sie später in Deutschland wieder treffen, wo ich Gelegenheit fand, ihr manchen Dienst zu erweisen. — Auch der schönen Madame Recamier, die so lange Paris hatte meiden müssen, weil es den kleinlichen Launen des korsischen Weltgebieters so gefiel, begegnete ich in einigen Salons, und bewunderte zwar ihre allerdings außerordentliche Schönheit, aber ohne daß sie einen besondern Eindruck auf mich gemacht hätte, ob sie gleich durch ihre Einfachheit und Liebenswürdigkeit Jedermann bezauberte; wahr ist es, daß ich in gar keine nähere Berührung mit ihr kam und kaum einige Worte gewechselt habe.

Da ich nach einem kurzen Aufenthalt von wenig Wochen wohl

einsah, daß unter den dermaligen Umständen, wo auch fast Niemand an den Bestand des Bestehenden glauben wollte, nichts für mich in Paris zu machen war, und ich keine Lust hatte, wieder zu dem Regiment étranger, dessen Reste noch in Avesnes lagen, zurückzukehren, ließ ich mich auf halben Sold setzen und wählte vorerst Straßburg zu meinem provisorischen Aufenthalt, um von da nach beinahe neun Jahren meine Eltern wieder einmal besuchen und sehen zu können. Ich ging über Meaux, Chateau-Thierry und Epernay nach Rheims, wo ich einen Tag verweilte, um die alte Krönungsstadt und ihre berühmte Cathedrale, eines der schönsten gothischen Denkmäler, zu sehen. Das Hauptportal dieser Kirche mit seinen drei Thoren und der kunstreichen Rose über demselben hat gewiß wenig seines Gleichen. Sie wurde im zwölften Jahrhundert erbaut, ihr Gewölbe ist 110 Fuß hoch und das mittlere Schiff über 400 Fuß lang, das Dach ist ganz mit Blei gedeckt. In der alten düstern Kirche des St. Remi wurde das berühmte Oelfläschchen, Ampulla rheimensis, das eine Taube vom Himmel brachte als sich der Heidenkönig Clovis taufen ließ, aufbewahrt. In der Revolution wurde zwar diese Himmelsflasche zerschlagen, aber später fand sich das Oel, welches ein frommer Christ heimlich und mit Lebensgefahr aufgefangen und gesammelt hatte, wie durch eine Notariatsakte bewiesen wurde, wieder vor, und Carl X. war so glücklich, bei seiner Krönung damit gesalbt werden zu können; dieß hinderte indessen nicht, daß ihn die Franzosen zum drittenmal fortjagten. — Rheims, das ungefähr 30,000 Einwohner zählen mochte, ist zum Theil gut gebaut und hat mehrere schöne Straßen und Plätze, es ist Colberts und Linguets Vaterstadt. In der Nähe liegt der berühmte Sillery, der den besten weißen Champagner hervorbringt, den man aber nur selten ächt bekommt. Von hier reiste ich über Chalons sur Marne, Bar le Duc, Toul und Nancy nach Straßburg, wo ich ein Quartierbillet auf drei Tage bei einem Kaufmann Hecht im Kupferhof erhielt und sehr gut aufgenommen wurde, auch gestattete man mir noch länger in diesem Quartier zu verbleiben, so daß ich bis zu meiner Abreise nach Frankfurt in demselben wohnte. Madame Hecht war eine hübsche junge Frau, auch musikalisch, und ihr zu Liebe verschob ich meine Abreise um einige Wochen. In ihrer Gesellschaft besuchte ich Straßburgs Sehenswürdigkeiten, an ihrer Hand bestieg ich den Riesenthurm des Münsters, und besah mit ihr das

ſchöne Monument des Marſchalls von Sachſen in der proteſtantiſchen St. Thomaskirche. Auch die Ruprechtsau und andere Promenaden, ſo wie das Theater, wo damals deutſche und franzöſiſche Comödie geſpielt wurde, beſuchten wir miteinander. In Straßburg traf ich einige alte Bekannte. Talma gab gerade Gaſtrollen ſammt ſeinem Schüler David, der jedoch dem Meiſter keine große Ehre machte, ſodann traf ich einen alten Schulkameraden, der zu gleicher Zeit mit mir in Breitenſteins Penſion zu Homburg geweſen und ſich dem Kaufmannsſtand gewidmet hatte. Durch dieſen lernte ich den nicht verdienſtloſen Schauſpieler Vogel und deſſen Gattin, eine hübſche und gute Sängerin, kennen, mit denen ich manchen vergnügten Abend zubrachte. Während meiner Anweſenheit fand ſich auch der Herzog von Berry, auf ſeiner Rundreiſe durch Frankreich, daſelbſt ein, wußte ſich aber wenig beliebt zu machen, und man fand ſeine affektirten martialiſchen Manieren etwas lächerlich und karrikaturartig, zudem waren die Straßburger, ſo wie der ganze Elſaß, wüthende Napoleoniſten, und haßten die Bourbons, alſo gerade das Gegentheil von den Bewohnern des ſüdlichen Frankreichs. Zu ſeinem Unglück war der Herzog von Berry noch obendrein die unſchuldige Urſache des Todes des ſehr beliebten Präfekten von Straßburg. Dieſer war ihm nämlich eine große Strecke entgegengefahren, wurde mit ſeinem Wagen umgeworfen, wobei das Gefäß ſeines Degens ihm tief in die linke Seite eindrang und ihn ſo ſchwer verletzte, daß er ſchon 24 Stunden darauf ſeinen Geiſt aufgab. Dieſen unglücklichen Zufall ſchob man dem unbeliebten Herzog in die Schuhe, den man um ſo cordialiter verwünſchte. Nichtsdeſtoweniger fanden die vorbereiteten Empfangsfeierlichkeiten ſtatt, aber kaum daß man hie und da bei ſeinem Einzug zu Pferde ein halblautes, ſchüchternes vive le roi hörte; doch war der Ball, der ihm zu Ehren gegeben wurde, ſo wie das Feuerwerk recht brillant; was mich aber von all den Feierlichkeiten am meiſten anſprach, war die impoſante Illumination des Münſters, bis in die höchſte Spitze ſeines Rieſenthurmes, der ſich in den Sternen zu verlieren ſchien, ein majeſtätiſches Nachtgemälde.

Endlich fand ich doch, daß es Zeit ſey, das Vaterhaus einmal wieder zu ſehen und erbat mir von dem Commandanten, General Baron Debüraur Urlaub zu einer Reiſe nach Frankfurt, der mir auch ohne Umſtände bewilligt wurde. Ich nahm Abſchied von der Familie Hecht und Vogel, verſprach erſterer, ſpäteſtens binnen

drei Monaten wieder zurückzukommen und fuhr den 12. October 1814 über die Rheinbrücke nach Kehl und von da über Rastatt nach Karlsruhe, wo ich auf Veranlassung meines Vaters den alten Freund meines Oheims, Scholz, der sich in Karlsruhe häuslich niedergelassen hatte, besuchte und ein Paar Tage verweilte. Wrede hatte, wie man zu sagen pflegt, sein Schäfchen ins Trockene gebracht, und zwar von Scholzischem Geld, das er besonders bei Güter-Ver- und Erkäufen, die er für den Freund besorgt hatte, auf die Seite zu bringen gewußt. Er hatte mich zuletzt als einen Knaben von zwölf Jahren gesehen, und war ganz erstaunt, einen ziemlich sonnverbrannten, wildaussehenden Soldaten in mir zu finden, er war an eine ziemlich häßliche Bremerin verheirathet, von der er zwei artige Kinder hatte. Von ihm erfuhr ich manche mir noch unbekannte Familien-Angelegenheiten. Scholze war noch nicht lange auf seinem Gut Silg, eine Sandwüste in der Nähe von Hamburg, die ihm Freund Wrede für ungeheures Geld hatte kaufen helfen, an dem seine Kinder über 100,000 Thaler einbüßten, gestorben. Die vier Töchter waren in Bremen und Hamburg verheirathet, aber keine besonders glücklich, obgleich alle ziemlich reiche Männer hatten. Henriette und Mina hatten viele Anbeter, Sophie, die einen Bremer Senator, Namens Horn zum Mann hatte, war seit ihrem ersten Wochenbett beständig krank und bettlägerig, und Hannchen, die jüngste, in ihren ersten Wochen gestorben. Den 17. October fuhr ich von Karlsruhe mit der Diligence nach Frankfurt ab. In dem Wagen befand sich ein allerliebstes junges Mädchen, die Tochter eines badischen Beamten aus Rastatt, das zu seinen Verwandten zum Besuch nach Frankfurt reiste, und neben mir saß. Nachdem die Dämmerung eingetreten war, wurden wir bald so vertraut, daß wir die ganze Nacht Arm in Arm miteinander zubrachten. In Heidelberg kamen wir gegen Mitternacht an und ließen uns, während man umspannte und auspackte, ein Zimmer und etwas zu essen geben, worauf wir im Taumel des Vergnügens beinahe das Abfahren des Postwagens verpaßt hätten, wenn uns nicht der Hausknecht mit rauher Stimme und Klopfen daran erinnert hätte. Wir setzten nun die Reise in der Art wie wir sie begonnen weiter fort, und trieben das süße Spiel, während die andern Passagiere, unter denen noch zwei Damen, schliefen, con amore fort. Längs der Bergstraße sahen wir auf allen Höhen große Feuer emporlodern, und als ich fragte, was dies zu bedeuten

habe, ward mir die Antwort, es ſey zum Andenken an den, den 18. October von den Alliirten bei Leipzig errungenen großen Sieg über Napoleon (18. October 1813). Als es zu grauen begann, ſchliefen wir etwas ermüdet ein, und wachten erſt bei dem Anhalten in Darmſtadt wieder auf. Nachdem wir endlich Neu-Iſenburg paſſirt hatten, durch den Frankfurter Wald kamen, und ich die Sachſenhäuſer Warte und nun jeden Augenblick neue, mir wohl bekannte Gegenſtände und Orte erblickte, welche in meiner frühen Kindheit oft das Ziel unſerer Spaziergänge und der Tummelplatz unſerer Spiele und Freuden geweſen, da wurde es mir doch ganz wunderlich ums Herz, das allmählig ſtärker zu pochen begann. Ich ſah nun Frankfurt mit dem mir ſo wohl bekannten Taunusgebirge im Hintergrunde, das ſich von der Sachſenhäuſer Warte ganz beſonders maleriſch ausnimmt, ſich vor mir ausbreiten, ſtaunte den ehrwürdigen alten bemoosten Pfarrthurm an, der mich etwas mürriſch zu bewillkommnen ſchien, fuhr durch das Affenthor, über die Mainbrücke, am goldnen Gickel vorbei, in den Rahmhof, ſprang aus dem Wagen, Alles im Stich laſſend, meiner hübſchen Reiſegefährtin kaum ein Lebewohl auf Wiederſehen zurufend, rannte nach dem väterlichen Haus und lag in den Armen meiner mich erwartenden Eltern und Geſchwiſter, nach neun langen Jahren, in denen ich ſo viel erlebt und mitgemacht, und ſich ſo Manches verändert hatte. Staunend ward ich von meinen Lieben und ſogar dem Geſinde, gleich einem halben Wunderthier, umringt.

VI.

Feier des 18. Octobers zu Frankfurt am Main. — Verfaſſungswehen dieſer Stadt. — Franzoſenhaß daſelbſt. — Diverſ. — Ein Feſt auf dem Sandhof. — Napoleons Rückkehr von der Inſel Elba. — Ich entſchließe mich in preußiſche Dienſte zu treten. — Abreiſe nach Berlin.

Es war der erſte Jahrestag der Schlacht von Leipzig, als ich in den Nachmittagsſtunden in meiner Vaterſtadt eintraf, wo es faſt ſchien, als wäre die ganze Stadt von der Tarantel ge-

ſtochen; auf den Straßen, Plätzen und aus vielen Häuſern wurde fortwährend geſchoſſen, ſogar Frauen und Mädchen drückten Piſtolen ab, man ſchimpfte und verwünſchte auf gut frankfurteriſch die Franzoſen, und die guten Frankfurter waren ſämmtlich gewaltige Franzoſenfreſſer geworden, ſobald jene weg waren. Auf dem Römerberg und dem Roßmarkt waren Altäre errichtet, an welchen die liebe Schuljugend von ihren Monarchen angeführt, Dank- und Lobgeſänge für die glückliche Befreiung von der Regierung des Fürſten Primas plärrte. Den Abend war die Stadt erleuchtet und allenthalben waren Transparente angebracht, die zum Theil wunderliche Dinge darſtellten und ſehr komiſche Sprüche enthielten. — So hatte unter andern ein reicher Bäcker, Namens Binding, einen ungeheuern Kuchen auf ſeinem Transparent dargeſtellt, den die Franzoſen auf der einen Seite attaquirten, während er und ſeine Geſellen dieſelben mit Schaufeln auffingen und in den Backofen ſchoben. Unter dieſem Transparent las man die Worte:

Ich bin ein luſtiger Bäcker;
Für die franzöſiſchen Lecker
Aber back' ich keine Kuchen mehr,
Sie müſſen all' in meinen Backofen her.

Und doch hatte der Mann ſein Geld hauptſächlich durch die Franzoſen gewonnen. Auch die Bürgermiliz paradirte dieſen Tag unterm Gewehr neu uniformirt, aber mit dem Marſchiren wollte es noch nicht recht gehen, und von der Reiterei, einigen 30 Mann, die meiſtens auf erbärmlichen Lehnkleppern ritten — mit dem Reiten ſah es noch ſchlimmer als mit dem Marſchiren aus — fiel mehr als einer ſogar von ſeiner Roſinante herab, oder ſtürzte mit derſelben. Dieſes Militär hatte ein wahrhaft grimmig gutmüthiges Anſehen, indeſſen las man in Frankfurter Blättern oder Correſpondenzartikeln doch viel von dem martialiſchen Ausſehen und der militäriſchen Haltung und dito Geiſt dieſer Miliz. Die Frankfurter hatten aber auch ein Bataillon Freiwillige errichtet, um den Feldzug von 1814 in Frankreich mitzumachen, ſie bekämen zwar den Feind nicht zu ſehen, dies war jedoch nicht ihre Schuld. Ein ſtarker und anhaltender Regen, der ſich am Abend des 18. Octobers zeitig einſtellte, machte der Illumination ein ſchnelles Ende, Lichter und Transparente erloſchen, nachdem ſie kaum angezündet waren.

Als in der verwandtſchaftlichen Sippſchaft meine Ankunft

bekannt wurde, warteten die meiſten Vettern und Muhmen nicht ab, bis ich ihnen meine gehorſamſte Aufwartung machte, ſondern ſie fanden ſich bei Zeiten ſelbſt ein, um das zurückgekommene Wunderthier, das als noch unbärtiges Kind ausgezogen und nun als bärtiger, ſonnverbrannter Mann nach ſo manchen überſtandenen Gefahren wiedergekehrt war, in Augenſchein zu nehmen, zu bewillkommnen und anzuſtaunen. Nicht Theilnahme, ſondern Neugierde war die Triebfeder dieſer überartigen Zuvorkommenheit, und des läſtigen Fragens und Geſchwätzes war kein Ende, ſo wie ich mit Einladungen zu Mittag- und Abendeſſen wahrhaft überſchüttet wurde. Viele der ältern Bekannten waren in die ewige Heimath gegangen, unter ihnen auch meine Großeltern väterlicher Seits, der alte Oberſt Schulter, Göthes Oheim, und meine Tante Feierlein, die ehemalige Scholz, ſammt ihrem zweiten Mann, dem Doctor Feierlein. Dieſer hatte ſich ſeinen Tod bei einer Audienz, die er als guter Redner an der Spitze einer Deputation von Frankfurter Bürgern bei Kaiſer Franz II. hatte, um denſelben für die Wiederherſtellung der freireichsſtädtiſchen Freiheit Frankfurts zu gewinnen, geholt. Die Herren mußten nämlich in einem eiskalten Vorzimmer des Thurn- und Taxisſchen Palais, in welchem der Kaiſer wohnte, in dünnem Frack, kurzen Beinkleidern, ſeidenen Strümpfen und Schuhen ein Paar Stunden antichambriren, bevor man die Gnade hatte, ſie vorlaſſen, wodurch ſich mein Oheim Feuerlein eine ſo ſtarke Erkältung zuzog, daß er kurze Zeit darauf ſtarb, und ſo das Opfer ſeines Patriotismus und Rednertalents wurde. — Mein Oheim Weller, derſelbe der vor einigen zwanzig Jahren, in der kitzlichen Angelegenheit der Frankfurter Deputirten zu Paris, nach dieſer Stadt gereist war und die Herren aus ihrer fatalen Lage gezogen hatte, trat, nachdem der Großherzog von Frankfurt, Fürſt Primas, entflohen und deſſen Regierung ſich aufgelöst hatte, einſtweilen proviſoriſch an die Spitze der Adminiſtration der Stadt Frankfurt, da ſich in der allgemeinen Verwirrung, als die Verbündeten die Stadt beſetzten, Niemand vorfand, der ſich dieſelbe in einer ſo kritiſchen Lage zu vertreten getraute, ſo wie den ungeheuren Anforderungen von allen Seiten zu begegnen, namentlich war es das Einquartierungsweſen, deſſen Regulirung die meiſten Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten verurſachte. Da eine Zeitlang die Hauptquartiere der Kaiſer von Rußland und Oeſtreich und des Königs von Preußen, nebſt ihrem

zahlreichen Generalstab, viele andere Souveraine und fürstliche Personen, ein Heer von Generalen und Stabsoffizieren, über 30,000 Mann ꝛc. ꝛc. in der Stadt selbst lagen, so daß man nicht selten Pferde im ersten Stock der Häuser durch die Fenster schauen sah. Zum Dank für seine Bemühungen wollte man Weller, als man wieder einen Senat fabricirte, zum Mitglied desselben ernennen, er aber dankte für die Ehre und begab sich, um ihr aus dem Weg zu gehen, nach Rom, wo er sich mit seiner Gattin, einer sehr liebenswürdigen, talentvollen und geistreichen Frau, über ein Jahr aufhielt, und dort viele deutsche Künstler unterstützte, auf deren Ersuchen eine ziemliche Anzahl Gemälde bestellte, größtentheils vorausbezahlte, und von den wenigsten dann die schon bezahlten Werke erhielt, wodurch er große Summen einbüßte, da er auf der andern Seite, er hatte eine große Kunsthandlung und Druckerei, für die wenigen Bilder die ihm geliefert wurden, und die er an Wiener Adelige verkaufte, kein Geld erhalten konnte.

Die Einwohner Frankfurts hatten sich trotz der mehr als siebenjährigen Regierung des Fürsten Primas, wenig oder nicht verändert, desto mehr aber die Stadt selbst, deren Festungswerke, Wälle, Bastionen und Mauern während der Zeit demolirt, die Gräben ausgefüllt und in sehr anmuthige und geschmackvolle Promenaden verwandelt worden waren.

Vierzehn Tage nach meiner Ankunft war ich endlich gottlob! von allen Basen und Neugierigen der Reihe nach abgefüttert. Das Unangenehmste bei diesen, der Familienverhältnisse wegen nicht gut abzuschlagenden Einladungen, war daß ich die ewigen Schimpfereien auf die Franzosen und den menschenfreundlichen Fürsten Primas wiederkäuen hören mußte; auch war man einfältig genug, fast alles was unter dessen Regierung Löbliches und Nützliches geschehen und verordnet worden, wieder abzuschaffen und statt dessen die alten Albernheiten, Spießbürgerlichkeiten und Erbärmlichkeiten wieder aus der reichsstädtischen Rumpelkammer hervorzuholen, um sie so viel als möglich dem neuen freistädtischen Kram anzupassen. Die ganze Stadt lag in den Verfassungswehen, unter deren Geburtsschmerzen sie sich krümmte und geberdete, daß es zum Erbarmen war; es dauerte Jahre lang bis dieses Monstrum, diese Mißgeburt einer republikanischen Constitution endlich durch eine Art Kaiserschnitt zu Tage gefördert wurde. Gleich beim Beginnen der großherzoglichen Regierung waren alle Privilegien einzelner Per-

ſonen und Familien daſelbſt aufgehoben worden, ſo wie daß die ſogenannten Patrizier oder adeligen Familien kein ausſchließliches Recht zu Aemtern noch zu Dienſten und Würden mehr haben ſollten, wogegen man mehrere unter ihnen mit dem Kammerherrnſchlüſſel, Hoffähigkeiten und ähnlichen Dingen tröſtete. Dieſe wollten aber nun, da ſie Schlüſſel und Fähigkeit eingebüßt, wieder in ihre alten Rechte oder vielmehr Vorrechte eingeſetzt ſeyn und auf eine gewiſſe Zahl Stellen im Rath oder Senat Anſpruch machen, wozu ſie jedoch eher ihre größere wiſſenſchaftliche Bildung, Kenntniſſe und Fähigkeiten, als ein angemaßtes Vorrecht berechtigt hätte, namentlich war es das Haus Limpurg, das ſich gewaltig und oft burlesk genug um dieſes Vorrecht ſtritt, und es regnete Broſchüren in dieſen Angelegenheiten, die es hinſichtlich des Styls, der Anmaßung, der Unbeholfenheit, Plumpheit und lächerlichen Impertinenz noch mit den Behörden, Urtheilen und Verfügungen der Frankfurter Gerichte aufnehmen konnten, bei denen man eine ſtupide Grobheit durchaus für unzertrennlich von der amtlichen Würde hält.

Man ſuchte damals auch in Frankfurt ſeinen Patriotismus und Franzoſenhaß durch altdeutſche Tracht der Welt kund zu thun, dies hielt aber nicht lange an, auch wurde dieſe Tracht nie allgemein, da ſie zu koſtſpielig und alſo nur für Reiche war, die damit in Geſellſchaften und auf Bällen prangten, namentlich die Damen mit altdeutſchen Häubchen, Ketten und dergleichen. Der Franzoſenhaß ging ſo weit, daß man jetzt jedes franzöſiſche Wort, oder das man dafür hielt, denn auch lateiniſche und italiäniſche Ausdrücke wurden oft dafür genommen, aus der Unterhaltung verbannt wiſſen wollte, und dennoch deren in aller Unſchuld unzählige einmiſchte, ſie für ächt deutſch haltend. Mit franzöſiſchen reiſenden Kaufmannsdienern wollte man ſich nicht in geſchäftliche Unterredungen mehr einlaſſen, wenn ſie nicht deutſch ſprechen konnten, doch beſann man ſich eines Beſſeren, ſobald man ſich merkantiliſche Vortheile davon verſprach. Einige Frauenzimmer machten ſogar patriotiſche Gedichte, unter denen die eines Fräuleins Jaſſoi, Tochter eines der berühmteſten Advokaten, wirklich ausgezeichnet, deſto jämmerlicher aber die ihrer zahlreichen Nachahmerinnen waren, und all dieſes Zeug wurde in den Abendgeſellſchaften meiſt von den Verfaſſerinnen vorgeleſen oder karrikaturartig deklamirt. Dieſe deutſche Wuth war in eine Epidemie ausgeartet und ſprach aller

geſunden Vernunft Hohn: am beſten ſtanden ſich die Wirthe dabei, bei denen jetzt gar mancher Schoppen auf das Wohl des Vaterlandes und pereat den Franzoſen mehr geleert wurde. Einen armen franzöſiſchen Tanzmeiſter, Namens Lepitre, der ſchon lange Jahre den Beinen und Füßen der Frankfurter Schönen Gelenkigkeit beigebracht hatte, wollte man ſchlechterdings aus der Stadt geſchafft wiſſen; glücklicherweiſe nahmen ihn einige angeſehene Familien, worunter die Bethmann'ſche und ihr großer Anhang, die nicht von der allgemeinen Raſerei befallen waren, und bei denen er Tanzunterricht gab, in Schutz, aber viele Franzoſen und Franzöſinnen, unter denen auch Gouvernanten und Bonnes, die man hatte kommen laſſen, wurden fortgeſchickt. Die altdeutſchen Kleider, Röcke, Barrette, ſilbernen Hoſenketten waren die Abzeichen des neuen Germanenthums. Wie weit vernünftiger waren nicht die Preußen, welchen doch faſt allein Deutſchland ſeine Befreiung von fremdem Joch zu verdanken hatte, die gleich Helden und Löwen geſtritten und unſägliche Opfer gebracht hatten, und denen das franzöſiſche Raubgeſindel am ärgſten mitſpielte. Selbſt in Berlin, wohin ich mich bald begeben ſollte, war keine Spur von ſolchen Albernheiten und Abgeſchmacktheiten zu finden, und man ſprach ganz vernünftig, ohne eine lächerliche Wuth zu affectiren, über die Franzoſen und ihr Weſen, obgleich man ſich ſeiner großen Verdienſte um Deutſchlands Befreiung bewußt, aber wohl gerade deßhalb um ſo beſcheidener war. Glücklicherweiſe verflog der Frankfurter patriotiſche Rauſch bald wieder, die Wehen der zu ſchaffenden Verfaſſung beſchäftigten allmählig die Gemüther immer mehr, und als bald darauf Napoleon von der Inſel Elba landete, ging es wie 1792 nach der Ermordung der franzöſiſchen Soldaten, Niemand wollte mehr ſo berauſcht geweſen ſeyn. Ich hatte mich indeſſen wenig an dieſen Unſinn gekehrt, doch wurde ich im Innern erbittert, als ich nach und nach die Unbilde erfuhr, welche ſich die Franzoſen in Deutſchland und namentlich in Preußen, aller Rechtlichkeit und Menſchenwürde Hohn ſprechend, erlaubt hatten, auch hatte Napoleon ſchon durch ſeine Abdankung in Fontainebleau unendlich in meinen Augen verloren, er hätte ſich gleich Friedrich dem Großen bis auf den letzten Mann ſeiner Haut wehren müſſen, denn er hatte noch weit mehr Hilfsmittel als jener zu ſeinen Dienſten, aber freilich nicht deſſen Genie. Was mich am meiſten empörte, war die feige Ermordung des Buchhändlers Palm und das

niederträchtige Erschießen der Offiziere von dem Corps des braven Schill, so wie daß er dessen Soldaten, die doch nur wie jeder Soldat, ihrem Vorgesetzten gehorchen mußten, unter das Raub- und Mordgesindel auf die Galeeren von Toulon schickte.

In der Regel ging ich in Frankfurt in Civilkleidern aus und steckte mich nur dann und wann, bei besondern Gelegenheiten in meine französische Uniform, was selbst die Meinigen sehr ungern sahen, weil sie fürchteten, es könne mir böse Händel zuziehen, da ich aber die königlich französische weiße Cokarde trug, also in Diensten des von den Verbündeten selbst eingesetzten Königs stand, so glaubte ich keinen Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu seyn, auch widerfuhr mir, obgleich ich öfters preußischen Offizieren und Soldaten begegnete, wie zu erwarten war, nicht das mindeste. Eines Tages aber, als ich in Uniform an dem Haus vorüberging, in welchem ein östreichischer Major, Namens Schröer, als Etapekommandant sein Büreau hatte, kam mir ein östreichischer Corporal nachgesprungen und sagte mir: der Herr Major verlange mich zu sprechen. Ich hieß ihn einen Augenblick warten, zog meine Schreibtafel heraus, und schrieb mit Bleifeder die Adresse meiner Wohnung auf ein Stückchen Papier, das ich dem Corporal zustellte und ihm sagte: er möge dies nur seinem Herrn Major bringen und ihm sagen, daß ich in der Regel jeden Morgen bis 10 Uhr zu Haus zu treffen sey. Da der Corporal, das Blättchen in der Hand haltend, noch immer zauderte, so wiederholte ich ihm nochmals, daß er dies nur seinem Major zuzustellen habe und nun gehen könne. Somit glaubte ich die Sache abgemacht, den andern Tag erhielt ich aber ein Schreiben von dem östreichischen Vicegouverneur, dem General Grafen von Hardegg, der sich noch in Frankfurt aufhielt und in einem uns befreundeten Haus einquartiert war, durch welches mich derselbe einlud, mich zu ihm zu verfügen. Ich war unschlüssig was ich thun sollte, indessen begab ich mich auf Zureden meiner Familie zu dem Herrn Vicegouverneur, dessen erste Frage nach den gebräuchlichen Bewillkommnungen war: ob ich den Dienst nicht kenne?

— Den französischen vollkommen, um den östreichischen habe ich mich niemals bekümmert, Herr General.

— Warum haben Sie sich nicht bei dem Major Schröer gemeldet? —

— Ich wußte nicht einmal, daß noch ein östreichisches Com-

mando hier sey, und würde es dann noch für überflüssig gehalten haben, ich bin ein geborner Frankfurter.

— Sie haben sehr gegen den Dienst gefehlt, bei uns würde so etwas streng bestraft werden.

— Unglücklicherweise oder glücklicherweise habe ich nicht die Ehre in östreichischen Diensten zu stehen.

— Sie haben sich über Ihren Urlaub auszuweisen.

— Nichts leichter als dies.

Ich überreichte dem General meinen Urlaubsschein, den mir der Commandant von Straßburg, Divisionsgeneral Desbüreaux, in französischer Sprache ausgestellt hatte.

Hardegg that als lese er denselben, indem er ihn brummend mit den Augen durchlief, und ihn mir dann mit einem: »das ist ganz gut!« zurückstellte. Ich hatte Mühe, dem guten General nicht ins Gesicht zu lachen, da ich wußte, daß er eben so wenig französisch als chinesisch verstand, und nur östreichisches Deutsch sprach. Er erlaubte sich indessen noch einige Aeußerungen über das französische Militairwesen, und sagte unter anderm, er begreife gar nicht, wie man noch einige Anhänglichkeit an einen solchen Sauschwanz und Spitzbuben, wie der Napoleon sey, haben könne, worauf ich erwiederte: »Was das französische Militairwesen anbetrifft, so glaube ich allerdings, daß es Niemand besser aus Erfahrung zu schätzen wissen wird, als die Oestreicher, was aber den Napoleon anbelangt, so ist es mir unbegreiflich, wie Ihr Kaiser einem solchen Spitzbuben seine Tochter zur Frau geben konnte.

— Jo 's hat halt ämol so seyn müsse, versetzte der General, dem ich mich nun lächelnd empfahl, nachdem ich ihn noch gefragt, ob er hinsichtlich meiner Person genügend befriedigt sey, und er sein: 's'is halt so gut, erwiedert hatte.

»Der hat's halt hinter den Ohren sitzen,« äußerte sich derselbe, von mir redend, gegen seinen Hauswirth, aber er soll nur nit so viel in seiner französischen Uniform herumlaufen, sonst könnt' er bald Händel mit den preußischen Offizieren bekommen, die sich hier aufhalten, hatte er noch hinzugesetzt. Herr H.... hinterbrachte uns diese Aeußerungen, worüber ich lachte, und den letzten Punkt auf mich nahm. Einige Tage darauf traf ich im rothen Haus auf einem Cassinoball mit dem Herrn General, der in rothen Hosen steckte, und dem Major Schröer zusammen, auch befanden sich mehrere preußische Offiziere daselbst. Ich war in meiner französi-

schen Uniform, obgleich mich meine ebenfalls wüthend deutsche Schwester versichert hatte, ich würde in derselben kein einziges Mädchen finden, das mit mir tanze, und Händel bekommen. Glücklicherweise ging keine dieser Prophezeihungen in Erfüllung, der Major Schröer schien mich zu meiden, General Hardegg sprach sogar ein Paar freundliche Worte mit mir, die preußischen Offiziere benahmen sich wie Ehrenmänner und ich unterhielt mich lange mit ihnen, auch Tänzerinnen fand ich mehr als ich hätte befriedigen können, und unter ihnen manche Bekannte aus meiner Kindheit, wie Caroline Th... u. s. w. Man wollte durchaus die französischen graziösen Contretänze von diesen Bällen verbannt wissen, dennoch gelang es mir mit Hilfe einiger hübschen Frauen, trotz dem Widerstreben wüthender Deutschthümler, sie zu Stande zu bringen. Besonders war es die schöne Frau des Banquiers von Bethmann, eine Holländerin, die mit ihrem Anhang und ihren Damen die französischen Tänze in Schutz nahm, und obgleich in einer sogenannten altdeutschen Tracht, deren Stoff weißer Sammet mit Goldstickerei war, fast nur französische Quadrillen tanzte, was ihr um so leichter wurde, da sie viele Anbeter hatte. Kurz darauf gab Herr von Bethmann ein großes Fest auf einem seiner Güter in Frankfurts Nähe, das der Sandhof genannt wurde und früher eine öffentliche Wirthschaft war. Die Fete war äußerst glänzend und mit einem ungeheuern Aufwand, sowohl bei der Decorirung der Gemächer als an Speisen und Getränken veranstaltet. Mehr als Tausend Personen waren eingeladen worden, und zwar aus allen Ständen, so auch sämmtliche Handwerksleute, die für das B.'sche Haus arbeiteten, mit ihren Frauen, was dem Fest freilich einen eigenen Anstrich verlieh. Frau v. B. und ihre beiden Hofdamen, Fräulein v. Idstein und Frau v. St. George empfingen alle Gäste in einem im Garten des Sandhofs aufgeschlagenen Zelt, sie waren alle drei in große schwarzsammtne Mäntel gehüllt, die Jahreszeit war schon ziemlich vorgerückt, und sahen so den drei Masken im Don Juan ähnlich. Herr v. Bethmann, der kurz vorher einen kleinen Strauß mit dem wieder bestehenden Frankfurter Senat gehabt, hatte über das Hauptthor des Eingangs am Sandhof ein Transparent mit den Worten: »Thue recht und scheue Niemand« setzen lassen, was zu allerlei Bemerkungen Anlaß gab. Nicht weniger als vier Büffets waren in verschiedenen Gemächern errichtet, wo man sich Eis und alle mögliche Getränke

und die köſtlichſten Weine, ſo wie Süßigkeiten nach Belieben fortwährend konnte reichen laſſen, was ſich manche der Geladenen ſo ſehr zu Nutzen machten, daß ihre Köpfe ſchwer wurden, und ſie das Gleichgewicht verloren. Um Mitternacht ſetzte man ſich zu Tiſch, nachdem vorher noch ein Feuerwerk abgebrannt worden war. Auch hier fand ich wieder alte Jugendfreundinnen, theils verheirathet, theils noch ledig, und mit einigen, wie Lilli O.... knüpfte ich die frühere Bekanntſchaft wieder an und verlor mich ein halbes Stündchen mit ihnen in dem Garten et l'un contemplait la terre, l'autre le firmement etc. Das Feſt dauerte bis zum hellen Tag, wo ich mit von den letzten Gäſten, in einem Nachen auf dem Main nach Frankfurt zurückfuhr.

Damals kamen zahlreiche Transporte von Franzoſen, die aus der ruſſiſchen oder preußiſchen Gefangenſchaft heimkehrten, durch Frankfurt. Eines Tages hatte einer derſelben auf ein Bild des Kaiſers Franz, das an einem Bilderladen auf der Zeil ausgehängt war, geſpieen, und dabei einige Schimpfworte ausgeſtoßen; dies hatte ein öſtreichiſcher Corporal geſehen, der den Frevler gleich zu dem Major Schröer brachte, dieſem das Vergehen rapportirte, worauf derſelbe dem Franzoſen fünfzig angemeſſene Stockprügel aufzuzählen befahl. Der arme Teufel machte gewaltige Anſtrengungen und Faren, um ſich der Prügelſuppe zu entziehen, aber der Corporal, ein Ungar, ſagte zu ihm: Lek di nur hin, Camerad, helf all nix, ein klan Viertelſtund, und Alles is vorbei, und der Franzoſe bekam die fünfzig auf ächt öſtreichiſch aufgezählt.

Nachdem ich ungefähr 6 Wochen in Frankfurt verweilt hatte, machte ich einen Beſuch in Homburg bei meinem guten alten Oheim Oberpfarrer, bei dem ich 14 Tage recht angenehm zubrachte, und dem es ein großes Vergnügen gewährte, wenn ich ihm von meinen Feldzügen und Abenteuern, wobei ich freilich die galanten sub silentium überging, erzählte. Hier ſuchte ich die mir theuern Tummelplätze meiner Kindheit und alte Bekannte wieder auf, und wurde von allen freundlich aufgenommen. Mein alter Lehrer Breitenſtein war mit einem halben Dutzend Kinder geſegnet und hatte eben ein dickes Buch gegen Frankreich und das franzöſiſche Volk geſchrieben, deſſen Titel mir entfallen iſt, aus dem er mir aber zu meinem Leidweſen ganze Capitel vorlas, die ich mit der größten Langeweile anhörte. Deutſchland war damals mit einer Sündfluth ſolcher Brochüren und Bücher überſchwemmt, die alle einen

glühenden Franzoſenhaß, aber auch viel baaren Unſinn athmeten, das des Oberhofpredigers Breitenſtein war nicht ohne Geiſt, aber viel zu gedehnt und voluminös.

Mein guter Oheim meinte, es ſey denn doch beſſer, daß ich Offizier geworden ſey, als Comödiant; ich erwiederte ihm: lieber Herr Onkel, am Ende ſind wir doch alle nur die Schauſpieler unſers Herrgottes, ob in ſchwarzer, bunter oder farbiger Jacke, und er lächelte mir Beifall zu, ohne etwas zu entgegnen.

Auch bei Hof ſtellte er mich dem Landgrafen und der Frau Landgräfin vor, von denen ich ſehr freundlich aufgenommen, und während meines Aufenthaltes in Homburg häufig zur Tafel geladen wurde. Eine meiner ehemaligen Geliebten, Eleonore von Brandenſtein war jetzt Hofdame der Landgräfin, aber ſchon ziemlich verblüht, eben ſo Frau v. B., die viele Kinder gehabt; was thun neun Jahre nicht!

Unterdeſſen kam die Weihnachtszeit, das liebe Feſt aus meiner Kindheit, heran, ich freute mich, daſſelbe wieder einmal im Schooß meiner Familie feiern zu können, und brachte daſſelbe mit ſeinen Beſcheerungen recht vergnügt zu. Die Meinigen drangen unterdeſſen in mich, meinen Abſchied aus franzöſiſchen Dienſten zu nehmen und in die einer deutſchen Macht zu treten, wozu man ſchon Mittel finden würde, mir den Weg zu bahnen; ich verſpürte keine große Luſt, einen ſolchen Schritt zu thun, bat aber, bevor mein Urlaub um war, um dreimonatliche Verlängerung deſſelben, die ich auch ohne Umſtände erlangte. Theils war es die Annehmlichkeit, nach ſo langer Zeit wieder ein trauliches Familienleben zu genießen, das es denn trotz allen kleinen Neckereien doch war, theils waren es einige Damenbekanntſchaften, die mir dieſe Verlängerung meines Aufenthaltes in Frankfurt wünſchenswerth machten, und unter denen eine war, die mich mehr als gewöhnlich feſſelte; da es eine junge ſchöne, an einen ſehr reichen Kaufmann verheirathete Frau war, deſſen Familie alle ihre Schritte genau beobachtete, ſo hatten wir uns ſehr in Obacht zu nehmen, und der alte ehrliche Pfarrthurm, oder vielmehr deſſen finſtere Stiegen, waren der Ort unſerer geheimen Zuſammenkünfte; während ich gerade in den Thurm ging, machte ſie den Gang durch die Domkirche dahin. Auch mit noch einigen andern Damen hatte ich Rendez-vous in dieſem verſchwiegenen Gemäuer, wovon ſich die lieben Frau Baſen Frankfurts nichts träumen ließen.

Auf dieſe Art ging mir der Winter in Frankfurt, Homburg und Offenbach auf eine ziemlich angenehme Weiſe herum, ich beſuchte fleißig die Bälle, machte manchmal eine Jagdpartie mit, und führte ſo zu ſagen ein wahres Schlaraffenleben, während der Congreß in Wien brütete und die Nachrichten von daher keinerlei Erwartungen entſprachen, zu langweilen begannen, und Frankfurt noch immer in ſeinen Verfaſſungswehen lag.

Eines Vormittags als ich eben ein Pferd beſtiegen hatte um nach Homburg zu reiten, fand ich die Straßen Frankfurts äußerſt bewegt und mit ungewöhnlich viel Menſchen angefüllt, die alle einen rennenden Schritt führten; beſonders nahm ich dies über die Zeil reitend wahr. Hier begegnete ich einem Bekannten, den ich fragte, was dieſer Tumult bedeute? „Wie, Sie wiſſen nicht, erwiederte derſelbe, Napoleon iſt wieder in Frankreich gelandet! — Iſt's möglich? — Ganz gewiß, die officielle Nachricht davon iſt vor einer Stunde per Eſtaffete eingetroffen. — Sind Sie deſſen gewiß? — Kein Zweifel mehr, ich habe es aus der erſten Hand. — Ich machte ſchnell Rechtsumkehrt, und ſtatt nach Homburg, ritt ich wieder heim, und brachte den Meinigen, die noch beim Frühſtück ſaßen, brühheiß die große Neuigkeit, worüber ſie nicht wenig ſtaunten und die ſie zu glauben Mühe hatten; bald ſtellte ſich jedoch die Wahrheit derſelben über allen Zweifel heraus, und die noch denſelben Tag ankommenden Pariſer Journale meldeten die Landung des „tollen Abenteurers Bonaparte,“ der zur Stunde indeſſen wohl ſchon in einem Gefängniß der Provence ſitzen werde. Den andern Tag las man jedoch in denſelben Blättern, daß der General Bonaparte, zu dem einige Haufen gewiſſenloſes Militär und Geſindel übergegangen ſeyen, gegen Lyon marſchire, wo er nicht ermangeln könne, das Ziel ſeines abenteuerlichen Unternehmens zu finden. Die nächſten Zeitungen berichteten die Ankunft des Erkaiſers zu Lyon und daß er gegen Grenoble ziehe, und wenige Tage ſpäter hieß es in obigen Journalen, Se. Majeſtät der Kaiſer Napoleon ſind unter dem Jubel des beglückten Volkes in Frankreichs Hauptſtadt eingerückt. — Ich war unter dieſen Umſtänden, da mein Urlaub ohnehin bald zu Ende war, entſchloſſen, nach Straßburg zurückzukehren. In Frankfurt herrſchte jetzt große Beſtürzung, man glaubte die Franzoſen ſchon wieder vor den Thoren, und die ängſtlichen Gemüther machten es wie vor einigen zwanzig Jahren, keiner wollte über Napoleon geſchimpft, keiner

einen Freudenſchuß gethan haben. Ich traf Anſtalten, um baldigſt nach Frankreich abzureiſen, obgleich meine Verwandten alles mögliche thaten, mich davon abzuhalten. Als ich reiſefertig war, miethete ich mir einen Wagen nach Carlsruhe, nahm Abſchied von den Meinigen und fuhr gegen 8 Uhr Morgens von Haus ab. Als ich aber zu Sachſenhauſen an das Affenthor kam, welches ich paſſiren mußte, hieß man den Kutſcher ſtill halten und ein öſtreichiſcher Unteroffizier trat an den Schlag und fragte mich nach meinem, von dem Etapekommandanten unterzeichneten Paſſirſchein, und da ich ihm ſagte, daß ich ein ſolches Ding nicht kenne, ſo erklärte er mir, daß ich nicht paſſiren könne; in dieſem Augenblick trat auch der Platzadjutant aus der Wachtſtube und kündigte mir an, daß ich Stadtarreſt habe und, wenn ich nicht mein Ehrenwort gebe, die Stadt nicht ohne Erlaubniß der Militärbehörden verlaſſen zu wollen, dieſer ſich ſofort in ſtrengen Arreſt verwandeln könne. Hierüber aufgebracht, ſagte ich, dies ſeyen Gewaltſtreiche, die man ſich gegen mich erlaube, gegen die ich proteſtire, u. ſ. w. Dies half aber alles nichts, und man machte Miene, mich zu verhaften; ich ließ den Kutſcher umwenden, und wollte es verſuchen zu einem andern Thor hinaus zu kommen, aber eine Ordonnanz ſetzte ſich auf den Bock und ich mußte auf die Commandantur fahren. Hier ſtellte ich den Major Schröer wegen dieſem Verfahren zur Rede, dieſer zuckte aber die Achſeln, ſprechend: daß er auf höhern Befehl handle; »Sie ſind in franzöſiſchen Dienſten, ſetzte er hinzu, und ich habe Befehl vom General Hardegg, kein franzöſiſches Militär unter den jetzigen Umſtänden mehr nach Frankreich zurückgehen zu laſſen, eine Colonne franzöſiſcher Gefangener, die geſtern hier ankam und heute weiter ſollte, muß gleichfalls zurückbleiben.« — Aber mein Gott, ich bin ja kein Kriegsgefangener, ſondern auf Urlaub. — Das macht halt nix, Sie ſind's ämal in franzöſiſchen Dienſten und müſſens da bleiben; wenn Sie mir aber Ihr Ehrenwort geben wollen, die Stadt nicht zu verlaſſen, ſo können's frei in derſelben umhergehen, wohin Sie wollen. — Ich wollte ihm eben etwas derb antworten, als ſich die Thür des Büreaur öffnete und General Hardegg hereintrat, der mir das Nämliche wiederholte; ich mußte mich fügen, wollte ich nicht Arreſt auf der Hauptwache erhalten. Als ich nun wieder zu Hauſe ankam, empfingen mich meine Geſchwiſter lachend, und es wurde mir bald klar, was mein jüngſter Bruder, der mir beim Weggehen

lächelnd zugerufen hatte: ich nehme keinen Abſchied, wir ſehen uns doch bald wieder, damit hatte ſagen wollen. Meine Familie war nicht ohne Mitſchuld an dem was mir ſo eben begegnet war. Zwei Tage darauf kam mein Oheim von Homburg und drang in mich, ich ſolle ſuchen in preußiſche Dienſte zu kommen, er nehme es auf ſich, mir eine Anſtellung in denſelben zu verſchaffen; das Hirngeſpinnſt des Erbadels, oder wenigſtens deſſen Vorrechte ſeyen aus den Reihen des preußiſchen Heeres verſchwunden, ich würde von der Landgräfin und ihm die beſten Empfehlungen an die Prinzeſſin Wilhelm erhalten, eine glänzende Carriere in Preußen könne mir nicht fehlen, und dies ſeyen die Truppen, die ſich im letzten Feldzug am tapferſten geſchlagen, in der öffentlichen Meinung am höchſten ſtünden und allgemein geehrt würden. Ich erwiederte, daß ich vorerſt unmöglich darauf eingehen könne und wenigſtens einige Tage Bedenkzeit haben müſſe. Er lud mich jetzt ein, mit ihm nach Homburg zurückzufahren und wieder ein Paar Tage bei ihm zuzubringen, während denen ich mich hinlänglich beſinnen könne. Als ich ihm bemerkte, daß ich die Stadt nicht verlaſſen könne ohne die Erlaubniß der Militärbehörde, zog er eine ſolche nebſt einem gedruckten Paſſirſchein für mich aus der Taſche. Ich nahm nun die Einladung an und fuhr mit dem guten Onkel nach Homburg, wo ich diesmal von der landgräflichen Familie mit der ausgezeichnetſten Freundlichkeit aufgenommen wurde, und wo ich den Herrn von Balthazar, der Sohn deſſen, der früher als Emigrant mit ſeiner Familie in Homburg gelebt, ebenfalls jetzt zum Beſuch an dem gaſtfreundlichen Hof antraf, und der eines Tages an der Tafel erzählte, daß er es geweſen, der 1810 aux français die Orange auf die Bühne geworfen, in welcher ein Louisd'or in Papier eingewickelt war, auf dem die Worte: **gardez le Louis et jettez l'ecorce (le corse)**, geſtanden.

Als ich wieder eines Tags an der Tafel ſpeiste und man beim Deſſert ächten Tokaier-Ausbruch, den der Erbprinz von Homburg ſeinen Eltern von Wien geſchickt, der einzige den ich wohl je ächt getrunken, ſervirte, ſagte die Prinzeſſin Auguſte zu mir: Nicht wahr, Herr Hauptmann, Sie werden dem Corſen nicht wieder dienen? — Dieſe Frage ſetzte mich in keine geringe Verlegenheit, und war mit ſo unendlicher Liebenswürdigkeit ausgeſprochen, daß es mir nicht möglich war, ſie anders als mit einem: »Nein, Durchlaucht!« beantworten zu können. Jetzt war es ausge-

ſprochen, mein Oheim triumphirte, wir fuhren zuſammen nach Frankfurt zurück, wo der gute Mann meine Eltern mit den Worten anredete: Einen Franzoſen habe ich mitgenommen und einen Preußen bringe ich zurück. Nun war der Jubel in der ganzen Familie groß, es regnete Gratulationen, man gab mir abermals Feten, und bald darauf befand ich mich, mit den beſten Empfehlungsſchreiben von dem Landgrafen, der Prinzeſſin Auguſte und meinem Oheim an die Prinzeſſin Wilhelm und guten Wechſeln verſehen, auf dem Weg nach Berlin.

So war denn die erſte Hauptabtheilung des Luſt- und Trauerſpiels meines Lebens beendigt; die zweite, wenn auch weniger thatenreich, doch toll und unterhaltend genug, ſollte beginnen.

VII.

Reiſe von Frankfurt nach Berlin. — Gelnhauſen. — Die Schlachtfelder bei Lützen. — Leipzig. — Die Meſſe. — Ein Paar Harfenmädchen. — Eine Parthie nach Giebichenſtein. — Wittenberg. — Treuenbrietzen. — Berlin. — Prinzeſſin Wilhelm. — Die Theater. — Iffland und Devrient. — Potsdam und ſeine Schlöſſer. — Graf Luſt und Friedrich der Große. — Sansſouci. — Das neue Schloß. — Eine alberne Klatſcherei. — Ein bübiſcher Studentenſtreich. — Urania. — Meine Anſtellung. — Die Familie Pokwiſch. — Anekdoten vom Kronprinz. — Ich ſoupire mit ſechs Damen. — Eine Künſtlerhaushaltung. — Das Inſtitut Bernhard. — Die Tabagien. — Eindruck der Schlacht bei Waterloo. — Das Opernhaus. — Das Zeughaus. — Das Schloß. — Frankfurt an der Oder. — Dresden. — Die Elbbrücke. — Das grüne Gewölbe. — Das Brühl'ſche Palais. — Das große Opernhaus. — Rückkehr nach Berlin. — Abreiſe nach Colberg.

Es war im April 1815 als ich zum Zweitenmal meine Vaterſtadt verließ, um dieſelbe Laufbahn wieder anzutreten, und ich hoffte ſie im Vertrauen auf meine hohe Protektion recht glänzend zu beginnen. Außerdem hatte ich während meines Aufenthaltes in Frankfurt allerdings eine große Vorliebe für das

preußiſche Militär, für dieſes Land und ſeinen wackern und ſo rechtlichen König gefaßt, die deſto größer wurde, je mehr ich die Groß- und Heldenthaten der preußiſchen Nation, die ich jetzt erſt in Erfahrung gebracht und kennen gelernt hatte, zu bewundern gezwungen war, ſo wie ich auf der andern Seite das Benehmen Napoleons und ſeiner Lieutenante gegen dieſes Volk und ſeinen Herrſcher verachten und verabſcheuen mußte. Seit des macedoniſchen Philipps Zeiten hatte man nicht mehr erlebt, daß ſich ein Staat, der ſeinem völligen Ruin ſo nahe war, in ſo kurzer Zeit wieder auf einen ſo hohen, Ehrfurcht erregenden Standpunkt der Macht und der Wohlhabenheit geſchwungen hätte. Macedonien und Preußen, welches man füglich das nordiſche Macedonien nennen könnte, ſind ſich in manchen Dingen, und namentlich in kriegeriſcher Tapferkeit, ähnlich.

Ich trat die Reiſe nach Leipzig per Extrapoſt mit einem Kaufmann aus Elberfeld, Namens Rittershauſen, ein Bekannter von unſerm Haus, an. Wir kamen ohne Unfall bis vor Gelnhauſen, wo uns die Vorderachſe des Wagens brach, was einen Aufenthalt von mehreren Stunden verurſachte, den ich benutzte, die Ueberreſte von Barbaroſſas (Friedrich I.) altem Pallaſt, das St. Petersmünſter und das Dreifaltigkeitsſtift zu beſuchen. Die alte Burg des nur ſchlafenden Kaiſers liegt in einem ſchönen Thal auf einer Inſel der Kinzig, von der man ringsherum eine ſchöne Ausſicht auf Wälder, Berge und Hügel hat. Die Ruinen der Kaiſerburg ſind großartig, ja coloſſal; im innern Hof iſt Barbaroſſas Bild mit einem langen Bart, von rothem Stein angebracht; noch ſind dicke Thürme, Säle, Hallen und Kapellen, ziemlich gut erhalten, vorhanden. Gothiſche, mauriſche und toskaniſche Baukunſt iſt hier angebracht, und aus dem Ganzen ſpricht eine gewaltige Zeit. Die Burg wurde erſt im dreißigjährigen Kriege zerſtört.

Nachdem unſer Wagen reparirt war, fuhren wir weiter, aßen in Fuld bei einer ſehr niedlichen Wirthin, die ſich Frau Knips nannte, zu Abend, verſprachen ihr das baldige Wiederkommen, worauf ich einen Abſchiedskuß a compte von ihr erhielt. — In Eiſenach zeigte man uns die von dem Springen eines Pulverwagens der retirirenden Franzoſen ſehr beſchädigten Häuſer. Ueber 50 Perſonen hatten bei dieſer Gelegenheit das Leben eingebüßt; die zerriſſene Bruſt eines ſchönen jungen Mädchens, das durch dieſe Exploſion zerſchmettert worden, war an einem Fenſter hängen ge-

blieben. — Ich bewog hier meinen Reisegefährten einen Abstecher auf die nahegelegene Wartburg zu machen, wo wir das von Luther bewohnte Zimmer, sammt dem Dintenkler besahen, den der wackere Mönch machte, als er dem Teufel sein Dintenfaß an den Kopf warf. Wir besuchten auch die Kirche, auf deren Kanzel Luther 1521 während seines hiesigen gezwungenen Aufenthaltes gepredigt hatte, und man zeigte uns die Rüstung des Prinzenräubers Kunz von Kaufungen.

In Gotha besah ich während der Umspannung das dortige Schloß. — In Erfurt bekam ich weder die berühmte große Glocke, noch eine andere Merkwürdigkeit, den Dom ausgenommen, zu sehen, auch Luthers Celle im Augustinerkloster blieb mir verschlossen, dagegen wohnte ich am Abend einer Vorstellung der Teufelsmühle im Theater bei, die so schlecht war, daß ich sie nicht zu Ende sehen mochte. — Weimar, das ich schon kannte, reizte meine Neugierde so wenig, als ich Lust hatte Göthe nochmals einen Besuch abzustatten. — Naumburg interessirte mich wegen seinen Erlebnissen in dem Hussitenkrieg. Hier besuchte ich die dreithürmige Domkirche mit ihren Alterthümern; die unterirdischen Gewölbe zu sehen hatte ich eben so wenig Zeit, als die nahen Ruinen des Bergschlosses bei Schönburg, wo einst Ludwig der Springer residirte, zu besteigen. Das schöne Schloß Neu-Augustusburg sahen wir nur im Vorüberfahren bei Weißenfels auf einem Berg liegen. Bei Lützen aber konnte ich unmöglich vorüber, ohne dessen berühmte Schlachtfelder zu besichtigen, so sehr auch mein, mit türkischem Garn handelnder Merkursdiener dagegen protestiren mochte. Die Stelle, wo 1632 Gustav Adolph gefallen, war mit einem einfachen Stein bezeichnet und von einigen Pappeln umgeben, auch das Schlachtfeld, wo vor kaum anderthalb Jahren, 1813, Napoleon noch gegen die Russen und Preußen gekämpft hatte, und wo Prinz Leopold von Homburg geblieben war, hielt mich fast eine Stunde auf; ich hätte mich noch länger verweilt, hätte ich nicht gefürchtet, daß Rittershausen vor Ungeduld den Wagenkasten einstampfen möchte.

In Leipzig kamen wir gerade zur Meßzeit an. Da dies das Ziel meines bisherigen Reisegefährten war, so trennte ich mich jetzt von diesem und legte den Rest der Reise mit einem jungen Mann aus Darmstadt zurück, der in Berlin seine medicinischen Studien vollends beendigen wollte, und mit unserer Familie befreundet war. Wir beschlossen jedoch, uns ein Paar Tage in Leipzig

zu verweilen. Das Meßgewühl daſelbſt war außerordentlich, und weder Frankfurt noch Beaucaire oder Sinigaglia können in Vergleich damit kommen. Es war ein Gewirre, eine Geſchäftigkeit, ein Wühlen und eine Maſſe von Menſchen aus allen Gegenden Europas, die nicht zu beſchreiben, namentlich bemerkte ich auch viel Griechen, Türken und Armenier, ſogar Aſiaten hier; die Frankfurter Meſſe iſt in der That nur ein Jahrmarkt dagegen, beſonders iſt der Handel und Umtauſch en gros von der größten Bedeutung. Daß das Schlachtfeld vom 18. October, auf dem Deutſchlands Befreiung von fremdem Joch erkämpft wurde, mich mehr als alles andere anzog, war natürlich, auch irrte ich einen ganzen Tag mit einem Führer auf demſelben umher, konnte aber keine genügende Auskunft auf meine Fragen von dieſem erhalten. Die durch einen armen Mineur-Corporal, nach den napoleoniſchen Bülletins ſo ſehr zur Unzeit geſprengte Brücke über die Pleiſſe betrachtete ich längere Zeit, bedenkend, an welche Zufälle ſich oft das Ungeheuerſte, das Schickſal der Reiche und Nationen knüpft. Mit Wehmuth erfüllte mich aber die Stelle, wo Poniatowsky ſeinen Tod in der Elſter fand. Das Denkmal des ehrlichen Gellert, deſſen Fabeln mich als Kind ſo ſehr ergötzt hatten, in der Johanniskirche ſuchte ich, ſo wie deſſen Grab auf dem Johanniskirchhof auf, eben ſo das des Jablonowsky in der katholiſchen Kirche. Auch Auerbachs Keller, aus dem der Teufelsbeſchwörer Fauſt auf einem Faß geritten, konnte ich nicht unbeſucht laſſen. In dem Theater ſah ich nur eine Vorſtellung, es war Klingemanns Moſes, der ſehr mittelmäßig gegeben wurde.

Wir beſahen alle Meßraritäten, und beſuchten einige öffentliche Gärten, in denen es recht luſtig zuging, in einem derſelben waren ein Paar blutjunge, recht hübſche böhmiſche Harfenmädchen, von denen die jüngere ſang und eine ſilberhelle Glockenſtimme hatte, auch trug ſie mit viel Feuer und Ausdruck vor. Ich lud ſie ein, den Abend in den Gaſthof, wo ich logirte, zu kommen, wo ſie reichlich beſchenkt wurden, da ich für ſie ſammelte und ſelbſt einige Achtgroſchenſtücke auf den Teller warf. Ich hatte mir vorgenommen, einen Abſtecher nach Halle, oder vielmehr nach dem mir hiſtoriſch und theatraliſch ſo merkwürdigen Giebichenſtein zu machen, und lud die beiden Mädchen ein, mit von der Parthie zu ſeyn, um auf der alten Bergveſte den Klang ihrer Harfen und ihre Stimme ertönen zu laſſen. Die Fahrt dahin war recht munter, aber die

Ruinen der alten Burg sagten mir nicht zu, weil ich durch sie von der gänzlichen Unmöglichkeit, daß Ludwig von ihnen einen Sprung in die Saale hinab habe machen können, überzeugt wurde, da die Ufer des Flusses noch eine zu weite Strecke von dem Felsen, auf dem das Schloß liegt, entfernt sind. Unwahrscheinlich ist es auch, wie mehrere Geschichtsschreiber annehmen wollen, daß seit jener Zeit die Saale ihren Lauf so sehr verändert habe; man würde Spuren davon entdecken und ein solches, nicht unwichtiges Ereigniß würde sich in Chroniken aufgezeichnet finden. Das Wahrscheinlichste an der Sache ist, daß seine bestochenen Wächter ihn entlaufen ließen, und dann zu ihrer Rechtfertigung die Mähr von dem Sprung erfanden.

Die Aussicht von dem hohen Giebichenstein ist wunderschön, auf den Ruinen der Veste sitzend, nahm ich ein kleines Mahl mit meinen hübschen Harfenistinnen ein, wobei wir ein Paar Flaschen von Leipzig mitgenommenen Champagner leerten, unter dem freien Himmel sangen und überaus fröhlich waren. Bis zur Dämmerung brachten wir hier zu und kamen erst gegen Mitternacht wieder in Leipzig an, wo ich die Mädchen, denen ich eine Stube in meinem Gasthof geben ließ, bei mir behielt und wir noch ein leckeres Souper unter Schäkereien einnahmen und dann bis zum Grauen des Morgens jubelten und uns vergnügten ꝛc. Ich entließ jetzt die Mädchen, die mir mittheilten, daß sie die Absicht hätten, nach der Messe nach Berlin zu gehen, um dort ihr Glück zu versuchen, und wo sie hofften mich wieder zu finden. Ich reiste den sechsten Tag nach meiner Ankunft in Leipzig mit einer Retourgelegenheit dahin ab. Der Weg ging meistens durch Sand, so daß man fast immer Schritt fahren mußte, was mich zwar ungeduldig machte, aber mir dennoch keine Langeweile verursachte, da ich alle mögliche Bilder der Vergangenheit und einer wahrscheinlichen Zukunft an meiner Einbildungskraft vorübergehen ließ. Ueberhaupt habe ich in meinem Leben von meiner frühesten Kindheit an nie gewußt, was Langeweile ist, ausgenommen wenn ich das Unglück hatte, mit einfältigen Leuten zusammen zu seyn, die mich durch ihr Geschwätz langweilten, aber allein ist die Fülle meiner Gedanken immer so groß, daß sie vollkommen ausreicht, und au dela.

Auf der preußischen Grenze wurde Coffer und Paß sorgfältig gevrüft, jedoch alles mit großer Artigkeit und Delikatesse von Seiten der königlich preußischen Zollbeamten, und ohne die

mindesten Chicanen, ob ich gleich noch als französischer Offizier auf meinem Paß angeführt war. In Wittenberg, das die Preußen vor kaum 18 Monaten im Sturm von den Franzosen erobert hatten, wobei der französische Commandant, General Lapoipe, mit dem Degen in der Hand im Schloß gefangen worden war, besuchte ich die Schloßkirche, in welcher Luther und Melanchthon und Friedrich der Weise begraben liegen. Lucas Cranach war hier Apotheker und Bürgermeister, das Altarblatt der Marienkirche ist von ihm. Zu Treuenbritzen, das ehedem nur Britzen hieß, und das Prädicat Treu erhielt, weil seine Bürger ihrem Fürsten auch dann noch treu blieben, als der falsche Waldemar erschien, besah ich das Rathhaus, in welchem jenes Ereignisses in einer lateinischen Inschrift erwähnt ist. Hier ist auch der Kapellmeister Himmel geboren, der Fanchon den deutschen Ohren durch seine liebliche Composition so angenehm zu machen verstand. Von hier aus hielt ich mich nirgends mehr als ein Paar Stunden in Potsdam auf und traf den zweiten Tag nach meiner Abfahrt von Leipzig in Berlin ein, wo wir durch das schöne Brandenburger Thor fuhren, auf welchem jetzt die berühmte Quadriga wieder thronte, die Napoleon nach Paris hatte schleppen lassen, die aber die Preußen bei ihrem ersten Gegenbesuch daselbst wieder heim schickten und auf den ihr gebührenden Standpunkt stellten. So viel schöne Städte und Gebäude ich auch schon gesehen hatte, so war ich dennoch bei dem Anblick des Brandenburger Thores, der Ansicht der Linden und des schönen Platzes zwischen diesen und dem Thor überrascht. Ich fuhr nach dem mir empfohlenen Gasthof, der Stadt Rom, der auf der linken Seite der Linden liegt.

Von Leipzig bis hierher hatte ich sehr unangenehmes, rauhwindiges Wetter gehabt, das mir einen starken Schnupfen und Catarrh verursachte; dennoch ließ ich mich schon am andern Morgen bei Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Wilhelm von Preußen, geborne Prinzessin Mariana von Hessen-Homburg, anmelden und wurde noch den nämlichen Tag auf das Schloß beschieden, wo ich mich en grande tenue in französischer Uniform einfand, der hohen Dame meine Empfehlungsschreiben von ihren Verwandten ausgestellt, überreichte, und sehr gnädig aufgenommen wurde. Ich habe wenig Frauen gesehen, die ein würdevolleres, edleres, ja majestätischeres Ansehen gehabt hätten, als diese Prinzessin, dabei hatte sie dennoch etwas überaus Wohlwollendes und

Freundliches in ihren edlen Zügen und eine große aber erhabene Einfachheit in ihrem Benehmen: welch ein Unterschied zwischen dieser Dame, so wie überhaupt der meisten deutschen Fürstinnen mit den neugebackenen Prinzessinnen der Familie Buonaparte, die auch nicht die mindeste Achtung einzuflößen im Stande waren, während man bei dem Anblick der Prinzessin Wilhelm von Ehrfurcht und Hochachtung durchdrungen war, so daß trotz ihrer großen Schönheit kein unlauterer Gedanke aufkommen mochte. Sie erkundigte sich bis auf die kleinsten Details nach allem was ihre Familie in Homburg betraf, so wie nach meinem guten Oheim daselbst, auch hatte sie die Gnade mir mitzutheilen, daß sie bereits in meiner Angelegenheit auf Veranlassung meines Oheims an den sich mit dem König bei dem Congreß zu Wien befindlichen Kriegsminister von Boyen geschrieben und befriedigende Antwort hinsichtlich meiner Anstellung erhalten habe, die wohl nicht lange ausbleiben werde, und sie hoffe, daß ich eine glänzende Carriere in der preußischen Armee machen werde, ich müsse aber jetzt auch ächt deutsche und preußische Gesinnungen zeigen. Sie erinnerte sich der jugendlichen Spiele im Schloßgarten zu Homburg, so wie daß ich als Knabe manchen tollen Streich verübt, erzählte mir, daß sie fortwährend in vertrautem Briefwechsel mit meiner Cousine Henriette in Bremen stehe, und daß diese sie öfters in Berlin besuche und dann bei ihr im Schloß wohne. Sie entließ mich endlich mit der Versicherung, daß sie für mich thun werde was ihr möglich sey. Ueber diesen Empfang vergnügt, empfahl ich mich, mußte aber, da sich mein Catarrh sehr verschlimmerte, mehrere Tage das Zimmer hüten, während welchen ich Muße hatte, das Treiben und Wogen unter den Linden gehörig zu beobachten, meine Bemerkungen anzustellen und mich einstweilen theoretisch, das heißt durch Bücher, mit Berlin bekannt zu machen. Lange hielt ich aber diesen Zimmerarrest nicht aus, sondern folgte den nächsten Sonntag Nachmittag der zahllosen Menge der schönen und nicht schönen Welt, die an meinem Fenster vorüber dem Brandenburger Thor zuströmte und sich in dem Thiergarten und unter den Zelten verlor. Die Berlinerinnen, bei denen Schönheit und zierlicher Wuchs keine Seltenheit, sind meistens sehr elegant und mit Geschmack gekleidet, und wenn sie auch gerade nicht die zierliche Grazie der Pariserinnen besitzen, so sind sie doch durch ihre weit größern körperlichen Reize um so anmuthiger, und ich fand seltene Schönheiten unter ihnen.

Als ich mich auf der Polizei meldete und der Inspektor in meinem Paß das Wort »französischer Capitain« las, machte er große Augen, examinirte mich umständlich über meine Verhältnisse, wo mein letzter Aufenthalt gewesen u. s. w., namentlich kam es ihm unglaublich vor, daß ich zuletzt in Corfu gestanden und nun preußische Dienste suche. Er verließ mich, um, wie es mir schien, höhere Instructionen einzuholen; nach einer guten halben Stunde kam er zurück und ertheilte mir eine Aufenthaltskarte auf 14 Tage mit der Weisung, dieselbe, wenn sie abgelaufen, erneuern zu lassen. Indessen merkte ich doch soviel, daß man mich unter geheime polizeiliche Aufsicht stellte, und deßhalb Verordnungen gab. Mit einem Wort hätte ich allerdings das polizeiliche Mißtrauen beseitigen können, allein ich konnte und durfte meine hohe Beschützerin unmöglich auf der Polizei namhaft machen. Die Verehrung, welche der Prinzessin Wilhelm damals in Berlin und in ganz Preußen gezollt wurde, grenzte an Vergötterung, sie hatte sich aber auch unter den schwierigsten Verhältnissen auf eine Weise benommen, welche diese Verehrung vollkommen rechtfertigte. Nicht nur daß sie sich fast all ihres Schmuckes und Geschmeides beraubt hatte, um es zu Gunsten des bedrängten Vaterlandes zu verwenden, und auf das einfachste lebte, so daß ihr Tisch nicht besser bedient war als der eines gewöhnlichen Bürgersmannes, um desto mehr für das allgemeine Beste spenden zu können, sondern sie selbst hatte fast täglich die Lazarethe besucht, den Verwundeten Trost gebracht, Muth eingesprochen, sie beschenkt, und deren Verpflegung und Verbindung beaufsichtigt. Eines Tages hatte sich einer der Verwundeten bei ihr beschwert, daß ihn ein Feldscheerer, den er denselben Morgen schon zweimal darum angesprochen, noch immer nicht verbunden, und er große Schmerzen habe. Sie wandte sich sogleich an den eben am Bette des Verwundeten vorübergehenden Chirurgus, ihn deßhalb zur Rede stellend; dieser, der die hohe Dame nicht kannte, gab ihr zur Antwort: »Die Weiber sollen sich um ihre Waschkessel und nicht um die Lazarethe bekümmern, geh' Sie in Ihre Küche.« — Einer der Wärter stieß den Grobian am Arm und flüsterte ihm zu: »Mein Gott, was machen Sie, es ist ja Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Wilhelm.« — Der Chirurgus war starr, wollte sich entschuldigen, aber die Prinzessin sagte: »Es ist unnöthig, thun Sie in Zukunft Ihre Schuldigkeit.« — So oft die hohe Dame in einen solchen Lazarethsaal trat, war es dem

Verwundeten und Kranken, als erſchiene ihnen ein ſegenbringender Engel des Himmels.

Acht Tage nach meiner Ankunft kam auch mein Bedienter, den ich in Frankfurt zurückgelaſſen, mit zwei Reitpferden an, welche ich noch vor meiner Abreiſe daſelbſt gekauft, weil mir in Homburg inſinuirt worden war, daß ich in Berlin mit einigem Glanz auftreten müſſe, wenn ich einigermaßen reüſſiren wolle. Ich machte nun Beſuche und gab die mitgebrachten Empfehlungsſchreiben ab, unter denen an Hufeland und von Uhden waren, welche mir aber außer Einladungen zu Diners und Thees, wenig nützten. Eines Vormittags, als ich mit dem Wirth des Hôtels eine Converſation anknüpfte, erzählte mir derſelbe lächelnd, daß ſich anfänglich die Polizei außerordentlich um mein Thun und Treiben bemüht habe, aber es jetzt gewiß unterlaſſen werde, da er den Herren mitgetheilt, daß ich ſchon einigemal in das Schloß zur Prinzeſſin Wilhelm, königliche Hoheit, citirt worden. Ich ſagte ihm nun den Grund, warum wohllöbliche Polizei ſo ſehr um mich beſorgt ſey, nämlich daß man mich wahrſcheinlich für einen franzöſiſchen oder vielmehr napoleoniſchen Spion gehalten habe. Uebrigens aber wurde ich, ſo wenig wie jeder andere Fremde, in Berlin auch nicht im mindeſten von der Polizei mit Lächerlichkeiten und Erbärmlichkeiten moleſtirt, wie dies im Oeſtreichiſchen und beſonders in Wien der Fall iſt, wo jeder Fremde eine Art peinliches Verhör durchzumachen hat, um ſeine Privatverhältniſſe bis in die kleinſten und kleinlichſten Details befragt wird, ſich darüber auszuweiſen hat, ob er auch hinlängliche Mittel beſitzt, die Koſten der wenigen Tage ſeines Aufenthaltes in der Kaiſerſtadt zu beſtreiten, und was dergleichen Abſurditäten mehr ſind. Ueber das furchtbare Unglück, wenn unter tauſend Reiſenden einmal einer Oeſtreich auf ein Paar Tage zur Laſt fiele! wahrlich, nach dem Verfahren der öſtreichiſchen Polizei ſollte man glauben, ſo ein Vorfall ſetze die Exiſtenz der ganzen Monarchie auf's Spiel.

In Erwartung meiner Anſtellung, beſichtigte ich Berlins Merkwürdigkeiten, worunter das Schloß, das Zeughaus, der Platz am Opernhaus, mit der katholiſchen Kirche im Hintergrund, links die Bibliothek, gegenüber die Univerſität die vorzüglichſten waren. Schauſpiel und Oper waren damals vortrefflich beſetzt, zwar war Iffland ſchon todt, aber durch Devrient, den viele Perſonen jenem noch vorzogen, vollkommen erſetzt. Bei Iffland war alles hohe

Kunſt, vollendetes Studium, auch ſpielte er jede Rolle einmal wie das andere, alle ſeine Bewegungen, ſeine Schritte und Mienen waren faſt mit mathematiſcher Genauigkeit abgemeſſen, in dieſer Scene dieſer Rolle trat er ſicher um keine Linie mehr vor- oder rückwärts, als das Erſtemal daß er ſie ſpielte, jede Geberde war vor dem Spiegel eingeprägt, während Devrient ganz Genie, ſo ſpielte, wie es ihm das Gefühl des Moments eingab, daher er auch durch ſein Feuer weit mehr das Publikum hinriß, als es Iffland vermocht hatte. Ferner waren Mattauſch, Blume, Beſchort, Fiſcher, Wurm, die Damen Milderhauptmann, Schulze, Devrient, und vor allen die liebenswürdige Demoiſelle Düring, ſpätere Stich, in der vollen Blüthe ihrer Kunſt und ihrer Jugend. — Ich machte nun einen Ausflug nach Potsdam, das mir wegen ſeinen Erinnerungen an Friedrich den Großen ſo ſehr intereſſant war; außerdem hatte ich das Empfehlungsſchreiben an den ehemaligen Geſandten Friederichs, den Grafen Luſi, abzugeben, welches mir der Graf Mocenigo in Corfu mitgegeben hatte, und von dem ich nicht geglaubt, jemals Gebrauch zu machen. Luſi nahm mich mit außerordentlicher Freundlichkeit auf, ließ ſogleich meine Effekten und Pferde in ſeine Behauſung bringen und beſtand darauf, daß ich während meines Aufenthaltes in Potsdam, der wenigſtens 14 Tage dauern, bei ihm wohnen und mit ſeinem Tiſch vorlieb nehmen müſſe. Ein ſonderbarer Zufall wollte, daß während ich bei ihm in Potsdam wohnte, ſein Sohn, der damals als Premier-Lieutenant bei der königlich preußiſchen Garde ſtand, als dieſe durch Frankfurt kam, bei meinen Eltern einquartiert war. — Der alte Luſi war ein Grieche von Geburt, und konnte ſich nicht genug nach ſeinem Vaterland, das er in langer Zeit nicht mehr geſehen, bei mir erkundigen. Leider war ich außer Stand, ihm die gewünſchte Auskunft geben zu können, da ich, die Inſel Corfu und die Küſten Albaniens ausgenommen, von Griechenland keine andern Gegenden kannte; dennoch ſprach der alte Graf gerne und viel von ſeinem Vaterland, und ich konnte ihm nicht genug von Corfu erzählen. Die Weiſe, auf welche Graf Luſi des großen Friedrichs Bekanntſchaft machte und in deſſen Dienſte kam, iſt ſeltſam genug, und ein Beweis ſowohl von Luſi's Scharfſinn als wie ſehr der große Monarch es verſtand, die Leute zu wählen, die für ſeine Dienſte und Abſichten am paſſendſten waren, eine ſchwere Aufgabe, die nur ausgezeichnete Männer zu löſen verſtehen. Hier

was mir der alte Luſi ſelbſt deßhalb mittheilte. Friedrich der Einzige hatte in einer Berliner Zeitung, ich entſinne mich nicht mehr welche Verfügung einrücken laſſen, zu gleicher Zeit aber noch einige andere diplomatiſche und politiſche Maßregeln ergriffen, hieraus combinirte und errieth der Graf äußerſt ſcharfſinnig des Königs geheime Zwecke und Abſichten und machte ſie in der Zeitung von Venedig bekannt. Friedrich, dem dieſer Artikel von ſeinem Geſandten zugeſchickt wurde, gab dieſem Befehl, alles anzuwenden, um deſſen Verfaſſer herauszubekommen, was demſelben auch à force d'or gelang. Er war erſtaunt, daß ein ihm ganz unbekannter Graf derſelbe geweſen, denn er hatte geglaubt, der Artikel ſey durch Verrath von Perſonen aus ſeinem Cabinet in die Hände des Zeitungsredakteurs gekommen. Friedrich wandte ſich jetzt mittelbar an den Grafen ſelbſt und vermochte dieſen zu einer Reiſe nach Berlin. Als er Luſi perſönlich kennen gelernt, fragte er ihn eines Tages, durch welche Mittel er ſeine Abſichten errathen? — Luſi erwiederte ihm: Ew. Majeſtät haben dies und jenes in ihren Zeitungen abdrucken und dabei dieſe und jene Demarchen machen laſſen, wodurch es mir möglich wurde, was Sie damit beabſichtigten zu errathen. — Friedrich war über Luſi's Scharfſinn verwundert, bat ihn in ſeine Dienſte zu treten, was der Graf annahm, und in denſelben eine glänzende Carriere machte.

Obgleich ſchon ſehr bejahrt und auch kränkelnd, war Luſi doch ſo gütig, ſelbſt den Ciceroni zu machen und mir Potsdams Merkwürdigkeiten zu zeigen und zu erklären. Er führte mich in den Schlöſſern umher, und bei jeder Stelle, an welcher Friedrich der Große geweilt, irgend etwas verrichtet, mit ihm einige gewichtige Worte geſprochen, erinnerte er ſich deſſen, und erzählte mir mit großer Selbſtzufriedenheit, wie ihn der große Mann häufig um ſeine Meinung befragt. Im Schloß ließ er mich den Marmorſaal, die Marmorgallerie, den Speiſeſaal, die Marmortreppe bewundern, auch die Zimmer ließ er öffnen, welche der liebenswürdigen, 1810 verſtorbenen Königin Louiſe gehört hatten, ſo wie die des Königs. Das Schloß bildet ein längliches Viereck, das einen großen Hof einſchließt, der Haupteingang deſſelben iſt am Markt. Dieſes Schloß wurde erſt 1701 vollendet und ſteht auf der Stelle einer alten Burg, von der man noch Kunde hat. Friedrich der Einzige hat aber erſt die Gebäude in der Schönheit und Pracht, in der ſie ſich jetzt befinden, hergeſtellt. Auch in Sansſouci und deſſen weit-

läufigen Gärten führte mich mein vornehmer Ciceroni umher, und hier wiederholte er wohl Hundertmal mit selbstgefälliger aber verzeihlicher Eitelkeit: auch auf dieser Stelle hatte ich eine Unterredung mit Friedrich.

Potsdam mit seinen vielen Schlössern, es zählt deren nicht weniger als fünf, ist die zweite Residenz des Königreichs, und liegt an der Havel auf dem Potsdamer Werder; es wird in die Alt- und Neustadt eingetheilt und hat 5 Vorstädte. Ueber den Kanal, der durch die Stadt fließt, führen 7 zum Theil sehr schöne Brücken. Die Zahl ihrer Einwohner mochte mit der starken Garnison, es lagen mehrere Garderegimenter zu Fuß und zu Pferde hier, die aber in dem Augenblick schon nach Frankreich abmarschirt waren, 30,000 Seelen betragen. In uralten Schriften wird diese Stadt, oder vielmehr das damalige Dorf Pozdupimi genannt, was in slavischer Sprache so viel als: »unter den Eichen« bedeutet; der Ort war ursprünglich der Aufenthalt wendischer Fischer, die ihre Hütten an dem Ufer der Havel erbaut hatten. In Urkunden vom 10ten Jahrhundert wird er noch ein Dorf, in denen vom 14ten aber schon eine Stadt genannt. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm und König Friedrich Wilhelm I. vergrößerten und verschönerten beide Potsdam und machten zuerst die Stadt bedeutend, aber erst durch Friedrich den Großen erhielt sie ihre jetzige Berühmtheit und ihre Prachtbauten. Dieser Monarch ließ über 600 Privathäuser daselbst erbauen, so wie das vor der Stadt liegende Schloß Sans-souci und das nahegelegene neue Schloß. Das Marmorpalais am heiligen See, so wie das Lustschloß auf der Pfaueninsel, das Schauspielhaus und noch viele andere Gebäude verdanken jedoch Friedrich Wilhelm II. ihr Daseyn; Friedrich Wilhelm III. hat auch nicht wenig zur Verschönerung Potsdams beigetragen und manche sehr nützliche und wohlthätige Anstalten daselbst gegründet. Die Stadt hat im Allgemeinen schöne und breite Straßen und 7 Plätze; der sogenannte Lustgarten liegt zwischen dem Schloß, der breiten Straße und der Havel und ist mit Büsten preußischer Helden geziert. Sans-souci, wohin mich Graf Luß fuhr, bewohnte Friedrich nachdem es vollendet war, vorzugsweise, und theilte die Zeit seines Aufenthaltes zwischen diesem Schloß und dem neuen Palais, nur selten kehrte er mehr in die Stadt zurück. Durch das Brandenburger Thor und über den Louisenplatz, der zu der Brandenburger Vorstadt führt, kamen wir

durch eine Allee bis an das Gitter von Sans-souci. Rechts von dem Garten liegt der Hügel, auf welchem Friedrich II. das berühmte Schloß erbauen ließ. Sechs Terrassen und eben so viele Treppen führen zu demselben: von der obersten Terrasse hat man eine entzückende Aussicht. Das Schloß hat drei getrennte Abtheilungen, nämlich das eigentliche Schloß, die Bildergallerie und das Cavalierhaus. Die Terrassen, von denen jede über ein halbes Tausend Schuh Länge hat, sind mit Weinstöcken und andern Gewächsen, die unter mehr als 300 Glasfenstern gepflegt werden, versehen. Hier stehen im Sommer auch die Orangen- und Citronenbäume mit ihren goldnen Früchten, so daß man sich nach Welschland versetzt glaubt. Die Brustbilder der 12 ersten römischen Kaiser, eine liegende Cleopatra und eine Flora nebst andern Gruppen von Marmor sind hier angebracht. An der Hand meines kundigen Führers betrat ich ehrfurchtsvoll das Schloß, welches so lange der Aufenthalt des großen Königs war. Es hat nur ein Geschoß oder Stockwerk, seine Façade, deren Gesimse von 36 Caryatiden getragen wird, geht nach dem Garten, die hintere Seite hat eine aus 96 corinthischen Säulen bestehende Halle, zwischen denen Pomeranzenbäume aufgestellt sind; von hier aus erblickt man auch den Ruinenberg. Auf der linken Seite des Schlosses, in dessen Mitte sich ein ovaler Marmorsaal befindet, sind die Gemächer, die Friedrich der Große bewohnte, die aber leider dessen unmittelbarer Nachfolger, nach Angabe eines gewissen Erdmannsdorf, gänzlich verändern ließ; nur die Bibliothek und sein Schlafzimmer waren noch im alten Zustand. Nicht ohne Aufregung betrat ich das Gemach, in dem dieser Monarch am 17. August 1786 den Geist aufgab, Lusi zeigte mir die Stelle, auf welcher der Lehnstuhl stand, in dem er den letzten Athemzug aushauchte. Der Saal der Bildergallerie ist einer der schönsten und prächtigsten die ich jemals sah, er ist dritthalb hundert Fuß lang und an 40 breit, das Gesimse tragen 16 corinthische Säulen, jede aus einem cararischen Marmorblock gehauen und mit vergoldeten Capitälern verziert, der Fußboden ist von antikem Marmor. Im Cabinet hängen zum Theil vortreffliche Gemälde und im Corridor stehen viele Statüen, von denen mehrere antik sind. Die großen Gärten sind von dem in die Havel fließenden Canal umgeben und die verschiedenen Partien sind mit viel Geschmack angelegt. Auf den beiden Seiten des Schlosses sind Bogengänge und Laubkabinette, Rondelle, Alleen u.

mit Büſten und Vaſen geſchmückt. Das japaniſche Haus iſt von zwölf, Palmbäume darſtellenden Säulen umgeben, ganz vergoldet und mit chineſiſchen Statüen verſehen, es enthält mehrere Gemächer, unter denen ein vergoldeter Saal. In dem offenen Tempel der Freundſchaft befindet ſich die Bildſäule von Friedrichs Schweſter, der Markgräfin von Baireuth; an den Säulen dieſes Tempels ſind Medaillons angebracht, welche ausgezeichnete Handlungen der Freundſchaft aus dem Alterthum andeuten. Dieſem Gebäude gegenüber iſt der Antikentempel, mit ſchönen Bildſäulen und Vaſen aus dem Alterthum. Außerhalb der Gärten ſteht ein chineſiſcher Thurm, den man das Drachenhaus nennt, und in dem ſich mehrere Wohnzimmer befinden. Indeſſen war es in dieſen ſchönen Gärten eben ſo öde und menſchenleer, wie in denen zu Verſailles, während ich die von Aranjuez ſo belebt gefunden. Nahe bei Sansſouci liegt das große neue Schloß, mit einem mit Statüen geſchmückten Halbrondel, das Friedrich II. von 1763 bis 1769 erbauen ließ und nahe an 3 Millionen Thaler koſtete. Dieſer Bau, der gleich nach Beendigung eines langen und koſtſpieligen, aber für Preußen und ſeinen Herrſcher glorreich beendigten Kriegs mit großem Nachdruck begann, ſetzte Europa in Erſtaunen und gab eine große Idee von des Königs unerſchöpflichen Hilfsmitteln. Niemand konnte begreifen, wo er dies Geld hernahm, und doch war die Sache ſehr einfach; Friedrich fütterte kein Heer von Höflingen, Günſtlingen, Schmarotzern oder Maitreſſen, welche die Staatsgelder verpraßten. Dieſes treffliche Beiſpiel befolgte auch der jetzt regierende König Friedrich Wilhelm III., daher auch dieſer unverſiegbare Quellen beſaß, und ſo war es möglich, daß ſich Preußen nach dem verderblichen franzöſiſchen Krieg ſo ſchnell wieder zu einer ſo hohen Stufe von Macht und Anſehen emporſchwingen konnte. Ueber dem Fronton dieſes Schloſſes erhebt ſich eine Kuppel, auf welcher 3 coloſſale Genien ein Kiſſen mit einer Krone tragen. Das Innere deſſelben iſt ſehr reich dekorirt und meublirt, es zählt einige ſiebenzig Säle und Gemächer, die alle mehr oder minder treffliche Gemälde und koſtbare, künſtlich gearbeitete Tiſche, Kronleuchter und andere Mobilien aufzuweiſen haben. Sehenswerth iſt hauptſächlich der Grottenſaal, deſſen Fußboden, Wände und Decken von Marmor mit Korallenzweigen, Muſcheln, Cryſtallen ꝛc. eingelegt und verziert ſind. Ueber demſelben befindet ſich ein Marmorſaal von ſchleſiſchem und ſpaniſchem rothen und

weißen Marmor, mit schönen großen Gemälden. Im Schauspielsaal sind keine Logen, sondern nur halbrunde Bänke, die sich der Bühne gegenüber amphitheatralisch erheben, so daß jeder Zuschauer nur einen Kopf über seinen Vordermann hinausragt, doch hat nur ein sehr kleines Publikum Platz in demselben. Auf diesem Theater gab einst der berühmte Lekain mehrere Vorstellungen. Wenn sich Friedrich in diesem Schloß aufhielt, was jedoch nicht sehr oft der Fall war, so bewohnte er den linken Flügel des Erdgeschosses nach Sanssouci zu.

Das Marmor-Palais am heiligen See ist von Friedrich Wilhelm III. erbaut und äußerst geschmackvoll eingerichtet, es hat ein kupfernes Dach mit einer vergoldeten Kindergruppe, und ist von blauem und weißem schlesischen Marmor. Durch einen unterirdischen Gang kömmt man zu einem halbversunkenen Tempel, dessen Inneres eine Kirche ist. Dem Palais gegenüber steht ein marmorner Obelisk; der dieses Schloß umgebende Garten ist äußerst anmuthig, lieblich und mit Geschmack angelegt, ein gothischer Thurm desselben enthält eine kostbare Bibliothek und eine ägyptische Pyramide verbirgt eine Eisgrube. Jenseits des Sees liegt eine pittoreske Eremitage, auch ein maurischer Tempel, eine Meierei, Grotten, eine Fasanerie und mehrere Wohngebäude ꝛc. befinden sich in diesem Garten.

Einer der anmuthigsten und malerischsten Orte um Potsdam ist jedoch die eine kleine Stunde davon entfernte Pfaueninsel. Unfern dem Marmorpalais und an dem Wege nach Berlin zu bildet die Havel eine Insel, die ungefähr 5000 Schritte im Umfang hat und mit uralten Eichen bepflanzt ist, man nennt sie Kaninchenwerder; hier trieb der im 17ten Jahrhundert berüchtigte Alchymist Kunkel von Löwenstein sein Wesen. Friedrich Wilhelm II., um seine Lustorte bei Potsdam, wo er die meiste Zeit hinbrachte, zu vermehren, legte im Jahr 1794 hier einen schönen Park an, in den er eine große Menge Pfauen bringen ließ, wodurch die Insel den Namen Kaninchenwerder mit dem der Pfaueninsel vertauschte. Das Landhaus, welches dieser König erbauen ließ, ist von zwei runden Thürmen flankirt, die durch eine Brücke mit einander verbunden sind, und dem Ganzen das Ansehen eines gothischen Schlosses geben, dessen Fensterscheiben von gebogenem Glas sind; auch die sich auf dieser Insel befindliche Meierei ist im gothischen Geschmack erbaut. Wenn sich der König hier aufhielt, gab er

glänzende Feste. Ich besuchte auch das auf einer Havelinsel liegende Städtchen Werder, welches wegen seinem Weinbau berühmt ist, und in Jahren wo der Wein geräth, was jedoch nicht oft der Fall, und dessen Qualität immer mittelmäßig ist, an 1000 Fässer liefert; es hat auch einen bedeutenden Obstbau und setzt jährlich für 30,000 Thaler Obst ab. Zu der an der Krangenitz liegenden Räuber- oder Römerschanze führte mich Graf Lusi, sie hat einen sehr hohen Wall mit einer Oeffnung, und ist auf zwei Seiten durch Wasser geschützt, man glaubt sie römischen Ursprungs und hat daselbst schon viele Alterthümer von Bronze, Urnen u. s. w. gefunden. Von dem Wartthurm auf dem an die Teltower Vorstadt grenzenden Brauhaus hat man eine treffliche Aussicht. Der König ließ dies Gebäude 1805 nach einer von ihm selbst gemachten Zeichnung im wendisch-gothischen Geschmack aufführen, es ist burgartig und über 50 Schuh hoch.

Von Potsdams Kirchen besuchte ich die Garnisonskirche und die Hofkirche. Als ich meinem gräflichen Wirth den Wunsch geäußert, daß ich gerne das Grab Friedrich des Großen sehen möchte, bat er, ihm zu erlauben, mich nicht dahin zu begleiten, veranstaltete aber, daß mir die Gruft, in welcher die Ueberreste des großen Mannes in einem zinnernen Sarge ruhen, geöffnet wurde. Der Eingang zu derselben ist gerade unter der Kanzel, Friedrich Wilhelm I. liegt neben ihm in einem Sarg von schwarzem Marmor. Hier stand ich nun, fast schauerlich ergriffen und mir die Thaten, Großthaten und Schwächen des großen Todten ins Gedächtniß rufend, denn ich hatte eben erst seine Biographie in Lusi's Bibliothek, der mich außerdem fast nur von ihm unterhielt, wieder gelesen, und abermals wurde ich auf das lebhafteste an die Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdischen Größe erinnert. Erst vor wenig Jahren hatten der russische Kaiser Alexander, der König von Preußen und dessen Gemahlin Louise an dieser Stelle gestanden und sich ewige Freundschaft geschworen, aber letztere war bereits hinübergegangen. Auch Napoleon hatte diese Gruft besucht. Fast eine halbe Stunde verweilte ich hier, und hatte dann keinen Sinn mehr für die andern Merkwürdigkeiten der Kirche, die ich bald verließ.

Damals erzählte man sich in Potsdam eine auffallend alberne Anekdote von dem jungen Grafen Lusi, der, wie ich schon erwähnte, Premier-Lieutenant im ersten Garderegiment war, und den ich erst

11 Jahre ſpäter als königl. preußiſchen Geſchäftsträger in Stuttgart perſönlich kennen lernte. Der junge Graf war ein ausgezeichnet ſchöner Mann mit einem wahrhaft antik griechiſchen Kopf, mit Formen wie ſie nur aus den Händen eines Prariteles hervorgehen können, dabei hatte er einen Wuchs, Anſtand und Haltung, die ungewöhnliche Anmuth verriethen, und war der einzige Sohn des für ſehr reich geltenden alten Grafen, es war demnach kein Wunder, daß dieſen, die Schönheiten Apollos und Adonis in ſich vereinenden jungen Mann alle heirathsfähigen Schönheiten der haute volée von Potsdam und Berlin zu beſitzen wünſchten, ihre Angeln und Netze nach ihm auswarfen und Jagd auf ihn machten. In allen Damen-Geſellſchaften hörte man nur von dem jungen und reichen Grafen ſprechen, überbot ſich in Lobeserhebungen und des Rühmens ſeiner Perſon war kein Ende. In Potsdam befand ſich zu jener Zeit ein Fräulein von P..., die Tochter aus einem ſehr guten aber nicht reichen Haus, ſie war eine ausgezeichnete Schönheit. Von dieſer glaubte man daß ſie dem jungen Luſi mehr als alle andern gefallen habe und behauptete ſogar, daß er ihr vor ſeinem Abmarſch einen Verlobungsring an den Finger geſteckt und die Ehe verſprochen, doch hatte er auch noch andere Damen und Mädchen mit Andenken beſchenkt. Etwa 14 Tage nach Luſi's Abmarſch, ſo wurde in allen Salons erzählt, hatte man in dem Haus des Fräuleins von P.... eine große Wäſche; als ſich eines Nachmittags das Fräulein zufällig ganz allein in der Bügelſtube befand, ſtreckte ſich plötzlich aus einem mit Weißzeug gefüllten Waſchkorb eine Hand mit einem Arm in der Uniform von Luſi's Regiment empor und ſchleuderte den Haarring mit der goldnen Chiffre, welchen das Mädchen dem Geliebten bei der Abreiſe mitgegeben, mitten in die Stube und verſchwand. Die bald darauf eintretenden Büglerinnen fanden das Fräulein bewußtlos auf dem Boden liegen und hatten große Mühe, es wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Das Tollſte war, daß alle Damen die Wahrheit dieſes einfältigen Mährchens zu beſchwören bereit waren, und böſe wurden wenn man einige beſcheidene Zweifel hegte. Der alte Luſi, der dieſe ſeltſame Sage erſt durch mich erfuhr, lachte herzlich darüber und ſagte mir, er wiſſe wohl, daß ſein Sohn Bekanntſchaft mit jenem Fräulein gehabt, gebe auch zu, daß er ihr einen Ring verehrt habe, was jedoch bei ihm von keiner großen Bedeutung ſey, denn er habe der Ringe ſchon gar viele verſchenkt und ſey in

dieſem Punkt eben nicht ſehr ſcrupulös; da ich neugierig war, die Dame welche dieſer Vorfall betraf, kennen zu lernen, ſo erbot ſich der alte Graf dies zu veranſtalten, und machte daß ich ein Paar Tage darauf mit ihr in einer Geſellſchaft zuſammentraf. Das Mädchen war ſchön, eine junge, friſche, blühende Blondine mit großen blauen Augen und ätheriſchem Wuchs. Da ſie muſikaliſch war, eine gute Stimme hatte und recht artig ſang, ſo kam ich bald in nähere Berührung mit ihr, machte den Eltern, durch den Grafen Luſi empfohlen, meine Aufwartung, der Vater bekleidete eine angeſehene Stelle, und ich wurde ſehr freundlich aufgenommen. Ich brachte eines Tages die Sprache auf jene lächerliche Erzählung, die Familie kannte ſie, und das Fräulein ſagte mir, daß eine Nebenbuhlerin dieſelbe auf ihre Koſten in der Stadt in Umlauf geſetzt habe, an der ganzen Geſchichte ſey kein wahres Wort, als daß ſie eine große Wäſche gehabt. Uebrigens ſey ſie ſchon hinſichtlich des Grafen Luſi längſt im Reinen, da ſie ſehr wohl wiſſe, was ſie von einer Auszeichnung und den ſchönen Reden dieſes Flattergeiſtes zu halten habe. Ringe habe ſie weder von ihm bekommen noch ihm gegeben. Als ich das hübſche Mädchen auf dieſe Weiſe von ihrem vermeintlichen Geliebten ſprechen hörte, entzündete ſich plötzlich ein Hoffnungsſtrahl in meinem Herzen, und ich bemühte mich, bei der Dame in Gunſt zu kommen, was mir aber nur bis zu einem gewiſſen Grad gelang, indem ich es nicht weiter als zu kleinen Tändeleien brachte, dagegen aber machte ich in Potsdam die Bekanntſchaft mancher jungen ſchönen Offiziersdamen, deren Männer mit dem Heer ausmarſchirt waren und die eben nicht zu den unerbittlichſten gehörten, und ſich nach kurzer Belagerung bald ergaben. Es war beſonders eine ſehr liebenswürdige Majorin von H.... die mich vor allen anzog. Indeſſen war es Zeit an meine Rückkehr nach Berlin zu denken, um daſelbſt meine Anſtellungsangelegenheit zu betreiben, aber die hübſche Majorin war an manchem Parforceritt ſchuld, den ich von Zeit zu Zeit noch von Berlin nach Potsdam machte, wo ich außerdem noch eine uralte Bekanntſchaft erneuert hatte. Hier wohnte nämlich die Gattin des Plankammerinſpectors Holzwarth, derſelbe der die Tochter des Advokaten Dietz zu Frankfurt, eine Freundin meiner Mutter, während der Anweſenheit der preußiſchen Garden daſelbſt entführt hatte, die deßhalb ſo ganz mit ihrem Vater zerfallen war, jetzt wenigſtens 8 Kinder hatte und ſich eben nicht in den glänzendſten Umſtänden

befand. Dieſe Familie beſuchte ich einigemal und fand an der älteſten Tochter Amalie ein allerliebſtes ſiebzehnjähriges Kind. Meinem gaſtfreien freundlichen Wirth, bei dem ich über drei Wochen zugebracht, ſagte ich nun ein dankbares Lebewohl, er wollte durchaus, daß ich bis zur Entſcheidung meiner Angelegenheit bei ihm ausharren ſolle, indem er mir vorſtellte, daß ich ja jeden Tag nach Berlin fahren könne und mir ſogar ſeine Equipage zu dieſem Zweck zur Verfügung ſtellte; ich lehnte das gütige Anerbieten ab, denn noch wenig hatte ich Preußens ſchöne und lebensluſtige Hauptſtadt kennen gelernt, von Potsdam aus hatte ich mich nur zweimal dahin begeben, um der Prinzeſſin Wilhelm meine Aufwartung zu machen, und trotz aller Annehmlichkeiten Potsdams zogen mich doch die Linden, die Theater, der Thiergarten und Berlins andere Schönheiten dahin zurück. Ich verſprach dem Grafen Luſt, ihn öfters zu beſuchen, und hielt wenigſtens anfänglich Wort.

Noch immer war keine Antwort und kein Reſultat auf meine Geſuche erfolgt, und ich trotz der hohen Protection in Ungewißheit, ob und wann ich angeſtellt werden würde. Prinzeſſin Wilhelm ſchrieb dieß dem Drang der überhäuften Geſchäfte und den kriegeriſchen Umſtänden zu. Der Aufenthalt in der Stadt Rom unter den Linden fing an mir zu koſtſpielig zu werden, und mein Geldbeutel wurde täglich dünner, weßhalb ich den theuren Gaſthof mit einem billigern, nämlich dem goldenen Engel in der Heiligengeiſt-Straße vertauſchte, wo ich jedoch auch nicht viel beſſer wegkam; was mich am meiſten koſtete, war der Unterhalt meiner Pferde, weßwegen ich auch ſchon nach zehn Tagen dies Hôtel wieder verließ und eine Privatwohnung von zwei Zimmern in der Mittelſtraße, gleich hinter den Linden bezog, was ich gleich anfangs hätte thun ſollen, und dann wenigſtens 1000 Thaler geſpart haben würde. Den Tag oder vielmehr die Nacht bevor ich den heiligen Geiſt quittirte, verübten ein Paar Studenten, welche bis beinahe Mitternacht ſich mit Trinken vergnügt hatten, noch einen tollen, eigentlich bübiſchen Streich, ſie zündeten nämlich die Fenſtervorhänge ihres Zimmers an und ſchrieen dann durch alle Gänge Feuer! Feuer! ſo daß alle Fremde, unter denen viele Frauenzimmer, in dem tiefſten oder vielmehr gar keinem Negligée, ſondern in den Hemden aus ihren Zimmern in die Gänge ſtürzten, wo ſie von den Brüder Studioſen mit ſchallendem Gelächter

empfangen wurden, die sich noch ihrer Heldenthat rühmten und sagten, sie hätten ihre Vorhänge nur deßhalb angezündet, um die Gäste des Heiligen-Geistes in ihren Blößen bewundern zu können. Daß die saubern Bursche noch in derselben Nacht eingesteckt wurden, bedarf wohl kaum der Erwähnung, doch kamen sie noch mit ziemlich geringer Kerkerstrafe davon.

Ich lebte indessen, trotz der Ungewißheit meines Schicksals, wegen der Zukunft ganz unbesorgt und so ziemlich in den Tag hinein. Da ich fortwährend die trefflichen Theatervorstellungen fleißig besuchte, so erwachte allmählig meine frühere Leidenschaft zur Bühnenkunst wieder und ich dachte schon: wenn alle Stricke reißen, so machst du Gebrauch von deinem Schauspielertalent, wozu hier die allerbeste Gelegenheit ist, da die ersten dramatischen Künstler Deutschlands in Berlin vereint sind. Schon fing ich heimlich zu wünschen an, daß aus meiner militärischen Anstellung in preußischen Diensten nichts werden möge, um so einen Grund zu haben, auf die Bühne zu gehen. Ich besuchte nun das Theater jeden Abend, wenn mich nicht eine besondere Veranlassung davon abhielt. Durch Uhdens Vermittlung erhielt ich jetzt auch Eintrittskarten in das Liebhabertheater, Urania genannt, wo in der That oft ganz vorzügliche Vorstellungen statt fanden und sich mitunter ungewöhnliche Talente zeigten und ausbildeten; noch war ein anderes Liebhabertheater, die Concordia, vorhanden, das jedoch bei weitem weniger gut als das erste war. Ich wurde mit mehreren Mitgliedern der Urania bekannt und erbot mich, einige Rollen daselbst zu spielen. Der Antrag wurde mit Vergnügen angenommen und ich gab nacheinander den Ferdinand in Kabale und Liebe, den Fritz Hurlebusch im Wirrwarr, Carl Ruf in der Schachmaschine u. s. w., und aus meinen Geliebten auf der Bühne wurden nicht selten auch meine Geliebten in der Wirklichkeit, wenigstens auf kurze Zeit, ich spielte dann mit einem Feuer, das alle Zuschauer hinriß. Aber vor allem war es eine Künstlerin der königlichen Schauspiele, Fräulein D., deren wahrhaft göttliches Spiel verbunden mit ihren himmlischen körperlichen Reizen mich entzückte, deren feurigster Anbeter ich wurde, und die den Wunsch, keine militärische Anstellung zu erhalten noch mehr in mir rege machte, um mich dann mit aller Liebe der Kunst und ihrer schönen Priesterin widmen zu können, — nicht bedenkend, welchen Aufruhr dies in meiner Familie machen könne, und daß sich wahrscheinlich auch Prinzessin

Wilhelm, der ich so sehr empfohlen war, wenigstens einer Anstellung bei der königlichen Bühne zu Berlin widersetzt haben würde. — Endlich aber kam der König nebst dem Kriegsminister von Boyen von Wien zurück und ich erhielt sogleich die Weisung von der Prinzessin, mich unverzüglich bei letzterm zu melden. Dieser schickte mich zu dem General Grafen von Tauentzien, auf dessen Büreau ich erfuhr, daß man mich schon seit länger als vier Wochen gesucht und meine Wohnung nicht habe ausfindig machen können, da schon längst die Anstellungsordre von dem Kriegsministerium für mich gekommen sey, die man mir übergab, und durch welche ich zum Premier-Lieutenant in der Armee ernannt wurde, ohne daß jedoch noch das Regiment bestimmt war, dem ich zugetheilt werden sollte. Dieses Zurücksetzen um einen Grad war mir sehr empfindlich, ich protestirte auch dagegen, aber der General Tauentzien verwies mich an den Kriegsminister, und dieser vertröstete mich auf baldiges Avancement. Ich war deßhalb sehr mißmuthig und gerne würde ich die Uniform für immer an den Nagel gehängt haben, auch äußerte ich mich unverholen darüber bei der Prinzessin Wilhelm, die mich wie Herr von Boyen mit baldigem Avancement tröstete. Jetzt erhielt ich auch eine Anweisung auf das Billetamt, um einstweilen einquartiert zu werden, und ein Quartier bei einem Banquier, der wenn ich nicht irre, Lahr hieß, in der Breitenstraße, das ich jedoch, da es mir nicht sehr zusagte, nach wenig Tagen mit einem andern vertauschte, und ein Billet bekam, das mich zu einem Herrn von Pokwisch in der Jerusalemerstraße führte, der Hauptmann außer Diensten und jetzt bei der Seehandlung angestellt war; sein Bruder war Flügeladjutant des Königs gewesen, aber wenn ich nicht irre, bei Leipzig geblieben. Herr von Pokwisch hatte eine zwar nicht schöne, aber sehr gute und liebenswürdige Frau, und ich fand eine ausgezeichnet gute Aufnahme in dieser Familie. Obgleich man der Einquartierung durchaus nichts als die Wohnung zu geben schuldig war, so bat mich Herr von Pokwisch doch, mit seinem Tisch vorlieb nehmen zu wollen. Ich nahm dies mit großem Dank, unter der Bedingung an, daß wenn ich nicht zur bestimmten Stunde da sey, man auch keinen Augenblick auf mich warten möge, denn ich wollte eben so wenig geniren als genirt seyn. Herr von Pokwisch, dessen Frau sehr vermögend war, hatte seine Mutter bei sich, eine zwar alte, aber dennoch liebenswürdige und sehr geistreiche Dame, deren Unterhaltung nicht

nur sehr angenehm, sondern auch piquant war. Eine geborne Fräulein von Pfündöl und ehemalige Hofdame, war sie noch jetzt mit den Verhältnissen des Hofs und der eleganten Berliner Welt genau bekannt und vertraut, und hatte einen unerschöpflichen Schatz von interessanten, zum Theil sehr komischen Hofanekdoten, die sie gerne zum Besten gab. Sie lebte in der größten Einigkeit mit ihrer Schwiegertochter, und diese drei Personen, Pokwisch's hatten keine Kinder, bildeten eine gemüthliche Dreieinigkeit. Durch diese Familie erhielt ich nun Zutritt in vielen andern angesehenen Familien, und wurde wegen meinem musikalischen Talent überall wohl aufgenommen, was Veranlassung zu manchen galanten Abentheuern gab. Die Unterhaltung in den Berliner Salons der eleganten Welt ist im Allgemeinen sehr geistreich und witzig, die Berliner haben in der Regel einen sehr aufgeweckten Verstand, viel Humor, sind zur Satyre aufgelegt, sarkastisch und kaustisch, dagegen lebt man mäßig, ohne sich zu überfüllen, aber auch ohne sich gerade etwas abgehen zu lassen, während in manchen Städten Süddeutschlands das Essen und Trinken die Hauptsache ist, man daselbst nur für dieses, so wie überhaupt nur für die sinnlichen Vergnügungen zu leben scheint, wodurch dann allerdings der Geist, wenn auch einer vorhanden, niedergedrückt und verdummt wird. Die Berliner und Dresdner Salons füllt der Dampf geistiger Nahrung, die Münchner, Frankfurter und Wiener mehr der der materiellen. Damals coursirten in Berlin einige artige Anekdoten, den noch sehr jungen Kronprinzen betreffend; eine derselben berührte den Staatskanzler, Fürsten Hardenberg, dem man vorwarf, die Juden in ganz besondern Schutz zu nehmen. — Als Hardenbergs Geburtstag war, sandte der König den Kronprinzen zu demselben, ihm in seinem Namen Glück zu wünschen und zu sagen: er möge sich irgend eine Gnade ausbitten; der Kronprinz fuhr zu dem Fürst Kanzler und richtete den ihm von seinem Vater gewordenen Auftrag aus, worauf Hardenberg erwiederte: »mein Gott, Ihro Majestät haben mich schon so mit Gnaden überhäuft, daß ich in der That nichts mehr zu erbitten wüßte. — Doch, mein Fürst, es fehlt Ihnen noch eines. — Das ich nicht wüßte, Hoheit. — Ja, ja, ganz gewiß. — Und was meinen Eure Hoheit? — Bitten Sie meinen Vater, daß er Sie zum König der Juden machen solle, da Sie doch eine so große Vorliebe für dieses Volk haben. — Hardenberg fand sich beleidigt und bat sich zurückziehen zu dürfen. Er theilte den

Vorfall dem König mit, und der Kronprinz erhielt 24 Stunden Arrest. — Ob die Sache vero oder ben trovato ist, kann ich nicht verbürgen, aber so wurde sie allenthalben erzählt, und bekannt war es, daß der Kronprinz, so wie die ganze Armee und das Volk die Juden haßten, die damals vortreffliche Geldgeschäfte in ihre Säckel zum Nachtheil des Staates machten. Eine andere Anekdote betraf den Staatsrath von Kleewitz, den der Kronprinz ebenfalls nicht leiden mochte, weil er die Juden, wie man sagte, aus besondern Gründen begünstigte. — Eines Abends sagte er zu demselben in einer Assemblee: Herr Staatsrath, ich will Ihnen eine zweisylbige Charade zu errathen geben: das Erste frißt das Vieh, das Zweite besaßen Sie nie, und das Ganze sind Sie (Kleewitz). Es ist jedoch möglich, daß auch diese Anekdote auf den wenig beliebten Staatsrath ein müßiger Kopf erfand und dem Kronprinzen in den Mund legte.

Aus Italien hatte ich mehrere Hefte der ausgezeichnetsten und lieblichsten Melodien, Canzonette, Cavatinen und Ensemblestücke mitgebracht, die ich in den Salons vortrug. Die Duette gaben Gelegenheit, sie mit verschiedenen liebenswürdigen Damen in den Morgenstunden tête à tête einzustudieren, wobei ich dann nicht unterließ, mich möglichst in deren Gunst festzusetzen. In dem Haus des Herrn von Pokwisch wohnte im zweiten Stock ein Beamter, Namens Pfeifer, mit seiner Familie, der eine sehr hübsche Tochter, Minchen genannt, hatte, die ganz artig Klavier spielte und eine sonore glockenreine Sopranstimme besaß; diese Nachtigall war eine schlanke neunzehnjährige Blondine, welche die beliebtesten Opernarien mit viel Geschmack und Ausdruck vortrug. Sehr bald hatte ich Zutritt bei der mit Pokwischs sehr befreundeten Familie, und musicirte und — küßte nach Herzenslust. Noch ein anderes, sehr niedliches Minchen (Ott) und eine hübsche Louise hatte ich unter den Zelten und bei Hofjägers kennen gelernt, und fuhr nun bald die Eine bald die Andere in einer Guige nach Charlottenburg, Potsdam ꝛc. spazieren. Noch war ich im Besitz der Wohnung in der Mittelstraße, die ich auf mehrere Monate gemiethet, mir jetzt trefflich als Absteigequartier zu statten kam, und wohin ich manche meiner Schönen zu einer geheimen Zusammenkunft zu persuadiren wußte. Hier war ich so ganz ungestört und veranstaltete manches Souper fin, namentlich mit Demoiselle D.... Man konnte in dieser Hinsicht in Berlin eben so ungestört und unbeachtet, wie in Paris

leben, da ſich die Leute nicht um das Treiben der andern bekümmerten. Eines Abends aber lud ich in meinem Uebermuth ein halbes Dutzend meiner Freundinnen, von denen jedoch keine die andere kannte, zu einem Abendeſſen in dieſe Wohnung ein, unter ihnen waren die beiden Minchen, eine Bertha, eine Caroline, eine Louiſe und Demoiſelle D..., mit deren Genehmigung ich das Feſt veranſtaltete und die die Königin deſſelben ſeyn ſollte. — Sie fand ſich zuerſt ein und empfing die nacheinander erſcheinenden und ſehr erſtaunten Schönen auf das artigſte und zuvorkommendſte, ſo daß ſie deren Verlegenheit bald zu beſeitigen wußte. Alle waren ſo klug, vorerſt die beſte Miene zu dem böſen Spiel zu machen, keine hatte ja der andern etwas vorzuwerfen, und ein ſplendides, ſchwelgeriſches Souper mit Champagner und einem Kaiſerpunſch zum Deſſert that das ſeinige, ſo daß zuletzt alle überfröhlich wurden, über die Sache ſcherzten und meinten, ſo müſſe es wohl in einem Serail zugehen, und des Tändelns und Küſſens war kein Ende, wir ſangen fröhliche Lieder, und ſtimmten: »Es kann ja nicht immer ſo bleiben, und: Wenn's immer, wenn's immer ſo wär'« an. Ich brachte endlich eine Jede im Wagen nach Hauſe und blieb zuletzt mit Demoiſelle D..., welche den Genieſtreich allerliebſt fand, bis gegen Morgen allein.

In der Weinwirthſchaft von Luther und Wegner, wo ich bisweilen ein Frühſtück mit gutem Rheinwein einnahm, hatte ich auch die Bekanntſchaft des Schauſpielers Devrient gemacht, der, da dieſe Wirthſchaft ganz in der Nähe des Theaters war, oft während den Proben und ſogar in den Zwiſchenakten der Vorſtellung einen Sprung hierher machte, um ſich durch ein Paar Gläſer alten Rheinwein zur Fortſetzung ſeiner Rolle zu ſtärken und noch mehr zu begeiſtern, denn der Wein war ihm eine unentbehrliche Requiſite. — Die Darſtellung ſeines Franz Moor, ſeines Rudolphs in Körners Banditenbraut, ſeine Drillinge, ſein Nachtwächter ꝛc., werden mir ewig unvergeßlich ſeyn. Ich beſuchte ihn jetzt öfters in ſeiner Wohnung und fand an Madame Devrient eine äußerſt liebenswürdige Frau, wenn auch keine ſo große Künſtlerin wie Demoiſelle D... Da Devrient den Bacchus zu ſeinem Abgott gemacht, ſo vernachläßigte er über dieſem Dienſt gerne den Hymenä, und folglich ſeine liebe Frau, die ſich aber zu entſchädigen wußte, und mit der ich, wenn ſie im Theater nichts zu thun hatte, manchen ſchönen Abend entzückt hindrachte. Einige ihrer Darſtellungen,

wie die der Johanna d'Arc in Schillers Jungfrau, die ihr der Gemahl noch in den Flitterwochen einstudirt hatte, waren dennoch ausgezeichnete Leistungen. Eine seltsame Wirthschaft war in dieser Haushaltung eingeführt. Wenn die Gagen für Herrn und Madame Devrient gebracht wurden, so warf Madame Devrient das Geld, nachdem sie die Rollen aufgebrochen hatte, in ein auf einem Consoltisch stehendes Körbchen, es untereinander rüttelnd, und aus diesem Korb nahm nun Jedermann, der zu ihrem Haus gehörte, nach Belieben und Bedarf heraus, Herr Devrient steckte Händevoll davon ungezählt in seine Taschen, Madame zahlte alle ihre Phantasien davon, das Kammermädchen, die Köchin, der Bediente, alle holten ohne zu fragen, was sie bedurften ad libitum. Die gewöhnliche Folge war, daß der Korb schon mehrere Tage leer war, bevor neue Gagengelder einliefen. Wurden nun Rechnungen zum Bezahlen präsentirt, so hieß es: „es ist kein Geld mehr im Korb, Sie müssen wiederkommen wenn er voll ist." — Ein wahres Künstlerleben.

Eines Tags fuhr ich mit Frau von Pokwisch und noch einigen Damen, das Denkmal der Königin Louise zu besuchen, nach Charlottenburg, wo wir einige zwanzig außerordentlich aufgeputzte und aufgedonnerte Mädchen auf der Terrasse an einer Gartenmauer sitzen sahen. Ich fragte Madame Pokwisch, ob sie nicht wisse wer diese Damen seyen, sie schlug aber verlegen und erröthend die Augen nieder und die andern Damen lachten, keine konnte oder wollte mir Auskunft geben. Dies reizte meine Neugierde um so mehr, und als ich kaum in Charlottenburg ausgestiegen war, fragte ich einen Mann, der mir zuerst in den Wurf kam, darnach: — Ei, das sind ja die Fräuleins der Madame Bernhard, erwiederte er lachend. — Der Madame Bernhard? wer ist diese Madame Bernhard? — Wie, Sie kennen deren berühmtes Hôtel und Institut in der Friedrichsstraße nicht? — Nein. — Das größte und schönste Bordell in ganz Berlin. — Ach so. — Nun, diese hat ein Landhaus hier in Charlottenburg, wo sie jeden Nachmittag mit einem Theil ihrer Nymphen zubringt. — Auch die verstorbene Königin hatte einst, an diesem Landhaus vorbeifahrend und die vielen geputzten Mädchen sehend, dieselbe Frage gethan, auf welche ihr ein Hofherr geantwortet: ein Pensionat für vermögenslose Mädchen. — Ach, die armen Kinder, versetzte die Königin, ich werde ihnen ein Geschenk zukommen lassen, sie sind

aber doch alle schon sehr herangewachsen. — Sie erhalten hier ihre letzte Ausbildung, sagte der Hofmann. — Das beabsichtigte Geschenk wußte man jedoch der Königin auszureden.

Auch die merkwürdigsten Tabagien Berlins, in denen jeden Abend getanzt wird, besuchte ich, versteht sich incognito, und lernte in ihnen das ziemlich wilde Leben des Berliner Volks kennen; besonders war eine in der letzten Straße, die mit fast orientalischer Pracht ausgeschmückt und unterhalten war, berühmt. Der Saal bildete eine große Rotunde, aus welcher ringsherum Thüren in Nebenzimmer führten, oben waren Logen auf einer Gallerie angebracht. Der Hauptthüre gegenüber war das Orchester auf einer erhöhten Tribüne; Thüren, Fenster, Logen und Tribünen waren mit rothem Sammet drapirt. Hier fanden sich, sobald die Dämmerung eingetreten, die Berliner Grisetten und Studenten in Masse ein, so wie auch andere leichtgeschürzte Nymphen, und manches hübsche Bürgermädchen besuchte heimlich diesen Ort der Freude, nachdem sie mit einer Freundin oder Gespielin bis zur eintretenden Nacht die Linden auf- und abspaziert war. Venus, Bacchus und Ceres hatten hier zugleich ihren Thron aufgeschlagen, boten ihre Freuden zu ziemlich hohen Preisen feil, und rupften die Federn der fremden Gimpel und Landjunker, welche so gemüthlich in die oft plumpen Fallen gingen, die man ihnen stellte. Diese Nymphen, wenigstens die vom Handwerk, waren fast alle im Futter des Eigenthümers der Tabagie, und ihr Hauptzweck ging dahin, die Gäste zu möglichst großen Depensen zu verleiten, in einen exaltirten Zustand zu versetzen und trunken zu machen, wobei sich dann auch gute Freunde einfanden, die höchst erfreut ob der neuen Bekanntschaft, kostenfrei Theil an den Gelagen nahmen und Brüderschaft bis zum Umfallen tranken, indem sie den neuen Freund hochleben, dabei vom Orchester Tusch mit Pauken und Trompeten machen ließen, und Vivat Herr Bruder Fritz oder Paul ꝛc. brüllten, was diesen ob der großen Ehre in Entzücken versetzte, und mit Vergnügen zahlte er den Thaler Courant, den das Orchester für einen jeden solchen Tusch erhielt, den es mit dem Veranlasser und dem Wirth brüderlich theilte. Man tuschirte so lange noch Thaler in der Tasche der Gefeierten waren, bis sie endlich bewußtlos auf das Ruhebett eines Seitenkabinets gebracht werden mußten, wo sie schwerlich der Knall einer Bombe wieder zu sich gebracht haben würde; daß die Dirnen dabei nach Kräften mit-

wirkten, versteht sich von selbst. Eines Abends machte ich mir mit noch einigen Bekannten den Spaß, ein Paar Dutzend solcher Tabagien hintereinander zu besuchen, um die verschiedenen Physiognomien derselben, so wie das Volksleben in allen seinen Abstufungen, bis zur letzten und schmutzigsten kennen zu lernen. Für den Philosophen wie für den Psychologen ist so eine Wanderung immer von großem Interesse, so wie für den der die menschliche Misere in ihrer ganzen Sublimität kennen lernen will.

Während wir so sorglos in Berlin in den Tag hinein lebten, es waren damals noch sehr viele Offiziere aus dem Westphälischen und den Rheinprovinzen hier, welche Preußen übernommen hatte und die ebenfalls ihre definitive Anstellung abwarteten, ging der Waffentanz in den Niederlanden los, und die Nachricht von der Schlacht bei Ligny, am 16. Juni 1815, brachte in Berlin eine peinliche Niedergeschlagenheit hervor, so daß die Kleinmüthigsten schon wieder an die Rückkehr der Franzosen glaubten, die aber Niemand als die öffentlichen Dirnen wünschte, welche ihre besten und freigebigsten Kunden mit deren Abmarsch verloren hatten. Glücklicherweise dauerte dieser Zustand kaum 24 Stunden; die Nachricht von dem glänzenden, den 18. Juni bei Waterloo erfochtenen Sieg erfüllte ganz Berlin mit unglaublichem Jubel, besonders da es die Preußen waren, die ihn erfochten und der Schlacht den Ausschlag gegeben hatten, denn Wellington mit seinen Engländern war bereits geschlagen und auf der Retirade, als ihn Blücher mit 30,000 Preußen aus der Patsche zog und Napoleon so auf's Haupt schlug, daß dieser, Hut, Degen und Wagen im Stich lassend, im bloßen Kopf, ventre à terre davonjagte, um den Preußen nicht in die Hände zu gerathen, in welchem Fall es ihm auch leicht hätte schlimm ergehen können, denn Blücher hatte vor seiner Abreise zu seinem König gesagt: „Majestät, wenn ich den Spitzbuben kriege, so lasse ich ihn ohne weiters und ohne anzufragen erschießen," und der alte Feldherr war der Mann Wort zu halten. — Der Courrier der die Nachricht von dem großen Sieg brachte, wurde mit 24 blasenden Postillons eingeholt und durch alle Hauptstraßen Berlins unter Vivatgeschrei geführt. An demselben Tag war auch die hochverehrte Prinzessin Wilhelm mit einer Tochter niedergekommen, die zum Andenken an diesen Sieg, unter vielen andern Namen auch den: „Victoria" erhielt. Nun war Freude und Fröhlichkeit an allen Ecken und Enden, und die

Liebe und Anhänglichkeit an das königliche Haus zeigte sich mitten im Taumel im schönsten Licht; besonders war es auch Blücher, den man hochleben ließ. In dem großen Opernhaus, das Friedrich der Große im Jahr 1740 hatte erbauen lassen, und welches geräumiger als die damaligen Opernhäuser zu Paris und London war, wurde eine Vorstellung bei festlich erleuchtetem und geschmücktem Theater gegeben. Das Haus ist mit Geschmack erbaut, die königliche Loge bildet einen ovalen Saal mit einer Kuppel, die 8 vergoldete Säulen tragen; es faßt an gewöhnlichen Tagen an 3000 Zuschauer, wenn aber große Redouten in demselben sind, wo Parterre und Bühne gleichgeschraubt werden, haben an 6000 Menschen Platz in dem ungeheuren Saal. Den 7. Dezember 1742 wurde das Haus mit der Oper »Cleopatra« von Graun eröffnet. Das in der Nähe befindliche Zeughaus ist nach dem von Venedig wohl das erste und schönste der Welt, es wurde erst 1706 vollendet (1695 hatte man den Bau begonnen); vorher stand ein altes Zeughaus auf dieser Stelle, dessen werthvoller und merkwürdiger Inhalt in das neue verpflanzt und dann wohl um das vierfache vermehrt wurde. Das Haus bildet ein prächtiges freistehendes Viereck, in dessen Mitte sich ein geräumiger Hof befindet, und von dem jede Seite 3 Thore zählt. An 100 eiserne, mit Ketten verbundene, halb in die Erde gegrabene Kanonen umgeben das Arsenal auf 3 Seiten und überall sind herrliche Trophäen und Armaturen auf das sinnreichste angebracht; über dem Hauptportal ruht Pallas auf Siegeszeichen von gefesselten Sclaven umgeben, über den Nebenportalen ebenso dargestellt Mars und Bellona. Im Innern befinden sich zwei ungeheure Säle, einer über dem andern, welche höchst merkwürdige Waffensammlungen aus allen Zeiten, Rüstungen, Trophäen, Säbel, Feuergewehre, Fahnen, Streitärte, Armbrüste ꝛc. ꝛc. in malerischen Gruppen aufgestellt und aufgehängt, enthalten. Auch sind sehr viele Modelle von Kriegsmaschinen aus allen Zeiten vorhanden, so wie historisch merkwürdige Rüstungen, sowohl zu Pferd wie zu Fuß. Dem Zeughaus gegenüber liegt das königliche Palais; verschiedenen, gerade nicht sehr geschmackvoll aufgeführten Gebäuden gaben die witzigen Berliner allerlei Spottnamen, so nannten sie z. B. das Universitätsgebäude des Königs Commode, die Bibliothek dessen Kleiderschrank und das Schauspielhaus des Königs Reisekoffer; diese Benennungen waren wegen der Aehnlichkeit, welche diese Gebäude mit den diesen Namen führenden

Mobilien hatten, nicht unpassend. Der Gensdarmenmarkt, auf dem das Schauspielhaus nebst zwei gleich gebauten Kirchen, die französische und die deutsche, mit ihren Domen stehen, gewährt einen großartigen Anblick und ist der größte Platz in Berlin; die Häuser welche denselben umgeben, ließ fast alle Friedrich der Große erbauen.

Das königliche Schloß ist ein kolossales, weitläufiges, zu verschiedenen Epochen aufgeführtes Gebäude; es verdankt seine Entstehung dem Kurfürsten Friedrich II., der an der Spree eine Art Burg in dem Stadttheil, Kölln genannt, erbauen ließ, um die Bürger von Berlin besser im Zaum halten zu können, aber während dem Bau kam es zu Händeln mit ihnen, wodurch derselbe öfters unterbrochen wurde, 1451 war er endlich fertig nachdem man an 10 Jahre daran gearbeitet hatte. Diese Burg stand jedoch keine 100 Jahre, denn Joachim II. ließ sie schon 1538 wieder niederreißen und ein neues Schloß an ihrer Stelle erbauen, von dem noch jetzt ein Flügel an der Spree erhalten ist; spätere Kurfürsten vergrößerten dasselbe allmählig, es wurde auch ein Lustgarten an demselben angelegt, und der große Kurfürst ließ es, nachdem es ziemlich zerfallen, wieder in besten Stand setzen. Friedrich III. ließ das ganze, aus sehr heterogenen Theilen zusammengesetzte Gebäude, so weit es thunlich war, durch die Architekten Schlüter und von Göthe in möglichste Harmonie bringen. Aber erst unter dem König Friedrich Wilhelm I. wurde das Schloß, so wie es jetzt steht, vollendet. Es bildet ein großes längliches Viereck, das nahe an 1500 Fuß im Umfang und wohl an 600 Zimmer oder Gemächer hat, unter denen der Thronsaal, der Schweizersaal, der Rittersaal, der weiße Saal, der Gemäldesaal, die Schloßkapelle, die Prunkgemächer, die vielen Gemächer für fremde fürstliche Personen, die Kunstkammer, die Schatzkammer im Souterrain ꝛc. gesehen zu werden verdienen, viele Zimmer haben auch vortreffliche Hauteliſſe-Tapeten, historische Factas darstellend.

Das königliche Palais ist äußerst geschmackvoll und prächtig eingerichtet, es hat ebenfalls einen Thronsaal, einen Spiegelsaal, eine Bibliothek ꝛc. Die Zimmer welche die schöne Königin Louise bewohnte, waren noch ganz unverändert geblieben. Außerdem hat Berlin Ueberfluß an prächtigen Palästen und Hôtels, die denen zu Paris nichts nachgeben, ja diese zum Theil noch übertreffen. Das Gebäude der Akademie hat beinahe denselben Umfang wie das Palais-Royal. Der Wilhelmsplatz mit seinen Statüen, der

Luſtgarten, der Pariſer Platz, der Leipziger Platz ꝛc. ſind alle von anſehnlicher Größe und mit ſchönen Bauten umgeben. Auch ziemlich viel Statüen hat Berlin aufzuweiſen und die Helden aus dem ſiebenjährigen Krieg blicken noch immer ehrfurchterregend um ſich. Eine der ſchönſten Zierden dieſer Stadt iſt jedoch das Brandenburger Thor mit ſeiner Quadriga und der Siegesgöttin; es iſt gewiß das prächtigſte Thor der Welt und wurde nach dem Propyläum in Athen aufgeführt, es koſtete beinahe eine halbe Million Thaler und hat fünf Durchgänge oder Portale, von denen das mittelſte ausſchließlich für die königliche Familie iſt. Berlin mit ſeinen ſchönen breiten, regelmäßigen und reinlichen Straßen iſt gewiß eine der ſchönſten Städte der Welt, ſo wie ſie hinſichtlich des geiſtigen Verkehrs, der Geſelligkeit und der Stufe der Bildung, auf der ihre Bewohner ſtehen, vielleicht die angenehmſte iſt, eben ſo hinſichtlich der Liebenswürdigkeit des ſchönen Geſchlechts. Dummköpfe, Ignoranten und Bauchgötzen werden ſich freilich in Berlin nicht gefallen, wo ſie die unfehlbare Zielſcheibe des Witzes und der Satyre ſind. Während ein gewöhnliches Weib, wenn man ſich ihrer Gunſt zu erfreuen gehabt, beſonders die Wienerinnen und andere Süddeutſche, ſelbſt aus den höhern Klaſſen, in der Regel nur Ueberdruß und tödtliche Langeweile erregen, wiſſen die Berlinerinnen ſich durch geiſtreiche Unterhaltung und jovialen Humor nur noch liebenswürdiger zu machen. Nirgends war in ganz Deutſchland damals der Patriotismus mehr zu Hauſe als in ganz Preußen und Berlin. wenig oder nichts war zwar von altdeutſchen Trachten, Röcken, Barretten u. ſ. w. zu ſehen, wie z. B. in Frankfurt, wo dies auf einige Zeit eine Modeſache wie jede andere geworden, dagegen war faſt die ganze Jugend und alle Männer bis zum fünfzigſten Jahr und drüber in das Feld gezogen, um Deutſchland von der furchtbarſten Schmach zu befreien, die je auf ihm gelaſtet, und alle hielten ſich wacker und ſchlugen ſich tapfer. Ohne Preußen würde wohl heute noch das drückendſte Joch einer infamirenden Fremdherrſchaft auf Deutſchland laſten.

Schon länger hegte ich den Wunſch, die Namensverwandtin meiner Vaterſtadt, Frankfurt an der Oder zu ſehen; ich brachte eine Parthie mit Fräulein D... und noch einer andern Dame dahin zu Stande. Wir fuhren eines Abends nach Beendigung des Theaters mit Extrapoſt nach Frankfurt ab und kamen mit dem anbrechenden Morgen daſelbſt an. Die 10 Meilen welche die Ex-

fernung beträgt, hatten wir, da ich gute Trinkgelder gab, in acht bis neun Stunden sehr vergnügt zurückgelegt und ein gutes Souper im Wagen bei dem Schein einer Laterne eingenommen. Erst lange nach Mitternacht fielen einem oder dem andern auf kurze Zeit die Augen zu. Nachdem man im Gasthof ausgeruht, machten die Damen Toilette, und gegen Mittag spazierten wir schon in den Straßen Frankfurts umher und über die 300 Schritte lange Brücke, welche über die Oder führt. Die Stadt hatte noch Gräben und Mauern, war aber nicht sehr fest. Als Meßplatz ist sie bedeutend, man traf gerade Vorbereitungen zu der Julimesse, und es wurden schon Geschäfte gemacht.

Markgraf Johann I. und Otto III. waren die Gründer dieser Stadt; hier endete Kleist, nachdem er bei der Schlacht von Kunersdorf schwer verwundet worden war, sein ruhmvolles Leben, man hat ihm ein Denkmal errichtet, welches aber einer Restauration sehr bedurfte. Hier fand auch der Prinz Leopold von Braunschweig seinen Tod in den Fluthen der Oder, als er am 27. April 1785 bei einer furchtbaren Ueberschwemmung eine arme Familie, die in Todesgefahr schwebte, retten wollte. Die Abbildung dieser menschenfreundlichen Handlung ist in der Hauptkirche aufgestellt. Kleist, Gocceji, Albinus und andere berühmte Männer wurden hier geboren. Wir besuchten noch die Promenaden, gingen auf dem Damm, im Park, an dem Anger und auf dem Thonberg spazieren, konnten aber entferntere Orte nicht aufsuchen, da wir noch an diesem Abend nach Berlin zurückkehren mußten, indem weder die Damen noch ich Urlaub hatten, erstere konnten zwar ziemlich sicher seyn, da das Repertoir in Berlin fast nie abgeändert wurde. Gegen 8 Uhr Abends fuhren wir wieder von Frankfurt ab, machten unterwegs einen halbstündigen Halt im Städtchen Müncheberg, um uns zu erfrischen, und fuhren nach 6 Uhr wieder zum Frankfurter Thor zu Berlin herein, wo mich ein kleines Donnerwetter erwartete; ich hatte nämlich die Reise unternommen ohne meinen freundlichen Wirthen, Pokwischs, etwas davon zu sagen; nun hatte Minchen Pfeifer, mit der ich jeden Morgen Duette durchging, erfahren, daß ich zwei Nächte nicht zu Hause geschlafen und man nicht wisse was aus mir geworden. Nachdem ich von der Familie Pokwisch und Minchen Vorwürfe deßhalb erhalten, fand letztere für gut, eine Zeitlang mit mir zu maulen, obgleich sie eine Bekanntschaft mit einem jungen Bataillonschirurgus, der noch bei dem

Heer ſtand, hatte, und mit demſelben correſpondirte, der ſie auch nach ſeiner Rückkehr zu ehelichen beabſichtigte.

Noch einen Abſtecher machte ich von Berlin, und zwar nach dem ſchönen Dresden, doch ohne alle Damenbegleitung; diesmal nahm ich jedoch Urlaub ſowohl von der Militärbehörde, wie von meinen Hauswirthen und Genoſſen. Vorher verkaufte ich noch meine Pferde für 60 Friedrichsd'or, und fuhr dann ohne mich aufzuhalten, über Mittenwalde, Baruth, Luckau, Sonnenwalde, wo ſich ein ſchönes Schloß befindet, Elſterwerda, nach Sachſens Hauptſtadt ab. Dresdens Lage iſt unbeſchreiblich ſchön, mitten im Herzen des Königreichs; die Felsgebirge, in denen ſich die ſogenannte ſächſiſche Schweiz befindet, ſind nicht weit davon entfernt, Zweige dieſes Gebirgs begrenzen im Oſten das Thal, in welchem Dresden liegt, und ſind meiſt mit Weinreben bepflanzt. Dieſe Gegend erinnerte mich theilweis an das paradieſiſche Arnothal bei Florenz, eine Menge freundlicher Häuſer mit rothen Dächern ragen aus den buſchigen Gärten dieſer Höhen hervor, und vermißt man auch hier die idylliſch-ſchönen Strohflechterinnen, ſo begegnet man doch manchem hübſchen Sachſenkind, das den toskaniſchen Schönheiten nichts nachgibt, und das Sprichwort: In Sachſen wo die ſchönen Mädchen wachſen, und in Berlin wo ſie blüh'n, findet ſich hier wie dort bewährt. Der an Naturſchönheiten ſo reiche plauiſche Grund, den die Weiſeritz durchſtrömt, bietet die maleriſchſten und romantiſchſten Parthieen. Auf der nordweſtlichen Seite Dresdens führen herrliche Alleen durch ein großes Gehege, welches die Elbe umſtrömt, an deren rechtem Ufer ſich eine mit Reben bepflanzte Höhe befindet, die ſich, mit dem Fluß gleichlaufend, auf eine weite Strecke ausdehnt, während die Höhen gegen Norden ziemlich wild und mit Nadelholz bewachſen, den Horizont begrenzen, ſo daß man Süd- und Nordgegend zumal hat. Die Prachtbrücke über die Elbe, die hier nahe an 500 Fuß breit iſt und die Reſidenz in zwei Theile theilt, iſt eine der ſchönſten der Welt. Die Altſtadt, auf dem linken Elbufer gelegen, hat viele große und ſchöne Plätze, unter denen der Schloßplatz und der Alt- und Neumarkt ſind. Die Stadt iſt eigentlich in 4 Haupttheile eingetheilt, nämlich in die Alt- und Neuſtadt, die Friedrichsſtadt und den neuen Anbau. Die Hofkirche ſteht auf dem Schloßplatz und iſt deſſen ſchönſte Zierde, wirklich ein Prachtgebäude. Aus der Altſtadt kommt man über die erwähnte, mit Recht allgemein bewunderte, unter Auguſt II. durch den Baumei-

ſter Pepelmann aufgeführte Brücke in die Neuſtadt; zuerſt war hier eine hölzerne, und erſt im 13ten Jahrhundert wurde ſie durch eine ſteinerne erſetzt. Die jetzt ſtehende hat 16 prächtige Bogen und bei 36 Fuß Breite eine Länge von 1400 Fuß, ſie ſcheint für die Ewigkeit erbaut und allen Stürmen, Ueberſchwemmungen, Eisgängen Trotz bieten zu können, denn jeder Bogen hat auf beiden Seiten zwei thurmähnliche dicke runde Pfeiler, die oben eine Plattform haben, welche mit ſchönen Eiſengittern umzäunt iſt und auf denen Ruhebänke für Spaziergänger angebracht ſind. Auf beiden Seiten der Brücke ſind bequeme Trottoirs und zur größern Bequemlichkeit der Fußgänger iſt es geſetzlich eingeführt, daß ſich Jedermann immer auf der ihm zur Rechten liegenden Seite halten muß. Jenſeits der Brücke kömmt man auf den ſchönen Neuſtädter Marktplatz, auf dem das Commandantenhaus und die Reiterſtatüe Auguſt II. in römiſcher Tracht mit einer — Perrücke ſteht; ein Augsburger Kupferſchmidt war der Schöpfer dieſer Bildſäule. — Die Neuſtadt wurde früher Alt-Dresden genannt, als ſie aber nach der furchtbaren Feuersbrunſt von 1685 beinahe ganz abbrannte, wurde ſie 1724, nachdem ſie gleich einem Phönix wieder verjüngt aus ihrer Aſche hervorgegangen war, die Neuſtadt genannt, der Neubau der ſeit 1730 entſtanden iſt, ſchließt ſich an ſie an. Das königliche Schloß hat einen hohen Thurm, iſt ziemlich groß aber nicht ſchön zu nennen, ſeine innern Gemächer ſind jedoch zum Theil ſehr prachtvoll, namentlich der Rieſenſaal, in welchem ungeheure Prunkfeſte und ſogar Scheibenſchießen gehalten wurden. Die Schloßkapelle iſt beſonders wegen ihren Gemälden von Rubens und Mengs, ſo wie wegen ihren herrlichen Hauteliſſe-Tapeten mit hiſtoriſchen Gegenſtänden ſehenswerth. Der heilige Petrus hat hier vier Bildſäulen, von denen mindeſtens drei, wo nicht alle vier zuviel ſind. Die Silberkammer und das berühmte grüne Gewölbe ſind im Erdgeſchoß des Schloſſes, letzteres enthält einen großen Werth an Edelſteinen aller Art, Perlen, Gold- und Silberarbeiten zum Theil von hohem Kunſtwerth, ebenſo von Elfenbein und Perlmutter, unter denen auch einiges von Michel Angelo. Dieſe koſtbare Sammlung ſtiftete der Kurfürſt Auguſt, ſie wird in ſieben Gemächern aufbewahrt, unter denen ein Prätioſenzimmer, ein Elfenbeinzimmer, ein Juwelenzimmer ꝛc., in dem letztern befindet ſich ein weißer Diamant von 194 und ein grüner von 160 Gran, prächtige Smaragden, ein Tempel des Apis ꝛc. ꝛc. Mehr als 6

Perſonen auf einmal werden hier nicht zugelaſſen und auch dieſe haben ſich genau über ihre Perſönlichkeit auszuweiſen; dennoch iſt ſchon manches abhanden gekommen, denn dergleichen iſt gar zu verführeriſch, ſelbſt für hohe Damen, wie man aus Erfahrung weiß, darum, o Herr: führe uns nicht in Verſuchung.

In der Rüſtkammer, die an Waffen, Trachten, Harniſchen ſehr reich iſt, findet man viele altdeutſche Stücke, unter andern auch die erſte Donnerbüchſe, die Rüſtungen Heinrich des Frommen und des Kurfürſten Moritz, das ſchwarze Panzerkleid Johann Friedrichs, das er in der Schlacht bei Mühlberg trug, das Rüſtzeug Ferdinand II. in türkiſchem Geſchmack, den prächtigen Harniſch Chriſtian II., den Krönungsanzug Auguſt II., den Hut und Degen Peter I., viele chineſiſche, perſiſche und indiſche Trachten vornehmer und fürſtlicher Perſonen, Schilder, Helme ꝛc. Die Gemäldegallerie enthält treffliche Meiſterwerke, und die ſich im Stallgebäude befindende Gewehrſammlung hat mehr als 2000 der ſeltenſten Gewehre. Im Zwinger *) iſt das ſehr anſehnliche Naturalienkabinet, ſo wie die Kunſtkammer, in der man auch Luthers Schrank und Tillys Commandoſtab aufbewahrt, nebſt vielen tartariſchen und japaniſchen Geräthſchaften, ſo wie einem Kirſchkern mit 120 eingeſchnittenen Geſichtern und dem in 910 Zeilen geſchriebenen neuen Teſtament. Die Modellkammer enthält alle mögliche Modelle zu Feſtungen, Maſchinen, Bauten u. ſ. w. und in einem beſondern Zimmer des Zwingers wird ſogar ein Model von Salomons Tempel und der Stiftshütte aufbewahrt, die ein Hamburger Rathsherr nach der Beſchreibung in der Bibel fertigen ließ und Auguſt II. dann für die Summe von 18,000 Thalern verkaufte, wobei er einen Gewinn von wenigſtens 10,000 Thalern und mehr machte. Wenn man die Flügel des Tempels wegnimmt, ſieht man das Innere deſſelben, man zählt an 7000 zum Theil ſehr künſtlich gearbeitete Säulen und wohl 6000 Drahtfenſter. In der Stiftshütte findet ſich alles was man zu dem hebräiſchen Gottesdienſt gebraucht. Im japaniſchen Palais befindet ſich die Bibliothek, die Antikenſammlung, das Münzkabinet und eine Porzellanſammlung. Ich ſah

*) Der Zwinger, der 1711 erbaut wurde, war anfangs zum Vorhof eines neuen Schloſſes beſtimmt, es iſt jetzt ein großer, von mehrern Pavillons umgebener Raum, in welchen im Sommer die Bäume aus der Orangerie gebracht werden und mehrere Springbrunnen ſprudeln, ſo daß er einen angenehmen Spaziergang bildet.

alle dieſe Dinge nur ſehr oberflächlich, denn ich hatte nur auf wenige Tage Urlaub, und hätte Wochen, ja Monate gebraucht, alles mit gehöriger Muße zu unterſuchen, auch war man mir, als einem preußiſchen Offizier, die damals in Sachſen nicht beliebt waren, nicht übermäßig gefällig, und es hatte mich viel Mühe und Laufereien gekoſtet, bevor mir das grüne Gewölbe und die Kunſtkammer geöffnet wurden. Dem ehemaligen Brühl'ſchen Palais machte ich auch einen Beſuch, konnte aber nicht ohne Lachen die ungeheure Garderobe muſtern, die deren längſt modernder Eigenthümer beſaß, eine Hoſen-, Weſten- und Röcke-Sammlung allerdings einzig in ihrer Art, bei deren Anſicht aber ein früherer Beſucher geäußert hatte: „**Montrez moi des vertus et non pas des culottes.**“ Mir ſchien ſie die Garderobe eines Hanswurſts. Brühl hatte, ich weiß nicht wie viel Hundert Anzüge von allen Farben, Stoffen und Schattirungen, und zu einem jeden derſelben waren beſondere Hüte, Perrücken, Tabacksdoſen, Degen, Uhren, Schnallen ꝛc. vorhanden. Die Excellenz ließ ſich jeden Morgen das Buch vorlegen, in welchem alle dieſe Coſtüme abgemalt waren, und brachte Stunden mit der Wahl der Anzüge zu, die es ihr beliebte an dieſem Tage anzulegen. — Wie mag man nur einen ſolchen Pinſel zum Miniſter machen, und was für Narren hat die Sonne nicht ſchon beſchienen! An der hintern Seite dieſes Palais zieht ſich die ſogenannte Brühl'ſche Terraſſe hin, ein ſehr beliebter Spaziergang der Einwohner Dresdens, und mit Recht, denn man hat hier eine herrliche Ausſicht längs den Ufern der Elbe, begegnet auch manchem ſchönen Sachſenkind; leider hinderte mich mein zu kurzer Aufenthalt deren nähere Bekanntſchaft zu machen, ausgenommen die einer jungen Dresdnerin, und zwar einer Prinzeſſin, wenn auch nur vom Theater; es war erſt eine angehende Prieſterin Thaliens, die Tochter einer penſionirten Wittwe, die ich auf einem Spaziergang kennen gelernt hatte, und bei der ich ein Paar ſehr fröhliche Abende, die ſich bis nach Mitternacht verlängerten, zubrachte, indem ich das Souper aus dem Gaſthof bringen ließ. Da die kleine Bertha ein hübſches Stimmchen hatte und eben am Einſtudieren der Zerline und Suſanna war, ſo machte ich ihr zwei elegante Anzüge zu dieſen Rollen zum Präſent, die ihr unendlich viel Vergnügen gewährten.

Das Theater war damals nicht beſonders beſetzt, das große Opernhaus, welches an den Zwinger ſtößt oder vielmehr zu dem-

ſelben gehört, ſtand leer und war verödet. Auguſt II. hatte daſſelbe 1718 durch Bibiena erbauen und Vorſtellungen in demſelben mit einer Pracht und Verſchwendung geben laſſen, die Alles was man bis dahin in der Art geſehen, übertrafen. Oft waren ein halbes Tauſend Menſchen, viele Pferde, lebendige Elephanten, Dromedare ꝛc. zumal auf der Bühne und über 6000 Zuſchauer in dem Haus. Eine einzige dieſer Vorſtellungen koſtete oft 100,000 Thaler, zu jener Zeit eine ungeheure Summe. 1769 wurde die letzte Oper in dieſem Haus gegeben; ſpäter wurde daſſelbe noch einigemal bei feierlichen Gelegenheiten zu großen Redouten benützt, wie 1792 bei der Anweſenheit Leopold II., dann bei der Friedrich Wilhelms und Napoleons. 1812 war ein Rieſenconcert in dieſem Haus, dem alle damals in Dresden zuſammengekommenen Souveraine beiwohnten. Das Schauſpielhaus, welches in dem ſogenannten italiäniſchen Dörfchen liegt, wurde 1754 erbaut. Dieſes Dörfchen beſteht aus einer Reihe Häuſer, welche für die italiäniſchen Bildhauer, Maler und andere Künſtler, die bei dem Bau der katholiſchen Kirche verwendet wurden, hinter der es ſich befindet, eingerichtet waren. Jetzt haben noch Italiäner Buden mit ihren Waaren in denſelben. Von Dresdens Kirchen ſah ich nur die katholiſche Hofkirche und die Frauenkirche; erſtere hängt durch einen bedeckten Gang mit dem Schloß zuſammen, und hat unter andern ſchönen Gemälden eine Himmelfahrt Raphaels, ihre beiden Hauptkapellen ſind dem heiligen Benno und dem eben ſo heiligen Nepomuk geweiht. Die muſikaliſchen Meſſen, die hier gehalten werden, ſind ſo trefflich, daß ſie einen wahren Hochgenuß gewähren und allerdings Herz und Geiſt erheben. In der Frauenkirche am Neumarkt, die ſchon im eilften Jahrhundert gegründet wurde, ſtieg ich in die unter derſelben vorhandenen Catacomben hinab, die gerade ſoviel Raum unter der Erde, wie die Kirche über derſelben einnehmen, ſie bilden einen Kreuzgang mit vier Gewölben, in denen zinnerne Tafeln die Stellen bezeichnen, an welchen Särge eingemauert ſind. Uebrigens haben dieſe Catacomben mit denen zu Rom, Neapel oder Paris nur den Namen gemein.

Dem Neuſtädter Kirchhof vor dem ſchwarzen Thor machte ich ſeines berühmten Todtentanzes wegen einen Beſuch, dieſer iſt an den Kirchhofsmauern, unfern der Wohnung des Todtengräbers angebracht. Se. unfehlbare Heiligkeit der Papſt eröffnet den Reigen mit dem noch weit unfehlbarern Tod, ihm folgen Cardinäle,

Bischöfe, Kaiser, Könige ꝛc., alle Stände bis zum Bettler herab. Diesen Tanz müssen wir alle ohne Ausnahme mitmachen, es ist so ziemlich das einzige ganz Gewisse auf Erden, und so wenig einer auch Tanzlust verspüren mag, von diesem Kehraus dispensirt ihn nichts. Nur flüchtig sah ich noch einige Palais, die Militärakademie, und von den Umgebungen Dresdens, außer dem Plauischen Grund, wohin ich noch einmal mit meiner Prinzessin eine empfindsame Tour machte, nichts, nicht einmal Pillnitz, Pirna und die Moritzburg. Ich nahm nun zärtlichen Abschied von meiner Schönen und ihrer Mama, versprach das Wiederkommen und fuhr nach Berlin zurück, wo ich ohne Unfall ankam, und bei meiner Ankunft die Ordre vorfand, mich sofort nach Colberg zum siebzehnten Garnisons-Bataillon zu verfügen, bei dem ich vorerst angestellt sey, und zwar eine Compagnie befehligend, ohne jedoch die Compagnieführer-Zulage zu erhalten. Bei einem Garnisons-Bataillon angestellt zu seyn, wollte mir wieder nicht in den Kopf und ich verfügte mich deßhalb zum Obersten Inspecteur von Witzleben, um Einsprache zu thun; dieser entgegnete mir jedoch, daß dies nur provisorisch sey, und er nichts in der Sache ändern könne. Ich mußte also wohl Ordre pariren, dem freundlichen Berlin und meinen Wirthen und Schönen Lebewohl sagen. Prinzessin Wilhelm konnte ich mich nicht persönlich empfehlen, sie war noch Wöchnerin und empfing Niemand, ich schrieb ihr daher einen gehorsamsten Abschieds- und Danksagungsbrief. Noch ehe ich abreiste, war die Nachricht von Napoleons Einschiffung nach St. Helena angekommen. So war denn seine Rolle auf dieser Welt ausgespielt, Mürat war schon früher in Pizzo erschossen und alle Brüder Napoleons von ihren Thronen herabgeworfen und fortgejagt worden. Das große Drama des ephemären französischen Kaiserreichs war vorbei, und alle seine Acteure traten wie andere Schauspieler, nach dem letzten Herabfallen des Vorhangs einer gewöhnlichen theatralischen Vorstellung, wieder von der Bühne ab und in die Misere des bürgerlichen Alltagslebens zurück.

Ich erhielt einen freien Postpaß von Berlin nach Colberg, nebst zwei Monate rückständigen Gehalts und setzte mich, nachdem ich noch freundlichen Abschied von Demoiselle D...., meinen beiden hübschen Minchen ꝛc. genommen, in den federlosen Rumpelkasten, Postwagen genannt, der nach Stargard fuhr.

VIII.

Reiſe von Berlin nach Colberg. — Eine Amazone. — Ankunft in Colberg. — Die neuen Dienſtverhältniſſe. — Colberg und ſeine Umgebungen. — Einfachheit und Wohlhabenheit der Einwohner. — Die Marienkirche. — Geſellſchaftliche Verhältniſſe. — Nettelbeck. — Die letzte Belagerung. — Feier des Geburtstags des Königs. — Madame G... und ihre Couſine. — Das Verſteckenſpiel im Bullenwinkel. — Eine Reiſe nach Cöslin. — Eine Luſtfahrt auf einen pommerſchen Edelhof. — Die Colberger Freuden. — Ich gehe auf Urlaub nach Berlin. — Ein polniſcher Reiſeſchatz. — Die verrätheriſchen Auſternſchaalen. — Fürſt Blücher. — Die Berliner Weihnachtsfreuden. — Die Redouten und Porcellanfuhren. — Die ſchöne Louiſe. — Spandau. — Eine glänzende Schlittenfahrt. — Rückreiſe nach Colberg.

Wer ſich noch der damaligen Beſchaffenheit der preußiſchen und ſächſiſchen Poſtwagen erinnert, wird mir eingeſtehen, daß es keine geringe Marter war, mehrere Tage und Nächte faſt ununterbrochen in einem ſolchen Behälter transportirt zu werden. Dieſe ſchlecht gebauten, auf der Achſe gehenden Wagen rüttelten den Körper auf eine ſchmähliche Weiſe zuſammen und machten die Knochen ſo mürbe, daß man ſie zu brechen fürchtete, beſonders wenn es in den Dörfern über die Knüppeldämme ging, denn Chauſſeen gab es ebenfalls nur ſehr wenige und die Wege waren abſcheulich, zudem hatte ich einen Seitenſitz. Indeſſen ſollte mich eine liebenswürdige Reiſegefährtin für all dies Ungemach entſchädigen. In der einen Ecke des Wagens ſaß ein wunderſchönes Mädchen, ein Mädchen wie ſie der Himmel nur ſelten und nur wenige erſchafft. In ihrem ganzen Weſen war etwas Heroiſch-Liebliches, auf ihren Feuerwangen, in ihren blitzenden Augen, in ihren Zügen lag etwas ſo Edles, etwas ſo Mark und Bein bis ins Innerſte Durchbohrendes, daß man davon durch und durch erſchüttert wurde; ihr Wuchs, ihr Anſtand, ihre ganze Figur war das ſchönſte Ideal einer Amazone, oder Bellonas ſelbſt. Bald knüpfte ich ein Geſpräch mit dieſer Huldgöttin an, von der ich jedoch anfangs nur ſehr kurze und einſylbige Antworten erhielt. Die übrige Reiſegeſellſchaft hatte wenig Intereſſe für mich und ſchien es auch, bis

auf eine ältliche Frau, deren Züge eine tiefe Schwermuth ausdrückten, nicht zu verdienen. In Werneuchen, der ersten, drei Meilen von Berlin entfernten Station, wo der Postwagen nach der damaligen löblichen Gewohnheit, wie auf allen Stationen, mehrere Stunden, wohl auch wie in Stargard, Naugarten ꝛc. halbe Tage liegen blieb, um alle Packete, Passagiere, Koffers ꝛc. gehörig zu sortiren und einzuschreiben, gelang es mir, meiner schönen Unbekannten ein Paar Worte mehr zu entlocken. Gesprächiger aber wurde sie erst in Freienwalde, dem bekannten, sechs Meilen von Berlin entfernten Badeort, wo wir, während der Postwagen rastete, die artigen Anlagen und den Gesundbrunnen des Orts besuchten, der in einem anmuthigen, von einer waldigen Höhe umgebenen Thal liegt, und besonders von gichtbrüchigen und am Gehör leidenden Kranken besucht wird. Hier erfuhr ich, daß sich die, gleich der Kriegsgöttin einherschreitende Schöne, Johanna mit ihrem Vornamen nenne, den Familiennamen verschwieg sie mir aber noch; ihr ganzes Benehmen hatte etwas Seltsames und Räthselhaftes. Beim Abfahren von Freienwalde war ich nicht weiter wie vorher, doch führte ich jetzt eine fortwährende, zusammenhängende Unterhaltung mit ihr. In Königsberg in der Neumark, wo wir des Nachts ankamen, gingen wir zusammen auf den Straßen spazieren, bis der Wagen wieder weiter fuhr, da es ihr unangenehm war, in der Gaststube unter den andern Passagieren mehrere Stunden zu verweilen. Als ich ihr den Ort meiner Bestimmung, Colberg nannte, schien sie dies zu frappiren, und es entfuhren ihr die Worte: »da will ich auch hin, meine Verwandten zu besuchen.« Ich drang nun mehr und mehr in sie, und brachte bald von ihr heraus, daß sie die Tochter eines in Danzig angestellten Kriegsraths sey, der sich L.... nenne. Das Mädchen war wissenschaftlich gebildet, in der Geschichte wohl bewandert, zeigte dabei einen so glühenden Franzosenhaß, und namentlich gegen Napoleon, daß, so oft die Rede auf diesen kam, ihre Wangen gluthroth wurden, und ihre Augen Feuer sprühten. Auch in der Ortsgeschichte der Städte, durch die wir kamen, war sie sehr kundig; so erzählte sie mir, daß, als Königsberg im Jahr 1732 durch Casimir von Pommern belagert wurde, ein Schuhmacher diesen Fürsten von der Mauer herab getödtet habe, und von der nächsten Station, Bahn, wußte sie mir zu sagen, daß Barmin I. den Ort erbaut und der Heermeister Wallmoden 1399 hier durch den

kräftigen Keulenſchlag, den der ſtarke Arm eines hieſigen Bürgers geführt, erſchlagen wurde. Vor allem waren es aber die neueſten politiſchen Zuſtände und franzöſiſchen Kriege, von denen ſie mit großer Theilnahme und mit einem, bei einem Mädchen ganz ungewöhnlichen Enthuſiasmus ſprach, und als ich im Laufe des Geſprächs ihr von dem fanatiſchen Eifer der Calabreſen und Spanier erzählte, da war ſie ganz Ohr und hörte mir mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu; ſie wurde nun immer zutraulicher, freundlicher, und ſagte endlich mit Wärme zu mir: aber gegen die Deutſchen, gegen die Preußen haben Sie doch nie gefochten, nicht wahr? — Dies konnte ich mit dem beſten Gewiſſen mit: Nein beantworten. — Wohlan, dann gebe ich Ihnen gerne die Hand. — Sie reichte ſie mir hin, ich ergriff ſie ſchnell, drückte und küßte ſie. Ehe wir nach Pyritz, dem alten Periscum der Pommern kamen, wo, wie man behauptet, Kotzebue hauptſächlich den Stoff zu ſeinen klaſſiſchen »deutſchen Kleinſtädtern« geſchöpft habe, als er einſt mehrere Tage hier verweilen mußte, erzählte mir meine intereſſante Reiſegefährtin, daß hier ein alter Brunnen ſey, in welchem ſeiner Zeit die erſten 7000 Pommern durch Biſchof Otto von Bromberg getauft wurden. Wir beſuchten dieſen Brunnen. Auch wußte Johanna, daß Pyritz ehemals eine Feſtung war, von der jetzt noch vier bis fünf hohe Thürme und drei alterthümliche Thore übrig waren. Von hier fuhren wir nach Stargard und kamen an einen großen See, der wegen ſeinen köſtlichen Maränen, ſehr delikate Fiſche, die man ſonſt nirgends im Land findet, und mit denen die Pyritzer gute Geſchäfte machen, berühmt iſt. In Stargard, wo der Wagen wieder vier Stunden hielt, ließen wir uns ein Zimmer geben und ein Mittageſſen in demſelben ſerviren. Hier fing des Mädchens Neugierde hinſichtlich meiner an rege zu werden, und ſie gab ſich viel Mühe, meine frühern Verhältniſſe zu erforſchen, ich theilte ihr manches was ich für gut fand mit, und ſie ſchien ganz Auge und Ohr, endlich aber ließ auch ich den Wunſch blicken, näher über ihre Verhältniſſe unterrichtet zu werden. Des Mädchens Wangen überzog nun eine leichte Röthe, die jedoch immer ſtärker und zuletzt faſt hochroth wurde, dabei funkelten ihre Augen wie Feuer, ſie nahm endlich meine Hand, faßte ſie krampfhaft und ſprach: Sie flößen mir volles Vertrauen ein und ich will mich Ihnen ohne Rückhalt entdecken. Ich war die Verlobte eines der Offiziere von Schills Corps, die Napoleon ſo feigerweiſe erſchießen

ließ. Wir liebten uns beide auf das Innigste und wollten bessere Zeiten abwarten, unsere Vermählung zu feiern. Der grausame unverdiente Tod meines Geliebten machte mich beinahe rasend und fast zur Menschenfeindin, wenigstens zur eingefleischtesten Franzosenfeindin. Als nun unser edler König den Aufruf zur Befreiung und Rettung des Vaterlandes an sein treues Volk erließ, da schwoll auch mir die Brust und das Herz bebte mir vor Ungestüm und Rachedurst im Busen. Ich legte Mannskleider an, verließ, ohne ein Wort von meinem Vorhaben zu sagen, das elterliche Haus, trat bei dem Bülow'schen Corps als Freiwilliger ein, und habe als solcher die Feldzüge von 1813 und 1814 mitgemacht. — Als ich sie verwundert und etwas zweifelhaft anblickte, da streifte sie den rechten Aermel ihres Kleides in die Höhe und zeigte mir eine erst kurz vernarbte breite Wunde, die sie von einem französischen Chasseur a cheval bei Brienne erhielt, und sie längere Zeit im Lazareth zurückgehalten hatte, bei welcher Gelegenheit man auch zuerst ihr Geschlecht entdeckte. Erst jetzt hatte sie an ihre bekümmerten Eltern geschrieben, was aus ihr geworden. Sie kam nun ganz genesen von Berlin, wo sie sich in der letzten Zeit aufgehalten, wollte ihren Oheim in Colberg, der daselbst verheirathet war und eine Civil-Anstellung bekleidete, besuchen, bevor sie in das Vaterhaus zurückkehrte, wovor sie einige Scheu hatte und das Vergangene durch den Oheim erst zu vermitteln wünschte. Daß dies Alles ganz der Wahrheit gemäß war, davon hatte ich später Gelegenheit mich vollkommen zu überzeugen. Wir erzählten uns nun gegenseitig Begebenheiten aus unsern Feldzügen und wurden dadurch so vertraut, daß wir bald nur noch ein Herz und eine Seele waren. — Als wir wieder in den Wagen stiegen, kam ein neuer Passagier, ein ältlicher Mann noch hinzu, es war der Gatte der Frau mit dem schwermüthigen Blick, beide trockneten sich die verweinten Augen, und wir erfuhren nun, daß dieses Ehepaar auch einen Sohn, einen hoffnungsvollen Jüngling verloren hatte, der bei dem Schill'schen Corps als Unteroffizier gestanden und mit seinen Gefährten, gefangen auf die Galeeren Frankreichs abgeführt worden war, wo er kurz vor dem Frieden von 1814 starb. Seine Mutter hatte eigens die Reise nach Frankreich unternommen, um sich Gewißheit über das Schicksal ihres Kindes zu verschaffen, die ihr auf eine traurige Weise ward. »Ha, der Wüthrich, der Spitzbube Napoleon! rief Johanna knirschend aus. In Rau-

garten angekommen, wo die unglücklichen Eltern zu Hause waren, trennten sie sich von uns, und da von hier eine Seitenpost nach Colberg besonders abging, so mußten wir abermals einen halben Tag auf die Weiterbeförderung warten. Wir brachten diese Zeit recht vergnügt zu, und ich bewog Johanna, nachdem wir uns ein Zimmer hatten geben lassen, ihre Jäger-Uniform einmal anzulegen, die sie in einem Mantelsack bei sich führte. Sie willigte lächelnd in meinen Wunsch und ich war ihr im Anlegen derselben möglichst behülflich, die Uniform kleidete sie allerliebst. Wir machten nun förmlich Kameradschaft miteinander, tranken Brüderschaft auf Du und Du, und ruhten endlich Arm in Arm erschöpft und matt aus. Ich half zuletzt meinem liebenswürdigen Kameraden seine weiblichen Kleider wieder anlegen, da die Zeit der Abfahrt herannahte. Von hier bis Colberg aber ging nicht einmal ein bedeckter Wagen mehr, sondern, wie auf allen Seitenstationen, nur ein offener Korbwagen, das heißt, ein gewöhnlicher Bauerwagen, in den man ein Korbgeflechte gelegt und einige Strohsitze angebracht hatte. Dies waren die Postwagen zu den Orten, die nicht an der großen Heerstraße lagen. Meine Kriegsgefährtin und ich waren die einzigen Passagiere von hier bis Colberg, wir ruhten recht traulich Arm in Arm und fuhren die ganze Nacht durch über Greifenberg und Treptow an der Rega. Auch in der Nähe dieser Stadt befindet sich ein Brunnen, an dem Otto von Bromberg über 1000 Heiden durch die Wassertaufe in Christen verwandelte. In dieser Gegend liegt auch das Stift Belbuk, bekannt, weil dessen Abt sammt all seinen Mönchen 1513 plötzlich lutherisch wurde, ohne sich an den päpstlichen Bann, noch an die verheißene ewige Verdammniß und ihre Höllenschlünde, die ihnen der heilige Vater mit grellen Farben vormalte, zu kehren. Es war zwar eine Julinacht die wir durchfuhren, und ich hatte deßhalb auch nur sehr leichte Sommerbeinkleider auf dem offenen Wagen angelegt, nicht bedenkend, daß ich nicht mehr am mittelländischen, sondern in der Nähe des baltischen Meeres war. Wir schliefen beide, Johanna an meiner Brust ein, je näher wir aber der Küste kamen, desto fühlbarer wurde ein sehr rauher und unfreundlicher Wind, und gegen Morgen überfiel mich ein kalter Schauer und Frost, ich fühlte mich unwohl und war froh als wir endlich über die Zugbrücken und durch die Thore der Festung Colberg einfuhren. Ich eilte mit meinem Kameraden, der mehr an

dieſes Klima gewöhnt und nicht ſo erfroren war, in das erſte beſte Gaſthaus, die Stadt London auf dem Markt, wo ich uns jedoch Anſtands halber zwei Zimmer geben ließ. Es war erſt vier Uhr des Morgens als wir ankamen, und Johanna konnte ihren Oheim ſo frühe nicht aufſuchen, auch kannte ſie deſſen Wohnung nicht. Ich hatte mir eine furchtbare Erkältung zugezogen und warf mich unter den heftigſten Leibſchmerzen auf das Bett. Faſt drei Monate hatte ich mit dem Uebel zu kämpfen, das kein Arzt zu heilen verſtand, bis endlich der Zufall mich ein wirkſames Heilmittel entdecken ließ, und dies waren — Heidelbeeren; nachdem ich einen tüchtigen Teller voll mit rothem Wein gekocht davon gegeſſen, war ich plötzlich wie durch ein Wunder wieder hergeſtellt. Erſt gegen Mittag, nachdem ich mich ein wenig erwärmt hatte, war ich im Stand das Bett zu verlaſſen; ich ſteckte mich raſch in die Uniform und eilte nach der Commandantur, um mich zu melden, Oberſt Streit aber empfing mich mit einem Wiſcher, weil ich mich nicht früher gemeldet, und doch mit der Morgenpoſt angekommen ſey, es war gerade Zeit zur Parade, er beſchied mich nach derſelben wieder zu ſich. Ich meldete mich nun auch bei meinem Bataillons-Commandanten, dem Major von Hachwitz, der aber das Bataillon nur interimiſtiſch commandirte, dieſer empfing mich ſehr artig, und auf der Parade umringten mich meine neuen Kameraden, unter denen viele Weſtphalen und einige ältere Offiziere waren. Als ich mich nach der Parade der erhaltenen Ordre gemäß wieder auf die Commandantur begab und anklopfte, da empfing mich der barſch: »eintreten« rufende Oberſt mit den Worten: »Bettelleute klopfen an, aber nicht die Herrn Offiziere.« Dieſer abermalige unfreundliche Empfang machte einen äußerſt unangenehmen Eindruck auf mich, und ich konnte mich nicht enthalten zu erwiedern: aber Herr Oberſt, ich trete eben erſt in preußiſche Dienſte, und kann unmöglich ſchon alle Details derſelben kennen. — Wohl, Sie müſſen ſich aber bemühen, ſie ſo ſchnell wie möglich kennen zu lernen. — Dies wird mein Beſtreben ſeyn. — Nun frug mich der Commandant Verſchiedenes, was auf meine frühern Dienſtverhältniſſe Bezug hatte, und war dann weniger mürriſch, ſo daß wir zuletzt ziemlich gut von einander ſchieden. Ich übernahm jetzt das interimiſtiſche Commando der erſten Compagnie des Bataillons, deren Hauptmann, ein Herr von Pfündel, in Bälde von Gumbinnen hierher verſetzt, eintreffen ſollte. Der

Feldwebel brachte mir nebſt dem Compagnieappell ein Quartierbillet, vermittelſt deſſen ich zu einem Kaufmann Namens Hackſtock, unweit dem Markt in der Börſenſtraße, einquartiert wurde. Johanna hatte ſich indeſſen zu ihrem Oheim begeben, der an ihre Eltern nach Danzig geſchrieben, deren Antwort ſie bei demſelben abwarten wollte. Wir brachten einſtweilen jeden Abend vergnügt und traulich mit einander zu. Ich trat meinen neuen Dienſt an, beſtrebte mich die mir obliegenden Verrichtungen möglichſt bald kennen zu lernen, was auch ſchnell der Fall war. Doch zog ſich gleich in den erſten acht Tagen ein arges Donnerwetter aus folgender Veranlaſſung über meinem Haupt zuſammen. In franzöſiſchen Dienſten hatten wir faſt nie die Degenquaſten (dragonnes), die man im Deutſchen ganz fälſchlich portépée (Degenträger) nennt, angemacht, namentlich trug ſie faſt kein Offizier im Feld, und ſie galten für eine ſehr unweſentliche Verzierung. Ich hatte mir zwar in Berlin eine ſolche von Silber und ſchwarz, wie ſie im preußiſchen Heer ſeyn muß, angeſchafft und an meinen Säbel gemacht, jetzt mußte ich jedoch einen preußiſchen Degen tragen, kaufte mir einen ſolchen, vergaß aber die Quaſte an denſelben anzulegen, und ſo kam ich ohne Portepée auf die Parade. Bald bemerkten dies mehrere ältere Offiziere, man ziſchelte ſich einander zu, auf mich ſehend, der Major und der Commandant wurden endlich auch aufmerkſam, und Oberſt Streit fuhr mich nun mit einem ſchweren Donnerwetter an, ſo daß es ein allgemeines Aufſehen erregte und ſich alle ältern Offiziere nicht genug verwundern konnten, wie ein Offizier ohne Portepée erſcheinen könne, ſich zum Theil auch etwas hämiſch deßhalb ausließen; dies Alles machte mir zuletzt den Kopf ſo warm, daß ich ganz piquirt und laut, daß es Jedermann verſtehen konnte, ſagte: »der Offizier ſteckt doch wahrlich nicht in der Degenquaſte; wenn der Mann nichts taugt, ſo läuft gewiß kein Feind vor dem Portepée davon, und ich habe mich lange genug ohne ein ſolches tüchtig geſchlagen.« Dieſe Worte machten einen furchtbaren Rumor, der ſich damit endigte, daß mir der Commandant ſofort einen 24ſtündigen Arreſt ankündigte und noch obendrein einen Verweis gab. Dieſe Vorfälle machten mir gleich anfänglich den Dienſt ſehr zuwider und ſetzten böſes Blut, hierzu kam noch mein langes Unwohlſeyn in Folge der Erkältung. Die ſehr öde und traurige Lage Colbergs an der Perſante, ohnweit der Mündung dieſes Fluſſes in die Oſtſee, wo ſich nur ein

einziger, kaum leidlicher Spaziergang nach der sogenannten Maikuhle, ein kleines Gehölz, befand, war nicht geeignet, diese Mißstimmung zu mindern. Ich hatte Anfangs auch nicht einen einzigen Bekannten, und den neunten Tag nach unserer Ankunft verließ auch Johanna die Stadt wieder, um sich zu ihren Eltern, die sie mit großer Sehnsucht erwarteten, zu begeben. Ich fühlte mich jetzt recht einsam und verlaßen, um so mehr, da die Festung vorerst auch nicht die mindeste Zerstreuung bot, die Offiziere standen sich alle noch sehr fremd einander gegenüber, der Garnisonsdienst war sehr streng und mußte recht peinlich kleinlich versehen werden. Nachdem ich ungefähr 14 Tage hier verweilt, erhielt ich plötzlich eine Einladung zur Tafel bei dem Commandanten, der nun zuvorkommend freundlich war, allerlei Scherze machte und eine sehr liebenswürdige feingebildete Dame zur Frau hatte, die früher Hoffräulein am Deßauer Hof war, und er als Wittwer heirathete; von jetzt an wurde mir der Aufenthalt etwas erträglicher, es kamen auch immer mehr Offiziere an, von denen mehrere verheirathet waren und eine liebenswürdige Familie mitbrachten, unter ihnen auch unser wirklicher Bataillonschef, der Obristlieutenant von Wilke, ein verdienstvoller Militair, der drei sehr liebenswürdige, eben aufblühende Töchter hatte.

Die Stadt Colberg selbst liegt einsam und öde in einem Winkel an der Ostsee, hat nur wenige und eben nicht sonderlich anmuthige Gärten, keine Baumstücke, keine Gemüsefelder, keine bunten Blumenwiesen umgeben die ernste Festung. Ein Spaziergang um das Glacis derselben oder nach Kuhphals Wirthsgarten war die ganze Recreation in der Nähe der Stadt, etwas weiter war die schon genannte Maikuhle, ein mit Bäumen bepflanzter und mit Blockhäusern und Schanzen versehener Sandhügel; eine gute Stunde von der Stadt befand sich ein Wald, der Busch genannt, in dem ein Jägerhaus lag, nach dem im Sommer bisweilen Parthien zu dem Förster Ott gemacht wurden, der Weg dahin war aber kahl und zog sich zwischen lauter Kartoffelfeldern hin. Noch ein anderer ländlicher, weniger entfernter Ausflug ging nach dem Bullenwinkel, wo man sich bei Buttermilch und mitgebrachten Semmeln ergötzte. Dies waren alle Naturschönheiten, die Colbergs Umgebung aufzuweisen hatte. Das Innere der Stadt war womöglich noch unfreundlicher, die Straßen hatten fast lauter uralte Giebelhäuser, andere sah man nur ausnahmsweise. In einem

ſolchen Haus befand ſich in der Regel nur eine lange ſchmale Stube mit einem ſehr großen Fenſter und einem Alkoven im Hintergrund, in welchem die Familie ſchlief. Dieſe Gebäude waren meiſt von Stein, aber ſchlecht und ohne alle Symetrie gebaut, ſehr hoch, mit einem ungeheuern Vorplatz und großen Thüren; der einzigen Stube gegenüber und durch einen Gang getrennt befand ſich in der Regel ein Laden, Magazin oder die Werkſtätte; der übrige Raum bis zum Giebel beſtand in 4 bis 5 ungeheuren Böden für Frucht, Gerſte, Malz und dergleichen, nebſt ein Paar Kammern. Dieſe Einrichtung ſchreibt ſich noch aus den Zeiten her wo in Colberg die Niederlage des großen Kornhandels an dem baltiſchen Meer war, der ſich aber ſchon länger als ein Jahrhundert weg, und meiſt nach Danzig gezogen hatte. Obgleich die meiſten Einwohner, etwa 8000, wohlhabende und mehrere enorm reiche Leute waren, ſo dachten doch nur wenige daran, ſich bequemere Wohnhäuſer zu bauen, ſie waren einmal an dieſe, größtentheils höhlenartigen Wohnungen von Eltern und Ureltern her gewöhnt, wußten es nicht beſſer und befanden ſich ganz behaglich in denſelben, obgleich Mauern und Wände feucht, beſonders in den Alkoven ſalpeterartig waren, ſind ihre Bewohner dennoch gewöhnlich ein ſtarker und geſunder Menſchenſchlag. Ihre Lebensart war eben ſo einfach wie ihre Wohnung, das tägliche Mahl beſtand in der Regel in Häringen, Kartoffeln und Buttermilch; Fleiſch, grüne Gemüſe und an hohen Feſten ein fetter Gänſebraten wurden nur ausnahmsweiſe genoſſen; mehr ſpeiſte man Seefiſche, die aber nicht immer ſehr friſch waren und oft ſchon einige Tage im Lande herumgefahren wurden bevor ſie auf den Markt nach Colberg kamen. Neunaugen, geräucherte Lachſe und Spickgänſe oder geräucherte Gänſebrüſte waren Delikateſſen, die meiſtens ausgeführt wurden. Die pommerſchen Gänſe ſind wegen ihrer Größe und ihrem Fett berühmt und über die gewöhnlichen Gänſe eben ſo erhaben wie die weſtphäliſchen Schweine über andere deutſche Schweine. Der wenige Luxus der hier herrſchte und die geringe Gelegenheit Geld auszugeben, während doch immer noch anſehnlich verdient wurde, machte, daß es ſehr viel reiche Leute gab, die von Urgroßeltern und noch länger her ſchon die alten Thaler in Kiſten und Kaſten aufgeſpeichert, Mädchen mit einer baaren Ausſteuer von 50, 80 und 100,000 Thalern waren gerade keine ſo große Seltenheit. Unter den Merkwürdigkeiten der in vieler Hinſicht

sonderbaren Stadt sieht die große Marienkirche oben an, es ist ein hohes weitläufiges Gebäude, dessen ungeheurer, fast ganz leerer Raum ihm ein schauerliches Ansehen verleiht, um so mehr, da die Kirche in einem so schlechten Zustand war, daß überall Wind und Luft Zugang fanden, und Eulen und andere Nachtvögel ihre Residenz in derselben aufgeschlagen hatten, ja die Sperlinge waren so unverschämt, während dem Gottesdienst die Nase des Predigers auf der Kanzel zu umschwirren. Die Kirche hat viele Seitengebäude und Anhängsel, ist uralt und von dem Ertrag der Pfennige erbaut worden, die zwei Mönche von den frommen Seelen in ganz Deutschland erbettelten, sie war ursprünglich dem katholischen Glauben gewidmet. Eigentlich war es nur noch eine gut erhaltene Ruine mit sehr dürftiger Ausschmückung; mehr als tausend Scheiben der großen Fenster waren zerbrochen, sie machte die Wirkung eines unermeßlichen Gradgewölbes auf mich. An einem der dicken Pfeiler hing ein altes seltsames Gemälde, welches folgende, eben so sonderbare Begebenheit darstellte. Als die Stadt Colberg — ich entsinne mich nicht mehr in welchem Jahr — vor vielen Jahrhunderten einst von den Wenden belagert wurde, schon in der höchsten Bedrängniß, und die Noth am größten war und Alles verloren schien, da thaten sich, o Wunder! die Gräber der Todten auf dem Kirchhof auf, und die Gerippe der Verstorbenen entstiegen nächtlich bewaffnet denselben, kamen den lebenden Kämpfern noch gerade zur rechten Zeit zu Hülfe, schlugen die Wenden in die Flucht und jagten sie zum Teufel. Als dies geschehen und die Stadt von dem furchtbaren Feind befreit war, suchten die Todten wieder ihre Gräber auf, und legten sich in denselben abermals zur Ruhe, als ob gar nichts vorgefallen sey. Auch ein sehr großer siebenarmiger Riesenleuchter, den man vor mehrern Jahrhunderten in dem Meer bei Colberg gefunden, ist im Hintergrund dieser Kirche aufgestellt. Mehrere Colberger behaupteten in allem Ernst, es sey einer der Leuchter aus dem Tempel Salomonis. Der ziemlich hohe Thurm dieser Kirche ist in nicht viel besserem Zustand als diese selbst, und wenn bei gewissen Gelegenheiten, wie z. B. in der hier sehr eisigen kalten heiligen Nacht, die Geburt Christi durch Posaunen von demselben verkündet wird, so tönt es in den Gewölben der Kirche, als kündige man das jüngste Gericht an, besonders wenn die gewaltigen Nordstürme ein obligates Accompagnement dazu singen, wie dies in der Regel der Fall ist. Colberg

sicht überhaupt in einem so entlegenen und von den großen Heerstraßen entfernten Winkel, daß sich nur seltene Fremde oder Reisende hierher verirren, meistens wandernde Künstler oder Musikanten, beide machen aber in der Regel schlechte Geschäfte. Das Klima ist unfreundlich, das Wetter meist stürmisch, der Winter immer sehr streng und kalt, der Schnee liegt lange und hoch und selbst im hohen Sommer entsteigen in der Mittagsstunde dichte kalte Nebel der See, die sich schnell über die ganze Gegend ausbreiten und sie in einen dichten grauen Schleier hüllen. Wer sich so plötzlich aus einem Klima wie das von Corfu, wo ich noch einen Theil des vorjährigen Sommers zubrachte, hierher versetzt findet, dem scheint dies Land ein wahres Siberien. Dabei ist die Stadt das wahrhafte und wirkliche Krähwinkel, jedoch nicht in Bezug auf ihre braven Bewohner, denn in dieser Beziehung sind es viel größere Städte, wie z. B. Frankfurt weit mehr, sondern weil sich die geflügelten wirklichen Krähen zu Hundertausenden die Giebeldächer der alten Stadt seit undenklichen Zeiten zu ihren Sitzen auserkoren haben, deren Geschrei und graues Aussehen das Düstere noch vermehrt. Uebrigens sind die Einwohner sehr biedere, wackere und brave Leute, noch von altem Schrot und Korn, und stehen ihren Mann auch vor dem grimmigsten Feind, wie sie es schon öfters zur Genüge bewiesen haben; sie sind dabei gesellig, zuvorkommend gegen Fremde, und freundlich gegen die Garnisen, sie selbst scheinen sich ihrer Verdienste unbewußt, und erwähnten nur mit der äußersten Bescheidenheit der letzten heldenmüthigen Vertheidigung Colbergs, zu der sie doch das meiste beigetragen. Der gesellschaftliche Verein der hiesigen gebildeten Welt führte den Namen Harmonie, und zwar mit Recht, denn diese herrschte damals ungestört in demselben. In dem Lokal dieser Gesellschaft wurden Bälle, Concerte, Festmahle u. s. w. veranstaltet. Die Frauen und Töchter der Honoratioren kamen zweimal in der Woche hier zusammen, um miteinander zu plaudern und zu arbeiten, im Sommer geschah dies in dem Harmoniegarten, im Winter wurden alle 14 Tage Bälle, im Carneval auch in Costümen gegeben. Die Familien der Angestellten, die Offiziere der Garnisen und die Kaufleute bildeten einen ansehnlichen Cirkel, dem sich der in geringer Zahl hier befindliche pommersche Adel anschloß, auch kamen häufig die adeligen Gutsbesitzer aus der Umgegend mit ihren Familien zu den Festen in der Stadt.

Als Festung ist Colberg um so bedeutender, da es nebst Stralsund der einzige feste Platz an der pommerschen Küste ist, auch sind ihre Außenwerke, Schanzen und Redouten, die östlich bis zum Wolfsberg und nördlich bis zum Hafen an der Münde laufen, wichtig, außerdem kann man den größten Theil der Umgegend unter Wasser setzen. — Colbergs Entstehung ist ungewiß, wahrscheinlich verdankt sie Fischerhütten ihren Ursprung. Im 10ten Jahrhundert wurde sie schon befestigt, im Jahr 1462 vertheidigte sie Hans von Schlieben lange und ruhmvoll, nicht minder brav wußte sie den Heiden im siebenjährigen Krieg gegen die Russen, und Gneisenau 1806, während fast alle andere preußische Festungen gleich Kartenhäusern fielen, gegen die Franzosen zu vertheidigen. Bei dieser letzten Belagerung war der tapfere Schill und der brave Nettelbeck, so wie die gesammte Bürgerschaft Colbergs vorzüglich thätig und zeichneten sich auf das rühmlichste aus, sogar die Frauen trugen das ihrige dazu bei, die Kämpfenden aufmunternd und den Verwundeten und Kranken Hilfe und Pflege bringend. Die ganze Einwohnerschaft machte damals fast nur eine einzige Familie aus, das schon halb zusammengeschossene, mitten in der Stadt liegende Rathhaus wurde in ein großes Blockhaus umgewandelt, was es jetzt noch war und auch zur Hauptwache diente. Ein schön 1334 erbautes Seilerhaus war von einer seltsamen Bauart; auch einen ziemlich geräumigen Packhof und große Magazine hatte die Stadt. Die Salinen sind eine halbe Stunde von derselben entfernt, und eine gute aber theuer zu unterhaltende Wasserleitung versorgt die Festung mit gesundem Trinkwasser. Ramler wurde hier geboren; der alte Nettelbeck aber war gewiß ihr bester Bürger, er war damals schon 76 Jahre alt, aber immer noch ein sehr rüstiger Mann, von dem lebhaftesten Geist. In seiner Jugend war er ein Seemann, hatte mehrere Reisen nach Ost- und Westindien gemacht, und in seinem hohen Alter bildete er noch junge Leute zu Matrosen und Steuermännern aus. Bei seinen großen Verdiensten war er der einfachste und anspruchsloseste Mann, dessen große Rechtschaffenheit und Redlichkeit zum Sprichwort geworden war, und Friedrich der Große, den er noch gekannt, stand in hohem Ansehen bei ihm, sein Muth war über alles Lob erhaben. Eines Tages hatte der Blitz in den hohen Thurm der Marienkirche geschlagen und dessen Spitze schon gezündet, da eilte der alte Nettelbeck ganz allein mit einer Handspritze hinauf und löschte das

Feuer. Als bald nach der Schlacht bei Eylau Napoleon ein beträchtliches Corps gegen Colberg sandte, welches, nachdem es die Verschanzungen bei Naugard genommen, sich zur Belagerung der Festung anschickte, da stellte sich der alte Greis Nettelbeck an die Spitze der wackern Bürgerschaft und war überall bei der Hand wo die Gefahr am größten war. Die Franzosen hatten sich bereits der Schanze auf dem hohen Berg bemächtigt, aber die Colberger befestigten nun die Mündung der Persante und die Maikuhle und brannten die Lauenburger Vorstadt ab. Schill, der sich in die Festung geworfen hatte, machte fast jeden Tag Ausfälle und vertrieb die Belagerer wieder aus den Schanzen. Nun wurde auch noch die Gelbern-Vorstadt abgebrannt, und Schill schlug mit seiner Reiterei, die eine große Tapferkeit bewies, einen Theil der Belagerer in die Flucht. Aber der Commandant Colbergs, ein Oberst Lemoine, von französischer Abkunft, war eine Schlafhaube, sprach von Uebergabe, bis ihm Nettelbeck mit einigen Bürgern auf die Stube rückte und ihm erklärte, daß für den der von Uebergabe spräche, für einen Hochverräther ansehen und als solchen bestrafen würden. Er wurde auch bald abberufen und durch den braven Gneisenau ersetzt, der sogleich dem Feind die Schanzen am Bullenwinkel wieder abnahm. Die Franzosen beschossen jetzt die Stadt heftig und fast ununterbrochen, aber Nettelbeck und seine Bürger, die mit der Besatzung in der Vertheidigung der Stadt wetteiferten, waren überall bei der Hand wo es eine Gefahr gab, sie hatten sich in mobile Compagnien eingetheilt, bedienten einen Theil des Geschützes, und Gneisenau that fast nichts ohne den Rath oder die Meinung Nettelbecks zu hören, der sein bester Assistent und überall war. Zündete eine Haubitz-Granate irgendwo, so stand gewiß Nettelbeck mit seinem Schlauch an der gefährlichsten Stelle, die er nicht verließ bis das Feuer wieder gelöscht war, und gab es außerhalb der Stadt ein Gefecht mit dem Feind, so sah er hoch zu Pferde, die Truppen anfeuernd, versorgte sie mit Munition, und brachte dem Commandanten unter einem Kugelregen die Berichte. Er besorgte die Ueberschwemmungen mit einer Umsicht, welche Scharfsinn und den richtigsten Ueberblick verrieth. Durch seinen Muth und Patriotismus versetzte er die Bürger in Enthusiasmus, und all diese Dienste that er ohne die mindeste Vergütung oder Besoldung zu erhalten, obgleich er durchaus ohne Vermögen war und von seinem bürgerlichen Verdienst lebte. Nur-

mal hatten die Bomben und Granaten ein gefährliches Feuer angefacht und viermal hatte es Nettelbeck gelöscht. Die Redoute auf dem Wolfsberg wurde mehrmals vom Feind genommen, aber die Belagerten erstürmten sie wieder, tödteten dem Feind 500 Mann, während sie nur 100 verloren, unter denen der Vicekommandant Wallenfels war, den eine Kugel zerschmetterte, und machten 250 Gefangene. Den folgenden Tag nahmen die Franzosen durch ungeheure Uebermacht die Redoute wieder, aber das Corps Schills erbeutete einen Transport Lebensmittel, die ein Dutzend Wagen für die Belagerer herbeiführten. Aus den Stubenhager Schanzen wurden die Franzosen wieder hinausgeworfen und bei einem Sturm auf die Lauenburger Vorstadt mit großem Verlust zurückgeschlagen, drei Tage währte der wüthende Kampf auf dieser Seite. Den 1. Juli wurde die Stadt mit einem Bomben- und Kugelregen überschüttet, und eine derselben zündete den Munitions-Vorrath auf der Kirche, was eine furchtbare Explosion verursachte, durch welche viele Leute, namentlich Artilleristen getödtet wurden. Zu gleicher Zeit näherten sich drei starke feindliche Colonnen der Festung, das Rathhaus stand in Flammen und brannte sammt seinem Thurm nieder, die Franzosen nahmen den Wolfsberg weg, von dem sie nach der Münde vordringen wollten, aber die Schillschen Husaren hieben so derb ein, daß sie die Flucht ergriffen. Gerade als sich der Kampf am wüthendsten entspann, machte ihm die Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden ein Ende. Das Belagerungscorps, aus Franzosen, Polen, Holländern und Sachsen bestehend, war an 20,000 Mann stark, während die Besatzung sammt den kampffähigen Bürgern nicht den vierten Theil betrug. Das Belagerungscorps kommandirten hintereinander drei Generale, unter denen Mortier war. Diese tapfere Vertheidigung Colbergs ist ein Lichtpunkt in dem sonst so düster-unglücklichen preußisch-französischen Krieg von 1807, hätte sich das mächtige Magdeburg und die andern Festungen so gehalten, niemals wäre Preußen von den Franzosen unterjocht worden. Der König erkannte Colbergs und Nettelbecks Verdienste wohl an, sprach das erste von aller Kriegs-Contribution, nahe an 200,000 Thaler, frei, und dem braven Nettelbeck wurde die Ehre zu Theil, an die königliche Tafel gezogen zu werden, wo er den Ehrenplatz zwischen dem König und der Königin einnehmen mußte; seine Tochter, noch ein Kind, wurde auf königliche Kosten erzogen, erhielt eine bedeu-

tende Aussteuer, und aus Colbergs Besatzung wurde ein Regiment gebildet, das auf alle Zeiten den Namen Colberg führen sollte.

Ich begann nun mich nach und nach heimischer zu finden, obgleich meine Dienstverhältnisse gerade nicht immer die angenehmsten waren, woran ich indessen zum Theil selbst große Schuld trug, da ich mich über manche Dinge, die mir ungewohnt waren oder ungereimt schienen, ganz unverholen und oft sehr schonungslos ausließ, was mir dann sowohl bei meinen Vorgesetzten als ältern Kameraden Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten verursachte, die oft nur durch die Klinge beigelegt werden konnten und mich in den Ruf eines händelsüchtigen Menschen brachten. Ich konnte zu wenig den französischen Felddienst und das französische Leben vergessen und mosquirte mich gern über manches was wohl nach Pedantismus roch, doch war damals schon der preußische Dienst fast von allen kleinlichen Erbärmlichkeiten gereinigt und in hohem Grad human, besonders auch gegen den gemeinen Mann. Das große Rechtlichkeitsgefühl und Wohlwollen des Königs war von den höchsten bis zu den untersten Klassen der militärischen Hierarchie gedrungen.

Die ersten Bekanntschaften unter den Einwohnern machte ich bei der Feier des Geburtstags des Königs, die mit großem Jubel begangen wurde. Nach der großen Parade war ein Diner und Abends Ball in der Harmonie, den der Commandant mit einer Polonaise eröffnete. Unter den anwesenden Damen bemerkte ich sogleich eine sehr zierlich und fein gebaute junge Frau, die sich mit außerordentlicher Anmuth im Tanz bewegte. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß es die Gattin eines Kaufmanns, Namens G... war, und engagirte sie zum ersten Walzer; kaum hatten wir dreimal die Tour im Saal gemacht, so dankte sie, setzte sich wieder auf ihren Platz, und ein Paar Sekunden darauf tanzte sie schon wieder mit einem andern; da ich diese, hier allgemein gebräuchliche Sitte nicht kannte, so fiel mir dies gewaltig auf, und ich wollte meine hübsche Tänzerin so eben deßhalb zur Rede stellen, als ich sah, daß es die andern Damen mit ihren Cavalieren ebenso machten, und durch einen Kameraden erfuhr, daß dies in Pommern Mode sey, eben um Zurücksetzungen und Händel zu vermeiden, da auf diese Weise jeder Herr mit jeder Dame zum Tanz kommen könne. Ich fand dies jetzt sehr vernünftig und

tanzte in demſelben Walzer nochmals mit Madame G... nachdem ſie abermals abgedankt hatte. Auf dieſem Ball waren ſo ziemlich alle Schönheiten der Honoratioren Colbergs beiſammen, und wunderſchöne und liebliche Mädchen unter denſelben, wie die Fräulein von Gundenreich, drei ſehr reiche Erbinnen, ein Fräulein Juſtke, von Bayinsky, eine Frau Doktor M. u. ſ. w., eine wahre Flora von Schönheiten und Liebenswürdigkeiten, daß einem die Wahl hätte ſchwer werden können, doch fand ich an Madame G... ein ſo anmuthiges, aufgewecktes und zierliches Weibchen, daß ich von ſoviel Liebenswürdigkeit hingeriſſen, mich von dieſem Tag ihrem Dienſte vorzüglich zu widmen beſchloß. Ein tragi-komiſcher Vorfall machte, daß dieſes Feſt auf eine kurze Zeit unterbrochen wurde. Der Chef der Artillerie hatte nämlich mit dem Commandanten von Colberg, Oberſten Streit, als die Herren ſchon ziemlich allegro bei einer Bowle Punſch ſaßen, um ein Dutzend Flaſchen Ungarwein gewettet, daß letzterer auch nicht einen Kanonenſchuß in der Feſtung thun laſſen könne ohne ſein Wiſſen und ſeine Genehmigung (die Ordre dazu mußte erſt an den Artilleriechef gelangen und ihm gemeldet werden, da kein Artillerieoffizier ohne dieſe abfeuern laſſen konnte). Oberſt Streit aber gab dem Platz-Adjutanten insgeheim Befehl, ein Paar Reſerve-Kanonen aus dem Zeughaus, wozu die Schlüſſel bei der Commandantur waren, holen, ſie ſo geräuſchlos wie möglich in der Börſenſtraße gegen die Harmonie zu auffahren und richten, ſo wie durch Artilleriſten aus dem Invaliden-Bataillon bedienen zu laſſen, und dann auf ein von ihm mit einem weißen Schnupftuch am Fenſter gegebenes Zeichen abzufeuern. Als man dem Commandanten berichtet hatte, daß alles nach ſeiner Ordre bereit wäre, ſagte er zum Major v. Gaeti, Chef der Artillerie: Nun, Herr Major, laſſen Sie uns die Geſundheit Sr. Majeſtät unſers hochverehrten Königs ausbringen und mit Kanonendonner accompagniren. Der Major erwiederte lächelnd: ich bin es zufrieden und ſtieß mit dem Oberſt an, der ausrief: Hoch lebe unſer edler König! zugleich mit dem Schnupftuch an dem Fenſter winkend, und in demſelben Augenblick, es war gegen Mitternacht, donnerten die Kanonen zum Schrecken und Erſtaunen der ganzen Harmoniegeſellſchaft, aber auch alle Fenſterſcheiben fielen klirrend in den Saal, ſo daß die Damen ſchreiend die Flucht ergreifen wollten; Jedermann ſah ſich betroffen gegenſeitig an und wußte nicht was er von dem Vorfall denken ſollte, zumal da ſich

die Kanonenschüsse erneuerten und deren einige zwanzig fielen; doch klärte sich die Sache bald auf, und das unterbrochene Fest nahm wieder seinen, nicht ferner gestörten Fortgang. Der Herr Oberst hatte zwar den Ungarwein gewonnen, mußte aber ein paar hundert Thaler für die zerbrochenen Scheiben zahlen, denn nicht allein alle Fenster der Harmonie waren zerschmettert, sondern auch links und rechts die der Häuser in der Börsenstraße, von dem Platz wo die Kanonen standen bis zum Harmoniegebäude, welches Face machte. Es war demnach eine sehr theuer gewonnene Wette. — Erst um drei Uhr endigte das Fest, auf dem ich mit Mad. G... schon so weit gekommen war, daß sie mir mit vielsagendem Blick eine beste Nacht wünschte. Wenige Tage darauf sah ich sie nebst noch andern Damen wieder in dem Harmoniegarten, wo die neue Bekanntschaft freundlichst fortgesetzt wurde. Kurz vorher war der Hauptmann von Pfündöl angekommen, dem ich nun die Compagnie hatte übergeben müssen, er befand sich auch bei der Gesellschaft im Garten, und als die Sprache auf Berlin kam, erzählte ich, daß ich daselbst bei meinem Wirth, ein Herr v. Pokwisch, eine so überaus freundliche Aufnahme gefunden und überhaupt die Berliner nur zu rühmen hätte. Pfündöl fragte mich hierauf mehr und sehr genau nach den nähern Umständen der Familie v. P., so daß es mir auffallen mußte. Ich konnte ihm indessen nur Gutes und Lobenswerthes von jedem Mitglied derselben mittheilen. Endlich fiel er mir lächelnd mit den Worten in die Rede: Herr Kamerad, das war Ihnen gerathen; wissen Sie, daß die alte Frau von Pokwisch meine Schwester und deren Sohn folglich mein Neffe ist, die junge Frau habe ich aber noch nicht gesehen. Von diesem Augenblick an waren wir die besten Freunde und Kameraden.

Noch denselben Tag schritt ich in der Gunst der Madame G. so weit voran, daß sie mir das Haus einer ihrer Bekannten, eine gewisse Madame Sparschuh, empfahl und zu verstehen gab, daß ich sie in demselben oft antreffen könne, ich fand auch schnell Mittel, mich bei dieser, schon etwas ältern Dame, deren Gatte die meiste Zeit abwesend war, zu introduciren, und bald brachte ich ganze Nachmittage in Gesellschaft der Madame G... daselbst zu, während Madame Sparschuh so gütig war, sich mit Haushaltungsangelegenheiten zu beschäftigen und uns manches Stündchen ganz allein zu lassen, wohl auch dafür zu sorgen, daß wir nicht unan-

genehm überrascht werden konnten, was wir dann bestens zu benutzen verstanden.

Damals waren gerade viele junge Soldaten zu dem Bataillon gekommen, die einexercirt und im Dienst geübt werden mußten, weßhalb die wachthabenden Offiziere vom Commandanten dahin instruirt worden waren, die Wachen öfters zur Uebung unters Gewehr treten und präsentiren zu lassen, dies benutzte ich nun wenn ich die Hauptwache kommandirte, so oft eine von meinen Schönen vorüberging, was häufig namentlich mit Madame G... der Fall war, die, wenn sie wußte daß ich auf der Wache war, einigemal des Tages kam. Bald bemerkten es indessen die der Hauptwache gegenüberwohnenden Nachbarn, und besonders eine Apothekersfrau Namens Julius, welche nicht sehr schön und liebenswürdig, auf die jüngern Damen eifersüchtig war, und es einzurichten wußte, daß die Sache dem Commandanten zu Ohren kam, der darauf einmal bei der Parade die Herren Offiziere vornahm — es waren noch mehrere welche dasselbe Manoeuvre ausführen ließen — und mit einem bedeutenden Blick auf mich und meine Kameraden sagte: »die Herrn wachthabenden Offiziere möchten doch nicht gerade in dem Augenblick die Wache ins Gewehr treten lassen wenn gewisse Damen sichtbar würden.« — Wir ließen uns dies gesagt sein und mieden es fortan. — Außer Madame G... machte ich bald noch die Bekanntschaft ihrer hübschen Cousine, der Frau Doctor M., bei einer Kaffeegesellschaft im Bullenwinkel. Die Colberger Damen veranstalteten nämlich sehr häufig solche Kaffeeklatsche's, im Winter in ihren Häusern, im Sommer aber auf einem nahegelegenen ländlichen Ort, wobei außer Kaffee und Kuchen noch reichlich süße Weine, Spickgans und andere Leckerbissen servirt wurden. Diejenigen Damen welche intimere Bekanntschaften mit Offizieren hatten, ließen diese wissen wenn eine solche Zusammenkunft auf dem Land, wozu man fast immer den Bullenwinkel wählte, stattfinden sollte, und sie stellten sich bei denselben wie auf einem zufälligen Spaziergang ein, man lud sie dann höflichst, eine Tasse Kaffee anzunehmen, und brachte so den Nachmittag recht vergnügt mit ländlichen Spielen: Schaut euch nicht um, der Fuchs geht herum; Gut Bier feil, und besonders Versteckens ꝛc. zu. Der romantische Bullenwinkel bestand aus einigen Wirthschafts- und Oekonomie-Gebäuden, die an den Ufern eines mit

Erlen, Fichten und Weiden besetzten Baches lagen. Die Gesellschaften waren immer einige zwanzig bis dreißig Personen und mehr stark, und die Blüthe der Colberger Frauen und Mädchen kam da zusammen, um Kaffee oder auch Buttermilch zu schlürfen und neue Bekanntschaften zu machen, während die Männer und Väter dieser Damen ganz ruhig auf ihren düstern Schreibstuben bis zum Untergang der Sonne arbeiteten und in Kaffee, Zucker, Weinen ꝛc. spekulirten. Mit einem andern jungen Offizier, dem Lieutenant Willmann, hatte ich nähere Freundschaft geschlossen, so daß wir uns unsere Abentheuer und Verbindungen gegenseitig mittheilten und einander behülflich waren. Seine Auserkohrene war eine junge Witwe, die Kriegsräthin W., eine ziemlich türkische, das heißt corpulente Schönheit, denen ich nie einen Geschmack abgewinnen konnte; dagegen hatten Madame S... und ihre Cousine beide Sylphidengestalten, erstere war aber von einem so zarten Nervenbau, daß sie vor lauter Entzücken oder auch aus Aerger und Gemüthsbewegung leicht in einen völlig bewußtlosen Zustand versank, und bis zur Beängstigung in demselben verblieb. Bald merkte sie, daß ich mit der Frau Doctor M. auf einem freundschaftlichern Fuß als ihr lieb war, stand, was zu Neckereien und unangenehmen Scenen Veranlassung gab. Als eines Nachmittags im Bullenwinkel wieder Versteckens gespielt wurde, hatte mir ihre Cousine leise zugeflüstert: ich verstecke mich in das hohe Federbett der Wirthin, dort findet mich gewiß Niemand. — Außer mir, erwiederte ich. — Das dürfen Sie nicht, weil ich es Ihnen gesagt habe. — Nun wir werden sehen. — Als alle versteckt waren, schlich auch ich mich in die Schlafkammer der Wirthin, wo ich richtig die Frau Doctorin fand, die ihr allerliebstes Köpfchen aus den berghohen Federbetten der Wirthin streckte. — Beste Frau Doctorin, ließ ich mich vernehmen, ich kann Ihnen nicht helfen, aber ich weiß keinen andern Platz zum Verstecken zu finden, als bei Ihnen im Bett. — Ja unterstehen Sie sich! — Und warum nicht? ich unterstand mich und war mit einem Hui in den Federmassen, unter der Decke und mit der liebenswürdigen Frau vereint. — Aber mein Gott, wenn man uns hier zusammen findet! — Man wird uns nicht finden, ich habe es mit der Wirthin abgemacht, lassen Sie uns also den günstigen Augenblick benützen. — Sophie wollte protestiren, mich wieder hinaus haben, aber ich war nicht der Mann, der einmal in einer Festung, dieselbe so leicht wieder

aufgab, da half kein Sträuben und Ach; aber plötzlich knarrte die Thüre, und ich schlüpfte tief unter die schwere und breite Bettdecke, bis zum Ersticken zugedeckt. Es war Madame G..., die mich überall gesucht hatte und endlich auf den Einfall gekommen war, zu sehen, ob ich mich nicht in der Wirthin, ihr und mir schon wohlbekanntem Schlafzimmer befände. Sie trat an das Bett, und ihre Cousine mit sehr erhitztem Aussehen in demselben liegen findend, sagte sie: »So, du hast dich hier verborgen, das ist so übel nicht, ich will mich mit dir zusammen verstecken.« — Bewahre der Himmel, das geht nicht, wo denkst du hin. — Ich sehe nicht ein warum .... Nein das leide ich ein für allemal nicht, du gehst deiner Wege. — Aber Madame G... war nicht die Frau die sich so leicht abschrecken ließ, und zog und zerrte schon an der Bettdecke, welche die Doctorin um so fester an sich hielt, wobei ich ihr unterdessenerweise so behülflich war, daß es der Madame G... nicht gelang die Decke herabzureißen, und so entstand ein gewaltiges Hin- und Herzerren. Da beide Cousinen sehr laut wurden, so daß ich fürchtete, noch andere Personen möchten dazu kommen, entschloß ich mich, der Sache rasch ein Ende zu machen, warf die Decke von mir, sprang zum Bette heraus und stellte mich zwischen beide, fast gleich verblüffte Damen, suchte sie zu besänftigen, indem ich ihnen vorstellte, daß sie beide gleiches Interesse hätten, daß die Sache verschwiegen bliebe und der türkische Sultan ja ein Paar hundert Frauen zumal habe, ich also wohl auch zwei Geliebte auf einmal besitzen dürfe, besonders da ich beide gleich heftig liebe, wie sie versichert seyn könnten. Um dieser Versicherung mehr Nachdruck zu geben, küßte ich beide abwechselnd, wenn schon Madame G... sich gewaltig sträubte; die Doctorin aber, die sich besser in das Geschehene zu finden wußte, rief ihr zu: »So ziere dich doch nicht so, Minchen, es ist jetzt einmal nicht anders, und dann bleibt's ja unter der Verwandtschaft.« — Es wurde endlich, wenigstens scheinbar, der Frieden geschlossen und besiegelt, wir begaben uns alle drei wieder zur Gesellschaft, nahmen kühlende Buttermilch zu uns und spielten dann wieder: »Schaut euch nicht um, der Fuchs geht herum,« bis mit der Dämmerung ich beide Cousinen am Arm heimführte. Madame G... konnte aber diesen Vorfall nicht so leicht verschmerzen, sondern spielte die Eifersüchtige fort, ließ soviel wie möglich alle meine Schritte beobachten, und durch eine ihrer Mägde sogar meinen Burschen bestechen, der mir

jedoch alles wieder rapportirte und, von mir gehörig instruirt, nur sagte was ich für gut fand ihm sagen zu lassen. Indessen ließ sie dennoch ihre Cousine so genau bewachen, daß es dieser fast unmöglich wurde, einen Schritt zu thun ohne daß es Mad. G... nicht erfahren hätte, die es so einzurichten verstand, daß wir uns fast nie allein sprechen konnten. Um dies bewerkstelligen zu können, kam ich mit der Frau Doctorin überein, daß sie eine kleine Reise zu einer nahen Anverwandten nach dem 5 Meilen von Colberg entfernten Cöslin machen und ich für einige Tage Urlaub dahin nehmen solle, das Vorhaben aber so geheim zu halten, daß Madame G... vor unserer Abreise nichts erfahre. Dies glückte, und um sie irre zu führen, hatten wir hinterlassen, daß Sophie nach Treptow und ich nach Cöslin gegangen sey, fanden uns aber schon eine halbe Meile hinter Colberg zusammen und setzten nun den Weg nach Cöslin in einem offenen Wagen fort.

Cöslin ist eine hübsche freundliche Stadt, regelmäßig gebaut und noch mit einer von Thürmen flankirten Mauer umgeben. In frühern Zeiten war es stark befestigt und soll über 50 dicke Thürme gehabt haben. 1718 brannte fast die ganze Stadt ab, wurde aber nach dieser fürchterlichen Feuersbrunst so wie sie jetzt noch steht, wieder aufgebaut. Friedrich I. war der Wiedererbauer, seine Bildsäule steht mitten auf dem schönen Marktplatz zwischen zwei Wasserbehältern. Cöslin hat vier Vorstädte und über 6000 Einwohner, und da sich die Regierung, das Oberlandesgericht von Pommern und noch andere Behörden hier befinden, so ist der Ort sehr lebhaft und gesellig, auch ist noch ein altes Schloß vorhanden. In seiner Nähe befindet sich der Gollenberg, der höchste Berg in Pommern, und die Ufer des baltischen Meeres sind nur eine Stunde davon entfernt. Der beste Geschichtschreiber Pommerns, Kantzow, ist hier geboren. Durch Fehden, Kriege, Pest und Feuer hat die Stadt in frühern Zeiten außerordentlich gelitten, war aber jetzt wieder im Flor. — Als die verstorbene Königin Louise einst hier durchfuhr und sie viele pommersche Edelleute zu Pferde eine Strecke geleiteten, machte sie einem derselben, der ein sehr schönes Thier ritt und auch ein guter Reiter war, deßhalb ein Compliment. Der Landjunker erwiederte: Ja, Ihro Majestät, es ist ein gutes Thier, nur hat das infamige Beest fortwährend alle Löcher aufgesperrt! — Ein anderes Abenteuer widerfuhr hier dem König Friedrich Wilhelm III. als er durchkam. Dieser Monarch

sprach bekanntlich in sehr abgebrochenen Worten; als sein Wagen an der Post umgespannt war, sagte er zu den Postillonen: »regulair fahren!« diese aber verstanden: an die Regierung fahren, fuhren dahin und hielten dann still. Der König erkundigte sich, was dies bedeuten solle, und es wurde ihm die Antwort: Majestät, hier ist die Regierung. — Nachdem derselbe erklärt, daß er da nichts zu thun habe, löste sich das Mißverständniß auf; nun mußten die Postillone in der ziemlich engen Straße auf dem Topf umwenden, was sie so ungeschickt thaten, daß der Wagen um- und auf einen ziemlich hohen Lehmhaufen fiel, so daß der Sturz nicht sehr hart und fast ohne alle Beschädigung ablief. Die Postillone hatten jetzt große Angst und fast Kopf und Führung verloren, der König der ausgestiegen war, sprach ihnen jedoch Trost und Muth ein, und sie erhielten für die ausgestandene Angst jeder einen Friedrichsd'or Extra-Trinkgeld.

Nachdem ich mit Sophie den dreitägigen Aufenthalt in Cöslin auf das beste benutzt hatte und bei ihren Verwandten sehr gut aufgenommen worden war, fuhr ich einen Tag früher ab, damit man in Colberg, namentlich Madame G... weniger argwöhnisch seyn und uns nicht auf die Spur kommen möge. Aber die Dame hatte bereits Verdacht geschöpft, da ihre Cousine ihr kein Wörtchen von der Reise mitgetheilt, bald kam sie auch durch ihre Spione hinter die Wahrheit, und es setzte Scenen in der Doctorin Wohnung, wobei die nervöse Madame G... furchtbare Krämpfe bekam und in gänzliche Bewußtlosigkeit fiel. Um der Doctorin den Streich weit zu machen, veranstaltete sie nun gleichfalls eine kleine Lustreise, wobei ich ihr schwören mußte, das Vorhaben ihrer Cousine nicht zu verrathen, ein Schwur den ich aber nicht hielt, und da ich wußte, daß Sophie weit vernünftiger als Minchen war, ihr die Sache mittheilte, worauf wir beide herzlich darüber lachten. — Diesmal sollte die Fahrt auf das Gut eines pommerschen Landedelmannes gehen, mit dem der Mann der Madame G... einige nicht sehr bedeutende merkantilische Geschäfte machte, und der Dame einst en passant hingeworfen hatte: sie möge ihn doch einmal auf seinem Gut besuchen. Madame G... arrangirte nun eine Parthie dahin, wozu sie auch noch außer mir, Herrn und Madame Sparschuh und ein Fräulein von Bazinsky einlud, um die Sache nicht zu auffallend zu machen. Wir fuhren einen Sonnabend Nachmittag ab und langten erst gegen neun Uhr Abends in dem Dorf

des Edelmannes an. Je näher wir kamen, deſto ängſtlicher wurde Madame G..., die anfing einzuſehen, daß ſie auf eine ſo oberflächliche Einladung hin, wenigſtens nicht noch vier fremde Perſonen hätte mitbringen ſollen, und erſt nahe bei dem Dorf entdeckte ſie mir und den andern ihre Bedenklichkeiten. Ich war ſogleich dafür, daß wir andern in der Schenke des Dorfes übernachten müßten, während Madame G... allein von der Einladung des Edelmannes Gebrauch machen ſolle, aber dies wollte ſie eben ſo wenig, namentlich nicht daß ich mit dem Fräulein von Bajinsky, ein niedliches junges Mädchen, die Tochter eines penſionirten Majors, ohne ſie unter einem Dache ſchlafen ſollte, auch war der Krug (das Wirthshaus) in dem Dorf ſo beſchaffen, daß wir alle in einer Kammer auf einer Streu hätten liegen müſſen. Wir hielten indeſſen am Krug an, von wo ſich Madame G... allein nach dem Schloß des Edelmannes begab, und dieſem, indem ſie ihm ihren Beſuch ankündigte, zu gleicher Zeit auf eine Weiſe mittheilte, daß ſie in Geſellſchaft von noch vier Perſonen gekommen, die im Krug geblieben, daß der gute Mann wohl nicht anders konnte, als ihr den Vorſchlag zu machen, ſie zu ihm zu bringen; ſie kam nun triumphirend zurück, uns einladend ihr zu folgen. Wir wurden indeſſen ziemlich froſtig empfangen, beſonders von der gnädigen Frau, die Unwohlſeyn vorſchützend, ſich bald nachdem ſie uns gemuſtert, wieder entfernte, uns dann durch einen Bedienten unſere Zimmer anweiſen, zum großen Verdruß der Madame G... eines für die Damen mit drei Betten und ein anderes für die Herren, und uns auch ein ziemlich frugales Abendeſſen auf denſelben ſerviren ließ, nach welchem wir alle etwas verſtimmt und kleinlaut uns zur Ruhe verfügten, da wir Niemand von dem Haus mehr zu ſehen bekamen. Den andern Morgen wurde uns um 8 Uhr der Kaffee gebracht und der aufwartende Bediente theilte uns mit, daß ſich ſeine Herrſchaft beſtens entſchuldigen laſſe, und bedaure, uns nicht mehr ſehen zu können, ſie habe aber mit Tagesanbruch auf ein benachbartes Gut fahren müſſen, deſſen Eigenthümer ſie dieſen Beſuch ſchon vor 14 Tagen verſprochen. — Dies war denn doch ein wenig zu arg, ich dankte für das Frühſtück, befahl ſogleich anzuſpannen, die übrigen waren vollkommen meiner Meinung, und den Domeſtiquen 5 Thaler in Gold als Trinkgeld hinwerfend, verließen wir den gaſtfreien Edelhof und waren zu Mittag wieder in Colberg zurück, ſammt und ſonders von dieſer Plaiſir-

reiſe wenig erbaut, und Madame G... ein wenig beſchämt. — »Der ſoll mir aber nach Colberg und zu uns kommen, ſagte ſie wohl Hundertmal unterwegs, ich will ihm wieder mit Ungarwein aufwarten, dem Flegel ....« Niemand war über dies Reſultat erfreuter, als Frau Doctor M..., der ich alles nebſt den kleinſten Nebenumſtänden mittheilte, und die ſich darüber kindiſch freute und halbtodt lachen wollte. Ich hatte indeſſen bei dieſer Gelegenheit nähere Bekanntſchaft mit dem liebenswürdigen Fräulein Bajinsky gemacht, die ich nun auch bald auf mein Regiſter ſetzen zu können hoffte. Ich gefiel mir immer mehr in Colberg und hatte eben einen Wechſel von 400 Thalern von Haus erhalten, die mir der Banquier Mendelſohn in Berlin bei dem Haus Plüdemann in Colberg, einer der reichſten Kaufleute, anwies, und da dies ſchnell in der Stadt herumkam, ſo galt ich für ſehr reich und alle Leute waren jetzt noch dreimal ſo artig, wie früher, gegen mich. Den hübſchen Töchtern meines Bataillonschefs, ſo wie der elfjährigen Tochter des Commandanten gab ich Unterricht in der franzöſiſchen Sprache und im Singen, ſo war ich ſehr gern geſehen und erhielt mehr Einladungen als mir lieb war; eine junge Majorin von G... bat mich ebenfalls, ihr doch einige Stunden auf der Guitarre geben zu wollen, was ich unmöglich ausſchlagen konnte, da es nicht nur eine hübſche, ſondern auch ſehr geiſtreiche Frau war. Nach vielen Bemühungen brachte ich auch ein kleines Liebhabertheater zu Stande und wurde ſogar in der Harmonie zum Maitre des plaisirs et des ceremonies ernannt, war ſo überall Hahn im Korbe und wohlgelitten, trotz dem daß ich oft in Gegenwart der Männer und Eheherrn den Damen Schelmlieder vorſang, wie folgendes, worüber man herzlich lachte und mich oft bat es zu wiederholen:

Ihr lieben Männer laßt euch rathen,
Ich mein' es wahrlich mit euch gut:
Bekommt ihr ins Quartier Soldaten,
So ſeyd nur fein auf eurer Hut,
Die Herrn ſind tapfer in den Kriegen
Und fliehen nicht im ärgſten Streit.
Und Weiberherzen zu beſiegen
Iſt ihnen eine Kleinigkeit.

Will der Soldat die Frau bezwingen,
Betrachtet er als Feſtung ſie;

Als Sieger ſich empor zu ſchwingen
Spart er nicht Kunſt, nicht Kniff', nicht Müh',
Ihm iſt vor ſeinem Feind nicht bange,
Bald läuft er Sturm, bald braucht er Liſt,
Kurzum er baiget ſich ſo lange,
Bis er der Feſtung Meiſter iſt.

Hat nun die Feſtung ſich ergeben,
Ruft der Soldat: Victoria,
Dies Alles muß der Mann erleben
Und ſteht noch wie ein Gimpel da.
Drum ſchärft die Augen, ſpitzt die Ohren,
Kommt ein Soldat zu euch ins Haus,
Gebt ihr nicht Acht, ſeyd ihr verloren
Und obendrein lacht man euch aus. Ha, ha, ha.

Oder auch das:

Wenn ich die Mädchen zählen müßte,
Die ich ſchon herzte und ſchon küßte,
Dann würde mir der Athem ſchwer
Bis ich mit Zählen fertig wär. :,:

Schon in meinem zwölften Jahre
Küßt' ich u. ſ. w.

und dann des jovialen Langbeins Heufahrt und Heideldumbei ꝛc. Dies hinderte nicht, daß die guten Männer ſelbſt darob lachten, und einer zum andern mit einem bedeutungsvollen Blick ſoppend ſagte: Ja ſo geht's, Herr Bruder, nicht ahnend, daß er ſelbſt zum großen Heer der Betrogenen gehöre. Ich arrangirte nun Extra-Bälle, kleine Concerte, gab alle Geſellſchaftsſpiele an, und war in der That l'enfant cheri des dames, und auch hier mußte mir die zum Thurm der Marienkirche führende Treppe, bei den gefährlichſten und geheimſten Rendez-vous, zum verſchwiegenſten Gelegenheitsmacher dienen. Eine dieſer Damen, die von ihrem Gatten, einer hohen Militairperſon, ſehr überwacht wurde und deren Gängen man nachſpürte, machte den Abend wenn wir ein Stelldichein in dem Thurm verabredet hatten, drei bis vier Beſuche in verſchiedenen Häuſern bevor ſie ſich im Thurm einfand, um im Nothfall eine gute Ausrede zu haben und beſſer ein Alibi beweiſen zu können. — Auch an Heirathsanträgen, die mir ſo unter der Hand angegeben wurden, fehlte es nicht, es waren meiſt hübſche und reiche Mädchen, mit denen mich gefällige Baſen und

Tanten, trotzdem daß meine galanten Aventüren so ziemlich bekannt waren und Aufsehen erregten, beglücken wollten. Schöne und reiche Mädchen waren die Fräulein von Gundenreich, von denen man mir die älteste durchaus freien wollte. Aber kaum 26 Jahre zählend, hatte ich noch wenig Sinn für Hymens Freuden in der Ehe, und eben so wenig Werth hatte der Mammon für mich.

So kam allmählig der Winter heran. Hauptmann v. Pfündöl und ich erhielten sehr freundliche Einladungen von Pokwischs in Berlin, einen sechswöchentlichen Urlaub zu nehmen und sie zu besuchen. Trotz allen Freuden die mir jetzt in Colberg blühten, ließ ich mich doch bereden die gutgemeinte Einladung anzunehmen, auch hatte ich so halb und halb die Absicht, eine Versetzung an den Rhein auszuwirken, erbat mir und erhielt Urlaub und machte mich vierzehn Tage vor Weihnachten mit Pfündöl auf den Weg nach Berlin. Bis Naugarten hatten wir Extrapost genommen und uns dann in den von Danzig kommenden Postwagen gesetzt, in dem wir eine liebenswürdige Polin, die Gattin eines polnischen Uhlanen-Rittmeisters, der bei der Armee in Frankreich stand, trafen, die ebenfalls nach Berlin und von da weiter nach Frankreich zu ihrem Mann reiste, und gut französisch sprach, das Pfündöl, der außerdem schon ein Sechziger war, so wenig verstand wie die andern Passagiere. Ich fand die junge Frau, die aus Königsberg kam, allerliebst, und konnte mich um so ungestörter mit ihr unterhalten, da Niemand verstand was wir sprachen. In Stargard führte ich sie während dem mehrstündigen Aufenthalt daselbst in der Stadt herum spazieren, in Königsberg in der Neumark ebenso, und in Freienwalde gingen wir trotz Wind und Wetter den Gesundbrunnen aufsuchen. Es war schon 9 Uhr Abends als wir in Berlin ankamen, was ich zum Vorwand nahm um nicht sogleich zu Pokwischs zu gehen, sondern im goldnen Engel, wo ich schon früher logirte, mit der Frau Rittmeisterin abzusteigen, worauf auch Pfündöl einging, da er seine Verwandten nicht noch so spät incommodiren wollte. Mit meiner schönen Polin war ich im Postwagen schon so weit gekommen, daß ich sie für meinen Reiseschatz erklärt hatte, und sie mir in dieser Eigenschaft nicht wohl mehr etwas abschlagen konnte. Ich schlich mich nach elf Uhr auf Katinkas nicht verschlossenes Zimmer, in dem noch Licht brannte, sie lag aber schon mit hochwallendem, zur Hälfte entblößtem Busen im Bette und schlief, oder wenigstens that sie so. Ich weckte die Scheintodte mit

Küſſen, die ſich nun ſtellte als erwache ſie aus tiefem Schlaf, und als es ſchon zu ſpät war, ihre Unſchuld zu retten, aber immer noch früh genug, um im Hochgenuß mitfühlend zu ſchweigen. Ihre bald weitgeöffneten ſchwarzen Feueraugen verriethen alle Gluth hoher Luſt, die Frau war ſo üppig und reizend gebaut, daß ich ſelbſt in Spanien nie einen ſchönern Frauenkörper kennen gelernt; erſt gegen Morgen verließ ich das Zimmer der ſchönen Polin wieder, kleidete mich an und begab mich dann in das Pfündöls, um mit dieſem zu frühſtücken und hierauf zu Pokwiſchs zu fahren, wo wir mit großem Jubel empfangen und freudig aufgenommen wurden. Die Frau Rittmeiſterin verweilte mir zu Gefallen noch acht Tage in Berlin, das ſie noch nicht kannte, und ich mich der Mühe unterzog ſie kennen zu lernen. Wir führten ſie bei Pokwiſchs ein, wo ſie während ihres kurzen Aufenthaltes täglich in dem gaſtfreien Haus zu Tiſche geladen wurde. — Minchen Pfeifer, bei der wir den andern Tag die Aufwartung machten, war unterdeſſen förmlich die Braut des bei dem Armeecorps in Frankreich ſtehenden Regimentschirurgius geworden; dies hinderte nicht, daß wir das frühere Verhältniß wieder anknüpften, ob ſie gleich, als ſie von Pokwiſchs erfuhr, daß ich wieder kommen würde, dieſen geſagt hatte: »Wenn Herr Fröhlich kommt, ſo ſuchen Sie doch ja zu verhindern, daß er mich unter den jetzigen Umſtänden beſucht.« Als ſie mir bei der erſten Viſite die ich mit Pfündöl machte, zuflüſterte: »nun, werde ich Sie recht oft bei uns ſehen?« erwiederte ich ihr: »Sie haben es ſich ja verbeten.« — Ach das war nicht ſo gemeint, verſetzte ſie, aber man muß den Leuten ein wenig Sand in die Augen ſtreuen, damit man nicht für ſo leichtſinnig gehalten wird, wir können indeſſen immer zuſammen muſiciren, wenn ich auch Braut bin, das thut nichts, aber verſteht ſich, Alles in Ehren. — Ja mein Fräulein, in Ehren kann man Alles thun, und ſo wollen auch wir es machen. — Wir ſangen nun wieder öfters miteinander, und trugen die Duette, wenn wir allein waren, mit ſo großem Ausdruck und ſo handgreiflicher Action vor, daß auch der ſtrengſte Critiker und Recenſent hätte bezeugen müſſen, daß die vollkommenſte Natur dabei herrſchte. — Auch auf dem Schloß machte ich meine unterthänigſte Aufwartung bei der Prinzeſſin Wilhelm, die mich wieder ſehr freundlich empfing, und mich unter anderm fragte: wie es mir in den preußiſchen Dienſten gefalle? worauf ich ein: »vortrefflich, Hoheit,« erwiederte, und während

meines Aufenthaltes in Berlin noch einigemal meine Aufwartung wiederholte. — Nachdem acht Tage verflossen, setzte die schöne Polin ihre Reise nach Frankreich fort, und ich wurde dadurch freier in meinem Thun und Treiben. Der diesmalige Aufenthalt in Berlin war noch unterhaltender für mich als der frühere, denn wir machten viele neue Bekanntschaften, da wir Empfehlungsbriefe von in Colberg garnisonirenden Offizieren an deren Verwandte mitgebracht hatten, wodurch wir viele Einladungen erhielten, die uns manche angenehme Stunde hinbringen halfen. Unter andern lernte ich auch die liebenswürdige Gattin des Herrn von L...., eines Abgeordneten aus Stralsund, das eben erst preußisch geworden war, und deßhalb Deputirte nach Berlin gesandt hatte, kennen, so wie eine Justizräthin von M.... und eine Oberstin v. M.... Jede dieser Damen war gleich anziehend für mich, und lange schwankte ich, welcher ich den Vorzug geben solle; die Munterkeit und das heitere Wesen der Justizräthin machte bald, daß ich mich vorzugsweise für diese entschied, sie war eine Schwägerin der Frau v. L..., und ich hatte nun freien Zutritt in all diesen Häusern, wo ich manche höchst vergnügte Stunde zubrachte. Dabei hatte ich auch einige der ältern Bekanntschaften wieder erneuert, namentlich die der reizenden Schauspielerin Demoiselle D...., die aber, wie sie mir selbst gestand, jetzt Besuche von einer hohen Person erhielt, und mich deßhalb nur verstohlen empfangen konnte. Mein Verhältniß mit der Justizräthin wurde indessen durch einen unangenehmen Zufall bald unterbrochen. Ich hatte eines Morgens einen Korb mit schönen Austern an dieselbe durch meinen Bedienten geschickt und ihr in einem Billetchen dazu geschrieben, daß ich mich um elf Uhr — die Zeit wo ich wußte daß ihr Mann in Amtsgeschäften sey — bei ihr einfinden würde, um die delikaten Schaalthiere mit ihr zu frühstücken. Das in unser Geheimniß eingeweihte Stubenmädchen empfing den Korb, etwas später mich, und wir aßen die Austern fröhlich zusammen und ließen sie in süßem Ungarwein schwimmen. Alles ging nach Wunsch und lief ungestört ab, vor ein Uhr entfernte ich mich, weil nach dieser Stunde der Herr Gemahl sich zum Mittagessen einzufinden pflegte. Nun hatte aber das unbesonnene Mädchen die Austernschaalen auf einem Wasserstein in der Küche stehen lassen, und als Herr v. M. gegen zwei Uhr kam und zufällig, gegen seine Gewohnheit einen Blick in die Küche warf, um zu fragen, ob das Essen fertig sey,

ſah er die Auſternſchaalen. — Was iſt denn das? fragte er das erſchrockene Mädchen, die nach einigem Zögern ſtotterte: Madame hatte plötzlich einen ſo großen Geluſt nach Auſtern, daß ich deren holen mußte. — So, und wie es ſcheint, eine ziemliche Quantität, da ſind ja mehr als 100 Schaalen. — Der Juſtizrath eilte nun in das Wohnzimmer und ſagte zu ſeiner Frau: »Du haſt heute Morgen Auſtern gegeſſen?« worauf ſie erſchrocken verſetzte: »Ich glaube es träumt dir, mein lieber Mann.« — Wie, die ganze Küche liegt voller Schaalen, und das Mädchen ſagte mir, du habeſt plötzlich eine ſo große Luſt nach dieſem Leckerbiſſen gehabt, daß ſie deren habe holen müſſen. Ich hätte nichts dagegen wenn es ein Dutzend geweſen wäre, aber über ein Hundert, das koſtet ja an zwei Friedrichsd'or. — Die Frau ſah jetzt wohl ein, daß ſie die Sache auf Rechnung ihrer Genäſchigkeit ſchieben müſſe, und dankte Gott, auf dieſe Weiſe, doch mit einem, wenn auch etwas derben Verweis davon zu kommen, indem der Mann ſagte: »Du biſt ja doch nicht in der Hoffnung ſoviel ich weiß, und wäre es, gleich ein Hundert zu verzehren, dergleichen Sprünge verbitte ich mir, ſonſt werde ich dir einen Riegel vorſchieben, der dich verhindern ſoll, künftig ſo extravagante Ausgaben zu machen; ein Hundert Auſtern, ſolche Depenſe macht der König nicht! — So wäre die Sache abgemacht geweſen, wenn der Juſtizrath nicht zwei Tage darauf ein anonymes Billetchen erhalten hätte, in dem man ihm ſchrieb: »Sie ſind ſehr ſchwachköpfig zu glauben, daß Ihre Frau die Auſtern, es waren ihrer anderthalb Hundert, allein verſpeiſt habe, ſie hat ſie bei einem tête a tête mit einem Offizier gegeſſen, und beide haben Ungarwein dazu getrunken.« — Jetzt war der Teufel los, der Mann rannte heim, ſtellte ſeine Frau zur Rede, examinirte als geübter Juriſt wie in einem peinlichen Verhör die Mägde, aber alle leugneten beharrlich, ſchrieen über ſchändliche Verläumdung, und ſeine Frau ſagte: »Mein Gott, ſiehſt du denn gar nicht ein, lieber Mann, daß dich irgend ein Spaßvogel zum Beſten hat, und den Auſternſchmaus zum Vorwand nimmt, um dich zu hetzen, Zwietracht unter uns zu ſtiften, und dann ins Fäuſtchen zu lachen; beſinne dich nur, mit wem du von der Sache geſprochen, und es muß dir klar werden, wer den Wiſch geſchrieben.« Die Zofen ſtimmten ſo kräftig mit den Worten ihrer Herrin überein, daß es dem armen Mann ganz ſchwül wurde, und er endlich den Gläubigen ſpielte: in der That

hatte er mit einigen Freunden von der Naſcherei ſeiner Frau geſprochen, aber dennoch traf er ſolche Anſtalten, daß dergleichen Frühſtücke oder Soupers wenigſtens in ſeinem Hauſe künftig unmöglich wurden, dagegen fand ſich Gelegenheit, uns außerhalb demſelben zu entſchädigen. Wer den anonymen Brief geſchrieben, konnten wir nicht herausbringen, aber wahrſcheinlich hatte eines der Mädchen, das einen Liebhaber gehabt, geplaudert, und ſo war die Sache weiter gekommen, und wurde dann in den Berliner Salons mit allerlei Zuſätzen ausgeſchmückt erzählt. Meine alte Liebhaberei, zu einer Garde zu kommen erwachte auch hier wieder, als ich der Muſterung der königlich preußiſchen Garden, die von Paris zurückgekommen waren, beiwohnte, und die nicht nur eine vortreffliche militäriſche Haltung, ein martialiſches Ausſehen hatten, ſondern auch faſt ausgeſucht ſchöne und noch junge Leute und ſehr elegant und geſchmackvoll uniformirt waren, namentlich die Cavallerie, beſonders die Uhlanen und Huſaren. Da ich nun in den Soireen und bei Diners mehrere Generale, unter andern auch den Geheimenrath Schmalz kennen gelernt und außerdem an der Prinzeſſin Wilhelm eine einflußreiche Beſchützerin hatte, ſo hoffte ich wohl mein Vorhaben durchſetzen zu können, aber vergeblich, man machte mir wenig Hoffnung, es hieß, daß nicht nur alle Garderegimenter vollzählig ſeyen, ſondern auch überdies eine große Zahl aggregirte Offiziere hätten; das Haupthinderniß mochte indeſſen wohl ſeyn, daß ich nicht zu der Claſſe der Hirngeſpinnſte gehörte, die man von Adel nennt, gewiß eines der albernſten und ſtupideſten Vorurtheile, welche menſchliche Dummheit je geſchaffen, und das dennoch ſo viele Jahrhunderte lang beſtehen konnte, was unbegreiflich wäre, wüßte man nicht, für welche Abgeſchmacktheiten der menſchliche Geiſt empfänglich iſt. Seitdem jedoch der Glaube an Geſpenſter im Allgemeinen verſchwunden iſt, hat auch der an den Erbadel einen gewaltigen Stoß erhalten, und liegt jetzt in den letzten Zügen. Genug, ich konnte keine Verſetzung zur Garde erlangen, bei welcher damals faſt gar keine bürgerlichen Offiziere ſtanden, während der übrige Theil des Heeres wohl mehr als zur Hälfte mit ſolchen beſetzt war. Ich hatte indeſſen Gelegenheit gehabt, bei einem großen Diner, das im Börſenſaal gegeben wurde, und wozu Pfündöl und ich von einem Oberſt Scholten von der Artillerie, von deſſen Sohn wir an ihn empfohlen worden waren, eingeladen worden, den ſo tapfern als hochehrwürdigen

Feldmarschall Fürsten Blücher kennen zu lernen, ohne den schwerlich Deutschland von dem napoleonischen Sclavenjoch jemals befreit worden wäre, ohne den die Verbündeten noch weniger Paris erblickt haben würden, und ohne den die Schlacht bei Waterloo, wo Wellington mit seinen Engländern schon vollkommen geschlagen war, und mit ihr die deutsche Sache wieder verloren gewesen wäre. Nie hat mich ein Mann in so hohem Grade angesprochen wie Blücher, ich hatte Gelegenheit nur wenige Worte mit ihm zu wechseln, aber was er sagte war voll Kraft und Wahrheit, Biederkeit leuchtete aus seinen Augen und ging aus jedem seiner Worte hervor; vor diesem greisen Helden fühlte ich mich von Ehrfurcht und Hochachtung durchdrungen, während ein Napoleon nur ein unheimliches und unangenehmes Gefühl in mir erregt hatte und ich keine Spur von Achtung empfand, ja ich befand mich vor diesem in einer fast peinlichen Lage und hätte ihm gerne sagen mögen: Seyn Sie vor Allem ein ehrlicher Mann und lassen Ihre heimtückische und erbärmliche Politik fahren, die Sie und andere ins Verderben stürzen muß; — während aus jeder Miene des tapfern Blüchers der Ehrenmann hervorsah. Er hatte nur Eine Leidenschaft, die aber bei ihm keine war, nämlich das Spiel, aber das Geld hatte keinen Werth für ihn, und er gewann und verlor mit demselben Gleichmuth die bedeutendsten Summen. Während sie im Hauptquartier im Befreiungskrieg immer zögerten, zauderten, überlegten, mit diplomatischen Spitzfindigkeiten alles abwogen und berietben, und dann ihre Befehle abgehen ließen, hatte Blücher immer schon gehandelt, und wenn ihm so eine Depesche die Quere kam, als er im Begriff war eben einen Coup auszuführen, warf er den »Wisch« wohl auch bei Seite, aus Furcht, er möchte etwas enthalten, das ihn von seinem, mit gesunder Vernunft gefaßtem Vorhaben abhalten könnte, und erst wenn der Streich ausgeführt war, öffnete er das Schreiben und warf es dann mit den Worten: »Hab' ich's doch gesagt,« unwillig hin, auch pflegte er bisweilen hinzuzufügen: das ist gewiß wieder von dem listigen Esel, dem überschlauen Metternich ausgeheckt, hätte ich dem Schafskopf gefolgt, so wäre das ganze Hauptquartier schon längst beim Teufel. — Oft drückte sich der wackere Degen auch noch derber und wohl mit einem: sie sollen mich ꝛc. aus, wenn ihm solche nach Kabinetsdiplomatie und dem Wiener Hofkriegsrath riechende Wische zukamen: »Was wir mit unserm guten Schwert erkämpfen, wollen

dieſe Schwernöther von Federfuchſern ſchlechterdings wieder verderben," ſagte er. Welch ein Unterſchied zwiſchen dem Feldmarſchall Blücher Vorwärts und dem öſtreichiſchen Generaliſſimus Schwarzenberg: „nur langſam voran, damit ich auch noch mit kann." Dieſer war durchaus gegen das Vordringen nach Paris, aber während er ſo zauderte, marſchirte Blücher mit ſeinen tapfern Preußen ſiegreich in Frankreichs Hauptſtadt ein. Blücher war eben ſo geliebt als der König von Preußen ſelbſt, denn dieſer Monarch war ſeiner Rechtlichkeit und ſeines biedern Sinnes und Wohlwollens wegen von ſeinem Volk faſt vergöttert, eben ſo im Heer. Nur eines tadelte man an dem König, nämlich, daß er zu wenig Vertrauen in ſich ſelbſt ſetzte, das frühere Mißgeſchick hatte ihn gegen ſich und ſeine Fähigkeiten mißtrauiſch gemacht, und zwar mit Unrecht. Auch der Kronprinz war damals ſehr beliebt, beſonders war es eine Anekdote, die man ſich von ihm erzählte, die ihn ſehr populär machte. Er hatte nämlich drei Pferde, von denen eines blind, das andere lahm und das dritte ſehr abgemagert war, ſo lange vor dem Palais ſeines Vaters des Königs auf- und niederführen laſſen, bis ſie endlich der Monarch bemerkte und fragte, was dies zu bedeuten habe? Der Kronprinz, der ſich in des Königs Zimmer befand, verſetzte: „das will ich Ewr. Majeſtät erklären: das magere Roß iſt das Volk, welches von Ihren ſchlechten Beamten ausgeſogen wird, das lahme aber iſt das Miniſterium, das nicht zu handeln verſteht, das blinde ſtellt Ewr. Majeſtät ſelbſt vor, die nicht ſieht, wie man blinde Kuh mit allerhöchſt derſelben ſpielt." — Der Kronprinz erhielt wieder Arreſt, aber der König unterſuchte ſtrenger und beſtrafte.

Die Weihnachten waren herangekommen, mit ihnen wurde es auch in Berlin recht lebendig, der ganze Weihnachtsmarkt war mit grünen Pyramiden, Spiel- und andern Waaren und den ſchönen und eleganten Kindern Berlins, zum Theil in koſtbare Pelze gehüllt, von Morgens bis Abends angefüllt, was mir Gelegenheit gab, dieſe lebendigen Chriſtpuppen die Muſterung paſſiren zu laſſen, manchen von ihnen auch in den nahegelegenen Conditorladen Joſty oder den entferntern eleganten des Conditor Fuchs unter den Linden zu folgen, wo ſich die ſchöne Welt verſammelte, unter grünen Laubdächern flüſſige und compakte Süßigkeiten einnahm, und der Harmonie einer hinter Gebüſch und Teppichen verborgenen Muſik zuhörte. Faſt alle Conditorläden, welche von den Berlinern und

besonders den schönen Berlinerinnen fleißig besucht werden, haben um diese Zeit sogenannte Ausstellungen, das heißt, es werden ganze Scenen aus Opern oder Schauspielen, ganze Volksfeste, wie der Stralauer Fischzug u. s. w., aus Figuren und Dekorationen von Kraftmehl in einem solchen Laden ausgestellt, die manchmal so meisterhaft ausgeführt sind, daß sich selbst ein Canova ihrer nicht zu schämen hätte. So entsinne ich mich, unter andern eine Scene aus Wallensteins Lager von Schiller, die ein vollendetes Meisterstück genannt werden konnte, in einem Conditorladen unter den Linden gesehen zu haben, nicht allein daß die Gruppirungen und der Ausdruck in den Gesichtern und den Stellungen ganz vortrefflich waren, sondern alle Figuren und Gesichter sahen den Schauspielern, welche die verschiedenen Rollen gaben, so sprechend ähnlich, daß man sie auf den ersten Blick erkannte, namentlich war dies mit dem Komiker Wurm und Devrient, der den Capuziner machte, der Fall.

Bei meinen freundlichen Wirthen veranstaltete ich eine kleine Bescheerung, zu der auch Minchen Pfeifer und noch einige andere Damen eingeladen wurden. Ich bestellte einen ungeheuern Baumkuchen, ein in Berlin sehr beliebtes Gebäck, bei Josty und besteckte ihn mit allerlei kleinen Gaben, deren Bestimmung durch Zettelchen angedeutet war, und die meist aus kleinen Bijouterien bestanden, der Hauswirthin aber verehrte ich noch besonders ein Theeservice von Porcellan, von dem sie eine große Freundin war, und das ich in der königlichen Porcellanfabrik erstanden hatte. Auch das Neujahr ging recht vergnügt herum, Herr von Pokwisch arrangirte einen kleinen Ball, auf dem wir bis gegen Morgen tanzten. Die Carnevalszeit brachten wir ebenfalls recht fröhlich zu, ich besuchte die prächtigen Redouten im Opernhaus, die freilich mit denen in San Carlo in Neapel unter Mürat nicht verglichen werden konnten, aber trotz dem sehr glänzend waren und Freuden die Fülle gewährten, namentlich durch die Porcellanfuhren, die ich mit meinen Bekanntinnen machte, und deren ich oft zwei bis drei in einer Nacht mit verschiedenen Damen veranstaltete. Für diejenigen, die Berlin nicht kennen, muß ich mit ein Paar Worten erklären, was es mit diesen Fuhren für eine Bewandtniß hat. Während den Redouten halten beständig eine ziemliche Anzahl großer und bequemer Wagen vor dem Opernhaus, bereit diejenigen aufzunehmen, die sich Paarweis von dem Ball schlei-

chen, um ſich in einer ſolchen Carroſſe recht bequem längs den Linden auf- und niederfahren zu laſſen. Diejenigen die ſonſt keine Gelegenheiten oder nur ſehr ſchwer zu Zuſammenkünften haben können, finden ſie hier am beſten, denn wie leicht kann man ſich nicht in einem ſolchen Gewühl unbemerkt auf ein halbes Stündchen entfernen und von läſtigen Bewachern trennen. Mit der Schauſpielerin Demoiſelle D..., der Juſtizräthin M... und noch einigen andern machte ich ſolche Spazierfahrten. Aus dem Opernhaus und nach Beendigung des Balls begaben ſich viele männliche Masken und Perſonen von den höchſten Ständen noch zur Madame Bernhard in die Friedrichsſtraße, deren Nymphen, wohl ein halbes Hundert, in der brillanteſten Toilette aufgedonnert, die Tapiſſerie eines prächtig meublirten Saales bildeten, in dem man ebenfalls maskirt und entlarvt auf- und niederwandelte, auch zu Nacht ſpeiſte, Ananaspunſch und andere köſtliche Getränke zu ſich nahm, und ſich dann nach Belieben wieder entfernte, oder mit einer dieſer Nymphen verlor; dieſer Appendix der Opernredouten war recht unterhaltend, doch habe ich ihn nur zweimal in Pokwiſchs und Pfündöls Geſellſchaft beſucht, jedoch wirklich in allen Ehren, da die, ihre Reize ſo ausſtellenden und feilbietenden Dirnen nichts Verführeriſches für mich hatten, im Gegentheil degoutirten. Auch an einigen ſehr prächtigen Schlittenfahrten nahmen wir mit der Familie von Pokwiſch Theil. Bei einer ward mir das Glück, ein Fräulein von Trialsky, damals eine der berühmteſten Schönheiten Berlins, zu fahren, die mir das Schlittenrecht nach Beendigung derſelben mehrmals gewähren mußte, da ſich die Parthie mit einem Souper dansant bei Hofjägers endigte, und wir dann gegen Mitternacht bei Fackelſchein nach Berlin zurückkehrten, jeder ſeine Dame in ihre Wohnung fahrend. Ich ſpann die kleine Intrigue mit dem ſchönen Fräulein fort, aber ohne ein ſonderliches Reſultat zu erlangen, was mit daher kam, daß ich viel zuviel andere Zerſtreuungen hatte, und in einer Abendgeſellſchaft bei der Geheimräthin von W..., ein Fräulein von B..., deren Nichte, kennen gelernt, die mich durch ihr witziges aufgewecktes Weſen eine Zeitlang feſſelte und ich dadurch andere Intriguen vernachläßigte, bis eine Gräfin von Sch..., mit der ich öfters Porcellanfuhren machte, mich auch davon wieder abhielt; auch veranſtaltete ich einige Soupers fins bei Jagor mit mehreren Damen, ſo wie Nachmittagsparthien in die Wintergärten Bouchers, wo man Thee oder Kaffee in Lauben

einnahm, in denen die schönsten Blumen und Blüthen dufteten und die einladendsten Früchte, wie Ananas, Pfirsiche, Trauben ꝛc. reiften.

Etwas, das mir großes Vergnügen machte, war, daß man während meiner diesmaligen Anwesenheit die Zauberflöte, die seit vielen Jahren in Berlin nicht mehr gegeben worden war, neu einstudirt, neu dekorirt, die herrlichen Dekorationen waren von Schinkel, und neu kostümirt, wieder in Scene setzte. Die Aufführung war vortrefflich, ja vollendet zu nennen, besonders prächtig war die Erscheinung der Königin der Nacht, auf einem halben Mond aus einem Sternenmeer auftauchend. Ich wohnte fast jeder Vorstellung derselben bei, nur hatte man den unglücklichen Gedanken gehabt, diesem Meisterwerk Mozarts ein Ballet anzuflicken, so daß mehrmals und zuletzt im Sonnentempel eine ganze Heerde Papagenos und Papagenas ihre tollen Sprünge sehr unpassend machten; da dies mit Recht allgemeinen Tadel fand, so unterblieb es bald wieder. Bei einer dieser Vorstellungen, der ich mit Pfündöl im Parterre beiwohnte, da keine Plätze mehr in einer Loge zu haben waren, drängte sich während des Zwischenaktes ein Offizier von der Garde bis zu uns und sagte: „die Herren Cameraden sind vermuthlich fremd und wissen also nicht, daß es hier nicht Sitte ist, daß Offiziere in Uniform im Parterre Platz nehmen.“ — Wir waren beide höchst erstaunt über eine solche Anrede, und als ich dem Herrn Cameraden darauf antworten wollte, war derselbe schon wieder unter der Menge verschwunden, ohne daß ich ihm hätte folgen können. Ich erfuhr aber nachher von Pokwisch, dem wir den Vorfall mittheilten, daß allerdings die Offiziere von der Garde unter sich ausgemacht hätten, sich auf keinen andern Plätzen als im ersten Logenrang in Uniform sehen zu lassen. Bei einer andern Vorstellung dieser Oper, der ich nun in einer Loge des ersten Ranges beiwohnte, führte mich der Zufall in die Nähe von ein Paar Damen, die in der Nebenloge saßen, von denen die eine kaum siebzehn Jahre alt, das schönste blondgelockte Engelsköpfchen hatte, das ich in meinem Leben sah, die andere redete sie immer mit Louise an. Sie war wirklich so auffallend schön, daß während der ganzen Darstellung die Operngläser nicht aufhörten sie zu lorgnettiren, und sie der Gegenstand einer allgemeinen Bewunderung war, denn man sah fast mehr nach ihr als auf die Bühne. Da die Damen ganz vorn saßen, ich aber in meiner Loge etwas

zurück, ſo war es mir unmöglich eine Unterredung mit ihnen anzuknüpfen; mit Ungeduld erwartete ich das Ende der Oper, um wo möglich ihre Wohnung ausfindig zu machen, auch folgte ich ihnen nach deren Beendigung an den Wagen, der aber ſo raſch davon fuhr, daß ich trotz allem Rennen denſelben bald aus den Augen verlor; gerne wäre ich hinten aufgeſprungen, wenn mich nicht der ſich da befindliche Bediente abgehalten hätte. Ein Paar Tage trug ich mich mit dem Bild dieſer Louiſe herum, die Logenſchließerin konnte mir keine Auskunft geben, und ob ich gleich alle Hunde losließ, ſo blieb doch jede Erkundigung fruchtlos. Schon hatte ich es aufgegeben, das Mädchen je wieder zu ſehen, und ſie mir alſo aus dem Sinn geſchlagen, als ich eines Sonntags, gerade bei Beendigung der deutſchen Kirche auf dem Gensdarmenmarkt über dieſen Platz ritt, und plötzlich unter der herausſtrömenden Menge die ſo lange geſuchte Schöne wieder erblickte, als ſie aus der Thüre trat. Diesmal ſollſt du mir nicht mehr entwiſchen, ſagte ich zu mir ſelbſt, indem ich mir vornahm ihr in einiger Entfernung zu folgen, und es dabei verwünſchte, daß ich gerade zu Pferde ſeyn mußte. Das Roß gehörte Herrn von Pokwiſch und war ein ſehr ſchönes aber etwas wildes Thier. Um mich meiner Schönen bemerkbar zu machen, ſetzte ich die Schenkel an, ließ es courbettiren, ſich hoch bäumen, aber unglücklicherweiſe war etwas Glatteis auf dieſer Stelle, die Eiſen waren nicht geſchärft, es glitt aus und ſtürzte mit mir, ſo daß ich unter das Thier zu liegen kam und lange brauchte, ehe ich mich hervorarbeiten konnte, glücklicherweiſe war es auf die Seite gefallen, ſo daß ich mit einigen Quetſchungen davon kam, denn hätte es ſich überſchlagen, ſo hätte ich ſicher den Hals gebrochen. Ich war ſogleich von einem Haufen Neugieriger umringt, von denen einige behülflich waren, mir aufzuhelfen, meine Uniform, Beinkleider, die ſilberne Schärpe waren ganz beſchmutzt und mein Federhut zerdrückt. Der Vorfall machte weit mehr Aufſehen als mir lieb war, und ich hinkte mein Pferd an der Hand führend und mich verſchämt durch die Kirchenleute drängend, möglichſt ſchnell in eine Seitengaſſe. Was mir bei der Geſchichte das unangenehmſte, war, daß ich die langgeſuchte Schöne zum zweitenmal und wahrſcheinlich für immer aus dem Geſicht verloren hatte, und mußte ſie mir, wie ich glaubte, nun auch für immer aus den Gedanken ſchlagen; dennoch ritt ich täglich die Linden auf und nieder, oft hoch zu

Pferde an dem Eingang einer dahin einmündenden Querstraße haltend, um die Pelotons der Schönen in ihrem Winterputz an mir vorüberziehen zu lassen, aber ich konnte keine Louise unter ihnen entdecken, doch waren soviel schöne Gesichter unter ihnen, daß ich gerne der einen oder der andern ein Schnupftuch zugeworfen haben würde, seufzte, nicht alle besitzen zu können die mir gefielen, und unwillig über die Beschränktheit des menschlichen Könnens wurde, das nicht einmal so bescheidene Wünsche zu realisiren im Stande ist.

Der Commandant von Spandau war ein alter Kriegskamerad von Pfündöl, den er zu besuchen sich vornahm und mich einlud, ihn zu ihm zu begleiten. Ich kannte das berüchtigte Spandau noch nicht und willigte daher mit Vergnügen in den Vorschlag, auch Pokwisch war mit von der Parthie, und wir ritten eines Morgens früh nach Spandau ab. Als wir in das alte Nest kamen, hatte ich beinahe einen Schauder und es war mir ganz unheimlich zu Muthe, besonders machte die feste Citadelle einen schlimmen Eindruck und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren: wie, wenn du hier einmal als Staatsgefangener dein Leben beschließen müßtest? — Beim Commandanten wurden wir aber so wohl aufgenommen und so gut bewirthet, daß ich schnell wieder andere Gedanken bekam. Nach Tische besahen wir die Nicolaikirche, deren Taufstein von Erz für das älteste Werk der Bildgießerei gilt und die einige merkwürdige Monumente, wie das des Grafen Rochow besitzt. Das alte kurfürstliche Schloß war in ein Zuchthaus verwandelt, in dem ein halbes Tausend der gefährlichsten Sträflinge saß. Spandau war längere Zeit die Residenz der ersten Kurfürsten aus dem Haus Hohenzollern und wurde schon im dreizehnten Jahrhundert zu befestigen angefangen, die Citadelle aber datirt sich erst aus dem sechszehnten. Der Name Spandau soll von dem wendischen Spanja stammen, das so viel als Ort der Ruhe, auch Schlaf bedeutet. Hier wurde schon 1430 das erste Schießpulver fabricirt. Als wir alle Spandauer Herrlichkeiten und Traurigkeiten besehen hatten und uns zur Heimkehr nach Berlin anschicken wollten, da fiel es Pokwisch ein, noch einen alten Major, einen Freund seines verstorbenen Vaters aufzusuchen, wohin wir ihn begleiteten. Als wir bei dem braven Mann eintraten, saßen zwei Damen auf dem Sopha, die uns bewillkommnend sich sogleich erhoben. Aber kaum traute ich meinen Augen, in der einen derselben erkannte ich

ſogleich meine ſo lange geſuchte Louiſe! — vor freudigem Erſtaunen war ich faſt ſtarr und ſprachlos, das holde Mädchen in einem ſehr einfachen weißen Kleid, ſah lieblicher aus wie ein Seraph und ſo friſchblühend, als ſey es die eben den Meereswogen entſtiegene Aphrodite, die unmöglich reizender geweſen ſeyn kann, als dieſes, ſo zu ſagen in Lieblichkeit und Anmuth ſchwimmende Kind, ein Engel ſcheinend, wie ſie vor Gottes Thron ſchweben müſſen. Der invalide Major hieß uns freundlich willkommen und ſtellte uns den Damen vor, wovon die älteſte ſeine Schweſter, die Oberſtlieutenant von D..., und die jüngere deren Tochter, ſeine Nichte war. Nie in meinem Leben habe ich das banale: „Es freuet mich außerordentlich Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen,“ mit mehr Wahrheit als dieſesmal ausgeſprochen, und noch glücklicher fühlte ich mich, als ich erfuhr, daß die Damen ſich nur zur Geburtstagsgratulation ihres Bruders und Oheims hier eingefunden und dieſen Abend ebenfalls nach Berlin zurückzufahren geſonnen ſeyen, wo ſie in der Kronenſtraße wohnten; daß wir ſie escortiren würden, nahm ich nun als ausgemacht an. Wir verweilten noch anderthalb Stunden in ihrer Geſellſchaft, während welchen ich Louiſens Mutter um die Erlaubniß bat und ſie erhielt, ihr in Berlin meine Aufwartung machen zu dürfen. Bei der Rückreiſe wich ich nicht vom Schlag der Kutſche und unterhielt mich auf das anziehendſte mit dem eben ſo geiſtreichen als ſchönen Mädchen, während Mama bald in Morpheus Armen ruhte. Tief in der Nacht oder vielmehr nach Mitternacht kamen wir bei der Wohnung der Damen an, die in geringer Entfernung von der unſrigen war, und erſt jetzt bemerkte ich, daß ich längſt meine beiden Reiſegefährten verloren hatte. Was ſo nahe war, hatte ich ſo lange und ſo weit geſucht, ſo geht es aber in der Regel. Noch eine ganze Stunde mußte ich zu Hauſe auf die Rückkunft meiner beiden Begleiter warten, die ganz gemächlich angeritten kamen und mit dem viel raſcher fahrenden Wagen nicht gleichen Schritt hatten halten wollen; als ich ſie deßhalb zur Rede ſtellte, erwiederten ſie mir: „Uns ſpornt auch kein Gott Cupido!“ — Ich hatte jetzt faſt für nichts mehr Sinn, als dem ſchönen Fräulein von D... emſig den Hof zu machen, wozu mir wieder die Muſik den Weg bahnte und Gelegenheit gab, da Louiſe eine ſchöne Stimme hatte und gut ſang. Eines Morgens, als ich eben aus unſerm Hauſe trat, um mich in dasjenige zu verfügen, welches jetzt ſo große Attractionskraft für mich hatte, trat

ein Bedienter in königlicher Livree auf mich zu und brachte mir eine Citation von der Prinzessin Wilhelm, die lautete, daß ich mich gegen Mittag bei derselben im Schloß einzufinden habe. So sehr mir auch zu jeder andern Zeit eine solche Ladung willkommen war, da mir die hohe Dame in der Regel nur angenehme Dinge mittheilte, so verwünschte ich sie doch diesmal, da sie mich vielleicht einer der schönsten Stunden meines Lebens beraubte; indessen war hier nichts anders zu thun als zu gehorchen, und ich eilte, in der Hoffnung daß es vielleicht bald abgemacht seyn würde, statt in die Kronenstraße auf das Schloß, wo ich zu früh ankam und eine gute halbe Stunde harren mußte, bevor ich die Prinzessin zu sprechen bekam, die mir mittheilte, daß sie gehört, ein Sohn des Hofraths Jung, dieselbe Familie die mit der unsrigen bekannt, bei der ich in Mainz so angenehme Stunden hingebracht und die früher in Homburg gewohnt hatte, sey in Berlin, ob ich ihn nicht kenne, und ich möchte ihn, wenn ich ihn ausfindig machen könne, doch zu ihr führen. — Ich wußte zwar selbst nichts von dem Hierseyn eines Sohnes vom Hofrath Jung, brachte aber bald heraus, daß ein solcher hier auf der Hochschule studiere, suchte ihn auf, erneuerte die alte Bekanntschaft mit dem Bruder der so früh gestorbenen liebenswürdigen Mimi, und brachte ihn zu der Fürstin, die sich auf das theilnehmendste nach seiner Familie erkundigte, und ihm sagte, wenn sie ihm in irgend etwas nützlich seyn könne, er ihr seinen Wunsch nur unverholen mittheilen möge. Die außerordentliche Herzensgüte und Theilnahme an allen Personen, welche das Glück hatten von der hohen Dame gekannt zu seyn oder sich ihr zu nähern, war wirklich rührend und mußte alle für sie einnehmen. — Vom Schloß weg war ich dennoch, obgleich es schon ein wenig spät und bald Mittagessenszeit war, in die Kronenstraße zur Oberstlieutenant von D... gerannt, wo ich Mutter und Tochter auf mich wartend antraf, und beiden, freilich mit sehr verschiedenen Gefühlen die Hand küssend, mittheilte, was mich abgehalten, früher zu kommen. Die Damen fanden meine Entschuldigung nicht nur sehr gültig, sondern waren von der gütigen Theilnahme der Prinzessin Wilhelm sehr gerührt; auch sie waren große Verehrerinnen von der edlen Frau. Ich ging nun noch einige Stücke aus der damals neuen und sehr beliebten Oper: „Johann von Paris“ mit Louisen durch und empfahl mich bis zum Abend, wo ich die Damen zu einem Thee zu Pelwischs ab-

holte. Die neue Bekanntſchaft machte mich gluth- und feuerſprühend wie noch wenige, aber vergeblich, denn Mama ließ das ſchöne Töchterchen, das ſelbſt noch ein gar ſchüchternes Täubchen war, auch keine Sekunde allein, ein verſtohlenes Händedrücken machte ſie ſchon am ganzen Leibe zittern: ſollte mich die innere Gluth nicht verzehren, ſo mußte ich ſie wohl von Zeit zu Zeit bei andern Schönen löſchen, was ich denn auch nicht unterließ. Geſtehen muß ich, daß wenn ich jetzt meine geheimen Tagebücher durchſehe, mir ſelbſt ſchaudert, ſo ein wilder Wüſtling geweſen zu ſeyn, da ich bisweilen einem ganzen Dutzend Frauen und Mädchen den Hof zugleich gemacht, und wohl auch manche, dereinſt vielleicht ſchwer auf mir laſtende Thräne und wohl gar Verwünſchungen hervorgerufen; indeſſen habe ich es nicht gemacht wie Don Juan, ſondern bin noch bei Zeit, das heißt, als Umſtände, Alter ꝛc. mich zwangen, zur Erkenntniß gekommen, weßhalb ich auch hoffe, vom Geiſt und den Teufeln verſchont zu werden, und betrachte die Sache wie längſt entſchwundene Träume. Die Götter werden mir verzeihen, warum haben ſie oder die Natur mich ſo geſchaffen; ſchlägt dereinſt mein letztes Stündchen, ſo wird, hoffe ich, auch dieſes trotz allen Sünden in Puncto Puncti, ruhig vorübergehen. — Daß ich alles mögliche verſuchte, auch Louiſen zu verführen, geſtehe ich ein, eben ſo daß ich es trotz der unſäglichſten Mühe nicht dahin bringen konnte, dank der Mama und den Grundſätzen die ſie dem Mädchen eingeprägt, die durchaus nicht einmal ein Briefchen von mir annahm. Freilich mag es Frau von D... wohl auf eine Heirath abgeſehen, und dabei Suſannens Grundſatz im Figaro: »Gar ſchnell wird die verachtet, die ſich zu leicht ergibt,« vor Augen gehabt haben, der allerdings eine große Wahrheit iſt. Unter den vielen Manoeuvres und Umtrieben, die ich veranſtaltete, Louiſe zum Fall zu bringen, war auch eine glänzende Schlittenfahrt en Coſtüme, die ich mit Hülfe Pokwiſchs veranſtaltete. Der erſte, für die Muſik beſtimmte Schlitten ſtellte ein altgriechiſches Schiff vor, deſſen Maſt bunt bewimpelt war, und an deſſen Vorderſeite eine goldene geflügelte Victoria, die Siegesfahne in der Hand ſchwingend, ſchwebte. Vier prächtig geſchmückte Rappen zogen daſſelbe. Wir hatten über achtzig ſchöne Rennſchlitten, faſt alle vergoldete Thier- oder allegoriſche Figuren vorſtellend, zuſammengebracht, jeder hatte zwei Vorreiter, mehrere auch noch Nachreiter. Nun ging es, nachdem man ſich rangirt hatte,

mit rauschender Musik, Peitschengeknall und Schellengerassel die Linden auf und nieder, dann über den Schloßplatz durch die Königsstraße, die neue Friedrichsstraße, die Heiligegeist-Straße, wieder über den Schloßplatz, am Hausvogteiplatz vorbei, dann durch die Jerusalemerstraße, die Leipzigerstraße hinab, durch die Wilhelmsstraße und am Wilhelmsplatz vorbei, die Mohrenstraße wieder hinauf, durch die Markgrafenstraße über den Gensdarmenmarkt, die Charlottenstraße entlang, dann durch die lange Friedrichsstraße bis unter die Linden, diese hinab und über den Pariserplatz zum Brandenburger Thor hinaus nach Charlottenburg, wo ein splendides Mittagessen bestellt war und eingenommen wurde. Wir fuhren fast durch alle Straßen, in denen Theilnehmer an dieser Schlittenfahrt wohnten, und ich hatte es zu veranstalten gewußt, daß beinahe alle Berliner Damen, mit denen ich näher bekannt, von der Parthie waren. Die Costüme waren zum Theil sehr geschmackvoll, reich und prächtig, meistens der romantischen Theater- und Dichterwelt entnommen, so z. B. die Hauptpersonen aus Ariosts Orlando, Wielands Oberon und Tassos befreitem Jerusalem. Louise, die zu fahren mir gelungen war, saß in einem, einen goldnen Schwan vorstellenden Rennschlitten und war als Diana costümirt. Nach Tisch, der bis zur sinkenden Nacht währte, wurde getanzt, und erst gegen 10 Uhr fuhren wir bei dem Schein von einigen hundert Fackeln wieder nach Berlin zurück und durch dessen Hauptstraßen jede Dame heim.

Ich war jetzt so enchantirt von Berlin, seinen Vergnügungen und der spröden Louise, die mir denn doch, wenn auch in Gegenwart der Mama das Schlittenrecht hatte gewähren müssen, daß ich mir vornahm, alles aufzubieten, den nächsten Winter ganz in Preußens Hauptstadt zubringen zu können; zu diesem Ende meldete ich mich bei dem Oberst von Witzleben mit der Bitte, mich doch für das nächste Jahr in der Kriegsschule verwenden zu wollen, wo ich Vorlesungen über Fortifikation und den Felddienst überhaupt, so wie über Strategie zu halten beabsichtige. Da ich von mehreren Generalen und von der Prinzessin Wilhelm, der ich dieses Vorhaben, das sie vortrefflich fand, mitgetheilt, gute Empfehlungen hatte, so wurde mir auch eine solche Anstellung für den nächsten Winter zugesagt, wenn ich das hiezu erforderliche Examen bestünde, wofür mir nicht bange war, da ich den Felddienst und was dazu gehörte sehr practisch kennen gelernt, und

außerdem noch 8 Monate hatte, mich auch theoretisch mehr vorzubereiten. Aber die Vorsehung hatte mir eine andere Schule als die Kriegsschule zu Berlin reservirt, auch eine Art Prüfungsschule; doch ich will den Ereignissen nicht vorgreifen. Noch wohnte ich dem Ordensfest, das diesmal äußerst glänzend gefeiert wurde, so wie einem dieserhalb zu Ehren gegebenen großen Diner bei, an dem fast die ganze, in Berlin anwesende Generalität und die meisten Stabsoffiziere Theil nahmen. Bei dieser Gelegenheit sah ich den König, einen Monarchen, der vollkommen die seltene Liebe und Hochachtung, die man ihm zollte, verdiente, in der Domkirche über eine Stunde ganz in der Nähe, und konnte bemerken, daß seine Andacht bei der religiösen Feier gewiß keine erheuchelte war, sondern ihm von Herzen ging.

Ueber zwei Monate waren wir nun schon in Berlin und hatten um 14 Tage Verlängerung unsers Urlaubs gebeten und erhalten. Meine Casse, ob ich gleich für den gewöhnlichen Unterhalt nicht zu sorgen hatte, und trotzdem daß ich die des Banquiers Mendelsohn auf Rechnung meines Vaters einigemal angesprochen, war durch die vielen außerordentlichen Ausgaben, wozu auch noch die Geburtsfeste der beiden Frauen von Pokwisch gekommen waren, denen ich nicht umhin konnte bei dieser Gelegenheit elegante Präsente zu machen, so ziemlich erschöpft, und es war daher hohe Zeit, wieder nach unserer Garnison Colberg abzureisen, was wir auch nach gehörigem Abschied von dem schönen Berlin und seinen anmuthigen Bewohnern und besonders Bewohnerinnen thaten. Wir traten die Reise im Königsberger Postwagen an, gelangten Mitte Februar ohne alle Abenteuer wieder in die treffliche Festung und wurden freundlich und fröhlich empfangen.

IX.

Frau v. Schätzel. — Madame Schröder, der Colberger Crösus. — Ihre Feste und Landpartien. — Eine Schlittenfahrt mit Folgen. — Ein Duell. — Eine gefährliche Fensterpassage. — Ich belausche wider Willen eine Kaffeegesellschaft. — Ein Kaffeebad. — Ich führe einen Transport zu dem Occupationsheer nach Frankreich. — Stettin. — Ein Concert rettet aus Noth und Tod. — Ich werde vom Dienst suspendirt. — Rombergs Schauspieler-Gesellschaft zu Colberg. — Sechsmonatlicher Festungsarrest in Weichselmünde. — Neufahrwasser. — Danzig und seine Vergnügungen. — Abreise nach Marienburg.

Auch in Colberg waren bei unserer Ankunft die Winterfreuden, wenn auch im Vergleich mit Berlin in sehr verjüngtem Maßstab, in vollem Gang. Ich knüpfte die alten Bekanntschaften wieder an, machte neue dazu, unter denen die liebenswürdige Frau von Schätzel, eine geborne Schick, die früher in der Oper zu Berlin als treffliche Sängerin glänzte, und den Landrath von Schätzel, der sich sterblich in sie verliebte, geheirathet hatte. Aber kaum ein Jahr dauerte das Glück dieser Ehe ungetrübt fort, als der Landrath plötzlich verhaftet und in strengem Arrest gebracht wurde. Er hatte sich einen Unterschleif von mehr als 10,000 Thalern zu schulden kommen lassen, wurde kassirt und auf 10 Jahre auf die Festung Colberg gesetzt. Seine Frau war ihm dahin gefolgt und gab in den ersten Häusern daselbst Unterricht im Clavier und Gesang, wodurch sie sich anständig ernährte. Ihrem Mann gestattete der Commandant, in der Stadt wohnen zu dürfen, und mit Hülfe seiner Frau gelang es ihm, einen Journalcirkel zu errichten, der ihm ein Paar Hundert Thaler jährlich einbrachte, somit war die Familie wenigstens in leidlichen Umständen. Da Frau von Schätzel eine sehr liebenswürdige, geistreiche und talentvolle Dame war, so wurde sie zu allen Gesellschaften und Parties de plaisir eingeladen. Ich hatte zuerst ihre Bekanntschaft bei einem Fest gemacht, das der Colberger Crösus, eine Madame Schröder, gab und nicht weniger als drei Tage hintereinander währte. Den ersten Tag war großes Diner und Ball in ihrem neuerbauten

Haus auf dem Markt in der Stadt, an den beiden folgenden wurden Landpartien auf die Rittergüter der Dame gemacht, die deren nicht weniger als ein halbes Dutzend der ergiebigsten in der Umgegend von Colberg besaß, ein Einkommen von mehr als 40,000 Thalern jährlich hatte, und dabei eine Wittwe von etwa 38 Jahren seyn mochte. Wie sie, oder vielmehr ihr seliger Mann, der bis zum Jahr 1807 nur ein ganz unbedeutender armer Krämer gewesen, der Thee, Kaffee, Zucker ꝛc. lothweis verkaufte, zu diesem Reichthum kamen, verdient wohl angeführt zu werden. Als Napoleon die Continentalsperre gegen England in beinahe ganz Europa angeordnet hatte, ernannte er auch einen französischen Consul in Colberg, das, wie wir bereits wissen, keine Franzosen, Gefangene ausgenommen, unter denen sogar der Marschall Victor war, den man dahin gebracht, gesehen hatte. Das Haupt- oder alleinige Geschäft dieses Consuls war hauptsächlich, streng darauf zu sehen, daß keine englischen Waaren und von England kommende Colonialwaaren hier eingeschmuggelt würden. Der Kaffee kostete damals über einen Thaler das Pfund, der Zucker eben soviel in ganz Preußen und Deutschland; Schröder und noch ein anderes Haus Namens Plückemann verständigten sich mit dem Herrn Consul und erhielten ungeheure Quantitäten Colonialwaaren von England, die als von Dänemark kommend eingeführt wurden. Der außerordentliche Gewinn den dieses gewagte Unternehmen abwarf, wurde mit dem Consul getheilt, und über vier Jahre, bis 1813 Preußen gegen Frankreich aufstand, währte dieser lucrative Schmuggelhandel, bei dem die Betheiligten so klug waren, ihre gewonnenen Reichthümer so geheim zu halten, daß Niemand etwas davon ahnte. Erst als Schröder zu Anfang des Jahres 1814 starb und sein Testament eröffnet wurde, fand es sich, daß er bereits Besitzer von vier feinen pommerschen Rittergütern war, wenigstens ein halbes Dutzend Kauffahrteischiffe auf der See gehen hatte, die von den Engländern nichts zu riskiren gehabt, und an baarem Geld und pommerschen Pfandbriefen fanden sich mehrere Hunderttausend Thaler vor. In seinem Testament hatte er unter anderm verordnet, daß seine Wittwe, er hinterließ 4 Kinder, so lange sie lebe und sich nicht wieder verheirathe, über den Nießbrauch des Vermögens verfügen, ihr aber im letztern Fall nur ein Jahrgehalt von 1500 Thalern verbleiben solle; zu Testamentsvollstreckern und Vormundern der Kinder hatte er den Kaufmann Treiew und den

Apotheker Julius ernannt und Madame Julius ward nun die Gesellschaftsdame der Madame Schröder, wobei sie und ihr Mann sich trefflich standen, da die Dame ebenso schlau und listig als ihr Gatte stupid und Madame Schröder bornirt war. Letztere, die sich nun plötzlich von einer armen Krämersfrau, denn sie selbst hatte den Reichthum ihres Mannes nicht geahnt, in eine reiche Guts- und Capitalienbesitzerin verwandelt sah, wußte sich gar nicht in ihr großes Glück zu finden und beging eine Albernheit nach der andern, zu der sie durch ihre gute Freundin verleitet wurde, da diese ihren Vortheil bei den dummen Streichen fand. Das alte kleine Häuschen, in welchem der selige Mann so viel Geld erworben, war natürlich jetzt keine passende Wohnung mehr für die Frau Rittergutsbesitzerin, sie mußte einen Pallast auf dem Markt haben, da sich aber kein solcher auf demselben befand, so mußten einige alte Häuser erstanden und niedergerissen werden, damit er gebaut werden konnte. Madame Julius wollte ihre beste Freundin zur nächsten Nachbarin haben. Ein neben der Apotheke sich befindendes Haus war zu verkaufen, hatte aber nur eine sehr schmale Façade auf dem Markt, jedoch einen langen Hof, dessen Mauer in ein enges Seitengäßchen ging. Madame Julius beredete nun ihre Freundin, dieses zu einem sehr hohen Preis, sie erhielt von dem Eigenthümer das Drittheil als Maklergeld, zu kaufen, das Haus wurde niedergerissen und der Pallast an dessen Stelle erbaut, der nur drei Fenster in der Fronte auf den Markt, aber eine lange Façade in das Gäßchen erhielt, und da doch ein Stück vom Hof bleiben sollte, so waren die Gänge welche zu den Zimmern führten, so schmal, daß kaum zwei schmächtige Personen neben einander gehen konnten, Madame Schröder und ihre Freundin am wenigsten, da beide sehr korpulent waren. Nicht einmal die vier Pferde, prächtige Meklenburger, die Madame Schröder gekauft, konnten einen Stall in diesem Pallast erhalten und mußten auswärts einlogirt werden. Die Ameublirung dieses Hauses war so barok wie dessen Bauart, die Decken der Gemächer waren alle mit wunderlichen Figuren bemalt, an allen Ecken waren Amors angebracht, die ihre Pfeile abdrückten, und ein vergoldeter Cupido schwebte über dem Betthimmel der Dame und schoß seinen Pfeil gerade auf die Mitte des Bettes ab. In dem größten Salon war der ganze Olymp abkonterfeit, und zwar bei einem Göttermahl, bei dem pommersche Gänsebrüste, Hamburger Pökelfleisch,

Colberger Neunaugen, Lachs, Pasteten dampfend vor dem Herrn Jupiter und der Frau Juno standen, und Apoll und Frau Diana tranken Gesundheiten aus Champagnergläsern; Minerva trank Chokolade, Mars Ale, und Venus hatte eine Tasse Kaffee vor sich, dies Alles hatte Madame Julius so angegeben. In den nicht sehr großen Zimmern waren so viel Mobilien, Sophas, Commoden, Kanapees, Sessel und Quincallerien aufgestellt, daß sie wie bei vielen Pariser Parvenüs, eher Waarenmagazinen als Wohnzimmern glichen. Madame Schröder und ihre Freundin fuhren nicht mehr anders als in einer Staatscarrosse mit den vier Mecklenburgern lang bespannt aus, und wenn sie sich nur zu einer Kaffeegesellschaft in das Nebenhaus begaben, so daß oft die Kutsche noch an der Hausthüre der Madame Schröder hielt und die beiden Vorderpferde schon mit ihren Köpfen fast an das Haus, wo man sich hinbegab, reichten. Zu dem Einweihungsfest dieses Hauses waren alle Honoratioren und das ganze Offiziercorps der Garnison geladen; von Mittag bis zur Nacht währte die Mahlzeit. Ich hatte schon gar mancherlei Essen in so verschiedenen Ländern beigewohnt, aber noch nie war mir eine solche Anund Aufhäufung von allen möglichen Speisen durcheinander vorgekommen. Von Hamburger Pökelfleisch waren ganze Viertel aufgetragen, Pasteten von allen Thieren und aus allen Weltgegenden standen in Reihe und Glied geordnet auf der Tafel; neben einer demüthigen, aber fetten gebratenen Gans prunkte ein hochmüthiger Pfau, Gelees von jeder Farbe standen zwischen Puddings, italiänischen und polnischen Salaten, See- und Süßwasserfischen, Ragouts und Fricasses, Kuchen und Torten, Früchten und Eingemachtem, Entremets und Hors d'oeuvres, Wildpret und Geflügel, Beilagen und Blumen-Vasen, Tafelaufsätzen und Zuckerbäckereien, alles wie Kraut und Rüben durcheinander und ebenso servirt. Zehnerlei Suppen und Gemüse auf einmal, und dabei nöthigten die Aufwartenden, wohl instruirt, nicht wenig, man hätte fünfzig Mägen, und war so groß wie ein Ochse haben müssen, um nur von allem zu kosten, ganz Colberg hätte mit den verhandenen Speisen gesättigt werden können. Der Apotheker Julius war Ceremonienmeister bei dem Fest, und seine Frau hatte die Anordnungen getroffen. Der Keller war nicht minder reich wie die Küche bestellt, Rhein-, Ungar- und Franzweine jeglicher Gattung waren im Ueberfluß verhanden. Indessen waren alle Schüsseln,

die nicht kalt serviert wurden und deren Inhalt man nicht von Berlin oder Hamburg verschrieben hatte, sondern in der Küche der Madame Schröder zubereitet worden, eben nicht für Fein-, Hoch- und Gutschmecker, und rochen nach der etwas derben pommerschen Küche. Ein halbes Dutzend pommerscher Köchinnen mochten die Suppen ge- und versalzen haben. Unmittelbar nach dem Essen, von dem manche der Gäste mit beschwerten Köpfen und zum Zerplatzen gefüllten Mägen den Tisch verließen, folgte der Tanz. Während den Pausen sang ich einigemal Duette mit Frau v. Schlegel aus verschiedenen Opern, und tanzte dann mit der hübschen Sängerin mehr als ich sollte, wodurch ich Madame G....., die Frau Doctor M.... und noch andere Damen in üble Laune versetzte. Unter den fremden Gästen befanden sich auch einige Damen aus Treptow und Cöslin und die Familie des Steinmetzes, auf dessen Gut wir eine Nacht so wunderlich zugebracht hatten. Ich erneuerte die Bekanntschaft bei dieser Gelegenheit, und fand die Leute jetzt weit artiger als auf ihrem eignen Hof. Die ganze Nacht durch wurde getanzt, gebechert und geschmaust, und mit Tagesanbruch wurden Anstalten gemacht, die Landpartie auf die Güter der Dame anzutreten. Jedermann begab sich ein Paar Stunden nach Haus, um seine Toilette zu machen und gegen 10 Uhr Morgens fuhr die ganze Gesellschaft, über hundert Personen, in einigen zwanzig Wagen, größtentheils Korbwagen mit Bauernpferden bespannt, welche alle die freigebige Wirthin besorgt hatte, nach dem nächsten Rittergut derselben ab, wo man wieder mit Schmausen und Zechen begann, musicirte, tanzte und spielte, und dann weiter nach einem andern Gut fuhr. Am Tag sang und beschäftigte ich mich viel mit der äußerst liebenswürdigen Frau v. Schlegel, und wenn die Nacht herankam, machten wir tête a tête romantische Promenaden in die Gärten und Felder au clair de lune, von denen wir immer etwas ermüdet heimkehrten. Drei Tage währte dies seltsame Nomadenleben, von dem alle die es mitgemacht, fatiguirt und abgespannt nach Colberg zurückkamen und froh waren, wieder in das Geleise des Alltagslebens einzutreten.

Auch mehrere Schlittenfahrten hatte ich kurz nach meiner Rückkehr von Berlin arrangirt, die, wenn auch nicht so glänzend wie die in der Hauptstadt, deshalb nicht minder amüsant waren, auch war immer ein Musikschlitten dabei. Jeder wohlhabende Bürger Colbergs besaß wenigstens einen Kerbschlitten, und nach-

dem wir einigemal die Tour um das Rath- und Blockhaus auf dem Markt und in den Hauptstraßen der Stadt gemacht hatten, fuhren wir in den Busch zu Ottos, wo ein frugales Mittagsmahl gehalten, dann getanzt und beim Kaffeeschein heimgefahren wurde. Neufeldt war einigemal bei dieser Parthie, aber sich mit seinen Schlitten sammt Pferdegeschirr, ich fuhr abwechselnd meine intimsten Bekanntinnen. Bei einer dieser Parthien, bei der sich ein sehr schönes Mädchen aus Cöslin, ein Fräulein Conrad, die Tochter eines dortigen Beamten befand, suchte ich bei Tisch mich neben dieselbe zu placiren, dasselbe that auch ein Ingenieur-Lieutenant, Namens Poelziger, und es entspann sich zwischen diesem und mir ein kleiner Wortwechsel wegen der Placirung der Damen. Poelziger, der vielleicht ernstliche Absichten auf das Mädchen hatte, verwechselte die von mir auf die Couverts gelegten Zettel, ich bemerkte es bemerkt, stellte ihn deßhalb zur Rede, und bestand darauf, daß die Zettel wieder auf ihre alten Plätze gelegt würden, wogegen er sich weigerte und mir ein trotziges: »es beliebt mir einmal so« entgegnete. Ich nahm aber die Zettel, verwechselte sie abermals, und erwiederte: »und mir beliebt es so, und dabei bleibt es, da ich Ceremonienmeister und Anordner des Festes bin.« — »Schon gut, Herr Kamerad, versetzte jetzt mein Gegner, das wird sich morgen früh finden, ich erwarte Sie in der Weißschanze.« — »Sie sollen nicht vergeblich warten, und so ist die Sache für jetzt abgemacht, da hier nicht der Ort zu weitern Erörterungen ist.« — Ich saß nun neben dem Fräulein Conrad, mit der ich mich, meinem Nebenbuhler zum Trotz, der jetzt etwas scheel uns gegenüber saß und wüthende Blicke schoß, auf das angenehmste unterhielt, und sogar von ihr erlangte, daß sie bei der Heimfahrt in meinem Schlitten neben der Frau Doctor M....., die ich gefahren, Platz nehmen würde. Ich ließ mich interessen durch nichts mehr in den Freuden der Tafel und des darauf folgenden Tanzes stören, sondern unterhielt mich vortrefflich, ja Fräulein Conrad war mir nun um so interessanter, und ich bat um die Erlaubniß, sie in Cöslin besuchen zu dürfen. Bei Tisch brachte ich einen Toast auf das Wohl der Colberger Damen aus, der von diesen eine Erwiederung zur Folge hatte: so endigte sich alles gut und mein Schlittenrecht übte ich in vollem Maß. Kaum aber war ich in meiner Wohnung angekommen, so erschien auch schon ein Artillerie-Offizier, Hauptmann Müller, der mich im Namen Poel-

gerd anforderte, mich um 6 Uhr den andern Morgen mit einem Sekundanten in der Wolfschanze einzufinden, was ich zusagte, meinen Freund Willmann aufsuchte und diesen bat, mein Sekundant zu seyn, wozu er gleich bereitwillig war. Wir stellten uns zur bestimmten Stunde nebst einem Chirurgen an dem bezeichneten Ort ein, und es fand jetzt ein kurzes Pourparler wegen der Art des Fechtens statt. Peiziger wollte sich schlechterdings nur auf den Hieb einlassen, was ich nicht gewohnt war, und deshalb auf dem Stich bestand, aber das jeder in seiner Weise fechten würde. Der auf den Stich Fechtende hat, besonders im Pariren, einen bedeutenden Vortheil; man machte Schwierigkeiten, und ich sagte: so bleibt uns nichts übrig als zu den Pistolen zu greifen. Endlich kamen wir überein, daß ich zwar a la pointe pariren, aber nur haurent attaquiren dürfe. Nach einigen Gängen hatte ich dennoch meinem Gegner einen ausgewischt, freilich mehr stechend als hauend, weshalb mich dessen Sekundant zur Rede stellte, ich erwiederte aber: ich bin es einmal nicht anders gewohnt, deshalb greifen wir zu Pistolen wenn Sie nicht zufrieden sind. — Man fand jedoch für gut, da Peiziger eine nützige aber nicht gefährliche Fleischwunde hatte, es dabei bewenden zu lassen und die Sache als abgemacht zu betrachten. Nachdem Peiziger verbunden war, ritten wir alle fünf (wir waren sämmtlich zu Pferde gekommen) in die Stadt zurück. — Denselben Abend als ich kaum zu Hause angekommen war, es mochte 10 Uhr vorüber seyn, klopfte es leise an meine Stubenthüre, auf das laute »Herein« trat eine dicht verschleierte Frauengestalt ein, und fiel mir mit den Worten: »Du höllisches Ungeheuer, was hast du gemacht!« in die Arme. An der Stimme und Gestalt erkannte ich Madame G..... deren Mann in Geschäften nach Copenhagen gereist war, und die mir nun eine lange, vorwurfsreiche Predigt hielt, die sich mit einem Friedenskuß und vollkommener Versöhnung endigte. Erst nach Mitternacht brachte ich sie nach Haus. So lange die Abwesenheit ihres Mannes dauerte, wiederholte sie diese Besuche jeden Abend in Begleitung eines vertrauten und artigen Stubenmädchens. Aber ein anonymer Brief verrieth dem wiederheimgekehrten Gatten das täglich bis tief in die Nacht hinein währende Ausbleiben seiner Frau, so lange er in Copenhagen verweilte. Der Mann examinirte, Madame leugnete, und meinte, man wolle sich einen Scherz mit Herrn G..... machen. Er mochte dies nun glauben oder nicht, auf jeden

Hall hatte er Verdacht geſchöpft, denn als er bald darauf eine zweite Geſchäftsreiſe unternehmen mußte, traf er ſolche Vorkehrungen, daß es ſeiner Frau ganz unmöglich wurde, Abends unbemerkt das Haus zu verlaſſen. Wir correſpondirten mit Hülfe einer alten Tante, welche die Zwiſchenträgerin machte, und bei der wir uns auch von Zeit zu Zeit am Tage ſahen. Da Madame G.... nun nicht mehr zu mir kommen konnte, ſo wollte ſie, daß ich ihr nächtliche Beſuche abſtatten ſolle, was indeſſen nicht ſo leicht war, da auf Befehl ihres Mannes jeden Abend die Hausthüre, ſo wie die untern Fenſterläden von einem der Ladendiener mit Vorhängeſchlöſſern und vorgelegten eiſernen Stangen gut verwahrt wurden. Aber die Liebe macht erfinderiſch, und Schwierigkeiten zu überwinden war von jeher eine Paſſion für mich. Vor dem Haus des Herrn G.... ſtanden, wie vor vielen Häuſern Colbergs, namentlich auf dem Markt, ein Paar Lindenbäume, jedoch noch in einer ziemlichen Entfernung von den Fenſtern. Ich kam nun auf den Einfall, mit Hülfe eines Brettes, das man des Nachts von einem obern Fenſter auf einen Baumaſt legen müſſe, in das Haus einzuſteigen. Die Sache ging auch ganz gut, indem das mit in's Vertrauen gezogene Stubenmädchen dieſe Art Zugbrücke nach zehn Uhr des Abends herabließ. Sie und ihre Herrin hielten das Brett an dem einen Ende feſt, während ich, wenn alles »ſtill und ſtumm war und nur noch die Verliebten und Geſpenſter umherwandelten,« auf den Baum kletterte und dann die gefährliche Paſſage von ein paar Schritten über das Brett zum Fenſter machte, wo ich mit offenen Armen empfangen wurde, und in die Burg ſtieg. Dieſes Manoeuvre war wohl ſchon ein halbes Dutzendmal geglückt, als ſich eines Abends die Frauenzimmer ſo ungeſchickt benahmen, daß das Brett, als ich eben den Fuß darauf ſetzte, mit großem Gepolter auf die Straße hinabfiel. Glücklicherweiſe hatte ich mich noch mit der rechten Hand an einem ziemlich dicken Aſt feſtgehalten, ſonſt wäre ich hinabgeſtürzt, da ich ſchon mit einem Fuß auf dem Brett ſtand, und hätte wahrſcheinlich den Hals gebrochen: »das wäre eben kein großes Unglück geweſen,« höre ich manche meiner Leſer, Ehemänner, und auch Leſerinnen ſagen; aber Sie wiſſen, Unkraut vergeht nicht, und ſo kam auch ich mit einem kleinen Schreck davon, die Frauenzimmer ſchrieen aber beide laut auf und glaubten mich verloren. Dies und das Gepolter des fallenden Brettes hatte die nicht ſehr entfernte Schildwache von der

Hauptwache gehört und Lärm gemacht, so daß der wachthabende Offizier mit einem Unteroffizier die Ronde um das Rath- und Blockhaus machten, da sie aber alles still und ruhig fanden und nichts Verdächtiges entdeckten, sich wieder in die Wachtstuben begaben. Nachdem ich nun die hinter dem Fenster ängstlich harrenden Frauengemüther hinsichtlich meiner gehörig beruhigt hatte, und wir nach längerem Ueberlegen kein Mittel fanden, wie ich den Uebergang ins Haus jetzt bewerkstelligen könne, denn sie hatten kein zweites passendes Brett bei der Hand, und das unten liegende konnte ich zu ihrem großen Verdruß nicht auf den Baum bringen, da Hände und Füße vollauf zu thun hatten, allein hinauf zu klettern, so mußten wir uns damit begnügen, uns für diesen Abend gegenseitig eine angenehme Ruhe zu wünschen, und das Mädchen sollte mit Tagesanbruch die Dichle möglichst unbemerkt ins Haus schaffen. Als ich aber den Baum hinabkletterte, führte das Unglück den Nachtwächter herbei, der mich bemerkte da ich zur Hälfte herab war, mich für einen Dieb hielt, schon »Diebe« zu schreien begann und eben zu rasseln anfangen wollte, als ich mit einem Sprung auf dem Boden war, auf ihn zueilte, in der einen Hand eine Terzerole, die ich bei solchen Abenteuern immer bei mir zu tragen pflegte, in der andern zwei Thaler Courant haltend, ihm den Mund stopfend, und mich als Offizier zu erkennen gebend; aber es war zu spät, denn schon eilte eine Patrouille von der nahen Wache herbei, wo man das Geschrei gehört hatte. Ich ging ihr jedoch entgegen und sagte ihr, daß auch ich den Ruf des Nachtwächters gehört habe und auf denselben hergekommen sey, daß aber die Diebe, als sie mich erblickten, davongelaufen wären; dies bestätigte auch der bestochene Nachtwächter, und so lief alles glücklich ab. — Dies hinderte indessen nicht, daß, Gott weiß wie, die Kunde von diesem nächtlichen Ereigniß, mit allen möglichen Zuthaten ausgeschmückt, bald in allen Mäulern Colbergs war, und ich fand für gut, diese gefährlichen Besuche einige Zeit auszusetzen.

Wenige Tage darauf hatte ich wieder ein, wenn auch nicht so gefährliches, doch bei weitem unbequemeres Abenteuer zu bestehen. Ich hatte jetzt eine Wohnung bei einem Schornsteinfeger, Namens Neugebauer, gemiethet, der zwei artige Töchter besaß, die nichts weniger wie schwarz waren. Das Haus war neben dem des Doctor M...., dessen Frau ich auf seine eigene Einladung fast täglich besuchte und dessen Hausfreund ich war. Madame S.,

die immer noch nichts weniger als wegen ihrer Cousine beruhigt war, besuchte dieselbe häufig und oft zu den unpassendsten Stunden, um zu entdecken, ob ich mich nicht bei ihr befinde. Eines Nachmittags war ich kaum ein Paar Minuten bei der Doctorin, welche später eine Kaffeegesellschaft bei sich erwartete, als Madame G.... wenigstens um anderthalb Stunden zu früh erschien. Da wir sie hatten kommen hören, so sprang ich rasch in das Nebenzimmer; kaum war ich daselbst, als sie in das vordere Zimmer trat und sagte: Du wirst dich wundern daß ich so früh komme, aber ich wollte dir nur sagen, daß ich nicht lange bleiben kann, weil ich mit meinem Mann nach Treptow fahren muß; indessen will ich doch sehen, wie du alles arrangirt hast. — Da ich dies hörte und fürchtete, sie möchte auch in das Seitenzimmer kommen, in dem das Kaffeegeschirr schon aufgestellt war, so kroch ich schnell unter das sich daselbst befindliche Sopha. Madame G.... machte nun wirklich Anstalt, auch in dieses Zimmer zu kommen, wogegen sich die Doctorin wehrte, sie schob aber dieselbe mit den Worten: »mein Gott, so sey doch kein Kind,« bei Seite, trat ins Zimmer, sich allenthalben umsehend, und sagte: nun, das ist ja charmant. Die Doctorin M...., die etwas verlegen war, schien erstaunt, mich nirgends zu sehen, konnte sich indessen wohl denken, wo ich seyn müsse, da das Zimmer keinen weitern Ausgang hatte. Madame G.... warf sich nun auf das Sopha, das sie trotzdem daß sie ihre Cousine persuadiren wollte, wieder in das andere Zimmer zurückzukehren, nicht eher verließ, als bis die ersten Damen, unter denen Frau v. Schätzel und die Kriegsräthin Wißling waren, erschienen, und sich dann empfahl. Nun war an kein Fortkommen für mich mehr zu denken, und ich war verurtheilt, wenigstens noch drei gute Stunden bewegungslos in der fatalen Lage zu bleiben, in die ich mich selbst versetzt hatte, das Geschnatter all dieser Kaffeegänse, unter denen manche überbejahrte war, zu vernehmen, und ein halbes Dutzend ihrer Füße, derjenigen die den Ehrenplatz auf dem Sopha einnahmen, beständig vor mir zu sehen. Es waren die Fußgestelle der Damen Schröder, Julius und Wißling, die ich in diesen untersophaischen Räumen zu beobachten Gelegenheit hatte, die alle ziemlich groß waren und mich mit einer fast egyptischen Finsterniß umgaben. Mehr als einmal kam mir die fast nicht zu überwindende Lust an, eine oder die andere dieser Schönen in die Beine zu zwicken, und nur mit großer Selbstüberwindung ver-

mochte ich sie zu bekämpfen. Die Unterhaltung, die mir in meinem engen Versteck die Gespräche der einige dreißig Frauen starken Versammlung, die sich von keinen Männerohren belauscht glaubten, gewährten, verkürzte mir indessen meine unbequeme Lage sehr, denn es kamen Dinge zur Sprache, Dinge, über die ich fast noch hätte erröthen können, und alle nicht Anwesenden wurden unter die Hechel dieser Weiberzungen genommen, auch das sämmtliche Offiziercorps und meine Wenigkeit mußte die Musterung passiren, und uns wurden oft nicht die schönsten Epitheten. Oft war es nahe daran, daß ich vor Lachen hätte bersten mögen und konnte dies nur verhindern indem ich mir die Lippen fast blutig biß, während die Doctorin M.... immer wie auf Nadeln saß, fast alles verkehrt anordnete und beantwortete. Indessen nahm sie doch meine Partei, wenn die große Mehrzahl der ältern Frauen auf das unbarmherzigste über mich herfielen, ebenso über Madame G...., wir waren Dank dieser, schon längst das Stadtgespräch; die Häßlichsten schimpften am meisten. Sogar die nicht anwesende Commandantin mußte herhalten, und ihre Haushaltung wurde eine schlampige und liederliche genannt. Was mir am drolligsten, war die Erzählung von einem Kaffeebad, das die Frau eines Tuchhändlers, Namens Darkow, genommen, von der man wußte, daß die volle Kaffeekanne den ganzen Tag nicht aus ihrer Stube kam und sie wohl mehr denn 30 Tassen dieses edlen Getränkes täglich zu sich nehme. Ihr Mann, dem diese Liebhaberei sehr mißfiel, besonders da sie außerdem sehr wenig und bei Tische fast gar nichts aß, wurde erzählt, sey nun auf den Einfall gekommen, um seiner Frau den unmenschlichen Kaffeegelust zu vertreiben, dieselbe ein Kaffeebad nehmen zu lassen unter dem Vorwand, die hysterischen Zufälle, an denen sie von Zeit zu Zeit litt und die wahrscheinlich von diesem Kaffeetrinken herrührten, dadurch zu heilen. Ein Spaßvogel von seinen guten Freunden hatte ihm zu diesem Mittel gerathen. Er hatte zu diesem Zweck zwölf Pfund Kaffee rösten, mahlen und in dem großen Waschkessel kochen, 20 Maß Milch dazu thun und mit diesem Gebräu die Badwanne seiner Frau füllen lassen, die er dann mit der Versicherung, der berühmteste Berliner Arzt habe es angerathen und schon Wunderkuren damit verrichtet, zu dem Bad persuadirte. Die Dame, die schon den Geruch des Kaffeedampfes wohlthuend fand, fand das Bad selbst köstlich und hätte sich zugleich dabei satt getrunken, wenn ein halbes Dutzend Zucker-

hüte darin verschmolzen gewesen wären. Aber der Mann der gegenwärtig war, sagte seiner Gattin, daß wenn das Bad die gehörige Wirkung haben solle, so müsse sie wenigstens ein Dutzendmal in demselben untertauchen, nahm sie dann beim Schopf und hielt ihr den Kopf mit Gewalt einige Sekunden unter dem Kaffee. Trotz dem Sträuben der Dame wiederholte er das Manoeuvre einigemal schnell hintereinander, wobei ihr der Kaffee in die Nase, in die Ohren, den Mund und alle Oeffnungen ihres Leibes drang, worüber die Frau in großen Zorn gerieth und wie wüthend in dem Kaffee umherplätscherte; jetzt fand der Herr Gemahl für gerathen sich aus dem Staub zu machen, die Zofe als den Wetterableiter für die Wuth der Madam zurücklassend, die auch die ganze Fülle ihres Unwillens an dem unglücklichen aber dennoch fortwährend lachenden Geschöpf ausließ. Diese Pferdekur soll in der That der Dame den Kaffee, wenigstens für eine Zeitlang, gänzlich verleidet haben. — Diese Erzählung machte mich unter meinem Sopha beinahe ersticken. — Nachdem auch diese Damen reichlich Kaffee, Kuchen und süße Weine geschluckt, bequemten sie sich zum Aufbruch, und ich wurde endlich aus meinem Versteck erlöst, nachdem sich auch die letzte unter mir endlos scheinenden Complimenten empfohlen hatte. — Mit einem minutenlangen »Uff!« kroch ich unter dem Sopha hervor, nachdem die Doctorin das Zimmer inwendig abgeschlossen, sie war wegen den Gesprächen, die ich mit angehört hatte, nicht wenig verlegen, und überroth, ich redete ihr die Sache lachend aus, indem ich zu ihr sagte: sie möge sich deßhalb keinen Kummer machen, es sey nicht das erstemal daß ich dergleichen und noch weit tollere Frauen-Unterhaltungen mit angehört. — Wir amüsirten uns nun noch eine Stunde auf das angenehmste, sie lachte mit mir über mein Verstecken und was ich gehört, und trennten uns zuletzt beide seelenvergnügt.

Am andern Morgen wurde ich schon um 7 Uhr durch eine Ordonnanz zum Bataillons-Commandeur Oberstlieutenant von Wicke gerufen, der mir ankündigte, daß ich mich sogleich marschfertig zu machen habe, um einen Transport Rekruten, der in einer Stunde abgehen müsse, zum preußischen Occupationsheer nach Frankreich zu führen. Ich wußte zwar, daß dieser Transport abgehen solle, wußte aber auch, daß Premier-Lieutenant R... zu dessen Führung commandirt gewesen, was ich dem Commandeur bemerkte, worauf er mir erwiederte: allerdings, aber der wurde

mir ja soeben krank gemeldet, indessen weiß ich schon was ich von dieser Krankheit zu halten habe, doch ich will Niemand unglücklich machen. — Herr v. R... hatte die unglückliche Leidenschaft, sich von Zeit zu Zeit dem Trunk zu ergeben, und diesen Morgen in aller Frühe, wahrscheinlich um sich zu dem bevorstehenden Marsch zu stärken, schon so tief ins Glas gesehen, daß er kaum auf den Beinen hatte stehen können, und also außer Stand war, abzumarschiren, noch viel weniger zu commandiren. Ich mußte daher in aller Eile meine Vorbereitungen treffen, und ehe eine Stunde verging, stand ich marschfertig an der Spitze meines, über 100 Mann starken Detachements, zu dem noch eine Abtheilung in Stettin stoßen sollte. Der Marsch war anfänglich ziemlich langweilig, über Naugard, Altdamm ꝛc. Gleich den ersten Tag gerieth ich über einen betrunkenen Soldaten, der schon beim Abmarsch nicht in Reihe und Glied hatte bleiben wollen und rechts und links taumelte, so in Zorn, daß ich ihm vor dem Thor ein Paar Hiebe mit der flachen Klinge versetzte, etwas das jetzt die preußischen Militärgesetze schwer verpönten. Ich erwähne dessen hier nur, weil es lange Zeit nachher ganz zufällig schlimme Folgen für mich hatte, denn als dieser Soldat wegen einem andern Vergehen in Untersuchung kam und befragt wurde, ob er sonst noch keine Strafe erlitten, antwortete er ganz absichtslos: »Noch nie, außer bei dem Ausmarsch von Colberg, wo mir der commandirende Offizier einige Hiebe mit dem Degen versetzte, weil ich betrunken war und nicht regelmäßig marschirte.« — Als dies Verhör an das General-Auditoriat eingesandt wurde und man diese Aussage des Burschen fand, wurde dies nach Colberg berichtet, ich deßhalb ebenfalls in Untersuchung genommen, und erhielt vierzehntägigen Arrest. In Stettin hatte ich drei Ruhetage, weil die Leute, die ich noch mitzunehmen hatte, erst den andern Tag eintreffen sollten.

Stettin, eine der wichtigsten Handelsstädte und Festungen Preußens, verdankt ihre Entstehung einigen Fischerhütten und einer uralten Burg der Wenden, um die sich nach und nach mehrere Leute anbauten, und bald erhielt der Gott Triglaff einen Tempel daselbst; die Stadt hatte in frühern Zeiten durch Fehden, Krieg und Belagerungen großes Ungemach zu erleiden, sie liegt bis auf einen kleinen Theil, sammt ihren Vorstädten und Forts an dem linken Ufer der Oder; unter ihren 13 Thoren befindet sich eines, welches man das Frauenthor nennt, und das nicht weniger

als fünf hintereinander liegende, sehr finstere Pforten hat. Unter den größern Plätzen ist der Roßmarkt mit seinem Springbrunnen der schönste, auf dem Königsplatz ist das Brustbild Friedrich II. von Marmor von dem berühmten Schadow verfertigt, es wurde 1793 dem Landhaus gegenüber aufgestellt. Der Marienplatz hat seinen Namen von einer Marienkirche, die sehr prächtig und mit herrlichen Gemälden verziert war, die aber im vorigen Jahrhundert ein Raub der Flammen wurde. Die Straßen der Stadt sind meistens breit und hell, namentlich sind die Louisen- und die Oderstraße schön. Die Kirchen sind alle sehr alt, und die uralte Wallkirche, Peter und Paul, ist der älteste Gottestempel in ganz Pommern. Auch die Hauptkirche und die Johanniskirche wurden schon im 13ten Jahrhundert erbaut und die Jakobikirche im 12ten. In der letzten ist ein sehr schönes Gemälde, eine Abnahme vom Kreuze, von dem Stettiner Maler Lengerich. In der Schloßkirche sind die Begräbnisse der alten Herzoge von Pommern, deren ehemalige Residenz das noch auf einem Hügel stehende Schloß war. Das Rathhaus ist ein sehr altes Gebäude, und aus einem alten Nonnenkloster ist ein wohlversehenes Zeughaus geworden. Damals residirte die von dem Kronprinzen, nachmaligem Friedrich Wilhelm II., der Dicke genannt, aus besondern Gründen hierher verwiesene verwittwete Gemahlin, eine geborne Prinzessin Elisabeth von Braunschweig, in Stettin, die einen kleinen Hof hielt. Friedrich der Große, dem gewisse Liebhabereien von ihr zu Ohren gekommen waren, verbot ihr zuerst Berlin und Potsdam und befahl die Scheidung. Der Zutritt zu ihr hielt nicht schwer und sie war äußerst leutselig. Stettin gab auch zwei russischen Kaiserinnen das Daseyn, nämlich der Mutter Pauls, der großen Catharina, und der Gemahlin Pauls, Maria Feodorowna. Dieserhalb erhielt die Stadt von den russischen Herrschern seitdem ein Exemplar von allen Goldmünzen, die in dem russischen Reich geprägt werden, und die man auf dem Rathhaus verwahrt. Um die Stadt herum befinden sich angenehme Spaziergänge. Der Handel ist sehr bedeutend, ebenso die Schiffahrt.

Nachdem ich mich in Stettin umgesehen und die nöthigen Gelder zur weitern Verpflegung des Detachements in Empfang genommen hatte, kehrte ich in mein Quartier, den englischen Hof, zurück. Gegen Abend fanden sich daselbst allerlei Leute ein, unter denen auch ein verabschiedeter Rittmeister, eine wahre Samielsphysiognomie, die durch zwei tüchtige Schmarren noch mehr ent-

ſtellt war. In ſeinem verzerrten Geſicht lag etwas hämiſch-diaboliſches, welches ſich beſonders wenn er ſprach und noch mehr wenn er lachte, ausdrückte; ſeine Züge ſchienen alsdann aus Schadenfreude und Hohn zuſammengeſetzt zu ſeyn. Nachdem die meiſten Gäſte ihr Abendbrot eingenommen hatten, näherte ſich mir der Rittmeiſter indem er mich mit einem: »Herr Kamerad!« anſprach, erkundigte ſich nach meiner Beſtimmung, erzählte mir von ſeinen Feldzügen und endigte damit, mir mit einer affreuſen, geheimnißvollen Miene zu vertrauen, daß jeden Abend in einem obern Zimmer des Gaſthofs ein honnetes Pharo-Spielchen gemacht werde, wobei ſich verſchiedene Kaufleute, Offiziere, Beamte ꝛc. einfänden und etwas zu gewinnen ſey: er endigte damit, auch mich einzuladen, mein Glück zu probiren.

Noch jetzt iſt es mir ein Räthſel, wie ich mich von dem vor mir ſtehenden, ganz unverkennbaren Mephiſtopheles, deſſen betrügeriſche Tendenz aus ſeinen Blicken leuchtete, zu einem heimlichen Spiel konnte überreden laſſen: genug, es ging mir wie dem Vogel bei der Klapperſchlange, und ich nahm die Einladung an. Er bezeichnete mir das Zimmer, und ich folgte ihm bald; ein Aufwärter leuchtete mir zwei Stiegen hinauf und führte mich in ein, im hintern Theil des Hauſes gelegenes Gemach. Noch an der Schwelle deſſelben ſchien mich mein guter Engel warnen zu wollen, denn ich machte eine unwillkürliche Bewegung zum Umkehren und zog die Hand von der ſchon ergriffenen Thürklinke wieder ab, als ſich dieſelbe von innen öffnete und mich die daſelbſt verſammelte Geſellſchaft wahrnahm, ſo daß ich mich des Rücktritts ſchämte, und in das verhängnißvolle, etwas ſpärlich erleuchtete Zimmer trat.

Der Rittmeiſter in Satansgeſtalt, oder beſſer, der Satan in Rittmeiſtersgeſtalt hielt Bank, und es wurde ſchon friſch darauf los pointirt. Ich fing mit Viergroſchenſtücken, dem niedrigſten Satz, zu pointiren an. Anfänglich wollte mir das Glück wohl; ich gewann bedeutend, was mich immer mehr anfeuerte. Doch nur zu bald wandte mir die launige Göttin den Rücken, ich fing zu verlieren an, und in weniger als einer halben Stunde war der letzte mir gehörige Thaler fort. Jetzt nahm ich, durch meinen Verluſt und das Spiel in die Hitze getrieben, ein Paar Thaler von dem zur Bezahlung der Truppen beſtimmten Gelde, auch ſie waren bald fort, ich nahm 4, 6, 12, 20, und in wenig Minuten war das Geld, von dem meine Leute 10 Tage leben ſollten, ver-

spielt. In dieser schrecklichen Lage nahm ich den Muth bei Seite und versetzte ihm meine Uhr, dann meine silberne Schärpe und die silbernen Fangschnüre für einige vierzig Thaler, die, da ich das Spiel forciren wollte, bald genug ebenfalls in des Satans Krallen waren, und stürzte, nachdem der letzte Thaler verschwunden, in einem fast bewußtlosen Zustand aus dem Spielzimmer, mich verzweiflungsvoll auf einen Stuhl des meinigen werfend. — Jetzt erst traten mir die schrecklichen Folgen meines unbegreiflichen Leichtsinns klar und deutlich mit den grellsten Farben vor die Augen. Hier war weder Ausweg noch Rettung, in einer mir weltfremden Stadt, wo ich auch nicht eine Seele kannte, war an keine Hilfe zu denken; Cassation, Entehrung, zehnjährige Festungsstrafe schwebten mir als unvermeidlich vor, die gräßlichste Verzweiflung bemächtigte sich meiner. Nachdem ich meine Pistolen scharf geladen hatte, klingelte ich, ließ mir Briefpapier und eine Flasche Champagner kommen, schloß dann die Thüre ab, setzte mich, die Mordgewehre zu meiner Rechten legend, nieder, um noch einige Briefe an meine Verwandten und mir theure Personen zu schreiben, mit dem festen Vorsatz, mir nach deren Beendigung eine Kugel durch den Mund in das Gehirn zu jagen; die Batterien rieb ich mit wollenem Tuch, schärfte die Steine, um ja das Versagen zu verhindern, stürzte dann ein Paar Gläser hinunter und machte mich zum Schreiben fertig. Zur Unterlage nahm ich ein deutsches Liederbuch, aus dem ich öfters in Colberg gesungen hatte, das gerade mit Beckers Romanze: »der Sänger« betitelt, begann. Ich hatte sie schon so manchmal in fröhlichen Cirkeln in Berlin und Colberg gesungen, und gerade der letzte Vers, der da heißt:

„Doch jetzt mach' ich eine Pause,
Nehmt die Lehre mit nach Hause
Und beherzigt sie.
Sing und Sang ist eine Gabe,
Wer sie hat — o der vergrabe
Sie im Leben nie."

fiel mir in die Augen. Wie ein Blitzstrahl fuhr es mir durch den Kopf und erleuchtete mich, so daß ich zu mir selbst sagte: Wie, sollte dir denn dein Talent nicht aus dieser schrecklichen Lage helfen können? — Stargard, durch das du schon ein paar Mal gekommen bist, ist nur drei Meilen von hier, dort kennt dich keine lebende Seele, man liebt die Musik, hat wenig Gelegenheit etwas

zu hören, wie wäre es, wenn du da hinüber führest, und unter einem fremden Namen ein Concert gäbest? — Stargard ist eine nicht unbedeutende Stadt, es gilt nur einen Versuch, schlägt der fehl, je nun, so läuft dir das Todtschießen auf keinen Fall davon. Dieser Gedanke faßte immer mehr Wurzel bei mir, ich suchte was ich an Musikalien bei mir hatte hervor, fand auch ein italiänisches Cahier darunter, rief meinem Burschen, ließ mir einen Wagen für den andern Morgen um vier Uhr bestellen, vorgebend daß ich einen Bekannten in der Umgegend besuchen wolle, ließ meine Civilkleider auspacken, versetzte einen Rubinring, den ich noch hatte, für 10 Thaler bei dem Wirth, und fuhr um die bestimmte Stunde ganz allein nach Stargard ab, nachdem ich dem ältesten Unteroffizier des Detachements anempfohlen, es sich recht angelegen seyn zu lassen, den Dienst während meiner kurzen Abwesenheit bestens zu versehen. Um 7 Uhr Morgens kam ich in Stargard an, um 8 Uhr machte ich dem Herrn Bürgermeister meine Aufwartung, gab mich bei ihm für einen Sänger der italiänischen Oper von Wien aus, der sich Matuccio nenne, von Berlin komme und über Königsberg nach St. Petersburg reise, um daselbst zu gastiren. — Ich fand an dem Herrn Bürgermeister nicht nur einen sehr artigen und zuvorkommenden Mann, sondern auch einen großen Musikliebhaber, dem mein Antrag, noch diesen Abend ein Concert in Stargard zu geben, sehr willkommen war, und der mir versprach, alles dazu beitragen zu wollen, was in seinen Kräften stünde. Er übernahm es sogar selbst, sogleich ein Einladungscirculair herumgehen zu lassen, auf dem er sich mit seiner Familie zuerst mit fünf Billetten zu einem Thaler Courant unterzeichnet hatte; er übernahm es auch, ein passables Orchester, meist aus Dilettanten bestehend, zusammenzubringen, schickte den Rathsdiener mit der Subscriptionsliste herum, der noch denselben Morgen über 200 Billette absetzte. Jetzt war ich gerettet, Kosten hatte ich außer der Beleuchtung fast gar keine, da mir der gefällige Bürgermeister einen ziemlich großen Saal gratis überließ, auch führte er mich noch denselben Abend bei mehrern Dilettanten ein, unter denen die junge liebenswürdige Frau von F.... und das sehr schöne Fräulein von Z....ß, mit dem schalkhaftesten Cupido-Gesichtchen von der Welt, sich befanden. Beide Damen hatten die Gefälligkeit, in meinem Concert mit zu singen, jede trug eine Arie und ein Duett mit mir vor, und zum Schluß sangen wir noch ein Terzen; die meisten Stücke wurden

da capo verlangt. An der Casse waren auch noch über hundert Thaler eingegangen, denn man hatte ausgesprengt, der erste Sänger der italiänischen Oper von Wien gebe auf seiner schleunigen Durchreise nach St. Petersburg dies Concert aus Gefälligkeit für den Herrn Bürgermeister. Wer war froher als ich; nach dem Souper, zu dem mich der Herr Bürgermeister eingeladen, und an dem mehrere Stargarder Familien Theil nahmen, empfahl ich mich und fuhr noch in derselben Nacht mit meinem erjungenen Geld, das vollkommen ausreichte mein Deficit zu decken, wieder nach Stettin ab, auch meine Effekten konnte ich, wie ich dem Wirth versprochen hatte, wieder auslösen, nur mein eigenes Geld war beim Teufel, doch daran war mir wenig gelegen. Ich kam anderthalb Stunden nach Mitternacht wieder in Stettin an, mit dem festen Vorsatz, mich nie mehr zum Spiel, wenigstens mit fremdem Geld, verlocken zu lassen. Ich zahlte nun vor dem Abmarsch den Leuten den Sold aus, und machte mich mit fast ganz leeren Taschen auf den Weg. Erst in Magdeburg fand ich ein Haus, das mit dem unsrigen in Verbindung stand, und von dem ich mir fünfzig Thaler geben ließ. Dieß Ereigniß hatte indessen einen so schlimmen und tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß mich ein höchst unangenehmes Gefühl auf diesem ganzen Marsch nicht verließ und ich gegen meine Gewohnheit weder für Natur-, Kunst-, noch andere Schönheiten Sinn mehr hatte, ja ich unterließ es sogar während dieser Zeit mein Tagebuch zu führen, was ich sonst sehr regelmäßig jeden Abend that. Ich war über Magdeburg, Cassel, Aachen ꝛc., ohne mich um etwas anders als meinen Dienst zu bekümmern, nach Frankreich marschirt, wo ich meine Leute an die pommerschen Regimenter abgab, denen sie zugetheilt waren, und dann sogleich die Rückreise per Post nach Colberg antrat, ohne nur meine Verwandten in Frankfurt zu besuchen, wie ich es mir bei dem Abmarsch vorgenommen hatte. Als ich wieder durch Stargard kam, hielt ich mich möglichst verborgen, so lange umgespannt wurde, da ich fürchtete, man möchte den italiänischen Sänger wieder in mir erkennen. Auch in Colberg währte diese Mißstimmung noch, erhielt mich fortwährend bei übler Laune und machte mich fast menschenscheu. Ich setzte den französischen und musikalischen Unterricht, den ich den Töchtern meines Commandeurs und der Nichte des Commandanten ertheilt hatte, nicht mehr fort, zog mich meist von der Gesellschaft zurück, fand mich oft ohne irgend einen

erheblichen Grund beleidigt, nahm Scherze übel auf und bekam so alle Augenblicke mehr oder minder ernſtlichere Händel. Ein Offizier Namens Roſenthal, ein äußerſt gutmüthiger Menſch, nannte mich ſcherzweiſe »Franzos,« ein Beiname, den man mir längſt in Colberg ziemlich allgemein gegeben hatte, weil ich noch viel franzöſiſche Manieren an mir hatte, wohl auch das, was an den Franzoſen zu rühmen war, rühmte und mir deßhalb viele heimliche Feinde machte; ich warf ihm dagegen einige beleidigende Worte hin, die eine Herausforderung nach ſich ziehen mußten und ein Duell auf die Klinge zur Folge hatten, das in der Maikuhle abgemacht wurde, und wo ich faſt wider Willen, denn ich focht mit der größten Gleichgültigkeit, mir alle Blößen gebend, meinem Gegner eine unbedeutende Armwunde beibrachte. Hätte Roſenthal beſſer gefochten, ſo hätte er mir leicht einen tüchtigen Denkzettel anhängen oder gar das Lebenslicht ausblaſen können. Wenige Tage nachher hatte ich eine andere, durch meine üble Laune herbeigeführte Rencontre, die weit ſchlimmere Folgen hatte. Ich beſuchte den wachthabenden Offizier auf der Hauptwache, Lieutenant Campmann, und tadelte geſprächsweiſe manche Anordnungen im preußiſchen Dienſte; lange nahm der Offizier die Sache im Scherz auf, als ich aber immer moquanter wurde, machte er mir in einem ernſten Ton die ſehr richtige Bemerkung: »Wenn Ihnen die preußiſchen Dienſte ſo mißfallen, warum bleiben Sie denn, man wird Sie nicht mit Gewalt halten wenn Sie gehen wollen.« — Es gab nun ein Wort das andere und ich nöthigte zuletzt den wachthabenden Offizier den Degen gegen mich zu ziehen, indem ich auf ihn eindrang. Unglücklicher- oder glücklicherweiſe, denn wer weiß wie es abgelaufen wäre, trat in dieſem Augenblick der Wachtſchreiber und ein Unteroffizier, der eine Meldung zu machen hatte, in die Stube, als wir ſchon mit den Klingen handgemein waren, und dieſen folgte noch der Platzadjutant auf dem Fuße. Jetzt hörte zwar das Gefecht augenblicklich auf, aber die Sache war eclat geworden und wurde dem Commandanten gemeldet. Die Folge war eine Unterſuchung, während welcher wir beide, und zwar bis zur Beſtätigung des von einem Kriegsgericht zu fällenden Urtheils, von unſern Functionen ſuspendirt wurden. Da ſich die Sache ſehr in die Länge zog und ich während dieſer Suspenſion keine Geſellſchaft, in der ſich der Commandant und die Stabsoffiziere befanden, beſuchen konnte, ſo hatte ich tödtliche Langeweile, die

mich immer mehr verstimmte und nur hie und da durch die intimere Bekanntschaft, welche ich mit mehrern Damen hatte, unterbrochen wurde. Glücklicherweise kam während dieser Zeit eine wandernde Schauspieler-Gesellschaft nach Colberg, deren Director ein gewisser Romberg war und bei welcher sich ein Paar hübsche Actricen befanden, von denen eine, Madame Vetterlein, nicht ohne Talent und sonst auch recht liebenswürdig war. Ich beschäftigte mich nun viel mit diesem Theater, ordnete das Repertoir an, verschaffte den Schauspielern manche nothwendige Requisiten und lieh ihnen auch manches von meinen kleinen Uniformstücken, und namentlich einem derselben einmal meine Schärpe. Mehrere Offiziere hatten dies bemerkt, den andern Tag kam es auf der Parade zur Sprache, daß eine preußische Offiziersschärpe auf dem Theater paradirt habe, worüber sich die ältern Offiziere sehr mißbilligend und als etwas »Unerhörtes« aussprachen. Der Commandant ließ durch den Bürgermeister dem Director verbieten, künftig wieder eine Schärpe oder ein sonstiges Abzeichen der königlich preußischen Armee auf seinem Theater zu verwenden; man forschte auch nach, woher der Schauspieler die Schärpe hatte, und bald wußte man, daß ich sie ihm geliehen. Neues Donnerwetter, der Bataillons-Commandeur mußte mir einen Verweis geben und mir verbieten, irgend ein Uniformstück den »Comödianten« zu leihen. Ich hatte mich gut entschuldigen, daß dies in der französischen Armee etwas ganz gewöhnliches sey, ja daß ich sogar in Berlin, in des Epemenides Erwachen von Göthe, eine ganze preußische Schwadron in Uniform und Schärpen auf der Bühne gesehen, dies half Alles nichts; ich moquirte mich wieder, so daß es zu den Ohren meiner Vorgesetzten kam, und meine ohnehin schon verdrüßliche Lage wurde eben nicht verbessert.

Die Aufführungen dieser Gesellschaft boten indessen manches dar, was komisch genug war und oft reichlichen Stoff zum Lachen gab. Da war keine Lessing'sche, Schiller'sche oder Göthe'sche Tragödie, kein Maschinenstück, an das man sich nicht gewagt hätte; auch Opern wurden gegeben. Die Bühne selbst war gerade über einem Kuhstall und nur durch einen dünnen Boden von demselben geschieden, und oft wurden die tragischsten Räuberscenen, Monologe oder Gesänge von dem Brüllen der Kühe und Ochsen accompagnirt, und Hamlets „Seyn oder Nichtseyn,“ oder Johannas

»Lebt wohl« ꝛc. unterbrach häufig das crescendo und fortissimo des Rindviehs, ſo daß die Rede ganz unverſtändlich wurde.

Einſtmals begleitete ich Madame Vetterlein und Demoiſelle Zimmermann auf einem Spaziergang in die Maikuhle und zeigte ihnen die Schanzen, Caſematten und Blockhäuſer, aber auch dieſes wurde verrathen und mir inſinuirt, ich dürfe keine Fremden mit den Feſtungswerken bekannt machen, dies ſey ſtreng verpönt; ich erwiederte dann, daß Künſtlerinnen keinen andern Feſtungswerken als Herzen oder Beuteln gefährlich werden könnten.

Endlich kam das in meiner Sache mit dem Lieutenant Campmann gefällte kriegsrechtliche Urtheil beſtätigt von Berlin, und lautete für mich auf ſechsmonatlichen Feſtungsarreſt, in Weichſelmünde bei Danzig zu beſtehen, und drei Monate für meinen Gegner in Colberg. Ich mußte jetzt, von einem höhern Offizier begleitet, mit dem Poſtwagen nach Danzig abfahren, wohin wir über Cöslin, Stolpe, Neuſtadt ꝛc. reiſten, und beinahe drei Tage gebrauchten; ich konnte nun auch mit Kotzebues Herrn von Kreuzquer ſagen: »als ich von Stolpe nach Danzig reiſte« ꝛc.

Mit einbrechender Nacht kamen wir in dieſer Stadt an und ſtiegen in dem eben nicht ſehr reinlichen Hôtel d'Oliva ab, meldeten uns den andern Morgen beim Commandanten, der uns artig empfing und eine Empfehlungsordre an den Commandanten der Veſte Weichſelmünde gab, wohin wir uns ſogleich verfügten. Dieſes Fort liegt in einer geringen Entfernung von der Stadt an der Weichſel. Ich bekam ein ziemlich bequemes, aber ſehr vielwinkeliges Zimmer angewieſen. Der Commandant dieſes Forts war der Obriſtlieutenant von Brockhuſen, ein artiger Mann, der mich freundlich aufnahm, mir ankündigte, daß ich alle Freiheit habe in Civilkleidern hinzugehen wohin ich immer wolle, nur müſſe ich mich zum Schlafen wieder einfinden, ich könne aber nach Danzig, nach dem gegenüberliegenden Neufahrwaſſer, nach Oliva ꝛc. gehen und mich nach Belieben amüſiren. Geſellſchaft hatte ich große und zum Theil charmante in Neufahrwaſſer. Das ganze Offiziercorps eines Landwehrcavallerie-Regiments hatte, ſammt ſeinem Commandeur und Oberſten von Himmel, die Offiziere auf achtzehn Monate und der Oberſt für drei Jahre, hier Feſtungsarreſt mit derſelben Freiheit, wie ich. Die Verheiratheten hatten ſogar ihre Frauen und Kinder meiſt bei ſich, und alle führten ein ziemlich luſtiges Leben. Die Urſache ihres Arreſtes war folgende: Das

Regiment hatte einmal, als es der General Graf Henkel von Donnersmark zum Manöuvriren ausrücken ließ, nicht zu deſſen Zufriedenheit exercirt und ein Paar Böcke gemacht; der General, darüber erbost, hatte ſich gegen das Offiziercorps, welches meiſtens aus gedienten und wackern Leuten beſtand, ſehr beleidigend ausgedrückt und geſchrieen: meine Herrn, Sie manöuvriren wie die S... Die Offiziere hatten ſich darauf verabredet, den folgenden Tag, wo das Regiment wieder zum Exercieren ausrücken ſollte, ſammt und ſonders wegzubleiben und daſſelbe durch einen Rittmeiſter dem General vorzuführen, der es ihm mit den Worten: „Ich habe die Ehre Ewr. Excellenz das Regiment vorzuführen,“ übergab, dann ſeinen Säbel wieder einſteckte, davon ritt, den ganz verblüfften General, der eben angeritten war, ſtehen laſſend. Dem Grafen Henkel von Donnersmark blieb nun nichts anders übrig, als die Truppen vom älteſten Wachtmeiſter geführt, wieder einrücken zu laſſen, und den Vorfall dem Kriegsminiſter anzuzeigen, was eine umſtändliche Unterſuchung veranlaßte, die das oben erwähnte Reſultat hatte, aber auch dem General einen ſechswöchentlichen Arreſt zuzog. Das ganze, im Feſtungsarreſt ſich befindliche Offiziercorps hatte den Mittagstiſch in dem Gaſthaus zum engliſchen Hof in dem auf dem jenſeitigen Ufer der Weichſel liegenden Neufahrwaſſer, wo auch ich, von meinen Arreſtkameraden eingeladen, mich engagirte und man ſehr gut bedient war. Die Wirthin, Namens Wer, hatte ein Paar junge Töchter, von denen die jüngere, Jettchen, recht hübſch war, ein Piano ſtand im Gaſtzimmer, die Mädchen ſangen leidlich, und ſo war die Unterhaltung in den Nachmittagsſtunden oft recht animirt.

Schon den zweiten Tag begab ich mich in Begleitung von ein Paar Offizieren nach Danzig, um mich in der berühmten alten Hanſeſtadt umzuſehen und ſie kennen zu lernen. Sowohl als Feſtung wie als Handelsſtadt iſt ſie eine der bedeutendſten Plätze der preußiſchen Monarchie. Gegen das Ende des erſten Jahrtauſend, als der heilige Adelbert (990) hier zuerſt das Chriſtenthum predigte, muß Danzig ſchon eine anſehnliche Stadt geweſen ſeyn. Die deutſchen Ordensritter legten die Neuſtadt an und vergrößerten den Ort beträchtlich. Im Bund der Hanſe wurde ſie bald eine der mächtigſten, reichſten und blühendſten Städte deſſelben, aber auch ſie blieb von blutigen Kämpfen und zerſtörenden Belagerungen nicht frei; furchtbare Seuchen ſuchten ſie verſchiedenemal

heim, und die Peſt mit ihrem ſchrecklichen Gefolge von Hunger, Elend und Schrecken, verödete ſie außerordentlich. Lange waren die Könige von Polen ihre Schutzherrn, ſpäter aber bildete ſie eine unabhängige, merkantiliſche Republik, ein Unding, die ſchlechteſte Staatsform für eine ſolche Stadt, wo dann immer einige Familien zum großen Nachtheil der übrigen Einwohner, alle Macht, Gewalt und Aemter an ſich reißen, auch war ihr früherer Wohlſtand ſehr geſunken und die Stadt außerordentlich herabgekommen, als ſie 1793 das Glück hatte, Preußen einverleibt zu werden. 1807 wurde ſie von den Franzoſen unter Lefebvre belagert, vertheidigte ſich eine Zeitlang wacker, ergab ſich aber endlich. Der Tilſiter Frieden machte ſie dem Namen nach zu einer freien Stadt, die aber von franzöſiſchen Proconſuln ganz nach Willkühr beherrſcht, mißhandelt und tyranniſirt wurde. 1813 hatte ſie eine harte Belagerung von den Ruſſen zu beſtehen; der franzöſiſche General Rapp, der die hier liegende franzöſiſche Garniſon commandirte, hielt ſich tapfer. Endlich kam ſie Anfangs Februar 1814 wieder in die Hände von Preußen, unter deſſen wohlthätiger und gerechter Regierung ſich ihr Wohlſtand und Handel ſehr bald hob.

Die Stadt liegt noch eine gute Stunde vom baltiſchen Meer entfernt und hat viele Vorſtädte; Neufahrwaſſer und das Fort Weichſelmünde bilden ihren Hafen. Die Straßen ſind größtentheils eng und düſter, die Häuſer hoch und haben meiſt Giebeldächer und große Vortreppen. Der Langemarkt, auf dem ſich die Börſe (der Artushof) befindet, iſt indeſſen von ſchönen Gebäuden umgeben, Langgarten iſt auch eine ſchöne und breite Straße; auf der ſogenannten Speicherinſel, der Haupthandelsort der Stadt, ſind faſt nur ungeheuer hohe Magazine, Speicher und große Waarenlager. Die Stadt iſt ſehr feſt und zählt über 70,000 Einwohner. Ihre Liqueurfabriken ſind hauptſächlich im Norden bekannt und berühmt, namentlich das Danziger Goldwaſſer. Auch die Umgebungen ſind ſchön und mannichfaltig, Heiligenbrunn, Langfahr, Zeſchkenthal bieten angenehme Ausflüge; die merkwürdige Abtei Oliva hat einen hübſchen Garten, in welchem ſich prächtige, ſehr hohe Lindenalleen befinden. An dieſen Garten ſtößt der Carlsberg mit ſeiner herrlichen Ausſicht auf Schwabenthal, den Eiſenhammer Neufahrwaſſer, und weit im baltiſchen Meer erblickt man in neblicher Ferne die Halbinſel Hela; dicht vor den Augen liegt das ſchöne Kloſter Oliva.

Sobald ich in meiner neuen Residenz, die ich statt der Kriegsschule in Berlin, wie ich das Projekt gehabt, diesen Winter besuchen mußte, installirt war, und mit meinen zum Theil sehr lustigen Arrestkameraden genauer bekannt wurde, verlor sich auch mein bisheriger Mißmuth. Im englischen Haus gehörte ich bald zur Familie und machte beiden Schwestern zugleich den Hof, aber der ältern, Hannchen, mehr zum Schein, während ich es mit der jüngern, Jettchen, ernstlicher meinte, und Mama äußerte, ich würde mit keiner übel fahren, welche ich auch wählen möchte, ich aber vertröstete sie auf späteres Avancement, da eine Frau Lieutenantin doch eine gar zu traurige Rolle spiele. Es war noch ein anderer guter Gasthof in Neufahrwasser, zur Stadt Berlin, dessen Besitzer zwar keine Kinder, dafür aber zwei allerliebste Nichten hatte, wo ich ebenfalls bald wie zu Haus war, so daß ich in der Regel die Vormittage in dem englischen Hof und die Nachmittage in der Stadt Berlin plaudernd, scherzend, musicirend, küssend ꝛc. zubrachte; auch lernte ich bald noch einige andere Familien daselbst kennen, unter denen die sehr liebenswürdige eines Kriegsraths Schütz, der wieder artige Töchter hatte, und wo noch ein anderes fünfzehnjähriges, ausgezeichnet schönes Mädchen, die Tochter eines grimmigen Seebärs, eines Schiffskapitäns, deren Vater meist abwesend auf Seereisen war, sich einfand. In diesem Haus wurde auch viel Musik gemacht und die Mädchen sangen recht schöne polnische Lieder, die ich leider nicht verstand. Selbst in dem Fort Weichselmünde fanden sich weibliche, durchaus nicht zu verachtende Reize; außer der hübschen Tochter des Commandanten war auch die junge Frau eines Rittmeisters, eine blonde Königsbergerin, die seelenvolle himmelblaue Augen hatte, und bei Kuhns, so hieß der Wirth in der Stadt Berlin, wo wir öfters zu Nacht speisten, meine Tischnachbarin war, der zu gefallen ich manchen Abend im Fort zubrachte, wo kleine Commerzspiele die Hauptunterhaltung ausmachten, bei denen sich die meisten Offiziersdamen einfanden.

Frau Wer, welche mit Kuhns rivalisirte, veranstaltete bald einen Ball paré, an dem alle Honoratioren des Ortes und mehrere Familien aus Danzig Theil nahmen. Hier lernte ich unter andern die Frau eines reichen Kaufmanns, der mehrere Schiffe in der See gehen hatte, kennen, und nach einigen Raschwalzern, die ich mit ihr getanzt, verständigten wir uns schnell in einer Polonaise, begegneten uns zufällig auf einem Corridor, und lagen

uns eben so zufällig in den Armen. Dieser sonderbare Zufall wiederholte sich drei bis viermal, während der Herr Gemahl in einem Seitenzimmer mit aller Ruhe eine Parthie Whist machte. Die Dame vertraute mir, daß sie jeden Abend bis zehn Uhr ganz allein zu Haus zu treffen sey, indem ihr Mann nie verfehle seine Spielparthie um diese Zeit in Danzig oder in Neufahrwasser zu machen. Dies merkte ich mir wohl und fand mich schon den folgenden Abend in dem mir bezeichneten Haus ein, in das ich in der Dämmerung, in meinen Mantel gehüllt, schlich, wo ich freudig mit offenen Armen empfangen wurde. Diese Besuche wiederholte ich öfters, besonders wenn ich Herrn G....ch, so hieß der Mann, in der Stadt Berlin wußte, wo eine kleine Pharobank gehalten wurde, und ich ihm gegenüber pointirte, mich auf eine halbe Stunde entfernte, dann zurückkam und ganz ruhig weiter spielte. Bei meinem Arrest in Weichselmünde hing mir der Himmel voll weiblicher Baßgeigen; aber der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht, G....ch mußte von meinen verstohlenen Besuchen durch irgend einen gefälligen Freund Wind bekommen haben, und als ich mich eines Abends wieder in seine Wohnung begab, begegnete ich in deren Nähe ein Paar wildaussehenden Seegesichtern, vulgo Matrosen genannt. Kaum hatte ich die Hausthüre hinter mir zugemacht und wollte eben die Treppe hinaufspringen, als ein Paar andere Exemplare dieser Bären aus einem Winkel hervorsprangen, während die, welchen ich begegnet hatte, in die Hausthüre traten, und einer derselben mich mit rauher Stimme fragte: was ich hier suche? — Dies geht Euch Schubiaks nichts an, erwiederte ich, indem ich eine Terzerole unter dem Mantel hervornahm und den Hahn spannte. Das Knacken desselben machte die Bursche doch stutzen, und ich sagte mit starker Stimme: „dem ersten der eine verdächtige Bewegung macht, jage ich eine Kugel durch den Kopf;“ die Kerls dadurch verblüfft, ließen mich nun ruhig wieder zum Haus hinaus gehen. Klar war es, daß es hier auf einen Hinterhalt abgesehen, und ich dankte Gott als ich im Freien war, denn wäre es zu einem Eclat gekommen, so würde mir als Festungsarrestanten noch eine zehnmal härtere Strafe auferlegt worden seyn. Ich begab mich nun in die Stadt Berlin, wo wie gewöhnlich gespielt wurde, setzte mich an den Spieltisch und pointirte ganz ruhig mit Viergroschenstücken, als sey nicht das mindeste vorgefallen. Etwa 20 Minuten später trat auch G ...ch herein, dem ich einen sehr

freundlichen guten Abend wünschte, statt ihn aber zu erwiedern, warf er einen grimmigen Seitenblick auf mich, was ich nicht zu bemerken für gut fand, sondern ganz gleichgültig zu ihm sagte: Warum heute so spät, Herr G....ch, ich bin schon lange hier und spiele wieder einmal glücklich. — Das Glück scheint Ihnen gewogen, gab er mir, seinen Zorn verbeißend, zur Antwort, und das ist Ihr Glück. — Den andern Morgen wurde ich durch ein Briefchen von Madame G....ch unterrichtet, daß sie eine arge Scene mit ihrem Mann gehabt, dem man unsere Zusammenkünfte verrathen habe, und sie auf einige Zeit zu ihren Eltern nach Elbing verreise, wo ich sie, wenn ich es möglich machen könne, doch besuchen möge. Dieser Vorfall war mir sehr unangenehm, da es in Neufahrwasser bekannt wurde, daß ich die Ursache einer Trennung der G....schen Eheleute sey, die sich später jedoch wieder vereinigten. Ich suchte von jetzt an mich mehr in Danzig zu zerstreuen. Hier hatte ich anfänglich fast gar keine Bekanntschaften; unter den Damen, die ich auf dem Ball im englischen Hof hatte kennen lernen, war auch eine gewisse Madame Mathias, die Frau eines Kaufmanns aus Danzig, mit der ich einigemal getanzt, und die nicht nur recht hübsch war, sondern auch ungemein viel Geist hatte. Durch die Gattin eines hier verheiratheten Majors, den ich früher in Colberg hatte kennen lernen, wurde ich in mehrern Häusern eingeführt, und namentlich auch bei Herrn Mathias, wo mich die Dame zur öftern Wiederholung meines Besuches aufforderte. Schnell war ich in dem Haus zu Haus, und vom Handkuß kam es bald zum Stirn-, Wangen- und Mundküssen u. s. w., da aber eine Schwiegermutter und Schwägerin die hübsche Frau gleich zwei Drachen hüteten und uns fast keinen Augenblick allein ließen, so miethete ich mir, was ich ohnehin schon im Sinn hatte, da ich nicht wußte wo den ganzen Tag in Danzig zubringen, ein Absteigequartier, und zwar auch bei einer hübschen Frau, deren Mann Capitän eines Kaufartheischiffes, und fast immer abwesend war. Hier und auch bisweilen auf den einsamen Wällen in den Schießscharten der Kanonen hatte ich nun oft sehr unterhaltende Zusammenkünfte mit Madame Mathias, während ich auf der andern Seite mit meiner liebenswürdigen Seefrau bald auf dem vertrautesten Fuß stand, und Mittags- und Abendmahl meist mit ihr einnahm. Letztere zählte erst neunzehn Jahre und war kaum sechs Monate verheirathet. Ich begab mich jetzt jeden Mor-

gen mit dem Früheſten nach Danzig, von wo ich in der Regel erſt gegen Mitternacht in meine, wenigſtens dreißigwinkelige Arreſtſtube, die eine gar ſeltſame Bauart hatte, zurückkehrte. Auch im Danziger Caſino, wo jede Woche Tanz und Muſik ſtatfand, wurde ich eingeführt und machte neue Bekanntſchaften daſelbſt, unter denen eine ſehr üppig gebaute ſchöne polniſche Gräfin von M...ka aus Poſen war, [redacted]en ſchlanker Wuchs, ein faſt verſchlingendes Auge, rabenſchwarzes Glanzhaar, eine äußerſt feine und weiße Haut, eine entzückende Anmuth mich wie faſt alle Männer, die ſie ſahen, bezauberte. Auf den Maskenbällen, die nun gegeben wurden und oft glänzend und reich an prächtigen Coſtümen waren, gelang es mir, die ſchöne Gräfin genauer kennen zu lernen. Auf einem derſelben hatte ich mich zuerſt als Zigeuner, dann aber als Spanier verkleidet, und ſetzte der Dame in der Maske des erſtern, durch meine Prophezeihungen ihr die gute Wahrheit ſagend, ſo gewaltig zu, daß ich ihre Neugierde in hohem Grade rege machte, namentlich indem ich ihr mittheilte: ſie würde, ehe vierzehn Tage vergingen, einen Anbeter haben, dem ſie nichts verſagen könne. Als der Zigeuner verſchwunden war, forderte der Spanier die als kaſſubiſches Landmädchen verkleidete Gräfin zu einer Polonaiſe auf, und erzählte ihr während der Promenade, daß ihm ein Zigeuner prophezeiht habe, er würde in Danzig noch ſehr glücklich werden und die Gunſt der ſchönſten Dame dieſer Stadt erhalten. — O dann iſt es gewiß nicht die meinige, meinte die Gräfin. — Und wer ſollte ſich an Schönheit, Grazie und Liebenswürdigkeit mit Ewr. Gnaden in Danzig meſſen können? — Sie ſind ein gefährlicher Schmeichler. — Es iſt keine Schmeichelei wenn man die Wahrheit ſpricht. — Die Gräfin erzählte nun auch ihrerſeits, was ihr der Zigeuner geſagt. — Sonderbar, dies hat was zu bedeuten, erwiederte ich, dem hübſchen Landmädchen die Hand drückend. Die Polonaiſe löſte ſich endlich in einen Raſchwalzer auf, wir flogen ſinnenberauſcht dahin, und ſetzten uns endlich etwas ermüdet unter eine entlegene Fenſterhalle. Die Gräfin M...ka nahm ihre Larve ab und ſagte: die Hitze iſt unausſtehlich, länger halte ichs nicht aus, machen Sie es eben ſo. Ich befolgte den Befehl, worauf ſie mich erkennend ſagte: Dacht' ichs doch, Sie ſind der Offizier, mit dem ich ſchon öfters im Caſino tanzte. — Wir engagirten uns dann noch auf eine Tempête, eine Quadrille und ein Paar Walzer, und ich erhielt von der Dame das Verſprechen, daß ich bei der erſten

Schlittenfahrt der sie führende Cavalier seyn solle. Der bald darauf gefallene Schnee machte auch eine solche möglich, und ich hatte das Vergnügen, das Versprechen in Erfüllung gehen zu sehen, und übte das Schlittenrecht in seiner weitesten Ausdehnung. Kurze Zeit darauf hatte ich das noch weit größere Vergnügen, auch diese Dame in meinem Zimmer zu Danzig zu empfangen und zu bewirthen, ohne daß meine niedliche Wirthin, [redacted] mich öfters mit Morgenbesuchen beehrte, etwas davon merkte, so wenig wie von noch andern Damenbesuchen, die ich natürlich alle nur nach eingetretener Nacht empfing; mein Zimmer war au rez de chaussée. So schwanden mir denn die sechs Monate Festungsarrest in Weichselmünde wie sechs Wochen hin; bevor sie aber um waren, erbat ich mir unter dem Vorwand, meine etwas zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, denn sie war es wirklich, wenn auch nicht durch die Kerkerluft, doch durch Strapatzen mancherlei Art, noch einen sechswöchentlichen Urlaub, der mir bewilligt wurde, und den ich zu einer kleinen Reise nach Marienburg und Posen zu verwenden beschloß. Die Gräfin M... ka ging mit dem Frühjahr ebenfalls dahin zurück, und gab mir die Erlaubniß, ihr daselbst meine Aufwartung machen zu dürfen, jedoch in allen Ehren, denn dort herrsche der Herr Gemahl, der nicht mit in Danzig gewesen, wo die Dame bei einer Freundin zum Besuch war, etwas streng.

Als ich meine Freiheit und meinen Degen zurückerhalten und die Urfehde geschworen hatte, nahm ich Abschied von Weichselmünde, Neufahrwasser und Danzig, und trat die Reise nach Marienburg an.

X.

Marienburg. — Elbing. — Königsberg. — Pillau. — Marienwerder. — Graudenz. — Culm. — Bromberg. — Gnesen. — Posen. — Neustettin. — Rückkehr nach Colberg. — Eine furchtbare Mordgeſchichte. — [illegible]e Vexirreiſe. — Ein Nicolausabend. — Diverſe Campagnen unter Amors Fahnen. — Der Eſel von Oſten. — Noch ein Damenſouper. — Arge Scandaloſa. — Eine pommerſche Hochzeit. — Ich mache ein Geſpenſt. — Abermaliger Feſtungsarreſt. Meine Entlaſſung.

Was mich hauptſächlich zu einer Reiſe nach **Marienburg** beſtimmte, war das weltberühmte Schloß der alten Hochmeiſter des deutſchen Ordens, von deſſen Merkwürdigkeiten man mir ſo viel und erſt wieder in Danzig erzählt hatte, daß ich den Wunſch, dieſe prächtigen Ueberreſte der einſt ſo mächtigen Ordensritter kennen zu lernen, nicht unterdrücken konnte. Eine außerordentlich ſchöne Dekoration des Berliner Theaters, den Kapitelſaal dieſes Schloſſes darſtellend, hatte mich längſt lüſtern gemacht, dieſen in Natura zu bewundern. Die Reiſe oder vielmehr Fahrt nach Marienburg war ſehr kurz und ging durch das uralte Städtchen Dirſchau, Forſters Geburtsort. Ich verweilte nur 3 Tage in Marienburg, wo ich, nachdem ich das Schloß von Außen und Innen ſattſam geſehen, bald tödtliche Langeweile verſpürte. Dieſes Gebäude, gewiſſermaßen die Wiege des preußiſchen Staates, iſt in zwieler Hinſicht bewundernswürdig. Die Fenſter der an 150 Fuß langen Kirche haben herrliche alte Glasmalereien. Das Merkwürdigſte iſt aber das an 100 Fuß lange Refectorium, deſſen Kreuzgewölbe in der Mitte auf drei achteckigen Säulen ruht, von denen eine von ſchwarzem und rothem, ſehr fein polirtem Granit iſt. Der Capitelſaal iſt hauptſächlich ſeiner künſtlichen Wölbungen halber ſehenswürdig, ſo wie das Portal am älteſten Schloßtheil in Augenſchein genommen zu werden verdient. Dieſes Schloß wurde zu Anfang des 13ten Jahrhunderts erbaut, der daſſelbe zuerſt bewohnende Hochmeiſter war Siegfried von Feuchtwangen, und der letzte Ludwig von Ehrlichshauſen; wäre er ein von Schelmshauſen geweſen, ſo würde er vielleicht nicht als der letzte figurirt haben. In dieſem Schloß war es, wo 1656 der große Kurfürſt

Wilhelm das Bündniß mit Schweden schloß, und wo 1772 die Stände von Alt-Preußen Friedrich dem Großen huldigten. Nahe an der Stadt befindet sich der sogenannte Schloßhain, der gewöhnliche Spaziergang der Einwohner, deren Zahl etwa 5000 betragen mag und die sich zum Theil durch Fabriken und Handel ernähren. Marienburgs Geschichte knüpft sich an die des deutschen Ordens selbst an. Die Ordensritter, die von gutem [redacted] Adel * ich gestehe zu meiner Schande daß ich bis jetzt noch nicht habe ergründen können was dies eigentlich sagen will * seyn mußten, kämpften hauptsächlich gegen die armen preußischen Heiden, denen sie durch Schwert, Blut und Mord recht handgreiflich zu machen suchten, was das Christenthum für eine Seligkeit sey. Diese Ritter waren besonders zur Bekämpfung und Vertilgung des Heidenthums verpflichtet, und wurden, ich entsinne mich nicht von welcher päpstlichen Unfehlbarkeit, die Schwertträger, auch Ritter des Dienstes Christi genannt. Nicht selten führten sie aber ein gar unchristliches, gottloses und unrühmliches Leben und wurden bisweilen von den Heiden schlimm heimgeschickt.

Von Marienburg fuhr ich eines Tags nach der nur wenige Meilen entfernten Stadt Elbing, die sammt einer Burg im Jahr 1237 von den Ordensrittern erbaut wurde. Sie liegt an der schiffbaren Elbing, ist ziemlich befestigt und zählt über 20,000 Einwohner, die ansehnlichen Handel treiben. Von der alten Burg ist nichts mehr übrig, im 15ten Jahrhundert wurde das dem deutschen Orden gehörige Schloß geschleift. Einige Arme der Elbing fließen durch die Straßen der Stadt, der Fluß selbst ist vermittelst des Kraffuh-Canals mit der Nogath verbunden. Elbing hat eine Alt- und eine Neustadt und mehrere Vorstädte, im Ganzen ist sie nicht schlecht gebaut, sehr wohlhabend und Danzigs gefährliche Nebenbuhlerin, in ihrer Nähe liegt ein schönes Kloster, das vor Zeiten mit faulen Bernhardinermönchen bevölkert war und eine Wallfahrtskirche hat. Der Vogelgesang ist der beliebteste Spaziergang der Einwohner, besonders der Damen. Gerne hätte ich Madame G....ch, die sich noch hier aufhielt, besucht, aber da sie bei Verwandten wohnte und ich nicht wußte, wie weit diese von dem Vorfall in Neujahrwasser unterrichtet waren, so unterließ ich es, auch blieb ich nur ein Paar Tage hier, und reiste dann über Braunsberg nach Königsberg. Die erstere Stadt soll ihren Namen von einem Brunnen haben, der braunes Wasser hat,

ich habe keines davon zu Geſicht bekommen. Hier wurde der bekannte Trenk geboren, den der große Friedrich etwas kleinlich verfolgte, weil er das Glück oder vielmehr das Unglück gehabt, einer preußiſchen Prinzeſſin, ich glaube es war des Königs Schweſter Amalie, zu ſehr zu gefallen, und daher viele Jahre in einem abſcheulichen Kerker zu Magdeburg ſchmachten mußte, wo er ſeine beſte Zeit zubrachte, endlich entwiſchte, und zuletzt, als die franzöſiſche Revolution ausgebrochen war, nach Paris ging und daſelbſt guillotinirt wurde. Das Bier, welches früher in Braunsberg gebraut wurde, ſoll ſo ſubſtantiös geweſen ſeyn, daß es die deutſchen Ordensritter, die es ſehr gerne tranken, mit dem Namen Füllwurſt beehrten. In einem Nonnenkloſter wurde ſo ſtarker Zwirn verfertigt, daß er beinahe nicht zu zerreißen, und unter dem Namen Kloſterzwirn bekannt war. Zu Heiligenſtein, einem kleinen Städtchen durch das ich kam, ſtand einſt jene heilige Eiche, unter welcher die Heiden Preußens ihren Gott Kurcho verehrten. Bei dem Flecken Brandenburg kam ich an dem Schlachtfeld von 1712 vorüber. Es wär beinahe Mitternacht, als ich in der alten Hauptſtadt Preußens, in Königsberg ankam. Eine ſtarke Verkältung zwang mich ein Paar Tage das Bett zu hüten. Mein erſter Ausgang, als ich wieder hergeſtellt, war nach der ehemaligen Citadelle, der alten Friedrichsburg, in der man mir den Moskowitenſaal und die Bernſteinkammer zeigte. Hierauf begab ich mich in den, vom Großmeiſter Lothar von Braunſchweig im 14ten Jahrhundert erbauten Dom. Unter den übrigen Kirchen iſt die Haburger ausgezeichnet ſchön. In dem Schauſpielhaus, das gerade nicht vorzüglich iſt, ſah ich einige nicht ſehr gut executirte Opern und Schauſpiele aufführen. Mehr erfreuten mich die zum Theil ſehr ſchön angelegten Promenaden, beſonders die am Schloßteich, dem Königsgarten und dem von Hippel angelegten Philoſophendamm. Hier ſchrieb der blinde Baczko und von hier aus brachte Kant die Philoſophenwelt in Aufregung und Zwiſt, und machte manchen philoſophiſchen Hirnkaſten vollends verrückt. Ich fuhr nach Friedrichsſtein, wo ein ſchönes Schloß mit einem Park iſt, auch nach dem Hafen von Pillau, deſſen Feſtungswerke Guſtav Adolph erbaut haben ſoll, doch ſah ich auch Werke die untrüglich aus einer ältern Zeit herrühren, machte ich einen Abſtecher. In der Nähe dieſer Stadt liegt das Paradies, das heißt, ein ſchöner Buchenwald, den die Einwohner ſo nennen. Der Störenfang iſt

hier sehr beträchtlich, man fängt von diesen Fischen, die bis 12 Fuß Länge haben und über 500 Pfund wiegen. Von Königsberg eilte ich nach Posen, und fuhr über Elbing, Marienwerder, Graudenz, Culm, Bromberg, Gnesen ꝛc. dahin ab, ohne mich an einem dieser Orte umzusehen. Nur in Marienwerder machte ich einen Gang zur uralten, wegen ihrer Mosaikarbeiten sehenswürdigen Kirche, in der mehrere Hochmeister des deutschen Ordens begraben liegen. Der erste König von Preußen, Friedrich I., hatte 1709 hier eine Zusammenkunft mit dem Czar Peter I. In Marienwerder lebte und starb im 14ten Jahrhundert die vom Papst Bonifacius IX. zur Heiligen fabricirte Dorothea, deren Celle man noch zeigt. Bei der Festung Graudenz, die wegen ihrer tapfern Vertheidigung durch den General Courbière bekannt, gleich Colberg nicht erobert, und deren Citadelle nach einer Handzeichnung Friedrich des Großen 1772 erbaut wurde, befindet sich eine Wasserleitung, die der ebenfalls große Copernicus anlegte. Culm mit seinen vielen hohen Thürmen liegt sehr malerisch und hoch zwischen herrlichen Fruchtfeldern und üppigen Wiesen, durch welche die Weichsel strömt, von der ein Arm am Fuß des terrassenartigen Berges, an dem die Stadt liegt, vorbeifließt. Culm ist in der Geschichte des Mittelalters berühmt, weil bei einer Belagerung im Jahr 1244 die tapfern Culmer Frauen den pommerschen Herzog Swantopolk zum Abzug nöthigten. Als sie noch ein Mitglied der Hanse, war ihr Handel bedeutend, doch waren auch viele Faulnester vom Orden der Benediktiner, Dominikaner, Franziskaner ꝛc. hier. Bromberg, durch welches ich die Nacht passirte, war der Sitz einer Regierung. In der Nähe dieser Stadt befindet sich der berühmte Netzcanal, der massive Schleußen hat, und die Brahe mit der Netz, und durch diese wieder die Oder und Spree, die Havel und die Elbe mit der Weichsel verbindet. In dem alten Gnesen (Gniezno) machte ich Mittag. Hier erzählte mir der gelehrte Wirth in sehr schlechtem Deutsch, daß diese Stadt der ehemaligen Republik Polen das Wappen, einen Adler, verliehen habe, was daher gekommen, weil man in ihrer Nähe ein Riesen-Adlernest gefunden, welches so groß gewesen, daß sich ein polnischer Ochse ganz bequem in dasselbe habe betten können. Bei kaum 5000 Einwohnern, hat Gnesen gerade ein Dutzend Kirchen; dessen Erzbischöfe waren die ersten Personen nach den Königen im Lande.

Erst mit der einbrechenden Nacht kam ich in Posen an und

ſchlief in einem herzlich ſchlechten und eben nicht ſehr reinen Bett doch trefflich. So wie der Hunger der beſte Koch iſt, ſo iſt Ermüdung der beſte Schlafbereiter, auch erwachte ich erſt ſpät am Vormittag. Nachdem ich meine Toilette gehörig gemacht, ſchickte ich mich an, die Stadt zu beſichtigen. Poſen liegt zwiſchen kleinen Anhöhen, hat viele hohe Gebäude und hohe Thürme, die ihm ein impoſantes Anſehen geben. Die hier fluthende Wartha nimmt die Sowna auf. Die hübſche Wilhelmsſtraße iſt mit Linden beſetzt, der Marktplatz ſchön und groß, die Hauptwache von einer ganz eigenen Bauart. In der Stadt befinden ſich, die Kloſterkirchen mit inbegriffen, wohl ein paar Dutzend Kirchen, unter denen die Hauptkirche und die ſehr ſchöne Stanislauskirche hervorragen; auch die Griechen haben eine kleine Kirche oder vielmehr ein Bethaus hier. Das auf einer Anhöhe liegende Schloß war ehedem ein Collegium der Jeſuiten und jetzt die Reſidenz des Statthalters des Großherzogthums Poſen. Die Stadt mit ihren vielen Vorſtädten, wohl ein halbes Dutzend, nimmt ſich beſonders von St. Adalbert gut aus. Auch der Sapiehaplatz, von dem aus man das kaſtelartige Inquiſitoriat und die hochliegenden Gerichtsgebäude im Angeſicht hat, macht einen guten Eindruck. Bei der Parade ſah ich mehrere Offiziere, die ich ſchon in Berlin kennen gelernt hatte und die mich zur Offiziersſtafel einluden, was ich mit Dank annahm. Denſelben Tag zog ich noch Erkundigungen nach der ſchönen Gräfin M....ka ein und erfuhr, daß kein Offizier Zutritt in dem Haus des Grafen habe. Indeſſen ließ ich mich doch, wie ich es mit der Dame in Danzig verabredet, bei ihr melden, wurde auch angenommen, jedoch von dem Herrn Gemahl ziemlich froſtig empfangen, der mich auch nicht erſuchte meinen ſehr kurzen Beſuch zu wiederholen, mir indeſſen eine kurze Gegenviſite machte. Noch den nämlichen Abend kam ein ſehr niedliches Mädchen in polniſchem Coſtüme, das kein Deutſch, aber ſo ziemlich franzöſiſch ſprach, und mir ein Billetchen brachte, in dem man mich erſuchte, dem hübſchen Kammerzöfchen zu folgen, das mir ein Haus zeigen würde, wohin ich mich den folgenden Abend zu begeben habe, um eine gewiſſe Dame ſprechen zu können. Das Mädchen war ſo geſprächig und lud mich ſo zutraulich ein, mich ihrer Führung zu überlaſſen, daß ich nicht umhin konnte ihr auf die Wangen zu klopfen, ihr etwas tief in die ſchwarzen Augen zu blicken, und mit einem Kuß auf den runden Nacken und einen Thaler in die Hand drückend,

zu danken. — O Ihr galanten Damen, wenn Ihr Euch auch nur auf eine kurze Zeit der Treue Eurer Anbeter versichern wollt, so nehmt ums Himmelswillen kein hübsches Kammerkätzchen zu Eurer Unterhändlerin und Liebesbotin, der Teufel mag solchen verführerischen Dingern widerstehen, aber kein junger Mann von Fleisch und Blut: alte Weiber, Heren mit triefenden Augen, die man kaum mit der Feuerzange berühren möchte, dies sind die zuverlässigsten Diplomaten bei solchen Unterhandlungen. — Auch ich widerstand nicht, wohl aber that das Mädchen so, und lispelte: **mais Madame la contesse! Mais Monsieur finissez donc, vous aimez ma maitresse! — Sans doute, mais cela ne m'empèche point d'aimer aussi la confidente.** Die weitern Antworten des allerliebsten Rosenmundes erstickte ich mit Küssen, und ließ mich nach einer halben Stunde von der Donetta nach dem erwähnten Haus führen, das in einer ziemlich engen Straße lag, klein und schmal war und nur zwei Fenster Fronte hatte. Ich trat mit meinem ange **polonais** ein, der mich der parterre wohnenden Frau vorstellte, welche früher in Diensten der Mutter der Gräfin gestanden hatte und aus alter Anhänglichkeit für die Tochter, sich derselben möglichst gefällig zeigte. Von hier begab ich mich zu der Soirée eines verheiratheten Majors, der mich bei der Parade eingeladen hatte, und wo ich mehrere hübsche polnische Damen traf, von denen aber die wenigsten deutsch, einige ziemlich französisch sprachen. Die Polinnen sind recht sinnlich liebenswürdig, meist sehr üppig gebaut, haben mit den Spanierinnen die größte Aehnlichkeit, nicht die mindeste mit den Französinnen; hätte ich die polnische Sprache gekannt, so würde ich gewiß auch mehrere recht artige polnische Abenteuer erlebt haben. Es wurde viel Musik gemacht, einige der polnischen Damen hatten herrliche Stimmen, sangen aber nur polnische Lieder, die, wie man mir sagte, meist politischen Inhalts waren und sich auf Polens Schicksale bezogen.

Als den nächsten Tag das Gestirn des Tages untergegangen war, fand ich mich zur bestimmten Zeit in dem bewußten Haus ein, wo mich die Frau willkommen hieß, aber nur wenig schlechtes Deutsch sprach, so daß wir uns mehr durch Pantomimen verständlich machen mußten. Ich hatte beinahe schon eine gute Stunde gewartet, als endlich die Gräfin, im Costüme eines polnischen Dienstmädchens und in Begleitung des ihrigen erschien. Beide

ſahen ſo reizend aus, daß mir faſt die Wahl wehe that, aber hier war keine Wahl mehr möglich. An drei Stunden brachte ich in einem Hinterſtübchen mit der verkleideten Gräfin zu, während die beiden andern in der vordern Wache hielten. Beim Weggehen ſagte ſie mir, ſie würde mich es jedesmal durch ihr Mädchen wiſſen laſſen, wenn ſie abkommen könne; dies ließ ich mir gerne gefallen, und die hübſche Abgeſandte war mir ſo lieb, daß in ihren Armen ermüdet, ich mehr als einmal die Einladung zum Stelldichein unter dem Vorwand, ſchon bei einem General oder Stabsoffizier zugeſagt zu haben, ausſchlug, wobei ich auf die Mithülfe des mich entſchuldigenden Mädchens ſicher zählen konnte. — So hatte ich ungefähr drei Wochen in Poſen zugebracht; es war Zeit an die endliche Rückreiſe nach Colberg zu denken, die ich nach gehörigem Abſchiednehmen bei ſehr ſchlechtem Wetter und auf abſcheulichen Wegen antrat, und zwar in einem offenen Wagen, über Czarnikow, Schneidemühl und Neuſtettin, wo Weg und Wetter erſt wieder etwas leidlicher zu werden begannen. In meinem Leben habe ich keine unangenehmere und langweiligere Reiſe gemacht. Uebernachten in ekelhaften Wirthshäuſern, elenden Krügen, ſchmutzige und ſo unreinliche Betten, daß ich das ganze Bettzeug hinauswarf, und auf friſchem Stroh, das ich mir bringen ließ, ſchlief, jämmerliche Koſt, auch nicht ein intereſſanter Gegenſtand auf dem ganzen Weg, keine hiſtoriſche Merkwürdigkeit, wenn ich allenfalls das von Barmin V. in Neuſtettin erbaute Schloß ausnehme, das jetzt ſtatt einem Armenhaus diente, dies alles gehörte zu meinen Reiſe-Annehmlichkeiten. Das keine 3000 Einwohner zählende Städtchen ließ Herzog Wratislaw IV. im 14ten Jahrhundert nach dem Vorbild Altſtettins erbauen.

Als ich endlich zu Colberg durch das Lauenburger Thor wieder einfuhr, da ward mir ganz ſonderbar zu Muthe und ſo unheimlich, daß ich mich gerne wieder 100 Meilen weit weggewünſcht hätte. Ich machte meine ſchuldigen militäriſchen Meldungen und hatte einige Flaſchen Danziger Goldwaſſer und einen ziemlichen Vorrath Königsberger Marcipan mitgebracht, das ich an die Töchter meines Commandeurs und andere verſchenkte, um mir eine gute Aufnahme zu bereiten. Ich trat nun meine Dienſte, ſowohl bei der Garniſon wie bei den mir befreundeten Damen wieder an, und allenthalben hieß es: „Fröhlich iſt wieder da; wir werden bald wieder Neues hören.“ Ich ließ es indeſſen vorerſt beim Al-

ten, ſcherzte mit Madame G..., beſuchte fleißig die Frau Doctor M..., ſang mit Frau v. Schätzel, brachte mit Hülfe der letztern einige kleine theatraliſche Vorſtellungen zu Stande, die im Haus der Madame Schröder und bei Kuhpfahls aufgeführt wurden, ꝛc. In dieſe Zeit fiel auch die Unterſuchung wegen dem Soldaten, dem ich ein Paar Hiebe mit der Klinge aufgemeſſen, weßhalb ich abermals Arreſt zu beſtehen hatte, der unſere theatraliſchen Darſtellungen eine Zeitlang unterbrach. Ein anderer, höchſt greulich-tragiſcher Vorfall, der ſich um dieſelbe Zeit in meiner Vaterſtadt Frankfurt am Main zutrug, machte auch in Colberg großes Aufſehen, da das Individuum, welches denſelben veranlaßt hatte, aus dieſer letztern Stadt gebürtig war, in der ſein Vater, ein ehrenwerther alter Zimmermann Namens Moog, noch lebte, und ſo unglücklicherweiſe die in Frankfurt von ſeinem Sohn begangene furchtbare That erfahren mußte. Der junge Moog, ein Tiſchler, hatte ſich in Frankfurt mit einer Bürgerstochter verheirathet und war ſo Bürger und Meiſter daſelbſt geworden; obgleich fleißig, arbeitſam und ſehr mäßig lebend, konnte er daſelbſt doch nicht voran kommen, woran hauptſächlich ſchuld war, daß er unbarmherzigen Menſchenſchindern, vulgo Wucherern in die Hände gefallen war. Als ſchon einmal die Noth am höchſten geweſen, hatte ſein alter Vater in Colberg 300 Thaler zuſammengepackt und dieſes Geld ſeinem Sohn, die Reiſe nach Frankfurt zu Fuß zurücklegend, ſelbſt überbracht. Ein Paar Jahre darauf war aber der Mann Dank den Frankfurter Wucherern wieder ſo weit wie vorher, wurde trübſinnig, ſah das Elend ſeiner Familie, er hatte bereits fünf Kinder, von denen das älteſte noch nicht ſieben und das jüngſte anderthalb Jahre alt war, unabwendbar, und wurde namentlich von einem gewiſſen Conrad R...s, dem er einige Gulden ſchuldete, bis aufs Blut gemartert. Er faßte nun einen verzweifelten Entſchluß, und nachdem er eines Morgens früh, er ſollte an dieſem Tag gepfändet werden, das Dienſtmädchen in einen von ſeiner Wohnung im Löwengäßchen weit abgelegenen Stadttheil unter dem Vorwand, daß bei einem Bäcker daſelbſt ganz vorzüglich gute Milchbrode zu haben ſeyen, weggeſchickt, ſchnitt er ſeiner Frau, ſeinen fünf Kindern und zuletzt ſich ſelbſt den Hals ab, ſo daß das rückkehrende Mädchen ſieben in einem Blutbad liegende Leichen antraf und ohnmächtig niederfiel. Dieſe ſchreckliche That hatte die ganze Stadt in Allarm gebracht. Der unglückliche Moog, den

besonders die Ambition, daß Niemand von den Seinigen der Stadt zur Laß fallen solle, zu der schrecklichen That vermocht hatte, wurde von der unsinnigen Frankfurter Criminal-Justiz noch verurtheilt, nachdem er auf einem Schinderkarren zum Rabenstein geschleift worden, daselbst todt enthauptet zu werden, worauf man seinen Kopf auf eine Stange steckte und den Körper auf das Rad flocht. Dies geschah noch im Jahr 1817 zu Frankfurt! —

Auf diese Veranlassung hin erließ der Frankfurter Senat ein Schreiben an den Magistrat zu Colberg, worin er demselben Bericht über den gräßlichen Vorfall erstattete, und dabei bemerkte: daß es ihm (dem Senat) zum Trost gereiche, daß der schreckliche Mörder kein geborner Frankfurter, sondern ein Colberger sey. — Der Colberger Magistrat, zehnmal vernünftiger, zuckte die Achseln über diese unpassende Bemerkung und meinte, eine Regierung, deren Behörden solche absurde Mittheilungen zu machen im Stande seyen, müsse eben nicht zu den vernünftigsten gehören, und er hatte vollkommen recht. — Mehrere Jahre nachher wiederholte sich ganz dasselbe furchtbare Schauspiel, das diesmal ein geborner Frankfurter, Namens Lichtwerk, aufführte, ebenfalls durch Wucherer dazu veranlaßt, wozu denn auch die den Armen so ungünstige als den Reichen günstige Frankfurter Civiljustiz das ihrige beitrug. Der Reiche, besonders wenn er recht vollbesetzte Mittagessen zur rechten Zeit zu geben versteht und sich gewisser Nabulisten versichert, vermag bei der Frankfurter Themis Alles.

Als der arme alte Moog in Colberg, den ich persönlich gekannt, die Unthat seines Sohnes erfuhr, sagte er, wie von stillem Wahnsinn überwältigt: »dies war ja nicht mein Sohn,« und wiederholte diese Worte so oft die Sprache von dieser That war. Er starb ein halbes Jahr darauf.

Ich führte nun mein früheres Leben in Colberg wieder fort, ging noch einigemal auf Urlaub nach Berlin, wo ich mich immer sehr vergnügte, und mehrere kleine komische Vorgänge, die ich in Gesellschaften oder auch auf Promenaden beobachtet hatte, dem dortigen, damals sehr beliebten Volksblatt: »der Beobachter an der Spree,« mittheilte, dessen Redaction sie auch sehr willig und gerne aufnahm; damals ahnte ich aber noch nicht, daß diese von meiner Feder dem Druck übergebenen Erstlinge der Anfang einer, einige Jahre später zu beginnenden literarischen Carriere seyn würden. — Man fand sie, ohne daß man den Verfaßer kannte, geistreich und

jatorisch genug, namentlich gefielen sie der alten Frau von Below wisch außerordentlich.

Ein Streich den ein Paar Studenten der reichen Madame Schröder gespielt hatten, gab der ganzen Stadt Colberg viel zu lachen. Die Dame machte jetzt jedes Jahr eine Plaisirreise in Gesellschaft ihrer Freundin Julius. Schon einigemal waren sie bis nach Berlin gekommen, hatten sich aber noch nicht weiter gewagt, diesmal hatten sie sich jedoch Dresden zu sehen vorgenommen. Sie reisten ohne andere männliche Begleitung als einen pommerschen Kammerdiener, der nicht mehr Erfahrung und Weltkenntniß hatte als seine Herrinnen. In Dresden führte sie der Zufall an der Table d'Hôte des Gasthofs in dem sie logirten, in die Nachbarschaft von ein Paar Studenten, lustige Zeisige, welche die große Naivität der reisenden Damen schnell lehrte, weß Geistes Kind dieselben waren. Sie redeten ihnen zu, da sie so nahe bei Prag seyen, doch auch diese merkwürdige Böhmenstadt, von deren Raritäten sie ihnen Wunderdinge erzählten, zu besuchen und kennen zu lernen. Madame Schröder meinte, das sey allerdings der Mühe werth, aber auf der Reiseroute, die ihnen Herr Julius in Colberg ausgefertigt, stünde nichts davon geschrieben, und sie wüßten also nicht wie sie es anzufangen hätten, den Weg dahin zu finden. — O wenn es weiter nichts ist, meine Damen, sagte der eine Studiosus, die will ich Ihnen schon angeben. — Wollen Sie die Gefälligkeit haben? — Mein Gott, warum denn nicht? Sie müssen Ihre Pferde nur genau von einer Station zur andern so bestellen, wie ich es Ihnen hier aufzeichnen werde. — Er nahm nun ein Papier zur Hand und schrieb eine Reiseroute von etwa 10—12 Stationen auf, die bis wenige Meilen vor Prag führte, dann aber wieder auf einem andern Weg bis auf eine Station vor Dresden zurück; Prag selbst schrieb er nicht auf, indem er zu den Damen sagte: das ist unnöthig, auf dieser letzten Station bestellen Sie die Pferde nur nach Prag. Die Damen bedankten sich recht höflich für die ihnen erwiesene Gefälligkeit, und befolgten die ertheilten Instructionen auf das genaueste. Frau Julius, welche sich die klügste dünkte, bestellte die Pferde von Station zu Station, wie es auf dem Zettel stand; als sie aber auf der letzten angekommen, dieselben nach Prag requirirte, glaubte der Posthalter, die Dame habe sich versprochen, und sagte: Sie werden meinen nach Dresden. — O bewahre der Himmel, nach Prag, nach Prag. —

Ja da kann ich Sie nur für die nächste Station bedienen, dann müssen Sie weiter bestellen, bis zur letzten vor Prag. Die Damen wußten nicht was das zu bedeuten habe, und glaubten, der Herr Posthalter sey nicht recht bei Sinnen. Endlich, nach vielem Hin- und Herreden, und nachdem die Damen ihre, vom Studenten erhaltene Reiseroute vorzeigten, klärte sich die Sache auf, der Posthalter konnte das Lachen kaum verbergen, und die Damen waren im höchsten Grad erbost, als sie inne wurden, welchen Streich man ihnen gespielt. Sie fanden nun für gut, die Reise nach Prag ganz aufzugeben, kehrten wieder nach Dresden und zwar in denselben Gasthof zurück, wo sie sogleich dem Wirth die Geschichte erzählten, und nach dem beshaften Studenten fragten, der aber nach der Versicherung des Wirthes mit seinem Kameraden gleich nachdem die Damen weg waren, nach Leipzig abgereist sey, sich aber vorher noch des Geniestreichs, den er gemacht, rühmte, so daß der Wirth und andere Gäste vor der Rückkehr der Damen schon davon unterrichtet gewesen, die nun Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit in dem Gasthof waren, und verschönert kam die Geschichte in ganz Dresden herum. Sie selbst, so wie ihr Kammerdiener, erzählten, nach Gelberg zurückgekommen, ebenfalls das gehabte Abenteuer, über den Studenten schimpfend, während die ganze Stadt lachte, und man sich allenthalben zurief: »nun, machen wir bald wieder eine Reise nach Prag?« —

Herz und Zeit theilte ich jetzt zwischen literarischen Studien und der Unterhaltung mit einem halben Dutzend Damen. Unter den letztern war auch eine neue Amourette mit einem hübschen Klosterfräulein, die sich von B... nannte; doch war sie in keinem Kloster, sondern in einer Stiftung, die aus einem frühern Kloster, das wie so viele nach der Reformation, einging, dotirt war und von der junge Mädchen aus guten aber zurückgekommenen Familien einen Jahrgehalt erhielten, der wegfiel so bald sie sich verheiratheten. Diese wohnte bei einem Kaufmann G...l, mit dem sie verwandt war, der mehrere Kinder hatte und die hübsche Klostercousine ebenfalls gerne sah, was indessen seine Frau, Vertraute des Fräuleins, wußte, und deßhalb deren Bekanntschaft mit mir begünstigte, während mich der Mann ungern in seinem Haus sah. Um mich in demselben beliebt zu machen, schenkte ich den Kindern öfters allerlei Kleinigkeiten, und am Nikelaustag machte ich ihnen eine Bescheerung, so wie es früher in Frankfurt und der

Umgegend Gebrauch war, und in einigen Städten vielleicht noch iſt. Ich verkleidete nämlich meinen Burſchen, einen tüchtigen Pommern, in einen furchtbaren Nikolaus, der in ein Bärenfell gehüllt war, ließ ihm eine gehörnte Kappe aufſetzen, einen Zwerchſack umhängen, der mit vergoldeten und verſilberten Nüſſen und Aepfeln gefüllt war, und außerdem eine Menge Spielzeug, Pfefferkuchen u. ſ. w. enthielt; dabei gab ich ihm eine armſtarke belaubte Ruthe und eine Raſſel in die Hand, hing ihm Schellen um den Hals und ſchickte ihn ſo zu G...e, wohin ich mich ſchon kurz vorher begeben hatte. Da in Colberg dergleichen nicht üblich und alſo unbekannt war, ſo wurde der Nikolaus bald von einer Menge Leute verfolgt und kam im G...leſchen Haus mit einem großen Lärm und Geſchrei an, ſo daß das ganze Haus in Schreck verſetzt wurde. Er ließ nun, der von mir erhaltenen Inſtruction gemäß, in die Wohnſtube, wo die ganze Familie, Herrn G...l ausgenommen, der ſich jeden Abend zu ſeinem Spiel in die Harmonie begab, ſammt den Mägden, die ſich ängſtlich ſchreiend flüchteten, verſammelt war, theilte ſeine Gaben, dieſem Puppen, jenem Ruthenſtreiche, Pfefferkuchen oder Mandelbrod, aus, und warf Nüſſe, Aepfel und Zuckermandeln haufenweiſe auf den Boden in die Rappie. Die bald wieder beruhigten Aengſtigten wagten es endlich darnach zu greifen, und die Furcht löſete ſich zuletzt in Freude, Fröhlichkeit und Lachen auf, nachdem ich erklärt hatte, was der Scherz zu bedeuten habe. Madame G...l, ſo wie das Fräulein von B... erhielten jede ein köſtliches überzuckertes Herz, wobei erſtere ausrief: »Ach, das iſt gerade ſo wie dasjenige, welches mir der Lieutenant A..., als er nach der Belagerung Colberg verließ, verehrte, und das ich zum ewigen Andenken in einer Schachtel aufbewahre, es iſt freilich ſchon ganz von der Zeit und den Würmern zerfreſſen, aber das thut nichts, ſelbſt den Staub davon werde ich in einer Düte bis zum letzten Hauch bewahren.« Der Offizier war, wie man leicht denken kann, ein erhörter Anbeter der ſentimentalen Dame geweſen. So weit war alles gut, als aber Herr G...l nach Haus kam und ihm die Kinder von der ſchönen Beſcheerung erzählten, ich hatte mich ſchon entfernt, machte er eben nicht das freundlichſte Geſicht, packte alles Spielzeug und den Tand zuſammen, ausgenommen was ſchon verzehrt war, ſo wie die von den Damen bei Seite gebrachten Herzen, that die Sachen in einen Korb und ſchickte ſie mir den andern

Morgen mit einem Briefchen zurück, in welchem er mir unter andern sehr trocknen Phrasen sagte: »Es ist gegen seine Grundsätze, Geschenke für die Seinigen von Fremden anzunehmen.« Dies war natürlich so gut als mir das Haus verbieten. Das älteste Töchterchen hatte aber ein Paar Tage darauf bei Tische gesagt: Mutter, der Vater hat aber doch Dein Zuckerherz nicht zurückgeschickt. Dies gab nun noch eine Scene, da die Mama die Aussage de l'enfant terrible bestritt! Damit war aber die Sache noch nicht abgemacht, der Nikolaus hatte einen kleinen Straßentumult, und vieler mit einem abermaligen Verweis vom Commandanten verursacht, sogar die Polizei hatte Notiz davon genommen. Ich sah indessen Fräulein von B... jetzt oft in einem dritten Haus, bei einer Frau Wirt auf dem Markt, die so gefällig war, uns ganze Stunden in eine obere Kammer einzusperren und daselbst mit allerlei Erfrischungen zu versehen; auch sie ließ ihren Herrn Gemahl gerne blinde Kuh spielen. Da indessen Herr G...l der Cousine immer mehr zusetzte, so entschloß sich dieselbe, aus diesen und noch andern Ursachen sein Haus und sogar Colberg zu verlassen und in dem nahen Belgard zu wohnen, wo ich sie dann öfters heimsuchte. Eine andere Dame, mit der ich ein Verhältniß angeknüpft hatte, konnte ich nur, da sie zu sehr bewacht war, mit Hülfe der gefälligen Frau Wirt, auf der Dachrinne zwischen dem Giebel ihres Hauses und dem der Dame sprechen, indem wir jedes aus einem Gaubloch (Dachfenster) stiegen, wie mir so oft es ihr zu kommen möglich wurde, das Zeichen dazu durch ein Stückchen weißes Papier, welches sie an das Fenster klebte, gab, und zwar zu einer bestimmten Nachmittagsstunde, die ich in einer nahen Weinwirthschaft, die man »zur Mutter Blaurock«, ein Spottname, den man der etwas korpulenten und gutmüthigen Wirthin gegeben, abpaßte. Eines Abends, als wir nach eingebrochener Nacht uns wieder in der Rinne zwischen den zwei Giebeldächern recht angenehm unterhielten, hörten wir plötzlich Tritte auf dem Boden der Madame L..., die sich dem offen stehenden Gaubloch näherten, wir flüchteten uns schnell durch das Dachfenster des Wirthischen Hauses auf den Boden, Madame L... glaubte ihren Mann zu erkennen, eilte die Stiegen hinab, über die Straße in ihr Haus, und in ein hinteres Gemach. Als der Herr Gemahl, denn er war es richtig gewesen, langsamen Schrittes vom Boden herabkam, fand er seine theure Ehehälfte ganz ruhig in demselben etwas räumen; er schüttelte

zwar bedenklich den Kopf, sagte aber nichts, den andern Tag war jedoch das auf die Rinne führende Dachfenster mit einem Vorlegeschloß verwahrt, was aber nicht hinderte daß wir andere Mittel und Wege fanden, uns zu sehen, und dies mit Hülfe kleiner Papierchen und gewisser Zeichen am Fenster. Ein Paar alte Türkenjungfern halfen gerne aus, der Mann begleitete die Frau zu ihnen und holte sie auch später wieder ab, nicht ahnend, daß ich schon vorher im Haus verborgen war. Die Dame erhielt bald darauf einen Besuch von einer jungen Anverwandten, einem Fräulein von Campke aus Berlin, die sie nun zu ihrer Liebesbötin machte. Das Mädchen war sehr schön, hatte besonders einen ätherischen Wuchs und einen Silphydengang, eine wahre Hebegestalt. War es ein Wunder, daß mich eine solche verführerische Abgesandte, deren Stimme noch obendrein den harmonischsten Klang hatte, zur Untreue und zum Verrath an der Schönen, die sie sandte, verleitete? Auch war es fast immer auf dem alten Marienkirchhof, zwischen Gräbern und Gespenstern, wo sie mir zu sagen hatte, ich möchte mich bei Türks einfinden, und ich sie dann persuadirte, sich vorher bei mir einzustellen, nachdem wir eine Promenade zwischen den Gräbern und längs den Mauern der alten Kirche gemacht, und die Strophe der Romanze:

. . . . . .
Alles still und stumm.
Die Verliebten und Gespenster
Wandeln schon herum."

verwirklicht hatten. Leider blieb das hübsche Mädchen eine viel zu kurze Zeit in Colberg, sie gab mir aber die Adresse ihrer Wohnung in Berlin, in der Hamburger Straße, wo sie sich bei ihrer Tante, der Frau von Osten aufhielt, die eine Verwandte eines Majors von Osten war, der in Berlin bekannt, weil ihn ein Feldprediger, den er gerne aufzog und zum Besten hatte, einst auf eine arge Weise heimgeschickt, ohne daß er deßhalb etwas hätte erwiedern können, so sehr er sich auch getroffen fühlen mußte. Die Sache war folgende: Bei dem Dessert eines splendiden Mittagmahles, das ein Oberst seinen Offizieren gab, neckte sich der Major wieder mit dem Feldprediger, und zog ihn namentlich wegen den Wundern in der Bibel arg auf. Der Pastor in die Enge getrieben, wußte sich nicht anders zu helfen, als indem er zu seinem

Gegner sprach: O die Wunder, die Sie da erwähnen, sind noch gar nichts gegen die bei der Sündflut, wo unser Herrgott dem Vieh jeder Art befahl, sich in die Arche zu verfügen, und dann unter andern zu den verschiedenen Thieren sprach: »Du Löwe von Süden, geh in den Kasten hinein; du Kamel aus Westen, geh in den Kasten hinein; du Bär von Norden, geh in den Kasten hinein, und du Giel von Osten, geh in den Kasten hinein, und sämmtliches Vieh gehorchte ohne Murren.« — Brave, Herr Pastor, erschallte es von allen Seiten des Tisches; der Major biß sich in die Lippen, war stumm und ließ den Feldprediger fortan ungeschoren.

Aus Mangel an andern Freuden und aus Langerweile, die in Friedensgarnisonen das Militär immer plagt, denn man kann auch mit dem besten Willen nicht ewig hinter den Büchern hocken, und der Dienst will nicht viel sagen, machte ich fortwährend Pläne, neue Campagnen unter Amors Banner zu eröffnen. So kam ich auf die Idee, die Scene, die ich schon einmal in Berlin gespielt, auch in Colberg zu wiederholen, nämlich alle meine Theuren, jedoch nur die Verheiratheten, bei einem Abendmahl zu vereinigen. Ich wohnte damals bei einem Brauer, Namens Paul, der ein Paar charmante junge Töchter, Minchen und Carolinchen, besaß, mit denen ich mich schnell auf einen vertrauten Fuß gesetzt hatte. Meine Wohnung war Parterre und hatte einen eigenen Eingang im Thorweg. Nachdem ich nun sieben Frauen zu diesem Abendessen, versteht sich, ohne daß eine etwas von der andern wußte, eingeladen, bat ich die beiden Mädchen, mir doch ein Essen zu bereiten, indem ich einige Kameraden bewirthen wollte, es solle aber nur aus kalter Küche bestehen. Sie machten ihre Sache vortrefflich, und bereiteten besonders einige sehr gute Gelees und Blancmangers, Pasteten hatte ich in der Stadt kaufen machen lassen. Als die festgesetzte Stunde gekommen und der Tisch vollständig servirt war, daß keine Bedienung mehr nöthig, kamen nacheinander: Madame O…, Frau Doktor M…, Frau von Sch…l, Frau von St…, Madame J…le und Madame W…, die ich alle auf das freundlichste empfing, und so wie eine zweite leise anklopfte, jedesmal erstere theils in meine Schlafkammer, theils in eine andere Nebenkammer obligat verbarg, ihr tiefes Schweigen empfehlend. Als endlich alle da waren, die sieben blieb aus, trat ich mit einem Licht in die Kammern, und bat die eben so überraschten als verschämten Schönen, mir zu erlauben, sie an den Tisch führen zu dürfen. Hier war

die Scene eine ganz andere wie zu Berlin, da sich die sämmtlichen Damen sehr genau kannten, auch blieben alle stumm und bewegungslos, bei einigen verrieth sich aber Zorn und Scham im Angesicht, keine wollte meiner Einladung Folge leisten. Dies wäre eine Gruppe für einen Hogarth gewesen, in allen seinen Zeichnungen findet sich nichts Aehnliches, auch gaudirte ich mich nicht wenig an dem Anblick derselben. Die einen waren blutroth, die andern leichenblaß, und keine getraute sich umzusehen. Ich nahm endlich das Wort und sagte: Wohlan, meine Damen, das Souper erwartet sie, es ist zwar ein kaltes, wird Ihnen aber doch schmecken, verderben Sie sich den Appetit nicht, wir sind ja lauter Bekannte, unter solchen Umständen bleibt nichts anders übrig und ist es immer das Beste, gute Miene zu bösem Spiel zu machen, seyn wir einig, Sie haben ja alle gleiches Interesse, daß dies Spiel nicht verrathen werde, also keine etwas von der andern zu fürchten, ein wenig Scham ist schnell vorüber. Noch immer gab keine einen Laut von sich. Ich nahm nun Frau von Sch... l und die Doctor M... am Arm, führte sie halb mit Gewalt an den Tisch, placirte sie und machte es dann mit den andern eben so. Ich servirte, aber keine wollte zugreifen. Endlich machte Madame G... zuerst den Mund auf und löste ihre geläufige Zunge, indem sie sprach:

»Meine Damen, der Streich ist zwar unerhört, nein, so etwas lebt nicht mehr und ist gewiß noch nicht vorgekommen, so lange die Welt steht (hier lieh ich ein leises: Doch, doch, hören) Fröhlich ist ein Ausbund von Verrath und Falschheit, aber was wollen wir armen verrathenen Geschöpfe machen, kömmt die Geschichte an den Tag, so sind wir alle verloren, es bleibt nichts anders übrig als seinen Mund zu halten, oder unserm abscheulichen Wirth die Augen auszukratzen, ihn bis in den Tod zu hassen, oder noch besser, zu erwürgen.« — Dies war eine schöne Aussicht für mich. Glücklicherweise machte keine der Damen Anstalt, einen so abscheulichen Rath zu befolgen, und ich mich ermannend, versetzte: »mein Tod, meine Damen, würde das Uebel, wenn es eines ist, in dem sie sich befinden, nur noch zehnmal ärger machen, denn sie könnten in den Fall kommen, alle gehängt zu werden; deßwegen ist mein Rath, statt den der Madame G... zu befolgen, sich sofort an die auf Sie schon längst harrenden, gut zubereiteten Speisen zu machen, sich es wohl schmecken zu lassen;« dabei küßte ich eine nach der andern, trotz ihrem Sträuben, und nöthigte sie zum Essen, sie fanden sich

nach und nach in das Unvermeidliche, wurden gesprächiger, und nachdem erst einige Gläser Champagner geleert waren, fand sich das Uebrige, ich spielte lustige Tänze am Clavier, man wurde zuletzt heiter und fröhlich, und gegen zehn Uhr verließen sie sämmtlich meine Wohnung, mir beim Umarmen eine angenehme Nacht wünschend. Der Spaß war nicht mit Gold zu bezahlen, wurde aber doch verrathen, denn Pauls Töchter hatten uns belauscht und die Damen fortschleichen sehen, ohne sie jedoch alle und genau erkannt zu haben, sondern mehr vermutheten wer sie zum Theil waren. Als sie noch denselben Abend zu mir kamen, den Tisch wieder abzuräumen, lächelten sie malitiös, und die jüngere, Carolinchen, eine frische, kaum sechzehnjährige Blondine, sagte: »Ihre bewirtheten Kameraden waren ja alle ohne Bart.« — Ich küßte sie und erwiederte: so wie Du, mein Kind, und da ich wohl merkte, daß sie gelauscht haben mußten, nahm ich ihnen das feierliche Versprechen ab, gegen Niemand etwas von diesem Souper zu erwähnen und behielt sie zum Dessert bei mir. Sie hatten noch eine dritte Schwester, eine junge, an einen Salinenbeamten verheirathete Frau, die öfters ihre Eltern besuchte, mit der ich etwas später auch noch ein kleines Abenteuer hatte, dieser erzählten sie im tiefsten Vertrauen was bei mir vorgegangen war, und so machte die Historie mit vielen Varianten der Namen der Betheiligten, dennoch bald die Runde in der Stadt, wurde aber glücklicherweise von den meisten Personen für ein Mährchen, oder doch wenigstens als sehr ausgeschmückt und übertrieben gehalten, besonders da man sich hinsichtlich der Namen der betheiligten Personen durchaus nicht verständigen konnte. Auch wurde diese Geschichte schnell wieder durch eine andere verdrängt.

Mein Freund Willmann, der in der Liebe weit beständiger war als ich, hatte noch immer großes Wohlgefallen an seiner corpulenten Kriegsräthin. Eines Nachmittags wurde im Garten bei Kuhpfahls die Chronik scandalosa der damaligen Zeit von Colberg verhandelt, wo denn auch das Verhältniß Willmanns mit der Wißling zur Sprache kam, und ein Kaufmann Namens Hackstock, bei dem Willmann wohnte, erzählte ganz ohne Hehl in dem Harmoniegarten, daß die Kriegsräthin gewisse Futterale von den feinsten Blasen für den Offizier per Dutzend nähe. Dies wurde dem Vater der Kriegsräthin, einem Beamten Namens Jueke, der noch andere hübsche unverheirathete Töchter hatte, hinterbracht, und der

Mann war einfältig genug, die Sache anhängig zu machen und den Erzähler als Verläumder zu verklagen, der sich nun zu beweisen erbot, was er gesagt, indem er selbst ein ganzes Packet solcher Dinger, von der Wißling geschickt, einem Mädchen abgenommen hätte ꝛc. Man kann sich denken, welch ein ungeheures Aufsehen diese Scandalosa in ganz Colberg machte, so daß die Kriegsräthin für gut fand die Stadt zu verlassen und sich nach Bromberg zurückzuziehen; doch auch hierher drang diese Historie, und sie zog nochmals weiter gen Norden, und zwar bis Königsberg. Dies und noch ein anderer Vorfall, durch einen Graf Schulenburg, einen verabschiedeten Garde-Lieutenant und Festungsarrestanten, bei der Mutter Blaurock veranlaßt, machte mein Souper und alle andere Dinge auf 14 Tage vergessen.

Ich hielt mich nun mehr an meine Hausdamen, Pauls und deren verheirathete Schwester, zu denen außerdem noch eine ganze Menge artiger Bürgersmädchen kamen, unter denen eine Louise Zielken, ein Louischen Plazer, ein Hannchen Sinel, eine Sophie Reisinger, eine Madame Igel und eine wunderschöne Schornsteinfegersfrau mit einer feinen schneeweißen Haut, ganz allerliebste Kinder waren, denen zu lieb ich allerlei Spiele, namentlich auch Versteckens und Waldpartien veranstaltete, und mich bald mit der einen bald mit der andern in der Malzdarre des Hauses oder einem undurchdringlichen Gebüsch des Hains verbarg. Indessen war ich jetzt in Colberg, wo ich freilich schon über vier Jahre hauste, ein langer Aufenthalt, so wie jede kleine Stadt für einen Welt- und Lebemann, so von den Ehemännern und Familienvätern gefürchtet, daß sie schon zitterten wenn ich mit einer Frau oder einem Mädchen nur sprach, während mich die andern Leute mit einem: »Schlagerl« benannten. Aber dennoch wußte ich es immer so einzurichten, daß ich in den meisten Fällen zu meinem Zweck kam, wobei mir auch oft der Zufall sehr günstig war.

Eine recht unterhaltende Partie war eine Hochzeitsfeier, die ein wohlhabender Pächter der Madame Schröder im Bullenwinkel zu Ehren seiner Tochter, die einen Krämer in Colberg heirathete, veranstaltete, zu der er alle Honoratioren Colbergs durch reitende, mit Bändern und Blumen geschmückte Boten, wie es dort zu Land Sitte ist, eingeladen hatte. Der buntgekleidete Reiter, dessen Hut besonders bebändert und besedert ist, ritet von Haus zu Haus, wo er beauftragt ist Einladungen zu machen, und recitirt dieselben

in Verſen und einem ziemlich langen Gedicht, in welchem unter andern auch die bekannte Stelle: »In Sachſen wo die ſchönen Mädchen wachſen, in Berlin wo die holden Jungfern blüh'n« ꝛc. vorkommt. Dieſe Feier währte nicht weniger als drei volle Tage und Nächte, während welchen unaufhörlich gegeſſen, getrunken, getanzt, geſpielt und geküßt wurde. Nie habe ich eine ſolche Menge von Kuchen, Würſten, Schinken, Gänſen, Hammels-, Kalbs- und Schweinebraten beiſammen geſehen, wie hier. Jeden Morgen kamen ganze Wagen voll Victualien angefahren, und die Bierfäſſer wurden an einem fort gezapft, auch Wein und Liqueure gab es, wurde jedoch nur den vornehmern Gäſten kredenzt. Außer der legitimen Hochzeit mag noch gar manche Nebenhochzeit hier gefeiert worden ſeyn. Die hübſchen Brauerstöchter meines Wirthes waren auch von der Parthie. Ein Apotheker Namens Benkendorf, ein halber Narr und toller Kerl, der ſich um das Fräulein Beigke bewarb, in die er verliebt war, braute einen Trank, eine Art Philter, um dieſe ſich günſtig zu machen, er konnte ihn aber dem Mädchen nicht beibringen, dagegen tranken ein halbes Dutzend anderer Kinder mit Wohlbehagen davon und wurden bald ganz berauſcht und liebestoll, ſo daß ſie ihre Eltern wegführen und einſperren mußten; dieſe Tollheit hielt bei einigen vier Wochen und länger an. Die erſten 24 Stunden hatte ich das etwas wilde Hochzeitsfeſt ununterbrochen mitgemacht, den zweiten und dritten Tag aber fand ich mich immer erſt gegen Abend ein, um ein nächtliches Abenteuer zu beſtehen. Ein recht hübſches Landmädchen, das ich zu einer kurzen Mondſcheinpromenade beredete, ſagte mir ganz naiv: Aber Sie wollen mich doch nicht verführen? — Bewahre, nur lieb haben, mein ſchönes Kind. — Bei dieſem Verführen fiel mir ein nicht gar lange vorher vorgefallenes Hiſtörchen ein. Bei einer Paternitätsklage hatte der Richter der Klagenden geſagt: Mein Kind, was Ihr mir da vorbringt, iſt nicht hinlänglich, Ihr müßt mir gültigere Beweiſe bringen, daß Euch der Menſch verführt hat. — Einige Tage darauf erſchien das Mädchen wieder vor dem Richter und ſprach: Jetzt habe ich die beſten Beweiſe, Herr Richter! — So laßt hören. — Ja, er hat mich geſtern Abend ſchon wieder verführt! — Am vierten Morgen kehrte ich, ſo wie alle Gäſte, etwas ſtark ermüdet und mit einem kleinen Fieber heim. Als wir in die Stadt kamen, begegneten wir dem Apotheker Benkendorf, der zwei Burſchen hinter ſich hatte, von denen der eine einen le-

dernen Beutel voll kleiner Groschenstücke und Silbermünzen trug, und davon auf Befehl seines Herrn an alle Kinder und Bedürftige, denen er begegnete, austheilen mußte, während der andere einen schönen Offiziershut mit prächtigen Federn geschmückt hoch in der Hand hielt, beides um die Aufmerksamkeit der Leute und besonders des Fräuleins Beitzke auf sich zu ziehen. Der Mensch war rein verrückt, kam auch später noch insolvent ins Narrenhospital.

Mein Fieber nahm indessen zu, so wie ein arger Husten, der mir die Brust stark angriff. Das etwas wilde Leben das ich führte, mochte freilich viel Schuld seyn, indessen trug das frühe Exerciren am Strand der Ostsee, wo man sich oft bei kaltem neblichem Wetter bei dem beständigen Commandiren heiser schrie, sehr erhitzte, wohl auch das Seinige dazu bei, wozu noch kam, daß ich öfters, noch lange nicht abgekühlt genug, durch ein Bad in den Fluthen des baltischen Meeres mich von der Erhitzung und Ermüdung zu befreien suchte. Verdruß und mancher Aerger, die ich mir allerdings meist selbst zuzog, setzten mir auch zu. So hatte ich unter anderm mit einem Offizier gewettet, daß ich die Schildwache vor der Hauptwache um Mitternacht von ihrem Posten vertreiben wolle, ohne Gewalt zu gebrauchen, mit der Bedingung jedoch, daß er dieselbe davon nicht präveniren dürfe. Ich ließ mir zu diesem Ende ein Paar Stelzen machen, deren Tritte über vier Fuß vom Boden waren, und sie bis zu denselben schwarz anstreichen. Als nun der Tag herangekommen war, an dem der Offizier die Hauptwache befehligte, hüllte ich mich nach elf Uhr des Nachts in ein weißes Gewand, nahm eine weiße Todtenlarve vor das Gesicht, stieg auf meine unten mit Lappen umwundenen Stelzen und schritt so feierlichen Ganges über den Markt, wobei sich meine Gestalt gleichsam wie in der Luft schwebend ausnahm, und auf die Schildwache zu, die, ein kräftiger Pommer, ein donnerndes Werda rief, als sie mich erblickte, worauf ich nichts erwiederte, eben so wenig auf ein zweites und drittes Werda, und immer voranging, denn ich wußte ja, daß die Wache kein geladenes Gewehr hatte, und also keine Gefahr erschossen zu werden vorhanden war. Aber der Bursche wich nicht, stand wie eine Mauer, und fällte, als ich ihm näher auf den Leib rückte, das Bajonnet und rief die Wache ins Gewehr. Diese stürzte sammt dem Offizier heraus, und stutzte, einen, wie sie glaubte, in der Luft schwebenden Geist zu sehen. —

Ich ſprang jetzt, um der Sache ein Ende zu machen, von meinen Stelzen herab, warf das weiße Tuch herunter und rief aus: »Ich habe die Wette verloren!« es galt ein halbes Dutzend Flaſchen Ungarwein. Die Sache blieb aber nicht verſchwiegen, ſondern kam zu Ohren des Commandanten, der mir durch den Bataillons-Commandeur 24ſtündigen Arreſt verkündigen ließ, mit dem Bemerken, ich könne froh ſeyn, ſo durch zu kommen, ich verdiente eigentlich vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden. Hierauf konnte ich mich nicht enthalten zu antworten: O, es iſt noch lange nicht ſo arg, als wie die ganze Stadt durch Kanonenſchüſſe in den Straßen in Allarm, Furcht und Schrecken zu ſetzen, und hundert Thaler für zerbrochene Scheiben bezahlen zu müſſen, wie es dem Herrn Commandanten ergangen. — Auch dieſe Worte wurden wieder rapportirt und machten mich eben nicht beliebter bei ihm. Bald ſuchte er auch eine Gelegenheit mit den Haaren herbeizuziehen, mich ſeinen ganzen Zorn fühlen zu laſſen.

Eines Tages war Feuer in der Stadt ausgebrochen, ich wurde an das Gelderthor commandirt, wo ein Lieutenant Göricke die Wache hatte. Die Inſtruction lautete, daß bei einem Brand Niemand aus der Stadt gelaſſen werden dürfe, ſo lange er währte. Nun kamen eine Menge Mädchen, welche in der Vorſtadt Milch für ihre Herrſchaften holen wollten, es war noch frühe am Morgen, und da ſie der wachehabende Lieutenant nicht hinausließ, ſo wuchs ihre Zahl bald auf ein halbes Hundert an, mit denen ſich dann die Soldaten neckten und ſchäkerten. Das Feuer währte an 3 Stunden bevor es gelöſcht war; die Mädchen, denen wohl auch dies Spiel gefiel, harrten bis die Paſſage wieder frei ſey, und ihre Damen vergeblich auf die Milch wartend, mußten dieſen Morgen ohne den gewohnten, nicht zu entbehrenden Kaffee bleiben, oder ihn ohne Milch genießen, und wurden noch obendrein über das Ausbleiben ihrer dienſtbaren Geiſter, wodurch der ganze Morgen verloren ging und das Mittageſſen nicht zur rechten Zeit beſtellt werden konnte, erbost. Auch dies kam wieder zu Ohren des Commandanten, der mich bei der Parade deßhalb zur Rede ſtellte, und dabei ſagte: »der Befehl Niemand aus der Stadt zu laſſen, erſtrecke ſich nicht bis auf die Milchmädchen, aber es unterhielt die Herrn, dieſe Poſſen mit den Soldaten treiben zu ſehen.« — Ich erwiederte dem Commandanten, daß ich nicht der wachehabende Offizier geweſen, ſondern nur das Commando der auf dieſen Al-

larmplatz beorderten Truppen gehabt, folglich mich diese Consigne gar nichts angegangen habe. — Hierauf versetzte er: das ist keine Entschuldigung, Sie waren der ältere Offizier im Grad, und hätten also auf Ordnung sehen müssen. — Dabei hatte es sein Bewenden, und er konnte mir wegen dieser Sache nicht wohl etwas anhaben, dagegen gelang es ihm den Sonntag darauf, wenn auch mit noch weit wenigerm Grund, mich so zu reizen, daß ich nach den Kriegsgesetzen allerdings sehr straffällig wurde.

Es war große Parade auf dem Markt, nach gehöriger Inspection schwenkten die Bataillone rechts ab, um zuerst im Paradeschritt vor dem Commandanten zu defiliren. Der Offizier, der den, dem meinigen folgenden Zug commandirte, hatte die gehörige Distanz beim Schwenken nicht behalten, sondern war meinem Zug viel zu nahe gerückt. Daß sich dies so verhielt, konnte Niemand besser als der außerhalb den Colonnen stehende Commandant bemerken; dennoch wandte er sich laut schreiend mit den Worten: Herr Lieutenant Fröhlich, Sie halten ja gar keine Distanz, Ihr Zug marschirt wie Rekruten! an mich. Der ganze Markt und die Fenster waren voll Zuschauer, welche alle diese Apostrophe gehört haben mußten; dies versetzte mich in einen solchen Zorn, daß ich nicht mehr Meister über mich selbst war, und dem Commandanten noch lauter erwiederte: »Herr Oberst, wenn Sie nicht sehen wollen daß mein Hintermann und nicht ich die Distanz verloren hat, so lassen Sie auf der Stelle einschwenken, und Sie werden sich zur Genüge davon überzeugen.« — Statt aller Antwort, wurde die Colonne durch ein donnerndes Halt zum Stehen gebracht, mir sogleich der Degen abgenommen, ich vom Platzmajor in Arrest geführt, und dann meine abermalige Suspension vom Dienst bis nach abgemachter Untersuchung verordnet. Gleich den andern Tag kam ich bei meinem Commandeur mit einem Gesuch um meinen Abschied ein, worauf mir aber erwiedert wurde, daß erst nach beendigter Untersuchung mein Gesuch berücksichtigt werden könne. — Ich hatte schon längere Zeit im Sinn meine Entlassung zu nehmen, da ich einsah, daß unter den bewandten Umständen eben kein großes Glück mehr für mich in preußischen Diensten zu hoffen sey, und ich auf kein baldiges Avancement rechnen könne; mehrere Gesuche um eine Versetzung zu einem Regiment in den Rheinprovinzen waren mir abgeschlagen worden, und ich hatte durch einen Zufall in Erfahrung gebracht, daß ich in den Conduitenlisten, welche

die Chefs alljährlich von den Offizieren einreichen, ziemlich schwarz angeschrieben stand. Wenn ich gerecht seyn will, muß ich gestehen, daß ich durch mein oft sehr unpolitisches Benehmen dies mit veranlaßt hatte. Nach 24 Stunden wurde ich vom Arrest wieder befreit, blieb jedoch suspendirt, und die Untersuchung begann. Während dieser Zeit, es dauerte über fünf Monate bevor das bestätigte Urtheil von Berlin zurückkam, lebte ich ziemlich eingezogen in meiner Wohnung, wo ich mich mit den liebenswürdigen Töchtern meines Wirthes und deren zahlreichen Freundinnen recht angenehm unterhielt, viel las und studierte, und den Nachmittag ein Paar Stunden in dem Harmoniegarten mit Lesen der Zeitungen und belletristischen Blätter zubrachte. Eines Tages befanden sich die Töchter meines Obersten, die des pensionirten Generals v. Fiebig und noch andere, zum Theil ganz junge Mädchen in dem an das Lesezimmer stoßenden Gartensaal, und machten nicht nur einen so gewaltigen Lärm daß es unmöglich war einen Gedanken zu fassen, sondern sie rannten wohl dreißigmal in einer Viertelstunde, Thüren auf- und zuschlagend, durch das Lesezimmer, so daß sich auch einige Bürger in demselben laut beschwerten. Ich schloß endlich die Thüre des Gartensalons ab, so daß die Mädchen nicht mehr heraus konnten, da er keinen andern Ausgang hatte, und ließ sie eine geraume Zeit an der Thüre pochen und rufen, bevor ich ihnen aufmachte, was ich endlich lachend that, worauf mir die jüngste Fräulein von Witte, ein kaum elf Jahre altes naseweises Ding, sagte: »Ich werde es dem Papa sagen, der soll Sie wieder in Arrest schicken;« ich erwiederte ihr darauf: »mein artiges Fräulein, bei mir zu Lande ist es Gebrauch daß man die Gänschen jeden Abend einsperrt.« — Aber nun fielen alle auf einmal über mich her und schnatterten so gewaltig, daß ich auch kein Wort verstand, sondern mich lachend entfernte. Durch Frau von Sch....l aber, die ich noch denselben Tag sprach, erfuhr ich, daß sich die ältere Fräulein Witte gegen die andern Mädchen geäußert habe: Laßt es nur gut seyn, der kömmt schön an, der Vater hat ohnehin schon in die Conduitenliste gesetzt, daß er unanständige Liebesintriguen habe, sich ungebührlich gegen seine Vorgesetzten benehme, und Schulden mache. — Ich mochte ungefähr ein Paar Hundert Thaler Schulden haben, die jedoch meist auf laufende Rechnung waren, und ich am Ende wohl noch bezahlen konnte und bezahlte. Dies und die Intriguen hätte man mindestens von einem

Drittheil der Offiziere in die Conduitenliste setzen können. Aber die Hauptsache waren die Vorgesetzten. Mein Urtheil kam endlich von Berlin und war abermals sechsmonatlicher Festungsarrest, den ich diesmal in Colberg selbst absitzen sollte. Der Commandant wies mir eine Stube auf dem Gelderthor an, mit dem Verbot, mein Arrestzimmer nicht verlassen und noch weniger in die Stadt gehen zu dürfen, ja er trieb es so weit, daß die wachthabenden Offiziere dieses Postens Ordre erhielten, daß ich ohne seine Erlaubniß keine Besuche annehmen dürfe, und alle an mich gerichteten Briefe durch die Hände der Commandantur gehen sollten. Nur zwei Stunden Vor- und zwei Nachmittags war mir ein sehr kurzer Spaziergang auf dem Wall unter den Augen der Schildwache erlaubt. Was die Briefe anbelangte, so wußte ich es schon zu machen daß ich sie auf anderm Weg erhielt. Ich ließ meinem Burschen eine Bürste mit einem verborgenen Schieber machen, in welche er jeden Morgen, wenn er kam um meine Kleider zu reinigen und das Frühstück zu bringen, die an mich in meiner Wohnung eingegangenen Briefe und Billets aus der Stadt hineinlegte, und so auch meine Antworten wieder mit fortnahm. Hatten Offiziere, mit denen ich auf einem vertrautern Fuß stand, wie Willmann, Bockefeld, Meyer, Sanft ꝛc., die Wache, so empfing ich auch Abends Besuche, und sogar weibliche. Indessen wurde die Sache mit der Briefbürste doch verrathen, ein Unteroffizier, der den Burschen fragte und visitirte, ob er keine Papiere für mich bei sich habe, nahm zufällig die Bürste in die Hand, entdeckte den Schieber, schob ihn zurück und fand zwei Zettelchen von Pauls Töchtern und einen Brief von einer gewissen Frau Geib, welche die Unterhändlerin für eine andere Dame machte, die sie glücklicherweise nicht in dem Schreiben genannt hatte. Diese drei Personen ließ der Commandant nun durch die bürgerlichen Behörden, den Oberbürgermeister und den Polizeidirector vernehmen und verwarnen, künftig sich in keine Correspondenz mehr mit Festungsarrestanten einzulassen; dies gab abermals einen heillosen Stadtscandal, die Mädchen konnten sich gar nicht mehr sehen lassen, und ich war außer mir. Uebrigens wurde mir die Zeit eben nicht lang auf meinem Thor, ich hatte Kameraden und Unterhaltung genug: ein alter, sehr lustiger Rittmeister, drei andere Offiziere, ein Bürgermeister der einen Landrath geprügelt, ein Forstmeister der aus Versehen einen Wilddieb erschossen hatte, saßen alle auf demselben Thor in ver-

ſchiedenen Arreſtſtuben. Wir kamen Morgens und Abends zuſammen, und jeder wußte eine Schnurre oder unterhaltende Begebenheit aus ſeinem Leben zu erzählen, beſonders der Lieutenant von Stolzenbach, der außerdem die niedlichſten Pappparbeiten, ganze Burgen, Feſtungen, Tempel, Kirchen und andere Gegenſtände aus Pappe zu ſeiner und unſerer Unterhaltung verfertigte. Die Offiziere ſaßen meiſtens wegen gehabten Duellen. Auch hatte ich mein Clavier heraufbringen laſſen und vertrieb mir und den andern manche Stunde mit Muſik. — Was mich aber quälte, waren mein Huſten und meine Bruſtbeſchwerden, die immer bedenklicher zu werden begannen, ſo daß ſich ſchon ſchleichendes Fieber, ſtarke Nachtſchweiße und ſogar einiges Blutſpeien einſtellte. Der Stabsarzt Glebſch ließ mich nun eine Cur von isländiſchem Moosgelee, Roggenſuppen und Honigther während vier Monaten ununterbrochen nehmen, durch welche ich ſo ziemlich wieder hergeſtellt wurde. Kurz vor Beendigung meines Feſtungsarreſtes erhielt ich die Anzeige vom Tode meiner Großmutter mütterlicher Seits, die mir ein beſonderes Vermächtniß von zwei Tauſend Thalern zugedacht hatte, und zwar aus dem Grund: „weil ich kein Comödiant geworden ſey;“ dieſe Worte ſtanden im Teſtament. Dieſes Geld kam mir gerade trefflich zu Statten, denn ich konnte nun die Paar Hundert Thaler Schulden die ich hatte, gleich tilgen und behielt ein kleines Capital in der Hand, wodurch ich vorerſt gedeckt war und den kommenden Ereigniſſen mit Ruhe entgegenſehen konnte. Meines Arreſtes entlaſſen, beſtand ich um ſo mehr auf meinem Abſchied, der mir dann auch ſechs Wochen ſpäter ward. Ich hielt mich jetzt nur noch wenige Tage in Colberg auf, wo ſich zufälligerweiſe ein Frankfurter Weinhändler Namens G...., ein guter Bekannter meiner Familie, eingefunden hatte, um Geſchäfte zu machen. Während dieſer Zeit wohnte ich bei dem Speiſewirth Sack, der auch Caſtellan der Freimaurerloge, von der der Commandant ein Mitglied war. Eines Abends ſchlich ich mich in die ſogenannte Probekammer und malte daſelbſt einen gehörnten und langgeſchwänzten Kopf mit Kohle an die Wand, und ſchrieb darunter: der Commandant. — Als dieſer es erfuhr und ſich augenſcheinlich davon überzeugt hatte, ich machte keinen Hehl daraus daß ich es gethan, ließ er mich deßhalb wieder vernehmen, ich gab aber auf alle an mich gerichteten Fragen keine andere Antwort, als: ich habe damit den Commandanten von Calcutta gemeint, findet ſich

der von Colberg dadurch getroffen, deste schlimmer für ihn. — Dabei blieb es, und nachdem ich gehörig Abschied von allen Bekannten und auch von dem braven Nettelbeck genommen hatte, der bei allen Gelegenheiten immer so sehr bescheiden war, daß man hätte glauben sollen, er schäme sich so viele Verdienste zu haben, fuhr ich, von Colberg abreisend, wo ich über 4 Jahre zugebracht, dem Freund G.... zu lieb über Cöslin, wo ich mich noch ein Paar Wochen aufhielt, nach Berlin.

XI.

Ein Polterabend. — Ich gebe ein Paar Gastrollen. — Reise von Cöslin nach Berlin. — Eine Reise nach Paris ohne Paris zu sehen. — Der Schabernack. — Schicksale meiner Cousinen. — Abreise nach Magdeburg. — Brandenburg. — Garnot. — Er fordert mich auf ein Geschichtswerk herauszugeben. — Magdeburg; seine Geschichte und furchtbare Zerstörung. — Der Dom und seine Reliquien. — Eine Schauergeschichte. — Avantüren. — Ich gerathe in große Feuersgefahr. — Abreise nach Bremen. — Angenehme Reisegesellschaft. — Braunschweig. — Vetter K... und Cousine Henriette. — Der Rathskeller, die Rose und die 12 Apostel. — Der Bleikeller. — Ein Hausfreund. — Gesinchen. — Die Giftmischerin Gottfried. — Signora Catalani in Bremen. — Abreise nach Frankfurt. — Hannover. — Hildesheim. Goßlar. — Eine Parthie auf den Blocksberg. — Cassel. — Wilhelmshöhe. — Zopfwuth des Churfürsten. — Ankunft zu Frankfurt.

In Cöslin wohnte ich mit Freund G.... bei Homanns auf dem Markt, wo zufällig den andern Tag die Hochzeit der Tochter aus dem Haus stattfinden und gefeiert werden sollte. Als ich mich den Abend nach meiner Ankunft, nach 10 Uhr, ziemlich ermüdet zu Bette gelegt hatte und eben eingeschlafen war, hörte ich plötzlich unter meinem Fenster einen gewaltigen Lärm, der durch das Zusammenschlagen von Töpfen, Flaschen, Krügen, Gläsern und anderm Geschirr entstand, und kein Ende nehmen wollte; wohl an zwei Stunden hatte der Scandal gewährt und mich am Einschlafen verhindert. Ich konnte gar nicht begreifen was dies zu

bedeuten habe; als ich das Fenster öffnete um zu erforschen was es sey, sah ich mehrere Mädchen nacheinander ankommen, die einen Topf, eine große Schüssel oder sonst ein leicht zerbrechliches Gefäß mit aller Kraft auf die Steine vor der Hausthüre warfen. Nachdem ich ihnen zugerufen, sie sollten mit dem Unfug aufhören, erwiederten sie mir lachend: es ist Polterabend! Den andern Morgen erkundigte ich mich, was es für eine Bewandtniß mit dem Polterabend habe, und erfuhr, daß es hier Sitte sey, wenn sich ein Mädchen verheirathe, den Abend vor der Hochzeit alles mögliche Geschirr vor ihrem Haus zu zerschlagen; die Bedeutung könne ich mir schon denken. Alle zerbrochenen Flaschen, Gläser, Schüsseln, Teller, Töpfe ꝛc. bewahrt man hier zu Lande auf, um sie bei einer solchen Gelegenheit gehörig verwenden zu können. Als ich mich, nebst andern Reisenden, am Morgen wegen der unruhigen Nacht beschwerte, wurden wir sämmtlich zur Hochzeit geladen, die uns eine Entschädigung gewähren sollte. Die Braut war so übel nicht, unter den Brautjungfern waren einige recht hübsch, man konnte sich schon mit der Entschädigung begnügen und so eine zweite Nacht schlaflos hinbringen. In Cöslin traf ich wieder Romberg mit seiner Gesellschaft an, bei der noch Madame Vetterlein war, mit der ich die alte Bekanntschaft, des Schlusses von Kotzebues bekanntem Lied:

„Und kommen wir wieder zusammen
Auf weise verhülleter Bahn,
So knüpfen ans fröhliche Ende
Den fröhlichen Anfang wir an,"

eingedenk, wieder erneuerte. Die Gesellschaft hatte gerade ihren ersten Liebhaber durch Durchgehen verloren, Madame Vetterlein meinte, ich könne ihr zu Gefallen wohl ein Paar Liebhaberrollen übernehmen, und wenn ich mich nicht bei Romberg engagiren wolle, doch gastiren. Ich lachte über den Einfall der hübschen Actrice, die sich noch hinter den Direktor steckte, den ich einigemal in meinen Gasthof zum Mittagessen eingeladen hatte, ließ mich der liebenswürdigen Frau zu Gefallen wirklich verleiten, ein Paar Rollen, nämlich die des Carl Moor in Schillers Räubern und die des Ferdinand in Kabale und Liebe, zu geben, und fand bei dem Cösliner Publikum so große Gnade, daß alle Welt in Romberg drang, mich doch zu engagiren, was aber nicht in des guten Mannes

Willen ſtand, da ich den Antrag ablehnte, und ihm erklärte, daß mich meine Angelegenheiten zwängen, in wenig Tagen nach Berlin abzureiſen. Er bat mich, wenigſtens noch eine dritte Gaſtrolle, verſteht ſich, immer ohne Honorar, zu übernehmen, allein ſie kam nicht zu Stande, da er keines von den Stücken, in denen ich auftreten wollte, gehörig beſetzen konnte, und ich mich zu einer Geſangsparthie nicht verſtehen mochte, da die Oper unter aller Critik ſchlecht beſetzt war. In Colberg aber hatte man ſich ſchon als große Neuigkeit erzählt: „Wiſſen Sie auch, daß Fröhlich unter die Comödianten Rombergs gegangen iſt? — wir werden ihn gewiß bald wieder hier auftreten ſehen.“ — So gut war es indeſſen den braven Colbergern nicht geworden, und ich reiste nach 14tägigem Aufenthalt zu Cöslin, wo man ſich mit allen möglichen Mährchen über meine werthe Perſon herumtrug, und ſich manche der Regierungsdamen mehr für mich intereſſirten als es ihren Männern wohl lieb war, mit einer jungen Franzöſin, welche 1815 zu Paris einen preußiſchen Armeebeamten geheirathet hatte, und nun a tout prix dieſes pays du diable, wie ſie es nannte, verlaſſen wollte, um in ihr geliebtes Frankreich heimzukehren, nach Berlin ab. Sie hoffte daß ich ſie wenigſtens bis an den Rhein begleiten würde, obgleich ich ihr geſagt, daß ich vorerſt nach Bremen gehen müſſe, ſie traute aber ihrer franzöſiſchen Liebenswürdigkeit zu, mich noch andern Sinnes zu machen. Daß ſie ſich zu viel zugetraut, wurde ihr ſchon den erſten Tag nach unſerer Abreiſe aus Cöslin klar, denn eine ſehr niedliche Frau, die Gattin eines Regierungsrathes zu Cöslin, die zu ihren in Magdeburg wohnenden Eltern zum Beſuch reiste, nahm meine Aufmerkſamkeit weit mehr in Anſpruch, als die unglückliche Franzöſin, die, wenn auch nicht häßlich, doch etwas ſo Verzerrtes und Fratzenartiges an ſich hatte, daß ſie mir bald zuwider werden mußte. Frau Regierungsräthin v. M...., die ſogleich den Künſtler in mir wieder erkannte, der als Major Walther ihren vollſten Beifall zu erhalten das Glück gehabt, wunderte ſich ſehr, im Poſtwagen mit mir zuſammenzutreffen, und war äußerſt neugierig, von mir ſelbſt etwas Näheres über meine Verhältniſſe zu erfahren, indem man in Cöslin die allerextravaganteſten Dinge über meine Perſon ausgeſagt habe. Lachend theilte ich ihr davon mit was ich für gut hielt. — „Aber wie mochten ſie ſich nur unter ſolches Comödiantenpack miſchen?“ rief zuletzt die ſchöne Frau aus. — Dies iſt nun ein-

mal meine Paſſion, gnädige Frau, und ich ſtehe nicht dafür, daß nachdem ſich die Umſtände geſtalten, ich nicht heute oder morgen noch einmal ein wirklicher Comödiant werde, wenn ich bei einer guten ſtehenden Bühne eine paſſende Anſtellung finde. — Die Dame ſchüttelte etwas unwillig das Köpfchen. Unterdeſſen wurde mir die Reiſe bis Berlin ſehr kurzweilig, da ich mich mit den beiden Frauen, der Franzöſin und der Magdeburgerin, recht angenehm unterhielt, obgleich erſtere, die nur wenig Deutſch verſtand und ſprach, gar oft böſer Laune wurde wenn ich mit der andern zu lange und ihr unverſtändlich ſprach. In Berlin begaben ſich die beiden Damen auf meinen Rath in den Gaſthof zum Engel in der Heiligengeiſt-Straße, wo ſie noch ein Paar Tage mit mir zuſammen wohnten, hierauf die Frau Regierungsräthin zuerſt nach Magdeburg abfuhr, wo ich ſie in ein Paar Wochen zu beſuchen verſprach, und ich dann die Franzöſin nach Frankreich abzureiſen veranlaßte, indem ich ihr ſagte, daß mich meine Geſchäfte wohl noch Jahre lang in Berlin zurückhalten könnten. Ich machte nun meine Beſuche bei Pokwiſchs, Pfeifers und andern alten Bekannten, hütete mich aber der Prinzeſſin Wilhelm unter den jetzigen Umſtänden meine Aufwartung zu machen, und ließ mir bei dem Banquier Mendelsſohn 500 Thaler auf Rechnung meines großmütterlichen Legats gegen Anweiſung geben, indem ich erſt 500 Thaler in Colberg durch Freund G.... empfangen hatte. Wen ich aber zuerſt in Berlin aufſuchte, das war Frau von Oſten in der Hamburger Straße, bei der ich das ſchöne Fräulein v. Campke wußte, mit welcher ich das in Colberg angeknüpfte Verhältniß fortſpann. Ich blieb diesmal in meinem Gaſthof wohnen, obgleich mich Pokwiſchs einluden, wieder bei ihnen zu logiren, aber ich wollte ganz ungenirt ſeyn, wußte ohnehin nicht wie lange ich in Berlin bleiben würde, und widmete mich ganz dem Dienſt der Fräulein v. Campke, mit der ich recht romantiſche Parthien nach Potsdam, Charlottenburg ꝛc. veranſtaltete. Daneben lieferte ich dem Beobachter an der Spree wieder manche ziemlich piquante Beiträge von Geſchichtchen, die mir zu Ohren kamen, und von denen ich hier nur zwei erwähne: die Reiſe nach Paris, und der Schabernack betitelt, die beide wenigſtens komiſch genug waren, und ſich auf Thatſachen gründeten. Die erſtere hatte folgenden Vorfall zum Grund: Ein preußiſcher Offizier wurde als Courrier in Staatsangelegenheiten nach Paris geſchickt, dieſer

hatte einen guten Freund, deſſen ſehnlichſter Wunſch ſchon längſt geweſen, einmal Frankreichs Hauptſtadt zu ſehen, wozu ihm aber die nöthigen Geldmittel fehlten. Der Offizier machte ihm nun das Anerbieten, ihn frei mitzunehmen und auch wieder zurückzubringen, da ihm dies ſelbſt keinen Pfennig Koſten verurſache, er brauche nur ſoviel Geld als er während eines 8—14tägigen Aufenthaltes in Paris zu ſeinem Vergnügen auszugeben gedenke. — Wer war froher als unſer Freund, auf eine ſo wohlfeile Art nach Paris kommen zu können. Beide Freunde fuhren nun mit Extrapoſt raſtlos Tag und Nacht, ohne ſich irgendwo aufzuhalten, bis Paris, wo ſie gegen acht Uhr Abends ankamen, in einem Hôtel abſtiegen, worauf ſich der Offizier ankleidete, um ſeine Depeſchen in dem preußiſchen Geſandtſchaftshôtel abzugeben und ſeinem Reiſegefährten, der außerordentlich ermüdet war, empfahl, einſtweilen der Ruhe zu pflegen, um den folgenden Tag die Sehens- und Merkwürdigkeiten von Frankreichs Hauptſtadt neugeſtärkt in Augenſchein nehmen zu können. Der Freund befolgte den Rath, begab ſich zur Ruhe, und ſchlief auch gleich ein. Es mochte beinahe Mitternacht ſeyn, als der andere zurückkam und den vortrefflich ſchnarchenden Schläfer nicht ohne große Mühe aus ſeinem feſten Schlaf weckte, und mit den Worten anredete: Du, ſtehe raſch auf und kleide dich an, wir müſſen auf der Stelle wieder fort. — Der andere rieb ſich die Augen, ließ ſich die Worte zwei und dreimal wiederholen, und ſagte endlich gähnend: Biſt du toll? ich glaube du träumſt! — Nichts weniger als dies, ich habe hier ſchon meine Depeſchen, — hier zeigte er ihm einen Pack Briefe — und in einer Stunde muß ich ſchon wieder auf dem Weg nach Berlin ſeyn, dies iſt mir von dem Geſandten auf das ſtrengſte anempfohlen worden, alſo ſpute dich, ſonſt mußt du hier bleiben, wenn dir dies recht, ſo iſt es etwas anderes. — Wie kannſt du ſo einfältig reden, du weißt doch daß ich nur 25 Thaler mitgebracht, wie kann ich bleiben, und mit was zurückreiſen? — Darum raſch kleide dich an, wir haben keine Minute zu verſäumen, die Pferde ſind bereits beſtellt und werden bald angeſpannt ſeyn. — Fluchend und wetternd erhob ſich nun der andere mit noch ganz zerſchlagenen Gliedern aus dem Bett, und kleidete ſich fortwährend brummend und murrend an: Der Teufel ſoll die Reiſe nach Paris holen, ich wollte lieber ich hätte das Miſerere gekriegt, als daß ich mit dir gereist wäre, ꝛc.; aber das half alles nichts, ſchon hörte man

das Trappeln der Pferde an der Hausthüre. Man trank noch ein Paar Tassen schwarzen Kaffee, den der Offizier in der Eile hatte kommen lassen, mußte sich dann in die Mäntel gehüllt, in den harrenden Wagen werfen, und bei eben so finsterer Nacht als wie man angekommen, fuhr man wieder aus Paris hinaus, und mit derselben Eile wie man hergereist, nach Berlin zurück, wo der Freund wahrhaft gerädert ankam und über acht Tage im Bette zubringen mußte, bevor er sich von den ausgestandenen Strapatzen wieder ganz erholt hatte. Daß der gute Freund für den Spott wegen dieser unglücklichen Reise nicht zu sorgen hatte, kann man sich denken, auch konnte man ihn nie daran erinnern ohne daß ihm der Zorn das Blut ins Gesicht jagte.

Zu dem zweiten Aufsatz: der Schabernack, gab folgende Begebenheit die Veranlassung. Ein Graf hatte sich in eine verheirathete Dame verliebt, bei der er jedoch kein Gehör fand, da sie schon einem andern ihr Herz geschenkt hatte, und man weiß, daß in solchen Fällen die Damen bisweilen die unerbittlichsten Tugendheldinnen gegen andere Liebhaber spielen. Eines Abends war große Gesellschaft bei der Dame, zu der auch der verschmähte Graf geladen war, der sich schon längst vorgenommen, sich auf eine recht eclatante Weise an der Grausamen zu rächen. Hier bot sich ihm zufällig die erwünschteste Gelegenheit dar. Einer seiner anwesenden Freunde, der Baron B..., bekam plötzlich gewaltiges Leibschneiden, so daß er sich kaum zu helfen wußte und einen gewaltsamen Durchbruch oder Durchfall befürchtete; in dieser hochnothpeinlichen Verlegenheit wandte er sich schnell an den Grafen, der sehr gut Bescheid in dem Haus wußte, mit der Bitte, ihm doch das heimliche Gemach geschwind zeigen zu wollen. Dieser antwortete fast höhnisch lächelnd: Freund, ein solches ist im ganzen Haus gar nicht vorhanden, dies ist eine besondere Grille vom Besitzer, aber seyn Sie ganz außer Sorgen, ich will Sie geschwind an einen Ort führen, wo Sie sich ihres Bedürfnisses ganz ungestört entledigen können. — Nur rasch, versetzte der Baron, und der Graf führte ihn in das Schlafzimmer der Dame, und sagte: hier bedienen Sie sich dieses Nachttopfs, ihm einen solchen in dem Nachttisch zeigend, und eilte dann in die Gesellschaft zurück, wo er der Dame vom Haus ins Ohr raunte: „machen Sie daß Sie eiligst in Ihr Schlafzimmer kommen, dort geht etwas Seltsames vor, Sie können ein Pärchen überraschen. Die Dame, äußerst

neugierig, ließ sich das nicht zweimal sagen, und eilte nach dem bezeichneten Ort. Kaum war sie zur Thüre hinaus, so ging der Graf zu ihrem Gemahl und sagte diesem ganz insgeheim: »Wenn Sie sich von der Treue ihrer Gattin überzeugen wollen, so müssen Sie geschwind in deren Schlafzimmer gehen, wo Sie dieselbe en flagrant delit mit ihrem Auserwählten überraschen können.« — Auch der arme Ehemann ließ sich dies nicht zweimal sagen, rannte außer Athem nach dem Schlafgemach seiner Frau, und als er dessen Thüre öffnete, erblickte er den angeblichen Geliebten derselben, die Hosen in der Hand haltend und ein grimmig schmerzliches Gesicht schneidend, während die Dame ein feuerrothes Antlitz hatte. Der Mann stürzte mit einem: Ha, schamloser Ehrenschänder! auf den unglücklichsten aller Barone los, der in seiner Bedrängniß die Hosen herabfallen ließ, worauf eine furchtbar übelriechende Explosion erfolgte. Die Dame nahm nun, sich die Nase zuhaltend, Reißaus, und der Gemahl ganz verdutzt, rief aus: was soll das heißen! und wollte über den Aermsten herfallen, der, wie Hofmarschall Kalb in Kabale und Liebe, lange vergeblich ausrief: »Es ist nichts, — ist ja alles nichts! Haben Sie nur eine Minute Geduld! Sie sind ja betrogen! — Ha, und daran mahnst du mich noch! donnerte der andere. — Wie weit kamst du mit ihr? — Bekenne, oder du bist des Todes.

Jener wollte dem Mann nun den ganzen Zusammenhang erklären, er ließ ihn aber gar nicht zum Wort kommen, sondern rief ihm zu: es ist alles nicht wahr, du hast, als du mich sahst, vor Sch ... angst in die Hosen gemacht, und solche Sch .... kerle hat meine Frau zu Liebhabern! da möchte einem ja doch .....

Nichts half es was der andere auch betheuern und beschwören mochte, der Ehemann hielt sich für gehörnt und wollte sich eben an dem Baron vergreifen, als glücklicherweise die Zimmerthüre weit aufflog und eine Menge der Gäste, die der Lärm herbeigezogen, an deren Spitze der Graf und unter denen auch viele Damen waren, hereinstürzten, letztere aber entflohen schnell wieder als sie den Hosenlosen in einem so gräßlichen Zustand erblickten, sich ebenfalls die Nasen zuhaltend.

Der Graf warf sich nun zwischen den beleidigten Ehemann und den Baron, spielte den Vermittler, und versprach alles zur Beruhigung der betheiligten Partheien aufzuklären, andere mischten sich auch darein, man half dem Baron, der unaufhörlich über

verfluchtes Sauerkraut ſchimpfte, das er den Mittag in zu großer Quantität genoſſen und Urſache an dem ganzen Scandal ſey, beſtmöglichſt in Stand ſetzen, und nach einigen Minuten ſaß er im Wagen nach Haus fahrend, wo er ſchnell ein lauwarmes Bad nahm. Dem Eheherrn aber wurde von allen Gäſten die Unſchuld ſeiner Frau ſo ſehr betheuert und wahrſcheinlich gemacht, daß auch er endlich wieder ruhig ward, und das Feſt noch fröhlich endigte. Dieſe beiden Hiſtörchen machten ziemliches Aufſehen in Berlin, ſo daß für ein Paar Tauſend Groſchen mehr als gewöhnlich vom Beobachter an der Spree verkauft wurden, und mich die Redaktion um mehr ſolcher Beiträge erſuchte.

Außer dem Fräulein von Campke, hatte ich auch noch einer hübſchen Tänzerin, an die mir Graf Schulenburg eine Empfehlung gegeben hatte, den Hof nebenbei gemacht, alte Bekanntinnen, wie Minchen Pfeifer, die noch immer eine unglückliche Braut, Demoiſelle D...., die ſeit einigen Jahren an einen der bedeutendſten Künſtler des Berliner Theaters verheirathet war, ꝛc., ſuchte ich auch auf, und ſo ſchwanden mir die wenigen Wochen, die ich ziemlich planlos in Berlin vertebte, ſchnell dahin.

Schon längſt hatte ich das Projekt im Sinn, Bremen und meine daſelbſt verheiratheten Couſinen zu beſuchen, unter denen eine meiner erſten Jugendfreundinnen, die liebe Henriette war, an die mich von Frankfurt und Homburg ſo manche angenehme Erinnerung mahnte, und die an einen der angeſehenſten Kaufleute Bremens verheirathet war. Die vier Töchter meines Oheims Scholze hatten ſich in Bremen, nachdem ſie daſelbſt ein Paar Jahre gelebt, da es ſchöne und reiche Mädchen waren, kurz nacheinander an angeſehene Kaufleute verheirathet. Die zweite, Sophie, hatte den Senator H...., die dritte, Mina, den für ſehr reich geltenden Kaufmann G...., und die vierte, Hannchen, einen in Hamburg etablirten Kaufmann Namens P.... gefreit. Henriette hatte aber eine ſehr zarte Geſundheit und kränkelte faſt immer; Sophie kam nach ihrem erſten Wochenbett zehn Jahre lang nicht mehr aus dem Bett und mußte in Betten jedes Jahr in die Bäder gefahren werden, als Mädchen war ſie ein wahrer Dragoner geweſen; Mina die wie die Mama allerlei Liebesabenteuer gehabt, war närriſch geworden und in einem Haus in Berlin zur Geneſung, wo ſich die Prinzeſſin Wilhelm ihrer auf das freundlichſte annahm, ſie in lichten Stunden öfters zu ſich auf das Schloß holen ließ, bis ſie endlich einmal

in ihrer Gegenwart die tollſten Streiche machte, ſo daß das fernere Kommen unterbleiben mußte; ihr Mann aber fallirte ſpäter und wurde ganz arm, ſo daß die Schweſtern die Unglückliche unterhalten mußten. Hannchen war neun Monate nach ihrer Verheirathung im erſten Wochenbett geſtorben. Mein Oheim Scholze war noch nicht lange, nachdem er noch die Hälfte ſeines Vermögens durch unvorſichtige Güterkäufe, wozu ihm Freund Wrede ſehr behülflich geweſen, verloren hatte, ebenfalls geſtorben; dennoch ſollten die Töchter noch ſehr reich werden, da ſie einen alten kinderloſen, noch lebenden Bruder ihres Vaters, den man in Bremen nur den reichen Scholze nannte, zu beerben hatten; aber auch dieſe Erbſchaft ging ſpäter durch allerlei Spekulationen der Männer meiſt wieder verloren. — Dies war das Ende der Früchte einer Ehe, die unter den glücklichſten Auſpicien in Frankfurt vollzogen worden war, und wegen der man unſere ganze Familie ſo ſehr beneidet hatte.

Von Berlin reiste ich über Potsdam, wo ich noch einmal deſſen Herrlichkeiten beſuchte und zwei Tage verweilte, Großkreuz ꝛc. nach Brandenburg; hier hielt ich mich wieder einen Tag auf. Die Stadt iſt alt, anſehnlich und liegt an der Havel, ihre Domkirche wurde ſchon im 13ten Jahrhundert erbaut, und iſt wegen ihren Grüften und Statüen berühmt, hat auch einige ſehenswerthe Gemälde. Brandenburg, das auch eine Rolandsſäule hat, iſt die Vaterſtadt des Julius von Voß; ſie hatte drei denkwürdige Belagerungen zu beſtehen, die erſte durch Heinrich den Vogelſteller, die zweite durch Albrecht den Bären, und die dritte durch Guſtav Adolph. Von hier fuhr ich über Plauen, Genthin und Burg, nach Magdeburg, wo ich wieder in einem goldnen Engel auf dem breiten Weg, deſſen Eigenthümer, Neuſchäfer, früher Kellner in Frankfurt war, abſtieg, mir aber, da ich einige Zeit in Magdeburg zu bleiben beabſichtigte, ein Paar Tage darauf eine Privatwohnung miethete. Zuerſt ſuchte ich meine liebenswürdige Reiſegefährtin von Cöslin nach Berlin, die Regierungsräthin v. M.... auf, bei deren Eltern ich ſehr gut aufgenommen wurde, und die mich noch denſelben Tag zu einer Promenade auf den Fürſtenwall, vom Fürſten von Anhalt-Deſſau angelegt, einlud, was ich mit Vergnügen annahm. Hier zeigte man mir den alten Republikaner Carnot, der einer der Direktoren der franzöſiſchen Republik geweſen, und jetzt von den Bourbons als Königsmörder verbannt war, er hatte im Convent für den Tod Ludwig XVI. geſtimmt; mit

Genehmigung des Königs von Preußen lebte er in Magdeburg. Obgleich ich mir schon längst vorgenommen, keine Celebritäten mehr aufzusuchen, da meine Besuche bei Göthe und Fiesco so schlimm ausgefallen waren, so glaubte ich hier doch als ehemaliger französischer Offizier eine Ausnahme machen zu müssen, und that wohl daran, denn ich wurde sehr gut aufgenommen. Der alte Republikaner, ein zweiter Cato, der eigentlich die Pläne zu den glänzenden italiänischen Feldzügen Napoleons entworfen hatte, war äußerst angenehm und sehr mittheilend im geselligen Umgang. Ich war öfters bei ihm zu Tisch und machte dann eine mehrstündige Promenade auf dem Fürstenwall mit ihm, wo er sich durch sein einfaches Costüme, einen grauen Oberrock und einen sehr breitrandigen runden Hut, auszeichnete. Der Umgang und die Unterhaltung mit diesem berühmten Mann war in hohem Grad lehrreich für mich, er erzählte mir Vieles von den Begebenheiten der französischen Revolution, der Republik, des Kaiserreichs, wodurch ich über manche Dinge, die mir bisher dunkel und räthselhaft waren, vollkommen Aufschluß erhielt. Obgleich strenger Republikaner, gestand er mir doch zu, daß die Welt zu sehr im Argen liege, daß es der Schurken, Betrüger, Selbstsüchtigen, Schwachen und Herrschsüchtigen viel zu viele gebe, als daß man hoffen könne, eine die Völker beglückende Republik dauerhaft zu gründen. Eines Tages kam auch die Rede auf die Werke und Schriften, welche über die französische Revolution schon erschienen seyen, und daß er keine einzige Geschichte derselben kenne, welche vom Stande der Unparteilichkeit, mit Wahrheit, vollkommener Sachkenntniß und ohne Leidenschaft geschrieben sey, ein solches Werk fehle gänzlich, denn alle herausgekommenen athmeten mehr oder weniger gehässigen Parteigeist, seyen voller Vorurtheile und bewiesen oft die crasseste Ignoranz bei den wichtigsten Begebenheiten. Endlich sagte er mir: Sie sollten es versuchen, ein solches, wahrhaft verdienstliches Werk zu Tage zu fördern, ich halte Sie fähig dazu und auch unparteiisch und vorurtheilsfrei genug, wie ich aus Ihren Reden entnommen habe. — Ich, mein General, versetzte ich lächelnd, wo denken Sie hin, hiezu gehören ganz andere Fähigkeiten, Talente und Kenntnisse, als ich besitze. — Das glaube ich nicht, wenn Ihre Darstellungsgabe in deutscher Sprache, denn in dieser müßten Sie es schreiben, eben so klar und faßlich ist, wie Sie sich in der französischen ausdrücken, dann haben Sie schon den Vortheil eines sehr anzie-

henden Vortrags, in der Geſchichte ſind Sie hinlänglich bewandert, Hülfsquellen will ich Ihnen die zuverläßigſten und beſten geben. Haben Sie noch nie etwas geſchrieben? — Nichts als kleine, meiſt komiſche oder ſatyriſche Aufſätze in ein Berliner Volksblatt, und dann bin ich kaum der deutſchen Sprache mächtig, da ich ſchon mit vierzehn Jahren in franzöſiſche Dienſte trat, und dann über acht Jahre lang faſt nichts als franzöſiſch und italiäniſch ſprach. — Das wird ſich geben, ich werde Ihnen einige Notizen aufſetzen, ſo wie, welche franzöſiſche Schriften und Werke Sie hauptſächlich als Hülfsquellen benützen können. — Ich ſchüttelte ſehr unſchlüſſig und ungläubig den Kopf und lächelte. Carnot, der es bemerkte, verſetzte: nur Muth und Selbſtvertrauen, die Sache iſt nicht ſo ſchwer wie Sie glauben, und man kann leider von vielen Geſchichtſchreibern das ſagen, was Oxenſtierna von den Staatsmännern geſagt: wenn die Welt wüßte, mit wie wenig Sachkenntniß ſie ſchreiben. — Etwa acht Tage darauf händigte mir der General ein Cahier von zwanzig geſchriebenen Blättern ein, welches Datas und Anmerkungen zu den hauptſächlichſten Begebenheiten der franzöſiſchen Revolution und des Kaiſerreichs enthielt, zugleich übergab er mir auch eine Liſte, auf welcher die Titel von einigen hundert hiſtoriſchen Werken und politiſchen Brochüren, die ſeit 1789 in Frankreich erſchienen, verzeichnet waren, und die ich theilweiſe und mit Umſicht benützen müſſe. Ich nahm alles dankbar an, aber an die Herausgabe eines ſolchen Rieſenwerkes dachte ich im Ernſte nicht, doch theilte ich in müßigen Stunden das Ganze oberflächlich in Abtheilungen und Kapitel ein und entwarf ſo nach und nach einen Plan, deſſen Ausführung mir ſehr problematiſch ſchien.

Unterdeſſen machte ich mich auch mit dem hiſtoriſch ſo intereſſanten Magdeburg bekannt; welche furchtbare Erinnerungen knüpfen ſich nicht an die Geſchichte dieſer, in ſtrategiſcher wie in mercantiliſcher Hinſicht gleich wichtigen Stadt! Man will ihre Gründung in die Zeit der Römer verſetzen, was ſchwer zu beweiſen ſeyn möchte, gewiß iſt aber, daß die Sachſen ſchon 580 hier eine feſte Burg hatten, welche ſie gegen die Slaven ſchützte. Unter Carl dem Großen wurde ſie ſehr vergrößert und befeſtigt, und gewiſſermaßen erſt vollendet. Die Sage erzählt aber, daß eine ſchöne Maid, eine wunderliebliche Jungfrau, die erſte Veranlaſſung zu der Erbauung dieſer Burg gegeben habe, daher der Name Magdeburg.

Die Stadt führt deßhalb auch eine Jungfrau mit einem Kranz in ihrem Wappen. Andere Geſchichtsforſcher behaupten jedoch, daß man bis zum Jahr 780 eine ſchöne Bildſäule der holden Göttin der Liebe, der Venus, hier verehrt habe, die erſt Carl der Große umſtürzen ließ, und daher ſtamme der Name der Stadt. Die Sache bleibt unentſchieden, wie faſt alle Sagen. Indeſſen war noch ein uraltes Bild vorhanden, welches Aphrodite mit fliegenden Haaren und einem Myrthenkranz auf dem Haupt, nackend auf einem goldenen Wagen ſtehend, der von zwei Schwanen und zwei Tauben gezogen wird, darſtellt. Die Göttin hat eine Roſe im Mund, die Weltkugel in der linken, drei goldene Aepfel in der rechten Hand, auch eine brennende Fackel und ein Pfeil fehlen nicht; hinter dem Wagen ſchweben die drei Grazien. Dieſes Bild ſoll eine getreue Abbildung der durch Carl den Großen umgeſtürzten Statüe ſeyn.

Nachdem die Wenden und Hunnen Burg und Flecken zerſtört hatten, erhob ſich die Stadt unter Otto dem Großen um ſo prächtiger wieder aus ihren Trümmern. Otto ſtiftete zugleich das berühmte und reiche Erzbisthum Magdeburg, zu deſſen Gründung er ungeheure Summen verwendete. Seiner Gemahlin Edita hatte er die ganze Umgegend als Leibgeding zur Morgengabe verſchrieben. Als im ſechzehnten Jahrhundert die Reichsacht über die Stadt geſprochen war, belagerte ſie Churfürſt Moritz 1550 und 1551, endlich ergab ſie ſich durch einen Vergleich. Dem furchtbaren Wallenſtein hatte ſie ſieben Monate lang auf das tapferſte widerſtanden, aber zwei Jahre ſpäter, 1631, fiel ſie dem ſchrecklichen Tilly in die Hände und wurde faſt gänzlich zerſtört und auf das grauenvollſte verwüſtet. Es war den 9. Mai um 7 Uhr Morgens, als ſich die ſehr ermüdeten und erſchöpften Bürger kaum zur Ruhe begeben, denn Tilly hatte ſcheinbar alle Anſtalten zur Aufhebung der Belagerung, die ſchon ſechs Wochen dauerte, gemacht, und Ordre zum Abzug gegeben, als man ſtürmte. Ein Pfarrer der eine Frühpredigt hielt, ſagte noch in derſelben: »Strick iſt entzwei und wir ſind frei.« Aber während ſich die Einwohner der unglücklichen Stadt ſo in eine gefährliche Sicherheit wiegten und der Prediger noch auf der Kanzel ſtand, ordnete Tilly heimlich und ſchnell einen allgemeinen Sturm an, und in Zeit von einer Stunde war Magdeburg in Feindesgewalt. Jetzt wurden Gräuelthaten verübt, die das Blut in den Adern erſtarren machen kön-

nen. Ueber ein halbes Hundert der schönsten Frauenzimmer wurden von den Croaten genothzüchtigt, und dies in der St. Catharinenkirche, wo sie ihnen sodann noch die Köpfe abschnitten; andere Weiber verstümmelten sie auf eine scheußliche Weise, viele spießten sie und hingen sie dann als Schilder aus den Wirthshäusern heraus. Mehr als dreißig Mädchen reichten sich einander die Hände und sprangen aus Angst, um furchtbaren Qualen und der Schmach zu entgehen, in die Elbe. Die kleinsten Kinder, Säuglinge an der Mutter Brust wurden gleich Lerchen von den Unmenschen an ihre Lanzen gespießt und die größern in Stücken gehauen während sie geistliche Lieder sangen. Nach einigen Stunden des Mordens und Raubens wurde sodann die Stadt in Brand gesteckt, und bald war sie nur noch ein Aschenhaufen und eine Ruine, nur der Dom und etwa hundert Fischerhütten entgingen der Wuth der Flammen. Fortwährend wurde geraubt, gemordet, gespießt und geschändet, bis sich die wilden Horden selbst vor der Gluth flüchten mußten, um nicht zu ersticken oder zu verbrennen, und als sie den andern Tag keine lebenden Frauen und Mädchen mehr fanden, kühlten sie ihren Kitzel an den Leichnamen derselben, schleppten ganze Berge von Leichen zusammen, auf deren Gipfel sie sich setzten, und so aus Töpfen einander Gesundheit zutranken, dies nannten sie: »die Magdeburger Hochzeit.« Ueber Tausend Menschen hatten sich in den Dom geflüchtet, wo sie ohne Nahrung drei schrecklich angstvolle Tage zubrachten. Tilly begnadigte sie, nachdem ihn der Doctor Baclius auf den Knieen darum gebeten hatte. Ueber 30,000 Leichname warf man in die Elbe, nachdem man sie aus allen Winkeln der Stadt, von Thürmen und Giebeldächern herabgestürzt, aus Kellern und Gewölben hervorgeholt, und auf Mistkarren an den Fluß gefahren hatte!!!

In unsern Zeiten hatte Magdeburg das traurige Loos, im französisch-preußischen Krieg 1806, von seinem damaligen Commandanten, dem General Kleist, fast ohne Schwertstreich und ohne alle Noth den Franzosen übergeben zu werden. Den 11. November defilirte die Garnison, 22,000 Mann stark! 20 Generale und über 800 Offiziere, und nicht ein Mann von Ehre, vor dem Feind. Wäre hier nur ein halber Rettelbeck, nur ein Mann gewesen, der einen Funken Muth gehabt hätte, so wäre eine so schimpfliche, ehrlose Uebergabe unmöglich geworden, und hätte ich nur als Fähndrich bei der Armee gestanden, so würde ich so etwas nicht zugegeben,

ſondern mich eher haben todtſchießen laſſen. 54 Fahnen und 5 Standarten mußten geſtreckt werden, 800 Stück Geſchütz, die zu bedienen 2000 Artilleriſten vorhanden waren, nebſt reichlicher Munition auf eine lange Belagerung berechnet, prächtige Brücken-Apparate fanden die hohnlachenden Franzoſen vor. Wahrlich, es war beinahe ein Seitenſtückchen zu der Oeſtreichiſch-Ulmer Tragi-Comödie. Aber damals war freilich das ganze preußiſche Heer nur mit hochadeligen Offizieren beſetzt! Nur dieſe Uebergabe von Magdeburg machte die gänzliche Vernichtung der preußiſchen Armee möglich, deren zerſprengte Ueberreſte ſich hier hätten ſammeln können. Das Beiſpiel Magdeburgs, der ſtärkſten Feſtung des Reiches, wirkte auf das unheilvollſte auf alle übrigen Feſtungen, Colberg und Graudenz ausgenommen, dank Rettelbeck, Gneiſenau und Courbière. Deſto beſſer aber wurde Magdeburg im Jahr 1813 und 1814 von den Franzoſen vertheidigt. Sie iſt eine Feſtung erſten Ranges, ihre erſt 1680 erbaute Citadelle liegt mitten in der Elbe, vor dem Brückenthor, und hat ein großes Arſenal, nebſt einem Proviantaus. Hier ſaßen Trenk, Lafayette und Becker gefangen. Auch die andern Werke der Feſtung, ſo wie ihre Auſſenwerke ſind von der höchſten Bedeutung, beſonders die Sternſchanze vor dem Sudenburger Thor, welche ſehr viele Gallerien und Minen hat, und in der ihr Erbauer, der General Walrawe gefangen ſaß.

Magdeburg theilt ſich in die Alt- und Neuſtadt und hat außerdem zwei Vorſtädte, die Sudenburg und die Friedrichsſtadt. Auf dem Marktplatz ſteht die Statüe Otto des Großen. Unter ihren Kirchen iſt der im dreizehnten Jahrhundert erbaute Dom die merkwürdigſte, über anderthalb hundert Jahre verſtrichen bevor er vollendet war, er iſt aus prächtigen Quaderſteinen erbaut. Das Grab Otto's und ſeiner Gemahlin Edita, von ſchönem Marmor, iſt in dieſer Kirche im Hochaltar ſelbſt, der, ſo wie der in der Mitte derſelben ſtehende Taufſtein, ganz von Jaspis iſt. Ein hübſches Mädchen, die Tochter des Küſters, zeigte mir die innern Merkwürdigkeiten dieſes Tempels, unter denen mehrere Reliquien waren, wie ein Stück von dem Stab Moſes (ein ſchwarz gebeizter Dorn), eine Rippe von dem Wallfiſch, in deſſen Bauch der Prophet Jonas war, Palmzweige die bei dem Einzug Chriſtus zu Jeruſalem ſchon figurirten, Tetzels Ablaßkaſten und ein Paar Stiefeln Tillys, die an dem Eingangsgewölbe als Denkzeichen ſeiner Gnade aufgehängt ſind. Auch das ewig brauſende Meer ließ mich die

niedliche Küsterstochter hören, und zeigte mir dabei, wie ich meinen Kopf halten müsse, um das Brausen recht deutlich zu vernehmen, (Notabene, wir waren ganz allein in der großen Kirche), unsere Köpfe kamen sich dabei so nahe, daß unsere Wangen sich berührten, und ich nicht umhin konnte, dem Mädchen einen Kuß per Abschlag des Trinkgeldes, dann noch einen und dann — — ꝛc. zu geben. Von dem brausenden Meer gingen wir auf die Orgel, wo mir das holde Kind, sich vertraulich an mich schmiegend, eine wahre Schauergeschichte erzählte, die sich vor mehr als 900 Jahren in dem damals noch nicht gebauten Dom soll zugetragen haben. Sie begann: Im Jahr 950 nach Christi Geburt lebten ein Bischof und eine Aebtissin in Magdeburg, die eine geheime Liebschaft mit einander hatten. Als in einer Nacht der hochwürdige Herr gerade im besten Zug war der Frau Aebtissin die deutlichsten Beweise seiner Zuneigung zu geben, rief ihm eine unsichtbare Stimme zu: »Udo, laß ab von deinem Spiel, du hast's getrieben schon zuviel!« aber Udo ließ nicht ab, und trieb es nach wie vor. Einstmals hatte sich aber einer der Domherrn, ein sehr frommer Mann, die ganze Nacht in der Kirche eingeschlossen, um zu beten und Gott wohlgefällige Handlungen zu verrichten. Da erschien ihm kurz vor Mitternacht plötzlich ein blutroth gekleideter Mann, der einer Gruft entstieg, ein furchtbar blitzendes Henkersbeil in der Hand hielt und mit überlauter Stimme rief: »Auf, auf, Ihr Todten und Heiligen, jetzt ist's nicht Zeit zur Ruhe, steht auf und haltet Gericht über einen argen Sünder!« und siehe da, alle Gräber thaten sich auf und ihnen entstiegen die längst Verblichenen, zuletzt aber kam gar Herr Christus selbst mit seiner Mutter, der Jungfrau Maria, von allen Jüngern und Aposteln begleitet, sie nahmen ringsherum auf Stühlen Platz, und der heilige Mauritius, Schutzpatron der Kirche, vertrat die Stelle eines Anklägers. Bischof Udo wurde nun vorgeladen, aus den Armen seines Liebchens gerissen, herbeigeschleppt, und nach kurzem Verhör einstimmig als Verführer einer Christus zugedachten Braut verurtheilt, den Tod durch Henkershand zu sterben; das Urtheil wurde auch sogleich durch den Mann im rothen Kleide auf einem Stein vor dem Hochaltar vollzogen, worauf die ganze Erscheinung verschwand. Was aus der Aebtissin geworden, wußte man nicht. Der arme Domherr, der sich während dieses entsetzlichen Schauspiels unter eine Kirchenbank verkrochen hatte, kam erst nachdem der Tag zu grauen begann, aus seinem

Versteck hervor und sah auf dem Stein, auf welchem Udo geköpft worden war, wirklich Blutspuren, die mir mein weiblicher Ciceroni ebenfalls zeigte, und ich allerdings für rothe Flecken erkennen mußte.

Als ich, durch diese Erzählung wenig eingeschüchtert, meiner liebenswürdigen Führerin unzweideutige Beweise meines Wohlwollens gab, meinte sie, ich möge es nicht zu arg machen, damit es mir nicht wie dem Bischof Udo ergehe, aber auch durch diese Drohung ließ ich mich nicht irre machen, und das Mädchen ließ lachend geschehen was ich wollte. — Nachdem wir das Innere der Kirche sattsam inspicirt hatten, zeigte mir Clementine an dem einen Thurm von außen einen steinernen Schäfer mit drei Hunden von derselben Materie, von dem sie mir erzählte: daß als einst der ehrliche Mann sein Stückchen Brod unter freiem Himmel auf einem harten Stein verzehrte, aus diesem plötzlich eine Maus hervorkroch, die ihn um einige Brodkrumen bat, der Schäfer willfahrte dem Thierchen, und als es dieselben aufgezehrt, sprang es davon und des Hirten drei Hunde hinterdrein. Die Maus verschwand aber mit einemmal unter der Erde, die sie verfolgenden Hunde scharrten, kratzten und wühlten so lange, bis sie auf einen festen Gegenstand stießen; der Schäfer, der ihnen zusah, entdeckte nun eine schwere eiserne Truhe, die ganz mit Goldstücken angefüllt war. Von diesem Schatz erbaute er den Thurm, an dem er und seine Hunde in Stein ausgehauen sind, und war Zeitlebens ein reicher Mann. — Ueber zwei gute Stunden hatte ich mit Clementinen in dem Dom verweilt, und mich an ihren Erzählungen und sonstigen Unterhaltungen ergötzt.

Gleich nach meiner Ankunft zu Magdeburg hatte ich, wie gesagt, die Regierungsräthin von M . . . bei ihren Eltern aufgesucht und besuchte nun in ihrer Gesellschaft die zum Theil recht angenehmen Umgebungen Magdeburgs, den Vogelgesang, den Herrnkrug, das rothe Horn u. s. w. Nirgends sah ich in Deutschland und Frankreich niedlichere Landmädchen als in der Gegend um Magdeburg, nur die Strohhutflechterinnen im Arnothal übertreffen sie noch, dabei das coquette Costüme, die allerliebsten Häubchen, die ihnen so bezaubernd ins Gesicht stehen, es war kein Wunder wenn ich einer solchen Vilanella zu Gefallen mehr als einmal meine Frau Regierungsräthin im Stich ließ. Außerdem sind diese Mädchen äußerst graziös und selbst fein in ihrem Benehmen, die meisten sehr wohlhabend, ja mitunter reich, in einem solchen Bauernhaus findet man

nicht selten einen großen Luxus, in manchen Stuben sogar ein Clavier. Die Wohnungen dieser Landleute sind durchgehends sehr reinlich, zierlich, mitunter elegant. Kommen sie an Markttagen in die Stadt, so haben sie oft Pferde vorgespannt, die einem Staatswagen keine Unehre machen würden. Magdeburg selbst ist eine sehr wohlhabende Stadt und ihr Handel von hoher Bedeutung, besonders Spedition und Transitohandel, durch die Elbschifffahrt; die vielen Gold- und Silberschmiede haben reichlichen Verdienst, denn auch das geringste Landmädchen trägt sein goldenes Kreuzchen, sein silbernes Kettchen und dergleichen, viele aber sind reich beschmuckt. Einer Bauernhochzeit wohnte ich, durch die Eltern der Regierungsräthin eingeladen, bei, die Alles übertraf was ich noch der Art gesehen, selbst die dreitägige im Pullenwinkel zu Colberg. Mehrere reiche Banquiers, Weinhändler und über achtzig bedeutende Großhandlungen zählte man damals in Magdeburg; mitunter gab es wohl auch tüchtige Fallimente, so fallirte während meiner Anwesenheit der für enorm reich gehaltene Banquier Wolf, aber noch ehe der Banquerout bekannt war, hatte er schon mit dem Leben fallirt, der Schlag hatte ihn bei einem zweiten Hundert Austern gerührt, das er zum Frühstück bei einer Flasche Bordeaux verzehrte, von dem er nicht mehr lebendig aufstand. Erst nach seinem Tod ergab sich das ungeheure Deficit, wodurch gar manche Leute arm wurden. Uebrigens waren die Magdeburger Kaufleute meist ziemlich wissenschaftlich gebildete Leute, mit denen sich auch noch von andern Dingen als Procenten, Gewinn- und Verlust-Conti reden ließ.

Das nicht schlechte Theater stand damals unter der Direktion der Herren Fabricius und Hostovsky. Ich sah hier gerade den Sturm von Magdeburg durch Tilly, ein Schauspiel von F. L. Schmidt aufführen, dessen mise en scene meisterhaft war und mit einem großen Aufwand von Dekorationen, Comparsen, Costümes ꝛc. gegeben wurde. Obgleich es keinen hohen dichterischen Werth hat, so ist es doch eine getreue historische Darstellung der furchtbaren Zerstörung Magdeburgs und hat ergreifende Scenen, namentlich am Schluß, wo die Stadt im Schutt liegt und nur noch der Dom und die in ihm Geretteten vorhanden sind.

Durch die Familie der Regierungsräthin wurde ich auch noch bald mit andern Häusern bekannt, in denen ich unter andern die hübsche und sehr lebenslustige Frau eines Postsecretärs kennen

lernte, ein junges ſchalkhaftes Weibchen, die ſich gern allerlei drollige Streiche erlaubte, auch eine eben ſo joviale Schweſter hatte, die an einen nahen Gutsbeſitzer verheirathet war und faſt jede Woche ein Paarmal ſelbſtkutſchirend in die Stadt kam. Beide Schweſtern waren beſonders gut gewachſen, hatten viel Verſtand und waren ſehr beliebt in der ganzen Stadt. Die Gutsbeſitzerin lud mich ein, ſie mit ihrer Schweſter zu beſuchen, und ich machte mit der Frau Poſtſecretärin mehr als eine luſtige Fahrt nach dem Gut des Schwagers. Zu dem Hochzeitsſchmaus einer hübſchen Couſine von ihnen, die einen etwas mürriſchen Mann heirathete, wurde auch ich durch die Vermittlung der Poſtſecretärin geladen, es gab aber ſchon bei dem Hochzeitsmahl eine höchſt unangenehme Scene. In Magdeburg iſt es gebräuchlich, daß die Freunde der Neuvermählten und die Geladenen während dem Feſt allerlei zum Theil ſehr reiche Geſchenke überſchicken. Die Gutsbeſitzerin ließ der jungen Frau während dem Eſſen einen ſehr großen, prächtig geſtickten Pantoffel mit einem ſilbernen Abſatz übermachen, ohne daß man wußte von wem das Geſchenk kam. Die aufgeweckte, heitere junge Frau nahm ihn in die Hand, hielt ihn dem eben gebackenen Ehemann drohend vor, indem ſie ſagte: «Sieh, liebes Männchen, wenn Du nicht fein artig ſeyn wirſt oder maulſt, dann regiere ich dieſen.« Der unfreundliche Mann nahm aber den Scherz übel, riß der Frau den Pantoffel aus der Hand, indem er ſagte: «das ſind ſchlechte Späße, wenn ich nur den dummen Jungen wüßte, der dies Geſchenk geſandt, ich wollte ihm ſchon den Kopf damit zurecht ſetzen.« — Hierauf erwiederte die Gutsbeſitzerin lachend: Herr G...., der dumme Junge bin ich, ſetzen Sie mir den Kopf zurecht, wenn er noch nicht recht ſitzt. — G.... aber nahm den Pantoffel, warf ihn der Frau zu, indem er ſchrie: nun ſo behalten Sie auch Ihr Geſchenk. — Der Pantoffel fiel aber ſo unglücklich, daß er nicht nur einen Tafel-Aufſatz umwarf, ſondern auch eine Flaſche Wein und ein Paar volle Gläſer, wodurch das Tiſchtuch und ſogar die Kleider einiger Damen ſtark rothbefleckt wurden. Dies gab eine ſo unangenehme Störung, daß man das Hochzeitsfeſt das unterbrochene hätte nennen können, alle frohe Laune war dahin und blieb entfernt, da der Hochzeiter bis zu Ende des Feſtes mürriſch und verſtimmt blieb. — Eben kein erfreulicher Anfang der Ehe für die junge Frau, die allgemein bedauert wurde. Auch hatte ſie den Mann nicht aus Neigung genommen, ſondern war von

den Eltern dazu überredet worden, weil er ein gutes Auskommen hatte.

Mein Aufenthalt in Magdeburg hatte nun schon über die Gebühr gedauert, aber die Zeit war mir schnell und angenehm verflogen. Die Stunden, die ich nicht bei Carnot zubrachte, vertändelte ich mit Damen und machte Landparthieen, auch lieferte ich dem hier erscheinenden Beobachter an der Elbe einige komische Anekdoten. Endlich mußte ich doch an die Abreise, denn mein Leben in Magdeburg hatte keinen Zweck, an ein weiteres Fortkommen und eine mir anständige Zukunft denken, aber wie ich beides bewerkstelligen wollte, war mir noch ziemlich dunkel, ernstlich hatte ich noch nicht darüber nachgedacht, auch zog es mich nach Bremen. Indessen sollte ein sehr unglücklicher Zufall meinen Aufenthalt hier noch verlängern.

Ich hatte auf der breiten Straße ein Paar meublirte Zimmer in dem zweiten Stock eines Hinterhauses gemiethet, die Fenster meines Schlafzimmers gingen in den Hof. Zwei Tage früher, als ich meine Abreise festgesetzt hatte, wurde ich gleich nach Mitternacht, ich war noch nicht lange eingeschlafen, durch das Geschrei: »Feuer, Feuer,« geweckt, und sah, die Augen öffnend, eine außerordentliche Helle vor meinen Fenstern im Hof, zugleich hörte ich das ganz nahe Knistern einer großen Flamme. Mit einem Satz war ich aus dem Bett, zog ein Paar Beinkleider an, öffnete meine Stubenthüre, durch welche sogleich ein gewaltiger Qualm drang, hinter dem die Flammen auf der Treppe schon hoch emporloderten, zugleich vernahm ich das Angst- und Hülfsgeschrei einer Frau, die mit ein Paar kleinen Kindern neben mir auf demselben Gang wohnte. Ich eilte zu ihr hinüber und fand sie in Verzweiflung, ihre Kinder in den Armen. Auch sie hatte schon gesehen, daß es eine Unmöglichkeit war, sich auf den schon in vollem Brand befindenden Treppen zu retten, das Feuer näherte sich mit jedem Augenblick mehr unsern Zimmern. Ich faßte jetzt schnell einen Entschluß, warf alles was sich von Betten, Kissen und Strohsäcken in den Zimmern vorfand, durch das Fenster hinab, band schnell sechs Betttücher zusammen und hieß die Frau sich zuerst hinablassen, sie ließ aber noch bevor sie ganz unten war, los, that sich jedoch auf die Betten fallend keinen Schaden; ich rief ihr nun zu, daß ich die Kinder wolle folgen lassen, sie möge nur unten das Bettzeug so ordnen, daß keines daneben fallen könne, worauf ich die

beiden Kleinen, eines nach dem andern hinabwarf, dann in mein Zimmer lief, das Kistchen mit meinen Tagebüchern und andern Schriften, sowie was ich von Kleidern, Wäsche ꝛc. geschwind zusammenraffen konnte, hinabwarf, auch noch meinen Koffer und dann selbst, an den Vorhängen hinabgleitend, mich folgen ließ. Schon war ich vor dem Fenster, da fiel es mir ein, daß ich meine Brieftasche, in der noch für ungefähr 150 Thaler Treforscheine waren, vergessen hatte. Noch einmal schwang ich mich zum Fenster hinein, und es gelang mir auch diese zu retten, doch war es die höchste Zeit, denn schon ergriffen die Flammen mein Schlafzimmer und wenig Augenblicke darnach stürzte der Boden desselben brennend und krachend ein, ich aber kam mit einem Sprung vom ersten Stock wohlbehalten unten an, wo ich auch die Frau mit ihren Kindern unbeschädigt antraf. Das Benzeug lag vier Schuh hoch aufgethürmt. Der Hof fing nun an sich allmählig mit Menschen zu füllen, da aber das Vorderhaus keinen Thorweg, sondern nur einen schmalen Durchgang hatte, so kostete es große Mühe bis man die Spritzen in die gehörige Thätigkeit setzen konnte, doch ward man noch vor Tag Meister des Feuers, aber das Hinterhaus und die Seitengebäude waren gänzlich niedergebrannt. Die arme Frau, die man mehr todt wie lebendig sammt ihren Kindern in ein benachbartes Haus gebracht hatte, wurde sehr krank und lag mehrere Tage in einem beständigen Delirium, Feuer und Hülfe schreiend. Auch auf mich hatte diese unglückliche Begebenheit einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß ich mehrere Tage brauchte, bevor ich mich wieder ganz erholen konnte.

Endlich saß ich in dem nach Braunschweig fahrenden Postwagen, wo ich eine gut unterhaltende Gesellschaft traf, nämlich einen sächsischen Rittmeister mit seiner jungen Frau, die er zu ihren Eltern nach Celle brachte. Da ich der hübschen Dame gerade gegenüber saß, so verursachte das Rütteln des Wagens beständig ein unwillkührliches Berühren der beiderseitigen Knie, das bald in ein willkührliches, aber doch zufälliges Drücken von meiner Seite überging und mein vis a vis zu einem allerliebsten Lächeln brachte, dem bedeutungsvolle Dechiaten folgten. Unglücklicherweise konnte die Dame das Fahren nicht vertragen, es wurde ihr auf einmal übel und schwach, woran die große Hitze mit Schuld seyn mochte, man mußte ihr das Halstuch lösen, sie aufschnüren und ihr Kölnisches Wasser verhalten und die Schläfe damit reiben,

worauf es ihr bald beßer wurde. Wir fuhren über Helmſtädt, Königslutter u. ſ. w., die ganze Nacht durch und kamen Morgens gegen 8 Uhr in Braunſchweig an, wo wir in demſelben Gaſthof abſtiegen und ein Paar Tage verweilten, obgleich der Rittmeiſter v. M .... ſchon den andern Morgen wieder weiter wollte. Aber hier hieß es: »Der Mann denkt und die Frau lenkt.« Die Frau Gemahlin war nicht dieſer Meinung, klagte über Unwohlſeyn, und ſo mußte man bleiben. Da ſich der Offizier bei der unpäßlichen Frau langweilte, ſo machte er Spaziergänge in der Stadt, ich hatte zwar das Haus mit ihm zuſammen verlaßen, trennte mich aber nach wenig Minuten unter einem Vorwand von ihm und kehrte in den Gaſthof zurück, wo ich mich ſogleich bei der Dame auf das angelegentlichſte nach ihrer theuern Geſundheit erkundigte, und ihr Befinden ganz leidlich fand. — Auf Reiſen darf man ſich eben nicht lange bei dem Courmachen aufhalten, denn wie bald trennt einen nicht das Schickſal wieder nach Oſt und nach Weſt, auch hatten ja unſere Kniee ſchon die Präliminarien im Wagen gemacht, und nach einigen Weigerungen pro forma wurde mir ſchnell ein Schäferſtündchen, halb erzwungen, bewilligt, worauf wir übereinkamen, daß das Unwohlſeyn der Frau Rittmeiſterin noch ein Paar Tage dauern müße. Ich entfernte mich endlich wieder, um die Stadt Braunſchweig näher kennen zu lernen. Sie liegt an der Oker, iſt ziemlich groß, hat hübſche Promenaden, die Burgkirche oder der Dom enthält einige ſehenswerthe Monumente, nebſt der herzoglichen Gruft. Auf dem Burgplatz blickt Heinrichs ehemer Löwe recht grimmig um ſich, und auf dem Grauenhofplatz ſteht der graue Hof, das herzogliche Schloß, deßen Seitenflügel couliſſenartig angebaut ſind. Die Reſidenz der alten Herzoge, das Meſthaus genannt, iſt zu einer Caſerne umgeſchaffen. Das Zeughaus hat mehrere merkwürdige Kunſtſchätze. Mit Braunſchweiger Würſten und Mumme regalirte ich meine Reiſegefährten, die erſtern ſind vortrefflich und werden nicht nur in ganz Deutſchland als Leckerbißen, ſondern ſogar auch auf den Tafeln der Engländer in Oſtindien verzehrt. Das Theater war nicht beſonders, namentlich die Oper ſehr mittelmäßig beſetzt. Die meiſten Straßen Braunſchweigs ſind eng und haben ein alterthümliches Anſehen, die große Mehrzahl ihrer Häuſer ſtammen noch aus dem Mittelalter, namentlich iſt dies bei dem Altſtadtmarkt mit der Martinskirche und dem gothiſchen Rathhaus der Fall.

Den zweiten Tag fand Frau von M..... für gut sich etwas beßer zu befinden, und zwar so, daß sie im Stande war, mit ihrem Gemahl und mir ebenfalls die Schönheiten der Stadt zu besichtigen. Wir begaben uns indeßen bei Zeit nach Haus, weil ich von einem argen Schnupfen befallen war. Frau von M....., die großen Antheil an meinem Unwohlseyn nahm, lud mich zu einem köstlichen Thee ein, der mich nach ihrer Meinung über Nacht von meinem Catarrh befreien sollte, wir blieben bis Mitternacht beisammen. Den andern Morgen hielt ich es für passend das Zimmer zu hüten, aber während der Herr Rittmeister wieder eine Frühpromenade machte, stahl ich mich zur Dame, mit der ich eine recht goldene Morgenstunde zubrachte. Der zurückkehrende Herr Gemahl fand mich aber noch in meinem Bett liegend, als er die Güte hatte sich nach meinem Befinden zu erkundigen, mir aber auch zugleich verkündete, daß er heute noch weiter reisen wolle, da sich seine Frau nun wieder in einem vollkommen reisefähigen Zustand befinde, und die kleine Tour nach Celle bequem machen könne. Auch ich sehnte mich weiter und nach Bremen zu kommen, und mußte geschehen laßen was ich nicht verhindern konnte. Wir speisten noch miteinander zu Mittag, und mit Erlaubniß des Rittmeisters küßte ich seine Frau zum Abschied in seiner Gegenwart, half beiden in den Wagen, und nahm mir vor, am andern Morgen mit dem frühesten ihrem Beispiel zu folgen. Leider ließ ich mich aber den Abend wieder zu einer Spielpartie in dem Gasthof verführen, und verlor abermals all mein Geld, bis auf den letzten Groschen. Glücklicherweise war es diesmal mein eigenes, und machte mir also keinen großen Kummer, nur wußte ich nicht wie ich weiter reisen sollte, hier bleiben bis ich wieder Mittel von Haus erhalten, hätte mir wenigstens acht Tage Zeit geraubt: indeßen ging ich mit dem Gedanken schlafen, über Nacht kömmt guter Rath. Den andern Morgen überlegte ich was zu machen sey und erkundigte mich dann nach den ersten Bankierhäusern Braunschweigs bei meinem Wirth. Er nannte mir Herrn Johann Degener, ich ging nun zu diesem, wies mich mit meinen Papieren aus, sagte ihm, welches Geschick mich in Braunschweig plötzlich ganz aufs Trockene gesetzt habe, und bat ihn, mir gegen eine Anweisung auf Frankfurt so viel Geld geben zu wollen, als ich noch zur Reise bis Bremen bedürfe. Nach einigem Bedenken fragte er mich, wieviel ich zu gebrauchen glaubte? — 25 — Thaler — Viktian, ich will sie Ihnen

geben, mit der Bedingung, daß Sie sie meinem, sich in einem Bremer Haus befindlichen Sohn daselbst gegen Ihren Schein wiedererstatten — Mit Vergnügen ging ich diese Bedingung ein, dankte für das gütige Zutrauen, empfing 30 Thaler und reiste noch denselben Tag, mich nirgends mehr aufhaltend, über Hannover, Nienburg, Verden ꝛc. nach Bremen, wo ich wohlbehalten und wohlgemuth mit einbrechender Nacht ankam, aber nicht bei meinen Verwandten, sondern im Gasthof zum deutschen Haus abstieg, auch mich diesen Abend nicht mehr meldete, sondern noch den letzten Akten von Grillparzers Sapho im Theater beiwohnte und mich in allen Logen umsah, ob ich vielleicht Cousine Henriette erkennen würde, aber vergeblich.

Je mehr ich mich Bremen genähert, desto mehr hatte sich meine Neugierde und Ungeduld gesteigert, und die Engelsgestalt des jungen lieblichen Mädchens, das ich vor etwa 15 Jahren zum letztenmal gesehen, schwebte mir gleich einer Lichtgestalt vor den Augen. Alle die traulichen Scenen der Kindheit, die ich mit diesem Mädchen in Frankfurt, dem Homburger Schloßgarten, auf der Insel im kleinen Tannenwald ꝛc. gehabt, stellten sich meiner aufgeregten Phantasie mit den lebhaftesten Farben dar, denen ich, spät genug, einzuschlafen vermochte. Den andern Morgen konnte ich kaum die schickliche Stunde erwarten, um meinem Vetter K. die Aufwartung zu machen. Es war gegen elf Uhr als ich mich dahin auf den Weg begab, man war von meiner Anwesenheit präveniert. Herr K. empfing mich auf das freundlichste, sagte mir, ich möge sein Haus während meines Aufenthaltes wie das meinige ansehen, entschuldigte aber seine Frau, daß sie mich noch nicht empfangen könne, da sie noch im Negligee sey, und bat mich, den Nachmittag um zwei Uhr wiederzukommen, wo sie mich erwarte. Dies schmälerte meine gehoffte Freude des Wiedersehens ein wenig, ich empfahl mich nachdem ich eine halbe Stunde mit K. verplaudert, um auch meinen andern Herrn Cousins und dem noch lebenden reichen Bruder meines Oheims Schelle die Visite zu machen. Senator H....., ein schlichter Mann, nahm mich recht gutmüthig auf, auch Kaufmann B....., sonst ziemlich hochmüthig, bewies sich doch sehr freundlich gegen mich, ihre Frauen bekam ich aus den schon erwähnten Ursachen nicht zu sehen, Hannchen war bereits längst todt. Beim reichen Schelle wurde ich mit Tranzigr Weltweisheit regalirt, [illegible] mehr von ihm als die

ich Abschied nahm. Endlich war die ersehnte zweite Nachmittagsstunde herangekommen, in der ich Hermanden wiedersehen sollte, deren Anblick mich in der That überraschte, denn zu der lieblichen Engelsgestalt mit dem überaus feinen Amourettengesichtchen, sah ich eine ziemlich lange, sehr hagere Frau, deren Gesicht zwar noch immer schön war, aber sehr marquirte Züge hatte, welche die erfahrene Oberhand nur zu sehr verriethen; was denn fünfzehn Jahre nicht! sie war jetzt einige dreißig alt. In ihrer Haltung lag indessen etwas majestätisch Imponirendes und ihre Unterhaltung war nicht nur geistreich und pikant, sondern verrieth auch eine nicht gewöhnliche wissenschaftliche Bildung: ihre Musik hatte sie jedoch ziemlich vernachlässigt, dagegen malte sie nicht schlecht in Oel, aber sie spielte und affectirte dabei etwas stark die sentimentale Mondscheinprinzessin, etwas das mir in den Tod verhaßt war und mich meilenweit jagen konnte. Ihre Toilette war ausgesucht, nicht ohne Geschmack, aber mit großer Kunst fast zu jugendlich angelegt, und es war mir bald klar, warum sie mich nicht im Morgenanzug hatte empfangen mögen. Indessen war der Empfang bei diesem Wiedersehen ein sehr herzlicher, und sie bat mich, den Rest des Nachmittags mit ihr zubringen zu wollen, da wir uns nach so langer Trennung doch gewiß manches zu sagen hätten, und manche Rückerinnerungen aus den glücklichen Zeiten der Kindheit wieder ins Gedächtniß rufen könnten. Ihr Mann, sich wegen seinen Geschäften entschuldigend, hatte sich sogleich nachdem er mich eingeführt, wieder entfernt. Ich brachte einen äußerst angenehmen Nachmittag mit der immer noch sehr liebenswürdigen Frau zu, indem wir uns gegenseitig in Umrissen mittheilten was wir seit unserer Trennung erlebt und uns widerfahren war. Daß von beiden Seiten die Aufrichtigkeit dieser Mittheilungen nicht vollkommen sein konnte, ist natürlich, doch erfuhr ich durch andere, was meine Cousine, welche, die Reisen zur Prinzeß Wilhelm nach Berlin, nach Homburg und einige andere abgerechnet, ununterbrochen in Bremen gelebt hatte, für mancherlei Abenteuer gehabt. Ich blieb nicht nur den ganzen Nachmittag, sondern auch zum Abendessen bei ihr. Mit innigem Vergnügen hatten wir uns an die Kinderspiele, Partien und in Homburg genossenen Freuden erinnert, und erst spät in der Nacht trennten wir uns, nachdem ich [illegible] den andern Tag zum Mittagessen zu kommen, [illegible] Thür [illegible] hatte die Güte, mich mit allem

was die alte Hansestadt Merkwürdiges enthielt, selbst bekannt zu machen, wozu er als Sohn eines Bürgermeisters und mit den Senatoren verwandt oder befreundet, allerdings sehr geeignet war. Er bestimmte den nächsten Sonntag dazu, wo er mich schon um 9 Uhr in der Frühe abholte, und zuerst über den Markt, wo der große Roland steht, in den Keller des alten gothischen Rathhauses führte, um daselbst ein wohlthätendes Frühstück einzunehmen. Durch seine Vermittlung ward mir die hohe Gunst zu Theil, die so berühmten Weine in der Nähe und in den 12 Apostein kosten zu dürfen, die der Stadt Bremen schon an 6000 Millionen Thaler kosten sollen*): die Bremer, als ächte Kaufleute, berechnen nämlich zum Capital des Ankaufes die Zinsen vom Zins mit, wodurch in ein Paar Hundert Jahren freilich eine schöne Summe herauskommt. Dieser kostbare Wein hat folgenden Ursprung. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, man sagt 1620 oder 1624, kaufte die Stadt 6 Stückfäßer Johannisberger und eben soviel Hochheimer Tempelsens, die in diesem Keller eingelegt und seither immer mit guten Rheinweinen aufgefüllt wurden. Der in der Nähe soll der beste seyn, und wird immer mit Wein aus dem Becher Judas wieder aufgefüllt, in welchem sich der zweitbeste befindet, und Judas wird dann wieder durch die andern Apostel von geringerm Gehalt ergänzt. Ich habe von fast allen diesen Weinen gekostet, aber ihnen durchaus keinen besondern Wohlgeschmack abgewinnen können, ein Glas Ermitage- oder Ungarwein ist mir jedesmal lieber, er schmeckt mir etwas abgestanden; gerne gestehe ich, daß ich zum Urtheile über Weine, besonders Rheinweine zu süßen, ganz incompetent bin. Wenn die Bremer einem hohen Herrn eine große Ehre anthun wollen, so schicken sie ihm einige Flaschen aus der Nähe. Ein kranker Bürger bekommt aber auf ein ärztliches Zeugniß auch ein Gläschen gratis, wenn er arm, ist er reich, eine Flasche gegen Erlegung von fünf Reichsthalern mit Bewilligung der Herren Bürgermeister. Diese regierenden Herrn haben außerdem das Recht, sich ein Paar

*) Irrige Berechnung, wofern ich vorhin zu Grunde. Das Capital von diesem Wein betrug im Anfang 1500 Thaler, die Zinsen und die Zinsen von den Zinsen bis zum Jahr 1820 betragen, mit dem Capital und den Unterhaltungskosten, 2,500 Millionen Reichsthaler, also kommt eine Flasche nicht über 2 Millionen Thaler zu stehen, und ein Glas über 200,000; auch seine Berechnung stimmt am Ende auf 100 Thaler! —

Flaschen zuzueignen, ein Recht, um das ich sie eben nicht beneide. K. theilte mir auch im Vertrauen mit, daß die Franzosen während ihrer Anwesenheit in Bremen diese Weine gewaltig angezapft hätten, und so oft aufgefüllt, daß ihr hohes Alter nur noch sehr homöopathisch, also so ziemlich imaginair seyn könne. Aus dem Weinkeller gingen wir frohen Muthes in den Bleikeller, der sich unter dem Dom befindet, und sahen die daselbst nicht faulenden Leichen, unter denen eine Lady Stanhope und ein Paar schwedische Offiziere, auch einige Thierleichen sich befinden. Den Keller nennt man bleiern, weil früher Orgelpfeifen in demselben gegossen wurden. Wir machten noch einige Gänge in der Stadt, über die Weser und zurück, und besuchten dann die sehr geschmackvoll auf den Wällen angelegten Promenaden, welche sie umgeben; sie sind viel großartiger und anmuthiger als die Frankfurter, indem man hier nicht nur das Glacis der Werke, wie zu Frankfurt, sondern auch die Wälle, Courtinen, Bastionen und Festungsgräben, die dort Stückweis an Privatleute verkauft und verbaut wurden, dazu verwendet hat. Außer dem Dom hat Bremen keine sehr ansehnlichen Kirchen, in der Ansgarikirche machte mich K. auf Tischbeins schönes Altargemälde: »Lasset die Kindlein zu mir kommen,« aufmerksam. Die Häuser mit ihren hohen Giebeldächern und langen Fenstern geben der Stadt zum Theil noch ein sehr alterthümliches und etwas niederländisches Ansehen. Die Umgebungen Bremens, wenn man die Anlagen verlassen hat, sind öde, kahl und traurig. Das in der Nähe des Osterthors stehende Theater war ein unansehnliches Gebäude. Den Namen Bremen wollen die Einwohner von den vielen Brombeersträuchen, die früher hier gestanden hätten, ableiten. Auf den Nachmittag lud mich K. in seinen Garten vor dem Thor ein, in welchem seine Frau jetzt gerade einen hübschen Pavillon bauen ließ. Als ich daselbst ankam, öffnete mir, nachdem ich geklingelt, meine Cousine, in ihrer Begleitung befand sich ein Mann von etwa 40 Jahren, den sie mir als den Kaufmann K...y und einen intimen Hausfreund ihres Gemahls vorstellte. Dieser maß mich mit großen Augen vom Kopf bis zu den Füßen, und schien eben kein großes Behagen an meinem Kommen zu finden, auch war die Unterhaltung recht reichsstädtisch-steif, und folglich hochlangweilig, Henriette schien verlegen, und ich fand mich unbehaglich. Glücklicherweise kam bald der Senator H... hinzu, was die Unterhaltung weniger gezwungen machte, und als er den Haus-

freund K....p endlich in Geschäftsangelegenheiten mit sich fortnahm, bekam sie eine andere und traulichere Wendung. Henriette wies mir das nach ihren Angaben neuerbaute und noch nicht ganz vollendete Gartenhaus, welches von ihrem guten Geschmack zeigte, aber eine sehr kostbare Liebhaberei war, denn es war für ihre Verhältnisse fast zu prächtig. Wir verweilten eine gute Stunde in demselben, frühere, sehr glückliche Momente durch sehr handgreifliche Erinnerungen wieder ins Gedächtniß rufend, wobei ich aber nicht das selige Entzücken wie früher, sondern bald eine Art Ueberdruß empfand, den jedoch die hierauf folgende geistreichere Unterhaltung wieder verscheuchte. Der Hauptinhalt unsers Gesprächs war die Prinzessin Wilhelm, von der sie mir mich sehr interessirende Dinge erzählte, ebenso vom Prinzen Gustav, dessen Namen sie nicht ohne einen unterdrückten Seufzer aussprach. Wir waren noch recht eifrig im Gespräch begriffen, als sich auf einmal eine rauhe Baßstimme mit den Worten: »Frau K., sind Sie hier, wo zum Henker stecken Sie denn?« vernehmen ließ. Es war die des Hausfreundes K....p, der zurückgekommen war, die Dame vom Haus aufsuchte, und als er sie tête a tête mit mir fand, ihr einen vielbedeutenden, Zorn verrathenden Blick zuwarf. Ich that als bemerkte ich es nicht, und sagte etwas malitiös: »Mein Herr, wir haben uns einstweilen trefflich unterhalten,« worauf er ein trockenes: »So,« von sich gab, und jetzt die vorige Verlegenheit und das gezwungene steife Wesen wieder zurückgekehrt war. Wir gingen höchst einsilbig in den Gängen des Gartens spazieren, bis auch Henriettens Mann dazukam, der durch einige Neuigkeiten die er mitbrachte, der Sache wieder eine andere Wendung gab, und uns bald darauf zu dem, unserer harrenden Vespermahl einlud, wodurch wieder mehr Leben in Henrietten und auch in den Hausfreund kam.

Noch den nämlichen Abend als ich K.'s verließ, begegnete ich auf dem Markt einem Kaufmann Namens Kreibig, der die Reise von Hannover hierher im Postwagen mit mir gemacht, und mich einlud, ein Glas Punsch mit ihm in einer nahen Weinstube zu nehmen, in der sich ein allerliebstes blutjunges Mädchen, das Töchterchen vom Haus, Gesina geheißen, befände. Mit Vergnügen nahm ich das Anerbieten an, und fand daß der Mann nicht zuviel gesagt. Mit einer unendlich freundlichen Grazie kredenzte uns das hübsche Kind den verlangten Punsch, antwortete auf unsere

Fragen mit der liebenswürdigsten Naivität, und wir verplauderten ein Paar Stunden auf das angenehmste daselbst, so daß ich mir vornahm, der mir beim Weggehen gewordenen Einladung, recht bald wiederzukommen, Folge zu leisten. Den andern Morgen um elf Uhr war ich schon wieder daselbst, um ein kleines Frühstück einzunehmen, und wurde von dem allerliebsten Gesinchen recht herzlich empfangen. Bald war ich mit dem schönen Kind so vertraulich, daß, obgleich ich ihr gesagt daß ich ein naher Verwandter von K.... sey, sie mir dennoch alles was die Verhältnisse Henriettens betraf, mittheilte, und meine Vermuthung, daß Hausfreund K.... ihr erklärter Liebhaber sey, vollkommen bestätigte, was übrigens ein stadtkundiges Geheimniß war. Sie erzählte mir nun eine Menge Anekdoten, mit denen man sich in dem ziemlich kleinstädtischen Bremen auf Kosten der Madame K.... unterhielt, unter denen auch die: daß als einst Henriettens Knaben, sie hatte deren zwei, sich mit den Töchtern Minas baden wollten, deren Hofmeister ihnen gesagt: »das schickt sich nicht daß sich Jungen mit Mädchen baden,« einer derselben erwiedert habe: »Warum denn nicht, die Mutter badet sich ja auch mit Herrn K....« — In dem Haus Langenaus, wo ich nun täglich meine meisten müßigen Stunden zubrachte, ich arbeitete jeden Morgen an dem Plan des mir von Carnot angegebenen Werkes, ohne jedoch noch ernstlich an die mögliche Herausgabe desselben zu glauben, machte ich noch eine andere weibliche Bekanntschaft, die aber, ohne daß ich es mir zu erklären vermochte, ein unheimliches Gefühl und eine Art Scheu einflößte; die obgleich junge und nicht häßliche Frau hatte doch für mich etwas sehr Unangenehmes, ja fast Abstoßendes in ihren Gesichtszügen, und war außerdem schon deßhalb unausstehlich, weil sie sich immer zwischen Gesina und mich drängte, unser Verhältniß zu erforschen suchte und eine widerliche Freundlichkeit gegen uns beide affectirte. Gesina war ganz einverstanden mit mir hinsichtlich dieser sehr zudringlichen Person, die sie aber fürchtete sich zur Feindin zu machen, und deßhalb ihre viel zu häufigen Besuche duldete. Wie sehr meine Abneigung gegen dieselbe, wenn auch nur instinktartig, gegründet war, bewies sich später auf eine schreckliche Weise, denn dieses weibliche Wesen war keine andere als die berüchtigte Giftmischerin Gonfrick, welche, nachdem ihre schrecklichen Greuelthaten, sie hatte damals schon ihre Mutter, ihren Vater, ihre drei Kinder, ihren ersten Gatten, ihren

Bruder und ihren Liebhaber Gottfried, den sie aber noch auf dem Sterbebette zur Trauung mit ihr beredete, nach einander vergiftet, endlich an den Tag gekommen, auf dem Schaffot ihr abscheuliches Leben endete. Ich besuchte jetzt meine Verwandten weit seltener, und suchte bei jeder sich darbietenden Gelegenheit den wüthend eifersüchtigen Hausfreund K ... wild zu machen, was mir auch zum großen Verdruß Henriettens so wohl gelang, daß er einmal den Garten, in dem er mich wieder mit ihr getroffen, höchst aufgebracht verließ und schwur, er würde nie mehr wiederkommen, wenn ich nicht wegbliebe. Meine arme Cousine, welche das Verhältniß mit Herrn K...., wie es schien aus mehrern Gründen, nicht wohl aufgeben konnte und mochte, kam dadurch in eine große Verlegenheit und wußte sich nicht zu rathen. Da ich ihre mißliche Lage sah, so war ich ganz offen mit ihr, und bat sie, sich wegen mir keinen Unannehmlichkeiten mit ihrem Freund mehr auszusetzen, ich wolle durchaus kein Störenfried seyn und habe ohnehin vor, dieser Tage nach Frankfurt abzureisen. Erst war die arme Frau verlegen, dann wußte sie mir es Dank daß ich so handelte, meinte aber, ich brauche deßhalb nicht abzureisen, und sie könnte es wohl veranstalten daß wir uns von Zeit zu Zeit ohne Wissen des Herrn K.... sehen könnten, wofür ich aber dankte. — Trotz der Liebenswürdigkeit der hübschen Gesina, hatte ich dennoch beschlossen Bremen zu verlassen, als ein zufälliges Ereigniß mich noch drei Wochen länger daselbst zurückhielt. Signora Catalani hatte ihre Ankunft den Bremern ankündigen lassen, und sollte in wenigen Tagen dieselben mit ihrem bezaubernden Gesang beglücken. Man kann sich keine Vorstellung machen, welches Aufsehen diese Neuigkeit in der guten Stadt erregte; ich glaube wenn Napoleon von St. Helena entwischt und in Vegesack gelandet wäre, so hätte dies keine größere Sensation unter den Bremern hervorbringen können. In allen Häusern, im Museum, sogar in den Kirchen hörte man nur von der Catalani sprechen. Wem ich erzählte, daß ich die berühmte Sängerin nicht nur schon gehört, sondern persönlich kenne, der gaffte mich wie einen Wundermann mit offenen Augen an. Henriette und ihr Mann, so wie Gräwe und Senator H.... baten mich, sie doch bei ihnen einzuführen. — Wo, wann, was wird sie singen? fragte man sich auf allen Straßen, und der Schauspieldirektor Ringelhard, dessen Haus in der Regel gewöhnlich leer stand, wurde mit Logenbestellungen bestürmt, deren

man nur wußte ob sie auch im Theater singen würde. Als es endlich hieß, die in ganz Europa gefeierte Sängerin sey angekommen, war der Gasthof, in dem sie abgestiegen, von einer unermeßlichen Menge Volks belagert, und ganz Bremen auf den Straßen und wie von der Tarantel gestochen. — Sie ist da, hieß es, sie ist da, die berühmteste Frau des Jahrhunderts, die Alles erwärmende Sonne des musikalischen Horizonts, die Gefeierte Europas! Um zu ihr zu gelangen, mußte man sich mit Rippenstößen Bahn bis an die Thüre des Gasthofs brechen, der vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht von Tausenden umringt war. Die gefeierte Prima Donna empfing mich wie einen alten Bekannten, mit großer Herzlichkeit, und sagte mir: »Ich bin sehr froh Sie hier zu treffen, Sie werden sich bequemen, so lange bis mein Mann kömmt, mein Cavalier servente zu seyn, denn ich bin ganz verlassen und habe auch keine Empfehlungen für hier mitgebracht.« — Die bedürfen Sie nicht, versetzte ich, übrigens wird es mir eine große Ehre seyn, Signora, den dienenden Ritter einer Dame zu machen, welche sich die größten Monarchen zur Ehre rechnen am Arm zu führen. (Während dem Aachner Congreß hatte sie Kaiser Alexander, der König von Preußen und der Kaiser von Oestreich auf den Bällen umhergeführt, von denen sie die kostbarsten Geschenke in Schmuck erhalten hatte.) Ihre Begleitung bestand aus ihrem Reisekapellmeister Burgmüller aus Düsseldorf und dessen Gattin, nebst dem dienenden Personale. Burgmüller, dessen Bauch einen nicht viel geringern Umfang hatte, als der des alten Königs von Württemberg, machte durch seine außerordentliche Eßlust fast eben so viel Aufsehen als die Signora, deren Concerte er dirigirte, durch ihre Kehle. Sein Vorfrühstück in Bremen bestand oft in einem Kapaun, ein Paar Hummern, einer Schüssel geräucherten Lachs, einer Gänsebrust, ein Paar Dutzend Eiern, und ein Paar Flaschen Portwein! was er alles mit einer Gier verschlang, die mich in Erstaunen setzte. Ich schlug der Catalani nun vor, sie bei meinen Verwandten einzuführen, was sie mit Freude annahm, worauf ich ein Paar Zeilen an meine Cousine schrieb und ihr meldete, daß ihr den andern Morgen um elf Uhr die Ehre des Besuchs der Signora Catalani bevorstehe, die ich ihr selbst präsentiren würde. Als wir zu diesem Zweck in den Wagen steigen wollten, war es kaum möglich durch das Gedränge zu kommen, und die polizeiliche Hülfe mußte uns Platz machen. Signora rief

aus: «sollte man nicht glauben, ich sey irgend ein wildes Wunderthier! una bestia curiosissima!» — Daß des Gesanges Königin einen Besuch bei K. gemacht hatte, erregte Staunen und Neid bei der steifen Bremer Handelswelt, besonders bei den Damen die zum Singverein gehörten, wie eine Madame Sengstock, die selbst recht artig sang, und die italiänische Nachtigall gar zu gern bei sich gesehen hätte, woraus aber nichts wurde. Da meine Cousine ohnehin sehr wenig mit der Bremer Welt umging, sondern mehr in einem sehr kleinen Kreis für sich lebte, auch immer noch schön genug und reich war, so fehlte es ihr an Feinden und besonders Feindinnen nicht, welche alle mögliche Lügen auf ihre Kosten verbreiteten, wozu ihr Verhältniß mit K. freilich Stoff genug gab. Den andern Morgen machte sie schon ihren Gegenbesuch bei der Catalani, und zwar in einem von Kopf bis zu Fuß ziemlich phantastischen Rosa-Anzug, sogar Strümpfe, Schuhe und Handschuhe waren Rosa, manchmal kleidete sie sich auch ebenso in Himmelblau; dies paßte wenigstens nicht mehr ganz zu ihren Jahren, sie war in der Mitte der dreißiger, und hatte, wie gesagt, schon sehr marquirte Züge. Die Catalani konnte sich auch des Lächelns nicht erwehren als sie diese Rosagestalt erblickte, das Oberkleid war Rosa-Crey, das Unterkleid Rosa-Atlas, und ein Rosa-Flor hing als Shawl oder Schleier vom Kopf bis zu den Füßen herab; als 16jähriges Mädchen würde ihr ein solcher Anzug auf einem Ball ganz vortrefflich gelassen haben. Sie lud die Catalani zu einem Frühstück ein, was diese auf mein Zureden annahm, und wieder Veranlassung zu Neid und Mißgunst gab. Bei diesem Frühstück, wo die größten Leckerbissen, die aufzutreiben waren, und sogar Schiraswein servirt wurden, fand sich auch Burgmüller ein und that sich gütlich, doch mußte er schon durch ein solides Vorfrühstück einen guten Grund gelegt, sonst würde er für sich allein alles was aufgetragen, verzehrt haben.

Ich hatte es übernommen, die Arrangements der Concerte, Madame Catalani wollte deren drei geben, zu besorgen, und mich zu dem Direktor Ringelhard verfügt, um das Theater zu diesem Zweck zu miethen. Dieser aber stellte die Bedingung sine qua non, eine Tantième von der Einnahme für die Ueberlassung des Schauspielhauses zu erhalten, zu welcher sich die berühmte Sängerin durchaus nicht verstehen wollte, sondern, als ich ihr sagte daß in ganz Bremen kein anderes, für ihre Concerte passendes Lokal zu

finden ſey, äußerſt aufgebracht ausrief: »Wohlan, ſo beſtelle man ſogleich Poſtpferde, ich werde in Bremen nicht ſingen.« — Nur mit der größten Mühe gelang es mir die Signora zu beſänftigen, indem ich ihr ſagte: warum wollen Sie die armen Bremer den Eigenſinn ihres Theaterdirektors entgelten laſſen, dieſe haben ja nichts verſchuldet, es wird ſich wohl ein Mittel ausfindig machen laſſen, dennoch zum Ziel zu kommen, laſſen Sie mich handeln. — Ich ging nochmals zu Ringelhard, fand dieſen aber ebenſo eigenſinnig wie meine Signora, und konnte ihm eines Theils nicht ganz Unrecht geben, denn er ſagte: Ich kenne meine Pappenheimer, d. h. meine Bremer, haben dieſe erſt einen oder gar ein Paar Dukaten für die Concerte der Signora Catalani ausgegeben, ſo kommen ſie mir 6 Monate lang nicht wieder ins Theater, ich muß mich entſchädigen, ſonſt kann ich nicht beſtehen. — Von hier begab ich mich zu meinem Couſin K.... und theilte ihm und noch einigen andern Kaufleuten die ſich gerade bei ihm befanden, die fatale Sache mit, aber keiner wußte zu rathen; Ringelhard, der das Theater auf mehrere Jahre gepachtet hatte, konnte man nicht zwingen es für die Concerte zu überlaſſen, und die Bemühungen einiger angeſehenen Einwohner, ihn nachgiebiger zu machen, waren ebenfalls geſcheitert. Endlich ſagte ich zu den Bremer Herren: wäre es denn nicht möglich, die Concerte in einer der Kirchen zu geben? — O das wird große Schwierigkeiten haben, meinte mein Couſin K...., mein Couſin G.... aber meinte, dieſe wären vielleicht doch zu überwinden, wir müſſen zum Senator H....., der muß alle Stricke anziehen. Um die Bigotten und Betſchweſtern zu beſchwichtigen, könnte man ja der Sache ein Mäntelchen umhängen, und die Concerte »geiſtliche« nennen, und auch religiöſe Muſik in denſelben vortragen. Dieſer Plan wurde, wenn auch nicht ohne tüchtige Kämpfe, beſonders mit einigen geiſtlichen Herrn und Behörden, durchgeſetzt, ſo hatte ich auch nicht ohne Mühe die Signora beredet, ſich dazu zu verſtehen, in einer proteſtantiſchen! Kirche zu ſingen. Man hatte die Erlaubniß erwirkt, ein Concert spirituel in der Domkirche geben zu dürfen, wobei die Armen reichlich bedacht werden ſollten, da keine Saalmiethe bezahlt werden durfte. Indeſſen war das Bremer Publikum ſehr über Ringelhards Eigenſinn aufgebracht, da man nun fürchtete, keine Opernarien und andere weltliche Geſänge von der Catalani zu hören;

man verſchwor ſich, keinen Fuß mehr in ſein Theater zu ſetzen. Wegen der Kirche aber waren die Stimmen ſehr getheilt und die Frömmler ſchimpften gewaltig über dieſe Entheiligung, wie ſie es nannten. Man kehrte ſich indeſſen nicht daran, und der große Dom war trotz dem Eintrittspreis von einem Dukaten, dennoch zum Erſticken voll. Das Orcheſter und die Chöre des Singvereins trugen nur geiſtliche Tonſtücke vor, während Madame Catalani ihre Variationen von Rhode und ein Paar ernſtere Arien mit Recitativen ſang. Der Erfolg war, wie allenthalben, unermeßlich und der Beifall raſend, Ringelhard aber in Verzweiflung, denn jetzt ſtand ihm ſein Theater gänzlich leer, ſelbſt die Abonnenten wollten es nicht mehr beſuchen. Seinen Ruin vor Augen ſehend, ſuchte er mich auf, erbot ſich, der Signora Catalani das Theater um jeden Preis, ja umſonſt zu überlaſſen, und bat mich, doch die Sache vermitteln zu wollen. Da mich der Impreſſario in augustis wirklich dauerte, ſo verſprach ich ihm mein Möglichſtes zu thun, um die Sache zu arrangiren, was bei dem Eigenſinn der Prima Donna, ſo ſehr ich auch auf ſie inſtuirte, der Bremer machte mich ſogar zu ihrem erklärten Liebhaber, doch nicht ſo leicht war, und nur durch die Vorſtellung, daß das hieſige Publikum ihren himmliſchen Geſang in einem andern Genre bewundern möchte, und ich ihr einen Triumph auf der Bühne bereiten wolle, der in keiner Kirche möglich, gelang es mir, ſie zu vermögen, Ringelhards Offerten anzunehmen. Ich eilte nun, dieſem die gute Nachricht zu überbringen, machte aber zur Bedingung, daß ich der großen Sängerin einen Empfang auf der Bühne ganz nach meinen Anordnungen bereiten dürfe, wozu er ſich nicht nur ſogleich verſtand, ſondern mir auch ſein ganzes Theaterperſonale zur Verfügung ſtellte, und die Miethe für das Haus ganz der Großmuth der Dame überließ, worauf ich ihm erwiederte, daß ich dafür ſorgen wolle, daß er ſich in derſelben nicht täuſche. Er erhielt die Einnahme eines überfüllten Hauſes bei gewöhnlichen Preiſen. Ich ließ ſie nun bei ihrem Erſcheinen durch das als Genien gekleidete weibliche Chorperſonale auf der Bühne empfangen, und die junge Schauſpielerin Demoiſelle Hauff überreichte ihr auf einem Sammetkiſſen ein italiäniſches Gedicht, das ich zu dieſer Feier verfaßt hatte, und welches: »al alto merito della Signora Angelica Catalani, l'unica.« überſchrieben war. Es lautete:

T'anima un Nume; la fastosa arena
Freme di plausi al tuo leggiadro aspetto;
Giunge per te la melodia terrena
Della celeste ad uguagliar l'effetto.

Hai di Venere il cinto; in su la scena
Sei Tersichore ai moti, Erato al detto.
L'anima bella di virtude hai piena,
Di fuoco avvivator del nostro affetto.

Sciolse Saffo a 'suoi di canto armonioso,
E fama amor ne rumoreggia il vanto;
Ma non vinse Faon, non l'ebbe sposo.

Resister di tua voce al dolce incanto,
Or qual nuovo Faon puo baldanzoso
Se tu prima, tu sola imperi al canto!

Brema, ai 28 di Giunio 1810.

Von diesem Gedicht ließ ich mehrere Tausend Exemplare durch die Ventilatoren auf das Publikum herabwerfen, so wie Blumenbouquete und Kränze ohne Zahl auf die Bühne, während ein dreimaliger Tusch von Pauken und Trompeten und das donnernde Vivatgeschrei das Haus bis in seine Grundvesten erschütterte.

Nachdem sie eine Arie von Lafond gesungen, die mit dem ungestümsten Beifall applaudirt worden, fiel sie mir mit thränenden Augen hinter den Coulissen um den Hals, ohne sich vor dem umstehenden Theaterpersonal zu scheuen, das erstaunt aufschaute. Das Concert hatte nun seinen ungestörten Fortgang, Angelika sang noch die schöne Polonaise Portogallos: **la placida Campagna**, eine Arie von Pucitta, und die Variationen von Pär über das Thema: **la Biondina.** Von Entzücken trunken und taumelnd, verließen die Bremer das Haus.

Die gefeierte Prima Donna gab, um ihren Dank für so viel erwiesene Ehre zu bezeigen, auch noch ein geistliches Concert zum Besten der Armen in der Ansgarikirche, und machte außerdem der Demoiselle Hauff, welche ihr das Gedicht überreicht hatte, ein werthvolles Geschenk.

Der Herzog von Oldenburg hatte die berühmte Sängerin während ihres Aufenthaltes in Bremen einladen lassen, an seinem Hof zu singen und ihr dafür 50 Friedrichsd'or geboten. Dem Kammerherrn der ihr diese Offerte gemacht, erwiederte sie äußerst

artig: er möge seinem Herrn sagen, er möchte die 30 Friedrichsd'or den Armen schenken, und könne sie weit billiger singen hören, wenn er sich nach Bremen bemühen wolle. Diesen Rath zu befolgen erachtete der Herr Herzog auch für gut, und fand sich mit seinem ganzen Hofgesinde bei einem Concert der Mad. Catalani ein. Man hat diese Sängerin sehr verkannt, sie besonders als äußerst habsüchtig und geizig verschrieen, sie war keines von beiden, eher freigebig und seelengut, aber aufbrausend, heftig und eigensinnig, wie es eine Italiänerin nur seyn kann, konnte keinen Widerspruch leiden, woher es dann kam, daß sie oft um nichts, um keinen Thaler Werth in Zorn gerieth, Zänkereien hatte und ihren Eigenwillen um jeden Preis durchsetzte, weßhalb sie so verschrieen war, während sie Tausende an Arme verschenkte, und viele arme Familien in verschiedenen Städten Frankreichs fortwährend unterstützte. Daß sie oft Launen hatte, brachte ihr Verhältniß und die übermenschliche Vergötterung mit sich, die ihr allenthalben ward. Ueber die Albernheiten und oft dummerfundenen Anekdoten der Zeitungsschreiber lachte sie jedoch von ganzem Herzen. Wahr ist es, daß einst ein Postillion das Trinkgeld von ihr anzunehmen sich weigerte, und dafür begehrte, sie solle ihm nur ein Liedchen versingen. Sie that ihm lachend den Gefallen und gab ihm vierfaches Trinkgeld obendrein.

Während des Aufenthaltes der Catalani ging mir die Zeit in Bremen auf das angenehmste hin, und zur Arbeit blieb mir wenig Muße übrig. Jeden Morgen fand ich mich um 11 Uhr bei ihr ein und verließ sie in der Regel erst nach Mitternacht wieder. Den ganzen Tag über ging es bei ihr ab und zu wie in einem Bienenkorb, nicht nur die Bremer Herrn, sondern auch die angesehensten Damen ließen sich der berühmtesten aller Sängerinnen vorstellen. Sie geizte dann auch nicht mit ihrem Talent, und trug gern eine Cavatine oder ein Duett mit mir vor, wenn man nur entfernt einen solchen Wunsch blicken ließ, auch sang sie mit einigen Dilettantinnen, namentlich der Madame Sengstock. Nach dem Mittagsfrühstück fuhren wir gewöhnlich aus, ein Paarmal machte sie auch eine Partie mit K..... und seiner Frau, die sehr gut ritt und ich ebenfalls zu Pferde begleitete, während die Signora Catalani in einer offenen Caleche mit dem dicken Kapellmeister und dessen Frau, ihrer Gesellschaftsdame, fuhr. So besuchten wir Vegesack und einige andere Orte. Am unterhaltendsten

aber waren die Abende, wo man theils muſicirte, theils Commerzſpiele machte, die aber ſo hoch geſpielt wurden (Whiſt zu einem Dukaten der Point), daß ſie wahre Hazardſpiele genannt werden konnten, während welchen en attendant der dicke Burgmüller das aus kalter Küche beſtehende Souper unter der Hand zur Hälfte zu ſich nahm, und dann, wenn man ſich zu Tiſche ſetzte und fand daß es nicht hinreichend ſey, ſagte: Ja mein Gott, ich habe doch kaum eine Brodrinde und ein Stückchen Wurſt gekoſtet! — Ihr zu Ehren hatten die Bremer Kaufleute auch ein großes Diner à ſünf Reichsthaler pr. Couvert in einem nahen Wirthsgarten, deſſen Name mir entfallen iſt, veranſtaltet, ſie ließ ſich aber an dem Tag wo es ſtatthaben ſollte, unwohl melden, und die Bremer Herrn durften ihre Leckerbiſſen allein, jedoch in Geſellſchaft Burgmüllers verſchlingen, während wir eine Tour in den ſchönen Anlagen machten, was die Herrn Kaufleute ſehr übel nahmen. Kurz vor ihrer Abreiſe kam auch ihr Mann, der ehemalige Rittmeiſter Ballabreque, der Adjutant des Generals Moreau geweſen war, und jetzt einen großen Theil der Schätze ſeiner Frau durchs Spiel wieder unter die Leute, namentlich die Pariſer brachte, in Bremen an. Als ſie abreiſete, begleitete ich ſie noch eine Station zu Pferde; wir hatten uns beiderſeitig das Verſprechen gegeben, uns bald wieder in Frankfurt zu ſehen; ihre Einnahmen in Bremen hatten über 6000 Thaler betragen. Auch ich dachte nun erſtlich an meine baldige Abreiſe von Bremen, wo ich unter andern in der letzten Zeit noch den berühmten Aſtronomen Olbers und einen Doctor Olbrig, ein wahres Curioſum von einem Original, kennen gelernt hatte, auch einen Arzt, der ein ſo wüthender Franzoſenhaſſer war, daß er dieſem Volk, wie Nero, nur einen Hals wünſchte um ihm denſelben mit einem Hieb abſchneiden zu können, faute de mieux bewies der Mann einſtweilen ſeinen Patriotismus dadurch, daß er eine altdeutſche Kleidung nebſt Federbarrett trug, und der einzige war, der in dieſem ſehr theatraliſchen Coſtüme durch die Straßen von Bremen ging. Bevor ich die Stadt verließ, machte ich noch einen Abſtecher in das nahe Hamburg, wo mich aber das durch und durch merkantiliſche Gewühl und Treiben nur ein Paar Tage raſten ließ, und ohne viel mehr als den Jungfernſteig, das Alſterbaſſin, den Hafen, die Michaelskirche mit ihrem hohen Thurm, die Börſe und das Theater geſehen zu haben, wieder nach Bremen zurückkehrte, mir durch L... noch das nöthige Reiſegeld geben

ließ, und dann nach gebräuchlichem Abſchied die Reiſe nach meiner Vaterſtadt antrat.

In Hannover verweilte ich mehrere Tage, um mich auch in der Umgegend umſehen zu können, in dieſe Zeit fiel gerade das dortige große Schützenfeſt. Die Stadt liegt an der Leine, hat herrliche Spaziergänge und ein ſtattliches Anſehen, ich beſah das alte Schloß, deſſen Schatzkammer einſt die Schätze Heinrich des Löwen bewahrte; das Schauſpielhaus hat nichts Ausgezeichnetes, auch der herzogliche Pallaſt, das Rathhaus bieten nichts Außerordentliches. Auf der Esplanade iſt das Bruſtbild des berühmten Philoſophen Leibnitz aufgeſtellt, deſſen Philoſophie viele Narren ſchuf, wofür freilich das große Genie nichts kann, das übrigens gleich allen Erdenſöhnen in der Hauptſache im Dunkeln blieb. Auch nach dem eine kleine Stunde entfernten berühmten Herrnhauſen ritt ich, wohin eine dreifache Pracht-Allee führt, die ſchönſte die ich je zu Geſicht bekommen; dagegen konnte ich der dortigen Waſſerkunſt und dem Springbrunnen, der einen 120 Fuß hohen Strahl wirft, keinen großen Geſchmack abgewinnen; wer die Waſſerkünſte zu Verſailles, St. Cloud und Caſſel geſehen, für den können die von Herrnhauſen wenig Intereſſe haben. Auch den hochberühmten Marſtall ließ ich mir zeigen, in welchem ſich wirklich Prachtexemplare der edlen Pferdezucht befanden, namentlich 8 weißgeborne Schimmel, auch eine alte ganz vergoldete Krönungskutſche, an der aber ſehr ſchöne Miniaturgemälde angebracht waren, wurde mir gezeigt. Das Schloß Montbrillant mit ſeinem Park, ſo wie den durch ſeine ſeltenen Pflanzen und ſeine Baumſchule berühmten Walmodiſchen Garten beſuchte ich ebenfalls, am meiſten aber vergnügte ich mich bei dem Schützenfeſt, wo ich manch liebliches hannöverſches Kind ſich luſtig herumtummeln ſah. Von dem als dummſtolz verrufenen Adel nahm ich keine Notiz, kam auch gar nicht mit dieſen oft gar hochgeöhrten Herrn in Berührung, außer daß man mir auf ein Paar, Vogelſcheuchen ähnliche Carrikaturen dieſer gebornen Hirngeſpinnſte lachend mit Fingern deutete.

Von Hannover reiste ich im Eilwagen weiter bis **Hildesheim**, und hatte diesmal ein allerliebſtes Kammerzöſchen einer vierſpännig reiſenden Herrſchaft zur Nachbarin, welche in dem Reiſewagen des Herrn Barons und ſeiner Begleitung keinen Platz mehr fand und daher die Reiſe in dem Eilwagen mitmachen mußte. — «Sophiechen, hab' Acht auf dich,» hatte ihr die Frau Baronin

noch beim Einsteigen zugerufen, und so hatte ich den Namen des holden Kindes erfahren. Es war eine holsteinische freiherrliche Familie, welche eine Rheinreise zu machen beabsichtigte, und daher auch nach Frankfurt fuhr. In Hildesheim trafen wir wieder zusammen, und ich besuchte in Gesellschaft des Herrn Baron G...., seiner Frau und seiner 19jährigen Tochter sammt Sophiechen die uralte Domkirche daselbst, in der man die Fremden besonders auf die sich in derselben befindliche Irmensäule, aus einem 17 Fuß hohen grünen Stein bestehend, die Carl der Große 772 umgestürzt, aufmerksam macht. Ich hatte das Vergnügen, den Damen zu erklären, was es für eine Bewandtniß damit habe: nämlich, daß einst statt der Jungfrau ein Götzenbild, eine Art Kriegsgott auf derselben gestanden, der in der Rechten eine Fahne mit einer Rose, in der Linken eine Wage hielt, auf dessen Brust aber ein Bär und in seinem Schild ein Löwe abgebildet war. Die Familie wollte von hier nach Goßlar, von da nach Göttingen u. s. w. und auch den Brocken vulgo Blocksberg besteigen. Die Attractionskraft dieser Damen, oder vielmehr der zierlichen Zofe, war so groß, daß auch ich sogleich von meinem ursprünglichen Reiseplan abwich, um auch nach Goßlar zu gehen. Ich nahm eine offene Postkalesche, in der ich Sophien einen Platz anbot, den anzunehmen ihr aber die Baronin untersagte, und das Mädchen lieber in ihren Wagen sitzen ließ. In Goßlar stieg ich in demselben Gasthof, wie die Herrschaften, dem Schleßlerischen, ab. Wir waren die ganze Nacht durchgefahren und erst gegen Morgen angekommen. Um Mittag hatte ich Gelegenheit das Kammermädchen zu sprechen, die mir mittheilte, daß sich ihre Damen sehr angelegentlich nach meinem Stand und Charakter erkundigt, und als sie ihnen gesagt, daß ich ein Offizier sey, sie diese Mittheilung wohlgefällig aufgenommen hätten. Das Mädchen war die Herzensvertraute des jungen Fräuleins, die sie mir als den Männern gar nicht abgeneigt schilderte. Für diese Nachrichten dankte ich Sophien mit ein Paar Küssen, sie entzog sich jedoch durch eilige Entfernung meinen weitern Gunstbezeigungen, indem sie davonlaufend rief: ach die Herrschaft hat mich gerufen.

Die hochadelige Familie geruhte an der bürgerlichen Table d'Hôte des Gasthofs zu speisen und mir mitzutheilen, daß sie nach derselben die Stadt zu besehen beabsichtige; die Erlaubniß sie begleiten zu dürfen, wurde mir freundlichst gewährt, und die Par-

thie nach dem Harzgebirge und dem Blocksberg für den kommenden Tag festgesetzt.

Das uralte Goßlar liegt am Fuß des Harzgebirges und wird von der Goße, die ihm den Namen gab, durchströmt; es hat hohe Mauern und sehr enge und finstere Straßen. Noch sieht man einige Ueberreste der alten Kaiserburg, in der mehrere Kaiser residirten, auch stand noch der merkwürdige Dom, zu dessen Abbrechung aber schon Vorbereitungen gemacht wurden. Er wurde 1050 eingeweiht, aber schon 12 Jahre später durch einen abscheulichen Scandal entweiht, und zwar in Gegenwart Kaiser Heinrich IV., und noch dazu am heiligen Pfingstfest. Die Leute des Bischofs Heziat von Hildesheim und die des Abtes Widerados von Fulda lieferten sich eine förmliche und blutige Schlacht in dem Gottestempel, wobei es viele Todte und Verwundete setzte. Die Ursache gab der Rangstreit dieses Pfaffengesindels, von denen jede Parthei behauptete, ihr stehe das Vorrecht zu, auf der rechten Seite des Churfürsten von Mainz Posto zu fassen. Der Abt berief sich auf ältere Rechte und der Bischof behauptete, daß weil Goßlar zu seiner Diöceſe gehöre, auch ihm der Ehrenplatz gebühre, und er und seine Leute vor Niemand zu weichen brauchten. Bald waren die Pfaffenknechte handgemein, und der Bischof rief seinen Leuten zu, „tüchtig drein zu schlagen,“ wobei das Blut in Strömen floß. Die Bischöflichen trugen den Sieg davon. Als den andern Tag die Kirche gereinigt werden sollte und der Pfaffe das: **Dominum, hunc diem fecisti gloriosum** *) anstimmte, da guckte plötzlich der Gottseybeiuns in seiner furchtbarsten Fratzengestalt mit Hörnern, Klauen und Schwanz durch ein Loch oben in die Kirche herab und brüllte: **et ego hunc diem feci hellicosum** **). Es muß ein lateinischer Teufel gewesen seyn. Viele Jahrhunderte konnte man dieses Loch nicht zumauern, alle daran gesetzten Steine fielen in die Kirche hinab, dies war Satans Werk. Als man aber im 18ten Jahrhundert die Kirche restaurirte, da fand man in diesem Loch ein Skelett mit noch ziemlich wohl erhaltenen Kleidern, nach deren Schnitt zu urtheilen dasselbe schon 700 Jahre zwischen einem Dachsparren und dem bleiernen Kirchendach gesteckt haben mochte. Vermuthlich war es einer der Kämpfer gewesen, der sich hierher geflüchtet hatte und erstickte: auch habe man eine Bibel

*) Den berühmten Tag hast du, o Gott, gemacht.

**) Und ich habe ihn recht kriegerisch gemacht.

in das Loch vermauert. Dies Alles erzählte uns der uns begleitende Kirchendiener mit gravitätischem Ernst.

Die alten Thürme und Thore geben Goßlar ein so antikes Ansehen, daß man sich in die finstern Zeiten des Mittelalters versetzt glaubt. Den durch seine Bergwerke berühmten, ganz nahe an der Stadt liegenden Rammelsberg besuchten wir auch, und erstaunten ob der ungeheuern Gewölbe, welche durch viele hundertjährige Ausgrabungen sich nach und nach gebildet haben.

Den Abend brachte ich mit der Familie traulich beim Thee zu, auch wollten wir die berühmte Gose, so wird das hier gebraute Bier genannt, kosten, aber Niemand fand sie nach seinem Geschmack. Nachdem wir die Parthie auf den Blocksberg für den andern Morgen noch ausführlich besprochen, trennten wir uns, alle ermüdet, ziemlich früh. Ich begab mich aber dennoch nicht zur Ruhe, sondern paßte Sophien ab, als sie zum Letztenmal das Zimmer ihrer Herrschaft verlassen, und empfing sie auf der Stiege. Nicht ohne Mühe und Sträuben beredete ich sie, noch ein Stündchen auf meinem Zimmer verplaudern zu wollen, und wir trennten uns erst in der Geisterstunde. Um 4 Uhr des Morgens weckte mich aber der Hausknecht, wie ihm anbefohlen war, schon wieder, und ich schickte mich zur Besteigung des Blocksberges an. Gegen 6 Uhr waren wir alle reisefertig, ausgenommen die Frau Baronin, welche, Migraine vorgebend, bedauerte, nicht mit auf den Herenberg zu können. Wir fuhren über Neustadt, stiegen aber sehr oft aus, da der Weg schlecht und oft gefährlich war, wobei ich dann der jungen Baronesse meinen Arm zur Stütze bot, was auch freundlich angenommen wurde. Die letzte Strecke legten wir auf Rossen reitend, die der mitgenommene Führer besorgte, zurück. Das Fräulein, an dessen Rechten ich ritt, machte eine stattliche Figur zu Pferd, doch mußte ich ihr manchmal, wo die Stellen zu holprig waren, zu Hülfe kommen und sie in meinem Arm auffangen, wenn sie durch das Stolpern des Pferdes das Uebergewicht zu verlieren schien. Der Baron ritt mit Sophien vor uns her, und ein Bedienter hinten drein. So erreichten wir endlich den berüchtigten Riesen des Harzgebirgs, der alle andern Bergspitzen desselben weit überragt. Der Boden ist sehr steril und öde, große Granitblöcke liegen rings umher, und man glaubt sich wirklich mitten auf einem Herenfeld, auf dem die Großbritanische Majestät sammt dem Heren- und Teufelspack mit Steinblöcken gekriegt und geworfen.

Das im Jahr 1800 hier aus Stein erbaute Brockenhaus bietet Schutz, Bequemlichkeit und stärkende Erfrischungen dem müden Wanderer, in der Mitte desselben ist ein kleiner Thurm, man kann nöthigenfalls hier übernachten, und zwar in bessern Betten als in manchem Gasthaus kleiner Städte. Das Fräulein hatte auch große Lust, ein nächtliches Abenteuer auf dem nicht geheuern Berg zu bestehen, ich hatte nichts dawider, aber der alte Baron legte sein Veto ein, und so wurde nichts daraus. Die Aussicht von dem Brocken ist großartig und verliert sich in die Unendlichkeit, aber die ihn umgebenden Bergspitzen verhindern daß man schöne Landschaften sehen kann. Man überblickt ungeheure Gebirgsmassen und große Länderstrecken, welche ein einziges majestätisches Panorama bilden. Wir hatten das Glück, einen recht heitern Julitag zu unserer Reise gewählt zu haben. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Sage von dem Teufels- und Hexenspuk, der hier in der ersten Mainacht statt haben soll, von alten heidnischen Festen, die hier Götzenbildern zu Ehren gefeiert wurden, herrührt, wahrscheinlich brachten unsere guten Voreltern, mit großen Feuerbränden um ihre Götter tanzend und ihnen opfernd, die verrufene Nacht hier zu. Nachdem das Christenthum schon ziemlich verbreitet war, wurde dieses Fest von den Pfaffen als ein Werk des Teufels verschrieen, und so in den schlimmen Ruf gebracht. Noch werden einige der größten Granitblöcke: die Teufelskanzel, der Hexentanzplatz ꝛc. genannt.

Wir nahmen vor dem gastfreundlichen Brockenhaus ein frugales aber doch sehr wohlschmeckendes Mahl ein, wobei dem Baron der Wein so mundete, daß er nach der Beendigung desselben durchaus eine Siesta zu machen begehrte, wozu man ihm ein Stübchen mit einem Lager anwies, und mir die Aufgabe, das Fräulein unterdessen zu unterhalten, überließ, was ich denn auch nach besten Kräften zu thun versuchte, indem ich sie, von der Walpurgisnacht erzählend, zwischen dem wilden Gestein umherführte, und während ich ihr den Spuk recht fürchterlich ausmalte, sie, um ihr bei holprigen Stellen über die Steine zu helfen, fest in dem Arm hielt und die schlanke Gestalt innig an mich drückte, wobei sogar unsere Wangen in Berührung kamen, sich rötheten, glühten, und unversehens sich unsere Lippen zu minutenlangen Küssen zusammen fanden. Wir verirrten uns nun immer weiter von dem Gasthaus, ich lud Wallfriede, so hieß das Fräulein, ein, sich niederzu-

ſetzen, während ich fortfuhr ſie mit ſchauerlichen Herengeſchichten zu unterhalten, ruhte ihr Köpfchen an meiner klopfenden Bruſt, und bald fühlte meine Rechte das hochpochende Schlagen ihres Herzens unter ihrem wallenden elaſtiſchen Buſen. Beinahe zwei Stunden hatten wir ſo vertändelt, als uns die ſich immer mehr ſinkende Sonne und auch Sophiens, nach dem Fräulein rufende Stimme zur Rückkehr und zum Aufbruch mahnte. — Iſt Papa wach? fragte ſie die ſich nun lächelnd zeigende Joſe. — Noch nicht, aber man wird den gnädigen Herrn wohl wecken müſſen, ſonſt wird es zur Heimkehr zu ſpät. — Wir eilten jetzt, nachdem Fräulein Wallfriede ihre Toilette mit Hülfe des malitiös lächelnden Mädchens ein wenig ajuſtirt hatte, in das Haus zurück, wo der Papa noch vortrefflich ſchlief. Die Tochter übernahm es, ihn aus dem erquickenden Schlummer zu wecken; über Kopfſchmerzen klagend, richtete er ſich, die Augen reibend, auf, und ſchnell wurden die Anſtalten zur Heimkehr gemacht. Als wir Ilſenburg erreichten, fing es ſchon an ſehr dunkel zu werden. Nachdem wir in Neuſtadt ſoupirt, fuhren wir die halbe Nacht durch, Papa ſchlummerte auch in dem Wagen bald ein, das mir gegenüber ſitzende Fräulein aber verhinderte ich am Einſchlummern, indem ich auch eine Art Herenſpiel mit ihr trieb, bei dem ſie ſich recht wohl zu gefallen ſchien, während Sophie, die neben mir ſaß, ihr Köpfchen auf meine rechte Schulter legend, gleichfalls ſchlummerte, oder doch wenigſtens ſo that. Wir witterten ſchon Morgenluft als wir in Goßlar ankamen, wo wir trotz der Einſprache der alten Baroneſſe noch einen Tag verweilten, weil der Baron behauptete, durchaus einen Tag von den Strapatzen der Blocksbergreiſe ausruhen zu müſſen. Dies war uns allen recht, obgleich ſich keine Gelegenheit mehr zeigte, mit dem Fräulein allein zu ſeyn, wogegen mir aber wieder der nächtliche Beſuch der Joſe ward.

Von Goßlar fuhren wir über Clausthal nach Nordheim, wo ich für meine Perſon einen Ruhetag von 24 Stunden machte, weil ich mir vorgenommen, das nahe Daſſel zu beſuchen, wohin mich Cramers dramatiſirter Adolph der Kühne, Raugraf von Daſſel und Eimbeck, mein Lieblingsheld von Kindheit an, unwiderſtehlich zog. Ich fand ein ziemlich unbedeutendes Städtchen an der Spülig, das noch Mauern und Thore hatte, aber zu meinem Verdruß konnte ich keine Spur von einer Burg mehr entdecken, und Niemand vermochte mir nur Auskunft über den Platz zu geben, wo ſie einſt

geſtanden. Ich ritt verdrüßlich über Eimbeck, wo ehedem die berühmte Wallfahrt zum heiligen Blut ſtatt fand, nach Nordheim zurück. Von hier fuhr ich nach Göttingen, wo ich meine Reiſegeſellſchaft, die daſelbſt einen Tag verweilt hatte, wieder traf, und mit Sophien im Eilwagen bis Caſſel reiste, wo die Herrſchaft mehrere Tage ausruhte und ich daſſelbe that, wie es die Umſtände eben geſtatteten, dem Fräulein und der Kammerjungfer abwechſelnd Beweiſe von meiner Zuneigung gebend, wobei aber die letztere die Vertraute der erſten war, ohne daß Wallfriede ahnte, wie ſehr mich auch dieſe begünſtigte und glaubte, die kleinen Geſchenke, die ich ihr machte, ſeyen die Belohnung für die Gefälligkeiten, die ſie ihrer jungen Herrin erzeigte. Die freiherrliche Familie fuhr den zweiten Tag nach Wilhelmshöhe, wohin ich ſie zu Pferde begleitete, und dann in ihrer Geſellſchaft den Park, die Löwenburg, die Danaidengruppe, das chineſiſche Dörfchen, die Teufelsbrücke ꝛc., im Grunde nur koſtbare Spielereien, beſah. Da der Baron und ich ein Paar Ducaten ſpringen ließen, ſo ſprangen auch die Waſſer. Wir gingen längs der Caskade hinauf bis zum Octogon und zur Rieſenbildſäule des Herkules, in deſſen Keule ich mit den beiden Mädchen ſtieg, die Alten blieben unten, auch hier Wallfrieden die untrüglichſten Beweiſe meines Wohlwollens gebend, während Sophie durch die Oeffnung der Keule nach oben zu die mächtige Mannbarkeit des Coloſſes bewunderte, und dann lachend auch ihr erröthendes Fräulein darauf aufmerkſam machte. Dies iſt der höchſte Punkt des Habichtswaldes, auf dem das dreiſtöckige Felſenſchloß ſteht, das an und für ſich ſchon ein koloſſales Gebäude iſt, und von ſeiner achteckigen Form das Octogon genannt wird, aber in Caſſel das Rieſenſchloß heißt. Auf deſſen Plattform ſteht noch eine an 100 Fuß hohe Pyramide und auf derſelben der 30 Fuß hohe Herkules mit ſeiner ungeheuern Keule, in welcher acht Perſonen Platz haben. Durch die erwähnte, mit einer Klappe geſchloſſene Oeffnung hat man eine herrliche Ausſicht. Noch immer rauſchten und ſprudelten die Waſſer als wir hinabſtiegen, der dicke Waſſerſtrahl erreicht hier eine Höhe von beinahe 200 Fuß. In einer Grotte durchnäßte uns unſer malitiöſer Führer, indem er durch den Druck einer in der Wand angebrachten Maſchinerie einen feinen Staubregen auf uns ergoß, der uns ſchnell die Grotte verlaſſen machte. In der Löwenburg verweilten wir längere Zeit, die Gemächer, Kapellen, Säle, Rüſtkammer ꝛc. beſehend und den Burg-

garten durchwandernd. Das mehrere hundert Jahr alte Himmelbett, ich entsinne mich nicht mehr, welcher Landgräfin, sprach meine Damen am meisten als ein Curiosum an. Das schöne Schloß zu Wilhelmshöhe konnten wir nicht betreten, da Se. Königl. Hoheit, der Zopfheld Churfürst Wilhelm III., eigentlich mit dem Klumpgewächs, gerade dasselbe bewohnte. Als wir um das prächtige Bowlingreen an demselben herumgingen, hatten wir das Glück, die widerliche Mißgeburt hinter einem Fenster neben der famösen Gräfin Schlotheim stehen zu sehen, worauf uns unser Ciceroni aufmerksam gemacht. Ein Paar Tage zuvor hatte ein Engländer sich erlaubt, dem Churfürsten zum Trotz mitten über diesen prächtigen Rasen zu reiten, und zwar im Galopp; der freche Insulaner hatte sich geäußert, er wolle dem fürstlichen Seelenverkäufer, der seine Unterthanen für schnödes Geld an seine Regierung verkauft und von diesem Blutgeld solche Gelüste befriedigt habe, einen kleinen Aerger verursachen. Jedermann erwartete eine exemplarische Strafe des kühnen Britten, der alte Churfürst war aber so klug, als man bei ihm anfragte, was da zu thun sey, es bei einer polizeilichen Strafe von einem Thaler bewenden zu lassen. Er fürchtete die Engländer und wußte, wie sehr sie durch ihre Regierung allenthalben in Schutz genommen werden. Hätte sich aber ein Deutscher so etwas einfallen lassen, wie möchte es diesem wohl ergangen seyn? — Der Britte bezahlte zwar die Strafe, ließ es aber dabei noch nicht bewenden, sondern spazierte erst mit einem fast schenkeldicken Zopf, der bis an die Kniekehle hinabreichte, und dann sogar mit vier, fünf, bis beinahe zur Erde herabhängenden Zöpfen vor dem Schloß auf und nieder. Seine Hoheit waren aber so klug, auch hiervon keine weitere Notiz zu nehmen.

Die Zopfwuth dieses Fürsten war eine krankhafte Manie. Gleich bei seiner Zurückkunft aus England, wohin er sich vor den Franzosen geflüchtet, mußten alle seine Soldaten und Offiziere sich falsche Zöpfe anbinden, da ihre Haare längst abgeschnitten waren, gepuderte Locken tragen u. s. w. Einige banden die Zöpfe an ihre Haare, andere welche dieselben nicht lang genug hatten, befestigten sie an die Hüte. Als einst der Churfürst aus dem Schloß kam und die Wache schnell ins Gewehr treten mußte, sah er, daß der Offizier derselben zwei Zöpfe hatte. — Was der Teufel soll das heißen! kreischte Seine Hoheit, will man mich zum Besten haben? — Der Offizier konnte sich nicht erklären, was der Chur-

fürst damit sagen wolle. — Warum hat man zwei Zöpfe? donnerte die alte Hoheit. — Der Offizier griff mit der linken Hand an seinen Schopf und fühlte mit Entsetzen daß da zwei Zöpfe herabhingen. Die Sache klärte sich dadurch auf, daß er den Hut eines Kameraden, der ihn gerade besuchte und der seinen Zopf an demselben angebracht, während er den seinigen an seinen Haaren befestigt hatte, in der Eile genommen. Nichts destoweniger erhielt er Arrest und es kam ein Befehl heraus, daß Niemand die Zöpfe mehr an den Hüten befestigen dürfe, sondern alle an die Haare gebunden seyn müßten, bis diese groß genug seyen, um selbst ein so hochwichtiges Ding für die Kriegskunst formiren zu können. Diese Zopfwuth des Churfürsten wurde in ganz Europa bespöttelt, das half aber nichts, sondern machte Seine Hoheit nur um so obstinater, und er setzte sogar eine Prämie auf eine den Haarwuchs schnell befördernde Salbe oder Pommade, um noch das Vergnügen zu haben, zu erleben, seine Soldaten keine falschen Zöpfe mehr, sondern ächte tragen zu sehen. Dies Vergnügen sollte ihm indessen nicht mehr zu Theil werden. Einige Offiziere jedoch, die das Glück hatten daß ihre Haare schneller, als wie es gewöhnlich ist, wuchsen, und dem Fürsten daher mit ächten Zöpfen aufwarten konnten, was sie wohlweislich anzubringen wußten, hatten sich dessen außerordentlicher Gnade, einer Zopfgratifikation und des Versprechens eines schnellen Avancements zu erfreuen.

Ich schlenderte mit meiner Reisegesellschaft auch in den Straßen Cassels umher, wir fanden die französische Neustadt und besonders den Friedrichsplatz mit der Statüe des Landgrafen Friedrich II. und den Königsplatz schön und räumlich, die Altstadt dagegen abscheulich, und brachten einen Nachmittag in der zwischen der großen und kleinen Fulda liegenden Aue zu. Die letzte Nacht hatte Wallfriede die seltsame Idee, bei ihrem Kammermädchen zu schlafen, es schien mir als sey sie auf diesen Einfall gekommen, weil sie Sophien nicht recht traute. Man wußte uns in Cassel noch viel von der tollen Regierung und Hofhaltung des Erkönigs von Westphalen, des Jammermännchens Hieronymus zu erzählen, das die armen Unterthanen bis aufs Blut aussaugte und mit Abgaben erdrückte, und dann die so erpreßten Gelder mit feilen und nichtswürdigen Weibern in Weinbädern durchbrachte, auch ungeheure Summen nach Frankreich als Kriegskontributionen, an seine Günstlinge u. schickte, wozu besonders der berüchtigte Fi-

nanzkünſtler Malchus, früher Bäckergeſelle, der ſpäter in Württemberg mit einem Rechnungsfehler von einer Million Gulden debütirte, das ſeinige beitrug. Heſſen-Caſſel hatte das Unglück, faſt immer in ſchlimmen Händen zu ſeyn. Den dritten Tag fuhren wir nach Marburg ab, wo wir die Eliſabethenkirche beſuchten, und dann die Reiſe über Gießen und Friedberg nach Frankfurt fortſetzten, wo wir ſpät in der Nacht ankamen und auf meine Veranlaſſung ſämmtlich im engliſchen Hof abſtiegen, da auch ich die Meinigen ſo ſpät nicht mehr beunruhigen mochte.

XII.

Frankfurter Zuſtände. — Schwierigkeiten bei einer Verheirathung. — Ich ſoll mich um eine Anſtellung in Frankfurt bewerben, gebe es aber ſchnell wieder auf. — Senatorenſtreiche. — Ich beabſichtige eine Zeitſchrift herauszugeben. — Die Gräfin Sürvillier und ihre Töchter. — Napoleons beabſichtigte Befreiung. — Hauſen. — Frau von Buſch. — Homburg. — Ich ſchwinge etwas derb die Geißel der Satyre in meiner Zeitſchrift; diverſe Hiſtörchen und Widerwärtigkeiten. — Signora Catalani in Frankfurt. — Napoleons Tod. — Fürſt M . . . . s trauriges Ende. — Müller-Broli. — Der Jude Dobrusky. — Ein Beſuch von ſieben Schauſpielern. — Ich verwende mich für die griechiſche Befreiungsſache. — Die Sängerin Ganzi. — Verbot meiner Zeitſchrift. — Eine luſtig-romantiſche Rheinreiſe. — Die Schlangenmädchen. — Pittſchaft-Diogenes. — Thereſe Peche. — Ich bilde ſie für das Theater.

Den andern Morgen eilte ich um acht Uhr in das elterliche Haus, wo ich ſchon ſeit mehrern Tagen erwartet und wieder recht freudig aufgenommen wurde. Eine nicht unbedeutende Erbſchaft hatte die Vermögensverhältniſſe meiner Eltern, die nicht mehr die glänzendſten geweſen, wieder gehoben, und man hieß mich herzlich willkommen. — Ich machte abermals meine Rundbeſuche bei der werthen Verwandtſchaft, bei der ich jetzt zum Theil ſüße, zum Theil ſaure Geſichter zu ſehen bekam, indem mehrere der guten Vettern

und Baſen ſich eine große Sorge um mein künftiges Fortkommen und was wohl noch aus mir werden ſolle, machten, während dies mein geringſter Kummer, ob ich gleich darüber noch mit mir ſelbſt nicht im Reinen war. In den erſten Tagen nach meiner Ankunft machte ich noch den Führer der freiherrlichen Familie und zeigte ihr die Sehenswürdigkeiten meiner Vaterſtadt, wobei ich auch nicht unterließ mit Wallfrieden und Sophien den alten verſchwiegenen Pfarrthurm zu beſteigen, um ihnen die herrliche Ausſicht, die man von dieſem genießt, und die Umgebung Frankfurts zu zeigen. Einige Tage nach ihrer Abreiſe unternahm auch ich eine Reiſe, und zwar nach Paris, denn es zogen mich die Erinnerungen meines erſten Dienſtes wieder nach Frankreich, wo ich nach Umſtänden und wenn es anginge, eine Anſtellung nehmen wollte. Hier fand ich aber Alles ganz verändert und ſehr verſchieden von den frühern Verhältniſſen. Die mit Ludwig XVIII. zurückgekehrten Emigranten ſaßen am Ruder und regierten ſo, daß jedem Unbefangenen einleuchten mußte, dies könne nicht von Dauer ſeyn, und ich bekam gar keine Luſt, nur den mindeſten Verſuch zu machen, um eine Anſtellung zu erhalten, blieb deßhalb kaum acht Tage in Paris, während denen ich mich faſt ausſchließlich damit beſchäftigte, mir die Werke, Broſchüren und ſonſtige Hülfsquellen anzuſchaffen, die mir Carnot zu der Herausgabe meines hiſtoriſchen Werkes über die franzöſiſche Revolution als nothwendig empfohlen hatte, und es gelang mir, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten und Mühe, die meiſten aufzutreiben, auch kaufte ich noch viele nicht bezeichnete Bücher, die mir bei dieſer Gelegenheit in die Hände fielen, und ich zu meinem Zweck dienlich glaubte. Ich kehrte nun mit einer großen Kiſte Bücher beladen nach Frankfurt zurück und machte mich ernſtlich ans Werk, obgleich die wenigen Perſonen von meinen Verwandten, denen ich das Vorhaben mittheilte, und unter ihnen auch mein Oheim Weller und Franz Fahrtrapp, ein Nachkomme des alten Franz, den wir am Anfang dieſer Memoiren kennen gelernt, welche eine Kunſt- und Buchhandlung, große Druckereien ꝛc. hatten, ſehr ernſtlich von einem ſo ſchwierigen Unternehmen abriethen, wozu ich ſchwerlich einen Verleger finden würde, da ſchon Hunderte von Büchern über dieſen Gegenſtand auch in deutſcher Sprache, zum Theil von ſehr tiefgelehrten Leuten erſchienen ſeyen, und keines ein großes Glück gemacht habe. Der Hauptgrund ihres Abrathens aber mochte wohl der ſeyn, daß ſie mir

als einen der nicht auf Universitäten gewesen, also nicht systematisch studirt und die Perückenweisheit gelehrter Pedanten am Catheder in Collegia geschöpft habe, die Fähigkeit ein Buch zu schreiben nicht zutrauten. Gar viele Deutsche, und besonders grundlos tiefe Gelehrte und solche Buchhändler, von denen schon Voltaire sagt: „sie glauben Verstand zu haben, weil sie den anderer Leute in ihren Buden verkaufen," sind in diesem Köhlerglauben befangen, bei erstern ist es jedoch meistens nur schlecht versteckter Brodneid.

Ein erfreuliches Ereigniß hielt mich indessen für den Augenblick ab, mich dieser historischen Arbeit, die anfing mir Vergnügen zu machen, anhaltend zu widmen. — Meine Schwester wurde Braut mit einem angesehenen Beamten eines Nachbarstaates, und mir ward jetzt der Auftrag, alle die bei solchen Umständen in Frankfurt stattfindenden Schwierigkeiten, die mit viel Laufereien, allerlei Eingaben und Schreibereien, zum Theil unangenehmen Gängen und Mahnungen verknüpft sind, wobei man mehrere Monate hingehalten wird und es hauptsächlich auf Prellereien und Gelderpressungen abgesehen ist, zu beseitigen. Ich konnte mit den Herren vom Amte gar nicht fertig werden, da immer wieder neue Anfragen gemacht, allerlei Papiere und Attestate herbeigeschafft werden sollten und auf dem jüngern Bürgermeisteramt, dem die Heirathsangelegenheiten obliegen, dennoch nichts gefördert wurde. — „Ja, haben Sie sich denn schon mit dem Actuar Bingel verständigt?" fragte mich einer der hochweißen Senatoren. — Wie so, erwiederte ich, was habe ich denn mit diesem abzumachen? — „Mein Gott, das wissen Sie nicht? — das ist ja der rechte Arm auf dem Bürgermeisteramt, der eigentliche Bürgermeister, denn der wird nicht gewechselt, werfen Sie diesem ein Paar Ducaten in die Rippen, dann wird Ihre Sache weit schneller gehen; wenn man gut fahren will, so muß man auch gut schmieren," und dies war einer der Senatoren, ein Zweiundvierzigsttheil der Frankfurter Souveränität, der mir diesen freundschaftlichen Rath ertheilte! — Dieser Bingel wurde außerdem wegen seiner klassischen Grobheit, durch welche die große Mehrzahl der Frankfurter Beamten sich auszeichnet, in dem Wahn, dadurch am besten ihre amtliche Würde zu wahren, schlechtweg auch der Actuar Bengel genannt. Auf ein Paar Ducaten kam es hier natürlich nicht an, und ich warf ihm sechs Brabänter in die Rippen; als ich aber hörte, daß die Sache dennoch über sechs Wochen dauern könne, und dieß meinem zukünftigen Schwager

mittheilte, der ohnehin von dem Frankfurter Bürgerrecht, das jene Herren so hoch anschlagen, als könne es schon allein glücklich machen, und das man mit der Verheirathung einer Frankfurter Bürgerstochter in Anspruch nehmen kann, gar nichts wissen wollte, so beschlossen wir den hochweißen Herrn ein Schnippchen zu schlagen. Der Bräutigam ließ sich von seinem Souverän die Erlaubniß zur Trauung geben, und sodann in Offenbach vom Oberpfarrer Waldeck, demselben bei dem ich confirmirt worden war, trauen, und führte dann seine junge Frau vergnügt heim. — Unterdessen kamen noch fortwährend Schriften und Anordnungen vom Bürgermeisteramt, die da besagten, jetzt müsse noch Dieses und Jenes herbeigeschafft werden u. s. w., bis ich mir die Mühe gab noch einmal selbst auf den Römer zu gehen, und die Herren zu bitten, sie möchten sich doch keine vergebliche Mühe und Arbeit mehr machen, meine Schwester sey bereits schon seit länger als einer Woche verheirathet und mit ihrem Mann auf und davon. — Ich glaube, wenn ich den Leuten den Untergang der Stadt Frankfurt prophezeiht hätte, so hätten sie keine längern, verdutztern und einfältigern Gesichter machen können, sie stierten mich mit großen Kalbsaugen und sperrweit geöffneten Mäulern an, besonders aber schienen der Herr Bürgermeister ganz verblüfft, und als sie endlich etwas von ihrer Perplexität zurückgekommen waren, geruhten sie zu stottern: Wa—wa— was haben Sie gesagt? —

— Daß meine Schwester schon über acht Tage verheirathet ist, und mit ihrem Gatten die Stadt und deren Gebiet verlassen hat.

— Wie—wie—wie ist das möglich?

— Der Herr Pfarrer hat sie getraut.

— Wer hat sich das unterstanden?

— Der Herr Oberpfarrer in Offenbach, mit Ihrer gütigen Erlaubniß.

— Das muß sogleich an die Großherzogliche Regierung berichtet werden, diese Trauung darf nichts gelten.

— Geben sich der Herr Bürgermeister keine vergebliche Mühe, die Trauung ist mit der eigenhändigen schriftlichen Einwilligung seiner königlichen Hoheit geschehen, folglich vollkommen gültig.

— Wir sind eben so souverän als der Großherzog, und der darf nicht in unsere Rechte greifen.

— Das machen Sie gefälligst mit ihm ab.

— Auf jeden Fall verliert Ihr Schwager das Frankfurter Bürgerrecht.

— Darauf hat er schon im Voraus verzichtet.

— Der Unglückliche, er weiß nicht was er verliert!

— Wohl möglich.

Die Herren sahen sich gegenseitig wieder eben so perplex an, denn wie man das Frankfurter Bürgerrecht so aufgeben konnte, ging über ihr Fassungsvermögen. »Nein, so etwas ist mir noch nicht vorgekommen, da steht einem der Verstand still,« ließ sich einer und der andere vernehmen, und ich fand für gut, lächelnd mich gehorsamst zu empfehlen, damit der Verstand wieder in Gang kommen möge. Aber . . .

Meine Eltern wünschten sehr daß ich mich doch in Frankfurt fixiren möge, und meinten, es würde mir wohl nicht schwer fallen eine passende Anstellung in dieser Republik zu erhalten, ja wenn mir das Glück wohlwolle, meinte ein Herr Vetter, könne ich wohl auch noch einmal Senator und Bürgermeister werden, da wir gute Connexionen in der Stadt hätten, mit denen man in Frankfurt, wie männiglich bekannt, alles durchsetze.

— So hoch versteigen sich meine Wünsche nicht, Herr Vetter, ich bin viel bescheidener.

Der Mann meinte nun, wenn ich bei dem Frankfurter Militär ankäme, dann könne man auch noch einmal Stadtkommandant werden.

— Und nichts zu kommandiren haben, erwiederte ich. — Lassen Sie mich überlegen was sich am besten für mich schickt, möglichste Unabhängigkeit halte ich für die höchste Würde, die man auf Erden erlangen kann. Ich habe so viel irdische Größe sich in Nichts auflösen sehen, daß mich selbst ein Thron nicht mehr reizen könnte. — Indessen drangen meine Eltern in mich, doch irgend einen Entschluß zu fassen, und besonders meine Mutter wünschte, daß ich nach so vielen Jahren mich endlich in meiner Vaterstadt fixiren möchte, mich zugleich versichernd, es würde mir gewiß an einer für mich passenden Anstellung nicht fehlen, wenn ich mich nur im Geringsten darum bemühen wolle. Ein mit unserer Familie befreundeter Schöffe, der schon zweimal einjähriger wohlregierender Bürgermeister gewesen, habe ihr im Vertrauen mitgetheilt, daß man eine Polizeidirektorstelle zu creiren beabsichtige, und dem zu ernennenden Direktor zu gleicher Zeit der Auftrag würde, in den

Angelegenheiten der Stadt mit dem Bundestag zu verkehren, wozu sich keiner der dermaligen Senatoren recht eigne, es müsse ein Mann seyn, der mehrere Sprachen, besonders auch das Französische geläufig spreche, mancherlei Kenntnisse und namentlich viel Welterfahrung habe ꝛc. und damit geendigt, daß er glaube, eine solche Stelle sey ganz für mich gemacht, ich möge mich nur einstweilen bei den Senatsmitgliedern präsentiren und empfehlen. Ob mir gleich ein solches Amt, das mich wieder von hunderterlei Dingen und Leuten abhängig machen mußte, durchaus nicht convenirte, so bequemte ich mich dennoch, meinen Eltern zu liebe, die es überaus wünschten und meinten, es würde ihnen ein wahrer Trost im Alter seyn, mich durch eine solche Anstellung gesichert bei sich zu sehen, sogenannte Empfehlungsbesuche bei mehrern der hochweisen Herren und auch den beiden einjährig Wohlregierenden zu machen. Aber wie mir zu Muthe ward als ich von einem jeden derselben die besondern Ansichten und Meinungen anhören mußte, die er über ein solches Amt und überhaupt über Regierungsangelegenheiten und Verwaltungssachen bei mir auskramen zu müssen glaubte, das kann ich Niemand sagen. Ich wußte zwar längst, wie wenig Kenntnisse, Fähigkeit, Welterfahrung dazu gehörten, um in Frankfurt Senator zu werden, und hatte auch eine, wenn auch nur oberflächliche Kenntniß von der tollen Wirthschaft, welche die Frankfurter Behörden in allen Zweigen führten, aber eine so krasse Unwissenheit, eine so totale Unbekanntschaft selbst mit den allergewöhnlichsten und untergeordnetsten Dingen einer auch nur mittelmäßigen Administration, wie ich sie bei den meisten dieser Herren fand und zu denen sich bei manchen noch die ungeheuerste Stupidität und furchtbarste Beschränktheit mit den klotzköpfigsten Vorurtheilen gesellte, war mir noch nicht vorgekommen. Auch verstummten die meisten sobald ich das Gespräch auf wissenschaftliche Dinge zu leiten suchte, oder von den Schwierigkeiten einer gut administrirten Polizei, von Administration und überhaupt Staatsangelegenheiten sprechen wollte. Die Fragen, die man an mich richtete, bezweckten durchaus nicht zu erforschen, ob ich wohl auch die nöthigen Fähigkeiten, Talente, Kenntnisse, die ein solches Amt erfordert, besäße, von dem allen war gar keine Sprache, wie denn überhaupt bei der Besetzung irgend einer Stelle die Capacität zu derselben in Frankfurt niemals in Anschlag gebracht oder auch nur darnach gefragt wird, sondern Protection und Connexionen allein erwogen werden, man erkun-

digte ſich, ob ich auch ſchon dieſem oder jenem meine Aufwartung gemacht habe, ob ich mich auch recht erkenntlich zeigen würde, wenn man mir die Stelle gebe; einige Senatoren, an die ich beſonders empfohlen war, gaben mir den guten Rath, mich bei dieſer und jener Dame hauptſächlich beliebt zu machen, ja recht höflich gegen die Senatorsfrauen und Töchter und alle Anverwandte bis ins zehnte Glied zu ſeyn, denn ſchon gar mancher habe eine gute Stelle erhalten, weil die Frau Schöffin ſo und ſo zu ihrem Mann geſagt: »dem mußt du derzu helfe, dann es is doch gar à höflicher Menſch, er grüßt mich allemal wann er mich ſieht, ſchon fünfzig Schritt weit, und nimmt den Hut tief herunner.« Auch einige Köchinnen, welche großen Einfluß auf gewiſſe Senatoren hätten, da ſie vortrefflich kochten, wurde mir gerathen, mit kleinen Geſchenken zu bedenken. Eine Freundin meiner Mutter brachte dieſer ſogar eine Liſte, auf welcher an zweihundert Perſonen figurirten, faſt alle Verwandte, Vetter, Baſen, Schwäger, Schwiegermütter, Tanten ꝛc. von Senatoren, denen ich ja nicht vergeſſen dürfe ſämmtlich meine Aufwartung zu machen, denn man habe ſchon öfters das Beiſpiel gehabt, daß eine einzige Hintanſetzung einer ſolchen wichtigen Perſon das Nichterhalten der Stelle des Aſpiranten zur Folge gehabt, wie noch neulich mit dem Herrn S...., der es vergeſſen der Großtante des Senators B.... ſeine Aufwartung zu machen, und deßhalb bei aller Tüchtigkeit das Amt, als ein Menſch der nicht zu leben wiſſe, nicht erhalten habe. — Dies war mir denn doch ein wenig zu toll, und ich glaube daß ich unter ſolchen Umſtänden ſelbſt die Bewerbung um ein Fürſtenthum aufgegeben haben würde, wieviel weniger die um eine Frankfurter noch erſt zu creirende Polizeidirektorſtelle. In allen Staaten ſpielt bei der Aemterbeſetzung Protektion immer eine wichtige Rolle, aber in den meiſten, wenigſtens den monarchiſchen, wird heut zu Tage doch vor Allem und zuerſt nach den Fähigkeiten der ſich meldenden Individuen gefragt; das iſt aber in Frankfurt niemals der Fall, ſie machen dort den Blinden zum Richter über die Farben, und den Lahmen zum Laufer, wenn er nur die gehörige Protektion, beſonders die der Senatorsſchürzen hat. Daher kömmt es denn auch, daß alle Stellen daſelbſt in der Regel ganz ſo beſetzt ſind wie Schiller den Fiesko ſprechen läßt, nämlich daß Wölfe die Finanzen, Füchſe die Taſſen beſorgen, Tauben oder Schaafe im Kriminalgericht ſitzen, Böcke die Heirathsprocesse ſchlichten, Haſen Soldaten, Tiger Frie-

denrichter, Esel Gesandte oder Polizeibeamte, Ochsen die Justiz handhaben und Maulwürfe die Oberaufseher über die Verwaltung der Aemter sind, während Löwen, das edle Roß, die Elephanten bei der Bagage bleiben müssen, oder wie Klinger, Göthe, Börne u. s. w., auswandern. — Der geniale talentvolle Klinger konnte es, weil er von armen und niedern Eltern geboren war, zu seinem großen Glück nicht einmal zu einem Thorschreiberämtchen in Frankfurt bringen, ward dagegen Generallieutenant und eine der angesehensten und tüchtigsten Personen des russischen Reiches; Göthe, der den Frankfurter Unrath zu gut kannte, schickte den Herren sogar das Bürgerrecht heim, und Börne, der noch unter dem Fürsten Primas eine Stelle bei der Polizei erhalten, gab diese auf, da es ihm unmöglich war, in der Umgebung einer solchen Cloake zu athmen, und verließ endlich eine Stadt, wo ihn schon die Luft anekeln mußte. — — Nein, lieber Vater, und wenn man mir Millionen anböte, so würde ich eine solche Stelle nicht annehmen, nachdem ich die hiesigen Verhältnisse näher kennen gelernt und ziemlich durchschaut habe, sagte ich zu meinen Eltern, als wieder die Rede darauf kam, auch würde ich sie keine drei Wochen behalten, denn wer in dem faulen und stinkenden Sumpfpfuhl der Frankfurter Behördenwelt leben kann, der muß eine Lunge und ein Gewissen haben, weiter und durchlöcherter als das Danaidenfaß, denn hier heißt es mit Recht:

Der Dummkopf ward ein Mann im Staate,
Denn sein Herr Vetter sitzt im Rathe.

Ich werde aber dennoch in Frankfurt bleiben und mir eine unabhängige Existenz zu gründen suchen. — Darauf gingen nun meine Gedanken und meine Bemühungen vorerst aus, während ich unter der Hand täglich an meinem historischen Werk arbeitete und viel las. — Aber was beginnen? Darüber konnte ich eine Zeitlang nicht ins Reine kommen. — Eines Tages fielen mir unter meinen Papieren einige Nummern des Beobachters an der Spree in die Hand, die ich von Berlin mitgenommen, weil meine Aufsätze in denselben standen, und plötzlich sagte ich zu mir selbst: wie wäre es, wenn ich hier ein ähnliches Volksblatt herausgebe, an Stoff dazu fehlt es wahrlich nicht, ich habe durch das Projekt einer Anstellung den hiesigen Augiasstall zur Genüge kennen gelernt, und es wäre wohl noch ein Verdienst, zu versuchen, etwas zu [illegible]

ner Reinigung beizutragen, ob man gleich keine Mohren weiß wäſcht. Dieſe Idee bildete ſich immer mehr in meinem Kopf aus, und ich hatte damals wirklich noch den einfältigen Glauben, wenn ich auf die gräßlichen Uebelſtände der Verwaltung und Regierung Frankfurts aufmerkſam machte und den Leuten über gewiſſe Dinge die Augen öffnete, dies wohl etwas beſſern könnte.

Die Juſtiz liegt leider noch in faſt allen Staaten Europas, und namentlich in Deutſchland, ſchrecklich im Argen; aber ſo wie in meiner Vaterſtadt Frankfurt habe ich ſie ſelbſt in dem Kirchenſtaat und dem verrufenen Neapel nicht gefunden. Hier kann man mit vollem Recht mit dem mißmuthigen Dichter ſagen:

„Wo die kriechende Chikane
Einen armen Bürger drückt,
Aber unter Plutos Fahne
Einem Reichen alles glückt;
Wo ein ſchwelgeriſches Mahl
Einem Richter aufgetiſcht,
Seiner Göttin harten Stahl
Zu ein weiches Wachs verwandelt!"

Daß ich in ein furchtbares Wespenneſt ſtechen würde, wenn ich es wagte all dieſen ſtinkenden Koth von Niederträchtigkeiten, Infamien und Dummheiten aufzuwühlen und mit der Geißel der Satyre durchzupeitſchen, war mir zwar klar, doch dachte ich auf der andern Seite: was kann dir am Ende daran liegen, wenn du auch dies ganze Geſchmeiß der Schlechtigkeit über den Hals kriegſt, du haſt keine Rückſichten zu nehmen, da hat Luther noch ganz andern Gefahren getrotzt. Aber noch ein anderer Umſtand machte mich zweifelhaft: Börne, der geiſtreichſte, witzigſte Kopf der in ganz Deutſchland lebte, gab damals die Zeitſchwingen heraus, und ſchwang in denſelben eine Geißel, die kein Anderer ſo zu handhaben vermochte; dieſer, fürchtete ich, würde meinem Vorhaben im Wege ſtehen, ich machte ihm deßhalb einen Beſuch, theilte ihm mein Projekt mit, zu dem er mich nicht nur ermunterte, ſondern mir verſprach, was zu deſſen Förderung an ihm liege, würde er gerne thun, darauf könne ich mich verlaſſen; auch theilte er mir manche Dinge mit, die er als [illegible] angeſtellt in [illegible]

hältniſſen*) kein ſolches Blatt herausgeben konnte, war mir auch klar, ohne daß mich Börne darauf aufmerkſam gemacht hätte, und ich kam deßhalb bei der großherzoglich heſſiſchen Regierung um die Erlaubniß ein, eine Zeitſchrift in Offenbach herausgeben zu dürfen, die mir auch bald gewährt wurde. Mehrere Umſtände veranlaßten mich indeſſen, von der erhaltenen Bewilligung nicht ſogleich Gebrauch zu machen und die Herausgabe der Zeitſchrift vorerſt noch zu verſchieben. Mit mehrern Frankfurter Buchhändlern, namentlich mit Könitzer (dem Inhaber der Jäger'ſchen Buchhandlung) und mit Brönner hatte ich auch von der Herausgabe meines hiſtoriſchen Werkes geſprochen, Könitzer aber wies es von der Hand, indem er mir eine ganze Liſte von Büchern herzählte, die alle ſchon über dieſen Gegenſtand, und zum Theil von berühmten Namen, erſchienen ſeyen, von denen kein einziges ein ſonderliches Glück gemacht; ja wenn es ein Kalender, Almanach, Taſchenbuch und ſo etwas dergleichen wäre, meinte der gute Mann, damit haben wir ſchon manch gutes Geſchäft gemacht, aber ein großes hiſtoriſches Werk, wer kauft dieſes heut zu Tag. — Der alte Jäger, von dem Könitzer als Commis die Tochter geheirathet, war durch Kalender-Verlag und dergl. reich geworden. Brönner ſchien eher auf meine Vorſchläge deßhalb einzugehen, aber er hatte einen Aſſocié Namens Jügel, der ſich ebenfalls als Commis in deſſen Geſchäft eingeheirathet hatte und ihm von dieſem Unternehmen, bei dem durchaus nur Verluſt zu erwarten ſey, abrieth. Noch einige Frankfurter Buchhandlungen, unter denen auch mein Vetter Fahrtrapp, wieſen die Sache von ſich.

*) Man kann ſich einen Begriff davon machen, wie die Cenſur der freien Stadt Frankfurt gehandhabt wurde, wenn man erfährt, daß der Cenſor vom Bürgermeiſteramt die Inſtruction hatte, Alles zu ſtreichen was er nicht verſtünde. Dies kam daher, weil der gute Mann manche Artikel, die einen etwas verblümten Sinn gehabt, in aller Unſchuld hatte ſtehen laſſen, wodurch er dem hohen Senat mehr als einen Wiſcher vom Bundestag zuzog, wo er ſich dann mit Unwiſſenheit über deſſen Bedeutung entſchuldigt hatte. — So ſtreichen Sie ins Teufelsnamen was Sie nicht verſtehen, hatte ihm der jüngere Bürgermeiſter anbefohlen; da nun der gute Mann faſt gar nichts verſtand, ſo kann man denken wie er ſtrich. — Ueber Frankfurter Verhältniſſe durfte ein für allemal in den Frankfurter Blättern gar nichts gedruckt werden, nicht einmal die gehorſamſte Anfrage wegen irgend einem Uebelſtand, denn — im Dunkeln iſt am beſten munkeln.

Damals lebte die ehemalige Königin von Spanien, früher Königin von Neapel, wo ich ſie ſchon kennen gelernt hatte, unter dem Namen einer Gräfin Sürvilier mit ihren beiden Töchtern zu Frankfurt in dem Garten-Pavillon des rothen Hauſes, ſehr eingezogen; ſie war, wie bekannt, die Gattin Joſeph Bonapartes, der ſich in Amerika aufhielt. Dieſe Dame war eine der trefflichſten weiblichen Characteren, die ich jemals kennen gelernt; die Tochter eines Marſeiller Kaufmanns, hatte ſie der Beſitz von Thron und Krone nicht im mindeſten hochmüthig, ja noch beſcheidener gemacht, ein unendliches Wohlwollen gegen alle Menſchen, die ſie ſo gerne glücklich gewußt und gemacht, wenn es in ihrer Macht gelegen hätte, war ein Hauptzug im Charakter dieſer würdigen Frau, ein Engel an Sanftmuth, Güte, Tugend und Seelenreinheit, ihre Wohlthaten hatten keine Grenzen. Obgleich keine ausgezeichnete Schönheit, war ſie doch ſelbſt im vorgerückten Alter noch höchſt liebenswürdig. Sie beſchäftigte ſich in Frankfurt, ſo wie ſchon früher, faſt einzig mit der Erziehung und Ausbildung ihrer beiden Töchter, von denen die älteſte, Zenaide, damals 19 und die jüngere, Charlotte, etwa 17 Jahre alt ſeyn mochte. Beide Mädchen waren durch ihren hohen Geiſt, ihre Talente, ihre treffliche Erziehung und ihre körperliche Bildung ausgezeichnet; Charlotte hatte beſonders in der Malerei kein gewöhnliches Talent, und in der Muſik waren beide ziemlich vorangeſchritten, Piano, Harfe und Geſang dienten zu ihrer Erholung, während ſie die meiſten Stunden den höhern wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen widmeten.

Ich ließ mich bei den Damen als ehemaligen franzöſiſchen Offizier melden, wurde an- und freundlich aufgenommen und gebeten, meine Beſuche recht oft zu wiederholen. Wie ungemein anziehend mir die Unterhaltung dieſer Damen war, die ſich meiſtens um Ereigniſſe und Begebenheiten Napoleons und ſeiner Angehörigen drehte, kann ich nicht ſagen. Ich erhielt über manche Verhältniſſe, namentlich über die Napoleons zu ſeinem Bruder Joſeph und anderer, Aufſchlüſſe, die von hohem Werth für das Werk waren, das ich herauszugeben beabſichtigte. Indeſſen waren nicht immer die Politik und Staatsangelegenheiten das Thema der Converſation, ſondern es wurde auch muſicirt, vorgeleſen ꝛc. Die einzige Perſon in Frankfurt, die außer mir noch Zutritt bei der Familie hatte, war die Tochter aus einem der erſten Banquiershäuſer daſelbſt, Fräulein M. , deren Haus die Geldan-

gelegenheiten der Gräfin Sürvilier beſorgte. Dieſes Mädchen hatte einen aufgeweckten, ſehr muntern und heitern Humor, liebte gern kleine Abenteuer und machte den Damen manche kleine Zerſtreuung durch die Stadthiſtörchen, die ſie ihnen auf die launigſte Weiſe und mit oft ſehr witzigen Bemerkungen erzählte. Es wurden von Zeit zu Zeit auch kleine Comödien aufgeführt, bei denen die Gräfin Mutter und ein Paar Kammerfrauen die einzigen Zuſchauer abgaben und ich der einzige männliche Acteur war, dennoch aber machten ſie uns allen viel Spaß. Fräulein M...., die bisweilen eine kleine Rolle übernahm, machte die erſte Liebhaberin ſo natürlich, obgleich mit einem etwas ſehr germaniſchen Accent, daß ſie mich bezauberte, und ſich bald auch außer der Bühne ein kleines Liebesverſtändniß unter uns entſpann, von dem die Familie Sürvilier aber nichts ahnte, da wir uns Rendez-vous außer dem rothen Haus, und meiſt im alten verſchwiegenen Pfarrthurm gaben. Da wir faſt nie Gelegenheit hatten, uns im rothen Haus nur ein Paar Worte allein zu ſagen, und deutſch zu ſprechen in Gegenwart der andern Damen unſchicklich geweſen wäre, ſo tauſchten wir gegenſeitig unbemerkt kleine Briefchen aus, in denen das weitere verabredet war. Eines Tages hatte Madame M...., die Mutter, das Töchterchen bei dem Leſen eines ſolchen überraſcht und wollte es ihr, da ſie ſich weigerte daſſelbe herauszugeben, mit Gewalt entreißen, aber das Mädchen lief ihr davon, die Mutter ihr nach und verfolgte ſie alle Treppen hinauf bis auf den oberſten Boden, wo erſtere, da ſie ſich nicht mehr zu helfen wußte, das Billet zerriß und es verſchluckte, ehe Mama noch bei ihr war, und beinahe daran erſtickt wäre. Es gab nun ein arges Donnerwetter zwiſchen Mutter und Tochter, und Madame M.... war einfältig genug, die Sache publik und alſo zum Stadtſcandal zu machen, ſo daß vier Wochen lang in allen Theeklatſchen die Begebenheit, reichlich verziert, Stoff zur Unterhaltung gab.

Zu jener Zeit kam auch der General Gourgaud von St. Helena zurück, wo er Napoleon, ſeinen Herrn, ſchon kränklich verlaſſen hatte, und hielt ſich eine Zeitlang in Frankfurt auf, nachdem er in Hamburg vom dortigen Senat wegen einer Damen-Intrigue, in deren Folge er ſich eine Herausforderung hatte zu Schulden kommen laſſen, ausgewieſen worden war. Auch in Frankfurt geſtattete man ihm nicht eine Privatwohnung zu beziehen, ſondern er mußte in einem Gaſthaus, dem Pariſer Hof, während

der Dauer seines Aufenthaltes wohnen bleiben. Diesen lernte ich zuerst bei der Gräfin Sürvilier kennen, die er oft besuchte, und wo er äußerst interessante Mittheilungen über das Leben des Exkaisers auf St. Helena machte. Da er hörte, daß ich an einem großen Werk der Geschichte unserer Zeit arbeite, zu dem mir der General Carnot die erste Anleitung gegeben, so erbot auch er sich, mir wichtige Notizen mitzutheilen, die ich aber wenig benutzte, da sie offenbar der Wahrheit nicht getreue Entstellungen enthielten und höchst partheiisch waren.

Uebrigens kam jetzt ein sehr ernstes Thema bei den Abend-Unterhaltungen der Gräfin Sürvilier zur Sprache, dessen Gegenstand kein geringerer als ein Projekt zur Befreiung Napoleons aus der englischen Gefangenschaft zu St. Helena war, welches aber die Krankheit und das bald darauf erfolgende Ableben des Gefangenen nicht zur Ausführung kommen ließ. Nachdem mancher abenteuerliche Vorschlag gemacht, mancher Luftpallast erbaut und wieder niedergerissen oder als unausführbar verworfen worden war, blieb man bei folgendem, gewiß sehr gut combinirten Plan stehen: Ich sollte nach London reisen und dort den Chef eines Handelshauses, der als ein großer Verehrer Napoleons bekannt war, in das Geheimniß ziehen, um durch ihn und in seinem Namen ein Schiff nach Ostindien ausrüsten zu lassen, auf welchem ich mich als Privatspekulant und mit guten Empfehlungsschreiben an das dortige Gouvernement versehen, dahin begeben sollte. Nachdem ich mich daselbst einige Zeit aufgehalten, sollte ich den Verlust meines ganzen Vermögens angeben und möglichst veröffentlichen, und mich dann auf einem andern, nach England zurückkehrenden Ostindienfahrer, der in St. Helena anhielt, einschiffen, bei dem dortigen Gouverneur Hudson Lowe melden und ihm vom Ostindischen Gouvernement mitgebrachte Empfehlungsschreiben vorzeigen, die ich durch die aus England mitgebrachten Empfehlungen leicht erhalten könnte, und in denen von meinem angeblichen Verlust die Rede sey. All diese großen Weitläufigkeiten waren nöthig, um auch den leisesten Verdacht zu entfernen; auch noch andere Empfehlungen an einen in St. Jamestown etablirten Mann sollte ich durch das Londoner Haus erhalten, dem ich jedoch nicht eher etwas von der beabsichtigten Unternehmung mittheilen dürfe, bevor ich mich von seiner Zuverläßigkeit vollkommen überzeugt habe. In St. Helena sollte ich krank werden und

allerlei Mittel anwenden, damit mein Ausſehen die angebliche Krankheit beſtätige, namentlich Bruſtbeſchwerden und Huſten fingiren, unter dieſem Vorwande auf der Inſel zurückbleiben, und nachdem ich allmählig etwas beſſer geworden, um die Erlaubniß einkommen, eine Taverne in St. Jamestown errichten zu dürfen, die mir vermittelſt der von Oſtindien mitgebrachten Schreiben und unter der Aegide eines Bürgers der Stadt, wohl gewährt werden würde. Durch vorzüglich gute Qualität der Getränke und billige Preiſe, jedoch nicht zu auffallend, ſollte ich mir, namentlich unter dem Militär, bald eine große Kundſchaft verſchaffen, mit gehöriger Vorſicht viel Credit geben, diejenigen Perſonen, von denen ich glaube daß nichts mit ihnen anzufangen ſey, hauptſächlich Soldaten, gehörig ans Bezahlen mahnen, ohne ſie jedoch gerade zu brüskiren, bei denen aber wo ich das Gegentheil merke, das Anſchreiben von Zeit zu Zeit vergeſſen. Durch dieſes Mittel ſollte ich meine Leute kennen, die Brauchbaren unterſcheiden lernen, und womöglich auch einige Offiziere zu gewinnen ſuchen, namentlich ſolche, die Mißvergnügen mit ihrer Lage bezeigten. Nachdem ich auf dieſe Art nach und nach dem Ziele näher gerückt, ſollte ich bei den bereits Erprobten es weder an großen Verſprechungen, Geſchenken noch Verſicherungen auf reichliche Verſorgung für die Lebenszeit fehlen laſſen. Wenn ich mir auf dieſe Weiſe nun einen kleinen Anhang verſchafft, ſo ſollte ich ſuchen Jemand von Napoleons Umgebungen mit dem Plan bekannt zu machen und am Tag der Ausführung durch die gewonnenen Offiziere alle Poſten um Longwood von den ebenfalls gewonnenen Soldaten beſetzen laſſen, auch eine Fiſcherbarke an dem ſteilſten Ufer von St. Helena in der zur Ausführung des Planes beſtimmten Nacht bereit halten, welche den Gefangenen, nachdem man ihn mit Stricken hinabgelaſſen, entführen und auf ein zu dieſem Behuf ſo nahe als möglich kreuzendes amerikaniſches Kauffahrtheiſchiff bringen müßte. Sollte ich indeſſen dies für unthunlich oder zu gewagt halten, ſo bliebe es meiner Einſicht überlaſſen, durch eine förmliche Revolte der Verſchworenen dieſe Befreiung zu bewerkſtelligen, wobei man viel auf die, wegen den mancherlei Beſchränkungen höchſt unzufriedenen Einwohner von St. Helena, ſo wie auf einen großen Theil der Garniſon und der Neger zählen zu können glaubte, da dieſe über mancherlei Verationen und ſchlechte Behandlung, die ihnen zu Theil geworden ſeitdem man ihre Inſel zu Napoleons Kerker

gemacht, ſehr aufgebracht waren. Auch dieſes ſollte in der Stille der Nacht vor ſich gehen, damit die nicht beſtochenen Signalpoſten verhindert würden zu früh Lärm zu ſchlagen, und ſo die Kreuzer aufmerkſam gemacht würden bevor die Barke glücklich durchgekommen. In dieſem Fall ſollte auch verſucht werden, ſich der Perſon des Gouverneurs zu bemächtigen, aber womöglich alles Blutvergießen vermieden werden. Unterdeſſen ſollte man auch dafür Sorge tragen, ſo viel wie möglich Leute, die man als große Verehrer Napoleons kenne, als Bediente, Handwerker, Köche ꝛc., in St. Helena unterzubringen, um ſich ihrer im Fall des Aufſtandes bedienen zu können, ohne ſie vorher in irgend etwas einzuweihen. Amerikaniſche Kauffahrtheiſchiffe ſollten ſich beſtändig in gehöriger Diſtanz von der Inſel aufhalten, aber keines länger als ein Paar Tage, um keinen Verdacht zu erregen und damit ſie als nur vorüberſegelnd betrachtet würden, auch ſollten ſie nur in Zwiſchenräumen von 8—14 Tagen ſichtbar werden, verſchiedene Flaggen aushängen und nie ſo nahe herankommen daß man ſie anrufen oder ihnen nur ſignaliſiren könne. Im Uebrigen ſollte es mir überlaſſen bleiben, einmal auf der Inſel, noch diejenigen Mittel anzuwenden und Vorkehrungen zu treffen, die ich für dienlich halten würde, den großen Zweck zu erreichen.

General Gourgaud hatte der Gräfin Sürvilier manche Details über die Bewachung Napoleons und das Innere der Inſel von St. Helena mitgetheilt, welche die großen Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens darthaten, die man jedoch nicht für unüberwindlich hielt. Es ſollte nun vorerſt die Sache mit dem Londoner Haus eingeleitet werden und wurde auch mit einem, als Napoleons außerordentlich großen Verehrer bekannten engliſchen Lord C.... deßhalb verhandelt. Dieſer ſchenkte zwar dem entworfenen Plan ſeinen Beifall, aber das Fortſchaffen Napoleons vermittelſt einer Barke ſchien ihm zu gefährlich. Ich ſelbſt hatte mehrere Conferenzen mit dieſem Engländer zu Paris, wohin ich auf wenige Tage reiste, wobei er mir ſagte, daß wenn man auch die Befreiung des Erkaiſers, es ſey durch Liſt und Beſtechung oder durch offene Gewalt, errungen habe, dennoch die Kreuzer, ſelbſt wenn die nächſten Signalpoſten gewonnen, zu wachſam und gefährlich ſeyen, als daß man hoffen könne, unangefochten durchzukommen; er rieth mir übrigens von offener Gewalt ganz ab, nur durch Liſt und Beſtechung ſey etwas zu hoffen. Jede Gewalt-

thätigkeit würde ſogleich auf den Schiffen bekannt, und ein Aufſtand ſogleich eine förmliche Belagerung der Inſel herbeiführen. Am ſicherſten wäre es freilich, wenn man einen oder ein Paar der die Kreuzer befehligenden Commandanten gewinnen könne, doch daran ſey nicht zu denken. Außerdem war ſeine Meinung, man dürfe hier durchaus nichts übereilen, es müſſe alles auf das reiflichſte überlegt und geprüft werden, er hoffe noch ein Mittel zu finden, das unfehlbar zum Ziele führe. Mit dieſen Vertröſtungen kam ich nach Frankfurt zurück, und man kam überein, die fernern Berichte des Lords abzuwarten, bevor man in der Sache weitere Schritte thue.

Einſtweilen arbeitete ich an meinem Werk fort, machte öfters Excurſionen in das Taunusgebirg und die mir zum Theil noch ſehr unbekannte Umgegend Frankfurts und hatte allerlei kleine, mehr oder minder unterhaltende Abenteuer, mitunter auch mit einigen Geſpielinnen aus meiner Kindheit, wie die an einen reichen Kaufmann verheirathete Caroline Th..., Lili O. und Tinchen L., die ſich alle noch gut conſervirt hatten. Pikantere Bekanntſchaften waren mir aber die einer jungen angehenden Schauſpielerin, Betty U...., und eines allerliebſten und ſehr geiſtreichen jungen Mädchens, Jeannette G...., beide ſehr ſchön und letztere die Tochter einer Wittwe, die eine Kaffeewirthſchaft hatte, und die Braut eines Hanauer wohlhabenden Holzhändlers war. Die Braut geſtand mir aber bald nachdem ich ſie kennen gelernt, daß ſie wenig Neigung zu dem ihr beſtimmten Mann habe, obgleich deſſen Aeußeres durchaus nicht unangenehm war, dagegen hatte er in ſeinem Benehmen etwas ſo Tölpiſches und Linkiſches und ſo wenig Tact, daß er oft die albernſten Streiche machte und ſogar die allergewöhnlichſten Rückſichten der Artigkeit und Convenienz außer Augen ließ, was auch der ſonſt nicht ſehr empfindlichen Mutter mißfiel und Urſache war, daß ſchon während des Brautſtandes öfters unangenehme Auftritte ſtattfanden. So war er bei einer Partie auf das Forſthaus, als man im Begriff war in den Wagen zu ſteigen, zuerſt und vor den Damen, das Mädchen hatte noch eine ältere, aber nichts weniger als liebenswürdige oder hübſche Schweſter, in denſelben geſprungen, worüber die ganze, an den Fenſtern liegende Nachbarſchaft, die das Brautpaar einſteigen ſehen wollte, faſt laut lachte. Dieß verſetzte die Mama ſo in Zorn, daß ſie auf der Stelle ins Haus umkehrte, und nichts mehr von der durch

den Bräutigam veranſtalteten Partie wiſſen, ſondern zu Haus bleiben wollte. Die Mädchen mußten natürlich der Mutter folgen, der Bräutigam konnte wieder ausſteigen, und ſtatt der Spazierfahrt gab es einen gewitterähnlichen Hausſpektakel. Einige Tage darauf kam es bei Tiſche durch das plumpe Benehmen des Geliebten, der den Inhalt einer ganzen Saucière über das Tiſchtuch und das Kleid Jeannettens goß, zu einer noch weit heftigern Scene, die damit endigte, daß von Seiten der Braut und ihrer Mutter dem Herrn die Heirath gekündigt wurde und man ihn bat, das Haus ferner mit ſeinem Beſuch zu verſchonen. Er tobte und ſchrie zwar entſetzlich, aber es blieb dabei, die Damen waren unerbittlich. Ich trat gerade in das Zimmer als der Zank am heftigſten war. Herr H. ſprach meine Vermittlung an, die Mama ließ ihn kaum zu Worte kommen, und behauptete auch ſonſt allerlei gehört zu haben, was ihr beweiſe, daß ihr Kind mit dieſem Mann nicht glücklich werden könne, er ſah gerne tief ins Glas, und ich rieth ihm, unter ſolchen Umſtänden gutwillig von aller Bewerbung abzuſtehen und ſich zu empfehlen. Dieß that er endlich unter Fluchen und Schimpfen, und ſprengte dann in der Stadt aus, er habe ſeine Braut aufgegeben, weil er ſie mit mir in zu traulichem Verhältniß ertappt. Dies war nicht nur nicht wahr, ſondern nicht möglich, da ich erſt nach ſeiner Entfernung in ein ſolches mit ihr trat.

Ein Vorfall anderer Art, bei dem ich betheiligt war, machte noch mehr Lärm und Aufſehen in Frankfurt. Es war nämlich Feuer in der kleinen Eſchenheimer Gaſſe ausgekommen, und da man in der engen Straße dem brennenden Haus nicht wohl mit den Spritzen beikommen konnte, ſo wollten die Führer derſelben in den Hof des Thurn- und Taxiſchen Palais, dem Sitz des Bundestags, in den man von der großen Eſchenheimer Gaſſe einfährt, um von da aus, wo man die Schläuche durch einige Fenſter leiten konnte, dem Feuer Einhalt zu thun. Dagegen ſtellte ſich aber ein Menſch, der, obgleich es noch ziemlich früh in den Vormittagsſtunden war, ſich doch ſchon ein artiges Räuſchchen angetrunken hatte und zu den Spritzenleuten in ächt öſtreichiſchem Dialekt ſagte: „Un Se dürfens halt nit rein, wir hobens hier alle Bundestags-Acten und Papier, und dürfen kane Spritzen rein, dos könnt' a ſaubere Geſchicht werden.“ — Ich kam gerade zu dieſer Diskuſſion und ſtellte dem Mann vor, daß wenn das Feuer mehr um ſich griffe, die Papiere des durchlauchtigen Bundestages weit mehr ge-

fährdet würden, als durch die Spritzen. — „Un 's geht halt ämol nit, un es kann halt nit seyn," lallte der Trunkene, und befahl dem Portier das Thor zuzumachen. Als ich nochmals Vorstellungen dagegen machte, sagte er zu mir: „und Sie, wem seyn's? Sie sinn jetzt hier im Arrest im Palais." — Ich lachte dem Menschen ins Gesicht, der aber nun in höchsten Zorn gerieth, und laut schrie: „Corporal von der Wacht, doß er's weiß, der Mensch hier is im Arrest, und lassen's en net raus." — Dieser erwiederte: ganz wohl, Herr Cassier. — Ich erfuhr nun, daß der Trunkenbold der östreichische Cassier beim Bundestag sey und sich Horrak nenne. Ich begab mich jetzt zum östreichischen Präsidialgesandten, Buol Schauenstein selbst, und theilte ihm den Vorfall mit, dieser gab natürlich gleich Ordre zu meiner Freilassung, indem er sagte: es ist doch kein Auskommen mit dem Trunkenbold, er macht einen Eselsstreich nach dem andern. Als ich durch den Hof kam, in welchem ich den Horrak noch traf, sagte ich im Vorübergehen: Sie sollen zu Ihrem Herrn kommen, der sich Ihre Eselsstreiche verbittet. — „Wos sagen's da, i mach halt kane Eselsstreich, das will i mir verbeten haben." — Mit einem: schlafen Sie Ihren Rausch aus, Sie werden das Weitere von mir hören, ließ ich den Kerl stehen und entfernte mich nun ungehindert, schrieb ihm aber noch denselben Tag ein Paar Zeilen, durch welche ich Genugthuung von ihm wegen dem verübten Gewaltstreich und so unbefugten als lächerlich angebotenen Arrest begehrte. Horrak aber lief mit dem Brief auf das Frankfurter Polizeiamt, dem er mit der Ungnade des östreichischen Gesandten drohte, wenn es mich wegen dieser Herausforderung nicht vornehme. — „Schauen's, meine Herrn, sprach er, was soll i mi dann mit dem Menschen schlagen? i bin ja gar nit ämol Soldat, und z'dem habens unser gnädigster Kaiser an- für allmol verboten, daß wir uns duelliren dürfen, das is å Narrethei." — Ich wurde nun auf das Polizeiamt, das gleich allen Frankfurter Behörden, gewaltig Respekt und Furcht vor den Bundestagsgesandten hatte, und besonders wenn der östreichische, russische oder preußische Gesandte nur ungnädig hustete, schon ein Angstfieber bekam und nicht schnell genug ein Loch finden konnte, sich zu verkriechen, gefordert, wo mir der damals demselben vorstehende Senator Wüstefeld ankündigte: „daß ich mich nicht unterstehen dürfe, in Frankfurt an irgend Jemand eine Herausforderung ergehen zu lassen, und am allerwenigsten

an Perſonen von dem durchlauchtigſten Geſandtſchaftsperſonal, ſonſt könne es mir ſchlimm ergehen, und es ſey nicht ſchön von mir, daß ich die Frankfurter Behörden mit dem Bundestag, der ihnen ohnehin ſo viel zu ſchaffen mache, in ſolche Conflikte bringe u. ſ. w. Meine ganze Antwort war: Herr Senator, wir werden uns doch am Ende nicht noch von den Schuhputzern des Bundestags auf der Naſe herumtanzen, oder von Trunkenbolden, wie dieſer Horrak, inſultiren laſſen ſollen? — Das nicht, aber Duelle können hier nicht geſtattet werden, das iſt gegen unſere Geſetze, und Sie würden ſich großen Unannehmlichkeiten ausſetzen, wenn Sie wieder Jemand herausforderten.

Außer den Beſuchen bei der Gräfin Sürvilier, war es das Theater und in deſſen Folge das von dem Perſonale deſſelben ſehr beſuchte Dörfchen Hauſen, was mir die angenehmſte Unterhaltung und meiſte Zerſtreuung in Frankfurt gewährte. Der Umgang mit den zur Geldariſtokratie gehörigen Familien, die meiſten meiner Verwandten mit einbegriffen, ſo wie deren Geſellſchaften, ſind für jeden Fremden, zu denen ich mich eigentlich wohl zählen konnte, da ich in meiner Vaterſtadt fremd genug war, ſo wie für jeden Mann von Geiſt, unausſtehlich, ja zum Verzweifeln langweilig. Spricht man mit dieſen Kaufleuten, die ſich unter ſich die „großen Häuſer“ tituliren, von Literatur, Kunſt, Muſik, Poeſie, Geſchichte, ja ſogar von Politik, ſo wird man mit ſtupiden Augen angeſtarrt, und erhält höchſtens zur Antwort, daß ihre wichtigen Geſchäfte ihnen nicht erlauben an ſolche Nebendinge zu denken; Klinger, Schloſſer, Börne, ja ſelbſt Göthe ſind ihnen theils fremde Namen oder doch die „Handlanger brodloſer Künſte.“ Dagegen ſind Courszettel, Zinſenberechnungen, Kaffee, Zucker, Spezereien, engliſche Waaren ꝛc. nebſt Stadtſcandale und Römerneuigkeiten Dinge, welche ihr Mundwerk gleich Mühlräder in Bewegung ſetzen. Dies kann indeſſen nicht anders ſeyn, da dieſe Herrn meiſt mit dem 14ten oder 15ten Jahre ſchon auf den Comptoiren ſitzen, wo ſie zum Zahlen- und Nullenmalen, zum Copiren merkantiliſcher Briefe ꝛc. verdammt ſind, und wo nie von etwas anderm als Gewinn und Verluſt die Rede iſt. Eine beſſere Erziehung genießen in der Regel die Mädchen, die zum Theil in guten Inſtituten bis zum 16ten und 18ten Jahr ausgebildet werden, daher es denn kömmt, daß ſie als Frauen ihre Männer, die ſelbſt den Eheſtand als ein merkantiliſches Geſchäft betrachten und vollziehen, meiſt überſehen, da

an eine wissenschaftliche oder den Geist nährende Unterhaltung nicht zu denken ist, und diese Ehen sich fast in der tödtlichsten Langeweile auflösen. Zu den Stunden der Essenszeit kömmt der Herr Gemahl abgestumpft und den Kopf voll Rullen, immer mißgelaunt an den Tisch, das Ehepaar sammt den Kindern und Tischgenossen machen die griesgrämlichsten Gesichter von der Welt und sind alle höchst einsylbig. An Tagen welche in andern Häusern Gelegenheiten zu fröhlichen Familienfesten geben, wie ein Geburtstag der Hausfrau, kömmt der Mann ganz trocken aus seinem Comptoir mit einer Rolle Brabänter in der Hand, legt sie der Frau auf den Tisch und spricht: „Da, da kannst du dir auch etwas zu deinem Geburtstag kaufen," und damit abgemacht. Eine reiche Bankiersfrau sagte mir bei einer solchen Gelegenheit einst: „wenn er sich (der Mann) doch nur die Mühe gäbe und mir etwas das sechs Kreuzer werth wäre selbst kaufte, so würde es mir einige Freude machen, aber so ein wie das anderemal 40 Brabänter und eine Brod- oder Mandeltorte vom Zuckerbäcker." — Daß auch die Frauen unter solchen Verhältnissen zuletzt sehr abgestumpft werden und höchstens noch Sinn für ihre Spielpartien, Boston, Whist oder L'Hombre wenns hoch kommt, und ihre etwas steife Toilette haben, ist sehr natürlich. Besser ist es wenigstens in einer Hinsicht unter der Mittelklasse als den Frankfurter Reichen bestellt, bei denen noch eine oft burleske Steifheit und lächerlich nachgeäffte Ceremonien das Unausstehliche vermehren, während bei den Reunionen jener doch immer eine gewisse Herzlichkeit und Gemüthlichkeit, wenn auch bisweilen etwas derb, herrscht. Ich kenne übrigens keine Stadt in der Welt, wo sich die Menschen nach der Größe ihres Vermögens und ihres Einkommens so absondern, wie zu Frankfurt; jener paßt nicht in diesen Cirkel, denn er hat ein Paar Tausend Gulden weniger im Vermögen als die andern hier recipirten, und so geht es von Stufe zu Stufe ins Unendliche. — Ich schlug indessen all diesen Absurditäten ein Schnippchen, machte mich selbst über meine Anverwandten lustig, indem ich ihnen diese Albernheiten unverholen ins Gesicht sagte, und nach Hausen, Bornheim, auf das Forsthaus, Oberrad oder sonst wohin ritt wo es munter herzugehen pflegte. In Hausen im Garten Braumanns fanden sich namentlich alle Freitage die Frankfurter Theaterprinzessinnen, einige Literaten, Familien von dem Gesandtschaftspersonal des Bundestags, Offiziere von der Militärcommission und

andere joviale Leute ein, und dieſe Verſammlung nannte man das Hauſer Caſino. Das Theater war damals, wenigſtens was das Schauſpiel anbetrifft, gut beſetzt, beſonders hinſichtlich der Frauen. Demoiſelle Lindner, Frau von Buſch waren höchſt ausgezeichnete Künſtlerinnen, Weidner und Otto vollendete Schauſpieler. Dieſe fehlten, nebſt der Madame Urſpruch mit ihrer hübſchen Tochter Betty, eine vielverſprechende Anfängerin, Demoiſelle Bamberger, eine allerliebſte junge, ſehr talentvolle Sängerin, Hills ꝛc., nie Unter allen war es Frau von Buſch, welche das meiſte Aufſehen erregte und eine Unzahl erhörter und nicht erhörter Liebhaber hatte, unter denen ſogar einige der reichſten, eben nicht mehr ſehr jugendlichen Kaufleute waren, deren Frauen darob verzweifeln wollten; eine Madame B..., deren Mann ganz in den Feſſeln der hübſchen Actrice lag, verließ aus Verdruß Frankfurt und ging nach Paris ſich zu zerſtreuen, von wo ſie jedoch bald wieder zurückkehrte. Nicht lange darauf hatte auch ein öffentlicher Scandal Frau von Buſch gezwungen, die Stadt zu verlaſſen. Dieſe ausgezeichnete Künſtlerin ſpielte ſowohl auf als außer dem Theater ganz vorzüglich Comödie, und war dabei mit nicht gewöhnlichen körperlichen Reizen begabt, hatte ein äußerſt angenehmes wohlklingendes Organ, und eine große Anmuth im Gang und allen ihren Bewegungen. Sie war außerdem eine abgefeimte und beſonders für unerfahrene Merkursdiener höchſt verführeriſche Coquette, die allgemein im Ruf ſtand, daß ihr kein Mann, den ſie an ihren Siegeswagen feſſeln wolle, widerſtehen könne. — Dieß ging ſo weit, daß einmal eine hübſche Malersfrau, ebenfalls eine Habituée in Hauſen, eine Wette mit mir einging: daß wenn es Frau von Buſch darauf anlege, ich mich ſterblich in ſie verlieben und in ihren Netzen fangen laſſen würde. — Dieſe, von der Malersfrau, welche ſie gut kannte, davon unterrichtet, ſetzte nun eine Ehre darein, mich zu ihrem ſchmachtenden Seladon zu machen, ich aber, der das allerliebſte Comödienſpiel der Frau von Buſch auf der Bühne wohl bewunderte, verlachte ihre mir viel zu bekannte, ja widerliche Coquetterie außerhalb derſelben, hatte ſie ein wenig zum Beſten und gewann die Wette, die mir durch eine Schäferſtunde mit der Malerin bezahlt wurde. — Frau von Buſch war eine geborene Großmann, und hatte, nachdem ſie ſchon einmal verheirathet geweſen, ihren jetzigen Gatten, einen hanövriſchen, nicht unbemittelten Edelmann, die Sprödе ſpielend, vermocht, ſie zu ehelichen; als

sie in kurzer Zeit dessen Vermögen verschwendet hatte, ward ihr der Mann bald zur Last, und sie überließ sich wie früher ihrem ausschweifenden Leben wieder, sammelte ein Heer von Liebhabern um sich, mit denen sie Orgien in der eigenen Wohnung feierte. Herr von Busch, ein Schwachkopf, statt den Herrn im Hause zu spielen, oder sich wenigstens von ihr zu trennen, zog sich die Sache so zu Herzen, daß er ganz tiefsinnig wurde, sich absonderte, und meist in einem düstern Zimmer auf einem Lehnstuhl sitzend, Tag und Nacht vor sich hinstarrend zubrachte. Seine Frau, wenn sie überlustig bei den Abendgelagen geworden, machte sich manchmal das Vergnügen, zu ihrer Gesellschaft zu sagen: nun wollen wir auch meinem einfältigen Mann einen Besuch abstatten, öffnete sodann die Thüre des Gemachs, in welchem der Unglückliche brütete, und sprach: »da seht den Simpel, wie er da sitzt!« — Ihr erklärter Liebhaber war damals ein Baron von A..., früher Offizier in holländischen Diensten, und sehr reich. Dieser fuhr jeden Tag mit der heillosen Armide, zum großen Aerger der ehrbaren Frankfurter Frauen, in einer vierspännigen offenen Caleſche spazieren. Eines Morgens aber verbreitete sich plötzlich das Gerücht in der ganzen Stadt, Herr von Busch habe sich den Hals abgeschnitten; doch war dies nicht der Fall, sondern der arme Mann hatte sich nur mit einem Rasiermesser die Adern an der Hand geöffnet, allerdings in der Absicht, sich um das Leben zu bringen, sein Aufwärter hatte es aber gleich wahrgenommen, um Hülfe geschrieen, und ein Chirurgus kam noch zeitig genug, um ihn vom Verbluten zu retten. Die Sache machte außerordentliches Aufsehen in der Stadt, und als den folgenden Abend Frau von Busch im Theater, wenn ich nicht irre, als Lady Milford auftrat, wurde sie mit einem so furchtbaren Gezische, Pfeifen, Stampfen und Geschrei empfangen, daß sie durchaus nicht zu Wort kommen konnte. Sie ließ sich aber nicht schrecken, sondern stellte sich mit der schamlosesten Frechheit mit übereinander gekreuzten Armen vor das Parterre, ihre Blicke ringsumher werfend, als wollte sie sagen: Nun, und was wollt ihr von mir? — als der Lärm nachließ, wollte sie wieder zu sprechen anfangen, aber der Sturm erhob sich von neuem und weit ärger als vorher, das Schreien artete in ein wahres Gebrüll aus, und man hörte deutlich die Worte: fort, hinaus mit der unverschämten H... Nachdem sie noch ein Paarmal vergeblich zu sprechen versucht hatte, war man gezwungen den Vorhang fallen

zu laſſen, und die Vorſtellung war für dieſen Abend beendigt. Den andern Tag fuhr Frau von Buſch vierſpännig mit ihrem primo amoroso, dem Baron von A.... in einem offenen Wagen und mit lächelnder Miene durch die Straßen der Stadt und um die Promenaden. Nun legte ſich die Polizei darein und ließ es ihr verbieten, ferner eine „ehrſame Bürgerſchaft durch ſolchen Scandal zu Indigniren.“ — Ein Paar Tage darauf fuhr ſie mit ihrem Baron zum Stadtthor hinaus nach Mannheim, wo ſie ihre Reſidenz aufſchlug, ein Engagement erhielt und das Publikum durch ihre Kunſt entzückte.

Damals machte ich in der Befreiungsangelegenheit Napoleons wieder eine Reiſe nach Paris, von der ich jedoch wenig befriedigt zurückkam, da ich die Perſonen, an welche ich von der Gräfin Sürvilier empfohlen war, eben nicht ſehr empfänglich für unſer Projekt fand, dagegen hatte ich die Gelegenheit benutzt, um mit den bedeutendſten Pariſer Zeitungen Verbindungen anzuknüpfen, denen ich Artikel in franzöſiſcher Sprache über die damaligen Zuſtände Deutſchlands lieferte, und welche mir ſo gut honorirt wurden, daß ich oft 100 Franken und mehr für die Seite erhielt. Da ich nun in Frankfurt fortwährend einen ziemlichen Aufwand machte, wenigſtens keine Ausgaben ſcheute, und meine Eltern nicht mehr in den brillanteſten Vermögensumſtänden waren, mein Vater hatte ſich ſeit dem öſtreichiſchen Banquerout nie mehr recht erholen können, ſo ſagte die Frankfurter Welt: ich erhalte das Geld zu meinen Ausgaben von verſchiedenen Damen. Da mir daran gelegen war, daß Niemand erfuhr, daß ich in die franzöſiſchen Journale arbeite, ließ ich die Einfaltspinſel bei ihrem Glauben, und galoppirte, ſie auslachend, durch die Straßen.

Zu jener Zeit machte ich auch häufige Excurſionen nach meinem lieben Homburg und deſſen Umgegend, die mich immer mit einer gewiſſen Wehmuth an die Zeiten der daſelbſt ſo fröhlich verlebten Kinderjahre erinnerten. Mein guter Oheim Oberpfarrer war ſchon ſeit ein Paar Jahren geſtorben, Breitenſtein und ſeine Familie aber waren wohlauf. Von meinen frühern Amouretten daſelbſt waren die meiſten verheirathet, Eleonore von Brandenſtein aber war immer noch Hofdame, und zwar nicht nur verblüht, ſondern ſehr bruſtleidend, auch ſtarb ſie bald darauf im Bad Ems. Heimliche Sünden mochten dem Mädchen das frühe Grab bereitet haben, ihre Mutter war ihr nur ein Paar Jahre vorangegangen. Der

alte brave Landgraf Friedrich war erſt kürzlich geſtorben, und ſein Sohn Friedrich Joſeph ihm in der Regierung gefolgt. Dieſer hatte ſich noch als Erbprinz (1818) mit einer Tochter des Königs Georg III. von Großbritannien, der Prinzeſſin Eliſabeth, vermählt. Dieſe Heirath hatte man in Homburg als ein großes Glück für das kleine, ſehr arme Land gehalten, da die Prinzeſſin eine bedeutende Mitgift und anſehnliche Apanage hatte. Aber wie ich ſchon ſo oft erlebte, war auch hier, was man für ein Glück hielt, eher ein Unglück für das Land. Der neue Herr wollte nun à tout prix ein kleines London aus ſeiner kleinen Reſidenz machen; damit die Hauptſtraße breiter ſcheinen ſollte, mußten alle Wirthe ihre Schilder, welche die Arme in die Gaſſe ausſtreckten, einziehen und platt an den Häuſern anmachen, das alte Rathhaus wurde abgeriſſen, es ſollte ſpäter ein neues erbaut werden, was aber aus guten Gründen unterblieb; allerlei koſtſpielige Anlagen wurden in den herrſchaftlichen Gärten gemacht; über einen Bach, der die nach dem großen Tannenwald führende Allee durchſchnitt, und den man zur Noth mit einem Bein überſchreiten konnte, wurde eine Brücke aus Quaderſteinen erbaut, die über 30,000 Gulden koſtete; die Gärten und Luſtwäldchen wurden gewaltig gelichtet, obgleich ihr Herr eben kein großer Freund vom Licht war. Bei jeder Gelegenheit wollte der neue Landgraf den großen, großmüthigen und freigebigen Souverän ſpielen, allenthalben ruſſiſche Trinkgelder ſpendend; ward er zu irgend einer Taufe gebeten, ſo durfte das Pathengeſchenk nicht unter 500 Ducaten ſeyn; die Hofküche, aus der eine Unzahl Homburger Angeſtellter aller Art und andere geſpeiſt wurden, koſtete eine Unſumme Geldes, und ſo ging es durch alle Branchen, wobei ſich gewiſſe Leute ganz vortrefflich ſtanden und bereicherten, hauptſächlich diejenigen, welche die Einkäufe für den Hof in Frankfurt zu machen hatten, und ſich mit den dortigen Juden zu verſtändigen wußten. So kam es, daß nicht nur die engliſchen Gelder nicht ausreichten, ſondern da dieſe Heirath Urſache war, daß der Landgraf großen Credit erhielt, ſo ſtürzte er ſich bald in ein Schuldenmeer, das in gar keinen Verhältniſſen zu ſeinen Einkünften ſtand, und dem Land bald eine ſchwere Laſt werden mußte. Mehr als Gold aber regnete es mit Titeln auf die Homburger, von Geheimräthen bis ich weiß nicht auf was alles für Räthe ꝛc. herab. Ein alter Kammerdiener ſeines Vaters, Namens Walther, der zugleich Barbier war und eine Barbierſtube

gehabt hatte, in welcher die Soldaten barbiert wurden, ward zum Medicinalrath geſtempelt u. ſ. w. — Meine Anhänglichkeit an Homburg machte, daß ich alles mögliche that, um mehr Leben in die kleine Stadt zu bringen. Wurden kleine Concerte veranſtaltet, ſo brachte ich Dilettanten und Künſtler mit, dieſſelben zu verherrlichen, und ſang öfters ſelbſt mit einigen Homburger jungen Damen, die hübſche Stimmen hatten. War ein Ball, ſo engagirte ich wenigſtens ein Dutzend Tänzer, an denen in Homburg gänzlicher Mangel war, und nahm ſie auf meine Koſten mit, ebenſo ganze Kiſten mit Orangen, Confekt und Körbe mit Champagner, womit ich die guten Leute in Homburg reichlich regalirte. Dies alles, verbunden damit, daß ich einigen Schönen daſelbſt den Hof und artige Geſchenke machte, konnte man ſich nicht zuſammenräumen, und nicht glauben, daß ich es nur aus alter Liebe und Anhänglichkeit für Homburg ſelbſt thue: nein, dahinter ſteckt was anders, ziſchelte man ſich in die Ohren, der Menſch will gewiß eine gute Anſtellung bei uns haben; beſonders ſuchten ein Paar arme Advokaten sans causes, die nichts zu thun hatten und nach einem Stellchen ſeufzten, dieſe Meinung geltend zu machen, gegen mich intriguirend! — Wie habe ich nicht gelacht, als mir dies durch einige gute Freundinnen wieder hinterbracht wurde: Ich eine Anſtellung in Homburg! wo der höchſte Gehalt kaum 1500 Gulden war, ſoviel und mehr brauchte ich oft in einem Monat, und wo ſogar die Geheimräthe noch in einer Art Taubenſchlag oder ſchlimmer, ihre Wohnung aufgeſchlagen hatten! Es war wirklich zum Zerplatzen; Homburg konnte mir wohl und hauptſächlich wegen den Erinnerungen an die früher hier verlebten Zeiten, ein angenehmer Aufenthalt auf ein Paar Tage ſeyn, aber in der Homburger Welt zu leben, in der ſelbſt der früher ſo patriarchaliſch geweſene Hof jetzt nur noch die Parodie eines größern Hoflebens war, und wo man einen wie den andern Abend ohne Ausnahme Lotto ſpielte und Nummern ausrief, dies wäre denn doch eine zu arge Zumuthung für mich geweſen, daher war ich faſt außer mir vor Lachen, als mir geſteckt wurde, welche Abſichten man mir zutraute. Den Hof beſuchte ich gar nicht, zwar lebte die alte Frau Landgräfin noch, aber Prinzeſſin Auguſte war an den Erbgroßherzog von Meklenburg-Schwerin verheirathet. — Dieß hinderte mich aber nicht, vor wie nach die guten Homburger und ihre kleinen Feſte zu beſuchen und, ſo viel als an mir lag, zu

verherrlichen. Außerdem war außer Breitenſtein noch ein Haus da, welches mich anzog, und dieſes war das des Homburger Generaliſſimus, Oberſt F...., der das 60—80 Mann ſtarke Heer, jedoch jetzt lauter junge Leute, kommandirte, und ein Paar liebenswürdige Töchter hatte, von denen die eine Bertha und die andere Emma hieß. Eines Tages, bevor ich noch die Namen der beiden Fräuleins gekannt, ſang ich in einem Concert ein komiſches Lied, in welchem eine Stelle vorkam, in der es heißt:

Verſchmähet Bertha meine Liebe,
Schenk' ich Emma gleich mein Herz ꝛc.

Nun gab es ein Geziſche und Geflüſter in dem Saal, man ſah auf die beiden Mädchen, die überroth wurden, und behauptete, ich habe es auf dieſe abgeſehen u. ſ. w.

Da ſich das Projekt der Befreiung Napoleons ſehr in die Länge zog, auch immer beunruhigendere Nachrichten hinſichtlich ſeines Geſundheitszuſtandes von St. Helena eintrafen, ſo entſchloß ich mich nun, einſtweilen das Wochenblatt, für welches ich ſchon längſt die Conceſſion in der Taſche hatte, in Offenbach erſcheinen zu laſſen. Ich hatte mir vorgenommen, beſonders die erbärmlichen und jämmerlichen Zuſtände Frankfurts in demſelben tüchtig mitzunehmen und zu geißeln, und hatte zu dem Ende öfters Rückſprache mit dem genialen Börne gepflogen. Ich ließ eine Vignette mit einem Januskopf und ein Paar, Steckenpferde geißelnde Satyre in Holz ſtechen, um ſie an die Spitze des Blattes zu ſetzen. Börne lieferte mir ein kleines einleitendes Gedicht dazu, und in der Probenummer, von der ich 20,000 abziehen und in Frankfurt und der Umgegend vertheilen ließ, waren ſchon einige artige Hiſtörchen, die in der guten Stadt kein geringes Aufſehen machten. Ich hatte nicht überlegt, daß Frankfurt nicht Berlin iſt, daß in meiner guten Vaterſtadt, wo Klatſchſucht und Kleinſtädterei eine ſo große Rolle ſpielen, daß ſich Jedermann um das bekümmert was der andere zu Mittag ſpeist, und wo, wenn man am Bockenheimer Thor nießt, man am Allenheiligen-Thor Proſit ſagt, daß ein ſolches Blatt die ganze Stadt, in welcher alte eingeroſtete Vorurtheile die Herrſchaft hatten, und die die meiſten ihrer Einwohner, kaum aus ihren Mauern gekommen, für das **non plus ultra**, das Paradies der Welt hielten, in Aufruhr bringen müſſe, während die

ohnehin witzigen und meist geistreichen Berliner, wie die Pariser, sich an solchen Dingen ergötzten, wenn sie auch noch so arg, sobald es nur mit Geist und Witz geschah, mitgenommen wurden. Freilich verloren sich in der Größe jener Städte persiflirende Anspielungen in der Volksmenge, während in Frankfurt, wenn etwas dergleichen in dem Blatt auch noch so verblümt enthalten war, doch Jedermann gleich mit Fingern auf die Personen deutete, denen es galt, oder von denen man auch nur vermuthete daß es ihnen gelten könnte, denn auch für solche Dinge, welche die Stadt durchaus nicht anfochten, ruhte man nicht bis man den Gegenstand, den sie betrafen, in Frankfurt aufgefunden haben wollte. — Manches wurde mir freilich eingesandt, dessen eigentliche Bedeutung mir selbst erst klar wurde nachdem es gedruckt erschienen, und ich hatte es nur aufgenommen, weil es mir für das Publikum unterhaltend schien. So war es mit Aufsätzen, wie: »die unterbrochene Hochzeit;« »Nicht mehr als 7 Hausschlüssel« und andern, die mir oft unter fingirten Namen zugeschickt wurden. Auch machte die Wochenschrift gleich nachdem ein Paar Nummern derselben erschienen waren, fast die halbe Stadt rebellisch, und die Geld- und Familienaristokratie, die ich arg mitgenommen, verschwor sich, nicht zu abonniren. Dagegen erhielt das Blatt um so mehr Abonnenten unter dem Mittelstand in Frankfurt und in der ganzen Umgegend, und die sogenannten Vornehmen Frankfurts brachten heimlich die Nummern einzeln an sich, welche ich durch die Buchhandlung, die die Expedition übernommen hatte, à 24 Kreuzer pr. Nr. verkaufen ließ, während das Abonnement nur wenige Gulden für das ganze Jahr betrug, und fand sich irgend ein Klatschgeschichtchen in einer Nummer, was fast jedesmal der Fall war, so wurden oft für ein Paar Hundert Gulden von dieser an einem Tag geholt, und das Blatt trug mir bald 6—7000 Gulden jährlich reinen Gewinn ein, doch ging es auch nicht ohne alle Unannehmlichkeiten ab, von denen mir die meisten die Theaterkritiken verursachten, da diese oft beißend waren, und besonders die hohe, aus Kaufleuten bestehende Oberdirektion in gewaltigen Harnisch brachten. Das Unverzeihlichste war dabei, daß ich immer Recht hatte, die argen Blößen der Direktion dieses Kunsttempels schonungslos aufdeckte und dem Gelächter des Publikums Preis gab. Zufälligerweise war damals ein naher Verwandter von mir, ein gewisser M..., durch Protektion als Gehilfe Ihlehs bei dem Theater angestellt worden, die-

ſer glaubte nun ſeine Sporen verdienen zu müſſen, indem er die Vertheidigung dieſes Inſtituts übernahm, und in einem Frankfurter Blatt über mich herfiel. Keine unglücklichere Idee konnte der werthe Herr Vetter bekommen, der ſo zu ſagen das fünfte Rad am Wagen bei dieſer Bühne war, nicht die mindeſten Kenntniſſe vom Bühnenweſen hatte, und mich nun zwang ihn zu geißeln und als jämmerlichen Couliſſenſchiebungsaufſeher hinzuſtellen. Hiedurch wurde der arme Menſch vollends wüthend gemacht, und als wir uns eines Tags ganz allein in dem Leſezimmer des Caſinos befanden, ſchlich er ſich um mich herum, hinter meinen Rücken und wollte mir mit einem dicken Knotenſtock von hinten eines verſetzen, ich hatte aber die Abſicht des tapfern Patrons bemerkt, ſchielte auf die Seite, und als er eben den Arm aufhob, parirte ich den mir auf den Kopf zugedachten Hieb mit meiner in der Hand habenden Reitgerte und verſetzte ihm ein Paar derbe Kreuzhiebe damit ins Geſicht. Pfarrer Kirchner und der Secretär der Geſellſchaft traten gerade in dieſem Augenblick ins Zimmer, und verhinderten mich, den guten Vetter noch weiter wegen ſeines meuchleriſchen Anfalls nach Verdienſt zu belohnen. Doch berichtete ich die Sache an die Direktion der Geſellſchaft, aus der M... nun ausgeſtoßen wurde. Der Menſch brütete jetzt Rache und glaubte bald eine paſſende Gelegenheit gefunden zu haben, dieſe mit großem Eclat an mir vollziehen zu können. — Es hatte mir ein Frankfurter Bürger und Zahnarzt, Namens R..., bei dem die erſte Liebhaberin und ſehr beliebte Schauſpielerin Demoiſelle L... zur Miethe wohnte, mit der er ſich überworfen hatte und vor dem Polizeigericht lag, einen Aufſatz mit der Ueberſchrift: „Nicht mehr als ſieben Hausſchlüſſel,“ zugeſandt, der nicht ohne Witz die Geſchichte einer keuſchen Jungfrau erzählte, welche ſieben Liebhaber gehabt und jedem derſelben einen Hausſchlüſſel zu ihrer Wohnung und eine Nacht in der Woche zugeſtanden habe. Namen waren keine, oder doch nur ganz fremde genannt, und ich ſelbſt ahnte den Zuſammenhang der Sache nicht. Aber kaum war die Nummer, welche dieſen Aufſatz enthielt, erſchienen, ſo wußte die ganze Stadt auch ſchon, daß es der Demoiſelle L... gelte; der Einſender, der die ganze Geſchichte, die nur Verleumdung war, um ſich zu rächen, erfunden, hatte gehörig dafür geſorgt es unter die Leute zu bringen, wer damit gemeint ſey. Unglücklicherweiſe hatte ſich Demoiſelle L... ſo übel berathen laſſen, daß ſie die Sache auf ſich bezog, und die Herren

vom Theater veranſtalteten eine Comödie in der Comödie, wozu mein Herr Vetter denn auch das ſeinige redlich beitrug. Es wurden nämlich einige achtzig Freibillette auf die Gallerien ausgetheilt, unter der Bedingung, daß die Inhaber derſelben den Abend für den ſie gültig waren, Demoiſelle L... herausrufen ſollten. Dieſe ſollte alsdann unter Thränen dem Publikum mittheilen, daß, ſo ſehr ſie auch daſſelbe zu achten und zu ſchätzen wiſſe, und ſo äußerſt lieb und theuer ihr der Aufenthalt in Frankfurt ſey, ſie doch unter ſolchen Umſtänden, da ihre Ehre ſo empfindlich in der Offenbacher Zeitung gekränkt ſey, unmöglich länger bei dieſer Bühne bleiben könne. Dieſe Worte ſprach ſie wirklich in einem weinerlichen Ton, ſchluchzend, und begleitete ſie mit einem Strom von Thränen. Kaum hatte ſie geendigt, als ſich auf den Gallerien ein furchtbarer Tumult erhob, die achtzig Freibillette thaten wie ihnen empfohlen worden, brüllten: Hier bleiben, hinaus mit dem Recenſenten! und andere machten Chorus, ohne zu wiſſen was dies zu bedeuten habe. Ich befand mich mit ein Paar Bekannten mitten im Parterre, und da ich vorher ſchon durch einige Mitglieder vom Theater mündlich und durch Briefe unterrichtet worden war, mit einem Paar der hübſcheſten damaligen Frankfurter Theaterprinzeſſinnen ſtand ich in einem ziemlich vertrauten Verhältniß, und erfuhr durch dieſe Alles was ſich bei demſelben zutrug, und ſogar was in den Comitées der Oberdirektion verhandelt wurde, ſo hatte ich mich auf den Fall eines etwaigen Angriffs gut vorgeſehen. Um mich herum blieb indeſſen Alles ſehr ruhig, ich ließ die gedungenen Lärmmacher ſich ausſchreien, verließ dann das Parterre, deſſen Reihen ſich vor uns öffneten, mit meinen Freunden, und man ließ uns unangetaſtet, ja ſogar ehrfurchtsvoll durch. Damit war indeſſen die Sache noch nicht abgemacht, ſondern zwei Tage darauf wurde ich vor das hochlöbliche Polizeigericht gefordert, wo ich die unterthänige Unterdirektion Ihleh und ſeinen Adjunctus M... vorfand, die mich im Namen der Oberdirektion als einen Ruheſtörer des Theaters verklagt hatten und Genugthuung und ſogar Entſchädigung für den großen Nachtheil, welchen die Recenſionen meines Blattes dem Theater ſchon gebracht hätte, begehrten. Ein Herr Senator Wüſtefeld, Vorſtand der Polizei, theilte mir mit polizeilicher Wichtigkeit dieſe Klagen der Direktion mit, und meinte, wenn ich dies Recenſiren nicht unterließ, ſo könne mich dies noch theuer zu ſtehen kommen, ja der hohe Senat der Stadt Frankfurt könne

ſich wohl veranlaßt finden, mein Blatt in der Stadt und deren Diſtrikt zu verbieten, und forderte mich auf, mich gegen die angebrachte Klage zu vertheidigen. Ich erwiederte ihm mit wenig Worten: daß, da die Zeitſchrift im Großherzogthum Heſſen und mit Großherzoglicher Cenſur erſcheine, ich mich in Frankfurt auf ſolche Klagen gar nicht einlaſſen könne, die Herren müßten ſich an die Großherzoglich Heſſiſchen Behörden deßhalb wenden. — Gut, dann wird man das Blatt verbieten, ſagte der Polizeiſenator. — Das kann ich nicht verhindern, aber dann könnte es der Großherzoglichen Regierung leicht einfallen, die in Frankfurt erſcheinenden Blätter ebenfalls zu verbieten, und dann, fügte ich lächelnd hinzu: ich kenne meine Frankfurter, verbieten Sie das Blatt, ſo mache ich bekannt, daß es im kurheſſiſchen Städtchen Bockenheim zu haben, das, wie Sie, als in der Geographie gut bewandert, wiſſen, nur zehn Minuten von den Thoren Frankfurts entfernt iſt, und ich bin überzeugt, es wird noch zweimal ſoviel davon abgeſetzt. — Nun fing man an mit mir zu unterhandeln, und die Theaterherren gaben den Wunſch zu erkennen, ich möchte doch wenigſtens erklären, daß mit den ſieben Hausſchlüſſeln die Demoiſelle L... nicht gemeint ſey, damit dieſe beruhigt, und die Frankfurter Bühne nicht eines ſo eminenten Talentes beraubt würde. Zu was die Erfüllung dieſes mehr als einfältigen Begehrens führen würde, ſah ich im Augenblick ein, und verſprach lächelnd dieſem, als beſcheidene Bitte vorgetragenen Wunſch nachzukommen. In der nächſten Nummer des Blattes las man: „Mit dem größten Erſtaunen haben wir vernommen, daß eine ſo tugendhafte Perſon und ausgezeichnete Künſtlerin, wie Demoiſelle L..., die Geſchichte mit den ſieben Hausſchlüſſeln auf ſich bezogen hat: wir erklären hiemit, daß es uns auch im Traum nicht einfallen konnte, Demoiſelle L... damit zu meinen, übrigens wurde uns das Hiſtörchen eingeſendet.“ — Ueber den Tumult im Theater hatte ich in der Recenſion über das an jenem Abend aufgeführte Stück, es waren zufällig die deutſchen Kleinſtädter von Kotzebue, geſagt: „Das Publikum und Demoiſelle L... fanden für gut, dieſer Vorſtellung noch einen fünften Act hinzuzufügen, in welchem die Künſtlerin L... abermals einen Beweis ihrer großen dramatiſchen Talente lieferte. Sie weinte dem Publikum eine gut einſtudirte Rede ſo natürlich vor, daß dieſes durch die Macht ihrer Kunſt hingeriſſen, ſich veranlaßt fand, Comödie mitzuſpielen, doch hätte es bedenken

ſollen, daß einer ſo ausgezeichneten Schauſpielerin, wie Demoiſelle L..., jederzeit ein Strom von Thränen zu Gebot ſtehen muß. — Dieſes Nachſpiel hätte man füglich auf dem Zettel, und zwar unter dem Titel: Die Comödie in der Comödie, anzeigen ſollen, dann hätte man gewiß ein volles Haus und ergo eine gute Einnahme gehabt.« — War vorher der Lärm nur unter dem Theaterperſonale groß, ſo machte jetzt die Geſchichte in der Stadt und den benachbarten Orten, wo faſt Niemand wußte was es mit den ſieben Hausſchlüſſeln eigentlich für eine Bedeutung habe, ein ungeheures Aufſehen. Demoiſelle L... hatte viele Feinde und beſonders Neiderinnen, welche jetzt alle triumphirten, und zu ſpät ſah die Ober- und Unterdirektion des Stadttheaters ein, welche Dummheit ſie gemacht, dieſe Comödie in der Comödie aufführen zu laſſen und mich noch obendrein zu einer ſolchen Erklärung aufzufordern. — Vetter M... hielt ſich indeſſen immer noch nicht für geſchlagen, und da ich fortfuhr die Bühnenböcke gehörig mitzunehmen, ſo ſtieß er einigemal, wenn er ſich in Geſellſchaft von Helden ſeiner Gattung befand, verblümte aber laute Drohungen aus, wenn er mir wo begegnete. — Ich konnte zwar die Sache nicht auf mich beziehen, ohne mir Blößen zu geben und mich zu der in Deutſchland ſo häufigen Gattung von Schafsköpfen zu zählen, die, wenn das Wort Eſel irgendwo ausgeſprochen wird, ſogleich ſchreien: »damit war ich gemeint;« da ſich indeſſen dieſe Geſellen, es waren ihrer drei, außer Vetter M... noch ein M... und ein kleiner Advokat N..., eines Morgens in der Stadtallee wieder mauſig machten und es keine Menſchen waren, mit denen auf eine ehrenvolle Weiſe eine Sache zu ſchlichten oder zu beendigen war, ſo ließ ich in einer Nummer meiner Zeitſchrift Folgendes abdrucken:

»Drei mehr als erwachſene Straßenjungen, die ſich ſchon einigemal mauſig machten, werden hiemit gewarnt, ſich ferner die mindeſte Unſchicklichkeit zu Schulden kommen zu laſſen, wenn ſie ſich nicht einer empfindlichen Ahndung ausſetzen wollen.«

Die drei Herren hatten ſelbſt dafür geſorgt, daß man ſchnell im Publikum wußte, wer mit den Straßenjungen gemeint war, und wurden nun allenthalben, wo ſie ſich ſehen ließen, deßhalb aufgezogen, ſo daß ſie ſich nicht anders helfen zu können glaubten, als durch eine gedruckte Erklärung in meiner Zeitſchrift, daß ſie nicht damit gemeint geweſen ſeyen. Eines Morgens beehrten ſie mich, drei Mann hoch, unangemeldet in meinem Arbeitszimmer und

erklärten mir rund heraus: ſie ſeyen gekommen, um von mir zu verlangen, daß ich in meiner Zeitſchrift abdrucke, ſie ſeyen nicht mit den: »mehr als erwachſenen Straßenjungen« gemeint; und da ich dagegen erklärte, ſie hätten ſich vergeblich bemüht, wollten ſie grob werden und drohten mir mit aufgehobenen Stöcken. Ich ergriff nun ganz ruhig eine an der Wand hängende ungeladene Piſtole, auf die noch obendrein nur ein hölzerner Stein geſchraubt war, ſpannte den Hahn und rief ihnen zu: der erſte der noch eine Miene verzieht, dem knalle ich vor den Kopf. Alle drei wurden nun leichenblaß, mein Vetter M... verkroch ſich hinter den Kaufmann M..., eine vierſchrötige breite Perſon, mit einer Art Cyclopenkopf, den man wegen ſeinen unförmlichen Zügen nur das Raſierſpiegel-Geſicht nannte, und der kleine Advokat M... verſteckte ſich hinter meinen Vetter M...; kaum konnte ich das Lachen halten, als ich die drei Schmerzensſöhne mit ihren Jammergeſichtern ſo nolens volens Gluckchens ſpielen, mich ſo wehmüthig wie keine Henne den Marder anblicken, und vor der ungeladenen Piſtole zittern ſah. — Es machte mir Spaß, die Geſellen ſo einige Minuten zappeln zu ſehen, endlich ſagte ich zu ihnen: »übrigens ſoll Euch Euer Geſuch gewährt ſeyn, in der nächſten Nummer werdet Ihr die gewünſchte Erklärung finden, aber nun packt Euch.« Ich machte ihnen die Thüre auf, nach der ſie zu kommen ſich beeilten, jeder wollte der erſte ſeyn, und ebenſo ſtürzten ſie die Treppe hinab und zur Hausthüre hinaus. — In der nächſten Nummer der Zeitſchrift las man: »Die Herren M..., M... und M... haben mich mit einem Beſuch beehrt, um ſich zu erkundigen, ob ſie mit den »mehr als erwachſenen Straßenjungen« gemeint ſeyen, und als ich ihnen meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, wie ſie eine ſolche Frage an mich thun könnten, ſagten ſie mir: ja, man glaubt es in der ganzen Stadt, und baten mich, doch bekannt machen zu wollen, daß ſie nicht damit gemeint ſeyen. Ich thue ihnen hiemit dieſen Gefallen.« — Dies war dieſelbe Geſchichte wie mit Demoiſelle L..., hatte man vorher nur vermuthet, ſie ſeyen mit den Straßenjungen gemeint, ſo deutete jetzt Jedermann mit Fingern auf ſie. — So ging es noch mit mehrern Aufſätzen, namentlich der »Unterbrochenen Hochzeit,« wo am Trauungstag die Braut ausblieb, während der Bräutigam und alle Zeugen und Geladenen am Altar vergeblich harrten; die Mutter der Braut, eine böſe Sieben, hatte dieſelbe mit Gewalt zurückgehalten, da der Bräu-

tigam nicht eingewilligt hatte die Mama mit zu heirathen, das heißt, ſich ein Hauskreuz aufzuladen, indem er auch ſie mit ins Haus nahm, obgleich der Mann, ein Simpler, noch lebte. Alle dieſe Geſchichten machten großes Aufſehen und ich ſtand mich, wie geſagt, in finanzieller Hinſicht vortrefflich dabei. Eine der komiſchſten war: der Lord-Weißbinder, ſo nennt man in Frankfurt die Tüncher. Dieſes Hiſtörchen war mir jedoch von der betreffenden Familie, mit der ich gut bekannt war, ſelbſt, und zwar mit der Bitte mitgetheilt worden, es in meiner Zeitſchrift abdrucken zu wollen. Die Sache war folgende: Ein Tünchergeſelle, der ſich außer den Arbeitsſtunden und beſonders an Sonn- und Feiertagen gewaltig herausputzte, nach engliſchen Moden kleidete, und ſo die Kirchen, Promenaden ꝛc. beſuchte, hatte ſich in ein recht hübſches Mädchen, Emilie T..., die Tochter eines banquerouten und durchgegangenen Kaufmanns, deſſen Gattin aber mit ihren Kindern in Frankfurt geblieben war, verliebt. Ich beſuchte bisweilen Madame T..., die mir eines Morgens ſagte: Stellen Sie ſich vor, lieber Herr Fröhlich, was ich da für eine Geſchichte mit meiner Emilie habe. — Nun? — Das Mädchen will mir einen Tünchergeſellen zum Schwiegerſohn bringen, ſo weit iſt es doch noch nicht mit uns gekommen, ſie hat ja noch ihr mütterliches Vermögen. — Aber wie geht das zu? — Laſſen Sie ſich erzählen: Seit einiger Zeit läuft ein Menſch, gekleidet wie ein Engländer, faſt jeden Abend wohl ein Dutzendmal an unſerer Wohnung vorüber, ſieht immer nach unſern Fenſtern und grüßt Emilie recht freundlich, die ihm auch ſo wie ich recht artig dankte. Wir hielten ihn in der That für einen reichen Engländer, und ich dachte, das könnte wohl eine gute Parthie für meine Tochter abgeben, bis ich den verwichenen Sonntag gräßlich enttäuſcht wurde. — Denken Sie ſich, als wir in der reformirten Kirche Platz in unſern Stühlen genommen hatten, der Kirchendiener meiner Emilie ihr Geſangbuch gibt und ſie daſſelbe öffnet, fällt ein Briefchen heraus, welches die allerzärtlichſte Liebeserklärung für meine Tochter, aber in einem ſehr unorthographiſchen Deutſch geſchrieben, enthielt. Ich meine der Schlag ſollte mich rühren, ſo etwas in einem Geſangbuch in der Kirche zu finden! — Aber Emilie liſpelte mir zu: Still Mama, das iſt von unſerm Engländer, da drüben ſteht er und ſieht auf uns. — Er ſtand richtig da, machte ein Paar Augen, als wollte er uns verſchlingen, und verwendete während der ganzen erbaulichen

Predigt des Herrn Pfarrer Spieß kein Auge von uns. Als die Kirche aus war, stellte er sich an die Thüre und grüßte uns im Hinausgehen wieder recht freundlich, ich aber sagte zu meiner Tochter: der kann den Brief nicht geschrieben haben, er ist zu fehlervoll. — Mama, ein Engländer kann nie recht deutsch. — Ich will gleich im Klaren seyn, ob das Schreiben von ihm ist. — Ich warte nun bis alle Leute aus der Kirche sind, gehe dann zum Kirchendiener, halte ihm das Briefchen vor, und sage ihm: wer hat dies in das Gesangbuch meiner Tochter gelegt? — Der Mensch wird leichenblaß und stottert zitternd: ach, liebe Madame, verrathen Sie mich nicht, sonst bin ich um meinen Dienst, ich habe doch nur einen lumpigen Sechsbätzner dafür erhalten, den Wisch in das Buch zu legen. — Wer hat ihm das Schreiben gegeben? — Der Sohn des Weißbinders Sch..., der Geselle bei dem Weißbinder L... ist. — Ich meine wieder der Schlag rührt mich. — Wie sieht der Mensch aus? — Ach, liebe Madame, dort steht er noch gerade der Kirche gegenüber, an dem Heiderischen Haus auf dem großen Kornmarkt, und sieht an einem weg hierher. — Es war unser vermeintlicher Engländer, und jetzt war mir wirklich weh. Ich nehme meine Emilie beim Arm und eile mit ihr heim, indem ich ihr sage: daß du dich nicht umsiehst, sonst drehe ich dir den Hals um, du Hahlgans. — Der Mensch aber verfolgt uns bis an die Hausthüre, die ich hinter uns zuschlage, und spaziert dann noch eine Stunde vor dem Haus auf und nieder. Ich lasse aber meine Emilie um keinen Preis mehr an das Fenster, und mache sie mit der Qualität des vermeintlichen Engländers bekannt. Was denken Sie, was mir das gottvergessene Mädchen antwortete? — Liebe Mutter, hat sie gesagt, es ist immer noch besser einen Weißbinder, als gar keinen Mann. — Ich habe ihr aber tüchtig den Kopf gewaschen, und gestern habe ich sie mit vor ein Haus genommen, welches ihr Liebhaber dermalen roth anstreicht, und habe ihr denselben, mit dem Schurzfell und dem Pinsel in der Hand auf dem Gerüst stehend, gezeigt, wie er selbst mit allen möglichen Farben befleckt war. Ich hoffe das soll geholfen haben, aber Sie thun mir wohl den Gefallen und setzen die ganze Geschichte in ihr Blatt. — Wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht, recht gern, nur fürchte ich, daß es viel Aufsehen und Scandal machen wird. — — Das thut nichts, das will ich eben, dann wird meine Emilie gewiß geheilt, es ist so eine Romanheldin, die ihr Schäfchen im Nieder-

räder Wald immer an einem Rosabändchen spazieren führt, ihm und sich ein Schäferhütchen aufsetzt, dann Idyllen liest u. s. w. — Madame T... ließ mir keine Ruhe, bis ich ihr versprochen, die Sache in meiner Zeitschrift abdrucken zu lassen, was dann, wie ich vorhersah, abermals der guten Stadt Frankfurt auf 14 Tage Stoff zur Unterhaltung lieferte. — Die hübsche Emilie zu trösten und von ihrer Leidenschaft völlig zu heilen, übernahm ich mit Erlaubniß der Mama selbst, und die Cur gelang mir ganz nach Wunsch. Später heirathete sie einen Herrn von Z..., einen Ausbund aller Liederlichkeit und Schlechtigkeit, von dem sie sich schon nach ein Paar Monaten wieder trennen mußte. Weit besser wäre sie mit dem ehrlichen Weißbinder gefahren.

Eine andere Sache, durch welche ich mir viele Feinde machte, unter denen auch die Mehrzahl meiner Anverwandten, die ich freilich nicht sehr schonend behandelte, war eine Kirchhofsgeschichte, welche die ganze Stadt in zwei Partheien theilte. Schon längst war die Rede davon gewesen, daß der einzige Kirchhof innerhalb der Stadt auf der Schäfergasse so sehr mit faulenden Leichen überfüllt, daß es gefährlich für die Gesundheit der Lebenden sey. Viele Aerzte und alle vernünftige Menschen hatten sich deßhalb ausgesprochen, und bei der immer mehr zunehmenden Bevölkerung die Anlegung eines neuen Friedhofs außerhalb der Stadt begehrt, konnten indessen mit ihrer so vernünftigen als billigen Forderung nicht durchdringen, da eine in Frankfurt sehr einflußreiche Familienaristokratie und die meisten Mitglieder des Senats, des gesetzgebenden Körpers und der Zweiundfünfziger schlechterdings dagegen waren. Da hieß es: »ich will da faulen, wo meine Väter, Großväter und Urgroßväter, alle meine Vettern, Basen und meine Urgroßmütter, Großtanten ꝛc. faulen. Nichts half es daß man den Leuten begreiflich zu machen suchte, daß wenn dieß so fort gehe, in wenigen Jahren eine gefährliche Epidemie in Frankfurt ausbrechen könne, sie beharrten steif und fest, auf dem alten Kirchhof begraben werden zu wollen. — Daß ich über diesen Gegenstand die Geißel der Satyre mit allen Kräften schwang, erboste die Altkirchhöfler nur noch mehr, die nun sämmtlich meine bittersten Feinde wurden, während sich die Neukirchhöfler freuten und jauchzten. Und als ich gar eine Carricatur, diesen Kirchhofsstreit darstellend, als Beilage zu der Zeitschrift herausgab, da war der Teufel in allen Ecken los. — Das ist ein gottloser, gottvergessener Höllenbraten, hieß

es, dem nichts heilig iſt, nicht einmal die Erde, in der ſeine gottſeligen Vorfahren ruhen, es iſt eine Schande, daß der Unmenſch ein Frankfurter Kind iſt. Die am meiſten gegen mich eiferten, waren meine eigenen Verwandten vom dritten bis ins zwanzigſte Glied. — Aber er iſt ſo gut wie kein Frankfurter, tröſtete man ſich wieder, denn er iſt von Kindheit an in der ganzen Welt herumgefahren, drum moquirt er ſich auch über Alles was bei uns vorgeht, ꝛc. Allerdings hatte ich genug Erfahrungen gemacht, um all die Vorurtheile der guten Reichsſtädter abzuſchütteln und lächerlich zu finden, die ich eigentlich nie gehabt. Möglich, daß wenn ich auch ſchon mit meinem vierzehnten Jahre, nachdem ich nur Frankfurter Schulen beſucht, ſo ein Ziffern- und Nullenmaler auf einem finſtern Comptoir geworden, dann ein oder zwei Jahre einen Ausflug in ein Paar andere Handelsſtädte gemacht hätte, und eben ſo ſpießbürgerlich zurückgekommen wäre, wie es den meiſten Söhnen der Frankfurter Handelsleute geboten wird, daß ich dann auch ſo ein Erzſtubenhocker geworden wäre, für den Frankfurt die Welt iſt; aber dieß hat nun einmal nicht ſeyn ſollen, und ſelbſt dann würde ich mich ſchwerlich darein gefunden haben, mich glücklich zu ſchätzen, Sonntags eine ſteife Forſthausfahrt, des Abends eine Parthie in einem Colleg oder dem Caſino zu machen, von Zeit zu Zeit einer Abfütterungsmahlzeit beizuwohnen oder eine ſolche zu geben, und mich in den langweiligſten Theegeſellſchaften von der Welt herumzutreiben. Genug, ich war einmal zu einem ächten Frankfurter Erzmenſchen verdorben. — Und das iſt kein Wunder, hieß es allenthalben, er hat ſchon als Kind nichts getaugt und wollte mit aller Gewalt ein Comödiant werden, war nach Weimar zum Göthe durchgegangen, der auch nicht viel beſſer iſt und unſerer Stadt eben keine große Ehre bringt mit ſeiner Comödien- und Romanenſchreiberei, und da haben ihn ſeine Eltern unter die Soldaten und gar unter die Franzoſen ſtecken müſſen, dann iſt er wieder bei den Preußen geweſen, und iſt ſo à Franzos, à Preuß, à leichtſinniger Galgenſtrick, aber kein ehrbarer Frankforter. Heirathen thut er auch nit, und keine Stell will er auch nit, damit er das luſtige Leben recht fortführen kann, und ſteckt immer mit den Comödiantinnen zuſammen. — Dies war ungefähr die Reputation, deren ich mich in meiner guten Vaterſtadt nach zweijährigem Aufenthalt zu erfreuen hatte. Auch die Caſinofähigkeiten hatte ich angegriffen, und mich über dieſe luſtig gemacht. Nach den Geſetzen des

Frankfurter Caſino durften nämlich keine Commis oder Buchhalter, keine Künſtler die Schauſpieler oder Muſiker waren, keine Juden u. ſ. w., daſſelbe betreten und noch weniger deſſen Mitglieder werden. Caſinofähig waren nur Kaufleute erſten Ranges, Senatoren, höhere Angeſtellte in Frankfurt, und dergleichen; wollte man Jemand als was Rechtes herausſtreichen, ſo ſagte man von ihm, ſtatt es iſt ein Ehrenmann: „er iſt kaſinofähig,“ und manche Perſonen die ſich anmeldeten, fielen durch, weil man ſie für nicht reich oder vornehm genug hielt; dies war auch kürzlich einem Ehrenmann geſchehen, den mehrere Caſinomitglieder vorgeſchlagen hatten. Dieſe Gelegenheit hatte ich ergriffen, den caſinofähigen Herren ihre Albernheiten recht derb unter die Naſe zu reiben, indem ich erzählte, wie jüngſt ein Kaufmann ſeine Aufnahme durchgeſetzt, weil er durch die Acten eines Proceſſes dargethan, daß ſein Großvater wirklich ſchon mit Schwefelhölzern gehandelt habe. — Als Iffland das Letztemal in Frankfurt Gaſtrollen gab, war der Caſinoausſchuß in großer Verlegenheit was er zu thun habe, ob er dem großen Künſtler eine Gaſtkarte ſchicken dürfe oder nicht, da die Caſinogeſetze jedem Comödianten den Zutritt verweigerten. Endlich fiel einer der berathenden Herrn auf folgenden Ausweg, und ſchrie: Wiſſen Sie was, meine theuern Collegen, in Ifflands Perſon finden ſich zwei verſchiedene Naturen vereinigt, nämlich der Comödiant und dann der Generaldirektor der königlichen Schauſpiele zu Berlin, den erſten laſſen wir daraus, dem Generaldirektor aber ſchicken wir eine Gaſtkarte. Bravo! rief man einſtimmig, das war ein kluger Gedanke, der uns aus aller Verlegenheit zieht; man fertigte die Gaſtkarte aus und überſandte ſie dem Herrn Generaldirektor, nachdem derſelbe ſchon mehrere Tage in Frankfurt geweſen und ſchon einigemal aufgetreten war. Iffland, der die Frankfurter Caſinogeſetze kannte und von der Sache unterrichtet war, ſchickte den Herren die Karte mit dem Bemerken zurück: „er bedaure, keinen Gebrauch von derſelben machen zu können, da er keine Orte beſuche, die ſeine Kameraden nicht betreten dürften, er ſey auch Schauſpieler; zwar habe er ſchon die Ehre gehabt, von fürſtlichen Perſonen und ſelbſt von ſeinem König zum Frühſtück eingeladen worden zu ſeyn, aber er gebe gern zu, daß ihn dies Alles nicht berechtige, ſich in Frankfurt für caſinofähig zu halten.“ Was machten die caſinofähigen Herren für Augen, als ſie die mit der zurückgeſchickten Karte zu Geſicht bekamen und welche, als

ſie die Geſchichte in meiner Zeitſchrift abgedruckt fanden! — Mit dem hohen Senat und der nicht minder hohen Polizei hatte ich es ohnehin ſchon längſt verdorben, die Albernheiten, Gewaltthätigkeiten und dummen Streiche derſelben geißelnd. — Eines Tages war ich mit ein Paar Damen nach Wiesbaden gefahren, und hörte, mit denſelben hinter dem Curſaal auf- und abſpazierend, wie ein daſelbſt ſich zur Cur befindlicher Senator, Namens Lucius, den andere Curgäſte gefragt hatten, wer wir ſeyen, denſelben antworten: »Wer werd's ſeyn, es ſin anige von unſern Unerthane, der än ſchreibt à Zeitung.« — Natürlich gab dies wieder Stoff für mein Blatt und zum Lachen für meine Leſer.

Es fehlte mir auch nicht an Mittheilungen der naiven Urtheile, die über die verſchiedenen Aufſätze in meiner Zeitſchrift gefällt wurden. Da der Kaſtengeiſt oft herhalten mußte, ſo fragte einſt ein junges Mädchen eine ihrer Bekannten, eine gewiſſe Jungfer Jacobine B..., die ſich in Bockenheim aufhielt und gerne die Gelehrte ſpielte: »Mei, ſag mer doch, Jacobinche, was is dann des, à Kaſtegeiſt?« — Dumm Os, erwiederte die Gefragte, was werd's ſey, à Geſpenſt in ere Kiſt! — Dieſelbe (Jacobine) hatte einſt im Theater einer Vorſtellung von Schillers Kabale und Liebe beigewohnt, und bei der Stelle wo Ferdinand, von der Milford ſprechend, ſagt: »Ich will hin zu ihr, will ihr einen Spiegel vorhalten,« gefragt: ei war ſe denn ſo garſtig? — Und als ihr Jemand das Lied: »Hebe, ſieh, in ſanfter Feier,« gebracht, (ſie miaute ein wenig, was ſie ſingen nannte, und klimperte falſche Accorde auf der Guitarre dazu), ſagte ſie: »aber das Lied fängt doch dumm an, da ſteht: Hebe ſie, aber nit, wen mer hebe ſoll.«

Unterdeſſen vermehrte ſich die Zahl meiner Abnehmer ſo, daß mein Einkommen immer bedeutender wurde, denn die Zeitſchrift wurde auch ſehr viel in den umliegenden Städten, wie Darmſtadt, Mainz, Hanau, Wiesbaden, Heidelberg, Mannheim, Coblenz, Wetzlar ꝛc. geleſen, wohin ich von Zeit zu Zeit kleine Reiſen machte, um Stoff von dortigen Localitäten zu ſammeln. Nach Darmſtadt ritt ich jedesmal, wenn daſelbſt in dem eben erſt fertig gewordenen prächtigen Theater große Opern aufgeführt wurden, die mit außerordentlicher Pracht und großem Aufwand und auch in muſikaliſcher Hinſicht vortrefflich gegeben wurden, da bedeutende Talente, wie der Tenoriſt Wild ꝛc., ein vortreffliches Orcheſter und gut einſtudierter Chor zuſammenwirkten. Der Großherzog ſelbſt dirigirte

die Proben. Oft fuhren wohl über Hundert Wagen voll Schau- und Hörluſtiger, Sonntags von Frankfurt nach Darmſtadt, um einer ſolchen Vorſtellung beizuwohnen, über die ich dann berichtete. Ferdinand Cortez, die Veſtalin, Don Juan, der Freiſchütz ꝛc. wurden in jeder Hinſicht mit einer Vollendung wie auf keiner andern Bühne gegeben, und das Frankfurter Theater war im Vergleich mit dem Darmſtädter eine Marionettenbude.

Damals ließ mir die Frankfurter Direktion durch eine dritte Perſon freies Entrée auf jeden mir beliebigen Platz anbieten, was ich lachend mit den Worten zurückwies: eben weil ich frei und nach meiner Ueberzeugung ſchreiben will, kann ich von keinem freien Entrée Gebrauch machen. Die Herren meſſen einen jeden nach ſich, und wiſſen, daß man unter andern durch ein freies Diner in Frankfurt, ſelbſt bei den Herren Senatoren viel er- und bewirken kann, und meinen alle über einen Leiſten ſchlagen zu können; ich könnte mich über ein ſolches Anerbieten vielleicht ärgern, wenn ich nicht wüßte, was man ſolchen Leuten alles zu gut halten muß.

Meine Zeitſchrift hatte damals eine ſolche Furcht in Frankfurt und auch bei der vornehmen Frauenwelt erregt, daß manche derſelben, wenn ſie mich auf den Promenaden von ferne kommen oder reiten ſahen, ſchnell einen Seitenweg einſchlugen oder ſich hinter ein Gebüſch verſteckten, und wenn man ſie fragte: woher dieſe übertriebene Furcht? erwiederten ſie: „ja, wann mer ebbes Dummes ſchwätzt oder ebbes Albernes mächt, dann ſetzt der's gleich in ſein Blatt.“ — Da mir dies mehrmals wieder zu Ohren gekommen war, ſo ließ ich in einer Nummer deſſelben abdrucken: „dieſe Furcht ſey durchaus ungegründet, denn wenn ich all das dumme Zeug, das in Frankfurt geſchwatzt oder gemacht wird, in meiner Zeitſchrift abdrucken laſſen wollte, ſo könnten mir alle Papiermühlen in ganz Deutſchland nicht Papier genug liefern.“

Zu jener Zeit erhielt ich ein Schreiben von der Signora Catalani, worin dieſe mir meldete, daß ſie zu der bevorſtehenden Herbſtmeſſe nach Frankfurt kommen und daſelbſt ein Paar Concerte geben wolle, ich möchte einſtweilen Zimmer in einem Hôtel für ſie beſtellen. Dies that ich im engliſchen Hof, und bald darauf kam die Signora mit ihren Kindern, aber ohne ihren Mann, auch ohne den dicken Burgmüller, nur ein alter adelicher franzöſiſcher Ehrencavalier, Monſieur le Baron de Weber, begleitete ſie. Da ſie ſchon früher in Frankfurt geweſen und daſelbſt geſungen hatte,

ſo gab ich ihr den Rath, jetzt die Eintrittskarten zu ihrem Concert von einem Dukaten auf vier Gulden herabzuſetzen, den ſie auch befolgte, doch wollte ſie deßhalb auch nicht mehr als vier Gulden für jedes mitwirkende Glied des Frankfurter Orcheſters bezahlen, die früher ebenfalls einen Dukaten erhalten hatten. Dies wollten ſich aber die Herren durchaus nicht gefallen laſſen, ſie beſtanden auf ihrem Dukaten, und der Kapellmeiſter der Frankfurter Oper, Guhr, rieth ihnen feſt darauf zu beharren. Signora Catalani, die ihrerſeits, wie wir wiſſen, ihr Köpfchen hatte, beſtand auf den vier Gulden, und wollte lieber kein Concert mehr in Frankfurt veranſtalten als nachgeben, und ungehört wieder abreiſen, da in der ganzen Stadt außer den bei dem Theater angeſtellten Virtuoſen, ſich keine andern Muſici befanden, fähig in einem Concert zu ſpielen. Ich dachte einen Augenblick über die Sache nach, und ſagte dann zu der aufgebrachten Prima Donna: Beruhigen Sie ſich, ich ſchaffe Ihnen ein treffliches Orcheſter. — Wie das? — Ich fahre nach Mainz und hole dort die für Ihr Concert nöthigen Virtuoſen. — Glauben Sie, daß ſie kommen werden? — Gewiß, nur muß man ſich es etwas koſten laſſen. — Gleichviel, es mag koſten was es will, das Doppelte, das Dreifache, wenn wir nur den Frankfurter Muſikern zeigen, daß wir auch ohne ſie ein Concert geben können, und ihrer nicht bedürfen. — Ich ritt nun ſogleich in vollem Trabe nach Mainz, nachdem ich der Catalani noch eingeſchärft, durchaus Niemand etwas von unſerm Vorhaben merken zu laſſen. — In Mainz begab ich mich zu dem Kapellmeiſter des dortigen Theaters, engagirte ihn nebſt fünfzehn Orcheſtermitgliedern für das beſtimmte Concert, und verſprach die Herren ſelbſt am feſtgeſetzten Tag früh genug abzuholen, um vorher noch die nöthige Probe mit Madame Catalani halten zu können. Das Concert war angekündigt, der Tag beſtimmt, und die Frankfurter Orcheſterherren glaubten ihre Dukaten ſchon in der Hand zu haben, denn ohne ſie war nach ihrer Meinung das Concert ſchlechterdings unmöglich; ſie erwarteten jede Stunde die Einladung zur Probe, die — nicht kam. Als der Tag herangekommen, ritt ich in aller Frühe wieder nach Mainz, miethete daſelbſt vier Wagen und fuhr um zwei Uhr Nachmittags mit meinen Virtuoſen und ihrem Kapellmeiſter in den engliſchen Hof ein, wo ihrer ein köſtliches Mittagsmahl harrte, worauf probirt wurde. Ganz unbemerkt war ein Wagen nach dem andern durch das Bockenheimer Thor und eben

so unbemerkt in den Gasthof gefahren, was, da gerade Messe war, wo stündlich viele Fremde ankommen, um so weniger auffallen konnte. Niemand hatte also das Daseyn der fremden Virtuosen vermuthet. Guhr und sein Orchester konnte sich die Sache gar nicht erklären, schon war es vier Uhr Nachmittags, weder er noch Proben verlangt worden, und er behauptete, daß trotz den angeschlagenen Concertzetteln und schon verkauften Billets, das Concert dennoch nicht stattfinden könne. — Zu demselben hatte ich den Dickischen Saal im rothen Haus gemiethet, und ehe es sechs Uhr war, die bestimmte Stunde zum Anfang, fuhr ich mit meinen Mainzern in den Hof des rothen Hauses und führte sie in ein Nebenzimmer des Saales, ohne daß sie Jemand bemerkte. Den Kapellmeister Guhr hatte die Neugierde, um zu erfahren wie sich dies Räthsel lösen werde, mit noch ein Paar Virtuosen von seinem Orchester in den bereits überfüllten Saal getrieben, und statt die gehofften Dukaten zu erhalten, mußten auch sie den Eintrittspreis von vier Gulden bezahlen. Jetzt schlug es sechs Uhr, auf thaten sich die Flügelthüren, welche in das Nebenzimmer führten, und aus demselben traten zwanzig Mann hoch der Mainzer Kapellmeister mit seinen Musici, ihre Instrumente in der Hand, und stellten sich an ihre Notenpulte. Wie rissen Guhr und seine Begleiter die Augen auf! — Den Streich hat uns wieder der verdammte Fröhlich gespielt, rief ersterer aus. — Ja, wäre es nur nicht gerade Messe, wir ließen die Herren sämmtlich durch die hochlöbliche Polizei abführen, sagte ein anderer, aber so ist Meßfreiheit, da darf jeder Landstreicher mit seiner Fiedel frei in unserer freien Stadt einziehen und den Leuten die Ohren voll geigen. — Das Concert hatte unter ungeheuerm, fortdonnernden Applaus ungestörten Fortgang, und nach demselben gab ich den Mainzer Herren noch ein splendides Souper auf meine Kosten im englischen Hof, worauf sie mit Sang und Klang noch dieselbe Nacht zurückfuhren. Auf den andern Morgen hatte ich auf dem Forsthaus bei der Frau Oberförsterin ein Gabelfrühstück bestellt, zu dem ich Madame Catalani und die Ihrigen, nebst mehrere meiner Bekannten und auch den Kapellmeister Guhr eingeladen, der jedoch, fürchtend gehänselt zu werden, nicht erschien. Die Signora sang nach demselben zur großen Freude der Gesellschaft ein Paar Lieder. Ihren Ehrencavalier aber, den Baron von Weber, dessen ganzes Verdienst darin bestand, daß er der Milchbruder der unglücklichen Maria Antoinette

gewesen, was ihn auch baronisirt hatte, und der sich in allen Dingen so ungeschickt als tölpelhaft benahm, zu gar nichts zu gebrauchen war, auch nichts repräsentirte, schickte sie noch denselben Tag, ihn verabschiedend, mit einem Tausendfranken-Billet nach Paris zurück. — Madame Catalani verweilte noch einige Tage in Frankfurt, und ich geleitete sie bei ihrer Abreise bis Mainz.

Unterdessen war das Projekt, Napoleons Befreiung zu bewirken, ziemlich vorgeschritten. Lord C... hatte zwei Mittel vorgeschlagen, den Erkaiser von St. Helena zu entführen. Das erste war vermittelst eines Luftballons, an den man ein Schiffchen befestigen müsse, das zu gleicher Zeit im Wasser zu gebrauchen sey und eine Last von zwei Menschen tragen könne; doch gab er diese Idee bald selbst wieder als unausführbar auf, da, wenn man auch die Unmöglichkeit den Ballon zu leiten nicht berücksichtigen wollte, und das Steigen desselben auch nur bei Nacht thunlich war, wo man dann in der Höhe Laternen angezündet, so hätte der Ballon vom Wind getrieben, ja leicht nach der entgegengesetzten Seite des zu seinem Empfang bereiten amerikanischen Schiffes steuern können, oder sich vielleicht gar wieder auf der Insel selbst niederlassen müssen. Das zweite Mittel bot keine dieser Schwierigkeiten, es bestand darin, ein Boot construiren zu lassen, das mehrere Schuh tief unter dem Wasser gehe, und Raum für acht bis zehn Menschen habe. Dieses war auch schon in Amerika bei einem geschickten Mechanikus, der zugleich Kenntnisse von der Schiffsbaukunst besaß, bestellt und in Arbeit, das Modell dazu aber schon in London angekommen, und man hatte damit vollkommen genügende Versuche gemacht. Vermittelst eines angebrachten Räderwerks konnte man die Maschine nach Belieben tiefer oder höher unter die Oberfläche des Wassers bringen und durch Einhaken das fernere Sinken oder Steigen des Bootes verhindern, so daß es in der sich befindlichen Tiefe vermittelst anderer ruderartiger Räder ohne große Anstrengung mit einer ziemlichen Schnelligkeit horizontal fortbewegt werden konnte. Die Sache war nun schon so weit gediehen, daß ich mich zur baldigen Abreise nach London anschicken konnte, wo ein Schiff mit solchen Waaren beladen werden sollte, die England nach Ostindien exportirt, wie Eisen, Zinn, Wollen- und Manufacturwaaren ꝛc. Lord C... hatte selbst eine Reise nach den Vereinigten Staaten gemacht, um daselbst einstweilen die nöthigen Vorkehrungen zu treffen und Schiffe von verschiedener Größe auf längere

Zeit zu miethen, die dann ſpäter in einer gewiſſen Entfernung von St. Helena kreuzen, ſich einander ablöſen und eine beſtändige Communikation mit Amerika unterhalten ſollten. Ehemalige franzöſiſche Marine-Offiziere, die ſich in den Vereinigten Staaten oder in dem ſogenannten Champ d'Aſyle befanden, ſollten ſie befehligen. Schon war alles ſo weit bereit, daß meine Abreiſe nach England und von da nach Oſtindien feſtgeſetzt war, als einige Wochen früher die officielle Nachricht von Napoleons erfolgtem Tod eintraf; mit ihr waren alle unſere Projekte, Pläne und Vorkehrungen zu Waſſer geworden, und ſchon ſehr bedeutende Summen vergebens verſchwendet.

So geht es nun einmal: der Menſch denkt, Gott lenkt. Der Herr hatte es anders beſchloſſen, und den Gefangenen nicht nur von St. Helena, ſondern von allen Qualen dieſes irdiſchen Jammerthals befreit. Wer weiß, wenn die beabſichtigte Befreiung dieſes Mannes gelungen wäre, welche Schickſale beiden Hemiſphären geworden. Die damals noch ſehr große Zahl ſeiner Anhänger und die noch weit größere aller Unzufriedenen und Mißvergnügten hätte wieder einen Vereinigungspunkt in dem Exkaiſer gefunden und die Welt abermals in Flammen geſetzt. Daß der Plan mit viel Umſicht, Klugheit und Vorausſicht angelegt war, wird Niemand in Abrede ſtellen können; das dazu erbaute Boot war noch lange ein Gegenſtand der Neugierde und wurde von vielen Reiſenden in Nordamerika beſichtigt.

Mit dem Frühling dieſes Jahres hatte ich mein Hauptquartier in Offenbach aufgeſchlagen, wo noch immer ein heiteres und geſelliges Leben herrſchte, wenn auch mehrere Häuſer, wie Bernhards und d'Orvilles, ſehr zurückgekommen waren; dieſe hatten gerade damals noch an dem Weinland'ſchen Proceß zu laboriren, der endlich durch einen Vergleich, bei welchem dieſe Tabaksfabrikanten für ihre jetzigen Verhältniſſe ſchwere Opfer bringen mußten, beſeitigt wurde. Dieſe Leute konnten aber noch immer nicht ihre frühern glänzenden Umſtände vergeſſen, lebten mehr in der Vergangenheit als in der Jetztzeit, und redeten unaufhörlich, gleich alten Jungfern die ſich mit Wohlgefallen an die Courmacher ihrer Jugend erinnern, von der Kapelle Bernhards, ſeinen Feſten u. ſ. w. Von dem allem war ihnen wenig mehr übrig geblieben, als ein lächerlicher Hochmuth und Dünkel, der ſie zum Geſpötte der übrigen Einwohner Offenbachs machte, von denen ſie mehrere in jeder

Hinsicht weit überflügelt hatten. Auch die Maskenbälle waren bei weitem nicht mehr das was sie früher, sondern sehr ins Gemeine ausgeartet, dagegen wurden mehrere geschlossene auf Subscription veranstaltet, die schön und glänzend waren. Auf einem derselben wechselte ich siebenmal das Costüme, um meine guten Frankfurter desto besser intriguiren zu können; aus einem Zuckerhut schlüpfte ich als Figaro, aus einem Eremiten verwandelte ich mich in Ritter Roland u. s. w. Auch einen Don Juans-Zug, fast so prächtig wie einst der in St. Carlo zu Neapel, veranstaltete ich, der nicht wenig Aufsehen machte und Stoff zu Gerede in Frankfurt gab, wobei ein wunderschönes Mädchen, die Tochter eines blinden Weinhändlers, Fanny M..., mein Zerlinchen war, mit der ich jedoch bald wieder zerfiel, als sie erfuhr daß ich Ursprungs öfters besuche und mit Betty Rollen durchgehe. Der Zahnausreißer Hofrath Meyer, wenn auch schon ziemlich caduc, spielte indessen noch immer so gut es gehen wollte seine alte Rolle, die des Stadthanswursts fort. — Noch früher als ich nach Offenbach gezogen war, hatte ich Sr. Durchlaucht dem Fürsten Y., der sich damals in Birstein aufhielt, einen Besuch daselbst gemacht, aber Höchstdieselbe in den allerpitoyabelsten Umständen gefunden, krank und schachmatt an Leib und Seele, und die Krankheit von so böser Art, daß es unmöglich war, länger als ein Paar Minuten in der verpesteten Stubenluft auszuhalten. Der Fürst war durch den Wiener Friedenskongreß mediatisirt worden, seine zahlreichen Gläubiger hatten sich jetzt alle gemeldet und hörten nicht auf ihn zu bestürmen. Mit einem jämmerlichen Armensünder-Gesicht geruhten Seine Durchlaucht mich von ihren schrecklich fatalen Umständen zu unterhalten, und endigten damit, daß ihm hoffentlich seine unbarmherzigen Gläubiger noch soviel lassen müßten, daß er wenigstens eine Suppe und ein Stückchen Rindfleisch essen könne. — Auch noch etwas mehr, tröstete ich den armen Mann, der mir in der That Mitleid einflößte, war aber doch froh als ich mich beurlaubend wieder entfernt hatte und frische Luft athmete. Wenig Monate darauf starb er, erst 55 Jahre alt.

In Offenbach hatte ich mich im Gasthaus zum Isenburger Hof eingemiethet, dessen Wirth Z.... noch eine junge hübsche Frau und zwei artige Töchter, Stieskinder der letztern, hatte. Das Haus hatte früher der bekannten Schriftstellerin Sophie von La Roche gehört, und ich bewohnte die Zimmer, in welchen diese

Dame ihre meiſten Romane und Familiengeſchichten in Briefen ſchrieb. Sie war bald nachdem ich das Vaterhaus zum Erſtenmal verlaſſen, ſchon 1807 geſtorben. Ich hoffte, daß mich ihr Geiſt oder vielmehr der ihres geliebten Wieland bei meinen literariſchen Arbeiten umſchwebe. Eine Nacht glaubte ich wirklich Sophiens Geſtalt, und zwar mit einem ſehr zürnenden Geſicht, vor meinem Bett ſtehen zu ſehen, es mag aber wohl ein Gebilde meiner Phantaſie geweſen ſeyn, denn ich hatte den Abend vorher in einer Laube ihres ehemaligen Gartens einen Aufſatz für meine Zeitſchrift, die ich jetzt dreimal wöchentlich erſcheinen ließ, geſchrieben, in dem von ihr die Rede geweſen.

In Offenbach wohnte damals ein Menſch, der ſich Broli nannte und eine Art Cagliostro im Kleinen war, er beſaß wie jener die Gabe und das Talent, alle Einfaltspinſel, Schwach- und Dummköpfe, beſonders weibliche, ſo von ſich einzunehmen, daß ſie einen von Gott geſandten Propheten in ihm ſahen, ihn als einen ſolchen verehrten und ihm den letzten Groſchen, das letzte Hemd vom Leibe gaben, wenn er es verlangte. Dieſer Menſch, deſſen eigentlicher Name Bernhard Müller war, hatte ſich in äußerſt dürftigen Umſtänden und in Geſellſchaft zweier feilen Dirnen in Offenbach niedergelaſſen, wo alle drei die Rollen frommer Schwärmer ſpielten. Müller hatte ſich früher in Aſchaffenburg, Regensburg und eine Zeitlang in England herumgetrieben, durch ſeine Heuchelei fromme Pietiſten und Pietiſtinnen gehörig zu prellen verſtanden und ſich den Namen Broli beigelegt, plötzlich aber hatte er das gaſtfreie England wegen ſeinen an den Tag gekommenen Betrügereien verlaſſen müſſen, ſich dann nach Stuttgart und Würzburg geflüchtet, von wo er wegen daſelbſt verübten Gaunereien wieder flüchtig werden mußte, ſich nach Offenbach begab, und arm wie Hiob daſelbſt ankam. Bald aber gelang es ihm, die Bekanntſchaft einiger ſehr reichen Pietiſten-Familien in Frankfurt, namentlich Häuſers und Zickwolfs, zu machen, welche den überfrommen Mann ſo reichlich mit Geld bedachten, daß derſelbe bald in Stand geſetzt wurde, ein wahrhaft ſardanapaliſches Leben in Offenbach zu führen. Wie es derſelbe verſtand, ſich bei dummen Frömmlingen einzuführen und als Propheten geltend zu machen, mag folgendes Pröbchen beweiſen. Als er der Madame Häuſer in deren Wohnung vorgeſtellt wurde und die Frau zum Erſtenmal erblickte, kreuzte er die Arme über die Bruſt, verdrehte die Augen,

gen Himmel blickend, und rief aus: „Großer Gott, was sehe ich, dieß ist das leibhaftige Gesicht das du mir so oft als reine Jungfrau, als himmlischen Engel bei meinen mitternächtlichen Gebeten hast erscheinen lassen;“ jetzt warf sich der Mann Gottes vor der Dame auf die Knie und sagte: „reiner Engel Gottes, ich bete dich an, du bist eine der Gebenedeiten des Herrn, Heil und Segen ist mit dir.“ Jede vernünftige Frau würde den Menschen für einen Tollen gehalten und zur Thüre haben hinauswerfen lassen, dieß that aber Madame Häuser nicht, deren schwache Seite Müller längst erforscht hatte, sondern sie hob den Mann liebreich auf, war entzückt von ihm, händigte ihm noch in derselben Stunde mehrere Tausend Gulden zu frommen Zwecken ein, und vermochte alle ihre Verwandten und Bekannten, die Pietisten waren, so wie die Familie Zickwolf, dem groben Betrüger ungeheure Summen, immer zu frommen Zwecken, zu geben, die derselbe in Offenbach auf einem prächtigen Landgut, das er daselbst erstanden, in den schamlosesten Orgien verpraßte, bei denen seine eingeweihten Helfershelfer und liederliche Dirnen nackend allerlei Tänze u. s. w. aufführten. Aber mit großer Ostentation spendete er viel Almosen an die Offenbacher Armen, um sich bei den Einwohnern beliebt zu machen und von den Behörden geduldet zu werden. Nichts vermochte den Betrogenen die Augen zu öffnen, nichts half es, ihnen die klarsten Beweise der Betrügereien des Gauners zu liefern, sie waren und blieben so verblendet, daß sie alles nur für Verleumdung gegen den von Gott zur Rettung der Menschheit gesandten Mann hielten, und ihm, nachdem er es zu bunt gemacht, von der Darmstädter Regierung gezwungen wurde auch Offenbach wieder zu verlassen, mit den Rudera ihres Vermögens nach Amerika folgten, wobei er ihnen verkündigt hatte, daß eines der mitreisenden Mädchen, die bereits in der Hoffnung war, unterwegs einen neuen Sohn Gottes gebären würde! — Daß alle und er selbst in Amerika ins größte Elend und Unglück kamen, und Broli auf dem Missisippi sein Leben endete, ist bekannt.

Noch hielten sich mehrere Polakken in Offenbach auf, die mit dem sogenannten Polakkenfürsten gekommen waren, und nun ein sehr eingezogenes Leben daselbst führten. Das Mysteriöse dieser Fremdlinge hatte sich jetzt auch so ziemlich aufgeklärt, und viel Aehnlichkeit mit Müllers Treiben gehabt. Der sogenannte Polakkenfürst, der im Jahr 1788 schon nach Offenbach mit einem gro-

ßen Gefolge prächtig gekleideter und bewaffneter Leute gekommen, er hatte ſogar eine Leibwache von mehr als 70 Mann, in koſtbare Uniformen gekleidet, mitgebracht, von denen immer zwei an ſeiner Wohnung Schildwache ſtanden, und ihn zwölf in Roth, Grün und Gold gekleidete Uhlanen mit langen Piken begleiteten, wenn er in ſeiner reichen Carroſſe mit vier ſchönen Schecken beſpannt ausfuhr, war nichts als ein polniſcher Jude Namens Dobruſky, der ſich zuerſt hatte taufen laſſen, dann eine eigene Sekte ſtiftete, die da glaubte, daß Gott bald als Menſch verkörpert erſcheinen würde, und ihn endlich ſelbſt für den auf Erden verkörperten Gott hielt. Er hatte zuerſt mit gleichem Prachtaufwand in Brünn und Wien gelebt, von wo er endlich ausgewieſen worden war und ſich nach Offenbach begab, wohin ihm ſeine Gläubigen aus Polen, Böhmen, Mähren, der Lauſitz ꝛc. fortwährend ungeheure Geldſummen übermachten, in ſchweren Fäſſern kam das Gold und Silber an; alle ſeine Umgebungen verehrten den Betrüger wie einen Gott und hielten ihn für unſterblich, auch er gab ungeheure Almoſen an die Armen. Als er aber endlich doch ſtarb, da war die Betrübniß groß unter ſeinen Zurückgebliebenen, dennoch wurde ihm ein faſt königliches Leichenbegängniß zu Theil, und nahe an Tauſend Perſonen, alle prächtig geſchmückt, folgten ſeiner Leiche, heulten und jammerten, daß es hätte Steine erbarmen mögen. Dieſe Betrübniß mag ſehr aufrichtig geweſen ſeyn, denn mit dem Aufhören ſeiner Unſterblichkeit hörten auch bald die Geldſendungen auf, und die Noth begann. — Offenbach war von jeher und bis auf die neueſte Zeit ein von Schwärmern, Frömmlingen und ihren dummen Creaturen geſuchter Aufenthalt; das Warum? iſt mir nie recht klar geworden, da im Allgemeinen die Einwohner ein ziemlich nüchterner und vernünftiger Menſchenſchlag ſind, das nahe geldreiche Frankfurt aber mag wohl der Hauptmagnet ſeyn.

Da ich damals das Frankfurter Theater ſeltener beſuchte und die Abende lieber im Freien, nach Bergen, Wilhelmsbad, Berkersheim, Seligenſtadt ꝛc. reitend, zubrachte, als mich in dem immer mit einer verpeſteten Luft geſchwängerten Haus drei Stunden aufzuhalten, ſo hatte ich mit dem, das Orcheſter dirigirenden Kapellmeiſter abgemacht, daß er mir hauptſächlich die Opernkritiken für meine Zeitſchrift liefern möge. Da dieſe nun mit außerordentlicher Sachkenntniß geſchrieben waren und bis in die kleinſten Details der Execution gingen, auch

nicht ganz unpartheiisch waren und man mich oft nicht im Theater sah, so hatte das Theaterpersonal bald Verdacht hinsichtlich des wahren Verfassers, und fand es abscheulich, daß ein Mitglied des Instituts dasselbe so kritisire. Eines Morgens, nachdem sich wieder ein ausführlicher Artikel über die letzten Operndarstellungen in der Zeitschrift befunden hatte, vereinigte sich ein Theil der Sänger und Schauspieler während der Probe, um nach Beendigung derselben sogleich zu mir nach Offenbach zu fahren, um über den Namen des Verfassers dieser Kritiken von mir Gewißheit zu erlangen, und versicherten ehe sie abfuhren ihre Kameraden auf ihr Wort, sie würden nicht zurückkommen, ohne den Namen schwarz auf weiß mitzubringen. — Es war kurz vor der Essenszeit, als es an meinem Zimmer im Isenburger Hof klopfte, und auf mein »Herein« trat der Schauspieler Henkel ein; kaum hatte ich diesen gefragt, was mir das Vergnügen seines Besuchs zuziehe, so trat auch der Sänger Dobler, nach diesem der Tenorist Kastner u. s. w., in allem sieben Mann, in das Zimmer, deren Sprecher mir nun rund heraus erklärte: sie seyen gekommen, um von mir den Namen des Verfassers der Opernrecensionen zu erfahren, und als ich ihnen darauf erwiederte, ich könne hierauf keine andere Antwort geben, als daß ich die ganze Verantwortlichkeit derselben auf mich nehme, sagte Herr Henkel: Damit können wir uns nicht begnügen, wir müssen durchaus wissen, wer sie schreibt, und werden nicht eher Offenbach verlassen, als bis wir dies schriftlich von Ihnen haben, denn wir gaben unsern Kameraden in Frankfurt das Wort, es schwarz auf weiß mitzubringen. — Das bedaure ich sehr, meine Herren, denn ich gebe Ihnen mein feierliches Ehrenwort, daß Sie ohne dieses Offenbach verlassen oder meinetwegen ewig hier bleiben werden. — Das wollen wir doch sehen, meinten die Herrn, da giebt es noch Mittel u. s. w., und nahmen nun eine drohende Haltung und Miene an. Ich aber griff nach meinem neben mir hängenden Jagdgewehr, und sagte mit starker Stimme: dies ist also auf einen meuchlerischen Ueberfall abgesehen, wo Nothwehr zur Pflicht wird; wer von Ihnen noch einen Schritt weiter thut, dem jage ich die Posten ins Gehirn (Notabene, das Gewehr war nicht geladen), und meine beiden Hunde schlugen an. Die Herren sahen sich jetzt bestürzt an, in demselben Augenblick ging meine Stubenthüre auf und mein Reitknecht und der Wirth, Herr Ziegler, traten ein, und fragten,

was es da gebe. — Nichts, erwiederte ich lachend, die Herren sind Schauspieler und haben hier nur so eine Art Probe halten wollen. — Alle standen nun ganz beschämt, wie ausgezischte Schauspieler da. Ich aber sagte zu Herrn Ziegler: belegen Sie noch sieben Couverte an der Tafel, die Herren sind sämmtlich meine Gäste; nicht wahr, meine Herrn, Sie nehmen doch die Einladung an, damit Sie sich nicht ganz umsonst nach Offenbach bemüht haben, erzeigen Sie mir die Ehre? — Sie murmelten nun ein allerlei unverständliches Durcheinander, von zuviel Ehre, nicht annehmen können u. s. w., dem ich ein Ende machte, indem ich sagte: Zu Tisch, meine Herrn, man hat bereits servirt, nicht wahr, Herr Ziegler? — Freilich, die Suppe steht schon auf dem Tisch. — Wohlan, so lassen Sie uns gehen. Ich öffnete nun die Thüre und bat sie, mich in den Speisesaal zu begleiten, wo wir noch einige Fremde fanden. Anfänglich war die Unterhaltung, so sehr ich sie auch zu animiren suchte, ziemlich einsylbig, nachdem jedoch einige Flaschen geleert waren und auch Champagner geperlt hatte, wurden die Herren gesprächiger, und endlich sehr munter. Nach Tisch bequemten sie sich bald zur Heimfahrt, baten mich aber dabei dringend und mit Armensündergesichtern, ich möchte doch ja nichts von diesem Vorfall in meiner Zeitschrift erwähnen, was ich ihnen auch versprach. Als sie nach Frankfurt zurückkamen, und von allen Kameraden gefragt wurden: Nun, habt Ihr's, wer ist's? heraus damit! standen sie wieder wie ausgezischte Comödianten da, und mußten noch oft bei den Proben hören: Nun, wenn fahren wir wieder nach Offenbach, den Namen des Opernrecensenten zu holen? — Dieser aber war zwei Stunden nachdem mich die Herren verlassen hatten, in aller Eile am Isenburger Hof angefahren und hatte mich bebend gefragt: Mein Gott, die ꝛc. waren bei Ihnen, Sie haben mich doch nicht verrathen, sonst bin ich ein verlorner Mann. — Sie müssen mich schlecht kennen, antwortete ich ihm, sonst würden Sie so nicht fragen. Mein Wirth Z... aber bedauerte, daß ich es nicht habe so weit kommen lassen, daß man Ursache gehabt, die sieben Herren arretiren und so vierzehn Tag lang einstecken zu lassen, wodurch die Frankfurter Theaterdirektion in die größte Klemme gekommen wäre, und das Haus hätte einige Zeit schließen müssen.

Der eben ausgebrochene Aufstand der Griechen machte zu jener Zeit außerordentliches Aufsehen in ganz Europa, und fand namentlich auch große Theilnahme in Deutschland. Ich interessirte

mich sehr für diese Sache und die Befreiung der armen Griechen von dem türkischen Joch, und hatte eine Zeitlang große Lust nach Griechenland zu ziehen, woran mich aber bald darauf eingetretene Familienverhältnisse, die meine Gegenwart in der Nähe meiner Eltern heischten, verhinderten. Doch that ich was in meinen Kräften stand, die Sache sowohl durch Geldbeiträge als Aufforderungen zu fördern, und berieth mich zu diesem Ende öfters mit dem zu Aschaffenburg wohnenden Freiherrn von Dalberg, der sich ebenfalls der Sache mit vielem Eifer annahm, den ich mehrmals in dieser Angelegenheit besuchte. Der Erfolg unserer gedruckten Aufforderungen war, daß sowohl Dalberg als ich von einer Menge Landstreicher überlaufen wurde, welche Geldmittel verlangten, sich für gewesene Offiziere aus allen möglichen Diensten ausgaben, und von denen öfters einige so unverschämt wurden, als man sie mit einer Marschroute und Anweisung auf Etapengelder ꝛc. abfertigen wollte, es waren nicht unbedeutende Geldbeiträge eingegangen, daß man sie nur durch die ernstesten Maßregeln zurecht zu weisen vermochte; manche verlangten nur Hundert Louisd'ors auf ihr ehrliches Gesicht u. s. w., wir aber gaben nur die nöthigen Marschgelder von fünf zu fünf Tagen, und dann in Marseille oder einem andern Hafen eingeschifft, noch eine kleine Summe. — Ein Darmstädter, in Offenbach garnisonirender Lieutenant, Namens K..., dessen sehr beschränkter Kopf ihn oft zum Stichblatt des Witzes der Damen machte, hatte sich einst im Schlosser'schen Wirthsgarten, wo sich die beau monde von Offenbach damals versammelte, als von der Griechensache die Rede war, geäußert: „Ich gebe keinen Heller dazu her, die Griechen haben uns ja 1813 und 1814 auch nicht geholfen, als wir die Franzosen haben fortjagen müssen!“ — Als mir dies von einigen Damen, mit denen ich auf sehr gutem Fuß stand, wieder hinterbracht wurde, gab ich diesen zur Antwort: Der Lieutenant K... ist besser als er sich stellt, ich weiß aus zuverläßiger Quelle, daß er jetzt an einem Werk über die gesunde Vernunft arbeitet, das er zum Besten der Griechen herausgeben will. — Dieß kam in ganz Offenbach herum und der arme Mensch wurde nun jeden Augenblick von den kecken Mädchen gefragt: „Nun, Herr Lieutenant, ist denn Ihr Werk von der gesunden Vernunft noch nicht bald fertig? — Er wurde über diese Neckereien so erbost, daß er mich deßhalb zur Rede stellte, und einst zu mir sagte: Herr Fröhlich, unterstehen Sie sich nicht mehr solche

Späße zu treiben, sonst sprechen wir uns. — Mein Gott, das thun wir ja eben jetzt schon. — Ja, ich meine es aber anders. — Wie so, erklären Sie sich, ich stehe Ihnen gerne Rede. — Jetzt mag's gut seyn, aber auf ein andersmal verbitte ich mir den Spaß, ich werd' alsfort nach dem Buch gefragt. — Lachend lud ich ihn zu einem Glas Wein ein, und versprach ihm, wenn es ihm je einfallen sollte eines zu schreiben, so wolle ich ihm helfen. — Er meinte aber, es sey gescheidter ein gut Glas Wein zu trinken, und leerte noch ein Paar Flaschen auf mein Ersuchen, ohne sich lange bitten zu lassen.

Ungefähr um dieselbe Zeit gastirte die Sängerin Ganzi in Frankfurt, die bei einer silberreinen, glockenhellen Sopranstimme eine außerordentliche Kehlenfertigkeit hatte, und mit ihrem Ziehvater, einem pensionirten östreichischen Major und dessen Frau Kunstreisen machte, wo sie überall außerordentlich gefiel. Der Major, welcher frühzeitig das Talent des jungen Mädchens wahrgenommen, hatte ihr ein Paar Jahre Gesangunterricht ertheilen lassen, und sich dann mit ihr auf Reisen gemacht, um zu ernten was er gesäet, die Ernte fiel auch so reichlich aus, daß sich der gute Mann nach einem Jahrzehend vollkommen mit dem Erworbenen in den Ruhestand setzen konnte, und dann sein Pflegekind, das bei dem Stuttgarter Hoftheater eine gute Anstellung erhielt, seinem weitern Schicksal überließ. Damals war gerade ein großer Theil des Hessen-Darmstädtischen Städtchens Bensheim abgebrannt. Ich veranstaltete eine musikalische Abendunterhaltung zum Vortheil der armen Abgebrannten im Offenbacher Theater, welches der Wirth Schlosser, der es im Pacht hatte, gratis dazu hergab, und bat Demoiselle Ganzi, dabei mitwirken zu wollen, was sie mir auch sogleich mit der größten Bereitwilligkeit zusagte. Sodann hatte ich mehrere Dilettanten vermocht, ein zweiactiges Vaudeville, »der moderne Don Juan« betitelt, das ich geschrieben, zu diesem Zweck einzustudieren. Das Ganze hatte den besten Erfolg und brachte eine sehr ergiebige Einnahme. Viele Frankfurter waren zu der Vorstellung gekommen, von denen mehrere in der Absicht um sich zu rächen, dieselbe störend unterbrechen wollten. Als nun das Vaudeville begann, in dem ich die Titelrolle übernommen hatte, fingen sie im Parterre an zu stampfen, zu treten und Lärm zu machen, mehrere Offenbacher aber verstanden den Spaß übel und warfen die ungeschliffenen Herren zur Thüre hinaus, worauf die Vorstel-

lung ihren ungeſtörten Fortgang hatte und mit großem Beifall endigte. Ein fröhliches Bankett im Iſenburger Hof machte den Beſchluß.

Schon ſeit längerer Zeit war mir Metternichs kurzſichtige Politik und ſein ganzes widerſinniges Syſtem, das nimmermehr ein gutes Ende nehmen konnte, in hohem Grad zuwider. Weit entfernt ein unſinniger Demagog zu ſeyn, mochte ich eben ſo wenig ein ſolches Stockregiment, wie das öſtreichiſche war, leiden, während man in Preußen längſt in hohem Grad liberal und human war. — Metternich war nur ein liſtiger Schafskopf, ein ſchlauer Einfaltspinſel, der keine zehn Schritte vor ſich ſah, und glaubte, daß wenn er die Augen ſchlöſſe, alle Welt blind ſey, der immer nur ein Loch für den Augenblick ſtopfte, ohne zu ahnen, daß ſich das ganze Terrain unter ihm aushöhlte, und ſeit 1814 keinen Schritt vorwärts gethan und auf demſelben Fleck ſtehen geblieben war. — Die Bedingung, unter welcher mir die Conceſſion zu meiner Zeitſchrift gegeben worden, war, daß ich mich durchaus aller Politik enthalten müſſe, ich durfte alſo nichts was einen politiſchen Anſtrich haben konnte in derſelben aufnehmen; dagegen gab ich öfters lithographirte Beilagen, meiſtens Carricaturen, die wohl an das Politiſche ſtreiften. So hatte ich das unſelige Papierweſen und die Anleihen, die Börſenſpiele ꝛc. ſchon ſcharf genug auf dieſe Weiſe bezeichnet. Jetzt aber fiel es mir ein, den ſtaatsklugen Metternich ſammt ſeinen Helfershelfern mit unverkennbaren Attributen zu zeichnen, und alle auf einem großen Krebs reiten zu laſſen, der rückwärts gehend, ſich an dem Rand eines tiefen Moraſts befand. — Dieß war denn doch zu toll, es kamen Reclamationen von Wien, der Bundestag miſchte ſich darein, und eines Morgens ward ich plötzlich auf das Amt in Offenbach beſchieden, wo mir eröffnet wurde, daß meine Zeitſchrift auf höhern Befehl verboten ſey. Noch hatte ich von Glück zu ſagen und es einer beſondern Fürſprache zu verdanken, daß ich nicht wenigſtens auf ſechs Wochen die heſſiſche Feſtung Rokenburg beſuchen durfte. — Groß war der Jubel und die Freude, als dies Verbot in Frankfurt bekannt wurde, meine zahlreichen Feinde wünſchten ſich gegenſeitig Glück, man begrüßte ſich auf den Straßen, ſich die große Neuigkeit zurufend, und wenig fehlte, daß nicht ein hoher Senat ein Feſteſſen wegen dieſem Ereigniß veranſtaltet hätte. Aber die Freude ſollte nicht von ſehr langer Dauer ſeyn, wie wir bald ſehen werden. Ich machte gleich nach dem Verbot eine Rheinreiſe bis Cöln mit

einer ſehr luſtigen Geſellſchaft von Offenbachern und mehrern Damen. Wir hatten zu dieſem Zweck in Mainz eine eigene Yacht gemiethet, einen Flügel und mehrere andere Inſtrumente, Feuerwerk und Fackeln, nebſt allerlei Mundvorrath eingeſchifft, ſo daß die Fahrt eine äußerſt unterhaltende werden ſollte. Ich hatte dafür geſorgt, daß ſich unter den Damen meine intimſten Bekannten in Offenbach, wie die Hofräthin M..., Annchen F..., Delphine A..., ſo wie Fanny M... aus Frankfurt ꝛc. befanden. Am Fahrthor zu Frankfurt beſtiegen wir die Yacht und brachten die erſte Nacht in den drei Reichskronen in Mainz zu, den andern Morgen fuhren wir weiter, landeten aber allenthalben wo es etwas zu ſehen gab, eine Ruine zu beſteigen, ein Ort oder ein Schloß zu beſuchen war, bei welcher Gelegenheit immer romantiſche Spaziergänge gemacht wurden, und ſich manches Pärchen, unter denen auch ich, über die Gebühr in den Felſen, Ruinen oder Gebüſchen verirrte. So kamen wir den erſten Tag, wo wir im Garten zu Bibrich und auf Schloß Johannisberg lange verweilt hatten, nicht weiter als bis Bingen, den zweiten bis St. Goar, den dritten noch nach Boppart, den vierten nach Coblenz, wo wir drei Tage verweilten, einen Abſtecher nach Ems machten, dann nach Neuwied, Andernach, Bonn ꝛc., und erſt den zwölften Tag in Köln an. Wir waren meiſtens vom ſchönſten Wetter begünſtigt, beſtiegen die Bergruinen Abends beim Mondſchein, ließen Sang und Hörnerklang bei Fackelſchein in denſelben erſchallen, die Geiſter ihrer modernden Bewohner zu erfreuen, und Raketen ſteigen. Unterwegs, in Coblenz, Bonn und Cöln, ſchrieb ich in den früheſten Morgenſtunden mehrere piquante und ſatyriſche Artikel über Frankfurter Zuſtände, die ich: »Aus dem Nachlaß der verblichenen Offenbacher Zeitung« überſchrieb, welche vollkommen geeignet waren, die übermäßige Freude der guten Frankfurter über das Verbot derſelben zu mäßigen, da ich ſie in den am Rhein erſcheinenden Blättern abdrucken ließ und zu vielen Hunderten zur Vertheilung nach Frankfurt ſchickte. Nachdem wir uns auch in Cöln und ſeinen Kirchen, beſonders dem Dom gehörig umgeſehen, auch den 11,000 Jungfrauen in St. Urſula einen Beſuch gemacht hatten, traten wir vergnügt die Rückreiſe über die Taunusbäder an, und kamen nach einer Abweſenheit von ungefähr drei Wochen wieder glücklich nach Frankfurt und Offenbach. Hier war während derſelben zu meiner Verwunderung ein neues Blatt entſtanden, das den Titel: »Offenbacher Unterhaltungs-

blätter« führte, welches mein Buchdrucker, ein gewiſſer Hauch, auf ſeine eigene Fauſt herauszugeben ſich unterfangen und daſſelbe an alle Abonnenten meiner Zeitſchrift geſandt hatte, dieſe zu vertreten. Dieſer Hauch, der höchſtens ein mittelmäßiger Setzer war und in ſeiner Jugend in Offenbach Gänſe hütete, hatte den bekannten Doctor Pfeilſchifter gebeten, ihm bei der Redaction des Blattes zur Hand zu gehen; aber das ganze Unternehmen ging um ſo ſchneller den Krebsgang, meine Abonnenten wollten nichts davon wiſſen, und als ich mich mit dem Eigenthümer einer Frankfurter politiſchen Zeitung verband und dieſen vermochte, derſelben eine belletriſtiſche Beilage beizugeben, da fiel das Hauchiſche Unternehmen zuſammen. Um dieſe Zeitung und ihr Beiblatt ſchnell zu heben, machte ich eine Reiſe auf 40—50 Stunden im Umkreis, bis Carlsruhe auf der einen und Cöln auf der andern Seite, und als ich meine Tour geendet und nach Frankfurt zurückkam, fand ich zu meiner großen Satisfaction, daß ſich die Zahl der Abonnenten dieſer Zeitung während meiner Reiſe ſchon um 1200 vermehrt hatte. Von allen Orten wo ich hinkam, ſandte ich ſogleich möglichſt piquante Artikel über die neueſten Vorfälle in denſelben nach Frankfurt ein, die auf der Stelle abgedruckt werden mußten, und dann von der Nummer, in welcher ſie ſtanden, nach der Größe des Orts, aus welchem ſie datirt waren, viele Hundert Exemplare per Poſt dahin geſchickt wurden, die ich ſelbſt allda vertheilen ließ. Dieß Manoeuvre war über alle Erwartung geglückt, und die Zeitung nahm fortwährend außerordentlich an Abonnenten zu, deren ſie bald an 5000 zählte, was mir ſehr wohl zu ſtatten kam, da ich verhältnißmäßig dafür honorirt wurde, und als das Verbot meiner Zeitſchrift erſchien, meine Finanzen ſich eben nicht im beſten Zuſtand befanden, ich auch wenigſtens ein Paar Tauſend Gulden laufende Schulden hatte. Dieß war bei der Lebensart die ich geführt, und den Geſchenken die ich an viele Damen gemacht, kein Wunder, ob ich gleich noch bedeutende Honorare durch meine Arbeiten in franzöſiſche Journale nebenher erhielt. Ein guter Rechenmeiſter war ich nie geweſen, glücklicherweiſe wußte ich aber die Deficits durch gut berechnete Unternehmungen immer wieder zu decken. Ein ganz beſonderes Ereigniß machte, daß ſich damals meine Ausgaben noch gewaltig mehrten.

Es war in der Frankfurter Herbſtmeſſe, als ich die Buden auf dem Paradeplatz mit ihren Sehenswürdigkeiten beſuchte, um

Bericht über dieſelben abſtatten zu können. Unter dieſen befand ſich die Menagerie eines gewiſſen Tourniaire, ein Bruder des bekannten Kunſtreiters dieſes Namens, der auf ſeinem Anſchlagezettel angekündigt hatte: Zwei ganz junge, ſehr ſchöne Circaſſierinnen von 17 und 18 Jahren würden die Rieſenſchlangen ſeiner Menagerie dem Publikum vorzeigen. Nachdem ich eingetreten und alle die reißenden und gezähmten Thiere in Augenſchein genommen hatte, traten drei, in fleiſchfarbige Tricots gekleidete und mit Pantherfellen behangene Menſchen hinter einem grünen Vorhang hervor, von denen ein Jeder eine furchtbare Boa um den Hals und kreuzweis über die Bruſt gewunden hatte, den Kopf des Unthiers in der rechten, den Schweif in der linken Hand haltend. Die beiden jungen Mädchen, die auf beiden Seiten eines bärtigen, wildausſehenden Mannes ſtanden, waren wirklich ſchön und in der erſten Jugendblüthe, beſonders aber war die eine, welche die ältere ſchien, eine vollendete Schönheit, mit einem unvergleichlichen ſeelenvollen Ausdruck im Auge und Angeſicht, dabei fiel ihr ein rabenſchwarzes Seidenhaar auf die nackten Schultern bis zu den Knieen herab, ihr Körperbau war äußerſt zart und zierlich; die andere hingegen hatte, was die Franzoſen la beauté du diable nennen, Jugendfriſche, hochrothe Wangen und ziemlich derbe Glieder, war dunkelblond und manipulirte die Schlangen ganz ungenirt, während die ältere, ſo lange dieſe Thiere gezeigt wurden, ſichtbar zitterte und eine Art Fieberſchauer hatte, bis ſie abtrat. Wenn der Menagerie-Inhaber auch nur die mindeſte Kenntniß der Völkerkunde gehabt hätte, ſo würde er die Mädchen, ſie für Circaſſierinnen ausgebend, nicht als Wilde gekleidet und in Thierhäute gehüllt, und ſo ſelbſt ſeine Angabe auf das grellſte Lügen geſtraft haben. Als ich die Menagerie verlaſſend an der ſchon ziemlich bejahrten Frau, welche die Eintrittskarten in Empfang nahm, vorüber kam, fragte ich dieſe etwas ironiſch, ob die Mädchen wirklich Circaſſierinnen ſeyen? worauf ſie mir in gebrochenem Franzöſiſch-deutſch erwiederte: „mein Err, ſie ſind mein Kind.“ — Et vous Madame — je suis française. Als ich ſie hierauf fragte, warum man denn die Mädchen für Circaſſierinnen ausgebe, antwortete ſie mir mit einem tiefen Seufzer ein: helas! worauf ich ſie verließ. Da mich die Mädchen, beſonders die ältere, ſehr angeſprochen und intereſſirt, ſo erkundigte ich mich, wo die Leute wohnten, und nachdem ich erfahren hatte daß ſie bei Günther im Pariſer Hof logirten, traf ich ſie nach

mehrern vergeblichen Gängen endlich eines Abends sehr spät in dem allgemeinen Gastsaal, wo die Mutter mit ihren beiden Töchtern ganz europäisch ein sehr bescheidenes Abendbrod einnahm. Ich ließ mich mit den Leuten in ein Gespräch ein, sie schienen mir aber verlegen und ängstlich, die Kinder sprachen ganz geläufig östreichisches Deutsch, die Mutter französisch mit dem normännischen Accent. Während ich mich so mit ihnen unterhielt und sie schon anfingen zutraulicher zu werden, trat plötzlich der Menagerie-Besitzer Tourniaire in den Saal, worüber sie gewaltig zu erschrecken schienen und zusammenfuhren. Er ging sogleich auf den Tisch zu an dem wir saßen, und sagte zu der Frau: „Madame, il est temps d'aller se coucher.“ Sie machten auch sofort Anstalt diesem Befehl zu gehorchen, und als sie aufbrachen begleitete sie Tourniaire bis an die Thüre, im Vorübergehen flüsterte mir jedoch das älteste Mädchen halbleise und mit einem fast flehenden Blick zu: Mein Herr, werden wir Sie nicht wieder sehen? worauf ich ihr eine gute Nacht wünschend, ein bejahendes Zeichen zunickte. — Den andern Morgen ging ich gegen Mittag wieder in die Menagerie, wo ich indessen nur das jüngste Mädchen mit dem bärtigen Mann die Schlangen zeigen sah, und auf mein Befragen bei der Mutter, die wieder am Eingang saß, erfuhr, daß die ältere unwohl im Bette hätte bleiben müssen. Ich ließ mich mit der Frau tiefer in ein Gespräch ein, die mir jetzt mittheilte, daß sie die Wittwe eines östreichischen Hauptmanns, Namens Peche, sie selbst aber aus der Gegend von Rouen sey, wo ihr Vater Gutsbesitzer gewesen, aber in der Revolution alles verloren hätte, ihr Mann habe kurz vor seinem Tod seine Stelle verkauft, worauf sie mit den Kindern nach Prag gezogen und während den Sommermonaten einen Laden mit Modewaaren in Carlsbad gehabt, wo sie aber kein Fortune gemacht. Wie sie mit ihren Kindern an Tourniaire gekommen, wolle sie mir ein andersmal erzählen, da dies zu umständlich sey, nur soviel könne sie mir noch mittheilen, daß sie und die Kinder sich sehr unglücklich fühlten und in einer peinlichen Lage befänden. Ich bezeigte Theilnahme an ihrem Schicksal und versprach der Madame Peche, mich ihrer anzunehmen, worauf die Frau freundlich dankend einging und was sie zu trösten schien.

Noch immer wohnte ich in Offenbach im Isenburger Hof, wo mich Manches bisher gefesselt hatte, nun aber beschloß ich, da der Herbst gekommen, wieder nach Frankfurt zu ziehen. Kurz vorher

war ich noch Zeuge eines komisch-tragischen Vorfalls, welcher zwischen dem Halbnarren Pittschaft aus Mainz, der damals durchaus die Rolle eines Philosophen und zwar die des Diogenes spielen wollte, und einem Offenbacher proceßlosen Advokaten, Namens Gervinus, vorfiel. Einer der Grundsätze dieses modernen Diogenes, der sich in altdeutsche Tracht, einen Waffenrock von schwarzem Sammet kleidete, ein Barrett trug und einen langen Bart hatte wachsen lassen, war, kein Geld zu haben, da sich ein wahrer Philosoph mit so schmutzigem Metall nicht befasse. Auch kündigte Pittschaft sogleich in jedem Gasthof, den er mit seiner Gegenwart auf längere oder kürzere Zeit beehrte, an, daß er kein Geld habe und also nichts bezahlen werde. Die Wirthe in Mainz, Frankfurt und der Umgegend ließen sich dies längere Zeit gefallen, da die Neugierde, den modernen Diogenes kennen zu lernen, jedesmal sehr viele Gäste herbeizog, denen er dann etwas vordeklamirte oder vorschwatzte, einen Teller herumreichte, um angeblich für die Armen zu sammeln, das Vertheilen des oft nicht unbedeutenden Betrags aber sich vorbehielt. Böse Zungen behaupteten, er sey der einzige Arme, den er dabei bedenke. Als indessen sein Aufenthalt in Frankfurt zu häufig vorkam, und zu lange währte, fand die hochlöbliche Polizei für gut, ihn auszuweisen, wovon er aber keine Notiz nahm, sondern ruhig im Hôtel de Paris, wo er seinen Sitz aufgeschlagen hatte, blieb. Als er das Frankfurter Theater besuchen wollte und an der Kasse erklärt hatte, daß er als Philosoph kein Geld handhabe und man ihn frei eingehen lassen müsse, was ihm jedoch die Direktion verweigerte, brandmarkte er dieses Institut als ein ganz unphilosophisches Theater. — Die Polizei ließ indessen eines Morgens in aller Frühe einen Wagen vor den Pariser Hof fahren, Pittschaft, den man bereits den Viehlosophen nannte, aufpacken und unter Begleitung eines Polizeikommissärs nach Mainz bringen. Als beide daselbst angekommen und ausgestiegen waren, begab sich der Commissär in ein Wirthshaus, um sich gehörig zu restauriren, Pittschaft aber, den man natürlich frei lassen mußte, da er kein Verbrechen begangen hatte, setzte sich auf den Bedientenplatz einer nach Frankfurt fahrenden Retourchaise, wo er vier Stunden früher als der Commissär ankam, der ihn zu seiner großen Verwunderung wieder an einem Weintisch des Pariser Hofs antraf. — Von diesem Augenblick an nannte er sich: Pittschaft der Unaufhaltsame, fügte

etwas später noch den Beinamen: Beschützer der Frauen, hinzu, und ließ diese Worte nebst einer Frau, die er schützend umfing, auf ein Petschaft stechen, mit dem er von jetzt an alle seine Schreiben besiegelte.

Dieser Unaufhaltsame hatte auch eines Tages den Weg nach Offenbach in das Gasthaus zum Isenburger Hof gefunden, wo er auf einige Tage sein Wesen zu treiben Lust hatte, und allerlei Schreiben an verschiedene wohlhabende Einwohner der Stadt erließ, die alle mit der Phrase: Pittschaft der Unaufhaltsame, der Nachfolger Sokrates und Christus, entbeut Euch seinen brüderlichen Gruß ꝛc., anfingen und worin er um mitleidige Gaben für arme Brüder bat. Da er auch hier wie überall eine philosophische Freizeche in Anspruch nahm, so kam es ihm nicht darauf an, andere Gäste daran Theil nehmen zu lassen und eine Flasche Wein nach der andern zu beordern. So hatte er denn auch den Advokaten Gervinus, der kein Kostverachter war, wo er seinen Durst löschen und seinen Magen unentgeldlich füllen konnte, eingeladen, eine Flasche vom Besten mit ihm zu leeren, aus der nach und nach ein halbes Dutzend und mehr wurde, wovon die große Majorität Gervinus verschlang, der den Philosophen fortwährend zum Mehrbestellen aufforderte. Dieß war aber nicht die Meinung des Gastwirthes, Herrn Ziegler, der, als sich der Advokat mit hochglühendem Gesicht entfernen wollte, zu diesem sagte: Halt, mein Herr, Sie müssen Ihre Zeche bezahlen. — Der Rechtsfreund wollte sich damit entschuldigen, daß er der Gast des Philosophen gewesen sey, dieß nahm aber der Wirth nicht an und war taub gegen alle die Advokaten- und Rabulistenkniffe des Justizmenschen, der sich nun an den Philosophen halten wollte, und diesen aufforderte, die Sache zu vermitteln oder auszugleichen. Aber Pittschaft wollte ebenfalls nichts davon wissen, wurde grob, der Advokat auch, und bald lagen sich Justiz und Philosophie in den Haaren, balgten sich auf dem Boden herum, und der Wirth des Scandals müde, ließ beide zur Thüre hinauswerfen.

Noch einigemal besuchte ich die Menagerie, in welcher die hübschen Schlangenmädchen figurirten, bekam aber die Ältere nicht mehr zu sehen, die, wie mir Madame Peche sagte, jetzt einen solchen Abscheu vor den Thieren habe, daß, als man ihr die ungeheure Boa das letztemal um den Hals hängen wollte, sie Convulsionen bekommen hätte. Morgen reisen wir nach Cöln ab, sagte Madame

Peche, wollen Sie Thereſe, ſo hieß das ſchöne Mädchen, noch einmal ſehen, ſo beſuchen Sie ſie auf ihrem Zimmer. — Ich ließ mir dies nicht zweimal ſagen, eilte zu ihr und fand ſie ſehr niedergeſchlagen und angegriffen. Ich unterhielt mich ziemlich lange mit ihr, und ſie ergänzte die mir von der Mutter ſchon gemachten Mittheilungen, indem ſie ſagte, daß nachdem das Carlsbader Geſchäft verunglückte, ſie und ihre Schweſter ein Paar Monate als Choriſtinnen bei der Bühne zu Prag geſtanden, wo ſie Tourniaire auf dem Theater geſehen, ſich nach ihnen erkundigt, und als er erfahren, daß die Mutter eine Franzöſin ſey, derſelben unter dem Vorwand der Landsmannſchaft einen Beſuch gemacht, und ihre dürftigen Umſtände kennen lernend, ihr endlich den Vorſchlag gethan habe, daß ſie ſammt den beiden Mädchen ihr reichliches Brod bei ihm finden ſollten, wenn ſie ſich bequemen würden mit ihm zu reiſen, ſie habe dann nur die Controle an der Caſſe ſeiner Menagerie zu führen und die Billets abzunehmen, für die Mädchen werde er auch ſorgen und ihnen eine paſſende Beſchäftigung geben. Madame Peche hatte dieſen Vorſchlag ſogleich mit Vergnügen angenommen, und verkaufte was ſie noch an Mobilien hatte; Tourniaire gab ihr einiges Geld, ſie folgte ihm wenige Tage nach ſeiner Abreiſe von Prag mit ihren Töchtern, und wurde anfänglich ſehr gut aufgenommen, als aber der ſchon ziemlich bejahrte grauköpfige Führer der wilden Beſtien allzuzärtliche Abſichten auf Thereſe blicken ließ, die einen wahren Abſcheu gegen ihn empfand, und von ihr verächtlich zurückgewieſen worden war, da zog er andere Saiten auf. Die Familie, die jetzt ganz in ſeinen Händen, ohne Schutz und Hülfe war, Madame Peche hatte zwar noch einen ältern Sohn von ungefähr 28 Jahren, der jedoch ein völliger Taugenichts und gemeiner öſtreichiſcher Soldat war, mußte thun was er wollte. Madame Peche wurde Billeteinnehmerin und ihre Töchter mußten als Pſeudo-Circaſſierinnen die Schlangen zeigen. — O Gott, wenn uns nur Jemand aus dieſer ſchrecklichen Lage befreien wollte, auf den Knieen würden wir es ihm danken, ſchloß Thereſe ihren traurigen Bericht.

— Leider hörte ich von Ihrer Mutter, daß Sie morgen ſchon abreiſen werden, verſetzte ich, die Zeit iſt zu kurz, um bis dahin noch etwas Entſcheidendes unternehmen zu können, aber ſeyn Sie ruhig, liebes Kind, ich werde Ihnen in wenig Tagen nach Cöln folgen und Sie dann aus dieſer Lage befreien. — Mit halb zweifelhaften, halb erkenntlichen Blicken ſah mich das ſchöne Mädchen

an, der ich nochmals versicherte, daß es keine leeren Worte seyen was ich sage, sie bat, sich vertrauensvoll auf mich zu verlassen, und ihr versprach, daß sie mich in möglichst kurzer Zeit wieder sehen werde. — Hiedurch getröstet, nahm sie mit Thränen in den Augen Abschied von mir, und nach einem langen Kuß entfernte ich mich.

Da ich im Interesse der von mir redigirten Zeitschrift abermals eine Rundreise zu machen vorhatte, um Stoff für dieselbe zu sammeln und einige Correspondenten zu gewinnen, da die erbärmliche Frankfurter Censur alles strich, was auch nur die entfernteste Beziehung auf Frankfurter Behörden, Verwaltung und die städtischen Zustände überhaupt haben konnte, so mußte ich wohl das Blatt ganz mit auswärtigen Berichten zu füllen suchen. Sogar an den Recensionen über die Frankfurter Bühne vergriff sich der erbärmliche Rothstift, und erst nachdem ich dem Censor gedroht, daß ich die von ihm gestrichenen Stellen in auswärtigen Blättern als von ihm gestrichen abdrucken lassen würde, unterließ es der Jammermann.

Die beabsichtigte Reise konnte ich nicht so schnell als ich es gewünscht unternehmen, da ich als Zeuge in eine polizeiliche Sache verwickelt war, die meine Gegenwart in Frankfurt erheischte. Bei dem Hepp-Hepp-Crawall gegen die Juden, der vor mehr als einem Jahr früher statt gefunden, waren ein Paar dieser Kinder Israels, als sie nach Offenbach flüchtend, nahe an dem Frankfurter Wald vorüber kamen, durch einige Frankfurter Haudererknechte derb abgeprügelt worden, und wären vielleicht auf dem Platz liegen geblieben, wäre ich nicht zufällig dazu gekommen und hätte die Unglücklichen durch Bitten, Drohungen und Versprechungen aus den Händen der Barbaren befreit. Die Sache wurde erst jetzt verhandelt und untersucht, sobald ich aber abgehört war, machte ich mich auf die Reise und ging zuerst nach Mannheim und Speier; in der Nähe der letztern Stadt wohnte ich in einer Anlage: zum Freischütz genannt, einer in ihrer Art gewiß einzigen Theatervorstellung bei. Schillers Räuber wurden nämlich im Freien durch die Unteroffiziere eines baierischen Cavallerieregiments aufgeführt, etwas Aehnliches war mir noch nicht vorgekommen. Von dem ganzen Dialog verstand man fast keine Sylbe, desto mehr aber hörte man schießen, trommeln und trompeten, auch hatten sich die Künstler manche Freiheiten und Abänderungen zum Nachtheil des Verfassers

erlaubt. Die Schlacht der Räuber mit den böhmiſchen Reitern wurde vor den Augen des Publikums aufgeführt, Franz Moor ſprang zwei Stock hoch aus dem in Flammen ſtehenden papiernen Schloß u. ſ. w., die Pferde ſpielten eine große Rolle dabei. Ich hatte dieſe Vorſtellung von Mannheim aus mit der Familie des Gaſtwirths zum Pfälzer Hof, Herrn Reinhardt, wo ich jedesmal logirte, der mehrere Töchter, unter denen eine recht liebenswürdige, die ſich Katinka nannte, beſucht, und fuhr den Abend wieder dahin zurück, wo ein Ball in dem Schlößchen der Mühlau gegeben wurde, dem ich ebenfalls beiwohnte.

Als ich ein Paar Tage darauf in Bonn ankam, erblickte ich ſogleich an den Straßenecken die Anſchlagezettel von Tourniaires Menagerie. Ich eilte auf der Stelle dahin und fand Thereſe allein an der Kaſſe ſitzend; als ſie mich erblickte, ſprang ſie freudig in die Hände ſchlagend auf, und rief aus: Ach, ſo haben Sie doch Wort gehalten, das iſt ſchön von Ihnen. — Sie erzählte mir nun, daß ihre Mutter krank in Cöln ſey, wo ſich auch ihre Schweſter Toni und Tourniaire in dieſem Augenblick befänden, indem ſie alle drei mit dem Wagen umgeworfen worden ſeyen, wobei ihre Mutter durch die auf ſie fallende Geldkiſte ſtark an dem Schienbein verletzt wurde, in Cöln aber die kaum erbaute Menageriehütte zuſammengebrochen wäre, weßhalb Tourniaire, bis dort eine neue gezimmert, die Menagerie einſtweilen nach Bonn geſchickt, er ſelbſt ſey den vorhergehenden Tag, ihr die Caſſeneinnahme empfehlend, wieder nach Cöln zurückgereist. Dabei klagte ſie mir auf's Neue bitter ihren Kummer. — Wohlan, ſagte ich, wir müſſen der Sache ſchnell ein Ende machen, laſſen Sie die Caſſe Caſſe ſeyn, und kommen Sie mit mir eine Promenade machen. — Wo wohnen Sie? — Im Klotz. — Gut, ſo werde ich mich auch daſelbſt inſtalliren, warten Sie noch einen Augenblick, in einer Viertelſtunde bin ich wieder bei Ihnen. — Ich ging nun in den goldnen Klotz, wo ich zwei Zimmer in Beſchlag nahm, und kehrte dann zu Thereſen zurück, mit der ich eine Promenade in den Schloßgarten von Bonn machte, wo ich das Mädchen überredete, noch heute Tourniaire und ſeine Menagerie zu verlaſſen, ich habe bereits ein anderes Zimmer für ſie im Klotz neben dem meinigen genommen. — Sie war es zufrieden, und als wir gegen Abend heimkehrten, ließ ich ihre Sachen auf das für ſie beſtimmte Zimmer bringen, wir ſoupirten recht

vergnügt und brachten ebenſo die halbe Nacht wachend miteinander zu. Den andern Morgen machten wir in aller Frühe eine Parthie nach den Ruinen des alten, eine gute Stunde von Bonn entfernten Godesberg. In den Trümmern dieſer, auf den Ruinen eines Römercaſtells vom Erzbiſchof Theodorich vor mehr als 600 Jahren erbauten und im 16ten Jahrhundert wieder zerſtörten Burg, brachten wir beinahe den ganzen Morgen zu. Purpurgolden war die frühe Beleuchtung und die Ausſicht unbeſchreiblich ſchön, die ganze Natur ſchien ſich in Wonne zu wiegen. Auf einem Stein ſitzend, ſchmiegte ſich das ſchöne Mädchen an mich und ließ ihr Köpfchen an meiner Bruſt ruhen. In dieſer Lage erzählte ich ihr rheiniſche Sagen und Burgmährchen, und daß dereinſt ein gar mächtiger König mit gewaltig viel Kriegsvolk gekommen ſey, der im Bund mit dem Böſen geweſen, dem zu liebe er hier Menſchen geopfert habe. Mit des Teufels Hülfe habe er auch die ganze herrliche Gegend am Rhein beherrſcht, bis endlich ein ehrwürdiger Eremit oder katholiſcher Prieſter den böſen Kaiſer mit all ſeinem ſataniſchen Blendwerk verjagt habe. Das ſpäter erbaute Schloß ſey aber von den Kriegern des Biſchofs Ernſt zerſtört worden. Mehrmals, wenn ich dem Mädchen ſolche Rittergeſchichten erzählte, rief ſie begeiſtert aus: O, ich möchte wohl auch ſo ein Ritterfräulein geweſen ſeyn. — Nachdem wir genugſam die prächtige Ausſicht, gewiß eine der ſchönſten und großartigſten am Rhein, bewundert hatten, nahmen wir in dem am Fuß des Berges liegenden Dorf ein frugales Mittageſſen ein, und fuhren gegen Abend nach Bonn zurück. Als wir an unſerm Gaſthof ausſtiegen, erfuhren wir, daß Tourniaire ſchon dieſen Morgen von Cöln gekommen ſey, ſogleich nach ſeiner Nichte, er gab ſich überall für den Oheim der Mädchen aus, gefragt und in gewaltigen Zorn und große Wuth gerathen ſey, als er gehört, daß ſie ſchon in aller Frühe mit einem Fremden ausgefahren ſey, und dann auch erfahren, daß ſie den Abend vorher mit mir ſpazieren gegangen, und die Nacht in einem andern Zimmer als dem ihrigen zugebracht habe. Thereſe erſchrak außerordentlich als ſie dies hörte, und rief aus: ach, was wird dies geben! Ich redete ihr Muth ein, ſuchte ſie zu beruhigen, nahm ſie bei der Hand und führte ſie auf mein Zimmer. Kaum waren wir daſelbſt und ſie ein wenig ruhiger, als wir Tourniaire unten ſchreien hörten. Jetzt wurde das Mädchen wieder leichenblaß und zitterte, ich brachte ſie ſchnell in das

zweite Zimmer, das ich abſchloß. In dieſem Augenblick klopfte es an die Thüre, und auf mein: wer iſt's? erfolgte ein barſches und rauhes: c'est moi. — Mais qui êtes vous. — Tourniaire. — Ah Monsieur Tourniaire, un moment. — Ich ſteckte meine Terzerolen auf jeden Fall zu mir, öffnete die Thüre, die ich auch verriegelt hatte, durch welche Tourniaire raſch mit zweien ſeiner Beſtienwärter eintrat. — Auf meine Frage: que desirez vous Monsieur, erwiederte er: je veux ma nièce. — Ihre Nichte? die kenne ich nicht, wer iſt dieſe? — Mademoiſelle Thereſe Peche. — Pardon, dieſe iſt nicht Ihre Nichte. — Comment? — Ich bin von Allem auf das genaueſte unterrichtet, und weiß wie Sie den Peches mitgeſpielt haben. Mademoiſelle Thereſe hat ſich jetzt unter meinen Schutz begeben und ich werde ſie zu ſchützen wiſſen; wenn Sie ſonſt nichts bei mir ſuchen, ſo können Sie wieder gehen. — Nicht ohne das Mädchen! — Doch, mein Herr. — Wo iſt ſie? — Darüber habe ich Ihnen keine Rechenſchaft zu geben. — Tourniaire ſah ſich nun allenthalben um und wollte endlich auf die Seitenthüre zugehen. — Zurück! donnerte ich ihm entgegen, ſtellte mich vor die Thüre, und ſagte: noch einen Schritt weiter, ſo knalle ich Ihnen eine Kugel vor den Kopf. Hier zeigte ich ihm eine Terzerole. Er prallte jetzt zurück ſammt ſeinen beiden Gehülfen, die ſich übrigens ſehr paſſiv verhalten hatten, rief aber im Abgehen: Wohlan, ich werde die Polizei zu Hülfe nehmen. — Sehr wohl, ſchrie ich ihm nach, Sie ſind ihr ohnehin ſchon verfallen. — Schimpfend und tobend ging er die Treppe hinab. Ich verriegelte wieder meine Thüre, eilte zu Thereſen, die ich halb ohnmächtig auf dem Bette liegend fand, und ſuchte ſie möglichſt zu beruhigen. Hierauf klingelte ich einem Aufwärter und fragte dieſen, was mit Tourniaire geworden. Er berichtete mir, daß derſelbe auf ſein Zimmer gegangen ſey und dort gewaltig mit ſeinen Leuten gewälſcht und geflucht habe, jetzt ſey er wieder ruhiger, und wolle das weitere auf den kommenden Tag verſchieben. — Ich begehrte nun meine Rechnung, ließ Thereſens und meine Effekten packen, und bat den Kellner, dem ich zwei Thaler Trinkgeld verſprach, mir ſogleich eine Extrapoſt zu beſtellen, dieſe aber, um Aufſehen und Scandal zu vermeiden, ein Paar hundert Schritte vom Gaſthof entfernt zu halten, und ſo auch die Effekten fortbringen zu laſſen. Dies alles war um ſo leichter zu bewerkſtelligen, da die Nacht bereits angebrochen war. — Als ich Nachricht hatte, daß der Wagen vor-

gefahren, eilte ich, die zitternde Thereſe im Arm, die Treppe hinab, gab dem Kellner das verſprochene Trinkgeld und mehr, und fuhr nach Köln ab, wo wir noch vor Mitternacht eintrafen, und ich mit meiner ſchönen Beute bei Merzenich im Wiener Hof, den ich ſchon von früher kannte, abſtieg. Den andern Morgen brachte ich Thereſe zu ihrer Mutter, die mit ihrer Tochter bei Lamberts auf dem Domplatz wohnte. Wir theilten der Mama, die ſehr erfreut war mich wiederzuſehen, alles mit, was vorgefallen, bis auf einige Nebenumſtände, die man beſſer verſchweigt, und ich ſagte ihr, daß ſie ſich nun völlig als von Tourniaire befreit anſehen könne, und ich für ihre fernere Exiſtenz Sorge tragen wolle. — Es wurde mir großer Dank, und die jüngere Schweſter, Toni, ſagte: »Nicht wahr, Mama, nun dürfen wir auch nicht mehr das Fleiſch mit den wilden Thieren theilen, die oft die beſten Stücke bekamen.«

Tourniaire hatte ihnen nämlich immer ein Stück von dem für die Menagerie beſtimmten Fleiſch geben laſſen, um ſich ſelbſt die Suppe zu kochen, während er an den Wirthstafeln ſich gütlich that. Ich erkundigte mich nun nach einem tüchtigen Sachwalter, als ein ſolcher wurde mir der Advokat B. empfohlen, den ich von allem gehörig in Kenntniß ſetzte, und der mir nicht nur verſprach, ſich dieſer Angelegenheit mit aller Thätigkeit anzunehmen, ſondern meinte, daß Tourniaire auch der Familie noch eine Entſchädigung ſchuldig ſey, und nicht ſo ungerupft davonkommen dürfe. Dieſer wurde erſt in 5 – 6 Tagen mit ſeiner Menagerie in Cöln, wo die neue Bude erbaut ſeyn würde, erwartet. Unter dieſer Zeit reiste ich noch in Thereſens Geſellſchaft nach Aachen, dort die Angelegenheit der Frankfurter Zeitſchrift auf das Beſte und ſo ſchnell wie möglich beſorgend, ſchickte ein Paar Artikel nach Frankfurt ab, in welchen ich die Prellerei, welche ſich die Aachner gern gegen Fremde erlauben, berührte, und eilte dann nach Cöln zurück, wo Tourniaire mit all ſeinen wilden und zahmen Beſtien ſchon einen Tag vor mir eingetroffen war. Mein erſter Gang war zu dem Advokaten, der mir ſagte, er wolle die Klage gegen Tourniaire damit beginnen, ſogleich Arreſt auf die ganze Menagerie, Pferde, Wagen ꝛc. deſſelben legen zu laſſen, welches das beſte Mittel ſey, ihn zu einem wenigſtens leidlichen Vergleich und zur Losgebung der Peches zu bringen. T. ſperrte ſich anfänglich zwar ganz gewaltig und meinte, er würde ſich auf Nichts einlaſſen, und ſollte es ihm alle ſeine Löwen, Panther, Tiger, Bären, Affen und Pferde

koſten, ein Paar Tage darauf ſpannte er jedoch gelindere Saiten auf, denn die Wache bei der Menagerie und den Pferden genirte ihn gewaltig; es kam endlich zu einem Vergleich, er gab Mutter und Tochter frei, und bezahlte die geringe Summe von Einhundert Thalern als Entſchädigung. Als er dieſes Geld an mich auszahlte, ſagte er: die ganze Rache die ich an Ihnen nehme, iſt, daß ich Ihnen die Mutter Peche überlaſſe, die wird hinlänglich dafür ſorgen, daß Sie für das was Sie an mir gethan, beſtraft werden. — Dies ſey meine Sorge, Herr Tourniaire, erwiederte ich, ſtrich das Geld ein, und brachte es der Madame Peche, die die Summe ſehr klein fand, ſich aber damit beruhigte, daß ich ihr meine noch ziemlich gefüllte Caſſe zur Diſpoſition ſtellte. — Nun hatte ich die ganze Familie auf dem Hals, und mußte darauf denken, was mit ihr anzufangen ſey. Thereſe beſaß eine ſehr angenehme und reine, aber etwas ſchwache Stimme, ſang indeſſen mit Gefühl und hatte viel Ausdruck im Vortrag, auch erkannte ich bald, daß das Mädchen eine nicht unbedeutende Anlage zur Schauſpielkunſt habe, ihre Schweſter Toni hingegen hatte faſt für nichts anders Sinn als Eſſen und Trinken, ſie ſchlug in dieſem Stück ganz der Mutter nach. Die Erziehung der beiden Mädchen war aber im höchſten Grad vernachläſſigt, kaum daß ſie ein Paar Zeilen höchſt unorthographiſch und unzuſammenhängend kritzeln konnten. Ich beſchäftigte mich nun beſonders mit Thereſens wiſſenſchaftlicher Ausbildung, und ſie zeigte bei allem großen Eifer und den beſten Willen. Mit ihr um Cölns öde Mauer und Stadtgraben ſpazieren gehend, unterrichtete ich ſie erzählend mit dem was ihr zu wiſſen am nöthigſten war, und daheim ging ich Muſikſtücke mit ihr durch, ſtudierte Duette und endlich ganze Rollen mit ihr ein, wie die Suſanna im Figaro, Zerline im Don Juan u. ſ. w.; da ſie ein ſehr gutes Gehör hatte, ſo faßte ſie alles leicht auf, und konnte bald ganze Parthien auswendig ſingen. Auch in der Declamation gab ich ihr Unterricht und las beſonders die Schiller'ſchen Trauerſpiele, ſo wie Iffflands Schauſpiele und Kotzebues Luſtſpiele laut mit ihr, brachte ihr Engels Mimik und Leſſings Dramaturgie, ging dieſe Werke mit ihr durch, und ſo hatte das Mädchen bei ihrem ſonſt ſehr natürlichen Verſtand bald einen richtigen Begriff von der Schauſpielkunſt. — Damals hielt ſich in Cöln ein junger Breidenſtein auf, ein Neffe meines ehemaligen Lehrers, den ich ſchon früher in Homburg kennen

gelernt, welcher die Muſik zu ſeinem Brodſtudium gemacht, und ſchon mehrere gediegene Compoſitionen geliefert hatte. Dieſen bat ich öfters mit mir zu Peches zu gehen, wo er uns am Clavier accompagnirte, und wir des Abends in dem ſehr düſter beleuchteten Saal Lamberts kleine Proben von einzelnen Opernſcenen hielten, nach denen wir dann noch nach dem Clavier tanzten, auch die Polonaiſe aus Spohrs Fauſt mit Geſang und Action aufführten. Dieſe Abendunterhaltungen, zu denen noch ein Paar Mädchen und Freunde Breidenſteins kamen, hatten einen ganz beſondern Reiz, welchen das Chiaro scuro des düſtern Saales noch vermehrte, und auf Thereſens Phantaſie und ganzes Weſen eine eigene Wirkung hervorbrachte, ſo daß ſie die Suſanna, Zerline und Kunigunde mit einer mich entzückenden Vollendung und Hingebung ſpielte und ſang. Daß das reizende Geſchöpf ein eminentes Talent für die Bühne habe, davon war ich jetzt überzeugt, ſo wie Breidenſtein und andere, welche ſie bei dieſen Abendunterhaltungen geſehen hatten, ebenſo waren wir darüber einig, daß ihre ſo liebliche Stimme wohl ſchwerlich je die nöthige Kraft erlangen würde, um in der Oper großes Glück zu machen, daß ſie hingegen im Schauſpiel glänzen müſſe. Breidenſtein ſchlug mir vor, an Ringelhard, den er kenne, und der damals mit ſeiner Geſellſchaft im Sommer in Aachen und im Winter in Cöln ſpielte, ſchreiben zu wollen, was ich aber ablehnte, und vorzog, Peches mit nach Mainz zu nehmen, in der Hoffnung, die Mädchen bei der Frankfurter, Darmſtädter oder Mainzer Bühne, alſo möglichſt in meiner Nähe placiren zu können; auch ſtand ich, wegen der Geſchichte mit der Catalani in Bremen, nicht zum beſten mit Ringelhard. Da ich ohnedies Briefe über Briefe von Frankfurt erhielt, die meine ſchleunigſte Zurückkunft wegen der Redaction des belletriſtiſchen Blattes heiſchten, ich hatte mich ſchon über vier Wochen, Gott und die Welt über Thereſe und ihr Talent vergeſſend, in dem alten Cöln, ihr deſſen Merkwürdigkeiten zeigend, verweilt, ſo traf ich ſofort Anſtalten zur Abreiſe und fuhr über Coblenz, und von da über die Bäder Ems, Schwalbach, Wiesbaden, von wo wir noch einen Abſtecher nach Schlangenbad machten, und in dieſem von der Welt ſo abgeſchiedenen Ort mehrere Tage recht ſelig zubrachten, nach Mainz. Unterdeſſen hatte ich ſchon in Cöln, noch mehr aber auf der Reiſe Urſache genug gehabt, an Tourniaires Worte zu denken. Madame Peche benahm ſich ſelbſt an den Table d'Hôtes

faſt wie ein Dragoner, oder doch wie eine Marketenderin, und ließ die ſtärkſten Weine, gleich einem Cramer'ſchen Ritter, wie Waſſer die Gurgel hinabgleiten, dabei hatte ſie einen ſo guten Appetit, daß ſie ganze Schüſſeln, beſonders beim Deſſert, auf ihren Teller leerte, und wenn ich mit Thereſen, wie in Coblenz, Ems, Schwalbach u. ſ. w., romantiſche Spaziergänge machte, ſie zog es vor daheim zu bleiben, entſchädigte ſie ſich mit Toni einſtweilen bei einer guten Flaſche Bordeaux und allerlei Zuſpeiſen. Dabei blieb es indeſſen nicht, während unſerer Abweſenheit ließ die Mama Schuhmacher, Modiſtinnen, Juden ꝛc. durch die Kellner rufen, denen ſie allerlei Gegenſtände abkaufte, hierauf erſuchte ſie den Wirth, das Geld bis zu meiner Zurückkunft auszulegen, und ich fand ſchon in Coblenz auf meiner Rechnung nahe an 50 Thaler als baar ausgelegt. Madame Peche benahm ſich an der Table d'Hôte, wie geſagt, beſonders wenn ihr Antlitz durch den im Uebermaß genoſſenen Wein geröthet war, auf eine Weiſe, daß ich es vorzog, künftig auf dem Zimmer ſerviren zu laſſen, ob dies gleich um die Hälfte theurer kam. In Ems, wo wir nur 24 Stunden verweilten, waren die baaren Auslagen, während ich mit Thereſen romantiſche Eſelsritte in die nächſte Umgebung machte, über 70 Thaler, dagegen ſpielte das Mädchen den Abend ſo glücklich unter meiner Anleitung am Roulett, daß ſie über 100 Thaler gewann. In Naſſau übernachteten wir wieder, und ich beſtieg mit Thereſen, Toni war nie aus den Federn zu bringen, den Gipfel der Bergſpitze, auf welcher die Ruinen der Stammburg des Hauſes Naſſau liegen. Hier hatten wir eine wilde waldige Ausſicht, beſuchten dann noch die Ruinen der Burg Stein, das Stammſchloß des berühmten Freiherrn von Stein, der im Städtchen Naſſau ein ſchönes, von geſchmackvollen Gartenanlagen umgebenes Landhaus hatte. Der Morgen war entzückend, und in einem, auf einem Felſenvorſprung angebrachten kleinen Tempel ruhten wir Arm in Arm, das prächtige Naturſchauſpiel und die Ausſicht bewundernd. Drei Tage brachten wir noch in Schwalbach und Wiesbaden zu, und fuhren dann nach Mainz, wo wir in Caſtel im ſchwarzen Bären abſtiegen.

XIII.

Die Schlangenmädchen zuerſt bei der Mainzer, dann bei der Cölner Bühne engagirt. — Der Bruder von ungefähr. — Aufenthalt in Aachen. — Ich ſpiele den Don Juan in der Wirklichkeit ſtatt auf der Bühne. — Ringelhards Geſellſchaft. — Aufenthalt in Cöln. — Polizeidirektor Struenſee. — Trennung von Peches. — Der Schauſpieler Wolthers wird im Duell erſchoſſen. — Die Familie F.....ch. — Entführung einer Schauſpielerin. — Agnes F.....ch. — Ein Fehlſprung. — Noch ein Rouſſeau. — Der Cölner Carneval. — Ich werde demagogiſcher Umtriebe verdächtig gemacht. — Ich gehe nach Mainz. — Aufenthalt daſelbſt. — Ich redigire eine Mannheimer Zeitſchrift. — Die ſchwarze Commiſſion. — Ich werde aus Mainz verbannt, und gehe nach Mannheim. — Eine Reiſe nach Stuttgart. — Die ſchöne Unbekannte auf der Inſel. — Eine Saiſon in Baden-Baden. — Ich nehme meinen Aufenthalt in Stuttgart. — Buchhändler Franky. — Das Theater. — Eine ſehr geheime Intrigue. — Die Stadtpoſt und ihr Redakteur. — Ich gebe mein erſtes hiſtoriſches Werk heraus. — Ich werde Spießbürger in Frankfurt am Main.

Den Tag nach unſerer Ankunft in Caſſel fuhr ich allein nach Frankfurt und verſuchte es, durch den Kapellmeiſter Guhr meinen Schützlingen bei dem dortigen Theater ein Engagement zu verſchaffen; dieß war indeſſen unmöglich, da die hohe Oberdirektion ſammt der unterthänigſten Unterdirektion viel zu feindſelig gegen mich geſinnt waren. Einen ähnlichen Verſuch machte ich in Darmſtadt, wo ſich Grüner zwar ſehr willfährig zeigte, aber Bedingungen vorſchlug, in die nicht wohl einzugehen war. Ich kehrte ſchon den dritten Tag nach Mainz zurück, wo mich Peches ängſtlich erwarteten, und bald darauf waren beide Mädchen bei der hieſigen Bühne, welche Cramer und Diehl dirigirten, engagirt, ſollten aber erſt ihr Engagement antreten, ſobald die Geſellſchaft von Wiesbaden zurückkehrte, wo ſie während der Sommermonate ſpielte. Ich drang auf ſofortige Ausfertigung der Contracte, womit mich jedoch Diehl, ich weiß nicht aus welchem Grunde, hinhielt. Unterdeſſen ſtudierte ich Thereſen Rollen und Parthien ein, und beſuchte faſt jeden Abend ein anderes Theater mit ihr. Da ich mich

verbindlich gemacht hatte, die Critiken über die Frankfurter, Darmſtädter, Mainzer oder Wiesbadner Bühne zu liefern, ſo lagen wir faſt beſtändig auf der Landſtraße, manchmal fuhr auch Toni mit, die Mama aber einzuladen hütete ich mich wohl. In Mainz hatten wir den ſehr theuren Bären verlaſſen, und ich hatte zuerſt eine Wo[illegible]g bei dem Richter Schaaf gemiethet, dem aber geſteckt wu[illegible]s ſeyen die Schlangenmädchen, die bei ihm wohnen würden: der Herr Richter weigerte ſich nun, Peches aufzunehmen, indem er behauptete, nur mir allein die Wohnung vermiethet zu haben, weßhalb ich genöthigt war, eine andere bei einem Friſeur Neugebauer auf dem Flachsmarkt zu nehmen. Von Mainz aus machten wir manchmal recht anmuthige Parthien in den Rheingau, auf einige Rheininſeln u. ſ. w. und verlebten ſo eine recht ſorgenloſe Zeit in den Tag hinein. Ungefähr ſechs Wochen mochten wir ſchon in Mainz ſeyn, als eines Morgens der Direktor Ringelhard mit dem Schauſpieler Freund, der mit mir bekannt und damals in Mainz engagirt war, in mein Zimmer trat. Ringelhard begrüßte mich freundlich, und nachdem wir von einigen gleichgültigen Dingen geſprochen, brachte er das Geſpräch auf die Peches, indem er ſagte, er habe gehört, daß dies ein Paar ſchöne und talentvolle Mädchen ſeyen, die er wohl einmal ſehen möchte. — Wenn Ihnen damit ein Gefallen geſchieht, ſo kann ich Ihnen dienen, erwiederte ich, holte beide und ſtellte ſie ihm vor. Er fand ſie allerliebſt, ich ſang ein Duett mit Thereſen, und er empfahl ſich, ganz entzückt von meiner Schülerin. Eine halbe Stunde darauf kam er allein wieder, und ſagte eintretend: verzeihen Sie wenn ich Sie abermals ſtöre, aber ſagen Sie mir, ob es nicht möglich iſt, daß ich die Mädchen für meine Bühne engagire. — Es iſt zu ſpät, denn ſie ſind ſchon bei dem hieſigen Theater engagirt. — Iſt der Contract unterzeichnet? — Das nicht, Herr Diehl zögerte mit der Ausfertigung bis jetzt, ich weiß nicht warum, aber mündlich iſt alles abgemacht. — O, ſo lange noch kein Contract unterſchrieben iſt, hat das nichts zu ſagen; was hat Diehl Gage verſprochen? — Siebenzig Gulden für Thereſe und dreißig für Toni monatlich. — Wohlan, ich gebe das Doppelte. — Das geht nicht, Herr Direktor, Thereſe wird mich nicht verlaſſen wollen, und ich habe auch keine Luſt mich von ihr zu trennen. — So kommen Sie mit, ſeyn Sie Dramaturg meines Theaters. — Ich kann nicht, ich bin Redakteur einer Zeitſchrift in Frankfurt. — Sie kön-

nen eine andere in Cöln redigiren, die Colonia ſucht ſchon längſt einen tüchtigen Mann, ich werde die Sache vermitteln. Wiſſen Sie was, ſchenken Sie mir das Vergnügen, heute Abend bei mir in den drei Reichskronen, wo ich logire, zu ſoupiren, und bringen Sie Peches mit, da wollen wir die Sache weiter beſprechen. — Ich ſchlug die Einladung aus, bat aber Ringelhard, wenn es ihm Vergnügen mache, am Abend bei uns zu ſoupiren, obgleich ich ihm keine Hoffnung machen könne, daß ſein Wunſch erfüllt werde. Als er weg war, erzählte ich Peches, was er mir mitgetheilt, und als die Mama von der doppelten Gage hörte, war ſie entzückt und gleich für die Sache, indem ſie ſagte: warum haben die Mainzer Herrn die Contracte nicht gemacht.

Der Abend kam heran, Ringelhard mit ihm, wir ſoupirten, waren ſehr munter, es wurde Champagnerpunſch getrunken, Ringelhard war äußerſt geſprächig und artig, konnte das Cölner Theater, ſeine Geſellſchaft und ſein Publikum nicht genug rühmen, und als wir alle in der heiterſten Laune waren und auch wohl ein Gläschen über den Durſt getrunken hatten, nahm er plötzlich zwei Contracte aus der Taſche, mit den Worten: ſoweit iſt alles fertig, ich muß Sie alle bei meiner Bühne haben, unterſchreiben Sie. — Madame Peche und die Mädchen ſahen mich ſtaunend und fragend an, Ringelhard verſprach Himmel und Hölle, tauchte eine Feder in Tinte, reichte ſie der Mama hin, indem er zu ihr ſagte: Friſch unterſchrieben, es ſoll Sie nicht gereuen, auf ihr Wohl! nahm ein Glas Punſch, der Madame Peche ein zweites zum Anſtoßen reichend; dieſe trank, unterſchrieb, und Ringelhard warf hundert Thaler in Gold auf den Tiſch, indem er ſagte: hier iſt das Reiſegeld, das Madame Peche auch ſogleich einſteckte. — Kommen Sie nun je eher je lieber, ich erwarte Sie in Aachen, wo ich noch ſechs Wochen bleibe, und dann gehen wir nach Cöln. Er ſteckte nun ſeinen unterſchriebenen Contract ein, wünſchte uns allen eine gute Nacht, die uns auch ward, und den andern Morgen meinten wir geträumt zu haben, aber der zurückgelaſſene Contract und das Geld bezeugten die Wirklichkeit von dem was geſchehen war, und Madame Peche beſtand auf dem Cölner Engagement, das wohl nicht mehr rückgängig zu machen war. Ringelhard war dieſen Morgen ſchon in aller Frühe abgereist und hatte mir noch ein Briefchen zurückgelaſſen, in welchem er mir empfahl, ja recht bald mit den Mädchen nachzufolgen. Ich ſah keinen andern

Ausweg, fuhr mit Thereſen nach Frankfurt, wo ich meine Redaktion aufgab, die mir ohnehin wegen der erbärmlichen Frankfurter Cenſur, deren Rothſtift auch kein vernünftiges Wort ſtehen ließ, ſchon längſt zuwider war, und kehrte den andern Tag nach Mainz zurück. Vor meiner Abreiſe hatte ich Madame Peche und Toni empfohlen, ſich noch gegen Niemand etwas von der Sache merken zu laſſen, damit wir keine Unannehmlichkeiten mit der Mainzer Direktion bekämen, aber demungeachtet hatte Toni die Neuigkeit gleich nach unſerer Abfahrt der Tochter vom Haus mitgetheilt und deren Mutter hinterbrachte ſie eiligſt dem Direktor Cramer, mit dem ſie bekannt war. Diehl hatte ſich ſofort zur Madame Peche begeben, welche die Sache leugnete, und um ihn recht ſicher zu machen, hatte ihm Toni noch auf der Treppe nachgerufen: Herr Direktor, ſchicken Sie uns doch bald Parthien zum Einſtudieren. Ich war ſehr ärgerlich, als mir dieß Madame Peche mit triumphirender Miene erzählte, und ſagte ihr: daß es jetzt unangenehme Auftritte geben werde. In der That war ich noch keine zwei Stunden angekommen, als der Theaterſekretär die ſo lange vergeblich geforderten Contracte zum Unterſchreiben brachte. Ich behielt ſie zurück, indem ich ſagte, daß ich ſie ſelbſt den Herren Direktoren bringen würde. Ich begab mich dann zu Cramer und Diehl, denen ich reinen Wein einſchenkte, indem ich damit ſchloß: „dieß, meine Herren, haben Sie ſich ſelbſt zuzuſchreiben.“ Beide wurden nun aufgebracht und meinten, die Mädchen ſeyen dennoch bei ihnen engagirt, mündlich oder ſchriftlich, das ſey gleichviel, und ſie würden ſchon Mittel finden, ſie an der Abreiſe zu hindern. (Man hatte den Herren, als man erfuhr daß Peches, die ſchon angefangen hatten, einiges Aufſehen in Mainz zu erregen, für Cöln engagirt ſeyen, Vorwürfe gemacht, daß ſie ſich nicht beſſer vorgeſehen, um ſo ein Paar hübſche vielverſprechende Mädchen der Mainzer Bühne zu erhalten.) — „Wenn Sie glauben dies im Stande zu ſeyn, woran ich aber ſehr zweifle, ſo verſuchen Sie es,“ ſagte ich mich entfernend. Wirklich wurde der Madame Peche, als ich den andern Morgen in deren Namen auf die Polizei ſchickte, um ihren daſelbſt hinterlegten Paß zu verlangen, derſelbe verweigert, und zwar auf Antrag der Theaterdirektion. Ich ging nun ſelbſt auf die Polizei, wo ich, dem Polizeikommiſſär Mela die Sache gehörig auseinanderſetzend, abermals den Paß verlangte; da er mir denſelben nicht geben wollte, ſo verließ ich ihn mit den Worten:

wohlan, wenn wir den Paß gehörig viſirt bis heute Abend nicht erhalten, ſo reiſe ich mit Peches morgen früh ohne Paß ab, und werde dann dafür Sorge tragen, daß dieſe Geſchichte in öffentlichen Blättern zur Kenntniß des Publikums kömmt. — Mela, der mich kannte und wußte, daß ich der Mann ſey, der ſo etwas nicht in den Wind hinaus ſpreche, meinte, er wolle noch einmal mit den Herren vom Theater conferiren. — Dies ſteht bei Ihnen, ich aber thue was ich geſagt. Die Herren haben durchaus kein Recht an die Familie Peche. Damit empfahl ich mich, und um 4 Uhr Nachmittags war der wohlviſirte Paß in unſern Händen; den andern Morgen befanden wir uns in einer offenen Caleſche, mit vier Poſtpferden beſpannt, auf dem Wege nach Aachen.

Auf der zweiten Station dahin kam plötzlich ein Menſch, der völlig das Anſehen eines zerlumpten Vagabunden, aufgeriſſene Stiefeln, ein Bündelchen auf dem Rücken, eine ſchäbige Mütze und offene Ellenbogen hatte, an den Wagen gerannt und ſchrie: Mama! Mama! — Ich glaubte der Kerl ſey ein Narr, aber Madame Peche rief aus: Ah mon dieu, mon fils! — und Toni: der Bruder! und Thereſe erſchrocken: aber wie kömmt der hierher? — Ich war wie aus den Wolken gefallen, dieſen Herrn Sohn und Bruder zu erblicken, der ebenfalls wie aus den Wolken herabgeſchneiet ſchien. Aber was war da zu machen? wir mußten ſtillhalten, und der 28jährige Knabe ſetzte ſich neben den Poſtillon auf den Bock und erzählte, daß er ſchon über vier Wochen am ganzen Rhein die Kreuz und die Quere umherirre, ſeine theuren Verwandten aufzuſuchen, aber bis jetzt, wo ihm der Zufall dieſelben auf der Landſtraße begegnen laſſe, ſey ſeine Mühe vergeblich geweſen. Wir fuhren nun mit dieſer höchſt unwillkommenen Zugabe, der ich von meiner Garderobe mehreres mittheilte, um ſie wenigſtens etwas reputirlicher ausſehen zu machen, weiter, in Coblenz und Cöln übernachtend, nach Aachen, wo wir wohlbehalten eintrafen und Ringelhard ſchon für Wohnungen für uns geſorgt hatte. Auch ihm ſchien die brüderliche Zugabe, die außerdem ſo hölzern war, daß ſie kaum zu einem Statiſten zu gebrauchen, höchſt unerwünſcht. Der Menſch war ein ächter böhmiſcher Stockſoldat, ſteif wie ein ausgeſtopfter Strohmann, und dem Kalbfell entlaufen, die Mama aufzuſuchen. Indeſſen war er nun einmal da, und wollte doch auch leben, das heißt, eſſen und trinken.

In Aachen war es noch ſehr lebhaft durch die zahlreichen

Badgäste, und wir machten häufige Spaziergänge nach Burscheid und andern Umgebungen. Ringelhard hatte Theresen mit mir das Duettino: „Reich' mir die Hand, mein Leben,“ singen hören und ihr die Parthie der Zerline zum Einstudieren geschickt, da aber für den Augenblick kein Sänger bei seiner Gesellschaft war, der den Don Juan geben konnte, so fragte er mich, ob ich nicht aus Gefälligkeit für ihn und Therese diese Parthie übernehmen wolle, und da mich auch Therese auf das inständigste bat, so willigte ich ein, jedoch nur für Aachen, da, wenn ich in Cöln eine Zeitschrift redigiren wolle, wozu ich schon die nöthige Einleitung gemacht hatte, dies unmöglich sey. Wir hielten nun Proben und alles ging vortrefflich; schon war der Tag der Aufführung bestimmt, und es sollte eine der letzten Vorstellungen auf der Aachner Bühne seyn, da trat eines Morgens der Schauspieler Wolthers in mein Zimmer und sagte nach den gewöhnlichen Begrüßungen: Wenn Sie es nicht übel nehmen, so will ich Ihnen einen guten Rath ertheilen. — Und der wäre? — Treten Sie in Aachen nicht auf die Bühne. — Und warum? — Weil Sie, wenn Sie auch wie ein Gott spielten, dennoch ausgezischt würden. — Wie so, weßwegen? — Es hat sich eine furchtbare Kabale unter den hiesigen Einwohnern gegen Sie gebildet, man weiß, daß Sie einen ominösen Artikel in eine Frankfurter Zeitung gegen die Aachner eingeschickt haben, und das will man Ihnen wett machen. — Gut, wenn dem so ist, so werden die Aachner den Don Juan nicht auf der Bühne sehen, und die Sache ist abgemacht. — Ich ging nun zu Ringelhard, theilte ihm mit was mir Wolthers gesagt, und er war jetzt auch meiner Meinung, um so mehr, da auch er schon etwas von diesen Intriguen vernommen hatte. Dagegen machte ich, so lange wir noch in Aachen verweilten, einigen hübschen Aachner Damen recht emsig und nicht ohne glücklichen Erfolg den Hof, und bewies deren Männern, daß man besser daran gethan hätte, mich den Don Juan auf der Bühne als außerhalb derselben spielen zu lassen. Bald darauf wurde das Theater zu Aachen geschlossen und wir reisten sammt und sonders nach Cöln ab, eine recht lustige, wenn auch ein wenig zigeunerartige Fahrt, jedoch in sehr bequemen Kutschen. Ich hatte indessen einen besondern Wagen für Peches und mich bestellt, und der Herr Bruder mußte wieder seinen Platz auf dem Bock einnehmen; unterwegs wurde mehrmals Halt gemacht und im Freien ein Imbiß genommen, und da ich mich mit

Victualien und gutem Wein reichlich verſehen hatte, ſo bekam ich vielen Zuſpruch von der Geſellſchaft. Dieſe war damals meiſt aus ſehr tüchtigen und talentvollen Künſtlern zuſammengeſetzt, unter denen hauptſächlich der bekannte Schauſpieler Kunſt, die Familie Lortzing, deren Sohn ein trefflicher Muſiker und Componiſt war, Senk und ſeine Gattin, Fabricius und ſeine Frau, Wolthers, der Baſſiſt Meirner u. ſ. w. Ringelhard ſelbſt war ein ſehr guter Schauſpieler aus der Iffland'ſchen Schule, und ſeine Frau, nicht ohne Talent, hatte es aber mit dem Cölner Publikum verdorben.

In Cöln bezog ich wieder eine Wohnung mit Peches, bei einer Madame F.....ch, die Wittwe eines verſtorbenen Beamten, die zwei recht artige Töchter, Agnes und Mimi geheißen, beſaß. Ich hatte indeſſen mein eigenes Schlaf- und Arbeitszimmer, auf welchem ich Thereſen fortwährend Unterricht ertheilte und Rollen einſtudierte. Zum erſtenmal trat ſie in Cöln in der Rolle des Benjamin, in Mehüls »Joſeph in Egypten,« auf, die ich ihr einſtudiert hatte, und in der ſie durch ihr kindlich-gemüthvolles Spiel, wie durch ihre liebliche Stimme außerordentlich gefiel. Doch mußte ſie ſich von der Oper bald ganz zurückziehen und allein nur dem Schauſpiel widmen, da es ihr an hinlänglicher Kraft im Geſang gebrach, beſonders um in Enſembleſtücken durchgreifen zu können. Ich hatte unterdeſſen wirklich die Redaktion einer Cölner Zeitſchrift übernommen, welche den Titel: »der Verkündiger« führte; da ich mich aber mit dem Eigenthümer derſelben nicht gehörig verſtändigen konnte, ſo trat ich bald wieder von derſelben ab, um eine andere und zwar bedeutendere, die »Colonia,« zu redigiren. Auch hier hatte ich manchen Strauß mit der Cenſur zu beſtehen, die unter dem Einfluß eines gewiſſen Struenſee, der damals Polizeidirektor in Cöln war, ſtand. Dieſer Menſch war eine höchſt auffallende polizeiliche Carrikatur und von ſehr beſchränktem Verſtand; die Cölner, die ſich fortwährend über ihn luſtig machten, hatten ihm den Spottnamen »Spornſee« gegeben, weil er ſtets fingerlange Cüraſſierſporen trug ohne je ein Pferd zu beſteigen. Dadurch, daß ich auch hier der Cenſur zu verſtehen gab, wenn ſie ihren Rothſtift nicht in gehörigen Schranken halte, ich die geſtrichenen Artikel in auswärtigen Blättern, und namentlich auch in Pariſern wiederbringen würde, ließ man mir Vieles durchgehen, aber Struenſee hatte mir deßhalb heimlich Rache geſchworen, und ſuchte

dieſe, wie wir bald ſehen werden, auf eine ſehr nichtswürdige Weiſe zu befriedigen.

Unterdeſſen war ich näher mit der Familie meiner Hauswirthin bekannt geworden und brachte manchen Nachmittag und Abend in ihrer Geſellſchaft zu, was Peches nicht ſehr angenehm war. Aber der Umgang mit dieſen, namentlich der Mama und dem Bruder, wurde mir täglich mehr zuwider, ſo daß ich, ich hatte den Tiſch bei ihnen genommen, faſt immer auswärts ſpeiſte, um den unangenehmen Scenen, die meiſtens bei dem Eſſen ſtattfanden, zu entgehen. Die Anforderungen der Madame Peche an mich, beſonders das Mutterſöhnchen betreffend, nahmen kein Ende, und ich befand mich damals nicht in ſo glänzenden finanziellen Verhältniſſen, dieſe nach dem Wunſch der alten Dame befriedigen zu können, da ich ohnehin für die Haushaltung und Garderobe der Mädchen fortwährend bedeutende Opfer brachte, und den Bruder faſt neu gekleidet hatte. Madame Peche war auch auf Ringelhard ſehr ungehalten, da dieſer dem zu Nichts zu gebrauchenden Klotz keine Anſtellung hatte geben wollen. Eines Tages kam Madame Peche mit ihrem Herrn Sohn, der ſtark nach Branntwein roch, auf mein Zimmer und verlangten wieder fünfzig Thaler unter allerlei Vorwand von mir, die ich diesmal verweigerte und verweigern mußte, wollte ich mich nicht faſt ganz entblößen. Jetzt wurden Mutter und Sohn impertinent und endlich ſo grob, daß ich gezwungen war, beide zur Thüre hinauszuwerfen, wobei ich dem letztern noch ein Paar Fuchtelhiebe mit auf den Weg gab. Nun war der ſchon lange drohende Bruch eingetreten und eine Trennung unvermeidlich. Thereſe kam zwar auf mein Zimmer, weinte und bat, ich blieb jedoch ſtandhaft und unerbittlich, obgleich es mir leid that, mich von dem lieblichen und talentvollen Mädchen zu trennen, die ſchlechterdings bei mir bleiben wollte. Vielleicht würde ich dieß auch eingegangen ſeyn, wenn ich nicht gefürchtet hätte, dann dennoch immer die Mama und das Söhnchen auf dem Hals zu haben. Andererſeits muß ich geſtehen, daß ich auch die nöthige Kraft zu dieſer Trennung in einem ſich eben entſpinnenden Verhältniß mit der ſehr feingebildeten Tochter des Hauſes, der hübſchen Agnes F., fand. Genug, ich brachte es dahin, daß Madame F. die Wohnung aufkündigte, einige Tage darauf zogen Peches aus, und ſtatt ihnen die ſehr achtbare Künſtler-Familie Lortzing in ihre Wohnung. Thereſe ſah ich jetzt nur noch bei den

Theaterproben, wo ich indeſſen nicht aufhörte, ihr mit Rath und That bei ihrer künſtleriſchen Ausbildung beizuſtehen. In der Familie F., bei der ich nun den mir angebotenen Tiſch hatte, brachte ich jetzt ſehr angenehme Tage zu, obgleich die Mama, die noch eine lebensluſtige Frau in den beſten Jahren war, auch ihre Eigenheiten hatte, die mir auf andere Art läſtig wurden.

Etwa ſechs Wochen nachdem ich mich von Peches getrennt hatte, wurde Thereſe die Veranlaſſung zu einer ſehr tragiſchen Begebenheit. Der Schauſpieler Kunſt hatte eine Abendgeſellſchaft gegeben, zu welcher er das ganze Perſonale der Ringelhard'ſchen Geſellſchaft und mehrere andere Perſonen, auch vom Militair eingeladen hatte. Nach der Beendigung derſelben kam es zu einem Wortwechſel zwiſchen dem Schauſpieler Wolthers und einem Portepée-Fähndrich des in Deutz liegenden Dragonerregiments, beide machten Anſprüche, Thereſe nach Hauſe begleiten zu dürfen, behauptend, zuerſt den Antrag gemacht zu haben. Der dieſerhalb ſtattfindende Wortwechſel hatte eine förmliche Herausforderung zur Folge, und den andern Morgen fand ein Piſtolenduell ſtatt, in welchem der Fähndrich den Schauſpieler Wolthers erſchoß. Dieſer, ein hübſcher junger Mann, war in der Blüthe ſeines Alters, kaum zählte er 26 Jahre, und gehörte einer ſehr guten ſchleſiſchen adeligen Familie an, ſein wirklicher Name war Julius von Dobrowolsky. Auch der Fähndrich war aus einer der beſten Familien Aachens und mußte nun flüchtig werden, er ſchiffte ſich nach Amerika ein. Dieſe unangenehme Geſchichte machte Thereſen, obgleich ſie nur die ſehr unſchuldige Urſache derſelben war, doch viele Feinde in Cöln und namentlich unter dem weiblichen Theaterperſonale, wo der Neid ſich ſchon zu regen begonnen hatte.

Ringelhard hatte damals die ſehr talentvolle junge Schauſpielerin Ahlerts, die bei der Elberfelder Bühne unter Deroſſis Direktion ſtand, und zugleich Braut des jungen Lortzing war, als erſte Liebhaberin für Cöln engagirt. Deroſſi, der dieſe Künſtlerin ungern entbehrte, that alles mögliche, deren Abgang von ſeiner Bühne zu verhindern, und ließ namentlich den jungen Lortzing bei ihr verleumden, indem er ihr durch Fremde allerlei rein erfundene Lügen und Abſcheulichkeiten von ihrem ganz unſchuldigen Bräutigam hinterbringen ließ; ſo daß ſich Demoiſelle Ahlerts weigerte, das bereits geſchloſſene Engagement anzutreten und nicht zu Cöln eintraf, wodurch Ringelhard in eine große Verlegenheit ge-

rieth und ſein Repertoir höchſt beſchränkt wurde. Er kam zu mir und klagte mir deßhalb ſeine Noth; nachdem wir die Sache hin und her überlegt hatten, kamen wir überein, zuſammen nach Elberfeld zu fahren, um Demoiſelle Ahlerts zu bewegen, ihre eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, und ihr die gegen ihren Bräutigam erſonnenen Lügen auszureden. Wir fuhren eines Morgens dahin ab, und kaum angekommen, machte ich der Künſtlerin zuerſt allein einen Beſuch, ihr vorſtellend, daß ſie ſich in ſchlimme Händel verwickeln würde, wenn ſie ihren unterzeichneten Contrakt nicht erfülle, was auf jeden Fall einen für ſie ſehr unangenehmen Proceß herbeiführen würde. Ich eröffnete ihr auch, daß Ringelhard bereits in dieſer Angelegenheit in Elberfeld angekommen ſey, brachte dann das Geſpräch auf den jungen Lortzing, auf deſſen Talent als Künſtler, deſſen Achtbarkeit als Menſch, und es gelang mir, ihr alles was man Böſes von ihm hinterbracht, als ſchändliche Lügen darzuſtellen, und ſie glaubte mir um ſo eher, als ſie gar zu gerne ihren Geliebten unſchuldig zu finden wünſchte. — Aber wie den Deroſſi verlaſſen, meinte ſie endlich, dem ich habe feierlich verſprechen müſſen, bei ihm zu bleiben. — Ihr Contrakt mit Ringelhard enthebt ſie aller Verſprechungen. — Ich weiß nicht, wie ich von ihm los und hier wegkommen ſoll, ich fürchte .... Fürchten Sie nichts, mein Fräulein, ſind Sie erſt entſchloſſen, dann laſſen Sie uns für das Uebrige ſorgen. — Ich verließ die Schauſpielerin, ſo ziemlich entſchloſſen meinen Rath zu befolgen, und ſagte ihr, daß ich in einer halben Stunde mit Ringelhard zurückkehren würde, um das Weitere mit ihr zu verabreden. Dieſem rapportirte ich, wie weit ich mit Demoiſelle Ahlerts gekommen, und wir kamen überein, daß wir alles verſuchen müßten, um ſie zu bewegen, gleich mit uns zu gehen, weil ſonſt Deroſſi das Mädchen leicht wieder andern Sinnes machen könnte. Wir gingen jetzt zuſammen zu ihr, und es gelang uns ihre Einwilligung zu erhalten, noch dieſen Abend während dem Theater, in dem ſie nicht beſchäftigt war, da eine Oper gegeben wurde, mit uns nach Cöln abzufahren. Deroſſi wußte zwar, daß Ringelhard in Elberfeld ſey, konnte ſich auch wohl denken in welcher Angelegenheit, um aber allen Verdacht einer heimlichen Flucht zu vermeiden, begab ſich Ringelhard halb ſechs Uhr in das Theater, wo er ſich an der Kaſſe mit Deroſſi unterhielt, und dann im Parterre Platz nahm. Während dieſer Zeit hatte Demoiſelle Ahlerts ihre Sachen gepackt,

wobei ich ihr behülflich war; als ſie bereit ſtand und die Pferde angeſpannt waren, ging ich ins Theater und ſagte leiſe zu Ringelhard: nun kommen Sie, es iſt alles im Reinen. Wir verließen unbemerkt das Schauſpielhaus, eilten zu dem bepackten Wagen, der in einiger Entfernung von der Wohnung der Demoiſelle Ahlerts hielt, die ſchon in demſelben ſaß, warfen uns auch hinein, jagten über Stock und Stein den Berg hinab, auf dem Elberfeld liegt, und kamen nach Mitternacht glücklich in Cöln an, wo wir die junge Braut ihren künftigen Schwiegereltern unverſehrt überlieferten, die ſie mit großer Freude bewillkommten und aufnahmen.

Mein Verhältniß mit der ſchönen Agnes wurde unterdeſſen immer inniger, aber auch bald getrübt. Die Mutter, gegen deren Reize, trotz manchen indirekten Anlockungen, ich völlig gleichgültig geblieben war, ahnte bald etwas von unſerm Einverſtändniß, und bewachte das Mädchen gleich einem Zauberdrachen, ſo daß es mir ganz unmöglich war, ſie auch nur einen Augenblick allein in dem Haus zu ſprechen; wir correſpondirten durch die Vermittlung einer von mir beſtochenen Magd, und gaben uns nun Rendez-Vous außer dem Haus, wenn Agnes unter dem Vorwand Commiſſionen zu beſorgen oder zu einer Freundin zu gehen, daſſelbe verließ. So ſprachen wir uns meiſtens in dem nahen Dom, der Marienkirche, der Gereonskirche, der Cunibertskirche, der Apoſtelkirche, zu St. Urſula u. ſ. w., bis ich ein Haus ausfindig gemacht hatte, das in einem ſehr entlegenen Theil der Stadt, zwiſchen öden Mauern und Krautfeldern lag, wo wir uns ungeſtört ſprechen konnten. Aber noch vorher hatten wir ein Rendez-Vous, das mir Agnes bei einer Freundin gab, zu der ich aber nicht durch das Haus kommen, ſondern über eine Gartenmauer ſpringend, ſie in einer Laube treffen ſollte. Sie hatte mir Garten und Mauer zwar genau bezeichnet, aber unglücklicherweiſe waren mehrere ganz ähnliche Mauern, andern Gärten angehörend, nebeneinander, ich verfehlte den rechten, ſprang über eine andere Mauer, und befand mich plötzlich wie aus den Wolken gefallen, unter einem ganzen Dutzend junger Mädchen und Frauen, die bei einer Kaffeepartie und Kuchen um einen Tiſch herum ſaßen, und über meine unerwartete Erſcheinung laut aufſchreiend, die Flucht ergriffen, wähnend, ein Raubmörder, oder doch wenigſtens ein Dieb habe ſie überfallen. Auch ich war im erſten Moment ein wenig verblüfft, faßte mich aber ſchnell und fand für das Gerathenſte, ſo eilig wie

möglich, ehe andere Leute kamen, mich wieder auf dem Weg den ich gekommen war zu entfernen. Kaum war ich auf der andern Seite, als ich auch ſchon fluchende und donnernde Männerſtimmen in einiger Entfernung hörte. Ich lief ſchnell um eine Ecke, um hinter derſelben das was ferner vorfallen würde, zu beobachten, da ſich aber nach mehr als zehn Minuten Niemand außerhalb des Gartens zeigte, ſo ſchlich ich mich wieder an die bezeichneten Mauern, erſpähte jedoch, mit großer Vorſicht an denſelben hinaufkletternd, wer innerhalb ſeyn mochte, bevor ich eine überſtieg, bis ich endlich die rechte mit Agnes und ihrer Freundin in der Laube entdeckt hatte, denen ich nun das gehabte Abenteuer erzählte, worüber ſie ſich halbtodt lachen wollten.

Madame F., die indeſſen des ewigen Aufpaſſens müde war, und einmal geſehen, wie ich ihre Tochter, ihr auf der Treppe begegnend, geküßt hatte, kündigte mir nicht nur den Tiſch, ſondern auch die Wohnung auf, und drohte mir, als ich erklärte nicht ausziehen zu wollen, mit dem Polizeikommiſſair. Da mir nun daran gelegen war, das Haus nicht zu verlaſſen, ſo ſtellte ich mich, mit Agnes einverſtanden, als ſuche ich eine andere Wohnung, ließ aber die meinige, damit ſie Madame F. nicht vermiethen möge, durch den Theaterdiener Blum*) angeblich für einen Schauſpieler, der in vier Wochen ankomme, miethen. So lange mußte mich nun Madame F. noch in ihrem Hauſe dulden, wo ich indeſſen ſicher war, nicht durch einen andern verdrängt zu werden; aber eſſen mußte ich anderwärts. Als der zum Ausziehen beſtimmte Termin bis auf wenige Tage herangekommen war, kam Blum mit einer verdrießlichen Miene zu Madame F. und kündigte derſelben an, daß der erwartete Schauſpieler krank geworden ſey und ſchwerlich vor ſechs Wochen eintreffen würde. Die Dame war ſehr ärgerlich deßhalb, und ich ging jetzt zu ihr und ſagte: da ich vernommen, daß der neue Miether vorerſt noch nicht kommen werde, ſo bäte ich ſie, mich noch ſo lange zu behalten, da ich ohnehin noch kein paſſendes Quartier für mich habe ausfindig machen können. Da Madame F. immer mit ihren Finanzen brouillirt war und mit ihrer Penſion nicht auskam, ſo verſtand ſie ſich auch gerne dazu, und ich bezahlte ſogleich 6 Wochen anticipando. Ja noch mehr: da ich ihr faſt zu allen Vorſtellungen Logenbillets ſchickte, die mich nichts koſteten, ſo war ſie wieder recht artig und bot mir von ſelbſt

*) Robert Blum! — Der Setzer.

wieder ihren Tisch an, den ich auch sogleich acceptirte, und es dahin brachte, daß so lange ich noch in Cöln war, ich keine andere Wohnung mehr bezog, obgleich ich noch mancherlei Abenteuer und Verhältnisse mit andern Frauen und Mädchen, worunter die liebenswürdige B.... war, anknüpfte, von denen ich die meisten in einem Singverein in der St. Johannisstraße hatte kennen lernen, und mit ihnen Sonntags im Dom auf der Emporkirche religiöse Gesänge vortrug.

Damals gab ein gewisser Rousseau eine Zeitschrift unter dem Titel: «Colonia Agrippina» heraus, und da er ein großer Vertheidiger und Verehrer der Jesuiten-Partei war, durch welche er eine Carriere und sein Glück zu machen hoffte, so wurde er durch diese sehr unterstützt und in Schutz genommen. Da er auch Theaterkritiken über die Cölner Bühne schrieb und sich in denselben arge Blößen gab, so nahm ich ihn in meinen Antikritiken öfters stark mit. Seine Schützlinge machten sich dieserhalb an Struensee und mutheten diesem zu, meine Antikritiken streichen zu lassen, dieser aber gab ihnen in seiner Einfalt zur Antwort: das lasse ich wohl bleiben, dann wäre Fröhlich im Stande gegen mich selbst zu schreiben; lieber soll er den Rousseau heruntermachen. — Dieser ergriff endlich das Mittel, mir in Gesellschaft des Dichter Schier einen Besuch zu machen, um mich zu fragen: was er mir denn gethan habe, daß ich ihn so vor dem Publikum hinstelle. — Mein Gott, ich habe gar nichts gegen Ihre Person, es sind nur allein Ihre mehr als lächerlichen Kritiken, die ich beleuchte; Sie können mir nicht eine Stelle aufweisen, in der ich persönlich geworden wäre. — Er fuhr noch fort, sich in einem sehr weinerlichen Ton gegen mich auszulassen, worauf ich, um ihn los zu werden, endlich zu ihm sagte: Mein Gott, wenden Sie sich an die Censur, die kann ja streichen was ihr beliebt. — Das haben wir schon gethan, platzte er heraus, indem er mir die oben angeführten Worte Struensees rapportirte. Kaum konnte ich es verhüten, nicht in ein lautes Lachen auszubrechen.

Unterdessen war der Carneval herangekommen, der dieses Jahr (1824) mit einer ungewöhnlichen Pracht gefeiert werden sollte, wozu man ganz außerordentliche Vorkehrungen traf, eine eigene Casse errichtete, in welche sehr ansehnliche Beiträge flossen. Ueber sechs Wochen hatte man mit den Vorbereitungen zugebracht und eine ganze Compagnie Funken (so wurden die alten cölnischen Stadt-

Soldaten, wahrscheinlich wegen ihrem martialischen Aussehen und ihren niederschmetternden Blicken, genannt) angeworben und aus der gemeinschaftlichen Casse verköstigt, besoldet und uniformirt. Es waren lauter Leute aus der Classe der Taglöhner, die sich diesen Extraverdienst wohl gefallen lassen konnten. Bei dem Wirth Hennes in der Comödienstraße hatten sie ihr Hauptquartier. Diese Helden schienen aus dem verwichenen Jahrhundert, sammt Perrücken, Zöpfen und Haarbeuteln, wieder auferstanden zu seyn. Die Honoratioren hatten ihren Sitz in dem Weinhaus zur Hölle aufgeschlagen, wo die Berathungen und das Einstudieren der Gesänge stattfand. Man wußte aus den Carnevalszeitungen, daß die Prinzessin Venetia Italiens reizende Gefilde verlassen habe, um ihre Verlobung mit dem in der alten Colonia-Agrippina residirenden Helden Carneval zu feiern. Vierzehn Tage lang kamen täglich Courriere und Staffeten an, welche die allmählige Annäherung der Ersehnten verkündeten. Endlich kamen an einem Sonntag nicht weniger als 24 Courriere Schlag auf Schlag, welche die nahe Erscheinung des prächtigen Gestirnes anzeigten. Einige Tage vorher war schon ein Theil ihrer Suite in zwei- und vierspännigen Wagen angekommen, bestehend aus Küchen-, Keller-, Stallmeister, Mundschenken ꝛc.; zahllose Haufen des freudetrunkenen Volks hatten sich am kaiserlichen Hôtel, wo die Erlauchte absteigen sollte, und dessen Erleuchtung am hellen Tage den Glanz der Sonne verdunkelte, in solchen Massen eingefunden, daß nicht mehr durchzukommen war; hier hatten die Funken eine Ehrenwache, 24 Mann stark, bezogen. Der Donner der Kanonen verkündete endlich ihre Ankunft bei dem todten Juden (so wird ein Ort in geringer Entfernung von Cöln genannt). Die Begeisterung der ihr entgegen marschirenden Funken steigerte sich in so hohem Grad, daß sie wirklich Feuer zu sprühen schienen, ihre Zöpfe wackelten und ihre Bärenmützen freudig zitterten. Garde-Cürassiere mit goldstrahlenden Sonnen auf der Brust eröffneten den Zug, hinter ihnen kamen mehrere vierspännige und endlich ein wohlverschlossener sechsspänniger Wagen, in welchem die Gefeierte, der Menge unsichtbar, verweilte. Ihr zahlreiches Gefolge war eben so burlesk, als ächt wälsch und komisch prächtig, vorzüglich aber waren es die Küchen- und Speisewagen, die durch ihren reichhaltigen Inhalt von Riesenbretzeln, kolossalen Kuchen, Gänsen, wälschen Hahnen, Enten, Runkelrüben und Sauerkohl, Butter- und Mehl-

töpfen, Zwiebeln, Knoblauch und 10 Ellen langen Würſten alle Gaumen wäſſern, alle Zungen lüſtern, alle Magen hungrig und alle Naſen ſchnüffelnd machten. Auch ihre ſilberne Klyſtierſpritze von Pappe, von der Größe einer achtundvierzigpfündigen Kanone, erregte allgemeines Aufſehen, und häufig hörte man unter dem Volk: aber was muß die wälſche Prinzeſſin für ein ungeheures Loch haben! — Den Zug ſchloß abermals eine Abtheilung Sonnen-Cüraſſiere und Funken, und eine zahlloſe Menge zu Fuß, zu Pferd und in Wagen.

Den kommenden Morgen war mit Tagesanbruch ſchon die ganze Stadt in Allarm, alle Straßen wimmelten voll Volk, beſonders aber war es der Neumarkt, wohin alles ſtrömte. Auf den höchſten Giebeln der Dächer, auf den Schornſteinen, auf der Kuppel der Apoſtelkirche, ſogar auf dem eine Ohm haltenden Knopf derſelben ſaßen die Zuſchauer, gleich Sperlingen, und auf den Zweigen der Bäume, welche den großen Platz umgaben, ſaßen ſo viel affenartige Jungen und Alte, daß man ſich in die Mitte Afrikas hätte verſetzt glauben können. Der ganze Platz, deſſen innern Raum die Funkenpolizei gehörig frei erhielt, war von Carroſſen und Wagen aller Art, voll maskirter und unmaskirter Herren, umgeben. Die Zahl der Fremden, von denen viele ſelbſt aus Frankreich und den Niederlanden herzugeſtrömt kamen, war ungeheuer. Gegen elf Uhr deutete endlich eine allgemeine, dem durch Sturm aufgeregten Meere gleichende Bewegung die Annäherung des hochgefeierten Königs Carneval an, und im höchſten Glanz näherte ſich deſſen prächtiger Zug, den chineſiſche Mandarinen, muſicirende Derwiſche zu Pferd, ein Reichsherold und der Funkengeneral mit ſeinem Adjutanten auf demſelben Pferde und die heilige Schaar der Funken eröffneten, und wo vier Marketenderinnen auf einer Rieſen-Gans, einem dito Hahn, Storch und Truthahn ritten. Sodann kam der Reichsfähndrich zu Pferd, eine ungeheure Fahne ſchwenkend, ihm folgte der Zigeunerhauptmann Baſſamaderemsky mit ſeinem Gefolge, Pauker und Trompeter, nebſt der königlichen, einige fünfzig Mann ſtarken Hofkapelle, ſammt und ſonders in den heroiſchſten Coſtümen. Das tollſte Durcheinander von theatraliſchen und Romanenperſonagen folgte nun im bunteſten Gewirre, Herr und Frau Papageno, Caspar Larifari, Fallſtaff, Kasperle, Jungfrau Salomeh, Poliſchinellis, Pierrots, Harlequine und Colombinen, Scaramuzzis, Incroyables, Eulenſpiegel, ein Herma-

phrodite, Hänneschen, Bestevater und Marie-Sybillchen (permanente Personagen des Cölner Puppentheaters), Ritter in Gold- und Silberharnischen, ungeheure Riesen, Zwerge, bald himmellange, bald sich auf wenige Schuh verkürzende Figuren, der ganze griechische Olymp, Ballengeks ꝛc. ꝛc. Held Carneval selbst kam auf einem, einen goldnen Delphin vorstellenden, mit acht Pferden bespannten Wagen angefahren; er strotzte von Gold und Edelsteinen, und die Pferde, so wie seine Ceremonienmeister, Hofnarren, Läufer ꝛc. waren alle auf das prächtigste geschmückt; in den vielen ihm folgenden sechs- und vierspännigen Wagen saßen seine Minister, Hofjunker, Pagen und anderes Hofgesindel. In gestrecktem Gallop fuhr er an den auf der Mitte des Platzes errichteten hohen und prachtvollen Thron und nahm Platz auf demselben. Kaum war dies geschehen, als ein neues Freudengeschrei, Kanonendonner, bis zu den Sternen wirbelnde Pauken und Cimbeln, schmetternde Trompeten das Kommen der holdseligen Prinzessin Venetia ankündigten, die in einem nicht minder prächtigen Zug und Gefolge, eine vom Kapellmeister Radicati angeführte Janitscharenmusik zu Pferde an der Spitze, an den Thron fuhr, und Platz neben dem König Carneval nahm. Ihre nächsten Umgebungen bestanden fast aus lauter gekrönten Häuptern; da sah man Mohrenkönige, peruanische Inkas, merikanische und marokkanische Kaiser, Dogen, venetianische Nobili, Gesandtschaften ohne Zahl, aus allen Weltgegenden und Staaten, u. s. w. Ich selbst, der bei dem Anordnungs-Comité in der Hölle gewesen, befand mich als Fürst Ypsilanti an der Spitze der griechischen Gesandtschaft, welche Hilfe von König Carneval zu Befreiung der Griechen vom türkischen Joch verlangte. Prinzessin Venetia, die in einem achtspännigen Wagen, welcher eine Gondel in Form eines blendend weißen Schwanes vorstellte, angefahren, war mit Diamanten, Brillanten und Perlen übersäet, und der Ocean selbst ruhte auf dem Rücken des Schwans, den er zum Heil der Erlauchten leitete. Carneval war bei ihrer Ankunft auf- und die Stufen des hohen Thrones herabgestiegen, und ihr huldreich die Hände küssend, hieß er sie neben sich niederlassen. Jetzt wurden hohe Lieder angestimmt, alle Musikbanden vereinigten sich, die Kanonen donnerten wieder, Tausend platzende Raketen beleuchteten die am hellen Tag nicht scheinende Sonne, und das Schmettern von hundert Trompeten verkündete der erstaunten Welt die Vereinigung beider allerhöchsten Personagen.

Der Bannerrath von Cöln hatte die Ehre, ihnen den Ehrenwein zu präsentiren, die Hofnarren neckten weidlich und etwas derb die Hofdamen. Man stimmte das eigends zu dieser Feier componirte Lied: „Herbei, Ihr Cölner Leute ꝛc.“ an, und endlich gab der König das Zeichen zum Aufbruch. Er bestieg nun mit der Braut den goldnen Delphin, dem der Ocean auf dem Schwan folgte. Beide Züge vereinigten sich und setzten sich in Bewegung, um durch alle in italischer Weise mit Teppichen, Triumphbogen ꝛc. geschmückten Hauptstraßen zu ziehen. Erst als das Gestirn des Tages untergegangen, war der Umzug beendigt. Man ruhte nun wenige Stunden aus, um sich zu den neuen Strapatzen und Freuden, welche die kommende Nacht bringen sollte, zu stärken. Diese bestanden in einem Ball in dem ungeheuren Saal des Cölner Kaufhauses: der Gürzenich genannt, in dem schon Kaiser Maximilian große Feste gegeben, der an 4000 Personen faßt, und auf das prachtvollste eingerichtet und ausgeschmückt worden war. Auf beiden Seiten waren erhöhte Sitze angebracht, von denen man das bunte Gewühl übersehen konnte. Ein prächtiger Thron für das königliche Paar war an einer andern errichtet. Nach 10 Uhr kam der ganze Zug zu Fuß, in derselben Ordnung wie er am Tag durch die Stadt gezogen war. König Carneval eröffnete den Ball mit der Prinzessin Venetia, worauf er ohne Unterschied mit allen Ständen tanzte, um die Gleichheit des Tages zu ehren. Hymnen wurden angestimmt, Alle überließen sich der heitersten Laune und jubelten bis zum anbrechenden Tag. — Keine der italiänischen Carnevalsfeier, deren ich beigewohnt, hatte ein so imponirendes Ensemble, wie diese in Cöln. Ein Kaufmann Zanoli war der Held Carneval, und ein junger Oppenheimer, Sohn eines reichen Bankiers, machte die Prinzessin Venetia, und war mit allem Schmuck den er von seinen Verwandten und Bekannten entliehen, beladen.

Struensee, der mich fürchtete und dem ich deßhalb ein Dorn im Auge war, hatte mir Rache geschworen, und suchte sie auf folgende Weise auszuüben. Damals war die Demagogenriecherei in Deutschland in vollem Gang. Er berichtete nun an das Preußische Ministerium, daß ich mich in Cöln befände und er mich stark im Verdacht habe, mit den Häuptern der Umwälzungspartei in geheimen Verbindungen zu stehen. In der That waren mir schon einigemal Anträge gemacht worden, mich an solche mysteriöse Gesellschaften anzuschließen, die ich aber jedesmal sehr bestimmt

zurückgewieſen hatte, und zwar hauptſächlich aus dem Grund, weil ich mich nicht zum Inſtrument mir unbekannter Perſonen hergeben und zur Maſchine herabwürdigen laſſen wollte. Einem der zuletzt mit Anträgen an mich geſchickten Abgeſandten hatte ich geſagt: „Sehen Sie mich doch einmal recht an, ſehe ich denn wirklich ſo einfältig aus, daß man mir zumuthen kann, ich laſſe mich als Inſtrument und Hebel mir ganz unbekannter, vielleicht ſtupider Individuen gebrauchen? — Klar muß ich vor allem ſehen, ſowohl was den eigentlichen Zweck betrifft, als wer die Leiter ſind, und ſelbſt dann müßte mir nicht nur eine mitentſcheidende Stimme gegeben, ſondern nach Umſtänden ſogar die Leitung des Ganzen gegen gehörige Verantwortlichkeit überlaſſen werden, in welchem Fall ich den unbedingteſten Gehorſam, ja ſoldatiſche Subordination fordern würde. — Sie würden alſo zur Bedingung machen, diktatoriſche Gewalt zu haben? — Allerdings, es müßte denn ſeyn, daß ich mich von der größern Fähigkeit eines Andern überzeugte. Der Abgeordnete, ein gewiſſer K..., entfernte ſich, und ſeitdem blieb ich mit allen derartigen Anträgen verſchont. Wirklich konnte ich mir in der That nichts Jämmerlicheres denken, als ſich zum Werkzeug unbekannter, ſich in Nacht und Nebel verhüllender Menſchen, oft, wie die Folge gezeigt, einfältiger Schafsköpfe und feiger Schurken herzugeben, kaum daß man dieß bartloſen unerfahrenen Studenten und Knaben verzeihen kann.

Indeſſen wurde ich von dem ſaubern Bericht, den der Polizeidirektor Struenſee hinſichtlich meiner an das preußiſche Miniſterium eingeſandt hatte, bei Zeiten durch einen bei der Polizei zu Cöln angeſtellten Beamten, der früher in franzöſiſchen Militairdienſten geſtanden hatte, gehörig unterrichtet. Dieſer brave Mann hatte mich auch verſichert, daß er mich ſogleich wenn die Antwort von Berlin käme, von deren Inhalt, und zwar ehe ihn noch Struenſee erfahre, da er die Depeſchen zuerſt durchgehe, in Kenntniß ſetzen wolle, ich könne alſo deßhalb ganz ruhig ſeyn. In der That berichtete er mir 10—12 Tage ſpäter, daß das Miniſterium den Präſidenten beauftragt habe, ſich einige ſchriftliche Beweiſe, die ſeinen Verdacht beſſer begründeten, zu verſchaffen zu ſuchen, und wenn er dieſe habe, meine Papiere in Beſchlag zu nehmen, mich dann, wenn ſolche gegründete Veranlaſſung dazu gäben, verhaften und nach Umſtänden wohl eskortirt nach Berlin bringen zu laſſen. Als ich dies erfahren, packte ich alle meine Schriften, obgleich unter

ihnen auch keine Zeile war, die einen ſolchen Verdacht im mindeſten hätte rechtfertigen können, zuſammen, da ich nicht wußte, wie weit Struenſee gehen würde, und ich nicht gerne haben mochte daß eine hohe Polizei die Naſe in meine Briefe und Papiere ſtecken ſollte, wodurch ſehr viele Perſonen, namentlich Damen, und unter ihnen auch manche ſchöne Cölnerin und Berlinerin, hätten compromittirt werden können. Den ganzen großen Pack gab ich wohl verwahrt einſtweilen Agneſen in ſichere Verwahrung, die ihn ihrerſeits wieder an eine Freundin gab, weil wir uns nicht ſicher vor einer Hausſuchung hielten und mein Verhältniß mit dem Mädchen dank der Mutter ziemlich bekannt geworden war.

Unterdeſſen hatte Ringelhard beſchloſſen, während der Faſtenzeit mit ſeiner Geſellſchaft nach Bonn zu gehen, und da mir die Redaktion der Colonia viel zu wenig abwarf, ich auch durch noch andere literariſche Arbeiten in Cöln (ich war Mitarbeiter des von Spitz herausgegebenen rheiniſchen Converſationslexikons) nicht hinreichenden Verdienſt hatte, und mich die Struenſee'ſchen Intriguen doch auch beunruhigten, ſo beſchloß ich Cöln zu verlaſſen und vorerſt nach Mainz zu gehen. Dieſen Entſchluß führte ich aus bevor noch eine miniſterielle Antwort auf einen zweiten Bericht Struenſee's von Berlin gekommen war.

Die Unternehmer des rheiniſchen Converſationslexikons, unter denen ein ſehr vermögender Kaufmann war, baten mich vor meiner Abreiſe, das Werk ſo viel als möglich in deutſchen Zeitungen günſtig zu recenſiren und zu empfehlen, und verſprachen mir für meine Mühe ein gutes Honorar. — Ich verließ nun das alte Cöln, in dem ich manche angenehme Erinnerung zurückließ, nahm Abſchied von der betrübten Agnes, von Thereſen, einer Sch..., einer B... und einer V..., und fuhr ziemlich leichten Herzens nach Mainz, wo ich diesmal im Pariſer Hof bei Arnold abſtieg, der ein allerliebſtes Töchterchen hatte. Bald darauf machte ich eine kleine Reiſe, um, wie ich es verſprochen, in verſchiedenen Zeitſchriften für das rheiniſche Converſationslexikon günſtige Artikel einrücken zu laſſen, und hierdurch wurde ich in Mannheim mit dem Eigenthümer der dortigen Zeitung, einem Herrn C..., der früher Kaufmann geweſen, aber als ſolcher verunglückt war, bekannt. Dieſer bot mir die Redaktion eines belletriſtiſchen Blattes an, welches er um ſeiner politiſchen Zeitung mehr Aufnahme zu verſchaffen, herauszugeben willens war. Ich wurde bald einig mit ihm,

blieb aber vorerſt noch in Mainz wohnen, wo mich einige, erſt kürzlich gemachte intereſſante Bekanntſchaften von Damen feſſelten, unter denen namentlich die Frau eines Hauptmanns, ein ſehr lebhaftes, ſchönes, erſt 17jähriges Weibchen, das dieſen Mann faſt wider ihren Willen und nur auf Zureden ihrer Verwandten geheirathet hatte. Außerdem war mir Mainz von jeher ein gar lieber Aufenthalt geweſen, da ſeine freiſinnigen und lebensluſtigen Bewohner ein heiteres, munteres und gaſtfreies Völkchen ſind. — An der Table d'Hôte im Pariſer Hof, an der ich ſpeiſte, und wohin ſelten einige Fremde kamen, war eine tägliche Tiſchgeſellſchaft, die, ſo ſeltſam ſie auch zuſammengeſetzt, doch äußerſt unterhaltend war. Sie beſtand aus dem Präſidenten der Unterſuchungscommiſſion der demagogiſchen Umtriebe (die ſogenannte ſchwarze Commiſſion), Herrn von Reiſenberg, ein ſehr wiſſenſchaftlich gebildeter, humaner und unterrichteter Mann, der in ſeiner äußerſt ſchwierigen Stellung viel Gutes wirkte, manches Böſe verhütete, und durchaus unpartheiiſch war; einem preußiſchen Auditor, gleichfalls ein vorzüglicher Kopf und trefflicher Charakter; Eikmeier, ein Sohn des bekannten Generals dieſes Namens, eigentlich des letzten Churfürſten von Mainz, dem er auch frappant ähnlich ſah, ein ſehr jovialer Geſellſchafter und heller vorurtheilsfreier Kopf; ein Hofrath Krieger, alter Hageſtolz, ſehr reich und ebenſo filzig; ein gewiſſer Amtmann, mauvais sujet, zwei öſtreichiſche Offiziere, Oberſt P.... und Oberſtlieutenant P.... von dem damals in Mainz garniſonirenden Regiment Langenau, ein Paar höchſt bornirte Köpfe und große Ignoranten, dabei aber ſo furchtbare Freſſer, daß jeder Gaſtwirth erſchrak, an deſſen Table d'Hôte ſie ſich einfanden. Der Wirth in den Reichskronen hatte ſie ſich deßhalb vermittelſt einiger andern Gäſte ſchon vom Halſe zu ſchaffen gewußt, jetzt aßen ſie den im Pariſer Hofe arm. Wenn ſie den letzten Biſſen vom Deſſert verſchluckt hatten, ſo ſagte gewöhnlich Einer zu dem Andern: „Nun, Herr Kam'rad, was werden wir dann halt heute Abend z'Nacht ſpeiſen?“ Beide waren gewöhnlich die Stichblätter der übrigen Tiſchgeſellſchaft ohne es zu ahnen, und ſchmarotzten gerne ein Glas guten Wein, wenn einer oder der andere Gaſt, was öfters der Fall war, in Folge einer verlornen Wette, einige Flaſchen zum Beſten geben mußte. P.... war erſt kürzlich vom Major zum Oberſtlieutenant avancirt, und da dieß nicht ſogleich Jedermann wußte und man ihn immer noch mit: Herr Major,

anredete, so ließ er sich einen Zettel, auf dem „Oberstlieutenant“ mit Fractur geschrieben stand, in seinen Hut kleben, und so oft ihn Jemand mit einem „Herr Major“ anredete, that er den Hut ab, deutete mit dem Finger auf den Zettel und sagte: „Können's lesen?“ — Einst ging er an der Wohnung der Gräfin Lauer vorüber, die gerade am offenen Fenster saß und ihn mit einem: „Guten Tag, Herr Major!“ bewillkommte. Zufälligerweise befand sich ganz nahe eine östreichische Schildwache, zu dieser sagte er nun: „Schildwach, wer bin ich? — „Ihr Gnaden sind's halt der Herr Oberstlieutenant P.....“ — „Haben's g'hört,“ rief er hierauf der lachenden Gräfin zu.

Ich redigirte den Mannheimer Phönir fortwährend von Mainz aus, und ließ ihm so reichliches und gewürztes Futter zukommen, daß der seltene Vogel bald in Frankfurt, Mainz, Darmstadt, Cöln und am ganzen Rhein heimisch wurde, und da er oft sehr satyrisch war, nicht wenig Aufsehen machte, manchmal aber auch ganz falsch verstanden wurde und ihm dann großes Unrecht geschah. — Folgendes war eines der komischsten Mißverständnisse, das viel zu lachen gab. In Mannheim hatte der Stadtdirektor die Wegnahme der Laternenpfähle befohlen, da künftig die Laternen an quer über die Straße laufende Eisenketten gehängt werden sollten. Nun hatte ein Mannheimer Einwohner der Redaktion einen Aufsatz eingesandt, der überschrieben war: „Die verabschiedeten Laternenpfosten.“ Dieser Aufsatz, behaupteten viele östreichische Offiziere, sey eine malitiöse, auf sie gemünzte Satyre, und blieben dabei, was ihnen auch die Preußen und andere vernünftige Leute dagegen sagen mochten. Sie beruhigten sich nicht eher, als bis sie von Mannheim aus erfahren hatten, daß man daselbst wirklich die bisherigen Laternenpfosten weggenommen und durch Ketten ersetzt habe! Besonders hatte sich ein gewisser Major W....., ein zweiter Rummelpuff, bei dieser Gelegenheit höchst lächerlich gemacht.

An unserm Tisch unterhielt ich mich hauptsächlich viel mit dem Präsidenten von Reisenberg, dem es Vergnügen machte, mich über Italien, Frankreich, Spanien und die jonischen Inseln auszufragen, dagegen erfuhr ich manches von ihm, das zu meinem Kram paßte, und ich zu Artikeln in Pariser Journale benutzte, für die ich noch immer ununterbrochen arbeitete. Herr v. K. las diese, und äußerte mehrmals bei Tische, er möchte wohl den Einsender derselben kennen, wobei er einen forschenden Seitenblick auf mich

warf. Da ſie indeſſen nichts weniger als revolutionär geſchrieben waren, ſondern nur eine leidenſchaftsloſe Beurtheilung der damaligen deutſchen Zuſtände enthielten, ſogar die Umtriebe der im Finſtern ſchleichenden Hetzer und die Einfalt der guten Studenten, die ſich zu deren Werkzeugen hergaben, öfters gegeißelt wurden, ſo las ſie auch Herr v. K. mit Befriedigung, und daß er mich für den Verfaſſer hielt, ging aus mancher ſeiner Aeußerungen hervor. Dieß kam mir ſehr zu ſtatten, denn nach einem Aufenthalt von mehrern Monaten in Mainz, hatte Struenſee in Cöln herausgebracht wo ich mich befand, und daher nichts Eiligeres zu thun, als einen Bericht hinſichtlich meiner, in welchem er mich abermals als der demagogiſchen Umtriebe verdächtig bezeichnete, an die Mainzer Unterſuchungscommiſſion, nebſt den Verfügungen des preußiſchen Miniſteriums einzuſchicken. Herr v. Keiſenberg, der Struenſee ſchon kannte, hatte deſſen Albernheit hinſichtlich meiner gehörig zurecht gewieſen und dem Miniſterium die völlig unbegründete Anklage Struenſees dargethan. Ich erfuhr dies alles durch die Frau eines Mitglieds der Commiſſion, mit der ich auf einem ziemlich vertrauten Fuß ſtand. Indeſſen nahm ich mir vor, den unermüdlichen Eifer des Cölner Polizeidirektors doch in die gehörigen Schranken zu verweiſen. In einem Correſpondenzartikel aus Cöln, wo die wirklich vortreffliche Adminiſtration der preußiſchen Rheinprovinzen gehörig zergliedert wurde, ſchloß ich mit den Worten: Nur eines vermag man ſich nicht zu enträthſeln, nämlich, wie eine ſo umſichtige Regierung, wie die preußiſche, einen ſo ganz untauglichen Menſchen, wie dieſen Struenſee, der noch obendrein das Geſpött der Einwohner Cölns iſt, daſelbſt als Polizeidirektor laſſen mag. — Bald darauf wurde dieſer auch abberufen.

Das heitere Leben in Mainz ſagte mir immer mehr zu, und die herrliche Lage dieſer Stadt und ihre Umgebungen ließen mich begreifen, woher es kam, daß ihre Bewohner ein ſo munteres, mit leichtem Sinn durch das Leben gleitendes Völkchen waren. Faſt keine Woche verging, wo nicht Ausflüge auf eine ſchöne Rheininſel, umliegende Ortſchaften, auf die Kirchweihen, beſonders auch nach Hochheim und in die nahen Bäder, Wiesbaden, Schwalbach ꝛc., gemacht wurden, und als der Winter kam, fehlte es nicht an muſikaliſchen Unterhaltungen, Concerten, Schlittenfahrten u. ſ. w., auch das Theater, noch immer unter Cramer, war gar nicht ſchlecht. Zu meinem großen Leidweſen mußte ich indeſſen Mainz plötzlich

verlaſſen, woran folgender Vorfall Urſache war. Im Theater beſuchte ich gewöhnlich eine Loge, die dicht neben der war, welche die öſtreichiſchen Stabsoffiziere gemiethet hatten und mit ihren Frauen einnahmen. Ein Major W..... hatte eine noch ſehr junge Frau geheirathet, die Tochter eines öſtreichiſchen Artilleriehauptmanns, mit der ich bisweilen ein Paar Worte in der Loge wechſelte, aber auch nicht die mindeſte Abſicht auf die Dame hatte, da ſie durchaus nichts beſaß was mich hätte anziehen können, und unſere Unterhaltung beſchränkte ſich auf ganz gleichgültige Dinge, ſie war auch, dank der geiſtigen Beſchränktheit der Mad. W....., ſehr einſylbig; dennoch ſah es der Major ungern wenn ich mit ſeiner Frau ſprach, was meiſtens in ſeiner Abweſenheit geſchah, da er öfter durch den Dienſt abgehalten, viel ſpäter als dieſelbe kam. Eines Abends, als dies wieder der Fall war, trat er gerade in die Loge, als mich ſeine Frau um Erklärung einer Scene fragte, die ſie nicht begriffen hatte. W.'s Geſicht ſchwoll hochroth an, und zornglühend ſagte er ſo laut daß es das ganze Publikum hörte, zu ſeiner Ehehälfte: Du ſetzt dich gleich hier herüber (auf die andere Seite der Loge); worauf mehrere Stimmen von den Gallerien ein: »Bravo, Herr Major!« erſchallen ließen, und das ganze Publikum lachte. Als ich nun im Zwiſchenact die Loge verließ, begegnete mir W..... auf dem Corridor, und ſagte: Herr Fröhlich, wenn Sie noch einmal in Ihrer Loge ausſpeien, ſo ſchicke ich Ihnen ſechs Caporale auf das Zimmer! — Sie haben wohl ein Glas über den Durſt getrunken, antwortete ich ihm, ſchlafen Sie Ihren Rauſch aus, morgen ſollen Sie mehr von mir hören. — Hierauf drehte ich dem Major den Rücken und ließ ihn ganz verblüfft ſtehen. Den andern Morgen ſchickte ich ihm ein Schreiben, worin ich ihn um Erklärung der an mich gerichteten Worte bat, da ich aber keine Antwort erhielt, ihm eine förmliche Herausforderung zuſandte, und als auch dieſe eben ſo erfolglos war, ließ ich in dem Phönix abdrucken, daß ich den gewaltigen Helden W..... ſammt ſeinen ſechs Caporalen in meiner Wohnung erwarte, und ſie nach Verdienſt zu empfangen bereit ſey. Die Sache hatte bereits viel Aufſehen gemacht und war in der Stadt herum. Die preußiſchen Offiziere äußerten ſich öffentlich, daß ein ſolches Benehmen eines Stabsoffiziers unter ihnen nie geduldet würde u. ſ. w., dagegen hatte ſich ein öſtreichiſcher Artillerielieutenant, Namens Schneider, geäußert: W..... ſolle nicht ſo viel

Umſtände machen und mich bei der nächſten beſten öſtreichiſchen Wache, an der ich vorüberginge, feſtnehmen, in die Wachtſtube ſchleppen und gehörig durchhauen laſſen; eines Schneiders ganz würdige Geſinnungen, doch nein, dieſer edlen Zunft darf ich kein Unrecht thun, ich habe manchen Schneider kennen gelernt, dem dieſer Lieutenant Schneider noch nicht würdig geweſen wäre die Schuhe zu putzen. — Alles dies gab nun zu Reibereien unter der Garniſon Veranlaſſung, und eines Morgens wurde ich auf das Polizeiamt citirt, wo man mir ſehr artig und mit ſichtbarer und ſchonender Theilnahme eröffnete, daß ich auf Befehl des hohen Feſtungs-Gouvernements die Stadt und Feſtung Mainz binnen 24 Stunden verlaſſen müſſe. Ich wollte zwar dagegen Einwendungen machen, ging auch deßhalb zu dem Herrn Regierungs-Präſidenten von Lichtenberg, der mich mit der äußerſten Artigkeit aufnahm und mir ſein Bedauern ausdrückte, in dieſer Sache nichts für mich thun zu können, da das Feſtungs-Gouvernement das Recht habe, jeden Fremden aus der Stadt zu weiſen, ohne irgend eine Rechenſchaft deßhalb geben zu müſſen; ebenſo wenig half es mir, daß ich mich an den Gouverneur, den preußiſchen General von Carlowitz, ſelbſt wandte, der mir antwortete: er habe die Ausweiſung mehr in meinem eignen Intereſſe anordnen müſſen, da bei meinem längern Weilen dahier meine perſönliche Sicherheit leicht gefährdet werden könne, denn die öſtreichiſchen Offiziere der Garniſon ſeyen zum Theil ſehr rohe Subjekte u. ſ. w. Genug, es blieb bei der Verbannung und ich mußte mich darein fügen, bat mir jedoch dreimal vierundzwanzig Stunden aus, um meine Sachen zu ordnen, die mir auch bewilligt wurden, und fuhr dann von allen meinen Bekannten, die mir das Geleite gaben, in ſechs Wagen begleitet, nach Mannheim, wo man mich ſchon längſt erwartete, der Eigenthümer der dortigen Zeitung mich mit Briefen bombardirte und mir alle mögliche Offerten machte, worunter Wohnung und Tiſch bei ſeiner Familie, wenn ich bei ihm logiren wolle.

Als ich mit meinen Freunden in Oppenheim ankam, wo man ein Mittageſſen im wilden Mann für uns beſtellt hatte, fanden wir daſelbſt meinen jämmerlichen Gegner, den Major W....., der nebſt ſeiner Frau, ſeinen Schwiegervater, der in eine andere Garniſon verſetzt worden war, bis hierher begleitet hatte. Als uns dieſe guten Leute ankommen und ausſteigen ſahen, ließen ſie ſich ſchnell ein Zimmer im obern Stock des Hauſes geben, und Niemand

von ihnen verließ mehr die Stube oder ließ ſich nur am Fenſter blicken, bis wir weg waren. Ich aber hatte W..... geſehen und erkannt, ſchrieb ſogleich noch vor Tiſch einen Aufſatz für den Phönix (Titel des Mannheimer Blattes): „Gedanken eines Verbannten auf der Reiſe von Mainz nach Mannheim,“ in welchem ich die Gegenwart eines ſehr zahmen Mannes im wilden Mann zu Oppenheim meldete und den Helden W.....» Rummelpuff gehörig mitnahm. — Das Liedchen:

„Ueberall bin ich zu Hauſe,
Ueberall bin ich bekannt ꝛc.“

trillernd, fuhr ich in das freundliche Mannheim ein, wo ich von Herrn C....., dem ich ſchon meine nahe Ankunft gemeldet hatte, auf das willkommenſte empfangen wurde. Indeſſen hatte der Artikel im Phönix über meine Verbannung in Mainz großes Aufſehen erregt, und acht Tage darauf wurde C. zum Stadtdirektor in Mannheim gerufen und dieſem eröffnet, daß er Befehl erhalten habe, mich unter polizeiliche Aufſicht zu ſtellen, damit im Fall es für nöthig erachtet würde, man meiner ſogleich habhaft werden könne; den Grund dieſes Befehls, der ihm von Carlsruhe zugekommen, wußte er nicht. C., der von allem unterrichtet war, theilte ihm denſelben mit, und der Stadtdirektor ſagte zu ihm: ſo rathen Sie dem Herrn Fröhlich, in der Rheinſchanze in einem Wirthshaus zu logiren, dieſe iſt baieriſch, und dann geht mich die Sache nichts weiter an. — Ich befolgte dieſen Rath, da ich indeſſen daſelbſt kein ordentliches und reinliches Zimmer erhalten konnte, ſo miethete ich mir ein ſolches in dem nahen Frankenthal, von wo ich alle Morgen nach Mannheim ging und den Tag über daſelbſt zubrachte. — Von Mainz erfuhr ich, daß der Polizeikommiſſair Mela dort beauftragt ſey, alle möglichen deutſchen und franzöſiſchen (warum nicht auch die engliſchen, italiäniſchen und ſpaniſchen?) Zeitungen durchgehen und auf das genaueſte nachſehen müſſe, ob nicht irgend ein Artikel gegen das Mainzer Gouvernement, oder gegen die öſtreichiſchen Militairbehörden, in einer derſelben ſtünde. Eine herkuliſche Arbeit für den armen Mann, der mir deßhalb nicht wenig fluchte. Ich fand die ganze Sache, obgleich es ein höchſt ungerechter Gewaltſtreich war, den man zu Gunſten eines feigen erbärmlichen Subjekts gegen mich verübt hatte, gar nicht erheblich genug, um noch viel Tinte darüber zu

vergießen, und hatte in dem Mannheimer Leben das Mainzer bald vergeſſen. Nur in einem Pariſer Journal erwähnte ich ihrer als eines ächt öſtreichiſchen Verfahrens, ohne jedoch Namen zu nennen. Dies hatte aber Herr Mela überſehen; über ein halbes Jahr lang mußte er alle dieſe Blätter durchgehen. Indeſſen ſollte ich bald darauf über alle Erwartung glänzend, wenigſtens an dem Urheber meiner Verbannung gerächt werden, deſſen Poſition nach all dem Vorgefallenen in Mainz durchaus nicht mehr haltbar war, ſelbſt die Gaſſenjungen ſpotteten ſeiner und riefen ihm ein: „Rummelpuff“ nach. General Menzdorf trug nun in Wien auf ſeine Verſetzung an, und begründete dieſen Antrag gehörig. W..... wurde eines Morgens mit der Ordre, daß er in eine kleine polniſche Stadt verſetzt ſey, ſehr unangenehm überraſcht, und mußte bald nach mir Mainz verlaſſen, ſchwur aber, daß er ſich wegen dieſer himmelſchreienden Ungerechtigkeit an den Kaiſer ſelbſt wenden würde. Indeſſen hatte er auf der Reiſe nach ſeiner neuen Garniſon das Unglück, umgeworfen zu werden und ſogar ein Bein zu brechen, und wenige Tage nach ſeiner Ankunft brach ein Feuer in dem von ihm bewohnten Häuschen aus, ſo daß er nur mit genauer Noth dem Verbrennen entging und faſt all ſein Bischen Habe verlor. Es ſchien, als habe das Schickſal ſelbſt es übernommen, mich recht eclatant zu rächen.

In Mannheim wurde indeſſen auf Verwendung des königl. preußiſchen Geſandten, Herrn von Otterſtädt, der mit mehrern meiner Verwandten bekannt war, der Befehl der polizeilichen Aufſicht nach ein Paar Wochen wieder aufgehoben, und ich wohnte nun ungeſtört bei C..... Hier ſetzte ich mein Leben fort, wie ich es in Mainz und allenthalben verlaſſen hatte; bald hatte ich viele Bekannte und faſt noch mehr gute Freundinnen unter den ſchönen Mannheimerinnen, denen zu lieb ich die Mainzerinnen bald vergaß. Die Stadt war jedoch ſehr öde und ſtill, das Theater aber, wenigſtens was das Schauſpiel betraf, gut beſetzt und unterhaltend; die von Frankfurt ſich hierher geflüchtete Frau von Buſch war jetzt deſſen größte Zierde. Für Muſik hatten die Einwohner viel Sinn, und es wurden ſehr gute Concerte, in denen ſich ausgezeichnete Dilettanten hören ließen, von Zeit zu Zeit im Concertſaal des Theaters gegeben. Auch in manchen Privathäuſern fanden unterhaltende muſikaliſche Abende ſtatt. Auf dem Mühlauer Schlößchen wurden hübſche Bälle gegeben, die Tochter

des Hauses war eine liebliche Sängerin, die sich der Bühne widmete und während meiner Anwesenheit in Mannheim als Donna Anna mit Beifall debütirte. Auch der Schauspieler Freund war jetzt in Mannheim engagirt und sein Haus eines von denen, die ich am liebsten besuchte, so wie die Abendversammlungen im Pfälzer Hof, bei denen die hübsche Wirthstochter Catharina zugegen war. Die verwittwete Großherzogin Stephanie, Napoleons adoptirte und die wirkliche Tochter des Senator Beauharnois, eines Verwandten der Kaiserin Josephine, eine sehr schöne und liebenswürdige Frau, von der man behauptete, daß sie Napoleon noch etwas mehr als bloße Adoptivtochter gewesen sey, lebte in Mannheim sehr eingezogen in dem großen Schloß. Noch eine andere hübsche Frau, die man wegen ihren geringen Geistesfähigkeiten nur die Schloßgans nannte, bewohnte dies Gebäude; sie war die Gattin des Schloßverwalters und hatte fortwährend viele Liebesintriguen. Ihren Liebhabern, die sie in den Schloßgarten bestellt hatte, gab sie durch ein weißes Fähnchen, welches sie an ihrem Fenster heraushing wenn der Mann nicht daheim war, das Zeichen, daß sie zu ihr kommen könnten. Auch Stephanie hatte ähnliche Intriguen zu Mannheim.

Nachdem das Frühjahr herangekommen war, machte ich häufige Ausflüge nach Heidelberg, wo noch unser alter Familienfreund Wrede wohnte, und wo ich ganze Tage in dem Schloßgarten und dessen Umgebungen zubrachte, auch den Wolfsbrunnen, den Königsstuhl, den Heiligenberg, Stift Neuburg, den Riesenstein ꝛc. besuchte. Das burschikose Studentenwesen und der Pedantismus der Herren Gelehrten und Professoren machten den Aufenthalt in dieser Stadt den Fremden unangenehm, deren sich sonst weit mehr hier niederlassen würden. Den zweiten Pfingstfeiertag besuchte ich den Schwetzinger Garten, der an diesem Tag von Fremden aus einem Umkreis von vielen Meilen wimmelt, sonst aber noch weit öder als die Gärten zu Versailles und Potsdam ist. An den vielen Spielereien, die er enthält, fand ich keinen Gefallen, da sie sämmtlich nichts weniger als großartig sind, und an das bekannte: „es ist verboten, große Hunde mitzubringen, damit sie die Seen nicht aussaufen und die Berge nicht platt treten,“ erinnert. Nur die Moschee, wenn auch nicht sehr groß, giebt wenigstens einen Begriff von einem solchen Gebäude. Die Wasserkünste sind im Vergleich mit denen zu Versailles, und selbst Cassel, unbedeutend.

Oefters ging ich auch auf ein Paar Tage nach Worms, wo ich bei Freund Eikmeier, der daſelbſt eine Beſitzung hatte, wohnte, und von da nach Niedesheim ſpazierte, wo einſt mein Oheim Scholze reſidirte. Von Worms machte ich ein Paarmal einen Abſteher nach Mainz, wo ich mich heimlich in dem Quartier das ich zuletzt bewohnte, bei der Witwe Kronebach am Eck der großen Bleiche aufhielt, was dennoch die Polizei ausſpürte, aber ſo klug war zu ignoriren.

Da ich einſah, daß mein Aufenthalt in Mannheim nicht von langer Dauer ſeyn konnte, indem C. ſich nicht in ſehr glänzenden Verhältniſſen befand, und obgleich ich den Phönix, der dreimal wöchentlich erſchien, faſt ganz allein durch meine Arbeiten füllte, er doch nicht im Stande war mich dafür gehörig zu honoriren, auch der politiſche Theil der Mannheimer Zeitung zu unwichtig und zu bedeutungslos war, als daß ſie jemals auf eine zum Beſtehen hinreichende Abonnentenzahl hätte zählen dürfen, ſo wandte ich mein Augenmerk nach Stuttgart, um ſo mehr, da ich auch in Mannheim keinen Verleger für mein großes hiſtoriſches Werk hatte finden können, wozu C. wohl den Willen, aber nicht die Mittel hatte, und an deſſen Herausgabe ich jetzt ernſtlich dachte. Ich machte deßhalb im Juni eine Reiſe nach Stuttgart, und daſelbſt die Bekanntſchaft des Herrn von Cotta und des ſich erſt kürzlich daſelbſt etablirten Buchhändler Frankh. Erſterem trug ich mein Werk, das ſchon ziemlich weit gediehen war, an, und er war geneigt auf deſſen Verlag einzugehen, verſchob jedoch einen definitiven Abſchluß deßhalb auf ſpäter, da er in demſelben Augenblick mit zu vielen andern Dingen beſchäftigt war und auch mehrere Reiſen vorhatte. Frankh war noch nicht in den Verhältniſſen, auf ein ſolches Unternehmen eingehen zu können, erſuchte mich aber, die Memoiren der Miß Henriette Wilſon für ihn zu überſetzen, was ich auch übernahm. — In Stuttgart und beſonders in deſſen Umgebung hatte es mir ſehr gefallen, namentlich auch in Ludwigsburg. Auf der kleinen Inſel zu Monrepos begegneten mir an der Kapelle daſelbſt zwei Damen, von denen die jüngere, die kaum 15 Jahre zählen mochte, einen hohen Anſtand und unendliche Anmuth verrieth, einen herrlichen Wuchs hatte, und einen Elfentritt zu haben ſchien, dabei das ſchönſte lieblichſte Geſichtchen das man ſich denken kann; die ältere ſchien eine Frau bei Jahren, die ich für die Mutter hielt, zeigte ebenfalls durch ihre Haltung und

Manieren, daß ſie einem Stand angehören müſſe, der ſich gewöhnlich durch die feinſte Bildung, eine edle Unbefangenheit und ungezwungenes Weſen verräth. Ehrerbietig grüßend ging ich an den Damen vorüber, die mir artig dankten, und in die Einſiedelei: als ich von derſelben zurückkam, ſaßen beide auf einer Ruhebank am Weg. Gar zu gerne hätte ich ſie angeſprochen, wagte es indeſſen nicht, da mich eine, mir nicht zu erklärende Scheu zurückhielt. Ich bemerkte jedoch, daß mir die Jüngere lange mit unverwandten Augen nachgeſehen, und als ich im Gebüſch verſchwand, hörte ich ſie einige mir unverſtändliche Worte zu ihrer Begleiterin ſprechen. In meinen Kahn geſtiegen, der mich wieder an das Schlößchen Monrepos bringen ſollte, fragte ich den Schiffer, ob er nicht wiſſe wer die beiden Damen ſeyen, die ſich jetzt auf der Inſel befänden. Er wußte es aber nicht zu ſagen, da er ſie nicht geſehen, auch keine übergefahren haben wollte. — Wer die romantiſchen Anlagen dieſer Inſel kennt, ihre Schlangenpfade zwiſchen dichten Gebüſchen, ihre Höhle der Templer, denen man die Mäntel geſtohlen, das gothiſche Kirchlein mit der Einſiedelei, deren Eremit den Fremdling begrüßt ſo wie er die Schwelle betritt, und dann die ganz abgeſchloſſene Lage und Todtenſtille dieſes heimlich einſamen Ortes, der wird mir nicht verargen, daß eine ſo feenhafte Schönheit hier zu treffen, einen ganz außerordentlichen, nicht zu beſchreibenden Eindruck auf mich gemacht hatte. Auch wartete ich am jenſeitigen Ufer wohl über anderthalb Stunden, um die Damen die Inſel, auf der ſie doch nicht ewig bleiben konnten, verlaſſen zu ſehen. Endlich kamen ein Paar wohlgekleidete Leute, banden einen eleganten Kahn los, und fuhren nach der Inſel ab. Eine Viertelſtunde ſpäter kamen ſie mit den beiden Damen, von denen die ältere ein kleines zierliches Porteſeuille in der Hand hatte, zurück. Beide waren jetzt verſchleiert. Ich richtete es ſo ein, daß ich ihnen noch einmal begegnete, grüßte wieder und erhielt von der jungen einen ſehr freundlichen Dank. Die Schiffer hatten ſich mit ihnen entfernt, und ich konnte wieder nicht erfahren wer ſie waren, ging ihnen zwar in bedeutender Ferne nach, aber ſie ſtiegen unſern Monrepos in einen Wagen, den ich bald aus dem Geſicht verlor, da ich von Ludwigsburg zu Fuß hierher gegangen war.

Den Reſt des Tages brachte ich faſt ganz in dem Park zu Ludwigsburg zu, auf einer Ruhebank unter der Emmrichsburg ſitzend und fortwährend über die zu Monrepos gehabte Erſcheinung

nachſinnend. Ich fuhr endlich den Abend nach Stuttgart zurück, wo ich dem Grafen Luſi, der Sohn des Geſandten Luſi zu Potsdam, der damals königl. Preußiſcher Geſchäftsträger am württembergiſchen Hof war, und dem ich einen Beſuch gemacht hatte, davon erzählte, der mir aber eben ſo wenig Auskunft geben konnte, wer die Damen wohl geweſen ſeyn mochten. Für den andern Tag hatte er mich zu Tiſch gebeten und nahm mich den Nachmittag mit in den Frößneriſchen Badgarten zu Cannſtadt, wo ich unter den vielen Schönen, die ſich daſelbſt befanden, vergeblich nach meiner Unbekannten forſchte, ebenſo erging es mir in dem Garten des Gaisburger Schlößchens, den wir bei der Rückkehr noch beſuchten, der auch mit Gäſten überfüllt war, und unter denen zwiſchen Tauſenden von Roſen recht hübſche ſchwäbiſche Schelmengeſichter hervorblickten. Zwei Tage darauf reiste ich über Pforzheim und Carlsruhe nach Mannheim zurück, immer noch das Bild der ſchönen Unbekannten von der Inſel im Gedächtniß habend, und obgleich ich in Mannheim nicht weniger als einem halben Dutzend Schönen, unter denen die Tochter eines Frankfurter Advokaten, Namens St...., der ſich damals hier aufhielt, Fräulein Mathilde, eine wahre Schönheit, und eine Namensverwandte, Fräulein F....., nicht minder liebenswürdig, ſo wie die Schweſter eines Rittmeiſters und die Frau eines Hauptmanns ꝛc., waren, ſehr ernſtlich den Hof machte, ſo hinderte mich dieß doch nicht, von Zeit zu Zeit voll Sehnſucht an die Unbekannte auf der Inſel zu denken. — Im Juli reiste ich nach Baden-Baden, um daſelbſt einen Theil der Sommerſaiſon zuzubringen. Bevor ich dahin abging, hatte ich mit C. eine Martingal für das Rouletſpiel berechnet, durch welche man einen Thaler oder Napoleon, gleichviel nachdem man ſetzte, bei jedem Coup gewinnen mußte, ſo lange man nicht geſprengt wurde, das Verhältniß war 1, 3, 7, 15, 36, 80 und 200, wobei vom dritten Coups an die Zeros jedesmal verhältnißmäßig gedeckt werden mußten. Wir hielten beide die Sache für unfehlbar und glaubten, daß man nicht öfter geſprengt werden könne, als bis man das Doppelte gewonnen. Ich reiste mit ungefähr 130 Napoleon ab, alles was ich noch hatte zuſammenſcharren können, in der Hoffnung, mit wenigſtens 50,000 Gulden zurückzukommen. In Baden angelangt, ſtieg ich in der goldnen Sonne ab, und nahm mir kaum die Zeit mich umzukleiden, um in den Spielſaal zu eilen und meine Operation zu beginnen. Im Anfang

ging die Sache auch vortrefflich, ich begann mit kleinen Thalern, und zog für jeden Coup, oft nachdem 4 bis 6 verloren waren, meinen kleinen Thaler. Nun ſetzte ich Brabänter und endlich Dukaten; bereits hatte ich deren ſchon über vierzig gewonnen, als ich das Erſtemal mit 200 geſprengt wurde; ich begann nun mit dem wenigen Geld das mir noch übrig blieb, wieder mit kleinen Thalern zu ſpielen, ward aber bald wieder geſprengt, und verlor endlich, Vierziger ſetzend, noch den Reſt meines Geldes bis auf ein Paar Gulden. So war ich denn auf einmal von allen meinen Himmeln herabgefallen, verließ die Spielſäle mit gewaltig hängenden Flügeln, um in den Anlagen friſche Luft zu ſchöpfen. Auf einer etwas abgelegenen Bank wurde mir erſt das Schreckliche meiner ganzen Lage recht klar. Nicht mehr ſo viel Geld in der Taſche daß ich an eine Rückreiſe hätte denken können, auch dem Wirth ſchon eine Zeche ſchuldig, wo ich mir zwei Zimmer auf einen Monat gemiethet hatte, war es mir doch nicht ſo ganz einerlei, und ich wußte nicht wie ich mich noch aus dieſer Klemme ziehen würde. An meine Eltern konnte ich, deren pecuniäre Lage kennend, unmöglich mehr Anſprüche machen. Ich ſchrieb an G., von dem ich aber die troſtloſe Antwort erhielt, daß er ſich ſelbſt in der hochnothpeinlichſten Geldverlegenheit befinde. Einſtweilen machte ich mich mit dem Grauen des Tages an die Ueberſetzungen für Frankh und arbeitete an einem fort bis zu Tiſch, worauf ich eine kleine Promenade nach dem Kloſter Lichtenthal oder auf das alte Schloß ꝛc. machte, dann wieder bis zum Abendeſſen überſetzte, eine Stunde in dem Curſaal oder der Allee, die zu demſelben führte, zubrachte, dann wieder bis nach Mitternacht arbeitete, und ſo binnen acht Tagen eine ſehr bedeutende Parthie Manuſcript nach Stuttgart abzuſchicken im Stande war, mit der ich zugleich bat, eine Anweiſung von ein Paar Hundert Gulden von mir honoriren zu wollen, was Frankh auch that, und ſo war ich wenigſtens aus der dringendſten Verlegenheit, aber während den 8—10 Tagen, wo ich faſt gar keinen Heller Geld mehr in der Taſche hatte, war es mir denn doch manchmal nicht ganz wohl. Mein Wirth konnte mir jeden Augenblick eine Rechnung bringen und Zahlung verlangen, die ich nicht zu leiſten im Stande war. Ich hatte Bekanntſchaft mit ein Paar reichen jungen Holländern gemacht, die mich häufig zu einer Spazierfahrt einluden, dabei wo wir einkehrten, frei hielten; um mich gegen dieſe generöſen Herrn

zu revanchiren, ließ ich zum Deſſert bei Tiſch immer ein Paar Fläſchchen Champagner kommen, denkend, das geht jetzt auf eine Rechnung hin, und je mehr du Depenſen machſt und befiehlſt, deſto weniger wird der Wirth mißtrauiſch, und ſo war es auch. Als meine Anweiſung honorirt und ich dadurch wieder etwas bei Caſſe war, ſagte ich ganz barſch zum Wirth: aber mein Gott, warum machen Sie mir denn meine Rechnung nicht, ich verlange ſie wenigſtens alle acht Tage, länger will ich es nicht anſtehen laſſen! Der Wirth entſchuldigte ſich höflichſt, brachte ſie mir, ſie machte einige ſechzig Gulden, wovon die Hälfte beinahe für Champagner war; ich warf ihm das Geld auf den Tiſch und ging wieder in die Spielſäle, aber jetzt nur mit äußerſter Vorſicht ſpielend, und gewann wirklich ein Paar Hundert Thaler, mit denen ich mich freudig wegbegab, noch ein Paarmal war mir das Glück ſo günſtig, daß ich bald über 1000 Gulden hatte, und nun nie mehr als ein Paar Dukaten wagte, dabei arbeitete ich nach wie vor an meinen Ueberſetzungen, ſandte auch mehrere Artikel über die dieſjährige Badeſaiſon an den Conſtitutionel nach Paris; ich ſchlief damals kaum 3 bis 4 Stunden alle Nacht. Nachdem ich ſo wieder über alle Berge war, ſah ich mich auch nach der hieſigen eleganten Damenwelt und ein Paar Badſchätzen um, die ich nicht lange zu ſuchen brauchte. Ein Paar Beamtentöchter aus Carlsruhe und die hübſche Frau eines holländiſchen Oberſten, die in einem Hôtel mit mir logirten, waren bald meine Auserkohrenen; etwas ſpäter machte ich einer ſchönen Engländerin den Hof, die außerdem noch ein allerliebſtes engliſches Kammerkätzchen hatte. — Herr von Cotta, der ſich auch in Baden eingefunden, wo er ein eigenes Hôtel beſaß, trug mir auf, einige Artikel ins Morgenblatt über die hieſige Saiſon zu ſchreiben. Da ich in denſelben den Spielpächter Chabert, der damals die dortige Spielhölle im Pacht hatte, und noch einige andere Dinge ein wenig ſtark mitnahm, ſo gab dies in der Badewelt zu Baden gewaltigen Rumor. Man glaubte, Robert, der als Correſpondent des Morgenblattes bekannt war, habe die Artikel geſchrieben, und wollte dieſem deßhalb zu Leibe, nur mit genauer Noth entging er einer Prügelei. — Was die Saiſon ſehr glänzend machte, war der Aufenthalt des Königs Maximilian von Baiern und ſeines Hofes. Es gab Feſte über Feſte, Parthien in das herrliche Murgthal, Beleuchtung des alten Schloſſes, Bälle, bei denen die baieriſchen Prinzeſſinnen die Haupt-

rolle spielten, u. s. w. Ich machte manche romantische Privatausflüge nach den Ruinen des Yberges, nach Ebersteinburg, dem Schlößchen, dem Amalienberg, dem Schloß Neueberstein, beide im Murgthal, u. s. w. mit der einen oder andern meiner Badschönen und zeigte ihnen auch die unterirdischen Kerker mit ihren furchtbaren, sich auf dicken Eisenstöcken drehenden steinernen Thüren in dem Schloß zu Baden. Daß diese Kerker noch ein Werk der Römer seyn sollen, wie manche Gelehrte lächerlicherweise behaupten, ist sehr unwahrscheinlich; daß sie ein Sitz der Vehme oder sonst eines heimlichen Gerichts gewesen, weit glaubhafter. Ihren Ursprung und ihre Bestimmung mit Gewißheit anzugeben, ist unmöglich. — Drithalb Monate hatte ich in Baden, die ersten vierzehn Tage abgerechnet, wo ich mich in Finanznöthen befand, recht vergnügt zugebracht, und reiste von hier nach Frankfurt, wo ich einige Tage bei den Meinigen verweilte, über Mainz und Worms nach Mannheim zurück, wo ich G.... mit seiner Familie in großer Traurigkeit fand, und mir derselbe erklärte, daß seine Position in Mannheim nicht lange mehr haltbar sey. Unter solchen Umständen fand ich es für passend, da er ohnehin eine sehr starke Familie, 6 Kinder hatte, unter denen das älteste Mädchen, Mathilde, etwa neun Jahre alt, einen für sein Alter sehr scharfen Verstand besaß und ein äußerst angenehmes und liebes Kind war, das mir jeden Morgen mein Frühstück auf mein Zimmer brachte und mich durch seine muntern, oft witzigen Einfälle erheiterte, eine andere Wohnung zu beziehen. Ich miethete nun bei der Schauspielerin Rüppel ein, einer Schwester der berühmten Lindner, wo ich auch den Tisch und eine recht unterhaltende Tischgesellschaft hatte, unter der ein Dragoneroffizier, Herr v. Schweizer, und ein junger Artaria waren. Einen Hauptgegenstand der Unterhaltung bildete das Theater und dessen Direction, die damals ein Graf Luxemburg leitete, der eine Maitresse Napoleons geheirathet, die einen Sohn, Graf Leo genannt, der in Heidelberg studierte, von diesem hatte. Den Intendanten Luxemburg, ein arger Ignorant, wenigstens in allem was die Kunst und das Bühnenwesen betraf, nannte man wegen seinen burlesken Aufschneidereien nur den Grafen Lügenburg. Einer der tollsten Mißgriffe bei den Hoftheatern ist, daß man an die Direction eines solchen Instituts, zu welcher gerade die ausgebreitetsten Kenntnisse, da es in fast alle Wissenschaften eingreift, ungewöhnliche Fähigkeiten, Talente und große Charakter-

festigkeit gehören, in der Regel den ersten besten hochadeligen Erbhohlschädel nimmt, einen Hofmarschall Kalb, während ein höchst ausgezeichneter Kopf, ja ein Genie dazu nöthig ist. Die Leitung einer Bühne ist eines der schwierigsten Aemter die es giebt, wohl mit das schwierigste. Das bekannte: „Da gerade keine Stelle mehr im königlichen Stalle frei war, so übertrug man ihm (dem Kammerherrn) die Direction der Hofbühne,“ charakterisirt vollkommen die Begriffe, die man an Höfen von der Direction eines Theaters hat.

Indessen ließ es mich nicht lange mehr in Mannheim weilen, hier hatte ich, wie gesagt, keine Hoffnung, endlich mein großes historisches Werk, an dem ich so oft ich Muße hatte, arbeitete, an das Tageslicht treten zu sehen. Stuttgart, wohin mich die daselbst durch die Einsicht des sehr rechtlichen und vernünftigen Königs sehr freie Presse, und noch ein gewisses Etwas, das ich mir selbst nicht zu erklären vermochte, zog, war der Ort, den ich am passendsten für meinen Zweck hielt. Ein zufälliger Umstand beschleunigte noch meine Abreise dahin. Eines Tages hatte ich mit meinem Pferde eine Lanzade über die Planken an der Allee gemacht, aber auf der Stelle den Sprung zurückgethan, indessen hatte es ein Polizeidiener gesehen und angezeigt, ich wurde vorgefordert, wo es zu einem verdrießlichen Wortwechsel kam, der damit endigte, daß ich der hohen Polizei die fünf Gulden Strafe, zu der sie mich verurtheilt hatte, auf den Tisch warf, meinen Paß visiren ließ, und schon den kommenden Tag auf dem Weg nach Stuttgart war, wo ich wohlbehalten eintraf und im Gasthof zum Waldhorn abstieg, aber schon [illegible] Paar Tage darauf eine Privatwohnung bei einem ehemaligen [illegible]ürtler, Herrn Sch.... bezog. C. hatte mir beim Abschied [illegible], daß er mir bald nachfolgen würde, indem für ihn in [illegible] nichts mehr zu thun sey.

[illegible] ist unglaublich, mit welchen unbedeutenden Dingen man [illegible] Residenzstadt, wenn nicht in Aufruhr, doch in Bewegung setzen kann. [illegible] trug damals einen, hier noch nicht gesehenen [illegible] Carbonari-Mantel, schwarz, mit rothem Sammet ausgeschlagen und goldnen Quasten, den ich mir kurz vorher in Paris hatte machen lassen. [illegible] Kleidungsstück, unter dem ich gewöhnlich einen polnischen R[illegible]rug, machte, daß sich die ganze Stadt von meiner werthen P[illegible]n unterhielt und die albernsten Mährchen über dieselbe erfand. Bald sollte ich der natürliche Sohn,

ich weiß nicht welches großen Herrn, bald gar ein englischer Reiter, wahrscheinlich weil ich viel ritt, und die Götter mögen wissen was alles seyn. Ritt oder ging ich an einem Haus vorüber, husch waren Gesichter an allen Fenstern, das fremdartige Wunderthier zu begaffen, und dies dauerte eine geraume Zeit, bis man endlich dahinter kam, wer ich denn eigentlich sey, nämlich ein literarischer Vagabund, gebürtig aus Frankfurt am Main, den man in Mainz wegen demagogischer Umtriebe, so hieß es, ausgewiesen ꝛc. Ich hatte mir schon viel von den guten Schwaben erzählen lassen, aber so arg es mir denn doch nicht gedacht, die Stuttgarter Kleinstädterei übertraf fast noch die meiner Vaterstadt, und wahrhaftig, das will viel sagen. Dieß alles hinderte mich indessen nicht, ein ganz ungenirtes und ungebundenes Leben zu führen, ich legte es im Gegentheil darauf an, den Leuten immer etwas zu reden zu geben, und machte schnell mehrere interessante Bekanntschaften mit einigen schwäbischen Schönen, und da man mich zuerst für sehr reich verschrie, obgleich ich damals eher sehr arm war, so wurden mir Lockspeisen genug auf die Leimruthe gelegt. Ich amüsirte mich, lachte, und schlug den guten Leuten ein Schnippchen.

Herr von Cotta hatte ich wieder aufgesucht und ihm von dem Verlag meines historischen Werks gesprochen, er war noch immer ganz dafür, machte aber fortwährend Geschäftsreisen, bald nach Paris, London, Berlin, und schob die Sache hinaus; die Metzler'sche Buchhandlung lehnte den Verlag ab, nur Frankh zeigte sich sofort zur Unternehmung derselben bereit, schien mir aber nicht zuverlässig genug, nahm auch zu große Vortheile für sich in Anspruch, und wir brouillirten uns bald darauf, woran zum Theil G....., der nun von Mannheim angekommen war, [illegible] zu der Herausgabe einer französischen Zeitung beredet [illegible] war. G..... war zwar ein sehr fleißiger Arbeiter, [illegible] einem solchen Unternehmen, wie überhaupt einer [illegible]dactior nicht gewachsen. Es fehlte ihm gerade nicht [illegible], al[illegible] er war nur ein mittelmäßiger Kopf, dem alle [illegible] bei dem an Selbstschöpfungen nicht zu denke[illegible], waren seine politischen Ansichten klar, sond[illegible] doch beg[illegible]nkt und oft verwirrt, auch mußte nach drei M[illegible]naten das Unternehmen schon wieder aufgegeben werden. D[illegible]ung enthielt nur aus französischen Blättern abgedruckte Arti[illegible] und selbst diese ohne alle Auswahl, so daß sie ein wahres Pot[illegible] war. Ich hatte Frankh

mehrmals meine Meinung deßhalb geäußert, was dieſer, als ſie ſich entzweiten, dem C..... wiederſagte, der ohnehin wegen einem Artikel, den ich über das Rheiniſche Converſationslexikon noch in Mannheim, in dem Frankfurter Journal hatte abdrucken laſſen, ſtatt im Phönix, was er erſt ſpäter durch andere erfuhr, aufgebracht über mich, nun einfältig genug war, einen Entſchädigungsproceß deßhalb gegen mich in Stuttgart anhängig zu machen, dem ich ſchon in erſter Inſtanz dadurch ein Ende ſetzte, daß ich ihm eine unbedeutende Summe anbot, die er mit Freuden annahm. Er arbeitete nun eine Zeitlang für den Abbé Mozin und gab auch Sprachunterricht. Ich hatte nach Beendigung der Ueberſetzung der Memoiren der Miß Wilſon, die der Denkſchriften Riccis für Frankh übernommen, die in franzöſiſcher Sprache, mit ſehr vielen langen Anmerkungen und Dokumenten in der italiäniſchen, herausgekommen waren. Frankh, der jetzt ſchon, nachdem ihm einige Verlagsartikel geglückt waren, die Rolle eines Cotta ſpielen zu wollen anfing, der er bei ſeinen ſehr beſchränkten Geiſtesfähig[illegible] wenig gewachſen war, ſo daß ich ihn mit dem ſich zum [illegible] aufblaſen wollenden Froſch der Fabel verglich, und vornehm gelehrt that, wünſchte, daß ich die gedruckten Correcturbogen der Ueberſetzung mit ihm durchgehen möchte. Er empfing mich in einem bunten großbeblümten Schlafrock, aus einer langen türkiſchen Pfeife rauchend, und wir laſen zuſammen, oft in Gegenwart eines andern Schriftſtellers, unter andern auch Hauffs, den ich häufig bei ihm traf, da er ebenfalls die Correcturen ſeiner Werke, die er bei ihm verlegte, mit ihm las. Frankh, um ſich ein gelehrtes Anſehen zu geben, hatte ſich angewöhnt, von Zeit zu Zeit mechaniſch zu ſagen: „Meinen Sie nicht, daß man dies doch anders hätte geben können?“ — Ich glaube nicht, war meine Antwort. — Das Komiſchſte dabei war, daß er faſt kein Wort franzöſiſch verſtand, aber doch behauptete, obgleich ihm das Sprechen nicht geläufig ſey, franzöſiſche Werke mit derſelben Leichtigkeit wie deutſche zu leſen. — Da ich nun von dem Gegentheil längſt überzeugt war, ſo ſagte ich eines Tages zu Hauff, als Frankh einen Augenblick das Zimmer verlaſſen hatte: geben Sie Acht, jetzt will ich einmal unſern Herrn Verleger tüchtig auf das Eis führen. — Als Frankh nun wieder ſeine ſtereotype Phraſe: „Meinen Sie nicht, daß man dies anders hätte geben können,“ anbrachte, reichte ich ihm das Original hin, auf eine ganz andere Stelle deutend, als die von der gerade die

Rede war, und ſagte ihm: da ſehen Sie ſelbſt, wie wäre dies anders zu geben geweſen. — Frankh murmelte ein Paar unverſtändliche Worte in den Bart, gab mir das Buch zurück und ſagte: Nein, Sie haben recht, man kann es nicht wohl anders geben. — Jetzt konnte ſich Hauff, der wußte daß die fragliche Stelle auf einer ganz andern Seite ſtand, kaum mehr des Lachens enthalten, und ebenſo erging es auch mir. Frankh fragte, was wir hätten, ohne jedoch den Streich noch zu ahnen, den ich ihm geſpielt. Er erfuhr es aber bald darauf durch die dritte Hand, da Hauff den Vorfall ſeinen Bekannten mitgetheilt hatte. Wir waren nun brouillirt, und ich ſandte ihm Riccis Werk, von dem ich erſt den erſten Band überſetzt hatte, zurück. — Ich gab jetzt einſtweilen ein belletriſtiſches Blatt in Stuttgart heraus, welches manche der daſigen Zuſtände, namentlich auch die Vorurtheile des Erbadels etwas ſtark mitnahm, ſo wie die Vorſtellungen der dortigen Bühne kritiſirte, die damals, Oper wie Schauſpiel, ganz vorzüglich beſetzt war, und Künſtler wie einen Seidelmann, einen Gnauth, einen Miedke, eine Stubenrauch, eine Canzi, einen Häſer, einen Pezold ꝛc. aufzuweiſen hatte, namentlich wurden die Iffland'ſchen Stücke mit einer Vollendung gegeben, wie faſt nirgends, ſelbſt Berlin nicht ausgenommen, wobei ich auch noch in auswärtige Blätter, namentlich die Frankfurter, Berichte über dieſen Gegenſtand ſandte. Nicht ſehr lange nach meiner Ankunft in Stuttgart, glaubte ich eines Abends in einer Loge im erſten Rang zu meiner größten Verwunderung die junge ſchöne Dame [redacted] erkennen, die ich auf der Inſel zu Monrepos den vergangenen Sommer zuerſt geſehen und die einen ſo großen Eindruck auf mich gemacht hatte. Um Gewißheit zu erlangen, daß es dieſelbe ſey, verfügte ich mich in eine Loge, die ſo nahe als ich ſie haben konnte, bei der war, in welcher ſich meine Unbekannte befand, und es blieb mir bald kein Zweifel mehr übrig, daß es ein und dieſelbe Perſon mit jener auf der Inſel ſey. Auch ſie hatte mich gleich bei meinem Eintritt in die Loge wieder erkannt, wie ich deutlich aus der zuſammenſchaudernden Bewegung wahrnehmen konnte, die ſie machte als ſie mich erblickte. Ich begab mich aber bald darauf wieder ins Parterre, nachdem ich zu meinem Mißvergnügen den Rang erfahren, den die Dame einnahm, und der mich an keine Annäherung derſelben denken ließ, denn ich war ja nicht mehr in Italien oder Frankreich, ſondern in Deutſchland, und zwar in Schwaben — Doch

hatte ſich das ſchöne Bild von neuem mir eingeprägt und wich nicht von meinen Augen, trotz dem daß ich mich mit mehrern andern weiblichen Weſen recht ſinnlich zu zerſtreuen ſuchte. — Den dritten Tag nach jenem Theaterabend kam eines Vormittags ein ſchon etwas ältliches wohlgekleidetes Frauenzimmer zu mir, welches, nachdem es faſt verlegen allerlei Umſchweife gemacht, damit herausrückte, daß ſie mir geheimnißvoll mittheilte: ſie komme im Auftrag einer Dame, die mir unendlich wohlwolle und mich zu ſprechen wünſche. Sie rückte nun immer mehr mit der Sprache heraus, nannte mir endlich die Dame, nachdem ich ihr zuerſt auf das feierlichſte die tiefſte Verſchwiegenheit und Discretion hatte verſprechen müſſen, und beſtellte mich auf den nächſten Nachmittag gegen 4 Uhr in den Park zu Ludwigsburg, wo ich ſie wieder ſprechen und das Weitere von ihr hören würde. Lange glaubte ich zu träumen; nachdem ſie wieder weg war, war ich nicht im Stande fortzuarbeiten und konnte die kommende Nacht faſt kein Auge ſchließen, ſo ſehr beſchäftigte mich dieſe Sache. Den andern Tag ritt ich gleich nach Tiſch nach Ludwigsburg, begab mich, mein Pferd im Waldhorn laſſend, in den Park, den nicht mehr ſehr jugendlichen Poſtillion d'amour erwartend. Er fand ſich noch vor der beſtimmten Zeit an dem bezeichneten Platz ein, und flüſterte mir im Vorübergehen zu, ihm in einiger Entfernung zu folgen. Nachdem ich der Frau durch einige Baumgänge nachgegangen war, begegnete ich der ſchönen jungen holden Dame in Geſellſchaft der alten, mit der ich ſie zum Erſtenmal auf der Inſel geſehen hatte. Ehrerbietig grüßend, ging ich an beiden vorüber, und die jüngere mir erröthend dankend, ließ unvermerkt ein Blümchen, das ſie zuvor an den Mund gebracht, fallen, das ich, nachdem ſie ſich mehrere Schritte entfernt hatte, aufhob und in mein Porteſeuille legte. Ich folgte nun meiner immer noch vorangehenden Führerin, die mich endlich an einen ſehr entlegenen Ort des Parks führte und mir eröffnete, daß ich mich noch dieſen Abend nach Mitternacht wieder daſelbſt einzufinden hätte, wo ſie mich dann an einen Ort führen wolle, wo ich Glücklichſter der Sterblichen, wie ſie meinte, die ſeligſten Stunden meines Lebens zubringen würde. Verſprechend daß ich nicht verfehlen würde mich einzuſtellen, entfernte ich mich, dankend Abſchied nehmend, und nachdem mir nochmals die größte Vorſicht und Achtſamkeit empfohlen wurde, damit ja Niemand etwas von dieſem Verhältniß auch nur ahnen könne, ritt ich nach Stutt-

gart zurück. — Als zehn Uhr vorüber, und in meinem Haus schon Jedermann in den Federn war, schlich ich mich leise die kleine, zu meinem Zimmer führende Hintertreppe hinab in den Stall, sattelte selbst mein Pferd, führte es hinaus und trabte ohne mich aufzuhalten nach Ludwigsburg, daselbst angekommen band ich das Pferd an einen Baum, und eilte an den Ort, wo ich die Führerin treffen sollte; kaum hatte die Thurmuhr Mitternacht verkündet, so erschien sie auch, und ihr folgend, führte sie mich an einen besonders abgeschlossenen Raum des Parks, dessen Thüre nur angelehnt war, zu einem kleinen Häuschen, in welchem eine weißgekleidete, in einen großen Shawl gehüllte Nymphengestalt auf einer Bank saß. Es war die junge Dame der Insel, die, als ich eintrat, aufsprang und die in meinen Armen liegend, mich glühend umfing. — Zwei Uhr nach Mitternacht war vorüber, als ich mich wieder auf dem Heimweg nach Stuttgart befand, wo ich mein Pferd eben so unbemerkt wieder in den Stall führte, absattelte, und mich dann eben so in meine Wohnung schlich; Niemand hatte diese Abwesenheit wahrgenommen. Nach Uebereinkommen wiederholte ich den folgenden Abend denselben Besuch ganz auf dieselbe Weise und eben so unbemerkt, und hatte so eine Reihe von seligen glücklichen Nächten, mich immer mit einem: »auf morgen Nacht mehr,« verabschiedend. — Um aber noch mehr den mindesten Verdacht von diesem Verhältniß, dessen Entdeckung die größte Gefahr für uns Beide hätte bringen können, fern zu halten, und damit auch Niemand an so etwas nur denken konnte, machte ich der jungen Frau eines Kaufmanns F., Tochter eines Staatsdieners in Stuttgart, die zwar nicht gerade schön und nichts weniger als geistreich, dabei aber sehr kokett war, ganz im Einverständniß mit meiner geheimen Geliebten, auf das auffallendste den Hof, tanzte fast nur mit ihr auf den Museumsbällen, machte am Tage zu Pferd und zu Fuß Fensterparaden an ihrer Wohnung, kurz trieb es so, daß in wenig Tagen die ganze Stadt mich rasend verliebt in Madame F.... glaubte, und da die Dame die Güte hatte in die Falle zu gehen, und ihr die gemachte Eroberung zu schmeicheln schien, so waren wir bald das Stadtgespräch und mein Zweck erreicht. — Mad. F. aber mochte sich gar manches in meinem Benehmen nicht zu erklären wissen, denn da ich durchaus keine ernstlichen Absichten hatte in ihren Reizen zu schwelgen, die gerade nicht zu den verführerischsten gehörten, ohnehin ermüdeten mich diese nächtlichen Ritte

nicht wenig, so daß [redacted] am Tage gerne möglichst der Ruhe pflegte, so ließ ich dieses Verhältniß nie weiter als bis zu einem sehr unschuldigen Handkuß kommen, schrieb aber dagegen die feurigsten Briefe. — Genug, die Comödie gelang mir vollkommen; von meinem geheimen Verständniß ahnte keine Seele etwas, und von dem öffentlichen, hinter dem gar nichts war, sprach Jedermann. — Doch auch jenes sollte mit der Zeit ein Ende nehmen, man hatte mir zwar eine Entführung nach Frankreich und England öfters und sehr dringend vorgeschlagen, aber das höchst Gefährliche des Unternehmens und den Weltscandal, welchen ein solches Ereigniß nothwendig hätte machen müssen, abgerechnet, so sah ich auch ein, daß eine Ehe unter solchen Verhältnissen später, wenn sich erst die Uebersättigung eingestellt haben würde, nimmermehr eine glückliche hätte seyn können. — Ich wohnte später den glänzenden Hochzeitsfeierlichkeiten meiner Geliebten bei, der ich selbst zu der für sie sonst ganz passenden Vermählung recht sehr gerathen hatte. Am Tage hatte ich manchmal das Vergnügen, meine schöne Dame, die auch eine vortreffliche Reiterin war, an meiner Wohnung vorüber galoppiren zu sehen. Es war dies eine gewiß sehr seltene umgekehrte Fensterparade.

„Und voran dem stolzen Zuge
Schwebt ein Weib auf stolzem Roß,
Wallend in des Windes Fluge
Weht ihr Purpurmantel los.
Eine goldne Strahlenkrone
Deckt ihr Haupt, der Locken Pracht;
Nach! winkt sie mit kühnem Hohne,
Und es folgt dem Wink die Jagd!"

Das Ballet war damals in Stuttgart auf einem so hohen Glanzpunkt, daß es mit dem der großen Opern zu Paris hätte rivalisiren können. Die Familie Taglioni war dabei angestellt, und die junge Taglioni, gerade im Aufblühen begriffen, doch schon eine vollendete Künstlerin, schien auf der Bühne eine wahrhaft ätherische Gestalt. Der Abend eines Rajah, Joko, Aglae, Zemire und Azor ꝛc. waren Ballette, wie ich sie nicht schöner und glänzender auf einer andern Bühne gesehen hatte. Taglioni Vater wußte sie sehr geschmackvoll in Scene zu setzen, und die eigends dazu vom Kapellmeister Lindpaintner componirte treffliche Musik

verlieh ihnen noch einen eignen Reiz. Auch die Opern dieſes ausgezeichneten Componiſten, namentlich ſein Vampyr u. ſ. w. waren herrliche, ſehr genußreiche Darſtellungen. — Als Taglionis nach der erſten Winterſaiſon, die ſie in Stuttgart zugebracht, die Stadt verließen, hatten mehrere Perſonen, unter denen ein Lieutenant W. und ein Lieutenant Sch ...., der Buchhändler Frankh und noch Andere waren, beſchloſſen, der ausgezeichneten Tänzerin eine Abſchiedsfeier und Krönung auf dem Theater zu veranſtalten, aber die Sache ſo linkiſch angegriffen, daß die ganze Feierlichkeit zu einer großen Lächerlichkeit wurde. Da ich dies nun in meinem Blatt rügte, ſo fanden ſich die genannten Offiziere, von denen W. ein Adjutant des Platzkommandanten und großer Liebhaber von Spirituoſen war, wie Figura zeigte, Sch.... aber einer von jenen beſchränkten Bramarbaſſen, welche leider den Militärſtand herabſetzen und die Uniform lächerlich machen, gewaltig beleidigt, und verſuchten es, ſich an mir deßhalb reiben zu wollen; ich verſtand es jedoch, dieſe Helden ſo heimzuſchicken, daß ihnen alle fernere derartige Verſuche vergingen. Der Letztere, Sch...., wurde ſpäter ein eben ſo jämmerlicher Buchhändler als er Offizier geweſen. — Frankh hatte damals ein Wochenblatt unter dem Titel: die Stadtpoſt, unternommen, zu deſſen Redacteur er einen verunglückten Studenten, den Sohn des Rector Z...., engagirt hatte. Dieſes Blatt enthielt faſt nur die allergemeinſten Stadtklatſchereien, war in dem Styl der Hökerweiber geſchrieben, und unterfing ſich ſogar, die Leiſtungen der Künſtler der Stuttgarter Bühne in Afterkritiken beurtheilen zu wollen, die natürlich nicht anders als höchſt burlesk ausfallen konnten und von der craſſeſten Ignoranz zeigten. Ich hatte eines Tages auf einem Maskenball im Redoutenſaal einen unbedeutenden Wortwechſel mit einem Schauſpieler D....; nun kam der Redacteur der Stadtpoſt auf den unglücklichen Einfall, dieſe Sache ganz entſtellt in ſein Blatt zu bringen und dazu noch einige andere, mich betreffende Klatſchereien, die auf Wachtſtuben oder in Kneipen erfunden worden, aufzunehmen. Ich nahm mir die Mühe nicht, dieſe Albernheiten zu widerlegen, ſondern das Getriebe des Redacteurs in einigen Artikeln zu beleuchten, namentlich auch die ſeynſollenden Theaterkritiken dieſes Blattes, und ſchloß mit den Worten: »Eines Morgens werden wir hören, daß der Redacteur der Stadtpoſt ſein Bündel geſchnürt habe und, den Wanderſtab in der Hand, zum Thor hinaus marſchirt iſt.«

Ich hatte gut prophezeiht, ſchon den nächſten Tag hatte Frankh dem unglücklichen Redacteur die Redaction des Blattes abgenommen, und zwei Tage darauf war derſelbe, mit dem Ränzchen auf dem Rücken, auf dem Weg nach Augsburg. Aber das Komiſchſte und Unterhaltendſte bei der Sache war, daß in einer Vorſtellung von „Nummer 777“ Z., dem ich in meiner Berichtigung den Ramen Pfeffer, weil der Erſtudioſus gleich dieſem vor Neid faſt platzen wollte, ſammt dem Buchhändler Frankh, von zwei darſtellenden Künſtlern ſo trefflich in Figur und Manieren copirt waren, daß man beide auf den erſten Blick erkannte und das Publikum in einen wahren Enthuſiasmus deßhalb gerieth. Der Rector Z. war außer ſich, daß man ſeinem Sohn auch noch die Schande angethan, ihn auf dem Theater darzuſtellen. Meiner Anſicht nach war es eher eine Ehre, die man ihm erwieſen. — Ein anderer komiſcher Vorfall gab den guten Stuttgartern abermals Stoff zu mehrwöchentlicher Unterhaltung. Ich hatte nämlich ein Reitpferd, das anfing auf den Vorderfüßen etwas ſchwach zu werden, an einen Juden Namens W... gegen Battiſt zu Hemden vertauſcht und noch eine Summe darauf bezahlt. Als der Handel geſchloſſen war, nahm der Jude das Pferd aus dem Stall und ſetzte ſich darauf, um es heimzureiten. Auf dem Charlottenplatz angekommen, wo ich an einem gewiſſen Haus das Pferd faſt immer einige Capriolen hatte machen und traverſiren laſſen, war daſſelbe dies ſo gewöhnt, daß es, ohne dazu angefeuert zu werden, allerlei Sprünge machte, und da der Jude nicht reiten konnte, ſo hielt er ſich an den Zügeln und klemmte ſich mit den Beinen feſt, ſo daß das Thier nun noch weit größere Sätze machte, endlich ſeinen ungeſchickten Reiter abwarf und in geſtrecktem Galopp wieder in ſeinen alten Stall rannte. Der Jude kam hintendrein gehinkt, behauptete, der Handel ſey nicht gültig, das Thier könne Niemand reiten, er müſſe ſich im Innern des Leibes einen Schaden gethan haben, und ich müſſe ihm wenigſtens noch ein Schmerzensgeld von einigen Dukaten nachzahlen. Lachend erwiederte ich, daß ich ihm mit dem Pferd nicht auch die Kunſt des Reitens verkauft habe, mich habe es noch nie abgeworfen. Er drohte, mich verklagen zu wollen, worauf ich ihm ſagte, daß ich dies nicht hindern könne, und lächelnd hinzufügte, daß ich ihm noch zwei Dukaten zahlen würde, wenn er ſie durch ſeine Tochter, eine ausgezeichnete orientaliſche Schönheit, abholen laſſen wolle. — A Männ à Wort, rief der

Jude vergnügt aus, ich ſchicke ſe Ihne morge früh. — Ich war es zufrieden, und W... holte abermals das Roß aus dem Stall, führte es aber diesmal hübſch am Zaum, ſtatt ſich darauf zu ſetzen, und hinkte mit ihm fort. Den andern Morgen kam das ſchöne Rebekkchen wirklich auf mein Zimmer, um die 2 Dukaten in Empfang zu nehmen, aber — in Begleitung ihrer Mutter, die ich indeſſen unter dem Vorwand, mir doch Zeug zu Beinkleidern holen zu wollen, zu entfernen ſuchte, wozu ſie in der Hoffnung eines nochmaligen kleinen Gewinnſtes, ſich auch gleich bereitwillig fand. Unterdeſſen mußte mir Rebekkchen für jeden Dukaten wenigſtens ein Dutzend Küſſe geben und noch obendrein einen Empfangſchein ſchreiben, wogegen ich ihre Küſſe ebenfalls ſchriftlich und mündlich quittirte, und der nach einer guten Viertelſtunde zurückkehrenden Mama wirklich ein Paar Hoſen, und zwar ohne zu handeln, abkaufte. Beide verließen mich indem die Mutter ſagte: »es iſt doch ein generöſer Herr,« und die Tochter: »ja, er hat mer auch noch än Quittung geſchrieben.« Das einfältige Mädchen zeigte ſie ſogar ihren Bekanntinnen und wurde dann natürlich ausgelacht. Auch dieſe Geſchichte kam mit allen möglichen Zuſätzen unter das nach Neuigkeiten begierige Publikum.

Mein Hauswirth, Herr Sch...., beſuchte mich regelmäßig jeden Morgen und blieb oft 1—2 Stunden bei mir, mich mit allerlei Stadt- und politiſchen Neuigkeiten unterhaltend, was mir, beſonders ſpäter, als ich von meinen nächtlichen Ritten ſehr ermüdet war, läſtig genug wurde. Eines Tages theilte ich ihm geſprächsweiſe mit, daß ich ſchon längſt an einem hiſtoriſchen Werk arbeite, wozu ich bis jetzt noch keinen Verleger hätte finden können; Herr von Cotta ſey zwar entſchloſſen, ſchiebe aber die Sache ſo lange hinaus; Frankh wolle es auch herausgeben, aber mit dieſem könne ich mich nicht vereinigen, er ſey mir zu unzuverläßig, und Herr Erhardt, der Inhaber der Metzler'ſchen Buchhandlung, habe es ganz abgelehnt, ich wolle daher einen Verſuch in München machen. — Aber können Sie es denn nicht ſelbſt herausgeben? fragte mich jetzt Sch. — Nicht wohl, denn erſtens bin ich kein Buchhändler, und dann wenn ich mir auch wohl den Selbſtverlag und die Expedition zutraute, ſo habe ich die Mittel nicht dazu. — Bedarf es denn ſo viel Geld? — Immer einer Summe von 4—5000 Gulden, um es in Gang zu bringen. — Nun, das wäre ja die Welt noch nicht und das Geld wohl noch aufzutreiben; und

Sie glauben, daß etwas damit zu verdienen wäre? — Ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht wenigstens einige Tausend Gulden dabei herauskämen. — Nun, wissen Sie was, wir wollen es zusammen anfangen, ich schieße das Geld vor. — Sie scherzen. — Nein, in allem Ernst. — Sch. verließ mich nun und kam ein Paar Minuten darauf mit einem Sack Geld wieder zurück, indem er sagte: Hier sind einstweilen 500 Gulden, fangen Sie an. — Ich lachte, und erwiederte: wohlan, wenn es Ihnen Ernst ist, so sehen wir uns vor allem nach einem guten Drucker um; ich schlug den alten Wolters vor, der meine Zeitschrift druckte, mit dem ich auch noch den nämlichen Tag die Bedingungen abmachte. — Ich ließ nun sogleich den Druck des Werks beginnen und beeilte ihn, damit so bald als möglich die erste Lieferung verschickt werden konnte, schrieb auch eine sehr einladende Anzeige dazu, die ich in einigen vierzig Zeitschriften abdrucken ließ. Nachdem 2 bis 3 Lieferungen erschienen waren, zeigte sich schon der Erfolg, der über alle Erwartung war, die Bestellungen kamen in solcher Menge, daß schon bei der 4ten Lieferung eine zweite Auflage der drei ersten, die auch 2000 stark war, gemacht werden mußte, und ich ließ nun 4000 drucken, aber in weniger als sechs Wochen reichte auch diese nicht mehr hin, es mußte eine dritte Auflage veranstaltet werden, und nun wurden 6000 aufgelegt, die in wenig Monaten auf das doppelte erhöht werden mußten; so daß das Werk einen ganz ungewöhnlichen Ertrag versprach und auch wirklich abwarf. — Als dasselbe einen so ungeheuren Erfolg hatte, gab sich Frankh alle mögliche, aber, wie man wohl denken kann, vergebliche Mühe, es an sich zu bringen. Auch C..... suchte dabei beschäftigt zu werden, und durch des Abbé Mozins Verwendung wurden ihm die Correcturen übertragen; da er aber öfters ganz verkehrte Abänderungen machte, so war ich genöthigt, ihm dieselben wieder abzunehmen, doch erhielt er, seine noch immer sehr mißliche Lage berücksichtigend, eine Abfindungssumme. — Später zog ich mich mit einer Aversional-Summe von 40,000 Gulden, das Unternehmen hatte weit über 100,000 Gulden eingetragen, von dem Geschäft zurück.

Da ich eigentlich noch nirgends Bürger war, denn in Frankfurt ist man als Sohn eines Bürgers noch nicht Bürger, sondern wird es erst, nachdem man sich förmlich dazu gemeldet, unzählige, zum Theil sehr lächerliche, aber auch sehr kostspielige Formalitäten erfüllt hat, und doch eine Heimath als Bürger haben mußte, wie

mir bei mehrern Vorfällen in Stuttgart und anderswo klar geworden, so kam ich nun in Frankfurt, wie es die dortigen Gesetze wollen, bei dem hohen Senat vermittelst eines Sachwalters um das Bürgerrecht daselbst ein. Aber sollte man es wohl glauben, die Dummheit dieser Väter des Vaterlandes ging so weit, daß es mir rund abgeschlagen wurde, man hatte in der Senatssitzung, in welcher die Sache vorkam, geäußert: »ich sey ein zu gefährlicher Mensch!« — Als ich aber dennoch auf meiner Annahme beharrte, auch all die erbärmliche, lächerliche und kostspielige Umstandskrämerei, bei der es hauptsächlich auf Prellereien abgesehen ist, endlich geordnet und ich hierauf in Frankfurt erschienen war, begab ich mich an dem festgesetzten Tag, zur bestimmten Zeit, 11 Uhr Vormittags, zur Eidesleistung auf den Römer; ich mußte über eine halbe Stunde auf die Ankunft des Bürgermeisters warten, endlich ungeduldig, fragte ich nach demselben, worauf man mir erwiederte: daß der Herr Bürgermeister im Begriff seyen, ein Paar fremden Herrn den Kaisersaal und andere Merkwürdigkeiten des Römers zu zeigen. — Da riß mir der Faden der Geduld, und ich sagte zu einer der Ordonnanzen: Gehen Sie und sagen Sie dem Herrn Bürgermeister, daß ich schon über eine halbe Stunde auf ihn warte, um den Eid zu leisten, und wenn er nicht gleich komme, ich unbeeidigt wieder weggehe. Die Bürgermeister werden nicht dafür bezahlt, um den Lohnlakey zu machen, und die Bürger die sie bezahlen, so ungebührlich warten zu lassen. — Das letztere hatte zwar die Ordonnanz nicht ausrichten sollen, that es aber dennoch ungeheißen. Wenige Minuten darauf trat der Bürgermeister, mit einem Gesicht so roth wie der Kamm eines Hahnes, in das Kanzleizimmer und redete mich zornentbrannt mit den Worten an: »Wissen Sie, daß ich Sie kann arretiren lassen?« — Wenn Sie das Recht dazu zu haben glauben, so probieren Sie es, Herr Bürgermeister. — Den Eid! rief nun die bürgermeisterliche Herrlichkeit wuthentbrannt, stotterte mir denselben vor, ich sprach ihn ruhig nach, und empfahl mich dann. — So war ich nun mit allem Fug und Recht ein Frankforter Borjer, also eine sehr respectable, und wie die Frankfurter glauben, auch höchst wichtige Person geworden. — Ja wenn ich nur was davon hätt'! sagt glaub' ich Staberl. — Ich eilte jetzt nach Stuttgart zurück, wohin mich meine literarischen und andere Beschäftigungen riefen, und blieb bis zur Beendigung meines historischen Werkes (1830) daselbst.

So weit reichte das in den Händen des Herausgebers sich befindende Manuscript der »Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten.« Es ist uns seitdem noch eine Parthie mit der Aufschrift: »Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Todten« zugekommen, das nicht minder interessant, ja zum Theil noch interessanter als das der »40 Jahre« seyn dürfte, zu dessen Herausgabe wir uns vielleicht später noch entscheiden könnten.